Heimgarten.

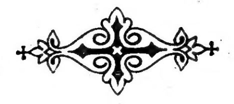
Eine Monatsschrift

gegründet

von

Peter Rosegger.

XXXIII. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1909.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXXIII. Jahrgang.

Novellen und Geschichten.

Seite
Die Afel und ihre Liebe. Eine Geschichte aus dem Volke von Peter Rosegger . 1, 81
Gedeon. Eine Kindergeschichte von Paul Keller 18
Der Bildschnitzer von Heiligenblut. Ein Menschenschicksal in den Kärntner Alpen von Karl Krobath 92, 161, 244
Mein erster Grazertag. Eine Erinnerung von Peter Rosegger 123
Der Pfannenstiel. Eine lustige Geschichte von Rudolf Greinz 173
Der Egoist. Von Hans Ludwig Rosegger 179
Die unschuldigen Kinder. Skizze von Paul Keller 282
Sternschnuppen. Novelle von Emil Ertl 321, 401, 481
Eveline. Eine sehr seltsame Geschichte von Paul Keller 343
Als das Rokoko starb. Von Rudolf Hans Bartsch 415
Fünf Monate im Speckkammerl. Eine Erinnerung von R. 427
Requiem. Eine Erzählung von Ernst Zahn 497
Warum Johann Alsdann in die Hölle wollte. Von Peter Rosegger 504
Inkognito. Von Josef Wichner 561
Hannesle der Mordbursch oder Aus dem Regen in die Traufe. Eine Geschichte von Otto Ludwig 571, 656, 730, 805, 886
Aus der Spitzbubenschule. Eine Studie von Peter Rosegger 584
Eine Sterbestunde. Von Adolf Huber 588
Der Chinesenseppl. Die Geschichte eines Politikers von Karl Bienenstein 641
Die Wacht am Rain. Eine Erinnerung von Peter Rosegger 668
Die treue Frau. Von Dr. Ferd. Khlam 721
Dasselbige Gspiel. Eins von unterwegs 801
Skat. Eine deutsche Tragödie von Paul Keller 881
Der Apfel. Ein Tag aus den Flitterwochen von Hans Malser 893

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

Andreas Hofer im Operntheater 43
Drei Liada. Von Hans Mittendorfer 53
Bergtod. Von Ernst Zahn 119
Steirische Leut'. Von Sophie v. Khuenberg 128
Naturempfinden und Touristik. Von Josef Aug. Lux 200
A Buttn vul Liab. Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer 211
Der Schider-Michel. Eine Gestalt aus dem oststeirischen Landvolke von Rosa Fischer 287
A Liad, a vierzeiligs. Von Hans Mittendorfer 296
Bauerntum und Volkspoesie im Semmeringgebiete. Von Arthur Halberstadt . . 451
Krummi Schrett. Von Hans Mittendorfer 456
Erzherzog Johann als Hochtourist, und wen er dabei gefunden hat 673
Oberösterreichisches. Von Hans Mittendorfer 694
Reisebilder aus Nordtirol. Zirl-Seefeld. Von E. v. Jedina-Penecke 765
Des Knaben Wunderhorn aus Oberösterreich. Kinderlieder, mitgeteilt von Hans Mittendorfer 769, 852
Hoch über steirischen Bergen. Eine Ballonfahrt von Hermine Urban 841
Die Eierfrau. Von George May 921

Seite

Heimgärtners Tagebuch.

Die Zeppelinsche Luftschiffkatastrophe im steirischen Bauerndorfe, kinematographisch dargestellt . . . 54
Besuch eines schwarzen Kohlenbrenners im Sommerhause . . . 55
Meine Ideale im zwanzigsten Lebensjahre . . . 56
Die ewige Jugend dem Poeten . . . 56
Tod des Verwalters im Jagdhause des Waldgebirges . . . 57
Merkwürdig, wie verschieden der Widerhall ist . . . 57
Gläubig oder ungläubig. Rede eines holländischen katholischen Pfarrers auf dem Katholikentag zu Düsseldorf . . . 58
Die zu erbauende katholische Universität in Salzburg . . . 59
Agitation zur Reinigung des Sonntages . . . 59
Reise eines Bauersmannes ins heilige Land mit dem Pilgerzug . . . 60
Der reiche Oberwieser und der Schleifer Nantel, der noch keinen Hundertkronenschein gesehen . . . 61
Zu Tolstois 80. Geburtstag . . . 61
Über das Tschudische Buch Marie Antoinette und die Revolution . . . 62
Schmerzloses Sein . . . 63
Mein Waldschulhaus ist verwaist . . . 64
Meine erste Dorfgeschichte . . . 132
Schauspieler vor hundert und zweihundert Jahren und heute . . . 133
Der sogenannte Volkswohlstand . . . 133
Die alte Volkstracht in unseren Alpen . . . 135
Trinkgeld gibts keines . . . 135
Viele willkürliche Bergnamen und ihre Auslegungen . . . 136
Unrichtige Schreibweise des Wortes „Wirtshaus“ . . . 136
Im Paradies kanns nicht so viel Obst gegeben haben, wie in Steiermark dieses Jahr 136
Die Krone der Zeller Muttergottes . . . 137
Entwicklung im Zeitungswesen . . . 138
Kurz nach meinem Tode . . . 138
Ein schwärmerischer Norddeutscher . . . 139
Ihre Meinung über die Annexion Bosniens und der Herzegowina? . . . 139
Genialität und Dummheit in einem Sack . . . 213
Peter, warum singst du nicht mehr? . . . 214
Eulenspiegelei mancher Deutschen . . . 214
Nachschlagen im Konversations-Lexikon . . . 215
Wetterkalender . . . 216
Über das Grüßen im Winter . . . 216
Der Traum als Ehrabschneider und Verleumder . . . 217
Sie müssen über den Winter nach dem Süden . . . 218
Weil man bei uns nicht zuhören kann . . . 219
Ein Schulhaus statt eines Denkmals . . . 220
Schriften August Silbersteins . . . 220
Hans Malser . . . 221
Wie heißt der Landesfürst? . . . 297
Ein Franzose, der glaubte, man mache sich in Steiermark lustig über ihn . . . 298
Der Theater-Musiksommer ist mir dieses Jahr gestört worden . . . 299
„Altes Kind“ . . . 300
Das Theaterstück „Der Teufel“ . . . 300
Kann zwischen Mann und Frau absolut keine Freundschaft bestehen ohne Mitspielung des sexuellen Grundes? . . . 301
Ein lebendiges Dichterdenkmal . . . 301
Eine Probe, welcher Art so viele Zuschriften sind, die ich erhalte . . . 302
Eine Moschee für die in Wien lebenden Mohammedaner . . . 305
Es ist ein hartes Brot, das Kaisersein . . . 305
Dem Reichsbund der deutsch-österreichischen Postbeamten zum Neujahrsgruß . . . 306
Ein literarisches Gespräch über Dichterlob . . . 306
O du glückliches Land Österreich . . . 309
Wem soll Bosnien gehören? . . . 375
Vom Sterbebette eines Sechzehnjährigen . . . 375
Keiner unserer Parteien kann ich angehören . . . 376

Kultur- und Naturgeschichtliches.

Friedrich des Großen Testament 46
Was im achtzehnten Jahrhundert der Schwiegervater dem Schwiegersohn schrieb . . . 393
Wieviel Geld wir brauchen 472
Junge Leute in ungünstigen Verhältnissen. Deutsch von Elise Bake 521
Erzherzog Karl und die Schlacht bei Aspern vor hundert Jahren. Eine Erinnerung an die blutigen Pfingsttage des 21. und 22. Mai 1809 von Anton Schlossar . 593
Aus dem Tagebuche eines Dorfpfarrers. Von Walter v. Molo 602
Der Ursprung unserer Höflichkeitssitten. Von J. v. Eltz 608
Streiflichter über die französische Revolution. Von Hans Ludwig Rosegger . 680, 749
Napoleon und die „Wiener Zeitung“ im Jahre 1809 708

Land und Leute. Charakterbilder.

Runkelsteiner Originale. Von Josef Wichner 12
Es verdirbt den Charakter. Von Roda Roda 39
Worte Napoleons 65
Der Klerus in Rußland. Von Ferdinand Kattenbusch 67
Religiöse Sekten in Berlin. Von Theodor Kappstein 104
Ein Brief von unterwegs. Von A. S. 144
Der Joanneumgarten. Ein altes Grazer Idyll von E. v. Edin 292
Aus dem Leben eines Schustergesellen. Von Robert Palten 335
Der Spaziergänger nach Syrakus. Von Seume 388
Kaiser Franz Josef in der Brandung von Jaffa 390
Ein Norddeutscher über unser Land. Von Otto Hothan 549
Eine alte Sitte 551
Dichter und Sozialpolitiker. Zu Heinrich Sohnreys 50. Geburtstage 689
Caspar Hauser. Von Hermann Kienzl 821
Der Kalendermacher. Von Josef Aug. Lux 911

Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

Der Frauenhut 51
Liebenswürdigkeit. Von R. 65
Vom Zeitunglesen. Von V. Göring 68
Was gibt, was nimmt uns die Kultur? 69
Von der Pietät 116
Unser Völkerkrieg 140
Wie man zu einem deutschen Christus kommen will 196
Schönheit in der Technik. Eine Plauderei von Peter Rosegger 206
Seelenarbeit. Von Gottfried Buchmann 222
Schullügen. Von Gerhard Budde 225
Ein Manko der Frauen 227
Weihenacht. Von Peter Rosegger 241
Heimat und Fremde. Von einem Urenkel Friedrich Schillers 356
Von Recht und Unrecht. Streiflichter zur Reform des österreichischen Strafgesetzes von Rudolf Wedl 366
Dieses Leben — ist es etwas wert oder nicht? 370
Die deutsche Titelsucht. Von J. v. Eltz 444
Gottfinder. Eine Betrachtung von Hermann Bahr 447
Vom Unterschied zwischen alter und moderner Kultur 472
Volksfeste. Von Dr. Holitscher 543
Die Schule des Schweigens. Von Dr. F. W. Foerster 632
Vergeßlichkeit 634
Plauderei einer Hausfrau 635
Der schadhafte Boden 707
Unser Dasein ein Traum? 709
Gelehrte Ehemänner 710
Luxus das moderne Ideal? 761

Seite
Meiner Tochter. Von Ernst Ferdinand Neumann 150
Neues Trinklied. Von Friedrich Pock 150
Thule. Von Friedrich Pock 151
Wann da Tod amal grüaßt. Von Hans Mittendorfer 151
In der Einsam. Von Florian Ertl 154
Sieben Kaiserlegenden. Von Hans Grasberger 192
Einig in Ihm 222
Stachelreime. Von Adolf Frankl 226
Der Steirertanz. Von Jenny Limburg 230
Das Bäumchen spricht. Von Ibykus 231
Erinnerung. Von Franz Jos. Kurka 231
Neues Leben. Von Friedrich Pock 232
In tiefen milden Sommernächten ... Von Friedrich Pock 232
Sturmlied. Von Anni Springmann 233
Einer deutschen Frau — zum Siebzigsten. Von Franz Goldhann 233
Da Dank ghert ön Herrgott. Von Hans Mittendorfer 233
Ein steirisches Heldengedicht Ferdinand Kürnbergers. Mitgeteilt von Otto Erich Deutsch 259
Marie Maurer. Von Ferdinand Kürnberger 264
Aus Kernstocks Turmschwalben 277
Weihnachtsruf. Von Ernst Ferd. Neumann 310
Die Nachtigall vom Bodensee. Von F. Wastian 312
Das Totenlicht. (Nach einer alten Wiener Sage.) Von Franz Karl Ginzkey . . 349
Schelmenlieder. Von Otto Sommerstorff 373
Zum Aufsatz „Ein Manko der Frauen. Von Grete Treder 379
Winterwanderung. Von Sophie v. Khuenberg 387
Bettlers Heimgang. Von Arthur Grobler 391
Tanz. Von Ernst Ferd. Neumann 392
Und Friede den Menschen! Von Karl Teutschmann 392
Gewohnheit. Von R. 393
Es ist kein Ort so traurig. Von Robert Hamerling 393
Spruch. Von Auguste Posch 393
Gedichte von Stephan Milow 433
Vom höchsten Berg im Lande 473
In der Fremde. Von Hans Legenstein 474
Abendstimmung. Von Auguste Posch 474
Frühling. Von Ernst Ferd. Neumann 508
Lieder aus der kleinsten Hütte. Von Max Bewer 548
Ehrgeiz. Von Hermann Pfaundler 553
Bekenntnis. Von Emil Uellenberg 553
Was hast auch du mir weh getan? Von Egon Rail 554
Einen Tee für Napoleon. Von Johann Wimmer 554
Frühlingsjauchzen. Von Ernst Ferd. Neumann 593
Der Zigeuner lobt sein Pferd. Von Roda Roda 631
Ich bin der Sturm. Von Hans Mittendorfer 636
Sonnenfäden. Von Hans Mittendorfer 637
Dichterweihe. Von Jul. Fr. Schütz 637
Lebensabend. Von Marie Dr.-H. 637
Dein Gebet. Von Fanni Geringer 637
Der schlafende Wagen. Von Franz Karl Ginzkey 672
Der gute Name nach dem Tod. Von Otto Promber 707
Juni. Von Ernst Ferd. Neumann 712
Wanderlust. Von Otto Promber 712
Händedrücken. Von Fanni Geringer 712
Mir is zan Nachhamgehn! Von Karl Krobath 712
Sechzehn Sonette. Von Franz Keim 743
Prolog zur Festvorstellung im Grazer Stadttheater anläßlich der Tiroler Jahrhundertfeier am 22. Mai 1909. Von O. Kernstock 787
Nur ein Wort. Von Fanni Geringer 789
Junges Ernten. Von Ernst Ferd. Neumann 790
Die Mutter. Von Otto Zoff 790
Die letzten Worte des Steuermanns. Von Otto Promber 791
Der Teufel und die Bognerin. Nach einer alten Wiener Sage von Franz Karl Ginzkey 820
Das Vaterunser. Von Artur Dworzak 838

Seite
Eine ewige Stiftung 868
Schöner ist unsere deutsche Heimat wie die germanischen Lande im Norden 869
Josef Scheichers Erlebnisse und Erinnerungen 925
Klagen über den Tiefstand der katholischen Literatur 927
Ein Schelmenstück des Jungen 928
Feuer in der Nachbarschaft und der Minimax 930
Alkoholfrage 931
Denkmale Rudolf Falbs und Hans Grasbergers in Obdach 932
Kernstockfeier in Marburg 932
Brief eines Tschechen über die Zweimillionen-Sammlung und meine Entgegnung . . 932
Wer hat Rosegger auferzogen? 934
Der Schimpfartikel der „Egerer Zeitung" 935
Ein Promovent, der auf den Doktorumtrunk zugunsten der deutschen Schutzstiftung verzichtet 935
Der Jäger aus der Grünau 936

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Bei Ferdinand von Saar. Persönliche Erinnerungen an den verewigten Dichter von Michael Maria Rabenlechner 29
50 Millionen Mark für Schundliteratur. Von Dr. Ernst Schultze 72
Bücher 76, 155, 234, 313, 396, 476, 558, 638, 715, 793, 873, 945
Drei unveröffentlichte Briefe Robert Hamerlings. Mitgeteilt von F. Wastian . . . 102
Was Friedrich Nietzsche von unserer klassischen Bildung sagt 141
Die Haindlkinder. Ein Roman von Hans Rudolf Bartsch 146
Freiheit, die ich meine. Von R. 228
Die weibliche Hauptrolle. Eine kleine Komödie von Tann-Bergler 255
Wie Goethes Nachkommen an ihrem Namen litten 270
Kernstocks Turmschwalben 276
Ullsteins Weltgeschichte 310
Robert Hamerling mein Lehrer. Eine Erinnerung von Peter Rosegger 350
Dorfglocken aus Oberösterreich 395
Franz Stelzhamer als Vorleser in Graz und seine Polemik mit dem Rezensenten . . 435
Waldrausch. Roman von Ludwig Ganghofer 474
Adalbert Stifters Verhältnis zur Gegenwart. Von Professor Hermann Siegl . . 509
Von Meiningen nach Weimar. Von Ernst v. Wildenbruch 515
Goethe-Banausen 546
Martin Greif. Von Emil Soffé 758
Schundliteratur 789
Jakob Julius David. Von Dr. Rudolf Latzke 830, 899
Anton Schlossar 870
Wie Schiller von seiner Zeit beurteilt wurde 906
Wilhelm Schwaner. Von Willy Schlüter 942

Gedichte.

Nächtlicher Spuk. Von Franz Karl Ginzkey 29
Des Weltkindes leichtsinnig Bußlied. Von Peter Rosegger 38
Die letzte Rose. Von Ernst Ferd. Neumann 70
Blätterfallen! Von Ernst Ferd. Neumann 70
Herbstbild. Von Sophie v. Khuenberg 71
Ich liebe die Müden . . . Von Friedrich Pock 71
Der Weg zum Leben. Von Artur Dworzak 71
Gewitterwolken. Von Otto Promber 71
Herbstwind. Von M. 72
's Dirndl. Von Albin Schanil 72
In einem Eisenbahngelaß 75
Allerseelen eines Traurigen. Von Sophie v. Khuenberg 119
Ein Königsterben. Von Alfred v. Wurmb (Fred Waldner) 123
Schloß Niemandsfreund. Von Fritz Pichler 143
Das Haus im Wald. Von Otto Zoff 149
Der Wind war schuld. Von E. Wooge 149



Die Afel und ihre Liebe.

Eine Geschichte aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

An seinem Hochzeitstage hatte sie ihn das erstemal gesehen. Er stand vor dem Altar neben seiner schmächtigen weißen Braut wie ein Tannenbaum da in seinem grauen, grünbeschlagenen Steirergewand. Er war nahezu um zwei Köpfe größer als die Braut und stemmte seine Beine stramm und ein wenig gespreitet auf den Steinboden. Der Kopf war putzglatt geschoren und doch sah man durchs dunkelbraune Haar nicht ein stecknadelspitzgroßes Fleckchen Haut. Was der für einen Pelz hat! dachte sie sich. Und dieser Nacken! Schier nicht viel weniger breit wie die Braut mitsammt den Achseln. Der Nacken war glatt ausrasiert von einem Ohr bis zum andern. Sie, die ihn das erstemal sah, schob sich durch das Gedränge sachte ein wenig vorwärts, sie wollte sehen, wie das von vorne aussah. Ob er nicht etwa einen Blähhals hatte. Kein Gedanke, es war gesunder Wuchs, der da aus dem breiten, weißen, mit einem roten Seidentuch lose zusammengehaltenen Hemdkragen aufstrebte. Der Kinnbacken war hübsch derb — man sagt, daß solch Leute einen festen Willen haben. Die Nase war auch stattlich genug und hielt jetzt die Nüstern gespannt — es kam schon das Jasagen. Aus den kleinen, tiefliegenden Augen sprühte etwas wie ein trotziger Mut, während das Dirndl neben ihm zagend zu Boden schaute. Daß er keinen größeren Schnurrbart hat! Ein schwarzer

Seite
Hoch in den Lüften. Von Hermine Urban 846
Kornblumenlied. Von J. Heinzelmann 871
Herr, bleib' bei uns! Von Antonie König 871
In der Winternacht. Von Annie Springmann 871
Da übamüadi Bua. Falsche steirische Staudenliedeln von M. 872
Ein schottisch Heimatsbild. Nach Robert Burns von L. F. Sprung 895
Gedichte. Von Maria Waldhoven 916
Funken. Von Otto Promber 936
Der Einsiedler. Von Rich. Zoozmann 941
Tagesanbruch. Von Antonie König 944
Der Wald. Von Otto Zoff 943
Spruch. Von Otto Promber 943

Kleine Geschichten, Schwänke, Anekdoten, Sagen, Märchen.

Lustige Zeitung 76, 155, 234, 396, 475, 557, 638, 714, 792, 872, 944
Der Brief. Von Roda Roda 152
Wie der Komödiant dem König das Regieren zeigt 556
Wie das Volk Naturgeschichte treibt 613
Das große Tor zu Abelsberg 713
Von jener Prinzessin 788
Der Dümmste. Von Roda Roda 791
Vom unfreiwilligen Humor. Von Wilhem Rullmann 846, 917
Einsame Träne. Ein Erinnerungsblatt des Koschat-Quintetts der Hofoper von Karl Krobath 938

Verschiedenes.

Postkarten des „Heimgarten" 80, 160, 240, 320, 400, 480, 560, 640, 720
Wie Carmen Sylva vom Heiraten dachte 142
Aus der Religion eines Weltgeistes 147
In der Einsam. Von Florian Ertl 154
Stachelreime. Von Adolf Frankl 226
Gedanken. Von Fred Waldner 388
Merksprüche aus dem Leben des deutschen Volkes 468
Eine Marxwarte 479
Was der Apfel alles weiß. Eine Studie von Rosa Fischer 528
Atmen. Von A. P. Winkelmann 555
Aufruf zur Verbreitung guter Jugendschriften 560
O junge Mädchenherrlichkeit! 708
Gedanken. Von Karl Bulcke 714
Erstes Verzeichnis der bisherigen Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung 720
Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen. Aufruf! 796
An das deutsche Volk! Vom Deutschen Schulverein 798
Zweites Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionenn-Stiftung 799
Die Unsinnigkeit des Duelles. Von Prinz Alfonso von Bourbon und Österreich-Este 937
Drittes und viertes Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung . 878, 948

Vater, anstatt Oberster zu werden, irgendeinen großen Unsinn, gemacht hatte und darauf pensioniert worden war, hatte er in einer kleinen Stadt draußen eine Schreiberstelle gefunden; Weib und Kind aber waren hierauf nach Dorf Dumpel gegangen, wo sie mit der Hauptmannspension leben konnten. Sie lebten gar nicht schlecht und unterhielten sich recht gut. Sie aßen Sterz, Gemüse und Kaffee, belustigten sich an der komischen Welt von Dorf Dumpel und holten sich täglich von der neugegründeten Volksbibliothek einen Roman. Die meisten derselben waren todlangweilig. Mit dem „Grünen Heinrich" soll der Herr Lehrer andere Leute foppen. Insgeheim waren die Oberbusch abonniert auf „Das Blutgericht um Mitternacht", das ihnen die Tabakkrämerin besorgt hatte, und auf den „Ritter Blaubart und seine sieben Frauen". Wenn der Schullehrer nicht ein solcher Dickkopf wäre, könnte man auch in der Volksbibliothek so schöne Sachen haben. Derlei Bücher nun waren ihre Welt. In der lebten sie, litten sie, bangten und jubelten sie; letzteres, wenn zwei Verliebte nach schrecklichen Schicksalen glücklich zusammenkamen oder wenn der König einen blutrünstigen Räuber hängen ließ; wenn letzterer aber unter dem Galgen die Menschen um Verzeihung bat, daß er so viele Leute umgebracht hatte, da weinten sie vor Rührung. Besonders die Mutter. Die wurde beim Lesen immer rührselig; die Afel nicht immer. Die meisterte das Geschick und meinte, so oder so hätte es müssen ausgehen. Besonders in Liebesgeschichten war sie findig und wußte weit besser als der Dichter, wie die Hindernisse aus dem Wege zu räumen wären, daß sie sich kriegten.

So hatten die beiden Oberbusch schon ein paar Jährchen in Dorf Dumpel gelebt bis zu diesem Tag, da die Afel das erstemal den Hans vom Wieshofe sah.

In der darauffolgenden Nacht sah sie ihn wieder.

Am nächsten Tage lasen sie aus „Tausend und eine Nacht" — von der Tabakkrämerin hatten sie die — eine Geschichte, wie Nasredin seine Sklaven mit Peitschenhieben züchtigt.

„Das ist garstig von dem Nasredin!" rief die Mutter aus. „Das Prügeln hab' ich schon gar gern!"

„Kommt darauf an, wer es tut", sagte die Afel.

„So!" begehrte die Mutter auf, nahm den Fliegenwachel und versetzte ihr damit zwei Streiche über die westliche Halbkugel.

„Weh tut's nicht", lachte die Afel, „wenn's ein anderer wäre, wollt's mir taugen."

Die beiden Oberbusch horchten gerne aus nach Dorfneuigkeiten, die sie wie ihre Romane nahmen: Lebhaft erfaßt und rasch vergessen. Von jetzt ab waren sie begierig — vorab die Afel — was man so spreche über junge Ehepaare, die unlängst geheiratet hatten. Und richtig,

Anflug — just wie es schön ist. Buschige Schnurrbärte gefallen der Afel nicht. Die zarten sind feiner. Jetzt will sie noch hören, was er für eine Stimme hat. Der Priester frägt. Alles horcht. Er sagt: Ja! Nicht laut, ruhig und hart. Die Braut ist fast zusammengezuckt bei diesem Ja.

Die wird ihn nicht aushalten, dachte die Afel. Es gibt wenig Weiber, die einen ganzen Mann aushalten.

Während die Hochzeitsgesellschaft unter Musik und Pöllerknall von der Kirche dem Wirtshause zuzog, schlich die Afel durch die hintere Dorfgasse ihrer Wohnung zu, die in einem verfallenden Forsthause lag. Das Zimmer war dunkel, denn ein Hollunderbusch, der vor dem Fenster seine Äste ineinanderflocht, ließ nur die keckſten und findigsten Sonnenstrahlen herein. Die Afel stellte sich vor den Spiegel, der an der Wand hing und oben vorgeneigt war, so daß er die Beschauerin gleichsam umbog. Sie wollte nur wissen, ob sie es mit der heutigen Braut hätte aufnehmen können. So ein „Engelsgesichtel", wie nach der Leute Reden diese Katz' haben soll, hat sie freilich nicht. — Die Afel hat nämlich das Unglück, für häßlich gehalten zu werden, und da suchte sie manchmal ihr Gesicht, ihren Körper ab, wo diese Häßlichkeit denn eigentlich stecke. Sie fand keine. Dieses dreieckige Gesicht, die kurze, platte Nase und die Wulstlippen, die immer aussahen, als wären sie stark geschwollen, waren ihr vertraut, seit sie das erstemal in den Spiegel geschaut, und das war schon etliche zwanzig Jahre her. Ihr Haar ist gülden und nicht rot, ihr Gliederbau rundlich und nicht plump, wie verleumderische Zungen sagen. Nein, Spaßvögel sind sie, die immer das Gegenteil meinen von dem, was sie reden. Hätten sie nur nicht den Respekt vor ihr, die Männer zu Dorf Dumpel, sie würde ihre Not haben, um sich zu erwehren. So blieb die süße Betrachtung ihrer Schönheit ihr allein überlassen, sie war ja doch auch eine jener Stillbeglückten, die — wenn's schon sonst kümmerlich hergeht — das eine für sich haben — die Freude am eigenen Leib.

An der Tür klopfte es. Hastig warf das Mädel das Tuch um die Achseln. Draußen rief es: „Muß man Eintrittskarten haben zu der schönen Jungfrau Venus von Mühlegg?"

Da lachte sie. Die Mutter war's — ein dickes, munteres Frauchen, deren kleines Stumpfnäschen bei dem Aufbaue der Tochter vorbildlich gewesen sein mußte. „Was ist's? Hat sich der Bräutigam denn nicht besonnen? Daß er das schmale Bräutel stehen gelassen und das breite genommen hätte? Warum lachst denn heut' nicht, Afel? Wenn die Alte so spaßig daherredet, muß man ja lachen!"

Die also sprechend eingetreten, ist Frau Hauptmann Oberbusch und die „Venus von Mühlegg" ist ihre Tochter. Als der Gatte und

„Willst du mir nicht dazu noch meine Goldbrosche stehlen?“ fragte die Mutter. „Der Schlüssel liegt unter dem Kasten und ich mache die Augen zu. Was hast denn vor heute?“

„Aus geh' ich“, sagte das Mädel. Die Mutter fragte nicht weiter. Sie wird schon wieder heimkommen. Bei der habe ich keine große Angst, daß sie mir nicht zurückgeschickt werden könnte. — Die Afel spritzte auf ihr weißes Taschentüchlein aus dem Fläschchen Kölnerwasser und dann ging sie. Sie ging die große Dorfgasse entlang, über den Kirchplatz und am Wirtshause vorüber. Vielleicht schaut wer heraus. Dann schritt sie durch das Tal hinein, durch den Wald hinauf gegen den Sonnboden. So hieß die muldige Hochebene, auf der das Gehöft stand. Ein stattliches Holzhaus mit Söller und etliche Wirtschaftsgebäude. Sie blickte auf den Wiesen und Feldern umher, ob sie ihn nicht etwa wo sehe. Drüben am Rain ging ein Pferdefuhrwerk und ein Mann dabei, aber sie konnte nicht ausnehmen, wer es war. Sie hätte von der Mutter doch auch den Zwicker entlehnen sollen.

Vor dem Hause auf dem Rasen lagen vollgepfropfte Erdäpfelsäcke. Sie trat durch die offene Tür ins Haus und in die Küche. Die junge Bäurin war da. Sie arbeitete am Herd, am Brennholzschragen, am Geschirrkasten umher. Wie sah die erst im Werktagsgewande aus! Da hing alles nur so schlapp nieder und hatte keine Farbe, und das Haar, was an der Person das Schönste war, trug sie verborgen unter einem dunkelblauen Kopftuch, das unter dem Kinn zusammengebunden war und über dem Nacken in einem Zipf hinabhing. Und was für ein bleiches Gesicht! Wird wohl von der Liebe kommen. Ich wollte, ich hätte auch ein bleiches Gesicht. Ähnlich dachte sich die Eingetretene, als sie nun vor dem Herde stand und nicht recht wußte, was zu sagen war.

Die Bäuerin hatte einen Ausruf getan. „Ein solcher Besuch! Und wie's bei uns ausschaut! Wir sind just im Fechsnen. Gehst abi!“ So scheuchte sie mit ausgespreiteten Armen die Katze zurück, die bei den Töpfen des Herdes Nachschau halten wollte. Dann rückte sie eine Bank zurecht, wischte mit ihrer Schürze den Staub ab: „Ein bissel abrasten, Frau!“

„Frau?“ lachte die Afel, „die noch gar keinen Mann hat.“

„Wird scho kema“, sagte die Bäuerin und ließ sich in ihrer Arbeit weiter nicht stören. Sie machte Herdfeuer an; sie kratzte mit einem Messer die Haut von den Erdäpfeln und warf diese in einen Eisentopf, der voll Wasser war. Dann schöpfte sie aus einem Trog Tränke in einen Sechter und trug ihn hinaus in den Schweinestall. Alles ruhig und wohlgemut. Draußen sah sie die alte Magd an der Arbeit, einen Erdäpfelsack zu heben.

von dem jüngsten Ehepaare sprach man viel. Das lebe wie zwei Tauben in ihrem Nest oben auf dem Keilberg und die Frau stecke lachend große Brillen auf die Nase und nähe Kinderwäsche.

„Hat sie auch noch schlechte Augen!“ rief die Afel frohbewegt aus.

„Das können's Ihnen denken, daß eins mit neunundsiebzig Jahren nicht mehr gar gut sieht!“

„Wer? Von wem reden's denn?“

„Na ja, weil 's gefragt haben. Die alten Hierlacherleut! Sie ist neunundsiebzig, er vierundachtzig. Sind sechzig Jahr' lang nur gleich so miteinander gegangen. Jetzt wie ihr Urenkel hat geheiratet, haben die Alten der Einfachheit wegen auch gleich mitgeheiratet.“

Die Afel wendete sich verdrossen ab. Was gingen sie die Hierlacherleut' an. Von einem andern Paar hatte sie was wissen wollen. Sie war grämig. Sie redete wenig und lesen tat sie gar nichts mehr, so daß die Mutter sich verwunderte.

„Man braucht seine Romane nicht erst zu lesen“, sagte sie einmal.

Um so mehr tat sie mit ihren Röcken, Miedern und Hüten um. Überall nähte sie hellbuntes Bandwerk darauf und dazwischen schwarze Samtstreifen und funkelnde Glasknöpfe und andere Zier. Und beim Krämer kaufte sie Speikseife, von der man sagt, daß sie die Sommersprossen vertreibe.

„Laß sie sitzen, die Punkterln!“ lachte da einmal die Mutter, „wenn du schon das Kleidlein so schön machst, was soll denn das Gesichtel keine Zier haben! Ist ja ein herziges Gesichtel das!“ Faßte der Tochter Haupt und zog es zärtlich an ihre Brust und küßte das rote Haar.

„Geh', was hilft mir das!“ So das Mädel und schmollte.

Und in den Nächten war sie unruhig und tat manchmal einen Seufzer.

Da machte einmal die Mutter, deren Bett an der andern Wand war, Licht und fragte leise: „Was hast denn?“

Das Mädel hieb mit dem nackten Arm in die Luft: „Er gibt mir keine Ruhe!“

Die Mutter begriff sehr gut. Das wird ein Elend werden, dachte sie. „Trink' kaltes Wasser, Afel, das schwemmt die Träum' hinab.“

So verging ein Weilchen, da zog die Afel ihr schönstes Gewand an — den grünen Kittel, den blauen Spenzer und den roten Hut mit der gelben Feder und die schwarzen Samtschuhe mit den hohen Stöckeln — da war sie mitsamt der Feder sieben Schuh hoch! Das Gedrungene verstand sie durch Schnürungen zu mäßigen.

„Ich wollt' Euch schon arbeiten helfen, Bauer."

„Ja, ein Stadtfräul'n mit dem Federhut — und arbeiten!" Er murmelte es nur und wühlte Erdäpfel in den Sack.

Das ist ein grauslicher Flegel, dachte sie sich und ging ihres Weges, feldab, talwärts. — Aber ein bildschöner Mensch! Anderes konnte sie nicht viel denken auf dem Heimweg.

Und war mürrisch und hatte für die guten Worte der Mutter keine Antwort.

„Ich möcht's schon erraten, wo du gewesen bist, Afel."

„Wo werde ich denn gewesen sein! Im Wiesenhof. Das geht niemand was an."

Mehr entwickelte sich nicht. Es kamen wieder die leeren Tage und Wochen und Monate, die auf Dorf Dumpel so schrecklich sind. Das Kleidernähen war der Afel einzige Arbeit, aber woher immer den Stoff nehmen? Sie wollte, es wäre „die letzte Pfaid schon genäht". So verzagt war sie. In diesem Winter ward's auch mit dem Lesen nichts rechtes. „Was hilft mir das Lesen!"

„Kind, wenn du die Einbildung verschmähst, dann haben wir gar nichts", sagte die Mutter.

„Von der Einbildung kann man nichts herabbeißen."

„Wo willst denn was herabbeißen? Hast ohnehin dein Brot. Ein verrucktes Ding bist!" entschied die Mutter.

Der Schullehrer wurde befragt, ob in der Volksbibliothek keine Bauerngeschichten wären. Er gab der Afel solche; sie las gierig darin, war aber bei jeder unbefriedigt. Die Alten wollen nicht und die Jungen kommen doch zusammen. Ist denn keine Geschichte da, wo ein junger Bauer verheiratet ist und sich in eine andere verliebt? Das käme vorwiegend in Stadtgeschichten vor, wußte der Schullehrer zu sagen.

Am Faschingdienstag war Freimusik im Wirtshaus. Die Afel ließ auf Umwegen Erkundigungen einziehen, wer aller dabei sei. Ja — er war auf dem Tanzboden, und zwar allein. Als es zu dunkeln begann, zündete die Afel zwei Kerzen an, rückte den Spiegel zurecht, öffnete den Kleiderkasten und begann sich anzuziehen und herzurichten.

„Ich weiß wohl, wohin du willst", sagte die Mutter. „Aber mach's gescheiter. Laß den Aufputz im Kasten, leg' dich einfach an, dann sagen sie, da bist eine Häusliche. Das graue, kurze Linnenkleidel und die Haare in einen Zopf um den Kopf gewunden wie ein Kranzel. Auf so was fliegen sie. Und allemal hinterwärts stehen bleiben, nicht laut lachen, nur so leicht kichern, weißt, und dabei das Tüchel vor den Mund halten. Weißt ja ohnehin, wie es die Bauerndirnen machen, wenn sie einen fangen wollen. Und dir nicht gleich eins aufs Göschel pappen lassen, so viel ihrer auch drauf Platz haben mögen. Ist ja wahr, weil

„Laß das sein, Resel. Dir halt's der Buckel nimmer. Ich werd' die Bündel nachher schon in den Keller tragen."

„Der Bauer hat mir's g'schafft", sagte die alte Magd. „Greinen wird er, wenn es die Bäuerin tut."

„Lassen wir ihn halt greinen", lachte die Bäurin.

Die Afel war schon verdrossen, daß von diesen Weibsleuten keine ihr Gewand bewunderte. Aber jetzt mußte sie einmal was reden und so fragte sie, ob die Wieshofbäurin nicht Erdäpfel verkaufe?

„Erdäpfel verkaufen?" entgegnete die Bäuerin, „da kann ich nichts sagen. Da muß die Frau schon den Bauern fragen. Er muß eh bald kommen mit einer Fuhr."

Der Bauer mit einer Fuhr! Dann war er es doch gewesen, der am Rain drüben das Fuhrwerk geleitet. Die Afel ging ins Freie, drehte sich ein paarmal langsam um und — schwups war sie auf einmal fort. Sie ging über das Feld hin, über den Rain hinaus. Und dort stand das Fuhrwerk und daneben füllte der Bauer aus Erdäpfelhaufen, die auf durchwühltem Felde lagen, einen Sack. Ein derber Kerl in lockeren Hemdärmeln, den zerschlissenen Filzhut auf ein Ohr gedrückt. Das Werktagsgewand mit dem weiten Beinkleid und den hohen Stiefeln, das stand ihm schier noch besser als damals das hochzeitliche. Das ließ seine Glieder frei, so daß man ihre Kraft und ihre Geschmeidigkeit sah. Das Haar war gewachsen und ein Fetzchen hing über die breite Stirn herab gegen das linke Auge. Ein junger Bart sproßte an Kinn und Backen. Als er jetzt den gefüllten Sack hob und auf den Karren warf, strammten sich die Beine, aber die Arme taten es spielend.

Die Afel tat, als wollte sie vorübergehen, hoffend, daß er sie ansprechen werde. Er warf ihr einen Blick zu, machte sich an einen anderen Sack und sprach sie nicht an. Da blieb sie stehen und fragte, ob das der rechte Weg in den Keilgraben wäre.

„Das ist gar kein Weg", antwortete er, „das ist mein Erdapfelacker." Und arbeitete weiter.

Sie stand still, als schaue sie ihm zu. Nach einem Weilchen fragte sie: „Tut der Bauer keine Erdäpfel verkaufen?"

Er richtete sich in die Höhe, schaute sie an und antwortete: „Erdäpfel verkaufen? — Na. Wer ihrer mag, der soll auf den Wiesenhof herkommen und arbeiten helfen — dann kriegt er die Erdäpfel umsonst."

„Habt ihr denn zu wenig Arbeiter?" fragte sie.

„Ist so, und desweg hab' ich jetzt nicht Zeit zum Schwatzen."

Und arbeitete wieder.

Dann ist die Afel noch eine Weile dagestanden, ganz hilflos und unentschlossen.

„Ich hab' keine Frau!" er kurz und barsch. Sie merkte gleich, wie es gemeint war: Es ist Bauernstolz. Er hat ein Weib. Und will nur ein Weib. Und weil er sie „Fräul'n" angesprochen, so wußte sie ungefähr, in welchem Grade von Achtung sie bei ihm stand. Aber das wird er noch billiger geben. Weil sie nur weiß: Tanzen, das mag er mit ihr. Just er hat sie aufgefordert, auf seinen Herzschlag hat sie endlich einmal gehorcht. Langsam und stark, wie ein Kürassier mit schweren Schritten durch den Saal geht, so war sein Herzschlag. Der ihre trippelte wie ein entzücktes Kind daher neben dem seinen.

Nach wenigen Minuten war's vorbei; ernst und kalt stellte er sie auf den Platz neben der Treppe. Aber als sie nach Hause kam, mußte sie doch gleich die Alte wecken, atemlos aufgeregt: „Mutter, lustig ist's gewesen!"

Und als der junge Frühling ward, vom Himmel herab und aus der Erde hervor, da war es, daß die Afel eine ganze Nacht das Licht nicht auslöschte. Sie las in einem Buch. Und als sie im Morgengrauen das Buch aus der Hand warf, sagte sie ganz laut: „Und so mach' ich's auch!"

Hernach tagsüber, als sie draußen am Bache Wäsche schwenkte, nahm die Mutter dasselbige Buch und las daraus. Es war die Geschichte, wie ein übermütiger Stadtherr ins Gebirge ging und einer Wette wegen bei einem notigen Bauern in Dienst einstand als Knecht. Dort verliebte er sich in des Bauers Töchterlein und noch ehe das Jahr verging, hielt er mit ihm Hochzeit.

Einige Tage später zog die Afel ihr gutes Gewand an.

„Wo willst hin?" fragte die Mutter.

Und das Mädel antwortete: „Auf den Wiesenhof. Dort will ich als Magd einstehen in Dienst."

Die Mutter sagte darauf nicht ein Wort. Wohl trat es sie an: Was soll aus mir werden, so allein und verlassen? Aber sie wußte, bei ihrer Tochter war in dieser Sache jedes Wort vergebens. Die kommt schon auch so wieder zurück. Sie soll es nur einmal sehen, was es für einen Unterschied hat zwischen Roman und Wirklichkeit. Und als die Afel sich zum Fortgehen wendete, sagte die Mutter: „Du bist ein ganz dummes Ding!" nahm die Schere und schnitt ihr die bunten Bänder und Maschen vom Kleide und rupfte ihrem Hute mit raschem Griffe die gelbe Feder aus. Ein wenig murrend, ist das Mädel, ein Bündel unterm Arm, davongegangen.

Sie brauchte nicht vollends bis zum Wiesenhofe hinzutreten. Noch vorher auf dem Acker traf sie den jungen Bauer. Er leitete den Pflug, an dem ein Pferd gespannt war, und warf die braune, fettglänzende Furche auf.

du in solchen Sachen dumm bist. Mit der Frommheit fangt man sie und nicht mit der Keckheit."

„Aber so kann man doch nicht auf den Ball gehen!" rief das Mädel aus und schaute zu allen Seiten nieder auf ihr einfaches Gewand. „Man hat ja nichts an."

Siegreich war sie nur einmal gewesen. Zu Linz damals, da hatte sie gar nicht genug Arme und Beine für die Offiziere, die mit ihr tanzen wollten. In Erinnerung daran ging sie nun hoffend ins Wirtshaus. Bedacht hatte sie nur nicht, daß es damals zu Linz ein — Maskenball gewesen.

Im Wirtshause ging's schon toll um, die Musik klang, die Männer schrien, jauchzten, strampften und klatschen mit den Händen während des Tanzens; die Weiber kicherten und lachten. Ein süßbrenzlicher Dunst von Kerzenlichtern, Wein und Schweiß berauschte auch solche, die nicht tranken. Die Afel trat schämig auf und stellte sich in den Hintergrund unter die Zuschauer und flüsterte neckisch mit Dirnen. Dabei hing ihr Auge an dem einen, der, heute wieder in schmuckem Steirergewand, zuerst lange am Tische saß und schweigend seine Pfeife rauchte, plötzlich aber aufstand, den Rock auszog und in den Winkel warf, in flatternden Hemdärmeln ein Weibsbild hernahm und tanzte. Ernsthaft und stolz hatte er sie hergenommen, ernst und stolz führte er sie nachher an ihren Platz zurück. Kein Schmunzeln hat gezuckt um seine Lippen.

So wartete die Afel nun in ihrem Winkel, mit Getue, als wolle sie sich verstecken, und doch mit allen Fibern trachtend, daß sie gesehen werde. Die Dirnen rings um sie wurden eine nach der andern aufgefordert, hergenommen zum Tanzen; zu ihr kam keiner. Sie gingen immer nur so vorüber, sie sahen sie nicht. Doch einer kam endlich. Der verkrüppelte Schustergeselle, den sie den Dreibuckel nannten, weil er drei Höcker hatte. Obschon auf einem ordentlichen Rücken nur zwei Platz haben. Aber der dritte saß auf den zweien. Sie lehnte ihn ab — kalt und schnippisch. Wie ihr das taugte, daß sie vor allen Leuten den Tänzer ablehnte! Jetzt fühlte sie sich obenan. Sie verabscheute eine solche Bauernhatz. Das gezeigt zu haben, das war der rechte Abgang.

Indes, als sie schon nach dem Stiegengeländer griff, um fortzugehen, kam scharf der Hans vom Wiesenhof auf sie zu: „Fräul'n, wollen's wir zwei nit auch einmal probieren miteinander?"

Sanft schwiegte sie sich ihm an die Brust und sie tanzten einen zahmen Walzer. Erst fühlte sie sich ganz hingegossen an den schönen Ort, und wie sein Atemhauch auf ihr Angesicht niederging. In der kurzen Zwischenpause — sie wollten noch einen „Hopser" miteinander machen, denn der Walzer war nicht ausnehmend gut gegangen — dachte die Afel, sie wolle ihm doch ein wenig auf den Zahn fühlen, und lispelte: „Wo haben Sie denn heut' Ihre Frau?"

Milchsuppe schmeckte ihr doch, saß nicht auch der Bauer am Tisch und fuhr mit seinem Löffel in die gleiche Suppe wie sie! Die Unterhaltung war mäßig. Der Knecht brummte einiges über das harte Brot, das in der Suppe nicht genug erweichen wollte für sein Beißwerk. Es war verdorrtes Rindenbrot, wie es wochenlang vorher gebacken sein mochte.

„Mein Gott, der Anderl kann's ja kleber derzwingen", sagte die Bäurin und schnitt ihm ein frischgebackenes Laiblein vor.

Die alte Magd schimpfte über die Hühner, die in der Stube auf Bett und Schrank herumhüpften und bei jedem feierlichen Schritt mit dem langen Kragen nach vorwärts zuckten. Sie schimpfte nur, jagte das Federvieh aber nicht hinaus.

Der Bauer hatte ein ernstes Gesicht und schwieg. Die Afel tat sich Gewalt an und streifte ihn mit keinem Blick.

Als das Speckkraut kam und nachher die Schmalznockenschüssel, blieb die gleiche Stimmung. Die neue Magd war von Haus aus zwar wenig verwöhnt, hatte aber gar keinen Appetit, doch sie aß und dachte bei sich: Es wird schon besser werden.

Nach dem Essen, als das Tischgebet von allen zugleich halblaut gemurmelt wurde, sagte der Bauer zu ihr: „Wie muß man dich denn heißen?"

„Afra von Oberbusch ist mein Name. Meine Mutter sagt halt Afel und so ist's mir auch recht."

„Afel, jetzt gehst in den Stall und führst die Kälberkuh auf den Anger."

Die Magd ging in den Stall. Nach einer Weile kam sie mit einem Ochsen heraus und führte ihn auf den Anger, wo die Obstbäume standen.

Sagte der Bauer zu seinem Weib: „Du, schau dir d i e an! Die soll Stallmagd sein und kennt sich nicht aus. Kuh und Ochsen nicht auseinanderkennen!"

„Man muß betrachten, daß sie das erstemal in der Bäuerei ist", entschuldigte die Bäurin.

„Wenn d u sie belehren willst, ich tu's nicht."

Die Bäurin trat auf den Anger, wo die Afel unter dem blühenden Apfelbaum stand, und sagte unter gutmütigem Lachen: „Den Ochsen tu nur wieder in den Stall, der ist schon vormittag heraußen gewesen. Die Kälberkuh treib heraus. Komm nur mit, ich werd dir's schon zeigen. Wenn du was nicht weißt, Afel, so tu mich nur fragen. Gelernter Mensch ist noch keiner vom Himmel gefallen."

Am Nachmittag desselben Tages schon wurde der neuen Magd eine recht unangenehme Arbeit aufgetragen. Sie mußte in einem Kübel Jauche auf den Krautgarten schleppen und sie in die Löcher gießen,

Sie trat hin und sagte: „Bauer, braucht Ihr keine Dienstmagd?“

Einen kurzen Blick warf er auf sie, ließ das Fuhrwerk aber weiterziehen, so daß sie auf offener Furche hinterdrein stapfen mußte, ganz unsicher und schwankend in ihren weichen Samtschuhen. Da er nichts sagte, so wiederholte sie noch einmal: „Ihr braucht ja Arbeitsleute, die mit Euch Erdäpfel essen.“

Da sagte er: „Ho, Brauner!“ und das Pferd stand still. Schlank aufrichtete er sich, schaute sie an, von oben bis unten, und sagte: „Erdäpfel essen, das möchtens leicht wohl können. Aber arbeiten könnens nicht in dem G'wand. Eine Magd tät ich brauchen, aber kein Fräul'n brauch' ich nicht.“ Spuckte sich in die Hände, faßte die Pflughörner, „Hi, Brauner!“ und furchte weiter.

Da ist die Afel wieder nach Hause gegangen. Aber nicht zornig und nicht verzagt. Sie fühlte sich ja angenommen, nur mußte sie ein anderes Kleid anziehen. Das Fräulein aus und die Magd an.

Im Dorf Dumpel lebte eine Kleinhäuslerin, die unbändig erfreut war, daß das „Fräul'n“ ihr altes Gewand begehrte und dafür das taubengraue Kleid, die Samtschuhe und den roten Hut gab. Aber dieses fürnehme Gewand zog die Alte nur in ihrem Stüblein an, nachdem sie die Tür gut abgeschlossen hatte, und beschaute sich im Fensterflügel. Hingegen trat die Afel im rupfenen Blaukittel und mit ochsenledernen Bauernschuhen fest in die Gemarkung des Wiesenhofes. Der Bauer war vor dem Hause auf dem neugeackerten Krautgarten und stieß mit einer eisernen Stange der Reihe nach Löcher in den Erdgrund.

„Nun werdet Ihr mich doch aufnehmen zur Arbeit. Ich will mir was verdienen.“ So stellte sie sich vor in trocken bäuerlicher Art.

Er war ein wenig überrascht und antwortete: „So laß ich mir's gefallen. Geh' ins Haus, die Bäurin wird dir einen Kasten anweisen für deine Sachen.“

Die Bäurin war froh, als sie vernahm, das „Fräul'n“ wolle bei ihr als Magd einstehen. „Es gibt halt doch noch gute Leut'!“ rief sie aus. „Ich hätt's schon frei nimmer dermachen mögen. Zehn Leut' wenigstens brauchet der Hof und unser sind nur vier. Und d a s noch nicht durchaus die stärksten. Weißt“, gestand sie ihr zutraulich, „ich kann jetzt nicht so, wie ich wollt' und sollt'.“ Mit munteren Augen sagte sie das weitere. — Als die Afel ihre paar Sachen in den Kasten eingeordnet hatte, war es zum Mittagessen. Sie verzog nicht eine Miene, daß sie jetzt ohne Teller aus einer gemeinsamen Schüssel essen mußte mit der Bäurin, der alten Magd und einem noch älteren Knecht, der nur ein Auge und eine verkrümmte Hand hatte. Die

Ich kann es den Herrschaften nicht verargen, daß sie vor Neid bald geborsten wären, hätte sie nicht unseres Kaisers Kunstsinn*) wieder wetterfest und bruchsicher gemacht; denn seit sie die guten Tropfen geschlürft haben, die St. Magdalena alljährlich weint, die Tropfen, die um den Runkelstein und um Tramin und um Terlan in der südlichen Sonne ihre Hitze sammeln, ist eine schöne Zeit verflossen, und so ein jahrhundertelanger Durst tut damisch weh!

Aber ... leider ... meine Herrschaften ... ich kann euch nicht helfen! Beati possidentes ... ihr habt gebürstet und ich bürste noch ... wer weiß, wie lange ... da heißt's dazuschauen: „Herr Wirt, noch eine Flasche!"

Wie's heute schon der Brauch ist: der Wirt brachte mir eine Flasche und — Ansichtskarten. Nach seiner Ansicht mochte der weinselige Mann nicht geizen ... mußte er ja doch alle Welt von der höchst interessanten Tatsache verständigen, daß er sich ein fideles Räuschchen anzuzechen willens sei.

Ich blätterte lässig in dem Häufchen, da fiel mir ein Bild auf, das einen alten Sarntaler Bauern darstellte, der seiner Größe und ... trotz des Alters ... seines aufrechten Kraftbewußtseins halber ganz gut zu den drei stärksten Riesen im Söller des Vintlerschen Sommerhauses gepaßt hätte ... zu den drei sagenhaften Originalen das historische: Tiroler Urkraft, Selbstherrlichkeit, gesunde Derbheit, grob-gemütliche Aufrichtigkeit, verkörpert im Sarner Toni, wie der Mann sich nannte, den der Photograph in eben dem Winkel mit dem nur durch einen Pfosten gestützten Tischchen verewigt hatte, in dem ich an Natur und Kunst in einem mich erfreute.

In Hemdärmeln saß er da, in der Rechten das Stummelpfeifchen mit dem angerauchten, durchbrochenen Messingdeckel, auf dem hocherhobenen Kopfe den bemoosten, eingedrückten Lodenhut mit der Quastenschnur, das runzelreiche Angesicht mit dem zahnlosen Mund dem Beschauer voll zugewendet, die etwas zugekniffenen Augen stramm ... forschend ... fast drohend auf den Zauberkasten mit dem großen Glasauge gerichtet, als wolle er sagen**): „Moch, wos d' willscht, Bildpotzer du, ober kimm mir öpper nit znach, sinst hau i di somt deiner dreifüeßigen Kraxl um d Erd!"

Also der Sarner Toni!

Der Wirt, der meine Wein- und Kartenliebhaberei zu schätzen wußte, war gesprächig, und so habe ich manches vom Toni erfahren,

*) Bekanntlich ließ der Kaiser die durch ihre Fresken einzig dastehende Burg in den Jahren 1884 bis 1888 kunstgerecht wiederherstellen und machte sie im Jahre 1893 der Stadt Bozen zum Geschenke.

**) Da ich des Sarntaler Dialektes nicht mächtig bin, habe ich ihn in den Reden des Toni nur angedeutet.

die der Bauer vorher gemacht hatte. Der Bauer war jetzt nicht da und die Afel lugte nach ihm aus. Statt seiner kam die Bäurin mit einem Korbe und setzte junge Krautpflanzen in die bejauchten Löcher.

Deß war die neue Magd begierig, wo sie in diesem Hause werde schlafen müssen. Abends nach dem Mahle — es gab Erdäpfel vom vorigen Jahre — erfuhr sie's ja. Im Stalle, neben der Kälberkuh mit dem jungen Kalb, hatte ihr die alte Magd ein derbes Bett gemacht. Der Stalldunst, das Wiederkäuen der Rinder und anderlei war unerhört. Solcherlei hatte sie in keinem Romane gelesen. Sie wachte die ganze Nacht und zeitweilig tat sie bitterlich weinen. Dann war ihr wieder, es sei ein guter Ort. Im nahen Hause — kaum zwanzig Schritte von ihr — schlief er. (Schluß folgt.)

Runkelsteiner Originale.

Von **Josef Wichner, Krems.**

In so vornehmer Gesellschaft bin ich mein Lebtag noch nie gesessen wie am herrlichen Gründonnerstag (1908) im efeuumsponnenen Burghofe zu Runkelstein, und daß die hohen und höchsten Herrschaften meine Anwesenheit schweigend duldeten, erfüllte mich mit nicht geringem Stolze.

Da standen, um, ohne die anderen kränken zu wollen, nur einige zu erwähnen, hinter mir die drei größten heidnischen Helden: Hektor, Alexander und Julius Caesar, die drei besten christlichen Könige: Artus, Karl der Große und Gottfried von Bouillon, von dem die Kraftbrühe ihren Namen hat, die drei besten Ritter: Parzival, Gawein und Iwein, die drei stärksten Riesen und die drei ungeheuerlichsten Weiber . . . Gott erlöse uns in seiner Güte von dem Übel, falls einer eine Ururenkelin bekommen haben sollte!

Und alle diese Herrschaften schauten über die Brüstung des Söllers sehnsüchtig nach meinem Glase, in dem der goldene Magdalenerwein im Sonnenlichte funkelte.

Das Wasser lief ihnen im Munde zusammen, da sie den einsamen Träumer pokulieren sahen und, von guten Meisters Künsten an die Wand gebannt, die Hände nicht nach dem vollen Römer ausstrecken konnten. Ja . . . nachdem ich, meinen Schülern ein wenig nachahmenswertes Beispiel, einigemale „repetiert" hatte, wollte es mich bedünken, daß der Riese Asprian sich anschicke, mit seiner Baumstange nach mir zu schlagen, und ich flüchtete aus der gefährlichen Nähe in den sichern Fenstersitz, der den Ausblick auf das im ersten Blütenschmucke prangende Tal der Talfer und hinüber auf die breit ausladende Mendel gestattete.

du Zoch? Buder oder Kas . . . hob i g'sogt! Wenn d' an Buder hoscht, brauchst kan Kas, und wenn d' an Kas hoscht, brauchst kan Buder!"

Es saß aber noch ein deutscher Bruder an selbigem Tische, und nun blinzelten sich die beiden verständnisvoll zu, der Preuße bestellte seinen Käse, der deutsche Bruder eine Portion Butter und schob sie dem Hungerigen zu.

Der Toni hatte auf den betrügerischen Vorgang nur einen Blick geworfen, da war sein Entschluß schon gefaßt: so etwas ließ er sich nicht bieten, er war der dumme Tiroler nicht, den die übergescheiten Preußen mir nichts dir nichts übertölpeln konnten. Unversehens langte er zu, nahm beide Teller samt der nahrhaften Auflage hinweg und sagte: „So . . . jetzt hoscht gor nix!"

In das Trinkgelderunwesen der neuen Zeit konnte sich der Sarner Toni, ein Mann von altem Adel, durchaus nicht hineinfinden. Er verkaufte seine Ware zu bürgerlichen Preisen, schenken aber ließ er sich nicht einen roten Heller.

Das sollte einmal eine gar hochgeborene Prinzessin erfahren.

Die Prinzessin hatte, nur von einer Hofdame begleitet, in schlichter Gebirgstracht und, des leichteren Wanderns halber, in geschürztem Kleide eine Partie gemacht und kehrte auf dem Heimwege beim „Sarner Zoll" ein. Sie trank ein Glas Wein, bezahlte und legte einen Gulden auf den Tisch.

Der Toni machte große Augen und fragte verwundert: „Si . . . si . . . sog mar lei, wos soll öpper dos sein? Wos . . . a Trinkgeld? Brauch i nit! Do, Weibaz, nimm dei Geld und stuckl dir dein Kittl an!"

Die Prinzessin soll den Gulden lächelnd eingesteckt und ihr „Inkognito" gewahrt haben.

Der Sarner Toni hat keine Schulbildung genossen. Lesen und Schreiben waren ihm fremde, fast geheimnisvolle Künste. Zu seinen geschäftlichen Berechnungen genügte ihm sein Kopf und ein Gedächtnis, das ihn nie im Stiche ließ. Mangelte ihm aber auch jede Buchweisheit, so hatte er doch für alles Sinn und ließ sich mit gescheiten Leuten gerne in ein Gespräch ein, besonders wenn er etwa einen Herrn gut leiden mochte, wie zum Beispiel den Schreiber von Bozen.

Der Schreiber von Bozen, den der Toni gut leiden mochte, ist kein gewöhnlicher Schreiber, sondern sogar ein gelehrter Professor, der alle Pflanzen kennt und, was den Toni am meisten wunderte, selbst die Sterne am nächtlichen Himmel benamsen kann. Auch ist er bei all' seiner Weisheit ein gar gemeiner Mann, der mit den Bauern nach Bauernart zu verkehren weiß und für ihre Leiden und Freuden ein warmfühlendes Herz hat.

Mit so einem Schreiber ließ sich schon „dischkurieren", und es wäre wohl ein artiges Stücklein volkstümlichen Unterrichts, wenn die Gespräche der beiden Männer verzeichnet wären.

was auch weitere Kreise interessieren dürfte, und mich ziemt, daß ich dem Prachtmenschen ein kleines literarisches Denkmal setzen müsse.

Der Sarner Toni, der vierte Riese im Burghofe zu Runkelstein, war weit mehr denn ein Menschenalter Wirt beim „Sarner Zoll" und nicht nur seines guten Weines sondern auch seiner originellen Art halber weit und breit bekannt. Es soll sogar vorgekommen sein, daß gleichfalls originelle Reisende nur deshalb ins Sarntal pilgerten, um sich vom Toni eine Grobheit sagen zu lassen.

Den Haushalt führte ihm eine ebenso veranlagte Schwester, und so wurden beide in Ehren alt, verkauften ungemischten Wein und bescheidene Atzung und verschenkten ihre Trümpfe, so sie einer hänseln wollte, und waren allüberall wohl gelitten, selbst wenn sie die Gäste hinauswarfen.

Denn . . . das mußte man dem Toni lassen, er hielt etwas auf die Ehre seines Hauses, auf Zucht und Ordnung, und indes andere Wirte alles aufboten, um ihre Kunden sternhagelvoll zu machen, ließ er es in seinem Reiche nie zu einem Rausche kommen.

Die meisten Gäste, die ja des guten Tropfens und des Spasses halber immer wieder zusprachen, kannte er, und er wußte genau, auf wie viele Seitel oder Viertel sie geeicht waren, und die Fremden schätzte er, mit einem Blicke ihre Gestalt streifend, ab, und dann hieß es plötzlich, wenn der Gast ans Glas schlug und repetieren wollte: „Jetzt hoscht gnue!"

Gegen dieses Urteil half keine Berufung; denn die Schwester bestätigte das Urteil, indem sie das leere Glas wegnahm. Klagte nun einer gar zu schmerzlich, daß er vor Durst verschmachten müsse, so ward ihm ein Glas Wasser vorgesetzt; pochte er aber auf sein Trinkerrecht und seinen vollen Beutel, so fand er sich trotz allen Sträubens auf einmal auf der Straße und in der frischen würzigen Himmelsluft.

Auch bezüglich der gebotenen Speisen sah der Toni darauf, daß die Gäste ihren Magen nicht überluden. Er selbst kannte keinen Luxus, und so duldete er auch keinen.

Das sollte einst ein Preuße erfahren, der sich durch Trunk und Imbiß stärken wollte.

„Ach, Herr Wirt, was jibts mal zu schnabulieren!"

„Konnscht an Buder hobm oder an Kas", war die Antwort des Toni, der jeden Menschen dutzte.

„Nanu . . . denn brinjen Sie mir mal 'nen juden Troppen und ne Budder und nen Käse!"

Der gute Toni, der noch nie „Juden" oder „Troppen" verkauft hatte, mußte sich's erst von anderen Gästen verdeutschen lassen, was denn der Preuß eigentlich wolle; dann meinte er: „Hoscht nit g'hört,

Nun aber, da die christlichen Griechen in Gefahr waren, wurde er erregt, schlug das eine Bein über die Bank und machte einen Vorschlag, den übrigens die christlichen Mächte heute noch beherzigen könnten: „Jetzt war's aber decht das gscheitescht, wonn olle Chrischten taten zsommhelfen und taten ihn außischmeißen, den Malefiztürken!"

„Halt ja ... das wär schon recht, wenn nur Konstantinopel nicht wär; aber das vergunnt keiner dem andern."

Da machte der Toni ein nachdenkliches Gesicht. Plötzlich aber blitzte es wie eine Erleuchtung auf ... er meinte: „Ah so ... i hob scho ghöart, in Konstantinopel sei der Schlüssel zu Asien ... wird öpper a jeder den Schlüssel hobm wollen."

Er nahm die Sache offenbar ebenso wörtlich wie der Wachtmeister Paul Werner in Lessings Lustspiel „Minna von Barnhelm", der sich unbändig darüber freut, daß der Prinz Heraklius die Ottomanische Pforte einsprengen will ... mit einem kräftigen Fußtritte natürlich.

Die Herren Sozialdemokraten mochte der Toni nun einmal nicht leiden. Der Pfarrer ließ auch kein gutes Haar an ihnen, und wenn das richtig war, daß sie die Arbeit abschaffen und alles aufteilen wollten, dann sollten sie ihm, der sich durch ein arbeitsames Leben einen Notpfennig fürs Alter erspart hatte, nur kommen ... da tät's „Fuier" geben.

Darum konnte er es auch nicht begreifen, daß sich bei der ersten Wahl für die vierte Kurie die studierten Doktoren und Advokaten und die reichen Bürger für den sozialdemokratischen Kandidaten, einen Schuster, ins Zeug legten, und wie der Schreiber wieder einmal sein Viertel trank, rückte ihm der Toni mit der Frage zu Leibe: „Jetzt sog mar lei, ischts woahr, doß die gscheiten Avikoten a fürn Schueschter sein?"

„Wird woll a so sein", gab der Schreiber lächelnd zur Antwort.

„So. Und ... wie long muaß no'r so an Avikot studiern, du Schreiber?"

„So ein Advokat? Na ... wir werden sehen: zuerst muß er natürlich in die Volksschule gehen wie alle heutigstags, vier Jahre wenigstens, dann zu den Franziskanern*), mindestens acht Jahre, dann auf vier bis fünf Jahre nach Innsbruck**) und dann noch ein paar Jahre Lernpraxis ..."

„So! Also ... 4 und 8 und wieder 4 und noch a poor ... si ... si! Jetzt sogt ma ollweil, wir Bauern sein dumme Kerle ... as weard woll a so sein ... ober so dumm sein wir decht nicht, daß wir am unser Stimm gabeten, der uns no'r beim Schädel nimmt, wenn er oben ischt!"

*) ins Gymnasium.
**) an die Hochschule.

* * *

Ich habe, durch die Andeutungen des Wirtes von Runkelstein neugierig gemacht, besagten Schreiber noch am selbigen Tage überfallen und nach Journalistenart ausgeholt, und so kann ich wenigstens das eine oder andere berichten.

Da kam der Schreiber einmal in den „Sarner Zoll“, setzte sich hinter den Tisch, griff in die innere Rocktasche, zog ein Papier heraus, breitete es auf dem Tische aus und sagte: „Siehst, Toni, da ist die ganze Welt drauf, unsere Erde nämlich, auf der wir herumkrabbeln, bis der Herrgott uns einfängt, wie ich die Käfer, und uns ins Kastl sperrt bis zur Auferstehung; und die verschiedenen Farben da, die bedeuten die verschiedenen Staaten oder Reiche.“

Da saß der Toni auch schon vierschrötig am Tische, stemmte die Ellbogen auf die Platte, stützte den gedankenschweren Kopf in beide Hohlhände und betrachtete die Farbenflecke gar angelegentlich.

„Na ... du ... jetzt — wo sind denn wir?“

„Wir Österreicher ... wir sind der gelbe Fleck da.“

„Teigl ... so a kloans Fleckl! Und ... wo ischt no'r der Ruß?“

„Das ist der große grüne Fleck da ... gleich über zwei Erdteile hin.“

„Si ... si ... sakra no amol ... ischt der groaß! Und wo hockt der Engelländer?“

„Der? Ei ... der hockt überall, wo ein guter Sessel zu finden ist ... da und da und da ... auf der ganzen Welt umeinander, wo d' ein rotes Fleckerl oder einen Fleck siehst.“

Da schlug der Toni mit der Faust auf den Ahorntisch, daß man die Eindrücke der Knöchel sehen konnte, und meinte: „Na ... jetzt varstieh is, worum miar Österreicher nit viel z reden hobm!“

Ein andermal — die Türken und die Griechen rauften eben miteinander (1897) — kam die Rede auf den Krieg und der Toni wollte wissen, was die beiden Völker für einen Glauben hätten.

„Die Griechen sind Christen, die Türken Heiden“, sagte der Schreiber aus Bozen, der eine ausführliche Darlegung des mohammedanischen Religionssystemes, das der Toni doch nicht erfaßt hätte, vermeiden wollte.

Der Toni hielt es natürlich mit den Christen: „No'r werden woll die Türken Wosch kriegen?!“

„Nun, lieber Toni, das kann man nicht sagen; denn, weißt, der Türk, wenn er in der Höh ist, ist ein damischer Kerl.“

Bisher war der Toni mit dem Rücken gegen den Gast auf der Bank gesessen. Er hatte eben nicht soviel Kultur angenommen, daß er gewußt hätte, man müsse der Person, mit der man spreche, auch ins Gesicht schauen.

und Diphtherie und wurden alle ebenso prompt wieder gesund. Alle Jahre wurde ein neuer Jungenanzug und ein neues Mädchenkleid für die beiden Ältesten und Größten gekauft, während sämtliche andere Garnituren um einen Jahrgang nach unten rückten. So ist es kein Wunder, daß, je kleiner die Kinder waren, je unvorteilhafter sie gekleidet erschienen und deshalb eifersüchtig auf ihre Vorderleute Obacht gaben, ob sie ihnen die nächstjährige Gewandung auch nicht allzu sehr ruinierten.

Der ewig Neue, Strahlende, Moderne, Feine, Ungeflickte aber war Gedeon, der Älteste, der Kronprinz aus dem Hause meines Onkels. Eigentlich hieß er nicht Gedeon, sondern August, aber er hatte sich den biblischen Heldennamen aus eigener Machtvollkommenheit beigelegt, und es hätte ihm den Titel niemand streitig zu machen gewagt. Selbst Vater und Mutter und der alte Kantor, ja sogar der Briefträger und der Gendarm nannten ihn Gedeon.

Gedeon war unbestritten der Beherrscher sämtlicher dreißig Kinder; der Älteste des Krämers war ein schwächlicher Knabe, der für die Herrschaft nicht in Betracht kam, und der Älteste vom Müller war von Gedeon besiegt, unterworfen, hörig gemacht worden.

Gedeon hatte eine so große Vorliebe für das alte Testament, daß er nicht nur sich selbst, sondern auch jedem seiner Untertanen einen biblischen Namen beilegte.

Bei den Knaben spielten die Namen der Brüder Josephs und der kleinen Propheten eine große Rolle. Schwieriger war die Benennung der Mädchen. Eva, Rachel, Ruth, Sarah, Judith, Mirjam, Lea, Rebekka, alles war schon vorhanden; als daher des Müllers Jüngste, die im Kinderwagen saß und in sanfter Unschuld an einer Milchflasche sog, in das „Volk“ aufgenommen werden sollte, kraute sich Gedeon, der Nomenklator, verlegen hinter den Ohren und wußte keinen alttestamentlichen Mädchennamen mehr. Schließlich sagte er langsam: „Nun, vorläufig kann sie heißen: ‚die makkabäische Mutter‘.“

Darauf erteilte er dem Neuling mit seinem hölzernen Schwerte den „Ritterschlag“, worauf die makkabäische Mutter die Milchflasche weglegte und erbärmlich zu schreien anfing.

* * *

In Ferientagen kam ich öfters in des Onkels Haus zu Besuch. Mein Vater behauptete zwar in einem schiefen Gleichnis, ich sei das elfte oder gar das einunddreißigste Rad am Wagen, aber die Verwandten nahmen mich immer freundlich auf, ohne sich sonst weiter darum zu kümmern, was ich etwa äße oder tränke oder wo ich schliefe. Es

Wie dem Toni, da er schon gegen die Achtzig ging, die Schwester starb, da war ihm die Hälfte seines Daseins entrissen und die andere vermochte dem Geschäfte nicht mehr vorzustehen.

Also verließ er schweren Herzens den „Sarner Zoll“ und verkaufte seine „Kripp“ (Leib) dem Wirte in Burg Runkelstein, der ihm ein guter Freund war. Es ward ein „Leibgeding“ ausgemacht und der Toni hat seine Tage auf einem der stimmungsvollsten Plätze beschlossen.

Oft und oft saß er in der Nische, in der ich mit dem Wirte plauderte. Da hat er feuchten Auges hinausgeträumt in die wunderbare Landschaft und ... hinüber, und bei den Ewigkeitsgedanken ist ihm einmal das Pfeifchen völlig ausgegangen und aus der Hand gefallen.

In den Himmel ist er gewiß gekommen, der Toni. Ich hätt's dem Petrus nicht geraten, die Achseln zu schupfen und sich breit vor die Pforte zu stellen ... der wär' schön abgetrumpft worden.

In Burg Runkelstein aber lebt er fort als eines der daselbst verewigten Originale ... im Bilde freilich einstweilen nur auf Ansichtskarten und nicht an der Mauerwand wie die anderen Herrschaften.

Gedeon.

Eine Kindergeschichte von **Paul Keller.**

Mein Onkel Eduard hatte zehn Kinder. Sein rechter Nachbar, der Krämer Franzke, hatte auch zehn Kinder, und sein linker Nachbar, der Müller Seiffert, hatte auch zehn Kinder.

Die drei Familien hielten Schritt in allem und es war Ordnung in allem. Bei meinem Onkel kam das Jahreskind immer im Januar oder Februar, wenn gerade eine rechte Zeit dazu war (indem doch in Wintertagen die Feldarbeit ruht), der Müller freute sich über sein Jüngstes allemal im Juni, wenn der Wind träge ging, die Getreidekammern der Bauern leer waren und die Mühle stille stand; der Krämer hätte eigentlich immer Zeit oder immer keine Zeit gehabt, richtete sich aber das Kindtaufen im Herbste ein.

Die befreundeten Familien standen natürlich gegenseitig zu Paten. Im Winter brachten Müller und Krämer meinem Onkel je zwei geputzte Taler als Patengeschenk ins Haus, im Sommer trug mein Onkel in Begleitung des Krämers zwei Taler zum Müller, im Herbst in Begleitung des Müllers zwei Taler zum Krämer. So machten sich die Nachbarn gegenseitig „nobel“, und des Bedankens und Verwunderns ob der reichen Geschenke wollte immer gar kein Ende werden.

Gott ließ regnen und seine Sonne leuchten über alle diese Gerechten. Die Kinder bekamen prompt der Reihe nach Masern, Scharlach

Da platzte ich heraus: „Ich kann schnupfen!"

Er sah mich etwas freundlicher an.

„Wenn man richtig schnupfen kann, darf man nicht niesen hinterher", sagte er.

„Nein, nein, das darf man nicht", beeilte ich mich beizupflichten.

„Zeig mir die Dose!" befahl er dann. Ich reichte ihm die Dose hin und bat ihn, eine Prise zu nehmen. Das tat er; und darauf blickten wir uns an. Ich sah, daß Gedeon feuerrot im Gesicht wurde, daß seine Nase hundert Runzeln zog, die Muskeln zuckten, sich die Lippen fest aufeinander preßten, die Augen tränten, sich das Gesicht verzerrte, die ganze Gestalt bebte, und dann — nahm ich eine Prise und platzte augenblicklich los und nieste siebzehnmal.

Als ich wieder geradestehen und keuchend Luft schöpfen konnte, stand Gedeon gelassen an die Wagendeichsel gelehnt und sagte:

„Du kannst nicht schnupfen! Ich habe nicht ein einzigesmal geniest!"

In diesem Augenblick fing ihm heftig an die Nase zu bluten.

Noch an demselben Tage wurde ich in das Volk aufgenommen. Ich war stolzer darauf als auf das beste Schulzeugnis, wenn ich auch gewünscht hätte, Gedeon hätte mir einen recht prächtigen und wohlklingenden Namen beigelegt. So aber hieß ich „Habakuk".

* * *

Gedeon war ein Held. Die Schulweisheit verschmähte er, dafür war sein Kopf immer voll kühner Pläne und eigener Gedanken. Gott weiß, was in ihm steckte: ein Napoleon oder ein Räuberhauptmann, ein grausamer Iwan oder ein Befreier wie Washington. Jedenfalls eine unbeugsame Herrennatur, ein Führer. Er irrte nie, er bat nie um Entschuldigung, er war nie unschlüssig, nie besorgt, alles Gelingen war ihm selbstverständlich, er nahm immer das Beste und gab stets den Ausschlag. Holofernes, einer der Müllerjungen, versuchte einmal eine Revolution gegen Gedeon anzuzetteln, gewissermaßen eine Art Konstitution einzuführen, dem Volke eine Mitregierung zu sichern. Die Folge war, daß ihn Gedeon sechs Stunden lang in einen leeren Schweinestall sperrte, worauf Holofernes und seine Sache der Lächerlichkeit verfielen.

Gedeons Taten sind ungezählte.

Einmal zur Herbstzeit befahl mir Gedeon, mit ihm beim geizigen Heinisch-Weber Pflaumen vom Baum zu stehlen. Vor dem Garten des Webers war der Fluß. Jenseits des Wassers stand des Webers Pflaumenbaum, diesseits an der Landstraße eine Linde. Wir erklommen also die Linde und rutschten auf einem Aste weit, weit hinaus bis über den Fluß. Ich hatte eine Todesangst vor einem Unglück, aber eine noch

kam vor, daß ich schon zwei oder drei Tage da war, ehe mich der Onkel bemerkte. Er hatte mich übersehen.

Als ich das erstemal auftauchte, musterte mich Gedeon kritisch und unterzog mich einer Prüfung. Ich mußte über einen ziemlich hochgehaltenen Stock springen, was ich fertig brachte, dann befahl er mir, ohne Leiter auf eine hohe Linde zu kriechen, was gänzlich mißlang. Auch die Aufgabe, der Länge nach über einen beladenen Düngerwagen wegzuspucken, erwies sich als zu schwer für mich. Zuletzt sollte ich dem bösen Kettenhunde den Saufnapf mit Wasser füllen, was ich eifrig ablehnte.

„Er kann nichts, und er hat Angst! Er ist ein Muttersöhnchen!" sagte Gedeon verächtlich und wandte mir den Rücken. Darauf wandten mir auch alle anderen den Rücken. Ich war ein Dummkopf; ich war ein Feigling. Ich hatte mich gesellschaftlich unmöglich gemacht. Nur die makkabäische Mutter nahm sich meiner ein wenig an, indem sie mich ihren Breilöffel ablecken lassen wollte.

Zwei Tage lang litt ich als Unzünftiger, dann beschloß ich, durch eine Tat von außergewöhnlicher Intelligenz meine Schneidigkeit darzutun. Einen schlimmeren Schimpfnamen als „Muttersöhnchen" gibt es für einen Jungen nicht. Am liebsten hätte ich abgestritten, je eine Mutter gehabt zu haben.

Nun hatte ich vom Hause eine alte Schnupftabakdose mitgebracht, die ließ ich beim Krämer füllen. Im Kinderstaate ging alsbald die Mär von Mund zu Mund: „Er schnupft!" Das hörte auch der Autokrat Gedeon, und was ich gewollt hatte, geschah — er suchte mich auf. Ich probierte gerade auf einer starken Wagendeichsel, auf einem Beine zu stehen, und fiel auf die Erde, als ich des Gewaltigen ansichtig wurde. Da lächelte er wieder verächtlich und hüpfte einmal höhnisch auf einem Beine die ganze Deichsel lang, setzte sich aber doch zuletzt zu mir auf die Erde.

„Was kannst du eigentlich?" fragte er kalt.

„Ich hab' in Geographie „gut" und im Aufsatz „genügend plus", sagte ich beklommen.

Ob dieser Schulweisheit machte er nur eine maßlos verachtungsvolle Gebärde mit der Hand. Ich sah ein, daß ich mich da wieder greulich philisterhaft benommen hatte.

Darauf legte er mir eine Reihe von Fragen vor: ob ich boxen, angeln, kopfstehen, radschlagen, sechsundsechzig spielen oder wenigstens mit den Ohren wackeln könne.

Nein, ich konnte von alledem nichts.

Gedeon runzelte finster die Stirn. Nie war ein Prüfungskandidat in ärgeren Nöten als ich.

Gedeon übte über uns alle das volle Imperiat aus. Er stellte nicht nur die höchste weltliche Gewalt über uns dar, sondern auch die höchste geistliche, er war der oberste Priester, der Pontifex maximus. Alle geistlichen Funktionen übte er aus, von der einfachen Puppentaufe bis zur Exkommunikation eines hartnäckigen Sünders. Seine geistliche Lieblingsbeschäftigung aber war das Eheschließen. Er hatte einen Kodex aufgestellt, nach dem jede zehnjährige männliche und jede achtjährige weibliche Person seines Reiches ein Recht auf Verheiratung hatte. Dabei verfuhr er oft sehr gewalttätig. Er bestimmte die Paare, er hatte seine eigene Frau Judith entlassen, weil sie ihm einen Riß im Jackenärmel so schlecht zugestopft hatte, daß die Mutter den Schaden bemerkte, er hatte diese Judith zwangsweise an des Krämers Nabuchodonosor verheiratet und diesem dafür die nadelfertige Esther abgenommen. Das Volk murrte zwar über solche Gewaltakte, aber zu einer Empörung kam es nicht.

Nun war wieder einmal Osterzeit genaht und ich hatte mich am Gründonnerstag als Feriengast im Hause des Onkels eingefunden. Aber noch ein zweiter Fremdling war da, ein liebliches neunjähriges Mägdelein aus Breslau, eine Verwandte der Müllerleute.

Dieses Mägdlein war was unendlich Feines. Es hieß Hildegard und war nie schmutzig. Es sprach hochdeutsch und hatte immer ein Taschentuch bei sich. Es hatte Spitzen am Wochentagskleide und sagte „bitte!“ und „danke!“ ohne daß es sich schämte. Es klopfte bei fremden Leuten sogar erst an die Tür an, ehe es eintrat und tat noch mehr solch unerhörte Dinge. Und sein Vater war Postschaffner, das war noch mehr als Briefträger. Ja, es war vorauszusehen, daß Hildegard nach einem Jahr in die höhere Töchterschule gehen und alle fremden Sprachen lernen würde.

Am ersten Tage zogen sich alle Kinder von dem fremden Mädchen zurück. Eine große Scheu ergriff alles Volk. Da stand die schöne Fremde einsam und richtete die großen blauen Augen in die Ferne, nach der sie Heimweh hatte.

Die makkabäische Mutter brach den Bann. In ihrer dreijährigen Zudringlichkeit redete sie die Fremde an, und nun kamen alle andern Mädchen und bildeten einen Hofstaat um die Prinzessin, und nach und nach suchten sich auch die Jungen durch Vorführung ihrer Kunststücke und Aufzeigen ihrer Reichtümer bei der „Neuen“ in Gunst zu setzen. Nur Salmanassar beging eine Taktlosigkeit, indem er der Feinen einen alten Taschenkamm als Geschenk anbot, den sie ablehnte.

Gedeon allein hielt sich abseits. Er war schwer verwundert in diesen Tagen, verwundert, daß neben ihm etwas auftauchen könne, das derart imponiere. Doch bald schüttelte er die Beklemmung von sich. Er

viel größere vor Gedeon. So ließ ich nichts merken und rutschte mit. Gedeon zog einen Ast des Pflaumenbaumes über das Wasser, pflückte die verbotene Frucht und gab mir davon. Ich aß standhaft, immer mit Grausen hinunter auf den Strom blickend, und sagte dann schüchtern: „Gedeon, ich glaube, die Pflaumen zu Hause in unserem Garten schmecken doch besser."

Da spuckte er einen Pflaumenkern in den Strom und sagte: „Habakuk, du bist ein Schafskopf!"

In diesem Augenblick kam der Weber mit einem Knüppel aus dem Hause gelaufen; ihm folgte seine Gattin mit einem Besen. Ich riet zu schleuniger Flucht, aber Gedeon hielt mich mit eiserner Hand fest. Inzwischen rannten die empörten Pflaumenbesitzer über eine Brücke, kamen die Straße herauf, langten an der Linde an.

„Wart Ihr Kanaillen, — kommt nur herunter — kommt nur herunter! Hier bleiben wir stehen, und wenn's bis übermorgen dauert."

Wir waren belagert. Kein Entrinnen möglich. Wir waren auf Gnade und Ungnade der bewaffneten Macht da unten verfallen.

„Heinisch", rief Gedeon mit ernsthafter Miene hinunter: „Heinisch, ich sage Ihnen, es ist ein Kunststück, auf einer Linde Pflaumen zu pflücken!"

Heinisch geriet ob dieser neuen Frechheit in eine neue Wut und schwor, uns beide mausetot zu schlagen, wenn wir nur herunterkämen.

„Ich werde gleich kommen!" sagte Gedeon, kletterte bis auf den untersten Ast und fixierte von da die Webersleute: „Also: wenn ich bis auf drei gezählt habe, springe ich runter, und ich spring einem von euch gerade auf den Schädel! Eins, zwei, dr—ei!"

Kreischend wichen die Weberleute beiseite, Gedeon langte mit eleganter Kniebeuge auf der Straße an und begab sich in mäßiger Eile von dannen.

Ich aber, ich armer Habakuk saß nun verlassen und einsam in meiner belagerten Baum- und Stromfeste. Meine Gedanken und Gefühle will ich nicht schildern, sondern bloß angeben, daß ich schon nach drei Minuten fest überzeugt war, meine Position ließe sich nicht länger halten. So klomm ich zagend bis auf den untersten Ast und sagte schüchtern: „Ach, Herr Heinisch, sind Sie nur nicht böse, ich komm' jetzt auch runter. Wenn ich bis auf drei gezählt hab', dann komme ich. Eins, zwei, drei!" Und dann rutschte ich langsam den Stamm hinab.

Was soll ich sagen? Ich wurde gefangen genommen und barbarisch behandelt. Als ich wieder zu Gedeon kam, empfing er mich in höchster Ungnade. Auch er bekam ja sicher auf die Anzeige des Webers hin am nächsten Tage seine Prügel in der Schule. Das war ein unabwendbares Naturereignis. Was aber mir passiert war, das hielt Gedeon für ehrenrührig.

* * *

Am nächsten Morgen erschien die Rebekka vom Müller und meldete, die Fremde wolle nach Hause. Es sei ihr bange, es gefalle ihr hier gar nicht. Gedeon geriet in große Erregung: „Sie wird nicht fort — sie darf nicht fort — das werde ich ihr austreiben!"

* * *

Es war ein Wunder geschehen. Gedeon und die Fremde waren ausgesöhnt. Sie wanderten mit strahlenden Gesichtern durch den Garten, und Gedeon erweckte durch hundert Kunststücke im Herzen des Mädchens Liebe und Bewunderung. Am Nachmittag wurde sie in das „Volk" aufgenommen. Wir waren alle gespannt, wie die Neue heißen würde, da doch der Vorrat an Mädchennamen erschöpft war. So machte es einen tiefen Eindruck auf uns, als Gedeon dem schönen Kinde sein hölzernes Schwert auf die Schulter legte und mit glücklicher, ja mit triumphierender Stimme sagte: „Ich nehme dich auf in das Volk und nenne dich: die Königin von Saba."

Holdselig lächelnd schaute das Mädchen zu dem Helden auf, und alles Volk neigte sich vor ihr.

Ein wenig später nahm mich Gedeon zur Seite und sagte: „Ich werde die Königin von Saba heiraten!"

Du hast doch schon die Esther!"

„Ach die — schaff ich ab. Ich muß die Königin von Saba zur Frau haben, ich muß! Und wer was dagegen sagt, der —" Er runzelte die Stirn. Ich aber fand es unerhört, erst eine Judith laufen zu lassen und dann auch noch einer Esther den Laufpaß zu geben.

„Was werden aber die andern dazu sagen?"

Er machte eine verächtliche Miene.

„Das ist egal! Die Esther wirst du heiraten oder der Zebulon."

Ich muß sagen, es empörte sich etwas in mir. Diese abgelegte Esther zu übernehmen, dazu hatte ich gar keine Lust. Doch wagte ich natürlich nicht heftig zu widersprechen, sondern sagte nur: „Es wäre mir am liebsten, wenn ich vorläufig noch ledig bleiben könnte."

Er besann sich ein wenig und sagte dann: „Ja, du kannst mich mit der Königin von Saba trauen und der Zebulon nimmt die Esther."

Die Gattenpflichten waren ja in diesem Volke sehr leichte. Sie bestanden darin, der Gesponsin beim Lumpenmann einen Ring zu kaufen, sie gegen ihre Feinde zu beschützen und beim Spiel ihr Partner zu sein. Immerhin tat mir Zebulon leid, denn Esther war drei Jahre älter als er und noch dazu seine Schwester. Das kann man nicht gerade eine vorteilhafte Partie nennen. Zebulon weigerte sich auch, wurde aber von Gedeon durchgehauen und war dann zur Ehe bereit.

Mir fiel also das Amt zu, Gedeon und die Königin von Saba zu trauen. Es war eine saure Arbeit. Denn erstens waren mir die

versammelte das ganze Volk im Garten und führte alle seine Kunststücke vor, auch die Riesenwelle und sogar den Totensprung. Und ich bemerkte, daß er oft auf die Fremde sah, ob es ihr auch gefiele, ob sie auch staune. Die aber saß da mit ihrem stillen Gesichtchen, und am Schluß sagte sie nur:

Ich habe einmal im Zirkus gesehen, daß eine Frau sich eine große Stange ganz frei auf die Brust setzte und ein Mann an der Stange hochkletterte und oben turnte. Und die Stange fiel nicht um."

Gedeon erbleichte. Aber dann sagte er: „O, das könnte ich auch, wenn ich nur eine Frau hätte, die sich die Stange auf die Brust stellt."

Das Mädchen erzählte weiter vom Zirkus: viele abenteuerliche, aufregende Dinge. Dann sagte sie, sie sei schon einmal im Theater und einmal sogar im Zoologischen Garten gewesen, erzählte von Balletteusen und Bären, vom Aschenbrödel und vom Kamel, von schönen Englein und possierlichen Affen, vom Königssohn und vom Nilpferd.

Das erstemal in seinem Leben fand Gedeon keine Worte, stand stumm unter seinem Volk, fühlte sich übertrumpft, gedemütigt von diesem kleinen Mädchen. Das erstemal sah das Volk mit einer gewissen Mißachtung auf ihn, auf seine Kenntnisse, auf seine Künste. Minutenlang stand er so still da, aber sein Kopf färbte sich rot. Und plötzlich ging er auf das Mädchen zu, schüttelte es an den Schultern und sagte: „Du — du bist eine dumme Gans!" Und ging davon.

Eine Stunde später rief er abermals das Volk zusammen und sagte: „Wer noch einmal — noch ein einzigesmal mit der spricht, den stoß ich aus, und er darf nie mehr mit uns sein!"

*
* *

So tat er die Fremde in die Acht.

Das Mädchen war einsam, aber auch Gedeon war einsam. Mit finsterem Gesicht aß er den Osterbraten, mit finsterem Gesicht trug er seinen neuen Anzug, nachdem er dreimal an der Fremden vorübergegangen war und sie kein Wort über seine Leibeszier gesagt hatte. Friedlos wanderte Gedeon hin und her und landete immer und immer wieder in der Nähe des Mädchens. Selbst in der Nacht fand er keine Ruhe. Ich sah ihn einmal aufrecht in seinem Bett sitzen und hörte ihn mit sich selber sprechen. „Einen richtigen Feuerfresser hat sie gesehen? Einen Elefanten, der Trompete bläst? Ach, Unsinn!" Und warf sich um in sein Bett, saß aber bald wieder mit wachen Augen träumend da. Und sprach leise und schmerzlich zu sich: „Sie ist schöner als alle! Und wieder nach einer Weile hörte ich etwas — was ich nicht für möglich gehalten hätte — hörte ich, daß Gedeon ingrimmig schluchzte.

Der Bräutigam zuckte die Achseln. Ich merkte, er war nicht zufrieden. Die Braut aber sagte laut: „Das hat er schön gemacht", und da hellte sich auch Gedeons Gesicht auf und ich konnte erleichterten Herzens die Zeremonie zu Ende führen, was mir über Erwarten gut gelang.

Das Hochzeitsmahl war nicht schlecht. Die Tante kochte Schokolade für alle, und Gedeon gab vier Zigarren zum Besten, die er um zehn Pfennige in der Stadt gekauft hatte. Zwei rauchte er selbst, eine bekam ich als Stolgebühr und eine bekam Zebulon, der Zwangsmann der Esther, gewissermaßen als Trostpreis.

*
* *

Gott weiß, was in ihm steckte, was Großes und Seltsames aus ihm geworden wäre, oder was Großes und Seltsames verdorben wäre in der Enge seiner äußeren Verhältnisse. Was ist ein Held unter Bauern, wenn es ihm bestimmt ist, auch ein Bauer zu werden, wenn rings auf eine edle Seele die Knechtschaft lauert?!

Und siehe — es wurde anders, als alle dachten.

Gedeon tat das Kühnste, was noch keiner aus dem Volke gewagt hatte — er küßte seine Frau. Und alle die jungen Männlein und Weiblein sahen zu und lachten nicht einmal, nein, es rann ihnen allen ein Schauer durch die Seelen.

Auf der Wiese, die am Flusse lag, wurde das Hochzeitsfest begangen mit Spiel und Tanz. Gedeon hatte seiner Braut einen Schneeglöckchenstrauß geschenkt, den trug sie an der Brust. Ein großer, weißer Strohhut lag auf ihren blonden Haaren, und seine blauen Schleifen flatterten im Winde.

Die Wiese war gelbgrün, die ersten Blättlein standen an Baum und Strauch, der brausende Fluß sang sein rollendes Frühlingslied, hoch im Blauen war Lerchengesang.

Da streckte Gedeon seine starken Arme gen Himmel und fing laut und mächtig an zu schreien. Es war ein wilder, ein königlicher Schrei; Gedeon schrie vor Kraft und Glück.

Dann funkelten seine Augen und er sagte zu seiner Braut: „Paß' auf, wenn ich zu den Soldaten geh, werde ich der alleroberste General. Oder ich geh auf die See!"

Nahm sie plötzlich und schwang sie im Kreise herum und schrie wieder laut dabei vor Kraft und Glück und Lebenslust.

Da löste sich dem Mädchen der Hut — der Wind nahm ihn — trieb ihn in den Fluß. —

„Mein Hut! Mein Hut!"

„Ihr Hut, ihr schöner Hut!"

priesterlichen Gewänder, die sonst Gedeon trug, viel zu groß und dann machte mir die Traurede viel Schmerzen. Es ist für einen Anfänger nicht leicht, gleich vor den Gewaltigen der Erde zu sprechen. Immerhin, ich nahm mich zusammen und stand würdevoll vor dem Altar, den Gedeon in einer großen Bodenkammer aufgebaut hatte. Der Hochzeitszug nahte. Die Braut trug einen wundervollen Schleier, den die Tante aufgesteckt hatte, Gedeon hielt effektvoll einen Zylinderhut in der Hand, den der Onkel geborgt hatte. Die andere Hochzeitsgesellschaft war weniger stilgerecht. Nabuchodonosor, der Trauzeuge war, hatte sich eine blaue Zuckerdüte auf den Kopf gesetzt, und die makkabäische Mutter, die als Brautjungfer fungierte, hatte sich den Gummilutscher mitgebracht. Einige Herren der Gesellschaft führten Säbel, Armbrust, Trommel oder Steckenpferd mit sich, und Ruben trieb mit seinem Bruder Lewy Allotria mit meiner Schnupftabakdose. Ganz aus der Art aber war es, daß Salmanassar während der Trauung mit seinem Blaserohr nach dem Brautpaar Scheibe schoß.

Unter diesen Umständen ist es nicht leicht, eine ergreifende Predigt zu halten. Ich tat, was ich konnte.

„Geehrtes Brautpaar! Die Ehe stammt aus dem Paradiese. Da war Adam Bräutigam und Eva Braut."

Hier blieb ich stecken. „Braut — Braut —" wiederholte ich einigemale mit einem fatalen Lächeln.

„Jawohl Braut!" sagte Salmanassar im Hintergrunde.

Ich machte ein hilfloses Gesicht und eine ohnmächtige Handbewegung. Gedeon, der Bräutigam, zog eine wütende Miene.

„Weiter — oder —"

Dieser Wüterich hätte sich sogar an der Geistlichkeit vergriffen. Die Angst half mir. Allerhand fiel mir ein, was ich in Traureden gehört hatte.

„Geehrtes Brautpaar, das ist eine feierliche Stunde."

„Der Salmanassar schießt mit'm Blaserohr", kreischte mir Sarah dazwischen.

„Schmeißt ihn raus!" rief der Bräutigam, indem er sich umwandte. Salmanassar flog hinaus.

„Eine feierliche Stunde!" wiederholte ich. „Die Ehe ist schwer."

„Mit der Königin von Saba ist sie nicht schwer!" grollte der Bräutigam.

„Nein, nein, mit der ist sie nicht schwer!" gab ich ohne weiteres zu und fuhr fort: „Ihr sollt alles miteinander tragen. Freude und Leid. Ihr sollt euch eure Schwächen verzeihen, den jeder Mensch hat Schwächen. (Der Bräutigam schüttelte heftig den Kopf.) Wenn ihr krank seid, sollt ihr euch pflegen, und eure Kinder sollt ihr fromm erziehen. Amen."

Nächtlicher Spuk.

Von Franz Karl Ginzkey.

In einer Mondnacht kühl und klar,
Da mir kein Schlaf beschieden war,
Sah ich zum Fenster weit hinaus.
Im Mondlicht glänzte Hof und Haus.
Da tat sich mir ein Märchen kund:
Es kam des Wegs ein lahmer Hund,
Ein Kätzchen schlich, ein Hahn herbei.
Es stellten sich in eine Reih'
Und sangen diese drei:

Es sang der Hund: Hauwau, Hauwau!
Es steigt der Mond, es fällt der Tau.
Mir schlug aufs Bein ein böser Stein,
Drum muß ich ein Kalfakter sein.
Und war doch einst des Königs Hund,
Da hieß ich Herr von Heulemund.
Mich grüßte Marschall und Lakai.
Es war in meines Lebens Mai.
Das ist schon lang vorbei!

Die Katze sang: Mioh, mieh!
Wer warf mein Kätzchen in den See?
Es war das letzte, was mir blieb
Und war mir unaussprechlich lieb.
O Seligkeit, die einstens war!
Frau Miaulinde Seidenhaar
Hieß ich in meines Lebens Mai.
Ich war die schönste Dächerfei.
Das ist schon lang vorbei!

Es sang der Hahn: Kikeriki!
So tiefen Schmerz trug ich noch nie.
Die schönsten Federn Spott und Schand',
Riß aus mir eines Buben Hand.
Was tut, entstellt, ein Held wie ich?
Herr Kikerich von Kragerich
Zu Hahnensieg und Hennentreu
Hieß ich meines Lebens Mai.
Das ist schon lang vorbei!

So sangen Katze, Hahn und Hund,
Der Vollmond hoch am Himmel stund.
Da wich die Schranke jäh von mir,
Die wuchert zwischen Mensch und Tier.
Ich dachte in der tiefen Nacht:
Hat es der Mensch so weit gebracht,
Daß ihm das Tier entfremdet sei?
Da schlug die Kirchturmglocke zwei —
Da war der Spuk vorbei.

Bei Ferdinand von Saar.

Persönliche Erinnerungen an den verewigten Dichter von **Michael Maria Rabenlechner.**

Als ich vor ungefähr zwei Jahren (für den „Heimgarten") den Briefwechsel Hamerling-Marx redigierte, stieß ich in den Briefen auf mehrere Stellen, die sich auf Ferdinand von Saar bezogen. Das veranlaßte mich, brieflich an Saar heranzutreten und um bezügliche Aufklärung zu ersuchen. Umgehend antwortete mir der Dichter. Das Schreiben schloß mit den Worten: „Erfreuen Sie mich einmal durch Ihren Besuch. Muß aber gleich bemerken, daß ich meines körperlichen Leidens wegen nur zwischen 2 und 5 Uhr nachmittag empfangen kann." Wenige Tage später kam eine neuerliche Aufforderung und erst jetzt wagte ich es, zu dem schwerkranken Manne zu gehen. Ich traf ihn und konnte ihn sprechen. Aber es blieb nicht bei diesem ersten Besuche. Er lud mich aufs herzlichste zu neuerlichem Kommen ein und ich kam wieder und dann noch ein drittesmal, und die Stunden, die ich da mit Saar ver-

„Sei ruhig, ich hole ihn! — — — —

Dreißig Kinder standen am Ufer, als Gedeon in den Fluß sprang. Dreißig Kinder sahen freudig erregt zu, wie er dem Hut nachschwamm, Keines bangte um den Helden, dem alles gelang. Allen war es ein herrliches Schauspiel.

Seht, er hat den Hut, er hebt ihn triumphierend über das Wasser. Er schwimmt an den Rand — o, es hält schwer — die Strömung ist stark — er ist in Kleidern — aber er ist der Gedeon —

Halt, jetzt hat er den Erlenzweig! Seht, er schleudert den Hut ans Ufer. Da liegt er auf dem Erlenbusch.

Er hat gesiegt, er hat gewonnen, wie er immer siegt, immer gewinnt. O, Königin von Saba, was sind deine Zirkuskünstler! gegen den. In lachendem Stolz steht das ganze Volk am Ufer.

Aber jetzt — jetzt bricht der Erlenzweig, an dem sich Gedeon emporziehen will, und er — er treibt nach der Mitte des Flusses zurück —

O laßt ihn nur, laßt ihn nur, es ist ja der Gedeon! Paßt nur auf, paßt auf, was noch Großes kommt!

Da fängt ein Mädchen plötzlich an zu weinen und sagt: „Das Wehr! Müllers Wehr!"

„Das Wehr! Das Wehr! Gedeon! Gedeon!"

Und plötzlich schreien und weinen dreißig Kinder.

* * *

Wir konnten es lange nicht fassen, daß Gedeon tot sein sollte. Einer von uns sagte: „O, das läßt er sich nicht gefallen!"

Er ließ es sich aber doch gefallen, ließ sich tragen und in den weißen Sarg legen. Und hielt ganz still.

Es ging viel in diesem Sarg verloren. Verloren? O, jetzt glaube ich wohl: es wurde viel in diesem Sarg gerettet.

Verwundert, scheu, standen wir um den toten Gedeon. Er hatte ein Gesicht wie immer, wenn er unzufrieden war. Er war unzufrieden mit sich selbst, unzufrieden, daß er sich vor uns allen und vor seiner Königin von Saba als kein besserer Schwimmer gezeigt hatte. Wir gingen die Tage behutsam, scheu, furchtsam wie Diener, wenn ein strenger Herr schläft.

Erst als der Sarg geschlossen wurde und Gedeon nicht dagegen tobte, sich nicht gegen den Deckel stemmte, sondern sich geduldig einnageln ließ, da fingen wir alle bitterlich an zu weinen.

Der Verlust wurde uns klar, wir erkannten, daß unser König gestorben war, daß wir ein verwaistes, führerloses Volk waren.

---

bildungen erschien mir der Eintretende geradezu fremd. Das war ein körperlich hinfälliger zitternder Greis, den schweres Gebreste wahrhaftig furchtbar hernehmen mußte. Und schon drang's auch an mich: „Sie kommen zu einem alten siechen Mann, der nur noch der Schatten seiner einstigen Persönlichkeit ist. Erwarten Sie nicht viel von mir. Seien Sie mir indes herzlich willkommen!" Er reichte mir die Hand, die sich heiß anfühlte, dann lud er mich ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

Aber jetzt ward ich etwas überrascht: — nach einigen einleitenden Worten hob eine Konversation an, deren ungleich größere Hälfte Saar bestritt. Ich erkannte — der schwerkranke Mann mir gegenüber besaß noch hinreichend Temperament. Die Stimme, die mir anfänglich belegt, ja geradezu heiser vorkam, hörte sich gemach ganz gut an; dabei wurde der Dichter lebhafter und lebhafter, er spielte eifrig mit der langen Quastenschnur seines Schlafrockes, schlug bei besonders markanten Stellen kräftig auf den vor uns stehenden Tisch, der Ausdruck des Auges wurde dabei sehr prägnant und der zwischen den Schultern tief gepolsterte Kopf schob sich dann rasch vor.

Er sprach zunächst von Marx und Hamerling.

„Marx", so fing er an, „war ein ebenso großer Mensch wie ein trefflicher Poet. Selten wohl fand ich je so viele Zuvorkommenheit und Herzensgüte wie bei ihm. Als Dichter ist er in erster Linie Lyriker — seine Dramen sind weniger bedeutend und mahnen mich immer etwas an die Nisselschen. Aber in seiner Gedichtsammlung „Gemüt und Welt" finden sich die herrlichsten Perlen und wäre Marx in den Dreißigerjahren, wo Lyrik noch im Kurs stand, mit Lenau und Grün gemeinsam tätig gewesen — sein Name als deutschösterreichischer Lyriker würde vielleicht in nicht allzu großem Abstand von diesen beiden genannt werden. Hamerling freilich übertrifft ihn schon durch Vielseitigkeit weit. Ich habe Hamerling bereits gekannt und geschätzt, da er noch lange nicht berühmt war. Als junger Offizier fiel mir ‚Venus im Exil', dann das ‚Schwanenlied der Romantik' in die Hände. Ich las und erkannte begeistert eine verwandte Empfindung. Inzwischen war ‚Ahasver in Rom' erschienen und meine Achtung vor Hamerling wuchs von Stunde zu Stunde. Da brachte mich mein „Heinrich IV." Hamerling einen Augenblick nahe. Er hatte über mein Drama an Ada Christen einige anerkennende Worte geschrieben. Ada Christen teilte mir den Brief mit und nun ließ ich an Hamerling ein Schreiben abgehen. Der Dichter antwortete. Ein zweiter Brief meinerseits*) folgte, in welchem ich aber nicht mehr bloß bewunderte, sondern auch Kritik zu üben mir erlaubte. Auf dieses Schreiben aber schwieg

*) Diese beiden Briefe Saars sind bereits ediert im Feuilleton „Ferdinand von Saar an und über Hamerling. Mitteilung an M. M. Rabenlechner." („Tagespost", Graz, 17. Juli 1906.)

brachte, zählen begreiflicherweise zu bedeutungsvollsten Erinnerungen meines Lebens.

Just gegenwärtig, da man darangeht, dem unglücklichen Poeten in Wien ein Denkmal zu errichten, wird in mir dieses Gedächtnis an Saar überlebendig und drängt nach Ausdruck. Das Peinliche ist dabei nur, daß man von sich selbst zu sprechen gezwungen ist, indes doch ausschließlich die Pietät für den Dahingeschiedenen die Feder leitet. —

Saar lebte in den früheren Jahren abwechselnd teils in Mähren, teils in Wien — in den letzten Jahren ausschließlich in Wien. Und zwar war es in Wien fast stets Döbling, wo er hauste. Der schöne, garten- und villendurchstickte Vorort war ihm überaus teuer. Anfänglich wohnte Saar in der Billrothstraße als Zimmerherr, eine Zeit hindurch auch als Gast in der Villa Wertheimstein; erst als er zum Herrenhausmitglied ernannt worden war, nahm er sich eine eigene Wohnung in einem einstöckigen schlichten Hause, das ganz ländlichen Charakter trägt und einem pensionierten Briefträger gehört: Rudolfinergasse Nr. 6. Er wohnte daselbst von Oktober 1903 an. In diesem Hause ist er auch gestorben. Das Haus steht natürlich noch heute und trägt seit einigen Monaten eine schöne Gedenktafel.

Saars Wohnung in diesem Hause lag im ersten Stock. Aus dem Hausflur, in dem sich eine mit schweren Steinen beschwerte Wäscherolle befand, führte eine schmale Treppe hinauf. Die Wohnung hatte zwei Eingänge, den einen links, den anderen rechts vom Ende der Treppe. Gewöhnlich ward der zur linken benützt.

Als ich zum erstenmale dort anklopfte, empfing mich am Eingang eine alte Frau — wie ich später erfuhr — Saars langjährige treue Pflegerin Frau Musil. Sie führte mich durch ein schmales Vorgemach in ein Zimmer, aus dem wieder beiderseitig Türen in andere Gemächer wiesen. Diese Türen standen offen. Ich hatte einige Minuten Zeit, mich umzusehen. Was ich schon damals von der Wohnung sah, ließ sie als recht geräumig erkennen. Die Fenster gingen in die Rudolfinergasse und verbreiteten genügend Licht. Was mich aber beim ersten Augenblicke am peinlichsten berührte, das war die übergroße Einfachheit der Einrichtung. Wären an den Wänden nicht doch einige Bilder in Goldrahmen gewesen und an der einen Seite ein Kanapee, ich hätte den Eindruck nicht zu überwinden vermocht, ich befände mich im Kanzleizimmer einer Kaserne. Ein Blick in das Zimmer zur Rechten, das Schlafzimmer mit der gußeisernen Bettstatt, hätte diese Kaserneillusion nur noch zu verstärken vermocht.

Endlich erschien Saar. Ich hatte den Dichter persönlich noch nie gesehen und nur aus Photographien und Holzschnitten war mir sein Äußeres bekannt gewesen. Aber gegenüber diesen mir geläufigen Ab-

Du aber lerntest gleichfalls Undank kennen,
Da deinen Wert die Welt doch nie erkannt,
Obgleich sie — stets unmäßig im Benennen —
Nur mit olymp'schen Namen dich genannt.
Sie sah zuletzt auch and're Lichter brennen
Und manchem Irrlicht ist sie nachgerannt.
Sie ließ dabei — wie mußt' es dich erbittern —
Allmählich deinen Lorbeer sich entflittern.

Schon stehst du jetzt, absterbend in der Krone,
Gleich einer blitzgetroff'nen Eiche da,
Verzehrt vom Ehrgeiz und gekränkt vom Hohne,
Siehst du dich fast dem niedern Holze nah.
So gleichen wir uns jetzt in unserm Lohne,
Ein warnend Beispiel ist's, was uns geschah:
Verkümmert ich in meinem ersten Schusse
Und du entlaubt, durchhöhlt — gefällt zum Schlusse. —

„Heute“ — so fuhr Saar fort — „würde ich wohl das Gedicht nicht mehr schreiben, es ist das Ergebnis trübster Stunden; denn heute halte ich vielleicht mehr als früher — daran fest, daß Hamerlings Werke unerreichte und unerreichbare Schönheiten enthalten. Aber Tatsache ist es halt doch, daß Hamerling gemach schon bei Lebzeiten von der Kritik schwer zu leiden hatte und daß nach seinem Tode von einem Berliner Universitätsprofessor die Hauptparole gegen ihn ausgegeben war, deren Wirkung in manchen Kreisen noch heute fühlbar.“

Er sprach dann weiter von der modernen Epik, erwähnte delle Grazies „Robespierre“ — leider sind mir die bezüglichen Worte nicht mehr gegenwärtig — und äußerte sich dann eingehend über eine andere „ganz einzige Vorläuferin unserer modernen Frauenliteratur“, an deren literarischer Wiege er helfend gestanden, die ihm die kurze Annäherung an Hamerling vermittelt: — Ada Christen. „Ich habe“, so erzählte Saar, „die Dichterin kennen gelernt, da ich noch ein junger Soldat war. Sie hieß mit ihrem Mädchennamen Christine Friderik und war — — Schmierenschauspielerin. Ich habe sie nicht eigentlich entdeckt, denn sie hatte sich schon früher an Frankl und Foglar gewandt gehabt. Diese zwei aber konnten merkwürdigerweise in ihren Sachen kein rechtes Talent entdecken. Da fiel mir das Manuskript ihrer Poesien in die Hände. Es waren Gedichte — zum Teil höchst unanständige — manchmal der sprachliche Ausdruck unbeholfen — überall eine horrende Orthographie und grammatikale Ungenauigkeit, aber schier aus jedem Gedichte der Hauch eines Heine gleichen Genius verspürbar. Also machte ich mich gleich an die Arbeit und ‚redigierte‘. Eine Anzahl von besonders ‚starken‘ Stellen mußte ich aus Schicklichkeitsgründen ganz streichen, vielen andern mußten Wörter und Sätze wegfallen und der Rest eingerenkt werden, grammatikalische und orthographische Fehler mußten verbessert werden. Endlich war das Manuskript druckfertig und ich trug es dem Verleger Hamerlings J. F. Richter in Hamburg an. Der schrieb

Hamerling und auch ich schrieb nicht mehr. Er muß über meinen Freimut sich beleidigt gefühlt haben. Mir hat dies Schweigen weh getan. Denn mir schwebte tatsächlich ein Lebensfreundschaftsbund mit Hamerling vor, ein Bund zweier Poetenherzen, die sich wunderbar auszugleichen vermöchten. Wie dies ‚Ausgleichen' zu verstehen, vermag ich in Kürze nicht auszudrücken, wer meine und Hamerlings Poesie kennt, weiß ja, was ich sagen will. Wie ich Ihnen schon in meinem Briefe mitgeteilt, habe ich in den Achtzigerjahren, in einer Stunde bitterer Verstimmung, dieses gescheiterte Freundschaftsbundhoffen in einem Gedichte fixiert, das ich in meine „Nachklänge" aufgenommen. Dort habe ich es „Einem Zeitgenossen" betitelt, es ist indes an Hamerling gerichtet. Hier ist das Buch mit dem Gedicht:

Voll klang und reich dein Lied schon, als das meine
Zu erstem Fliegen schüchtern sich geregt,
Schon leuchtete der Ruhm mit hellem Scheine
Auf deiner Stirn, da Dunkel mich umhegt —
Und dennoch schien es mir, daß zum Vereine
Ein knüpfend Band sich still um uns gelegt,
Ein Band um uns, die wir, getrennt durch Fernen,
Aufblickten beide zu denselben Sternen.

Mir war, als sollte jetzt und jetzt die Stunde
Sich nahen, wenn auch unvermerkt und leis,
Die uns bestimmt im tiefsten Herzensgrunde,
Gemeinsam zu erringen höchsten Preis,
Auf daß wir einst, umschlungen treu zum Bunde,
(Lach' immerhin, wer lachen will im Kreis!)
Dem Vaterlande würden, was vor Jahren
In hehrem Einklang größ're Dichter waren.

Die Stunde, sie schien da. Du wardst indessen
Stets mächt'ger vom Erfolge angeglüht;
Was du vollbracht, dir selbst schien's unermessen,
Du fühltest dich von Götterkraft durchsprüht.
Doch eines hattest du berauscht vergessen,
Daß echter Ruhm nur aus dem Herzen blüht —
Daher auch, als man uns zusammenführte,
Nur flüchtig deine Hand an meiner rührte.

Du blicktest kühl, weil ich nicht auf den Knien
So wie die andern in Bewund'rung lag
Und weil ich ernst des Mangels dich geziehen,
Den ich erkannt an dir am ersten Tag —
Und weil du fühltest, was dir nicht verliehen,
Das poch' in meiner Brust mit wärmstem Schlag,
Für deinen Stolz jedoch gab's kein Ergänzen,
Du zogst es vor, als Einziger zu glänzen.

Ich ging. Verletzt nicht, aber tief betroffen
Lebt' ich nur wieder meiner Weise nach,
Da jetzt gescheitert war mein liebstes Hoffen,
Lernt' ich verzichten still und allgemach.
Den Nerv der Zeit, ich hab' ihn nicht getroffen,
Kein Beifall hielt das Dichterfeuer wach
Und einsam, mühevoll — gar oft vergebens —
Rang nach dem Kranz ich in dem Kampf des Lebens.

besitze das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft, die Literarhistoriker begegnen mir mit höchstem Respekt, aber meine Bücher sind Ladenhüter des Verlegers und der Sortimenter. Wie viele Jahre hat es gebraucht, bis die achthundert Exemplare der Erstausgabe meiner ‚Heinrich‘-Tragödie abgesetzt waren! Werden meine Gedichte, die das Beste und Reichste meines Könnens enthalten, gelesen? Mit Mühe und Not, daß eine zweite Auflage gedruckt werden konnte. Meine ‚Wiener Elegien‘ — wie lobpreist man sie — und ganze 1500 Exemplare sind verkauft worden. Und die wären nicht abgesetzt worden, hätte ich das Werk nicht in der Grillparzergesellschaft zweimal öffentlich vorgelesen. Ja, man kennt diese „Wiener Elegien“ nicht einmal dort, wo man auf Grund ihres Inhalts spezielles Interesse erwarten sollte. So schickt mir vor kurzem ein Schottengymnasiums-Festkomitee in offenem Kouvert eine gedruckte Einladung, mich am hundertjährigen Jubiläum des Schottengymnasiums zu beteiligen. Die Sendung dieser gedruckten Einladung überzeugte mich, daß man nicht einmal im Schottenstift meine „Elegien“ kennt, obgleich doch in ihnen gerade bezüglich des Schottengymnasiums die vollsten Töne angeschlagen. Hätte man diese dort gekannt, so wäre wohl mir gegenüber eine persönliche Einladung erfolgt. Ja — ja, ich bin als Dichter eine ungelesene Berühmtheit, ein Unding also. Fragen Sie in Döbling in den Bürgerfamilien, wo doch eine Zahl meiner Geschichten spielt, wer daselbst Novellen von Saar besitzt! Vielleicht kennt man dort nicht einmal meinen Namen . . . Ja und wäre ich schließlich körperlich nur nicht gar so elend. Mein Leiden ist furchtbar. Ein Darmleiden veranlaßte mich, in eine Operation zu willigen. Die Folgen dieser Operation zwingen mich, jede Gesellschaft zu meiden — kaum daß ich täglich einige Viertelstunden das Zimmer verlassen kann, um in der Nähe des Hauses herumzuschlendern. Dazu bin ich schwer augenleidend, kann nur mühselig längere Zeit hindurch lesen — ich denke, ich werde nicht mehr lange leben.“

Die Erwähnung des Schottengymnasiums veranlaßte mich, ihn über seinen Lehrer, P. Othmar Helferstorfer, zu interpellieren. Er sprach von ihm in pietätvollsten Worten. Dann sprach er über seine beiden Schottengymnasialkollegen Nissel und Sigmund Schlesinger. Namentlich ersterem schien er sehr sympathisch gegenüber gestanden zu sein, obwohl er hinsichtlich seiner Werke an Tadel nicht sparte. Voll Begeisterung erwähnte er Rosegger. „Mit dem habe ich einmal einen herrlichen, unvergeßlichen Tag in Pfannberg bei Frohnleiten verlebt! Ich habe ihn seither nicht mehr gesehen, aber dieser eine Tag hat es mir gesagt, daß dieser Steirer ein ganzer Mensch ist.“

Ich brachte schließlich das Gespräch auf seine ‚Heinrichs‘-Tragödie und zwar speziell auf die beiden Gestalten Hildebrand und Mathilde.

mir wörtlich, ‚ob ich ihn denn für einen so grünen Jungen halte, daß er solches Zeug drucken werde‘. Nun sandte die Dichterin auf meinen Rat das Manuskript an Hofmann & Campe. Der akzeptierte und der Ruf der Dichterin war gemacht. Als Titel ihrer Bücher wählte sie ‚Lieder einer Verlorenen‘. Und wahrhaftig — jedes dieser ihrer Lieder ist erlebt gewesen. Als ‚Verlorene‘ ist sie mir auch tatsächlich das erstemal persönlich gegenüber getreten. Sie ist aber keine Verlorene geblieben, sondern wurde eine sehr ehrenwerte, wohltätige Ehefrau, die Gemahlin des gegenwärtig auch schon verstorbenen Rittmeisters Adalmar von Breden, mit dem sie in glücklichster Ehe lebte. Sie wollte als Pseudonym anfänglich Ada Carla wählen, das mißfiel mir und ich taufte sie mit ihrer Zustimmung Ada Christen. Ich darf wohl ohne Anmaßung sagen, ohne mich hätte heute das weibliche deutschösterreichische Schrifttum um eine seiner originellsten Persönlichkeiten weniger.“ — — —

Als ich mich bei Saar ein zweitesmal einfand, traf ich ihn eben bei der Lektüre von „Rosmersholm“. Es war gerade in den Tagen nach Ibsens Tod. „Was jetzt die Blätter mit Ibsen treiben“, begann er. „Ich will ja gar nicht sein großes Genie leugnen, will gern zugestehen, daß er der dichterische Repräsentant unserer Tage. — Aber so wie unsere Zeit krank bis ins Mark — so eben auch Ibsen. Seinen Gestalten fehlt vor allem die Beziehung zum Allgemeinen — Menschlichen — das sind manierierte Sonderlinge. Da halte ich es lieber mit der Zeit, in der das schöne Wahre, das Ewige gefeiert wurde. Die Tage unserer Literaturentwicklung gleichen der Stunde eines wilden Gewitters. Ibsens Dramen sind in ihr die furchtbarsten Blitze. Auf ein Gewitter folgt aber wieder die ewige ruhige Sonne — die Blitze aber sind dann verschwunden.“

Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich denke da wahrhaftig nicht an Ibsen, aber wenn man so beobachtet, was alles heute in der ‚Moderne‘ Erfolg hat und noch dazu welchen gewaltigen! Und vergleicht man demgegenüber sein eigenes Leben und Streben, sein eigenes Können und seinen eigenen Erfolg! Seit ich dem Soldatenstande entsagt und kunstbegeistert mich völlig der Poesie widmete, hat mich Frau Sorge gründlich gezaust. Erst seit einigen Jahren bin ich materiell so ziemlich gesichert. Aber früher, da hat es Wochen gegeben, wo ich gerade so viel aufbrachte, um einmal des Tages essen zu können. Manchmal langte es gerade für ein Gulasch oder ein Paar Frankfurter. Es ist so. Und wenn ich nur wenigstens als Dichter das Gefühl in mir hätte, ich werde gelesen. Aber das ist's ja eben. Gelobt werde ich jederzeit. Mein Name glänzt in den Zeitungen mit gold'nen Lettern, ich bin auf Grund meines literarischen Namens Herrenhausmitglied geworden,

einen Augenblick —" mit diesen Worten erhob sich Saar, suchte auf dem mit Büchern dicht bedeckten Tische, nahm seine „Nachklänge", setzte seine schwarzberänderte Brille auf und begann aus dem Buche zu lesen:

Auf den Tod einer jungen Schauspielerin.

Wieder verkörpert hast du sinnig all die
Holden Mädchengestalten deutschen Dramas:
Gretchen, Luise, Thekla, Melitta und Kleists
Käthchen von Heilbronn.

Aber veraltet damals schon erschienen
Echter Weiblichkeit sanfte Typen, weil sie,
Tief-empfunden, nur zur Empfindung sprechen
Und zum Verstand nicht.

Ja, in der Tat, gelehrig schon für Ibsens
Nora zeigte man sich — und vorbereitet
Auf das spät're Dichtergeschlecht, das jetzt bloß
Mit dem Gehirn schafft.

Und da verschrob'ner Sinn des Herzens Einfalt
Stets anwidert, erschien dein Spiel bald geistlos,
Geistlos wardst gescholten du selbst — und auch dein
Liebliches Antlitz.

Tückischen Lächelns sah man, wie du jeder,
Niedrig schlauen Berechnung bar, dich hingabst —
Wie du dulden mußtest die Qualen töricht
Sündiger Liebe.

Also verfehmt, schutzlos, vom Bühnenneide
Und vom Kritikerhochmut stets mißhandelt,
Brach in der erschöpften, der wunden Brust auch
Endlich das Herz dir.

Längst schon vermodert bist du und vergessen —
Selbst von jenen, die dir das Grab gegraben,
Und fortlebst du nur in vergilbten Bildern
Des Photographen.

Ich schied von Saar. „Kommen Sie wieder, aber möglichst bald, denn sonst treffen Sie mich vielleicht nicht mehr am Leben!" Bei diesen Worten stutzte ich wohl, dachte aber bei seiner Krankheit lediglich nur an den von ihm vielleicht nahe erwarteten natürlichen Tod. Ungefähr vierzehn Tage später brachten mir leider die Morgenblätter vom 24. Juli 1906 eine ungleich traurigere Kommentierung dieser letzten Äußerung: — im „grünen" Zimmer seiner Wohnung hatte sich am Nachmittag des vorhergegangenen Tags eine Selbstmordkatastrophe vollzogen . . .

Ich fragte, ob er auch geschichtlich an eine Liebe Gregors zu Mathilde glaube. „Ich weiß“ — entgegnete er — „die Historiker negieren es; ich aber als Dichterpsycholog vermag an dies Historikerwort schwer zu glauben; auch dem größten Genie wird das Ewig-Weibliche fühlbar und häufig ihm und durch ihn anderen zum Verhängnis.“ — — —

Das drittemal kam ich zu Saar ungefähr zwei Wochen vor seinem Tode. Ich ward diesmal (von der Stiege aus rechts) in ein anderes Zimmer geführt, das seine Fenster gartenseitig hatte und dessen Wände ganz grün bemalt waren. Die Einrichtung dieses Zimmers war ebenso spartanisch einfach, wie die drei von mir bereits erwähnten.

Saar empfing mich wieder äußerst freundlich, er bot mir sofort Zigarren an (noch heute bewahre ich die mir damals von ihm gereichte als Erinnerung!) und nun wollte er sofort alles vernehmen, was ich über Hamerlings Leben wüßte. Er hatte nämlich inzwischen erfahren, daß mir der Inhalt von Hamerlings Tagebüchern bekannt sei. Namentlich interessierten ihn da die Beziehungen Hamerlings zu den Frauen, insbesondere zu seiner edlen Freundin Clotilde Gstirner (Minona). Aus Zwischenbemerkungen, die er da machte, vermochte ich in Saar ein überaus gütiges, heiteres, versöhnendes Naturell — den echten gemütlichen Wiener — zu erkennen. Er fragte mich auch, ob Hamerlings Revolutionsdrama schon jemals aufgeführt worden sei — und als ich es bejahte, sagte er, er bewerte es dichterisch so hoch, daß er, wäre er Burgtheaterdirektor, es der Hoftheaterzensur trotz seines revolutionären Stoffes in entsprechender Bearbeitung zur Aufführung vorschlüge. Diese Äußerung bildete die Brücke zu einigen Bemerkungen des Dichters über das Burgtheater. Er erwähnte der verunglückten Aufführung seiner „Wohltat“, das ein „Volksstück“ sei und überhaupt nicht für die Burg getaugt und das die Regie zu alledem noch gründlich verstümmelt. Er gedachte dann in den wärmsten Worten des gemütlichen alten Hauses am Michaelerplatz. Er sprach über die alte Garde der Hofschauspieler. In begeisterten Worten pries er Lewinsky und Baumeister. Als ich den Namen Josefine Wessely nannte, blitzte Saars Auge auf! „Ja, das war eine Sentimentale!! Das Burgtheater hat bis heute tatsächlich noch keinen Ersatz für sie, obwohl bereits bald neunzehn Jahre seit ihrem Tode um. Ich habe ihren Entwicklungsgang verfolgt. Sie war die Tochter eines Schuhmachers aus Gumpendorf — ein echtes Mädel aus der Vorstadt. Sie starb 28jährig und liegt auf dem Hütteldorfer Friedhof begraben. Die Kritik hat sich ihr gegenüber miserabel benommen. Speidel hat ihr — unbegreiflich — schwer weh getan. Wer empfindenden Herzens sie auch nur einmal in einer ihrer Glanzrollen gesehen, dem blieb sie unvergeßlich. Aber warten Sie nur

Es verdirbt den Charakter.

Von **Roda Roda.***)

Ich bin aus einem garstigen Traum erwacht und tappe mich zurecht. Wenn man so auffährt, weiß man nicht gleich, wo man ist.

Draußen ist's schon hell. Mein Wirt steht gebückt neben einer Ziege und milkt sie in einen Zuber.

Ich kämme mir mit den Fingern das dürre Laub aus dem Haar und will mich waschen. Aber sie haben hier auf dem Felsen kein Wasser.

Mein Gott, wie müd' ich bin! Wie vergiftet.

Soll ich dem Wirt was zahlen? Wieviel? — Der arme, gute Kerl ... Aber wenn ich ihm viel gebe, fällt's auf.

Er bringt mir schweigend den Zuber, schneidet mir ein Stück Brot zu und möchte gehen. — Ich muß ihn aber doch ausfragen, sonst verirre ich mich am Ende, und der Tag ist verloren.

„Du — Nachbar —", rufe ich — ich löffle mein Frühstück — „mir geht's schlecht seit ein paar Tagen. Ich könnt' eine gute Losung brauchen."

„Eh — dann geh' nach Grahowa, dort gibt's immer Arbeit."

„Grahowa —. Glaubst du, da warten sie auf mich? Die haben mehr Scherenschleifer als du Ziegen."

„... Also geh nach Bejaschehir."

„Hör mir mit den Städten auf! Ein Dorf mit Soldaten — wenn du mir das zu nennen wüßtest ..." — Mein Gott — warum sieht er meine Hände an?

„Ein Dorf mit Soldaten ..." — Er denkt nach. — Also hat er keinen Verdacht. — „Soldaten ... Dort oben — siehst du? — auf dem ganz steilen Felsen — dem dritten rechts von der Ruine? — Siehst du? — Dort sind Soldaten."

„Aber wie viele? Denn wegen eines Dutzends lohnt's sich's nicht."

„Freilich, freilich ..." — Und er beginnt mir gutwillig, umständlich und langsam die Kordonsposten aufzuzählen, so gut er's versteht.

Ich horche erregt, damit mir nicht ein Wort entgehe. Kein Wort. Jedes einzelne schreibe ich mir mit einem harten Griffel ins Hirn.

Dann überlege ich. Ich sinne und sinne und wäge ab — und werfe zur Linken, was zu leicht ist, und behalte, was taugt und habe mit einemmal alles vor mir, wie es ist und sein wird ...

Donnerwetter — ist das ein erfolgreicher Tag! Wie hätte ich ahnen können, daß dieser Ziegenhirt so viel weiß —! Er kennt ja die ganze permanente Befestigung und Besatzung der Gegend.

---

*) Aus der sehr empfehlenswerten Humoreskensammlung: „Der Schnaps, der Rauchtabak und die verfluchte Liebe."

Des Weltkindes leichtsinnig Bußlied.

Von Peter Rosegger.

Ein Traum? — Vielleicht. Was wär' sonst das?
Da träume ich nun schon seit sechzig Jahren
Von Torheit, Bosheit, Lug und Haß,
So lebhaft schauend grell und kraß,
Als hätt' ich's am eigenen Leib erfahren.
Und bist du wirklich, du wahnvolle Welt,
Dann hast du mir das Leben scheußlich vergällt. —
Wie kam ich zu dir voll Lust und Vertrauen,
Wollte nur Schönes und Braves bauen.
Da heucheltest du, desselben beflissen,
Und hast mir all' Freud' beschmutzt und zerrissen.
Nun hab' ich mich mattgeritten,
Satt gestritten,
Mich zum Herzensfrieden durchgelitten. —
Vor kurzem war ich bei Göttern zu Tische.
Dort läßt man schweigend von allem decken;
Das Faule schiebt man bei Seit', das Frische
Läßt man sich schmecken.
Man kann dabei viel profitieren,
Wie man mit feineren Manieren
Sich mag zu Ende führen.
Kein schrilles Schreien mehr, kein grelles Lachen.
Ich will es von jetzt ab besser machen,
Ein Leben führen, wie es genehmer ist.
Will sogar die Verse ohne Normen,
Ganz nach eignen Launen formen,
Weil es mir so bequemer ist.

Doch was andres will ich wagen
Mit Verstattung noch zu sagen.
Trotz des Sportes, aufzuklären,
Ist es finster, bleibt es finster,
Gute Lehren, Leut'bekehren,
Das sind blaue Hirngespinster.
Sagt's Mephisto oder Faust,
Wie man auf der Erde haust,
Es klingt nach in unserm Ohr,
Und man bleibt als wie zuvor.
Selbst Erfahrung wirkt bedingt
Nur so lange, als sie zwingt.
Wir sind hartgesottne Sünder
Und ihr Frommen seid's nicht minder.

Doch, es wird spät.
Ich trinke den garstigen Trank zur Neige,
Und schweige.
Wie schön zu schauen auch der Götter Leben,
Es ist verzweifelt schwer, ihm nachzustreben.
Ich betracht' und beklag' als betrogener Zecher
Noch einmal die Welt,
Und schleudere den schillernden Becher
An der Ewigkeit eherne Wand,
Daß er zerschellt. —
Wie bin ich noch wirr, obschon aufgewacht.
Ich merke wohl, der giftige Trank
Hat mich betäubt gemacht,
Todesbetrübt und krank.
Und sollte doch jauchzen, daß er endlich leer ist,
Der vertrackte Humpen, und nicht mehr schwer ist.
Sollte ihn mit sanft laugendem Lethe ausspülen,
Ihn mit meiner eigenen Seele ausfüllen,
Mit der guten und schönen,
Wie sie im törichten Wähnen
Sich selber so gerne tat nennen;
Und sollt' mit solch köstlichem Inhalt
Den Becher stolz himmelwärts tragen! —
Wer ist verwegen? Wer darf das wagen?
Ich bin es nicht, kann es nicht sein.
Meine Seele hat von Welt getrunken
Und ist nicht mehr rein.
Auch sie hat Liebe mit Undank betrogen,
Hat Haß mit erkünstelter Sanftmut belogen,
Torheit mit Torheit aufgewogen. —

O meine Seele, der Abend naht.
Willst du dir nicht das Scheiden verschönen
Mit herzfroher, tapferer Tat?
Willst du dich nicht mit der Welt versöhnen?
Wenn es ihr recht ist
Und du ihr nicht zu schlecht bist.
Im Grunde seid ihr doch einander würdig
Und ebenbürtig.
Gott Vater war schalkhaft' als er euch schuf,
Nun ist Irrtum und Torheit euer Beruf.
Ihr krochet hervor aus Sumpf und Schlamm,
Woher auch die Lotosblume kam,
Und ist doch der Sonne liebstes Kind.
Laßt euch nur den Spaß nicht gereuen:
Verzeihen, erneuen, sich freuen.
Dann seid ihr, wie die Götter sind.
Nehmt nur nichts schwer und auch nichts krumm;
Seid nicht zu klug und nicht zu dumm,
Und bildet euch doch ja nicht ein,
Das Rechte so mit Klugheit zu erfragen.
Ist schon die Weisheit zu erjagen,
So kann's eher noch mit einer Torheit sein.
Jeder forsche, was ihm tauge.
Vor jeder Wahrheit, die dich quält,
Verschließe ruhig Ohr und Auge,
Und dichte dir die Welt
So, wie sie dir gefällt.
So spielt man bei dem Schauspiel ruhig mit,
Sonst wird einem selber mitgespielt,
Und freut sich weidlich Schritt für Schritt
An einem andern selbstgeschaff'nen Bild.
Die Tragödie läßt sich mit Vergnügen seh'n,
Und man sich sagt beim Nachhausegehn:
Es war nur ein Spiel, es ist nichts geschehn.
Das Lustspiel gibt man auf jeden Fall
Ein andersmal.

„Kommen Sie weit her —?“ fragt er mich.

„Von dort oben. Ich hab' beim Hirten geschlafen.“

„Und gestern —?“

„Gestern in Gradatz.“

„Wie ist denn dort das Geschäft — he —?“

„Na — so — so.“

„Viele Messer?“ — Und im Sprechen nimmt er noch zwei Lupen aus dem Sack, verstellt sie, jede in einer Hand, vor dem Auge hin und her . . . und . . . mein Gott — der Mann hat ja ein fertiges Fernrohr bei sich und richtet es auf den Kordonsposten —! — „Viele Messer geschliffen —? Viele Soldaten dort?“

Ich stelle mich dumm und schweige. Wenn ich der klügere sein will, muß ich mich dumm stellen.

Wir brechen auf. Ich schiebe wieder, und er geht langsam neben mir her. Ich beneide ihn, weil er ein solch bequemes Gewerbe hat. Uhrmacher —. Den braucht man doch auch überall — die Maske ist gut.

Einmal, als ich ihn mit einem scheuen Blick streifte, begegne ich seinen Augen. Ich nehme mir vor, nicht mehr hinzusehen.

Wie frech er ist! Er benimmt sich, als wär' er zu Haus im Café. Ungeniert spricht er über die Befestigungen nnd versucht, mich auszuholen. Ich will möglichst bald von ihm loskommen — der ungeschickte Mensch wird über kurz oder lang entlarvt sein, und ich mit ihm.

„Sie —“, ruft er plötzlich, „— Sie wollen da hinauf zum Kordonsposten? Und warum?“

„Halt . . . Arbeit suchen —“, stotterte ich erbleichend. Wenn er ein Agent provocateur wäre . . . oder auch nur . . . In wessen Sold steht er eigentlich?

„Arbeit suchen Sie da oben? Ich werde Ihnen was sagen: dort oben brauchen sie keine Stickerei'n. — —. Ich habe Ihnen nämlich vorhin mit meinem Patentfernrohr zugesehen: Sie haben ein hübsches Hemd. — — Reden wir ehrlich miteinander! — Welches ist ihr Lieblingslied?“ Er pfeift „Boshe Zarja chranji“ und sieht mich verschmitzt an.

Nur nicht verraten! Mich jetzt nicht verraten! Ich fühle, wie mein Blut einfriert.

„Was Sie für ein komischer Kauz sind!“ fährt er fort. „Wir sind Kollegen — warum geben Sie's nicht zu? Sehen Sie die Maschala? Da wollen wir doch beide hin. Also auf gute Kameradschaft — welches Lied Sie auch immer singen. Wenn unsere Vaterländer Feinde sind — was geht's uns an?“ — Er hält die Hand hin.

. . . Ich schlage ein.

Wir sehen uns in die Augen. Was darin glimmt, ist Treue.

„Höre“, sagte er, als ich aufbrechen will, „ich möchte dich um etwas bitten. Schleif' mir das Messer da.“

Was soll ich —? Ich möchte ihm lieber einen Franken geben, denn ich bin müd — von gestern noch — von vorgestern — von all den Tagen und Wochen her, seit ich den grünen Karren schleppe und trete. — Aber was soll ich —?

„Gib her, Nachbar!“ — und ich schleife. Sssss . . . geht der Wetzstein — das Wasser tropft darauf und stiebt fort.

„Dank — schönen Dank!“

„Dank Gott“, sag' ich, packe meinen Karren und laß ihn den Saumweg hinabrumpeln — wohl eine, zwei Stunden. Er läuft von selbst — ich muß noch halten. Wenn doch alle Wege so wären!

Unten zieht die Straße. Hundert Schritte von ihr setze ich mich zwischen zwei Felsblöcke, blicke rundum, ob mich niemand sehen könne — nehme Nadel und weißen Zwirn vor und nähe mir den ganzen Plan, so gut ich ihn jetzt weiß, ins Hemd: die Tallinien — lange Stiche; die Rückenlinien — kurze Stiche; die Posten — Knoten; so viel Züge Besatzung — so viel Knoten.

Es ist wohl Mittag, eh ich fertig bin. Dann sehe ich mir die Stickerei wohlgefällig an. — Was das für ein hübsches Croquis geworden ist! Jeder Faden der Leinwand bedeutet zehn Meter. — Noch ein Vergleich mit der Kartenskizze . . . gut, es stimmt. Also fort mit der Skizze! — Ich verbrenne sie. Ein Angeber weniger.

Mein Mittagmahl — Brot und Käs.

Dann aber vorwärts! Vor Abend muß ich auf dem Werk oben sein. Nicht zu spät — sonst hab' ich nicht mehr Zeit, zu schleifen und mich mit den Soldaten auf guten Fuß zu stellen. Auch nicht zu zeitig — sonst schleife ich ihnen vor Abend alle Messer fertig, und sie lassen mich nicht oben übernachten.

Ich schiebe meine Last so die Straße hinan, schweißtriefend und erschöpft, ach, so erschöpft, daß ich alles vergesse — da holt mich einer ein.

Ich zucke zusammen.

Aber mein Begleiter ist harmlos. Ein echter Wanderbursch. Uhrmacher von Profession.

Wir sprechen wenig miteinander.

Nach ein paar Stunden setzen wir uns in den Schatten und machen Rast.

Dort mustere ich ihn erst. — Ja, wer so grobe Hände hätte, wie er! Diese Hände, meine unglückseligen Salonpfoten, werden mich noch an den Galgen . . .

Er zieht eine Nickeluhr aus der Tasche, klemmt sich eine Lupe ins Auge und beobachtet das Rädergetriebe.

Andreas Hofer im Operntheater.

In Tirol 1809. Der Kaiser hatte seinen Willen gegeben zur Erhebung gegen den Feind. Da eilte aus Wien der wackere Büchsenspanner Steger ins Land, um den Bauern zuzurufen: „Kemmts, Leutln, s ischt Zeit!“ — Und das erzählt weiter Rudolf Bartsch in seinem „Volkskrieg in Tirol 1809“ (Wien, C. W. Stern, 1905):

Und sie kamen. Drei der Getreuesten aus dem Herzen Tirols; der Sandwirt Hofer aus Passeier, der Kaffeewirt Nessing aus dem herrlichen, unverbrüchlich treuen Bozen und Peter Kreitter aus Lorenzen im Pustertal. Nicht als die ersten. Diese drei aber waren die ersten, die zu ihrem Erzherzog Johann durften. Sie waren gekommen, nicht um sich blindlings anzubieten, o nein! So unbedächtig ist der Tiroler nicht. Unterhandeln wollten sie, Punkt für Punkt: Gibst du dies, so tun wir jenes. Sie wollten von ihrer alten Verfassung wieder haben, was sie so schmerzlich vermißten: ihre Freiheit, ihre ungestörte Religion, Schutz und Herstellung ihrer Klöster. Für sich selber und ihren Vorteil erbaten sie nichts. Nur Militär und Geschütz sollte man ihnen senden auf beiden großen Straßen: durchs Inn- und Drautal. Dafür wollten sie wie ein Mann aufstehen, alle Franzosen und Bayern im Lande gefangen nehmen, alle Pässe sperren, alle Kassen auffangen, alle Magazine besetzen und Kufstein, die einzige Festung im Lande, überrumpeln. Aber bald, bald sollte alles geschehen, sonst könnten sie für ihre jungen Leute nicht mehr gutstehen!

Am 17. Februar kamen die drei nach Wien, wo ihnen Hormayr sogleich das feierlichste Versprechen abnahm, sich nur am Abend ins Freie zu wagen. Namentlich galt das für den gewaltigen Hofer, dessen hohe Gestalt in der prachtvollen Passeirertracht für ganz Wien ein Spektakel abgegeben hätte! Er wurde beim getreuen Steger in der Laimgruben (Mariahilf) untergebracht.

Kaum sind diese Abgesandten in Wien, läßt der Minister Graf Stadion eiligst Hormayr rufen, der in seiner Kanzlei im Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Hofburg) nahe zur Hand war. Hormayr sieht seinen Gönner in schrecklicher Aufregung. „Ihre Tiroler halten schön Wort,“ ruft ihm Stadion entgegen. „Wenn das der Andreossy (französischer Botschafter) nicht ad notam nimmt, so taugt er nichts. Die ganze Verschwörungsgeschichte kommt heraus.“

„Wer hält sein Wort nicht?“ frägt Hormayr erstaunt den Minister, der in größter Nervosität eine Prise nach der anderen schnupft. „Meine Tiroler leben unterirdischer als Maulwürfe.“

„Ja, auf gute Freundschaft!“ ruf' ich. Und von der Seele fällt mir eine drückende Last. Daß ich nun nach dem wochenlangen marternden Schweigen reden darf, — das tut mir wohl, oh, unendlich wohl. Daß jemand um mich ist, der meine Sorgen teilt, meine Pläne, meine Freuden und Enttäuschungen, meine krampfende Angst und jubelnde Hoffnung. — Wohl, unendlich wohl.

Wenn wir unbelauscht sind — draußen auf der Wanderung — da öffnen wir unsere Herzen und lassen einander hineinblicken.

Und ich dank ihm.

Und er dankt mir.

* * *

So gehen wir von Neumond bis Neumond zusammen — von Werk zu Werk — die Spürhunde einer heiligen, markzerrüttenden Jagd. Vor uns fallen die Geheimnisse, das noble Wild; wir wühlen in ihren Eingeweiden und saugen ihre Adern aus.

* * *

Eines Tages liegen wir im Gras.

Er schläft.

Da marschiert vom Hang her — den Weg, den auch wir gekommen sind — eine Patrouille. Sie hält gerade auf uns.

In dieser Minute, wo der Henker die Hand nach meiner Gurgel streckt, denke ich einen entsetzlichen Gedanken aus: wenn's drum und dran geht und die Verfolger uns fassen, werde ich den Schläfer neben mir verraten, um mich selbst zu retten.

Mir ist, als verginge ein Leben, ehe die Patrouille da ist — mit riesigen Schritten aus der Unendlichkeit.

Um Gottes wi . . . — Nein. — Sie gehen vorüber. — Jetzt wage ich zu atmen.

. . . Und Dimitri Koschuhoff vom kaiserlich russischen Generalstab, mein Genosse, dessen Schlaf ich betrogen habe, ergreift meine Hand und sagt: „Sie sind fort. — — — Aber wir müssen uns trennen.“

„. . . Warum?“ frage ich unsicher.

„Weil . . . weil . . . als die dort kamen, da ist mir gewesen, als sollte ich . . . Ah, denken Sie nicht schlecht von mir! — Die Furcht, die Furcht . . . Man wird zum Tier. Ich habe . . . Sie preisgeben wollen, um heil zu bleiben . . .“

Er steht auf und geht langsam, ohne sich umzublicken. Im Weggehen murmelt er: „Unser Geschäft verdirbt den Charakter. Es verdirbt den Charakter.“

Ich habe ihm noch lange nachgeblickt.

Schade. — Schade um ihn. Ist ein treuer Freund gewesen. Der aufrichtigste vielleicht, den ich im Leben gehabt habe.

aber, den er sich infolge einer heitern Wette hatte wachsen lassen, gab ihm einen Schwung ins Imposante und vollendete einen prächtigen Charakterkopf. Die Augen waren rund, still und wollten gewöhnlich nicht viel sagen. Wenn er aber scherzte, legten sich viele schalkhafte Fältchen von einer herzlichen Liebenswürdigkeit herum, sie bekamen einen unwiderstehlichen Zug des Humors.

Ganz anders aber belebten sie sich, wenn Hofer gerührt wurde, was bei seinem herrlichen, weichen Herzen ungemein leicht gelang, oder gar, wenn der Brand der Begeisterung diese Augen in Flammen setzte. Drei Dinge waren es, welche Hofer augenblicklich bis zu lautem Schluchzen bewegten: wenn man von seinem armen Lande Tirol sprach, von seinem Kaiser oder gar vom Prinzen Hans, der so gerne wieder ins Land gekommen wäre — und von der bedrohten Religion.

Er war von tiefer demütiger Frömmigkeit und bestrebt, genau nach den Geboten der christlichen Sittenlehre zu leben. Diese Reinheit und Selbstlosigkeit tat seiner Wirtschaft, seinem Wein- und Pferdehandel, den er bis tief nach Welschland trieb, nicht sonderlich gut. Seine Verhältnisse waren keineswegs glänzende und doch nahm dieser Mann, selbst da ihm als Statthalter die Mittel des ganzen Landes Tirol zur Verfügung standen, kaum einen jener von ihm geprägten Sandwirtszwanziger für sich. Die Kosten seines „Hofhalts“ waren für den Tag in Kreuzern zu zählen.

Trotz seiner wunderbaren Sittenreinheit war er kein Ducker. Er scherzte gerne, liebte einfache aber gute Kost und war ein starker Trinker, jedoch von der Sorte des Sokrates: — er konnte viele Flaschen des schwersten Weines seelenruhig leeren, Kopf und Augen aber blieben hell und frei. Niemals sah ihn jemand durch Verschulden des Weines auch nur angeregt.

Hormayr trank auch gerne, aber er war zu sensibel; man merkte es bald. Ein Vergleich zwischen diesen beiden Männern läßt tief in die Seele jenes Volkskrieges blicken. Der geniale, aber spitzfindige Hormayr verscherzte sich das Zutrauen vieler, namentlich der Bauern. Als er nach dem Bankerott der österreichischen Invasion aus dem Lande floh, schob so recht das ganze Volk von Tirol den gegen Hormayr einfältigen, aber sittenreinen Sandwirt an die höchste Stelle — ohne dessen Zutun.

Der bedächtige Sandwirt war keine aggressive, ideenwälzende Natur wie Haspinger, kein genial tollkühner Unfried wie Speckbacher. Viele seiner Führer hatten weit größere Begabung als der bloß mit einem schlichten, gesunden Hausverstande ohne weiten Blick ausgerüstete Hofer. Gedrängt, unwiderstehlich gedrängt wurde Hofer zu allem, was er tat. Eine äußere, aber geheime Macht, deren Walten er wohl ahnte,

„Schön!“ lacht der verzweifelte Minister. „Da springen sie 'mal hinüber ins Kärntnertortheater, wo gerade die Oper angefangen hat und schauen Sie sich Ihren Bartmann oder Buschmann an!“

„Aber den soll doch — —!“ Erschrocken eilt Hormayr fort in die Oper und guckt vom Gang ins Paterre. Eben ist Pause. Da sitzt im strahlenden Lichterschein breit und wuchtig der Sandwirt Hofer in seinem grünen Rock und roter Weste, den riesigen Passeirerhut auf den Knien und streicht sich behaglich den prachtvollen langen schwarzen Bart, das Zentrum aller Lorgnons des ganzen glattrasierten und des Damenpublikums. Denn Bärte trugen damals nur Juden oder Kapuziner.

Hormayr erbleicht und packt den nächsten Logenschließer am Arme. „Schnell schlüpfen Sie da hinein und holen Sie mir den Schwarzrotgrünen! Sagen Sie ihm, ein Landsmann ist da! Wegen eines dringenden Wein- und Pferdehandels.“

Der Schließer tuschelt Hofer die Botschaft ins Ohr. Der wirft einen bedauernden Blick auf die Bühne, deren Vorhang sich eben wieder hebt, steht aber doch auf und drängt sich hinaus, wo er im Foyer augenblicklich von Hormayr überfallen und fortgezogen wird.

„Anderl, aber Anderl! Haltst du dein Wort als Tiroler so? Du hast mir doch in die Hand versprochen, bei Licht nicht auszugehen.“

„Recht so,“ gibt Hofer gutmütig zu. „Aber um die Zeit ist's ja um fünfe schon längst finster. Jetzt sag' mir nur, wo is der Landsmann wegen dem Wein und mit den Pferden?“

„Aber das hab' ich dir ja nur so vormachen lassen, damit ich dich aus dem Theater herauskrieg!“

Hofer, der niemals jemandem etwas „vormachte“, warf einen strafenden Blick auf Hormayr und wandte sich nach dem Zuschauerraum zurück. „Jetzt hab ich schon ein gutes Stückl verpaßt,“ sagte er ärgerlich, „und hab doch für den ganzen Abend gezahlt, und von meinem Geld geben's mir am Schalter keinen Kreuzer zurück.“

Knapp an der Türe gelingt es Hormayr noch, den ehrlichen Sandwirt zurückzuhalten, indem er ihn auf ein gutes Abendessen einlädt. Noch einen Blick wirft der junge Archivdirektor nach der Diplomatenloge — sie ist leer geblieben.

„Gott sei Dank, daß das Ballett noch nicht angefangen hat,“ seufzt Hormayr aus dem tiefsten Grunde seines befreiten Herzens und schleppt seinen Gefangenen durch Nacht und Schneesturm nach Hause.

Hofer war von gewaltigem Gliederbau, in allen Bewegungen und Worten langsam und bedächtig, aber wuchtig und großzügig. Das runde, rote Antlitz mit der leicht abgestumpften Nase machte den vollkommensten Eindruck von Treue und edler Herzenseinfalt, der lange schwarze Bart

Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe die Gesetze und die Gerechtigkeit herrschen lassen, habe Ordnung und Sauberkeit in die Finanzen gebracht und habe die Armee in der Disziplin erhalten, die sie über alle anderen Truppen von Europa erhoben hat. Nachdem ich die Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir einen ewigen Vorwurf zu machen haben, wenn ich das, was meine Familie betrifft, vernachlässigte; um also Zwistigkeiten zu vermeiden, die sich unter meinen Verwandten in Betracht meines Erbgutes erheben könnten, erkläre ich durch dieses Aktenstück in aller Form meinen letzten Willen.

1. Ich gebe gern und ohne Bedauern den Lebenshauch, der mich beseelt, der gütigen Natur zurück, die ihn mir geliehen hat, und meinen Körper den Elementen, woraus er zusammengesetzt worden ist. Ich habe als Philosoph gelebt und will als solcher begraben sein, ohne Aufzug, ohne Gepränge, ohne Pomp; ich will weder seziert noch einbalsamiert werden; man soll mich in Sanssouci begraben, auf den Terrassen, in einem Grabmal, das ich mir habe bereiten lassen. Der Fürst von Nassau, Moritz, ist ebenfalls in einem Wäldchen, nahe bei Cleve, beerdigt worden; wenn ich im Kriege sterbe oder auf der Reise, so soll man meinen Körper in dem nächsten Ort beisetzen und ihn im Winter nach Sanssouci überführen, an den Ort, den ich oben bezeichnet habe.

2. Ich hinterlasse meinem Neffen Friedrich Wilhelm, dem ersten Erben der Krone, das Königreich Preußen, Provinzen, Staaten, Schlösser, Festungen, Plätze, Munitionen, Arsenale, die durch mich eroberten oder ererbten Länder, alle Juwelen der Krone (welche in den Händen des Königs und der Königin, seiner Gemahlin sind) die goldenen und silbernen Service, welche in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzensammlung, Bildergalerie, Gärten u. s. w. u. s. w.; ich hinterlasse ihm ferner den Schatz, so wie er sich an dem Tage meines Todes vorfinden wird, als ein Vermögen, das dem Staate gehört und welches nur dazu dienen soll, die Völker zu verteidigen oder sie in Not aufzurichten.

3. Sollte ich einige kleine Schulden hinterlassen, welche der Tod mich verhindert hätte zu berichtigen, so soll mein Neffe verpflichtet sein, sie zu bezahlen; solches ist mein Wille.

4. Ich hinterlasse der Königin, meiner Gemahlin, die Einkünfte, die sie genießt, mit 10.000 Talern Zuschuß das Jahr, zwei Tonnen Wein jährlich, frei Holz und Wildbret für ihre Tafel. Dagegen ist die Königin verpflichtet, meinen Neffen zu ihrem Erben zu ernennen. Anderseits, da sich kein passender Aufenthalt ihr zur Residenz anzuweisen findet, genügt es mir, Stettin zu nennen, der Form wegen;



der er nie zu widerstehen suchte, und die er verehrte, trieb ihn: der Volksgeist von Tirol!

Diese Macht erhob ihn hoch — er blieb demütig und schlicht; diese Macht entriß ihm alle seine Entschlüsse. Durch sie gedrängt siegte er bei Sterzing, am Isel und bei Leonhard. Durch sie gehalten, vermochte er nicht zu fliehen, als die Besten des Landes das sinkende Schiff verließen — und geschoben, ja ganz verwirrt von dem Einfluß der Verzweifeltsten des ganzen Landes brach er im Spätherbst 1809 zum erstenmal in seinem Leben das Wort, verleugnete seine Unterwerfung, erhob von neuem den Ruf zum Aufruhr, und erst als sein Körperliches gefangen und dem Tode geweiht war, da befreite sich seine Seele, eine tiefe Erkenntnis seines ganzen Lebenslaufes durchzuckte ihn und da wuchs er ins Übermenschliche. Dieser weichherzige Mann, der so leicht die gutmütigen Augen voll Wasser bekam, nahm trockenen Auges Abschied von einer Welt, die sich schlechter erwiesen hatte als er.

Daß man Hofer so oft verkannt und in ihm den Führer und Kommandanten des Aufstandes gesehen hatte! Er war weniger und doch mehr. Er war seinem Volke, was dem Soldaten seine Fahne ist: Das Panier von Tirol!

Selbst unbeweglich, aber von den Kühnsten und Besten getragen, allen voran. Unbefleckt, rein, verehrungswürdig, ja wahrhaft geheiligt! Von der Religion geweiht, vom Paten Johann mit einem Wahlspruch belebt, vom Kaiser ausgezeichnet und geschmückt. In der höchsten Not entfaltet sich die Fahne, als alle Kommandanten versagten, siegt sie, dann sinkt sie — — und mit ihr das Land Tirol.

Man könnte das Herzschild des roten Tiroler Adlers mit einem goldenen A. H. schmücken, nicht um den Bauernwirt zu ehren, nein, um das Volk von Tirol zu erheben, dessen Symbol er war.

Friedrich des Großen Testament.

Also hat vor 139 Jahren der große Preußenkönig testiert. Es ist eine bedeutsame Kunde von diesem Fürsten und seiner Zeit:

Unser Leben ist von dem Augenblick unserer Geburt bis zu dem unseres Todes ein schnelles Vorübergehen. Der Mensch soll während dieses kurzen Zeitraumes arbeiten für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist.

Seitdem ich zur Führung der Geschäfte gelangt, habe ich mich bestrebt mit allen Kräften, welche die Natur mir gegeben hat, und nach meinen schwachen Erkenntnissen diesen Staat, welchen ich die

14. Seiner Frau, meiner teuren Nichte, 10.000 Taler, schreibe zehntausend Taler, Einkünfte von meinem bei der Tabakspachtung untergebrachten Gelde und eine Dose mit Brillanten.

15. Meiner Nichte, der Prinzessin von Oranien, eines meiner Porzellanservice von Berlin, eine Dose von 10.000 Talern Wert, vierzig Anker Ungarwein und eine Paradekutsche mit einem Gespann preußischer Pferde.

16. Meiner Nichte, der Herzogin von Württemberg, eine Dose im Werte von 6000 Talern und zwanzig Anker Ungarwein, eine offene Chaise mit einem preußischen Gespann..

17. Meinem teuren Neffen, dem Markgrafen von Ansbach, meinen gelben Diamanten, zwei meiner besten Handpferde mit ihrer Equipage und dreißig Anker Ungarwein.

18. Meinem Neffen, dem Erbprinzen von Braunschweig, zwei meiner englischen Pferde mit ihrer Equipage und zehn Anker Ungarwein.

19. Meinem Neffen, dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, 10.000 Taler.

20. Meinem Neffen, dem Prinzen Wilhelm von Braunschweig, 10.000 Taler.

21. Meiner Nichte von Schwedt, Gemahlin des Prinzen von Württemberg, 20.000 Taler und eine Dose von Brillanten.

22. Und ihrem Manne zwei meiner Handpferde mit ihrer Equipage und zwanzig Anker Ungarwein.

23. Meiner Nichte, der Prinzessin Philippine von Schwedt, 10.000 Taler.

24. Dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, meinem Schwager, den ich stets geschätzt habe, eine Dose mit Brillanten aus meiner Kassette und zwanzig Anker Ungarwein.

25. Ich empfehle mit ganzer Seele meinem Universalerben jene tapferen Offiziere, welche den Krieg unter meinen Befehlen mitgemacht haben; ich bitte ihn, Sorge zu tragen für diejenigen Offiziere besonders, die um meine Person waren, keinen derselben zu verabschieden, keinen von ihnen, der krank würde, im Elend umkommen zu lassen; er wird unter ihnen geschickte Militärs finden und Leute, die von ihrer Einsicht, ihrer Tapferkeit und ihrer Treue Proben gegeben haben.

26. Ich empfehle ihm meine Privatsekretäre, sowie alle die, welche in meinem Bureau gearbeitet haben; sie haben Routine in den Geschäften und werden ihn in dem Anfange seiner Regierung über viele Sachen aufklären können, von denen sie Kenntnis haben und welche die Minister selbst nicht wissen.

27. Ich empfehle ihm gleichfalls alle diejenigen, die mir gedient haben, sowie meine Kammerdiener; ich vermache 2000 Taler, zwei-

zugleich fordere ich von meinem Neffen, daß er ihr eine passende Wohnung im Schlosse zu Berlin lasse, und daß er für sie, als die Witwe seines Oheims und eine Prinzessin, deren Tugend sich stets bewährt hat, die gehörige Ehrerbietung habe.

5. Nun ist die Reihe am Allodialgut. Ich bin niemals geizig noch reich gewesen; auch habe ich nicht über Bedeutendes zu verfügen; ich habe die Einkünfte des Staates wie ein unantastbares Heiligtum betrachtet, an welches keine ungeweihte Hand zu rühren wagen darf; die öffentlichen Einkünfte sind niemals zu meinem Privatgebrauch entwendet worden; die Ausgaben, die ich für mich gemacht habe, haben niemals zweimalhundertzwanzigtausend Taler jährlich überstiegen; auch meine Verwaltung macht mir keine Gewissensbisse und ich würde nie fürchten, darüber öffentlich Rechenschaft abzulegen.

6. Ich setze meinen Neffen Friedrich Wilhelm zum Universalerben meines Eigentums ein, unter der Bedingung, daß er die folgenden Legate bezahle:

7. An meine Schwester von Ansbach eine Dose im Werte von 10.000 Talern, welche sich in meiner Kassette befindet, und eines meiner Porzellanservice aus der Berliner Fabrik.

8. An meine Schwester von Braunschweig 50.000 Taler, geschrieben fünfzigtausend Taler, und mein silbernes, in Weinblättern gearbeitetes Service in Potsdam und eine schöne Kutsche.

9. Meinem Bruder Heinrich 200.000 Taler, geschrieben zweimalhunderttausend Taler, fünfzig Anker Ungarwein und einen schönen Kronleuchter von Bergkristall aus Potsdam, den grünen Diamant, den ich am Finger habe, zwei Handpferde mit ihrer Equipage und ein Gespann von sechs preußischen Pferden.

10. Der Prinzessin Wilhelmine von Hessen, seiner Gemahlin, 6000 Taler Einkünfte, die ich aus einem in einer Tabakspachtung untergebrachten Kapital ziehe.

11. Ich vermache meiner Schwester, der Königin (Ulrike, † schon 1771) von Schweden, eine meiner goldenen Tabaksdosen im Werte von 10.000 Talern, zwanzig Anker Ungarwein und ein Gemälde von Pesne, welches im Palais zu Sanssouci hängt, das ich von Algarotti habe.

12. Meiner Schwester Amalie 10.000 Taler, sage zehntausend Taler, Einkünfte des bei dem Tabak angelegten Kapitals, eine Dose von 10.000 Talern aus meiner Kassette, zwanzig Anker Ungarwein und das silberne Tafelgerät, wovon meine Flügeladjutanten in Potsdam essen.

13. Ich vermache meinem teuren Bruder Ferdinand 50.000 Taler, schreibe fünfzigtausend Taler, fünfzig Anker Ungarwein, eine Paradekutsche mit Gespann und allem, was dazu gehört.

Der Frauenhut.

Beim Wiener Festzug war es, da hatte sich eine Dame einen Tribünensitz gekauft zu dreihundert Kronen. Er war ja in der Nähe des Kaiserpavillons. Sie freute sich sehr darauf und bereitete ihren Staat. Da kam eine Verordnung heraus, daß auf den Tribünensitzen die Damenhüte verboten seien, um den Hinterinsassen die Aussicht zu wahren. War die Dame indigniert und sagte: „Da bleibe ich lieber zuhause, wenn sie einem jetzt gar schon die Garderobe vorschreiben, diese Krähwinkler! Sie sollen ihren Festzug nur allein abhalten." Und weil es Frauen in solchen Dingen heiliger Ernst ist, so blieb sie zuhause. Sie hätte sich an dem Kaiserfeste natürlich nur ihres Hutes wegen beteiligt, der war ihr doch wichtiger als alles andere und sie hatte wohl schon in der Vorstellung geschwelgt, ihr großer Hut mit den roten Maschen und grünen Federn, mit all seiner ausgedehnten Zier würde im Publikum mehr Aufsehen erregen als der Festzug. Für einen Kopf, in dem sich solche Vorstellungen entwickeln können, ist freilich kein Hut groß und kraus genug.

Und der männliche Flachkopf ahnt es kaum, welch ehrenfeste Treue eine Dame ihrem Hute bewahrt, er müßte sonst eifersüchtig werden. Wenn man glaubt, daß schalkhafte Bemerkungen über den Damenhut in die Witzblätter gehören, so ist das allen Ernstes ein Irrtum, solche Hutbetrachtungen müssen pathetisch (lies nicht „pathologisch") aufgefaßt werden. Da hat Ironie zu schweigen. Und so wünsche ich auch die gegenwärtige Betrachtung mit würdigem Ernste verstanden zu wissen. Bei Frauen bewundert man nicht den gescheiten Kopf, immer nur den schönen Hut. Weil der gescheite Kopf sich von selbst versteht, und weil eben der schöne Hut das Schöpfungswerk des gescheiten Kopfes ist. Bei Männern spricht man vom Kopf, bei Frauen vom Hut. Als ob die beiden Hohlräume gleichwertig wären! bemerkte da einmal eine.

Ein Manko muß der Männerkopf allerdings haben, wie wäre es sonst möglich, daß er den Frauenhut nicht zu würdigen versteht! Während die Frau mit ihrem Naturverstand doch fest auf die männliche Würdigung ihres Hutes rechnet. Für wen baut die Frau ihren Hut so hoch und hehr! Für wen stattet sie ihn aus mit Samt und Seiden, schmückt ihn mit bunten Bändern und wallenden Federn, mit neckischen Blumen und faustgroßen Rosen, die nicht aus profaner Erde gewachsen, sondern aus der Hand der künstlerischen Marschandmodistin hervorgegangen sind! Für wen führt die Frau einen solchen Triumpfbogen auf? Zum Teile wohl zu Trutz und Tort gegen ihre natürlichen Feinde, die übrigen Frauen. Zum größten Teil aber doch in Hinsicht auf den

tausend Taler, an Zeysing für seine große Treue, und 500 Taler jedem meiner Garderobendiener, und ich hoffe, daß man ihnen ihre Pension lassen wird, bis man sie mit einem passenden Amte versehen haben wird.

28. Ich vermache den Stabsoffizieren meines Regiments und denen des von Lestwitz und des Garde du Corps einem jeden eine goldene Medaille, die bei Gelegenheit unserer Siege und der Erfolge, welche die Truppen unter meiner Führung errungen haben, geprägt sind; ich vermache einem jeden Soldaten dieser vier Bataillone 2 Taler, zwei Taler, für den Mann und ebensoviel für jedes Garde du Corps.

29. Wenn ich vor meinem Tode meinem Testamente einen Nachtrag hinzufüge, von meiner Hand geschrieben und unterzeichnet, so soll er dieselbe Kraft und dieselbe Gültigkeit haben wie dieses Aktenstück.

30. Wenn einer von denjenigen, die ich bedacht habe, vor mir stirbt, so ist das Vermächtnis dadurch aufgehoben.

31. Wenn ich während des Krieges sterbe, so braucht mein Universalerbe erst nach der Wiederherstellung des Friedens mein Erbe auszuzahlen; jedoch während des Krieges soll niemand ein Recht haben, die Erbschaft zu beanspruchen.

32. Ich empfehle meinem Nachfolger, sein Blut in der Person seines Oheims, seiner Tanten und aller seiner Verwandten zu ehren; der Zufall, welcher über dem Geschick der Menschen waltet, bestimmt das Erstgeburtsrecht, aber um König zu sein, ist man dadurch nicht mehr dazu tauglich, als die anderen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einvernehmen zu leben und, wenn es sein muß, ihre persönlichen Interessen dem Wohle des Vaterlandes und den Vorteilen des Staates aufzuopfern.

Meine letzten Wünsche werden in dem Augenblick, wo ich verscheide, für das Glück dieses Reiches sein. Möchte es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden; möchte es der glücklichste der Staaten werden durch die Milde der Gesetze, der am rechtlichsten verwaltete durch Ordnung in den Finanzen und der am wachsamsten verteidigte durch ein Militär, welches nur für die Ehre und den Ruhm atmet, und möchte es, blühend und gedeihend, bis an das Ende der Zeiten dauern!

33. Ich ernenne als meinen Testamentsvollstrecker den regierenden Herzog Karl von Braunschweig, von dessen Freundschaft, Gradheit und Redlichkeit ich mir verspreche, daß er meinen letzten Willen getreu wird vollziehen lassen.

Gefertigt zu Berlin, den 8. Januar 1769.

Federic.

Blitz einschlagen, aber vor dem Ehemann ist die bewunderte Trägerin ziemlich sicher, und das mag eine rechte Beruhigung sein. In der Männerwelt besteht nämlich noch dazu der häßliche Aberglaube, daß bei einer Frau so viel künstliche Schönheit — die natürliche zu ersetzen habe. Und mit dem Hut, sagen Verleumder, fiele manchmal auch der Chignon. Nach alter Anschauung bestünde eine Hauptschönheit des Frauenkopfes im natürlichen Haar, entweder frei gelockt oder im Zopf. Wer so spricht, der ist selber Zopf. Nein, die Frauenschönheit besteht im Hut. Darum hütet nur den Hut! Der Frauenhut mit seinen falschen Rosen, flatternden Bändern und Hahnenfedern ist ein ungeheuer — — lasset mich gefälligst ausreden! — ein ungeheuer sinniges Symbol der modernen Frau.

Drei Liada.

Von Hans Mittendorfer.

A Blick von oben.

Mi ziagts in d Heh und nöt in d Weit,
I mecht gern abischaun auf d Leut.
Nöt, daß igs mecht verachtn drunt,
Na, daß igs guat betrachtn kunnt,
Wias da liab Gott von drobn betracht
Seit tausend Jahrn bei Tag und Nacht.

Beim Tag, da gabs wohl viel zum Schaun,
Wias ackern toan und eggn und baun,
Daß d Sunn was ztreibn hat und da Regn
Was zfrischn und da Gottessegn,
A herrliches Hoam in greana Saat
Bis zu dö goldan Arbnta*) hat.

I sahg dö Kinda rot und gsund
Und munta umtreibn weit im Rund.
Dö Dirna, kräfti, prall und braun,
Habn gar nöt Zeit zum Traurischaun:
Blitzaugn, Blitzdirndln! Und dö Knecht,
Dö starkn, gfalln mar a nöt schlecht.

Flink packt alls an! Und d Arbeit spott
Da Langweil, Zwidrigkeit und Not.
A lustigs Wort, a Lacha drauf,
Das klingt so hell vom Herzn auf,
Daß d sicha bist: a schenas Lebn
Wia Plag und Arbeit — kanns nöt gebn!

*

Auf d Nacht, auf d Nacht da sahg i viel
Bei Mond- und Sternschein in da Still,
Wann mi da Herrgott lassat schaun,
Wiar a sei Welt tuat weita baun — —
Nöt lang stands an, hätt i a Bitt:
„I mag nöt zuaschaun — i hilf mit!“

Ön Stöffl z Huab sei Traurigkeit.

Der Stöffl z Huab, da Baur, da groß,
Hat eh koan Kreuzer Schuldn,
Jatzt gwingt a gar das großi Los
Mit hunderttausend Guldn!

Zwoanzgtausend steckt da Fiskus ein,
Achzgtausend kriagt da Stöffl.
Ma moant, der Mensch müaßt glückli sein —
Er hat dazua koan Löffl.

Eahm is um dö zwoanzg Tausend load;
Dö Steur macht n so trauri,
Als hättn s eahm pfändt sei letzti Pfoad;
Ön Stöffl, den bedaur i.

Da geht a zuwi gegna Wald
Und wer n siahgt, muß denka:
„Den Mann bricht s Unglück zsamm mit Gwalt!
Leut, lauft s! — er will si henka!!“

---

*) Arbnta, eigentlich Arbeitstage = Erntezeit.

Mann. Manches Vogelweibchen hat sein buntes Gefieder, um das Männchen an sich zu locken; der Frau hat die Natur den Instinkt gegeben, sich bunte und sonst auffallende Sachen an den Leib zu hängen, um denselben Effekt zu erreichen. Und das ist wieder einmal einer jener Naturirrtümer, wie sie bisweilen vorkommen als Widersprecher jener Lehre, daß alles, was Natur ist, immer im höchsten Grade zweckmäßig sei. Denn siehe, das Lockmittel der Frau wirkt nicht. Wenigstens nicht in dem beabsichtigten Sinne. Allerdings, um die natürlichen Feindinnen zu ärgern, diese Absicht wird völlig erreicht. Aber von den Männern wird das Lockmittel als — Gegenteil empfunden. Die Frau hat in ihrem geraden Sinne keine Ahnung davon, was sich der männliche Flachkopf zum Beispiel über ihren Hut denkt, über ihre ausgebreitete Kopfplantage, die oft eine ganze Juniwiese hat, lauter Naturblumen mit Gänsefüßchen. Je grandioser und wunderbarer dieser Hut gen Himmel ragt und nach allen Weltgegenden hin, je blendender seine Farbentracht ist, je niedriger denkt der Mann von ihm, je frivoler witzelt er über ihn und je geringer taxiert er die Frau, die solcher Reklame bedarf. O, man muß wissen, wie vernagelt diese Männer sind und wenn manche Frau ahnte, was alles die Männer hinter ihrer Aufgedonnertheit lispeln, sie würde züchtig in den Boden sinken bis auf den Hut oder sie würde eine zweite Vogeleigenschaft hervorkehren — den spitzen Schnabel oder gar die Krallen, um ihr erhabenes Heiligtum zu rächen.

Daß einer, der im Theater das Glück hat, unter Damen zu sitzen, sich eine Aussichtswarte bauen müßte, wenn er sich nicht doch lieber mit der Anschauung der Hutwunder erfreute, anstatt mit der Vorstellung, das soll hier gar nicht näher berührt werden. Ich finde, daß es von jenem Festkomitee einfach eine Ungezogenheit war, durch das äußerst taktlose Verbot zu behaupten, daß ein Jubiläumsfestzug interessanter sei als der Frauenhut.

Es ist schon das schön, wenn ringsum die weichen, sanft hinstreichenden Schleppen Staubwirbel aufsteigen lassen, so daß die Frau zu sehen ist, wie ein Engel in den Wolken. Wie erst, wenn hoch über dem Gewölke des Hutes leuchtender Ball wie eine Sonne schwebt! Vor einer solchen Gestalt standen drei Männer. Der eine sagte: „Das ist schön!" Der andere sagte: „Ja, zum Ausleihen." Der dritte sagte: „Aber nicht zum Behalten." — Wie war das gemeint? Man könnte es wagen, die Frau zu heiraten; aber den Frauenhut zu bestreiten, dürfen sich wenige unterfangen. Darum kann man den Frauenhut auch Männerschutz nennen. Er schützt zwar nicht vor Regen und nicht vor Sonne, aber er schützt vor Ehemännern. Der Hut schützt vor der Haube. In ein so hochgetakeltes Dach kann zwar einmal der

heimnisse der Natur, und wenn wir morgen Großes erwarteten, so wurden wir übermorgen mit noch Größerem überrascht. Die Phantasie der alten Märchen ist längst übertroffen und wir sind nicht einen Tag sicher, ungeheuere Sensationen zu erleben.

Ich erwarte nur noch eine Erfindung. Zeitlebens habe ich daran gearbeitet, sie ist mir so wenig als anderen gelungen. Aber sie kommt sicher, und zwar längstens, bis alle anderen Errungenschaften den menschlichen Geist ermüdet haben werden.

Im Sommerhause besuchte mich ein schwarzer Kohlenbrenner, ein Jugendkamerad. Er müsse doch einmal sehen, ob ich nicht jünger geblieben sei als er. Es schien nicht der Fall zu sein, weil er nach den ersten Augenblicken des Wiedersehens sagte: „Ja, mei Liaba! Die Zeit vageht. Hiaz kon is neama laugna, daß ih ah an olta Schrogn bi; mir sein jo mitanonder in d Schul gonga.“ Dann betrachtete er mein Zimmer, besonders hingen seine Augen an den vier Wandkästen mit den Butzenscheiben. „Was du für schöni Kastn host!“ — „Willst wissen, was drin ist?“ fragte ich. — „Do war ih scha gleih neugieri.“ — „Wegnehmen wirst mir ja nichts, wenn ich dich hineinschauen lasse.“ — „A na, sebi nit“, lachte er heiser, „oba wisseri bin ih, wos die herraschn Leut lauta für schöni Sochn hobn.“ — „Das sollst du sehen.“ Ich machte am ersten Kasten die Doppeltür auf. Er tat einen Überraschungspfiff: „Büachla! Da gonz Kostn bramelvul Büachla!“ — „Gelt!“ — „Ih hon eh ah oans dahoam. Oans hon ih eh ah.“ — „Wie heißt's denn?“ — „Ih, Johann Ladenhofer.“ — „Nein, wie dein Büchel heißt.“ — „Ah ja so. Wias hoaßt, se woaß ih nit. Mi zimpp, as is s ersti Blatl scha weckgrissn.“ — „Was steht denn drin in deinem Büchl?“ — „Se kunt ih wul nit sogn.“ — „Hast du es nicht gelesen?“ — „Amol hon ih wul a wenk glesn aussa. Unseroans vagißt glei olls wieda.“ — „Der Mensch muß eine geistige Anregung haben“, sprach ich. — „De hon ih eh ah“, antwortete er und schob sich dann gegen den zweiten Kasten hin, worauf ich sagte: „Wenn du mir schön tust, mach' ich den auch auf.“ Nach einigem geheimnisvollen Säumen tat ich's. — „Oh Teuxel!“ rief er, „der is ah vul Büachla. Do derfst gleih wieda zuamochn.“ — „Aha!“ lachte ich, „mir scheint, du spitzest auf den dritten Kasten. Von Glück kannst sagen, wenn ich dir auch den aufmache.“ Vor seinen weitgespannten Augen tat ich's langsam und feierlich. „Geh, hör mar auf!“ schrie er, „wieda Büachla! Jo du Holbesel, wos hebst denn du on mit so viel Büachla? Sa schön aufgstößt, wia da Baur s Brenhulz ba da Wond.“ — „Nun also, jetzt hast du's gesehen“, sagte ich und ging zum Sessel zurück. Der Kohlenführer

Ön Bettlweib sei Glückstag.

Wias heut da krumpn Lena grat't,
— An Bettlweib, an altn —
D Stoanbäurin z Tiafnschlag, dö hat
Eahm was von Mittag ghaltn.

Rahmstrudl kriagts, an Tella voll,
Braun bacha, mit Zibebn drin.
„Gelt s Gott!“ sagts, „ierzt gfreuts mi wohl
Recht, daß i nu am Lebn bin!

Alt bin i, a kloans Ruckerl tuats;
Mei Zeit dö is schon gmessn.
Und heut — i han wohl so was Guats
Mei Lebta nu nia gessn!“

Daweils so ganz glückseli is
Und sich dö Gab laßt schmecka,
Kimmt a jungs Bürschl, das so gwiß
Im Strudl d Augn laßt stecka.

Da Bursch halt um was z essn an.
„Is nix mehr da!“ — Und d Lena
Schiabt eahm ön Strudl umi schon:
„I tua ön Hunga kenna“.

Sagts hoamli, „iß, i han schon gnua,
An Alts braucht weng zum Beißn;
Wolfshungri is a junga Bua
Und Wölf toan Lampl zreißn“.

Da jungi Bursch greift zua und ißt.
„Das is a Tag a schena!
— Na, weils d na nimma hungri bist . . .
Gelts Gott! Pfüat Gott!“ sagt d Lena.

Heimgärtners Tagebuch.

Knapp vierzehn Tage nach dem Untergang des Zeppelinschen Luftschiffes hatten wir die Katastrophe kinematographisch dargestellt im steirischen Bauerndorfe. Wir sahen, wie Zeppelin in Person vor dem Gerippe seines Werkes stand, dann mit einer raschen Handbewegung resigniert davonging. — Alles das nach wenigen Tagen im „Herein-spaziert!“ Die Welt ist nahezu allgegenwärtig geworden. Raum und Zeit schrumpfen ein, die Ewigkeit scheint sich zusammenzurollen zu einem Knäuel, und dieser Knäuel ist unsere Gegenwart. Zwanzig Jahre, das ist kaum der dritte Teil eines Menschenlebens, und was sind in dieser Spanne Zeit für Erfindungen und Entdeckungen gemacht worden! Vor zwanzig Jahren hatten wir in unserem Lande noch kein elektrisches Licht, keine elektrische Bahn, kein Telephon, kein Grammophon, keinen Phonograph, keinen Kinematograph; es war keine Schreibmaschine, keine färbige Photographie, es gab keine Röntgenstrahlen, keine drahtlose Telegraphie, kein Radium, kein Zweirad, kein Automobil, kein Luftschiff. Die Ansätze waren da, waren ja seit jeher da, aber der Mensch war zu unbeholfen, hing zu sehr an Vorurteilen oder war durch Notaufgaben zu sehr in Anspruch genommen. In langen Friedenszeiten aber hat sich großer Wohlstand gebildet, die Verallgemeinerung der Schule hat mehr produktive Geister an die Oberfläche gezogen, während das Anwachsen innerer Unzufriedenheit und Ruhelosigkeit zu immer neuen Versuchen und Wagnissen drängte. Erfindungen derselben Art tauchten oft fast gleichzeitig auf, wurden praktisch ausgenützt, verbreiteten sich rasch, wurden zum Bedürfnis, und ein Bedürfnis schuf das andere. So griff der Mensch immer kecker und tiefer in die Ge-

so oft aufs Sofa geklebt bin, ich hätte ansonsten mein ganzes Vermögen auf Gebirgsreisen vertan und es wäre nicht einmal etwas übrig geblieben für ein ehrliches Begräbnis des Abgestürzten. Gegenwärtig klebe ich wieder, hoffe aber doch insgeheim, daß das Frauenzimmer noch einmal umkehren wird auf ein allerletztes Ständchen.

Im Jagdhause des Waldgebirges nächtigen zwei Männer, der Gutsverwalter und der Jäger. Abends zuvor waren sie auf der Jagd gewesen und der Verwalter hatte eine Hirschkuh gefehlt. Das langsam verendende Tier peinigte ihn die ganze Nacht und er schickte den Jäger auf Suche nach dem verwundeten Hirsch. Unverrichteter Sache kam der nach Hause. Da wurde es Morgen und sie wollten wieder in den Wald gehen. Der Verwalter ging voran zur Tür hinaus, ein lebensfroher Mann. Er freute sich des aufgehenden Morgenrotes. Da blieb der Jäger, der hinterdrein schritt, mit seinem Gewehr am Türhaken hängen, der Schuß ging los, das Blei dem Verwalter am Rücken hinein, an der Brust heraus. Eine Stunde später war er tot. Ein Menschenleben vernichtet, ein zweiter armer Mensch vom Gewissen belastet sein Lebtag lang, ein schönes Familienglück zerstört, die Gemeinde eines wackeren, opferwilligen Mannes beraubt. Die lange Bergstraße hin lief rasend vor Verzweiflung die unglückliche Witwe. — Gleichsam vor meinen Fenstern hat die Tragödie sich zugetragen, die die ganze Gegend mit Entsetzen erfüllt. Aus Unvorsichtigkeit des Jägers, der sein Gewehr zur Unzeit geladen hielt? Gewiß. Aber Hauptschuld an solchen häufigen Unglücksfällen ist die Jagd an sich. — Man rechne einmal nach, ob der Sport nicht etwa mehr Menschenleben kostet, als der Beruf.

Merkwürdig, wie verschieden der Widerhall ist, wenn man hinausruft. Wenn ich in einem Buche, oder in einem Kalender oder in einer Zeitschrift, oder in einer Tageszeitung etwas veröffentliche, so sind die Zuschriften, die auf solche Artikel eingehen, ganz verschiedene. Der Bücherleser schreibt literarisch, weichmütig, devot, dankbar. Der Kalenderleser ist zum Autor naiv zutunlich, der Zeitschriftenleser gibt sich vornehm gebildet, feingeistig und meist vernünftig. Der Zeitungsleser ist aufgelegt zum Räsonieren, zum Besserwissen und zu politischen Flegeleien. Ich habe eine bestimmte kleine Erzählung, die vor dreißig Jahren das erstemal in einer Monatsschrift erschien. Dann ging sie in einen Volkskalender über, von dem in ein Buch, das eine Anzahl Auflagen erlebte. Bishin, viele Jahre lang, brachte sie mir nur Freundliches ein. Aber in dem Buche wurde sie von einer Tageszeitung entdeckt und nachgedruckt. Und siehe, nun verursachte die kleine Geschichte eine Em-

richtete seinen Blick aber noch auf den vierten Kasten. „In den, mein Lieber“, sagte ich mit Würde, „in den laß ich nur meine besten Freunde hineinschauen.“ — „Mir sein eh olleweil guati Kameradn gwest.“ — „Deshalb laß ich dich auch hineinschauen.“ Damit ging ich und öffnete den vierten Kasten. — „Geh, du bist a Norr!“ rief er ganz gedämpft aus, denn der vierte Kasten war ebenfalls voll „Büachla“. Er blickte rings im Zimmer umher, wo nur noch der Schreibtisch stand und an der Wand Bilder hingen. „Jo, Mensch, wo host dan oftn deini ondern Sochn?“ — „Ich habe keine anderen Sachen. Der Gewandkasten und das Bett stehen in der Nebenkammer.“ — Er schüttelte den Kopf. „Na du, do ba dir möcht ih schon ah nit bleibn. Ih schau, daß ih wieda za mein Fuhrwerch aussikim. Hiaz will dos a Herrascha sein und hot koani schön Sochn.“ — Aber ein Gläschen Rotwein dann, das hat ihn ganz zufriedengestellt. Nach dem dritten Einschenken hob er es vor meine Nase: „Du olda Schulkamerod! Do schau her! Der wa gscheida, wiar oll deini Büachla!“ — Jetzt konnte ich mir auch denken, woher er seine geistige Anregung nahm.

Auf eine Rundfrage, was ich im zwanzigsten Lebensjahre für Ideale gehabt:

Daheim bei Muttern sein, Bücher haben, Schreibzeug haben, lesen und dichten dürfen — das waren im zwanzigsten Lebensjahr die Ideale des Waldbauernbuben. Und er dichtete sich die Welt, wie er sie haben wollte. — Wenn Sie aber Ihre Frage in etwas höherem Sinne beantwortet wissen wollen, so muß ich erst nachdenken. Und ich erschrecke. Meine Weltanschauung mit zwanzig Jahren — soweit sie mir bewußt ist — war fast genau die, wie sie heute mit fünfundsechzig Jahren ist. Das heißt so viel als: Alter Kerl, du hast dich nicht entwickelt, du bist ein grüner Junge geblieben. So bin ich auch aus der weiten Welt wieder heimgekommen zu Muttern, habe Bücher, habe Schreibzeug, lese und dichte mir die Welt, wie ich sie haben will. Wie sie wirklich ist, das sieht man ja auch so.

Da schreibt ein gutmütiger Kritiker, mir, dem Poeten, bliebe ewige Jugend treu! Und das gerade zu einer Zeit, da sie mir Lebewohl sagen will. Aber die Jugend ist zum Glücke weiblichen Geschlechtes. Das Frauenzimmer macht beim Abschiednehmen immer noch ein Ständchen, sagt Behüt dich Gott, schickt sich an zum Gehen, kehrt noch einmal um auf ein Ständchen und noch einmal, bis sie endlich — weg ist. — Mich hätte sie noch einmal auf einen schönen Berg führen sollen, auf den Dachstein oder auf den Mont Blanc; hohe Ideale habe ich ja mein Lebtag gehabt und es ist gar gut, daß ich

je so viel Unheil in den gläubigen Seelen anrichten, als die Feindseligkeiten der Kirchen gegeneinander. Welch ein Glück für die Menschen und besonders fürs deutsche Volk, wenn der Düsseldorfer Katholikentag das Wort heimtrüge: Nicht darum geht es, ob katholisch oder evangelisch, sondern ob gläubig oder ungläubig. — Uns alle versöhne und einige der große Beruf, die Menschheit, die wir lieben, mit den jeweilig geeigneten Mitteln aus dem Tierischen zu erheben und in ihrem Gemüte ein trostvolles Himmelreich aufzurichten.

Nach dem abgespielten Festprogramm eines katholischen Gesellenvereines hielt der Kaplan eine Rede über die zu erbauende katholische Universität in Salzburg und nannte sie das wichtigste und bedeutsamste Werk, das unsere Zeit hervorbringen müsse zur Erhaltung des heiligen Glaubens. Es werde für diesen größten Zweck Geld gesammelt, der heilige Vater selbst habe dazu 2000 Lire gespendet, das sei beinahe neunhundert Gulden! Und es ergehe an die lieben Vereinsmitglieder die dringende Bitte, nach Kräften beizusteuern für die katholische Universität. — Die Versammlung stutzte zuerst ein wenig über einen solchen Schlußeffekt des Festes. Dann trat ein junger Mann vor, der einige Tage vorher Tischlermeister geworden war. Der griff in die Tasche. Wenn, sagte er, der heilige Vater für diese große Sache schon so viel getan habe, da dürfe man wohl nicht zurückbleiben. Da wolle er wohl auch nach Kräften dasselbe leisten. Und legte fünf Heller auf den Tisch. Sollt's um ein paar Heller zu viel sein, nur behalten, Hochwürden! Der Kaplan schaute auf das kleine Nickelstück und sagte, des Vorbildes halber wolle er die Sammlung mit einer so bescheidenen Gabe nicht gerne eröffnen. Zweieinhalb Kreuzer für die katholische Universität! Antwortete der Tischler: Es wird ungefähr dasselbe sein, was in seinen Verhältnissen der Papst für den wichtigsten und größten Zweck, für die Erhaltung des heiligen Glaubens, gespendet hat. Ich bin ein armer Sünder und möchte Seine Heiligkeit nicht beschämen.

In früheren Zeiten ist der Sonntag der Tag des Herrn gewesen. Jetzt ist er das Gegenteil. Alle Sünden, für die in der Woche keine Gelegenheit ist, werden am Sonntage begangen. Das sieht man besonders in größeren Orten auch auf dem Lande. Die meisten dieser Sünden werden mit Hilfe des Alkohols durchgeführt. Wenn man am Samstagabend oder am Sonntagnachmittag durch die Gassen geht und diese Gestalten betrachtet — weibliche manche und männliche noch weit mehr — schwer besoffen, gröhlend wie Schweine, oder händelsuchend, schimpfend, sich balgend, blutig schlagend, mit unbeschreiblich zynischen Reden und Geberden dem andern Geschlecht tierisch zutappend usw., nein, man kann

pörung. Das Haar in der Suppe hat der Zeitungsschnürfler gefunden. Es war ein politisches.

Auf dem Katholikentage zu Düsseldorf hat ein holländischer, katholischer Pfarrer eine merkwürdige Rede gehalten. Er sagte: Wir haben nicht zu fragen, ob katholisch oder evangelisch, sondern ob gläubig oder ungläubig. Das erinnert an Goethes Ausspruch: Nicht darauf kommt es an, was der Mensch glaubt, sondern daß er glaubt. Zum Ertragen dieses Erdenlebens, zur Beruhigung in Not und Leid, zur idealeren, beseligenden Lebensführung ist das Glauben denn einmal unbedingt notwendig. Der Mensch ist voll von Wünschen und die Wünsche sind sein Leben. Wie, wenn er den Glauben nicht hätte, daß Wünsche erfüllbar sind! Wer sich elend und verlassen fühlt und nicht glauben könnte, daß eine gütige Vorsehung über ihn wacht, der müßte verzweifeln. Wer lebens- und freudedurstig ist, wie das bei jedem gesunden Menschen der Fall, und nicht glauben könnte, daß über diese wenigen Erdenjahre hinaus sich sein persönliches Leben und Bewußtsein fortsetzt, der könnte auch die wenigen Jahre nicht ertragen, oder nur so, wie eine Galgenfrist ertragen wird. Wer so schwer an seinem Leben trägt, daß er die ewige Ruhe des Nichtseins wünscht, und nicht daran glauben könnte, daß die Ruhe jemals eintritt, der hätte den höchsten und tiefsten Grund zur Verzweiflung; aber keine Verzweiflungstat würde ihn retten können von dieser ewigen Verdammnis. Und selbst der Atheist, der sich einbildet ein gottloses, uneigennütziges sittliches Leben an sich sei edler, als ein sittliches Leben, das nur aus egoistischen Gründen geführt wird, auch er ist ein Glaubender. Er glaubt an die Größe und Erhabenheit des sittlichen Lebens an sich. Vom materialistischen Standpunkte aus ist doch gar kein Grund zu dieser Annahme vorhanden. Aber der Mensch glaubt und muß glauben, um sich zu befreien und zu erhöhen.

Die bangen Ewigkeitswünsche des Menschen finden im Glauben des Christentums Erfüllung. Sie sind aber zumeist unfruchtbar, und warum? Weil wir nicht genug Christentum haben. Wir haben vielleicht zu viel Kirchen, aber zu wenig Christentum und sowohl unter den Katholiken wie unter den Protestanten gibt es Legionen von Ungläubigen. Und doch sehen wir so vielfach noch die Macht des Glaubens. Wie erst, wenn wir ein wirkliches Christentum hätten, brüderlich lebend miteinander und vertrauend auf den Vater! — Die Völker und die Parteien und die Einzelnen, nach dieser Richtung hin müssen sie trachten oder der Mensch degeneriert wieder zum wilden, unseligsten Tier. Die Anzeichen hiefür mehren sich in unseren Tagen auf das bedenklichste und der Streit der Kirche unter sich ist eines der allerwirksamsten Mittel, den Glauben zu zerstören. Keine atheistische Propaganda kann

Der reiche Oberwieser hatte ein paar Ochsen verkauft und prahlte mit den fünf Hundertkronenscheinen im Wirtshause, wo er sie auf dem Tisch ausbreitete: „Schauts her da! Für ein einzigs Paar Ochsen!" Da kam vom Ofentisch ein kleines, dürres Männlein heran, der Schleifer-Nantel, der hatte noch keinen Hunderter gesehen. Er beschaute die Scheine andächtig, behielt dann einen in der Hand und sagte: „Gelt, Oberwieser, der gehört mein! Alsdann steck ich ihn ein." — Tu's, wenn du dich traust!" sagte der Oberwieser. Da schob der Schleifer-Nantel den Hunderter langsam in seine Tasche und ging zäh davon. Der Bauer schaute ihm nach und sagte: „Geh zu, ich will dich schon kriegen!"

Und am nächsten Tage ging der Oberwieser zum Schleifer. Der stand just vor seiner Hütte. „Nau, Schleifer, jetzt wirst dir den Hunderter wohl schon genug angschaut haben!" — „Ei ja", antwortete der Schleifer, „rast ab da auf der Bank, ich komm gleich." Er ging in die Hütte und brachte ein Glas Milch heraus! „Hast gwiß Durst, Großbauer. Sie ist ganz frisch." — Der Oberwieser trank, wischte sich mit der umgekehrten Hand den Mund ab und sagte: „Jetzt ernsterweis, ich will meinen Hunderter haben!" — „Den Hunderter?" entgegnete der Schleifer-Nantel, „den hast mir ja g'schenkt. Hab ich nit gsagt, er ghört mein und ich steck ihn ein? Ja, wenn du dich traust, hast du gsagt. Und ich hab mich traut. Der Bärenmichel und der schwarz Halter sind Zeugenschaft. Na also!" „Ist gut, ich zeig dich bei der Polizei an," drohte der Bauer. „Wird dir nit viel helfen, Großbauer, ich hab s Geld nimmer. Hab mir gleich ein Kuhdl gekauft, haben eh schon lang kein Milch ghabt." — Während solchen Wartelns hatte der Oberwieser gemerkt, daß es drin surrte und kreischte und daß die Hütte voll kleiner Kinder war. — Teifi, Teifi, dachte er, der Kerl hat mich überlistet. Mit seiner Ausflucht, er hätt' mich beim Wort genommen und sich traut, wollt ichs noch aufnehmen, aber mit einer Stuben voll Kinder, die keine Milch haben, komm ich nit auf. Sie sollen ihr Kuhdl behalten. Er stand von der Bank auf, ging nach Hause und hat vom Hunderter nichts mehr gesagt.

Solches ist geschehen in der steirischen Gemeinde St. Johann. Und jetzt werden alle Gemeinden im Lande, die St. Johann heißen, sich balgen um den braven Mann. Sie könnten ja jede von dieser Gattung einen oder mehrere haben, wenn sie wollten.

Zu Tolstois 80. Geburtstag. Wenn Tolstoi einmal zur Himmelstür eintritt, wird der Herr ihn mit folgenden Worten empfangen: „Leo, mein lieber Apostel, sei willkommen! Du hast mir das Christentum da unten wieder einmal gehörig scharf gemacht. Recht so. Du hast

nicht noch deutlicher werden. Kurz, man schämt sich, von ihrer Gattung zu sein. Wer weibliche Dienstboten hat, dessen Haus wird in der Sonntagsnacht belagert von gailen Gesellen, die ganz ungeniert ihre gewissen Ständchen singen, gewaltsam zu den Fenstern eindringen und die in unflätigsten Ausdrücken reagieren, wenn der Hausherr die Hausehre wahren will. Mancher hat sich schon mit einem Schweinsborstenschuß aus der Flinte Ruhe verschafft, aber das ist den Behörden nicht recht. Die Gemeindepolizei ist in den meisten Orten taub und blind gegen solche Vorgänge. Ja, es gibt Industrieorte mit Hunderten von Arbeitern, die eine Polizei gar nicht haben, oder höchstens einen Gemeindediener, der — am Tage des Herrn vielleicht selbst ein wenig benebelt — nach eigenem Ermessen die „nehme Sie's“ spielt, wie ein Schwabe behauptet hat. Dieselbe Nemesis, die unerbittlich ist, wenn ein hungeriger Handwerksbursch sich eine Feldrübe aneignet. — Man weiß wohl, daß es Dinge gibt, die sich nicht verbieten lassen. Aber die frechen, öffentlichen Ärgernisse, wie sie auch in unserem Lande immer häufiger werden, kann ein Volk, das noch auf Ehrenhaftigkeit was hält, sich denn doch nicht gefallen lassen. Anstatt immer die fromme Phrase von der Heiligung des Sonntags zu kolportieren, sollte man erst einmal eine Agitation zur Reinigung des Sonntags entfachen.

Da kam ein Bauersmann zu mir, der kurz vorher mit dem Pilgerzug eine Reise ins heilige Land unternommen hatte. Ich bin da allemal neugierig, welchen Eindruck Palästina auf steirische Christenmenschen macht, und fragte ihn aus. „Sans nit selber schon dort gwest?“ fragte er. — „Nein, mir fehlt zu dieser Reise der Mut.“ — „Nit wahr, die groß Wasserlacken!“ — „Nicht deswegen. Ich fürchtete, im Morgenland mein heiliges Land zu verlieren, das seit Kindheit in mir ist.“ — Da schüttelte er den Kopf und sagte: Ein paar Ochsen hätt ich gwettet, Sie wären dort gwest. Ich hab von Ihnen ein Büchel, das heißt Sonnenschein und da drinn steht eine Gschicht, wie die Müllnersleut aus Halbenkrug ins heilige Land greist sind und wie sie sich in Nazareth am Haus der Maria nach Mariazell hätten verlobt. Frei harb bin ich worden damals, auf Ihnen, wie ich das hab glesen und hab gmeint, Sie taten fraveln.“ — „Das tut mir leid,“ anwortete ich. — „Na, na,“ sagte er, „jetzt bin ich schon wieder gut. Seit ich selber hab gsehn, wies ausschaut dort! Ich muß sagen, mir ists nit viel anders gangen wie denselbigen Müllnersleuten. Unterwegen nit und dort nit, und wahr ists, mitten in Jerusalem ists mir eingfalln: Ich wollt, ich wär jetzt daheim in meiner Pfarrkirchen, daß ich ordentlich kunnt beten.“

---

sie gemäß der Natur und besonders ihres leidenschaftlichen Charakters auf das heftigste hassen mußte und tatsächlich gehaßt hat. Dem tiefreligiösen König Ludwig glaubt man zur Not, wenn er versichert, seinen unmenschlichen Peinigern zu verzeihen; der Königin Maria Antoinette glaubt man das nicht. Aus Interesse sagt sie eine Unwahrheit, und das ist, wenn man will, der einzige Flecken an ihrem sonst so entzückenden Stolze. Aber just dieser sosehr menschliche Fehl bringt sie uns noch näher, denn er war die größte Selbstverleugnung, in der Absicht, Gatten und Kinder zu retten. — Heute das republikanische Frankreich legt sühnend Kränze auf das Grab der ermordeten Königin. — Zweimal ist Frankreich außerordentlicherweise zur Republik gekommen, das erstemal durch eine ungeheuere Schuld, das zweitemal durch ein großes Unglück. Das letztere hält besser.

Dieses Erdenleben ist das unerhörteste Unglück, nur zu ertragen durch die Zuversicht auf den Tod. Das ganze Um und Auf, was wir haben, sind unsere körperlichen Organe; wenn eines davon schlecht funktioniert, ist alles nichts. All Jugend, Macht und Ehre wird zu Hohn, alle Schönheit verblaßt, alle Weisheit geht in die Brüche, wenn der Körper krank ist. Wer mitten im Leide dahinliegt, der kann sich Sinnenglück gar nicht mehr vorstellen; er stöhnt verzweifelt unter der Wucht der Empfindung: Allewig und allgegenwärtig ist nur das Leid und es kann nicht mehr aufhören. —

So dachte, so fühlte ich noch vor zwei Stunden. Jetzt ist der Körperschmerz gestillt und ich liege da, glückselig wie noch nie. Von allen Genüssen meines Lebens war keiner so groß, als der, daß ich schmerzlos bin. Ich brauche, wünsche sonst gar nichts, als daß dieses unsägliche Behagen dauere.

Wehe, wenn dein Engel dir bloß diesen Wunsch erfüllt! Nur wenige Tage dieses Seins an sich, das dich jetzt so selig macht, und du hebst an, ruhelos zu werden, zu wünschen, zu ringen nach weiteren Genüssen, du hastest friedlos, stellst dir ganz vertrackte Aufgaben und Ziele, in denen eine Begierde die andere erzeugt und du von den Dämonen zu schanden geritten wirst. Bis wieder die Krankheit kommt mit ihren Schmerzen und Qualen — die erzieht dich neuerdings zur Erkenntnis des absoluten Erdenglückes: S c h m e r z l o s e s S e i n.

Ich liege unter körperlichen Schmerzen. Ein Freund beobachtet mich und sagt: „Solltest du nicht aufhören, Geduld und Ergebung zu predigen? Mich deucht, du bist selbst nicht der stärkste in diesen Tugenden.“ Er hat recht, ich will vor allem mir selber predigen. Aber meine Schmerzen schneiden oft mit allzuscharfen Messern in die Nerven. Dazu kommt noch die lyrische Neigung. Die mag bei einem Poeten

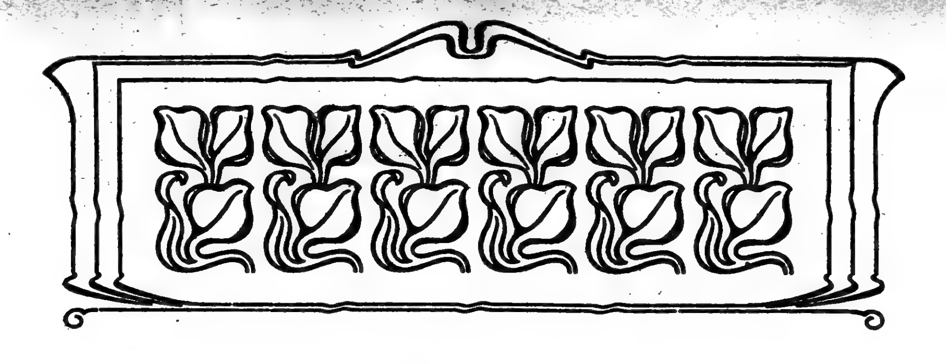
ihnen gezeigt, daß ihre sogenannte christliche Kultur nicht viel wert ist. Was an ihr Kultur, das ist nicht christlich, und was an ihr christlich, ist nicht Kultur. Du hast ihnen gezeigt, daß es unter den Millionen Christen — keinen Christen gibt in meinem Sinn. Müßtest nur du der einzige gewesen sein! Und nicht einmal du, mit deinem heißen Herzen, mit deinem starken Willen, bist es ganz gewesen. Du hast aus meiner Lehre von der Menschenliebe die strengste Konsequenz gezogen und diese Konsequenz ist — ich erschrecke — die Revolution! — — Aber so habe ich es eigentlich nicht gemeint und du wohl auch nicht, denn du hast selbst gesagt, daß man dem Übel nicht widerstreben soll. Ich beginne fast zu zweifeln, ob für dieses Volk das Wort der richtige Lehrmeister ist. Ich weiß einen strengeren — die Not. Die wilde grausige Not, die über sie kommen wird. Vielleicht richtet die mehr aus. Und nach tausend Jahren, mein lieber Leo Tolstoi, will ich dich wieder zu diesen Elenden und Armen hinabschicken mit einem großen Herzen voll frischer Liebe. Bishin sind sie reif. — Und nun ruhe dich aus.

Es zogen drei Burschen wohl über die Mur,
Bis hart an die deutsche Gemarkung,
Der eine, der hielt eine Rede zur
Deutschnationalen Erstarkung.

Der andere, der hob sein volles Glas
Und ließ alle Deutschen leben.
Der dritte, der hat ohne Wort und Trunk
Seine Krone der Südmark gegeben.

Bescheiden gab er's und ging nach Haus,
Um deutsche Arbeit zu leisten.
Welcher von den drei Deutschen tat
Für's liebe Deutschtum am meisten?

In der gedrückten Stimmung einer Krankheit las ich das Buch „Marie Antoinette und die Revolution“ von Klara Tschudi. (Philipp Reclam.) Das hätte ich nicht tun sollen. Ich habe mich lange nicht erholen können von dem Eindruck, den diese schrecklichste aller Tragödien auf mich gemacht hat. Man begegnet in ihr bewunderungswürdiger Menschengröße, aber noch viel mehr unerhörter Bestialität. Die Qualen, die man dieser Frau vier Jahre lang angetan, sind so furchtbar, daß man ihre Hinrichtung wie eine Idylle empfindet. — Fast könnte man anfangen, sein eigenes Menschenwesen zu hassen, weil es ja doch auch zu diesem Geschlechte gehört, das unter Umständen zu dem Teuflischesten fähig ist. Wie begreiflich ist die abgrundtiefe Verachtung, mit der die stolze Tochter Maria Theresias jenes Volk von Paris gebrandmarkt hat! Und doch war diese Königin noch zu wenig stolz, wenn sie immer wieder versicherte, sie liebe das Volk von Frankreich! Dieses Volk, das ihr so grenzenlose Schmach angetan hatte und das



Kleine Laube.

Liebenswürdigkeit.

Es gibt viele Leute, die ein besonderes Talent haben wollen. Der will Musiker sein, der andere Dichter, der dritte Mechaniker, der vierte preist sein Geschick im Kaufmannsstand, ein anderer dünkt sich besonders gescheit in der Landwirtschaft und noch ein anderer gibt sich zufrieden damit, daß er ein guter Dudelsackpfeifer ist, was allerdings nicht verachtet werden darf. Alle denkbaren Talente werden kultiviert, um mit ihrer Hilfe leichter durchs Leben zu kommen und Ehren einzuheimsen.

Nun weiß ich ein ganz besonderes Talent, das so oft vergessen wird und das für die Freude und für das Fortkommen im Leben so besonders wichtig wäre. Die Liebenswürdigkeit. Jene freundlichen und doch oft recht billigen Eigenschaften, die einen Menschen der Liebe würdig und teilhaftig machen. Jener gefällige, heitere Verkehr mit Menschen, das fortwährende Bestreben, anderen Wohlwollen zu beweisen, ihnen wenn auch oft noch so kleine Aufmerksamkeiten zuzuwenden, kurz ein frohgütiges Betragen, jedermann zum Wohlgefallen.

Oft mögen solche Eigenschaften der persönlichen Eitelkeit, oder berechnendem Eigennutz entspringen — sie sind trotzdem nicht zu verachten. Sie leuchten wärmer als etwa die Höflichkeit, die nur eine mit Firnis überdünchte Kälte ist. Ein Mensch, der sich stets liebenswürdig zu geben trachtet, wird nie so leicht ganz kalt werden und vor allem nie verflegeln. Sich mit den Leuten auf glatte Art abfinden, ihnen die Stunden, die sie bei uns sind, nicht vergällen, sondern sie möglichst gefällig machen — das ist vornehme Lebensart. Und sei es auch oft nur bloß Form, eine anmutige Form, auch wenn sie hohl ist, ist besser, als kompakte Rüpelhaftigkeit. Und gar wenn die Liebenswürdigkeit, die wir meinen, aufrichtigem Wohlwollen entspringt, dann ist sie eine Größe, die mehr Dank findet unter den Leuten als hervorragende Taten unfreundlicher Menschen. R.

Worte Napoleons.

Da macht man sich sein ganzes Leben lang unglücklich, um nach seinem Tode einen Platz in der Weltgeschichte zu bekommen!

*

Mit leeren Betrachtungen, kleinen Eitelkeiten und kleinen Leidenschaften richtet man nie etwas Großes aus. (An General Clarke. Schönbrunn, 10. Oktober 1809.)

*

ganz schön sein, bei einem Kranken ist sie unausstehlich. Wenn er so sehr gedrückt ist und immer sein Leiden klagt! Der tapfere Mensch teilt nur das Gute mit anderen, das Schlimme behält er für sich selber, und das Leiden ist eine Privatangelegenheit. Nein, das kann ich nicht, ich will beides mit anderen teilen; es ist mir: geteilte Freude würde größer, geteiltes Leid kleiner. Und so bekommt in Leidenstagen meine Umgebung reichlich davon ab. In Ehrfurcht lachend schaue ich zum Manne auf, dem man vor kurzem beide Füße amputieren mußte. Der sagte ganz gelassen: „Aber schämen muß man sich, wenn man auf den Kirchhof kommt zu den Kameraden und man hat sich selber zur Hälfte verwirtschaftet.“ — Eine Ladung Humor, mein guter Himmel, wenn du mir wieder einmal schicken wolltest. Und wenn du schon in deine göttliche Vorratskammer greifst, so schicke mir auch schmerzloses Sein. Aber mit Unterbrechungen.

Mein Waldschulhaus ist verwaist. Nachdem mein lieber Waldschulmeister gemeinsam mit seiner Frau sechs volle Jahre lang segensreich in dem entlegenen Hochtale gewirkt, nachdem in der rauhen Luft seine zarte Gesundheit ein wenig gelitten, nachdem zwei holde Kindlein gekommen waren, die immer nur sauere Heidelbeeren vorfanden, während anderswo süße Trauben wachsen, ist der brave Leopold Kramar von Alpel fortgezogen nach dem fernen Südtirol ins schöne Bozen. Ich hatte wohl nie geträumt, daß der jugendliche, strebsame Mann, wie sein Vorfahre im Buch, fünfzig Jahre lang verbleiben werde bei den armen Leuten dieses Winkelstegs, aber schmerzlich ist mir wie ihm das Scheiden doch geworden. Und erst den Älplern! Bei klein und groß ist kein Auge trocken geblieben, als er schied, und sein letztes Wort war: Vielleicht sind die sechs Jahre in diesem Waldhause meines Lebens schönste Zeit gewesen!

Der Posten wird provisorisch besetzt, bis sich wieder der Rechte findet. Möge er mit der Seinigen — denn hier müssen zwei sein — nur bald kommen und ebenso glückliche und segensvolle Jahre da verleben wie der unvergeßliche erste Waldschulmeister in Alpel.

Heute steht das schöne stattliche Haus, dieses deutsche Nationalgeschenk an die Steiermark, verschlossen und verlassen im Alpental, ringsum kein anderer Laut als der rauschende Steinbach. Die Herbstsonne scheint durch die großen Fenster in das Schulzimmer, ohne dort nur ein einziges der blonden Kinderköpfchen zu finden. In wenigen Tagen wird wieder junges Volk das Haus umgaukeln und zu den nächsten Weihnachten wird hoffentlich wieder die helle Christbaumfreude leuchten wie ein himmlisches Alpenglühen auf den beschneiten Bergen.

Der Klerus in Rußland.

Aus einem Aufsatz in der „Christlichen Welt" von Ferdinand Kattenbusch.

Der russische Klerus hat zwei Schichten, die sozial völlig geschieden sind. Die eine ist dargestellt in den Bischöfen, die andere in den sogenannten Popen, den eigentlichen Leutpriestern. (Von „Popen" redet man nur im Ausland. Der Ausdruck bedeutet so viel wie unser „Pfaffe", der Russe nennt seine Priester nie so, wenn er nicht Geringschätzung andeuten will.) Ganz anders als in der römischen Kirche, gibt es in der griechisch-russischen kein Aufsteigen aus dem niederen Klerus in den höheren. Der niedere Klerus ist verheiratet, sogar zwangsweise, freilich unter Beschränkung auf eine einmalige Ehe, die ihrerseits wieder geschlossen sein muß, ehe der junge Mann, der Jüngling zum Priester geweiht wird. Der obere Klerus ist unverheiratet und wird lediglich aus den Mönchen genommen. (Der verwitwete Priester wird nicht selten Mönch und kann dann Bischof werden.) Es gibt nicht gerade allzuviel Bischöfe in Rußland. Unter sich sind sie alle gleich. Es ist nur ein Titelunterschied, wenn die Bischöfe der drei Hauptstädte Petersburg, Moskau, Kiew Metropoliten heißen; daneben gibt es etwa zwanzig „Erzbischöfe". Der Staat zahlt den Bischöfen Gehälter, nicht sehr hohe, aber doch letztlich auskömmliche. Es entspricht allgemein russischen Beamtenbegriffen, wenn die Bischöfe sich zum Teil zweifelhafte Nebeneinnahmen schaffen. Es gibt im hohen Klerus unfraglich vornehme, auch theologisch und weltmännisch gebildete Persönlichkeiten. Obs viele sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Bischöfe werden durch den heiligen Synod beaufsichtigt. Sie ihrerseits weihen und beherrschen die Priesterschaft. Diese aber ist es, die eigentlich der russischen Kirche ihr Gepräge gibt. Ihre soziale Stellung nun ist eine zwitterhafte. Sie gehören zum Volke und sind doch durch die Weihe von ihm geschieden. Das rückt sie unter eine wunderlich doppelschichtige Beurteilung. Die Volksmasse macht einen strengen Unterschied zwischen dem Priester als Sakramentsspender und als bloßem Menschen. Dem ersteren bezeugt sie die tiefste Devotion. In der Kirche oder wo immer der Priester in seiner heiligen Amtstracht erscheint, wird er aufs ehrerbietigste begrüßt. Aber zu Hause, in seinem Werktagsrock, auf der Straße in diesem, ist er ohne viel Ehre. Da ist er nur der kleine Mann und in den Augen vieler zumal im Dorfe eine lästige Zugabe für die Gemeinde. An den Lastern des Volkes, besonders an dem des Branntweingenusses, haben die Popen nur zu sehr Teil. Der Bischof hält sich natürlich mehr zurück als der Pfarrer. Und er ist immer der hochstehende, der besonders „heilige" Mann. Daß man doch auch in ihm den Geistlichen und gewöhnlichen Menschen unterscheidet, zeigt eine verbreitete, wenn nicht authentische, so vielleicht um so mehr kennzeichnende Anekdote! Ein Großfürst wird in einer Stadt an der Kirchtür vom Bischof begrüßt und will dem in seinem Ornat vor ihm stehenden der Sitte gemäß die Hand küssen. Der Bischof ist doch verwirrt, als er den Großfürsten oder Zaren vor sich sieht und merkt nicht, daß dieser seine Hand ergreifen will. „So strecke doch deine Pfote aus dummes Tier, damit ich sie küssen kann", herrscht der hohe Herr den geistlichen Würdenträger an. Der Dorfpriester ist sozial nur ein Bauer, nicht gerade einer der ärmsten, relativ vielleicht sogar zum Teil einer der besser situierten; aber er ist vielfach abhängig von Abgaben, von der Beihilfe bei der Bestellung seines Ackers. Er muß sich die Geneigtheit jedes einzelnen seiner Pfarrkinder erhalten, besonders die des Gutsherrn. So hat seine Stellung doch großenteils etwas Unwürdiges. Dazu kommt folgendes. Der Priesterstand hat auch in der Zeit der Leibeigenschaft — die übrigens erst im siebzehnten Jahrhundert aufkam — zu den sogenannten freien Ständen gehört. Aber er war vollständig zur Kaste gemacht. Ähnliches hat sich nirgends sonst in einer christlichen Kirche herausgebildet. Der Priester konnte, ja durfte keine andere Frau nehmen

Die Liebe, die die Könige einflößen, muß eine männliche Liebe sein, die mit ehrerbietiger Furcht und einer hohen Meinung verbunden ist. Wenn man von einem König sagt, daß er ein gutmütiger Mensch sei, so ist seine Regierung verfehlt.

(An Louis Napoleon, König von Holland. Finckenstein, 4. April 1807.)

*

Wenn ich einen König ernannte, so hielt er sich gleich für einen König von Gottes Gnaden, so epidemisch ist dies Wort.

*

Ich bin viel zu sehr Fatalist, um irgend ein Mittel anzuwenden, mich gegen Mordversuche zu schützen.

*

Der Zufall läßt nichts gelingen. Im Kriege entscheidet nur die Berechnung.

*

Im Kriege bedeuten Menschen nichts, ein Mann alles.

(St. Cloud, Ende August 1808.)

*

Wir Völker des Westens verstehen uns nicht auf die Behandlung der Frauen, wir haben sie dadurch verdorben, daß wir sie zu gut behandelten. Wir haben ihnen eine Stellung eingeräumt, die der unserigen fast gleichkommt. Die Völker des Orients sind in dieser Beziehung klüger und gerechter verfahren, indem sie die Frauen zum Eigentum der Männer erklärten. Die Natur hat sie auch in der Tat zu unseren Sklavinnen bestimmt.

*

Ich hasse die ränkesüchtigen Weiber mehr als alles. Ich bin an gute, sanfte versöhnliche Frauen gewöhnt; sie sind es, die ich liebe.

(An Josephine. 6. November 1806.

*

Ich würde glauben, wenn es nur eine einzige Religion gäbe.

*

Wenn man anfängt, Übung in den Geschäften zu erhalten, so verachtet man alle Theorien.

(Finckenstein, 4. Mai 1807.)

*

Es ist überhaupt ein Grundsatz in der Politik, erst dann Beweise von seiner Güte abzulegen, wenn man sich gegen die Übeltäter in seiner ganzen Strenge gezeigt hat.

(Paris, 22. März 1806.)

*

Ich bin genau in Kleinigkeiten, aber ich gebe Millionen mit leichtem Herzen fort.

*

Die Demokratie kann in Wut geraten, aber sie hat ein Herz ... Die Aristokratie dagegen bleibt immer kalt, sie verzeiht nie.

*

Ich will das Verbrechen der Majestätsbeleidigung nicht wieder einführen; ich lege kein Gewicht auf das Geschwätz der Zeitungsschreiber.

(An den Polizeiminister Fouché. Finckenstein, 4. April 1807.)

*

Jedem eroberten Volk tut eine Empörung not. (Rambouillet, 17. August.)

*

Der Selbstmord paßt weder zu meinen Grundsätzen noch zu dem Rang, den ich auf der Weltbühne eingenommen habe. Ich bin zum Leben verurteilt.

Diese Worte, die der Sammlung „Stimme der Großen“ (Berlin, „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt) entnommen sind, zeigen, daß Napoleon I. ein weiser Mann war. Und doch sind seine Großtaten ein ungeheurer Irrtum gewesen.

wieder einer?", oder gar das sensationshungrige, das mit einer gewissen Spannung die gräßlichsten Dinge sucht. Nicht bloß in den untern Schichten besteht dieses unästhetischste aller Gefühle: das Vergnügen am Sensationellen, am Grauenhaften. Man kann sich ja schließlich auch unmöglich Tag für Tag auf Mitleid, auf wirkliches Entsetzen über tägliche Abscheulichkeiten einstellen, worauf übrigens die lebendige Wirklichkeit genügend Anspruch macht. Aber es geht einem doch durch und durch, wenn gebildete Menschen auf die Notiz von Mord und Selbstmord eines gequälten Familienvaters nur noch mit einem — Witz reagieren. Wo bleibt da das Gefühl für den Mitmenschen, das Verständnis der Zeit? Wo bleibt endlich unsre eigne seelische und ästhetische Vertiefung?

Natürlich soll keineswegs gesagt sein, daß man überhaupt keine Zeitungen lesen sollte! Das ist nicht zu umgehn. Aber man sollte nur das wirklich notwendige lesen, das für den Politiker selbstverständlich sehr anders aussieht als etwa für die Frauen. Und die vielen Greueltaten und Sensationsprozesse kann man in der Regel unbeschadet völlig überschlagen, sie nützen keinem und schaden allen. Von allen meinen Bekannten lese ich am wenigsten Zeitungen; merkwürdigerweise aber halte ich die allermeisten Zeitschriften. Nämlich die Zeit und Frische, die man durch mäßiges Zeitungslesen erspart, ermöglicht die genußreichere Lektüre von guten, nicht im hetzenden Leitartikelstil geschriebnen Aufsätzen über Zeit- und andere Themata. Ich habe eine reine Freude empfunden, als ich kürzlich in einem Briefe Goethes die weisen Worte fand: „Hierbey werd' ich veranlaßt, dir etwas Wunderliches — zu vertrauen, daß ich nämlich, nach einer strengen schnellen Resolution alles Zeitungslesen abgeschafft habe und mich mit dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. Dieses ist von der größten Wichtigkeit: denn genau besehen ist es, von Privatleuten, noch nur Philisterey wenn wir demjenigen zuviel Anteil schenken, was uns nichts angeht. Seit den 6 Wochen daß ich die sämtlichen Zeitungen liegen lasse, ist es unsäglich, was ich für Zeit gewann und was ich alles wegschaffte!"

„Die Grenzboten." — B. Göring.

Was gibt, was nimmt uns die Kultur?

Werner Sombart, der glänzende Geschichtschreiber, Prophet und Apostel der heutigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung, der lauschenden Schülern noch vor kurzem die verlockendsten Fernsichten eröffnete, hat neuerdings einen Vortrag gehalten: Was gibt uns die Kultur, wie wirkt sie auf die Persönlichkeit, macht sie uns glücklicher und besser? Und die Antwort auf diese Fragen? Die ‚Politisch-Anthropologische Revue' faßt die Schlußausführungen Sombarts folgendermaßen zusammen:

„Die moderne Kultur hat uns Stadtmenschen der Natur entfremdet, so daß diese uns höchstens noch ein Objekt ästhetischen Genusses ist. Wir erleben nicht mehr die Jahreszeiten, nicht mehr Tag und Nacht, nicht Schnee und Sturm — es sei denn als Verkehrshindernis. Wir sind so weit von der Natur abgedrängt, daß die Schulkinder Unterricht in der Natur erhalten müssen. Man zeigt ihnen auf Tafeln, wie der Winter aussieht und wie der Sommer aussieht. Wir haben nicht mehr das, was der Schweizer an seinen Bergen, der Norweger an seinen Fjorden, der Kleinstädter an seinem Kirchturm und der vorkapitalistische Großstädter, etwa der Wiener, an seiner alten Kultur hat, nämlich das unmittelbare Ortszugehörigkeitsgefühl. Die persönlichen Beziehungen sind geschwunden. Selbst die Familie als Wohn- und Ernährungsgemeinschaft beginnt sich immer mehr zu lockern, und damit wird für die Frau die ihr innerlich angewachsene Berufsarbeit zerstört. Und auch die Arbeit des Mannes, die keine volle Werkschöpfung, sondern eine für die Persönlichkeit sinnlose Teilverrichtung wird, ver-

als eine Priestertochter, sein Sohn durfte nur wieder Geistlicher werden, seine Tochter fand nur einen solchen als Mann. Auf sogenannten Seminaren, einem niedern und einem höheren, die der Bischof seiner Diözese unterhielt, wurden seine Söhne vom sechsten, siebenten Jahre an gebildet oder soll ich sagen: dressiert, etwa zwanzigjährig verheiratet und dann auf irgendeinem Dorfe untergebracht. Gings gut, schweifwedelte der Mann genug beim Bischof, wußte er von seiner Armut das Nötige aufzubringen, um besonders auch die Unterbeamten der bischöflichen Kanzlei zu befriedigen, so kam er vielleicht mit der Zeit in eine der „besseren" Stellen, vielleicht gar mit an die Kathedrale des Bischofs selbst. Alexander III. beseitigte einige der schlimmsten Schranken des geistlichen Standes. Er gestattete, daß Priestersöhne auch andere Berufe ergreifen dürften als den des Vaters, daß sie die Universitäten besuchen und Staatsbeamte werden dürften wie andere auch. Es hatte sich ergeben, daß unter den Nihilisten unverhältnismäßig viele Priestersöhne seien. Wen könnte es wundern? Natürlich steht der russische Dorfpfarrer im Durchschnitt, jedenfalls an Bildung, meist wohl auch moralisch weit über den Bauern. Auf den Seminaren hat er doch einiges Latein und Griechisch gelernt, auch ein Lehrbuch der Dogmatik und dies und das aus der Kirchengeschichte und Dogmengeschichte. Auf die schönen „Schulpläne" darf man allerdings nicht zu viel Gewicht legen. Wenn man alles glauben wollte, was offiziell behauptet wird, wäre Rußland wohl das gebildetste Land Europas. Eher als daß der angehende Priester viel Nützliches lerne, ist glaublich, daß er viel „verbotene" Lektüre treibt. Aber es gibt freilich in Rußland auch wirklich gelehrte Theologen; mehr als ein Name wäre zu nennen, der mit Recht in Ehren gehalten wird. Und die Pfarrer scheinen wenigstens auch darauf bedacht zu zu sein, sich politisch ein Urteil zu bilden. Man liest augenblicklich, daß die Kleinbürger viele Popen (bis zur Hälfte der Zahl) als ihre Vertreter bei den Dumawahlen bestimmt haben. Die Popenfrauen scheinen zum Teil noch mehr als ihre Männer zu versuchen, den Standesunterschied gegen die Bauernfamilien aufrecht zu erhalten und in aller Armut doch so etwas wie eine Dame darzustellen.

Vom Zeitunglesen.

Ich muß bekennen, daß ich so unmodern bin, höchst ungern Zeitungen zu lesen. Und wenn ich bei andern sehe, daß sie mehrere Stunden des Tages mit dieser nervenangreifenden Arbeit verbringen, dann empfinde ich ein großes Vergnügen über meine Kraft- und Zeitersparnis. Wenn ich aber merke, wie sehr der Gewohnheitszeitungsleser auch innerlich Schaden leidet, dann empöre ich mich dagegen! Es ist gar nicht anders möglich, als daß das viele Zeitunglesen schädigend auf den Geist einwirkt. Einmal untergräbt es die klare, selbständige Urteilskraft; man kann häufig genug beobachten, daß bei auftauchenden Fragen erst nach dem Studium der Zeitung ein Urteil abgegeben werden kann. Oder daß sich das Urteil sofort ändert, je nach dem Leitartikel, der erst später erschien. Vor allem andern aber: es stumpft ab. Wie ein Narkotikum reizen die täglichen Nachrichten und Beschreibungen aller denkbaren Morde, Verbrechen und Unglücksfälle momentan die Phantasie auf. Es sind keine schönen Vorstellungen, die sich unwillkürlich auf diesen Anreiz einstellen! Und die tägliche Übung in solchen häßlichen, niedrigen Bildern ist eine sehr ernste Sache im Nerven- und Seelenleben. Unbegreiflich, wie man diesen Schaden am eignen Ich so gering anschlagen kann, heute, wo alle über schlechte Nerven zu klagen haben! Die weitere unausweichliche Folge des geistigen Narkotikums ist die Erschlaffung, die Abstumpfung. Wenn man jeden Tag mindestens von einem halben Dutzend Mord- und Untaten liest, dann stellt sich kein Grauen mehr ein, sondern das gelangweilte Gefühl „schon

Herbstbild.

Ich bin ein Feld, von dem die letzten Garben
Man heimgeführt, nun steht es kahl und bloß
Und schaut zum Berge auf, der riesengroß
Sich leuchtend dehnt in blauen Silberfarben.
Und klagt's ihm leise: „Sieh, die tiefen Narben,
Die sie mir schufen hart und schonungslos,
Von goldnen Ähren leer ist nun mein Schoß
Und alle meine Blumen elend starben.
Der Berg, dem Himmel nah, dem weisen, reinen,
Läßt frischen Almwind tröstend niederwehen:
„Verzage nicht und lern' dein Leid verstehen,
Gemähte Saat will nur ein Ende scheinen,
Bald, unterm Schnee, wird neue Kraft sich regen
Und frischen Keimen blüht erneuter Segen!

Sophie v. Khuenberg.

Ich liebe die Müden . . .

Ich liebe die Müden, die Kampfzermürbten,
Denen nimmer im heißen Blut
Der Haß und die Liebe stürmisch glühen
Und denen doch noch die Funken sprühen
Unter verloderter Träume Schutt.

Ich liebe die Stillen, die Ruhe sehnen,
Denen kein heißes Lied mehr gelingt,
Die langsam verdorren wie lichtlose Bäume
Und denen das Läuten versunkener Träume
Doch nicht aus dem welkenden Herzen verklingt!

Friedrich Pock.

Der Weg zum Leben.

Wenn dir die Sonne scheint, die Lüfte blauen,
Blick' nicht zur Erd';
O wolle in die helle Reinheit schauen,
's ist lebenswert.

Wenn dräut ein düsteres Gewölk am Himmel,
Das Licht vergeht:
In tiefsten Dunkels grausigem Gewimmel
Ruht Majestät.

Der Wege Kot blick' nicht, schau froh die Bäume
Im freud'gen Grün,
Und siehst du Schwarz in Schwarz, lass' helle Träume,
Mensch, um dich blüh'n.

Du bist zum Leben hier, und kein Besinnen
Nützt dir: warum?
Das Schöne finden sei nur dein Beginnen,
Dein Um und Um.

Such' es mit Kraft und lass' die Kraft nicht sinken,
Ist sie bedroht;
Aus fernster Ferne wird ein Schimmer blinken,
Wenn nichts mehr loht.

O glaube fest ans zarte, heilig Schöne,
So bleibst du rein,
Der Lebens Wert schätzt du wie Harfentöne
Und es ist dein.

Artur Dworzak.

Gewitterwolken.

Heuschreckenplage.

Glaube nicht die Zeit wird besser,
Weil so manche Wunde heilt,
Stumpfer wird auch stets das Messer,
Das für uns die Brote teilt!
Sind es hundert Menschen heute,
Die nach Brot vergeblich schrein,
Werden's später tausend Leute,
Einst wohl hunderttausend sein!

Nervosität.

Es ist wirklich skandalös —
Alle Welt ist heut nervös!
Und mir kommt oft in den Sinn:
Wo soll das noch einmal hin?
Schließlich laufen wir als Schatten
Durch der Erde grüne Matten
Als die letzte trübe Spur
Der „nervösen Kreatur".

Otto Promber.

liert ihre sittlichende und erhebende Kraft. Es ist wahr, daß die moderne Technik unerhörte Wunderwerke schafft, aber alle die Erfindungen und Entdeckungen bedeuten doch nichts anderes, als daß durch sie das Unglück, die Misere, der Jammer der Millionenanhäufungen um einiges gelindert wird.

Alle die Möglichkeiten, die der Dämon des Erfindungsgeistes uns gegeben hat, lösen sich, wenn wir die Frage stellen, was sie uns denn wirklich bringen, in nichts auf. Wozu brauchen wir so viel Licht in der Welt? Weil wir in den Städten zusammengepfercht wohnen, und weil wir abends zu Hunderttausenden durcheinanderlaufen, was natürlich beleuchtet werden muß. Wozu brauchen wir in der Luft herumzufliegen? Was brauchen wir das Telephon, welchen Sinn hat die Erfindung des Grammophons? Eine geschmackvolle Zeit würde einen Mann, der das Grammophon erfindet, mit lebenslänglichem Zuchthaus bestrafen. Um unser Wohlbefinden kümmert sich der Dämon Erfindungsgeist nicht, er liefert uns bloß den Lärm und Gestank und — da er materielle Güter schafft, die wieder zur Bevölkerungszunahme führen — liefert er uns die Masse. Zweifellos hat sich die Wissenschaft, wo sie der Technik genützt hat, als sehr fruchtbar erwiesen, aber unsere wirklichen Einsichten in das Wesen der Dinge sind heute nicht um ein Deut größer, als es früher der Fall war. Nichts hat die moderne Kultur für unser inneres Leben, für unser Glück, unsere Zufriedenheit, unsere Tiefe geleistet. „Ein großer Aufwand schmählich ist vertan."

Singvögel.

Die letzte Rose.

Herbstend zieht es durch die lauen Lüfte.
Nach des Sommers reicher Ernte
Macht so schwer der Seele Schwingen:
Buntes Laub und leerer Garten. —
Nur an einem zarten Zweige
Will noch eine Rose blühen;
Aber sterbensmatt und müde
Hängt das kleine rote Köpfchen;
Denn die Sehnsucht nach den Schwestern,
Die schon welkten und verdorrten,
Zehrt ihr alle Lebenskraft. —
Ahnt, daß über Nacht zu Ende
Geht ihr spätes Rosenblühen!
Ahnt, daß leise — Blatt um Blatt
Fallen wird zur schwarzen Erde. — —
Und der herbstlich neue Morgen
Findet rings den weiten Raum — —
Frisch bedeckt mit Rosenblättern.

Ernst Ferd. Neumann.

Blätterfallen!

Welkes Laub rauscht an den Zweigen,
Löst sich still von Baum und Strauch;
Und im zarten Windeshauch
Tanzt es seinen Todesreigen.

Flüstert es nicht rings im Kreise
Wie ein traumverlor'nes Lied?
Das in Wehmut dich umzieht
Wie ein Mahnen ernst und leise?

Horch! Zu deinen müden Füßen
Rinnt und rauscht es wie ein Klagen:
Einst wirst du in Herbstestagen
Wie die Blätter fallen müssen.

Ernst Ferd. Neumann.

einzigen Jahre 25 Millionen Kolportagehefte verbreitet habe. Das macht also, da jedes Heft mit 10 Pfennige bezahlt wird, allein für die Erzeugnisse eines einzigen Hintertreppenromanverlages 2½ Millionen Mark in einem Jahre aus! Und solcher Verlagsbuchhandlungen gibt es nicht nur eine, sondern eine ganze Anzahl. Millionen unserer ärmsten Volksgenossen kaufen und verschlingen diese Schundware. In jeder großen Fabrik, in Tausenden von Handwerker- und Bauernfamilien, in den Reisekörben unserer Dienstmädchen ist sie zu finden. Ja in den Krankenhäusern wandert sie heimlich von Bett zu Bett, um unter den Kopfkissen zu verschwinden, sobald der Arzt oder die Krankenschwester in die Nähe kommen. Und selbst Leute, die von der öffentlichen Armenunterstützung erhalten werden, erübrigen Woche für Woche einen Groschen, um sich ihr Kolportageheft zu kaufen.

Welche gefährlichen Wirkungen diese Schundromane ausüben, das läßt sich kaum überschätzen. Man hat der Frage in Deutschland bisher wohl noch nicht die genügende Beachtung geschenkt, und erst in letzter Zeit nimmt die Öffentlichkeit ein tieferes Interesse daran. Dann und wann wirft eine Gerichtsverhandlung ein blitzartiges Licht auf die Frage, welches Unheil die Hintertreppenromane in den Seelen junger Leute, aber auch bejahrter Männer und Frauen anrichten. Erst vor wenigen Tagen gingen zwei solcher Fälle durch die Zeitungen. Der fünfzehnjährige Kochlehrling Wilhelm Rütting in Berlin erschoß seinen Koch, auf den er seinen Zorn geworfen hatte; die beständige Lektüre der Verbrecher- und Detektivhefte und ähnlicher Erzeugnisse der schlechten Literatur hatten seine Phantasie so mit der Vorstellung erfüllt, daß er zum Revolver greifen mußte, daß er es schließlich tat. Und die siebzehnjährige Plätterin Fanny Schneider aus Wilhelmshaven nahm sich durch Aufdrehen des Gashahnes das Leben, weil sie fortgesetzt Schundromane gelesen hatte, die in ihr die Leidenschaft erweckt hatten, wie sie zu Bekannten äußerte, auch einmal „so schön" zu sterben, wie es in diesen Romanen beschrieben wäre! In der rechten Hand hielt sie, als man sie als Leiche auffand, das Heft eines Kolportageromans.

Am gefährlichsten wirken solche Hintertreppenromane, die gleichzeitig in Blut und Wollust getaucht sind. Zwar beschäftigen sich fast alle Schundromane mit dem Verbrechen in irgendwelcher Form, und die Sinnlichkeit spielt bei ihnen allen eine große Rolle. Einige Schundromane aber verbinden diese beiden Kennzeichen in besonders wirksamer Art und werden daher in ungeheuren Massen abgesetzt.

Augenblicklich gilt dies zum Beispiel von dem Schundromane eines Dresdener Kolportageverlegers. Der Titel lautet: „Der Unbekannte, sensationelle Enthüllungen eines Mädchenmörders." Der Titel ist also nicht einmal so zugkräftig wie die doppelten und dreifachen Titel mancher anderen Hintertreppenromane. Das wird aber ersetzt durch das Titelbild oder vielmehr die Titelbilder, die einen Mädchenmörder, dessen Gesicht durch eine schwarze Maske verborgen wird, bei verschiedenen Ausführungen seiner Leidenschaft darstellen. Schon im ersten Hefte dieses auf die gröbsten Wirkungen angelegten Schundwerkes werden nicht weniger als drei Ermordungen von selbstverständlich immer berückend schönen Weibern geschildert, und der Roman versucht, seinen Lesern eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken hinunterzujagen. Nach alterprobter Erfahrung arbeitet der literarische Galgenvogel, der den Roman verfaßt hat, mit den gröbsten Mitteln, indem er Geheimnisse aller Art aufeinanderhäuft. Schon die ersten Absätze des ersten Heftes zeigen dies. Es beginnt nämlich:

„1. Kapitel.

Der Bund der Dreizehn!

Was war das für ein schauerliches Tasten und Schleichen in der Totengruft des verfallenen und verödeten Schlosses Rufenstein? Hatten die Dorfbewohner doch

Herbstwind.

Ach, du klagst, daß deine süße,
Gold'ne Jugend ist vorbei.
Was gegrünt im holden Lenze,
Was geblüht im sonnigen Mai,
Ist jetzt Heu.
Ob es grünt, ob blüht, ob dürret,
Wenn im Herbst die Wiese frieret,
Ist's doch einerlei.
Wahre nur des Herdes Feuer
Deines Hauses froh und treu,
Ob im Winter weh'n die Flocken,
In der Enkel blonden Locken
Blüht der Frühling dir aufs neu.

M.

's Dirndl.

Drobn auf der Alm, da hockt a Herr,
Der kimmt schier von Preußen her,
Ausländerisch schaut er aus schon recht,
Deutsch kann er a bißl, aber schlecht.

„Nu, liebe Frau, möcht ich mich laben,
Kann ich ein Tröpfchen Milch wohl haben?"
„Recht gern", sagt d Sennerin, „wann is hätt,
Aber koa Frau, dös bin i nöt."

„Ist an Milch hier große Not?
Dann, Fräulein, gibt's wohl Butterbrot?"
„Recht gern", sagt's, „wenn i nur eins hätt,
Aber koa Fräulein bin i nöt."

„Na, Jungfrau, sei'n Sie nur nicht böse!
Dann gibt's doch wohl ein Stückchen Käse?"
„Recht gern", sagt's „wenn ich nur ein' hätt,
Aber koa Jungfrau bin i nöt."

„Wie soll ich denn das Rätsel lösen?
Wer sind Sie denn, verehrtes Wesen?"
„Herrgott", sagt sie, „is dös a G'walt!
Wer werd i sein? A Dirndl halt!"

Albin Schanil.

---

50 Millionen Mark für Schundliteratur.

Sollte man es für möglich halten, daß die Pest der Hintertreppenromane (und der schlechten Literatur überhaupt) trotz ihrer Scheußlichkeit, trotz unserer steigenden Volksbildung, trotz der Anstrengungen aller einsichtigen Leute nicht abnimmt, sondern zunimmt? Nicht weniger als 8000 selbständige Kolportagebuchhandlungen geben sich allein im Deutschen Reiche mit dem Vertrieb von Kolportageliteratur ab, deren überwiegender Teil aus Schundromanen oder Hintertreppenromanen, oder wie man sie sonst bezeichnen mag, besteht; der guten Bücher, die durch Kolportage vertrieben werden, sind im Verhältnis dazu leider nur wenige. Und diesen 8000 selbständigen Geschäftsleuten stehen 30.000 Kolporteure zur Seite, die den Vertrieb dieser literarischen Schundwaren in wohlorganisierter Weise in jede großstädtische Mietskaserne, in jedes Mietshaus in der Kleinstadt, in jedes Bauernhaus zu tragen suchen. Die Summen, die von diesen Kolporteuren umgesetzt werden, sind ganz ungeheuer. Sicher schätzen lassen sie sich nicht, aber wahrscheinlich ist es eher zu niedrig als zu hoch gegriffen, wenn man annimmt, daß in Deutschland Jahr für Jahr etwa 50 Millionen Mark in den übelsten Arten der schlechten Literatur angelegt werden!

Diese riesenhafte Summe wird jedem, der mit den Verhältnissen nicht näher vertraut ist, als übertrieben erscheinen. Aber er wird anderer Ansicht werden, wenn er hört, daß zum Beispiel ein einziger Berliner Verlag, der sich mit der Herstellung und dem Vertrieb von Hintertreppenromanen, ägyptischen Traumbüchern, Geister- und Gespensterbüchern und ähnlichen Dingen befaßt, offen angibt, daß er in einem

Volksbibliothek feste Wurzeln gefaßt hat, haben in ihrer Nachbarschaft Läden mit Kolportageheften keine Möglichkeit guter Geschäfte mehr. Wer erst einmal einige Wochen in einer Volksbibliothek gelesen hat, denkt nicht mehr daran, die äußerlich und innerlich widerwärtigen Hefte eines Hintertreppenromans zur Hand zu nehmen. Was der guten Literatur, die stofflich dafür natürlich geschickt ausgewählt werden, also vor allem ebenfalls eine starke und kräftig fortschreitende Handlung aufweisen muß, ihren Kampf gegen die Schundliteratur aber so besonders schwer macht, ist ihr Kapitalmangel. Unsere Volksbibliotheken müßten noch reicher gespeist werden und der Druck guter und billiger Bücher müßte mit ganz anderen Mitteln rechnen können. Was bedeutet es denn, wenn eine gemeinnützige Einrichtung wie die Deutsche Dichtergedächtnisstiftung in einem Jahre für die Herstellung von Büchern einschließlich neuer Auflagen etwa 50.000 Mark ausgibt, während der Umsatz eines einzigen Kolportageromanes, wie wir wissen, im Durchschnitt 250.000 Mark beträgt? Solange sich also nicht gemeinnützig denkende reiche Leute finden, die zum Beispiel die Deutsche Dichtergedächtnisstiftung mit Kapital versorgen, wird die bedrohlich angewachsene schlechte Literatur fortfahren, ihre schändlichen Wirkungen auszuüben: den Geschmack von Hunderttausenden rettungslos verderben, ihre Sinne aufregen und zugleich abstumpfen, ihrem Gefühl und ihrer Sittlichkeit alle Natürlichkeit und alle Sicherheit nehmen. Wir werden dann noch mehr wie heute ein krankhaft überreiztes Geschlecht haben, das keine größere Wonne kennt, als sich durch alle Verirrungen menschlicher Leidenschaften, durch alle Abgründe viehischer Grausamkeit und durch die ganze Schreckenskammer der furchtbarsten Verbrechen führen zu lassen.

Hamburg-Großborstel. Dr. Ernst Schultze.

In einem Eisenbahngelaß.

In einem Eisenbahngelaß
Ein altes, stilles Männlein saß;
Und neben ihm zwei schwarze Herren,
Die wollten weidlich ihn bekehren,
Mit feinem Witz, mit leisem Hohn,
Und dann mit dringlichem Sermon;
Gestanden es auch endlich ein,
Daß sie — schon um den Heiligenschein —
Von der Gesellschaft Jesu sei'n.
„Von der Gesellschaft Jesu?" fragt
Der Alte, dem es nicht behagt
„Doch von der ersten, ihr Geschätzten,
Oder wohl gar von der letzten?"
„Wie so?" darauf die klugen Herr'n.
Der Alte, der erklärt sich gern:
„Ochs und Esel, oder Schächern,
Welchen mögt nach Art und Fächern
Ihr euch füglich zugesellen? —
Was geschah? Beim nächsten Flecken
Taten sich die beiden Recken
Höflich, wie sich's schickt, empfehlen. —
Kecklich mit dem Schelm zu spassen
Sollten Schelme bleiben lassen.

recht, wenn sie sich fürchteten, zu nächtlicher Stunde in die Nähe des alten Schlosses zu kommen, da dort Gespenster ihr Unwesen treiben sollten? —

Verdächtige, düstere Gestalten schlichen in dem Dunkel der Nacht um das Schloß herum und verschwanden, als ob der Erdboden sie verschlungen, durch die geheimnisvolle Pforte, die zur Totengruft führte. Zwölf dumpfe Schläge erklangen jetzt, und kaum waren sie verhallt, als wie durch Zauberspuk drei bläuliche Flammen den unheimlichen Raum erhellten.

Auf einem Katafalk brannten die Lichter und um denselben versammelt sah man dreizehn Männer, in schwarze Mäntel gehüllt.

Die Gesichter konnte man nicht erkennen, denn ein jeder trug eine schwarze Halbmaske.

In der Mitte der unheimlichen Gruppe saß ein schlanker, hochgewachsener Mann, unter dessen großem Schlapphut schwarze Locken hervorquollen.

Von seinem Gesicht war nichts weiter zu sehen als der rote, feingeschnittene Mund und das energische Kinn.

Er erhob sich jetzt und seine Stimme klang düster, als er sagte: ‚Männer, ich habe euch hieher berufen, um von euch zu erfahren, ob ihr meinen Befehlen gefolgt seid — ob ihr neue Schandtaten treuloser Weiber und Dirnen ausspioniert habt?!‘

Einer der Männer erhob sich und wies auf den Katafalk.

‚Wir haben Eure Befehle ausgeführt, Meister — dort, jene zwölf Briefe werden Euch Kunde geben von unserer Arbeit!‘ — — —“

Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß „Der Unbekannte“ sehr hohen Absatz finden wird. Die Gelegenheit, Wirkungen der schlimmsten Art auszuüben, wird er also haben, und dieser Schaden wird nicht ausbleiben. Zu manchem Sittenverbrechen, zu manchem scheußlichen Morde werden durch ihn die ersten Keime gelegt. Die Leidenschaft des Volkes für aufregende Handlungen wird von den kapitalkräftigen Verlegern der Schundromane so schändlich ausgenützt, daß sie selbst dabei innerhalb weniger Jahre die größten Reichtümer sammeln, während der Seele tausender unserer Mitmenschen der schwerste Schaden getan wird. Und was von den Kolportageromanen gilt, ist in kaum geringerem Maße auch von den Nick Carter-, Bufallo Bill-, Weltdetektiv-Heften u. s. w. zu sagen. Von diesen Einzelheiten, von denen in jeder Woche von jeder Sammlung ein Heft erscheint, geht eine magische Wirkung auf den Geist unserer Jugend und unserer jungen Leute, ja auch eines großen Teiles der Erwachsenen aus.

Die letztgenannten neuen, bis vor wenigen Jahren unbekannten Formen der schlechten Literatur haben es verstanden, sich mit einer Schnelligkeit und Gründlichkeit durchzusetzen, daß heute in jeder kleinen Stadt Dutzende von Zigarren- und Papierhandlungen zu finden sind, die diese literarische Schundware führen und die größten Geschäfte in ihr machen, und daß die Zahl dieser Geschäfte in jeder Großstadt nicht mehr nach Dutzenden, sondern nach Hunderten zu bemessen ist. Ja, in offenen Zeitungsverkaufsständen, die noch vor kurzem einen Kolportageroman entrüstet zurückgewiesen hätten, in der Berliner Untergrundbahn ebensowohl wie auf dem Theaterplatz in Hannover, überhaupt in jeder deutschen Großstadt ohne Unterschied, finden wir heute ganze Reihen dieser verderblichen Literatur ausgelegt.

Wie kann diesen pestartigen Erscheinungen abgeholfen werden? Durch gesetzgeberische Maßnahmen schwer, wie sehr es auch zu wünschen wäre, daß solche Schundware wie „Der Unbekannte“ kurzerhand unterdrückt würde. Das beste Mittel zur Zurückdrängung der schlechten Literatur ist aber, wie die Erfahrung zeigt, die Verbreitung guter Bücher. Wo eine gut geleitete und mit einigen Mitteln versehene

unbegreifliche Fehler liegt anderswo, liegt in der Unwahrscheinlichkeit der Hauptvorgänge. Da zeigt z. B. der Pfarrer, um den Bauer Andreas Vöst zu verderben, eine angebliche Handschrift seines geistlichen Vorgängers vor, der dreißig Jahre auf derselben Pfarrei gesessen hatte. Um diese Schrift wird gestritten, amtiert und prozessiert, und keinem Menschen fällt es ein, sie mit den übrigen Handschriften des alten Pfarrers im Pfarrbuche zu vergleichen. Sie ist gefälscht. Solche Unbegreiflichkeiten schmälern nicht bloß den Genuß, sondern schwächen auch die Absicht und man legt das Buch unbefriedigt aus der Hand. Mit der angedeuteten Handschrift steht und fällt das Buch. Übrigens führt es viele köstliche Gestalten vor, worunter auch einige sehr rührende sind. Es ist ein sehr trostloses Buch und es ist zu bedauern, daß der geniale Verfasser darauf ausgeht, die Leute zu entmutigen, anstatt sie zu stärken und, wenn er schon tendenziös sein will, ihnen den Weg zu zeigen, wie das Gute zum Siege kommt, und das Niederträchtige unterliegt. In anderen seiner Schriften hat Ludwig Thoma den rechten Weg zum Künstler auch gefunden, und wir erhoffen von ihm noch bedeutende Leistungen.

M.

Auf der Schneid. Ernste und heitere Geschichten von Karl Anzengruber. (Berlin. Hermann Krüger.)

Auch Anzengruber, der Sohn, schreibt Dorfgeschichten. Aber das ist eine schwere Aufgabe. Weit schwerer, als wenn er nicht der Sohn des genialen Dorfgeschichten-Dichters wäre. Die Ansprüche sind ungebührlich. Aber Karl Anzengruber löst die Sache soweit noch ganz anständig. Vom Vater hat er den Pflichtteil abbekommen, besonders den frischen Humor. Aber er hätte sichs leichter gemacht, wenn er sich nicht in dem Literaturfach seines Vaters, sondern in einem andern versucht haben würde. Nun, das kann er noch immer tun. Wenn er — der Städter — schon etliche Dorfbilder so leidlich trifft, um wie leichter wird's ihm mit Stadtgestalten werden. Einstweilen freuen wir uns, daß der Name Anzengruber in einem jungen Erzähler wieder auftaucht.

Z.

Gertrud Baumgarten. Von Ludwig Detter. Roman in 2 Bdn. (Straßburg. Josef Singer.)

Carmen Sylva, Königin von Rumänien, schreibt: „. . . ich habe es nicht aus der Hand gelegt bei Tag und bei Nacht; denn es hat mich auf das tiefste interessiert und ergriffen und war mir aus der Seele geschrieben. Alles, was Sie über Frauenerziehung sagen, ist so vortrefflich, wie man es nur wünschen kann. Vielleicht hat in der ganzen Welt niemand Ihr Buch mit solchem Feuereifer gelesen wie ich. Denn nichts beschäftigt mich so tief und lang und ernst als die Frauenfrage." Gertrud Baumgarten ist ein fein empfundenes erzieherisches Werk, die Bekanntschaft mit demselben verlohnt sich reichlich. Es ist ein Genuß, nach all der nervenkitzelnden Lektüre der modernen Zeit ein Buch in die Hand zu bekommen, das — gleichwohl es eine moderne Anforderung verteidigt, doch frei von jedem Sinnenreize — nur Reinheit und Gesundheit atmet. Ich meine, alle Eltern und Erzieher müßten für dieses Buch dankbar sein. Sonnige Heiterkeit, strahlender Lebensmut lacht aus jeder Zeile. Der Appell des Verfassers an die deutschen Frauen und Töchter wird nicht ungehört verhallen. Es ist ein Roman, mit dem junge Menschen Stunden der Andacht halten können

A. Sch.

Der Krieg von 1870/71. (Der Zusammenbruch.) Roman von Emile Zola. Reich illustriert. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Unter allen Romanen Zolas hat keiner für uns Deutsche ein so spezielles Interesse, wie „La débâcle", „Der Zusammenbruch", wie der Titel ins Deutsche übersetzt worden ist. Durch den reichen Bilderschmuck erhält das Werk des Dichters eine Belebung, die die Wirkung des geschriebenen Wortes noch steigert. So bedeutet diese Ausgabe eine dankenswerte Leistung, die dem nie erloschenen Interesse des deutschen Publikums für den Roman und seinen Dichter einen neuen Anstoß geben wird.

V.

Soeben erschien im Verlag Dr. Wedekind & Co., Berlin, ein neuer Roman von Pierre Loti in deutscher Übertragung, betitelt: **Die Entzauberten**; ein Roman aus dem gegenwärtigen türkischen Haremsleben. Die Welt der türkischen Frau, der Frau, die sich aus den Fesseln der Knechtung loszureißen sucht und, hochgebildet wie sie ist, danach strebt, aus einem Spielzeug des Mannes ein Eheweib im Sinne des Abendlandes zu werden.

V.

Caspar Hauser oder die Trägheit des Herzens. Roman von Jakob Wassermann. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1908.)

Jedes neue Buch, das über Caspar Hauser erschien, wurde seit jeher gierig in die Hand genommen. „Vielleicht bringt es endlich Klarheit!" Immer wieder wurde Neues berichtet, aber keines brachte des ungeheuren Rätsels Lösung. Vorliegendes Werk ist eine, wie es scheinen will, authentische Zusammenstellung des über den berühmten Findling Bekannten, es unterrichtet, es spannt, es erregt, es erschüttert — aber die Lösung bringt es nicht. Wassermann hat die optimistische,

Lustige Zeitung.

Heimgegeben. Landmann (einen Herrn, den er um Auskunft bitten will, auf der Gasse ansprechend): „Entschuldigen Sie, ich halte Sie für einen anständigen Menschen . . .“ — Herr: „Ich Sie nicht!“ — Landmann: „Ach, da haben wir uns halt beide geirrt!“

In der Dorfschule. „Hans, sage mir, wann ist die beste Zeit, um das Obst von den Bäumen zu pflücken?“ — „Wenn der Hund angebunden ist!“

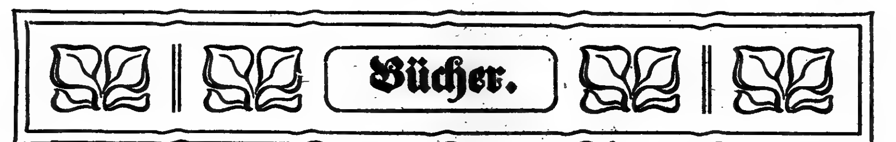
Recht schmeichelhaft. „Haben Sie schon bemerkt, daß die Söhne oft ganz und gar das Gegenteil ihrer Väter sind?“ — „Gewiß. Fast in jeder Familie kommen derartige Fälle vor.“ — „Haben Sie z. B. meinen Vater gekannt?“ — „Sehr wenig. Ich habe nur gehört, daß er sehr geistreich gewesen ist.“

Wovor ihr bangt. Ada (zu ihrer Busenfreundin): „Ach, Agatha, ich habe eine solche Angst in mir — morgen will mein Franz mit meinen Eltern reden!“ — Agatha: „Und wovor bangt dir da? Fürchtest du etwa, daß deine Eltern widersprechen?“ — Ada: „Nein — daß er ausbleibt.“

Der Gedankenleser. Hauptmann (zum Freiwilligen, den er längere Zeit gröblichst beschimpft hat): „Sie, ich weiß, was Sie sich jetzt denken, melden Sie sich morgen zum Rapport, Sie bekommen drei Tage Kasernenarrest!“

Scherzfrage. „Warum hat, im Gegensatz zu anderen Sprachen, in der deutschen Sprache die Sonne weibliches und der Mond männliches Geschlecht?“ — „Weil die Deutschen zu anständig sind, um eine Dame nachts allein gehen zu lassen.“

Der Frack. Es war nach schwerer Mühe den Freunden gelungen, Wilhelm Raabe zur Annahme einer Feier anläßlich seines 70. Geburtstags zu bewegen. Noch größere Mühe machte es dem Justizrat Engelbrecht, Raabe einzureden, sich für die Feier, an der hervorragende Persönlichkeiten aus allen Teilen des deutschen Sprachgebiets teilnehmen, ja zu der Vertreter aus Amerika kommen würden, sich einen neuen Frack machen zu lassen. Endlich gab der Starrkopf brummend nach. Die Feier im alten herrlichen Rathaus von Braunschweig verlief über die Maßen erhebend. Als sie einige Wochen später in der Herbstschen Weinstube kritisch besprochen wurde und jeder etwas besonders Herrliches hervorhob, lächelte auch der alte Raabe glücklich vor sich hin und sagte: „Und es war doch mein alter Frack“. Guckkasten.



Andreas Vöst. Bauernroman von Ludwig Thoma. (München. Albert Langen. 1908.)

Ein oberbayrischer Michael Kohlhaas. Ein Bauer wird von einem Ortspfarrer verhetzt, verfolgt und aufs schwerste verleumdet. Er sucht sein Recht, kann es nicht finden und wird zum Verbrecher. Dem Verfasser steht ein ganz außerordentliches Talent für die Volkserzählung zu Gebote, sein Charakterisierungsvermögen, besonders die Art, wie er die Bauern sprechen läßt, ist so entzückend naturwahr, daß man manchmal aufschreien möchte. Leider wird diese Fähigkeit meist nur dazu verwendet, um die schlechten und erbärmlichen Seiten der Menschen zu zeigen Von einem Kunstwerk ist hier völlig abzusehen, weil der Roman eine reine Tendenzarbeit ist, aber der

tausendste Bändchen sehen. Wir wünschen, daß sie bishin auch einen neuen Aufschwung besonders der deutschen Literatur erlebt haben und in Reclams Universalbibliothek aufgespeichert finden wird und das Volk noch gieriger und tiefer in die unerschöpflichen Schatzkammern tauchen soll. M.

Einfach entzückend ist die Augustnummer der **Illustrierten Österreichischen Alpenzeitung,** die in Graz (Neutorgasse 24) erscheint. Ihr Inhalt ist Tirol. Sie wird auch die übrigen Alpenländer, besonders die Steiermärk, ähnlich behandeln. Tiroler Großartigkeiten gibts freilich nicht überall, aber unser Alpenland hat mehr intime Schönheiten. Nur müssen viele erst gefunden und erlebt werden. In Steiermark handelt es sich weniger ums flüchtige Schauen als ums Erleben. Die „Illustrierte Österreichische Alpenzeitung" hat eine große Aufgabe und sie wird ihr gewachsen sein. M.

Die Berliner Zeitschrift „Moderne Kunst" hat vor kurzem eine Steiermark-Nummer herausgegeben, die recht erfreulich ist. Leider genügt so ein einzelnes Heft bei weitem nicht, ein ganzes mannigfaltiges Land auch nur annähernd zu charakterisieren, und praktisch für den Fremdenverkehr wird es nicht viel machen. In den ausgezeichneten Bildern dieser Nummer sehen wir einzelne Schönheiten unseres Landes gleichsam mit den Augen des Fremden, der sie das erstemal sieht. Und es fällt uns eine seltsame idyllische Stimmung auf, eine wundersame Vereinigung des Lieblichen und Großartigen, wie der Weltreisende sie selten anderswo finden mag. Wir Einheimischen sind so eingesponnen in diese Schönheit, daß sie uns kaum mehr auffällt, oder nur, wenn wir aus anderen Ländern heimkommen. Mehrere steirische Künstler haben gerade aus Graz Stadtbilder geliefert, die das Auge gar nicht loslassen wollen, und ein klarer, warm geschriebener Text begleitet sie sowie mehrere steirische Poeten uns steirische Stimmungen übermitteln. Das schöne Heft ist durchaus nicht geeignet, das weitbekannte Steirerheimweh zu heilen. Im Gegenteil. — Zurzeit hat auch die österreichische Zeitung „Der Fremdenverkehr" eine Grazer-Nummer herausgegeben, in der Graz als Fremdenstadt mit besonderer Berücksichtigung ihrer Herbstmesse gewürdigt wird. Z.

Führer ins Leben. Eine Sammlung von Schriften zur Einführung in eine tiefgründige, verständnisvolle Erziehung der Jugend. Band I: „Kindesmundart" von Berthold Otto. (Berlin. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.)

Der „Kindermund" ist eine stehende Rubrik in Tages- und Wochenschriften geworden; der Leser erwartet dort liebliche Albernheiten zu finden und wird doch oft frappiert durch ein treffendes, wenn auch für Erwachsene nicht immer schmeichelhaftes Urteil. Schon daraus sollte man die Lehre ziehen, daß man vielleicht besser täte, den Kindermund ernst zu nehmen. — In dem vorliegenden Buche legt nun Berthold Otto die Berechtigung der Kindesmundart dar, er erzählt einfach, wie er selbst allmählich zur Anerkennung der Kindesmundart genötigt worden ist, und da es sich dabei um Erlebnisse handelt, die jeder Vater, jede Mutter, jeder Lehrer ebenso hat, so sieht sich fast jeder Lehrer in die Lage gesetzt, aus seiner Erfahrung heraus das vom Verfasser Gesagte nachzuprüfen. Es ist also ein Buch, das jeden in seinem täglichen Leben anpackt, und gerade dadurch dürfte es geeignet sein, weithin zu wirken und das Urteil über die Berechtigung der Kindesmundart zu klären. V.

Rundblick von der Hohen Veitsch. (Graz. Steirischer Gebirgsverein, Karl Bock, Herrengasse 18.) Dem in kräftigen Strichen anschaulich gezeichneten Rundblick von der Hohen Veitsch, einem 1982 Meter hohen Berge zwischen dem Mürztal und Mariazell, mit Angabe der Bergnamen und Höhen, sind einige Seiten durch Bilder erläuterter Text beigegeben, die alles für den Veitschwanderer Wichtige enthalten: Auf- und Abstiege, Spezialflora u. dgl. Das kleine Schutzhaus auf der Veitsch ist vor kurzem vergrößert worden, so daß es passend war, auch den Rundblick neu drucken zu lassen. Der Steirische Gebirgsverein ist seit einigen Jahren bestrebt, durch gute Veröffentlichungen der Touristik zu nützen. Der Rundblick von der Hohen Veitsch steht unter diesen Veröffentlichungen nicht an letzter Stelle. C.

Büchereinlauf.

Drei gute Kameraden. Von Gustav Falke. (Mainz. Jos. Scholz.)

Normanensturm. Von Karl Ferdinands. (Mainz. Jos. Scholz.)

Zweistimmen. Novellen und Skizzen von Hermann Oeser. (Halle a. S. Richard Mühlmanns Verlag. 1909.)

Arme kleine Eva! Von Paul Langenscheidt. (Berlin. Dr. P. Langenscheidt.)

Dracula. Roman von Bram Stoker. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Heinz Widtmann. (Leipzig. Max Altmann.)

Die Kadettengeschichte „Spartanerjünglinge". Von Paul v. Szczepański. (Leipzig. Georg Wigand.)

liebevolle Auffassung beibehalten und findet die Schuldigen hauptsächlich in Hausers Umgebung. Er wählt statt näherliegenden Möglichkeiten das Märchen von der hohen Abkunft Hausers und diese Romantik stört die Wirkung. Mit einer qualvollen Empfindung legt der Leser das Buch aus der Hand, und das Mitleid weint weiter über ein Menschenkind, das man nie gekannt, das längst vergangen ist — und dessen Andenken noch lange die Herzen foltern wird. M.

O du mein Österreich! Patriotisches Festspiel von Bruno Graf von Holnstein aus Bayern. (Verlag des Verfassers, München, Königinstraße 65.)

Es ist ebenso seltsam als erfreulich, daß ein reichsdeutscher Offizier unserem Kaiser ein so schönes poetisches Huldigungswerk darbringt. Dasselbe ist an vielen Orten schon als Festspiel aufgeführt worden, und die große Wärme des Herzens, die aus jedem Worte spricht, muß die Zuhörer begeistern. Wir können solchen, die nach Festgedichten zur Gelegenheit einer Kaiserhuldigung ausschauen, das Werkchen auf das beste empfehlen. M.

Huldigung der Jugend. Festspiel zum Regierungsjubiläum Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. von Adolf Frankl. (Linz, Oberösterreichische Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft. 1908.)

Ein sinniger herzlicher Kaisergruß in poetisch-lieblicher Form. Geeignet für Jugend-Kaiserfeste.

Marienfäden. Von Elisabeth Kolbe. (Lengerich in Westfalen. Bischof u. Klein, G. m. b. H. 1908.)

Diese schön gefaßten Sinngedichte bringen in noch stärkerem Grade als die bestens bekannten früheren Gedichte Elisabeth Kolbes das echt deutsche Wesen der Dichterin zum Ausdruck. Man fühlt sich erquickt und gehoben, wenn man von dem klaren, frischen Quell feinsinniger Spruchweisheit gekostet hat. Das Buch ist wert, jedem jungen Mädchen, das die Schule verläßt, mit auf den Weg gegeben zu werden, um ihm für jedes Zeitalter etwas zu geben, das zur Stärkung und Läuterung der Seele dienen könnte! Otto Promber.

Gedichtgrüße. Von Hanna Herbert. (Mainz. J. Diemer.)

Manches der Gedichtchen hebt gut an, dauert aber um einige Zeilen zu lang, will viel sagen, und kommt schließlich ins Moralisieren, sowie einige der sonst echt mütterlichen Kinderlieder. Es ist in dieser Anfängerin lyrisches Talent vorhanden, aber wir wollen mit einer näheren Charakterisierung desselben doch lieber warten, bis es sich vollkommener entwickelt hat. M.

Unkultur. Vier Kapitel Deutschtum von Kurt Wigand. (Berlin. Moderne Verlagsbuchhandlung. Kurt Wigand.)

Der Verfasser muß ein ausgepichter Zwiderling sein. Da trägt er alle denkbaren Unarten, Untugenden, Lächerlichkeiten und Laster zusammen und schiebt sie — den Deutschen in die Schuhe. So, als ob solche Häßlichkeiten außerhalb des deutschen Volkes nirgends vorkämen, das deutsche Volk aber damit ausgestopft zum Platzen wäre. Wenn es wahr ist, daß all die angeführten Unarten nur Deutschen eigentümlich sind, dann ist Kurt Wigand ein ausgezeichneter Deutscher. Sein Buch ist voll von Vorurteilen, Rüpelhaftigkeiten, Rücksichtslosigkeiten, Mißgunst, Protzigkeit und Galligkeit; nicht ein liebenswürdiger Zug im ganzen Buche. Hätte der Mann die Ungezogenheiten, Fehler und Laster objektiv und parteilos gegeißelt, als das was sie sind, als allgemeine menschliche Armseligkeiten und Niedertrachten, bei einzelnen Völkerschaften allerdings mehr, bei anderen weniger hervortretend, man hätte den strengen Sittenrichter gelten lassen müssen, ja sein Freimut wäre ein Verdienst gewesen. Denn das ist wahr, diese im Buche behandelten Eigenschaften der Unkultur existieren, kommen leider auch bei den Deutschen üppig vor, einige bei diesen besonders üppig! Aber daß dieselben ausschließlich Eigentum der Deutschen sein sollen, das ist eine Verleumdung. Das Buch ist von einem Feinde der Deutschen für Deutschenfeinde geschrieben. Die Wahrheit ist verzerrt, parteiisch entstellt — zur Lüge gemacht. Wenn die Deutschen wirklich z. B. so brutal wären, als Kurt Wigand sie schildert, so müßte er überall in Deutschland, wohin er kommt, durchgeprügelt werden. Er lebt aber ganz behaglich mitten in einem Volke, das er so haßerfüllt zu zeichnen beliebt. M.

Das Verlagshaus Philipp Reclam in Leipzig hat vor kurzem das Jubiläum seines fünftausendsten Bändchens **Universalbibliothek** begangen. Das ganze deutsche Volk hat Ursache, mitzujubilieren. Diese billigen Bändchen haben dem Volke, tatsächlich dem ganzen Volke, soweit es lesen kann und will, die Weltliteratur zugänglich gemacht. In ungezählten Millionen sind die gelblichroten Bändchen verbreitet auf der Erde, wo Deutsche wohnen. Unschätzbar ist der geistige Gewinn, von keinem anderen Literaturinstitute wettgemacht oder wettzumachen! Von jetzt nach vierzig Jahren wird die Welt das zehn-



Die Afel und ihre Liebe.

Eine Geschichte aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

(Schluß.)

Die alte Oberbusch wunderte sich, als die Woche verging, ohne daß die Afel nach Hause kam. Sie hatte gedacht, drei Tage Bauerndienst würden ihr die Mucken gründlich aus dem Kopf getrieben haben. Aber das mußte eine hartnäckige Muckenbrut sein. Wenn nur aus der Dummheit kein Unglück wird!

Der Afel fiel es gar nicht ein, den Wiesenhof zu verlassen. Es war zwar schrecklich, wenn sie mit den zwei alten, unsauberen Dienstboten arbeiten mußte. Sie bestrebte sich, ihnen die richtigen Handgriffe abzugucken; sie waren zwar brummig, aber gutmütig, und sie waren ihr unsäglich langweilig. Geradezu hassen konnte sie im Hofe nur eine Person — die Bäurin. Sie hatte gemeint, an ihr ein kränkliches, launisches, unverträgliches Weib zu finden. Und nun war dieses Weib voll Fröhlichkeit, Arbeitsamkeit und Güte. Sie war im Hause der einzige Sonnenschein außer dem, der in goldenen Bändern zu den Fenstern hereinkam. So oft die Afel von den übrigen Dienstboten bespöttelt wurde oder vom Bauern mit einem derben Worte gescholten, war es die Bäurin, die sie in Schutz nahm und sie in einer gemütlich heiteren Weise verteidigte. Sie mußte sich dafür noch dankbar bezeigen, doch innerlich ertrug sie's kaum. Viel lieber waren ihr des Bauers derbe

Jugendwirren. Gedichte von Alfred Schmidt. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1908.)

Blätter im Winde. Gedichte von Gisela Harden. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1908.)

Im Kampf ums Dasein. Band VII: „Ein Kind.“ Gegenseitige Rechte und Pflichten zwischen Eltern und Kindern. Von Dr. Rudolph. (Pößneck i. Thür. Hermann Schneider Nachf.)

Taschenbuch der Photographie. Ein Leitfaden für Anfänger und Fortgeschrittene. Von Dr. E. Vogel. (Berlin. Gustav Schmidt.)

Leitfaden der Landschaftsphotographie. Von Fritz Loescher. Dritte, durchgesehene Auflage. 30 erläuternde Tafeln nach Aufnahmen des Verfassers. (Berlin. Gustav Schmidt.)

Künstlerische Gebirgsphotographie. Von Dr. Ant. Mazel. Autorisierte deutsche Übersetzung von Dr. E. Hegg in Bern und Dr. C. Stürenburg in München. Zweite, wesentlich erweiterte Auflage. (Berlin. Gustav Schmidt.)

Illustriertes Jahrbuch der Erfindungen. 8. Jahrgang. 1908. Von Hans Elden. (Teschen. Karl Prochaska.)

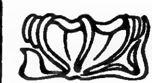
Kalender für das bergische Land 1909. Herausgegeben von der Volksbücherei Vohwinkel. (Elberfeld. J. H. Born.)

Sächsischer Volkskalender 1908. (Dresden. Verein zur Verbreitung christlicher Schriften.)

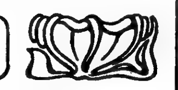
Giovanni Segantini. Siebzehn Zeichnungen mit einem Geleitwort von Wilhelm Kotzde. Erschien als 6. Heft der von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin, herausgegebenen „Kunstgaben“. (Mainz. Jos. Scholz.)

Der Preisbewerb im Jahre 1907 für hohe Futtererträge in Kärnten. Von Dr. H. Svoboda. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich“. 1908.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, **Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten“.



J. L. K., Wildalpen. Biterolfs Klagelied im Lager von Akkon überträgt der Steirer in der Fremde so:

Wegmüd und sonnverbrannt,
Fern von der Salza Strand,
Waldgrünes Steirerland
Denk ich an dich.

Mild klarer Sternenschein,
Du sollst mein Bote sein.
Grüß mir die Heimat mein,
Weit, weit von hier.

Feinden von allerwärts
Trotzt meiner Waffen Erz.
Doch gen des Heimwehs Schmerz
Schirmt mich kein Schild.

Doch wie mein Herz auch klagt,
Ausharr' ich unverzagt;
Wer ferne Fahrt gewagt,
Trag' still sein Kreuz.

G. W., München. Liebes Dämchen! Sie dichten so:

„Einst sagte ein junger Herr zu mir:
Fesches Mädel, geh' her zu mir!
Dann drängte er sich gar sehr zu mir.
Ich komm' seitdem nicht mehr zu mir!“

Der „Heimgarten“ dichtet der Dichterin zu:

„Komm', bitte, auch nicht mehr zu mir!“

* Wir erinnern wiederholt, daß alle Einsendungen für den „Heimgarten“ nur an den Verlag „Leykam“ in Graz zu schicken sind, nicht aber an Dr. Peter Rosegger, der schon vor längerer Zeit die offizielle Redaktion zurückgelegt hat.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 24. September 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Kind. Sie haßte es der Mutter halber und hätte es vor Zärtlichkeit erdrücken mögen, weil es das seine war.

Zu dieser Zeit, als die Bäurin noch kränkelte, stand eines Morgens die Afel nicht auf, um die Kühe zu füttern, sondern blieb liegen unter der blauen warmen Wollendecke. Er hat's ja gesagt, sie soll liegen bleiben. Jetzt wird er schon kommen und sie auftreiben. Sie wartete seiner und er kam nicht. Hingegen kam die Bäurin, noch schwach und blaß, trat an ihr Bett und fragte: „Fehlt dir was, Afel?"

Die schämte sich und log: „Seitenstechen."

„So bleib nur liegen, daß keine Lungenentzündung draus wird. Ich werde das Vieh schon versorgen. Hast du noch kein Frühstück gehabt? Mein Gott, warum sagst denn nichts! Wart', einen Kaffee will ich dir heraufschicken, der macht dir auch schön warm. Armes Leutel du, wenn du so Seitenstechen hast!"

Kaum die Bäurin fort war, sprang die Afel aus dem Bette, zog sich rasch an und noch ehe sie an ihr Frühstück dachte, fütterte sie mit Sorgfalt und Geduld die Rinder. Mit diesem Weibe, meinte sie, werde sie es doch noch aufnehmen können.

An den Sonntagen nachmittags hatte sie einige Stunden freie Zeit, da lief sie hinab ins Dorf Dumpel zu ihrer Mutter. „Gut geht's!" berichtete sie dieser und zog eilends ihr buntes Gewand an und schmückte sich mit Bändern und seidenen Rosen, machte allerlei Frisuren, besah sich im Spiegel und sättigte sich wieder einmal an ihrer Schönheit. Dann nahm sie Bücher mit auf den Hof. Als der Bauer jedoch diese neue Art merkte — und er bemerkte alles mit seinen scharfen Augen — nahm er von der Stallbank die unter Heu verborgenen Bücher weg und warf sie ins Herdfeuer. „Da nachher begreif' ich's freilich, daß sie so dumm ist, wenn sie Bücher liest!"

Darauf die Bäurin: „Schau, sei nicht hart, Hans. Wenn sie nichts versäumt, warum soll sie nicht immereinmal was lesen. Der arme Patsch hat eh sonst auch nicht viel Freud'."

Die Afel aber war ganz glücklich, daß er ihr die Bücher weggenommen. Vielleicht ist es Eifersucht von ihm. Er will nicht, daß sie was anderes denkt, als ihn. — Und da dieses Mädel gar so weichmütig und duldend war und einfältig, und ihm bisweilen nachlief ohne Grund, und immer schmachtend war, er mochte sie noch so derb behandeln — da kam ihm einmal was zu Sinn. Bei der dürft' sich einer wirklich kein Gewissen machen . . . Wenn er wieder bei seinem Weibe mit dem Kinde stand, da wurden solche Gedanken verjagt wie Nebelschwaden von dem Sonnenschein.

Eines Tages im August war's, da führte der Wiesenhofbauer vom unteren Felde Korngarben heim. Die Afel hatte am nahen Wiesen-

Zurechtweisungen, wenn sie etwas ganz verkehrt machte, als die Freundlichkeit der Bäurin. Warum war die nicht zuwider wie andere Weiber, auf die Dienstboten, auf ihren Mann? Warum keifte sie nicht mit ihm? Auch gegen dieses, sein Weib, war er kurz und ernst, warum wurde sie darob nicht giftig, warum brachte sie ihn mit einem gütigen Worte manchmal sogar zu einem flüchtigen Schmunzeln? Eine Schlange ist sie! Die es fühlt, daß sie in diesem Hause unrechtmäßig herrscht, weil er eine andere lieb haben muß.

Da hatte die Bäurin sie einmal gefragt: „Du bist wohl ein guter Lapp, daß du vom Lohn nichts sagst. Was willst denn haben das Jahr?"

„Was mir halt der Bauer geben will", antwortete die Afel.

„Die Allergeschickteste bist heut' noch nicht, aber arbeiten tust fleißig. Will ihm's schon sagen, daß er dir nicht zu sparsam ist."

Wie es der Afel damals mit dem Ochsen ergangen, den sie für die Kälberkuh hielt, so passierte es ihr an allen Enden des Hofes: den Hafer hielt sie für Gerste, den Roggen für Weizen und das Heu für Stroh. Einmal ging sie mit dem breiten Rückkorb hinaus, um für die Milchkühe Gras zu mähen. Und freute sich des schönen langen Grases, das sie fand, und ging damit knapp an dem Bauer vorüber, der im Hofe gerade einen Wagen anradete.

Als er ihr auf den gegupften Korb sah, fragte er: „Wo hast den Hafer her?"

„Es wächst jetzt so ein schönes Futter auf dem Feldrain", antwortete sie.

„Du bist eine Erzgans! Das ist ja Hafer! Junger grüner Hafer, der erst in acht Wochen zeitig wird!" Dann steigerte er seine Stimme: „So einen Dodel sollt' man doch davonjagen. Du verdienst dir nicht einmal die Erdäpfel zur Suppe. Am wenigsten Schaden tust noch, wenn du in deinem Nest liegen bleibst. Willst eh nit auf, des Morgens. Himmelsakerment, ist das eine Freud' mit solchen Dienstboten!"

Darauf ging er rasch davon. Sie stand auf dem Fleck wie angewachsen. So lange und ausdrucksvoll hatte sie ihn noch nie sprechen gehört. Sie hatte ihm bei seinem Wettern blitzgerade ins zornige Gesicht geschaut und gar nichts gehört als seine stolze, klangvolle Stimme, und gar nichts gedacht als: Maria und Josef, ist dieser Mensch schön!

Es war der wonnigste Augenblick, den sie genossen, seit sie auf dem Wiesenhof diente. —

Nachher im Sommer war das winzige Knäblein gekommen. Da sah die Afel an dem Bauern das erstemal das glückselig leuchtende Gesicht, wie die junge Mutter auf dem Bette saß und das schöne Kindlein an ihren Busen hielt. Die Afel war schier verrückt um dieses

„Alle Heiligen, Afra, was ist denn dir heut geschehen!“ rief die Bäurin von ihrem Kindbette her, als sie die Strieme sah über der Magd Angesicht.

„Verzeiht, Bäurin, ein bissel ins Wasser bin ich gangen und da hat mir ein Weidenzweig ins Gesicht geschnellt.“ Nun wartete sie, ob der Bauer, der danebenstand, sie lügenstrafen und verraten werde. Aber er tat den Mund nicht auf. Wie ihr das wonnig war! Jetzt haben sie ein Geheimnis miteinander. Sie verraten sich gegenseitig nicht — sie sind Liebesleute.

Der Schluß war etwas gewagt, aber nicht weit gefehlt. Dem Hans vom Wiesenhof war ungut. Da hatte er ein Weib geschlagen. Und sie hat's gelitten ohne einen Klagelaut. Das Erbarmen wollte sich an Stelle der Empörung setzen.

Beim Nachtmahl machte der alte Anderl sich lustig über den Weidenzweig. „Der ist schon recht, der Weidenzweig. Deinen Rüssel (wulstige Lippen) hat er dir wollen wegschlagen.“

„Pfui, Anderl, das ist garstig!“ verwies ihn die Bäurin ernsthafter, als man es von ihr gewohnt war. „Jeder Mensch ist, wie ihn der Herrgott erschaffen hat. Darüber soll man nicht spötteln.“

Der alte einäugige Knecht sagte nichts mehr. Es mochte ihm eingefallen sein, daß auch bei ihm nicht alles in Ordnung war.

Am nächsten Sonntag zeigte die Afel der Mutter die Striemen. „Schau! Der Nasredin!“

Da rief die Alte aus: „Geh weg von diesem Wiesenhof! Mir steigt die Angst auf.“

„Er wird mir die Streiche noch abbitten, Mutter!“

„Närrin, das ist es ja. Glaubst denn du, daß mir deine Schläge weh tun? Hüten sollst dich!“

„Bei dem ist's nicht vonnöten.“

„Um so gefährlicher ist er! Geh weg von diesem Hof!“

Die Alte hatte der Entwicklung bisher ruhig, aber mit wachsendem Interesse zugesehen, wie man einen spannenden Roman liest. Aber einmal muß sie doch belehren und warnen, das gehört dazu! Aber sie fand den rechten Schick nicht, sie kam sich vor wie eine komische Mutter im Roman.

Auf dem Hofe lief es seinen gewohnten Gang. Die Afel gewöhnte sich an manches. Das grobe Gewand und der übelriechende Stall waren ihr ja ungleich widerwärtiger gewesen als etwa die beißenden Peitschenhiebe dieses Mannes, aber sie ertrug, was ertragen werden mußte. In der Arbeit wurde sie anschicksamer, brauchbar und ihre Gutwilligkeit fand nach und nach einen Schätzer. Der Bauer sprach immer noch wenig mit ihr, immer nur befehlend. Aber es war doch

hang, wo unter den Eschen der Mühlteich ist, Futter zu mähen. Es war ein heißer Tag. Und wie heiß es sein kann auf dem Sonnboden! Als sie den Sensenwetzstein in den Teichrand tauchte, um ihn durch Feuchtigkeit zu schärfen, merkte sie, wie lau und weich das Wasser war. Da kam ihr die Lust zum Baden. Wie lange hatte sie sich schon nicht im Bade gesehen! Die Freude am eigenen Leibe war gestiegen, je seltener sie ihn sah. Es wird am Raine der Bauer vorbeifahren mit der Kornfuhr. Da will sie tiefer untertauchen. — Sie wollte beschönigen. Aber ein unbewußter heißer Trieb zwang, daß sie hier bade. Gerade hier, wo er vorüber mußte. Eilig warf sie ihre Kleider ins Gras, Stück für Stück, und stieg gebückt und vorsichtig ins Wasser. Mit jedem Schritte kam es höher heran an ihren rundlichen Leib. Dann tauchte sie nach vorne ganz unter und hob den Kopf wieder in die Luft, so daß das Wasser wie ein Schleier über das Gesicht rieselte und mit ihm die gelösten Lockensträhne schwer und weich niedergingen über Schulter und Busen. Sie plätscherte mit dem Wasser. Zufleiß plätscherte sie.

Der Bauer, der, die Peitsche in der Hand, hinten dreinging, stand jetzt still. Er hatte bemerkt, daß etwas im Teiche war, weil das Wasser sprudelte und Ringe warf. Und wie sich wieder der Kopf hob, erkannte er die Magd, die da Gras mähen sollte. Rasch und aufgebracht trat er hinab.

„Heißt das Gras mähen!“ rief er in den Teich und barg die Peitsche hinter dem Rücken. Zeit vertun?! — Er war ganz Landwirt.

Aber die Afel getraute sich nicht aus dem Wasser.

„Komm nur her, Afel!“ sagte er ganz sänftiglich, fast zärtlich, wie sie ihn noch nie gehört hatte. Erst duckte sie sich noch unter die Wellen. Plötzlich schnellte sie auf und lief, so schnell es im Wasser ging, ans Ufer, dem Wiesenhofbauern zu.

Da ließ dieser die Peitsche durch die Luft pfeifen und nieder auf den rosigen Leib der erschreckten Afel, zweimal — dreimal — fünfmal und noch ein erkleckliches sechstesmal. Das Mädel zuckte und wand sich, duckte sich zu Boden und kroch zu seinen Füßen hin. Kein Klageschrei, nur ein schwüles Stöhnen.

Auch er sagte kein Wort, und als er meinte, fürs Merken wäre es genug, hielt er inne, sah sie weiter nicht an, sondern führte seine Kornladung weiter, dem heimischen Herde zu.

Im Hofe sagte er, der Anderl solle zum Teich hinabgehen, dort die Sense nehmen und Futter mähen. Denn er glaubte, die Afel würde in alle Welt geflohen sein. Doch gegen Abend kam sie daher wie gewöhnlich, am Rücken den hochgeschichteten Graskorb und die Sense darübergehangen.

Oberkörper schütterte. Die Schultern zuckten, die Stirn drückte er an die Wand, die Fäuste preßte er sich ins Gesicht.

Das war ihr genug. Dieser harte, liebe Mensch weint. Durch ihr ganzes Wesen ging ein Beben, als sie diesen Mann weinen sah. Sie hätte mögen hinstürzen und aufschreien vor Mitleid. Aber sie blieb ruhig. Und als er scheinbar gelassen wieder hervortrat, fragte sie: „Bauer, soll ich nicht um den Arzt gehen?"

„Geh, Afra."

Zwei Minuten später war sie schon draußen in der stockfinsteren, windrauschenden Herbstnacht.

Sie trachtete nach keinem Weg und Steg, sie eilte gerade über die Felder dahin, über die Wiesen hinab, dann durch den Wald, wo er steil und steinig ist — den kürzesten Weg nach Dorf Dumpel. Sie sah nichts und sie empfand nichts — nur das eine: Er hat geweint, dieser Mensch kann weinen. Wie muß der sein Weib lieb haben! Zum Arzt! Zum Arzt! — Sie eilte und lief, da stürzte sie hin, rollte zwischen den Steinen hinab und blieb liegen. —

Die Bäurin war aufgewacht, atmete leichter und verlangte eine Schale Milch. Ihr Puls ging kräftiger. Als das Kind schrie, wollte sie es säugen.

„Habt ihr schon euer Nachtmahl gehabt?" fragte sie, „ja Leut, ihr müßt was essen, daß ihr in die Ruh' kommt. Ihr seid ja auch alle müd! Ich glaub gar, Hans," sie ergriff seine Hand, „ich hab dich erschreckt. Es war nur so ein Anfall. Jetzt werd ich recht schlafen, und morgen ist wieder alles gut."

Und es ward eine ruhige erquickliche Nacht Am Morgen fiel es dem Bauer nur auf, daß der Doktor nicht gekommen war. Und auch die Afel nicht zurück. Da ging er gegen Dorf Dumpel hinab, um den Arzt zu verständigen, daß er nicht nötig sei. Unterwegs hörte er im Walde schreien. Und als er dem nachging, fand er die Afel im Gestein mit gebrochenem Fuß.

„Wie geht's daheim?" war ihre Frage, als sie ihn sah. Er hat sie hinaufgetragen in den Wiesenhof und sie hat den Schmerz des baumelnden Fußes verbissen. Und sie, die jetzt an seinem Leibe ruhte, hatte nur die eine heftige Vorstellung: Wie muß er sie gerne haben! Die ganze, lange, elende Nacht, da sie im Gestein lag, hatte sie nur an ihn gedacht, aber nicht mit jener Leidenschaft wie sonst. Mitleid! Mitleid mit dem, der so bitterlich geschluchzt hat um sein Weib.

Und sie, die gestern sterben wollte, ließ sich heute nicht abhalten, die Schwerbeschädigte zu pflegen, zu betreuen und ihr liebreich zuzureden. Ihretwegen habe sie sich so beschädigt, so sei sie von nun an wie ein Kind vom Hause. Der Arzt hatte dem Mädel den Fuß glücklich eingerichtet und in Gips gelegt und in wenigen Wochen, sagte er,

ein Unterschied in dem Tone zwischen früher und jetzt. Wenn sein scharfes Auge sie traf, glitt es nicht sofort ab, sondern blieb manchmal ein paar Sekunden haften. Und wurde dabei nicht strenger. Auch trug er ihr weniger schwere und unangenehme Arbeiten auf und rügte die Versehen gelinder. Als ob er an diesem armen Mädel was gutzumachen hätte, so war ihm. Und da ging er einmal in den Stall, um ein Kalb zu besehen, ob es schon für den Fleichhauer reif sei. Er griff das Tier mit der Hand ab, versuchte an den Flanken, ob auch die Haut sich gut lockern lasse und tätschelte es zärtlich ab. Dann sagte er zur Afel: „Bin nicht unzufrieden. So müssen wir doch einmal des Jahres-lohnes wegen miteinander reden.“

„Wegen Geldlohnes bin ich nicht gekommen“, antwortete sie halb-laut und machte sich am Melkzuber zu schaffen. Er sagte nichts darauf und sein Blick streifte sie lebhaft und flüchtig. Er tat, als wolle er hinausgehen, blieb aber an der Tür stehen und sprach in auffallend gleichgültigem Tone: „Übermorgen ist Samstag. Da müssen wir mit dem Getreide fertig werden. Willst mir am Samstag nachmittag in der Scheune helfen Garben legen?“

Willst mir? Das war ein neues Lied. Sie antwortete nicht mit Worten, sondern nickte mit dem Kopfe. Ganz leicht, aber er hatte es begriffen.

„Gut ist's“, sagte er und ging zur Tür hinaus.

Zum Garbenlegen ist es nicht gekommen. —

Das Kränkeln der Bäurin hatte sich wieder gesteigert, von Woche zu Woche. Da war's am Freitag abends, als die alte Magd von der Haustür laut in den Hof nach dem Bauern rief. Er solle schnell ins Haus.

Der Bäurin war plötzlich schlecht geworden. Ein schwerer Husten-anfall, dann eine Ohnmacht. Sie lehnte im Wandwinkel und die Augenlider waren zugefallen. Neben ihr stand die Wiege mit dem schlafenden Kinde. Als der Bauer hereingestürzt kam und ihren Namen rief, hörte sie ihn nicht. Jetzt erst wurde die Blutlache bemerkt. Aber da bewegte sie sich, sah ihren Mann, tastete mit der Hand nach ihm: „Jetzt ist mir schon besser.“ Dann schlief sie. Die Hausleute standen herum und schauten schweigend hin. Und die Afel dachte: Wenn sie stirbt, so ist alles gewonnen. Aber freudig war ihr doch nicht so ganz.

Der Bauer saß wie versteinert da, befühlte ihren matten Puls, schaute abwechselnd auf das kranke Weib und auf das schlummernde Kind. Dann stand er schwerfällig auf und ging zum Uhrkasten, als ob er die Uhr aufziehen wollte. Dort stand er lange, das Gesicht an die Wand gekehrt. Die Afel beobachtete ihn. Und auf einmal sah sie, daß sein

Einmal als wieder der Bauer zu ihr hineinkam, schaute sie ihn fest an. Wie verwahrlost war er und abgehärmt!

„Bauer!“ sagte sie mit leiser Stimme, „kommt her zu mir. Ich möchte ein bissel was mit euch reden.“

Zwei Schritte trat er näher.

„Bauer, jetzt, was will ich denn gleich sagen. Ja, die Bäurin, die muß wieder gesund werden. Sie muß, sie hat Mann und Kind. Zu wenig Blut hat sie, oder es steht ab. Das darf nicht sein. Habt ihr nie gehört, Bauer, daß kranke Leute das Blut von Gesunden trinken können? Vielleicht täte ich wen wissen?“

„Dummheiten!“ brummte der Bauer und ging hinaus.

Da war sie wieder allein und lag da und wußte nichts zu tun, als immer wieder die entfärbten Blumen auf der Tür des alten Wäschekastens zu betrachten und das Muttergottesbild, das an der Wand hing — die Mutter mit dem Kinde. Und das verräucherte deckellose Hausbuch, das auf der Wandleiste lag, und die weißen Porzellanschalen, die daneben standen und die nur für Festtage zum Kaffee benützt wurden. Und daneben ein Kästchen, das mit blumigem Papier überzogen war. Dann ein rosiger Kerzenleuchter und derlei Kleinigkeiten mehr waren ihrer hungerigen Augen arme Weide. Wenn die Afel sich so weit aufrichtete, als es der Fuß zuließ, so konnte sie das Buch erreichen. Aber sie wußte nichts damit anzufangen, es war ein Tierarzneibuch. Es gab auch so viele fremde Namen drin. An einem solchen hing sie plötzlich fest. Transfusion! Übertragung des gesunden Schafblutes auf kranke Tiere. Ob sich das nicht doch verstehen ließe. Ist's denn anders mit dem Blute des Osterlamms? — Aber mit solchen Gedanken kam die Afel nicht zurecht, die schüttelte sie ab. Da hätte sie jetzt Zeit zum Lesen, aber keine Lust dazu. Sie dachte lieber in die große Stube hinüber, wo die Kranke war und am Uhrkasten der arme Mensch. Sie sah ihn immer noch am Uhrkasten, sah das Schüttern seines Körpers und hörte sein kurzes Aufschluchzen. Das Weinen eines Mannes ist nicht zu fassen.

Die kranke Bäurin wußte ihn immer wieder aufzumuntern. „Du bist aber schon ein rechter Struwel-Peter geworden mit deinem wüsten Bart!“ sagte sie einmal. „Ist denn das mein schöner, frischer Hans noch?“

Da ging er in die Nebenkammer und holte das blumige Kästchen heraus. Nach einer Weile kam er wieder hinein, stellte das halbflache Kästchen an seinen Platz auf der Wandleiste und fragte kurz die Afel, ob sie was brauche.

„Nichts,“ antwortete sie, „sagt mir nur, wie es ihr geht.“

würde sie wieder laufen können. „Wenn's mit der Bäurin so gut stünde!“ setzte er mit bedenklicher Miene bei.

Diese war wohl nicht so gesund, als sie glauben machen wollte. Manchmal kam ein Hustenanfall, ein wenig Blut. Sie hatte davon viel verloren und der Arzt fand ihre Blutarmut bedenklich. Sie mußte im Bette liegen und sollte sich nicht rühren und doch konnte sie sich nicht genug tun mit Anordnungen, wie der kranke Fuß zu pflegen sei. Afel lag in der Nebenkammer und strengte ihre Ohren an, was in der großen Stube vorgehe, was sie dort miteinander sprächen oder ob der Bauer nicht etwa wieder am Uhrkasten stehe. Manchmal deuchte ihr, es schüttere das ganze Haus. Dann klammerte sie die Finger aneinander: „Wie sie sich gern haben! Wie sie sich gern haben!“

In jener schrecklichen Nacht, unter Steinen und Stürmen und Schmerzen, da war etwas Außerordentliches in ihr vorgegangen. —

Eines Tages kam die alte Oberbusch auf den Wiesenhof, um die Tochter zu besuchen. Sie brachte allerhand Salben mit, und Ratschläge für den Fuß. Die Bäurin sagte, sie könne der Mutter Sorg' und Kummer wohl begreifen, aber sie bitte recht vom Herzen, dem Arzt nicht vorzugreifen. Der Fuß sei ja in bester Heilung begriffen und in kurzer Zeit werde die gute Afel geheilt und frisch ihren Besuch in Dorf Dumpel machen können.

„Aufgehoben bist du gut da, das sehe ich wohl,“ sagte die Alte zur Tochter.

Da richtete die Afel sich ein wenig auf und sagte: „Mutter, kannst du dich nicht erinnern an einen Roman, wo jemand sein gesundes Blut in die Adern eines Kranken übertragen läßt und der Kranke davon gesund wird?“

Sie sprachen darüber nicht weiter. —

Mit der Bäurin ging es weniger gut von Tag zu Tag. Der Arzt hatte ihr verboten, das Kind zu stillen. Das Kind wurde krank, und sie wußte sich der Betrübnis darüber, daß sie ihm nicht Nahrung geben durfte, konnte, kein Ende. Ihr Antlitz, ihre Hände waren so schmal und durchsichtig geworden, daß man jedes blaue Äderchen sah. Die Wirtschaft wurde allein von den zwei alten Dienstboten versorgt. Der Bauer, der sonst ganz in Arbeit aufgegangen, kümmerte sich um nichts. Er war immer in der Krankenstube. Die Bäurin streichelte ihn, tröstete ihn, schickte ihn wohl auch bisweilen in die Nebenkammer, um nachzusehen, wie es der Afel gehe. Diese schämte und grämte sich. Sie allein im ganzen Hause war die Kräftige, Lastlose und Gesunde bis auf das Bissel gebrochenen Fußes. Und sie mußte daliegen und konnte nirgends helfen. Daliegen mußte sie und die Dinge ansehen, die in der Kammer herumstanden und hingen.

Sie schlummerte fast wie gesund; schon lange hatte sie nicht mehr so gut geschlafen. — So herrisch und verschlossen dieser Mensch sonst war, jetzt wollte er Beistand haben. Er weckte die alte Magd und den Knecht Anderl. Leise und schweigend haben sie die Tote hinausgetragen in den Vorraum des Hauses, um sie auf einer langen Bank aufzubahren. Dann stand er still vor der Leiche und schaute sie an. Seltsam, seltsam war ihm zu Mute. Er dachte an die Streiche unten beim Wasser. Es war ihm hart wie sein Lebtag noch nie. Das Totenantlitz hatte einen fast heiteren Zug, als wollte es sagen: Siehe, mir ist's doch gelungen!

Als er dann wieder in die Kammer trat, stand da noch die Schale mit Blut. So sagte er zur alten Magd, sie solle es ihm aus den Augen schaffen. Die Person ahnte nun auch manches, ohne zu verstehen, wußte aber nicht, was man mit Menschenblut anfängt. Schaudernd trug sie die Schale in die Küche und schüttete sie aus in das Herdfeuer. Dieses dämpfte sich zischend und ein schneeweißer Rauch stieg auf zur rußigen Decke. —

Die Bäurin hatte an demselben Morgen lange geschlafen. Und als sie erwacht war, fühlte sie sich gekräftigt. Aber anders — so kam es ihr vor — sei es im Hause, als sonst. Da berichtete ihr Mann, die Afel sei fort. Sie wäre nach Dorf Dumpel gebracht worden zu ihrer Mutter, damit sie den Arzt in der Nähe habe.

„Wenn sie nur auch rechte Pflege hat", antwortete die Kranke.

In denselben Stunden war es gewesen, daß aus dem Dorfe zwei Männer kamen und die Leiche hinabschafften in die Wohnung ihrer Mutter. Diese brach zuerst in einen verzweifelten Schmerz aus, plötzlich schlug sie um und rief in Anwesenheit der Leute der toten Tochter zu: „Siehst du, weil du deiner Mutter nicht gefolgt hast!"

Der Leichenzug auf den Friedhof bestand aus kaum zwanzig Personen. Es ist in Dorf Dumpel sonst nicht der Brauch, daß Leichenreden gehalten werden. Aber diesmal sprach nach der Einsegnung der alte Pfarrer die folgenden Worte: „Man hat was gehört von einem Blutopfer. Und wie die Verstorbene in frommer Einfalt ihr Blut hat hingegeben, um ihre Hausfrau gesund zu machen. Auf daß der barmherzige Gott das Opfer dieser treuen Magd in Gnaden annehme und der kranken Wiesenhofbäurin die Gesundheit wieder verleihe, wollen wir beten: Vater unser . . ."

„Weiß Gott im Himmel!“ war seine Antwort und er ging hinaus.

Sie lag wieder so da und war nachdenklich darüber, was es denn mit ihr sei. Und das Herz tat ihr weh. Und die Zeit war ihr lang. Da dachte sie, was denn in der blumigen Schachtel drin sein könne. Eine Weile widerstand sie der Neugierde und als sie von der Stube her gehört, daß der Bauer hinausgegangen sein müsse, weil die Tür so langsam zugegangen war, wie nur er es machte, richtete sie sich auf, langte das Kästchen herab und öffnete es. — Ein Stück Seife, ein Rasiermesser und ein Pinsel. Und in den Deckel war ein Spiegel gerahmt. Der war aufzuklappen und ließ sich über das Kästchen schief stellen. So konnte sie nun wieder einmal ihr Gesicht beschauen, das schier weiß und zart geworden war. Sie wunderte sich doch ein wenig, daß dieses Angesicht so gar keinen rechten Liebhaber hatte finden können. Dann betrachtete sie — wie einst so oft — ihre rundlichen Arme mit der zarten Haut, die so neckisch zuckte von dem vollen, kräftigen Puls, der hinter ihr schlug. Wieder empfand sie Freude an ihrem Leib. —

In der folgenden Nacht war es friedlich. Das Knäblein schlief stundenlang süß und die Kranke hatte einen leichten, ruhigen Atem. Nur Hans schlief nicht, er lehnte halb in seinem Bette und schaute hin auf die durch das Nachtlicht matt beschienenen Lagerstätten — wo sein Kummer und seine Hoffnung ruhten. Ihm nahte kein Schlummer, er mußte den Frieden der lieben zwei Menschen bewachen. Er träumte halb. Ganze Lebenszeiten schwebten in Minuten an ihm vorbei.

Eine Weile nach Mitternacht, da zuckte er zusammen. In der Nebenkammer ein heller Schrei: „Auf! Auf! Es muß warm getrunken werden!“

Erst dachte er, man solle nicht hineingehen, es sei nur ein Traumschrei gewesen. Aber dieser Traumschrei gellte in seinem Haupte fort, wurde immer greller und unheimlicher. Da stand der Bauer auf und zog sich an und ging in die Kammer. Neben dem Bette der Afel brannte das Kerzenlicht. Sie lag mit offenem Auge da, und der Augenstern war gestockt und erloschen, und das Gesicht totenblaß. Leblos! Und aus dem nackten linken Arm, der auf der Bettdecke lag, rann bereits stockend der rote Quell. Auf der Decke lag auch das Rasiermesser, mit dem sie sich die Ader durchschnitten hatte. Und auf dem Tischlein neben der Kerze stand eine weiße Schale — voll mit schwarzrotem, noch ein wenig dampfendem Blut.

— Es muß warm getrunken werden! — Nun verstand er den Schrei. Nun verstand er alles. Voll Entsetzen taumelte er in die große Stube hinaus, um sein Weib zu wecken. Und das durfte er nicht tun.

Sie beförderten ihn zu Tal. An einer Stelle hielten die Tiere und weigerten sich, weiterzugehen. Der Körper wurde beigesetzt. Einige Tage hernach ragte ein Fuß der Leiche aus dem Grabe. Ein Verband umhüllte eine tiefe Wunde; und in derselben war das Fläschlein eingebettet. Der Ort hütete es in den Zeiten und ihren Stürmen. — Das ist Heiligenblut. Hier hebt das nachstehend geschilderte Schicksal an.

Im Mittelalter war eine Familie aus Franken, die Handritzer, hier eingewandert. Der Bergsegen hatte sie herbeigelockt. Die Männer verdingten sich als Knappen und arbeiteten, was nur Zeug hielt. Trotzdem konnten sie sich des Wohlstandes leicht erwehren; dafür sorgten schon die welschen Arbeitsherren, die sich gütlich taten und schmale Löhne auszahlten. Als der Bergbau nach Erschließung der Goldfelder im wilden Westen nach und nach einging, wandten sich unsere Frankensprößlinge der Schnitzerei zu. Ihr Ruf auf diesem Gebiete war bald begründet. Von weit und breit kamen Aufträge zur Anschaffung der unnachahmlich zarten Kunstwerke aus Holz, die mühelos unter ihrem Schnitzmesser erstanden. Reich wurden sie auch dabei nicht, weil ihre Bescheidenheit sie lächerlich niedere Preise stellen hieß. Aber ihr Haus war eines der schönsten von Heiligenblut und in einer zierlich ausgearbeiteten Schatulle brauchten sich hübsch einige Taler in Gesellschaft von ihresgleichen nicht zu langweilen. Das war Spargeld, mit dem manchem Nachbar in seiner Bedrängnis bereitwillig und ohne papierene Abmachungen geholfen wurde. Wie die andern Heiligenbluter, waren auch die Nachkommen der fränkischen Einwanderer hoch gewachsen, kraftvoll, ernst. Die Natur formt hier ihre Menschen nach diesem Schlage, um sie wettertrutzig und ausdauernd zu haben.

Reinfried war der letzte Handritzer. Fünf seiner Geschwister und den Vater hatte der Tod zu einer Zeit hinweggerafft, als sich Reinfried der Grausamkeit dieser Fügung noch nicht so recht bewußt werden konnte. Die betagte Mutter führte ihm die Wirtschaft. Er war ein echter Handritzer; und doch übertraf er alle seine Vorfahren an Geschick in der Formung des Holzes. Er war ein Künstler. Seinen Figuren, die er auch bemalte, fehlte nur Atem und Pulsschlag, so täuschend lebensvoll waren sie. Dazu kleidete ihn männliche Schönheit und Kraft. So viel Zaghaftigkeit und Unentweihtheit durch Argnis, gewissermaßen eine große stumme Bitte an das Leben lag in seinem Blick, in seinen Zügen, daß gerne jedes Mädel dieses gleichsam vorgeahnte Leid oder die Furcht vor einer entsetzlichen Enttäuschung hinweggeküßt hätte, wenn er nur nicht immer bei seinen Holzgestalten gesessen und für die ergänzende Geschlechtswelt so ganz und gar unempfindlich gewesen wäre.

Zwei Jahre, nachdem er vom Militär heimgekehrt — als der einzige Sohn vorzeitig entlassen — gab er sich den süßen Lockungen

Der Bildschnitzer von Heiligenblut.

Ein Menschenschicksal in den Kärntner Alpen von **Karl Krobath.**

Selbst die ältesten Leute in Heiligenblut erinnern sich kaum mehr an das Erschütternde, das sich am Anfange der zwanziger Jahre des verwichenen Jahrhunderts hier zutrug. An die Geschichte vom Handritzer Reinfried, von der fürnehmen Dame aus der Ferne und der armen, armen Sanna.

Die ganze Alpenwelt hat in ihrem Wunderreich von Lieblichem und von Großartigem nichts zweites zu bieten, wo Natur, Kunst und frommes Glauben in sich ergänzender Einheit die Seele so mächtig erfassen, als im Bereiche des Großglockners. Eine solche Silberpyramide konnte sich keiner der Pharaonen erbauen, keiner der Mächtigen der Erde sich je in einen Krönungsornat hüllen, dessen Schleppe allein die Fläche eines großen eisgewordenen Seespiegels überdeckt. Schönheit, Majestät und Schweigen umfächeln das Haupt des Königs der Ostalpen. Auf seiner Stirn prangt das Mal des Sieges, der Freiheit. Allein der Weg zu seinem Hochaltar geleitet durch Schrecknisse, über Schlünde voll Tod. Nur der Kühne und Höhenluftdurstige schlägt das Leben in die Schanze, um den Triumph des Willens, der Energie über den Widerstand der Naturgewalten und des eigenen Leibes kundzutun. Oder der Stürmer, der nicht berechnet, nicht ermißt und mit dem Leben tändelt.

Die Pforte zu diesem Heiligtum hütet ein Dorf, das eine gewisse Wohlbehäbigkeit in Bauten und Sitten vielleicht noch als Erbe jener Zeiten aufweist, als Knappen gleich Moltwerfen bis zu den Gürteln ewigen Eises die Eingeweide der Berge nach Gold durchstöberten. Breitgeneigte Dächer schirmen Wohnräume, Stall und Scheune unter einem. An der Vorderseite fehlt nicht der hölzerne Gang, öfter behängt mit Wäsche, und über dem Haustor nicht das Hirschgeweih. Das ziemlich ungebärdige Gletscherkind, die Möll, treibt große Mühlräder, die unter ihrer Geschäftigkeit ächzen. Auf der Anhöhe, über dem Getümmel des Kleinen da vorne, weist eine Spitznadel zum Himmel. Den Hintergrund schließt der große Glöckner ab. Das in edelsten Formen gehaltene Gotteshaus birgt Kunstschätze und nahe dem wunderhübsch bemalten Schnitzaltar in einem breitgedrückten grünlichen Fläschchen einige Tropfen dunkler Flüssigkeit: jenes heilige Blut, das der Däne Briccius auf der Pilgerschaft von Konstantinopel zu den heidnischen Volksstämmen im Norden bei sich trug. Von Sturm und Nacht überrascht, fand er an Stelle der heutigen Bricciuskapelle den Tod. Drei Weizenähren ragten aus dem Schnee. Als vorbeigehende Bergknappen nachgruben, stießen sie auf den Leichnam.

legte. Sie stimmte der Wahl nicht ganz bei, aber sie sagte nichts dagegen, als er sich einmal in seine Reden verwickelte und ihr schließlich stotternd Erklärung über all das gab, was ihr ohnedies schon klar war. Tags darauf klopfte Reinfried als Freier an die Bohlberger Keusche. Sein Herz musizierte ganz seltsame Melodeien. Sanna kam heraus. „Ich muß deine Eltern sprechen wegen dir und mir . . .“ Da wußte sie, er habe in ihrem Herzen gelesen, weil er nicht erst um ihre Zustimmung zu fragen brauchte. — „So willst wirklich mi armselig Dirndel . . .“ Mehr brachte sie nicht heraus. Reinfried nahm ihre Hand und so traten sie vor die Keuschlersleute.

Die blinde Mutter stand beim Reisigfeuer am offenen Herde und rührte den Sterz in der Pfanne mit der einen Hand; durch die Finger der anderen ließ sie die Kügelchen eines uralten beinernen Rosenkranzes gleiten. Der Keuschler flickte an seinen Holzschuhen den Lederüberzug mit groben Stichen. In den Ecken wimmelten Kinder in allen Größen.

„Vater Bohlberger —“ redete Reinfried das unscheinbare Männchen an. — „Vater? Und dös Hand in Hand . . .“ — „Weil wir uns gern ham aus Grund ehrlicher Seelen.“ — Da hupfte der Keuschler zu der Blinden hin. „Mutter, hast es ghört: gern ham sie sich. Waßt es, wer nach unserm Kind fragt? . . . So a Glück . . . so a Glück!“ — Die Blinde ließ den Sterzlinder aus und steckte den Rosenkranz in den Schlitz zwischen ihrem verwelkten Busen. „So hat s kommen müssen, Mann, sag i dir. I als a blinder hab weit mehr gsehen als du — mit den Ohren hab i gsehen. Drauf hab i um guten Ausgang zum heiligen Blut gebetet. Grad heut. Es is wohl zugetroffen, wie i s erwunschen hab. Aber etwas will mi nit auslassen zu drucken und immerfort zu drucken. . .“ — „Stad bist, weil dös unnutz Geplausch war! Dös Zwa: mein Einwilligung habts. I sag bloß: so a Glück in meiner zerlumperten Keuschen hätt i nit erwartet.“ Wiederum hupfte er, als wolle er alle seine bisherigen Sorgen über den Buckel werfen, und streichelte kindisch an den Festtagskleidern des jungen Handritzer. — „Kann nit anderster: Mi druckts halt — etwas — weiß nit, was!“ semperte die Blinde vor sich hin. „Könnt gar nit sagen, was. Bloß etwas beim Ingräusch dader da. Seids nar glücklich! Seids glücklich wia die Hollerstauden im Fruhjahr.“ Damit tangelte sie schnurstracks, als sei sie sehend, in eine Ecke, fiel vor der Schutzpatronin der Blinden, der heiligen Luzia, auf die Knie und schluchzte. Der Keuschler ärgerte sich auch darüber, das Liebespaar war glücklich, die Geschwisterchen gafften. Über die Gelände des Johannisberges, des Großen und des Kleinen Burgstalles stieg ein Unwetter. Wenige Minuten später pfiff der Tauernwind eisig in die Balken und wehte in tollem Schneewirbel.

einer bildsauberen, aber splitterarmen Jungfer gefangen. Kein Goldammer hatte hellere Strophen in der Kehle denn Sanna, eine, doch die Schönste, aus dem Schöcklein von 13 Kindern, die dem Keuschler Bohlberger unbestritten zu eigen waren. Ein Teil hatte sich von der Unglückszahl bereits losgemacht und auf eigene Füße gestellt. Aber es blieben noch immer ihrer gerad genug zurück, um die einzige Stube zu füllen und die Bissen schmal zu machen.

Bohlberger war zu den Handritzern gekommen, um ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Mit der Ernte stand es schlecht, beim Vieh riß die Seuche ein. Mutter Handritzer zeigte weniger Willen, hier einzugreifen als ihr Sohn. Die Frau quälte Besorgnis wegen der Rückzahlung; Reinfried aber meinte, er wolle den geringen Betrag überhaupt nicht als Schuld, sondern als stillschweigend gebotenes Geschenk behandeln und dafür einige Monate tiefer in die Nacht hinein arbeiten. Schließlich war die Mutter seiner Meinung: es sei Pflicht, wohl zu geben, aber gut, nichts zu erwarten. So bleibe man vor aller Enttäuschung bewahrt. Nach kaum einem Vierteljahr jedoch erhielt er bereits die Hälfte des Darlehens, nach weiteren zwei Monaten den Rest zurück. Erstaunt forschte er nach, wie dies so schnell möglich gewesen, und da erfuhr er von Sanna, dem Engel im Keuschlein der Bohlbergers. Sie war die Hauptverdienerin, die Hausfrau, die Magd, die Beraterin. Wenige Stunden nur gönnte sie sich die Wohltat des Schlummers. Bei Tag stand sie dem Hauswesen vor, kochte, nähte, scheuerte; in der Nacht saß sie mit den vor Überanstrengung geröteten Augen über die Leinwand gebeugt, in die ihre Nadel die feinen Stickereien zauberte. Dafür bekam sie spärlichen Lohn, aber ihr Fleiß sammelte das Geld doch zu Beträgen, die für die damaligen Verhältnisse recht ansehnlich waren.

Ihr Vater war von dem lebenslangen Schinden bereits so entkräftet, daß seine Arbeit gar nicht in Anbetracht kam, die Mutter erblindet. Und auch sie könne erblinden, die schöne, arme Sanna, wurde sie oftmals gewarnt. Sie lächelte dazu mit einem halb traurigen, halb glückseligen Lächeln, das ihrem Gesichtchen schier überirdische Schönheit einhauchte. So jung und schon so eingespannt im Karren der Sorge! bemitleideten die Leute. So jung und schon Ernährerin von so und so viel Köpfen! tröstete sich Sanna über die Anwandlungen von Ermattung oder Entmutigung hinweg, rührig wie zuvor.

Reinfried staunte zuerst und tat, als sähe er nur mit halbem Auge, während er die Sachlage bald überschaut hatte; dann bewunderte er; schließlich glaubte er, ohne Sanna nicht leben zu können. Er träumte und sinnierte immer von ihr, sprach aber kein Wort zu ihr oder über sie. Die alte Mutter Handritzer fand bald heraus, was ihren Sohn so seltsam stimmte und eine fiebrige Röte auf seine Wangen

Boden schlug. Und stimmte allem bei, was die Fremde wollte; er fühlte sich so seltsam bewegt. Seine Mutter war ob der vornehmen Einquartierung recht selig. Geschäftelnd huschte sie umher, um ihr Bestes aus der Küche zu bieten, das weißeste Leinen auf die Betten zu spannen, das Paradegeschirr herauszukramen, das seit ihrer Hochzeit nicht mehr in Verwendung gestanden, und einige dutzendmal fragte sie in einem Stündlein, was die Herrschaften zu wünschen geruhten. Mit Jacques, dem Lakai, kam sie am besten weg. Der Bursche, sonst hochnasig, steckte der Hausfrau gegenüber eine wohlwollende Herablassung auf. Sie wußte zwar, daß er nur ein Diener sei, aber der Diener einer so vornehmen Herrschaft aus einer so großen und ferngelegenen Stadt. Jacques wußte übrigens zu den Vorzügen Berlins noch so viele hinzuzudichten, daß er sich oft selbst bestaunte und Mutter Handritzer sich unter Preußens Hauptstadt schließlich ein neues Zion vorstellte. Auch die Knöpfe mit den Zeichen eines bevorzugten Standes imponierten ihr gewaltig. Sie tippelte ihren Träger in der Küche wie ein Huhn, das zum Festtag abgekragelt wird, und ihm bot die eigenartige, schmackhafte Landkost eine recht willkommene Abwechslung, weil die Gräfin zu seinem Bedauern Vielessen plebejisch fand und auch bei ihrem Lakaien, den doch gewissermaßen ein Widerschein hochgräflicher Nähe über seine Geburt erhob, nicht duldete.

Komtesse Alda legte sich am spätesten zu Bett und war mit dem ersten Sonnenstrahl erwacht. Eine volle Stunde brauchte sie, um ihre Schönheit durch den wohlriechenden Inhalt zierlich geformter Kristallfläschchen und Tiegel zu heben. Für wen putzte sie sich so heraus? Ja, für den großen Glöckner! beantwortete sie ihre stille Frage. Für wen sonst? Etwa für den Bauernjungen? Bei der Göttin von Cythere, für den nicht . . . hahaha! — Oder doch für den? Er war so kraftvoll, ganz anders, als die geschniegelten Herrn des high life. Es dämmerte in ihr das Gelüste, recht wild in seinen nußbraunen, gewellten Haaren zu wühlen und den zart-bordeauxroten Grundton seiner Wangen durch helles Blut zu überfärben. Kratzen wollte sie ihn, daß er aufschreien würde. Er schien ihr so kernig fest: weich wollte sie ihn formen. Er war so groß, als hätte er seine Länge an den Steinriesen ringsum erprobt: klein — ganz klein wollte sie ihn sehen. Sie hat viel erlebt, viel mitgemacht, diese tolle, schöne Komtesse Alda, aber eine ländliche Liebe noch nicht. Und gerade die paßte ihr in den Rahmen des Großglockners. Womit sonst die Zeit bei ihren Unternehmungen, als so nebenbei zu einer recht bizarren Episode ausnützen? Also den königlichen Berg, dessen Gipfel erst vor zwei Jahrzehnten zum erstenmal eines Menschen Fuß betreten, als eine der ersten Damen besteigen und . . . den starken, freien Gebirgsmenschen zu ihrem Sklaven machen. Solche Gedanken irr-

Das trug sich im Spätherbst zu. Im Sommer des nächsten Jahres wankte die Straße bei Pockhorn eine geräumige Kutsche herauf. Zwei Damen, Mutter und Tochter, saßen in ihr, vorne am Bock der gedungene Kutscher und ein Bedienter, dessen silberblanke Knöpfe an der Brust und an den Schößen in Doppelreihen standen und mit neunzackigen Kronen geziert waren. Die ältere Dame näselte fortgesetzt französisch. Ihr Gesicht, scharf aristokratisch geschnitten, belagerte vornehme Zurückhaltung. Ihre ständige Redensart dem Lakai gegenüber war: „Tant mieux pour vous.“ Dann wandte sie sich an die Tochter: „Ich hätte dir nicht Folge geben sollen, Alda. Berge — nichts als Berge. Und keine Gesellschaft. Unseresgleichen natürlich. Zum Verzweifeln langweilig. Der gemietete Karren wird mir noch die Seele herausbeuteln. Horrible!“

Komteßchen lachte hellauf. Sie wies nur kurz zur Linken. Zum erstenmal trat der Großglockner hervor, hinter einem zarten Schleier vergleichbar einer Odaliske, wenn sie die Sinne durch das nur Angedeutete, nur Halbenthüllte gefangen nehmen will. Der Anblick dieses Bergriesen legte selbst die kritische Zunge der Gräfin in Bann: „C'est magnifique. Der Bursche nimmt sich wenigstens adelig aus. Ist ganz anders wie die übrigen!“ — „Siehst du, Mama. Ich hatte doch nicht unrecht, wenn ich das unternehmen will, was bisher wenigen geglückt ist.“ Sie sagte es in einem Tone, der eisernen Willen bekundete. — „Willst also wirklich?“ — „Ich will!“ Da ließ sich nichts dawider reden, wenn Komtesse Alda einmal ihr „Ich will“ gesprochen. Sie war eine jener Naturen voll unbeugsamer Willenskraft, die siegen oder wenigstens seltsam sein wollen — um jeden Preis. — „So willst du halt!“ seufzte die Gräfin und fing mit dem Diener zu schimpfen an, um ihrer Unlust Luft zu schaffen.

So trafen sie in Heiligenblut ein. Hotels gab es dazumal noch keine. Die Gräfin gebärdete sich verzweifelt und die bronzene Faltung ihres Antlitzes geriet in Unordnung. Im Salon hätte sie auf jeden und sei's den äußersten Fall ihre Würde beibehalten; hier glaubte sie, sich ohne Rücksicht im Gesichtsausdruck derangieren zu können. Alda bekümmerte sich wenig um Stimmung und Gehaben ihrer Mama, voll bester Laune ließ sie vor einem stattlichen Haus gleich zu Anfang der Dorfstraße Halt machen. Vor dem der Handritzer.

In der Laube traten sich die Komtesse und Reinfried gegenüber. Erstaunt musterten sie sich eine kurze Weile. Dann brachte Alda ihr Anliegen vor: In dem Hause wolle sie wohnen und den großen Glöckner wolle sie besteigen. Ob sie vorlieb nehme, ob sie ihre Kräfte nicht unterschätze, forschte der junge Mann. Durch einen Blick voll Stolz und Selbstbewußtsein wurde ihm die Antwort, so daß er verlegen den Blick zu

Recht nahm sie sich heraus? Wornach ging ihr Sinnen? Warum raubte sie ihm so übermütig Ruhe und das bisher gewohnte Ich?

„Sauertopf! Stehe auf allen Vieren und mache Buckelchen. Will über dich springen.“ Dem lächerlichen Befehle konnte er ebenso wenig widerstehen, als wenn sie ihm den Sprung in die todbringende Tiefe anbefohlen haben würde. Im Angesichte des erhebenden Naturschaustückes machte er willig Buckelchen . . . und sie hüpfte darüber wie eine niedliche Wölfin über ein Lamm, bevor sie's erwürgt. Mit einmal war er umwandelt, stimmte in ihr Gelächter ein und wußte nimmer, wo ihm der Kopf saß. Als sie zurückgingen, beachtete er das Bohlberger-Häuslein gar nicht mehr.

Von nun an war er Aldas Schatten, ihr Spielzeug. Seine Mutter begünstigte die Tollheit; auch ihr Denken war gelähmt von dem Außerordentlichen. So fügte sie sich in den Griesgram der Gräfin, in die Launen deren Tochter. Und war obendrein glücklich. Die Komtesse nützte ihre über Reinfried gewonnene Macht aus, um ihn zu quälen. Er wurde gleichsam ihr Schickknabe und ihr Hanswurst, ihr Geleiter und ihr Verleiteter. Die blinde Bohlbergerin traf den Nagel auf den Kopf, als sie mit ihrer hochgeschraubten Stimme rief: „Bua, bleib bei den Kreuzen, die du dir selber schnitzelst, sonst könntest dir's Kreuz erst recht aufladen.“ Das war gewesen, als sie mit ihrem langen, oben krumm gebogenen Stabe, der ihr an Augen und Füßen nachhelfen mußte, in die Kirche humpelte und die Stimmen des ungleichen Paares vernahm. Nur einige Augenblicke hielt sie im Gang inne. Beim Weiterhatschen sprach sie noch etwas vor sich hin, das die Beiden hören konnten: „Hab immer gemeint, mi druckt was. Hiaz weiß i, was mi druckt. Gut, daß i s nit sehen brauch!“ Sie war rührend, die Blinde, und Reinfried wurde ernst. Als aber Alda forschte: „Du — hab' so weitläufig her läuten gehört, du seiest mit einem Mädel im Orte versprochen! Mit einem Bettelvolkmädchen!“ schüttelte er wie entrüstet den Kopf und sagte lauter als im Gesprächtone: „Wer behauptet 's?“ Dieses böse Wort fing die Erblindete noch mit dem feinen Gehör der ihres Gesichtes Beraubten auf und hinterbrachte es ihrem Kinde daheim, das sich nicht aus dem Keuschlein herauswagte, um nicht dem forschenden Geschau der Leute begegnen zu müssen.

An einem Geschenke für Komteßchen arbeitete Reinfried, wenn er nach der Tolljagd des Tages sich in sein Stüblein vergrub. An einem Schnitzwerke, das den seligen Briccius im wallenden Pilgrimmantel darstellte, wie er sein Herz der Gottesmutter entgegenhält. Als der Handritzersohn ihr seine Gabe überreichte, bemerkte sie gleich: „Ja — schau einer, welcher Einfall! Das bist ja du. Briccius war doch keiner deiner Vorfahren? Und diese Madonna . . . na, wenn ich mir was einbilden

lichterten in ihrem Kopfe, während sie sich mit einer Sorgfalt und Berechnung herrichtete, als gälte es, einen Hofball mitzumachen und einen Großwürdenträger für ein staatserschütterndes Ränkespiel zu gewinnen.

Im Gärtchen vor dem Hause empfing sie der schmeichelnde Hauch des Sommermorgens. Da standen „brennende Liebe“, Rosenfetthenne und Levkojen in Flor, auf den Gemüsebeeten Thymian, an den Latten des Zaunes Kapuzinerkresse und Wicken. Ihr schien es selbstverständlich, daß bald das Gartentürlein knarrte. Aber sie tat, als sähe sie nur die erwachte Natur, obwohl sie genau wußte, es stehe er hinter ihr. Dieser „Er“ aber getraute sich nicht zu melden und sog gierig und verstohlen das Parfüm ein, das ihm so neuartig war, wie das schlanke Wesen da die zwei Schritte vor ihm, das einer ihm ganz fremden Welt entstammte.

Als Alda das Warten auf irgendeine Überraschung aussichtslos schien, drehte sie sich in einem Wirbel zweimal herum und lachte ihm dann ins Gesicht. Lachte, ohne enden zu wollen. „Weißt, du bist ein Tollpatsch!“ Sie redete ihn ohneweiters mit dem vertraulichen Du an und tat, als wäre er ein Blutsverwandter, ein Liebhaber oder ein Schafskopf. „Wie heißt denn eigentlich? Sebastian oder Ulrich natürlich.“ — „Reinfried.“ — „Reinfried! Ei, sieh mal! Wo hast du den hübschen Namen ausgeraubert?“ — „Meine Vorfahren seind aus Franken gekommen. Reinfried ham schon gut zehn unter ihnen geheißen.“ — „Ach — so, so! Ein Erbstück also . . . Gehen wir spazieren.“ Ohne auf seine Einwilligung zu warten, packte sie ihn recht energisch am Arm, hängte sich ein und schwebte an seiner Seite leicht, gleich einer schillernden Libelle, dahin. „Alda hat heut' wieder ihren verrückten Tag!“ murmelte die Gräfin hinterher, als ihr Jacques ans Bett über das Erspähte Bericht erstatten kam. Die beiden führte indessen der Weg an der Bohlberger-Keusche vorüber. Sanna sah sie; von der Einquartierung hatte sie schon manches, besonders über die Komteß vernommen, jetzt gab's ihr einen Stich beim Herzen. Reinfried schaute absichtlich starr abseits. Alda lachte aus vollem Halse und sagte überlaut: „Schau doch da hinüber, du gescheiter Vogel! Was das Mädel hinter den Fensterscheiben für ein ellenlanges Gesicht nach dir macht.“ Reinfried fand die Rede grausam, getraute sich aber kein Wort dawider zu sagen. So gingen sie weiter zum Wasserfall von Zlapp, wo die eisgetränkten Möllfluten sich in einen grauenvollen Schlund stürzen, in dem es gurgelt und gischt und braust. Er hätte sich hineinstürzen mögen, soeigen war's ihm zu mute; und es deuchte ihn, als sei er verwechselt, ein anderer, ganz ein anderer als noch vierundzwanzig Stunden vorher, geworden. Das hatte das Weib an seiner Seite — war's ein Weib oder eine Zauberin? — aus ihm gemacht. Welches

nicht am großen Glöckner. Da muß ich erst mal hinauf." — „Hättest bisher bereits genug Zeit dazu gefunden, wenn du's nicht unterlassen kannst." — „Mama, das verstehst du nicht. Mußte mich doch erst abhärten, trainieren." — „Mit dem Bauernbengel?" — „Das verbitt' ich mir, Mama — ernstlich verbitt ich's mir. Was sollt mir der Bursche sein!" — „Ja aber! Hab' doch gar nischte gesagt, gar nischte behauptet." — „Dein Ton!" — „In meinem Ton such' nur den Wunsch, von hier fortzukommen. Dir wirds auch gut tun, deinen Ruf nicht von den Bauern in ihren Strohsack stecken zu lassen. 's Briefel hat die Eifersucht geschrieben." — Die Tochter ging noch aufgeregter durch den Raum. Allmählich wurde ihr Schritt langsamer, bis sie endlich vor der Gräfin Halt machte. „Eigentlich hast diesmal ausnahmsweise recht, Mama. Nur noch erst auf den Berg da hinauf." — „Er geht mit?" — „Was verfängt's? — Dafür reisen wir die nächste Stunde nach meiner Rückkehr. Halt' den Wagen bereit." — „So ist's in Ordnung, Alda. Nur immer abwägen! Einen Spaß machen, ist klug, aber darauf tun, als wär' ein Spaß uns überhaupt nicht zuzumuten, ist klüger. . . Jacques, une tartine!"

Der Lakai brachte mit steifer Würde seiner Herrin das Butterbrötchen, indessen suchte die Komtesse Reinfried auf. „Morgen beim ersten Hahnenschrei brechen wir auf. Die Glocke aus Silber da drüben soll mich durch ihre Schrecken nicht abhalten, ihr auf der Nase herumzuspazieren. So wie dir jetzt, du Bergungeheuer!" Dabei verabreichte sie ihm einen Nasenstüber, lachte zu seinem verblüfften Dreingeschau und trippelte voll Vergnügen mit den Füßchen. Weil's ihr an diesem Necken allein nicht genug schien, versetzte sie ihm obendrein mit dem Sonnenschirm einen Klaps.

Reinfried pochte das Herz mindestens ebenso wie der Finger, den er an ihre Zimmertür legte, als der Sommertag seine goldigen Knospen erschloß. Alda erschien für die Bergwanderung ziemlich gut ausgerüstet, dafür hatte sie seit einer Woche bereits Sorge getragen: genagelte Schuhe an den Füßen, einen Lodenmantel um den Schultern, den Bergstock in Händen, den Rucksack hintlings aufgeschnürt. Es lag noch ziemlich viel Schlaftrunkenheit — jener Hauch eines kindlich ergebenen Eindämmerns in die Rätselkreise der Seele — in ihrem Gesicht. Eine Wange, die sich ans Polsterweich geschmiegt, blühte röter als die andere. Die bläulichen Adern traten stark hervor, ein Beben der sich erst reckenden Kräfte rieselte durch den zartgebauten Leib. Ob sie sich nicht zuviel zutraut? fragt Reinfried. Spielerei sei alles, wenn man's nur ernstlich will; die den Tod nicht fürchten, gewinnen das Leben! das die Erwiderung. Bewundernd schaute er die Sprecherin an, die ganz ohne Pose das Riemenzeug an ihren Schuhen ordnete, als habe sie etwas Alltägliches gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

wollt' —" Maria mit den Zügen dieser Frevlerin an der Liebe! Das war der Dame der Feinwelt neu und brannte sich als eine große Freude in ihr Sinnen. Sie erwischte ein Haarschüppel des Schnitzers und rüttelte recht lebhaft daran. Das ihr Dank. Stellte die Holzgruppe an ihr Bett hin und sagte dabei ein- ums andermal: „Schmeichler! — Schmeichler! Aber die Idee ist gut!"

Sie kletterten zusammen herum auf Zinnen und Felsen, suchten nach Edelweiß, Alpenrosen, den edlen Rauten, nach Enzian und den Kohlröslein. Nebst diesen Edlingen der Hochalpen wanden sie auch kugelähriges Knabenkraut, schwarzrote Blutströpfeln und die gezähnten Gletschernelken zum Strauß. Oft glichen sie Kindern, spielten haschen, blinde Kuh und „Vater, bitt' leih' die Scher'!" In der Einsamkeit droben sah sie niemand und es wandelte sie das Gefühl an, als wären sie das einzige Menschenpaar auf Gottes weiter Welt. Der Herdenklang stimmte selbst die wilde Alda milder; sie konnte sich des Friedens nicht erwehren, den die Almen mit ihren Grasteppichen und ihrem weidenden Getier ausströmen. Ihr Handeln wurde ein eigentümlich bizarres Pastoral.

Als sie einst in der Dunkelheit heimkehrten, sahen sie vor einem Bildstock eine Weibsgestalt knien; der Wind trug Stöhnen an ihr Ohr. Der junge Handritzer ging nicht hinzu, er wußte, wer die Kniende sei. Der Bildstock stand unweit des Bohlberger-Keuschleins. Dieser Jammerlaut wollte nicht aus seinem Ohr, so schnell er ausschritt und Alda zum Schimpf auf seine Gebirgsbeine zwang. In jenem Seufzen, das in das Schweigen der Nacht zitterte, lag etwas, das ihn erbeben machte.

Wer's gebracht, wußte Jacques nicht zu vermelden. Beim Aufräumen, oder besser gesagt, bei der Nachschau, ob alles den Wünschen der Komteß entsprechend aufgeräumt worden sei, lag's auf dem Nachtkästchen. Ein Brieflein. „Für s Adelfreile as der Fremd." Die Schrift ungelenk. Jacques mußte lächeln. Die Gräfin näselte: „Faites attention! Ein Bettelbrief. Wie rasch das Pack seinen Vorteil riechen will."

Das war am Morgen nach der nächtlichen Heimkehr. Als Alda zum Frühstück kam, wurde ihr das Brieflein gegeben. Darin stand: „Nit für mih biht i. Wehn nar nit die Leit verzelen taten, dös marterß mein Buam gar so füll unnuzerweis. Tuats dös nit. Biht enk, tuats dös nit. Das möcht a Glik enk nit pringen." Die Schreiberin hatte ihren Namen darunter zu setzen vergessen; oder vergessen wollen. Aber sie ließ sich leicht erraten. Alda sprang vom Kaffee auf und durchmaß ärgerlich das Zimmerchen. Nun entzifferte auch die Gräfin das Schreiben. „Da hast es, mein Kind! Bist unter die Disteln geraten. Wir müssen sofort abreisen, denn ich sterbe schon vor Langweile. Und einem Eklat müssen wir ausweichen, das schulden wir unserem Stand. Der Brief duftet ganz nach Eklat . . . ganz nach Eklat." — „Ich war noch

II.

Sehr geehrter Herr!

Den neuen, fünf Wochen über Neujahr hinaus verlängerten Einsendungstermin für das Zeitgenossen-Lexikon werde ich gewissenhaft einhalten. Da Sie aber nicht bloß Ergänzungen, sondern neue Artikel, wenn auch auf Grundlage und mit Benützung der alten von mir wünschten, so habe ich alle neu bearbeitet oder wenigstens in eine veränderte Form gebracht, was bei dem Umstande, daß die Skizzen sich doch immer auf die Wiedergabe der hauptsächlichen Daten beschränken und in knappster Form gehalten sein müssen, keine ganz leichte Sache ist. Sollten Sie aber die eine oder andere Biographie im Notfall unverändert aus dem Konversationslexikon hinüberzunehmen nicht abgeneigt sein, so bitte ich mir dies zu sagen.

Sie wollen von Gelehrten nur solche mitaufgenommen sehen, die durch die Form ihrer Darstellung sich einigermaßen an die schöne Literatur anschließen. Demnach glaube ich bloß die Geschichtschreiber, dann die bedeutendsten Philosophen etwas wichtiger bedenken zu dürfen, bin aber doch der Meinung, daß von anderen Gelehrten, Naturforschern 2c., wenigstens die europäisch berühmten, wie Secchi,*) Schiaparelli,**) in einem Lexikon der Zeitgenossen nicht fehlen dürfen, es müßte nur sein, daß dieses schon in seinem Titel eine Beschränkung auf die schöne Literatur ausdrücklich mitenthielte. Vielleicht haben Sie mir darüber eine Andeutung zu geben. Es wäre ja auch möglich, daß Sie die Biographien der Fachgelehrten aus anderer Feder erwarten. Das müßte ich sobald als möglich erfahren.

Nicht klar ist mir auch, ob Sie die Artikel über Schriftsteller, die zugleich Staatsmänner sind, wie Bonghi, Carutti, Mamiani 2c. von mir wünschen, oder von Ihrem politischen Mitarbeiter beziehen. Auch in diesem Falle wäre eine rasche Verständigung nötig. In dem Supplementband von 1880 bis 1881 haben sich über Guerrieri—Gonzaga zwei Biographien eingeschlichen: eine unter Guerrieri, die andere unter Gonzaga!

Ich lege das Verzeichnis der von mir für das Zeitgenossen-Lexikon ausgewählten Namen bei.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Graz, 30. Dez. 1880. Rob. Hamerling.

III.

Hochgeehrter Herr!

Da für das „Biographische Lexikon der Zeitgenossen" dieselben Namen italienischer Schriftsteller wie im „Conv. Lexikon", und auch in beiläufig demselben Umfange der einzelnen Artikel zu bearbeiten sein werden, wozu dann je nach Wunsch noch 10—20 neue Artikel kommen können, im ganzen also etwa 80 Artikel, so sind Sie in der Lage, den Raum, den die italienische Literatur beanspruchen wird, genau voraus zu bemessen. Sie können mir es daher wohl auch freundlichst erlassen, die Artikel früher einzusenden, als für den Druck durchaus nötig ist. Biographische Artikel über Zeitgenossen ein halbes oder ganzes Jahr früher zu schreiben als sie erscheinen, ist immer sehr mißlich, da mittlerweile sich Manches ändert und Neues dazukommt — (abgesehen davon, daß es auch nicht immer angenehm ist, literarische Arbeiten auszuführen, für welche man — entschuldigen Sie diese Nebenbemerkung — das Honorar erst in 1—2 Jahren zu erwarten hat).

Ich bitte Sie also um freundliche Auskunft über Folgendes:

1. Welchen Umfang wird das Biogr. Lexikon überhaupt haben?

---

*) Angelo Secchi, 1818—1878, Direktor der Sternwarte in Rom.
**) Giov. Virg. Schiaparelli, Direktor der Sternwarte in Mailand.

Drei unveröffentlichte Briefe Robert Hamerlings.*)

Mitgeteilt von J. Wastian.

Im Junihefte des „Heimgarten" 1908 habe ich einen bisher unveröffentlichten Brief Robert Hamerlings mitgeteilt. Ich bin nun in der Lage, drei weitere unveröffentlichte Briefe Hamerlings, die an denselben Adressaten gerichtet sind und über die gleiche Angelegenheit handeln, zu veröffentlichen. Der Besitzer der Briefe ist der Sohn des seinerzeitigen Empfängers, Herr Josef Bornmüller, Leiter des botanischen Museums in Weimar. Da der nötige Kommentar in meiner ersten Veröffentlichung gegeben ist, lasse ich die genaue Textwiedergabe der drei Briefe folgen:

I.

Sehr geehrter Herr!

Ich glaube Ihrer Aufforderung, die sämtlichen Beiträge für die neue Auflage des Konversationslexikons bis Ende Mai druckfertig einzuliefern, nicht wörtlich nehmen zu dürfen. Da der Druck des Lexikons 4—5 Jahre dauert, so müßten die jetzt zurechtgelegten und ergänzten biographischen Artikel später neuerdings ergänzt und umgearbeitet werden. Ich kann mir nur denken, daß die Artikel von Band zu Band vorausgeliefert werden, wie es bei den früheren Auflagen des Lexikons geschah.

Wenn Sie zur Raumberechnung das Material überblicken wollen, so finde ich dies begreiflich: da aber, was mein Fach betrifft, das Material schon in den Ergänzungsbänden und im „Schriftstellerlexikon" vorliegt, so läßt sich der Umfang desselben schon beiläufig bestimmen, und es fragt sich nur: Ist für Alles Platz? oder nur für das Wichtigste? Innerhalb welcher Schranken soll ich mich in Beziehung auf den verfügbaren Raum halten? In welchem Maße ist durch Weglassung oder Kürzung der älteren Artikel (des Hauptwerkes) Platz für das Neue der bevorstehenden Auflage zu schaffen?

Habe ich nur erst hierüber Auskunft von Ihnen, so geht das Übrige leicht von statten. Ich werde dann unverweilt an die Auswahl, Umarbeitung, Kürzung, Ergänzung u. s. w. der Artikel gehen; und da kaum eine Biographie ganz neu geschrieben zu werden braucht, so werde ich meine Änderungen am Rande der im Hauptwerk, den Ergänzungsbänden und dem „Schriftstellerlexikon" gedruckt vorliegenden Artikel bemerklich machen. Insbesondere denke ich mich an das „Schriftstellerlexikon" zu halten, und bitte Sie daher, mir gefälligst ein broschiertes Exemplar desselben zugehen zu lassen, aus welchem ich die betreffenden Artikel herausschneiden und auf gesonderte Blätter kleben kann.

Von den älteren italienischen Biographien sowie von denen der österreichischen Schriftsteller — jedoch hier wie dort nicht von allen — sind mir Ausschnitte, auf Quartblätter geklebt, schon vor längerer Zeit übermittelt worden. Ich werde von diesen Gebrauch machen und, nach erfolgter prinzipieller Verständigung mit Ihnen, mir von den fehlenden Ausschnitten aus dem Hauptwerke und den Ergänzungsbänden diejenigen, die ich neben den Ausschnitten des Schriftstellerlexikons etwa benötige, nachträglich erbitten.

Mit Hochachtung ergebenst

Graz, 27. März 1883. Rob. Hamerling.

*) Vergleiche: „Heimgarten", 32. Jahrg. 1908. 9. Heft, S. 712—714.

gangenheit; sie verwerfen, was bisher in Geltung war, sie pflügen ein Neues und wollen nicht unter die Hecken säen. Denn mit ihnen bricht der Tag des Heils an. Nur, daß ihre religiöse Treue ein so starkes Gewicht legt auf Nebendinge, auf die Hutform der Frauen und die Westen der Männer, auf bestimmte Gesten und mechanisch wiederkehrende Formeln. Das wächst sich bisweilen bis zu ganz komischen Schrullen aus. Als Student der Theologie besuchte ich vor langen Jahren von Basel aus in einem nahe gelegenen Städtchen im Elsaß an einem Sonntag zwei Sekten, die jede Gemeinschaft mit einander abgebrochen hatten. Sie waren in der Lehre aufs engste verwandt, aber sie konnten sich nicht verständigen über die Rockknöpfe der Männer und Frauen. Die eine Gruppe wollte ganz richtiggehende Knöpfe haben, die andere verwarf dieses Ansinnen und fürchtete, durch solche „weltliche Mode", die sich den Kindern des Verderbens gleichstelle, der ewigen Seligkeit verlustig zu gehen. Sie hatten sich Schleifen an die Röcke genäht, die sie ineinander verschlangen, so daß sie das Kleidungsstück zusammenhielten. Sie behaupteten, so habe sich der Heiland in Palästina auch getragen. Die guten Leute: was hätten die Frauen alles ausziehen und anziehen müssen, um palästinensisch herumzulaufen, und die Männer desgleichen! Aber sie waren glücklich, daß sie um die weltlichen Knöpfe herumgekommen waren. Und ein Berliner Friseur bekam in seinem Laden den Besuch von ernsten Männern, die ihm pro Kopf eine Mark fürs Rasieren boten, wenn er sie — statt mit dem Messer, mit der Schere behandeln wolle. Es waren Sektierer, die sich auf die alttestamentliche Bibelstelle beriefen, die einem Nasiräer bei den Juden verbot, sich ein Schermesser über sein Haupt gehen zu lassen. Diese verflossene Eigentümlichkeit, die in der Geschichte Simsons bekanntlich eine Rolle spielt, ist also imstande, noch heute und in der Metropole der Intelligenz eine besondere religiöse Gemeinschaft zu begründen! Nach meiner Überzeugung gibt es überhaupt nichts, was es in Berlin nicht gibt. Berlin ist keine Großstadt mit einer alten, einheitlichen Kultur, sondern Berlin ist ein Nebeneinander und Durcheinander von Kleinstaaten und kleinen Städten, ein Zusammenfluß aller Provinzen und aller Herren Länder. Ein junger, selbstarker Parvenu, der sich die Ahnengalerie beim Raritätenhändler zusammenkauft und das sichere Auftreten erst mühsam lernen muß, statt es aus der Kinderstube mitzubringen und im Blute zu haben. Keine Aufgeklärtheit und kein Aberglaube, die in Berlin nicht gleich üppig gediehen. Die schärfsten Gegensätze der Weltanschauung und der Lebenshaltung wohnen hier dicht beieinander. Jedem das Seine, diese preußische Devise befolgt das liberale Berlin auch in religiöser Beziehung. Alle nur denkbaren religiösen Sekten sind in Gruppen oder Grüppchen vertreten, neben allen Formen

2. Wird es in Lieferungen erscheinen und bis wann wird es im Druck völlig vollendet sein?

3. Wann beginnt der Druck und wann die Hinausgabe desselben?

4. Gestatten Sie mir, die Artikel successive einzusenden, wie beim Conv. Lexikon, und nicht früher als es für den Druck unbedingt nötig? Sie würden mich dadurch sehr verpflichten.

Es ist gewiß zweckmäßig, in einem Zeitgenossen-Lexikon auch die in den letzten Jahren Verstorbenen mit aufzunehmen; aber dabei um mehr als ein Jahrzent zurückzugehen, und z. B. selbst einen Dall Ougaro, Quadagnoli ꝛc. noch als „Zeitgenossen" zu behandeln, würde mir nicht tunlich erscheinen.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Graz, 15. Dez. 1880. Rob. Hamerling.

Religiöse Sekten in Berlin.

Von Theodor Kappstein.*)

Alle Sekten sind die Quittung für Fehler und Unterlassungen der Kirchen. Ein Gang durch die Kirchengeschichte der langen Jahrhunderte würde dafür tausend Belege liefern. Die Sektenleute und Ketzer erscheinen als Gottes Stiefkinder; man behandelt sie schlecht und stellt sie immer in die Ecke, oft aber sind sie braver als die legitimen Kinder des Hauses, und ebenso oft werden sie erst recht ungebärdig unter der beständigen Lieblosigkeit und falschen Behandlung. Allen Sekten sind zwei Züge eigen: der religiöse Fanatismus zuerst, ohne den sie nicht denkbar sind. Wären sie wohltemperiert, so hießen sie eben nicht Sekten, sondern fühlten sich in der Landeskirche wohl. Es brennt immer bei ihnen. Die Ruhe ist ihnen von vornherein verdächtig, sie fürchten den Schlaf; der Eifer um das Haus des Herrn hat sie gefressen. Und sodann ihr Haften am Äußerlichen und Kleinlichen, ihre Starrheit in der Einübung und Nachahmung der ihnen vorgeschriebenen Methode. Wie monoton verläuft die Mehrzahl der gottesdienstlichen Versammlungen dieser Menschen; wer eine Demonstration der Heilsarmee erlebt hat, sei es auf dem Tempelhofer Felde oder in einem großen Festsaal der Köpenickerstraße, im Zirkus Busch oder in der Hasenheide, der kennt sie alle. Nur das methodistische Farbenspiel nuanciert ein wenig. Die Religion trägt ja ihrer Natur nach einen konservativen Zug in sich, alle geschichtlichen Religionen hüten das heilige Buch, den von den Vätern ererbten frommen Gedankenschatz, alle prägen feste Formen aus für den Kultus und für das Leben. Bei den Sekten aber steht am Anfang ihrer Existenz ein gewaltsamer Bruch mit der Ver-

*) Aus „Psychologie der Frömmigkeit". Studien und Bilder von Theodor Kappstein. (Leipzig. M. Heinsius Nachfolger. 1908.) Ein besonders in unserer Zeit sehr lesenswertes Buch.

lichen Weg verweisen! Die volkstümliche Kraft aller Religion ist und bleibt zudem das Geheimnis, das aller Aufklärung spottet. Wird der Schleier gehoben, der über das Bild gebreitet liegt, so tötet die Wirklichkeit. Wir Menschen bedürfen alle der Symbole. Sonst wird das Leben schal.

Ich habe viele Sekten in Berlin kennen gelernt mit den wunderlichsten Eigentümlichkeiten; fast stets aber hat mir der sittliche Ernst und die moralische Tüchtigkeit dieser Leute einen echten Eindruck gemacht. Sie lassen sich nichts zuschulden kommen im täglichen Leben, der unredliche Pfennig würde ihnen zwischen den Fingern brennen; sie sind unbedingt zuverlässig uud bilden somit, von ihren Wunderlichkeiten abgesehen, eine sittlich aufbauende Kraft im Volksleben. Das soll man nicht unterschätzen. Sie sind religiös hochmütig und gegen Andersgläubige exklusiv; weil sie nur so sich behaupten können; wären sie nach allen Seiten hin offen, so wäre es um ihre Sonderexistenz bald geschehen. Aber unter sich sind sie liebevoll und wen sie haben, den halten sie fest und nötigen ihn, einen einwandfreien Lebenswandel zu führen. Selbstverständlich ist einmal ein räudiges Schaf in der Herde, doch sie üben strengste Zucht und werfen es nicht ohne Grund den Kirchen oft vor, daß sie Unkraut und Weizen durcheinander wachsen lassen, ohne einzugreifen.

Eine ganze Sekte in Berlin ist aufgebaut auf dem Gegensatz zum christlichen Sonntag. Sie sagen, Gott habe in feierlicher Form den siebenten Tag zum Ruhetag eingesetzt nach sechs Arbeitstagen; es sei eine frevelhafte Willkür der christlichen Kirche, diesen für alle Zeit verbindlichen Sabbat zu ersetzen durch unseren Sonntag als den ersten Tag der Woche. Gott könne sich nicht widersprechen, an eines Königs Wort sei nicht zu deuteln, darum kehren sie zurück zum Sabbat und verwerfen den Sonntag. Sie halten ihre Gottesdienste denn auch am bürgerlichen Sonnabend und bringen sich lieber in Konflikt mit ihren Brotgebern, ohne die Nachteile in Beruf und Geschäft zu scheuen, ehe sie ihrer Überzeugung untreu werden. Da ihr Sonntag der „siebente" Tag ist, treiben sie abergläubischen Kultus mit der Zahl sieben, der nach ihrer Meinung eine magische Kraft innewohnt, und suchen aus der Bibel beider Testamente mit spürigem Fleiß alle Beziehungen auf diese „heilige" Zahl zusammen. Sie nennen sich aber zugleich Adventisten, sie erwarten also in allernächster Zukunft die Wiederkehr Christi. Diese gläubige Hoffnung ist fast allen Sekten gemeinsam. Darum sind die beiden dunkelsten Bücher der Bibel, der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannes, die Lieblingsbücher aller Sektierer. Denn hier läßt sich nach Herzenslust hineingeheimnissen und herauslesen, was immer die fromme Phantasie sich wünscht. Mit dieser holden Hoffnung knüpfen

der Landeskirche und neben dem besonderen Kultus in allen Kultursprachen. Wir haben es lediglich mit den Sekten zu tun.

Nur in einer Großstadt kann sich der Mensch so recht verlassen fühlen. Die Menschen fluten um ihn her und stoßen ihn fast um, aber sie teilen sein Leben nicht mit ihm. In kleineren Verhältnissen weiß der Nachbar vom Nachbar, man achtet aufeinander; in Berlin wohnen in ungezählten Häusern jedesmal mehr Menschen als in einem schmucken Dorf mit eigener Kirche; das Vorderhaus weiß nichts vom Hinterhaus und von den Quergebäuden, aus einem Hof geht es in den andern Hof, die Parteien lösen sich schnell ab. Ich wohnte als Kind mit meinen Eltern in einem stattlichen Berliner Hause, auf dessen Hofe sich am Nachmittage die siebzig Kinder der verschiedenen Familien zum Spiel vereinigten. Man kann hier leben und sterben, ohne bemerkt und ohne vermißt zu werden. Das zieht nicht nur das Laster groß, das drängt auch das seelische Bedürfnis nach Anschluß, nach einem Tropfen Menschenliebe und einem Fünkchen eigener Beachtung in die zahllosen Vereine, und führt die religiösen Naturen in den Sekten zueinander. Fast ohne Ausnahme sind die Mitglieder dieser religiösen Gemeinschaften einsame Menschen, ohne Vermögen. Wer selber „ein Haus machen“ kann, wird nur im Ausnahmefalle sich den Sekten anschließen. Die vornehmen Kirchen versammeln die Menschen zwar, aber sie verbinden sie nicht zu einer Gemeinde. Der Pfarrer spricht von der Kanzel zu ihm zumeist unbekannten Hörern, und der steife Gang der Gottesdienste schließt die persönliche Beteiligung der Kirchgänger, die nur singen und schweigen dürfen, fast gänzlich aus. Kirchspiele mit 100.000 Seelen, mit Massentaufen und Massentrauungen, mit 200 Konfirmanden pro Pastor sind ein Unding. In der Sekte dagegen kommt auch der Laie zu Wort, er darf öffentlich beten und das Bibelwort mit auslegen, er hat ein Ämtchen und weiß sich gewertet. Den akademisch gebildeten Pastor, der in der Woche Bücher schreibt oder auf Synoden zetert, Dramen dichtet oder sich als Amateurphotograph betätigt, versteht er nicht und er sucht ihn nicht auf. Wenn aber mein Briefträger und mein Portier die Woche über ihre Arbeit getan haben und dann am Sonntag in ihrer kleinen Gemeinschaft sich frei bewegen können, frei von allem Zwang und ohne alle Unterordnung, in der warmen Luft der Bruderliebe und beseligt durch das gemeinsame Streben, so bekommt die graue Werkeltagsarbeit einen verklärenden Schimmer. Die arme Näherin sitzt in ihrer Dachkammer, getröstet über den kargen Lohn und das versagte Glück — der Heiland ist der himmlische Bräutigam ihrer Seele, sie weiß sich auserwählt vor den Reichen dieser Welt und ist sie krank, so besuchen sie ihre Schwestern in dem Herrn. Ihr Stübchen ist voll Sonne und ihr Herz voll Glanz. Wer möchte sie ernüchtern und auf einen kirch-

Fußboden eine viereckige Vertiefung in weißem Marmor als Baderaum sich befindet; mehrere Stufen führen hinunter. In dieser Taufwanne fließt Wasser. Einer nach dem andern steigt hinab und läßt sich von dem Wasser überspülen, indem er sich in diese Wanne hineinlegt. Der Täufer steht oberhalb und sagt einen geeigneten Bibelspruch, in dem das Wasser nicht fehlen darf. Also etwa: So du durchs Wasser gehest, sollen die Ströme dich nicht ersäufen; oder: Der Herr ist mein Hirte, er führet mich zum frischen Wasser; oder: Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so ruft meine Seele nach Gott. Die Tauffeier wird mit dem Abendmahl beschlossen. Nur durch die Taufe beglaubigte Gemeindeglieder, also „waschechte" Kinder Gottes, dürfen am Abendmahl sich beteiligen.

Nicht selten ist auch die Baptistentaufe vor der Stadt im Flußwasser abgehalten worden — wenn kein Schutzmann störte.

Die verworrenste aller Berliner Sekten sind die sogenannten Apostolischen, die sich in außerordentlich viele Spielarten besondern. Es gibt alte und neue Gemeinden mit dem Anspruche, „apostolisch" zu sein, d. h. die Einrichtungen, Gebräuche und Ämter der apostolischen Zeit unmittelbar nach dem Tode Christi, bis auf die Gegenwart treu zu überliefern. Als die alten Apostel starben, hat Gott neue Apostel erweckt. Sie führen die Offenbarung fort und beanspruchen unbedingte Autorität. Es ist Gevatter Schneider und Schuster, in die diese Kraft der Weissagung, der heilige Geist in Person gefahren ist. Sie leben unter wunderlichen Namen; das Gros von ihnen bilden die Irvingianer oder Methodisten, die sich von dem englischen Prediger Irving herschreiben; sie haben auch in Berlin eine Kirche und vier Kapellen. Ihre Separationen zähle ich nicht auf. Die Gemeinde singt: „Hier im Fleische, im Apostel, zeigt sich Gott dem Kindersinn. Wer Jesum in seinem Apostel erblickt, wird heil zu derselbigen Stund." Sehr komische Geschichten erzählen sich diese Apostolischen von ihren angebeteten Aposteln Krebs und Geyer. Als Krebs einmal nach Leipzig reiste, um dort „die Brüder zu besehen", gab es folgenden erschütternden Reisebericht: „Um sich beim Betreten der Leipziger Erde bemerkbar zu machen, hatte sich der Teufel einen Bahnsteigschaffner gedungen, welcher den lieben Apostel nicht durchließ. Der Fahrschein sollte nicht richtig kopiert (!) sein. Der liebe Apostel schob den bösen Geist schnell beiseite und wurde vom Stationsvorsteher an einer anderen Stelle durchgelassen."

Nicht weniger als 18 selbständige Gemeinden in und um Berlin umfaßt die Sekte der sogenannten Neuapostolischen Christen. Ich griff mir eine beliebige Gemeinde zum Besuch heraus und wanderte an einem Sonntagmorgen hinter dem Halleschen Tore tief in die Urban-

sie an die Urchristenheit an, für die die Erwartung des wiederkommenden Herrn das Schwungrad aller Gedanken war. Auch die Mormonen, die vom großen Salzsee nach Deutschland herübergewandert sind und in Berlin ziemlich bescheiden und ohne Vielweiberei (für die man in Preußen auf seiten der Behörde noch nicht das rechte Verständnis zeigt) im Verborgenen blühen, nähren sich als sogenannte „Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage“ von dem Wiederkunftsgedanken. Man nennt diese ganze Schwärmerei auch „Chiliasmus“; man denkt sich den Prozeß so: die Welt hat nur noch ganz kurze Zeit zu leben, bis die betreffende Sekte ihren Ruf zur Umkehr an alle Menschen gebracht hat. Dann schwebt Christus vom Himmel durch die Wolken zur Erde zurück und scheidet im Weltgericht die Schafe von den Böcken, die klugen von den törichten Jungfrauen. Mit seiner Brautgemeinde, also den Frömmsten der Frommen, feiert er nun eine tausendjährige wonnige Gemeinschaft, um sie zu belohnen und für ihre Entsagung zu trösten. Erst nach Ablauf dieser etwas länglichen Hochzeitsfeier tritt die allgemeine Seligkeit für die durchschnittlich Frommen — also etwa die gläubigen Christen der Landeskirchen — in ihre Rechte. Dies tausendjährige Reich der Sekten ist ein ziemlich genaues Seitenstück zu dem Zukunftsstaat der Sozialdemokraten. Apostel hier und Apostel dort, fanatische Führer und blinde Gefolgschaft; aus der Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart und aus dem Widerspruch gegen die bestehende Verfassung, hier des Staates, dort der Kirche, wird die glühende Hoffnung geboren auf die goldene Zukunft. Sie hängt beidemal in den Wolken. Dort wird sie wohl auch hängen bleiben.

Wir sind in einer Baptistenkirche im Osten der Stadt. Diese Wiedertäufer verwerfen die Kindertaufe, die sie nicht ohne Grund für unbiblisch halten. Die Urchristenheit taufte nur die gläubigen Erwachsenen, die bei der Taufe in fließendem Wasser ganz untertauchten und durch ihr bei dieser Gelegenheit zu bekennendes Credo in die christliche Gemeinde eintraten. Die Kindertaufe (mit ihrer noch recht jungen Ergänzung der Konfirmation) halten sie für eine willkürliche Neuerung. Die geräumige Kapelle ist dicht gefüllt mit Andächtigen. Man singt und betet feurig, die wohldisponierte Predigt eines der ständigen Gemeindesprecher ist eine geschickte Verteidigung der baptistischen Lehre von der Taufe. Und nach der Predigt kommt die Hauptsache: die erwachsenen Täuflinge treten an, vier Männer zwischen zwanzig und vierzig Jahren, dazu acht Frauen und Mädchen. Sie sind gekleidet in dichtgeschlossene lange weiße Bademäntel, die die Formen des Körpers immerhin erkennen lassen. Ein Festtag für die Gemeinde. Nach feierlichem Zeremoniell geleitet sie der Täufer neben den Altar, allwo im

sie nicht die teuren Fleischpreise oder die eigene Magerkeit, sondern sie denkt an biblische Begriffe, wo „Fleisch" die weltliche Lust symbolisiert, aber auch nicht ganz ohne religiöse Inbrunst an das „versöhnende Fleisch" Christi. Denn es ist eine Frau, die sich in diesen Ausdruck hineinkrallt. Ein älterer junger Mann, der aussieht wie ein verhungerter Schulmeister, führt die Prophetensprache müde und leierig weiter, und aus der entgegengesetzten Ecke des Saales kommt noch eine festere Frauenstimme, die sich in ihren wirren Sätzen „an mein Volk" häuslich einzurichten beginnt, bis der alte Herr am Podium sie ziemlich rauh anfährt: „Sie dürfen hier nicht predigen, predigen tun wir selber" — und er predigt. Eine der schwierigsten Stellen aus dem Römerbriefe hat er mit offenkundigem Unverständnis als Text vorgelesen, doch er macht weiter keinen Gebrauch davon. Er redet frei, und er redet Blech. Den Winter über müsse das Vieh in den Ställen sich „mit das trockene Futter" begnügen, es gibt nichts anderes; wenn aber der Frühling kommt, dann „fangen alle Tiere an zu blöken und wollen auf der grünen Weide geführt werden, wo das frische Futter wächst". Die Christenheit, die sich an die Bibel hält, ist diese Winterherde, sie begnügt sich mit den vertrockneten Worten der Propheten und der Apostel. Die neuapostolische Gemeinde weiß es besser, sie predigt das neue Evangelium. Gott hat ihr einen Stammapostel gegeben, der die göttliche Offenbarung lebendig fortführt bis zur Gegenwart, er und seine Unterapostel schöpfen aus sich heraus das heutige Evangelium, das zwar übereinstimmt mit der alten Bibel, ihr aber eine persönliche und moderne Fassung gibt. Von diesem ihrem „Stammapostel" überbrachte er einen Friedensgruß ohne weiteren Inhalt, über den er sich nun wie über einen Bibelvers in vielen unklaren Worten erging. Über die Bibel hätten sich die gelehrtesten Leute den Kopf zerbrochen und man könne sie nicht verstehen, aber der liebe Stammapostel sage ihnen schon alles, was sie zum Leben und zur Seligkeit nötig hätten. Das ist charakteristisch für diese Sekte: sie verwerfen die Autorität der Bibel, wie moderne Menschen, um an Stelle dieses papiernen Papstes sich sofort einen anderen heiligen Vater zu ernennen, dem sie blinde Gefolgschaft leisten, ja den sie als ihren Gott verehren. Denn in einem späteren Gebet verstieg sich der alte Herr zu der an Gott gerichteten Äußerung: früher war es dein lieber Sohn, nun aber ist es unser lieber Stammapostel, er ist die Quelle des Lebens, aus ihm schöpfen wir die Wahrheit. Er wie sein Berliner Unterapostel seien krank, so hieß es, und müßten auch in ihren Familien „durch viel Kreuz hindurch". Nach der ersten Ansprache kam ein freundlicher Chorgesang, der seltsamerweise Texte und Melodien der Heilsarmee mit ihrem tanzenden Rhythmus und dem wiederkehrenden Refrain verwendete. Eine Pause wurde

straße hinein, bis in die Nähe von Rixdorf. Ein großes Fabriksgebäude modernen Stils zeigt die gesuchte Hausnummer. Es ist der zweite Hof und das vierte Portal; im zweiten Stockwerk eine eiserne Tür, die in einen geräumigen Fabrikssaal führt, mit nüchterner eiserner Decke und schmucklosen Wänden. Dieser Geschäfts- oder Fabriksraum, gefüllt mit Frauen und Männern, die dort Sonntag für Sonntag ihren Gottesdienst halten. Lange Holzbänke und einige Stuhlreihen sind das einzige Mobiliar. Vorn ist ein schmuckloses Podium gebaut, auf dem ein langer grünbehangener Tisch steht, rechts und links davon sitzen die Sprecher und die Ältesten dieser Gemeinde. Freundliche junge Leute überreichen uns das neuapostolische Gesangbuch, aus dem ein ziemlich ledernes Lied in hölzernen Strophen mit glühender Inbrunst abgesungen wird. Der prächtig durchgearbeitete Kopf eines stattlichen alten Mannes mit langem weißen Bart taucht hinter dem Podium auf. Er hat mit Kennerblick den fremden Gast, in dem er einen kritischen Besucher wittert, sofort gesehen und läßt ihn nicht aus den Augen. Man konnte denken, der alte Herr sei ein verabschiedeter Offizier, so vornehm war seine Haltung. Sobald er aber sein langes Eingangsgebet abdröselt, ist dieser Glaube zerstört; denn das Deutsch, das er sprach, offenbarte einen zu feindseligen Gegensatz zu der sogenannten Muttersprache. „Wir sind aus unsere Häuser in diesem Gotteshause geeilt, um uns aus das neue Evangelium für unseren Herzen das Licht zu holen, auf das wir uns stützen." In diesem Stil ging es vom ersten bis zum letzten Augenblick. Man konnte wirklich schwach dabei werden. Kaum war das ellenlange Gebet des Leiters vorüber, so setzte ein frappierendes Schauspiel ein. Die klagende und singende Stimme einer älteren Frau ließ sich vernehmen aus der Mitte der Versammlung: der Geist hatte sie ergriffen, sie weissagte, ohne indes etwas Neues zu enthüllen: Erinnerungen an ihre Lektüre des Alten Testaments, Stücke von Prophetensprüchen waren persönlich auffrisiert und wurden mit halbem Verständnis und einer gewissen nervösen Gereiztheit ausgestoßen. „Mein Volk, die Gnade deines Gottes steht vor dir wie ein gefüllter Born, o daß du die Greuel Ägyptenlands hinter dir zurückließest und fliehest auf den hohen Berg Zion, und du, o mein Volk, wärest eine helle Posaune deines Gottes, zu vernichten die Feinde meines Gottes, damit aufhöre der Greuel und das Licht hervorstrahle aus die Finsternis. Amen." Eine schrille Stimme aus einer der vorderen Reihen nimmt diese Kundgebungen des heiligen Geistes auf, ein hageres Weib, die Augen fanatisch geschlossen, das Gesicht voll Sommersprossen. Die Ader am Halse schwillt ihr an, der Inhalt ihres Spruches ist derselbe Unsinn und Ungedanke wie bei der Vorgängerin, nur das Wort „Fleisch" scheint sie besonders zu lieben; denn sie kreischt es mehrmals heraus. Doch meint

uns am Eingang, ein Gesicht zum Verlieben; die schreckliche „Schute“ ist mit der kleidsamen Schirmmütze vertauscht, unter der das Haar lieblich hervorquillt. Dieser ästhetische Eingangsgruß muß entschädigen für die Mehrzahl der weiblichen Heilssoldaten, die der bösen Welt den Tribut natürlicher Anziehungskraft unbedingt zu verweigern entschlossen sind. Wir dringen nach vorn, zwei neue Bilder fesseln uns: ein schnurriges Kerlchen, das ausschaut wie ein verunglückter Hofkavalier, tänzelt auf und ab. Man denke sich ein kleines Etwas mit einem ungewöhnlich hohen, struppigen Zylinder; die nicht sehr entwickelten Waden stecken in blaßroten Strümpfen, die Füße in Schnallenschuhen; Kniehosen von blauem Samt, eine rote Weste und ein langer schwarzer Bratenrock mit möglichst vielen großen Knöpfen. Dieser wandelnde Witz wird durch einen Spazierstecken und einen martialischen Schnurrbart stilvoll abgeschlossen. Das ist der Bekehrungsmarschall, der die reuigen Seelen zu der langen Reihe vorderer Stühle geleitet, die in idealer Konkurrenz, wie unsere Juristen sagen würden, zusammen die eine vielberufene „Bußbank“ der Heilsarmee bilden. Und in der Nähe dieses unfreiwilligen Spaßerregers steht eine zierliche elsässische Kapitänin, angetan mit ihrem duftigsten heimatlichen Dorfkostüm, die süddeutsche braune Ledertasche in der Hand. Auf dem Podium erscheint die Gesangbrigade, ein halbes Hundert Männer und Mädchen; in einer Ecke hat sich die stattliche Musikkapelle etabliert, die nur aus Männern besteht. Sie sehen schmuck aus in ihrer roten Husarenuniform, die mit weißen Streifen quer durchsetzt ist. Sie bilden ein komplettes Orchester. Lärm entsteht im Saal: der Kommandant und die Kommandeuse, letztere an einer großen weißen Schärpe kenntlich, die quer über die Brust geht, sind erschienen.

Die Versammlung hat nur den einen einzigen Zweck: Seelen zu fangen für die Heilsarmee. Diesem einen Zwecke dienen die Lieder und und Gebete, die Musik und der Sologesang. Der Kommandeur Oliphant, ein feingebildeter älterer Engländer, spricht, wie die meisten der deutschen Versammlungsleiter, ein sehr mangelhaftes Deutsch, das sich bis zum grammatischen Unsinn verlieren kann. Aber alles an dem interessanten Manne ist sympathisch: die hohe hagere Gestalt mit dem langherabwallenden Bart, das kindliche Lachen, das über sein Gesicht läuft, der ehrliche Eifer, in dem er glüht, und die geschickten Einfälle, die ihm kommen. Der Höhepunkt seiner Rede gestaltet sich dramatisch: wir sollen Gott alles hingeben und uns vor ihm „ganz entleeren“, fordert der Redner, nichts darf zurückbleiben. Und während er in den Saal hineinruft: Alles hingeben, nichts zurückhalten! kramt er mit größter Eilfertigkeit seine sämtlichen Taschen aus, die Hosentaschen, Jackentaschen und Brusttaschen — Schlüssel nnd loses Geld, Brieftasche und Taschen-

sofort ausgefüllt von neuen Gebetsausbrüchen der Gemeindemitglieder, die keine neue Note in das Bild brachten. Noch ein zweiter Redner war um unsere Andacht bemüht, ein älterer ruhiger Mann mit einer stillen Inbrunst und gleichfalls mit recht seltsamem Deutsch. Er drehte seine Sätze in Spiralform auseinander, so daß der folgende Satz immer in einem Wort an den vorhergehenden Satz anknüpfte. Die Monotonie der Stimme war nicht ohne einen gewissen suggestiven Reiz. Neuer Chorgesang und langes Übergangsgebet des ersten Sprechers führten auf die Höhe der Andacht: zur Abendmahlsfeier. Junge Leute entnahmen einem einfachen Wandschrank die funkelnden Abendmahlgeräte und trugen sie auf den langen Tisch. Der alte Herr sprach einige sehr rationalistische Worte an die Genossen, die ihnen klar machten, daß sie ihren Mitmenschen ebenso versöhnlich gegenüberstehen müßten, bereit zu vergeben und zu vergessen, wie sie es von Gott erwarteten; ein freudiges gemeinsames Ja scholl ihm entgegen. Gesegnet wurde das Brot und der Wein, wobei auch wieder Christus nur die Rolle eines Propheten unter vielen, eines historischen Anfängers des Christentums zugewiesen erhielt; von einer Mystik des Abendmahls war keine Rede, es gilt dieser Sekte lediglich als brüderliches Gemeindemahl. Mit einem besonderen zärtlichen Segen, sogar im Namen des dreieinigen Gottes, wurde — der Opferkasten bedacht, in den die freiwilligen Spenden aus der Gruppe fließen. Er tut ihm also wohl besonders not. Auffallend war, daß an diesem Abendmahl auch ganz kleine Kinder teilnahmen, Steppkes mit den ersten kurzen Hosen und kleine Mädelchen auf dem Arm der Mutter. Reihenweis treten die Abendmahlsgäste vorn an, das Brot wird jedem in die Hand gesteckt und jeder ergreift den Kelch, der nicht gedreht wird, sondern bei dem einzelnen Gast an der benutzten Stelle mit einem Tuch sofort abgewischt. Gedankliche Unklarheit, ein naiver Rationalismus und ein stiller Fanatismus verbinden sich bei dieser Sekte mit einem moralischen Ernst der Lebenshaltung, einer gläubigen Abhängigkeit von ihrem geheimnisvollen Stammapostel (der seine Rolle übrigens gut zu verstehen scheint), und mit dem Glück der kleinen Leute, sich in der Riesenstadt nicht verloren zu fühlen, sondern für Sonntag und Wochentag eine übersehbare Gemeinschaft zu bilden, in der jeder den andern kennt und für ihn einsteht.

Chausseestraße. Wir sind in den Germaniasälen, auf dem Kongreß der deutschen Heilsarmee. Der große Saal ist unten und auf den Emporen dicht besetzt von Salutisten und solchen, die es werden sollen. Farbige Wimpelchen, auf Schnüre gereiht, flattern in bunten Bändern hoch durch den Saal, wie bei einem Sommerfest im Grunewald. Hier und da am Boden liegt betend ein Bruder, eine Schwester, wie in einem katholischen Dom. Eine flotte Heilssoldatin (holsteinische Division) grüßt

aufregend. Es ist ein Kampf der Nerven mit den Nerven. Hier wird hypnotisiert. Neuer Gesang, endlose Wiederholung des blutigen Refrains. Immer dringender der Zwischenruf vom Podium her, den jetzt Gauntlett aufgenommen hat: Wo bleibt die erste Seele? Da führen zwei Heilssoldaten einen stämmigen Mann heran, der unsicher, etwas knickebeinig, nach vorn kommt, seinen Hut verlegen in der Hand drehend. Ein vielstimmiges „Halleluja" durchhallt die Luft. Man veranlaßt ihn, an einem der Stühle niederzuknien, neben ihm knien zwei Salutisten, streicheln ihm zärtlich den Kopf und ringen mit ihm um Gnade. Der Kommandeur: „Das erste Bad ist sehr kalt; aber das zweite ist sehr schön! So ist der Weg zur Bußbank nicht leicht, aber dann wird es ganz herrlich, wie man sich im Bade recht mollig fühlt, wenn man erst drin ist. Eine Seele ist hier, Halleluja; wo ist die zweite?" Singen mit Pauken und Händeklatschen. Ein junger Mann ist mürbe, der komische Bekehrungsmarschall mit den roten Waden umtänzelt ihn. „Zwei sind gekommen", ruft der Kommandeur, mit vorgestrecktem Finger in den Saal hineinzeigend, „aber du bist noch nicht gekommen!" Das Tempo wird lebhafter. „Hier hat keiner eine Entschuldigung, jeder weiß, was er zu tun hat!" Neue Zwischenredner, flehendes, drängendes Gebet der Kapitäninnen, während die Salutisten das Schlachtfeld absuchen und auf Blessierte fahnden. „Laß ein Erdbeben geschehen! Laß die Winde vom Himmel wehen, gieße feurige Ströme aus, bewege diese Stätte! Sünder sollen niederfallen!" Als Numero 3 wird ein elegant gekleideter jüngerer Mann zur Strecke gebracht. Jetzt kommt Feuer in die Versammlung. Es geht nun zu wie auf einer Auktion; lautes, würdeloses Anpreisen — zum ersten-, zum zweiten-, zum drittenmal! Nach wenigen Minuten: „Sagen Sie Gott Dank für die sechste Seele und wenn Sie Glauben haben für die siebente Seele, so heben Sie die Hände hoch und singen Sie noch einmal den schönen Chor! Erst die Schwestern allein, dreimal laut und dreimal leise — das klingt sehr süß, bemerkt der Leiter — dann die Brüder allein und dann wieder alle zusammen, wie in einer Kleinkinderschule." Bewundernswert ist der Kadavergehorsam dieser Menschen, die willenlos über sich verfügen lassen. Ein großer Erfolg: Ein besserer Kaufmann wird angebracht, ein intelligentes Gesicht, modische braune Schuhe und ein stattlicher Lodenmantel. Die Stimmung wird Galopp; die Musik ist wild, die Versammlung bringt Gott einen spontanen Tusch für den „feinen" Bruder. Die Bußstühle sind alle belagert, Männer und Frauen knien nebeneinander, die Frauen und Mädchen unterstützt von Salutistinnen; wer zur Gnade durchgedrungen ist, was in fünf bis zehn Minuten bewerkstelligt zu werden scheint, wird in ein besonderes Zimmer abgeführt und legt dort wohl seine Adresse nieder, damit er nicht, wenn er den

tuch und was sich sonst fand, packt er vor sich auf das Podium. Aufatmend hält er inne. So, nun habe ich alles gegeben; doch halt, bald hätte ich etwas sehr Wichtiges vergessen! Damit greift er in die linke Hosentasche: mein Portemonnaie muß ich Gott auch geben! Das war wirksame amerikanische Rednermanier. Der zweite Leiter der Versammlung wirkt weniger angenehm als der Kommandeur, es ist der Brigadier Gauntlett. Eine scharfe Hakennase paßt zu dem breiten Mund und dem plumpen Aufbau des Gesichtes und des Körpers. Das Schlimmste aber an diesem persönlich liebenswürdigen Fanatiker seiner Überzeugung ist seine Stimme. Sein sogenanntes Deutsch ist ein recht fragwürdiges Gebilde; aber wie er mit englischer Breite die Worte herauszerrt und sie mit seinem harten Organe wie mit einem Brette mißhandelt, das geht auf die Nerven.

Auf die Nerven ist hier alles eingestellt, die Nerven der unbekehrten Zuhörer werden müde gemacht und so langsam, aber sicher der Bußbankerfolg vorbereitet. Mit zitternder Stimme, eine Gemisch von Wehmut und kluger Überlegung, betet eine Kapitänin. Vom ersten bis zum letzten Satze, in Wort und Lied wird das Blut Christi mit erstaunlicher Geschmacklosigkeit angebetet und angepriesen. Sie singen endlos im Chor: „Teures Blut, wasch mich, Herr, laß die Wogen jetzt rollen über mich; ich komme zu dem Wunderquell, er wäscht die Seele rein und hell, die rote Flut sich jetzt ergießt und über meine Seele fließt. Es wäscht mich weiß wie Schnee, das teure Blut des Heilands, es wäscht mich weiß wie Schnee.“ Der Text der Lieder ist so armselig wie diese Probe, die Poesie darin ist eine Beleidigung unserer deutschen Sprache; aber die Melodien sind fast alle leicht singbar, besonders weil die Heilsarmee sich nicht scheut, den beliebtesten Vaterlandsliedern, Naturliedern und Gassenhauern ihre religiösen Texte unterzulegen. Das macht sie von vornherein populär. Die Kommandeuse hat gesprochen; sie zeigt ein feingeschnittenes ältliches Gesicht und läßt sich gewandt beim Rundgang durch den Saal von einem weißköpfigen Herrn die Hand küssen. Ein weiblicher Solosänger, eine Kapitänin, die einst im Konzertsaal stand und die Allüren von früher noch nicht ganz vergessen hat, läßt ihre süßen Weisen ertönen. Da beginnt die Seelenauktion. Mit großen Schritten geht der Kommandeur das Podium auf und ab: „Wo ist die erste Seele? Die erste freiwillige Seele!“ Gespannte Stille. „Die erste Seele wird der zweiten helfen, kommen Sie!“ Alles still. Ein Chorus wird gesungen, mit Musikbegleitung, die langsam anschwillt und abschwillt. „Erheben Sie die Hände, schließen Sie die Augen, blicken Sie aufwärts und beten Sie für die erste Seele!“ Stummes Gebet und ein leises Gemurmel der vielen knienden Salutisten; die bleichen gespannten Gesichter, mit geschlossenen Augen nach oben gerichtet, wirken

Pietät hängt gerne mit einer mystischen Stimmung zusammen, nötig ist das nicht; Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit im Bewußtsein, und man kann auf die vernünftigste Weise Pietät haben.

Wir pflegen Pietät zumeist auf Abwesendes, Abgeschiedenes, äußerlich Verlorenes zu beziehen. Auf teuere Verstorbene, auf Dinge und Sitten, die an Vorfahren erinnern, auf alles, was in unserem liebreichen, dankbaren Gedächtnisse lebt. Und wohl auch auf göttliche Vorstellungen, die unsere Ehrfurcht heischen.

Pietät findet man am wenigsten bei Halbgebildeten, doch viel bei Hochgebildeten und noch mehr im Volke. Im Volke geht sie am tiefsten, ist aber nicht rein von Vorurteilen und Aberglauben. Doch ist sie hier überaus liebenswürdig und voller Poesie.

Einige Beispiele volkstümlicher Pietät will ich nun aus dem altsteirischen Bauerntume mitteilen.

Vor allem ehrt der Altbauer alles, was Mensch ist und hier wieder besonders den Christen. Wenn er gelegentlich einen Christen beschimpft, so nimmt er an ihm die Christenheit aus. „Dieser Kerl ist ein Hund, Christenheit ausgenommen."

Der Bauer hält es für einen Frevel, wenn man jemanden ausspottet, spottweise seine Stimme, Redensart oder Gebärden nachäfft. „Solchen Spöttern soll man eine glühende Kohle auf die Zunge legen."

Als ich meinen Vater einmal ins Theater führte — er war an sechzig Jahre alt, als er das erstemal theaterspielen sah, da schüttelte er den Kopf. Es gefiel ihm nicht. „Wenn's ihnen nit Ernst ist, was tun sie denn so? Andere so nachmachen da! das heißt ja Leut' ausspötteln!" Alle Vermummungen waren ihm zuwider, er fühlte sie wie etwas Falsches, das das nicht ist, was es vorstellt. — Uns Kindern einst war es scharf eingeprägt worden, alte Leute in Ehren zu halten. Und sei es eine alte brummige Magd oder ein alter, unsauberer Bettelmann, wir mußten freundlich sein mit „so einem alten Leut". Junge Leute, die sich mit den alten Schimpf und Spott erlaubten, wurden vom Hausvater schlimm hergerichtet. „Ihr werdet wohl auch selber einmal alt werden, bedenkt's! Sollen euch nachher auch die jungen Rotzlecker ausspötteln?"

Wenn der Bauer Korn sät, so wirft er die erste Handvoll kreuzweise auf die Erde. Wenn er einen Brotlaib anschneidet, so macht er vorher daran mit der Messerspitze das Zeichen des Kreuzes. Mancher Holzknecht hackt auf den Stock des gefällten Baumes ein Kreuzzeichen ein. Solcherweise besegnet das Volk vieles, was ihm lieb ist.

Ein zufällig verstreutes Stückchen Speise, sei es eine Brotkrume, sei es ein Spältchen Obst u. s. w. wird der Bauer nicht auf dem Boden liegen lassen, sondern es in Ehrerbietung aufheben, „es ist Gottesgab'!"

Saal verlassen hat und draußen in der frischen Luft wieder nüchtern wird, den Nervenexzeß vergessend entwischt. Noch eine Frau und noch ein Mann und noch ein Mädchen. Wer nicht ganz fest in den Nerven steht, der versäume nicht, zwischendurch einen Cognac zu nehmen, sonst erwacht er als Heilssoldat! Der Kommandeur sieht auf die Uhr: „In einer Viertelstunde müssen wir die Versammlung schließen, Sie haben noch zehn Minuten zur Entscheidung über Ihre Seele." Ein Helgoländer Salutist, eine breite Prachtgestalt im echten Kostüm der Wasserkante, macht sich an ein paar weltliche Soldaten aus der benachbarten Kaserne, die sich in die Versammlung verlaufen haben. Noch ein halbes Dutzend Menschen verschiedenen Alters und auf verschiedenen Bildungsstufen versammeln sich an der Bußbank, von dem Kommandeur begrüßt: „Halleluja, der Herr segne Ihnen." Ich will nicht verschweigen, daß ich selbst, als Vertreter der Presse, der Gegenstand vieler liebevoller Bemühungen war. Ich konnte nur immer wieder bitten, sich nicht weiter zu bemühen, da ich durchaus versorgt sei . . .

Trotz aller Kritik aber, die man als moderner Mensch an diese Seelenauktion anzulegen berechtigt ist, bleibt doch eine Tatsache unwidersprochen bestehen: die Heilsarmee, die ein englisch-amerikanisches Gewächs ist und diese Herkunft auf Schritt und Tritt verrät, hat auch in Deutschland, ja selbst in Berlin festen Fuß gefaßt und breitet sich immer mehr aus. Sie verdankt das zu einem Teile ihren sozialen Bestrebungen, die durchaus nützlich und segensreich sind. Doch ebenso richtig ist, daß viele Menschen, auch abgesehen von dieser sozialen Wirkung, für die religiöse Art der „Armee" eine warme Sympathie haben. Die Heilsarmee ist in Berlin die populärste Sekte.

Von der Pietät.

Die Pietät ist durch den Pietismus in Mißkredit gekommen, weil Frömmigkeit zu oft mit Frömmelei verwechselt wird. Bismarck nannte sich selbst einen Pietisten, weil er an Jesus als den Sohn Gottes glaubte. Und doch darf man Glauben, Frömmigkeit und Pietät nicht vermengen. Pietät gehört nicht bloß der Religion an, sondern auch und vielmehr noch der Ethik im allgemeinen. Treue, Dankbarkeit und Ehrfurcht zusammen geben ungefähr das, was man Pietät nennt.

In unserem Zeitalter ist sie stark außer Kurs gekommen, besonders bei jungen Leuten. Ein Student und Pietät! Ein moderner Literat und Ehrfurcht! Treue allerdings wird verlangt; Dankbarkeit wird von anderen begehrt, an sich für überflüssig gehalten. Aber diesen Tugenden fehlt die Seele, wenn Pietät nicht vorhanden ist.

Allerseelen eines Traurigen.

Von Sophie v. Khuenberg.

Ich hab' kein Glück, ich bring' kein Glück,
Fluch liegt auf meinem Leben
Und alles, was ich hoffend streu',
Fällt hoffnungslos daneben.

Mein Geist, der stets das Gute will,
Schafft Böses Jahr um Jahre
Und jedes neugeborne Heil
Liegt jählings auf der Bahre.

Ich sing ein tiefstes Amsellied,
Doch keiner kann es hören,
Weil Hahngekräh und Spatzenlärm
Erklingt in schrillen Chören.

Selbst unsrer Liebe Wunderbaum,
Dran tausend Blüten schwellen,
Mit hartem Beile über Nacht
Wird ihn die Sorge fällen. —

Lang war mein Mut ein starker Held
Und schwang in Trotz den Degen,
Nun ist auch er, vom Kampfe matt,
Dem Schicksal unterlegen.

Sei's drum — sargt alle Hoffnung ein,
Wölbt schwarze Erde drüber,
Es ist der Tag der Toten heut' —
Vorüber denn, vorüber!

Bergtod.

Von Ernst Zahn.*)

Die Sonne ist niedergegangen. Über dem Tal spinnt sich das Netz von grauen Wolken dichter, das diesen Sommer die Abende so düster macht. Ich lasse mein Tagwerk, will mich zum Heimgang rüsten; denn ich schreite in der Dämmerung gerne noch ein paarmal zwischen den Bäumen meines Gartens auf und nieder. Da läutet es am Fernsprecher. Eine Meldung: „Am Fleckistock**) sind zwei junge Leute abgestürzt. Der eine hat sich, obgleich verletzt, an die nächsten Hütten geschleppt, zur Bergung des andern, wahrscheinlich toten, sind Leute abgegangen. Verfügen Sie sich am Morgen mit dem Schreiber nach dem Voralptal."

Der Morgen ist da. Wir drei Männer, der kleine, zähe Schreiber, ein starker Gänger, der Führer und Gemsjäger und ich schreiten talein. Wir sprechen nicht viel, solange wir noch im Sehbereich unserer Dörfer sind. Die Gedanken eilen voraus in die Felseneinöde, dem Ge-

*) Dieser stimmungsvolle Aufsatz des Schweizerdichters gilt einem Landsmanne von uns. Wohl ein Landsmann war es, denn er hat seine Kindheit und Jugend bei uns zugebracht, sowie seine Familie seit vielen Jahren zur Sommerszeit in Steiermark lebt, wo der Vater als Großindustrieller und als Landtagsabgeordneter wirkt. Ein sonniges Glück war über dem Hause, wo die Güte der Hausfrau waltete und die anmutigen Kinder hoffnungsvoll heranwuchsen. Der älteste Sohn hing sein Herz an die Hochgebirgsnatur, die allein seinem ungestüm reichen Innenleben genug sein konnte. Alljährlich machte er als ausgezeichner Bergsteiger Hochtouren in den Alpen. Und auf einer solchen hat er am 12. Juni d. J. den Tod gefunden. Es war in der Schweiz, bei Göschenen, wo der Dichter Ernst Zahn lebt. Dieser leitete die Bergung der Leiche und berichtete dann darüber in der Frankfurter Zeitung. Den Aufsatz, der die letzte Alpenfahrt unseres Landsmannes so stimmungsvoll und ergreifend beschreibt, drucken wir hier ab, dem Verunglückten, um den so viele Tränen fließen, gleichsam zu einer Votivtafel: Wer hier vorübergeht, er gedenke seiner! Die Redaktion.

**) Der Fleckistock, ein schroffer Felskegel, erhebt sich 3418 Meter aus dem Voralptal.

Und wenn er es schon selber nicht mehr ißt, so wird er es einem Tiere geben. „Veruraßt werden darf's nit!“ Ebensowenig wird der Bauer auf dem Felde einen Kornhalm liegen lassen; nicht gerade aus Sammelfleiß, sondern weil „Gottesgab nit zertreten werden darf“.

Während eines Gewitters bekreuzigt man sich bei jedem Blitze das Gesicht. Während man eine Sternschnuppe fallen sieht, muß man einen guten Gedanken haben. — So werden die Naturerscheinungen vielfach geehrt und geweiht, damit sie nicht mehr so unheimlich sind. Die Furcht wird Ehrfurcht.

Echte Pietät knüpft sich an Dinge, die als Andenken verstorbener Menschen vorhanden sind. Die ärmste, einfältigste Magd wird in ihrem Gewandkasten ein Andenken haben, das sie nur der Freundin zeigt und das sie selbst bloß an bestimmten Tagen betrachtet — sei es ein Heiligenbildchen von der Mutter oder ein hölzerner Rosenkranz vom Vater oder ein verblaßtes Seidentüchel von jemandem, den sie „auch einmal gern gehabt hat“. Derlei gibt sie nicht weg, so lang sie lebt. „Dann sollen sie's verbrennen.“ Das Verbrennen ist im Volke der beliebteste Vernichtungsprozeß für geweihte Dinge — von dieser Seite aus stünde der Leichenbestattung nichts im Wege.

Wenig Pietät zeigt der altsteirische Bauer für Gräber auf dem Kirchhof. Manchmal ein Vaterunser davor beten, das schon; aber das Grab schmücken, mit Denksteinen versehen — das ist neuere Mode, ist Herrenmode. Der tote Leib bedeutet ja nichts mehr und die Seele ist nicht im Grabe.

Das feste Verharren des Volkes im Katholizismus hat seine Hauptursache nicht immer in dieser Kirche an sich, vielmehr in der Pietät zu den Vorfahren, „die auch denselben Glauben gehabt haben“. In der Pietät wurzeln die alten Einrichtungen und Sitten. Und man soll einmal beobachten: wer gar so für den Fortschritt, für das Neue und Fremde ist, dem fehlt es stark an Pietät. Und wo diese fehlt, da ist's auch mit der Treue windig bestellt. Dann ist die Haltlosigkeit fertig und damit auch die Fahrigkeit und die Unkraft des Volkes. Unser Bauerntum würde heute nicht so hinfällig und wurzellos geworden sein, wenn es seine alte Pietät noch bewahrt hätte. Ja, unser ganzes deutsches Volkstum wäre nicht in dem Maße gefährdet, wenn die Ehrerbietung für die alten deutschen Sitten und Tugenden noch vorhanden wäre.

Wer im Volke das Unkraut des Aberglaubens ausrotten will, der soll acht geben, daß er kein edles Pflänzchen Pietät mit vertilgt! Solches Pflänzchen soll er lieber betreuen und verbreiten, überall weiterpflanzen — damit es nicht ganz ausstirbt in der Welt.

unsere Häupter und versinken hinter andern Bergen. Es liegt etwas Schwindelndes in ihrer unablässigen Bewegung. Die Gletscher aber leuchten und blenden den Blick.

Der Schreiber vor uns hält inne und winkt.

„Sie kommen," sagt der Führer. Dann schweigt er. Wir setzen still unsern Weg fort. Bald werden wir dem Tode begegnen.

Jetzt wird der Zug sichtbar. Aus dem Gold des Morgens steigt er langsam herab. Er besteht aus sechs Männern außer dem Toten. Ihrer zwei tragen je und je die Bahre, deren Stangen sie mit daran gebundenen Pickeln und Stöcken verlängert, damit es sich leichter schreite. Der steinige Weg kreischt unter schweren, eisenbeschlagenen Schuhen. Mühsam naht sich der Zug. Die Träger schwanken unter der Last. Jetzt und jetzt springt einer der Genossen hinzu, ihnen über eine schwierige Stelle zu helfen. Sie sind alle sechs kleine, zähe Gestalten, in schwerem, rauhem Gewand. Ihr Schreiten hat etwas von der Bewegung des Blockes, den man wälzt; knirschend hebt er sich, schwer schlägt er nieder. So tritt der Fuß der Männer.

Jetzt treffen wir zusammen.

„Ist er tot?" geht die müßige Frage, auf die wir die Antwort wußten noch ehe wir ausgegangen.

Die sechs lassen die Bahre zu Boden und geben Bericht. Nachts 1 Uhr haben sie ihn gefunden. Das Haupt lag im Schnee. Die Augen waren starr.*) Und sie heben einen Augenblick die Hülle vom blutigen Haupte des Verunglückten. Wir rasten an der Stelle, eine Wegstärkung zu nehmen. Es ist ein Grasfleck zwischen Felsen und Geröll. Die Älpler erzählen mit halblauter Stimme. Der Tote liegt drüben unter seinen Hüllen. Die Sonne glüht, die Wolken wandern. Hoch und gewaltig stehen die Berge über dem Häuflein Menschen, derer einen ihr Zorn geschlagen hat.

* * *

Ein unendlich mühseliger Heimweg! Er führt über brennenden Stein, durch steilen Tannenwald, der den schmalen Pfad mit glatten Nadeln übersät hat. An einer verlorenen Hütte halten wir abermals an. Sie steht auf grünem Hügel über dem brausenden Bach mitten in einem waldigen, düsteren Tal. Die Frau des einen der Träger, der hier wohnt, empfängt uns und bietet uns Stärkung. Zwei Kinder

---

*) Gerne nenne ich hier und mit hoher Anerkennung die Namen der sechs Älpler, die zu Hilfe gerufen, abends 7 Uhr von Hause weggingen und nicht ruhten, bis sie in derselben Nacht den Toten gefunden und geborgen hatten. Es sind Bergführer Peter Gamma, Moses Gamma und Peter Mattli von der Göscheneralp, Anton, Gabriel und Lorenz Imhof von Abfrutt. Der letztere, Hüttenwart im Voralptal, begab sich mit Peter Senn von Abfrutt am Tage nachher abermals nach der Unglücksstelle, um auch die Habseligkeiten des Verunglückten, Uhr, Rucksack, Kamera usw. zu bergen, was ihnen gelang.

stürzten entgegen, den sie da oben suchen. Wir überholen eine Schar Knaben, die mit ihren Lehrern nach der Göscheneralp ziehen. Ein Gruß hin und her. Ein kurzer Wortetausch über das Woher und Wohin. Die Knaben erhaschen unsere Kunde, daß wir einem Toten entgegengehen. Die bisher lachend und plaudernd gegangen, verstummen. Mit großen, verstaunten Augen schauen sie uns an. Eine kleine Wolke segelt schattend über uns durch den heißblauen Himmel. Als eine kleine Wolke geht ein kaum verstandener Schrecken durch die heißhellen Seelen der Kinder. Wir aber sind schon weit und während die Entfernung zwischen uns und der wandernden Schule sich rasch vergrößert, ahne ich deutlich, wie die kleine Seelenwolke da hinten sich hebt, wie die Freude wieder wach wird und der Jugendmut.

Unser Weg führt uns hoch über den andern hinaus, den die Schüler gehen. Sie erblicken uns aus der Tiefe, während wir einen Felsenvorsprung umschreiten, und ihr Jauchzen hallt zu uns empor. Es ist wie der letzte Gruß des Lebens. Dann nimmt uns die Totenstille des Gebirges auf, die so mächtig ist, daß das Brausen des Wildbaches und das Rauschen der im Winde sich wiegenden Tannen in ihr versinken. Wir hören die Stimmen kaum mehr. Wir ziehen einen steilen, steinigen Weg fürbaß. Der flinke Schreiber ist um ein Weites vorauf, aber der Gemsjäger an meiner Seite, ohnehin kein Schweiger, erzählt unablässig. Er ist zu Hause, wo wir gehen. Jeder Stein ist ihm gleichsam vertraut. Und er berichtet: Dort oben hat er vom gleichen Anstand und fast in derselben Minute drei Gemsen erlegt. Und dort hat der Rest des Rudels, das er gefangen glaubte, einen Ausweg gefunden, obwohl es unmöglich scheint, daß ein lebendes Wesen an so glatten Felsen gehe. Dort hoch an der schwarzen Wand, wo die morsche Tanne über den Absturz hängt, lag das Geiernest, aus dem er die Jungen holte! Und da drüben die klaffenden Spalten sind die engen Tore zu den Kristallhöhlen, die sein zäher Vater ausgebeutet! Er erzählt. Seine Geschichten wissen von Kampf und Mord, Mühe und Gefahr, hartem Tagwerk und kargem Erfolg. Was ahnt ihr im Tal von der Herbheit des Bergvolks, von dem Geiz ihrer Heimat, von der Armut ihres Lebens! Die Stürme stählen ihren Körper, bis er wie von Eisen ist, die Gefahren hämmern ihre Seele, bis sie hart ist wie Stein, die Not wirft den Groll in ihre Herzen und entzündet das Mißtrauen, hinter ihren Stirnen; schroff ist das Land, ungefüg und unfügsam, die es bewohnen.

Wir steigen und steigen. Die Sonne funkelt. Der Stein ist heiß von ihrem Feuer und der Himmel brennt. Aus Westen gleiten unablässig weiße Wolken hinter den Bergen herauf. Der Wind jagt sie, sie wirbeln auf wie Rauch, ziehen als schimmernde Inseln im Blau über

Ein Königsterben.

Von Alfred v. Wurmb (Fred Waldner).

War einst ein alter König,
Der war so krank und schwach,
Und als er lag im Sterben,
Sein treuer Kämm'rer sprach:

„O nenne einen Wunsch mir,
Gebieter, o sag' an,
Ist's nicht dein Wille, daß ich
Dir hole den Kaplan?

Der dir mit sanftem Zuspruch
Die Seele tief erbaut,
O Herr, ich will ihn rufen —"
Da sprach der König laut:

„Nein! bringt mir nicht den Priester,
Hab' ihn zwar stets geehrt,
Holt mir den Spielmann lieber,
Der mir so lieb und wert.

Mit Gott und seinem Diener
Bin ich längst ausgesöhnt —
Nun soll der Spielmann kommen,
Der mir den Tod verschönt.

Ist er nicht auch ein Priester,
Ein hehrer Gottesmann,
Der Sänger, der die Herzen
So machtvoll rühren kann?

Und was er singt und saget,
Ist's nicht auch Gotteswort,
Erklingt's nicht auch gleich jenem
In tiefster Seele fort?

Noch einmal will ich hören
Ein Lied aus Dichtermund,
Noch einmal soll mir werden
Der Dichtung Segen kund.

Es soll in letzter Stunde
Der Sänger bei mir sein,
Wie einst in alten Tagen ...
Dann schlaf' ich selig ein!"

So sprach der kranke König,
Und so ist's auch gescheh'n —
Bald sah man vor dem Bette
Den letzten Tröster steh'n.

Der war kein grauer Priester
In wallendem Talar —
Ein Jüngling war's, ein schöner,
Mit lichtem Lockenhaar.

Der griff in seine Harfe,
Die gab hell süßen Klang,
Dem König war's, als hört' er
Der Englein fernen Sang ...

Der Spielmann aber leise
Sang voll Ergriffenheit,
Er sang so weich, so innig
Ein Lied aus alter Zeit:

Von einem stolzen König,
An Ruhm und Ehren reich,
Dem rings in allen Landen
An Macht kein and'rer gleich.

Von einem edlen König,
So herzensgut und mild,
Der manche heiße Träne
Erbarmungsvoll gestillt.

Von einem ... kranken König ...
So abgezehrt und bleich,
Der selig eingegangen
Ins ew'ge Himmelreich ...

Und als der Sang verklungen,
Da war zutiefst gerührt
Ein jeglich Herz, als hätte
Es Gottes Hauch verspürt.

Durchs Fenster blickte golden
Der Sterne funkelnd Heer —
So still war's im Gemache ...
Der König war nicht mehr.

Mein erster Grazertag.

Eine Erinnerung von **Peter Rosegger.**

Vor fünfzig Jahren hatte Krieglach noch eine Lebzelterei. Das stattliche Haus steht heute noch an der Reichsstraße und gehört meinem alten Freund Eduard Teutsch. Damals war ein gewisser Herr Makrap Hausherr. Er betrieb eine Gastwirtschaft und die Lebzelterei. In dieses

hängen der barfuß gehenden am flickigen Rock. Herdengeläute wandert über die Wiese. Die paar Menschen haben ein einsames Hausen. Wohl liegt jetzt im Sommer eine wundervolle Ruhe, eine große Klarheit und trauliche Wohnlichkeit über der Stätte, aber der Winter ist lang und schwer und lautlos. Dann stehen die Tannen tot unter der Last von Schnee, der Bach ist klein und müde, seine Stimme zum Murmeln geworden, und viele Tage gehen, ohne daß ein Mensch grüßend am Hause vorüberschreitet. Was Wunder, wenn diese Bauern wortkarg werden und menschenscheu! —

Wir lassen die Hütte und steigen mit unserer leblosen Last tiefer zu Tal. Die Träger schreiten ihren steten, stampfenden Schritt. Von Zeit zu Zeit wechseln die sechs stumm ihre Plätze. Es ist Nachmittag, als wir uns unserem Dorfe nähern. Es liegt in der heißen Sonne, während wir vom Berge steigen, und es hebt einen Gruß an, als es uns kommen sieht. Seine Glocken tönen. Wie eine Schar ernster Menschen ziehen uns die Klänge entgegen, sammeln sich singend. Nun gehen sie vor uns — in unseren Reihen — hinter uns. So geleiten sie uns nach dem Totenhause, wo wir die Bahre niedersetzen, damit der verunglückte Sohn der Eltern warte, die wir vom Ausland her zu ihm gerufen.

* * *

Der Abend ist dunkel geworden. Die Wolken haben sich gesammelt, verwoben, sind müde vom Wandern. Grau, weiß, schwarz stehen sie regungslos über dem Tal. Die Berge tragen den dunkeln Wald wie schwarzes Trauergewand an den gewaltigen Gliedern. Nur auf dem Silberschnee des Dammagletschers liegt ein seltsames, fahles, gespenstisches Licht. Ich sitze auf der Bank vor meinem Hause. Der Weg zum Friedhof führt dicht vor mir vorüber. Ich sehe das kleine, rote Licht im Totenhause schimmern. Meine Bauern schreiten am Weg. Sie gehen zum oder kommen vom Beten an der Bahre des Gestürzten.

Der Abend hat etwas Fremdes. Was an der Straße wandert, was dort am Gletscher spinnt, was über den starren, schwarzen schweigenden Bergen liegt — es ist wie eine Predigt vom Leid der Menschheit.

Ein hohes Paar schreitet dem Totenhause zu. Der Mann im weißen Bart geht aufrecht, nur den Kopf in leisem Trösten zur wankenden und weinenden Gattin geneigt. Die Eltern sind gekommen, den toten Sohn zu grüßen. Weither!

Kein Laut bricht die Stille. Nur am Gletscher noch immer das bleiche Licht wie das Zucken des Schmerzes in tief erblaßtem Menschenantlitz.

schönen Kämmerlein hatte die alte Frau schon ein schneeweißes Bett bereitet für den jungen Theologen.

Und am 28. Oktober 1858 um 2 Uhr morgens ging Herr Makrap auf den Bahnhof und führte mich an der Hand, damit ich nicht falle, denn damals gab's in Krieglach noch keine Nachtlaterne. Ein erkleckliches Handbündel hatte ich bei mir für den Fall, als der Bischof mich gleich in Graz behielte. Dann donnerte der Train (damals hieß er noch nicht „Zug") daher mit seinen glühroten Augen und mit seinem Kohlengestank, der mich köstlich anmutete, weil er der erste Duft von der großen Welt war. Es wird meine zweite Eisenbahnfahrt gewesen sein. Von unterwegs erinnere ich mich nur, daß manchmal eine Bahnhofglocke anschlug, daß eine Station Gratwein hieß und daß dort über dem Tale der Mond stand. Und im matten bläulichen Mondlicht nahten wir den dunklen Massen der Stadt, in der hie und da ein Licht schimmerte. Damals werden die Grazer Straßen noch keine eigentliche Beleuchtung gehabt haben, nur Nachtlichter, welche für eine stillnachtende Stadt genügten. Im Hintergrunde, blaß in die Nacht gezeichnet, stand etwas, von dem mein Reiseführer sagte, es sei der Schloßberg. Als wir durch die Annenstraße schritten, an der damals nur vereinzelte Häuser standen, sah ich im ersten Tagen auf dem Schloßberge auch den Turm mit der Uhr, von der schon ein alter Hausierer in Alpel erzählt hatte, daß ihr Zifferblatt größer sei als unsere Tischplatte, worauf ihm mein Vater entgegnete, er sollt' nit so plauschen! Dort, wo der Gasthof zu den „drei Raben" steht, bog Herr Makrap rechts in die Seitengasse ein und zog an einem Hause die Glocke. Daselbst wohnten zwei alte Geschwister meiner Frau Meier, bei denen Makrap Butter und Eier und ich mein Bündel zur Aufbewahrung abgab. Die beiden alten Leutchen waren aus dem Bette aufgeschreckt und ganz verschlafen zur Tür geeilt. Dann wanderten wir weiter die Annenstraße hinein, die sich schon morgendlich zu hellen begann und auf der rasselnde Wägen fuhren. Hernach kamen wir zu einer Kirche. Daneben stand ein Eckhaus und da hinein hat mich Herr Makrap geführt, um zu frühstücken. Es war das Café „Helm".

Das Café „Helm" bei der Barmherzigenkirche ist das erste Haus, das ich in Graz betreten habe. Da war es behaglich warm und es brannten noch aus eisernen Stangen die breiten zackigen Lichter wie glühende Fledermausflügel.

Wir gingen gegen das steinerne Tischchen rechts vom Eingang beim Fenster, dort tat Herr Makrap seinen Hut und Überrock ab, dann setzten wir uns langsam hin. Ich war verblüfft, als mein Reiseführer nun auch mir den Hut vom Kopfe zog, dachte, hier sei ein heiliger Ort und schämte mich ein wenig. Dann kam ein junger schöner Herr in schwarzem Gewand und brachte das Frühstück, zwei große Trachten auf

Haus ist jener sattsam bekannte Bub aus Alpel oft eingekehrt. Aber nicht ins Wirtshaus, obschon es süßen Met gab, und nicht wegen der lebzeltenen Herzen und Reiter und Fatschkinder, die so schön braungelb und mit weißen Zuckerstriemen überzogen waren. Es war etwas anderes. Der Lebzelter Makrap hatte eine schöne, freundliche Frau, und diese Frau hatte eine alte Mutter, und diese alte Mutter hatte oben in der Dachkammer eine große Kiste und diese Kiste war voll von Büchern. Geschichtenbücher mit verbogenen Ecken, Schillers Gedichte und Gellerts Fabeln, alte Volkskalender, an denen manchmal ein Titelblatt fehlte, gebundene Zeitschriften und derlei Schätze mehr. Schätze sage ich! Für mich gab es damals nichts Höheres als Bücher, und als ich einmal in „Tausend und einer Nacht" las, was Harun Alraschid in seinem Palast für Schätze gehabt, aber nicht von einem einzigen Buche die Rede war, verringerte sich meine Achtung vor dem Beherrscher der Gläubigen.

Diese Bücherkiste nun hat die gute Lebzelterin-Mutter mir zur Verfügung gestellt. Jeden zweiten Sonntag kam ich vom Gebirge her, um mir Lesefutter zu holen für die Werktage, wenn ich auf den Hochmatten das Vieh hütete oder in der Stube krank lag. Anfangs hatte die alte Frau selbst Auswahl getroffen; aber da sie mit einem hinkenden Bein recht schwerfällig die Treppe hinaufstieg, so überließ sie mir das ganze Reich. Ich regierte rücksichtslos und an manchem Tage schleppte ich die Weltliteratur pfundweise mit nach Alpel. Dort las ich alles. Geschichten, Reisebeschreibungen, Gedichte, Anleitung zum Hopfenbau, den „Till Eulenspiegel", Inserate, Türkeneinfälle, Evangelienauslegungen, Modeschilderungen, Kaiser Josef-Anekdoten, Düngerbehandlung — alles durcheinander. Ob ich nach Wochen wesentlich gescheiter zurückkam — ich weiß es nicht genau. Ich weiß nur, daß die alte Frau Meier — wie meine Gönnerin hieß — anhub, davon zu reden, daß ein solches Lesen halt zu nichts rechtem führen könne, daß ich lieber in eine Studie kommen und Geistlicher werden sollte. Das war freilich schon von meinen Eltern aus versucht worden, aber die Nachbarspfarrer hatten bekanntlich die Achseln gezuckt.

„Na freilich!" rief die Frau Meier, „vom Achselzucken ist noch keiner Geistlicher geworden. Das wollen wir anders probieren. Ich schick dich nach Graz zum Bischof!"

Eine Gelegenheit dazu war auch da. Herr Makrap, der Lebzelter, hatte geschäftshalber in Graz zu tun und der sollte mich mitnehmen. Ob's mir recht war? Erstens bin ich darüber gar nicht gefragt worden und zweitens hätte ich mit einem Freudensprung „ja" gesagt.

So hatte ich mich — rein gewaschen und gut angezogen — eines Herbstabends in Krieglach beim Lebzelter einzufinden und in einem

strangen nicht, die, an gewaltige Steinpfeiler gespannt, die Brücke über Wasser hielten.

Dann ging ich in der inneren Stadt eine Weile herum, beschaute die Kaufmannsauslagen, besonders die der Buchhandlungen. Und beim Buchhändler Mühlfeith in der Murgasse erstand ich mir — nach Prüfung meines Kassenbestandes — ein Grazer Andenken. Es war ein Bogen Briefpapier, dessen Kopf die Vignette des Schloßberges zeigte, wie er etwa von der Lend aus zu sehen war. Am Murgelände setzte ich mich auf eine Bank und schrieb mit Bleistift einen Brief nach Hause. Da ich aber in Alpel niemanden wußte, der verläßlich schriftlesen konnte, so adressierte ich den Brief — an mich selbst. War doch die Sache für mich zum Andenken bestimmt. Jemand riet mir, ich solle ihn nur ins gelbe Truherl stecken, den Brief, dann werde er seinen Weg schon machen. Ich kaufte mir Obst und suchte den noch übrigen Tag totzuschlagen, so gut es ging. Vorzeitig kam ich zurück zu den Geschwistern Meier bei den „drei Raben", wo ich mein in Verwahrung gegebenes Bündel wieder in Empfang nahm und dann Herrn Makrap erwartete, um in der Nacht mit ihm heimzureisen.

Als ich lange nach Mitternacht zu Krieglach beim Lebzelter in mein Stübchen stolperte, hörte ich im Nebenzimmer, wo die alte Frau schlief, einen Schrei. „Aber mein Gott, jetzt ist er wieder da!" rief sie. „Hat er 'n richtig nit angebracht! Ist ein Kreuz mit dem Buben. Daheim taugt er nit, sonst mögns ihn auch nirgends!" Dann durch die Tür herein: „Hast Hunger? Nit? Na, so leg dich in Gottsnam schlafen. Muß mans halt wieder alles dem lieben Herrgott überlassen."

Zu Hause machte die Rückkehr kein großes Aufsehen. In der Nachbarschaft war die Absicht, nach Graz zu kommen, gar nicht eigentlich bekannt geworden und meine Eltern sagten, das hätten sie sich „eh denkt, daß es ohne Geld nit gehn wird".

Nach einiger Zeit kam aus Graz der Brief an mich. Ich mußte natürlich Nachporto zahlen, der Aufgeber war sehr schmutzig gewesen. Der Brief, den ich aufbewahrt habe, des schönen Schloßberges wegen an seinem Kopf, lautet:

„Lieber Peter Roßegger!

Ich schreibe Dir aus der herrlichen Hauptstadt Steiermarks, wo ich jetz bin. Das kannst Dir nicht denken, wie es in einer Stadt ausschaut. Zuerst haben wir in einem herrlichen Kaffeehaus frühgstückt, dann verfügte ich mich zum eissenen Haus, hoch wie eine Kirchen und ganz von Eisen denk Dir. Dann die Muhr, das ist ein grosser Strom und darüber die Kettenbrucken in die Innere Stadt, wo's ganz finster ist, so hoch sind die Häuser. Auch in einer herrlicheu Kirche bin ich gewesen und dann verfügte ich mich in die Sackgasse

glänzenden Tassen, die sicherlich aus Silber waren. Viel Geschirr und wenig Kaffee. Bei der guten Frau Meier in Krieglach war's umgekehrt gewesen. Dann noch einen Korb mit allerhand feinen Brötchen. Herr Makrap ließ mich gar nicht versuchen, mir selbst einzuschenken — er besorgte wohl ein Unglück. Er tat's wie eine Mutter, da hatte ich ihn sehr lieb. Als er bezahlte, riß auch ich mein Geldtäschchen aus dem Sack, er tauchte meine Hand zurück: „Das steck nur wieder ein, wirst es schon noch brauchen."

Dann sagte er, ich solle sitzen bleiben, er wolle gleich einmal ins Bischofshaus gehen und dort anfragen, wann wir vorgelassen werden könnten. Da saß ich nun am Kaffeehaustischchen eine Stunde und saß zwei Stunden und schaute zum Fenster hinaus, wie auf der Straße die Wagen fuhren und die Leute hin- und herliefen, ununterbrochen und eilig, als ob irgendwo was los wäre. An der anderen Seite der Straße sah ich ein Haus mit Söller und steilem Dach, es hatte eine Fleischerei. Schräge gegenüber ein großes Haus mit langen Fensterreihen und einem Schild: „Hotel (ich las natürlich ‚Hotl') zum Elefanten". Diese Häuser schaute ich immer und immer an, obschon sie mir schließlich ganz gleichgiltig geworden waren. Mein Herr Makrap kam nicht. Nach der ersten Stunde hatte der schöne schwarze Mensch mir ein frisches Glas Wasser gebracht. Nach der zweiten Stunde kam er wieder heran und fragte, ob ich sonst etwas wolle? — Da kam endlich der Erlöser.

Aber er brachte keine gute Nachricht. Der Bischof (es war Ottokar Maria Graf Attems) war nicht in Graz, soll in Untersteier auf einer Weinlese gewesen sein. Hierauf war Makrap zu einem anderen Geistlichen gegangen, der ihm als Nothelfer für bildungsbeflissene Waldbauernbuben empfohlen worden. Der bekannte Prediger Schönberger (oder irre ich mich im Namen?) am Münzgraben. Der wußte nur zu sagen, daß das bischöfliche Seminar schon gesteckt voller Buben wäre, es hätte dies Jahr keiner mehr Platz und wäre er noch so klein.

Mich erleichterte diese schlechte Nachricht wesentlich, denn ich hatte in den zwei Stunden schon Heimweh bekommen. So wollte ich nun, während Herr Makrap seine Geschäfte besorgte, eilig das Schönste von Graz ansehen und dann wieder nach Hause fahren.

Der erste Gang war natürlich in die innere Stadt. Da war die erste Merkwürdigkeit das Eiserne Haus. Ganz aus Eisen und Glas, unbegreiflich, wie die Leute so was machen können! Und dann die Kettenbrücke! Ich ging vorsichtig darüber hin, sie schaukelte ein klein wenig. Ich suchte an dieser Kettenbrücke die Ketten und sah sie nicht. Denn sie waren zu groß. Mein Auge schaute nach ähnlichen, wie Holzwagenketten oder Hundeketten aus und beachtete die wuchtigen Doppel-

keusch gewickelt sind, erinnert an die Bilder alter deutscher Meister. Nur wenn sie geht — die Röcke aufgeschürzt, das Schaff mit gekochtem Grünfutter für die Kühe, die alle Wöchnerinnen sind, vor sich hertragend — dann hat sie den unsicheren, etwas schleppenden Gang jener, die zeitlebens Kinder bleiben.

Sie lächelt mich an, weil wir einander lieben. Ich bin die einzige, die Lenas Beruf ernst nimmt, die ihre Mühen zu schätzen weiß. Bei drei Kühen war sie nun Wehmutter und Wärterin und hat sie sorglich betreut. Jeden Morgen treffen wir einander im Stall, und während ich die lieben Kälber streichle, die einen seltsamen Appetit auf meine Schürze und Bluse haben, sprechen wir von Lenas Tätigkeit und ihren Erfahrungen auf dem Gebiete der Säuglingspflege bei den Vierbeinigen.

Ansonsten will sie aber nichts vom Familienleben wissen, die Lena; sie weicht den Männern scheu aus, wenn sie aus der Gaststube zur Küche hereinäugeln und die Dirnen zum Tanz rufen. Diese Sprödigkeit ärgert die Übermütigen und so hat ihr neulich ein angetrunkener Bursche zornig zugerufen: „Bist halt zu schiach zum Gernhaben!“

Ja, was wissen die von jener Schönheit, die die Lena ganz verborgen trägt unter Janker und Schürzenlatz, in einem Dämmerwinkelchen ihrer unaufgeblühten, alten Kinderseele! Ich aber habe diese Schönheit leuchten gesehen neulich, als der Fleischer kam und eines der Kälber holte. Da strich sie mit der harten Arbeitshand so zärtlich über des Tieres einfältig liebes Gesicht und sagte mit gesenkter Stimme: „I möcht koa Kalbl sein — a so a kurz, freudlos Leben . . .“

II. Der literarische Köhler.

Seit Jahren kenn' ich ihn. Und der einzige Unterschied zwischen einst und jetzt besteht darin, daß er heute noch rüstiger, frischer, lebensfreudiger ist als er es damals war. Ob das der Ruß macht? Vielleicht, den neuesten Forschungen zufolge soll er ja außerordentlich gesund und direkt desinfizierend sein.

Aber ich meine, der Koblinger Franz hat eine beständig rieselnde Radiumquelle in sich — die Zufriedenheit. Niemals bin ich einem so anspruchslosen, so völlig bedürfnislosen Menschen begegnet. Ja, mehr als das — er genießt nicht nur die überbescheidene Gegenwart, er hadert auch nicht mit der Vergangenheit.

Und doch hat das Schicksal ihm übel genug mitgespielt und ihn tüchtig herumgezaust in Wind und Wetter. Erst war er Soldat bei den Deutschmeistern. Wenn er davon erzählt, sprühen die hellblauen Augen aus dem geschwärzten Gesicht und verraten tausend tolle Jugendstreiche. Später trieb er sich als Jäger in den heimatlichen Revieren um Neuberg herum, dann packte ihn die Fabrik mit ihren eisernen Fangarmen und

bis zum Stadttor, das sie wegreissen wollen. Und nachher im Glaskasten die Bücheln, wenn ich die alle häd! Auf den Gschloßberg ging ich bis zur großen Uhr, da sieht man den Zeiger springen ruckweise und daneben ist ein Guckkastenhaus, wo man Paris und andere herrliche Städte sieht. Obst gessen hab ich mir grad gnug, zwei Äpfel um 1 Kreuzer, zehn Zweschben um 1 Kreuzer. Und herrliches Obst! Heut auf den Abend fahre ich wieder heim, weils nix is, das mit dem Bischof. Aber das Schönste waren schon die Reiter, die ich gesehen habe, eine lange Schnaisen, und aufstauben. Nur habens leider Gottes keine türkische Musik gehabt. Aber ein Mann hat mit der Drähorgel, oder wies heißt, das Wildschützenlied gespielt, das die Mutter weiß. Was sonst noch ist gewesen will ich Dir selber erzählen bis ich heimkomm von dieser herrlichen Reis.

Mit schönem Gruß Dein Peter Roßegger.

Graz, den 28. Oktober 1858.

Und das Bildl oben is der Gschloßberg, steht eh dabei."

Wie man aus diesem Handschreiben wohl ersieht, sind die „herrlichen" Erlebnisse und Eindrücke des Waldbauernbuben auf seiner ersten Grazer Reise etwas schäbig gewesen. Eine solche Reise später im Jahre 1862 und eine im Jahre 1864 ergaben nicht viel Besseres. Anders im Winter 1865. Da kam er und blieb. Und ist diese schöne Stadt seine geliebte zweite Heimat geworden.

Und nun ist der Waldbauernbub ein alter Herr, den ich manchmal schon etwas mühselig mit mir herumschleppen muß. Wenn ihm das Frühaufstehen nicht zu unbequem wäre, so möchte ich ihn gerne, zum 50jährigen Gedenken an den ersten Grazertag, am 28. Oktober dieses Jahres, morgens 6 Uhr, ins Café „Helm" führen, ihm einen warmen Kaffee geben lassen am Steintischchen beim Fenster und ihn nachher vertraulich fragen, was er meint. Ich will's aber doch lieber sein lassen, der Kerl könnte mir sentimental werden.

Steirische Leut'.

Von Sophie v. Khuenberg.

I. Die Stalldirn Lena.

Wenn die Lena an mir vorbeikommt, so lächelt sie immer; ein seltsames Lächeln, das etwas von madonnenhaftem Liebreiz an sich hat und doch auch etwas von dem verlornen, traumhaften Lächeln der geistig Unmündigen. Ihr ovales Gesicht mit den sorgfältig geordneten Linien, ihre hagere Gestalt, um die so vielerlei Tücher und Schürzen

Ins Wirtshaus kommt der Köhler nicht allzuoft. Gelüstet's ihn ab und zu nach einem Stück Fleisch, so verschafft er sich von einem ihm gnädig gesinnten Jager einen — Fuchsbraten, den er sich über offenem Herdfeuer bereitet. Und Wein und Schnaps vergönnt er sich nur an seltenen Feiertagen — „i hab ja s beste Wasser da in der Näh, das is gsünder wia Wein!“ sagt er lachend und fügt mit einem stolzen Blick auf seine kleine Bibliothek hinzu: „Und meine Büacher dort — de sein mehr wert wia das Gschwabl im Wirtshaus!“

Man sollte den Mann als Schulbeispiel aufstellen für alle Blasierten und alle Bücherfeinde. Weiß Gott, die Freude an der Literatur wird man künftig in der Einschicht, bei den Ärmsten des Volkes suchen müssen, denn in der Stadt, bei den sportmüden, genußübersättigten Gebildeten beginnt sie langsam auszusterben . . .

III. Das Försterbübel.

Ja, das muß man sehen, das kleine, stramme Bübel mit den Kirschenaugen im rosigbraunen Gesicht und dem Spitzbubenhütl auf dem runden Köpfel — denn wenn man es nicht gesehen hat, kann man sich von dieser kompakten kleinen Männlichkeit nicht so leicht einen Begriff machen. Drei Jahre alt, aber klug wie ein Fünfjähriger und von einem lebensvollen Humor beseelt, der jeden Augenblick auf neue Streiche sinnt — so gibt er seiner sorgenden jungen Mutter mächtig viel zu schaffen und beschäftigt außerdem noch ein Heer von himmlischen Schutzengeln.

Denn bald tollt er im offenen Schweinestall umher, bald jagt er den weidenden Kühen nach, erwischt die scheckige Liesel am Schweif und läßt sich von ihr ein Stück weit schleifen, dann wieder wirft er sich mit einem hellen Juchschrei mitten in den Knäuel der spielenden Hunde, überkugelt sich, wird von der jungen, wilden Hex gebeutelt und dann tröstend abgeleckt, wehrt sich tapfer mit seinen kleinen Fäusten, beschließt dann einen erfrischenden Gang durch das kleine Bächlein und legt sich darnach zum Trocknen in die „Lohstreu“, aus der er bunt beklebt und getigert wieder ans Tageslicht kommt und stolz, wie ein Held, vor die erstarrten Eltern tritt.

So und ähnlich treibt er's den ganzen lieben Tag, mit Ausnahme jener Stunden, die der Fütterung gewidmet sind, und man muß gestehen, dies in goldigste Freiheit getauchte Leben schlägt ihm köstlich an. Dabei hat er ein zärtlich weiches Herz, der kleine Otto, und irgendeine gute Geschichte, die man ihm erzählt, irgendein Volkslied, das er erlauscht, locken Tränen in die lachenden Augen.

Zumeist aber fühlt er sich als Mann, und um seinen Vater zu bestimmen, ihn doch einmal auf die Pirsch mitzunehmen, faßte er ihn neulich an der Hand und den lustigen Jäger Scherz an der anderen und sagte

ließ ihn lange nicht los. Er verdiente nicht schlecht als Kesselheizer, da erfaßte ihn eines Tages ein Treibriemen, und schwer verletzt an Arm und Hand kam er ins Spital, das er zwar geheilt, aber mit verkrüppelter Hand verließ, so daß jeder Wiedereintritt in die Fabrik ausgeschlossen war.

Armselig entschädigt für die verlorne Existenz stand er nun da, nicht viel reicher als ein Bettler. Aber schon damals wirkte das Radium in ihm — und so warf er mit einem Achselzucken alles Erlittene beiseite, tat einen Lacher über die „mistige Welt“ und ward Kohlenbrenner.

Das ist ein beschaulich Handwerk, zwar kein goldenes, sondern ein rußiges, aber das geniert ihn nicht. Rings die waldgrüne Einsamkeit, ab und zu Schellengeläut' der Rinder, ein paar Holzknechte zum Plaudern, vor sich immer das schwarze, bläuliche Wolken aushauchende Werk, an dem er schafft. Gebeizt innen und außen, betreut er seinen Meiler, nimmt den Spaten, den auch die verkrümmte Hand helfend anfassen kann, verschüttet die aufzingelnden Flammen, reckt sich behaglich inmitten des dunklen Nebels, der ihn einhüllt und sagt stolz: „Das ist guat für die Lungen!“

Er sammelt auch das heilsame „Pechöl“ in Flaschen, das ihm als einzige Arznei gilt und mit dem er sich und andere kuriert, wenn Magen oder Brust einmal streiken wollen. Übrigens ist der fast Siebzigjährige frisch wie ein Mann von fünfzig.

Gegen sieben macht er Feierabend und verzehrt in der winzigen, rauchschwarzen Hütte sein Grieskoch, seine „saure Suppen“. Ja, ja, der Hansbauer läßt sich nicht spotten, wenn er für ihn Kohlen brennt — der Napf ist voll und schwimmt reichlich viel goldiges Fett über dem Gericht. Und jeden Samstag — „öfter ist's nicht vonnöten“ — hält er ein großes Reinemachen ab, trägt Strohsack und Decke an die Luft und steigt selber in den eiskalten Razenbach, wo er sich schonungslos mit der Reibbürste behandelt. Dann zieht er sein bestes Gewand und die neugeschmierten Stiefel an, setzt seine alte Stahlbrille auf und — liest.

Alle Zeitungen, deren er habhaft werden kann, alle Bücher, die man ihm schenkt, alles liest er. Wenn das Tageslicht versagt, zündet er die Talgkerze an, rückt sich allen Lesestoff nahe zur Bank, die ihm als Tisch dient, sitzt auf dem niederen Schemel dabei und liest. Er ist über die europäische Lage so ziemlich informiert, hat seine politische Meinung und interessiert sich lebhaft für Zeppelins Luftschiff. Neulich fand ich ihn über einen ganz frischen Jahrgang von Reclams Universum gebeugt, den ihm der Hüttenwart der Jahnhütte verehrt hatte und der sich gar sonderbar ausnimmt in diesem Milieu von Ruß und Entbehrung.

Gutausgehen liebte ich von Haus aus. Meiner Tage hübsch viel gezwickt und gezwackt, wollte ich mir das Leben doch um etliche Grade schöner dichten, als es in Wirklichkeit ist. Mich erbarmten in einer Geschichte ohne die „poetische Gerechtigkeit“ die Mittuenden und die Leser. Später, als es anhub, mir besser zu gehen, wurde ich unbarmherziger. Da ließ ich gar manchmal die Leute schuldig werden und überließ sie dann der Pein. Justizmord habe ich selten einen begangen wie unsere Jüngeren, die Schurken frei ausgehen lassen und Unschuldige ehrlos umbringen, weil es ja in Wirklichkeit auch so zugehe.

Ich las mehrere Dramen der Klassiker. Und da fiel mir auf, daß man vor hundert und vor zweihundert Jahren den Schauspielern mehr zugetraut als heute. Die jetzigen Theaterstückschreiber können sich nicht genug tun in Anmerkungen und Unterweisungen. Genau und bis ins kleinste werden vorgeschrieben die Dekorationen, die Kleidung des Schauspielers, seine Bewegungen, die Mienen, wie einzelne Worte gesprochen, gelispelt, geschrien werden sollen u. s. w. Eine ferme Elevenschule. Diese Unterweisungen nehmen im Buche manchmal fast mehr Raum ein als der Text. Die Alten haben ihre Dichtung hingestellt und nichts weiter: Nun machet damit, was ihr wollt und könnt. Versteht ihr die Dichtung, so wisset ihr auch, wie und mit welchen Zutaten sie gespielt werden muß. Versteht ihr die Dichtung nicht, dann werdet ihr trotz aller Spielvorschrift das Rechte nicht treffen. Die Klassiker hatten eben große Schauspieler im Auge und haben große Schauspieler hervorgebracht. Die jetzige Methode denkt nur an mittelmäßige Schauspieler und erzieht keine besseren. Durch die fortwährende Kommandiererei des Dichters: „tritt rasch auf“, „räuspert sich“, „wiegt den Kopf“, „winkt“, „sich links an der Kulisse wendend“, „knirschend“, „setzt sich lächelnd an den Tisch“, „öffnet zornig den Brief“ u. s. w. u. s. w. wird der Schauspieler oft irre, sein Spiel wird mechanisch; er kann sich nicht von innen heraus geben, wie ihm um das von der Dichtung erfüllte Herz ist. Auch die Schauspieler, und just die bedeutenden, sind Künstlerindividualitäten, die eine Rolle nach ihrer besonderen Weise auffassen, und Gott sei Dank, daß den Hamlet und den Faust und den Wallenstein nicht alle gleich spielen! — Also meine ich, daß die Theaterdichter mit den Schauspielern wie mit Meistern umgehen sollen, nicht wie mit Eleven. Aber dazu, allerdings, müßten die Meister auch vorhanden sein.

Je länger der sogenannte Volkswohlstand dauert, je häßlicher wird das Land. Die Wälder werden abgeholzt, die Berge aufgeschürft, die Bäche abgeleitet, verunreinigt. Die Wiesen werden mit

eindringlich: „Schau, Vatter, wir Männer müssen doch zsamm-halten!“

Und als letzthin der Großvater mit dem Wäglein kam, um ihn zu einer Fahrt abzuholen, und der Kleine strahlend neben ihm Platz genommen hatte, da wandte er sich noch einmal besorgt zurück: „Gelt Vatter, jetzt bleibst halt du bei der Mami, damit ihr nix gschieht!“

Ja, das Försterbübel, das wird einmal ein richtiger Jagersmann. Und der liebe, kleine Mund, der jetzt so süß zwitschert, wird später auch das lustige Aufschneiden erlernen und Geschichten von Gamsen erzählen, die das Vorderläufel heben und drauf pfeifen. Wenn die braunen Schalkaugen zuweilen so aufblitzen, dann merkt man's dem Kleinen jetzt schon an, wie weit er's im Jägerlatein einstens bringen wird!

„Weidmannsheil, Vatter!“ Das ruft er heute schon mit Vorliebe, wenn er mit bei Tisch sitzt, und hebt sein Glas hoch mit dem süßen Kracherl. Und natürlich weiß er heute schon instinktiv Bescheid in Jagersitten und hält sein Glas in der — linken Hand!

Heimgärtners Tagebuch.

Ich bleibe dran, jeder soll seine Biographie selber schreiben. Aber dabei nicht Dichter sein, nur trockener Patron. Da las ich in einem literarischen Aufsatze, daß ich meine erste Dorfgeschichte „Das Holzknechthaus“ im 15. Lebensjahre geschrieben hätte. — Nun, zu jener Zeit habe ich freilich schon viel zusammengeschrieben, aber nichts Druckfähiges. Meine erste Dorfgeschichte schrieb ich als 23jähriger Handelsschüler in Graz. Sie führte den Titel „Ein Baumleben“ und kam durch die Vermittlung meines Freundes, des Schriftsetzers Robert Wagner, in das „Gmundner Wochenblatt“, wo sie im Winter 1867 erschienen ist. „Das Holzknechthaus“ wurde zwei Jahre nach dem „Baumleben“ geschrieben. Ich las vor kurzem diese beiden Erzählungen. Ihr Unterschied ist nicht klein. „Ein Baumleben“ (jetzt unter dem Titel „Der Baumtod“ in den „Sonderlingen“ zu finden) hing in der Form noch zu sehr an dem Dorfgeschichtenstil von August Silberstein, der mein erstes Vorbild gewesen. Der Inhalt ist von einer Art mystischem Realismus durchsetzt und die Stimmung hält sich allerdings ganz instinktiv nach dem damaligen Erzählungsrezept: So und so viel Prozent für die Nervenspannung, so und so viel Prozent für die Lachmuskeln, so und so viel Prozent für die Tränendrüse, so und so viel Prozent für die Geschlechtsdrüse. „Das Holzknechthaus“ zeigt schon etwas mehr Eigenbau; das ist eigentlich meine erste Waldgeschichte. Die Vorsehung diktiert fleißig mit, so daß alles gut ausgeht. Dieses

in naturfrischer Landschaft. — Und solche Erscheinungen nennt man Volkswohlstand.

Geld kann viel Gutes stiften, aber noch mehr Schlechtes. Hier ist nur davon die Rede, daß Geldgier in unserer Zeit so oft die Natur verdirbt, die Schönheit der Landschaft zerstört, die Welt verekelt.

Wie schön wäre es, wenn in unseren Alpen die alte Volkstracht wieder völlig eingeführt werden könnte! Aber da müßten sich vorher die volkswirtschaftlichen Verhältnisse wieder zurückverändern. Ich kann nicht loskommen von meiner Meinung, daß die echte Volkstracht in der Hausindustrie erzeugt wird. Wenn der Gebirgsbauer seine Lodenjoppe und seine Knielederhose in der Stadt kauft, dann ist es — Kostüm geworden.

Aber, wie es scheint, ist auch jetzt der Bauer kein wirklicher Bauer mehr. Er will es auch nicht sein. Er ist nur ein Provisorium für das, was kommen soll. Aber das wird auch was Rechtes sein!!

An sich sehr hübsch ist es, wenn die Stadtherren in Kniehosen und die Stadtfräulein im Dirndlgewand auf den Bergen herumsteigen. Aber es ist Maskerade und daher gefällt's mir nicht. Jeder soll scheinen, was er ist, und sein, was er scheint. Wenn's Misten und Ackern und Schnittern heißt, da will kein Städter Bauer sein.

In unser Dorfwirtshaus kam ein kleiner alter Herr mit Steinhammer, Pflanzenbüchse und funkelnden Augengläsern, und das war sein Eingang: „Kann man hier übernachten? Gut. Ich wünsche ein reinliches Zimmer, nahrhaftes Abendbrot und anständige Bedienung. Was ich brauche, das zahle ich. Trinkgeld gibt's keines. Kann ich dableiben?" — Auf das bereitwilligste wurde er aufgenommen und es ging ihm so gut in diesem Hause, daß er schließlich doch ein erkleckliches Trinkgeld gab. Ich fragte den Herrn, ob er das überall so mache? Dann würde ihm wohl manchmal mit doppelter Kreide gerechnet werden. „Würde mir auch!" antwortete er. „Aber ich kenne meine Leute. Nur bei anständigen Wirten sage ich vorwegs, daß es kein Trinkgeld gibt. Da geht's mir nachher allemal ausgesucht gut, weil sie auf Ehre was halten. Die Noblesse lohnt man alsdann. Bei unanständigen Wirten sage ich nichts davon, daß es bei mir kein Trinkgeld gibt. Aber es gibt tatsächlich keins."

Dieser Mann hat seinerzeit vorgeschlagen, daß das Trinkgeld zu einem entsprechenden Prozentsatz klar zur Wirtsrechnung geschlagen werden sollte, und ist damit durchgefallen natürlich, weil der Vorschlag zu ver-

Fabriken besetzt, die Lüfte mit Rauch erfüllt, die Menschen unruhig, unzufrieden, heimatlos gemacht. Und so fort. Und alles des Geldes wegen. Ja, zum Teufel, was ist denn an dem Gelde, daß ihm die ungeheuren Opfer gebracht werden! Daß die Armen nach so viel Geld trachten, um sich den anständigen Lebensunterhalt leisten zu können, das ist zu verstehen. Aber daß die Wohlhabenden noch mehr haben wollen, obschon die Erfahrung überall lehrt, daß das „noch mehr" das Leben nicht verschönert, sondern verelendet, die Jugend verdirbt, die Alten unempfindlich macht für die wirklichen und wertvollen Genüsse. Was bedeutet ein prachtvoller Palast, wenn er in einer Gegend steht, die kahl ist und voll schmutziger Fabriksabfälle und bedeckt mit einer unreinen, stinkenden Luft und bewohnt von unzufriedenen, feindseligen Menschen! Was ist dagegen ein schlichtes Haus in grüner, friedlicher Landschaft, mit ruhigem Erwerb, mit freundlicher Nachbarschaft! Die Freude an großen Unternehmungen in Ehren, aber nur dann, wenn diese Unternehmungen nicht bessere Werte verwüsten, nicht den Frieden, die Genügsamkeit, die Schönheit, die reine Lebensfrohheit zerstören. Es ist ja ganz unfaßbar, wie dieses höllische immer noch mehr Geld haben wollen die gescheitesten Leute zu Toren, die rücksichtsvollsten Menschen zu Straßenräubern machen kann. Zu Straßenräubern habe ich gesagt. Ein starkes Wort. Aber wird nicht dem Wanderer, der arglos das Land bereist, um seine Schönheit zu genießen — wird ihm nicht diese Schönheit weggenommen, der erquickende Wald, das klare Wasser, die gesunde Luft weggenommen? Und den Einheimischen, wird ihnen nicht die liebe traute Landschaft zerstört? Der Fabriksherr kann sich weiters schöne Erdenwinkel aussuchen, solange es deren noch gibt, er baut sich Schlösser in noch unentweihten Gegenden, wodurch er freilich anhebt, sie zu entweihen, oder er geht in Kurorte, wo schöne Landschaft krampfhaft noch mehr verschönert wird, um ihm Vergnügen zu machen. Jene Einheimischen aber, denen er mit seinen Gründungen die Heimatsgegend verhäßlicht hat, die müssen sitzen bleiben bei den qualmenden Schloten, verderbten Wässern und Lüften, bei den Abfallshaufen und bei den Hunderten von fremden Arbeitern, die jeden Augenblick wütend zu werden drohen, weil sie etwas tun müssen, was sie nicht tun wollen, nämlich reiche Leute noch reicher zu machen. Ist das denn nicht verrückt zum Rasendwerden? — Doch gemach. Die altgesessenen Einheimischen sind ja froh, wenn in ihren Tälern Fabriken gebaut werden, sie geben die Naturschätze und Schönheit und Gesundheit ihrer Heimat mit Freuden hin — es kommt ja Geld ins Land! Und während sie Geld gewinnen, verlieren sie ihre Scholle, ihre Persönlichkeit, ihre vornehme Festständigkeit, springen ab und verlaufen sich in der Welt. Ob sie anderswo verlumpen oder reich werden, das Beste ist dahin — das friedliche Heim

lauter Äpfel oder Birnen oder Zweschken*). Alles rot oder gelb oder blau, und in schweren Bogen niederhängend. Und auf dem Markte: Zehn Zweschken um einen Kreuzer und zwei noch als Draufgabe — wie zu Großvaters Zeiten. Anders wie beim Fleisch, das — möchte man sagen — im Preise stieg im selben Maße, als das Vieh billiger wurde. Weil die Fleischhauer „auch leben" wollen und faist werden, müssen so viele ärmere Leute hungern. Was Wunder, daß ein Sozialdemokrat den Vorschlag machte, einmal die faisten Ochsen zu schlagen, wogegen aber der Fleischhauer in Bärnhausen behauptete, er sei noch lange nicht faist. — Wie die vom Obstsegen so groß überraschten Steirer mit der reichen Ernte fertig werden, darauf könnte man neugierig sein. Obstwein, Obstbrot, Kleinverschleiß, direkter Marktverkauf, gut. Aber die meisten Leute können damit nicht recht umgehen. Es müßte sich rasch eine Vereinigung zur Verwertung des Obstes zusammentun. Doch da hat sich längst der Ring gebildet, der das Obst halb geschenkt an sich zieht, um es in der weiten Welt für höchste Preise zu verkaufen. Es bleibt bei der alten Geschichte: Der Konsument muß die Sache um blutig teures Geld kaufen und der Produzent hat nichts davon. Die Zwischenhändler, diese — aber wenn ich den Satz ausschreibe, so sperren's mich ein.

„Ma weiß nit, was ma sich denken soll", sagte die alte Hammerschmiedin. „Die Zeller Muttergottes hat doch schon lang alleweil ihr Krandel ghabt. Schon wie ich mit meiner Großmutter zum erstenmal bin auf Maria-Zell gangen, hab ich die goldene Kron gsehen. Und alleweil haben wir im Rosenkranz gebetet: ‚Jesus, der dich, o Maria, im Himmel gekrönet hat'. Und jetzt hört man auf einmal, daß der Papst einen Boten geschickt hat und der sollt die Zellermutter und das Kindel krönen. Solls leicht nit recht gültig gewesen sein vorher? Da weiß man wieder einmal nit, was man sich denken soll." — Der alten Frau mag dieses Bedenken wohl ernst gewesen sein. Aber eine Bauernmagd sagte: „Hiaz muaß ih wul schaun, daß ih bol wieder amol auf Zell kim. Hiaz hilfts noh gwisser, die Zellermuada, hiaz hots jo die Popstkron auf." Ein frommer Schuhmacher antwortete darauf: „s is a Fravel." Man weiß aber nicht, ob er die Magd gemeint hat oder wen andern. Der Hirschegger Knecht will sein altes Frauenbildnis haben und da sollt nichts daran geändert werden. Der Kaiser Josef, meint er, habe ihm die Gewandfetzen herabnehmen lassen. Puppe wär's keine. — Die Liebe zu Maria-Zell ist in unserem Volke gewaltig. Und sie ist ansteckend für jeden, der das Volk lieb hat und seine Freuden und Leiden mitlebt. So einer kniet zu Zell in Andacht vor den vergangenen Jahr-

*) Wird auch geschrieben: Zwetschken, Zwetschgen, Zweschgen, Zweschben u. s. w.

nünftig war. Seither gibt er kein Trinkgeld mehr, nur ein Honorar für Ehrenhaftigkeit.

Wie viele willkürliche Bergnamen und willkürliche Auslegungen durch Laien und Gelehrte! „Der Rigi in der Schweiz hat seinen Namen von Regina montium, Königin der Berge.“ So las ich in einem gelehrten Buche. Ein anderer Gelehrter sagt: Das Wort Rigi kommt von dem altdeutschen riga, was soviel heißt als Land, Streifen, was auch mit dem Worte rigine oder rigene bezeichnet wird. Ein steirischer Bauer, der vor zwei Jahren mit der Landwirtschaftsgesellschaft in der Schweiz war und den Berg bestiegen hatte, erzählt immer noch, daß er auf dem „Riegel“ gewesen ist. Der Steirer nennt eine mäßige Höhe oder einen Bergrücken oder eine Kuppe einfach Riegel. Und das halte ich für die uns nächstliegende Erklärung des Namens Rigi. — Ferner las ich in einer Zeitung, daß der Bergname Jungfrau in der Schweiz ursprünglich nicht die Unberührtheit des unbesteigbaren Berges ausdrücken wollte, sondern daß der Berg mit den ihm zu Füßen liegenden Almen einem Jungfrauenkloster gehört habe, wovon ihm der Name verblieben. War diese Gebirgsmasse eine Jungfrau oder hieß sie nur so, auf jeden Fall teilt sie das Los so vieler ihrer Namensschwestern. Heute charmiert alle Welt an ihr herum.

Zu den vielen deutschen Wörtern, die ganz und gar unrichtig verstanden und infolgedessen auch unrichtig geschrieben werden, gehört das Wort „Wirtshaus“. Es wird irrtümlich abgeleitet von dem Worte „Wirt“, „bewirten“. Wäre diese Ableitung richtig, so müßte es „Wirthaus“ oder „Wirteshaus“ geschrieben werden. Das nächstliegende, daher einzig richtige, wird, wie so oft, auch hier übersehen. Das Wort müßte, wenn es wirklich Gasthaus, Schenke bedeuten soll, „Wiazhaus“ geschrieben werden, weil man sich in demselben „wia z Haus“ fühlt. Auf diese Wahrheit hat mich erst ein Sprüchlein geführt, das in einem Mürzzuschlager Wirtshaus ein alter Lump ins Fremdenbuch geschrieben hat. Dasselbe lautet:

„Ba mir z Haus
Bin i nia z Haus,
Im Wiazhaus
Bin i wia z Haus.“

So viel Obst, wie dies Jahr in Steiermark, kann's im Paradies nicht gegeben haben. Sonst wäre dort das Äpfelstehlen nicht verboten gewesen. Bei uns waren heuer die Äpfeldiebe wahre Wohltäter, ohne sie wären noch mehr Äste gebrochen. Man sah auf den Bäumen fast keine Blätter,

den mein Tod gemacht hat." So sagte jemand und das Wort fällt mir manchmal ein. Wenigstens wäre es zur eigenen Genugtuung, noch einmal so weit zum Bewußtsein zu kommen, um zu erfahren, daß es vorüber ist. Was nützt mir die Tatsache, alles endlich überstanden zu haben, wenn man nichts weiß davon. Mit dem Bewußtsein, den Tod hinter sich zu haben, wäre es erst gut, noch ein bißchen weiterzuleben. Bitte, diesen verrückten Gedanken nicht wegzuwerfen.

Mir wird folgendes erzählt: Ein schwärmerischer Norddeutscher (das reimt sich zwar nicht zusammen) soll nach Krieglach-Alpel gekommen sein, um dort ein bischen Waldheimatkultus zu treiben — nach berühmten Mustern. Er ging ins Straßenwirtshaus, wo Bauernburschen beisammensaßen, wollte sich ihnen anfreunden, zog ein Buch aus der Tasche und las ihnen im Berliner Jargon vor, aus einem meiner Bücher. Ein Weilchen sollen sie ganz höflich zugehört haben, plötzlich begann einer der Burschen in der Stube zu jodeln. Der Berliner erschrak und suchte durch lehrhafte Einrede dem Ruhestörer begreiflich zu machen, was große Sache es um das Buch und seinen Verfasser sei, der ja ihr engster Landsmann. Darauf der Bursche laut und lachend: „Dos wissn mar eh olls. Mir san eh ah Alpler, do braucht ma ka Biachl dazua. Wanns n Herrn scha sa guat gfollt, sa sul er holt für eahm selba lesn, mir gehn hiaz kegelscheibn!" „Was?!" rief der Berliner mit Entrüstung, „trinken und kegeln statt euch zu bilden! Seht mal, wie dieses Buch heißt!" Er zeigte ihnen den Titel: „Nixnutziges Volk." „Ihr seid auch so ein nixnutziges Volk!" — Einer der Burschen stand auf und spuckte sich in die hohlen Hände: „Mir scheint, den Herrn muaß ih außiwutzeln!" — Artig riet der Wirt dem Fremden, er möge sich davonmachen, was dieser noch knapp zur rechten Zeit tat.

„Ihre Meinung über die Annexion Bosniens und der Herzegowina?"

„Kultur nach Osten tragen."

„Und leer zurückgehen?"

„Vor dreißig Jahren haben wir Blut gesät. Jetzt ernten wir."

„Apfelernte. Frische Zankäpfel für den inneren Unfrieden Österreichs."

Wir haben wieder einmal alte Sünden zu büßen.

---

hunderten, in Andacht zu den Herzensbedrängnissen und zu den Maria-Zeller Tröstungen seiner Vorfahren und seiner mariafrommen Zeitgenossen. Er sagt sich: Es ist alles eins, ob sie ihre Gottheit Jesus nennen oder Maria, ob es eine geistige Vorstellung ist oder ein Bildnis, wenn sie in ihrem Glauben und Vertrauen nur getröstet werden. Hinter allem, über uns allen waltet ja doch der Rechte. — Mir tun die Witze leid, die diese Maria-Zeller Krönung entfacht hat. Ich weiß nicht, ob sie zur Erhöhung der „Gottesmutter“ beigetragen hat. Die Auszeichnung sieht einer weltlichen Ordensverleihung allzu ähnlich, um gelinde zu reden. — Nun, die Kirche kann in ihrem Kreise tun, was sie will. Nur soll sie sich nicht wundern, wenn so viele Leute den Kopf schütteln, die einen haben. Selbst das Parteihaupt in Wien soll sich geschüttelt haben.

Es fällt mir eine Entwicklung im Zeitungswesen auf, besonders bei großen Blättern. Der Berufsjournalismus tritt mehr zurück und läßt Laien, die was zu sagen haben, das Wort. Und gerade diese Laien sind oft die Berufenen. Den Leitartikel liefert der Abgeordnete, der praktische Politiker, der Parteiführer oder gar der Minister. Das Wissenschaftliche bespricht der Professor, der Gelehrte, die Kunstangelegenheiten der Künstler. Das Feuilleton hat der Erzähler, der Dichter. Das Technische, das Volkswirtschaftliche erläutern ebenso praktische Fachmänner. So findet möglichst jedes Zeitungsfach seinen Sachverständigen. Und das, glaube ich, ist der rechte Weg, der Zeitung wirklich jene Bedeutung zu geben, die man schon lange bei ihr suchte, aber nicht fand. Oder zu finden glaubte und irre ging. Für den eigentlichen Journalisten bleibt noch zu tun genug übrig, er hat vor allem die engere Berichterstattung zu besorgen, die Tagesgeschichte zu sammeln und einzuordnen, die Einläufe zu veranlassen und zu redigieren. Die Zeitung wird also vom Publikum nicht bloß gelesen, sondern auch geschrieben. Daraufhin wird vom Fachjournalisten weniger Geist und Federgewandtheit verlangt als kluge Umsicht und Takt — er ist der Leiter. Und es wird ein Jahr journalistischer Fachschule genügen, um in die Technik des Redigierens einzuführen; Hauptsache wird wie überall so auch hier der charakterfeste Mann sein, der das Blatt im Parteigeleise hält, oder der es innerhalb des Anständigen loyal jedem zur Mitarbeiterschaft freistellt, sofern er etwas allgemein Wesentliches zu sagen hat. Der fachgebildete Redakteur und die führenden Geister des Volkes dürften die Zeitung der Zukunft machen.

„Kurz nach meinem Tode triebe ich mich noch gerne ein paar Stunden oder Tage herum in der Welt, um den Effekt zu sehen,

Ähnliche Gedanken quälten mich in den Tagen der Nationalitätsrevolten in unseren österreichischen Städten. Ich bin der Überzeugung, daß solche Gedanken an sich richtig sind, aber auch, daß die Sache nicht so einfach liegt. So überaus verwerflich der Nationalitätenkrieg ist — wir haben ihn einmal, wir müssen mit ihm rechnen. Das eine Volk hat angefangen mit der Eroberung, das andere muß sich wehren. Und wehrt sich natürlich vor allem um seine Sprache, dieses teure Gefäß unseres geistigen Lebens. Man meint aber, ein Kulturstaat müßte es doch zuwege bringen, daß jedem seine Muttersprache gesichert bleibe. Und man meint, die Leute sollten doch so vernünftig sein, auch die Sprachen der Nachbarn zu lernen, ohne zu befürchten, daß dadurch ihr angestammtes Blut zugrunde geht!

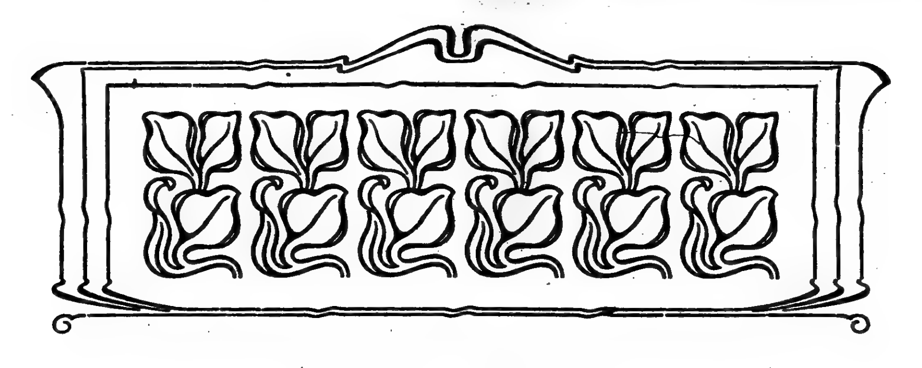
Der Krieg um die geistigen nationalen Güter, das wäre etwas! Aber auf dieser moralischen Höhe stehen unsere nationalen Kämpfe nicht. Niedrige Interessenkämpfe sind es, von persönlichen Feindseligkeiten werden sie geleitet; Eitelkeit und Ehrgeiz der Parteiführer spielen mit. Ein Werk der Verführung ist großenteils dieser Kampf. Mit Schlagworten aufgewiegelt wird die Menge, die sich weiß Gott was Heldenhaftes dabei dünkt, wenn man anderssprachige Mitbürger mit Steinen bewirft und ihre Häuser demoliert. Der hohe Sinn, der im treuen Schutze des angestammten Volkstums liegt, bleibt der fanatisierten Menge verborgen — ist ihr auch ganz gleichgültig.

Soll denn das nun ewig so fortgehen? Denn was man heute will, ist nie und nimmer durchführbar: die Abgrenzung der Völker, damit dann Friede sei! Um diesen Frieden zu erlangen, ewiger Krieg! Ist das nicht widersinnig? — Aber es gibt Leute, die wollen den Kampf um jeden Preis. Der Kampf stähle und adle den Menschen, sagen sie. Gut, dann sollen sie ja froh sein, daß immer heftige Feinde gegen sie aufstehen; sie könnten mit diesen Feinden munter ringen, aber ohne Haß, ohne Rachegier, vielmehr mit Achtung, ja sogar mit Liebe zum Gegner, der ja das ist und tut, was sie wünschen und nicht entbehren können.

Nein allen Ernstes, ich muß es offen sagen, die Treue zum eigenen Volke habe ich mir anders gedacht. Was ist das für ein Nationalismus, der immer darauf aus ist, dem eigenen Volke unter anderen Völkern Feinde zu machen?!

Was Friedrich Nietzsche von unserer klassischen Bildung sagt.

„. . . Und nun, bei einem Rückblick auf den Weg des Lebens . . ., entdecken, daß etwas nicht wieder gut zu machen ist: die Vergeudung unserer Jugend, als unsere Erzieher jene wißbegierigen, heißen und durstigen Jahre nicht dazu verwandten, uns der Erkenntnis der Dinge entgegenzuführen, sondern der sogenannten ‚klassischen Bildung'! Die Vergeudung unsererer Jugend, als man uns ein dürftiges Wissen um Griechen und Römer und deren Sprache ebenso ungeschickt als quälerisch beibrachte, und zuwider dem obersten Satze aller Bildung: daß man nur dem, der Hunger danach hat, eine Speise gebe! Als man uns Mathematik und Physik auf eine gewaltsame Weise aufzwang, anstatt uns erst in die Verzweiflung der Unwissenheit zu führen und unser kleines tägliches Leben, unsere Hantierungen und alles, was sich zwischen Morgen und Abend im Hause, in der Werkstatt, am Himmel, in der Landschaft begibt, in Tausende von Problemen aufzulösen, von peinigenden, beschämenden, aufreizenden Problemen — um unserer Begierde dann zu zeigen, daß wir ein mathematisches und mechanisches Wissen zu allernächst nötig haben, und uns dann das erste wissenschaftliche Entzücken an der absoluten Folgerichtigkeit dieses Wissens zu lehren! Hätte man uns auch nur die Ehrfurcht vor diesen



Kleine Laube.

Unser Völkerkrieg.

Man kennt sie ja gar nicht auseinander! Die Leute verschiedener Nationalitäten, die in unserem Lande seit Jahrhunderten beisammenwohnen und altgesessenes Heimatsrecht haben — sie sind ja alle gleich. Nein, gleich nicht. Der Rang unterscheidet. Die Kaste unterscheidet. Die Bildungsunterschiede sind groß. Die Klassen unterscheiden weit mehr als die Rassen, die sich längst gemischt haben. Ein deutscher Bauer und ein windischer Bauer stehen sich näher als ein deutscher Bauer und ein deutscher Großstädter. Was Lebenshaltung und Gesinnung anbelangt. Mancher Deutsche unterscheidet sich mehr von seinem leiblichen Bruder als vom Nachbar, der jenseits der Sprachgrenze wohnt. — Welch ein Unglück, dieser Nationalitätenkrieg, den wir erleben, der unser Leben so sehr verroht, verbittert, so würdelos macht. Nachdem wir längst darüber einig waren, daß die Menschen an sich gleich sind, daß bei den europäischen Bewohnern der Unterschied ganz wo anders liegt als in der Abstammung, ist jetzt diese schreckliche Zeit gekommen. Jenes Jahrhundert der Humanität mit seinen großen Geistern und Lehren — ist es denn ganz für uns verloren gegangen? Die Rasse! Das Blut! Wer von uns kann sagen: Mein Blut ist rein germanisch! Oder: Mein Blut ist rein slawisch! Oder: Es ist rein romanisch? Wenn man unsere Blutstropfen chemisch daraufhin untersuchen könnte — das würde kuriose Überraschungen geben.

Also bleibt nur die Verschiedenheit der Sprachen übrig, wie sie sich, ich möchte sagen, mehr zufällig in den Landstrichen erhalten haben. Ist es nicht größtenteils ein Buchstabenkrieg, der da mit oft wahnwitziger Grausamkeit geführt wird? Der deutsche und der windische Bauer verstehen sich nicht. Richtig. Aber verstehen sich der deutsche Bauer und der deutsche Großstädter? Verstehen sich der deutsche Sozialdemokrat und der deutsche Aristokrat? Verstehen sich der deutsche Katholik und der deutsche Protestant? Sie verstehen sich vielleicht sprachlich, aber nicht sachlich. Lieber Himmel, wenn alle, die auf dieser Welt sich nicht verstehen, sich gegenseitig ausrotten wollten, so bliebe schließlich nur einer übrig. Und auch der müßte sich abtun, weil er sich ja selbst nicht versteht. — In unserer Sache wiederhole ich, daß der deutsche und der slawische Bauer über die Sprachgrenze hinweg vermöge ihrer ähnlichen Lebensführung sich besser verstehen als der altständige deutsche Bauer und der moderne deutsche Städter.

Im großen sind die Interessen unserer Menschen und Völker gegenseitig. Die wirklichen Konflikte aber liegen im Wirtschaftsleben, und zwar innerhalb eines Volkes so gut als zwischen verschiedenen Völkern. Wozu also dieser Kampf um die Sprachen. Es ist ein rein theoretischer, ein unnatürlicher, ein frevlerischer Krieg. —

den jungen Fürsten von Rumänien gesehen und sich später für ihn interessiert, weil er sein junges Volk beglücken wollte; zudem war sie seiner Mutter in schwärmerischer Verehrung, seiner Schwester in Liebe zugetan. Eine zufällige Begegnung, eine zweistündige Unterredung — und der Entschluß war in dem Fürsten gereift, Carmen Silva zu seiner Lebensgefährtin zu machen und mit ihrer Hilfe die schwere Aufgabe, die er sich gestellt hatte, zu lösen. Und aus Liebe zu seiner Mutter, aus Hochachtung für seine Person und voll Begeisterung willigte sie ohne langes Besinnen ein und sagte zu ihrer Mutter: „Laß ihn kommen, er ist der Rechte.“ Aber als er wieder fort war, überfiel sie nachts eine wahre Todesangst, da sie sich vorwerfen mußte, sie habe doch unverzeihlich unvorsichtig gehandelt. Trost spendete ihr aber in diesen schweren Stunden das kleine, von ihrem Bräutigam ihr geschenkte Opalkreuz, das sie nicht aus den Händen ließ: „Es sah so rein und weiß und edel aus wie eine Verheißung von etwas sehr Reinem und Gutem!“ Aber ruhig wurde sie erst am Traualtar und hörte auf zu zittern. Als Königin dachte sie oft an das Wort ihrer Mutter und machte es sich zu eigen: „Wenn man nicht heiratet, so lernt man nie die tiefsten Schmerzen des Lebens kennen, aber auch nie seine ganze Seligkeit!“ Sie, die das einzige Kind so bald verlieren mußte, behauptete trotzdem voll Überzeugung, daß das Mutterglück, und wenn es auch nur ein paar Jahre gedauert, doch ein ganzes Leben voller Schmerzen und Qualen aufwiege. Aber das Mutterglück selber, meint sie dann wieder, bestehe aus unsäglichen Schmerzen. Sie wußte es leider aus eigener Erfahrung: sie hatte das Mutterglück besessen und mußte es nur allzu rasch wieder entbehren; seitdem war ihr das Erdenglück verwehrt. „Ich hatte drei Schrecken“, so erzählt sie, „in meinem Leben von der frühesten Kindheit an: einen Thron, ein kinderleeres Haus und die Meinen zu überleben durch ein hohes, einsames Alter. Und die drei Dinge waren mein Schicksal, als hätte ich es in einem Spiegel vorgesehen.“ Aber sie hat sich keinem unfruchtbaren Schmerz, keinem tatenlosen Jammern hingegeben; als sie nicht mehr die Mutter ihres Kindes sein durfte, da erschien es ihr fortan als ihr einziger Beruf, die Mutter der Armen zu sein.

Schloß Niemandsfreund.

Von Fritz Pichler.

Wo des Eisaks tobende Wellen geh'n,
Auf kecken Felsen, wettergebräunt,
Den Stürmen ein Spiel, ist dräuend zu seh'n
Mein Schloß, mein hartes, heißt Niemandsfreund
Kein Banner auf den Zinnen,
Im Söller kein Scheibenglas,
Geh', Pilger, nur von hinnen,
Für dich gibt's keine Rast.

Der Wein im modrigen Keller ist herb,
Drum reicht er genug auf Jahr und Tag;
Der Wermuttrank macht stählern und derb
Den Einsamen, der da zechen mag.
Ihr, süßen Saftes Genossen,
Glücksschlemmer, wo seid ihr hin?
Nach eurer Treue Possen
Verlangt nicht mehr mein Sinn.

Das Weib in der Kemenate Pracht,
Am Auslugturm des Trutzkastells,
Im Saale der Minnesingerschlacht,
Im Garten voll Laurins Goldgefels:

Wissenschaften gelehrt, hätte man uns mit dem Ringen und Unterliegen und wieder Weiterkämpfen der Großen, von dem Martyrium, welches die Geschichte der strengen Wissenschaft ist, auch nur einmal die Seele erzittern machen! Vielmehr blies uns der Hauch einer gewissen Geringschätzung der eigentlichen Wissenschaften an, zugunsten der Historie, der ‚formalen Bildung' und der ‚Klassizität'! Und wir ließen uns so leicht betrügen! Formale Bildung! Hätten wir nicht auf die besten Lehrer unserer Gymnasien zeigen können, lachend und fragend: ‚Wo ist denn da die formale Bildung? und wenn sie fehlt, wie sollen sie sie lehren!' Und Klassizität! Lernten wir etwas von dem, worin gerade die Alten ihre Jugend erzogen? Lernten wir sprechen wie sie, schreiben wie sie? Übten wir uns unablässig in der Fechtkunst des Gesprächs, in der Dialektik? Lernten wir uns schön und stolz bewegen wie sie, ringen, werfen, faustkämpfen wie sie? Lernten wir etwas von der praktischen Aszetik aller griechischen Philosophen? Wurden wir in einer antiken einzigen Tugend geübt und in der Weise, wie die Alten sie übten? Fehlte nicht überhaupt das ganze Nachdenken über Moral in unserer Erziehung, um wieviel mehr gar die einzig mögliche Kritik desselben, jene strengen und mutigen Versuche, in dieser oder jener Moral zu leben? Erregte man uns irgendein Gefühl, das den Alten höher galt als den Neueren? Zeigte man uns die Einteilung des Tages und des Lebens und die Ziele über dem Leben in einem antiken Geiste? Lernten wir auch nur die alten Sprachen so, wie wir die lebender Völker lernen, nämlich zum Sprechen und zum Bequem- und Gutsprechen? Nirgends ein wirkliches Können, ein neues Vermögen als Ergebnis mühseliger Jahre! Sondern ein Wissen darum, was ehemals Menschen gekonnt und vermocht haben! Und was für ein Wissen! Nichts wird von Jahr zu Jahr deutlicher, als daß alles griechische und antike Wesen, so schlicht und weltbekannt es vor uns zu liegen scheint, sehr schwer verständlich, ja kaum zugänglich ist, und daß die übliche Leichtigkeit, mit der von den Alten geredet wird, entweder eine Leichtfertigkeit oder ein alter erblicher Dünkel der Gedankenlosigkeit ist. Die ähnlichen Worte und Begriffe täuschen uns: aber hinter ihnen liegt immer eine Empfindung versteckt, welche dem modernen Empfinden fremd, unverständlich oder peinlich sein müßte. Das sind mir Gebiete, auf denen sich Knaben tummeln dürften! Genug, wir haben es getan, als wir Knaben waren, und uns beinahe für immer dabei einen Widerwillen gegen das Altertum heimgeholt, den Widerwillen einer scheinbar allzu großen Vertraulichkeit! Denn so weit geht die stolze Einbildung unserer klassischen Erzieher, gleichsam im Besitz der Alten zu sein, daß sie den Dünkel noch auf die Erzogenen überfließen lassen, nebst dem Verdachte, daß ein solcher Besitz nicht wohl selig machen könne, sondern daß er gut genug für rechtschaffene arme närrische alte Bücherdrachen sei: ‚Mögen diese auf ihrem Horte brüten! Es wird wohl ihrer würdig sein!' — Mit diesem stillen Hintergedanken vollendete sich unsere klassische Erziehung. Dies ist nicht wieder gutzumachen — an uns! Aber denken wir nicht an uns!"

Wie Carmen Sylva vom Heiraten dachte.

Carmen Sylva, die Königin von Rumänien, hatte eine merkwürdige Antipathie gegen das Heiraten. Schon als kleines Kind weinte sie, wenn sie eine Braut sah, und fand das unbeschreiblich wehmütig. Eine Hochzeit kam ihr so traurig vor wie eine Leichenfeier, denn sie hatte das unbestimmte Gefühl, daß etwas begraben würde. Bis zu ihrem sechsundzwanzigsten Jahre wies sie hartnäckig alle Freier ab, da sie sich die Ehe als die schlimmste aller Knechtschaften vorstellte und sich demgemäß vor ihr fürchtete. Und doch kam unerwartet schnell ihre Verlobung. Als Kind hatte sie

der Superlative*) und wenn auch die aufdringliche Art, mit der die Überlegenheit einzelner Dinge immer und immer wieder betont wird, den feiner Empfindenden abstößt, man kann den Leistungen dieses Landes seine Bewunderung nicht versagen. Die sogenannten Wolkenkratzer sind großartig in ihrer Art und wenn man mit einem Fahrstuhl blitzartig 42 Stock hoch gekommen ist, den prachtvollen Rundblick, den z. B. New-York bietet, genießt und sich dabei den Luxus der Bauart und deren Solidität vergegenwärtigt, dann kann man nur über die Kühnheit und über die Ausführung derartiger Bauwerke staunen. Eine Sehenswürdigkeit für sich sind auch die Hotels der Großstädte, deren Einrichtungen wohl auch kaum zu übertreffen sind, peinlich sauber, allen Bedürfnissen der Reisenden in raffiniertester Art Rechnung tragend und dabei meist in einem geradezu fürstlichen Rahmen. — —

Bis hierher kam ich, als auf einmal ein verdächtiges Schaukeln den Eintritt von schlechterem Wetter ankündigte, das ja auf See im Handumdrehen auftauchen kann. Wir haben denn nun auch schon den dritten Tag Regen, Sturm und Nebel und der Wellengang wird von fachmännischer Seite mit „schwerer See“ bezeichnet. Es ist ein Vorzug dieses Dampfers, daß seine Bewegung trotzdem eine, wenigstens für mich erträgliche bleibt, andere freilich sind seit Beginn des Unwetters nicht wieder an Deck erschienen. Also fahre ich, während es immer auf und nieder geht, manchmal auch von links nach rechts — in meinem Berichte fort. Viel wird's nicht mehr werden!

Ich war erstaunt, wie rasch man sich in New-York einleben kann, was man zunächst gar nicht für möglich halten will. Es kommt vielleicht mit daher, daß sich drüben kein Mensch um den anderen kümmert, jeder tut und läßt, was er will, doch paßt sich dabei jeder auch den Erfordernissen des allgemeinen Verkehrs an. Schutzleute regeln mit großer Exaktheit das Straßenleben, zu Pferd und per Rad wird jedes Fuhrwerk, das sich nicht sofort fügen will, von diesen Sicherheitswächtern eingeholt und angehalten, ja jedes Auto, das nur eine Kleinigkeit schneller fährt, als es gestattet ist, wird mitsamt seinen Insassen sofort — arretiert. Das habe ich verschiedene Male, nicht ohne Staunen, beobachtet; im freien Amerika gibt es halt noch strengere Gesetze als bei uns. Ein Kapitel für sich bilden die Frauen. In einzelnen Staaten, in die ich auch gekommen bin, haben sie ja bereits das Wahlrecht erlangt, aber auch sonst macht sich nach außen hin eine bedeutend größere Selbständigkeit geltend — so lenken unzählige Damen von 15 bis 60 Jahren in den Großstädten ihre Autos, und ähnliche Sachen mehr. Sie werden dabei, ob alt oder jung, im ganzen Lande mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, und der zerlumpteste Arbeiter steht in einer Straßenbahn auf, wenn eine Dame einmal keinen Platz haben sollte. Für den Gentleman existieren dann noch eine ganze Anzahl Regeln, unter welchen Verhältnissen er z. B. den Hut zu ziehen hat, wenn auch nur eine Dame in der Nähe ist — z. B. im Hotelaufzug — und es machte mir, dem Europäer, Spaß, die strengen Vorschriften genauestens einzuhalten. Wenn auch abgezirkelt und ostentativ, es bleibt aber doch eine Galanterie, die abgeschwächt auch bei uns zu gebrauchen wäre. Daß der Verkehr zwischen Damen und Herren drüben viel weniger konventionell ist, als bei uns, ist bekannt. Man redet die Menschen an, ohne daran zu denken, sich vorzustellen, und selbstverständlich genießt auch jede Dame das Recht, einen Herrn zuerst anzureden, ohne dabei Gefahr zu laufen, sich einer Kritik auszusetzen.

*) Es hat z. B. die höchsten Häuser, die schönsten Hotels, die schnellsten Bahnen, die reichsten Leute und — die teuersten Preise!

Das all' ist ersetzt durch Molche
Und Spinnen wundersam.
Die gleichen doch nicht dem Strolche,
Der mir mein Herzlieb nahm.

Gesang? Leidsühnende Melodei?
Vaterlands Ruf und Siegesakkord?
Das war, das war, das ist vorbei!
Hellauf, ihr Stürme, und wettert fort,
Geh' alles denn in Scherben —
Halt', Niemandsfreund, halt' aus:
Um stark allein zu sterben,
Gebaut ist dies mein Haus.

Ein Brief von unterwegs.

Über Amerika wird ja viel geschrieben und gesprochen. Aber Privatbriefe mit ihren persönlichen Eindrücken und warmen persönlichen Stimmungen sind doch immer noch die willkommensten Boten aus jener großen Welt. Ein Freund, der in diesem Herbste Nordamerika bereist hat, ließ auf der Rückfahrt ein Schreiben an uns vorausfliegen, das wir unseren Lesern nicht gerne vorenthalten möchten, vorausgesetzt, daß der liebe Reisende nichts dagegen einwendet:

An Bord der „Amerika", den 5. Oktober 1908.

Wir sind nun schon wieder den fünften Tag auf hoher See, und Ende der Woche wird unser sehr bequemer, aber relativ langsamer Dampfer in Cuxhaven landen. Je mehr wir uns nun von der Neuen Welt entfernen, desto mehr ergreift wieder alles, was man mit dem Begriffe Heimat bezeichnen könnte, Besitz von meinen Gedanken und Wünschen. Wie werde ich alles wiederfinden? Meine Reise ist nun zu Ende und ich bin dabei, meine zahlreichen Eindrücke zu sichten. Wenn nicht die Heimreise zur See wäre, die ja — unberufen — recht friedlich abzulaufen scheint, könnte man von Erholung bei dem Tempo, in dem wir fast ganz Nordamerika durchquert haben, nicht reden. Man hat ja von den Entfernungen keine Ahnung und es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß wir neun Tage und zwölf Nächte auf der Eisenbahn zugebracht haben, dabei zweimal 48 Stunden in demselben Wagen. Berücksichtigt man dabei die Schnelligkeit, mit der die Bahnen fahren, die in den Wüsten und gebirgigen Gegenden oft stundenlang nicht halten, so glaube ich, daß ich unter den gleichen Verhältnissen und in derselben Zeit um ganz Europa mit Leichtigkeit herumgekommen wäre. Es ist also immerhin eine gewisse Leistung, die nur deshalb ziemlich leicht bewältigt wurde, weil die amerikanischen Bahnen die größten Bequemlichkeiten bieten, die man erdenken kann. Die berühmten Pullman-Waggons, die auf allen Linien fahren, sind äußerst bequem gebaut — innen alles Mahagoniholz — und die Sitze, die Betten, das Essen sind nur mit den Einrichtungen unserer wenigen Luxuszüge vergleichbar. Doch das nebenbei. Der Verkehr bildet nun mal eine Stärke des Amerikaners, nicht nur, daß er sich den Erfordernissen desselben willig unterordnet — nirgends habe ich eine glänzendere Straßendisziplin des Publikums gesehen wie in New-York und Chicago — sondern er sucht auch alle Mittel des Verkehrs auf die größtmögliche Leistungsfähigkeit zu bringen, wobei auch die Bequemlichkeit nicht zu kurz kommt. Überhaupt ist Amerika das Land

Karfreitagsstimmung, und der erschütternde Schluß reißt die ganze Familie Haindl aus der behäbigen Backhendlzeit empor ins große Menschentum.

Auf jeder Seite des Buches merkt man dem Dichter an, daß er außer seiner Kunst auch noch etwas anderes auf dem Herzen hat, nämlich schwere soziale und politische Fragen unseres Vaterlandes. Die politisch nationale Frage, die dazu erfunden zu sein scheint, um Österreich zu zerstören, sie wird fein und scharf behandelt, und immer wieder wird gezeigt der unselige Unterschied, der bei uns zwischen der nationalen Phrase und dem wirklichen nationalen Sein besteht. Diese Seite des Buches wird Anfechtungen erfahren, die aber dem Buche zur Ehre gereichen werden.

Alle Welt ist darüber einig, daß „Zwölf aus der Steiermark" ein bedeutendes Buch sei; nach unserer Meinung ist der Wert und die Bedeutung der „Haindlkinder" ein noch größerer. Wenn dort die übermütige Unbefangenheit des Dichters uns elektrisiert, in diesem Buche sind nebst jenen Vorzügen noch ganz andere. Die besondere Eigenheit B a r t s c h s, die kecken und doch stets so treffenden hochpoetischen Sprachdreistigkeiten sind hier ebenso vorhanden, fallen aber nicht mehr so auf, weil man sich schon instinktiv dem Zauber dieses Stiles hingibt. Das Werk ist so durch und durch von Gedankenblitzen durchsetzt, daß man manchmal eher ein philosophisches Essay, denn eine Erzählung vor sich zu haben glaubt. Die Romanverschlinger werden diesen Vorzug freilich nie so schätzen, als die wirklichen Leser, die zwischen poetischem Schauen und intellektuellem Sehen eine gewisse Harmonie verlangen.

Wenn wir noch ein Wort über die Lokalfarbe sagen, so wurde in diesem Buche Wien und seine Umgebung in derselben Weise ausgezeichnet und erhoben, als es im Buche „Zwölf aus der Steiermark" dem lieben alten Graz geschehen ist. Wir freuen uns, daß Wien ein solches Buch erhalten hat, welches geeignet ist, die alte Wiensehnsucht wieder zu beleben und in weite Lande zu tragen.

Aus der Religion eines Weltgeistes.

D i e L e b e n s k u n s t. Was wir sind, werden wir in der Hauptsache mehr durch andere als durch uns selbst, und glücklich ist der Mensch, dessen Lebensweg ihn nur zu guten, edlen Menschen führt und ihn zu diesen in Beziehung treten läßt. Wie oft vergessen wir bei der Beurteilung anderer die Einflüsse, unter denen sie aufgewachsen sind! Wie kann man von einem Kinde erwarten, daß es wahrheitsliebend sei, wenn es sieht, wie die Dienstboten, ja oft die Eltern selbst mit Lügen umgehen! Wie viele Kinder hören von denen, zu denen sie aufsehen, Ausdrücke, Grundsätze und kluge Lebensregeln, durch welche ihre junge Seele, bewußt oder unbewußt, beeinflußt wird, und die doch aus so wenig liebevollem Herzen hervorgehen!

*

K i n d e r. Bei einem lieben kleinen Kind kommt mir alles so licht und vollkommen vor; ich möchte sagen, es scheint sich vor mir ein ganz neues Leben aufzutun. Ich lerne vorwärtsblicken auf weite Entfernung, und für meine Pläne und Pflichten auf Erden eröffnet sich eine ganz neue Aussicht. Es ist etwas Eigenartiges und Neues, für eine uns anvertraute Menschenseele zu leben, sie zu erziehen und sie für ihre wahre Heimat im Jenseits geschickt zu machen.

*

C h r i s t e n t u m. Christus sprach zu Männern, Frauen und Kindern, nicht zu Theologen; so sollten nicht theologische Künsteleien, sondern der Pulsschlag des lebenden Herzens bei der Beurteilung seiner Aussprüche maßgebend sein.

Dieser freiere Verkehr hat natürlich viel Annehmlichkeiten, und ich glaube nicht einmal, daß dabei auch von Nachteilen gesprochen werden kann. Es ist ja beinahe unglaublich, aber es wird mir allgemein gesagt, und ich habe es auch beobachtet, der Amerikaner gibt sich — wenigstens nach außen hin — für gesitteter, als der Europäer. Daß Leute sich schimpfen, auch nur heftig werden — und Anlässe gibt es natürlich genug — kommt eigentlich gar nicht vor. Alles vollzieht sich mit ausgesuchter Ruhe, freilich gehört wohl auch eine Portion Phlegma dazu, über die wir kaum mehr verfügen. Natürlich nehme ich dabei Fälle aus, wo Politik und Sport, die beiden großen Triebfedern des Volkes, eine Rolle spielen. Dann fliegt die vornehme Maske herunter und die angeborene Roheit kommt zu ihrem Rechte.

Sehr gefallen haben mir die Museen, die zoologischen Gärten und ähnliche öffentliche Veranstaltungen. Natürlich sind sie meist, von Anfang an, noch einmal so groß angelegt, wie die europäischen Vorbilder, dann sind sie aber auch in gediegenster Weise ausgestattet und legen ein Schwergewicht auf das Instruktive. Der praktische Sinn des Amerikaners feiert in solchen Dingen Triumphe. — Soll ich nun noch über die Natur des Landes etwas sagen? Daß die Niagarafälle wirklich erstaunlich sind, daß in Colorado selbst Berge von über 4000 Meter Höhe keine Eisfelder aufweisen, sondern nur leicht beschneit sind — und was sonst noch bemerkt zu werden verdient? Ich glaube, dann würde ich überhaupt den Brief nicht beenden. Auch ist es sehr schwer, beim Donnern der Brandung und bei Konzert — hinter mir musiziert man nun schon über eine Stunde — einige logische Sätze zu schreiben. Ich schließe daher in der Hoffnung, daß Du mein Mitteilungsbedürfnis als ein Zeichen treuen Gedenkens auffassen mögest. A. S.

Die Haindlkinder.

Ein Roman von Hans Rudolf Bartsch. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.)

Wenn wir von Bartsch ein neues Buch in die Hand nehmen, so ist am Ende Gefahr vorhanden, daß es zu sehr gelobt wird. Wir haben den Verfasser persönlich lieb, und mit seinen „Zwölf aus der Steiermark" hat er einen solchen Stein auf unserem Brette, daß er eigentlich recht viel sündigen könnte, ohne daß wir unwirsch würden.

Dieses Buch aber wollen wir nicht zu sehr loben, vielmehr gleich wie ein kritisches Schulmeisterlein mit formellem Tadel beginnen. Zwei lange Drittel des Buches sind lose Familiengeschichten, Charakterschilderungen und Naturbeschreibungen. Man freut sich ja unbändig an den entzückenden Einzelheiten, aber man weiß nicht, wo es hinaus will. Erst im dritten Drittel konzentriert sich die Erzählung zur erschütternden Tragik, wovon man freilich nicht ein ganzes Buch lang vertragen könnte. Vielmehr, man muß dazu vorbereitet, befreit und gestärkt werden durch Herzenshumor, Naturfreude, Weltbetrachtung und Resignation.

Die Haindlkinder sind die Geschichte einer Wiener Familie alten österreichischen Schlages. Lauter liebe Menschen, die gewissermaßen an ihren Vorzügen zugrunde gehen. Das alte Österreich lebt in diesen Menschen gleichsam noch einmal freudig auf und noch einmal erweckt es im Leser die Sehnsucht nach jenen schöneren Zeiten alten Wienertumes, bis sachte die neue Zeit kommt. Aber in zwei Glieder der Familie Haindl greift das Geschick mit unheimlicher Gewalt, und ein großes romantisches Pathos ist es, mit dem der sonst so gemütliche Dichter die Tragik der Liebe uns vorführt. Durch das ganze Buch flimmert es wie Frühlingsstimmung, aber es ist

Singvögel.

Das Haus im Wald.

Das Haus im Wald
Ist alt, ist alt . . .
Die Mauern sind grün und grau,
Die Fenster matt und blind,
Wie es die Augen sind
Einer greisen Frau . . .

Dort unten braust eine große Stadt,
Die viel Paläste und Schlösser hat,
Wo Marmor und Purpur und Silberglanz
Und Schmausen und Küssen und sinnlicher Tanz;
Wo schöne Frauen
Sich taglang in weite Spiegel schauen,
Wo Seidenbetten und weiches Gepfühl
Verdecken der Sehnsucht heißes Gefühl,
Verdecken das Schlagen der liebenden Brust
Und heimliche Lust . . .
Da ist jedes Ding wie ein Liebeswort:
Es klinget von hier, es klinget von dort,
Es klingt von den Wänden,
Von allen Enden
Und klingt wie Stammelbegehren,
Ohne Ende und ohne Ziel
Und ohne Bekehren
Und niemals zu viel . . .

Aber das Haus im Wald
Guckt immer gleich und alt
Hinab in die sausende Stadt.
Und die Fenster sind grau und blind,
Wie es die Augen eines Weibes sind,
Das viel geweinet hat . . .

Otto Zoff.

Der Wind war schuld.

Der Wind war schuld, daß ihm zum Trutz
Wir Hand in Hand gegangen;
Der Wind war schuld, daß wir zum Schutz
Uns beide fest umfangen.

Der schlimme Wind, der jedes Wort
Gern trägt von Land zu Landen,
War schuld, daß unsere Lippen sich
In stummer Sprache fanden.

Und daß nur langsam, Arm in Arm,
Wir konnten heimwärts streben.
Der böse Wind! Doch gelt, mein Schatz,
Wir wollen ihm vergeben.

E. Wooge.

Glaube. Laßt uns ihm vertrauen, dem allein wir allen Segen verdanken! Verlassen wir ihn nicht, so wird er uns nicht verlassen. Wir können seine Liebe nicht ergründen, aber wir können vertrauen.

*

Leben. Von allen wirklich großen und ehrenhaften Menschen kann man sagen, sie lebten drei Leben: ein Leben, das die ganze Welt sieht, das äußere Leben des Menschen; ein zweites Leben, das nur die nächsten Freunde sehen, das häusliche Leben des Menschen; und ein drittes Leben, das niemand sieht als nur sie selbst und der, der die Herzen erforscht, das wir das innere oder himmlische Leben nennen — ein Leben in der Gemeinschaft mit Gott, ein Leben des Hoffens mehr als der Erfüllung.

*

Schmerz und Leiden. Worum können wir beten? Nicht um besondere Gaben, sondern nur um Gottes Barmherzigkeit. Wir wissen nicht, was gut für uns und für andere ist. Was würde aus der Welt werden, wenn alle unsere Bitten erfüllt würden? Und doch ist es gut zu beten, d. h. in allen unseren Freuden und Schmerzen mit Gott zu leben, dem unbekannten Gott, mit dem wir nicht rechten, den wir aber lieben und dem wir vertrauen können. Menschliches Elend, äußeres und inneres, ist gewiß ein großes Problem, und doch weiß man aus dem eigenen Leben, wie gerade die schwersten Lasten zum Segen gewesen sind. Die Seele muß gefurcht werden, wenn sie Frucht bringen soll.

*

Wirken und Arbeiten. Widerwille gegen die Arbeit ist nur ein anderer Name für Widerwillen gegen die Pflicht, eine Verachtung der Gebote, welche die Gesellschaft zusammenhalten, eine Verachtung der Gebote Gottes. Ohne Zweifel trägt die Arbeit den Lohn in sich, so daß sie einem nach einiger Zeit nicht mehr schwer fällt, ja, wie manche bittere Arznei, angenehm wird; aber dieser Lohn wird nur ehrlicher Arbeit zuteil.

*

Gottes Wille. Unser Leben ist in der Hand des Vaters, der da weiß, was am besten für uns alle ist. Der Tod ist für das Geschöpf schmerzlich, aber bei Gott ist kein Tod, kein Sterben; Sterben gehört zum Leben und ist nur ein Übergang in eine vollkommenere Welt, in die wir alle gehen, wenn Gott uns ruft. Genießt jemand ein vollkommenes Glück, so erschreckt ihn der Gedanke an den Tod oft, aber auch dieser Schrecken wird überwunden durch das Gefühl und durch den Glauben, daß alles so, wie es ist, am besten ist, und Gott uns mehr liebt, als Vater und Mutter uns lieben können. Es ist eine schöne Welt, in der wir leben, aber sie ist nur dann schön und in Wirklichkeit unsere Heimat, wenn wir die Nähe Gottes in jedem Augenblick fühlen, uns auf ihn verlassen und seiner Liebe vertrauen ... Wenn die Stunde des Scheidens kommt, so wissen wir, daß die Liebe nimmer stirbt, und daß Gott, der uns in diesem Leben so eng aneinander gebunden hat, uns da wieder zusammenbringen wird, wo es kein Scheiden mehr gibt.

(Fr. Max Müller-Oxford, Leben und Religion.)

Thule.

Es geht ein Singen und Sagen
Seit ältestem Altertum
Vom Lande, brandungumschlagen,
Von wunderseltsamem Ruhm:
Vom Wundereiland im Meere,
In Wogen und Nebel getaucht,
Vom Zauber ururalter Märe
Phantastischen Glanzes umhaucht.

Es weht ein Klingen, wie Klagen
So müd, wie der letzte Klang
Von Reckenschwertern, zerschlagen
Für Ziele, die keiner erschwang.
Wie Schluchzen zerbrechender Herzen,
Wie jauchzender Sehnsucht Lied,
Die über den Werktagsschmerzen
Ein goldenes Eden sieht!

Versunkener Glocken Raunen,
Verweht und verweint im Wind,
Erlauscht wohl mit Beben und Staunen
Im Mai manch ein Sonntagskind.
Doch wenn den uralten Zauber
Zerbrochen ein wonniger Held,
Dann werden die Glocken jauchzen
Hell über die ganze Welt!

Das alte Singen und Sagen,
Das unsere Väter geweiht,
Wir wollen es weitertragen
In die wilde zerrissene Zeit.
Im Weinen wie im Scherzen,
Hoch jauchze du Sehnsuchtslied,
Das über den Werktagsschmerzen
Ein goldenes Thule sieht!

Friedrich Pock.

Wann da Tod amal grüaßt.

Wann da Tod amal grüaßt in ar Stund, in ar stilln,
Und er hätt grad a Platzerl, a freis, in da Zilln,

Steig i ein auf a Lustroas, treibts wo da will hin,
I kann ja nöt allweil dort bleibn, wo i bin.

Und will ma da Herrgott sei Herrlichkeit zoagn,
Aft wir i eahm danka und will mi vanoagn.

Und sagt a: „Was d siagst, is mein Reich und das dein!"
— Und sagn wird er s — aft gehn i mit Freudn drauf ein,

Und bittn: Laß d Sunn schein! aba, Herrgott, so liacht,
Daß a stockblinda Mann nu an Tag, an schön, siacht!

Was i weita nu wollt, muaß i z'erst übalegn
— I geh daweil langsam mein Bootsmann entgegn.

Hans Mittendorfer.

Meiner Tochter.

Komm, gib mir deine Hand!
In meinen Garten führ' ich dich,
Und zeige dir, wie meine Rosen blüh'n.
Am Ort, wo mir die Frühlingssonne schien,
Und wo so oft die Sorge von mir wich.

Ich leit' und führe dich hinaus,
Wo Finken schlagen und der Kuckuck schreit.
Daß du vom buntbeflammten Frühlingskleid
Ein Stück davon im Herzen bringst nach Haus. —
Ich führe dich dahin so sacht,
Wo du, ganz nahe meiner Herzenstür,
Das bange Klopfen hörst und wo du mir
Die Fackeln zündest, wenn es darin Nacht. —
Ich führe dich zu heil'ger Stille,
Wo du des Lebens Wert erfassen kannst,
Und wo du leicht dein weltlich Wünschen bannst,
Daß es nicht deine junge Seele fülle. —

Komm, gib mir deine Hand!
Ich führe dich empor zum Licht,
Und gebe dir mein schützendes Geleit;
Daß dich auf schmalem Weg kein Sturm bedräut,
Wenn du zum Lichte kehrst dein Angesicht.
Komm, gib mir deine Hand!

Ernst Ferd. Neumann.

Neues Trinklied.

Kelche, klinget laut und klar
Heut' wie Festgeläute:
An der Freude Hochaltar
Halten wir Messe heute.
Priester der Freude wollen wir sein,
Künder neuer Tugend:
Wie wir uns aus Not und Pein
Ringen auf zum Sonnenschein
Freudehafter Jugend!

Brüder, laßt uns, kraftdurchloht,
Harte Streiter werden
Gen der Menschen wilde Not,
Schmach und Trug auf Erden.
Heilige Streiter wollen wir sein,
Wollen freudig sterben
Für der Menschheit Sonnenschein,
Aber was sich stellt darein,
Hauen wir in Scherben!

Einmal soll aus Not und Schein
Sich die Welt erheben,
Soll ein großes Ostern sein,
— Das sei unser Leben!
Lichte Freude sei unser Gast,
Weih' die Menschen alle,
Gib der Menschheit nach der Hast
Wilder Kämpfe frohe Rast,
Neue Ideale!

Friedrich Pock.

auf backfischmäßige Schwärmereien beschränkt hat, daß Sie mir nie mehr gewährt haben als ein angenehmes Wort nach vielen, vielen unangenehmen, daß ich von Ihnen nie — er möge Sie und, wenn er wahnsinnig sei, auch Ihre Dienstboten befragen — anders als bei offenen Türen empfangen worden bin — er blieb dabei, wir müßten uns schlagen.

Da, Tutzi, wurde ich gewahr, welch einen häßlichen Charakter Ihr Mann hat. Ich stellte ihm vor, daß er Ihren unangetasteten Ruf durch das Duell in die Gosse trete. Er aber hörte nicht auf mich. — Warum? — Weil ihm sein Wohl, sein Ruf, seine Laufbahn alles wert sind — auch Sie. Weil doch vielleicht dieser und jener einmal den Verdacht aussprechen könnte, Sie hätten mit mir die Ehe gebrochen, das Gerücht davon seiner Karriere schaden und unter dem Gefühl, in der Leute Mund zu sein, seine Sicherheit des Auftretens leiden könnte, darum, dafür — opfert er Sie und — mich.

Tutzi, wenden Sie nicht ein, daß ich ja im Zweikampf die gleichen Chancen hätte wie er. — Nein, ein Wild, das nach erschöpfender Jagd stillhält, weil es nicht weiter kann, werde ich vor seiner Pistole stehen und er wird mich niederknallen.

Er hat sich gute Bedingungen gemacht: fünfundzwanzig Schritte Distanz mit fünf Schritten Avance. Kaum wird das Signal gegeben sein, da geht er vor und zielt und — zielt — drückt ab und ich liege da. Fehlt er mich auch zum erstenmal — was soll ich? Ein Leben verteidigen, das nichts nutz ist? Morgen zieht man mir den Offiziersrock aus, und ich, der ich nichts besitze und nichts gelernt habe, bin ein Bettler, der seine Tutzi nie, nie erringen kann. — Und wenn ich auch wollte — ich könnte ihn nicht töten. Ich fühle, ich bin zu schwach — oder ein Nervöser, ein Narr — oder ein Feigling — kurz, ich kann nicht. Vielleicht werde ich mich gerade noch genug beherrschen können, an ihm vorbeizuzielen. Nicht zu auffallend, es sähe wie eine Bitte um Schonung aus.

Ich beschwöre Sie, rächen Sie mich an ihm, Tutzi! Wissen Sie, was er tun will? Mit Ihnen fortleben, als wäre nichts geschehen — nach außen hin, um den Schein zu wahren. Daheim aber wird er Ihnen jeden Bissen von seinem Tisch mit hämischen Giftbrocken verbittern.

Dulden Sie's nicht! Rächen Sie mich! Gehen Sie von ihm! Keinen Gedanken hat er für Sie gehabt, zahlen Sie's ihm heim! Gestehen Sie ihm einen Betrug, der nie geschehen ist, und lassen Sie ihn mit seiner verletzten Eigenliebe allein.

Tutzi! Erinnern Sie sich, wie Sie mit den Flammenzungen meines Verlangens gespielt haben, wie rasend ich Sie geliebt habe, Tutzi?

Gott im Himmel, wenn der selige Glanz Ihrer Augen nicht bloße Koketterie, Ihr Liebeswort nicht erheuchelt gewesen ist und ich Ihre Puppe, Sie großes Kind — wenn Sie Ihrem Gewissen folgen, werden Sie den Menschen für sein Verbrechen an mir — strafen. Gilt Ihnen nichts, was ich in dieser Stunde wünsche — unter den Qualen der Angst, im Begriff, in den Tod zu gehen — — Ihretwegen?

— —

Ich muß abbrechen, Gerlach und Raindl sind mich holen gekommen.

Küsse, heiße Küsse, Tutzi! Ich flehe Sie an, üben Sie Vergeltung. Der Gedanke, Sie könnten mit meinen Wünschen auch weiter spielen, wenn ich unter der Erde bin, macht mich rasend. Sind Sie wirklich nur eine Kokette? Ist denn das möglich? Und ich sterbe dafür?

Küsse, Tutzi!

Der Brief.

Von Roda Roda.*)

Tutzi, ich werde dieses letzte Schreiben an Sie, sobald es gesiegelt ist, in meine Brusttasche stecken. Dem Rittmeister Gerlach habe ich das Wort abgenommen, daß er es Ihnen nach meinem Tode ohne Zeugen übergeben werde. Gerlach wird Ihnen auch die Todesnachricht schonend beibringen und sich damit sehr beeilen (ich habe ihn darum gebeten), sonst könnte ihm jemand flink und brutal zuvorkommen.

Schonend beibringen! Das heißt, man wird Sie mit halben Andeutungen quälen, arme Tutzi, immer mehr erregen und Ihnen, wenn Ihre Angst durch nichts mehr gesteigert werden kann, plötzlich sagen: mein Herz habe aufgehört zu pochen. Arme Tutzi, da wird auch Ihres stillestehen.

Die Szene wird sich, kalkuliere ich, um neun Uhr abspielen. Jetzt ist es fünf, ein dämmeriger Morgen, schrecklich kalt. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Der Abschied von dieser Welt sollte mir wohl durch kleinliche Ärgernisse erleichtert werden, denn gegen drei Uhr ging mir die Lampe aus . . . eben als ich daran war, nach zwei langen letzten Briefen an Mama und die Schwester den längsten, den allerletzten — diesen Brief an Sie zu beginnen. So brachte ich furchtbare Stunden im Finstern zu, bis mich die Dämmerung daraus erlöste.

Und weil ich Sie doch nicht mehr sehen werde, Tutzi, muß ich das unmögliche versuchen: Ihnen noch alles, was ich auf dem Herzen habe und meine, in einem Menschenleben nicht aussprechen zu können, auf ein paar Blättern, in ein paar Stunden zu schreiben.

Tutzi, es ist etwas Schreckliches vorgefallen, wovon Ihr ruhiger Schlaf nichts ahnt. Gestern, als ich Sie eben verlassen hatte, die Lippen brannten mir noch von Ihrem Kuß, diesem einen Kuß — da kam Ihr Mann zu mir. Ich fühlte gleich ungewöhnliche Dinge nahen. Doch etwas so Schreckliches ahnte ich nicht. — — Er begann ruhig von unserm Verkehr zu sprechen, wie er mich ihrer guten Mutter vorgestellt, dann von den beiden Regimentsausflügen, von dem Abendessen bei Major Kreuzig — und rief auf einmal:

„Was haben Sie damals auf dem Heimweg meiner Frau erzählt, wie Sie allein mit ihr gegangen sind?“

Ich war so überrascht durch die Frage — den Ton — daß ich schwieg.

„Ah“, sagte er, „warum erbleichen Sie?“

Ich antwortete, daß ich mich zwar im Augenblick nicht an den Gegenstand des Gesprächs mit Ihnen zu erinnern wüßte — jedenfalls aber sei es nichts gewesen, was „den Herrn Oberstleutnant zu dieser Frage berechtige.“

Gott, Tutzi, ich wollte es ja fest herausbringen. Aber aus seinen Augen drang langsam ein grauer Strahl und legte sich mir um die Kehle wie eine drosselnde Schlinge. Ihr Mann beugt sich vor und sagte mir, von Angesicht zu Angesicht eine Spanne weit — so kühl, wie der Morgen heute ist:

„Sie haben mich betrogen, Sie haben ein Verhältnis mit meiner Frau. Sie werden sich mit mir schießen.“

Sie wissen, Tutzi, womit ich entgegnete: mit einem Eid auf Ihre unberührte Ehre. Da zog Ihr Mann auf einmal mein Bild hervor — er muß Ihre Tischlade erbrochen haben — und las: „Der geliebten Tutzi, der kleinen Göttin meiner Seele . . .“ — Und soviel ich auch beteuerte, daß unser Verkehr sich immer nur

*) Aus Roda Rodas Buch „Der Schnaps, der Rauchtabak und die verfluchte Liebe“ (Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin).

Lustige Zeitung.

Ungalant. Klein-Lottchen, welche mit ihrem jungen Schwager spazieren geht, für sich: „Nun, das muß ich sagen, da sind wir in eine nette Verwandtschaft geraten; — geht schon an der dritten Konditorei vorbei, und tut gar nichts dergleichen!“

Schulhumor. Lehrer (diktiert): „Der Verfolgte floh, sank erschöpft unter einer Eiche nieder und schlief ein.“ — Lieschen (schreibt): „Der verfolgte Floh sank erschöpft unter einer Eiche nieder und schlief ein.“

Sehnsucht nach Sachsen.

Nu glettern mer sie'm
Kute Stunden bereits —
Ach wär'n mer geblie'm
In der säcksischen Schweiz!

De Alpen sin scheene,
Doch ferchterlich hoch,
Ma spiert's an de Beene,
Am Vortmonnä ooch.

Un die Kletscher sin k'fährlich
Un eklich un feicht,
Mer looft druff beschwärlich
Un vergiehlt sich ooch leicht.

Un die Sonne scheint fiedlich,
Ma schwitzt schauerlich —
Ach nee, so gemiedlich
Wie in Sachsen is's nich! — —

„Guckkasten.“



Ein neuer Essayband Josef Bayers. Im Jahre 1905 ließ der vortreffliche Ästhetiker Professor Dr. Josef Bayer auf die Einladung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen in dem Sammelwerke „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ einen umfangreichen Band „Literarisches Skizzenbuch“ erscheinen; auf neuerliche Aufforderung der Gesellschaft veröffentlichte nun Bayer, der am 13. Juni 1908 den „Einundachtziger“ frisch und schaffensfroh vollendet hat, vor kurzem einen zweiten Essayband, der den Titel ‚Studien und Charakteristiken“ führt.

Das neue Werk vereinigt wieder alle gerühmten Vorzüge Bayers: gediegenes, umfangreiches Wissen, tiefes und liebevolles Eindringen in den Stoff, genaue, kritische Behandlung desselben und eine Darstellung, die anregt und fesselt. Die meisten der hier vereinigten Essays sind dramaturgischen Charakters, sie entstanden zur Zeit, als Bayer noch Schauspiel-Referent der „Presse“ war; bei ihrem Wiederabdruck nahm der Verfasser jedoch eine vollständige Umarbeitung, zum Teil auch eine Erweiterung vor. Dasjenige, was der Tageskritik angehörte, verschwand gänzlich, deshalb wurden auch die Hinweise auf die Aufführung nur sparsam beibehalten.

Bayer nennt die erste Abteilung seines Werkes „Dramaturgische Fragmente“ und fügt bescheiden als Untertitel „Besprechungsproben“ hinzu. Zuerst kommen die Versuche Laubes und Wilbrandts daran, Sophokles auf dem Stadt- resp. dem Burgtheater heimisch zu machen. Die großen, gewaltigen Tragödien „Antigone“ und „Elektra“ unterzieht Bayer einer eingehenden literarhistorischen Würdigung, wirft auch zum Vergleiche mit dem letzteren Drama auf die Behandlung dieses Stoffes bei Äschylos und Euripides einen prüfenden Blick und berührt daneben das künstlerische Verhältnis, das die Theaterdirektoren Laube und Wilbrandt zur Antike hatten. In einem kürzeren Exkurs werden die beiden Ödipus-Tragödien („Ödipus-Tyrannos“ und „Ödipus in Kolonos“) von Sophokles und das Satyrspiel „Der Zyklop“ von Euripides behandelt.

Von den harmonischen, klaren Gebilden antiker Dichtkunst leitet uns Bayer hinüber auf die von Trompetenklang und Kriegsgetöse wiederhallenden Schlachtfelder der englischen Historien Shakespeares. Der gelehrte Autor hat sich jene Schauspiele des Engländers ausgewählt, die zum Teil dem größeren Publikum weniger vertraut sind, und zum Teil in der Beurteilung seitens der Anglisten verschieden gewertet werden. Die äußerliche Anregung erhielt er wohl durch die Bemühung Dingelstedts, die Historien Shakespeares für das Burgtheater vollständig zu gewinnen und in einer Gesamtdarstellung zusammenzufassen. Den allgemeinen Vorbereitungen über die „Historien“ läßt Bayer zwei umfangreiche

In der Einsam.

Nachfolgende metrische Gedanken stammen von einem Schuhmachergesellen in Baden bei Wien. Wir drucken sie ausnahmsweise ab. Sie sind Seelenprodukte einer Gattung vereinsamter und doch glücklicher Leute, wie es deren gerade im Handwerkerstande viele gibt. Das Talent ist nicht groß genug, um in die Öffentlichkeit zu dringen und doch so groß, um eine sehnende Menschenseele mit einem Glücke zu erfüllen, wovon die meisten Leute keine Ahnung haben.

Einsam und doch nicht allein

Soll ich traurig sein, weil ich einsam bin,
Weil ich Menschen flieh', die mich nicht versteh'n,
Die bloß an mir nur lauter Fehler seh'n,
Sich selbst aber dünken unfehlbar in ihrem Eitelsinn.
Soll ich solcher Menschen Freundschaft suchen,
Die Gift im Herzen, Honig auf der Zunge tragen,
Ein freies Wort zu sprechen es nicht wagen,
Aber Andersdenkende verdammen und verfluchen.
Soll ich nicht sagen, was ich empfinde,
Und nicht empfinden, was ich sage:
So trag' ich des Lebens Bürde ohne Klage
Einsam, wo ich Ruh' und Frieden finde.
Ist's der geliebte Wald, finds Wiesen oder Auen,
So hör' das leise Raunen ich und den Sang der Vögel auch,
Seh' und fühl', wie alles ist beseelt durch des Schöpfers Hauch,
Und mein Innerstes erfüllt mit Liebe, Friede und Vertrauen.
Soll ich traurig sein, wo ungezwungen heiliger Friede mich umgibt,
Wo von Gemeinheit, Stolz und finsterm Wahn ich bleib' verschont,
Wo der einzig wahre Gott ewig unparteiisch thront,
Den Zufluchtsuchenden mit wahrer ungeteilter Liebe liebt.
Ich darf nicht traurig sein, ich bin ja nicht allein,
Ist doch der bei mir, von dem ich bin!
Der 's tausendfältig offenbaret meinem freud'gen Sinn:
Daß er nur will des Menschen Glück auf diesem Erdensein.

An die Schöpfung.

Mit welch ahnungsvollem Wonnegefühl
Schwingt sich meine Seele zum gütigen Schöpfer auf!
Sie findet Kraft und Linderung im irdischen Schmerzgewühl,
Das in ihr brennt und tobt den ganzen Daseinslauf. —
O du Ewiger! wie hast du uns Sterbliche doch so lieb,
Mit unendlicher Weisheit schufest, was gut und gerecht,
Was ungerecht däucht der irdischen Freude und Lieb',
Ist menschliches Irren; Gottes Weisheit ist und bleibt echt. —
Irrt den Wohlgeruch der Rose deren Dorn?
Oder die Majestät des Meeres dessen Leichengrund?
Ehrfurchtsvoll erkenne, daß aus diesem Schöpferborn
Der Ewige seinen Willen gibt kund.

Dazu bemerkt der Verfasser: Im Anschlusse erlaube ich mir noch, Ew. Wohlgeboren von vorneherein den Glauben zu nehmen, daß ich etwa die Vermessenheit hatte, diese beiden Poems von irgendwo zu kopieren, oder aber, daß ich mir etwa gar etwas einbilde auf dieses bescheidene Können: da ich ja auch nicht die entsprechende Vorbildung hiezu besitze. Gott bewahre! Ich folge bloß dem Naturgesetz, wenn ich durch den Ausstoß meines Empfindens und Denkens mir Erleichterung und glückliche Stunden verschaffe, und somit einem Zweck genüge, den (bitte, lassen Sie mir den Glauben) der Ewige in mir selbst prädestiniert hat.

Florian Ertl, Baden bei Wien, Augustinergasse 15.

die Gestalt plastisch entgegentritt; er wahrt ihre Eigenart und betont das persönliche Moment. Diese prächtigen Essays erzählen uns von „Friedrich Th. Vischer als Essayist", „Justinus Kerner", „Anton Heinrich Springer", „Bernhard Grueber" und „Alfred Meißner in Bregenz"; es sind fünf Kabinettsstücke stilistischer Kunst.

Josef Bayer hat eigentlich nicht viele Bücher veröffentlicht, freilich, was er in die Öffentlichkeit schickte, war gediegen und trug stets den Stempel des Abgeklärten und einer wahren Männlichkeit. Seine „Ästhetik in Umrissen", sein prächtiges Buch „Von Gottsched bis Schiller", die trefflichen Werke „Bildende Kunst der Gegenwart", „Aus Italien", „Das Hofburgtheater in Wien als Bauwerk", „Literarisches Skizzenbuch" sind die Marksteine seiner schriftstellerischen Tätigkeit; zu ihnen gesellt sich nun die neue Publikation, die „Studien und Charakteristiken".

Bayer ist sich und seinen Idealen durch das ganze Leben treu geblieben; dies zeigt sich in seinen Werken. Ehrlich und gewissenhaft hat er zeitlebens gewirkt und gerungen, ehrlich und gewissenhaft hat er das Wahre gesucht und nach dem Schönen gestrebt. Wahr im Leben, wahr in der Schrift — das kann man von ihm sagen

Emil Soffé.

Vom Gottsuchen der Völker. Aus heiligen Schriften aller Zeiten von Wilhelm Schwaner. (Berlin-Schlachtensee. 1908.)

Wilhelm Schwaners Schriften und seine Zeitschrift „Der Volkserzieher" sind mir schon seit langem eine rührende Erscheinung. Eine ruhelose Seele, die unentwegt nach Gott sucht. Man empfindet ihr Bangen, ihr Zweifeln, ihr Hoffen, ihr Seligsein. Einmal entbrennt sie in zornigem Kampf gegen Pfaffheit und religiöse Heuchelei, dann liegt sie in Demut vor dem ewig Nahen und ewig Unerforschlichen. Ein Gottsucher, wie es jetzt deren unzählige gibt, nur daß er das freimütig ausspricht, was auch andere in sich haben, ohne es heben zu können. Vor kurzem weilte Schwaner, der Norddeutsche, in unseren Alpen. Da hat er mit Leidenschaft das religiöse Leben der Katholiken beobachtet und kritisiert. Vielleicht zu einseitig. Von außen gesehen, nimmt sich manches anders aus, als wenn einer mitten im Volksempfinden steht; ein solcher begreift und entschuldigt vieles, was theoretisch betrachtet, unbegreiflich erscheint. Das Geschick des Mißverstehens und Wiedermißverstandenwerdens hat zumeist auch der Katholik, der über den Protestantismus oder über freie Religion urteilt. Die von Schwaner so hoch gehaltene Toleranz sollte darüber hinweghelfen. Wir haben seinerzeit von der „Germanenbibel" gesprochen, die Wilhelm Schwaner aus den Schriften deutscher Dichter und Denker zusammengestellt hat und die ein wahres Erbauungsbuch der Deutschen geworden ist. Das neueste Buch Schwaners „Vom Gottsuchen der Völker" greift noch weiter aus und ist ein Unterricht darüber, wie die wichtigsten Völker der Erde die Gottheit gesucht und angebetet haben. Mit einem persönlichen Bekenntnis wird das wertvolle Buch eingeleitet, durch die Völker wandelt es raschen, aber würdigen Schrittes, bei den Germanen erhebt es sich zu hohem Schwunge und mit einer Übersicht über die wichtigsten Götter der Alten und über die Verbreitung der Religionen klingt es aus. Inhaltsreich und gedrängt wie ein Schulbuch ist es. Wann werden unsere Schulen zu solchen Büchern greifen? M.

Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg. Von W. Weressájew. (Stuttgart, Robert Lutz.)

Das Buch liest sich ähnlich wie Zolas „Zusammenbruch." Aufdeckung der Korruption im eigenen Heere, Hochschätzung des Feindes. Aber die Korruption in Rußland ist unendlich größer, als jene Frankreichs im Jahre 1870. Was Weressájew erzählt, klingt stellenweise geradezu unglaublich. Von völliger Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit selbst der höchsten Offiziere und Beamten, von fortgesetzten Unterschlagungen und Diebstählen, von Plünderei, despotischer Willkür und einer jede Vernunft erstickenden, geradezu phänomenalen Bureaukratie. Eine Mißwirtschaft enthüllt sich unsern Augen, die in ihrer bis zum äußersten getriebenen Vollendung fast grandios erscheint. Man hat den Eindruck: Rußland ist korrumpiert bis ins Allerinnerste hinein. Und man sieht, daß Rußlands Krieg gegen Japan keine Notwendigkeit, sondern reine Willkür war. Die Armee wurde im Osten vernichtet, die heimkehrenden Trümmer fanden die Revolution. Das ist das Gottesgericht. Z.

Die Karlsbader Reise der leibhaftigen Bosheit. Von Gustav Wied. (Stuttgart. Axel Juncker.)

Eine Bummlergestalt mit gespreizten Füßen, die Hände in den Hosentaschen, den Hut nach rückwärts gerückt, so stellt sich das Bild dar, das mir von Gustav Wied zu Augen kam, und es reizte mich, den Übermütigen näher kennen zu lernen, der von sich schreibt, er sei leicht und schnell am 6. März 1858 geboren worden, sei Buchhändler gewesen, beim Abiturium durchgefallen, 1881 im Rechtsanwaltbureau, 1882 wieder durchgefallen, 1883 Hauslehrer, 1884 Seminarium „Blaagaard", 1885 Student, 1886 cand. phil., 1887 Stundenlehrer, 1887 Dichter, 1890 Ausgezischt, 1891 im Zuchthaus, 1896 verheiratet und Haus gebaut. — Ich nahm seine „Karlsbader Reise der leibhaftigen Bosheit" zur

Abhandlungen folgen, deren erste sich mit der „York-Trilogie“ beschäftigt und die Kämpfe der roten und weißen Rose, „König Heinrich den Sechsten“ (2. und 3. Teil) und „König Richard den Dritten“ umfaßt, die zweite Studie behandelt die „Lancaster-Dramen“ und bespricht „König Richard den Zweiten“, König Heinrich den Vierten“ (1. und 2. Teil) und „König Heinrich den Fünften“. Selten ist ein Dramaturg in den Geist Shakespearescher Dichtung tiefer eingedrungen; namentlich der Essay über „Richard III.“ und die über „Heinrich IV.“ und „Heinrich V.“ legen den Lebensnerv dieser Historien bloß und bieten eine reiche Fundgrube der Belehrung und Anregung.

In der Abteilung „Spanisches daheim und auswärts“ bespricht Bayer zunächst in ausführlicher Weise Fabel und Ausführung von Calderons Schauspiel „Der Richter von Zalamea“, um dann zur Vorgeschichte des Stückes zu kommen und den Einfluß des Bauerndramas Lopes de Vega auf Calderon des weiteren zu untersuchen. Lopes „Der Bauer in seinem Winkel,“ „Los Tellos de Meneses“, „Der beste Schultheiß der König“ und endlich ein „Alkade de Zalamea“ haben auf Calderons Drama als Vorbilder gewirkt. Bayer zeigt überzeugend, wie weit höchstens die Abhängigkeit des späteren Dichters von seinem Vorgänger geht und wie Calderons Bühnentechnik und Diktion sich ganz anders gestaltet, als die Lopes. Im Anfange bringt der Verfasser noch einige literarische Bemerkungen zu seinem Thema. Ein sehr interessanter, den Stoff erschöpfender Essay handelt von den deutschen Bühnenbearbeitungen des „Alkade von Zalamea“ im 18. Jahrhunderte und zieht F. L. Schröders „Amtmann Graumann oder die Begebenheiten auf dem Marsch“ und Stephanies des Jüngeren „Der Oberamtmann und die Soldaten“ heran. Diese prächtige Abhandlung ist ein wertvoller Beitrag zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts und zur Beurteilung des geistigen Niveaus, auf dem damals das deutsche Theaterpublikum im Durchschnitte stand.

In drei Essays über „Grillparzer auf dem Burgtheater“ behandelt Bayer in eingehender nnd objektiver Weise „Das goldene Vließ“, „Libussa“ und „Weh dem, der lügt“. Mit diesen drei festgefügten Abhandlungen schließt der Verfasser die dramaturgischen Fragmente.

Die zweite Abteilung trägt den Titel „Literatur und Theater“ und enthält prinzipielle und praktische Beiträge zur Dramaturgie. Einige Kapitel dieses Abschnittes erscheinen als wertvolle Erweiterungen und Fortsetzungen zu Bayers vortrefflichem dreibändigen Werke „Von Gottsched bis Schiller“.

Auf ungefähr hundert Seiten bespricht der Autor Wesen und Ziele des historischen Dramas, zeigt, wie Shakespeare seine Aufgabe als Historiendichter löst, wie sich Goethe und Schiller zu demselben verhielten und welche Wege die romantische Schule einschlug, um zu einem historisch-nationalen Drama zu gelangen. In einem besonderen Kapitel wird der Anteil besprochen, der den Dichtern Heinrich von Kleist und Grillparzer an dem vaterländischen Drama zukommt. In ausführlicher Weise wird dann die Verwendung des Hohenstaufen-Themas bei Grabbe, Immermann und Raupach dargestellt, auch wird der Anläufe gedacht, historische Stoffe der neueren Zeit auf die Bühne zu bringen, wie dies Grabbe mit seinem Drama „Napoleon oder die hundert Tage“ und Georg Büchner mit seinem dramatischen Gemälde „Dantons Tod“ versuchten. Zum Schluß wird noch das Verhältnis des „jungen Deutschland“ zum historischen Drama herangezogen nnd speziell die Tätigkeit Gutzkows und Laubes besprochen.

Ein Kapitel für sich bilden in der Abhandlung über das historische Drama die biblischen Stücke, und zwar die alttestamentlichen, wie Racines „Athalie“, Klopstocks „David“ und „Salomo“, Hebbels „Judith“, Grillparzers „Esther“, Otto Ludwigs „Makkabäer“, Rückerts „Saul und David“, „Herodes der Große“ und Alfred Meißners „Weib des Urias“; eine andere Gruppe biblischer Dramen sind die evangelischen, wie Paul Heyses „Maria von Magdalena“, Sudermanns „Johannes“, Rostands „Die Samaritanerin“ u. s. w. In diesem Teile seines Buches eröffnet Bayer weite, literarhistorische Ausblicke.

Die nächste Abteilung führt den Titel „Zur Geschichte der Bühnenbearbeitungen“. Der Literaturfreund wird mit großem Vergnügen bei diesen Seiten verweilen, der Schauspieler, der Regisseur mag hier manches lernen. Bayer erzählt zuerst von der Theaterepoche F. L. Schröders, von dessen Bühnenbehandlung Shakespeares und anderer englischer, wie auch spanischer Dramatiker, dann verweilt er eingehend bei der Weimarer Epoche, bei Goethes Theaterleitung unter Schillers dramaturgischer Mitwirkung, führt aus, von welchen Grundsätzen sich Goethe hiebei bestimmen ließ, wie er die Schauspieler heranbildete und welche Prinzipien für Goethe und Schiller bei Bearbeitung fremdsprachlicher Theaterstücke maßgebend waren. Das Verhältnis der romantischen Schule zum Theater, wobei insbesonders die Bestrebungen A. W. Shakespeares, Immermanns und Tiecks um Bühne und Inszenierung gewürdigt werden, schließt den zweiten Hauptteil des Werkes ab.

Nun folgen als Anhang fünf Gedenkblätter. Es sind fünf gehaltvolle Abhandlungen, die der Erinnerung hervorragender Männer gewidmet sind. Bayer charakterisiert dieselben mit scharfen Strichen, so daß uns

seinem gemütvollen Vorwort selbst sagt: Humor und Leid, Karikatur und ernstes Menschen- und Landschaftsbild, Begeisterung und Spott, das flache Leben und die blauen Berge des Sehnsuchtslandes. Als Mitarbeiter der gediegenen Zeitschrift, deren kerniger und gesunder Humor auch für die Familie geeignet erscheint, finden wir manche unserer besten Schriftsteller und ersten Maler. Die zum Teil in Vierfarbendruck gehaltenen Reproduktionen sind mustergültig ausgeführt. Das in Anbetracht des Gebotenen äußerst billige Blatt wird alt und jung Stunden heitersten Genusses bereiten und allen Freunden gesunden Humors willkommen sein. V.

Büchereinlauf.

Das Kreuz im Venn. Roman von C. Viebig. (Berlin. Egon Fleischel u. Komp.)

Richards Junge. (Der Schönheitssucher.) Roman von Richard Voß. (Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung. 1908.)

Der Ruf des Lebens. Roman von Karl Rosner. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.)

Die Stimme des Blutes. Roman von A. v. Wehlau. (Hanau. Clauß & Feddersen. 1908.)

Aus den heimatlichen Bergen. Nordmährische Geschichten von Ottokar Stauf von der March. (Freudental. W. Krommer. 1908.)

Die blaue Blume. Humoristischer Roman von Edward Stilgebauer. (Mainz. J. Diemer. 1908.)

Das verbotene Paradies. Von Katharina Botsky. (Berlin und Leipzig. Schuster u. Loeffler.)

Wie Truges seine Mutter suchte. Roman von Ottomar Enking. (Berlin und Leipzig. Schuster u. Loeffler.)

Die kleine graue Katze. Von Ingeborg Maria Sick. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Aus E. Piersons Verlag, Dresden: **Vineta.** Eine Geschichte von Georg Lomer. — **Ronald.** Ein Sang aus dem Schwedenkriege. Nach Adalbert Stifter von M. Unterbeck. — **Horridoh.** Schauspiel in drei Akten von Georg Spalteholz-Wagner. — **Professor Sütterlin.** Der Zoologische Garten. Novellen von Iwan Schleicher. — **Einsamkeit.** Aphorismen von Graf Stanislaus Ponieski.

Schriften von Jörg Joachim: **König Saul.** Schauspiel. (Dresden. Rudolf Kraut.) — **Und deine Seele wird ein Schwert durchdringen.** Schauspiel. (Dresden. R. Kraut.) — **Am Zaune.** Lieder und Balladen. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

König Arthur. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Lienhard. 3. Auflage. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer. 1908.)

Max Geißler. Gedichte. Volksausgabe. (Leipzig. L. Staackmann.)

Imperialismus und Romantik. Kritische Studie über Ernst Seilliers „Philosophie des Imperialismus" von Professor Dr. Eugen Kretzer. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Frank Wedekind. Seine Eigenart und seine Werke. Von Dr. Julius Kapp. (Berlin. Hermann Barsdorf. 1909.)

Die beiden Stillfrieds. Bilder aus dem Leben von Gustav Roselieb. (Braunschweig. E. Appelhans & Komp. G. m. b. H.)

Mit dem Musterkoffer im Lande des Dollars. Erzählungen von der Geschäftsreise. Von Charles N. Crewdson. (Berlin. Hermann Hilger.)

Der Kampf um Rache. Von Oskar Schardt. (Dresden. E. Pierson.)

Die großen deutschen Tondichter. Lebenserzählungen in Bildern. Für die musikliebende Jugend. Von Richard Scheumann. Band I: J. Haydn, W. A. Mozart, L. v. Beethoven. II: Fr. Schubert, K. M. v. Weber, Mendelssohn, R. Schumann. (Leipzig. Friedr. Hofmeister.)

Vegetarismus und vegetarische Gedanken. Von Ernst Hennes. (Dresden. E. Pierson.)

Weißt du es noch? Skizzen und Bilder aus Amt und Leben. Von Wilhelm Schirmer. (Konstanz Ackermann.)

Volksmund und Volkshumor. Beiträge zur Volkskunde von Paul Orlamünder. (Bremen. Karl Schünemann.)

Im Kampf um die Weltanschauung, mit Beiträgen von Bölsche, Otto Ernst, Fulda, Hellmers, Lißt, Muther, Naumann, Stengel. („Concordia", Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock.)

Unterscheidet das Tier Mann und Frau? (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock.)

Im Reiche Knecht Ruprechts. Weihnachtsmärchenspiel von H. Grabke. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Kinderszenen. Von H. Hilde-Brand. (Berlin—Leipzig. Modernes Verlagsbureau, Kurt Wigand.)

„Daheim"-Kalender für das Deutsche Reich auf das Gemeinjahr 1909. Herausgegeben von der Redaktion des „Daheim". (Bielefeld und Leipzig. Velhagen u. Klasing.)

Almanach von Velhagen u. Klasings Monatsheften. (Bielefeld u. Leipzig. Velhagen u. Klasing.)

Vergrößerungen von Photographien selbst nach kleinen Amateurbildern. (Ravensburg. Otto Maier.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Hand, und wenn ich davon nichts weiter zu sagen wüßte, als daß es „sprudelt“ von Humor, so wäre es schon genug der Seltenheit. Denn wahre Humoristen sind dünn gesät. Aber die beißende Satire auf Sitten, Zustände, Gebräuche und Ansichten, die der „Schelm von Lolland“ (zu seinem 50. Geburtstage also benamset) hier bietet, ist so köstlich, daß man ihn den „dänischen Simplizissimus“ unbedenklich nennen kann. Wied ist ein lachender Philosoph und sein Humor echt deutscher Art. A. Sch.

Das sechste Gebot. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Max Geißler wird seine zahlreichen Freunde überraschen: An Stelle der einsamen Moore, an Stelle der waldumrauschten Gebirgslandschaften seiner früheren Werke ist diesmal die ganze Pracht italienischer Erde, die Landschaft des romantischen Sabiner Gebirges getreten. Und der Dichter zaubert dieses Land mit der ganzen Kraft seines eminenten Darstellertalentes vor die Seele des Lesers. Der Roman wird aber auch Aufsehen erregen wegen seines im Titel erklärten Problems. Dieses heikle: „Du sollst nicht ehebrechen!“ hat der Dichter an zwiefachem Beispiel erläutert; beide Male führt die Verletzung des sechsten Gebotes zum Untergange — das einemal in den Tod, das anderemal in jenes Verderben, aus dem es für das Weib keine Rettung mehr gibt. Und doch ist dem Verfasser die seltene Kunst gelungen, nicht mit einem Worte, geschweige denn einer Szene das Gefühl des Lesers zu verletzen. V.

Die dicke Durchlaucht und anderes. Von Hans v. Zobeltitz. Illustriert von M. Barascudts. (Stuttgart. Karl Krabbe Verlag, Erich Gußmann.)

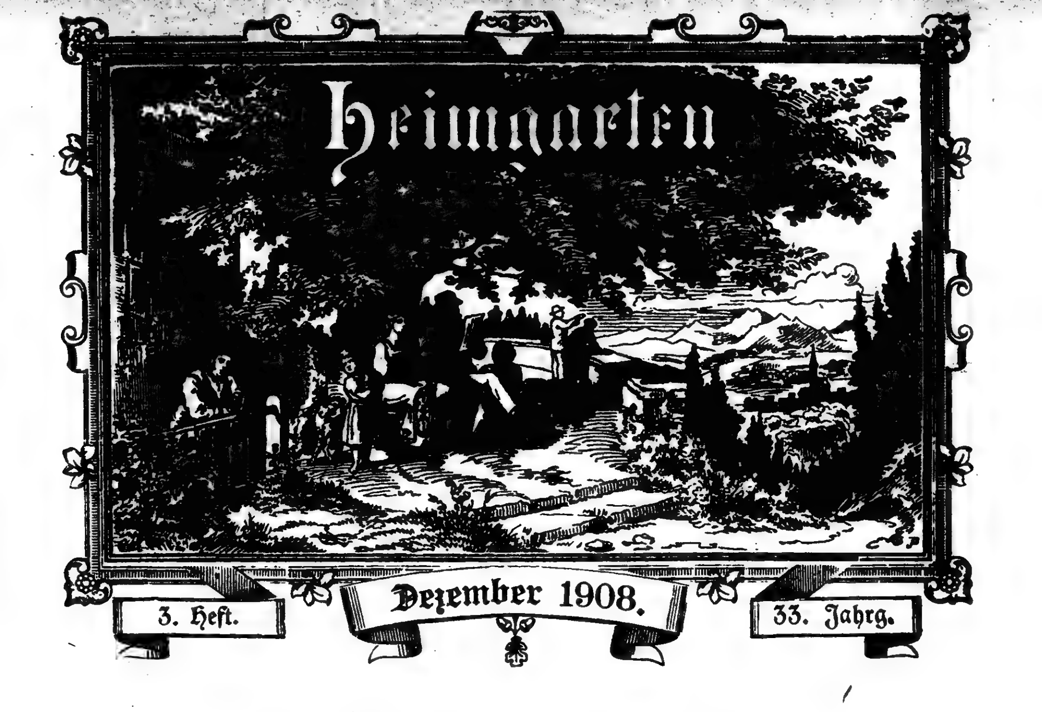
Aus den drei kurzweiligen, reizvollen Geschichten, die dieses Bändchen vereinigt, sprechen Zobeltitz' liebenswürdiges Erzählertalent und sein goldiger Humor gleich vernehmlich und anheimelnd zum Leser. Während über die lustige Hofgeschichte, die dem Buche ihren Titel geliehen und zu einem besonders ansprechenden Umschlagbilde verholfen hat, und über die nicht minder spaßhafte Novelette „Der Marmohr“ der heiterste Sonnenschein guter Launen strahlt, huschen schwere Schlagschatten der Tragik durch den zum Herzen dringenden Humor, der die durch ihre Schlichtheit ganz besonders wirkungsvolle Erzählung von „Junker Plumps aus Pommerland“ verklärt. V.

Die **„Österreichische Rundschau“.** Heft vom 15. September 1908 veröffentlicht einen sehr klar und vernünftig geschriebenen Aufsatz: „Zum Jagdgesetzentwurf“ von Dr. Michael Hainisch. Da weist der Verfasser bei den Ursachen bäuerlichen Abwirtschaftens auch auf die Trunksucht hin — gewiß mit vollstem Rechte. — Dasselbe Heft bringt unter Anderem auch einen Artikel „Beirut“. Von Karl Hans Strobl, der überaus anschaulich geschrieben ist; auf Seite 368 ist er doch wohl etwas gar zu anschaulich. Hier ist des Guten zu viel ... M.

Meyers Klassiker-Ausgaben. Herausgegeben v. E. Elster.

Die im Verlage des bibliographischen Institutes zu Leipzig erscheinenden Ausgaben unserer klassischen Dichter haben in der jüngsten Zeit wieder eine wertvolle Vermehrung aufzuweisen. Wie zu Ende des Vorjahres die von H. Maync herausgegebene, mit trefflicher Einleitung versehene Edition von Immermanns Werken in fünf Bänden, so erschien im Sommer in gleicher gediegener Ausstattung von, R. Wustmann herausgegeben, eine Ausgabe, welche Jean Pauls beste Schriften (Titan, Flegeljahre, Schulmeisterlein Wuz, Vorschule der Ästhetik) ebenfalls mit biographischer Einleitung bietet. Daran schließt sich die von H. Tardel besorgte dreibändige Ausgabe von Chamisso's Werken, welche eben zum Abschlusse gelangt ist. Auf die umfassende, viel Neues bietende Biographie derselben sei ganz besonders hingewiesen. Die Vorzüge von Meyers „Klassikern“ sind längst bekannt und es möge nur betont sein, daß auch die erwähnten Dichter, was den Text betrifft, mit der allergrößten Sorgfalt behandelt sind von Gelehrten, welche lange mühevolle Arbeit daran gewendet, um die Wiedergabe dieses Textes in aller Reinheit zu gestalten. Wie gewissenhaft dabei vorgegangen wurde, bezeugen die eingehenden Anmerkungen, welche sowohl den Forscher als auch den gebildeten Leser überhaupt in jeder Richtung befriedigen werden. Der reine klare Druck auf gutem dauerhaften Papier und der einfache aber elegante Einband zeichnet diese Bände nicht minder aus, wie deren inneren Wert. Meyers Klassiker-Ausgaben nehmen, wie auch diese neueste Kollektion erweist, unter den zahlreichen Ausgaben, welche heutzutage vorgelegt werden, jedenfalls eine allererste Stelle ein. Dr. A. Schl.

Der Guckkasten. Paul Keller, dessen Erzählungen und Romane tief in alle Gesellschaftsschichten gedrungen sind, gibt unter dem Titel „Der Guckkasten“ eine buntillustrierte Wochenschrift für Humor, Kunst und Leben heraus, vor der uns das erste prächtig ausgestattete Heft vorliegt. Das im besten Sinne moderne Blatt ist aus der bekannten humoristischen Zeitschrift „Die Lustige Woche“ hervorgegangen und zeigt, wie Paul Keller in



Der Bildschnitzer von Heiligenblut.

Ein Menschenschicksal in den Kärntner Alpen von **Karl Krobath.**

(Fortsetzung.)

Was für eine solche Alpenfahrt not tut, trug der Bildschnitzer in einem geräumigen Schnerfränzel, außer Mundvorrat Stahl und Feuerstein, zweckentsprechende Kleidungsstücke, Eisnägel zum Einschrauben in das Sohlenwerk, weiters Seile. Seine nervige Faust hielt ein Eispickel. Großvaters Erbstück, die grünsamtene Weste, daran in zwei Reihen die Kugelknöpfe aus Silber, umspannte seine mächtige Brust; die Hose aus Gemsleder durchwoben, oban rote Schnürchen in gleichmäßiger Anordnung. Die Joppe schmückten anstatt anderer Knöpfe Rehrosen, an der Uhrkette schlenkerten Hirschgrandeln und ein Wildsauzahn, hinter der breiten grünen Hutbinde stak ein Prachtstück von einem Gemsbart. Der Feststaat des Bergsohnes.

Die Handritzerin stellte sich mit einem Kaffee ein, an dem der Obers wollusterregenden Schaum warf. Stehend tranken ihn die beiden. Alles andere Lebewesen im Haus schlief noch. Daher sprach die Handritzerin in leisestem Ton und tänzelte auf den Zehenspitzen.

Auf dem Wege, der zu Ehren des naturbegeisterten Kardinals Salm benannt worden, ging's aufwärts. Ein Juchzer entschlüpfte der Kehle des jungen Kärntners und schlug sich als Echo ins Gewände. Alda bat: Singe! Und er sang:



Postkarten des „Heimgarten“.



Dem „Heimgarten“ muß einmal das Malheur passiert sein, daß er Marburg in Hessen — in den Harz verlegt hat. Darob kamen uns aus dem schönen H ssenland, das sein Marburg natürlich nicht hergeben will, etliche Rügen wegen unserer schlechten Geographiekenntnis zu und der eindringliche Unterricht, daß Marburg in Hessen liege. Eine dieser Zuschriften war adressiert an die Zeitschrift „Heimgarten“ zu Graz in Tirol.

* Die Anekdote vom „Prinzenholler“ erzählte mir vor etwa 40 Jahren ein Bauer Johann Steinwender bei Maria-Zell. Ich hielt sie natürlich für das was sie ist, schrieb sie aber in eines meiner Heimatsbücher. Nun ist das Geschichtchen in das deutsche Lesebuch für österreichische Mittelschulen III. Band, herausgegeben von D. F. Bauer, D. F. Jelinek und D. F. Kreinz aufgenommen worden, und zwar ohne meine Absicht. Für ein Musteraufsatzbuch hätte ich das Ding am liebsten noch einmal bearbeitet und allgemein verständlich gemacht. R.

* Wir veröffentlichen gerne folgende Zuschrift: Las kürzlich im „Heimgarten“ den Meinungsaustausch über den Ursprung des Wortes „Keuschen“ und möchte mir erlauben, auch meine Ansicht darüber zu äußern. — Ich habe schon oft im Volke — besonders in Oberösterreich — den Ausdruck „keusch“ für „schwach“, „minderwertig“ angewendet gefunden (so sagen die Leute von einem schmächtigen Burschen z. B. „is dös a keusch's Bürschl“), und meine daher, daß auch das Wort „Keuschen“ in diesem Sinne zu deuten sei: — „Keusche“ ist doch ein kleines unansehnliches Haus — also „a keusch's Häusl“ — „a Keuschn“! — Wieso das Wort „keusch“ zu dieser Bedeutung kommt, weiß ich nicht. Tatsache ist, daß es so gebraucht wird. — Ist meine Ansicht richtig oder nicht — der „Heimgärtner“ möge mir auf jeden Fall gütigst verzeihen. A. Schmidhuber, Lehrer, St. Stefan ob Leoben.

A. D., Wien. Bestätigen mit wärmstem Dank das Eingesendet an den Verfasser eines Jesubuches:

Du bist der Christusgedanke,
Der frisch vom Stamme treibt,
Das ist ein grünes Geranke,
Das mir an Trümmern bleibt.

Ja, die ihn lehren sollten,
Sie machten ihn finster und kalt,
Sie haderten und grollten,
Und ihre Tat war — Gewalt

Sie haben mir zertrümmert
Den Kindesglauben rein,
Doch ich ging unbekümmert
Ins sonnige Leben hinein.

Da kamst du mir entgegen
Und zeigtest dein Jesubild
Gottfroh und fest, voll Segen,
Den Seher ernst und mild.

Sein gottesfrohes Wesen
So sonnig, blütenrein,
Ist Balsam mir gewesen
Ins sehnende Herz hinein.

Hab Dank! Daß wenn ich schwanke,
Nun finde mein Gottesglück,
Zart schlingt sich ein gottfroh Geranke
Mir wieder zur Kindheit zurück.

Artur Dworzak.

H. H., Wien. Wir antworten Ihnen mit den Worten des katholischen Priesters Havlicek: „Die niedere Geistlichkeit kann den großen Kampf um die kirchlichen Reformen gegen die Hierarchie selbst nicht unternehmen, diesen Kampf müssen die von den Bischöfen unabhängigen Laien auf sich nehmen und auskämpfen, diese müssen dem Volke die Augen öffnen und der Fortschritt muß in allen diesen Sachen von den Nichtpriestern ausgehen.“

W. A. Sammer, Wien. Gedicht hübsch aber nicht zeitgemäß — bei dem beispiellosen Niedergang des Bauernstandes.

*. Stieler-Kenner werden auf Seite 72 dieses Jahrganges sofort gemerkt haben, daß da die Redaktion einem Einsender aufgesessen ist. Dieser Einsender gibt nachträglich an, daß er im Kaffeehause von einem Herrn ersucht worden sei, unter dessen Gedicht „s Dirndl“ seinen Namen (der mehr bekannt sei, als der des Verfassers), zu setzen, damit das Gedicht leichter eine Druckstelle finde.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 20. Oktober 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

von Tau schimmert im goldblonden Haar, am Gewand hängen einzelne Fichtennadeln und Blätterchen von Alpenrosen. Sie muß die Nacht hindurch im Gewänd herumgeirrt sein. Die braunlodene, dazumal ortsübliche Tracht, einfach, fast armselig, gibt ihr den Anstrich einer Büßerin. Was sie spricht, ist wie aus einem anderen Bewußtsein herausgesprochen, so seltsam klingt etwas im Ton und zittert in ihrer Gebärde.

„Brauchts enk nit zu fürchten — bin bloß i. Der Friedl kennt mi wohl so weit . . . bin gar nit zu fürchten! Wenn mir niamd was tuat, tua i döchter a nix. Und wenn mir jemd was tuat, tua i ihm erst recht nix! I tua nix . . . nit so und nit so!“ — Sie geht sacht, gleich einer Nachtwandlerin, auf den Fußspitzen vorüber, lächelt leis — ein Sonnenglitzern auf Wogen des Sturmes! — und winkt unvermerkt mit der Hand, die ein Büschel Rosmarein hält: die Totenblume. Die Beine tragen sie weiter, ohne zu stocken, aber die Augen bleiben auf das Paar gerichtet, seitwärts, hernach rückwärts, bis eine Hügelwelle ihren Mantel dazwischen wirft.

Reinfried hätte aufschreien mögen. Er fuhr sich unwillkürlich ins Lockengeringel, als wolle er sich wegen eines Narrenstreichs zausen. „Geh' ihr nach, geschwind — du gehörst zu ihr!“ flüstert Alda. Bei diesen Worten der Zirze zerstiebt der Zauber Sannas im Gemüt ihres früheren Bewerbers. Schneller als ein Falkenflug drängt die Macht der Stunde ihm den Vergleich zwischen den beiden Mädchen auf. Wie wenig Liebhaber findet die Primel, wenn sie neben die Zentifolie gestellt wird, den Wählenden deren Farbe und Duft berauschen. Geist und Geburt hoben die fürnehme Städterin über das Landmädel. Dazu der Taumel des Fremdartigen. Alda, die Pflanze einer Menschengemeinde, einer Gesellschaftsschichte, die er nicht im Nebel kannte, in welche er also alle Werte seiner Sehnsucht hineinlegen konnte. Er mußte die unbesessen Verlorene lieben, ohne Vernunft, mit dem in Hypnose liegenden Willen, der die Motte zur sengenden Flamme peitscht. „Mag die Sannel ihrer Weg gehn, und i geh die meinigen!“ keucht er hervor und rüstet sich zum Weitergang. Alda schaut ihn nur bedeutungsvoll an und läßt es statt aller Erörterung dabei bewenden. Als sie zu einer bösen Platte kommen, schafft sie herrisch und selbstherrlich: „Trag' mich!“ Was Scham! Einem Diener gegenüber. Doch ein hübscher Diener immerhin! Kokett lüpft sie die Schoße, so daß eine Wolke reizender Spitzen an der Untergewandung hervorschimmert.

Das Silberhorn des großen Glockners dient als Wegweiser. In einer Almhütte halten die Zwei Einkehr. Die Sennerin ist nicht da, aber Reinfried kennt den Almbrauch. Hinter einem Heiligenbild, der heiligen Apollonia, langt er den Schrankschlüssel hervor und sie laben sich an süßer und saurer Milch. Die Entschädigung, einige Silbermünzen,

Ka Stamm is so fest,
Ka Gold is so echt
Von zeither gewest
Wias Karntnergeschlecht.

Voll Leben und Gmüat,
Voll Liab und voll Schneid:
So is es erblüat
Dem Herrgott zar Freid.

„Ihr Kärntner seid nicht wenig vergaggelt in euer Ländel“, meinte die Stadtdame. — „Wrum nit? Weils unsre Hamat is. Und was für ane!“ entgegnete er schlicht. Der Pfad wurde indessen immer steiler und schmäler. Ihr Gespräch verstummte bis auf kurze Ausrufe, wie sie die Sachlage erheischt. An gefährlichen Stellen bot er ihr die Hand. Wo's gar zu sehr in grausame Klüfte fiel, hüpfte sie ohne weiters auf seinen Rücken und ließ sich tragen. Und er trug sie mit einer Sicherheit, mit einer Zärtlichkeit, wie ein Vater sein Kind. Ein Fehltritt — und sie wären beide in Abgründen von bläulich-schimmernder Tiefe gelegen. Zerschmettert . . . im Tode vereint, die beiden Ungleichen, die sich im Leben nie und nimmer angehören konnten.

An der Bricciuskapelle, dem tosenden Leiterfalle gegenüber, hielten sie die erste Rast, schmausten von ihren Vorräten und tranken aus dem kühlen Quell, der mittels einer zartbemoosten Holzrinne aufgefangen wird. So ein Bergborn! Ein freundlicher Schenke, der keine andere Entlohnung fordert als ein gutes Gedenken. Sein Kristallfaden rollt sich stetig von dem Eisenschnabel zu Enden der Halbröhre ab und vergräbt sich in Zwergsteinchen, denen er einen gewissen Schliff beigebracht hat. Kaum der Erd' entsprungen, nach so kurzer Sättigung am Licht wieder der Finsternis des Panzerkleides unseres kritischen Planeten anheimgefallen! Trotzdem ist dies Gemurmel, wenn man genau, recht genau hinhorcht, keine Klagemelodei, vielmehr ein klingendes Geriesel von Freudentränen: das Dasein so schön, womit es auch bezahlt ward. Mit seinem vielbewunderten Vetter auf der anderen Seite, dem Gießfall — losen, wogenden, weißen Haarsträngen an dem von hohen Gedanken dampfenden Scheitel einer Bergfei — kann der „Born der Weltvergessenheit“ wohl einen Vergleich nicht standhalten. Aber seine Kühlung setzt sich in Freude um, wenngleich er dem Blick des Wanderers in kurzer Perspektive schon entrückt ist. Reinfried tauchte, während er das Wässerlein mit der Krempe seines Hutes auffing, Alda aber niederkniete und am Schnäbelchen sog, der Gedanke auf, dieser demütige Quell sei e r, der prunkende Wassersturz gegenüber das Adelskind, das hier so ungezwungen tat, als wär's seinesgleichen. Dann wieder sann er: So klein der Born, die fremde Maid beugt sich doch an seine Lippen . . . weil ihr dürstet.

Ist d i e aus dem Boden gewachsen auf einmal? Die Bohlberger Sanna. Den beiden steht sie Aug' in Auge gegenüber. Ein zarter Hauch

betäubt, es in ein anderes Wesen umgestaltet und sozusagen die ganze Sinnesart beeinflußt. Schließlich legt sie ihr Haupt in den Schoß des jungen Kärntners, um auszuruhen; ihr Augenaufschlag strahlt eine gewisse Dankbarkeit wider, die bisher noch nie bei ihr zum Ausdruck gekommen ist. Die wenigen Augenblicke dünken ihm eine Ewigkeit voll Glück. Er getraut sich, eine fast an dem Lodenüberwurf angefrorene Locke der Dame sanft loszulösen und die Falten seines Mantels über ihre Brust zu breiten. Die Kugelknöpfe an seiner Weste könnten sie drücken, deshalb öffnet er das Gewandstück. Indem springt sie rasch schon wieder auf und sagt kurz: „Vorwärts! Bis zum letzten!"

Wie sie so tödlich schweigsam hintereinander schreiten, jeden Schritt weislich prüfend, wurmt in seinem Gehirn der Gedanke, wie lange das so fortgehen werde, dieses Zusammenleben mit der Fremden, ohne die er nicht mehr leben zu können glaubt. Was dann? O, was dann! Was er im Leben nicht haben dürfe, das sei hier in seine Hand gestellt. Zusammen sterben! — Das war aber nur ein flüchtiger Gedanke, vor dem ihm schauderte. Gleich verwarf er ihn wieder. Alda wollte nicht mit ihm sterben — ja, wenn sie's gewollt hätte, dann wäre sein Entschluß schnell gefaßt gewesen — sie wollte leben. Leben! Ihr lachte die Welt mit tausend Gaben, von deren Besitz er keine Ahnung hatte. Sie war reich, von Geburt aus schon bevorzugt; jung, schön, vornehm; und noch etwas: herrschlustig. Wenn er ihr Dasein abschneidet ohne ihren Willen, so ist er nichts als ein feiger Mörder. Er raubt ihr das Liebste, das sie hat, er raubt sie ihr selbst. Das nie! Eher hundertfachen Tod und Qual für sich allein, als einem Mitmenschen das geliebte Dasein verkürzen. Und ihr schon gar nicht. Diese Raserei der Liebe war ihm fremd und widerlich. — Hernach wurmt ihn die Frage, ob sie . . . sein Schnitzwerk wohl behalten, in Ehren halten wird, wenn sie wirklich einmal diesen Bergen Ade sagt.

Und in Aldas Sinnen klopft mit feinem Silberhammer die Ungewißheit, ob sie einem ihr schließlich Fremden nicht gar zu viel vertraut habe. Das Weib dem Manne. Einem Manne, der ihren Besitz anstrebt und mit dem sie gespielt hat. Frevelnd gespielt. Wenn er jetzt das Recht der Gewalt geltend macht? Wer kann ihr Hilfe bringen? Das Eisbereich, der Strich flüchtiger Wolken, das Todesschweigen? Hier heroben herrschen keine künstlichen Menschenschranken, kein Stand, keine geistige Überlegenheit. Hier walten die Forderungen der Natur. Wie die Lawine ihre Wege gewaltsam sich bahnt, so die Leidenschaft. O, das weiß sie, die leidenschaftliche Komtesse. Sie setzten beide ihr Leben aufs Spiel, nur um einen majestätischen Bergkönig zu bezwingen, der Mann hat sogar Heim und Mutter zurückgelassen, damit ihr Wunsch unter seinem Geleit in Erfüllung gehen kann. Sollte er nun zaudern, etwas zu tun,

legen sie unter eine der umgestülpten leeren Reinen. Und weiter, immer weiter.

Die Wunder mehren sich. Das Gefolge des Herrschers der Ostalpen tritt hervor. Ein Heerstrom von Eis schiebt sich zu Tal: die Pasterze. Sie reichte viel weiter herunter als heutigerzeit, und der blumenreiche Felsen der Margaritze war noch zugänglich. Unter dem grünen Gletscherabsturz sammelt die Möll ihre Gewässer. Das Steiglein ist kaum fußbreit. Mit Strenge saust der Wind um die Ohren; hat leicht des Menschenvolkes lachen, das die Schwere an die Scholle und ihre Gefahr fesselt. Die Firngefilde des Johannisberges schieben sich bis ans Haupt der Pasterze, Wolkenfetzen huschen von Spitze zu Spitze hier im Reich der Steinhohen. Gleich Riffen aus der Brandung ragen die grauschwarzen Kuppen des Großen und des Kleinen Burgstall aus dem blendenden Weiß. Und über die Eisfläche geht es, vorbei an Spalten, die ihre grünlichblaue Tiefe kaum ahnen lassen, die Höhen hinan. Pickel und Seil treten in ihre Rechte. Bewundern muß Komteßchen den Mut, die Ausdauer, die Sachkenntnis und Geduld ihres Geleiters. Mattigkeit wandelt sie an, aber sie bezwingt dieselbe. Sie will keine Schwäche zeigen vor dem schlichten Mann, der erst hier im Kampf gegen die Naturkräfte so recht zur Geltung kommt. Auf seine Fragen, ob ihr eine Rast Bedürfnis wäre, schüttelt sie nur trutzig den Kopf. Auf einmal kann sie aber tatsächlich nimmer weiter, ihre Beine sind wie gelähmt, die dünne, schneidende Luft gräbt und wühlt in ihrer Brust, die Augen schmerzen vom Silberflimmer ringsum. Es flirrt ihr die ganze Weite, trostsuchend starrt sie schließlich ins Blau des Firmamentes, duldet es, daß ihre Schönheit einstweilen durch eine dunkle Schneebrille entstellt wird, die Reinfried auf ihre Nase zwängt. Hinter der Gesichtshaut fängt es eigentümlich zu brennen und zu jucken an: Gletscherbrand. Auch Schwindel gesellt sich zur Beklemmung der Brust. Sie wäre hingefallen wie ein Stück Holz, wenn sie nicht der in seinen Armen aufgefangen haben würde, dem sie noch vor wenigen Augenblicken mit Aufwand aller Kräfte zugerufen: „Was willst du durchaus in mir das Weib sehen? O . . . wir Frauen tuen es in vielem euch Männern gleich oder überbieten euch obendrein. Dann bedenke: Ich bin Aristokratin! Wahrer Adel fordert Stärke und daß man sich selbst im Zügel hat!“ Er holte Kleidungsstücke aus dem Rucksack, breitete dieselben aus und hieß Alda darauf niedersetzen. Dann schlug er am Feuerstein Funken, setzte einen Spiritusbrenner in Flamme und bereitete einen warmen Schluck. Der tat wohl. Kaum in ihrem ganzen Leben hat dem Adelsfräulein ein Trank solche Lebenssäfte zugeführt, als diese wenigen Schlucklein am Eis. Gierig schlürft sie den Trunk, schöpft sonach erleichtert in tiefen Zügen den Odem der Hochalpenwelt, der das Stadtkind anfänglich geradezu

seines luftigen Wohnsitzes behaftet aber natürlicher. Zudem dürstet ihr ja auf weiter, sommerlicher, quelloser Heide!

„Reinfried!" — Er bleibt stehen. Sie hat ihm zurufen wollen: „Willst mich lieben? Aber nicht wie eine Klette mit zäher Anhabigkeit, sondern bloß für den Augenblick ... Wenn du so willst, nimm mich hin! Niemand sieht uns, kein Ohr belauscht uns. Wir gehören uns an ... hier heroben nur. Unten gehen wir auseinander, als wär' nichts geschehen." — Wie sie aber seinen Blick forschend auf sich ruhen sieht, bleibt ihr diese Rede im Halse stecken. Sie getraut sich nicht. Wär's einer der Salonhelden gewesen, warum nicht? In diesem einfachen Menschen, ihrem Spielzeug, muß sie unwillkürlich die Menschenwürde achten. Ringsum der Tempel der Natur, voran der Hochaltar des Großglockners für die Sonnenopfer. Schauer des Todes, der Ewigkeit, der Heilrätsel. Hier herauf klimmen nur jene, die vom ersten Sonnenstrahl auf die kalte Stirn geküßt, von ihrem letzten Scheidegruß gesegnet werden wollen, wenn die Niederung noch oder schon im Dunkel brütet. Höhenmenschen! ... Aldas Begehren verstummt. Nur in der Tiefe ihrer Seele gärt noch der Druck des Wunsches, ein bissel Trutz unbefriedigter Begierde.

Sie sind gar so hoch heroben und brauchen den erhabenen Standpunkt nicht erst nach Fuß oder in Metern abzuschätzen, um sich bewußt zu werden, wie es hier so viel anders sei als unten im Tal. Unten Leben an Leben geschmiegt, eine gewisse Gleichmäßigkeit obwaltend, während da heroben schroffe Verweigerung aller dauernden Siedelung warnend ihre Stimme zu denjenigen erhebt, die als Mücklein auf der Nase eines Riesen spielen wollen. Wie sehr sie auch ihre Kräfte anspannen: Pünktlein sind sie nur in dieser grandiosen Perspektive, die sich Menschen nennen und von Gottesähnlichkeit faseln.

Der Adler rastet hier auf seinem Fluge. „Adlersruh" heißt dahier die Schutzhütte. Das Menschenpaar da aber krabbelt weiter. Die menschliche Energie nimmt den Kampf auf mit den Urgewalten. Siegen oder fallen! Nicht allein am Schlachtfeld oder in der Studierstube werden Siege errungen und gibt es Helden ... Sie stehen vor der überkeesten Scharte, die vom Kleinen auf den Großen Glockner führt. Zehn Meter Länge hat sie und ist einen halben Meter breit. Zu beiden Seiten stürzt fast senkrecht die eisgepanzerte Wand in eine fürchterliche Tiefe. Das Auge schließt sich vor Schwindel. — Menschenkind, hier bebe!

Dem Dämchen ist's, als zerre sie ein begierlicher Berggeist in sein Reich, in die Tiefe. Alda strauchelt, wankt, wäre hinuntergestürzt — Kopf voran! — wenn Reinfried sie nicht mit aller Gewalt erhascht hätte. Fast würde ihn ihr Gewicht mitgerissen haben. Doch er erhascht das Gleichgewicht. Ist gerettet und Retter. Ihr Lebensretter.

was in diesen Hallen des unendlich Starren und Erhabenen nicht mehr bedeutet, als wenn ein Wassertropfen sich im Meer ersäufen will? Sie in Besitz zu nehmen!

Es rieselt eigenartig durch ihre Adern. Dieser Gedanke — wenn er zugriffe! — verlor nach kurzen Minuten alle Schrecken für sie. Das Grauen kehrt sich in Erwartung. Sie will! Was am Eise, unter der Gewalt gemeinsamer Gefahr, für Gedanken ihre Häupter strecken! Vielleicht liegen sie beide in Kürze zerschellt irgendwo unten, eine Beute der Geier, zu formlosen Klumpen geschlagen. Warum soll vorher das Leben nicht seinen Triumph feiern? Er ist schließlich nicht ihres Standes. Aber wenn sie die Salongecken mit ihren Glatzen, ihren kraftlosen Beinen, ihren gespreizten Reden und ihrem eingedrillten Gehaben an Reinfrieds Seite gestellt denkt, waren da Kronen, Titel und Privilegia, alle gemachten Vorrechte nicht ein schreiender Hohn auf die Tatsachen? Dieser da, der ihr voranschreitet, ist voll Unverfälschtheit, strotzend von Gesundheit, stämmig und ehrlich. Hier heroben zwingt die Majestät der Alpenwelt das Edelfräulein, ihr Produkt begehrenswert zu finden: diesen Adel der Natur, diesen Bauern- und Bergadel. Kann sie nicht stolz sein darauf, auf seinem Herzen wie auf einer reingestimmten Harfe zu spielen, diese Fülle von Unverbrauchtheit, Keuschheit ihrem Willen, ihrem Wink gefügig zu sehen? . . . Ja, unberührt muß dieser in seiner schlichten Art selbstbewußte Naturmensch gewiß noch sein, das sagt sein Blick; und was liegt in der Unverbrauchtheit für Seligkeit für den, dem sie zuerst sich opfert. Keine Gabe, so viel oder so wenig man derer auf Erden zu geben hat, kommt dieser gleich. Die Reinheit kehrt sich in Makel . . . aus Liebe. Das ist die phrasenhafte Formel, die unsere Weltweisheit für eine der edelsten Erfüllungen des Naturgebotes sich zurecht gelegt hat. Die Tat als solche kann verschieden gedeutet werden, je nach besonderen Umständen. Sie ist aber wahrhaftig rein, wenn die Triebfedern der Natur im Menschenherzen nicht verfälscht worden sind. Auch künstliche Gesetze, die sich der Ethik des Lebensdranges weniger anpassen als der Konvenienz der Gesellschaftsformeln, sind solche Verfälschungen, und ihr Richtschwert soll oft die Richter ebenso treffen, als wie die Gerichteten.

Ein Bild von eigenartigem Gegensatz zu den Pfaden, die sie wandelt, umflattert Alda gleich einem bunten Schmetterling. — Sie schreitet über eine sonnige Heide, die sie noch nie gesehen. Nirgends ein Labequell. Plötzlich steht sie vor einem Apfelbaum, der über und über unter der Last rotbackiger Früchte ächzt. Soll sie nun einen Apfel vom Zweig pflücken, frischweg die Zähne in sein saftiges Fleisch vergraben, oder ihn noch viele Stunden zur Küche tragen, ihn erst als Zuspeise zubereiten lassen? So schmeckt er feiner; unabgeschält, des Putzenhäusleins unausgeweidet, unzerstampft und noch mit dem sinnstärkenden Hauch

geistige Warte aufgeschlagen haben, näher oder weiter im Zeitpunkt sind. An das Höchste reicht auch nicht mehr das Gekläffe des Neides, der Lüge, der nutzlosen Gewalttätigkeit. Licht und Klarheit schaffen Wahrheit.

Die Berge predigen von Geistesfreiheit. In ihren Hort sah Reinfried seine herrliche Heimat, die heißgeliebte, mit ihren Tälerteppichen und Seespiegeln geschmiegt. Das Licht hat seinen Feuerball schon weit über Mittag geworfen. Des Jünglings Auge schweift ringsum. Wie einzig schön ruht das Ländel da unten in der Verklärung des Sommernachmittages: ein Paradies. Und er fühlt sich so stolz darauf, ein Kärntner zu sein, obwohl es nicht Menschenverdienst ist, auf welchen Platz ihn die Fügung setzt. Weil er aber seine Heimat gar so sehr liebte, erwuchs aus dieser heiligen Flamme das Recht, solch schönen Stolz zu hegen und zur Schau zu tragen.

Hier steht er mit ihr allein, der bäuerliche Bildschnitzer, mit der adeligen Alda allein, die den Zufall, daß sie Begehren nach dem Großglockner trug, in sein einschneidendstes Lebensgeschick kehrt: Was sie ohne zu wollen erreicht, unterstützt sie durch das, was sie will. — Allein mit ihr. So hoch über der landläufigen Meinung und ihren Formeln, erhoben über die Sippen und ihre Tüpfeleien am Alltag. Bis hieher reicht kein Pflanzenwuchs — kein Stammbaum. Es kommen ihm die in Erinnerung, die unten in Heiligenblut zurückblieben: Die franzmännisch näselnde Gräfin, ihr protziger Lakai, die von äußerem Flitter entzückte, biedere Mutter, der durch Mühsal gebeugte Bohlberger und die des Himmelslichtes verlustige Keuschlerin. Und die Sanna, welche in den Bergen herumirrt gleich einem verlaufenen Lamm. Sie flößt ihm Mitleid ein. Aber nur Mitleid, nichts darüber. Er kann nichts dafür — wer wollte mit dem Schicksal rechten! Wenn die Fremde nicht in seinen stillen Erdwinkel gekommen, so wäre seine Neigung höchstwahrscheinlich latent geblieben und er hätte jenes Gefühl zur Sannel für Liebe gehalten. Die beiden wären glücklich geworden ohne Liebe. Aber sie war gekommen, die Zubestimmte, und mit ihr die zuerst stille Erkenntnis, daß er nicht zur Keuschlerstochter gehöre, sondern zum Grafenkind — daß die Lose gefallen, aber in grausamer Ironie nicht in die richtigen Hände gekommen waren. Hier auf diesem Hochaltar des Lichtes wurde diese nächtige Wahrheit schreiend; sie trat vernichtend in sein Vollbewußtsein. Mit aller Treue des durch keine Künstelei entnervten und entwerteten Naturmenschen liebt er die Unerreichbare!

Eine flüchtige, unbestimmte Hoffnung nährt ihr trübes Flämmlein in ihm. Kann's nicht wie mit dem großen Glöckner gehen? Der scheinbar Unnahbare ist erstiegen worden. Kann nicht alle Düsternis noch sonnenhell werden durch etwas Unvorhergesehenes?

Während er das Seil, das ihre Mitte umschließt, überprüft, ob's möglichst sanft und zweckmäßig gebunden sei, drückt sie seine Hand und haucht: „Reinfried, bist ein guter Mensch! Schade . . ." Was schade sei, spricht sie nicht aus. Er fühlt es aber heraus, daß sie meint, es gäbe in der Gesellschaft da unten auch so gefährliche Klüfte, über die nicht einmal ein so schmales Natursteglein geleitet, wie dieses hier vorne.

Wie ein Kind bettet der Bildschnitzer hernach seinen Schützling in die starken Arme. Alda fühlt seinen beschleunigten Herzschlag durch Rock und Weste, schließt die Augen und umklammert ihn mit beiden Armen. „Ganz ruhig sein! Sonst . . ." flüstert er. Dann schreitet er langsam dahin. Ihr ist so wohl, so wonnig an seiner Brust . . . Unten brüten die Tiefen und ihre Geheimnisse — die Grauen, fast zur Schönheit erhöht — lauert der Tod, der seine Fürchterlichkeit durch die Schleier eines wilden Reizes verhüllt.

Oben! Ganz oben auf der Höhe eines Fürstenthrones. Wie zwei vermessene, mit der Stärke ihrer Schwingen spielende Vögel waren sie heraufgeflattert. Die Berlinerin, das Kind der Ebene, hat noch nie etwas annähernd Ähnliches unternommen; auch Reinfried weilt das erstemal ganz heroben, weil man das Nächstliegende herzlich gern übersieht. Auf weitum die einzigen Menschen, ganz aufeinander angewiesen. Sie sind geblendet von der Fülle des Niegeschauten, die sich bietet. Die früher als groß angestaunten Berge scheinen so klein, schier demütige Vasallen vor dem Herrscher; der Johannisberg in der Tat nur ein Vorläufer vor diesem Messias, die Pasterze einem überschneiten Feld im Vorfrühling, an dem die Spalten als Ackerfurchen hervortreten, nicht unähnlich. Nur die Sehkraft des Auges hemmt die Rundschau, es gibt kein Darüber oder auch nur ein Daneben. Die übrigen im weiten Rund erniedrigen sich fürwahr nur ihrem Gebieter gegenüber so sehr. Bloß siebenmal elf Meter beträgt die Luftlinie vom Kleinen auf den Großen Glockner. Jedoch kann's der Mutigste, wenn er zurückschaut, kaum glauben, daß die Übersetzung einer Scharte gelungen, die sich schier wie ein hingehauchter Strich verliert, der Glockner bezwungen sei, der Ruhm seiner Unnahbarkeit zuschanden gestellt. Nur zwei Farben tauchen ineinander da heroben: schneeweiß und himmelblau — die Farben der Unschuld. In all seiner Kleinheit fühlt sich der Mensch hier groß. Viel gewagt, viel gewonnen — durch die Nächte steigen Sonnen! Die Luft heroben ist vollkommen frei von Kleinlichkeitsmiasmen. Ein erhebendes Bewußtsein, eine Erkenntnis seraphischen Trostes, stellt sich ein: Alles auf Erden ist nur eine Frage des Standpunktes, zu dem wir uns emporgeschwungen haben, der Perspektive, in die wir unser Schicksal stellen. Die augengleiche Sache stellt sich so grundverschieden dar, je nachdem wir höher oder tiefer unsere

Schon warf die einfallende Nacht ihre Schatten zur Erde und die Heimeilenden waren noch immer so hoch oben am Eis. Wenn der Jüngling von Heiligenblut in diesen unteren Gebieten nicht jeden Schritt und Tritt gekannt hätte, wären sie verloren gewesen oder zumindestens in einer argen Klemme gesteckt. So ging's. Alda fand dieses nächtliche Wandeln sogar recht romantisch. Sie wurde kühn, er mahnte zur Vorsicht. Trotzdem mußte er sie losseilen; dafür ging sie an seiner Hand, hing an seinem Arm, warf sich an seine Brust — wie's der Weg erforderte. Ein anderer wäre solchen Leistungen kaum gewachsen gewesen, wohl aber der baumstarke Älpler; doch auch er keucht und sein Atem ist in dem zauberischen Lichtgewebe der Viertelmondsichel sichtbar . . . dampfende Sehnsucht. Einige Stunden dauert der Marsch. Endlich überqueren sie die Pasterze, beide schleppen die Füße kaum. Das Eigene an solchen Alpenfahrten jedoch ist's: so müde der Leib, so rege die Seele. Das traf auch bei unseren jungen Leutchen zu. Unten im Tal wartet schon die Kutsche, die sie entführen soll auf Nimmerwiederkehr — ihrer Welt zu. Das da heroben im Heiligenbluter-Winkel war dann nichts für sie als ein Sommernachtstraum, halb lieb, halb trüb. Komteßchen schätzt das Erlebte sogar als sehr lieb ein. Je weiter sie herabkommt, um so mehr fühlt sie sich jedoch wieder Aristokratin, Herrenweib. Alles dient ihr, und sie entlohnt die Leute mit Geld, mit nichts anderem. Diese Sorte von Leuten. Ist ihnen das Geld doch der Herrgott! meinte sie.

Gegen Mitternacht stoßen sie auf eine Almhütte. Ringsum lagert Hornvieh, kräftige Mölltalerzucht. Wie die Tiere so die Hälse recken und sich noch im Schlaf lecken, tönen die Kuhglocken in die Stille. Die Tür ist unverschlossen — wer stiehlt hier heroben? Die Leute sind in der gemeinsamen Not aneinander gewiesen, hilfbereit, versperren nicht einmal im Dorf ihre Türen, geschweige denn da auf der Höh'. Ein steinalter Halter muß geweckt werden. Er ist stocktaub und gibt verdrehte Antworten. Aber er schwabbelt immer weiter mit groppelnder Stimme, bis er am rohgezimmerten Tisch einschläft, ganz plump zur Erde gleitet und nach einem weiteren Viertelstündchen zu seiner Schlafstatt auf allen Vieren kriecht. Er ist abgetan. Mit Morgengrauen muß er zum Vieh, und das ist seine einzige Sorge auf der Welt.

Am offenen Herd bereitet Reinfried eine ländliche Speise, Milchgries, bestreut mit Zimt. Alda scherzt über seine Kochkunst und schaut zu. Angreifen oder sich behilflich erweisen fällt ihr nicht ein. Die Speise aber schmeckt ihr ausgezeichnet, obendrein trinkt sie einige Becher gesprudelter Stockmilch, während ihr Gefährte die Betten herrichtet: zwei Bündel Stroh. Über das für Komteßchen bestimmte Schüppel breitet er die Mäntel aus. Das Feuer am offenen Herde erlischt, kaum schimmern

Etwas Ungeahntes kam schon gleich. Alda, der scharfen Luft ungewohnt, blutete. In feinen, hellroten Fäden floß ihr Lebenssaft zutage. Erschrocken beugt sich ihr Begleiter zu ihr. Da umfängt sie ihn und drückt einen langen, verzehrenden Kuß auf seine Lippen. Eine Flamme, die aus einem Pulverfaß loht, züngelt nicht höher als diese anscheinende Verbriefung der Liebe. Es war aber nur ein Kuß; es blieb bei demselben. „Weißt, Reinfried, ich mußte dich küssen . . . 's ist so göttlich heroben. So einzig!" Das ist ihre ganze Erklärung. Ihr Busen geht dabei in hohen Wogen, ihre Blicke sprühen . . . ein Feuerwerk der Befriedigung, weil alles, alles nach ihrem Wunsch verläuft, den Mama, die Frau Gräfin, tolle Launen, wunderliche Einfälle schalt.

Das Neigen der Sonnenkugel ihrem heutigen Wanderziele zu mahnt zum Aufbruch. Nochmals fliegt der Blick die Runde ab, als wolle er die genossenen Herrlichkeiten für ein ganzes Leben lang aufspeichern. Sie weiß es, die unternehmungslustige Komtesse: diese Stelle betritt ihr Fuß nimmer. Und er weiß ebenso: sein Glück versteigt sich nimmer zu solcher Höhe, und ohne dieses Glück will er diesen Ort nimmermehr erklimmen. Ihm ahnt, seine Sonne sei dahier im Scheitelpunkt gestanden und sinke dann bei jedem Schritt, den er wieder zur Tiefe, der mit Schrullen anstatt Hochgedanken vollgepfropften, abwärts machen müsse. So wissen es beide: es ist ein Abschied für immer von der Spitze des großen Glöckners. Das wirft Schauer einer sanften Wehmut in ihre Seelen. Wie zum Geleit fürs herbe Scheiden erglühen die Firnhalden in lieblichem Rosa, das bald gesättigter und üppiger wird, bis es sich als prunkvoller Purpurmantel um die Schultern der Hochlandsrecken legt. In diese Farbenlohe schreiten die zwei Menschlein hinein, die mit sich Geschick spielen.

Mit gleicher Vorsicht und Zärtlichkeit auf Seiten des Mannes wird der Rückweg bewerkstelligt. Wieder trägt er Alda über die schlimme Scharte, wieder wird ihr so wonnig dabei. Etwas tiefer halten sie Rast. Oben haben sie nichts zu sich genommen, um nicht die Weihe der Stunde zu beeinträchtigen; dafür mundet jetzt der Eßvorrat um so besser, denn sie haben beide einen Bärenhunger. Während die Komtesse ohne Zurückhaltung gierig zugreift und die Backen übervoll anstopft, ist der Bildschnitzer durch eine gewisse Eßscham beeinflußt. Im Grund ist 's Furcht, ihr zu mißfallen, obwohl sie, wie sich's doch gerade zeigt, auch Stoff zum Stoffe häuft. Ein Schlückchen Branntwein verschmäht sie nicht, ja bittet selber, daß er ihr nochmals die flache Flasche reichen möge, die er in der Brusttasche trägt. „Wie sagt ihr da in den Bergen? Vergelt's Gott? . . . Nun, so sag' ich dir auch: Vergelt's Gott!" Dieser Dank ist Reinfried wie siedend Öl, so heiß steigt's ihm dabei auf.

ihnen zu mitternächtlicher Stunde, als draußen das schwärmerische Mondlicht dieses Almhüttchen in seine Hut genommen hatte.

Talwärts zu. Er zögernd, sie flink. Es ist ihm, als sehe er hinter einer vereinzelten Gruppe von Legföhren Sannels bleiches Gesicht hervorspähen. Es muß Täuschung gewesen sein. Wie der Bildschnitzer genauer hinsieht, merkt er nichts mehr, nur einige schwarze Vögel flattern dort herum und lassen widerwärtige Stimmen hören. Die Spitznadel der Kirche von Heiligenblut tritt hervor. Ein kleines Stündlein noch und sie sind im Dorfe. (Schluß folgt.)

Der Pfannenstiel.

Eine lustige Geschichte von **Rudolf Greinz.***)

Auf der Hörhager Alm in den Zillergründen versieht im Sommer schon seit Menschengedenken der Nocker Klaus das Amt eines Melkers.

Der Klaus ist ein alter, verschlagener und fauler Kerl. Zu seinem besonderen Sport gehört es, die „Hearrischen" anzulügen und recht „für an Narren z halten". Seine Opfer sind die Neulinge in den Bergen. Die hat er durch seine langjährige Praxis gleich heraus. Er riecht sie ordentlich von weitem.

Gewöhnlich fragen solche Fremde den Klaus nach dem Namen von einzelnen Bergspitzen in der Runde. Wie die Berge der Umgebung heißen, das ist dem alten Melker gleichgültig. Er hat sich nie darum gekümmert und weiß es daher auch nicht. Jedoch ist er auf solche Fragen niemals die Antwort schuldig geblieben. Er besitzt eine große Erfindungsgabe für die abenteuerlichsten Bergnamen.

An einem schönen Vormittag im Sommer kam ein älteres dickes Ehepaar, das sich in Mayrhofen aufhielt, nach der Hörhager Alm gekeucht.

Der Klaus hockte auf der niederen Bank vor der Almhütte und rauchte und faulenzte wie gewöhnlich. Er war keine sonderlich anziehende Erscheinung. Eine mittelgroße, behäbige und vierschrötige Gestalt. Das Gesicht über und über mit grauen Bartstoppeln bedeckt, so daß er aussah wie ein gereizter Igel. Auf dem grauen Schädel trug er ein verwildertes Hütl mit einer zerzausten Spielhahnfeder. Er war in Hemdärmeln und steckte in ganz zerlumpten Hosen.

Der dicke Herr und die dicke Dame waren nun unmittelbar vor die Sennhütte gekommen.

---

*) **Aus dem neuen, überaus lustigen Buch „Aus'm heiligen Landl" von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.)**

die Kohlen ins Dunkel, warmer Brodem füllt den Raum. Sie legen sich zur Ruhe. Nebeneinander, beide angekleidet.

„Willst etwan gleich einschlafen, Reinfried?“ redet Alda ihn an. Er vermeint ihren heißen Odem auf seiner Wange zu verspüren. — „Was sollt i sonster tun?“ Sein Herz klopft dabei zum Mund empor und verschlägt seine Worte. — „Was — was! . . . Wir sind allein!“ — „Ja!“ — Ihre Hand huscht zu ihm herüber, fährt aber gleich wieder zurück. „Wir sind jung! . . .“ — „Ja . . . ja!“ — „Sollen wir beten?“ — „I weiß nit.“ — „Schafskoppe — lieber Schafskoppe, wir sollen eben nicht beten . . . wir sollen uns gern haben.“ Ein Streifen Mondlicht verliert sich durch das kleine quervergitterte Fensterlein herein, streift ihr Angesicht. Sie ist schön, jung, leidenschaftlich . . . sie will ihn.

„Unten gehen wir unserer Wege — die Kutsche wartet meiner schon. — Die Hütte da wird nichts ausplaudern. Kannst ganz ruhig deswegen doch deine Sanne heiraten . . .“

Wenn sie das nicht gesagt hätte, wär's vielleicht anders gekommen. So rief er laut, um nur nicht dem Taumel zu unterliegen: „Andrer Weg' — die Kutschen wart' . . . I — i will nit!“

„Schafskoppe, lieber Schafskoppe: sei doch kein Schafskoppe!“ lockt der schöne Dämon. Mehr als in ihren Worten liegt in ihrer Stimme: ein herrischer Wunsch — Leidenschaft, die an kein Versagen gewohnt ist.

Dem jungen Menschen schwirrt der Kopf. Plötzlich ist's ihm, als träte Sannerl an sein Lager, irre in Weg und Sinn, leidend und unschuldig. Dieses Gebilde seiner Einbildungskraft gibt ihn sich selber ganz zurück. Sannerl hat er nicht lieb, aber sie ist jetzt sein Schutzgeist gegen die, für welche er sein Leben willig weggeworfen hätte . . . und ihrem Willen, ihrer Brünstigkeit nun einen Gegenwillen entgegenstellt. „I möcht' schlafen!“ sagt er rauher, als es sonst seine Art.

Also nicht ihr Sklave? Doch ein Mann? — So gibt's hier außer erkaufter oder eingeimpfter Unterwürfigkeit auch Selbstbewußsein?

„Hast mich denn wohl recht verstanden, Schafskoppe?“ forscht die Enttäuschte. — „Verstanden? Freili wohl!“ — „Und willst nicht? Was Fürsten nicht zurückweisen würden?“ — „Bei mein Wort bleibt's! I mag nit so — so . . .“ — „Eselsöhrel du! Schlaf' dann nur — schlaf', liebes Schaf! . . . Prahl dich mit nichts — hast mich ganz einfach falsch verstanden.“ Sie dreht sich weg, auch er auf die andere Seite. So bleiben sie, bis das Morgenrot erwacht. Kein Auge haben sie zugedrückt, ihre Lippen sind wundgebissen. — Reinfried war zuerst auf den Beinen, schürte Feuer an und reichte ihr ein Reinchen Rahm und schweres Schwarzbrot. Alda tat, als wär' gar nichts vorgefallen zwischen

„Hier über uns ist auch noch ein Gipfel! Sieh mal, Männe, was ist doch das für ein entzückender Berg! Wie der stolz auf uns herunterblickt! Wie majestätisch!“ Die Dame war ganz aufgeregt vor lauter Bewunderung.

„Da kann's doch gar nicht weit hinauf sein?“ meinte der Herr. „Wie weit geht man denn da?“

„Vier Stund!“ sagte der Klaus und spuckte vor sich hin.

„Nicht weiter?“ Du, Frau, da wollen wir mal 'nauf! Was?“ sagte der dicke Herr.

„Ach ja! Da gehn wir 'nauf!“ rief seine Gattin begeistert.

„Wie heißt er denn eigentlich?“ frug der Fremde.

„Der hoaßt der Pfannenstiel!“ sagte der Klaus langsam.

„Pfannenstiel? Sie haben aber sonderbare Namen für Ihre Berge in Tirol da!“ bemerkte der dicke Herr kritisch.

„Warum heißt der Berg eigentlich Pfannenstiel?“ erkundigte sich die Dame.

„Was woaß denn i! Vielleicht weil er an Pfannenstiel gleichsiecht!“ sagte der Klaus und stellte sich noch breitspuriger unter die Hüttentür.

„Das find' ich aber gar nicht!“ bemerkte der Herr.

„I aa nit!“ gab ihm der Klaus recht.

„Also wollen wir mal nach dem Pfannenstiel, Alte, was?“ rief der Herr weiter. „Können Sie uns da hinaufführen?“ fragte er den Klaus.

„Sell*) kann i schon!“ sagte der ruhig.

„Es ist doch nicht gefährlich?“ erkundigte sich die Dame.

„Naa! Da is gar nix dahinter!“ meinte der Klaus, klopfte sein Pfeifl aus und begab sich in die Hütte. Dann kam er wieder heraus und hatte ein dickes Seil und einen Bergstock in der Hand. „I wär grichtet!“ meinte er.

„Was bekommen Sie als Führerlohn?“ erkundigte sich der Herr vorsichtig.

„O mei! Dös is nit hoaklig!“ erwiderte der Klaus. „I verlang nix. I bin ja koa Führer nit. Was Ös halt gearn hergebts!“

„Na, wir werden Sie schon entschädigen!“ meinte der dicke Herr mit einem gewissen Wohlwollen.

Die drei machten sich auf den Weg. Der Klaus führte die Fremden über eine steile, schlüpfrige Almwiese. Der Herr und die Dame wären mehrmals beinahe ausgeglitten.

Dann kamen sie zu einer Steinmoräne. Hier galt es, von Stein zu Stein zu hüpfen. Die beiden dicken Fremden keuchten hinter dem Klaus drein, der frisch und leicht vorwärts schritt.

---

*) Das.

„Sieh mal, Männe, dort sitzt ein Mann!“ machte die dicke Dame ihren Gatten aufmerksam.

„Richtig! Das scheint ein Senner zu sein!“ erwiderte der fremde Herr und wischte sich sein erhitztes Gesicht mit dem Taschentuch. Der Klaus tat, als ob er nichts höre und sehe, und rauchte ruhig weiter.

„He! Sie da! Sind Sie ein Senner?“ rief ihn der dicke Herr an.

„Joa!“ sagte der Klaus faul und blieb ruhig hocken.

„Ist das überhaupt 'ne Alm?“ fragte die dicke Dame.

„Joa!“ antwortete der Klaus und rauchte weiter.

„Da kann man ja eine Erfrischung von Ihnen bekommen?“ meinte der Herr.

„Ha?“ frug der Klaus.

„Ein Glas Milch kann man wohl haben?“ fragte die Dame.

„Joa!“ sagte der Klaus breit und rührte sich nicht von seinem Fleck.

„Dann bringen Sie uns mal zwei Gläser! Aber flink!“ befahl der dicke Herr.

Der Klaus erhob sich gemächlich von seiner Bank, klopfte umständlich sein Pfeifl aus und ging in die Hütte. Über eine Weile kam er wieder. In jeder Hand hielt er eine kleine Schüssel Milch und reichte sie den Fremden.

„Da kann man doch nicht draus trinken!“ meinte die Dame. „Haben Sie kein Glas?“

„Naa!“ Der Klaus stellte die Schüsseln auf die Bank. Die beiden Fremden behalfen sich, so gut es ging.

„Schlafen Sie auch da drinnen?“ erkundigte sich die dicke Dame und deutete mit dem Kopf gegen die Tür. Von innen kam ein Geruch von saurer Milch und Käse.

„Joa!“ nickte der Klaus.

„Sie sind wohl ganz allein hier oben? Fürchten Sie sich da nicht?“ fragte die Dame weiter.

„Naa!“ erwiderte der Klaus.

„Sieh mal, Männe, dort drüben den entzückenden Berg! Ganz weiß ist er an der Spitze!“ rief die dicke Dame lebhaft.

„Ist das 'n Gletscher?“ fragte der Fremde.

„Joa!“

„Wie heißt der?“ erkundigte sich der Herr.

„Dös is der krumpe Schellunter!“ erklärte der Klaus mit der größten Seelenruhe.

„Ach, wie köstlich! Ein reizender Name!“ bewunderte die Dame.

„Und der Berg dort im Hintergrund, wie heißt der?“ frug der dicke Herr weiter.

„Dös is das Teuxelshörndl!“ Der Klaus rauchte phlegmatisch weiter und schaute gar nicht in die Richtung der Berge.

Der Egoist.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Balthasar Lebrecht war seines Zeichens ein „Rentier". Das ist ein Beruf, der seinen Mann nährt, wenn die notwendigen äußeren Bedingungen dazu gegeben sind, das heißt, wenn ein schön angelegtes Kapital ebenso schöne Zinsen trägt. Bildet sich ohne diese lieblichen Voraussetzungen ein Menschenkind ein, zum „Rentier" geboren zu sein, so zieht man vor ihm nicht, wie vor Herrn Balthasar Lebrecht, den Hut, sondern belegt ihn mit wenig schmeichelnden Eigennamen, wie „Lump", „Faulpelz" oder dergleichen, und wer Beamter ist, der weiß, daß nicht selten die Polizei Gelegenheit hat, mit einem eingebildeten Rentier engere Fühlung zu nehmen. Wie schon aus diesen Darlegungen hervorgeht, war Balthasar Lebrecht — im ganzen Bezirke nur der „reiche Balthasar" genannt — ein echter Rentier, denn sein Vermögen warf ihm so viel ab, daß er sorgenlos in den Tag hineinleben konnte und keine Furcht zu haben brauchte, schließlich auf seinem Speisezettel als immer wiederkehrendes Gericht eine „große Portion Hungertuch" zu finden.

Bei der Geburt des kleinen Baltl, dahin kürzte des Jungen vielbeschäftigte Mama den Namen ab, dachte freilich niemand, das Büblein würde einst in Equipagen fahren können, eine bequeme Wohnung von vier Zimmern besitzen und sich durch zwei Mädchen — eine Köchin und eine Stubenfee — bedienen lassen. Lebrecht senior nämlich, unseres Rentiers Vater, zeigte keine besondere Freude, als man ihm die Mitteilung machte: „Ich gratuliere, Herr Lebrecht, ein gesunder Bub ist es" . . . Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß diese Nachricht unerwartet kam.

Mein Gott, man muß ja als Familienvater nicht gerade ein verehrungswürdiger Prophet sein, um solches zu ahnen . . .

„Also der fünfte!" quittierte Lebrecht senior das Bulletin der weisen Dame und kraute sich hinter dem Ohr.

Der fünfte Sohn in der Reihe! Ein Nachfolger Josefs, Karls, Franzls und Gustavs. Überlegt man, daß Lebrecht-Vater glücklicher Grünwarenhändler war und seine Kunden scheinbar aus Bosheit jenen Kreisen angehörten, die ihren Bedarf nur kreuzerweise deckten und die Kreuzer mit Vorliebe schuldig blieben, dann werden gewiß die meisten einsichtigen Menschen dem kleinen Kaufmanne die subjektive Berechtigung zum mißbilligenden Krauen hinter dem Ohre nicht absprechen, obschon der glückliche Verlauf einer Geburt im allgemeinen zu den „freudigen Ereignissen" des Daseins gezählt wird.

„I habs meiner Seel selber grochen vor a etliche Tag!“ beteuerte der Klaus. „Und gstunken habens. A drei, vier Tag hats mir no alles im Magen umadum gedraht!“

„Brrr!“ machte der Herr und schüttelte sich. „Und über die Kluft müssen mir auch drüber?“

„Joa. Und i moan völlig, die Nasn kriagn ma heut voll. ’s geaht der Oberwind!“

Die Dame war ganz blaß geworden. „Männe, da geh ich nicht hinauf!“ erklärte sie fest.

„Nicht? Ja — ich glaube völlig, du hast recht. Wir kehren gescheiter um!“ meinte der dicke Herr zögernd.

„Ja, wenns nit ganz schwindelfrei seids, nachher is s gscheiter, Ös geahts gar nit aufi!“ warnte der Klaus. „I glaub amal, i derheb Enk nit, wenns ins Purzeln kommts!“

„Der Mann hat recht, Männe! Kehren wir um!“ bat die Dame.

„Ja, kehren wir um!“ sagte nun der Herr entschieden.

Der Klaus kratzte sich bedenklich an seinem grauen Schädel und sah die beiden listig an. „Sakra! Sakra! Jatz hab i mir a schiane*) Suppn einbrockt!“ sagte er dann. „Wir hätten s do riskiern sollen!“

„Den Pfannenstiel besteigen und herunterpurzeln? Nee!“ erklärte der dicke Herr energisch.

„Joa. Aber wenns nit aberpurzelt wärts, nachher hätt i a Trinkgeld kriagt!“ meinte der Klaus ernsthaft.

„Das kriegen Sie schon auch so!“ beruhigte ihn die dicke Dame gutmütig.

„Ah wohl?“ frug der Klaus mißtrauisch.

„Natürlich!“ Schon deshalb, weil Sie uns uneigennützig vor den Gefahren gewarnt haben!“ lobte ihn der Herr.

Der Abstieg zur Alm ging beträchtlich geschwinder als der Aufstieg. Der Klaus erhielt ein nobles Trinkgeld, das er schmunzelnd in seinen schmierigen Geldbeutel tat.

Die beiden „Hearrischen“ wirklich auf einen Berggipfel zu führen, war ihm von allem Anfang an nicht im Schlaf eingefallen.

Drunten im Tal erzählten die Herrschaften von den Gefahren des Pfannenstiels, denen sie glücklich entronnen waren. Da erfuhren sie es selbstverständlich, daß sie dem Nocker Klaus, dem alten Haderlumpen, auf den Leim gegangen waren.

*) Schöne.

Eltern Lebrecht in einem kranken Frühling kurz nacheinander die Augen zu jener Ruhe schlossen, die dem Schlafe so ähnlich und doch kein Schlaf ist, sperrte auch der verwaiste fünfzehnjährige Baltl seinen Grünzeughandel zu und trat als Gehilfe in ein Kolonialwarengeschäft, da er sehr wohl einsah, daß das Sprüchwort vom „goldenen Boden“, der dem „Handwerk“ verliehen sei, für seine Beschäftigung als selbständiger Kaufmann keine Geltung gefunden hatte.

Nun, die Eigenschaft Lebrechts junior, den Frauen, Müttern, Schwestern und Kindern erwerbsunfähiger Arbeiter und den hungernden Witwen und Waisen unkündbaren Kredit einzuräumen, verdient einiger erläuternder Worte. Diese unpraktische Eigenschaft, im Geschäftsleben oft weniger auf den eigenen Gewinn zu achten, als auf die Not und das Elend der Kunden, die mit leerem Magen und leerem Beutel an den Stand traten, erbte Balthasar — die einzige Erbschaft, die ihm jemals zufiel! — von seinem Vater. So kam es, daß er oft seinen ganzen Vorrat an Gemüsen binnen wenigen Stunden am Markte absetzte, aber ohne einen Nickel in der Tasche heimkehrte, weil er einem weinenden kleinen Mädchen kostenlos den Korb mit Eßwaren füllte und überdies noch ein funkelndes Silberstück als „Draufgabe“ zulegte . . .

Ist es daher zu verwundern, daß die Grünzeugfirma Lebrecht nach beinahe „dreißigjährigem Bestande am Platze“ Pleite machte und ihr letzter Inhaber — begleitet vom Lächeln der siegreichen Konkurrenz und den Tränen der betrübten Kundschaft — seinen Laden zuschloß? Balthasar vertauschte die Stellung eines selbständigen Unternehmers mit dem pflichtenreichen Amte eines Handlungsgehilfen bei „Ruppert u. Co., Import für Delikatessen und Kolonialwaren, en gros und en détail“, wie auf dem Schilde ober dem gewölbten Tore der Firma zu lesen stand.

Trotz des Fleißes des neuen Kommis, trotz seines rastlosen Eifers, in den wenigen freien Stunden, die ihm seine Tätigkeit im Laden ließ, seine Kenntnisse in Fortbildungsschulen zu vermehren und sein Wissen durch die Lektüre der Klassiker und anderer guter Schriftsteller zu vertiefen, hätte er es doch niemals zum sonnigen Berufe eines zinseneinstreichenden Rentiers gebracht, wäre ihm nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe gekommen.

Dies geschah im zehnten Jahre nach seinem Eintritte bei Ruppert und Ko., da seine Ersparnisse gerade die wenig aufregende Summe von hundert Gulden erreicht hatten, denn, obschon die eigenen Bedürfnisse Balthasars höchst bescheiden waren, verbrauchte er doch beinahe den ganzen Gehalt, da er seinen Bruder Josef unterstützte, bis diesen ein tückisches Leiden hinwegraffte, und überdies fanden Lebrechts alte Kunden noch immer den Weg zum weichen Herzen Balthasars, sobald die

Aber — hat man schon vier derartige „freudige Ereignisse“ hinter sich und die Einnahmen des Geschäftes weisen keine der zunehmenden Kinderzahl entsprechende steigende Kurve auf, dann . . .

Vater und Mutter Lebrecht hatten sich eine Tochter gewünscht; „Buben haben wir so schon genug und Buben kosten viel mehr Geld und so . . .“, sagte der Vater; „ein Mädchen könnte mir in der Wirtschaft helfen“, sagte die Mutter.

Dem Himmel gefiel es eben anders; er sandte keine Tochter.

Dies sei nur zum Beweise angeführt, daß niemand imstande war, dem jungen Balthasar ein Ende als wohlbestallter Rentier zu diagnostizieren. Nun — es kommt, wenn auch nicht immer, so doch sehr oft anders. Josef Lebrecht wurde Schlosser, Karl fühlte den Beruf in sich, den Stand der Tischler zu vergrößern, Franz entdeckte in seiner Brust das unstillbare Sehnen zum Fleischerhandwerk und Gustav wählte das glorreiche Amt eines Feuerwehrmannes. Der Baltl dagegen half dem „Herrn Vattern“ am Gemüsestand. Er, den anfangs die P. T. Eltern nicht bloß als fünftes „Kind“, sondern sogar als fünftes „Rad“ empfanden, blieb ihnen schließlich als einziger; die vier Söhne zogen in die Welt und ließen selten etwas von sich hören, seltener noch sich von Angesicht zu Angesicht sehen. Ja, Karl starb ganz plötzlich an einer Krankheit, welche die Ärzte zwar sehr interessant fanden und aus Dankbarkeit mit einem lateinischen Namen belegten, der mit „my“ anfing und nach endlosen Zwischengliedern auf „us“ endete, aber ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich annehme, daß dem armen Karl ein uninteressantes Leben lieber gewesen wäre, als ein interessanter Tod. — Und Franz Lebrecht verscholl in der Fremde.

So hatten die Gemüseeheleute nur mehr drei Buben.

Ihr Altern, ihre Angst, im Leben vielleicht einmal ganz allein zu stehen, bewog sie dazu, den Jüngsten im Geschäfte zu behalten. Denn Vater Lebrecht liebte seine Kinder — trotz des bewußten Kopfkrauens anläßlich der bewußten Bereicherung seiner Familie — und jedesmal freute er sich, hörte er, daß es ihnen gut erginge, grämte er sich, trafen Nachrichten ein, welche die Bibel „Hiobsposten“ zu taufen für gut fand.

Balthasar Lebrecht also wirkte in dem kleinen unansehnlichen Geschäfte seiner Eltern. Man darf leider, ohne allzusehr von der Wahrheit abzuirren, nicht behaupten, daß seine junge Kraft das Unternehmen, Grünzeug von den Gärtnern zu erwerben und an die Kunden weiterzuveräußern, finanziell hob! War es nun die von Tag zu Tag wachsende Konkurrenz, welche auf die Preise drückte, und die mit großen Kapitalien arbeitete, war es das allzugroße Entgegenkommen Balthasars gegen arme Parteien, denen er langmütig kreditierte — gleichviel, als die

Man sieht: ein „geborener Kaufmann“ der früher gezeichneten Art war Balthasar nicht — aber ein Entdecker!

Nun ist es heraußen.

Wer die Schiffsschraube erfindet, die den Weltverkehr in neue Bahnen lenkt, riskiert, im Alter Hungers zu sterben; wer Amerika entdeckt, muß sich inacht nehmen, sein Leben nicht auf der Galeere ruhmlos zu beschließen, und wer einst in grauer Vorzeit die ungeheure Bedeutung der „Rolle“ als Maschine durchschaute, von dem fürchte ich, obschon die sonst ziemlich schwatzhafte Weltgeschichte darüber stillschweigend hinweggeht, daß seine lieben Vettern und Basen ihn steinigten. Tatsache ist und bleibt, daß die weltbewegenden Erfinder und Entdecker auf verfaultem Stroh zu enden belieben, während der „Inaugurator“ einer neuen Schuhcrême (die das Leder systematisch verdirbt), einen Rennstall und zwei hundertzwanzigpferdige Automobile sein eigen nennen darf, und ein Brauherr von Magentropfen (die in kürzester Zeit den Darm zerfressen), Besitzer von zwölf Palästen, zweiundzwanzig Zinshäusern und drei Landgütern wird.

Kein Historiker wird jemals Balthasar Lebrecht unter die unglücklichen grandiosen „Wohltäter der Menschen“ einreihen und kein Schilderer der Kulturzustände darf ihm eine schädliche Schuhcrême und ungesunde Magentropfen in die Schuhe schieben, denn das, was er schuf, ist gerade so nützlich, daß man dem Täter kein Kreuz errichtete und kein Denkmal setzte — man verlieh ihm aber in allen Kulturstaaten Patente, mit denen er Hunderttausende verdiente.

Doch nun wieder zurück zur eigentlichen Geschichte: Der Inhaber der Firma Ruppert & Co., Herr Wendelin Prohaska, ernannte seinen Kommis Lebrecht eines schönen Feiertages zum Leiter der Abteilung, die ihr ganzes Interesse dem Vertrieb frischen Gemüses weihte, als gäbe es überhaupt zwischen Himmel und Erde nichts, außer Äpfel, Birnen, Zwetschken, Marillen, Pfirsiche, Orangen, Rot- und Blaukraut, Spinat, Spargel und Salat.

Man verzeihe mir, wenn ich einige Objekte der Gattung „Gemüse“ zuzählte, die nach Meister Linné nicht hierher gehören, und einige Sorten vergaß, die im Gaumen verständnisvoller Vegetarier reinstes Entzücken auslösen, ungefähr wie eine Aufführung der „Götterdämmerung“ wehvolle Wonne im Ohr des Wagnerianers wachruft! Ich bin nämlich weder Botaniker, noch sonst in der Grünzeugbranche nennenswert bewandert.

Gleichviel, ein aufmerksamer Leser — und nur auf solche reflektiert überhaupt ein Schriftsteller — wird verstehen, was ich meinte.

Tief, wie der Tag, erfreute Herrn Balthasar seine Würde als Abteilungschef, aber tiefer noch, als man zu denken vermag, trübten bisher fast unbekannte Sorgen die Heiterkeit seiner blauen Augen und

Not des Daseins sie zu vernichten drohte — und sie gingen nie ungetröstet und unbeschenkt von ihm.

Wie gesagt: da ereignete sich ein glücklicher Zufall.

Zu den schwerstzulösenden Fragen nämlich, die ein Geschäftshaus, das mit schnell und leicht verderbenden Gegenständen handelt, seinem Besitzer stellt, gehört unzweifelt das Problem: wie teile ich es ein, alle nur möglichen Dinge, welche die werten Kundschaften begehren können, immer auf Lager zu halten, ohne durch das Verfaulen, Verstauben, Veralten des Vorrates einen allzu großen Schaden zu erleiden?

Manchem Kaufmanne schon kostete das Nachdenken über diese dem „Laien" fast unbekannten Sorgen viele, viele Nächte, in denen gewöhnliche Menschen ruhig schlafen, und wo er erwägend, rechnend, kalkulierend wach im Bette liegt. Da gibt es so verschiedenes in Rechnung zu stellen, verschiedenes in Abzug zu bringen und zuzuschlagen. Und hat man theoretisch alles schön und klar geplant — dann tritt eine Mißernte ein oder ein Streik oder ein Modewechsel und wirft das kunstvoll aufgebaute Kartenhaus des „Soll" und „Habens", des „Bestellens" und „Verkaufens" um, einfach um.

Sieht man genau zu, so ist vielleicht nicht der beste logische Rechner auch der glücklichste Handelsmann, sondern jener schöpft den Rahm der großen Geschäfte ab, der seinen „Instinkt" hat, was und wie und wo und wann und wie viel und um welchen Preis etwas angeschafft werden soll.

Was ist ein „Instinkt"?

Etwas Angeborenes, Unlernbares, Unvererbliches. Man hat ihn oder hat ihn nicht. Und die Konsequenz daraus?

Ein guter Kanfmann muß geboren sein, genau ebenso wie ein großer Künstler, ein genialer Gelehrter und ein berühmter Kriegsmann dazu geboren sein muß, unsterbliche Werke der Literatur, Malerei und Musik, philosophische Bücher und ruhmvolle Feldzüge zu machen. Erlernbar ist überall nur das Mittelmäßige; das Gewaltige auf allen Gebieten kann nur der schaffen, den die Natur die Gaben dafür mit in die Wiege legte.

Ich hoffe, man wird meinen Darlegungen Glauben schenken.

Balthasar Lebrecht war kein Mensch, der den Instinkt zum guten Geschäft besaß; schon in seinem eigenen Grünzeugladen bestellte er mit einer gewissen widerspruchslosen Konsequenz einen Sack Zitronen, wenn seine wenigen zahlungskräftigen Käufer Maroni verlangten, und legte sich gerade dann einen großen Vorrat von Bozener Äpfeln an, wenn die nächste Ernte so reich gespendet hatte, daß die Preise lächerlich tief fielen und die Volksvertreter im Parlament vorschlugen, eine neue ganz kleine Münze zu prägen, um den Ankauf auch eines einzelnen Apfels zu ermöglichen — denn vier Stück bekam man um einen Heller!

Im Traume kam ihm die Erleuchtung nach mehreren Gläsern schweren Weines (anscheinend den Antialkoholisten zum Spott und Trotz!), und als er erwachte, warf er das im Schlafe zu ihm vom Himmel Herniedergestiegene aufs Papier... In den nächsten Wochen experimentierte Balthasar am lebenden Objekte und erzielte vorzügliche Erfolge. Obst und Grünzeug blieben unversehrt und frisch, wenn man sie den eigenartigen kalten Dämpfen von . . . nein, ich darf die Art dieser merkwürdigen Dämpfe nicht verraten; es könnte mir die Klage wegen Verletzung eines gesetzlich geschützten Patentgeheimnisses drohen. Und da ich Jurist zu sein die Ehre habe, fürchte ich jede Berührung mit dem Gerichte, mag sie nun in diesem oder jenem Sinne oder sogar sinnlos geschehen.

Sobald die Versuche zu einem einwandfreien Resultat gediehen waren, machte Balthasar Lebrecht seinen Brotgeber damit bekannt und erstattete einen genauen Bericht, der anfangs einigen wohlwollenden Zweifeln begegnete, bald aber, den Tatsachen gegenüber, einer hellenistischen Begeisterung Platz machte.

„Mensch! Mensch!“ rief Wendelin Prohaska einmal und nocheinmal und noch oft aus, bis er das Gleichgewicht der Sinne wieder fand: „Das ist ja großartig! Direkt großartig! Und Sie stehen da und schauen mich an, wie . . . na, lassen wir das. Jedenfalls hier.“ Dabei griff der entzückte Wendelin in die Brusttasche und tradierte seinem Angestellten eine Banknote mit schwindelhaft hohen Zahlen darauf; „natürlich äußern Sie niemandem — wohlverstanden: niemandem gegenüber ein Sterbenswörtlein von Ihrem Dampfpräparat. Wir werden es sofort patentieren lassen.“

Balthasar Lebrecht wußte nicht genau, wo ihm der Kopf stand, und fürchtete, verrückt zu sein, doch kurierte ihn ein Nervenarzt, den er vorsichtshalber konsultierte, sehr schnell von seiner fixen Idee.

Über die nun folgenden zehn Jahre im Leben des glücklichen Entdeckers kann der Erzähler schnell hinübereilen.

Wendelin Prohaska, nicht nur ein cholerischer, sondern auch ein ehrenhafter Mann, meldete das Patent für „frische Fruchtkonservierung“ überall an und errichtete zugleich eine Fabrik zur Herstellung des Stoffes, der im heißen Wasser aufgelöst, so Wunderbares leistete. Der Stoff wurde „Konservatolineum“ getauft und ist heute in allen besseren Drogerien verhältnismäßig wohlfeil zu kaufen. Balthasar Lebrecht stieg zum Kompagnon Prohaskas empor und las mit stiller Genugtuung die Firmainschrift: Ruppert & Co., wobei er immer eingedenk blieb, daß der eigentliche „Co“ er selbst war.

Die materiellen Erfolge der „epochalen Erfindung“ — die rührende Bezeichnung entstammt einem Fachblatte, das eine umfangreiche Besprechung

bleichten das üppige Gold seines aufstrebenden Haarwuchses; Dutzende von Säcken und Hunderte von Kilogrammen feinsten und weniger feinen Obstes sah er wöchentlich aus dem Magazin in den nahen Fluß werfen, da sie verdorben waren. Aus der vergangenen Epoche seines eigenen kleinen Standes am Markte waren ihm ja ähnliche Erscheinungen der Vergänglichkeit irdischen organischen Wesens nicht fremd geblieben — man schenkte die wenigen faul gewordenen Dinger des geringen Vorrates einfach einem lüstern dreinschauenden Gassenjungen oder warf das Verdorbene auf die Straße — aber hier, im Geschäfte en gros, handelte es sich um Hunderte, in schlechten Zeiten sogar um Tausende von Gulden, die stündlich, täglich, monatlich entwertet wurden, wenn eine ganze Sendung Kartoffel erfror oder eine Wagenladung Spargel zermatschte, weil kein mitleidiger Käufer den geforderten hohen Preis zu zahlen sich für verpflichtet hielt und die Leckerbissen (für manchen sind auch Erdäpfel solche) zugrunde gingen. Ein sanfter Vorschlag Lebrechts, man möge jene Waren, die ungenützt zu verderben drohten, an Arme, Krankenhäuser oder irgendwelche humanitäre Anstalten kostenlos oder gegen ein kleines Entgelt abgeben, stieß bei Wendelin Prohaska (derzeit Inhaber der Firma Ruppert & Co., wie bereits zur freundlichen Kenntnis gebracht wurde) auf ebenso sanftes wie entschieden abwehrendes Lächeln.

„Junger Mann“, sagte der Chef, „damit würden wir uns selbst unlautere Konkurrenz machen, die von unabsehbaren Folgen begleitet sein könnte.“

Damit war der gutgemeinte Plan begraben.

Aber Balthasar Lebrechts durch keine besonderen Kenntnisse voreingenommenes Hirn, das die Schwierigkeiten des Problems nicht erfaßte, arbeitete nun Tag und Nacht an der großen Idee: ist es möglich, Obst und Grünzeug durch irgendein Verfahren vor dem schnellen Verderben zu retten, ohne daß der Geschmack darunter leidet? Und ist dies möglich, ohne die „Gestehungskosten“ ins Unendliche zu vergrößern?

Man sieht, die Frage ist übersichtlich und sachlich von Herrn Balthasar gestellt worden, wozu ihn seine Studien befähigten, auf die er sich mit Feuereifer warf. Was ihm seine gewohnte Mildtätigkeit gegen die Armen, Mühseligen und Belasteten von dem nicht unansehnlichen Einkommen eines Abteilungsvorstandes überließ, trug er zu Buchhändlern, die ihm dafür dickleibige Werke knicksend überreichten. In diese nicht immer leicht verständlichen Abhandlungen vergrub sich Lebrecht. Er eignete sich chemisches Wissen an, hygienisches und mechanisches — alles wollte er ergründen, von dem er sich eine Lösung seines geliebten Problemes versprach.

Es nützte dem Strebsamen nichts, er entdeckte den Stein der Weisen — wenigstens soweit er sich auf die Konservierung frischer Früchte bezog — nicht.

Die Angebetete seines Herzens nämlich, Fräulein Klothilde Marimian, Sopranistin am Stadttheater, erklärte auf einen schriftlichen Heiratsantrag des Werbers, der die Liebste bisher nur auf der Bühne bewundert hatte, wo ihn die „junonischen Reize des Weibes“ (so zu lesen in seinem Briefe) bestrickten, ebenso schriftlich: Sie (Fräulein Klothilde Marimian) sei sprachlos vor Staunen, daß ein Herr mit zweifellos perversen Neigungen zu großkarierten Hosen es wage, seine Wünsche zu einer gottbegnadeten Künstlerin zu erheben!

Damit war die Affäre äußerlich erledigt, doch in Balthasar Lebrechts naivem Gemüte haftete ein Stachel. Zwar begrub er den Schmerz im männlichen Busen, meldete aber zugleich seinen Austritt aus der Konservatolineumfabrik an und beschloß, Rentier zu werden.

Und hier beginnt nun jener Teil der Geschichte, der ihren Titel „Der Egoist“ rechtfertigt.

Der neugebackene Rentier gelangte in den vierundzwanzig freien Stunden seines Tages zu einer fürchterlichen Erkenntnis, die zwar nicht neu ist, aber für den, der sie auf eigene Kosten tut, einen deprimierenden Beigeschmack gewinnt: Lebrecht sah, daß die Welt schlecht, grundschlecht, durch und durch korrumpiert war.

Zum Entsetzen schlecht und korrumpiert.

Vor allem die Weiber.

Und zuerst Fräulein Klothilde Marimian, die eigentlich Ursula Grasschopf hieß und dann einem Rauchfangkehrer ins Ehejoch folgte.

Aber auch die Männer sind nicht besser.

Um kein Haar.

Gestern erst hatte ein Dienstmann Herrn Baltl um zehn Heller geprellt, als er den Dritten zum Tarock ins Stammcafé holen sollte.

Und dann überhaupt!

Durch die mühsam niedergekämpfte Empörung über die beleidigte Absage der Sopranistin gewann ein ungeahnter Pessimismus über den Rentier die Oberhand, der ihn alle Schwächen fehlerhafter Menschen plötzlich als entsetzliche Verbrechen elender Sünder zu deklarieren befahl.

Balthasar Lebrecht verfiel den Netzen der Philosophie, las Schopenhauer (und verstand ihn nicht), studierte Nietzsche (und mißverstand ihn sehr wohl).

Als Fazit zeitraubenden, schweißtreibenden Nachdenkens und anstrengenden, ermüdenden Buchstabierens kristallisierte sich aus den bösen Erfahrungen am eigenen Leibe und aus den Konsequenzen der Lektüre bei ihm der energische Entschluß heraus: Egoist zu werden, der Welt, den Menschen gleiches mit gleichem zu vergelten.

Der neugebackene, ich möchte bildlich sagen, der kuhwarme Egoist Rentier Lebrecht gedachte dem Stammtische seine Sinnesänderung mit-

des Präparates brachte — ließen nicht auf sich warten; die Konservatolineumfabrik fühlte sich beinahe außerstande, den Aufträgen aus aller Herren Ländern nachzukommen und ihre Eigentümer widmeten sich nun voll und ganz und ausschließlich dem neuen Unternehmen, während das ehemalige „Importhaus für Delikatessen und Kolonialwaren" samt der unsterblichen Firma „Ruppert u. Ko." an Herrn Sem. Seidenstrumpf überging, der ein Drittel des Kaufpreises bar bezahlte und den Rest „in guten Wechseln" sicherstellte.

Zehn weitere Jahre verbrachte Lebrecht als zweiter Chef der Fabrik und sein Konto bei der Bank traf ernstlich Anstalten, den Rang der sechsstelligen Zahl mit dem einer siebenstelligen zu vertauschen.

Kronen natürlich, denn moderne Männer, wie Wendelin und Balthasar, hielten es mit den Fortschritten der Zeit und akzeptierten das Währungssystem, das dem „Fl. Ö. W." ein Ende bereitete und die „Krone" aufs Panier erhob.

Nach wie vor — die ewige Wiederholung immer derselben Tatsache ermüdet schon — schenkte Lebrecht den Armen mehr als bloß liebevolle Anteilnahme und platonische Aufmerksamkeit; ja, hartherzige Spießer erdreisteten sich sogar zur Behauptung, ganze Stadtviertel von Vagabunden lebten nur aus seiner mildtätigen Tasche. Es mag immerhin zugegeben werden, daß neben Kranken, Siechen, Witwen und Waisen auch dieser oder jener Tagdieb an des Fabrikanten wohlverdientem Einkommen mitzehrte, was schließlich auch von besseren Menschenkennern als der Konservatolineumerzeuger einer war, oft nicht vermieden werden kann, bevor nicht ein noch bedeutenderer Erfinder wie Röntgen, Edison und Lebrecht der Welt Augen verleiht, die in den Herzen lesen können.

Hoffentlich wird ein solcher „Erfinder" nie geboren: ihn würde man mit Fug und Recht steinigen . . .

Auch gegen die sonstigen Allüren des Herrn Fabrikanten läßt sich nichts einwenden: er hegte eine unbezähmbare Vorliebe für großkarierte Beinkleider, rote Schlipse (ohne Sozialdemokrat zu sein, nur aus „Farbenfreudigkeit"), Schnupftabak, bunte Baumwolltaschentücher und breitrandige Filzhüte. Im übrigen bedachte er den einzigen seiner überlebenden Brüder, den Herrn Gustav, mit einem kleinen Landgute, das die Gattin Gustavs mit Nachdruck bevölkerte.

Ein Umstand darf nicht verschwiegen werden, der dem reichen Balthasar fast zum Verderben ausschlug: Balthasar Lebrecht verliebte sich!

Über vierzig Jahre seines Lebens hatte er die Bekanntschaft des gewissenlosen Heiratsvermittlers Amor vermieden . . .

Übrigens schloß auch die einzige Liebe des grauhaarigen Junggesellen nicht traurig mit der Hochzeit ab.

War eine Platte abgespielt, kaufte man einfach eine neue.

Der Klothilde hätte er nie eine neue Stimme nachliefern lassen können, wären einmal die Stimmbänder abgebraucht, alt und brüchig.

Dagegen nützte auch das sonst so vorzügliche Konservatolineum nichts; ja, wenn die Sopranistin ein Kohlkopf oder eine Ananas oder eine Zwiebel, dann ... aber so ...

So war sie vierzig Jahre alt, malte sich als Dreißigjährige und führte sich wie ein ungezogenes Kind auf, das Prügel verdient.

Und noch eine Frage: stand zu erwarten, daß die Maximian mit der alten Köchin Cilli Frieden hielte, die das Sauerkraut und die Speckknödel absolut einwandfrei zubereitet?

Gewiß nicht.

So eine Bretteldiva ...

Alle diese Erwägungen glätteten die Kummerfalten auf des Rentiers Stirn. Er begann der „Alte“ zu werden.

Nicht ganz.

An seinem in Schmerzen geborenen Prinzip, ein Egoist zu sein, durfte nicht mehr gerüttelt werden.

Nie! Nie! Nie!

Sollte er auch Methusalems Alter dreimal nacheinander erreichen.

Dazu schrie der Papagei im überheizten Zimmer: „Gauner!“ „Fallot!“ Und das Grammophon gröhlte und jammerte, gleich einem wehleidigen Straßenköter, dem ein eiliger Passant auf den Schweif getreten war.

Das Fazit der moralischen Forderungen des „krassen Egoismus“ formulierte Balthasar Lebrecht in der Ruhe seines wiedereroberten Friedens folgendermaßen: „Ich kümmere mich um nichts und tue, was mir angenehm, lasse, was mir unangenehm ist.“

Gewiß eine harte Maxim ins Leben umgesetzt; der Mensch, der als armer Grünzeughändler, als bescheidener Kommis und als Fabriksbesitzer seine Kreuzer, seine Kronen, seine Dukaten den Einsamen und Verlassenen spendete, wurde ein hartgesottener Selbstling, verschloß fremdem Leid Herz, Ohr und Portemonnaie und zog sich verbittert und bösartig in sich zurück.

Soweit aus seiner Formulierung des akzeptierten Egoismus geschlossen werden darf.

F r ü h e r — früher freilich sorgte er für die Familie des durch schlagende Wetter verunglückten Bergmannes, zahlte der Witwe freiwillig eine Rente, ließ die Tochter doppelte Buchhaltung lernen und den Sohn studieren.

F r ü h e r spendete er jedem humanitären Verein die größten Beiträge, bedachte die Weihnachtsfeste der Krippenanstalten, half im städtischen

zuteilen. Nur, weil der Selchermeister Kaspar Aachner „Egoismus“ für ein modernes Heilmittel der medizinischen Wissenschaft hielt, da er das Wort mit dem Begriffe „Ergotin“ verwechselte, stand Balthasar von seinem Vorhaben, einen Vortrag über eine gesunde Lebensphilosophie zu halten, ab — es hätte doch nur zu weiteren Mißverständnissen geführt — und behielt seine Weisheit für sich.

Ja, ganz gewiß.

Er wollte ein Egoist werden.

Unumstößlich.

Ein krasser, blitzblauer Egoist sogar.

Denn erstens (wie schon erwähnt) sei die Welt schlecht und korrupt, zweitens lebe der Mensch nur einmal, drittens sollten die armen Leute arbeiten, viertens, wenn sie das nicht angenehm fänden, sollten sie verhungern, fünftens, was ginge es ihn überhaupt an, sechstens sei sich jeder selbst der Nächste und die Starken und Klugen behielten mit Recht ihr Geld in der Hand und kümmerten sich einen pomadisierten Teufel um die anderen, die im Kampfe ums Dasein unterliegen, und siebtens pfeife er darauf . . .

Dies war ungefähr die Epistel des wutschnaubenden Egoisten Balthasar an seinen Bruder Gustav, dem er zugleich ein Staatspapier als Taufgeschenk für den jüngstgeborenen Lebrecht übersandte.

Der mißglückte Versuch, am Stammtische Propaganda für „seine Ideen“ zu machen, hatte Herrn Balthasar in jenen besonderen Zorn hineingehetzt, der dann aus den Zeilen zu Bruder Gustav nach Rache schrie. Mit Verachtung blickte der Rentier auf den Bäcker Wenzel Břorzil, der sich als Mitglied von zehn Wohltätigkeitsvereinen gerierte und demnach zum erlösenden Egoismus im fürchterlichsten Gegensatze stand.

Daß Herr Břorzil dabei in aller Stille seine säumigen Zahler, mochten sie auch noch so elend und unglücklich sein, rücksichtslos verfolgte, das — ja, das wußte Lebrecht nicht.

Wie er auch manches andere nicht wußte.

Übrigens besänftigten sich in den nächstfolgenden Wochen die Wogen seines schmerzvollen Grolles und mit dem kühleren Denken über die Theaterdame kehrte auch die gestörte Balance seiner Seele zurück. Mildernd wirkte dabei der Ankauf eines grünen Papageis, dessen dünne Stimme unaufhörlich „Gauner“, „Lausbub“ und „Schwindler“ kreischte, ferner ergötzte die Anschaffung eines nie müden Grammophons, das so oft man wollte, herzerquickende Melodien aus dem „Freischütz“ sang — viel tausendmal schöner, als es Fräulein Klothilde Marimian (alias Ursula Grasschopf, verehelichte Fingerhut) jemals vermocht hatte.

Das Grammophon war immer bei Stimme.

Und immer bei Laune, so sein Besitzer wollte.

Balthasar Lebrecht gab nichts.

Eine herrliche Einleitung zum Egoismus.

Aber mittags mundete ihm das Sauerkraut nicht ... die Speckknödel schmeckten nicht ... immer dachte er an das hungernde Kind ...

Abends ärgerte er sich beim Kartenspiel, der Wein behagte nicht, nicht die Zigarre ... ihn verfolgte das hungernde Kind ...

Im Bett lag er wach und konnte nicht schlafen und konnte nicht ...

Er sah im Geiste nichts als das hungernde, barfüßige, weinende Kind ... so lieb hatte es gebeten, und er ... er schlug die Tür brummend zu.

Gab nichts.

Von der Stiege her klang das gequälte Schluchzen ...

Balthasar Lebrecht hörte es noch ... und vergrub den struppigen Kopf in die Polster ... vergebens.

Das Kind schluchzte.

Und der Rentier heulte, daß die Tränen über die fetten Wangen flossen.

Es ist so schwer, so namenlos schwer, ein krasser Egoist zu werden und nur an sich zu denken, nur das Angenehme zu tun ...

Halt, da entdeckte Balthasar den Fehler seines Handelns, und fast leicht wurde es ihm zumute.

Er schlief sogar noch ein paar Stunden.

Am nächsten Tag von früh bis abends suchte Lebrecht das Mädchen, dem er die Tür gewiesen.

Bis er es fand.

Heute sorgt der egoistische Rentier auch für diese Familie.

Denn er tut nur, was ihm angenehm und läßt das Unangenehme.

Dabei bleibt's.

Und dieser hartherzige, widerwärtige Mensch, der nur seinem eigenen inneren Wohlsein lebt, trägt seit zehn Jahren denselben alten Winterrock, der voll Flecken, abgeschabt und verschossen — ein wahrer Jammer — weil immer jemand da ist, dem er das dafür gesparte Geld schenken muß, um sich ja nicht wehzutun, was einem Egoisten seine Weltanschauung streng verbietet.

Dieser fleckige, abgeschabte, farblose Winterrock ist die Strafe für des Rentiers Egoismus.

Merkwürdig, daß Balthasar Lebrecht dabei glücklich und zufrieden ist.

Spital nach, wenn Not an Geld war, gehörte zum Klub zur Sorge für entlassene Sträflinge.

Früher ging kein Hilfesuchender von seiner Schwelle.

Früher war er der Erste, der opferwillig bei schrecklichen Unglücksfällen in die Bresche sprang.

Früher — freilich früher ... wer kann alle Taten Lebrechts aufzählen, die er im geheimen ohne Anspruch auf Dank vollbrachte?

Aber jetzt!

Jetzt tut der Rentier nur, was ihm angenehm ist, und läßt, was ihm unangenehm.

Aus ihm wurde ein krasser Egoist.

Und wie ist er da?

Die Bergmannswitwe erhält ihre Unterstützung weiter, die Tochter hat die Buchführung zu Ende gelernt und Balthasar brachte sie in der Fabrik seines ehemaligen Kompagnons unter, der Sohn studiert auf Kosten Lebrechts Medizin, obschon dies das längste und teuerste Studium, aber der Junge hatte so unbändige Lust dazu.

Die humanitären Vereine, Weihnachtsfeste und Krippenanstalten, die Spitäler, die entlassenen Sträflinge und hundert andere kommen noch immer zum reichen Rentier und jeder enthält seinen Teil.

Und der Spender ist ein krasser Egoist.

Merkwürdig, aber es ist doch so; und dabei strebt er nicht nach Anerkennung, Orden oder Auszeichnungen.

„Dank“ lehnt er selbstverständlich ab, denn was ein „krasser Egoist“ genannt zu werden verdient, braucht, will „derartiges“ nicht.

Anfangs war Balthasar Lebrecht auf falschem Wege gewesen; es gehört nämlich einige Übung dazu, im Egoismus Meister zu werden.

Alles verlangt Übung.

Und Lehrgeld muß gezahlt werden.

Lebrecht hatte — darüber ging seitdem ein Jahrzent hin — einen Tag bestimmt, von dem an seine selbstherrliche Philosophie ihren Anfang nehmen sollte. Dreimal schob er das Datum hinaus — um nicht dem Studenten „gar so plötzlich“ seine Remuneration entziehen, einem Herzleidenden seine Medikamente verweigern und das Weihnachtsfest der Wöchnerinnen benachteiligen zu müssen.

Endlich ging es nicht anders, die Schwäche mußte aufhören.

Der Morgen des Egoismus brach an.

Ein kleines, barfüßiges Mädchen bettelte, die Mutter sei gestorben, der Vater im Krankenhaus, die Geschwister hungerten.

II. Beim Lothringer.

Das Stübchen war ein kahler Raum,
Das Bier, das hatte frischen Schaum,
Dran klebt man gern gebannt.
Das Gasthaus war nach seinem Schilde,
Des Kaiserahnherrn Bilde,
Zum Lothringer genannt.

Am Kohlmarkt stand's, der Hofburg nah',
Und als ich es im Schutte sah,
Geschah mir leid darum.
Es mußt' nun einem Neubau weichen,
Denn unter grimmen Streichen
Fällt manch ein Altertum.

Wie zecht sich's fest, wie froh geeint,
So lange keine Hausfrau greint!
Und rückt's auf Mitternacht,
Ei, schnell noch einen letzten Tropfen!
Versteht Ihr nicht das Klopfen?
He, Kellner, auferwacht!

Man hört's nicht gern, es schafft Verdruß,
Der Kellner sagt: „Für heut' ist Schluß,
Es wird schon abgedreht."
Warum nicht gar? Ich lehr' euch stapfen,
Ein Fäßchen anzuzapfen,
Auch spät ist nie zu spät!

So einer, und der Kellner drauf:
„Wir machen ja so zeitlich auf,
Um fünf Uhr früh, um vier."
Die Zecher: Brr, die Morgenstunde,
Sagt man, hat Gold im Munde,
Wer dürstet da nach — Bier?

„Wer's von den Herren wohl errät?
Es ist des Kaisers Majestät;
Er hat um fünf schon Licht,
Da sitzt er schaffend schon beim Tische,
Da mundet ihm das frische
Krügel . . . wer gönnt's ihm nicht?"

Mit eins verstummt die Zecherschar;
Der Kellner reicht die Röcke dar,
Drauß' weht es scharf daher.
Nachdenklich zieht nach Hauf' ein jeder,
Und einer von der Feder,
Der merkte sich die Mär.

III. Bei der Fußwaschung.

Es war im blanken Säulensaal,
Im Saale der Redouten,
Der uns in jedem Jahr einmal
Ein Tempel darf gemuten.
Das ist am grünen Donnerstag,
Da zwölf der ärmsten Greise
Gescheh'n an ihren Füßen mag
Nach unsers Heilands Weise —
Die Hoffnung wächst und schwindet.

Die Greise schauen auf ihr Knie,
Nicht aufzuseh'n sich trauen,
Wo rings im Saal die Galerie
Voll edler Herrn und Frauen.
Und dreimal pocht's: mit seinem Stab
Erscheint die Majestät,
Und vom Balkon ein holder Knab'
Verwundert niederspäht —
Die Hoffnung wächst und schwindet.

Das Menschlein ragt noch gar nicht hoch,
Sein Heer sind gold'ne Böcklein,
Es steht auf kurzen Beinchen noch
In seinem roten Röcklein.
Ablegt der Kaiser Hut und Wehr,
Er schürzet sich mit Linnen,
Um an den Ärmsten schlecht und hehr
Die Waschung zu beginnen. —
Die Hoffnung wächst und schwindet.

„Aber Papa, was machst du denn?"
Das kommt vom muntern Jungen
So rein, so glockenhell, als wenn
Ein Amselschlag erklungen.
„Der Kronprinz", flüstert's durch den Saal,
Und ernste Mienen glänzen,
Als läg' auf ihnen allzumal
Ein Schein von künft'gen Lenzen —
Die Hoffnung wächst und schwindet.

Der Kaiser richtet sich empor
Und droht dem kleinen Schreier,
Er nimmt die heil'ge Handlung vor,
Lächelnd durch ihren Schleier.
Ein glücklich Kaiserlächeln war's
Und stolz auf seinen Einen,
Doch wer gedenkt noch jenes Jahrs,
Der möchte weinen, weinen. —
Die Hoffnung wächst und schwindet.

Sieben Kaiserlegenden.

Von **Hans Grasberger.***)

Vorerinnerung.

Diese bescheidene Jubiläumsgabe hat einen Teil ihres Schicksals bereits hinter sich. Sie wollte sich erst diesem und dann jenem größeren Ganzen einordnen, ist aber von beiden Seiten abgelehnt worden. Sie stellte sich keineswegs ungeladen ein, hat aber gleichwohl weder hier noch dort angesprochen.

Der huldigende Hochflug fand die schlichten Legenden wohl zu tief gegriffen, und dem literarischen Unternehmen, das, vom Festkalender Umgang nehmend, sich auf sich selbst stellte, mögen sie zu „schwarz-gelb“ vorgekommen sein.

Aber einmal da, wollen diese armen Gedenkblätter doch auch ihre Rechtfertigung versuchen. Darf der einfachste Staatsbürger nicht auch menschlich fühlen, mit seinem edlen, ritterlichen Herrscher? Und wenn er von dessen Wesen und Walten einzelne Momente erlauscht, um sie in ihrer historischen und topographischen Bedeutsamkeit festzuhalten und darzustellen, so betätigt er damit doch wohl seine Treue und Anhänglichkeit?

Von diesem Gesichtspunkte aus mögen die Legenden beurteilt werden, und vielleicht gewahrt man in ihnen auch Ansätze jener Mythenbildung, die alles weltgeschichtlich Hervorragende zu umranken liebt.

I. In Heiligenblut.

Die Bauern im Mölltal,
Von weit und von nah,
In Heiligenblut
Sind sie scharenweis da.
Der Kaiser soll kommen,
Der Herr, noch so jung!
Des muß man sich anschau'n,
Ist seltsam genung.

„Wie meinst, daß er anrückt?“
„Mit Zepter und Kron',
Im goldenen Wagen,
So denk' ich mir schon.“
„Soldaten die Menge
Mit Federn am Hut!“
„Da wären zur Leibwach'
Wohl — söllere gut.“

Der Lehrer, der ist's, der
Herüber jetzt schreit:
„Was gafft ihr noch immer,
Als wie nicht gescheit?
Nichts deuten, nicht grüßen,
Und stellt euch voran!
Abaus ist der Kaiser,
Schon droben im Tann.“

Nicht möglich! der Kaiser
Wär' auf und davon?
Sein Wagen, wo ist er?
Wo Zepter und Kron'?
Wie schaut er denn aus, sag',
Und wie er sich — macht . . .
„Halt wie ein Soldat“, sagt
Der Lehrer und lacht.

---

*) Das ist die letzte Arbeit Hans Grasbergers. Er verfaßte sie vor zehn Jahren auf Einladung des Komitees zum 50. Jubiläum unseres Kaisers, sie ist aber damals aus irgendeinem Grunde ungedruckt geblieben. Die Red.

VI. Pst!

Auch der einfach schwarze Anzug
Kleidet gut des Kaisers
Adlige Gestalt.
In München war's;
In allen Sälen war und Zellen voll
Der Glaspalast von edler Kunst,
Von Markt- und Modewaren auch.
Erwartet zum Besuche wird
Des großen Nachbarreiches Herrscher —
Wohl nach der Elfuhrmesse,
Die man bei schäumend-vollem Kruge
So ernst in München nimmt,
Daß jede Hand im Glasgebäude feiert.
Der Tag ist schön, die Sonne scheint;
An seitlichem Portal im vollen Wichs
Hat seine Aufstellung genommen
Das Komitee.
Die schmucke Equipage naht
Und lenkt, wie ganz natürlich,
Dem Haupteingange zu;
Ein „Pst!" gebietet Halt und Wendung.
Dem armen Gaste bleibt der Hausbrauch heilig;
Der Kaiser lächelt; will er doch die Leute
Um den gewohnten Morgentrunk nicht bringen,
Still tritt er durch eine Seitenpforte ein.

VII. Einschiffung in Jaffa.

14. November 1869.

Die Dampfer halten draußen,
Weit draußen auf der See,
Denn herwärts treibt ein Brausen,
Die Brandung ist wie Schnee;
Sie halten nicht, sie tanzen,
Das wird zum Totentanz,
Wenn sie sich nicht verschanzen
Vor Jaffas grimmen Klippenkranz.

Der ist des alten Drachen
Geläger bis zur Stund',
Ein aufgesperrter Rachen,
Ein nimmersatter Schlund.
Wird zwischen schwarzen Riffen
Die Durchfahrt auch erreicht:
Wie schwer, hindurchzuschiffen,
Doch dran zu scheitern, o wie leicht!

Man bangt schon, wie's dem kleinen,
Dem kühnen Boot ergeht,
Wenn von Orangenhainen
Der Duft stadtüber weht;
Doch rollt mit ungeheuern
Wogen der West heran.
Wer wagt hinauszusteuern?
Wer langt bei jenen Schiffen an?

Die Dampfer, ob sie schwanken,
Verzögen doch wie gern!
Sie machen sich Gedanken
Um ihren hohen Herrn:
O daß der Unverzagte
Die Fahrt zum „Greif" heraus
Für heute doch vertagte;
Denn Wind und Wetter sind zu graus.

Und drüben steht die Menge
Den schmalen Kai entlang;
Sie schaut der Durchfahrt Enge,
Sie schaut der Fluten Drang.
„O laßt euch's widerraten",
Der Konsul Frankreichs fleht,
„Verkürzt nicht eure Taten,
Schont Euers Lebens Majestät".

Der Kaiser spricht entgegen,
Er spricht so fest als schlicht:
„Novembersturm und Regen,
Das überrascht mich nicht.
Es gilt, mein Wort zu halten,
Port Said erwartet mich,
Auch hält des Himmels Walten
Zu Wasser wie zu Lande mich."

Er hat das Boot bestiegen,
Mit ihm der Räte drei.
Ein mehr als sanftes Wiegen
Stellt schon die Rhede bei.
Das Pförtlein muß sich hellen,
Die Brandung ist besiegt,
Auf rückgestauten Wellen,
Hei, wie hinaus die Barke fliegt!

IV. Der Huldigungsfestzug.

Kein Tag hat holder je gelacht,
Und schöner war noch nie die Stadt,
Als da der Festzug, Pracht auf Pracht,
Einher vor's Zelt des Kaisers trat;
Er dehnt sich lang und länger,
Nun rücken vor die Sänger
Und stimmen an das hehre Lied,
Das mit sich alle Herzen zieht.

Es schwingt sich auf wie Lerchengruß,
Es braust dahin dem Donner gleich
Das starke Lied, dem weichen muß,
Der Widerpart im weiten Reich;
Es ist das Lied der Lieder.
Das strömend auf und nieder
Den Höh'n ein Segenspfand entrafft
Für unsers Kaiser Wohl und Kraft.

Der Kaiser und die Kaiserin,
Sie haben lauschend sich erhoben,
Ein Kind noch die Erzherzogin
Bleibt sitzen, was wohl kaum zu loben.
Der Kaiser faßt die Kleine,
Er stellt sie auf die Beine,
Und flugs ihr durch das Köpfchen geht,
Daß „Gott erhalte“ — ein Gebet!

V. In Venedig.

Ach, wie schwierig war Venedig,
Als der Kaiser wollte kommen,
Um dem König Ehrenmanne
Den Besuch von dreiundsiebzig
Fürstlich, freundlich zu erwidern!
Ungerecht sind noch so viele
Martiri, so schrieb, so sagt man.
And're meinen, weidlich haben
Konspiriert wir und gemeuchelt;
Laßt's genug sein! Solches Hadern
Täglich, und die Wage schwankte!
Überdies noch schnöden Handel
Wittert das Lagunenvolk: der
Kaiser hole sich Venedig
Wieder und der König duld' es.

Sbirri längs der ganzen Linie;
Nur die kleine Österreicher
Kolonie wird zugelassen
Zur stazione Scharfen Auges
Hält der Kaiser weithin Umschau,
Niedersteigend vom Waggone.
Rasch begrüßen sich die Herscher;
Suiten treten in Erscheinung;
„Gott erhalte“ tönt die Halle.
Wirt und Gast entführt die Barke.
Draußen lag die schönste Sonne,
Draußen schwamm ein Blumengarten
Dicht geschloss'ner heller Gondeln
Mit der Majestäten Barke
Niederwärts den Canal grande.

Schwierig aber blieb Venedig.
Auf dem Platze von San Marko
Steht die Menge tausendköpfig,
Applaudiert dem Lied Italiens,
Schweigt zu Tod das „Gott erhalte“,
Das im Wechsel von denselben
Musicis wird angestimmt. — Sieh',
Purpurn, goldgestickt ein Laken
Hängt von jener Loggia nieder.
Zeichen, daß die Majestäten
Sich dem Volke zeigen wollen.
Kaiser, König treten vor, zur
Rechten erst'rer seines Wirtes
Und dahinter zeigt sich eng und
Rotgewandet Graf Andrassy.
Jäh erbraust es von Evivas,
Doch sie gelten nur dem König,
Gelten nicht zugleich dem Kaiser. —
Höchstens flüstert's da wie dorten,
Daß ein schöner Mann der Rote.
Wieder spielt Musik, und wieder
Folgt ein eisig Schweigen unserm
„Gott erhalte“! Welch ein Bangen!
Da mit einem halben Schritte
Näher an die Brüstung tretend,
Wirft der König einen Flammen —,
Einen Herrscherblick hernieder,
Und mit leiser Handbewegung
Auf den Gast zur Seite deutend,
Scheint er ernst und grimm zu fragen:
„Kennt ihr keine gentilezza?“

Nie war Re galantuomo
Mehr ein König als zur Stunde;
Denn sein Wink ist Macht und Zauber.
Der ein grollend Volk bewältigt.
„Heil dem Kaiser!“ ruft Venedig,
Jubel weckt das „Gott erhalte.“

derartig mit Musik erfüllen, daß es einem beim Anschauen wie Orgelbrausen durch die Seele ginge:

Fragst du, wer der ist?
Er heißet Jesus Christ,
Der Herre Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott, —
Das Feld muß er behalten!

Der Dichter, ein glühender Christ und von ganzer Seele ein Deutscher, dabei ein durchaus moderner Mensch, hätte es als seinen Beruf anzusehen, uns Christus zu zeichnen, wie er gegen alle Verirrungen der Zeit sich siegesmächtig durchsetzt —

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen!

— und wie er unter noch so fremd erscheinenden Formen seine großen Ideen in der Welt immer reicher und reiner verwirklicht. Da müßte es einem unter dem Eindrucke dieser Erscheinung in allem, was man heute verschwinden oder werden sieht, was man in seinem Untergange beklagt oder in seinem Auftauchen noch zweifelnd betrachtet, wie eine tröstende und froh und gewiß machende Offenbarung aufgehen:

Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.

Die Gestalt, die der Dichter hervorzubringen hätte, würde, wie einst vor der Jünger Seelen der Meister zwischen Moses und Elias stand, so unsere Großen zu verklären haben, daß wir sie — Denker und Dichter und Führer — ganz von seiner Wahrheit aus zu beurteilen, von ihm aus in ihrer eigentlichen Sendung zu begreifen begännen und in dem Besten, was sich in ihnen verkörpert, doch immer nur wieder ihn und ihn allein sähen. Dieser Christus, vielleicht gar nicht biblisch gehalten, wie gesagt, ein zweiter Zarathustra mit Donnerworten und mit Augen voll Mystik, ein Gebieter der Tiefe, müßte in Wettern Gottes durch unsere Zeit fahren, daß alles Unwahre, Kleine und Jämmerliche, das uns gebunden hält, vor seinem Gerichte zerstöbe. Er müßte dabei aus seiner Feuerseele alles Getrennte, Zerrissene und Gebeugte, alles, was an seinem Glauben irre geworden ist und in seinem Suchen ratlos schweift, mit jener Heimatsliebe umfangen, die das verarmte Herz zu neuen Gefühlen, den vergrübelten Sinn zu neuer, froher Zuversicht erstehen ließe, daß auch Hände, die lange sich nicht gefaltet haben, sich wieder in Demut zusammenlegten, und aus der Masse der ihm Entfremdeten in unserem Volke es wieder im Lutherbekenntnis zu des Dichters hohem Bilde aufjubelte: Ich will dein eigen sein und in

Doch weh, des Sturms Gestuder,
Das schlägt den Kahn zurück:
Nun haltet aus, ihr Ruder,
Nun wache, Habsburgs Glück!
Dem Seemann lähmt's die Glieder,
Der Molo jammert laut ...
Man atmet auf erst wieder,
Als man den „Greif“ erklommen schaut.

Nachsinnt der Kaiser lange
Zum Himmel blickt er auf —
Es ist uns auch nicht bange
Für seinen weitern Lauf;
Bevor er wird noch landen,
Legt sich die blinde Wut,
Bei Gott wird nicht zu Schanden
Ein starker, ritterlicher Mut!

Wie man zu einem deutschen Christus kommen will.

Pastor Julius Burggraf in Bremen sehnt sich mit vielen anderen nach einem deutschen Christus. Ein neuer Christus, nachdem uns der alte so gründlich verdorben worden ist. Diese Sehnsucht ist begreiflich, aber die Art, wie Burggraf meint, daß wir zu einem solchen Christus kommen können und sollen, leuchtet nicht leicht ein. In seinem Aufsatze „Der deutsche Christus“ (Bremer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche. Aprilheft. 1908. Gießen) sagt Burggraf das Folgende:

Sollte uns einmal ein Geisterprodukt beschert werden, vor dem jeder von dem Gefühle überwältigt würde, daß hier das Wort vom deutschen Christus Fleisch geworden sei, so wäre dazu ein gewaltiger Dichtergenius erforderlich. Es müßte ein Dichter sein, der, ausgerüstet mit der Kraft des großen Realisten wie mit dem Schwunge des hinreißenden Idealisten, in der religiösen Ideenwelt seine schöpferische Gabe hätte.

Und es bedürfte einer sehr hochgestimmten Kunstform der Poesie. Denn nicht die evangelische Geschichte wäre vorzuführen; nicht gälte es, das Charakterbild des großen Sohnes von Nazareth uns vor die Augen zu bringen. Der Künstler müßte in der Art der Nietzscheschen Zarathustradichtung eine Gestalt schaffen, die, wie aus der Felsenwelt der Bibel erstiegen, doch in der Lebensgewalt des Zeitgeistes dahinschritte, die aber, nicht an die Zeit gebunden, sondern durch viele Zeiten wandelnd, etwa von der Wartburg aus ein großes Bild der deutschen Geistesgeschichte der Jahrhunderte um sich webte: seit den Tagen, wo die Kreuzesboten in unseren Wäldern erschienen, bis in die Breite und Weite des Gegenwartslebens, dabei auslaufend in lichte Zukunftsfernen, eine Fülle jugendfrischen, der heiligen Tiefe der Volksseele entquellenden Ahnens, Glaubens und Strebens. Und den Mächtigen, der so dies alles um sich weckte und belebte, deutete und regierte, müßte der Dichter durchleuchten mit jenem Ewigkeitsglanze der göttlichen Liebe, der von Jesu Persönlichkeit her durch die Christenwelt dringt (2. Cor. 4. 6). Auch müßte er ihn und das Gemälde des flutenden Lebens um ihn

Gemeinde, daß sie diesen lebendig weiterwirkenden Christus in sich fühlte und in der Kirche sich erleben wollte, so wüßte ich nicht, wie wir unsere schönsten Kirchenlieder singen könnten, denn die handeln fast alle nur von dem verklärten Christus, von dem Herrn, der unter uns lebender Geist ist. Zweitens aber berührt sich unser Christusglaube mit dem orthodoxen darin, daß uns dieser weiterwirkende Christus nicht etwa nur eine von seiner Person zu trennende Kraft, ein bloßes Prinzip ist, sondern daß wir in unserem deutschen Christus eine tiefinnere Verbindung von Prinzip und Person erstreben und zu haben glauben. Das nur als Andeutung.

Beides ist aber etwas so unbedingt Berechtigtes, zur Gesundheit und Lebendigkeit des christlichen Glaubens so unbedingt Notwendiges, daß die ganze weitere Entwicklung des kirchlichen Liberalismus und die Entscheidung der Frage, ob er sich gegen die Orthodoxie zu behaupten und die Führung in der Kirche zu übernehmen imstande sein werde, wesentlich davon abhängt, ob er diese beiden Wahrheiten des orthodoxen Christusglaubens in sich zur Geltung zu bringen vermag. Aber beides, was der Orthodoxie eigen ist, ist doch nur einfach christliche Erfahrungstatsache, gar nicht ein Ausfluß des orthodoxen Wesens. Es ist vollständig von diesem zu trennen! Das der orthodoxen Christusanschauung Wesentliche ist die dogmatisch gewordene supranaturale und juridische Spekulation über Christus, also das Übernatürliche seiner Gottessohnschaft, die Gottmenschheit seiner Natur, seine himmlische Präexistenz, seine wunderbare Geburt, die Wunder seines Erdenwallens, sein stellvertretender Sühnetod, das Geheimnis seines Schuldopfers, wie dann auch seine leibliche Auferstehung und Himmelfahrt. Und alles das lehnen wir unsererseits auf das bestimmteste von unserem Glauben an den deutschen Christus ab! Ja, wir sind der Meinung, daß dieses Dogmatische, wie es aus einer dem deutschen Denken ganz fremden Welt stammt, geradezu ein störendes, die Empfindung für die Herrlichkeit des deutschen Christus mindestens erschwerendes Beiwerk ist.

Freilich unseren Luther, in dessen Christusglauben diese ererbten fremden Vorstellungen alle miteinbegriffen waren — dem Theologen in ihm ein sehr wichtig erscheinender Bestandteil seines Glaubens — haben sie nicht gehindert, sein Christentum ins Deutsche umzuleben. Läßt er uns sein „Jesus Christ, der Herre Zebaoth, und ist kein anderer Gott“ singen, so nimmt kein Mensch daran Anstoß, denn ganz deutlich hören wir, was unter dieser orthodoxen Aussage in seinem frommen Germanenherzen glaubt und singt: die Freude an dem, der in Kraft und Vollmacht Gottes der Herzog unseres seelischen Lebens ist, und von dem sprühender Lebensgeist, welttrotzende Furchtlosigkeit und heiligende Majestät auf sein Volk ausgehen.

deinem Reiche unter dir leben und dir dienen in Gerechtigkeit, der du bist auferstanden vom Tode, lebst und regierest in Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr! — —

Das ist der deutsche Christus, wie wir ihn aus des Dichters Hand erwarten. Weit entfernt, eine künstlerische Belebung der wissenschaftlichen Leben Jesu-Forschung, eine dichterisch-theologische Studientat zu sein, wäre das eine aus dem religiösen Leben der Volksseele hervorgebrochene dichterische Geburt, eine Zeitgeburt aus dem deutschen Lutherglauben. Und sie wäre empfangen unter dem Lutherliede, jenem Sturmgesang, in dem der Herr einst zu seinem Leben unter uns Deutschen auferstand und in dem wir ihn immer wieder, so oft wir das Lied in unseren Gottesdiensten anstimmen, als unseren Germanenchristus zu spüren bekommen, ihn im Marke seiner volkserlösenden Liebesenergie.

Aus dieser Dichtung vom deutschen Christus würde uns nicht die Vorzeit ansprechen mit ihrer immerhin kühl lassenden Forderung, ein großes, edles Menschenbild, das sie in ihrem Schoße birgt, in seinen Wahrheiten und Motiven wieder anzuschauen. Vielmehr würde es uns hier anwehen im warmen Odem einer gegenwärtigen Lebensmacht, als Geist und Kraft aus einem Heiligen, das in beständigem Werden und Geben einen immer neuen Reichtum, wie für den einzelnen, so für das ganze Volksleben, aus sich entfaltet.

Nur allein eine derartige Schöpfung wäre eine wirkliche, genügende Beantwortung der Frage nach dem deutschen Christus. Denn ob auch in dieser Frage die deutsche Welt nach einem vorbildlichen Halt für das persönliche Seelenleben sucht, so sucht sie doch nach einem solchen, in dem sie sich selbst zu erfassen vermag in dem Vollgehalte der Gotteskräfte, die erlösend und vollendend ihr Leben durchwalten. Nicht aber greift sie darin nach dem Anfänger ihres christlichen Lebens in seiner zeitgeschichtlichen Erscheinung aus.

Berührt sich nun diese Auffassung vom deutschen Christus nicht mit dem Christglauben der Orthodoxie? In zwei Punkten allerdings! Einmal darin, daß sie, im stärksten Proteste gegen jedweden Jesuskult, d. h. gegen das Hängenbleiben der Gedanken an der biblischen Vergangenheitsgestalt — in welchem Falle Jesus nur als Vorbild gelten könnte — des Glaubens Gedanken auf den Auferstandenen lenkt, d. h. auf den Jesus Christus, wie er als Geistesgröße weiterlebt, mit uns mitlebt. Mit der Orthodoxie legen wir das Hauptgewicht unserer Predigt nicht auf Jesu Erdenbild, sondern auf das verklärte Leben des Herrn, das in unseren Nöten, Kämpfen und Aufgaben sich hilfreich erweist und reich und herrlich unter uns Taten wirkt. Und täten wir das nicht, wäre das nicht der Sinn auch unserer freisinnigen

für das Ländlicheinfache, für die Natur. Hoch über Türme und Dächer grüßt von draußen her der Wald, tönt die Stimme Rousseaus; nur in der Stadt erweckt sie ein Echo. Es ergreift wie die versunkene Glocke, weckt schlummernde Sehnsucht nach etwas, das wir verloren haben, nach einem Schluck reiner Luft, nach dem würzigen Erdhauch, nach dem Frieden bukolischer Verhältnisse. Es ist die Stimme des Urmenschen, der plötzlich lebendig wird, und nach den ursprünglichen Zuständen verlangt, aus denen wir hergekommen sind. Das Gewimmel, das an Sonn- und Feiertagen „aus der Straßen quetschender Enge" ins Freie drängt, die Freude an der Blumenpflege, ja der einzige Blütenzweig, den man als Symbol gern ins Zimmer stellt, offenbaren einen tiefgründigen Zusammenhang. Das Naturgefühl strebt hier nach Ausdruck. Es zwingt uns, den Wanderstecken in die Hand zu nehmen. Man kann es ruhig behaupten: es wird heute mehr zu Fuß gewandert, als in Zeiten, da es weder Eisenbahn noch Fahrrad gab. Die Verkehrsmittel, welche die moderne Technik geschaffen hat, können dieses Urgefühl nicht ganz befriedigen. Denn die Reiseempfindung, welche das Fahrrad, die Eisenbahn, das Automobil auslösen, ist zunächst ein Rekordgefühl, hervorgegangen aus dem Bedürfnis, Raum und Zeit zu überwinden. Sie sind Erzeugnisse unserer Kultur. Zum Schein will die Wanderlust aus dieser wieder herausführen, denn sie allein befriedigt die durch die Einbildungskraft genährte, unbezwingliche Sehnsucht des Städters nach der Natur. Für ihn ist die Natur zunächst etwas, was außerhalb der Stadt liegt. Das Ursprüngliche, das Ungezähmte, das verlorene Paradies. Darum ist seine Naturbetrachtung in der Regel sentimental gefärbt, schwärmerisch, elegisch. Der Bauer spöttelt darüber, denn er kennt dieses zärtliche Verhältnis zur Natur nicht; er betrachtet sie naiven Sinnes, mit ihr verwachsen, an sie gewöhnt, und darum zu keiner Reflexion geneigt. L'habitude tue l'imagination, sagt Rousseau. In der Regel kennt er nicht einmal den Gipfel des Berges, an dessen Fuß sein Haus steht, es sei denn, er ist Jäger oder Wilderer. Was sollte er sonst oben machen? Stadtleute begreifen ihn nicht und er die Stadtleute nicht. Eigentlich aber ist sein Naturgefühl, oder besser gesagt, sein Naturinstinkt, viel tiefer, echter, elementarer. Es wird ihm erst bewußt, wenn er fern der Heimat ist, in der Fremde, in der Stadt. „In Straßburg auf der Schanz', da ging mein Trauern an", so erzählt das Volkslied von dem Älpler, der desertierte, als er das Alphorn hörte. In Wahrheit konnte er es unmöglich bis nach Straßburg hören; was er hörte, war die Stimme seines Blutes, jene elementare Natursehnsucht, die auch den Städter packt und wieder zur Scholle führt, wenngleich nur zu flüchtigem Besuch. Daß die Natur auch in der Stadt zu finden ist, daran denkt der Stadtmensch nicht; sie ist ihm stets ein Gegensatz: der schmale Streif

Der deutsche Christus ist ein durchaus österliches Wesen, zu dem wir uns bekennen mit dem, so viel verkirchlichten Schillergeist atmenden Feiergruß des begeisterten Schillerschülers Novalis:

Ich sag' es jedem, daß er lebt
Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bei uns ist.
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus seiner Hand —
Er lebt und wird nun bei uns sein,
Wenn alles uns verläßt!

Aber ist solch ein unter uns waltender Lebensfürst nicht schließlich doch etwas Übernatürliches? Ist denn solcher Christusglaube möglich ohne einen Sprung in die Metaphysik, ohne eine Verleugnung der liberalen, d. h. vernunftklaren, das mystisch Geheimnisvolle ablehnenden und Christus und sein Wirken menschlich begreifenden Religionsgrundsätze?

Soweit Burggraf.

Es ist nun zwar denkbar, daß ein Mann, ein Dichter aufsteht, der den Menschen ein neues Heilandslied singt. Aber in unseren Tagen wird er kaum aufstehen; ein solcher, denke ich, müßte aus einer Zeit schwerster Not und Trostlosigkeit hervorgehen, während die Gegenwart voll irdischer Pläne und Zerstreuungen ist. Und dann würde den zugestandenermaßen erdichteten Christus kein Mensch glauben wollen. Ein lebendiger, menschwerdender, Seligkeit bauender Christus kann überhaupt nicht gedichtet werden, der muß gelebt werden. Den Heiland, wenns schon ein neuer sein soll, müßte uns einer vorleben, so rein und göttlich groß, als Jesus Christus es in seiner Art getan hat. Und das wird schwer halten.

Wenn wir einen Christus haben wollen, so müssen wir uns mit dem alten Christus begnügen. So, wie ihn die Kirche hergerichtet hat, ist er freilich für den modernen Menschen schwer zu brauchen, aber wie er im Evangeliumbuche steht, paßt er auch für unsere Zeit, gerade für unsere Zeit, weil er ihr das bringen will, was ihr fehlt: die selbstlose Liebe und das innere Seligkeitsleben.

Naturempfinden und Touristik.

Von **Josef Aug. Lux.**

Der moderne Naturkultus, wie er sich im Touristenwesen ausspricht, ist ein Erzeugnis der Großstädte. Les extrêmes se touchent; die künstliche Steigerung des städtischen Lebens, die den Typus des Stadtmenschen verschärft, nährt zugleich den Sinn für das Primitive,

suchen und sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht. Es ist bezeichnend, wann für sie die Natur beginnt. Hinter Hütteldorf oder Atzgersdorf für Leute, die einen Halbtagsausflug machen; für sie ist die Natur eigentlich kaum mehr als der Umschweif ins Wirtshaus. Hinter Payerbach für die wohlausgerüsteten Hochtouristen, die eine Besteigung der Rax oder des Schneeberges vorhaben. Das Naturempfinden ist in den meisten Fällen von Begleiterscheinungen und Nebeninteressen verdunkelt, die als Rückschlagsgefühle von woandersher mit der Naturbetrachtung nichts zu tun haben. Das Bewußtsein, einen freien Tag oder eine Reihe solcher vor sich zu haben, das ungewohnte Vergnügen, Wadenstrümpfe zu tragen, in einem Heuschober zu schlafen, sich recht laut und ungeniert benehmen zu dürfen, diese und ähnliche Empfindungen machen bei den meisten das Naturgefühl aus. Die Natur ist der Vorwand, bei dem einen für die Gesundheitspflege, als Entfettungskur, bei dem anderen für den Klettersport, meistenteils also für eine angewandte Turnerei. So kann man die Touristik bezeichnen, mit der sich kein tieferes psychologisches Interesse verbindet. Wie es mit dem Natursein dabei eigentlich steht, kann man der Unterhaltung von Touristen in den Alpenhotels leicht ablauschen. Wie schlecht sie gegessen und getrunken, wie sie gefroren und geschwitzt haben, von den Strapazen und Gefahren, die sie bestanden, kurz von tausenderlei Touristenleid ist reichlich die Rede, von gesehener und empfundener Schönheit kaum ein Wort. Und die Ästheten unter ihnen sind jene, für die der übertriebene Witz nicht ganz der Berechtigung entbehrt: „Haben Sie viel gesehen auf Ihrer Schweizerreise?" — „Nein, ich habe nur Ansichtskarten geschrieben." Diese und noch manche andere Gründe mögen es erklären, warum unsere hochentwickelte Touristik zu Erweckung der wahren Naturfreude und für die Erziehung zum Sehen bisher so wenig beigetragen hat. Wenn man den Lyrikern glauben soll, dann stand es mit der Naturfreude vor fünfzig und hundert Jahren besser, als es noch keine Eisenbahnen, keine Alpenvereine gab. Es war ja das Zeitalter Schwinds und der Romantik: Uhland, Eichendorff, Schubert gaben dem Naturempfinden der Zeit liedmäßigen Ausdruck. Heute staunt man über die Schlichtheit der Sprache. Und die Leute konnten davon ergriffen sein! Halb wehmütig, halb affektiert, überlegen lächelt der spätgeborene Enkel über die Naivität der Großväter. Dichter und Maler sprechen heute zu erstorbenen Sinnen. Vielleicht ist die Erziehung daran schuld, die einseitige wissenschaftliche Kultur. Denn es ist das Merkmal fast aller Gebildeten, daß sie die Natur analytisch betrachten, durch die Brille der Wissenschaft. Sie haben das Schauen verlernt, jene Fähigkeit, die Goethe in dem Worte bezeichnet: „Mein Denken ist ein Anschauen, mein Anschauen ein Denken." Für die Erscheinungen der Natur haben sie das verloren, was Gottfried

Himmel weckt die Sehnsucht nach weiten Horizonten, das harte Pflaster nach scholligen Gefilden und weichem Moosboden, die dürftigen Gartenanlagen nach Wiesen und Hochwald. Aber diese Sehnsucht ist etwas sehr Kostbares. Sie ist der gesunde Instinkt, der vor Entkräftung und Aufreibung bewahrt, vor den Folgen der Überkultur im Leben wie in der Kunst, indem er zur Natur zurückführt, aus der wir neue Kräfte schöpfen wie aus einem ewigen Jungbrunnen, neue Jugend, Gesundheit und Glück.

Das ist die psychologische Grundlage, aus der sich unser heutiges Touristenwesen entwickelt hat und aus der es seine hohe kulturelle Bedeutung schöpft. Seine Entwicklung bewegt sich durchaus im Gegensatz zum Ideal eines Rousseau, der in dem Zustand der paradiesischen Unwissenheit des Naturmenschen das vollkommenste Erdenglück ersieht. Eine solche Rückkehr zur Natur, unter Verzicht auf die schwer erkämpften kulturellen Besitztümer, ist weder möglich, noch auch wünschenswert. Unvergleichlich höher als das unbewußte Glück des unwissenden vegetierenden Naturmenschen steht das schmerzens- und entsagensreiche Glück des erkennenden und bewußten Kulturmenschen. Denn erst im Bewußtsein beginnt das Genießen; in dem bewußten Genießen besteht der eigentliche seelische Nährwert unseres modernen Naturkultes und der Kulturwert der heutigen Touristik. Aber dieser Wert kommt nicht immer ganz zu seinem Recht, gerade in dem organisierten Touristenwesen tritt der seelische Nährwert in den Hintergrund vor dem immer mehr betonten sportlichen Interesse. Es soll damit nicht geleugnet werden, daß auch der Sport in moralischer und ästhetischer Hinsicht bedeutsam ist; gerade aber das einseitige sportliche Interesse ist die Ursache, daß die meisten Touristen den Weg verfehlen. Den Weg in die Natur nämlich. Dann ergeht es dem Touristen in der Natur ähnlich, wie es dem Dilettanten in der Kunst ergeht. Sie sehen nicht. Der eine ist naturblind, der andere kunstblind, oder sie sind beides zugleich. Den vergröberten Sinnen fällt zunächst nur das Gegenständliche auf, das landschaftliche Motiv, das Pittoreske, wo es die Natur scheinbar auf einen Knalleffekt abgesehen hat. Die Suche nach dem schönen Motiv ist namentlich das Kennzeichen des hilflosen Dilettanten, dem Kunst und Natur Staffage sind. Einem begegnete ich, der hochbepackt mit Farben und Leinwand wochenlang in den Bergen herumlief und kein Motiv finden konnte . . .! Das ist kein Einzelfall, sondern ein Typus. Auch der Tourist, wie er nicht sein soll, erblickt die Natur zuerst in der Szenerie; die große stille Schönheit, die sie überall und zu jeder Stunde entfaltet, in der Stadt so gut wie auf dem Lande, in der Ebene und im Gebirge wird nur von wenigen Augen erschaut und gewürdigt. Jährlich wächst der Strom von Menschen, der sich Sommers aus den Städten übers Land, über die Alpen, bis in die unwirtlichsten Gegenden ergießt; sie geben alle vor, die Natur zu

Natur ist etwas Allgegenwärtiges, wir sind in ihr und sie in uns. Werden wird nicht ein Teil von dem, was uns umgibt? Ist der Sonnenuntergang nicht ein täglich neues Erlebnis? Sind uns nicht hohe Berge ein Gefühl? Wer das niemals an sich erfahren, dem ist die Natur wirklich nicht mehr als ein Schauspiel, eine Staffage, ein Motiv, und er selbst ist nicht mehr als ein Dilettant, ein Turner, ein Kletterer, ein Kilometerfresser.

Allerdings ist das Naturempfinden bis zu einem gewissen Grade bei allen Menschen vorhanden. Es gibt keinen Menschen, den der Anblick der Natur nicht unter gewissen Umständen ergreift. Aber der deutsche Wanderer weiß sich seiner Empfindung bald zu entlasten. Die im deutschen Gemüt tiefwurzelnde Sangesfreude ist ein ebenso leichtes als sicheres Ventil nnd gibt den leisesten, rhythmischen Schwingungen der Seele den unmittelbarsten Ausdruck im rhythmischen Schrei, im Lied. Singen ist ihm eine Entlastung, eine Befreiung von Empfindungen. Singen auf Kosten des Schauens. Denn man weiß, die Tätigkeit des einen Sinnesnerves ist eine Hemmung des anderen. Oder vielmehr bestimmt der tätige Sinnesnerv auch die anderen zur Mitarbeiterschaft in seinem Sinne. Der Singende hört nicht nur seinen Ton, er sieht ihn auch an, er schmeckt ihn, befühlt ihn. Zusammenstimmende Farben werden zugleich auch als Klang empfunden, ebenso schöne architektonische Maßverhältnisse als Rhythmus, als sichtbare Musik. Der Sprachgebrauch hat das Richtige getroffen, wenn er von einer Sinfonie der Farben und Formen spricht, wenn er gut angeordnete Räume eine sichtbare Akustik, die Architektur eine versteinerte Musik nennt. Der Hörsinn unterstützt hier gleichsam das Auge. Oder auch das Auge den Geschmack, wie die in Deutschland oft gehörte Wendung: es schmeckt schön, besagt. Der Sänger in der Natur sieht und hört daher nichts als sich selbst, als seinen Gesang. Damit betrügt er sich selbst um die tiefsten Eindrücke. Während er singt, weiß er nichts von dem tieferregenden Schweigen im Walde, hört er nicht die atemlose Stille am Mittag, ist er blind wie ein Auerhahn am Fichtenast. Singen und Sangesfreuden in Ehren; aber wäre es im Interesse der Anschauungsfähigkeit und der seelischen Vertiefung nicht besser, die Sache umzukehren, lieber zu schauen als zu singen, das Auge zu unterstützen durch das innere Hörvermögen? Ruhte ich still im hohen, grünen Gras, dann umwob mich oft als stumme Musik die Erinnerung an Brahms' Lied: Feldeinsamkeit, das ich einmal von einer lieben Stimme gehört habe. Ich hörte es zuinnerst, nein, ich sah es, in dem weiten Rund der Fluren, in der tiefen Himmelsbläue, in dem weißen, ziehenden Gewölk. Aber ich hätte es nicht singen mögen! Das beseligende Allgefühl wäre dahingewesen. Und da sagt man, Musik habe kein Vorbild in der Natur. Ist diese nicht selbst

Keller die Freiheit und Unbescholtenheit des Auges nennt. Für die formale Bildung und für die Diätetik der Seele ist nichts so wichtig, als die Schulung des Auges. Dieses ist den Fenstern eines Hauses vergleichbar. Es fällt aber den wenigsten ein, die Fenster zu öffnen, die Herrlichkeit des Lichtes und der Farbe in das dunkle Haus einziehen zu lassen, damit die Nachtgespenster des Grams und der Sorge schwinden und Lebensfreude und Schönheit wieder darin wohnen können, vor allem das Gefühl, eins zu sein mit der Natur. Nach Baumeister Solneß' Worten: „Das sichere und frohe Gefühl, daß es ein recht glückliches Los ist, dazusein in dieser Welt. Und am glücklichsten, einander anzugehören — im großen und im kleinen." Dann wird auch von innen her ein Glanz nach außen wirken und irgendein Gutes im Leben fördern helfen. Ist nicht aus diesem spinozistischen Allgefühl die Wunderblume des Altruismus erblüht?

Man hat die Bedeutung der Touristik immer so darzustellen versucht, indem man sie als ein Mittel preist zur Stählung des Körpers und der Willenskraft, und somit die Wirkungen darlegt, die sich nach der physischen und moralischen Seite hin ergeben. Man hat sie damit nur verkleinert. Denn dasselbe läßt sich von jedem anderen Sport auch sagen. Und ich habe gerade beweisen wollen, daß die bloß sportliche Auffassung der Sache deren kulturelle Tragweite unterschätzt. Ihr Schwerpunkt liegt nicht in ihrem physischen oder in dem moralischen Werte, sondern in dem ästhetischen. Aus ihrer psychologischen Grundlage erklärt, strebt sie über die sogenannten sportlichen Ergebnisse hinaus und bezweckt die Bereicherung der Seelenbilder, die Vertiefung und Erweiterung der Empfindungssphäre, was Byron so schön ausdrückt:

Sind Berge, Wellen, Himmel nicht ein Teil
Von mir und meiner Seele, ich von ihnen?

Sie geht von dem Naturempfinden aus und bedeutet ihrem innerlichen Wesen nach nicht mehr und nicht weniger als Erziehung und Übung der Naturfreude und lenkt damit, bewußt oder unbewußt, zur Erkenntnis des Schönen hin. Das ist das Kostbare an der Sache. Denn vom Schönen lebt das Gute im Menschen und auch seine Gesundheit. Es ist notwendig, den Kern der Sache einmal herauszuschälen, denn wir haben beobachtet, daß den meisten der kostbare Gewinn entgeht, weil sie von den gröberen Nebeninteressen, die bestenfalls nur Mittel zum Zweck sein können, ganz in Anspruch genommen sind, und von ihnen wie von unsichtbaren Scheuklappen an dem eigentlichen Ziel vorübergeleitet werden. Das Ziel ist die Steigerung des Daseinsgefühls, die Bereicherung des Innenlebens, die bewußte seelische Aneignung der Erscheinungswelt. Natur ist Offenbarung. Wer dazu den Bädeker braucht, erlebt sie nie. Denn Offenbarung ist inneres Schauen, Erleben. Und

des irdischen Bankerotts ein überirdisches Leben in Bereitschaft, die neue Zeit möchte alle Wünsche und Werte in das Erdendasein stopfen, verzichtet stolz auf ewiges Leben, und der moderne Mensch ist nur in einem Punkte bescheiden: im Angesichte der Unendlichkeit begnügt er sich mit der Existenz von siebzig Jahren — einer Eintagsfliegenseele.

In diesen Punkten halte ich's mit der alten Zeit. Sympathisch an der neuen Zeit ist mir die Energie. Bewundernswert ist mir die Opferwilligkeit des modernen Menschen, die Arbeit seines kurzen Lebens der Nachwelt zu widmen. Denn viele Dinge, die wir heute mit aller Kraft anstreben — wir wissen, daß wir sie größtenteils persönlich nicht erleben. Es ist eigentümlich genug, daß wir „Egoisten" mehr unseren Nachkommen leben als unseren Zeitgenossen. Die technischen Riesenwerke, die wir ausführen und immer zu vervollkommnen streben in heißer Arbeit, geben ja auch unserm Leben Inhalt, aber die weiteren Vorteile, die sie uns bereiten, wären kaum der Mühe wert; wir freuen uns aber des Genusses, den unsere Enkel davon haben sollen, und hoffen, daß sie dieses von uns so schwer Errungene einmal mit Behagen genießen werden. Oder glauben wir, daß auch die nächsten Jahrhunderte ihr Genügen im Hasten und Jagen nach unerhörten Neuerungen finden sollen? Ich denke aber, das nach unserm wilden Ringen wieder einmal eine Zeit stillerer Beschaulichkeit kommen wird, daß unsere Nachkommen das, was wir geschaffen, nicht sowohl mit Lust ausnutzen als vielmehr — philosophisch betrachten werden. Wird, von solch höherem Standpunkt aus geschaut, unser Werk leidlich bestehen können?

Der Stolz unserer Zeit ist die Technik. Vor allem die Technik der Maschine, in der wir dem Menschengeiste einen eisernen Leib geschaffen haben, so daß es wirklich scheint, wir lebten in diesem haltbarern Körper fort, weit über den Tod unsers Fleisches hinaus. Ich glaube, wir können sagen: Unsern Geist vererben wir in der Maschine weiter, und Edison ist in seinen Erfindungen ebenso unsterblich wie Homer in seiner Odyssee. — Aber wenn der künftige Mensch dann nur Maschine ist? Wenn in Zukunft die Maschine den Menschen ersetzen soll? Vor diesem Gedanken graut mir.

Ich habe früher gesagt, man wird unser Werk einmal philosophisch betrachten. Das kann nur die höher stehende Seele tun. Und wenn die Seele die Herrschaft behauptet oder wieder in Herrschaft tritt, dann ist es gut. Und wenn wir schon jetzt zwischen Technik und Seele, zwischen Maschine nnd Gemüt das Gleichgewicht finden, dann ist die Vermittlung da zwischen alter und neuer Zeit.

Ein Mensch, der bei seiner Geburt keine besonders abgebrauchte Seele mitbekommen hat, wird finden, daß die Technik nicht bloß ihre Nützlichkeit, sondern auch ihre Schönheit hat. Eine ganz neue Schön-

das Vorbild zur Musik, wie zu aller Kunst? Und alle Kunst ist wie die Musik Rhythmus der Seele, Ausfluß innerer Schwingungen, die von außen her erregt sind, aus dem Anschauen und Erleben der Natur. Wer sie empfindet, ist der wahrhaft Musikalische, gleichviel ob er Sänger oder Musikant ist, oder nicht. Denn wer sie empfindet, kennt die Lieder, die nach Eichendorff in allen Dingen schlummern, aber er weiß auch, daß sie ungesungen und ungedichtet am schönsten sind. Hier erst kann ihm das wahre Verständnis für alle Kunst aufdämmern, wo sich ihre Anfänge und Wurzeln befinden, in der Natur. Er ist bei den Müttern.

Nicht ganz ohne Absicht bin ich bei der Aufzeigung des psychologischen Inhalts der Touristik auf das Gebiet der Kunst und des Kunstverständnisses übergegangen. Wir stehen ja heute im Zeichen der Kunsterziehung. Diese will die lang vernachlässigten Sinne wieder erziehen, namentlich das Auge, um das Anschauungsvermögen zu kräftigen und empfänglich zu machen für die Schönheit der Natur und der Kunst. Solche in unserem Wesen aufgenommene Schönheit will sich dann wieder sichtbar machen, schwingt mit in unserem Wollen und Handeln, bestimmt die Ausdrucksform unserer Persönlichkeit. Das ist ein schöner Gedanke. Das Kunstwerk steht im Mittelpunkt. Von ihm gehen die Bestrebungen aus, um zu ihm zurückzukehren. Aber in dieser Einsamkeit liegt eine gewisse Gefahr. Denn so viel ist klar: es gibt kein Kunstverständnis ohne Naturverständnis. Wir werden so lange kunstblind sein, als wir naturblind sind. Darum ist die Erweckung und Übung der Naturfreude für die Kunsterziehung eine Angelegenheit von grundlegender Wichtigkeit. Das Touristenwesen ist somit zu einer fast unentbehrlichen Mitarbeit an der modernen Erziehung berufen. Denn Erziehung zur Kunst ist im Grunde — Erziehung zur Natur. (Aus der Dürer-Bundes-Korrespondenz.)

Schönheit in der Technik.

Eine Plauderei von **Peter Rosegger.**

In mir wirkt, fortwährend anregend und ruhestörend, der Konflikt der alten mit der neuen Zeit. Aber arg leide ich nicht darunter, fühle die beiden Größen eher wie eine Komplettierung des Menschen. Denn ich liebe die neue wie die alte Zeit, und wo sie sich gegenseitig bekämpfen, da möchte ich vermitteln. Sie sind ja in fortwährendem Hader miteinander. Die alte Zeit will Ruhe haben, die neue bringt Unrast. Die alte Zeit will eine vornehm bemessene Lebensführung, die neue Zeit eilt, jagt, will auf einmal alles Mögliche und Unmögliche und doch möglich Werdende erringen. Die alte Zeit hatte für den Fall

ohne Lärm mit artiger Grußbewegung als reinlich bedruckten Bogen dahinlegt, in vielen Exemplaren zugleich. Man sieht es ihrer Würde an, daß sie die Lehrkanzel der Zeit ist oder der Feldherrnstab im Entwicklungskampfe. Immer wenn ich in einem Druckersaal zwischen den dröhnenden Pressen dahinschreite, fühle ich mich stolz wie ein kleiner General der großen Armee.

Das sind nur flüchtige Andeutungen einiger Seelenstimmungen, die im Reiche der Technik über uns kommen, die freilich nur ein schwacher Ersatz sind dafür, daß die Industrie unsere Landschaft entwaldet, unsere Städte in Rauch einhüllt. Doch gerade die Technik will sich auch zur Aufgabe stellen, durch immer neue Erfindungen und Verbesserungen ihren schädlichen Eingriffen abzuhelfen. Ist erst das Notwendige vollbracht, dann kommt auch das Angenehme daran. Man wird auch einmal auf den schönen, architektonischen Bau der Maschine, des Fabriksgebäudes achten, daß er für Auge und Ohr gefällig sei. Und ein modernes Lehrbuch der Ästhetik, das von der Schönheit der Technik nichts weiß, wird nicht vollständig sein.

Bleiben wir noch ein wenig bei der Sache. Wir haben auf die Arbeit der platzständigen Maschine unsern Blick gelegt. Einen zweiten nun auf die Maschinen des Verkehrs, die schon durch die Art ihrer Kraftäußerung ästhetische Gefühle in uns auslösen, abgesehen von den unerschöpflichen Schönheiten, die sie den Reisenden vermitteln. Da ist der vorüberbrausende Schnellzug, mit seinen in rasender Eile stoßenden Hebeln und vor Geschwindigkeit speichenlosen Rädern dramatische Energie, deren Eindruck eben wieder durch Musik, durch das bodenerschütternde Donnern, verstärkt wird. In schönem Ebenmaß wird da ein zusammengekettetes Städtchen sicher und endlos durch die Luft geschleudert, bis des letzten Wagens rückwärtige Wand dem nachschauenden Auge rasch zu einem winzigen Quadratlein zusammenschrumpft und endlich als Punkt verschwindet. Die Stadt ist fortgeflogen. — Der im Zuge sitzende Reisende denkt an seine Behaglichkeit, wohl auch an die Schönheit der vorüberfliegenden Landschaft; von der Schönheit des rollenden Zuges, in dem er sitzt, hat er aber nicht viel.

Weniger von solch ästhetischer Wirkung auf den Zuschauer hat das Automobil abbekommen. Während am Eisenbahnzuge sogar die Rauchfahne der Lokomotive schön sein kann, wird das von dem wirbelnden Staubbrodem, den das Automobil hinter sich herschleift, kaum so leicht jemand sagen. Zudem ist das Automobil, naturgemäß mit seinem Vorfahren, dem eleganten Pferdegespann, verglichen, ein rüdes Ding, dessen Plumpheit durch die ungeheuere Geschwindigkeit nur noch unheimlicher wird. Und die lärmdämpfenden Gummireifen sind wie Filzschuhe im Gegensatz zu ritterlich knarrenden Stiefeln anderer Wagen. Wenn bei

heit. Wann wird der Dichter kommen, der ihr das Preislied singt? Zum mindesten nimmt's mich wunder, daß es noch kein Schöngeist unternommen hat, eine Ästhetik der Maschine zu schreiben. Man wird wohl nur vor Erstaunen über die sich häufenden großen Erfindungen nicht dazugekommen sein, die Sache in ein System, in Harmonie zu bringen; die Eindrücke sind zu verwirrend, zu betäubend. Die Dampfmaschine, die Elektrizität mit ihrem Gefolge haben in mancher Beziehung sogar die Landschaft verändert, um so mehr das gesellschaftliche Leben. Das Luftschiff droht unseren Hochgebirgen das malerische Bild und die Majestät zu nehmen — um uns ungeahnte Schönheiten zu geben.

Die Schönheit der Kraftäußerung ist ja freilich längst anerkannt; sie findet ihren höchsten Adel im gesunden, sehnigen, geschmeidigen Menschenleib. Dieser Menschenleib hat nun aber einen Teil seiner Kraft dem Hebel, dem Rade abgegeben. Mit den eisernen Armen des Krahns hebt er Riesenlasten; mit den eisernen Zähnen der Zange greift er in die brüllende Esse nach dem weißglühenden Erzklumpen, und der Fußtritt des Hammers drückt den wuchtigen Klumpen im sprühenden Strahlenkranze fast lautlos zu einem dünnen Blatte. Riesensägen schneiden das Eisen wie der Holzhauer die Wildbaumblöcke; gewaltige Messer formen spielend den Stahl, und all dieser Kräfte Herz ist das Rad, an das der Mensch Wasser, Feuer, Luft oder Elektrizität gespannt hat. Noch steht er dabei mit seinem winzigen Körper, steht gleichmütig dabei und leitet mit leichtem Fingerdruck ein ganzes Universum von Rädern, Hebeln, Schrauben, Hämmern und allen denkbaren Werkzeugen. Der Geist hat bei dem einzelnen nicht mehr viel zu tun, ist er doch vorweg in die Maschine gegossen worden, wo er gesetzmäßig und zweckmäßig waltet wie der Geist Gottes im Sternensystem. Und zu solch dramatischen Vorgängen für das Auge die lohenden, wabernden, sprühenden Feuer, Riesenhallen mit glutrotem Scheine erfüllend; fürs Ohr die gewaltigste aller Musik, das Schmettern und Schrillen, Rollen und Donnern, das Sausen und Brausen — des Webstuhls der Zeit!

Oft habe ich im dunkeln Winkel steirischer Hammerhütten gesessen, von glitzernden Eisenstäubchen umgaukelt, von Funken umsprüht, und habe hingeschaut, hingehorcht auf die große Oper der Arbeit, die in ihrer gewaltigen Ausstattung brausend dem Erfindungsgeiste ein hohes Lied singt. Nicht „nervös“ bin ich geworden, sondern berauscht von diesem Maschinenlärm, der Musik ist, weil er Rhythmus hat. Ist er nicht jene Zukunftsmusik, in der die Melodie sich genau mit dem Text und mit der Handlung deckt? — Wer andächtig durch große Maschinenwerkstätten schreitet, der kann leicht auf solche Gedanken kommen.

Die Elite der Maschine ist die Buchdruckerpresse. Ihre feinere Manier merkt man schon daran, wie sie den ihr anvertrauten Satz

Solche Ahnungen haben etwas Erhabenes an sich, das über ästhetisches Gefühl noch hinausgeht und der Religion nahekommt. Gottes Geist durch den Menschen in der Maschine! Was der Mensch von den Offenbarungen der Natur gelernt hat, das betätigt er in der Technik. In der Schule des Schöpfers ist er selbst Schöpfer geworden. Freilich, die Organe, die er in den Maschinen schafft, wie himmelweit bleiben sie an Vollkommenheit zurück hinter den Organen der Natur: der Pflanze oder gar des Tieres! Eher mit Homunkeln sind die Geschöpfe des menschlichen Geistes, der menschlichen Hand vergleichbar. Zweifelnd und hoffend steht also der Erstaunte da. Ob die technischen Erfindungen und Fortschritte mehr sind als banale Nützlichkeiten; ob die Schönheit, die wir heute stolz bewegt an ihnen preisen, auf unser Gemüt nachhaltig wirken wird, kurz, ob diese Errungenschaften sich als göttlich bewähren werden: das kommt auf eins an. Wenn es sich dereinst herausstellt, daß die sieghafte Technik die Kulturmenschheit zufriedener, sittlicher, glücklicher machen kann, dann ist sie ein göttlicher Fortschritt. Sonst aber, trotz aller geschäftigen Kraft, trotz ihrer Schönheit und Pracht — eine verhängnisvolle Verirrung. Denn sie hätte unsern Sinn von Gemütswerten abgelenkt, in denen unsere zufriedeneren Vorfahren Halt und Heil gefunden haben.

Vielleicht ist diese flüchtige Gedankenreihe die Anregung, der Stimmschlüssel zu einem Preisgesang der Technik. Aber den müßte erst einer singen, der in dieser wunderbaren Welt der Erfindungen vertrauter ist als ich. Jedenfalls wird das Lied auszuklingen haben dahin, daß die vollendetste Technik der menschliche Körper ist. Diese Maschine erzeugt von allen Werten den köstlichsten, den ersten und letzten — das Bewußtsein. Aller Schöpfung und Arbeit Endziel, aller Seligkeit Inbegriff liegt in dem Empfinden und Denken eines freudigen Daseins.

A Buttn vul Liab.

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Früahlingszeit.

Wundaschen, wundaschen
Blüahn alli Bam.
Muaß zu mein Dirndl gehn,
Muaß a weng zuwi stehn,
Klopf s hoamli wach,
Daß i dö tausendfach
Blüah nöt vasam.

dem Eisenbahnzug besonders der außenstehende Beschauer die Schönheit sieht, so genießt beim Automobil die Schönheit der Insasse. Ich habe über dieses Vehikel ganz abscheulich geschimpft, und zwar so lange, bis ich in einem fuhr — zehn deutsche Meilen in der Stunde! Das ist einmal etwas ganz Neues, was die Menschheit bisher nicht gehabt hat. Wahrscheinlich nie gehabt, obschon wir nicht wissen können, was an technischen Wundern die Vorzeit geleistet und wieder verloren hat. Ein solch souveränes Hinschnellen — wie kein Tier der Erde so schnell fliegt — bietet dem Auge, dem Ohr und den Nerven ganz neuartige Erscheinungen und Eindrücke; und ein Automobilfahrer, der seine Aufmerksamkeit nicht nur auf Kilometerfresserei richtet, staunt über die flüssig gewordene Landschaft um ihn, und die Allbelebtheit der Umgebung steigert in ihm mächtig das Bewußtsein des Lebens.

Jemand hat das Automobil den wütenden Straßenlöwen genannt; vielleicht noch treffender vergleichen wir das leichte Zweirad mit der stillen, luftigen Libelle. Ich habe mich lange nicht gewöhnt an die ans Rad geflochtenen Straßenflieger — und doch ist es weitaus das graziöseste Verkehrsmittel. Freilich, am würdigsten und vornehmsten stände es dem Menschen an, schlank und aufrecht zu Fuß einherzuschreiten. Aber wer hat dazu heute noch Zeit! Darin ist unsere Menschheit höchst ordinär, daß sie immer und immer Eile hat, und in dieser kindischen Eile ist es wohl möglich, die Schönheit zu übersehen, mit der doch auch unsere modernen Eilmittel vielfach geadelt sind.

Am glücklichsten ist die Ehe zwischen Schönheit und Nützlichkeit bei den elektrischen Eisenbahnen. Ist es schon bei der oberirdischen Leitung ein wunderbares Hingleiten am Drahte, so entzieht uns die unterirdische vollends jedes Merkmal einer wirkenden Kraft. Wie von Geistern geschoben, gleitet der große, schwere Wagen dahin auf ebener Strecke, gleitet flott talwärts, und mit derselben eleganten Leichtigkeit wieder bergwärts. Liegt bei der großen Eisenmaschine das Schöne in der brutalen Energie, hier bei der Elektrischen liegt es in der Grazie, mit der schwerste Widerstände wie durch Zaubermacht überwunden werden. Der elektrische Wagen, der heute zumeist nur unseren Städten dient, hat für die Zukunft großartige Absichten. Er will den Dampfwagen ausspannen und den Weltverkehr übernehmen. Er will mit zahllosen kleinen Zügen die Städte des Kontinents zu einer einzigen Stadt machen. Er will von Hamburg bis Konstantinopel in einem Tage fahren, dort auf das Bosporusschiff gleiten und in Asien am zweiten Tage den Golf von Persien erreichen. Wenn es noch eine Weile so fortgeht wie seit den letzten achtzig Jahren, so ist ja kaum eine Möglichkeit ausgeschlossen — weder auf dem Landweg, noch auf dem Seeweg, noch im Luftraume des Himmels.

Heimgärtners Tagebuch.

Jemand behauptete, daß es Leute gebe, bei denen Genialität und Dummheit in einem Sack beisammen sei und erzählte von einem alten Grobschmiedgesellen. Das war ein Erfinder. Er erfand und konstruierte eine Uhr, die ging, ohne aufgezogen zu werden. Er hatte sie mit einer Windmühle verbunden. Recht ging sie selten, aber sie ging. Ein anderesmal stellte er eine Luftschnelle dar; die konnte den, der sich draufsetzte, fliegen machen. Es setzte sich aber keiner drauf, auch er selbst nicht. „Ma kunnt in Himi einisfliagn", meinte er und zwinkerte mit den Äuglein. Ferner baute er einen Selbstgeher mit einer Maschinerie, die allen Ernstes zu bewundern war. Aber der Selbstgeher ging nicht selbst, er mußte gezogen oder geschoben werden — dann ging er. Benzin müsse er haben, belehrte ihn ein Automobiler. Da war der alte Schmied ratlos. Woher soll er Benzin nehmen? Er weiß gar nicht, was das ist. „Benzin ist Kohlenöl. Das gewinnt man aus Kohlen", sagte der schlaue Automobiler. „Hast keine Ölpresse? Du kannst leicht eine geborgt bekommen? Gut, da tust du Kohlen hinein und pressest, dann zudelt das Öl unterhalb heraus — mußt einen Bottich drunterstellen." Der Schmied war dankbar für den Unterricht. Aber nach einer Weile beklagte er sich, daß er mit seinem Kohlenpressen kein Glück habe. Zuerst habe er Holzkohlen gepreßt, da wäre schwarzes Pulver geworden, aber unterhalb herausgezudelt sei gar nichts. Dann habe er gehört, Steinkohlen müßten es sein, aber die hätten sich gar nicht pressen lassen. — „Haben's die Kohlen auch ordentlich geröstet?" fragte der schalkhafte Automobiler. „Nicht? Na, dann glaub' ich's. Die Kohlen müssen vorher mit Petroleum gut geschmalzen werden und nachher in der Röstpfanne geröstet. Und dann pressen. Wird 's Öl schon zudeln." — Der Schmied bedankte sich wieder bei diesem Wohltäter, aber nach einiger Zeit kam er mit verbrannten Fingern: Er habe gut geschmalzen mit Petroleum, aber die Kohlen seien ihm brennend worden in der Pfanne und jetzt verliere er schon die Passion zum Benzinmachen. — Seither muß der Erfinder sich gefallen lassen, wenn die Kameraden ihn auf der Gasse mit den Worten grüßen: „Nu, Schmied, wann tust denn wieder einmal Kohlen pressen?"

Seit der Erzählung studiere ich Tag und Nacht, ob es denn nicht möglich wäre, zwischen Genialität und Dummheit etwa auf chemischem Wege eine reinliche Scheidung zu erzielen. Mir geht's bei meinen Experimenten nicht besser wie dem Schmied, die beiden Ingredienzen fließen halt immer wieder durcheinander.

Winkan ma d Sternderl zua:
Laß s Dirndl, laß's in Ruah,
Tramt grad an Tram,
Liab, wia von Anbeginn
Bis spat zum Ausgang hin
Tiaf in an Menschnsinn
Koana mehr kam.
War wohl koa brava Bua,
War wohl a schlimma Bua,
Der ihr den nahm . . .

Hat sie si gmeldt?
Schon hör i s Fensterl gehn —
Wundaschen, wundaschen
Blüaht dö ganz Welt!

Muada, dö Katz!

D Liab is a Katz und tuat mausn,
s Herz is a Maus und tuat nagn;
s Katzl fangt d Maus und macht Flausen —
Dirndl, dö Katz muaßt vajagn!

's Dirndl loahnt dort bei sein Fensta,
Draußt steht a bamfesta Bua.
Finsta is s, d Muada hert Gspensta —
Muada, dö Katz gibt koa Ruah!

Trutz, Bua!

Moanst, daß i einispring,
Abitauch, untasink,
Stumm wiar a Fischerl schier,
Aufschnapp nach dir?

Da kennst mei Herzerl schlecht,
Das fliagt in d Heh —
Hell liegt im Sunnglanz tiaf
Druntn da See.

Hätt a schens Liadl gwißt —
Wann's d mi drum fragst,
Sing i: an Gansel bist,
Daß d mi nöt magst!

Oan oda mehr?

A Dirndl hat gsagt:
Oan liabn, is nöt z ratn —
Mehr Geld als wiar oana
San tausnd Dukatn.

Und mei Schatz hat drauf gmoant:
I han doh nur oan gern —
Da Himml is mehr
Als wia zwoanzgtausnd Stern!

heimselig im Landstübchen unter den Wandbildern, die entzückend wertlos sind mit Ausnahme der unbezahlbaren Erinnerungen, die sie so heilig umschweben. Ganze Stunden der Nacht und selbst des Tages bei geschlossenen Augen sehe ich im Winter mein Landgut in der süßen Heimat und lebe auf ihm — frisch und gesund. Es gibt kaum einen freien Augenblick des Winters, der nicht im Schauen des ländlichen Sommers aufgeht, der nicht in Genüssen schwelgt, die tatsächlich und wirklich nie in derselben Fülle und Reinheit kommen. Sei gepriesen, allmächtige Freundin Phantasie! So genieße ich mein liebes Sommergütchen eigentlich nur im Winter. Dabei freue ich mich unbändig auf die Zeit, wo ich es in aller Wirklichkeit wieder haben werde, und zähle jeden Abend, so sicher wie man sein Schlafgebetlein betet, die Monate, die Wochen bis zum Frühling, die Tage endlich und die Stunden, bis der Dampfwagen mich getreulich ins traute Tal bringt. Und wenn ich wieder mit leiblichen Füßen durch den junggrünenden Garten gehe und ins kühle, stille Haus, dann kehrt in mich die Ruhe ein, die Alltagsruhe der Erfüllung. Sie ist nicht so köstlich, als die Sehnsucht! Dazu kommen allmählich die Beschwerden, die Leiden, und dämpfen das Behagen; aber das Glück, auf dem Lande zu sein, daheim zu sein, ist nicht umzubringen, nur daß dieses Glück in der Erfüllung nicht ganz so selig ist, als jenes in der Sehnsucht. Und allmählich freue ich mich dem Winter entgegen, da ich wieder in der Stadt sein und die süße Sehnsucht genießen werde nach dem Landhause und seinen Fluren. Mitten in der Erfüllung freue ich mich auf die Sehnsucht nach derselben Erfüllung — ist das nicht komisch?

Fürs volle, üppige Glück ist der Mensch einmal nicht geschaffen — das Plangen danach bekommt ihm besser.

Es geschieht mir oft, daß ich dies und das wissen möchte und nicht dahinterkomme, wo es zu erfahren ist. Da frage ich herum, um endlich einen unrichtigen Bescheid zu bekommen. Einen Lloydkapitän, der mich besuchte, stieg ich an, welches die wichtigsten Hauptlinien des Dampfschiff-Weltverkehres seien; das hätte ich schon lange gern wissen mögen. Der Mann zählte ein paar auf, dann stockte er und sagte, da müsse man im Konversations-Lexikon nachschlagen. Ich erschrak ordentlich. Drei Schritte von unserm Tisch stand der Bücherkasten mit Meyers neuestem großen Konversations-Lexikon. Dort stand alles hübsch zusammengefaßt darin, was ich seit Wochen wissen wollte. — Die meisten Leute wissen nicht, was dieses Lexikon für eine wichtige Sache ist, sie streben nicht einmal den Besitz an. Und viele, die es besitzen, wissen auch nicht, was sie an ihm haben; sie horchen und fragen den Dingen mühsam nach, draußen ringsum, und denken nicht dran, daß sie den

Die „Neuen Züricher Nachrichten" haben einen Aufsatz über die Grazer Straßenraufereien veröffentlicht, der für Graz und seine Bewohner nicht schmeichelhaft ist. Der Verfasser selbst, in Graz auf Besuch, war einer der Mißhandelten und die Schweizer Blätter nahmen recht gerne Berichte auf von dem, wie steirische Gastlichkeit aussieht und wie man in Graz als harmloser Fremder auf der Gasse überfallen und geprügelt werden kann. Solche Ablenkung des Fremdenbesuches in Steiermark paßt den Schweizern. — Die Studenten? Nein, die werden hier wohl nicht gemeint sein. Wie es aussieht, wenn deutsche Studenten ihre reinen Ideale auf die Gasse tragen, das hat man in Graz zu den Schillerfesttagen am 9. und 10. November gesehen. Es war erhebend. — Doch wehe, wenn der Mob dazukommt. — Auch vor sechzig Jahren haben sie das heilige Feuer entzündet, aber da kam der Pöbel dazu und entfachte einen grausen Brand, den nur der Windischgrätz mit seinen Kanonen und seinem Blutbad löschen konnte.

„Peter", fragte mich ein alter Bekannter, „warum singst du nicht mehr die lustigen Steirerliedeln wie dazumal in Zither und Hackbrett?"

„Freund! Wenn so hoher Seegang ist, wie in unserer Zeit, da vergeht einem das Jodeln. Da heißt's rudern oder — die Rettungsboote flott machen."

Daß mancher Deutsche doch gar so viel Eulenspiegelei in sich hat. Lacht beim Bergaufsteigen, weil er sich aufs Bergabsteigen freut; weint beim Bergabsteigen, weil er das Bergaufsteigen fürchtet. — Ich besitze ein Landgütchen und lacht mir das Herz den ganzen Winter über in der Stadt, vor Freude auf das Landgütchen. Und genieße ich's im Sommer, da hätte ich schier manchmal zum Weinen Ursache. Der Garten ist ja so voller Dankbarkeit gegen mich, daß ich ihn vor dreißig Jahren gepflanzt habe, und am Abend, wenn ich ins trauliche Haus gehe, grüßt mich eine Festbeleuchtung des elektrischen Lichtes, wie es in der Stadt Graz um bürgerlichen Preis kaum erreichbar ist. Aber das Kranksein im Sommer, wie dies Jahr wieder, fünfzehn volle Wochen lang! — Da geht man im Herbst, wenn's kalt wird, gern in die Stadt. Und in der Stadt geht sofort wieder die Sehnsucht an, schon im November, nach dem nächsten Sommer auf dem Lande. Und den ganzen Winter über dauert das innere Schauen, ich sehe Haus und Garten, ich sehe ringsum die weite Landschaft mit ihren Feldern, Wiesen, Wäldern und Bergen im Sommersonnenglanz. Ich wandle die Wege, ruhe auf schattigen Plätzen, steige auf weit in die Welt blickende Höhen, begegne schlichten Menschen, betrachte unermeßliches Naturweben und bin dann

oft sie einem Bekannten begegnen. Tut ers nicht, so ist er ein Flegel, der nicht ordentlich grüßt; tut ers, so gibts Katarrh, Rheumatismus u. s. w. Aber unsere guten Bekannten und lieben Freunde, besonders wenn es holde Frauen sind, verlangen strikte, daß man ihretwegen krank werden soll und das Hutabziehen erlassen sie uns nicht. Man mag sich ehrerbietigst verneigen, salutieren, mit der Handgeste das Hutabziehen markieren, die verbindlichste Miene grinsen, den flehendsten Blick aufschlagen — es genügt nicht. Hut ab! Das ist die einzige, unerläßliche Sühne dafür, daß man den guten Freund, die liebe Bekannte begegnet. — Oft schon haben in Städten sich Anti-Hutabziehungsvereine gebildet, deren Mitglieder irgend einen Wohltätigkeitsbeitrag leisten, dafür ein Zeichen auf den Hut bekommen und sich danach berechtigt glauben, den Hut zum Gruß nicht abziehen zu müssen, sondern höflich nach militärischer Art salutieren zu dürfen. Es ginge, aber es geht nicht, die Näschen rümpfen sich und die Mündchen spotten und nach einiger Zeit zieht jeder wieder allerergebenst den Hut. Wir sind Sklaven der Sitte, und gerade dort am meisten, wo die Sitte niemandem nützt und manchem schadet und wo jeder das gute persönliche Recht hätte, frei zu sein. Ich bin just nicht gegen das Wohltätigsein, aber mich mit Wohltätigkeitsbeträgen von einem bloßen Brauche loszukaufen, das gefällt mir nicht, damit erkenne ich ja gerade eine Pflicht an — die doch gar nicht vorhanden ist. Ich fühle wohl die Pflicht, artig zu grüßen, aber ich habe nicht die Pflicht, aus Höflichkeit krank zu werden. — So denke ich mir. Und tun? Selbst bei schlechtestem Wetter ziehe ich den Hut, sobald mir ein Bekannter begegnet und büße die Feigheit stets mit Schnupfen und Ohrenreißen. Höchstens daß ich den Leuten, wenn sie früh genug erkannt werden, in weitem Bogen ausweiche, wie der Pest. Die sind sie zwar nicht, aber der Schnupfen sind sie. Und unsereins ist ein armer Hund, der sich allen Launen der Menge zu fügen hat. Und das alles, weil man selber so eitel ist, nicht für einen Flegel gehalten werden zu wollen.

Der Traum als Ehrabschneider und Verleumder. Die Sache ist eigentlich kein Spaß. Wem hat nicht schon einmal so häßlich von irgend einer ihm bekannten Person geträumt, daß er beim Erwachen hoch erbost über selbige Person gewesen und dann lange gebraucht hat, bis sie ihm wieder gerechtfertigt war! Der Traum greift da ohne jegliche Ursache ein; es liegt keinerlei Anlaß oder Stimmung aus der Wirklichkeit vor und dir erscheint die Person im Schlafe als Dieb und Hehler, als Unzüchtling und aller Laster voll. Mir hat einst so oft und so abscheulich von einem alten, treuen, edlen Freunde geträumt, bis meine Abneigung gegen ihn auch in wachem Zustande Platz griff

besten Lehrer im Hause haben. Und trotz der ungeheuren Menge hat man in einer Minute jeden Gegenstand gefunden. Es hat einmal als eine gelinde Schande gegolten, sein Wissen aus dem Konversations-Lexikon zu holen; als ob jeder alles gründlich studiert und nichts vergessen haben könnte. Es gibt keinen Gelehrten auf der Welt, der so viel weiß als ein Konversations-Lexikon. Wo ist ein Schädel, in dem diese zwanzig Bände Platz hätten? Man soll sie nicht verachten, sondern froh sein, wenn man sie hat. Das moderne Konversations-Lexikon ist in wichtigeren Gegenständen so eingehend und genau, daß es dem gewöhnlichen Bedarfe genügt. Und es gibt nichts in der Welt von allgemeinem Interesse, was z. B. in Meyers Lexikon nicht zu finden wäre. Dazu die tausend und tausend von Bildern aller Art, dazu die Karten aller Länder, die Pläne aller größeren Städte. Schon zu blättern in diesen zwanzig Riesenbänden ist ein Vergnügen, es ist wie eine Luftschiffahrt über Land und Meer und dann wieder wie ein mikroskopisches Schauen ins Innere der Dinge. Und wer drin studiert und wem es nicht genügt, der findet im Lexikon die Wegweiser genannt, die ihn zu den gründlichsten Aufschlüssen führen, soweit es menschenmöglich ist. Eine wahre Volksuniversität ist ein solches Lexikon und man hat sie durchs ganze Leben zur Hand. — Ob man davon gescheiter wird? Gescheitsein ist was Angeborenes, jeder Schweinehirt kann es haben. Ich habe bei den Bauern mindestens so viel vernünftige Köpfe gefunden als in der Stadt. Aber klüger und praktischer und reicher wird man durch das Wissen, es erweitert unser Haus zur weiten Welt. Man ist überall daheim.

Wetterkalender. Nach einem milden Winter ist dies Jahr ein wunderschöner Frühling und Frühsommer gewesen, mit vielen regenarmen zündenden Gewittern. Große Trockenheit. Die Hochsommerwochen waren vielfach trübe und frostig, in den Hundstagen kein einziges Gewitter, hingegen sah man auf den Bergen mehrmals Neuschnee. Dann kamen herrliche Herbstwochen voll Ruhe und anhaltenden wärmsten Sonnenscheins. Noch am 18. Oktober vormittags 26 Grad Wärme und nachmittags trockenes Gewitter mit heftigen Donnerschlägen. Zwei Tage später — 7 Grad Kälte! — So springt das Wetter mit uns um und da soll man nicht aus dem Leim gehen? — Na wart, Wetter! Haben wir nur erst einmal die Luft erobert, dann werden wir dich schon deichseln!

Es gibt kränkliche Leute, die sich im Winter nicht auf die Gasse trauen. Nicht etwa kalten, schlechten Wetters wegen, sondern weil sie bei kaltem, schlechtem Wetter das Haupt entblößen müssen, so

und zerstreut, die traute Umgebung, in der ihn alles an gesunde Tage erinnert oder auch an Krankheiten, von denen er hier immer wieder genas. Nein. Ich, der in gesunden Tagen am liebsten daheim war, werde in Krankheit und Elend nicht fortgehen, und wenn ich das einmal müßte, so — dünkt mich — wäre es der Abschied von dem Leben."

Mein Besucher zuckte bedauernd die Achseln und ich glaube, viele werden ihm's nachmachen.

Vor einigen Tagen kehrte in der Nachbarschaft ein junger Mann von einer zweijährigen Weltreise heim. Alles im Hause stürmte auf ihn zu: „Grüß dich Gott, Franz! Na, wie ist's gewesen?" Und sollte er nun fast stehenden Fußes noch seine Erlebnisse und Abenteuer erzählen. Der Heimgekehrte aber sagte kein Wort. Auch am zweiten Tage noch keins und tat auch seinerseits keine Frage. Darob waren sie konsterniert. Denn es sind Alltagsleute, denen das Herz nie voll wird, weil sie täglich schwatzen. Daß der Bursche aus vollem Herzen nichts sagen und nichts fragen konnte, das ahnten sie nicht. Am dritten Tage begann er gemächlich zu erzählen, da unterbrachen sie ihn bei jedem Satz, hatten Zwischenbemerkungen, Querfragen, so daß er immer entgleiste und endlich abbrach. „Was seid ihr denn für Barbaren?" fragte er die Leute. „Nun begreife ich erst, weshalb wir Abendländer nicht erzählen können, weshalb wir uns dabei immer überstürzen, den Stoff nervös aufgeregt abhaspeln, dabei das Nebensächliche breitspinnen und das Wichtige vergessen. Das kommt, weil man bei uns nicht zuhören kann. Im Orient sind die guten Erzähler daheim, weil man dort zuhören kann. Ich sage überhaupt zu euch, ihr ungeduldigen, nervösen Leute: Wenn ihr nicht werdet wie die Morgenländer, so werdet ihr die Weisheit nicht finden." — Mit dieser kurzen Rede tiefem Sinn ist er aufgestanden und davongegangen und ich gönnte es den Leuten.

So ist's auch in der Literatur. Da beklagt man sich, daß in der Erzählung das Epische verloren gegangen sei. Das Epische, du lieber Gott! Wo sind denn die Leute, die das Epische vertragen können? Das Lesefutter muß wie Schweinefutter stets kurz zerhackt sein. Ist einmal ein ganzer Halm dabei von der Wurzel bis zur Ähre, d. h. ein ordentlich gegliederter und behaglich hingelegter Sprachsatz, oder eine Begebenheit in ruhiger und lückenloser Ausführlichkeit dargestellt — da spucken sie, das ist ihnen zu langweilig. Wir können nicht lesen, nicht zuhören, nichts in uns aufnehmen, ist es dann ein Wunder, daß wir nichts in uns haben?

---

und ich nichts mehr mit ihm zu tun haben wollte. Ich habe mich angeklagt, daß die Schuld an mir selber sein müsse und daß eine Seele, in der solche Träume aufkommen können, nicht rein sei. Aber trotz allen ernsten Vorsatzes vor dem Einschlafen kamen doch wieder jene boshaften Träume mit ihrer Entstellung und Verleumdung lieber Menschen. Doch — der Traum kann noch frecher werden. Es ist noch nicht lange her, daß ich träumte, ich hätte meine alte Mutter bei den Haaren genommen und mit einem Stocke geschlagen. Allerdings bin ich darüber vor Schreck aufgewacht. Aber widerlich war ich mir arg, weil ich doch so beschaffen bin, daß solch unerhörte Vorstellungen möglich sind. — Der Mensch sollte ja nie sagen: So etwas könnte mir nicht im Traume einfallen! Der Traum ist der größte, und auch der gewissenloseste Dichter.

„Herr!“ rief mir ein freundlicher Besucher zu, „Sie müssen über den Winter nach dem Süden?“

„Ich? Der sich immer auf den nordischen Winter freut! Und der lieber im Sommer nach dem Norden ginge, wenn er überhaupt von den Alpen fortkönnte.“

„Aber, um Verzeihung, Sie sind leidend. Ich war auch leidend — sogar mehrmals, und allemal bin ich im Süden gesund worden.“

„Ich bin bisher allemal noch zu Hause gesund worden“, war mein Entgegnen. „Der Süden, die Riviera, Italien ist schön und gut, wenn man gesund ist, und auch dann nur im Herbst und im Frühjahr. Ich gebe ja zu, daß für manche Leute und Leiden der Süden heilsam ist. Für mich ist das nichts. Ich leide zumeist im Sommer, wenn's heiß ist; im Winter, wenn's schneit und stürmt, treibe ich mich im Freien herum und bin nie so frisch, als da. Es ist heutzutage Mode geworden, daß kranke Leute in die Fremde geschickt werden. Ich hingegen meine, ein besonderer Wert des eigenen Heims liegt darin, daß man in Not und Krankheit eine heimliche sichere Stätte hat, wo man mit größerer Herzensruhe leidet als in der Fremde, und auch mit größerer Herzensruhe dem Ende entgegensieht. Für den Kränklichen meiner Art, glaube ich, ist nichts schlechter, als immer wieder und von aller Umgebung daran erinnert zu werden, daß er krank ist, daß immer eine besondere Ungeduld und Sehnsucht in ihm wach ist: Wie lange noch hier? Wann nach Hause? — Das Interesse an dem Neuen wird gar bald stumpf, wenn man leidend ist. Und dann vegetiert man wie ein Gefangener dahin unter fremden, gleichgültigen Leuten, einsam, fern von den Lieben, und denkt und fühlt nichts mehr als sein Kranksein. Für einen Kränklichen (vorausgesetzt, daß er die entsprechende Diät einhält) ist die gewohnte Beschäftigung viel wert, die ihn anregt

Da war ein junger Literat. Lange Zeiten sah ich ihm zu, wie er sich abmühte, literarisch etwas zu leisten. Aber es wollte ihm nicht gelingen. Er hatte Ideen, er hatte Phantasie und Geist, er hatte einen frischen persönlichen Stil, aber er hatte — keinen Namen. Die Blätter schickten seine guten, originellen Erzählungen zurück und brachten abgestandenes Zeug. Der „Heimgarten" veröffentlichte von ihm eine seiner Künstlergeschichten; sie gefielen, aber niemand kümmerte sich weiter um diesen Namen, der freilich einer war, den der Träger mit tausend Philistern teilen mußte. So kam er eines Tages wieder zu mir und erinnerte mich an eine Freveltat. Ja, „Freveltat" nannte er es, wie ich meinen eigenen schon bekannten Namen einmal verleugnet hatte, um einen fremden anzunehmen.

„Was blieb mir damals übrig," antwortete ich. „Der Rosegger kann ja nur Bauerngeschichten schreiben," hieß es überall, „er soll bei seinen Bauern bleiben, sonst weiß er nichts und kann er nichts. Wenn ich — weil's in mir war — Geschichten schrieb aus der weiten Welt, aus dem großen Leben, aus Kunst- und Literaturkreisen — o ja, ich wußte schon was davon — und sie unter meinem Namen drucken lassen wollte, da lachten die Herren Redakteure mich aus und die Rezensenten rieten mir, schön bei meinen Dorfgeschichten zu bleiben. Gut, so habe ich für den andern Teil meines Ich den Dichternamen Hans Malser gewählt."

„Und auch mit dem hast du Glück gehabt," sagte der Kollege.

„Wenigstens haben die gleichen Kritiker, die den Rosegger stets strenge auf seinen Dorfplatz zurückwiesen, die Verve und den Glanz bewundert, womit dieser neu erschienene Hans Malser das große Leben und die modernen Menschen schildere. Der Hans Malser wurde jemand."

„Brauchst du den angenommenen Namen auch heute noch?" fragte der Freund.

„Heute eigentlich nicht mehr. Man hat sich endlich doch bequemt, auch einen angebornen Namen wie ein angebornes Talent gelten zu lassen, der meine ist sozusagen literaturfähig geworden."

Da legte der Kamerad mir die Hand auf die Achsel und sagte ganz treuherzig: „Freund, du hast zwei Namen, und ich habe gar keinen. Schenke mir einen!" —

Warum soll man nicht auch literarisch christlich sein, und nicht seinen zweiten Namen dem schenken, der keinen hat?

Wenn ein Rezensent den Hans Malser in die Waden zwickt, so ist er nicht sicher, ob der Heimgärtner etwas davon spürt. —

Wenn man statt eines jeden Denkmals, das man heutzutage setzt, dem betreffenden Unsterblichen zu Ehren ein Schulhaus baute oder so was, so würden wir weiter in die Zukunft hineinwirken als durch steril Stein und Erz. Die Unsterblichen haben das mit den Strumpfwirkern gemein, daß sie immer — wirken wollen.

Da hat jemand in meiner Gegenwart die Dorfgeschichten August Silbersteins klein machen wollen, er glaubte wohl, mir zu Gefallen zu reden. So bin ich aber doch nicht. Ich möchte nicht durch fremdes Minus, sondern durch eigenes Plus wer sein. Der Anlaß hatte aber sein Gutes, daraufhin blätterte ich wieder einmal in den Schriften August Silbersteins. Der Mann hat über dreißig Jahre lang den Österreichischen, respektive den Voglschen Volkskalender herausgegeben, ich besitze alle diese Jahrgänge und ich hab' sie kindisch lieb. Silbersteins Dorfgeschichten, „Dorfschwalben aus Österreich", „Dorfmusik", „Hochlandsgeschichten", „Die Alpenrose von Ischl" und besonders sein humoristischer Roman „Herkules Schwach" sind durchaus nicht wegzuwerfen. Sie haben freilich die Fehler ihrer Zeit, aber es ist mehr Natur und Persönlichkeit in ihnen, als jene ahnen, die diesen Schriftsteller für „vergangen" erklären. Ich habe aus Silbersteins Kalendergeschichten manches gelernt, nicht allein dahin, was zu vermeiden ist, sondern auch wie es zu machen ist. Als echten Dichter findet man August Silberstein in seinen Liedern. Zumeist im Volksliederton, sind sie voll deutschen Empfindens, voll der Sehnsucht nach deutschen Idealen in einer Sprache, deren Innigkeit oft berückt. Manchem dieser Lieder ein paar Musikflügel und es fliegt durch die deutschen Lande gleich den Heine-Liedern, denen sie an Wahrhaftigkeit über sind. Der brave alte Silberstein! Persönlich standen wir uns nahe. Anfangs zogen mich seine Dorfgeschichten zu ihm, dann konnte ich ihm Kalenderbeiträge geben, so wurden wir befreundet und hoch schätzte ich einen vornehmen persönlichen Charakter, der für seine Ideale auch gelitten hat. Der freiheitsbegeisterte Achtundvierziger-Student hatte Verbannung und Festung zu erdulden. Gern habe ich ihn in Wien besucht, einmal auch in Salzburg und in Naßwald, wo er mit seiner treuen Magdalena den Sommer zuzubringen pflegte. In Naßwald, zwischen hohen Bergen, unter einfachen Naturmenschen, hat er sich auch sein Grab erwählt. Noch nicht ein Jahrzehnt ist er tot; das Vergessenwerden wäre zu früh. Im Gegenteil, es sollte sich ein gescheiter und tüchtiger Literat einmal über seine Werke machen und nachsehen, ob manches für eine Folgezeit nicht doch reichlich gut genug wäre.

Hauptlehrer Werner stand vor dem Pult. Seine Augen, in denen man lesen konnte von Menschengüte und Seelenreinheit, blickten ernst auf die Schar der regungslos dasitzenden Kinder. Er sah es den Kindern an: sie, die schon so viel von ihm empfangen, sie erwarteten noch ein Letztes, noch ein Lebewohl, noch ein abschließendes Wort.

Es zuckte vor innerer Erregung in dem Gesicht des ergrauten Erziehers mit der jugendfrohen Feuerseele. Er sprach so ungern leichthin geworfene Worte der Ermahnung, deren Wirkung bei Kindern sogar bald verflogen ist; er lebte dagegen seinen Kindern so gern ein volles, grundgutes Leben vor. Aber bei einer solchen Begebenheit wie diese, da fand er auch das rechte Wort.

Das Herz war ihm zum Zerspringen voll. Seine Gedanken schweiften in die Vergangenheit und versetzten ihn acht lange Jahre zurück. Da kamen sie alle, die nun schon so stattlich gewachsen waren, an der Hand der Mutter oder des Vaters gegangen, Angst und Tränen in den Äuglein, als sollten sie in die Hände des Henkers geliefert werden. Aber beim Einbuchen hatte Werner für jedes bange Herz ein freundliches Wort und einen gütigen Blick; und manch liebliches Gesichtchen lachte ihm bald unter Tränen zu. Und dann kamen die acht langen Jahre. Es kamen schwere, es kamen frohe Stunden; es gab Enttäuschungen und es gab unerwartete Freude: Scherz und Ernst, Strafe und Lohn wechselten. Manchmal auch mußte eine verirrte Seele mit großer Strenge, die sehr wehe tat, auf den geraden Weg geführt werden. Aber nie riß das Band des Vertrauens, das sich um Schüler und Lehrer schlang, vollends; stets noch hatte sich die schmiegsame, frohe, leichtsinnige und doch wieder überaus liebenswürdige Jugend unter der Aufsicht des erfahrenen Leiters führen und emporbilden lassen.

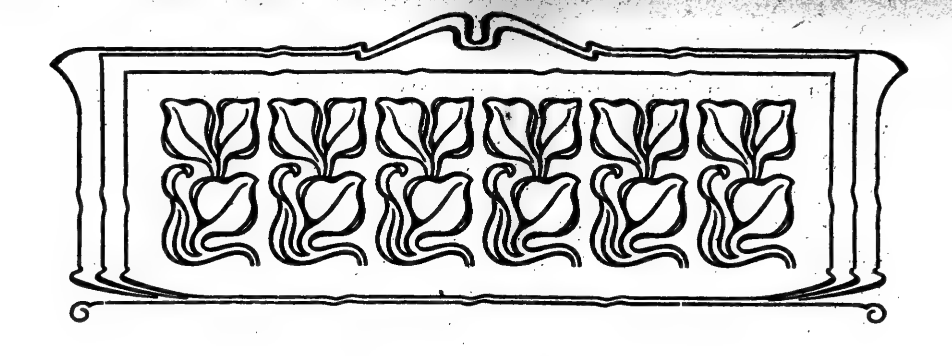
Ja, es waren Jahre schwerster Arbeit, und nun saßen sie da, still und erwartend, sie, denen solche Arbeit gegolten hatte.

Nach leichtem Räuspern begann Werner mit seinem Abschiedswort. Warme Worte drangen in die Ohren und das Innerste der Kinder, ernste Lehren und Regeln senkte der sorgende Erzieher noch einmal tief in empfängliche Herzen; noch einmal streute er mit vollen Händen den köstlichen Samen auf den Grund der Kindesseelen, damit er noch kostbarere Frucht brächte. — „O, werdet nicht nur tüchtige, sondern gute Menschen, ja, werdet gute Menschen“, so klang die letzte, ernste Ermahnung aus, mit der er die Kinder der weiteren Welt mit ihren Anforderungen und Gefahren übergab. Die Augen waren dem seelenvollen Manne feucht geworden, als er geendet.

Und nun kam das Schmerzlichste, das Auseinandergehen. Jedes Kind ging an Werner vorüber und gab ihm die Hand; und für jedes Kind hatte er ein schönes Wort und einen warmen Händedruck. Alle Kinder fühlten: hier schieden sie von einem Menschen, der wollte ihnen von Herzen wohl, der hatte sie lieb gehabt wie ein Vater.

Fast traurig verließ eins nach dem andern den Schulsaal.

Nun lag die weiche, jugendfrische Hand des letzten Kindes in der zitternden des treuen Erziehers. — Lisa war der Vorname dieses Kindes; sie war von den Mädchen das am schwersten zu erziehende Kind, überhaupt das Sorgenkind der Klasse gewesen. Den jüngeren Lehrern der unteren Klassen hatte sie viel Sorge bereitet und bis zur letzten Klasse war sie der oft unerträgliche Wildfang geblieben. An Verstand und Gemüt war sie so reich, nur fehlte oft die Einsicht, beides anzuwenden. Mit ihren Schularbeiten war sie stets überraschend schnell fertig, doch zeugte die Arbeit oft von Leichtsinn und Flüchtigkeit. Während des Lesens spielte sie, oder neckte ihre Nachbarin. In der Religionsstunde einmal lachte sie hell auf wie ein kleiner Teufel, so lustig kam ihr der Betrug der Brüder Josefs vor. Statt in der



Kleine Laube.

Einig in Ihm.

Nun seit vollen sechzig Jahren,
Wie in Glück, so in Gefahren,
Betet Österreich: Gott erhalte!
Wie sich auch die Völker schmähen,
In dem einen sie verstehen
Sich einander: Gott erhalte!

Wenn sie sich auch zanken wütig,
Sind bisweilen übermütig,
Wissen selbst nicht, was sie meinen.
Oft nur scheints, als sei'n sie tüchtig
Auf einander eifersüchtig
In der Liebe zu dem Einen.

Böse Mächte dunkler Schichten
Wollen auch ihr Werk verrichten,
Doch die Lieb' macht vieles gleich,
Diese treue Lieb zum Treuen
Eint die Völker stets vom neuen,
Stützt das große Österreich.

Seelenarbeit.

Vier volle ernste Schläge tat die runde Wanduhr in der ersten Klasse der Bürgerschule einer Landstadt. Darauf läutete die Glocke Schulschluß. Wie seltsam ernst auch die Glocke diesmal klang! Diesmal? Diesmal und das letztemal; denn es war für die Zöglinge der Oberklasse Schulschluß für immer.

Der Schluß der Schulzeit ist in dem Leben des einfachen Bürgerkindes ein wichtiges Ereignis. Das fühlt die Kindesseele, die flatternde und tändelnde, die alles leicht nimmt, die alles Frohe tief, alles Herbe leicht empfängt, gewöhnlich auch sehr stark: sie steht einmal stille in einer Stunde der Selbstbesinnung. Und ehe mit Jugendlust und Jugendkraft die Zukunft jauchzend ergriffen wird, schweift ganz heimlich ein prüfender, ernster Blick in die zurückliegenden Schuljahre.

So lag's denn auch wie ein leichter Bann über den Kindern, als der Hauptlehrer zum letztenmal befahl: „Schließt die Bücher!" Wie sonderbar das Zuschlagen sich anhörte, als sei mit diesem Schlage die ganze, fröhliche Jugendzeit abgeschnitten worden. Nun war alles eingepackt.

Und auch Werner verließ dann das Schulzimmer. Auch in seiner stillen Wohnung war es ihm heute zu eng; er mußte hinauswandern und hineinjubeln in den friedlichen Spätsommernachmittag. Sein Antlitz strahlte Friede und Freude. Jeder, der ihm begegnete, fand ihn heute noch heiterer als sonst.

Am späten Abend aber, da schauten zwei große Augen dankbar und leuchtend hinein in den Sternenhimmel, und ein Gesicht strahlte den Himmelsfrieden wider: Ein großer Seelenbildner und Seelenkenner hatte wieder einmal einen beglückenden Blick getan hinein in eine große, reine Kindesseele. Gottfried Buchmann.

Schullügen.

Gerhard Budde, der bekannte Pädagog, spricht in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum und für Pädagogik" (1908) von Schullügen und schließt seinen Aufsatz wie folgt:

„In bezug auf die Schullügen hat der Lehrer vor allem die Rousseausche Forderung zu beherzigen, daß der Erzieher möglichst alle Gelegenheit zur Sünde von dem Zögling fernhalten soll. Wenn dies immer in der richtigen Weise geschähe, würden viele Schullügen unterbleiben. Ich will einen konkreten Fall erzählen. Ich hatte einmal meinen Spazierstock vor dem Klassenzimmer an einem der Garderobehaken aufgehängt. Als ich nach Schluß der Unterrichtsstunde das Klassenzimmer verließ, war der Stock nicht da, sondern an eine andere Stelle verschleppt. Selbstverständlich hatte das einer meiner Quartaner ausgesessen. Wenn ich nun am nächsten Tage in zorniger Entrüstung eine große Untersuchung angestellt hätte, hätte sich der Täter schon aus Angst nicht freiwillig gemeldet. Wenn ich ihn zufällig direkt gefragt hätte, ob er der Täter sei, würde er sich ganz ohne Frage einer egoistischen Lüge schuldig gemacht haben. Hätte ich Mitschüler von ihm gefragt, die ihn bei der furchtbaren Tat beobachtet hatten, ob sie wüßten, wer der Bösewicht sei, würden sie ganz sicher heroisch gelogen haben. So hätte ich einen ganzen Bandwurm von Schullügen verursacht und den Namen des Täters wahrscheinlich nicht erfahren. Von solchen Erwägungen und von der Ansicht ausgehend, daß das Verstecken des Stockes von seiten eines elfjährigen Jungen im Grunde doch ein ganz harmloser Streich sei, schlug ich, um doch zu erfahren, wer den Stock weggestellt hatte, ein ganz anderes Verfahren ein. Als ich am folgenden Tage das Klassenzimmer betreten hatte, erzählte ich vergnügt lächelnd, was mir tags vorher mit dem Stock passiert sei. Ich sagte etwa: Ich weiß ja wohl, daß ich so verschiedene Witzbolde und Spaßmacher in der Quarta habe, gestern hat mir aber einer einen ganz besonderen Spaß gemacht. Er hat mir meinen Spazierstock so versteckt, daß ich ihn nicht wiederfinden konnte und ohne ihn den Heimweg antreten mußte. (Allgemeine Heiterkeit.) Wer war denn eigentlich der Spaßvogel? Ich, ruft W. mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt. Du Bösewicht, warte mal! Schade, daß es ein Spazierstock ist und kein anderer, sonst . . . (Allgemeine Heiterkeit.) So hatte ich den Namen des Täters erfahren und keinem meiner Schüler Veranlassung zum Lügen gegeben. Aber vielleicht habe ich das Vergehen nicht schwer genug eingeschätzt und hätte es als groben Unfug betrachten und ahnden sollen. Nun, Gott verzeih's!"

Ja, man richtet auch in der Schule mit Humor oft mehr aus, als mit derbem Dreinfahren und strengen Ahndungen, die den Schüler einschüchtern und erst recht den Mut nehmen, die Wahrheit zu sagen.

Geschichtsstunde aufmerksam zuzuhören, lugte sie mit ihren Schelmenaugen zum Fenster hinaus. — Und doch konnten die Lehrer nicht behaupten, daß sie zurückblieb. Im Gegenteil stellte sich sehr oft heraus, daß die Lisa alles, was sie ernstlich ergriff, überraschend reich und tief faßte. Sehr häufig mochte gerade ihre Ungezogenheit in der Klasse auf ungenügende Nahrung ihres Geistes zurückzuführen sein.

Dabei war die Lisa ein sonniges Kind, war nie seliger als draußen in Flur und Wald, hörte den Sang der Vögel zu und verstand ihn wohl gar. Und dies sonnige Wesen steckte ihre Lehrer an; sie war mit ihrer liebenswürdig-unverschämten Eigenart einfach kaum zu bestrafen und blieb der fröhlich lachende Tunichtgut.

Nun stand er, oder vielmehr sie, die Lisa, vor ihrem alten Lehrer. Voll banger Sorge sah Werner hernieder auf ihren Lockenkopf und hinein in das blühende Kindesantlitz. Aus diesen Augen blickte es noch so klar, noch so wunderbar frei und offen; hinter dieser klaren Stirn war wohl noch nie wirklich Schlechtes erdacht worden.

Lange hatte Werner ihre Hand gefaßt. Ein heißer Wunsch stieg auf von dem Grund seiner Seele: o möchte aus dem Schelm nie ein leichtsinniges Menschenkind werden; möchten treue Menschen mit liebevollem Verständnisse diese Seele vor Stürmen, denen sie leicht erliegen würde, bewahren; möchte er doch richtig empfunden haben, daß dies Kind bei aller Unart einen goldenen Kern in sich barg! — Eine Träne fiel auf die Hand des Kindes, das sichtbar ergriffen war und dunkel all das empfand, was in der Seele des Mannes vorging.

„Leb' wohl und werde brav", sagte er gepreßt und wollte sich abwenden, um nicht zu sehen, wie das letzte Kind die Klasse verließ.

Doch die Lisa schickte sich noch nicht zum Gehen an.

„Nun", meinte er freundlich, „hast du mir noch etwas zu sagen?"

Das Kind nickte leicht und sah schämig zu Boden.

„Komm", forderte er das Kind liebevoll auf, „du darfst mir alles vertrauen, komm sag, was dich drückt."

„Ich war oft ungezogen gegen Sie, lieber Herr Lehrer", kam es leise über die zuckenden Lippen des Kindes.

„Ich weiß es", ewiderte Werner, und in seinen großen, treuen Augen leuchtete es wie Sonnenschein, „doch du hattest es ja nicht bös gemeint, ich weiß, du wirst einmal ein braves Menschenkind werden."

„Ja, ich will", lispelte die Lisa kaum hörbar, „und — und ich habe, o, seien Sie nicht bös, ich habe auch einmal gegen Sie die — Unwahrheit gesagt, und ich wußt', daß es nicht recht war." Die Stimme der Lisa zitterte und an dem Beben der Hand merkte Werner die große Erregung des Kindes. Eine tiefe Röte echter Scham stieg in dem von Schuldbewußtsein und Reue ganz unglücklich aussehenden Gesichtchen auf.

Werner hätte aufjubeln mögen, so wohl, so unsagbar wohl wurde ihm. O, so war sie doch nicht vergebens gewesen, seine treue Arbeit an der Seele dieses Kindes; so hatte er doch wieder ein goldenes, echtes, natürliches Menschenherz bilden dürfen!

„O, Kind", sagte er bewegt, „gehe hinfort den Weg der Wahrhaftigkeit; er führt dich hinauf zu der Menschen schönstem Ziel, zum Throne des allmächtigen Gottes; — ich vergebe dir gern."

Und von der Freudigkeit des Erziehers strömte es mächtig über auf das Kind, das dankbar und innig zu seinem Lehrer, seinem väterlichen Freunde aufsah.

„Ich will", sprach es freudig und fest, „Gott um Verzeihung bitten; und für Sie, lieber Herr Lehrer, erbitt' ich auch was Gutes."

Noch ein Händedruck des innigsten Verstehens, dann schritt das Kind schnell davon.

Tiefstand.

Viel niedrige Triebe
Beherschen die Massen;
Statt christlicher Liebe
Sprießt teuflisches Hassen.

*

Entweihung.

Schamlos messen nied're Triebe
Selbst im Höchsten ihre Kräfte,
Und der Glaube wie die Liebe
Werden oft nur — zum Geschäfte.

*

Im Daseinskampfe.

Größtem Mute selbst und höchstem Streben
Wird im Leben mancher herbe Dämpfer;
Laßt uns dennoch unser Bestes geben,
Ungebeugt das freie Haupt erheben,
Sei's als Mann der Arbeit, sei's als Kämpfer!

Ein Manko der Frauen.

Vor kurzem hat der „Heimgarten" von einer Sache gesprochen, um die unsere Frauen zu viel haben. Heute will er von einer Sache sprechen, um die sie zu wenig haben.

Die Frauen haben einen Hut, der freilich keiner ist und der als Fremdkörper auf dem Kopf überflüssig ist. Dafür haben sie keinen Sack. Es ist eigentlich unglaublich. Mit allen denkbaren Dingen sind ihre Kleider ausgestattet, aber sie haben keinen Sack. Wenn sie auf den Markt einkaufen gehen, so müssen sie das Geld in der Hand vor sich hintragen, oder in einem Ledertäschchen oder Körbchen, das sie natürlich alle Augenblick verlieren. Ich habe im Gewand, das mir am Leibe sitzt, nicht weniger als dreizehn Taschen, in der Hose zwei, in der Weste drei, im Rock fünf und im Überrock drei. Und ich brauche alle. Die Sachen, die ein Mensch stets bei sich tragen muß, sind in den Säcken so verteilt, daß sie nirgends nach außen einen Knoten zeigen. Es geht ganz gut. Und bei den Frauen soll es nicht gehen, da — sagt die Schneiderin — ließe sich nirgends ein Sack anbringen, nicht einmal im faltigen Kittel. Und es soll immer so gewesen sein. Zur Zeit der Krinoline — wie viel Raum zwischen Kleid und Körper, aber für den Sack war keiner. Dann kam was ans Frauengewand, das stand wie ein Kameelrücken hinten hinaus, ganz kolossal, ein Dutzend voller Taschen hätte drin Platz gehabt — in der Tat war nicht ein einziger Sack vorhanden.

Auch die Bäuerinnen sind nicht glücklicher. Erst wenn sie alte Weiber sind, legen sie sich zwei Kittelsäcke zu, in denen sie ihre Notwendigkeiten ganz bequem herumtragen. Das junge Bauernweib steckt auf dem Kirchweg sein Geldtäschchen hinter dem Mieder in den Busen hinab. Taschentuch und Gebetbuch trägt es in beiden Händen vor sich her. In der Taffetschürze haben manche zwei Täschchen eingenäht, aber die sind so klein, daß gar nichts darin Platz hat, als etwa ein Fingerhut, und den tun sie auch nicht hinein.

Stachelreime.

Von Adolf Frankl.

Traurig.

Es ist voll Lug und Trug die Welt,
Voll Unsinn und voll Narrheit;
Man sieht's auch ein und murrt und schmält,
Doch ach, zum stolzen Handeln fehlt
Der rechte Mut — zur Wahrheit.

*

Fluch.

Der schrecklichste Fluch und der schwerste
Trifft Menschen und Welt,
Wenn das Heiligste selbst und das Hehrste
Der Schändung verfällt.

*

Wertmesser.

Wer ehrlich forscht und prüfend wägt,
Wird nie des Wahnes Knecht,
Und was ein Forschen nicht verträgt,
Ist auch nicht wahr und echt.

*

Lügen.

Lügen haben kurze Beine,
Doch nur kleine;
Große leben viel bewundert
Manch Jahrhundert.

*

Was not tut.

Wettern und Eifern in Glaubenssachen
Wird die Menschen nicht besser machen;
Wollt ihr sie führen zu lichteren Pfaden,
Lehret sie Liebe und predigt — in Taten!

*

Geflunker.

Es liebt die Welt den Pflanz,
Tut gern nur das Verkehrte;
Sie prunkt mit äußerm Glanz
Beim Mangel inn'rer Werte.

*

Spannung auf die kommenden Ereignisse ist mit unübertrefflicher Meisterschaft geschildert. Und dann kommt's. Ein junger Leodolter, ein von dem Ideale der Freiheit durchglühter Bursche voller Reinheit und Treue, geht als Student zu den Legionären, kämpft in der Nationalgarde und gewinnt in der Führerschaft der Studenten großen Einfluß. Und dieser überaus sympathische Jüngling wird von seinem reinen Ideale — in Schuld geführt und endet in schwerster Tragik.

Das ist die Hauptgestalt des Romans. Sie steht im Mittelpunkte eines großen Kreises von typischen und von sonderartigen Gestalten, die mit entzückender Naturwahrheit gezeichnet sind. Da ist der treubesorgte, kluge, tüchtige Bruder Poldi, der begeisterte und doch gemäßigte Freiheitsmann Vater Petz; der derbe, bis zur Rücksichtslosigkeit strenge, ganz in seine wirtschaftliche Aufgabe versunkene, die neue Zeit nicht verstehende und schließlich von ihr gebrochene Muschir; ferner die Schwestern Leodolter, deren verschiedenartige Frauencharaktere so zu schildern wohl die bewunderswerteste Leistung des Buches ist. Aber wir vergessen ja des köstlichen, goldenen Gewaltmenschen Schinackel, der es vom asketischen Hauslehrer auf dem Schottenfelde zu einem Seifenfabrikanten in Südamerika bringt und noch weiter, und wie der mit seiner halbverrückten Susann Leodolter verfährt. Vergessen des echt wienerischen Kalfakters Mißriegel, der alle Sorten von Überzeugungen in sich hat und je nach Umständen sich der einen oder der anderen bedient — loser Cyniker und guter Kerl zugleich. Dieser ganz niederträchtige, mit seiner bösen Zunge den Nagel so oft auf den Kopf treffende, dabei immer aufgeräumte Geselle ist mir der liebsten einer im Buche. Es sind im Grunde lauter Menschen, denen man gut sein muß, weil man sie begreift. Selbst die wütende Rotte, die Leodolters Fabriksgebäude in Brand steckt, ist ein Hause von fühlenden Menschen, die den in den Flammen umkommenden — nein, man soll nicht alles ausplaudern.

Und die Freiheit, die ich meine — die mein Herz erfüllt! — Welche ist sie? Für was ist so wahnwitzig gestritten worden in jenem Jahre? Jeder meinte je nach seinem Charakter seine besondere Freiheit: Redefreiheit, Preßfreiheit, Religionsfreiheit; frei von Polizei, frei von Steuer, frei von Bureaukratismus und Herren, frei vom Gesetz, frei von Sitten und Sitte, frei von Pflichten, und so weiter in die wildeste Anarchie hinein, das waren die Ideale der Wiener in jenem Sturmjahre, die sie schließlich in die demütigendste Knechtschaft gebracht haben und in die blutigste Schuld. Und in der Erkenntnis des verfehlten Weges hat an seinem letzten Tage der liebe, arme Fred Leodolter ausgerufen: F r e i v o n S c h u l d! Das war die Freiheit, die er endlich meinte.

In diesem Buche wird klar, zu welch furchtbarer Tragik es kommt, wenn ein Volk nach Freiheit ringt, sie erkämpft und sie mißversteht. Aber ein großer Doppelatemzug geht durch das Buch: Freiheit und A r b e i t.

Die Darstellung der Revolution ist feinste Kunst. Widerliche, schauderhafte Dinge werden dargestellt, ohne die Schönheitslinie irgendwo zu überschreiten. Das Äußerste an Bestialität und Tragik wird oft geschickt umgangen, während die geschilderten Nebenumstände des Lesers Phantasie in einer Weise anregen, daß er doch auch das Äußerste sieht. So beim Brande des Fabriksgebäudes (eine besondere Meisterschilderung an sich), so bei Ermordung Latours, so bei den Barrikadenkämpfen, so bei dem Tode des Helden. Und die Stimmungsmalerei! Und die leise Ironie, die das ganze Buch von der mißverstandenen Freiheit durchzieht, und endlich der goldene Humor, der wie Mondlichtschimmer über der finsteren Nacht liegt! Und wie dieses alte, schöne, große Wien erhoben wird, wie der Verfasser es liebt! Und wir mit ihm. Jedem Leser muß das Herz zittern vor Liebe und Mitleid zu diesem Wien. — Und endlich nach vielen Monaten schrecklichster Not, nach

Ich bediene mich nicht gerne weiblicher Personen zu Botengeherinnen; die müssen alles so in der Hand tragen oder im Ledertäschchen; und dann der Jammer, wenn sie was verlieren oder ihnen das Täschchen von einem Galgenstrick abgezwickt wird. Und was den Haushalt angeht: Wer keinen Sack hat, der sammelt nicht, der zerstreut.

Aber die Frauen sagen, sie könnten nichts dafür, die Schneiderin mache ihnen die Säcke einfach nicht ins Gewand, sie sage, sie sei keine Säcklerin, sie sei Kleidermacherin und habe nur darauf zu sehen, daß die Robe gut steht. Ich hatte einmal einen Schneider, der wollte mir in den Rock keine inwendige Tasche machen; ich täte doch nur ein großes Buch hineinstecken, und das verschandle den schönen Rock. Gut. Ich begegne nachher meinem Schneider öfter und tu' nichts desgleichen. Und als er einmal darauf anspielt, daß die Kunden nicht mehr Rechnungen begleichen wollten, meine Antwort: „Das glaube ich. Auch ich kann den Anzug nicht zahlen, weil ich kein Geld bei mir habe. Ich habe nämlich keinen Sack, um die Brieftasche einzustecken.“ Das hat er verstanden und mir nachträglich den Sack in den Rock genäht.

Eine Dame, die ich in diese Klageschrift eingeweiht, behauptet, ich täte wie alle Herren in solchen Dingen stark übertreiben; sie behauptet, auch in Frauenkleidern gebe es Taschen. Es wird am Ende doch so sein. Wie könnten die Frauen uns Männer in den Sack stecken, wenn sie keinen hätten.

Freiheit, die ich meine.

Roman aus dem Sturmjahr von Emil Ertl. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.)

Bei dem Mittelgut unserer gegenwärtigen Literatur verschwenden die Kritiker an dem darin vorkommenden Besseren alles Lob. Und wenn dann einmal etwas Besonderes, etwas Außerordentliches kommt, weiß sie sich nicht mehr zu überbieten und behandelt das Beste mit der gleichen Anerkennung, wie das Gute und das Mittelmäßige. Das ist der Nachteil des allgemeinen Wohlwollens, das — unter wenigen Ausnahmen — in der Kritik jetzt herrscht, das uns übrigens aber doch sympathisch ist, weil Sonnenschein fruchtbarer wirkt als Frost und Reif. Aber dann ist die Frage, ob die Pflege des gewöhnlichen Grases die edlen Gewächse nicht erstickt? — Wir haben es hier mit einem Werke zu tun, das nicht mit den landläufigen Redensarten abgetan werden darf und kann. Ich will nur sagen, daß es weitaus die bedeutsamste Festschrift zum Kaiserjubiläum ist, und es will doch nichts weniger als eine solche sein. Es ist ganz zufällig, daß das Werk in diesem Jahre erschien, so uns mit dem Jahre 1848 wieder in besondere Fühlung gebracht hat. Emil Ertls Roman „Freiheit, die ich meine“ schildert uns die Revolution, und zwar so einzigartig, klar und packend, als sie bisher nie geschildert worden.

Der Roman beginnt ganz idyllisch in den Dreißigerjahren und liest sich anfangs fast so wie eine Fortsetzung des „Blauen Guguckhauses“ mit seinen Seidenwebstühlen, das uns derselbe Verfasser vor ein paar Jahren geschenkt hat. Aber es zeigen sich schon Vorboten einer neuen Zeit. In die alte Seidenweberei schleicht sich die Maschine; das Patriarchalische zwischen Arbeitgeber und Arbeiter verwandelt sich sachte in ein feindseliges Verhältnis. Man hört vom Bürgertum und Proletariat. Über die Grenzen herein dringen Schlagworte von Freiheit und Gleichheit. Trotzdem geht das Wiener Frohleben in seiner Art noch fort und im Hause der Seidenweber Leodolter herrscht eine Behaglichkeit, die bald auch das Herz des Lesers völlig erfüllt. Aber allmählich merkt man die Spannung und sie steigert sich. Es liegt was in der Luft, es zieht ein Verhängnis heran — die Revolution. Diese

Das Bäumchen spricht:

Hinweg von mir, und nimmer dich zeige!
Was ficht dich an? Was fällt dir ein?!
Wie magst du so barbarisch sein?
Was fruchten dir Äste und Zweige?!

Dir fruchten sie nichts! Mir müssen sie geben,
Was Nerven, Lung' und Arme dir;
Büß' ich sie ein, dann ist es schier
Gescheh'n um mein Leben!

Hast du ein Recht, dies Leben zu stören?
Bist du imstande, ein einzig Blatt
Zu geben mir an der vielen statt,
Die schnöde du brichst? — Laß' hören! — —

Schweigen und Scham! — — So hast du gestanden,
Daß Frevel es war, was du getan? — —
So beff're dich! Entring' dich dann
Der Rücksichtslosigkeit Banden.

Bedenke Mensch, und acht' es immer,
Das Gottes Geist das All durchdringt,
In jedem Weltatome schwingt! — —
Verletze die Gottheit nimmer! —

Ibykus.

Erinnerung.

Denkst du an jenes Plätzchen
Am kühlen Waldesrand,
Wo wir oft sinnend saßen:
War's nicht ein Wunderland?
Die Nachtigall im Busche
Sie sang so wehmutsvoll,
Daß unser Herz voll Ahnen
Oft wehe überquoll.

Wir sahen uns ins Auge
Voll zarter Innigkeit
Und dachten nicht des Wandels
Der Herzen und der — Zeit.
Und wieder ward es Frühling
In unserm Märchenland —
Wir reichten uns zum Abschied
Ein letztesmal die Hand.

Nun scheint der Platz ein Kirchhof
Und doch zieht's mich zurück.
Mit todeswundem Herzen
Beweine ich mein Glück.
Es hallt der Wald voll Lieder,
Das Plätzchen nur bleibt leer;
Wo sich zwei Herzen trennen,
Da singt kein Vöglein mehr.

Franz Jos. Kurka.

eitlem Triumph und grauser Verzweiflung kommt der Tag der Hoffnung — der zweite Dezember. Derselbe Tag, den wir, das neue Geschlecht, in diesem Jahre voller Dankbarkeit feierlich begehen.

Wie viel wäre über Emil Ertls „Freiheit, die ich meine“ noch zu sagen, zu kennzeichnen, zu bewundern. Alles in allem, es ist ein Buch, wie wir ein ähnliches noch nicht besaßen. Es zeigt uns die Revolution in künstlerischer Vollendung, es lehrt sie uns verstehen. Es ist in seiner Anlage ein gewaltiges, in seinem Gehalte ein tiefedles Werk. R.

Singvögel.

Der Steirertanz.

Dort, wo die Seewiese grünt aus dem See,
Heimlich im Morgentau äst das Reh,
Unter der Trisselwand blankem Gestein
Saß ich mit einsamer Seele allein.

Trübes Denken wühlt mir im Sinn
Über Kultur und des Daseins Gewinn,
Über des schillernden Goldes Wert
Und wie der Ehrgeiz die Herzen verheert.

Auch von der Liebe Honigseim
Bleibt oft nur Unfried, des Elends Keim;
Und nach des Jagens zermürbender Hast
Zwischen vier Brettern stumme Rast.

Horch, da dringt aus der Wirtsstube Raum
Wogender Lebenslust brandender Schaum:
Zitherklang, Menschensang, flotter Tanz
Flammt in des Sommertags schwülen Glanz.

Burschen und Männer mit schwieliger Faust,
Dirnlein und Weiber, die Haare zerzaust,
Alt und jung jodelt und juchezt und springt,
Alt und jung dreht sich im Kreise und singt.

Zitherklang, Menschensang, köstliches Gut,
Wie dringt ihr tief in mein schweres Blut,
Rüttelt mich wach aus der Grübelei Haft,
Füllt mir die Nerven mit Saft und Kraft.

Ob ihr auch einfache Worte nur singt,
Ist doch, was euch die Beine beschwingt,
Ewiger Weisheit Kristallgehalt ...
„Juhei, juheia!“ ... Wie selig das schallt.

Zitherklang, Menschensang, irdische Lust!
Heil euch, ihr kennt nicht des Lebens Wust.
Weltelend wuchert nicht in eurem Hirn ...
Küss' nur, Bursch, küss' deine braune Dirn!

Jenny Limburg.

Sturmlied.

Auf wogenden Wolken jag ich daher, hohei!
Und unter mir brauset das zürnende Meer, hohei!
Ich peitsche die Flut,
Daß in dumpfer Wut
Sie tost und grollt,
Bis ich müde getollt.
Dann geht's sausend und pfeifend zur Heide hinaus, hohei!
Und heulend poch ich ans Imkerhaus, hohei!
Nun des Waldes Haupt
Seiner Blätter beraubt;
Mit Eichen gerungen,
Die Birke geschwungen
Mit lichtgrünem Kranz,
In wirbelndem Tanz!
Und hab' ich genug von der schwindelnden Hast,
So leg ich mich nieder zur wohligen Rast.
Ich wiege mich leise im schattigen Baum
Und lausche den Vögelein, halb im Traum.
Dann lugt durch die Wolken der Mondenschein,
Die Nacht umfängt mich — ich schlafe ein.

Anni Springmann.

Einer deutschen Frau — zum Siebzigsten.

Fleiß, Kraft und Energie
Sind deines Wesens Kern,
Die Tugend altert nie,
Die du geübt so gern;
Und was den Deinen du gegeben,
Wird Enkelkinder noch erheben.
— Eng schließen wir ins Herz dich ein,
Das soll der Feier Zauber sein!

Franz Goldhann.

Da Dank ghert ön Herrgott.

A Liad will i singa,
A Liad wiar a Gruaß,
Den da Herrgott oan biat,
Den ma weitagebn muaß.

Drauf steig i talabwärts,
Wias Liad just vaklingt
Und da her i a Vogerl,
Das hoamliga singt.

Und das eng nöt scheut
Und nöt aufschreckt — eng zwoa —
Es sitzt auf an blüahradn
Astl im Moa.

*

Für s Vogerl gilt s Zweigerl
Als Hoamgartnbenk
Und da fingts wohl vom Liabn
Und schaut aba auf eng.

Daweil läutn eng d Stundn,
Wias zuaziagn da Nacht,
Wohl a gwaltiger Dank
Dem, der d Schöpfung hat gmacht.

Neues Leben.

Einmal wird ein Maientag
Ganz voll blanker Sonne sein
Und voll hellem Vogelschlag
Und voll lichtem Blütenschein.
Nur die Glocken werden klagen
Ferneher mit wehem Klang
Und dann kommt es lang und bang:
Schwarzes Kreuz und schwarzer Wagen,
Trübe Leute, dumpfer Sang.

Rote Rosen werden glühn,
Duftschwer, tränenübertaut,
Schöne Augen tränend sprühn,
Die sonst zag zu Fuß geschaut.
Dann wird alles stille starren,
Da und dort nur schluchzt es fein;
Zarthand pflückt ein Blümlein klein;
Schollen poltern, Bretter knarren,
Rosen rauschen auf den Schrein.

Einer wird ganz stille stehn,
Starr auf Gruft und Rosen sehn
Und dann stumm nach Hause gehn.
Und sein Herz wird Haß durchwehn.
Meines Lebens Krieg und Streben,
Meine Freude, meine Pein.
Und er wird, der ich war, sein.
Und ich werde wieder leben,
Mag ich längst verschollen sein!

Friedrich Pock.

In tiefen milden Sommernächten . . .

In tiefen milden Sommernächten,
Wenn alles Leben müde schweigt,
Und jedes Gras sich schauernd neigt,
Muß ich dem Weltenliede lauschen,
Das leise ferne Bronnen rauschen,
Das durch die schwanken Zweige geigt:
In tiefen milden Sommernächten,
Wenn alles schluchzt und bebt und weint.

Dann klingt und klagt das alte Sehnen,
Das weder Tod noch Gruft befreit,
Das stark ist über Raum und Zeit:
Verklungner Zeiten Weh und Wähnen,
Versunkner Völker Drang und Tränen,
Was ewig nach Befreiung schreit,
Der ganzen armen Menschheit Sehnen
Schreit auf in einem bangen Leid.

Dann möcht' ich, selbst das Aug voll Tränen,
Wohl in zwei bange Augen schau'n,
Voll feuchten Scheines, tief und braun
Und möcht in Bangen und Erbarmen
Wohl einen warmen Leib umarmen
Und trösten einen fremden Schmerz.
Dann rinnen uns're heißen Tränen
In eins, du armes, banges Herz,
Daß uns'rer Herzen wilde Not
In eine reine Flamme loht!

Friedrich Pock.

manchen Urkunden des Familienarchivs zu arbeiten. So wird des Prinzen Leben und Wirken in neuer Form und um vieles Interessante bereichert, dem Volke dargeboten. Ein besonderer Vorzug des Buches besteht in den zahlreichen Bildern aus des Erzherzogs Leben, den Originalen nachgebildet, die sich im Besitze der Gräflich Meranschen Familie befinden und die schon durch ihre — ich möchte sagen — altväterische Art uns anheimeln. Da Johann Graf von Meran, ein Enkel des Erzherzogs und der Chef der Familie, dem Verfasser bereitwillig die Behelfe zur Verfügung gestellt hat, so ist Schlossars Buch als ein authentisches Werk zu betrachten, für das wir dankbar sind.

Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Eine Auswahl aus ihren Briefen herausgegeben und eingeleitet von J. Wille. Mit 13 Abbildungen. (Leipzig. B. G. Teubner. 1907.)

Man muß dem Herausgeber großen Dank sagen für dieses merkwürdige Buch. Elisabeth Charlotte war eine Deutsche, eine Prinzessin aus der Pfalz, geboren im Heidelbergerschloß 1652. Sie kam nach Frankreich, wo es ihr als Herzogin von Orleans aber gar nicht gefiel. So schreibt sie an ihre Freundinnen in Deutschland, oft in einer recht derben Weise und doch voller Güte und Herzlichkeit. Da erfährt man manches! Es ist das leichtfertigste, unruhigste, intriganteste und langweiligste Leben an dem Hofe Ludwig XIV. Ein Fest jagt das andere, das ist nichts für ihre deutsche Art und sie spricht sich ungezwungen darüber aus. Die Briefe sind deutsch, aber ganz von französischen Wörtern und Wendungen durchsetzt, wie man eben zu jener Zeit gesprochen und geschrieben hat. Ein gut Stück Kulturgeschichte steckt in den Briefen dieser eigenartigen Frau, die man liebgewinnt und bewundert.

Memoiren von Berta v. Suttner. Mit drei Bildnissen der Verfasserin. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Seitdem Berta von Suttner mit ihrem Roman „Die Waffen nieder“ die bekannten ungeheuren Erfolge errang, steht sie, vielbewundert, vielgescholten, als eine der Führerinnen der Friedensbewegung mitten im öffentlichen Leben und im heißesten Kampf der Meinungen. Zu erfahren, wie diese Frau allmählich zu solch exponierter Stellung gelangte, welche Entwicklung sie menschlich und schriftstellerisch durchmachte, ehe sie zu einer „europäischen Persönlichkeit“ wurde, und wie sie selbst ihre Mission auffaßt, was sie in Erfüllung dieser Mission erlebt und gesehen hat, das muß nicht nur für diejenigen von Interesse sein, die der Romandichterin und Friedensverkünderin in Sympathie und Verwandtschaft der Weltanschauung zugetan sind, sondern auch für solche, die der Friedensbewegung mit Bedenken und Abneigung gegenüberstehen. Wenn nun Frau von Suttner selbst von ihrem Leben und Werden der Welt berichtet, so kann es den Wert dieser Bekenntnisse nur erhöhen, daß die Autobiographin eine vortreffliche Erzählerin ist, die ihr bewegtes, wechselvolles Leben zum farbenreichen Bilde zu gestalten weiß. ohne ins Fabulieren zu verfallen. V.

Der Weg ins Freie. Von Arthur Schnitzler. (Berlin. S. Fischer.)

Der Lebensausschnitt aus einem Kreise der Wiener Gesellschaft, den der Autor hier gibt, ist weniger ein neuer Beweis für seine starke Künstlerschaft, als vielmehr eine interessante Perle feinster intellektueller Beobachtung und einer meisterhaften Psychologie. Jede Art Pose liegt ihm fern; mancher wird vielleicht eine schärfere Milieuschilderung entbehren. Schnitzler scheint sich der männlichen Unfähigkeit, in die zartesten Regungen weiblicher Psychen einzudringen, bewußt zu sein, weshalb er auf die Charakterisierung der Frauengestalten diesmal lieber beinahe verzichtete, um seine ganze tiefblickende Sorgfalt der Zeichnung den männlichen Figuren zu widmen; dabei sind ihm hie und da die Frauenbilder allzu konventionell geraten. Aber fügt man sogar noch bei, daß die geistreichen Dialoge über die Judenfrage trotz mühsam angestrebter Objektivität tendenziös anmuten, so müßte gleichwohl der „Weg ins Freie“ als die feinst durchdachte und abgerundetste Arbeit Schnitzlers bezeichnet werden. Es ist ein feines, interessantes Buch.

H. L. R.

Aus der Niederung. Ein Skizzen- und Geschichtenbuch von Joachim Ahlemann. (Potsdam. Stiftungsverlag.)

Das Buch ist geschrieben in der Absicht, Liebe und Verständnis zu erwecken für die intimen Schönheiten, für die so vielen Augen verborgene Fülle von Kräften, Leidenschaften, Gemüts- und Charaktereigenarten, die auch in einförmiger Landschaft, in der Enge eines Weltwinkels, im scheinbar öden Gleichmaß eines anspruchlosen Lebens vielgestaltig und schaffensgewaltig ringen und lebendig werden. — Für eine Alpenlandschaft sich begeistern, zu großen, auf die Höhe des Menschentums erhobenen Lebenserscheinungen bewundernd aufschauen — das ist keine Kunst. Aber „aus der Niederung“ die wenig gekannten Schätze heben, das Auge einstellen lernen für die anziehenden Reize der Ebenenlandschaft und des Ebenenlebens, das ist mühsamer und doch lohnend genug. V.

Und a Dreiklang voll Jubl
Und Glück schwingt si drein —
Das wern engri Herzn
Und s Vogerlliad sein.

*

Da Dank ghert ön Herrgott,
Da Gsang ghert für eng;
Und i selbn suach mein Schatzerl
Sei Hoamgartnbenk.

Hans Mittendorfer.

Lustige Zeitung.

Teuer erkaufte Wahrheit. Diener: „... Ich versichere Sie nochmals, der Herr Baron ist nach Karlsbad gefahren!" — Gläubiger: „Wenn ich Ihnen dieses Zwanzigmarkstück gebe, werden Sie mir dann die reine Wahrheit sagen?" — Diener: „Ja, auf Ehre! (Nachdem er die 20 Mark empfangen): Danke sehr! Aber jetzt will Ihnen auch die reine, aufrichtige Wahrheit sagen: Der Herr Baron ist wirklich nach Karlsbad gefahren!"

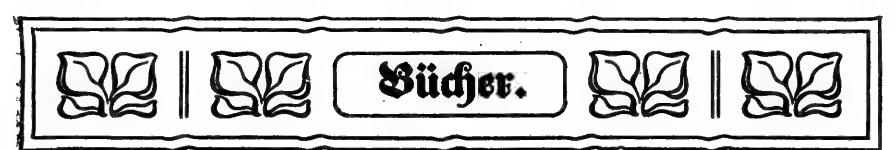
Beseitigtes Hindernis. Herr (zu einem Bettler, dem er vor kurzem einen guten Anzug geschenkt hat): „Sie sehen ja schon wieder so lumpig aus! Was haben Sie denn mit dem Anzuge gemacht, den ich Ihnen neulich gegeben habe?" — Bettler: „Aber mein bester Herr, in dem Anzug konnt' ich doch unmöglich betteln gehen!"

Schlechter guter Rat. Mutter: „Du Verschwender — alle Augenblicke brauchst du eine Schachtel Zündhölzer!" — Sohn: „Wüßte nicht, wie ich anders meine Zigarren in Brand brächte!" — Mutter: „Wenn du sparen wolltest, wüßtest du's ganz gut; — da zündet man eben eine Zigarre mit der andern an!"

Bosheit. Frau: „Wie lange sollen wir denn mit unserer Marie warten? Sie ist doch schon 18 Jahre alt!" — Mann: „Bis der Richtige kommt!" — Frau: „Ich hab' nicht so lange gewartet."

Geringes Selbstvertrauen. Gefängnisdirektor: „Nun, ich hoffe, daß wir uns hier nicht mehr wiedersehen werden!" — Sträfling: „Kommen Sie denn fort von hier, Herr Direktor?"

Freche Antwort. „Sind Sie vorbestraft?" — „Nein, immer nachher!"



Ein neues Buch über Erzherzog Johann. Seit nahezu fünfzig Jahren ist er tot. Aber manchem Steirer ist, als ob er noch gestern gelebt hätte, so frisch und lebendig sind seine Wohltaten, die er besonders der Steiermark erwiesen hat. Viele sind, die diese Wohltaten des Erzherzogs Johann reichlich genießen, ohne des Stifters zu gedenken. Wohl dem, dessen Werke den Namen überdauern. Der Name ist Schall, das Werk ist Fruchtbarkeit und Segen. Allerdings Prinz Johann wird nicht vergessen werden, auch im Namen nicht. Eben ist ein neues Buch über ihn erschienen: Erzherzog Johann von Österreich von Anton Schlossar. (Graz. Verlagsbuchhandlung „Styria". 1908.) Es ist nicht so umfangreich wie manches seiner Vorgänger, aber es ist wohl verläßlicher in seinen Berichten und es bringt viel neues. Der Verfasser war in der Lage, nach Tagebüchern des Prinzen und nach

ausgehen: Du sollst deine Söhne und Töchter ehren! — Männer und Frauen, dieses Buch müßt ihr lesen. Und solltet ihr auch nicht mit allem und jedem einverstanden sein, so manches werdet ihr finden, was in keinem anderen Buche zu finden ist, und vieles, was euch zum Segen fürs Leben werden kann.

R.

Schiller. Sein Leben und seine Werke von Karl Berger. In zwei Bänden. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1909.)

Von diesem bedeutsamen Werke ist nun auch der zweite Band erschienen. Eine der glänzendsten, auf neuestem wissenschaftlichen Standpunkte stehenden Schiller-Biographien.

Julius Verne und sein Werk. Des großen Romantikers Leben, Werke und Nachfolger. Von Dr. Max Popp. Mit 23 Abbildungen. (Wien. A. Hartleben.)

Als im Jahre 1905 der französische Romantiker Julius Verne gestorben war, wurde sofort überall der lebhafte Wunsch nach einer Biographie des großen Dichters rege, und zwar nicht allein in seinem Vaterlande, sondern noch mehr im Auslande und besonders in Deutschland. Die Werke, welche Verne geschaffen hat, sind so eigenartiger Natur, daß es wohl zu verstehen ist, wenn die Leser nach einer ausführlichen Schilderung seines Lebens verlangten.

In der vorliegenden Biographie hat der Verfasser, der über eine gediegene naturwissenschaftliche Bildung verfügt, zunächst den Lebensgang des weltbekannten Dichters erschöpfend dargestellt. Er zeigt wie in logischer, natürlicher Entwicklung Julius Verne allmählich zu dem Manne geworden ist, der durch seine bunten Phantasien die ganze Welt entzückt hat.

Das Werk ist ein würdiges Denkmal des auch bei uns so beliebt gewordenen Dichters. Vernes Verdienste werden hier zum erstenmal in das rechte Licht gerückt, so daß das Buch berufen zu sein scheint, den Ruhm des berühmten Romantikers zu festigen. V.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1909. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, mit Schmuck von E. R. Weiß und 12 Vollbildern von Karl Bauer. (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.)

Hauptmitarbeiter ist Goethe. Und ein weiterer besonderer Wert liegt in den zahlreichen, künstlerisch ausgeführten Goethebildern, die Seine Majestät von der Jugend bis zum hohen Alter veranschaulichen.

Deutschlands Frühling kehrte wieder. Selbsterlebtes und Empfundenes aus Kriegs- und Friedenszeiten 1846—1900. In kleinen Kulturbildern für jung und alt geschildert von Berthold Roy. In zwei Bänden. Erster Band: „Als neu das Deutsche Reich erstand". 1846—1871. (Altenburg Stephan Geibel. 1908.)

Ein eigenartiges Werk, das eine große Beachtung aller derer verdient, die durch Vorbilder rüstigen Strebens Tatkraft bei alt und jung wecken wollen. Der nun nahezu 70 Jahre alte Verfasser schildert die eigenen Erlebnisse seines inhaltsreichen wechselvollen Lebens und in fesselnden Schilderungen durchleben wir mit ihm dabei zugleich ein ereignisreiches Stück der Geschichte unserer Zeit. Den Mittel- und Höhepunkt des Werkes, dessen zweiter Band im nächsten Jahre unter dem Titel: „Als neu das Deutsche Reich erstanden war" folgen wird, bildet gleichsam die Schilderung der Erlebnisse des Verfassers in Krieg und Frieden während der Jahre 1870/71, um den sich die Schilderung seiner Erlebnisse während der vorlaufenden 30 Jahre von 1846 an und der nachfolgenden 30 Jahre in auf- und bis zur Jahrhundertwende 1900 absteigender Linie wirkungsvoll gruppieren. V.

Turmschwalben. Gedichte von O. Kernstock. (München. Braun u. Schneider.)

In einem nächsten Hefte werden wir diese neueste Erscheinung des heimischen Dichters würdigen. Man kann sich aber das köstliche Büchlein schon früher anschaffen, damit es auf alle Fälle für den Weihnachtstisch zurecht kommt.

Genesung. Ein Wort der Hilfe und des Trostes für Nervöse und Kranke von Conrad Rose. (Jungborn-Stapelburg a. Harz. Rudolf Just. 1908.)

Einfachen Menschen, die von der modernen Welt nicht schon bis ins tiefste Denken und Empfinden hierin verdorben sind, wird dieses schlichte Büchlein etwas sein können.

Die ersten 55 Minuten meines Tagewerkes. Von einem Glücklichen. (Dresden. E. Pierson.)

Diese „Worte zur Gesunderhaltung oder Gesundung der Individuen oder Völker", die zugleich als Beitrag zur Weiterbildung der Religion aufzufassen sind, dürften in unserer Zeit, da der Drang nach Vergnügen und Wohlleben im deutschen Volke so mächtig geworden ist, ganz besonders am Platze sein. Ausgehend von der Tatsache, daß die Lebenshaltung aller Klassen der Gesellschaft seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in beängstigender Weise gestiegen ist, weist der

Landluft. Roman von Hermann Schmökel. (Potsdam. Stiftungsverlag.)

Erquickend wie Landluft weht uns der Inhalt dieses Buches an. Dem scheinbar einförmigem Hintergrund ländlichen Lebens hat der Verfasser eine Fülle intimer Reize abgewonnen, die er in frischer Darstellung auf den Leser wirken läßt. Der Roman spielt im Osten und berührt mit feiner Kunst dort hervortretende politische und kirchliche Probleme. V.

Alpensommer. Von Peter Rosegger. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.)

Der Verfasser leitet das stattliche Buch mit folgenden Worten ein: „Alpensommer! — Wie wird einem bei diesem Wort! Man fühlt sich tausend Meter erhöht und höher schlägt das Herz. Eine Welt von Erinnerungen sprudelt auf in frischen, klaren Quellen. Wer schon Alpensommer erlebt hat, der hört und sieht und riecht und fühlt sie wieder. Wer ihrer noch nicht erlebt hat, der träumt sie in märchenhaften Ahnungen. Man hört klingende Reigen auf den Matten, Wasserrauschen in den Schluchten, man hört den Juchschrei des Hirten und das Schnaderhüpfel der Sennin. Man sieht über dämmernden Waldbergen hochgehoben die Gletscherschilder, die ein starkes, treues Volk beschirmen. Und in den frischgrünen Wiesentälern die baumlosen Dörfer mit ihren schindelbedeckten Blockhäusern, spitzen Kirchtürmen und mit ihren kernigen Älplergestalten in der Vätertracht. An den kalkweißen Sträßlein die geweihten Bildstöcke, auf felsigen Höhen altersgraue Burgen und darüber hoch und still der schwebende Adler. — Das hört und seht ihr alles, meine Freunde, im Wonnewort: Alpensommer! — Ich sehe noch mehr. Ich sehe durch das steinbeschwerte Dach in des Älplers Haus, durch den roten Brustfleck in sein Herz. Ich sehe Leben und Gestalten, Regungen und Merkmale, die keiner gezeichnet und beschrieben hat. Und noch mehr. Meines Nachsommers Alpensommer sind köstlich über die Maßen, sie haben mir Jugend aufbewahrt, dreifache, selige Jugend. Da bin ich jung im Traum von meiner eigenen Waldkindheit, jung in Erinnerung an meine Kinder, jung im Spiele mit meinen Enkeln. — Denn sie ist dort, diese meine Nachkommenschaft, sie schickt sich an, von der Stadt sich zurückzuretten zur Natur — und wenn der Sommer kommt, gehe ich zu Kindern und Enkeln ins Gebirge. — Und ich finde nicht sie allein. Meine Weltlust ist das Wandern gewesen und geblieben, das Wandern in den Bergen. Die einst so enge Waldheimat hat sich ausgeweitet über die deutschen Alpen, während sie mir schon verloren schien. Nach langem Siechtum — einer wahren Kreuzschule des Verzichtens — hat mein Weg, statt in die dunkle Gruft, mich noch einmal, ja viele Male in den letzten zehn Jahren, hinangeführt zu lichten, weitschauenden Gipfeln. — Von allen dem — von Bergnatur und Alpenvolk und von meinen drei Jucenden — will ich in diesem Buche sagen. Will die Menschen, die frohen, die trauten, umranken mit Lärchen und Tannen, mit Seen und Wasserfällen, mit Felsen und Firnen. Also ist der Inhalt meiner Alpensommer beschaffen. Es schadet gar nicht, wenn unser welkes Blut manchmal wie Sekt in Eis gekühlt wird. Bei den Gletschern werden wir wieder frisch. Und im Hochland soll unsere Freude an dem Hohen und Lichten neu erstarken."

So der Verfasser. Mich dünkt, er hat in seinem Alpenrausch den Mund etwas zu voll genommen. Wenn man die Erwartungen gar zu hoch spannt, sind sie nicht zu befriedigen. Nun, er wird nicht mehr geben, als was er hat. Möge das seinen alten Freunden genug sein! M.

Von **J. J. Davids gesammelten Werken** sind bei R. Piper & Co. in München nun auch die Bände 4, 5 und 6 erschienen, womit die Ausgabe vollständig ist.

„So knorrig, wahr und tief, so erprobt im Leiden der Mensch, so herb, markant, so eigensinnig apart und mit einem Unterstrom glühendsten Lebens sind seine Menschen und die Sprache, die sie führen; so voll tiefer gesättigter, stets eigenartiger Schönheit ist die Natur, die er schildert. Eine neue Art von Poesie des Kreuzes läßt der Dichter erstehen, die glorifiziert jene stillen, geheimnisvollen Kräfte der Seele, nur verständlich dem sinnigen Gemüt." Dieses Urteil können wir unterschreiben. V.

Das nächste Geschlecht. Ein Buch zur Selbsterziehung für Eltern. Das sexuelle Problem in der Kindererziehung von Hans Wegener. (Gießen. Alfred Töpelmann. 1909.)

Offener, eindringlicher, und ehrlicher über geschlechtliche Dinge kann man nicht leicht reden, als es in diesem Buche geschieht. Es handelt von Geschlechtsliebe und Geschlechtskraft, von dem Verhältnis zwischen Bräutigam und Braut, zwischen Mann und Weib und von der Erziehung und Aufklärung des Kindes in dieser wichtigsten, heiligsten Angelegenheit des Menschen Das Kapitel „Eine heilige Stunde" bringt so ungefähr die Formel, wie der Vater den heranwachsenden Sohn, die Mutter die reifende Tochter gütig und schlicht einzuweihen hätte in das sexuelle Geheimnis. Wir wagen uns nicht, diesen wichtigen Abschnitt hier abzudrucken, weil er nicht unvermittelt stehen darf nnd weil es nicht unvermittelt geschehen darf. Das ganze Buch gehört dazu, mit seinen Ratschlägen für Selbsterziehung und Kindererziehung, die alle darauf

Büchereinlauf.

Jan Schnuk und seine Leute. Eine Geschichte aus einem verlorenen Weltwinkel von Gerhard Schulte. (Bielefeld. Verlag Bethel. 1908.)

Der Roman eines Strolches. Aus den hinterlassenen Papieren eines Arztes. Eine physiologische und psychologische Studie von Franz Alfons Helmer. (Köstritz. C. Seifert.)

Am 31. März. Roman von Johannes Rack. (Dresden. R. Pierson)

Werther, der Jude. Roman von Ludwig Jakobowsky. 5. Auflage. Dresden. E. Pierson.)

Wenn die Sonne untergeht. Roman von Emma Böhmer. Mit einem Geleitwort von Georg Engel. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.)

Wie die Menschen einmal sind. Erzählungen von Gustav Wied. Deutsch von Ida Jakob Anders. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Die tote Kohle. Erzählung aus Südtirol von Richard Bredenbrücker. (Stuttgart. Adolf Bong & Co. 1908.)

Von der Wiege bis zum Frack. Eine immerhin ernste Geschichte von Alfred Streit. (Berlin. „Konkordia", Deu'sche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Lachende Masken. Von Herm. Siegfr. Rehm. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Ecce homo! Eine Erzählung aus Jesu Christi Tagen von Gustav Adolf Müller. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

Aus'm heiligen Landl. Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.)

Lebenserinnerungen eines alten Seelsorgers. Von Dr. Ernst Siedel. Aus seinem Nachlasse herausgegeben und ergänzt von A. Volck, (Dresden. C. Ludwig Ungelenk. 1908.)

Aus alter Truhe. Novellen nnd Erzählungen von Timm Kröger. Hamburg. Alfred Janssen. 1908.)

Die Macht der Liebe. Von Maria Weber. (Hamburg. G. A. H. Schinkel.)

Der Exzentrische und der Aprilscherz. Zukunftsvision. Von Joachim Andermann. (Dresden. E. Pierson.)

Deutschösterreichische Klassikerbibliothek. (Teschen. Karl Prochaska): **Nikolaus Lenau: Ausgewählte Werke.** I. Band. — **Franz Grillparzer: Ausgewählte Werke.** I. Band. — **Ferdinand Raimund: Ausgewählte Werke.** I. Band.

Eichendorffs Werke. Herausgegeben mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen von Dr. Ludwig Krähe. (Goldene Klassikerbibliothek. Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.) I. Lebensbild. Gedichte. Julian. II. Ahnung und Gegenwart. III. Kleinere Novellen: Aus dem Leben eines Taugenichts. Das Marmorbild. Das Schloß Dürande. Die Entführung. Die Glücksritter. IV. Dichter und ihre Gesellen. Satirische Schriften: Meierbeths Glück und Ende. Viel Lärmen um nichts. Auch ich war in Arkadien. Libertas und ihr Freier. Erlebtes: Deutsches Adelsleben am Schlusse des XVIII. Jahrhunderts. Halle und Heidelberg. Vier Teile in zwei Bänden.

Von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart sind uns folgende neue Erscheinungen zugegangen: **Memoiren.** Von Bertha v. Suttner. — **Siebenquellen.** Ein Landschaftsroman von Josef Ponter. — **Heim Neuland.** Ein Roman von der Wasserkante und aus Deutsch-Südost von Friedrich H. Kraze.

Rheinische Hausbücherei. Meisterwerke deutscher Erzähler. Herausgegeben von Prof. Dr. Erich Liesegang. (Wiesbaden. Emil Behrend.)

Vereinsbühne. (Dresden-A. Justus Naumann.) Ohne Theaterkostüm. Ohne Bühnendekoration. Kein Szenenwechsel. Neue dramatische Aufführungen für christliche Vereine, mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Jünglings- und Jungfrauenvereine (nur männliche oder nur weibliche Rollen), Schulen und Pensionate, zur Verwendung bei Familienabenden, Stiftungsfeiern, patriotischen und kirchlichen Festen.

Da Hiasl. Erzählung in oberennsischer Mundart von Hans Binder. (Linz a. D. Selbstverlag. 1907.)

Auf klingenden Bahnen. Gedichte von Hilde La Harpe-Hagen. (Wien. W. Braumüller. 1908.)

Gedichte. Von Mimosa. (Dresden. E. Pierson.)

Ausgewählte Gedichte. Von Giovanni Pascoli. Deutsch von Estella Wondrich. (Triest. J. Wailänder. 1908.)

Gustav Adolf Katsch. Eine Reihe seiner Lieder. Vom Ratschreiber Jos. Ruf. (Oppenau. E. Bader. Selbstverlag)

Im Röseligarte. Schweizerische Volkslieder von Otto v. Greyerz. (Bern. A. Francke.)

Wege nach Weimar. Gesammelte Monatsblätter von F. Lienhard. 6. Band. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Vom Verlage Greiner & Pfeiffer in Stuttgart in „Bücher der Weisheit und Schönheit" sind uns folgende neue Bände zugegangen: **Spinozas Ethik.** In verkürzter Übersetzung herausgegeben von Dr. M. Kronenberg. — **Jean Jacques Rousseaus Briefe.** In Auswahl herausgegeben von Friedrich M. Kircheisen. — **Gust. Theod. Fechtner.** Eine Auswahl aus seinen Schriften von Dr. Otto Richter.

Verfasser auf die furchtbaren Schäden hin, die mit dieser gesteigerten Art des Daseins in Verbindung stehen. Er gibt sich selbst als Beispiel einer einfachen und gesunden Lebensweise. Ihre Bedeutung für die Gesundheit des Verfassers und das Seelen-, insbesondere aber das Geschlechtsleben wird manchen zum Nachdenken anregen. Das Büchlein kann bei richtigem Verständnis Gutes stiften. V.

Die Gottheit Christi! Wider die römische und evangelische Kirchenlehre über Christus von Dr. Ottomar Hegemann. (Laibach. Selbstverlag.)

Wir nehmen zu dieser Frage nicht Stellung. Glücklich zu preisen jeder, der in seinem Gemüte an die Gottheit Jesu glauben kann. Man soll ihn darin nicht stören, man könnte ihn durch nichts anderes entschädigen. Ich persönlich bin, ohne mich an kirchliche Dogmen zu halten, von der Göttlichkeit Jesu Christi ruhig überzeugt. Denn seine Botschaft empfinde ich als eine himmlische und seine Lehre dünkt mich die einzig richtige, um schon auf Erden unter den Menschen das Himmelreich zu bauen. Und wenn die armen Menschen diese Lehre nicht einhalten können, so ist das, weil sie zu hoch, zu göttlich ist.

Wiener Humoristika. (Wien. Rob. Mohr.) Das Lachen ist gewöhnlich ein unwillkürlicher der Gesundheit zuträglicher Akt, hervorgerufen durch freudige Vorstellungen, und man muß lachen, wenn man die zwei neuen Bändchen der bekannten Sammlung „Wiener Humoristika" liest. Dieselben führen den Titel: Fritz Stüber-Gunther: „Der Stellwagen" und anderes Wienerisches. — Ottokar Tann-Bergler: „Wiener Spaßetteln". Den Freunden eines gesunden Humors werden diese neuen Bändchen wieder eine erwünschte Gabe sein; bieten sie doch dem Leser das, was humoristische Bücher bieten sollen: die kurzweiligste Lektüre für lange Winterabende, für den Landaufenthalt, für langweilige Eisenbahnfahrten, kurz für alle Zeiten, in denen der Mensch einer Aufheiterung bedarf. V.

Tannenrauschen aus deutschem Walde. Zwölf Märchen für jung und alt von Ernst Ritter v. Dombrowski. (Neudamm. J. Neumann.)

Ein liebes Weihnachtsbuch mit schönen Bildern.

Kalenderkäufer muß man aufmerksam machen, unsere beiden nationalen Jahrbücher nicht zu übersehen, die überall zu haben sind. **Deutscher Schulvereins-Kalender** für 1909. Herausgegeben von Hermann Hango. Wien. — **Südmark-Kalender** für 1909. Herausgegeben von K. W. Gawalowski. Graz.

Diese Kalender enthalten nebst den gewohnten Nachschlagebüchern und Vereinsnachrichten eine reiche Menge von unterhaltenden und belehrenden Beiträgen echt deutscher Marke. Dazu der reiche Bilderschmuck, der mitbeiträgt, die Beliebtheit dieser Volksbücher von Jahr zu Jahr zu erhöhen.

Wald und Weide in den Alpen. I. Einführender Teil. Ein Beitrag zum Ausgleich der Spannungen in den österreichischen Alpenländern von Dr. Rud. Ant. Jugovitz. Mit vielen Bildern. (Wien. Wilhelm Frick.)

Eine Fachschrift, und doch wie köstlich belehrend auch für den Laien, besonders auch der landschaftlichen Bilder wegen, die hier ganz eigenartig für instruktive Zwecke ausgenützt sind. Der alpine Grundbesitzer und Wirtschafter soll es nicht versäumen, sich dieses Werk anzuschaffen.

Zur schönen Zeit der Kinderbücher beschert der Verlag Jos. Scholz in Mainz uns dies Jahr wunderschöne Gaben. Wir zählen just einmal die Titel:

Haustiere (ohne Verfasser- und Künstlernamen).

Die Himmelfahrt des Heinz Sausebraus. Text von C. Ferdinands, Bilder von Arpad Schmidhammer.

Lustige Malerei. Gezeichnet von Arpad Schmidhammer.

Der Landschaftsmaler. Ein Malbuch für Kinder von Hans Thoma.

Postkartenmaler-Landschaften. Gezeichnet von Hans Thoma.

Der verlorne Pfennig. Hans Dämmlings seltsame Abenteuer, gereimt und gezeichnet von A. Schmidhammer.

Die Frau Holle. Gezeichnet von Fritz Kunz.

Der Froschkönig. Gezeichnet von Ernst Liebemann.

Hans im Glück. Gezeichnet von Hans Schroedter.

Kindersang — Heimatklang. Deutsche Kinderlieder. Tonsatz von Bernhard Scholz, Bilder von E. Liebemann.

Vom Sonnenberg. Ein Buch für groß und klein. Herausgegeben von Wilhelm Kotzde.

Abenteuer der sieben Schwaben und des Spiegelschwaben. Erzählt von Ludwig Aurbacher. Bilder von Max Wulff.

Von Hollas Rocken. Volksmärchen erzählt von Eberhard König. Bilder von Hans Schroedter.

Wer für Kinder und die Jugend Weihnachtsbücheln kaufen will, der lasse sich diese Ausgaben vorlegen, dann mag er selber entscheiden.



Weihenacht.

Von **Peter Rosegger.**

Es ist vorbei. Nach achtzehnstündigem Hochsommer-Sonnenlichte ist im Westen die letzte Milch verschwunden und in ihm stehen die Sternlein wie überall. Ich lehne auf der Matte der Berghöhe an einem großen Stein. Eine Schnecke muß ich beunruhigt haben, der Hausherr ist langsam hervorgekommen und trägt sein Haus behutsam über mein Bein. Will er mir's anbieten, mich einladen zur Herberge? Denn ich in den Wäldern Verirrter habe diesmal keine. So mache ich mich da bequem auf weitem Rasenbett, und ringsum aus den sachten Hängen herauf recken die alten Fichten ihre zackigen Kronen. Matt stechen sie ab vom dunklen Himmel und jener hohe Wipfel dort ist so von Sternen durchschimmert, daß er aussieht wie ein Christbaum armer Leute, der nur ein halb Dutzend Kerzlein hat.

Ich horche aus nach einem Nachtvogel. Nichts. Ich horche aus nach dem Zirpen der Heimchen, die man sonst überall kann hören zur Nachtzeit im weiten Gelände. Nichts. Ich denke, ob denn aus keiner Schlucht ein Bachrauschen heraufweht. Es ist nichts, es ist alles ursteinstill. Still wie in der ewigen Ruh. Ich befühle meine Glieder, ich greife nach meinem Kopf. Ich möchte wissen, ob ich's bin oder nicht. Ich bin mir dessen nicht ganz sicher. Kann man denn das noch

Die Stimme der Großen. 4. Band: „Voltaire". Herausgegeben von Walther Schulte vom Brühl. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Das Christentum und die monistische Religion. Von Max Werner. (Berlin. Karl Curtius.)

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung. Unter Mitwirkung von Hermann Gunkel und Otto Scheel herausgegeben von Friedrich Michael Schiele. In Lieferungen von drei Bogen. (Tübingen. J. C. B. Mohr [Paul Siebeck].)

Größe und Niedergang Roms. Von Guglielmo Ferrero. Band III: „Das Ende des alten Freistaates". Band IV: „Antonius und Kleopatra". (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Sieg der Freude. Eine Ästhetik des praktischen Lebens von A. v. Gleichen-Rußwurm. (Stuttgart. Julius Hoffmann. 1909.)

Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen, zusammengestellt und erläutert von Dr. Konrad Guenther. 10. Heft. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Nervosität und Erziehung. Ein Vortrag für Erzieher, Ärzte und Nervöse von Prof. Dr. A. v. Strümpell. (Leipzig. F. C. W. Vogel.)

Witziges und Spitziges, Sinniges und Inniges, An Spruch und Nam', Auf Haus und Kram. Gesammelt und gesichtet von Ernst Tiedt. (Stuttgart. Ernst Heinrich Moritz.)

Deutsche Städtebilder. Nach Originalen von H. Braun. Verlag der Illustrierten Zeitung. (Leipzig. J. J. Weber.)

Meyers Großer Konversations-Lexikon. 20 Bände. Nun vollständig erschienen. (Verlag des Bibliographischen Institutes in Leipzig und Wien.)

Janssens Jahrbuch 1908. (Hamburg. Alfred Janssen.)

Grazer Schreibkalender 1909. 125. Jahrgang, mit einem kolorierten Titelbild, das Morre-Denkmal in Graz darstellend, und mit den Plänen beider Theater sowie des Kammermusiksaales und des neuen Stefaniensaales. (Graz. Leykam.)

Neue Jugendblätter. Jahrbuch für das deutsche Haus. 1909. 1. Jahrgang: „Weihnachtsklänge". Herausgegeben vom Sächsischen Pestalozzi-Vereine. Schriftleiter: Ernst Thiene (Dresden).

Illustriertes Jahrbuch der Weltgeschichte. 8. Jahrgang 1907. (Teschen. Karl Prochaska.)

Musterbücher für künstlerische Handarbeiten. Neue Folge. 1. Sammlung: 50 Vorlagen für Kissen. — 2. Sammlung: 50 Vorlagen für Decken. Nach Künstlerentwürfen. Gesammelt und herausgegeben von der Redaktion der „Modenwelt" und „Illustrierten Frauen-Zeitung". (Berlin. Franz Lipperheide.)

Die Winterkur im Süden. Ein ärztliches Vademekum für Rekonvaleszenten und Lungenkranke von Dr. med. Hans Wendriner, Arzt in St. Andreasberg i. H. (Stuttgart. Ernst Heinrich Moritz. 1908.)

Moderne Taubstummenbildung. Ein Wort an alle Gebildeten von Hauptlehrer Karl Baldrian. (Wien. Karl Graeser.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".



Z. Z., Graz. Wir können prinzipiell nur solche Bücher besprechen, die der Redaktion zur Besprechung eingeschickt werden.

L. L., Prag. Wir beantworten jedes uns zugekommene Schreiben, selbst wenn wir schweigen. Denn keine Antwort ist auch eine Antwort.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 15. November 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Sollte auch ich mich so verflogen haben? Mir träumte doch von einer Stadt und von Leutegewimmel. Und wie ich mitgezappelt wäre. — Wo ist jetzt diese Stadt? Fern dort im Osten zieht sich ein dunklerer Streifen, das ist ein Gebirgszug. Man kann das Gezack seiner wilden Felsenberge kaum sehen. Hinter demselben noch einmal so weit ist ein zweiter Gebirgszug von kahlen Almkuppen, und noch einmal zehn Meilen hinter demselben ist die letzte Höhe. Von derselben sieht man hinaus aufs feurige Meer. Es ist zu schauen, wie wenn auf einem ungeheuren Sumpf allerlei Irrlichter ihr schweigendes, gespenstisches Spiel trieben. Bis weit an den Horizont hin legt sich dieser unermeßliche Pfuhl mit dem bläulich blassen Schein. Und das ist die Stadt. — Jetzt zu dieser Stunde, wo hier die erhabene Majestät der Nacht ist mit dem stillen, offenen Himmel, tanzen dort eine Million Menschen wie Mückenschwärme um die Lichter und Feuer. — Ist es nicht erst vor drei Sonnen gewesen, daß auch ich mitgetanzt habe dort, und mir die Flügel versengt? — Ich preise dich, o Himmel, daß es war. Denn sonst würde ich nicht hier die Seligkeit dieser Weihenacht genießen. Leben jetzt in den weiten Waldbergen nicht hunderte Menschen stumpf dahin und haben keine Ahnung von den heiligen Schauern der Ewigkeit, die da vom Sternenhimmel niederrieseln? Erst der im Sumpf gewatet, von der Irrlichter Lockung und Hetzung ermattet, er findet sich hier zu seinem wonnigen Erstaunen als Bürger der Ewigkeit.

Bleibe wach, mein Sohn, schlafe nicht ein. Du könntest von den Leuten träumen. Es wäre kein Gewinn. Bleibe wach und siehe, was sich hier weiter vollzieht. Merkst du am Himmel die Wanderer? Es ist keine Völkerwanderung, es ist eine Weltenwanderung. Die drei Sterne, die in einem Dreieck über deinem Haupte gestanden, jetzt sind sie dort drüben über den Wipfeln, der eine versteckt sich schon hinter den Baumkronen. Und andere sind da, die du früher nicht gesehen hast. Und dort am Himmel ist ein schwarzes Fleckchen, wo nichts steht. Wenn du in dieses Flecklein hinausfliegen könntest, so würdest du dort am längsten reisen, ohne eine Welt zu finden. Vielleicht hunderttausend Jahre. Vielleicht zehnmal so lang. Aber endlich würdest du auch in dieser Richtung, wo das Auge jetzt nur Öde und Leere wähnt, einer fliegenden Welt begegnen. Mensch, wenn einer unermeßlich fliegen könnte und wenn er alle Räume ausflöge um den Himmel zu suchen! Und er verirrte sich im Weltenraum, sähe von weitem die Lichter und fände zu keinem hin, und fände keine Ruhestatt, so weit er auch flöge, an kreisenden Massen vorbei, immer und immer und immer im Leeren dahin! Denke dir das. — Und solches könnte einem passieren, der seinen Himmel in jenen unfaßbaren Räumen suchen wollte. Haben nicht die flüsternden Sterne vorhin angedeutet, als ob du der Mittelpunkt von

Sein nennen? Dann ist es das glückselige Sein der Ewigkeit. Oder ist es nur der große Stein, der auf der Matte liegt, der da träumt, er sei ein kleines dummes Menschenwesen, das am Steine lehnt im hohen Bergwald?

Das Gras ist feucht geworden. Ein Leuchtkäferchen gleitet darüber hin und hebt und senkt sich wieder zu Boden. Ein zweites dort. Ob sie sich gegenseitig suchen mit ihren Laternchen? Und ob sie sich nicht finden, weil jedes von seinem eigenen Laternchen geblendet ist? Wer ein Licht sucht, dem bekommt's besser, wenn er selber lichtlos ist. Bei den Menschen auch so, Einfältige finden leichter Licht beim Weisen, als Übergescheite. Aber nein, diese Glühwürmchen tragen das Licht der Liebe an sich, nicht wie bei den Menschen, die die Liebe blind macht und die erst nachdem sie sich geliebt haben, sehend werden. —

Ich bin ganz lichtlos und weine zu den Sternen hinauf. Wie Silbersand sind sie gestreut über den weiten, schwarzen Himmel. Aber sie leben, fast alle leben sie, sie flackern wie Lichtlein im Lufthauch, sie zittern wie Tautröpfchen in der Morgenfrühe. Einzelne kommen näher, als fielen sie herab und bleiben doch immer an ihrer Stelle. Und jetzt fliegen viele herab, und aus dem Hintergrund rücken sie nach, mehrere sind schon ganz nahe, andere stehen tief oben und es stehen alle oben und ich bleibe allein in meinem Walde. Aber gesehen müssen sie mich haben, sie schauen alle auf mich her. Und winken mir zu und blinzeln. Hau! Der ganze Himmel ist auf mich aufmerksam geworden und ein Sternlein raunt es dem andern zu: Siehe dort unten, ganz unten im Grase, am Stein! Dort klebt ein Räuplein, man nennt es Mensch. Es ist sehr nichtig. Es ist über alles Erbarmen nichtig. Aber man sagt, wenn der Falter herauskommt, der soll wunderbar sein, der soll in die ewigen Himmel fliegen können. — Zu mir soll er herfliegen, sagt ein stiller, ruhiger Stern, bei mir findet er einen Wonnefrühling, wo er immer Falter kann bleiben und gaukeln auf meinen bunten, süßen, heiligen Blumen. — Und ein anderer, lodernder Stern spricht: Zu mir soll er kommen, in meinem Feuer hat alles Gaukeln und Flattern und Wieder-zur-Raupe-Werden rasch ein Ende. — Und ein besonders geheimnisvoll zwinkerndes Sternlein flüstert: Oh denket! Was dort ist und wird, das ist mehr als ein Falter, das ist stolzer als ein Adler, das ist unsterblicher als ein Phönix . . . Ich glaube, sie haben meine Seele entdeckt. Jetzt gucken sie einer über des andern Achsel neugierig herab, und plötzlich macht sich von den Sternen einer auf den Weg, wirklich auf den Weg zur Erde, und in einer langen, lichten Bahn fliegt er mit Himmelsätherschiffgeschwindigkeit. Aber noch ehe er herabkommt, ist er im Erdendunstkreis erstickt. Man wird seine Leiche irgendwo finden. Und ich bleibe wieder ohne Botschaft von den Himmeln.

Gasse, weil sie stark akzentuiert ist. „Gleich einspannen!" ist Komteßchens erste Rede.

„Na, Kind, bist endlich zur Besinnung gekommen", spricht helle, wenn auch eingedämmte Freude aus der alten Dame. „Magnifique! Die Bauernsimpelei ist dir wohl auch schon zum Hals heraufgestiegen."

Reinfried ist auf einen Wink seiner Mutter zu ihr getreten. „Du, die Sannerl läuft im Gewänd' herum und redet ganz verloren! Die Leut suchen s Mädel und findens nirgends." Ihr Sohn hört sie kaum. Die Worte der Handritzerin schlagen an sein Ohr, doch die Seele nimmt sie nicht auf, weil sie von anderem erfüllt und bewegt ist. Das adelige Fräulein hat also alles vergessen, was sie an diesen Ort, an seine Person knüpft: seine Opfer, die Rettung ihres Lebens, den Kuß auf der Glocknerspitze, den Abstieg in der Mondnacht, das Gestammel ihrer Leidenschaft am Strohlager. Sie beschleunigt das Packen und geht. Ja — sie sind in der Tiefe!

Die Gräfin redet sehr eindringlich auf ihre Tochter ein. „Weiß wohl . . . 's ist selbstverständlich, daß nichts vorgefallen ist. Aber eine ganze Nacht warst du doch mit ihm allein — seid ihr zusammen gewesen. So einem Bengel muten die Leute alles mögliche zu —" — „Bengel ist der Reinfried keiner. Du, Mama . . . so ist er nicht, wie du's vielleicht annimmst. Hat sehr viel Mäßigung gezeigt." — „Wie sich's gebührt — nur seine Pflicht. Mich berührt das Gerede der Leute da zwar nicht weiter, aber besser ist's, wir gehen unserer Wege." — „So bleibt's dabei, was ich befohlen", schnitt Komteß ab. „In einer halben Stunde legen wir Berge zwischen die und uns."

Es wurde mehr als eine Stunde daraus, aber für die Damen noch immer ein Wunder von Schnelligkeit im Packen der hunderterlei Schachteln und Behältnisse. Sogar selbst legten sie Hand an, worüber Jacques sehr staunte. Schlag elf alles gepackt. Als Alda die Rechnung beglich und einen Wortkampf zu führen hatte, bis die biedere Handritzerin überhaupt eine Entschädigung annahm, forschte sie so nebenbei nach Reinfried. Er war nirgends, weder im noch beim Hause, zu finden; deshalb legte sie einen Taler neuer Prägung auf den Tisch . . . eine kleine Entlohnung für die Hilfeleistung bei der Glockner-Wanderfahrt. Und auf ein Zettelchen kritzelte sie eilig — sie schien es sehr eilig zu haben — einige Zeilen für ihn. Nachher noch einige hohle Worte, welche aber nichtsdestoweniger die Handritzerin zum Weinen brachten, dann hüpften die Berlinerinnen elastisch in die Kutsche. Jacques reichte seiner Herbergsmutter sogar die Hand; er hatte sie, so etwas ähnliches wenigstens war's, liebgewonnen, weil sie für alle Regungen seines Magens mit Aufgebot ihrer Mittel Verständnis gezeigt. Als er am Bock, verschränkter Arme und ladstocksteif, neben dem Kutscher saß, war allerdings alle Guttat verraucht und

allem wärest, der du hier am Steine liegst! Und als hätten sie sich ehrerbietig geneigt vor dir, der gottähnlichen Menschenseele! Die riesigen Welten geneigt vor dir, du leidende, streitende, sehnsüchtige Seele! — Sachte sank von den Sternbildern die Wage hernieder. Erst stand sie gleich. Dann hob sich sachte die eine der Schalen, und die andere senkte sich. Die eine, die sich hob, war mit tausend Welten belastet; in der anderen, die sich senkte, lag meine unsterbliche Seele. Da kam der Wagen mit seinen feurigen Rädern, an ihn gespannt der Bär und der Löwe, und der Fuhrmann befeuerte sie mit flammender Schlangengeisel. Der Jäger hob mich in den Wagen, die Jungfrau flocht mir Planeten ins Haar, die Zwillinge schützten mit Fächern mein Auge vor dem Übermaß von Licht, das mein Gefolge ausstrahlte. Eine ganze Prozession von Sternen und Sonnen war meine Begleitung und hinten, ganz hinten kollerte hüpfend ein Kügelchen nach, ein ganz kleines, schimmerndes Kügelchen — das war der Erdball.

In solchem Aufzug war ich dahingeflogen — ich weiß nicht wie lange Zeiten. Dann stand's in Ruhe. Vor mir war ein Baum, riesengroß, mit seiner Krone in himmlische Sphären hineinragend. Da kamen Sterne herangeflogen, wie goldene Vöglein, umkreisten den Baum, setzten sich auf die Zweige und schaukelten sich. Und da stieg im durchleuchteten Baum, ganz innerhalb am Stamm eine Gestalt hernieder, von Ast zu Ast, immer weiter herab zu mir. Ein nacktes Knäblein war's. Den Boden kaum berührend ging es auf mich zu, stand vor mir, legte mir die weißen Ärmchen um den Hals, dann kneipte es mit zarten Fingern meine Wangen — ein Zwickbusserl und mit wundersamen Kindesmärchenaugen lächelte es mich an.

Es war der junge Gott in Menschengestalt. —

Diese Ereignisse hatten sich vollzogen in tiefster Stille. Nun aber hörte ich einen fröhlichen Lärm. Anfangs ganz von Ferne her, dort wo über den Bergen die Morgenröte stand. Dann Vogelsang und helles Kinderlachen ganz in der Nähe. Und über mir, der ich im Lehnstuhl saß und die Augen öffnete, ragte im Lichterglanz der Weihnachtsbaum.

Der Bildschnitzer von Heiligenblut.

Ein Menschenschicksal in den Kärntner Alpen von **Karl Krobath.**

(Schluß.)

Vor dem Handritzerhaus steht schon die breite Kutsche. Jacques schießt wichtigelnd herum und kommandiert mit Mutter Handritzer. Die Stimme der Gräfin, zwar vornehm gedämpft, hört man weit über die

a recht, wenns nit anders geht. — Möchtest an' Milchgrieß zan Nachtmahl?" — Der Schnitzer durchmaß die Stube in langen Schritten. „Milchgrieß! Nit um a Welt!" Die Vorgänge in der Sennhütte traten so lebhaft in sein Erinnern, daß er sich im Haar wühlte, um die Quälgeister loszuwerden . . . Nachdem sie Milchgrieß da oben im engen Raume gegessen, waren sie schlafen gegangen. Auf die Strohbündel hatten sie sich gestreckt . . . Seine Mutter entfernte sich kopfschüttelnd, um etwas anderes in der Küche zu bereiten. Milchgrieß war immer eine Lieblingsspeise ihres Sohnes gewesen.

Reinfried öffnete die Tür zum Zimmerchen, das Alda beherbergt. Ein Gemisch von Wohldüften, das eher anwiderte als den Geruch wohlig beeinflußte, schlug ihm entgegen. Alles leer. Nur einige ihres Inhaltes beraubte Pomadentiegel lagen umgestürzt umher. Am Nachtkästchen ein vergessener Puderwedel. — Und sein Schnitzwerk. Es gab ihm einen Stich beim Herzen. Die Madonna lächelt in den Zügen jener Fremden, die sein Schicksal war, und der im Pilgermantel hält ihr sein Herz hinauf, damit sie das Wort der Beseligung spreche. Die Schnitzerei ist nicht unabsichtlich zurückgelassen worden, sie war zu groß, um übersehen zu werden. Sein Ich also mißachtet, seine Väterkunst entwürdigt: wie das schmerzte! Das Adelsfräulein wollte nichts von dem bäuerlichen Menschen, das sie nicht mit Geld aufgewogen . . . Doch halt, etwas hat sie gewollt, das nicht entlohnt worden wäre! Jenes — ja das hätte sie entlohnen sollen: durch Liebe. Nicht aber die zarte Knospe durch tändelndes Begehren ihres Duftes entäußern, ihr den tiefen Wert nehmen.

Wie er das Bildwerk aufhob, sah er den Zettel der Komtesse darunter liegen. Nicht viele Worte enthielt dieser, aber vielsagende:

„Wenn s dir beliebt, komm uns nach. Kannst neben Jacques als zweiter Diener einstehen. Bei uns in Berlin ist Mangel an so rüstigen Kerlen, Schafskoppe, wie s du bist. Sollst uns eine Art Paradestück sein. An Lohn und Verpflegung soll's nicht fehlen.

Alda."

Und die genaue Adresse.

Neben Jacques als zweiter Diener: er, der freie Sohn der Berge! Konnte man ihm eine grausigere Schmach ansinnen? Nicht sein Kunstwerk, nicht Briccius und die Madonna — er selber sollte ein Paradestück im großen Berlin abgeben. Todesblässe tünchte sein Gesicht, als er den Zettel gelesen und wieder gelesen hatte, um nicht an ein Gaukelstück der Hölle glauben zu müssen. Dann zerriß er ihn, stampfte mit den Füßen auf die Fetzchen, umklammerte darauf seine Statue und weinte . . . weinte. Seine Mutter stürzte aus der Küche herbei. Gleich wurde ihr die Lage klar. „Ja — der Zettel! I kann nit lesen. Wia

er zu Tode froh, aus dem nach seinem Empfinden so langweiligen Winkel herauszukommen. Das Bronzegesicht der Gräfin strahlte in Würde und Sammlung. Um neugierigem Geschau auszuweichen — die Dörfler nahmen ein für damalige Zeit so seltenes Ereignis, als es die Abreise zweier vornehmer Damen mit einem leibhaften Lakai vorn war, hellen Auges und mit einigem Gemunkel über dies und jenes zur Kenntnis — ließ die alte Adelsdame die Plache des Schutzdaches vorn herziehen, obschon sie deshalb mit gekrümmtem Rücken im Schüttelkasten hocken mußte.

Außer dem Dorfe hatte die blinde Bohlbergerin an der Straße Aufstellung genommen. Eines ihrer Kinder führte sie an der Hand. Als die Kutsche vorbeirumpelte, rief sie ein- ums andermal: „Pfüat Gott — Pfüat Gott — i bin die Bohlbergerin, dö nix sieht und doch sieht! Pfüat Gott — Pfüat Gott!“ Dazu überschnappte ihre Stimme, weil sich ein Herbes hineinmischte.

Erst gegen Abend schlich sich Handritzer Reinfried seinem Vaterhause zu. Ihm kam der Bohlberger-Keuschler in den Wurf. „Is schon fort, das feine Weibswerch aus der Stadt. Hiaz werst vielleicht wiederum vernunftig werden und di' auf die Sannerl besinnen . . . wenn wir sei gfunden ham. — So a Glück in meiner zerlumperten Keuschen! han i gsagt, als dös enk zsammgetan habts. Könnt ma in d' Zukunft einischauen, tat ma anders reden.“ Der Bildschnitzer schaute zur Seite und schritt ohne Gegenrede weiter.

Noch hatte seine Mutter ihr Schluchzen nicht gebändigt, als er in die Familienstube trat. „Fort sein's, denk dir. Gsagt hams, ganz bsunders guat hätts senen bei uns gfallen. Und nit nehmen ham sö sich lassen, mir für d Müah was zuazstecken.“ — Der Sohn fuhr auf. „Du, Muatter — du hast di mit Geld abgfunden . . .“ Die Frau begutete. „Mußt nit so scharf auffassen. Dö von der Stadt, dö Fürnehm, wollend nix so annehm, ohne a Gschenk dafür z' machen. s is nur a Gschenk — nix anders. Ham ja dir a ans daglassen.“ — „Mir a?“ prasselte Reinfried noch hitziger in die Höhe. — „Nit beide — eigentlich bloß die Junge. An' Taler. Da schau!“ Sie reichte das Geldstück hin. Mit einem Ruck wurde es in eine Ecke gefeuert. „Mit Geld hams mi abgspeist . . . hahaha! . . . hat sie . . .“ — „s is ja glei für die Begleitung auf den Berg aufe.“ — Er faßte sich. „Das für den Großen Glöckner! A Taler! Für's Retten von Leben und all das . . . Hias waß i s!“ — „Bua, sei nar schön stad. Geht viels nit so zsamm, wia mas gern ham möcht. Dafür kummt schon wiederum a anderer Segen. — Früher hab i die Sannel nit recht mögen. Hiaz hab i mi dreingfunden. Weils mir derbarmt!“ — Schluchzen rang sich aus seiner Brust. „Muatter — nit das reden! Was kann i dafür — daß i nit kann!“ — „No — no —

Viel frohe Gesellen kommen ihm entgegen, stellen sich ihm zur Seite und stimmen ein Liedel an: vom Wandern und seiner Lust, von Lieb und ihrem Unbestand, von Jugend, Wagemut, dem geheimnisvollen Blaublümelein, vom Vaterland und von Schelmstückchen. Er bleibt schweigsam, und spricht er das Notwendige, so verstehen die Leute schwer die Laute seiner Heimat. Er muß sich durchfragen und es wird ihm bedeutet, die stolze Stadt sei noch fern, die er sucht. Will ihn Mattigkeit übermannen, spornt ihn sein Vorsatz wieder an. Der treibt ihn vorwärts, in seiner Brust zieht ihn etwas rückwärts. Das Heimweh. Nichts im Strahlenkranz der Fremde bietet ihm den Frieden des Dörfleins, darin er geboren, und er denkt oft und oft an den freien Großglockner, während er dahin geht, sich als Lakai zu verdingen.

Sechs Wochen lag dieser Wandersmann auf der Landstraß. Endlich nimmt ihn die Stadt der Preußenkönige in ihren Mauern auf. Er läßt sich schieben und weisen und ein wenig bewitzeln, bis er vor einem drei Stockwerke hohen Haus steht. Reinfried, der Kärntner, ist am Ziel. Nur fragt er sich, wieder ein letztmal, warum er eigentlich gekommen und nicht lieber samt seinem Leid in dem stillen Winkel geblieben ist. Was will er hier erreichen? . . . Etwas Wunderbares, das kein Menschengeist berechnen kann und das alle Regeln über den Haufen wirft?

Seine Annahme war gewesen, es werde ihm leichter, wenn er hier sei; es wurde ihm aber nur härter zumute, als er die Treppe zum ersten Stockwerk emporstapfte. Jacques war der erste, der ihn auffischte. „Bist also kommen? Weißt, wie dich unsere junge Gnädige nennt? Schafskoppe! Gestatte, daß ich dich zeitweilen auch so heißen darf. Na, 'ne Beihilf' tut mir wirklich not. Kann doch nicht alles angreifen, 's geht doch nicht. Aber du wirst schon alles anfassen müssen." Diese Vertraulichkeit tat Reinfried weh. Während Jacques ihn anmeldete, legte er sich seine neue Stellung zurecht: Bedienter eines Bedienten.

„Hui! Wie verwahrlost! Sofort ein anderer werden, lieber . . . sagen wir statt Schafskoppe mal: lieber Herr Gickslein. Handritzer kann man hier in Berlin doch nicht heißen." Dies Komteßchens Begrüßung. Das alte Bronzegesicht tat überhaupt, als könne es sich seiner nur mehr ganz ungefähr erinnern und befahl kurz: „Mir haben Sie Küß' die Hand! zu sagen. Will diese schöne österreichische Sitte hier einbürgern. Weiters heißen Sie von mir aus Jean. Reinfried geht für einen Menschen Ihres Standes nicht an." Alda schnitt weitere Belehrungen ihrer Mama ab. „Erinnere dich, gute Mama, daß du Herrn Gickslein ganz zu meiner Disposition gestellt hast. Geh'n Sie, Herr Gickslein, sich menschlich machen, und sei'n Sie nicht immer noch ein solcher Schafskoppe." Während der Lakai und der Ankömmling aus Kärnten zum Haarkünstler pilgerten, plauschte ersterer: „Heut abend

i aber das kritzelige Zeugs gsehn han, hab i mir glei gedacht, ob nit was recht Vertracktes da derhintersteckt! Sei stad — stad, mei Bua!“

„Nie! Nie!“ hat Reinfried am ersten Tag gerufen und über die Schmach geweint. Am zweiten Tag hat er sinniert und nichts als sinniert, ohne einen Bissen zu sich zu nehmen. Was wollte er dort? Warum sollte er Heimat und Heim verlassen, seine Selbständigkeit hingeben, um ein Diener zu werden? Was sie ihm zu bieten vermag, hat sie ja droben in der Almhütte angetragen. — Am dritten Tag taut er auf. Die bestimmte Prägung seiner Stirn weist auf einen festen Entschluß. Welcher Art dieser ist, verrät er nicht einmal seiner Mutter. Auf einmal ist er nimmer da, der Handritzer-Sohn. Und die harten Taler, alle bis auf etwa ein Dutzend, hat er aus der geschnitzten Schatulle mitgenommen.

Vom Glocknerweg seitab über die Pfandelscharte ins Salzburgische, dann in das Bayrische und weiter durch die Oberpfalz, das Bayreuther Fürstentumb und das Reußer Erdfleckchen, und noch weiter durch die regsamen Gaue Sachsens ins Brandenburgische zog einer. Zu Fuß, selten in humpelnder Postkutsche. Von Handgriffen poliert der Wanderstecken, sein Hemde schweißgesättigt, des offenen Feldes Spuren an der Gewandung. Wenn ihn die Nacht überrascht, kampiert er im Wald oder am Wiesenrain. Hungert ihn, so zieht er sein Stück Brot aus der Wandertasche, einen Bissen Käse oder Speck. Niemand wehrt, eine Rübe aus dem Acker zu ziehen, einen Maiskolben vom Stengel zu brechen und am selbstgemachten Feuerlein zu braten; die Bäume sind von Früchten schwer und wissen Dank, wenn sie eine langende Hand ihrer Bürde erleichtert. Schenk ist der Quell, Musikant am Tag die Grille, zur Nachtzeit das Unklein. So lebt der Wandermann.

Tief in die Stirn gedrückt ist der Breitkremper, der Braunbart wird seiner Fülle nicht gezügelt. Breite Ströme übersetzt der eilende Fuß — warum doch so schnell . . . warum? — Städte, von denen der schlichte Mann sich kaum eine Vorstellung gemacht, prahlen mit ihren Seltenheiten, Burgen und Dome wollen beschaut sein. Das Alpland bleibt zurück, es kommt das Hügelgelände und die Ebene; Siedelungen, wo sich die Menschen nicht unähnlich den Heringen zur Laichzeit drängen, hängen Rußfetzen vor den glitzernden Sonnenschein. Der Wanderer bleibt ernst, in sich gekehrt. Fort . . . immer fort!

Aus manch einer Laube streift ein teilnehmendes Mädchenaug den jugendlichen, abgemagerten Körper. Wo der Krug im grünen Kranz über dem zum Eintritt ladenden Tor hängt, wird dem Lechzenden öfter ein Krug entgegengehalten, dessen Rand von köstlichem Schaum überquillt, und eine Hand zum Willkomm. Er tut, als merk' er's nicht.

belehrte. Herr von Wetzgenstein traf als einer der letzten ein: ein hagerer Mensch, dem keine Künste mehr die Schäden der Jahre und eines genußreichen Lebens übertünchen konnten. Kein Härlein mehr am Kopfe, aber er gebärdete sich, als sei er stolz auf den Spiegel am Haupt, in den die Lichter lange Streifen zeichneten. Sein Bärtchen auf der zusammengekniffenen Lippe, kurz beschnitten, färbte ein unbestimmtes Grau, die Mücke am Kinn schmückte sich braungelb, mit einem Einschlag ins Grün. Nervös drehte sich sein Leib bald nach dieser, bald nach jener Seite, seine Finger mußten immer mit etwas, meist mit dem Uhrangehäng, spielen. Sein Blick bemühte sich um einen gütigen Ausdruck, der nicht recht gelingen wollte.

Man drückte diesem Gast recht augenfällig die Hand, beglückwünschte ihn; er stellte die verkörperte Verbindlichkeit dar und fand sehr glatte Worte. Um was es sich drehte, konnte Handritzer nicht entnehmen. Ihm war's ja schließlich gleichgültig. Wetzgenstein kam zur Linken der Komtesse zu sitzen, zu ihrer Rechten hatte die Gräfin Platz genommen. Die Speisen wurden aufgetragen, Reinfried erregte Aufmerksamkeit und mußte sich wie ein Menagerieungeheuer anstaunen lassen. Alda erzählte eine lange romantische Geschichte über ihn, an der manches nicht stimmte. Dabei stand ihr neuer Lakai Habtacht . . . und nun wußte er, so ungefähr müsse das Gefühl im Fegefeuer prutzeln.

Als die Gesellschaft beim Wein anlangte, knallten die Pfropfen wie daheim im Dorf die Pöller zur Kirchweih. Ein ältlicher Herr, ein weitschichtiger Verwandter der gräflichen Familie, erhob sich; es herrschte eine Stille, die gegen das vorherige Geturbel sehr abstach. Reinfried trug gerade Tee für die Damen auf; es wurde ihm bedeutet, nicht weiter zu gehen, und so konnte er anhören, wie der Herr sprach:

„Ein seltener Anlaß, meine Damen und Herren, hat uns heute hier zusammengeführt. Wir alle teilen die Freude, die in dieser weihevollen Stunde ein edles Menschenpaar, gleich bevorzugt durch Geburt, Geist und körperliche . . . (er stockte, warf einen verwirrten Seitenblick auf Herrn von Wetzgenstein und fuhr, ohne das fehlende Wort einzusetzen, mit gehobener Stimme fort) durchbebt. Die Fügung hat es so richtig getroffen — Herz hat sich zum Herzen gefunden. (Das klang der Gräfin mit dem Bronzegesicht banal, sie rümpfte merklich die Nase. Der Redner merkte es und wurde beirrt.) Die Wege sind geebnet, bald werden die Hochzeitsglocken dröhnen. („Hochzeitsglocken dröhnen", söhnte die Gräfin wieder aus.) Vor den Altar hin treten die Glücklichen (Ein älteres Fräulein fand es angezeigt, bei dieser Kraftstelle ihr Spitzentuch an die Augen zu führen, es roch nach Patschuli), welche führend (Redner warf sich in die Brust.) und kittend unserer Gesellschaft angehören (Hrrmm! des Wetzgensteiners), ihre ganz besondere Zierde bilden.

kannst mir gleich beim Servieren helfen. 's ist Tafel — Herr von Wetzgenstein zu Besuch. Merk' dir für alle Fälle, Herr von Wetzgenstein ist eine wichtige Person bei uns im Haus." Warum der Wetzgenstein eine so wichtige Person im Hause sei, erklärte er nicht weiter.

Abgeleckt bis aufs Weiße in den Augen sollte „Jean Gickslein" nun in die Livree gesteckt werden. Er bat sich aber aus, wenigstens heut noch im eigenen Gewand stecken zu dürfen. „Mir kann's gleich sein", meinte Jacques verwundert. „Nur fege an deinen Lappen ordentlich herum. Dazu üb' dich, deine Gesichtsmuskeln in gehörige Falten zu legen — das will studiert sein, weil unsereins nicht so blöd in den Tag glotzen darf. — Und vergiß nicht, alles in deiner Red' ‚gehorsamst' zu finden und ‚gehorsamst' zu melden."

Den ganzen übrigen Nachmittag gab's Vorbereitungen für den Abendtisch, oder richtiger für Herrn von Wetzgenstein. Alda schummelte ihr Gickslein hin und her, ihre Befehle ruhten keinen Augenblick. „Reich' mir die Haarzange! — Wie du abgezehrt bist, Schafskoppe. — Geschwind die Popilloten! Und den Frisiermantel. — Wenn wir ausfahren, wirst am Bock sitzen, Arme verschränkt . . . Das Kölnerwasser! So!" In der Tonart fuhr sie fort, hüpfte dabei und spielte, während die Zofe ihre Arbeit verrichtete, in der Langeweile mit dem Zungenspitzel: ein und aus, rechts und links zu den Mundwinkeln. Kosend fuhr sie über ihr prachtvolles Geschmeide. „Denk' dir, Gickslein: Geschenke, alles Geschenke. Tränen des Reichtums." — Alda kam dem Kärntner ganz verändert vor, und er ihr; es war ein anderer Rahmen, in den sie ihr früheres Bild gestellt hatten. Die Berge fehlten und die ländliche Ungezwungenheit. Komteßchens Laune, dort Scherz, spitzte sich hier zu Hohn zu; zu dem seelischen kam das physische Joch hinzu.

Sobald es dunkelte, wurde der Kronleuchter im Speisezimmer angesteckt. Wozu die Unmenge von Speisen? Nur um immer noch durch neuen Gaumenreiz den vollgepfropften Magen weiter zu überladen? Wie das schwere Silberbesteck funkelte auf dem schneeweißen Linnen und die Blumensträuße in ihren Vasen eine Fülle wunderlieblichen Duftes aushauchten. In Silberkübeln harrten inmitten Eises Flaschen mit allen möglichen Marken ihres Schicksales. Ringsum Verschwendung. Dem einfachen Reinfried würgte das Staunen die Kehle zusammen, er fand für alle die Schätze, die er noch nie geschaut, kein Wort, obwohl Alda in ihn drang: „He, mein Gickslein, spreize deine Gucker nur auf und sag', wie's dir bei uns gefällt." Er nickte nur zu allem und über diese Drolligkeit lachte seine Herrin, bis sie sich zum Schluß im Kreisel drehte.

Die Gäste kamen angefahren und schlugen schon bei der Begrüßung einen Heidenlärm. Reinfried meinte zuerst, sie seien in einen ernstlichen Wortwechsel geraten, bis ihn das Gelächter, das einriß, eines besseren

Jahren endlich selig entschlafen — war ein Verschwender und seine beiden Weibsleut haben ihm dabei geholfen, wie sie 's nur konnten. Glaubst, die tolle Alda würde sonst einen alten übertragenen „Herrn von“ — nur einen „Herrn von“ nehmen, wenn Wetzgenstein nicht riesig reich wäre und ihnen den Haushalt schon vor der Hochzeit bestritte? Hat sie erst sein Geld, so kann sie neben dem ziemlich gebrechlichen Herrn „von Wetzgenstein“ noch immer sich ein jüngeres Vergnügen — na, na, weißt schon, wie ich's meine.“ — „Mir ist nit gut — muß an die Luft!“ keuchte der Bildschnitzer. „In dem Haus erstick i!“

„Wohin willst denn?“ fragte der Bediente, weil Reinfried seine Wandertasche vom Nagel nahm und sie umhängte. — „Fort.“ — „Ah, so. Na ja! Ist das Beste eigentlich — gewiß, no, no! — wenn du ohne Auflesens dahin gehst, woher kommen bist. Vergessen hast da so nichts. Einen ordentlichen Hausbeamten hättest zudem in Ewigkeit nicht abgeben, das prophezei ich dir.“

Unten auf der Straße schaut Reinfried noch zu den erhellten Fenstern des ersten Stockwerkes auf. Sieben Stunden ist er Bedienter gewesen — aus einer wahnwitzigen Liebe. Jetzt gehört er wiederum sich. Und er staunt, welche Wandlung der letzte Vorfall in ihm hervorgebracht. Wo's da drinnen immer so gehämmert: leidenschaftlich, vertrauend, starkmütig — jetzt ist alles ruhig, das Feuer erloschen . . . nur mehr eine rauchige Brandstatt mit vereinzelten Fünklein, die nicht mehr wehe tun.

Wie hat ihn das Adelsfräulein getäuscht. Sie war nicht reich, nicht frei. Sie verschacherte sich, des Geldes wegen. O, sie war auch nicht gut! . . . Sie vergab ihre Hand ohne ihr Herz. Und schon ihr Bedienter wußte es, daß sie ihren zukünftigen Gemahl, den frühen Greis, betrügen werde, wie sie den armen, einfachen und vertrauensseligen Landburschen hintergangen hat.

Für dieses Weib hat er sich zum Lakai erniedrigt, das größte Opfer, weit über den Tod, gebracht. Wozu? Sie hätte ihn nur gebraucht, um in Stunden, in denen sie dem Ehelager floh und den zittrig tastenden, welken Händen ihres Mannes auswich, seinen reinen Sinn zu vergiften mit dem Sumpfhauch ihrer Begierde. Bis er erlegen wäre. Dann hätte sie ihn gehen geheißen — gehen, wohin er wolle. Wenn sie erhascht, wonach ihr gelüstete. Danach hat sie schon geplangt in der einsamen Sennhütte — das wäre hier nicht anders gewesen, wo sie dem Bedienten nur zu befehlen brauchen vermeinte. Und er sollte alles herrlich finden und „gehorsamst!“ prägte Jacques ihm ein.

Er hatte gehofft: auf ein Wundersames. Daß das Grafenkind zu ihm herabsteigen würde, rein ihre Myrte, schuldlos ihre Stirn. Jetzt war ihm die krasse Gewißheit geworden, daß er höher stand in seiner ländlichen Herzenseinfalt als jene . . . daß er hätte heruntersteigen müssen.

Der Priester legt ihre Hände zum herrlichen Bunde zusammen, sie wechseln die Ringe und gehören sich an fürs Leben. Unsere schönste Adelsblüte, Komtesse Alda, heißt Frau von Wetzgenstein . . ."

Alles springt auf, den Damen fangen die Knie zu zittern an, Gläser werden umgeworfen, ihr Inhalt fließt in breiten Strängen über die lilienweiße Fläche. Der neue Diener aus Kärnten hat einen Schrei ausgestoßen, wie ihn nur herbstes Leid entpreßt. Seinen Händen ist die Servierplatte entfallen, die Scherben der Tassen hüpfen am Boden herum. Dieser baumgroße rüstige Mensch, die Augen weit geöffnet, die Hände geballt, mit schlotternden Beinen und bleich zum Erschrecken — was will er? Was ist mit ihm?

Die Braut ist die erste, die ihre Fassung erlangt. Sie tritt vor und sagte zu den Gästen: „'s ist nischte von Belang. Diese Älpler sind noch ein wenig Halbbarbaren, kenn' sie ganz genau und Mama kennt sie auch, wird's bestätigen. Bekommen so hie und da Anfälle, sind aber nicht bösartig — gar nicht zu fürchten. Beruhigen Sie sich gütigst, meine Herrschaften! Dieser Mann da hat noch obendrein eine Krankheit, die sich so äußert. — Ja, das ist's — eine Krankheit. Ist nämlich ein wenig Narr, aber gutmütig, nicht tobend, und deswegen hab' ich ihn auch Schafskoppe getauft." — Sie nahm Reinfried an der Hand, etwa wie eine Löwenbändigerin, und führte ihn hinaus. Er ließ alles mit sich geschehen. „Das hast du nicht schmuck gemacht, Gickslein. Benimm dich besser, wenn wir gut Freunde bleiben sollen. Geh' schlafen und morgen sei artig!" Damit ging sie wieder zu ihrer Gesellschaft hinein und lachte recht erheitert, um die Stimmung zu beleben. Mama Gräfin brummte ungehalten: „Das hast von deiner Dummheit, einen Bären in einen goldenen Käfig sperren zu wollen!" Wetzgenstein mockierte sich auch, aber seine schöne Braut schob ihn gleich ins gemütliche Geleise.

Sehr beleidigt tat Jacques. Sein Stand war durch den „Vize" im Ansehen vor den Herrenleuten tief geschädigt worden. Das kam, weil die tolle Komteß mit solchem „Material" Versuche anstellte. Wollte 's ihr hineinsagen gelegentlich!

„Patsch!" schnauzte er seinen Kameraden an, „so störst die Verlobung unserer jungen Gnädigen mit dem Herrn, der 's Geld ins Haus bringt! Wenn alles in Brüche ginge, würdest du herhalten?" — Handritzer, der regungslos am Gang draußen gestanden, suchte seine Sinne zu sammeln. „Was sagst?" sprach er mehr zu sich, hörte aber alles, was der andere erzählte. — „Geheimnis wird's dir ja auch keines bleiben; da ist's besser, ich schenk' dir klaren Wein ein, damit du dein Betragen darnach einrichtest. Die beiden Gnädigen sind bettelarm, nichts haben sie, als Schulden eine Menge. Der alte Graf schon — vor vier

gehen lassen, und beichtete das am nächsten Tag dem Pfarrer als eine Sünd'. Die Leute, die auf Such' ausgingen, fanden knapp beim Grat ihr Kopftüchel und mit demselben bedeckt . . . Reinfrieds Bildwerk: den pilgernden Briccius, wie er der Gottesmutter sein Herz hinhält. Mutter Handritzer hatte dasselbe der Armen geschenkt, als ihr Sohn ohne Abschiedswort verschwunden war, eine Gramgebeugte die andere tröstete. — Nach zwei Wochen erst wurde der jungfräuliche Leichnam geborgen. In einem Eiskar lag er, von der Kälte beschützt vor den ärgsten Greueln der Verwesung. Den spähenden Augen des Federgetieres war er glücklich entgangen.

Reinfried schluchzte nicht auf, als er dies alles hörte. Er kam sich vor wie eine Schattenfigur, die des Wesens entbehrt. Wenn sich etwas in ihm geregt hätte, so wär's nur Erbarmen . . . eine zweite Liebe hat ein starkes Herz nimmer zu verschenken. Aber nachts schlich er sich zum Grab, auf das er kein Anrecht hatte.

Der Bildschnitzer von Heiligenblut widmete sich wieder seiner anspruchslosen Kunst. Man fand, daß allen seinen Holzgestalten ein Zug verklärten Leides eigen sei. Das gab ihnen besonderen Wert und sie wurden sehr begehrt.

Das Leben war ihm ein Schattenspiel. Seine Mutter starb — er vermerkte es kaum. Die Welt änderte sich auch in diesem einsamen Weltwinkel. Es ergoß sich der Fremdenstrom in denselben. — Er merkte es kaum. Bei Tag ging er nie aus, um nicht den Leuten ins Gesicht schauen zu müssen. So kannte ihn das heranwachsende Geschlecht fast gar nicht. Und als er einmal nimmer war . . . man merkte es kaum.

Mit den alten Leuten, die um die erzählten Vorgänge wußten, erstarb das Gesumse: „Die weibernen Leutsbilder in der Stadt . . . dö san a seltsams Gewarach! A Narrenwerch übereinand!"

Die weibliche Hauptrolle.

Eine kleine Komödie von **Tann-Bergler.***)

(Ort der Handlung: Die Direktionskanzlei eines Theaters. Außerordentlich viele Schreibtische mit den dazugehörigen Funktionären.

1. Direktor: Also das Stück hätten wir glücklich.

2. Direktor: Wenn nur auch schon die Darstellerin für die Haupt- und Titelrolle da wäre.

Regisseur (sehr bekümmert): Wir haben vier Schauspielerinnen, die darauf Anspruch erheben werden —

*) Aus dessen neuem, überaus ergötzlichen Büchlein „Wiener Spaßetteln". (Wien. Robert Mohr. 1909.)

Das wollte er nicht! Wie er so hinausstarrt, wo hinter den Fenstern im Licht des Kronleuchters die schöne Komtesse den Vorfall vielleicht hinwegwitzelt, vermeint er hinter einer Gardine Sannerls Gesicht zu erschauen. Ein kalter Schauer überläuft ihn. Er rennt, so schnell ihn die Beine trugen, von diesem Ort und irrt auf den Straßen umher. Erst spät sucht er eine Herberge auf . . .

Reinfried zurückgekehrt. Die Leute machten in Heiligenblut bei dieser Kunde große Augen. Der Handritzer-Sohn, ganz zerschlagen, warf sich aufs Bett und schlief über vierundzwanzig Stunden. Seine Mutter zog ihn wie ein kleines Kind aus und streichelte ihn. Wenn sie ihn nur hatte. Wie — darnach fragte sie erst viel später. Noch hübsch einige Taler hat er zurückgebracht und die geraden Glieder. Hauptsache! Als er munter wurde — o, oft hat er im Schlaf aufgeschrien! — berichtete er nichts und Mutter Handritzer forschte nicht. Fast viermal hat sich der Mond erneut, seit er ausgewesen. Mutter und Sohn aber taten, als wäre nichts — gar nichts vorgefallen, als hätt' es diese Zeit überhaupt nicht gegeben. Er kam sich vor wie ein feuerspeiender Berg, der sich verbraucht hat und so ungefährlich ausschaut, daß Lämmchen zu seinem Krater hüpfen, weil seine Steinbrust das Feuerflüssige ausgestoßen.

Da schrie die blinde Bohlbergerin zum Fenster herein: „Gib mir mein Kind wieder! Du — gib mir mein Kind!" — So wußte er, daß Sanna nicht mehr sei.

In einer dämmerigen Abendstunde erzählte ihm dann die Mutter: Sannels Geist sei durch das harte Weh verwirrt worden. „Schau, so gehts ganz gleich mit den Fädnen des Haares (Flachses), wenn a Hand einefahrt, die nit damit umzagehn versteht! Is halt nit in die richtige Hand kummen, das arme Gitscherle!"

Tag und Nacht sei sie herumgelaufen, ein Lämmchen, bevor's der Fleischer auf die Schlachtbank legt. Recht mild habe der Wahn ihre Sinne betört. Meist fühlte sie sich als Kind und sang mit recht wehmütiger Stimme das Kinderversel: „Urschele, rupf Ruaben aus; Gretele, bring Holz zan Haus!" . . . Am Tag, da Reinfried spurlos verschwunden, habe sie ein Halter hoch oben getroffen. Und dem sagte sie: „Übers Schartel müssen s beide gangen san . . . er und die Städtische. Will heunt a durthin gehn, und grad durthin! Wenn er a nit bei mir is, der Handritzer-Bua!" Dabei zeigte sie auf die Felsschneide zwischen dem Kleinen und dem Großen Glöckner und summte im Weitergehen: „Der Handritzer-Bua hat Zockel und Schuah, hat Küahlan und Roß, wenn schon ka Schloß . . ." Hernach fing sie dieses Gesetzel wieder von vorn an. Als es verhallte und die Sannerl verschwunden, war's dem Halter trübe zu Sinn. Er machte sich Vorwürfe, daß er das Mädel habe weiter-

1. Schauspielerin: Ich war so frei.

2. Schauspielerin: Ich reiße Ihnen die Haare aus!

1. Schauspielerin: Sie giften Ihnen halt, weil die meinigen echt sein.

2. Schauspielerin: Das dulden Sie, Direktor?

Direktor (streicht seinen Kahlkopf): Ich kann darin keine ernsthafte Beleidigung oder Drohung erblicken! ... Was gibt's denn da draußen im Vorzimmer?

3. Schauspielerin (in Tränen aufgelöst, tritt wankend ein): Komm' ich schon zu spät? Die Hauptrolle ... Ach!

Dramaturg (steht sehr besorgt auf und deutet höflich nach seinem Stuhl): Wenn Sie vielleicht gleichfalls ein wenig ohnmächtig werden wollen —

3. Schauspielerin: Ich habe mir schon eine Toilette machen lassen. Diese beiden Damen spielen so oft und so viel.

2. Schauspielerin: Ich besonders! In Krems, Znaim und St. Pölten. Aber jetzt, wo endlich eine Rolle da wär', die mir förmlich auf den Leib gedichtet is, bin ich nicht mehr der patscherte, gute Kerl!

1. Schauspielerin: Dann gehe ich! Auf der Stelle verlang' ich meine Entlassung!

3. Schauspielerin: Die beklagt sich auch noch! — Ich bin Ihr pflichtgetreuestes Mitglied, Direktor. Ich bin die ewige Einspringerin; wo eine Lücke entsteht, füll' ich sie aus, (weinend) denn ich kann alles.

1. Schauspielerin: Aber diese Rolle können Sie doch nicht ausfüllen, weil Sie zu mager sind. Die verlangt eine weibliche Vollnatur. Auch körperlich.

2. Schauspielerin: Der Dichter hat keine Blunzen vorgeschrieben.

3. Schauspielerin (in Tränen aufgelöst): So ist es, und deshalb gehört die Rolle mir.

2. Schauspielerin: Die zweie da werd' ich doch aufwiegen. Oder net, Direktor? Sagen S' ja, sonst reiß i der Welt a Haxen aus!

Direktor: Sehr gern, meine Damen, möchte ich Ihnen allen dreien gefällig sein. Aber wenn das unsere Heroine erfährt —

2. Schauspielerin: Die Matrone? Die hat ja doch bei der Fußwaschung zu tun.

Dramaturg: Das sagen Sie ihr jetzt selber; ich hör' sie schon draußen.

Regisseur (beklommen): Ich laff' nur geschwind durch den Diener die überflüssigen Sessel hinaustragen, denn die reißt wieder gern dem Fauteuil a Haxen aus.

Der Dramaturg: Von denen keine recht geeignet ist —

Der Sekretär: Weshalb eine jede die Rolle wird haben wollen.

2. Direktor: Ich mag mit diesen Kämpfen nichts zu tun haben; ich hab' ein zu weiches Herz.

Dramaturg: Verlizitieren wir die Rolle zugunsten unseres Pensionsfonds.

Weibliche Stimme (noch draußen): So eine Infamie ist nur an dieser Schmiere möglich! Ach, warum hab' ich mich in dieses Engagement locken lassen?!

2. Direktor (läßt den Kopf sinken): Die weiß es also schon. Und die ist noch die Sanfteste von allen!

1. Schauspielerin (ohne Gruß eintretend): Ist es richtig?

2. Direktor (rasch und ängstlich): Ich weiß von nichts. Ich bin unschuldig. (Entfernt sich fluchtartig.)

Sekretär: Beruhigen Sie sich, Fräulein. Ja, es ist richtig. Wir hätten niemals gewagt, Ihnen eine so ordinäre Rolle anzubieten. Sie sind die elegante Vertreterin des Salonfachs.

1. Schauspielerin: Das zu beurteilen überlassen sie gefälligst mir. Ich kann ja, im Gegensatz zu meinen übrigen geschätzten Kolleginnen, mehrere Stückeln spielen. Wenn ich will, bin ich auch ordinär . . .

2. Schauspielerin (stürmt in das Bureau und bleibt an der Schwelle hohnlachend stehen): Natürlich! Da ist sie ja schon! Sie hat wohl schon die Rollen g'schnappt?

1. Schauspielerin: Ich „schnappe" niemals, meine Liebe, das merken Sie sich! Was das für eine Sprache ist!

2. Schauspielerin (blickt orientierend um sich und spielt sich gegen den Dramaturgen hin, der unter allen Anwesenden der bestgenährte Herr ist. Sie seufzt auf und läßt sich dann schlaff auf seinen Schoß sinken.)

Dramaturg (mißmutig): Daß sich aber alle, die ohnmächtig werden, regelmäßig mich aussuchen müssen! Ich bin doch kein Divan!

1. Direktor: Legen Sie die Dame einstweilen dort in den Winkel.

1. Schauspielerin: Eine Ohnmacht? O, du zartbesaitetes Wesen! — Daß ich net lach'! Geben S' mir jetzt nur g'schwind die Rollen, die ohnehin keine andere spielen könnt', und Sie werden seh'n, wie schnell als sie wieder herg'stellt is. So was will auch schon a Schauspielerin sein; weiß nix ander's als a Schwindel-Ohnmacht! Das is a Nuance, die schon a jede bessere Bankiersfrau verachtet.

2. Schauspielerin (blickt wirr um sich): Ha, wo bin ich? (Zu ihrer Kollegin): Sie haben sich erdreistet, von „Schwindel" zu sprechen?

1. Direktor: Schreiben Sie nur „Fräulein“, es wird deshalb keine bös werden:

„Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß wir in der Lage sind, Ihre Anordnung wegen Besetzung der weiblichen Hauptrolle in unserer nächsten Novität durchführen zu können. Keine der Damen, die außer Ihnen die Zuweisung gewünscht haben, wird die Rolle erhalten. Um Ihnen gefällig zu sein, haben wir uns bestrebt, Frau A. vom B.-Theater für ein Gastspiel zu gewinnen, und unsere Bemühungen sind vom besten Erfolge gekrönt worden.

Sie mögen, hochverehrtes, gnädiges Fräulein, hierin einen neuen Beweis der besonderen Wertschätzung erblicken, die wir Ihnen, als unserem ersten und ausgezeichnetsten Mitgliede, sowie Ihren Wünschen jederzeit entgegenbringen.

Mit hochachtungsvollen Handküssen

Die Direktion.“

So, Herr Sekretär. Diesmal können Sie sogar Ihrer lieben Gewohnheit treu bleiben und die Kuverts vertauschen. Senden Sie den kräftigsten unserer Theaterarbeiter mit den Briefen ab.

Ein steirisches Heldengedicht Ferdinand Kürnbergers.

Mitgeteilt von **Otto Erich Deutsch, Wien.**

Aus den Vorarbeiten für die große Ausgabe der Werke Ferdinand Kürnbergers, die demnächst bei Georg Müller in München erscheinen soll, möchte ich hier — einer Aufforderung der Redaktion des „Heimgarten“ entsprechend — das schönste der Gedichte jenes großen Österreichers einer unverdienten Vergessenheit entreißen. Es ist die Elegie „Marie Maurer“, die knapp nach Kürnbergers Tode unter dem apokryphen und unsinnigen Titel „Die Hexe von Riegersburg“ in der längst verschollenen „Neuen Illustrierten Zeitung“ (Wien, 2. November 1879) erschien. Sie dürfte damals gerade auf dem Boden, aus dem sie erwuchs, übersehen worden sein und teilte so bisher das Schicksal der „vergessenen Lande“, deren edelste Heldin sie besingt.

Im Sommer 1876 ging Ferdinand Kürnberger von Wiener-Neustadt über den Wechsel nach Geidorf und von dort nach Graz*). Auf dieser einsamen Wanderung dürfte er in der Riegersburg selbst zu jenem Hochgesange angeregt worden sein. Das Stoffliche entnahm er, wie schon einmal vorher („Firdusi“, eine Idylle, 1839/40; „Österreichische Rundschau“, XIII. 5, 1. Dezember 1907), einem Werke des

*) Vgl. „F. Ks. Briefe an eine Freundin“. Wien 1907, Verlag des Literarischen Vereines.

4. Schauspielerin (erscheint mit krampfhaft geballten Fäusten und rollenden Augen unter der Tür): Bis zum Tode erschöpft, eine Sterbende, schleppe ich mich her, um gegen die mir zugedachte Schmach feierlich Verwahrung einzulegen. Ja, bietet man mir denn nicht einmal einen Stuhl an?

Regisseur (setzt sich fester): Ah nein!

4. Schauspielerin: Es drang die Kunde zu meinem Schmerzenslager, daß man sich mit dem gemeinen Plan —

Dramaturg (korrigiert schüchtern): „Geheimen" —

4. Schauspielerin (sonor): Ich sage „gemeinen" Plan trage, mir in dem nächsten Stücke die Rolle eines älteren, noch dazu kränklichen Frauenzimmers anzubieten. Sprechet in vierzig, fünfzig Jahren mit mir, wenn ihr mir Mutterrollen zudenken wollt! Die Trägerin der Titelrolle hingegen —

Direktor: Hat auch ein Kind, verehrtes Fräulein.

4. Schauspielerin: Aber sie ist jugendfrisch, blutjung; die Rolle entspricht meiner künstlerischen Individualität und diese Rolle —

1., 2., 3. und 4. Schauspielerin (gleichzeitig): Spiele ich!

Direktor: Also die Damen wollen alternieren?

1., 2., 3. und 4. Schauspieleren (gleichzeitig): Niemals!

1. Schauspielerin: Die Rolle gehört mir oder keinem Mitgliede dieser Bude.

2. Schauspielerin: Das gleiche gilt von mir!

3. Schauspielerin (schluchzt): Es tut mir leid: von mir auch. Sonst verlang' ich meine Entlassung.

4. Schauspielerin: Und ich gebe sie! Wien wird euch dafür zermalmen.

Direktor (verbindlich): Die Damen gestatten, daß ich ihnen die Entscheidung der Direktion schriftlich zukommen lasse. Ich bin überzeugt, jede von Ihnen wird befriedigt sein.

Die vier Damen (rauschen ab. Sofort, nachdem sie draußen sind, entsteht unter ihnen ein heftiger Zank, der, da sie sich entfernen, immer schwächer und schwächer vernehmbar ist.)

2. Direktor (steckt den Kopf durch die Tür des Nebengemaches herein): Kann ich schon hinein, ohne mich fürchten zu müssen, daß mein weiches Herz . . . Ich will mit der ganzen Sache nichts zu tun haben!

1. Direktor: Komm' nur, es ist schon alles auf dem besten Wege. — Bitte, Herr Sekretär, schreiben Sie; mit Hektographentinte, da jede der vier Damen einen Brief erhalten muß:

„Hochverehrtes, gnädiges Fräulein!"

Sekretär: Eine ist doch verheiratet, eine sogar . . .

mit der ganzen Menschheit zu fühlen vorgeben. Da las ich die Geschichte der Marie Maurer, und nie habe ich ein Weh meiner Person so leidenschaftlich beweinen müssen, wie dieses fremde. Aus Schmerz und Schrecken wurde von selbst Dichtung, die aber hinderte nicht, sondern steigerte die Einbildungskraft und mit ihr — Weinen, Schluchzen, Herzkrämpfe, physisches Brustweh. Nicht mehr als Poesie gewährte auch die Philosophie Ruhe. Vergebens stellte sie sich vor: Du erfährst ja nichts Neues; Wahn, Blutdurst, sinnloses Massenleben, Hexenprozesse — die ganze Naturgeschichte des Menschen kennst du ja längst. Sie ist ein Gespenst, diese Naturgeschichte! Das bißchen Vernunft unserer heutigen Aufführung war also eine so schwere Geburt? Das war nicht leichter und früher zu haben, das kostete Prozesse wie Todeskrankheiten? Aber siehe — auch das ist nicht richtig. Vernunft und Menschlichkeit gab es immer; die mildesten Sprüche der Weisen, die zartesten Dichter, die süßesten Kunstwerke, alles Beste war da — als die Scheiterhaufen brannten! Es gilt demnach den Menschenbegriff so stark zu erweitern, daß das Denken und Sinnen fast zerreißt! Und doch mißlingt es. Erweitern heißt ja Form geben, aber die menschliche Naturgeschichte ist ein wüstes und formloses Meer von Widersprüchen, auf dem jede Anschauungsform scheitert. Schauder, Ekel und inniges Abwenden von diesem gährenden, ewig unfertigen Chaos bleibt das letzte Resultat!“

Friedlicher als dieses für Kürnberger so bezeichnende Selbstbekenntnis klingt unser Gedicht aus, zu dessen besserem Verständnisse hier noch die Geschichte Marie Maurers, wie sie Hammer-Purgstall nach den Prozeßakten überliefert hat, skizziert sei.

Josef Maurer, ein braver Schulmeister und Kantner von Ilz im Feistritztale, lernt Mitte Mai 1672 auf dem Kirchenfest zu St. Johann ein schönes Mädchen kennen. Auf die Bitten des rasch Verliebten verspricht ihm die Jungfrau, einen Monat später zum Fronleichnamstage auf der Riegersburg oder im August, am Kirchtag von St. Lorenz, auf dem Satzkogel, nahe von Feldbach, zu erscheinen. Bei dem Fronleichnamsfeste späht der ungeduldige Liebhaber vergebens nach seiner ungenannten Schönen aus, und erst am Schlusse, als ein Unwetter die Menge auseinandertreibt, ruft ihm der Kobold, den er nicht mehr erhaschen kann, ein Wiedersehen beim zweiten Stelldichein zu. Auch dort wartet der Verschmachtende lange vergebens. Erst beim Hochamt in der Kirche lockt ihn eine Engelsstimme, die ein Gloria von Palestrina singt, auf den Chor und er entdeckt dort die Geliebte. Es ist Marie, die jüngste Tochter Jakob Kropfs, des Richters von Stang.

Sie ist fern von dem elterlichen Hause, in Obersteiermark als Sennerin aufgewachsen und so dem ungünstigen Einfluß ihrer Angehörigen lange entzogen gewesen. Der junge Maurer erscheint ihr wie ein will-

gelehrten Historikers und Philologen Josef Freiherrn v. Hammer-Purgstall. Dessen noch heute viel gelesener Geschichtsroman „Die Gallerinn auf der Riegersburg" war zuerst 1845 anonym („von einem Steiermärker") in Darmstadt erschienen und wurde 1849 in einer neuen Titelausgabe von Karl Gerold und Sohn in Wien verlegt. Der dritte Band dieses vergriffenen Werkes enthält im Anhange die Akten des berühmten Hexenprozesses von Feldbach (1674 und 1675), die im Schlosse Hainfeld verwahrt werden. Der geschickt aufgebaute Roman hat auch auf andere Dichter anregend gewirkt. J. N. Vogl brachte zunächst 1840 in Hormayrs „Taschenbuch für die östereichische Geschichte" eine Ballade, „Die Hexe von Riegersburg" (d. i. Katharina Paltauf). Dieses Gedicht und auch die folgenden drei sind in Anton Schlossars Sammlung „Steiermark im deutschen Liede" abgedruckt, die leider schon vor dem Erscheinen der Kürnbergerschen Elegie, nämlich im Juni 1879, abgeschlossen wurde. Nach Vogl kamen Franz Weidmann und Hammer-Purgstall selbst mit den gleichnamigen Gedichten „Die Riegersburg", endlich Philipp Neumann mit der Impression „Geisterstimme aus Riegersburg". Der hohe Vorzug unserer Elegie vor diesen Poemen liegt nicht nur in der meisterlichen Form begründet, in der Kürnberger sein Bestes als Dichter gegeben hat, sondern vor allem in dem poetischen Sehertum, das ihn die edle Gestalt einer Nebenfigur des Prozesses erkennen ließ und besingen hieß.

Ferdinand Kürnberger hat dieses steirische Heldengedicht laut seinen Aufzeichnungen zwischen dem 26. April und dem 6. Juni 1877 geschaffen. Auch in seinen unveröffentlichten Tagebüchern, die jetzt das städtische Museum Wiens verwahrt, ist von der Entstehung des Werkes die Rede.

„Was ist Norm", heißt es dort, „und was ist abnorm im Gefühlsleben? Ein Mensch, der nichts als sich selbst fühlt, ist ein Egoist und bleibt bei einem auch dem Tiere gegebenen Objekte stehen; der verfeinerte Mensch soll mit der ganzen Menschheit fühlen. Wird aber Ernst daraus, so macht seine Gattung Miene, ihn für geisteskrank zu halten. Ich dürfte es kaum gestehen, wie es mir nahe ging, was mir geschichtlich fern, wie es mich schlaflose Nächte gekostet — die Jungfrau von Orleans, Johanna Gray, Maria Antoinette, M. Roland,*) Charlotte Corday! Ich verstand nie, wie ein Maler die Hinrichtung der Johanna Gray malen, wie Menschenaugen ein solches Bild vertragen können. Die meinigen müßte ich wegwenden von allen Schaufenstern, wo es der Kunst gefiel, die Vorübergehenden mit diesem Seelendolch anzufallen. Schon das hätten Menschen übertrieben und krankhaft genannt, sie, die

*) Manon Jeanne Roland de la Platière, begeisterte Republikanerin, 1793 durch die Guillotine hingerichtet.

dann verbrannt. Außer der Zauberei wird Jakob Kropf, der untreue Amtmann des Grafen, auch noch wegen Ehebruchs und Sodomie verurteilt.*) Im selben Jahre tötet sich Zirkelius durch Gift und fünf andere Teilnehmer der Kreuzgelage werden hingerichtet.

Am 25. April 1675, sagt der Delinquent Pugl aus verschmähter Liebe gegen Katharina Kropf und ihre Mutter Elisabeth aus. Diese wieder rächt sich, indem sie Pugls Muhme, die Bäckin von Riegersburg, anzeigt. Die Bäckin endlich denunziert Katharina Paltauf**), die Frau des einstigen Pflegers der Riegersburg, und Marie Kropf, seit kurzem die züchtige Gattin des Schulmeisters Maurer, der in den zwei Jahren seither den harmlosen Streich ihrer Neugierde längst vergeben hat. Schon am 26. April wird Elisabeth Kropf, die „gütlich" gesteht, gerichtet, bald darauf, im Juni, auch ihre Tochter Katharina. Am 7. Mai wird Marie Maurer samt ihrer Feindin Katharina Paltauf, die seit dem zweiten Gelage wegen des Kaplans Walthauser eifersüchtig ist, eingekerkert. Die Paltauf, die auch nur damals teilgenommen hat, und Ursula Kochinn, die Köchin der Riegersburg, belasten die Anklage gegen Marie. Man will die Leugnende dem ersten Grade der Tortur aussetzen: sie soll vom Scharfrichter entkleidet werden. Das Schamgefühl des jungen Weibes bäumt sich gegen diese Zumutung auf. Sie gesteht lieber offen die harmlose Wahrheit.

Graf Purgstall will die unschuldige Marie Maurer retten. Aber der zweite Regierungskommissär Calucci, ein hartherziger Böscwicht, sorgt dafür, daß sie dem Schicksal ihrer Angehörigen nicht entgeht. Nach fünfmonatlicher Haft wird Marie Maurer am 23. September 1675 mit Katharina Paltauf, der Torwartin Edlinger und der Schneiderin Grünwald, den letzten Opfern des Pfarrers Agricola, in Feldbach geköpft und verbrannt. Die letzte Rechnung des Henkers beträgt 78 Gulden 7 Kreuzer.

Die sogenannte Hexe von Riegersburg, die unschuldige, aber keineswegs tugendhafte Katharina Paltauf ist in Steiermark berühmt geworden. Ihr Andenken wurde sagenhaft umsponnen und ihr Bildnis, seinerzeit vom Akademieprofessor Schwach restauriert, wird noch heute im Sibyllen- oder Hexenzimmer auf Schloß Riegersburg gezeigt. Marie Maurer aber, die Heldin von Riegersburg, ist im Volke vergessen. Dieses Unrecht und jenes ältere zu sühnen, mahnt Kürnbergers Gedicht.

---

*) Dr. Fritz Byloff, Das Verbrechen der Zauberei. Graz, 1902.

**) Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Vermutung aussprechen, daß das berühmte „Schokoladenmädchen" von Liotard im Dresdner Pastellsaal, Mademoiselle Baldauf, die Kammerzofe und spätere Gräfin Dietrichstein, aus Steiermark stamme, wo der Name noch häufig ist.

kommener Retter ihrer Tugend und Frömmigkeit. Denn für die ist daheim kein guter Boden.

Der Vater Kropf hat schon in dem großen Prozeß der Freiin von Galler gegen den Hauptpfarrer Strobel von Riegersburg eine bedenkliche Rolle gespielt: als Unterzeichner von Klageschriften wider Strobel, und als Zeuge gegen ihn war er ein dienstbares Werkzeug des Pflegers Grattenau von der Riegersburg.

Seit mehreren Jahren aber nimmt Jakob Kropf an den „Zauberkompagnien" des gotteslästernden Pfarrers Georg Agricola von Hatzendorf teil, der mit Hilfe einer alten Hexe, namens Baltelin, auch die Kropfische Familie verführt hat. Zu diesen Gelagen im Huberhof, wo sich Trunkenbolde und alte Weiber gesellen, kommen allmählich außer dem Vater Kropf sein Weib Elisabeth, sein Sohn Hans und seine beiden älteren Töchter; nur Maria hält sich auch nach ihrer Heimkehr fern.

Bald aber verständigt sich Agricola, der Anstifter dieser ganzen Gesellschaft, mit dem Hauptpfarrer Michael Zirkelius (Zirhackl) von Riegersburg und dessen beiden Kaplänen, Walthauser von Paltau und Plumenauer von Hartmannsdorf. Mit diesen drei Herren, denen die Töchter Jakob Kropfs nicht übel zu Gesichte stehen, veranstaltet Agricola die Zusammenkünfte jetzt im Freien, am Kreuz beim Anger in Oberhatzendorf. Man versteckt sich auch nicht mehr unter die Fittiche der Nacht, sondern wagt sich ins helle Tageslicht hinaus. Zum erstenmale tagt die ruchlose Versammlung am 1. Juli 1672 bei dem Kreuze. Der kurdische Zigeuner Kasib spielt den gläubigen Ungläubigen im Auftrage Agricolas den leibhaftigen Teufel vor.

Maurer, der Bräutigam Mariens, weiß sie noch lange von der Gesellschaft fernzuhalten. Aber als sich die Zauberkompagnie zu einem neuen großen Feste anschickt, siegt die Überredung des Vaters, die Scham vor den eingeweihten Schwestern und die Neugierde in dem keuschen Mädchen. Am 9. Juni 1673 nimmt sie an dem zweiten Gelage auf dem Kreuzanger teil. Obwohl sie die beiden Kapläne zu umgarnen suchen, bleibt Marie dem wüsten Treiben fern und tanzt nur zwei Runden eines steirischen Tanzes mit ihrem Bruder Hans. Damit ist aber ihr Schicksal besiegelt.

Der Pfleger Grattenau erfährt bald auf Umwegen von dem geheimen Teufelsbunde und zeigt die noch unklare Geschichte aus persönlicher Rachsucht gegen seinen Herrn, den Grafen Purgstall, bei der Regierung an. Im Herbste 1673 wird eine eigene Kommission, mit Purgstall an der Spitze, eingesetzt, die den Sachverhalt feststellen soll. Die Untersuchung führt das Landgericht zu Feldbach. Anfangs 1674 beginnen die Verhöre und schon am 23. Februar werden die beiden Kropf, der Vater durch Erdrosseln, der Sohn durch das Schwert hingerichtet und

Noch blieb köstliches Pfand ihm verpfändet, aber der Arme
Fürchtet mehr als er hofft, fürchtet der Täuschungen zwei.
Frost des Zweifels erkältet den Geist, doch glühende Lohe
Höhlt den umfieberten Blick, . . . und so ergreift er den Stab.
Kirchweih jauchzet heran auf Wegen und Stegen, und Kirchweih
Rüstet zu St. Lorenz fröhlich sich tummelnd das Volk.
Kaufkram, Wandermusik, und im Busch die fliegende Schänke,
Hier der geebnete Plan, wonniges Tanzparadies!
Ungern denkt er des Tanzes, wo mehr als Liebe die Freiheit
Rechte verteilt und gewährt, ach, und nur einer hat Recht!

* * *

Schmiede der Lust, noch kalt, bald speiest du wütende Flammen,
Wenn das entzügelte Volk brünstig den Taumel umarmt!
Jetzt noch ruft sie der Dienst des Herrn und die Weihe der Kirchweih;
Hochamtsglocken erhöh'n Herzen und Sinne zu Gott.
Weihrauch duftet und Wachs, der Altar strahlt Glorie, . . . kniend
Ehrt er den Gott, der heut' Leben und Sterben verhängt.
Beter wallen zu Betern, die Kirche füllt sich, die Ersten
Kommen, die Letzten, es drängt schon vor den Pforten der Rest.
Nicht gekommen ist sie! Das Bild, das die Herzen so froh macht,
War ein vergänglicher Traum! Einmal und nimmer erschien's!
Jetzt sucht, sinkend, die Seele den Tod. Komm, schwarzer Befreier,
Zeige mir, wo sich zum Grab eines der Wässer vertieft!
Tut mir, von Wehren gestaut, die Raab den letzten der Dienste?
Wandr' ich die grausige Nacht durch an die Ufer der Mur?
Schwinde das Leben hin mit dem Wert des Lebens! Und traumhaft
Schwanken die Grenzen der Welt, schwindet die irdische schon.
Still steht Schauen und Fühlen; es stirbt Zeit, Raum und Gedächtnis;
Nicht mehr ist er auf der Welt, . . . aber die Welt ist noch er!
Und die Welt ist ein Ton, . . . der allein hat Leben und Dasein,
Atmet die hohe Natur ewiger Seligkeit schon!
Schwellende Wonne fließt wie vom Garten Eden herüber,
Und mit seraphischem Flug hebt ihn ein Engel empor.
Horch, wie himmlisch er singt! Fürwahr, es singen die Himmel,
Singen und loben den Herrn, wie es der Gläubige glaubt.
Sieh, und er folgt mit der Kunst des Kenners dem singenden Engel . . .
Folgt ihm . . . und staunt . . . und erwacht. Ist er im Himmel erwacht?
Nein, das ist St. Lorenz, und er selbst ist's wieder, und wirklich
Alles umher, auch der Tau, der ihm das Auge betränt!
Aber, o Wunder, der Ton des singenden Engels begleitet
Auch das bewußte Gefühl seines begeisterten Ohrs.
Glorreich strahlt er umher, daß das Mark der Herzen erschauert,
Hebt sich mit Kraft und Gewalt, senkt sich mit zartestem Hauch,
Spannt jetzt farbig sich aus, wie der Regenbogen sich breit spannt,
Jetzt, wie der Springquell schlank spritzen die Perlen des Tons.
Goldschmelz ist der Gesang, verzehrt die Schlacke des Stoffes,
Edelster Läuterung blieb Gold nur und Seele zurück!
Sturm der Bewunderung reißt den Kantor empor und dem Chore
Und dem Regenten des Chors stürzt der Ekstatische zu:
Bruder, wie kommt ein Sopran in des Raabtals ländliche Kirche,
Welcher im päpstlichen Rom priese die Fama des Ruhms?!
Aber da lächelt's ihn an . . . Hilf, heiliger Himmel, sie selbst ist's!
Ja, mein Guter, ich bin's; deine Maria sie kam.
Leicht ergreift sich das Mädchen, das leicht dem Manne sich einstellt,
Wo er zecht oder tanzt; hätte die Liebe Verdienst?
Du hast schöner gesucht und würdiger warst du, zu finden;
Weil du das Schönste gesucht, nimm mich denn so, wie ich bin! —
Also hat St. Lorenz den Kuß des Glückes empfangen,
Das uns erscheint und entflieht, wie es die Himmlischen freut. —

* * *

Marie Maurer.

Von Ferdinand Kürnberger.

Blutiger Schatten, lass' ab! Ich weiß, wir sind dir verschuldet;
Ach, und wie gerne, wie ganz zahlt' ich allein dir die Schuld!
Nimm mein Leben! O nimm's zehnfältig und zeige mir wieder
Ungescheh'n, was geschah, lebend und blühend dein Haupt.
Zauber streut es umher aus Augen und Locken an jenem
Glänzenden Tage des Mai's, da du zur Kirche gewallt.
Aber das Volk ringsum, das betende, teilte die Sinne
Zwischen dem Gott in der Höh', zwischen der Gottheit in dir.
Staunendes Flüstern ging: Wer ist die prangende Jungfrau?
Hat sie ein Engel geküßt, liehen ihr Feen ihr Bild?
Wunder, am hellen Tag strahlt hier der Himmel von Sternen;
Himmel ihr Antlitz und blauäugige Sterne sein Schmuck!
Also beseelt ein Gefühl unruhiger Wonne die Menge,
Bis sie der Priester entläßt, sprengend das weihende Naß.
Jetzo den Hügel herab, auf gewundene Pfade des Bachtals
Zieh'n im begeisterten Bann viele der Wandelnden nach —
Der mit Schritten und der mit Blicken, so weit er sie seh'n kann,
Denn es greift noch ans Herz, wie sie so königlich geht!
Alle zerstreut sie zuletzt im Gehöfte, näher und ferner,
Zwingende Ordnung des Tags durch die geräumige Flur.
Einer beharret! Da spricht die stumme Zunge der Straße
Und in den Lüften des Mai's dringet der Seufzer ihr nach:
Mädchen, wer dich geseh'n, muß sterben, oder dein Mann sein!
Wie sich ein anderer hilft, ist mir zu denken versagt.
Jene stutzt und betrachtet. Ein Mann, echt steirischen Markes;
Aber die feinere Pflicht schenkt ihm die Milde zur Kraft:
Augen, geduldig und lieb, den Kindern die Lehre zu weisen,
Hände, vom seelischen Glanz tönender Orgel umspielt.
Lass' mich, Guter; im Land hier Fremder, besuch' ich die Muhme,
Scheue des Mannes Geleit, den ich am Wege gepflückt.
O du Selige, süß wie dein Mund, auch tönt dir die Stimme!
Sag mir in dieser Musik, was mich mit Hoffnungen labt.
Werd' auf der Riegersburg Fronleichnam, oder die Kirchweih
Feiern in St. Lorenz, . . . ziehe des Weges mit Gott!
Auslugt über dem Tann schon links mein Häuschen und winkt mir . . .
Spricht's und verschwindet im Hag, wie von der Straße verweht. —

* * *

Maimonds Mitte geknüpft an des Junius Ende! Des Sommers
Goldene Kette, wie schwer! Tage, die längsten des Jahrs!
Steirische Mark, bleib grün! Halt' aus, o Farbe der Hoffnung,
Täusche das Auge mit Trost, weil sich die Seele verzehrt! —
Endlich im Brunnen der Zeit versank die goldene Kette,
Brachte den Eimer herauf, ihn, den verheißenen Tag.
Glocken und Fahnen und Lied und Musik und dröhnende Böller,
Und von Blumen und Schmuck bunt ein unendliches Volk!
Aber der Liebende sucht mit Stolz und Behagen die Schönste,
Sie, die ja selbst sich verrät, sie, die vor Hunderten strahlt.
Ist doch im Sternenmeer ein einziger nur der Polarstern,
Und die Bewunderte zeigt stets ein bewundernder Kreis.
Ach, er findet sie nicht! Schaulustigen weder gesellet,
Weder dem Pompe des Zugs, fehlt dem Gepränge die Pracht.
Forschend von Kopf zu Kopf an den vier Altären, hat jeden,
Wie schon so oft, er geseh'n, ach, nur den einzigen nicht!
Endlich zerflattert das Fest in lustigen Märschen, und traurig
Schleicht der Getäuschte sich heim, Beute des wühlenden Grams.
Hat mich die Schelmin geneckt? Beherrscht sie ein anderer? Krankt sie,
Schmerzlich gelagert, und fehlt, ach, ihr der liebendste Trost?
Schwarz von Kummer die Nacht und schwarz der Morgen! Es kriecht selbst
Jener von St. Lorenz grau wie die Raupe heran.

Reinen im Fluge dahin, sog's schwer am verwandteren Stoffe,
Wuchs und umwucherte sich, wie in Polypenbegier.
Lauter spricht sich herum der absurde dämonische Mutwill',
Frecher erhebt er sein Haupt, Wacht und Geheimnis erlahmt.
Fürchterlich rasselt im Land das Rüstzeug strafender Mächte,
Namen auf Namen ertönt, die sich der Scherge geholt.
Endlich holt er auch sie! . . . Noch bebt das umfriedete Haus nicht
Tief, denn das ländliche Herz atmet gelassen und leicht.
Aber das Tal hinab, vom Dorfe, je näher der Stadt zu,
Häuft sich Gewölk und die Luft schwärzt sich und füllt sich mit Angst.
Hagel auf Hagel zerschlug's dem verzweifelten Bauer die Ernten,
Und für die Schuld der Natur haftet den Menschen der Mensch.
Wetter, gezauberte, sind's! Der vergällten wurmigen Frucht gleich,
Sitzt in den Herzen der Haß, blickt aus den Augen der Feind.
Wie vor dem Geier erschrickt mein traurig verschüchtertes Täubchen,
Geier noch schlimmerer Art bringen das Täubchen zu Nest!

* * *

Jetzt in des häßlichen Turmes Ummauerung sitzt sie gefangen,
Ach, und der süßeste Blick irrt unter Bildern des Grau'ns:
Nicht die Sonne des Tags und nicht die freundlichen Sterne
Grüßen sie, waldiges Grün weder, noch blumiges Feld.
Aber im Dunkelen grinst's, . . . sie erkennt unholde Gesellschaft,
Die sie vordem kurz sah; hätte sie nie sie gesehen!
Widerlich schmiedet sie jetzt ein Ring ungleichsten Metalles.
Ach mit des gleichen Geschicks wüster Vertraulichkeit ein!
Grauenvoll starren die Weiber ins Nichts der blöden Ergebung.
Grauenvoll ist ihr Gespräch, wenn sich die Öde belebt.
Jede berichtet ihr Teil und erzählt, wie alles gekommen:
Einer begann's, doch der Hirt, welchem die Herde gefolgt.
Fluch dem Pfarrer des Tals, der im untersten Keller erwürgt liegt!
Auf des Verführers Haupt, nicht der Verführten die Schuld!
Aber sie richteten selbst den armen, verkrüppelten Spielmann,
Der sich mit Wissen und Wahl nicht der Verschwörung ergab.
Sorglos zog er des Wegs und entdeckte das Lager im Walde,
Leider entdeckt auch von ihm! Darf ein Verräter sich nah'n?
Flugs errafften sie ihn und auf daß er verschweige die Frevel,
Drangen sie Frevel ihm auf; denn noch entgalt es sein Blut.
Lüge so grausam nicht! . . . Wahr ist's . . . Versagt ihr den Glauben!
Und im gewechselten Wort wechselt die Hoffnung, die Furcht.
Neue treten hinzu und bezeugen neue Geschichten!
Alte verschwinden . . . wohin? Furchtbares Kommen und Gehen.
Also kauern sie dort und über den Häuptern im Turme
Wälzt sich mit Lasten Papiers langsam und lang der Prozeß.

* * *

Endlich erreicht er das Haupt — den Schmuck der steirischen Marken,
Und im Erblassen noch schön, steht sie vor ihrem Gericht.
Seine Bewunderung dämpft mit gesenktem Auge der Richter,
Nimmt sich zusammen und spricht ernst und gemessen das Wort:
Alles leugnet und täuscht, die Gerechtigkeit schöpft wie mit Sieben,
Nur noch peinlich allein ist uns zu fragen erlaubt.
Treu der Pflicht übergeb' ich den niederen Graden der Folter,
Daß du die Wahrheit sagst, deinen entkleideten Leib.
Aufflammt weibliche Scham, jungfräuliches, edles Erröten:
Schreib, auch ich war dabei! Schreib es und würge mich hin!
Aber kein Glied entblößt mir des Leibes, der meinem Manne
Und meiner Ehre gehört! Nehmt ihn bekleidet und ganz!
Und sie nehmen ihn. Tod verkündet das Urteil. Die Gnade
Wandelte jenes Tags nicht auf dem irdischen Stern.
Kaum daß ihr noch die Nacht, die letzte, vom Sande der Uhr läuft,
Drängt der Spruch den Vollzug, blitzt ihr im Nacken das Schwert.

Wunderlich trieb es indes das Volk der nahen Gemeinden,
    Brach aus des schläfrigen Tags Pferchen und Zwingern hervor,
Dunkelsten Drangs, zu verjüngen die alte Gewohnheit, Geleise
    Umzulegen, wo längst Furche die Furche zerdrückt.
Könnte denn Schwarz nicht Weiß und Fluch auch Segen und alles
    Anders sein, als es ist, wird es nur anders geglaubt?
Umgeblättert die Welt, und verkehrt die Blätter gelesen!
    Lustig und lächerlich steh'n Leser und Text auf dem Kopf!
Und sie ziehen hinaus und gaukeln im heimlichen Waldgrund,
    Sinnen phantastischen Spuk platt oder witzig sich aus,
Spotten des alten Brauchs in verzweifelten Zeremonieen,
    Weih'n und entweih'n, wie der Trieb menschlicher Freiheit sie treibt.
Kindisches Handeln! ... und doch: Wo immer Bewegung im Stillstand
    Aufgährt, scheint es im Tod Schöpfung und Wiedergeburt.
Keimverborgen vielleicht umhüllt Unwesen und Unsinn
    Wesen und Sinn, und es reizt just den geweckteren Geist.
Anseh'n soll man es doch; nicht mittun, aber mitanseh'n ...
    Schicke nur gleich, wie er kam, diesen Gedanken auch fort! —
Meine Gedanken sind mein. — Doch mein der Gedanken Regierung! —
    Bist du so früh mein Tyrann? Noch bin ich Mädchen und frei. —
Gehen die Mädchen allein? Und bei Gott, nicht könnt' ich mit dir geh'n! —
    Bruder und Schwester tun's, wohl auch der Vater, der Vogt.
Immer hieß ich zu Haus der ägyptische Josef, der stolz tut,
    Lange schon necken sie mich, drängen und treiben mich viel.
Sei's denn zum letztenmal und genug dann! Also Maria.
    Hast du das Rechte gewählt, Mädchen? vermagst du es nur?
Unrecht, sagen sie, tat Desdemona, daß sie dem Fremden
    Wider den Vater gefolgt; gehst du nun richtiger? Ach,
Tragisch ist jeder Weg; die Sichel, die alle dahinmäht,
    Steht wie der Mond über uns; beuget die Häupter und schweigt! —
Töchterlich folgt sie dem Vater und kommt mit Bruder und Schwestern
    An den bewaldeten Ort, der das Geheimnis verbirgt!
Wird mit Triumphgeschrei, wie ein kreischendes Dohlengenister
    Auffliegt, jubelnd begrüßt rings vom gelagerten Chor.
Männer und Weiber der Nachbarschaft sind's und fremde Zigeuner;
    Doch der gewechselte Blick ist ein verwunderter auch.
Zaubert das hehre Mädchen, das seelenentzückende, doch schon
    Besser als alle Kunst weißer und schwarzer Magie!
Zwingt doch ihr strahlendes Auge mit einem einzigen Aufschlag
    Dienende Geister, die nie Salomons Siegel bezwang!
Aber die Ihrigen blickt sie selbst mit fragendem Vorwurf,
    Blickt mitleidigen Spotts zweifelnd die anderen an:
Kümmerlich armes Gelichter, was kannst du Großes verrichten?
    Possen und Fratzen! ... Hinweg! ... Dennoch verweilet sie kurz,
Schämt sich mit falscher Scham der wahren, tanzt im Gelage,
    Zwar mit dem Bruder nur, aber sie rettet den Schein.

* * *

D'rauf verschwindet sie sacht. — Freund Maurer lächelt, doch still nur,
    Wie sie, gedämpft und enttäuscht, magdliche Demut umhüllt.
O, wie so doppelt schön nimmt jetzt das gesenktere Köpfchen
    Bräutlich im Schleier sich aus unter dem Myrtengezweig!
Liebe sie glücklicher Mann, trink' aus den Himmel des Glücks nun,
    Rasch, ganz, wie auf der Flucht, trinke dich trunken und stirb!
Denn dir fiel in den Schoß, was Menschen und Götter begehren,
    Hätte sie Paris, der Hirt, doch mit dem Preise begabt!
Freien durftest du dir der Ausgewähltesten eine,
    Trätest in ihren Besitz allen Erschaffenen vor!
Trinke noch rascher, als rasch der Kelch dir zerbrechen und alles
    Leer und gemein sein wird, wieder wie je auf der Welt! —
Schon türmt's drohend sich auf das Gespenst des schwefelnden Unheils,
    Das euch am Saume gestreift, das ihr vergessen gedurft.

Ormuzd, du heiliger Gott, errette dein heiliges Feuer,
  Heb' aus den Angeln das Meer, gieß' es in Strömen herab! —
Also hör' ich sie dort, die alten, die besseren Götter;
  Knirschend verzehren sie, satt schon vor dem Opfer, das Mahl.
Rauch und Ruß ist geworden das Herz der schönen Maria
  Und aus der Säule der Luft, die sich mit Zittern erhitzt,
Schwingt sich die Lerche hinweg und trägt die singende Seele
  Still und verhallend hinaus über den Jammer der Welt! —

* * *

Fließendes Element, blau=schwimmender, ewiger Äther,
  Kühlest mir wieder die Brust, lichtest mir wieder die Stirn;
Hebest zum Tag herauf das Gute vergangener Zeiten,
  Spülest dem Schoße der Nacht dunkle Verschuldungen zu;
Auch Polyxena fiel dem Mordstahl und Agamemnons
  Töchterchen rettete kaum eine der Göttinnen selbst.
Aber der spätere Strahl hellenischer Menschlichkeit ehrte
  Mit des gebildeten Worts ewigem Schimmer ihr Haupt.
Sind wir Deutsche so arm, daß Marie Maurer nicht ein Lied,
  Nicht ein einziges nennt? Pfleger des Liedes erwacht!
Wehen die Banner euch doch von der Enns, der Mürz und der Mur zu,
  Wehen über die Drau, streifen die Ufer der Sann.
Rollet, ihr Ritter des Lieds, rollt eins auf unter den vielen:
  Ritterlich huldiget sich Frauen, die edel und schön.
Mehr noch; sie war unglücklich und war die eurige! Waltet
  Ehrender Pflicht, ihr verehrt wahrlich ein heldisches Weib!
Ach, was vermögen wir denn? ein Gedenktag im Jahre, das Banner
  Schwarz umflort und ein Lied tut mit Geringem genug. —
Männer von Feldbach ihr, die blutbespritzten, die nächsten.
  Eure Gemarkung war's, eurer Annalen ein Blatt.
Sagt, wie gemutet es euch? Besiegelt ihr heute das Urteil?
  Hat sie gefehlt, und warum? Weibliches Wesen, was ist's?
Heget ihr nicht im Haus die zarten Kinderchen Evas,
  Weibchen und Töchterchen, treuspiegelnd den Zug der Natur?
Träte nicht jede heraus und beäugelte lüstern das Neue?
  Ist sie Verbrecherin? sagt, richtet im Heute das Einst!
War's einst blutig gerichtet, was heut kaum spielenden Spott wert,
  Floß unschuldiges Blut: habt ihr es jemals gesühnt?
Noch liegt's schwer auf der Flur, noch atmet die nämliche Luft ihr,
  Die sich mit ihres Brands schrecklicher Schwärze gefüllt.
Atmet ihr leicht und süß? Ist ihr Scheiterhaufen ein Kissen,
  D'rauf sich beruhiget schläft, deckt ihn nur einiges Gras?
Steine, die alle noch stehn und alles gesehn, die bemoosten,
  Höret, sie predigen laut: reiniget Stadt und Gefild!
Irret ihr Schatten nicht um in den nächtlichen Gassen von Feldbach,
  Der mich im goldenen Wien wachend und schlafend verfolgt?
Heiliget! weihet! entsühnt! Errichtet ein würdiges Zeichen
  Ihrem Gedächtnisse, zeugt's würdiger doch für euch selbst!
Stellet ihr hügelan das Denkmal, aber zu hoch nicht,
  Wie sich im Antlitz die Stirn frei, mit Bescheidenheit trägt.
Prunken soll es ja nicht, nur bedeutsam winken und ragen,
  Wo sich das freiere Spiel schmeichelnder Lüfte bewegt.
Schmeicheln sollen sie ihr, die einst in ihr Feuer geblasen,
  Kühlender weh'n und mit Duft füllen das ganze Gefild.
Spendet des Opferdufts, des Grüns und der reichlichen Blumen
  Selbst, und umpflanzet den Ort süß wie ein bräutliches Bett.
Gönnet zuletzt ihr ein Wort, ein freundliches, wie das Gemüt spricht,
  Schreibt es mit goldener Schrift auf den geschliffenen Stein.
Sehet, er tragt es mit Lust, verkündet es Nahen und Fernen,
  Daß sich der Enkel erbaut, daß es der Wanderer sagt:
Ewig irret die Welt, es sündigen alle Geschlechter,
  Aber ein ewiges Licht leuchtet: das menschliche Herz!

Morgendlich dämmert's heran und sie schlägt, die Stunde des Schreckens,
Die wir gerüstet bestehn, oder wir sterben mit ihr!
Wimmerndes Rasseln erschallt, wie ein tönernes, nicht wie Geläute;
Schmachvoll klingt's und es soll Schmach den Verdammten auch sein.
Hast du nicht besseren Schmelz, wo die edelste Sängerin scheidet!
Schweig, Grabglöcklein, und laß, laß ihr die eig'ne Musik!
Seht, sie entschreitet dem Turm. Erquickte Verwunderung faßt sie,
Daß in der Welt noch Luft, Flügel der Lüfte noch frei!
Aber ein Schreck durchzuckt ihren Blick jetzt, denn es erhebt sich
Nahe vor ihr ein Gerüst, nahe geschichtetes Holz:
Das ihr Sterbebett und das in Flammen ihr Grab bald!
Schauer des Todes so nah, ach und die Liebenden fern!
Strenge vom Hochgerichte verbannt ist Freund und Verwandter:
Eitel zum letzten Geleit alles, was Herzen erfreut.
Eine Liebe nur geht, die ewig-liebende, ganz mit:
Knien heißt sie der Mönch, spendet ihr Labe von Gott;
Zeigt ihr das hölzerne Bild eines angenagelten Leibes,
Sagt, weil sie steirisch getanzt, ist er beleidigt aufs Blut!
Glücklich, wenn irdischer Tod den ewigen, den sie verdient hat . . .
Rückwärts, Priester! zurück! mein ist der Platz und das Wort!
Märtyrin deines Geschlechts, hochheilige Heldin der Keuschheit,
Reiche zum frommen Kuß mir die gefesselte Hand.
Nichts mehr, was dich umgibt, sieh an, aufatme zur Sonne,
Schwinge dich seherisch heut über Jahrhunderte weg.
Wie sie perlet, die gute, die tätige Sonne! Sie eilt sich,
Zukunft träuft sie herab Tropfen auf Tropfen von Gold.
Siehe, Maria, da kommt auch deine! wie du so schön bist,
Schön, unschuldig und gut, künft'ge Menschen ergreift's.
Tränen fließen dir einst — du selbst nicht konntest im Turme,
Tage verseufzend und Nachts schaudernder Ahnungen voll,
Konntest so bitterlich nicht dein junges Leben beweinen,
Als dir ein ewiger Schmerz Tränen, unendliche, weiht.
Nimm mein Leben; o nimm's zehnfältig und zeige mir wieder . . .
Wehe, die Muse flieht! wehe, die Saite zerreißt!

* * *

Rüstig reckt sich der Henker und rührt die nervigen Arme,
Schlingt um das schöne Gesicht, das er nun opfert, sein Tuch.
Henker, verbinde dir selbst die Augen! Daß du es tun kannst
Sehenden Auges, beschimpft ewig das Menschengeschlecht.
Jetzt wird Feuer gelegt an den Holzstoß, jetzt hat ein blankes
Eisen das Letzte zu tun, schwingt sich im Bogen und trifft . . .
Nichts mehr seh' ich! Ich höre den Fall des Hauptes im Sande,
Fühle mein stockendes Blut. Gönnt mir zu atmen, . . . das Maß,
Mehr als voll, überfließt. Lebewohl, Maria, lebwohl nun!
Bliebe mir deines Gelocks, ach, nur ein Ringlein zurück!
Aber sie packen so Haupt als Rumpf und schleudern das Stückwerk
Flugs zum Verbrennen der Gier fressender Flammen dahin.
Aufzischt's rasenden Schrecks mit verwirrtem Funkengestiebe,
Und aus der Höhle des Herds eifert der alte Vulkan:
Anders umarmt' ich einst die griechische Venus und besser,
Als mir der steirischen Frau kostbare Schönheit gedeiht!
Fehlt euch zum Kusse die Glut und braucht ihr Scheiter und Prügel?
Mannsen des Landes, ihr seid toll an Gehirn und Gemüt!
Lebten uns Leiber wie der, wir zwangen's dem kältesten Marmor
Bändigend ab, daß er nie, nie dem Entzücken verschwand!
Ihr übereilt ihm den Tod, macht kalt ihn, da er noch warm ist,
Leben des ewigen Steins kürzt ihr im Fleische schon ab!
Horch, eine andere jetzt der Flammenzungen empört sich,
Spricht Zoroasters Geist, ihn, den erhabensten, aus:
Feuer bin ich, mein Amt ist rein zu machen, was unrein;
Wehe, das Herz im Leibe kehren die Heiden mir um!
Unrein mach' ich die Reinste, zerschmelze den Leib ihr zu krassem
Sudel des Blutes und Marks, der mich entsetzlich befleckt!

alles, die jungen gesunden Gefühle waren in Not und Schmerzen untergegangen . . .

Wolf wurde in dieser Zeit zum weimarischen Kammerherrn ernannt; man hatte auch von seinem Eintritt in den Staatsdienst gesprochen, aber er hätte sein Staatsexamen machen müssen, und das verbot seine Kränklichkeit. So bewarb er sich um den Eintritt in die preußische Diplomatie. Der Prinz von Preußen verwandte sich für ihn, wohl um seiner Gemahlin willen, die sich für alles, was von Weimar kam, warm interessierte. Auch Alexander v. Humboldt sprach dafür und zuerst der Gesandte in Rom, Herr v. Usedom. Am 29. April 1852 wurde Wolfgang v. Goethe der römischen Gesandtschaft attachiert und schrieb 1853 darüber an Mejer:

„Wenn man dreizehn Monate nicht aus der Stadt Rom kommt, ein ziemlich fatiguierendes Leben führt, eine Gesundheit hat, die mehr von Blei als von Eisen ist, ein Herz hat, das da wackelt wie ein Lämmerschwanz, eine Seele, die einfältigerweise mitunter weint wie ein Kind, so muß man sich einmal wieder lüften und die Nerven in stärkender Luft erfrischen . . .“ Er ging damals nach Wien und schrieb von dort über seinen Bruder: „. . . den Sie, wenn Sie ihn kennten, so hochschätzen würden, wie Sie wenige Leute hochschätzen. Punktum! . . . Sie fragen, ob ich gesund bin? Nie! — Ob ich glücklich bin? Nie! — Ob ich ein Buch schreibe? Ein immenses!“ — Riesig wäre eine Zusammenstellung von den Titeln der Bücher, die er „zu den Werken brauchen würde, die ich gern schreiben möchte . . . Was mir dieses große Buch an Zeit übrig läßt, was ich an Zeit nicht für die Gesandtschaft und für die Gesellschaft, oder für die Mutter, oder für den Haß verbrauche, das benutze ich, um mit Herz und Kopf — ich weiß nicht, mit welchem von beiden — über ein Problem zu philosophieren. Dies Problem klingt sehr einfach. Es ist: daß die Menschen ein liebendes Herz so wenig hochstellen und sich doch alle darnach sehnen.“ . . .

Im April 1854 wurde Wolf Goethe zum Legationssekretär ernannt. Er vertrat den Gesandten und führte seine Stellung geschäftlich und gesellig vortrefflich aus. Aber er war nicht mehr gern in Rom.

Am 28. August 1859 wurde Wolfgang v. Goethe in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Er hatte darum nachgesucht, vermutlich — wie Mejer sagt — wegen einer projektierten Heirat. Da die Dame katholisch war, so wurde schließlich doch nichts daraus . . .

Walter Goethe lebte indessen meist in Weimar, in den Mansarden des Goethehauses, krankte daran, daß seine Kunst keinen Anklang fand, und suchte Vergessenheit in treuer Arbeit und Pflichterfüllung. „Meine Tage“, so äußert er sich einmal brieflich, „spinnen sich in Geschäften

Wie Goethes Nachkommen an ihrem Namen litten.

Die letzten Goethes, die Enkel Walter und Wolf, litten schwer an ihrem Namen. „Sie waren zu Stücken des großväterlichen Nachlasses geworden, zu literarischen Reliquien", und empfanden schon früh jede ihnen erwiesene Aufmerksamkeit als Beengung, als unangenehm, ja schmerzhaft. Wolf suchte dann die Einsamkeit. Eines Tages wurde er gerufen, als die Kaiserin von Rußland bei seiner Mutter war; er antwortete: „Sagen Sie der Kaiserin, ich sei kein wildes Tier" — und kam nicht. Die Brüder waren bedrückt von dem Namen, den sie trugen; er war ihr Stolz, aber auch ihr Unglück, denn sie verlangten Leistungen von sich, die ihres Namens würdig sein sollten. Adelheid v. Schorn, die Goethes Enkel persönlich von Weimar her kannte, schreibt im „Türmer" (Herausgeber Freih. v. Grotthuß):

„Walter hatte ein hübsches Talent für Musik, aber es fehlte ihm an der nötigen Arbeitskraft, denn auch er war kränklich von Jugend auf. Er studierte bei Mendelssohn, aber ermutigen konnte ihn sein Lehrer nicht. Darunter litten Mutter und Sohn bitter. Am 10. Februar 1842 schrieb sie aus Weimar einen rührenden Brief an Liszt, wegen einer Oper ihres Sohnes. Aber Liszt, der allzeit zur Hilfe Bereite, konnte hier nichts tun.

So kam für Walter eine Enttäuschung nach der anderen; er fühlte Gaben in sich, die er nicht verwerten konnte, das entmutigte ihn und machte ihn reizbar und verschlossen. Goethe zu heißen und eine unbedeutend aussehende Persönlichkeit zu sein, die manche bittere Erfahrung und Verkennung ertragen mußte, das machte Walter mit seinem weichen Herzen, seiner ideal angelegten, mimosenhaften Natur zu einem stillen unglücklichen Manne, der sich oft vor seinen besten Freunden verschloß, Fremde aber mied, soviel er konnte. Und wie liebenswürdig fein und verständnisvoll war er, wenn es ihm leidlich ging und er sich sympathischen Menschen anschließen konnte!

Wolf studierte von 1839 an in Bonn, Jena, Heidelberg und Berlin und machte 1845 in Heidelberg seinen Doktor. Schon damals dichtete und schrieb er; näheres über seine Arbeiten berichtet sein Freund Mejer.

Wolf ging nach seinem Doktorexamen nach Capri; er litt sehr an Neuralgie — wie seine Mutter — und bei jeder angestrengten Arbeit wurden die Gesichtsschmerzen unerträglich; manchmal war es so arg, daß er nicht wagte, das Gesicht zu bewegen. Wolf sprach von seinem Leiden als von ‚körperlicher Verzweiflung' ...

1851 gab er ein Heftchen „Gedichte" bei Cotta heraus. Die kranken Töne, die sich schon in seiner „Erlinde" fanden, erfüllten hier

ereignisse mit einer Wärme, daß man an das junge Mädchen erinnert wurde, die einen Bund gegen Napoleon gegründet hatte."

Von den letzten Lebensjahren der Frau v. Goethe kann ich noch aus eigener Anschauung berichten, denn Adelheid v. Schorn gehörte zu dem kleinen Kreis derer, die von Zeit zu Zeit zum Tee zu ihr kamen.

„In dem kleinen Durchgangszimmer machte die uralte Dienerin den Tee; in dem größten, dem Salon, der aber auch recht klein und sehr einfach ausgestattet war, saßen die alten Damen, Frau v. Goethe und ihre Schwester Ulrike, die Priorin, mit weißen Tüllhauben, die mit bunten Bändern ausgeputzt waren, darunter kamen die schneeweißen, glatt aufgesteckten Locken hervor, die den beiden ein ehrwürdiges Aussehen gaben. Ottilie war nicht schön, auch niemals schön gewesen, Ulrike dagegen hatte ein reizendes, feingeschnittenes Gesicht. Sie war nicht sehr gescheit, aber gut und selbstlos. Ihre Unterhaltung konnte sich mit der ihrer geistvollen, lebendigen Schwester nicht vergleichen und wurde durch eine hohe, nasale Stimme und sächsische Aussprache nicht angenehmer, aber wenn sie ruhig zuhörend da saß, war sie anzusehen wie ein schönes Bild."

Fräulein v. Schorn hat Wolf Goethe nur ein einzigesmal bei seiner Mutter gesehen, Walter fast immer. Außerdem saß damals als ständiger Gast Alwine Fromman am Teetisch. Sie stammte aus dem bekannten Frommannschen Hause in Jena, in welchem Goethe so viel verkehrt hatte. Sie war ebenso häßlich als gescheit, fein und liebenswürdig. Sie hatte sich in ihrer Jugend auf die Kunst der Blumenmalerei und der Randzeichnungen gelegt und in den dreißiger Jahren darin viel Anleitung und Rat von dem Vater des Fräulein v. Schorn erhalten. In den vierziger Jahren siedelte sie nach Berlin über, wo sie auf Anregung ihrer Kunst hoffte. Olfers empfahl sie der Prinzessin von Preußen als Lehrerin, später wurde sie deren Vorleserin und Vertraute. Als Alwinens Kräfte für Berlin nicht mehr ausreichten, kam sie nach Weimar und verbrachte ihren Lebens- und Feierabend mit Goethes. Sie war mit jedem Glied der Familie befreundet — was sie als junges Mädchen im Goethehaus an Anregung und Freundschaft von dem Dichter empfangen, gab sie den Seinen im Alter wieder. Sie wohnte in der Deinhardtsgasse in ein paar kleinen Stübchen, war also den Freunden ganz nahe.

„Der Teetisch war nur mit Zwieback und kleinen Butterbrötchen versorgt, wenn man aber gegen zehn Uhr das Haus verließ, verbreiteten sich oft verräterische Küchendüfte auf der Treppe — es war öffentliches Geheimnis, daß Goethes erst zu Nacht aßen, wenn die Gäste fort waren. Das nahm niemand übel auf, es gab dieser dahinwelkenden Familie des großen Mannes nur ein noch wehmütigeres An-

und Obhutsangelegenheiten sehr gleichförmig ab — mein Streben ist, diese treu zu erfüllen."

Von Wolf sind aus dem Jahre 1865 einige kleine Aufzeichnungen gefunden worden, die sein furchtbares Leiden ausdrücken:

„Als ich mich an das Universum anlehnte, fiel ich um, als ich mich an Gott anlehnte, blieb ich aufrecht."

„Ich habe einst gelesen,
Daß Gott die Seinen schützt;
Wo ist das denn gewesen?
Was hat es denn genützt?"

„Man stirbt lange, selbst wenn man einmal angefangen hat."

Nachdem Walter im Sommer 1868 todkrank in Dresden an einem Brustleiden gelegen hatte, ging die ganze Familie nach Jena, das wegen seiner milden Luft gerühmt wird. Nach dem Süden zu reisen fehlten die Mittel, denn die pekuniäre Lage wurde von Jahr zu Jahr schlimmer. Die Mutter (Ottilie) hatte immer zu viel verbraucht, die Söhne gaben ihr, was sie konnten, sie täuschten sie aus Liebe; das merkte die Mutter wohl und litt nun ihrerseits wieder darunter. In Jena lebten sie fast ganz einsam, trübe dahin. Wolf arbeitete, Walter war krank. Ottilie schrieb: „Solange ich lebe, habe ich nicht eine so monotone Existenz gehabt wie hier." Das Frommannsche Haus und der Verkehr mit Professor Kuno Fischer boten die einzigen Abwechslungen. Auch der zweite Winter sah Ottilie mit ihren Söhnen in derselben Stille: „unser Plätzchen noch einsamer."

Aber Wolf konnte wenigstens dort arbeiten.

Bis Februar 1870 war Wolf mit seiner Arbeit nicht vorwärts gekommen, weil unangenehme Geschäfte ihn davon abgehalten hatten: „Forschung und Bearbeitung rücken den Grenzen meines kleinen Reiches immer näher, ich werde immer mehr an die Mauer gedrückt und werde wieder einmal, zum tausendstenmal, veraltet, ein Greis, werde gestorben sein, ehe ich nur geboren bin. Wissen Sie denn keinen hübschen, heimlichen, wissenschaftlichen Kirchhof für meine Arbeit? keine einsame Zeitschrift im Walde, wo ich sie, wenn auch nur wie eine alte Porzellankanne, auf ein Kannerickchen stellen kann? Können Sie mir denn in keinen gelehrten Winkel hinein helfen? Ändern kann ich jetzt freilich nicht . . . ich bin recht müde . . . Mama ist in ihrer Energie und Liebe stets verehrungswürdig."

Die Arbeit wurde bei Frommann in Jena als Manuskript gedruckt.

Im Jahre 1871, während der Jubel über die Siege Deutschland beherrschte, kehrte Ottilie nach Weimar — in ihre Mansardenwohnung — zurück. Ihr Enthusiasmus war so groß, daß er alle kleinen und großen Schwierigkeiten des Lebens übertönte. Sie verfolgte die Kriegs-

daß er sehr bedeutend sei, lag auf der Hand. Dennoch haben sie, obwohl sie, wenn man es mit den Gewohnheiten ihrer Jugend verglich, jetzt beinahe darbten, niemals auch nur einen Augenblick an eine Veräußerung jenes Schatzes gedacht, die nicht ihre vaterländische Ehrenpflicht der Kustodie auf das gewissenhafteste gewahrt hätte. Sie haben das zuletzt glänzend bewährt durch Walters letztwillige Verfügung, die, wie nach Lage der Sache schon vorauszusehen war, aber von kundiger Seite ausdrücklich bestätigt wird, auf gemeinsamem Entschlusse der Brüder beruhte . . .

Beide Brüder wurden immer leidender. Wolfs rechter Arm und die Hand wurden von den rheumatischen Schmerzen ergriffen, so daß ihm das Schreiben sehr schwer wurde.

Bis zum Herbst 1879 lebten Walter und Wolf zusammen in Weimar. Dann entschloß Wolf sich, nach Leipzig überzusiedeln; er litt an asthmatischen Krämpfen, die ihn meist nachts befielen, so daß er nicht mehr ohne die Hilfe eines Dieners bleiben konnte. Im Goethehaus war das nicht einzurichten, denn Walter wollte die alte Dienerin, die fast neunzigjährige, die seit ihrem sechzehnten Jahre im Hause war und ihn von Kindheit an gepflegt hatte, nicht darunter leiden lassen. Sie hatte viel Macht über ihn und er fügte sich meist ihrem Willen. So bezog Wolf in Leipzig eine einfache Wohnung bei Bürgersleuten, deren Sohn ihn pflegte, für ihn schrieb ꝛc. Er konnte sich dort unbemerkbar einschränken, hatte doch die literarischen Arbeitsmittel in der Nähe und war gut versorgt.

Er arbeitete an der „Einleitung zum ersten Bande der Verzeichnisse italienischer Bibliotheken des Mittelalters, welche die Kataloge von St. Antonius und Sa. Justina in Padua“ bringt. Am 19. Januar 1883 war er nicht kränker als sonst, ging noch aus, legte sich wie gewöhnlich zu Bett und verschied nach Mitternacht an einem Krampfanfall. Im Tode zeigten seine Züge tiefen Frieden. Am 23. Januar nachmittags wurde er auf dem weimarischen Kirchhof beerdigt.

Zwei Verse von ihm, auf lose Blätter geschrieben, hat Walter in befreundete Hand gegeben. Sie lauten:

‚Alle Blumen sind gepflückt,
Alle Lieder sind verstummt,
Und ich geh' einher gebückt,
Und ich geh einher vermummt.‘

‚Ich stehe stets daneben,
Ich trete niemals ein.
Ich möchte einmal leben,
Ich möchte einmal sein! —‘

Zwei Jahre noch lebte Walter Goethe in Weimar, man sah ihn manchmal scheu und rasch über die Straße gehen, als wollte er nicht gerne gesehen sein. Dick vermummt war er fast immer, denn er scheute jede rauhe Luft. Der Großherzog besuchte ihn fleißig und es verging

sehen, denn man wußte, daß sie nicht Geld genug hatten, um ihre Gäste reichlicher zu bewirten.

Wenn man von den treuen Freunden der Familie Goethe spricht, so muß man zuerst unseres Großherzogs Karl Alexander und seiner Gemahlin gedenken, die von einer seltenen Treue und Ausdauer waren. Leicht haben die Brüder es ihrem Spielgefährten nicht gemacht, denn sie behielten ihre Eigentümlichkeiten auch den Fürsten gegenüber bei, aber der Großherzog blieb derselbe für sie, sie mochten sein wie sie wollten. Oft hat er an dem Teetisch gesessen, er liebte diese Art der Unterhaltung, wo nicht alle durcheinanderschreien, sondern eines spricht und die andern zuhören. Dann fesselte ihn auch — wie Jenny von Gerstenberg schreibt — der Freimut Ottiliens und die Einfachheit, mit der sie sich auch den Höchstgestellten gegenüber gab, denn sie war, wie sie sich selbst nach dieser Richtung einmal so hübsch charakterisierte, auch Fürsten gegenüber immer die ‚geborene Posa!'"

„Im Jahr 1874", fährt Frl. v. Schorn fort, „besuchte Mejer die Brüder in Weimar. Sie wohnten in der Mansarde, Wolf hatte sich das Zimmer seines Vaters mit allen Andenken an ihn zurecht gemacht. Die erste Etage war vermietet, nur das Urbino- und das Deckenzimmer waren zurückbehalten worden, um die Sammlungen aufzubewahren. In Goethes Arbeitszimmer stand der kleine Schreibtisch am Fenster, den Goethe einst für Wölfchen, seinen kleinen Liebling, hatte aufstellen lassen, damit er bei ihm arbeiten könne. Wolf erwähnte, wie schwer es für sie sei, die Zimmer zu erhalten: ‚Sehen Sie,' sagte er zu seinem Freund, ‚es ist unmöglich, daß wir sie den Fremden öffnen; wir haben keinen steinernen italienischen Palast, sondern ein hölzernes Thüringer Haus, das es einfach nicht aushalten würde.' Wolf hatte wohl recht, denn später bei der so notwendigen Restaurierung des ganzen Hauses, fand man die Balken unter Goethes Arbeitszimmern verfault.

Wolf verhehlte nicht, daß zu notwendigen Bauten im Stadthause den Brüdern für jetzt die Mittel fehlten, und machte überhaupt kein Geheimnis aus ihrer beschränkten wirtschaftlichen Lage ... Was Wolf nicht sagte und niemals auch nur entfernt angedeutet hat, war der Grund dieser Enge. Frau v. Goethe konnte gänzlich nicht mit Geld umgehen, hatte darum ihr Vermögen sorglos verbraucht und seitdem den Söhnen, die ihr niemals eine Beschränkung hatten auflegen mögen, überaus viel gekostet. Erst jetzt ließen sich die Verhältnisse übersehen und mit festerer Hand leiten, und daß nur an bevorzugter Stelle die Erhaltung der für das Vaterland und für die Verehrung der Nachlebenden ihnen als Verwaltern überkommenen Nachlaßschätze zu versorgen sei, war beiden Brüdern gewiß. Den hohen Geldwert dieses von ihnen bewachten Besitzes kannten sie in seinem vollen Umfange selbst nicht;

mären, auch von Wein und Gesang und wird deshalb gerne mit Scheffel verglichen. Es mag Ähnlichkeit da sein. Doch steckt in Kernstock mehr der Lehrer und Ethiker, obschon sich auch der Humor und Lebensgenießer in ihm nicht spotten läßt. Vor allem ist er national. Das deutsche Wesen, die deutschen Tugenden verherrlicht er mit glühender Begeisterung. Diese Richtung ist eine der Hauptursachen, weshalb der priesterliche Sänger in unserer Zeit so dankbar umjubelt, so hoch verehrt wird. Daß ein katholischer Priester es ist, der schlichte Pfarrer einer weltabgelegenen Bauerngemeinde, der diese nationalen Trutz- und Preislieder singt, das ist uns allen eine so einzige und erfreuliche Erscheinung.

Doch nicht geringerer Meister als im nationalen Liede, als im reinen Liebesgesang, der die Herzen unserer Jugend über die meisten Minneliederempfindungen gewiß hoch erhebt, ist Kernstock in dem sogenannten Gelegenheitsgedicht, welches nach Goethe ja eine Wiege echtester Poesie ist. Die Festgedichte, die er zu verschiedenen Anlässen und an verschiedene Persönlichkeiten seines Heimatlandes verfaßt, sind so, daß sie auch Fernstehenden, Fremden zumeist wie echte Lyrik anmuten. Dieses Dichterherz ist ja reich an Poesie; aber es ist gut, wenn ein äußerer Anlaß kommt, wie der Blasebalg in die Esse bläst, damit das Feuer auflodert. Solcher Anlässe und auch weit allgemeinerer, die sich auf das ganze deutsche Volk und Leben beziehen, gibt es und wird es ferner geben. Sie werden den Priestersänger von seiner einsamen Festenburg locken und in die große Welt einladen, wo er sich, noch in höheren Lebensjahren, in das deutsche Herz singt.

Kernstocks Gedichte lassen sich natürlich nicht anders charakterisieren als durch sich selbst. Deshalb seien hier einige mitgeteilt, damit es die Steirer inne werden, was sie an Ottokar Kernstock haben.

Gebet vor der Hunnenschlacht.

Bedrängt und hart geängstigt ist
Dein Volk von fremden Horden
Durch Übermut und Hinterlist
Mit Sengen und mit Morden.
Wir schrei'n zu Dir aus tiefster Not,
Der deutsche Name ist zum Spott
Der schnöden Heiden worden.
O Herr, der uns am Kreuz erlöst,
Erlös' uns von der Hunnenpest!
Kyrie eleison!

Gerecht, Herr, ist Dein Strafgericht!
Die Schuld ist unser eigen.
Uns schlug der Feind ins Angesicht —
Wir litten es mit Schweigen.
Wir hatten nicht des Windleins acht,
Und als der Sturmwind draus erwacht,
Ließ mancher Mann sich beugen.
O Herr, der uns am Kreuz erlöst,
Erlös' uns von der Hunnenpest!
Kyrie eleison!

Wir floh'n den frischen Kampf; uns war
Ein fauler Frieden werter.
Wir boten Gold und Geiseln dar —
Der Drang ward immer härter.
Denn wider jenes Nachtgezüchts
Verwegnen Trotz hilft Betteln nichts,
Da helfen nur die Schwerter.
O Herr, der uns am Kreuz erlöst,
Erlös' uns von der Hunnenpest!
Kyrie eleison!

Steh' auf, Herr, noch ist's nicht zu spät!
Sieh' uns gesellt in Treuen!
Hör' das vereinte Schlachtgebet
Der Pfaffen und der Laien!
Und tötet uns die Teufelsbrut,
Soll das vergoss'ne deutsche Blut
Mit Macht zum Himmel schreien:
O Herr, der uns am Kreuz erlöst,
Erlös' uns von der Hunnenpest!
Kyrie eleison!

keine festliche Gelegenheit, ohne daß er oder die Großherzogin Sophie Walter eine Freude zu bereiten suchten."

Einige Monate vor seinem Tode hat Frl. v. Schorn Walter besucht, sie wollte den letzten, der den Namen Goethe trug, noch einmal sehen. „Das Zimmer, in dem sie oft bei seiner Mutter gesessen, war jetzt so mit Büchern vollgestopft, die auf dem Sofa, auf Tischen und Stühlen lagen, daß faktisch nur ein Stuhl für einen Besuch freigehalten war. Walter saß — wie ein Häufchen Unglück — auf einem Rohrstuhl am Ofen, vor sich einen kleinen Tisch, auf dem ein Glas Wasser stand. Er war gut und liebenswürdig wie immer, sein feines, weiches Wesen hatte etwas Rührendes, man hätte ihn vor jeder harten Berührung schützen mögen. Er war so schwach, daß ich nach dem Austausch einiger freundlichen Worte wieder fortging, weil ich sah, daß er das Sprechen nicht ertragen konnte.

Auch er starb in Leipzig, wohin er nur für einige Tage gereist war, aber dort erkrankte, am 15. April 1885. Er wurde neben seinem Bruder auf dem Weimarer Friedhof beerdigt, wo schon seine Großmutter und Mutter die Ruhe gefunden hatten."

Kernstocks Turmschwalben.

Eine Dame, die sonst nicht zu den Ungebildeten gehört, vertraute mir vor kurzem, daß sie einer Unterlassungssünde schuldig sei. Man lese und höre jetzt so viel von Kernstock. Nun wisse sie zwar, daß Kernstock ein Landpfarrer und ein Dichter sei, aber sie habe nichts von ihm gelesen und wisse nicht einmal, was er geschrieben.

Ich meinte, daß der Dichter Kernstock eben spät bekannt geworden sei; in seinem Heimatlande weiteren Kreisen erst seit wenigen Jahren. Er habe auch nicht etwa Romane oder Theaterstücke geschrieben, wodurch der Name sich leichter verbreitet, sondern nur Gedichte, und davon seien auch bloß drei Bändchen bisher weiterhin bekannt geworden. Und es sei für den Gebildeten allerdings ersprießlich, den vaterländischen Dichter von der Festenburg kennen zu lernen.

Diese Dame und auch andere werden mir Dank wissen, wenn von dem dritten der erschienenen Bändchen jetzt ein wenig die Rede ist. Dasselbe ist erst vor wenigen Wochen bei Braun und Schneider in München erschienen und betitelt sich (durch ein Einleitungsgedicht schön motiviert) „Turmschwalben". Gedichte von O. Kernstock. Wenn man nun diese Gedichte liest, begreift man leicht, weshalb ihr Dichter so fast plötzlich berühmt geworden ist. Am liebsten singt Kernstock von alten Helden- und Minnen-

Eine Erinnerung an 1797.

„Mein Offizierkorps will sich amüsieren.
Die Hauptstadt rüste eilig einen Ball!
Der Jugend Blüte soll das Tanzfest zieren!“
Beschied der Franken Obergeneral.

Denn tanzen sollten auf dem Feld des Todes
Und zu des Ballsaals lock'rem Geigenspiel
Die Völker vor dem korsischen Herodes,
Wie's seiner Sultanslaune just gefiel.

Um diese Zeit, als Angst vor Cäsars Rotten
Manch deutschen Mann vergessen ließ der Pflicht,
Da schleuderten die Frauen dem Despoten
Das Wort: „Wir tanzen nicht!“ ins Angesicht.

„Solang das Land zerfleischt ist und zertreten,
Solang die Unsern unter Waffen steh'n,
Geziemt's den Frau'n zu weinen und zu beten,
Nicht leichten Sinnes sich im Tanz zu dreh'n!“...

Reich ist die Murstadt an Gedächtnismalen.
Heil ihr, die ihre Großen nicht vergißt!
Doch eins, das ehrenreichste Mal von allen,
Hab' ich, als ich die Stadt durchstreift, vermißt —

Das Denkmal, das der späten Nachwelt sagte:
Dem Welterob'rer, dem kein fester Platz,
Dem kein gekröntes Haupt zu trotzen wagte —
Ihm trotzten einst die deutschen Frau'n von Graz!

In der Neujahrsnacht.

Es saßen drei Gesellen
Silvesternachts im Krug,
Und als die Uhr die hellen
Zwölf Stundenschläge schlug,

Da schwang sein Glas der erste:
„O Land, das mich gebar,
Du, aller Mütter hehrste,
Alt-England, Prost Neujahr!

Auf weiter Erde schreckt mich
Gefährde nicht und Not.
Der Heimat Flagge deckt mich —
Weh dem, der mich bedroht!“

Der zweite sprach: „Wir kennen
Manch herben Schicksalsschlag;
Doch läßt kein Volk sich trennen,
Das nicht getrennt sein mag.

Wir sagen's unverhohlen:
Uns irrt kein bunter Pfahl.
Wir sind und bleiben Polen!
Drauf leer' ich den Pokal.“

Als unterm Gläserklange
Der dritte dies vernahm,
Erglühte seine Wange
Vor Schmerz und bittrer Scham.

Er trank, ein stummer Zecher,
Sein Paßglas schweigend leer.
Verstohl'n fiel in den Becher
Ein Tropfen heiß und schwer ...

Wes Landes, hör' ich fragen,
War doch der dritte, sprich! —
Er schämte sich's zu sagen.
Weil er schwieg, schweig' auch ich.

Die Minneprobe.

Alf Harfagar warb um die schöne Sieglind';
Doch hörte er sagen, die Frauen
Sind wandelbar wie die Well' und der Wind,
Nur erprobter Treu' ist zu trauen.

Drum suchte er sein Gewaffen herfür
Und zog mit dem schnellen Gehünde,
Zu jagen den Hirsch und das Elentier,
In des Hochlands waldige Gründe.

Der Ring.*)

Eine kuriöse Historia nebst christlicher Vermahnung.

Mit Türmen, Zinnen und Bastei'n
Tät einst in grauen Zeiten
Ein wehrhaft Schloß — hieß Krottenstein —
Sich auf dem Hartberg breiten.
Dort saß ein Ritter, wolgetan
Im Stechen und im Jagen;
Doch Elsbeth hieß sein Ehgespan —
Mehr brauch' ich nicht zu sagen.

Das war ein bräunlich Wendenweib,
Gleich einem Speer langschäftig;
Doch stak voll List der dürre Leib,
Und ihre Faust schlug kräftig.
Auch war geheimer Künste sie
Mit Schadenlust beflissen,
Ließ von dem Burgtorschlüssel nie,
Barg nachts ihn unterm Kissen.

Einst hörte man landauf, landab
Des Kaisers Heerruf schallen:
Wohlhin zur Fahrt ans Heil'ge Grab,
Ihr Ritter und Vasallen!
Vom Po gab's damals bis zum Rhein
Viel Weh und Missewende,
Nur Ritter Kurt von Krottenstein
Rieb schmunzelnd sich die Hände.

„Fahr' wohl", rief er, „mein Österei!
Du Federspiel der Minnen!
Bricht gleich das Herze mir entzwei —
Gott will's! Ich muß von hinnen!"
Und eh' noch Frau Elisabeth
Ein Wörtlein angehoben,
Gab spornstreichs der Held Valet,
Daß Kies und Funken stoben. —

Vor Akkon hielt das Christenheer.
Im Wirtshaus „Zum Beziere"
Lag eine Rotte reisiger
Oststeirer im Quartiere.
Zuleika, zart und blumenhaft,
Die lieblichste der Heben,
Kredenzte drin den Zaubersaft
Der Palästinareben.

Dort hat wie durst'ge Immlein traut,
Die Blütenhonig saugen,
Herr Kurt zu tief ins Glas geschaut
Und in der Schenkin Augen.
Und als Zuleika holen ging
Die dritte Rotweinflasche,
Schob Ritter Kurt den Ehering
Flugs in die Westentasche . . .

Der Krieg ward aus und heimwärts ritt
Die Schar der deutschen Degen.
Der Krottensteiner eilte nit,
Tät oft des Rastens pflegen.

Mit Wein von Zypern und Sorrent,
Mit Asti, Muskateller
Trank sich der Held vom Orient
Heim durch Europas Keller.

Doch als er kam ins Safental,
Ward sauer ihm das Trinken.
Er sah aus jedem Weinpokal
Frau Elsbeths Antlitz winken,
Herfürzieh'n wollt' er zum Willkumm
Den Trauring, doch, o Schrecken!
Umsonst kehrt er die Taschen um —
Kein Ring war zu entdecken.

„Landstirzer, schnöder, der du bist",
Schrie's hinterm Burghofgitter,
„Daheim bei der Frau Liebsten ist
Längst jeder brave Ritter.
Und hör'! Ein Mann courteser Art
Tut ab den Handschuh streifen,
Gilt's, seiner Dame Händlein zart
Zum Salve zu ergreifen."

Den Stahlhandschuh entriß die Frau
Unsanft dem Edelknechte
Und sah entsetzt — o grause Schau! —
Die unberingte Rechte.
Da tat sie einen wilden Fluch
Mit Sakrament und Teufel:
„Schelm, bis zum Weltgerichte such'
Dein Ringlein und verzweifel'!"

Aus wolkenklarem Himmel schoß
Stracks ein verzehrend Feuer
Hernieder auf das stolze Schloß,
Zerspaltend das Gemäuer.
Mit Krachen barst der Erde Grund,
Und in den unermess'nen,
Grau'nvollen Schlund versank zur Stund'
Die Burg des Treuvergess'nen . . .

Allnächtlich streift des Ritters Geist
Jetzt suchend durchs Gekräute.
Der öde Schloßberg aber heißt
Im Volk „Der Ring" bis heute. —
Hie hat ein End' die Schauermär.
Ihr mildiglichen Schönen,
Langt eilig euer Tüchlein her
Und netzt's mit Rührungstränen!

Ihr Herren aber betet itzt
Drei Ave oder mehre
Für den von Krottenstein und nützt,
Dieweil ihr lebt, die Lehre:
Wollt ihr, daß kein betrüblich Leid
Euch gählings überrasche —
Steckt niemals, wenn ihr auswärts seid,
Den Trauring in die Tasche!

*) Berg in der nordöstlichen Steiermark. Wahrzeichen der Stadt Hartberg.

„Die Monde stieh'n — die Weihnachtstanne glutet,
Und wieder seh' Dein Haupt ich lichtumflutet,
Das bleich, doch lächelnd in den Kissen lehnt. — —
Nie brauchst Du mehr zu Fremden Dich zu flüchten,
Wenn sich Dein Herz am Christfest unterm lichten
Gezweig nach hellem Kinderjubel sehnt."

Tiusche man.

„Tiusche man sint wohl gezogen!"
Merk' dir, Knabe, diesen Spruch
Bis ins späte Greisenalter!
Keinen bessern schrieb Herr Walther
In sein köstlich Liederbuch.

Welscher Haß, erliegt sein Gegner,
Stürzt sich mit dem Mordstahl drauf.
„Tiusche man sint wol gezogen" —
Fällt der Feind, vom Glück betrogen,
Heben sie versöhnt ihn auf.

Welsche Herzen kochen Galle,
Da von Honig trieft der Mund.
„Tiusche man sint wol gezogen" —
Was die Seele klug erwogen,
Tut in Treu'n die Lippe kund.

Welschem Sinne ist die Minne
Nur ein loser Faschingsscherz.
„Tiusche man sint wol gezogen" —
Unverfälscht und ungelogen
Minnt und schwört das deutsche Herz.

„Tiusche man sint wol gezogen!"
Merk' dir, Knabe, diesen Spruch
Bis ins späte Greisenalter!
Keinen bessern schrieb Herr Walther
In sein köstlich Liederbuch.

Mahnung.

Schenkt dir Frau Jugend den Nektar ein,
Würzig und feuerfarben —
Sollst du verkosten den Götterwein?
Sollst du ihn meiden und darben?
Trink' die Labe, lauter und licht!
Trinke — aber betrink' dich nicht!

Siehst am Rain eine Rose du steh'n,
Heiß erröten und nicken —
Sollst du geschäftig vorübergeh'n?
Sollst du das Röslein dir pflücken?
Pflück's, bevor es ein anderer bricht!
Pflücke — aber zerpflück' es nicht!

Jugend macht uns mit einem Schlag
Alle zu Träumern und Dichtern —
Sollst du träumen am hellichten Tag?
Sollst du wach sein und nüchtern?
Träume manch holdes Traumgesicht!
Träume — aber verträum' dich nicht!

Wenn du dich müde geklettert hast
Auf des Lebens Leiter —
Sollst du pflegen ersehnter Rast?
Sollst du noch höher und weiter?
Raste getrost nach getaner Pflicht!
Raste — aber verroste nicht!

Zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum des Universitätsprofessors Dr. Marzellin Schlager.

Weil heut' ein jubelnd Gratulor
Dir bringt die Alma mater,
So neig' auch mir mit Gunst dein Ohr,
Ehrwürdiger Konfrater!

Zu Füßen saß ich als Scholar
Dir einst in grüner Jugend,
Und wenn ich manchmal „absens" war
Nun, Jugend hat nicht Tugend.

Mein Wissensschatz ist leider sehr
Vom Rost der Zeit zerfressen;
Doch eins blieb mir von damals her,
Eins hab' ich nicht vergessen.

Du hast die goldenste der Lehr'n
Mir tief ins Herz geschrieben:
Die Liebe ist des Wissens Kern!
Wer wirken will, muß lieben!

Begeistert stand um Dich geschart
Die Jugend seit Jahrzehnten.
Du warst ihr treuer Eckehart,
Der Vater der Studenten.

Sank dann der Burschenfreiheit Stern,
Verschlug sie weit das Leben —
Treu blieben auch die „Alten Herrn"
Dem alten Herrn ergeben.

Und ragt schon längst von Moos umwebt,
Dein letztes Ruhelager —
Im Herzen der Studenten lebt
Unsterblich „Vater Schlager".

Nach sieben Wochen betrat das Gemach
Der Jungfrau der reisige Recke und sprach:
Sag', liebst du mich noch? Bekenne mir's frei!"
Sie sank an sein Herz mit jubelndem Schrei:
„Ich liebe dich innig, ich liebe dich wahr,
Ich liebe dich ewig, Alf Harfagar!"

Doch rastlos hub er von neuem an,
Auf Proben der Minne zu sinnen.
Sein Rößlein zäumte der törichte Mann
Und ritt ohne Abschied von hinnen.
Nach sieben Monden kam er zurück,
Und abermals frug er mit forschendem Blick:
„Sag', liebst du mich noch? Verhehle mir nichts!"
Da schluchzte die Bleiche betränten Gesichts:
„Ich liebe dich innig, ich liebe dich wahr,
Ich liebe dich ewig, Alf Harfagar!"

Wer aber den Zweifel, den Teufel, rief,
Mag seiner sich nimmer erwehren.
Der Wiking bemannte sein Drachenschiff,
Zu kreuzen auf endlosen Meeren.
Nach sieben Jahren stieg er ans Land —
Er fand einen frischen Hügel am Strand.
Und als er ihn netzte mit Tränen heiß,
Da kam's aus der Tiefe verschüchtert und leis':
„Ich liebe dich innig, ich liebe dich wahr,
Ich liebe dich ewig, Alf Harfagar!" — —

O spielt in sündiger Neugier nicht
Mit der Frauen Minne und Treue!
Wer den Edelstein probt, bis der Edelstein bricht,
Dem bleiben nur Scherben und Reue.

Zu Weihnachten.

„Du, das war süß! Zur Christbescherung hatte
Geladen mich der liebsten Freundin Gatte.
Wie viel des Jubels gab's dort und des Lichts!
Du weißt, ich hab' das kleine Volk so gerne.
Die Kinder sind der Weihnacht hellste Sterne,
Und ohne Kinder ist das Christfest nichts."

So sprach die Braut. Der, den ihr Herz erkoren,
Stand stumm vor ihr, in Sinnen ganz verloren.
„Was stehst Du doch wie Hans, der Träumer, da?
Statt Grillen fangen, sollst Du lieber küssen!"
Da flüsterte der Freund ins Ohr der Süßen:
„Vom Küssen, meine Einz'ge, träumt' ich ja."

„In einer Lenznacht ist's. Mondlichtumflossen
Ruhst Du auf deinem Lager hingegossen —
In Dein Gemach tret' ich zur selben Stund'.
Im Schlummer scheinst mein Nahen Du zu spüren,
Die Lippen blüh'n Dir auf — verzückt berühren
Die meinen dreimal Deinen Rosenmund."

„Der erste Kuß kos't wie ein Westhauch linde,
Der zweite sengt wie heiße Sommerwinde,
Es brennt der dritte wie geschmolznes Erz.
Ein Fieberschauer schüttelt Deine Glieder,
Du öffnest lautlos, Liebste, Deine Lider,
Und lautlos zieht dein Arm mich an dein Herz" ...

Und auf den Hemdchen glänzt die Spur von dem roten Blute, darin ihr junges Leben verrann.

So stehen sie, und durch die ewigen Palmenkränze auf ihren Stirnen fährt der Nachtwind der Erde, der sie gehörten und die sie doch nicht kennen gelernt haben.

Sie wandern in langer Reihe, immer zu zweien, Hand in Hand, so wie ganz brave Kinder gehen und kommen an die große Stadt, die Jerusalem heißt. Die liegt in lichtloser, lautloser Ruh.

Unter den Schläfern aber ist einer, der erwacht — einer, der entsetzt emporspringt — einer, dem der stille Schritt der Kinder dröhnend in die toten Ohren dringt und den Geist aufrüttelt — —

Herodes!

Die Steinplatte der alten, vergessenen Königsgruft hebt sich empor, ein frischer Lufthauch dringt in die Moderhöhle, goldene Sterne blinken in die schwarze Tiefe, aber der Mann, der da unten haust, schaut nicht zur Höhe, zur ewig vermißten frischen, sternglänzenden Höhe; an den Fußboden drückt er aufheulend das Knochengesicht.

In der Ecke der Gruft liegt eine schmutzige, goldene Krone. —

Herodes, sie sind da! Herodes, sie stehen an deinem Grab! Höre, sie singen:

Uns wiegte die gute Mutter
Unter dem Feigenbaum
Mit stillen Liedern und Küssen
In wonnigen Traum.
Du hast uns rauh geweckt,
Du hast uns aufgeschreckt,
Du hast unser Glück verdorben,
Wir sind so früh gestorben:
Herodes!

Uns sah mit Wonne die Mutter
Ins Kinderauge hinein,
Sie hört' unser Herzlein schlagen
Und konnte so selig sein.
Du endetest jäh ihre Lust,
Du rissest uns ihr von der Brust,
Du hast unser Aug' gebrochen,
Du hast unser Herz zerstochen:
Herodes!

Da springt er auf, da springt er aus dem Grab, da steht er mitten unter den weißen Kindern. Die Knochengestalt eines Verfluchten unter Verklärten. Die leeren Augenhöhlen richten sich blind auf die singenden Kinder, die dürren Finger tasten über ihren Köpfen hin, die vermoderte Nase wittert in die freie Luft. Wittert nach der Himmelsgegend.

Fliehen! Er muß fliehen!

Nicht nach Ost. Da sind die drei Männer aus dem Morgenland, die er für dumm hielt und die doch pfiffig waren und ihn betrogen. Nicht nach Süd! Da zog das Kind, das er haßte und suchte. Hin nach West, da wohnte der Kaiser, der ihn schützte!

Und er flieht nach West. Und es folgt ihm die weiße Schar. Das Meer spritzt auf, tobt in der Winternacht. Herodes springt von Klippe zu Klippe. Auf weißen Wolkenschiffen fahren die Kinder ihm nach. Er weiß eine verrufene Insel, wo Baalsdienerinnen wohnten, weiß auch heut dort ein verrufenes Haus. Dorthin kann kein heilig

Die unschuldigen Kinder.

Skizze von **Paul Keller.**

Das war am 28. Dezember, dem Tag der unschuldigen Kinder. Die Nacht war gekommen, eine jener sieben Nächte, die als die bösesten des Jahres gelten seit alter Zeit. Der Sturm heulte um ein Bauernhaus, aber sein Johlen und Pfeifen wurde übertönt.

Eine Kuh schrie.

Die rote Kuh, deren Kalb der Fleischer am Morgen weggeholt hatte. Und der Schrei war voll lebendigen, schrecklichen Schmerzes und kam aus der Tiefe der gemarterten Tierseele.

„Ku—u—u—umm! — Ku—u—u—umm! — Ku—u—u—umm!“

So ging der Sehnsuchtsschrei. Die trüben Augen starrten ins Leere, der plumpe Körper zitterte, die Kette klirrte am Halse.

„Du—u—u! — Du—u—u! — Du—u—u!“

Ein blonder Mädchenkopf schmiegte sich an das Tier, die harten Hände einer Magd fuhren liebkosend über das rote Fell.

„Sei stille, Rutschecke, sei stille, s is doch nich anders, s läßt sich ja doch nich ändern!“

Hart fuhr der Wind ans kleine, blinde Stallfenster, und die Kuh schrie aufs neue.

„Ku—u—umm! — Ku—u—umm!“

Der stumpfe, hohle Wehschrei erschütterte den Körper des Tieres, und das Zittern ging über auf den jungen, dicht angeschmiegten Mädchenleib.

„Rutschecke, mir haben sie ja mein Kindel och genummen!“

Die Kuh fuhr mit dem Kopfe herum und starrte das Mädchen an aus großen trüben Augen.

„Freilich, mein Kindel lebt — aber s is doch furt, und ich bin hier im Stalle wie du!“

Die menschliche Mutter und die Tiermutter schmiegten sich dichter aneinander. Die warme, dunstige Luft des Stalles umfing sie, aber Sehnsucht und Rufen des Herzens ging auf die Suche durch Nacht und Schnee.

*
* *

Das ist am 28. Dezember, am Tage der unschuldigen Kinder, da stehen weiße Geister auf aus kleinen Gräbern bei Bethlehem. Das sind Geister von Knäblein, die zwei Jahre und darunter alt waren. Sie erwachen aus tausendjährigem Schlaf und recken die Ärmchen und stehen da in weißen Hemdchen.

„Zeig die Milch her — die Abendmilch von der Roten! O hast se doch extra gegossen?" herrscht er sie an.

Die Magd weist auf einen Eimer.

„Was? — Nich mehr? So a Tröppel? Von eener Neumelke? Ich habs bald gewußt, se taugt nischt! — Sie hat mich angeschmiert, die verfluchte Bande. — — So a Tröppel! Mach' wirs kurz, s Fleisch is jetzt teuer, ich verkauf se zum Schlachten!"

Die großen Augen der Kuh leuchten aus dem Dunkel. Die Magd macht eine müde Gebärde. Sie weiß, da ist kein Widerspruch möglich.

„n Nutzkuh kauf ich dafür, n Nutzkuh vom Lindnerbauer."

Der Bauer geht ein paarmal im Stalle auf und ab. Er flucht und schimpft auf die schlechte Zeit. Und plötzlich bleibt er vor der Magd stehen und sagt brutal:

„Zum Pankerottwerden is es. Und in solcher Zeit da kann a Pauersohn nich a Mädel nehmen, die kaum a Hemde aufm Leibe hat, da muß a sehn, wie a zu was kommt. Der Berthold heiratet die Lindner Emma, und du — du ziehst zu Ostern ab!"

Sie zuckt nicht einmal zusammen; sie steht nur ganz müde und gebrochen vor ihm.

„Und — und — das Kindel?" lallt sie. „Unser Kindel!"

Der Bauer wendet sich zur Seite.

„Für den Balg — ich meine, für das Kind, werd ich alle Wochen einen Taler zahlen, solange wies lebt."

Er wartet auf eine Antwort, aber er bekommt keine.

„Das hat man davon!" sagt er und zuckt die Achseln. Langsam wendet er sich nach der Tür und dreht sich dort noch einmal um.

„Also meine Meinung weißte! Da wird nicht dran gerüttelt! Willste nu zu Ostern abziehen?"

Sie steht ganz regungslos da, dann nickt sie wie geistesabwesend mit dem Kopfe.

* *
*

„Mu—u—u!"

Es klingt nur noch leise ... gebrochen ...

Das schöne rote Tier hängt tief den Kopf.

Furchtsam, scheu sieht das Mädchen nach der Kuh.

Hat sie's — hat sie's verstanden?

Das Lämpchen flackert und es gleiten schwarze Schatten an den Wänden hin und her.

„Rutschecke — sie — sie brauchen — Nutzkühe!"

Das Tier röchelt leise.

Kind ihm folgen. Aber die Baalsdienerinnen schließen schaudernd vor ihm die Tür. Er flieht weiter hinaus aufs hohe Meer, er klammert sich an den Mast eines Piratenschiffes. Das schüttelt ihn ab. Er steigt ans feste Land, flieht in dunklen Wald, wo ein Räuber haust. Kinder fürchten sich vor dunkeln Wäldern und Räubern. Aber sie folgen ihm, und der Räuber segnet die Kinder und treibt ihren Mörder davon. So wankt er nach dem Schindanger, wo die Gehenkten liegen. Aber die stehen auf und schwingen ihre Stricke wie Geißeln und jagen ihn fort. Und mit seinen hohlen, marklosen Knochen wankt er weiter und kommt an eine christliche Kirche. Es ist nordisches Land, weitum Eis und Schnee. Aber da er den Kopf an die Mauersteine der Kirche drückt, glühen sie wie Feuer. Da richtet er sich empor, sein Mund, in dem noch drei gelbe Zähne sind, verzieht sich zum Grinsen, und grinsend geht er den Weg entlang im nämlichen Dorf.

Vor einem unordentlichen kleinen Hause bleibt er stehen. Höhnisch hebt er den Arm und zeigt auf das Haus und sagt zu den Kindern:

„Schaut hinein auf das Weib, das hier wohnt! Über ihrem Bett hängt ein Bild der Jungfrau und das Kreuz des — des — anderen. Und sie ist so schlecht wie ich!“

Der Kinderfuß stockt. Da öffnet sich die Tür des kleinen Hauses. Ein neues, weißes Seelchen kommt heraus und stellt sich zu den anderen in die Reihe.

Drinnen aber beugt sich ein altes Weib über eine Kinderleiche, und sagt grinsend:

„Kalte Milch ist gut! Drei Tage nichts als kalte Milch, das führt zum Ziel.“

Dann nimmt sie ein Tuch um und kommt heraus. Sie geht die Dorfstraße hinunter und dann übers weiße Feld. Herodes geht ihr nach, schmiegt sich an sie, schiebt sachte den Arm unter den ihren, geht so mit ihr Arm in Arm. Und ihre Seele wirft ihn nicht ab.

Die Kinder aber folgen furchtsam von ferne.

*
* *

„Du—u—u! — Du—u—u!“

Die Magd schreckt empor.

Ein trübes Öllämpchen brennt nahe der Tür. Die öffnet sich sacht, und ein Mann tritt ein.

„Wer? — wer? — wer? — Hero —.“

„Was schreiste denn? Und was machstn solange? Du hast wohl geschlafen?“

Es ist der Bauer.

Die Magd weiß nichts zu sagen.

Sie breitet die Arme aus und geht mit Tränen der Freude hinaus in den weißen Hof.

Niemand wagt sie zu hindern.

So schreitet sie übers Feld.

Sie bückt sich oft zärtlich zur Seite. Sie glaubt, an ihrer rechten Hand ihren kleinen Sohn zu führen.

Und sie hört selig lächelnd, was die weißen Kinder singen, und sie hört, wie ihr Kindlein mitsingt:

„Nun wehet, ihr weißen Schleier,
Nun blühe, du lichter Kranz,
Nach Gottes ewigen Wiesen
Zieh'n wir zum Reigentanz.
Früh ist das Werk vollbracht,
Kurz war die Erdennacht,
Herodes, der uns verdorben,
Hat Fried' uns und Heil erworben:
Alleluja!“

Der Schider-Michel.

Eine Gestalt aus dem oststeirischen Landvolke von **Rosa Fischer.**

Einen Backenbart im Gesicht — Kaiserbart nennt er ihn, weil der Landesvater auf seinen Bildern den gleichen hat — schreitet er dahin. Er trägt einen Filzhut und mag der auch grau und verwittert sein, eine Feder hat er darauf oder einen Gamsbart und vor allem ein rotprangendes Blümlein oder ein Edelweiß. Und diesen Hut zieht er vor den ihm Begegnenden in wahrhaft ritterlicher Weise, nämlich, wenn er auf gutem Fuß mit ihnen steht, sonst auch nicht, denn der Michel ist, aufrichtig gesagt, das, was man im Volk nennt ein wenig „anbrennt“ oder ein „Halbtoft“. Er hat nie recht reden gelernt, stoßt mit der Zunge an, spricht ein Kauderwelsch, das nur die näheren Bekannten verstehen, aber er hat andererseits eine Herrennatur, nämlich er scheut die grobe Arbeit und will alles tun und haben, wie es „schön“, das heißt, wie es vornehm ist. Darum hat ihn wohl noch nie jemand gesehen mistfassen oder ackern, nein, er geht von dem Hause, wo er geboren wurde und wo ihm für einige hundert Gulden elterlicher Hinterlassenschaft ein Stübchen niedergeschrieben ist, aus arbeiten, das heißt als Gärtner, oder als „Balwierer“ und Haarschneider, oder er tut Zimmer malen auf Patronen, die er selber ausgeschnitten hat, oder macht Uhren, die stehen geblieben sind, und schneidet „Altarl“ aus, nämlich buntfärbiges Papier für das Altarl in der Ecke der Bauernstuben, dabei schmarotzt er in den Häusern, wo man ihn gut aufnimmt, tut essen und trinken und läßt sich foppen.

Das Mädchen setzt sich nieder auf einen Stallschemel. Es läßt den Kopf sinken und es röchelt leise.

Die Schatten schleichen hin und her zwischen der stummen Qual der beiden.

Da kommt jemand auf die äußere Stalltür zu.

Eines — oder zwei? Es ist nicht zu unterscheiden.

Und nun wird die Stalltür geöffnet.

Was ist das draußen? Der ganze Hof ist weiß, ist flimmernd weiß.

Und nun schaut ein böses Gesicht um die Kante der Tür.

Eines oder zwei?

„Wer — wer ist das?"

„Schrei nicht — ich bin's!"

Es kommt auf die Magd zu.

Sie hört Worte — hört eine entsetzliche Botschaft — hört, daß sie sich freuen soll darüber — hört ein furchtbares Prahlen der andern. —

Der Mund öffnet sich ihr krampfhaft, sie würgt um Luft.

„Tot?"

Heiser, erstickt, kaum verständlich fragt sie es.

Sie sieht, daß das alte Weib nickt, hört, wie sie sagt, der Bauer würde auch zufrieden sein —

Und stößt einen gurgelnden Schrei aus und reißt aus einem Schaff die schwere Holzkeule, mit der die Rüben zerstampft werden — und schlägt die Alte tot.

Schlägt auf sie immerfort ein und reißt die Augen weit auf, bekommt ganz weite, helle, funkelnde Augen.

Und tut eine Frage:

„O du bist auch da — du auch — du auch —"

Schlägt zur Rechten und Linken der Alten und hört nicht auf, bis kreischende Leute herbeilaufen.

Da stützt sie sich auf die Keule und sagt:

„Ich habe den Herodes totgeschlagen — der hat die unschuldigen Kinder ermordet — und ich hab das Weib totgeschlagen — das hat mein Kind ermordet."

Sie schreien alle — sie wollen nach ihr greifen — sie sind alle zu feig und weichen zurück.

Da hebt sie das fiebernde Auge und schaut hinaus in den Hof.

„Seht ihr sie? — Seht ihr sie stehen? — Seht ihr, wie weiß der Hof ist? — Das sind sie — das sind die schönen weißen Kinder von Bethlehem! — und dort — dort — dort — o Jesus, Jesus! — dort steht mein Junge — mein kleiner lieber Junge!"

Rachsucht kennt der Michel überhaupt nicht. Er kann wohl kritisieren, wenn man ihn beleidigt, insbesondere wenn er nicht zu Tisch geladen wird, wo er es erhoffte, aber zuleide getan hat er nie jemandem etwas. Seine Zornesäußerungen beschränken sich auf freilich recht derbe Schimpfreden wie: „Der Mirtl, neitiger Teupl, olls selber fressen", und er ist imstande, eine Hausmutter, die ihn nicht nach Wunsch gut behandelt hat, ordentlich zu ärgern, nämlich indem er ihr im Frühjahr, wo sie ihn notwendig zu Gartenarbeiten braucht, immer verspricht zu kommen, statt dessen aber mit seinem Werkzeugkasten und seiner Buxbaumschere stolz am Haus vorüberschreitet.

Andererseits ist er für Freundlichkeiten sehr dankbar, sagt wohl zu jemandem, der ihm begegnet, „du bav, ih dih gen ho", oder auch zum Zeichen seiner Bewunderung zu einem Mädchen, „du Jungfrau", das heißt schön. Und unverhofft kann es wohl geschehen, daß er irgendwo einem Dirndl ein braungebackenes Kipfel spendiert aus der Tasche seines Sonntagsrockes heraus oder rotwangige Äpfel aus seinem roten Sacktuche. Lehnt eine aber ab, so frägt er wohl aufbrausend: „Wos, du nit nehmen, du mich harb mochen?" Und fühlt er sich wirklich verletzt, so kann er ein paar Schimpfworte sagen, die sich nicht wiedergeben lassen. Als das Allergrößte erscheint es ihm, wenn eine Ledige ein Kind hat oder er so was reden hört. Da legt er dann die Arme übereinander, wiegt sie, wie man ein Kind schaukelt, und sagt mit komischem Lachen: „O je, Mirtl, mäh, mäh. I mot nit mehr."

Er selber ist seit Jahr und Tagen zuweilen der Schrecken der Kinder gewesen, wenn sie ihn neckten.

„Tun wir den Michel reizen", hieß es wohl und heißt es heute noch, und da gibt es etwas, das dem Michel die Besonnenheit raubt, nämlich, wenn jemand eine Hand wie zum Schlaf unter die Wange legt und einen Finger in den Mund steckt. Das heißt: „Der Michel tut Muada heideln und Dutl pappn."

Darüber nun ist der arme Narr immer so zornig geworden, daß er wohl mit offenem Messer hinter der davonstürmenden Kinderschar herrannte.

Getan hat er aber auch in diesem Falle nie jemandem etwas.

Einmal ist er sogar gelassen stehen geblieben und hat traurig gesagt: „I nit Muada ho — Grobn eini gschmissn", das heißt, die Mutter ist gestorben und wurde begraben. Und einmal ist er betrübt durch die Straßen der Stadt gegangen und hat einer ihm begegnenden Bekannten geklagt, daß er niemand habe — die Mutter sei gestorben. Auf die Rede, er werde sie wiedersehen, hat er verwundert aufgeschaut, auf die nähere Erklärung, daß sie im Himmel sein werde, hat er sich gefreut.

Im übrigen will der Michel vom Sterben nichts wissen.

Insbesondere gilt der Michel als Heiratsnarr, doch will er nicht im Fasching Hochzeit halten, denn, sagt er, da heiraten die Bauern, im Sommer die Herren, und er will auch durchaus keine nehmen, die nicht sauber ist. „Mot nit",*) sagt er mit einer abwehrenden Handbewegung, wenn ihm eine Unschöne angetragen wird. „Nit schein." Und er sitzt dann wohl ernsthaft da, schier beleidigt über die Zumutung.

Aber wenn ihm ein junges Mädchen angeboten wird, da kann er auftauen.

„Du mih gen" ?**) fragt er und macht Augen wie ein verliebter Kater, und rückt recht, recht nahe an die Schöne heran. „Du mih gen? Du sauberer Ke, ih dih ah gen ho".

Und er schnalzt mit der Zunge und er schnalzt mit den Fingern und er rückt dann wohl gar bald mit der Frage heraus: „Du Geld ah" ?***)

Denn, erklärt er dann, das Heiraten koste Geld, der Pfarrer ein paar Gulden, der Mesner ein Trinkgeld und dann im Wirtshaus Essen und Trinken und die Spielleut, denn der Michel tut gern tanzen. Und wenn ihm alles versprochen ist, ein schöner Anzug dazu und weiße Kranzljungfrauen, dann schwelgt er wohl in Seligkeit; darauf wird berechnet, wer alles geladen werden soll; und wer da dem Michel im Leben gut entgegengekommen ist, ihn selber geladen hat zu Hochzeit oder Totenschmaus, dessen wird auch von ihm gedacht.

Aus diesen Himmeln stürzt dann der arme Narr recht bald herab. Auf einmal heißt es, „sie", die Braut, möge ihn nicht, habe einen anderen, sei ohnehin schon verheiratet, oder sie habe kein Geld, er müsse selber eines haben; da wird er dann wohl zornig oder tiefsinnig.

„Du mih gfoppt, du mih fürn Norrn holtn", sagt er mit flammendem Blick und schlägt die Faust auf den Tisch, dann faßt er sich und sagt: „Ih dih eh nit mog, du folasch, schein ah nit".†) Und er stapft in Gedanken versunken zur Tür hinaus.

Da geht er dann nicht zurück, wenn man sagt: „Michel, trink einmal", da hört er nicht, wenn sie am Fenster klopfen, nur wenn die Treulose ihn wieder anlächelt, oder ihm irgendwo eine andere Schöne und Reiche angeraten wird, geht er wieder auf den Leim.

Das hat sich wiederholt seit Jahrzehnten schon und unzählige Male. Immer wieder hat es der Michel vergeben und vergessen, nur als einmal eine Kellnerin verlangte, er solle seinen Bart wegschneiden, worauf sie ihn heiraten wolle, da ist er nach ihrem erfolgten Treubruch wohl überaus zornig gewesen und hat nicht eher guten Mut gefaßt, bis ihm sein Mannesschmuck wieder im Gesichte stand.

---

*) Mag nicht. **) Hast du mich gern. ***) Hast du Geld auch.
†) Falsch. Schön auch nicht.

„Dirndl gern habn ist Sünd“, sagt man ihm weiters, „kimmst in d Höll“.

„Woat scha“, erwidert der Michel darauf und lacht und trinkt aus dem Mostkruge.

Wie er sich das In-die-Höll-Kommen vorstellt, hat er manchmal einer neugierigen jungen Schar gezeigt. Da nahm er einen kleinen Buben, warf ihn auf die Achsel und ließ ihn kopfüber vorn auf den Boden rutschen, und noch einen und wieder einen. Er selber aber sagt, er gehe nicht, nein, nein, und er schaut lachend weg, wenn man ihn durch Handbewegungen an einen erinnern will, der einen Schweif und an der Stirne Hörner hat.

Lieber als diese häßlichen Vorstellungen hat der Michel schöne. Seine Altarlpapiere ziert er gar wundersam mit allerhand Gold und Glanz. Da gibt's Sterne darauf und Engelköpfe, brennende Lichter und Heiligenbilder, ausgeschnittene Bäume und goldene Monstranzen, seltenerweise aber auch manchmal ein paar Eichkatzerl, die zu Seiten des Altars Aufwartung machen. Jedenfalls denkt der Michel, beim lieben Gott haben alle Geschöpfe Platz, oder er denkt vielleicht gar nichts, weiß nicht einmal, was für ein Heiligtum er zusammenrichtet.

Wenn er aber in die Häuser kommt mit seinen Schätzen und die Großen und die Kleinen sie bewundern, dann ist er wohl stolz, und wenn irgendwo ein „Altarl“ von ihm aufgerichtet ist in der Zimmerecke und Kreuze und Bilder es schmücken, dann schaut beim Tischgebet der Hausleute wohl auch der Michel andächtig hinauf.

Auf der Straße ist das Auftreten des Michel Grafendorf meist ein stolzes. Wenn er keinen Werkzeugkasten als Gärtner trägt, so hat er wohl eine Papierrolle unterm Arm oder Schriften gucken ihm aus der Rocktasche. Er kann sie zwar nicht lesen, aber die Bilder in den Zeitschriften sind zum Anschaun, die Schriften enthalten manchmal einen Heiratsvertrag oder ein Arbeitszeugnis mit allerhand mutwilligen Anmerkungen. Zum noch größeren Schmuck für sein Äußeres hat der Michel an besonderen Festtagen noch einige Orden angesteckt, goldglitzernde oder bundfarbige Sterne.

Medaillen nennt er sie, und „goldene und silberne“ Anhängsel trägt er auch an der Uhrkette.

Vor Jahren ist der arme Narr im Punkte der Kleidung schier reich gewesen. Er besaß einmal einen grauen Anzug mit grün ausgeschlagenem Steirerrock, der ihn sauber kleidete. Dann hat ihm einmal ein Vagabund am hellichten Tag alles gestohlen, und seitdem ist der Michel nimmer recht zusammengekommen. Nun fühlt er sich schon glücklich, wenn ihm nach dem Absterben eines Bekannten Wäsche oder ein Kleidungsstück geschenkt wird, mit dem er dann, wenn's schön ist, fleißig

„Ih geh nit“, sagt er zuversichtlich, und älter wird er seines Gedenkens auch nicht. Als die Leute, die heute schon lange verheiratet sind, noch Kinder waren, gab er auf die Frage, wie alt er sei, zur Antwort: „Dreitn Jahr“, das heißt dreißig, und heute nach Jahrzehnten sagt er das gleiche. Wenn jemand darauf hinweist, daß sein dunkler Bart von einst schon stark ergraut, so hört er das nicht gern. Er ist doch noch stolz darauf und nennt sich, wenn er um seinen Namen gefragt wird: „Michaeli Grafendorf mit dem Kaiserbart.“

Warum er sich Grafendorf nennt, das hat seinen Grund darin, daß die Pfarrkirche von Grafendorf dem heiligen Michael geweiht ist, und deshalb zum Patroziniumsfest der Schidermichel ganz sicherlich nach dem nahen Grafendorf wallt und daselbst einen lustigen Tag verbringt. Darum hat er sich seinen Beinamen erwählt und ein strenges Vergehen ist es, wenn ihn jemand nach einem nahe bei Grafendorf liegenden kleinen Dorfe Michel Seibersdorf nennt.

„So nit“, sagt er ärgerlich, „Mitl Trafendorf“, und wenn ihm's jemand noch nicht gelten läßt, schlägt er wohl die Faust auf den Tisch.

Auf der Tischplatte trommeln, das kann er überhaupt gut. Da klopft er ganz taktfest einen Marsch herunter und schlägt schließlich die Fingerknöchel auf, daß man meint, sie müßten zerbrechen.

„Schein gwen?“ fragt er dann schmunzelnd, und wenn ihn jemand lobt, ist er ganz glücklich.

Besonders gern tut er in Häusern, wo man ihn niedersitzen heißt, Bücher und Kalender anschauen, und da kann er er sich mit einem bewundernden „Jechten na“ in den Anblick der Bilder vertiefen. „Mandl“ nennt er diese, und den „Mandlkalender“, nämlich den steirischen Bauernkalender, versteht er auch. Da kennt er Weihnachten am Kripperlkinde, den Palmsonntag am Esel, Christi Himmelfahrt an den zurückgebliebenen Schuhen, vor allem aber Sankt Michael.

„Mei Tog“, sagt er dann glückselig und sucht das rote Dreieck nach den Wochentagen darauf. „Miteli-Sunnti.“ Er lacht und freut sich bei dem Gedanken an Wein und Braten, den ihm gute Leute zahlen, und an die Dirndln, die ihn zum besten halten.

Schulunterricht hat der Michl wohl nie genossen, wahrscheinlich auch keine Religionslehre, aber was gut und böse ist, hat er doch kennen gelernt.

„Stehln darfst nit“, hat sein Göd, der „Fischer-Natzl-Herr“, wie der Michel ihn nannte, gesagt, „wirst eingsperrt“.

„Woat scha“,*) hatte der Michel darauf erwidert, „so“, und er zeigte an, der Gendarm würde ihm die Hände schließen.

---

*) Weiß schon.

täglich spazieren geführt wurden. Wir, das heißt unser Papa, besaßen einen eigenen Schlüssel für das große eiserne Gittertor, das dort gestanden hatte, wo jetzt der Joanneumring sich an den Karl Ludwig-Ring anschließt. Wie ganz anders sah doch damals dieser Stadtteil aus, von dem nur mehr das eigentliche „Joanneum", in das man durch die Raubergasse gelangt, in unveränderter Weise bestehen blieb.

Der botanische Garten, denn dies war die eigentliche Bestimmung dieser Anlagen, dehnte sich von der Neutorgasse bis zu dem heutigen Bismarckplatz aus und der höher gelegene Teil vor dem Joanneum sowie die Hälfte des unteren, um eine Terrasse tieferen, erstreckte sich bis zu den Radetzkyalleen, dem „kleinen Glacis" und bis zu den stockhohen Häusern des Jakominiplatzes. Er war ringsherum von einem eisernen Gitter umgeben und barg unzählige Pflanzengruppen aus allen Ländern und Zonen, und jede Gruppe und jedes kleine Beet trug seine Namenstafel mit deutsch-lateinischer Bezeichnung, wie jeder andere Blumenfriedhof auch. Der nordöstliche Teil des Gartens zeigte aber mehr Parkcharakter, und seine hohen in- und ausländischen Bäume beschatteten grüne Rasenflächen und verschlungene Kieswege.

Das „Joanneum", unser heutiges naturhistorisches Museum, das im Jahre 1811 von Erzherzog Johann gegründet worden war und welches so wie der einstige Garten ihm zu Ehren seinen Namen erhielt, birgt in seinem Hofe ein Denkmal des Geologen Mohs, der sich besonders um die steirische Eisenindustrie und den Erzberg hervorragende Verdienste erworben hatte. Diese Büste, deren Sockel ein Kranz riesiger eherner Kristalle umgibt und die mir als Kind besonders imponierten, stand damals noch nicht auf der heutigen Stelle. Sein Platz war ein viel freierer, schönerer, mitten im Garten, am Haupt- und Durchgangswege zum alten schwarzen Neutor, das wohl schon außerhalb der Anlagen sich gleich nach der Gittertür, mit seinen rauchgeschwärzten dicken Mauern erhob und für mich stets etwas Unheimliches hatte.

Wie sonnig und schön war es, besonders in den ersten Frühlingstagen, wenn wir an der windgeschützten Hauptfront des Gebäudes entlang schlendern konnten! Alles, was die innere Stadt damals an kleinen Kindern besaß, wimmelte dort mit Müttern, Kindsfrauen und Kindermädchen herum, und die niederen Holzbänke unter den herrlichen Platanen des Mittelweges, der parallel zur Südfront des „Joanneums" weiter hinab in den Garten führte, waren die begehrtesten Plätzchen für ganz Kleine und ganz Alte. Ein großes Glashaus, das mit seiner Rückwand die Gartenanlagen gegen den jetzigen Stainzerhof abschloß und fast mit seiner ganzen Länge den Raum bis zur Neutorgasse einnahm, hatte für mich eine besondere Anziehungskraft, hauptsächlich seiner Kamelien nnd Orangenbäumchen wegen. Wohl niemals gingen wir

in die Kirche geht. Auf solch einen Todesfall freut sich der gute Narr halt schon manchmal im voraus. Da kann es wohl geschehen, daß er ins Haus kommt, den alten mühseligen Vater rasiert, mit ihm plaudert und gutmütig sagt: „Ich dih gen ho. Du stirbst, ih leuten“, und gewiß zieht er beim „Verschiedenleuten“ tapfer den Glockenstrang, und wenn er dann zur „Bestattung“, dem sogenannten „Trager“ oder Totenmahl geladen wird, da sitzt er anfangs wohl recht traurig, dann aber taut er auf, nimmt Zucker zum Wein, wie die Weiberleut', und freut sich über den Verstorbenen, der ihm das Mahl bereitet.

„Er brav — ih ihn gen ho.“

So geht dieser Halbnarr durch sein Leben und versteht es, sich sein Brot zu verdienen und Lichtpunkte in sein armes Dasein zu weben. Ja, es gibt Leute, die sich nach dem Anblick des harmlosen Menschen sehnen, Alte und Kinder, und es ist irgendwo ein Mann, der in jungen Jahren Bücher studiert hat und der jetzt im Alter ganz zurückgezogen von der Welt lebt, außer mit seinen Hausleuten mit niemand im Verkehre, als mit dem Schidermichel. Diesen Mann besucht der Michel, der gibt ihm Arbeit und Verdienst und mit dem Naturkinde plaudert der Gelehrte, der einsam geworden ist und seine eigenen Ansichten über Gott und Welt in sich trägt.

Da tut einer dem andern wohl — der eine durch seine Güte, der andere durch seine Armut im Geiste.

Der Joanneumgarten.

Ein altes Grazer Idyll von E. v. Edin.

Wohl nicht viele Städte in Österreich wird es geben, die sich in einem Zeitraume von fünfundvierzig Jahren — weiter reicht meine Erinnerung nicht zurück — mehr verändert haben als Graz, die Hauptstadt der grünen Steiermark.

Damals zählte sie kaum achtzigtausend Einwohner und heute ist die Bevölkerung bereits auf die stattliche Summe von hundertfünfzigtausend Köpfen angewachsen. Wenn ich meine Gedanken zusammenehme und mir das Bild von einst vergegenwärtige, so ist es, einige Stadtteile ausgenommen, ein völlig verschiedenes von dem jetzigen. Die Ringstraße, der heutige Karl Ludwig Ring, war ehedem der alte Stadtwall, der zum Franzenstor führte; letzteres stand am Eingange der Stubenberggasse (der früheren Postgasse), und auch ich kannte es nur mehr vom Hörensagen. Aber meine ersten Erinnerungen sind eng verknüpft mit dem ehemaligen Joanneumgarten, wohin wir als kleine Kinder fast

riesige Mandelbaum, den ich heiß liebte und von dem ich meist die abgefallenen schneeweiß und zart rosenrot angehauchten Blütenblätter sammelte und nicht begreifen wollte, warum sie in meinem Besitze so schnell vertrockneten und braun wurden. So geht es uns wohl oft und mit vielen Dingen im Leben: wir sehen sie vom weiten, freuen uns darüber und wünschen sie zu besitzen, aber wenn wir sie anfassen, wenn sie unser sind, ist oft ihre Schönheit, ihr Reiz dahin, und uns bleibt nichts als die Erinnerung an den ersten bezaubernden Anblick.

Das zweite, was meine Kinderseele anzog, war das kleine Bassin mit den roten Goldfischchen, den gelben Wasserrosen und den buschigen Sumpfgräsern. Es gab noch ein anderes im unteren Gartenteil, aber das war lange nicht so schön wie dasjenige hinter dem Mohs-Denkmale. Die hellgrünen, fast kreisrunden Blätter, die, kleinen Papierscheiben vergleichbar, am dunklen Wasserspiegel schwammen, dazwischen die goldgelben dicken Köpfchen der Nymphea, die senkrecht emporragten, und in dem feuchten Element das Herumtummeln der hellroten oder weiß und rotgefleckten Goldfische, oh! wie war das alles so schön und erregte damals meine ganze Bewunderung! So manches Bröcklein unserer Jausensemmel ist den Fischen zugute gekommen.

Wenngleich wir den vielen deutsch-lateinischen Inschrifttafeln bei den Beeten schon in frühester Kindheit unsere ersten Kenntnisse der verschiedensten Pflanzen verdanken und uns das Interesse für Botanik bis heute noch bewahrt haben, so war es doch derjenige Teil des Gartens, der keine Blumen und keine Beete in sich schloß, den wir am meisten bevorzugten. Wenn man links vom Hauptausgange des Joanneums dem Gebäude entlang schritt, gelangte man bald, an einigen großen Pappelbäumen vorbei, zu einer grauen Bretterwand, die den für das Publikum abgeschlossenen Hof und die Gärtnerwohnung barg; am Ende der ersteren, um die Ecke biegend, wurde der Garten doppelt so breit. Eine hohe Mauer, ebenfalls ein Rest der früheren Stadtbefestigung, zog sich als Abschluß bis zum heutigen Bismarckplatz, beinahe bis zur Herrengasse. Dort unter dem windgeschützten Wall war es am wärmsten und das indische Blumenrohr mit seinen hellroten Blüten gedieh prächtig vor dem Warmhause, das hier stand und allerlei Palmen und tropische Gewächse barg. Wir hatten es meines Wissens nur einmal mit Papa und in Begleitung des Obergärtners betreten dürfen, da es für das Publikum und speziell für Kinder stets geschlossen blieb.

Später wurden auch in dessen Nähe Alpenpflanzengruppen errichtet, ähnlich wie diejenigen des Schloßberges. Aber dies alles war es nicht, was diesen wilderen Teil des Gartens zu unserem Lieblingsaufenthalte gestaltete, sondern wir hatten ihn deshalb so gerne, weil

Kinder daran vorbei, ohne bei den hohen, breiten Glasfenstern, die im Winter oft mit Strohmatten teilweise verhangen waren, hineinzulugen und dabei das alte Kindersprüchlein: „Antoni, Lemoni, Pomeranzen guku!“ zu zitieren. Ob diese „geistreichen“ Worte auch eine Fortsetzung hatten, woher sie stammten, darüber habe ich mir niemals den Kopf zerbrochen, und für mich haben sie heute nur insoferne Interesse, als mit ihnen, wenn sie mir in den Sinn kommen, das alte Glashaus mit seinem herrlichen Blumenflor lebhaft vor Augen steht und mich an meine sorgloseste, fröhlichste Kinderzeit erinnert. Damals bestand die Welt ja nur, um uns immer etwas Neues, Schönes zu zeigen; alles war nur für uns da, für mich und mein Brüderlein, mit dem ich damals noch jeden Gedanken, jede Kleinigkeit teilte und alles, was unser kindliches Interesse in Anspruch nahm, besprach; höchstens noch für Papa und Tante (Mama hatte ich keine mehr), die als allmächtige Oberhäupter unsere Welt regierten. Die anderen Leute, z. B. die Studenten, die im Joanneumgarten auf- und abgehend und studierend sich für ihre Prüfungen vorbereiteten, um die kümmerten wir uns gar nicht; sie waren einfach da und das genügte uns. Ein Kind ist eben egoistisch und vielleicht gerade deshalb in seinem „Ichbewußtsein“ so glücklich, weil es nicht sieht, nicht fühlt, wie seine Nebenmenschen leiden, weil es gar nicht daran denkt, andere zu fragen, ob sie die Welt nicht auch in so rosigem Lichte sehen wie der kleine Dreikäsehoch. Ihm ist dies ja ganz selbstverständlich und der Augenblick stets das Wichtigste, was sein junges Leben berührt; und weil es zu seinem größten Wohle nicht weiter hinaus denkt, nicht denken kann, so genießt es alles voll und ganz, und jede Blume, jedes Vögelchen, jeder kleine Hund — vorausgesetzt, daß es sich nicht davor fürchtet — erregt seine ganze Bewunderung, seine Freude in so ungetrübtem Maße.

Höchstens der alte Wächter war ein Schreckgespenst für uns, wenn wir uns dann und wann im Herbst ein paar Samen, die unter den exotischen Bäumen zu Dutzenden lagen, stibitzten und uns angstvoll umsahen, ob er nicht in der Nähe sei. Das war ja keine Sünde, so vogelfreie kleine Hülsen aufzulesen, nur das „Ins-Gras-steigen“ war strengstens verboten und dagegen haben wir uns in unserem Sammeleifer so manchesmal vergangen. Aber so mannigfaltige Arten von Blüten und Gewächsen es hier auch gab, so haben wir doch niemals eine Blume angerührt, denn schon als ganz kleine Kinder hatte uns Papa den Lehrsatz eingeprägt: „Anschauen, aber nicht angreifen!“

Noch zwei Dinge, beide nicht weit von dem früher erwähnten Mohsdenkmal entfernt, gab es, die mir besonders lebhaft in Erinnerung geblieben sind und mich jedes Jahr aufs neue entzückt hatten. Insbesondere war es der schon oft Ende Februar so herrlich blühende

s Kathl hat grad aus sein
Stallfensta glangt;
Hüat di Bua, halt di Bua,
Daß s di nöt fangt!

Kriagts di, is s aus mit dir,
I steh da guat dafür,
Daß s di beim Bussln beißt
Daß d auweh! schreist.

*

Rabnschwarz und blüahweiß,
Rosnrot, tausndschen —
Und i muaß zu mein Dirndl
Heut wallfahrtn gehn.

A Gnad von mein Schatzerl,
Dö zahlt si schon aus,
Fahrt daweil a da Neidsteufl
Grimmi ums Haus.

Was d Höll schickt, hat Kirntl,
Was da Himmel gibt, nöt;
Wiar an Engerl vom Himml
Liegt s Dirndl im Bett.

*

Halbs und Halbs is nix Ganz's,
Is nix Reins und nix Volls;
Dö halbs und halbs nur liabn,
Da Teufl hol's!

Hundert Strahln san koa Schein
Und zehn Dirndln koa Weib;
Oba du, juchhe! mein gherst
Mit Seel und mit Leib!

*

A Schütz, a valiabta,
Kriagts Triafferl auf d Nacht,
Hats Dirndl dasehgn,
Und an Schnalza hats gmacht!

*

Mei Herz is a Spiagl,
Schaust 'ein, o wia schen!
Wanns d di wegwendst und fortrennst,
Da Spiagl bleibt stehn.

Er wart auf was Schöners,
Was Liabers, was Neus,
Er wart auf a Dirndl,
A wundasam treus!

*

Zwoa Herz, wia zwoa Zithern,
Am Tanzbodn, beim Tanz,
Da Herrgott hats zsammgstimmt,
Denn er alloa kanns.

Und klingans recht lusti,
Recht liab und schen zsamm,
Tanzn d Engerl im Himml,
Weils a Tanzmusi habn.

*

Da Bäcka geht hocha,
Bacht resche Kipfl,
Und i sing mein Schatz
Reschi Schnadahüpfl.

Heimgärtners Tagebuch.

Vor wenigen Wochen kam ein Bekannter von mir heim. Er hatte eine große Reise gemacht durch Arabien, Ostindien bis zum Himalaya hinein, durch einen Teil von China und Japan. Dann war er auch in Australien gewesen, wo wieder europäische Kultur ist. Dort in einem Kaufmannshause hatte er die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, dessen Vorfahren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Österreich eingewandert waren. Ein junges, aufgewecktes Bürschchen, das aber wenig europäische Zeitungen zu lesen schien. Er erkundigte sich nach den Verhältnissen in Österreich, besonders auch, ob es noch ein Kaisertum sei oder ein Königreich und wie der Landesfürst heiße?

„Unser Kaiser heißt Franz Josef", antwortete ihm der Reisende.

„Wohl Franz Josef der Zweite, oder der Dritte? Oder gar der Vierte?"

wir uns hier freier bewegen durften, mehr herumlaufen und „Samen suchen“ konnten. Das war für uns ein Hauptvergnügen, die langen Schoten des Johannisbrotbaumes, die kugeligen Früchte der Platanen, die dicken Hülsen des Blasenstrauches, die hellbraunen kleinen Betkorallen, die schwarzen Beeren der Canna indica ꝛc. einzuheimsen. Aber schöner war es doch hier im Frühjahr, wenn wir am Wegrand die ersten Märzveilchen, die unter den Bäumen massenhaft blühten, pflücken durften, und besonders triumphierten wir, wenn es uns ab und zu gelang, auch ein weißblühendes als Rarität zu erobern. Wie wenig gehört doch dazu, ein Kind glücklich zu machen, und in späteren Tagen werden die weißen Veilchen, die an unserem Lebenswege stehen, immer seltener, und dasjenige, was uns einst eine begehrenswerte Rarität dünkte, hat oft in späteren Jahren für uns keinen Wert mehr. Als wir größer wurden und das Lernen als zwingende Notwendigkeit in unser freies Leben eingriff, blieb der Joanneumgarten für uns nur mehr ein versunkenes Feenreich fröhlicher sonniger Kindertage. Nur mehr dann und wann streifte mein Blick im Vorübergehen die besonders im Mai und Juni so herrlich blühenden Rosen, die an den Büschen innerhalb des Gitters nächst der Ringstraße leuchteten und dufteten

Wie ganz anders sieht es heute hier aus! Rosenflor und Garten, Bäume und Blumen sind verschwunden, breite Straßen führen über den Grund und hohe Gebäude erheben sich an jener Stelle, wo einst fröhliche Kinder gespielt und Veilchen und exotische Blumen geblüht hatten, und die geschäftigen Menschen, die heute hier hin- und hereilen, wissen wohl kaum mehr, wie schön das „Einst“ gewesen ist, und deshalb habe ich, wenn auch für einen flüchtigen Augenblick, das sonnige Bild vergangener Tage wieder emporgezaubert in stiller Dankbarkeit und treuer Erinnerung.

A Liad, a vierzeiligs.

Von Hans Mittendorfer.

A Liad, a vierzeiligs,
Hoaßt Schnadahüpfl
Und a Dirndl, a heiligs,
Bußt s Polstazipfl.

Zwegn was s es denn bußt?
Hau, aus Liab und aus Lust
Und verruckt und dagrimmt,
Weil da Bua nimma kimmt.

*

Das is a lustigs Gspiel
Und oft a traurigs Ziel:
Dirndl, dei bluatjungs Herz —
Wers dawischt, dem gherts!

*

Drei Nuß habn drei Kern,
Aba d Schaln mag i nöt;
A bravs Dirndl han i gern,
Doh a Schnalln mag i nöt.

*

gern auf den Franzosen hinausspielt und damit immer ein wenig großtut. Da den Dörflern das Spaß macht, so hänseln sie ihn gern im Wirtshaus und ironisieren in seiner Gegenwart überlaut die Franzosen, wie solcherlei Schalkereien in solchen Gesellschaften schon vorzukommen pflegen. So auch an jenem Abend; den Fremden am Nebentisch hatten sie kaum bemerkt, am allerwenigsten, daß es ein Franzose war. Aber der Pariser war abgereist und durch einen Schreibebrief habe ich ihn von der irrtümlichen Auffassung berichtet. Dankbar war er mir, daß er so von jenem Eindruck befreit worden, der ihm der einzige dunkle Flecken seiner Reise gewesen zu sein schien. Und ich bin froh, daß die Dorfehre gerettet ist. — Na, im allgemeinen gesprochen: Ein wenig Vorsicht im Wirtshausgespräch schadet nicht, wenn bei anderen Tischen andere Leute sitzen. Hier übermütige, rücksichtslose, oft ungebührliche und plumpe Witze; und dort sitzt vielleicht ein Mensch, stockfremd und voller Heimweh nach den Lieben in weiter, weiter Ferne.

Wenn die Sommerszeit, die Landzeit, die Naturzeit vorbei ist und ich im Spätherbst zurückkehre in die Stadt, da braucht es eine Weile, bis ich wieder ins richtige Verhältnis zur Kunst komme. Es ist mir alles zu gemacht, zu absichtlich, zu modedienerisch. Wenn die Kunstsachen bei ihrer Hervorbringung noch durch ein Menschenherz gegangen wären. Aber die meisten sind nur durch ein Vorurteil gegangen, durch einen Eigensinn. Am ehesten finde ich Verlorenes noch in der Oper, da ich nie ein Libretto verstehe, sondern zur Musik den Text mir selber mache. So lege ich meinen Sommer, meine Blumen, Bäume und Berge, meine Ausblicke, Sonnenspiele und Wasserfreuden in die Musik und alles klingt mir erhöhter und geheiligter wieder zurück. So wird mir eine solche erste Oper zum neuen Sommer. — Dies Jahr ist mir der Theater-Musiksommer gestört worden. Ich sitze in der Loge, und wie der Vorhang aufgeht, gucke ich sofort ins Opernglas. Es ist eines schweren Kalibers, ich stoße mit dem Ellbogen unversehens an die Brüstung, da fällt mir das Glas aus der Hand. Ich erhasche es noch am Rande der Brüstung. — Wenn ich's nicht erhascht hätte? Es fällt ins Parterre. Ein geller Schrei. Die Leute erheben sich von ihren Sitzen, drängen sich zusammen zur Stelle, wo ein Vater sein sterbendes Töchterlein in den Armen hält, das, neben ihm sitzend, vom wuchtig stürzenden Opernglas getroffen worden. Ein Jammern und Wehklagen erhebt sich und ein Fluchen gegen mich herauf. Eine Gruppe labt den ohnmächtig gewordenen Vater, die Leiche wird von zwei Billetteuren hinausgetragen. Ich höre und sehe alles grell und schrill, durch die Musik noch verstärkt wird die Einbildung zu einem Erlebnis, zu

„Franz Josef der Erste.“

Da stutzte der Australier. „Der Erste? Das ist wohl nicht möglich. Zur Zeit, als mein Urgroßvater noch in Österreich lebte, er soll oft davon erzählt haben, auch habe ich's in einem alten Schriftstück, es ist der Auswanderschein meines Urgroßvaters: damals war Franz Josef der Erste dort Kaiser.“

„Und er ist es noch.“

„Great Heavens that is quite impossible. In meiner Familie sind seither drei Generationen abgestorben und in Ihrem Lande haben Sie immer noch denselben Fürsten?“

„Es ist so. Weil wir seit sechzig Jahren fleißig beten: Gott erhalte!“

Diese kleine Erzählung des Heimgekehrten hat mir die Bedeutsamkeit einer so langen Regierung recht zum Bewußtsein gebracht.

Im vorigen Sommer besuchte mich ein Franzose. Ein Universitätslehrer aus Paris. Er kam nach Steiermark, um meine Waldheimat kennen zu lernen und wanderte mehrere Tage in ihr herum, zum Zwecke der Studien für ein biographisches Werk. Er schien von den Eindrücken sehr befriedigt zu sein. Bis auf eins. Im Dorfwirtshause hatte er Wohnung genommen. Da saß er abends abseits an einem Tische beim Nachtmahle und hörte der Dorfgesellschaft zu, die am großen Tische Bier trank, rauchte und ein halb übermütiges, halb verstecktes Gespräch führte. Mein Pariser glaubte zu merken, daß sie sich über die Franzosen lustig machten. Als er mir das erzählte, er redete gut deutsch, widersprach ich ihm. Das könne ich mir nicht denken, daß die dörflerischen Honoratioren was gegen die Franzosen hätten. Gegen Ungarn oder Tschechen ja, oder gegen irgendeine andere unserer staatsbrüderlichen Nationen; doch über die Franzosen wird hier seit achtunddreißig Jahren kein ungutes Wort gesagt worden sein. Aber der Professor behauptete, man habe Frankreich einfach verhöhnt, er habe es deutlich vernommen. Er hätte sich zwar noch nicht legitimiert gehabt, er habe aber auch sonst in keiner Weise provoziert. Letzteres glaubte ich dem liebenswürdigen, sympathischen Herrn aufs Wort, und er blieb dabei, die Gesellschaft hätte es auf ihn abgesehen gehabt. Da sei ihm unheimlich geworden in jenem Hause, er habe seine Rechnung beglichen und sei noch mit dem Abendzuge nach Mürzzuschlag zu Schruf gefahren. Er wolle auch nicht wieder in jenes Haus einkehren.

Da bin ich denn doch der Sache nachgegangen, und was stellte sich heraus? Im Orte lebt als Beamter ein junger Schweizer, der sich

solche Beschimpfung des Weibes. Warum auch? Ergötzten sich doch die Frauen selbst dabei ganz vortrefflich.

Aber psychologisch genommen finde ich das merkwürdig.

In unserer Zeit wird viel über Sexualität geschrieben — weit mehr als nötig ist. So las ich vor kurzem das Buch eines „Mediziners und Psychologen", der partout die freie Liebe einführen will und die Schamhaftigkeit für einen anerzogenen Unsinn erklärt. Er meint, man schäme sich bisher aus Vorurteil, daß die Sache so häßlich sei; er ahnt nicht, daß der Instinkt des Kulturmenschen sie doch deshalb keusch verhüllt, weil sie so heilig ist. Derselbe Verfasser wiederholt auch sehr bestimmt die Meinung, daß zwischen Mann und Frau absolut keine Freundschaft bestehen könne, ohne daß der sexuelle Grund mitspiele. Und das ist einmal nicht wahr. Der Autor ist ein Gelehrter, ich bin ein unwissender Laie, aber das sage ich ihm ins Gesicht, daß es nicht wahr ist, wenn er behauptet, es könne zwischen Personen beiderlei Geschlechts keine Freundschaft sein, ohne daß das Geschlechtliche mitspielt. Es gibt freilich genug Freundschaften, wo es mitspielt, bewußt oder unbewußt. Ich gebe sogar zu, daß in der Liebe zwischen Mutter und Sohn ein bischen was Sexuelles liegt — unbewußt natürlich. Liebt doch eine Mutter ihren Sohn ganz anders, als ihre Tochter. Aber daß zwischen Mann und Frau echte Freundschaft, Kameradschaft vorkommen kann, wie zwischen Männern und andersseits zwischen Frauen, das zeigt das Leben überall, man braucht bloß die Augen aufzumachen. Ich habe mein Lebtag manche Frauenbekanntschaft gehabt, die wir Freundschaft nannten, doch aber unter Umständen vielleicht gerne etwas anderes gewesen wäre. Aber ich habe in meinem langen Leben noch weit mehr uneigennützige und dauernde Freundschaft mit Frauen gehabt und habe deren noch, wo es mir auch nicht im Traume einfällt, die Freundin zum Weibe besitzen zu wollen. Die Wertung des Weibes als bloßes Liebesobjekt für den Mann ist eine Nichtanerkennung seines Menschentums. Denn was Mensch ist, das hat gegenseitig auch andere Interessen als die sexuellen. Die Liebe zur Frau Charitas ein bißchen mehr betätigen, und die Liebe zur Dame Venus wird anspruchsloser werden.

Mir scheint, es gelingt uns das in Weimar. Ein lebendiges Dichterdenkmal, wie ich mir's oft gedacht habe, und wie es statt des toten Sitte werden sollte.

einem gräßlichen. — Als ich endlich zu mir selbst komme, ist der erste Akt der Oper nahezu vorüber. Ich bin fortgegangen. Von diesem Theaterabend habe ich nichts anderes nach Hause gebracht als das Gelöbnis, von nun ab das Opernglas jedesmal durch einen starken Riemen an mich zu hängen.

Am Morgen des 8. November loderte die Sonne goldrot in meine Stube. In der Stadt verdirbt mir das allemal den Humor. Ein schöner Tag und keine Landschaft dazu! Aber ich wurde bald getröstet. Im Laufe des Vormittags ermüdete die Sonne und ihre Feurigkeit wurde wässerig. Zu Mittag war der Himmel geweißelt, wie mit graulichem Kalk übertüncht. Am Nachmittag begann es zu nieseln. Feiner, trockener S c h n e e. Ich lief freudig aus dem Hause, um den Winter zu begrüßen. Noch lag im Stadtpark der glatte Rasen da, teils fahl, teils ein bißchen grün, teils schon grau. Auf den Kieswegen waren dunkle Fußstapfen der Leute gezeichnet, auf den Hüten und Achseln lag feiner Schnee. Die verspäteten Baumblätter eilten zur Erde, um an ihrem Busen noch ein wärmeres Ruhe- und Verwesungsplätzchen zu finden. Später fallende Laubbüschel mußten sich schon auf die Schneematratze betten, wo sie hockten wie braune Riesenfalter, die ihre Flügelspitzen gegen Himmel strecken. Und du, Rasen, lebe wohl, wer weiß, wann man dich wieder sieht! Oder ob? — In einer Stunde war es ausgebreitet über Stadt und Land — das „Leichentuch“. Leichentuch ist abscheulich sentimental und stimmt nicht. Kinderwäsche ist es. Eine reine, weiße Wiegendecke ist es. Unter ihr bereitet sich was vor. Neues Leben. Was feiern wir denn, wenn der Kalender Winters Anfang verkündet? Ein Greisenfest? Nein, ein Kinderfest. Das Kalenderneujahr etliche Tage später ist Humbug. Das Jahr beginnt mit dem Schneefall und endet mit dem Laubfall. — Etliche Stunden stapfte ich im jungen Schneegestöber dahin, da wurde das Gehen beschwerlich, man muß im Schnee erst gehen lernen wie das Kind. Ich „dippelte“ Schneeballen und warf — und traf einen Parkwächter, der lachte und sagte: „Altes Kind!“ Als ich schon nächtig nach Hause kam, hatte ich über dem Hute eine weiße Kinderhaube auf. Es stimmt alles.

In Graz das Theaterstück „D e r T e u f e l“ gesehen. Als Satire bitter ernst gemeint, meisterhaft gemacht, vortrefflich gespielt. Das Haus voll Herren und Frauen, die sich köstlich unterhielten. Selten wird die Frau vor aller Welt so schwer verhöhnt, so tief niedergezogen als in diesem Stücke. Nicht e i n ritterlicher Mann, der protestiert hätte gegen

heit mit erbarmender Liebe umfassen, auch da, wo sich Verstand und Herz empören; ja, kann man denn das? Ich meine, gegebenen Falles lodert der Unwille doch immer wieder auf und macht sich in schneidender Kritik Luft, freilich, ohne daran zu denken, daß man selbst ein mit Fehlern behaftetes Wesen ist, das von der Welt getragen und geduldet werden muß. Und wäre es denn auch ein Mensch, der diese allumfassende Liebe und Duldung besäße, wäre es nicht vielmehr ein Gott? Da nun dieser letztere Weg zu göttlich erhaben ist für die arme schwache Menschennatur, der Weg des Abschließens von der Menschheit aber kein ethisches Moment in sich schließt, daher vom Standpunkte der reinen Moral verwerflich ist, wie muß man also leben und wie verschmelzen Sie die Pflichten gegen die Menschheit, um zu dieser erhabenen Moral zu gelangen? Ich fühle es, wie weit ich noch entfernt von meinem Heilande bin, daran, daß ich oft ein heißes Zorngefühl im Herzen habe gegen diejenigen, die mir wehe tun oder die ich nach meinen Begriffen Torheit über Torheiten begehen sehe. Doch auch Jesus war mitunter voll Zorn gegen diejenigen, die er auf Irrwegen sah. Doch, wer sagt uns schwachen Menschen, ob wir das Rechte erstreben. Ist das, was der Verstand dafür hält, immer das Rechte? Ihr Gottsucher zum Beispiel, war er auf dem rechten Wege? Nein, hat er nicht die ihm zunächst liegende größte Pflicht, die gegen sein Kind, versäumt, und hat er nicht, wie ein Fanatiker, so und so viele Menschenleben verkürzt, von denen er nicht wußte, was Gott in seiner Weisheit mit ihnen beschlossen? Und doch war der Mann vom reinsten, edelsten Streben beseelt. Ist es nicht schrecklich und entmutigend, daß selbst solches Ringen schließlich in Irrtümern enden muß? Und noch eines ist, was mich immer wieder in Zweifel stürzt und wofür ich keine Lösung finden kann. Tatsache ist, daß die Menschheit auf Kultur und Entwicklung angelegt und daß mit dieser notwendig auch ein Ziel im Weltenplane vorgesehen ist. Auch kann ich mir nicht denken, daß dieses Wirken bei der stark ausgeprägten Individualität jedes einzelnen, bei dem alles andere niederkämpfenden Ichbewußtsein nur dem Ganzen dienen soll, sondern ich meine, daß jeder Mensch für sich und zu seiner eigenen Befriedigung ein Ziel erreichen soll und daß dieses Ziel in der sittlichen Vervollkommnung seiner selbst besteht, was ja auch nicht ausschließt, daß die einzelnen Teile zur Harmonie des Ganzen zusammenwirken. Wie geht es aber nun zu, daß wir mit unserer Kultur und Entwicklung diesem Ziele nicht näher kommen, vielmehr zur Natur und Einfachheit zurückkehren müssen, um ihm zustreben zu können? Wie zum Beispiel Ihr Journalist im Erdsegen, Ihr Waldschulmeister samt seinem Schüler, dem Schrankenheim und Pater Paulus? Wie geht das zu? Es ist doch nicht anzunehmen, daß sich die Entwicklung der Menschheit in falschen Bahnen

Der unter dem Protektorat des Großherzogs von Sachsen-Weimar stehende Deutsche Schillerbund zur Gründung und Erhaltung jährlicher National-Festspiele für die deutsche Jugend am Weimarischen Hoftheater beabsichtigt, der reiferen deutschen Jugend innerhalb je einer Sommerferien-Woche eine Reihe hervorragender Dramen vorführen zu lassen und den Teilnehmern an den geweihten Stätten Weimars, in Jena und auf der Wartburg die Aufnahme unvergänglicher Kultur- und Natureindrücke zu ermöglichen. Der Bund hat für die im Sommer 1909 zum erstenmal zu veranstaltenden Festspiele 30.000 Mark zur Verfügung, bedarf aber noch einer weiteren nicht unbeträchtlichen Summe, um diese Festspiele für den Anfang drei bis vier Wochen lang vor sich gehen zu lassen. Die Unterzeichneten bitten daher ihre Volksgenossen, das Unternehmen möglichst sofort durch Beitritt zum Schillerbunde (mit 1·05 Mark Mindestbeitrag) oder durch besondere Zuwendungen zu unterstützen. Der ungeheure Erfolg der Zeppelin-Spende hat gezeigt, daß der alte deutsche Idealismus noch nicht tot ist, daß er Hunderttausende, ja Millionen, für eine große Sache übrig hat. Möge er auch einmal einem rein geistigen Unternehmen zugute kommen, das mit den großen Fragen zeitgemäß nationaler Erziehung ganz eng zusammenhängt. Beitrittserklärungen erbeten an die Geschäftsstelle des Deutschen Schillerbundes, Weimar. — Ferdinand Avenarius. Prof. Dr. Eucken. Hans Hoffmann. Prof. Dr Karl Lamprecht. Wilhelm Raabe. Peter Rosegger. Staatsminister Dr. Rothe. Ernst von Wildenbruch.

Diese National-Festspiele, die das Ziel deutscher wallfahrender Jugend werden sollen, um die jungen Herzen immer neu an dem heiligen Feuer unserer Klassiker zu entzünden, können hochbedeutend für die deutsche Zukunft werden.

Welcher Art so viele Zuschriften sind, die ich erhalte, davon hier eine tiefere Probe. Es ist ein Schreiben aus Norddeutschland. Einleitet es sich mit Bemerkungen über die Werke eines „Lieblingsdichters" und fährt dann fort:

Wie kann solche Lauterkeit und Hoheit sich entwickeln und wie kann sie bestehen in einer Zeit, wo die Menschen Eigennutz, Vergnügungssucht, Koketterie und Effekthascherei auf ihre Fahnen geschrieben haben und wo selbst die Kunst einem Realismus huldigt, der aller Ideale bar ist? Auch Sie müssen, wie jeder von uns, in und mit der Welt leben, können sich derselben nicht ganz entziehen, und soweit ich habe sehen und urteilen können, muß man dieser Welt Konzessionen machen oder man gerät in Konflikte, die einen isolieren und schließlich ganz auf sich selbst zurückweisen, und das ist doch ein weder der Sittlichkeit entsprechender, noch auch erträglicher Zustand. Oder soll man die Mensch-

sie mir's nach. Lueger will den in Wien lebenden Mohammedanern eine Moschee bauen. Und recht so! Wien hat für die betreffenden Bekenner evangelische Kirchen, griechische, nichtunierte Kirchen. Die Altkatholiken haben ihre Kirche, die Polen haben dort eine Nationalkirche, die serbisch-griechisch-orientalische Gemeinde, die Johanniter und Maltheser, die Franzosen, die Magyaren, die Russen haben ihre Kirchen und wohl auch die Juden haben in Wien ihre Bethäuser. Es ist nur billig, daß auch die Mohammedaner ihr Gotteshaus haben.

Aber, heißt es, das sei ein Unterschied, ob eine Religionsgenossenschaft sich ihre Kirche selber baut oder ob sie von den öffentlichen Mitteln einer vorwiegend katholischen Stadt hergestellt werde. Da dürfen wir nun nicht vergessen, was wir den Mohammedanern schuldig sind, die unsere Staatsgenossen werden mußten. Man hat sie mit Gewalt von ihrer großen Religionsgemeinschaft losgerissen, so muß man bei uns ihren Glauben, ihren Kultus respektieren und ihnen die freie Ausübung in eigenen Bethäusern möglich machen, wenn wir wollen, daß sie sich bei uns daheim fühlen sollen.

Daß es gerade die Christlichsozialen sind, die solches anregen, beweist, daß sie doch nicht ganz so schwarz sind, wie ihr Ruf. Und wären ihrer viele noch so vertieft in das katholisch Altgläubige — kein Wort dagegen, wenn sie gleichzeitig auch Duldung für Andersgläubige haben.

Bismarck sagte einmal, sein diplomatischer Trick bestehe darin, daß er andere Diplomaten mit der Wahrheit anlüge. Denn man pflegt stets das Gegenteil zu glauben von dem, was ein Diplomat aussagt. Und damit erreichte Bismarck seinen Zweck. — Der deutsche Kaiser läßt jederzeit in sein stimmungbewegtes Herz schauen. Was er sagt, ist immer eine redliche, persönliche Wahrheit. Und weil er Wahrheit sagt, will man ihn nicht mehr reden lassen? Schade ist es, daß gerade der temperamentvollste, der geistvollste, der ideenreichste europäische Fürst schweigen soll. Schweigen wohl auch in Privatkreisen. Er hat nicht die Freiheit eines gewöhnlichen Menschen und darf sie nicht haben. Es geht nicht. Sein Wort, auch das harmloseste, ist eine Kraft. Und Kräfte müssen gehütet sein. Wie viele treffende Worte, Anregungen, Ideen hat der Kaiser seit 20 Jahren ausgesprochen. Wie Viele hat sein scharfgeschliffener Freimut entzückt; wie Viele hat er krank geärgert, schwer bekümmert. Nun, der Rest — ist schweigen.

Es ist doch ein hartes Brot, das Kaiserseín . . .

---

bewege? Ich bin der Ansicht, daß derselben ganz bestimmte Gesetze zugrunde liegen und daß die geistige Entwicklung, ebenso wie die in der Natur, sich nach einem höheren Plane vollzieht. Wenn dieses von Gott vorgesehene hohe Ziel mit der Kultur nicht zu erreichen ist, warum haben die Menschen die Gaben dazu erhalten? Wohl gibt es in unserer Zeit der schönen Schlagworte sehr viele, als da sind: Humanität, Volksbeglückung 2c., aber wie sieht es in Wirklichkeit damit aus? Partei kämpft gegen Partei, vorgeblich zum Wohle des Volkes, in Wahrheit zur Befriedigung ihrer Einzelinteressen. Das Kapital frißt die Einzelexistenzen auf und die billigen und häufig auch wertlosen Erzeugnisse der Industrie erwecken die Begierden und der erhöhte Lohn den Leichtsinn und die Leidenschaften des Volkes und das Ende ist oft genug das Irrenhaus, der Selbstmord oder eine glaubens- und friedlose Existenz. Daß bei solchen Vorbildern in den Kindern eine Generation erwachsen muß, der nichts mehr heilig ist, ist doch klar. Was liest heute die Jugend? Schlüpfrige französische Romane, wo der Ehebruch als etwas Natürliches hingestellt wird, das kitzelt die Sinne; für ein reines, für hohe, sittliche Ziele eintretendes Buch haben sie kein Verständnis, dazu sind sie zu flach. Vielleicht, daß unsere Mädchenschulreform wohltätigen Wandel schafft. Wo liegt die Lösung? Auf der einen Seite die Naturnotwendigkeit der Fortentwicklung, auf der anderen solche Resultate!! Es ist und bleibt ein Rätsel, können Sie es ergründen?

Nun verzeihen Sie mir gütigst den langen Brief; ich habe mich fortreißen lassen von dem Gegenstande. Wohl kann ich mir denken, wie Sie überlaufen werden mit Zuschriften, und vielleicht sind Sie auch allzusehr beschäftigt, um darauf zu antworten. Aber ich würde mich doch freuen, wenn Sie mich einer Antwort würdigten.

So der Brief. Die Diskretion verbietet es, den Verfasser desselben zu nennen.

Meine freilich völlig ungenügende Antwort darauf:

Gestatten (Name und Titel) einem Überbürdeten und Leidenden, Ihren bedeutsamen Brief in kürzester Form zu beantworten. Wehe dem, der nur weiche, nachsichtige Liebe hätte für alles, und nicht auch glühenden Zorn gegen das Schlechte! Wohl dem, der unbekümmert um sonstiges aus sich einen tüchtigen, treuen, freien Menschen zu machen sucht, damit tut er auch für andere das Beste. — Was die unlösbaren Welträtsel anbelangt, so bleibt uns nichts übrig, als derselben uns demütig zu beugen und immer nur bestrebt zu sein, uns und anderen das Dasein möglichst zu erleichtern.

Die Christlichsozialen haben mir's seinerzeit verübelt, daß ich den im Mürztal lebenden Evangelischen eine Kirche bauen half. Jetzt machen

„Sind Sie etwa unsterblich?“ sagte er, da lachten wir beide. Des Menschen Leben währt, wenn es hoch kommt, siebzig Jahre; sein literarisches, selbst wenn er zu den „beliebten“ gehört, währt nicht einmal so lang. Je mehr die allgemeinere Bildung Schriftsteller zeitigt, je kurzlebiger wird der einzelne. „Auf das“, sagte ich, „soll sich ja keiner einbilden, daß er mit Namen weit über sein Grab hinaus lebe. Das Lebendige, was er etwa literarisch geschaffen, hat freilich eine Dauer, die aber nicht bestimmt werden kann, weil das Werk gleichsam ins Blut der Menschen übergeht und man sehr bald nicht mehr weiß, ist dieser Tropfen von dem oder von dem. Und selbst, wenn noch ein bestimmter Schall daran hängt, ein Wort, so kann es dem Urheber, der längst verwest ist, ganz gleichgültig sein, ob es Goethe lautet oder Purzelmeier; auch wenn er einer davon gewesen wäre.“

Mein junger Kollege war ein zu natürlicher Mensch, als daß er seine persönlichen Wünsche durch eine philosophische Abhandlung hätte zurückdämmen lassen. Ich konnte ihm recht gut nachfühlen. Aber als er fragte, wozu man gute Bekannte und Freunde habe, wenn sie einen nicht fördern sollen, antwortete ich wieder hartherzig: „Unverdientes Lob ist keine Förderung.“

Er schwieg, er dachte über etwas nach. Und überlegte ein wenig, ob er's sagen soll — und dann sagte er's: „Sie werden auch Ihren Freundeskreis haben, wo Sie sich gegenseitig öffentlich loben.“

„Sie sind ein Frechling!“ rief ich rasch, „aber das macht nichts. Ich will Ihnen was sagen und Sie dürfen damit hausieren gehen. — Ja, ich habe einen Freundeskreis, in dem unsere literarischen Dinge besprochen, gelobt und auch getadelt werden. Aber nur unter uns. Nie, niemals habe ich es einem solchen Kameraden auch nur nahe gelegt, für mich irgendwelche Reklame zu besorgen. Und war es, daß etwa einer unter ihnen von irgendeiner Zeitung aufgefordert wurde, über mich zu schreiben, so habe ich — wenn ich rechtzeitig dahinter kam — den Betreffenden ermahnt, die Besprechung objektiv zu halten und über die Fehler meines Buches freimütig seine Meinung zu sagen. Was auch zumeist geschah, allerdings nicht in jener heimtückisch bissigen Art, in der es gewisse literarische Nachtwächter, freundschaftliches Wohlwollen heuchelnd, zu tun pflegen. — Aber unheimlich ist's mir immer ein wenig, wenn eine mir nahestehende Persönlichkeit öffentlich über mich spricht. Alles Cliquewesen ist mir stets so widerwärtig erschienen, daß ich in meinen Kreisen mit Ängstlichkeit alles vermeide, was auch nur entfernt darnach riechen könnte. Das Renommee von uns heimischen Schriftstellern steigt auch wahrlich nicht aus unseren Kreisen auf, sondern kommt von der Fremde herein. So wie ich an Zeitungen oft die Bitte gerichtet habe, das häufige Notizeln über mich

Dem Reichsbund der deutsch-österreichischen Postbeamten zum Neujahrsgruß:

Mit erster Post kam uns die Wiege,
Die manche Wertpostsendung barg.
Mit zweiter Post hernach das Eh'bett,
Auf dem die feinste Marke klebet.
Die dritte Post — sie bringt den Sarg.
Und endlich kommt zu Aller Trost
Der Himmel mit der Extrapost.

Da muß ich noch ein literarisches Gespräch über Dichterlob aufschreiben. In einem Punkte sind die jungen Schriftsteller alle naiv, manche mögen sonst noch so abgefeimt sein. Nämlich in der Meinung, daß sie lauter Meisterwerke schaffen, für die sie von allen Seiten Lob zu beanspruchen haben. Die Mutigeren unter ihnen fordern dieses Lob geradezu — etwas, das ich vor vierzig Jahren nicht für möglich gehalten hätte. So ein Mutiger ist vor kurzem bei mir gewesen. Er brachte mir sein neues Buch mit dem Ersuchen, es „ehebald" durchzulesen und gut zu besprechen.

„Aber Freund", mußte ich sagen, „so macht man's ja nicht. Abgesehen von der Zumutung, Ihrem Erstlingsroman zwei Tage Zeit zu opfern, geht es doch nicht an, sich das Lob gleich selber zu bestellen!"

„Ja", fragte er, „was soll man denn tun, daß man emporkommt?"

„Nichts, als gute Bücher schreiben, die Reklame dem Verleger überlassen, selbst aber bescheiden im Hintergrunde bleiben und fleißig arbeiten."

Da war der junge Mann schon etwas gereizt und sagte: „Haben Sie es auch so gemacht?"

„Wollen Sie wissen, wie ich es gemacht habe? Gut. Dann hören Sie erst, wie ich es nicht gemacht habe. Ich habe manches meiner Bücher gerne hergeschenkt, aber nicht mit dem Anspruch, daß man's auch gleich lesen solle. Am sichersten gelesen wird ein Buch, wenn man es nur solchen gibt, die es haben wollen. Noch weniger habe ich jemals ersucht, ein Buch von mir zu besprechen, und am allerwenigsten, es zu loben. Recht gewesen ist es mir natürlich, wenn's geschah, aber um Besprechung, um Lob betteln, das schien mir stets als Anmaßung, als eine Selbstdemütigung. Der Verleger schiebt das Buch ohnehin mit Paukenstößen in die Welt, im weiteren soll es selber für sich sprechen."

„Mein Gott", seufzte er, „wie lange das dauert!"

„Der Unsterbliche kann warten", sagte ich großartig.

wenn es mir gefällt, werde ich es loben, wenn es mich entzückt, werde ich meine Freude hinausjodeln."

„Hoffentlich, Meister, werden Sie jodeln", sagte mein junger Berufsbruder und glaubte damit einen guten Abgang gefunden zu haben. Er stand auf und empfahl sich sehr gefällig.

Über sein Buch, das ich seither gelesen, habe ich — geschwiegen.

O du glückliches Land!

Ein Land, das stärker ist in Festzügen als in Feldzügen und noch stärker in Demonstrationszügen als in Festzügen. Und es besteht doch. O du himmelstarkes, glückliches Land! — Österreich! Es beschließt nun ein Festjahr ohne gleichen. Ein voller Tenor der Freude klang durch das weite Reich. Nur war die Begleitung nicht harmonisch. In allen vier Weltgegenden grollt es unterirdisch und vielfach in offenen Ausbrüchen. Die Jugend tobt. Sie tobte in Innsbruck und in Graz und in Lemberg und in Prag und in Wien. Sie tobte in Agram, in Laibach und in Triest. Ein nimmer endendes Streiten überall, um die Sprache, um die Wissenschaft, um die Konfession, ein Streiten um ideale Dinge, nicht um schnödes Geld und Gut. Wie groß bist du, mein Österreich, daß du in dieser erdstaubigen Welt noch so viel Zeit hast für Ideales! Und wie rührend einfältig seid ihr, Völker, mit Roheit und Gewalt ein hohes Gut erreichen zu wollen! Im Süden und Osten stehen schwere Gewitter, die Kriegsfurie stößt an Österreichs Tore. Fast der Bürgerkrieg wütet in den Mauern einzelner Städte und die königliche Stadt Prag ist am großen Jubiläumstage mit dem — Standrecht ausgezeichnet worden. Die Klaue des Doppeladlers umklammert fester den Griff des Schwertes — und die Völker feiern glänzende Feste; das ganze Jahr ist ein ununterbrochenes Fest gewesen. O du himmelstarkes Reich! — Felix Austria hieß das jubelnde Festspiel, das bei uns mit Pracht aufgeführt wurde. Ein großer, voller Freuden- und Hoffnungshymnus. Dann die schöne Stadtbeleuchtung, an der noch das Schönste war, daß niemand erdrückt oder tot getreten wurde, so wie in Wien. Zwei Stunden dauerte das Licht — dann war es wieder finster. Finsterer als zuvor. Der Jubiläums-Patriotismus war so festlustig, daß es schwer hielt, noch zum Schluß im Sinne des Kaisers etwas für das allgemeine Wohl, für die Armen, für das Kind herauszuschinden. Wie erst, wenn der Kaiser das Jubiläumsjahr nicht auf Wohltätigkeit, auf Werke der Nächstenliebe verwiesen hätte? Österreich, das bisher zur Not allen Stürmen standgehalten, hätte sich zu Tode gefestet!

---

zu unterlassen — so habe ich es ihnen manchmal zu verstehen gegeben, daß — wenn sie schon ein Buch von mir besprechen lassen — es von einem unbefangenen Fremden geschehen möge. Sie machen ein immer erstaunteres Gesicht, junger Mensch, ich lasse es darauf ankommen, daß Sie herumfragen daraufhin, ob auch alles wahr ist, was ich Ihnen gesagt habe."

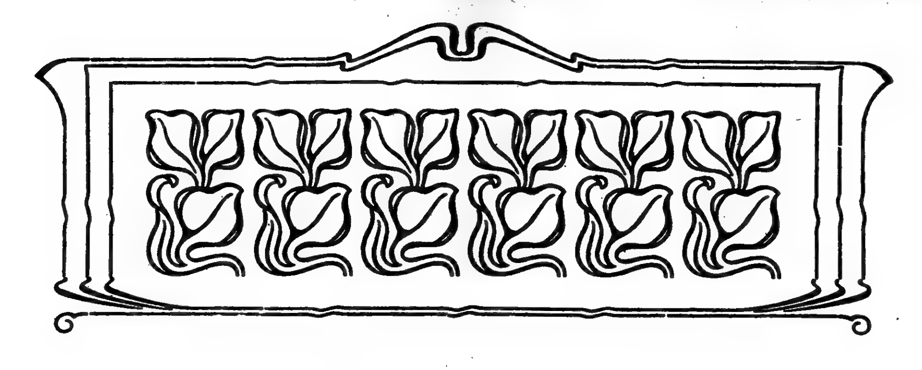
„Ich will ja recht gern zugeben", sagte nun mein Gast, dessen Dreistigkeit mir Spaß machte, „daß Sie von Ihren Freunden nicht gerade so — wie soll ich nur sagen — auffallend gelobt werden mögen. Aber Sie, geehrter Herr, Sie selbst loben Ihre Freunde öffentlich manchmal sehr lebhaft."

„Das gebe ich zu. Und wie das kommt, will ich Ihnen auch sagen. Fürs erste wählt man sich Menschen zu Freunden, die einem gefallen. Und deshalb, weil es ein Freund ist, werde ich sein gutes Buch nicht herabreißen. Nicht wahr, das verstehen Sie? Dazu müssen Sie bedenken, daß ich kein Kritiker bin und sein will, bloß ein dankbarer Leser. Das Lesen ist mir Herzenssache und mir gefällt eine Dichtung nicht nach Grundsätzen, sondern nach Geschmack. Bücher, von denen ich vorwegs weiß, daß sie meinem Geschmacke widersprechen, lese ich nicht. Ich lese nur solche, die mir voraussichtlich gefallen und die mich fördern. Dafür bin ich dann auch dankbar oft bis zur Begeisterung und es ist wieder Herzenssache, ja ein beinahe elementares Verlangen in mir, meine Freude, mein Entzücken öffentlich auszusprechen, auch auf die Gefahr hin, daß es dem Autor aus früher berührten Gründen gar nicht angenehm ist. Einer hat sich wirklich einmal bei mir darüber beklagt, daß ich durch zu hoch gespannte Erwartungen die Enttäuschung vorbereite. Begeisterungsfähig, nun, das bin ich noch, und das Recht, auch andere Leute auf gute Bücher zu führen, habe ich auch. Betrachten es manche verärgerte Literaturkritiker als ihre schöne Aufgabe, den Leuten die Literatur zu verekeln, so halte i ch dafür, im Volke die Bildungs- und Lesefreudigkeit zu fördern. Kann ich schon selber nicht so schaffen, wie ich möchte, so soll wenigstens das redliche und geniale Schaffen anderer hell und laut aufgezeigt werden. Etwa aus Interesse, meinen Sie? Wenn Sie, lieber Kollege, mein Tun und Lassen so teilnehmend verfolgen, wie es scheint, so werden Sie sehen, daß unter jenen, deren Bücher ich lebhaft zu würdigen trachte, ob Freund oder Fremder, keiner ist, der in der Lage oder bei dem es wahrscheinlich wäre, daß er mir das Lob auf meine Bücher zurückerstattete. Wenn mir Anerkennung wurde, so habe ich selbst dazu nichts beigetragen als unermüdliche Arbeit. Und die, lieber Freund, empfehle ich auch Ihnen. Ihr Buch werde ich, sobald es Zeit, Gesundheit und Stimmung erlauben, lesen. Wenn es mir nicht gut erscheint, werde ich darüber schweigen,

daß gegenüber den bedeutenden Männern und den großen Ereignissen der Weltgeschichte jeder Versuch einer bildlichen Darstellung als zu schwach und kraftlos versagt oder doch hinter der historischen Größe zurückbleibt. Und doch ist die Illustrierung von Ullsteins Weltgeschichte gelungen, indem sie den Text künstlerisch ergänzt und erklärt und seinen Eindruck auf den Leser an vielen Stellen durch die unmittelbare Anschauung ganz wesentlich unterstützt. Wie sich zur Gestaltung des Textes 26 der bedeutendsten Hochschullehrer Deutschlands und Österreichs zusammengefunden haben (wir nennen nur Bezold, Briger, Harckel, Heigel, Hoernes, Onken, Zwiedineck-Südenhorst) so sind zu seiner bildlichen Darstellung die Meisterwerke der größten Künstler aller Zeiten und aller Völker herangezogen und in Nachbildungen, wie nur die hochentwickelte moderne Technik sie zu geben vermag, reproduziert worden. Auf diese Weise ist die neue Weltgeschichte — weit davon entfernt, ein oberflächliches Bilderbuch zu sein — zu einem ernsten Werk für denkende Menschen ausgestaltet worden, die einer Weltgeschichte mehr als einige Namen und Daten entnehmen, die in einem solchen Buche vielmehr alles finden wollen, dessen sie zum Verständnis der Vergangenheit und der mannigfachen Fragen unserer buntbewegten Gegenwart als eines unentbehrlichen Rüstzeugs bedürfen. Diese Weltgeschichte stellt sich sowohl nach der textlichen wie nach der illustrativen und technischen Seite dar als ein Meisterbuch der Kultur, das bestimmt und geeignet ist, das Verständnis für geschichtliche, kulturelle und künstlerische Entwicklung in die weitesten Kreise des Volkes zu tragen.

Ullsteins Weltgeschichte erscheint in zwei Gruppen: „Ältere Zeit“ und „Neuere Zeit“. Jede dieser Gruppen umfaßt drei Bände, und jeder Band ist einem besonderen Abschnitt der menschlichen Entwicklung gewidmet. Indem nun die Illustrationen des einzelnen Bandes sich auf das engste dem Texte anschließen und vom Schönsten und Besten, das die betreffende Zeit hervorgebracht hat, die charakteristischsten Werke wiedergeben, verleihen sie jedem der einzelnen Bände ein Stilgepräge, das auch ohne den begleitenden Text die Zeit und den Ort der Handlung klar erkennen läßt. Mit anderen Worten: gerade die Illustrationen sind es, die dem Werke sein eigenartiges und reizvolles Zeit- und Lokal-Kolorit geben und dadurch den Stil des Buches ausmachen.

Von der Gruppe „Neuere Zeit“, welche mit Rücksicht auf das größere aktuelle Interesse zuerst herausgegeben wurde, sind bis jetzt zwei Bände erschienen. Dieselben behandeln die Zeit von 1500—1650, beziehungsweise die Epoche von 1650—1815 und tragen die Untertitel das „religiöse“ und das „politische“ Zeitalter. Diese Untertitel bringen gewissermaßen die Grundströmungen zum Ausdruck, von der jedes der beiden Zeitalter beherrscht wurde. Hier erweist sich nun recht deutlich, wie die zeitgenössische Darstellung die lebendige Anschauung, das Mitfühlen und Miterleben vergangener Ereignisse weit besser ermöglicht als das bloße Wort. Die Vergangenheit ist nicht tot, sie lebt vor dem Auge des Lesers wieder auf. Zahllose Dokumente und alte Karten, Porträts berühmter Männer und Darstellungen geschichtlicher Ereignisse, Münzen, Medaillen und Karikaturen, Bauten und Kunstdenkmäler, die den Geist und die Anschauung der behandelten Zeit atmen und den prickelnden Reiz stilechter Altertümer ausüben, wirken auf den Leser ein wie die reichen Schätze, die er sonst nur in Archiven und Museen, in Bibliotheken, Galerien und Kunstkabinetten aufgespeichert findet. Nur daß sie hier nicht lose aneinander gereiht und ohne Vermittlung nebeneinander erscheinen, wie der Zufall sie in den Sammlungen zusammengebracht hat, sondern in organischem Zusammenhange und engster Fühlung mit dem Text erscheinen und eine systematische Darstellung der Kunst-, Kultur- und Gesamtentwicklung der Menschheit geben.



Kleine Laube.

Weihnachtsruf.

Von Ernst Ferd. Neumann.

Wild klingt ein Rufen durch die Zeit,
Es tönt so laut und hart der Streit,
Als wenn zu blut'gem Strauß und Kriege
Erneut der Haß die Menschen trüge.

Der Haß, der Mensch von Menschen trennt,
Wenn Kerze auch an Kerze brennt;
Er will mit seinen grimmen Rechten
Die Menschenliebe neu sich knechten.

Und doch! Wie wirbt die Festeszeit
Mit kindlichfroher Frömmigkeit,
Am immergrünen Tannenbaume
Um Frieden in dem Erdenraume.

Ist es nicht schon wie Weihnachtstraum,
Mit rauschem Gold ein grüner Baum?
Und unter seinen vollen Zweigen
Soll grimmer Haß und Fehde schweigen.

Fühlst du nicht selbst den hehren Tag,
An deines Herzens höher'm Schlag:
Wer soll dann Haß und Streit bezwingen
Und uns von froher Weihnacht singen?

Ob es wohl jährt noch tausendmal,
Bis daß der Mensch in seiner Qual,
Bedeckt mit seines Hasses Wunden,
Den Weg nach Bethlehem gefunden?

Ullsteins Weltgeschichte.

Zu den allerwertvollsten Werken, die dem Heimgarten seit dreißig Jahren zur Besprechung anvertraut worden sind, gehört Ullsteins Weltgeschichte, herausgegeben von Dr. J. v. Pflugk-Harttung. (Berlin, Ullstein & Co.) Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. Ein ähnliches Werk haben wir noch nicht besessen. Bisher pflegte eine Weltgeschichte von einer Person geschrieben zu werden, obschon das gar nicht möglich ist, wenn man die Gründlichkeit nicht der sogenannten geschlossenen, übersichtlichen Form opfern will. Ullsteins Weltgeschichte hingegen hat 26 literarische Mitarbeiter, worunter viele bedeutende Historiker und glänzende Stilisten. So wird der Riesenstoff unter Spezialisten verteilt und jeder behandelt die Epoche, in der er den gründlichsten Bescheid weiß, die seiner Neigung am nächsten liegt und die also gerade er am besten darstellen wird. Die besondere Eigenart dieser sechs großbändigen Weltgeschichte, von der drei Bände bereits erschienen sind, ist der Bilderunterricht. Denn hier ist das Bild nicht bloß Schmuck, vielmehr Unterricht. Man kann nur raten, sich einen Band dieses Werkes anzusehen, um uns zu verstehen.

Die Geschichte ist wohl der gewaltigste Stoff, den man zur Bearbeitung sich wählen kann, und es ist gewiß nicht leicht, eine Art der Illustrierung zu finden, die diesem Riesenstoffe vollwertig und würdig an die Seite tritt. Man sollte meinen,



Bücher.

Aus meinem Reimstübel. Neue Scherzgedichte von Otto Sommerstorff. (Berlin. A. Hofmann & Komp. 1908.)

Der Verfasser meint, sein Pegasus sei ein geschenkter Gaul, dem man nicht ins Maul schauen dürfe. Ich glaube, man soll das aus einem andern Grund unterlassen, denn dieser Gaul — beißt. Aber es ist kein Giftbiß. Satire ist da. Es sind übermütig lustige Gedichte, die in der Welt sehr viel herzliches Lachen zuwege bringen werden. Und das will viel sagen. Eine große Wirkung erzielt dieser Humorist mit Wortspielen, wovon er ganz eigene Spielarten erfunden hat, die diese etwas in Verruf gekommene Poesie wieder zu Ehren bringt. Sommerstorfs Gedichte setzen Leser und Zuhörer in die größte Behaglichkeit, sie eignen sich mit ihren feinen, stets lustig überraschenden Schlußpointen besonders zum Vortragen. Eine kleine Anzahl von Mundartgedichten nach der Stielerschen Schule zeigt uns den Autor auch in dieser Volkskunst als Meister. Von ganz besonderer Schönheit aber ist das froh-phantastische Schlußstück „Der Streik der Reime“.

Sommerstorffs vor einigen Jahren erschienene „Scherzgedichte“ haben bisher fünf Auflagen erlebt. Es nähme mich Wunder, wenn dem neuen Bändchen „Aus meinem Reimstübel“ nicht ein noch weit größeren Erfolg beschieden wäre. Harmlose Heiterkeit mit feinem Geist verbunden ist eine seltene Ware.

Girardi, sein Leben und sein Wirken. Von Karl Friedr. Nowak. (Berlin. „Konkordia“, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Die Girardiverehrer, und wer wäre es nicht, die Girardienthusiasten, und solcher gibt es viele, können mit diesem Büchlein zufrieden sein. Es ist keine eigentliche Biographie, eine solche kommt erst, es ist eine flüchtige Skizze seines Lebens und Wirkens, eine leicht und flott hingeworfene Plauderei. Der Operetten-Girardi, der beliebte, belachte, muß dem Schauspieler-Girardi weichen, dem gefeierten, als Künstler hoch ernst zu nehmenden. Der Mann ist doch ein Größerer als die Wiener viele Jahre lang meinten, er ist ein ganzer Mensch, dessen Gemütsskala durch eine elementare Kunst noch erhöht und vertieft wird. Dazu die persönliche Liebenswürdigkeit und Schlichtheit; kein Moderner, sondern einer der alten gemütlichen Schule. Diesen reizenden Girardi führt uns das Büchlein vor.

Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. Von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Durch Ernst Zahns Art, das Leben zu sehen und die Menschen zu schildern, geht ein Zug von starkem sittlichem Pathos, eine Verehrung für das Heroische. Ernst Zahn sagt von den Menschen seines neuen Buches in den Geleitversen, die er ihnen mitgegeben: „Sie kommen und gehen — flüchtig nur trägt eine Scholle ihre Spur.“ Die Resignation, die in diesen Worten liegt, klingt auch in den hier vereinigten Geschichten an; aber die starke männliche Gesinnung und Kunst Zahns läßt diese Stimmung nicht in weichliche Trostlosigkeit ausarten. Vielmehr erreicht der Dichter, besonders in den beiden umfangreichsten Geschichten des Bandes, den sie eröffnen und schließen, eine Kraft der Darstellung und eine Innerlichkeit, die ihn auf der Höhe seiner Künstlerschaft zeigen: „Die Gerechtigkeit der Marianne Denier“ in der Schilderung gefaßten Duldens und unerschütterlichen Pflichtgefühls, „Die Säge von Mariels“ im Aufbau eines in echt tragischer Unentrinnbarkeit sich vollziehenden furchtbaren Geschicks. Diese letztere Novelle ist, wenn wir nicht irren, die jüngste Schöpfung Zahns; sie ist zugleich eine seiner allerbesten, wert, den Meisternovellen deutscher Zunge angereiht zu werden. V.

Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier. Herausgegeben und bevorwortet von Wilhelm Schussen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Betrachtungen, Stimmungsbilder, kleine Geschichten sind hier vereinigt als Tagebuchaufzeichnungen eines armen Schreiberleins, das in einem kleinen schwäbischen Städtchen mühsam und ehrlich sich mit seiner neunköpfigen Familie durchs Leben schlägt, bis es irgendeiner Krankheit zur leichten Beute wird. Die an sich bequeme und nicht gerade originelle Fiktion des Tagebuches hat der Dichter doch nicht nur so obenhin übernommen, son-

Wenn wir Luthers 95 Thesen im Original vor uns sehen, wenn wir die zahllosen Flugblätter und Karikaturen derselben Zeit durchblättern, die bei aller Verschiedenheit der Richtung und Anschauung doch ein Geist — der Geist konfessionellen Ringens und felsenfesten Glaubens durchzieht, dann verstehen wir nicht nur aus dem Text, nein wir ersehen auch aus den Illustrationen, warum dieser Band „Das religiöse Zeitalter" heißt.

Wenn wir dann den nächsten Band aufschlagen, wenn wir Peter den Großen und Ludwig XIV., Friedrich den Großen, Maria Theresia und Napoleon mit ihren Staatsmännern, Feldherren und Künstlern sehen, wenn wir ihre Soldaten, Schlachten und Festungen kennen lernen, ihre Staatsverträge lesen, ihren diplomatischen Verhandlungen und Kongressen beiwohnen, wenn wir sehen, wie der Staatsgedanke alles andere aus dem Felde schlägt, wie der Fürst über alles triumphiert, seine Souveränität als einen rocher de bronce stabiliert, um sie am Ende dieser Epoche in schweren Kämpfen gegen die Volkssouveränität zu verteidigen und zum Teil an sie zu verlieren — dann fühlt man auch schon aus den Bildern heraus den Geist des „politischen Zeitalters". Denn politische Erwägungen und Einflüsse sind es in erster Reihe, die das Geschick der Menschheit bestimmen, und im Gegensatz zum „religiösen Zeitalter" sind es fast immer politische Ursachen, die den äußeren Vorgängen und Ereignissen der Geschichte in diesem Zeitabschnitt zugrunde liegen.

Wir werden nach dem vollständigen Erscheinen des Werkes Gelegenheit finden, über den Gesamteindruck zu sprechen. Die einzelnen Geschichtsepochen zu besprechen gestattet unser enger Raum nicht; jede derselben bietet in ihrer geschlossenen Fassung ein Werk für sich. Die Tendenz ist natürlich modern. Ganz parteirein ist auch Geschichte nie geschrieben worden.

Die Nachtigall vom Bodensee.

Von F. Wastian.

Vor Zeiten stand am schwäb'schen Meere
Ein Grafenschloß. Und wie zur Wehre
Lugte es trutzig von der Höh'.
Doch kein Wächter auf der Zinne;
In seinen Hallen sang von Minne —
Die Nachtigall vom Bodensee*).

Wenn stolz im hohen Rittersaale
Der Sänger sang beim Freudenmahle
Von einer Frau, so rein wie Schnee,
Frug da voll Sehnsucht manche Schöne:
„Spielmann! Sagt an! Wer fand die Töne?"
„Die Nachtigall vom Bodensee."

Im Seedorf, wenn die Geigen klangen,
Die Buben und die Mädel sprangen
Zu einem Lied im grünen Klee,
Frug man, wer hat das Lied ersonnen,
Das sprudelt wie ein Zauberbronnen?
Die Nachtigall vom Bodensee.

Und in der Nacht, wenn alle ruhten,
Da klang es heimlich aus den Fluten,
Als sänge süß die Wasserfee.
Am Morgen sprachen hundert Zungen:
„Habt ihr's gehört? Wer hat gesungen?"
„Die Nachtigall vom Bodensee".

Das Schloß ist heute halb verfallen,
In all' den einst so stolzen Hallen
Äst nun der Hirsch, das braune Reh,
D'rinn schluchzt zur Nacht die Philomele,
Doch hat sie nicht die süße Kehle
Der Nachtigall vom Bodensee.

Und als ich jüngst im schwanken Kahne
Vorübetglitt am Schloßaltane,
Ward mir um's Herz so bitter weh.
Das Ruder mußt' ich sinnend senken
Und voller Lieb' und Treu' gedenken
Der Nachtigall vom Bodensee.

*) Der deutsche Minnesänger Graf Hugo von Montfort.

gedacht werden, die ihre ganz besonderen eigenartigen Vorzüge hat und zudem im Verlage der bekannten Firma F. A. Brockhaus erschienen ist, wie die allererste Auflage. Der aufs sorgfältigste redigierte Text selbst ist nach dem ersten Druck und dem Original-Manuskript des dritten Teils herausgegeben. Überaus wertvoll erscheint ein Nachwort des bestbekannten Literarhistorikers Dr. Houben, welches die ganze Entstehungs- und Verlagsgeschichte von Eckermanns Werke klarlegt und sowohl für den Forscher wie für den gebildeten Leser überhaupt von höchstem Interesse ist. Nicht minder wichtig ist auch das vom Herausgeber verfaßte Register, welches zugleich gewissermaßen einen geradezu erschöpfenden Kommentar über Personen und Sachen bildet, die in den „Gesprächen" vorkommen. Das schön und elegant gedruckte Buch erhält aber noch einen bedeutungsvollen Schmuck durch eine reiche Zahl von trefflichen Illustrationen auf eigenen Tafeln, die uns die merkwürdigsten Goethestätten in Weimar, das Äußere und Innere von Goethes Hause, Porträts seiner Familienangehörigen und von Persönlichkeiten, die zu ihm in Beziehung gestanden, Kunstgegenstände, Gemälde, Zeichnungen ꝛc., die in den „Gesprächen" behandelt sind, die Handschrift Eckermanns in Faksimilereproduktion ꝛc. vorführen, darunter z. B. das Haus Goethes, sein Gartenhaus und sein Sterbezimmer in künstlerisch feinem Farbendruck. Man ersieht daraus die ganz besonderen Vorzüge dieser Ausgabe des berühmten Buches, welche im Format der großen Sophien-Ausgabe der Werke Goethes gehalten, ein nötiges Supplement zu derselben bildet. Der elegante Einband und die ganze Ausstattung des Buches im Biedermeierstyl lassen es als ein apartes passendes Festgeschenk erscheinen, dessen Wert kaum von einem zweiten übertroffen wird und als welches es auch hier vorzüglich empfohlen werden kann. Dr. A. S.

Der Kaiser von Byzanz. Romanze von Wilh. Fischer. (München und Leipzig. Georg Müller.) Der „Grazer Stadtpoet", wie Fischer bei uns genannt ist, hat uns diesmal eine herrliche Romanze auf den Weihnachtstisch gelegt, ein Versepos in fünffüßigen Jamben, gereimt, in 20 Kapiteln. Das bedeutet ein neues Lorbeerreis zum Dichterkranze Fischers. Die Romanze hat historischen Hintergrund, die Zeit der Kreuzzüge auf christlich-germanischer Basis. Der Knappe Baldwin, der Eisenarm, befreit seinen Herrn, den Grafen Robrecht von Flandern. Nach dessen Tod wird er Herr von Wynendal und durch die Heirat der Tochter Robrechts, Maria, Graf von Flandern. Nach zwei Jahren glücklichsten Ehelebens, für welches der Dichter die zartesten, edelsten Töne findet und verschwendet, unternimmt Baldwin als Bannerherr der Edlen seines Landes eine Kreuzfahrt ins gelobte Land. Auf der Reise dorthin nimmt er für die Venezianer die Feste Saders und gibt dem von Murzeflos gestürzten Kaiser von Byzanz, Angelus, den Thron wieder zurück. Nach dessen tragischem Ende erreicht Baldwin, dem Runenzeichen eine Heldenzukunft vorhergesagt haben, die Kaiserwürde von Byzanz. Doch es ist ein tiefes Stürzen, wer auf dem Gipfel wird zu Fall gebracht! Vielleicht ist es der Vorwurf, daß Baldwins Tatenlust vom Kreuzzugsziele abschweift. Der Nachbarkönig Kalojan frevelt wider Eid und Pflicht und bricht die Treue des Königsbundes. Er überfällt Byzanz nächtens und bringt Baldwin nach heldenmütiger Gegenwehr zu Fall. Die Ausarbeitung der lyrischen Stellen, wie die Kraft der Schilderung der Kampfszenen, Heeresfahrten und Sturmsiege beweisen die dichterische Kraft, den hohen Schwung der gottbegnadeten Muse Fischers. Die Sprache zeigt da und dort das Herbe der altdeutschen Kraftform und muß deshalb kleinweis genossen werden. Manchmal leidet zwar durch die Knappheit und Satzverschmelzungen die Klarheit des Ausdruckes und der leichtfaßliche Fluß der Rede. Der deutsche Geist des alten Rittertums feiert in der Romanze die herrlichste Auferstehung. Ad. K.

Dies und das. Von Otto Klein. (Leipzig. Bruno Vogler. 1908.)

Eine Reihe schlichter Aufsätze und Erzählungen, zu eigenem Vergnügen geschrieben und doch auch fremdes Vergnügen erweckend. Ein Welt- und Menschenfroher. Solche Autoren, selbst wenn sie nicht allzu literarisch sind, muß man achten.

Das Mädchen vom Nil. Novellen von Rudolf Presber. Berlin, „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Nach dem großen Erfolg seiner vier humoristischen Novellenbücher war man geneigt, Presber ein für allemal als Humoristen zu behandeln, der mit Grazie allem Ernst des Lebens aus dem Wege geht. Diese Sammlung aber, der die erste Novelle „Das Mädchen vom Nil" den Titel gegeben hat, beweist, daß auch ernste Probleme ihren temperamentvollen Erzähler in ihm finden. Als ob er es darauf anlegen wollte, die Vielseitigkeit seines Talentes spielen zu lassen, gibt Presber in jeder dieser feinen Geschichten ein anderes Stückchen Eigenart. Leidenschaftlich beginnt das Buch mit einer Liebesgeschichte im modernen Ägypten; ein paar stimmungsreiche Erzählungen verraten dann den Lyriker und leiten über zu den zwei seltsam mystischen Geschichten vom „Vetter Gideon" und vom Russen „Alexei". Den Schluß des stimmungsreichen Buches macht der Humor. V.

dern er hat in seinem Johann Jakob Schäufele eine wirkliche Charakterfigur geschaffen. Was er uns durch dessen Mund kündet, ist ein Evangelium beschaulicher Lebensfreude und schlichter Güte; es wird zu einem „Lob der Armut", weil es gegeben ist als die Weisheit eines Menschen, der schwer mit der Enge und Dürftigkeit seiner materiellen Lage und mit allerlei körperlichen Leiden zu ringen hat.
V.

Die Schildbürger. Nach Gustav Schwab und unter Benützung älterer Quellen für die Jugend bearbeitet von Mitgliedern des Dresdener Jugendschriftenausschusses. Bilder und Buchschmuck von William Krause. (Dresden-N. C. Heinrich.)

Die geistreichen Streiche der Schildbürger, von denen einzelne bekanntlich wegen ihres Humors zum eisernen Bestande der Lesebücher gehören, erscheinen in vorliegender Ausgabe in neuem Gewande und werden gewiß hellen Jubel bei unseren Kindern und herzliches Lachen bei allen, die sich ein junges Herz bewahrten, wecken.
V.

Von Nah und Fern. Erinnerungsblätter von Anna Michaëlis. (Baden-Baden. E. Sommermeyer. 1908.)

Warme einfache Gelegenheitsgedichte, die zur Erinnerung auch nachträglich sich angenehm lesen.

Der Einfluß der Mutter auf Dichter und Helden. Eine Studie von Anna Michaëlis. (Baden-Baden. Kinderhort. 1908.)

Ein sinniges, warmherziges Büchlein, jungen Leuten besonders zu empfehlen, die noch eine Mutter haben, damit sie ängstlich sorgen, dieses göttliche Gut auf Erden, die Mutterliebe, nicht zu versäumen oder gar zu verscherzen.

Aus einem stillen Hause und andere Geschichten für besinnliche Leute. Von E. Müllenhoff. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Kurze Erzählungen, einige wie stille Bilder von Ludwig Richter, mit klaren, einfachen Strichen, ganz anspruchslos, ganz unaufdringlich, darum dem sinnenden Menschen so wohltuend; andere die ersten dunkeln Regungen darstellend, in denen Knaben- und Mädchenherzen einander zuneigen, ganz modern, von überraschend scharfer Psychologie und schöner Zartheit . . .
V.

Lord Chesterfield, Briefe an meinen Sohn. Ausgewählt und aus dem Englischen übersetzt von Dr. Karl Munding. (Stuttgart. Schwabacher Verlag.)

Dieses Buch ist ebenso merkwürdig in seinem Inhalt, als in der äußern Geschichte seiner Entstehung und Verbreitung. Ein Vater schreibt seinem Sohne Briefe vertraulichster Art. Der Sohn ist im Begriff, ins praktische Leben einzutreten. Der ihn zärtlich liebende Vater möchte ihm die Wege ebnen. Ein vollendeter Welt- und Menschenkenner, der eine fast fünfzigjährige Erfahrung hinter sich hat, der immer mit offenen Augen, immer sonnenklar in die Welt hineingeschaut, ein Mann, der die Sonde des schärfsten Verstandes an die Menschen legte, spricht zu einem unerfahrenen Jüngling, um ihm diejenige Erkenntnis beizubringen, die in den Stürmen, Nöten und Bedrängnissen des Lebens wohl keinem erspart bleibt, die aber die meisten erst mit ihrem Herzblut erkaufen müssen. Jahrelang wird die Korrespondenz geführt. Der Inhalt der Briefe wächst allmählich an zu einem ganzen System der Weltkunst und Lebensweisheit. Immer wieder werden neue Saiten aufgezogen. Da stirbt der inzwischen zum Mann herangereifte Sohn. Fünf Jahre später folgt ihm der Vater. Kaum hat sich das Grab über ihm geschlossen, so fliegen auch schon seine Briefe in die Welt hinaus. Die Gattin des Sohnes verkauft sie in Bausch und Bogen dem Verleger für die enorme Summe von 1575 Pfund Sterling. Und schon ein Jahr später sind sie öffentliches Gemeingut. In den Salons der „oberen Zehntausend", in der ganzen gebildeten Welt spricht man von „Chesterfields Briefen an seinen Sohn".
V.

Panorama der Welt- und Kulturgeschichte. Von Adam Buckreis (Nürnberg. Heerdegen-Barbeck. 1909.)

Ein enggedrängtes Nachschlagebuch über alle wichtigen Personen und Ereignisse in der Weltgeschichte. Trotz des unermeßlichen Stoffes ein handliches Buch, bald unentbehrlich dem, der es kennen gelernt hat.

Es sagt uns klar,
Was ist und war.
Nicht gründlich zwar,
Doch knapp und wahr.

Den Persönlichkeiten der neuen Zeit wird ein verhältnismäßig großer Raum zuerkannt.

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. 8. Originalauflage. Herausgegeben von Dr. H. Houben. Mit Illustrationen. (Leipzig. Brockhaus. 1909.)

Die vorliegende Ausgabe der berühmten Goethegespräche, welche Eckermann zuerst 1836 herausgegeben und seinen Namen selbst dadurch berühmt gemacht hat, verdient die ganz besondere Aufmerksamkeit jedes Literaturfreundes. Wenn auch über den eigentlichen Inhalt dieser Gespräche, die ja längst zum köstlichen Gemeingut unserer Nation geworden, kein empfehlendes Wort mehr zu sagen nötig ist, so muß doch der vortrefflichen Ausgabe selbst rühmend

gedichte. Die mitspielenden Personen sind Berg und Blume, Sonne, Fische und Gnomen, in herrlicher Sprache singen sie dem Kaiser ein wunderschönes Lob- und Segenslied.

Goethes Leben im Garten am Stern. Von Wilhelm Bode. (Berlin. E. S. Mittler & Sohn. 1909.)

Eine Lücke in der Goetheliteratur, die scheinbar nicht empfunden wurde, wird durch dieses schöne, stattliche Buch ausgefüllt. Es zeigt sich nun als durchaus nötig zum vollen Verständnis im Goetheleben. Es bringt manches Neue in Text und Bild. Kein wirklicher Goethefreund (es gibt ja freilich auch unwirkliche) wird es missen wollen.

Männer eigener Kraft. Von Hans Löw. — **Von edlen Frauen.** Von Schlatter und Bachofner. (Beide im Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel.)

Das erste Bändchen enthält die Biographien von Joseph Haydn, James Garfield, Heinrich Pestalozzi David Livingstone, Peter Rosegger und Aloys Henhöfer. Dem Verfasser ist es in guter Weise gelungen, den schlichten volkstümlichen Ton zu treffen. In warmer, packender Weise fesselt er von Anfang an seine jugendlichen Leser und versteht es, sie in persönliche Beziehung zu ihren Vorbildern zu bringen. Von den sechs Biographien des zweiten Bändchens: Helen Keller, Marie Kurz, Ottilie Wildermuth, Tante Hanna, Karoline Perthes und Elisabeth Fry, sind die vier ersten verfaßt von Dora Schlatter und die zwei andern von Anna Bachofner. Auch sie haben sich mit Geschick ihrer schwierigen Aufgabe entledigt und es vortrefflich verstanden, das Interesse für die Vertreterinnen ihres Geschlechtes zu wecken. Beide Bücher sind verständnisvoll illustriert von Adolf Glattacker. V.

Deutscher Literatur-Atlas. Von Gustav Könnecke, mit Einführung von Christian Muff. (Marburg N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1909.)

In 826 Abbildungen findet man hier die Porträts der meisten deutschen Dichter vom Mittelalter bis in die neueste Zeit. Dazu die Wiedergabe alter anmutender Bücherdrucke, Büchertitel u. s. w. In kurzen Taten werden Leben und Werke der Dichter und Schriftsteller dargestellt. Die Einleitung gibt Idee und Übersicht des Werkes. Ein interessantes Bilderbuch und Nachschlagebuch für Literaturfreunde. Eine wirklich vornehme Weihnachtsgabe. Bei einer Neuauflage wären nur noch einige unserer zeitgenössischen Dichter und Dichterinnen zu berücksichtigen, die übergangen wurden. Es gibt darunter manchen und manche, die innerlich dieser guten Gesellschaft längst angehören.

Deutsches Lesebuch für weibliche Berufsschulen. Im Auftrage des Ministeriums für öffentliche Arbeiten herausgegeben von Dr. Franz Ritter v. Haymerle. (Wien. K. k. Schulbücherverlag.)

Deutschland hat schon längst seine zeitgemäßen Schullesebücher; nun kommt doch auch Österreich nach. Die trockenen theoretischen Abhandlungen, die sonst den jungen Leuten die Literatur schon verekelten, noch ehe sie davon schmeckten, sind ausgeschaltet. Moralisierende Salbaderei, die sonst die Jugend kopfscheu machte, ist ausgeschaltet, dafür wirken die ausgewählten Lesestücke durch ihren gediegenen und wahrhaftigen Lebensgehalt um so sittigender. Die Stücke sind schlichte Erzählungen, gemütsbelebende Gedichte, geschichtliche, naturhistorische Stücke, Stimmungsbilder u. s. w., sowie auch praktische, wirtschaftliche Aufsätze, wie sie in dem Buche enthalten sind, vorwiegend für Frauenberufe berechnet. Also kann besonders auch dieses Schulbuch gleichzeitig als Volksbuch gelten.

Selbsterziehung. Von Dr. Paul Dubois. (Bern. A. Francke.) Inhalt: Einleitung. — Die Eroberung des Glücks. — Das Denken. — Das Handeln — Das Gewissen. — Die Erziehung. — Sittliche Einsicht. — Egoismus und Altruismus. — Gedankeneinkehr. — Duldsamkeit. — Nachsicht. — Demut. — Genügsamkeit. — Geduld. — Tapferkeit. — Keuschheit. — Aufrichtigkeit. — Herzensgüte. — Idealismus. V.

Die Mode, Menschen und Moden im XIX. Jahrhundert nach Bildern und Kupfern der Zeit 1790—1878. Ausgewählt von Dr. Oskar Fischel. Text von Max v. Boehn. (München. F. Bruckmann.)

Die drei fein ausgestatteten und verschwenderisch mit farbigen Abbildungen geschmückten Bände enthalten eine allerliebste Kultur-, Kostüm- und Kunstgeschichte des vergangenen Jahrhunderts, nicht wissenschaftlich erschöpfend, aber anmutig und lebendig. Der amüsante Text und die wohl gewählten Illustrationen geben ein lebenswarmes Bild jener Zeiten, ihrer Menschen und ihrer Moden. Band I: 1790—1817 Directoire-Empire-Befreiungskriege. — Band II: 1818—1842 Restauration-Biedermeierzeit. — Band III: 1843—1878. Achtundvierziger Revolution. Zweites Kaiserreich. V.

Deutsche Frauenbriefe. Herausgegeben von Emil Burger. (Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg. 1908.)

100 Frauenbriefe von Liselotte v. d. Pfalz, der Gottschedin, Maria Theresia, Eva König, Goethes Mutter, des Kreises um Goethe und Schiller, der Königin Luise, Karoline von Humboldt, Gabriele von Bülow, Klara Schu-

Fata Morgana. Roman von Albert Johannsen. (Leipzig. J. J. Weber.)

Albert Johannsen, der sich schon durch seine früheren Veröffentlichungen einen guten Namen und einen dankbaren Leserkreis erworben hat, hat es verstanden, in dem vorliegenden Buche die Fata Morgana eines einfachen Bauernsohnes, dessen unermüdliche Strebsamkeit, Ausdauer und Fleiß ihm Reichtum und Ehre verschafft haben, in packender Form zu schildern. In Kleinmalerei beschreibt er das Landleben im Norden Schleswigs, wobei ihm vor allem seine Charakterschilderungen meisterhaft gelungen sind. Groß und kühn steht die Gestalt Laurid Knudsens vor uns, dessen schönste Jugendträume in Erfüllung zu gehen scheinen, bis das heißersehnte nahe Glück plötzlich vor seinen Blicken verschwindet.

V.

Pflug und Saitenspiel. Das Liederbuch von Rudolph Aeberly (Bauer und Dichter). Mit dem Porträt des Verfassers und dem Bilde des Dichterhauses. Zu beziehen beim Verfasser in Pflugstein Erlenbach (Zürich) und durch alle Buchhandlungen. 1908.

Nur ein einziges Gedicht greifen wir heraus und erkennen in ihm die Tiefe dieses Bauerndichter-Gemütes:

Ihr einzig Kind.

Geschäftig eilt der Lärm sonst durch den Flur
Und harsche Tritte krachen auf den Dielen;
Jetzt hört man kaum das alte Lied der Uhr
Und kaum getraut die Katze sich, zu spielen.
Dem Mütterlein verschmachten die Narzissen
Und Spinnen weben ungestört im Spind,
Denn fieberheiß seufzt auf den bleichen Kissen
Ihr einzig Kind!

Die Mutter lächelt noch im frommen Mut
Und schleppt sich mühsam durch das dunkle Zimmer,
Und draußen in der Küche trübt die Flut
Der bittern Tränen ihr des Tages Schimmer.
Sie weiß nicht, was sie tut im irren Streben,
Als wär' vom Kummer schon ihr Auge blind,
Denn auf dem Lager ringt um Tod und Leben
Ihr einzig Kind!

Sie hat gekämpft in Sorgen früh und spät
Für dieses Röslein an dem schwachen Zweige,
Und wenn sein Lenz im Maienfrost mißrät,
Dann geht es auch mit ihrer Kraft zur Neige!
Schon sucht sie tastend nach der Hand zu fassen,
Die uns zum Frieden führt so sanft und lind,
Und auch im Tode wird sie nicht verlassen
Ihr einzig Kind!

Da strömt der Lenz durchs offne Fensterlein
Und eine kranke Blume darf gesunden
Und wieder hat ein Haus den Sonnenschein
Und eine Mutter ihre Welt gefunden.
Kein and'res Glück sagt wohl im tiefsten Wesen,
Daß Dankeszähren süße Perlen sind,
Wie wenn ein Gott der Mutter läßt genesen
Ihr einzig Kind!

Und ähnliche tieffurchende Lieder enthält das Buch viele. Es ist eine neue Dichtererscheinung, an der man nicht vorübergehen darf.

Alte Lieder. Ausgewählte Dichtungen von Franz Haymerle. (Wien. Österr. Verlagsanstalt.)

Von der edlen Wärme dieser schlichten Gedichte eine Probe:

Wenn ich dich küsse, ist es feurig wild,
Mit meiner Jugend Glut umfang ich dich;
Du aber küssest mich so rein und mild,
Als wolltest du auf ewig segnen mich.

Ich küsse dich, als wärs der erste Kuß,
Mit dem ich dich geweiht für immer mein;
Du küssest mich, als müßte dieser Kuß
Der letzte Kuß, der allerletzte sein.

Deutsche Hobelspäne. Stoßseufzer und Stammbuchblätter von Heinrich Vierordt. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1909.)

Grobkörnige Sprüche nennt sie der Verfasser selbst, er wolle damit niemanden kränken und niemandem auch was schenken. Manch gesalzene Wahrheit, bisweilen auch ein Tröpfchen Schwefelsäure, aber alles gut deutsch gemeint.

Hedi und Fredi, das lustige Zwillingspaar. Von Jenny Thieme und Balduin Gärtner. (Altenburg. Stephan Geibel-Verlag.)

Dieses reizende Büchlein bildet eine Bereicherung des Weihnachtsmarktes und ist besonders geeignet, allen Kindern bis zum Eintritt in die Schule zu ihrem Ergötzen in die Hand gegeben oder von der Mutter ihren Lieblingen vorgelesen zu werden.

V.

Dichtergrüße. Neuere deutsche Lyrik, ausgewählt von Elise Polko. Neubearbeitung von J. R. Haarhaus, in neuer Ausstattung unter künstlerischer Leitung von Walter Tiemann. 301.—312. Tausend. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Diese Anthologie, seit ihrem ersten Erscheinen ein Lieblingsbuch des deutschen Hauses, zieht abermals hinaus — in einer neuen Bearbeitung und in einer neuen Ausstattung, um sich auch die jüngste Generation zu erobern. — Die neue Bearbeitung — wohl die zwanzigste — hat wieder J. R. Haarhaus mit feinem Sinn und Verständnis geschaffen: eine umfassende, treffende Auswahl neuzeitlicher Lyrik aus allen Gebieten.

V.

Huldigungs-Festspiel der Steiermark. Zum 60jährigen Regierungs-Jubiläum des Kaisers von Mathilde Gräfin Stubenberg. (Berlin. Theater-Verlag E. Bloch.)

Es kann nur gesagt werden: Schade ist's, daß dieses tiefpoetische Gedicht zum Aufführen am Festtage zu spät kam. Aber nicht zum Lesen. Es ist anders, als die gewöhnlichen Huldigungs-

Das Buch von Peter und Jann. Von Manuel Schnitzer. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Der Marquis von Weyermoor. Roman von Luise Westkirch. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Wie die Menschen einmal sind. Erzählungen von Gustav Wied. Deutsch von Ida Jakob Anders. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Betty Rosa. Erzählung von Karin Michaëlis. Deutsch von Mathilde Mann. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.)

Unfruchtbar. Erzählung von Edith Rebelong. Deutsch von Helene Klepetar. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.)

Die Entfesselten. Novellen von L. Felix Pinus. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Amnamaig. Eine Dorfgeschichte aus dem Bayreuther Land von Hans Raithel. (Leipzig. C. F. Amelang. 1909.)

Der neue Hauslehrer und andere Novellen von Christine Gräfin Thun-Salm. (Wien. Karl Fromme. 1909.)

Frank Waldfrieds Traum. Eine verwunderlich wahrhaftige Mär von Ernst Ritter v. Dombrowski. (München. J. S. Lehmann. 1908.)

Strichler der Nervöse. Von Artur Dworzak. Mit Zeichnungen von H. Pangratz. (Wien. Karl Konegen. 1908.)

Märchen. Von Hans Christian Andersen. Mit Bildern von Maximilian Dasio, Ernst Ewerbeck, F. Haas und Franz Hein. (Berlin. Fischer und Franke.)

Förster Kroll erzählt. Lustige Geschichten und Märlein von Paul Robel. Mit Bildern von Alexander Tschacher. (Berlin. Schall & Rentel.)

War es Sünde? Eine Dorfkomödie in vier Abteilungen. Von A. Holner. (Warnsdorf. Ed. Strache. 1908.)

Die Meisterwerke der deutschen Literatur. Von Klopstock bis zur Gegenwart. In Auszügen. Von G. Burchard. (Paris. Eduard Cornely & Co.)

Welt und Leben. Neue Gedichte von Wilhelm Idel. (Elberfeld. Martini & Grüttefirn. 1908.)

Mittag. Neue Gedichte von Julius Koch. (Bremen. Gustav Winter. 1909.)

Schatzkammer. Eine Auslese bester Erzählungen und größerer Bruchstücke aus berühmten Romanen und epischen Gedichten der Weltliteratur, herausgegeben von Norbert Falk. Mit Bildern. (Berlin. Ullstein u. Co. 1909.)

Joseph Haydn. Ein Lebensbild, Alten und Jungen im Volk erzählt von Hans Löw. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Die Stimme der Großen. Vierter Band: Voltaire. Herausgegeben von Walther Schulte vom Brühl. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.)

Von edlen Frauen. Sechs Biographien, für die reifere Jugend zusammengestellt von Dora Schlatter. (Basel. Fr. Reinhardt.)

Aus Helen Kellers Jugendzeit. Zusammengestellt für die Jugend von Dora Schlatter. (Basel. Fr. Reinhardt.)

Sonniges Alter. Vier Abhandlungen eines Hundertjährigen über die Kunst, durch Mäßigkeit ein hohes Alter zu erreichen. Von L. v. Cornaro. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Reiseerinnerungen. Von Heinrich Hansjakob. Erster Band. Verlassene Wege. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Aus meinem Privatleben. Auch ein Kulturbild aus der Gegenwart von Max Sartorius. (Selbstverlag des Verfassers, z. Z. Spindelmühle.)

Liebe in Natur und Unnatur. Von Wolfgang Burghauser. I. Teil. (Wien. Karl Konegen. 1908.)

Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen, zusammengestellt und erläutert von Dr. Konrad Guenther. 14. Lieferung. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Naturgemäßes Leben und Denken. Ein Buch der Hygiene von Dr. A. Guthmann. (Stuttgart. Schwabacher Verlag.)

Potentialtheismus. Ein neuer Weg zur Lösung der „Welträtsel" von Candidus. (München. Th. Ackermann. 1908.)

Freundesgrüße an Alfred Klaar. Zum 60. Geburtstage. 7. November 1908. (Stuttgart. F. G. Cotta Nachfolger.)

Zur Psychologie des Militarismus. Von einem deutschen Soldaten. (Leipzig. Otto Wigand.)

Theologie und Geburtshilfe. Nach F. E. Cangamila's Sacra Embryologia. (Prag. Karl Bellmann. 1908.)

Schützt die Kinder vor den geistigen Getränken! Ein Aufruf an die Frauen aus dem Volke von Dr. med. Michael Schacherl. (Wien. Brüder Suschitzky. 1908.)

Schütting-Kalender. (Hannover. Adolf Sponholz Verlag, G. m. b. H.)

Derselbe hat sich in erster Linie niedersächsische Heimatpflege in Wort und Bild, in Poesie und Prosa, Erforschung und Darstellung der Geschichte des Volkstums und Heimatlandes zur Aufgabe gestellt.

Schweizer Heimkalender pro 1909. Ein Volksbuch im Verlag von Arnold Bopp in Zürich.

mann, Annette von Droste-Hülshoff, Käthchen Fröhlich, Reuters Lowising, Luise von François, der Großherzogin Luise von Baden u. v. a. m. V.

Österreichische Rundschau. Herausgegeben von Dr. Alfred Freiherrn v. Berger, Leopold Freiherrn v. Glumecky, Dr. Karl v. Glossy, Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer. Fünfter Jahrgang. Erscheint monatlich zweimal. (Wien. Karl Fromme.)

Diese Zeitschrift, der man anfangs nach vielen österreichischen Erfahrungen keine allzulange Lebensdauer prophezeit hat, wird von Jahr zu Jahr gediegener. Jede Nummer bringt gut orientierende, oft glänzend geschriebene Aufsätze über politische wie soziale Zeitfragen. Plaudereien über Kunst und Literatur und vortreffliche Erzählungen. Eine Übersicht zum Schlusse jeden Heftes wird zum Tagebuch der Zeit. Kaum einen der Artikel wird der Leser überschlagen, fast jeder ladet ihn ein und fesselt ihn, unterrichtet ihn, bereichert ihn. Wenn dieser Rundschau, die vornehm-freiheitlich gehalten, aber nicht Parteischrift ist, schon etwas fehlt, so ist es vielleicht ein großes Publikum, das sie verdient, das bei uns für solche Zeitschriften freilich so leicht nicht zu finden ist. Es muß ein solches allmählich erst erzogen werden.

Deutsche Heimat. Blatt für deutsche Volkskunde und Kulturgeschichte in Österreich. Herausgegeben vom Verein „Deutsche Heimat". (Wien. VII. Kirchengasse 26.)

Den Bestrebungen des Vereines „Deutsche Heimat" kann gar nicht genug Beihilfe gebracht werden. Er ist und kann noch mehr zum Mittelpunkt deutsch heimatlicher Volkskunde und Bestrebungen gemacht werden, besonders in unserer, die Heimat preisgebenden, zigeunerhaft zerfahrenen Zeit. Der Wert der Heimat muß wieder aufgezeigt werden für solche, die im Begriffe sind, sich eine zu gründen und für solche, die im Begriffe sind, die ihre zu vertun. Wir verweisen auf die Zeitschrift „Deutsche Heimat"; sie ist eine Fundgrube volkstümlichen Lebens, volkstümlicher Sitten und Dichtung. Wir müssen wieder mehr dahin zurück, wenn wir uns national behaupten wollen. In den Städten besteht das Deutschtum meist nur noch im Worte. In der Tat, das wahre, tiefe Deutschtum gründet draußen auf der Scholle.

Die Bücher der Bibel. Herausgegeben von F. Rahowes. Zeichnungen von E. M. Lilien. Erster Band: Überlieferung und Gesetz. (Braunschweig. Georg Westermann.) Wir werden diese bedeutsame literarische Erscheinung seinerzeit zu würdigen suchen.

Neue Kalender. Die Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz hat auch für das Jahr 1909, wie alljährlich, eine Anzahl von Kalendern herausgegeben, die den Wünschen der verschiedensten Lebenskreise in ebenso handlich-praktischer als geschmackvoller Weise entgegenkommt. Wir erwähnen davon: den Almanach, den Blattkalender (einseitig), den Blattkalender (zum Stellen), den Brieftaschenkalender, den Portemonnaiekalender (broschiert), in Leder, in Metall, den Mandlkalender (gemalt), den Mandlkalender (schwarz-rot), den Tagesblockkalender, den Lapperlkalender, den Schuberlkalender, den eleganten Taschenkalender mit dem Porträt „Rosa Fischer", den Wandkalender (groß, aufgezogen), den Wandkalender (klein, aufgezogen) den Wochennotizkalender, den Grazer Schreibkalender, 125. Jahrgang, und den Schreibkalender für Advokaten und Notare, 118. Jahrgang, sowie den großen Farbendruckkalender, darstellend eine Gesamtansicht von Bruck a. d. M. V.

Bauernbündler-Kalender für das Jahr 1909. Aus dem Inhalte des vorliegenden Kalenders heben wir die Erzählung „Im Bauernrocke sind wir alle Kameraden" hervor, ferner finden sich eine Menge sonstiger Aufsätze, Skizzen und Schilderungen, sowie eine große Anzahl volkswirtschaftlicher geographischer Darstellungen. V.

Bei Melchior Kupferschmied in München erschienen:

Die Kunst, gut zu schlafen und früh aufzustehen. Von Dr. Fritz Stark. — **Lehrbuch der Mnemonik oder Gedächtniskunst.** Von Dr. Hermann Kothe. — Neu herausgegeben und bearbeitet von Dr. W. Walter Gebhardt. — **Bibel und Spiritismus.** Von Allan Bates.

Lachende Masken von Siegfr. Rehm. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock.)

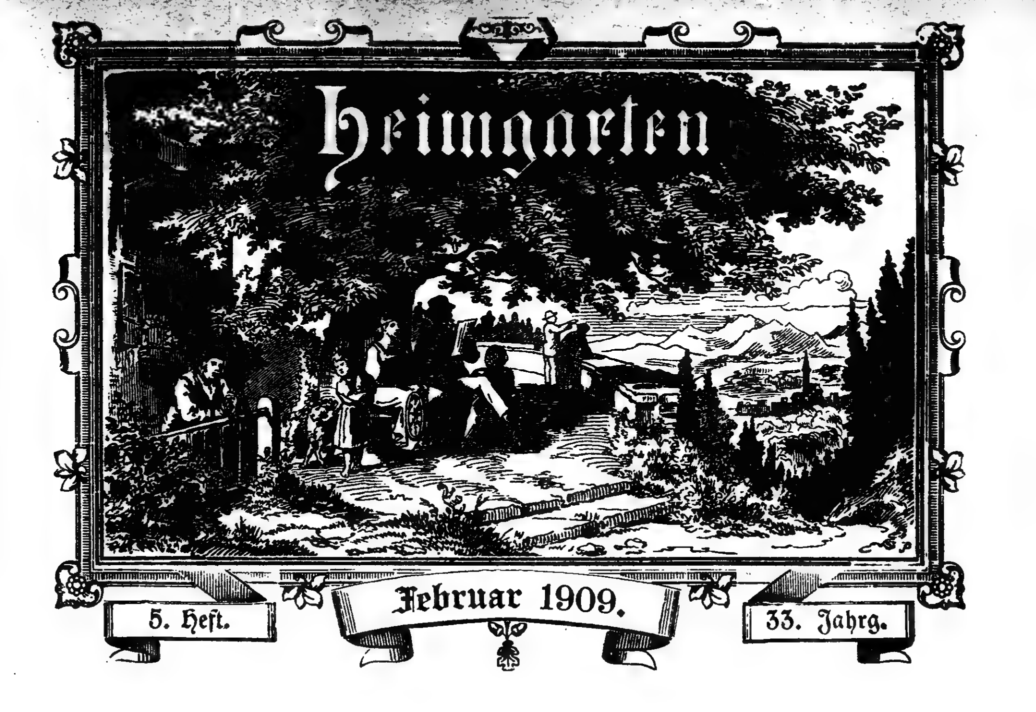
Es ist eine Galerie geistreicher Spötter, witziger Köpfe, lustiger und origineller Gestalten u. s. w., die, begleitet von einer amüsanten Vorrede, hier in Auswahl und unter Beobachtung eines vornehmen literarischen Gesichtspunktes vorgeführt wird.

Büchereinlauf.

Der große Frühling. Roman von Albert v. Trentini. (Berlin. Schuster & Löffler. 1908.)

Die Stadt der Lieder. Wiener Originalroman von Siegfried Robert Nagel. (Prachatitz. Allgemeine Volksbücherei deutsch-österreichischer Schriftsteller. 1908.)

Rapunzel. Von Ludwig Finckh. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)



Sternschnuppen.

Novelle von **Emil Ertl.**

Es lag noch viel Schnee rings auf den Gebirgen, und über die Höhe, auf der der kleine Alpengasthof stand, strich der Frühsommerwind scharf und herbe, obgleich die Gipfel und Grate, von denen er herüberwehte, schon italienische Namen trugen. Ein Mann, Anfang der Dreißig etwa, in weitem braunen Sammetanzug, näherte sich, von den blumigen Matten niedersteigend, wo die letzten Zirbelkiefern ragten, langsam dem Hause. Er war hochgewachsen, hünenhaft beinahe, mit gesund geröteten Wangen und einem mächtigen fuchsroten Bart, ein Bild zusammengefaßter männlicher Kraft, wie er so gelassen den Weg daher kam, in der Hand vorsichtig eine aufgespannte Leinwand tragend, auf der die Farben noch naß waren. Ein bloßfüßiger Bub, der hinter ihm drein ging, schleppte Staffelei und Malkasten; denn obgleich die Sonne noch lange nicht in Mittagshöhe stand, hatte der Maler schon Feierabend gemacht: in der bitterkalten ersten Morgenfrühe war er bereits an seiner Arbeit gewesen. Den taufrischen Gebirgsmorgen wollte er einfangen in seiner ganzen markigen Pracht, daß einem seine Kühle und sein Duft aus dem Bilde ordentlich entgegenschlagen sollten.

Am Hause angelangt, stiegen die beiden die knarrende Holztreppe empor, die von außen hinaufführte, der Junge schaffte Malgeräte und Leinwand aufs Zimmer. Der Maler rekelte sich und dehnte seine

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. (Kempten und München. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Postkarten des „Heimgarten".

S. S., Graz. Sie muten uns doch nicht zu, unser Blatt für Privatpolemiken zur Verfügung zu stellen, über Dinge, die die Öffentlichkeit nichts angehen.

F. L., Lemberg. Wir danken. Der Aufsatz behandelt ein altes Buch, das aus noch älteren Büchern zusammengeschrieben ist. Alles Staub und kein Saft.

W. M., Innsbruck. Sind mit Vergnügen dazu bereit. Derb kann's sein, aber nicht lüstern; auch grob aber nicht frech.

* Da kommt uns noch ein **Beitrag zum Streit um die „Keuschen"** zu, den wir, obschon die Sache als entschieden zu betrachten ist, noch abdrucken: Des Volkes langsamere Gedankenfahrt hat großen Tiefgang. Ich will damit sagen, daß das Volk rein äußerliche Beziehungen gering schätzt und sie in seiner Begriffsbildung wie in seinem Handeln meist außeracht läßt.

Ein „keusch's Bürschl"*) habe ich in meiner Heimat nie zu Gesicht bekommen. Aber als einst ein schmächtiges Dirnlein heiraten sollte, hörte ich ein Bauernweib bedauernd sagen: „Ist schade; so ein keusch's Leutl und er so ein baumfester Ding!"

Nie habe ich gehört, daß Sachen als „keusch" bezeichnet worden wären. Soweit meine Kenntnis der oberösterreichischen Mundart reicht, wird dieses Wort nur auf junge, schwächliche Personen angewendet, welche der Aufopferung nicht gewachsen zu sein scheinen, die der Ehestand fordert. Solche Leute sollten ein möglichst enthaltsames Leben führen, sollten bleiben, was sie sind, keusche, weil für die Keuschheit geschaffene Menschenblüten, denn die Pflichten der Ehe würden sie vorzeitig zerreiben: das scheint mir die tiefere Beziehung, der Grund, das Recht dieser Wortanwendung zu sein. Mit der „Keuschen" aber hat die Keuschheit sicher nichts gemein außer der bekannten — Hinfälligkeit.

Rosegger hat das Wort „Keuschen" von „Gehäuse", „Gehäuschen" abzuleiten versucht. Auch meine Meinung. Warum soll der Bauer seine Behausung nicht sein „Gehäuse" nennen? Und wenn sie recht bescheiden ist, warum sollte er ihr nicht die Deminutivform geben, die er so gern und häufig anwendet? Warum soll er sich nicht die Aussprache vereinfachen, indem er statt „Gehäuschen" „Ghäussen" sagt? Und wenn er Gebirgsbewohner ist und als solcher seine natürliche Abhärtung auch auf seine Zunge überträgt, indem er statt „g" regelmäßig „k" und statt „bist" manchmal „bischt" sagt, warum in aller Welt soll er sein „Ghäussen" nicht Keuschen nennen? Weil ihm der Mann in der Bücherstube die Vorsilbe „ge" streitig macht. Warum erlaubt aber dieser Buchstabengeizhals, daß der Bauer das Gesäuse „'s Gsäus" nennt? Liegt hier nicht ein analoger Mißbrauch dieses kostbaren Partikels vor? Nein? Dann etwas anderes.

In meiner Heimat tragen die Bauern Taschenuhren. Sind diese Chronometer auch meist die Strapezierung eines Fremdwortes nicht wert, weil der Bauer in seinen Ausgaben sparsamer ist als der Buchhändler in den seinen, so ist ihm der Zeitweiser doch wegen seiner Unentbehrlichkeit lieb. Damit aber dieses Besitzstück bei der schweren Arbeit, die manchen Puff setzt, nicht beschädigt werde, schützt er es mit einem Gehäuse. Und dieses Gehäuse nennt er „Ghäuß".

Ein Oberösterreicher.

*) Nach Schmidhuber, „Heimgarten", Seite 160.

Druckfehler. Auf Seite 232, im Gedicht „Neues Leben" soll es in der dritten Strophe, 4. Zeile, heißen: „Und sein Herz wird heiß durchwehn" (statt Haß durchwehn.)

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 12. Dezember 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Nun blieb nur mehr ein schmales, schwindelndes Band querhin über bodenlosen Abstürzen, ein Grausen wandelte ihn an, daß ihm die Haare fast zu Berge stiegen — da setzte er das Glas vom Auge und saß wieder wohlbehalten auf der hölzernen Veranda des Zirmkogelhauses. Vergnügt blickte er rundum, mit einem starken Gefühle des Lebens in sich. Es war gut sein hier oben, wo die Welt aller Schwere entkleidet. In völliger Wunschlosigkeit floßen ihm die Tage hin . . .

Unter der Veranda schlürfte der Knecht vorüber mit einer ungeheuren Heulast auf dem Kopf, die in ein grobes Leinentuch gebunden war. Man konnte nichts von ihm sehen als eine Hand, die die Bürde im Gleichgewicht hielt, und die schweren Holzschuhe an den Füßen.

„Ist der Michel schon zurück, Anderl?"

„Werd glei kemma, kann nimmer lang dauern", kam es unter dem Heubund hervor.

Es war kein zweibeiniger Michel, um den es sich handelte, sondern der Packesel, der den Verkehr der Höhe mit den gesegneteren Gefilden des Tales vermittelte. Jedesmal, wenn er nach Hause kam und ihm der Packsattel abgenommen wurde, warf Michel sich zu Boden und wälzte sich auf dem Rücken, anders tat er es nicht; denn bevor er seinen Stall bezog, mußte er die Stelle scheuern, wo der Sattel ihn gedrückt hatte. Und es gehörte zu den harmlosen kleinen Zerstreuungen des Zirmkogelhauses, dabei zuzusehen, wie das Tier seine vier Beine von sich streckte und sich wie ein großer Hund im Staube wälzte . . .

„Zeit lassen, Zeit lassen!" mahnte der Maler. „Der Michel läßt sich auch Zeit, heute. Richtest ihm derweilen das Futter, gelt?"

„Joa, joa, sell wol!"

Die Holzschuhe setzten ihren schlürfenden Gang fort, langsam schwankte der Heubund gegen die offene Stalltür. Den Maler fing es an zu hungern, weil schon von Futter die Rede gewesen war.

„Filomena!"

Der Ruf hatte zwar keinen Erfolg, doch wurde er nicht ungeduldig deswegen, er hatte Zeit und konnte warten. Das gehörte auch zu dem Erlösenden da oben, daß man Zeit hatte und warten konnte. Daß man nicht gehetzt wurde und also auch andere nicht zu hetzen brauchte. Gemächlich ließ er eine Weile hinstreichen, bevor er schonend und wie um Entschuldigung bittend seine Stimme abermals erhob: „Filomena —? Könnt' ich vielleicht nach und nach was Eßbares bekommen?"

Da trat endlich das blonde Hausmädchen in die Tür. Sie nestelte noch an den Silberkettchen ihres schwarzen Sammetmieders.

„Iach hab mich nur erst ein bissel schön machen müssen", entschuldigte sie sich; „soll iach das Gabelfrühstück bringen, Herr Welspach?"

Glieder, rückte sich einen Stuhl auf der schmalen hölzernen Veranda zurecht, setzte sich in die Sonne und ließ sich anscheinen. Er war zufrieden mit sich. Er fühlte, daß er jeden Tag einen Ruck vorwärts tat in seiner Kunst, daß er sich die Natur unterjochte, Schritt für Schritt. Er fühlte, daß die Einsamkeit in der großartigen Bergwelt seinen innern Menschen stärkte, daß er freier wurde dabei und reiner. Und das würde auch dem Künstler in ihm zugute kommen, hoffte er; wie eine wundertätige Heilquelle gegen das ewige Getue und Gerede, das in der Stadt um die Kunst herum ist, empfand er diese Einsamkeit. Denn er war in dieser frühen Jahreszeit der einzige Gast in der hochgelegenen kleinen Alpenherberge, und außer den paar Touristen, die gelegentlich vorbeikamen, hatte er seit Wochen niemand gesehen und gesprochen als die Hausleute und die wenigen Bergbauern, die es in verstreuten Höfen der Umgegend gab.

Gemächlich ausruhend zog er einen kleinen Feldstecher aus der Tasche, ein kostbares Prismenbinokel von erlesener Ausführung, und überließ sich dem harmlosen Vergnügen des Schauens. Das Glas zeichnete wunderbar klar und scharf; in dem breiten Dorfe Kaltern, das tief unten an der gegenüberliegenden Talseite im grünen Gelände hing, konnte er jedes Haus, jedes Fenster, ja die Blumen an den Fenstern unterscheiden, und wenn der Spiegel des kleinen Kalterer-Sees sich trübte, an dessen Uferhängen der berühmte Seewein gezogen wird, so nahm er sogar die kleinen flinken Wellen wahr, die eine verirrte Brise oft ganz wunderlich gerade in der Mitte oder streifenförmig die Ränder entlang aufkräuselte. Nicht weit davon sonnten sich zwischen frühlingsjungen Rebenpflanzungen die blühenden Dörfer und altersgrauen Edelsitze des Eppan, von den schweren, purpurnen Porphyrfelsen der Mendel überragt, und weiter hinaus wurde die Sohle des Etschtales sichtbar, mit dem vielfach gewundenen Fluße, der jetzt hinter Weidengebüsch verschwand, jetzt aufleuchtend den Himmel widerspiegelte . . .

Es war ein behagliches und unbeschwerliches Wandern durch die paradiesische Gegend — immer das Glas vor den Augen. Der Fuß wurde nicht staubig dabei und der Gaumen nicht trocken, man lief sich nicht müde und kam doch wie spielend vom Fleck. Und wenn die Reize des Tales oder des weinreichen Mittelgebirges von Überetsch sich erschöpfen wollten, so machte man sich im Handumdrehen davon und kletterte unbekümmert aus dem Lieblichen ins Kühne, die steilen Felswände des Mendelstocks hinan, ohne Seil und Sicherung, ein Übermensch der Touristik. Jetzt hing er, nach Griffen und Tritten auslugend, waghalsig in starren Steinschrunden und suchte nach einem rettenden Kamin und fand ihn auch und arbeitete sich darin empor, senkrecht beinahe, immer höher, bis der Kamin seicht wurde und sich verlor.

„Unverantwortlich haben sie ihm wieder aufgeladen, dem armen Schelm!“ murrte es unter dem Feldstecher hervor. „Den Flavio, den rohen Burschen, will ich nächstens einmal ordentlich bei den Ohren nehmen, er schindet uns den Michel noch zu Tode! Aber eh’ man so einem Welschen Mitgefühl für ein Tier beibringt . . .“ Er unterbrach sich: „Hollah, was ist denn das? Da kommt ja der weiße Mulo hinter dem Michel drein und schleppt ein Frauenzimmer?“

Filomena gab keinen Ton von sich, sie getraute sich nicht zu sagen, was sie wußte.

„Und weil aller guten Dinge drei sind“, stellte Welspach fest, immer das Glas vor den Augen: „noch ein drittes Tragtier hintennach, wieder mit einem Frauenzimmer!“

„Ein Kind sollt halt auch noch mit dabei sein?“ wagte Filomena behutsam sich hervor.

Aufmerksam und feindselig durchforschte er das klar und zierlich gemalte Miniaturbild, das sich auf der Linse seines Instruments bewegte: „Wahrhaftig! In einem der Tragkörbe, die der Michel schleppt, rührt sich was!“

Er legte den Feldstecher vor sich auf den Tisch und verschränkte die Arme über der Brust.

„O Filomena, dein Antlitz heuchelt Unschuld, aber dein Herz ist voll Falsch! Erkläre dich näher, Schlange im Taubengefieder: Was hat dies alles zu bedeuten?“

„Sommergäscht kommen!“ platzte sie trotzig heraus. „Iach habs eh gschwind gesagt: Die Säsonn fangt an; da kann iach doch niacht dafür?“

Freilich, das mußte er zugeben, dafür konnte sie nichts; aber unbequem war es ihm halt einmal. Wenn er Gesellschaft haben wollte, konnte er gleich in der Stadt bleiben, dazu war es nicht notwendig, erst hier heraufzuklettern.

„Weiß man denn, wer die Leute sind, und ob sie lange bleiben wollen?“ forschte er mit finster zusammengezogenen Brauen.

Freilich wußte man es, hatten sie doch im vergangenen Jahre um dieselbe Zeit ein paar Wochen im Zirmkogelhaus zugebracht! Und Filomena wurde auf einmal gesprächig, als es galt, die neuen Gäste herauszustreichen. Da war einmal eine alte Dame — die Baronin nannte man sie halt — eine liebe, gute, niederträchtige*) Frau! Dann die kleine Lydia, ihr verwaistes Enkelkind, ein Dirndele wie ein Moidele! Und endlich ihre Nichte, ein Fräulein — ja, der Name fiel ihr jetzt nicht mehr ein; aber sauber war die, nicht zum sagen, so wie die Muttergottes oben in der Kirche über dem Altar, so mudlsauber und fein!

*) In Tiroler Mundart so viel wie leutselig.

Mit offenem Munde staunte er sie an: „Der Tausend noch einmal, wie schaust denn du aus?"

Da fing sie an, ein wenig schämig zu tun: „Die Mutter hat gmeint, iach sollt mich fein anlegen; die Säsonn tät jetzt anfangen, sagg sie."

Er erschrak und betrachtete sie mißtrauisch von der Seite: „Die Säsonn? Es werden doch um Gotteswillen keine Gäste anrücken?"

„Mit Jahnen allein können wir niacht bestehn!" lachte sie schnippisch zurück und entfernte sich, ihm seinen Imbiß zu holen.

Eigentlich mußte er es einsehen, daß ein Gasthof nicht von einem einzigen Gast leben konnte. Aber es war ihm ein widerwärtiger Gedanke, daß er wieder Stadtgesichter sehen sollte. Indessen glaubte er noch nicht recht an die „Säsonn". Es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht ist, dachte er, und der Wunsch ist vermutlich wieder einmal der Vater des Gedankens gewesen. Mit gesunder Eßlust machte er sich, da Filomena mit Speise und Trank zurückkehrte, über die Mahlzeit her.

„Einstweilen könnt ihr froh sein, daß ihr mich habt", sagte er, sich von dem rubinroten Tiroler einschenkend. „Die richten sich's schon einmal so gescheit ein, die Leut': Bevor nicht alle Blumen verblüht sind, kommen sie nicht in die Berge. Ihretwegen hättest du noch lange kein zusammenschnürendes Theatermieder anzulegen brauchen, o schönbusiges Mädchen!"

„Gefallts Jahnen eppa niacht?" fragte Filomena halb gekränkt und halb geschmeichelt.

„Ist denn das eine Landestracht?" herrschte er sie an. „Schlierseerisch schaut es aus oder so wie bei den Salontirolerinnen: Duliöh, duleriöh! Nach Fremdenindustrie schaut es aus! Muß man vielleicht künftig Kurtax' zahlen hier oben? Unter der großen Zirm könntet ihr die Kurmusik spielen lassen: Der Anderl tutet auf seinem Kuhhorn, du kannst den Fotzhobel*) dazu blasen und der Michel besorgt die Begleitung: I—ah! I—ah!"

Filomena lachte. Sie stand am Geländer, die Augen mit der Hand beschattend, und spähte in die Ferne.

„Ein schianes Konzert wär des! Und die Musikanten werden auch bald beisammen sein, dort kimmt er eh grad daher, der Michel."

Er setzte wieder das Glas ans Auge und blickte nach dem Waldrande hinüber, wo der aus dem Tale emporführende Saumpfad auf die freien, felsigen Alptriften heraustrat. Richtig, da tauchte der Michel aus dem Waldschatten auf und strebte mit lobenswertem Eifer gegen die Höhe. Es war, als verdopple das nahe winkende Ziel seine Kräfte.

---

*) Mundharmonika.

„Wo kommst du auf einmal her, Mensch? Beinah' hätt' ich dich nicht wieder erkannt, obgleich du dich eigentlich gar nicht besonders verändert hast. Mach dir's nur gleich bequem! Komm, setz dich zu mir! Filomena, noch ein Gedeck! Ist das nicht gelungen, daß wir uns so wie auf Verabredung hier oben treffen?"

Nun saßen sie vergnügt beisammen, Schulkameraden von ehedem, die einander seit Jahren nicht mehr gesehen hatten.

„Direkt merkwürdig, das!" sagte Hüttinger, sich den Schweiß von der quergestreiften Stirn trocknend; „in Wien ist es genau so, als ob wir nicht in derselben Stadt lebten. In diesen entlegenen Bergwinkel muß man kraxeln, um dich wieder einmal zu Gesicht zu bekommen. Wie ist dir's immer ergangen? Gut? Bravo! Und sag, du siehst ja ganz eingenistet hier aus; du kennst natürlich die umliegenden Touren?"

„Nicht die Spur! Zur Touristik hab' ich keine Zeit, weißt du",

„Ach so — natürlich! du arbeitest hier oben? Auch ein Standpunkt! Für mich sind die Berge reine Erholung. Gegengewicht gegen das ewige Bureausitzen und gegen das Dickwerden. Wenn man nur vierzehn Tage Urlaub hat . . ."

„Bist du denn noch immer in diesem . . . diesem . . . Amte, wo du gleich anfangs eingetreten warst?"

Das gutmütige Gesicht Hüttingers, von dem die Haut sich wie von einer gar gekochten Kartoffel schälte, nahm einen sauern Ausdruck an. Er antwortete nur mit einer Handbewegung, die ungefähr sagen mochte: „Erinnere mich nicht daran!"

„Warum läufst du ihnen nicht ganz einfach fort?" fragte Welspach, dem alles Gebundensein ein Greuel war.

„Du lieber Gott, wenn man Familie hat —!"

„Ach so —? Wohl gar Kinder? Vier —? Armer Narr!"

„Gerade bedauern brauchst du mich deswegen nicht!" sagte Hüttinger ein wenig gekränkt. „Denn, weißt du, es ist schon auch eine Freude dabei. Wer das nicht kennt, der kennt doch eigentlich das Leben nicht. Pardon — das ist so meine unmaßgebliche Ansicht."

„Meine gerade nicht", versetzte der Maler lachend; „aber deswegen brauchen wir uns nicht zu streiten. Die Familiengründer flößen mir von je einen Mordsrespekt ein. Es gehört Courage dazu. Und wenn ich vielleicht die nötige Courage allenfalls noch aufbrächte — eigentlich hab' ich gar keine Gedanken übrig für so was. Mein Handwerk macht mir genug zu schaffen."

„Deine Kunst, meinst du?"

„No ja, sagen wir halt Kunst. Es dauert lange, du, bis einer in seinem Handwerk so weit kommt, daß man von Kunst reden kann."

Das schlug dem Faß den Boden aus. Er steckte seinen Feldstecher in die Tasche, stand auf und machte Miene, sich auf sein Zimmer zurückzuziehen.

„Von heute ab deckst du für mich nicht mehr im Eßzimmer, hörst du! Ich werde für mich allein in der Diele speisen, auf dem kleinen Tisch in der Erkernische."

„Sein Sie so leutschiach?" machte das Mädchen sich lustig. „Da werden sich die neuen Damen was Schianes von Jahnen denken!"

„Daß ich ungestört bleiben will, werden sie sich denken, törichte Jungfrau! Und wahrscheinlich werden sie damit nicht allzu weit vom Ziel geschossen haben!"

* * *

Ein paar Stunden später saßen im Speisezimmer des Zirmkogelhauses die beiden neuangekommenen Damen mit dem Kinde bei der Mahlzeit. Sie waren die einzigen Gäste, die sich in der gemütlichen, mit Zirbelholz getäfelten Stube befanden, der Maler Welspach hatte wirklich nebenan in der Diele Platz genommen und verzehrte sein Mittagsbrot für sich allein, im Schmollwinkel gewissermaßen, an dem kleinen Tisch im Erker, wo Filomena ihm seinem Wunsch gemäß gedeckt hatte. Aber er konnte seiner Lage nicht ganz froh werden, immer blieb ihm ein bißchen das Gefühl, als benehme er sich unziemlich, so eifrig er sich auch einzureden versuchte, daß es sein gutes Recht sei, für sich allein zu bleiben.

Während er noch überlegte, was da zu tun wäre, verdunkelte sich auf einmal die Diele, eine breite Gestalt war von außen in die niedrige Türöffnung getreten. Gleich darauf trappsten unter einem biederen „Bergheil!", das sich mehr an das Haus im allgemeinen als an eine bestimmte Person zu richten schien, schwere Nagelschuhe über den Bretterboden, ein Eispickel blinkte und hanfgeflochtene Schneereifen baumelten an einem vom Wetter gebleichten Rucksack. Unter einem Lodenhütchen mit Spielhahnfeder, das höflich gelüftet wurde, kam ein stark gelichteter Scheitel zum Vorschein und ein bleicher Streifen Stirn, der in einer haarscharf gezogenen Linie von der sonngebräunten unteren Stirnhälfte und dem von Gletscherbrand aufgezogenen Gesichte abgesetzt war.

Betroffen blickte Welspach dem neuen Ankömmling entgegen, ein Ausruf der Verwunderung entschlüpfte seinen Lippen, auf denen urplötzlich ein jugendliches Lachen glänzte: „Hüttinger —!"

Nicht minder erstaunt über den unerwarteten Ausruf warf der andere seine ausgebreiteten Arme in die Luft: „Was sehen meine Augen? Welspach! Altes Haus! Bist du's, oder bist du's nicht?"

Freilich war er es! Und wie freute er sich über das unerwartete Zusammentreffen!

er, wie der Brief der jüngeren der beiden Damen eingehändigt und von dieser erbrochen wurde. Er teilte seine Beobachtung dem Freunde mit.

„Merkwürdig, wie man sich täuschen kann!“ sagte er. „Ich hätte direkt meine Hand dafür ins Feuer gelegt, daß sie die Mutter des Kindes sei.“

„Die Ähnlichkeit zwischen entfernteren Verwandten ist oft größer als die zwischen nahen. Vielleicht haben die beiden irgendeine gemeinsame Urahnin gehabt, die zufällig in ihnen wieder auflebt.“

Inzwischen hatten die Damen im Speisezimmer ihre Mahlzeit vollendet. Sie traten in die Diele und schritten, im Begriffe, sich auf ihre Zimmer zu begeben, an dem Tische vorüber, an dem die Freunde saßen. Man konnte sie jetzt ganz aus der Nähe sehen. Die Ältere war klein, hager und schmächtig, ein freundlich blickendes Raubvogelgesicht; die Jüngere hochgewachsen, blond und blühend, eine jener Erscheinungen, die etwas Lichtbringendes zu haben scheinen. Sie führte das Kind, ein engelhaft gelocktes Mädchen von fünf oder sechs Jahren, an der Hand, und es war in der Tat, wie sie so in ihrem vornehm ruhigen Gange langsam dahinschritt, als würde es mit einmal hell in dem spärlich beleuchteten, mit altersdunklem Holze getäfelten Raume.

Welspach und Hüttinger hatten sich auf ihren Stühlen leicht verneigt, als die Damen an ihnen vorbeikamen, und die Ältere erwiderte auch ihren Gruß mit Lächeln und Nicken; die andere hingegen beachtete sie nicht und gönnte ihnen keinen Blick. Sie sah nach der entgegengesetzten Seite und beschäftigte sich mit dem Kinde, gerade als hätte sie es gar nicht bemerkt, daß sie gegrüßt worden war. Und als ihre Erscheinung gegen die Treppe hin entschwand, da war es Welspach nicht anders zumute, als hätten jetzt plötzlich alle Gegenstände wieder ihre graue, unscheinbare Alltagsfärbung angenommen.

Er schrak leicht zusammen, als Hüttinger die Hand auf seinen Arm legte.

„Da hast du's nun, Luft sind wir für sie!“

„Es beruht auf Gegenseitigkeit“, sagte er. „Sie ist ja auch Luft für mich!“

* * *

Freund Hüttinger war schon am Nachmittage wieder aufgebrochen und weitergewandert, in die Region der toten Felsen und Firnen, wohin seine touristische Sehnsucht ihn zog. Welspach, der zurückblieb, hatte ihn warnen wollen: das Wetterglas sei gefallen; aber er ließ sich nicht zurückhalten. „Direkt“ einen Vorwurf hätte er sich machen müssen, die knappe Zeit, die ihm zur Verfügung stand, nicht gehörig ausgenützt zu haben. Mit dieser Erklärung war er abgezogen.

Wirklich wurde gegen Abend der Himmel milchig, ein Witterungsumschlag kündigte sich an. Am anderen Morgen hingen Nebelfetzen an allen Bergen, nun war es auch mit dem Malen nichts. Verstimmt stieg

„Auf der letzten Ausstellung hast du ja großen Erfolg gehabt“, erinnerte sich Hüttinger; „gratuliere von Herzen dazu — wenn auch etwas verspätet.“

Er hielt sich für verpflichtet, da er schon mit einem Maler redete, sich nicht ganz ununterrichtet zu zeigen, und gab seine Ansichten über zeitgerechtes Ausstellungswesen im allgemeinen und die moderne Malerei im besonderen zum besten, wie er sich's eben aus Zeitungen nach und nach zusammengelesen hatte. Indessen hörte ihm Welspach nur mit halbem Ohre zu, war zerstreut und beobachtete die Damen im Nebenzimmer. Und als Hüttinger sich schließlich über den psychologischen Vorgang des künstlerischen Schaffens verbreitete und seine wohlgemeinten Ausführungen mit der Frage schloß, ob Welspach nicht auch derselben Meinung sei, da schnitt dieser gelangweilt das Gespräch ab und sagte gähnend: „Was weiß ich? Malen tu' ich halt, so gut ich's kann.“

Also — wenn Welspach nicht von Kunst reden wollte, ihm war es auch das Liebere, wenigstens brauchte man nicht geistreich zu sein. Er hatte „direkt“ Hunger und widmete sich mit voller Hingebung seiner Mahlzeit.

„Wer sind denn die Damen im Nebenzimmer?“ fragte er, von der Mehlspeise aufblickend.

„Wer —? Ach so, die? Da fragst du mich zu viel, ich kenn' sie nicht.“

„Geh —! Du kennst sie nicht einmal?“

„Interessieren mich auch gar nicht.“

„Du blickst aber trotzdem in einemfort auf sie hinein,“ spottete Hüttinger gutmütig.

„Aus reiner Gedankenlosigkeit“, beteuerte Welspach.

„Die Jüngere ist bildschön, soviel ich sehe; offenbar die Mutter des Kindes?“

„Was weiß ich? Familienähnlichkeit ist freilich vorhanden. Aber Filomena nennt sie Fräulein.“

„Na, du wirst sie schon noch kennen lernen.“

„Wenn es auf mich ankommt, nicht.“

„Und warum eigentlich?“

„Man lädt sich nur Zwang und Verbindlichkeiten damit auf. Ich mag jetzt in meiner Arbeit nicht gestört sein. Ruh' will ich haben in den Bergen!“

Bald darauf brachte Flavio, der nicht bloß Eseltreiber, sondern auch Postmeister und Briefbote in einer Person war, die Post. Während Welspach die Kreuzer hervorsuchte, die er für seine Briefe zu bezahlen hatte, las Hüttinger auf einem Briefumschlag, den der Bursche noch in der Hand hielt, die Anschrift: „Fräulein Clarisse von Eymard.“ Den Boten im Auge behaltend, während dieser ins Nebenzimmer trat, sah

„Entschuldigen Sie bloß“, sagte sie zögernd; „ich entferne mich sofort, sobald das Unwetter nur ein klein wenig nachläßt.“

Auf seinen Zügen spiegelte sich der schlecht verhohlene Unmut wieder, daß ein Zufall sie in seine Nähe zwang. Er fühlte es und quälte sich um ein paar verbindliche Worte, wie die Höflichkeit sie forderte.

„Die Hütte ist nicht mein Eigentum, jedermann hat das Recht, hier Schutz zu suchen“, sagte er, seinen Hut lüftend, und rückte zur Seite, um ihr Platz zu machen.

„Danke!“

Sie hatte sich ans andere Ende der Bank gesetzt und sah ins Leere hinaus. Es kam ihm so ungezogen als peinlich vor, ganz zu schweigen, er versuchte es mit einigen allgemeinen Bemerkungen über das Wetter. Aber sie nickte nur stumm und sagte nichts darauf. Ein heftiger Donnerschlag erschütterte die Luft und grollte dumpf dröhnend die Berge entlang. Es war, als ob die Hütte schwankte, als stünde sie nicht auf dem festen Boden, als würde sie von einer Welle emporgehoben, die durchs Gelände rollte.

Das Fräulein war zusammengeschreckt, sie warf einen raschen Blick zu ihm hinüber und errötete. Sie fühlte, daß er sie verstohlen betrachtet hatte.

„Es muß ganz in der Nähe eingeschlagen haben“, bemerkte er lauschend.

„Ich habe nie einen solchen Donner gehört.“

Das Grollen und Krachen in den Bergen wurde immer anhaltender. Es waren keine einzelnen Schläge mehr, es war ein fortlaufendes Schüttern und Beben, als wenn zehn Gewitter zugleich aneinandergeraten wären und sich den Rang streitig machen wollten. Dazu goß es wie mit Kannen vom Himmel, und die schweren Tropfen, die vor der Hütte zerplatzten, löften sich in Wasserstaub auf und erfüllten auch das Innere mit einem feinen, aber dichten Sprühregen. Zum Überfluß erwies sich auch noch das Bretterdach als durchlässig; gerade über der Stelle, wo die schöne Unbekannte saß, fing es hereinzuregnen an. Anfangs suchte sie sich mit ihrem Schirm dagegen zu schützen, da es aber gar zu heftig auf die gestraffte Seide niederprasselte, mußte sie sich entschließen, näher an ihn heranzurücken. Und als die spritzenden und hereingewehten Tropfen den Aufenthalt immer unbehaglicher machten, ergriff er ihren Schirm und hielt ihn vor sie gegen die offene Seite, was auch ihm selbst ein wenig zugute kam. Nun saßen sie ganz nahe beieinander, hinter den Schirm geduckt, wie ein Pärchen, das sich vor der Welt versteckt.

„Eine sonderbare Lage, in die wir geraten sind!“ sagte die junge Dame mit einem Seufzer vor sich hin.

Welspach den Abhang hinter dem Hause hinan, bis zu einer stillen, von Lärchen bestandenen Hochfläche, wo sich eine rohgezimmerte Bretterhütte befand, zum Auslug für die Sommergäste. Von drei Seiten schützten ihre Wände gegen Wind und Wetter, und eine Bank lief daran entlang; die vierte Seite, die sich gegen Sonnenuntergang auftat, gewährte einen prächtigen Ausblick auf Ortler und Presanella — vorausgesetzt, daß die hohen Herren die Gewogenheit hatten, sich zu zeigen, was bei reinem Wetter manchmal der Fall war. Heute ließen sie sich verleugnen und taten, als wären sie nicht zu Hause; nur da und dort sah man ein Endchen ihres Schneehermelins oder die Zacke einer Felsenkrone vorübergehend hinter brauenden Nebeln vorlugen.

Wie Waschküchendunst, weiß und undurchdringlich, lag es über der Tiefe, rings auf die Gebüsche der Rhododendren, die vor der Hütte glühten, fiel ein feiner Sprühregen nieder. Wenn man hier oben saß, hoch über allen menschlichen Siedlungen, die sich unendlich fern hinter wallenden Schleiern versteckten, konnte man sich einbilden, mutterseelenallein zu sein auf der weiten Gotteserde. Und vielleicht existierte wirklich von der ganzen Welt der Erscheinungen nur dieses liebe Ich, das sich die übrige Menschheit mit all ihrem Getriebe, mit ihrer Gegenwart und ihrer Vergangenheit als bloße Wahnvorstellung erschuf? Vielleicht war alles, was man sonst zu sehen glaubte, Hirngespinnst, Traum, Einbildung? Vielleicht gab es gar keine Häuser und Dörfer und bewohnten Orte dort unten und keine Eisenbahn und keine Stadt mit staubigen Straßen, in denen Leute gingen, und keine Ausstellungen und keine Kritiker, keine Kunsthändler und Bilderbesteller, niemand, der auf uns wartet und etwas von uns will, niemand, um den wir uns zu kümmern brauchen? Welspachs Stimmung neigte fast zu solchem Glauben; der Egoismus des Schaffenden und innerlich Wachsenden war in ihm, der sein Genügen an sich selbst und seinem Werke findet . . .

Es hatte stärker zu regnen begonnen und eine schneeweiße Wetterwolke, die sich fast greifbar nahe über die Berghöhe schob, sandte einen mit feinen Hagelkörnern untermischten Guß herunter. Der Schauer prasselte mit so ansehnlichem Geräusch auf das Holzdach nieder, unter dem der Maler saß, daß er die Schritte nicht vernahm, die sich der Schutzhütte näherten, und fast erschrocken aufblickte, als der lichte Hintergrund des Himmels durch einen triefenden Regenschirm verdeckt wurde und auf einmal das schöne, große blonde Mädchen vor ihm stand. Auch sie stutzte und schien nicht eben angenehm überrascht, ihn hier zu finden. Sie machte sogar Miene, ihren Schirm wieder aufzuspannen und in den Regen zurückzukehren. Aber gerade fing es an, mächtige Schlossen zu werfen. Als ob die Hütte mit Flintenkugeln beschossen würde, genau so klang es. Da sah sie sich genötigt, zu bleiben.

Zugleich peitschte ein dichter Regenschwall ins Innere, daß sie sich unwillkürlich hinter ihrem Schirme enger zusammenduckten. Es war ganz grausig, wie die entfesselten Naturgewalten sich gebärdeten, schier hilflos kam der Mensch sich vor. Das schöne Mädchen konnte ein leises Bangen nicht unterdrücken.

„Es wird die Hütte noch fortwehen! Was sollen wir tun?“

Die Windrichtung mußte sich geändert haben. Die orkanartig herabstürzenden Luftmassen drückten von der offenen Seite mit solcher Gewalt gegen die Wände, als sollte der ganze kleine Holzbau emporgehoben und wie ein Kartenhaus hinweggeblasen werden. Welspach mußte den aufgespannten Schirm mit beiden Händen festhalten, um sie und sich notdürftig gegen die hereinwehenden Fluten zu schützen.

„Es bleibt uns nichts übrig als auszuharren“, meinte er. „In diesem Guß ist es nicht möglich . . .“

Er redete nicht zu Ende. Ein Blitz, ein Krach, eine hohe Lärche neigte sich splitternd, stürzte und legte sich mit ihrer Nadelkrone quer vor den Eingang der Schutzhütte. Mit einem Aufschrei fuhr das Mädchen in die Höhe.

„Um Gotteswillen, wir sind unseres Lebens nicht mehr sicher!“

Sie war bleich geworden und bebte. Seinen eigenen Schreck überwindend, suchte Welspach sie zu ermutigen: „Der Blitz tut uns nichts mehr zuleide; an derselben Stelle wird er nicht ein zweitesmal niederfahren.“

Der gestürzte Baum gewährte jetzt sogar einen gewissen Schutz und hielt durch sein Gezweige den ärgsten Anprall des Windes und des Regens von ihnen ab. Das Fräulein schauerte vor Kälte und Nässe, der Maler bat sie, seinen Regenmantel umzuhängen, und sie nahm dankbar an und hüllte sich fröstelnd in den weichen, haarigen Loden.

„Die arme Tante wird sich ängstigen“, sagte sie; „sie glaubt mich ganz allein, und ich wüßte mir auch gar nicht zu helfen, wären nicht Sie da, diese Nöten mit mir zu teilen.“

Das Wort machte ihn nachdenken.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, so ist das Leben: Da hatten wir wohl beide die beste Absicht, einander aus dem Wege zu gehen —“

„Und nun bin ich froh“, sagte sie wieder lächelnd, „daß ich Ihren Mantel habe.“

„Und ich Ihren Schirm.“

Indessen war es ihm völlig gleichgültig, ob er naß wurde oder nicht, er meinte eigentlich etwas ganz anderes: daß er das Unwetter segnete, das ihn mit ihr zusammengeführt hatte, oder den Zufall, oder das Schicksal oder wie man sonst diese Macht nennen wollte. Denn er war entzückt von diesem schönen, reifen jungen Weibe und hätte es

Ihm gefiel es auf einmal, daß es so gekommen war. Er fühlte ordentlich die belebende Wärme, die von ihrer Nähe ausging.

„Ich habe keinen Grund, dem Unwetter böse zu sein. Es verschafft mir die erwünschte Gelegenheit, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Sie sah ihn zweifelnd von der Seite an. „Ist Ihnen das wirklich erwünscht?"

„Wie können Sie fragen, gnädiges Fräulein? Es war schon gestern mein lebhafter Wunsch . . ."

Aber sie ersparte ihm die Lüge. „Ich hatte den Eindruck, daß Sie auch lieber für sich allein blieben."

Seltsamerweise fühlte Welspachs männliche Eitelkeit sich durch dieses „Auch" ein wenig verletzt. Sie spürte es, wollte sich korrigieren und verstrickte sich immer mehr.

„Ich meine — wir hatten ja nicht das Vergnügen, Sie zu kennen, und waren, als wir ankamen, ein wenig enttäuscht, Gäste hier vorzufinden."

„Gäste? Vorderhand ist es nur einer."

„Gestern waren es ihrer zwei. Es ist sonst noch ganz leer hier oben um diese Zeit. Und gerade das lockt und, daß es noch ein verhältnismäßig so unbekannter Winkel ist, trotz seiner Schönheit. Wenn man so in die Berge kommt, um ein paar Wochen mit sich und der Natur allein zu sein, so betrachtet man alle andern, die etwa noch da sind, einfach als — Leute." Sie mußte lachen . . . „Eigentlich waren wir, aufrichtig gesagt, recht befriedigt, als wir zu bemerken glaubten, daß es Ihnen so wenig um gesellschaftlichen Anschluß zu tun sei, wie uns selbst."

Er fühlte sich entlarvt, aber von dem Augenblicke, wo er bemerkt hatte, daß er gewissermaßen verschmäht wurde, fing dieses Mädchen ihn zu interessieren an. Was für eine Bewandtnis mochte es mit ihr haben? War sie Braut? War sie eine Enttäuschte? Warum suchte sie die Einsamkeit?

„Es kommt natürlich ganz darauf an, welcher Art diese Gesellschaft ist", sagte er. „Nach Leuten, wie Sie sagen, sehn' ich mich auch nicht. Überdies hab' ich meine Arbeit hier oben — ich bin nämlich Maler, müssen Sie wissen. Bei mir wär' es also erklärlich . . . Aber bei Ihnen, Fräulein? Sonst suchen doch Damen Orte wie diesen meist in der Erwartung auf, für ein paar Wochen angenehme Geselligkeit zu finden?"

„Bei mir ist es wieder eine ganz andere Sache", sagte sie abweisend.

Ein heftiger Sturm pfiff und heulte um die Hütte und rüttelte an den Brettern, als versuchte er sie aus ihren Fugen zu reißen.

Er hätte sie am sichersten geführt, wenn er ihren Arm hätte ergreifen könne, aber er fürchtete, aufdringlich zu scheinen und wagte es nicht. Schon eilte sie ihm voraus, es war, als flüchtete sie sich, er vermochte ihr kaum zu folgen. Im Moosboden des Waldes, wo das Farrendickicht wucherte, fühlte sie sich weniger gefährdet. Hier war auch der Anprall des Sturmes gebrochen. Sie gelangten an den Saum der tiefer gelegenen Matten. Hinter den grauen Regenschleiern wuchsen die Umrisse des Zirmkogelhauses hervor. Es war einer jener Augenblicke, wo der Mensch schätzen lernt, was er sonst als selbstverständlichen Besitz gleichgültig hinnimmt: ein festgefügtes Heim und Dach. Zitternd vor Anstrengung und Kälte und erschöpft durch die ausgestandenen Schrecken sank das Fräulein der ängstlich harrenden Tante in die Arme, die selbst von Regen durchnäßt war; denn sie hatte es sich nicht nehmen lassen, unter freiem Himmel auf der Veranda stehend nach der Vermißten auszuspähen. Jubelnd klang aus der Diele die Stimme des Kindes. Die alte Dame nickte Welspach ein kurzes Wort des Dankes zu und beeilte sich, ihre Nichte aufs Zimmer zu bringen. Ihn traf noch ein grüßender Blick aus den Augen des schönen blonden Mädchens, dann blieb er allein in der Diele zurück. An der Tür stehend, schüttelte er das Wasser von seinen Kleidern, um nicht die ganze Überschwemmung mit aufs Zimmer zu nehmen. Filomena, die sich den Damen nützlich zu machen suchte, stürzte geschäftig hinter ihm vorbei. Er hörte sie lachen und wendete sich um.

„Des ischt schon einmal wahr“, sagte sie im Vorübergehen, „wer dem Regen auskommen will, der sell fallt leicht ins Wasser!“

Sie stob davon und warf die Tür hinter sich ins Schloß. Er mochte sich ihre Worte zurechtlegen, wie es ihm beliebte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Schustergesellen.*)

Wie der Schusterfranz eine Junge in Wieselbrunn hat heiraten wollen und warum nichts daraus geworden ist.

„Dann hätt ich wieder einmal heiraten sollen“, erzählte der Schusterfranz. „Wie ich vom Stiefvater vierhundert Gulden geerbt hab, wei er meine Mutter gheirat, ist mir das Geld zugsprochen worden. Da bin ich wieder heim, und hab eine Zeit lang in Siebenbrunn selbständig g'arbeit. Schön eingricht war ich damals, denn ich hab

*) Entnommen dem neuen Buche: „Der Schusterfranzl.“ Aus dem reichen Leben eines armen Teufels. Von Robert Palten. (Dresden. Heinrich Minden.)

als einen schweren Verlust empfunden, hätte er das kleine Abenteuer, dem er die Bekanntschaft mit ihr dankte, aus seinem Leben streichen müssen.

Allmählich hatte das Gewitter einem eintönigen Landregen Platz gemacht. Der Donner war beinahe ganz verstummt, nur in Zwischenräumen ließ er seine Stimme noch aus der Entfernung hören, wie ein unversöhnter Riese, der grollend abzieht. Ein erquickender Duft von Ozon forderte zu tiefen Atemzügen auf.

„Nun kann es tagelang so fort regnen“, sagte das Fräulein; „meinen Sie nicht auch?“

Er sah nach der Uhr. Essenszeit war längst vorüber. Sie beschlossen, ungeachtet des Regens den Heimweg anzutreten. Welspach wollte den Schirm über sie halten, aber kaum waren sie vor die Hütte getreten, so gab ein Windstoß dem schon früher wacklig gewordenen Gestell den Rest.

In den ausgewaschenen und halbzerstörten Pfaden lag das grobe Gestein offen zutage, sofern sie sich nicht gar unter Sandmuren oder niedergeschwemmtem Geröll verloren. Die in Sümpfe verwandelten Wiesen wollten den Fuß mit saugenden Armen festhalten, die braunen Fluten, die in allen Rinnen und Einschnitten talwärts stürzten, drohten zu Gießbächen anzuschwellen und mit sich zu reißen, was da lebte. Jeden Augenblick fürchtete Welspachs schöne Begleiterin, der Sturm würde sie vom Boden heben und gegen einen Fels oder Strunk schleudern, und ein paarmal mußte sie sich Hals über Kopf zum nächstbesten nassen Baumstamme flüchten, ihn zu umklammern und sich mit aller Kraft daran festzuhalten, weil sie meinte, hinweggeweht zu werden, wie ein Blatt im Wirbelwind. So lief und hastete sie an seiner Seite der tiefer gelegenen Bergmulde entgegen, wo die Alpenherberge sich befinden mußte, wenn nicht ein niedergegangener Felssturz sie mit sich gerissen oder unter seinen Trümmern begraben hatte. Aufmerksam hielt der Maler sich so nahe als möglich zu ihr, fürsorglich ratend und anweisend, jeden ihrer Schritte überwachend und immer bereit, ihr beizuspringen, sie vor einem Unfall zu behüten. Einmal glitt sie auf dem nachgebenden Geröll aus, stolperte über glatte, nasse Wurzelstöcke und schlug mit der Stirn gegen die rissige Rinde eines Baumes. Sein hilfreicher Arm streckte sich ihr entgegen und riß sie zurück, der Anprall wurde dadurch gemildert, aber nicht ganz verhindert, sie blutete an Stirn und Kinn.

„Wie ungeschickt bin ich, daß ich Sie nicht besser stützte“, sagte er unmutig.

Sie stand einen Augenblick still und blickte zu ihm auf. Sie versuchte zu lächeln.

„Es hat nichts zu bedeuten, ich habe mich bloß leicht geschürft. Ohne Ihre Hilfe hätt' es weit schlimmer kommen müssen.“

Pfarrer nach Wieselbrunn, und ich bin im Wirtshaus über Nacht blieben. Doch am andern Tag kommens daher, und da sinds alle zwei daherkommen, da hab ich mich bald auskennt. Und aus dem Heiraten wird nix, habens gsagt, und das war so. Die andern habens nicht geben, weils von ihr glebt haben. Die Alte war zweimal verheirat; vom ersten Mann hats die Ältere ghabt, die Meinige; vom zweiten Mann die Jüngere, und die war auch in der Hoffnung, auch schon zum Entbinden. Na, und die Ältere hat elfhundert Gulden von ihrem Vater geerbt ghabt. Mit ihrem zweiten Mann hat die Alte abgwirtschaft, derawegen habens nix ghabt, und da hat die Reserl nur mehr siebenhundert Gulden ghabt, weils ihnen das andre schon geben ghabt hat. Na, und weils nix anders ghabt haben, habens die Meinige nicht heiraten lassen. weils ihr Geld braucht haben. Uns haben halt die Leut auch abgredt, und das alte Parapluie hat uns den Streich dreintan. Ich hab ihr auch schöntan, aber ich hab mir denkt: ‚Wart, dich werd ich schon spritzen.'"

„Ja", fragte ich (der Herausgeber des Buches) dazwischen, „hättens denn die Alte nicht mitgenommen?"

„Freilich, der Alten hab ichs so versprochen ghabt, sie kann mitkommen, aber wanns nicht parieren will, wirds in die Luft ghaut. Na, natürlich, das Geld hat ja nicht ihr ghört."

„Schusterfranz", meinte ich, „die Alte wird wohl eine Ahnung gehabt haben, daß sie in die Luft ghaut werden soll."

„Es waren da auch noch andre Sachen.

Wie die Leut schon sind, drenten habens über mich gschimpft und herenten*) über sie. Bei einer Musik sinds einmal abpatscht**) mit so Helden, die Köchin und die Kellnerin, und die Kellnerin war sie — so haben mir die Leut erzählt, und mich hats graust. Da hab ich halt wieder zum Prior gehn müssen, und dann hat er ein Kreuz drüber gmacht. Na, und fufzehn Gulden hab ich bei der Gschicht anbracht, ich bin ja hinausgfahren, ich hab doch was braucht. Und dann hab ich ihr gschrieben, ich werds klagen, und sie hat mir zruckgschrieben, sie hat auch was anbracht. Ist aber gar nicht wahr gwesen, denn ich hab alls zahlt, und herausgführt hats ein Knecht umersunst. Ich ärger mich noch allerweil, daß es der Kasper so weit bracht hat, bis zur Verkündigung. Man verhaut nur sein Geld wegen nix. Na, es wird grad vier oder fünf Jahre sein, da haben wir uns wiedergsehn. An ein Wochentag wars, und da hab ich für ihr Kind ein Zuckerlwerk kauft und ein Schneiztüchel um sechst Kreuzer, daß sie ihms hineingeben kann, und hab gsagt: ‚Das brings du ihm von mir, doch wir sind geschiedene Leute.'" Der Liebesbrief

*) Herüben. **) Heimlich davon.

heiraten wollen. Das war 1889, wie ich beim Medinger gwohnt hab, da hat mir einmal einer verraten, ein Maurer wars, von zwei Madeln, die ein Geld haben, und grad zum Heiraten recht wären; in ein Häusel habens gwohnt bei Wieselbrunn.

Na, bin ich halt hinein und hab ein schön Gruß vom Maurer ausgricht — man kann doch nicht gleich vom Heiraten reden — und hab mir die Madeln angschaut. Zwei Madeln waren da, so dreiundzwanzig und vierundzwanzig Jahr alt. ‚Na, Sie haben hübsche Töchter', hab ich zur Alten gsagt, ‚habens keine zum Heiraten?' Na, und so haben mir gredt ghabt miteinand. Die, welche ich gmeint hab, hat so schon ein Kind ghabt von ein Polacken und die andre eins von ein Gendarm. Geld hat mich die Gschicht auch kost', na, ein paar Gulden hab ich allerweil anbracht ghabt, wann ich hinein bin. Damals hab ich auch Geld ghabt; einundvierzig Zehnerbanknoten, und das Madel hat auch siebenhundert Gulden ghabt. Da iss auch zu mir kommen, na, ich hab damals ein Tisch ghabt und ein Bett und ein Kasten und Stühl, wann auch nicht so polsterte wie die da. Vom Lindauer eine Kellnerin wars. Na, und es war ihr alls recht, und da sind wir dann hinauf zum Prior, und sie hat müssen hineingehn ins Sprechzimmer, weil die Weiber nicht hineindärfen ins Konfikt.

Hat mich da nicht der Prior gfragt, ob ichs derhalten kann? ‚Na ja', hab ich gsagt, und denkt hab ich mir: ‚Ich hängs halt bei der Stuhlhaxen an, wann ichs nicht derhalten kann.' Dann hats auch hineinmüssen und ist halt ausgfragt worden, und ich hab einen Gulden zahlen müssen für die Brautprüfung dem Prior. Dann hats mir noch verzählt von ein Offiziersdiener, der was ihr Liebster gwesen ist, das war ein Polack, von dem hätts das Kind.

‚Bist ein Paperl*)', sag ich, ‚das hätt ich ja gar nicht zuwissen braucht.' Am Dienstag bin ich dann wieder hinaus, nach Wieselbrunn, begegen ich die Alte. ‚Lassens Ihnen derzählen', hats zu mir gsagt, ‚mein Reserl will ein Schuster heiraten aus Siebenbrunn, der hat nix und ist ein rechter Lump, aber draus wird nix." Das hats mir derzählt, hats mich nicht einmal derkennt ghabt, und ich hab doch was ghabt. Von der Meinigen hab ich die Detaili noch nicht gwißt ghabt, na, und da bin ich jetzt hinaufgangen zu der Meinigen. ‚Du', hab ich gsagt, ‚ich geh ins Wirtshäusel, da kommst bald nach', und da bin ich halt hinüber, und sie ist auch nachher gekommen. Ein Viertel Wein hab ich ihr zahlt. Na, viel wars grad nicht, aber es war doch was, sonst heißets gleich, ich wär ein Lump.

Na, und da haben wir gredt miteinand, und es wär alls in schönster Ordnung gwesen. Wir haben ausgmacht, wir gehn morgen zum

*) Papagei.

niederfallen auf die Knie, das tu ich nicht, weil der Franzel auch ein stolzer Ding ist. Aber ich werd noch was markiern, zuerst schreib ichs, und dann werd ich ein Gedicht zsammsetzen, da werd ich sagen, wie ichs mir denk.

Sie, das sollt gar nicht sein, das ist keine Räson nicht, Mensch ist Mensch, oder sollens ein nicht erzeugen oder gleich bei ein Baum derschlagen. Bei die unehelichen Kinder ist so kein Recht nicht, und da könnt ich zu Tod und Teufel gehen, und ich krieget doch kein Recht.

Ja, bei ein Pfarrer, wann einmal was passiert, weil er halt auch ein Mensch ist, da soll man sein bests Gwand draufwerfen, daß niemand was erfahrt, predigens; bei die andern Menschen därf aber niemand nix Guts nachreden, das sind Leut! Wann ich denk, wie rasch so was gmacht ist, und zwei müssen immer dabei sein, doch der eine kommt nimmer wieder. Pfui Teufel! Er hat 120 Gulden erlegen müssen für mich bei Gricht, mein Vater, aber was ist denn das für mein Vatern? Es sollt ein eignes Gsetz drüber sein, daß die unehlichen Kinder auch was kriegen.

Einmal hab ich auch aufdraht mit mein Schwagern. Wann ich mir denk, meine Schwester, die ist reich, hat Haus und Hof und allerhand, was sie gar nicht braucht, und unsereins hat nix, weil ich ein Kind der Liebe bin! Sie, da könnt ich die Welt auseinandhaun, wann ich dran denk, wie es da ungrecht zugeht! Muß denn das sein? Da kenn ich andre, die sind akkurat so Kinder der Liebe wie ich und sind ghalten wie die andern Kindern und erben auch ihner Teil. Warum muß es denn grad mir so gehn? Na, und wie ist denn das? Gott Vater hat gsagt: ‚Gehet hin und vermehret euch!' Die Lieb war doch früher als die Eh. Das ist das Dümmste, daß dafür kein Gesetz ist: Das Kind ghört dem Vater und der Mutter. Ich kann doch nix dafür, daß sie mich in die Welt gsetzt haben, jetzt bin ich einmal da, und es gfreut mich, da zu sein.

Sie, mit der Heiraterei schaut oft nix heraus. Da muß nicht grad die Lieb dabei sein. Da bin ich erst heut ein Alten mit zwei jungen Dirndeln begegent. Das ist auch ein Schuster, bei dem ich einmal ein halbs Jahr g'arbeit hab, es ist so ein Anstauber*) und Häuserzerreißer, der tut auch so Heiraten zsammbringen, kopuliern tut er halt. Da schnattert er ihnen was für und plauschts halt recht an.

Sie, das wär mirs letzte Gschäft, das Seelenhandeln! Beim Kopuliern schaut so nix heraus. Passen die Leut nicht zsamm, kriegt so nur der Kuppler die Schuld, wann halt die Hamure nicht zsammpassen. Wann ich so eine heiraten möcht, mit ein zwidern Hamur, ich tats

*) Geschäftsvermittler.

aber, in dem der Franz seine Liebste um Geld mahnte, hatte folgenden Wortlaut:

An die ehrenhafte Jungfer Theresia Pointner!

Liebe Resi! Es ist nicht schön von Euch, daß aus der Gschicht nix worden ist. Die Alte hätt ich ja so gnommen, nur wanns nicht pariert hätt, wärs in die Luft ghaut worden, denn das Geld hat ja Dein ghört. 15 Gulden hab ich auch bei der Gschicht anbracht, und ich schreibe Dir derawegen, weil Du mir die 15 Gulden bezahlen mußt, sonst werd ich Dich klagen. Die 15 Gulden sind gwesen:

Dreimal Fahrt nach Wieselbrunn	2 G.	50 Kr.
Ein Kopftüchel für Dich		20 Kr.
Zwei Kipfel, die Du alleinig gfressen hast		4 Kr.
Ein ganzes Backhendel mit Brösel und Salat	1 G.	—
Ein Viertel Roten beim Jetzinger		12 Kr.
Fürs Übernachten in Wieselbrunn und Essen und Most	2 G.	—
Ein Liter Roten für die Alte und mich		48 Kr.
Für ein Sutzel für das Kind, was Du mit dem Polacken ghabt hast, und Zugerwerk		26 Kr.
Den Stehlwagen für die Alte und die Mirzl		50 Kr.
Für die Brautprüfung dem Prior	1 G.	—
Dafür, daß es nix worden ist, auch	1 G.	—
Für ein Sauschunken beim Schnopfberger	1 G.	40 Kr.
Für eine Bürsten, ein Seidentüchel für Dich und ein Tabak für die Alte	1 G.	—
Für mein Zorn, daß nix draus worden ist, wie ich beim Schnopfberger alls zsammghaut hab, wo ohne die Gschicht der Zorn nicht gwesen wär, die was ich hab zahlen müssen	4 G.	50 Kr.
Macht zsamm	15 G.	—

gradaus.

Dein Dich ewig liebender getreuer

Franz Brandstetter, Fußbekleider.

Der Schusterfranz über die unehelichen Kinder, über das Seelenhandeln und über Kuppelei.

Ich hatte den Schusterfranz ein paar Tage nicht gesehen, er war bei seiner Schwester gewesen. Dort hatte er bei der Feldarbeit mitgeholfen. Als wir uns wiedersahen, war er in ganz erregter Stimmung.

„Sie, da krieg ich ein Zorn", rief er, „wann ich drauf denk, daß ichs schlechter haben sollt, weil ich ein Kind der Liebe bin! Und

Fenster, das könnt ich dir schon zeigen, wann du grad willst. Samstag, wanns finster ist, gehn wir halt miteinand.'

Samstag, es war noch hübsch licht, ist er schon kommen, der Bua. ‚Na', sag ich, ‚so gach gehn wirs nicht an, du mußt schon noch ein bisserl warten, deine Traudl ist ja noch gar nicht schlafen gangen. Gehn wir nur ein weng spazieren! Das ist so gsund, für dich bsonders, wann du solche Hitzen hast.' Na, so gehn wir halt ein wenig spazieren im Wald. Hats ihn nicht alle Augenblick umdraht! ‚Du, jetzt wirds so schon finster, mein Lieber.' — ‚Na, wart', sag ich, ‚deine Traudl geht erst später schlafen. Zum Fensterln muß man so viel gscheidt sein, das geht nicht so, wie du meinst, da möchtens dich gleich derwischen.' Na, so gehn wir halt eine Weil umeinand. Der hat aber schon gar keine Ruh geben. Sag ich: ‚Der Bauer geht auch erst später schlafen, ich meins dir gut, es geht noch nicht.' — ‚Den Bauern könnt ich umbringen!' schreit der Bua. ‚Na, nur nicht so hitzig sein, mein Lieber, führ nur deine Hitzen noch ein weng spaziern.' — ‚Derawegen bin ich aber nicht herkommen, du Sauschuster du, haltst mich so nur für ein Narren.' Sag ich drauf: ‚Hast du nicht grad erst gsagt: Mein Lieber oder hab ich schlecht ghört?' — ‚Sauschuster hab ich gsagt!' schreit er mich an. ‚Schau', sag ich, ‚das hab ich halt überhört.' — ‚Ja, soll ich denn allerweil nur mit dir umeinandhatschen?' brüllt er. ‚Na, wir gehn ja so schon', sag ich, ‚du versäumst ja nix. Je später, daß du kommst, je besser ist deine Sach.' Jetzt hat er rennen wollen. ‚Na', sag ich, ‚du bist schön dumm! Meinst du etwa gar, daß man deine Stiefel nicht hört, gnagelte sinds auch noch dazu. Da muß man sich hübsch stad zuwischleichen wie eine Katz,*) wann man mausnen will, sonst fangt man nix, höchstens eine Watschen.' Kommen wir kleinweis zum Hof von der Wiesner. Ein paar Baum stehn da. ‚Jetzt heißts fürsichtig sein', sag ich. Haut nicht der Bua das ganze Arbeitszeug um, daß es nur kleschst hat. ‚Mir ziemt gar', sag ich, ‚du willst bei die Mistgabeln und Rechen fensterln gehn.' — ‚Ja, wanns grad dastehn!' — ‚Ausweichen könnens dir nicht, mußt halt du ausweichen. Na, hebs nur wieder auf, was du umgschmissen hast, es wird dir nicht schaden.' Der tuts und fangt zu schimpfen an. ‚Ahan', sag ich, ‚jetzt redst schon in der Liebssprach! Na, wart nur fein ein bisserl, da sind die Fenster', sag ich. ‚Ich siechs so', brummt der Bua, ‚wann du mir nicht gleichs rechte zeigst, Schuster, hau ich dich um die Erd, daß dein Mistgstell auseinandkracht.' — ‚Du bist so schon beim rechten' — — ‚Wirklich? Du, mach kein Gspaß mit mir!' — ‚Das ists rechte Fenster, du freundlicher Bua, du.' — ‚Verzieh dich, du Strick!' sagt

*) Hinzuschleichen.

totkitzeln, in ein halben Jahr wärs doch hin. Werdens so glesen haben von dem Mann, der vierzig Weiber ghabt hat, der wirds halt auch zutotkitzelt haben. Vierzig Weiber wären mir auch zuviel, das könnt ich nicht aushalten. Da könnt man Weiber kennen lernen, das wär nimmer schön. Wissens, wie man ein Menschen kennen lernt? Durchs Zsammleben, daß man seine Launen ausgstudiert. So gehts auch in der Eh, da lernt man sich bald gnug kennen. Da hab ichs so gut, leb ohne Weib und Kind vergnüglich dahin. Doch wann ich Kinder hätt, die wollt ich schon multiplizicrn, daß sie pariern. Na ja, ein Kind laßt sich noch richten, ein Großer nicht. Bald ich Hunger hab, iß ich und denk mir oft, warum man grad essen muß. Wann ich verheirat wär, ich möcht den Kindern das Essen gar nicht angwöhnen. Da schoppens ein den Magen an, und sobald mans gewöhnt ist, schreit man halt wieder, wann man einmal nicht gschoppt ist. Braucht ja der Fisch auch nix, schnappt dann und wann eine Fliegen oder eine Mucken; nur wann der Mensch frißt, kann ers nicht graten*), und das kost' was, Dem Fisch kost's nix, der lebt am allerbilligsten, ich möcht oft so ein Fisch sein.

Sie, oft denk ich mir, so ein Kind wachst grad auf wie eine Blume und wird auch so heikel sein, ein Kind wie eine Blume lacht ein an, daß man eine Freud hat.

Dann und wann denk ich mir auch, es muß doch eine Freud sein, so ein Kind zu haben, was Lebendigs halt von mir, was um mich ist, das zahlt auch. So ein Kind hats so besser als unsereins, es versteht ja noch gar nicht, wie es auf der Welt zugeht. Doch das ist so gut, denn wanns verstehn möcht, wie es auf der Welt zugeht, wärs ja kein Kind mehr, und da denk ich mir dann, es wär dochs Beste, es möchts, solang als möglich bleiben."

Wie der Schusterfranz einen Burschen fensterln geführt hat.

„Da muß ich Ihnen doch derzählen, wie ich ein fensterln gführt hab, das war eine Hetz! Da war ich vor einer Wochen einmal beim Jetzinger in der Gaststuben, triff ich ein Bauernburschen, so recht ein dummer junger Bua wars halt noch, aber sehr liebesbedürftig. Ich hab ihn nicht kennt, aber er mich; mich kennen ja so alle Leut. Sagt er: ‚Du, Schusterfranz, fensterln gehn möcht ich gern bei der Wiesner ihrer, Traudl heißts.' — ‚Na, da brauchst du mich doch nicht dazu?' Das Madel von der Nachbarin wars, die er gmeint hat. ‚Ich werd doch nicht für dich hereinsteigen, das wirst du doch von selber können.' — ‚Aber, wann ichs rechte Fenster nicht weiß.' — ‚Das rechte

*) Entbehren.

Eveline.

Eine sehr seltsame Geschichte von **Paul Keller.***)

„Denk mal, Mama“, sagte die kleine fünfjährige Grete, „denk mal, wie dumm der Hans ist. Er sagt, unser Onkel Heinrich ist ein Mann.“

„Nu, Grete, ist er denn keiner?“

„Ach wo! Wo er doch immer mit uns in der Stube rumkriecht und großer Hund und kleiner Hund und großes Kamel und kleines Kamel spielt. Da kann er doch kein richtiger Mann sein.“

„Da glaubst du also, er sei noch ein Junge?“

„N—ein! Ein Junge auch nicht. Weil er doch einen Vollbart hat und einen Kneifer, und weil er Zigarren raucht und so. Weißt du, Mama, ich denke: der Onkel Heinrich ist eben ein Onkel Heinrich.“

„Ja, mein Schatz! Da hast du recht! Er ist eine Sorte Mensch für sich.“ — — —

Dieser seltsame Heinrich, der seiner Gattung nach ein Onkel war und bei den zwei Kindern seiner Schwester den Vertrauensposten eines großen Hundes und großen Kamels bekleidete, hatte noch ein kleines Nebenamt: er war Arzt.

Wie er nun einmal seine Nachmittagssprechstunde hatte und schon eine ganze Menge von Patienten verabschiedet war, gewahrte er draußen im Wartezimmer seine Nichte Grete. Sie hielt, gut in ein Tuch eingehüllt, die Puppe auf dem Schoß, die er ihr zu Weihnachten geschenkt hatte, und machte ein Gesichtlein so voll Wichtigkeit und Kümmernis, daß er gleich ahnte, sie sei gekommen, ihn zu konsultieren.

Nachdem also endlich der letzte große Patient gegangen war, öffnete er die Tür zum Wartezimmer, steckte den Kopf halb durch die Spalte und sagte:

„Bitte, meine Dame, treten Sie ein!“

Die „Dame“ trat langsamen und fürsichtigen Schrittes ins Sprechzimmer.

„Du, Onkel Heinrich, meine Puppe —“

Der Arzt unterbrach sie.

„Ach was, wenn man in die Sprechstunde kommt, sagt man nicht Onkel Heinrich, da sagt man Herr Doktor!“

„Du, Herr Doktor, denk mal an, meine Puppe ist krank. Die Eveline!“

---

*) Aus „Das Niklasschiff“. Neue Erzählungen von Paul Keller. (Paderborn. Ferdinand Schöningh.) Es ist eine Freude, diesen Dichter öfter in den „Heimgarten“ laden zu dürfen. Paul Keller beherrscht ein Reich, in dem die Sonne nicht untergeht. Die Red.

der Bua. ‚Ja, ich werd mich dort untern Baum stellen, da werd ich ein weng zuhörn, wie du es anstellst.‘ Na, ich schlupf unter mein Baum, und der fangt zu singen an, ein Mentscherliedel halt.

‚Und der Schildhahn is a Vogel.*)
A wunderschöns Tier,
Hat schwarzweiße Federn,
Dö gfallen grad mir.‘

Es rührt sich nix. Na, singt er halt noch eins:

‚Dirndl, sei gescheit,
Liab an Buam, der dih gfreut;
Aber an mit am Geld,
Hast a Freud auf der Welt.‘

Jetzt hat er noch eins gsungen, das hat er aber nimmer leis gsungen:

‚Dirndl, hörst net,
Wia der Viglvogel singt im Wald,
Hiatz, wannst net bald aufmachst,
So greuts mih leicht bald.‘

Nix rührt sich. Haut er ein paar Kieselsteiner hinauf. Nix rührt sich. Jetzt fangt er zu schimpfen an: ‚Du Saumensch, du verfluchts! Wann du nicht gleich aufmachst, hau ich dirs Fenster ein!‘ Gehts Fenster auf. Sagt er nicht: ‚Geh, mein liebs Trauderl, laß mich in dein Kammerl!‘ und hat erst grad ‚Saumensch‘ gsagt. ‚Da hast du was fürs erste!‘ ruft die Bäurin und schmeißt ihm den Scherben**) am Kopf, ‚daß du nicht umersunst hinaufkrallt bist. Wann die Platzerei***) nicht gleich aufhört, weck ich den Bauern, du Grasaff, du dummer!‘ Der ist jetzt grennt wie nicht gscheidt, und ich hab glacht, daß ich mir den Bauch hab halten müssen.

Na, ein paar Wochen stehts an, triff ich ihn wieder beim Jetzinger. ‚Du Lump‘, sagt er, ‚der Scherben hätt dir ghört. Was hast du mich nicht zum rechten Fenster gführt?‘ — ‚Ich habs ja so tan, weil du es so gwollt hast.‘ — ‚Ich hätt dir gschafft, daß du mich —‘ — ‚zum rechten Fenster führen sollst, und drum hab ichs tan, doch dem Dirndl seins war halts linke.‘“

*) In Originalmundart wiedergeben. **) Nachtgeschirr. ***) Das Schreien.

„M—ja, liebe Frau. Schlimm, schlimm! Der Unterleib ist auch nicht in Ordnung. Ich muß Ihnen leider sagen, daß Kinder, die zu gleicher Zeit Augenkrankheit, Keuchhusten, Margrine, Ziegenpeter, Schafblattern, Lungenentzündung, Zahnschmerzen, nervös, Masern, Wassersucht und Unterleibskrankheiten hatten, manchmal daran gestorben sind. Solche Fälle sind ziemlich ernst. Na ja, legen Sie das Kind zu Bett und geben sie ihm jetzt bald eine Tasse recht guter Milchschokolade zum Schwitzen.“

„Mit Schlagsahne?“

„Ja, natürlich mit Schlagsahne! Schlagsahne ist besonders gegen die Wassersucht gut. Ja, und dann jede Stunde ein großes Honigbonbon. Das vergessen Sie nur ja nicht, liebe Frau.“

„O nein!“ sagte die „liebe Frau“ mit glücklichem Lächeln.

„Gegen Abend, wenn das Fieber stärker wird, lassen Sie sich für das Kind ein Tellerchen Preißelbeeren geben.“

„Mit junger Sahne?“

„Ja, selbstverständlich! Ohne junge Sahne hilft das Mittel nichts.“

„Kann ich nicht auch dem kranken Kinde zum Spielen ein Glockenspiel, ein neues Schäfchen, ein Bilderlotto und Bilderbogen und eine Spieluhr —“

„Ach nein, liebe Frau, so viele neue Sachen könnten das Kind zu sehr aufregen. Dagegen empfehle ich Ihnen sehr kalte Umschläge —“

„Aber nicht mir!“ schrie Grete.

„Ach wo! Von Ihnen ist doch gar nicht die Rede! Der Eveline machen Sie Umschläge. Aber nur auf den Kopf! Ja nicht auf den Leib! Dort würde es schädlich wirken. Und nun adieu, liebe Frau! Ich habe nämlich noch andere Patienten, die ich jetzt in der Stadt besuchen muß. Wenn ich fertig bin, sehe ich mal bei Ihrer Eveline zum Rechten!“

*
* *

Als abends gegen sieben Uhr der Onkel Heinrich erschien, kam ihm Grete aufgeregt entgegengelaufen.

„Denk mal — denk mal, die Eveline ist gestorben.“

„Wer sagt das?“

„Hans sagt es!“

„Ja“, behauptet Hans freudig, „sie is schon kalt! Und ganz steif! Sie is ganz famos tot!“

Der Arzt beugt sich über die Puppenwiege.

„M—ja!“ sagt er. „Sie ist tot! Nichts mehr zu machen!“

Als Grete ein bißchen den Mund verzieht, bereut er sein Diktum und will es schon widerrufen. Aber er überlegt es sich anders. Er will in weiser Absicht und in pädagogischer Meisterschaft die beiden Kinder einführen in die Mysterien von Tod und Begräbnis.

„So! Na, da nehmen Sie mal Platz, liebe Frau! Was fehlt denn der Kleinen?"

„Nu, Onkel — nu, Herr Doktor, weißt du, sie — sie kriegt gar nicht mehr die Augen auf — ja — und dann — dann hat sie den Keuchhusten, und dann — dann hat sie so Margrine oder wie das heißt — und dann hat — hat sie den Ziegenpeter und die Schafblattern, und dann — dann hat sie am linken Fußel die Lungenentzündung."

„Verflixt ja", sagte der Doktor und ging mit großen Schritten erregt im Zimmer auf und ab, „verflixt, das, is 'n schwieriger Fall! Nu, sagen Sie mal, liebe Frau, wie konnte denn das Kindel so krank werden? Da haben Sie gewiß nicht gut aufgepaßt, da wird halt der arme Wurm mal längere Zeit feucht gelegen haben."

„Ach nein", sagte die junge Mutter eifrig, „ach nein, so was kommt bei meinen Kindern überhaupt nicht mehr vor."

Der Doktor grunzte und steckte die Hände in die Hosentaschen.

„M—ja, liebe Frau, da muß ich halt mal Ihr Kind untersuchen."

Er band sich einen runden Spiegel vor die Stirn, wodurch er sehr fürchterlich aussah, und betrachtete die kranke Eveline.

„Ja, es stimmt! Augen geschlossen, Keuchhusten, Margrine, Ziegenpeter, Schafblattern und im rechten Fußel die Lungenentzündung."

„Nein, im linken!"

„Ach so — ja, im linken. Das kommt übrigens nicht so genau drauf an. Da muß man nicht so peinlich sein!"

„Ja, und dann hat die Eveline aber auch noch Zahnschmerzen, und dann hat sie nervös und die Masern und die Wassersucht und —"

„Schon gut, liebe Frau! Für heute genügt das schon. M—ja, es steht wirklich sehr schlimm mit Ihrem Kinde."

Und der Doktor schüttelt heftig den Kopf. Doktoren müssen immer heftig den Kopf schütteln, wenn es schlimm steht.

„Ja, Herr Doktor, weißt du, aber hauptsächlich mußt du noch dran horchen und klopfen."

„Ja, natürlich muß ich das."

Er nimmt das Stethoskop und horcht an Evelinens Brust.

„Hmhm!" brummt er. „Hmhm!"

Wenn Doktoren „Hmhm" brummen, steht die Sache meist schief.

„Mußt aber auch ja nicht vergessen, zu klopfen!"

„I, wo werd' ich."

Und der Doktor stellt Evelinen aufs Knie, macht den Finger sehr, sehr krumm und klopft stark an ihren Rücken. Als er aber sieht, daß ihm viele Sägespäne auf die schwarzen Beinkleider stöbern, hört er lieber auf zu klopfen und macht den Finger wieder gerade.

„Ach, Onkel, du brauchst keine Armbinde, du siehst schon traurig genug aus.“

Das beruhigte den Onkel und er meinte, es könne also jetzt das Begräbnis beginnen. Schweigend standen die drei um den Puppensarg. Ein paar Lichter brannten. Die Mama spielte im Nebenzimmer auf dem Klavier ein trauriges Lied.

Da gedachte der Onkel das Feierliche des Augenblicks zu erhöhen, indem er mit tiefer Stimme zu singen anhub: „Schlaf' sanft zu guter Ruh!“ Als er aber sah, daß er mit seinem Gesange einen Heiterkeitserfolg erzielte, brach er sogleich wieder ab, hüllte sich in Schweigen und gedachte bloß durch eine recht düstere, schmerzdurchwühlte Miene zu wirken. Auch dieser Versuch mißlang, denn Hans stieß ihn an und sagte: „Schneid' doch nich so Gesichter! Natsche lieber a bissel!“

Daraufhin hielt es Onkel Heinrich fürs beste, die Szene abzukürzen und zum Aufbruche zu drängen, zumal er bei Grete, die ganz vom Interesse des Begräbnisses beherrscht war, kein Zeichen der Trauer bemerkte.

Der Sarg wurde geschlossen und von Hans langsam hinausgetragen. Onkel Heinrich und Grete gingen als Leidtragende hinterher. Onkel Heinrich schwankenden Schrittes!

Der Garten lag im trüben Licht eines Herbsttages. Die Astern blühten und hoch in der Luft flog ein Schwarm schwarzer Vögel. Im Flur läutete die Marie mit der großen Hausglocke.

Grete sah immer auf Hans, auf den Sarg, hauptsächlich aber auf die Zitrone, die Onkel Heinrich in der Hand trug.

So zupfte sie ihn nach einiger Zeit am Ärmel und sagte:

„Du, riech' doch mal dran.“

Er nickte, seufzte tief und roch.

Der Träger wandte sich mit der Leiche um, um diesen erhebenden Moment nicht zu verpassen.

Dann ging der kleine, traurige Zug weiter.

*
*   *

An der Gartenmauer ist das Grab. Gelbe Bäume stehen rund umher und müde Blätter fallen langsam zur Erde. Über die grauen Mauersteine rankt braungrüner Efeu. Leise beginnt der Wind zu wehen. Die Marie hat zu läuten aufgehört, aber nun summt aus großer Ferne eine ernste, tiefe Glocke.

Ein feierliches Gefühl überkommt den guten Onkel Heinrich. Diese ferne Glocke, die sicher zu einem echten Begräbnis läutet, klingt in dieses Spiel. So soll auch von ferne der schwere, tiefe Ton des Scheidens und Entsagens in diese Kinderherzen eindringen, namentlich

„Wein nur nicht erst, Grete, sterben müssen alle einmal. Und bei den vielen Krankheiten war's ja eigentlich zu erwarten", sagte er mit Grabesstimme.

„Ja", fällt Hans ein, „und überhaupt ist sie schuld. Der Papa hat einmal zu Mama gesagt, wenn bei uns mal jemand ernstlich krank wäre, würden wir uns schön hüten, bloß den Onkel Heinrich zu nehmen, da würden wir schon lieber 'n zweiten Arzt dazuziehen."

„Nu, das ist ja recht schmeichelhaft für mich."

„Ja, der Papa sagte, du würdest doch nichts Ordentliches sehen vor lauter Weinen."

„Ach so! — Könnt' schon sein — Na, also Grete, ja nicht weinen! Wir werden auch ein hübsches Begräbnis machen."

„Begräbnis?" Das Mädchen stutzt. „'n — 'n ulkiges Begräbnis?"

Der Herr Erzieher fällt aus der Rolle.

„'n riesig ulkiges! Aber natürlich auch sehr, sehr traurig!"

„Hurra!" schreit Hans. „Das wird fein. Gott sei Dank, daß sie endlich tot is. Ich mach' den Totengräber, und ich lass' sie runter."

„Aber ich — ich will auch gern was sein."

„Natürlich, Grete! Du bist doch die Mama! Du flennst und steckst was in den Klingelbeutel."

* * *

Am nächsten Tage um 2 Uhr war das Begräbnis. Onkel Heinrich, der aus diesem Anlasse hatte sein Mittagschläfchen opfern müssen, erschien in schwarzem Rocke und Zylinder. Die Kinder waren schon dunkel gekleidet, die Puppe in einer großen Schachtel aufgebahrt. Es war eine schöne Leiche.

Papa und Mama wollten sich auch am Begräbnisse beteiligen, wurden aber abgelehnt.

„Das ist nichts für große Leute", sagte Hans.

„Ja, aber der Onkel kann mitmachen, weil er doch kein richtiger Mann ist", sagte Grete freundlich.

Der Onkel zeigte sich darüber, daß er kein richtiger Mann sei, nicht betrübt, wohl aber darüber, daß er keinen Flor um den Hut hatte, worauf die Mama ein großes Stück schwarze Gaze brachte, das eigentlich für die Schneiderei als „Rocksteife" bestimmt war.

Onkel Heinrich behauptete, er müsse seiner Trauer entsprechend einen sehr breiten Flor bekommen, einen, der über den Hut hinausreiche. Dieser Wunsch wurde erfüllt und Onkel Heinrich hatte jetzt eine sehr seltsame Kopfbekleidung. Dann bekam auch Hans einen Flor und Grete einen breiten Schleier. Plötzlich beantragte der Onkel noch eine schwarze Armbinde für sich. Aber die Mama sagte, der Stoff sei alle, und Hans meinte:

dreht sie sich um. Kirschrot vor Anstrengung und Zorn schreit sie: „Ihr — ihr — ihr frechen Jungen, ihr! — Ihr ungezogenen garstigen Jungen — meine Puppe ist gar nicht tot und krank — und der Onkel is ein ganz häßlicher dummer Doktor, wenn er denkt, sie is wirklich tot — sie hat bloß im Fußel 'n kleinen Ritz und — — den näht Mama — und ihr seid so dumm — und sie ist doch ganz lebendig — und ich sag's der Mama — und sie wird euch in die Kammer sperren — und ihr kriegt abends keine Wurst auf die Schnitte — und ich lass' sie nicht einscharren — ihr bösen Jungen — meine liebe, schöne Puppe — psch — psch — psch —"

Sie verschwindet im Hause.

„Da haben wir's", sagte der Onkel lakonisch.

„Aber das lassen wir uns einfach nicht gefallen", knirscht der Junge.

„Was wollen wir denn machen?"

„Nu nach — wegnehmen — begraben —"

Onkel Heinrich macht einen letzten erzieherischen Versuch.

„Aber eigentlich mußt du dich doch auch freuen, Hans, daß die Eveline plötzlich wieder lebendig ist. Denn du bist doch der Papa."

„Ach was, Papa! Ich bin nicht mehr der Papa! Was nützt mich das Papasein, wenn ich sie nicht begraben kann!"

O, dieser barbarische Vater! Onkel Heinrich machte in seinem beflorten Zylinder eine sehr unglückliche Figur.

„Mit Mädels ist nischt los", knirscht Hans. „Hättest du sie mich nur gleich begraben lassen — aber so hast du erst so'n Senf gemacht, und nu is der ganze Spaß kaput."

„Sei still, Hans", sagt der tiefgebeute Onkel, „sei still und schimpfe nicht mehr; ich werde dir auch meine Zitrone schenken!"

Das Totenlicht.

(Nach einer alten Wiener Sage.)

Von Franz Karl Ginzkey.

Der Totengräber Peter Klaus
Schleppt einen Riesenrausch nach Haus.
Vom „Heurigen", als wär's ein Spaß,
Trank er mit Schmunzeln sieben Maß.
Er war, auf daß er dieses könnt',
Ein frühverkrachter Korpsstudent.
Er singt: „Was kommt dort von der Höh'?
Das ist der Herr Papa, duliöh,
Der lederne Herr Papa!"

Vom Himmel scheint nicht Mond noch Stern,
In Händen schwankt ihm die Latern,
Der Nachtwind pfaucht ums Totenhaus
Und löscht ihm die Laterne aus.
Er tappt sich auf den Friedhof fort,
Es kümmert ihn nicht Zeit noch Ort.
Er singt: „Was kommt dort von der Höh?
Das ist die Frau Mama, duliöh,
Die lederne Frau Mama!"

aber in das des Mädchens, damit ihr im Spiel eine Vorbereitung werde fürs Leben.

Am Grabe angekommen, will Hans sofort die Leiche hinablassen, aber der Onkel wehrt ihm, legt zwei Hölzlein über die kleine Grube und stellt den Sarg darauf.

Dann nimmt er den Hut ab und hält eine Rede. Er hat sich zu Hause auf diese Rede gewissenhaft vorbereitet. Was will er? Er will nicht sentimentale Gefühle erwecken. Auf den Jungen rechnet er überhaupt nicht. Aber in dem Mädchen will er einen menschlich-echten Schmerz wachrufen, der Abschied soll ihr zu Herzen gehen, und sie soll wenigstens auf ein paar Tage dem begrabenen Puppenkinde nachtrauern. Das, meint er, würde ungeheuer erzieherisch sein; denn er kennt doch die Kinder.

Also spricht er mit ernster Stimme:

„Wir stehen hier an einem offenen Grabe. In diesem Sarge liegt die gute Puppe Eveline. O, es war eine liebe, liebe Puppe! Sie war so schön! Und sie hatte ganz goldene Haare! Und sie war so sehr brav. Wenn ihr Papa und Mama spieltet, war sie euer liebes Kind. Nun ist sie gestorben. Die Bäume werden gelbe und rote Blätter auf ihren Hügel streuen, und die kleinen Vögel, die hoch in der Luft nach Süden ziehen, werden heruntersingen: ‚Schlaf wohl, Eveline! Schlaf wohl, gute, schöne Puppe!‘ Wir aber werden sie nun nicht mehr bei uns haben. In der kühlen, dunklen Erde wird sie eingescharrt sein — —“

Ein herzzerreißendes Geschrei unterbricht den Redner. Grete wirft sich über das Grab, reißt den Sarg auf, die Puppe heraus und ist wie der Wind mit ihr davon. Hans steht verblüfft, dann aber ergreift er plötzlich den Sarg und jagt hinter dem Mädchen her.

„Gibste die Leiche her! Gibste die Leiche her!“

„Ich lass' sie nicht einscharren — meine liebe, schöne, gute Puppe ich lass' sie nicht einscharren.“

Nun fängt auch der Leichenredner an zu traben.

„Hoho“, schreit er, „hoho! Was ist das? Ich hab' mich ja verrechnet! Ich hab' ja nicht an die Mutterliebe gedacht, an die trotzige Mutterliebe!“

Durch den ganzen Garten geht die wilde Jagd, vornweg die flüchtende Puppenmutter, die fortwährend für ihr Kind um Hilfe schreit, dann der erboste Junge mit dem leeren Sarge, zum Schlusse der unglückliche Prediger.

„Gibste die Leiche her! Warte nur, ich hau' dir den Sarg —“

Der Onkel erwischt den Schreier am Kragen und hält ihn fest. Grete ist inzwischen glücklich auf der Verandatreppe angekommen. Dort

ging eine stadtbekannte Gestalt, eine weltbekannte Persönlichkeit. Schmal und schlank, in weiten, gestreiften Hosen, dunkelblauem Gehrock und geblumter Weste. Auf dem Haupte der Zylinder, aus dem schon grauende Locken hinten lang und geradflockig hinabhingen. Lange, scharfe und spitze Nase, tiefliegende, glühende Augen, stark gebuscht, braune, eingefallene Wangen, an beiden Seiten niederhängender Schnurrbart und im ausrasierten Kinn eine Fliege. Jetzt werden es die alten Grazer wissen, wen ich meine. Mir zur Rechten ging der Dichter Robert Hamerling.

Er stand damals — nach dem „Ahasver in Rom“ und dem „König von Sion“ — schon auf der Höhe seines Ruhmes und — in der Tiefe seines Schimpfes. Nie habe ich es auf meiner langen literarischen Laufbahn erlebt, daß ein Dichter so mißhandelt wurde, wie Robert Hamerling von den damals maßgebenden Residenzblättern. Als hätten sie sich verschworen, den armen kranken, einsamen Mann persönlich zu vernichten. Bei anderen Persönlichkeiten erreichten sie das durch beharrliches Totschweigen, aber das fiel ihnen bei Hamerling gar nicht ein. Jedes seiner Werke besprachen sie, kaum daß es erschien, mit giftigem Witze und Hohn; der geistreichelnde Fant saß zu Gericht über das Genie. Hamerlings tiefernste Muse zu verstehen und zu würdigen, waren sie ja nicht fähig, und so schöpften sie nach ihrer Weise aus ihm Nutzen. Warum die Feindseligkeit? Das wußte kein Mensch, fragte auch nicht darum, das Publikum war ja schon so erzogen, daß es dem, was in der Zeitung stand, nie und niemals auf den Grund sah, und die zeitunglesenden Leute waren damals so zeitungdumm, wie vielleicht vorher nie und seither nie. Aber Hamerlings Bücher lasen sie mit höchstem Interesse und die Salons hallten von dem Geschrei über diesen Dichter.

Es war eben einmal Mode, den Dichter des Ahasver zu verunglimpfen und seine ihnen unverständliche Genialität zur Zielscheibe bübischer Schießübungen zu machen.

Hamerling war zur Zeit bereits in vielen Ländern bekannt, in viele Sprachen übersetzt und hochgeachtet von allen, die ihn persönlich kannten. Nur jene Großstadtliteraten — unter Ausnahmen — hüteten sich, ihn persönlich kennen zu lernen, weil sie sich doch selber nicht unrecht geben wollten.

Ein anderer, Ludwig Anzengruber, wurde bald nachher das Hätschelkind der Residenzpresse, sie lobte jedes seiner Dramen mit einer langweiligen Wärme, von der Anzengruber sagte: „Chemisch heißt das, auf warmem Wege auflösen.“ Und in der Tat. — Während die Zeitungen seine Dramen gespreizt und langweilig lobten, versperrten sie ihnen den Weg zu den Bühnen, indem sie die Operette noch weit mehr und mit echterer Begeisterung protegierten.

Die Finsternis ist stumm und dicht,
Nur aus der Ferne winkt ein Licht.
Es gibt so seltsam roten Schein,
Er tappt sich über Kreuz und Stein,
Er stolpert über Strauch und Gruft.
Das Licht tanzt immer in der Luft.
Da hält er vor dem Beinhaus still,
Nun weiß er plötzlich, was er will.
Hüt' dich, Peter Klaus!

Hier vor dem Beinhaus brennt ein Licht,
Von frommen Leuten aufgericht',
Es ist den Seligen geweiht
Als Lichtlein für die Ewigkeit.
Doch Peter Klaus nimmt keck heraus
Das Licht aus seinem Ampelhaus
Und sperrt's in sein Laternchen ein.
Das gibt so seltsam roten Schein.
Hüt' dich, Peter Klaus!

Der Peter Klaus, der fürcht' sich nicht,
Er pendelt mit dem Totenlicht,
Er springt umher und ist nicht träg
Und sucht sich mit dem Licht den Weg.
Ihm macht das einen Riesenspaß,
Und trank er heut' nicht sieben Maß?
Er singt: „Was kommt dort von der Höh'?
Das ist der Herr Papa, duliöh,
Der lederne Herr Papa!"

Da schlägt vom Turm die zwölfte Stund',
Und in der Ferne bellt ein Hund,
Es schwingt ein Sausen durch die Luft,
Wie tief aus kühler Totengruft.
Und eine Grabesstimme spricht:
„Gib uns das Licht zurück das Licht!"
Da fängt der Klaus zu laufen an,
Gesträubten Haars, so schnell er kann,
Nur schnell nach Haus, nach Haus!

Doch sieh — ein Riesenknochen fährt,
Hellblinkend wie ein Türkenschwert,
Mit Sturmgepfeife durch die Luft
Und brüllt: „Gib uns das Licht, du Schuft!"
Die Stimme klingt so grabeshohl,
Doch Peter Klaus, der kennt sie wohl.
Sie schreit: „Beraub' die Toten nicht!
Ich bin dein Herr Papa, du Wicht!
Dein knöcherner Herr Papa!"

Und klippe klappe surre saus
Die Knochen kommen mit Gebraus.
Sie fliegen in der Luft umher,
Ein wildbewegtes Knochenmeer.
Hie Hüftbein, Schenkelbein, Genick,
Hie Wirbel, Schädel, Rippenstück.
Das ganze Beinhaus quillt hervor
Und kracht und lacht in grausem Chor:
Weh' dir, Peter Klaus!

Am Morgen lag der tote Klaus
Vor seinem Totengräberhaus.
Die Leute sagten: „Sieben Maß
Die gehen über jeden Spaß!"
Und andre sagten: „Seinen Lohn
Empfing der gottverlass'ne Sohn!
Der dies gesungen aber spricht:
„O raubt den Toten nicht das Licht!
Doch auch Lebend'gen nicht!"

Robert Hamerling mein Lehrer.

Eine Erinnerung von **Peter Rosegger.**

Es war vor ungefähr vierzig Jahren. Wir hatten noch das kleine, trauliche Graz, das, von der Stadtmauer befreit, seine Arme erst ein wenig auszurecken begann über Ebene und Hügel. Da draußen lag der Hilmteich, der um vierzig Jahre voraus war oder der heute um vierzig Jahre zurück ist, denn er ist noch wie damals. Nur hatte er den Vorteil, daß er nicht von Schienenstraßen beunruhigt wurde, daß man ihn auf gemütlichem Spaziergange erreichen konnte, ohne Gewissensbisse, nicht die Elektrische zu benützen.

Ein schöner Frühlingsabend. Wir wandelten durch die ländliche Leechgasse hinaus am rieselnden Bächlein entlang. Mir zur Rechten

zu wollen, während der echte Epiker doch nicht sich, sondern andere Menschen — objektiv darzustellen habe. So könne und müsse gerade der sittliche Dichter auch das Laster zeigen in seiner Übersättigung nahe dem Punkte, wo es sich erbricht. Diese Absicht ist im Ahasver wörtlich und deutlich genug ausgesprochen für den, der es verstehen will. — „Aber, mein Herr", schloß ich, „ich will wissen, was Sie gegen Hamerlings Person einzuwenden haben?"

„Mein Gott", versetzte hierauf der Gegner mit lässiger Überlegenheit, „ich weiß ja nicht, ob Herr Hamerling etwas gestohlen hat, ich weiß nur, daß er uns gestohlen werden kann."

Nun sprang ich auf, hieb mit der Faust auf die steinerne Tischplatte, daß die Tassen klirrten, und schrie wütend: „Ihr seid ein gottverflucht niederträchtiges Gesindel!" — und dann stürmte ich zur Tür hinaus. Dort hörte ich noch, wie einer lachend rief: „Herr Markör, geben Sie acht, ich glaube, da ist einer mit der Zeche abgefahren "

Meine Kaffeehausehre wurde allerdings zwölf Stunden später wieder hergestellt, die Ehre Robert Hamerlings aber hielt ich — bei kühlerer Überlegung für besser gewahrt, wenn ich sie jener Bande gegenüber nie wieder verteidigte.

Der Wiener Zeitungsgeist hat sich seither ja wesentlich gebessert und er trachtet an Hamerling manches wieder gut zu machen.

Wie sehr aber damals Hamerling doch darunter gelitten hat, das wußten seine intimen Freunde; sie allein verstanden manches seiner Worte, das der Welt wie eine sarkastische, launige Bemerkung erschien, in Wahrheit aber der Schmerzensruf aus tiefgepeinigter Seele gewesen ist. —

Ubrigens hat sich auch mancher seiner Bekannten von ihm abgestoßen gefühlt. Denn Hamerling war im Verkehr kühl und zurückhaltend; beim Händedruck pflegte er nur leicht die Finger zu berühren, wo mancher derbes Schütteln erwartet hatte. Ferdinand Saar war es, der sich darüber geradezu einmal öffentlich beklagte in einem Gedichte über den Kollegen, der „nur flüchtig seine Hand berührte". Saar war nämlich gekommen, um dem ungleich bedeutenderen Sangesbruder die Mängel seiner (Hamerlings) Dichtungen zu bekritteln. Daß der Dichter des „Ahasver" einem solchen Besucher gegenüber nicht aus der gewohnten Zurückhaltung heraustrat, um ihm gerührt um den Hals zu fallen, ist am Ende zu verstehen. —

Mit Robert Hamerling nun ging ich an jenem Frühlingsabend spazieren. Einige Zeit vorher war ich mit ihm bekannt geworden und mein erstes Büchlein war unter seiner Ägyde soeben ins Land gegangen. Viele Leute grüßten uns unterwegs, mich, den jungen Mundart-Liedeldichter, mit wohlwollendem Handwinken, vertraulich herablassend, ihn ernst und mit

Anzengruber, der größte Dramatiker und Tragiker seiner Zeit, ist hierauf, um nicht zu verhungern, Redakteur eines Wiener Witzblattes geworden.

Es kam ziemlich aufs gleiche hinaus, das Wort der Presse konnte diesem nicht nachhaltig nützen und dem anderen nicht nachhaltig schaden. Hamerling blieb der große epische Dichter Deutsch-Österreichs. Wäre dieser Geist nicht so stark gewesen, die Verbitterung hätte ihn lähmen, ja endlich verkümmern müssen. Aber seine Antwort auf die literarischen Mißhandlungen bestand aus wuchtigen Werken, die er uns in den nächsten Jahrzehnten noch gab und die heute lebendig dastehen, während von jener Clique kaum ein Name noch bekannt ist.

Da habe ich mit damaligen Wiener Literaten manchen Streit über Hamerling geführt, bei dem ich stets den kürzeren zog, weil mich allemal der Zorn übermannte, der unfähig macht zur rechten Anwaltschaft. Das ist mir mein Lebtag immer so ergangen, ob ich andere oder mich selbst zu verteidigen hatte, ich suchte bloß die Schläge zu parieren, schlug aber nie selber drein. „Ah freili nit", spottete mich da Anzengruber einmal aus, „angreifen darf man nit, das nit, nur sich verteidigen. Aber die beste Verteidigung, lieber Freund, ist die, wenn man dem Gegner den Schädel einschlägt."

Einmal zu jener Zeit saß ich abends zu Wien im „Café Grünsteidl", späterhin auch — „Café Größenwahn" genannt, mit mehreren Kraftgenialitäten beisammen und das Gespräch war: Hamerling. Die Herren behandelten ihn mit der üblichen Verachtung; da rief ich, man solle doch einmal offen sagen, was denn eigentlich an diesem Manne so schlecht wäre, die Dichtung oder der Mensch.

„Beides!" antwortete prompt ein Grünschnabel.

„Vor allem, meine Herren, interessierte es mich zu hören, was Sie vom Menschen Hamerling schlechtes wissen?"

Einer der Herren kreischte das Wort: „Weibsbilder".

Weibsbilder? — Er dachte wohl an die von Hamerling besungene „Minona", eine ältere Dame, die den Dichter ganz verstand, ihn in seiner Krankheit pflegte, und mit der ihn innige Freundschaft verbunden hat bis zu seinem Ende. Nun setzte aber bei jener Runde sehr überlegen ein anderer bei: „Wenn sie noch hübsch wären, aber häßliche Frauenzimmer kann man einem — Dichter nie verzeihen, der sich selbst einen Apostel der Schönheit genannt hat."

„Und einen Verherrlicher des Guten", setzte ich bei.

„Ja, dessen Helden mit ihren Müttern Liebesverhältnisse haben."

Der Fant spielte dabei auf ‚Nero' in „Ahasver" an.

Naiv und blöd fuhr ich drein, wie dumm das sei, den Dichter für die subjektive Unsittlichkeit seiner Gestalten verantwortlich machen

Pfeile. Die ersten noch feig aus dem Hinterhalt. Die folgenden schon kühner. Und dann hageldicht von allen Seiten. Auch von solchen, wo vorher Freunde gestanden. Ich spüre in Ihnen diesen Volksdichter, aber Ihr Kritiker von gestern ist allen jenen Stellen ausgewichen, wo sich der wirkliche Dichter zeigt, und hat nur die Stellen bejubelt, wo Sie landläufig mit der Menge johlen. Die groben Späße bedachte er Ihnen mit Vorzugsnoten, die feine Satyre übersah er. Das Sentimentale lobte er, den Ernst des Lebens, der hie und da durchklingt, hat er nicht gemerkt oder nicht verstanden. — Ich glaube, lieber Rosegger, man braucht's Ihnen nicht erst zu sagen: Sie gehen jetzt nicht an ein Geschäft, Sie gehen an einen Beruf. Ob Sie nun Schwänke schreiben werden oder Gelegenheitsverse, Dorfgeschichten oder Romane, Essays oder Schilderungen, immer wird und muß Ihr Leitfaden ein sittlicher Gedanke sein. Dann wird man Sie auf der Gasse vielleicht einmal nicht so brüderlich grüßen wie heute. Sie haben das Zeug des traulichen Sich-hingebens an den Erstbesten; dieser Zug ist unter Brüdern was wert, nur möchte ich Sie aufmerksam machen, daß ein Poet nie allzu vertraut werden darf mit Philistern. Wir haben ja schon darüber gesprochen, was wir unter Philister verstehen. Diese Philister haben allerhand Schmerzen, die sie von Poeten gern besungen haben möchten. Ihr Trinken und Tanzen, ihr Kannegießen und Flirten, ihr Keilen und Balgen möchten sie gern von Dichtern verherrlicht haben. Jede ihrer Todsünden wollen sie in einem Liedel gefeiert wissen. Vergessen Sie, mein Freund, diese einzige Warnung nicht, steigen Sie nie herab zu dem Gemeinen."

Hamerling schwieg. Mir ging's kalt über den Rücken, als ob ein Geist aus höherer Welt zu mir redete. Die Rede war so ernst, daß ich nachher beklommen fragte, ob in meinem Büchlein nicht doch etwas Unrechtes enthalten sei. Da sagte er: „Ich spreche jetzt nicht von Ihrem Büchlein, ich spreche vom neuen Sockel, auf dem Sie als Liebling des Volkes stehen. — Junger Freund!" — und damit faßte er zögernd meine Hand, was er bisher nie getan hatte — „wenn Sie von jenem Sockel wieder herabgestürzt werden, seien Sie nur nicht allzu traurig. Gewöhnen Sie sich's an, schon von heute ab, da die Sonne der Volksgunst so warm scheint, diese Gunst für das zu halten, was sie ist — für Aprilwetter. Und ihr zuliebe nie, nie etwas zu tun, was mit Ihrem Gewissen nicht stimmt. Seien Sie mir nicht böse, daß ich mit Ihnen darüber gesprochen habe. Schaun's, ich mußte es tun, Sie haben ja sonst niemanden, der es Ihnen sagt. — Und nun wollen wir nach Hause gehen, es wird kühl." —

So ähnlich hatte er an jenem Abende zu mir geredet, er, den ein Teil der maßgebenden Presse seines Vaterlandes jahrelang wie einen

gemessener Ehrerbietung. Am Hilmteich angelangt, gingen wir einmal am Ufer entlang, setzten uns dann an der Waldlehne auf eine schattige Bank und sahen der munteren Jugend zu, die mit ihren schmalen Schiffchen um die Wette ruderte. Wir schwiegen, denn es war schon damals manchmal, als hätten wir uns gegenseitig manches zuzuschweigen — eine oft weit beredtere Sprache als die der Worte.

Plötzlich sagte aber nun Hamerling: „Haben Sie sich unterwegs auf dem Spaziergange hieher nichts Besonderes gedacht? Wirklich nicht? Ich will es Ihnen sagen, was Sie sich gedacht haben. Sie haben mich um die tief abgezogenen Hüte beneidet, die sich vor mir so ehrerbietig neigten.“

„Aber, Herr Professor — beneiden!“

„Wie, leugnen wollen Sie das? Entschuldigen wollen Sie sich? Daß Sie mich um die ehrerbietigen Grüße beneiden, trage ich Ihnen gar nicht nach. Beneide ich doch auch Sie um die vertraulichen, freundlichen Grüße, die Sie eingeheimst haben. Allerdings mit gleichem Rechte als ich die meinen. Mir zollt man Achtung. Gut. Zu einem Achtungserfolge habe ich's doch gebracht, während Sie bereits der Liebling des Volkes sind. Der Liebling des Volkes! Stand es nicht so zu lesen im gestrigen Morgenblatt? Ich hoffe, Sie werden überzeugt sein, daß ich über die Anerkennung, die Sie so schnell gefunden, mich vom Herzen freue. Es ist einer jener seltenen, reinen Erfolge, denen man sich mit der ganzen naiven Glückseligkeit der Jugend hingeben mag. Aber lieber Rosegger —“, er zuckte ein wenig ab, er zwängte seinen Zwicker auf die Nase, schaute über das Wasser hinaus, schaute mir mit ruhigem Ernste ins Gesicht und fuhr dann fort: „Dieses Ihr erstes Glück weckt in mir für Sie das erste Mitleid. Ich bin wahrlich von der Kritik nie verwöhnt worden. Zu einem Liebling des Volkes, mein Gott, so hoch habe ich mich in meinen kühnsten Träumen nicht verstiegen. Und doch — selbst einem nicht verwöhnten Herzen, wie wehe tut die Bosheit!“ — Er schwieg, das weitere konnte ich mir selbst dazu denken. Er wollte mir sagen, geben Sie acht, auch an Sie kommt die Zeit. „Sie müssen sogleich anfangen“, sprach Hamerling weiter, „Sie müssen heute schon anfangen, Schilde zu schmieden gegen die Pfeile, die auf Sie lauern. Sie haben mit Ihrem ersten Büchlein einen Erfolg erzielt. Wissen Sie auch, daß dieser weniger dem Dichter gilt, als dem jungen Manne, den wir erst frisch — aus dem Walde gekriegt haben? Nicht, weil Sie singen wie ein Dichter, sondern weil Sie singen wie lustige Leute, die auf der Gasse gehen. Man nennt Sie Volksdichter. Sind's auch. Und das ist etwas. Aber nicht drei Jahre hält das vor. Ein Volksdichter im höheren Sinne müssen Sie werden und dann — verstummt der Gesang vom Liebling des Volkes und es kommen die

Echter Nationalstolz zeigt sich in Arbeit, nationaler Hochmut in wüstem, meist sinnlosem Geschrei. Nationalstolz wirkt für den Ruhm, für die Größe und die Bildung des eigenen Vaterlandes, der lärmende Hochmut wirkt gegen die Nachbarn, gegen die Barbaren hinter einer von Zeit und Umständen auf flüchtige Dauer gezogenen Grenze. Sobald sich auf solche Weise ein gefälschter oder zu unsinniger Eitelkeit gesteigerter Nationalstolz zum Rassenhaß entfaltet, wirkt er unfruchtbar, verneinend, kulturzerstörend statt befördernd. Wie künstlich ist dieser Haß immer nur heraufgezüchtet worden, wie arm, wie lächerlich erscheint er, sobald ein Held den Lattenzaun umwirft, hinter dem die Schreier mit den Waffen klapperten, und sobald die Überreste dieses Zaunes auf dem großen Monte testaccio*) der Geschichte ruhen.

Jede Entwicklung begann mit Zusammenschluß, vor jedem Fortschritt bildeten sich größere Gruppen aus einzelnen Teilen, die sich vorher meist befehdet hatten. Athen und Sparta sind Griechenland in unseren Augen, aber wie unpatriotisch galt es dem Spartaner, die hohe Schönheit des feindlichen Athen zu bewundern! Florenz und Pisa, Venedig und Genua sind kleine Bruchteile Italiens geworden, nachdem sie so erbittert und blutig miteinander im Kampf gelegen. Zahlreich sind die Fehden zwischen Fürsten, Bischöfen, Rittern und Städten, die Deutschlands Felder verheerten. Dieselben gehässigen Gefühle, zu denen heute Nationen und Natiönchen erzogen werden, trennten einst Gaue und Ortschaften, winzige Interessengemeinschaften voneinander. Je kleiner die Interessengemeinschaft ist, desto blutiger, desto persönlicher zeigt sich der Haß, denn er nimmt teil an den Dingen des täglichen Lebens, man wird immer an ihn erinnert, ohne ihm je entrinnen zu können. Der Haß eines Römers gegen Albalonga, dessen Häuser er sonnbeschienen an den Bergen glitzern sah, war größer, wilder als die Feindschaft gegen Karthago, die ferne Nebenbuhlerin. Auch heute ist der Stolz eines Bauern auf sein Dorf größer als der auf sein Vaterland, der Haß auf die Burschen des Nachbarortes, mit denen er sich auf der letzten Tanzmusik prügelte, ganz anders als der Haß gegen eine feindliche Nation, von deren Wesen er nur in seinem Lokalblättchen Schauermären vernimmt.

Tief symbolisch ist für derartige Fragen die Erzählung vom deutschen Michel, der seine gewaltigen Glieder erst kampfbereit reckte, nachdem er selbst einen Schlag auf den breiten Rücken bekommen hatte.

Das feudale Zeitalter kannte keine Nationen. Damals gab es Herren und Untertanen, Begriffe, die der Art eines selbstbewußten Volkes widersprechen. Männer aus aller Herren Länder bildeten das Heer, dessen Arme dem Meistbietenden zur Verfügung standen. Lokal-

---

*) Scherbenberg.

Menschen behandelte, der weder wegen literarischen Könnens, noch wegen sittlicher Veranlagung ernst genommen zu werden verdient.

Robert Hamerling ist nun seit 20 Jahren tot, doch in mir lebt er noch persönlich. Ich habe gesagt, daß er mein Lehrer gewesen, das bezieht sich nicht so sehr auf den literarischen Einfluß, den er auf mich genommen. Wohl hat er mir auch literarisch manchen wertvollen Wink gegeben, in der persönlichen Anlage aber mich nie zu beeinflußen gesucht.

„Ich würde ja vielleicht manches anders machen, als Sie es tun", sagte er einmal. „Aber ich bin nicht Sie und Sie sind nicht ich, Sie sind für sich selbst einer."

Ich habe von ihm Geduld im Leiden gelernt. Ferner habe ich von ihm gelernt, aber vielleicht nicht vollkommen gelernt, wie der Dichter sich zur Kritik und zum Publikum zu verhalten hat. Seine Prophezeiung wegen des „Aprilwetters" hat sich bei mir bisher doch nur teilweise bewährt. Aber ich merke mir sie für alle Fälle.

Heimat und Fremde.

Von einem Urenkel Friedrich Schillers.*)

Zeitgenossen wie Nachkommen beklagten mehr als einmal Goethes Teilnahmslosigkeit für nationale Interessen. Gegen diese arglistige Taktik des alten Hasses, der ihn verfolgte, hat er sich treffend zur Beschämung manches falschen Patrioten gerechtfertigt, indem er kurz vor seinem Tode darauf hinwies, daß ein Künstler die schönste Teilnahme für seine Nation zeige, wenn er sie durch sein Wirken auf höhere Stufe der geistigen Kultur hinzuleiten versuche. Eckermann hat Goethes Worte aufbewahrt: Was heißt denn sein Vaterland lieben, und was heißt denn patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres tun? Und wie soll er denn da patriotischer wirken?

*) Aus „Sieg der Freude". Eine Ästhetik des praktischen Lebens von Alex von Gleichen-Rußwurm. (Stuttgart. Julius Hoffmann.) Ein gutes, kluges Buch. Keine theoretische Ästhetelei, die sonst so oft vorkommt und mit der niemand was anzufangen weiß. Der Verfasser steigt mit seinem reinen ästhetischen Empfinden und seinen Forderungen ins praktische Leben herab. Er spricht vom Sinnlichen in der Ästhetik, vom ästhetischen Gewissen, vom Reichtum als Quelle des Schönen, von der Auswahl der Sachen, der Tracht, dem schönen Körper, von Erziehung zum Schönen, Wohltätigkeit im Schönen, von Takt und Toleranz und anderem, durch dessen richtige Pflege wir uns das Leben verschönern könnten und sollten, damit auf Erden die Freude wieder sieghaft werde. In dem vorstehenden Aufsatz gibt der Verfasser unserer Zeit eine sehr zeitgemäße Lehre, mit dem praktischen Blick für das soziale Leben und gleichzeitig mit dem hohen Idealismus des Urgroßvaters.

Die Entfaltung des politischen Selbstbewußtseins und der natürliche Erhaltungstrieb des Bürgers trugen den Nationalstolz in die Volksseele, in der bisher Furcht, Unterwürfigkeit und Glaubensfanatismus gewohnt hatten, und gaben dadurch der freiheitlichen Strömung einen gesunden Damm, der sie vor den Fluten des Anarchismus ebenso bewahrte wie vor dem Joche starkwilliger Usurpatoren. Gesunden Fortschritt zeigten nur die Staaten, die auf das Nationalitätsprinzip gegründet waren. Naturbeobachtung aber lehrt, daß gleichzeitig oder kurz nach dem Entstehen eines neuen Lebewesens ein anderes sich bildet, das jenem verderblich wird. Ähnlich ergeht es den geistigen Strömungen, die mit ansteckender Macht wachsen, während gleichzeitig noch im Verborgenen sich ein anderes Gefühl bildet, das ihnen entgegenwirkt und das Gute in ihnen bis zur Karikatur oder zum Schädling steigert. Als der Nationalstolz zum lächerlichen Dünkel ausartete, bäumte sich ein Kosmopolitismus auf, der durch die leichten Verkehrsmittel und den ausgebreiteten Handel unterstützt wurde. Er fand einen geeigneten Angriffspunkt in der Torheit, die überall eine Fackel des Rassenhasses aufglühen ließ. Was ist kulturfeindlicher, törichter als der Haß von Enkeln, weil die Großväter sich schlagen ließen? Was ist unwürdiger für einen modernen Menschen, als einen Fremden grundsätzlich zu verachten, nur weil seine Wiege unter anderem Breitengrade stand? Das Herabsehen auf die Barbaren ist ja nicht neu, es ist so alt wie die politische Grenze, aber gerade deshalb wäre es an der Zeit, diese Hochburg der Kulturfeindlichkeit wegzuräumen und einen Wettstreit an Kulturarbeit zu beginnen, wie ihn die Griechen symbolisch auf ihrem Wettspielplatze zu Olympia ausfochten.

Nationalisten sind strenge Herren, sie verlangen von allen Stammesgenossen ohne Ausnahme gehorsamen Heerbann und nennen jeden vaterlandslos, der sich eine eigene Meinung bildet. Vico, der Begründer der Geschichtsphilosophie, hat am Anfang des 18. Jahrhunderts das Wesen einer Nation mit allgemeinen Linien umrissen. Er nannte sie eine natürlich entstandene Vereinigung von Menschen, die durch Geburtsland und Abstammung, durch Sitten und Sprache eine gemeinsame Art und Auffassung des Lebens erhalten haben. Geschichtsprofessoren und Staatsökonomen erweiterten diese Erklärung im Laufe der Zeiten, Mancini und Mamiani in Italien, Ranke und Treitschke in Deutschland, den beiden Ländern, in denen man den Nationalismus zur politischen Einheit praktisch verwertete.

Goethe fand, als er der Armee nach Frankreich folgte, die natürliche Grenze der Länder in der Gewohnheit des Volkes, schwarzes oder weißes Brot zu essen. Diese Scheidung ist stärker, vielleicht grundlegender als alle anderen. Nirgend tritt nationale Feindschaft deutlicher zu-

patriotismus blühte in allen Städtchen und Tälchen, und zwischen Menschen, die sich geographisch ferne standen, wirkte nur der Glaube als trennendes oder verbindendes Element. Kein deutscher Protestant sah einen Feind in dem Schwedenkönig, der deutsche Anhänger des Papstes plünderte, kein Katholik durfte in der rohen spanischen Soldateska des Kaisers fremde Eindringlinge bekämpfen. Der römische Kaiser deutscher Nation gebot über manches Leben in Frankreich und mancher abenteuernde Ritter nahm Dienste bei einem König, der mit seinem kaiserlichen Lehnsherrn im Kriege stand. Solchem Treiben machte kein Gesetz, keine Schlacht ein Ende, nur das Nationalgefühl, wie es sich bei den Völkern von innen heraus entwickelte.

Nicht einem Königsworte verdankt die Nation ihr Entstehen, sondern dem Liede und der Begeisterung ihrer Dichter. Die griechische Welt lebt fort in der Sprache Homers, in den Gedanken eines Plato, eines Aristoteles, die italienische Nation schart sich um Dantes ewiges Denkmal, den Enthusiasmus deutscher Jugend nährten Goethes Geist und Schillers flammende Worte.

In den Grundgedanken seines utopischen Staates verlangte Plato, daß kein Bürger die Heimat vor dem vierzigsten Lebensjahre verlassen dürfe. Erst den reifen Mann hielt er für fähig, seine Kenntnisse durch Anschauungsunterricht in der Fremde zu bereichern. Im Gegensatze zu dieser Weisheit, die einer der größten Menschenkenner an der Schwelle unserer Kultur verkündete, galt Reisen vom Ausgange des Altertums bis weit in den Anfang des 19. Jahrhunderts für das vornehmste Bildungsmittel der Jugend. Erst nach der französischen Revolution entwickelte sich künstlerisch wie politisch ein starkes Rassegefühl. Gobineau wollte es seinen Zeitgenossen philosophisch bewußt machen. Dieses Rassegefühl hat dem Übergewichte des Weltbürgertums ein Ende bereitet und an dessen Stelle ein deutliches Hervorkehren nationaler Eigenschaften gesetzt. Ein Volksbewußtsein, das sich vor allem im fast religiösen Kultus der Muttersprache kundgibt, steht als letztes, aber gewaltiges Hindernis dem allgemeinen Ausgleiche der modernen Kultur entgegen. Es scheint so stark und so sicher verankert, daß selbst der eingefleischteste Patriot die Vorsicht des griechischen Philosophen belächeln würde und spricht sich wohl nirgends deutlicher, vernünftiger und zugleich moderner aus, als in der Anekdote eines Engländers, der auf einem Rheindampfer die bekannte, immer etwas mitleidigen Tones ausgesprochene Frage: „Sie sind wohl ein Fremder?“ mit den Worten abfertigte: „Nein, ich bin kein Fremder, ich bin ein Engländer.“ — In diesem stolzen Ausspruche liegt das Ideal des modernen Weltbürgers, der sich nirgends fremd fühlt, aber auch nirgends den Wert der eigenen Heimat vergißt.

sie durch die Atmosphäre eines Landes und verdichtet sich hin und wieder zu greifbaren Tatsachen oder Erscheinungen. Man kann an vielen Angehörigen einer Nation vorübergehen, kann sie beobachten und mit ihnen verkehren, ohne ein charakteristisches Merkmal ihres Stammes auffallend gewahr zu werden. Auf einmal, plötzlich, ganz unerwartet bricht die Nationalseele durch, ein Ausruf, ein Wort, eine Bewegung hat sie verraten und man sagt sich — je nach dem eigenen Standpunkt, befremdet oder erfreut — so kann nur ein Urgermane, ein Stockrusse, ein Engländer denken oder tun! Das Vorhandensein eines Nationalcharakters wird im gewöhnlichen Leben mehr gefühlt als gesehen, denn auffallende Züge beginnt die nivellierende Kultur mehr und mehr zu verwischen. Sie hat die Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen einzelnen Tälern und benachbarten Städten ausgeglichen, sie wird auch aus den verschiedensten Völkern den Typus des Europäers zusammenschleifen.

Manchen Philosophen des 19. Jahrhunderts hat die Frage beschäftigt: war der Nationalcharakter eines Volkes angestammt und schon vor der Zivilisation vorhanden oder hat ihn diese ausdrücklich und langsam geprägt? Emerson, Taine, Nietzsche haben sich mit den Gründen und Erscheinungen einer ausgesprochenen Nationalität beschäftigt. Zur Antwort mag eine kleine Geschichte beitragen. Ich weiß nicht, ob sie alten Überlieferungen entstammt oder ob sie ein späterer Dichter erfunden. Man erzählt, daß die Gallier auf Kriegsfahrten, so oft es donnerte, die Schwerter drohend emporstreckten und riefen: Wenn der Himmel einstürzt, so werden ihn unsere Waffen aufhalten. Hier spricht sich der Mut eines Volkes aus, das nur gegen Menschen zu kämpfen hatte und auch in der Natur nur einen menschlichen Gegner sah.

Die Anfänge des Nationalcharakters mit allen seinen Übertreibungen liegen im Klima begründet, mit diesem können sie sich abschwächen, verstärken und ändern. Ob der Nationalcharakter aber äußerlich laut und übertrieben erscheint oder ob er innerlich in geheimem Schaffen an der Vollendung des Volkes arbeitet, hängt von den Wellen der Kultur ab, die ihn bloßlegen oder verdecken. Herder schrieb in den Ideen zur Philosophie der Menschheit:

Die Mythologie jedes Volkes ist ein Abdruck der eigentlichen Art, wie es die Natur ansah, insonderheit, ob es, seinem Klima und Genius nach, mehr Gutes oder Übel in derselben fand, und wie es sich etwa das eine durch das andere zu erklären suchte. Auch in den wildesten Strichen also und in den mißratensten Zügen ist sie ein philosophischer Versuch der menschlichen Seele.

So hat der Nordländer seinem Sonnengotte eine wehmütige Poesie verliehen, früher Tod rafft den Milden dahin und die beraubte Erde

tage, als in der gegenseitigen Verachtung der Nationalgerichte. Salamucci ist der Spitzname des Italieners in Wien, Wurstfresser wird der Deutsche von seinen Nachbarn genannt. Man kann dieses Beispiel in die Tiefen der Geschichte und die Breite der Länder verfolgen, man wird überall auf analoge Redensarten stoßen. Nicht umsonst lautet das Sprichwort: Der Mensch ist, was er ißt.

Wie alles Irdische beruht auch der Nationalstolz nebst seiner Karikatur, dem Rassenhasse, auf physischen Gründen. Der Neger und der weiße Mann empfinden ihren Geruch gegenseitig auf das unangenehmste. Zwischen Ostasiaten und Westeuropäern herrscht dieselbe Antipathie. Der Europäer ißt alles, sagt der Inder, und sein feinerer Geruch hat schon vor den Ausdünstungen desselben einen Abscheu. Er kann ihn nach seinen Begriffen nicht anders als in die verworfene Kaste klassifizieren, der zur tiefsten Verachtung alles zu essen erlaubt war. Auch in vielen Ländern der Mohammedaner heißen die Europäer — und nicht bloß aus Religionshaß — unreine Tiere.*)

Verschiedene Völker können sich eben nicht riechen, wie die Redensart von Menschen, die sich hassen, sehr richtig lautet. Wem der Geruch von Zwiebeln und heißem Öl, von Käse und frischgewaschener Wäsche unleidlich dünkt, der wird dem Volk des europäischen Südens niemals mit gerechtem Verständnisse gegenübertreten, er kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß die Zivilisation, deren Resultate ihm so feindlich zur Nase steigen, der seinigen bedeutend nachstehen muß. Und wer den Geruch von eingeschlossener Luft und nassen Kleidern, von fettem Essen und Alkohol nicht vertragen kann, der wird nie das Leben und den Daseinskampf eines nordischen Volkes liebevoll erfassen und den Mann in den festen, geschmierten Stiefeln immer für einen Barbaren halten. Je feiner sich das Nervensystem entwickelt, desto stärker, desto unerbittlicher treten diese Unterschiede hervor, und es ist kein Zufall, daß sich die Empfindlichkeit der Nerven im gleichen Jahrhundert mit den Empfindlichkeiten für das Nationaleigentümliche der Völker entwickelt hat. Gerade deshalb sind die Stammesgenossen so hart, so streng und ausschließend gegen jene geworden, die sich gegen den Zwang der nationalen Strömung auflehnen. Sie sehen darin eine Empörung gegen etwas Natürliches und Unabänderliches. Der grausamste Despot kann Kompromisse schließen, das erweckte Nationalgefühl weist sie zurück, ebenso wie die Natur keine Kompromisse kennt.

Jede Nation birgt ein gemeinsames Fluidum, das man mit demselben Rechte ihre Seele nennen kann, wie man das Geheimnisvolle im einzelnen Menschen Seele nennt. Unsichtbar und unberührbar schwebt

---

*) Herder.

denen das Bedürfnis naturgemäß fehlte, mit der Heimat in fester Verbindung zu bleiben. Ubi bene, ibi patria mußte denen gelten, die irgendwo geschützt und gepflegt einen abstrakten Begriff erforschen wollten, genau wie jenen, die nur nach geistreicher Konversation, nach Tanz und Spiel Verlangen trugen. Es waren Lebenskünstler, die vor jedem Zwang des Daseins zurückschreckten. Die Weltbürger der Gegenwart gehören der arbeitenden Menschheit. Sie sind Handelsherren, Kaufleute, Erfinder. Sie brauchen den Rückhalt eines starken Vaterlandes. Ein berechtigter, sicher begründeter Nationalstolz vermehrt ihre Macht, ihren Besitz, ihre Stellung. Wie einst die vornehmen Kosmopoliten durch allgemein anerkannte, zierlich abgeschliffene, überall gültige Sitten und Auffassungen das Odium eines fremden Barbarentums abschüttelten, so muß es der weltläufige Mann der Gegenwart nach englischem Beispiel durch Betonen einer machtvollen, Respekt gebietenden Nationalität.

In der Übergangszeit vom einstigen Begriff des Weltbürgertums zu der großen und freien Auffassung, die sich allmählich wieder Bahn bricht, waren kosmopolitisch denkende Menschen nur selten anzutreffen. Sie standen im Gegensatz zur herrschenden Strömung und wurden entweder bemitleidet oder verachtet. Ein deutscher Maler, dessen Haus vor ungefähr fünfzig Jahren einen Mittelpunkt für Künstler und Dichter bildete, brach den Verkehr mit Liszt ab, nur weil sich der berühmte Musiker als Anhänger internationaler Ideen bekannte. Man wollte jene vornehme Unabhängigkeit nicht anerkennen, die das politische Gewissen dem ästhetischen unterordnete; die Staaten mußten erst geschaffen werden, deren festem Gefüge Lebenskünstler und Weltbürger keinen Schaden mehr bringen.

Der Patriotismus in seiner herben, alle weicheren Einflüsse zurückweisenden Art hatte sich immer als das beste Belebungsmittel eines Volkes erwiesen, das sich in abstrakten Spekulationen oder unfruchtbarem Wohlleben zu verlieren drohte. Das Dasein der einstigen Weltbürger war abstrakt und unfruchtbar geworden; denn die Kultur hatte jenen Höhepunkt noch nicht erreicht, der ein friedliches Zusammenleben und Arbeiten der Völker gestattete. Erst nach und nach ist man zu der Einsicht gekommen, daß die Völker in regem Verkehr gegenseitig nur lernen und gewinnen. Die Menschen, die man früher Weltbürger nannte, sahen, von ihrem Stamme gelöst, als unbeteiligte Zuschauer dem Schauspiele zu, bei dem bald ein Land, bald ein anderes in die Höhe schnellte. Unsere Kosmopoliten sind Kämpfer. Ob sie in aufreibendem Sport um einen Weltrekord ringen, ob sie Handelshäuser gründen oder auch als Globetrotter den Erdkreis durchwandern, sie können eine gewisse nationale Färbung nicht verleugnen. Bewußt oder unbewußt sind sie stolz, Vertreter einer großen Rasse zu sein und sehen mitleidig auf die Zeit der

klagt um den Geschiedenen. Doch der südliche Sonnengott Phöbus ist schön und schrecklich zugleich wie südliche Sonne, er ist Wecker des Lebens, aber auch grausamer Todesbringer mit seinen glühenden Pfeilen. Mythus und Poesie eines fremden Volkes verständnisinnig zu erfassen, heißt dem Herzen dieses Volkes näher kommen, denn so verstehen wir sein Freud und Leid. Menschlich nahe rücken wir, sobald Lächeln und Tränen eines anderen uns recht begreiflich sind, sobald wir an der Größe und Tiefe seines Schicksals Anteil nehmen. Darum erweitert und bereichert die Beschäftigung mit fremden Sprachen und Literaturen nicht nur den Geist, sondern auch das Gemüt. Eigentlich erobert haben wir nur das, was gelernt hat uns zu lieben. Diese Tatsache macht die großen Dichter auch zu rechten Eroberern. Und jeder liebenswürdige Kosmopolit, der im Auslande durch beweglichen Geist, herzliches Wesen und mitteilsames Wissen um Sympathie für seine Landsleute wirbt, macht friedliche Eroberungen in der Fremde.

Kosmopolitisch zu denken und sich überall gewandt zu benehmen, galt in der Aufklärungszeit für das Ideal des Gebildeten. Den philosophisch gesinnten großdenkenden Menschen schien jede Schranke kleinlich. Ein allzufestes Wurzeln hielten sie für einen Schädling der erträumten Freiheit. Das aufkeimende Nationalgefühl, das den Wert der Muttersprache betonte, kam zuerst in Fichtes Reden zu besonders kräftigem Ausdruck. „Der ausländische Genius wird sein ein lieblicher Sylphe", sagte der Philosoph, „der mit leichtem Fluge über den Blumen hinschwebt und sich darauf niederläßt, ohne sie zu beugen und ihren erquickenden Tau in sich zieht, oder eine Biene, die aus denselben Blumen mit geschäftiger Kunst den Honig sammelt. Der deutsche Geist ist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne, deren Anschauung ihn entzückt. Die Kosmopoliten des XVIII. Jahrhunderts waren wohl stark ausgeprägte Persönlichkeiten, aber sie suchten darin etwas, Eigenschaften, die ihnen von Natur angestammt waren, abzuwerfen oder wenigstens zu verdecken. Sie dachten, schrieben und plauderten in französischer Sprache, sie kleideten sich nach Vorschrift der Pariser Gesellschaft und überwanden alle Fährlichkeiten, alles Unbequeme fortgesetzter Reisen, um schließlich als freie Menschen mit der Entfernung unnötiger Fesseln zu prunken. Was diese vergangenen Generationen als Fesseln, als Bleigewicht für den Flug ihrer Gedanken empfanden, ist für die Gegenwart zum Schmuck geworden. Unter dem Mikroskop betrachtet, zeigen sich selbst die Ideale der verschiedenen Zeiten von dem großen Nützlichkeitsprinzip durchtränkt, daß die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts seit Alters beherrscht. Das Ideal des Weltbürgertums ging einst von Philosophen und unterhaltungsfrohen Müßiggängern aus,

schätzung alles dessen, auf das wir uns gewöhnt haben, eingebildet zu sein. Alles, was den Verkehr erleichtert und Vorurteile besiegt, die den freien Blick trüben, dient unserem Leben nur zum Vorteil. Niemand kann bestreiten, daß ein Mann, der viel herumgekommen ist und gelernt hat, sich mit allen Eigentümlichkeiten fremder Leute abzufinden, ungleich moderner denken wird und ungleich gewandter auftritt als eine fest angewurzelte, schwerfällige Lokalgröße, die der Folie ihrer Heimat bedarf, um sich sicher zu fühlen. Freilich braucht der Weltbürger einen festen Charakter, er muß ein voll entwickeltes Individuum sein, um nicht die Eigenart seiner Person und seines Stammes preiszugeben. In dieser Eigenart liegen die Grundbedingungen der Kultur, der Sitten, der Weltanschauung. Auf sie zu verzichten, ist ein Zeichen der Schwäche, mit ihr aufdringlich zu protzen, ein Zeichen der Unmanierlichkeit. Gute Manieren, die überall gelten und überall mit verschwindend kleinen Unterschieden dieselben bleiben, sind die Uniform des Weltbürgers. Dem Vornehmen gehören sie zu eigen, der Geck ahmt sie nach. Gute Manieren werden allerorts verstanden, sagt Emerson. Die Wohlerzogenheit und das persönlich Hervorragende jedes Landes verbrüdern sich sogleich mit denen jedes anderen Landes. Sogar die Häuptlinge wilder Stämme haben sich in Paris und London durch die Vorzüglichkeit ihrer Haltung ausgezeichnet.

Es hat eine Zeit gegeben, in der man derb und bieder sein mußte, um etwas zu gelten, die Zeit einer urwüchsigen, etwas ungewaschenen Kraftmeierei. Damals galt der Kosmopolit für welschgesinnt und verächtlich, feine Manieren wurden betrachtet, als wären sie unnötiger Zierat einer untergegangenen Gesellschaft. Je älter aber ein Kulturvolk wird, desto weiter dehnen sich die Kreise aus, die nach dem siegreich durchgefochtenen Kampf ums Dasein das Leben genießen wollen.

Wer genießen will, darf nicht engherzig sein, er muß mit weitem Blick das Schöne umfassen, wo es sich bietet, das Gute wählen und wenn es der ehemalige Feind in Händen trägt. So wird er zum echten Weltbürger und in den Jahren der Reife auch den Fanatismus abstreifen, der seine Jugend vielleicht verschönte.

Nur ein ausgereifter Mensch kann kosmopolitisch leben und denken, sein abgeklärtes Verständnis gleicht die Widersprüche zwischen Rassen, Nationen und Ständen aus und nimmt seinem Weltbürgertum jenen Schein von Schwäche, den es bei der bild- und biegsamen Jugend allzuleicht erweckt. Sehr oft verachtet ein Mensch den andern oder ein Volk das andere, nur weil sie von diesem bereits sehr viel gelernt haben und noch viel lernen können. Von dieser kleinlichen Gesinnung kann allein echtes Weltbürgertum befreien.

Ahnen herab, in der ein einzelner höchstens seinen Fürsten vertreten konnte, statt selbst als verantwortliches Glied eines großen Ganzen zu erscheinen.

Das Erweitern der Ringe, die unser Dasein umschließen, hat noch lange nicht die höchste Ausdehnung an Spannweite erreicht. Ibsen, der zu den charaktervollsten und ausgeprägtesten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts gehört, schrieb in der Zeit seiner Reife: Die Weltentwicklung bewegt sich nun einmal nicht in der Richtung nationaler Absonderung und Absperrung — im Gegenteil. Einige Jahre später erklärte er, daß es ihm unmöglich sei, sich dauernd in Norwegen niederzulassen, weil das nationale Bewußtsein vom Stammesbewußtsein abgelöst sei. In einem seiner Briefe aus dem Jahre 1888 steht: Ich bin jetzt beim allgemein Germanischen gelandet. Wirft man einen Stein ins Wasser, so vergrößern sich die Kreise an der Oberfläche, bis sie im glatten Spiegel langsam verlaufen. Ähnlich geht es mit den Ideen, die, in das Meer der Menschheit geworfen, kreisende Wellen bilden und verschwinden, sobald sich ihr Zweck erfüllt hat. Vom allgemein Germanischen oder Romanischen oder Slavischen wird sich der Kreis zum allgemein europäischen Kulturbewußtsein erweitern. Damit vollendet sich ein Ideal, das den suchenden Geistern des XVIII. Jahrhunderts vorschwebte, das aber während der Kämpfe ihrer Kinder und Enkel ein Wall nationaler Empfindungen verbarg. Der starke Individualismus, den Nietzsche predigte, hebt den einzelnen über das absolute Recht der Gemeinsamkeitsphrase und nähert ihn als Führer den Führern benachbarter, meist für feindlich gehaltener Kreise. In diesen Führern erkennen wir die höhere Stufe eines neuen, gerechtfertigten Weltbürgertums, dessen Ziel sich in der Erkenntnis ausspricht, daß den modernen Lebensaufgaben nur große, stetig wachsende Interessengemeinschaften genügen. Wir müssen uns über unsere eigene Liebe erheben, schrieb der Romantiker Schlegel, und, was wir anbeten, in Gedanken vernichten können: sonst fehlt uns, was wir auch für andere Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall.

Wie der Partikularist in den heutigen Verhältnissen den Patrioten befehdet, so steht dieser zunächst dem Weltbürger feindlich gegenüber. Seine Ideale sind andere, seine harte, opferbereite Tugend sträubt sich gegen die glatte Weichlichkeit des internationalen Gesindels, wie ein Volksredner einmal die Gesellschaft der viel beneideten, viel geschmähten Kosmopoliten nannte. Hochstapler und zweideutige Damen sucht der Philister in ihren Kreisen, im Vaterland gescheiterte oder gekränkte Existenzen der Patriot. Diese Zustände sind aber veraltet — historisch geworden, endeten sie mit jener bunt zusammengewürfelten Menge politischer Flüchtlinge, von denen noch Richard Wagner, Kinkel, Herwegh erzählen. Etwas Weltbürgertum ziemt dem modernen Menschen, es erweitert den Horizont und hütet vor Über-

Es gibt gewiß mancherlei das Strafgesetz berührende Fragen, die in der Presse oft und vielseitig erörtert wurden; es sei nur die Duellfrage erwähnt; allein, das waren stets nur Ausnahmsfälle.

Allgemein wird heute anerkannt, daß unsere heutigen Gesetze die Ehre nicht genug schützen. Freilich bietet dieses Gebiet große Schwierigkeiten, allein bei gutem Willen wird sich mancher Fortschritt erzielen lassen. Unsere heutigen Gesetze schützen wohl das Eigentum, allein nicht in genügender Weise das viel höhere Gut, die Ehre. Namentlich ist die Art der Bemessung der Geldstrafen geradezu ein Unding! In einem Staate mit demokratischer Grundlage, wie Österreich es heute ist, kann ein Gesetz, das die Ehrenbeleidigung für den Armen wie für den Reichen mit der gleichen Geldstrafe belegt, nicht länger bestehen. Für den Mann, der ein Einkommen von 400 Kronen besitzt, sind 10 Kronen eine sehr empfindliche Strafe, während sie für den Millionär eine lächerliche Kleinigkeit bedeuten. Hier muß vor allem ein Maßstab gefunden werden und dieser liegt ziemlich nahe: das Steueramt setzt doch das Einkommen eines jeden Staatsbürgers fest; der Richter hätte also die Strafe für die unterste Einkommenstufe auszusprechen und mit Hilfe des Steuerbogens ließe sich dann der entfallende Strafbetrag leicht und sicher bestimmen.

Nicht in allen Kreisen des Volkes ist der Begriff der Ehre und ihre Schätzung dieselbe; ein Schimpfwort, einem rohen Burschen entgegengeschleudert, ist für diesen kaum eine Beleidigung, während dasselbe Wort für einen hochgebildeten, feinfühligen Mann eine furchtbare Kränkung bedeutet. Hier müßte dem Richter ein weiter Spielraum gegeben werden. Drakonische Maßregeln sollte man namentlich gegenüber Verleumdungen anwenden, die ja so oft das Lebensglück ganzer Familien vernichten. Dabei sollte man es dem Belieben des Beleidigten anheimstellen, ob eine Geld- oder eine Freiheitsstrafe zu verhängen sei. Bei sozial Höherstehenden wird in vielen Fällen nur eine Gefängnisstrafe ausreichende Genugtuung bieten; bei vermögenslosen Leuten mit wenig entwickeltem Ehrgefühl würde der Zahlungszwang ungleich wirksamer sein. Ein solcher Zwang ließe sich, wie wir später erörtern werden, durchführen. Wir sehen täglich, wie rohe Burschen, die jedes Ehrgefühles bar sind, in fröhlichster Stimmung die Gefängnisstrafe antreten, sich auf Staatskosten füttern lassen und lachend wieder das Gefängnis verlassen! Für solche Kerle sind Gefängnisstrafen geradezu lächerlich! Die gleiche Strafe über einen Gebildeten, z. B. über einen Beamten verhängt, bedeutet oft die Vernichtung der Existenz! Ist denn das nicht purer Unsinn? Hier kann die sogenannte Gleichheit vor dem Gesetze zur härtesten Ungerechtigkeit, zum Unsinn werden.

Anderseits ist diese völlige Straflosigkeit — anders kann man's ja nicht nennen — roher Bursche auch nicht ohne weittragende politische

Von Recht und Unrecht.

Streiflichter zur Reform des österreichischen Strafgesetzes von **Rudolf Wedl, Bozen.**

Es gibt wohl kaum ein Gebiet menschlicher Tätigkeit, auf dem nicht die Presse ihren mächtigen, befruchtenden Einfluß ausgeübt hätte; um so mehr muß es wundernehmen, daß angesichts der Reform des Strafgesetzes so selten eine Preßstimme zu vernehmen ist. Man begnügt sich damit, die Beratungen der Fachmänner wiederzugeben. Ohne Zweifel hat aber das Strafgesetz großen Einfluß auf das öffentliche Leben und bietet dem Gesetzgeber trotz aller gegenteiligen Anschauungen mannigfache Mittel, einen erziehlichen, veredelnden Einfluß auszuüben; wäre doch gerade hier die Möglichkeit geboten, mannigfache Übelstände zu beseitigen. Die Reform dieser Gesetze, die unsere Interessen so vielfach berühren, sollten wir ausschließlich den Fachmännern überlassen? Wäre es denn nicht Aufgabe der Presse, Wünsche, Anregungen aus allen Bevölkerungsschichten entgegenzunehmen und öffentlich das Für und Wider zu erwägen? Unsere Juristen würden sicherlich darunter manches Gute, manches Brauchbare finden und die Einsichtsvollen unter ihnen würden solche Anregungen nur begrüßen.

Die Zeit, in welcher pedantische Rechtsgelehrte unserem Volke Gesetze aufdrängten, die seinem Empfinden widersprachen, ist doch glücklicherweise vorüber. Lange genug hat das Zopftum auf diesem Gebiete geherrscht, hell genug flammte der Haß des Volkes auf, ganz erloschen ist er heute noch nicht. In einer Flugschrift des V. Jahrhundertes heißt es:

Die bringent fremdes recht ins lant,
es ist ein jamer und klagen,
di wîsen herren voll unverstand
di wird man all verjagen.

Im Bauernkriege forderten die Bauern: „Alle Doktores der Rechte, sie seyend Geystlich oder Weltlich, sollen an keynem Gericht mer gelitten, sunder gantz abgethon werden.“ So sehr hatten sich die Rechtskundigen damals die Herzen des Volkes entfremdet. Im Interesse der Juristen selbst muß es gelegen sein, die Gesetze dem Rechtsbewußtsein des Volkes anzupassen und die Kluft zwischen beiden möglichst zu verkleinern. Auch heute gibt es leider noch Gesetze, die unser Empfinden tief verletzen. Da las ich vor nicht langer Zeit von einem Manne, der zu vier Monaten Kerker verurteilt wurde, weil er auf der Jagd nach einem Dachse betroffen wurde! Vier Monate Kerker! Man glaubt, im tiefsten Mittelalter zu leben, wenn man ein so furchtbares Urteil liest. Die „wîsen herren voll unverstand“ sollten doch wissen, wie das Volk über solche Dinge denkt, und wenn es wirklich ein Gesetz gibt, das den Versuch der Erlegung eines Dachses mit vier Monaten Kerker bestraft, so sollte doch ein klein wenig Verstand genügen, um eine so barbarische Härte zu mildern.

unterstehen. Der sonderbare Begriff der „Offiziersehre“ ist ja geradezu eine Beleidigung aller anderen Stände und es wäre wahrlich hohe Zeit, daß man mit diesen Ungeheuerlichkeiten bricht!

In mancher Beziehung geht der Schutz des Eigentums viel zu weit ... Es gibt gewisse Pflichten gegen die Allgemeinheit, deren sich die Besitzenden nicht entziehen dürfen. Bei manchen deutschen Stämmen hatte, nachdem eine Wiese zweimal gemäht worden war, jedermann das Recht des „Blumbesuches“ (es ist das ein prächtiger Ausdruck der alten Weistümer für Grasweide). Der Wald galt als gemeinsames Eigentum. „Holz heißt eigentlich Hols, der liebe Gott läßt Wald und Wild für jedermann wachsen.“ Gewiß wird heute niemand soweit gehen, Wald und Wild als gemeinsames Eigentum zu betrachten, aber eines soll und muß erreicht werden: das Betreten der Wälder muß jedermann erlaubt sein. Wohin soll es führen, wenn jeder Waldbesitzer, jeder Bauer seinen Wald absperrte? Das hieße, die schöne Welt in ein trauriges Gefängnis verwandeln. Tatsächlich fällt es keinem Bauern ein, den Zutritt zu seinem Walde zu verbieten, allein jüdische und leider auch nicht jüdische Kapitalisten, die Wälder erwerben, haben nichts eiligeres zu tun, als einen Drahtzaun um den ganzen Wald anzulegen und alle 20 Schritte eine Tafel anzubringen, welche besagt, daß das Betreten des Waldes verboten sei; ja manche gehen so weit, daß sie sogar mit den Hunden demjenigen drohen, der es wagen sollte, im Walde frische Luft zu schöpfen. Das ist jedenfalls eine Rücksichtslosigkeit, die nicht scharf genug gerügt werden kann. Diese Geldsäcke scheinen keine Ahnung davon zu haben, das auch andere, besitzlose Leute sich an der schönen Natur freuen möchten, daß der Haß gegen jeden Besitz durch ein solches Vorgehen geschürt werden muß. Riehl meint mit Recht, daß man den Wald wohl ausrotten könne, daß aber die Absperrung desselben eine Revolution hervorrufen müßte. Unsere Gesetzgeber sollten endlich den Mut finden, solche Absperrungen großer Waldstrecken einfach zu verbieten. Es ist ja gewiß begreiflich, wenn ein Städter ein Fleckchen Erde besitzen will, wo er vollkommen ungestört ist, allein die Absperrung ausgedehnter Gründe ist dazu nicht erforderlich.

Endlich ist es geradezu empörend, daß es armen Leuten verwehrt sein soll, dürres Holz und Beeren im Walde zu sammeln. Das wenigstens sollte und müßte man von den alten Volksfreiheiten doch retten!

Doch genug für diesmal. Mögen diese Anregungen eines Laien andere, Berufenere, veranlassen, daß Fragen, die das Gebiet der öffentlichen Strafgesetzreform berühren, öffentlich erörtert und so das Strafgesetz mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes in Einklang gebracht werde.

Bedeutung. Jener Stand, dessen Mitglieder sich, ohne die Strafe fürchten zu müssen, auf die Gasse begeben und Gewaltakte begehen können, wird immer mehr und mehr Macht erlangen müssen gegenüber jenen, denen ein solches Auftreten durch ihre Stellung und durch die Gesetze des Anstandes unmöglich gemacht ist.

Die jetzt herrschenden Verhältnisse müssen dahin führen, daß die gesamte Intelligenz, daß die Besten des Volkes vor der Roheit und Brutalität der Massen in den Hintergrund treten und diesen allein die Macht überlassen müssen. Sie müssen zu der Herrschaft der rohesten und unwissendsten Elemente führen. Man wird allmählich erkennen, daß das allgemeine Wahlrecht unter den jetzigen Verhältnissen ein Unglück, ja geradezu ein Katastrophe für Kultur und Fortschritt bedeutet. Die Herrschaft der organisierten Arbeiter, Taglöhner und Bauernknechte wird das Ende vom Liede sein.

Sehr wünschenswert wäre ferner die Verschärfung der Strafen für boshafte Beschädigung öffentlicher Anlagen, Denkmäler, besonders auch für Tierquälereien, mit einem Worte für alle Akte besonderer Bosheit und Roheit. Hier ist die Humanität wahrlich nicht am Platze und wenn man aus prinzipiellen Gründen von körperlichen Strafen absieht, sollte doch Zwangsarbeit in härtester Form angewendet werden. Als Grundsatz sollte gelten: Der Roheit gegenüber keine Milde! Wendete man gegen solche Burschen nicht Gefängnisstrafen, sondern außerordentlich hohe Geldstrafen an, so würden solche Frevel und Roheiten bald selten geworden sein. Hier wäre eine Änderung der Strafpraxis von einschneidender Wirkung und ich möchte gerade diesen Punkt allen jenen, die berufen sind, an unserer Gesetzgebung mitzuwirken, eindringlichst ans Herz legen. Wir brauchen ein Gesetz, das die zwangsweise Durchführung von Geldstrafen ermöglicht. Rohe Burschen müßten, wenn sie die Geldstrafen nicht zahlen können oder nicht von ihrem Arbeitslohne Teilzahlungen regelmäßig leisten wollen, solange harte Zwangsarbeit — bei möglichst geringem Lohne — leisten, bis sie den ganzen Betrag bezahlt. Will man nicht unsere gesamte Kultur der Roheit ausliefern, wird man doch früher oder später zu einer solchen Reform greifen müssen. Sie wäre ein tötlicher Streich gegen die Gemeinheit, gegen die Roheit in allen Formen, in der Politik, wie im bürgerlichen Leben, überall! Viele der gröbsten Auswüchse auf allen Gebieten ließen sich auf diese Weise mit einem Schlage beseitigen.

Würden unsere Gesetze die Ehre besser schützen, so wäre die Aufhebung der Ausnahmestellung, welche die Militärpersonen heute einnehmen, die weitere Folge. Diese hätten dann in allen Angelegenheiten, welche die militärische Disziplin nicht berühren, den gewöhnlichen Gerichten zu

Mildern Sie in diesem seltsamen Widerspruch, der zwischen dem, was Sie beweisen, und dem, was ich empfinde, herrscht, das Entsetzen, das mich bewegt, und sagen Sie mir, was mehr getäuscht wird, das Gefühl oder die Vernunft.

„Mensch, fasse Geduld“, sagen mir Pope und Leibniz, „die Leiden sind eine notwendige Wirkung der Natur und Verfassung dieser Welt. Das ewige, gütige Wesen, das sie regiert, hätte dich gern davor bewahrt; von allen möglichen Einrichtungen hat es diejenige gewählt, die das wenigste Schlechte und das meiste Gute vereinigt. Oder, um dasselbe in kräftigeren Worten auszudrücken: wenn der Schöpfer es nicht besser gemacht hat, so geschah es, weil er es nicht besser machen konnte!“

Was sagt mir nun Ihr Gedicht? „Leide immer, Unglücklicher! Wenn es einen Gott gibt, der dich erschaffen, so ist er ohne Zweifel allmächtig und konnte allen deinen Leiden vorbeugen. Hoffe also niemals, daß sie ein Ende nehmen, denn man würde nicht einsehen, warum du lebst, wenn nicht um zu leiden und zu sterben.“ Ich weiß nicht, was eine solche Doktrin Tröstenderes an sich haben kann als der Optimismus und das Mißgeschick selbst. Für mich scheint sie, ich gestehe es, noch viel grausamer als die Lehre der Manichäer. Wenn Sie durch die Schwierigkeit beim Ursprung des Übels gezwungen wurden, eine der Vollkommenheiten Gottes zu verringern, warum wollen Sie dann seine Macht auf Kosten seiner Güte rechtfertigen? Gälte es, zwischen zwei Irrtümern zu wählen, so zöge ich lieber den ersten vor . . .

Ich sehe nicht ein, daß man die Quelle des moralischen Übels anderswo suchen könnte als in dem freien, fertigen, verdorbenen Menschen. Und was die physischen Übel betrifft, so sind sie, wenn, wie mir scheint, die empfindende, aber unempfindliche Materie ein Widerspruch ist, in jedem Systeme, an dem der Mensch teilnimmt, unvermeidlich. Und dann heißt die Frage nicht: Warum ist der Mensch nicht vollkommen glücklich? sondern: Warum existiert er? Überdies glaube ich, genügend gezeigt zu haben, daß die meisten unserer physischen Leiden allein unser Werk sind, mit Ausnahme des Todes, der nur durch die Vorbereitungen, die man für ihn macht, zu einem Übel wird.

Aber bleiben wir bei Ihrem Gegenstand über das Erdbeben von Lissabon. Gestehen Sie zum Beispiel, daß es nicht die Natur war, die dort 20.000 sechs- bis siebenstöckige Häuser hingestellt hatte und daß, wenn die Einwohner dieser großen Stadt mehr zerstreut und bequemer gewohnt hätten, der Schaden viel geringer oder vielleicht gleich Null gewesen wäre. Alle wären bei der ersten Erderschütterung geflohen, und am nächsten Tag hätte man sie zwanzig Meilen weiter entfernt so vergnügt gesehen, als wäre nichts geschehen. Aber nein, man muß bleiben, sich an das alte Gemäuer klammern, sich neuen Erdstößen aussetzen, weil das, was man zurückläßt, mehr wert ist als das, was man hinwegtragen kann. Wieviel Unglückliche sind bei diesem schrecklichen Ereignisse umgekommen, der eine, weil er seine Kleider, der andere, weil er seine Papiere, und wieder ein anderer, weil er sein Geld retten wollte! Weiß man denn nicht, daß die Person eines jeden Menschen der geringste Teil seiner selbst geworden ist, und daß es fast nicht der Mühe lohnt, sie zu retten, wenn man alles übrige verliert? . . .

Es gibt Ereignisse, die uns oft, je nach dem Standpunkt, von dem aus man sie betrachtet, mehr oder weniger in Erstaunen setzen und die viel von dem Schrecken, den sie uns einflößen, verlieren, sobald man sie in der Nähe betrachtet . . . Was mich angeht, so sehe ich überall, daß die Leiden, denen uns die Natur unterwirft, weniger grausam sind als die, die wir noch hinzufügen.

Wie erfinderisch wir aber auch sein mögen, unser Elend vermittels schöner Einrichtungen zu fördern, so haben wir es doch bis jetzt noch nicht so weit gebracht, uns im allgemeinen das Leben zur Last zu machen und das Nichts unserm Sein vor-

24*

Dieses Leben — ist es etwas wert oder nicht?

Wir wissen, wie es steht mit vielen Menschen. Durch Verbildung irre geführt, durch eigene Schuld niedergezogen, wandeln sie den Weg der Verzweiflung. Viele darunter sind freilich nur Pessimisten, weil sie sich als solche wohl fühlen, aber es gibt doch auch solche, denen es ernst ist mit der Lebensverneinung — anfangs theoretisch, dann praktisch.

Für solche sei hier ein Brief abgedruckt, den der Dichter Rousseau eines Tages an den Dichter Voltaire geschrieben hat. Es ist keine weitere Bemerkung dazu nötig. Der Brief lautet:

Den 18. August 1756.

Ihre beiden letzten Gedichte*), mein Herr, sind mir in meiner Abgeschiedenheit zugegangen, ich weiß jedoch nicht, obwohl alle meine Freunde meine Vorliebe für Ihre Schriften kennen, wer sie mir geschickt haben könnte, wenn nicht Sie selbst. Also glaube ich, Ihnen zugleich für das Exemplar und das Werk danken zu müssen. Ich habe daran Freude und Belehrung gefunden und darin sofort die Hand des Meisters erkannt. Damit will ich nicht sagen, daß mir alles darin gleich gut erscheint, aber was mir mißfällt, flößt mir um so mehr Vertrauen für das ein, was mich entzückt. Nicht ohne Mühe verteidige ich manchmal meine Vernunft gegen den Zauber Ihrer Dichtkunst; aber gerade um meine Bewunderung Ihren Werken würdiger zu machen, bin ich bemüht, nicht alles darin zu bewundern.

Ja, ich werde mehr tun, mein Herr: ich werde Ihnen ohne Umschweife nicht von der Schönheit, die ich in den beiden Gedichten zu fühlen glaubte, sprechen — diese Aufgabe würde meine Faulheit abschrecken — auch nicht von Fehlern, die vielleicht geschicktere Leute als ich darin entdecken, sondern von dem Mißvergnügen, das mir in diesem Augenblick den Geschmack, den ich an Ihren Lehren nahm, trübt. Und noch ganz bewegt von einer ersten Lektüre, wo mein Herz gierig dem Ihrigen zuhörte, wo ich Sie wie meinen Bruder liebte, wie meinen Meister verehrte, wo ich mir endlich schmeichelte, daß Sie in meinen Absichten die Freimütigkeit eines rechtschaffenen Charakters und in meinen Reden den Ton eines Freundes der Wahrheit, der zu einem Philosophen spricht, erkennen würden, will ich darüber reden. Je mehr mich übrigens Ihr zweites Gedicht entzückt, desto mehr nehme ich Stellung gegen das erste . . .

Alle meine Beschwerden richten sich also gegen Ihr Gedicht über die Zerstörung von Lissabon, weil ich davon eine der Menschlichkeit, durch die Sie dazu inspiriert wurden, würdigere Wirkung erwartete. Sie werfen Pope und Leibniz vor, daß sie durch die Behauptung, alles sei gut, unsere Leiden verhöhnen, und Sie selbst überladen das Bild unseres Elends so sehr, daß Sie das Gefühl desselben außerordentlich verschlimmern. Anstatt des erhofften Trostes haben Sie mich nur noch trauriger gestimmt. Man könnte meinen, Sie fürchteten, ich sähe noch nicht genug, wie sehr ich unglücklich bin, und glaubten, mich wahrscheinlich sehr zu beruhigen, indem Sie mir bewiesen, daß alles schlecht ist.

Täuschen Sie sich nicht, mein Herr, es geschieht gerade das Gegenteil von dem, was Sie beabsichtigen. Jener Optimismus, den Sie so gräßlich finden, tröstet mich dennoch über dieselben Schmerzen, die Sie mir als unerträglich schildern . . .

---

*) Es waren „La réligion naturelle“, Gedicht in vier Abteilungen, das Voltaire 1752 verfaßte, aber erst 1756 veröffentlichte, und das „Poème sur le désastre de Lisbonne“. Beide erschienen 1757 unter dem gemeinsamen Titel „La loi naturelle“.

Schelmenlieder.

Von Otto Sommerstorff.*)

Elegie aus dem Winterheim.

In jedem Stockwerk rings um meine Wohnung
Bereiten Unglücksmänner mir und Frauen,
Indem sie auf Klaviere ohne Schonung
Mit allzu rauhen Klauen hauen, Grauen.

Das hallt und schallt zu allen Tageszeiten,
Ich kann mich nie und nimmer dran gewöhnen,
Muß oft verzweiflungsvoll, wenn rings die Saiten
In gar nicht schönen Tönen dröhnen, stöhnen.

Früh' steh ich auf bei Lißt, Chopin und Wagner,
Und abends bei dem Klang der „Müllerlieder"
Leg' ich mich mit dem Schmerzgefühl zerschlag'ner
Und todesmüder Glieder wieder nieder...

O möchten einmal doch die schnöden Hände,
Die oft von mir verwünschten, viel gehaßten,
Nachdem sie ohn' Erbarmen, ohne Ende
Auf Marterkastentasten, rasten!!

Ich frag' mich oft, wenn ich mich trostlos härme:
Ist auf die Dauer solche Qual erträglich?
Und ist ein Weiterleben bei dem Lärme,
Der so unsäglich kläglich täglich, möglich?!...

Ein hoffnungsloser Schmerz netzt meine Wimper,
Erlösung gibt es nicht aus diesen Nöten,
Bis sie mich eines Tags mit dem Geklimper,
Dem endlos öden, schnöden, blöden, töten! —

Der sehr zerstreute Professor.

Es war einmal ein Professor,
Der war so unendlich zerstreut,
Die allerwichtigsten Sachen
Vergaß er von gestern auf heut'.

Und als eines schönen Tages
Der gute Professor beschloß,
In den Stand der Ehe zu treten,
Weil ihn das Alleinsein verdroß,

Geschah's, daß am anderen Morgen
Der unglückselige Mann
Auf seinen erst gestern gefaßten
Entschluß sich vergeblich besann.

Ihm war von der ganzen Geschichte
Erinnerlich nur noch das:
„Er wollte in etwas treten" — —
Doch wußte er nicht mehr, in was!

Des Jünglings Frage.

Junger Mann, solid und edel
Und ein Engel von Gemüt,
Liebte vom Ballett ein Mädel,
Wie das manchmal wohl geschieht.

Seligtrunken, Mund an Munde,
Tauschten sie der Liebe Eid,
Und in solcher schwachen Stunde
Frug er die geliebte Maid:

„Gabst du nie dich einem Manne,
Einem andern, früher hin?
Meines Herzens Zweifel banne,
Schwör', daß ich der Erste bin!" —

Und das Mädel mit Gekicher
Hebt die Hand zum Schwur und sagt:
„Ja, du bist der Erste — sicher —,
Der mich so was Dummes fragt!"

*) Entnommen dem neuen Büchelchen „Aus meinem Reimstübel". Von Otto Sommerstorff. (Berlin, A. Hofmann u. Komp. 1908.) Siehe „Heimgarten" Seite 313.

zuziehen, denn dann würde Entmutigung und Verzweiflung sich bald der meisten bemächtigt haben, und das Menschengeschlecht hätte nicht lange bestehen können. Wenn es aber besser für uns ist, zu sein als nicht zu sein, so genügte schon dies zur Rechtfertigung unserer Existenz, selbst wenn wir keine Entschädigung für unsere ausgestandenen Leiden zu erwarten hätten und diese so groß wären, wie Sie sie darstellen. Indes ist es schwer, in diesem Punkte Glauben bei den Menschen und richtige Berechnung bei den Philosophen zu finden, weil diese bei dem Vergleich des Guten und Bösen immer das von jeder Empfindung unabhängige süße Gefühl des Daseins vergessen und die andern durch die Eitelkeit, den Tod zu verachten, veranlaßt werden, das Leben zu verleumden, beinahe wie jene Weiber, die mit einem beschmutzten Kleide und der Schere in der Hand behaupten, lieber Löcher als Flecken zu haben.

Sie denken mit Erasmus, daß wenige Leute unter denselben Bedingungen, wie sie gelebt haben, noch einmal geboren werden möchten. Mancher jedoch, der seine Ware sehr hoch anpreist, würde viel nachlassen, wenn er hoffen dürfte, einen solchen Handel abzuschließen. Wen mögen Sie übrigens darüber befragt haben? Reiche Leute vielleicht, die von falschen Genüssen übersättigt sind, aber die wahren nicht kennen, die stets vom Leben gelangweilt werden und immer zittern, es zu verlieren? Vielleicht Schriftsteller, die von allen Klassen der Menschen am meisten zu Hause hockende, ungesundeste, grüblerischste und folglich auch unglücklichste? Wollen Sie Menschen eines bessern Schlags finden oder wenigstens solche, die allgemein aufrichtiger sind und schon deshalb vorzugsweise gehört werden müssen, weil sie die Mehrzahl bilden, so fragen Sie einen ehrsamen Bürger, der ein unbedeutendes, ruhiges Leben ohne Pläne und Ehrgeiz geführt hat, fragen Sie einen guten Handwerker, der bequem von seinem Berufe lebt, selbst einen Bauern — aber nicht einen in Frankreich, wo man glaubt, die Landleute im Elend sterben lassen zu müssen, damit nur wir leben können — sondern einen aus dem Lande, in dem Sie jetzt weilen, im allgemeinen überhaupt einen in einem freien Lande. Ich wage sogar zu behaupten, daß es in Oberwallis nicht einen einzigen Bergbewohner gibt, der mit seinem Leben, das fast einem Automaten gleicht, unzufrieden wäre und der nicht gern, selbst fürs Paradies, das er erhofft und ihm gebührt, den Handel der unaufhörlichen Wiedergeburt einginge. Diese Unterschiede lassen mich glauben, daß es sehr oft der Mißbrauch des Lebens ist, der es uns unerträglich macht, und ich habe eine viel geringere Meinung von denen, die sich ärgern, gelebt zu haben, als von dem, der mit Cato sagen kann: Nec me vexisse poenitet, quoniam ita vixi ut frustra me natum non existimem. Dies hindert natürlich nicht, daß der Weise manchmal freiwillig, ohne Murren, ohne Verzweiflung scheidet, wenn ihm die Natur oder das Schicksal befehlen, zu sterben. Aber nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge ist das menschliche Leben, mit welchen Leiden es auch übersät sein mag, im großen und ganzen kein schlechtes Geschenk. Und wenn es nicht immer ein Unglück ist, zu sterben, so ist es sehr selten eins, zu leben . . .

Ich kann nicht umhin, mein Herr, bei dieser Gelegenheit einen sehr seltsamen Widerspruch zwischen Ihnen und mir in bezug auf den Gegenstand dieses Briefes anzuführen. Von Ruhm übersättigt, über eitle Größe erhaben, leben Sie frei im Schoße des Überflusses; Ihrer Unsterblichkeit ganz gewiß, philosophieren Sie ruhig über die Natur der Seele, und wenn der Körper oder das Herz leidet, so haben Sie Tronchin als Arzt und zum Freunde. Dennoch finden Sie nur Schlechtes auf der Welt. Und ich, ein unbedeutender, armer und von einem unheilbaren Leiden gequälter Mensch, denke in meiner Einsamkeit mit Vergnügen nach und finde, daß alles gut ist. Woher kommt dieser augenscheinliche Widerspruch? Sie selbst haben die Erklärung dafür gegeben: Sie genießen, ich aber hoffe, und die Hoffnung verschönt alles!

Kunstenthusiasmus.

Ich hätte so gern von der göttlichen Müller,
Die so berühmt ist und hochbegabt —
Besonders wundervoll ist ihr Triller!
Eine Zeile für mein Stammbuch gehabt.

Ich habe schon einmal an sie geschrieben
Und ihr meines Herzens Wunsch enthüllt,
Doch ohne Antwort bin ich geblieben,
Sie ließ meine Bitte unerfüllt. —

Jüngst ging ich gedankenvoll über die Straße,
Da kam ein Auto gesaust daher,
Mir stockte das Herz! In dem Auto saß se,
Die einzige, die ich so heiß verehr'!...

Ein mächtiger Stoß... Und nach zwei Sekunden
Lag ich betäubt auf dem Straßendamm,
Am ganzen Leibe zerbeult, zerschunden:
Da hatt' ich ja nun — mein Autogramm.

Heimgärtners Tagebuch.

Jetzt wird viel geredet, geschrieben und verhandelt darüber, wem Bosnien gehören soll. Den Türken? den Serben? den Ungarn? den Österreichern? Wer soll es entscheiden? Wen soll man fragen? Etwa die Engländer? Oder die Russen? Oder soll's eine Konferenz aussprechen, welchem Reiche Bosnien (ich rechne unter diesen Namen immer auch die Herzegowina mit ein) anzugliedern wäre? Und an den wichtigsten Bestimmer denkt niemand? Ich habe nichts davon gehört, daß man die Bosnier fragen will, wem sie angehören wollen. Zu allererst sie müßte man fragen, die Bosnier selbst! Nicht? Und wahrscheinlich würden sie sich für Österreich entscheiden. Wenn nicht, dann — es täte uns leid, aber... Man löste sie einst von der Türkei los, auf daß sie ein freies Volk sein könnten. Freiheit ist aber Selbstbestimmung. Ergo! —

Was doch die Poeten manchmal für merkwürdige Ideen haben!

Aus einem norddeutschen Städtchen erhielt ich den Brief einer bekümmerten Mutter, die am Sterbebette ihres sechzehnjährigen Sohnes saß. — Mein Wilhelm hat nur wenige Tage mehr zu leben. Er macht Verse und hätte schon seit langem den sehnlichsten Wunsch, eines seiner Gedichte im „Heimgarten" gedruckt zu sehen. Ich schicke Ihnen die Gedichte nicht, denn sie sind wohl nicht druckfähig. Aber ich sage es ihm, sie wären geschickt worden, und ich bitte Sie innig, lieber

Pegasus bei Hofe.

Durchlaucht hat besonders gut
Vor'ge Nacht zu ruh'n geruht,
Und in sehr gehobner Laune
Faßte Durchlaucht den Entschluß,
Selbst, höchstselbst, man hör' und staune! —
Zu besteigen Pegasus. —
Wegen des Bedarfs an Reimen
Ward befohlen dem Geheimen
Hof- und Ober-Leibpoeten
Unverzüglich anzutreten.
Dieser, angelangt im Schloß,
Sattelte das Flügelroß,
Worauf Durchlaucht unverweilt
Muse Audienz erteilt . . .
Eh ein Viertelstündchen schwand,
Hatte Durchlaucht reimgewandt
Mehrere erlauchte Zeilen,
Ohne viel daran zu feilen,
Huldvollst zum Gedicht ernannt!
Und die Ritter und die Edeln
Sah man ringsum Beifall wedeln,
Jubelnd gings von Mund zu Munde:
„Welch erhabenes Talent!
Welch historischer Moment!
Durchlaucht“, scholl es in der Runde,
„Haben sich herabgelassen,
Eine Dichtung zu verfassen,
Sich poetisch zu bemüh'n!!“ — — —
Und von dem gesamten Hofe
Wurde der erlauchten Strophe
Die Unsterblichkeit verliehn.

Moderne Gemälde.

Grüne Wiese, Waldung blau,
Junger Hirt mit Flöte,
Vorne eine nackte Frau,
Hinten eine Kröte. —
Titel: „Heidentum“ . . .
Warum?

Marmorsäule mit Gesträuch,
Gelber Schein ums Ganze,
Alte Herr'n mit dicke Bäuch'
Drehen sich im Tanze. —
Titel: „Goldnes Kalb“ . . .
Weshalb? —

Schloßruine, runder See,
Schwarz wie Stiefelwichse,
Drauf vier Schwäne, weiß wie Schnee,
Und 'ne grüne Nixe. —
Titel: „Fontainbleau“ . . .
Wieso? . . .

Säugling rechts, Gerippe links,
Lorbeerbaum mit Schlange,
Und darunter eine Sphinx,
Tränen auf der Wange.
Titel: „Homo sum“ . . .
Zu dumm!! —

An die deutsche Jungfrau.

O deutsche Jungfrau! Wenn sich dir bescheiden
Ein Jüngling naht, von Lieb' zu dir entflammt,
Laß ihn nicht allzulange schmachtend leiden,
Geh möglichst bald mit ihm zum Standesamt!

Wirst du jedoch von einem lyrischen Poeten
Umworben mit verzehrend heißer Glut,
Dann, liebe deutsche Jungfrau, sei gebeten:
Erhör' ihn nicht! Es ist für ihn nicht gut!

Doch laß ihn auch nicht gänzlich unbeachtet,
Ja, gib ihm Hoffnung auf ein künftig Glück:
Erst wenn er ganz in deinen Banden schmachtet,
Dann zieh dich plötzlich kalt von ihm zurück . . .

Nur wenn sein Herz, von wildem Weh zerspalten
Gerät er in die Stimmung, die er braucht,
Nur dann kann er sich lyrisch ganz entfalten,
Wenn er die Feder in sein Herzblut taucht! . . .

Die schönsten Lieder wird er nun verfassen,
Erleichtern muß er sich — um jeden Preis —
Und seine Schmerzen wird er drucken lassen,
Damit die Welt von seinen Schmerzen weiß. — —

Du aber, Jungfrau, kannst zum Trost dir sagen,
Wenn je die Reue dein Gemüt erfaßt,
Daß du durch dein Verhalten, dein Betragen
Die deutsche Literatur gefördert hast!! — —

den Führer, der ihr paßt und sobald er nicht im Sinne der Partei „führt“, wird er abgesetzt. Das wiederholt sich alle Tage. Wer Großes will, der tut am besten, eine neue Partei zu gründen, als sich einer verdorbenen anzuschließen. Es ist dankbarer, Gleichgesinnte zu sammeln und zu leiten, als eine wilde Menge von Querköpfen zurechtrücken zu wollen. Und wenn sie dir schon heute folgt, morgen folgt sie einem andern.

Ich gehöre ja gewiß auch zu einer Partei, und zwar zur Partei der Parteilosen, wo der Richter, der Lehrer, der Dichter, ja selbst der König steht oder zu stehen hat. Wer etwas bewegen will, der muß außerhalb desselben stehen. Das hat mir vor länger als zweitausend Jahren schon Archimedes nachgeschrieben.

Die „Pädagogische Zeitschrift“ (Graz) erzählt folgendes Geschichtlein:

Am 2. November v. J. hörte ich in einem Gasthause eines größeren Marktes einem Gespräche zu, das mich in Staunen versetzte. Mehrere Bauern sprachen von der überreichen Obsternte und den noch vorhandenen vielen Arbeiten in dieser Hinsicht.

„Ja,“ sagte ein Bauer, „wenn nur die Schul’ noch nit ang’fang’n hätt’, daß man die Kinder brauchen könnt’.“

„Ich behalte meine den ganzen Winter zu Hauſ’ und zahl’ halt die paar Kronen,“ entgegnete ein intelligent aussehender Bauer.

„Ja, wenn’s mit zwei Kronen abgeh’n tat, so tat is a!“ sagte drauf der andere.

Nun kam vom gesprächigen Herrn Nachbar folgende Erklärung: „Du, das macht nichts, zahlst nit mehr. Vorige Woch’n hab’ ich mit unsern Herrn“ — das nächste Wort sagte der Herr Nachbar dem andern leise ins Ohr, so daß ich es nicht verstehen konnte — „g’sproch’n drüber. Wann du noch keine Mahnung seit Ostern heuer hast, so können’s dir nix machen.“

„Ja, Mahnung hab’ i kane, der Bua war ja im Sommer schulfrei und wird im Mai vierzehn Jahre alt,“ entgegnete freudig der andere Bauer.

„Siehst,“ sagte der weise Mann, „das geht so: Du schickst den Buben einfach nit und da kriegst anfangs Dezember ein Mahnzettel. Im Dezember schickst’n a nit! Jetzt kriegst kein Mahnzettel mehr, weil das „Schulkomitee“ im Jänner a Straf’ für di antragt. Das Strafzettel darf zerst nit höher sein als zwei Kronen und Ende Jänner kriegst es. Du hast dann vierzehn Tag Zeit zum Zahlen oder du kannst reklamieren. Bevor die Zeit aus is, gehst aufi zan Schulrat und reklamierst auf Graz eini und sagst halt immer, daß da Unrecht

Herr, machen Sie meinem Kind noch eine glückliche Stunde. Schreiben Sie ihm ein Wort, daß seine Gedichte angenommen wären und im „Heimgarten“ abgedruckt werden würden. Die Enttäuschung erlebt er ja doch nicht mehr. — Das war der Inhalt des Briefes einer mir ganz fremden Frau. Ich ergriff sofort die Feder: „Lieber Wilhelm N. Ihre Gedichte werden recht bald im „Heimgarten“ erscheinen.“ Solche Notlügen beschweren mein Gewissen wenig.

Eine Woche später hat die Frau mir wieder geschrieben: „Wie danke ich Ihnen. Die letzte Freude, die mein armer Wilhelm in diesem Leben erfahren hat, haben Sie ihm gemacht. Ein Fremder in fremdem Lande. Gestern haben wir den an unheilbarer Brustkrankheit zugrunde gegangenen Jungen zu seinem Vater in die Gruft gelegt. Das letzte Gedicht, das er sogleich nach Empfang Ihres Briefchens verfaßt hat, muß ich Ihnen doch schicken.“ — So die Mutter.

Und da ist es. Damit das Wort auch dem Toten gehalten werde.

„Nun sprudelt der Menschen Liebe Quell
Aus meines Herzens vollem Born
Und wie über Nacht hat die heilige Well'
Hinweggeschwemmt Grimm, Haß und Zorn.

Aufs zuckende Herz legt die Eiseshand
Der Tod in furchtbarer Krankheitsnacht,
Da wars, daß die Lieb ich wiederfand;
Daß schloß sich noch einmal des Grabes Schacht.

Nun füllt ein Wunsch nur meine Seel':
Ackern zu helfen freiem Geschlecht,
Gehorchend keinem Herrnbefehl,
Sich stützend auf menschliches Recht.

In Tagen, glücklichen und weh'n,
In Arbeit und Ruhe, voll Vertraun
Geschlossen zueinander stehn,
Geschlossen dem Feind entgegenschaun. —“

„Ende Oktober 1908 in schlafloser Fiebernacht“ hat die Mutter dazugeschrieben.

Ich kann keiner unserer Parteien angehören. Gelegentlich dieser Äußerung, die ich im „Heimgarten“ (XXXII, Seite 773) getan, ist im „Türmer“ warmherzig entgegnet worden, daß gerade freie und „höherstehende“ Menschen zu den verlotterten Parteien herabsteigen müßten, um sie zu veredeln. Das ist schön und ideal gedacht und manchem, der die richtige Haut dazu hat, mags wohl gelingen, eine verlotterte Partei günstig zu beeinflußen, wenn er — nicht früher hinausgeworfen wird. Gewöhnlich pflegt der „Freie“, der „Bessere“, der in einer Partei sein und bleiben will, die Farbe der Mehrzahl anzunehmen, sonst käme er ja zu keiner Geltung. Die Partei wählt

als rein geistige Wesenheit zu uns spricht. Versuchen wir's einmal mit dem Podium hinter dem Rücken. Wer wirklicher Musikempfinder ist, der ist vielleicht doch imstande, auf den Anblick der weißbekrawatteten Musikanten und der liebreizenden Primadonna zu verzichten, damit das Herz ganz für ihre künstlerischen Leistungen gesammelt sei.

Der kleine Aufsatz: „Ein Manko der Frauen“ („Heimgarten“, Seite 227) ist ganz gegen Erwarten doch zu etwas gut gewesen. Er hat in Berlin folgendes heiteres Gedicht gezeitigt:

Lieber Peter Rosegger!

Schon vielerlei hab' ich von Dir gelesen;
Ob's lustig oder traurig ist gewesen,
Gelesen hab' ich's immer herzlich gern,
Und nur bedauert, daß Du mir so fern;
Doch, was Du kürzlich hast herausgeschält,
Daß uns, den Frauen, ständig etwas fehlt,
Was bei den Männern sei so oft vertreten,
Das war, mein Lieber, nicht sogar von nöten.
Du hast damit den bösen Junggesellen
Nur Stoff gegeben, über uns zu bellen. —
So lieb ich Dich nun einerseits auch hab',
So hält mich nichts von einer Predigt ab,
Und da ich Dich nicht selber krieg' zu fassen,
Mußt's schriftlich über Dich ergehen lassen. —
Sieh' nun, mein Mann, der Racker, las mir's vor,
Mein lieber Sohn, der saß dabei — ganz Ohr!
Und beide stimmten völlig überein
Mit dem, was Du da ausgeklügelt fein:
Das wär's! ein Säcklein fehlet uns, den Frauen,
Gar nirgends wär's an unserm Kleid zu schauen,
Sonst trügen wir nicht manches in der Hand,
Was bliebe besser stecken im Gewand,
Und wenn auf Straßen manchem bösen Leut'
Die Täschchen fielen zu als sich're Beut',
So seien wir nur selber Schuld daran;
So ginge nie und nimmermehr ein Mann!
O ja, der Männer Weis' ist uns bekannt;
Es ließ sich schreiben d'rüber mancher Band.
Erst kürzlich ließ mein Mann den eil'gen Brief
Drei Tage stecken in der Tasche tief,
Bis ich beim Bürsten seines Rocks ihn fand;
Hätt' er genommen ihn in seine Hand,
Wie ich's ihm ernst und weislich wohl geraten,
Er hätte sich bewahrt vor Spott und Schaden.
Du siehst, die Tasche ist nicht immer nütz:
Sie stärkt die Faulheit oft und stumpft den Witz.
Und dann, mein Lieber, darfst Du auch nicht denken,
Wir hätten wirklich nichts, um zu versenken
Hinein, so dies und das und jenes auch,
Wie's bei den Männern ist jawohl der Brauch.
Im Unterrocke schon allein hab' ich
Der Taschen zwei an Größe fürchterlich;
Doch steckt ich nichts hinein, um's zu vergessen,
Ich will mich zwar zu rühmen nicht vermessen;
Es kommt nur immer grade das hinein,
Was drin verbleibt und eben drin muß sein.

g'scheh'n ist, weil der Bua immer Kopfweh oder so was g'habt hat. Daweil brauchst'n a nit schicken, weilst so nit g'straft werden kannst, weil die erste Straf' noch nit „rechtsfähig" ist. Vier Wochen geht's schon her, bis alles zurückkommt und das wär' Mitte März. Jetzt hast wieder vierzehn Tag Zeit zum Zahlen und daweil wird's so Ostern. Dann zahlst halt die zwei Kronen. Eine kriegt der Schulobmann, die andere die Strickfräul'n."

„Du, so wir is machen, i dank da vielmals, trink amol!"

In einer steirischen Gegend war's. Kam des Weges eine singende Wallfahrerschar, die beim wundertägigen „Fieberbründel" sich allerhand erbitten und ertrinken wollte. An einem Straßenwirtshause saß ein alter, halbbetrunkener Mann, der rief den vorbeikommenden Wallfahrern zu: „Ös seids alle Trotteln!" Darauf haben ihn die frommen Wallfahrer erschlagen. Kurzab erschlagen, so daß er auf der Stelle tot war. Die Täter sind hierauf wohl ein bisserl eingesperrt worden, weiter hat sich um dieses Sittenbild aus unserem biederen Landvolke niemand gekümmert. Hat der arme, alte Mann nicht ein wenig zu viel gesagt? Nein. Viel zu wenig.

Die neuen Musiksäle in Graz, von der Steiermärkischen Sparkasse erbaut, wurden die schönsten Säle in Österreich genannt. Und wirklich, sie weisen nicht ein einziges Sumpfpflanzenmotiv auf, sie sind in jenem vornehmen Stil gehalten, nach dem unser Geschmack sich gebildet hat und von dem wir trotz aller modernen Herumfuchteleien schließlich nicht werden lassen können. Das Stiegenhaus zu diesen Sälen mit dem marmornen König der Musik ist sicherlich das Schönste an Bau, Kunst und Stimmung, was unser Land hat. — Ich hörte im großen Saal die „Neunte". Eines Poeten sensibles Herz ist fast zu schwach, um ihren letzten Teil ertragen zu können. Wenn man vor Erschütterung laut aufstöhnen müßte! Es war Gefahr vorhanden. Das Auge ist es, das die zum Himmel aufstürmende Seele noch zurückhält bei den befrackten Musikern und weißgekleideten Sängerinnen. Das ist ja auch schön. Aber zum Vorteile der rein innerlichen Wirkung komme ich doch auf meinen alten Wunsch zurück, daß im Konzertsaal das Orchester mit seinen mannigfaltigen Apparaten nicht vor, sondern hinter dem Publikum sein sollte. Die Musik hat man nur zu hören. In der Oper gibt's freilich auch ein Schauen, aber nicht allemal zum Gewinn der Musik. Auf mich hat die Musik in der Kirche immer noch den größten Eindruck gemacht, was nicht allein der örtlichen Stimmung an sich zuzuschreiben ist, vielmehr weil man den Musikapparat nicht sieht, weil die Musik dort

bestimmt waren, das Menschengeschlecht anzupflanzen. Freilich — es ist danach ausgefallen. — Interessant ist es schon, wie geschickt und geistvoll Kienzl die Sache behandelt. Herzhaft mutet uns in demselben Stück das zweite Liebespaar an, das freimütig und getreulich eine Ehe auf Kündigung eingeht, für den Fall, als einmal etwas nicht klappen sollte. Wenn der Dichter statt des ersteren das letztere in den Vordergrund gestellt hätte, so wäre das Schauspiel zwar banaler geworden, aber ansprechender. — Bei diesem Stücke ist mir wieder aufgefallen, daß das moderne Drama gerne mit der Katastrophe beginnt und mit der Exposition endet. Wir haben Stücke, bei denen man immer zu spät ins Theater kommt. Das Wichtigste ist bereits vorüber, wenn der Vorhang das erstemal aufgeht; das Stück selbst besteht aus den Verhandlungen, wieso das hat geschehen können, und über die Folgen, und das wird noch dazu mit dem letzten Fallen des Vorhangs gewaltsam abgebrochen, so daß die gespannte Seele des Zuschauers unerlöst nach Hause gehen muß. Hier ist es doch anders, man erlebt das Wichtigste mit. Wenn Kienzl zu seiner technischen Fertigkeit, zu seinem weitschauenden Geiste den vor allem dazu notwendigen menschlich ergreifenden und befreienden Inhalt wählt, dann haben wir noch Bedeutendes zu erwarten. Diesmal müssen wir uns begnügen damit, daß nach einem gewaltigen Schreck die Geschichte noch so gut ausgeht.

Das ist nur eine Meinung, keine Kritik. Kritisieren könnte ich nur das, was ich selber besser machen kann. Aus diesem Stoff hätte ich bei weitem nicht das zuwege gebracht, was Kienzl immerhin daraus gemacht hat.

Ein „ebenso ehrerbietiges wie ernstes Wort“ schreibt ein Schulfuchs in den „Hamburger Nachrichten“:

„In einer Zeitung fand ich zwei Depeschen des deutschen Kaisers folgenden Wortlauts: ‚An Ihrem heutigen Ehejubiläum nehme ich herzlichen Anteil und spreche ich Ihnen und Ihrer Gattin wärmsten Glückwunsch aus.‘ ‚Die Meldung von dem Ableben des . . . hat mich mit aufrichtiger Trauer erfüllt, und spreche ich Ihnen zu diesem schweren Verluste meine wärmste Teilnahme aus.‘ So sehr wir es begrüßen, daß diesmal die fehlerhafte Verschmelzung von ‚Anteil‘ und ‚Teilnahme‘ in ‚Anteilnahme‘ vermieden ist, so sehr sind wir betrübt über die undeutsche Umstellung ‚und spreche ich Ihnen‘ anstatt des allein richtigen, auch einfach und würdig klingenden ‚und ich spreche Ihnen‘. — „Ehrerbietig“ nennt der Sprachschnüffler das, wie er den fünfzigjährigen deutschen Kaiser abtut wie einen Schulbuben. Gegen diese Persönlichkeit glaubt man sich jetzt alles erlauben zu dürfen. Gut, auch der Fürst, der Monarch soll kritisiert werden dürfen, und Wilhelm II. läßt sich

Der Mann jedoch steckt manches schöne Ding
Sich in die Tasche (wie den Ehering!),
Das nie und nimmer dort hinein gehört
Und d'rum ein edles Frauenherz empört.
Du siehst auch hier, der Sack ist oft von Segen
Erst, wenn der Frauen Hände ihn belegen. —
Wie nützlich unsere Taschen für ihn sind,
Das lernt der Mann erst schätzen, wenn beginnt
Die schöne Zeit, da wir zu vieren wandern
In solcher Lust von einem Reich zum andern.
Wenn's in die Alpen geht und nach Tirol,
Da wartet an der Grenz' der Zöllner wohl;
Er steckt begierig ohne Ziel und Ende
In alle Taschen seine flinken Hände;
Er hätt' auch manche Schätze wohl entdeckt,
Hätt' er aus ihrer Ruhe sie geweckt,
Wo sie geheimnisvoll und tief verwahrt
Vor Spähers Augen blieben auf der Fahrt;
Doch wo sie steckten, Peter, das verrate
Ich nicht, Du plauschtest's aus, und das wär' schade.
Du siehst jedoch, daß im Gewand ein Säcklein,
Ein großes oft, ein kleines und — ein Päcklein
Wir Frauen pflegen mit herumzutragen,
Ohn' viel zu rühmen oder auch zu klagen. —
Du wirst, so hoff' ich, Deine Meinung kehren,
Nachdem Dich meine Zeilen so belehren. —
Doch nun, mein lieber Peter, will ich schließen,
Es könnte Dich doch sonst zu sehr verdrießen
All' dies Geschreibsel einer Frauenhand
Aus fremdem Land, Dir gänzlich unbekannt.
Doch darf ich einen Gruß fürs neue Jahr
Dir wohl noch schreiben herzlich, treu und wahr:
So sonnig, wie's ein Frauenherz nur kann,
Wünsch' ich Dir Glück im Haus, in Berg und Tann.
Und mit und ohne Tasche, lieber Peter,
Bleib' ich Deine treue Les'rin

Grete Treder.

„Die Brautnacht“. Ein Schauspiel von Hermann Kienzl. Professor Albert Schrittner begeht mit seiner jungen Frau Hedwig die Brautnacht, trotz der Annahme, daß sie höchst wahrscheinlich seine Schwester ist. Dann gehts ihm nach und er kann das eheliche Glück nicht mehr finden, bis es sich endlich aufklärt, daß bewußte Annahme grundlos war. Der Ehebruch, aus dem die Geschwisterschaft stammen sollte, war kein physischer, nur ein geistiger. Das ist der Stoff in Kienzls Schauspiel. Er spricht wenig an. Die Sache liegt uns zu fern, obschon es nicht schadet, manchmal veranlaßt zu werden, über Dinge nachzudenken, die ferne liegen. Aber mich deucht auch, es fehlt hier der Konflikt. Einer, der auf der ganzen Welt nur Eine lieben kann, der liebt sie, und wäre sie wer immer — er macht sich nichts draus. Das heißt, wenn er so vorurteilslos ist, wie das Ehepaar Albert und Hedwig. „Und wäre es bewiesen, daß du mein leiblicher Bruder ... Was wäre damit bewiesen? Daß die Natur es gewollt hat.“ So sagt die junge Frau. Die Bibel erzählt, daß die Geschwister Adam von Gott selbst

Gotteserde wiederhole. Und wenn ich dann wieder einmal in diesem Saale hocke, ganz hinten im letzten Bänklein als Waldbauernbübel, so werde auch ich himmelfroh dankbar schauen und lauschen. Und sollte ich gar einer der singenden Knaben sein, die dort unter den Silberstämmen der Orgel stehen, so will ich all Kindeslust hinausjauchzen in den schimmernden Saal, in die wogende Welt. Und ich werde sein, was ich heute bin — ein unversiegbares Kind.

Vor fünfzig Jahren, als ich das erstemal in diese Stadt kam, nannten sie die Steirer schon eine große Stadt. Sie zählte bereits über 40.000 Einwohner. Sie hatte eben die Rüstung ihrer Basteien abgelegt und begann sich sachte zu recken, wie einer, der aus dem Schlafe erwacht. So alt sie schon war, sie fühlte sich jung. Kleine Städte sind wie kleine Kinder, sie möchten gerne groß sein. Und sind sie endlich groß, so sehnen sie sich zurück nach der Kindheit. Die Stadt der Gärten hatte man sie genannt, heute ist sie die Stadt der Häuser, wie jede Stadt und ist viermal so groß wie damals. Eine arme Landstadt, geographisch ungünstig gelegen, ohne viel Handel und Industrie, und hat sich doch seit einem halben Jahrhundert entwickelt wie kaum eine zweite Stadt Österreichs. Die Pensionistenstadt, die Ruhestadt, die schlafende Stadt, die verträumte Stadt nennt man sie und doch bilden sich in derselben schon Antilärmvereine und Schutzvereine gegen rücksichtslose Zerstörer des Idyllenrestes, den wir noch haben. Eine weithingestreckte Riesin ruht nun diese Stadt auf dem Grazfeld, möchte immer noch größer sein und hat gleichzeitig fast weinende Sehnsucht nach ihrer glücklichen Kindeszeit. Da hat diese Stadt jetzt eine Ausstellung veranstaltet: D a s S t a d t b i l d v o n G r a z. Und dieses Bild schaut sie an, wehmütig, wie eine betagte Frau die Photographie aus ihrer blühenden Mädchenzeit anschaut. Und während diese Stadt gerührt nach ihrer glücklichen Kleinheit zurückschaut, macht sie emsig Pläne für die Großstadt, fährt mit dem Bleistift über die braunen Giebeldächer der alten Häuser hin, schnurgerade Straßen ziehend, mehrere Kilometer lange, an beiden Seiten Paläste reihend, und schwelgend in der Vorahnung einer modernen Weltstadt. In dieser Ausstellung hat man auch gesehen, wie Schönheit und Kunst im Kampfe liegt mit dem trostlosen Zinskasernismus und fabriksmäßiger Scheinpracht, und wie die Bestrebungen heißen, die alle Städte gleich machen und mit billigem, falschem Glanze schmücken möchten. Die heimischen, klimatischen, geschichtlichen, volkstümlichen Eigenarten müssen ersticken und Graz will ein Klein-Paris werden. Solches zeigte das Janusbild dieser interessanten Ausstellung „Das Bild von Graz".

Kritik gefallen, ohne mit Zensur und Konfiskation sie zu verfolgen. Aber gegen solche einfach unwürdige Art bei jeder Gelegenheit dem Kaiser eine Demütigung zu bereiten, müßte doch das deutsche Volk endlich Stellung nehmen, wenn es noch eine monarchistische Empfindung hat. Fühlt dieses deutsche Volk denn nicht, daß es durch solche Frechheiten mitgedemütigt wird? Kann so ein staubiger Pedant seine Weisheiten schon nicht verhalten, so sind doch wir Schriftsteller dazu da, um daran seine Bedürfnisse zu befriedigen. Anstatt in boshafter Flachsmannmanier öffentlich warmherzige Privatdepeschen zu benörgeln, die noch dazu sprachlich nicht einmal unrichtig sind.

Ein Kinderkonzert im Stephaniensaal. Orgelspiel, Knabengesang. Zwölfhundert Knaben, darunter viele armer Leute Kinder, saßen in dem herrlichen Raume, wo sonst nur die Bevorzugten des Lebens daheim sind. So schön der Saal ist, so prächtig oft die Kunstgenüsse sind, wie viele der „Bevorzugten" habe ich hier schon gähnen sehen! Das passierte diesem Publikum nicht. Das war ganz Auge, Ohr und Freude. Dieses Meer von blonden und dunklen Knabenhäuptern, wie wonnig ist mir und wie bange — über jedem schwebt ein Schicksal . . . Heute wetteifern ihre Lehrer, ihnen eine lichte, liebliche Stunde zu bereiten — mit ganzem Kindesherzen, arglos, freudevoll genießen sie. Nehmen, was man ihnen bietet und — geben, was sie haben. Und das ist nicht wenig, das ist entzückend viel. Wenn fünfzig helle, reine Knabenstimmen ein Lied singen, so muß vor ihnen die Königin der Instrumente verstummen. So schön kann's die Orgel nicht. Ich mußte weinend beten: Möchte, ihr lieben Kinder, die Harmonie, die euch heute vereint, auch in allen späteren Tagen euch so verbinden. Denn ihr geht einer harten Welt entgegen. Ich will nichts weiter sagen — singet nur und lachet. Ich hatte mich hinten im Saale hingesetzt, aber das junge Publikum bemerkte mich und nach einem wunderschön gesungenen Liede: „s phüat dih Gott nehma!" haben sie sich alle umgewendet und mir eine rauschende Huldigung gebracht und ich wußte nicht, warum. Weil ich das Liedel erdacht? Weil ich sie lieb habe, diese kleinen, arglosen, noch mit der Erde spielenden und den Himmel hoffenden Menschen! Aber mein Gott, wer soll euch denn nicht lieb haben! Je näher einer dem Ende des Lebens steht, je inniger klammert er sich an den Anfang. Wenn alles sonst als eitel, als Enttäuschung empfunden wird — in euch sehen wir von neuem das aufstrebende Leben, in euch wiederholt sich alles wieder, was wir als für uns verloren betrauern. Und wenn's mir gelingt, ich plane einen munteren Streich. Wenn ich eines Tages von diesem morschen Gerüste abflattere, so jage ich mich flugs in ein Kindesleiblein hinein, damit ich das Leben auf dieser wundersamen

Am liebsten möchte ich jeden Spender beim Namen nennen, aber mancher und manche haben das nicht gern und bei vielen kenne ich ihn gar nicht. Also danke ich allen auf einmal: dem löblichen Vereine „Waldheimatgesellschaft“, dem „Österreichischen Touristenklub“ und den „Wallbergern“ in Wien und jedem, der mitgetan hat. Ebenso auch dem Komitee des „Waldschulmeister-Brunnens“ in Kapfenberg, von welchem dem Waldschulhausfond als Weihnachtsspende eine größere Summe zugegangen ist. — Zu den vielen Steuern, deren wir uns erfreuen, habe ich noch eine Autographensteuer eingeführt, die den Waldschulfond im vergangenen Jahre auf 5000 K ergänzen half. Dieser Fond ist für die Zeit bestimmt, da andere nach uns kommen können, die der Waldschule nicht mehr so liebevoll gedenken werden.

Das Abendblatt vom 28. Dezember 1908 brachte folgende Nachricht:

Wien, 28. Dezember. Die seismischen Instrumente der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik verzeichneten heute früh ein katastrophales Erdbeben in beiläufig 1200 Kilometern Entfernung.

Rom, 28. Dezember. Das heute vormittag wahrgenommene Erdbeben wurde in mehreren Städten Siziliens verspürt. Die Bevölkerung eilte erschreckt ins Freie. Es hat ein unterseeisches Beben stattgefunden, das im Hafen beträchtliche Schäden verursachte. Ein Knabe fand am Meeresstrand den Tod.

Nachrichten aus Monteleone zufolge hat das Erdbeben in mehreren Gemeinden Schaden angerichtet. Es verlautet, daß einige Menschen ums Leben gekommen sind. Einzelheiten fehlen.

Das waren die ersten Nachrichten. „Übertrieben“ waren die nicht. Darüber ließ sich noch schlafen.

Am 31. Dezember.

Das Jahr 1908 schließt für zahllose Menschen mit dem jüngsten Gerichte. Die drei Weihnachtsfeiertage mögen sie froh und glücklich, in der Art und Weise wie wir, zugebracht haben. Dann Sonntag abends gingen die einen zu Unterhaltungen, die andern zur Ruhe, um für die beginnende Woche wieder an gewohnte Arbeit zu greifen. Aber es wurde nicht mehr Tag. Die einen starben im Schlafe, die andern erwachten, um sofort zu sterben. Wieder andere starben eines langsamen, qualvollen Todes; noch andere wurden wahnsinnig oder dachten es geworden zu sein, da vor ihren Augen eine Stadt ins Meer versank. Städte

Schon lange hat mich nichts so sehr gefreut, als ein Aufruf von Aristokraten, Großgrundbesitzern, Beamten u. s. w. Obersteiermarks für Erhaltung heimischer Volkssitten, besonders der alten Volkstrachten. Ich war wohl seit Jahren der Meinung, daß die Erhaltung der echten Volkstracht nicht mehr möglich ist, weil dieselbe größtenteils von sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, besonders von der Hausindustrie abhängig sei. Die Hausindustrie ist fast abgekommen. Der wackere Bauernstolz auch. Wir wissen es ja alle: Die Bauersleute streben immer mehr den Fabriken zu, wählen daher mehr städtische Kleidung, die billiger ist, als die in der Stadt gemachte ländliche Tracht. Trostlose Erscheinungen! Wenn sich nun eine ansehnliche, einflußreiche Gesellschaft zusammentut zur Wiederbelebung altehrwürdiger Sitten und Trachten, so schöpfe ich daraus ein wenig Hoffnung, daß sie auch Mittel finden und anwenden wird, den Bauernstand zu heben, zu befestigen, das Abspringen zu verhindern und jene patriarchalischen Zustände wieder einzuführen, deren Verlust eine Trauer meines Lebens ist. Ist das überhaupt möglich, so nur durch die radikalsten Mittel. Bäuerliches Majorat, Militärbefreiung der Grundbesitzer, menschenwürdige Altersversorgung der Dienstboten, gute Schulen, besonders auch landwirtschaftliche Schulen, Wiedereinführung des Kleingewerbes, der Hausindustrie, Verbot des Bauernlegens zum Behufe herrschaftlicher „Arrondierungen“ und Jagdzwecken und noch anderes. Das ist sonnenklar, daß die alten Volkssitten nur auf Grund des alten Volkstums bestehen können. Wird man in der Begünstigung des ländlichen Volkstums so weit gehen wollen? Gerne gewiß nicht, aber notgedrungen. Es handelt sich um mehr, als um das Bauerntum und seine Sitten. Aber wird man die Zeit aufhalten können? Ich habe meine besten Kräfte für der Väter Sitte eingesetzt, zu einer Zeit, da es vielleicht noch möglich gewesen wäre, sie zu erhalten. „Besseres“, sagt Kernstock, „kann kein Volk vererben, als ererbten Väterbrauch.“ — Ich bin damals allein geblieben. — Nun möchte ich gemeinsam mit Vielen gerne auch meine letzten Kräfte einsetzen für echtes, angestammtes Volkstum. Aber ich fürchte, es wird zu spät sein.

Die Waldschulen in Krieglach-Alpel und St. Kathrein am Hauenstein sind auch zu diesen Weihnachten wieder reichlich beschenkt worden mit allerlei schönen, süßen, praktischen Sachen. Vereine und Privatpersonen haben freudig dazu beigetragen, um die Kinder und Eltern zwei armer Ortschaften zu beglücken. Es ist mehrfach und auch öffentlich gesagt worden, daß diese Bescheerungen zum Teile mir zu Liebe geschehen seien. Und deshalb will ich öffentlich danken für Alles, was gute Menschen in der weiten Welt meiner Waldheimat zuwenden.

Am 4. Jänner.

Der Papst, überaus erregt von der Katastrophe, wollte persönlich in die Erdbebengegenden reisen, um zu trösten, zu beruhigen, mit religiösem Beistande und menschlicher Teilnahme den Unglücklichen zu helfen, wie es einem Priester, besonders dem obersten Hirten, zusteht. Es wäre das in Italien eine unschätzbare Wohltat gewesen; einen Jubel unter tausend Tränen hätte das erweckt in der ganzen katholischen Welt. Aber die Kerkermeister — es sind nicht etwa Atheisten, Lutheraner oder Freimaurer — die Kerkermeister des Papstes haben den Gefangenen nicht freigelassen.

Am 5. Jänner 1909.

Journalisten, die sich nach der Meerenge begeben hatten, wurden zurückgewiesen, sie hätten in der ersten Aufregung zu sehr übertrieben, heißt es. Vielleicht weniger übertrieben, als durch drastische Darstellung des Furchtbaren anfangs die Verwirrung noch vermehrt, dann freilich die Völker zur Hilfe geweckt. Die Hilfe aus allen Ländern ist groß. Messina wird wieder aufgebaut. Aber 200.000 Menschen und mehr, welche der Katastrophe zum Opfer fielen! Das Unglück ist beispiellos in der Geschichte. Daß diese größte Elementarkatastrophe gerade wir haben erleben müssen! Jetzt kommen erst die Einzelberichte Geretteter mit allen Schrecken und Grauen. In unserem Gemüte ist das Maß voll — man kann nicht mehr weiterlesen . . .

Aber seltsam — wir leben weiter. Und nicht anders als früher.

Winterwanderung.

Von Sophie v. Khuenberg.

Es singen die Felder unter dem Schnee
Von künftiger Saat ein leises Lied,
Am Waldessaum steht schauernd ein Reh,
Eine Schar von Dohlen vorüberzieht.

Weit drüben ein zuckender, lichter Schein
Im schweigenden Weiß der Einsamkeit,
Wie eine Seele in flammender Pein
Verirrt, verschneit . . .

---

versanken, eine lange, paradiesisch üppige, reichbevölkerte Küste sank hinab, und was zurückblieb — brennende Schutthaufen.

Am 1. Jänner 1909.

Das Erdbeben in Sizilien und Calabrien am 28. Dezember um halb 6 Uhr früh! Wir haben Monte Pelé, wir haben St. Franzisco erlebt. Wir haben gelesen vom Untergang Pompejis und Herkulanums, vom Erdbeben von Lissabon. Aber das Unerhörteste von allem brachte uns dieser neueste Tag. Drei blühende Städte, unzählige kleinere Ortschaften und 200.000 Menschen zugrunde gegangen! Die ganze lange Küste ein Friedhof! so schrien es die Zeitungen in die entsetzte Welt. Das große, glänzende Messina, wo einst die „feindlichen Brüder“ waren und es wohl auch jetzt feindliche Brüder gegeben hat, gerichtet — vernichtet. Waren sie schuldiger, als wir es sind? Streit ist unsere Losung, Kriegslust die Stimmung unserer Tage, und da steigt am südlichen Himmel der Schatten des Todes riesengroß empor mit der Mahnung: Menschen! Wenn ihr streiten wollt, stehet den Elementen; wenn ihr vernichtet sein wollt, ihr braucht es nicht selbst zu tun!

Oder bin ich wahnsinnig geworden, da ich so gräßliche Vorstellungen habe? Volkreiche Städte sehe ich in sich zusammenstürzen, und die übrige Welt fährt fort sich zu befeinden. — „Nein, nein, es ist nichts; in Messina ist nichts geschehen!“ rief jener Sizilianer, als er sich erschoß. Er glaubte wahnsinnig zu sein. Hätte er weiter gelebt, er würde gesehen haben, wie die Welt mit Liebe kam, um den noch lebenden Unglücklichen wie freundliche Brüder beizustehen, um die Wohnstätten wieder aufzurichten. Eine Anzahl Jahre, und es wird sein, als wäre nichts geschehen. Sursum corda!

Am 3. Jänner.

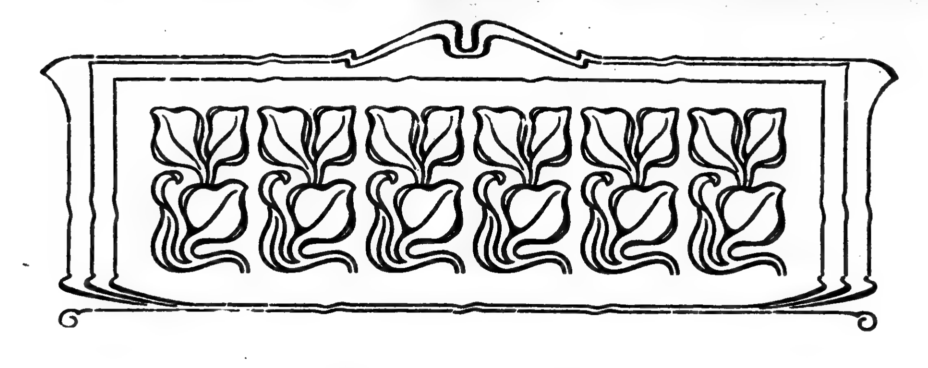
Das Unglück wird nach den Berichten von Tag zu Tag ungeheuerlicher. Vierzig Städte vernichtet, die Einwohnerschaft mehr als zur Hälfte dezimiert. 200.000 die mindeste Ziffer der Toten. Die man findet, werden ohne Agnoszierungsversuch verscharrt. Nicht die Liebe versagt, aber der Mut. Die Überlebenden ganzer Landstriche wandern aus oder wallen in Prozessionen oder — plündern die Toten! — Messina will man nicht wieder aufbauen. Die Ruinen sollen vollends zu Boden geschossen und der Erde gleichgemacht werden. Am 27. Dezember war in der uralten, herrlichen Stadt die Oper „Aida“ aufgeführt worden, die mit dem Sterbegesang der Lebendigbegrabenen schließt. Der Schwanengesang von Messina — sechs Stunden vor dem Untergange.

die Geschichte aus seinem Gesichte gesucht. Mich däucht, er trägt sie darauf; und selbst Schiller scheint seinen Charakter desselben von so einem Kopfe genommen zu haben. Die heilige Jungfrau ist bekanntlich die vorzüglichste Patronin der Messinesen, und Du kannst nicht glauben, wie fest und heilig sie noch auf ihren Schutzbrief halten. Wenn sie hier nicht im Erdbeben hilft, so wie Agatha in Katanien den Berg nicht zähmt, so müssen freilich die Sünder gestraft werden. Ich hatte so eben Gelegenheit, eine große, feierliche Ceremonie ihr zu Ehren mit anzusehen. Die ganze Geistlichkeit mit einem ziemlich ansehnlichen Gefolge vom weltlichen Arm hielt das Palmenfest. Mich wundert nicht, daß die Palmen in Sicilien nicht besser fortkommen und immer seltener werden, wenn man sie alle Jahre auf diese Art so gewissenlos plündert. Alles trug Palmenzweige, und wer keinen von den Bäumen mehr haben konnte, der hatte sich einen schnitzen und färben lassen. Der Aufzug wäre possirlich gewesen, wenn er nicht zu ernsthaft gewesen wäre. Ein Mönch predigte sodann in der Kathedralkirche eine halbe Stunde von der heiligen Jungfrau und ihrem gewaltigen Kredit im Himmel und ihrer besondern Gnade gegen die Stadt, und führte dafür Beweise an, über die selbst der ächteste, gläubigste Katholik hätte ausrufen mögen: „Credat Judaeus Apella!“ Sodann kam der Erzbischof in einem ungeheuern, alten, vergoldeteten Staatswagen mit vier stattlichen Mauleseln, stieg aus und segnete das Volk, und es ging selig nach Hause. Die Kathedrale hat in ihrem Bau nichts Merkwürdiges als die Säulen, die aus dem alten Neptunustempel am Pharus sind. Der große, prächtige Altar war verhängt; er gilt in ganz Sicilien für ein Wunder der Arbeit und des Reichtums. Man machte mir Hoffnung, daß ich ihn würde sehen können, und nahm es ziemlich übel, daß mir die Sache so gleichgültig schien.

Man sagt, die Hafenseite liegt deßwegen noch so ganz in Trümmern, weil die Regierung sie durchaus ebenso schön und ganz nach dem alten Plan aufgebauet wissen wolle, die Bürger aber sie nur mit dem Uebrigen gleich, zwei Stock hoch, aufzuführen gesonnen seien. In dem Hafen liegen eben jetzt vier englische Fregatten, und es scheint, als ob die Briten über die Insel Wache hielten, so bedenklich mag ihnen die Lage derselben vorkommen. Es sind schöne, herrliche Schiffe, und so oft ich etwas von der englischen Flotte gesehen habe, habe ich unwillkürlich den übermüthigen Insulanern ihr stolzes „Britannia rule the waves“ verziehen; ebenso wie dem Pariser Didot sein „Excudebam“, wenn ich die Arbeit selbst betrachtete.

Der Hafen ist auch hier und in Palermo die einzige Promenade, und für den Menschen, der Menschen studiren will, gewiß eine der wichtigsten; so bunt und kraus sind die Gestalten vieler Nationen durch einander gruppirt. Schon in der Stadt selbst wohnt eine große Verschiedenheit, und der Fremden sind eine Menge. Einen der schönsten Augenblicke hatte ich gestern Abend, bei dem ich als Mensch über die Menschen mich fast der Freudenthränen nicht enthalten konnte. Ein fremdes Schiff kam aus dem mittelländischen Meere die Meerenge herab. Ich weiß nicht, ob es durch Sturm oder irgend einen andern Unfall gelitten hatte; es war in Gefahr und that Nothschüsse. Du hättest sehen sollen, mit welchem göttlichen Enthusiasmus fast übermenschlicher Kraft zwanzig Boote von verschiedenen Völkern durch die Wogen auf die Höhe hinausarbeiteten, um die Leidenden zu retten. Italiener, Franzosen, Engländer, Griechen und Türken wetteiferten in dem schönsten Kampfe: sie waren glücklich und brachten Alles ohne Verlust in den Hafen. In diesem Momente ärgerte ich mich fast, daß ich nicht reich war, hier den Rettern ein menschliches Fest zu geben: aber ein zweiter Augenblick gab mir Besinnung; das Fest war so schöner. Das brave, bunte Gewimmel war mehr belohnt durch die That, und ich war sehr glücklich, daß ich sie gesehen hatte.

Seume.



Kleine Laube.

Gedanken.

Von Fred Waldner.

Der wahrhaft Weise trachtet, sich zunächst nicht mit den höchsten Fragen des Lebens, sondern mit dem Leben selbst auseinanderzusetzen.

*

Auch in der Pfütze spiegelt sich die Welt, selbst der ewige Himmelsdom . . .

*

Die Ewigkeit liegt hinter einem verschlossenen ehernen Tore, durch dessen Schlüsselloch zu spähen wir unablässig bemüht sind. Wir sehen aber nichts, weil der Schlüssel — von innen steckt . . .

Der Spaziergänger nach Syrakus,

der vor hundert und sieben Jahren auf seiner Reise auch nach Messina kam, machte in seiner Beschreibung über diese jetzt wieder zerstörte Stadt folgende Bemerkungen:

In der langen Vorstadt von Messina traf ich einige sehr gut gearbeitete Brunnen mit pompösen lateinischen Inschriften, worin ein Brunnen mit Recht als eine große Wohlthat gepriesen wurde. Nur schade, daß sie kein Wasser hatten! Die Hafenseite ist (vom Erdbeben im Jahre 1783 her) noch eine furchtbare Trümmer, und doch der einzige nahe Spaziergang für die Stadt. Noch der jetzige Anblick zeigt, was das Ganze muß gewesen sein; und ich glaube wirklich, die Messinesen haben Recht gehabt, wenn sie sagten: es sei in der Welt nicht so etwas Prächtiges mehr gewesen als ihre Façade an dem Hafen, die sie deßwegen nur vorzugsweise den Palast nannten und ihn noch jetzt in den Trümmern so nennen. Das Schicksal scheint hier eine schreckliche Erinnerung an unsere Ohnmacht gegeben zu haben: „Das könnt Ihr mit Macht und angestrengtem Fleiß in Jahrhunderten; und das kann ich in einem Momente!" Die Monumente stürzten und die ganze Felsenküste jenseits und diesseits wurde zerrüttet! — Nur die Heiligennischen an den Enden werden wieder aufgebauet und Bettelmönche hineingesetzt, den geistlichen Tribut einzutreiben. Aufwärts in der Stadt wird sehr lebhaft und sehr solid wieder aufgebauet. Die Häuser bekommen durchaus nicht mehr als zwei Stockwerke, um bei künftigen Erderschütterungen nicht zu sehr unter ihrer Last zu leiden. Das untere Stockwerk hat selbst in den furchtbarsten Erdbeben überall nur wenig gelitten.

Messina ist reich an Statuen seiner Könige, von denen einige nicht schlecht sind. Ich habe stundenlang vor dem Bilde Philipp's des Zweiten gestanden und

Singvögel.

Bettlers Heimgang.

Hin durch die Sturmnacht müd und schwankend schreitet
Der alte Bettler. Durch die Wolken jagt
Die Mondessichel. — Kränkendes gesagt
Ward heut' dem Ärmsten nur und Schmerz bereitet.

Und hüstelnd wankt er so mit Tasch' und Stabe
Auf schmutziger, durchweichter Straße hin.
Wie ist dem Leidenssatten müd' zu Sinn!
Zwei Scheiben Schwarzbrot seine ganze Habe.

Und ächzend steht er still und blickt zum Himmel,
Wo durch die Wolken fliegt der falbe Mond.
Ach, wo im Äther ew'ge Liebe wohnt,
Jetzt nur der Wolken drohendes Gewimmel.

Hernieder aus der ew'gen Höhe blinken
Nur wen'ge Sterne, flackernd, ruhelos.
Ein Sehnen ringt sich aus der Seele los,
Und in die Knie will der Bettler sinken.

In Straßenschmutz und Nässe kniet er nieder
Und sendet zagend sein verwirrt Gebet
Zum Himmel hin, der starr und sturmverweht,
Und Tränen netzen ihm die müden Lider.

„Du Gott der Liebe, schenk' mir deine Gnade
Und gieß' mir Trost in's müde Bettlerherz!
Laß' mich nicht untergeh'n in Not und Schmerz
Und leit' mich weiter auf dem dunklen Pfade!

Befehlen will ich mich in deine Hände.
Ich komm' zu dir, da mich die Welt nicht will.
In meinem Innern ist es feierstill,
Ob Sturm auch tobt da draußen im Gelände" .....

Da strömt ein Gottesfrieden, still und heiter,
Auf das gebeugte Greisenhaupt herab.
Noch einmal stützt auf seinen Wanderstab
Der Bettler sich und geht in's Dunkel weiter.

Und wankt dahin mit frosterstarrten Knien,
Durchnäßt vom Regen, der durch's Dunkel rauscht.
Doch wie er diesen dunkeln Stimmen lauscht,
Erklingt es ihm wie helle Harmonien.

Noch eine Stunde hat der Greis zu gehen,
Bis er die nächste Herbergsrast erreicht.
Vom Regen ist das Bettelkleid durchweicht,
Des Fiebers dunklen Fittich fühlt er wehen.

Und wilder braust der Sturm und rauscht der Regen!
Wann naht sie wohl, die langersehnte Ruh?
Kein schützend Dach winkt dem Verlass'nen zu,
Und weiter schleppt er sich auf dunklen Wegen .....

Ein letzter Sturmstoß, und es fällt zur Erde
Der Taumelnde am steilen Straßenrand!
Im Fallen greift noch die verkrampfte Hand
Den Bettelstab mit suchender Geberde.

Kaiser Franz Josef in der Brandung von Jaffa.

In der hochinteressanten Kaisernummer der „Österreichischen Rundschau" erzählt Friedrich Graf Beck von der Reise, die er im Jahre 1869 im Gefolge des Kaisers nach Palästina und zur Eröffnung des Suezkanals gemacht hat. Wir entnehmen der Schilderung eine kleine Episode von der Einschiffung in Jaffa auf der Rückkehr von Jerusalem.

Am 14. November in der Frühe wurde in Ramle um 8 Uhr aufgebrochen und gegen 11 Uhr erreichten wir Jaffa. Die Konsulen waren uns entgegengeritten und trafen uns ungefähr auf dem halben Weg zwischen Ramle und Jaffa. Seine Majestät fragte etwas besorgt wegen des immer stärker werdenden Windes den französischen Konsul über die Möglichkeit der Einschiffung, worauf dieser antwortete, daß diese, wenn der Wind so anhalte, vor mehreren Tagen nicht möglich wäre. Seine Majestät beauftragte infolgedessen den Vizeadmiral Tegetthoff, vorauszureiten und Sorge zu tragen, daß, wenn irgendwie möglich, die Einschiffung noch an diesem Tage bewirkt werde, weil Seine Majestät befürchtete, zur Eröffnung des Suezkanals nicht rechtzeitig einzutreffen. Als wir endlich Jaffa erreicht hatten und gegen den Hafen geritten kamen, schlugen bereits die Wellen über die fünf bis sechs Schuh hohe Mauer in die schmalen Gassen.

Tegetthoff meldete Seiner Majestät, fünf oder zehn Minuten wäre die Einschiffung noch möglich, später nicht mehr. Auf das hin stürmten wir Zunächstbefindlichen auf die ersten zwei Schiffe; in die eine Barke begab sich Seine Majestät mit Hohenlohe, Braun und Bellegarde, in die andere, in welcher der arabische Hafenkapitän war, stiegen Tegetthoff, ich, Bechtoldsheim, Kraus und Funk. Kaum daß wir abgestoßen hatten, brach auch schon die Landungsbrücke zusammen und nun begann eine gefährliche halbstündige Fahrt. Da wir nicht mehr durch die Felsklippen zu unseren weit in See liegenden Schiffen hindurchfahren konnten, mußten wir den großen Felsenrand, der den Hafen einschließt, umschiffen. Unser Boot fuhr voraus und sollte dem anderen den Weg weisen. Plötzlich aber, als wir bereits die Felsenzunge passiert hatten, sahen wir das Schiff Seiner Majestät auf gleicher Höhe mit uns, während die haushohen Wellen unsere beiden Schiffe gegen die Felsklippen zurücktrieben. Unsere arabischen Schiffer warfen sich alle Augenblicke zu Boden und begannen zu beten Allah al Allah, dann wurde wieder versucht, gegen die Wogen anzukämpfen. Endlich ließ Tegetthoff das Rudern einstellen und das Schiff gegen die Felsen zutreiben und wir machten uns zum Sprung ins Meer bereit. Nach einigen angstvollen Minuten sahen wir die kaiserliche Flagge vom Schiff Seiner Majestät wieder Weg gewinnend zu unserem Schiff „Greif" und nun setzten auch wir mit allen Kräften wieder ein. Ich fragte Tegetthoff, was er getan hätte, wenn das Schiff Seiner Majestät gescheitert wäre. Er sagte mir, er hätte dann auch unser Schiff scheitern lassen, er wäre nicht lebend an Bord gegangen, was ich natürlich fand und dem auch ich beistimmte.

Nach schwerer halbstündiger Fahrt kamen wir nun endlich an die Bordseite des „Greif". Wir mußten aber warten, bis das Boot Seiner Majestät angekommen und Seine Majestät selbst und jeder einzelne der ihn begleitenden Herren in Hängematten einzeln auf das Schiff hinaufgezogen worden waren. Während dieser Manipulation waren wir stets in Gefahr, vom Rad des „Greif" erfaßt und in das Meer gedrängt zu werden; schließlich gelangten wir doch wohlbehalten, aber tüchtig durchnäßt auf das Deck des Dampfers. Der letzte, der heraufgehißt wurde, war Major Bechtolsheim. Als Seine Majestät an Bord kam, machte er das Kreuz, dankte Gott für seine Errettung und sagte, nicht um eine Million eine zweite derartige Einschiffung mehr mitmachen zu wollen, was auch wir alle uns dachten. Es war eine wunderbare Errettung aus größter Todesgefahr.

Gewohnheit.

Gewohnheit, Gewohnheit,
O eisernes Kleid!
Zuerst ist es weit.
Entwind' dich beizeiten,
Entflieh' in die Weiten,
Denn bald wird es enge,
Dann zwänge und sprenge,
Um dich zu befreien!
Umsonst. — Du wirst strenge
Gefangen sein! R.

Es ist kein Ort so traurig.

Es ist kein Ort so traurig,
Wo nicht ein Blümlein blüht,
Kein Ort so wüst und schaurig,
Wo nicht ein Strahl erglüht,
Nicht dämmert ein Stern der Güte,
Ein Gruß der Liebe klingt,
Um falbe Todesblüte
Ein Lebenskranz sich schlingt. Robert Hamerling.

Spruch.

Blick' nur um dich! die Welt ist voller Freuden,
Dem ärmsten Herzen wird sein reichlich Teil;
Um äußer'n Glanz sollst niemand du beneiden —:
Die höchsten Güter sind für Gold nicht feil! Auguste Posch.

Was im achtzehnten Jahrhundert der Schwiegervater dem Schwiegersohn schrieb.

Ein Heimgartenfreund teilt uns folgenden Brief aus dem Jahre 1781 mit, der gleichsam ein Brennpunkt des Denkens und Anschauens der damaligen Zeit ist. Patriarchie, Religion, Gehorsam, auf diesen Grundfesten ist damals das Leben unseres Landes, unserer Vorfahren gestanden.

„Gelobt sey Jesus Christus.

Sonders geehrt-Liebwertester Schwiger-Sohn und Tochter!

Weil das Reisen bey mir so hart sich thuen lasset, so schickhe wenigstens meine Botschaft voraus und wünsche Euch Tausend Glück zu den neugebohrnen Prinzen. Es lebe Franciscus, Gott zur Ehre, Euch Beeden zum Trost, sich selbst aber zur ewigen Glückseligkeit. Von mir sei Gott ewiger Dankh gesagt, dems gnädig beliebet hat meine Prophezeihung wahr zu machen. Der Schöpfer aller Creaturen wolle Euch fehrner seine Gnad verleichen, das Ihr ihne zu seiner göttlichen Ehre guet katholisch auferziehen und Beide miteinander in Liebe und Frid solang leben möget, bis keines von euch mehr zuheyrathen ursach habe, folglich mit böster einverständnuß zu Eueren Nachfolger einsetzen könet.

Gott wird es an seiner Gnade nit ermanglen lassen, wenn Ihr in erziehung eures Kindes seinen Willen und Befelch erfüllen, und selbes nit mehr als den Schöpfer Selbst, sondern wegen Seiner lieben werdet, dann die Kinder sind denen Eltern nur anvertrauet zur gueten erziehung, und Gott wird auch die

Da naht sich Gott ihm aus der Sturmnacht Dunkel
Und nimmt den Stab ihm aus der starren Hand
Und führt ihn fort ins ferne Heimatland,
In sel'ge Ruh' und ew'ges Sterngefunkel.

„Komm', guter Greis, wir wollen heimwärts gehen!
Ich führ' dich aus der Nacht und Trübsal fort,
Weit über Meer und Land an einen Ort,
Wo jedem Leid die Palmenblätter wehen."

Arthur Grobler.

Tanz!

Mädel komm! Der Spielmann streicht die Fiedel,
Tanz', und wiege dich in Hüften schlank.
Horch! Wie lockt so süß der Saitenklang,
Und der Fiedler singt dazu sein Liedel.
Dreh' dich rechts und dreh' dich links herum!
Neige dich und lass' dein Auge sprüh'n!
Tanz' im Wirbel, daß die Wangen glüh'n,
Wenn dabei ich sitze still und stumm.
Strecke nicht die Arme, du verlangst
Nach dir ungekannten Seligkeiten —
Die so süße Lust und Qual bereiten —
Und vor denen du doch schaudernd bangst.
Wie du vor mir stehst, so bist du schön.
Wahre dich! Noch tanzt die Unschuld mit.
Bald, gar balde wird mit Schleicherschritt —
Lockendfroh die Sünde vor dir steh'n.
Mädel horch! Der Spielmann streicht die Fiedel.
Was dein Auge mir zu bergen sucht,
Lass' nicht reifen dir als Sündenfrucht —
Hör' des Spielmanns ernstes Schmerzensliedel!

Ernst Ferd. Neumann.

Und Friede den Menschen!

In tausend Schlachten färbten
Die Christenvölker rot
Mit ihrem Blut die Erde
Auf ihrer Herrn Gebot.

Ihr Kinder Gottes alle!
Soweit das heilge Kreuz
Ob Erdenlanden leuchtet,
Liebt euch, der Herr gebeut's.

Doch unterm selben Kreuze
Schlug eins das and're tot.
Es ward vom Brüderblute
Die Erde purpurrot.

Nun bald zweitausend Jahre
Besteht das Christentum,
Und hören die Geschlechter
Das Evangelium.

Nun bald zweitausend Jahre
Regiert der Christengott,
Und treibt die Weltgeschichte
Mit seiner Lehre Spott.

Und was die Zukunft brütet
In ihrem dunkeln Schoß,
Das ist, nach allen Zeichen,
Mord wieder, riesengroß.

Kein Zorn der Elemente
Reicht an den Fluch heran,
Den solch ein Krieg der Zukunft
Auf uns entladen kann.

Und dennoch rüsten weiter
Die Herrn der Christenheit.
West, Osten, Süd und Norden
Stehn dräuend, kampfbereit. —

Auf deinem Marterholze
Da oben, Jesuchrist — —
Man sieht, daß du vom Himmel,
Nicht von der Erden bist!

Karl Teutschmann.

Dorfglocken aus Oberösterreich.

Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Hans Mittendorfer. (Linz. Verlag der Zentraldruckerei. 1909.)

Vor etwa vier Jahren, zur Sommerszeit wars, da erhielt ich eines Tages eine kleine Sendung aus dem Garnisonsspital in Graz. Es waren handschriftliche Gedichte in oberösterreichischer Mundart mit einem Schreiben vom Verfasser. Er liege zur Zeit im Spital an einem Gelenksrheumatismus und da habe er zum Zeitvertreib gedichtet. Er sei ein geborener Oberösterreicher und Offizier und er möchte wissen, ob er nebenbei auch ein wenig Dichter wäre. Darum bitte er mich, die Sachen durchzusehen und ihm zu schreiben, ob er weitersingen dürfe, oder ob er es sein lassen solle.

Sein lassen sie es nicht und weiter dichten sie auf jeden Fall, selbst wenn man ihnen wärmstens davon abrät. Darum auch pflege ich all derlei Aufforderungen, Gedichte von Dilettanten zu beurteilen, abzulehnen.

Diesmal machte ich eine Ausnahme. Denn ein einziger Blick aufs erste Blatt hatte mir zugerufen: Aufgepaßt! Achtung!

Das war echt. Das war Volkspoesie. Ich las die Blätter durch und wunderte mich baß. Wie kann ein Mensch bei Gelenksrheumatismus so sonnenheitere, von Lebenslust übersprudelnde Lieder dichten!

Das Novemberheft 1904 des „Heimgarten" brachte die ersten Proben. Sie machten in Kennerkreisen ein gewisses Aufsehen. Bald darauf konnte der Verfasser sich persönlich vorstellen. Ein schmucker Oberleutnant, ein sympathischer junger Mann, mit dessen soldatisch sicherem Auftreten die Dichterbescheidenheit angenehm kontrastierte. Von Krankheit keine Rede mehr, hingegen legte er neue Poesien vor. Und seither war Hans Mittendorfer aus dem „Heimgarten" nicht mehr verschwunden. Wenn er einmal ein paar Monate nicht sang, da schauten die Leser schon auf und fragten an, was es denn mit dem lustigen Vogel aus Oberösterreich sei?

Am lautesten singt auch dieser Vogel im Käfig, sei es nun die Kaserne, das Berufsbureau oder jenes Garnisonsspital. Wenn er frei in seinem schönen Oberösterreicher-Landl herumflattert, da hat er zum Singen kaum Zeit, da muß er lebend lieben und glückselig zum Himmel aufjauchzen, oder wohl auch einmal bange gründen, in dunkle Tiefen des unbegreiflichen Daseins niederschweben. Aus jeder Tiefe kommt er heil wieder herauf und in neuer Unbändigkeit lodert seine Lebensfreude im Gesang.

Weil das endlich wieder einmal ein richtiger Heimatsdichter ist, dessen hoffnungsvolle Entwicklung ich jahrelang beobachtete, so habe ich ihm zugeredet, seine bisherigen Gedichte in oberösterreichischer Mundart zu sammeln und von ihm in gut gesichteter Auswahl herauszugeben. Ein junger Dichter mag noch so viel Talent haben und noch so fleißig an sich arbeiten, seine Hochschule ist erst die Öffentlichkeit.

Nun liegt die als Probe vielleicht etwas zu umfangreiche Sammlung vor. Sie führt den Namen „Dorfglocken", weil sie wie diese des Landvolkes Freud und Leid, Erdenwunsch und Gottessehnsucht hinausklingen in die Ferne.

Hans Mittendorfer ist, obschon er seinen Eigenursprung hat, seinem eigenen Kopf nachgeht, ein geistiger Nachkomme Franz Stelzhamers. Im sangesfrohen Oberösterreich mit seinen vielen begabten Mundartdichtern steht er nach meinem Empfinden dem „Pisenhammer" am nächsten, vor allem an kecker Lebenslust und Lebensweisheit. Die Mundart bringt er uns Außerlandlern leserlicher als jener, trotzdem ist sie durchaus volkstümlich geblieben; kommt nur der richtige Einheimische dazu, dann liest sie sich wie Urbauernsprache.

Seelen dener Kinder, welche ybel erzogen und ewig zugrunde gehen, von denen Eltern absordern, lasset euch dahero den neugebohrenen Sohn nicht lieber seyn als Eurer eigenen Seelen Seeligkeit.

Der neugebohrene Prinz Franciscus, nach deme Er von der Erbsünd durch die Heilige Tauf gereiniget worden, ist nunmehro ein Engl. Sehet also zu, das Er durch eine unordentliche Liebe Euer selbst nicht verunreiniget werde. Die ganze Sorg yber all Eure Hausgeschäften bestehet darin, das Ihr ihne zur Ehre Gottes und seiner Seelen Seeligkeit woll auferziehet, sondbahr Ihn noch in seiner unmündigen Jugend zum heiligen gehorsamb gegen euch verhaltet. Massen der ungehorsamb die erste müßgeburth der Sünde eines Kindes ist, welcher ungehorsamb hernach mehr andere Sünden ausbrüetten würde, da mann dem ungehorsamb nit vorbüeget. Man kann mit erziehung derer Kindern Himmel und Höll verdiennen: anfang betracht das Ende. Wird in der Kinderzucht der anfang übersehen, so ist beynahe das ganze Spill verlohren, zu Lezt folget die Reu, aber leyder zu spatt, iezo in der unmündigkeit ist die böste Zeit dem ewigen ybel und Schaden der Seele vorzubuegen, bey einem unmündigen kind fruchtet mehr die Ruethen, die man ihme von weithen zeiget, als ein Haslener Staab, wenn das Kind einmahl erwachsen und erhartet ist, und ein yble gewohnheit schon Wurzl gefasset hat, da mann den erwachsenen Sohn mit dergleichen Staab himmelblau schlaget.

Liebet, ich sag es noch einmahl liebet Euer Kind, Euren einzigen Sohn und Erben, aber also, das es an dem Ewigen Erbtheill Seines Himmlischen Vatters, Seines Erschaffers, Seines sotheuern Erlösers nicht verlustiget werde, sondern villmehr Ihr all Beyde samt euren lieben Söhnl dereinst zur ewig glickseeligen anschauung Gottes in Himel eingehen möget. Die guet christliche auferziehung ist euer böste Würthschaft, der Kostbahrste Schatz und Reichtum für die ganze Glickhseelige ewigkeit. Diß ist der böste Heyraths-Contract, welchen Euer beystand der göttliche Heyland und Erlöser mit seinen eigenen Bluet unterschriben und befestiget hat, nach disen Richtet Euer ganzes absehen. Dahin hat uns der guetigste Erlöser im heiligen Evangelio vermahnet, suechet zum ersten das Reich Gottes, das ybrige wird euch alles zugethan werden. Denckhet öfters, was würde es uns nuzen, wann wür die ganze Welt gewühnten, an unserer ewigen Seelen Heyl aber Schaden leydeten. Der allmächtig unendlich guetig und barmherzige Gott wolle Euch seine Gnade verleichen, das ihr in erziehung Eures lieben Kinds in allweg seinen Göttlichen Willen und befelch in erfüllung bringet, und samentlich zur ewig glickseeligen anschauung Gottes gelanget. Verzeihe mir lieber Sohn meine Schullmeisterische Fürschreibung in' ansehung dessen, das ob du zwar wie ich schon ein gestandener Mann bist, du aber als ein noch Junger Vatter von dem alten Vatter einen unterricht anzunehmen keine unehre zu sein gedenkhen wollest, ich aber in meiner bösten meinung ersterbe.

Spitall am Pührn den 10. aug. 781.

Euer gethreuer Vatter

Caspar Dürrnberger
Hofamtmann."

Das Schreiben hat die Anschrift:

„Dem Ehrngeachten Stephann Kornfeill bürgerl. Böckhenmaistern und Gastgeber. Meinen Sonders geehrt. liebwerthesten Schwiger-Sohn Kirchdorf."

Dichtung recht glaubwürdig erscheinen zu lassen. Das ist Tatsache und wirkliches Geschehen. Der Schuster Franz Brandstetter lebt wirklich und seine Photographie ist dem Buche beigeheftet. Er ist ein überaus köstlicher Typus jener kindlichen, schalkhaften, verschlagenen, romantischen, verachteten, übervorteilten, waghalsigen, gutmütigen, eulenspiegelhaften, blutig leidenden, hochsinnenden Naturphilosophen, wie deren überall im Lande herumstreichen, in den Werkstätten arbeiten, in den Wirtshäusern trinken und grübeln und in den Arresten sitzen. Ein hundertfacher lachender Protest gegen die Gelehrtenmeinung, daß es im ungeschulten Volke keine komplizierten tiefgründigen Denkernaturen gebe. Ich will von dem langen leidreichen und pudelnärrischen Denker- und Vagabundenleben dieses rührenden Menschen und grundtüchtigen Taugenichts weiter nichts ausplaudern. Freunde des Volkstümlichen sollen sich das Buch nur anschaffen, sie werden sich auch freuen an der so echten, frischen Wiedergabe der ländlichen Redeweise, die doch nicht ganz in die Bauernmundart verfällt. Das ist Heimatsdichtung, möchte ich sagen, wenn es Dichtung wäre. Vielleicht kommts noch auf, daß man Menschen anstatt sie zu dichten, abschreibt. Dazu gehören freilich zwei: Einer, der sein Inneres ganz und gar herzuzeigen weiß und einer, der es zu nehmen und zu geben weiß. Robert Palten hat das Wagestück mit dem Schustergesellen bewundernswert gelöst. Es ist nicht anders, er bietet uns ein Ecce homo — aber ein sehr weltliches.

Gottlieb Alcibiades Pengrat. Ein Lebensschicksal von Hans Ludwig Rosegger. (Berlin. Hermann Krüger. 1909.)

Um den Köder scheint es dem Verfasser nicht zu tun zu sein, sonst hätte er einen weniger abstoßenden Titel gewählt. Die ersten Kapitel sind nicht viel einladender und man muß sich erst an den Stil und an die Druckfehler gewöhnen, bis man auf den Geschmack kommt. Obschon der Gedankenreichtum manchmal die Gestaltung bedenklich überwuchert, so zeigt dieses zweite Buch von Hans Ludwig künstlerisch einen guten Fortschritt vor dem ersten, der „Verbrecherkolonie". Die Diktion ist durchaus eigenartig, persönlich; die Mittel zur Schilderung des Millieus, der Personen sind frei von Banalität. Die Erzählung spielt außer in der „schlafenden" Vaterstadt des Helden in Zürich, Heidelberg, an der Riviera, in Wien, auf einer Insel in der Südsee u. s. w. und überall bewegt sich der Erzähler wie zu Hause. Das ganze hält zum Glücke nicht, was der Titel verspricht — es ist nicht langweilig. Nur wäre zu wünschen, daß dieses schöne Talent sich schönere Aufgaben stellte. Dieser Weltbummler Gottlieb Alcibiades Pengrat ist ein zwar gut veranlagter, aber willensschwacher zerfahrener Mensch, der überall oponiert, ohne schließlich Stand zu halten, allerlei anfängt und nichts fertig bringt. Dem Weibe gegenüber zeigt er einen stark modernen Zug und ob des Genusses versäumt er das Glück. Diese Dekadence behandelt der Verfasser zwar mit Ironie, so daß die Darstellung seitenweise dem pädagogischen Wert der Satyre gewinnt; der Satyre, die mit äußerem Lächeln aber mit innerem Zorn der gegenwärtigen Kultur eines ihrer Opfer vor die Füße wirft. Dieser dekadente Lebensvagabund macht eine Menge guter Anläufe, aber sein Wesen und seine Handlungen sind so, daß sie weder ihm noch andern nützen, nur schaden, daß sie überhaupt zu nichts führen, und deshalb kann unser künstlerisches wie praktisches Ideal mit ähnlichen Gesellen sich nicht befreunden, so interessant sie an sich auch sind. Allerdings geben solche komplizierte Naturen ein dankbares Motiv für die Charakterisierungskraft und die geistige Befähigung, schon darum werden sie von den jungen Erzählern gerne gewählt. Der alte Rosegger hat sich nur einmal in seinem „Weltgift" an ein ähnliches Problem gemacht — dem Sohn ist die Behandlung besser gelungen. Aber nur die Behandlung. Die Lösung hat er gar nicht versucht. Z.

Ferdinand v. Saars Leben und Schaffen. Von Anton Bettelheim. Mit fünf Bildnissen u. s. w. (Leipzig. Max Hesse. 1908.)

Ferdinand v. Saars Biographie zu schreiben ist eine undankbare Aufgabe. Das war kein glückliches Leben und uns dünkt, der Mann hat nicht das Zeug gehabt, glücklich zu sein, abgesehen vom Weltleide, das in jedem echten Dichter ewig weh tut. Und sein größtes Mißgeschick, daß er sich selbst verkannt hat; schlimm auch die Verkennung der Mitwelt, die ihn einesteils zu sehr unbeachtet ließ, andernteils zu hoch einschätzte. Bettelheim gibt in seinem Buch ein klares Bild des inneren Konfliktes, der durch ein solches Mißverhältnis entstanden war. Saar war als Dramatiker abgelehnt, als Erzähler von der Kritik geschätzt; aber länger fortleben wird er nur als Lyriker. Sein Stil ist klassisch, aber nur im Sinne der Schule, er hätte weniger gekünstelt, persönlicher sein müssen, um allgemein jenes Wohlgefallen zu finden, das Saars Schriften an sich verdienen. In diesen Schriften, deren Gesamtausgabe nun folgt, ist Bettelheims Saar-Biographie eine würdige Einführung. Z.

Vom Kreuzweg des Lebens. Novellistische Studien von Hans Malser. Zweite Auflage. (Stuttgart. Levy und Müller. 1909.)

Die erste Auflage dieses Büchleins ist vor nahezu 30 Jahren erschienen. Rosegger

Im weiteren greife ich dem Leser nicht vor. Er muß, wenn er Kenner ist, selber finden, daß dieses Büchlein Gedichte enthält, die zu den köstlichsten gehören, die überhaupt in deutschen Mundarten geschrieben wurden.

Und so möge in demselben Jahre, als das Land ob der Enns sein Stelzhamer-Denkmal im schönen Linz aufgestellt hat, dieses Liederbuch eines hochbegabten Stelzhamer-Jüngers ins Land gehen, Freude bringend, wie einst die Sänge des genialen Franz, aber begleitet von einem treueren Glücke! Rosegger.

Lustige Zeitung.

Aus der guten alten Zeit. Soldat (sich von der Patrouille zurückmeldend): „Hauptmann, der Huber isch wieder do." — Hauptmann: „Geh' noch emol zurück und meld' dich: daß du mir aber dann das Wörtle „Herr" net vergißt!" — Soldat: „Hauptmann, der Herr Huber isch wieder do!"

Verfehlte Warnung. Die Taschendiebe halten sich auf den Bahnhöfen mit Vorliebe in der Nähe der Schalter auf. Lesen die Reisenden: „Vor Taschendieben wird gewarnt", 'so greifen sie unwillkürlich an die Tasche, worin sich ihre Wertsachen befinden, und die Herren Taschendiebe wissen dann, wohin sie sich zu wenden haben.

Kompliziert. Zwei Irrländer geben sich Rätsel auf. — „Was ist das," fragt der eine. „Es läuft im Hofe herum, hat Federn, zwei Beine und bellt wie ein Hund." — „Zu schwer für mich," antwortete der andere nach einer nachdenklichen Pause. „Wie ist die Lösung?" — „Eine Henne." — „Ja, das ist fein; aber wie kommt das Hundegebell zur Henne?" — „O, das habe ich bloß hinzugesetzt, um das Rätsel etwas schwerer zu machen."

Vor dem Richter. „Ihr hattet Hunger? — Das ist kein Entschuldigungsgrund! — Ich habe manchmal auch Hunger, fast alle Tage. — Und ich stehle trotzdem nicht."

Mißverständnis. „Sehen Sie, der Mann, wie er da reitet, ist er vor zehn Jahren mit einem Paar zerrissener Hosen nach Berlin gekommen und jetzt hat er zwei Millionen." — „Aber ich bitte Sie, was fängt der Mann mit zwei Millionen zerrissener Hosen an."



Der Schusterfranzl. Aus dem reichen Leben eines armen Teufels von Robert Palten. (Dresden. Heinrich Minden.)

Das ist einmal etwas neues. Mir ist kein Buch bekannt, das diesem auch nur ähnlich wäre. Da hat der Verfasser in einem Dorfe Niederösterreichs einen halb verkommenen Schustergesellen kennen gelernt, über den die Leute allerhand zu erzählen wußten, Schelmenstückeln, tolle und feine Streiche; daß er zwar ein guter Schuster sei, sonst aber ein Tunichtgut, der schon achtzehnmal eingesperrt gewesen, einmal deshalb, weil er auf der Kanzel gepredigt habe! Derlei erregt Paltens Interesse für den Alten so sehr, daß er mit ihm nähere Bekanntschaft macht und ihn — abschreibt. Fast buchstäblich abschreibt. Der Schuster kommt Tag für Tag zu dem Schriftsteller Robert Palten in den Gasthof, erzählt ihm seine ganze lange Lebensgeschichte, macht dazu seine lustigen und philosophischen Bemerkungen, plauscht ihn stellenweise wohl auch an, und Palten schreibt alles Wort für Wort nieder, um es als Buch drucken zu lassen. Das ist nicht etwa fingiert, nur eine Form, wie es manche Dichter gern machen, um eine

Büchereinlauf.

Waldrausch. Roman von Ludw. Ganghofer. 2 Bde. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co.)

Die schweizerische Amazone. Abenteuer, Reisen und Kriegszüge der Frau Oberst Regua Engel. Von ihr selbst beschrieben. Herausgegeben von Fritz Bär. (Schiers. J. Walt.)

Die Chronik der Stadt Söderburg. Ein deutscher Kleinstadt-Roman von Werner von der Schulenburg. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Die Geheimnisse der Frau. Von Baronin d' Orchamps. Einzige autorisierte freie Bearbeitung. (Berlin. Gustav Riecke.)

I. N. R. I. L'Évangile d'un Prisonnier par Pierre Rosegger. Traduit de l'allemand par M. C. Mondoré. (Lausanne. Librairie Payot & Cie. 1909.)

Der Tag von Rathenow. Von Wilhelm Kotzde. (Mainz. Josef Scholz.)

Der stumme Zeuge. Tagebuchblätter von Top Raeff. Deutsch von Else Otten. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Eine Mutter. Erzählung von A. de Wit. Deutsch von Else Otten. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.)

Aus der Mappe. Novellen von Hermann Bang. (Berlin. Hans Bondy. 1908.)

Märchenfäden. Von Hildegard Neuffer-Stavenhagen. (Berlin. Wedekind & Co.)

Allerlei Geigergeschichten. Novellen und Skizzen von Paul Stoeving. (Groß-Lichterfelde. Ch. F. Vieweg.)

Deutsches Recht. Von Handel-Mazzetti. Dritte Auflage. (Kempten. Jos. Kößl.)

Konrad, der letzte Hohenstaufe. Historisches Epos von Franz Orlet. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1908.)

Die Jungfrau. Dichtung von Emil Hügli. (Schkeuditz. W. Schäfer. 1909.)

Die Brücke Europas. Von Gustav Gamper. (Schkeuditz. W. Schäfer 1908.)

Die Schöpfung. Dichtung von Richard Ludloff. (Erlangen. Universitätsbuchdruckerei von Junge & Sohn. 1908.)

Herbst. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Manfred Astura. (Rom.)

Hellinor. Eine Dichtung von Walther Schulte vom Brühl. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Zwillinge, die nicht da sind! Schwank in einem Akt. Von Franz Jedrzejewski. (Essen-Ruhr. Fredebeul & Koenen).

Deutschösterreichische Klassiker-Bibliothek (Teschen, Karl Prochaska):

Franz Grillparzers Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Dr. Otto Rommel. 2. Band.

Johann Gabriel Seidls Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Dr. Otto Rommel. 1. Band.

Verlag E. Pierson, Dresden:

Ernte. Ausgewählte Dichtungen von Franz Herold.

Eine Trennung. Roman von Maria Wilda.

Reiseerinnerungen aus Indien. Von H. W. Rheinländer.

Kindermund. Aus dem Leben gegriffen für Groß und Klein von G. Grote.

Mainzer Volks- und Jugendbücher (Jos. Scholz, Mainz):

Drei gute Kameraden. Von Gustav Falke.

Der Douglas. Erzählung von Max Geißler.

Die Pfahlburg. Von C. Ferdinands.

Normanensturm. Von C. Ferdinands.

Ums Heilige Grab. Von Eberhard König.

Im Schillschen Zug. Von Wilhelm Kotzde.

Frank Waldfrieds Traum. Eine verwunderlich wahrhaftige Mär von Ernst Ritter v. Dombrowski. (München. J. F. Lehmann. 1908.)

Tannenrauschen aus deutschem Walde. Zwölf Waldmärchen für Jung und Alt von Ernst Ritter v. Dombrowski. (Neudamm. J. Neumann.)

Meine Lieder. Von Leo Mirau. (Leipzig. Paul Eberhardt. 1909.)

Wintersaaten. Ein Buch Verse von Frida Schanz. (Bielefeld. Velhagen & Klasing.)

Neue deutsche Gedichte. Zum Besten der Richard Wagner-Stipendienstiftung, herausgegeben von Hermann Beuttenmüller. (Leipzig. Xenien-Verlag. 1908.)

Gedichte von Julie v. Ende. (Essen-Ruhr. Fredebeul & Koenen.)

Sonnenhöhen und Dämmertiefen. Ausgewählte Gedichte von Franz Jos. Zlatnik. (Wien. P. Weber, Verlagshandlung. 1909.)

Gedichte und Skizzen. Von Alfred Moeglich. Das Bändchen eignet sich vorzüglich als Geschenkwerk. (Wiesbaden. Verlag Deutscher Roland.)

Aus stillen Stunden. Gedichte von Ed. Pult. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1908.)

Deutsche Humoristen. 4. und 5. Band. Humoristische Gedichte, herausgegeben von der Dichter-Gedächtnisstiftung. (Hamburg-Großborstel. 1908.)

Fürs Kind. Festschrift für die Jugend. Anläßlich des 60jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josef I., herausgegeben vom Klub deutscher Schriftstellerinnen in Prag.

hat damals ein kleines Vorwort dazu geschrieben und die Herausgabe veranlaßt. Manche glauben, daß er selbst der Verfasser des Buches sei. Es sind in demselben aber durchaus nicht Roseggersche Stoffe behandelt, sondern zumeist Stadt- und Künstlergeschichten, in ganz anderer Art erzählt, als wir es beim Heimgartenmann gewohnt sind. Malser ist seit vielen Jahren Mitarbeiter des „Heimgartens", und da man sonst einstweilen nichts von ihm weiß, als daß es ein Pseudonym ist, so hat sich aus diesen Umständen wohl die oben angedeutete Annahme gebildet. Das Büchlein hat ein paar feinere Sachen, scheint im ganzen aber nur für landläufige Unterhaltung gedacht zu sein. M.

Stephan Milow's Gedichte. Auswahl des Verfassers. Mit einem Bilde des Dichters. (Leipzig. Max Hesse.)

Milow gehört zu unseren allerbesten Lyrikern, zu unseren feinsten Formkünstlern. Anerkannt wird das allerseits, aber populär, wie mancher der Modernen, ist dieser Dichter nicht. Sagen wir, n o c h n i c h t. Freilich, tiefangelegte Leser gehören dazu. Durch Stephan Milow's Sang geht trotz vieler hoffnungsfroher Aufblicke ins Himmelslicht eine schwere Wehmut. Nicht, als ob er sich persönlich unglücklich fühlte, vielmehr, das allgemeine Weltleid ist es, das ihm gerade die schönsten, die rührendsten seiner Lieder entlockt hat. — Wir begrüßen das Erscheinen dieser vom Verfasser selbst ausgewählten Sammlung und wünschen ihr jene Würdigung, die sie verdient. Die schöne Einleitung Eduard Engels wird dem Dichter gerecht, die Literaturgeschichte wird ihm gerecht werden. So werde es ihm auch die Leserwelt!

Meyers kleines Konversations-Lexikon. 7. Auflage in 6 Bänden, 5. Band. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1908.)

Von diesem vortrefflichen Nachschlagewerk, dessen einzelne Bände der vorliegenden Neuauflage auch mit so rühmenswerter Pünktlichkeit ausgegeben werden, liegt nun der vorgelegte 5. Band vor, welcher die Schlagworte: Nordkap bis Schönbein umfaßt. Alle Vorzüge, die schon den früheren Bänden hier nachgerühmt wurden, sind auch diesem umfangreichen Bande zuzusprechen, der nahezu 1000 Seiten stark in knapper aber doch genügender Form über alles, was das Wissen der heutigen Zeit verlangt, die vorzüglichste Auskunft bietet. Selbst Schlagworte, die man bei dem doch knappen Umfange des Werkes kaum zu finden glaubt, sind gewissenhaft vertreten und in klarer Auskunft gebender Weise behandelt. Die geographischen, historischen, medizinischen und naturwissenschaftlichen, technischen und technologischen Artikel erscheinen bis auf die allerneueste Zeit des Standes der betreffenden Wissenschaft fortgeführt. Auch diesem Bande ist ein großer Reichtum von Tafeln, Bildern, Landkarten, Plänen und vorzüglichen andern Illustrationen beigegeben, von denen die in Farbendruck ausgeführten wahre kleine Kunstwerke bieten, so z. B. die Blätter: Obstsorten, Orchideen, Ornamente, Rinderrassen, Schädlinge, Schlangen und viele andere. Über 100 Tafeln und Karten dienen diesem Bande zur Illustration und Erläuterung des Textes. Was die Karten und Pläne betrifft, so braucht die Vorzüglichkeit der Ausführung bei dem Rufe, den das bibliographische Institut in dieser Richtung genießt, wohl gar nicht erwähnt zu werden. Einem so nützlichen und typographisch so tüchtig ausgestatteten Buche braucht auch keine weitere Empfehlung mitgegeben zu werden. Mayer's Kleines Lexikon ist für jeden, der sich aus irgend einem Grunde das große, 20bändige kompendiöse Lexikon nicht anschaffen kann, einfach unentbehrlich und wie bei diesem jeder Band ein Triumph moderner Typographie und Illustrationstechnik aber auch bewunderungswürdiger wissenschaftlich-literarischer Arbeitskraft. Dr. A. E.

Unser Nibelungenlied vom Ballast gesäubert. Übersetzt und gewürdigt von Dr. H. Kamp. (Berlin. Mayer & Müller. 1908.)

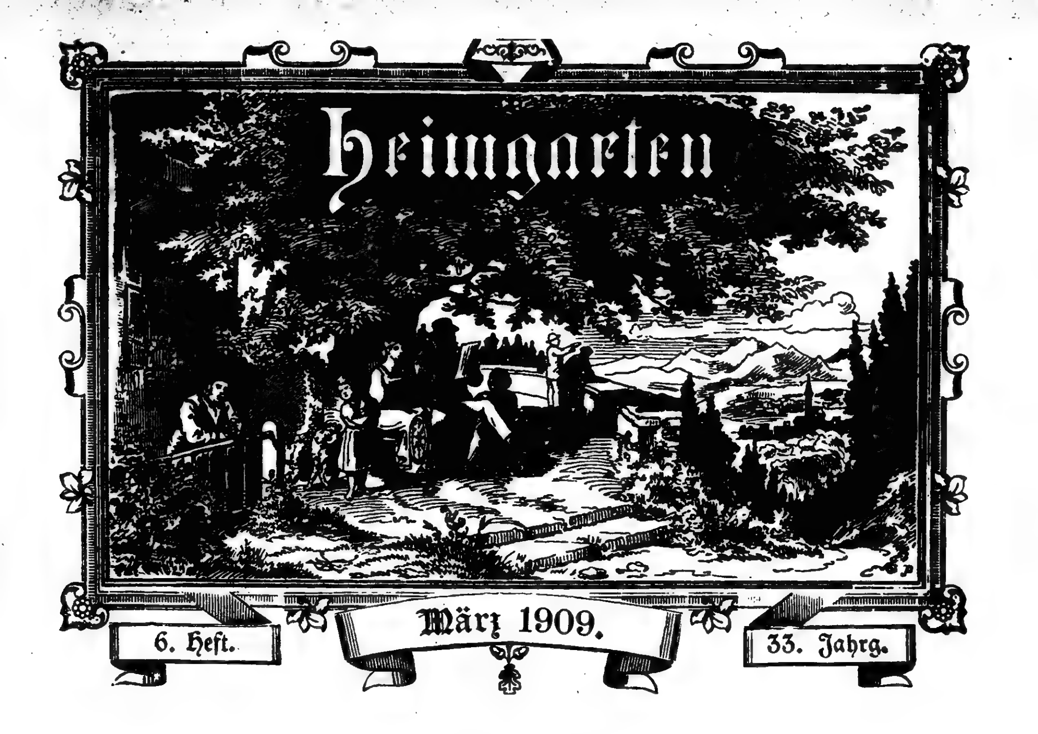
Darüber sagt die „Tägliche Rundschau": „Tatsache, daß das Nibelungenlied in dieser Gestalt für das Deutschland des beginnenden 20. Jahrhunderts ein Hausbuch genannt werden darf."

Nestroys Werke. Volksstücke und Possen. Politische Komödie und Sittenstücke. Herausgegeben und mit einem Lebensbilde versehen von O t t o R o m m e l. (Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.) Diese Ausgabe werden Tausende freudig begrüßen.

Vermischte Schriften. Von E m i l S o f f é. (Brünn. Friedrich Irrgang. 1909.)

Literarkritische Aufsätze, als über Goethe, Alfred Meißner, Saar; darüber, ob „Muordorus" ein Shakespearesches Schauspiel ist, über das Königslied u. s. w. Tiefergründenden Literaturfreunden ist das Büchlein anzuraten.

Der Guckkasten. Diese von P a u l K e l l e r im Rose-Verlag in Berlin herausgegebene Zeitschrift für Humor, Kunst und Leben ist besonders zu empfehlen. Durch die Vermehrung des Umfangs ist die Möglichkeit gegeben, größere Erzählungen hervorragender Autoren aufzunehmen und auch die übrigen Teile des Textes wie des Bilderschmuckes mannigfaltiger zu gestalten.



Sternschnuppen.

Novelle von **Emil Ertl.**

(Fortsetzung.)

In den trostlos verregneten Tagen, die nun folgten, war unversehens Hüttinger wieder im Zirmkogelhause aufgetaucht. Er fühlte das begreifliche Bedürfnis, den erhofften Wetterumschlag unter einem gastlicheren Dache abzuwarten, als Schutz- und Sennhütten es darboten.

„Die fremden Damen sind abgereist, sehe ich?“ sagte er, als die beiden Freunde wie damals bei der Mahlzeit saßen.

„Sie speisen auf dem Zimmer“, erklärte Welspach. „Das Fräulein bedarf noch der Pflege, heißt es.“

„Ist sie krank gewesen?“

„Eine kleine Erkältung und ein paar Hautaufschürfungen; im übrigen ist sie gottlob mit dem Schrecken davongekommen.“

Er schilderte jenen Gewittertag, das Tosen um die Schutzhütte, den Abstieg im Regen. Hüttinger hatte sein gutmütig bekümmertes Gesicht aufgesetzt und erklärte, die Sache hätte „direkt“ schlimm ausfallen können, wenn der Blitz in die Hütte gefahren wäre! Oder der Sturm sie weggeblasen oder ein stürzender Baum sie zerschmettert hätte! Er wurde nicht müde, die düstersten Möglichkeiten auszudenken.

Flavio, der Eselteiber und Postmeister, überbrachte einen eingeschriebenen Brief für Hüttinger. Dieser hatte kaum einen Blick auf

Redigiert vor Marie Salzmann und Regine Mirsky-Tauber. (Prag. Verlag des Klubs. Emil Geistlich. 1908.)

Schönbrunn. Ein Gedenkblatt zu Kaiser Franz Josefs 60. Regierungsjahr von Jul. Willhain. (Berlin. Gebr. Feyl.)

Meine Welt. Von Helen Keller. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Vater Pestalozzi. Sein Lebensbild, erzählt dem deutschen Volke von Franz Retopil. Preisgekrönt vom Kuratorium der Wiener Pestalozzistiftung. (Wien. Karl Graeser & Co.)

Die Ausgeschiedenen. Ein Vorschlag zur Verbesserung der Menschheit von W. Erhardt. (Wiesbaden. C. Fahlbusch.)

Wille und Erfolg. (Pushing to the front or Success under difficulties.) Von Swett Marden. In das Deutsche übertragen von Elise Bake. (Stuttgart. W. Kohlhammer.)

Die Rita der Ario-Germanen. Von Guido List. (Wien. Guido v. List-Gesellschaft. 1908.)

Plaudereien eines Schweigsamen. Von S. Fritz. (Dresden. Heinrich Minden.)

Meine Auferstehung. Von Viktor Weisar. Autorisierte Übersetzung aus dem Böhmischen von M. K. (Schweidnitz. Paul Frömsdorf. 1904.)

Sprachwissenschaft für alle. Kleine gemeinverständliche sprachgeschichtliche und sprachvergleichende Aufsätze. Von Hans Strigl. Erscheint am 1. und 15. jedes Monats. (Wien. Leopold Weiß. 1908.)

Die Kur der Zukunft. Ein Weg zu Gesundheit und Langlebigkeit. (Graz. Gebr. Hiller, Naturawerk.)

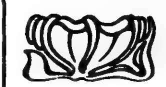
Mein Goethekalender. Erlesenes aus Goethes Schriften. (Berlin. Harmonie.)

Wiener Almanach. Jahrbuch für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von Jacques Jäger. (Wien. Moritz Perles. 1909.)

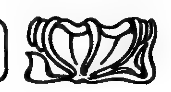
Ostpreußen-Almanach auf das Jahr 1909. Ein Kalenderbuch der Wochenschrift „Fürs traute Heim". Illustrierte Rundschau für Haus und Familie. Herausgeber Paul Sohr. (Königsberg i. Pr. Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt, Aktiengesellschaft.)

Hanfstaengls Katalog über Genrebilder. Mit 530 Abbildungen. (München. Franz Hanfstaengl.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



* Alle uns erst im Dezember zugegangenen Weihnachtsbücher konnten im Jännerheft (dem zweiten Weihnachtshefte) nicht mehr angezeigt werden. Bei Monatsschriften muß man mit anderen Terminen rechnen als bei Tageblättern.

F. M., Neustadt. Was nützen die deutschen Dichter? Was nützt das schönste nationalgeschriebene Buch? Der Deutsche tut immer lieber noch eins trinken, als ein Buch kaufen. Und vollends in unserer Zeit, da man mit dem Revolver schreibt, ist die Feder ein lächerlich Ding. Einen besseren Rat, als den der sterbende Attinghausen gegeben, wüßten wir ja doch nicht. Also schweigen.

P. A., Graz. Sie wollen den Stil Goethes nachahmen? Lassen Sie das nur bleiben. Der Stil muß persönlich sein. Wenn Sie ein Goethe sind, dann wird auch der Stil goethisch sein und dann ist es doppelt erfreulich.

H. E., Wien. Sie schreiben, wie Sie selbst bescheiden eingestehen, eine sehr schöne, korrekte deutsche Sprache. Aber was nützt die schöne Sprache, wenn man damit nichts zu sagen weiß. Ihr Manuskript kann in unserer Redaktion abgeholt werden.

F. Sch., Kindberg. Im Novemberheft 1901 des „Heimgarten" ersehen Sie, daß der Verein „D' Oberlandler" in Graz für die Erbauung des Waldschulhauses 200 Kronen gespendet hat.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 20. Jänner 1909.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

ständen —?! Ihr Freund Welspach wäre freilich eine angenehme Ansprache für mich und meine Töchter, aber andererseits werden Sie auch einsehen, daß man Rücksichten zu nehmen hat und es dem Ruf junger Mädchen schuldig ist, sie vor jeder Berührung mit schlechter Gesellschaft ebenso ängstlich zu hüten wie eine Blume vor dem Reif. Und da nun leider die Eymard im Zirmkogelhause Aufenthalt genommen hat, so muß ich den Gedanken daran fallen lassen, so verlockend er sonst wäre. Keine Mutter wird es übers Herz bringen, ihre Töchter einem solchen Verkehr auszusetzen, und ich am allerwenigsten; ich habe meine Mutterpflichten stets noch um einige Grade strenger genommen als andere. Oder soll ich mich doch über meine Bedenken hinwegsetzen? Schließlich könnte man die Eymard ja auch ignorieren, gesellschaftlich boykottieren gewissermaßen. Was meinen Sie dazu? Vielleicht beraten Sie sich mit Herrn Welspach und teilen mir mit, ob er der Meinung ist, daß wir trotzdem kommen sollen? Jedenfalls bitte ich Sie, mich ihm unbekannterweise zu empfehlen und ihm zu sagen, wie sehr ich und meine Töchter uns gefreut hätten, seine persönliche Bekanntschaft zu machen; wir interessieren uns schrecklich für die Kunst, Rosa und Lina malen sogar selbst, die eine Porzellan, die andere Holzbrand, während Emma mehr für die Musik ist! Herrn Welspach wird es gewiß auch leid tun, daß unser Kommen in Frage gestellt ist, denn für Künstler gibt es bekanntlich keine edlere Inspiration als die Gesellschaft junger Mädchen, wenn sie noch so unberührt sind, wie die meinigen. Vielleicht überlege ich mir's doch noch, ich will noch einmal darüber schlafen; schreiben Sie mir, bitte, umgehend, ob jetzt Zimmer zu haben wären, die mitgeteilten Preise finde ich, besonders da Sie sagen, daß nicht einmal ein Klavier vorhanden ist, zwar exorbitant, aber welche Opfer bringt eine Mutter nicht für ihre Kinder!"

Welspach legte den Brief hin. Er hatte ihn nur so überflogen und wußte kaum noch, was er gelesen hatte, so unsagbar gleichgültig war es ihm. Bloß das eine Wort, das sich auf Fräulein von Eymard bezog, wühlte in seinem Innern.

„Was soll ich antworten? Entscheide du!" drängte Hüttinger.

Der Maler wurde lebhaft. „Schreibe sogleich! Frage an, was sie eigentlich gegen die Eymard einzuwenden hat? Sie soll es dir postwendend mitteilen!"

„Was geht mich die Eymard an? Um sie handelt sich's doch nicht, die Chefin wird schon mit ihr fertig werden. Aber von dir will ich wissen, ob ich die Damen ermuntern soll, hieher zu kommen oder nicht?"

„Schreib', sie sollen kommen oder bleiben, wo sie sind — ganz wie es ihnen beliebt. Wenn sie vielleicht ein Klavier mitbringen wollen — ich habe nichts dagegen einzuwenden, nur sollen sie nicht erwarten, daß ich zuhöre, oder gar vierhändig mit ihnen spiele, ich bin gänzlich

die Adresse geworfen und die Handschrift erkannt, als er verlegen wurde und eine gewisse Unruhe nicht zu verbergen vermochte.

„Nun wirst du vielleicht ungehalten werden, Welspach!“ sagte er einigermaßen zaghaft; „die Sache ist nämlich die: Die Gattin meines Chefs, der ich gerne gefällig sein möchte, hat mich beauftragt, eine angenehme Sommerfrische für sie und die Fräulein Töchter auszukundschaften, wenn sich zufällig Gelegenheit dazu fände. Da war ich denn so unvorsichtig, ihr das Zirmkogelhaus namhaft zu machen. In der Not, verstehst du, weil ich nichts Passenderes wußte ...“

„So, so“, machte Welspach düster.

„Und daß ich es nur gestehe — ich tat ein Übriges und lobte den hiesigen Aufenthalt mächtig. Es ist doch auch wirklich hübsch hier oben — nun also! Ob es dir gerade angenehm ist, bezweifle ich fast — aber ich will's lieber gleich offen sagen: dieser Brief kommt von der erwähnten Dame. Ich fürchte, sie rücken an. Eine Mama und drei Töchter, eine unverheirateter als die andere! Mach kein so starres Gesicht, Welspach. Ich sehe ja ein, daß ich vielleicht besser geschwiegen hätte, aber nun läßt sich einmal nichts mehr daran ändern. Es lag mir so außerordentlich viel daran, der Chefin eine kleine Gefälligkeit zu erweisen. Das kannst du doch sicher begreifen, nicht wahr?“

„Brauchst dich nicht erst weitläufig entschuldigen“, murrte der Maler. „Ich habe das Zirmkogelhaus nicht für mich allein gepachtet. Jedermann, der bezahlt, hat das Recht, darin zu wohnen — leider!“

Hüttinger hatte inzwischen den Brief erbrochen und las.

„Sonderbar, sonderbar!“ machte er, das Haupt wiegend. „Wirklich höchst sonderbar!“

„Also bitte, was ist denn eigentlich sonderbar?“

„Das da — was sie über Fräulein von Eymard schreibt.“

„Über Fräulein von Eymard? Und woher weißt du eigentlich ihren Namen?“

„Aus dem Fremdenbuch. Und auch schon von neulich, als ich das erstemal hier war und Flavio einen an sie adressierten Brief in der Hand hielt; aber lies lieber selbst, bitte, und fall' womöglich nicht vom Sessel — hier!“

Er hielt ihm das Blatt hin und wies mit dem Finger auf die Stelle.

„Zimpere Dienstmagdshand!“ grollte Welspach, mit ungnädigem Blick das Geschreibsel überfliegend, und las.

„... Wenn Sie nicht so freundlich gewesen wären, mir gleichzeitig, wie ich es vorsichtigerweise erbeten hatte, über die dortige Gesellschaft zu berichten, so hätte mir das Zirmkogelhaus zu einem Aufenthalt für uns allerdings recht geeignet geschienen; aber unter solchen Um-

stünden —?! Ihr Freund Welspach wäre freilich eine angenehme Ansprache für mich und meine Töchter, aber andererseits werden Sie auch einsehen, daß man Rücksichten zu nehmen hat und es dem Ruf junger Mädchen schuldig ist, sie vor jeder Berührung mit schlechter Gesellschaft ebenso ängstlich zu hüten wie eine Blume vor dem Reif. Und da nun leider die Eymard im Zirmkogelhause Aufenthalt genommen hat, so muß ich den Gedanken daran fallen lassen, so verlockend er sonst wäre. Keine Mutter wird es übers Herz bringen, ihre Töchter einem solchen Verkehr auszusetzen, und ich am allerwenigsten; ich habe meine Mutterpflichten stets noch um einige Grade strenger genommen als andere. Oder soll ich mich doch über meine Bedenken hinwegsetzen? Schließlich könnte man die Eymard ja auch ignorieren, gesellschaftlich boykottieren gewissermaßen. Was meinen Sie dazu? Vielleicht beraten Sie sich mit Herrn Welspach und teilen mir mit, ob er der Meinung ist, daß wir trotzdem kommen sollen? Jedenfalls bitte ich Sie, mich ihm unbekannterweise zu empfehlen und ihm zu sagen, wie sehr ich und meine Töchter uns gefreut hätten, seine persönliche Bekanntschaft zu machen; wir interessieren uns schrecklich für die Kunst, Rosa und Lina malen sogar selbst, die eine Porzellan, die andere Holzbrand, während Emma mehr für die Musik ist! Herrn Welspach wird es gewiß auch leid tun, daß unser Kommen in Frage gestellt ist, denn für Künstler gibt es bekanntlich keine edlere Inspiration als die Gesellschaft junger Mädchen, wenn sie noch so unberührt sind, wie die meinigen. Vielleicht überlege ich mir's doch noch, ich will noch einmal darüber schlafen; schreiben Sie mir, bitte, umgehend, ob jetzt Zimmer zu haben wären, die mitgeteilten Preise finde ich, besonders da Sie sagen, daß nicht einmal ein Klavier vorhanden ist, zwar exorbitant, aber welche Opfer bringt eine Mutter nicht für ihre Kinder!"

Welspach legte den Brief hin. Er hatte ihn nur so überflogen und wußte kaum noch, was er gelesen hatte, so unsagbar gleichgültig war es ihm. Bloß das eine Wort, das sich auf Fräulein von Eymard bezog, wühlte in seinem Innern.

„Was soll ich antworten? Entscheide du!" drängte Hüttinger.

Der Maler wurde lebhaft. „Schreibe sogleich! Frage an, was sie eigentlich gegen die Eymard einzuwenden hat? Sie soll es dir postwendend mitteilen!"

„Was geht mich die Eymard an? Um sie handelt sich's doch nicht, die Chefin wird schon mit ihr fertig werden. Aber von dir will ich wissen, ob ich die Damen ermuntern soll, hieher zu kommen oder nicht?"

„Schreib', sie sollen kommen oder bleiben, wo sie sind — ganz wie es ihnen beliebt. Wenn sie vielleicht ein Klavier mitbringen wollen — ich habe nichts dagegen einzuwenden, nur sollen sie nicht erwarten, daß ich zuhöre, oder gar vierhändig mit ihnen spiele, ich bin gänzlich

die Adresse geworfen und die Handschrift erkannt, als er verlegen wurde und eine gewisse Unruhe nicht zu verbergen vermochte.

„Nun wirst du vielleicht ungehalten werden, Welspach!" sagte er einigermaßen zaghaft; „die Sache ist nämlich die: Die Gattin meines Chefs, der ich gerne gefällig sein möchte, hat mich beauftragt, eine angenehme Sommerfrische für sie und die Fräulein Töchter auszukundschaften, wenn sich zufällig Gelegenheit dazu fände. Da war ich denn so unvorsichtig, ihr das Zirmkogelhaus namhaft zu machen. In der Not, verstehst du, weil ich nichts Passenderes wußte . . ."

„So, so", machte Welspach düster.

„Und daß ich es nur gestehe — ich tat ein Übriges und lobte den hiesigen Aufenthalt mächtig. Es ist doch auch wirklich hübsch hier oben — nun also! Ob es dir gerade angenehm ist, bezweifle ich fast — aber ich will's lieber gleich offen sagen: dieser Brief kommt von der erwähnten Dame. Ich fürchte, sie rücken an. Eine Mama und drei Töchter, eine unverheirateter als die andere! Mach kein so starres Gesicht, Welspach. Ich sehe ja ein, daß ich vielleicht besser geschwiegen hätte, aber nun läßt sich einmal nichts mehr daran ändern. Es lag mir so außerordentlich viel daran, der Chefin eine kleine Gefälligkeit zu erweisen. Das kannst du doch sicher begreifen, nicht wahr?"

„Brauchst dich nicht erst weitläufig entschuldigen", murrte der Maler. „Ich habe das Zirmkogelhaus nicht für mich allein gepachtet. Jedermann, der bezahlt, hat das Recht, darin zu wohnen — leider!"

Hüttinger hatte inzwischen den Brief erbrochen und las.

„Sonderbar, sonderbar!" machte er, das Haupt wiegend. „Wirklich höchst sonderbar!"

„Also bitte, was ist denn eigentlich sonderbar?"

„Das da — was sie über Fräulein von Eymard schreibt."

„Über Fräulein von Eymard? Und woher weißt du eigentlich ihren Namen?"

„Aus dem Fremdenbuch. Und auch schon von neulich, als ich das erstemal hier war und Flavio einen an sie adressierten Brief in der Hand hielt; aber lies lieber selbst, bitte, und fall' womöglich nicht vom Sessel — hier!"

Er hielt ihm das Blatt hin und wies mit dem Finger auf die Stelle.

„Zimpere Dienstmagdshand!" grollte Welspach, mit ungnädigem Blick das Geschreibsel überfliegend, und las.

„. . . Wenn Sie nicht so freundlich gewesen wären, mir gleichzeitig, wie ich es vorsichtigerweise erbeten hatte, über die dortige Gesellschaft zu berichten, so hätte mir das Zirmkogelhaus zu einem Aufenthalt für uns allerdings recht geeignet geschienen; aber unter solchen Um-

saß er bei den Mahlzeiten wieder allein in der Diele, während im Speisezimmer der Menschenschwarm surrte und Filomena mit hochroten Wangen Teller und Schüsseln schleppte.

Unerwartet kamen eines Tages die Damen mit dem Kinde herunter, um an der gemeinsamen Mittagstafel teilzunehmen. Freudig überrascht hatte der Maler sich erhoben und war ihnen entgegengetreten, das Fräulein zu ihrer Wiederherstellung beglückwünschend.

„Eigentlich war es nicht der Rede wert", sagte sie; „eine Grippe und ein paar Schrammen — weiter nichts. Aber meine Tante bestand darauf, auch die kleinste Hautabschürfung antiseptisch zu behandeln. So wurde ich gerettet."

Sie lachte und die zarte, alte Dame lachte freundlich mit.

„Es kommt oft vor, daß eine unbedeutende Wunde böse wird, wenn man sie vernachlässigt", versicherte sie eifrig. „Die Luft ist voll böser Keime, die nur darauf lauern, ein Einfallstor in den menschlichen Organismus zu entdecken. Und am gefährlichsten ist in dieser Hinsicht gerade die Höhenluft. Denn diese unsichtbaren Feinde der Menschheit sind wegen ihrer Kleinheit so leicht, daß sie, ob sie wollen oder nicht, nach oben getrieben werden wie die Schaumperlen in einem Champagnerkelch. — So habe ich es wenigstens gelesen", fügte sie entschuldigend hinzu, als sie bemerkte, daß auch Welspach lächelte.

Er lächelte aber nicht über sie, er lächelte nur vor Vergnügen, weil er Clarisse schön und gesund vor sich sah.

„Ihre Fürsorge, Baronin, ist jedenfalls von schönstem Erfolg begleitet gewesen; das Fräulein sieht zum Glück blühender aus als zuvor."

„Die gute Tante hat mir die kleinen Schrammen und Schmisse geschickt aus dem Gesichte fortretouchiert. Aber wir beeinträchtigen Ihre Behaglichkeit — wollen Sie nicht sitzen bleiben? Wir versuchen im Speisezimmer unterzukommen. Gesegnete Mahlzeit."

Indessen stellte es sich heraus, daß im Speisezimmer jeder Platz besetzt war. Filomena, die mit einem Suppentopf in den Händen vorbeistürmte, wies mit dem Kinn auf den Maler und sagte in einem Tone, der einem Befehl ähnlicher sah als einer Frage: „Wollen's Jahnen net zum Herrn Welspach setzen?"

„Es ist hier im Vorraum eigentlich angenehmer und vor allem nicht so schwül wie im Zimmer", ermunterte dieser. „Wenn Sie also Ihre Grundsätze nicht hindern, in meiner Gesellschaft zu speisen . . ."

Die alte Dame blickte wie erschrocken auf.

„Fräulein von Eymard hat mir gestanden, daß die Damen enttäuscht waren, Gäste hier vorzufinden", bemerkte Welspach heiter.

Auch Clarisse lächelte. „So wie mir scheint, war der Schreck ein gegenseitiger. Übrigens tragen die Gewalten, die hier regieren,

aus der Übung und überhaupt von Haus aus ziemlich unmusikalisch. Schreib' ihnen dies alles so bald als möglich. Und so nebenher kannst du bei der Gelegenheit anfragen, was sie eigentlich an Fräulein von Eymard auszusetzen haben. Ist es dir vielleicht bekannt?"

„Du lieber Gott, ich lebe so wenig in der Gesellschaft — woher sollte ich es wissen? Aber die Frau meines Chefs hat ein sicheres Urteil und die Töchter sind wirklich wohlerzogen — es muß schon etwas daran sein, es hat nicht ganz seine Richtigkeit mit dieser Dame . . . Na, werd' nur nicht gleich unmutig, ich kann doch nichts dafür, ich sage ja auch gar nichts weiter, aber ich meine nur so . . ."

„Jawohl", sagte Welspach zornig, „das wird schon so eine Geschichte sein, wo jeder nur so meint und auch weiter gar nichts sagt. Aber herumgetuschelt wird es doch mit dem Eifer der Überzeugung!"

„Eigentlich könntest du mir direkt dankbar dafür sein, daß ich dir die Gelegenheit verschaffe, Näheres darüber zu erfahren. Und von der Chefin erfährst du alles bis ins Kleinste, du brauchst nur anzutippen. Wenn du also erlaubst, daß die Damen kommen —?

Welspach lachte.

„Ich wiederhole, daß ich hier nicht Herr bin. Ich muß dir also unbedingte Freiheit zugestehen, diesen Gasthof weiter zu empfehlen, wenn es dir beliebt und du es nicht lassen kannst. Um aber Mißverständnissen vorzubeugen, so erkläre ich hiemit feierlich, daß ich mich an der in Aussicht genommenen gesellschaftlichen Boykottierung des Fräuleins von Eymard nicht beteiligen werde, denn ich fange an, diese Dame merkwürdig zu finden, abgesehen davon, daß ich sie auch entzückend finde. Jawohl", wiederholte er triumphierend, „d i r e k t entzückend find' ich sie!"

„Armer Narr!" sagte Hüttinger, gutmütig lachend, indem er sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, dem Freunde jetzt dasselbe Wort zurückzugeben, das dieser unlängst gegen ihn gebraucht hatte.

Aber auch der Maler wußte mit einem Worte von neulich zu parieren: „Gerade bedauern brauchst du mich deswegen nicht, weißt du; es ist schon auch eine Freude dabei!"

*
* *

Sobald das Wetter wieder klar geworden war, hatte Hüttinger, dessen Urlaub zur Neige ging, sich endgültig verabschiedet; aber Welspach konnte seines Alleinseins nicht mehr froh werden. Täglich ließ er sich nach Clarisse von Eymards Befinden erkundigen, täglich sandte er ihr frisch gepflückte Alpenblumen, täglich hoffte er, sie würde wieder zum Vorschein kommen. Um die neuen Gesichter, die jetzt jeder Tag brachte, kümmerte er sich nicht, er merkte es kaum, daß der kleine Alpengasthof sich mit Gästen zu füllen begann. Zerstreut und geistesabwesend

warteten, über ihn herzufallen, daß es nicht wundernehmen könne, wenn eine besorgte alte Dame darüber in Aufregung geriet. Übrigens sorgte die gute Tante sich weit weniger um ihre eigene Person als um ihre Nichte und ihr Enkelkind, und das gab ihrer Schrulle eine liebenswürdige Färbung. Clarisse und Lydia lebten nämlich ständig bei der Baronin. Das Kind habe früh beide Eltern verloren, erfuhr Welspach, und nahm an, daß auch Clarisse verwaist sei; indessen erwähnte sie bei irgendeiner Gelegenheit ihrer Mutter, und es ließ sich der betreffenden Bemerkung entnehmen, daß diese noch lebte, sogar in Wien, wo auch die Damen zu Hause waren. Sie war Österreicherin, der bereits verstorbene Vater Clarissens hingegen war Irländer gewesen und hatte als Wiener Großindustrieller den österreichischen Ritterstand erlangt.

Nach jener Erwähnung der Mutter hatte Welspach überrascht aufgeblickt: „Ihre Mutter ist noch am Leben —?"

Darauf hatte Clarisse zärtlich die Hand der alten Dame gestreichelt: „Ich bin immer bei der guten Tante; sie ist meine wahre Mutter geworden!"

Das gab ihm zu denken.

Durch die gemeinsamen Mahlzeiten bildete sich zwischen den Damen und Welspach bald jenes stille Einverständnis und Sichverstehen aus, das ein tägliches Zusammensein Weniger gerade innerhalb einer größeren Zahl fremder Menschen besonders begünstigt. Ein unausgesprochenes Gefühl der Zusammengehörigkeit sonderte sie noch mehr, als die räumliche Trennung es vermochte, von den Gästen im Speisesaal, und unwillkürlich schieden sie in Gedanken und wohl auch gelegentlich in Worten die aus den Fleischtöpfen des Zirmkogelhauses gespeiste Menschheit in zwei scharf getrennte Teile, in eine Gruppe, welche „wir", und in eine Gruppe, welche die „anderen" hieß.

Unter diesen „anderen", die sich fast täglich durch irgendeinen kleinen Wechsel veränderten und erneuten, sah der Maler eines Mittags eine Dame auftauchen, deren Anblick ihn sogleich mit bestimmten Ahnungen erfüllte, umsomehr, als sie in Begleitung mehrerer Töchter eintrat. Es war eine gar stattliche Frau, die etwas auf sich zu halten schien, für die ländliche Umgebung etwas überladen gekleidet, sonst aber nicht übel und sogar mit Spuren einstiger Schönheit. Durch die offenstehende Tür konnte er sie von seinem Platz aus an der Tafel sitzen sehen und beobachtete sie nicht ohne eine gewisse Neugier. Ihre Haltung bei Tische war außerordentlich steif, doch bemühte sie sich, ungezwungen zu erscheinen, und wendete mit einem gespreizten Lächeln den Kopf abwechselnd bald nach rechts und dann wieder nach links, um mit den neben ihr sitzenden Töchtern zu plaudern, die beide hochrote Eßwangen hatten. Sie waren übrigens alle zwei recht hübsch, gesunde Brünetten

dafür Sorge, daß die Menschen zueinander kommen. Neulich waren es die Elemente, heute ist's Filomena. Wir werden uns fügen müssen, und wenn Sie nichts dagegen haben, daß wir uns hier niederlassen . . ."

Im Gegenteil, nichts konnte ihm erwünschter sein; aber im stillen war er froh, daß Hüttinger nicht mehr zugegen war, es wäre ihm unbequem gewesen, die Sinnesänderung, die sich bei ihm vollzogen hatte, vor des Freundes Auslegungen schirmen zu müssen. Selten noch hatte ihm eine Mahlzeit so kurzweilig geschienen. Lydia, das blondlockige Kind, war ein Plaudermäulchen, das gerade im Alter des unermüdlichen Fragens stand. Über alles, das sich beantworten läßt, und über vieles, das sich nicht beantworten läßt, heischte es Auskunft. Die richtige Antwort zu finden, hielt manchmal nicht ganz leicht, es entwickelten sich aus dem gemeinsamen Bemühen lebhafte Gespräche zwischen den „Großen", und die Unterhaltung geriet nicht ein einzigesmal ins Stocken. Der Augenbick, wo abgespeist war und die Gäste im Eßzimmer aufstanden und sich entfernten, schien auch den Damen unerwartet rasch herangerückt zu sein. Notgedrungen mußte man sich nun gleichfalls erheben, aber man schied nicht von einander, ohne sich „Auf Wiedersehen" gesagt zu haben.

So saßen sie denn von diesem Tage an bei den Mahlzeiten gemeinsam zu Tisch, abgesondert von der übrigen Gesellschaft. In der Baronin lernte Welspach eine überaus liebenswürdige und gütige Dame schätzen, die weit herumgekommen war und über alle Dinge dieses Lebens ein mildes und besonnenes Urteil besaß. Über eine harmlose nervöse Schwäche, der sie unterlag, lächelte sie selbst, ohne ihr Herr werden zu können. Sie sah nämlich die Welt voll von Bazillen, war gewohnt, jeden Morgen, bevor sie sich ankleidete, die frisch gereinigten Kleider noch eigenhändig am Fenster auszuschütteln, und hielt darauf, daß auch Clarisse und Lydia dasselbe taten. Milch durfte natürlich nur im abgekochten Zustande genossen werden, und zwar sogleich nach dem Abkochen, weil sich sonst wieder Millionen neuer Bakterien darin ansammelten. Einen Hund streicheln hielt sie für Selbstmord, man lief dabei angeblich Gefahr, Schmarotzer in die Leber oder gar ins Gehirn zu bekommen. Sogar ihre Kanarienvögel hatte Lydia fortgeben müssen, weil sie in der Zimmerluft lungenkrank wurden, was dann nur zu leicht auch auf den Menschen überging, und ein Kuß war eine Todsünde gegen die Hygiene. Welspach fand es allzu wohlfeil, über solche kleine Eigenheiten zu scherzen; die Zeitungen, meinte er, brächten so viele unkontrollierbare Notizen, die geeignet wären, dem Laien die Vorstellung beizubringen, als sei er beständig von Milliarden winziger Wölfe und Tiger umlauert, die nur auf einen passenden Augenblick

hingekommen und die Reinheit des Herzens, die früher in diesen Bergen gewohnt hatten?

Frau Regierungsrat hielt es für angemessen, zerstreut zu tun. Hüttinger? Ach ja, der Angestellte im Bureau ihres Mannes! Der hatte ihr und ihren Töchtern in der Tat das Zirmkogelhaus empfohlen. Und da sie auf ihrer Reise gerade in der Nähe vorbeikamen . . .

„Aber einen besonders guten Blick hat Hüttinger nicht bewiesen“, sagte sie hoheitsvoll; „man ist doch gar zu primitiv hier untergebracht.“

Welspach hatte die Erfahrung gemacht, daß vornehme Menschen, die zu Hause im gediegenen Wohlstand leben, in der Fremde meist anspruchslos sind und sich leicht mit dem Gebotenen zufrieden geben, während jene, die auswärts gerne mit ihrer Unzufriedenheit flunkern, daheim gewöhnlich eine notdürftige Wirtschaft treiben, im Negligee herumgehen und für eine Viertelstunde verschwinden müssen, ehe sie einen unerwarteten Besuch empfangen können, den sie inzwischen schnell in den „Salon“ führen lassen, wo alle Familienpracht zusammengetragen ist, damit er nur um Gotteswillen die anderen Zimmer nicht sieht. Er lächelte bloß und dachte: „Dich kenn' ich durch und durch!“ Es kränkte ihn wenig, daß er bereits gründlich in Ungnade gefallen war, denn das war er, er spürte es deutlich. Hatte sie nicht „unbekannterweise“ schon Grüße an ihn durch Hüttinger bestellen lassen? Und nun mußte sie an die Existenz des „Angestellten im Bureau ihres Mannes“ erst erinnert werden? Weshalb auf einmal dieser Wechsel im Tone? Warum hielt sie es für ratsam, so schnöde zu tun? Er ahnte schon, von welcher Seite der Wind wehte.

„Für unsereinen ist bald was gut“, sagte er; „aber vornehmeren Ansprüchen kann diese kleine Alpenherberge allerdings nicht genügen. Vielleicht hätte nicht einmal ich lange hier ausgehalten, hätt' ich nicht zufällig so angenehme Gesellschaft gefunden “

Das hieß nun freilich ins Wespennest stechen. Die Chefin verfärbte sich und wurde blaß.

„Gerade die Gesellschaft scheint mir, läßt hier viel zu wünschen übrig; und in der Sommerfrische ist man doch schließlich darauf angewiesen, nicht wahr? Ich denke, wir reisen in den nächsten Tagen wieder ab.“

„Das wäre bedauerlich, Frau Regierungsrat, um so mehr, als die landschaftlichen Reize der Gegend nicht in wenigen Tagen zu erschöpfen sind. Vielleicht gelänge es mir, Sie festzuhalten, wenn Sie mir gestatten wollten, Sie mit einigen liebenswürdigen Damen bekannt zu machen, die ich hier kennen zu lernen das Vergnügen hatte.“

Dem Maler war es zumute, wie einem Scheibenschützen, der ins Schwarze zielt; und wenn er trifft, steigt hinter der Scheibe ein Jäger

mit kronenförmig aufgebundenen Zöpfen. Von der dritten, die der Mutter gegenübersaß, konnte Welspach, da sie ihm den Rücken zukehrte, nur so viel wahrnehmen, daß sie dieselbe Haartracht trug, aber dunkler war.

„Kennen Sie die Damen, die heute neu angekommen sind?“ wendete er sich beiläufig während der Mahlzeit an Clarisse.

Sie beugte sich vor und faßte die Bezeichneten ins Auge. „Ich kenne sie nur flüchtig vom Sehen, weiß aber nicht einmal, wie sie heißen“, erwiderte sie unbefangen. „Warum fragen Sie?“

„Mir schien“, sagte der Maler, sie scharf beobachtend, „als hätten die Damen vorhin, während Sie eintraten, Ihnen eine gewisse Aufmerksamkeit geschenkt. Gerade so, wie man jemanden beachtet, mit dem man schon irgendwo einmal zusammengetroffen ist.“

„Es wäre ja möglich, daß ihnen jemand einmal gesagt hat: ‚Seht, das ist die gewisse Clarisse Eymard . . .‘“

Sie sagte es herb und fest, aber sie neigte dabei das Haupt zur Seite, wie müde oder ein wenig traurig.

„Ich denke, Sie werden sich getäuscht haben“, bemerkte die Tante ablenkend und offenbar peinlich berührt. Clarisse blieb zerstreut und einsilbig und sah verstimmt aus. Welspach bedauerte jetzt seinen unzarten Vorstoß, zu dem ihn eine nagende innere Unruhe verleitet hatte, die er sich selbst zum Vorwurf machte.

Nach Tisch, als die Baronin mit Clarisse und Lydia sich zurückgezogen hatte, versäumte er nicht, sich des Fremdenbuches zu bemächtigen, und fand seine Ahnung bestätigt: die neu angekommene Dame war in der Tat die „Chefin“, wie Hüttinger sie genannt hatte, und die zopfbekrönten Jungfrauen hießen Rosa, Lini und Emma! Sogleich stand sein Entschluß fest, sich ihnen zu nähern — um seinem Freunde Hüttinger gefällig zu sein, natürlich aus keinem anderen Grunde.

So redete er sich's wenigstens ein.

Seine Zigarre rauchend, verweilte er zuwartend auf der Veranda. Er hörte, wie die Gäste unter Plaudern und Lachen den Speisesaal verließen und sich in die Diele zogen oder die Treppe hinaufstiegen. Und richtig, da trat auch schon die stattliche Dame aus der Tür, wie um nach dem Wetter auszulugen — oder wohl gar nach ihm? Fast schien es, als wollte sie ihm Gelegenheit geben, sich ihr zu nähern. Dies versäumte er denn auch nicht, trat heran, grüßte und stellte sich vor. Sein Freund, der ein ausgezeichneter Mensch sei, habe so viel Schönes von der Gnädigsten und den Fräulein Töchtern zu berichten gewußt, daß er nicht umhin könne . . . um die Gunst zu bitten . . . die persönliche Bekanntschaft der Damen machen zu dürfen. So verbindliche Worte hatte er schon lange nicht gedrechselt. Wo war die Unschuld

Das Zeitalter der Mediceer, sagte er, sei auch nicht ganz ohne gewesen, aber tiefer ins Volk greife die moderne Bewegung: „Schmücke dein Heim!“ Die Mädchen hörten ihm geschmeichelt zu, bloß die musikalische argwöhnte Ironie. Aber da er für jede einen unschuldigen Scherz, eine niedliche kleine Galanterie bereit hatte, so ertönte bald helles Lachen, eine jede war im stillen mit sich einig, im Fluge eine Eroberung gemacht zu haben, und auch die Mutter schöpfte neue Hoffnung.

Inzwischen war Flavio mit Michel, dem Esel, auf dem Hofe eingetroffen, und als dem Tiere die Packlast abgenommen war, tat es zuerst einige unbeholfene Sprünge und warf sich dann zu Boden, um sich wie gewöhnlich im Staube zu wälzen. Die Gäste strömten auf der Veranda zusammen, sie schienen die drolligen Bewegungen, die Michel ausführte, für eine Art Kunststück zu halten, als ob es ein Zirkusesel gewesen wäre. Und doch folgte er nur dem natürlichen Bedürfnis, sich an der Stelle zu scheuern, wo der Sattel ihn gedrückt hatte. Der Maler hing tiefsinnigen Betrachtungen nach und meinte bei sich, nichts seien die Menschen lieber als erheiterte Zuschauer, und wer ihnen verrate, wo es ihn drücke, der würde ihnen zum Theater. Darum fuhr er fort, mit den Mädchen harmlos zu scherzen, und gab sich so liebenswürdig als möglich. Aber in seinem Innern sann er auf Rache, und als Michel, sichtbar befriedigt, seiner Last ledig zu sein, schließlich den Stall und die Grippe aufsuchte, da versagte er sich's nicht, zu bemerken, so behaglich müsse einer argen Zunge zumute sein, die sich ihrer aufgestapelten Bosheit entledigt hätte. Dabei wendete er sich so heiter und unbefangen an die „Chefin“ selbst, daß dieser nichts übrig blieb, als die allgemein gehaltene Äußerung mit süßsaurem Lächeln zu bekräftigen.

Später, auf seinem Zimmer, warf er sich, erschöpft durch all die notgedrungene Schauspielerei, auf den Diwan und lag still. Der Gießbach vor dem Hause rauschte, zarte Sonnenreflexe spielten auf der niedrigen weißgetünchten Stubendecke — es war alles wie sonst. Er schloß die Augen und lauschte in sich hinein und horchte auf die Zweifel, die er in sich bohren fühlte wie Holzwürmer in der Truhe. Ein Heer von ausgestreckten Zeigefingern sah er auf Clarisse gerichtet: „Seht, das ist die Eymard, die gewisse Eymard!“ Und Clarisse neigte müde den Kopf und saß still und wehrlos wie heute bei Tisch, als er das Gespräch auf die fremden Damen gebracht hatte . . .

Erst gegen Abend raffte er sich wieder zusammen und lief ins Freie. Irgendwo hinauf, auf einen Berggipfel, in eine Wildnis, wo Felsen glotzen und Gräser wehen, aber keine Menschen klatschen, sich abhetzen, sich müde laufen, sich irgendeiner Gefahr aussetzen, an einem Abgrund stehen und in die Tiefe starren, wo das Wasser tost, und schauern — danach sehnte er sich!

auf oder eine Gemse oder ein fideler Hanswurst oder ein wütender Teufel. Diesmal hatte er getroffen. Wupps, stand eine entrüstete Regierungsrätin vor ihm.

„Sie meinen doch nicht etwa die Eymard, mit der sie sich ja innig angefreundet zu haben scheinen?“

„Allerdings dachte ich an Fräulein von Eymard und an deren Tante, die von mir hochverehrte Baronin Ramm. Gnädige Frau kennen die Damen bereits?“

„Persönlich gottlob nicht“, sagte sie, den Kopf zurückwerfend; „aber per renommée natürlich, und das genügt!“

Welspach war entschlossen, hinter die Wahrheit zu kommen. Er wollte Tatsachen greifen können und sie einer ruhigen Prüfung durch sein eigenes Urteil unterziehen. Diese schwanken Schatten unbestimmter Anschuldigungen, die die Gestalt Clarissens umschwebten, peinigten, erregten, entnervten ihn. Er fühlte, daß die neuangekommene Dame, die offenbar ihre Töchter auf den Heiratsmarkt führte, eine bittere Enttäuschung darüber empfunden haben mußte, ihn in Fräulein von Eymards Gesellschaft zu finden. Er vermutete, daß sie nach einer Gelegenheit spähte, ihren vergifteten Pfeil gegen Clarisse abzudrücken. Und er wollte ihr diese Gelegenheit sobald als möglich verschaffen.

„Der Leumund trügt oft, und gnädige Frau sind vermutlich falsch berichtet“, sagte er. „Wie leicht entstehen Gerüchte! Aus der Ferne haben sie oft eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich; sieht man näher zu, so war dann alles nichts als Mißverständnis. Ich habe von Fräulein von Eymard früher nie gehört, ich glaube von ihr nur, was ich bestimmt weiß: daß sie eine feine und vornehme Natur ist.“

„Sie werden mir doch nicht zutrauen, daß ich leichtfertige Anschuldigungen erhebe?“ versetzte die gereizte Dame. „Über Gerüchte sprech' ich überhaupt gar nicht. Von Fräulein von Eymard aber weiß ich leider ganz bestimmt, daß sie sich und ihre Familie in Schande gebracht hat.“

Eine flammende Röte schlug über sein Antlitz.

„Haben Sie auch wohl bedacht, gnädige Frau, was Sie da aussprechen?“

„Gewiß hab' ich es bedacht, und wär' es nicht, wie ich sage, so wäre die Eymard nicht von ihren eigenen Eltern verstoßen worden!“

„Es gibt auch mißratene Eltern“, sagte er hartnäckig und biß die Zähne aufeinander. Die mit Haarkronen geschmückten Töchter traten in Gesellschaft anderer Leute auf die Veranda und näherten sich. Er sah sich genötigt, seine Haltung zu bewahren, und ließ sich mit den jungen Damen bekannt machen. Eine kühne Laune überkam ihn, die Holzbrandtechnik und die Porzellanmalerei als den Gipfel der Kunst zu preisen.

ist, nicht wie mit einer Maske vor Ihnen zu stehen. Der Bischof oder Papst, der die katholische Beichte ausgedacht hat, ist ein tiefer Seelenkenner gewesen."

„Sprechen Sie!" sagte Welspach ernst.

„Ich hab' Ihnen gleich zu Beginn unserer Bekanntschaft einmal gestanden, daß ich die Gesellschaft der Menschen nicht suche. Ich bin eine Ausgestoßene, die Menschen meiden mich, wenigstens die aus meinen Kreisen."

„Was kann Ihnen an der Meinung der Leute gelegen sein?" sagte er, sie und sich selbst zu ermutigen.

„Es liegt mir auch nicht allzuviel daran; wenn sie mich bloß ruhig meiner Wege gehen lassen! . . ." Eine fliegende Röte flammte über ihr Antlitz. „Sie sollen es wissen", sagte sie fest: „Lydia ist mein Kind."

Sie waren aus dem umhegten Raum des Friedhofes getreten und stiegen den steinigen Pfad hinan.

„Lebt Lydias Vater noch?" fragte er gedrückt.

„Er ist tot. Im fernsten Osten ist er vor dem Feind geblieben. Damals, als die Mächte gegen China demonstrierten. Wir waren miteinander versprochen. Ganz plötzlich wurde er abkommandiert, sich einzuschiffen. Es war wie eine Ahnung in mir, daß ich ihn nie wiedersehen würde. Ich wurde sein Weib. Unserem Bunde fehlte der kirchliche Segen. Meine Eltern haben mich verstoßen, meine Verwandten, meine Freundinnen kannten mich nicht mehr. Nur die gute Tante nahm sich meiner an. Ich habe viel gelitten. Aber das Kind war mein Trost. Es blieb mir ein Vermächtnis von ihm, das ich nicht hingegeben hätte, und wenn ich hundertfach meine verlorene Ehre damit hätte zurückkaufen können. Die Gesellschaft hat mich verurteilt — ich beklage mich nicht darüber; ich habe ihre Gesetze gering geachtet und kann es nicht bereuen. Ich habe mich daran gewöhnt, ausgestoßen zu sein, meine Gedanken gehören einem Toten und einem Kinde. Für mich selbst habe ich keinen Wunsch mehr außer den, in Frieden gelassen zu werden."

Sie schwieg, und auch er fand keine Worte. Sie standen jetzt auf einer felsigen Höhe still, wo der Pfad umbog, um auf der andern Seite wieder abwärts zu leiten. Die Blumen zu ihren Füßen zitterten in der Abendluft, lautlose Stille hatte sich über die Berge gesenkt, nur von den grasigen Hängen klangen Glocken weidender Tiere durch die lauschende Einsamkeit . . . Traurig setzten sie ihren Weg fort und begannen, sich talwärts zu wenden. Sie stiegen tiefer und tiefer, jedes mit seinen Gedanken beschäftigt.

„Daß wir nicht länger bleiben mögen", begann sie wieder, „werden Sie jetzt verstehen. Wir reisen morgen mit dem Frühesten. Ich nehme heute

Zuhöchst an der Berglehne, wo das Bebaute längst aufgehört hatte und sogar der felsige Wald nicht mehr mitkam, höher als jedes andere Haus, lag das Haus Gottes. Und ringsum, hoch über allen andern Höfen der Friedhof. So als ob sie die Himmelsnähe suchten, die Beter und die Toten. An der niedrigen Steinmauer des Gottesackers hinstreichend, gewahrte er eine Gestalt, die zwischen den Gräbern wandelte. Ein helles Kleid, einen mit Blumen übersäten Schirm — er erkannte, daß es Clarisse war. Zögernd trat er ein, grüßte . . . Sie stand jetzt vor einem mit Gras überwucherten Grabe still, nickte ihm ernst zu und deutete auf die halbverblaßte Inschrift eines verwahrlosten und windschiefen Grabkreuzes.

„O Jungfrau stähe still und blicke auf:
Wer du jetzt bist, das war ich auch,
Wer ich jetzt bin, wirst du auch werden:
Der Wiermer Speis und Staub der Erden;
Darum denk oft an deinen Tod
Und bete auch für mich zu Gott."

Er hatte es still für sich gelesen. „Die Einfalt", sagte er, „mit der die Toten von ländlichen Grabstätten zu uns reden, ist manchmal so seltsam eindringlich."

„Eindringlicher", sagte sie, „als alle Trostsprüche der Schrift."

Sie schritten nebeneinander hin. Die Gräber waren größtenteils verwahrlost, manche eingesunken wie die Brust eines Toten. Nur hie und da blühten in einem Scherben bunte Blumen, wie die Bauern sie lieben, nicht die Blumen der Alptrift, sondern die des Hausgartens, blauer Rittersporn und ockergelbe Immortellen, eine rote Nelke dazwischen, eine kupferbraune Aster. Und über das Steinmäuerchen hinweg konnte man weit hinausblicken in die Ferne, wo im Duft der sinkenden Sonne die traumhaften Felszinken der Presanella schwebten und ab und zu ein weißer Firn aufglänzte.

„Nun will ich Ihnen etwas sagen", begann Clarisse unvermittelt. „Es hat sich in letzter Zeit eine Art freundliche Kameradschaft zwischen uns ausgebildet — was wir anfangs eigentlich beide nicht wollten. Wie von selbst ist es nach und nach so gekommen. Sie sind mir lieb geworden, ich habe Zutrauen zu Ihnen gefaßt. Aber nun sollen Sie mich auch kennen, ich will mir nichts erschlichen haben. Wenn Sie mir auch weiter freundlich gesinnt bleiben können — in der Erinnerung, so werde ich es dankbar empfinden. Wir reisen nämlich ab."

Er erschrak und sah sie bestürzt an.

„Wir reisen morgen früh. Vorher aber sollen Sie erfahren, wie es eigentlich um mich steht. Ob Sie besonderes Interesse an meinem Schicksal nehmen, weiß ich nicht. Ich sage es Ihnen auch nicht um Ihretwillen, sondern um meiner selbst willen. Weil es mir Bedürfnis

Als das Rokoko starb . . .

Von Rudolf Hans Bartsch.

Mein Freund Fräneli Thaller aus Solothurn erzählte mir vor einem alten Bilde: „Vom Trödler Hirschl am Hafnersteg habe ich das Bild der kleinen Marquise Blanchefleure gekauft, die mit dem größten Teile des französischen Adels im Jahre 1792 taktlosen Angedenkens ihren reizenden Kaprizenkopf verlor. Hier auf dem Bilde hat sie ihn noch; hat eine hohe Frisur und hohe, drollige erstaunte Augenbrauen; — wie mit Watteaus Pinsel gezogen — und ein belustigt schauendes Gesichtlein. Sie ist reizend und ich sehne mich nach ihr.

Sie wissen noch nichts von der kleinen Marquise Blanchefleure, die in allen Dingen recht hatte? Sie wissen noch nichts von der ridikülen Leidenschaft meines Urgroßvaters, des Schweizers Thaller, dessen Emailbild jetzt unter dem ihren hängt, und nichts von der Taktlosigkeit der Jakobiner, dieser Menschen ohne Geschmack und Grazie! Nicht?

Nun, Marquise Blanchefleure hatte in allen Dingen recht. Sie hatte recht, daß sie als Ducheßlein auf die Welt kam: entfernt savoyisches Blut, also etwas weit hinten in der Rangliste von Versailles, aber doch eine kleine Herzogin, welche dereinst des Königs lächelndsten Marquis erhaschen würde. Sie hatte recht, daß sie ein besseres Wesen war, wie alle übrigen Geschöpfe auf ihres Vaters Schloß, Dorf und Landschaft: Musik- und Tanzlehrer, Verwalter, Bauer, Magd, Esel, Ochs, Knecht und alles, was sein war. Sie hatte recht, von der tiefgedrückten Not leibeigener Bauern zu leben. Denn sie lebte lächelnd und trällernd und alle Welt verneigte sich tief vor ihr, ihrem Glanz und ihrer Schönheit. Wie wenn der Wind über Kornfelder geht, so neigten sich große Versammlungen voll Menschen vor ihr: compliments en mille. Und sie hatte recht, den Marquis Massimel de La Réole de Courtroy zu heiraten, über dessen Beschränktheit der Hof so sehr lachte, daß er dem Könige unentbehrlich wurde und bei jedem Lever, zur Erzeugung guter Morgenlaune, aufwarten mußte. Liebhaber wußte sie genug, aber Männer, welche so reich waren, sich eine Blanchefleure mit allen ihren Wünschen und Launen zu gönnen, davon gab es sehr wenige. So kam sie an den Hof und auch da behielt sie, wie gewohnt, sogar vor dem Könige recht.

Ihre lächelnde Kommandogewalt zeigt am schönsten folgender Fall: Man weiß, daß es in der französischen Armee verboten war, bei Todesstrafe! — in Schweizer Regimentern den Kuhreihen zu blasen oder zu singen; weil dann die ungeschickten Kinder der deutschen Alpen herdenweise davonliefen oder vor Heimweh starben.

schon Abschied von Ihnen. Aller Voraussicht nach sehen wir einander nicht wieder. Sie sind der erste Mensch, dem ich mein Lebensschicksal enthülle. Niemals noch haben sich meine Lippen geöffnet, nicht einmal zu der Tante sprach ich je auch nur ein Wort über die Vergangenheit. Ich bin gewohnt, alles in mir und mit mir selbst abzumachen. Es ist eine seltsame Eigenschaft des menschlichen Herzens, daß es sich manchmal dem Fremden auf der Straße öffnet. Ich kam von der einen Seite gegangen, Sie von der andern, einen Augenblick standen wir still, nun gehen wir aneinander vorüber. Jedes setzt seinen Weg fort, Sie nach der einen Seite, ich nach der andern. Mit jedem Schritte entfernen wir uns weiter von einander, auf Nimmerwiedersehen. Das ist das Leben ..."

Eine Biegung des Weges zeigte Ihnen das Haus, das steil unter ihnen zu ihren Füßen lag.

„Ich kann Ihnen nicht erklären", sagte Welspach mit gepreßtem Herzen, „was ich in diesem Augenblick empfinde, denn noch weiß ich mir selbst keine Klarheit. Nur soviel lassen Sie mich sagen, daß Ihr Unglück mir nahegeht; aber Ihr Vertrauen tut mir wohl. Es läßt mich hoffen, daß ich nicht ganz aussichtslos um Ihre Freundschaft werben werde. Ihren Entschluß, von hier abzureisen, begreife und billige ich. Aber daß es zwischen uns beiden ein Abschied für immer sein soll, kann ich nicht glauben. Sie werden mir erlauben, Sie wiederzusehen. Sie werden sich meiner erinnern, wenn Sie eines Freundes bedürfen. Wollen Sie mir dies versprechen?"

Sie zögerte und blickte in die Ferne, als stünd' er nicht neben ihr, als wär' er gar nicht auf der Welt; mit demselben Blick wie damals in der Schutzhütte, als der Regen sie wider ihren Willen in seine Nähe gezwungen hatte, genau so blickte sie jetzt in die Ferne.

„Ich danke Ihnen", sagte sie endlich; „Sie meinen es gut, aber ich bin so sehr daran gewöhnt, allein durchs Leben zu gehen. Ich glaube, es ist alles erstorben in mir, sogar die Fähigkeit, einen Freund zu besitzen. Alles, alles —!"

„Alles erstorben —?"

Sie wendete ihm wieder ihr Antlitz zu.

„Nur die Mutterliebe nicht!" sagte sie aufleuchtend.

Da keimte etwas wie Zorn und Haß in ihm auf gegen die unschuldige kleine Lydia.

(Schluß folgt.)

und hinten Zopf — sich geträumt, und wenn's nicht schlimmere Leute getan hätten, so hätte die Pariser weibliche Dienstbotenschaft allein schon ihre Liebschaft aus der Schweizer Kaserne verdorben. Die Dienstbotenschaft war ein gutes Teil der großen Hefe, durch welche die große Revolution gärte.

Die Disziplin hatte längst schon gelitten. Es waren Landsknechtsnaturen im Regiment und ein Dutzend davon fielen in das sehnsuchtsvolle Piano meines Urgroßvaters mit trotzigen Kräften ein, so daß der Kuhreihen weithin erscholl. Es hatte ihn schon seit Jahrzehnten keiner mehr gesungen und war also auch keiner bestraft worden. Nun aber war er ganz anders erklungen als ehedem. Nicht als der große Reißaus! Nicht als das allmächtige Heimweh! Nein, bloß als Trutzlied auf ein zopfiges Verbot. Sie jubelten und jauchzten den Kuhreihen, sie ahmten das Almhorn durch Nase und Kehle nach und hatten großen Jux: Zehn oder zwölfe. Aber obgleich mein Großvater davongeschlichen war, als er sah, daß man ihm die Stimmung verdarb, und obgleich nur ein paar dumme Unterwaldner, Schwyzer und Appenzeller Kühbuben Heimweih davon bekamen und desertierten — er war doch der erste gewesen und mußte als dreizehnter gelten. Man sperrte ihn ein; nach dem Gesetz war er dem Tode verfallen.

Nun war die Todesstrafe so ziemlich das einzige, was den entferntesten Untertan direktement mit dem König verband — — ich weiß nicht recht, ob es heute nicht am Ende in euren Monarchien auch so ist.

Der König sollte das seltsame, veraltete, kriegsrechtliche Urteil bestätigen. Er war dick, behäbig und ehrlich und dachte bei einer der nachdenklichen Handlungen, welche zum lever gehörten, ernsthaft über das Schicksal meines Urgroßvaters Primus nach. Als ihm dabei der Marquis Massimel de la Réole de Courtroy glückselig lächelnd nahe kam, fragte er ihn ziemlich einsilbig: Was soll man nun mit diesem Primus machen? Hat eine alte Vieherei (bêtise) neu zur Mode gebracht . . .

Der Marquis wußte gar nicht, worum es sich handelte, sagte also geistesschnell: Wollen Sie mir, da es sich um Modesachen handelt, gestatten, meine Frau zu befragen?

Der ganze Hof lachte und Seine bequeme Majestät lächelte; sie hatte Aufschub, daher war es ihr genehm, und so wurde das Schicksal meines Urgroßvaters in die reizenden Hände der Marquise Blanchefleure gelegt, welche zur gleichen Zeit an der Morgenhaube Maria Antoinettes nestelten. Das Lever der entzückend leichtfertigen Königin begann eine ganze Stunde später, aber der Marquis wurde als Mann seiner Frau und Bote des Königs sogleich vorgelassen. Er hatte sich

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an ...
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen —
Das ging nicht an.

Und mein Urgroßvater Primus Thaller hatte den Kuhreihen mitten in Paris gesungen! Auf dem Hofe der Schweizer Kaserne war er gestanden, im gelben Sand, auf dem die Abendsonne glühte und die Soldaten sich zum Ausgang in die Stadt rüsteten. Zugegangen war das auf solche Weise: Er hatte von seinem um sechs Jahre jüngeren Bruder Quintus, Tambour beim Regiment „Prince d'Orleans", einen Brief aus Amerika erhalten, den Brief eines achtzehnjährigen Jungen, der von Lafayette, Washingten, Freiheit, Bürgertrotz und Bürgerstolz schrieb, so schön und dumm und heilig, wie das überhaupt nur ein achtzehnjähriger Junge zustande bringt. Der junge Quintus schrieb, daß die Regimenter der Lilie heimkehren würden; über ihren Häuptern aber würden unsichtbar feurige Zungen mitfahren, welche in Frankreich mit riesigem Loderbrande emporflammen müßten; große Flammenzungen, große Worte: Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!

Große Worte? Freiheit, Gleichheit? — Da gedachte mein armer, sehnsüchtiger Großvater, daß da und dort in seiner Heimat dergleichen schon seit Jahrhunderten ohne große Worte zu Hause war ... in Appenzell etwa, von wo er gekommen war, um Ehre und Geld zu verdienen. Und er gedachte, daß man aus Amerika als gewaltig neue Sache die Menschensatzung wie eine Welterstaunlichkeit über das Meer bringen mußte, da sie doch zu Hause still und ganz vernünftlich ihr verständiges Blütchen getrieben hatte. Es könnten sie doch nur jene brauchen, denen sie eingewachsen war: Stille Leute mit Schranken ringsum. Das große Menschengesetz ist weder Rausch noch großer Jubilo: es ist ein ehrlich kramendes Abwägen; es soll für die unendliche Menge sein, die Fleisch, Brot, Zimmer, Kammer und Küche, ein bißchen Sonne und ein bißchen Grünzeug, aber viel Arbeit braucht, damit die Mordbestie gut und tüchtig schlafe.

Warum diese Genies ihre Gesetze nur immer wieder für Genies machen?

In Appenzell zu Hause hatten sie schon lange das, wovon in Paris erst jetzt scheuheimlich geraunt wurde. Er dachte an seine bedächtigen Onkel, an ihre Kühe und Kälber, an ihre Felder und Alpen. Es ist doch der Menschheit naturangemessenes Paradies, meine liebe Schwyz, hatte der Sergeant gedacht — — — und ganz in tiefen Gedanken verloren, den Kuhreihen gesungen.

Da war es aus und geschehen.

Denn die amerikanische Kunde hatte viel ärger in den Herzen gehauset, als mein braver Urgroßvater Primus — vorn Ehrlichkeit

Sie aber sah sich dieses unendlich sichere Antlitz an und dachte bei sich: Ich werde ihn dazu bringen, von mir zu sagen: celle me fait troubler.

Das war der Standpunkt, von dem aus sie Männer behandelte.

Aber hören Sie, begann sie verwundert. Sie? Sie haben gesungen? Sie sehen doch ganz anders aus.

Ich kann auch nicht singen. Ich wollte mich nur bei Ihnen bedanken.

Wie haben Sie dann Ihren danse de vache singen können?

Das war nur so — von innen.

Aus Heimweh wohl?

Ich hatte nur daran gedacht, daß Appenzell besser sei als Paris.

Mein Gott, und Sie wollen fort von hier? Was haben wir Ihnen getan? Es ist kränkend. Wir, wir lieben die Schweizer, sie sind uns wie ein ehrlicher Spiegel, in dem wir uns sehen können, wie wir sind. O bitte, sagen Sie mir eine Grobheit!

Ich kann nicht. Ich kenne Sie nicht näher.

O, so kennen Sie auch Paris nicht näher. Wie ist das nur möglich, daß man Sie hier nicht geliebt hat? In Paris wird jedermann von irgend jemand geliebt. Sogar die Sodaten haben ihre Mädchen. Wie konnte es geschehen, daß unsere hübschen Kinder und nun gar unsere Frauen bei Ihnen noch nicht für Paris gebeten haben? Sie mußten doch einen Schatz haben? Oder mehrere? Zu viele wohl gar?

Ach, mein guter Großvater hatte in Paris noch keinen Schatz, trotzdem daß er Sergeant war. Er hatte sich immer eine mit recht lichtem Angesicht gewünscht und die gab es dort nicht; denn es mußte ein einziger Sonnenschein sein. Die Augen der Pariserinnen sind zwinkernde Sternlein bei Nacht über verstohlenen Gassenwinkeln; sie locken um die Ecke. Mein Urahn Primus ging immer geradeaus.

Das sagte er ihr; freilich in der viel besseren Sprache, die mein ehrlicher Urgroßvater sprach.

Ja mein Gott, sagte Blanchefleure, wie soll man's Ihnen recht machen? Ich hätte es vielleicht versucht, aber ich bin verheiratet.

Da hob der arme Primus seine verwunderten grauen Augen empor, um sich einmal hinter all den erstaunlichen Dingen, Seide, Straußenfeder, Reifrock und dem vergoldeten Schnörkelstuhl das Frauenzimmer anzusehen, das dahin steckte und also sprach. Und er schaute tief, ehrlich und ahnungslos in ein zärtliches, leuchtendes Gesichtlein voll ungetrübter Freude an der hübschen Opernszene, die es da hervorgeplaudert hatte.

Er wurde ganz traurig, daß sie schon verheiratet war. Denn sie war wirklich ein einziger Sonnenschein.

inzwischen über den Fall Primus Thaller orientiert und trug ihn den beiden Damen vor.

Madame Blanchefleure klatschte entzückt in die Hände. Ein Schweizer! wie reizend! Ich erbitte ihn mir von der schönen Majestät Frankreichs, damit er mir auf meinem Gut in La Réole eine Alpe mit scheckigen Kühen herrichtet.

Die Königin lachte und sagte zu.

Er wird echte Kuhglocken besorgen müssen und einen grauen Tuchrock mit roter Weste, blauen Strümpfen, Schäferhut und himmelblauen Bändern tragen müssen. Im Juni besucht unsere königliche Majestät unser Gut und da wird er uns auf einer reizenden Alpe, die wir inzwischen erbaut haben werden, den fatalen Kuhreihen zu aller Vergnügen vorsingen müssen. Nicht wahr, schöne Majestät?

Wieder lachte die fröhliche, leichtsinnige Königin, stimmte zu und der König begnadigte meinen Urgroßvater mit aller Gravität, welche zu einer so erfreulichen Angelegenheit von Gerichts wegen gehört.

Dann hatte Herr Primus Audienz bei Madame Blanchefleure, um sich für Leben und Freiheit zu bedanken.

Zum Soldaten hatte er sich unbrauchbar erwiesen, der Verführer aus spießbürgerlicher Sehnsucht; er war ausgestoßen worden und kam schon in appenzellerisch angehauchtem Bürgerkleide mit rundem Hut zu ihr. Madame Blanchefleure hatte vor Neugierde und Aufregung über die Sensation kalte Hände und heiße Wangen bekommen. Als das erbärmlich schlichte, graue Ereignis in Gestalt des armen Jungen eingelassen wurde, stand ihr der Atem still. Sie hatte sich weiß Gott was für einen Gewaltigen vorgestellt, einen Aufrührer und Verführer des Volkes, dem die Rede in Flammenströmen aus dem Munde fuhr, und nun kam ein Gesetzbuch bürgerlicher Rechte herein: brav, still und ehrlich, ein rechter: Gib mir das, so hast du das.

Ahnt ihr aber, was ihm Madame Blanchefleure gab?

Als er eintrat und ihr treuherzig sagte: Es war schön von Ihnen, Gnädigste, daß Sie einem wildfremden armen Kerl Ihr gutes Herz zuwandten, da betrachtete sie, indem an seiner Kleidung und Gestalt wenig Erstaunliches war, sein Antlitz: Er hatte unsere grauen, scharfen Augen, ein schmales, ehrliches Gesicht, hohe Schläfen, Hagernase und nur die Jugend vermochte etwas Weichheit über diese unbequeme Catohaftigkeit zu gießen. Vor allem hatte er aber jenes ruhige Zentrum der Welt mitten in sich, welches den rechten Mann nicht einmal mit neun Maß Wein schwanken läßt — nicht einmal im Verliebtsein, nicht einmal im politischen Kampf gewaltiger Zeiten. Es ist wahr, er stand wie das Symbol der Sicherheit vor ihr auf beiden gespreizten Beinen zugleich. Alte Gewohnheit der Schweizer, vererbt durch vieles Raufen.

Herr Massimel de la Réole de Courtroy genoß die chevalereske Ehre, daß ihm unmittelbar nach Seiner bequemen Majestät der Kopf abgeschlagen wurde, welcher Umstand ihn trotz aller Zweifel der Spötter das Leben kostete — womit ein tiefer Beweis für die Gleichheit aller Menschen erbracht war — und das wollte die Revolution.

Madame Blanchefleure wurde trotz der süßesten Tränen mit hundert Freunden und Freundinnen des goldenen Gnadenbrunnens von Versailles zur Untersuchungshaft in die Keller des Temple eingeschlossen, wo außer unglaublich zahlreicher Adelsgesellschaft das erfolgreichste geistige Frankreich versammelt war: Professoren, Akademiker, Modemaler und entzückende Dichter. Das erlesenste Frankreich. Ein Heer von guter Geburt, von Karriere, gefährlicher Herrschaftskunde, aber auch (wenn die Revolution Augen für so etwas gehabt hätte) eine Versammlung fast sämtlichen in Frankreich zurzeit aufbringbaren Geistes, von Grazie, Lebensart, feiner Liebenswürdigkeit und göttlicher Lebensüberlegenheit.

Es war ein leuchtender Sieg über den Nationalkonvent, wie man sich hier unterhielt und wie man sterben ging. Da war Madame Blanchefleure nun zu Hause wie ein Schmetterling, den man bloß aus kalter Wintersnot ins Gewächshaus gebracht hätte. Sie war der Stolz, die Erhebung und das Entzücken der gesamten Adelswelt, welche hier das Unglaubliche zuwege brachte, mit graziöser Heiterkeit mutig zu sein — was sonst wenigen gelingt. Der Todesmut verwandelt den gewöhnlichen Menschen immer gleich in eine Tragödienfigur. Jene feinst konstruierten Leute aller Zeiten aber blieben beim geliebten Lustspiel. Sie starben stilgerecht, en rococo, wie sie gelebt.

Und nun mein Urahn Primus Thaller!

Der hatte seit jenem 1. Mai die kleine Blanchefleure mit ihrem besonnten Blumenantlitz nicht vergessen können. Zuerst dachte er, es sei Dankbarkeit, und trug ihr Bild in sich herum, wie ein selbstübertäuschter Mönch jenes der Himmelsjungfrau.

Die Revolution fegte mit dem impertinent heiteren Versailles und dem Großadelsbesitz jede Hoffnung hinweg, in La Réole Milchmeier zu werden; aber sie erinnerte sich des guten Bürgers Primus Thaller, der beinahe den Tod durch die königlichen Kriegsartikel erlitten hätte. So wurde er Offizier; Kapitän vom Fleck weg. Er kam in ein Regiment, dessen gesamtes adeliges Korps zerstoben war und in dem an den Offiziersstellen Branntweinschenker, Laufburschen oder sonst welche Gamins, kurz die ganzen talentierten Nichtsnutzigkeiten festsaßen, welche, durch die Revolution emporgewühlt, die großen Siege der Republik erfochten.

Es behagte ihm nicht sehr, aber er verzehrte seine Gage und das gefiel ihm. Immer aber gedachte er: wo mag die kleine Blanchefleure sein?

Sagen Sie denn gar nichts? bat Blanchefleure.

Krüzigts Herrgöttli! staunte der arme Primus. Die hättets just mit mir versuche wölli?

Wie? fragte sie belustigt.

Da sprach er wieder Französisch. Sie möge keinen Spaß mit einem armen Teufel machen.

Aber nein, lachte sie. Ich habe nur sagen wollen, daß es ein rechtes Unglück mit uns beiden ist. Denken Sie sich, ich habe auch noch keinen Geliebten und bin ganz so verlassen wie Sie.

Aber Sie haben doch den lustigen Marquis?

An den bin ich verheiratet worden, weinte sie beinahe, so sehr glaubte sie selbst an ihr Unglück. Ahnen Sie denn, Sie aus der Schweiz, wo jeder nach dem Herzen wählen kann, was es heißt, als savoysche Prinzessin mühsam, aber genau nach Taxwert losgeschlagen zu werden?

Ei ja, meinte Primus Thaller. Bei uns in Appenzell gibt kein Bauer von fünfzig Kühen seine Dirn einem schlechteren. Das ist Notwehr der Familie.

Gegen wen denn?

Gegens Armwerden.

Sie sind wohl sehr arm?

Ich wäre sonst nicht zu den Soldaten gelaufen.

Das war der Augenblick, wo das Marquiselein die Bitte vorbrachte, Herr Primus möge ihr die Stallwirtschaft in La Réole nach Appenzeller Muster einrichten.

Mein Großvater drehte den runden Hut in den Händen und kämpfte den schwersten Kampf seines Lebens. Sein wackeres Schweizergemüt lag ganz und gar in der Frage, wie viel Lohn er bekommen solle. Zweimal setzte er an, schaute in das Sonnengesichtlein und brachte die Geldfrage, die einzig ehrliche in der Welt, nicht über die Lippen. Rundweg sagte er zu.

Sogar die Schweizer Rechenkunst hatte er in dieser süßen Audienz verlernt.

Er war in einer Viertelstunde verdorben worden, zu Paris, am 1. Mai des Jahres 1789.

*
* *

Es war ein Glück, daß er niemals nach La Réole kam. Dort wäre eine stille Tragödie über ihn hinweggeschritten, an der niemand Freude gehabt hätte, als Madame Blanchefleure.

Die abscheulich große Revolution verhinderte Madames reizenden kleinen Plan.

Was meint der Narr? fragte Quintus.

Primus grübelte, begriff aber auch nichts Rechtes. Dann bat er den Bruder, ihm Zwiesprach mit der kleinen Bürgerin Witwe Massimel zu verschaffen.

Du kannst hinuntergehen und sie im Keller besuchen, lachte Quintus. Herauslassen darf ich niemand. Und Primus Thaller stieg zu den Gewölben hinab, die Wachen ließen ihn in den großen, feuchten Saal, in dem sich nur Kröten und Kellerasseln wohl zu fühlen vermocht hätten.

Er aber stand in Staunen gebannt, denn alle Phantasie ward aufs Haupt geschlagen bei dem, was hier geschah.

Eine ganz geheime, leise Musik von Violine, Flöte, Kniegeige und Baß schmeichelte sich an den schimmelfeuchten Wölbungen empor wie ein Kätzlein an seidenen Kleidern. Man spielte auf eingeschmuggelten Instrumenten! Die Violine hatte Herr Miradoux, erster Geiger des königlichen Opernhauses, die Flöte der Vicomte Chantigny, dessen Atem so viel Wunder zaubern konnte wie der Hauch des Westwindes. Mit der Bratsche war der Straßburger Domherr Avenarius verwachsen und den Kontrabaß spielte mit nachdenklicher Grundgriffigkeit der berühmte Abbé Mervioli aus Florenz. Silberne Bestechung vermochte selbst in den Zeiten der Republik goldenen Wohllaut in die Keller des Temple zu bringen.

Mozarts kleine Nachtmusik!!

Sie wirkte Wunder, hier in dämmerndem Dunkel . . . Die alten Schloßbrunnen quollen und schluchzten in der Fliedernacht, die Paläste standen in alter, reicher Pracht und lauschten gnädig auf den liebenswürdigen Einfall des Salzburger Herrn Musikus. Die alte, stolze Zeit war hier versammelt, neu hervorgezaubert trotz Carmagnole und Marseillaise.

Rundum saßen Herren in Seidenstrümpfen und Damen mit Spitzentüchern, elegant in all der entsetzlichen Notdurft dessen, was man ihnen, den gefangenen Opfern der Volksrache, gelassen hatte. Knie über Knie geschlagen die Herren, graziöse Köpfchen in schlanke Hände gelegt die Damen, eine einzige große Erlauchtheit.

Und darüber hin schmeichelte wie Weihrauchwolken Wolfgang Amadés wundervolle Grazie.

Es kommt am Ende des Allegro in G-dur, zehntletzter Takt, eine Stelle ganz unvermittelt, lieblicher als aller bisheriger Fluß süßer Melodie, ganz wider Schule und Hergang, als dächte plötzlich einer der Spieler an ein leises Zofenhändchen, das ihm hinterrücks neckisch zärtelnd über die Wange streichelte. Als diese Stelle kam, hörte Herr Primus hinter sich ein wohlgefällig leises: Ah!

Da erfuhr er, daß man ihren Herrn Marquis-Gemahl geköpft habe und daß die kleine Witwe im Temple vielleicht gar auf ein ähnliches Ende warte.

Ach, ging da ein Frühlingsausbruch von Freiheiten in seiner Brust empor! Gleich wußte er jetzt, daß er verliebt war. Jetzt ist sie ärmer als eine Appenzeller Kuhdirn, jetzt kannst du sie heiraten. Diese Logik stieß sich so überraschend in ihm empor, wie ein Maulwurfshaufen in beruhigt summender Wiese.

Sein Bruder vom ehemaligen Regiment Prince d'Orléans hatte Wache im Temple; zu dem lief er hin. Du Quinteli! Ist bei euch nicht ein junges Frauenzimmer eingesperrt, mit einem geblümten Seidenrock, so breit wie ein Imblikorb, und drei Straußfedern in den Haaren?

Nein, sagte der Leutnant Quintus, früher Tambour. So welche haben wir nicht, sie müßte das Röckli am End ausgezogen haben. Wie heißt sie denn?

Da sagte Primus den Namen und Quintus ärgerte sich. Dieselbe kenn' ich gar wohl, schimpfte er. Ein mudelsauberes Frauenzimmer, die mir neulich gesagt hatt', die Amerikaner verstünden nichts von unseren Feinheiten, und wie ich ihr unter das Kinn habe greifen wollen und gemeint habe, wir verstünden doch ein bißchen davon, hat sie gesagt: Der Mensch hat Augen, um sich zu freuen; selbst der Hund hat noch seine Nase, ich sei noch viel weiter dahinter: Ein grauslicher Schneck, wenn ich überall nur gleich hintasten müsse, um was Hübsches zu begreifen. Aus Amerika käme nichts Feines.

Eben wurde ein Herr Vique d'Azyr in den Temple gebracht. Ganz nachdenklich hatte er sich von den Soldaten bis hieher führen lassen, jetzt hörte er das Gespräch der beiden Brüder und sagte: Das war richtig und geht noch tiefer. Man kann herzlich diese französische Revolution verachten, aber vor der amerikanischen vernünftigen Bürgerkälte darf man Angst haben. Ein feiner Instinkt könnte prophezeien, meine Herren: Die Kultur Europas stirbt soeben an der Vernunft der Vereinigten Staaten. Wir werden seit eurer mißglückten Nachahmung eine geistige Kolonie Amerikas sein; nicht viel besser, als Griechenland seit Mummius dem unfeinen Rom gehörte. Unsere Künstler werden wie jene alten nur mehr zerbrochene, sehnsüchtige Flügel regen, aber nichts wird ihnen mehr glücken. Die Amerikaner aber werden mit heiliger Scheu die Ruinen unserer Kultur besuchen, die viel zu fein für sie ist. Europa war zum letztenmale originell vor dem Mai 1789.

So sagte er und dann stießen die Soldaten Herrn Vique d'Azyr vorwärts. Ich gehe schon ohne Hausknechtwink, meine Freunde, sagte er mild und verschwand in dem Keller des Temple.

Und sie neigte sich zurück und schritt im neckenden Taktschritt davon, während das Herz des armen Primus in Flammen tobte, gebändigt vom Tanzgesetz, von der allgemeinen Grazie, innerlich aber unbändig, als ob die ganze Revolution in ihm gefesselt läge und gefoppt würde. Und wieder kam sie zurück: Aber Madame Thaller zu werden — mein lieber, ehrlicher Freund aus Appenzell! Was denken Sie? Man könnte Sie küssen für so viel Naivetät! Ach, daß wir nicht mehr in La Réole unsere Komödie haben durften. Welche Bêtise! Nun müssen wir sogar auf den Kuß verzichten! Sie wollten mit einem Handkuß vorlieb nehmen?

Es kam nun die Stelle in dem Menuett, da auf dem Theater der Wehschrei Zerlinens den süßen Leichtsinn zerreißt. Und obwohl die galanten Herren Miradoux, Vicomte Chantigny, Avenarius und Abbé Mervioli die Noten für eine kleine ununterbrochene Rückkehr zu einem fröhlichen Dakapo überarbeitet hatten, gebot doch das Schicksal den Originalsatz. Die Tür wurde aufgerissen und eine arge Branntweinstimme zerriß das Blumengewinde eines kurzen Traumes.

Ihr da, Bürger und Bürgerinnen! Ruhe im Namen der Republik!

Der Reigen erstarrte zu Eis, hinhorchten Herren und Damen, denn jene Unterbrechung kannten sie. Es war die alltägliche Verlesung der Namen jener, welche vor Gericht geladen waren, um — recht oft — verurteilt zu werden. Aus dem Temple ging der Weg besonders leicht in die Sackgasse mit dem einzigen Fenster nach der Ewigkeit, dem Loch der Guillotine.

Diesmal wurde auch der Name der kleinen Bürgerin Massimel verlesen. Hier, rief sie, aber sie war erbleicht.

Denken Sie jetzt an meinen Antrag? fragte Primus Thaller, angstvoll hinter sie tretend.

Die arme, blasse Blanchefleure sah ihn mit ihren erschrockenen Augen an, über denen verwunderte Augenbrauen standen. Ach Gott, mein Freund, sagte sie kläglich. Ihre Republikaner lassen einem nicht einmal sein bißchen Tanzfreude. Dort in der Ecke steht meine kleine Zofe, die sich mit mir einsperren hat lassen. Zénobe! Du darfst mit diesem Herrn weitertanzen. Bitte, entschuldigen Sie mich wegen dieser fatalen Verhinderung und nehmen Sie mit ihr vorlieb; sie ist ein reizendes Kind.

Adieu, mein Freund!

Und Herr Miradoux, der Unverbesserliche des ancien regime, begann von neuem auf der Geige die Schmeichelweise Mozarts zu streichen, ganz piano . . ., leise lachend ordneten sich etliche Paare, wie früher. Aber die kleine Zénobe wagte nicht, mitanzutreten. Sie weinte vor

Er drehte sich um — Blanchefleure. Sie hatte ihn erkannt, hob aber sachte die Hand, nicht zu stören. Bald danach war der Satz zu Ende, und während die Herren und Damen von Adel entzückt zu den Spielern traten, reichte Herr Kapitän Thaller der armen, reizend blassen Blanchefleure seine ehrlichen Hände, um ihr seinen Antrag zu machen.

Sie hörte ihn mit hochgezogenen erstaunten Augenbrauen an, als er begann: Sie sind jetzt Witwe und arm wie eine Appenzeller Kuhdirn, Gott sei Dank.

Oh! zweifelte sie: Ah?

In jetziger Zeit aber sind wir Soldaten alles. Die Revolution glaubt den Offizier zu vernichten und macht ihn zum Herrgott. Unsereins krabbelt es in den Händen, so stark sind wir jetzt. Ich werde Sie also aus dem Höhlenloch herausholen: wie, das werden Quintus und ich schon zuwege bringen.

Warten Sie, sagte Blanchefleure, da kommt ein Menuett.

Wirklich begannen die vier Musikanten einen jener reizenden Tänze der eleganten Zeit zu spielen, bei dem man sich mit Augen und Fingerspitzen Dinge sagte, für die sich der plebejisch umschlingende Walzer keinen Rat weiß. Und die ganz leichtsinnigen von den Herren und Damen ordneten sich zum Antritt.

Es ist vielleicht das letzte Menuett, entschuldigte Blanchefleure mit reizendem Lächeln; und ich würde es sehr beklagen, es nicht getanzt zu haben: mit Ihnen, Herr Kapitän, fügte sie herzbezwingend hinzu, als der arme Junge tiefbetübt zurücktrat, und sie nahm ihn bei der Hand. Scheuen Sie sich doch nicht, fuhr sie fort. Wir haben doch Egalité, Fraternité. Was, Sie glauben auch nicht recht daran? Immerhin; ich tanze gern mit Ihnen.

Und der süße, schwermütig kokette Tanz des todesnahen Leichtsinns begann. Kein Totentanz war so wie der. So voll leichtfertiger Absage an das Ende. Es war die Melodie des Menuetts aus dem Don Giovanni und es spielte wie dieses kurz vor dem ersten Zuschlagen des Schicksals; übermütig frivol und graziös wie diese.

Im Annähern fuhr Primus Thaller mit seiner ehrlich heißen Werbung fort. Ich habe Sie lieb wie keine andere und Sie sollen meine Frau sein.

Das neckische Zurückweichen des Tanzes der Koketterie führte Blanchefleure von ihm weg. Ihre Augen lachten, aber sie sagte: Was Ihnen nicht einfällt. Sie sind geschmacklos, mein Freund.

Wieder schwemmten sie die weichen Wogen des Tanzrhythmus zu ihm; ihre Hände umschlangen sich. Mein Geliebter wären Sie vielleicht worden, dort unten in La Réole, wo die Herdenglocken süße, befreite Natur predigen. Ich hatte immer meine Saison der Naturrückkehr.

Und als der Sansculotte mit grober Kürze darauf bestand, hatte sie die lieblichen Schultern gezuckt: Meinetwegen. Ich wußte schon, als Sie kamen, mich zu köpfen, daß Sie keinen ästhetischen Sinn haben. Und ich habe recht behalten.

Nach diesen letzten, befreit geistigen Worten starb sie aber dennoch als armes zitterndes Weib.

Sie starb, und alle, die um sie hätten weinen können, waren tot oder hatten an das eigene Sterben zu denken. So verstand keine Seele, was mit der schönen Blanchefleure zu Ende gegangen war, die ihr lebelang recht behalten hatte.

Auch mein armer Großvater hat sie nie verstanden.

Nur ich, nur ich! Ich verstehe sie, der ich ihr Bild erst vom Trödler loskaufen mußte, wie zur Rache des Nachgebornen an der, die durchaus nicht seine Urgroßmutter werden wollte.

Gut, daß sie es nicht wurde. Sie ist dabei jung geblieben, ewig jung und begehrenswert.

Und ich darf sie lieben, wie der ehrliche Primus Thaller sie liebte, nur besser noch: Verständiger, luxuriöser.

Sie hatte in allem recht und ich sehne mich nach ihr . . ."

Fünf Monate im Speckkammerl.

Eine Erinnerung.

Wenn Jahreszahlen sich runden, pflegen wir Rückschau zu halten. So suchte ich nun in Graz das Haus mit dem Speckkammerl. Vor vierzig Jahren stand es gegenüber dem damaligen Schießstattgebäude, einzeln an der Straße. Heute ist es von einer neuen Häusergruppe umstanden und ich kann es kaum mehr erkennen.

Im Schießstattgebäude rumorte damals das zur Handelsakademie gehörige Institut Dawidowski. Es war vollgerüttelt von losen Buben aller Nationen: Deutschen, Magyaren, Italienern, Polen und Serben; letztere in vier Exemplaren vertreten. Diese hielten sich — wenn auch alles andere polterte und lärmte — mehr ruhig für sich, waren übrigens gutmütig und verträglich, während die Ungarn und die Welschen beständig in einem tragikomischen Krieg miteinander standen, zu denen noch innere Unruhen kamen, wenn z. B. ein Katzelmacher den anderen mit offenem Messer blutlechzend über Bänke und Tische jagte. Kam plötzlich Seine Gestrengen, der Herr Präfekt, herein, so waren sie augenblicklich miteinander ausgesöhnt, um Front gegen diesen auswärtigen Feind zu machen. Die Deutschen sangen: „Was ist des Deutschen Vaterland!" oder zankten miteinander.

Schreck und meinem Großvater war es gar nicht um den Tanz mit der Zofe. Er drehte ihnen allen, schwerblütig fortwandelnd, den Rücken.

Das war das denkwürdige Menuett gewesen, die der bürgerliche Kapitän Primus Thaller in einer Reihe mit einem hochansehnlichen Adel getanzt hatte.

Es war das letzte Menuett des Rokoko gewesen, mitten in ihrer graziösen Süßigkeit zerrissen durch den Ruf des Jakobinertribunals. In eigenartig gemischter Betrübtheit stieg Herr Kapitän Primus wieder in den Tag hinauf und auch die kleine Blanchefleure verließ ihr Gefängnis, um vor Gericht zu treten.

Dessen Barriere glich einem Branntweinschanktisch. Vier oder fünf unordentliche Rohlinge lauerten dort, schmutzig und bösartig wie gesträubte Bauernhunde.

Bürgerin Blanchefleure Massimel? Witwe? knurrte sie einer an.

Da Sie es so wünschen . . .'

Vom ehemaligen Hofstaat der Bürgerin Antoinette Capet?

Wessen? Der Königin, wollen Sie sagen?

Ach, so? Notieren Sie das genau, Bürger Pouprac! Königin sagte sie.

Ich denke, das genügt schon, murrte Pouprac gleichmütig. Dann aber sah er boshaft auf. Warum lächeln Sie, Bürgerin? Sie beleidigen das Gericht damit! Warum lächeln Sie?

Mein Gott, wie sehen Sie denn aus! platzte die arme Blanchefleure, tiefrot im ganzen Antlitz, hervor. ‚Wenn man solche Pantalons anhat wie Sie!' Und sie drückte die Hände vors Gesicht und lachte wie ein dummer Backfisch.

Pouprac warf einen Blick auf seine Hosen aus blau-weiß-rotgestreiftem Kattun, auf diese stolze Flagge und Schaustellung seiner republikanischen Gesinnung. Dann sprang er wütend auf diese seine beiden nationalgetigerten Beine: Sie sind des Todes schuldig, Bürgerin Massimel, brüllte er. Des Todes wegen Beleidigung der französischen Nationalfahne!

Da zog die kleine Marquise die Hände von ihrem Antlitz und sah ihn an, hohe, erstaunte, drollige Augenbrauen, gerümpfte Nase: Sie, Sie wollen mich richten! Waschen Sie sich und ziehen Sie Strümpfe an, bevor Sie mich nur bedienen wollen!

Und sie ging. Sie hatte sich auf das Schafott gelacht.

*
* *

Mein Großvater hörte nur noch von ihr, wie sie nicht zulassen wollte, daß man ihr die Haare abschneide. Meinen Sie, hatte sie den Gerichtsbeamten gefragt, daß das unbedingt nötig ist? Der Mann auf dem Gerüst kann sie gebrauchen, um das Haupt daran in die Höhe zu heben: — nachher; wie das so eine Ihrer Gewohnheiten sein soll.

und den Sessel; aber jammernd kam er zurück, im Kammerl hätte nicht alles Platz! Das war übertrieben; als der Direktor persönlich die Sachen ordnete, konnte alles drinnen stehen, nur der Sessel mußte auf den Tisch gestellt werden, wenn die Türe ordentlich sollte aufgehen können.

Das schmale Fenster versah den Raum genügend mit Licht und bot als Draufgabe noch das Pensionatsgebäude, das mit seinem Weltunfrieden auf dem breiten Platze gerade gegenüber stand, während ich im Speckkammerl ein glückseliger Eremit war. Anfangs roch man's noch ein bißchen, den Speck und die Schinken und die Würste, die in diesem Raume noch vor kurzem wohl verwahrt gewesen, und vielleicht wäre mir das allmählich aufregend geworden, wenn ich nicht täglich dreimal zu den Fleischtöpfen Ägyptens hätte zurückkehren dürfen.

Der Einzug hatte anfangs März (im Jahre 1869) stattgefunden, nachdem die Winterkälte vorüber war; denn Öfen sind in dergleichen Küchenvorratskammern nicht angebracht. Durch das geöffnete Fensterlein goß mir die junge Sonne einen ganzen Himmel von Licht und Wärme in die Kammer. Und diese milden Spenden übersetzte ich in Poesie. Es war der Abschluß der Studienzeit vor der Tür, eine für Studenten kritische Zeit. Aber ich baute zuversichtlich auf das Recht, das ich nicht besaß, und ließ Buchhaltung, Wechselrecht, Warenkunde ruhig sein, als das was sie sind: nützliche Wissenschaften, die auch ohne mein Zutun längst aufs beste gediehen. Als Hospitant der Handelsakademie hatte ich nämlich nicht das Recht, eine Reifeprüfung abzulegen. Und dieses glückliche Los ließ mich den für jene Nationen drüben so drohenden Schulschluß mit größter Gemütsruhe entgegensehen. So gehörte beinahe diese ganze Zeit den Musen, die wahrscheinlich nicht besonders darüber erbaut gewesen sind.

Wenn manchmal der Direktor kam, um nachzuschauen, wie es im Speckkammerl zuging, verhüllte ich ja eilig die werdenden Dramen, Gedichte und Erzählungen mit Fließpapier. Er blieb in der Tür stehen, weil er ja zum Glück in der Kammer nicht Platz gehabt hätte, legte ein paar Blicke hinein, sagte dann freundlich: „Adieu, Peter!" und ging wieder davon. Ich vermute, er durchschaute meine ganze Tätigkeit und mein ganzes Herz.

Dieses Herz war zur Zeit vollgeraidelt mit Gefühlen. In jenen Wochen hatte ich zu Robert Hamerling häufig kommen dürfen und er prüfte meine literarischen Erzeugnisse. Eines Tages besuchte mich Anastasius Grün, der sich schon früher umgesehen hatte nach dem halbwilden Bergbuben, der übermütige und sentimentale Gedichte machte. Als er eintrat, schlang ich mich rasch und geschickt an ihm vorüber, so daß er im Kammerl auf dem Sessel zu sitzen kam, während ich vor der Tür (in der ausgeleerten Küche) stand; so unterhielten wir uns

Es soll nur gesagt sein, daß „die bunten Völkerscharen, wie sie hier beisammen waren“ ein gar reges, kampflustiges Leben führten. Und mitten drin befand sich das einsamkeitsflüchtige Waldreh. Mehrmals flüchtete ich mich vor dem vielsprachigen Geschrei der Völkerstimmen in die Abteilung der Serben, wo es vergleichsweise noch am ruhigsten herging und die mir an ihrem Tische stets höflich Platz machten. Aber das wenn auch noch so weiche slavische Idiom hat mich auch nicht sonderlich angeheimelt. In mir war damals just die poetische Ader geplatzt und so dichtete ich herum an allen Tischen und Winkeln, immer umgaukelt von den Nationen, die mir beim Dichten zuschauten, mich dabei allemal ein wenig neckten oder auch Huldigungsverse für ihre „Flammen“ bestellten. Übrigens war in diesen Räumen das Rauchen und das Dichten verboten; sie waren ja den Wissenschaften geweiht!

In der ersteren Zeit hatten wir drei Deutsche und ein Italiener gemeinsam ein besonderes Schlafzimmer gehabt. Da in demselben aber Zigaretten geraucht wurden und dabei geplauscht oft in die halbe Nacht hinein, und da wir zeitweise kleine Verschwörungen gegen die „Externen“ anzettelten, so hat uns der Präfekt auseinandergetan und in die allgemeinen Schlafräume verteilt. Diese Schlafsäle wurden von einem Nachtlichte matt beleuchtet, gerade so viel, daß man die langen Bettreihen sah und nicht vergaß, in einer Kaserne zu sein. Da gab es Schnarcher, Traumredner und Trompetenbläser darunter und Nachtwandler und solche, die ihre Sympathie für gymnastische Kunststücke nicht ganz zu verhehlen wußten. In solcher Umgebung konnte also auch nächtig vom Dichten keine Rede sein und in den Träumen setzten sich, nur noch bizarrer, die Widerwärtigkeiten des Tages fort.

Ich weiß nicht, wie Direktor Dawidowski auf meine heimlichen Nöte gekommen war. Eines Tages, nachdem ich im dritten Jahre auf dem Pensionat gewesen war, ließ er mich in sein Zimmer rufen. Dort teilte er mir in seiner ernstfreundlichen Weise mit, daß er beschlossen habe, mich aus dem Hause zu entfernen. Ich muß tödlich erschrocken sein, denn er setzte sogleich bei: „Nur wenn Sie wollen, natürlich. Zu den Mahlzeiten kommen Sie stets herüber. Die übrige Zeit haben Sie zum Studieren, oder was Sie sonst arbeiten wollen, Ihre ruhige Kammer. Sie wissen, daß ich dort im gegenüberstehenden Hause einige Räume gepachtet habe für meine alte Mutter. Nun wir sie in die Erde gelegt haben, verwende ich die Räume teils zu Wäscheräumen und Kleiderbehältern. Da ist denn auch ein Speckkammerl, für das sich zurzeit keine Verwendung findet. So ein kleiner schmaler Poet hätte gerade Platz drin.“

Die Israeliten können nicht freudiger aus Ägypten gezogen sein, als ich aus dem Pensionat. Ein Dienstmann beförderte die mir vom Direktor bewilligte Einrichtung — das Bett, den Kasten, den Tisch

Er konnte nicht gleich antworten, denn die Bestürzung über meinen unerhörten Einwand hatte ihm die Rede verschlagen.

„Warum sie vermehren?“ sagte ich, „weil wir armen Arbeitsleute doch auch selber an die Reihe kommen wollen, daß wir's endlich auch einmal gut haben. Wenn du dich umwendest, Robert, das Innere nach außen, und dich genau und redlich untersuchest, so wirst du finden, daß auch in dir der Bourgeois steckt, vielleicht gar der Aristokrat. In mir — muß ich dir sagen — hocken die beiden Herren und mühen sich ab, durch Arbeit und Tüchtigkeit dranzukommen. Zu einem eigenen Haus zu kommen und wär's gar ein Schloß, ich hätte nichts dagegen. Manchem glückt's ja. Unmöglich ist's bei keinem. Wenn wir aber diese Stände mit ihrem besseren Dasein abbringen, so müssen wir unser Lebtag in der Verelendung leben und am gleichen Strang ziehen mit dem Taugenichts und dem Lumpen. Möchtest du das? Ich nicht.“

„Weil du ein Streber bist!“ rief er aus.

Es war halb im Spaß und halb im Ernst, wie wir so sprachen. Die Werbung des Sozialdemokraten war mißlungen. Ich wählte meinen besonderen Lebensweg, um mich und andere zum bürgerlichen Wohlstand und zum geistigen Aristokratismus zu führen. Einstweilen aber war dieser Weg kein Weg. Es war eine steiglose Heide und schwerer Nebel darüber. — Ich dichtete ruhig drauf los.

Als die letzten Tage kamen vor dem Schulschluß und vor dem Fremdwerden, besuchten mich — einer nach dem andern — die Kollegen des Pensionates, die Deutschen, die Welschen, die Polen, die Ungarn, die Serben. Mir schien fast, als hätten mich etliche darunter ein wenig gern gehabt, als hätten sie mich nur aus Liebe manchmal so ein bißchen geneckt, und nun betrübte es mich fast, daß ich von diesen Leuten, die mir oft so lästig gewesen waren, für immer scheiden sollte.

Einer der Serben hatte bei diesem Abschiedsbesuch ein besonderes Anliegen. Ich weiß nicht mehr, war's der Schopowitsch oder der Popowitsch. Der ersuchte mich vertraulich, daß ich ihm für die schöne Kellnerin im „Blumenstöckel“ auf sein letztes Ständchen ein Lockgedichtel machen möchte.

„Für die Fanny!“ rief ich erschrocken, „aber an die habe ich ja für meine Person eins gemacht.“

„Und auch — geschickt?“

„Ungeschickt! Lies es.“ Ein Griff in die Lade, da hatten wir das Blatt. Er las es, ich erwartete eine warme Kritik. Er sagte keine, sondern sprach nur: „Das kaufe ich dir ab.“

Diese Kritik war warm genug, aber kollegial, wie man noch bis zur letzten Stunde sein soll, schenkte ich ihm das Lockgedicht: „Vielleicht hast Schwein damit!“

durch die offene Tür. Was er gesagt hat, weiß ich nicht mehr recht. So viel mich dünkt, hat er von mehreren Gedichten von mir, die in einer Zeitschrift gestanden, eines warm gelobt und das andere scharf gerügt. Das letztere, ein Liebesliedel in Mundart, schien ihm gar zu bauernecht geraten zu sein, was er an sich gerade nicht tadeln wollte, was aber die Veröffentlichung in Frage stellte. Wahrscheinlich sprach er auch von meiner Zukunft, was freilich gewagt war, denn diese Zukunft, so nahe nun die Entscheidung bevorstand, lag mit einem dichten, grauen Nebel zugedeckt, man sah nicht fünf Schritte vor sich.

Das kümmerte mich nicht, ich dichtete heftig drauf los. Es erschienen damals etliche Sachen von mir in der „Österreichischen Gartenlaube“, die erst von Sacher-Masoch und dann von Karl Pröll herausgegeben wurde. Es erschien eine größere Dorfgeschichte im Gmundner Wochenblatt. Es erschienen Mundartgedichtchen in Silbersteins Volkskalender. Ich selbst plante einen Volkskalender herauszugeben und zeichnete schon die dazugehörigen Bilder. Robert Hamerling riet mir zur Herausgabe meiner schon vorrätigen Gedichte in steirischer Mundart. Also das erste Buch stand in Aussicht. Wer sollte da nicht munter drauflosdichten! Daß mir nach wenigen Wochen — nach Beendigung meiner Akademiejahre — dieses liebe Speckkammerl entrückt werden würde, daran dachte ich nicht. Oder fand ich es des Poeten angemessen, Tag und Nacht großartig unter freiem Himmel zu wohnen?

Eines Tages kam mein Freund Robert zu mir, ein Schriftsetzer, der tagsüber eben an meinem Mundartbüchlein „Zither und Hackbrett“ getypt hatte. Wir stellten die Lampe auf den Sessel und setzten uns nebeneinander auf den Tisch. Robert hing seinen Arm eng in den meinen, schon auch, um an dem schmalen Tischrand nicht das Gleichgewicht zu verlieren. „Wenn du jetzt frei wirst“, sagte er, „dann mußt du zu uns kommen. Du bist ja für Gerechtigkeit. Du bist ein Volkssohn, du mußt es mit uns halten gegen die Bourgeois, gegen die Aristokraten!“

Denn mein Robert war ein Sozialdemokrat, einer jener orthodoxen Gattung, die damals hobelte und alles gleichmachen wollte. Gleich den Besitz, gleich die Menschen. Aber ungleich sind die Arbeit und ungleich die Anlagen — und darüber stolperten sie.

„Wie du volkstümlich schreiben kannst, bei uns bist gleich versorgt“, fuhr mein Freund fort, mich zu werben. „Es wird eine Arbeiterzeitung gegründet.“

„Warum wollt ihr denn eigentlich die Bourgeois und die Aristokraten abschaffen?“ fragte ich.

„Weil sie die Zehrer sind. Weil sie's zu gut haben!“

„Schau, Robert, Stände, die es noch gut haben, sollte man nicht abschaffen, vielmehr sie vermehren.“

Gedichte von Stephan Milow.*)

Im Februar.

Dämmergrau die weite Runde,
Stille rings, kein Leben wach,
Nur im öden Waldesgrunde
Rieselt halb erstarrt ein Bach.

Zuckend liegt danieder alles,
Blattlos zittern Baum und Strauch;
Doch inmitten des Zerfalles
Welch ein wundersamer Hauch!

War es nicht dasselbe Schauern,
Als der Herbst umflort das Land?
War es nicht dasselbe Trauern,
Als ich damals brütend stand?

Was nur webt da, nicht zu sagen,
Über all dem Todesgrau'n,
Daß mein Herz aus seinen Klagen
Plötzlich aufpocht voll Vertrau'n?

Ja, das ist in all dem Beben
Schon die Ahnung, die da spricht:
Diesen Schauern folgt das Leben,
Dieser Dämmerung das Licht.

Vor einer Tanne.

Lange, beseligte Stunden verbring' ich gelagert im Grase,
Da der prächtige Tag schmeichelnd ins Freie mich lud,
Nahe vor mir deckt eine gewaltige Tanne den Himmel;
Dunkel vom leuchtenden Blau hebt sich ihr zackiges Bild.
Wie mich der Anblick faßt! Wie treibt es mit Macht mich, zu schauen
Bald in den hellen Azur, bald in den finsteren Baum!
Jener so rein und klar, fortweisend ins Ewige, Ferne;
Dieser so trotzig und ernst, fest mit der Scholle vereint.
Alles vergess' ich um mich und schaue gedankenverloren
Wechselnd hinaus und zurück, mächtig und mächt'ger bestrickt.
Immer ätherischer, lichter, verklärter entschwebt mir der Himmel;
Immer auf festerem Grund ruht in sich selbst mir die Welt.

Selbstschau.

O ist es mir bestimmt, verstehn zu lernen
Am eignen Puls, was Menschen je empfunden?
Die Freude jetzt, auffliegend zu den Sternen,
Und dann das Bangen trostverlass'ner Stunden.

Die Leidenschaft jetzt, die in raschen Zügen
Eintrinken will, was zum Genuß ihr tauge,
Und dann das volle, selige Genügen,
Bloß still zu schauen in ein Blumenauge.

Den mächt'gen Drang jetzt, in der Welt zu ringen
Um Glück und Ruhm, die Adern heiß durchquollen,
Und dann die Lust, mit eingezog'nen Schwingen
Zu träumen abseits, wunschlos und verschollen.

Jetzt wagt' ich, stürmend in verzücktem Schwärmen,
Sogar die Sünde, ohne daß ich schwanke,
Dann kann ich mich schon um ein Unrecht härmen,
Das kaum verstohlen streifte der Gedanke.

Es ist, als flöss' in meiner Brust zusammen,
Was vielgeteilt rings lebt in andern Seelen.
Herr, schütze mich im Zagen wie im Flammen,
Und lass' den Pfad mich nimmermehr verfehlen!

*) Aus „Stephan Milows Gedichten“. (Leipzig. Max Hesse.)

Kaum das Wort gehört, warf er das Blatt auf den Tisch und ging zornig davon. Der Serbe hatte den studentischen Ausdruck nicht verstanden und das „Schwein“ wohl gar für eine boshafte Anspielung gehalten. Erst später hatte ich erfahren, daß sein Vater mit solchen Tieren einen schwunghaften Großhandel betrieb.

Und an einem der letzten Abende kam auch der Direktor Dawidowski. Ich setzte mich aufs Bett, da er sich auf den Sessel setzte und wie es schien, mit mir etwas sprechen wollte.

„Nun, lieber Peter“, sagte er in seiner guten, klangvollen Stimme, „Sie brauchen nicht mehr in die Akademie zu gehen. Morgen beginnen die Prüfungen. Mir tut es recht leid, aber Sie wissen ja, es ist Vorschrift, daß Hospitanten keine Prüfung ablegen dürfen.“

„Ich bin froh, Herr Direktor.“

„Nun, wer weiß, ob Sie nicht noch genug Prüfungen zu überstehen haben werden. Sie gehen jetzt auf die Ferien und kommen mir nicht mehr zurück. Haben Sie Aussicht, in irgendein Kaufmannsgeschäft eintreten zu können?“

„Nein.“

„Oder in eine Fabrik?“

„Nein, Herr Direktor.“

„Was gedenken Sie denn zu tun?“

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht.“

Erst schaute er eine Weile vor sich hin, dann sagte er gedämpft: „So, so. Sie haben gar nicht nachgedacht. Das ist schlimm. Sie müssen sich umtun! Die erstbeste Arbeit, die sich Ihnen bietet, müssen Sie einstweilen annehmen. Wovon sollen Sie denn leben?“

„Nächstens kommt ein Buch von mir heraus“, verriet ich.

Mit Besorgnis schaute er mich an und schwieg.

Drei Tage später, gegen Ende Juli, bin ich aus dem Speckkammerl ausgezogen in die weite Welt — in der Tasche das neue Liederbüchel.

Über die Murtaleralpen ging der erste Flug. Auf der Spitze der Hochalpe, im sonnigen Fernblick über das Alpenland, habe ich das erstemal so recht die Wonne der Freiheit empfunden. R.

Franz Stelzhamer als Vorleser in Graz
und seine Polemik mit dem Rezensenten.

In der von Franz Ostfeller geleiteten Zeitschrift „Stiria“ Nr. 105 vom 2. September 1843 macht Freiherr von Wend bekannt, daß der oberösterreichische Dichter F. Stelzhamer, „der in Graz seine Studienjahre verlebte und Steiermark die zweite Heimat seiner Jugendträume nennt“, im Laufe des Monats September eine Vorlesung zu halten gedenkt.

Diese Vorlesung fand auch am 24. September statt und die Kritik berichtet darüber folgendes in der Nr. 117:

„Vorgetragen wurden die Gedichte: ‚Da Tauba‘, ‚D' Stern‘, ‚'s Heumahdagsang‘, ‚'n Vogl sein Frühlingsgsangl‘, ‚Mein Müaderl‘, ‚Nemo profeta in Patria‘, ‚Da Spiellump‘, ‚'s Lümperl‘, ‚Da Mansüchtö‘, ‚Himmel und Höll‘ und ‚Da anschichti Mensch‘. Wer mit dem Dialekte, in dem Stelzhamer seine Poesien verfaßt und vorträgt, vertraut ist, wie es z. B. die Innviertler, die Bayern, ja selbst die Obersteirer sind, dem gewähren diese aus dem Herzblute hervorgegangenen, wieder zum Herzen dringenden Gesänge den seltensten Genuß, und die schlagenden Pointen, die aus dem Gemüte des Hörers bald Tränen, bald Freude hervorlocken, können ebensowenig die Wirkung verfehlen, als die Originalität derselben in ihrer Einfachheit, und der eigentümliche Vortrag Stelzhamers, der ohne Effekthascherei anspruchslos und würdig das wiedergibt, was die Erfahrung, die Gelegenheit und sein inneres Gemüt ihm niederzuschreiben geboten haben. Einen eigenen Reiz gewährt auch bei Stelzhamers Vorlesung der Gedanke, daß man sich unwillkürlich vorwirft, ‚das hast du schon selbst oft und oft gedacht, das hättest du schon lange auch niederschreiben können.‘ Es liegt demnach Wahrheit aus dem Leben gegriffen in diesen seelenvollen Liedern und darum ihre Zauberkraft. Stelzhamers Gedichte werden jedoch dort den besten Eingang finden, wo er selbst voraus hinkommt, liest und seine Schreibart erklärt, dann wird aber seine Poesie jedem lieb und teuer werden. Vorzüglich angesprochen hatten: ‚Da Tauba‘, ‚'n Vogl sein Frühlingsgsangl‘, ‚Mein Müaderl‘, ‚'s Lümperl‘ und ‚Der anschichti Mensch‘. Der Dichter wurde einigemale lärmend gerufen.“

Gleichzeitig befand sich der Humorist Dr. F. Wiest, ebenfalls um Vorlesungen zu halten, in Graz und fühlte sich veranlaßt, in der Nr. 118 vom 3. Oktober über Stelzhamers Vorlesung auch eine „kritische Skizze“ zu veröffentlichen: „Warum sollte man nur auf Humor reisend Vorlesungen geben können und nicht auch in lyrischen Vorlesungen Geschäfte zu machen suchen? Zogen doch die Minnesänger

Der Schmerz.

Du fürchtest so den Schmerz? Sei still, sei still,
Wie bang er dir das Herz erschrecken will.

Da sieh, er nimmt von dir Besitz! Du weinst;
Er drückt dich, daß du zu vergehen meinst.

Jetzt rüttelst trotzig du an seiner Last;
Er aber hält dich eisenstark umfaßt.

Jetzt flehst du weich ihn um Erlösung an;
Es frommt dir nicht, du bleibst in seinem Bann.

Er läßt dich nimmer los, bis du dir sagst,
Daß du vergebens tobst, vergebens klagst.

Und wie du ins Gesicht ihm schaust recht lang,
Da macht er immer weniger dir bang.

Wenn ihn zuerst dein Inn'res kaum ertrug,
Gewinnt er nun dir einen sanften Zug.

Was hat sich nur begeben mit euch zwei'n?
Du findest gar, es läßt sich mit ihm sein.

In dir ist Friede, heiter wird dein Sinn;
Vertraulich wandelt ihr zusammen hin.

An meinen Sohn Max.

So willst auch du die schwere Wand'rung wagen
Mit dem, was du ersannst in stillen Stunden,
Bis du die rechte Stätte ihm gefunden
In Herzen, die dir warm entgegenschlagen?

Laß ab! Um dich! Um mich! O soll ich tragen
Mit dir aufs neue, was ich kaum verwunden?
Soll ich, im Innersten dir eng verbunden,
Noch einmal um verlor'ne Hoffnung klagen?

Glaubst du im Sturm den Preis dir zu erraffen?
Hier Unverstand, dort Stumpfheit; du inmitten,
Wie triffst du sie? Hast gegen sie du Waffen?

Es hemmt dich alles, und die selbst gelitten
Im bangen Kampf für das, was sie geschaffen,
Stehn dir nicht bei, wenn sie den Sieg erstritten.

Dichterlos.

Er redet Weisheit und muß töricht handeln;
Er ahnt das Licht und muß im Dunkel wandeln.

Er gibt dir reich, weißt du nur zu empfangen,
Indes er selber schmachtet vor Verlangen.

Sein ist der Traum, wie nie ihn and're träumen;
Doch die Erfüllung, ewig wird sie säumen.

Er tröstet dich in deinen bangsten Stunden
Und muß verbluten an den eig'nen Wunden.

Gefühlswelt, die vom grellen Lampenlicht der Bretterwelt — ich möchte sagen — profaniert werden. Die meisten der Stelzhamerschen Dichtungen wollen nicht im Konzertsaal, nicht auf Theaterbrettern, sondern in der einsamen, stillen Abgeschlossenheit gelesen sein, wenn man allein ist mit sich selbst oder höchstens einer einzigen liebenden Seele gegenüber. Die Hydra Theaterpublikum hat zu viel Köpfe und zu viel geteiltes Herz für solche leise Offenbarungen des inneren Himmels einer Dichterseele. Gegen den Vorleser Stelzhamer könnte ich, wären wir nicht Freunde, manches einwenden. So liebenswürdig Stelzhamer als Vorleser in kleinerem Kreise ist, so befangen und beinahe unverständlich erscheint er in größeren Räumen. Er trifft den Ton nie für solche große Räumlichkeiten und überstürzt sich auch in der Hast des Vortrages. Überhaupt liest Stelzhamer nicht vor, er stürmt seine Dichtungen aus und überstürmt sich dabei nicht selten. Von einer Kunstfertigkeit im Vortrage kann da natürlich noch keine Rede sein, wo die Ruhe und Klarheit in der darstellenden Analyse des Wortausdruckes fehlt. Zum Vortrage solcher zarter Gefühlsspielereien bedarf es keines kolossalen Sprachorganes, wohl aber einer gleichmäßigen Durchbildung desselben und einer geistigen Beherrschung durch objektive Ruhe. Und diese fehlt nun dem Vorleser Stelzhamer; er läßt sich noch immer vom Momente hinreißen und wird dadurch im sprachlichen Ausdrucke undeutlich. Zudem agiert mir Stelzhamer als Vorleser zu viel. Die Kunst des Lesens besteht eben darin, weder mimische noch pantomimische Nachdrucksbehelfe in Anwendung zu bringen, sondern allein durch die rasch wechselnde Färbung des Sprachorgans, durch passende Hebungen und Senkungen des Tones, durch sanfte oder scharfe Akzentuierung die innere Wahrheit des Gelesenen äußerst wirksam hinzustellen. Stelzhamer hebt aber, gerät er in Begeisterung, die Effekte nicht durch die Schwungkraft des durchgebildeten Sprachorganes, sondern mit den Händen heraus, und dieses lebhafte Aktionenspiel paßte wohl zur dramatischen Szene, nicht aber zum Tischchen des Vorlesers.

Wir haben einen humoristischen Saphir, in Stelzhamer einen lyrischen Rubin, einen wahrhaften edlen Stein, dem aber zum Vorlesen jedenfalls noch der Schliff der Routine fehlt. ‚Was sind denn nun Sie, Herr Wiest, als Vorleser?‘ werden vielleicht einige der verehrten Leser fragen! Ich bin vielleicht als humoristischer Vorleser nur der gewöhnliche Kieselstein, der zündende Funken gibt, wenn das eisenbeschlagene Rad des Lebens über ihn hinfährt. Freund Stelzhamer aber wird mir den Freimut meiner Bemerkungen über ihn, den Vorleser, gerne verzeihen. Es ist eigentlich kein Grund zum Verzeihen vorhanden, denn:

Wer sein Haus baut an der Straßen,
Muß die Leute reden lassen,

des Mittelalters von Burg zu Burg und sangen für einen Becher Wein und einen süßen Blick ihre schönsten Weisen. Die spekulative Gegenwart hat dieses fahrende Sängertum nur anders hingestellt, hat der alten Sache nur ein modernes Flittermäntelchen umgeworfen und die Konzertgebenden in Humor und Lyrik beschämen sogar das alte Barden- und Troubatourtum, indem sie zum Becher Wein und süßen Blick noch eine anständige Portion Braten sich erlesen wollen. Stelzhamer und ich, wir sind seit langer Zeit gute Freunde; er schrieb über meine humoristischen Vorlesungen in München, ich schreibe über seine lyrischen Vorlesungen in Graz, wie ganz natürlich durch den inneren Zusammenhang! ‚Eine Hand wäscht die andere', werden die Leser vielleicht jetzt murmeln, allerdings wieder ganz natürlich; aber Franz Stelzhamer ist eine so ehrliche, gute, derbe deutsche Haut, die wohl in der milden Mandelseife der kritischen Kopfwaschung ein Atom Lauge wird vertragen können. Daß Franz Stelzhamer eine reichbegabte poetische Natur, daß er eine ebenso geistvolle als gemütreiche dichtende Subjektivität ist, daß er den Ton der naiven Volksdichtung ebenso kräftig als zart anzuschlagen weiß und in der sanften Schilderung der edelsten und heiligsten Gefühle ein wahrer Carlo dolce zu nennen ist; wer möchte dies bezweifeln, der nur einen hellen Blick des inneren Auges in die Dichtungen geworfen, die Stelzhamer im Drucke herausgegeben? Enthusiastische Freunde Stelzhamers haben ihn den Hebel in obderennsischen Mundart genannt, obwohl ihm zum Hebel die philosophisch-tiefe Lebensanschauung und wieder die objektive Gedankenhöhe fehlt, die Hebeln in die vorderste Reihe der dichtenden Lebensweisen stellt. Hebels Dichtungen sind der deutsche, geheimnisvolle, ahnungserfüllende Eichenwald, in dem das Märchen träumt. Stelzhamers Dichtungen sind der jugendlich-frisch-kühn aufstrebende Tannenwald; da ist alles so duftig, so frischlebend, so sinnig grün, aber der geheimnisvolle Zauber fehlt diesem Walde, man sieht ihm bis tief ins Herz hinein und dieses ist wieder immer Stelzhamers Herz! Stelzhamers Dichtungen sind nur geistige Pulsierungen seines Herzens, da lacht er und weint er alles heraus, was er gejubelt und gelitten, da schwatzt er in unbewußter Naivität oder reflektiert in ernsten Weisheitsschwingen, wie es eben die Situation seiner Herzensstimmung erheischt. Aus diesem Mikrokosmus seines Herzens baut er sich eine eigentümliche große Gefühlswelt, die aber nur von denen verstanden sein wird, die das kindlich reine Herz eines Dichters wie Stelzhamer liebend verstehen wollen. Stelzhamer hat mich als Vorleser im größeren Zirkel immer unangenehm berührt. Die meisten seiner Dichtungen, die er uns auch neulich rezitiert, sie passen nicht für den Konzertsaal, für die Kulissenwelt. Es sind poetische Ahnungen, Morgendämmerungen einer reineren

mußte, und melodierte schwach nach, was mir traumversunken der Genius vormelodierte.

So viel und das vom Dichter und nicht viel anders ist es mit dem Vorleser Stelzhamer. Möglich, daß ich am 24. September meine Dichtungen nicht ‚gelesen‘, sondern ‚ausgestürmt‘, mich ‚überstürmt‘, den ‚Ton‘ für die hiesige Theaterräumlichkeit nicht getroffen, zu ‚viel agiert‘ und die Effekte — kurz, daß ich am 24. nicht schulgerecht und schön vorgelesen habe, möglich, sogar wahrscheinlich! und ich bitte die gütige, nachsichtige Zuhörerschaft und Herrn Doktor insbesonders deshalb um gnädige Verzeihung mit dem schweren Angelobnis stockernstlicher Besserung für künftighin; erlaube mir aber, Freund Wiest zu erinnern, daß er mich diesmal zum allerersten mal einer Versammlung hat vorlesen gehört und also sein Ausspruch: ‚Stelzhamer hat mich als Vorleser im größeren Zirkel immer unangenehm berührt‘, stark präsumptiv und gewissermaßen gespensterhaft genannt werden könnte; zugleich stelle ich an ihn die neugierige Frage, wodurch er etwa glaube, daß ich, trotz meiner Unkunst und Regelwidrigkeit, wie er selbst aussagt, ‚stürmischen Beifall, Hervorrufungen und edle Tränen in manchen schönen Augen erweckt habe‘, und wie er selbst mit so ‚innigem Vergnügen‘ einer 2. Lesung von mir entgegensehen kann?! Vermag ich das durch meine simple Waldnatur, was kümmern mich die Satzungen eurer Schulweisheit. Ich habe nach keinem Muster gedichtet, was soll ich lesen nach einem Muster, überhaupt gehörte Musterhaftigkeit nie zu meinen vorspringenden Eigenschaften.

Die Wegsäulen und Meilensteine sind nur für Musterreiter, die 3 Könige hatten einen schönen Stern und das auserwählte Volk eine Feuersäule zum Führer.

Und dann ersuche ich Freund Wiest und alle künftigen Kritisierer, nie zu vergessen, daß ich allervördest gewagt habe, Lieder, sangbare und wirklich gesungene, urrhythmische Volksweisen rezitando vorzutragen — der Henker mag dabei ruhig bleiben!

II. Manöver.

Parolle: Mich trägt ein wack'rer Reiter,
Drum blink' ich auch so heiter.

Körners Schwertlied.

Herr Doktor Wiest hatte seine Soiree gut arrangiert und nach Saphirs Vorbilde, der überhaupt sein Vorbild ist, reichlich ausgestattet: es ward verschiedentlich musiziert, gesungen und deklamiert und er selbst erschien viermal am Lesetische; er wurde gebührlich empfangen und manierlich abgedankt, wie das beim Erscheinen eines Geistes von jeher Brauch und Sitte gewesen; überhaupt bewies sich das Grazer Publikum bei ihm und bei mir als ein so verständiges, empfindsames und zugleich

und wer, wie Stelzhamer, den Besten seiner Zeit als Dichter angereiht werden muß, kann auf die goldpapierene Krone des Vorlesertums lächelnd verzichten.

Der kleine Zuhörerkreis, den Stelzhamer diesmal um sich versammelte, war von der edelsten Bedeutsamkeit des hier Gebotenen wahrhaft durchdrungen. Stürmischer Beifall, Hervorrufungen und edle Tränen in manchem schönen Auge fehlten nicht. — Wir sehen einer zweiten Vorlesung Stelzhamers mit innigem Vergnügen entgegen."

Wiest hatte nun am 2. Oktober auch eine Vorlesung gehalten, welche Gelegenheit Stelzhamer benützte, um nicht nur auf die Auslassungen desselben zu erwidern, sondern auch eine Besprechung dieser Vorlesung zu bieten. Er veröffentlichte in Nr. 120 vom 7. Oktober folgendes:

„Humoristisch-musikalische Soiree
arrangiert von Dr. F. Wiest aus Wien im ständ. Theater zu Gratz
am 2. Oktober 1843.

Kritisches Lustlager von Franz Stelzhamer.

I. Manöver.

Parolle: Junger Herr, Sie sprechen wie ein Alter.

Mit wahrer Rührung hab' ich neulich Freund (ich werde aber der beliebten Abwechslung halber auch zuweilen ‚Doktor' und ‚Herr' sagen) Wiests Aburteilung über mich, den Vorleser und Dichter, vernommen und danke ihm im Namen aller Stiria- — und da der seltene Aufsatz ohne Zweifel in verschieden in- und ausländischen Journalen wird nachgedruckt werden — überhaupt im Namen aller Zeitungsleser, welche nun auf einmal wissen, woran sie mit mir sind und was sie zu tun haben, wenn es mir etwa hier oder dort wieder einfallen sollte, eine Vorlesung meiner lyrischen Dichtungen anzukündigen.

Oder sollte dem Herrn Doktor in seinem Urteile etwa doch Menschliches unterlaufen sein, d. h. könnte er sich etwa doch hie und da geirrt haben? Wir wollen ein wenig untersuchen, und zwar zuerst wegen des denn doch Vorzüglichen, des Dichters wegen.

Mein Freund, über mich, den Dichter, haben bereits und lange vor Dir so viele kompetente Stimmen ihr (Gott Lob!) günstigstes Urteil abgegeben und nicht, wie Du meinst, Enthusiasten, sondern kühle, streng untersuchende Männer, wie: Feuchtersleben, Paul Kaltenböck, Adalbert Stifter, Frankl, Straube, Dr. Friedrich Beck in München ꝛc. ꝛc. haben mich nicht bloß mit dem alemannischen Hebel verglichen, sondern (fast erröte ich vor freudiger Scham!) mich mit den fünf größten Lyrikern der Welt in eine Reihe gestellt. Mein Gott, ich kann nichts dafür, gar nichts kann ich dafür, weder für die Kühnheit der Männer, noch für die diesfallsige Unwissenheit des Herrn Doktors; ich sang, weil ich

Vorleser betrachtet wissen will, was er doch selbst abzulehnen scheint. Reizbarkeit, sagt man, ist der Dichter Erbübel; ich aber halte sie für eine conditio sine qua non jedes wahren poetischen Ergusses; ohne diese Eigenschaft, welche die tiefsten Tiefen des Gemütes aufwühlt und nach vor sich gegangener Klärung die schönsten Perlen zur geistigen Schau bringt, ist wenigstens kein lyrischer Dichter möglich. Aber er lasse, ob mit Recht oder Unrecht angegriffen, den inneren Sturm still austoben, baue fest auf das sicher ausgleichende, reichlich ersetzende Urteil der gebildeten Welt, deren Teilnahme für ihn nur um so reger wird, und zeige auf keine Weise, daß er, den man in seinen Dichtungen so hoch verehrt und preist, in Gemeinheiten sich zu verlieren fähig sei. Die Literatur und vorzüglich die Journalistik, deren Hauptzwecke wohl nicht im Ausstellen und Geltendmachung der Persönlichkeit liegen können, erfreut sich — jeder halbwegs Eingeweihte weiß es — in unseren Tagen leider eben keiner besonderen Achtung; wie ist es aber möglich, ihr dieselbe zu verschaffen, wenn ihre begabtesten Anhänger einander öffentlich sich mit Kot bewerfen? Wenn sie im grellsten Gegensatze zu den in ihren wunderschönen Dichtungen und geistreichen Aufsätzen ausgesprochenen Gefühlen und Gedanken stehen und keinen Anstand nehmen, den Geifer der Rivalität, der verletzten Eitelkeit und tobenden Leidenschaft im Angesichte des dazu eingeladenen Volkes sich zuzuspritzen? Erzeugnisse solcher können wohl kraft des innewohnenden Genius augenblicklich wirken, manche Träne entlocken, manchen stürmischen Beifall erzwingen; aber ihre moralische Nachwirkung ist aus Gründen, die in die Augen springen, so ziemlich Null.

Ich glaube jedoch voraussetzen zu dürfen, daß Herr Stelzhamer seine gewiß in erbitterter Stimmung begangene Übereilung, von der selbst die besonnensten, edelsten Männer nicht frei sind, wie es Schiller gegen Bürger gezeigt, als solche bereits eingesehen haben und in vorstehend Gesagtem, das ihn keineswegs in seiner ganzen Schwere trifft und mehr gelegentlich gegeben ist, den Charakter der Allgemeinheit nicht verkennen werde; denn es wäre gegen meine Absicht, wenn meine Worte Öl ins Feuer gössen und den entwürdigend geführten Kampf verlängerten."

Dieselbe Nummer bringt noch ein

Offenes Sendschreiben an Franz Stelzhamer von Dr. Franz Wiest.

Motto: Alter Freund, du sprichst sehr jung.

Ich kann von Graz nicht scheiden, ohne Dir ein Lebewohl zu sagen und Dir einige teilnehmende, aus dem Herzen, wie aus der Erfahrung stammende Worte zu hinterlassen. Du hast neulich in der „Stiria" ein „kritisches Lustlager" in zwei Manövern eröffnet. Du plänkeltest in einem

nachsichtiges, daß ich es ungeheuer erheben und loben müßte, wenn es nicht wie eine captatio aussähe, da ich mein geringes Talent wahrscheinlich noch einmal vor demselben entfalten werde.

Nun, und wie war denn Wiest?

Er, ich bezeichne es der Kürze wegen mit einem einzigen Worte und sage, er war brav, recht brav, las seine Aufsätze, gestützt auf seine blanke Zuversichtlichkeit, mit heller Stimme klar und deutlich hinunter, so deutlich und klar las er sie, daß, hätte eins zufälligerweise weniger schlagende Gedanken und treffende Witze als bei Saphir gehört, die Ursache wahrlich in seinem Vortrage nicht zu suchen wäre.

Die Piecen wurden sämtlich von dem zahlreich versammelten Publikum, wenn auch nicht stürmisch, doch recht beifällig aufgenommen. Jedenfalls getraue ich mir zu behaupten, wäre Saphir nicht und Wiest wäre, so wäre Wiest eine höchst interessante Erscheinung, ein rechtes Dampf- und Galvanoplastik-Seitenstück. Daß aber auch gerade dieser Saphir sein muß, könnte nicht dafür lieber ein zweiter Shakespeare oder Hansjörgl sein!

Das beiweitem Vorzüglichste und auch vom Publikum am beifälligsten Aufgenommene von Wiests Leistungen sind seine ‚Komischen Anklänge an Raimund, Scholz, Carl, Nestroy'. Die Illusion ist hier fast vollkommen, die vier närrischen Käuze sprechen sozusagen leibhaftig aus ihm und wäre das Ganze nur ein klein wenig mehr als eitel Spielerei und hätte es nur den allergeringsten Zweck, man müßte dieses wirklich eminente Talent Wiests auf das sorgfältigste kultivieren; aber, mein lieber Doktor der Weltweisheit, wo soll das hinaus, und wenn eins das Gesprochene des Sprechenden auch noch so täuschend wiederspricht, wo bleibt die Weisheit? — Indes, ein nicht ungeschickter Kopf meinte:

Jeder sehe, wie er's treibe,
Und der steht, daß er stehen bleibe."

So Stelzhamer über Wiest.

In Nr. 122 vom 12. Oktober meldete sich auch der Landesbeamte und Schriftsteller Karl Groder — Oheim des vor mehreren Jahren in Graz verstorbenen Märchendichters Dr. Franz Groder — zum Wort. Nachdem er die zweite Vorlesung Dr. Wiests vom 9. Oktober besprochen, fährt er fort: „Und nun ein Wort an Herrn Stelzhamer. Ich kann zwar für das, was ich zu sagen mich gedrungen fühle, nicht mit dem Gewichte eines großen Namens in irgendeinem Zweige der Literatur einstehen, glaube aber, daß ich mit dem Gewichte der Wahrheit ohne ihn durchdringen werde. Ich sehe nicht ein, wodurch Wiest in seiner Beurteilung von Stelzhamers Vorlesung so groß gefehlt haben kann, wenn sich letzterer nicht etwa als vollendeten, über jeden Tadel erhabenen

sein muß, könnte dafür nicht lieber ein zweiter Shakespeare oder Hansjörgl sein" und ich wünschte, es gäbe nur gar keinen Hansjörgl und noch sechs Saphire! Es kann des Edlen in dieser Welt des Gemeinen nie genug geben und dann weißt Du ja, daß jede geistige Konkurrenz dem Gesamtleben der Köpfe nur nützen kann! Daß Du meine Anklänge an Ferdinand Raimund, Scholz, Carl, Nestroy rühmlich anerkennst, dies verdanke ich Deiner Wahrheitsliebe. Du sprichst freilich von eitel Spielerei und Zwecklosigkeit, aber dies zeigt, daß ich meine Aufgabe vollkommen gelöst, denn man muß bisweilen Spielerei präsentieren, und selbst dem Ernstesten durch scheinbare Zwecklosigkeit und Absichtslosigkeit ein Lächeln entreißen. Darin, Freund, liegt das Hauptgeheimnis der Weltweisheit — der Welt bisweilen etwas weis zu machen, und darin wirst du auch noch, Freund, als Vorleser das Doktorat erringen müssen.

Jetzt, Freund, lebe wohl! Sei heiteren Mutes bei Deiner zweiten Vorlesung in Graz, Du wirst jetzt mit keinem humoristischen Vorleser mehr kollidieren, und denke immer an einen Deiner fünf großen Kollegen, an Rückert, der sagt:

Möge jeder stillbeglückt
Seiner Freuden warten,
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Dein Wiest.

Da eine Erwiderung Stelzhamers nicht erfolgte, erschien somit der unerquickliche Zeitungskrieg beendet.

Über den zweiten Vortrag Stelzhamers berichtete —stf— (Ostfeller) in Nr. 126 vom 21. Oktober:

„Mittwoch den 18. Oktober gab der obderennsische Dichter Franz Stelzhamer eine zweite Vorlesung und trug nebst einigen Gedichten, die wir schon in der ersten Vorlesung hörten, auch ein Paar neue Piecen vor; besonders gefiel „Mein Badern seine Wünsch und wir s' ihm ausganga sand". — Das tiefe Gemüt, die wahre Lebensphilosophie, hervorgerufen aus den Anschauungen der täglichen Lebensereignisse, die Einfachheit der schlagenden Pointen geben den Liedern Stelzhamers einen eigentümlichen Reiz, und es ist nur schade, daß durch den zu leisen Vortrag des Dichters auch diesmal so manches verloren ging. — Die üble Witterung mag vielleicht Ursache gewesen sein, daß das Haus nur spärlich besucht war."

Scheingefecht gegen mich, den humoristischen Vorleser, doch hast Du Dich im Ernste selbst dabei recht tief im Leben verwundet. Du hast in einem dieser beiden Manöver den 48=Pfünder des Selbstlobes zu scharf geladen — er zersprang und riß Dir, alter Freund, ein gut Stück des einfachen, biederen, ungekünstelten Dichtergefühls mit weg. Fürwahr, meine vorhergegangenen wahren und warmen Worte über Dich, den Dichter und Vorleser Stelzhamer, haben es nicht verschuldet, daß Du die verletzte Schriftstellereitelkeit der profanen Welt gegenüber bloßstellen mußtest, daß Du, der Dichter, der Gekränkte, zum Rezensenten an mir werden mußtest. Du hast in Deinem ersten Manöver den hehren, reinen Gott der Poesie beleidigt, indem Du mit ihm wie mit einem Schaustücke zum lauten Markt hinauszogst, ihn dadurch schnöde behandelt, als Du die kritischen Aristarchen nanntest, die Dich mit den fünf größten Lyrikern der Welt in eine Reihe gestellt — denn fürwahr, diese Herren haben Dich nicht zum dichtenden Genius gemacht, sie haben Dir durch ihr Urteil so wenig als ich den Stempel der Weihe aufgedrückt, sondern ein gewaltigeres Wesen, das Du sehr verkanntest, indem Du die himmlische Begabung auf die Goldwage der Mäkler legtest. Ich habe von Dir gesagt, daß Du ein echter, reichbegabter Dichter, aber ein wenig routinierter Vorleser bist. Da erhebst Du Dich und rufst aus: Feuchtersleben, Kaltenböck, Stifter, Frankl, Straub, Dr. Beck haben mich den fünf größten Lyrikern gleichgestellt — und als Vorleser — gehe ich meinen eigenen Weg. Aber dann wirst Du auch auf dem Holzweg gehen, die Welt wird Dich nicht mißverstehen, sondern gar nicht verstehen und Du wirst der Selbstvernichter Deiner poetischen Mission sein. Wenn man auf Vorlesungen reist, Freund Stelzhamer, dann hört die poetische Waldnatur auf — überhaupt hast Du in jenem „Stiria"=Artikel diese simple Waldnatur, die Dir eigen ist, ganz verleugnet, im Gegenteile, Du warst mehr die stolzprunkende Dahlie, die sich selber des Farbenschmuckes, des eigenen, recht herzlich freut. Alter Freund, nimm von einem jungen ein Bruderwort auf Deine lyrischen Reisen mit. Dichte fort und fort und lasse Dich in keine Rezensionen, weder über Freund noch Feind, hinreißen. Du stiehlst Dir dadurch selber manchen Augenblick des heiteren poetischen Schaffens, Du wirst mit der Rezensentenfeder in der Hand Deiner blaugeäderten holden Muse nur den lachenden Teint verderben.

Was Dein zweites mich betreffendes Manöver anbelangt, so danke ich Dir herzlich dafür. Du reihst mich an Saphir an und dies ist für mich ehrenvoll genug. Die Saphire wachsen nicht wie die Kartoffeln in der Mark Brandenburg und nach Saphir der erste zu sein, das will schon etwas sagen, wenn Saphir auch noch einige Stabsoffiziere in der Armee der Geister, Jean Paul, Lichtenberg, Börne, vor sich hat. Du rufst bei dieser Gelegenheit aus: „Daß aber auch gerade dieser Saphir

Schriftstück: „Beim Kammerherren kombt Nichts heraus, heißt nur Hofschlingel."

An den kleinen Höfen gab es ganz unglaubliche Titel. So hatte der Graf von Leiningen sogar einen Hofrattenfänger.

Ein Fürst von Reiß-Schleiz-Kreuz-Lobenstein-Ebersdorf erließ folgende Verordnung: „Ich befehle hiermit folgendes ins Ordrebuch und in die Spezial-Ordrebücher zu bringen: Seit 20 Jahren reite Ich auf einem Prinzip herum, das heißt Ich verlange, daß ein jeglicher bei seinem Titel genannt wird. Das geschieht stets nicht. Ich will also hiermit ausnahmsweise eine Geldstrafe von 1 Taler für jeden festsetzen, der in Meinem Dienste ist, und einen andern, der in Meinem Dienste ist, nicht bei seinem Titel oder Charge nennt. Schloß Ebersdorf, den 12. Oktober 1844. Heinrich 72."

Als Fritz Reuter 1863 nach Eisenach kam, ärgerte es ihn, immer auf die Titel aufpassen zu müssen, die die Leute führten, mit denen er gelegentlich, wenn auch nur in einer Wirtschaft zusammenkam. Wie er sich schließlich dabei beholfen hat, erzählt er selbst in einem Briefe: „Es ist für mich eine arge Qual, mir hier alle die Namen und Titel zu merken; aber ich weiß mir zu raten. Alle, die wie Schulmeister aussehen, nenne ich schlankweg Professor, und alle, die wie Juristen aussehen, nenne ich Rat. Damit bin ich bisher gut ausgekommen. Wenn sich ein Paar über Politik zankt, so sind's ein paar Rechtsanwälte, und wenn ein alter Herr still am Tisch sitzt, einen Schnurrbart trägt und viel Bier trinkt, so nenne ich ihn Herr Major oder Herr Oberst, je nachdem der Bauch beschaffen ist . . . Dazu heißt jeder Schuster Hofschuster und jeder Seifensieder Hofseifensieder. Das ist denn allerdings eine Misere, aber es lebt sich gut mit dem Völkchen. Die Leute sind freundlich und höflich, leichtlebig und bei schwachen Mitteln fröhlich. Aber für eines habe ich Gott zu danken, nämlich dafür, daß er mich nachträglich zum Doktor gemacht hat; ich weiß nicht, wie's mir sonst hier ergangen wäre."

In einer Zeitschrift lese ich: „Frau Weinhändler K." Unsinn! Wenn die Frau mit Wein handelt, muß es natürlich heißen: „Die Weinhändlerin Frau K." Will man aber sagen, daß sie die Frau eines Weinhändlers ist, so sage man eben: „Die Frau des Weinhändlers K." Weinhändler ist doch kein Titel, sondern lediglich die Bezeichnung eines Standes, und wenn die Frau den Stand nicht hat, so braucht man ihr doch nicht eine Gewerbebezeichnung vorzusetzen.

In Zeitungen kann man zum Beispiel in Gerichtsberichten häufig lesen: „Die Eheleute Bergmann N." Die Titelsucht schleicht sich also auch schon in die Gerichtsberichte ein! Weshalb nicht einfach sagen: „Der Bergmann N. und seine Frau"?

Die deutsche Titelsucht.

Von **J. v. Eltz.**

Jeder, der im Ausland gewesen ist, weiß, daß keine andere Nation so viel auf Titel hält und in der Wahl der Titel so viel Geschmacklosigkeiten begeht, wie die deutsche Nation. Es ist schon sehr viel hierüber geschrieben worden, aber wohl noch nie hat ein Schriftsteller die Frage so gründlich beleuchtet, wie J. v. Eltz in seinem neuen Werke „Lebens- und Anstandsfragen" (Verlag von Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr).

Ein Titel, sagt J. v. Eltz, sollte nicht als Wort, als hochklingender Name, sondern nur soweit einen Sinn haben, als er einen Inhalt hat, ein Amt bezeichnet. In Deutschland ist es aber allmählich so weit gekommen, daß der Titel, der das Amt bezeichnet, von dem Beamten der betreffenden Kategorie nur in der ersten Zeit seines Dienstes geführt wird und daß ihm nach einer bestimmten Zahl von Jahren ein Ratstitel gewährt wird (Rechnungsrat, Amtsgerichtsrat, Landgerichtsrat u. s. w.).

In Deutschland wird der Titel- und Rangfrage entschieden eine übertriebene Bedeutung beigemessen. Dabei soll aber gar nicht in Abrede gestellt werden, daß es mancherlei Rangunterschiede geben muß und daß es an und für sich nur lobenswert ist, daß jeder auf die Würde seines Amtes und Standes hält.

Hinter der Sucht nach Titeln stecken aber die Eitelkeit, die Eifersucht, das Streben nach höherem Gehalt und nicht zuletzt die Frauen. Letztere sind in dieser Hinsicht meist viel schlimmer als die Männer. Allerdings sind sie erfreulicherweise nicht alle so, wie weiland Ihre Gnaden, die Frau Landrichterin von Kipfenberg, die, bei einer Vorstellung bei den Majestäten ihrem Gestrengen weit vorauseilend, in die Worte ausbrach: „Ich bin die Landrichterin von Kipfenberg und der dahinten ist mein Mann."

Man könnte eine ganze Geschichte der deutschen Titelsucht schreiben, und es kämen dabei die wunderlichsten Blüten zum Vorschein.

Die Bezeichnung Wohlgeboren wurde noch im 17. Jahrhundert ausdrücklich an Adlige verliehen. Jetzt wird sie für jeden gewöhnlichen Bürger angewandt, und sogar Hochwohlgeboren kommt zahllosemale vor.

Man hat aus früherer Zeit nicht weniger als 146 Ratstitel festgestellt. Neben diesen gab es für Gelehrte noch Magnifizenz, Spektabilität und Zelebrität.

Der alte Fritz schrieb einmal: „Kammerherren seindt Tage Diebe, die habe ich nicht nötig" und ein andermal bemerkte er auf einem

Frau Schlächtermeister. Die Folge: auf der Straße balgen sich hochgeborene, hochwohlgeborene und bloß wohlgeborene Rangen herum. Sollen wir denn wirklich diesen närrischsten aller Zöpfe in das zwanzigste Jahrhundert hinübernehmen?"

Man kann bei den Titelsüchtigen fast immer die Worte anwenden: „Es gibt Leute, die man bei der ersten Begegnung für dumm hält, die aber bei näherer Bekanntschaft unzweifelhaft — dumm sind."

Gottfinder.

Eine Betrachtung von **Hermann Bahr.***)

Das finstere Mittelalter, sagt man. In tiefer Nacht scheint es zu schlafen, erloschenen Geistes, verknechteter Seelen. Aber plötzlich schlagen dann solche Flammen aus ihm auf und ein solches Feuer wird leuchtend und so wild, so herrisch, so zügellos erkühnt sich, befreit sich, vermißt sich unversehens der Mensch, daß er in Fernen, in Weiten, in Höhen verschwebt, in Tiefen entsinkt, über Grenzen entrückt, wohin kein Geist sonst geriet, nicht eher noch später. In den letzten zweihundert Jahren der dunklen, verworrenen, abgründigen Zeit, welche von uns das Mittelalter genannt wird, entbinden sich Menschen von allen Gesetzen, entfärben sich von aller Gewohnheit, entschleiern sich von aller Sitte, so daß nun des Menschen Seele schamlos nackt in der Sonne steht, wie er in den alten Zeiten seinen Leib trug. Und ungekannte Begierden, mit Lust erhört, mit Leidenschaft verfolgt, ahnen eine Freiheit des von jeder Gewalt erlösten Menschen, die wir heute noch, wir Starken, wir Kühnen im Geiste, wir Stolzen, auch nur auszudenken kaum ertragen können. Niemals, nicht eher noch später, in keiner Zeit hat sich der Mensch, haben ein paar Menschen sich, und was das ewige Wesen des Menschen ist, gieriger, grausamer, grimmiger erkannt, trotziger und drängender und drohender erhöht, frecher und freudiger und freier erfüllt, als in dieses finsteren Mittelalters letzter Zeit geschah. Und plötzlich verlischt alles wieder. Das Feuer ist verraucht, es bleibt nur ein Qualm, das Licht stickt in Dunst ab; der Mensch wird wieder vergessen. Kaum daß bisweilen irgendein Einsamer, ein Seltsamer noch von dumpfen Erinnerungen, nachschleichenden Gespenstern jener hellen Tapferkeiten sich lockend gequält fühlt, aber er fürchtet sie und schließt sie scheu bei sich ein und verrät sie nicht. Es ist wieder überall still, der Geist ist wieder stumm geworden. So stark ist die Kirche. Denn in der Kirche war es

*) Aus dem anregenden neuen Buche „Hermann Bahr. Buch der Jugend". Bei Heller & Co. in Wien.

Die „Frau reitende Steuerassistentin N.“ ist eine Blüte, wie sie nur in Deutschland möglich ist.

Eine Firma in Mitteldeutschland erläßt ein Zirkular, in dem sie eine Änderung in bezug auf ihre Inhaber ankündigt. Es heißt dort! P. P. Ich beehre mich, hiermit anzuzeigen, daß ich meinen Sohn, den Leutnant der Landwehr, als Teilhaber in meine Firma aufgenommen habe ... Kommerzienrat X zeichnet wie bisher, Leutnant der Landwehr X wird zeichnen: u. s. w.

Als Leutnant der Landwehr macht Herr X doch keine Geschäfte und denjenigen Personen, mit denen er geschäftlich in Verbindung steht, ist es vollständig gleichgültig, ob er Leutnant der Landwehr ist oder nicht.

Einem Rechtsanwalt war dieser Titel aberkannt worden. Dennoch nannte sich seine Ehefrau auch weiterhin „Frau Rechtsanwalt“, und sie mußte durch ein gerichtliches Urteil gezwungen werden, den Titel abzulegen.

Man kann es nur billigen, daß die Behörden auch der Verwendung privater Titel, die zu Verwechslungen mit amtlichen Titeln Anlaß geben können, entgegentreten.

Der Bureauvorsteher eines Rechtsanwalts wurde von diesem Sekretär genannt und führte, als er seine Stellung verließ und sich als Geschäftsagent niederließ, den Titel „Sekretär a. D.“ An und für sich ist ein solcher Titel lächerlich, denn er ist durchaus nichtssagend. Vom Schöffen- und Landgericht Bautzen wurde er wegen unbefugten Führens eines Titels bestraft und auch das königlich sächsische Oberlandesgericht in Dresden erkannte, daß der Titel Sekretär als ein Titel im Sinne des § 360 des Reichs-Strafgesetzbuches anzusehen sei und nur vom Staate an seine Beamten verliehen werden könne. Dabei ließ das Gericht es dahingestellt, ob in anderen Fällen die Führung des Titels Sekretär mit einem Zusatz, aus dem die Privatstellung des Betreffenden hervorgehe, zulässig sei.

Eine erfreuliche Ausnahme bildet der Rittergutspächter Hanke auf Tanhardt bei Kölleda, der im „Kölledaer Anzeiger“ folgende Erklärung erließ: „Hierdurch erkläre ich jedem Interessenten, daß an Sonn- und Feiertagen weder ich noch meine Beamten für irgend jemand, und sei es selbst ein Minister, zu sprechen sind. Gleichzeitig bitte ich, bei Briefaufschriften an mich den albernen Titel „Amtmann“, sowie das noch einfältigere „Wohlgeboren“ oder „Hochwohlgeboren“ wegzulassen. Ich betrachte letzteres als veraltete und erbärmliche Kriecherei und nehme solche Briefe nicht an.“

„Überall in der Welt,“ sagt A. Trapet in seinem Buch Gedankenspäne eines Sonderlings, „werden die Menschen auf dieselbe Weise geboren, nur in Deutschland nicht. Im Geburtslande Kants sind die Geburtsarten verschieden: Die Frau Gräfin gebiert anders als die

und selbst sich seinen Gott zu finden. So trägt die Kirche ihre Heiligen als ihr heimliches böses Gewissen in sich; und als ihre Gefahr. Vor den Feinden draußen ist ihr nicht bang, aber ihre eigenen Schwärmer, ihre Heiligen, ihre mystischen Meister fürchtet sie, sie könnten sie zersprengen.

Jene mystischen Meister am Ende des Mittelalters fangen alle schon eigentlich gleich ganz unkirchlich an. Die Kirche verweist das fromme Bedürfnis auf den Himmel. Hier wandern wir nur durch. Dies alles ist nur Prüfung. Wer gehorcht, das Gebot der Kirche hält und sich ihr anvertraut, dem sichert sie zu, daß er durch einen seligen Tod zu Gott kommen soll. Drüben. Jenseits. Aber den Schwärmern genügt das nicht. Sie können es nicht erwarten, sie haben nicht die Geduld. Sie harren nicht aus, bis der Tod sie rufen wird. Sie wollen es schon hier. Sie wollen Gott schon auf der Erde. Nicht nach dem Tode, nicht im Himmel erst, nein, gleich jetzt, noch hier, schon in unserem irdischen Leben hier wollen sie mit Gott zusammen sein, zur Erde herab soll er zu ihnen kommen. Sie bestehen alle jene Prüfung eigentlich gar nicht. Die Kirche lehrt, der Sinn des irdischen Daseins sei, sich hier alles gefallen zu lassen, um dafür zum Lohn drüben dann bei Gott zu sein. Die Heiligen wollen das aber schon hier; und sie verschmähen die Prüfung. Ihr Motiv, das sie zu schwärmen und Gott zu suchen treibt, ist zuerst immer: taedium vitae. Dieses irdische Dasein kommt ihnen scheußlich vor. Seine Freuden locken sie nicht, Ehren verachten sie, Gewinst verschmähen sie, die Welt ist ihnen schal, sie mögen sie nicht mehr kosten, sie sagen ihr ab. Es wird uns nicht schwer, darin mit ihnen zu fühlen. Aber seltsam an ihnen ist, daß dieser Ekel sie nun keineswegs am Leben verzagen und verzweifeln läßt. Müde der „Welt", ja. Doch deshalb keineswegs müde des Lebens. Sondern sie fühlen eine Sicherheit von ungeheurer Kraft bei sich, daß hier noch Besseres zu finden sein muß. Dies, vor dem sie ekelt, kann nicht das wahre Leben, es muß noch ein anderes sein. Wo? Sind sie der Menschen unlustig, ist ihnen die Welt unleidig worden, nun wohl: so wende dich ab und wende dich zu dir! Und an dieses Wort der Schrift: „Gib acht auf dich selbst", halten sie sich jetzt, mit der höchsten Leidenschaft gewiß, in sich allein das wahre Leben und so noch auf unserer Erde Gott zu finden. Sie verleugnen die Welt, sie verschließen sich, um „einwärts zu sehen", und dem Lärm der anderen entrückt, lauschen sie nach sich selbst hin. Das ist der erste mystische Grad: das selige Schweigen. Der Zuruf der Menschen ist verhallt, die Welt wird ihnen stumm und so sind auch die Sinne still geworden; und rings ist nichts als das tiefe Rauschen der eigenen Sehnsucht. Aber dann, erzählen die Heiligen, hebt aus dem mystischen Schweigen sich das mystische Schweben hervor. Die Welt

gewesen, daß jener Trotz des geistigen Aufruhrs, der geistigen Vermessenheit, der geistigen Empörung wider jede Gewalt begann. Kirchlich erzogene, kirchlich gerechte, kirchlich gehorsame Männer, verehrte Heilige und Meister des Glaubens, haben den Menschen und die Freiheit entdeckt. Und zum geheimnisvoll Unbegreiflichen, das in alle Geschichte eingewoben ist, gehört es, daß diese selbe Kirche, solchen Brand in sich entzündend, ihn doch mit ihrer gesalbten Hand auch wieder verlöschen, mit behutsamen Füßen wieder austreten konnte.

Die Kirche schreibt niemals ihre Geschichte. Man kann eigentlich von ihr nichts wissen. Es genügt ihr, daß man sie fühle. Wenn die Menschen sich vor ihr beugen, wie vor der allmächtigen Zeit, vor dem waltenden Schicksal selbst, mehr will sie nicht; sie will nicht erkannt sein. Wenn sie sich zeigt, ist es in Gestalten, die sich gleich wieder verwandeln. Ihr Wesen behält sie geheim und verstellt sich, als wäre sie klein und arm und ohne List und ohne Macht und hilflos. Sie ist so klug, nicht eitel zu sein. Sie rühmt sich nie. Und das Wunder, das sie verübt hat, vielleicht das höchste, das jemals menschlicher List und menschlicher Macht gelang, verschweigt sie, statt zu prahlen, und wird es immer leugnen: gestiftet von Menschen, in welchen vieler tausend Jahre Sehnsucht nach Seele, Sehnsucht nach sich selber angesammelt war. Und dies ist ihre Geschichte: so stark lebt in den toten Worten ihrer alten Bücher noch der Geist des Anfangs fort, daß er immer wieder Funken sprengt, aber so stark ist zugleich ihr weltlicher Sinn, daß sie durch diesen immer den eigenen Geist wieder zu beschwichtigen, ja zu verleugnen weiß. Ein unablässiges Hin und Her, Auf und Ab, immer wieder zum heiligen Aufruhr des Anfangs zurück, um dann doch immer wieder zur weltlichen Klugheit zu lenken, das ist ihre Geschichte. Daher auch ihr sehr merkwürdiges Verhältnis zu den Heiligen. Sie braucht die Heiligen, um an diesen Glühenden die Menschheit zu wärmen. Sie braucht die Schwärmer, um durch sie die Menschheit zu locken, die zu schwärmen gieriger als um Brot verlangt. Aber niemals traut sie den Heiligen, da man doch niemals weiß, wohin sie noch schwärmend geraten werden, und niemals eigentlich die Grenze weiß, wo der Heilige zum Ketzer wird. Wer sich zum Mystischen neigt, ist ihr deshalb immer verdächtig, vom Meister Eckhart bis auf Don Romolo Murri. Und sie hat recht. Wäre sie konsequent, was zu sein ihr freilich ihre vollkommene Einsicht ins Weltliche verwehrt, sie wiese alle Heiligen aus. Denn der Heilige hebt durch seine bloße Gegenwart schon den Sinn und Beruf der Kirche auf. Dieser ist: sie nimmt den Gläubigen die Furcht und Mühe um ihr Heil ab und bestellt dies alles für sie, um ihnen sozusagen Gott ins Haus zu besorgen. Der Heilige aber hat den Stolz, sich seinen eigenen Weg zu Gott zu suchen, allein zu Gott zu gehen

Diese letzte Stimme, die dann uns tönt, wenn wir ganz allein mit uns geworden sind, nennen die Mystischen Gott. Und dieser letzten Stimme nur, die dann aus unserem Urgrund ruft, wollen sie gehorchen. Überall hin. Sogar in die Hölle, hat die heilige Teresa gesagt . . . Und endlich: die Kirche lebt davon, daß sie sich zwischen Gott und den Menschen stellt. Was also kann sie Schwärmern sein, die sich unmittelbar zu Gott finden? Was will sie da noch? Was soll sie da noch? Nein, Heilige sind der Kirche niemals geheuer gewesen. Und nichts hätte sie mehr zu fürchten, als wenn wirklich, wovon manche Zeichen sind, die Menschheit wieder von der alten Sehnsucht, den ewigen Zuruf aus der Tiefe zu hören, überwältigt würde. Sie hat immer am besten mit religiös unbegabten Menschen gelebt.

Bauerntum und Volkspoesie im Semmeringgebiete.

Von **Arthur Halberstadt.**

Der Hang an den altväterischen Sitten und Gebräuchen ist auch in manchen Gebieten des Semmerings noch stark erhalten geblieben. Nur die Tracht nimmt leider stark ab, besonders bei der weiblichen Bevölkerung.

Auch der Bauer in diesem Alpenvorlande ist der Typus des echten Älplers. Fleißig bei der Arbeit, verläßlich, treu und pflichteifrig, aber auch in der Regel von halsstarrigem, eigensinnigem und streitsüchtigem Wesen. Er trägt noch hie und da den „rauchen" Steirerhut und die hausgewalchte Lodenjoppe. Die lederne Kniehose beginnt erst jenseits des Semmeringsattels vorzuherrschen. Dagegen verschwindet das zurückgebundene schwarzseidene Kopftuch und die gleiche Schürze immer mehr und mehr bei den bäuerlichen Frauen und Mädchen.

Die alte Goldhaube der Frauen ist ganz verschwunden. Auch der schwarze Schnürmiederleib ist beinahe gar nicht mehr zu sehen. Die Zeiten haben sich eben geändert und die Industriebekleidung ist ja um vieles billiger als die heimatliche Tracht.

Anders ist es mit der Lederhose. Die ist in Anbetracht der Dauerhaftigkeit noch immer relativ billiger als die Tuchhose und wird gewöhnlich als ganze Hose getragen. Der größere Teil unserer Bauern trägt aber schon das Stadtkleid und den grauen Hut der Bauernbündler.

Sonst ist unser Bauer aber der Alte geblieben, unterwürfig gegen Amtspersonen und herrschsüchtig am Hofe. Auch trägt er heute ein gewisses Selbstbewußtsein zur Schau, obwohl es ihm schlechter geht als früher. Er politisiert auch manchesmal im Wirtshause, wobei er hie und da lauter wird, als es notwendig wäre. Er hat aber auch Stunden,

entsinkt, der Raum entweicht, die Zeit steht still, aber die Seele fühlt sich wunderbar getragen, sie weiß nichts mehr, sie will nichts mehr, sie ist der Welt enthoben und zu sich selbst erhöht: der Mensch ist jetzt bei sich allein. Und jetzt geschieht, im dritten Grade, was alle immer mit denselben Worten nennen: Da ward seine Seele verzückt! Jetzt tritt Gott in den Menschen ein, er fühlt Gott, er hört Gottes unaussprechliche Sprache, er sieht Gottes unabbildliches Bild, er ist in Gott, Gott ist in ihm, dasselbe sind jetzt Gott und der Mensch.

Die Kirche hat den Trost, daß meistens die Schwärmer, aus ihren Verzückungen zurückgekehrt, in ihrem Schrecken, wieder unter die Menschen verstoßen zu sein, beteuern, mit keinen irdischen Worten jemals aussagen zu können, was sie geschaut haben und wie sich Gott ihnen gezeigt hat. Sie lallen nur, schwelgend entkräftet. So bleibt das Geheimnis, die Kirche ist es froh.

Die Freiheit hat von der Mystik nichts zu fürchten, alles die Kirche. Die Kirche lebt davon, für die Gläubigen Gott zu verwalten. Das Erscheinen des Mystikers schon ist immer ein Zeichen, daß die Kirche nicht mehr genügt; denn er beginnt damit, daß er selbst Gott zu suchen wagt und selbst Gott zu finden hofft, also die Kirche nicht mehr braucht. Und sie lebt davon, daß sie den Mächtigen den Gehorsam der Niedrigen zuzusichern weiß. Aber der Mystiker beginnt mit der Verachtung aller irdischen Macht, mit der Verschmähung aller irdischen Ehre, mit der Verleugnung aller irdischen Gemeinschaft. Er fühlt in sich ein inneres Gesetz, das ihm mehr gilt als jedes äußere, dieses fühlt er durch den Dienst der Welt verdunkelt, gehemmt, betrogen und ihm abzusagen, arm zu werden, von aller Gemeinschaft auszuscheiden, sich „Unehre" zuzuziehen, jedes Gebot der Erde zu brechen, ist das mystische Verlangen. Von den Menschen weg, zu sich selbst hin geht allein el camino real, der königliche Weg der heiligen Teresa. Was in der Gemeinschaft der Menschen, was aus ihren Beziehungen, was zwischen den Menschen entstanden ist, in diesem Allen, in ihren Gesetzen, in ihren Lehren, in ihren Gerechtigkeiten und Sittlichkeiten und Verbindlichkeit, ist unser wahres Leben nicht. Dies alles müssen wir verlassen, verlieren, vergessen. Dies alles, der von den Menschen erschaffenen Welt Lust, der von den Menschen erschaffenen Welt Ehre, der von den Menschen erschaffenen Welt Sinn müssen wir verleugnen. Von diesem allem rein, von diesem allem frei, mit uns selbst allein, abgekehrt von der gemeinsamen menschlichen Art und in uns eingekehrt, in unsere Einsamkeit, in unseren letzten Grund, wohin kein Wunsch der menschlichen Gemeinschaft, kein menschliches Wort, keine Spur der menschlichen Geschichte noch gedrungen ist, in unser tief geborgenes Urwesen eingekehrt, werden wir zur Seligkeit verzückt, das Gebot einer ungeheuren Stimme zu hören.

Noch richtiger als unsere Volkspoeten gibt aber das uralte Volkslied den Gedankengang der Bauern wieder. Es zeigt uns den Bauer im Leben und im Sterben, in der Liebe und im Hasse, im Glück und im Jammer. Und wie treffend charakterisiert es überhaupt das bäuerliche Wesen. Ich kenne ein Spottlied, das ich vor ungefähr 15 Jahren in Klamm hörte. In diesem Liede ist die Justamentfigur des Bauers geradezu mit photographischer Treue porträtiert:

„Beim Nachbarn drunt, durt is a Moahm,
Dö hätt amal a Geld."
„An andrer gaang und suachats hoam
Und fragat, wias ihr geht."
„Bei mir waars leicht,
I hätt nit weit,
Hätt nur a paar drei Schritt." — —
„Aba glaabst, daß i da obagang,
Grad justament, grad nit — aba ja; — —
Aba glaabst, daß i da obagang,
Grad justament, grad nit!"

„Und in da Schul wars aa a so,
Da war ma gar nix recht!" —
„Bein Lesn war i woaß Gott wo,
Die Schrift war elend schlecht."
„Da kimmt der Lehrer af mi zua,
Hat glaabt — er schlagt af mi!"
„Aba glaabst, daß er mi troffn hätt,
Grad justament, grad nit, — aba ja; —
Aba glaabst, daß er mi troffn hätt,
Grad justament, grad nit!" —

„Bein Nachbarn drunt hätt i s a Schuld;
I hab eahms neuli gsagt:
Herr Nachbar habms nur Geduld!" —
„Drauf hat a mi glei klagt!" — —
„Hiatzt hätt i s Geld,
Hiatzt kunnt i zahln,
Aft waar amal a Fried!"
„Aba glaabst, daß i eahms zahln tat,
Grad justament, grad nit, — aba ja; —
Aba glaabst, daß i eahms zahln tat,
Grad justament, grad nit!" —

„Wann is im Wirtshaus sitz und plausch
Und trink mei Wei(n) schö staad", —
„Da kriag i ganzes Jahr koan Rausch,
Wann ma neamd dreiredn tat." —
„Hiatzt kemans daher
Und penzn a Weil:
Schuasta, geh hoam, sunst zaast oan mit!"*)
„Aba glaabst, daß i da hoamgehn tat,
Grad justament, grad nit — aba ja; —
Aba glaabst, daß i da hoamgehn tat,
Grad justament, grad nit!"

Man sieht förmlich, wie er mit der Faust auf den Tisch schlägt, daß die eichene Platte kracht. „Grad justament, grad nit!"

Wie bereits bemerkt, kann der Bauer auch sehr weich werden. Besonders in jungen Jahren gegenüber dem weiblichen Geschlechte.

Da singt man im Vierverteltakte:

„Und i kann ihrs nit feind sein,
Den Dirnderl, den kloan;**)
Weils olleweil woant,
Wann i sag, i geh hoam."

Weibertränen erweichen noch am ehesten das äußerlich rauhe Herz des Älplers. — Weniger poetisch schildert der Bauer die Liebe selbst:

„Aba gfensterlt muaß wern — ja
Und gaangs um mei Lebn!"
„Weils an Branntwein tuat gebn
Und — sper redn!***)"

Wie man hört, wird auch im Gebirge viel Wert darauf gelegt, daß bei der Liebe die Gurgel und natürlich auch der Magen ihre

*) Einen Rausch nach Hause bringen. **) Absichtlich im Akkusativ und nicht im Dativ. ***) Zweideutig sprechen.

wo er kleinlaut ist. Am meisten imponieren ihm die Kanzel in der Kirche und — das Steueramt.

Im letzteren Amte wird er am kleinlautesten! Vor der Exekution hat er den größten Respekt, überhaupt flößen ihm die gerichtlichen Behörden eine Art unbewußten Angstgefühles ein. Ein Überbleibsel aus der Zeit der Robot und der Zehentherrschaft. Nur wenn die Zwischenfälle bei der Austragung eines Streites sein Blut in Wallung bringen, kann er auch bei Gericht laut und grob werden. Doch genügt ein kurzes Mahnwort des Richters um ihn sofort beruhigter zu stimmen.

Sehr interessieren ihn Geldsachen. Habgierigkeit ist leider auch ein wesentlicher Zug seines Charakters. Unser Bauer hat aber auch liebenswürdige Eigenschaften, besonders in seiner Junggesellenzeit, wo er oft an den Mädchen seiner Umgebung Werke der christlichen Nebenliebe vollführt. Zwar donnert der Pfarrer fast bei jeder Predigt gegen diese falsche Auslegung der göttlichen Gebote, aber es ist jedenfalls leichter zu predigen als zu handeln, und die geflügelten Worte: „Richtet euch nicht nach meinen Werken, sondern nach meinen Worten", klingen den Bauern nicht besonders überzeugend in die Ohren.

So zuvorkommend er als Junggeselle ist, so unerträglich kann er im Ehestande werden. Die Ehe bedeutet für den Bauer den Abschluß seiner besseren Lebenszeit. Er singt nicht mehr und widmet sich nun voll der Wirtschaft. Werden die Sorgen zu groß, so greift er manchmal zum Alkohol oder zu den Karten. Im allgemeinen ist aber unser Bauer kein übermäßiger Trinker und selten ein notorischer Spieler.

Ganz eigenartig und schwer wiederzugeben ist der Gedankengang des Bauers. Man erkennt auch den wirklichen Volksschriftsteller am besten an der Wiedergabe der bäuerlichen Prosa. Die Mundart selbst ist ja verhältnismäßig leicht niederzuschreiben, obwohl auch hier die vollste Kenntnis der bäuerlichen Verhältnisse notwendig ist. Aber für den Kenner ist nicht jeder Schriftsteller, der im Dialekte schreibt, ein Volksschriftsteller. In vielen Bauerngeschichten ähnelt nur gewissermaßen das Kleid ein wenig dem Bauer. Dessen Seele aber fehlt. Die Bauern in solchen Hochlandserzählungen kommen mir wie in Tirolerkostümen einhersteigende Stadtgecken vor, aus deren Gesprächen uns die Städterseele mit ihrem Übermaße an Gefühlen, Mangel an Mutterwitz und ihrem rhetorischen Überschwange entgegenspricht.

Dieses Moment hat schon Karl Stieler, der unvergleichliche Poet seiner bayrischen Berge, in treffender Weise behandelt.

Auch wir in Österreich haben treffliche Schilderer des bäuerlichen Gedankenganges. Ich nenne nur Rosegger, den steirischen Volkspoeten, welcher — ebenso wie Stieler — ein echter Sohn des Alpenlandes ist.

Wildern, der Alkohol und das Kartenspiel sind dann die Hauptleidenschaften, die ihn beherrschen.

Im Hochgebirge ist es natürlich die Wilderei, die ihm vor allem anderen Vergnügen bereitet. Über sein Verhalten zu den Jägern ist schon viel geschrieben worden. Meistens aber unrichtige Darstellungen. Der Jäger ist ihm gewiß keine sympathische Figur, aber Todfeinde sind sie deswegen nicht immer.

Bei uns im Semmeringgebiete sind die Bauern keine passionierten Jäger und wenn einer oder der andere weidmännische Gefühle wahrnimmt, so wird er einfach geprüfter Jäger und nimmt als Nebenbeschäftigung bei dem Jagdherrn seines Gebietes eine Stelle als Jäger an. Man läßt ihm dann gerne hie und da den Abschuß von einigen unbedeutenderen Böcken. Solche Jagdherren handeln sehr vernünftig, weil sie hiedurch ihr Gehege am besten vor Wilddieben schützen. Man hört auch bei uns sehr wenig über Wilderei klagen, trotzdem der Wildstand an Hoch-, Reh- und Auerwild, speziell im Kreutzberggebiete, kein schlechter ist.

Dafür versteht der Bauer hier sehr gut, seine Wildschadenersatzansprüche in der Kommission des Jagdausschusses durchzusetzen, der ja in vielen Gebieten aus bäuerlichen Organen besteht. Das Geld ist ihm lieber als die Poesie des Wildschützenlebens! Eher ein gutes Tröpfchen Wein, den er aber hier meistens nur in schlechter oder gar gefälschter Qualität bekommt. Die Bauernwirte verstehen selten den Einkauf von Wein und der Bauer will für das Viertel nicht mehr wie zehn Kreuzer zahlen. Das Ergebnis ist dann in der Regel ein Halbwein. Darum trinkt der Bauer am liebsten seinen Apfelmost, den er selbst aus seiner Obstfechsung preßt. Mit Vorliebe züchtet er auch Kirschen und Weichseln, die ihm den berühmt gewordenen Hausschnaps liefern.

Auf diese Hauserzeugnisse ist er sehr stolz! Überhaupt hängt er mit Leib und Seele an seiner Wirtschaft.

Und dennoch — so sehr er an seiner Scholle klebt nnd so groß seine Freude an einem eigenen Besitzstande ist, sieht man in letzterer Zeit leider viele Bauernhöfe eingehen. Die Vermittlungsinstitute, denen nur um ihre Provisionen zu tun ist, überreden die Leute so lange, bis das Unglück geschehen ist. Und jeder Verkauf bedeutet in der Regel ein Unglück für den Bauer.

Dessen Familie ist gewöhnlich groß und da reichen die spärlichen Zinsen des Kaufschillings dann nicht aus. Mit der Geldgebarung nicht vertraut, ist es mit dem Kapitale bald zu Ende. Dann folgt das Elend, wenn nicht zum Glücke die Industrie stets gerne die bäuerlichen Arbeiter aufnehmen würde, die wegen ihrer Ehrlichkeit und Verläßlichkeit beliebt

Rechnung finden. Besonders auf den Almen, wo weit und breit kein Wirtshaus zu sehen ist, wird von der Senndrin eine gute bürgerliche Küche verlangt. Darunter sind gemeint: Die Zubereitung eines sogenannten ‚Pfandlsterz', der ein bißchen „racheln" muß. Dann die Verfertigung eines sogenannten „Schöberls" oder gar eines mit heißem Schmalz übergossenen „Honigschöberls", das beinahe den Höhepunkt der kulinarischen Genüsse des Bauers bedeutet! Übertroffen wird dieses Gericht nur noch vom sogenannten „Schmalzkoch", einem Gemisch von Grieskoch, Zimmt, Weinberln und Zucker, welches merkwürdigerweise trotz der Bezeichnung „Schmalzkoch" in Butter herausgesotten wird.

Mit der Treue im außerehelichen Liebesverkehre nimmt es der Bauer nicht sehr genau. Übrigens beruht sein Verhalten auf dem Prinzipe der Gegenseitigkeit! Welcher Teil, ob der männliche oder der weibliche, mehr Schuld an dieser Auffassung trägt, will ich vorläufig unerörtert lassen. Tatsache ist, daß ein Personenwechsel im Liebesverkehre ziemlich häufig vorkommt, aber keineswegs so tragisch aufgefaßt wird, als dies die Bauernromane schildern.

Mit Humor geht der Betrogene über einen solchen Vorfall hinweg.

„Für die Zeit, die s d mi gliabt hast,
Für die — dank i dir schö.
Für die Zeit, die s d mi betrogn hast,
Für die — laß i di stehn!"

Eigentlich die vernünftigste Lösung eines derartigen Liebekonfliktes!

Wie anders beim Städter, der mit seiner empfindlichen Seele erwägen würde, ob er sich nun ertränken, erschießen oder aufhängen soll. Nein, für solche Affekte ist unser Bauer viel zu prosaisch veranlagt. Er kennt die Weiberleut' durch und durch:

„Ausgangats scho mit mir.
Dös waar ihr Freud! — —
Hoamgangats mit an andren Buam;
Schau, schau — wia gscheit!"

Und darum hat er auch keine besondere gute Meinung von ihnen. In einem Vierzeiler läßt er dies am besten hören:

„A Schwalbn macht koan Summa
Und a Fink baut koa Haus.
Um a Dirnderle z'trauern,
Dös zahlt si nit aus."

Bündiger läßt sich ein Urteil nicht sagen.

Trotzdem gelingt es dem Weibe stets, ihn in seinen gewissen Jahren zu fesseln. Lange dauert aber dieser Zustand nicht. Schon in seinen Vierzigerjahren spielt das Weib nur mehr eine Nebenrolle. Das

Heimgärtners Tagebuch.

Das Wetter der letzten drei Monate hörte man nicht selten loben. Es war wie ein Musterknabe, aber wie einer jener Gattung, an der man keine rechte Freude hat. Es fehlten die Stürme. Selbst die Herbststürme schon blieben aus, die uns sonst Winterluft zu bringen pflegen; es blieb dasselbe ziemlich gleichmäßige Herbstwetter bis Ende Jänner. Alle paar Wochen einmal fiel der Barometer tief, dann regnete es einen Tag oder schneite einen Tag oder regnete und schneite durcheinander — dann war es wieder eine Reihe von Tagen „schön“. Das heißt, es war Sonnenschein, der langweilig durch dünnen, staubigen Nebel drang. Die Quellen versiegten fast, die Bäche verkamen, die Flüsse zeigten die Geheimnisse ihres Bettes her, und die Wiener konnten sich nicht mehr den Kohlenstaub vom Körper baden. Der Rest des Wassers wollte steinhart frieren in den kalten Tagen des Jänners und der wenige Schnee war wie ein spreutrockenes Pulver, dem gar nicht einfiel, je einmal zu Wasser zu werden. Jetzt, anfangs Februar, haben in unserem Stadtpark noch viele Bäume und Sträucher das dürre Laub vom vorigen Jahre, es sitzt fest auf den Zweigen. So habe ich's noch nie gesehen. Wie wird der Frühling das machen, wenn er kommt und ansetzen will? Wird er dieses krötenbraune dürre Zeug mit einem gehörigen Sturm fortfegen oder wird er vom Innern der Bäume nachdrücken und die festsässigen Vorfahren mit stiller Gewalt hinausdrängen, damit die jungen frischen Nachkömmlinge Platz haben?

Das erinnert an die Menschen. Wenn die alten Geschlechter nicht abstürben, da könnte nie mehr ein Menschenfrühling kommen. So wie einst die Alten uns Jungen Platz machten, so müssen wir Alten den Jungen Platz machen. Ich tue es willig. Aber nur: wenn's sein muß.

Und in den ersten Tagen des Februar begann der Musterjunge seine Bocksprünge, Nordsturm, Schnee, Schirokko, Regen, Überschwemmung, Lawinen, Häuser- und Menschenzerstörung bei Orkangeheul. Und zu dieser Musik tanzten die braunen Blätter raschelnd in der Luft, es war ja Fasching. Des vorigen Sommers später Totentanz.

Häufig Briefe aus dem Deutschen Reich, die unsere politischen Verhältnisse besprechen und nichts wissen. Ihr Deutschen in Österreich müsset sehr ungeschickt sein, sagen die einen, daß ihr euch von dieser Handvoll Slawen nicht erwehren könnt. — Was bleibt euch, sagen

sind und, wenigstens bis heute, über die sozialdemokratischen Lehren noch nicht so aufgeklärt sind wie die organisierten Arbeiter.

Es ist leider nicht daran zu zweifeln, daß der Bauernstand stark zurückgeht und hieraus in absehbarer Zeit sogar krisenhafte Zustände entstehen können.

Mit dem Untergange des selbständigen Bauerntums wird auch für das Volkslied die letzte Stunde schlagen, denn das Volkslied wurzelt im Bauernstande.

Die Volksliedforscher und alle Freunde des echten Volksgesanges wittern schon jetzt das Herannahen dieser Möglichkeit und predigen daher mit Eifer die Erhaltung und Pflege des älplerischen Liedes. Sogar der Staat greift helfend ein und plant die Herausgabe eines Monumentalwerkes über das Volkslied in Österreich.

Das ist ja recht löblich und viele Perlen echten Volksgesanges werden hiedurch vor dem Untergange gerettet werden.

Man sollte aber nicht allein für die Blüten, sondern auch für die Wurzeln sorgen! —

Bewahret den Bauernstand vor dem Untergange, — so erhaltet ihr auch die Volkspoesie!

Krummi Schrett.

Von Hans Mittendorfer.

Da Jaga geht aus mit da Büchs;
Wann a schiaßt triafft a nix mit da Büchs.
Umadum triafft a nix,
Wann a schiaßt mit da Büchs
Und da Hund schaut n an,
Zwö daß a denn gar nia nix triaffn kann.

Weils das Hundsvieh, das dumm, nöt vasteht,
Was das is, in da Büchs krummi Schrett!
Krummi Schrett in da Büchs
Und da Jaga triafft nix
Und da Hund schaut n an,
Da dumm Hund — weil halt s Herrl nix triaffn kann.

Liaba Jaga, i will da was sagn:
Laß ön Hund nimma mitgehn ins Jagn!
Er valiart ön Respekt,
Wann da Schütz nix erzweckt,
Und denkt: Hasn, bleibts gsund —
Der Mensch bringt dö ganz Jagerei auf n Hund!

Im Eisenbahngelaß saßen unser mehrere und sprachen über die Unzulänglichkeit unseres Strafgesetzes für Ehrenbeleidigungen. Für jede Gesellschaftsschicht die gleiche Strafe. Wie kurzsichtig, wie ungerecht! Zur Geldstrafe lacht der Reiche, zur Gefängnisstrafe der Arme.

Dann sollten die Leute so ehrenfest sein, daß Schimpfnamen wie „Esel" und dergleichen überhaupt nicht als Ehrenbeleidigung aufgefaßt werden könnten. Und für wirkliche, gefährliche Ehrenbeleidigungen müßten andere Strafen als die bisherigen erfunden werden. Aber welche?

„Ich wüßte wohl was", sagte einer in der Gesellschaft. „Wiedereinführung der Sklaverei!"

„Was heißt das?"

„Die Sklaverei war das höchste Unrecht und sie kann zum höchsten Rechte werden."

„Wie so?"

„Zum Beispiel: Wenn dich jemand mutwillig oder aus Bosheit verleumdet, sei es wer oder wo immer — da gilt keine Immunität — so soll so einer nach dem Grade der Ehrenbeleidigung auf kürzere oder längere Zeit dein persönlicher Sklave sein. Du mußt ihn korrekt behandeln, darfst ihn nicht etwa schlagen oder zu allgemein unerlaubten Diensten mißbrauchen, aber er muß für die Zeit der Verurteilung mit seiner Kraft dein Knecht sein. Falls du keine Arbeit für ihn hast, kannst du deinen Sklaven auch vermieten. Irgendwo wird er zwangsweise schon zu brauchen sein. Wer dreimal Sklave war, der ist amtlich für permanent ehrlos erklärt, und alles, was er etwa noch Ehrenrühriges gegen jemanden spricht, gilt als nicht gesprochen."

Die Gesellschaft lachte, und zwar aus Verblüffung. „Radikal wäre es", meinte einer.

„Und ohne Unkosten", sagte ein anderer.

„Der Gesellschaft darf der Sträfling nicht obendrein noch was kosten, wie es heute ist, sie müßte aus ihm Gewinn zu schlagen trachten und sich für seine Untat bezahlt machen." So ein dritter.

Also Sklaverei statt Arrest! Sklaverei für den Ehrenbeleidiger. Nicht übel. — Ob ein solches Gesetz in unserem Reichsrate wohl durchgehen würde? Das gäbe im Hause die reine Sklavenhalterei.

Es war, daß eines Tages wieder einmal ein Genie bei mir eintrat. Es hatte einen Rock an, der nicht mehr neu, einen Hemdkragen, der nicht mehr frisch war, letzterer halb verdeckt durch braunen, wohlgepflegten Vollbart. Ich kannte ihn nicht und er mich nicht — sonst wäre er kaum zu mir gekommen. Alsbald erzählte er mir, daß er

andere, was bleibt euch Deutschen in Österreich denn anderes übrig, als euch den Magyaren, Polen und Tschechen unterzuordnen. Ihr seid ja ganz in der Minderzahl. — Ähnlich vielfach in der Presse. Auch die sozialen Zustände in Österreich werden in Deutschland zumeist ganz falsch, weil entweder parteiisch oder aus anderen Gründen unrichtig dargestellt, am liebsten über alles bei uns pessimistisch aburteilend, selbst in Berichten, die aus unseren eigenen Landen, von unseren Leuten stammen. Und diese falschen Beurteilungen unserer Verhältnisse sind ein ungeheurer Schaden für Österreich. Es ist ja schon schlecht genug, weshalb es mit der Feder noch schlechter machen! Wenn ich bei uns Minister wäre — ich bins und werde es aber nicht — ich würde in Deutschland ein journalistisches Konsulat halten, eine journalistische Vertretung Österreichs, die zu wachen und zu berichtigen hätte, wenn dort irgend eine große Unrichtigkeit verbreitet wird. So eine Vertretuug müßte gar nicht so arg offiziös sein, sie hätte nur die amtliche Verpflichtung, nach offiziellen Vorlagen mit möglichster Objektivität das Falsche, prinzipiell Gefälschte oder Absprechende zu korrigieren und freundliche Beziehungen mit der reichsdeutschen Journalistik zu pflegen.

Mit dreißigtausend Mark jährlich getraute ich mir ein solches Ämtchen in Berlin oder München zu halten, es brauchten ja nur ein paar Männer darin zu sitzen, aber das müßten ehrliche Männer und tüchtige Publizisten sein. Auch für den österreichischen Fremdenverkehr, der uns ja so sehr am Herzen liegt, könnte von dieser Stelle aus gearbeitet werden. Die Fremdenverkehrsstellen sollten vielleicht überhaupt außerhalb unserer Grenzen liegen, nicht innerhalb, wo gar keine Fremden sind.

Ein Norddeutscher, der vor Jahren nach Südamerika auswanderte, schreibt mir: „O lieber Herr! Sie schrieben einmal eine Warnung gegen das Auswandern, die ich las, aber leider nicht befolgte. Ich habe mein Vermögen hier (Name der Kolonie) zugesetzt und möchte wieder nach Deutschland zurück. Ich habe schon viel von Ihrer Güte (sic!) gehört und darf Sie wohl bitten, mir in Österreich oder Süddeutschland ein kleines Bauerngut ausfindig zu machen, für mich anzukaufen und ein kleines Angeld zu zahlen. Ich werde Ihnen ewig dankbar sein." So schreibt ein stockfremder Mensch an einen deutschen Poeten. Das grenzt an Frotzelei. — Daß dem Mann ums Briefporto nicht leid ist!

Da las ich in einer Zeitung, daß bei einem deutschnationalen Feste 500 Kronen vereinnahmt worden sind. Dieses Wort „vereinnahmt" gefiel mir so gut, daß ich es sogleich veraufschreibt habe.

---

einmal was einfiel. Ich fange an, solche Einfälle rasch aufzumerken, denn entweder sind sie so närrisch, daß es ihnen nicht dafür steht, im Gedächtnis haften zu bleiben, oder sie sind so gescheit, daß sie mir unaufgemerkt nicht wieder einfallen. Bleistift und ein Stück Papier fand sich im Sack und in Ermangelung einer anderen Unterlage stellte ich mich an einen Laternenpfahl, um so die paar Zeilen aufzuschreiben.

Da hörte ich hinter mir rufen: „Se, hörn's!" Es war ein Sicherheitswachmann. „Se, da wird nicht Korrespondenzkarte oder wa's g'schrieben!"

„Aber warum denn nicht? Hoffentlich steht der Pfahl so fest!"

„Macht nix. Ich darf's keinem erlauben. Erlaubt man's einem, so könnt's nachher jeder tun wollen. Und denken Sie, wenn da jeder seine Korrespondenzkarten schreiben wollt', da möcht' die Passasch bald voller Leut' sein. Ich muß die Passasch frei halten. Nur weg da!"

Mir schien der löbliche Wachmann in seiner dienstlichen Gewissenhaftigkeit etwas zu weit zu gehen, aber ich gehorche stets dem Gesetze.

Der Mann hat ja recht, in der Theorie. Wenn alle hier ihre Postkarten schreiben wollten, da würde die Passage bald gehemmt sein. Doch praktisch betrachtet, ist es nicht allzu wahrscheinlich, daß auf mein Vorbild hin die Bewohner der Stadt zusammenliefen, um an diesem Laternenpfahl ihre Schreibgeschäfte abzuwickeln. Als ich diese Meinung dem Manne der Ordnung zu verstehen gab, erklärte er sie für Spott und Hohn und wollte mich einsperren. Ich entkam ihm auf den nahen Bahnhof, doch mein Einfall war weg. Der redliche Finder wird gebeten, mir denselben zuzumitteln. Finderlohn was recht ist.

Vor einiger Zeit wurde in Graz das Volksschauspiel: „Am Tage des Gerichts" aufgeführt, und zwar ganz vortrefflich. Ich habe mir das alte Stück einmal angesehen. Nach Schluß desselben, beim Ausgang im Gedränge hörte ich vor mir folgendes Gespräch. A. „Dieses Stück mag ich nicht." B. „So. Warum denn nicht?" A. „Erstens ist es schlecht gemacht und zweitens muß man dabei so weinen". B. „Wer zwingt Sie denn dazu?" A. „Dieser dumme vierte Akt. Ich will im Theater lachen? B. „Aber das taten wir den ganzen zweiten Akt." A. „Ich hatte gemeint, es würde von Liebe was vorkommen?" B. „Kommt auch — von Menschenliebe, von Barmherzigkeit." A. „Gehn's hörn's mir auf! So was gehört auf die Kanzel meinetwegen, aber nicht ins Theater. Da will ich mich unterhalten." — Weiters konnte ich nicht mehr hören, aber es war mir schon das genug gewesen. Ich war nur froh, daß man mich nicht erkannt hatte.

---

höchstwahrscheinlich eine hochinteressante Entdeckung gemacht habe, nur fehlten ihm die Mittel, sie wissenschaftlich zu beweisen. Dann verbreitete er sich über die uralte Annahme, daß im Atlantischen Ozean noch ein sechster Weltteil gelegen war, die Atlantis, der aber in einer einzigen Nacht in Verstoß geraten sei. Kein Mensch wüßte seit unzähligen Jahrtausenden, wohin die Atlantis gekommen, aber er glaube ihr nun auf der Spur zu sein. Durch irgendeine Naturkatastrophe sei die Atlantis von der Erde abgesprungen, davongeflogen, ins Firmament gefahren und es sei nichts anderes als der Mond aus ihr geworden. Darauf gekommen sei er durch die sehr wahrscheinliche Tatsache, daß die höchsten Spitzen der Mondberge vom Niveau aus gerade so hoch seien als die größten Tiefen im Atlantischen Ozean, also daß der Bruch genau zusammenpasse. Nur müsse das sowie auch die Gleichartigkeit der Materie und anderes durch genaue Messungen und Untersuchungen wissenschaftlich erst festgestellt werden, und dazu fehlten ihm eben die Mittel. Er bitte mich, für diesen Zweck, der den ganzen Erdkreis angehe, eine große Geldsammlung zu veranstalten. — Ich war gerade gut aufgelegt und habe den Forscher zur Tür hinausgelacht.

Seither will mir das Lachen über diesen Mann fast vergehen. Die Annahme, daß der Mond ein losgesprengter Teil unserer Erde sei, wird nicht durchwegs von ernsten Gelehrten abgelehnt. Manche erklären auch das Zurücktreten des Meeres als eine plötzliche und durch einen neu sich geöffneten Raum verursachte Katastrophe. Auch über das Absprengen und Davonfliegen der ungeheueren Masse und über ihre dann allmählich entstandene Abrundung haben sich schon Theorien gebildet.

Das muß — übermutshalber bemerkt — von Mitteleuropa aus merkwürdig anzuschauen gewesen sein, wie zur nachtschlafenden Stund im Westen ein ungeheurer rotglühender Klumpen aufging, sich ins Firmament hob und dort im Laufe der Zeiten als weiße Scheibe stehen blieb. Und wie wird es den Atlantisbewohnern zu Mute gewesen sein, als sie mit solch prähistorischem Luftballon gegen Himmel flogen und trotz aller Gasentleerungen der Mondvulkane nicht mehr herab konnten!

Die lieblichste aller Erdenidyllen für uns ist eine Vollmondnacht. Welch ungeheuere Ereignisse mögen vor sich gegangen sein, bis das alles ward und alles zu diesem regelmäßigen stillen großen Schwung gekommen ist. So unerhört gewaltig ist es, daß man auf die Vermutung kommen könnte, als sei alles nur Phantasie: Mein Besucher, die Atlantis, der Mond — alles, alles!

In einer niederösterreichischen Landstadt war's. Ich ging am Morgen längs der breiten Straße dem Bahnhof zu. Es war noch ziemlich ruhig, und da unterwegs ereignete es sich, daß mir wieder

Der dritte: „Auch wer der Lehre Christi nur theoretisch, philosophisch anhängt, ist Christ, so wie man sagt: Der ist ein Spinozist, der ist Kantianer, der ist Darwinist."

Der vierte sagte: „Wer die Mitmenschen liebt, so sehr, daß er für sie leben und sterben kann, der allein ist Christ, und selbst wenn er von Christus auch nie etwas gehört hätte."

Welcher hat recht? Etwa der fünfte mit seinem alle übertrumpfenden Ausspruch: „Christ allein ist, der die Eigenschaften der vier Genannten in sich vereinigt."

Ein sechster will gehen, um einen Christen nach diesem Rezept mit der Laterne zu suchen.

Mir kam eine Frage: Welcher von zwei Menschen ist vorzuziehen, der, dem Gutestun schwer ankommt und es doch tut, oder der, welcher von Natur aus gut ist und dem das Wohltun keine Anstrengung kostet? — Da denke ich nun so: Der erste hat mehr Verdienst vor Gott, der andere hat mehr Wert vor den Menschen. Der erste ist gut, weil er gut sein will, der andere, weil er gut sein muß. Den ersten muß man von Fall zu Fall nehmen, auf den anderen kann man sich verlassen.

Die merkwürdigste, abenteuerlichste Frau, von der ich je gelesen, war die Schweizerin Regula Engel vor hundert Jahren, welche ihre Lebensschicksale selber in einem Buche „Die schweizerische Amazone" beschrieben hat. Sie war von Haus aus ein armes Schwyzer Mädli und wurde das Weib eines Soldaten, der in französischen Diensten stand. In Begleitung ihres Mannes ging sie mit Napoleon nach Ägypten, dann durch viele Länder und Schlachten bis Waterloo. Sie half dem großen Korsen bei seiner Welteroberung und nebenbei gebar sie einundzwanzig Kinder. Ihr Mann, sieben ihrer Söhne und drei ihrer Töchtermänner blieben in Schlachten, bei deren einer auch die Mutter im Soldatengewand kämpfte und verwundet wurde. Andere ihrer Kinder wurden ermordet, andere, in der weiten Welt zerstreut, gingen spurlos verloren. Frau Regula war an Napoleons Hof gerne gesehen und sie befand sich unter der Abordnung, die ihm aus Wien die Kaisertochter holte. Auch war sie mit Napoleon nach Elba gegangen. Nach seinem Sturze war sie (mittlerweile Witwe geworden) verarmt und bettelte sich, wegen ihrer Schicksale überall gut aufgenommen, durch die halbe Welt, um den Rest ihrer Kinder zu suchen. Einen Sohn fand sie sterbend in Amerika, die anderen hat sie nicht mehr gesehen. Sie starb, 92 Jahre alt, in einem Spitale zu Zürich.

Schrieb mir eine Wirtin eines mittelsteirischen Marktfleckens ein Brieflein, dessen Abdruck erlaubt worden ist. Sie habe gehört, daß ich auf einige Tage in ihren Ort käme. Sie lade mich ein, in ihrem Hotel zu wohnen. Nachdem sie einige Vorzüge dieses Hotels angedeutet hatte, schloß der Brief: „Es wird Ihnen gefahlen bei mir, gibt eilewal Unterhaldung, besonders der Herr Bezirk-Kommisehr ist ein sehr lustiger Herr. Überhaubts ist die ganze Hautwolle da jeden Abend." — Der Brief gab mir längere Zeit zu schaffen. Und ich wurde endlich neugierig auf ein Gasthaus, wo die Haute-volée so ungeniert in Hautwolle umgekrempelt wird. Hatte es auch nicht zu bereuen.

Der Naturforscher Ernst Häckel hat vor kurzem eine Fälschung eingestanden, die er sich in seiner Naturwissenschaft erlaubte. Häckel behauptet, sich auf Darwin berufend (obschon dieser reservierter war), daß der Mensch von dem niedrigsten Lebewesen abstamme und daß er durch alle Tiere gegangen sei, vom unvollkommensten bis zum vollkommensten. Jeder Menschenembryo durchlaufe noch heute die ganze Kette von der ersten Zelle durch eine bestimmte Reihe von Tierarten bis zum höchstentwickelten Tiere, dem Menschen. Um das augenfällig zu beweisen, zeichnete Häckel alle Formen der langen Kette, kein Glied fehlte. Die Kette war lückenlos — der Beweis erbracht. Aber da gab es andere Gelehrte, die trauten der Sache nicht und behaupteten, daß es mit einzelnen der Verbindungsglieder hapere. Denn in der Natur war es nicht so zu finden, was hier die Zeichnung deutete. In die Enge getrieben, hat Professor Häckel nun öffentlich zugestanden, daß er eine Anzahl der Verbindungsglieder im Embryo willkürlich auf seine Theorie hin — korrigiert habe. Das habe er getan, um die Lücken der Beweisführung auszufüllen! Köstlich! Der Beweis soll ja eben in der Lückenlosigkeit dieser Embryonenreihe bestehen!

Vielleicht sind auch in der Forscherschaft manchmal solche Praktiken nötig, um etwas durchzudrücken. Soll doch auch Kepler einen astrologischen Kalender herausgegeben haben, daß er äußere Mittel gewinne, den astronomischen zu verbessern.

In kleinen Herrengesellschaften dürfte es eine Seltenheit sein, solche Gespräche zu hören, wie das folgende: Es wurde in einer solchen Gesellschaft nach längerem Reden über die konfessionelle Bewegung die Frage aufgeworfen: Wer ist Christ?

Der eine sagte: „Christ ist, der an die Wunder und die Auferstehung Christi glaubt."

Der andere: „Christ ist, wer die Lehre Christi befolgt."

Und als die gelehrten Ausleger darüberkamen, war das heilige Ahnen und wundersame Empfinden beim Teufel.

„Der Weg zum Erfolg ist unfehlbar und unter allen Umständen allein das Wissen.“ So las ich in einem Buch und dachte nach, ob das wahr sei. Nach meinen ziemlich reichen Lebenserfahrungen ist das nicht wahr. Das Wissen allein ist ganz unfruchtbar, es muß das Können und der Fleiß dazu kommen, nur dann führt es zum Erfolg. Das Können und der Fleiß ohne Wissen hat weit mehr Existenzen und Güter geschaffen als das Wissen ohne Können und ohne Fleiß. Man kennt Leute genug, die nahezu alles wissen und nahezu nichts können, deshalb gar keinen Erfolg haben.

Dieses kurze Menschenleben ist deshalb so köstlich, weil es einem in der ganzen langen Ewigkeit nur einmal passiert.

Ja, woher weißt du denn das?

Eine verständige Kritik sagte vor kurzem, in meinen Schriften walte der Wunsch, überall alles recht zu machen und zu schlichten. Ich lebte fast nur in der idealen Welt. — Das ist selten gesagt worden, es ist aber was Wahres dran. Nun werde ich gefragt, wie man das anfangen müsse, die Wirklichkeit zu übersehen und in der Einbildung zu leben. — Ganz kann das natürlich nie gelingen. Die Wirklichkeit wird sich auch dem Träumer aufdrängen, so gut als der Traum sich dem Wirklichkeitsmenschen aufdrängt. Wirkichkeit wie Traum sind — Naturerscheinungen. Die Wirklichkeit will man immer nur dann los sein, wenn es eine unangenehme ist. Und wenn man sie los sein will, so darf man sich nicht in sie verbeißen, sondern muß gleichgültig zur Seite stehen. Und man baut sich eine bessere Welt in der Einbildung. Auch diese, die innere Vorstellung, ist Wirklichkeit, sonst könnte sie auf uns nicht wirken. Und gerade sie ist es, die unser Schicksal bestimmt. Ich lebe in der realen Wirklichkeit nur so weit, als es für das Stoffliche nötig ist. Im übrigen, in meinem Geistesleben versuche ich gar nicht, es der realen Welt anzupassen, sondern baue mir die Welt, wie sie mir gefällt. Ich weiß recht gut, daß sie mit der Alltagswahrheit nicht stimmt, und doch komme ich in keinen Konflikt. Ich vermenge sie nur nicht, die auswendige und die inwendige Erscheinung. Die Wahrheit meiner Einbildung ist schließlich gerade so sicher oder unsicher als die Wahrheit, die uns unsere äußeren Sinne zeigen. In der Welt, die ich mir baue, muß Harmonie sein, Friede und Liebe. Auch Gerechtigkeit

Das ist ein Weib. Das ist ein Mann! Das ist ein Schicksal. Und dieses Leben beschreibt die Frau in schlichter Sprache, ohne Sentimentalität, ohne Pathos, ohne Großsprecherei; vielleicht, daß stellenweise die Phantasie mitgeschrieben hat. Eines der seltsamsten Bücher, die man lesen kann. Mir hat es der Herausgeber der Auflage, Pfarrer Fritz Bär in Graubünden geschenkt und zu den Weihnachtstagen habe ich es gelesen. Mit fast fieberhafter Spannung, staunend vor dem grandiosen Geschichtsbilde, das — durch die Augen eines sonderartigen Menschen gesehen — da aufsteigt. Mehrmals ist dieses Soldatenweib für die Mutter Napoleons gehalten worden und wahrlich, an Tapferkeit war sie dem größten Soldaten der Neuzeit nicht bloß ebenbürtig, sondern sogar über. Held und gleichzeitig einundzwanzigfache Mutter sein, das geht über einen Napoleon.

Im Refektorium des Klosters A. erzählt ein munterer Pater folgendes Ereignis: Bei dem letzten Erdbeben in Sizilien ist auch die uralte Grenzmauer eingestürzt, die den Vorhof des Himmels von der Hölle seit sechstausend Jahren getrennt hatte. So kam es zwischen dem Gott Vater und dem Teufel zu Grenzstreitigkeiten darüber, wer die Mauer wieder soll aufführen lassen. „Meinetwegen mag sie liegen bleiben“, sagte der Teufel „ich brauch' sie nicht“. Aber Gott Vater pochte auf den höllischen Rauch und Gestank, der den ganzen Himmel verpesten würde ohne diese Wand; weshalb die Hölle für die Kosten aufzukommen habe. Da sich die Kontrahenten nicht einigen konnten, so wurde der Prozeßweg eingeschlagen. Aber leider, Gott Vater hatte den Prozeß verloren, weil er im Himmel keinen Advokaten fand.

Avenarius hat in seinem verdienstvollen „Kunstwart“ vor kurzem gesagt, daß in der Kunstwelt und in der Kunstkritik das Wort „verstehen“ ausgerottet werden solle. Beim Kunstwerk handle es sich nicht ums „Verstehen“, sondern ums Miterleben, ums Nacherleben. Ist es möglich, daß eine so wichtige Wahrheit so klar erst heute ausgesprochen wird? Was hat in der Kritik der Ausdruck vom Kunstverstehen schon für Verwirrung angerichtet! Wer ein Kunstwerk, sei es Bild oder Dichtung, nicht nachzuleben vermag, der soll gar nicht davon sprechen, oder nur so viel sagen, daß er es nicht nachzufühlen vermöge. Das ist Kritik genug. Allerdings gibt es in jedem Kunstwerk auch einen Teil, der verstanden werden muß — durch Erfahrung verstanden. Doch dieses Verstehen lehrt uns das Leben, nicht die Theorie des Kritikers. Mir ist manches Kunstwerk ein tiefes Erlebnis geworden, ohne daß ich es eigentlich verstanden habe.

„Sie tragen Hosenträger", sagte ich. „Der Leibgürtel wäre empfehlenswerter. Am besten ist's ohne alles."

„Oho, da müßte der Körper darnach gebaut sein!" rief er.

„Oder die Hose", sagte ich, „aber das können die wenigsten Schneider. — Bitte setzen Sie sich."

Dann machte ich ein Trüherl auf und suchte Knöpfe und Nähzeug hervor. Er entfaltete seine Bedeckungen soweit, daß ich dran konnte. Seine Aufregung legte sich sachte und während ich bei der Arbeit war, sprach er von Dankbarkeit.

Dabei betrachtete er mich aufmerksamer und sagte: „Sie sind wohl doch nicht der Herr Schulmeister?"

„Warten Sie. Ein paar Stiche noch und den Faden herumgeschlungen, daß es auch hält. So. Von diesen springt Ihnen keiner mehr los. — Nein, der Schulmeister bin ich nicht."

„Oder gar ein Schneidermeister?"

„So weit habe ich's auch noch nicht gebracht, mein lieber Herr. Sie sind wohl ein Wiener."

„So zu sagen. Aus Mödling. Ich wollte mir einmal die Waldheimat anschauen und ging über Stanz auf den Teufelsstein."

„Gutes Wetter gehabt?"

Er antwortete nicht mehr. Er blickte im Zimmer umher, auf den Bücherkasten, auf den Schreibtisch. Und dann zuckten seine Augen über mein Gesicht.

„Sollte ich — sollte es —", stotterte er, „nein, ich werde mich täuschen. Am Ende hätte ich — das Vergnügen — — der steirische Dichter?"

„Einer derselben", sagte ich.

„Der Rosegger?! Wäre es möglich?!"

„Ich bitt' Sie, tun Sie nicht so. Seien Sie froh, daß ich's bin. Nicht jeder andere hätte Sie bedienen können."

Der Tourist klatschte die Hände zusammen. „Aber da schau' man her! Jetzt hat er mir die Hosenknöpf' eingeheftet! — Hatte ich mir's nicht heilig vorgenommen, im Mürztal beim geehrten Herrn Dichter vorzusprechen und ihn zu bitten um ein Autograph!"

„Das haben Sie jetzt in der Hose. Es ist eines der wenigen Autogramme, die zu was gut sind."

Ich hatte wirklich Freude an meinem Werke. Wie ganz anders, wie stramm aufrecht stand er jetzt, da die „Hülse" wieder anhänglich gemacht war.

Wird wohl auch mit meinen Schreibheften immer die Anhänglichkeit erzielt wie mit dieser Stichprobe einer fadenscheinigen Kunst?

---

natürlich, das Fundament aller Harmonie. Man kann auch in der eingebildeten Welt unglücklich werden und sündig; in der alltäglich wirklichen wird man's gewiß. Anstatt mit der Phantasie müßige Allotria zu treiben, sollte man sie erziehen — erziehen dazu, uns ein schöneres Leben zu erschaffen.

Das Waldschulhaus in Alpel hat auch mir schon zur Entfaltung meiner Fähigkeiten gedient. Besonders einmal, im vorigen Herbste.

Ich stand vor dem Schulhause, lehnte mich an den Lattenzaun und schaute den gegenüberstehenden Bergwald an. Er wird immer dunkler und wüster. Der letzte Schneebruch hat die geknickten Stämme stellenweise so arg ineinander verfilzt, daß kein Durchkommen mehr ist. Über das enge Wiesental heran, das zwischen Schulhaus und Waldberg liegt, kam ein ziemlich dicklicher Mann, ein Tourist oder Sommerfrischler, wie sie sich an schönen Tagen gerne in der Gegend herumtreiben. Sein Gesicht war, so viel ich schon sah, stark gerötet und hatte einen blonden aufgestrammten Schnurrbart. Aber die Körperhaltung hatte etwas Greisenhaftes, auch legte er seine Hand an den Magen. Als er näher herankam, hörte ich ihn sagen: „Dieses verfluchte Beest! Daß man so ein Vieh frei umlaufen läßt, das ist gesetzwidrig. Niederschießen!"

Ich neigte mich teilnehmend, wie man es in der Einöde immer ist, über den Lattenzaun vor und fragte, ob da etwa von einem Hund die Rede sei?

„Ein Stier! Ein wütender Stier ist auf mich losgegangen", sprach der Fremdling. „Der hätte mich abgestochen!"

„Ein Stier? Ja, warum haben Sie denn keinen Stecken bei sich?"

„Ich dank' schön! Wie das Luder sieht, daß ich den Stecken brauchen will, ist es erst recht her auf mich. Zum Glück, daß Gefällholz in der Nähe ist, da bin ich hinein und da hat der Teuxel nicht nachkönnen. Aber ein Malheur ist mir passiert. Ich brauch' ein Frauenzimmer! Da im Schulhaus wird hoffentlich ein Frauenzimmer sein. Der Teuxel eini! Die ganze Hülse rutscht niederwärts — Sie sehen's ja. Denken Sie bloß, Mann, im Baumgefäll beim Drunterschlüpfen und Drüberhüpfen habe ich mir nicht weniger als drei Knöpfe aus der Hose gesprengt."

„Na, wenn sonst nichts ist", sagte ich — es war schon lustig. Frauenzimmer ist jetzt allerdings kein's da."

„Aber, du heiliger Fabrizius", rief er stark erhitzt, und immer noch das Beinkleid haltend, „so kann ich doch nicht ins Mürztal laufen.

„Da kann Rat geschafft werden. Kommen Sie nur herein." Ich öffnete das Zauntörchen und lud ihn ins Schulhaus auf mein Zimmer.

Wünsch' dir nie ein Glück zu groß,
Wünsch' dir nie ein Weib zu schön,
Das Geschick in seinem Zorn
Könnte es dir zugestehn!

*

Getragen hat mein Weib mich nicht,
Wohl aber ertragen!
Das ist ein schwereres Gewicht,
Als ich mag sagen.

*

Einen gesunden Leib,
Ein getreues Weib,
Freud' an jedem Kinde,
Ehrliches Gesinde,
Unser täglich Brot,
Alle Jahr' ein bißchen Not,
Dereinst einen sanften Tod,
Dazu helf' der liebe Gott.

*

Auf dem Friedhof für Heimatlose hat die unter ihrem Dichternamen Carmen Sylva bekannte Königin Elisabeth von Rumänien ein Denkmal errichten lassen, bestehend aus einem Findlingsblock mit der tiefergreifenden Inschrift:

Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült zum Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Heiland,
Das Vaterland ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lose:
Es ist das Kreuz von Golgatha —
Heimat für Heimatlose!

*

Auf dem Grabe einer Kaufmannsfrau in Potsdam von 1762 überreicht ein Knabe der Frau einen Brief: „à Madame Dickers im Grünthal à Potsdam." Die Frau hat ein Blatt mit folgendem Wechsel in der Hand:

Golgatha am allgemeinen Erlösungstage.

Auf diesen meinen Solawechsel, dessen Valuta ich an Frömmigkeit und ehelicher Treu erhalten, zahlet sogleich nach deinem Absterben die ewige Seligkeit

dein Heiland Jesus Christ.

*

Der Maler Anselm Feuerbach, der zu Venedig begraben liegt, klagt noch im Tode:

Hier ruht Anselm Feuerbach,
Der im Leben manches malte,
Fern vom Vaterlande, ach,
Das ihn immer schlecht bezahlte.

*

Recht unverdient erscheint der Spottvers auf einen armen alten Totengräber, der sicher lieber Rentner geworden wäre, hätte ihm das Schicksal das dazu nötige Handwerkszeug mit in die Wiege gelegt:

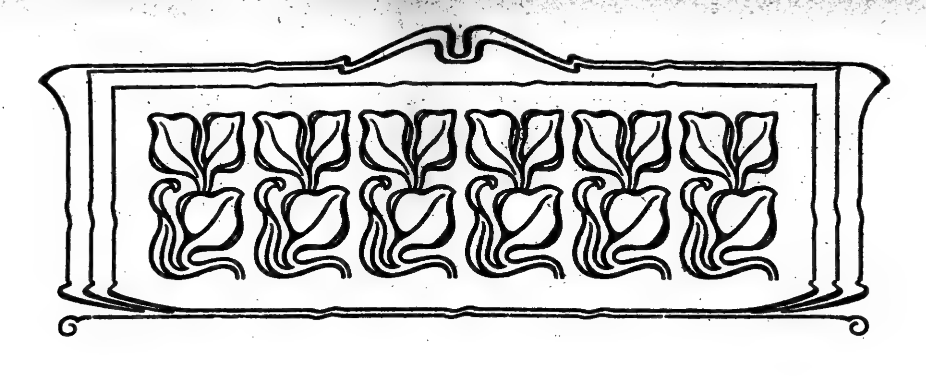
Der Mann hat neunzig Jahr gelebt
Und scharrte manchen ein —
Wer andern eine Grube gräbt,
Fällt endlich selbst hinein.

*

Die oft erwähnte Grabschrift von Eschlkam im Bayerischen Wald:

Hier ruht das junge Öchselein,
Des Schreiner Ochsen Söhnelein,
Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Daß es ein Ochse werden sollt.
Der Meister Ochs hat mit Bedacht
Kind, Sarg und Grabschrift selbst gemacht.

*



Kleine Laube.

Merksprüche aus dem Leben des deutschen Volkes.

„Der Hausschatz deutscher Spruchverse ist in seiner Art nicht minder reich an lauterem Gold wie das eigentliche Volkslied“, sagt W. H. von Riehl, und das wird uns bestätigt durch ein gehaltvolles Buch: „Witziges und Spitziges, Sinniges und Inniges in Spruch und Nam' auf Haus und Kram“. Gesammelt und gesichtet von Ernst Tiedt. (Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz.) Der Titel ist fast zu flatterhaft, als daß man so viele Weisheit, so viel Ernst, so viel Humor in dem Buche suchen möchte, wie darin tatsächlich zu finden ist. Der Fundgraben sind aber auch zahlreiche und tiefe. Hausinschriften, Sinnsprüche auf Kirchen, Friedhöfen, Schulen, Gärten, Denkmälern und Gedenktafeln, an Glocken, in Geschäftshäusern, Wirtshäusern, an Brunnen, Hausgeräten, Waffen u. s. w. Solche sind eine schwere Menge gesammelt; natürlich viel Bekanntes darunter, aber noch mehr Seltsames, stets markig, oft eine lustige Schalkerei, oft eine tiefe Lehre, oft ein Übermutssprung — im ganzen unmittelbare Offenbarungen deutschen Gemütes und Witzes. Etliche der Merksprüche, die bezeichnend sind, wollen wir hier folgen lassen.

Für kleinere Häuser wählt man wohl „Klein aber mein“, oder „Mein Haus, meine Welt“. Liebe zum eigenen Heim wie zur Heimat spricht aus der Inschrift eines Lübecker Hauses:

Nord un Süd, de Welt ist wiet,
Ost un West, to Hus is 't best.

*

In Oberbayern:

Dies Haus steht in Sankt Florians Hand,
Verbrennt's, so ist's ihm selbst ein Schand!

*

In Franken ist man aufgeklärter, denn da heißt es:

Heiliger Florian, du sakrischer Schwanz,
Wir brauchen dich nimmer, wir han Assekuranz.

*

Zimmerleut' und Maurer,
Das sind die rechten Laurer,
Zween Stunden tun sie priesen,
Zween Stunden tun sie niesen.

*

Bauen war eine Lust,
Aber was es gekust't
Hab' ich nicht gewußt.

*

Als im Jahre 1862 in Mainz das Schillerdenkmal eingeweiht werden sollte, hatte die Geistlichkeit, die der Errichtung wenig günstig gesinnt war, es nicht gestattet, daß, wie das Festkomitee es vorgesehen, vom Dome herab ein geistliches Lied geblasen werde. Mit Bezug hierauf meinte ein Bäcker in der Emmeranstraße:

Wir ehren den großen Propheten,
Auch ohne vom Dom zu trompeten.

und an einem Hause in der Pfaffengasse, wo viele Geistliche wohnten, hieß es sogar:

Großer Schiller, Dichterkönig,
In diesem Viertel feiern dich wenig,
Doch wärest du ein Jesuit,
So feierte das ganze Viertel mit.

*

Als die erste Fahrt der Bahn von Rotenburg in Hannover nach Zeven stattfand, war unter anderem an dem Hause der Zevener Hebamme zu lesen:

Bleib' heut in deinem Neste, lieber Storch,
Die neue Eisenbahn geht heut hir dorch!

*

Spruch von Heinrich Sohnrey:

Bauernfaust und Bauerngeist,
Ob man sie auch selten preist,
Sind des Staates Quell und Macht,
Sind die Sieger in der Schlacht,
Wohl dem Staat, der das bedacht.

*

In einem Kaufmannshause steht zu lesen:

Bist du zufrieden mit uns, sag es andern,
Bist du nicht zufrieden, sag es uns.

*

Philosophisch meint der Seiler:

Die kleinen Diebe hängt man auf,
Die großen läßt man laufen;
Wär' dieses nicht der Welten Lauf,
Würd' ich mehr Sträng' verkaufen.

*

Am alten Schlachthause zu Bamberg soll gestanden haben:

Hier schlägt man für sein täglich Brot
Die Ochsen und die Kälber tot.
Doch, Wandrer, du mußt wissen:
Nur solche mit vier Füßen,
Drum magst du ruhig fürbaß gehn,
Dir wird allhier kein Leid geschehn.

*

Borgen tu ich nicht,
Denn ich hab's empfunden;
Erst werd' die War' ich los
Und hinterher die Kunden.

*

Laß nichts hier, was dein ist,
Nimm nichts mit, was mein ist.

*

A bissel raufen, recht viel saufen,
Frisch, froh und frei, beharrlich und treu,
Für'n Kini (König) durch's Feuer,
Dees is a Bayer.

Eine Inschrift aus Obersteiermark:

Dieses Kreuz ist aufgericht
Zu Ehren des Herrn Jesu Christ
Der für uns gekreuzigt ist
Von den Bauern dieser Gemeinde.

*

Im Rathaussaal zu Leipzig heißt es:

Die sind die Weisen,
Die zur Wahrheit reisen.
Das sind die Narren,
Die im Irrtum beharren.

Was die andern denken
Nicht schmähen und kränken;
An fremdem Glauben
Nicht zwicken und klauben.

*

In poetischer Form wird in einer Ortschaft des Taubergrundes (Badisches Unterland) dekretiert:

Es wird hiermit drauf hingewiesen,
Daß jeder, der noch einmal diesen
Privatweg sich zu gehn erfrecht,
Das erste Mal drei Reichsmark blecht,

Im Wiederholungsfall wird immer
Die Strafe um drei Märker schlimmer,
Für streng reelle Innehaltung
Wird garantiert —
Die Ortsverwaltung.

*

Dieser Weg ist kein Weg. Wer es aber dennoch tut, zahlt 5 Mark in die Armenkasse.

*

Gegen eine leider nur allzusehr verbreitete Unsitte wendet sich die Aufschrift auf einer Bank im Walde bei Leipzig:

Verzehr' dein Brötchen mit Vergnügen,
Doch lasse kein Papier hier liegen.

*

Eine ähnliche Bitte hat der Poeßnecker Verschönerungsverein auf der Altenburg anbringen lassen:

Hast du gegessen und geruht,
Getrunken aus der Flasche,
So steck' die Reste — sei so gut —
Nur wieder in die Tasche.
Papiere sind hier keine Zier,
Das merke dir!

*

Noch drastischer spinnt Rudolf Baumbach den Faden weiter:

Mein Freund, der du zu Fuße reisest
Und deine Wurst im Grünen speisest,
Ich bitte dich, wirf das Papier,
Das fettgetränkte, nicht von dir,
Steck's lieber ein, es kommt die Zeit,
Wo du es brauchest anderweit.

*

Als Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg, ein überschwenglicher Verehrer Napoleons I., diesem in seiner Residenzstadt Gotha einen feierlichen Empfang bereitete, da sah man an dem Hause des Obermeisters der Metzgerinnung, Auerbach, ein Transparent mit den Worten:

Was Napoleon in seinem Fach,
Bin ich in meinem —
Auerbach.

Der biedere Mann, der offenbar die Hinneigung seines Landesfürsten zu dem fremden Eroberer nicht zu teilen vermochte, wurde vor den Herzog gerufen und gab diesem auf die Frage, wie er dazu gekommen, sich mit dem Kaiser zu vergleichen, ruhig die Antwort: „Wir sind beide große Schlachtmeister!“

*

sind folgende Summen bereitgehalten: Hofstaat 11,300.000 K, Kabinettskanzlei 184.416 K, Reichsrat 3,944.520 K, Reichsgericht 68.364 K, Ministerrat 4,602.110 K, Gemeinsame Angelegenheiten 300,636.980 K, Ministerium des Innern 46,215.424 K, Ministerium für Landesverteidigung 87,304.574 K, Ministerium für Unterricht 104,618.185 K, Ministerium für Finanzen 343,265.430 K, Handelsministerium 201,154.090 K, Eisenbahnen 465,384.570 K, Ackerbau 50,598.840 K, Justizministerium 92,548.190 K, Ministerium für öffentliche Arbeiten 89,460.754 K, Oberster Rechnungshof 630.400 K, Pensionen 91,627.627 K, Staatsschuld 409,622.616, Verwaltung des Staatsarchives 396.100. Die hauptsächlichsten Einnahmen verhalten sich folgendermaßen: Direkte Steuern 334,821.000 K, indirekte Steuern und Abgaben 894,535.150 K, Zölle 144,375.000 K. — Jetzt kann einer nachrechnen, wie viel uns übrig bleibt.

Singvögel.

Vom höchsten Berg im Lande ...

Vom höchsten Berg im Lande
Schauten wir drei einmal,
Zum erstenmal im Leben
Ins weite helle Tal.
Das lag in lichten Blüten
So klar und wunderbar,
Die Ferner rings erglühten,
Der Nebel floh vom Kar.
Und rings kein Laut, kein Leben,
— Nur dreier Herzen Beben
In tiefer Heiligkeit.

Du armes Volk da drunten,
Du armes deutsches Land,
— Wir gaben uns dort oben
Zu einem Schwur die Hand.

Und wie wir schweigend standen,
Geschah es, daß wir dort
Ein junges Stämmchen fanden,
Entwurzelt und verdorrt.
Weiß Gott, wie's hingekommen,
— Wir haben es genommen
Und wieder eingepflanzt.
Mag längst vom Sturm verweht sein,
Doch ist's uns ein schöner Traum:
Wir sehen es weben und wachsen
Zum stolzen rauschenden Baum.
Der läßt seine Äste spreiten
Weit über das glänzende Land
Mit seinem Stürmen und Streiten
Wie eine segnende Hand.

Und wie dann wir verderben
Und uns're Kräfte sterben,
Je stolzer blüht er auf . . .

Und sind wir müde Greise,
Ist unser Werk vollbracht,
Dann werden wir wiederkommen
In tiefer Sommernacht.
Und schauen lange, lange
Ins schweigende, schlafende Land,
Und lassen die Zweige rauschen
Und drücken uns stumm die Hand.
Und lassen unser Leben
Verlodern und verbeben
In tiefer heil'ger Nacht.

Dann sollen die roten Funken
Durch die rauschenden Zweige wehn
Und brausend soll der Stolze
In tausend Flammen stehn.
Daß die morschen Knochen versengen,
Doch unser heißes Blut,
Unser stürmisches Lichtwärtsdrängen
Und unser Ketzermut,
Unser heiliges Lieben und Hassen,
Unser Nimmersichbeugenlassen,
Uns're göttliche Sehnsuchtskraft,
Uns're zerschmetternde Leidenschaft
Aufrauscht in rotem Bande,
In brausendem brüllenden Brande
Weit über die schlafenden Lande,
Ins arme deutsche Land!

* * *

Vom Unterschied zwischen alter und moderner Kultur.

Darüber schreibt Karl Sell*) das Folgende: „Das Wesen der modernen Kultur erkennt man am sichersten, wenn man sie vergleicht mit der mittelalterlichen kirchlichen Kultur“. Diese war ein einheitliches Ganzes von positiven geltenden Ideen und daraus abgeleiteten Aufgaben, eine Weltanschauung, ruhend auf einem Dogma und auslaufend in bestimmte autoritative Formen sittlichen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Sie diente einem von der Kirche vorgehaltenen höchsten Ideal gemeinsamen Lebens.

Die moderne Kultur verzichtet auf jede dogmatische Weltanschauung. Sie ist nur ein Inbegriff von Grundsätzen und Methoden intellektueller, technischer, sittlicher Arbeit und Weltbehandlung und darum an sich vereinbar mit jeder Form christlicher Weltanschauung, wenn diese sich auf ihr eigenstes Gebiet beschränkt. Sie lehnt also an jedem Dogma nur ab die Form eines um einer Autorität willen anzunehmenden Satzes, nicht seinen Inhalt, gleichviel ob es ein religiöser, juristischer, sozialer oder wissenschaftlicher ist. Sie steht allen Autoritäten kritisch gegenüber, aber sie ist bereit, jeden geistigen Inhalt nach seinem eigenen Wert zu würdigen. Ihr Fundamentalsatz ist, daß alle Geistestätigkeiten in Wissenschaft, Schule, Kunst, Literatur, Religion vollkommen unabhängig auf sich selbst zu beruhen, sich frei von aller äußeren Bevormundung zu entwickeln haben. Die diesem Grundsatz folgende Wissenschaft verlangt unbeschränkte Freiheit für die Ermittelung der Wahrheit, die Schule verlangt eine lediglich den Bedürfnissen des sich entwickelnden Geistes der Jugend angemessene, Erziehung und Lehre, die moderne Kunst will nur dem Schönen um seiner selbst willen dienen und die moderne Religion will Gott nur so ergreifen und verehren, wie es dem innersten Wahrheitssinne des Menschen, nicht aber irgendeiner äußeren Offenbarung entspricht. Bei dieser ungehemmten freien Bewegung erwartet man am sichersten das Ziel zu erreichen, die absolute Wahrhaftigkeit des geistigen Lebens. Ihre Voraussetzung ist die, daß der Mensch von Hause aus, oder auch von Gott aus, dazu bestimmt sei, zwar nicht alle Wahrheit zu erkennen, aber doch überhaupt Wahrheit zu erkennen, und daß alle Wahrheiten, einschließlich derer der Religion, irgendwie zu einem Ganzen zusammenstimmen müssen.

Ein einheitliches Ziel, ein einheitliches Ideal, eine Gesamtanschauung vom All der Dinge besitzt diese Kultur nicht. Sie ist weder gläubig noch ungläubig, weder skeptisch noch rationalistisch. Den Autoritäten steht sie skeptisch gegenüber, für alle Behauptungen verlangt sie positive Beweise, geltende Normen prüft sie auf ihre Relativität. Denn sie erkennt als das Wesen des geistigen, wie alles Lebens einerseits die Gesetzmäßigkeiten, andererseits die Individualität. Sie ist eine rein menschliche, nur auf der gegebenen Basis des westeuropäischen Menschentums sich erhebende Gesamttätigkeit des Geistes, die es jedem menschlichen Individuum freistellt, wie es sich zu außer- und übermenschlichen Mächten verhalten wolle.“

Wieviel Geld wir brauchen.

Im „Heimgarten“ haben sich Ziffern nie gut abgehoben. Aber diesmal dürfte eine kleine Ziffernansammlung des Blickes wert sein. Oder weiß es der Leser ohnehin, wieviel wir Österreicher als Staat im Jahre Geld brauchen? Für dieses Jahr

*) Sell Karl, Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik, Kultur. (Quelle & Meyer. Leipzig.)

feurigen Liebe entbrennt, die nahezu sein Verderben wird. Das ist der romantische Teil des Werkes. Endlich geht in den Wäldern ein geheimnisvoller Greis um, der „Waldrausch“, der in wildem Sang das hohe Lied von der Einheit aller Schöpfung singt. Und es wird erzählt von der urgewaltigen Geschlechtsliebe des Waldes, der in seiner Blüte alles mit rosigem Schein überflutet und dann mit einem tagelangen Fruchtstaubregen die ganze Gegend überschüttet, Menschen und Tiere fast erstickt. Und das ist der symbolischeTeil dieser merkwürdigen, wunderlichen Erzählung. Die Naturschilderung ist üppig und glanzvoll in dem Gesamtbilde sowie in dem einzelnen kleinsten Wesen, aber sie ist fast nicht überall gut angebracht. Denn die Spannung, in die uns der Roman versetzt, ist so mitfortreißend, daß jene Ruhe und Stimmung nicht aufkommt, die diese tiefe Poesie symbolischer Naturschilderung fordern müßte. Auch die häufigen lyrischen Einsätze, so fein und rein sie an sich sind, möchte unsere Ungeduld oft gerne sträflicher Weise überspringen. Der Fruchtstaubregen, der in einem Jahrhunderte kaum zweimal auftritt, diese lebenstrotzende, in ihrer unendlichen Keimkraft unheimliche Naturerscheinung des lieberauschigen Waldes ist — wenn überhaupt je einmal — so gewiß nie ähnlich berückend dargestellt worden, als von unserem prächtigen Ganghofer in diesem, seinem neuesten Werke. Die bäuerlichen Volksgestalten haben trotz ihres entzückenden Wirklichkeitsgehaltes einen Stich ins Idealisierte — sowohl nach dem Schlimmen als nach dem Guten hin. Die Gestalten des Ingenieurs und der Herzogin und ihr Verhältnis rückt sich bedenklich ins Romanhafte, aber das ist in diesem Falle gar nicht anders zu machen. Das Kunstmögliche an Motivierung ist ja geschehen und daß es ein zielloses Lieben ist, beweist doch, daß unser Dichter der Wirklichkeit nicht untreu werden wollte. Als größere Fehler empfinde ich die zu häufige Wiederholung manches Bildes, die übermäßige Ausnützung mancher Stimmung, besonders aber die stellenweise allzulangen Zweigespräche philosophischen Inhaltes bei bäuerlichen Personen, deren volkstümlich plastische Sprachweise übrigens ganz außerordentlich gut wiedergegeben ist. Einzelne Figuren bekommen, so kernig sie sonst sind, durch das zu breite Ausreden manchmal einen sentimentalen Schimmer, doch derlei ist in unserer Literatur nichts Seltenes. — Wenn heute ein Preis ausgeschrieben würde für den deutschesten Roman, der in neuester Zeit erschienen, ich glaube, Ganghofers „Waldrausch“ müßte ihn gewinnen.

Lustige Zeitung.

Kleines Mißverständnis. „Frau: „Ich will hoffen, daß man Ihnen alles anvertrauen kann!“ — Neue Magd: „O, da kann sich die gnädige Frau ganz auf mich verlassen, — ich bin verschwiegen wie das Grab!“

Mißverständnis. Hausherr (zu einem Bettler, nachdem er ihm 50 Pfennig geschenkt hat): „Wenn Sie aber jetzt das Holz nicht zersägen, rufe ich die Polizei!“ — Bettler: „Bravo! Der gönn' ich's!“ „Guckkasten.“

Intelligent. Chef (zum Lehrling): „Sehen Sie mal im Buch die Telephonnummer von Meier nach.“ (Nach einiger Zeit) „Nun, haben Sie's noch nicht gefunden?“ — Lehrling: „Noch nicht, ich bin erst beim Buchstaben B.“

Pariert. In einen vollen Straßenbahnwagen steigt eine Dame ein, findet aber keinen freien Sitzplatz. Ein einfacher Mann erhebt sich und bietet der Dame seinen Platz an. Diese lehnte aber mit den Worten: „Danke, ich nehme keinen gewärmten Platz!“ das Anerbieten ab. — Behaglich setzt sich der Mann wieder hin und sagt: „Na, Madameken, Ihretwegen kann ick mir doch keine Eisblöcke in die Büxen dun!“ „Guckkasten.“

In der Fremde.

Es geht ein Hauch an mir vorbei ...
Es ist der alte Heimathauch ...
Lautlos versinkt, was fremd und neu,
Und alles um mich her wird Rauch ...

Der alte Giebel steigt empor,
Der heimatliche, heil'ge Herd
Und alles Wesen in der Welt,
Wie dünkt es mir nun so verkehrt.

Die alte Lampe brennt so still
Im Kämmerlein. Die Sterne hoch,
Sie blicken nieder stillvertraut
Und sind so fremd und ferne doch.

Die Sterne grüßt' ich oft als Kind:
Ich lehnt' am Fensterbrett allein —
In Eschenblättern ging der Wind,
Im Garten hing der Mondenschein ...

Da kam ein Locken fremd und heiß
Verzehrend in das junge Herz ...
Nun lehn' ich fern am Wanderstab
Und schaue sehnend heimatwärts.

Hans Legenstein.

* * *

Abendstimmung.

Die laute Stadt lag weit zurück;
Wir schritten stumm, doch Hand in Hand,
Und unser Innerstes verband
Ein traumhaft stilles spätes Glück.

Die Amsel sang ihr Abendlied —
Des Mondes schmale Sichel zog
Am Firmament — ein Vogel flog
Mit schweren Schwingen übers Ried.

Vom Dorfe her kam Glockenklang;
Ein Läuten, ach! so süß und weich,
Dem Ton des Wiegenliedes gleich,
Das Mütterchen einst abends sang.

Die Glocke tönt von allem Leid,
Das Menschenherzen je betraf,
Vom kurzen Glück, vom langen Schlaf,
Der aller Erdennot befreit.

Sei fröhlich — ruft sie — Menschenkind,
Bis einst dein letztes Stündlein schlägt,
Bis man dich zu den Müden trägt,
Die schlafend hier versammelt sind.

Und ist dein Leid auch noch so groß,
Geduld, Geduld! ein Weilchen noch,
Die Mutter Erde wartet doch
Und birgt dich treu in ihrem Schoß.

Auguste Posch.

Waldrausch.

Roman von Ludwig Ganghofer. 2 Bände. (Stuttgart. Adolf Bonz & Ko.)

Wenn ein „Jörn Uhl" der Welt suggeriert werden konnte, so ist nicht einzusehen, weshalb nicht auch dieses Buch mit ebenso großer, wenn nicht noch größerer Freude sollte aufgenommen werden. Es ist ein Buch der Arbeit und der Tüchtigkeit, der Liebe und der Treue. Wie soll man durch die reiche Menge von Personen, Handlungen und Geschehnissen, von Alltagsleben, Romantik und Symbolik den roten Faden ziehen? Ein junger Ingenieur baut unter allen erdenkbaren Widerwärtigkeiten im Hochgebirge eine Wasserzwinge, um das Tal vor Überschwemmungen zu schützen. Er wird vom kurzsichtigen Volke bedroht, vom reichen Geschäftskompagnon beschwindelt, von Elementarereignissen schwer bedrängt, und trotzdem stellt er in kurzer Zeit das große Werk zustande. Das ist des Romans Teil der Arbeit und der Tüchtigkeit. Dann ist ein junger, herrlicher Freund da, ein Naturmensch reinsten Charakters, der sein Halt bleibt, ein Mensch zum Jauchzen; und es ist ein wüster, brutaler Feind zuwege (eine tragikomische Figur), der sich in seiner eigenen Falle ganz unerhört komisch fängt. Und es sind rührende Mütter und lebensglühende Frauenzimmer da. Vor allem aber ist eine junge, wundersam schöne Herzogin da, in die der arme Bursche von Ingenieur in einer reinen, sturm-

behaglicher Humor würzt viele dieser Tagebuchblätter; Stoffe zu neuen Bauerngeschichten findet Hansjakob in Menge unterwegs, und manch kluges Wort notiert man sich gerne. So z. B. über das aktuelle Kapitel der Kirchen-Restaurierung: „Man sieht hier, wie echte Kunst mit echter Kunst, welchen Stiles sie auch sei, sich so gut verträgt, wie Gold neben Gold, das immer Gold bleibt, wenn es auch vielgestaltig nebeneinander liegt“, oder über Fragen religiöser Duldung, oder über Bismarck u. s. w. Überall erkennt man den Autor als einen vielerfahrenen Mann, der seine Zeit mit offenen Augen durchwandelte. Es sei dem Schreiber dieser Zeilen zum Schlusse die Bemerkung gestattet, daß er, sollte ihm „der große Mann mit dem großen Hute etwa einmal mit seinem Gespann begegnen, sich erlauben würde, gerade so lange mitzufahren, bis der Herr Pfarrer zugibt, daß er in der, wie es scheint, allen Bauernländern gemeinsamen „Misthaufenfrage“ im Grunde mit den Hygienikern übereinstimmt, und in der bewußten Stelle bloß ein wenig dem Bauern nach dem Munde reden wollte, wo er den Stolz gutheiß, der den duftenden „Kulturträger“ vor, und nicht hinter das Haus placiert. —b—

Buch der Jugend. Von Hermann Bahr. (Wien. Heller & Co. 1908.)

Wir haben Schriftsteller, die zu jeder Sache um jeden Preis ihre aparte Stellungnahme zeigen. Sie halten es in gar keiner Meinung mit anderen, sie müssen über jedes Ding was Besonderes, Auffallendes sagen. Es ist immer geistreich, aber selten richtig. Zu diesen Abnormen ist auch Hermann Bahr gezählt worden. Sein neuestes „Buch der Jugend“ belehrt uns eines anderen. Ein Besonderer ist er auch hier, ein blendender Stilmeister, doch er ist mehr, er ist oft auch wahr und tief. Er plaudert über Leben und Kunst; mit Vorliebe über Kunst, wie ein Großstadtmensch gar nicht anders kann. Er spricht über Künstler, Dichter und Bücher, er erzählt, er erinnert. Was er in der köstlichen Einleitung über die Österreicher sagt, die nicht den Mut haben, Österreicher zu sein, das tut wirklich wohl. Völlig neu und überraschend ist uns Bahr in dem Aufsatz: „Gottfinder“. Den müssen wir aufzeigen, um zu beweisen, daß Hermann Bahr unter Umständen sehr ernst genommen werden muß.

Enrica von Handel-Mazzetti. Die Persönlichkeit und ihr Dichterwerk von Eduard Korradi. (Münster. Alphonsus' Buchhandlung. 1909.)

Über die merkwürdige junge Dichterin ist schon das erste Buch erschienen. Es behandelt nebst ihrem Leben und ihrer Entwicklungszeit die beiden großen Romane „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“ und „Jesse und Maria“, dann den epischen Volksgesang „Deutsches Recht“ und die Gedichte und Balladen. Besonders lesenswert in dem Buche ist der Abschnitt „Aus der Werkstatt ihrer Kunst“, durch den der Leser Einblick in die Schaffensart der Dichterin gewinnt und ihre ästhetischen Grundsätze kennen lernt. Ein wohlgetroffenes Bildnis ziert das Werkchen, das jeder Bewunderer dieser wahrhaft großen österreichischen Dichterin mit hohem Interesse lesen wird.

Herzenstöne. Gedichte von Gustav Adolf Witt. (Wien. Karl Fromme.)

„Ich möchte wissen, ob ich ein Dichter bin; ein Versschmied möchte ich nicht sein“, schreibt der Verfasser. Er sei beruhigt, er ist ein Dichter und sogar ein echter. Wäre er um hundertfünfzig Jahre mit seiner Art früher gekommen, so könnte er sogar ein berühmter Dichter sein. Mittlerweile haben aber andere über gleiche menschliche Dinge in gleicher Form gesungen und das Beste weggesungen. Was aber nicht hindert, daß diese „Herzenstöne“ auch echte Herzensempfindungen sind.

Beduinen-Lieder aus der Lybischen Wüste. Gesammelt, erstmalig herausgegeben und übersetzt von J. G. Ewald Falls. Mit 26 Abbildungen. (Kairo. F. Diemer & Bayländer. 1908.)

Eine andere Poesie, aber große Poesie, Kraft, Anschaulichkeit, Weisheit. Dem Kriege, dem Helden, der Liebe, der Wanderung, dem Tiere weiht der Beduine besonders gerne sein Lied. Es hat auch seine Schnaderhüpfeln, seine Sprichwörter, nur wie anders als wir, wie anders! Und doch alles auch menschlich echt.

Heiligenblut. Von Adolph v. Wenckstern. (Berlin. Vossische Buchhandlung.)

Was hat der Breslauer Professor auf dem Felde der schönen Literatur zu suchen? Will er in ihren fröhlichen Bezirken ein Katheder aufstellen und dozieren? Bleib' bei deinen Leisten . . . ! Nein — lehrhaft ist dieses Heiligenblut nicht! Der Professor und Privatdozent Erck, dessen Ringen im Mittelpunkt der Handlung von Heiligenblut steht, spricht, grübelt — gewiß! Er und die Frau, die ihn liebt, die ihn zu spät findet, zu der sein Herz gerissen wird, der doch mit seiner Imme nach schweren Nöten glücklich vereint ist, sprechen von allerhand — aber lehrhaft, dozierend ist das Alles nicht. Gedanken, Empfindungen, Handeln — das Menschenschicksal, das sich entrollt, ist eingebettet in Naturschilderungen von leuchtender Wahrheit und Frische.

Beruhigend. Arzt (eine Leiche untersuchend): „Drei Wunden! Die erste ist tödlich; aber die beiden andern sind glücklicherweise nicht von Bedeutung!“

Scherzfragen. Was ist eine Perücke? Eine falsche Behauptung. — Was ist ein Drehorgelmann? Ein Mann, der sein Brot im Handumdrehen verdient. — Was ist Kunst? Kunst ist, was man nicht kann; denn was man kann, ist keine Kunst mehr.

Das richtige Buch. „Dies würde gerade das richtige Buch sein, das Sie Ihrer Frau vorlesen könnten,“ meinte der Kolporteur. — „Ich lese nicht und habe auch keine Frau!“ schnauzte Herr Robbs. — „Nun, wenn Ihre Frau tot ist, sind doch vielleicht Kinder da. Und Kinder finden gerade dieses Buch —“. — „Kinder sind auch nicht da. Es ist keiner da außer mir und der Katze.“ — „Nun,“ versetzte der verzweifelte Kolporteur, „brauchen Sie denn da nicht manchmal ein gutes, schweres Buch, um es nach der Katze zu werfen, bloß so zur Beruhigung Ihrer Gefühle? Bei den meisten Büchern würde es Ihnen leid tun, sie auf diese Weise zu ruinieren, aber dies —“.



Vom Himmel und von der Erde. Ein Weltgemälde in Einzeldarstellungen von Dr. M. Wilhelm Meyer. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Neue Bücher oder Abhandlungen von Wilhelm Meyer werden mit Freude begrüßt; es genügt, daß man den großen Kreis seiner Leser auf Neuerscheinungen aufmerksam macht. Auf das letzte mit zahlreichen ausgezeichneten Illustrationen ausgestattete Werk muß aber jedermann verwiesen werden, der Interesse für die wichtigen naturwissenschaftlichen Phänomen und Entdeckungen besitzt — und in sich ein solches Interesse wecken lassen möchte. Knapp, übersichtlich und leichtfaßlich führt uns Meyer in die Geheimnisse des Himmels ein, lehrt uns die Wunder des Radiums und legt die nicht minder erstaunliche Theorie der Telegraphie ohne Draht dar, die sich aus Marconis einfacher Verbindung einer mit Eisenstaub gefüllten Glasröhre mit einem Läutewerk entwickelte. Der berühmte Autor öffnet unser Auge für die kaum geahnten Schönheiten des Mikro- und Makrokosmus, läßt uns tiefe Blicke in die Kräfte der Natur und ihres Lieblingskindes: des menschlichen Geistes tun, und ebenso hilfsbereit leitet er den, der ihm folgen will, durch die verwirrende Mannigfaltigkeit der Sternenwelt, durch die Epochen der Eiszeit, der Saurier und in das Dunkel der Tiefsee. In dem Abschnitte „Ungehobene Schätze der Natur“ beschämt der Wissenschaftler auf Grund von Tatsachen beinahe die üppigste Phantasie des Dichters; das Kapitel mahnt an den X. Gesang von Hamerlings „Homunkulus“. Besonderes Interesse dürften wegen der entsetzlichen Heimsuchungen Süditaliens die Darlegungen über die Stellung des Menschen zu den Naturgewalten, vor allem zu Erdbeben und Eruptionen, erregen. H. L. R.

Verlassene Wege. Tagebuchblätter von Heinrich Hansjakob. „Reiseerinnerungen“, I. Band. (Stuttgart. Adolf Bonz & Komp.)

„Verlassene Wege“ führt uns der Herr Pfarrer von St. Martin in Freiburg; Wege, die abseits liegen von der Eisenbahn und vielfach fast abseits zu liegen scheinen von heutzutage. Begegnet ihm doch auf dieser Wagenfahrt — über den Schwarzwald, durch die Baar, durch den Hegau und Linzgau ins Donautal und zurück durch Hohenzollern und den württembergischen Schwarzwald ins heimatliche Kinzigtal — einmal ein Bauersmann, für den die Frage „wie weit es sei nach Gammertingen“ (einem der nächsten Orte) zu klingen schien, wie etwa die Frage, wie weit es sei nach Peking. Und auf diesem Wege nun „von Pfarrhaus zu Pfarrhaus“ stöbert der alte Volksfreund ganze Scharen interessanter Existenzen, zumeist alte Bekannte aus seinem reichen Leben auf und jeder wird uns ausführlich vorgestellt. Ungemein anheimelnd ist diese Art, den Leser zum Zeugen all dieser vielen kleinen Begebnisse zu machen und ihm Volk und Land vor die Seele zu stellen. Vergangenheit und Gegenwart werden wie im traulichen Gespräche erörtert und man bleibt angenehm gefesselt bis zum Schluß. Leiser be-

Der Struwwelpeter in 300. Auflage. Der gute alte Struwwelpeter, an dem sich schon Generationen von Kindern erfreut haben und der, seit mehr als 60 Jahren bestehend, noch von keinem anderen Kinderbuche überholt worden ist, wurde zu Ende des Jahres 1908 von seinem Verlage Rütten und Loening zu Frankfurt a. M. in der 300. Auflage vorgelegt. Diese merkwürdige Tatsache erweist zur Genüge die Unverwüstlichkeit und Lebensfähigkeit dieses lustigen und doch auch pädagogisch wirkenden Buches, das nun schon in mehr als einer Million von Exemplaren verbreitet ist. Die Verleger haben dem Jubelbande als heiteres Faksimile eine gereimte Honorar-Empfangsbestätigung des Verfassers Dr. H. Hoffmann vom Jahre 1857 sowie das Porträt desselben nebst einer Skizze über die Entstehung des Struwwelpeter aus Hoffmanns Feder beigegeben. Schl.

Büchereinlauf.

Laboremus. Roman von C. Richard. (Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft.)

Neue Märchen. Von Klara Hepner. Mit Buchschmuck von Joseph Mauder. (München. Verlag der Jugendblätter.)

Heimatgift. Roman von Karl Cont Scapinelli. (Dresden. Heinrich Minden.)

Aus der Art geschlagen. Schauspiel in 5 Aufzügen von Johannes Weinold. (Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft.)

Aus des Lebens Lust- und Trauerspiel. Von J. Krüger. (Halle a. S. Otto Hendl. 1908.)

Deutsche Bücherei. (Berlin. G. m. b. H.): **Aus Heimat und Wahlland.** Bilder und Studien von Ludwig Bräutigam. 3 Bände.

Aus stillen Stunden. Gedichte von Wilhelm Fritsch. (Brünn. K. u. k. Hofbuchhandlung Karl Winiker. 1909.)

Aus stillen Stunden. Gedichte von Eduard Pult. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1908.)

Meine lieben vier Wände. Gedichte von Hans Rothhardt. (Leipzig. Karl Lentze.)

Kirschblüten. Gedichte von Walther Beamt. (Brünn. A. Engel.)

Das altrömische Arvallied. Ein urdeutsches Bittganggebet von Dr. K. Stuhl. (Würzburg. J. Kellner. 1909.)

Die Bücher der Bibel. Herausgegeben von F. Rahlwes. Zeichnungen von E. M. Lilien. 4. Heft. (Braunschweig. G. Westermann.)

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. I. Die Vorherrschaft der Deutschen von Richard Charmatz. (Leipzig. B. G. Teubner. 1909.)

Kaiser Josef II. in Kreibitz. Den Deutschen des Kreibitztales von R. Fiedler. (Selbstverlag.)

Altfränkische Chronik in Wort und Bild. Von St. Wehnert. Jahrgänge 1905, 1909. (Würzburg. Prometheus-Verlag.)

Wilhelm von Polenz. Von Adolf Bartels. (Dresden. C. A. Koch's Verlagshandlung. 1909.)

Eigene Spielmannsweisen. Von Dr. Ernst Weber. (München. Verlag der Jugendblätter.)

Wetten und Witze. Von Dr. Wolfgang Pezlederer. (Salzburg. Im Selbstverlage. 1909.)

Das junge Mädchen. Seine In- und Umwelt. Ein Zeitbuch. Auf Grund einer Rundfrage gelegentlich des Wohltätigkeitsfestes zu Gunsten eines „Erholungsheims" der Karlsruher Mädchenfürsorge. Herausgegeben von Albert Herzog. (Karlsruhe. 1908.)

Schlesien. Illustrierte Zeitschrift für die Pflege heimatlicher Kultur. Zeitschrift des Kunstgewerbevereines für Breslau und die Provinz Schlesien. (Breslau. Phönix-Verlag.)

Eine Marxwarte.

An einem Junitag hatten wir vor nahezu drei Jahren unseren Dichter Friedrich Marx in seiner Heimat Oberdrauburg zu Grabe getragen; dort mitten im ewigen Zauber seiner Alpen, denen er zeitlebens mit rührender Liebe anhing.

„Ihr hohen Alpen, seid die Sonnenuhr
Für meines Daseins flüchtig frohe Stunden!"

Die dankbare Heimat will ihm ein Denkmal bauen. Oben, eine gute Wegstunde von Oberdrauburg, in einer Höhe von mehr denn 1000 Metern, an einem Punkte, wo Marx, der begeisterte Naturfreund, so oft geweilt und Gottes Schöpfung bewunderte, dort soll seinem Andenken und vielen tausend Freunden der Oberkärntner Bergwelt die Marxwarte errichtet werden.

Die Rita der Ario-Germanen. Von Guido List. (Leipzig. E. F. Steinacker.)

Auf dieses in seiner Art bedeutsame Werk wollen wir unsere Leser besonders aufmerksam machen. Das Werk eines Gelehrten und Dichters, eines kerndeutschen Mannes für kerndeutsche Leser.

Die Landjugend. (2 Ausgabe: Jugendbuch für Stadt und Land.) Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Mit Buchschmuck und Bildern von F. Müller-Münster u. a. 13. Jahrgang. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Man kann das Büchlein getrost sowohl der Jugend (etwa vom zehnten Jahre ab) in die Hand legen, als auch den Schulentwachsenen. Es ist ein Buch für jung und alt.

Feste und Spiele des deutschen Landvolks. Von E. Kück und H. Sohnrey. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Ein wissenschaftlich bearbeitetes, aber zugleich im höchsten Grade fesselndes und für weite Kreise bestimmtes Buch, zu dem zwei Freunde und Kenner des deutschen Dorfes sich zusammengefunden haben, Professor Heinrich Sohnrey und der Verfasser des von der gesamten Kritik glänzend beurteilten volkskundlichen Werkes über „Das Bauernleben der Lüneburger Heide" Dr. Eduard Kück. In 16jähriger Sammelarbeit ist auf die immer wiederholten Anregungen Sohnreys in seinen Zeitschriften unter lebendiger Teilnahme von Angehörigen der verschiedensten Lebensalter, Stände und Gegenden des deutschen Sprachgebietes der größte Teil des hier mit wissenschaftlicher Exaktheit verarbeiteten Materials aus dem Volksleben geschöpft und zusammengebracht worden.

Wille und Erfolg. Von Swett Marden. Deusch von Elise Bake. (Stuttgart. W. Kohlhammer. 1909.)

Wenn dieses Buch in die rechten Hände kommt, so kann es Großes wirken. Die rechten Hände dürften jungen, strebsamen, oder auch mutlosen Leuten angehören, deren Lebensweg ein mühsamer ist und die es doch zu Erfolg bringen möchten. Das Buch erzählt von Vorbildern eines starken Willens und von den Gütern und Ehren, die durch unermüdliche Arbeit errungen wurden. Es ist amerikanische Energie, die da gelehrt wird.

Die Reden Jesu. Verdeutscht und vergegenwärtigt von Dr. Johannes Müller. Erster Band: Von der Menschwerdung. (München. C. H. Beck. 1909.)

Das Werk behandelt nach neueren Standpunkten die Lehre Jesu. Es ist eine Gottes- und Sittenlehre außerhalb kirchlichen Kreises, in durchaus christlichem Sinne.

Frieden für den Friedhof. Ein Beitrag zur Auseinandersetzung zwischen Kultur und Konfessionalismus nach dem neuesten Stand von Eberhard Goes. (Stuttgart. Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. 1909.)

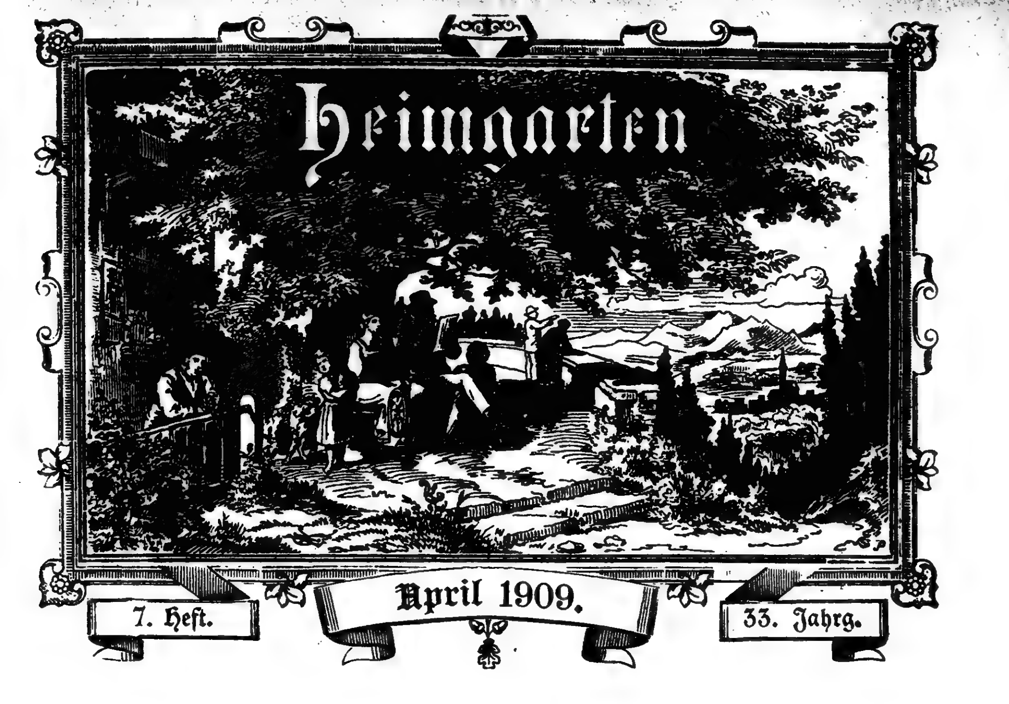
Eine Schrift über eine so interessante Frage, in der dogmatische und kirchenrechtliche, nationalökonomische und finanzielle, ästhetische und juristische Interessen und Rücksichten sich teils brechen, teils kreuzen, soll dem Gebildeten unserer Tage nicht gleichgültig sein.

Ein schönes Unternehmen ist die durch den Verlag Karl Prochaska veranstaltete Herausgabe der **Deutschösterreichischen Klassiker-Bibliothek**, redigiert von Dr. Otto Rommel. Es sind vornehm ausgestattete Büchlein, enthaltend die hervorragendsten Werke der bedeutendsten deutschösterreichischen Schriftsteller aus älterer Zeit; jedes Werk ist mit wohlorientierender Einleitung versehen. Manch Vergessener taucht auf, z. B. Johann Gabriel Seidl, der uns als sehr respektabler Erzähler wieder in Erinnerung gebracht wird.

Westermanns Monatshefte sind fast völlig Kunstblatt geworden. Doch bringt immer noch jedes Heft Aufsätze, die weiter ausgreifen. Im Jännerheft 1909 finden wir einen sehr bemerkenswerten Artikel: „Shakespeares erster Tag in London", welcher in geschickter Form von des Dichters erstem Besuch die Zustände Londons im 16. Jahrhundert geschildert werden. Ferner enthält dasselbe Heft einen Aufsatz über Franz Josef I. von Felix Salten, der, warm, geistvoll und glänzend geschrieben, zu dem Besten gehört, was im Jubeljahre über unseren Kaiser geschrieben wurde. In einer höchst ansprechenden Weise wird die Charakteristik und Bedeutung dieses Fürsten und seiner Regierungszeit vorgeführt. — Die prachtvolle Ausstattung versteht sich bei dieser alten, vornehmen Monatsschrift von selbst.

Patriotische Gedichte. Von Ferdinand Haberl. (Mödling. J. Thomas.) Das Reinerträgnis fließt dem Jubiläumswerke „Für das Kind" zu.

Diese patriotischen Gedichte, deren Verfasser vor kurzem das 50. Lebensjahr überschritt, muß man ausgereifte Poesie nennen, die nicht momentaner Begeisterung, vielmehr aufrichtiger Überzeugung entsprungen ist.



Sternschnuppen.

Novelle von **Emil Ertl.**

(Schluß.)

Bei der gemeinsamen Mahlzeit an diesem Abende bestritt das Kind mit seinem munteren Geplauder die Kosten der Unterhaltung. Als der Tisch abgeräumt wurde, erhob sich die Tante, um Lydia zu Bette zu bringen. Sie verabschiedete sich von Welspach und sagte ihm einige verbindliche Worte. Auch Lydia legte ihre kleine, weiche Hand in die seine und sah ihm in die Augen, als sinne sie über etwas nach.

„Auf frohes Wiedersehen, kleine Dame!" sagte er. „Was soll ich dir mitbringen, wenn ich dich besuchen komme?"

„Einen Papa", sagte sie; „ich habe keinen Papa. Wenn du uns besuchen kommst, sollst du mein Papa werden und die Tante wird dann auch deine Tante. Magst du? Aber du mußt immer freundlich blicken, nicht so wie heute; ich will keinen strengen Papa haben."

„Lydia!", verwies Clarisse scharf. „Schwatz' nicht so viel und geh' aufs Zimmer! Vorwärts!"

Das Kind blickte verdutzt auf, schmiegte sich an die Tante und zog sie mit sich fort. Clarisse erhob sich mit Glut übergossen, durchschritt mit ihrem großen, ruhigen Gange, der immer gleichsam etwas Feierliches hatte, die Diele und trat auf die Veranda hinaus. Unschlüssig blieb er zurück und zögerte. Endlich erhob er sich gleichfalls und folgte

Dort oben stand Marx so oft als fühlender, schönheitssuchender Mensch; dort stand er, die Größe der Schöpfung besingend, als Dichter; und wo er stand, wohin er schaute, war seine Heimat.

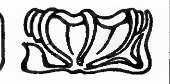
Und so soll ihm, der Zeit seines Lebens wenig für sich, viel aber für seine Mitmenschen geschaffen hat, von dankbaren Heimatgenossen ein Denkmal errichtet werden; ein Werk, das ihm, wenn er dessen Erstehung auch nimmer schauen kann, doch einen längst gehegten Wunsch erfüllen soll: einen Aussichtsturm zu bauen für diejenigen, die er als seine Mitmenschen liebte — für Landsleute und Freunde seiner Heimat.

Was vor Jahren noch ein bescheidener Vorschlag war, ist heute Beschluß; und in nicht allzulanger Zeit soll die Marxwarte eröffnet werden, wenn nur irgendwie Freunde des Dichters und der Oberkärntner Bergwelt mit beitragspendender Hand der unternehmenden Sektion „Oberdrauburg" des Österreichischen Touristen-Klubs beistehen. (Beiträge sind zu senden an die Sektion „Oberdrauburg" des Österreichischen Touristen-Klubs in Oberdrauburg.) Und ich weiß, daß alle, die da kommen und von hoher Warte über Föhrenwipfel hinausschauen werden ins schöne deutsche Bergland, es danken werden dem, der Idee und Namen gegeben hat: dem Menschenfreund, dem Dichter — Friedrich Marx.

Alban Unterkreuter.



Postkarten des „Heimgarten".



H. H., Graz. „s loapp mas nit" — was das heißt? Ein Steirer müßte es wohl wissen. Es leibt mir's nicht, es verträgt's der Leib nicht. Das wird gesagt, wenn der Magen eine Speise unverdaut durch Erbrechen wieder von sich gibt. Dann „loapps eahms nit." — „Ih bin af eahm folsch" muß nicht heißen: Ich bin gegen ihn falsch, unredlich; im Volkstümlichen bedeutet es: Ich bin auf ihn verdrießlich, böse. — „Zugeisen" heißt ihn Obersteier so viel als Eisendraht. — Der Ausdruck „angänzen" heißt nicht etwas ganz machen, im Gegenteil, es heißt von einem Ganzen etwas wegnehmen. Man gänzt einen Brotlaib an, wenn man das erste Stück abschneidet, einen Zehnkronenschein, wenn man die ersten Heller von ihm wegnimmt.

F. W., Graz. Jener Spruch im Kernstockstübel zu Hartberg lautet nicht: „Kernstock heißt herzhaft und wahrhaft", sondern „Kernstock heißt herzhaft und w e h r h a f t. (Kern, Stock.)

E. K., Mauthausen.

„Der Klaus nimmt die Kadel, didl dum de,
Schön fest um die Mitten, didl dum de,
Und hat mit dem Madel, didl dum de,
„nen Baum umgeschnitten, didl dum de!"

Gehen Sie mit diesem Ding just einmal zu Professor Pommer in Wien und erzählen ihm, das wäre ein echtes Volksliedel. Der wird Sie heimleuchten — didl dum de!

Frau E. F., Freiburg. Wärmsten Dank und Gruß. Nicht jede, die so liebe Briefe schreibt, ist so bescheiden, zu vergessen, daß sie ihre Adresse angebe.

* Ein junger Dichter, auch im „Heimgarten" wiederholt mit hübschen Gedichten hervorgetreten, bittet edle Gönner, ihm durch Zuwendung von Instruktionen oder schriftlichen (literarischen) Aufträgen behilflich zu sein. Anträge unter „Jung Siegfried", postlagernd, Graz. Die Redaktion, die den jungen Mann kennt, hält ihn des Wohlwollens wert.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" n i c h t abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe n i c h t honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, o h n e irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 15. Februar 1909.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Was reden Sie da?“ rief sie in Zorn aufflammend. „Sie klagen ihn an und wissen von nichts! Wie können Sie sich herausnehmen, ihn zu verurteilen?“

Er zögerte und suchte, von Zorn und Leid erfüllt, nach einem Worte, das den Verstorbenen noch tiefer hätte herabsetzen können. Aber der große, einsame Ton, der von dem gleichmäßigen Rauschen des Gießbaches ausging, klang ihm wie ein ewiges Schicksalslied ins Herz, daß er auf einmal das Enge und Kleinliche seines Beginnens fühlte und wie beschämt verstummte.

Mit tief bewegter Stimme, aber fest und ruhig, sagte Clarisse: „Sie sollen alles erfahren. Was niemand weiß, sollen Sie wissen. Ich liebte ihn. Ich hatte es bei den Eltern durchgesetzt, daß wir ihn bis Pola begleiteten. Den letzten Abend brachte er bei uns zu. Es kam der Abschied. Ich blieb allein, das Herz wollte mir brechen . . .“

Sie stockte Es kostete sie sichtlich Überwindung, weiterzusprechen. „Ach, wenn Sie wüßten —!“ sagte sie mit einem Seufzer.

Auch ihm war es eine Qual, zuzuhören. Der Gedanke, daß sie den Geliebten vor seinem Urteil rechtfertigen wollte, folterte ihn.

„Sie sind mir keine Rechenschaft schuldig“, sagte er ablenkend.

„Nein, hören Sie weiter, Sie sollen mich ganz kennen! Es litt mich nicht länger in meinem Hotelzimmer, ich eilte durch die dunklen Gassen der fremden Stadt zu ihm. Wir standen an seinem Fenster und hielten uns noch einmal umschlungen, unter uns atmete das Meer und schlug gegen die Molen und darüber stand der weite Sternenhimmel — wie heute, und wie heute fiel ein Stern. Wir sahen einander an. Fragend, erwartungsvoll. ‚Um Stärke hab' ich gebetet in diesem Augenblicke', sagte er leise. Ja, so sagte er. In mir aber war nur der e i n e Wunsch, ihm alles zu sein.“

Clarisse richtete sich auf und trat vor ihn hin. Bei dem schwachen Lichtscheine, der aus der Tür drang, sah er, daß ihre Züge stolz und ruhig waren.

„Die Sterne haben es gehört“, sagte sie innerlich triumphierend, „und ich segne sie dafür! Nun wissen Sie alles! Nun werden Sie ihn nicht mehr anklagen. Verurteilen Sie mich, wie alle Welt mich verurteilt, wenn Sie nicht anders können!“

Ein ohnmächtiger Haß gegen diesen Mann, den sie noch immer liebte, wühlte in ihm, ein Haß gegen das Kind, dessen Gegenwart seine Erinnerung unablässig wach hielt.

„Es ist Zeit zur Ruhe zu gehen“, sagte sie in völlig veränderiem Tone. „Morgen mit dem Frühesten müssen wir aufbrechen, wollen wir unten den Schnellzug noch erreichen. Sie werden mir den Gefallen tun, unsertwegen Ihre gewohnte Ordnung nicht zu unterbrechen?“

ihr. Er fand sie am Geländer stehen unter dem weiten, mit tausend Sternen übersäten Nachthimmel. Er trat zu ihr. Sie standen bewegungslos nebeneinander. Der nahe Gießbach zog mit seinem starken, eintönigen Rauschen unter ihnen vorüber, dem Tale entgegen. Sonst war ein tiefes Schweigen über der Erde und kein Hauch regte sich. Plötzlich fiel eine Sternschnuppe.

Es war wie ein orangeroter Kometenschweif von der Form eines Bogens, halbwegs zwischen Zenith und Horizont. Bis vier vielleicht hätte man zählen können, dann erlosch die Erscheinung wie die Leuchtkugel eines Feuerwerks, doch ohne Knall, in völliger Lautlosigkeit, und war verschwunden. Kein Ton, kein Schall, alles still . . . Nur der Gießbach rauschte. Und am Himmel standen nach wie vor die Sterne, fest wie die Ewigkeit, in ihrem kalten, stahlbleichen Glanze.

Clarisse wendete ihr Haupt. „Haben Sie sich etwas gewünscht?"

Er blickte fragend auf.

„Sie wissen doch, daß man einen Wunsch frei hat, wenn ein Stern fällt."

„Ich hatte darauf vergessen. Und Sie?"

„Ich? — O ja!"

„Darf man wissen, was? Oder ist es ein Geheimnis?"

„Es ist kein Geheimnis. Ich habe mir gewünscht, daß Lydia ihm ähnlich werden möchte."

„Wem?"

„Wie können Sie fragen — ihrem Vater natürlich."

Etwas wie Neid oder Eifersucht gegen den toten Unbekannten stieg in ihm auf.

„Ihm? Demselben Manne, der so viel Unglück über Sie gebracht hat?"

„Was wissen Sie von mir?" sagte sie schroff. „Alles Glück, das ich kenne, kommt von ihm."

„Aber Sie kennen kein Glück!" sagte er gereizt.

„Ich liebte ihn — war das nicht Glück? Ich liebe mein Kind — ist das nicht Glück?"

Welspach fühlte, daß er an Boden verlieren mußte, wenn er in derselben Weise fortfuhr, aber er brachte es nicht über sich, zu schweigen.

„Er ging in die Ferne und mußte darauf gefaßt sein, einem soldatischen Tode ins Auge zu blicken — er hätte Sie freigeben müssen! Er durfte Ihr Lebensglück nicht an sein zweifelhaftes Schicksal fesseln!"

Ein flüchtiger Laut des Unmuts drängte sich über ihre Lippen.

„Wie klug und moralisch Sie sprechen! Wenn eins von uns beiden anklagenswert ist, so bin ich es, hören Sie! Ich ganz allein!"

„Sie waren ein Mädchen — er hätte wie ein Mann handeln sollen!"

war nicht mehr jung genug, um sich nicht zu sagen, daß er manche werte Beziehung von vornherein hätte abbrechen müssen, wollte er den Leuten nicht die Macht in die Hand geben, ihm Kränkungen zuzufügen, sobald es ihnen beliebte; sich nicht der Gefahr aussetzen, daß man ihn allein aufforderte zu kommen, und was dergleichen vergiftete Pfeile mehr sind, deren die gute Gesellschaft in ihrer Tugendburg sich gern bedient. Aber auch für den Fall, daß er dies alles gering achtete und sich unbekümmert auf sich selbst stellte — würde zwischen ihm und ihr nicht stets das Kind gestanden haben? Jenes unschuldige, engelsgleiche Geschöpf, das zu lieben er sich hätte zwingen müssen und das er nicht mochte, weil es ihn unablässig an jenen anderen mahnte, der längst wehrlos geworden war und dennoch seinen Besitz festhielt? An jenen anderen, dem Clarissens Gedanken immer noch mehr gehören würden als ihm, selbst wenn sie seine stille und unausgesprochene Neigung erwiderte, was er nicht einmal wußte; selbst wenn sie seinem Werben und Verlangen schließlich nachgegeben hätte.

Solang er damit zu tun hatte, seine Koffer auszupacken und sein Handwerkszeug zu ordnen, sah er voll freudiger Erwartung der Rückkehr eines wieder beruhigteren Zustandes entgegen. Die äußere Geschäftigkeit täuschte ihn über seine wahre Verfassung hinweg. Er hatte eine reiche Ausbeute an Studien mitgebracht, hinläglich Arbeit für ein ganzes angestrengtes Jahr, wenn er richtig in Zug kam. Aber wie er sich nun anschicken wollte, das tote Material mit Kunst und Persönlichkeit zu durchdringen, da machte er eine Erfahrung, die ihn erschütterte. Die Seele war fort, wie vertrocknete Blumen lagen die Natureindrücke zwischen den Blättern und wollten zu keinem blühenden Leben mehr erwachen.

Er beschloß, sich Zeit zu gönnen, er versuchte es mit Zerstreuungen; da geriet er aus dem Regen in die Traufe. Zerstreuungen sind nur für Zerstreute, seine Willenskräfte sammelten sich immer entschiedener um die entschwundene Lichtgestalt. Nie wühlte das Gefühl trostloser Vereinsamung grausamer in seiner Brust, als wenn er sich unter Leuten befand. Dann zog er sich erst recht auf die einsame Insel der Erinnerung zurück und stopfte sein scheinhaftes Tun und Gehaben mit der Heuchelei der Notwehr wie den Balg eines buntgefiederten Vogels aus, um ihm für ein oberflächliches Auge wenigstens eine gewisse Ähnlichkeit mit der äußeren Geste des realen Lebens zu verleihen.

Ein paar unglückselige Wochen hatte er auf diese Weise hingebracht, von einer Erschütterung in die andere stürzend, wie ein aussichtslos liebender Jüngling. Spät abends nach Hause kommend, fand er einen Brief von Clarisse vor. Sie sandte ein Buch zurück, das er der Baronin geliehen hatte — die Tatsache war seiner Erinnerung entfallen. Mit wenigen herzlichen Worten dankte Clarisse im Auftrage

Er wollte Einwendungen erheben.

„Ich bitte Sie darum", sagte sie bestimmt. „Leben Sie wohl!"

Sie trat ins Haus. Er blieb allein zurück und sah noch lange zum Himmel auf. Aber kein Stern wollte mehr fallen, wie ewige Rätsel standen sie schweigend am Himmel, unbeweglich in ihrem kalten, stahlharten Glanze . . .

Am anderen Morgen wagte er es nicht, Clarissens Wunsche zuwider zu handeln. Als er zur gewohnten Stunde aus seinem Zimmer kam und auf die Veranda hinaustrat, waren sie bereits fort. Nur mit Hilfe seines Feldstechers konnte er noch für einen Augenblick die kleine Karawane von drei Reittieren erspähen, wie sie gerade aus der offenen Schleife des Saumpfades sich in den Schatten des tiefer gelegenen Bergwaldes verlor . . .

* * *

Ein paar Tage hielt Welspach sich für verpflichtet, noch im Zirmkogelhause auszuharren; er wollte Clarisse seinetwegen nicht neuerdings böser Nachrede aussetzen. Um gesellschaftliche Zumutungen von sich fern zu halten, stürzte er sich mit erneutem Eifer in die Arbeit. Aber er kam bald dahinter, daß das innerliche Wachstum, das er früher gespürt hatte, jetzt einem Welken und Verdorren gewichen war. Der Wille und die Hand allein taten es nicht. Es fehlte die Fähigkeit, sich hinzugeben, die Freude an der Erscheinung. Die klare und zuversichtliche Gelassenheit fehlte, in der die Dinge sich hätten spiegeln können; der Spiegel war zerbrochen und gab nichts als verzerrte Bruchstücke wieder. Mit jedem Tage verdarb er sein Werk unheilbarer. Da verlor er den Mut, noch einen Pinsel anzurühren. Bevor noch die Anstandsfrist um war, die er sich vorgesetzt hatte, packte er ein und reiste ab. Mochten die Leute denken, was sie wollten!

Nach Wien zurückgekehrt, ging er sogleich daran, sein Atelier instand zu setzen. Es lag sechs Treppen hoch und sah über unzählige Dächer und einen guten Teil der Stadt hinweg. Er fühlte sich wieder zu Hause. Von dem gründlichen Wechsel der Umgebung erhoffte er Heilung, hoffte das Abenteuer der Berge zu vergessen und sich die Gedanken an Clarisse aus dem Sinn zu schlagen. Sie hatte eine Annäherung eigentlich abgelehnt und damit vielleicht die richtige Voraussicht bekundet, auch was ihn selbst betraf. Das machte er sich jetzt klar, wo keine berückende Gegenwart sein Urteil trübte. Denn so leicht er sich für seine Person über gesellschaftliche Vorurteile hinwegsetzte, über seine Frau hätte er nicht zischeln und tuscheln lassen mögen; das hätte ihn auf die Dauer toll gemacht und wer weiß in welche Affären verwickelt. Er hatte seine Kreise, seine Freunde, Schätzer seiner Arbeit; er

heit bringen, daß sie nicht allein stand, daß sie einen Freund besaß, der mit ihr fühlte. Durch ein endloses Gewirr unbekannter Straßen rasselte der Wagen dem hochgelegenen Vororte entgegen. Die Hufe der flinken Pferde klangen auf dem harten Granitpflaster, aber so schnell sie liefen, seine Ungeduld flog ihnen noch voraus und beklagte sich über ihre Saumseligkeit. Wieder und wieder kamen neue Straßen und Gassen, schon wurden da und dort die ersten Gaslaternen angezündet. Jetzt bog das Gefährt endlich in die lange Zeile, an deren oberem Ende das Sanatorium Reichenbach sich befinden sollte. Mit klopfendem Herzen dachte er des nahe bevorstehenden Wiedersehens. Wie er sie wohl antreffen würde? Gebrochen vielleicht durch die Angst um ihr Kind? Unversehens schoß es ihm durch den Sinn, ob es nicht eigentlich ein Glück für sie wäre, wenn das Kind stürbe? Über sich selbst erschreckend, wies er diesen Gedanken weit von sich. Gerade die Mutterliebe hielt sie doch aufrecht in ihrer traurigen Vereinsamung. Blieb der Besitz des Kindes nicht das einzige, was ihr das Leben noch wert machte? — Aber das gerade war es! Sie lebte ja gar kein eigentliches Leben mehr, sie lebte nur dem Kinde. Stünde sie allein, so könnte sie alles Erinnern hinter sich werfen, das Geschehene begraben sein lassen und ein neues Leben beginnen, ein lebendiges Leben, ein Leben der Gegenwart und Zukunft. Gerade das Kind war es, was sie an die unglückselige Vergangenheit fesselte, die sie nun wie eine Kette mit sich schleppte durch ihr junges, schönes, blühendes Dasein. Das wäre sie selbst freilich in diesem Augenblicke noch nicht zu verstehen und zu begreifen imstande. Aber wer weiß, ob nicht, wie es so oft geschieht, auch ihr ein großer Schmerz etwas wie Sühne, die Kraft zu überwinden und schließlich geradezu Erlösung bringen würde? — Aufatmen müßte sie, mit befreiter Brust eine ganz neue, unbekannte Luft atmen, Lebensluft! . . .

Da hielt der Wagen im grellen Lichte elektrischer Glühlampen. Ein Portier trat heran, er übergab ihm seine Karte, wurde gebeten, einzutreten, und stieg die teppichbelegte Treppe hinauf. Im Zwielicht eines geräumigen Wohnzimmers, in das aus dem Türspalt der anstoßenden Krankenstube ein schwacher Lichtschimmer fiel, trat ihm Clarisse entgegen.

„Sie schläft", sagte sie leise; „die gute Tante ist bei ihr." Sie drückte ihr Taschentuch an die Augen. „Wie teilnehmend, daß Sie nach uns sehen!"

Er fand warme und treue Worte, die sie mit einem dankbaren Druck ihrer kühlen Hand erwiderte. Sie traten an eines der offen stehenden Fenster, die nach dem Garten sahen. Erst jetzt vermochte er im schwachen Dämmerschein des Abendhimmels ihre Züge zu unterscheiden, die ihm leidend und abgehärmt schienen. Mit innigem Anteil erkundigte er sich, wie es stehe. Die sonst nicht gefährliche Operation war einige

der Tante für die Lektüre und meldete kurz ihre glückliche Heimkehr. Weiter nichts. Er fühlte sich enttäuscht und sogleich aufs neue erregt: da stak noch etwas im Briefumschlage, hastig zog er es hervor. Ein liniertes Blatt war es, mit großen, unbeholfenen Schriftzügen: „Einen schönen Gruß von Lydia". Unmutig blickte er auf die ungelenke Kinderhand nieder. In einer plötzlichen Regung von Feindseligkeit zerknüllte er das schuldlose Papier und schleuderte es auf den Boden. Das duftende Billett Clarissens hingegen führte er an seine Lippen und wurde nicht müde, die wenigen Worte, die so wenig sagten, wieder und wieder zu lesen. Zum erstenmale empfand er das süße Wunder des Schreibens, daß ein Entfernter, den wir lieben, zu uns sprechen kann, als wär' er körperlich nahe.

Als er am anderen Morgen aufwachte, da erkannte er in einem ruhigen, gleichsam fieberfreien Augenblicke die Notwendigkeit eines Entschlusses. So konnte es nicht weitergehen, wollte er sich nicht selbst zur Qual werden. Nur eine klare Entscheidung von ihrer Seite, mochte sie nun fallen wie immer, war imstande, ihn seinen normalen Zielen zurückzugeben, sei es auf dem Wege des Glücks, sei's auf dem des Leides. Noch am Nachmittag desselben Tages warf er sich in einen Wagen, um Clarisse aufzusuchen.

*
* *

Die Damen bewohnten in Dornbach ein kleines Landhaus, das sich etwas abseits von der Straße im sommerlichen Grün des Hügelgeländes versteckte. Die schon tief stehende Sonne glühte in den blanken Fensterscheiben, als Welspach sich durch den nett gehaltenen Garten näherte. Eine ältliche Frau öffnete ihm die Tür und berichtete mit bekümmerter Miene, die Herrschaft sei nicht zu Hause und Lydia schwer erkrankt. Man hätte das Kind Knall und Fall ins Sanatorium bringen müssen und auch die Damen wären dahin übersiedelt, um es selbst zu pflegen. Was der Kleinen fehle? fragte er betreten. Aber die Frau wußte keine genaue Auskunft darüber zu geben; nur so viel erfuhr er, daß Lydia gestern noch ganz munter gewesen sei, und nun sollte auf einmal eine gefährliche Operation notwendig geworden sein.

Welspach hatte den Wagen an der Straße warten lassen. Enttäuscht und bewegt fuhr er in die Stadt zurück. Erst als er sich seiner Wohnung näherte, kam ihm der Gedanke, sich persönlich um das Befinden des Kindes zu erkundigen. Schnell entschlossen gab er dem Kutscher den Befehl, ihn nach dem Sanatorium zu fahren, das auf der Hohen Warte, am entgegengesetzten Ende der Stadt lag. Er dachte an nichts mehr, als daß Clarisse litt, daß sie sich in Angst und Sorge verzehren mußte. Er wollte ihr ein Wort der Teilnahme sagen, ihr die Gewiß-

„Sie sprechen recht wie ein Mann! Sie begreifen ja nicht einmal, was eine Mutter fühlt!"

„Sie tun mir unrecht. Ich begreife es wohl. Aber allerdings sehe ich nicht ausschließlich die Mutter in Ihnen. Ich sehe auch den Menschen, der auf keinen Fall Ursache hat, so früh und so traurig abzuschließen. Ich denke in erster Linie an Sie selbst — nimmt Sie das wunder? Ich denke an Ihre Zukunft und kann nicht mit derselben Inbrunst, wie Sie es tun, an all dasjenige denken, was mit Ihrer Vergangenheit zusammenhängt — nimmt Sie das wunder?"

Ein unterdrückter Ausruf, ein halber Ton des Erschreckens oder Staunens glitt in diesem Augenblicke über Clarissens Lippen.

„Dort! — Sehen Sie? Haben Sie gesehen?"

Ein Stern war gefallen, gerade wie damals in den Bergen, da sie am letzten Abend nebeneinander auf der Veranda des Zirmkogelhauses standen. Überraschend groß und leuchtend durchquerte der glühende Streif einen beträchtlichen Teil des dunklen Firmaments, daß man schier meinte, den feurigen Himmelskörper größer und größer werden und im nächsten Augenblick auf die Stadt herniedersausen zu sehen. Aber da war die Erscheinung auch schon erloschen, verschwunden, verpufft, verschlungen von den Abgründen der Finsternis — fort!

Welspach und Clarisse standen nebeneinander und schwiegen. Nur einen raschen Blick hatten sie gewechselt, wie stumme Feindseligkeit war es plötzlich zwischen ihnen und eine merkwürdige Beklommenheit preßte ihre Gemüter.

Unvermittelt, mit einer gewissen Befangenheit empfahl sich Welspach. Er empfand das Bedürfnis, noch etwas Herzliches zu sagen, aber es kam nüchtern und alltäglich genug heraus, als er sie um Vergebung bat, daß er ihre Geduld so lange in Anspruch genommen, und der kleinen Lydia gute Besserung wünschte . . .

Ein geller Kinderschrei, vielleicht im Schlafe ausgestoßen, machte Clarisse zusammenschrecken. Ohne Gruß eilte sie von ihm und verschwand im Nebenzimmer. Eine gute Weile stand er noch lauschend. Er hörte nichts weiter und sie kehrte auch nicht wieder. Da entfernte er sich endlich vorsichtig auftretend und zog leise die Tür hinter sich ins Schloß.

* * *

Am nächsten Tage sandte Welspach einen Boten und ließ fragen, wie es gehe? Die Gefahr war abgewendet und das Kind gerettet.

Gegen Abend fuhr er selbst ins Sanatorium, Clarisse zu beglückwünschen. Freudestrahlend trat sie ihm entgegen, ihre Glückseligkeit strömte auf ihn über, riß ihn mit sich, daß er aufrichtigen Herzens die

Stunden zu spät vorgenommen worden, wodurch sich bedenkliche Komplikationen ergeben hatten. Noch bestand Hoffnung, das junge Leben zu retten, aber auch die Wendung zum Schlimmen lag im Bereiche der Möglichkeit.

Mitleidsvoll bemühte er sich, ihre Zuversicht zu stärken und erging sich mit gutmeinendem Eifer in Gemeinplätzen: Über die Kunst der Ärzte, über die Heilkraft, die einem jugendlichen Organismus innewohne, und was sich sonst in einem solchen Falle sagen ließ . . .

Über den Garten hinweg sah man eine Unzahl von Lichtern über der Stadt ausgestreut. Manchmal ganze Reihen in regelmäßigen Abständen gleich Perlen, an eine Schnur gereiht. Dann wieder regellos durcheinander, wie gerade der Einblick auf einen Platz oder in eine Straße sich auftat. Als ob ein riesiger Schwarm Glühwürmchen auf ein weites, dunkles Feld sich niedergelassen hätte, gerade so war es. Oder wie wenn die Sterne dort oben sich in einem tiefen, schwarzen Wasser spiegelten, das ihren Schimmer verstärkt zurückwarf . . .

Welspach rühmte die freie, sonnige Lage des Sanatoriums, die man in solcher Nähe einer großen Stadt nicht leicht erwarten würde. Er sprach von der gesunden Luft, die hier so reichlich zuströme, und meinte, die Wiedergenesung Lydias müsse dadurch gefördert und beschleunigt werden. Seinen guten Willen erkennend, hörte Clarisse geduldig zu.

„Sie meinen es aufrichtig mit uns, ich weiß es“, sagte sie endlich. „Aber sehen Sie, ich bin daran gewöhnt, der Wahrheit ins Auge zu schauen. Ich weiß, daß Lydias Leben an einem Faden hängt und daß kein Arzt und kein Sanatorium mehr helfen können, wenn es eben zu spät ist. Ich muß darauf gefaßt sein, mein Kind zu verlieren. Und ich bin darauf gefaßt. Dann wär' es eben zu Ende. Auch mit mir. Was weiter? Was könnte mich noch an dieses Leben fesseln, wenn Lydia nicht mehr wäre?“

„Ihr Recht auf Glück!“ sagte er rasch. „Sie haben ja noch nie an sich selbst gedacht! Was hat Ihnen das Leben bisher gegeben? Enttäuschung, Anfeindung und Kummer! Ahnen Sie denn überhaupt, wie viel Schönheit und Freude es in dieser Welt gibt? Und wollen Sie für immer verzichten, Anteil daran zu haben? Ein jeder Mensch hat das Recht auf ein bißchen Eigenglück und auch der herbste Schmerz läßt sich überwinden! Die Zeit breitet ihre wohltätigen Schleier über das Vergangene, und jung, gesund, schön und mit allem begabt, was dieses Dasein wert macht, würden auch Sie, wie es schon vielen gelungen ist, die Kraft finden, zu vergessen und ein neues Leben, ein freieres, reicheres, gesegneteres Leben zu beginnen!“

Aufflammend wendete sie ihm ihr Antlitz zu.

angetrieben hatte, bei der „Chefin“ Erkundigungen über die schöne Unbekannte aus dem Zirmkogelhause einzuziehen. Welspach konnte gelegentlich an seinem besorgten Aussehen und verlegenen Schweigen merken, daß er der weiteren Entwicklung der Dinge nur mit Bangen entgegensah. Freilich hütete er sich, seine Bedenken offen auszusprechen, aber aus halben Andeutungen ließ sich leicht schließen, wie er über die Angelegenheit denken mochte. Warum es gerade eine sein müsse, die die „Chefin“ nicht für gesellschaftsfähig hielt? Gab es denn nicht genug unbescholtene schöne und reiche Mädchen zur Wahl für einen Künstler, wie Welspach einer war? Warum sich etwas Nachschleppendes mit in die Ehe nehmen, etwas, das beständig als stille Mahnung im Winkel kauern, mit zu Tische sitzen und mit zu Bette liegen würde? Etwas, das eines Tages wie ein Gespenst der Vergangenheit hervortreten und einem allerhand Prügel zwischen die Füße werfen konnte?

All das Unausgesprochene, das Hüttinger wälzte, fühlte und ahnte der Maler um so deutlicher, als er in der Zeit seines Zweifelns und Schwankens sich selbst mit ähnlichen Gedanken herumgeschlagen hatte. Auch jetzt noch, in einem Augenblick der Entmutigung, sprach er es einmal aus, daß diese Liebe, die seine Arbeitskraft lähmte, wie ein Unheil über ihn hereingebrochen sei. Das löste dem Freund die Zunge. Im engen Familienhafen festliegend, hatte er sich längst daran gewöhnt, die hochgehenden Wogen der Leidenschaft als eine Art überflüssigen Wunders zu bestaunen, und begriff nicht, wie es möglich war, daß sein sonst so besonnener Altersgenosse noch den Jugendmut aufbrachte, sich in eine, wie er meinte, so riskante Geschichte zu verbohren.

„Reiß dich los!“ riet er; „die ‚Chefin‘ meint auch, direkt alle Türen stünden dir offen, wenn du nur anklopfen wolltest! Warum verzehrst du dich um eine so eigentümliche — Witwe?“

„Weil sie weder Porzellan noch Holzbrand malt!“ versetzte Welspach gereizt. „Und dann auch deshalb, weil sie ein Weib ist und keine Gans. Wo findest du so leicht ein Weib, das Mut, Festigkeit und Natur hat? Möglicherweise mag sie mich gar nicht — ich weiß es ja nicht. Aber zu Ende leben muß ich diesen Roman, eh' ich wieder anfangen kann, ein Mensch zu werden.“

Da sah Hüttinger ein, daß hier alle Vorstellungen vergeblich sein würden und daß es überhaupt eine Torheit sei, einem Liebenden Vernunft predigen zu wollen. Unfähig zu raten und zu helfen, beschränkte er sich fortan darauf, ein gutmütiger Genosse zu sein, dessen Hauptaufgabe in schonungsvollem Zuhören bestand.

Die kleine Lydia hatte sich so weit erholt, daß ihre weitere Behandlung der häuslichen Pflege überlassen werden konnte. Die Damen verließen das Sanatorium und kehrten in das gartenumgrünte Landhaus

Schicksalsfügung segnete, die eine hoffnungsvoll aufknospende Menschenblüte nicht geknickt, sondern dem Leben wiedergegeben hatte. Dankbar empfand Clarisse seine Teilnahme, er war die einzige Seele auf der Welt, die sich um ihr Leid bekümmert hatte. Das alte herzliche Verhältnis war zwischen ihnen wiederhergestellt, mehr noch: die wenigen Viertelstunden gemeinsam erlebter Gemütserregung hatten sie inniger einander angenähert, als Monate eines gelassen-freundschaftlichen Verkehrs dies vermocht hätten. Welspach glaubte sich seinem Ziele näher als je, doch empfand er es als eine selbstverständliche Forderung des Taktes, auf keine Entscheidung hinzudrängen und die Rückkehr des vollen Gleichgewichtes in Clarissens Seele abzuwarten; die Umgebung, in der sie sich gegenwärtig befand, war nicht die geeignete, Erklärungen zu geben oder zu empfangen. Inzwischen wollte er ihr wenigstens so viel sein, als er vermochte, ein aufmerksamer und zartfühlender Freund.

Allabendlich sprach er jetzt im Sanatorium Reichenbach vor und mit jedem Tage lauteten die Nachrichten freundlicher. Lydia war nicht nur außer Gefahr, sie ging auch schon der Genesung entgegen. Die natürliche Heilkraft des jungen Blutes ersetzte rasch die verlorengegangenen Kräfte. Schon war der kleine Übermut kaum mehr im Bette festzuhalten. Clarisse, wenn sie ihm davon erzählte, weinte und lachte zugleich, die quälende Spannung ihres Gemüts löste sich allmählich in einer mit Tränen kämpfenden Fröhlichkeit. Er gewahrte, daß sie aufblühte wie eine Rose, das Glücksgefühl, das nach überstandener Gefahr ihre Pulse belebte, schien sie mit dem Zauber einer zweiten Jugend zu schmücken. Noch nie hatte er sie so strahlend, nie schöner gesehen. Ihr bloßer Anblick beglückte ihn. Er überschüttete sie mit Blumen und sie ließ es geschehen. Es war eine solche Freude am wiedererwachten Leben und seiner Schönheit in ihr, daß sie alle Bedenken, Geschenke von ihm anzunehmen, hintansetzte und sich wie ein Kind an der Pracht der Blüten freute, die er ihr brachte, an ihrer Fülle, an ihrem Duft, ohne an weiteres zu denken. Diese harmlose und natürliche Hingabe an die unschuldigste Lust erschien ihm rührend und unendlich reizvoll. Mehr als je liebte er sie. Und ihr zu Gefallen bedachte er auch Lydia mit kleinen Aufmerksamkeiten und zeigte sich nicht, ohne irgend etwas mitzubringen, woran Kinder Vergnügen finden.

An ernste Arbeit war jetzt erst recht nicht zu denken, der Gedanke an die Heißgeliebte füllte ihn aus, die Ungewißheit seiner Zukunft ließ ihn zu keiner Ruhe kommen. Tagsüber suchte er nun manchmal Hüttinger auf, nur um mit jemandem zu sprechen, der sie wenigstens einmal gesehen hatte. Hüttinger nahm den Besuch des Jugendfreundes gerne zum Anlaß, dem Amte oder dem Familienleben eine Stunde abzustehlen und machte kein Hehl daraus, daß die Neugierde ihn inzwischen

„Was ist Ihnen, Clarisse? Sind Sie nicht wohl?"

„Es ist nichts," sagte sie tonlos. „Es geht vorüber."

Aber sie fand ihre frühere Heiterkeit nicht wieder, und auch er fühlte sich leise verstimmt, ohne zu wissen warum.

Als Clarisse ihren Fiaker bestieg, um heimzufahren, lud sie ihn ein, bald wiederzukommen. Er stand am offenen Wagenfenster und reichte ihr die Pakete hinein, die sie eingekauft hatte, und eine Last von Blumen dazu.

„Wissen Sie, was es vorhin war, weshalb ich erschrak und verstummte?" sagte sie, leicht errötend. „Meine Mutter kam uns entgegen. Das ist mir immer, als ob mir das Herz zerrissen würde — ich kann's gar nicht sagen . . . Ja, sehen Sie, mit solchen Dingen belastet sich, wer mit mir umgeht."

Tränen standen ihr in den Augen. Der Wagen rollte davon.

Denselben Nachmittag noch fuhr er wieder nach Dornbach, fest entschlossen, endlich Klarheit zu schaffen. Mit sich selbst war er völlig im reinen, und da er in seinem Innersten die Überzeugung hegte, daß seine Neigung erwidert wurde, so fühlte er sich sieghaft und meinte, es würde nur einer kurzen Aussprache bedürfen, die Entscheidung herbeizuführen. Den Fußweg von der Chaussee hinansteigend, traf er sie vor dem Hause im Garten, damit beschäftigt, die Rosenstöcke aufzubinden, deren Zweige unter der Last der Blüten zu brechen drohten. Sie trat von ihrer Arbeit hinweg und reichte ihm lächelnd die Hand, die er festhielt.

„Unter Blumen finde ich Sie," sagte er, „mit Blumen beschäftigt. Als ich Sie vom Wege aus bei Ihrer Arbeit beobachtete, da war mir, als dürfe ich nicht näher treten, um die Schönheit und den Frieden dieser Stunde nicht von Ihnen zu scheuchen. Wissen Sie, daß ich heute mit einem gewissen Bangen vor Ihnen erscheine?"

„Sie ängstigen mich?" sagte sie zag.

„Ich habe mir vorgesetzt, Clarisse, diesen Abend nicht von Ihnen zu scheiden, ohne ein Herz voll unsagbarer Wonne oder das tiefste Leid meines Lebens mit mir fortzutragen. Entscheiden Sie sogleich, es bedarf nicht vieler Worte. Ich halte Ihre Hand in der meinen. Neigen Sie Ihr Haupt mit den blonden Flechten und Sie machen mich zum glücklichsten der Menschen!"

Aber sie neigte ihr Haupt nicht. Errötend, sichtlich verwirrt sah sie zu ihm auf.

„Ich habe diese Frage kommen sehen. Ich habe mich auf diesen Augenblick gefreut und mich doch davor gebangt. Vor allem lassen Sie mich danken für Ihre zartfühlende Teilnahme, Treue und Freundschaft. Ja, ich bin Ihnen gut und von ganzem Herzen will ich meine Hand

der Baronin nach Dornbach zurück. Welspach, freundlich dazu ermuntert, unterließ es nicht, seine täglichen Besuche fortzusetzen; für Clarisse sowohl wie für die Tante war seine Gesellschaft zur angenehmen Gewohnheit geworden. Sie verbargen ihre Freude nicht, wenn sie ihn kommen sahen, sie machten kein Geheimnis daraus, daß seine Anwesenheit Licht in ihr vereinsamtes Leben, seine Anhänglichkeit Sonne in ihr Haus und in ihre Herzen brachte. Clarisse insbesondere schien völlig verändert, seit das Kind dem Leben wiedergegeben war. Eine verinnerlichte Freude, etwas wie Gottseligkeit strahlte aus ihren Augen. Mit mädchenhafter Unbefangenheit lief sie ihm entgegen, wenn er kam, oder nahm auf abendlichen Spaziergängen durch den prachtvollen Dornbacher Park, der vom Duft der blühenden Linden erfüllt war, seinen Arm. Sie hatte Zutrauen zu ihm gefaßt, er fühlte, daß er ihr etwas geworden war, daß sie eine Bereicherung empfand durch das Bewußtsein, einen Freund, einen Halt an ihm gefunden zu haben. Die Schatten der Vergangenheit schienen aus ihrer Nähe zu entweichen. Mit innerer Genugtuung beobachtete er, wie ihr Herz, vielleicht zum erstenmal seit lange, sich den strömenden Quellen des Lebens und der Freude öffnete.

Einmal hatte sie allerhand Einkäufe zu besorgen und war morgens in die Stadt hineingefahren. Ganz zufällig begegnete er ihr auf dem Graben; beide waren sie angenehm überrascht, beglückt durch das unerwartete Zusammentreffen und eilten einander entgegen, als hätten sie sich wer weiß wie lange nicht gesehen. Der Morgen war prangend schön, der Himmel sonnig und blau, das großstädtische Straßenleben brauste wie in überschäumender Lebenslust an ihnen vorbei, Blumenverkäuferinnen boten duftende Rotveiglbuschen von riesigem Umfang zum Kaufe, in den Körben türmten sich ganze Berge davon und die Passanten trugen sie in ihren Händen: überall Blumen und Blumen, Sonne und Leben, dazu ein blütenduftbeladener Wind, der frisch und anregend durch die Straßen strich. In stiller Heiterkeit, beseligt eins durch die Nähe des anderen, gingen sie im Strome der Menschen nebeneinander hin und er half ihr, ihre kleinen Besorgungen erledigen. Nie hatten sie sich einander näher, nie vertrauter und heimlicher gefühlt als mitten im fremden Getriebe. In harmloser Schaulust blieben sie vor den glänzenden Auslagefenstern stehen und betrachteten die zahllosen kunstvoll gearbeiteten und wertvollen Gegenstände, die den verfeinerten Lebensbedürfnissen des Reichtums dienen. Und dann setzten sie ihren Weg fort, ohne bestimmtes Ziel eigentlich, mit keinem andern Zweck als dem, miteinander zu sein, sich in Licht und Luft zu bewegen und sich wunschlos glücklich zu fühlen. Plötzlich sah er sie erbleichen, ihr Lächeln entschwand, ihr Auge suchte den Boden, ein herber Zug um den Mund ließ sie verändert und älter erscheinen.

Niederungen, daß Gras und Blumen ihre hellen, freudigen Farben einbüßten. Da wurden sie einsilbig und beschleunigten ihre Schritte, als wollten sie vor etwas fliehen, das sie nicht anzusprechen wagten. Merkwürdig dehnte der Weg sich in die Länge, nun sahen sie erst, wie weit sie sich vom Hause entfernt hatten. Und früher hatte es so viel gegeben, worüber man plaudern konnte; nun suchten sie mühsam nach Worten, und was sie sprachen, klang gezwungen, als diente es bloß dazu, ihre Gedanken zu verhüllen und ihre Befangenheit zu bemänteln. Erschöpft, entmutigt, gelangten sie endlich an den Weg zurück, der zu Clarissens Landhaus hinanführte; schon sah man die weißen Mauern durch das Grün schimmern, schon schritten sie das Gartengatter entlang . . .

„Clarisse!“ sagte Welspach. „So geh' ich heute nicht von Ihnen! Geben Sie mir Gewißheit! Fragen Sie, was Sie zu fragen haben!“

Sie blieb stehen. Sie atmete tief, sie schien ihren ganzen Willen zu sammeln. „Nun denn!“ sagte sie fest, ihre Stimme zu Klarheit und Ruhe zwingend. „Sie erinnern sich jener Nacht im Sanatorium, als Lydia auf den Tod lag. Wir standen nebeneinander am Fenster. Da fiel ein Stern. Haben Sie damals einen Wunsch getan?“

Er stutzte und stand betroffen.

„Eine seltsame Frage!“

„Wollen Sie mir nicht antworten, Albert? Ich bitte Sie darum!“

„Einen Wunsch? Ich entsinne mich nicht mehr so deutlich. Warum fragen Sie? Ich glaube nicht an die Macht der Sterne, Wünsche zu erfüllen. Es kann sein, daß mir irgendein Gedanke durch den Kopf ging —.“

„Irgend ein Gedanke, wie es kommen könnte oder kommen sollte — nicht wahr?“

„Mag sein.“

„Und meinen Sie wohl“, forschte sie weiter, „daß dieses derselbe Gedanke war, der mich damals ganz erfüllte?“

Er wurde ungeduldig. Ihre Fragen peinigten ihn. „Hören Sie, Clarisse . . .“

„Sie weichen mir aus,“ sagte sie traurig.

„Wie soll ich wissen . . .“

„O, Sie wissen es!“ unterbrach sie ihn. „Verschleiern Sie die Wahrheit nicht!“

Sie drückte ihr Tuch an die Augen und weinte. Er stand finster und geärgert zur Seite und kämpfte mit sich, ob er weggehen oder noch einmal versuchen sollte, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben.

„Warum quälen Sie sich, Clarisse?“ sagte er endlich. „Warum quälen Sie mich? Gehören wir nicht zueinander? Sind wir nicht im Grunde eins miteinander? Lassen Sie das Vergangene vergangen sein!“

in die ihrige legen — aber vorher müssen Sie mir noch eine Frage beantworten. Von Ihrer Antwort hängt meine Entscheidung ab. Ich hoffe zu Gott, daß sie so ausfallen wird, wie ich es wünsche. Aber ohne Gewißheit hierüber fände ich keinen Augenblick der Ruhe und des Friedens an Ihrer Seite."

„Fragen Sie, Clarisse!" drängte er, mit seiner leise bebenden Hand die ihrige pressend, die er noch immer festhielt.

Sie entzog sie ihm. „Gönnen sie mir ein wenig Zeit. Es sind so stille, glückliche Wochen gewesen, diese letzten, hier unter Rosen und blühenden Linden. Wer weiß, ob ihnen nicht bestimmt ist, bald zu sterben? Ich möchte sie so gern festhalten! Wenn ich immer so fort leben könnte, einen Tag wie den andern! — Ach, Albert, mir bangt so sehr vor einer Veränderung! . . . Lassen Sie uns vielleicht einen Spaziergang machen?"

Er war es zufrieden. Sie holte Schirm und Hut. Als sie zurückkehrte, hatte er einige der schönsten roten Rosen geschnitten und sorgfältig die Dornen von den langen Stielen entfernt, daß sie sie unbedenklich anfassen konnte, ohne sich zu stechen.

Sie stiegen in die Sohle des Tales nieder und gingen den hell plätschernden Bach entlang durch die Wiesen, die noch hoch und blumig standen und stellenweise von Gruppen mächtiger alter Bäume beschattet wurden. Die Pfade waren von Ausflüglern belebt und auf der Fahrstraße, die zwischen den bewaldeten Hügeln hinzog, rollte ab und zu ein Wagen oder ein Auto mit fröhlichen Menschen dahin. Die Klänge einer Musik, die in einer ferner gelegenen ländlichen Wirtschaft spielte, wurden von den Abendlüften zu ihnen herübergetragen; die ganze Umgebung atmete eine milde, unschuldige Heiterkeit, welche sanft und befreiend in ihre Gemüter einsickerte . . .

Gemächlich hinschlendernd atmeten sie die erquickende Luft des Waldes und betrachteten harmlos die geputzten Menschen, die an ihnen vorbeikamen. Vertraulich tauschten sie kleine Beobachtungen und Erfahrungen des Lebens, erzählten sich unscheinbare Begebnisse von Reisen oder aus den Kindertagen. Und die natürliche Übereinstimmung ihrer Urteile und Neigungen, die sie oft angenehm empfunden hatten, gewährte ihnen auch diesmal freundliche Gespräche und flößte ihnen ein beruhigtes und zuversichtliches Gefühl der Zukunft ein.

Wie in stiller Übereinkunft hatten sie jedes Wort vermieden, das an die bevorstehende Entscheidung erinnern konnte; noch einmal wollten sie den gesegneten Augenblick nutzen, der ihnen sicher war. Wie sie aber jetzt am Rande der großen Wiese umkehrten, um wieder zurückzugehen, auf einmal schlich wie ein stummer grauer Gast, der sie begleitete, das Bangen zwischen ihnen her. Die Sonne war schlafen gegangen und zarte bläuliche Schleier schwebten über den feuchten

Requiem.

Eine Erzählung von **Ernst Zahn.***)

Die Hütte liegt am Vierwaldstätter See in einem jener Winkel, welche die Sonne nur am Vormittag findet, wo kein Dampfschiff hält, der Sturm den schwarzen See hinpeitscht, aus der Sturmflut des Lebens aber keine Welle an das Gestade rauscht. Die Hütte ist braungrau und hat ein Schindeldach, Schiebladen und kleine Fenster, aus denen sie auf eine grüne Ufermatte, einen Bestand flüsternder Rohre und hinaus auf den See sieht. Eine schmale Straße führt hinter dem Hause den See entlang, und ein Nauen liegt im Schilf. Straße und Nauen bringen den Liberius Infanger, den Fischer, zu den Menschen, wenn er will. Jenseits der Straße ist Wald und Berg, dann jähe, graue Wand. Wer letztere erkletterte, käme nahe an die Gipfel, in deren Hut die Hütte liegt, die den ewigen Winter haben und das Leuchten um das weiße Haupt, von dessen Schönheit die lauten Menschen im Tal still werden. — Mehr nun will ich euch von dieser Hütte nicht sagen; denn eure Neugier soll sie nicht suchen. Das mögt ihr noch wissen, daß ein Dorf nahe ist und ein großes, weißes Kloster. Aber geht ihn nicht suchen, den Fischer Liberius. Was ich Schönes von ihm und seinem Hause sagen kann, ist nur da, weil sie beide die große Stille haben, der Mann und das Haus. Kommt ihr hin, ihr Leute, mit eurer Neugier und euerm Mitleid, selbst mit eurer freundlichen Liebe, so macht ihr mir den Fischer entweder scheu, dann schlüge er sich in die Berge — oder aber zutraulich, und dann schliffe er sich ab an euern guten Sitten, täte seine Augen euerm großen Leben auf und würde fremd in seinem Winkel.

Der Fischer Liberius Infanger ist hager, mittelgroß und hat einen schwarzen, kurz und rund geschnittenen Bart. Er ist weder schön noch häßlich, weil niemand sich die Mühe nehmen wird, darüber nachzudenken, welches von beiden er ist. Es wird ihn auch keiner wegen seiner Kraft bestaunen, wie man wohl den und jenen Gebirgler bestaunt. Zähe Glieder hat er deswegen doch und sehnige Fäuste, die den Nauen schon durch manchen Sturm über den See gezwungen haben.

*) Aus dessen neuestem Buche „Die da kommen und gehen“. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1909.) Das ist Ernst Zahn, der auf dem Bahnhofe in Göschenen als Restaurateur die Gäste bedient und das deutsche Volk mit meisterhaften Erzählungen bewirtet. Ein Künstler, ein Philosoph in der Wirtsschürze, einer jener merkwürdigen Eigenmenschen, die, unberührt von gewöhnlichen Schulungen, ihre eigenen Wege gehen. Dieses neue Buch des schweizerischen Erzählers enthält ein paar größere Novellen, worunter „Die Säge von Mariels“ besonderes Aufsehen erregt, und mehrere Skizzen, die ebenso meisterhaft in der Form als tief im Gehalte sind. Man lese just einmal die kleine Geschichte „Requiem“, um eine Kraft zu bewundern, die aus nichts so viel hervorbringt, die mit Alltäglichem uns so fest zu packen weiß.

Aber sie schüttelte nur heftig den Kopf: „Ich kann nicht darüber hinauskommen! Niemals werde ich darüber hinauskommen! Sie haben gehofft, daß Lydia stirbt!“

„Ja!“ sagte er trotzig.

Sie schluchzte auf und vergrub ihr Gesicht in den Händen. Und wieder stand er zornig an ihrer Seite und noch einmal machte er den Versuch, sie zurückzugewinnen.

„Hören Sie, Clarisse!“ bat er, und seine ganze Liebe klang in seiner Stimme. „Ich will Ihnen offen sagen, welche Gedanken damals in mir waren und wie ich mir Ihre Zukunft zurechtgelegt hatte. Wollen Sie mich ruhig anhören?“

„Sie haben es nicht nötig, sich zu rechtfertigen“, sagte sie müde und gefaßt. „Was in Ihnen vorging, weiß ich, ich hab' es schon damals gefühlt. Ich begreif' es sogar, daß Sie so denken konnten, wie Sie dachten. Ich begreife alles . . . Aber ich begreife auch, daß da etwas ist, was uns voneinander trennt. Ich begreife, daß wir nicht zueinander kommen können — zu viel steht zwischen uns. Das alles seh' ich in diesem Augenblick so fest und deutlich, es ist nichts daran zu ändern, ich bin gewohnt, den Tatsachen ins Auge zu schauen. Verzichten Sie auf jeden Versuch, mich umzustimmen — es wäre vergeblich. Für kleine Anpassungen und Umbiegungen bin ich nicht zu haben; dafür müßten Sie sich ein Weib suchen, das nicht erlebte und litt, was ich erlebt und gelitten habe. Und nun wollen wir uns nicht länger das Herz schwer machen, nicht wahr? Wir müssen voneinander scheiden — lassen Sie uns mutig und ohne Empfindsamkeit der Notwendigkeit gehorchen. Leben Sie wohl!“

Er beugte sich nieder und drückte seine Lippen auf ihre Hand. Ein langer, schmerzvoller Blick aus ihren Augen — schon sah er sie den Pfad emporsteigen. Sie trat durch das Gatter in den Garten, noch einmal wendete sie sich um und grüßte nach ihm zurück. Dann verschwand sie in der Tür des Hauses. Noch stand er wie angewurzelt fest und überlegte, da kam Lydia aus dem Hause gesprungen und brachte ihm den Strauß roter Rosen, den er für Clarisse geschnitten und den sie während des Spazierganges im Gürtel getragen hatte.

„Ich soll dir adieu sagen!“ sagte die Kleine. „Warum reisest du denn fort?“ Sie sah zweifelnd zu ihm auf, verdutzt über sein Aussehen, über sein Schweigen. „Kommst du nicht bald wieder?“ fragte sie unsicher.

Er hob sie empor und drückte sie ungestüm, in ingrimmiger Liebe an sich.

„Siegerin! Holde kleine Siegerin!“

ähnlichen Leiden erlegen, als hätten jene es recht dumm angestellt, ob solcher Lappalie zu sterben. Er riet dann Isidore zu dem und jenem einfachen Mittel, die Kräfte zu heben, den Husten zu lindern und dergleichen. Zu Liberius sagte er: „Haltet sie gut, Mann, Eure Frau!"

Damit tat er ihnen die Tür seines Zimmers auf. Als sie aber schon an die Treppe gelangt waren, rief er, der an der Schwelle stehen geblieben war, den Infanger noch einmal zurück. Er sah nachdenklich aus, fast als ob er den Blick erst jetzt und ungern von der Gestalt der Isidore nehme. „Ihr habt da eine zarte, saubere Frau, Infanger", sagte er.

Dieser machte ein halb verlegenes, halb vergnügtes Gesicht. Die Erinnerung durchzuckte ihn, wie an jenem Kirchweihtanz die Burschen sich um die Isidore bemüht hatten, und es schmeichelte ihm zum erstenmal, daß er die Umworbene besaß. Noch ehe er etwas sagen konnte, fuhr der Arzt weiter: „Es steht nicht am besten mit ihr, mit Eurer Frau, daß Ihr es wißt!" Er entließ ihn mit diesen Worten, kannte seine Bauern, wußte, wie wenig diese um Krankheit und Kranke sich kümmerten, und pflegte durch eine derbe Offenheit manchen zum Aufsehen zu bringen, der sonst von seinen Mitmenschen wie von seinem Vieh, unacht aller Gebrechen, Arbeitsleistung bis zum Zusammensinken forderte.

Liberius folgte seiner Frau über die Treppe hinunter auf die Straße. Als sie wissen wollte, was der Arzt noch gesagt habe, war ihm selber dessen Wort noch nicht klar — denn dazuland sind sie langsam im Denken — aber er fühlte instinktiv, daß die Isidore die Wahrheit nicht zu wissen brauchte.

„Du sollst nicht zu viel arbeiten, hat er gesagt", erklärte er ihr.

Dann schritten sie nebeneinander vom Hause hinweg. Liberius war einsilbig, in Gedanken versunken. Einmal blickte er nach dem Arzthause zurück. Da sah er den Doktor mit seiner Frau am offenen Fenster stehen. Sie schauten ihnen nach und es war leicht zu erkennen, daß sie von ihnen gesprochen hatten. Aus Haltung und Gebärden sprach eine merkwürdige Anteilnahme an Isidore. Der Stolz stach den Liberius zum zweitenmale: Dein ist sie, die da, der die Leute nachsehen, als ob sie Gott weiß was wäre.

Darauf gingen sie fürbaß und zu einem Imbiß. Gegen Abend erreichten sie Brunnen, wo des Liberius Nauen an der Lände lag. Sie hielten sich nicht auf. Die Isidore setzte sich in den Bug des ungefügen grauen Bootes und Liberius nahm das schwere Ruder. Auf dieser Heimfahrt aber vollzog sich in dem Fischer der Wandel, um dessetwillen ich euch von ihm erzähle.

Solange noch der Lärm des Ufers zu ihnen drang, führten auch sie ein Gespräch; über das, was sie eben hinter sich gelassen, über die

Liberius hatte eine Frau, wie sie sie dazuland haben, bescheiden, aus armen Verhältnissen stammend. Sie war in einem benachbarten Dorfe daheim gewesen, wo er seine Fische zum Teil verhandelte. Mit siebzehn Jahren hatte sie den Liberius genommen. Ihre Liebesgeschichte ist weder lang noch außergewöhnlich. Mit einem Kirchweihtanz hat sie begonnen, mit ein paar heimlichen Zusammenkünften sich fortgesetzt, mit der Heirat geendet. Dann hob ein gemeinsames Hausen an, das sich in nichts von dem andrer Ehepaare unterschied, die schlecht und recht sich durchs Leben schlagen. Sie waren vergnügt beisammen, vielleicht um so vergnügter, weil die anderen Menschen nicht zu nah' bei ihnen wohnten. Die Isidore Infanger freute sich, daß der Mann nicht trank, wie der Vater und die Brüder daheim es getan, sah, wie er ein fleißiger und sparsamer Mensch war, und tat es deshalb, fast ohne es zu merken, ihm nach. Ein bißchen Eigensinn und Sonderbarkeit, aus vielem Alleinsein herausgewachsen, bemühten sie weiter nicht groß. Wenn er seiner Eigenheit Worte gab, so hatte sie eine Zunge, die ihm nichts schuldig blieb. Einmal, als sie ins Zanken und Keifen kamen, hieb Liberius auch zu. Er fluchte nach landläufiger Art. Aber auch die Redensarten der Isidore waren nicht feiner als die andrer Weiber. Daß ihr mir also kein Wesens aus ihnen macht, nicht etwas Vornehmes hinter ihnen sucht oder meint, zwei solche lebten nicht mehr! In allen Dörfern, meine Heimat auf und ab, könnt ihr sie sehen, den Liberius und die Isidore. Meine Geschichte aber hebt jetzt an, an dem Tag, an welchem Liberius mit der Isidore zum Arzt nach Schwyz fuhr, weil sie seit Monaten schon einen grausamen Husten und engen Atem hatte. Sie waren just ein Jahr verheiratet an diesem Tag.

Der Arzt in Schwyz, ein wakerer, landauf und -ab bekannter und gesuchter Mann, der nicht nur ein bedeutendes Wissen, sondern auch ein warmes und menschenfreundliches Herz hatte, sah sich Mann und Frau mit einem scharfen Blick über die Brille hinaus an; er war gewohnt, nicht nur den Patienten, sondern auch seine Umgebung zu betrachten. Dann lächelte er, weil ihm die scheue Unbeholfenheit, die er an seiner Bauernkundsame gewohnt war, an dem Infangerehepaar wieder besonders in die Augen sprang. Als er die Isidore untersucht hatte, lächelte er nicht mehr.

„Ihr seid noch jung, Frau“, sagte er zu ihr. Seine Augen lasen dabei in ihrem Gesicht. „Ist schon jemand in Eurer Familie an dergleichen krank gewesen?“ fuhr er dann fort zu fragen.

Ja, meinte die Isidore, der Vater habe es ähnlich gehabt wie sie und eine Schwester gleichfalls, die aber gestorben sei.

Der Arzt nickte und freute sich innerlich, wie gut es eingerichtet war in der Welt: daß die Kranken heimlich über andre lächelten, die

Beim Aussteigen half Liberius seiner Frau. Dann trug er ihr das Wasser ins Haus, das sie sonst selbst vom Brunnen holte, und als er sich bei angebrochener Dunkelheit auf die Bank am Hause setzte, rief er sie zu sich; sie mußte sich neben ihn setzen.

Von nun an begann für die beiden eine Zeit, die voll einer merkwürdigen Ruhe war. Die Ursache dafür lag zunächst in Liberius. Aus der kleinen Freude über die Teilnahme des Arztes an Isidore wuchs ihm ein immer größeres Gefallen an ihrem Besitz heran. Es würde vielleicht nicht so stark geworden sein, wenn nicht neben ihm die Furcht vor dem baldigen Verlust gewohnt und wenn nicht auch die Frau in diesen Tagen sich von ihrer besten Seite zu zeigen begonnen hätte. Die Anhänglichkeit, die in seinem Wesen lag, weckte auch ihre Liebe, die noch frisch und unzerteilt war, zu stärkerem Leben. Sie zahlte ihm einen kleinen Dienst mit zweien, und so kamen sie allmählich in ein gegenseitiges Einanderzugefallenleben hinein, das ihrem Hausen eine große Behaglichkeit gab. Sie hatten den ganzen schönen Sommer vor sich, die Zeit, in der die Freude am besten gedeiht. Die Isidore fühlte sich wohl, den lästigen Husten und eine schwere Mattigkeit abgerechnet. Sie besorgte nach wie vor den Haushalt und den kleinen Garten, der nun voll bunten Blütenzeugs stand. Die Zufriedenheit, die sie beide beseelte, ließ sie auch das kleine ärmliche Haus und das Geviert, wo die Blumen fast wuchernd wuchsen, in einem verklärenden Lichte sehen. Sie kamen sich reich vor im Bewußtsein, daß das alles ihnen gehörte. Mit einer schweigenden Fröhlichkeit gingen sie durch Haus und Garten; manchmal rührten sie unbewußt draußen eine Blume an und es tat ihnen dabei wohl, zu wissen, daß sie ihr Eigentum war, und manchmal wiederum, wenn sie in die niedere Stube traten, quoll ihnen das warme Blut zu Herzen, weil sie ihnen hell und behaglich erschien wie keine andre. Mit zwei Fenstern blickte diese Stube auf den See hinaus, über dem die Lichter wechselten, das reine des Morgens, das heiße des Mittags und das geheimnisvolle des Abends, die Flammen des schweren Sommertages und der fast erlöschende Schein zur Gewitterzeit. Oft, wenn der See raste und dem Fischer die Ausfahrt wehrte, saßen sie beisammen am Fenster und schauten hinaus. Und während der Regen an die Hauswände peitschte und der Donner rollte von Berg zu Berg, überall zurückprallend, wie ein Riese murrend im Kerker ohne Ausweg, saßen sie da, die Isidore mit einer Arbeit, Liberius mit der Pfeife, sagten nicht viel und hatten auch keinen Wunsch in sich, der sie gesprächig gemacht hätte.

Nach den Menschen trugen sie in diesen Wochen kein Verlangen. Seinem Handel ging Liberius nach; dann blieb die Frau zu Hause; aber am Sonntag schritten beide miteinander zur Kirche. Dann sprachen

Fahrt, dann über ein — zwei Arbeiten, die ihrer daheim warteten. Als sie die Häuser von Brunnen nur noch als Steinfeld sahen, wurden sie still. Liberius hatte Rock und Weste weggelegt, stand aufrecht, die Ärmel des baumwollenen Hemdes bis zum Ellbogen aufgekrempelt, und trieb in gleichmäßigen Ruderstößen das Boot vorwärts. Er brauchte weder auf Fahrzeug noch Stange zu achten, so vertraut waren ihm Weg und Beschäftigung. Seine langsamen Gedanken wanderten, gingen nach Schwyz und zum Arzt zurück und kamen wieder hinter ihm drein, machten den ganzen Weg noch einmal, bis sie alle sich auf Isidore hefteten, die vor ihm im Nauen saß. Sie trug ihr schwarzes Sonntagskleid. Schlicht, ohne schmückende Krause, schloß es sich oben um ihren Hals und um ihre feinen Handgelenke. Vielleicht hob die düstere Farbe die Blässe der Haut. Liberius hatte nie darüber nachgedacht, was für eine weiche, weiße Haut seine Frau hatte. Nun aber — — Schau, schau, was das ein schönes Menschengesicht war, da in dem dämmernden Licht des Abends! Volles, braunes Haar und braune Augen, Nase, Kinn und Ohr fast durchsichtig weiß! Liberius staunte. Dann fiel ihm etwas ein.

„Ist dir nicht kalt?“ fragte er die Frau.

Sie lachte über die ungewohnte Teilnahme. Dabei aber war ihr wohlig zumut, als rieselte ihr warme Sonne über den Rücken. Allmählich kam ein Empfinden über sie, als sei Sonntag. Diese Reise! Sapperlot, es war etwas Seltenes, so müßig über den See zu fahren! Dabei der Mann so recht! Es war ihr, als ob nichts mehr zu wünschen bliebe.

Liberius ließ das Ruder, kam herüber und legte ihr den eigenen Rock um die Schultern, ihn unterm Halse knüpfend.

„Du, so führe ich noch lange hin“, sagte sie.

„Es ist schön auf dem See“, gab er zurück und faßte die Stange wieder.

Sacht taucht das schwere Holz dann aus und ein. Das oft von Winden zerwühlte Wasser schien völlig entschlafen. Seine steilen, steinernen Ufer ragten auf und das Buschwerk hing reglos aus grauen Wänden. Die Tannen standen schlank und still auf ihren Felstürmen. Selbst ein paar weiße Wolken, die hinter den Bergen blitzten, kamen nicht ins Wandern, waren wie festgewachsen am Gebirg.

„Es ist schon Betzeit“, sagte Isidore und begann ihr Ave Maria vor sich hinzusagen.

Sie näherten sich ihrem Hause. Auf dem Klostertürmchen läutete die Glocke. Die Töne kamen ihnen entgegen, schienen rings um sie in den stillen See zu sinken und in den Tiefen fortzuläuten. So von den Glockenstimmen umsungen, machten sie den letzten Teil ihres Weges.

Liberius schlug eine Decke um die fast kindlich zarte Gestalt seiner Begleiterin. Dann trieb er den Nauen heimwärts. Auf einmal hob im Kloster drüben ein Musizieren an. Die musikkundigen Nonnen übten eine Totenmesse ein. Die Orgel rauschte. Dann, wie aus einer dunkeln Tiefe brechend, erhoben sich die Stimmen der Nonnen über den Orgelklang: „Requiem aeternam dona eis." Sie lösten sich aus dem dumpfen Grunde der Orgelstimme, dann aus dem Bau des grauen Klosters und kamen, wie mit weitem Schwingenschlage, über den See daher. Es war, als wandere der Gesang weithin über das Wasser, leiser und ferner: „Requiem!" und als sänge es an den Bergen: „Requiem aeternam" und als verlören sich Stimmen hoch im Himmel: „Requiem! Requiem aeternam dona eis".

Liberius ruderte sein Boot. Die Isidore saß zusammengekauert im Bug. Dieselbe Stille wie seit Wochen war über ihnen. — — —

Die Isidore verging in dieser Nacht. Erst am Morgen sah der Fischer, daß sie tot war. So leise war das Sterben über sie gekommen. Als ob sie die große Ruhe, welche die Hütte und das Leben darin erfüllte, durch ihr Davongehen nicht hätte stören wollen!

Liberius begrub sie. Er gebärdete sich nicht anders als andre, denen die Frau stirbt, sprach über den Tod mit den Dorfgenossen: „Ja, das ist nun so! Lange gewußt hat man es ja!"

Es war ein trockenes Wort. Er trank nachher sein Glas im Wirtshaus, stopfte beim Nachhausegehen die Hände in die Taschen und ging, als er seine Hütte wieder betrat, an das Ausbessern eines Netzes, als sei er eben nur für einen Augenblick von dieser Arbeit aufgestanden.

Und dennoch — dennoch: die fremde Stille liegt noch über dem Seewinkel, wo der Liberius wohnt. Über der Hütte und über ihm. Wenn ihr ihn auswärts seht, dürr, braun, mit eckigen, scharfen Zügen, das Gesicht von dem kurzen runden Bart und dem wolligen schwarzen Haar wie von grobem Moos gerahmt, glaubt ihr es nicht. Dennoch — es ist so! Eine Verträumtheit ist an ihm, eine Art Andacht. Ich wohne manchmal dort, seit ich durch Zufall den Weg zu ihm und seiner Freundschaft fand. Nicht, weil er unterhaltsam ist oder — oder — besonders merkwürdig. Wir können stundenlang auf dem See oder in der Hütte beisammen sitzen und nicht reden. Nur — gerade in dem Schweigen liegt es. Etwas von dem Bann, den die schwere Krankheit der Isidore über ihn und das Haus gelegt, eine ruhige Wunschlosigkeit und eine seltsame Freude an den Gaben des Augenblicks, etwas Feierliches wie von der noch immer atmenden Nähe eines Todes.

---

sie mit den Dorfgenossen, waren in nichts anders als jene, begaben sich nur unwillkürlich bald wieder auf den Heimweg.

Der Sommer hätte wohl noch vierzehn Tage länger dauern können, als plötzlich ein Wetterumschlag eintrat. Heftige Gewitter setzten ein, die in kalten Regen übergingen. Dann fiel Schnee in den Bergen und hinab bis auf die niederen Alpen, ein rauher Westwind strich über den See. Isidore fröstelte, hustete stärker; dann mußte sie sich legen. Liberius ging zum Arzt nach Schwyz. Der gab ihm neue Mittel mit. „Aber", sagte er, „lang werdet Ihr Eure Frau nicht mehr behalten." Dennoch erholte sie sich. Aber Liberius betrachtete sie von da an manchmal heimlich und dann kam sie ihm fremd vor; zuweilen kroch eine leise Scheu vor ihr in ihm auf. Er hielt sich aber noch mehr in ihrer Nähe, wußte es nicht, fühlte sich aber nicht wohl, wenn sie nicht bei ihm war. Nicht, daß irgendeine landesungewohnte Zärtlichkeit zwischen ihnen gewesen wäre. Jedes ging seiner Arbeit oder hing seinen Gedanken nach. Ihre Art blieb rauh; aber den raschen Zorn hielt Liberius nieder, sobald er seine Frau ansah, und sie hatten beide eine Art Scheu vor irgendwelcher Sünde, selbst vor dem Gebrauch ihnen sonst geläufiger Schimpfwörter. Die Ehrfurcht vor etwas Großem, Geheimnisvollen, das in naher Zukunft über sie kommen wollte, machte sie still und fast gut.

Unvermutet kamen warme Herbsttage. Über der Hütte lag eine wundervolle Klarheit. Die Berge schienen gewachsen und der Himmel weit. Langsam kamen die Wolken gezogen, einzeln und leise, heran, vorüber. Fast so lautlos glitt des Liberius Nauen über den See, wenn er täglich zum Fischfang ausfuhr. Die Isidore fehlte nie im Boote. Liberius warf die Netze und zog sie wieder ein oder saß stundenlang, die Angel in der Hand. Des Liberius Gedanken beschäftigten sich viel mit der jungen Frau. Es fiel ihm ein, wie seltsam es sei, daß dieser Mensch da neben ihm gleichsam vor einem Wege stand, der aus der Welt führte. Er sah diese Welt an, und die Isidore tat ihm leid darum, daß sie nicht darinnen bleiben durfte. Weil jene im Begriff war, sie zu verlieren, erschienen ihm die Heimat, der Tag schöner, als er sie je gekannt hatte. Sein Blick wurde groß, etwas Versonnenes trat hinein. Etwas Versonnenes kam allmählich in beider Wesen, das des Liberius und das der Isidore.

Wann das Kloster läutete, fuhren sie heimzu — langsam — über den glatten See. Hinter ihnen versank die Ferne in Dunst und Nebel.

Eines Tages fühlte die Frau sich besonders schwach. Aber draußen war es so strahlend hell, daß sie nicht daheim bleiben wollte. Sie verbrachten Stunden auf dem See. Mit dem Abend wurde es kühl.

Gedanken über die Verbesserung der Welt, über die Rettung der Seele! Wenn Alsdann mit seiner Glaskraxe manchmal so durch die stillen Täler schritt, da dachte er an nichts weniger als an Glas; nicht einmal an Glück, das ja auch wie Glas ist. Er dachte an Qual, Elend und Bosheit, mit denen manches Menschenherz so voll ist, daß es platzen möchte. Er persönlich hatte ja nicht allzuviel davon erfahren oder den Tort, der auch ihm angetan wurde, nicht wahrgenommen. Er stand allein, ohne Weib und Kind, bot also dem Bösen eine nur kleine Schußscheibe. Doch an anderen sah er's, wie sie ächzend zu Boden sanken, getroffen von den vergifteten Pfeilen, die der Teufel aus dem Hinterhalte schoß.

Der Teufel war dem Alsdann noch zurückgeblieben von seiner theologischen Laufbahn, und diesem verdammten Teufel maß er — wie recht und billig — alle Schuld bei an dem Elende der Welt und an der Schlechtigkeit der Menschen. Die Menschen sind ursprünglich als Gottesgeschöpfe für den Himmel geboren; aber der Teufel hat den Beruf, sie schlecht zu machen und in die Hölle zu bringen. Auf diesem Grundsatz begann in Meister Alsdann ein Gedanken-Bauwerk zu entstehen, das allmählich prachtvoll und großartig wurde wie ein orientalisches Königsschloß. Ich will gerade kein Ziegelschupfer sein, will nicht erst das Werden dieses Baues schildern. Ich will den vollendeten Turm zeigen. Johann Alsdann sah es so: Alle Wohlfahrtseinrichtungen der Welt nützen gar nichts; aller gute Wille der armen Menschen, höher zu kommen, hilft gar nichts, solange die Ursachen aller Niedertracht nicht beseitigt sind — die Teufel in der Hölle. Da werden alle denkbaren Pädagogen und Lehrer in die Welt geschickt, um die Leute besser zu machen. Ist töricht verschwendete Kraft. Da werden Bekehrungsmissionen gehalten bei den Heiden, bei den Wilden. Ist vergebliche Mühe. Am Grunde muß man das Übel fassen und ausrotten. In die Hölle müssen die Lehrer und Priester hinabsteigen, Volksmissionen in der Hölle müssen gehalten, die Teufel müssen bekehrt werden! Dann haben auch die Menschen Ruhe von allem, was des Teufels ist. — Wer derlei Darstellungen Alsdanns soweit ernst nahm, daß er den Einwand gab, das sei eben des Teufels, daß die Bekehrung des Teufels unmöglich ist, dann antwortete er verblüfft: Wieso unmöglich? Wisset ihr denn nichts von der Geschichte der Teufel? Kennt ihr nicht ihre Abstammung? Waren nicht auch die Teufel Kinder Gottes und lebten einst im Himmel? Und freuten sich und lobten Gott? Wer von guten Eltern ist, wer von Haus aus einmal gut geschaffen gewesen ist, den darf man nie aufgeben, auch nicht, wenn er schlecht wird. Den Teufeln ist's halt auch nicht anders ergangen als den Menschen. Als Gottesprinzen haben sie empor wollen, oben hinaus, haben Revolution gemacht, sind

Warum Johann Alsdann in die Hölle wollte.

Von **Peter Rosegger.**

Im Dorfe Klappelsheim bei — na, weiß doch jeder Mensch, wo Klappelsheim liegt — lebte vor wenigen Jahren noch ein merkwürdiger Mann, der nicht nach Gebühr gewürdigt ist. Er hatte große Absichten um die Menschheit, im Vergleich zu denen die Erschließung des Südpols, die Eroberung der Luft, die Entdeckung des Radiumblockes in der Erde lächerliche Kleinigkeiten sind. Sein Name war Johann Alsdann. Er hatte in seiner Jugend auf Geistlich studiert. Aber noch ehe er den Weihen in die Nähe kam, geriet er in die Netze des großen Versuchers und wollte es einstweilen lieber mit der Erde versuchen als mit dem Himmel. Für den Himmel, sagte einer der Verführer, wäre es später noch Zeit. Aber die Erde war spröder, als er sich's gedacht hatte. Er hatte gemeint, es handle sich bloß ums Zugreifen. Doch wohin er griff, war schon immer alles weg. Ganz gemütlich, fast scherzend tauchten sie ihn überall zurück, wo ein Vorteil für ihn zu erlangen gewesen wäre, und dabei kam's ihm noch vor, sie meinten ihm's gut. Nur das Geschäft seines Vaters war ihm geblieben, und das war die Glaserei zu Klappelsheim im Hause Nr. 17, links beim Stiftsbräu. Alle Neubauten der Umgegend versah er mit Fensterscheiben, alle Wirtshäuser und Apotheken mit Gläsern. Am Sonntag saß Herr Alsdann in seiner gartenseitigen Stube, las Zeitungen und Bücher und betrachtete in seiner Art die Welt. Sie kam ihm nicht ganz geheuer vor. Am Montag früh band er seinen grünen Tuchschurz um, mit der Messingschnalle rückwärts, und ging in die Werkstatt, wo er mit dem Diamantgriffel die Glastafeln zuschnitt. Zweimal im Jahre nahm er seine Rücktrage mit den grünlichen Glasplatten auf den Rücken und ging hausieren im Dorfe und weiter um, wo irgendein Wind oder eine ungeschickte Magd oder ein ausgelassener Schusterbub Fensterscheiben zerschlagen hatte. Er besserte die Schäden aus und dachte dabei an nichts, als welchen Preis er machen solle, daß es dem Kunden nicht weh tue und er darauskomme.

Man weiß auch noch gut, wie er aussah, der Meister Johann Alsdann. Er hatte ein schmales, bräunliches Gesicht, kleine grünlichgraue Augen, schwarzes Haar, das mitten über den Scheitel geteilt war und zu beiden Seiten lange hinabhing auf die Achsel. Er hätte ungefähr einem Christuskopf ähnlich gesehen, wenn das Gesicht nicht glatt rasiert gewesen wäre. Fremde Missionäre waren einmal in der Gegend gewesen, davon hatte einer ein ähnliches Gesicht gehabt. Ob hinter seiner Hirnschale nicht etwa auch ähnliche Gedanken waren,

„Das weiß ich wohl!“ gab Alsdann lebhaft zurück. „Der zehnte Teil meiner Sünden würde vollauf genügen und ich wäre unten. Aber wisset ihr, was mein Beichtvater sagt?“

„Daß du das Brennen nicht aushalten wirst.“

„Mein Gott, das bissel Brennen, wenn nachher der Erbfeind abgetan ist für uns alle; wenn die hoffärtigen Engel erlöst sind für alle Ewigkeit!“

„Aber meinst du nicht, daß sie wieder anfangen könnten mit ihrer Hoffart, da oben?“

„Nachher dürfte man auch keinen Menschen hinauflassen. Die fallen auch gern allemal wieder in die alten Fehler zurück, wenn's ihnen besser geht. Ich fürcht's nicht, wer einmal erlöst ist, der sündigt nicht mehr.“

„Also schau halt, Alsdann, daß d' hinabkommst und mach' Ordnung“, sagten sie lachend.

„Daß d' hinabkommst, daß d' hinabkommst!“ entgegnete Alsdann. „Ist leicht gesagt. Wisset ihr, was mein Beichtvater sagt? Ich könnt' neunundneunzig Säcke voll Todsünden begehen, es täte mir nichts nutzen. Wenn ich nur deshalb wollt' sündigen, daß ich in die Höll' käm, um unten was Gutes auszurichten, dann käm ich eben nicht hinab.“ —

Das war nun eine fatale Sache. Sündigte er nicht, so kam er nicht in die Hölle. Sündigte er aus Liebe, um die Teufel zu erlösen, so kam er auch nicht hinab, weil Liebe nicht zur Hölle führt. Und sündigte er aus Freude an der Sünde, so kam er freilich hinab, mußte aber unten bleiben und die Teufel täten nur lachen, wenn ein Schlechtling daher kommt, um andere bekehren zu wollen.

Solche Gedanken wälzten sich in dem armen Gehirn Alsdanns umher wie schwere Steine. Da fand es der Arzt an der Zeit, die nahe Irrenanstalt vorzuschlagen.

„Dann ist er ja in der Hölle!“ rief einer aus.

„Vielleicht“, sagte ein anderer, „bekehrt er die Narren und bildet sich ein, es wären die Teufel, und hat Ruh'.“

Darauf ein dritter: „Da bekehre ich den Teufel noch lieber als die Narren.“ Wie eben bei solch seltsamen Dingen immer hin- und hergeredet wird.

Johann Alsdann kam ins Irrenhaus, wo er anfangs noch ein Weilchen phantasierte. Allmählich wurde er ruhig und heiter und murmelte oft vor sich hin: „Es geht, es geht!“ Dabei lachte er und lachte jeden an: „Es geht, es geht!“ — Daraufhin dauerte es nicht mehr lange.

An seinem Grab hielt der Pater keine Rede, weil das zu Klappelsheim nicht der Brauch ist. Aber unterwegs vom Friedhof heim sagt er zu seinen Begleitern: „Mein Lebtag ist mir keiner begegnet mit einer solchen Tracht von Liebe, wie sie dieser Johann Alsdann gehabt hat. Sie reichte sogar für den Teufel aus.“

die Schwächeren gewesen, sind gestürzt worden. Wie oft ist das nicht den Menschen schon passiert und gibt man doch die Hoffnung nicht auf, daß sie hergerichtet werden können für den Himmel. Von den Teufeln hört man zwar abscheulich viel Schlechtes, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Wenn etliche Truppen scharfer Jesuiten in die Hölle geschickt werden — ich bin überzeugt, die Teufel sind herumzukriegen.

Das war Johann Alsdanns feste Überzeugung. Ein paar Jahre lang ging er mit solchen Gedanken um und da diese allmählich sich in seinem Kopfe so breit machten, daß nichts anderes mehr drin Platz hatte, war ihm sein Glas gleichgültig geworden und er begann Propaganda zu machen für eine Bekehrungsmission in der Hölle. Aber seine Eingaben an den Bischof, an den Erzbischof, an den Jesuitengeneral endlich blieben ohne Erfolg. Von der Laienwelt war noch weniger zu erwarten; die Memmen zitterten ihr Lebtag vor der Hölle und jetzt sollten sie freiwillig hinab und den Teufeln Buß predigen?!

Anfangs war der arme Alsdann bewitzelt und verspottet worden. Etliche sagten, man solle froh sein, daß es einen Teufel gebe, auf den man sich ausreden könne. Andere meinten, wer einmal so angeschwärzt sei wie der Teufel, dem helfe auch das Sichbekehren nichts, es traue ihm doch niemand mehr. Wieder andere brachten noch wohlfeilere Dinge vor. Da sah Alsdann, daß er allein sei mit seinem welterlösenden Plan und daß er ihn allein werde ausführen müssen.

Das wußte er schon, wie er den schwarzen Zuhörern ins Gewissen reden wollte, auf ihren eigenen Vorteil bedacht zu sein und durch einen tugendsamen Lebenswandel die Hölle wieder für den Himmel zu vertauschen. Er wolle ihnen ihre hohe Abkunft vorstellen und ihren Stolz erwecken. Der Stolz hatte ihren Fall verursacht, der Stolz sollte sie wieder ermutigen und erheben. Buße getan in der feurigen Hölle hätten sie seit sechstausend Jahren schon genug, und im Himmel sei man seit dieser Zeit viel milder geworden. Damals, zu ihrer Zeit sei noch der alte Herr gewesen. Unter seinem Sohne sei es viel besser geworden. Und es bedürfe wohl nur noch ihres guten Willens, besonders daß sie die Bosheit gegen die Menschheit ablegten, daß sie pardoniert werden. Und es wäre doch ein beispielloser Triumph, so ein Einzug in den Himmel, wo sie als die größten Büßer natürlich die höchsten Sitze erhalten würden. — Das müßten schon besonders dumme Teufel sein, wenn sie da ihren Vorteil nicht wahrnähmen. Und dumm sind sie bekanntlich nicht, da ihnen so viele und oft sehr gescheite Menschen aufsitzen.

Also, das müßte gehen.

Aber nun die Schwierigkeit. Wie in die Hölle hinabkommen?

„Nichts leichter als das,“ versicherte man ihm.

Adalbert Stifters Verhältnis zur Gegenwart.

Von Professor **Hermann Siegl.**

Die Zünftler der Literaturgeschichte haben kaum bei einem anderen Dichter als bei Adalbert Stifter so wenig Erfolg mit ihren Versuchen gehabt, ihn mit bloßen Schlagworten abzutun, seine Schriften einfach zu etikettieren und in ein bestimmtes Fach einzuschachteln. Er erscheint eben, je näher ihm unbefangene gründliche Forschung tritt, desto mehr als ein Großer und Aufrechter, als ein ganz Selbsteigener und auf sich Ruhender, und Goethes Worte in „Wahrheit und Dichtung“ (3. Teil, 12. Buch), „daß das aus einer schönen Seele hervordringende Leben nur um desto freier wirkt, je weniger es durch Kritik in das Kunstfach herübergezogen erscheint“, finden auf ihn ihre volle Anwendung. Unter den dem Unkundigen seine wirkliche Bedeutung verhüllenden Urteilen über ihn steht mit das obenan, daß er ja doch nur ein „vormärzlicher Altösterreicher“ gewesen sei. Wie wenig aber gerade dies zutrifft und wie Stifter, hoch über seiner Zeit ragend, sich schon zu Fragen stellt, die erst in unserer Gegenwart wirksam und zur Entscheidung drängend geworden sind, lehrt der auch nur flüchtigste Umblick unter seinen Schöpfungen.

So ist es, was fast zunächst liegt, die Frage der Frauenemanzipation, die, selbst überzeugte Frauenrechtlerinnen bezüglich ihrer Auswüchse mit Besorgnissen zu erfüllen beginnend, in unseren Tagen immer größere Kreise zieht. Stifter, schon über vierzig Jahre tot, hat ihr schon drei Jahrzehnte vor seinem Hingange das Wort geredet und geklagt: „Wie manche arme und groß geartete Seele im weiblichen Geschlechte mag darben und dürsten, solange sie lebt — bloß angewiesen an den Tand, den ihr der Herr der Schöpfung seit Jahrtausenden in die Hände gibt!“ („Feldblumen“, Osterluzei.) Er tritt so allerdings, die gesellschaftliche Stellung des Weibes unberührt lassend, zunächst für dessen geistige Freimachung ein, weil ihm die Gewinnung höherer Bildung überhaupt als die Voraussetzung und einzig gedeihliche Grundlage wirklichen, gesunden Fortschrittes gilt; und er gibt nicht die Mittel an, mit denen die Freimachung des weiblichen Geschlechtes ins Werk zu setzen wäre, weil Angaben für die im Bereiche der Wirklichkeit zu erzielende werktätige Ausführung von intuitiv erschauten und als wahr befundenen Ideen nicht die Sache des Dichters ist. Sicher ist, daß, wäre er in unseren Tagen berufen, in der eben berührten und anderen Fragen ein beratendes Wort mitzusprechen, er dies nur zugunsten eines wohlbedachten, langsamen Fortschrittes täte; denn „jenes Neue“, sagt er im „Nachsommer“ (2. Aufl., 2. Bd. S. 356), „welches

Der immer etwas vorlaute Meßnerbub war der Meinung: „Wenn der Herrgott auch so viel hat, so dankt er jetzt die Teufel ab und sperrt die Hölle zu.“

„Schweig', Bub!“ rief der Pater strenge. Da schwieg der Bub.

Frühling.

Von Ernst Ferd. Neumann.

Vom Berge ist heute der Frühling gekommen
Auf stürmendem, brausendem Ritte.
Es hat schon die schlafende Erde vernommen
Die dröhnenden, weckenden Tritte.
Mit sausender Harke, mit Spaten am Rain,
So heißt man willkommen den Recken;
Und Schere wie Messer stutzt drüben am Hain
Die wilden und dorrenden Hecken.
Die weißlichen Schnitte, sie leuchten zu Tag
Wie Wunden an Strauch und an Bäumen,
Was ihnen am Frühling geschehen mag,
Das gilt auch für dich ohne Säumen:
Nimm blitzendes Messer und schneid' unverzagt
Das Dürrholz an deinem Vollbringen;
Und was da zu üppig hervor sich gewagt,
Das lasse dein Messer bezwingen!
Dein Grabscheit soll stürzen, was modert und schwelt,
Zur Tiefe dein Zögern und Zagen!
Der Frühling, der Frühling kam wieder ins Feld,
Und bringt deine Blüten getragen! — — —

* * *

An meinem Fenster sinnt ein Birkenbaum
Im Frühlingstraum.
Er hing die Blütenträubchen sich ans Reis,
Und wiegt sich leis'
In sel'gem Schauer bei des Lenzes Kommen,
Das er vernommen.

Im Blütenschnee ringsum klingt Tag um Tag
Nun Finkenschlag.
An Lenzeswiesen flammt ein Blütenmeer
Wie Heißbegehr!
Und saatengrüner Teppich liegt gebreitet,
Vom Lenz bereitet.

Im Herzen pocht's mit frohem Schlag
Nach Frühlingstag.
Mein sehnend Auge trinkt die Lenzespracht
Nun Tag und Nacht;
Und wird nicht müd' noch satt vom tausendfachen
Lenzallerwachen.

Doch regt ein Lenz nicht mehr mir meine Schwingen
Beim Frühlingsringen —
Dann blast für mich die wilden Flammen an!
Dann naht heran
Mein letzter Tag. — Mit ihrer Todeswunde — —
Die heil'ge Stunde.

---

13. Jänner 1787), aus unseren Gymnasien, wenn sie wirkliche humanistische Bildungsanstalten sein wollen, verschwinden!

Erwähnen wir auch, was Unterricht und Bildung anlangt, daß Stifter wertvolle pädagogische Abhandlungen mit auch heute noch beachtenswerten Anregungen hinterließ, und daß sein „Nachsommer" mit vollem Rechte eine Bibel für den Erzieher genannt werden darf. Vergessen wir es ihm nicht, daß er jederzeit mit Wärme für die Besserung der materiellen Lage der Lehrerschaft bis zu einem Grade eintrat, daß der letzteren diesbezügliche Bemühungen von heute seine wohlgemeinten Intentionen kaum übertreffen können. Wollte er doch auch schon dem ersten Lehrer der Kindheit (eben aus seinem Grundsatze heraus, daß die weitest und allgemeinst verbreitete Bildung die Voraussetzung und einzig sichere Grundlage der Ordnung im Staate und jedes wirklich gesunden Fortschrittes sei) geradezu die erste Stelle im Gemeinwesen angewiesen sehen und wünschte ihn, damit er stets freudig und gehobenen Gefühles seinem hohen Amte nachgehen könne, der materiellen, seinen Berufseifer lähmenden Alltagssorgen entledigt! Und er antwortete dem Fürsten Metternich, der ihn fragte, woher er denn den Aufwand für eine bessere Stellung der Lehrerschaft und für eine weitere Verbreitung der Volksbildung nehmen wolle: das wisse er zwar nicht, wisse aber, daß so manche bis nun für das Strafgerichts- und Gefängniswesen erforderliche Ausgabe dem Staate erspart bliebe, wenn erst die Bildung der Bevölkerung eine höhere und damit der Hang zu Vergehen und Verbrechen ein geringerer wäre!

Wir hören heutzutage an allen Orten, Ecken und Enden oft das Naturheilverfahren preisen und kalte Güsse der verschiedensten Art, kalte und heiße Wickel und Einpackungen, Sonnen-, Licht- und Luft-, Wasser-, Sand- und Schlammbäder, allerlei Eß- und Trinkkuren rühmen und in den Himmel heben. Der junge Doktor in Stifters Erzählung „Aus der Mappe meines Urgroßvaters" geht auch schon (s. das 5. Kapitel der Erzählung, „Tal ob Pirling") den Wegen der Natur nach. Er findet das herkömmliche Verfahren einseitig und unvollkommen, „daß man dasjenige, was andere getan und gefunden haben, in mehrere Bücher zusammenträgt, dasselbe sich sehr gut in das Gedächtnis prägt und es dann in der gleichen Gestalt immer ausübt. Das kann nicht recht sein. Man muß die Gebote der Naturdinge lernen, was sie verlangen und was sie verweigern. Man muß in der steten Anschauung der kleinsten Sachen erkennen, wie sie sind und ihnen zu Willen sein . . . Wer erkennt es genau, ob die Arkana und die Sympathien und die Zeitverbindungen die Hilfe bringen, die in ihnen liegt? Und ist es nicht klar abzumerken, daß Gott in die großen Zusammensetzungen der Stoffe unser Heil gelegt hat, weil wir es nicht finden würden, wenn wir die Zusammensetzungen noch nicht

bleiben soll, weil es gut ist, kann nur allgemach Platz finden und ohne zu große Störung sich einbürgern. So ist der Übergang ein längerer, aber er ist ein ruhigerer und seine Folgen sind dauernder". — Mit welch sicheren Linien zeichnet Stifter (a. a. O. in den „Feldblumen") das Bild einer höheren Mädchenerziehung und greift so lange vor unseren heutigen Mädchengymnasien der Idee derselben vor! Eines freilich betont er, eines, was sich mit der heute durch so mancherlei Schulen vermittelten und so allgemein gewordenen höheren Mädchenbildung nicht immer so glücklich, wie in seiner Angela, zu paaren scheint: „Was sagten sie da oft für ein albernes Märlein, die wissenschaftliche Bildung zerstöre die schöne zarte Jungfräulichkeit und die Naivität und die Herzinnigkeit und so weiter? Auch bei Wissensfülle kann eine strahlenreiche Jungfrau dastehen — ja, erst die rechte, ernste Jungfrau, auf deren Stirne das Vollendungssiegel leuchtet, eine erblühte, selbstbewußte, eine würdevolle Jungfrau, vor der zaghaft jeder Schmutzgedanke verstummen muß."

Heute ist wieder einmal, wie schon so oft, die Pflege des Griechischen ein heiß umstrittener Gegenstand. Stifter hat seine Stellung zu dieser Frage klar und bestimmt in einem Aufsatze: „Wiener Salonszenen" in dem von ihm 1841 bis 1844 geleiteten und zum großen Teile geschriebenen Sammelwerke „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben" mit den Worten ausgesprochen: „Es ist eine Sünde, die zum Himmel schreit, ich will nicht sagen, daß sogenannte Gebildete, sondern daß nicht einmal Schriftsteller, ja Dichter, imstande sind, eine Zeile im alten Griechischen zu lesen — die einzige Sprache, in der die einzigsten Produkte geschrieben sind, die so weit über alles hinausgehen, was unsere Zeit produziert, welchen Produkten vergeblich alle späteren Jahrhunderte nacheiferten. Diese Sprache wird von so vielen bei uns als eine bloße Kuriosität betrachtet, die man den pedantischen Gelehrten überlassen müsse. Dafür aber kann der Schriftsteller sein Französisch und leistet Dinge, die alles, nur keine Poesie sein mögen." Im „Nachsommer" (2. Aufl., 2. Bd., S. 246 f.) läßt der Dichter den das schöne Schrifttum, die Wissenschaften und Künste pflegenden Kaufherrn seinem Sohne den Weiterbetrieb des Griechischen mit dem Hinweise darauf an das Herz legen, daß die Sache ja nicht Schwierigkeiten habe, die ihr oft zugemessen werden. Das ist der springende Punkt! Mögen die Männer vom Fache eine bessere Art der Zuführung des Griechischen an das nachwachsende Geschlecht ausfindig machen, als es vielleicht die bisher übliche war; in keinem Falle darf aber je dieser „geliebteste Laut" (φίλτατον φώνημα, Soph. Phil. 234), der einst Goethe, als er 1787 „am Dreikönigstage, dem Feste des Heils, das den Heiden verkündigt worden", die Propaganda besuchte, erklang, „wie ein Stern in der Nacht erscheint" („Italien. Reise",

die Katakomben von Wien („Wien und die Wiener“ — nachgelassene „Erzählungen“) oder anderes schildert oder sich (vielfach schon in den „Feldblumen“) im Nachsinnen über das Menschengeschick, seine Entwicklung und Geschichte ergeht? Bleibt er da nur im Kleinleben der Natur befangen? Schrumpft nicht vielmehr seinem Weitblicke gegenüber Hebbels bekanntes, auf ihn gemünztes Epigramm zur Bedeutungslosigkeit zusammen? „Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glücken? — Weil ihr“, lautet es, soll es auf Stifter gehen, ebenso unwahr wie lächerlich, „die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht! — . . . Aber das mußte so sein; damit ihr das Kleine vortrefflich liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt“. Ist Stiftern das Große entrückt? Darf er sich nicht vielmehr neben Philosophen bis zu den modernsten herab, neben Naturforscher und Geschichtsschreiber stellen, die nicht nur trockene Daten zusammenklauben, sondern auch den sie bewegenden Gesetzen nachspüren? Der jüngst aus dem Leben geschiedene große Chirurg Ernst von Bergmann sagt: „Das, was wir unser Leben nennen, ist nicht ein zwischen Geburt und Tod abgeschlossenes, vielmehr ein empfangenes und fortgesetztes, eingereiht in eine Kette, deren Glieder vom Anbeginn der Welt bis ins Unendliche ineinandergreifen. Ererbt von den Vorfahren, wird das Leben vererbt auf die Nachkommen. Es ist nicht plötzlich frei und unabhängig aus einer zufälligen Mischung von Elementen hervorgegangen, sondern gebunden an eine Reihe vorangegangener und regelrecht sich folgender Geschlechter. Nur in der kurzen Spanne Zeit, die zwischen seinem Kommen und Gehen liegt, hat der einzelne Mensch das Bewußtsein von seinem Leben und das Vermögen, über seines Daseins Grund und Zweck zu sinnen und zu denken. Die Erinnerung führt ihn an das erste Glied der Kette, an welcher sein eigenes Leben hängt, an die für ihn noch erreichbare Gestalt von Vater und Mutter. Er weiß, daß sie ihn ins Leben führten, in eine bestimmte gesellschaftliche Stellung und auf eine bestimmte Entwicklungsbahn, und was er ist, er ihnen schuldig ist. Der denkende Mensch kann nichts anderes als weiter fragen: Wie aber wurden die Eltern das, was sie waren? Wie unser physisches Leben selbst, so ist auch alles, was mit und an uns geschieht, ein aus anderen Gewordenes und die Folge einer geschichtlichen Entwicklung. Wie sollten wir da nicht gerne in diese Geschichte uns versenken und in der Vergangenheit der Voreltern suchen, wie wir zur eigenen Gegenwart gekommen sind?“ Das sind echt Stiftersche Gedankengänge, wie sie uns schon in den „Feldblumen“ und an späteren Stellen unseres Dichters begegnen; die heitere Dichtung leiht ihnen nur eine duftigere sprachliche Hülle, als sie der strenge Meister einer mit heiliger Scheu erfüllenden ernsten und hohen Wissenschaft in seinen Darlegungen für zulässig hält.

kennten? Es liegt gewiß irgendwo sehr nahe bei uns. Womit würde sich denn der Hirsch heilen und der Hund und die Schlange des Waldes, wenn die Arzenei, die ihnen hilft, in meinem Schragen stünde, weil sie ja nie zu ihm kommen? Es wird ein Ding in dem kühlenden fließenden Wasser sein, es wird eins in der wehenden Luft sein und es werden Zustimmungen zu unserem Körper aus der Eintracht aller Dinge jede Stunde, jede Minute in unser Wesen zittern und es erhalten." Klingt, fragt Prof. Alois Raimund Hein in seiner ausgezeichneten liebevollen großen Stifter-Biographie (Prag 1904, Verein f. Gesch. d. Deutsch. in Böhmen — in Kommission bei J. G. Calve), das nicht wie ein prophetischer Hinweis auf das mehr der individuellen Anpassung zustrebende Heilverfahren unserer Tage und auf das gesteigerte Heranziehen der natürlichen Behandlungsarten, das sich in den letzten Jahrzehnten so überraschend ausgebreitet hat? — Ja, sogar die Propaganda für die Feuerbestattung träfe, lebte er noch, Stifter nicht unvorbereitet: „Was Bilder, was Monumente, was Geschichte, was Kleid und Wohnung des Geschiedenen", heißt es unter den Aufzeichnungen des Jodokus in der „Narrenburg" (im 3. Kap. „Der rote Stein"), „— wenn das Ich dahin ist, das süße, schöne Wunder, das nicht wiederkommt! Helft das Gräschen tilgen, das sein Fuß betrat, die Sandspur verwehen, auf der er ging, und die Schwelle umwandeln, auf der er saß, daß die Welt wieder jungfräulich sei und nicht getrübt von dem nachziehenden Afterleben eines Gestorbenen. Sein Herz konntet ihr nicht retten und was er übriggelassen, wird durch die Gleichgiltigkeit der Kommenden geschändet. Gebt es lieber dem reinen, dem goldenen, verzehrenden Feuer, daß nichts bleibe als die blaue Luft, die er geatmet, die wir atmen, die Billionen vor uns geatmet, und die noch so unverwundet und glänzend über dir steht, als wäre sie eben gemacht und du tätest den ersten, frischen, erquickenden Zug daraus. Wenn du seinen Schein vernichtet, dann schlage die Hände vor die Augen, weine bitterlich um ihn, soviel du willst — aber dann springe auf und greife wieder zu an der Speiche und hilf, daß es rolle — — bis auch du nicht mehr bist, andere dich vergaßen und wieder andere und wieder andere an der Speiche sind."

Bedarf es, um Stifter gegen den Anwurf zu feien, im bloßen engen Gesichtskreise des „vormärzlichen Altösterreichers" zu leben, nicht einfach der Erinnerung an seine Ausschau in die große sinnliche und übersinnliche Welt, ob er nun den Umblick über Wien und Umgebung vom St. Stephansturme („Wien und die Wiener" und nachgelassene „Vermischte Schriften") oder eine Luftballonfahrt (im „Kondor"), eine Sonnenfinsternis — jene vom 8. Juli 1842 — (Witthauers „Wiener Zeitschrift" 1842 und „Vermischte Schriften") oder einen Gang durch

dem der Verfasser vor genau fünfunddreißig Jahren auf Stifter zu sprechen kam, teilte ihm mit, dieser Dichter sei für ihn, den Geistlichen, das erstemal dadurch bedeutsam geworden, daß er in einer Fußnote eines theologischen Werkes, dessen Titel und Autor er leider nicht mehr anzugeben wisse, als die größten Dichter genannt fand:

Aischylos, Schiller und — Adalbert Stifter!

Von Meiningen nach Weimar.

Von Ernst v. Wildenbruch.

Als die Meininger in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihren Zug begannen, brachten sie keinen neuen Dichter mit. Alte, längst verstorbene Leute waren es, von denen sie sich Stoff und Gegenstand für ihre Bühne geben ließen. Aber diese Alten, längst Verstorbenen hatten wirklich Stoffe. Shakespeare war es, Schiller, und aus seinem Grabe am Wannsee erhob Heinrich von Kleist das zerschossene Haupt und gab ihnen seine „Hermannsschlacht". Dieser Tag, als damals die „Hermannsschlacht" über die Bretter ging, wird ewig verzeichnet stehen in den Annalen der Theatergeschichte, dieser Tag, an dem eine Tat geschah, wie sie größer das Theater nie vollbracht hat, als ein großer, in der Vergessenheit der Menschheit abgrundtief begrabener Dichter seinem Volke, und mit seinem Volke der Menschheit wiedergeschenkt, von neuem geboren wurde. Hätte der Herzog Georg nichts weiter getan als das, so würde sein Verdienst unvergeßlich und unvergessen sein. Aber er hat mehr getan, er hat uns Deutschen nicht nur unseren großen Dichter, er hat uns das große Drama überhaupt gerettet — ja — gerettet. Denn damals, so unglaublich es heute klingt, im ersten Jahrzehnt nach Deutschlands heroischem Wiederaufgange war es auf Deutschlands Theater dahin gekommen, daß das heroische, das historische, das große Drama überhaupt als ein überwundener Standpunkt, als eine Mode aus der Zeit von Großvater und Großmutter angesehen wurde, daß ein Dichter, der noch im Vers zu schreiben wagte, für einen rückständigen Idioten galt. Dumas, Augier, Sardou — das waren die Götter jener Tage. Wie die Privatwohnungen mit den hohlen Makart-Buketts, so schmückten sich die deutschen Bühnen mit den Salonstücken der Franzosen. Im seichten Gerinsel des Räsonnements versandete alles Große, Kühne, Phantasievolle.

Und inmitten dieser Armseligkeit brach nun plötzlich wie ein Vulkan, den man für erloschen gehalten hatte, die alte dramatische Herrlichkeit wieder auf. Dichter, die man für tot gehalten, weil eine triviale

Was endlich Stifters Verhältnis zu modernen Richtungen in der Literatur anlangt, kennzeichnet es auf das treffendste Karl Pröll (Prager Sammlung gemeinnütziger Vorträge, November 1891, Nr. 161: „Adalbert Stifter, der Dichter des deutschen Böhmerwaldes") mit den Worten: „Die realistische Schule der jüngsten Zeit legt großen Wert auf die sorgfältige Beobachtung des Details und auf die musivische Zusammenfügung des Erstöberten und Erlauerten, um zu einer möglichst getreuen Wiedergabe des Ursächlichen in den Eindrücken zu gelangen. Und sie entdeckt zu ihrem Erstaunen in Stifter einen verwandten Zug, ja sie findet sich meistens von ihm übertroffen in der Aneignung und Weiterleitung jener „ästhetischen Imponderabilien", welche man mit dem Worte „Stimmung" zu bezeichnen liebt. Ja selbst die Schwäche, daß diese Schule moderner Schriftdarstellung sich häufig damit begnügt, statt Charakterentwicklung und Charakterzeichnung uns nur Charakterstimmungen zu geben, deutet auf Stifter als einen unbewußten Vorläufer zurück." (Stifters Verhältnis zu modernen Richtungen in der Malerei betreffend, würde ihn, lebte er noch, nach Hein, der ihn auch als Maler sehr hoch stellt, die Worpsweder Künstlervereinigung freudig als einen der ihrigen begrüßen. Auch habe er, nach demselben Gewährsmanne, damit, daß es sich ihm in seinen Gemälden nicht sowohl um die Darstellung einer Landschaft als um die Versinnlichung einer Idee oder um das Festhalten einer Stimmung zu tun ist, ein Gebiet betreten, das, nur in den Stoffen und in der Fertigkeit der Durchführung, aber nicht in der Tiefe der Beseelung, von seiner Art verschieden, späterhin von Böcklin und Segantini in machtvoller Kühnheit erobert wurde. Hein, a. a. O., S. 475 und 478.)

Und Stifter wäre nach und trotz dem Allen ein „vormärzlicher Altösterreicher", ein — welche Beifügung diesem Begriffe ja gewöhnlich zugesellt wird — „beschränkter" vormärzlicher Altösterreicher? Nun, der Verfasser dieser Zeilen, der seit fast einem halben Jahrhundert Stifters Dichtungen durch oftmals wiederholtes Lesen zuerst schwärmerisch zu lieben, dann mit Entzücken zu bewundern und zuletzt heißest zu verehren sich gedrängt gefühlt hat, bekennt seinerseits diesem falschen Schlagworte gegenüber, daß ihm Adalbert Stifter gleich nach Grillparzer und daher, weil sich dieser mit allem Rechte und unwidersprochen als den „im wohlbemessenen Abstande" Größten nach Goethe und Schiller bezeichnete (in dem hinterlassenen Bruchstücke seine Selbstbiographie), nach Goethe und Schiller steht. Er erfreut sich diesfalls auch folgender, seine hohe Meinung von Stifter befestigenden Lebenserinnerung, von deren Erzählung er wünscht, daß sie das Auge eines Theologen treffe, der das in ihr erwähnte Werk kennt und die Güte hätte, es den Stifter-Verehrern zu nennen. Ein indes gestorbener Militärgeistlicher nämlich, mit

„Gott, Schiller, dieser Mann! Ohne daß er die Schweiz mit Augen gesehen, hat er das zu schreiben fertig bekommen! Wenn der Mann die Schweiz wirklich gesehen hätte!"

Es sind mehr als fünfundzwanzig Jahre her, seit diese Worte an mich gerichtet wurden. Ich habe darüber gelacht — vergessen habe ich sie nicht. Es sind mehr als fünfundzwanzig Jahre her, seitdem die Meininger aufgehört haben, durch Deutschland zu reisen — vergessen hat man ihrer nicht. Wer eines Beweises dafür bedürfte, hätte ihn erhalten, als die Nachricht erscholl, daß das Theater in Meiningen verbrannt sei und als ein Weheschrei aus ganz Deutschland Antwort darauf gab. So lange hatte man von den Meinigern nicht gesprochen und gehört — jetzt mit einem Male war alles wieder da. Wie beim Tode eines großen Mannes, der in die Einsamkeit entwichen war, die ganze Fülle seiner Taten noch einmal vor unser Bewußtsein tritt, nicht eine nach der anderen, sondern alle zusammengedrängt zu einem einheitlichen Sternenbilde, so kam, dem einen noch aus persönlicher Erinnerung, dem anderen aus Tradition, alles noch einmal über uns, was die von ihrem Herzog geführte Künstlerschar uns gespendet hatte, all das Befreiende, Erlösende, das Belebende, Befruchtende, das ganze, große, unermeßliche, unvergängliche Seelengut. Und unvergänglich sollte es sein, das war der Nachhall der Klage, der zugleich mit dieser aus allen Seelen widertönte, und ein Gedanke sprang auf: wieder aufgebaut muß es werden, das heilige Haus, wieder aufgebaut aus Spenden, die aus ganz Deutschland zusammenfließen, und aus dem Geburtshause der deutschen dramatischen Kunst muß das Haus aller Deutschen, das Nationaltheater werden.

Es gibt Gedanken, die wie menschliche Gesichter uns beim ersten Anblick so verführen, daß wir zunächst den Inhalt gar nicht näher prüfen. So erging es mir, als ich von diesem Vorschlage erfuhr, ich war berauscht. Dann aber hörte ich, daß derjenige, dem das erste Wort in der Sache zukommt, der Herzog Georg, sein Verdikt abgegeben hatte und daß dieses „nein" lautete — er lehnte den Vorschlag ab. Und jetzt, nachdem ich mich anfänglich gesträubt, muß ich zugestehen: der große Dramaturg hat recht gehabt. Das Theater in Meiningen — mir war's, als wenn ich ein Lächeln über das edle Greisengesicht hinspielen sähe. — „Ihr Leute, ihr Leute, ist denn das das nämliche wie das Theater der Meininger? — Daß man eine Küche braucht, wenn man eine große Mahlzeit herstellen will, das weiß wohl ein jeder — aber ist die Küche darum identisch mit dem Bankett? — Die Küche ist abgebraunt und dahin, die Mahlzeit, die daraus hervorgegangen, ist verzehrt, ihre Wirkung aber nicht dahin. Die Speisen, die ich dem deutschen Volke vorgesetzt, die Weine, die ich ihm kredenzt, eure Kräfte

Zeit sie für abgetan erklärt hatte, fingen wieder an zu sprechen; die Bilder ihrer Phantasie glühten in neuen Farben auf; ihre Gestalten füllten sich mit dem Atem und Pulsschlage des lebendigen Heut; als wenn in ein von den Göttern verlassenes Land die Götter zurückkehrten, so war es in jenen Tagen. In jenen Tagen, die eine bleibende Lehre hinterlassen haben, was ein Theater, ein künstlerisch und groß geleitetes, für die Seelenkultur einer Nation bedeutet.

Und dieses Theater der Meininger, ob es groß und künstlerisch geleitet war!

Werk des Dichters und Arbeit der Bühne, wie das ineinanderging, zusammenwuchs zu einem einzigen, unzertrennbaren Ganzen, zu einem aus tausend Quadern sinnreich zusammengefügten, in seiner Totalität absolut einheitlich wirkenden Organismus! Wer Schillers „Wallenstein" bei den Meiningern erlebt hat, der hat mitten im neunzehnten Jahrhundert die Luft des Dreißigjährigen Krieges geatmet, hat mit einem Schlage Sinn und Bedeutung des historischen Dramas erfaßt, dessen Sinn und Bedeutung nicht darin besteht, uns antiquarische Reminiszenzen, sondern darin, uns einen Vorgang vorzuführen, bei dem unsere Parteileidenschaft, weil er der Vergangenheit angehört, nicht mehr mitspricht und der vermöge seines großen Inhaltes symbolisch für alle Zeiten dasteht. Was nur eine vollendete Aufführung zuwege zu bringen vermag, daß man ein Drama, das man längst verstanden zu haben glaubt, zum ersten Male nicht nur intellektuell, sondern sinnfällig, greifbar verstehen lernt, das haben die Meininger vollbracht — wie es beispielsweise mir persönlich ergangen ist, als ich in „Wallensteins Tod" das Eindringen der Pappenheimer Kürassiere beim Generalissimus und nachher ihr Sichabwenden von ihm mit ansah; bis dahin hatte ich das Stück gelesen, auch auf der Bühne gesehen — damals zum ersten Male habe ich es erlebt.

* * *

Wer die Wirkung der Meininger, die Wirkung auf das Publikum, nicht mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Während der Tage, in denen die Meininger in Berlin spielten, war Berlin in einem festlichen Rausch. Man muß ihn gehört haben, den nicht aus beifallklatschenden Händen nur, sondern aus allen Seelentiefen hervorbrausenden Sturm, als die Meininger zum ersten Male Schillers „Räuber" spielten. Man muß erlebt haben, was ich in der Aufführung des „Wilhelm Tell" erlebte, den komisch-rührenden Vorgang, als eine neben mir sitzende, mir völlig unbekannte Berliner Bürgersfrau sich plötzlich, ihrer Begeisterung nicht mehr gebietend, zu mir wandte:

Aber wenn ich die Art und Weise abgelehnt habe, wie das deutsche Nationaltheater hergestellt werden sollte, so habe ich dem Gedanken im Prinzip niemals widersprochen. Im Gegenteil — es ist meine felsenfeste Überzeugung, daß wir Deutschen mehr als jedes andere Volk ein Haus brauchen, in dem wie in einem aus festen Mauern aufgebauten Schatzhause der Bestand unserer großen dramatischen Literatur aufbewahrt bleiben muß.

Ich habe oben berichtet, wie es einmal bei uns ausgesehen hat, als uns das große Drama beinahe abhanden gekommen war unter der Einwirkung einer unserem innersten Wesen fremden Ausländerei. Nicht die mindeste Gewähr ist geboten, daß ähnliches sich nicht wiederholen könnte. Wir leiden nun einmal, wir Deutschen, aller fremden Kost gegenüber an ästhetischer Magenerweiterung. Noch viel weniger aber besteht eine Gewähr, daß wieder ein Retter erscheinen wird wie damals die Meininger.

Was also ist zu tun? Denn getan muß etwas werden, damit wir nicht wieder unseren nationalen Marmor gegen fremden Gips vertauschen.

„Ist eine Möglichkeit vorhanden, ein gemeinsames, ein nationales Haus, und in diesem Hause einen Spielplan aufzustellen, der die erwachsenen Menschen Deutschlands, diese von den verschiedensten Richtungen und Meinungen zerrissenen, einmütig um sich versammelt und erziehend auf sie einwirkt?“ Ich antworte: nein! Erwachsene Menschen werden durch Taten und Ereignisse, nicht durch das sanfte Zureden der Dichtung erzogen. Bilden und erziehen aber läßt sich die Jugend, und hier ist der Weg, auf dem wir vorgehen müssen. Die Seelen unserer Knaben, unserer Mädchen müssen wir mit der Seelenglut unserer großen Dichter erfüllen; ihnen muß die deutsche Dichtung zu einem dauernden Besitz werden, den kein flaches Räsonnement wieder hinwegdisputiert, den kein geistiges Erlahmen mit zunehmendem Alter verkümmern und verkommen läßt.

Wer soll unserer Jugend das geben? Die Schule mit ihren paar Unterrichtsstunden im Deutschen reicht dazu nicht aus. Eines Lehrmeisters bedarf es, der durch Anschauung belehrt. Dieser Lehrmeister ist das Theater. Also ein Theater für die deutsche Jugend! Nicht ein Theater mit einem für kindlich-kindische Bedürfnisse zurecht gemachten, sondern mit einem aus dem Schatze der großen Literatur herangeholten Spielplan. Haben wir in Deutschland ein solches Theater? Bis heute nicht. Aber wir müssen es haben, und wenn wir es besitzen, wird uns das Nationaltheater geschenkt sein, das viel besprochene, viel begehrte, in der Gestalt, die ich für die einzig wünschenswerte, einzig mögliche halte.

haben sie erquickt, ins Leben sind sie dem deutschen Volke gedrungen, als ein unverbrennbarer, unzerstörbarer Besitz. Die große Mahlzeit, die ich euch bereitet, hat ihr Werk getan. So laßt die Küche nun ruhen. Denn ob ich mir in Meiningen für die Stadt Meiningen ein neues Theater erbaue, das ist meine Privatangelegenheit und steht dahin. Ein Theater aber, wie jenes, das durch die Welt zog und befruchtenden Blütenstaub verstreute, wird es nicht wieder sein. Denn dieses Theater der Meininger hat sein Werk getan, und ein vollbrachtes Werk wiederholen wollen, heißt, einen gesunden Körper zu Tode recken, weil für jede große Menschenleistung in der Weltökonomie immer nur ein Augenblick ausgespart ist, nie aber zwei oder mehr."

Also ist es mir gewesen, in meines Geistes Ohr, als wenn ich ihn hätte reden hören, den edlen Mann, der jetzt, ein Greis geworden, das Recht erlangt hat, zum nachgeborenen Geschlechte zu sprechen: „Sorgt jetzt ihr für das dramatische Schicksal Deutschlands!"

Und das nachgeborene Geschlecht? Wird es ihn hören? Der Wille, der allerbeste, ist vorhanden. Wird der gute Wille zu ersprießlicher Tat führen? Das ist die Frage.

Seit zehn Jahren erhebt sich immer von neuem der Ruf: „Ein Nationaltheater für Deutschland! Für das Schauspiel ein Bayreuth!"

Wie oft bin ich aufgefordert worden, mitzutun, und immer habe ich abgelehnt. Warum? Weil Erfahrung mich belehrt hat, daß ein Theater nicht auf Wolken begründet sein muß, sondern auf praktischer Möglichkeit, und all die Entwürfe, die mir bekannt gemacht wurden, standen in den Wolken. Beweis dessen schon der unklare, der mehr als unklare, der ganz unzutreffende Name „ein Bayreuth des Schauspiels". Denn das Festspielhaus in Bayreuth, dem meine volle Bewunderung gehört, ist für Richard Wagner da — ein Nationaltheater aber ist etwas anderes, ist ein Haus, in dem nicht die Werke eines einzelnen nur, sondern die aller aufbewahrt sein sollen, die am Baue des nationalen Dramas gewirkt haben.

Wohlmeinende Dilettanten waren es, von denen die Entwürfe ausgingen, und dilettantisch die Entwürfe selbst: In irgeneiner schönen Gegend Deutschlands sollte ein schönes Haus gebaut werden. Das Geld für den Bau? Nun, natürlich, Beiträge aus dem ganzen Lande. Und dieses, auf Kredit der Ideologie entstandene Haus sollte dann von einem Manne, auch wohl einem Komitee geleitet werden, die für die Befähigung, ein Theater zu leiten, nicht den geringsten Beweis, dafür aber einen ganzen Sack voll neuer Prinzipien mitbrachten, mit denen der bisherigen mangelhaften deutschen Dramatik plötzlich auf die Beine geholfen werden sollte.

Dramaturgische Begabung ist eben wie die dramatische ein seltener Vogel in unserem Deutschland.

Junge Leute in ungünstigen Verhältnissen.

Deutsch von **Elise Bake**.*)

„Ich gehöre zum Hofe", sagte ein hübsches kleines Mädchen in einer Kindergesellschaft in Dänemark; „mein Vater ist Kammerherr, und das ist eine sehr hohe Stellung. Aber Leute, deren Namen auf ‚sen' endigt", fügte sie hinzu, „können es natürlich niemals zu etwas bringen; es ist unsere Pflicht, diese ‚sen'-Leute von uns fernzuhalten."

„Aber mein Papa kann für hundert Taler Bonbons kaufen und sie unter arme Kinder verteilen", rief die Tochter des reichen Kaufmanns Petersen aufgebracht aus; „das kann dein Papa nicht."

„Und mein Papa kann deinen Papa und alle Papas in die Zeitung bringen", sagte die Tochter eines Redakteurs. „Alle Leute haben Angst vor ihm, denn er kann in die Zeitung setzen, was er will; das hat mir mein Papa selber gesagt."

„Ach wenn ich doch unter ihnen und einer von ihnen wäre!" dachte ein kleiner Knabe, welcher durch die Türritze blinzelte. Der Koch, für den er den Bratspieß drehte, hatte ihm die Erlaubnis dazu gegeben; sein Wunsch konnte aber nie erfüllt werden, denn seine Eltern waren blutarm und sein Name endigte auf „sen".

Nach vielen Jahren, als aus all diesen Kindern Erwachsene geworden waren, besuchten einige von ihnen eine große Gesellschaft, die in einem herrlichen, mit wertvollen Kunstgegenständen geschmückten Hause stattfand. Der Besitzer und Gastgeber aber war derselbe kleine Knabe, der es früher als einen großen Vorzug betrachtet hatte, sich die Kindergesellschaft durch eine Türritze ansehen zu dürfen; nur war er inzwischen der große Bildhauer Thorwaldsen geworden.

Diese Skizze ist einer Geschichte eines armen dänischen Schuhflickersohnes nacherzählt, den sein Name nicht abhielt, ebenfalls berühmt zu werden: Hans Christian Andersen.

„Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich verhungern werde, Vater", sagte ein tauber Knabe namens Kitto, nachdem er inständig gebeten hatte, das Armenhaus verlassen und etwas lernen zu dürfen; „wir leben ja im Überfluß! In den Hecken wachsen Brombeeren und Nüsse und auf den Feldern Rüben — und als Bett kann mir jeder Heuhaufen dienen. Außerdem weiß ich ein Mittel, um den Hunger zu verhindern: die Hottentotten binden sich eine feste Binde um den Leib, wenn sie hungrig sind; kann ich das nicht ebensogut tun?"

---

*) Aus „Wille und Erfolg". Englisch von Swett Marden, deutsch von Elise Bake. (Stuttgart. W. Kohlhammer. 1909.)

Eine Bewegung, dieses zu erreichen, ist im Gange. Von Weimar hat sie ihren Ursprung genommen. In Weimar hat sich unter der Bezeichnung „Deutscher Schillerbund" eine Vereinigung zusammengetan, die alljährlich am dortigen Hoftheater den reiferen Schülern und Schülerinnen aller höheren deutschen Lehranstalten Meisterwerke der deutschen und der Weltliteratur vorführen will.

Während der großen Schulferien im Sommer sollen die Knaben und Mädchen in Abteilungen von ihren Heimatsorten nach Weimar geleitet, und während sechs Wochen sollen vor ihnen in der Art, daß auf jede Abteilung eine Woche mit je vier Spieltagen entfällt, die ausgewählten Stücke gespielt werden. Nebenher wird der Besuch aller kunst- und naturgeschmückten Orte Thüringens gehen.

Der Großherzog von Sachsen-Weimar ist als Protektor an die Spitze des Unternehmens getreten. Die besten Männer haben ihre Zustimmung erklärt, Förderung des Planes zugesagt. Die Bewohnerschaft von Weimar zeigt sich willig und bereit, die jungen Gäste bei sich aufzunehmen. Nur ein paar Ruderschläge noch, und die gute Sache ist im Hafen. Auf vierzigtausend Mark sind die Kosten des Unternehmens berechnet. Wer eine Mark Jahresbeitrag zahlt, wird dadurch Mitglied des Schiller-Bundes; wer mehr bezahlt, ist doppelt willkommen.

Möchten sie erkennen, die Deutschen, daß es sich um eine Sache handelt, die wahrhaftig eine Mark jährlich wert ist. Fünftausend Knaben und Mädchen sollen alljährlich nach Weimar geführt werden. Das macht in zehn Jahren fünfzigtausend, in nochmals zehn Jahren hunderttausend.

Hunderttausend — wie wandelnde Fackeln, die man an einer heiligen Glut entzündet hat, werden sie aus Weimar in ihre Heimat zurückkehren. In ihnen fortleben wird ihr Leben lang die Erinnerung an die Festwoche und an das, was sie am alten, geweihten Orte empfangen haben, an all das Große, Schöne, Herzerhebende! Wenn sie alsdann wie Kinder, die aus dem Märchenlande heimkehren, unter den Ihrigen sitzen und von ihren Erlebnissen erzählen, wird auch den Erwachsenen die Seele warm werden; an die verstaubte Ecke werden sie gehen, wo die Werke Goethes, Schillers und der großen deutschen Dichter stehen, und sie werden erkennen, daß die großen Gedanken großer Geister, weil für alle Zeiten gedacht, auch für das verworrene Ringen unserer Tage Rat, Belehrung und Erquickung enthalten.

---

zerzaustem Haar, geschlossenen Lippen und dem Ausdruck unbeugsamer Festigkeit in den Augen, in die Agora geschleppt. „Dieses Weib“, riefen die Schergen, „kennt den Bildhauer, wir wissen es genau; aber sie will seinen Namen nicht nennen.“

Kleone wurde befragt, aber sie schwieg; und auch als man ihr gesagt, daß ihr Verhalten streng bestraft werden würde, blieben ihre Lippen hartnäckig geschlossen. „Nun wohl“, sagte Perikles, „so führt das Mädchen in den Kerker.“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da teilte ein Jüngling, dem das Haar wild in das hagere Gesicht hing, aus dessen Augen das Licht des Genies strahlte, die dichte Menge. „O Perikles“, rief er flehend, indem er sich dem Mächtigen zu Füßen warf, „vergib dieser Jungfrau und rette sie. Sie ist meine Schwester. — Ich bin der Schuldige. Die Marmorgruppe ist mein Werk — und ich bin ein Sklave.“

Die entrüstete Menge unterbrach ihn mit wilden Rufen: „In den Kerker mit ihm! In den Kerker mit dem Sklaven!“ Aber Perikles erhob sich.

„Nie, so wahr ich lebe!“, rief er aus; „sehet diese Gruppe! Apollo hat uns damit beweisen wollen, daß es etwas Höheres in Griechenland gibt als ein ungerechtes Gesetz. Das höchste Ziel eines Gesetzes sollte die Entwicklung des Schönen sein, und Athen ist durch seine Liebe zur Kunst unsterblich geworden. Nicht in den Kerker bringt den Jüngling, sondern hierher zu mir.“

Es geschah; und vor den Augen des versammelten Volkes drückte Aspasia den Olivenkranz, den sie in der Hand hielt, auf die Stirn Kreons, unter dem Beifallsjauchzen der Menge küßte sie die Stirn der aufopfernden, zärtlichen Schwester.

Die Athener errichteten später dem Aesop, der ebenfalls ein geborener Sklave war, eine Statue, damit jeder wissen sollte, daß der Weg zur Ehre allen offen stünde. Reichtümer und unsterblicher Ruhm waren in Griechenland die sichere Belohnung jedes Mannes, der sich als Künstler, Dichter oder Feldherr auszeichnete. Keine andere Nation hat je soviel zur Ermutigung strebenden Verdienstes getan; denn Genie, Tüchtigkeit und Schönheit wurden von den Griechen verehrt.

„Ich wurde in Armut geboren“, erzählt Vizepräsident Henry Wilson, „und der Mangel saß an meiner Wiege; ich weiß, was es heißt, eine Mutter um Brot zu bitten, die keins zu geben hat. Ich weiß auch, was es heißt, auf der Wanderschaft seine Mitmenschen vergeblich um Arbeit, wie gering sie auch sei, anzusprechen.“ Hundert Meilen weit wanderte er nach Natick, um das Schusterhandwerk zu erlernen; nach einem Jahre war er Vorstand eines Vortragsvereins, acht Jahre später

Dieser arme taube Junge, dessen Vater noch dazu trunksüchtig war, und dem man höchstens zutraute, daß er die gröbste Art Schuhe anfertigen lernen könnte, wurde einer der größten Bibelgelehrten der Welt. Sein erstes Werk schrieb er im Armenhause.

Kreon, so erzählt uns ein griechischer Schriftsteller, war ein Sklave von Geburt, aber auch ein Sklave der Kunst. Seine Göttin war die Schönheit. Da — es war in der Zeit nach den Siegen der Griechen über Xerxes — wurde ein Gesetz gegeben, das bei Todesstrafe jedem, der kein freigeborner Mann war, verbot, sich der Kunst zu widmen.

Kreon aber war gerade mit der Schöpfung einer Gruppe beschäftigt, die er dem größten damals lebenden Bildhauer Phidias und vielleicht selbst dem allmächtigen Perikles zeigen zu können gehofft hatte.

Was sollte er nun tun? Er hatte in den Marmorblock vor ihm seine ganze Seele, sein Herz, sein Leben gelegt; auf den Knien hatte er täglich um Erleuchtung, um höhere Geschicklichkeit gefleht; mit dankbarem Stolze erkannte er denn auch, daß Apollo sein Gebet erhört, seine Hand geführt, seinen Gestalten Leben eingehaucht hatte — aber nun? Nun schienen die Götter ihn verlassen zu haben.

Kleone, Kreons Schwester, fühlte den Schlag mit ihm. „O Aphrodite!" so rief sie die Göttin an, „unsterbliche Aphrodite, meine Königin und Beschützerin, an deren Altar ich täglich bete — sei nun meine und meines Bruders Helferin!"

Dann sprach sie zu ihrem Bruder: „O Kreon, begib dich in den Keller unter unserem Hause. Wohl wird es dunkel unten sein, aber ich werde dir Licht und Nahrung bringen. Fahre fort zu schaffen und vollende dein Werk; denn die Götter werden uns helfen."

Kreon begab sich in den Keller und setzte sein herrliches, aber gefährliches Werk fort.

Kurz nachher erging durch ganz Griechenland ein Ruf der Stadt Athen an alle Griechen, die Ausstellung von Kunstwerken daselbst zu besichtigen. Es fand unter Perikles' Vorsitz ein großes Fest in der Agora statt; Aspasia stand an Perikles Seite — Phidias, Sokrates, Sophokles und andere berühmte Männer befanden sich in seiner Nähe. Alle großen Meister hatten ihre Werke ausgestellt. Aber eine Gruppe, viel schöner als die übrigen — eine Gruppe, die Apollo selbst gemeißelt zu haben schien, rief die allgemeine Bewunderung hervor und erregte nicht geringen Neid unter den Künstlern.

„Wer hat dieses Werk geschaffen?" Niemand wußte es zu sagen. Herolde riefen die Frage aus — es erfolgte keine Antwort. „Es ist also ein Geheimnis? Sollte vielleicht ein Sklave diese Gruppe gemeißelt haben?" — Unter großem Aufsehen wurde da ein schönes Mädchen mit

Christine Nielssen, das barfuß herumlaufende schwedische Bauernmädchen, hatte sicherlich wenig günstige Gelegenheiten, um im Leben vorwärts zu kommen — und gewann sich doch die Bewunderung der Welt durch ihren wunderbaren Gesang.

Dr. Talmaye redete seine Zuhörer folgendermaßen an: „Junge Männer — ihr habt kein Kapital, keine Ausstattung, um etwas anzufangen? Geht und leiht euch ein Buch in der Bibliothek und lest, mit welch wundervollem Mechanismus Gott euch ausstattete, indem er euch Hände, Füße, Augen und Ohren gab; geht und laßt es euch zeigen in einem Sezierzimmer; und begeht nie wieder die Gotteslästerung, zu sagen, daß ihr nichts besitzt. ‚Nicht ausgestattet?‘ Der ärmste Jüngling ist so ausgestattet, wie allein der Herr der Welten mit Aufgebot all seiner Macht es zu tun vermochte.“

Ein Zeitungsjunge ist kein vielversprechender Kandidat für Erfolge in irgendeinem Berufe — es ist kaum möglich, sich eine weniger dazu geeignete Persönlichkeit vorzustellen. Und doch begann der Mann, dem Amerika Weltruhm verdankt, seine Carrière als Zeitungsjunge in der „Grand Trunk“-Eisenbahn. Thomas Alva Edison war damals ungefähr 15 Jahre alt. Er besaß aber bereits ein glühendes Interesse für Chemie und hatte sich sogar ein kleines, tragbares Laboratorium eingerichtet. Eines Tages, als er irgendein wunderbares Experiment ausführte, veranlaßte eine Kurve eine unvorhergesehene Schwenkung des Zuges und die Flasche mit Schwefelsäure zerbrach. Es entstand ein unaussprechlicher Geruch und der Wagen erhielt allerlei Beschädigungen; — die vielgeprüfte Geduld des Zugführers fand ihr Ende und der jugendliche Gelehrte wurde mit einer tüchtigen Ohrfeige entlassen. Edison kam aus einer dramatischen Situation in die andere und ging aus einer jeden als Sieger hervor; und als noch junger Mann hatte er den wissenschaftlichen Thron der Welt erreicht. Als man ihn kürzlich nach den Geheimnissen seines Erfolges fragte, sagte er einfach, daß er nie geistige Getränke zu sich genommen habe und sich in allem, außer in der Arbeit, der Mäßigkeit beflissen habe.

Der Engländer John Bright, ein Quäker, war vom größten Einfluß als Volksmann und Volksfreund, und daher machte Richard Cobden, ebenfalls ein Freund aller Unterdrückten, bei ihm Besuch, um ihm seinen Beistand bei der Bekämpfung des „Korngesetzes“ zuzusichern. (Dieses „Korngesetz“ verteuerte das Brot für die Armen und machte die Reichen noch reicher.) John Bright hatte soeben seine Gattin verloren und saß in tiefem Kummer an ihrem Totenbett.

„Es gibt in diesem Augenblick in England Tausende von Familien“, sagte Cobden zu ihm, „in denen Frauen, Mütter und Kinder Hungers

hielt er seine große Rede gegen die Sklaverei und nach zwölf weiteren Jahren war er Mitglied des Kongresses.

Für ihn war jedes Ereignis ein großes Ereignis und aus jedem blühte ihm Erfolg.

Es ist jetzt beinahe 150 Jahre her, da wurde in einem vornehmen Hause Lyons eine große Gesellschaft gegeben. Das Gespräch lenkte sich auf die Malerei und es entstand eine lebhafte Diskussion über den Gegenstand eines Bildes, das eine Szene aus der Geschichte oder Mythologie Griechenlands darstellte; man konnte sich nicht darüber einigen. Als das Gespräch in einen Streit auszuarten drohte, wendete sich der Gastgeber an einen der aufwartenden Diener und forderte ihn auf, das Bild zu erklären; und zum größten Erstaunen der Gesellschaft gab der junge Mensch sofort einen klaren, sachgemäßen Überblick über den ganzen Gegenstand — in so einfachen, überzeugenden Worten, daß die Meinungsverschiedenheit wie selbstverständlich ein Ende hatte.

„In welcher Schule haben sie das gelernt, Monsieur?“ fragte einer der Gäste mit unverhohlenem Respekt.

„Ich habe viele Schulen besucht, Monseigneur“, erwiderte der Diener; „aber diejenige, in welcher ich am längsten war und am meisten lernte, ist die Schule der Not.“

Er hatte die Lehren, welche er durch Armut und Widerwärtigkeiten erhalten, gar trefflich anerkannt; denn er, der arme abhängige Diener, erfüllte bald ganz Europa mit dem Widerhall seines Ruhmes: Er hieß Jean Jacques Rousseau und war das größte Genie seiner Zeit in seinem Vaterlande.

Elihu Burritt war beim Tode seines Vaters als 16jähriger Lehrling in einer Schmiede beschäftigt. Er mußte dort täglich 10 bis 12 Stunden lang die Bälge blasen, benutzte die Zeit aber zugleich dazu, schwierige Rechenexempel im Kopfe zu lösen. In seinem Tagebuche sind folgende Einträge zu finden: — „Montag den 18. Juni: Kopfschmerzen, 40 Seiten von Cuvier, 64 Seiten Französisch, 11 Stunden Schmiedearbeit. Dienstag den 19. Juni: 60 Zeilen Hebräisch, 30 Dänisch, 10 Böhmisch, 9 Polnisch, 15 Namen von Sternen, 10 Stunden Schmiedearbeit. Mittwoch den 20. Juni: 25 Zeilen Hebräisch, 8 Zeilen Syrisch, 11 Stunden Schmiedearbeit.“

Er beherrschte 18 Sprachen und 32 Dialekte und wurde berühmt als der „gelehrte Schmied“ und als ein edler Arbeiter im Dienste der Menschheit. Dieser Knabe, dem jede günstige Gelegenheit fehlte, erwarb sich solch außerordentliche Kenntnisse, daß man von ihm sagen konnte: „Im Hinblick auf Burritt muß sich jeder, der gute Gelegenheit zum Lernen hat, tief beschämt fühlen.“

um die Sonne kreisen; und er wurde einer der größten Astronomen der Welt.

Man stelle sich das Erstaunen der gelehrten „Royal Society of London“ vor, als der arme, unbekannte Herschel den Bericht seiner Entdeckung des Sternes Georgium Sidus und dessen Umfang und Geschwindigkeit einsandte; ebenso seine Untersuchungen der Ringe Saturns. Dieser Jüngling in ungünstigen Verhältnissen, der, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, die Oboe spielte, hatte eigenhändig das Teleskop konstruiert, mit dem er Dinge entdeckte, die den bestausgestatteten Astronomen damals noch unbekannt waren; und zweihundert Linsen hatte er geschliffen, ehe ihm eine nach Wunsch geriet!

George Stephenson war eins von acht Geschwistern, deren Eltern so arm waren, daß die ganze Familie in einem einzigen Zimmer wohnte. George mußte die Kühe eines Nachbars hüten, machte es aber trotzdem möglich, Maschinen aus Ton zu formen und sie mühsam mit Tannenröhrchen zu versehen. Mit siebzehn Jahren wurde er, unter Oberaufsicht seines Vaters, an einer Maschine angestellt — und die Maschine wurde ihm, der weder lesen noch schreiben konnte, zum Lehrer. Wenn die anderen Arbeiter an freien Tagen in Branntweinschenken herumlungerten oder Karten spielten, nahm George seine Maschine auseinander, reinigte sie, studierte sie und machte Experimente mit ihr. — Nachdem er nun als großer Erfinder und Verbesserer von Maschinen berühmt geworden war — da nannten ihn jene, die herumgelungert und gespielt hatten, einen — — Glückspilz!

Die Präsidenten Lincoln und Garfield waren beide blutarme Jungen, deren einzige Chance in ihrer Ausdauer lag. Lincoln lehrte sich selbst mit Anstrengung Rechnen und Grammatik; Garfield war glücklich, als er, um seine Studiengelder zu bezahlen, Fußböden kehren und die Glocke läuten durfte!

Mit fünf Arbeitern an jeder Hand und mit einem festgesteckten Ziele vor sich — braucht auch der ärmste Knabe nicht zu verzweifeln. Erwerb und Erfolg warten auf jeden Jüngling, der die Energie und die Fähigkeit besitzt, zuzugreifen.

Es kommt nicht im mindesten darauf an, ob er in einem Schloß oder einer Hütte geboren ist; denn wenn ihn ein fester Entschluß beseelt, und er sich selbst aufrecht hält, kann keine Macht der Erde ihn niederdrücken.

---

sterben. Und daher beschwöre ich Sie, sobald die erste Heftigkeit Ihres Schmerzes sich gelegt hat, mit mir zu kommen und nicht zu ruhen, bis das Korngesetz zurückgenommen ist."

Sie bildeten den „Anti-Korn-Verein", welcher wirklich im Jahre 1846 die Zurücknahme des Gesetzes durchsetzte.

John Bright sagte damals: „Es gibt in Großbritannien keines armen Mannes Haus, das nicht durch Richard Cobdens Bemühungen sich besseren und billigeren Brotes erfreute." Aber er selbst war nächst Cobden derjenige Mann, der dem Arbeiter kürzere Arbeitsstunden, billigeres Brot, besseren Verdienst verschaffte. Beide Männer waren Söhne armer Arbeiter; und doch schwang sich John Bright durch seine unbesiegbare Logik, seine mächtige Beredsamkeit und seinen festen Charakter zu einer Stellung auf, die ihm mehr Macht verlieh, als die gesamte englische Aristokratie besaß.

„Was einmal getan worden ist, kann wieder vollbracht werden", sagte ein anderer Knabe in ungünstigen Verhältnissen, der später Lord Beaconsfield, Englands großer Premierminister; — „ich bin weder ein Sklave noch ein Gefangener und kann also mit Energie alle Hindernisse bewältigen."

In seinen Adern floß jüdisches Blut, und daher schien alles gegen ihn verschworen; er aber dachte an das Beispiel Josephs, der vor viertausend Jahren erster Minister in Ägypten wurde, und an dasjenige Daniels, der dieselbe Würde vom größten Despoten seiner Zeit, vierhundert Jahre vor Christus, verliehen bekam. Und so drang Disraeli vorwärts durch die niedere Klasse, vorwärts durch die Mittelklasse, hinauf in die obere Klasse, bis er durch eigenes Verdienst hoch oben stand, auf dem Gipfel politischer und sozialer Macht. Wenn man ihn im Parlamente ausgezischt, zurückgewiesen, lächerlich gemacht hatte, sagte er einfach: „Die Zeit wird kommen, wo Sie mich hören werden." Und die Zeit kam wirklich; er, der als Knabe nichts als seinen entschlossenen Willen besaß, schwang schließlich ein ganzes Vierteljahrhundert hindurch das Szepter Englands.

„Als ich mir klar machte, daß meine Haut schwarz war", sagte Alexander Dumas, „beschloß ich, so zu leben, als ob sie weiß sei, und somit die Leute zu zwingen, tiefer zu blicken, als nur auf die Oberfläche meiner Haut."

Wie furchtbar hatte Kepler mit Armut und Entbehrungen zu kämpfen! Seine Bücher wurden öffentlich verbrannt, seine Bibliothek wurde von Jesuiten konfisziert, er selbst vom Volke in die Verbannung geschickt. Er aber arbeitete siebzehn Jahre lang ruhig daran, die großen astronomischen Gesetze darzutun, die Bahnen zu erklären, in denen die Planeten

im Vorübergehen nach einem Abgefallenen und weiße Zähne graben sich in sein Fleisch, oder auch der Großvater unterm Baum schält und schneidet bedächtig Spalten für seine Enkelkinder.

Am Abend aber und Sonntag nachmittags halten arbeitsmüde Menschen unterm Baume Rast und der Apfel hört sie plaudern von ihrer Mühe, von ihrer Hoffnung, von ihrer Freude. Und er hört junge Stimmen singen und er sieht das Glimmfeuer der Pfeifen, wenn die Männer rauchen. Er sieht vielleicht auch ein anderes Glimmfeuer in den Menschenaugen, wenn die Dirndln, sonntagssauber, eine Näharbeit verrichten und die Burschen, weißhemdärmlig, sie necken, und er sieht auch das Glimmfeuer herzinniger Elternfreude, wenn ein Elternpaar eine Schar munterer Kinder über den Rasen tollen sieht unterm Baume.

Und dann kommt eine andere Zeit. Die Äpfel werden abgeschüttelt oder gepflückt; auf hohen Leitern, die in den Himmel zu ragen scheinen, kraxeln die Leute herum auf luftigem Geäste. Dann zerdrückt die Mostpresse die gewöhnlicheren, die schönen aber harren im kühlen Keller ihrer Beförderung. Da ist es nun vielleicht ein besonderes Glück, wenn das Halterdirndl oder der peitschenknallende Bub just vom Kühaustreiben noch einmal zum Äpfelbottich geht und zum Stück Schwarzbrot sich ein paar rotwangig Lachende in die Tasche steckt; die sehen noch einmal den Sonnenschein draußen auf dem Rain oder auf der Wiese, wo die linden Herbstlüfte streichen.

Und die andern? Ja die andern gehen jetzt ihrer Wege. Der Händler hat sie gekauft — mit „Hot“ und „Hü“, mit „D'scho“ und „Oha“ lenken Roßfuhrleute und Ochsenbauern die Fuhren dahin, zum Händlerhaus, zur Eisenbahn. Mit der Poesie im Apfelleben ist es nun aus, Geld und Geldeswert ist's, um was es sich jetzt handelt.

Und so werden sie denn nun verpackt in Fässer und Waggons und rollen in die Welt hinaus. Und da, mein lieber Apfel, wenn du ankommst auf dem bestimmten Bahnhof, da bist du nicht mehr Gottesgabe, sondern Ware. Da lacht man auch, wenn man beim Auspacken dich in schöner Menge findet, aber man lacht, weil du Wert hast, und berechnet, wie man dich verkaufen will. Wehe, wenn du abspringst und fortrollst und eine unberufene Kinderhand dich ergreifen will, da ist es nicht mehr wie daheim unterm Baum, da wird ein Schimpfwort den jungen Frevler treffen und ein „Gibst ihn her!“ und mögen noch so sehnsüchtige Blicke beim Wagen und Verkaufsstand an dir hängen, ohne Geld kriegt dich niemand. Du hast Geld gekostet und wirst nur dafür hergegeben und sollte die Händlersfrau sonst die wohlwollendste Person der Welt sein.

So hörst du denn nun Stunde um Stunde deinen Wert und deine Güte anpreisen.

Was der Apfel alles weiß.

Eine Studie von **Rosa Fischer.**

Ob er von der Zeit etwas zu erzählen weiß, da er im weißrosigen Blütenkleidchen am Baume hängt? Da ist sein Köpfchen ja noch klein, die Staubfäserchen, die seine Glieder bilden, so fein, daß sie der Lufthauch bewegt, und nur der süße, süße Duft, der traumhaft aufsteigt, verrät das junge Leben. Da wird's dem kleinen Wesen halt sein, wie's sonst dem Menschenkindchen ist — es schläft und träumt und trinkt an der Mutterbrust, und die Sonne wärmt es und der Wind schaukelt lind und warm die Wiegenäste und die Bienen singen ihm ein Schlummerlied. Die Vögel aber, die munter von Zweig zu Zweiglein hüpfen, die muntern das Kleine auf mit ihrem Gezwitscher, sagen ihm: Sei frisch, schau in die Welt; wir klauben dir die Würmer ab, aber du mußt auch schau'n, daß du was leistest auf deinem Lebensweg.

Und richtig, das Bübchen, vielmehr der ganz, ganz kleine Apfel, schüttelt das Windelhöschen ab und wird ein grünbehostes Bürschlein. Eine Zeitlang, da er nun noch mit den Kameraden auf Träubchen beisammen sitzt, ist er ein noch recht lieber, friedlicher, flaumumhauchter Kleiner, der schutzbedürftig und hoffnungsfroh in die Welt schaut, aber er wird anders. Die Geschwister und er auf dem kleinen Ästchen drängen sich, jedes will Platz und schließlich fallen die Schwächeren ab und der eine, der Starke behauptet sich sein Recht. Um diese Zeit ist der kleine Sprößling schon ein grüner, hartnäckiger Kerl geworden.

„Noch nicht reif", sagen die Leute, und wenn er abfällt und es macht ein Menschenkind einen Biß in ihn hinein, da zieht es wohl ein jämmerlich saueres Gesicht und wirft ihn weit fort. Oder die Kinder klauben den Gefallenen auf, spießen ihn auf einen Holzstecken und schnurren ihn hoch in die Luft, oft über Bäume und Hausdächer hinweg. Er ist ja noch nichts nütze.

Dann kommen Wochen voll Sonnenschein, wohl auch Regengüsse; es kommt vielleicht auch manches schlimme Gewitter, Hagelkörner schlagen auf den unterm Blätterdach sich Duckenden und Sturmwinde reißen an seinem Halt. Gar mancher fällt ab vor den Tagen der Reife, manch anderer hält stand. Und für den beginnt jetzt die schöne Zeit. So im Hochsommer, wenn die heißesten Arbeitstage für die Menschen sind, schauen sie wohl manchmal sehnsüchtig zum Apfelbaum empor: ja die Äpfel beginnen sich zu färben, der Herbst ist nah. Das bedeutet dann eine mildere Zeit in der Alltagshast des Lebens und es bedeutet auch eine Zeit des Genusses.

„Äpfel, zeitige Äpfel!" Wer wird sich denn nicht freuen, wenn die Gottesgabe goldiggelb und rotwangig grüßt? Nun sucht man schon

genommene Sonderling, wenn er recht viele kleine Äpfel bekommen hat, um in recht viele kleine Hände etwas legen zu können. Und der Strudel, der süß duftend auf den Tisch kommt, ah der hat schon auch etwas Poesievolles!

So hat das Ende des Apfels immer wieder etwas Schönes an sich, das Schönste jedenfalls das desjenigen, der bestimmt ist, um die Weihnachtszeit das Kindesherz und das Gemüt der Großen zu erfreuen. O du goldglitzernde Christbaumzier, daß du auch den ländlichen, schlichten Apfel miteinbeziehst in dein Zauberreich, wie lieb von dir. Wie er da glänzend schwer herunterhängt von den waldlandduftigen Zweigen. Wie da die Kleinen, die Unschuldigen staunen über diese Frucht — es ist doch zu schön!

Und nun, da so viel Schönes an so etwas „Alltäglichem", wie es ein Apfel ist, gefunden wurde, möchte ich noch etwas erwähnen, was schön wäre. Erstens sollen die ländlichen Obstverkäufer gütig darüber hinweggehen, daß die Preise heuer niedere sind — der reiche Gottessegen des Vorjahres bringt ja doch noch eine Einnahme, und wohlvergönnt mag's dem armen Stadtmenschen sein, wenn er sich auch ein Äpfelchen kaufen kann und bei der sonstigen Teuerung der Lebensmittel doch etwas leichter „kocht", dann aber möchte ich eine Mahnung an die Äpfelesser und an die kochende Hausfrau und ihre Vertreterin richten. Schaut, um den reichen Obstsegen zu erwirken und den billigen Preis, haben die Vöglein des Himmels die Würmer der Erde vom Baume suchen müssen und die Blüte retten. Gedenkt, wenn Winter ist und diese befiederten Arbeiter hungern, an ihren einstigen Fleiß und lohnt sie, indem ihr sie füttert. Besonders in jedem Apfel sind im abgeteilten Gehäuse die Kerne eingelegt, die man nicht ißt. Löst sie aus, gebt sie in ein Schächtelchen und füttert damit die Vögel. Die Stadthäuser haben doch meist Fenstergesimse, die sich dazu eignen, und es gibt wohl Parks und Gärten mit Futterplätzen. Die vielen, vielen Äpfel, die verzehrt werden, die vielen, vielen Kerne, die darinnen sind, das ist ja ein ganzes Vermögen.

Und es gehört nichts dazu, um diesen Reichtum zu verwerten als etwas guter Wille. Die verständige Hausmutter und der gefühlvolle Lehrer in der Schule sind da berufen, mahnend auf die Kinder einzuwirken. Es geschieht dies vielerorts ja schon lange, besonders die Steiermark ist vogelfreundlich, aber ohne immerwährendes Ermahnen schläft auch die beste Sache ein.

Daß nicht nur Äpfelkerne, sondern viel anderes aus dem Haushalte, besonders die Brosamen des Frühstücktisches, eine willkommene Atzung der kleinen Sommerarbeiter und Wintergäste sind, braucht nicht lange erklärt zu werden, gebeten sei nur, ein junges oder auch älteres

„Schöne Äpfel um acht Kreuzer“, ruft die bezahlte Verkäuferin, „ah, diese schönen Äpfel. Lederreinetten um neun, Herzoger um zehn Kreuzer. Ah, so schöne Ware.“

Und die stattliche Großhändlerin, die zwischen Obstfässern, Greislern und slowakischen Straßenverkäuferinnen hin- und hergeht, sagt geschäftskundig: „Da hab' ich was für Sie, Herr Nachbar. Schöne Tiroler und steirische Maschanzker, und da, Herr Onkel, die großen Strudler. Die könnens essen, dünsten und können damit Strudel backen.“

Das sagt sie so ernsthaft, als ob es die größte Neuigkeit wäre, daß man einen Apfel essen, ihn dünsten und damit Strudel backen kann.

So wandern denn die Äpfel nach allen Richtungen in die Stadt hinaus und die Großhändlerin hält mit scharfem Auge Obacht, daß bei der Wage alles richtig hergeht und das im großen ausgegebene Geld im kleinen hereinkommt. Da wird nichts umsonst gegeben, sogar der „Ausschuß“ wird verkauft, so schlechte angefaulte Äpfel, die man auf der Bäuerei keinem Zigeunerkinde zu schenken wagen würde. Die ganz faulen holt eine Ziegenbesitzerin für ihre Pfleglinge, und nur einige Arme, die mit bittendem Blick um eine Gabe anhalten, erhalten ein paar mangelhafte Äpfel zum Geschenk. Die Kinder aber, die sich neugierig und „appetitlich“ ansammeln wollen, werden schonungslos verjagt.

„Schaut's, daß' weiter kommts. Die kleinen Bub'n krieg'n bei uns nichts, höchstens Schläg'.“ Und auf das hin stieben sie fort, und es ist notwendig, daß so strenge vorgegangen wird, weil sich sonst die Schar der Bettelnden ins Ungemessene mehren würde.

Und so geht das Marktgeschäft zu Ende; hungrig, mit klebrigschmutzigen Händen langen die Verkäufer nach den heißen Jausenwürsteln, die gebracht werden, und ohne zu waschen, ja ohne abzuwischen wird gar mancher Apfel verzehrt, der auf seinem Wanderwege durch gar manche Hand gegangen und vom „Schmutze des Lebens nicht unberührt“ geblieben ist.

„Was die Wiener für einen Magen haben“, denkt dann vielleicht ein Landkind und „beutelt“ *) sich.

Nun, im Einkaufskorb und daheim in der Wohnung der verschiedenen, vielen Käuferinnen beginnt für den Apfel noch einmal ein Restchen Poesie. Da freut sich nämlich die Mutter, wenn sie den Kindern einen rotwangigen mitgeben kann in die Schule, es freut sich die Tochter, wenn sie der Greisin ein paar „marbe“ zum Schabeln geben kann, es freut sich die Großmutter, die ins Fenster die lachende Gottesgabe gibt, um kleine Naschmäuler nach und nach zu beschenken, es freut sich der Kinderfreund, der vielleicht herbe, vom Schicksal streng mit-

*) Schüttelt.

Elsässer gern ihr Selbstbestimmungsrecht hätten, und es kam eine Broschüre von Professor Wittich: „Kultur und Nationalbewußtsein in Elsaß (Straßburg), in welcher ein ähnlicher Gedanke steht. Man möge die Elsässer nicht zwingen, deutsch zu sein, sie würden es allmählich wohl auch von selbst werden. Sie wüßten sich ja ihrer deutschen Herkunft, aber dem Frankreich verdankten sie zu viel an Kultur, als daß sie es so leichthin vergessen könnten; es sei wie die Liebe des Kindes zur Mutter. Allmählich würden sie ja auch Wohltaten Deutschlands kennen und würdigen lernen und sie wären stets bereit, für diesen Staat zu leben und auch zu sterben, nur dürfte es nicht in einem Feldzug gegen Frankreich sein, dazu wären sie nie und nimmer zu haben. — Ich finde diesen Standpunkt begreiflich. Übrigens hat Deutschland ja seit beinahe vierzig Jahren das Bestreben, den Elsässern durch Liebe und Wohltaten zu beweisen, wer ihre rechte Mutter ist.

Wenn nach seinem Standpunkte Elsaß-Lothringen mit Deutschland nicht gegen Frankreich marschieren will, so wird es auch mit Frankreich nicht gegen Deutschland marschieren wollen. Dann bleibt es ein Gottesfriedenland zwischen den beiden Völkern, die einander stets geachtet, bisweilen geliebt, aber nie verstanden hatten.

Für ein Gedenkbuch, das eine Gesellschaft in Italien anläßlich der Katastrophe von Sizilien und Kalabrien veranstaltet, nichts anderes, als dieses: „Das Gottesurteil vom 28. Dezember: Völker, machet Frieden miteinander! Ihr alle steht auf derselben Erde, auf der Messina und Reggio gestanden.“

Es gibt noch immer Leute, denen die Stadt Graz zu klein ist. Sie soll größer sein! Aber man will nicht mehr Häuser bauen. Warum nicht? Erstens weil das Bauen zu kostspielig geworden ist. Das verursacht größtenteils die Arbeiterschaft, die immer Lohnerhöhung und Arbeitsstundenverminderung anstrebt. Für viele ist die äußerste Grenze der Arbeitsstundenverminderung bereits erreicht, sie haben nun den ganzen Tag Feierabend. Der zweite Grund, weshalb keine Häuser gebaut werden: weil kein Bedarf vorhanden ist. Es sind zu wenig Leute da. — Ja, sagen die Stadterweiterer, dann müssen eben Leute nach Graz gezogen werden, die neue Häuser brauchen. Aber der Pensionistenzuzug gibt nicht viel aus, auf den Fremdenverkehr ist kein Verlaß. Also woher Leute nehmen, denen man Häuser bauen könnte! Häuser müssen gebaut werden, unbedingt, denn die Stadt Graz ist zu klein! — Halt! die Industrie! Industrie muß in die Stadt. Bisher hat sie sich draußen in der Umgebung angesiedelt. Aber sie muß in die Stadt, damit man wenigstens den Arbeitern Häuser bauen kann.

Menschenkind darauf aufmerksam zu machen, daß es sammelt, was genießbar ist, und damit ein hungriges Mägelchen befriedigt, sei es nun auf dem Lande, wo der Besitzer direkt Nutzen von der Arbeit der Vögelchen zieht, sei es in der Stadt, wo man doch auch Freude empfindet über so ein klaraugiges, leichtbeschwingtes Gottesgeschöpf, das dem Apfel das Wiegenlied sang, als er noch im Blütenkleide lag, und es wieder einem anderen singen wird, wenn es, durch die Güte der Menschen gekräftigt, den Winter überdauert.

Heimgärtners Tagebuch.

Es wird gut sein, wieder einmal daran zu erinnern, daß in diesem Tagebuche nebst den Tatsachen und Einfällen zumeist nur Meinungen und Stimmungen aufgeschrieben sind, mehr Schauen als Denken, nichts für sich wünschend, als das Recht, ausgesprochen zu werden.

Februar.

Da sieht man wieder, wie Völkerhaß gemacht wird. Das serbische Volk ist an sich so wenig kriegslustig als das österreichische. Auch die serbische Regierung will Frieden, mit Ausnahme des Kronbuben, der durchaus ein Held werden will und deshalb sein Volk an den Abgrund hetzt. Aber im Lande eine Partei, anfangs wahrscheinlich nicht groß, doch mit etlichen großmäuligen Führern und Blättern, und dieser beliebte es, den Serben unsere Monarchie als ein abscheuliches, bestialisches Unding, als eine Riesenbande von Heuchlern, Räubern und Slawenmördern hinzulügen, bis das Volk aufgestachelt war. Diese „radikal-serbischen" Beschimpfungen unseres Reiches und seiner nicht slawischen Völker gehen ins Ungeheuerliche. Und unserseits wurden sie fleißig nachgedruckt, um auch hier die Leute zum Hasse aufzustacheln gegen die Serben. Die monatelange Arbeit war fruchtbar und es ist beiderseits schon bald so viel Haß und bestialische Rachgier aufgestapelt, daß das Massenmorden beginnen kann. Ein richtiger Völkerhaß ist im Kriege so notwendig, als Pulver und Blei. In früherer Zeit waren es die Fürsten, die Kriege gemacht haben; jetzt sind es gewisse Parteien, die ihre Nation so sehr lieben, daß sie derselben ringsum die grimmigsten Feinde machen, Feinde bis aufs Messer.

Im Tagebuch habe ich einmal gesagt, daß man den Bosniern ihr Selbstbestimmungsrecht lassen solle, zu welchem Staate sie gehören wollten. Darob eine persönliche Zuschrift aus Straßburg, daß auch die

sitzen müssen. Oder gar in der Schule! Und nicht hereinkommen. Und morgen wird die ganze Welt sprechen von diesem merkwürdigen „Freischütz". Wie der Vorhang herunter war, da brannten auf einmal die Lichter und man bekam Zuckerln und wir durften reden und lachen. — — Aber nicht alle waren so kindisch. Ich ging in den kochenden Kessel hinab, dort sah ich ein junges Dämchen, das ganz kühl dasaß. Fast vornehm gelangweilt. Ich habe es höflich angesprochen: „Sie haben das Stück wohl schon einmal gesehen, mein Fräulein? — „Ach ja, aber es ist schon lange her, in meiner Jugend einmal." In ihrer Jugend einmal, sagte das vierzehnjährige Backfischchen. Sie war vierzehn Jahre alt, ich war sechsundsechzig Jahre jung.

Manchmal schmerzt es, daß die Jugend so weit zurück ist — so weit! Und da lese ich gerne Bücher, die noch weiter zurückgehen, früher entstanden waren, schaue gerne Bilder an, die noch älter sind, und da fühle ich, daß mir die Jugend näher ist. Neue, moderne Dinge rücken die Jugend so bitter weit von mir; alte Dinge bringen mir sie näher, oft fast ganz nahe. Am jugendlichsten fühle ich im Lesen jener Bücher, im Schauen jener Kunstwerke aus den Zwanzigerjahren, die ich als junger Mensch gelesen und gesehen habe. O ja, man kann sich schon zurücktäuschen. Und es mag wohl auch das unstillbare Verlangen nach Jugendzeiten sein, wenn die Menschen immer wieder nach alten Moden zurückgreifen. So ist auch eine alte, scheinbar abgetane Literatur nicht tot, falls sie überhaupt einmal lebendig gewesen. Sie steht von Zeit zu Zeit wieder auf.

Wenn kleine Kinder zu ihren Eltern Papa und Mama sagen, so ist das recht herzig. Das lallt sich leicht und sie können's noch nicht besser. Es ist so lieb, backschierlich. Das Kind, heißt es, sei ja international und rede in der ganzen Welt die gleiche Sprache. Das bedingt zugegeben. Wenn aber ein Kind anfängt in die Schule zu gehen, sollte es doch schon so gut sprechen und Deutsch reden können, daß es die Worte „Vater" und „Mutter" sagen könnte. Und der Hochschüler oder der Herr Leutnant müßte schon gelernt haben, die Mitlaute so gut auszusprechen, daß er nicht mehr angewiesen ist auf das lallende „Papa" und „Mama". Wenn erwachsene Leute zu ihren Eltern „Papa" nnd „Mama" sagen, so ist das einfach kindisch.

Und doch habe ich mich geschnitten, als ich heute einen erwachsenen Handwerkerssohn fragte: „Wie geht's Ihrem Vater?" Er rümpfte ein wenig die Nase und sagte: „Danke schön. Meinem Papa geht's gut."

Wer in kleinen Dingen nicht deutsch sein kann oder mag, wird's in großen noch weniger zuwege bringen.

Derlei hat ein Grazer Blatt ausgeführt, scheinbar allen Ernstes, aber — am Faschingmontag.

Ich bin dem Spaß wenigstens eine halbe Stunde lang aufgesessen. Der Kohlenstaub in der stagnierenden Grazerluft ist ohnehin kaum mehr auszuhalten. Und dann — haben die Arbeiter und die Bourgeois einander denn so lieb, daß ein inniges Beisammenwohnen wünschenswert ist? Fast möchte ich sagen: Nein. Also wozu noch mehr Industrie in die Stadt herein? — Man hat lange nicht gewußt, weshalb überall große Städte gebaut werden. Nun weiß man's. Damit die Baumeister was zu tun haben. Und dann fragte ich mich noch, ob die Städte denn nur zum Gelderwerb gut sein sollen, ob es nicht am Ende auch darauf ankommt, daß man gesund und angenehm darin lebe, auch in Reinheit, für Bildung und Schönheit. — So wesentlich hatte mich jenes Grazer Blatt angeregt, dann war die halbe Stunde um und mir fiel der Faschingmontag ein.

Nachträglich wird versichert, jene Ausführung über die Baukrise in Graz sei durchaus kein Faschingscherz gewesen, sondern heiliger Ernst. — Na, dann bin ich halt auf der anderen Seite aufgesessen.

Das kommt wohl auch vom Kaiserwort: „Fürs Kind", daß dem Kinde nun auch Kunst gegeben wird.

Eine Theatervorstellung für Schüler, für brave — ich war auch zu dem Feste geladen, es war wirklich eins. Von der Loge aus das Parterre, noch nie sah ich es so. Vollgerüttelt war es mit wirbelnden, gaukelnden, kleiderbunten, lebhaften Kindern. Das quirlete und schweberte und brodelte und kochte. Er war wie ein großer Kessel, in dem die Freude kocht. Förmlich über ging sie in unsichtbaren Schäumen und Dämpfen, so stieg das Fluidum auf und berauschte mich wie Perlen, die aus einem Riesen-Sektschalenglase emporsteigen. Dann kam Webers ewig frischer „Freischütz". Ich sah und hörte dabei alles mit kindischen Kinderaugen und Ohren, ich brauchte mir gar keine Mühe zu geben. — Zuerst, wie es anfing, war ein Schuß. Dann sangen sie und tanzten lustig, und einer war sehr traurig; das war der Brave. Dann war der andere, der trampelte so beim Singen. Dann wieder ein Schuß und fiel ein großer schwarzer Vogel herab. Dann die Gespenster und das Wildschwein! Und das: Samiel erscheine! Und wie sie die Jungfrau mit blauer Seide zudecken. Das alles war wunderschön. Und immer haben sie so schön gesungen und dabei ist's schauderhaft gewesen wegen der Gespenster und des Samiel. — Solchen Eindrücken schloß ich mich ganz an, war in vielen der Kleinen gleichsam das erstemal im Theater. Und konnte gar nicht begreifen, wie es die Leute aushalten, die draußen auf der Straße herumgehen, in den Häusern

ragenden Schriftstellern alles vorhanden; nur um die Auswahl handelt es sich. Man muß auch der Jugend die Menschen zeigen wie sie sind, aber nicht just die der schlechteren, vielmehr die der besseren Gattung. Wir haben Schulbibliotheken, aber daraus riecht überall der Schulmeister. In den Volksbibliotheken mangelt wiederum die verständige und gewissenhafte Aufsicht. Die Schullesebücher sind zu sehr für den technischen Lehrbedarf eingerichtet, um wirklichem Literaturbedürfnisse genügen zu können. Zwar haben sich diese Schullesebücher sehr zum Vorteil geändert, sie führen auch das Bessere der modernen Dichter vor, doch nur in Auszügen. Ich glaube, aus dem Schullesebuch müßte sich das Volkslesebuch entwickeln lassen. Oder auch so, jene Bücher, die das Volk lesen soll, könnten schon den Schulkindern in die Hand gegeben werden.

In Mittel- und Hochschulen kommt es vor, daß durch geist- und herzlose pedantische Kommentarisierung den Schülern die Literatur für immer verleidet wird. Einen alten Bekannten habe ich, der sonst gerne liest, und vor allem gediegene Sachen. Aber den „Faust" zu lesen, dazu wäre er mit vier Pferden nicht zu bringen. Er war dabei einst, wie im Hörsaal dieser „Faust" zwei Semester lang umgebracht wurde. Umgebracht, dieweilen der Professor ihn sezierte wie einen Kadaver, im Leibe die Seele, in der Form den Geist suchte. Hierin ist die Volksschule besser, sie korrigiert wohl das Lesen, aber nicht die Dichter. — Sollte nicht die Volksschule die erste Vermittlung der Jugend- und Volksliteratur besorgen? Sie könnte an der Schulhauswand ein Verzeichnis guter Bücher führen, sie könnte solche Bücher selbst auf dem Lager haben. Warum sollte die Frau Lehrerin nicht einen kleinen Buchhandel betreiben für kleine und erwachsene Leute, die sich gerne etwas zum Lesen anschaffen wollen? Die Auswahl dürfte freilich nicht der Herr Staat oder ein anderer Pedant besorgen, sondern menschenverstehende Pädagogen und Volksfreunde. Und daß die schönen, fröhlichen, welt- und gottfreudigen Bücher, die bei der Frau Lehrerin zu haben, auch billig, sehr billig zu haben wären, dafür müßten große, durch das ganze Land verbreitete Vereine sorgen. Das wäre auch etwas für die Deutsche Gesellschaft zur Verbreitung guter Jugendschriften.

(Die Buchhandlungen würden sich über die „Schulhauskonkurrenz" kaum zu beklagen haben, da die allgemeine Schulreklame für gute Literatur auch ihnen zustatten käme.)

Vor dreißig Jahren noch ist die Menge religiös gestimmt gewesen, die Gebildeten waren religiös gleichgültig. Heute ist es nahezu umgekehrt. In die wirklich Gebildeten ist ein eifriges religiöses Suchen und Sehnen gekommen, während die Menge indifferent ist. Tausende und Tausende sogenannter Katholiken haben z. B. im vorigen Jahre die

In Westermanns Monatsheften las ich ein herziges Gedichtchen. Ein Lehrer spricht zu seinen Schülern von Pleonasmus und sagt einige Beispiele zum Verständnisse, was Pleonasmus ist, die Anwendung überflüssiger Beiwörter, die das sagen, was ohnehin im Worte liegt: Nasses Wasser, runder Kreis, großer Riese. Und er fragt die Kinder, ob eins noch so ein Beispiel wisse? Da steht ein Mädel auf und sagt freudig: „Liebe Mutter."

„Die Kunst soll vor allem nützlich sein, entweder direkt oder indirekt", sagt Zola, der große Moralisierer. Dasselbe muß man von der Wissenschaft sagen. Wie auch anders? Selbstzweck? Alles, was vom Menschen abhängig ist, muß ihm dienen. Nun gäbe es keine Kunst und keine Wissenschaft, wenn es keine Menschen gäbe, und die Menschen, die in ihren wichtigsten Entwicklungen stets von einem gesunden Instinkt geführt werden, hätten nie angefangen, Kunst und Wissenschaft zu betreiben, wenn für sie dabei nicht irgendein Vorteil zu erhoffen gewesen wäre. Eine Kunst, die uns das Leben in seinen nackten Häßlichkeiten zeigt oder es noch häßlicher machen will als es ist, kann nicht echte Kunst sein, und eine Wissenschaft, deren trostlose Theorie uns zur Unfruchtbarkeit führt, ist etwas, das die Menschheit sich wieder wird abtun müssen, wenn sie bestehen und froh werden will. — Ich meine mit diesen Gedanken gewisse wohlbekannte Abarten des an und für sich göttlichen Strebens nach Schönheit und Wahrheit.

Von Berlin aus, einer Großstadt, aus der sonst so viel süßes Gift für die Jugend fließt, kommt einmal ein Vorstoß gegen die entnervende zerstörende Jugendlektüre. Nicht von Muckern kommt er und nicht prüde gibt er sich. Der Vorstand der „Deutschen Gesellschaft zur Verbreitung guter Jugendschriften" besteht aus Männern aller Stände. Fürsten, Generäle, Professoren, Künstler, Schauspieler sind dabei und auch mancher Schriftsteller, der sonst nicht für höhere Töchter schreibt. Es handelt sich diesmal nicht um die Rettung unserer Jugend für den Himmel, sondern für die Welt, für das Leben. Die Gefahr der Schmutzliteratur für Jugend und Volk ist furchtbar geworden.

Aber wie bekämpft man sie am besten? Doch wohl nicht damit, daß man moralisierende Jugendschriften schreibt und verbreitet. Das würde unsere leselustige Jugend erst recht in die Schundliteratur hineinjagen. Die moderne Jugend will nicht belehrt werden, sie will sich selber und nach dem Leben unterrichten. Was heißt aber nicht alles Leben? — Nach unseren Erfahrungen sind eigens für junge Leute geschriebene Bücher nicht viel wert. Was für sie taugt, ist in unseren hervor-

ich, wo das Himmelreich ist, und was es ist. Es ist in dem Herzen dieses Heiden und es ist die Liebe . . ."

So predigte ich auf der Kanzel in der großen, schönen Kirche zu Birkfeld und so ergriffen und erregt wurde ich von meinen eigenen Worten, daß ich erwachte. Ich wurde sehr traurig deswegen, daß es ein Traum gewesen, daß ich keine Kanzel hatte, um das Himmelreich zu predigen. Ins Zimmer fiel das Mondlicht und zeigte den Kasten mit meinen Büchern: das ist deine Kanzel. Sie ist aufgerichtet weitum. Erinnere dich nur öfter des großen Berufes. Predige das Himmelreich, die Liebe.

Ein mir ganz fremder Herr in Graz wollte bei irgend einer Vereinsfestlichkeit etwas in steirischer Mundart zum besten geben, fand aber in der steirischen Literatur nichts Brauchbares vor. So schickte er mir ein umfangreiches schwäbisches Gedicht mit dem Ersuchen, dasselbe ins Steirische zu übersetzen und so für seinen Vortrag geeignet zu machen. Es wäre eine Arbeit von mehreren Tagen gewesen. — Ich vermute, daß es sich um eine Probe, vielleicht um eine Wette handelte, wie weit eines steirischen Poeten Gutmütigkeit etwa gehen möchte. — Ich legte das Schreiben zu meiner Sammlung wunderlicher und unverfrorener Bittsteller, eine Fundgrube für Humoristen. Nachträglich tut's mir leid, daß ich dem vorleselustigen Steirer die paar Tage nicht geopfert habe. Er wird die Ungefälligkeit ja auch nicht begreifen.

Mir gefällt das Wort „interessieren" nicht und wir können es nicht entbehren. Wir haben in unserer Sprache keinen Ausdruck, der es genau deckte. Ich wüßte schon eines, es ersetzte jenes, es wäre deutsch, aber es ist „gemacht". Es ist sogar von mir gemacht. Denn die Sprache, in der wir sprechen, schreiben und dichten, innert mich schon lange. Ich möchte anstatt „interessieren" — innern sagen, getraue mich aber nicht recht. Unsere Gelehrten könnten greinen. Die Ausrottung der Fremdwörter innert sie nicht.

In diesem Winter habe ich an meinem letzten Buche geschrieben. Es ist die ergänzende Rückschau auf mein Erdenleben. Wann es erscheinen wird, das weiß ich nicht. Einstweilen ist sonst noch ein bißchen was da, übrigens hoffe ich jenen, denen der „Vielschreiber" schon zuwider wird, bald etwas Liebes zu tun — nämlich nichts mehr. „Oh schade!" werden sie lachen. Es stünde ihnen zwar ganz frei, die Arbeiten von diesen fünfzig Menschenjahren aufzuheben oder liegen zu lassen. Jenes, was ihnen etwa gefallen, wird ja nicht schlechter, wenn noch was dazukommt, und auch nicht besser, wenn nichts mehr dazukommt. Doch, sie sollen ihren

Wahrmund-Broschüre mit aller Zustimmung gelesen, ohne sich — vom Flecke zu rühren. Man meint, Leute, die oft so leidenschaftlich gegen Rom losgehen, müßten endlich auch von Rom losgehen. „Ich bin ein zu schlechter Katholik, um abfallen zu können", hat einmal einer gesagt. Welch eine Faulheit, um sogar zum Abfallen zu träge zu sein! — Die gar nichts Gutes mehr an dieser Kirche finden, ja, die sie hassen und verachten und doch drin sitzen bleiben, die sind mir unbegreiflich. — Aber die Kirche hat eine interkonfessionelle Ecke, einen ganz traulichen Winkel, und da hocken sie. Ihr wäre gewiß eine reinliche Scheidung lieber und zuträglicher.

In Birkfeld wars. Ich stieg auf die Kanzel, um vor der versammelten Gemeinde meine erste Predigt zu halten. Und war ganz unvorbereitet, wie man es im Traume immer ist. — „Ich bin gekommen, um euch das Himmelreich zu verkünden", so der Eingang, und während ich schon weiter sprach, kam mir bei, daß eine Predigt zwölf Teile haben müsse: Einleitung, drei Abteilungen mit je drei Gliederungen, zusammenfassende Moral und frohhoffenden Schluß. Ich predigte ganz schön weiter, ohne daß mir die Worte ausgingen, bis die Einleitung schloß: „Und darüber wollen wir heute eine Betrachtung anstellen im Namen des göttlichen Geistes." — Nach dem üblichen Räuspern begann der erste Teil und was ich da sagte, hatte einige Ähnlichkeit mit einer Seite meines I. N. R. I., war am Ende aber doch ganz anders. Es war mir nach dem Erwachen so genau gegenwärtig, daß ich es Wort für Wort aufschreiben konnte:

„Als der Herr einst mit seinen Jüngern durch Juda zog, übernachtete er in der Wüste. Die Sterne funkelten im hohen Himmel und ein heiliger Friede war auf Erden. Der Herr schlief. Das Wandern über die heißen Steinberge war schwer gewesen. Die Jünger schliefen nicht, sondern redeten leise miteinander. Es war ihnen bange. Sie redeten vom Himmelreiche, von dem der Herr so oft sprach, ohne daß sie es bisher gesehen hatten. Ich möchte wissen, wo und was das Himmelreich eigentlich ist, von dem er so gerne spricht, sagte Simon Petrus. Ich möchte es auch wissen, sagte Jakobus. Und die übrigen sagten dasselbe. Da schlug einer der Jünger vor, ob sie den Herrn nicht aufwecken sollten, um ihn zu fragen, was das sei, das Himmelreich? — Da trat um die Felswand hervor ein brauner Beduine, der merkte ihr Vorhaben und sprach: Ihr seht, wie euer Meister nach des Tages Mühe und Last so süß schläft. Erbarmt er euch denn nicht, daß ihr ihn wecken wollt, damit er euere fürwitzige Frage beantworte! Er ist müde, laßt ihn doch schlafen! — Darauf schwiegen die Jünger des Herrn beschämt und Johannes sagte leise zu ihnen: Brüder, nun ahne

ewig entwicklungsfreudige Weltgeist ist. Und die neue Art bleibt so lange lebendig, bis auch sie in Schultheorien erstarrt. Dann kommt wieder ein neuer Revolutionär.

Der Baum macht's auch so. Er zeichnet im Frühjahr seine Blätter und Blüten nicht von anderen, von Musterbäumen ab, sondern treibt sie, die alten dürren Blätter abstoßend, aus dem eigenen Stamm. Aber der richtige Boden und das richtige Klima muß vorhanden sein. Auch der Mensch, der Autodidakt, braucht zum Weiterentwickeln äußere Bedingungen. — Ehre auch den Schulgelehrten, ihnen obliegt es, die Schätze des Genies zu ordnen und zu erhalten.

Ich glaube, daß sehr viele Genies auf die Welt kommen, nur die meisten zu unrechter Zeit. Was nützt es, wenn einer die größte Entdeckung macht, solange die Menschheit nach ihr nicht verlangt? Er kann höchstens in den Narrenturm kommen.

In einer Gesellschaft sprachen wir von der Entwicklungstheorie und ich meinte, mir sei das so trostvoll, so religiös erhebend, wenn der Mensch sich aus niederstem Wesen bis zu seiner heutigen Vergeistigung entwickeln konnte. Dann entwickelt er sich ja weiter, wird am Ende ganz Geist und wächst in Gott hinein. — Einer war dabei, der erklärte die Entwicklungslehre für abgetan und behauptete, nichts entwickle sich und der Mensch bleibe trotz äußerer Verfeinerung in seiner Wesenheit das, was er war, ein wildes Tier. Von einer Vervollkommnung könne keine Rede sein. Seit man glaubt, daß der Darwinismus abgetan und von Weiterentwicklung keine Spur sei, plätschert man also wieder mit besonderem Behagen im Schlamm.

Vor vierzig Jahren, als die Entwicklungslehre aufkam, hat man sie als den Ausbund des Materialismus verschrien. Und jetzt? Im Gegensatz zur Annahme von der Besserungsunmöglichkeit ist sie der reine gottselige Idealismus. Auch die Kirche, die lutherische nicht zuletzt, leugnet eine natürliche Entwicklung, und einzig nur in der Erlösung durch den Sohn Gottes könne der Mensch selig werden.

Als Professor Häckel an der langen Stufenleiter, die aus so dunklen Tiefen heraufkommt, einige fehlende Sprossen auf seine eigene Kosten einfügte, war es vielleicht die instinktive gläubige Sehnsucht, daß die Leiter weitergehe von unten nach oben — zur Vollkommenheit.

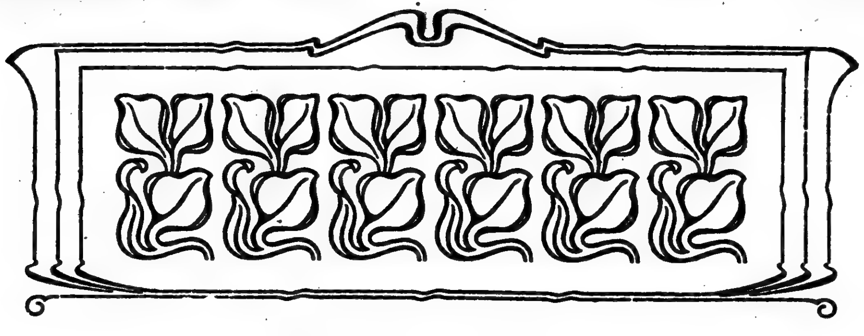
Am 1. März erlebte Graz die seltene Erscheinung, daß ein steirischer Gebirgspfarrer als deutscher Dichter an den Vorlesetisch trat. Dieser Abend war dem zu erbauenden „Elisabethheim" gewidmet. Der große Stephaniensaal war übervoll, alles in Glanz und Feststimmung. Ottokar

Willen haben, aber nur, weil er mit dem meinen zusammentrifft. Nichts mehr zu schreiben, das wäre schon lange mein Wille, leider ist er oft schwächer, als die Natur und so fällt der Mensch leicht wieder in seine alten Sünden zurück. Also einen Eid kann ich darauf nicht ablegen, ob's gelingt. Es könnte mir so gehen, wie dem Schauspieler, der das letztemal auftritt, dann das allerletztemal, dann unwiderruflich das allerletztemal, um sich dann — auf drei Jahre engagieren zu lassen. Im Ernste gesprochen, in dem, was Natur ist, kann man nicht anfangen und nicht aufhören, wann man will.

Vor ungefähr fünfzig Jahren erhängte sich in Krieglach-Alpel ein alter Bauer. Er war nicht der Ärmste in der Gegend, er war der Reichste. Er tat's aus Verzweiflung an der Gnade Gottes. Die Leute liefen zusammen von weit und breit und waren außer sich. Ein Jahr später ereignete sich in Graz ein Selbstmord. Wochenlang redete die Zeitung davon. Und jetzt? In den Städten endet nahezu jeder zehnte an Selbstmord. In einer Woche las ich unter achtundsechzig Verstorbenen zehn Selbstmorde. Es gehört gar keine Verzweiflung mehr dazu, mancher scheint sich aus Langweile umzubringen. Und die Zeitungen verbuchen es gleichgültig wie ein gestürztes Fiakerpferd. So ändern sich die Leute in einem halben Jahrhundert.

Wieder nach einem halben Jahrhundert wird der Selbsttöterei sich zu einem beliebten Volkssport ausgebildet haben. Einem Sport, der allerdings der Gesundheit weniger zuträglich ist.

In einer Biographie Darwins lese ich, daß dieser große Reformer der Naturwissenschaft — Autodidakt war. Er hat zwar auch auf Schulen gelernt, an der Universität studiert, doch sei — nach seinem eigenen Geständnisse — fast nichts davon an ihm hängen geblieben. Und das wenige, was ihn bei alten Theorien beeinflußte, mußte er von sich werfen, zu vergessen suchen, um seiner persönlichen Forschung Raum und Leben zu geben. Unser bester Professor wohnt nicht „jenseits des Ganges" (wie jener, den der Student in Ostindien suchte, während er auf der andern Seite des Korridors war), unser bester Professor wohnt in uns. Das Genie kann sich allerdings auch schulmäßig zu Großem entfalten, aber nicht etwa, weil es Gelehrter, sondern weil es Genie ist. Die Behauptung, daß in Wissenschaft, Kunst und allem Streben nicht das Fachtum es ist, aus dem die Entwicklung kommt, sondern fast immer der außenstehende Eigenlerner und Selbstversucher, ist eine Wahrheit, die man durch die Weltgeschichte bewiesen findet. Darum hat jeder Neuerer einen so schweren Kampf zu bestehen gegen Schule und Gesetz; persönlich unterliegt mancher, aber seine Sache wird sieghaft, weil mit ihr der



Kleine Laube.

Volksfeste.

Von Dr. Holitscher.*)

Das Volksfest stand früher — und am Lande ist es noch gar nicht so lange her, ja in manchen Gegenden finden wir es heute noch — fast ausschließlich im Dienste der Kirche; religiöse Gedenktage und irgend welche von der Hierarchie in ihrem Sinne ausgelegte und ausgenutzte Lokalereignisse gaben den Anlaß, nur selten und auch dann fast immer mit Genehmigung der Kirche waren es patriotische oder nationale Motive, die den Festen zugrunde lagen. Dies hat sich in den letzten Jahrzehnten gründlich geändert. Überall dort, wo die Umwälzung der Erwerbsverhältnisse und des Verkehres, die rapide Vergrößerung der Ortschaften, die politische Aufklärung den Einfluß der herrschenden Kirche wenigstens äußerlich zurückgedrängt, sehen wir die alten kirchlichen Feste in Verfall geraten. Kirchweih und Kirchenfest, die hohen religiösen Feste sind in größeren Städten und Industrieorten fast ganz vergessen, zum mindesten stark in den Hintergrund gedrängt, an ihre Stelle sind sehr weltliche Festlichkeiten getreten, deren Veranstaltung und Durchführung beinahe ausschließlich von jener Instanz ausgeht, die ja im modernen Leben überhaupt und vorzugsweise bei den Deutschen mehr und mehr die Führung an sich reißt: ich meine die Vereine.

Sehen wir uns einmal um, so finden wir, daß von den allergrößten, Hunderttausende von Menschen umfassenden Festen angefangen, wie sie z. B. die modernen Bundesfeste der Sänger, Turner u. s. w. vorstellen, bis herab zum allerkleinsten Ortsfeste, das irgendeine Feuerwehr oder ein Veteranenverein veranstaltet, beinahe alle sogenannten Feste von Vereinen und im Interesse der Vereine durchgeführt werden. — Während also früher die Tradition bestimmend war, die Feste zu bestimmten Terminen stattfanden und althergebrachten Sitten folgten, wird jetzt willkürlich von irgendeinem Vorstand oder Komitee dekretiert: zu der und der Zeit findet da oder dort ein „Volksfest“ statt. Dieses Fest hat aber nicht den edlen Zweck, daß sich das Volk vergnügt; das ist mehr oder weniger Nebensache; die Hauptsache ist vielmehr, daß die Geschichte etwas trägt oder aber zum mindesten der Verein und seine Leiter Ruhm ernten; nicht selten handelt es sich auch darum, daß für die Vereinssache, die ja oft genug eine politische oder nationale (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) ist, ausgiebige Reklame gemacht wird.

Während sich also der Sinn und das Motiv der Feste gründlich geändert hat, ist ihr Verlauf und ihr Inhalt genau derselbe geblieben, der er in früheren, frommeren Zeiten war. Nur daß heute künstlich organisiert wird, was in den guten alten Tagen auf natürliche Weise zustande kam. Schaubudenbesitzer, Gaukler und Zauberkünstler waren schon im Mittelalter der „clou“ aller Volksfeste, sie sind es bis zum heutigen Tage geblieben; die Steuer, die sie ehemals der Gemeinde ent-

*) Aus dem „Alkoholgegner“.

Kernstock! Er wurde mit einem Jubel begrüßt, wie er in Graz nicht oft vorgekommen sein mag. Er las eine Anzahl seiner Gedichte. Als Priester vergibt er sich nichts. Seine Poesien sind weltlich, aber mit ethischem Einschlag; sie singen von Liebe, aber auch von Treue. Sie singen von nationalem Stolze, aber auch von nationalem Opfermut. Daß man deutsch sein soll, hört sich gut an; aber der Dichter sagt auch, wie man deutsch sein soll, und dafür haben halt viele wieder einmal zwei Ohren: bei dem einen hinein, bei dem andern heraus. — Kernstocks würdige, schlicht vornehme Persönlichkeit legte die ganze, buntzusammengesetzte Gesellschaft in Bann. Eine Menge von Kränzen und Blumensträußen brachte man herbei an seinen Tisch. Das freute ihn wahrscheinlich, aber er rührte keinen an. Blätter und Blumen erntet der Gärtner nicht, er wartet auf die Frucht. Und der Dichter wartet hoffend, daß sein Lied zur Tat werde im deutschen Volke. Einem Volke, das seinen Dichter ehrt, vertraut er.

Mir war an diesem Abende ein besonderes Erlebnis beschieden. Mein Sohn Sepp holt sich für seinen ernsten Beruf gerne manchmal eine Schale Erfrischung bei den heiteren Musen. So hat er sich, ohne daß ich viel davon wußte, auch mit meinen lustigen Steirergeschichten abgegeben und nun trat er — zur Mitwirkung an dem Wohltätigkeitsabend eingeladen — auf, und las mich in steirischer Mundart. So saß ich mir gleichsam selbst gegenüber, sah mich einmal von außen und hörte mich lesen. Ein seltsam Gefühl; wie der Rückblick eines Abgeschiedenen auf sein vergangenes Leben. Das war ich vor dreißig Jahren. Aber die Unbefangenheit hat der Sohn voraus mit seinem unschätzbaren Talent, die Welt leicht zu nehmen. Ich hatte ihm das Lesen nicht gelehrt, er mich einst kaum ein paarmal gehört. Er gab's ganz aus sich heraus und doch war er ich; auch andere sagten es. Frohsam ging mir wieder die ewige Offenbarung durchs Herz, daß der Vater sich im Sohne wiederholt. Freilich stets in anderen Formen. Sonst würde es auch zu langweilig.

Suchst du Gott in allen Weiten?
Nah' steht er an deiner Seiten,
Faßt dich an den Händen gleich.
Zeigt sich dir in Freud' und Schmerzen,
Und in deinem eig'nen Herzen
Baut er dir dein Himmelreich.

---

z. B. dazu sagen, wenn ein „nationaler" Verein, der das Volkstum der Deutschböhmen zu pflegen und zu heben als seine vornehmste Aufgabe betrachtet, bei einem vor wenigen Wochen abgehaltenen Volksfeste einen Preisbewerb veranstaltete, bei dem es folgende Preise gab: 1. einige Flaschen Sekt für die schönste Damennase, 2. ein paar Flaschen Wein für die größte Männernase und 3. — natürlich! ein Faß Bier für die schönste gefärbte Nase. Freilich, der deutsche Philister lacht über derartige „harmlose" Späße und betrachtet als Spielverderber und Griesgram jeden, der in solchen Vorkommnissen Zeichen recht armseligen Humors sieht, durch den die Volksseele auf ein immer tieferes Niveau herabgedrückt wird.

Noch ein Wort über die Rolle der Kinder bei diesen Volksfesten, das um so angebrachter ist, als sie dort scharenweise zu finden sind und ein nicht unbedeutender Teil der Veranstaltungen ausschließlich für sie bestimmt ist. Aber es leuchtet ohne weiteres ein, daß der Besuch solcher Feste von dem allerschlechtesten Einfluß auf die Kinderseelen sein muß. Dieses Gemisch von Kinderbelustigungen und Tingeltangel, das Vorwiegen des Kneip- und Wirtshauslebens mit all seinen garstigen Begleiterscheinungen läßt die Kinder eine Menge von Dingen sehen und hören, die nicht für sie bestimmt sind. Und wenn dann die Zeit fürs Nachhausegehen gekommen ist, das Kind schläfrig und übersättigt wird, dann beginnt es erst dem Vater zu gefallen, der ein Glas ums andere trinkt und sich von den Genüssen nicht so schnell trennen kann. Da sieht man dann in vorgerückter Stunde die armen Würmer schlaftrunken herumtorkeln, auf den Bänken schlafen, von den Müttern nach Hause geschleppt werden. Daß sie natürlich auch recht reichlich am Alkoholgenuß der Eltern teilnehmen, die den lieben Kindern doch auch etwas Gutes gönnen wollen, versteht sich von selbst.

Muß das alles so sein? Läßt sich dagegen nichts tun? Daß die Volksfeste dieser Art nur allzu sehr geeignet sind, das Volk zur Liederlichkeit, zum Trunke, zu geschlechtlichen Ausschweifungen zu verleiten, ihm überflüssige, nicht nur nicht nützliche, sondern in jeder Hinsicht schädliche Ausgaben auferlegen, darüber besteht unter allen Sachverständigen bloß eine Meinung. Es muß als erschwerender Umstand betrachtet werden, daß die Volksfeste oft unter dem Vorwande einer nationalen, parteipolitischen oder wohltätigen Veranstaltung auftreten, so daß gar mancher hingehen muß oder doch hingehen zu müssen glaubt, aus den gewissen „Rücksichten", die ja heute das Allerwichtigste sind. Daß der jeweilige Zweck in der Regel so gut wie gar nichts davon hat, wenigstens im Verhältnisse zu den riesigen Summen, die die Besucher auf dem Platze gelassen haben, daß es auch hier wieder das Alkoholkapital ist, das sich den Beutel spickt, überlegt unter Tausenden kaum einer.

Ich glaube, daß das nicht so sein müßte, ich würde es für eine sehr ernste und dringende Pflicht aller Parteiführer, aller nationalen Vorkämpfer, aller jener überhaupt, die berufen sind, für ihre Volks- und Klassengenossen zu wirken, halten, würdigere Formen für die Feste unserer Zeit zu ersinnen. Es sei weit von mir, dabei an irgend welche hochkünstlerische Veranstaltungen zu denken, die eine hellenische Kulturhöhe voraussetzen, die unser Volk heute nicht besitzt und voraussichtlich noch Generationen hindurch vermissen lassen wird. Spiel und Tanz und Ausgelassenheit und ungebundene Freude sollen dabei zu ihrem vollen Rechte kommen, es muß das Ganze dem Bildungsgrade derer angepaßt sein, für die es bestimmt ist, sonst wäre ein solches Fest ja bald ad absurdum geführt. Aber es hieße unserem Volke unrecht tun, wollte man behaupten, daß seine Kultur auf der furchtbar niedrigen Stufe stehe, die die heutigen Volksfeste einnehmen, es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die allermeisten Arbeiter, ja auch die Landbewohner, denen moderne Bildung kaum zugänglich ist, heute schon zu Besserem reif wären, als ihnen bei derartigen Festen geboten wird. Man müßte freilich Phantasie und Geist ein wenig mehr anstrengen,

richten mußten, um ihre Bude aufschlagen zu dürfen, leisten sie jetzt dem festgebenden Vereine. Die zweite Anziehungskraft ist der Alkoholgenuß, nach dessen Höhe von alters her, und in der Gegenwart erst recht, die Schönheit und das Gelingen des Festes bemessen wird. Und Nummer drei ist die geschlechtliche Erregung; wenn die Sinne durch den Kitzel der Schaukeln und Ringelspiele, durch Fischjungfrauen und Wahrsagerinnen gereizt, durch Alkohol aufgepeitscht sind, dann kommen Tanz und Musik und vervollständigen die Kuppelei. So endet ein rechtes Volksfest für die älteren Generationen mit einem solennen Rausch, für die jüngeren mit geschlechtlichen Ausschweifungen. So war es immer, so ist es noch heute; ich bin darum auch weit davon entfernt, eine besondere Verrohung der Sitten in den sehr auffälligen und traurigen Mißständen zu sehen, die unsere Volksfeste zur Schau tragen, ich gebe zu, daß es früher nicht viel besser war. Aber das hindert nicht, daß jeder einsichtsvolle Mensch sich sagen muß, die Zeit sei da, hier bessernd und erneuernd einzugreifen. Wer offene Augen hat, um zu sehen, muß zugeben, daß es so nicht bleiben darf.

Ich habe Gelegenheit genommen, moderne Volksfeste zu studieren; Gelegenheit dazu wurde mir genug geboten, es wimmelt in unserer Gegend den ganzen Sommer hindurch von derartigen Veranstaltungen, die bald von „Nationalen“, bald von Sozialdemokraten, bald von Wohltätigkeitsvereinen oder von irgend welchen anonymen Komitees durchgeführt werden. Aber von wem sie auch herrühren, sie gleichen sich innerlich und äußerlich auf ein Haar. Die Hauptsache, um die sich alles dreht, ist die Trinkgelegenheit. Ob als Buschenschenke, als Kneipe, als Kostbude, das spielt keine Rolle, es muß nur jeder Besucher auf Schritt und Tritt mit der Nase auf den Bierausschank stoßen. Wir wissen ja auch, warum das so sein muß. Das Eintrittsgeld auf den Festplatz ist klein, sonst kämen die Leute nicht, aus dieser Einnahmsquelle könnte der Festgeber bei weitem nicht seine Unkosten decken. Die Haupteinnahme ist der Pacht, den Wirte und Brauereien für das Ausschankrecht auf dem Festplatze zahlen; sehr oft müssen sie auch noch von jedem ausgeschenkten Fasse Bier eine Abgabe entrichten, wodurch der Festgeber ein ganz direktes Interesse daran bekommt, daß nur ja recht viel getrunken wird. So war es ja auch bei dem letzten großen Bundesfeste der deutschen Turnerschaft in Frankfurt a. M. Neben den Trinkbuden treten die Volksbelustigungen oft sehr in den Hintergrund, an denen sich ja in Wahrheit fast niemand belustigt, es wären denn die Kinder; höchstens finden Schaukeln und Ringelspiele ein begeistertes Publikum, da stehen aber schon bewußt oder unbewußt sexuelle Motive im Hintergrunde. (?) Irgendeine mißtönige Musikkapelle läßt banale Melodien erklingen, das Volk wandert dabei ziemlich gelangweilt herum, bis endlich der zunehmende Alkoholkonsum Stimmung in die Masse bringt. Nun wird es „gemütlich“. Die bekannten Couplets und Operettenarien werden mitgesungen, die Schaukeln fliegen immer höher, die Krügeln werden immer rascher geleert. Die Sonne sinkt, der Tanz beginnt, Roheit und Unzucht beginnen ihre Orgien zu feiern. Wüste Szenen spielen sich ab, alles ist unter der Herrschaft des Trunkes, die Pärchen verlieren sich im Dunklen, erscheinen wieder, es wird gegröhlt und gejauchzt, oft genug auch gerauft und gestochen. So endet das Volksfest heute, um morgen und übermorgen fortgesetzt zu werden. Das dauert gar nicht selten acht, selbst vierzehn Tage. — Da sich die Volksfeste bei ihrer wachsenden Zahl mancherorts scharfe Konkurrenz machen, so müssen die Veranstalter natürlich darauf bedacht sein, besondere Anziehungsnummern zu bieten, die dann fast immer wieder an die allerniedrigsten Instinkte, am liebsten an die Alkoholsucht, appellieren. Das Braten eines ganzen Ochsen ist ein verbreitetes Mittel dieser Art oder aber es gibt Lotterien und Preisbewerbungen, bei denen wiederum der Alkohol in all seinen Formen den beliebtesten Gewinn bildet. Was soll man

Wiese selten eine Blume pflückt, auf der nicht ein paar Käferchen sitzen und ihren Unfug treiben. Wer sich darüber ärgert, kann die Käfer ja einfach wegblasen; der Mildere aber läßt die Tierchen ruhig sitzen, da sie ja schließlich auch Gottesgeschöpfe sind. Nur Schädlinge dulden wir nicht. Und Schädlinge werden die Goetheforscher dann, wenn sie uns das Bild unseres Großen verzerren und fälschen. Dieses aber tun sie von den höchsten Koryphäen herab bis zum jungen Fuchs, der eben ins Seminar hineinschnüffelt. Und zwar so: sie sind Pedanten und Buchmenschen, die noch nie in ihrem Leben eine Anregung aus Gottes frischer Welt bekommen haben, die immer nur lesen und wiederkäuen, die jedes Wort aus irgendeinem Buch her haben. Und nun erfrechen sie sich, Goethe zu einem ebensolchen Buchmenschen zu machen. Sie können sich nicht denken, daß der Dichter des ‚Faust' aus seiner tiefen Seele heraus etwas gefunden hat, sie begehen die Blasphemie, für jede einzelne Szene des ‚Faust' ein Vorbild zu finden, das der Dichter entlehnt und einfach umgeschrieben hat. Beispielsweise: wenn Faust an Gretchens Bett sitzt, so ist das selbstverständlich nachempfunden nach einer analogen Szene der ‚Neuen Heloise'. Gretchens Monolog ‚Meine Ruh' ist hin' ist eine Anleihe aus dem Hohen Lied Salomos. Die Domszene ist eine Umdichtung aus Wielands ‚Serafina'. Der Dialog zwischen Faust und Wagner ist (nun wird es beinahe unglaublich) entnommen aus Herders ‚Provinzialblättern für Prediger'!! Das ‚Flohlied' ist abgeschrieben aus einer Fabel Schubarts. Die Schülersatire geht auf Schernbergs Spiel von der Päpstin Jutta zurück u. s. w. u. s. w.

Alles in allem: die tollste Blasphemie, die man sich denken kann. Und das Seltsamste dabei ist, daß es nicht blasphemisch gemeint ist. Diese Schnüffler und Buchwürmer wollen nicht etwa Goethe eins auswischen, sie wollen nicht etwa triumphierend nachweisen, daß dieser kümmerliche Abschreiber und Nachempfinder unsere Bewunderung nicht länger verdient . . . nein: sie halten die Abschreiberei für etwas ganz Selbstverständliches. Sie sind selbst Schreiberseelen, die nie einen eigenen Einfall gehabt, zu denen Gott nie sprach, wie er zu Moses aus dem brennenden Busche sprach, sie käuen immer nur Gelesenes zu widerlichem Speisebrei durcheinander. Und weil sie so sind, deshalb muß ihr Goethe ebenso sein, eine Schreiberseele wie sie. Ja, sie glauben ihm eine Ehre zu tun, wenn sie nachweisen, wie belesen er war und mit welcher bibliothekarischen Betriebsamkeit sein olympisches Leben angefüllt war. Liest man etwa Erich Schmidts Einleitung zum Urfaust durch (aus der die eben aufgebrachten Pröbchen entnommen sind), so erscheint uns Goethe als der ödeste Schulfuchs, als Famulus Wagner, der in sein Museum gebannt ist und sieht die Welt kaum einen Feiertag.

Daß diese Leute von Goethes Art und Größe weniger wissen als mancher Harmlose und Unbefangene, versteht sich von selbst. Wer den Kölner Dom durch ein Vergrößerungsglas Stein für Stein und Fuge für Fuge mustert, kann uns von den Harmonien seines Organismus nichts erzählen; und wer Goethe auf seine Kommata und Ausradierungen und Tagebuchdaten untersucht, der ahnt nichts von den Chorgesängen, die durch sein großes Leben rauschen, anschwellend, wieder verklingend und gegen das verklärte Ende in Sphärenmusik übergehend. All diese Krämerei könnte höchstens das Baumaterial liefern für einen Großen, der Goethes Leben nachlebend schildern wollte. Aber diesen würden die ungeheuren Schutthaufen der Germanistik doch nur verwirren, und er würde einsehen, daß man eine Kathedrale nicht aus Sandkörnern aufbauen kann . . ."

Wir möchten nicht, wie der allzuschneidige Verfasser, jeden Germanisten unter diesen Hut bringen. Es gibt schon auch solche, denen wir literarische Förderung verdanken. Freilich, im allgemeinen haben die Dichter unter ihnen zu leiden. Nicht bloß die großen.

---

als dies jetzt geschieht, wo diese sogenannten Volksfeste alle nach einem schon höchst armseligen Leisten angefertigt werden, wobei auf alles andere mehr Bedacht genommen wird als auf das Volk und das, was ihm frommt. Ich würde unseren Festveranstaltern raten, einmal nach Schweden zu reisen und sich die Feste anzusehen, die dort von den abstinenten Studenten für das Volk veranstaltet werden, oder auch von den Guttemplern im Norden Deutschlands zu lernen, wie man Feste ohne Trinkgelage und ohne Roheiten fertig bringt. Es ist hier weder der Platz noch die Zeit, um näher auf dieses Gebiet einzugehen, ich maße mir auch durchaus nicht an, auf diesem Gebiete sachverständig genug zu sein. Ich meine nur, daß vor allem das Volk selbst aktiv an den Festen in höherem Maße mitwirken müßte, daß Volkssitten, altes Gut dabei gepflegt werden könnten. Vor allem anderen aber müßten die Volksfeste aufhören, zugunsten der Brauer und Wirte veranstaltet zu werden, es müßte der Alkoholgenuß, wenn auch vorläufig nicht verschwinden, so doch aufhören, ihr Mittelpunkt, ihr Zweck und ihre Erfüllung zu sein. Vielleicht erleben wir es doch noch, daß die Volksfeste das Volk erheben und erfreuen, anstatt es zu erniedrigen und zu verderben.

Goethe-Banausen.

„Man kann der tiefste Goethekenner sein und doch nicht wissen, in welchem Jahre er gestorben ist“, bemerkt sehr wahr die Berliner Wochenschrift „Die Standarte“. Anders eine gewisse Goethephilologie. Das Publikum in seiner großen Masse, so wird in dem Blatte ausgeführt, habe keine Ahnung, welch grober und wüster Unfug sich dahinter versteckt. „Die Welt hat andere Sorgen, und was die Germanisten in ihren Zeitschriften zusammenschreiben, was sie in ihren Hörsälen lehren, das ist der Menge gleichgültig. Aber vielleicht ist diese Gleichgültigkeit bedenklich, vielleicht müßte hin und wieder einmal warnend darauf hingewiesen werden, daß da ein Nationalheiligtum durch Pedanten und Zeilenschnüffler entweiht wird; daß das Verhältnis des deutschen Volkes zu Goethe gerade durch die sogenannten Goetheforscher auf das fatalste gefälscht worden ist.

Gewiß ist schon manch junger Studio aus Sehnsucht nach unseren großen Dichtwerken in die grauen Fangstricke der Germanistik geraten und dann durch die elende Wortklauberei und Variantendeuterei, die da herrschen, auf das bitterste enttäuscht worden. Hatte er dann noch Kraft und sein Herr Papa die nötigen Moneten, so hat er sich vielleicht noch durch eine schnelle Umsattelung retten können. Sonst ist auch er hoffnungslos im Goethephilologen-Stumpfsinn untergegangen und glaubt jetzt den ‚Faust‘ zu begreifen, wenn er in den Papierfetzen der Paralipomena Bescheid weiß.

Wer den Sabbat mitgemacht hat, dem schaudert bei der bloßen Erinnerung. In einem Goetheseminar der Berliner Universität haben wir einmal tagelang an der Frage gearbeitet, ob in einem Heft Goethes die Ausstreichungen mit schwarzer oder roter Tinte oder mit Bleistift gemacht worden sind. Das tiefe Problem, ob der vorgoethesche Faust mit Vornamen Heinrich oder Johann geheißen habe, läßt die Forscher nicht zur Ruhe kommen. Und von höchster Bedeutung ist, ob Goethe Lieschen oder Liesgen geschrieben hat, wie der Wasserstempel im Konzept zu den ‚Wahlverwandtschaften‘ aussieht, ob eine Notiz am 21. oder 22. oder gar — wie Pniower behauptet — am 24. Oktober eingetragen ist. Das ist Goetheforschung. Und wer etwa denkt, daß es absolut gleichgültig ist, ob das ‚Kophtische Lied‘ im Jahre 1789 oder 1791 geschrieben ist, der beweist durch solchen Frevel nur, daß er kein Geweihter ist und nicht in den Tempel gehört.

Dieses alles aber ist noch nicht das Schlimmste. Schließlich kann ja jeder tun, was ihm beliebt, und der erfahrene Mann denkt daran, daß man auf der

Heilige Nacht.

Wir haben in der stillen Nacht
Die Flügel der Fenster nicht zugemacht,
Wir schlafen im Weltenraume;
Es ruht Dein Haupt auf meinem Arm,
Du liegst an meiner Brust so warm,
Du atmest kaum im Traume.

Viel tausend Sterne gehen still,
Der liebe Gott im Himmel will,
Daß alles um ihn lebet;
Ich teile seine süße Lust,
Ich weiß, daß unter Deiner Brust
Ein neues Leben webet.

Erwartung.

Du sitzt nun Abend für und für
Und häkelst deine Fädchen,
Und Abend für Abend raten wir:
Ein Junge oder ein Mädchen?

Du glaubst, daß es ein Mädchen wird,
Ich glaube an ein Bübchen,
Und da sich niemand von uns irrt,
Wird's gar wohl ein Vielliebchen!

Und wenn es doch ein Junge ist,
So wird's der beste auf Erden,
Er braucht nur so reizend, wie Du bist,
Sonst ganz wie sein Vater zu werden.

Doch wenn es eine Prinzessin ist,
Will ich sie herzen und küssen,
Und ob Du das schönste Frauchen bist,
Sollst sie beneiden müssen.

So necken wir uns und beraten still
Beim milden Lampenscheine,
Doch weiß, was uns bescheren will,
Der liebe Gott alleine.

Und weil er es weiß im Himmel allein,
Verstummen wir und beten;
Es wird so still, als müßt herein
Ein kleiner Engel treten.

Ein Norddeutscher über unser Land.

Zuschrift an den Heimgärtner.

Malchin in Mecklenburg, 3. Februar 1909.

Einer Alpen-, Steiermark- und Wien-Sehnsucht entspringen die folgenden Zeilen. Warum gerade an Sie gerichtet? Ihren Schriften habe ich ein Doppeltes zu verdanken, erstens die Liebe zu den Bergen, Sehnsucht dorthin, die dann später in Erfüllung ging, zweitens verschafften sie mir so viele Stunden des Wiedergenießens und der Erinnerung an gar köstliche Zeit in Wien, der Steiermark und dem Salzkammergut. Wie Sie im Vorwort zum „Alpensommer" sagen, so höre, sehe, rieche und fühle auch ich ihn wieder bei der Lektüre dieses Buches, und in „märchenhaften Ahnungen habe ich ihn früher geträumt". So war mir Ihr Heimatland lange, ehe ich es schauen durfte, vertraut und lieb geworden, fast wie's eigene. Daß ich es mal sehen sollte, wagte ich kaum zu wünschen oder auszudenken — ja, der Wunsch schien mir fast unbescheiden, ich mochte mich nicht zu den wenigen besonders Bevorzugten rechnen, welche so gottgesegnetes Land erblicken dürfen; drum gab ich mich zufrieden mit Ihren lebendigen Schilderungen, genoß auf diese Art all das Herrliche der Alpenwelt in mit Ehrfurcht, Staunen und beseligendem Gefühl erfüllten Vorstellungen. Manchmal aber kam's dann doch wie ein leises, süßes Ahnen, fast wie eine Gewißheit: „Du kommst doch mal dorthin!" Ich überließ alles einem freundlichen Geschick, das mir schon so manchen Wunsch unerwartet erfüllte und manchen Gefallen tat. Ein Buchhandlungsgehilfe kommt gewöhnlich recht weit herum in der Welt, in diesen Menschen steckt meistens eine ganz ungestüme Wanderlust und Naturfreude, sie soll wohl ein Ausgleich sein für den vielen Aufenthalt zwischen den verstaubten Büchern; auch den Augen, die ein Buchhändler gewöhnlich gar intensiv ausnützt, tut das „Trinken vom goldenen Überfluß der Welt" recht gut. Wie Ihnen, so ist auch mir das Wandern „Weltlust". — Ich sah unsere herrlichen norddeutschen Buchenwälder, die düsteren Moore der Ebene, die stimmungsvolle, melancholische, aber auch heitere, farbenreiche „Lüneburger Heide",

Lieder aus der kleinsten Hütte.

Im Anschluß an Schillers Wort: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar“ hat Max Bewer sein schönes Buch „Lieder aus der kleinsten Hütte“ genannt. (Goethe-Verlag. Dresden-Laubegast.) Schon mancher und manche, die zu den Auserwählten des Herzens nicht selbst das rechte Wort zu sprechen wußten, haben sich dies Buch mit der stillen Frage zugesandt: „sollen wir uns nicht auch eine solche Hütte bauen?“ und auf diese sinnige Art ihr Jawort erhalten. So ist das Buch denn auch mit Recht nicht nur ein „Buch zum Verlieben“, sondern auch zum — Verloben genannt worden. Doch Proben reden besser als Worte:

An einem Herzen.

Klagt ich mein Leid den Winden,
Sie trugen es ruhig fort,
Klagt ich mein Leid den Sternen,
Sie blieben an ihrem Ort;
Klagt ich mein Leid dem Vater,
Der droben alles kann,
Hoch in den Wolkenfernen
Sah er mich schweigend an!
Doch als ich Dir vertraute,
Was mir die Welt geschickt,
Hast Du mit tapf'ren Armen
Mich an Dein Herz gedrückt!

Liebe auf Erden.

Es kommt die Liebe wie ein Blitz,
Sie kommt auch still gegangen,
Sie nimmt von uns im Sturm Besitz,
Sie tut es auch mit Bangen;
Hell kann sie wie ein Sonnenblick
In unser Dasein scheinen,
Und oft verrät ihr tiefes Glück
Nur ein verhaltnes Weinen . . .,
Ein Sturm, ein Strahl, ein Regen mild,
So naht sie uns auf Erden,
Weil uns vom Himmel soll ein Bild
In ihr gegeben werden!

Tiefste Sprache.

Ich liebe Deine Seele,
Dein Herz bis in den Grund,
Es klingen wie süße Lieder
Die Worte von Deinem Mund . . .
Doch hab ich Dich am liebsten,
Wenn still Du wirst und schweigst
Und stumm zu meinem Herzen
Dein Haupt herniederneigst
Und mit geschloss'nen Lidern
Nichts denkst und nichts mehr schaust,
Und wie ein Kind, das schlummert,
Dich ganz mir anvertraust! . . .

Zufrieden.

Als ich noch ein Junggeselle,
Lebte ich manch frohes Jahr,
Doch ich weiß kaum, daß ich jemals
Ganz und gar zufrieden war.
Doch nun fühl' ich, daß auch dies nicht
Allzu schwer im Leben ist,
Denn ich bin's in tiefster Seele,
Wenn nur Du zufrieden bist.

Vertrauliche Stunde.

Alles, was im Leben ich verschuldet,
Hab' ich Deinem Herzen anvertraut,
Und in das, was Dein Gemüt erduldet,
Hab' auch ich bewegt hinabgeschaut.
Ich weiß Deine, du kennst meine Sünden,
Und ein Kuß verzieh sie uns geschwind,
Denn in seiner Seele tiefsten Gründen
Darf sich jeder nennen noch ein Kind.

Doch je tiefer wir uns so versenkten,
Desto klarer war der Zukunft Licht,
Wie zwei neugebor'ne Seelen lenkten
Wir zum Schöpfer unser Angesicht.
Wie beglückte mich die traute Stunde,
Dieses holde Zaudern und Gesteh'n,
Heiter über hellgeword'nem Grunde
Mag nun unser Lebensschiffchen geh'n!

Entschlummerung.

Schon ist die Welt in Gott entschlafen,
Und ich entschlumm're nun in Dir . . .
Du bist mein Haus, Du bist mein Hafen,
Bist Himmelreich und Heimat mir;
Du meiner Seele dunkles Locken,
Du meines Herzens tiefste Ruh',
Es läuten sich wie Abendglocken
In uns'rer Brust die Seelen zu!

herrschte echt sommerliche Hitze. Das nächstemal kam die Rax an die Reihe; schon lange hatte es mich gereizt, dies Ungeheuer näher kennen zu lernen. Ein leises Grauen würzte die Lust, als wir am Einstieg der in dichtesten Nebel gehüllten „Teufelsbadstube" standen, über uns das Geklirr der Ketten an die steinernen Wände, verursacht durch vor uns steigende unsichtbare Touristen. Es war aber herrlich nachher dies Hinaufarbeiten; ohne große Mühe wurde das Plateau erreicht. Daß uns im kalten, nassen Nebel Pfingststimmung überkam, läßt sich gerade nicht behaupten. Der Abstieg war uns günstiger, da gewährte der in Bewegung gekommene, oft zerreißende Nebel überraschende Blicke ins Tal. — In der Folge wechselten Wienerwald- mit Schneeberg- und Raxtouren zu jeder Jahreszeit. Immer neue Schönheiten und Wunder taten sich auf; Freude gab's die ganze Woche, Vor- und Nachfreude.

Wie ich nach Steiermark kam. Endlich sollte ich sie sehen, die Waldheimat; Anfang Juni. Gleichzeitig war's die erste Semmeringfahrt. Zwei Wunder schaut man dabei, das der Natur und das des Menschengeistes, der sie sich bezwang. Bis Spital ging die Bahnfahrt, nun waren wir in der Steiermark. Der Charakter des Tales ist ein anderer, als der bisher geschauten Täler, ein wundersames Gemisch von Lieblichkeit und Herbheit. Hinauf aufs massige Stuhleck; in halber Höhe zeigen sich Schneeberg, Rax und weiterer Anhang in prächtigstem Weiß, wir dagegen lagerten auf grünem weichen Moosboden. Oben ein weiter, herrlicher Blick, bis zu den „Ennstalern". Ist diese allmähliche Steigerung vom Buchgenuß hier in der nördlichen Heimat bis zum Schauen des ersehnten Landes nicht einzig? Ich sah die Steiermark auch im tiefsten Winter, Weihnachten; zwei unvergeßliche Tage. Von Mürzzuschlag auf die „Pretulalpe", dort ungeahnt schöne Fernsicht; tief unten ein wogendes, wallendes Nebelmeer. Übers „Stuhleck" nach Spital; am nächsten Tag zum „Semmering", auf den „Sonnwendstein". Nicht zu beschreiben sind die beiden in Farbenschöpfung sich überbietenden Sonnenuntergänge, welche ein überirdisch schönes Landschaftsbild hervorzauberten.

Glanztage dieser seligen Zeit bot eine 15 tägige Urlaubswanderfahrt ins Salzkammergut. Da stand ich auch auf der Krone des Steirerlandes, dem Karlseisfeld des Dachsteins. Ich sah Gmunden, Ebensee mit den schönen Langbathseen, Ischl, Hallstatt (von dort zur Simony-Hütte), Aussee mit Grundl- und Altausseersee. Ich weiß noch, wie mir die biederen Wirtsleute am Grundlsee nachriefen: „Aufs Wiedersehen bis übers Jahr!" Weiter nach St. Wolfgang, auf den prächtigen Schafberg, aber ohne Zahnrad, nach Mondsee, weiter nach Salzburg, diesem Städteschmuckstück, auf den Gaisberg. Hinüber nach dem paradiesischen Berchtesgaden. Zuletzt wieder in die Steiermark, nach Admont; Talwanderung durchs Gesäuse. Es war ein Schwelgen in seliger Naturlust. Mein Endurteil über die Steiermark: So kernig, markig, gesund, wie der Name klingt, sind Land und Leute.

Nun bin ich am Schluß. Die Wanderjahre sind vorbei, es rief die Pflicht ins mütterliche Geschäft. Aus der ungestümen Sehnsucht ist durch dies Herunterschreiben eine süße geworden, im lebendigen Erinnern verklärten sich die geschauten Wunderwerke.

Otto Hothan.

Eine alte Sitte.

Von einem Heimgartenfreunde wird uns folgendes aus Behrungen in Thüringen mitgeteilt: Da jetzt viel von alten Trachten und Sitten die Rede ist, so soll in nachstehendem einer alten Sitte gedacht werden, die hier in Behrungen bis

das Saaletal, die Ostsee — jedoch ich fühlte immer noch eine Lücke, eine ungestillte Sehnsucht, es gab noch etwas, das die Seele so ganz ausfüllte, keinen Wunsch mehr nachließ, das konnten nur die Berge sein. Wie freundlich führte mich da wieder die Vorsehung! Nicht die Alpen gleich ließ sie mich schauen — nein, damit ein Übergang sei, das schönste unserer Mittelgebirge, den Harz. Das dort verlebte Jahr ist ein goldenes Kapitel meines Lebensbuches. Fast allsonntäglich wurde gewandert, auch bei Wind, Wetter, Schnee und Regen; Sie sagen doch selbst: „Natur muß man an seinem eigenen Leib ertragen können". Bisher war ich wenig über 100 Meter hoch gekommen, nun ging's oft bis 600—700 Meter, wie spürte ich da schon das Höhengefühl! Ich wußte mich kaum zu fassen vor Wonne, Seligkeit; ein Freudenstrom durchwühlte mein ganzes Inneres. Naturfreude ist doch die reinste, echteste Freude. Ewigkeitsahnen empfand ich auf dem „Brocken". Die Aussicht ist nicht malerisch, der Berg ist zu hoch, so daß die andern Höhen ohne Profil glatt unter einem liegen — aber diese unermeßliche Weite um einen herum, man steht wie auf einer Luftinsel. — Ich hörte rauschende Bergwässer, lustig taumelnde, aber auch ungestüm dahinstürzende; sah liebliche und düstere, wilde Täler, einsame und freundlich belebte. Froher und sangeslustiger als bei uns im nüchternen Norden waren die Menschen. So wurde ich vorbereitet auf das größte, gewaltigste Schöpferwerk. Der Frühling kam — nicht den Wanderstab ergriff ich da — es wurde eine sehr lange Eisenbahnfahrt. Wenn dieser Reisetag sich jährt, ist immer ein großer Erinnerungstag. Mein Weg führte mich nach Wien. Dies Schlußkapitel meiner Wanderjahre ist gar reich an Handlungen, an nachhaltigen Erlebnissen. Um einen Gesamteindruck zu bekommen, machte ich gleich am ersten Tage des Wiener Aufenthaltes, einem Sonntag, eine Kreuz- und Querwanderung durch die Stadt, eine echte Entdeckungsfahrt, war das eine Lust! Ich fühlte mich gleich heimisch, war entzückt von der weichen, berückenden Anmut, dem lieblichen, lebensfrohen, hastlosen Straßenbild; der erste Bezirk mit seinen Winkeln, Gasseln, Durchhäusern steht wohl einzig da. Am nächsten Tag bestieg ich den Stefansturm, dieses prächtige Wiener Wahrzeichen; noch bargen die unter mir in flutendem fröhlichen Sonnenschein sich ausbreitende Stadt und das weite reiche Land die Wunder, Geheimnisse und Freuden, die sich in den dann folgenden 16 Monaten der „goldenen Wiener Zeit" in ungeahnter Größe und Schönheit offenbarten. Es läßt sich in Form eines Briefes nicht erzählen, nur ein dickes Buch könnte das alles fassen. Die verhältnismäßig kurze Zeit füllt gleichsam Jahre aus, welche nicht auszuschöpfen sind. Ich will nur kurz skizzieren. Konnte ein glücklicherer Anfang gewählt werden als der „Kahlenberg"? Neunmal noch war ich später auf dieser landschauenden Höhe, fertig wird man nie da oben, man muß immer noch einmal wieder hinauf. Die ersten Touren machte ich noch allein, nahm auf, was Auge und Seele nur halten konnten — jedesmal etwas höher hinauf, bis zuletzt aufs „Eiserne Tor" — dann hatte ich wanderlustige und naturfrohe Kollegen gefunden, ein großes Wandern begann. Ich kam in die Voralpen (Hohe Wand, Schober), da lagen sie, Schneeberg und Rax, noch in weißer Hülle, drohend und lockend. Vierzehn Tage später, Ende Mai, auf den Schneeberg; das war ein großes Ereignis. Nächtlicher Aufstieg, meine erste Nachtwanderung. O dieses Tageserwachen vom ersten schwachen Schimmer bis zur blutigen Lichtfülle der aufgehenden Sonne! Es war, als wenn die Welt eben neu geschaffen wäre. Gerade standen wir auf dem „Krummbachsattel", vor uns die Rax in ihrem ganzen Umfang, rotgolden umstrahlt. Der Anblick war geradezu bannend. Auf dem Gipfel war's recht eisig, viel Schnee noch, Nebelfetzen rings herum, so daß man sich schwer ein maiengrünes Tal da unten vorstellen konnte. Durch den wilden „Krummbachgraben" und das „Höllental" ging's zurück, dort

Durch das neue Baugesetz, wodurch das Bauen mit Holz an manchen Plätzen bis zur Grenze nicht mehr möglich war, und da auch Mißbrauch mit dem angewiesenen Holz getrieben und es zu anderen Zwecken verwandt wurde, war die Sache unhaltbar geworden.

Singvögel.

Ehrgeiz.

Was der Mensch sich Schönes
In den Tagen der Jugend
Zum Kränzlein geflochten,
Er mag's nicht behalten
Und opfert es kniend
Auf eisigen Stufen
Seinem feisten Götzen,
Den sie Ehrgeiz getauft.
Wie ein goldenes Kalb
Umdrängt ihn die Menge
Und breitet die Arme,
Des Opfers Belohnung,
Ein Sternlein aus Gold
Und Flitter zu haschen. —

Ich lasse dich, Ehrgeiz!
Du Mörder des Schönen,
Du Mörder der Freiheit,
Verlog'ner Geselle,
Du Bruder des Neid's! —

Und kommt dann das Alter:
Es wartet die Jugend
Auf lieben, bekannten,
Verlassenen Wegen.
Dort schließt sich der Kreis.
Und werft ihr den Flitter
Und sucht jetzt ein Kränzlein
Aus traumfrohen Tagen:
Es blieb euch gewahrt. —

Für das Schöne geboren,
Dann maßlos verblendet,
Zur Schönheit wieder,
So schließt sich der Kreis.

Hermann Pfaundler.

*
* *

Bekenntnis.

Woher ich kam, wohin ich geh'?
Wenn ich die vergänglichen Sterne seh',
Die mir zu Häupten funkeln,
In ewigem Werden, in ewigem Vergeh'n,
Dann brauch' ich nicht mutlos dazusteh'n
Im Dunkeln.

Wohin ich geh', woher ich kam?
Mein Ohr einen seltsamen Ton vernahm,
Ein Klingen aus Sphärenharmonien,
Wie Sterbegeläute und Brautmelodien.

Und mein Auge ward licht
Und mein Schauen ward weit,
Umfaßte die Unendlichkeit.
Und ich ahnte, woher,
Und ich fühlte, wohin,
Wußte,
Daß ich immer war und ewig bin,
Daß ohne mich die Welt nicht wär',
Daß ohne mich kein Herbst, kein Vergehen,
Daß ohne mich kein Frühlingshauch
Und ohne mich kein Auferstehen.

Woher ich kam, wohin ich geh'?
Verschwunden des Zweifels Grauen und Weh:
Mein Leib ist Staub vom Weltenstaub,
Nicht weltfremden Gottes, nicht Satans Raub.
Mein Denken ist Geist vom Weltengeist,
Der durch mich in alle Äonen kreist.

So kam ich aus grauer Vergangenheit
Und blühe hinein in die Ewigkeit.

Emil Uellenberg. „Akkorde und Dissonanzen." Leipzig. 1909.

*
* *

zum Jahre 1898 im Grabfeldgau einzig dastand. Bis zu obigem Jahre bestand hier das sogenannte Baurecht. Es war dies das Recht, aus der Korporationswaldung unentgeltlich das Bauholz zur Reparatur der bestehenden Häuser, Scheunen. Brunnen, Tore, sowie auch zum Neubau der alten Gebäude und sonst im Dorfe befindlichen Plätze, die das Recht als sogenannte Hofrieten besaßen, zu verlangen. Sollte nun ein neues Haus oder Scheune gebaut werden, so wurde das aus der Korporationswaldung angewiesene Holz von sämtlichen Geschirrhaltern ohne besondere Geldentschädigung gefahren. Auch die sogenannten „Seller“ (Nachbarn, die kein Geschirr hatten) halfen auf- und abladen, und zwar gewöhnlich ohne jegliche Hebemaschine, jeder mit einem zirka zwei Meter langen Knüppel versehen. Auch die Steine wurden unentgeltlich von den Nachbarn herbeigeschafft, als Entschädigung gab es ein Essen, die Steinkirmeß genannt. War nun das betreffende Holz vom Zimmermann hergerichtet, so wurden mit der Gemeindeglocke drei Zeichen gegeben und sämtliche Nachbarn halfen dem Zimmermann beim Aufrichten. In der Gemeindestube wurde dann der übliche Richtschmaus bei Käse, Bier und Schnaps gefeiert. Als wichtigstes Ereignis galt dann bei einem neuen Wohnhaus der sogenannte „Klebtanz“. Früher wurden die Holzfachwerke, anstatt mit Steinen ausgemauert, mit Lehm geklebt, woran das ganze Dorf auf folgende Weise teilnahm: Die Nachbarn fuhren am Tage vorher den Lehm dazu vor das neue Wohnhaus. Abends kamen dann die Burschen und arbeiteten den Lehm klar und weichten ihn dann ein, wobei die Mädchen das nötige Wasser dazu herbeischafften. Am andern Morgen um 7 Uhr kam jeder Bursche mit einem oder zwei Bund Stroh angerückt. Dies wurde nun von den zwölf Ältesten kurz gehackt und von den anderen in den Lehm barfuß eingeknetet. Die zwölf Ältesten klebten die Wohnstube. Auf das übliche dreimal Läuten, um 9 Uhr gewöhnlich, kamen dann sämtliche Nachbarn und Mädchen des Ortes herbei und klebten das ganze Haus. Die Mädchen trugen auf Holzgestellen den dazugehörigen Lehm herbei. Daß hierbei manche Dorfschöne mit Lehm beworfen wurde, und ach und weh schrie, läßt sich wohl gut denken. Nach vollbrachter Arbeit versammelten sich dann die Nachbarn und Burschen im Gemeindewirtshaus; die Burschen mit altmodischem Frack und Zylinder, wobei sie sich Brot, Käse und Bier gut schmecken ließen, die Mädchen, mit Hauben, Bänderröcken und weißen Strümpfen angetan, versammelten sich beim Bauherrn in der Scheune und ließen sich mit Kaffee und Kuchen traktieren. Dann zogen die Burschen unter Vorantritt der Musik ebenfalls zum Bauherrn und nahmen die Plätze der Mädchen ein, auch sie ließen sich's bei Kaffee und Kuchen gut schmecken. Währenddem mußten nun die Mädchen losen, und welchen Burschen sie losten, dessen Hut schmückten sie mit einem Rosmarinstrauß. Daß manches Mädchen in ihrer Erwartung enttäuscht war, wenn sie unter schallendem Gelächter der Anwesenden einen kleinen Knirps erwischte, läßt sich denken. Hierauf folgte, wie verlost, paarweise die Aufstellung. Nunmehr hielt der älteste Bursche vor dem neuen Wohnhaus eine kernige Ansprache. Dann ging unter den Klängen der Musik der Zug durchs ganze Dorf. Beim Pfarrhaus hielt der Zweitälteste die zweite Ansprache, wo auf dem Rasen drei Touren getanzt wurden. Der Zug setzte sich dann wieder in Bewegung, vor dem Rathause hielt der Drittälteste vor versammelter Gemeinde und allen Neugierigen aus der Umgegend die dritte Ansprache. Hierauf folgte nun der Tanz in dem Rathaussaale. Die drei ersten Touren mußte jeder mit seiner Kranzdirne tanzen und sich mit ihr einen Tusch aufspielen lassen. Manchem Paar ist es wohl schwer gefallen, die drei Touren ohne Tanzkenntnis auszuhalten. Bei freiem Bier und Tanz auch der älteren Einwohner, wobei sich auch manches alte Mütterchen einfand, ging es bis zum frühen Morgen. — Mit der Baurechtsablösung ist auch der Klebtanz verschwunden.

Und keinen Zucker hat geworfen
Sie ihm in das Getränk hinein,
Und ohne Furcht sie es kredenzte,
Als brächte sie ihm süßen Wein.

Der große Mann hat es getrunken,
Er hat die Schale ausgeleert
— Denn Not ja kein Gebot nicht kennet —
Und bei Frau Gramsch sich nicht beschwert.

Doch auch kein Trinkgeld jener Köchin
Napoleon zurück dort ließ,
Bald saß er wieder in dem Schlitten
Und sauste weiter nach Paris.

Atmen.

Unter den vielfachen modernen Bestrebungen, unser Geschlecht und besonders unsere Jugend durch eine vernünftige Körperkultur, durch Sportsbeschäftigungen aller Art wieder zu gesunden, starke Menschen zu erziehen, verdient eine vor kurzem im Verlage von Priber und Lammers, Berlin, erschienene kleine Broschüre: Atmen, ein Weckruf zur Lungengymnastik von A. P. Winkelmann, die Aufmerksamkeit aller derjenigen Kreise, denen das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt. Es ist unseres Wissens das erstemal, daß die Frage einer richtigen Tiefatmung in ihrer Gesamtbedeutung für die Widerstandskraft des Menschen gegen Krankheiten und somit für unser Leben überhaupt so allgemein verständlich und doch zugleich an Hand wissenschaftlichen Materials gelöst worden ist und man muß sich beim Lesen des Buches mit dem Verfasser erstaunt fragen: Wie kommt es, wie war es möglich, daß bis jetzt nirgends, weder in unseren Schulen, noch in den Universitäten, noch in den Instruktionsstunden der Soldaten, noch in unseren Krankenhäusern 2c. auf die so fundamentale Bedeutung einer richtigen Atmung und einer Lungengymnastik für Leben und Gesundheit hingewiesen wird.

Der Verfasser gibt an der Hand eines sehr einfachen aber überzeugenden Vergleiches unseres Atmungsapparates mit einer Luftdruckanlage die Erklärung: wie sich eine Atem- oder Lungengymnastik von jeder anderen Gymnastik naturnotwendig unterscheiden muß. Daß dem Hochheben des Gewichtes mit dem Arm hier z. B. die mehr oder weniger große Mundöffnung und der dadurch bedingte Widerstand für die einzusaugende Luftmenge entspricht u. s. w. und aus dieser einfachen Überlegung heraus entwickelt er eine Reihe von höchst interessanten lungengymnastischen Übungen. Nur durch diese Verschiebung des Problems und weil die Analoga im praktischen Leben nicht für jedermann gerade auf der Hand liegen, sei es wohl mit zu erklären, weshalb so wenig Menschen auch nur die Elemente einer Lungengymnastik beherrschen, weshalb die meisten glauben, daß sie sich erst durch die tollsten Arm- und Beinverrenkungen ein sogenanntes künstliches Atembedürfnis anarbeiten müssen, während gerade das Umgekehrte der Fall sein sollte.

Die Broschüre zeigt, daß 95 Prozent aller Menschen eine richtige Tiefatmung vollkommen verlernt haben, sie zeigt die dadurch hervorgerufenen täglichen Gefahren. Sie beweist unseres Wissens auch wiederum die zwingende Notwendigkeit einer Lungengymnastik für den modernen Menschen, wenn er sich gegen Krankheiten der Lunge, der Atmungsorgane und gegen die so mannigfachen anderen Krankheiten infolge ungenügenden Stoffwechsels erfolgreich schützen will. V.

Was hast auch du mir weh getan?

Was hast auch du mir weh getan?
Und gabst dein Herz, dein Sein dem andern? —
Nun mag der Träumer einsam wandern . . .
Was hast auch du mir weh getan?
Du weißt, mich hat der Freund verraten,
Und Feinde streu'n des Hasses Saaten,
Was hast auch du mir weh getan?
Mir hat sich niemand treu geeinigt,
Mein Pfad ist schmal und steil und steinigt,
Und einsam schreit' ich meine Bahn!
Das Schicksal wollte so bestimmen,
Zu Höhen muß allein man klimmen,
Man steht allein auf hohem Plan;
Doch, daß auch du mich hast verlassen,
Ich kann es heute noch nicht fassen,
Daß du, auch du mir wehgetan!

Egon Rail.

*
* *

Einen Tee für Napoleon.

Von Johann Wimmer.*)

Durch Schnee und Eis flog rasch ein Fahrzeug
Auf Rußlands Ebene dahin;
Ein finst'rer Mann und sein Begleiter,
Die saßen in dem Schlitten drinn.

Und nirgends wollte Ruhe finden
Der finst're Mann auf seiner Flucht.
Er jagte fort durch Nacht und Kälte,
Getroffen von des Schicksals Wucht.

Längst war er über Preußens Grenze —
Schon rötlich ging die Sonne auf.
Nun fuhr er, um sich anzuwärmen,
Zu Hainau in die Burg hinauf.

Er glaubte unerkannt zu kommen,
Verlangte Tee in barschem Ton.
Doch Frau Postmeisterin ihn kannte:
„Das ist — das ist Napoleon!“ —

Voll Schreck sie in die Küche eilte
Und rief: „Napoleon ist hier!
Will einen Trunk zur Stärkung haben!“
Die Zofe sprach: „Was machen wir?“

Die Köchin drauf: „Welch' große Ehre,
Frau Gramsch, für uns, weil heute wohnt
Der Kaiser Frankreichs unterm Dache,
Das Mahl gewiß er reichlich lohnt!“

Und flugs die beiden Schönen brachten
Das feinste Kochgerät hervor,
Und wollten flink und fein aufkochen,
Postmeisterin Frau Gramsch doch schwor:

„Nein, Kinder, diesem Menschen gönne
Ich keinen guten Tee, nein, nein!
Dem ärgsten Feind des Vaterlandes,
Dem gebe ich was and'res ein.

Das bitterste Getränk soll trinken
Napoleon, der Welttyrann,
Durch ihn ja hungern und erfrieren
Vor Frost viel hunderttausend Mann.

Sie alle zittern vor dem Elend
Und selbst der Reiche jetzt verarmt.
Was helfen denn die Feldherrnkünste,
Wenn er sich ihrer nicht erbarmt?

Treulos verließ er die Soldaten,
Verlor sein Heer in Eis und Schnee —
Der so viel Not heraufbeschworen,
Bekommt von mir wohl keinen Tee.“

So hat sie laut voll Zorn gesprochen.
Die Dienerschaft entsetzte sich. —
„Frau Gramsch, was soll er wohl bekommen?
Er rächt sich an uns sicherlich!“ —

So sprach die Zofe scheu und ängstlich,
Die einen Lärm darüber schlug,
Und Frau Postmeisterin versetzte:
„Kamillentee ist gut genug!“

Sie selbst bereitete das Frühstück,
Kein Fürst ein solches je genoß,
Mit einem Fluch die Patriotin
Den Tee dann in die Kanne goß.

*) Verfasser dieses Gedichtes ist jener junge Soldat, der für ein Huldigungsgedicht an den Kaiser Franz Josef vom Monarchen eine goldene Uhr erhalten hat. Vorstehende „Ballade“ ist nicht ohne Geschick und Humor und erweckt Interesse für den Verfasser, einen Obersteirer mit verhältnismäßig geringer Schulbildung. Die Red.

Dieses Bravo aber kam ihm teuer zu stehen, denn als nun Riedl die Akten zusammenpackte, hielt ihn der Pseudokönig noch mit den Worten zurück: „A propos, lieber Riedl, mein Theaterintendant hat mir mitgeteilt, daß mein Hofschauspieler Lang zu einer Badekur einen Zuschuß brauche. Teilen Sie Lang mit, daß ich ihm 600 Gulden aus meiner Kabinettskasse anweisen ließ.“ Bei diesen Worten sprang der wirkliche König rasch von seinem Stuhl auf, griff nach dem Hut und rief seinem Doppelgänger lachend zu: „Gut, gut! Sie können mich wirklich trefflich kopieren, aber nun hören Sie auf. Ich habe genug!“

Lustige Zeitung.

In der Schule. Der Lehrer erklärt den Begriff „Kühnheit“ und erläutert seinen Vortrag mit Beispielen aus der Geschichte und dem täglichen Leben. Frage: „Wer kann mir noch ein Beispiel großer Kühnheit angeben?“ — Der kleine Moritz: „Wenn man in der Schule den Finger erhebt und — weiß nichts.“ „Guckkasten.“

Anders gemeint. Der kleine Ernst hat soeben von der Tante ein unbelegtes Butterbrot beim Abendessen erhalten und nicht gedankt. Infolgedessen fragt ihn der Vater: „Nun, Ernst, wie sagt man denn?“ — Ernst (das kahle Butterbrot anschauend, vergnügt): „Wurscht druff!“

Ein Prahler: Hans (zu Töffel): „Was willst du denn, du armseliger Tropf? Ich hab' mehr Mist in meiner Stube liegen, wie du in deinem ganzen Hofe!“

Einem Sonntagsjäger. Förster: „Was haben Sie für morgen vor, Herr Kommerzienrat?“ — Rat: „Bißchen auf Jagd gehen.“ — Förster: „Recht so, leben und leben lassen!“ „Guckkasten.“

Schlau. Gast (dem ein sehr kleines Beefsteak serviert ist, zu dem sich entfernenden Kellner): „Warten Sie einen Moment! (Er spießt das Stückchen auf die Gabel und steckt es ungeteilt in den Mund.) Sehr wohl, schmeckt. Von der Sorte können Sie mir eins machen!“

Passende Stelle. Junger Rechtsanwalt (zu einem Schreiber, der sich um einen Posten bewirbt): „Ich kann Sie leider nicht engagieren, in meinem Bureau ist vorläufig so gut wie nichts zu tun.“ — Schreiber: „O, Herr Rechtsanwalt, in so einem Bureau würde ich ganz besonders gerne sein.“

Ein Einsehen. Einer der Herren Rothschild geht mit einem Bekannten spazieren. Dieser ruft plötzlich: „Herr Baron, eben hat Ihnen ein Kerl das Taschentuch gestohlen.“ Jener aber erwidert: „Lassen S', lassen S', mer haben alle klein angefangen.“

Chinesische Höflichkeit. Für die übertriebene Höflichkeit der Chinesen gibt es wohl kaum einen sprechenderen Beweis als den nachfolgenden Brief, mit welchem ein chinesischer Redakteur einem Mitarbeiter gegenüber die Nichtannahme eines Manuskriptes entschuldigte. Derselbe lautet in wortgetreuer Übersetzung: „Sieh deinen Sklaven hingeworfen zu deinen Füßen. Ich beuge mich nieder vor dir und erflehe von deiner Güte die Gnade, leben und sprechen zu dürfen. Dein geehrtes Manuskript hat geruht, das Licht seines hehren Inhaltes auf uns fallen zu lassen. Hingerissen haben wir es durchflogen. Bei den Gebeinen meiner Ahnen, nie habe ich solchen Witz, solches Pathos, solch hohe Gedanken gefunden. Mit Furcht und

Wie der Komödiant dem König das Regieren zeigt.

In staunenerregender Weise verstand es Ferdinand Lang, der unvergessene Komiker des Münchener Hoftheaters, in Gang, Sprache und Geberden den König Ludwig I. nachzuahmen, zu dessen besonderen Lieblingen er gehörte. An einem Abend in jeder Woche pflegten sich zur Zeit des kunstliebenden Herrschers Mitglieder des Hoftheaters, Dichter, Maler und Bildhauer sowie witz- und kunstliebende Würdenträger des Staates und Hofes in dem schlichten Gasthofe „Zum grünen Baum" an der Isar zu versammeln und regelmäßig mußte dann Lang zum Ergötzen aller den König kopieren. Da stürzte plötzlich eines Abends entsetzt die Wirtin, den Kochlöffel schwingend, in die Stube mit dem Schreckensrufe: „Jessas, Marr und Josef, der König is da!" Erstaunt erhoben sich rasch die fröhlichen Gäste, als auch schon der König mitten unter ihnen stand, sie mit seiner gewohnten Leutseligkeit begrüßte und seine Freude äußerte, neben dem unerschöpflichen Witzbolde Lang seinen Sekretär, den Kabinetsrat Riedl, zu erblicken. „Da finde ich gerade die Rechten beisammen", sagte der König mit einem Blick auf die beiden. „Ich habe gehört, lieber Lang, daß Sie mich lebensgetreu kopieren, davon wollte ich mich einmal überzeugen. Es hilft Ihnen keine Ausrede, mein Lieber. Hier an der Stätte der Triumphe Ihrer Königsimitationen will ich meinen Doppelgänger studieren. Also, loslegen! Zeigen Sie mir einmal, wie ich regiere, und Sie, lieber Riedl, werden ihm dabei assistieren!"

Auf einen Wink des Königs nahmen alle Platz, er selbst ließ sich am Ende der Tafel nieder, um, wie er sagte, sich „selbst einmal so ganz ungestört genießen zu können". Lang besann sich einen Augenblick, dann sagte er mit einer würdevollen Verbeugung: „Wohlan, Majestät befehlen, ich gehorche." Er flüsterte Riedl einige Worte ins Ohr und entfernte sich mit demselben. Zwei Kellnerinnen stellten alsbald ein Tischchen mit zwei Stühlen in die Mitte der Stube und tiefe Stille trat ein. Da ging die Tür auf und von Riedl in ehrerbietiger Entfernung gefolgt erschien Lang — ganz Ludwig I. Sie ließen sich an dem Tischchen nieder, Riedl breitete ein Aktenbündel aus und nun wurde regiert. Der Sekretär reichte dem Pseudokönige ein Schriftstück. Lang durchflog es rasch, dann sagte er: „Da petitioniert der Theaterarbeiter M . . ., der Vater von sieben unversorgten Kindern ist, um Erhöhung seines Lohnes. Am Ende hat der Mann auch sieben Löwen zu erhalten? Weisen Sie ihm dreißig Gulden Zulage zur Aufbesserung der Fütterung an." Der König lachte laut auf. — Ein zweites Schriftstück enthielt die Klage des Leibschneiders Sr. Majestät wegen Mangels an Beschäftigung. Ludwig I. war nämlich bezüglich seiner Kleidung, die mitunter das Gepräge unverkennbarer Fadenscheinigkeit trug, ein großer Sparmeister. Lang befahl: „Mein Kammerdiener soll ihm meine Gehröcke vom vorigen Jahre zum Wenden schicken." Diesmal spielte nur ein Schmunzeln auf den Zügen des Königs. — Nun kam eine untertänigste Vorstellung des Kriegsministers, betreffend die Erhöhung des Friedenspräsenzstandes der Armee, an die Reihe. Da sprang der Pseudokönig erregt vom Sitze auf und, wie sein erlauchtes Vorbild das Zimmer mit großen Schritten durchmessend, wetterte er gegen die Notwendigkeit eines verstärkten Soldatenspielens und verfocht seinen Grundsatz, Münchens Ruhm durch herrliche Bauten und Kunstschätze für ewige Zeiten zu besiegeln. Diese Rede hatte eine begeisterte, unvorhergesehene Huldigung der ganzen Gesellschaft für den Herrscher zur Folge, denn plötzlich erscholl es ringsum wie aus einem Munde, jauchzend: „Hoch unser geliebter König!" und sichtlich gerührt klatschte Ludwig I. Beifall mit den Worten: „Bravo, Lang, so denke ich."

Aus stillen Stunden. Gedichte von Wilhelm Fritsch. (Brünn. Hofbuchhandlung Karl Winiker. 1909.)

Eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte. Es finden sich da viele Landschaftsbilder, deren frischer Darstellung man es sofort ansieht, daß sie an Ort und Stelle nach wirklich Erschautem geschaffen wurden. Dazu gesellen sich einige zarte Liebeslieder und e n paar frische Weisen, in denen sich der alte Student meldet und die alte Burschenherrlichkeit durchschlägt. Was uns diese Gedichte besonders wert macht, ist das gesunde Fühlen, das aus jedem einzelnen Verse spricht; da ist nichts Gemachtes, nichts Erlogenes, nichts Krankhaftes. Wir wünschen dem Büchlein viele Leser.
Emil Soffé.

Die Spinnerin. Neue Gedichte von Herma v. Skoda. (Dresden. E. Pierson.)

Die junge Dichterin hat bereits mit ihrem Erstlingswerke, der Gedichtsammlung „Es war einmal", ein schönes, reiches Talent verraten. Aus dem zweiten Bändchen Gedichte, das vor kurzem erschienen ist, kann man mit Vergnügen und Freude ersehen, daß sich ihr Talent harmonisch entfaltet und vertieft. Diese Dichtungen tragen den ausgeprägten Charakter einer vornehmen Individualität, der jede Banalität fremd ist. Rein und zart klingt der angeschlagene Ton und dringt dem Leser tief ins Herz; Einfachheit und Klarheit sind der Schmuck dieser Verse. Erhabene Gedanken sind in eine edle Form gekleidet; so verwächst das Innere mit dem Äußeren zu einem schönen, unlöslichen Ganzen. Als besonders reizende Gedichte der Sammlung erscheinen mir folgende: „Die Wellen", „Dornröschen", „Wach' auf", „Geheimnis", „Kindergabe", „Regentag", „Lenzgedanken". — Das Buch sei allen Freunden echter, einfacher Poesie aufs beste empfohlen.
Emil Soffé.

Kirschblüten. Gedichte von Walther Beamt. (Brünn. A. Engel. 1909.)

Ein schmales Heft kleiner Gedichte. In Wahrheit zarte, süßduftende Kirschenblüten, die uns wie Boten des Frühlings grüßen. Echt lyrische, oft ganz sangbare Strophen, die im leichten, rhythmischen Fluß dahingleiten. Die Form schmiegt sich dem Gedanken glücklich an. Einzelne Gedichte, wie „Frühlingswunder", zeigen schöne, tiefe Empfindung, andere (z. B. „Wie wunderbar es auch immer sei") verraten, daß der junge Dichter plastisch zu gestalten versteht; „Die Toteninsel" faßt in wenigen Versen ein düsteres, gewaltiges Bild. Zierlich, fast tändelnd klingen Strophen, wie „Der Herbst beginnt", „Nur ein verspätet Veilchen . . .", leichter Humor schlägt in Gedichten, wie „Der Schwamm", durch. Die „Kirschblüten" sind ein vielversprechendes Erstlingswerk.
Emil Soffé.

Büchereinlauf.

Dramatisches von Josef Hofmann (Karlsruhe, H. Jakob, 1908): **Bürgermeister Kaspar Becher.** Historisch-dramatische Schilderung aus der Zeit des böhmischen Bauernaufstandes 1680. — **Faschings Einzug, Herrlichkeit und schmachvolles Ende.**

Weigand und Sohn. Von Dr. Robert v. Erbberg. (Berlin. Karl Curtius 1908.)

Ein Leben. Von Robert Hohlbaum. (Berlin. Modernes Verlagshaus. 1909.)

Naturgeschichtliche Volksmärchen. Herausgegeben von Dr. Oskar Lähnhardt. 2 Bände. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Rheinische Hausbücherei, Meisterwerke deutscher Erzähler, herausgegeben von Professor Dr. Erich Liesegang (Wiesbaden, Emil Behrend): **Geschichten aus Franken.** Von H. Nordheim. — **Das Höferecht.** Roman von J. J. David.

Lebensströme aus dem Volke. Gedicht von Robert Bornemann. (Lorch. Karl Rohm.)

Neue Gedichte von Hermann Schilling. (Berlin. Gerdes & Hödel. 1908.)

Akkorde und Dissonanzen. Eine Auswahl neuerer Gedichte von Emil Uellenberg. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1909.)

Gedichte in schweizerischer Mundart von Meinrad Lienert (Aarau, H. R. Sauerländer & Co., 1909): **Dur d Stunde us!** — **Wänns dimmert.**

Blätter und Blüten. Gedichte und Aphorismen von Ludwig Schneider. (Lauterecken. Grill & Schneider. 1908.)

Bücher der Schönheit und Weisheit, herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuß (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer): **Goethes Gespräche.** Einleitung und Auswahl von Eugen Korn. — **Rabelais Gargantua und Pantagruel.** In einer Auswahl nach der Verdeutschung von Gottlob Regis. Herausgegeben von Dr. Georg Pfeiffer.

Vom Heiland. Ein Buch deutscher Kunst. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. (Mainz. Jos. Scholz.)

Fritz von Uhde: Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. (Mainz. Jos. Scholz.)

Hans Thoma. Ein Buch seiner Kunst mit einer Einleitung von Wilhelm Kotzde. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. (Mainz. Jos. Scholz.)

Wilhelm Steinhausen. Göttliches und Menschliches. Mit einem Geleitworte von Gotthard Krügel. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. (Mainz. Jos. Scholz.)

Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß. Von Dr. Werner Wittich. (Straßburg. Illustrierte Elsässische Rundschau. 1909.)

Beben schicke ich das Schreiben zurück. Denn, wollte ich den Schatz, den du mir gesandt, veröffentlichen, dann würde der Kaiser befehlen, man solle ihn zur Norm machen, und es dürfe nichts mehr veröffentlicht werden, was nicht ihm gleicht. Wenn man aber, wie ich, die Literatur kennt, so weiß man, daß in zehntausend Jahren nichts erscheint dem gleich, was du geliefert hast. Darum sende ich dir dein Schreiben zurück. Zehntausendmal flehe ich um deine Nachsicht. Glaube mir, mein Haupt liegt zu deinen Füßen. Mache damit, was du willst. Deiner Sklaven Sklave." (Die chinesischen Zeitungen scheinen nicht mit so viel Manuskriptzusendungen „erfreut" zu werden wie die deutschen. Sonst würde der chinesische Redakteur etwas weniger höflich und etwas weniger langatmig geschrieben haben.)



Siehe, es beginnt zu tagen. Roman von El=Correï. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Dieses Werk der bekannten Romanschriftstellerin ist Problemen gewidmet, welche im Brennpunkte gegenwärtigen Geisteslebens stehen. Menschen, aus der Masse gegriffen, tragen lebenswahr die spannenden Geschehnisse, doch ihr Denken, ihr wahrstes Sein im Geiste, ihre Nöte der Unklarheit und Verderbnis sind das abgründige, große Motiv, sind die Absicht des Buches. Der klare Ruf nach Licht, Menschenwürde und Güte klingt durch das chaotische Jammergeschrei jener verirrten Menschenseelen, die kämpfend mit falschen Daseinsbegriffen, mit dem Dunkel lebensfeindlicher Dogmen, mit den Schrecknissen halberkannter Wahrheiten und den Verführungen der Geheimwissenschaften, zum Licht des Lebens, zur allerbarmenden Liebe drängen. Damit hat das Buch sowohl eine soziale als auch eine ethische Richtung. V.

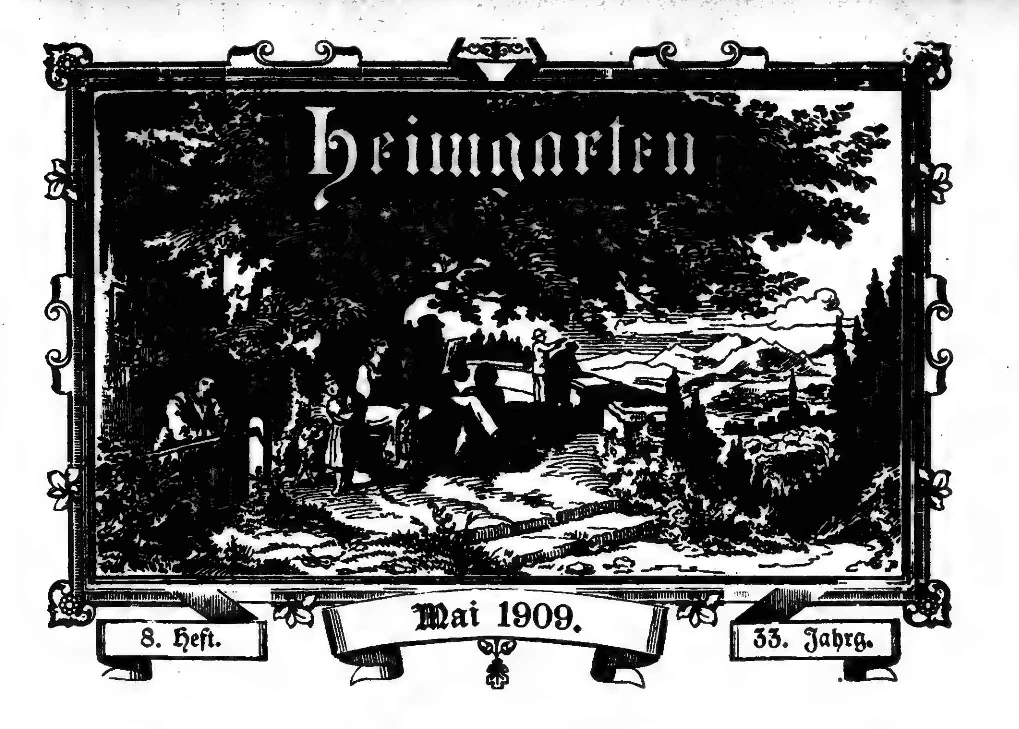
Siehdichum (nach einem Dörfchen und Landgute dieses Namens betitelt). Roman von R. Koschützki. (Jauer. Oskar Hellmann).

Ein Roman über das Glück des Landlebens, über den nicht hoch genug anzuschlagenden Gewinn an wahrem Frieden und gesunder Lebensfreude, den der Mensch aus dem innigen Verkehr mit der Natur zieht. Aber nicht oberflächlich optimistische Romantik und idyllische Lyrik führt hier das Wort. Vielmehr kennt der Verfasser sehr wohl die Mühen und die schweren Sorgen des Gutsherrn wie des kleinen Bauern und hat seiner Erzählung anschaulich geschilderte, realistische Verhältnisse und Zustände einer bestimmten Landschaft, wohl seiner Heimat. Ein Freiluftbuch ist Koschützkis „Siehdichum", ein Buch mit viel Sonne, mit hohem, offenem Himmel und mit Menschen. V.

Reise eines jungen Deutschen in Frankreich und England im Jahre 1815. Nach Originalberichten herausgegeben von Georg Brand (Leipzig. Georg Wigand. 1909).

Das Buch gibt im Hauptinhalte Reiseberichte aus Südfrankreich und England wortgetreu wieder. Ein Wittenberger Magister hat dieselben im Jahre 1815 an den Gründer der heute noch in Mylau im sächsischen Vogtlande bestehenden Firma Christian Gotthelf Brückner gesandt, mit dessen 18jährigem Sohne er auf diese interessante Ausbildungsreise geschickt worden war. V.

Von dem großen, entwicklungsgeschichtlichen Bilderatlas **Vom Urtier zum Menschen**, herausgegeben von Dr. Konrad Guenther in Freiburg (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) liegen nunmehr die letzten Lieferungen (15 bis 20) vor. Sie enthalten die bedeutungsvollen, auf die letzten Höhen der Entwicklung des organischen Lebens führenden Kapitel über die Herausbildung der Säugetiermerkmale des Menschen, die Verwandtschaft des Menschen mit dem Affen und das Problem der Menschwerdung, die Ausbildung der wichtigsten Organsysteme bei den Wirbeltieren, endlich über Atavismen beim Menschen und über die Entwicklung der geistigen Eigenschaften. In zwei Anhängen gibt der Verfasser sodann eine schematische Übersicht über die Zeitalter der Erde und die Entwicklung der Wirbeltiere und eine höchst lehrreiche Skizze von Weismanns Vererbungstheorie; zum Schlusse folgt ein Verzeichnis der wichtigsten wissenschaftlichen Quellenschriften zu den einzelnen Kapiteln. V.



Inkognito.

Von **Josef Wichner, Krems a. D.** Nachdruck verboten.

Als ich noch die Volksschule besuchte, habe ich für das Inkognito der Fürsten das lebhafteste Interesse empfunden.

Der geheimnisvolle Bettler, der sich plötzlich als Sultan Harun al Raschid oder nach einer weitverbreiteten Sage sogar als der liebe Gott entpuppt und die Guten belohnt, die Bösen bestraft; der Volkskaiser Josef, der in weitem Mantel nachts durch die Gassen schleicht, in die Fenster der Armut späht und der kranken Witwe einen Beutel voll klingenden und singenden Goldes aufs Bett legt, vor dem Verbrecher aber den Mantel weit aufschlägt und ihn durch den Anblick der mit funkelnden Sternen besäeten Brust zu Eis erstarren macht, das bot meiner ewig beweglichen Phantasie unbegrenzten Spielraum.

Wie habe ich mir so ein geheimnisvolles Abenteuer des geheimnisvollen Unbekannten ausgemalt! Wie bin ich im Geiste, das ganze Gesicht voll Erwartung, ihm nachgeschlichen ... in die baufälligen Hütten, in die Prunkpaläste, in die Kanzleien, wo die Beamten über den Papieren schliefen, und wie habe ich den einzig-großen Augenblick ersehnt, da die unscheinbare Hülle fallen und die freudige oder furchtbare Überraschung folgen mußte!

Wie oft habe ich einen Reisenden, der mir auf der Landstraße begegnete, mit neugierig-scheuen Blicken betrachtet und mit ausgesuchter

Aus Altisland. Aus dem Altisländischen übertragen und bearbeitet von Franz Reuß. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Die Stillungsnot, ihre Ursachen und die Vorschläge zu ihrer Bekämpfung. Eine kritische Übersicht von Dr. med. Agnes Bluhm. (Leipzig. F. C. W. Vogel.)

Kinderschutz gegen Unfälle. 300 Regeln für Eltern, Erzieher und Kinder. Von Albert Fleck. (Berlin. Julius Springer.)

Weimar-Führer des deutschen Schillerbundes. (Weimar. 1909.)

Das eigene Heim und sein Garten. Herausgegeben von Dr. ing. Gerold E. Beetz. (Wiesbaden. Westdeutsche Verlagsanstalt. 1909.)

☞ **Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Von Berlin aus hat sich eine „Deutsche Gesellschaft zur Verbreitung guter Jugendschriften" gebildet. Sie versendet folgenden

Aufruf!

Die täglichen Berichte unserer Zeitungen über die Gerichtsverhandlungen zeigen mit erschreckender Deutlichkeit die Gefahren, denen unsere Jugend durch die Schmutzliteratur wüster, verlogener Detektiv- und Räubergeschichten ausgesetzt ist. Leider wendet sich die Jugend bisher mit besonderer Vorliebe diesem abenteuerlichen, ihre Phantasie krankhaft erhitzenden Gift zu. Es braucht nicht besonders betont zu werden, welche unheilvolle Konsequenzen diese Art von Lektüre für die Leser selbst und ihre Familien gezeitigt hat, insbesondere welche Verrohung und Zunahme jugendlicher Verbrecher, welche Gefahren für die soziale Gemeinschaft und unser deutsches Vaterland hierdurch entstehen. Die Forderung der öffentlichen Meinung drängt nach schleuniger Abhilfe.

Da auf gesetzgeberischem Wege Abhilfe nicht zu bewirken ist, hat die „Deutsche Gesellschaft zur Verbreitung guter Jugendschriften" es sich zur Aufgabe gemacht, durch Verbreitung guter Jugendschriften in der heranwachsenden Generation nicht nur das Interesse für edle Unterhaltung und ein gesundes, aufklärendes Wissen zu erwecken, sondern auch die Jugend in deutschem Sinne zu beeinflussen, und sie mit vaterländischem Geiste zu erfüllen.

Die „Deutsche Gesellschaft" richtet nun an jeden Deutschen, der es mit seinem Vaterlande und seinem Volke gut meint, die herzliche Bitte, ihre Ziele durch Bewilligung eines Beitrages zu unterstützen.

Den gütigen Bescheid bitten wir ausschließlich an den Schriftführer der „Deutschen Gesellschaft", Herrn Chef-Redakteur Georg Gellert, Berlin-Wilmersdorf, richten zu wollen. — Unterzeichnet sind nebst anderen Autoritäten:

Reichskanzler Fürst v. Bülow.

Oberbürgermeister Geh. Finanzrat Beutler, Dresden. — Viktor Blüthgen, Berlin (erster Präsident). — Staatsminister D. v. Borries. Dr. Wilhelm v. Borscht, Oberbürgermeister, München. — Felix Dahn. — Staatsminister Delbrück. — Oberbürgermeister Dr. Dittrich, Leipzig. — Fürst Henckel v. Donnersmarck. — Otto Ernst. — Staatsminister Dr. Karl Ewald. Dr. Ludwig Fulda. — Oberbürgermeister Gaus, Stuttgart. — Oberbürgermeister Dr. Göttelmann, Mainz. — Dr. Adolf Harnack. — Prof. E. Humperdinck. — Dr. Paul Heyse. — Detlev Freiherr v. Liliencron. — Dr. Karl Muck. — Oberbürgermeister Dr. Rive, Halle a. S. — Dr. Peter Rosegger. — Staatsminister v. Rüger. — Graf v. Schwerin-Löwitz. — Kgl. Hofschauspieler Otto Sommerstorff. — Dr. Richard Strauß. — Albert Traeger. — Dr. Wiegand, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Bremen. — Dr. Adolf Wildbrandt. — Dr. Dr. Ing. Graf v. Zeppelin.

(Geschlossen am 10. März 1909.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

vornehmer Handbewegung ins Gesicht schleudern oder ... klugerweise inkognito bleiben?

So kam ich voll banger Erwartungen in mein Geburtsstädtchen Bludenz. Auf der Schwelle des Gasthofes „zum eisernen Kreuz“ stand die Mali.

Sie war in der Volksschule eine meiner Geliebten gewesen. Wir hatten uns mit Heiligenbildchen beschenkt und dafür Tatzen bekommen, daß die Finger hoch aufschwollen ... Liebe muß eben leiden.

Nun war sie eine behäbige, mehr als mittelalterliche Wirtin, Taille m 1·15.

„Gott grüß Euch!“ so sprach ich wie Vogls Wanderbursch und sonst — noch:

„Haben Sie ein Zimmer für mich?“

„Gewiß ... Nanni, führ' den Herrn da auf Nr. 13!“

Das Zimmermädle führte mich auf Nr. 13 ... bekanntlich eine Unglückszahl und so für mein Unternehmen ein böses Zeichen.

Meldezettel gab's in dem idyllischen Städtchen gottlob! noch keinen, und so war ich nicht genötigt, das Verbrechen der Falschmeldung zu begehen.

Nachdem ich den Reisestaub abgewaschen und abgebürstet hatte, begab ich mich — es war ums Zwölfeläuten — ins getäfelte Herrenzimmer und drückte mich bescheiden in eine Fensternische. Ich könne Table d'hôte oder à la carte speisen, belehrte mich Lina, die Kellnerin, die mir bereits vor dreißig Jahren das schwarzbraune Bier kredenzt hatte; es säßen Beamte und Fabrikanten an der gemeinsamen Tafel.

Ich entschied mich für die gemeinschaftliche Atzung, blieb der Lina gegenüber gerne der große Unbekannte und vertiefte mich einstweilen ins Lokalblättchen, das von meiner Ankunft nichts wußte. Die Vorarlberger Journalisten waren halt doch nicht so findig wie die Wiener, die imstande sind, die Ankunft hoher Herrschaften zu melden, bevor die überhaupt ans Reisen denken.

Die Herren Fabrikanten waren meine Jugendgespielen, sie hatten mir hie und da die Ehre erwiesen, mit mir zu raufen und in späteren Jahren auch zu ... saufen, und richtig erkannte mich einer. Wenigstens blitzte es in seinen Augen auf. Er sagte: „Servus!“ und — schritt an mir vorbei zur langen Tafel, wo er den Vorsitz führte.

Das war der erste Gruß nach so vielen Jahren! Hat mir fast ein bißchen weh getan im empfindsamen Herzen!

An der Tafel wies man mir nach gerechtem Brauche den letzten Platz an. Ich machte der Gesellschaft meine Verbeugung, da blinzelte mich der Herr gegenüber, ein widerlicher Geselle mit roten Haaren und

Höflichkeit gegrüßt! Könnt' am Ende doch einmal einer der Kaiser sein und sagen: „Bub, das ist kein Geschäft für dich, daß du sammelst, was die Roß verlieren . . . du mußt mir studieren!"

Aber . . . leider: nie hat sich mir einer der zahllosen Wanderer in seiner Majestät gezeigt!

Nun bin ich lange schon über das Lebensjahr hinaus, in dem die Tiroler nach einem bekannten Sprichworte gescheit werden, doch ich bin immer noch der nämliche Phantast, und so hat's mich sogar in meinen alten Tagen gelüstet, auch einmal den „Inkognito-Herrn" zu spielen.

Ein Versuch in Italien ist mir, ich kann es wohl, ohne unbescheiden zu sein, behaupten, ausgezeichnet gelungen. Ich war in Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel, ich habe mich in unscheinbarem Lodengewande unters Volk gemischt und in einem alten Kellnerfracke dem heiligen Vater meine Aufwartung gemacht*) und . . . kein Mensch hat mich erkannt.

Auch im Deutschen Reiche, in Dresden, Leipzig, Frankfurt, Köln und anderen herrlichen Städten hatte zu meiner heimlichen Freude niemand eine Ahnung, welch berühmte Persönlichkeit unter ihnen wandelte und „belechte Budderbrode" verzehrte, ja eine Bäckersfrau in Weimar, die durchaus nicht begreifen konnte, daß die knusperigen „Hörnchen" auch „Kipfel" (sie sagte „Giebel") hießen, meinte, ich müsse meiner Sprache nach schon sehr, sehr weit her sein. Was ich hiemit allen unter die Nase reibe, die in hämischem Neide behaupten, es sei mit mir und meiner Schriftstellerei nicht weit her.

Ich fürchte nur: wenn ich mich in Rom oder Eisenach oder Cattaro entpuppt hätte, sie hätten mich auch dann nicht erkannt, und so eine Blamage wäre doch recht unangenehm.

So ist's endlich in meinem Hirnkastel aufgedämmert: wer inkognito reisen will, muß eine bekannte Persönlichkeit und gerade in dem Lande bekannt sein, wo er reist, sonst hat die ganze Maskerade keinen Reiz.

Demnach bin ich vor kurzem „inkognito" in meine Heimat gereist, in die liebe Heimat, die ich „besagt und besungen", auf den Schauplatz meiner Kindes- und Flegeljahre, den Schauplatz zahlreicher Geschichten, die meiner Feder entflossen und in meinen Volksbüchern zu lesen sind.

Ich fuhr klopfenden Herzens durchs große Loch im Arlberg. Werden sie mich nach so vielen Jahren noch erkennen? Wenn ja, werden sie mich küssen oder . . . prügeln? Wenn nein, werde ich mich breit vor sie hinstellen und ihnen meinen berühmten (?) Namen mit

*) Vergl. Wichner: „Zeitvertreib", Kirsch-Wien, S. 245 ff.

Ich war einverstanden und er schritt mir durch Hasel- und Erlengebüsch, durch Tannendickicht und an unheimlichen Abgründen vorbei sowie über einen schwindelnden, geländerlosen Steg ob dem tosenden Gebirgswasser voran, lebhaft plaudernd und seine Geschicke erzählend.

Ich möge mich über seine Naturfreudigkeit, die man ja bei den unter dem Joche einherkeuchenden Bauern selten treffe, nicht wundern. Er habe ein gut Stück Welt gesehen und sich so eine Bildung angeeignet, die wohl nicht bedeutend, aber im Dorfe doch nicht alltäglich sei. Er sei lange Jahre in Amerika gewesen, in den Vereinigten Staaten, in Mexiko, habe sich ein erklecklich Geldlein verdient, leider auch das gelbe Fieber erwischt, und schließlich . . . in der Heimat sei es doch am schönsten . . . hier wolle er seine alten Tage beschließen.

„Ich bin mit den Möven übers Weltmeer geflogen
Und sah des Sturmes bewegte Wogen,
Ich stand am donnernden Niagarafall
Und ward fast taub vom Widerhall,
Ich schlief im Wigwam der roten Schlange,
Der Jaguar und der Alligator machten mir bange,
Vor den mexikanischen Götzen
Tat ich mich wahrlich entsetzen,
In den Felsengebirgen schürft' ich nach Gold,
Und das Glück, es war mir bald neidisch, bald hold.
Zuletzt kam ich als kranker Mann
In meiner schönen Heimat an;
Hier will ich leben, hier will ich sterben,
Und . . . was dann noch bleibt, das — gönn' ich den Erben!"

„Bravo! Sie sind ja ein Poet auch noch!"

„Danke! Halt was man so fürs Haus braucht und zum Ergötzen der verehrten Fremden," wehrte er bescheiden ab.

Da stach mich der Vorwitz und ich fragte, ob er nicht einen gewissen Professor Wichner, einen Vorarlberger Schriftsteller, kenne.

„Kennen", meinte er, „tu' ich ihn nicht, aber gehört hab' ich schon von ihm. Er soll ein recht rarer Mann sein und recht schöne Bücher geschrieben haben."

Da sprach der Versucher aus mir:

„Na . . . diese Bücher kenne ich auch . . . da ist doch nicht viel dran! Das sind lauter Dummheiten, mit denen man keinen Hund unterm Ofen hervorlockt, alte Anekdoten, aufgewärmt und mit etwas Moral, Religion und Patriotismus verbrämt. Mir scheint, die Vorarlberger sind schon recht genügsam!"

Da traf mich ein stechender Blick seiner tiefschwarzen Augen.

„Na . . . wer sind denn Sie, wenn man fragen darf?"

„Ich? . . . Auch ein Professor . . . aus . . . aus Wien."

„So! Na . . . dann mögen Sie schon recht haben. Die Wiener sind so g'scheiter als alle Schwaben zusammen genommen . . . wenn's nach dem Maul geht!"

einem Gesichte voll Märzensprossen spöttisch an und sagte mit spitzer, stechender Stimme: „Sie wollen sich vorstellen? Lassen Sie das . . . wir verzichten auf die Formalität. Name, Stand und Charakter sind uns gleichgültig . . . die Hauptsache ist, daß Sie Geld haben!“

Nun wußte ich nicht, hatte der Rote meine Absicht, unerkannt zu bleiben, durchschaut oder war er wirklich so ein Grobian!

Ich war eingeschüchtert, löffelte schweigend meine Suppe und gabelte mein Fleisch und bezahlte als Fremder noch einmal so viel wie die einheimischen Gäste.

Nach dem Mittagsmahle schlenderte ich, die Zigarre im Munde, im Städtchen und der nächsten Umgebung herum und weckte wehmütig alte Erinnerungen auf. Ich habe von jeher für die Erscheinung meiner lieben Mitmenschen ein gutes Auge und ein treues Gedächtnis, und so erkannte ich selbst in den Runzelgesichtern und den weißen Haaren die Genossen meiner Jugend und meiner tollen Streiche und fühlte nun erst recht, daß auch ich alt geworden war. Doch keiner von allen, die da standen oder ihre Wege gingen, wollte in mir den Landsmann erkennen. Nur zwei alte Weiber, die mich mit blöden Augen anstarrten, hatten eine dumpfe Ahnung; denn ich hörte im Vorbeigehen, wie die eine sagte: „Ich mein' fast, er ist's.“ Darauf die andere: „Laß ihn laufen, den hochmütigen Kerl!“

Also . . . etwas Hohes hatten sie in mir doch vermutet!

Gegen Abend machte ich einen Ausflug in die malerische Bücher-Schlucht. Die Mali hatte mir übrigens sagen lassen, das Hotel sei bis zwölf Uhr nachts geöffnet; wer später komme, müsse dem Hausknecht eine Krone Trinkgeld geben.

Man schätzte mich also hoch ein . . . Das mußte mich doch herzlich freuen!

Am Wege, der in Schlangenwindungen ins Brandnertal hinaufführt, lag in einer kunstlos aus Brettern gefügten, gegen die Straße offenen Bude auf einer Bank ein älterer Mann mit struppigem Barte und sonnverbranntem Gesichte. Die einem Krämerstande ähnliche Hütte war mit zahlreichen, bunten Fähnchen und Lappen geschmückt, wie er, auffahrend und mich höflich grüßend, bemerkte, allen Fremden zu Ehren und um sie auf den herrlichen Aussichtspunkt aufmerksam zu machen. Er wies mir auch gleich mit deutendem Finger die Berge, das Tal, den Wildbach und alles, was ich von Kindheit an in meine Seele gesogen, was immer als das klarste Bild vor meinem geistigen Auge steht und was ich nun auch als freiwillig Fremder, als hätt' ich's zum erstenmale gesehen, geziemend bewunderte.

Ob ich nicht in die Schlucht wolle? Es sei ihm ein Vergnügen, mich auf einem äußerst romantischen, erst angelegten Wege zu führen.

werte Belesenheit, so daß ich mich bald hätte versuchen lassen, mich auch bei ihm um einen gewissen Wichner zu erkundigen. Nur daß er mich wiederholt als „Herr Direktor!“ ansprach, bewies, daß er doch ein Narr war, und um das Urteil eines Narren über meine schriftstellerische Tätigkeit zu hören, brauchte ich denn doch nicht inkognito nach Vorarlberg zu reisen . . . solche Urteile konnte ich auch in nächster Nähe hören, ja, ich habe deren etliche sogar gedruckt in meiner Mappe.

Um ihm auch eine Freude zu machen, redete ich ihn, weil so etwas keinen Heller kostet, mit „Herr Baron“ an.

Er ließ sich's lächelnd gefallen, meinte aber, wahrscheinlich seien wir beide mit unseren Vermutungen auf dem Holzwege, aber immerhin sei es von Interesse, Persönlichkeitsrätsel zu lösen und sich in Lavaters Kunst zu versuchen, weshalb er auch, um den Vermutungen Spielraum zu gewähren, von einer gegenseitigen Vorstellung abzusehen bitte.

„Einige Anzeichen von Härte und Rechthaberei in Ihrem Gesichte“, fuhr Inkognito Nr. 2 fort, „ließen mich in Ihnen irgendein dirigierendes, tyrannisches Individuum vermuten; wenn ich Sie aber genauer betrachte, sind Sie halb Härte — halb Güte, halb Glaube — halb Zweifel, halb Tugend — halb Laster, halb Genie — halb Dummkopf . . . ein unheimliches Gemische wie die Nagelfluh, aus der diese Felsen in der Erstarrung getürmt sind.“

Ich muß gestehen, diese Analyse meines Wesens war nicht ganz nach meinem Geschmack; um aber einen Wutanfall zu verhindern, ließ ich meine Verstimmung nicht merken und bemerkte nur lächelnd: „Man erfährt doch immer etwas Neues, Herr; bis heute habe ich noch nicht gewußt, daß ein Ganzes aus acht Hälften besteht.“

„Das ist die Mathematik der Psychologie . . . bei Ihnen ist eben nichts ganz . . . alles nur halb!“ sagte er barsch.

Ich fühlte, wie mir das Blut ins Gesicht schoß, ich gestand mir, tief im Herzen beschämt, daß er recht hatte, und ich ärgerte mich nicht wenig darüber, daß — ein ganzer Narr mich zur Selbsterkenntnis führen mußte, aber ich beherrschte mich und vermied es, auf den groben Klotz den groben Keil zu setzen und fest zuzuschlagen.

Und er, wie schon der Irrsinnigen Gedanken sprunghaft sind, unterbrach seine physiognomischen Studien und lud mich ein, im „schwarzen Adler“ mit ihm ein Glas zu leeren. Das Bier sei für ihn, da er seiner geologischen Studien halber wenig Bewegung mache, Medizin, und gewöhnlich gebe es bereits nach Mitternacht mehr Aufstände als je in Spanien; aber der Wein, ein unverfälschter Tiroler, lasse sich hören.

Na . . . ein Geologe, der keine Bewegung macht, und ein Wein, der sich hören läßt . . . ich hatte den Mann wohl richtig eingeschätzt . . . da war bestimmt eine Saite gesprungen!

So, . . da hatte ich's! Ich nahm etwas kleinlaut Abschied und wußte nicht recht, ob ich ihm für den geleisteten Dienst ein Trinkgeld anbieten solle oder nicht.

Er erriet meine Gedanken und sprach: „Nein, Herr Professor aus Wien. Mir war's, wie schon gesagt, ein Vergnügen; aber . . . in der Gemeinde ist ein armer, arbeitsunfähiger Mann, den ich nach Kräften unterstütze. Wenn Sie mir für den etwas geben wollen, möge es mir ein Zeichen sein, daß Sie mir ob des derben Wortes nicht zürnen."

Ich gab ihm einen Gulden und er schlug sich in die Büsche.

Als ich, die Schlucht verlassend, mich dem Dorfe näherte, stand ich auf einmal vor einem stattlichen Gebäude; ich konnte mich nicht entsinnen, das schöne Haus . . . vielleicht die Villa eines Großstädters . . . in meiner Jugend gesehen zu haben.

Eben trat ein hagerer Mann in hechtgrauem Anzuge aus dem Tore, dessen Klopfer ein kunstvoll geschmiedeter Drache mit unheimlich blitzenden Augen war.

Der Mann mit dem ausrasierten Kinne konnte der Besitzer, der Verwalter oder auch der Lehrer sein.

Er schritt, nachdem er mir zugenickt hatte, voran und bei einer Wegteilung erklärte er mir, ohne meine Frage abzuwarten, wenn ich ins Dorf wolle, tue ich gut, ihm nach links zu folgen, da der Weg zur Rechten in unzugängliche Schroffen führe.

„Sie müssen nämlich wissen: einst haben die Felsen die Schlucht völlig gesperrt und den Bach zum See gestaut, der das ganze Brandnertal angefüllt hat. In diesem See gab es noch Drachen, und die haben die Klippen benagt, bis der Fluß durchgebrochen ist und den Walgau überschwemmt hat. Die Drachen sind mitgeschwommen und haben den Felsriegel bei Feldkirch, wo heute noch zwei Schluchten sind, durchgefressen, worauf die Gewässer abgeronnen sind und den Bodensee gebildet haben, der ehedem ein Boden ohne See war. Von der Existenz des Bodensees können Sie sich persönlich überzeugen, wenn Sie nach Bregenz zu fahren die Güte haben wollen. Am Fuße des Gletschers oben ist aber noch ein See, klein, aber unergründlich tief. Den brauchen wir, weil die Kapuziner alle bösen Geister hineinbannen. Auch da ist ein Felsriegel . . . wird aber nicht so leicht durchbrechen; denn die Geister haben keine Zähne wie die Drachen."

Mir wurde völlig ängstlich zu Mute. Unter dem grauen Hute des Mannes konnte es unmöglich richtig sein . . . vielleicht war er gar dem Irrenhause entsprungen. Ich beschloß daher, ihn recht gut und vorsichtig anzufassen.

Im Verlaufe des weiteren Gespräches aber zeigte er sich wieder ganz vernünftig, ja, er offenbarte eine allseitige Bildung und staunens-

„Da hätt' ich z. B. einen alten Handelsjuden aus Marokko. Er wäscht sich jährlich einmal und dann wechselt er auch die Wäsche."

„Pfui Deuxel! Da wär' mir noch unser Kuhknecht, der Hansjörg, lieber; der wäscht sich wenigstens jeden Sonntag."

Die Mariann spuckte auf den Boden, als ob es kein Verbot zur Verhütung der Tuberkulose gebe. Die Wirtin aber holte ihren Mann, einen vierschrötigen Gesellen mit einem Stiernacken und gewaltigen Fleischhackerarmen. Der setzte sich mir gegenüber und wollte wissen, ob ich keine bessere Ware habe.

„O ja! Im Lande der Aschanti habe ich mit mehreren Häuptlingen Lieferungskontrakte abgeschlossen; denn ... allweil nur schwarze Weiber, das wird ihnen schon zum Ekel. Da ist einer, wohl der reichste und mächtigste, dem wär' die Mariann gerade recht. Er hat so viele Weiber, als das Jahr Tage hat, und wenn er eine Reise unternimmt, führt er sie alle an durch die goldenen Nasenringe gezogenen Goldkettlein hinter sich her. Er heiratet jeden Tag und frißt mit seinen Ministern jeden Tag die älteste Frau auf. Das ist wohl etwas unangenehm, aber ein Jahr lang könnte die Mariann doch Häuptlingsfrau sein."

Die Mariann wurde nachdenklich, die Wirtin wackelte mit dem Kopfe, der Wirt ging hinaus und kam mit dem Hausknecht zurück, dem ein Bauer nach dem andern folgte, bis das Stübl ganz angefüllt war.

Der Wein aber ließ sich allweil noch hören, und so fabelte ich weiter, wie die jeweils älteste der königlichen Frauen lebendig gebraten würde und wie sich die schwarzen Herrschaften während der Mahlzeit in Lobreden über die Tugenden der sanft Dahingeschiedenen überböten.

Während ich jedoch die einmal erregte Phantasie weitere Sprünge machen ließ, nahmen die Gesichter der Zuhörer einen immer unheimlicheren Ausdruck an. Erst malte sich auf ihnen Neugierde, dann Zweifel, dann Angst, dann Grausen, dann offene Feindschaft, und plötzlich fühlte ich mich von vier muskelstarken Armen wie mit Eisenklammern festgehalten und die Bauern brüllten wirr durcheinander: „Na ... so ein Gauner! Warte, alter Sünder, wir werden dir das Kuppeln austreiben! Haut ihn windelweich und dreht ihm den Kragen um, daß er die blutigen Striemen auf dem Rücken sehen kann! Erwürgt den Kerl, der unsere Mädle den Menschenfressern ausliefern will!"

Ich wehrte mich vergebens verzweifelt, ich wollte meine in der Weinstimmung geborenen Fabeleien widerrufen, mein gefährliches „Inkognito" preisgeben, da hatte ich auch schon einen aus einem schmutzigen Handtuche gedrehten Knebel im Munde und vermeinte, ersticken zu müssen.

Und zwischen den von Wut verzerrten Gesichtern der betrunkenen Bauern grinste mich das Mephisto-Antlitz des Amerikaners an. Mit dem

Im Schankzimmer vollführten die Bauern einen Heidenlärm. Auch der Amerikaner saß mit weinseligen Augen unter ihnen, erzählte Geschichten aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten und schlug zur Bekräftigung ein übers anderemal mit der flachen Hand auf den massigen Eichentisch, daß es patschte.

„Hab' ich nicht gesagt, daß der Wein sich hören läßt?" meinte der Mann aus der Drachenvilla; der Amerikaner aber nickte mir blinzelnd zu und rief auflachend: „He, Sie Herr Professor aus Wien, wie Sie sehen, lasse ich dem armen, arbeitsunfähigen Manne eben etwas zukommen ... bevor der Gulden versoffen ist, geh' ich heut' nicht heim!"

Ich würdigte den Kerl keiner Antwort und war froh, mit meinem Narren im Herrenstübl allein zu sein. Als friedlicher Staatsbürger wollte ich aber mit Aufständen und Revolutionen nichts zu tun haben und hielt mich an den unverfälschten Tiroler, indes mein Geleitsmann die „Medizin" mit Heroismus hinunterschluckte und sich dann mit den Worten empfahl: „Auf Wiedersehen am jüngsten Tage im Tale Josaphat!"

Er ließ mich mit der Kellnerin, einer drallen, ewig kichernden Landschönheit, allein. Ich bestellte ein Nachtmahl und ließ mich mit ihr in ein Gespräch ein.

„Sie ... wie heißen Sie denn? Na also ... Mariann ... wer ist denn der Herr, der eben fortgegangen ist?"

„Hi ... hi ... ich darf's nicht sagen ... er hat mir's streng verboten."

„So? Und ... wer ist der Amerikaner da draußen?"

„Hi ... hi ... das ist unser Lump ... unser Dorflump. Ist als kranker Bettler aus Amerika gekommen, wohnt im Armenhaus und hat jeden Tag seinen Rausch. O, der ist ein gar schlauer, der versteht's, die Fremden abzusieden!"

Inzwischen brachte die Wirtin die bestellte Speise, setzte sich in aller Breite und Behaglichkeit neben mich und erkundigte sich nach Bauernbrauch um meine werte Persönlichkeit.

Na, dachte ich, jetzt sollt ihr's erst recht nicht wissen! Ich wahre mein „Inkognito" und plausche euch an, daß ihr blau werdet.

Ich war beim dritten Viertel und nun ließ sich der verhexte Wein auch aus mir hören.

„Wer ich bin? Ich bin Agent einer großen Wiener Heiratsvermittlungsanstalt und komme soeben aus Afrika, wo gegenwärtig Europäerinnen sehr gesucht sind. Vielleicht ... wenn die Jungfer Mariann Lust hätt' ..."

Die Mariann griff den Schürzensaum ab.

„Hi ... hi ... Lust hätt' ich schon! Was wär' denn zu haben?"

Hannesle der Nordbursch

oder Aus dem Regen in die Traufe.

Eine Geschichte von **Otto Ludwig.**

In Luckenbach, fast am Ende des Städtchens, steht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz ansehnliche Häuser; die meisten prangen mit zwei Fensterreihen, ja das Rathaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus besitzen; häufiger aber findet es sich, daß ein und dasselbe Haus zwei Eigentümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem anderen das obere Stockwerk. In Keller und Boden sind Scheidungen angebracht; es ist ganz genau im Kaufbriefe beschrieben, welchen Raum der eine, welchen der andere Eigentümer zur Benutzung ansprechen darf. Und das ist gut. Entstehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindschaften zwischen den zwei Besitzern, die zuletzt an dem Besitztum kleben bleiben, so daß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindschaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach gesehen, das den Haß seiner beiden Besitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte seine Hälfte außen rot malen lassen, sogleich strich der andere die seine grün an. Unter solchem forterbenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fensterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt, und wäre es zur Feindschaft zwischen den Bewohnern gekommen, so konnte es eine gefährlichere werden als irgendwo. Denn die Bewohner der unteren Hälfte waren beständig unter Waffen und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten sie nicht aus den Händen legen; das ging sehr natürlich zu: sie hatten keine Hände. Sie trugen sie auf dem Kopfe; kurz gesagt: es war eine Ziege und eine Kuh. Sie standen so nahe beisammen, wie man nur so friedliebende Geschöpfe stellen darf, als die beiden sich immer gezeigt hatten. Und hätte man sie auch weiter auseinander stellen wollen, es hätte an Raum dazu gefehlt. Neben dem Stalle war ein Behälter, ursprünglich wohl zu einem anderen Zwecke angebracht, als dem er jetzt diente. Das konnte man deutlich sehen, wenn die Tür nach dem Stalle zu aufging; und eine andere hatte das Gemach nicht. Es war ganz ausgefüllt von einem schmalen Bett. Wer das Bett machen wollte, mußte das von außen tun; und wer sich in das Bett legen wollte, konnte die Tür nicht eher schließen, bis er darin lag. Ein dicker Mann, der sich darin auf die Seite wenden wollte, hätte die Tür erst öffnen müssen, um den Bauch, der sonst nicht Platz gehabt hätte, in den Stall hinaus hängen zu lassen. Die das Gemach jetzt inne hatte, brauchte das nicht. Es war bei aller jugendlichen Fülle ein zierlich Mädchen; sie durfte auch nicht einen Zoll länger sein als

Zeigefinger seiner Rechten tupfte er nach mir und meckerte höhnisch: „Äh ... g'schieht dir ganz recht, warum hast du unsern vaterländischen Dichter verschimpft!"

Plötzlich erschien in der Tür eine Lichtgestalt, vor der die Bauern scheu zurückwichen.

Es war der Baron aus der Drachenvilla, aber nicht mehr im hechtgrauen Anzuge, sondern in einem Sammtwams, die Brust über und über mit glitzernden Orden besät, auf dem Haupte eine goldene Mütze, von der ein unbeschreiblicher Glanz ausstrahlte, in der Rechten ein goldenes Zepter mit einem Vogel auf der Spitze, der wie ein Reichsadler aussah, aber auch eine Eule sein konnte.

„Oh ... ah", sagten die Bauern und machten tiefe Bücklinge, „macht Platz ... Seine Herrlichkeit Narristides I., Oberhaupt aller Schlaraffen auf eine Stunde in der Runde, geruhen, die Bestrafung des Verbrechers in die Hand zu nehmen!"

Und Narristides I. senkte sein Goldzepter gegen mein Haupt und sprach feierlich, gemessen also: „Ehrsame, getreue, besoffene Banda! Dieser elende Erdenpilger hat sich, wie Unserer Allwissenheit bekannt ist, das Vorrecht der Fürsten, inkognito zu reisen, angemaßt. Er hat ferner Unsere Hörigen durch seine Phantastereien in Angst und Schrecken versetzt. Er hat endlich Unsere ehr- und tugendsamen Maiden ins kohlrabenschwarze Afrika verschachern wollen. So halten Wir denn, wie Wir ihm bereits gedroht, Gericht im Tale Josaphat und sprechen ihm kraft Unserer Macht das Urteil: Er muß vom Erdboden verschwinden! Hebt ihn auf, entreißt ihm den schnöden Mammon, tragt ihn hinaus in die finstere Nacht und werft ihn ins 30 Meter tiefe Verlies zu den Schlangen und Kröten und klappernden Gebeinen anderer Fremdlinge, mit denen Wir ebenso kurzen Prozeß gemacht haben. Wir haben gesprochen ... der Stab ist zerbrochen, Unrecht wird gerochen ... der Sturz in den Schacht, er zermalm' ihm die Knochen!"

Und ich ward, nachdem der Amerikaner meine Säcke untersucht und Uhr und Börse zu sich gesteckt hatte, aufgehoben, mehr tot als lebendig hinausgetragen und in eine Zisterne geworfen.

Mit wuchtigem Anprall erreichte ich den Boden des entsetzlichen Gefängnisses und — erwachte.

Es war aber auch höchste Zeit, sonst wäre ich in dem schrecklichen Loche jedenfalls eines gräßlichen Todes verstorben!

„Der Jung' wird alle Tag' schlimmer, der Nichtsnutz! Da ist keine Parition mehr. Der Diktes hat schon neun getüt und er ist noch nicht da. Ist das auch eine Zeit für so einen Jung', daß er noch draußen ist? Und sollt' nunmehr in seinem Bett liegen, der Nichtsnutz. Das ist eine Sorg', die mich noch unter die Erden bringt. Und was soll hernachen aus ihm werden? Wenn mich der Herrgott nur nicht früher abruft, bis meine Stell' ersetzt ist, und ich hab' eine Frau für ihn. Denn jemand muß sein, der ihn in der Ordnung hält, und es muß eine tüchtige sein, wie ich, den Nichtsnutz, den!"

Als die alte Frau Bügel zu reden begonnen, hatte sie den Nasenklemmer — so nennt man eine Art Brillen — bis auf die Nasenspitze vorgeschoben; nun rückte sie ihn wieder an den richtigen Ort zurück. Das Mädchen hätte gern bei beidem geholfen, sie hatte unwillkürlich die Hand aufgehoben. Dann sagte sie: „Ja, der Gründer Markt ist eine Ausnahm'; und der schrecklich Regen —"

„Hat schon vor vier Stunden aufgehört. Er könnt' eine ganze Stund' schon da sein. Du red'st ihm immer das Wort. Du gäbst schon sonst eine gute Frau für ihn; aber ich möcht' wissen, was hernachen aus ihm sollt' werden. Kräfte zum Arbeiten hast du schon auch, aber keine, den Nichtsnutz so fort zu erziehen, wie ich getan hab'."

Das Mädchen wurde rot bis über den Hals hinab und in die braunen Haare hinein. Sie war's schon vorhin geworden, als die Alte von einer Frau für den Jungen gesprochen hatte. Sie meinte, das Erziehen sei nicht nötig; er sei auch kein Nichtsnutz, sondern ein schmucker Bursch, der sich ein Ansehen geben könne, daß es eine Lust sei. Es wäre wunderlich, wenn sie gar nichts gewußt hätte, was sie ihm im Falle, sie wäre seine Frau, abgewöhnen müsse. Jetzt dachte sie aber an nichts von dem. Möglich, daß sie noch mancherlei meinte, aber sie sagte nichts von allem, was sie meinte. Sie wurde rot; mehr sagte sie nicht. Aber sie stimmte auch nicht in das üble Zeugnis ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie tat's auch nicht, wenn es über andere herging, so gern sie sonst der Frau Bügel, ihrer Base, in allem half, was diese tat. Da sie aber der Base gern einen Dienst erwiesen hätte, so putzte sie wenigstens die Lampe.

Die Base schob den Nasenklemmer wiederum auf die Nasenspitze, die dadurch noch spitziger wurde als vorher und vor Betrübnis ihre rotblaue Farbe verlor.

„Noch ist nicht daran zu denken," sagte sie dann, die langen, knochigen Arme lang und steif und so auf ihre Knie legend, daß die Ellbogen sich fast berührten. „Seinetwegen hat's noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der sind auch noch ein paar ruhige Tag' zu gönnen, eh' sie sich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Tunichtgut, wie ich hab' müssen tun!"

sie war, sonst hätte sie nicht ausgestreckt in dem Bette liegen können. Im oberen Stock gab es bedeutend mehr Raum; der Baumeister war oben sparsamer damit umgegangen. Hätte man, was unten der Hausraum zu groß war und um was die gerade, ohne Gelenke emporführende Treppe und das Gewinkel darum herum sich zu lang und breit machte, zusammennehmen können, es hätte noch ein Stübchen abgegeben. Die Decke des Stalles war unmittelbar der Fußboden der Wohnstube oben und das war nicht übel, besonders für Leute, die wie Frau Bügel leicht kalte Füße bekommen.

Die Frau Bügel sah nach der „Brücke“, dem Sitz des Schneidermeisters und seiner Gesellen, wenn er welche hat; und sie sagte wohl zum hundertstenmal diesen Abend: „Wo der Jung' bleibt! Der Sapperlot!“ Dann fiel ihr Auge wohl auf dem Wege von der Brücke zum nahen Fenster auf ein Ausklopfstöckchen von spanischem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fensterwand lag, just so hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte, ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne sich einigermaßen zu dehnen. „Wo der Jung' bleibt!“

An der anderen Seite des Tisches saß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Gesicht hübsch erschienen wäre. Sie sah aus, als wünschte sie nichts sehnlicher, als daß jemand irgendeinen Dienst von ihr verlangte, je schwerer desto besser. Ihrer Art zu sitzen sogar merkte man den Diensteifer an. Sie saß nur auf der äußersten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgesprochenes ewiges „Gleich“ zwischen sich; und das stehende Lächeln um das runde Näschen versicherte unaufhörlich, man solle doch sagen, was man von ihr wünsche; es sei ihr ja eine Lust, es auszurichten; sie tue es ganz gewiß vom Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel sagte: „Wo der Jung' nur bleibt!“, als wollte sie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenster hinausfallen, und da sie nichts weiter tun konnte, stand sie wenigstens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Stäubchen auf einem Möbel oder sonst etwas in die Augen, was hinwegzutun oder zurechtzurücken war, so ließ sie ihren Diensteifer einstweilen daran aus, ehe sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die sie ausbesserte; sie hielt sie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein wie diese Hände. Sie mußte den Knaben sehr lieb haben, dem sie gehörten; man sah es in ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas Mütterliches darin, das ihr sehr gut stand. Daß sie aber keine Mutter war, sah man mit dem ersten Blicke auf die frische, zierliche Gestalt und das mädchenhafte Wesen.

Männer und keine schlechten. Und wie das fortging mit dem Karr'n, den keiner von uns erheben konnte, als wär's nichts!"

„Ja," hustete der zu seiner linken Seite, eine lange, schmächtige Gestalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleisch stecken sollte, wie eine im Wind flatternde Fahne um seine Zähne schlug. „Ja, und daß sie tut, als könnt' sie den verbrannten Karr'n nicht herausbringen aus dem Dreck, und man springt bei aus christlicher Liebe, und es ist ihr nur darum, daß sie einen auslachen will."

„Ja," sagte der dritte, eine untersetzte Gestalt mit schwärzlich angelaufenen Händen und Gesicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer schien. Er trug den Kopf zwischen den Schultern, aber nur aus Angewöhnung. „Ja; ich hätt' dem Mädle seinen Spaß nicht verderben mögen, und wär' der Karr'n noch leichter gewesen."

Der Schneider sah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem anderen zurückblieb. „Wenn ich einmal was anfass', dann fass' ich's an; aber das Ding hat mich gedauert!"

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider tat, als hätte er den Karren heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. „Freilich," sagte er, „wenn Ihr nicht so ein gut' Gemüt hättet, da wär' Respekt im Haus!"

„Und der ist!" entgegnete der Schneider und schlug der Luft herausfordernd ins Gesicht, ob sie's leugnen wolle. „Respekt muß im Hause sein!"

„Ja, aber vor dem Stöckchen rennt er auf die Gass'," sagte der Schmied.

„Ihr kriegt Euern Schlucken," meinte der Schneider fast mitleidig. „Da darf man Euch nichts übelnehmen. Da reibt Ihr Euch an Gott und der Welt."

Der Schmied sah den Schneider an, als wollte er sagen: „Wenn ich mich an Euch reibe, so reib' ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. An Eurer Mutter möcht' ich mich nicht reiben," sagte er. „Das Ding, das über Eurer Brücke an der Fensterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär'! Ich will Euch einen guten Rat geben. Seht, daß Ihr die Heiterethei freit!"

Der Schneider machte ein Gesicht, das hieß: „Da müßt' ich mich doch erst besinnen. Da sind ganz andere, die ich kriegen könnt'. Ich brauch' nur den Finger zur Tür hinauszustrecken, und es hängt ein Dutzend daran und mehr!" Aber er ließ sich gern mit Mädchen aufziehen. Es war dann, als wenn ihm jemand den Rücken streichelte. Und die Heiterethei war schon ein Mädchen, mit der man sich aufziehen lassen konnte. Er sah ihre roten Lippen, und das Lachen ihrer braunen

Sie hätte wohl eher sagen sollen: an die Nase. Denn diese hüllte sich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Nasenrücken war vom vielen Hin- und Herschieben des Nasenklemmers wie poliert. Man spricht vom glänzenden Elend, wenn man ein sorgenvolles Dasein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erscheint; war das, was so blau um der Frau Bügel Nase sich lagerte, Herzeleid, so war es nicht bloß bildlich ein glänzendes Herzeleid.

„Wo der Jung' nur bleibt!" Sie sagte es noch zwanzigmal, und bei jedem Male wurde der Blick nach dem Ausklopfstöckchen ausdrucksvoller. Es war weit später als sonst gewöhnlich, daß sie heute zu Bett ging. Die Sannel erhielt erst noch den Befehl, ihr morgen genau zu sagen, wann „der Jung'" nach Haus gekommen sei. Die Sannel putzte die Lampe fast aus. Als wollte sie den ganzen Vorrat ihrer Dienstbeflissenheit auf einmal erschöpfen, damit sie nur für den Befehl, dem ihr Herz widerstrebte, keine mehr übrig behielte.

* * *

Es war wohl um drei ganze Stunden später, daß drei Wanderer männlichen Geschlechtes die Straße von Reick nach Luckenbach daherkamen. Ich habe zwei Gründe, nicht zu sagen: drei Männer. Erstlich heißt in Luckenbach nur der ein Mann, der eine Frau hat; und den von den dreien, und das ist der zweite Grund, den von den dreien, der in der Mitte ging, hätte man sich wohl auch an jedem anderen Orte besonnen, einen Mann zu nennen. Wenn ein Bart ein untrügliches Kennzeichen eines Mannes ist, so durfte er für einen gelten, denn er trug einen vollen Backenbart von ungewöhnlicher Größe und war trotz seines Barbiertages heute schon wieder ziemlich stachlig um den Mund. Verlangt man eine gewisse Größe und Stärke der Gestalt von einem Manne, die über das Maß des Kindlichen hinausgeht, so war er keiner. Die Schulknaben in Luckenbach, die ihm begegneten, gingen so hart an ihm vorbei, als sie vermochten; und es fanden sich wenige unter den Vierzehnjährigen, die, waren sie an ihm vorüber, nicht mit einem Luftsprung über ihn triumphierten. Aber er selbst war das einzige an ihm, was unter dem Maße eines Mannes blieb; schien seine Gestalt die eines Knaben, so trug er doch Bart, Hut, Stock und Vatermörder eines Mannes. Und aufgerichtet ging er, wie es sonst nur die Herren vom Amte in Luckenbach tun.

Die drei waren in eifrigem Gespräche. Sie waren alle drei aufgeregt. Auf dem Heimwege vom Gründer Markte hatte sie der Regen in das Reicker Wirtshaus getrieben. Da war ihnen etwas geschehen, was sie noch immer nicht überwinden konnten.

„Ja," sagte der Kleine, „wer denkt, daß das verwünschte Blitzmädle solche Kraft hat? Wir sind doch wahrlich keine Kinder, wir sind

ich hitzig bin, hernach ist's aus. Meine Leut' kennen mich. Fragt nur die Sannel. Ich tu's nicht anders. Respekt muß sein im Haus!"

Er sprach das nicht zu laut. Vielleicht war das Haus schon zu nahe, von dem er sprach. Die anderen führte ihr Weg weiter. Sie wünschten sich gute Nacht. „Ja, Respekt muß sein im Haus", sagte der Schmied sehr laut. „Eine gute Nacht will ich Euch nicht wünschen, aber einen guten Morgen und —"

„Pst," machte der Schneider. „Der Nachbar da hat's Nervenfieber. Seine Leut' bitten immer, man soll ruhig sein!"

Der Schmied und der Weber bogen in eine andere Gasse ein. Der Schneider blieb aufgerichtet stehen, bis er sie nicht mehr sah. Er horchte, bis der Klang ihrer Tritte zu winzig wurde für sein scharfes Ohr. Er stand so, daß man ihn vor dem Vorbau des Nachbarhauses von dem seinen aus nicht sehen konnte. Dann wischte er eilig und leise wie ein Schatten um die Ecke und durch den Winkel, der das Nachbarhaus von dem seiner Mutter schied. Das Häuschen war nicht tief. Daran schloß sich eine Art von Bretterzaun, der den Hof umgab. Ein anderer Mann hätte nur vier tüchtige Schritte gebraucht; unser Schneider machte mehr als noch einmal so viel, bis er an der Stelle stand, wo ein Brett des Zaunes, vom Nagel ledig, eine Art von heimlicher Tür bildete. Aber er blieb erst eine Weile regungslos stehen, damit Herzschlag und Atem ihren ruhigen Schritt wieder finden konnten. Dann horchte er, bis ein leises „Pst" sich innen an dem Bretterzaune vernehmen ließ.

„Schläft sie?" flüsterte er. Eben so leise antwortete drin ein „Ja".

Eine Hand von innen bog an der unteren losgegangenen Seite das bewegliche Brett nach außen. Die Öffnung, die dadurch entstand, wäre für jeden anderen Mann zu klein gewesen; für unseren Schneider war sie weit genug. Er legte sich platt auf die Erde und kroch so unter dem Brette weg in den Hof hinein. Erst mit dem halben Leibe war er darin, als er liegen blieb und den Kopf, furchtsam horchend, nach oben wandte.

„Es ist nichts," flüsterte die leise Stimme. Zwei weiche Hände faßten die seinen und zogen ihn daran eilends in den Hof hinein. Das Brett folgte seinem Gewichte und schloß die Öffnung wieder. Die weichen Hände richteten den Schneider auf und halfen ihm schnell und leise über den Hof bis in die offene Hintertür des Hauses. Sie trugen ihn mehr als daß sie ihn führten. Und nun stand er vor seinem Führer. Es konnte ihn vom Fenster niemand mehr sehen; er richtete sich wieder hoch auf und sah der Art, wie er hereingekommen, nicht im entferntesten mehr ähnlich. Die andere Gestalt bückte sich und nahm einen Scheffel neben der Tür von der Hausflur auf. Dieser hatte eine Lampe ver-

Augen war schon den ganzen Weg über oft genug vor den seinen hergeflattert.

„Aber Ihr seid schon vertan," sagte der Schmied. „Ei nun, die Sannel da bei Euch im Haus, die ist rotbäckig wie ein Honigapfel und wird auch nicht bitterer sein, mein' ich. Ich verdenk's Euch nicht, wenn Ihr da hinein beißt. An Saft fehlt's ihr gewiß nicht. Und ich mein', Ihr braucht nicht lang zu schütteln, sie ist reif: und Ihr braucht gar nicht zu schütteln, Ihr braucht nur den Mund aufzumachen, so habt Ihr sie d'rin!"

Der Schneider lachte und reckte sich höher; seine Gestalt war ein Bild seiner Gedanken. Ich wollte sagen, die Gebärde seiner Gestalt ein Bild der Gebärde seiner Gedanken. Denn seine Gedanken waren ungeheuer, viel größer als er; er ging dem kleinsten seiner Gedanken kaum bis ans Knie.

„So wollt' ich, Ihr hättet Euren Holzapfel noch nicht," sagte er; „meinetwegen könntet Ihr das Honigäpfelchen haben, das Euch so süß dünkt. Die Sannel ist schon brav, und es kann auch sein, daß sie hübsch ist; ich hab' sie noch nicht darauf angesehen. Aber ich muß eine haben, versteht Ihr — eine —" Seine Augen wurden groß und sagten damit, was er meinte. „So einen Knirps kann ich nicht brauchen!"

„Ja," schluckte der Schmied, „sie ist kaum einen ganzen Kopf länger als Ihr. In der Rundung beträgt's etwas mehr. Es hat mich lang gewundert, daß Ihr nicht einmal aus Versehen einen Strumpf von ihr statt Eurer Spitzkappe (Zipfelmütze) aufgesetzt habt. Aber freilich! er wär' um die Hälfte zu weit für einen solchen Irrtum. Und sie ist auch zu ordentlich: sie läßt nichts herumliegen. Aber wahr ist's schon, so lang und breit ist sie doch nicht, daß Ihr Euch vor Eurer Mutter hinter ihr verstecken könnt', wenn die das Ding in den Händen hat, Ihr wißt schon, das über der Brücke an der Fensterwand. Und sie abzuhalten, dazu ist die Sannel zu gutmütig und zu furchtsam, so lieb sie Euch hat, und auch zu schwach. D'rum mein' ich eben, Ihr sollt't die Heiterethei frei'n. Da wollt' ich Eurer Mutter nicht geraten haben — da brauchtet Ihr nicht mehr auf die Gass' zu laufen und zu schrei'n: Respekt muß im Hause sein. Da wär' er drinnen. Es ist ein gut Sprichwort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil."

„Deswegen?" sagte der Schneider fast verächtlich. „Und ich weiß überhaupt nicht, was Ihr wollt. Mit dem Ding an der Fensterwand oder Gott weiß wo. Und mit Eurem Verstecken! Ich versteck' mich nicht und brauch' mich nicht zu verstecken. Und wenn ein grober Keil nötig wär', da bin ich selbst einer und brauch' keinen anderen. In meinem Haus da bin ich Herr. Wenn ich red', tut niemand ein Maul auf. Und ich wollt's auch niemand geraten haben. Ich bin gut, aber wenn

anziehen!" Dann wieder: „Aber mach', daß du in dein Bett kommst, sonst bist du morgen früh verschlafen, und deine Mutter ist schon so bös, daß du nicht zeitig heim bist kommen!" Und doch blieb sie selbst, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppenstufe stehen und verwickelte ihn durch ihre Fragen in neues Erzählen. Vom Kirchturm brummte die Glocke Viertelstunde auf Viertelstunde dazwischen und erinnerte sie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber auch den ganzen Tag über nicht so flüchtig gewesen war. Und der Treppenstufen waren so viel; erst der Stufen bis zum Oberstock, dann kam noch die Bodenstiege; denn Hannes hatte sein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da oben auf der Stufe vor der Thür — man stieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach — wurde das längste „Ständchen" gehalten.

So auch heute. So viel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt und ihre Bereitwilligkeit zu hören konnte nicht größer sein, selbst wenn sie gemeint hätte, ihm einen Dienst damit zu leisten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes' Größe vor seinen eigenen Augen und in gleichem Maße wuchsen seine Geschichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbesehen seiner Erzählung und er glaubte ihrem Glauben. Er war so überzeugt als sie, daß er ein Mordbursch sei.

„Aber nu ist's genug für heint," sagte sie endlich. Sie hatte auf der Treppe gesessen, die Lampe im Schoße und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunterleuchten sollte auf den Hausplatz vor der Wohnstube. Sie stand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt hatte, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn schon im Erzählen seiner Abenteuer irre; er war so dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mitteilen mußte.

„Noch eins muß ich dir sagen, Sannel. Was meinst du: wenn ich die Heiterethei nähm'?"

Das Mädchen erschrak, daß die Lampe ihr fast im Schoße umfiel. „Die Heiterethei?" sagte sie.

„Ja, ich wüßt' nicht, wer so gut zusammen sollt' passen als ich und sie!"

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten schien, die doch sonst so verständig war. Er fuhr eifrig fort: „Die hat Haar' auf den Zähnen, beinahe wie ich. Die bleibt keinem eine Antwort schuldig. Und im Bettstroh verliert man sie auch nicht. Weißt du, sie hat just die rechte Größ'; und wenn ich einen Hund halten möcht', so müßt's auch ein großer sein. Das ist einmal meine Liebhaberei. Arm ist sie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, desto besser. Das hilft zum Respekt. Meinst nicht?"

borgen. Eine Hand hob die Lampe, die andere versteckte die Flamme, so gut es möglich war; sie schimmerte hinter der bergenden Hand herauf in ein Gesicht voll Liebe und Sorge und machte die runde Hand wie glühend durchsichtig, die sie barg.

„Sie ist schon lang' in ihr Bett gegangen," sagte das Mädchen leise und eifrig. „Der Diktes hat nur erst elf getüt gehabt. Und daß sie nach dir hat gefragt, da klecken nicht hundertmal. Die alten Leut' haben einen leisen Schlaf. Um die Zeit ist sie manchmal schon auf und singt und bet't —"

„Und schreit um ihre Erdäpfel, wenn's zu viel regnet oder, wenn's zu lang trocken ist, um ihren Lein!" Der Schneider sagte das, wenn auch immer noch leise, doch weit lauter, als das Mädchen zu sprechen wagte. Sie sah ihn an und ängstigte sich und freute sich zugleich über seine Verwegenheit. Und wie stand er da! Wie aufgerichtet und strich mit beiden Händen den Backenbart nach vorn so soldatenmäßig! Die Sannel vergaß, wie viel seiner Länge am Soldatenmaß fehlte. Vielleicht brauchte sie das nicht zu vergessen; vielleicht hatte sie noch nicht daran gedacht. Dem Schneider tat ihre unverhehlte Bewunderung wohl; es freute ihn, daß sich jemand um ihn ängstigte. Darüber vergaß er fast die eigene Angst. Er besah sich in der Sannel wie in einem Vergrößerungsspiegel.

Die Sannel hing mit fragenden Augen an ihm. Daß er ihr nichts mitgebracht habe vom Gründer Markt, wußte sie; sie wußte ja, daß die Alte die Kasse führte und dem „Jung'" die Kreuzer zuzählte; daß er kaum zu einem Maß Bier für sich Geld mitbekommen. Aber ihm waren immer so merkwürdige Dinge begegnet. Die hübschesten Mädchen hatten ihn geneckt und es bedurfte nicht seiner Einkleidung! Die Sannel wußte ja: Was liebt, das neckt. Er hatte Händel mit den tüchtigsten Burschen gehabt, oder es war nahe daran gewesen. Es war ihre einzige Lust, ihn als den Gegenstand der Bewerbungen von Mädchen und als Gegenstand der Furcht für die herzhaftesten Burschen zu bewundern. Hatte er nun vollends einen Witzbold, der sich an ihm reiben wollte, mit gewandter Erwiderung dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, dann war sie selig. Das schien ihr das Höchste zu sein unter allem; vielleicht, weil ihr selbst das das Schwerste gewesen wäre unter allem.

„Ja, siehst du, Sannel," schloß jede Geschichte, „Respekt muß sein!" Dann sagte sie seelenvergnügt: „Ja, Hannes, der kommt dir gewiß nicht wieder zu nah'. Du bist doch ein Mordbursch! Und wie war's denn mit der? oder mit dem? Aber red' leiser, sonst hört's deine Mutter. Wenn sie käm' und säh', du kommst jetzt erst nach Haus, da möcht' ich lieber mein blau' Kattunkleid nicht wieder in die Kirch'

mernd: „Ach, meine Erdäpfel! Meine schönen Erdäpfel!“ Und sang: „Und baut auf ihn“ — und jammerte wieder: „Meine schönen Erdäpfel am Erlenweg!“ — Singen und Jammern wurde leiser. Bald war alles wieder still; nur die Kuh unten im Stalle, die der Gesang aus dem Schlafe geweckt haben mußte, schnaufte einigemale. Nicht lange und auch die Kuh schien wieder eingeschlafen zu sein.

„Das weiß der liebe Gott,“ sagte der Schneider noch zitternd. „Ich hab' Mut wie einer. Hundert Soldaten sind mir nichts. Ich fürcht' mich vor keinem Menschen; ich könnt' manchmal den Galgenberg umreißen, so hab' ich Herz; aber wenn ich die Mutter kommen hör'! Die ist doch nichts gegen hundert Soldaten: es muß sein, weil sie meine Mutter ist. Ja, wenn ich nicht so verwünscht gutmütig dabei wär'. Die Gutmütigkeit läßt die Courage nicht herauskommen aus dem Sack. Sonst — daß dich der Kuckuck hätt'! Siehst du, Sannel, wär's nicht meine Mutter! Sannel, weißt du noch das vierte Gebot von der Schul'?“

„Ja,“ sagte die Sannel. Sie faltete die runden Hände unter der verlöschten Lampe und betete, als wäre sie noch in der Schule und müßte aufsagen. „Du sollst Vater und Mutter ehren, damit dir's wohlgeht und du lange lebst auf Erden. Was ist das? Antwort. Wir sollen Gott — und ja, das ist recht von dir, Hannesle, und es wird dir auch noch kommen, wie der alt' selig' Schulmeister immer gesagt hat. Es ist schon recht, wenn ein Bursch wild ist, wie du sagst, aber gegen Vater und Mutter soll kein Mensch wild sein. Und es ist um so schöner, wenn einer, der sonst ein Mordbursch ist, Vater und Mutter ehrt. Und wenn du die Heiterethei — aber wie du nur auf die gekommen bist, Hannesle!“

„Ja, wie man auf so etwas kommt,“ sagte der Schneider und fühlte sich in seiner Frömmigkeit und im Respekt der Sannel wieder als ein rechter Kerl. „Und weißt du: die könnt' die Mutter in Respekt halten. Die geht das viert' Gebot nichts an. Meine Mutter ist nicht ihre Mutter, und darum braucht sie sie auch nicht zu ehren!“

„Ja,“ sagte die Sannel, „das ist schon wahr. Du denkst doch alles aus!“

„Was?“ lachte der Schneider. „Mit den Kräften und mit der Courage ist auch noch nicht alles getan. Wenn einer einen rechten Merks hat. Nun hab' ich mir gedacht, wie ich's an die Heiterethei bringen wollt', denn die ist schnippisch und spöttisch wie der Teufel. — Du könnt'st einmal so wie von ohngefähr; — nu, du begegnest ihr doch einmal — weißt du?“

„Ja, ich soll's anbringen?“ sagte die Sannel. An ihrer immer munteren Bereitwilligkeit hing ein schwer Gewicht. Sie streifte es ab

Das Mädchen wischte sich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heiterethei und sah's nicht.

„Ja, eine tüchtige Frau gäb' sie schon," sagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den schnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen ist. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein Aber folgen könnte.

„Du meinst, weil sie wild ist," sagte er rasch, um das Aber überflüssig zu machen. „Was ein rechter Kerl ist, der muß was Wild's an sich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol' der Kuckuck die Schlafmützen!" Er hieb in die Luft vor sich hin, als wäre sie voll Schlafmützen und sah so wild aus, wie ein rechter Karl aussehen muß. Das sah die Sannel durch das Wasser in ihren Augen.

„Und wenn sie noch wilder wär'," fuhr der Schneider voll Überzeugung fort, „das macht eine Eh' erst kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr sein, aber wenn's ihm zu leicht wird, ist doch keine rechte Lust dabei. Du brauchst nicht zu denken, sie könnt' zu wild sein für mich. Und wär' sie noch wilder, wie sie ist, zieh'n wollt' ich sie. Denn du weißt, Respekt muß sein! Daß dich der Kuckuck hätt'! Ich wollt' —"

„Red' nur nicht so laut, Hannesle," bat das Mädchen. „Ich glaub' dir's ja. Das ist meinem Kummer sein Geringst's, Hannesle. Du bist ein Mordbursch. Aber mir ist gewesen — wenn's nur deine Mutter nicht hört, daß du so spät nach Haus kommen bist!"

„Ei was, meine Mutter!" sagte der Schneider immer hitziger. „Ich wollt', sie käm' mir jetzt die Quer. Ich wär' gerad' aufgelegt, daß ich ihr einmal sagt', was ich denk'. Siehst du: ich gäb' drei Kreuzer in den Klingelbeutel, wenn sie jetzt 'raus käm'. Ich bitt' dich um Gottes willen, Sannel, sei still! Mach' die Lampen aus. Die Tür ist gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüssel hätt'!"

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Öl in das Gesicht spritzte. Sie stellte die Lampe neben sich, schob den halb ohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wütendes Heer auf den Hannes zugerannt, sie wäre nicht auf die Seite gewichen. „Sei ruhig, Hannesle," sagte sie, „ich mach' meinen Rock auseinander; mach' dann deine Tür auf und geh' in deine Kammer. Ich sag', ich bin 'rauf gangen, ob du noch nicht da bist. Du sagst: ‚Ich bin um elf kommen, die Sannel ist nicht gescheit' — aber sie kommt gar nicht. Hörst du, sie singt und bet't und red't mit sich. Bleib' nur ganz still, vielleicht schläft sie wieder ein."

Eine Weile war es mäuschenstill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz, zu knacken. Nur die Frau Bügel sang in ihrer Kammer: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" Und sprach dazwischen jam-

„Die Heiterethei wird alles allein wollen machen,“ sagte sie noch leise vor sich hin. „Wenn ich nur wenigstens da könnt' bleiben! Ach, wenn ich nur wenigstens da könnt' bleiben!“

*
* *

Die Frau Bügel war eine konsequente Frau in allem, innerlich und äußerlich eine geradlinige Frau. Wenn sie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ sie es nicht wieder fahren, und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt als sie. Aber das Sprichwort sagt: Allzuscharf macht schartig, und: Eine gute Krümm geht nichts üm. Und daß es recht hat, konnte man hier sehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung'“ zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der sie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in steter Furcht sein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, sich der strengen Zucht zu entziehen. Und das zwischen Handwerk und Feldbau geteilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greiflustigen solcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengesetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine sichere Kontrolle möglich? Und wie viel Wirtshäuser standen wie Mausefallen an dem Wege von dem einen dieser Grundstücke bis zum anderen offen! Der Frau Bügel graugrünliche Augen waren zwar scharf, aber durch Häuserwände hindurch konnten sie doch nicht sehen. Dabei hätte sie niemand zu der Einsicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erst, was sie verhüten und vermindern wollte. So wurde sie nur immer strenger; und dem armen Schneider kam das nur zugut, daß die eifrige Frau einen so großen Respekt vor dem Spott der Leute hatte, als er vor ihr. So blieb ihre Tyrannei nur eine häusliche. Außerhalb ihrer vier Wände war der Schneider sicher vor den Ausbrüchen ihres Zornes. Geschenkt wurde ihm deshalb nichts. Daheim bekam er mit Zinsen, was sie ihm außerhalb schuldig geworden war. Desto verhaßter wurde ihm das Daheimsein. Und sie erreichte auch nicht einmal ihren Zweck. Die Leute wußten doch, was geschah, und machten sich auf alle Weise darüber lustig. Der Schmied behauptete sogar, der Schneider sei so klein geblieben, weil die Mutter ihn beständig in sich hineingejagt habe; der Schneider sei eigentlich ein starker langer Kerl, aber er habe sich in sich selber verkrochen und könne sich nun nicht mehr aus sich herausfinden.

(Fortsetzung folgt.)

und das klang wie ein tiefer Seufzer. „Nu, wenn's nicht anders ist, Hannesle, ich will schon, aber bedenk' dir's noch einmal. Und nu geh' in deine Kammer und schlaf wohl. Ich hätt' dich nicht so lang' abhalten sollen. Du wirst morgen die Augen nicht können aufhalten und deine Mutter ist den Abend schon bös' gewest. Ich sag', du bist nach elfen heim kommen, sag' du auch so. Und wenn das sein soll mit der Heiterethei, so wird sich's ja schicken. Gut' Nacht, Hannesle. Ich begegn' ihr schon."

Der Schneider war bald eingeschlafen und träumte einen großen Traum. Er saß auf seiner Brücke und nähte an einem unendlichen Rock. Die Mutter saß ganz still auf ihrem Stuhle, denn die Heiterethei drohte ihr mit dem Finger; und die Heiterethei war noch einmal so groß als die Mutter. An der Tür stand ein Hund, so groß wie der Mutter Bläſſe im Stall, und schnaufte wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das beste. Da kam die Sannel aus der Küche herein und freute sich über ihn und sein Glück. Da war alles gut.

Die Sannel aber ging viel langsamer als gewöhnlich die Treppe hinab und klopfte der Kuh nicht den Bug, wie sie sonst liebkosend tat, wenn ihr Herz voll war von Glück über all das, was dem Hannesle heute wieder begegnet war und was er ausgerichtet hatte. Wie langsam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erst zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachsen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr seine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in seiner Haut, so wuchs er in ihrem Herzen. Und so, wie bis jetzt, wäre es fortgegangen; anders dachte sie sich's nicht, wenn sie seine Frau geworden wäre; nur daß sie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meisterin hieß. Wie sie im Bette lag und mit der linken Hand die Tür ihres engen Gemaches geschlossen hatte, streckte sie sich, so lang sie konnte. Daß sie sich nicht länger strecken konnte, das war's, warum sie so traurig die Treppe heruntergeschlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War sie so groß wie die Heiterethei, hätte sie die Treppe herunterspringen können wie sonst. Da hätte sie nicht die Bläſſe vergessen. Aber sie strafte sich für ihr Murren, wie sie es nannte, denn die Sannel war fromm. Gott hatte sie geschaffen, wie sie war; es war Sünde, wenn sie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Bläſſe getan, daß sie leiden sollte unter der Sannel Leiden! Die Sannel meinte, das Tier könne nicht ruhig schlafen, weil sie ihm nicht zugesprochen hätte wie sonst. Sie stand auf und ging zu der Bläſſe. „Es war schlecht," sagte sie zu der Kuh, „was kannst du dazu? Du bist mein alt' gut Tier!" Sie klopfte das Tier auf jeden Bug. Die Kuh machte eine Bewegung und schlief wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als sie einmal wieder in ihrem Behälter steckte.

Und dann saß ich in der Kammer des Gemeindedieners am geheimen „Schuberl". Es war ein viereckiges Loch in der Wand, das im Kotter nicht bemerkt wurde, weil davor lose ein auf Glas gemaltes Heiligenbild hing, zwischen dessen Farbenflächen man von der Nebenkammer aus recht gut die Vorgänge im Arrestraum beobachten konnte, auch die Gespräche hören, durch die Spalte zwischen Bild und Wand. Ein gepolsterter Holzschuber in der Kammer konnte je nach Belieben geräuschlos zugemacht werden. Dieses „Gugerl" war eine Erfindung des unbestechlichen Gemeindedieners, der mir den Platz daran bequem gemacht hatte.

„Schnupfn habns kein?" fragte er mit schöner Fürsorge. „Wanns merkn, daß's nießn oder hustn müssn, nur gschwind s Schuberl zumachn. Wanns d Lumpn wahrnehmen — an Krawall kunnts gebn."

Dann verließ mich der Wackere, um anderseits für den Schutz der Gemeinde Sorge zu tragen.

Die zwei Exemplare waren in ihren Strohtrögen gelegen und hatten sich allmählich unter Ausstoßung unbestimmter Laute zum Leben entwickelt. Es waren, von außen gesehen, ganz gewöhnliche Straßengestalten, die man im Begegnen entweder mit einem argwöhnischen Gedanken grüßt oder mit einem Kreuzer beschenkt. Der eine hatte Haar und Bart von charakterloser Farbe, was keine Verdächtigung bedeuten soll — aschenfarbig, könnte man vielleicht sagen — und ein paar kleine, wassergraue Schweinsäuglein, dann ein rundes Kinn, das sorgfältig ausrasiert war. Der richtete sich jetzt aus seinem Stroh empor und war verblüfft, im andern Trog einen Zimmergenossen zu sehen, von dem er nichts gewußt hatte. Während er den Schlaf des Gerechten schlief, war der kleine, schwarzäugige, bartstruppige Kerl in der Nacht eingebracht worden. Das erste war, daß der Aschenmann — ich nenne ihn lediglich wegen seiner Farbe so — in seine Hosentasche griff. Gut. Was ihm am Vortage bei seiner Ankunft nicht der Gemeindediener und Profos weggenommen hatte, war noch drinnen.

„Wegn was habns denn dich so gut aufghobn?" fragte er den andern, als wären es alte Bekannte. Der kleine Schwarze war auch nicht spröde und antwortete ruhig, aber mit nur halb verbissenem Ärger: „Weil ih allerweil Unglück han."

„Was hast? Ah ich versteh schon — Unglück hast", sagte der Aschenmann mit Teilnahme, aber ich möchte diese Teilnahme nicht geschenkt, sie roch penetrant nach Hohn.

„Bei der Nacht auf der Straßen hat er mich derkrebst, dieser rothaarete Teufi", erzählte der Schwarze. „Liegt draußen vor dem Stadtl neben dem Weg, mitten im Mondschein, einer und schlaft. Ist gottsträflicher Leichtsinn, denk ich mir, wie es schlechte Leut gibt auf der Straßen bei der Nacht. Wer etwan was im Säckel hat. Will dirs lieber aufheben, denk ich mir,

Aus der Spitzbubenschule.

Eine Studie von **Peter Rosegger**.

„Ich möchte gerne einmal in den Arrest kommen", sagte ich zum Gemeindediener.

Der guckte mich durchdringend an: „In den Arrest? Sö! Das wird auch noch keine Hexerei sein. Sö müssen halt was tun."

„Höflich ersuchen —"

„Na na, das lassens sein. Mit der Höflichkeit richtens da nix aus. Dem Bürgermeister müssens die Fenster einschmeißen. Danach werns bald sitzen."

„Nein, Freund, so meine ich's nicht. Der Studien halber möchte ich gern einmal so Spitzbuben, Stromersleute oder Ähnliches beobachten, wenn Sie einmal ein paar richtige Exemplare im Kotter haben."

„Sö san so a Dedektiver!"

„Ach nein. Aus künstlerischen Gründen, wissens, interessieren mich so Leut."

„Aus künstlerischen —? Hörens, wann Sö an solchen Saubartln was Schöns finden! Ich nit."

„Wenn Sie einmal ein paar haben, seien Sie so gut!"

Die Gemeindearmee schmunzelte, daß das Antlitz ganz schief wurde: Ein Aug' gekniffen, das andere kugelrund offen, der eine Bartschnauzer über die Backe herabgezerrt, der andere über die Wange hinaufgezogen. „Herr, ich hätt schon a Paar. Frisch eingfangen, den letztn heut bei der Nacht. Bis sie das Gericht holt, gebns Ihna valeicht Adienz. Ich laß Ihna schon eini."

„Damit würde man nichts erreichen. So etwas muß man heimlich beobachten. Von einem Versteck aus etwa."

„Sö, da wär mein Stübel recht", sagte er. „Das is knapp danebn an der Wand und hat ein heimlichs Schuberl. Ich schau den Ludern oft a Weil zu, was se treibn. Und a jeds Wort hört ma. Viel lerna kann ma."

„Ich bitt' Sie, das wäre was für mich. Will schon erkenntlich dafür sein."

„Waas!" rief die Gemeindepolizei aus, „bestechen wollens mich! Sö, so aner bin ih nit! Da kummens noch am sichersten eini."

Mit drei Fingern trommelte ich ein wenig auf seiner Achsel. „Geh'n Sie, was reden Sie denn da? Wer sagt denn was vom Bestechen! Ein Trinkgeld, meine ich."

„Ah sooo!" rief er gedehnt, „das is was anders. Wann d Leut nur deutsch reden taten! — Wanns wollen, in a Stund, oder was. Jetzt schlafn die Herrschaftn. Die habns besser, wie unsereins. Ich möcht auch schlafn."

Mann in Aspang munter wird, ist sein lieber Fahrkamerad schon weiß Gott wo. Wirdn load gwest sein um eahm. — Ja, mein Lieber, so muß mas machn!"

„Ja, wenn d so gscheit bist, was hockst denn jetzt im Kotter?"

„Wegn keiner Luderei hock ih nit da, verstandn!" begehrte der Aschenmann auf. „Bein Handwerk han ih mih mei Lebtag nit aufhaltn lassn. Ehrlich bin ih worn und das is mei Verderbn gwest. — Denk dir, los zua! Gestert, wia ih in däs Nest kumm, siach ih gleih, da wirds nit viel tragn. Wo d Häuser amal ka Fenstergatter habn, da graust mir eh scho, da is nix z holn. Is ah recht, denk' ih ma, wirst auf ein Tag ein anständiger Mensch und bettelst. Da kann dir nix gschehn. Ja, schneuz dih! Is nit scho bei der drittn Tür der Rothaarete dagwest? s Betteln verboten und ih muaß mit. So schön! sag ih, weil ih scho fuchti bin, so schön! D Spitzbubn rumlaufen lassn und die ehrlichn Leut einspiern! Alßdann, hiatzter is d Ehrnbileidigung firti gwest. Marschier mer in Kotter. — Aber weißt, was ih tua morgn beim Gericht? Niederknian tua ih auf all zwoa Knia, d Händ zsom: Ich bitt gor schön, Herr Gerichtsrat, der Winter ruckt an, ghaltns mih da. Toans mih in Arrest lassn, hiatzter. Kan Arbat kriagt ma, s Bettln is verbotn und stehln will ma nit. Der Winter is kolt, Herr Richter, toans mih in Arrest lassn! — Wann ihs a so mach, auf der Stell lassns mih frei, wirst es sechn! — — Du, mir scheint —!" Er reckte den aschenfalben Kopf vor und starrte auf das Bild her, das vor meinem Horchloch hing, „mir scheint, unsere Schutzpatronin hat sih grührt, die heilig Elisabeth durtn! — —"

„Wer hat sih —? Is wer da?" zischte der andere und fuhr aus dem Trog.

Da sagte der Aschenmann in fast feierlichem Ton: „Mein Kopf reiß ih mir abar und schmeiß'n beim Fenster aussi, wann hinterm selbn Bildnus d Wand nit ein Ohrwaschl hat!"

Um besser zu verstehen, hatte ich nämlich das Bild ein wenig mit dem Zwicker wandab drücken wollen. Und jetzt, da mein Horchwinkel entdeckt war, hatte ich eilig zu tun, um mich davonzumachen. Mit der Ausbeute konnte ich so weit zufrieden sein. Wenn der kleine Schwarze vom Meister-Spitzbuben so viel gelernt hat, als ich, dann steht ihm eine interessante Zukunft bevor, vielleicht sogar bis zu jener bewußten — höchsten Stelle.

Auf der Gasse dann bemerkte ich, daß mir mein goldener Zwicker abhanden gekommen war. Ich schickte den Gemeindediener nachsehen, ob der Zwicker nicht etwa auf der Schuberl-Leiste liege. Aber er fand nichts . . . Ja, ja, man kann viel lernen in einer solchen Anstalt.

daß dirs nit gstohln wird, und such in seinem Janker umeinand. Da wird der Teufi munter, packt mich am Arm und hat mich. Und ists der Gemeindediener. — Du verschwamelte Wildsau! Wo ih barmherzig han sein wölln."

„Ha, ha, ha, ha", lachte der Aschenmann, „geh, mach mir nix vor. Mit mir kannst schon deutsch reden, bin eh vom Handwerk."

„Ein Schuster?"

„Wer red't jetzt vom Schuster? Weißt eh!" Und der Aschenmann machte mit der Hand nach rückwärts die Geste des flinken Zugriffs.

„Ich bin ein glernter Schuster", plauderte der Schwarze treuherzig weiter. „Hat mich aber nit gfreut. Aftn treib ich halt das. Hab aber kein Glück, hock die längst Zeit im Kotter. Wenn d einmal den Gemeindediener selber derwischt beim Krapsn, das ist zu dumm! Drum sag ichs, wenn der Mensch sein Beruf verfehlt! Ich taug zu kein Schelm. Rein zum Verhungern, wenn man auf das angwiesn wär, was man stiehlt. Was bleibt ein über, als wie ehrlich werden, pfui Teufi!"

„Anschickn wirst dirs nit können", sagte der Aschenmann leise und ließ sich wieder aufs Stroh nieder. „In der Einschicht krapsn, wo einer allein ist. Da mußt derwischt wern. Und der Gemeindewachter bleibt auch im Schlaf Gemeindewachter, und im Rausch — weißt das nit? Unter die Leut muß ma gehn, in die Menge, ins Gedräng, da gibts z fischn."

„Herr Jesseles, im Gedräng! Da bin ich ja allemal z erst derwischt worn. Bis ih n richtign Säckel find!"

„Ja, Schaferl, braves, weißt denn nit, in welign Sack d Leut ihner Geld habn?"

„Wie soll einer das wissn kinna?"

Der Aschenmann stützte sich halb aufgerichtet auf den Ellbogen und redete noch leiser — ich hinter der heiligen Elisabeth nahm meinen Zwicker vor, um besser zu hören —: „Weißt Freund, da hilf ich mir halt so, wenn ihs wissen will, wo sies drinnen habn: Auf Bahnhöfn oder auf Jahrmärktn, oder wo halt sonst ein Leutgedräng ist, da reck ih mih auf und ruf: Meine Herrschaften! Vor Taschendieben wird gewarnt! Gleich greift jeder an die Stell und ich weiß, wo ers hat. Was sag ich dir denn? Hat am Neustädter Bahnhof, wie ich von Taschendieben schrei, ein feister Viehhändler nit gleih auf sein linken Wadl abi griffn? — Aha, denk ich — der hats im Strumpf. Er kauft sih a Kartl nach Aspang, ih mir ah a sölchte und eini in sein Wagn. Mir sein unter uns; d Leut habn ja überall Vertraun zu mir wegn mein Kaiserbart. Mir wern gsprachlih und trinken ein Branntwein, verstehst? Und wie er schlaft, nim ih mei Zwickmesserl. Wie ein' Saudarm schürf ih n Strumpf auf und fallts mir gleih in d Hand. A Ledernes mit wenigstens zwei Paar Schlachtochsn. Wie der gute

Stadt blieben. Er widmete sich, da er über ein ziemlich beträchtliches Privatvermögen verfügte und völlig allein stand, einem freien Schriftstellerberufe, während ich meinen Unterhalt bei einer Zeitung suchen mußte. Er faßte den Begriff des Schriftstellerlebens mehr von der „Lebens"seite auf und verkehrte in den ersten Kreisen der Hauptstadt, die er durch seine netten und geistreichen Sächelchen nicht minder als durch seine gesellschaftlichen Extravaganzen unterhielt. „Das Talent hätte er schon zu einem ganzen Kerl von Poeten", meinte der alte prächtige Kunstprofessor, der unsere Kreise zierte. „Aber der Beruf dazu fehlt ihm." Wir, die wir große Hoffnungen auf sein glänzendes Formtalent setzten, warteten lange Jahre auf den großen Wurf, der von ihm kommen sollte. Statt dessen kam diese Nachricht.

Ich war vor seiner Wohnung angelangt und zog die Klingel. Seine alte Stubenfrau, ein Erbstück von der Universität, die er ganz zu sich als Haushälterin genommen hatte, öffnete. Sie erkannte mich sofort und brach bei meinem Anblick in Tränen aus. „So ein Jammer, so ein Jammer — das junge Blut", — sie schluchzte leise und vorsichtig in die Schürze — „den bringen sie mir so daher. — Was kann denn der getan haben; so ein grundguter Herr." Das Schluchzen wurde stärker. „Wie steht's denn mit ihm, Frau Schnittlein?" fragte ich beklommen. „O schlecht, die Blutung will gar nicht aufhören. Ein Arzt ist gerade fortgegangen; der andere ist noch drinnen." In dem Augenblicke trat der Arzt heraus. Ich erkannte in ihm einen ehemaligen Universitätskollegen. Er zuckte trübe die Achseln bei meiner Frage nach dem Befinden. „Es ist eine Innenblutung vorhanden", meinte er, „gegen die wir kein Mittel haben. Er ist bei voller Besinnung, aber er wird immer schwächer und blutet sich langsam aus. Wir haben ihm schon den stärksten Wein und Herzgifte in großen Dosen verabreicht, in der Hoffnung, daß die Blutung aufhören und der Herzschlag so lange anhalten wird. Aber es scheint vergebens. Gehe übrigens nur hinein; es möchte sonst ohnehin zu spät werden."

Leise trat ich ins Zimmer. Ich fand ihn leichenblaß in den Kissen liegend, das lockige Haar wirr gezaust, die kühlen graublauen Augen stark umschleiert, der Atem ging kurz und schwer. Als er mich erblickte, streckte er mir, sein altes ironisches Lächeln, hinter dem er immerdar jede Gefühlsregung zu verstecken wußte und das ihm den Namen „Sphinx" eingetragen hatte, auf den Lippen, mit einer mühsamen Bewegung die Hand entgegen. „Freut mich, dich nochmals zu Gesicht zu kriegen. Kann leider nicht mehr sagen: schenk mir bald wieder die Ehre. Der Spaß wird bald zu Ende sein."

Ich hielt seine heiße und trockene Hand fest. Sekundenlang kämpfte ich mit einer Beklemmung, die mich am Sprechen hinderte. Ich dachte

Eine Sterbestunde.

Von **Adolf Huber.***)

Der Freund, der mir gegenüber im Café saß, ließ das Blatt, in dem er gelesen hatte, überrascht sinken.

„Du, du kennst ja auch den Rudi M.; wenn ich recht bin, wart ihr einmal dicke Freunde."

„Gewiß, was ist's mit ihm?"

„Na, dann lies selber; es wird dich interessieren."

Er wies mit dem Finger auf eine Lokalnotiz. Ich las: „Zwischen dem bekannten Schriftsteller Rudolf M. und einem Herrn der hiesigen Gesellschaft hat gestern in der Kavallerie-Reitschule ein Pistolenduell stattgefunden, wobei ersterer lebensgefährlich verwundet wurde. Sein Zustand gibt zu den größten Befürchtungen Anlaß."

Das Blatt, das ich mechanisch weitergegeben hatte, machte am Tisch die Runde. Alle kannten mehr oder minder denjenigen, von dem da die Rede war, und begleiteten die Lektüre mit verschiedenen Bemerkungen.

„Na, wenigstens schöner Abgang das", meinte Konrad, der Feuilletonist des „Tagblattes", von seinen Freunden kurzweg „Kadi" genannt. „Natürlich wieder Weibergeschichten."

„Aber alle gehen sie so zugrunde, unsere begabten Leute, gar alle", sagte der dicke, gutmütige Vorarlberger Albert, seines Zeichens ein Bildhauer.

„Wahrscheinlich eine von jenen Damen, die man unter den Linden nicht grüßt", näselte unser Jüngster, der begabte Kunstschüler, der ob seiner chronischen Wasserblauheit es auf dem Gebiete der Frivolität ebensowenig je zu einer selbständigen Leistung brachte, als auf dem Gebiete der Kunst.

„Was hast du denn, du bist ja ganz bleich geworden", fragte der erste Sprecher. „Wohin denn?"

Ich hatte mich erhoben und verließ das Lokal.

Rudolf M. war mein Intimus auf der Hochschule gewesen. Wir waren die ewig Unzertrennlichen. Nach Vollendung unserer Studien hatte ich ihn aus dem Auge verloren, obwohl wir beide in derselben

*) Aus „Dr. Adolf Hubers gesammelten Werken". Herausgegeben von Maurice Reinhold v. Stern. (Leipzig. Literarisches Bulletin A. v. Stein. 1909.) Mit dem Bilde des Verfassers. Diese Sammlung des Nachlasses eines Journalisten ist wertvoller, als man sie einem Tagesschriftsteller zutrauen möchte. Es ist manches aus dem Tage und für den Tag dabei, aber auch von diesem hat der verdiente Herausgeber, den wir als feinsinnigen Dichter kennen, das Vertiefte ausgewählt. Andere Aufsätze, Gedichte, Märchen, Erzählungen u. s. w. sind der Rettung aus dem Orkus wert. Ein Beispiel die hier mitgeteilte Szene, die bei scheinbarer moderner Frivolität so viel innig und ewig Menschliches in sich birgt.

in Gott einen Mann von Welt zu finden.' Man ist ja doch nicht so einer wie jeder arme Teufel. Man hat doch einige Bildung genossen und sich zu benehmen gelernt. Sehr beruhigender Gedanke das."

Mitten durch sein spöttisches Lächeln ging auf einmal ein Schmerzenszug über sein Gesicht, so daß das Lächeln wie abgebrochen aussah.

„Du mußt nicht so reden, Sphinx", sagte ich, „zwing' dich nicht."

Ich war verwirrt über sein Benehmen, obwohl ich seine Art kannte. „Deine Scherze haben einen bitteren Nachgeschmack. Sie sind — ja so, daß man traurig dabei wird."

„Oho, Freund, keine sentimentalen Schnurren; keinen Philistertod! — Du weißt, wie oft wir darüber gesprochen haben. — Im Kreise der Anti-Illusionisten, aus dem die Tragik verbannt war. — Unser tiefsinniges Kaffeehaussprüchlein, zu einem Absinth und zu einer Zigarette — weißt du noch: Verlachen wir den Lebenszwängling — verlachen den Gedankenbängling — des Märtyrers zum Himmel Leiden — des Zirkusclowns Gesichterschneiden — die Lebensposen Lust und Qual — c'est tout égal."

Schwer atmend hatte er am Schlusse die Verse mehr gekeucht als gesprochen. Jetzt sank er in die Kissen zurück. Zwei Rosen traten ihm auf die Wangen. Ich schwieg, um ihn zu schonen.

„Was ist für Wetter draußen, Hans?" fragte er nach einiger Zeit.

„Schöner, warmer Herbsttag."

„Mach' das Fenster auf und laß' ein bißchen Sonne herein."

Ich öffnete das Fenster. Breiter Sonnenschein flutete ins Gemach. Ein sanfter Lufthauch spielte in den Spitzenvorhängen und wirbelte dürre Blätter an den Fensterrand.

Ich sann nach, was ich ihn noch fragen wollte. Ich ging zum Tische. Ein Strauß Waldblumen, seine Lieblingsblumen, stand auf dem Tisch. Sie dufteten so stark wie Totenblumen.

Gedankenlos trat ich ans Bücherbrett und schlug mechanisch einen Band auf. Da stand es, das Gedicht von Arno Holz mit dem schwungvollen Anklang, das er in lärmenden Stunden so gern vortrug.

Ich bin ein Adler und ich fliege,
Die Ewigkeit ist mein Gewand.
Das Herz der Welt ist meine Wiege,
Die Menschheit ist mein Vaterland.

Halblaut hatte ich die Verse vor mich hin gesprochen! Der Kranke lag still und sah dem Spiele der Sonnenstäubchen zu. Plötzlich hörte ich ihn ächzen, und wie ein Hauch kam von ihm her mein leise geflüsterter Name. „Hans", sprach er heiser, „es ist alles nicht wahr. Hans, ich verliere mich. Ich kann nicht sterben."

in dem Moment angestrengt nach, wie ich beginnen sollte. Die Zeit war kostbar, mir schien es, als müßte ich ihn noch um vieles fragen, um eine ganze Welt, von der ich nichts wüßte."

„War's ein Weib, Rudi?"

Roh und rauh kam die Frage heraus, aber ich hätte sie nicht um alles unterlassen. Es war eine brennende Neugierde in mir, das bleiche Menschenbild vor mir ganz zu erkennen, im Grunde seiner Seele zu lesen.

Aber er war noch der Alte und jedem seelischen Angriff gewachsen. Er lachte auf, wohlklingend und heiter, etwas schwach nur: „Das große x, die Unbekannte unserer irdischen Proportion. Aber im Grunde war's ein Nichts, ein ganz schwacher Hauch von etwas Persönlichem. Es ist nicht der Mühe wert, darüber zu reden."

Er schwieg und schloß die Augen. „Erzähle!" stieß ich hervor, grob, rücksichtslos.

Er öffnete die Augen. „Bohrst du schon wieder? Na, meinetwegen. Stelle dir ein kleines, blondes Weibchen vor, weich in allen Regungen, voll schwammiger Sentimentalität, von der Sorte, die beglückt, aber nicht interessiert. Natürlich ist sie auch auf den Dichter geflogen, aber es war nicht darnach, daß es etwas geworden wäre. Aber du kennst meine verfluchte Art bei sentimentalen Weibern. Erst bin ich auf ihrem Empfindungsleben herumgetrampelt wie ein Dickhäuter auf einem Vergißmeinnichtbeet. Das hat sie interessiert. Je schwerer ich sie an einem Tage verletzt hatte, so gewiß holte sie am nächsten aus einem Winkel ihres Herzens ein neues, schön aufgeputztes Gefühl hervor, so schüchtern, wie Kinder ihr Spielzeug bei fremdem Besuch hervorholen, um es zu zertrümmern. Wie sie den letzten Fetzen Empfindungsgarderobe weg hatte, da wirft sie sich mir in die Arme, direkt, brutal, wie eine Dirne, droht mir, sich mit mir zu kompromittieren. Von da ab fing die Sache mich zu interessieren an; ich wandte einiges Studium daran. Mittlerweile hatte die Gesellschaft genug geklatscht und die Duellforderung ihres Gatten war reif. Den Rest der Bescherung kannst du hier erblicken."

„Kann ich dir in irgend etwas behilflich sein, hast du einen Privatwunsch?" fragte ich ihn nach einer Pause, in der ich der Erzählung nachsann.

„Ich danke dir. Mein Testament liegt beim Notar. Familie hab' ich nicht, meinen Nachlaß hat der Verleger. Es wird just nicht viel sein. Mit meinen Geschäften auf der Erde bin ich fertig. Und was den Himmel betrifft, so denk' ich wie der alte Graf in der Anekdote. Kennst die Geschichte? Der Priester verweist ihn auf Gottes Barmherzigkeit. Der alte Graf darauf in tadelloser Haltung: ‚Hochwürden, ich hoffe

verlassen. Auf meinen Ruf eilte der Arzt herbei. Er beugte sich über die Brust des Kranken und horchte. Nach einer langen Weile sprach er: „Er wird nicht wieder zum Bewußtsein kommen.“ —

Als ich wieder ins Freie trat, schlug mir die kühle Abendluft entgegen. Mich fröstelte, zusammenschauernd knöpfte ich den Überrock zu. Auf der Straße lärmte lautes Leben. Ich sah die hellen Lichter der Cafés. Vom nahen Theater her brauste Orchestermusik. Wagen sausten vorüber mit lachenden, schwatzenden Insassen. Vor den Schauläden drängte sich die neugierige Menge. Im Kopfe war's mir dumpf; in meinem Ohre tönten die Worte der Vorübergehenden — aber dahinter noch andere wie fernes Glockenläuten. Ich verstand sie nicht, der Lärm übertäubte sie. Endlich nahm mich eine dunkle, schweigende Allee auf. Im Weiterschreiten blieb ich stehen vor dem Denkmale eines der ganz Großen, Geistesgewaltigen. Da klangen die Worte hell und klar in meinem Ohre. Worte waren es aus einem heißen Gebet um Sammlung. Sie lauteten: Heiliget euch, heiliget euch!

Frühlingsjauchzen.

Von Ernst Ferd. Neumann.

Es hat mich heut' drüben am Wiesenbusch
Die Frühlingssonne geneckt.
Sie küßte das Grüne, dann hat sie im Husch
Sich hinter den Wolken versteckt.

Da kommt von der Wiese mein Liebchen daher,
Blauveilchen in Gürtel und Hand.
Ihr Auge erstrahlte im Frühlingsbegehr,
Als lächelnd — das meine sie fand.

Was brauch' ich noch Sonne, was brauch' ich noch Licht,
Mein Lenzesglück ahn' ich beklommen.
Und blühten Blauveilchen auch heute noch nicht —
Für mich ist der Frühling gekommen! — —

Erzherzog Karl und die Schlacht bei Aspern vor 100 Jahren.

Eine Erinnerung
an die blutigen Pfingsttage des 21. und 22. Mai 1809 von **Anton Schlossar.**

Lange schon vor Ausbruch des neuerlichen Krieges gegen Napoleon im Jahre 1809 herrschte auf dem ganzen österreichischen Gebiete in den Regierungskreisen wie beim Volke hohe kriegerische Stimmung. Im Laufe des Jahres 1808 wurde die vom Erzherzog Karl neu-

Ein Aufschrei ward — ich eilte an sein Lager. Ich nahm seine Hand. „Nichts bereuen, Rudi, nichts bereuen, denke daran“, murmelte ich angstvoll.

Wieder stille. Dann begann er in stockendem Flüstertone zu sprechen, leise, so leise, daß ich mich ganz zu ihm hinabbeugen und ihm die Worte von den Lippen lesen mußte. Erst langsam, dann wurde sein Sprechen immer schneller.

„Wie sie mich gestern herbrachten — nachdem ich wieder zu Bewußtsein gekommen — da lag ich, ohne Schlaf, unruhig und doch gedankenlos — zu schwach zum Denken. Deutlich hörte ich den Doktor beim Weggehen sagen: Ein toter Mann — aber mir ward, als spräche er von jemand anderem. Plötzlich kroch's mir bitter die Kehle herauf — wie ein Lachen. „Du mußt sterben, weißt du“, sprach ich zu mir selber. Und da packte es mich, wie oft in früherer Zeit vor einer Prüfung — als wäre ich schlecht vorbereitet; hätte mein Leben schlecht studiert und müßte mich im letzten Moment noch an alles erinnern, alles, worauf ich vergessen oder zu wenig geachtet habe. Manchmal ist mir's nun, als könnte ich nicht früher sterben, bevor ich mich nicht ganz hell und deutlich auf dies oder jenes besinne: den Geschmack eines Kaffeehauslikörs, den ich vor Jahren getrunken — oder das Gefühl beim Anbandagieren vor meiner ersten Mensur — oder eine halbvergessene Melodie — oder ein höhnisches Witzwort, mit dem ich einst ein geliebtes Mädchen verletzte — oder das spezielle Parfüm, das die Kleider einer Halbweltdame ausströmten — und dann wird mir, als müßte ich aus allen diesen Erinnerungen ein Gebet zusammenstellen — und ich kann es nicht — es wird keins — und wie rasend greife ich in meiner Vergangenheit nach anderen Erinnerungen umher — wie Kinder bei einem Brande nach Spielzeug — und dann werde ich für kurze Zeit ruhiger — und es scheint mir, als bedürfte es nur noch eines Wortes, und all diese Züge schlössen sich zu einem Gebet zusammen — ich grüble noch, ich finde es nicht — und es packt mich die entsetzliche Furcht, daß ich wieder bewußtlos werde, ehe ich es gefunden habe. Und manchmal kommt mir's vor — als sollte ich eine große Reise antreten — und ich habe etwas zu Hause vergessen, etwas sehr Wichtiges — ohne das die ganze Reise zwecklos wird — doch weiß ich nicht, was — und ich martere mein Gedächtnis, es herauszubringen — es fällt mir nicht ein — und der Zug setzt sich schon in Bewegung — und ich schreie voll Angst: Halt, halt — warten — ich muß noch einmal zurück.“

In glühender Hast hatte er die letzten Worte hervorgestoßen. Er krallte seine Finger in meine Hand — pfeifend kam's aus seiner Brust — dann sank er mit jähem Ruck zurück. Das Bewußtsein hatte ihn

wert heldenmütig kämpften. Regensburg wurde von Napoleon genommen und dieser richtete nun sein Augenmerk darauf, bis Wien vorzudringen. Er kam dem Erzherzog Karl zuvor, welcher, auf österreichisches Gebiet zurückgewichen, am 3. Mai in Budweis und über Zwettl und Horn in Stockerau eintraf. Des Erzherzogs Bestreben war zunächst, sich mit Hiller wieder zu vereinigen. Rascher aber, als man vermutet, näherte sich die französische Armee der österreichischen Residenz, in welcher Erzherzog Maximilian das Kommando führte. Schon am 10. Mai waren die Franzosen an der Schönbrunner Linie eingetroffen, besetzten die Vorstadt Mariahilf, beschossen am nächsten Tage die Stadt, welche Erzherzog Maximilian verließ, und am 13. Mai 1809 wurde die Kapitulation der Kaiserstadt Wien unterzeichnet, in welche die Franzosen einrückten. Napoleon nahm sein Hauptquartier wieder wie 1805 im Schlosse zu Schönbrunn.

Während Napoleon sich für unbezwinglich hielt und auf sein Kriegsglück pochte, gab Erzherzog Karl, obwohl er von der Kapitulation Wiens vernommen, seinen Vorsatz, weiter vorzurücken, nicht auf, er faßte vielmehr einen kühn durchdachten Plan, der denn auch glänzend gelingen sollte. Von Stockerau führte der Erzherzog die Armee nach Groß-Ebersdorf, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Am 16. Mai besetzte er den nordöstlich von Wien auf dem linken Donauufer befindlichen Bisamberg, vor dem sich das weite Marchfeld ausbreitet, das er nun beherrschte und auf dem schon sein berühmter Ahne Rudolf von Habsburg gesiegt. Napoleon war nunmehr aufmerksam geworden, er besetzte die von zwei Armen der Donau gebildete Insel Lobau, auf welche von Kaiser-Ebersdorf drei Brücken geschlagen wurden, auch der schmale Donauarm zwischen der Insel und dem linken Donauufer wurde überbrückt. Auf diesem Donauufer liegen die Dörfer Aspern und Eßlingen. Diese wurden von den Franzosen besetzt, welche jetzt am 21. Mai erst die Stellung des österreichischen Heeres am Bisamberge inne wurden. Dieses war aber schon im Vorrücken begriffen. Zu dem Orte Aderklaa nördlich von Aspern wurde von Erzherzog Karl ein Kavalleriekorps beordert. An diesem 21. Mai, dem ersten Pfingsttage, aber sollte die Schlacht beginnen. Der Erzherzog ließ die Armee zwischen Gernsdorf und dem Rußbache nördlich von Aspern und Eßlingen sich entfalten. Die Korps waren in einer Bogenlinie von Stammersdorf bis Deutsch-Wagram sich fest aneinanderschließend aufgestellt. General Hiller, nunmehr mit Erzherzog Karl vereinigt, stand mit seinem Korps bei Stammersdorf, an ihn schloß sich General Bellegarde, links von diesem, gegen Wagram zu, Fürst Hohenzollern, Wagram selbst war vom Fürsten Rosenberg besetzt. Zwischen dem linken Flügel Hohenzollerns und dem rechten Rosenbergs stand die ganze Kavallerie unter Fürst Liechtenstein, am Bisamberge befand sich Fürst Reuß, im ganzen über 75.000 Mann.

geschaffene Einrichtung der Landwehren durchgeführt. Auf dem Boden Innerösterreichs und Salzburgs war zur Organisation dieser Landwehr der von den Alpenvölkern schon so hoch verehrte Erzherzog Johann ausersehen, in Böhmen hatte Erzherzog Ferdinand, für Österreich mit Wien Erzherzog Maximilian, für Galizien der General Graf Bellegarde die neue Landwehrtruppe zu organisieren. Überall zeigte sich schon 1808 das Verlangen, dem stolzen, auf seine Unbesiegbarkeit bauenden Franzosenkaiser mit Macht entgegenzutreten. Begeisterte Lieder wurden von Dichtern geschaffen und, im Volke und von den Soldaten gesungen, verbreitet, so H. v. Collins „Wehrmannslieder“, insbesondere das berühmte „Öst'reich über alles“, dessen erste Strophe lautet:

Wenn es nur will,
Ist immer Öst'reich über alles!
Wehrmänner, ruft nun frohen Schalles:
Es will, es will!
Hoch Österreich!

Damit kam das Jahr 1809. Und Österreich wollte! Die kriegerische Stimmung war aufs höchste gestiegen. Alle Vorbereitungen zum Offensivkriege waren getroffen. Der Volkskampf in Spanien, gegen den Napoleon nicht viel ausrichten konnte, hatte denselben veranlaßt, mit großer Truppenzahl sich dahin zu begeben und Erzherzog Karl, der von Volk und Heer vergötterte Fürst, welcher auf so zahlreiche Siege in früheren Schlachten seit 1793 zurückblicken konnte, war als Generalissimus der Gesamtarmee bestimmt. Allerdings hatte er selbst davor gewarnt, den Krieg nicht allzufrüh zu eröffnen, zumal manche seiner trefflichen Armeeeinrichtungen noch nicht vollständig durchgeführt erschienen waren, von denen er sich mit Recht viel versprechen konnte. Aber Wichtiges war in den letzten Jahren schon durch diesen hochbegabten Reorganisator aller Heereseinrichtungen geschaffen.

Minister Graf Stadion, selbst für den Offensivkampf begeistert, drang denn auch leicht in der bezüglichen Konferenz damit durch, daß an Frankreich der Krieg erklärt werde. Es geschah dies am 9. April durch Erzherzog Karl, welcher den Marschall Lefebvre, der mit seinen Truppen in Bayern weilte, davon in Kenntnis setzte, daß die österreichische Armee dahin aufbreche. Mit Begeisterung blickte diese Armee, mit mutiger Hoffnung Österreichs Volk auf den Erzherzog. Dieser überschritt am 10. April den Inn, besetzte Passau, bei Landshut kam es zu heftigem Kampfe. Dort stand der Vortrab unter General Radetzky, dessen ruhmvoller Name von da an in Österreichs Kriegsgeschichte bedeutend zu werden beginnt. Aber das Kriegsglück war den Österreichern anfangs nicht hold. Napoleon wußte das Korps des Generals Hiller von jenem des Generalissimus zu trennen, die Österreicher wurden von Landshut über Eckmühl gegen Regensburg zurückgedrängt, trotzdem sie bewunderungs-

Braven zuruft: „Fürs Vaterland! Mutig vorwärts!“ Hauptmann Murmann vom Bataillon Erzherzog Rainer ruft den Seinen zu: „Tausend Leben für unsern Erzherzog! Mir nach!“ und tritt vor die Truppen. Erzherzog Karl aber ruft hinüber: „Wohlan, Herr Major, führen Sie das Bataillon zum Siege!“ Und jetzt werden wirklich die Mauern des Kirchhofes von Aspern erstürmt, die Franzosen verlassen den Platz fliehend. Die österreichischen Truppen ersteigen diese Kirchhofsmauern und das erhöhte Terrain um die Kirche, brechen Steine aus, wodurch Breschen entstehen und bald ist ganz Aspern, der Kirchhof und die Kirche in den Händen der Österreicher, welche trotz heftigen Geschützfeuers der Franzosen den Punkt verteidigen und halten. Um 9 Uhr abends endigt der Kampf blutig aber siegreich für die österreichischen Truppen.

Daß die Schlacht noch nicht ausgekämpft ist, wissen beide Teile. Scheinbare Ruhe herrscht wenige Stunden der Nacht hindurch. — Napoleon läßt die Brücken ausbessern, neue Truppen vom rechten Ufer herbeischaffen. Das Feuer der Geschütze endete auch einen Teil der Nacht nicht und man sah die feurigen Bogen der Geschosse noch lange hinüber und herüber fliegen. Die französische Armee war durch Nachschübe verstärkt, aber auch Erzherzog Karl traf inzwischen seine Anordnungen. Die Armeekorps sollten nach diesen am 22. Mai Aspern verteidigen, und Rosenberg hatte Eßlingen anzugreifen, dessen Gewinnung ebenfalls wichtig erschien.

Am frühen Morgen des 22. Mai sammelt sich der Feind schon vor Aspern. Plournilly dringt auch wirklich in die Hauptstraße ein und bis zur Kirche vor, es gelingt ihm, den General Weber und 800 Mann gefangen zu nehmen. Vacquant verteidigt den Kirchhof mit Löwenmut, aber Mangel an Munition zwingt ihn, sich zurückzuziehen; dafür besetzt das Regiment Klebeck den Ort, wird aber von Massena und seinen Truppen abermals vertrieben. Auch Eßlingen wurde inzwischen von Rosenberg und Dedovich erstürmt, ging aber durch das Vordringen der französischen Division St. Hilaire wieder verloren.

Napoleon rückte nun gegen das österreichische Zentrum vor. Lannes, St. Hilaire und Oudinot werfen sich mit unwiderstehlicher Heftigkeit auf dasselbe und bringen es beinahe zum Wanken. Eßlingen gegenüber entsteht eine Lücke in der Aufstellung der Österreicher. Aber die Geistesgegenwart des Erzherzogs Karl rettet die bedrohten Truppen vor der Gefahr. Er eilt mit einem Bataillon herbei, während französische Kavallerieregimenter durchbrechen wollen, allerdings vom Infanterieregimente Fröhlich zurückgewiesen werden. Die gefährliche Lücke wird durch die von Breitenlee herangezogenen Grenadiere wieder gefüllt. Graf Bellegarde bestreicht mit seinem Geschütz Aspern und Eßlingen. Fast sinkt aber den tapfer kämpfenden Österreichern der Mut. Da sprengt Erzherzog Karl herbei, er ergreift persönlich die Fahne des

Die Truppen erschienen von der höchsten Begeisterung durchglüht, die Befehlshaber umarmten einzelne narbenvolle, mit Tapferkeitszeichen geschmückte Krieger, Säbel wurden aneinandergeschlagen, Trompeten klangen und Trommeln wirbelten, dem Erzherzog tönte, als er an den Soldaten vorüberritt, begeistert der Ruf entgegen: „Hoch lebe unser Kaiser! Hoch Erzherzog Karl!“ Die Mittagszeit des sonnigen hellen Tages war gekommen. Die Franzosen, auf keinen so raschen Angriff gefaßt, schickten sich zunächst an, die zwei besetzten wichtigen Punkte Aspern und Eßlingen zu verteidigen; General Massena war für die Verteidigung Asperns, Lannes für diejenige Eßlingens von Napoleon bestimmt. Schon drang General Nordmann von der zerstörten Taborbrücke an der Donau, also von Westen, gegen Aspern vor; dieses wurde einigemale genommen und wieder verloren. Der Kampf begann sich hitzig zu entwickeln. General Fresnel rückte nun ebenfalls gegen Aspern, während die Batterien Hohenzollerns ein heftiges Feuer auf das Zentrum des Feindes eröffneten. Das Regiment Reuß-Plauen drang nun gegen Aspern vor, dem Major Fürsten Reuß wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen und er stellte sich zu Fuß an die Spitze der Grenadiere. Schon waren die Franzosen aus dem größten Teile des Ortes verdrängt, aber Massena hielt die Kirche und den mit einer Mauer eingefaßten Kirchhof und hier tobte der Kampf am heftigsten.

Klenau drang inzwischen mit seinen Kolonnen gegen Eßlingen vor, Enzersdorf wurde genommen. Hier kam zumeist Kavallerie in Aktion, auch Fürst Liechtenstein mit seinen mutigen Husaren. Nachdem alle österreichischen Kolonnen vereint waren, erschienen die Franzosen in einem Halbbogen eingeschlossen. Einen Angriff der mörderischen österreichischen Geschütze durch französische Kürassiere schlugen Klenaus und Vincents Chevauxlegers zurück. Aber dem Angriffe von d'Espagne und Bessières konnten die Österreicher kaum widerstehen. Da gibt das Erscheinen des Erzherzogs Karl dem Mute neues Feuer. Die Infanterie steht plötzlich still und mauerfest. Einige Offiziere der heransprengenden französischen Kavallerie, welche auf vierzig Schritte anhält, rufen: „Streckt die Waffen!“ Die Antwort der Österreicher ist: „Holt sie euch!“ Da sprengen die Reiter vorwärts, aber es wird „Feuer!“ kommandiert und eine Salve nach der andern erdröhnt gegen die ansprengenden Kavalleristen, welche bei diesem gewagten Angriffe fast ganz vernichtet werden und zurückfliehen. Der heißeste Kampf tobte fort um den Besitz Asperns, das zehnmal erkämpft, ebenso oft wieder von den Franzosen genommen wurde. „Aspern ist um jeden Preis zu nehmen“, gebot Erzherzog Karl. General Vacquant mit dem Regimente Vogelsang wurde hiezu bestimmt und die Soldaten rufen begeistert: „Wir werden es nehmen!“ Mit diesem Regimente sind noch einige andere Brigaden zum Sturme vereinigt, der nun überwältigend stattfindet, während Erzherzog Karl herbeisprengt und den

ich fühle mich stolz, ihr Anführer zu sein. Ihr seid auf dem Schlachtfelde die ersten Soldaten der Welt. Seid und bleibt es auch im Geiste der Disziplin, der Ordnungsliebe, der Ehrfurcht für das Eigentum der Bürger . . . Unser angebeteter Monarch vertraut und dankt euch mit väterlichem Gefühl die Sicherheit seines Thrones und die Wohlfahrt seiner Angehörigen."

Am 23. Mai begab sich Kaiser Franz aus seinem Hoflager in Wolkersdorf zur Armee, in überströmendem Gefühle umarmte er vor dem Heere seinen Bruder, den Erzherzog Karl, und den Fürsten von Liechtenstein. Ein Kabinettsschreiben des Kaisers an Erzherzog Karl drückte das Lob und den Dank des Herrschers auch schriftlich aus. „Ihnen war es vorbehalten", hieß es darin, „das fünfzehnjährige Waffenglück des stolzen Gegners zuerst zu unterbrechen. Sie, der meinem Herzen teure Bruder, Sie, die erste Stütze meines Thrones, Sie sind der Retter des Vaterlandes, das Ihnen so wie der Monarch ewig danken und Sie segnen wird."

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß kurz darauf die bravsten der braven Kämpfer auf dem Felde der Ehre Auszeichnungen, Orden und Medaillen erhielten, welche Erzherzog Karl selbst an die Soldaten und Offiziere verteilte; es geschah dies auf demselben Schlachtfelde, wobei der Generalissimus ihnen in feierlicher Ansprache nochmals den Dank ausdrükte für ihren Heldenmut, der sich so glänzend gelohnt hatte durch den ruhmvollen Sieg in den blutigen Pfingsttagen des Jahres 1809 vor Aspern. — Die Verluste an Toten und Verwundeten waren auf Seite der Österreicher nicht so groß wie auf jener der Franzosen, sie betrugen gegen 7000 Tote von den Franzosen und gegen 4500 Tote von den Österreichern.

Als sich die Nachricht des gewaltigen, wenn auch blutigen Sieges in Deutschland und durch ganz Europa verbreitete, atmete alles auf. Der große Napoleon, welcher sich für unbezwinglich gehalten hatte, der Schrecken der Völker, war hier zum erstenmale vollständig besiegt von einem Heere, das an Tapferkeit seinen Truppen nichts nachgab. Man konnte wieder mit hoffnungsfreudigen Blicken in die Zukunft schauen, das Gespenst der Unbesiegbarkeit des Franzosenkaisers war gebannt und wenn er auch in der nächsten Zeit noch Erfolge errang, ja der Wien-Schönbrunner Friede vom 14. Oktober 1809 Österreich Verluste brachte, so hat doch die siegreiche Schlacht von Aspern jene Zeiten vorbereitet, in denen vier Jahre später das Glück Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig vollständig in Trümmer ging. Erzherzog Karl wurde zum Helden des Volksliedes, Deutschlands Dichter feierten ihn in jubelnden Sängen. Der begeisterte Fr. Rückert rief ihm zu:

eben ihm nahe anstürmenden Regimentes Zach und stellt sich an dessen Spitze. Dieses Beispiel höchsten Heldenmutes des geliebten Führers entzündet das ganze Regiment, welches mit begeisterten Vivatrufen vorwärtsstürzt, dem erlauchten Führer nach und mit dem Bajonett in die gedrängten Reihen der Franzosen eindringt. So tapfer diese auch stritten, sie mußten dem Andrange der daherstürmenden Österreicher weichen und bald waren die verlassenen Stellungen wieder erkämpft und wurden gegen alle weiteren Angriffe behauptet. Das Regiment Zach drang in das zerstörte Aspern ein und hielt dessen nordwestlichen Teil. Anderseits war auch ein weiteres Manöver gelungen, das der Erzherzog angeordnet. Die Brücke über den Donauarm bei Kaiser-Ebersdorf wurde durch dahin geleitete brennende Fahrzeuge zerstört und es erschien ausgeschlossen, daß den Franzosen vorläufig weitere Verstärkungen von dem rechten Donauufer zukommen konnten. Neuerlich wurde auf Befehl des Erzherzogs namentlich der Kirchhof von Aspern und Eßlingen gestürmt. Das Regiment Benjovszky griff den besetzten Kirchhof an, von dem der Feind ein ununterbrochenes Feuer entwickelt, trotzdem springt Korporal Balogh auf die Mauer, ihm folgen seine Waffenbrüder und der Kirchhof ist erobert, dessen Mauern nun wieder zum Teile niedergerissen, Kirche und Pfarrhof in Brand gesteckt werden. Trotz aller weiteren Angriffe bleibt der Platz in den Händen der Österreicher und wird von dem Regimente Benjovszky glänzend verteidigt. Da der Feind auch aus seinen übrigen Stellungen bei Aspern vertrieben war, geht nun Erzherzog Karl zur energischen Offensive über. Trotz des ununterbrochenen Feuers der feindlichen Batterien griffen der Erzherzog und Graf Bellegarde mit den Grenadieren die Franzosen auf ihrer rechten Flanke an, zur Unterstützung rückt Kavallerie links von Eßlingen vor, welcher Ort fünfmal im Sturm berannt wird. Aber hinter Mauern und Häusern erschienen die Franzosen gedeckt und es war unmöglich, sie zu vertreiben. Der bei ihnen eingetretene Munitionsmangel jedoch ließ die Verteidigung schließlich ermatten. Ein großer Teil der französischen Armee war, als die Nacht hereinbrach, im Rückzuge auf die Insel Lobau begriffen. Der Kampf hatte überall nachgelassen. Marschall Lannes war zu Napoleons tiefster Betrübnis tödlich verwundet. Er starb eine Woche darnach. In der Nacht wurde auch das von dem Feinde besetzte Eßlingen geräumt. Die Schlacht blieb für die Franzosen endgültig verloren. Die Relation darüber nennt diese Schlacht „die hartnäckigste und blutigste, die seit dem Ausbruche der französischen Revolution geliefert wurde.“ In dem ausgegebenen Tagesbefehl des Erzherzogs Generalissimus heißt es unter anderem: „Die Tage vom 21. und 22. Mai werden ewig denkwürdig bleiben in der Geschichte der Welt. Die Armee hat meine großen Erwartungen übertroffen und

Mögen die Jahrhunderte verwehen,
Karl, dein Ruhm wird unversehrt bestehen;
Niemals sinkt er in Vergessenheit;
Ihn kann nie ein anderer erreichen,
Ewig, Großer, stehst du ohne gleichen,
Der du Deutschland zweimal hast befreit!

An dieser Stelle sei besonders auch unseres edlen Steirerdichters Karl G. v. Leitner gedacht, welcher in mehreren Dichtungen seiner Bewunderung für Erzherzog Karl schönen poetischen Ausdruck gab. In der historischen Szene „Die Heerschau bei Aspern“ erwähnt er die Ansprache des Erzherzogs an die tapferen Kämpfer:

Euch Kriegern sei Dank! Erkämpft ist der Sieg,
Erkämpft durch edles Blut;
Doch leuchtet ihr Enkelgeschlechtern im Krieg
Noch vor durch Todesmut.

Seit unter dem Donner von Aspern ich
Euch kämpfen sah in dem Feld,
Seit fühl' ich mit Stolz als Feldherr mich
Der ersten Armee der Welt.

Als aber in Wien der ritterliche, wahre Heldengröße verehrende heutige Jubelkaiser Franz Josef I. dem Erzherzog Karl jenes prächtige Monument setzte, das den Kühnen mit der Fahne in der Hand gegen den Feind sprengend zeigt und das der Künstler Fernkorn geformt hat, rief Leitner mit Bezug auf jenes Denkmal aus:

Seht jenen Reiter dort im hehren Schimmer
Des Ruhms, hoch auf wilderhob'nem Rosse,
Das scheu sich bäumt dem Donner der Geschosse,
Dem grausen Waffenlärm, dem Sterbgewimmer.

Doch Karl erbebt im Schlachtgewitter nimmer;
Vom Tod umrauscht, der kühnste Kampfgenosse
Erhebt nur mut'ger noch der Habsburgsprosse
Den Fahnenaar, seit rings der Sturm noch grimmer!

Im Jahre 1843 waren es 50 Jahre, daß dem Erzherzog Karl der militärische Maria Theresien-Orden, die höchste kriegerische Auszeichnung für einen Helden, verliehen wurde, und große Festlichkeiten fanden zu Wien statt, da dem Erzherzog vom Kaiser die einzige Dekoration dieses Ordens in Brillanten überreicht wurde. Damals hat auch Franz Grillparzer eines seiner herrlichsten Gedichte an den Erzherzog Karl gerichtet, in dem der große Dichter ausruft:

Ihm, der die Welt besiegt, da er alleine,
Stand'st du allein, da mit ihm noch die Welt,
Eh' ihm ein Gott im blut'gen Racheſcheine
Die Rechte noch gelähmt auf Moskaus Feld.

Auf dem Schlachtfelde von Aspern hat Erzherzog Albrecht, der ebenfalls als Held gefeierte, der Sohn des unsterblichen Erzherzogs

Und achtzehnhundertneun
Als nach dem deutschen Reiche
Des Feindes grimmes Dräuen
Führte die letzten Streiche,

Da hast du noch die Schlacht,
Die große Schlacht geschlagen.
Die Schlacht bei Aspern macht,
Daß wir nicht ganz verzagen.

Der edle Th. Körner, selbst später ein Opfer seines Heldenmutes im Kampfe, besang „Karl“ und „Aspern“ in flammenden markigen Versen:

Und solange deutsche Ströme sausen
Und solange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang.
Mag der Staub gefall'ner Helden modern,
Die dem großen Tode sich geweiht,
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
In dem Tempel der Unsterblichkeit!

Nikolaus Lenau hat noch in späterer Zeit der Tapferkeit der österreichischen Soldaten und des begeisterten Mutes ihres edlen Führers gedacht in dem Gedichte: „Erzherzog Karl von Österreich bei Aspern“, er schildert darin meisterhaft, wie „Napoleons erles'ne Kürassiere“ dem Feuer der österreichischen Fußtruppen nicht standhalten können, „und rasselnd stürzen Roß und Mann zum Grunde“; des heldenmütigen Auftretens Erzherzog Karls gedenkt der Poet in den Versen:

Und Karl erscheint an jedem heißen Ort,
Wo er die Seinen sieht im Streite wanken,
Im wildesten Getümmel hier und dort,
Schnell, feurig, wie ein Gott im Sieg'sgedanken;
Die Fahne schwankt im dichten Pulverdampfe,
Da faßt er sie und trägt sie selbst zum Kampfe.
Wie hat er stets das rechte Wort gefunden,
Die Herzen seiner Krieger zu entflammen!
Da raffte mancher letzte Kraft zusammen
Und trug zu neuem Sturm die Todeswunden.

Ein anderer unserer österreichischen Dichter, Chr. v. Zedlitz, welcher selbst als Offizier an der Schlacht bei Aspern teilgenommen, mahnt in seinen berühmten „Totenkränzen“ an die Schlacht und den fürstlichen Helden, dem er zuruft:

Und dich auch grüß' ich, Sprosse der Cäsare,
Der du vorne flogst in des Kampfes Wetter,
Du zweimal Deutschlands Hort und sein Erretter;
Der sieghaft du gescheucht die fränk'schen Aare;
Dem Kränze reich die Heldenstirn umgaben,
Als noch der Ruhm so wohlfeil nicht zu haben!

Am 30. Jahrestage der Schlacht hat der bekanntlich auch als Poet hervorgetretene König Ludwig von Bayern dem Helden von Aspern ein Gedicht gewidmet, das mit der Strophe schloß:

spürt allenthalben, daß hier ein steinalter Mann regiert hat. Heute noch ein Gesuch an die hohe Landesstelle gerichtet, um einen neuen Dachstuhl etc. etc. Die werden Augen machen! Den Kuhstall lasse ich auf eigene Kosten mit Schindeln decken; ich habe ja 300 Gulden C. M. Einkommen!

30. May 1820.

Heute habe ich in der Schule das Schulpatent verlesen und eine Predigt über die Pflicht der Eltern, ihre Kinder fleißig in die Schule zu schicken, gehalten. Die vermöglicheren Eltern, welche sich in diesen Dingen Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen, sollen nach höchster Verordnung vom 20. October 1781, zur Bezahlung des doppelten Schulgeldes, die ärmeren aber zur Verrichtung öffentlicher Arbeit, besonders bey Reparierung oder Erbauung der Schule nach Umständen verhalten werden. Die Verordnung in Ehren, aber die größte Strafe ist wohl die Unwissenheit selbst, denke ich mir.

September 1820.

Die Schulbesuchungs-Exträcte sowie der Bericht der Aufführung des Schullehrers sind heute an das Kreisamt abgegangen. Mein Restaurierungsgesuch ist noch nicht erlediget. — Die Gruft des Herrn Heidenreich von Maissau, oberster Schenk und Landmarschall in Österreich, gestorben um 1389, habe ich gestern eröffnet; sie war leer; die paar Knochen zerstreut; kein Schmuck vorhanden. Was nicht die Schweden gestohlen haben, anno 1630, haben die Franzosen gemaust, anno 1809. Eine alte Pergamenturkunde allein ist in einer Nische gelegen; ich habe nur lesen können: Haydenreich von Meichsow, Hans der Puschinger, Ott der Wolffenrawtter, Burggraf zu Chrems, als Sigler; der Brief ist geben ze Wienne (1370) am sand Giligentag; sonst war alles unleserlich und zermilbt.

May 1821.

Heute ist mein Gesuch abschlägig beschieden worden, bald hätte ich gesagt: In Teufels Namen! — Gestern ist die Hammerschmiede niedergebrannt; ich habe fest mitgeholfen und mir so viele Freunde gewonnen; was wohl das Schwerste ist auf Erden, denn dem Menschen geschieht stets nur übles von Menschen. Die Blüte ist schön und verspricht gute Ernte; ich hab' noch eine Wiesen in Pacht genommen.

Oktober 1821.

In meinem Zimmer und in dem der Köchin ist je ein grüner Kachelofen neu gesetzt worden; wir bekommen heuer frühen Winter; auch den Kuh- und Schweinestall haben wir renovieret und dem Friedhof eine neue Türe gegeben.

12. März 1822.

Nach anhaltender, zweimonatlicher Kälte bildete sich ein gewaltiger Eisstoß. Des anderen Tages giengen schon die Wege über das Eis.

Karl, diesem und seinen tapferen Kriegern ein mächtiges Denkmal gesetzt, welches einen riesigen Löwen darstellt, mit passender Inschrift. In seinem Gedichte „Der Löwe von Aspern" führt uns der Poet August Silberstein die Vision vor, wie sich nachts der Löwe erhebt und zu dem Riesendome in Wien schreitet, wo das edle Herz vom Helden Karl ruht. Dann fährt der Dichter fort:

Und wenn das Land gefährdet,
Da brüllt der Riesenleu —
Die alten toten Streiter,
Die alten toten Reiter
Kommen mit Karl herbei!

Sie fliegen vor den Fahnen,
Sie ziehen vor dem Heer,
Die Feinde faßt ein Zagen,
Sie sinken hin geschlagen,
Der Sieg fehlt nimmermehr!

Zahlreiche andere Lieder und Gesänge priesen in ähnlicher Weise den Helden von Aspern, Erzherzog Karl, und seine tapferen Krieger. Es ist heute, ein Jahrhundert nach der großen Schlacht, geradezu eine Pflicht, dieser Taten zu gedenken und auf jene Zeit hinzuweisen, welche an Helden reich war, deren keiner aber so hoch gepriesen zu werden verdient, als der dem Volke und dem Heere Österreichs unvergeßlich gebliebene Erzherzog Karl von Österreich.

Aus dem Tagebuche eines Dorfpfarrers.

Mitgeteilt von **Walter v. Molo.***)

26. May 1820.

Heute feierlich hier als Kaplan installiert worden; wird wohl nicht lange dauern, bis ich wieder fort muß in eine größere Pfarre; man ist nicht umsonst mit 25 Jahren Localcaplan. Ich habe mir mein neues Reich genau besehen; man merkt noch immer die Schäden der Franzosenzeit anno 1809. Der Pfarrhof ist elend und baufällig; in der Kirche ist der Meßapparat zerfetzt und die Orgel halb zerfallen; man

*) An einem schwülen Sommertage las ich in dem verwilderten Garten der Aggsbacher Karthause das vergilbte Pfarrbuch und sah und träumte in eine ferne Welt. Und ging dann nach Hause. In mir hob und senkte sich weihevolle, weltfremde Erregung, die mich Wochen nimmer ließ, trotz der lärmenden Großstadt, die so gerne ähnliche Stimmungen hinter sich wirft. Doch der stille Dorfpfarrer war stärker mit seinem geraden Lebenswege! Es gab nur eine Hilfe für meine Sehnsucht: Ich ging hin und schrieb alles nieder, ließ sorgende Hausvaterrechnungen weg, die der Renovierung der Kirche und des Pfarrhofes galten, und so entstand das Zeitdokument, das eines Menschenlebens Auszug ist. Ich gab den Schluß, den die alten Bauern der Umgegend erzählten, und der mir als gutes Ende erschien, für einen Mann, der voll im Leben stand, das ohne Ende schaffte.

sie niederbeugenden schweren Schneelast; durch drei volle Tage war kein Stück grünen Bodens sichtbar. Die Bedachung vieler Gebäude wurde von den Schneemassen eingedrückt; ebenso sind viele bereits im vollsten Blütenschmuck prangende Obstbäume zusammengebrochen. Heute am 4. Tage der Katastrophe liegt noch eine solche Menge Schnee auf den Feldern, wie wir sie heuer im Winter nicht gesehen. In vielen Häusern sind in der vergangenen Nacht bereits die mit Wasser erfüllten Keller und verschiedenes Mauerwerk eingestürzt. So schaut denn der arme Landmann in diesem Gräuel der Verwüstung die doppelt bittere Ironie des ihm so hoch hinaufgesteuerten Reinertrages seiner hoffnungslosen Mühen.

1. Oktober 1833.

Die hohe k. k. Statthalterei hat mir mit Erlaß Z. 1510 Nachstehendes eröffnet: Nachdem laut des Erträgnisausweises sich die Pfarreinnahmen auf 420 fl. 36 kr., die Ausgaben dagegen nur auf 14 fl. belaufen, so daß ein Überschuß von 406 fl. 36 kr. gegenüber den garantierten 300 Gulden verbleibt, kann dem Ansuchen des Lokalcaplanes, um eine 15 % Teuerungszulage, nicht willfahrt werden.

14. September 1837.

Mit dem heutigen Tage gieng zum ersten Male das österreichische Dampfschiff „Mariana" um 7½ Uhr abends von Wien nach Linz hierorts vorbey und kehrte am 19. September wieder von Linz nach Wien zurück. Das Schiff wurde beym Vorbeyfahren um 3 Uhr Nachmittag mit Lösung von Pöllerschüssen feyerlichst begrüßt und salutieret, worauf von der Dampfpfeife eine Gegen-Salutatio mit 2 Canonen samt Vivatgeschrei geschah.

16. July 1847.

1 Uhr Nachmittags entstand aus nicht zu ermittelnden Gründen ein Schadenfeuer, das 5 Gehöfte in Asche legte. Eine Frau verbrannte sich Gesicht, Hände und die rechte Brust, so daß sie nach St. Pölten mußte gebracht werden und dorten elendiglich starb. Die rückwärts an die Brandstätten anstoßende Felswand war glührot, das Gesträuch brannte und die ober dem Berge stehenden Kornfelder ebenfalls. Wir haben eine Sammlung für die Abbrändler gemacht und wollen alle zusammenhelfen, daß sie bald wieder unter Fach kommen.

1850, 27. Februar.

Vom bösen Jahr 48 habe ich erst vor kurzem erfahren, daß es ist so arg gewesen; ich habe es früher nicht glauben wollen und können; Sie sagen, nun weht ein anderer Wind; ich spüre nichts davon; nur die blauen Veilchen sind heuer schon da, samt vielen Frühlingsvögeln, die aber noch erfrieren werden.

Zufolge ämtlicher Erhebungen war die Eisdecke 8 bis 10 Schuh dick. Bei Arnsdorf fuhr man auch mit schwerbeladenen Wagen über das Donaueis. An Sonntagen wimmelte es von Menschen von nah und fern am Donaustrande. Das Ende des Eisstoßes war kläglich: Die Eisdecke schmolz und verdünstete infolge des anhaltenden Tauwetters und trockenen Windes; die offenen Stellen wurden zahlreicher und zahlreicher, und über Nacht empfahl sich das Eis nach Ungarn.

3. July 1822.

Heute war die canonische Visitation Sr. Bischöflichen Gnaden, der um 6 Uhr Abends hier eintraf. Es waren zwei herrliche Triumpfbögen gespannt, mit Fahnen gezieret. Das Kirchentor war bekränzt mit der Inschrift: „Hochgelobt sey, der da kommt im Namen des Herrn." — Der Hochaltar war mit Teppichen belegt und eine Blumenguirlande hieng vom Paulus zum Petrus. Mit der bischöflichen Gnaden kamen 12 Priester, die mehr zu fürchten waren als der Bischof. Die Visitation selbst gieng glücklich vorüber.

17. November 1822.

Das Visitationsergebnis ist heute gekommen; die Beamten sagen „herabgelangt". — Es ist gar nicht gut und trägt mir auf, reinlicher die Kirche zu halten und mich weniger um die Bauern und die Ernteaussichten als um das Reich Gottes zu kümmern. Ich habe das Papier beiseite gelegt und bin vier Stunden im Trab gelaufen; das hat mir gut getan und war nicht im Visitationsergebnis verboten. — Der arme Schullehrer war nicht so touristisch gesinnt oder doch: er hat sich am gleichen Abend noch aufgehängt; er war schon ganz steif, als wir ihn fanden. Und das ist so zugegangen: In dem bischöflichen Ergebnis stand zu lesen, „daß der Schullehrer, der nach dem Prüfungsergebnis, vorzüglich in der I. Klasse, zu schließen, gewiß nicht den rechten Fleiß kann angewendet haben, aufzufordern ist, sich den Unterricht der Kinder, besonders im Lesen, ganz außerordentlich angelegen sein zu lassen und hierauf wirklich allen Fleiß anzuwenden, da dies umso wichtiger sei, als der, infolge des allzukleinen Schulzimmers, ohnehin nur halbtägige Schulbesuch ein sehr unterbrochener zu sein pflegt; widrigenfalls dem Schullehrer sein Amt disciplinarer Weise zu entziehen sey."

20. November 1822.

Den Schullehrer haben wir heute feierlich eingesegnet und begraben; denn auf einen solchen Brief hin kann doch nur ein geistig Unzurechnungsfähiger Hand an sich legen.

15. May 1833.

Am 11. ½6 Uhr früh begann ein dichter Schneefall, der durch 4 Tage hindurch anhielt. Die lagernde Schneedecke erreichte 15—20 Zoll. Die bereits üppigen Kornfelder verschwanden unter der

schende unnatürliche Wärme (20° R.), welche in den Gebirgsländern große Massen Schnee zum Schmelzen brachte und damit alle Bäche zu Strömen anschwellte; sämtliche Strassen in der Gegend wurden zerstört.

1863, 19. März.

Heute ist zum erstenmal das Ave Maria mit der neuen Glocke geläutet worden; vorher bediente sich die Gemeinde, aus Armut das ganze Jahr hölzerner Klappern, was oft Veranlassung zu Spott und Gelächter der Nachbargemeinden gab. — Im vergangenen Winter hausten bei uns und Umgebung die Blattern; fast in jedem Hause lagen mehrere Kinder und Erwachsene krank darnieder; auch viele starben.

1866, July.

In der Zeit vom 7.—15. July herrschte hier ein panischer Schrecken wegen der Ankunft der Preußen. Man packte ein und wollte vergraben; am 15. July erschienen Pionniere und führten alle Wasserfahrzeuge nach Wien, das von den Preußen soll belagert werden. — Am 16. July erschienen preußische Reiter, die ehrlich alles bezahlten, was sie nahmen.

1. März 1869.

Heute wurde der Kirche die Schule entzogen und es fand den 9. May die canonische Visitation und Religionsprüfung zum erstenmal in der Kirche statt. Für die Schule wurden k. k. Schulinspektoren ernannt.

Herbst 1870.

Ceres hat mit ihren Gaben nicht gekargt und den Fleiß und die Arbeit des Landmannes reichlich belohnt; es herrrschte oft Scirocco.

Frühjahr 1871.

Es muß aufgezeichnet werden, daß wieder eine schwere Überschwemmung uns heimgesucht hat; und daß sich folgendes Geschehnis ereignet hat: Es standen Mann und Weib, Eheleute, sich retten wollend auf einem vom Wasser umbrausten, dem Einsturz anheimgegebenen Mauerstück. Sie nahmen von einander Abschied und faßten sich um den Hals; dann stürzten sie sich in den wildschäumenden Strom, — wurden aber von den mit Haken wartenden Leuten glücklich gerettet; kaum aus dem Wasser gezogen, stürzte krachend die Mauer ein.

25. May 1870.

Nachmittags um $\frac{1}{2}$3 Uhr hat ein fürchterliches Gewitter mit Hagelschlag eingesetzt, das gleich am Anfang im Pfarrhof alle Fenster eingeschlagen und die Dachung beschädigt hat. Der Hagelfall hatte erst die Größe von Hühner-, dann von Taubeneiern; er liegt jetzt schon einen halben Schuh hoch. Von den eingeschlagenen Fenstern geht ein Zug

1858, 1. November.

Von heute an wurde die österreichische Währung mit dem um 5 Prozent minderhaltigen Gulden zu hundert Neukreuzern die ausschließliche gesetzliche Landeswährung in ganz Österreich.

1859.

Am 21. April Abend glänzte am Himmel, von 9—10 Uhr vorzüglich, ein Nordlicht, das seines Gleichen nicht hatte. Schon nachmittags war die Magnetnadel unruhig, der Stand des Barometers tief. Um 8 Uhr Abends wurde der Nordhimmel carminrot; auf der nord-westlichen Seite fuhren breite Feuergarben bis zur halben Höhe des Himmels empor. Nachdem die Erscheinung ihren Höhepunkt erreicht hatte, fiel eine glänzende, gelbe, große Feuerkugel fast senkrecht im Norden herab, was mit dem dunklen Südhimmel eine höchst effectvolle Wirkung hervorrief; auch fielen mehrere Sternschnuppen. Vom 31. July bis 10. August wurde das seltsame Schauspiel gesehen, daß das Cavallerie-Regiment „Großfürst Nicolaus von Rußland" bei uns ein Lager schlug. Das Lager der Schwadronen bestand aus Laubhütten für Soldaten und Pferde im Freien. Den 5. August war abends ein fürchterliches Lagerfeuer; bei tropischer Hitze; 34° R. — Meine Krumetfechsung, die an das Lager angrenzte, wurde gänzlich vernichtet. Das Regiment hatte Marschroute nach Italien.

1860, 1. Juni.

Laut Decret vom 15. May 1859, Z. 20.162, ist dem jeweiligen Schullehrer, in der Eigenschaft als Meßner, statt 11 fl. W. W., wie bis jetzt, für die Zukunft Eilf Gulden C.-M. als jährl. Meßnerbeitrag aus der Kirchenkassen bewilligt worden.

1862, Februar.

Schon den 1. Februar Abends stand das Wasser der Donau bis an die Reichsstrasse, daß niemand mehr gehen konnte. In der Nacht stieg der Donaustrom um 2 Meter. Holz, Einrichtungsgegenstände, ganze Dächer und Gartenzäune wurden stromabwärts getrieben. Vom Gemeindehaus an deckte alles eine tiefe Wasserfläche, und da auf den Scheiterplätzen die Holzstöße, vom Wasser gehoben, wie Kartenhäuser zusammenfielen, so glich alles einer großartigen Holzschwemme. In die an der Donau gelegenen Häuser konnte man nur mit Kähnen von der Bergseite gelangen, um durch das Dach die Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Das Fischerhäusel wurde überhaupt mit allem abgerissen. Die Mastschweine des Schiffmeisters konnten nur durch Aufziehen mit Seilen aus dem Stalle in den Dachboden gerettet werden. Es wurden rückwärts der Häuser Strohhütten aufgeschlagen und darunter lagerten die Bewohner mit ihrem Vieh. — Die Ursache der Überschwemmung und des Unglückes war wohl weniger der anhaltende Regen, als die in diesen Tagen herr-

brauchte er sich nicht selbst zu schützen, die Anwesenheit des Herrn verbürgte ihm Friede und Sicherheit. Ja, er durfte sich nicht mit Schutzmitteln versehen; dem Herrn gegenüber sollte er keine Waffe tragen; erschien er vor ihm in Waffen, so war dies Trotz, Mangel an Vertrauen und Ehrerbietung, unter Umständen Auflehnung. Die wichtigste Schutzwaffe aber war der Helm, die Eisenhaube. Deshalb schrieben die Lehnrechtsbücher vor, daß, bevor der Vasall vor den Herrn tritt, er nicht nur Schwert und Messer ablegen, sondern auch das Haupt entblößen soll. Er soll „Hut, Hauben und Kappen wegtun". Wer dagegen handelte, hatte eine Buße verwirkt. Der Lehnsherr blieb auch im Lehnshofe im Schmuck der Waffen. So hat auch heute der Landesherr, wenn er die Sitzungsperiode des Parlaments feierlich mit einer Thronrede eröffnet, den Helm auf dem Haupte, während die Minister und Abgeordneten barhaupt sind. Der Helm ist das Zeichen des Herrn, die Entfernung der Kopfbedeckung das Zeichen des Untergebenen. Die Pflicht des Hutabnehmens bestand nur im Lehnshofe des Herrn, nicht im Felde oder überhaupt, wenn der Lehnsmann im Militärdienst des Herrn sich befand. Daher ist das Abnehmen der Kopfbedeckung kein militärischer Gruß. Das Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung vertritt das Abnehmen der letzteren, ist dessen Symbol und wie die Entblößung des Hauptes ein Zeichen der Wehrlosigkeit gegenüber dem Vorgesetzten.

Aus diesem historischen Ursprung erklärt sich, daß der Gruß durch Abnehmen des Hutes bei denjenigen Völkern Sitte ist, die eine Zeit des Feudalwesens durchlebt haben oder vom Feudalwesen beeinflußt worden sind, während bei den Orientalen gerade die Verhüllung des Hauptes ein Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit ist; ferner daß der Gruß durch Hutabnehmen in den untersten Gesellschaftsklassen, die den feudalen Anschauungen fern standen, niemals recht gebräuchlich geworden ist und sich nur als Nachahmung der „feineren" Sitte der höheren gesellschaftlichen Klassen verbreitet hat, sowie diese das höfische Benehmen des Feudaladels nachahmten und zur Sitte machten; endlich, daß Frauen in dieser Art nicht grüßen, selbst wenn die Art ihrer Kopfbedeckung sie nicht daran hindern würde.

Vasall bedeutet Diener; indem man sich einem andern gegenüber so benimmt, wie es einem Vasallen seinem Herrn gegenüber geziemt, bekennt man sich als seinen Diener. Durch das Abnehmen des Hutes oder der Mütze erklärt man daher durch ein Symbol genau dasselbe, was die Worte „Ihr Diener" bedeuten.

Eine etwas andere Erklärung hat Herbert Spencer im vierten Bande seiner Soziologie gegeben, wo er die Herrschaft des Zeremoniells behandelt. Er geht davon aus, daß bei den ältesten wilden Völkern der Kriegsgefangene nackt ausgezogen wurde oder wenn er sich freiwillig ergibt,

durchs ganze Haus, vor dem man sich nicht wehren kann. — Es blitzt und donnert in einem. Warum schlägt der Blitz so oft in Bäume, unter denen Menschen sind? Ist eine Anziehungskraft vom Menschenleben zur Elektrizität? — Der Blitz — —

*
* *

26. May 1870.

Während des gestrigen Unwetters wurde der hiesige Localcaplan, der ohne Unterlaß durch 50 Jahre hier wirkte, als er Eintragungen in dieses Buch vornahm, vom Blitze erschlagen. Er erreichte ein Alter von 75 Jahren und war unser aller bester Freund. — Er ruhe in Frieden! —

Der Ursprung unserer Höflichkeitssitten.

Von J. v. Elk.

Die Grundlage aller Höflichkeitsbezeugungen ist der Gruß. Er leitet sich von der Unterwerfung des Besiegten unter den Sieger her. Daher kommt es, daß man sich noch jetzt bei einem zeremoniellen Gruß verneigt oder die Knie beugt oder sich sogar ganz auf den Boden wirft. Man nimmt damit die Haltung ein, die der von dem Stärkeren zu Boden Geworfene hat.

Das gleiche gilt von dem Abnehmen des Hutes. Bei den wilden Menschen der Vorzeit hieb man dem Besiegten den Kopf ab. Später begnügte man sich damit, ihm Nase, Ohren oder Haar abzuschneiden, und als man auch davon zurückkam, begnügte man sich damit, daß der Besiegte die Kopfbedeckung abnahm zum Zeichen dessen, daß er sich unterwarf.

Das Abnehmen des Hutes rührt demnach aus einer rohen Zeit her, wo eigentlich jeder bewaffnet sein mußte. Nahm damals einer den Helm ab, so brachte er damit seine friedfertige Gesinnung zum Ausdruck. Das gleiche geschah dadurch, daß er seinem Gegenüber die unbewaffnete Rechte reichte.

Einst war es Brauch, daß in Gegenwart des Fürsten oder Herrn niemand als dieser allein bedeckten Hauptes sein durfte. Wenn wir nun den Hut abnehmen, so begrüßen wir den anderen als unseren Herrn. In Wirklichkeit aber beweisen wir ihm dadurch lediglich unsere Ehrerbietung.

Professor Dr. Paul Laband erklärt das Grüßen durch Abnehmen der Kopfbedeckung wie folgt: Der Lehnsmann stand nicht nur im Dienst, sondern auch im Schutz des Herrn. Erschien er vor dem Herrn, so

Auch in den mannigfachen Komplimenten und den Äußerungen der Ergebenheit in Briefen finden wir noch deutliche Überreste alter Sklavensitten. „Ihr ergebenster Diener", „Küss' die Hand", „Hochachtungsvoll", all diese Ausdrücke, die bei den einzelnen Völkern sich in großer Ähnlichkeit wiederfinden, haben denselben Sinn, obschon sie längst nicht mehr wörtlich genommen werden.

Selbst wilde Völkerstämme haben gewisse Höflichkeitsregeln, auf deren Beachtung sie halten, und bei einzelnen Nationen sind die Begrüßungsförmlichkeiten viel umständlicher als bei uns. Zwei gebildete Araber, die sich begegnen, grüßen sich zehn Minuten lang, und die Chinesen sind so höflich, daß, wenn man mit einem derselben ein Haus betreten soll, es mehrere Minuten lang dauert, bis er mit uns hineingehen will.

So kann man in allen Ländern der Welt die Äußerungen der Höflichkeit auf die ehemaligen Gebräuche der Besiegten gegenüber den Siegern zurückführen.

Namentlich auch an den Höfen haben sich überall dieselben Sitten erhalten. Sie haben bei allen Herrschern der Welt eine gewisse Ähnlichkeit: Aufzüge, lange Reihe von Titeln in den Kundgebungen, Einschließung des Monarchen durch seine Umgebung u. s. w. Im alten Mexiko durfte kein gewöhnlicher Mann aus den Volke den König sehen, ohne getötet zu werden. Bei anderen Völkern mildert sich diese Abschließung so, daß man höchstens zu einem obern Hof- oder Staatsbeamten gelangen kann, und nur selten ist es einem Untertanen möglich, vor den Monarchen selbst zu treten.

Die Fürsten lassen tunlichst alle Verrichtungen durch ihre Würdenträger und Beamten verrichten. Bei einzelnen wilden Völkerschaften spricht der Herrscher nicht direkt mit den zu ihm zugelassenen Personen, sondern zu einem seiner Beamten, der dann seinerseits das Gesagte an die fremde Person richtet. Der verstorbene Graf von Chambord lebte noch so sehr in den Anschauungen der Bourbonen, daß er nie Geld bei sich trug, sondern z. B. bei einer Kollekte in der Kirche den Grafen de la Ferronays, seinen Kammerherrn, durch ein Zeichen davon verständigte, daß dieser in seinem Auftrag eine Geldspende geben sollte.

Die Geschenke, die bei uns zu verschiedenen Anlässen üblich sind, lassen sich in letzter Linie auf die Beute zurückführen, die der Sieger dem Besiegten abnahm und die letzterer zuweilen freiwillig darbot, um sich vor größerem Unheil zu bewahren. In der Türkei, in China, in Indien (außerhalb der englischen Verwaltung) nehmen die Beamten sich einfach ihre Geschenke vom Publikum, und auf den Fidschi-Inseln sowie in anderen unkultivierten Ländern muß jeder, der sich an die Justiz wendet, ein Geschenk mitbringen. Diese Geschenke dienen eigentlich kaum der Bestechung; sie sind eine dem Höheren, dem Vertreter der Staatsgewalt dargebotene Huldigung. Diese Abgaben haben bei uns den

sich selbst entblößt. Zudem ist die Entblößung von altersher ein Ausdruck höchster Verehrung und Ergebenheit (Moses zieht die Schuhe aus, da er heiliges Land betritt). Im Laufe der Zeit vereinfachte man das Verfahren und begnügte sich damit, den Kopf zu entblößen, da dies am einfachsten geschehen konnte.

Ihering, der nicht so weit zurückgreift wie Spencer und Laband, sagt, das Abnehmen des Hutes bedeute eine Erleichterung der Verbeugung, der Hut vertrete dabei den Kopf und erspare ihm die Mühe, sich ganz oder teilweise zu senken.

Bei den unzivilisierten Völkern wird noch jetzt dem Gefangenen das Haar abgeschnitten. Nur der freie Mann darf sein Haar voll wachsen lassen; der Sklave oder Hörige aber muß die Kopfbedeckung abnehmen, damit man seinen Stand erkennt.

Die Verbeugung ist das letzte Überbleibsel der Unterwerfung des Gefangenen, des Sklaven, des Hörigen unter seinen Herrn. Verbeugen wir uns vor jemand, so erniedrigen wir uns absichtlich, um den anderen als höherstehend anzuerkennen.

Noch heute werfen die Neger sich platt auf den Boden, die Orientalen knien nieder oder bücken sich tief wie die Muselmänner.

Lassen wir jemand zuerst zur Tür hineingehen oder begleiten wir ihn an seiner linken Seite, so erklären wir ihn wiederum als den Vornehmeren. Holen wir ihm einen Stuhl, sind wir ihm beim Anziehen des Überrocks behilflich, so sind das alles Dienste, die wir ihm leisten.

Der Händedruck und das Händeschütteln sind eine abgekürzte Form der Umarmung, die ein Bewillkommen in lebhafter Weise bei guten Bekannten, Verwandten und Liebenden bedeutet.

Der Händedruck ist nach Herbert Spencer in der Weise entstanden, daß zwei sich begegnende Personen sich freundschaftlich die Hand küssen wollen. Jeder ergreift die Hand des andern, und so entsteht der Händedruck ohne den beabsichtigten Kuß.

In der Regel soll man einer Dame die nicht behandschuhte Rechte reichen. Diese Sitte rührt wohl noch aus der Ritterzeit her, wo die Männer schwere Eisenhandschuhe trugen, die einer Frauenhand natürlich sehr unangenehm gewesen wären.

Die Besuche entspringen einer alten Sitte, die sich noch jetzt bei wilden Völkerschaften vorfindet: Die Untertanen erscheinen bei ihrem Häuptling, damit dieser sich davon überzeugen kann, daß sie ihm noch ergeben sind. Im Mittelalter war der Adel an den Höfen dem Monarchen treuer ergeben als die auf ihren Besitzungen weilenden Adligen. Auch jetzt noch hat der Besuch zum Teil den Sinn: Wir sind Ihnen noch immer gute Freunde. Er bringt aber auch die Freude zum Ausdruck, die man in der Nähe eines Bekannten empfindet.

Macht verdankt. Deshalb zieht der Präsident den Hut ab vor dem Volke, während dieses sich bedeckt hält.

Eine Menge weiterer Einzelheiten kann man in dem erwähnten Werke von J. v. Eltz: „Lebens- und Anstandsfragen“ nachlesen. Dieses Werk, das soeben im Verlage von Fredebeul & Koenen in Essen erschienen ist, begnügt sich nicht mit einer kulturgeschichtlichen Betrachtung unserer Sitten, sondern es erörtert auch zahlreiche Fragen des Anstandes im heutigen gesellschaftlichen Verkehr, die in keinem andern Anstandsbuch behandelt werden. Aus diesem Grunde wird das Buch vielen willkommen sein, nicht bloß als eine anregende Lektüre, sondern auch zur Belehrung im geselligen Leben.

Wie das Volk Naturgeschichte treibt.

Davon erzählt uns Dr. Oskar Dähnhardt in seinen naturgeschichtlichen Volksmärchen (Leipzig, B. G. Teubner) zwei Bände voll Beispiele. Aus alten Überlieferungen werden die Dinge auf dem Lande, im Walde, im Gebirge immer noch nacherzählt. Man schmunzelt beim Erzählen und beim Zuhören, man glaubt's nicht und hat's wohl nie wörtlich geglaubt, aber man liebt das Phantastische dran, das Lehrhafte, das Schalkhafte. Und es ist ein gut Teil Volksseele niedergelegt in solchen Fabeln, darum können sie uns lieb sein.

Vom Zaunkönig und von der Eule.

In den alten Zeiten, da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des norddeutschen Schmiedes ertönte, so rief er: „Smiet mi to! Smiet mi to!“ Wenn der Hobel des Tischlers schnarrte, so sprach er: „Dor häst! Dor, dor häst!“ Fing das Räderwerk der Mühle an zu klappern, so sprach es: „Help, Herr Gott! Help, Herr Gott!“ Und war der Müller ein Betrüger und ließ die Mühle gehn, so sprach sie hochdeutsch und fragte erst langsam: „Wer ist da? Wer ist da?“ dann antwortete sie schnell: „Der Müller! Der Müller!“ und endlich ganz geschwind: „Stiehlt tapfer, stiehlt tapfer, vom Achtel drei Sechter.“

Zu dieser Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verstand; jetzt lautet es nur wie ein Zwitschern, Kreischen und Pfeifen, und bei einigen wie Musik ohne Worte. Es kam aber den Vögeln in den Sinn, sie wollten nicht länger ohne Herrn sein und einen unter sich zu ihrem König wählen. Nur einer von ihnen, der Kiebitz, war dagegen: frei hatte er gelebt und frei wollte er sterben, und

Charakter eines Geschenks verloren, da sie vom Staate als Steuern obligatorisch eingeführt sind und aus ihnen die Beamten bezahlt werden.

Die eigentlichen Höflichkeitszeremonien waren schon bei den Griechen und den Römern ziemlich vereinfacht. Die Griechen verachteten den Pomp und die Etikette der Perser. Die Römer aber liebten eine einfache Hoheit ohne komplizierte Formalitäten. Bei den Sklaven bestand zwar noch die alte Abhängigkeit, aber bei den Freien erinnerte kaum noch etwas in der Sprache und im Gruße an die Erniedrigung des Besiegten.

Durch das Christentum wurden zwar die Kriege nicht beendet, aber die Lehre von der Würde, der Freiheit und der Gleichheit der Menschen veränderte und vereinfachte doch wesentlich die sklavischen Umgangsformen, die rohen Sitten, die bei den kriegerischen Völkern der alten Zeit üblich gewesen waren. Die Christen weigerten sich, ihre Schuhe zum Zeichen der Ergebenheit auszuziehen, und ebenso weigerten später die Quäker sich in der Neuen Welt, ihre Kopfbedeckung abzuziehen. Sie begnügen sich mit einem einfachen freundlichen Gruße, und neuerdings macht sich ganz unabhängig von ihnen in Europa eine Bestrebung geltend, den Hut beim Gruße nicht mehr abzuziehen.

Aber auch abgesehen davon hat die Grußform sich im Laufe der Zeit wesentlich vereinfacht. Wir begnügen uns mit einem kurzen flüchtigen Gruße, und es fiele uns nicht mehr ein, beim Begegnen eines Bekannten auf die Seite zu treten, stehen zu bleiben, den Oberkörper tief zu verneigen und den Hut in der Hand zu halten, bis jener vorbei ist. Die Frauen beugen das Knie nicht mehr und sie reichen sogar den Männern ganz formlos die Hand.

Der Gebrauch, Geschenke zu geben, nimmt immer mehr ab und ist in Amerika bereits fast verschwunden. Die Besuche aber werden schon vielfach durch die Abgabe von Visitenkarten ersetzt. Und während es früher üblich war, diese selbst abzugeben, werden sie bei manchen Gelegenheiten durch Bediente überbracht oder sogar der Post zur Beförderung übergeben.

Auch die Korrespondenz hat sich vereinfacht. Die großen Briefbogen, auf denen unsere Vorfahren schrieben, sind im Privatverkehr nicht mehr üblich. Wir begnügen uns mit kleinen Briefbogen, selbst mit Billets und Postkarten.

Am meisten vereinfacht sich die Höflichkeit in dem demokratischen Amerika. Hier zieht man den Hut nur selten ab, Leute aller Stände reichen sich ohne Unterschied die Hand, und die Angestellten treten ebenso selbstbewußt auf wie die Prinzipale und die Herrschaften. Der Präsident ist nicht mehr als der Schuhputzer; dieser übt sein Handwerk aus kraft eigenen Willens, während jener vom Volke gewählt ist und ihm seine

Wie klatschte da die Gans mit ihrer breiten Brust nieder auf das Land! Wie scharrte der Hahn schnell ein Loch! Die Ente kam am schlimmsten weg, sie sprang in einen Graben, verrenkte sich aber die Beine und watschelte fort zum nahen Teiche mit dem Ausruf: „Pracherwerk! Pracherwerk!" Der Kleine ohne Namen aber suchte ein Mäuseloch, schlüpfte hinab und rief mit seiner feinen Stimme heraus: „König bün ick! König bün ick!"

„Du unser König?" riefen die Vögel noch zorniger, „meinst du, deine Listen sollten gelten?" Sie beschlossen, ihn in seinem Loche gefangen zu halten und auszuhungern. Die Eule ward als Wache davor gestellt: sie sollte den Schelm nicht herauslassen, so lieb ihr das Leben wäre. Als es aber Abend geworden war und die Vögel von der Anstrengung beim Fliegen große Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bett. Die Eule allein blieb bei dem Mäuseloch stehen und blickte mit ihren großen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch müde geworden und dachte: „Ein Auge kannst du wohl zutun, du wachst ja noch mit dem andern, und der kleine Bösewicht soll nicht aus seinem Loch heraus." Also tat sie das eine Auge zu und schaute mit dem andern steif auf das Mäuseloch. Der kleine Kerl guckte mit dem Kopf heraus und wollte wegwitschen, aber die Eule trat gleich davor, und er zog den Kopf wieder zurück. Dann tat die Eule das eine Auge wieder auf und das andere wieder zu und wollte so die ganze Nacht abwechseln. Aber als sie das eine Auge wieder zumachte, vergaß sie das andere aufzutun. Und sobald die beiden Augen zu waren, schlief sie ein. Der Kleine merkte das bald und schlüpfte weg.

Von der Zeit an darf sich die Eule nicht mehr am Tage sehen lassen, sonst sind die anderen Vögel hinter ihr her und zerzausen ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nachtzeit aus, haßt aber und verfolgt die Mäuse, weil sie solche böse Löcher machen. Auch der kleine Vogel läßt sich nicht gern sehen, weil er fürchtet, es ginge ihm an den Kragen, wenn er erwischt würde. Er schlüpft in den Zäunen herum, und wenn er ganz sicher ist, ruft er wohl zuweilen: „König bün ick!", und deshalb nennen ihn die andern Vögel aus Spott Zaunkönig.

Niemand aber war froher als die Lerche, daß sie dem Zaunkönig nicht zu gehorchen brauchte. Wenn sich die Sonne blicken läßt, steigt sie in die Lüfte und ruft: „Ach, wo is dat schön! schön is dat! schön! schön! ach, wo is dat schön!"

Was der Wolf fressen darf.

(Aus Estland.)

Der Wolf litt großen Hunger. In seiner Not kam er zum lieben Gott und bat um Speise. Der liebe Gott fragte ihn: „Was möchtest

angstvoll hin und her fliegend rief er: „Wo bliew ick? Wo bliew ick?“ Er zog sich zurück in einsame, unbesuchte Sümpfe und zeigte sich nicht wieder unter seinesgleichen.

Die Vögel wollten sich nun über die Sache besprechen, und an einem schönen Maimorgen kamen sie alle aus Wäldern und Feldern zusammen, Adler und Buchfinke, Eule und Krähe, Lerche und Sperling, was soll ich sie alle nennen? Selbst der Kuckuck kam und der Wiedehopf, sein Küster, der so heißt, weil er sich immer ein paar Tage früher hören läßt. Auch ein ganz kleiner Vogel, der noch keinen Namen hatte, mischte sich unter die Schar. Das Huhn, das zufällig von der ganzen Sache nichts gehört hatte, verwunderte sich über die große Versammlung. „Wat, wat, wat is denn dar to don?“ gackerte es, aber der Hahn beruhigte seine liebe Henne und sagte: „Luter riek Lüd“, erzählte ihr auch, was sie vorhätten. Es ward aber beschlossen, daß der König sein sollte, der am höchsten fliegen könnte. Ein Laubfrosch, der im Gebüsche saß, rief, als er das hörte, warnend: „Natt, natt, natt! Natt, natt, natt!“, weil er meinte, es würden deshalb viel Tränen vergossen werden. Die Krähe aber sagte: „Quark ok!“, es sollte alles friedlich abgehen.

Es ward nun beschlossen, sie wollten gleich an diesem schönen Morgen aufsteigen, damit niemand hinterher sagen könnte: „Ich wäre wohl noch höher geflogen, aber der Abend kam, da konnte ich nicht mehr.“ Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich also die ganze Schar in die Lüfte. Der Staub stieg da von dem Felde auf, es war ein gewaltiges Sausen und Brausen und Fittichschlagen, und es sah aus, als wenn eine schwarze Wolke dahinzöge. Die kleinern Vögel aber blieben bald zurück, konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die größern hielten's länger aus, aber keiner konnte es dem Adler gleichtun; der stieg so hoch, daß er der Sonne hätte die Augen aushacken können. Und als er sah, daß die andern nicht zu ihm herauf konnten, so dachte er: „Was willst du noch höher fliegen, du bist doch der König“, und fing an, sich wieder herabzulassen. Die Vögel unter ihm riefen ihm alle gleich zu: „Du mußt unser König sein, keiner ist höher geflogen als du.“ „Ausgenommen ich!“ schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in die Brustfedern des Adlers verkrochen hatte. Und da er nicht müde war, so stieg er auf und stieg so hoch, daß er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Als er aber so weit gekommen war, legte er seine Flügel zusammen, sank herab und rief unten mit feiner, durchdringender Stimme: „König bin ück! König bin ück!“

„Du unser König?“ schrien die Vögel zornig, „durch Ränke und Listen hast du es dahingebracht“. Sie machten eine andere Bedingung: der sollte ihr König sein, der am tiefsten in die Erde fallen könnte.

dunkelblauer Farbe wuchsen. „Ei“, sagte der Böse bei sich, „schöner wären diese Beeren, wenn sie meine Farben trügen“, und erschuf solcher Beeren von roter Farbe genug. Dabei tat er den Schöpferspruch, daß jeder, der ein solches Beerlein äße, mit Leib und Seele ihm gehören solle. — Es währte nicht lange, so kamen schon zwei brave Kindlein in den Wald herein, Moosbeeren zu sammeln und fanden im Suchen auch die roten. Weil ihnen diese viel seltsamer waren, da sie die blauen doch alle Tage haben konnten, wurden sie von den roten angelockt, daß sie nicht mehr widerstreben konnten und sich schon danach bückten. Indem tut sich der Himmel auf, und der liebe Herrgott, der es geschwind bemerkt hatte, macht ein Kreuz auf die Erde herab, und siehe, von Stund an war jede Preißelbeere mit einem Kreuzlein versehen, wie es der Herrgott gemacht.*) Der Teufel aber fuhr mit Ingrimm zur Hölle hinab und ballte noch vor dem Höllentor die Faust hinauf vor Zorn und Ärger, daß beim lieben Herrgott zwei Kindlein mehr gelten als er.

Warum der Ochse langsam geht.

(Aus Luxemburg.)

Sobald der Mensch den Ochsen sah, bemerkte er auch seine große Kraft und gebrauchte ihn, um Lasten zu ziehen. Der Ochse gehorchte der Stimme des Herrn und zog die schweren Lasten schnellen Schrittes. Doch als er nach vielen Arbeitsjahren die Ruhe, die er ersehnte, nicht kommen sah, wagte das nützliche Tier seinen Führer zu fragen, wann es sich endlich ausruhen dürfe. „Niemals“, antwortete der Mensch, „du wirst bis zum Ende deiner Tage arbeiten“. — „Ah, wenn es so ist“, sagte der Ochse, „werde ich mich künftig nicht beeilen“.

Und seitdem geht er bedächtigen Schrittes einher.

Warum der Esel lange Ohren hat.

(Aus Ungarn.)

Als Gott die Welt geschaffen hatte, versammelte er alle Tiere und gab jedem einen Namen. „Man soll dich ‚Pferd‘, dich ‚Löwen‘, dich ‚Wolf‘, dich ‚Bären‘, dich ‚Fuchs‘ nennen“, sagte er zu ihnen. Dann befahl er ihnen, am nächsten Tage wieder zu kommen, um zu prüfen, ob sie ihre Namen nicht vergessen hätten. Der Esel war damals ein hübsches, niedliches Tier, er hatte keine langen Ohren, und Gott hatte ihm einen der hübschesten Namen gegeben und ihm gesagt, ihn ja nicht zu vergessen.

Als sich die Tiere am nächsten Tag versammelten, konnte jedes seinen Namen sagen, nur der Esel nicht, der hatte ihn vergessen. Darüber wurde Gott böse, nahm die beiden Ohren des Tieres, zog sie ein großes Stück in die Länge und sagte: „Esel, der du bist, da du so schnell

*) Die Beere ist von vier Kelchlappen gekrönt.

du denn fressen?" — „Darf ich das anfallen, was Wolle und Hufe trägt?" — „Nein, das darfst du nicht, denn es ist mein allerfrömmstes Tier!" — „Darf ich die Schnauzenträger rauben?" — „Nein, auch nicht, denn sie sind die Hauswächter der Menschen!" — „Was soll ich denn aber nehmen und essen?" heulte der Wolf. — „Von jedem Bauernhof, wo Brot gebacken wird, sollst du einen Laib erhalten", sprach der liebe Gott. „Bist du mit diesem Essen zufrieden?" — „Juchhei!" schrie der Wolf, „das ist mir recht!" und ging seines Wegs. Jetzt führte Isegrim ein herrliches Leben. Er schlang und schlief, wie es nur ein reicher Faulpelz tut.

Einer Bauernfrau war es aber leid um das Brot, das der Wolf jedesmal erhielt. Als er nun wiederkam, warf sie ihm statt des Brotes einen glühenden Stein vor. Der Wolf versengte sich das Maul und lief heulend und fluchend in den Wald. Seitdem hat er auch einen schwarzen Rachen.

Dann kam er wieder zum lieben Gott, klagte ihm seine Not und sprach: „Für Brot gab man mir einen glühenden Stein, woran ich mir das Maul versengte. Da getraue ich mich nicht mehr hin! Was soll ich aber jetzt essen?" — „Nun, wenn die Dinge so stehen", sprach der liebe Gott, so darfst du überall einbrechen, wo Rauch aufsteigt und eine Tür angebracht ist."

Seitdem würgt auch der Wolf alles nieder, was ihm nur in die Krallen fällt.

Die Erdbeeren.

Einst ging ein neidischer, habgieriger Knabe in den Wald, um Erdbeeren zu suchen. Er hatte schon ein hübsches Körbchen fast voll, da begegnete ihm die Mutter Gottes und fragte in ihrer liebreichen Art: „Was hast du in deinem Körbchen?" Das Kind sagte trotzig: „Nichts!" Denn es fürchtete, sie wolle von den Beeren haben. „Ei!" sprach die Mutter Gottes, „ist es nichts, so wird es dir auch nichts nützen!" Und von da an wird keiner von Erdbeeren satt, er mag deren noch so viele essen.

Die Preißelbeere.

(Aus Tirol.)

Vor langer Zeit begab sich der Teufel zu unserm Herrgott und bat ihn, daß er ihm etwas zu erschaffen erlaube, wodurch er sich berühmt machen und einen größeren Anhang erwerben könnte. Der Herrgott wußte zwar, daß der Satan nichts Gutes erschaffen kann, aber er dachte sich, „der Teufel kommt mir nicht obenauf", und gab ihm die Erlaubnis. Voller Freude ging der Satan fort, und während er so darüber nachsann, was er am passendsten erschaffen könne, führte ihn der Weg durch einen Wald, wo viele Moosbeeren von wunderschöner

Man wird freilich den Kopf schütteln. Aber je kleingläubiger einer diesem Vorschlag gegenübersteht, mit je weniger Gefahr kann er sich unterschreiben. Und gerade von diesem Pessimismus hoffe ich Erfolg. Wenn tausend Pessimisten sich zum Zahlen verpflichten mit der heimlichen Hoffnung, „daß es eh nit dazukommt“, dann haben wir die Millionen. Und dann wird's doch keinen reuen. Also ich brauche tausend Pessimisten.

Einen ähnlichen Vorschlag habe ich vor Jahren gemacht: Jeder echte Deutsche soll, falls tausend Gleichgesinnte sich fänden, den zehnten Teil seines Vermögens zur nationalen Hilfe opfern; ich wollte den Anfang machen. Es war zu viel verlangt, der Vorschlag ist lautlos in den Orkus gesunken. Sollte man's nicht nochmals versuchen? Ich glaube doch, daß tausend national gesinnte Männer aufzutreiben sind, die eine Hingabe von zweitausend Kronen nicht arg spüren. Und wenn's ihnen auch schwer wird! Es sind für Volk und Vaterland schon größere Opfer gebracht worden. —

Dieser Vorschlag geht jetzt in die Welt. Will sehen, was er für Meinungen auslöst. Zeigt sich Geneigtheit dafür, dann könnte die Sache ein deutschnationaler Verein in die Hand nehmen und durchführen. Die Verschreibbögen (auf deutsch Subskriptionsbögen) würden z. B. an die Mitglieder der Südmark, des Deutschen Schulvereins geschickt und von diesen werbend an größere Kreise weitergegeben. Die Werbefrist etwa fünf Jahre. Dann wird die Unterschriftsammlung geschlossen. Sind bishin zwei Millionen nicht gezeichnet, so verlieren alle Unterschriften ihre Giltigkeit und die Geschichte ist aus. Sind nach fünf Jahren zwei Millionen gezeichnet, dann werden durch den betreffenden nationalen Verein von den Unterzeichneten die Gelder eingezogen. — So ungefähr denke ich mir den Vorgang. Vielleicht werden von anderen bessere Vorschläge gemacht.

Mich leitet der Gedanke, daß der einzelne selbst für den besten Zweck 2000 Kronen schwer und ungern, will lieber sagen, gar nicht gibt, wenn's nicht auch andere tun. Daß er aber freudig mitopfert zu einer Nationalspende, an der sich die Besten des Volkes beteiligen und die ein großes Ergebnis hat. Ein niedrigeres Ziel als zwei Millionen, eine kleinere Gabe als 2000 Kronen anzunehmen, schiene mir nicht gut zu sein. Die Sache könnte sich dann leicht in eine gewöhnliche Sammlerei verzetteln, mit viel Schererei, geringem Erfolg und keiner rechten Freude für den Spender.

Meine Frage an jeden wohlhabenden Deutschgesinnten hätte im allgemeinen etwa so zu lauten: „Geben Sie zur Gründung deutscher Schulen an unseren Sprachgrenzen zweitausend Kronen, wenn zwei Millionen draus werden?“

---

vergißt." Seitdem ist der Arme ein „Esel" geblieben und hat seine langen Ohren behalten.

Der schlaue Rabe.

(Aus Afrika.)

Der Rabe und die Vögel hielten Rat und sprachen zusammen. Nach manchem Hin- und Herreden sagte der Rabe zu ihnen: „Hört zu und setzt euch."

„Was willst du uns vorschlagen?" fragten ihn die Vögel.

„Das alle, die kleiner sind als ich, Kräuter fressen sollen, und alle, die größer sind, Fleisch."

Der Vorschlag wurde angenommen und seitdem nährt sich der schlaue Rabe sowohl von Kräutern als von Fleisch, ohne der Übereinkunft zuwider zu handeln.

Heimgärtners Tagebuch.

Mit Geld allein hat noch keiner sein Volk vor dem Niedergang bewahrt. Aber dazu gehört Geld doch, besonders jetzt, wo wir an den Sprachgrenzen nicht genug deutsche Schulhäuser bauen können. Der „Deutsche Schulverein" und die „Südmark" arbeiten ja treu und tüchtig. Aber viel zu wenig Geld. In einer schlaflosen Nacht fiel es mir ein, wie man für den Zweck zur Erhaltung des Deutschtums in Österreich ein paar Millionen Kronen zusammenbringen könnte. Bei der unermeßlichen Wichtigkeit der Sache, die ja von uns allen anerkannt und unaufhörlich besprochen wird — die Erhaltung unseres Volkstums im Vaterlande — meine ich, daß tausend wohlhabende Deutsche zu finden sein müßten, von welchen sich jeder verpflichtete, für die nationale Sache zweitausend Kronen zu zeichnen und wirklich zu spenden, *sobald der Tausendste sich unterschrieben hat.* Für den Fall, als nicht tausend Zeichner zusammenkommen sollten, wäre für keinen die Unterschrift bindend. Was meinst du, lieber deutscher Leser? Gesetzt, du bist wohlhabend, vielleicht gar reich, würdest du zweitausend Kronen auf den Tisch legen, wenn im Augenblick, als dies geschieht, sie zwei Millionen bedeuten? Denn du gibst ja nur dann, wenn mit durch dein Geben zwei Millionen zusammenkommen. Ich glaube, du tätest es. Ich auch. Zweitausend Kronen nur so für sich spenden, das kommt einem schwer an, ist damit für die große Sache auch nicht viel getan. Aber wenn ich mit demselben Betrage das Tausendfache erzwecke, so tue ich es doch mit größter Freude. Was könnte schon mit den Zinsen der Summe alljährlich für die deutsche Schule an den Sprachgrenzen geleistet werden! Es wäre ein großes Wirken in die Zukunft.

Im Friedhof zu St. Veit a. d. Triesting befindet sich an der rechten Längswand eine weiße Marmortafel; auf dieser ist zu lesen:

„Dem Andenken W. Sartoris"

und darunter steht als Widmung der Gemeinde:

„Hier ruht ein Patriot!
Er sah den Feind im Heimatslande,
Und ach! sein Herz drängt' ihn zur raschen Gegenwehr.
Doch dem übermüt'gen Feind schien Notwehr ein Verbrechen,
Blutig eilt' sogleich er sich zu rächen,
Ein Blitz, ein Knall, und ach, des Edlen Auge bricht.
So fällt, vom Frühlingssturm gebrochen,
Ein Blütenbaum, der weithin seine Zweige streckt."

Oben im Jaulinggebirge steht an der Stelle, wo der französische Soldat 1809 sein Leben ausgehaucht, ein schlichtes, rotgestrichenes, im Laufe der Zeit schon halb vermorschtes Kreuz; das führt noch bis zum heutigen Tage den Namen: Franzosenkreuz.

Diese Erinnerung brachte das „Neue Wiener Tagblatt". Wo ist für den großen Gegenstand der große Dichter?

Es gibt eine Natur erster Güte und eine Natur zweiter Güte. Natur erster Güte ist alles, was ewig gleich und wahr ist und was unbedingt muß. Natur zweiter Güte ist die durch Menschenkraft veränderte Natur, die sogenannte Kultur. Auch diese, selbst in ihren Entartungen, ist Natur, weil es außerhalb der Natur überhaupt nichts gibt. Lassen die Menschen aus, so fällt die Kultur wieder in die Natur erster Güte zurück, dann sinkt alles zurück in die „Wildnis", in das ewig Wahre, in das unmittelbare Muß.

Vor kurzem wurde in der Domkirche zu Graz von einem Dominikaner in mehreren Vorträgen meine Auffassung der Person und Lehre Jesu besprochen, die in den Büchern „Mein Himmelreich" und „I. N. R. I." dargestellt ist. Bei dem letzteren fand der Prediger, wie Ohrenzeugen berichten, im Buche selbst nicht viel auszusetzen. Ablehnend verhielt er sich aber gegen folgende Stellen, die in der Rahmenerzählung des „I. N. R. I." den armen Sünder Ferleitner betreffen, der im Gefängnisse ohne alle äußeren Behelfe ein Jesubuch schreibt. Diese Stellen lauten: „In seiner (Ferleitners) Schrift war Frieden. Nicht danach fragte er, ob es der Heiland der Bücher war (er hatte im Kerker ja kein Buch zum Nachschauen). Sein Heiland war es, wie er in ihm lebte, wie er gerade ihn erlösen konnte. So vollzog sich bei diesem armen Sünder im kleinen, wie es

In den Maitagen des Jahres 1809, als sich der französische Kaiser Napoleon I. nach dem Falle Wiens (13. Mai 1809) auf der Insel Lobau mit seiner Armee auf den Empfang des österreichischen Generalissimus Erzherzog Karl vorbereitete, war eine französische Abteilung auch in das Triestingtal gekommen. Es waren Teile der italienischen Hilfsarmee, welche Prinz Eugen, der Vizekönig von Italien, Napoleon zuführte. Alle Ortschaften zwischen Hainfeld und Leobersdorf wurden mit harten Kriegskontributionen belegt, am schwersten wurde St. Veit an der Triesting hergenommen, welchem eine Zahlung von 20.000 Gulden auferlegt worden war. Die Gemeinde war außerstande, diese Summe aufzubringen. Damals lebte dort in seiner Villa „Triestinghof" ein reicher Fabrikant namens Wilhelm Sartori, die Silberwaren aus seiner Fabrik gingen weithin in alle Lande. Diesem Manne, einem Österreicher von altem Schrot, ging die Not seiner Gemeindeangehörigen zu Herzen, er streckte ihnen die ganze Summe vor. Sartori hatte im Jaulinggebirge, das sich am rechten Ufer der Triesting von St. Veit bis Berndorf hinzieht, ein eigenes, großes, schönes Jagdrevier. Auf einer Spitze des Jauling, auf dem sogenannten „Großen Gugelhupf", hatte er sich eine Uhuhütte aufgerichtet; dorthin war er am 19. Mai gegangen, um auf Krähen zu jagen. Auf der Paßhöhe, da, wo der Weg vom Jauling sich hinabsenkt gegen Kleinfeld, einem von Pechbauern bewohnten Orte, angekommen, schritt von der Kleinfelder Seite ein französischer Soldat herauf, der ihm herrisch zurief: „Qui vive là?!" (Halt! Wer da?). Ohne die Entgegnung abzuwarten, hatte der Franzmann auch schon sein Gewehr losgefeuert, die Kugel hatte aber nur Sartoris Hut gestreift. Sartori, sich am Leben bedroht fühlend, riß nun seinerseits den Jagdstutzen von der Schulter, drückte los und im nächsten Augenblicke lag der Franzose, durch das Herz geschossen, tot zu seinen Füßen. Noch am selben Tage hatte ein armes Weib oben im Waldgebirge beim Holzklauben den toten Soldaten gefunden und hatte die Kunde von dem grausigen Funde hinabgebracht in den Ort. Auch der französische Kommandant hatte davon gehört. Er ließ sofort den Gemeindevorsteher rufen und forderte ihn kategorisch auf, ihm binnen zwei Stunden den Täter auszuliefern, widrigens der Ort in Flammen aufgehen werde. Als der Fabrikant Sartori dies hörte, beschloß er, sich selbst zu stellen, obwohl er wußte, daß er sich damit selber das Todesurteil spreche. Sartori wurde sogleich vor ein Kriegsgericht gestellt. Er gab an, daß er den französischen Soldaten erschossen habe, aber nur aus Notwehr. Das letztere glaubte man ihm nicht. Das Urteil des Kriegsgerichtes lautete auf Tod durch Erschießen. An der Ecke des kleinen Wäldchens, das zwischen Hirtenberg und St. Veit am linken Triestingufer sich ausbreitet, wurde er auf einen Sandhügel gestellt und erschossen.

als der meines sanften, schwärmerischen Vaters. Und hatten doch beide ganz die gleiche Religionslehre. — Im ganzen ist es freilich ein bestimmter Jesutypus, der dem Volkscharakter entsprechend in unserem deutschen Gebirgsvolke lebt. Und diesen Volksheiland habe ich zu schildern versucht; im Tatsächlichen und Wichtigen mich ans Evangelium haltend. Solche Absicht ist eben in der Rahmenerzählung deutlich sichtbar gemacht. Nachher, in der bearbeiteten Volksausgabe, habe ich diesen Standpunkt noch sorgfältiger hervorzuheben getrachtet.

Ich möchte gerne wissen, was in meinem Jesubuche so sehr nicht recht ist. Schon manchen katholischen Priester habe ich ersucht, mir die Stellen zu bezeichnen, die in einer Hauptsache gegen das Evangelium verstoßen. Lauter Nebensächlichkeiten wurden vorgebracht, z. B. Namensverwechslung, chronologische Verschiebungen, die durch die Erzählungsform bedingt sind, oder daß die Stimmung nicht katholisch genug sei. Einer tadelte, daß Magdalena zu Jesu in sinnlicher Liebe entbrannt zu sein scheint und tadelte mein Andeuten, daß ihn seine Mutter nicht verstanden hat. Ein Vorwurf war, daß ich das Dogma zwar gelten gelassen, aber nicht genug betont hätte. Ein argwöhnisches Gemüt fragte mich, weshalb ich die Strafpredigt Jesu gegen die hohen Priester und Schriftgelehrten im Tempel zu Jerusalem so stark hervorgekehrt hätte? Meine Antwort war leicht. Ich brauchte einen hinreichenden Grund für die Kreuzigung. In den übrigen Teilen des Evangeliums findet sich der Konflikt zwischen Jesu und seiner Gegnerschaft zwar oft angedeutet, doch nicht genug zur Begründung der Hinrichtung. Der Erzähler bedarf aber der hinreichenden Motive und darum mußte der ungeheuere Gegensatz einmal in einem Vorgange stark gezeigt werden, der dann auch fast unmittelbar zur Gefangennahme führt. —

Über das nun ungefähr in 45.000 Exemplaren verbreitete Buch habe ich seit den fünf Jahren seines Bestehens gar viele Zuschriften der Leser erhalten. Nach denselben darf ich annehmen, daß es keinen von Christus entfernt, viele aber zu ihm geführt hat.

Diese Zeilen sollen keine Polemik gegen den braven Domprediger sein, der das Weltchristentum vom abgegrenzten Standpunkt der Kirche aus betrachten muß. Sollten ihm die theologischen Schriften einmal einen unbefangenen Blick in sich selbst gestatten, so würde er mir vielleicht nicht ganz unrecht geben wegen der Zuversicht, daß uns der Heiland in vielerlei Gestalt erscheint und daß in unseres Vaters Hause viele Wohnungen sind.

Vor mir liegt der Jahresbericht des **Vereines für Armenpflege und Kinderfürsorge in Graz** (1908). Eine hochverdiente Anstalt zur Durchforschung des Grazer Armengebietes, zur Ausfindung

sich bei den Völkern im großen vollzieht: Wenn schon nicht immer der historische Jesus zum Heilande wird, so wird doch der geglaubte Heiland zum historischen, indem er durch das Gemüt der Menschen die Weltgeschichte leitet. Der im Buche steht, ist es nicht jedem; der im Herzen lebt, ist es. Solches ist auch das Geheimnis von des Heilands ewiger Kraft, daß er für den einen Menschen gerade der ist, den derselbe Mensch braucht. In den Evangelien lesen wir, daß Jesus zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Menschen in anderer Gestalt erschienen ist. Das soll uns eine Mahnung sein, jedem gerade seinen Jesus zu gönnen. Wenn es nur der Jesus der Liebe und des Vertrauens ist, dann ist es der rechte.“ Diese Auffassung hat der Dominikaner scharf getadelt, eine individuelle, persönliche Auffassung des Heilandes dürfe es nicht geben. Ich mag es dem Pater nicht verübeln. Die Kirche muß den dogmatischen Heiland predigen, den ich zwar nicht angegriffen habe. Aber unsereiner sieht in der Welt auch noch andere Erscheinungen, schaut in manches Herz jener Menschen, die selten vor eine Kanzel, nie zu einem Beichtstuhl kommen, die Sakramente nicht wirksam erfassen und doch auch ihren Christus im Gemüte tragen. Unsereiner, der auch solche Leute als Christenbrüder betrachtet und teils aus sich selbst heraus versteht, durfte jene Sätze wohl mit gutem Gewissen niederschreiben. Übrigens werden solche, die in meinem „I. N. R. I.“ einen „Roseggerschen Jesus“ suchen, recht sehr enttäuscht sein. Mein individueller Christus hat so viel Ähnlichkeit mit dem des Evangeliums, daß er von ihm kaum zu unterscheiden ist. Nur daß ich manche Volkslegende, manches symbolische Beiwerk, manchen dichterischen Schwung mit hinein verwoben habe, wie es vor mir schon Unzählige getan, die über diesen unerschöpflichsten aller Stoffe Dichtungen und Volksbücher geschrieben haben. Und wahr ist, daß ich je nach künstlerischen oder ethischen Absichten einzelne Teile mehr zurücktreten ließ, um wieder andere mehr hervorzuheben, wie es je nach Bedarf und Gelegenheit jeder katholische Prediger tut, wenn er von Jesus predigt: Einmal ist es der gütige, einmal der strenge Heiland, einmal ist er das frierende Kind, dann wieder der König Himmels und der Erde, einmal ist es der leidende Mensch, dann wieder der wunderwirkende Gott u. s. w. Das ist auch persönlich bearbeitet; ich habe es nicht viel anders gemacht. Und wenn man die Herzen unserer gläubigen Katholiken prüfen könnte auf ihr religiöses Gefühl, auf ihr inneres Gesicht: In welchem fände man einen sogenannten objektiven Gott? In jedem ist er so, wie der betreffende Mensch ihn fühlen, denken und tragen kann. Der dogmatische Heiland kann abstrakt gedacht werden. Aber lebendig wirken kann nur der Heiland, der im Gemüte des Gläubigen lebt. Der Christus meiner resoluten, praktisch und leidenschaftlich veranlagten Mutter war anders,

änderung ist doch etwas stark tendenziös. Meine Jugenderinnerung streift die Sozialdemokratie nur in einem ganz nebensächlichen Gespräche und dürfte sich wohl kaum zu einer Parteiagitation irgendwelcher Art verwenden lassen. Ich mißbillige natürlich auch an der Sozialdemokratie sowie an jeder Partei das, was mir nicht für gut erscheint, ohne damit ein Parteibekenntnis abzulegen. Wie oft soll ich denn noch wiederholen, daß ich zu keiner politischen Partei gehöre und gehören will. — Am liebsten ist es mir, wenn Parteiblätter mich gar nicht nachdrucken; ohne kleine Entstellungen, sogar Fälschungen geht es selten ab, manchmal bekommt durch derlei „Redigierung" der Aufsatz einen ganz verkehrten Sinn, der dann mir zur Last gelegt wird. Besonders bezeichnend sind die — freien Bearbeitungen, die sich mein im Novemberhefte 1908 abgedruckter Aufsatz „Unser Völkerkrieg" von Parteiblättern hat gefallen lassen müssen. Einer dieser Redakteure schrieb mir auf meinen Protest, kleine Kürzungen seien noch lange keine Inhaltsänderung. Darauf antwortete ich ihm: „Herr, ich gebe es zu, Sie haben nur ein bißchen gekürzt und ich könnte Sie nicht als Fälscher belangen!" Ersuchte ihn aber, diesen Satz um das Wörtchen „nicht" zu kürzen.

In den Zeitungen kursiert eine Notiz, daß in Hotzenplotz (Schlesien) ein Schneidermeister Wilhelm Scholz ausgesagt habe, er hätte einst in Ried (Oberösterreich) als Schneider bei einem Meister mit mir gearbeitet. Ich, ein junger Schneidergeselle, hätte kein Talent zum Handwerk gehabt und während der Arbeit immer gedichtet. — Letzteres ist wahr; ersteres ist unrichtig. Ich habe mein Lebtag nie in Ried gearbeitet, am wenigsten als Schneidergeselle. Ein solcher bin ich nie gewesen. Als die vier Lehrjahre aus waren, sagte mein Lehrmeister zu mir: „Jetzt bist frei. Aber das Freisprechenlassen zahlt sich schier nicht aus, die paar Gulden können wir uns ersparen." Darauf bin ich noch etliche Monate bei ihm geblieben, dann habe ich dem Handwerk Lebewohl gesagt. Wenn in Ried wirklich so ein dichtender Schneidergeselle meines Namens gesehen wurde, so existiert vielleicht ein zweites Exemplar von mir, von dem ich bisher nichts wußte.

Ein ausgetretener Priester in Ungarn wollte mir seine Lebensgeschichte verkaufen: „daß ich daraus einen Roman machen könnte". Sie sei sehr interessant, aber er verrate nichts, bevor ich ihm ein Angeld von 200 Kronen geschickt hätte. Ich habe das freundliche Anerbieten dankend abgelehnt. Ich arbeite nicht wie der Schuster, der erst eine Ochsenhaut haben muß, um Stiefel zu machen. Ich schustere

der Würdigen, wahrhaft Unterstützungsbedürftigen, zur Hilfe in vorübergehender Not und für dauernd, endlich zu Schutz und Fürsorge für arme, verlassene Kinder. Bei dem zunehmenden Hausbettel, wo man so oft belogen und betrogen wird, muß man wahrlich froh sein, solche Organisationen zu haben, die unsere Hilfsbereitschaft an die richtigen Adressen leiten. Eine Anzahl von hochherzigen Personen und Instituten leisten dem Vereine bedeutende Beiträge. Solche laufen auch immer häufiger zu Allerseelen, zu Weihnachten und anderen besonderen Gedenktagen ein. Die Mitgliederzahl beträgt aber nur 1780, nicht zwei Prozent der Einwohnerzahl von Graz! Der Jahresbeitrag ist nur 4 Kronen! (Zum Glücke kommen Überzahlungen vor.) Wie ist diese geringe Beteiligung an dem großen Werke möglich? Die Gleichgiltigkeit kann nicht Ursache sein, denn gerade das goldene Grazer Herz steht allem Guten und Gemeinnützigen offen. Zu wenig bekannt ist der Verein. Von acht mir bekannten Personen, die ich eines Tages fragte, weshalb sie nicht bei diesem Vereine wären, gestanden fünf, daß sie von seiner Existenz gar nichts gewußt hätten. Dann aber meldeten sie sich zum Beitritte. Die Summe der Einnahmen betrug im vorigen Jahre zirka 139.156 Kronen; die Anforderungen an den Verein waren überaus größer. Wie viele und viele braver, notleidender Menschen, die momentan bei diesem Vereine Hilfe suchten, mußten abwiesen werden. Und doch, wie viele Hunderte konnten getröstet, gestärkt, aus dem Elende gehoben und wieder in ein regelmäßiges Geleise des Selbsterwerbes gebracht werden. — Man hört manchmal sagen, die Wohltätigkeit sei Armenmacherei; je mehr Almosen, je mehr Arme. Das wird wohl seine Richtigkeit haben. Und just deshalb halte ich diesen Verein für Armenpflege und Kinderfürsorge so hoch, weil er Mittel und Wege hat, den Bittstellern auf die Zähne zu fühlen, ihre Verhältnisse zu prüfen, bevor sie beteilt werden, oder ihnen Arbeit zu vermitteln. Wohl auch hier mag sich mancher Unwürdige, der trotzdem gerne leben möchte, was erschwindeln, aber doch ungleich seltener, als es in der Privatwohltätigkeit vorkommt. Obschon ich auch diese nicht beschränkt wissen möchte. — Der Grazer, der einen solchen Verein nach seiner Möglichkeit unterstützt, kann mit gutem Gewissen an seine Wohnungstür schreiben: Hier ist das Betteln verboten. Arme mögen sich melden bei dem Vereine für Armenpflege und Kinderfürsorge, Graz, Mehlplatz Nr. 1.*)

Mein im Märzhefte veröffentlichter Aufsatz „Fünf Monate im Speckkammerl" ist im Reiche unter dem Titel „Warum er nicht Sozialdemokrat wurde" nachgedruckt worden. Diese willkürliche Titel-

*) Genannter Verein liefert auf Wunsch solche Türschilder.

Dieses Märchen hat Professor Schrötter in wunderschönen, hochpoetischen Wandbildern dargestellt, die einen neuen Saal zu Graz zieren und ihm den Namen Märchensaal gegeben haben. Eine Sehenswürdigkeit dieser Stadt. Nur ist zu gestehen, daß sein Märchen anders ausgeht, als das hier erzählte. In seiner Märchenwahrheit war es so, daß der Papst die Päpstin nicht verjagte, daß diese vielmehr weiter wünschte, ihr Mann möchte auch noch Herrgott werden. Diesen Wunsch hat aber der Wunderfisch unter Blitz und Sturm — abschlägig beschieden. Es fiel auch alle übrige Herrlichkeit zusammen und das einstige Fischerpaar war wieder das Fischerpaar. Recht so! Auch das Simanl (kommt von: sie Mannl?) muß für seine Dummheit gestraft werden. Der Maler hat aus dieser empfindlichen Strafe noch ein letztes entzückendes Bild gemacht: die Fischerhütte im Winter. Aber dem Fischer gefällt sie nicht mehr, ihr natürlich noch weniger.

Rekurse in Steuersachen sind nichts Neues. Aber der Rekurs, den ich sagen will, ist doch noch nicht dagewesen. Ein Branntweinfabrikant beschwert sich beim Steueramt, daß ihm zu geringe Steuervorschreibungen gemacht werden. Er mache doch gute Geschäfte, bereite der Menschheit so viel geistigen Genuß und Kurzweil, indem er vielen die Lebenszeit verkürze. Er verlange somit auch seine Ehre und bitte um gütige Steuererhöhung, die seinen geschäftlichen Leistungen entspreche. Das nützte dem guten Manne nichts, sein Gesuch wurde „abschlägig beschieden". Aber ein richtiger Branntweinbrenner läßt sich so leicht nicht unterkriegen, er rekurrierte an das hohe Kanzleramt. Eine förmliche Denkschrift verfaßte er, in der dargetan wurde, wie viele tausend Geschäftsleute z. B. für die baldige Erlangung des Seelenheiles der Mitmenschen viel weniger leisteten als er und sich dabei doch einer weit höherer Steuerbemessung zu erfreuen hätten. Ja manchem dieser armen, unbedeutenden Leute würde die Besteuerung sogar drückend, während er, der Branntweinfabrikant, ein wohlsituierter, stets treuer Staatsbürger sei, somit auch sein volles Staatsbürgerrecht beanspruche — eine entsprechende Steuervorschreibung. Das Kanzleramt ließ eine Untersuchung einleiten, durch die sich zwar die Wahrheit des Angeführten bestätigte; doch der Bescheid lautete, daß nach Gesetzparagraph so und so eine Erhöhung der Steuer nicht bewilligt werden könne. — So kann mancher Mensch trotz aller Strebsamkeit und Tüchtigkeit sein Recht nicht finden.

In welchem Lande hat sich das begeben?

In der Schlaraffia.

— wenn es schon Stiefel sein müssen — dieselben aus billigerem Stoffe.

Das Rodeln ist im Mai nicht alljährlich am Tage. Doch muß nachträglich folgendes gebucht werden:

Es ist eine Rundschrift gehalten worden, woher die Leute sind, die im Winter so gerne rodeln. Sie sind fast alle aus dem Tale. Die auf den Höhen wohnen, sind es nicht. Warum denn so? Bei denen vom Tale kommt beim Rodeln zuerst das Unangenehme und dann zum Lohne das Angenehme: Zuerst das Hinaufgehen, dann das Herabrutschen. Das ist gut. Bei denen vom Berge ist's umgekehrt: Zuerst herabrutschen, dann wie zur Buße wieder mühsam hinaufgehen. Das ist ungut. Die Talleute haben dabei lauter Angenehmes, die Bergleute lauter Unangenehmes. Bei den einen wird schon das Hinaufgehen ein Genuß, weil sie sich auf das Herabrutschen freuen. Bei den letzteren kommt schon beim Herabrutschen der Ärger, daß man wieder mühsam hinaufgehen muß. Ungefähr so kann man sich's erklären, falls auch das erklärt sein will, weshalb die meisten Rodler Talleute sind.

Es war einmal ein Fischer, der hatte eine fleißige Angel und ein unzufriedenes Weib. Er fing viele Fische, aber sie blieb unzufrieden. Eines Tages tauchte aus dem See der gekrönte Fisch auf und sagte: Fischer, du bist ein braver, geplagter Mann, du darfst einen Wunsch tun. Der Mann wünschte sich einen stattlichen Bauernhof. Der Hof stand da und die seinige war Großhofbäuerin. Aber das Weib rief: Tor, warum hast du nicht gleich ein Schloß gewünscht! Geh hin und tu's! Der Fischer tat's, das Schloß stand da und sie war Schloßfrau. Aber sie keifte: Wozu ein Schloß, wenn wir nicht Graf sind! Auch den Wunsch erfüllte der Fisch. Der Fischer war Graf nnd sein Weib Gräfin. Aber sie dachte: Königin wäre besser wie Gräfin. Flugs war ihr Mann König und sie Königin und hatten einen großen Hofstaat. Das Weib wollte aber ein großes Reich und ihr Mann sollte Kaiser sein. Der Wunsch ward erfüllt und sie war Kaiserin. Stolzgebläht saß sie im goldenen Wagen, während ihr Mann mit der gesteigerten Herrlichkeit immer gleichgiltiger geworden war und übel gesinnt auf sein Weib, das keine Ruhe gab und eine gar so hochmütige Trutschen war. Jetzt wünschte sie, daß ihr Gemahl mehr sei als Kaiser, daß er Papst sein sollte, damit sie die Päpstin sein. Der Fisch erfüllte ihr auch diesen Wunsch. Doch höret: Als der Fischer Papst geworden war, sagte er zu seinem Weibe: Päpstinnen gibt's nicht. Päpste dürfen kein Weib haben — schau, daß du weiter kommst! So wurde die ewig Unzufriedene verstoßen ins Elend hinaus, zur Strafe für ihre Unzufriedenheit.

Schrecknisse ersinnt, um darin zu schwelgen. Und sind solche Gerüchte dreimal besprochen, hat sich der erste Rausch erschöpft, dann ist man gleichsam auch schon vertraut mit dem Verhängnis und bleibt im gewöhnlichen Geleise. Der Schrecken, die Furcht müssen doch auch so eine Art von Genuß sein, weil sie sogar künstlich erzeugt und auf eigene Rechnung und Gefahr verbreitet werden. Jawohl ein Genuß, aber nur für den, der sie erzeugt und verbreitet. Nur sich als Erzeuger solcher „Güter“ zu bekennen, dafür hat niemand den Ehrgeiz.

Die Zeitungen des nächsten Tages waren voll von Friedenshoffnungen, um wieder den Effekt neuer Schreckensnachrichten vorzubereiten.

Nun noch ein paar Stimmungsbilder aus bereits vergangenen Tagen.

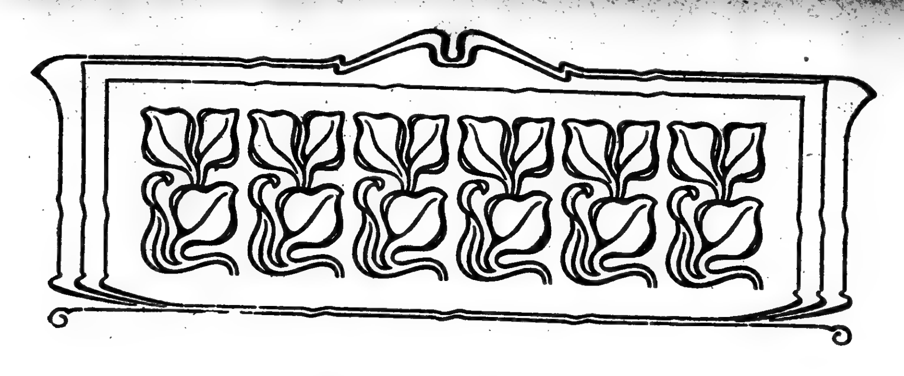
Die friedlichsten Leute sind kriegslustig geworden. Selbst die Heimgartenleser. Etliche derselben verlangen schon Kriegsberichte darüber, wie hinten, weit in der Türkei u. s. w., genau nach Goethe. Nun hat der „Heimgarten“ aber weder einen Tyrtäos noch ein Wippchen auf den Kriegsschauplatz zu entsenden und seine Hauslyra ist für derlei nie gestimmt gewesen. Einen Krieg gab es zwar, bei dem ihre Saiten ganz von selbst noch heute mitklingen: Den deutschen Befreiungskrieg, die Tiroler Freiheitskämpfe, deren hundertjähriges Gedächtnis wir heuer begehen. Auch der jetzt drohende Krieg wird heilig sein, wenn es ein Abwehrkrieg ist. Und dann findet er gewiß sein Heldenlied. — Für Eroberung slawischer Länder, deren wir nach meiner Meinung ohnehin keinen Mangel haben, müßte ich mir die Begeisterung erst anblasen.

Knapp vor diesem Tagebuchschluß und — anderen Eventualitäten hat es der Kronprinz Schorschl von Serbien seinem Vater, seiner Regierung und seinem Volke glauben müssen, welche Schweinereien er in seinem Lande angerichtet hat. Nachdem der schlagfertige Prinz seinen Kammerdiener erschlagen, ist er gezwungen worden, dem Thron von Serbien zu entsagen und das Land zu verlassen. Das heißt, er ist — trotz höflicherer offizieller Darstellung — gestürzt und verjagt worden. Aber der Junge geht nicht. Unmittelbar drauf haben die Mächte Österreich-Ungarns Besitznahme von Bosnien und Herzegowina anerkannt und Serbien zu gleicher Anerkennung gezwungen. Die Tragikomödie ist aus, wir können nach Hause gehen. Aber wir zögern. Es kommt noch was. — Viele sagen, wir wären im Reinemachen unterbrochen worden, und gerade vor dem Feste. Vielen tut es leid, daß der Feldzug nicht zustande kommt. Er wäre — sagen sie — doch nur verschoben. Zugegeben, denn alle Kriege, die nicht

Vor kurzem in Pola fragte ich einen jungen Straßenarbeiter nach der Via monte rizzi. Er antwortete in einer Sprache, die ich nicht verstand. Es war slawisch. Als er meine Ratlosigkeit sah, fragte er: „Sprechen Sie Deutsch, Italienisch oder Kroatisch?“ Da antwortete ich: „Deutsch“. So erklärte er mir freundlich und in gutem Deutsch die Richtung, die ich zu nehmen hatte nach genannter Gasse. Ich schämte mich ein wenig. Mir, einem Sohne des großen deutschen Volkes, der nur eine Sprache kann und, wie germanistische Schulmeister wissen wollen, nicht einmal die ordentlich, stellte ein gewöhnlicher Arbeiter die Wahl, in welcher Sprache ich mit ihm reden wolle. „Welcher Nation gehören Sie an?“ fragte ich ihn. „Nation?“ sagte er kopfschüttelnd, „mein Vater war ein Deutscher, meine Mutter eine Kroatin und hier spricht man Italienisch.“ — Und solche Leute können auch noch existieren heutzutage?

Das waren bange Stunden in Pola. Von zwei lustigen Enkeln kindlich umgaukelt, denen ich zur Zeit den Vater ersetzen sollte, der im südlichen Dalmatien auf seinem Schiffe Wacht an der Grenze hielt. So blickte ich von der Terrasse des hochgelegenen Hauses über die Stadt hinweg auf den Hafen, der mit kampfbereiten Kriegsschiffen besetzt stand. Der Himmel war schwer bewölkt, es atmete schwüler Schirokko vom Meere herein. Da eilte meine Tochter die Treppe herauf mit der neuesten Nachricht, in Belgrad sei der österreichische Gesandte ermordet worden! — Das ist der Krieg. Ich lief in die Stadt hinab, das Gerücht schwirrte durch die Bevölkerung, aber die Leute waren ziemlich ruhig. Der deutsche Marineoffizier schritt ernst schweigend durch die Straßen, der italienische Kaufmann waltete beredsam seines Geschäftes; der kroatische Arbeiter verrichtete wie sonst sein Werk. Da kamen schon neue Gerüchte: Die Montenegriner beschießen von ihrem Gebirge herab österreichische Kriegsschiffe. Italien schiebt seine Flotte gegen Pola vor. Da war auch mein Plan fertig: Mit der Familie nach Graz! — Und ein weiteres Gerücht: Bei Steinbrück ist die Südbahn unterbrochen. — Von allen Seiten bedroht und obendrein gefangen! — Ich ging nach Hause, sagte aber nichts von dem, was zu hören war; das heitere Spiel der Kinder ergötzte mich nicht mehr.

Nochmals ging ich in die Stadt. Da mußten ja schon die Extrablätter fliegen, da mußte ja schon ein fluchtartiges Treiben anheben, da mußten ja schon die Leute ihre Sachen zu sichern trachten. Aber nichts flog, nichts hub an und nichts trachtete anders als an gewöhnlichen Tagen. Nach kurzem waren die Gerüchte abgeflaut. — Unheimliche Krankheit der Volksseele, in der solche Fieberphantasien rege werden; der das Wirkliche noch zu wenig ist und die neue, oft ganz unmögliche



Kleine Laube.

Der Zigeuner lobt sein Pferd.*)

(Aus Slavonien.)

Von Roda Roda.

Alter Herr, nicht wahr, da schaust du?
Kaum den eignen Augen traust du.
O, ich weiß.
Solch ein Stück von einem Pferde
Gibts nicht auf der ganzen Erde.
Was — ein Pferd? — 'ne halbe
Schwalbe.
Tu die Brille weg,
Alter Herr, und, statt zu stehen
Stumm vor Staunen auf dem Fleck,
Nenne einen Preis!

U! Du fragst noch, wie das Pferd ist,
Ob's was wert ist?
Wärs ein Schandgaul und kein feiner,
Stünde er nicht beim Zigeuner.
Selbst der Kaiser muß im Stalle
Ihn vermissen.
So was haben nur Zigeuner,
Die es nicht zu schätzen wissen.

Wollt es einer, dem's geraten,
Überhäufen mit Dukaten,
Gilt das Pferd, bei meiner Ehr,
Doch noch einen mehr.
Wenn du Futter hast, so frißt es
Hafer, Häcksel, Grummet, Heu
Und auch Stroh. Denn es veracht nichts.
Hast du nichts — das macht nichts.
Mit der Luft zufrieden ist es
Und es lebt dabei.

Sieh ihm nicht erst in das Maul,
Meinem Gaul!
Ich will ehrlich eingestehen —
Ich hab' meines Schimmels Zähne
Auch noch nie gesehen.
Denn sie täuschen, diese Dinger.

Solch ein Zelter
Wird nicht älter,
Wird im Laufen
Immer jünger.
Willst ihn kaufen?

Ob er Gräben springen kann?
Solche Gräben
Wird's nie geben,
Die er nicht bezwingen kann,
Die er dir nicht spränge.
Jeden Graben, den ich kenne,
Klein und groß,
Nimmt er leicht wie eine Henne,
Nicht etwa der Quere bloß —
Nein, auch nach der Länge.

Wie ein Sattel ist sein Rücken,
Und er wird dich ruhig tragen,
Da ist kein Bedenken.
— — — — — — — — — — — —
Nach dem Viehpaß darfst nicht fragen,
Denn das tät ihn kränken.

Und du fragst noch, ob die Augen
Etwas taugen?
Welche Frage!
Der sieht gleich — bei Nacht, bei Tage,
Sieht im Finstern wie im Licht,
Der sieht vorn so viel wie hinten —
So ist sein Gesicht.

Und du fragst mich noch, mein Engel,
Um des Gaules Mängel?
Das ist ja die Ursach, leider,
Daß ich diesen Gaul verschleuder —
Denn der Gaul hat keine Mängel —
Und so einer
Paßt nicht für Zigeuner.

---

*) Aus Roda Rodas neuem Buch „Schummler, Bummler, Rossetummler“, das demnächst bei Schuster & Löffler in Berlin erscheint.

stattfinden, sind — verschoben. Frieden ohne irgendwelchen möglichen oder drohenden Krieg gibt es nicht. Die Menschen sind einmal so, das äußerste, was sie vernünftigerweise tun können, ist, jeden Krieg solange als nur immer möglich hinauszuschieben. Diesmal, scheint es fast, hat sich wieder das Prinzip der Friedensliga bewährt: den Zwiespalt zweier Reiche nicht mit Waffen, sondern durch das Schiedsgericht zu lösen. Das Schiedsgericht waren die Mächte, die unsere Besitznahme der beiden strittigen Länder anerkannt, gerechtfertigt haben. Es gab zwar keinen Urteilsspruch, es ist ein Ausgleich geworden, und so einer ist immer besser, weil er nicht wie jener Haß und Rachgier zurückläßt. Freilich muß auch gesagt werden, daß unser treuer Bundesgenosse und unsere Waffenbereitschaft es waren, die den Mächten die Anerkennung teilweise abgetrotzt haben. Was wir bei der ganzen, verzweifelt kritischen Geschichte, in der es unsere Monarchie mit Europa zu tun hatte, unserer klugen und korrekten Diplomatie, vor allem aber dem Deutschen Reich zu verdanken haben, das bleibe unvergessen. Und Serbien möge es sich merken, daß der Schwächere den Stärkeren zwar zur Feindschaft zwingen kann — aber zu sonst nichts.

Wir haben stets in allen deutschen Zungen,
Oft bangend zwar, von deutscher Treu' gesungen,
Bis wir in Wahrheit seh'n das große Zeichen,
Wie Volk und Fürsten treu die Hand sich reichen.
O Herr Gott, Dank, daß du noch unserm Streben
Das Hochglück wahren Brudersinns gegeben! —
Mein Österreich, mein Deutschland! Ungeschieden
Bringt deine Kraft den Völkern Heil und Frieden.
Und schlägst du auch nicht zu, sei ohne Reue,
Gewaltiger als das Schwert ist deine Treue.
Es senkt in Ehrfurcht alle Welt die Fahnen
Vor dir, du stolze Treue der Germanen. —

---

und die daher allein durch ein wehmütiges und höfliches Schweigen zu einer richtigeren Selbsteinschätzung erzogen werden können, falls sie noch bildungsfähig sind.

Man übe sich auch ganz besonders strenge in dem, was man Diskretion nennt — in dem absoluten Schweigen über Geheimnisse, die uns anvertraut sind, oder über Tatsachen, die uns nur auf Grund besonderer Vertrauensbeziehungen zugänglich geworden sind, oder deren Preisgebung andere in Verlegenheit bringen oder gar schädigen und in falsches Licht setzen könnte. Es ist kein Zufall, daß man instinktiv unbegrenztes Vertrauen zu wahrhaft diskreten Menschen hat, weil man hier eine der schwersten Proben auf wahre Selbstdisziplin abgelegt sieht. Die allgemeine Geschwätzigkeit, der Wunsch, unterhaltend zu sein, der Kitzel des Witzes, verleiten uns nur zu leicht zur Preisgebung von Dingen, die nie und nimmer auf unsere Zunge gehören. Um einer lustigen Unterhaltung willen bricht man Herzen und zerstört ganze Schicksale. Nachher heißt es von solchen Menschen: „Man ist schlecht bei ihm aufgehoben.“ Und das ist wahr und hat einen tieferen Sinn: Man muß annehmen, er habe überhaupt keine ernsthafte innere Verantwortlichkeit, kein starkes Kommando gegen sich selbst, keinen Widerstand gegen Reiz und Gelegenheit. Man schließt stets vom Kleinen auf das Große: Denn wir wissen, wie sehr gerade im Moralischen alles Große auf starke Selbsterziehung im Kleinen beruht. Die Selbsterziehung zur „Vertrauenswürdigkeit“ beginnt mit dem Schweigen.

Man kann solche Übung erleichtern und beschleunigen, indem man nicht nur die betreffenden Gelegenheiten abwartet, wo einem ein Geheimnis anvertraut wird, sondern überhaupt von Zeit zu Zeit einmal versucht, irgend eine Mitteilung, die auf der Zunge brennt, ruhig hinunterzuschlucken und vor allem in Bemerkungen über Persönliches aus dem Leben unserer Mitmenschen die größte Zurückhaltung zu üben. Es gibt für die Selbsterziehung zur Mannhaftigkeit wenig, was fruchtbarer ist und mehr zur Erzeugung und Stärkung wirklicher Manneswürde hilft als eine energische Kriegführung gegen den Schwatztrieb, und es gibt keine Festigkeit, welche auch der tieferen Weiblichkeit unentbehrlicher wäre und schöner anstände, als die Verknüpfung der Sprachwerkzeuge mit dem Reiche der Besonnenheit und der Liebe!

Es gibt übrigens nicht nur von außen, sondern auch von innen starke Versuchungen zu unbewachten Reden und zugleich hervorragende Gelegenheiten der Selbstzucht: das sind die Kitzel des Witzes und des Humors, die aus dem satten Lebensbehagen, der Bosheit, der Lachlust und der müßigen Phantasie entspringen und uns nur zu oft verleiten, etwas zu sagen, was durch unser besseres Gewissen verurteilt ist. Die Übung im Verschweigen witziger Einfälle und komischer Vorstellungen ist eine sehr schwere und fruchtbare Willensbetätigung und um so segensreicher für unseren ganzen Charakter, je mehr wir das tapfer errungene Schweigen dazu benützen, unseren Witz näher zu betrachten; da sehen wir, wieviel Wunsch nach eigener Überhebung und nach Verkleinerung des andern, wieviel Gefallsucht und wieviel Leichtfertigkeit leider hinter den allermeisten Witzen steckt, wieviel Verfeinerung des Mitgefühls in uns und anderen dadurch verhindert wird. Und endlich, wieviel erschreckende Roheit und Spottsucht im Gelächter der Zuhörer zutage tritt — so daß man sich in plötzlicher reuevoller Helligkeit sagt: O hätte ich doch geschwiegen — dreimal gesegnet seien die geschlossenen Lippen!

Die hohe Schule des Schweigens — welch reiche Bildungsanstalt des Willens und der Liebe, welche Stätte der Sammlung für wahrhaft lebenspendendes Reden und Tun!

Und du fragst, ob er geschwind ist?
Wisse, daß er
Rascher als der Wind ist
Und das Wasser.

Jüngst kam ich auf meinem Wege
Einem Wetter ins Gehege.
Blitze zuckten auf am Himmel,
Und der Sturm erhob sein Wehen —
Schaudernd spornt ich meinen Schimmel,
Um dem Wetter zu entgehen.

Sieh, mein Pferd begann zu laufen,
Was es konnte — ohn' Verschnaufen,
Ohne Ruhe, ohne Rast.
Hinter uns — jetzt höre, Vetter —
Hinter uns, da kam das Wetter,
Hätte beinah' uns gefaßt.

Als wir kamen in das Lager —
Höre, Schwager —
In das hübsche freie Lager,
In mein leinenes Gelaß,
War mein Schimmel splittertrocken,
Nur sein — Schweif war naß.

Emei Jowan Jowanowitsch.

Die Schule des Schweigens.

Von Dr. F. W. Foerster*)

Eines der besten Erziehungsmittel zur Selbstbeherrschung ist zweifellos die Schule des Schweigens. Welch hohe Bedeutung das Schweigen als ein Mittel zur geistigen Stärkung des Menschen schon im Altertum hatte, das zeigen die Ordensregeln der Pythagoreer, die ihren Jüngern eine jahrelange Probezeit des Schweigens auferlegten. Das geschah nicht bloß deshalb, weil das Schweigen die Ruhestätte des Denkens ist, sondern auch weil es die schwerste und entscheidenste Übung in der Selbstbeherrschung, in der Herrschaft des Geistes über die Welt der Reizungen und Störungen ist. Die erste Erwiderung des Menschen auf alle Eingriffe und Angriffe von außen geschieht mittelst der Stimmwerkzeuge; hier vollzieht sich die erste Entladung des gestörten und erregten Organismus: Schweigen ist darum der stärkste Sieg des Geistes über das natürliche Verlangen — Schweigen ist der Anfang aller Befreiung von der Allgewalt der Außenwelt: der Mensch lernt es, seine Rede allen äußeren Reizungen zu entziehen und sie zur Dienerin seiner innersten und stillsten Selbstbesinnung zu machen. Diese erziehende und beruhigende Wirkung des Schweigens hat auch Thomas a Kempis im Auge, wenn er sagt: „Das Schweigen des Mundes ist ein großes Mittel, zum Frieden des Herzens zu gelangen."

Man beginne damit, eine entgegengesetzte Meinung ruhig und mit Sympathie anzuhören und tiefer nach ihr zu fragen, nach ihrer Geschichte und ihren Zusammenhängen, statt sie anzugreifen und zu widerlegen. Nicht um ewig über jene Meinung zu schweigen, sondern um einst aus vollkommener Sammlung heraus gegen sie aufzutreten — und so aufzutreten, daß man gewinnt und überzeugt. Wie aber wäre dies möglich ohne Übung im selbstlosen Anhören eines andern? Man überzeugt nur den, dessen Gründe man wahrhaft selbstlos durchlebt hat. Oder vielleicht überzeugt er uns? Wer nicht anhören kann, ohne sofort zu erwidern, der wird nie von seiner eigenen Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit frei werden. Nicht selten gelangt man auch durch Schweigen zu der Einsicht, daß man es mit Menschen zu tun hat, denen gewisse Seiten der Lebenserfahrung fehlen, ohne welche die eindringlichste Rede nutzlos ist. Und häufig kommt man im Schweigen und Abwarten auch zu der Erkenntnis, daß es sich um Probleme handelt, in denen nur ein lebendiges Beispiel und kein Argument die Starrheit des Widerstandes erweicht. Und endlich: Nur zu oft begegnet man Schwätzern, die durch eine ernsthafte Antwort nur noch dreister gemacht werden

*) „Hochland", März 1909.

Plauderei einer Hausfrau.

Ein Brief aus dem Rheinland.

L . . . . , 23. Februar 1909.

Liebe Marie!

Aus Deinem letzten Briefe ersehe ich zu meiner Freude, daß Du nach alter Gewohnheit mit wichtigen Lebensfragen, die an Dich herantreten, zu mir kommst, um mit mir zu beraten, um meine Meinung zu hören. Ich gehe um so lieber auch dieses Mal auf Dein Thema ein, als es sich um eine mich lebhaft interessierende Frage von allgemeiner Bedeutung und zugleich um eine Erziehungsangelegenheit Deiner mir so lieben Töchter Lotte und Ilse handelt. Du sorgst Dich darum, welchen Beruf Du sie ergreifen lassen sollst, wenn sie demnächst der Schule entwachsen sein werden. Bei Hedwig, Deiner Ältesten, warst Du nicht im Zweifel darüber, sondern gabst mit Recht ihrem Drängen, studieren zu dürfen, nach, weil ihre hohe Begabung zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Anders ist es hier, da Lotte und Ilse nicht mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestaltet sind und auch keine ausgesprochene Neigung für einen bestimmten Beruf haben. Ich begreife sehr gut, daß Dir ein Entschluß hier sehr schwer wird, um so mehr, als Dein Gerechtigkeitssinn nicht zuläßt, daß diese beiden Töchter hinter ihrer älteren Schwester zurückstehen sollen. Mein Rat, liebe Marie, den Du hören willst, lautet: Erziehe sie zu tüchtigen Hausfrauen! Ich sehe Dein erstauntes Gesicht, höre Deine mißbilligenden Einwürfe von „überlebtem Standpunkt", „veralteten Ansichten" und — bleibe bei meiner Meinung. Darf ich Dir, liebe Marie, in ausführlicher Weise meine Überzeugung klar machen, daß Du nichts Besseres tun kannst? Und willst Du in Ruhe prüfen, ob ich Recht habe? — Vor allem andern aber laß mich Dir sagen, daß ich durchaus nicht, wie Du vielleicht glaubst, am Althergebrachten hänge; vielmehr fühle ich modern und liebe den Fortschritt. Ich bin glücklich, in einer Zeit zu leben, in der die Kämpfe der Frauenwelt um hohe Ziele mit Erfolg gekrönt worden sind. Heute steht unsern Töchtern der Weg frei zur vollen Entfaltung ihrer Geisteskräfte — aber ihre Zahl beschränkt sich doch auf geistig Hervorragende, auf Auserwählte. Doch auch für die übrige große Mehrzahl unserer Töchter ist es ein gesundes Zeichen, daß sie nach Selbständigkeit verlangen, daß es ihnen nicht mehr genügt, ihr Leben nach der Schul- und Pensionszeit mit Nichtstun, Dilettantenkünsten und Vergnügungen auszufüllen, um endlich, wenn der erhoffte Freier nicht kommt, vergrämt dem Alter entgegenzusehen. Diese Zeiten sind zum Glück vorbei. Unsere heutige weibliche Jugend will Arbeit, Selbständigkeit, Verantwortung, und das soll ihr werden! Nur braucht man zur Erreichung dieses Zieles nicht durchaus zu einem Berufe außer dem Hause zu greifen; das Haus selbst gibt, wenn nicht allen, so doch vielen unserer Töchter reiche Gelegenheit dazu. Nur Ihr Mütter müßt wollen! In Eurer Hand liegt es, Eure Töchter zufrieden zu machen! Hiezu ist zweierlei nötig: Gebt ihnen in Eurem Hause einen Posten voll Verantwortung und Selbständigkeit, betrachtet sie als Verwalterinnen Eures Hauses und gebt ihnen, gleichwie es im Kontor, auf dem Bureau geschieht, ein ihren Leistungen entsprechendes Gehalt! — Laß mich Dir, liebe Marie, einige der Berufsarten, welche die Töchter der gebildeten Stände wählen, wenn sie sich nicht dem Studium der Wissenschaften oder Künste hingeben, gegenüberstellen dem Berufsleben der Frau im Hause. Ich führe die eintönige, nervenaufreibende Tätigkeit der Telephonistin, Telegraphistin, Kassierin, Buchführerin etc. an im Gegensatz zu der gesunden, kräftigenden Tätigkeit der Frau im Hause. Welcher Unterschied! Wie vielseitig ist letztere im Vergleich zu jener! Wie wird des Morgens im Hause geschafft und gewirtschaftet, um Ordnung in Wohn- und Schlafräumen herzustellen, die Mahlzeiten zu bereiten. Und wie werden die

Vergeßlichkeit.

Über diese mißliche Untugend bringt Dr. W. Foerster, der bekannte Züricher Pädagoge, in einem Artikel „Charakterfragen für junge Leute" im Märzheft des „Hochland" folgende nachdenkliche Betrachtungen:

„Papa, wir haben heute vergessen, den Regenschirm stehen zu lassen", so erinnert ein kleiner Knabe seinen Vater.

Für viele Menschen ist in der Tat die Vergeßlichkeit so sehr Regel geworden, daß ihnen die Achtsamkeit wie ein Versehen und wie ein Abfall von guten Grundsätzen erscheint. Und es gibt kaum eine Eigenschaft, die so sehr als unabänderliches Geschick betrachtet wird, wie gerade die Vergeßlichkeit. Kann man sich wirklich Vergeßlichkeit abgewöhnen?

In einer Versammlung der Heilsarmee hörte ich einmal den General Booth sagen: „Glaubt nicht, daß es jemals zu spät sei — dieser Mann und diese Frau können heute noch ein neues Leben anfangen!"

Wer fühlt nicht, daß das wahr ist, wer fühlt nicht, daß er könnte, wenn er wahrhaft wollte? Und gerade der Kampf gegen die Vergeßlichkeit ist von ganz ungeahnter Bedeutung für den Beginn eines solchen neuen Lebens. Denn die Gedankenlosigkeit in der täglichen Lebensführung offenbart einen schläfrigen Zustand des Willens, in dem die Persönlichkeit nicht mit wachsamer und gesammelter Energie das Leben beherrscht, sondern sich traumhaft den zufällig auftauchenden Vorstellungen hingibt.

Wer kann einem Vergeßlichen vertrauen? Wer wird nicht abgestoßen durch den Mangel an Ernst und Selbstdisziplin, der sich im zerstreuten Wesen zeigt. Muß man nicht jede Art von Indiskretion und Unzuverlässigkeit von ihm befürchten? Ja, ist nicht Gedankenlosigkeit letzten Endes eine gefährliche Vorschule der Gewissenlosigkeit?

Vergeßlichkeit kann überwunden werden, — wenn man will. Wollen heißt hier: Zunächst einmal einige Wochen ganz der Erziehung des Gedächtnisses leben. Überhäufe dich nicht mit tausend kleinen Dingen, aber übe dich, gewisse Aufträge, Vorsätze, Pflichten mit ganzer Energie in dein Gehirn zu nageln, denke an sie beim Einschlafen und beim Aufwachen, beschwöre dein Gewissen, seine ganze große Treue an jenen kleinen Dingen zu erproben — stelle dir selbst kleine Aufgaben, nimm dir vor, diese Sache in Ordnung zu bringen, jenes Kapitel zu lesen oder diesen Brief zu schreiben: gewöhne Schritt für Schritt deinen Willen, daß er die nötigen Dinge wie ein Königstiger erfaßt und umklammert.

Die Treue gegenüber dem „angestammten Regenschirm" kannst du in acht Tagen lernen. Denke nur einige Tage lang bei komplizierten Ausgängen mit ganzer Willenskraft, mit gebieterischer Aufmerksamkeit, ja mit intensiver Liebe an deinen Gefährten, halte dir gegenwärtig, daß es zu deiner ganzen Menschenwürde gehört, daß deine Verbindung mit dem angestammten Regenschirm eine lebenslängliche werde, und daß dein Eigentum so wenig aufs Fundbureau gehört wie dein Gewissen und deine Überzeugung — dann bildet sich allmählich eine solche Stärke und Sicherheit des mahnenden Gedächtnisses heraus, daß du beim Verlassen des Ladens von unsichtbaren Fäden zurückgehalten wirst, bis du all das Deine beisammen hast. Das ist das Symbol eines „organisierten" Charakters.

Allmählich lernst du dann, alle die kleinen Notwendigkeiten und Verpflichtungen des Tages mit gleicher gesammelter Festigkeit anzupacken.

Kleine Dinge — nicht wahr? Und doch zugleich Fundamente alles Großen. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." Unsere größten Erzieher sind unsere eigenen täglichen Willenshandlungen. Gerade weil die allerkleinsten Dinge die alltäglichsten sind, darum sind sie zur Selbsterziehung unentbehrlich — sie fixieren unsere innerste Haltung auch gegenüber allen großen Dingen des Lebens.

Sonnenfäden.

Menschenschicksal, Menschenleben,
Spinneweben.
Kehrt des Todes scharfer Besen,
Sind 's gewesen.

Aber silberweiße Fäden,
Sonnenfäden,
Schweben zwischen Erd' und Eden
Leicht im Winde,
Daß die Seele heimwärts finde.

Nur die Sünde — hör ich sprechen —
Mag die lichten Fäden brechen
Und ein Glöcklein läute bang,
Doch, nicht lang,
Werfen Englein Gottes wieder
Neue Sonnenfäden nieder.

Hans Mittendorfer.

Dichterweihe.

Wer mich geweiht? —
Nicht wirbelnder Lerchenschlag
Hat mir die Brust gedehnt zum Sonnenliede,
Mit seinen Wundern nicht der gold'ne Tag;
Nicht weiche Nacht, das Raunen nicht im Riede.

Wer mich geweiht? . . .
Ein stilles, tiefes Leid,
Das hält wie Epheu mich so treu umfangen,
Und kommt die Zeit,
Das stille, tiefe Leid,
Das ist mit mir dann wohl auch heimgegangen.

Jul. Fr. Schütz.

Lebensabend.

Schon hüllt in grauer Dämm'rung Schatten
Sich rings mein Lebenshimmel ein
Und unabwendbar, raschen Fluges
Bricht über mich die Nacht herein.

Vom Horizont, der mir die Grenzen
Der Zukunft eng und enger zieht,
Grüßt als ein seltsam Traumgebilde
Der Tag mich noch, indem er flieht.

Und sacht umweben nächt'ge Schleier
Mir sinnbefangend schon das Haupt,
Dem keine Wirrsal düst'rer Stunden
Einst je den stolzen Halt geraubt.

Still wird es um mich, immer stiller,
In Schweigen sank des Tag's Gebraus,
Von all den tausendfachen Stimmen
Tönt eine nach der and'ren aus.

Verhallt, was laut, wie Meeresbrausen
Das Herz umstürmt' im Daseinsdrang,
Nur leis' entschwebt dem Abendfrieden,
Ein wundersamer, letzter Sang.

Und während er mit mag'schen Weisen
Die Seele nun mir lind umweht,
Lausch' ich der hehren Friedensfeier,
Die sie mit aller Welt begeht.

Und spüre, wie mit vollen Zügen
Sie Ruhe, süße Ruhe trinkt,
Sich lösend von der Erde Fesseln
Sanft in des Lebens Urquell sinkt.

Marie Dr.-H.

Dein Gebet.

Ich weiß, daß du für mich gebetet hast
Und Segen mir gesandt auf Andachtschwingen,
Der heiße Glaube, der dein Herz durchzog,
Soll meiner Seele Frieden bringen.
Und wundenheilend fühle ich den Segen,
Den du so fromm vom Himmel mir erflehtest;
Was auch mein Schicksal sei, ich harre ruhig —
Ich weiß ja, daß du sehnend für mich betest.

Fanni Geringer.

Muskeln hiebei in Tätigkeit gesetzt! Das Urteil der Ärzte stimmt seit langem darin überein, daß kaum eine andere Beschäftigung der Gesundheit so dienlich ist wie gerade diese, das Wirtschaften im Hause. Wie wertvoll ist die Gesundheit jedem Menschen, und wer bedürfte ihrer mehr als die Mütter des künftigen Geschlechts! — Freilich da, wo Dienstmädchen alle Hausarbeit besorgen, bleibt für die Hausfrau nur die Oberleitung, für die Töchter kaum etwas Nennenswertes zu tun übrig; daher das Gefühl des Überflüssigseins so vieler junger Mädchen, das so oft zu traurigen Auswüchsen geführt hat. Arbeitet darum, Ihr Frauen und Töchter, soweit es möglich ist, ohne Dienstboten; Ihr könnt Eurer Gesundheit keinen besseren Dienst leisten! Und wenn auf diese Weise gleichzeitig die brennende Frage der Dienstbotennot zum Teil gelöst würde, so wäre es um so besser!

Laß mich von diesen allgemeinen Betrachtungen zu Deinen Töchtern zurückkehren, liebe Marie. Sie stehn mir wie die Frische und Gesundheit selbst vor Augen und nichts möchte ich lieber, als ihnen, die mir so sehr ans Herz gewachsen sind, mit gutem Rate dienen. Laß sie, nachdem sie sich in der Schule ein schönes Wissen angeeignet und wenn möglich in der jetzt vielfach entstehenden Frauenschule dasselbe vervollkommnet haben, zum praktischen Arbeiten im Hause übergehen. Dies wird für ihre körperliche Entwicklung nach der mehr sitzenden Lebensweise der Schulzeit von großem Werte sein. Laß sie sich tummeln in Haus und Garten, laß sie wirklich arbeiten und nichts für zu gering halten, um von ihnen ausgeführt zu werden. Ich sehe schon im Geiste, wie Möbel und Fußböden unter ihren Händen blinken, sehe sie Wäsche zur Bleiche bringen, sehe sie mit Stolz das wohlgeratene Mahl auftischen und freue mich darauf, wie ihre Wangen in Gesundheit blühen, wie ihre Augen glänzen! — Der Morgen gehöre vornehmlich dieser körperlichen Beschäftigung. Viele der Nachmittagstunden mögen jedoch dazu dienen, auch dem Geiste Nahrung zu geben. Sie können ausgefüllt werden mit guter Lektüre, mit Pflege einer Kunst, mit Sportübungen, je nach Neigung und Befähigung. Auch die Teilnahme an Kursen für Krankenpflege, Kindererziehung, soziale Fürsorge oder Erlernung der Schneiderei, Gartenkunst sind zu empfehlen, kurz alles, was der Frau im Familienleben wie in der Öffentlichkeit dienlich ist. So ausgerüstet, wird es unsern Töchtern leicht sein, sich auch außerhalb des Elternhauses auf eigene Füße zu stellen, sei es, daß sie im Privatleben die Hausfrau ersetzen, sei es, daß sie ihre Kräfte in den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt stellen, oder Gattin, Mutter und Hausfrau werden — überall werden sie segensreich wirken und ihre Befriedigung finden. Ich begreife die Abneigung vieler Frauen gegen hauswirtschaftliche Tätigkeit nicht. Wie gern habe ich dieselbe wieder aufgenommen, als ich nach zehnjähriger Lehrtätigkeit Hausfrau wurde, und sie hat mich gesund und frisch erhalten.

Ob es mir gelungen ist, liebe Marie, Dich für meine Ansicht zu gewinnen? — Habe ich Dich aber noch nicht überzeugt, so teile mir Deine Einwände, Deine Bedenken mit, denen mit Spannung entgegensieht

Deine alte Freundin N. N.

Singvögel.

Ich bin der Sturm.

Ich bin der Sturm, du aber bist die Eiche;
Festhalten willst du mich mit ganzer Kraft.
Doch über Leich' und Leiche
Reißt mich dahin die Leidenschaft.

Ich hab' dich lieb, d'rum will ich dich verderben.
Du hast mich lieb und willst mein Engel sein.
Dein wird das selige Sterben
Und mein des Fluches Unrast sein.

Hans Mittendorfer.

stets eine „Deutsche“ und schilderte die Sitten und Unsitten am Hofe so plastisch und wahrheitsgetreu, daß ihre Aufzeichnungen den Historikern das reichste Material zur Beurteilung der Zeit, in der sie lebte, liefert. Aber nicht nur die Geschichtsforscher, sondern auch jeder über Vergangenes nachdenkende Laie findet in den Briefen Anregendes in Fülle, das auch das Verständnis für die „große Revolution“, die Geburtswehen der neuen Zeit, vertieft. Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans wurde die Mutter des ausschweifenden „Regenten“ von Frankreich, der seine scharfe Urteilskraft von ihr, seine Fehler von seinem Vater erbte; sie war eine Vorfahrin des „Bürgers Egalité“, dessen boshafter Kopf unter der Guillotine fiel, des „Bürgerkönigs“, welchen das Jahr 1848 des Thrones beraubte — und eine Vorfahrin Ferdinands, des neuesten Königs von Bulgarien. In keinem ihrer Kinder und Enkel konnte Lieselottens gesundes Blut das orleanistische Gift besiegen, dem es aber auch nicht durchaus unterlag; es waren schlimme Zwitter vom Guten und Bösen, die ihr folgten. Mit um so größerer Teilnahme wird sich auch der Psychologe mit dem verpfuschten Leben der Pfalzgräfin, die einst als „wilde Hummel“ im Schloßhofe von Heidelberg herumtollte, beschäftigen.

H. L. R.

Der Tiroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie mit einem Vor- und einem Nachspiel von Karl Domanig. (Kempten. Jos. Kösel. 1909.)

In diesem Jahre findet der Tiroler Heldenkampf wieder frischen Widerhall in der Welt. Hundert Jahre! Gleichsam als Festspiel ist diese Trilogie erschienen, eines Tirolers Dichtung in echt tirolischem Geiste. Das alte Pathos, hier wird's wieder glaubhaft, wenn es von Gott, Kaiser und Vaterland singt. Der Bauer nimmt nicht oft ein großes Wort in den Mund, aber wenn einmal, dann ist's ihm Ernst damit. Die moderne Welt rümpft ja die Nase über den Geist jener Zeit, sie mag es tun, er steht doch wieder auf und muß aufstehen, wenn wir wieder stark werden wollen. Tut sie uns nicht not die Mahnung, mit der der Dichter sein Werk beschließt: „Kein Ruhm währt länger als der Ruhm der Treue!“

Vom sterbenden Rokoko. Novellen von Rudolf Hans Bartsch. (Leipzig. L. Staackmann.)

Ein Buch voll Humor, Geist und Wehmut, das der Dichter in trüben Tagen zu seiner eigenen Aufheiterung schrieb. Der galante Ton jenes leichtfertigen Zeitalters ist bis zur Täuschung echt; Frivolität und Zartheit, Spott und Innigkeit, Übermut und Tragik, all das vereint gibt ein ganz neues Bild vom Können des Dichters, dem hier der Beruf des Historikers zu einer selten frischen Belebung der graziösesten aller Zeitepochen verholfen hat. „Vom sterbenden Rokoko“ dürfte nach Stil und Inhalt zu den originellsten und amüsantesten Novellensammlungen der neueren Literatur gehören.

V.

Das Kärntnervolk in seinen Gebräuchen. Geschildert von Karl Krobath. (Wolfsberg i. K. C. Ploetz.)

Der kärntnerische Volksschriftsteller und Dichter hat uns hier ein innerndes Büchlein geschenkt. Es erzählt von Volkssitten, wie sie im Jahreslaufe vorkommen und wovon die meisten aus der Heidenzeit unserer Vorfahren stammen. Vollständig ist die Sammlung nicht und wäre es auch nicht, wenn sie dreimal so groß sein würde. Die Gebräuche und Sitten des Volkes, besonders unseres Gebirgsvolkes sind unerschöpflich; kommen die einen ab, so wachsen die andern wieder nach. Aber seit Franziskis „Kulturstudien“ über das kärntnerische Volksleben (1879) ist kaum ein Buch erschienen, das so warm und verständnisvoll den Gegenstand behandelte als diese Schrift. Uns fällt bei derselben wieder die große Ähnlichkeit auf, die das deutsche Volkstum in den Alpenländern untereinander hat. Besonders an das obersteirische Volksleben klingt das kärntnerische an, so daß die politische Landesgrenze fast verwischt erscheint. Mit um so größerer Wärme wird der Steirer zu Krobaths Kärntner-Büchlein greifen.

Andreas Hofer und das Jahr 1809. Ein Geschichtsbild für Jugend und Volk. Erzählt von Alois Menghin, Schuldirektor in Meran. Mit vielen künstlerischen Abbildungen, zumeist nach Defreggerbildern. (Graz. Ulr. Mosers Buchhandlung J. Meyerhoff, k. u. k. Hofbuchhandlung.)

Ein Tiroler Schulmann schildert hier Andreas Hofer und die Heldenkämpfe anno 1809 bei geschichtlicher Treue in klarer und lebendiger Weise. Das mit etwa fünfzig Bildern reich ausgestattete Buch ist eine würdige Gabe zur Jahrhundertfeier. Es ist wahrlich ein hoch zu empfehlendes Volksbuch.

Die Not der Deutschen in Österreich. So betitelt sich eine im Verlage der „Moldavia“ in Budweis (Böhmen) erschienene und vom deutschböhmischen Landtags-Abgeordneten Franz X. Reitterer verfaßte Broschüre, welche in kurzen Umrissen ein klares Bild von den nationalen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen unserer Reichshälfte gibt. Das Ganze ist eigentlich ein Vortrag, den der Verfasser auf einer Tagung des Alldeutschen Verbandes zu Leipzig gehalten hat, dem in

Lustige Zeitung.

Eines schickt sich nicht für alle. Stabsoffizier (halblaut): „Herr Leutnant v. Riedell, Sie haben zu viel Abstand; (laut) und da der Unteroffizier hinter Ihnen, das ist auch so ein Esel."

Auch ein Trost. Dame: „Ach, Herr Leutnant, ich hörte, Sie hätten sich verlobt? Wollen Sie denn wirklich heiraten?" — Leutnant: „Aber, Gnädigste, wer wird denn immer gleich das Schlimmste denken!"

Unverschämt. Herr: „Da haben Sie was, aber vertrinken Sie es nicht." — Bettler: „Das geht Ihna gar nix an, was i damit tu'. Mit mein Geld kann i tun, was i will."

Abgetrumpft. Er: „Sie nehmen also meinen Heiratsantrag nicht an? Ich weiß jemand, der dies sehr bedauern wird." — Sie: „Ich nicht!" — Er: „Aber Ihr zukünftiger Gatte."

Kindermund. Mutter: „Fritzchen, wo bist du?" — Fritzchen: „Im Garten, Mama!" — Mutter: „Aber Junge, du steckst ja bis über die Knie im Schmutz." — Fritzchen: „Ich habe mich selbst eingepflanzt und will nun sehen, ob ich wachse!"

Anstandshalber. Baron (der die Einladung eines Parvenus erhält): „Zu der Soiree dieses reich gewordenen Hausknechts werde ich natürlich nicht hingehen; aber, um ihm nicht direkt vor den Kopf zu stoßen, werde ich ihn heute 'mal .... anpumpen!"

Geographische Erklärung. „Vater, warum heißt's denn in der Geographie immer ‚europäisches Festland'?" — „Dummer Bub'! Liest du denn nicht alleweil in der Zeitung: Schützenfest, Turnerfest, Sängerfest. D'rum heißt halt Europa ein Festland."

Famos. X: Wie famos du deine Krawatte gebunden hast! Sieht aus wie genäht." — Y: „Ist ja genäht." — X: „Famos genäht! Sieht aus wie gebunden!"

„Guckkasten."

Das kommt davon. Lehrerin: (sehr korrekt sprechend): „Wieviel sind fünfzehn und fünfzehn?" — Gemeindeschülerin: „Fünf Zeh'n und fünf Zeh'n sind zehn Zeh'n."

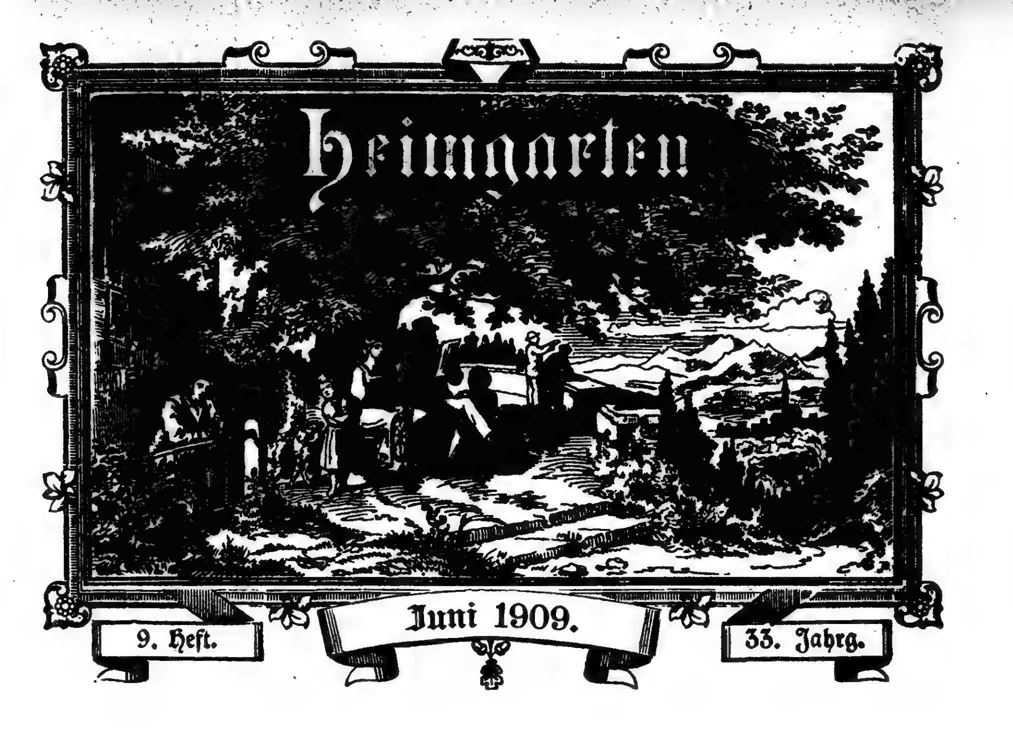
„Guckkasten."

Von Herzen. „Das Wohltätigkeitsfest ist abgesagt worden." — „O, ist das eine Wohltat!"



Briefe über die Zustände am französischen Hofe unter Ludwig XIV. Von Lieselotte, Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, geb. Pfalzgräfin. Neue Folge: Hof und Gesellschaft in Frankreich am Anfang des 18. Jahrhunderts. (Stuttgart. Franckhsche Buchhandlung.)

Die beiden gefällig ausgestatteten und wohlfeilen Bücher enthalten interessante, glücklich ausgewählte Auszüge aus dem Briefwechsel „Lieselottes", der Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, die politischen Rücksichten geopfert wurde, den Bruder des Sonnenkönigs heiraten mußte und — eine gläubige Kalvinistin — zum Katholizismus überzutreten gezwungen war. Obschon sie nach ihrer Verehelichung ihr Heimatland nie mehr wiedersah, von Hofintrigen, Gehässigkeiten und Übelwollen verfolgt wurde und vielleicht nur bei Ludwig XIV., dem lasterhaften aber genialen Charakter, Verständnis fand, bewahrte sie dennoch die Einfachheit, Ehrlichkeit und Geradheit ihres Denkens, blieb, worauf sie mit Stolz hinwies,



Der Chinesen-Seppl.

Die Geschichte eines Politikers von **Karl Bienenstein.**

I.

Wie der biedere Josef Überhopfinger, der das nützliche Gewerbe eines Landbebauers ausübte, zu dem Namen der „Chinesen-Seppl" gekommen ist, das ist eine ebenso merkwürdige wie betrübliche Geschichte, weil sie nämlich beweist, wie sehr nur allzu häufig ein höheres Maß von Erleuchtung des inneren Menschen gefährlich werden kann und wie weit man selbst in den modernen Kulturstaaten noch entfernt ist, Taten richtig einzuschätzen, welche zum Wohle des Vaterlandes und der gesamten europäischen Menschheit wie auch der Landwirtschaft und Viehzucht unternommen werden.

Josef Überhopfinger war ein Mann in der Mitte der Vierziger und Besitzer eines Hofes von mittlerer Größe, der ihn jedoch ganz gut ernährte. Wenigstens konnte man das aus dem Äußeren des wackeren Mannes schließen, denn sein bartloses Gesicht leuchtete in gutmütiger Breite des Vollmonds und sein Körper erinnerte in Vorderansicht an einen auf zwei Säulen stehenden Globus, dessen Nullmeridian durch eine Reihe silberner Westenknöpfe und dessen Äquator durch eine silberne Uhrkette, die sich zwischen den Westentaschen spannte, dargestellt wurde.

Josef Überhopfinger hätte vielleicht noch besser ausgesehen, wenn nicht an seinem Herzen ein Kummer genagt hätte, der darin bestand,

zahlreichen Fußnoten und einem Anhange sehr wertvolles statistisches Materiale über die Nationalitäten, die Steuerverhältnisse und die politischen Parteien Österreichs beigefügt ist. Die Schrift zeichnet sich durch Kürze und Sachlichkeit aus und muß von jedem gelesen werden, der über österreichische Verhältnisse sprechen oder schreiben will. V.

Die ganz außerordentlich geschmackvoll ausgestattete, handliche und billige Deutsch-österreichische Klassiker-Bibliothek, herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Dr. Otto Rommel (Teschen, Karl Prohaska), enthält in ihrem 7. Bändchen Adalbert Stifters **Heidedorf** und **Hochwald** und in ihrem 8. Bändchen Anastasius Grüns **Letzten Ritter**.

Büchereinlauf.

Feldblumen. Von Adalbert Stifter. (Leipzig. C. F. Amelang. 1909.)

Francesca da Rimini. Tragödie in fünf Akten von Martin Greif. (Leipzig. C. F. Amelang. 1909.)

Ak a bjah. Von Paul Lehmann. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Soldaten-Balladen. Ein Buch fürs deutsche Volk von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Lachende Lieder seit anno 1800. Herausgegeben von Julius Berstl. (Leipzig. R. Voigtländer.)

Träumerei. Gedichte von Felix Langer. (Dresden. E. Pierson. 1909.)

In Staub und Gluten. Neue Gedichte von Nikolaus Welter. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1909.)

Lieder aus Mexiko. Von F. C. Damm y Palacio. (Leipzig. Verlag des Literarischen Bulletin. A. v. Stern. 1909.)

Dr. Adolf Hubers Gesammelte Werke. Herausgegeben von Maurice Reinhold v. Stern. (Leipzig. Verlag des Literarischen Bulletin. A. v. Stern. 1909.)

Religion und Volksseele. Studie von Max Guhlke. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1908.)

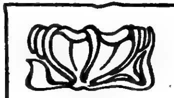
Das Ende. Erinnerungen eines französischen Generalstabsoffiziers an die Armee von Chalons. Von Karl Bleibtreu. (Stuttgart. Karl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Von Fritz v. Uhde. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin. (Mainz. Jos. Scholz.)

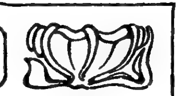
Adolfs und Olgas Garten. Eine Anleitung zum Gartenbau für die Jugend von Emma Merkel. (Leipzig. Eugen Twietmeyer.)

Wie erlerne ich Modellieren? (Ravensburg. Otto Maier.)

☛ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



E. F., Freiburg i. B. Erbaut ist das Waldschulhaus schon lange, auch sein Fortbestand gesichert. Der fragliche Fond, zu dem Sie so gütig beitragen, ist bestimmt für Suppenanstalt, Lehrmittel, Christbescherung und Bekleidung der ärmsten unter den Schulkindern, beziehungsweise auch zur Reparatur am Schulhause. So lange und so weit diese Wohltaten von anderen Freunden der Waldschule besorgt werden, bleibt der Fond unberührt für spätere Zeit. Hinterlegt ist er in der Steiermärkischen Sparkasse. Diese Mitteilung auch allen andern Spendern.

Z. F., Brünn. Ihre Gedichte haben wir beempfangt, wie es in Ihrem Kaufmannsdeutsch heißt. Und aus diesen Gedichten haben wir beentnommt, daß Sie nicht dichten können.

M. P., Hug. Drucken das stimmungsvolle Gedicht ausnahmsweise gelegentlich ab.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 10. April 1909.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Wick. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Gfährlich?“ Fretter stieß ein mitleidiges Lachen über die so naive Frage aus, ließ dann die Augen rollen, sträubte den Schnurrbart und rief: „Wie die wilden Viecher sein s, wie ein Tigertier. Wenn die einmal Blut gsehen haben, dann gibts kein Halten mehr, bis alles hin is.“

„Geh, wird doch nit so arg sein“, versetzte der Überhopfinger ungläubig, „solchene Leut gibts ja nur mehr unter die Wilden.“

„Na und sein die Chineser vielleicht was anders als Wilde? Die sein doch in dem Land drüben, ‚zAsien‘ heißts, wo die Wilden daheim sein. Weißt, wann man von da nach Wien geht und von dort ins Türkische und ins Mohrenland, rechts hinüber von dort, dort is s. Kannst aber auch mit einem Schiff hinfahren, weils Meer vorbeirinnt.“

Der Überhopfinger zog verständnisvoll die Augenbrauen hoch und meinte: „Ah dort is s. Weiß schon. Hab ja eh schon oft von die schwarzen Wildling g'lesen.“

„Nix schwarz“, belehrte Meister Fretter, „die Chineser sein keine Schwarzen. Die sein gelb wie eine frisch zugeschnittene Stiefelsohlen und sein überhaupt kuriose Leut. Die Augen habens schief, weils in derer Gegend so Mode is und bei der Nasen seins ihnen zsammengwachsen und die Mannerleut flechten sie grad solche Zöpf wie die Weiberleut. Weißt, ich hab das alles glesen in einem Büchl, wo die Wilden alle genau bschrieben sind.“

„Na hörst, das müssen ja grausliche Kerln sein“, meinte der Überhopfinger, „da könnt einem ja frei der Grausen angehn, wenn man so einem in der Nacht begegnen tät. Is nur gut, daß s jetzt ihre Schläg kriegen.“

„Wannst di nur nit schneidst, mein lieber Überhopfinger. Wenn wer Schläg kriegt, seins wir. Du hast von die Chinesen noch nix glesen und weißt nix von ihnen. Aber i, i weiß das. Setz di nieder, daß i dir das alles ausdeutschen kann.“

Der Überhopfinger setzte sich und Meister Fretter begann seine Belehrung: „Zuerst mußt wissen, daß die Chineser ein ganz unsinniger Haufen Leut sein. Ihr Kaiser hat s einmal zählen lassen, hat aber aufhören müssen, weil keine Zahl mehr glangt hat, jetzt sein s schon sicher um die Hälfte mehr. Vierhundert Millionen hat einer gemeint. Und jetzt denk einmal nach, wann die alle über uns gehn, was is s denn dann mit uns?“

„Na sakra“, der Überhopfinger hieb auf den Tisch, „zu was hätten wir denn unsere Soldaten und unsere Kanonen! Die werden ihnen schon heimleuchten, den gelben Brüderln. Und wann s sein muß, wir Bauern helfen schon auch ein wenig mit. Nehmen wir halt unsere Schießprügel, vor die Wilden fürchten wir uns noch nit.“

daß er nur zweiter Gemeinderat der Gemeinde Gimplingen war, während er doch das stolze Gefühl in sich trug, daß er und kein anderer zum Bürgermeister berufen sei. Aber wie schon das alte Sprichwort vom Propheten im eigenen Vaterlande sagt, so erkannten auch die Gimplinger die Bedeutung des Josef Überhopfinger nicht und wählten immer wieder einen anderen zum Bürgermeister, von dem sie in ihrer lächerlichen Einfalt annahmen, er sei gescheiter als der, den sie bloß zum zweiten Gemeinderate machten. An dieser Annahme trug vor allem der Umstand schuld, daß es den Gimplingern an jeder literarischen Bildung ermangelte. Schon die Tatsache, daß sich der Überhopfinger eine wöchentlich zweimal erscheinende Zeitung hielt, während sie und ihr Bürgermeister nur das Blättchen flüchtig lasen, das der Wirt alle Sonntage erhielt, hätte sie über die überragende geistige Bedeutung des zweiten Gemeinderates aufklären müssen. Aber das wußten sie eben nicht zu schätzen und zu werten, und so mußte sich der Überhopfinger in stiller Wehmut damit trösten, daß doch wenigstens ein Mensch im Dorfe war, der ihn richtig zu taxieren wußte: der ehrsame Schustermeister Hans Fretter.

Dieser hatte in seinen jungen Tagen selbst viel gelesen, hatte bei einer Auktion ein Schock Bücher um billiges Geld erstanden und konnte deshalb manches erzählen, was selbst dem Überhopfinger neu war. Die beiden waren deshalb auch intime Freunde und saßen in der Feierabendstunde gar oft beisammen, in erbauliche und lehrreiche Gespräche vertieft. Regelmäßig erschien aber der ehrsame Schustermeister an Mittwochen und Samstagen, denn an diesen Tagen bekam der Überhopfinger die Zeitung und da gab es immer eine Menge Neuigkeiten zu besprechen.

Als an einem Samstagabend der gelehrte Meister wieder zu seinem Freunde kam, empfing ihn dieser, von der Zeitung aufsehend, mit dem großen Worte: „Krieg is wieder!“

Meister Fretter blieb einen Augenblick wie erstarrt stehen. Dann war er mit zwei Schritten bei seinem Freunde, riß ihm die Zeitung aus der Hand und rief: „Wo — wo steht denn das?“

Der Überhopfinger suchte eine Weile, dann wies er mit der Pfeifenrohrspitze auf die Stelle.

Fretter las, dann legte er das Zeitungsblatt mit einer Miene aus der Hand, die zur Genüge besagte, daß er nun alles für verloren halte. Hierauf blickte er dem Freunde eine Weile tiefernst in die Augen und sagte bedeutungsvoll: „Mein lieber Überhopfinger, jetzt können wir was erleben.“

„Na, sei so gut!“ gab dieser erschrocken zurück. „Sein denn das so gfährliche Leut die Chineser?“

aufmerksam machen und seinen Antrag unterbreiten wollte. Die folgenden Tage feilte und besserte er immerfort an dieser Rede herum, stieg dabei mit schweren Schritten in der Stube auf und ab, deklamierte, gestikulierte, so daß eines Tages seine Frau aus der Küche herbeikam, ihn verwundert ansah und dann die gänzlichen Mangel an Verständnis beweisende Frage stellte: „Jetzt weiß i nit, bist schon ein Narr oder wirst erst einer. Was hast denn?"

Der Überhopfinger hielt für einen Augenblick in seiner Wanderung inne, sah sein treues Weib mit einem Blicke an, in dem sich Mitleid mit Mißachtung paarte und erwiderte dementsprechend: „Das verstehst du nit."

Durch diese Worte aber fühlte sich die würdige Frau sehr gekränkt, stemmte die Arme in die Hüften und rief in scharfem Tone: „Kann schon sein, daß i eine solche Narretei nit versteh. Bei mir is, Gott sei Dank, da" — sie wies auf ihr Stirnbein, meinte aber das, was hinter demselben lag — „noch alles gesund. Dein Hirn aber hat, mir scheint, schon lang einen Sprung."

Der Ehegatte würdigte diese Diagnose keiner Entgegnung, sondern verließ die Stube in der richtigen Erkenntnis, daß hier fürderhin nicht der richtige Ort für seine oratorischen Übungen sein könne.

Endlich kam der Samstag heran, an dem abends die Gemeinderatssitzung stattfinden sollte. Der Überhopfinger zeigte für die Angelegenheiten der Gemeinde diesmal keinerlei Interesse. Gegenüber dem, was er vorzubringen hatte, war das alles ja so kleinlicher Natur, und er freute sich schon auf die Wirkung, die seine großzügig politische Rede ausüben mußte. Da mußte doch jeder überzeugt werden, daß nur er, der Überhopfinger, zum Bürgermeister geeignet sei.

Aber siehe da! Der große Moment fand ein kleines Geschlecht. Schon im Anfange seiner temperamentvollen, durch häufige Kunstpausen unterbrochenen Rede mußte der Überhopfinger dort und da ein störendes Kichern vernehmen und endlich wurde er von dem Bürgermeister in rohester Weise mit den von unheilbarem Blödsinn zeugenden Worten unterbrochen: „Geh, sei still und laß di nit auslachen. Was gehn uns die Chineser an?"

Solcher Leichtfertigkeit gegenüber war der Überhopfinger eine Weile sprachlos, dann aber stotterte er in höchster Erregung hervor: „So — so — und — und das is euch also alleseins, wanns ihr alle Chineser werden müßt."

„Sei froh, wenigstens bist nit allein!" ließ sich die lachende Stimme eines Gemeinderates vernehmen.

Auf diese unschöne Bemerkung wurde der Überhopfinger puterrot, verdreht die Augen in ganz beängstigender Weise und dann schnaufte

Meister Fretter konnte nicht anders, als auf diese furchtbar unvernünftige Rede eine sehr geringschätzige Miene aufzusetzen und zu sagen: „Du redst, wie du s verstehst. Was nützt uns unser ganzes Militär gegen vierhundert Millionen Chineser. Zehn werden erschossen und hundert stehn dafür wieder da. Und meinst, daß die nit herschießen? Die haben ihre Fidschipfeil, was alle vergift sein und wann da einen einer nur ein bißl streift, aus is s. Sag, i hab s gsagt: wann wir mit die Chineser anfangen, sein wir hin. Da hilft kein Zittern fürn Frost. Und ihr Bauern, ihr werdet s am meisten spürn. Da gibt s dann kein Getreide mehr zu verkaufen, da heißt s Reis essen und den schicken sie uns selber. Werden ihn schon schön teuer rechnen. Aus eure Felder werden Reisfelder gmacht und ihr könnts drauf als Gschlaven arbeiten und kriegts einen Pfifferling dafür. Das Fleisch essen die Chineser selber und wir kriegen das, was sie bisher gessen haben: Schwalbennester, Regenwürm und allerhand so grauslichs Zeug! Ja, mein lieber Freund, so wirds werden und dagegen können wir uns nit helfen, denn gegen so viel können wir nix ausrichten. Wenn auf einen von unsere Soldaten hundert Chineser kommen, da hört sich s Kriegführn auf."

Dem Überhopfinger wurde bei dieser Schilderung nun doch sehr bedenklich zumute. „Aber daß sie denn dann anfangen, die Unsrigen mit die Chineser?" jammerte er.

„Weil s nit denken bei der Regierung. Weißt ja, was sie oft für unsinnige Gesetzer machen. Grad so unsinnig sein s jetzt. Ganz richtig muß s ihnen freilich selber auch nit vorkommen, weil s mit Schiff hinfahren, daß sie gleich wieder abfahrn können. Aufm Land hinmarschieren, das haben sie sich nit traut. Aber paß nur auf: sie reizen die Chinesen so lang, bis die losgehn und dann — — wünsch wohl gspeist zhaben."

Der Überhopfinger tat einen großen Zug aus dem Mostkruge, starrte eine Weile vor sich hin und dann wetterleuchtete es auf einmal über sein ganzes breites Gesicht: ein Gedanke war ihm gekommen.

„Du, Fretter, was meinst denn, wann man gar der Regierung zuschreiben tät, daß sie mit die Chineser wieder aufhörn soll? Meinst nit, daß das gut wär?"

Der Schustermeister riß die Augen auf. „Du, Überhopfinger, das is eine Idee", rief er, „das muß auch gschehn. Aber" — er kniff die Augen ein und hob den Zeigefinger — „das muß nit von einem allein ausgehn, das muß die ganze Gemeinde tun, weißt, da hat s mehr Ansehn!"

Der Überhopfinger griff diesen Gedanken mit großer Freude auf. Noch am selben Abend, als ihn Fretter verlassen hatte, legte er sich eine Rede zurecht, mit der er im Gemeinderate auf die Chinesengefahr

P. S. Die Gemeinde hat das nicht verstanden, der Bürgermeister schon gar nicht, darum schreib ich selber. Bitte um Antwort."

II.

Von dem Tage an, da dieser herzbewegende und von reiffster politischer Einsicht zeugende Brief abgesandt worden war, gingen der Überhopfinger und Meister Fretter in sehr gehobener Stimmung umher. Sie waren überzeugt, daß baldigst ein Schreiben des Ministerpräsidenten einlaufen werde, in dem er sich bestens für die Aufklärung und Mahnung bedanken und seine wärmste Anerkennung für diesen Akt des Patriotismus ausdrücken werde. Mit diesem Schreiben wollten sie dann vor den Gemeinderat treten und demselben damit schwarz auf weiß seine politische Rückständigkeit beweisen. Aber Tag um Tag verging und das erhoffte und ersehnte Schreiben traf nicht ein.

„Am End hat er den Brief gar nit kriegt!" wagte eines Tages der Überhopfinger die Vermutung auszusprechen.

„Was dir nit einfallt", entgegnete Meister Fretter, „i hab statt einer Marken sogar zwei draufpickt und außerdem hab i auf die Adreß gschriebn: ‚Dringend'; da muß er den Brief kriegen."

„Aber daß er solang keine Antwort gibt?"

„Das kann i mir recht gut erklären", versetzte der biedere Meister mit pfiffigem Gesichtsausdruck; „der Ministerpräsident kann auch nit tun, was er will. Er wird mit dem Brief zum Kaiser gangen sein und da werden sie halt grad überlegen, was s jetzt tun sollen. Weißt, so grad unsere Kriegsschiff wieder heimfahren lassen von die Chineser, das is ihnen halt zuwider, weils dann ein jeder Mensch gleich kennt, daß sie da eigentlich ein dummes Stückel gmacht haben, sie werden halt jetzt auf eine gute Ausred spekulieren und so was braucht allemal ein bißl länger."

Das sah denn auch der Überhopfinger ein und so wartete er geduldig wieder Tag für Tag. Aber siehe da! Statt aller Antwort las er eines Tages in der Zeitung, daß der Krieg gegen die Chinesen nun tatsächlich in vollem Gange sei und daß sich eine österreichische Abteilung bei der Erstürmung der Taku-Forts durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet habe.

„Na ja", meinte an diesem Abend Meister Fretter resigniert, „uns kann s recht sein. Wann sie s nit anders haben wollen, wir können nix dagegen machen. Nur das eine sag i: uns kann kein Mensch eine Schuld geben, wann einmal s Malheur da is. Aber natürlich, die Herren glauben, sie verstehen selber alles am besten, und auf die Leut, die mit ihrem gsunden Hausverstand wirklich das Rechte kennen,

er: „Gut — gut — i seh schon, mit euch is nix z machen. Aber ihr werdet noch auf meine Wort kommen und — und —“

Er brachte kein Wort mehr heraus, erhob sich, griff nach seinem Hute und als er, schon an der Tür, noch gefragt wurde: „Na! und was is dann?“ da stieß er nur noch hervor: „Und i weiß schon, was i zu tun hab.“ Damit verschwand er.

In den nächsten Tagen saß er allabendlich mit dem treuen Freunde Fretter beisammen und sie vollbrachten ein großes Werk. Unter unendlichem Schweißvergießen immer wieder streichend und Besseres für das Gestrichene einsetzend, brachten sie endlich ein Schriftstück zusammen, das in moderne Rechtschreibung übersetzt folgenden herzbewegenden Inhalt hatte:

„Vielgeliebter Herr Ministerpräsident! Exzellenz, P. T.!

Im Namen vieler treuer Mitbürger der Gemeinde Gimplingen und im Namen unseres großen geliebten Vaterlandes erhebe ich meine Stimme und rufe Ihnen zu: Halt, bis hieher und nicht weiter! Achtung auf die Chineser! Wir flehen Sie demütigst an, haben Sie Erbarmen mit uns armem Volke, rennen Sie uns nicht wie das Lamm zur Schlachtbank in das Unglück hinein, das bereits auf der Schwelle der chinesischen Mauer auf uns lauert, um uns mit blutgierigen Armen zu zerreißen.

Geben Sie sofort den Befehl, daß unsere Kriegsschiffe von China wieder heimfahren und reden Sie auch den anderen europäischen Kaisern zu, daß sie mit den Chinesern aufhören. Wie die Tatsachen beweisen, haben die Chineser ihre Geduld erschöpft. Einen haben sie schon umgebracht und die anderen kommen nach. Und was wird die Folge sein? Das ganze chinesische Volk, das nach der Volkszählung mehr Einwohner hat als der Sand am Meere, wird sich aufmachen und wird zu uns herüberziehen und alles überschwemmen. Was nützen uns unsere paar Regimenter gegen soviel Leute mit vergiftete Fidschipfeil. Zehn werden erschossen und hundert werden dazwischen wieder geboren. Sie werden ganz Europa einnehmen und Tod und Verwüstung verbreiten. Kein Stein wird auf dem andern bleiben und wir alle werden in Gefangenschaft auf die chinesischen Reisfelder geschleppt werden. Ganz Europa wird zu Chinesien dazugegeben werden und wir müssen alle Chineser werden.

Darum erheben wir alle unsere Kehlen und stimmen ein in den Ruf: Verschone uns vor dem Übel, Herr Ministerpräsident!

Ich schließe mein Schreiben im Namen aller guten Landeskinder und Untertanen und verbleiben auch dieselben.

Hochachtungsvoll

Josef Überhopfinger, 2. Gemeinderat von Gimplingen.

„Das sein ja vielmehr als viertausend!“ flüsterte der Überhopfinger seinem Freunde Fretter zu, „das is ja die ganze österreichische Armee!“

„Ah, was dir nit einfallt, da wär ja der Kaiser dabei“, erwiderte dieser, ohne sein Auge von dem seltenen Schauspiele abzuwenden.

Auf die Kavallerie folgte die Infanterie und endlich gegen Mittag langte auch die Artillerie an. Der Überhopfinger stand schon seit Morgen an seinem Platze unter der Dorflinde, die kalte Pfeife im Munde, da er vor lauter Schauen auf das Anstopfen vergaß. Da kam einer seiner Knechte dahergetrabt: „Bauer, schnell sollst heimgehn, die Einquartierer sein da.“

Das riß ihn aus seiner Versunkenheit, und so schnell es ihm sein umfangreicher Körper erlaubte, trollte er sich nach Hause.

Da standen im Hofe an die vierzig Mann Dragoner mit Pferden und Sack und Pack, und als sich nun der Überhopfinger als Besitzer des Hauses zu erkennen gab, trat ein Wachtmeister auf ihn zu und fragte ihn in der gemütlichen Mundart der Gegend: „Also du bist der Bauer! Schön! Aber jetzt zeig uns, wo wir unsere Rösser unterbringen können! Weißt, wir sein schon alle damisch müd und möchten bald aus dem Geschirr kommen.“

Dem Überhopfinger glänzte das ganze Gesicht. „Jessas, das sein ja Landsleut!“ rief er erfreut, „ah, das is schön! Na, kommt nur mit!“

Der große Wagenschuppen war schon ausgeräumt und Platz für die Pferde geschafft. Auf der gegenüberliegenden Seite war reichlich Stroh aufgeschüttelt zum Nachtlager für die Soldaten.

„So“, sagte der Überhopfinger, „da is Euer Platz. Ein Bett kann i Euch halt nit geben, weil wir nit soviel haben. Aber gelt, wenn Ihr fertig seid, kommt Ihr ein bißl in die Stuben hinein. Most hab i genug und mich freut s, weils Landsleut seids.“

Es dauerte aber bis gegen Abend, bis die braven Krieger der freundlichen Einladung Folge leisten konnten. Dann jedoch legten sie sich ganz gewaltig ins Zeug und der Überhopfinger wurde nicht fertig, einen Krug Most um den andern herbeizuschleppen. Aber er tat es gerne und forderte noch beständig auf: „Trinkt, Landsleut, is Euch vom Herzen vergönnt.“

Um das Aveläuten kam Inspektion. Der Offizier war ein kleines Männlein mit gelbem Gesicht, enggeschlitzten Augen, über denen sich die Brauen an der Nasenwurzel zusammenzogen, einem schwarzen, etwas hängenden Schnurbart, und als er einmal seine Mütze lüpfte, sah man einen glatt rasierten Scheitel. Auch hatte er eine ganz andere Uniform als die übrigen Offiziere.

Meister Fretter, der sich bei seinem Freunde Überhopfinger eingefunden hatte, um die Ereignisse des Tages zu besprechen, und nun

wird nit aufpaßt. Rennen wir halt in unser Unglück hinein, wenn s schon nit anders sein will."

An einem der nächsten Tage erhielt der Überhopfinger die Einladung zu einer außerordentlichen Gemeinderatssitzung.

„Was gibt s denn leicht?" fragte er erregt den Gemeindediener, während er den Einladungsbogen unterschrieb.

Der Gemeindediener zuckte die Achseln und erwiderte: Genau kann i s nit sagen. Der Bürgermeister hat sich gar keine Zeit gnommen, daß er mir s expliziert hätt. Aber es muß was wegen dem Krieg sein. Soldaten sollen zu uns herkommen."

In höchster Spannung verfügte sich der Überhopfinger abends in die Gemeinderatssitzung. In derselben wurde der Gemeinde Gimplingen über Auftrag des Kriegsministeriums seitens der Bezirkshauptmannschaft eröffnet, daß Ende August in der Umgegend von Gimplingen Korpsmanöver abgehalten würden und daß die Gemeinde für die Bequartierung von rund viertausend Mann und etwa achthundert Pferden die nötigen Maßnahmen zu treffen habe.

„Siehst es, da hast es", meinte Meister Fretter, als ihm der Überhopfinger die Neuigkeit mitgeteilt hatte. „Jetzt wird s halt doch ernst."

„Meinst?" erwiderte dieser, „der Bürgermeister sagt, da wär nix dran, Manöver sein alle Jahr."

Meister Fretter verzog den Mund in höchst geringschätziger Weise und sagte darauf: „Na ja, unser Bürgermeister, der muß freilich so reden, der versteht s ja nit besser. Aber sag mir, mein lieber Überhopfinger, hast du schon einmal ghört, daß in unserer Gegend Manöver sein? Gelt nein! Unsere Eltern wissen davon nix und unsre Großeltern und Urgroßeltern auch nix. Warum denn jetzt auf einmal? Siehst, da liegt der Hund begraben. Aber i werd dir s sagen. Bei uns da geht die Straßen durch, die nach Wien geht, und von Wien geht s weiter ins Türkische und von dort ins Chinesische. Wenn die Chineser einmal kommen sollten, Gott behüt uns davor! — Da müssen sie da bei uns durch und deswegen halten sie jetzt die Manöver ab, daß sie dann die Gegend genau kennen und den Chinesen den Weg verlegen können. Deswegen is s und wegen sonst nix. Sag nur, i hab s gsagt. Was täten sie denn sonst da bei uns, mitten im Österreichischen, wo doch kein Feind gar nie nit hinkommt. Hm, hab i recht?"

Der Überhopfinger war wie immer, wenn ihm sein Freund etwas plausibel machte, überzeugt, und beneidete ihn heimlich um seine großartige Beurteilungsgabe der Ereignisse.

Nach vierzehn Tagen erschien das Militär. Jung und alt, Männlein und Weiblein standen an der Straße und rissen verwundert die Augen auf, als die Marschsäulen gar nicht enden wollten.

Der Wachtmeister war über diese Frage sehr erstaunt, wußte nicht, ob sie Ernst oder Scherz sei und gab deswegen nicht sofort Antwort, sondern blickte forschend in die lauernden Gesichter der beiden Dorfbewohner.

Meister Fretter aber faßte dieses Schweigen sofort als Betroffenheit auf und meinte: „Na, na, Herr Wachtmeister, wegen dem brauchen Sie nit zu erschrecken. Uns können Sie s schon sagen, denn, wissen Sie, wir haben das auf den ersten Blick kennt."

Nun wußte der Wachtmeister, mit wem er es zu tun habe, merkwürdig zuckte es um seinen Mundwinkel und jetzt erwiderte er: „Das hätt i nit geglaubt, daß es da Leut gibt, die so was gleich kennen. Ja, unser Rittmeister is ein Chineser und sogar ein hoher. Sein Vater ist ein entfernter Schwager vom chinesischen Kaiser. Müßt mich aber beileibe nit verraten, ich würd furchtbar gstraft."

Die beiden Freunde gelobten bei ihrer ewigen Seligkeit tiefstes Schweigen.

Triumphierend blickte Meister Fretter seinen Freund an und der senkte melancholisch das Haupt und sagte: „Na, jetzt sag i nix mehr. Das kann i nit begreifen, wie man so was machen kann. Ein Chineser bei unseren Soldaten in unserem Land!"

„Ja, ja", seufzte nun auch der Wachtmeister, „man sollt's gar nit glauben, wie dumm heutzutage noch die Leut sind."

„Und wie is er denn so mit die Soldaten?" forschte Meister Fretter weiter.

„Na", erwiderte der Wachtmeister, „wir können uns nit beklagen, is ein ganz netter Herr!"

„Wie i mir s denkt hab! Natürlich, daß er unsere Soldaten auch noch auf seine Seiten kriegt, wann s einmal zu was kommt."

Dem Wachtmeister ging jetzt ein Licht auf und er beschloß, die beiden nun erst recht gründlich anlaufen zu lassen, wurde aber in diesem löblichen Vorsatz gehindert, denn es war mittlerweile neun Uhr geworden und durch das Dorf schmetterten die Trompeten den Zapfenstreich.

Der Überhopfinger aber und Meister Fretter saßen noch lange beisammen, in eifrige Beratungen vertieft, was nun zu tun wäre. Doch konnten sie vorderhand zu keinem Entschluß kommen.

Von dieser Stunde an war der fremde Offizier Gegenstand aufmerksamster Beobachtung der beiden Freunde und es gelang ihnen auch, die wichtige Entdeckung zu machen, daß jener tatsächlich nichts anderes sei als ein chinesischer Spion. An dem Abend, als sie diese Entdeckung gemacht hatten, saßen sie lange beisammen und beratschlagten hin und her, daß ihnen der helle Schweiß über die Stirnen lief. Dafür gelangten sie aber auch zu einem genauen Plan, welcher auf nichts Geringeres

bei der Visitation zusah, starrte mit immer größer werdenden Augen den Offizier an, dann stieß er plötzlich seinen Freund in die Seite und flüsterte ihm zu: „Du, der dort ist ein Chineser!“

„Geh“, erwiderte der Überhopfinger ungläubig, „wie kann denn das ein Chineser sein?“

Der Offizier mußte etwas von den halblaut gesprochenen Worten des Bauern gehört haben und sah ihn eine Weile scharf an, dann wandte er sich wieder zu den Soldaten.

„Siehst es“, flüsterte Meister Fretter wieder, „er hat s gleich kennt, daß wir von ihm reden. Komm, gehen wir in die Stuben.“

„Also ein Chineser ist der Offizier, meinst?“ begann der Überhopfinger, als sie vor dem Maßkruge saßen.

„Ganz gewiß auch noch! Hast nit gesehen, wie er gspitzt hat, wie du was von einem Chineser hast verlauten lassen. Und hast sein Gesicht angschaut, das gelbe? Und die Augen sein auch schief. Und eine andere Uniform hat er auch. Das is so sicher, wie s Amen im Gebet, daß der ein Chineser is.“

Der Überhopfinger wiegte sein Haupt und erwiderte: „Das stimmt ja alles ganz schön; aber i kann mir s nit denken, was so ein Kerl bei unseren Soldaten z suchen hat.“

„Weißt, das is so“, belehrte Meister Fretter, „i hab das schon einmal glesen. Die andern Kaiser und König schicken gern ihre Soldaten zu uns, daß s von den unsern das Kriegführen lernen. Das wissen die Chineser auch, denn die sein gar nit so dumm, wie s ausschauen. Das benützt der chinesische Kaiser oder Häuptling, was er is, und schickt die Gescheitern da zu uns herüber. Mein Gott, unser Kaiser kann auch nicht einen jeden fremden Soldaten kennen. Wenn einer sagt, er is von dort und dort, so muß er s ihm glauben. Und so kommt so ein chinesischer Kerl da zu uns her, spekuliert alles aus und daheim erzählt er's dann“.

„Daß fremde Offiziere in unserem Militari sein, das weiß i“, entgegnete der Überhopfinger, „is doch heuer einmal in der Zeitung gstandn, daß wie der Kaiser unsere Soldaten alle angschaut hat, eine Menge fremde Offiziere dabei gewest sein. Aber das is schon im Frühjahr gewest, und daß jetzt, wo der Krieg is, auch noch solche Kerl da sein, das mein i halt doch nit. Wart übrigens, da frag i den Wachtmeister, der kommt eh heut noch ein bißl herein.“

Als der Wachtmeister endlich erschien, war der Überhopfinger schon vollständig davon überzeugt, daß der fremde Offizier ein Chinese sein müsse. Trotzdem aber stellte er jetzt an den Wachtmeister die Frage: „Du, Herr Wachtmeister, sag mir einmal aufrichtig: is der Offizier, der zuvor dagewest ist, nit ein Chineser?“

Weg anzeichnet, wann s einmal kommen, daß sie sich gleich auf Schritt und Tritt auskennen. Na, i sag s ja: Die bei der Regierung, die müssen ja blind und vernagelt sein!"

Der Überhopfinger glotzte die Karte an und schüttelte immerzu langsam den Kopf, welche Bewegung zu gleichen Teilen der Abgefeimtheit der Chineser, der Blindheit der hohen Regierung und der Verwunderung darüber galt, daß man sich auf einer Landkarte überhaupt auskennen könne.

Der nächste Griff in die Tasche förderte einen Brief zutage, der in einer fremden Sprache geschrieben war und den Poststempel „Chittla" trug.

„Der Brief is aber nit aus Chinesien!" meinte der Überhopfinger, auf den Poststempel weisend.

„Aff!" rief Meister Fretter. Es war das erstemal, daß er den Freund dieses traulichen Anredewortes würdigte. „Wie kannst denn nur so dumm daherreden. Die Chineser werden doch nit so dumm sein und ‚China' draufdrucken! Da kommen sie ihm ja gleich drauf, daß er ein Spionierer is. Die haben halt ein anderes Wort genommen. Er kennt sich schon aus!"

Der Überhopfinger erkannte beschämt, wie weit er an geistigen Gaben seinem Freunde noch nachstehe, und faßte den anerkennenswerten Vorsatz, in Zukunft selbst zu denken. Leider gab ihm die Satteltasche dazu keinen Anlaß mehr, denn sie enthielt weiter nichts.

Nun aber kam die Hauptsache: es mußte neuerdings ein Brief an den Ministerpräsidenten abgefaßt werden. Nach vier Stunden geistaufreibender Tätigkeit war er fertig und lautete also:

„Teurer Herr Ministerpräsident, Exzellenz, P. T.!

Ich habe Ihnen im Namen vieler Landeskinder, Untertanen und Steuerzahler schon einen Brief geschrieben. Aber sie haben mir keine Antwort nicht gegeben. Indem daß ich jetzt etwas Neues weiß, muß ich wieder schreiben. Es ist uns unbegreiflich, daß die wohllöbliche P. T. Regierung Chinesenspionierer in unserer Armee duldet. Bei uns in Gimplingen ist auch so einer. Aber wir haben ihm durch seine Uniform, die was eh schon verdächtig ist, in sein schwarzes gelbes Herz gesehen und jetzt haben wir es heraußen: er ist wirklich ein Spionierer. In seiner Satteltaschen, die wo wir ihm heimlich weggenommen haben, ist der ganze Fundus instruktus für einen Spionierer, ein chinesischer Brief und sogar eine Landkarten, wo er dann seinen Landsleuten den Weg zeigen wird.

Wir bitten deshalb inständigst mit aufgehobenen Händen: Geben Sie gleich den Befehl, daß er arretiert wird und schicken sie ihn heim, wo er herkommen ist, weil das Vaterland und wir alle

hinzielte, als den gefährlichen Menschen zu entlarven und unschädlich zu machen.

Der fremde Offizier war gegenüber dem Gute des Überhopfingers im Schulhause einquartiert. Da aber dort kein Platz für sein Pferd war, war dasselbe bei den Pferden der Mannschaft in dem Wagenschuppen des Überhopfinger einquartiert, und wenn die Reiter abends zurückkamen, mußte der Bursche des Offiziers dessen Pferd übernehmen. Er sattelte dasselbe zuerst ab, brachte es an seinen Platz und dann schnallte er die Satteltasche los und trug sie in das Quartier seines Herrn hinüber.

Darauf hatten die beiden Freunde ihren Plan aufgebaut. Als der Bursche abends wieder das Pferd abgesattelt hatte und in den Schuppen führte, schlich sich der Überhopfinger herbei und flugs hatte er die Satteltasche abgeschnallt und eilte mit ihr ins Haus, wo er sie im Bettstroh verbarg. Da die Dragoner mit ihren Pferden beschäftigt waren, hatte ihn keiner gesehen.

Mit pfiffigem Lächeln vernahm er nach einer kleinen Weile schon den Lärm im Hofe. Der Bursche des Offiziers glaubte zuerst, ein Kamerad habe ihm einen Schabernack gespielt, kam aber bald darauf, daß ein regelrechter Diebstahl vorliege. Und nun jammerte er und suchte immer wieder jeden Winkel des Hofes ab, wobei ihm die Kameraden treulich halfen.

Nun hielt es der Überhopfinger für angezeigt, sich zu zeigen.

„Was gibt s denn da? Was sucht Ihr denn?“ fragte er ganz unschuldig. Unter „Ach!“ und „Oh!“ erzählte ihm der Bursche von dem Verlust der Satteltasche.

„Na, wird schon wo sein! In den Erdenboden hinein kann sie ja doch nit verschwunden sein und wer wird denn so was stehlen!“ tröstete er und begab sich ebenfalls auf die Suche, selbstverständlich ohne Erfolg.

Der Offizier wütete und fluchte, als ihm der Bursche endlich den Verlust meldete, kam selbst in den Hof herüber, inquirierte, inspizierte, aber ohne jeden anderen Erfolg, als daß sich der schlaue Täter heimlich ins Fäustchen lachte. Je mehr der Offizier schimpfte, desto mehr war der Überhopfinger davon überzeugt, daß die Satteltasche wichtige Geheimnisse enthalten müsse.

Am nächsten Tage, als die Dragoner wieder ins Feld gerückt waren, kam Meister Fretter. Nachdem der Überhopfinger die Stubentür abgesperrt hatte, holte er die Satteltasche hervor und nun wurde sie untersucht.

Das erste, was Meister Fretter hervorzog, war eine Generalstabskarte, auf der mit Rotstift Straßenzüge und Feldwege besonders markiert waren.

„Also, da schaust dich an!“ rief der Meister entsetzt. „Eine Landkarten hat er, der Chineser, und da schau her, da hat er sich schon die

Er las.

Schon bei den ersten Worten entstand ein Kichern, das endlich zum dröhnenden Gelächter wurde. Dem Überhopfinger schwamm alles vor den Augen, die hellen Schweißperlen rollten ihm über die Wangen und er hätte gerne seinen halben Hof dafür gegeben, wenn er jetzt ein paar Kilometer gegen den Erdmittelpunkt hätte hinabrücken können.

Nachdem der General den Brief gelesen hatte, fuhr er fort: „Meine Herren! Ihr Lachen hat mir gezeigt, daß Sie dieses kuriose Schriftstück richtig zu taxieren wissen. Es beweist eine geradezu unglaubliche Dummheit. Mit Rücksichtnahme darauf hat sich Herr Rittmeister Roman Stefanesku, der selbstverständlich kein chinesischer Spion, sondern Offizier Seiner Majestät des Königs von Rumänien ist und unserem Heere zu Studienzwecken zugeteilt wurde, bewegen lassen, von einer gerichtlichen Ahndung des Diebstahls Umgang zu nehmen. Danken Sie dem Herrn Rittmeister“, fuhr der Sprecher den ganz in sich zusammengeknickten Überhopfinger mit erhobener Stimme an, „danken Sie, denn nur seiner Güte und Nachsicht haben Sie es zuzuschreiben, wenn Sie nicht als gemeiner Dieb ins Zuchthaus wandern.“

Der Überhopfinger, den der Menschheit ganzer Jammer erfaßt hatte, tat mechanisch ein paar Schritte vorwärts, erhob flehend seine Augen und begann zu stottern: „Bitt Herr Rittmeister, i — i — i —“ Er wollte die Schuld getreulich auf den Meister Fretter als den intellektuellen Urheber abwälzen, brachte aber nichts heraus.

„Lassen Sie“, sagte der verkannte Rumäne, „bringen Sie mir gleich dann meine Satteltasche und lassen Sie Chinesen Chinesen sein.“

Die Offiziere hatten sich erhoben.

„Ich danke Ihnen, meine Herren!“ wandte sich der General an die Gemeinderäte. „Guten Tag!“

Sporenklirrend entfernte er sich mit seinem Gefolge.

Jetzt ging's erst über den armen Überhopfinger los. Der Bürgermeister schnaufte vor Wut und schrie unausgesetzt: „So eine Schand für die ganze Gemeinde, so eine Schand! Überall können wir uns schämen, zu Tod werden wir ausgelacht, wenns wer erfahrt.“

Nicht minder wüteten die übrigen Gemeinderäte. Die Zurufe, mit denen sie den Überhopfinger bedachten, erschöpften sämtliche zehn Bände des großen Brehm, insbesondere aber die Abteilung: „Säugetiere“.

Der Überhopfinger ließ alles apathisch über sich ergehen. Ein Bild jammervoller Gebrochenheit, saß er da, und endlich kollerten ihm schwere Tränen aus den Wimpern.

„Jetzt flennt er gar, der — der — Chinesen-Seppl!“ höhnte eine Stimme.

sowie Landwirtschaft und Viehzucht in der höchsten Gefahr sind. Aber das muß schnell sein: denn Eile mit Weile.

Mit vielen Grüßen verbleiben wir die untertänigsten Landeskinder. Hoch das Vaterland!

Josef Überhopfinger.
2. Gemeinderat von Gimplingen.

Noch am selben Tage wurde der Brief aufgegeben. Die Landkarte und der Brief des chinesischen Spions waren beigelegt.

Nach acht Tagen — die Korpsmanöver waren eben zu Ende und am nächsten Tage sollte abmarschiert werden — erhielt der Überhopfinger die Einladung zu einer außerordentlichen Gemeinderatssitzung, die um 12 Uhr mittags stattfinden sollte.

„Paß auf", meinte Meister Fretter frohlockend, „es ist schon was da und jetzt werden der Bürgermeister und die andern eine damische Nasen kriegen, daß sie nit besser aufpaßt haben. Wer weiß, ob dir nit die Bürgermeisterei übertragen wird."

Mit hoffnunggeschwellter Brust begab sich der Überhopfinger zur Sitzung, war aber sehr erstaunt, dort außer den Gemeinderäten den kommandierenden General und eine Anzahl von Offizieren zu finden, unter welchen sich auch der Chineser befand. Daß alle den Blick auf ihn, den Überhopfinger, wendeten und mitsammen tuschelten, machte ihn verlegen und er wußte nicht, wohin er den Blick wenden sollte.

Doch schon stand der Bürgermeister auf und sagte feierlich: „Indem daß jetzt alle da sein, erkläre ich die heutige Sitzung für eröffnet und erteile dem Herrn Exzellenz General das Wort, weil er uns was Wichtiges mitteilen muß."

Langsam stand der General auf, faßte den Überhopfinger fest ins Auge und begann: „Meine Herrn! Ich habe den Herrn Bürgermeister ersucht, die heutige außerordentliche Gemeinderatssitzung einzuberufen, denn ich habe Ihnen etwas mitzuteilen, was der ganzen Gemeinde Gimplingen — ich will mich sehr gelinde ausdrücken — nicht gerade zur Ehre gereicht."

Die Gesichter der Gemeinderäte wurden zusehends länger. Der General fuhr fort: „Vor neun Tagen wurde dem Herrn Rittmeister Roman Stefanesku die Satteltasche gestohlen. Dieselbe enthielt eine Karte und einen Brief. Heute wurde mir beides von seiten des hohen Ministeriums des Innern mit der Mitteilung zugesendet, daß der Entwender der zweite Gemeinderat dieser Gemeinde, Josef Überhopfinger, sei."

Der löbliche Gemeinderat riß die Augen auf, der Überhopfinger knickte ein und der General sprach weiter: „Das hohe Ministerium hat auch den Brief mitgesendet, mit dem Josef Überhopfinger den Inhalt der gestohlenen Satteltasche vorlegte. Gestatten Sie, daß ich denselben vorlese."

warm geworden ist. Und war noch immer naß, wie er kommen ist, und hat mit den Zähnen geklappert, das es ein Jammer ist gewesen!"

„Geschieht ihm recht, dem Nichtsnutz", entgegnete die Alte. „Und nun wird auch seine neue Kappen verdorben sein."

Sie fing an zu singen, und der Schneider sagte zitternd: „Wenn sie nur erst im Hause wäre, die Heiterethei! Oder wenn so ein Gesangbuchvers einen ganzen Tag tät dauern!" Dann öffnete er die Tür und ging hinein. Er wußte, so lange der Vers dauerte, den sie sang, war er sicher. Er konnte wenigstens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte sang fort, sie wandte das Gesicht nicht gegen ihn, aber sie hob den Arm drohend in die Höhe und ihr ganzes Gesicht zündete sich an dem blauen Feuer ihrer Nasenspitze an.

Der Schneider war schon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Vers. Seine Augen hatten sich tief in die Westentasche verkrochen, an der er nähte, um ihrem Blick nicht zu begegnen, wenn dieser vernichtend auf ihn fiele. Sie aber wandte ihr Antlitz ihm noch immer nicht zu. Sie kehrte sich zu der Sannel, die dem Hannes sich ängstigen half.

„So ist er doch da, der Nichtsnutz?" sagte sie, und nach ihrer sparsamen Weise so viel als möglich in einem Atem. „Ich hab' gemeint, er wird heut und morgen nicht aus dem Reicker Wirtshaus herauskommen. Denn ein Wirtshaus ist dem Sapperlot wie der Flieg' eine Weinflasche, wo noch naß ist inwendig. Da ist leicht nein kommen, aber schwer wieder raus. An allen Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? Er ist doch da? Hm, hm, hm! Und ich hab' geglaubt, der Regen hat ihn in ein Mäusloch geschwemmt und die haben ihn drinnen behalten. Ja, Gott behüt'! Wer wird so einen Nichtsnutz behalten? Niemand, als wer einmal mit ihm gestraft ist und muß ihn behalten. Bis er sich ins Zuchthaus geschwemmt hat, da werden sie ihn behalten. Oder sie kriegen ihn bald wieder."

Die Frau Bügel stand auf. Es war für die bereitwillige Sannel ein Schweres gewesen, auf die Fragen der Base nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide Hände auf und öffnete den kleinen Mund, um wenigstens zu zeigen, es sei nicht Mangel an Dienstwilligkeit von ihrer Seite, daß sie nicht anwortete. Aber die Frau Bügel, wußte sie, wollte keine Antwort. Der Schneider tat einen Atemzug, so tief und stöhnend, als wüßte er, es ist sein letzter. Die Sannel half ihm atmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube umher, als wäre der Gedanke von dem Mauseloch ihr voller Ernst gewesen. Sie sah unter Stühle und Tisch und schüttelte das Haupt nach jedem suchenden Blick. Alles schien sie zu sehen, nur den Hannes auf der Brücke nicht, der einen

Im Nu fiel der ganze Chorus ein: „Chinesen-Seppl, flennender, Chinesen-Seppl! Chinesen-Seppl!“

Die Rufe nahmen kein Ende. Da erhob sich der Überhopfinger langsam und sagte: „I leg meine Stell nieder!“

„Recht hast, wir brauchen keinen Chineser! Chinesen-Seppl! Chinesen-Seppl!“

Unter dem höhenden Ruf verließ er Zimmer und Haus. Von der Stunde an las auch der Oberhopfinger nur mehr das Sonntagsblättchen des Wirtes und mit dem Meister Fretter verband ihn fürderhin nur mehr das Band innigster Feindschaft. Trotzdem aber blieb er der Chinesen-Seppl.

Hannesle der Mordbursch

oder Aus dem Regen in die Traufe.

Eine Geschichte von Otto Ludwig.

(Fortsetzung.)

Es war noch kaum Tag, als die Sannel schon die Treppe und Bodenstiege hinaufrannte, um an des Hannes Kammertür zu pochen. „Steh' auf, Hannesle; deine Mutter singt schon den zweiten Vers; da zieht sie allemal ihre Strümpfe dabei an. Und vermerkt's nicht, daß du gleich nach elf heimkommen bist. Und wegen der Heiterethei; wenn du dich nicht anders hast besonnen; ich geh' hernach einen Gang und begegn' ihr vielleicht.“

„Nein“, sagte der Hannes drin. „Was ich gered't hab', hab' ich gered't. Aber im Bett ist's doch gar zu schön. Ist ihre Stimm' zittrig, Sannel?“

„Ja“, entgegnete das Mädchen, „schrecklich zittrig. Mach', daß du auf deiner Brücken sitzt, wenn sie reinkommt!“

„Es ist doch nirgends schöner als im Bett“, sagte der Schneider drin und dehnte sich. „Aber sie ist wohl noch im ersten Vers?“

„Nu nein. Sie hat schon den letzten angefangen gehabt!“

Das Mädchen hörte, wie der Schneider aus dem Bett sprang, und war mit drei Schritten die Bodenstiege hinab und in der Küche. „Er tut's nicht anders“, sagte sie traurig vor sich hin, „mit der Heiterethei. Wenn ich nur wenigstens da dürft' bleiben!“

Der Schneider schlich auf den Strumpfspitzen die Treppe hinunter; die Pantoffeln zog er erst an der Stubentür an. Er horchte. Die Sannel sagte eben drin: „Es hat noch kein Viertel geschlagen gehabt, da ist er kommen. Und naß ist er gewesen! Er ist in Reick eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein bißle

war er sicher. Er sah sich majestätisch um, gab der Luft einen Klaps mit seiner rechten Faust und rief: „Respekt muß sein im Haus!“ Dann ging er mit Löwenschritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leise Stimme aus der Tür flüsterte: „Sie ist in ihre Kammer gegangen, Hannesle; du kannst wieder rauf. Nu ist sie wieder gut!“

Die Sannel streichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur stand, und wischte mit weichen Händen den Angstschweiß von seiner kalten Stirn. Sie tröstete ihn, wie nur die Sannel trösten konnnte. Sie hätte gern selbst sein Kreuz auf sich genommen. „Und hast du dir's überlegt, Hannesle?“ sagte sie dann. „Ich geh' aufs Feld. Vielleicht, daß mir die Heiterethei in den Weg läuft.“

„Du gehst in die Erdäpfel“, sagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke saß. „Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu, und ich komm' bald nach. Das sind die Erdäpfel, in die ich geh'. Und da brauch' ich keine Heiterethei dazu. Und auch keinen Hund. Guck' mich noch recht an, Sannel: wer weiß, wie bald ich in die Erdäpfel geh'!“

„Das ist Schicksal, Hannesle; deswegen gehst du noch nicht in die Erdäpfel. Und die Schicksal kommen auch von dem, der Essen und Trinken schickt.“

„Ach Gott! Die Bas am Unterende hat mir immer Hefenklöß' wollen schicken; die eß ich so gern. Dummes Zeug von wegen. Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geschweig' Hefenklöß' geschickt; ich hab' mir's allemal selber müssen verdienen; nicht das Salz dazu hab' ich umsonst kriegt. Und das Schicksal hab' ich nicht verlangt; wär' nur was Guts dran, hernach wär's gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklöß'! Aber die Brüh' muß fett sein. Und Schnitz und Hutzel dazu. Ach du lieber Gott! Das viert' Gebot ist mein Schicksal; wenn ich bald in die Erdäpfel geh', hernach hat's das viert' Gebot getan. Wer weiß, ist das die letzt' Westen, die ich mach'! Guck, da kommt vielleicht der letzt' Stich rein, den ich tu'. Hernach hat's ausgeschicksalt und ich eß keine Hefenklöß' mehr auf der Welt!“

„So darf man nicht reden, Hannesle! Die Seel' ist doch mehr wie Hefenklöß'. Und siehste, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiterethei. Sag's nur der Bas' am Unterend', die wird's schon anbringen bei deiner Mutter, und es schickt sich ja wohl, daß ich der Heiterethei begegn'. Das ist hernachen ein gut Schicksal; und die kommen auch, wenn man nur die bösen geduldig erträgt. Wenn du nur denkst“, fuhr die Sannel fort, „daß du's mit der Heiterethei ermachen kannst. Sie ist doch schrecklich wild!“

„Was wild!“ sagte der Schneider. „Wenn sie nur Hefenklöß' kann kochen! Sannel, da ist kein viert' Gebot dabei. Sannel, ich sag' dir: du kennst mich! Und Respekt muß sein im Haus! Und wenn ich erst

Knopf mit Tuch und Todesangst überzog. Die Sannel half der Base widerstrebend suchen.

„Wo wird er nur stecken, der Sapperlot? Soll er zu Haus sein und die gottesfürchtigen Wort' hören, die seine Mutter red't? Ja, der wär' der Recht'. Wo wird er sein? Ja, wenn's antworten könnt', wenn seine Mutter fragt, das bös' Kind!"

„Nu, da in Eurer Stuben", schluchzte der Schneider. „Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!"

Die Frau Bügel dehnte sich; die Sannel half ihr sich dehnen, aber mit Widerstreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fensterwand, das schreckliche Ding. Aber sie suchte fort. „Da in der Stuben wär' er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt' man auf seiner Brücken suchen? Prost die Mahlzeit! Im Wirtshaus ist er. Im Tabaksrauch, daß man ihn schneiden kann, da ist er wie der Fisch in seinem Wasser. Und noch ein Maß, Frau Wirtin. Und einen Nordhäuser darauf! Und lustig, mein Wenzel. Und das Eicheldaus sticht. Und o du lieber Augustin? Was? Nicht im Wirtshaus wär' der Jung? Nu, wird er reden, der Sapperlot?"

„Ja, wenn Ihr's haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damit's überstanden ist. Aber Ihr werd't sehen, ich krieg' die Schwindsucht. Alle Leut' sagen's. Meinetwegen ja, es soll ja das Wirtshaus sein. Und das ist der Eichelwenzel da!"

„Was? Im Wirtshaus ist er? Und ist er im Wirtshaus? Nu! will mich der Nichtsnutz blind machen, daß ich meine eigene Stuben nicht mehr kenn'? Und das ist nicht des Herrn Burgemeister seine Westen? Das ist der Eichelwenzel? Und das dort ist nicht mein Schmolkes Schatzkästlein und meine Schlafhauben? Is das ein Wirtshaus, Jung'?"

„Was soll ich denn sagen, ich armer Bursch? Was ich sag', das ist nicht recht. Nu freilich ist das Eure Stuben!"

„Meine Stuben? So? Und das wär' meine Stuben, wo du drin bist? Und du wärst, wo du hingehörst? Und säßest auf deiner Brücken? So erbarm' sich der Himmel über so ein sündlich Kind. Aber ich will's zieh'n, so lang' ich meine Arm' kann heben. Ich will nicht schuld sein, wenn er ein Taugenichts wird. Ich will ihm den Wirtshausteufel austreiben, dem Nichtsnutz dem!"

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Tür geöffnet. Der Schneider schoß wie ein Pfeil von seiner Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um sein erhitztes Gesicht wehte. Er wußte, nun

„Und nun kommt das Best'. Ich hab's bis zuletzt aufgehoben", sagte er, „wie ich's allemal mach', wenn ich eine rechte Freud' hab' für dich."

„Derentwegen", entgegnete die Sannel, „brauchst du dich nicht zwingen. Mich freut alles, was du mir sagst."

„Nu gut; aber heut' auch weiter nix. Ich hab' eine, Sannel! Weißt du? Und eine andere wie die Heiterethei. Und nu schlaf wohl. — Aber ich will dir's doch lieber noch sagen, damit du zu Nacht davon kannst träumen. Aber freu' dich nur recht, Sannel. Da setz' die Lampen fort, damit du dich recht kannst freuen. Und ich will die Jacken runter tun und die Hemdärmel zurückmachen. Aber freust du dich denn auch recht?"

Der Hannes verlangte zu viel. Aber was hätte man der Sannel zumuten können, das sie nicht ausgerichtet hätte!

„Nu, ich freu' mich ja schon, gewiß, Hannesle", sagte sie und setzte die Lampe weg und half dem Hannes seine Jacke ausziehen, damit ja dem Freuen nichts im Wege stand.

„Ich mein' gar, du flennst schon vor Freud'", sagte Hannes. Sie wischte die bitteren Tropfen weg und sagte: „Ja freilich!" Sonst hätte sie ihm die Freude verdorben. Und einem Menschen die Freude verderben, so viel sie konnte, das konnte die Sannel nicht.

„Ja, guck", sagte der Schneider, „und das ist eine andere als die Heiterethei. Die Heiterethei ist vielleicht was länger, aber sie ist nur eine Haselgerten dagegen. Wenn meine erst ein Jahrer zehn von unseren Erdäpfeln am Erlenweg gegessen hat, hernachen ist sie wie die Gringelwirts-Valtinessin. Die hat einen anderen Kopf als die Heiterethei, und da kann man sagen: Die hat Händ' und Füß'! Daß dich der Kuckuck hätt', Sannel! Und Haar' brandschwarz und dick wie Pferdehaar und steif wie ein gewichster Zwirnsfaden. Kann sein, daß die Heiterethei ein paar Haar' mehr hat, dafür ist ein Haar von meiner wie sechs von der Heiterethei. Und das spöttisch Wesen und das Dummgetu, davon ist an meiner nicht so viel, wie auf meinen kleinen Finger geht. Und doch alles so resolut. Und ein Narr ist sie in mich!"

Es währte lange, ehe der Hannes zum Erzählen kam, wie er sie gefunden und die „Sache" sich gemacht hätte. Und wie oft unterbrach er seine Geschichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute sich doch nicht so sehr, als er gedacht.

Die Geschichte war kurzweg die. Schon ein paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergasse ging, war ihm, als würfe jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiterethei im Kopfe und sah sich nicht um. Heut', als er sich wieder geworfen fühlte, meinte er: „Sollt's die Heiterethei sein, und sie hat's gereut, daß sie die

einen großen Hund hab'! Denn so ein Knirps von einem Spitzle darf's nicht sein. Und ich geh' mit der Heiterethei auf den Schützenhof! Was? Karo, komm' her! Apport, Karo! Da wirst du zum Fenster raus lachen. Ich seh' dich schon. Und Menschen und Vieh sollen sich verwundern. Mach' nur, Sannele, und geh'; ich hab' schon keine Ruh' mehr. Sannele, du kennst mich immer noch nicht."

Die Sannel ging. Sie schüttelte unterwegs wohl hundertmal den dicken braunen Zopf. Es war ein ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er, heimgekommen, ihr eine Stunde lang erzählt hatte, was alles er eben getan, und sie sich hineingedacht hatte, als hätte sie alles selber gesehen.

*
* *

Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die zurückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiterethei nicht getroffen. Den anderen Tag war sie glücklicher gewesen. Wenigstens im Finden. Sie wußte sich was auf die Verblümtheit, mit der sie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiterethei hatte gesagt, sie wollte den Schneider erst mit in den Zainhammer nehmen und ihn strecken lassen. Aber das würde nicht helfen. Wär' er zu strecken, so müßt' es das Ding an der Fensterwand schon lange getan haben. „Ich bin aber doch nicht still gewesen", sagte die Sannel, „bis sie gesagt hat: Und so ist's und nu ist's fertig. Hernachen ist's als hätt's der Burgemeister unterschrieben und sein Siegel daraufgemacht. Ich kenn' die Heiterethei!" Die Hannel war traurig darüber, aber sie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes seine Gedanken, sich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die stärker wäre als seine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiterethei nicht angebissen hatte. Wenigstens sagte er das der Sannel.

„Schon gestern ist mir's eingefallen", sagte er. „Sie ist doch nicht, wie ich eine brauch'. Ihr Kopf könnt' um die Hälft dicker sein und ihre Händ' und Füß' sind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf ist doch die Hauptsach' am Menschen. Und meiner Mutter ihre Händ', die sind wenigstens noch einmal so lang. Und wenn eins so kleine Füß' hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn man's angreift. Und ich greif' einmal zu; was ich anfass', das muß fest sein, Sannel. Ja, Sannel, es ist gut, daß sie nicht will, und es hätt' mich doch einmal gereut."

Das nächstemal, als sie wieder auf der Bodentreppe saßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schoß hielt, da war der Schneider einen Kopf länger als er selbst. Nur mühsam hatte er etwas zurückgehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

Schatz denken. Und der ist —", sie sang nicht: weit, wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte sich bitter enttäuscht. Er nahm eine kurze Gute Nacht; aber als er sich kaum gewendet hatte, fühlte er sich von neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und sagte eiliger, als es scheinen sollte: „Er geht wohl zu seinem Schatz?"

Der Hannes dachte: „Warum hat sie nicht ausgesungen, wie's im Liede heißt? Und fragt mich nun so?" Er blieb stehen, wandte sich aber noch nicht wieder nach ihr um.

„Ja, ja", sagte sie. „Ich glaub's schon, es ist schön, wenn ein Bursch zu seinem Schatze geht. Ich hab' keinen und hab' noch keinen gehabt, aber zu glauben ist das schon."

„Und hast doch an deinen Schatz gedacht?"

„Nun ja, es ist einer in Gedanken. Es hätt' mir nicht daran gefehlt, so wenig als einer anderen, aber mir ist nicht jeder recht. Es muß einer sein, ich weiß wie, aber ich sag' es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem andern sag' ich's, nur Ihm nicht. Und geh' Er zu seinem Schatz; hätt' ich einen da drin, ich ging auch zu ihm."

Sie stand auf und wollte ins Haus. Der Schneider hielt sie auf. Seine Arme waren eben lang genug, sie zu umspannen. Das Mädchen wehrte sich, schlug ihn auf die Hände, wollte sich losreißen, aber er war ihr zu stark. Sie mußte bleiben. Sie mußte sich wieder setzen. Er war glücklich, wie stark er war. Sie war fast außer Atem vom Ringen und hatte Lust zu weinen. Sie dauerte ihn.

„Ja", sagte er, „wenn ich zugreif', da ist's nicht zum Spaß. Aber du bist keine hiesige. Die hiesigen kenne ich alle; ich hätt' längst eine, wenn ich eine hiesige möcht'. Ja, du möchtest wissen, wo mein Schatz daheim ist. Ich hab' dir wohl weh getan, aber ich kann nicht anders. Das weiß der Kuckuck, und wenn ich nur ganz leis' zugreif', da gibt's blaue Flecken. Und wo bist du denn her?"

„Von Schackigt", sagte sie. „Aber was geht das Ihn an. Er hat schon einen Ort, wo Er hindenkt!"

„Hätt' dich der Kuckuck, Mädle!" lachte der Schneider. „Mein Schatz ist eben daher. Und er hat schwarze Haar' und — ja, ich pack' dir nicht alles auf. Aber es ist ein prächtiger, das kannst du glauben. Wenn ich mich nur setzen könnt', ich müßt' stundenlang bei dir sitzen!"

Das Mädchen rückte zu. Es kam eben noch so viel Platz heraus, daß der Schneider sitzen konnte. Aber sie mußte ihren Arm um ihn schlagen. „Sonst fällt der Branntwein", sagte sie.

Wie er so neben ihr saß, lehnte sein Gesicht an ihrer Schulter und sie ragte mit dem ganzen Kopfe über ihn weg. Aber er wußte sich dennoch was Rechts. Sie hielt ihn wie ein Kind in ihrem Arm

Sannel abgewiesen hat?" Pfiffig, wie er ist, blieb er stehen, bis wieder ein Steinchen ihn traf, und wendete sich dann, so schnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond schien hell genug, daß er sehen konnte, die Gasse war leer; nur dort, woher der Wurf gekommen war, saß eine weibliche Gestalt auf der Steinbank vor einem Hause.

Als ein rechter Bursche, der keinem Mädle gegenüber blöd ist, warf sich der Hannes in die Brust und ging auf die Schwarzhaarige zu, die vor Kichern kaum zu Atem kam. Sie hielt zwar die Schürze vor, aber der Hannes ist nicht dumm. „Wenn dich der Kuckuck hätt', die ist's gewest. Und ist sie's gewest, so ist's nicht umsonst gewest!" Er strich mit beiden Händen seinen Backenbart nach vorn, indem er vor ihr stehen blieb und sagte: „Guten Abend, Mädle. Es ist gut, daß deine Steine nicht sind wie dein Kopf, sonst hätt' ich sie besser gespürt. Aber daraus gemacht hätt' ich mir auch nicht mehr!" Er sagte es nicht, aber sein ganzes Wesen verriet: Er wär' einer, und was für einer! „Da frag' nur einmal die Sannel bei mir. Die weiß, was der Hannes für einer ist!"

Das Mädchen sagte: „Guten Abend." Mehr konnte es vor heimlichem Lachen nicht sprechen, und der Hannes sah noch immer nichts von ihr als die schwarzen Haare und, daß es eine ansehnliche Gestalt besaß. Aber die Beschuldigung, sie habe ihn geworfen, konnte sie doch nicht auf sich sitzen lassen, oder sie mußte sich wenigstens dagegen wehren. „Man weiß ja, wie die Mädle sind", lachte der Hannes in sich hinein, und ihm war, als wär' es nirgends schöner als in seiner Haut. Denn nie hatte ihn ein Mädle geneckt, daß er nicht gemeint hätte, es sei bis über den Hals in ihn verliebt. Und weil sie nun doch sich zusammennehmen und reden mußte, so sah der Hannes allmählich das ganze Gesicht unter den schwarzen Haaren und er meinte, es sei nicht bitter. Die Stirn war nicht hoch, aber desto breiter, und darunter ein Paar Augen wie glimmende Kohlen. Nichts war klein in dem Gesicht, das Gesicht selber war es nicht, und Ecken hatte es auch nicht, an denen man sich stoßen konnte. Die konnte es mit seiner Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach seinem Geschmack und — wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um sein Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heiterethei hatte er sich einen schwarzen gedacht; bei der schwarzen Frau mußte es ein weißer sein.

„Wer weiß, wer Ihn geworfen hat", sagte das Mädchen und lachte immer noch, so viel es sich Mühe zu geben schien, ernsthaft zu seinen Reden zu sehen. „Ich hab' mehr zu tun. Ich muß an meinen

jungen Mädle bestehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Hauptsache zu kommen, das wäre wie ungenötigt am fremden Tische zu essen, und man weiß in Luckenbach, was „schickerlich" ist.

Da war denn die Base auf einem nötigen Gang durch die Gerbergasse gekommen, und da hatte sie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel selber dreißig oder vierzig Jahre vor sich zu sehen, so tüchtig, rasch und repermandierlich war das Mädle gewest; so breit gestirnt und breit gestellt, wie man die Kalben gern hat, denn solche geben einmal tüchtige Kühe. Und hengstenmäßig hat sie geärbet.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mädle auch nicht ganz so wär', wie sie selbst gewesen, für den Nichtsnutz von einem Jungen brauche sie eine Tüchtige; das dürfe nicht etwa so eine Ziege sein, wie sie jetzt meist wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die im Vergnügen und Lumpenstaat über ihr Vermögen hinauswüchsen und hernach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Metzger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen und man könne sie sich besehen, ehe man sie handle. Die schwarzen Kühe möge sie sonst nicht, sie hätten alle was vom Gottseibeiuns; aber keine Regel sei ohne Ausnahme. Man müsse ihr nur den Schwanz recht beschneiden.

Die Base hatte erforscht, wo das Mädchen diente; es war noch nicht lange hier. Aber es wußte, wo Barthel den Most holt; das hatte die Base aus seiner Antwort gemerkt; und war auch „von guten Leuten".

Die Frau Bügel hatte noch denselben Tag ihren blauen Mantel, mit der weißen Schnur um den Zackenkragen besetzt, umgetan. Sie war so geheimnisvoll gewesen, daß der Schneider, der die Base fortgehen sah, erriet, was sie vor hatte. Sonst hätte er's auch nicht erfahren. Wenn der Handel geschlossen war, da war noch Zeit genug dazu. Der Schneider machte eben ein paar Knabenhöschen. Vielleicht steht der Knabe in seinem ganzen Leben nicht so viel Furcht und Hoffnung aus, der sie tragen wird, als der Schneider, da er sie nähte! Und das Tuch daran hätte sicher solche Spannung nicht ertragen.

Die Frau Bügel aber ging geradeswegs nach der Gerbergasse und zu der Dienstherrschaft der Schwarzhaarigen. Sie hatte sich einen scheinbaren Vorwand ausgedacht und kam nur wie gelegentlich auf das zu sprechen, was sie wissen mußte. Aber die Gerbersfrau war auch nicht dumm.

„Die fragt nicht umsonst nach der", dachte sie. „Sie wird eine Magd brauchen. Ich wollt', sie braucht' eine, da könnt' ich den schwarzen Teufel los werden und müßt' sie nicht fortschicken. Ich

und mußte ihn manchmal an sich drücken, weil er sonst vom Steine gerutscht wäre, wie sie sagte. Dazu rauschte der Bach und von dem Wasserrad der nahen Kippelmühle schimmerte es wie geschmolzenes Silber. Der Mond neigte sich zum Wasser, und das Wasser strebte spritzend hinauf zum Mond. Die dunklen Schatten schmiegten sich so bräutlich an die Häuser, die Fenster sogen so durstig den Mondenschein ein und glänzten dann alle, als wär' eine festliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und sagte: „Hannesle, du bist ein Mordbursch!"

Ein Wort gab das andere, das das dritte; der Bach war gerade so laut, daß die beiden eins das andere, aber kein drittes die beiden verstehen konnte. Und als die Zeit des Haustürverschließens kam, da waren sie einig, was mit ihnen werden sollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Base gehen; die mußte die Mutter stimmen, ohne davon zu sagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam, und der schon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es schon zwischen den beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wissen. —

„Die Bas tut, was ich ihr sag'", meinte der Schneider, nachdem er der Sannel alles erzählt hatte. „Und Hefenklöß', hat Meine gesagt — ihre Leut' haben keine gessen, als wo sie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen, und ich will meine Jacken wieder anziehen. Und nu schlaf wohl, Sannele, und denk' dir in deinem Bett noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab', damit du dich recht freust!"

Das eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuschärfen; aber das andere wollte nur desto weniger gelingen.

*
* *

Das Unterend, so heißt ein Teil von Luckenbach; seine Lage hat ihm diesen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen anderen; man nennt ihn auch Bettelumkehr. Diese Benennung hat er dem Umstande zu danken, daß er meist aus kleinen, ärmlichen, wenigstens ärmlich aussehenden Häusern besteht, bei deren Anblick der bettelnde Arme wieder umkehrt, überzeugt, hier sei für ihn nichts zu holen. Hier wohnte die Base, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderlose Witwe und hatte all ihre brachliegende Liebe in Ermangelung eines Besseren auf unseren kleinen Schneider geworfen. Er konnte unbedingt über sie gebieten. Das hatte er für seine Sache benutzt; und so kam eines Tages die Base über die ganze Breite der Stadt zur Frau Bügel am anderen Ende geschritten, um ihr mitzuteilen, daß sie ein Mädle gesehen habe, wie für den Hannes und seine Mutter geschaffen. Das geschah denn auch, aber erst nach einer langen Einleitung, wie schlimm es jetzt um die Welt und vornehmlich um die

Ecke der Steinbank saß und ihr gesagt hatte, was er wußte. „Es hat jeder Mensch so sein Aparts, und ich mach's gern jedem Menschen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nicht verspielt mit mir. Sie hat's wohl gern, wenn eine hurtig ist?"

„Ja", sagte der Schneider, „aber wenn du noch ein bißle zurücken könnt'st, das wär' mir recht."

Die Schwarze suchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm sie den Schneider in ihre mächtigen Hände und setzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Knie. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen: sie sagte: „Ich halt' dich schon; du fällst nicht. Und dazu haben wir noch Zeit genug, was du willst. Es muß nicht immer geleckt sein. Sag' mir lieber, wie's deine Mutter hält."

„Ja, siehste", sagte der Schneider, „wenn du deinen Kaffee getrunken hast, hernachen mußt du gleich in die Küchen geh'n und die Schalen auswaschen. Und wenn du eine Arbeit stehen siehst, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darfst die Küchentür nicht auflassen, sonst wird sie bös. Und widersprechen darfst du ihr auch nicht, das kann sie absolut nicht leiden. Und darfst auch nicht so laut reden wie sie. Und sie singt gern einen Gesangbuchvers, wenn du da den Zweiten dazu könntest singen, ich mein' den Baß; da könnt'st du dich beimachen."

„Das kann keine besser wie ich", meinte die Schwarze, „ich bin in einem Kantorshaus jung geworden."

Der Schneider sagte noch mancherlei. Zum Lohne wußte sie dann so schön mit ihm zu tun, daß der Schneider nichts wünschte, als die Sannel wäre da und sähe es. Da würde sie sich anders freuen, als wenn er es ihr bloß erzählte.

„Mit meiner Mutter", sagte der Schneider, da laß ich mir manch's gefallen wegen dem vierten Gebot, aber sonst, da darf mir niemand in den Weg kommen. Daß dich der Kuckuck hätt', Mädle, ich bin einer! Nu, frag' nur die Sannel; die weiß, was ich für einer bin!"

„Ja", sagte das Mädchen, „du bist ein Mordbursch. Das weiß ich auch!"

„Nicht wahr?" lachte der Schneider.

„Aber wer ist denn die Sannel?"

„Das ist ein kleines Mädle", entgegnete der Schneider; „die ist bei uns im Haus. Sie ist nicht größer wie so hoch." Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis sieben Jahren. „Aber einen Hund, den müssen wir haben, wie eine Kuh so groß!"

„Du sollst mir kommen", dachte das Mädchen. „Er müßte dich denn fressen. Aber erst muß ich drinne sitzen! Eine Wirtschaft muß ich haben, wo ich Herr bin und kein anderer Mensch. Und da soll mich

hab' ihr schon zweimal aufgesagt und sie geht nicht; sie tut, als könnt' sie mich fortschicken und wär' Herr im Haus. Und mit Gewalt bring' ich sie, mein' ich, auch nicht fort. Sie bleibt doch und hernach tut sie nur desto wilder. Ich will sie loben, so gut ich kann. Die Schneiderskätter (so hieß die Frau Bügel in Luckenbach) mag hernach sehen, ob sie sie zwingt. Da kommt ein Teufel über den andern. Sie mag hernach seh'n, wie sie sie los wird!"

Die Frau Bügel glänzte im ganzen Gesicht, wie sonst nur auf der Nase, als sie das Gerberhaus verließ. Aber eine, wie sie, ging sicher. Sie stieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geschickt sie ihre Sache anfing, auch die erriet, was die Schneiderskätter wollte.

„Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Tier gelobt, um sie los zu werden. Ich werd' mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ich's tät' und die erführ's wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß antät'!"

Aber das Gewissen schlug der Nachbarin doch, oder war's ihr zuwider, einen Menschen bloß zu loben? „Ja, daß sie tüchtig, fleißig und brav ist, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nichts Schlimms von ihr; ich müßt's lügen. Aber es steckt keiner innewendig drinne. Und man kann nur sagen, was man gehört hat und was man selber meint. Man sagt freilich, kurzstirnige Küh' sind gern stößig. Aber das ist auch bloß Gemeint's!"

„Wenn's sonst nix wär!" sagte die Frau Bügel zu sich, als sie die Treppe hinunterging. „Das ist keine tüchtige Kuh, die nicht einmal stößt. Ich laß mir auch nicht viel an den Hörnern herummachen. Wenn sie nur fleißig und brav ist und recht ärbeten kann; das ist's, was ich will wissen."

Und wo sie in der Umgegend noch sich erkundigte, alle sprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten alle denselben Grund.

„Der Jung' braucht eine, die tüchtige Hörner hat", sagte die Frau Bügel auf dem Nachhausewege. „Und mein Mann wird sie nicht sein, das ist meinem Kummer sein Geringstes. Aber der Metzger will erst seinen Griff tun, eh' er einschlägt. Die Unterender soll mir sie einmal an einem Sonntag zum Kaffee ins Haus schicken. Ich will sehen, was sie für Zähn' hat. Hernacher kann's schon was werden mit der und dem Jung'."

Sie ging sogleich zu der „Unterender". So erfuhr der Hannes an demselben Abend noch, seine Mutter sei gar nicht „abstinat gegen die Sach'", und sie, die Base, solle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

„Sag' mir nur, wie's deine Mutter gern hat", sagte abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der

Deshalb also war kein Grenzschutz vonnöten, nicht einmal ein, wie der zugewanderte Schweizer sagte, drei Käse hohes Bübel, das gleichzeitig Feldmarschall und Regiment sein mußte. Aus einem anderen Grunde bedurfte meines Vaters Königreich der Wacht am Rain.

Im Herbste, wenn das Heu im Stadl, das Getreide in den Scheunen war, ließen wir das Vieh auf Wiese und Feld, damit es die Futterreste grase, ehe der Schnee kam. Und dieses Vieh übertrieb die Genußsucht, den Ehrgeiz und respektierte keine Grenzen. Nicht das Futter lockte es so sehr auf fremde Gebiete, als vielmehr der Haß und die Liebe. Hier stieg ein Ochse über die Grenze, brach, wenn's sein mußte, den Zaun, um in der Nachbarsherde Händel zu suchen. Da fuhren sie mit hochgereiften Schweifen brüllend gegeneinander, stießen mit den Schädeln zusammen; jedes der ringenden Tiere ist drauf aus, dem andern ein Horn ins Auge oder in den Hals zu rennen und gleichzeitig pariert jedes mit kluger Kopfwendung den Stoß. Trotzdem geschieht bisweilen Unheil, ein Hornbruch, ein Beinbruch, wenn sich die Kämpfer nicht gar abstechen. So ein Ochse hält auf Ehre und will der Stärkere sein. So verachtend jedes einzelne Vieh der Herde auf den Händelstifter blickt, der rauflustig über den Rain herkommt, so wohlgefällig und ehrerbietig schaut es auf ihn, wenn er als Sieger dasteht. Und der zuschanden gerannte Gegner bleibt liegen, wo er liegt. Kurz, die Tiere sind oft gerade so niederträchtig wie die Leute.

Deshalb die Wacht am Rain. Der drei Käse Hohe mit dem Birkengertel genügt, um die stärksten, wütigsten Rinder in ihr Bereich zu bannen. Ein wutschnaubender, drei Zentner schwerer Ochse, der es mit der ganzen Nachbarsherde aufnimmt, läßt Kopf und Schweif hängen, wenn das achtjährige Knäblein mit der Gerte droht. Ist das Dummheit oder Klugheit? Es mag letzteres sein. Des Ochsen von Menschen stets beherrschte Vorfahren haben ihm einen Instinkt vererbt, der ihm sagt: Du! Mit diesen winzigen Zweifüßlern fange nichts an. Da zögest du den Kürzern, wenn nicht heute, so morgen!

Aber auch die Liebe lockt das Vieh zum Überschreiten der Grenze. Die Herde hat — so sehe ich's jetzt — ihre Jungmännerwelt, die über die Grenze liebäugelt, wenn auf der Nachbarswiese ahnende Kalben und lebenslustige Kühe weiden. Und sie wollen herüber, diese vierfüßigen Herren mit der schwerschlotternden Halsfahne. Aber das ist nicht immer im wirtschaftlichen Sinne der Herdenbesitzer, die nur zu gewissen Zeiten eine Zusammenkunft der verschiedenen Geschlechter begünstigen können, im übrigen aber strenge auf Zucht und Ordnung halten. Deshalb stellen sie am Rain eine Wacht auf.

keiner wieder herausbringen. Freilich hätt' ich gern einen Mann dazu behabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt." So dachte die Schwarze; aber sie sagte: „Was du willst, Hannes. Wennwir's ermachen könnten, müßtest du auch ein Pferd haben. Wenn ich dich nur einmal seh'n sollt auf einem Pferde reiten!"

„Ja, Mädle", sagte der Schneider, „es ist eigentlich schad' um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir ist einer verloren. Nu, frag' nur die Sannel!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Wacht am Rain.

Eine Erinnerung von **Peter Rosegger.**

Das kleine Königreich meines Vaters hatte auch eine Armee, um seine Grenzen zu beschützen. Und diese Armee war ich, etwa von meinem achten bis fünfzehnten Lebensjahre. Siebenjährige Dienstzeit.

Die Grenzraine des an siebzig Joch weiten Besitzes waren teils mit Holzstangen-Zäunen, teils mit Hecken bestanden, teils mit Steinhaufen gemärkt, teils durch einen Bach gezogen. Großenteils aber lag die Grenze zwischen uns und dem Nachbar fast ohne sichtbare Linie da, nur daß von Strecke zu Strecke ein aus der Erde ragender Stein oder ein Baumstock die Berainung anzeigte, die seit Urgroßvaters Zeiten haarscharf genau an der gleichen Stelle sich hinzog. Zu Urgroßvaters Zeiten soll es wohl einmal ein Nachbar versucht haben, etliche Grenzsteine auf unsere Wiese hereinzusetzen; der mußte diese seine Grenzerweiterung ganz kurios wieder richtigstellen — nachher als Geist. Und wie schwer sich ein Geist tut, der ohne Knochen und Muskeln Steine ausgraben, weitertragen und wieder einsetzen soll, das kann man sich denken. Andere Grenzüberschreitungen kamen wohl auch zu meiner Zeit vor. Es ging des Nachbars alte Magd im Frühherbst mit dem Handkorb und sammelte auf unserem Gebiete Pilze und Beeren. Kein Mensch wies sie zurück, ja, wir wußten nicht einmal, daß die Waldfrüchte, die auf unserem Boden von selbst wuchsen, unser Eigentum seien, dachten auch nie darüber nach. In der Waldheimat hat derlei wohl seit jeher als gemeinsamer Besitz gegolten, so wie ja der Durstige von der Quelle trinkt, ohne zu fragen, wem sie gehört. Auch wenn des Nachbars Knecht mit der Axt über den Rain herkam, um in unseren Stauden Gerten zu schneiden oder von einer Fichte einige Äste für Hausbesen herabzuhacken, weil ihm unsere Hecken und Bäume etwa gelegener und brauchbarer waren, als die auf seinem Grunde: so empfanden wir das nie als einen unberechtigten Eingriff in unser Eigentum. Wir machten es ja umgekehrt auch so.

Heldentat, sondern von einer sträflichen Unverläßlichkeit. Das Zuschlagen, meinte er, der auf kein Tier schlagen sehen konnte, wäre nie notwendig geworden, wenn ich stets am Rain gewacht hätte.

Derselbe Grenzrain, der über die Wiese ging, zog sich auch durch den Wald hinauf bis zum Brunnen, wo aus der sandigen Erde Wasser quoll und über eine morsche Holzrinne in den Trog floß. Da geschah es unterweilen, daß an diesem Troge unsere Hausdirne Wäsche ausschwemmte, während jenseits des Raines des Nachbars Knecht Brennholz klob. In solchen Stunden schickte auch mich mein Vater gerne zum Brunnen, um dort Kresse zu sammeln, den die Mutter zu einem köstlichen Salat bereiten konnte; oder ich sollte mit einer Haue das Wassergräblein tiefer furchen, das unterhalb des Brunnentroges heraus und am Rain dahinlief. Manchmal wollte die Dirn mich fortschicken durch das junge Waldbestände hin, um auszuspähen, ob nicht irgendwo eine Wildtaube niste oder ein Has im Pfeffer sitze. Ich folgte ihr nicht, denn der Vater hatte mir aufgetragen, am Brunnen zu arbeiten wo auch die Dirn Wäsche schwemmte. Einmal jedoch, als von jenseits herüber hell die Holzaxt klang, vertraute mir die Dirn an, daß weiter unten im Dickicht ein großes Geiernest sei — fünf Junge wären darin, kohlschwarzgefleckte Kerle, ganz kleine. Doch jammerschade, wenn ein's keinen davon erwischen könnte! Da lief ich durch das Dickicht hinab, fand ein leeres Rehnest, fand einen hohlen Baumstock mit Käfern, fand eine Gruppe gelber, halbverfaulter Pilze — aber das Kuckucksnest fand ich nicht. Ärgerlich ging ich zum Brunnen zurück, und dort fand ich auch die Magd nicht. Die Wäscheranzen lagen noch auf dem Trogkopf und tröpfelten ihr letztes Wasser aus. Ob die Dirn nicht etwa zum Holzklieber hinübergegangen sei, um ein bißl zu plaudern? dachte ich und ging hinüber. Drüben sah ich den Scheiterhaufen und die Axt und eine blaue Barchentjacke, die am Baume hing; aber es waren weder der Nachbarsknecht noch die Hausdirn da. — Sie werden heimgegangen sein, dachte ich und ging auch heim. Und die Hausdirn war auch zu Hause nicht.

Darüber wurde der Vater aufgebracht, viel zorniger, als es sich um ein Körblein Waldkresse auszahlt, und er schrie mir's hart ins erschreckte Gesicht hinein, ich sei zu nichts zu brauchen. Ich hätte das Vieh auf Schaden gehalten und ich hätte die Dirn auf Schaden gehalten. — So ungefähr weiß ich die Worte noch und habe sie doch damals nicht verstanden. Man muß zum mindesten sechzehn Jahre alt werden, bis man so was versteht. Man hört's auf der Bauernschaft und sieht's und versteht es doch nicht. Man ist gleichgültig dafür. Erst als im großen Siebzigerjahr im ganzen Lande die „Wacht am Rhein“ gesungen wurde, ist auch mir jene Wacht am Rain wieder eingefallen,

Diese Wacht also war meine Sache, viele Jahre lang.

Meine Heldenhaftigkeit mit der Gerte ist schon angedeutet worden, so muß leider auch von meiner Unverläßlichkeit berichtet werden. Parteihistorie würde statt Unverläßlichkeit ein viel strengeres Wort gebrauchen, wenn nicht gar von — Hochverrat sprechen. Eines Tages, während auf unserer Wiese unsere Kuhherde weidete und auf des Nachbars Weide das junge Stiervolk, verließ ich meinen Posten am Rain. Es schien die Sonne so scharf und der nahe Wald hatte so weiche, laue Schatten, und die Tiere graseten so unbefangen vor sich hin, graseten an jeder Seite sachte von der Grenzhecke weg, um sich immer mehr von einander zu entfernen. Diese Kriegslist durchschaute ich nicht, ging in den Wald hinein, um unter dem wohligen Tannenschirm in dem schönen Erbauungsbuche von den sieben Schwaben zu lesen. Es ging noch etwas langsam mit dem Lesen, aber nach einer Weile war ich doch aus der Geschichte beinahe klug geworden: Ein Rathaus hatten sie sich gebaut, die sieben Schwaben, und als sie hineingingen, war es ganz finster drinnen. Dem, meinten sie, sei leicht abzuhelfen, man müßte eben das Tageslicht in Säcken hereintragen. Das taten sie, doch als sie drinnen die Säcke ausleerten, kam wieder nichts heraus, als eitel Finsternis. Nun hielten sie eine Ratssitzung und erörterten die seltsame Erscheinung, wieso denn das komme, daß gerade in diesem neuen Hause alles finster sei, mitten im Tage? Bis es einem der Herren, es war ein Gelehrter, nach tiefgründigem Forschen einfiel, ob die auffallende Dunkelheit nicht etwa davon komme, weil das Haus keine Fenster habe? Sie hatten beim Baue der Fenster vergessen. Dann ist der Antrag gestellt worden, an den Wänden probeweise Fenster auszubrechen, der mit Stimmenmehrheit auch zur Annahme kam. — So ungefähr stand's im Buche. Ganz klar war die Sache nicht, kümmerte mich aber einstweilen nicht weiter drum, sondern sah nach meinem Berufe am Rain. — O schreckbares Ereignis! Auf unserer Wiese gab es einen grausigen Tanz. Sie war voller Kühe, Kalben, Ochsen und Stiere; die Nachbarlichen waren alle herüber und wirbelten mit den Unseren schaudervoll durcheinander. Die einen bekämpften sich mit Köpfen und Hörnern auf Leben und Tod, die übrigen besprangen sich und ritten eines auf dem andern herum, ganz sinnlos, ganz dumm. Ich habe mich ihrerstatt geschämt.

Das erste war, daß ich in den kreisenden Knäuel mein Buch schleuderte. Aber aus den sieben Schwaben machten sie sich gar nichts. Meine Gerte brach bei dem ersten Hieb auf den wahnsinnigen Stier entzwei. Vom verdorrten Ahornbaum riß ich einen erklecklichen Ast ab, mit demselben drang ich aufs Schlachtfeld ein — und die Herden stoben auseinander. Die Heldentat war groß. Doch mein Vater — als er draufkam, vom Hausberge aus hatte er's gesehen — sprach nichts von einer

Erzherzog Johann als Hochtourist
und wen er dabei gefunden hat.

Die folgenden, besonders für Alpenfreunde interessanten Aufzeichnungen sind dem neuen inhaltsreichen und authentischen Buche Anton Schlossars: „Erzherzog Johann von Österreich“ (Graz, Verlag „Styria“) entnommen.

Es ist bekannt, daß es gerade das Alpenleben in den Hochgebirgen, zumal der Steiermark war, welches den Erzherzog anzog und welches in ihm einen der zu jener Zeit besten Kenner der Alpen schon frühzeitig ausbildete, jener Alpen, die er so oft und oft durchwandert und deren Gipfel er so häufig erklommen hat. „Damals waren unsere Gebirge vollkommen unbekannt, es gab keine Touristen“, schreibt Erzherzog Johann selbst darüber, „ich war der erste, welcher, von dem österreichischen Schneeberge aus die steiermärkischen Alpen sehend, mich dahin wandte und sie kennen lernte.“ Damit hing aber auch, namentlich nachdem der Fürst den mitten im steirischen Alpengebiete gelegenen Brandhof erkauft hatte, die besondere Pflege zusammen, welche er dem in dem dazugehörigen Jagdgebiete vorkommenden Wilde, dem Hochwilde, den Hirschen und Rehen, wie auch dem edeln Federwilde und zumal den Gemsen zuteil werden ließ. Bezüglich der letzteren erwähnt der Erzherzog in seiner oberwähnten eigenen Aufzeichnung, daß es im Jahre 1800 war, wo er seine erste Gemse auf dem Traunstein schoß, und daß er später, wo er noch keine eigene Jagd hatte, während seiner Reisen und Untersuchungen so manche erlegte. „Auf manchen Gängen, von einzelnen Jägern jener Gegenden begleitet, schoß ich so manches Stück“, fügte er bei, „und hatte mehr Freude daran als an den großen Treibjagden, wo ich viele erlegte. Daß ich in meinem Leben über 1000 Gemsen erlegte, glaube ich sicher, doch geschah dies stets mit Schonung der Zucht, Geiß und Kitze, mit einem einläufigen Gewehr, meistens allein auf meinem Stand.“

Daß Erzherzog Johann überhaupt einer der ersten war, welcher sich eingehend den Alpen und zumal jenen Österreichs mit Vorliebe zuwandte, aber auch zugleich Forschungen und wissenschaftliche Untersuchungen damit verband, hat er in seinen ununterbrochen geführten Tagebüchern mit großer Genauigkeit dargelegt und die zahlreichen Schilderungen und ausführlichen Beschreibungen seiner Alpenreisen und -Wanderungen in diesen Tagebüchern erweisen eine geradezu überraschende Tätigkeit in dieser Beziehung. Wir wissen, daß er auch eine Vorliebe für das Schweizerland und dessen Gebirge bekundete, im Jahre 1800, wenn auch nur vorübergehend, die Hochgebirge Tirols kennen lernte. Seine Gebirgswanderungen dehnten sich bald darauf auch auf die Bergwelt Salzburgs aus. Schon im

die ich einst so „tapfer“ gestanden bin und von der ich gerne erzähle, um zu erinnern, daß die Einfalt kein guter Wächter ist.

Freilich bin ich auch nicht dafür, daß man, wie die sieben Schwaben, das Licht sackvollweise in die Kindsköpfe trage, um sie frühzeitig aufzuklären über die Geheimnisse des Raines. Ich war an die zehn Jahre, als ein übermütiger Holzknechtbub mir den ersten Sack voll Licht ins Gehirnkastel schüttete. Darauf dämmerte es bloß. Richtig eingeheizt hat mir erst elf Jahre später ein Nachbarsmadel. Da wäre ich gerne wieder Wacht am Rain gestanden, aber nun stand der Vater selber dort. —

Der schlafende Wagen.

Von Franz Karl Ginzkey.

Prinz Eugen, der edle Ritter,
Dieses Schlachtenungewitter,
Mußte trüb an sich erleiden
Müden Alters Not und Weh.
Mit zwei adeligen Damen
Spielt er nun in Gottesnamen,
Melancholisch und bescheiden
Mariage und Piquet.

Vor der Damen stillem Schlosse
Wartet schläfrig die Karosse.
Wackelnd auf dem hohen Bocke
Nicken Kutscher und Hatschier.
Schläfrig unterm Sternenhimmel
Steh'n zwei Isabellenschimmel.
Mit dem gold'nen Quastenstocke
Pendelt gähnend der Portier.

Endlich ist das Spiel zu Ende,
Und es küßt die Damenhände
Höchst galant der alte Ritter,
Zierlich, wie ein Jüng'rer kaum.
In der Träume Land getragen
Wird er sanft von seinem Wagen.
Bomben und Granatensplitter
Sprüh'n durch seinen Schlachtentraum.

Holpernd rollt die dunkle, schwere
Kutsche nach dem Belvedere.
Auf dem Bocke eingeschlafen,
Nickt der Lenker stumm und träg'.
Fest entschlummert sind die Diener.
Durch das lust'ge Volk der Wiener,
Ahnend den gewohnten Hafen,
Zieh'n die Rößlein flink den Weg.

Wie sie endlich mit der alten
Kutsche am Portale halten,
Regt und rührt sich keine Seele,
Alles schlummert fest und brav.
Sieh, da naht sich leise, leise
Auf den Zeh'n das Volk im Kreise,
Sorgend, daß kein Lärm bestehle
Seines Lieblings Heldenschlaf.

Stumm umsteht das Volk der Wiener
Prinz Eugen und seine Diener,
Bis ein Schusterbube, lachend,
Auf zwei Fingern schrillend pfiff.
Er bekam zwar eine Schelle,
Doch sie tönte also helle,
Daß der alte Held, erwachend,
Jäh nach seinem Degen griff.

Und er sah des Volkes Menge
In ehrfürchtigem Gedränge,
Sah den Mond erfreulich blinken,
Nirgends Wagnis noch Gefahr.
Mit Gequietsche und Gerutsche
Schob sich schnell die alte Kutsche
Durchs Portal. Ein freundlich Winken,
Und der Prinz verschwunden war.

angekauft, verging natürlich kein Jahr, in dem er nicht die Berge und Täler der näheren und weiteren Umgebung besucht und durchwandert hätte. Von 1822 an war es namentlich das Berggebiet um Gastein, welchem er seine Aufmerksamkeit zuwandte. Die Berge der südlichen Steiermark, den Bacher und die Steiner Alpen, lernte er im Juli 1825, von seinem Weingarten bei Lembach ausziehend, genau kennen und bestieg dabei namentlich auch die Oistritza.

Von Gastein aus erklomm er im August 1826 den Ankogel und den Gamskarkogel, besuchte durch das Kleinarltal über die Wildkarscharte das Zederhaustal und kam damals auf seiner weiten Wanderung auch wieder über den Radstätter Tauern, wo in der Nähe des Tauernhauses ein schöner Wasserfall heute noch den Namen des Johannesfalles trägt. Schon 1817 ließ der Prinz von der Tauernstraße einen geschützten Weg zu diesem interessanten Falle anlegen. Im nächsten Jahre erfolgte wieder von Gastein aus die Ersteigung des Graukogels und des Gamskarkogels, später von Aussee aus jene des großen Priel. Nahezu jedes der nächsten Jahre sah den kühnen Alpenwanderer auf mehreren der gewaltigen Gipfel in Kärnten, Salzburg und Steiermark. Eine geplante Ersteigung des Großvenedigers unter der Leitung des berggewandten Paul Rohregger mußte der schlechten Witterungsverhältnisse wegen unterbrochen werden, wobei Rohregger von einer Lawine verschüttet, aber noch glücklich gerettet wurde. Auf einer der Touren im Jahre 1832 über den Malnitzer Tauern nach Heiligenblut, über die Pasterze und auf der Folgewanderung über das Bergerthörl nach Kals betrat der Erzherzog nach so vielen Jahren wieder zum ersten Male Tiroler Boden. Unerwartet kam er damals in das einfache Wirtshaus nach Kals und verzehrte dort zwischen den Bauern seine einfache Mahlzeit: „Milchsuppe, frische Eier, Schöpsenbraten, Gerstenbrot und einen guten Tiroler Wein". Der Prinz schildert diesen denkwürdigen Besuch in seinen Tagebuchaufzeichnungen: „Es entspann sich das Gespräch zwischen den Bauern über das Land, über die Verhältnisse, über die alte Zeit von 1805, über den Sandwirt, wo sie Schützen waren. Tränen in den Augen über die alten Verhältnisse, richtige Meinung über die Organisation der Defensive, Miliz und Schützen und wahrlich ganz meine Ansichten, wie ich sie vorgeschlagen." Er hörte dabei manche Klagen über die Steuern und dergleichen, aber in allem auch „ein richtiges Raisonnement, ruhiges Urteil" und „überall zeigte sich die Liebe zum Kaiser".

Auf einer größeren Reise vom Juni bis August 1834 kam der Erzherzog durch Oberitalien und die Schweiz auch wieder nach Tirol, namentlich nach Südtirol; damals besuchte er auch die Pasterze wieder und gelangte bis zur Johannishütte, welche nach dem hohen Alpenwanderer ihren Namen trägt, später aber verfallen ist. Das daselbst

August 1802 bestieg er als Alpenforscher, nicht bloß als -Wanderer, den Schneeberg in Niederösterreich und sammelte später in Begleitung seines in der Botanik trefflich bewanderten Sekretärs Zahlbruckner öfter Pflanzen dieses Berggebietes sowie Mineralien; auch ließ er durch den Maler J. Gauermann, der so oft in seiner Gesellschaft war, landschaftliche Aufnahmen in diesem und dem Gebirgsgebiete der Umgebung machen. Nachdem der Prinz 1807 die Herrschaft Thernberg erkauft, hatte er die beste Gelegenheit, seiner Vorliebe für Bergwanderungen Ausdruck zu geben. Die militärischen Dienstreisen im Sommer und später im Herbst des genannten Jahres ließen ihn Untersteiermark, Krain, das kroatische Küstenland, die schöne Bergwelt Kärntens, die Herbstreise besonders genau die Ausseer Gegend und einen großen Teil von Obersteiermark, die Niederen Tauern, aber auch das Gebiet der Hohen Tauern in Salzburg und Kärnten (Heiligenblut) und andere angrenzende Berge und Täler kennen lernen. Auch im nächsten Jahre hatte er Gelegenheit, zumal bei der Organisierung der Landwehr, die ihm für jene Alpenländer übertragen war, viele Gebirgsgegenden Salzburgs und Steiermarks zu durchziehen.

Zahlreiche Bergbesteigungen unternahm der Erzherzog, als er von Mitte August bis etwa Mitte September im Jahre 1810 sowie im Juni und Juli 1811 hauptsächlich die steirischen Berge zum Gegenstande eingehender Studienreisen machte, welche reichen botanischen, mineralogischen und malerischen Ertrag lieferten. Er erstieg am 5. September 1810 das Gumpeneck, anfangs Juni 1811 den Wechsel und den Schöckel, am 7. Juli 1811 die Koralpe. Im August 1812 fand eine Besteigung der Hochalpe und des Hochstein statt, es wurde das Hochschwabgebiet besucht und im nächsten Jahre der Hochschwab, wie später so häufig, erstiegen. Sehr bemerkenswerte Bergwanderungen fanden im Sommer 1814 statt, welche der Durchforschung des Salzkammergutes und des oberen Ennstales gewidmet waren. Der Prinz erstieg am 19. August des genannten Jahres die Hochwildstelle und lernte deren Umgebung genau kennen. Alpenbesteigungen im Salzkammergut und in Steiermark unternahm er auch in den Jahren 1816, 1817 und 1818. Besonders wichtig für die Lebensgeschichte des fürstlichen Alpenwanderers war jene Gebirgsreise, welche er im Jahre 1819, nachdem er neuerlich zweimal den Hochschwab bestiegen, in das Berg- und Seegebiet von Aussee und dessen Umgebung unternahm, da er dabei die liebliche Postmeisterstochter Anna Plochl aus Aussee kennen lernte, welche er in der Folge zu seiner Lebensgefährtin erkor und die später als Gräfin von Meran und als seine Gemahlin eine nicht minder geliebte und gefeierte Persönlichkeit wurde wie der Erzherzog als so hochverehrter Kenner und Gönner des ganzen Alpenlandes. Den Hochgolling, dessen Gipfel der Prinz schon 1817 betreten hatte, besuchte er 1819 zum zweiten Male und seitdem er den Brandhof

dem Kindesalter entwachsen und der Erzherzog schenkte ihr keine besondere Beachtung. Als er aber drei Jahre später, am 22. August 1819, wieder das ihm liebgewordene Ausseer Berg- und Seegebiet besuchte, nahm er an einem gemütlichen Feste teil, das die Bewohner dort veranstaltet hatten. Auf der Rückfahrt vom Toplitz-See empfingen und begrüßten ihn und seine Gesellschaft, in der sich auch Maler Gauermann befand, mehrere Mädchen in der kleidsamen Landestracht vor dem mit Reisig geschmückten Hause in Gößl. Sie stimmten Alpenlieder an und führten einen anmutigen Steirertanz auf. Unter diesen befand sich auch Anna Plochl, welche durch ihre Lieblichkeit und ihren sinnigen Ernst auf den Prinzen einen besonders guten Eindruck machte. Alle begaben sich dann auf einem Schiffe, „das einem schwimmenden Gartenhause gleichsah“, zum „Ladner“, wo heitere Steirermusik ertönte und in der Stube das Mahl eingenommen wurde. Hier erst lernte er Anna Plochl näher kennen und schenkte ihr mehr Aufmerksamkeit, ohne jedoch sich selbst des Eindrucks noch bewußt zu sein, den sie auf ihn gemacht; nur als der Prinz bald darauf Aussee verließ, wechselte er mit der aus dem Fenster des väterlichen Hauses Schauenden freundliche Grüße. Er machte damals noch verschiedene Partien in das nähere und fernere Gebiet, auf welchen auch die Ausseer Bekannten ihn begleiteten, und da, am 29. August bei einem Gang durch das Klein-Sölker-Tal, wobei die Mädchen anwesend waren, nahm der Prinz die Gelegenheit wahr, an Anna die Frage zu stellen, ob ihr Herz schon jemandem angehöre. Als sie diese Frage gewissenhaft verneinte, sagte er: „Nun, da niemandem unrecht geschieht, seien Sie mir gut.“ Welche Gefühle damals ihre Brust durchzogen, wird jeder beurteilen können. So entwickelte sich zart und innig die Geschichte reiner Liebe, wobei jedoch der Erzherzog bemüßigt war, sein Gefühl einzudämmen und besonders wegen der ihn beobachtenden Umgebung jede erhöhte Aufmerksamkeit zu vermeiden. Bald kam er wieder in die Hauptstadt, aber das anmutige Bild Annas verblieb in ihm und begleitete ihn auch im Getriebe der Residenz. Erst im Herbste des nächsten Jahres besuchte der Prinz wieder Aussee; er zog vorsichtig Erkundigungen über die Eltern Annas und deren Verhältnisse ein und freute sich, über Vater und Mutter nur Treffliches zu erfahren sowie alles Rühmenswerte über Anna selbst, welche als das älteste von mehreren Kindern die Hauswirtschaft führte. Man war übereingekommen, sich Nachricht zu geben; dies mußte aber vorsichtig, nur durch die allervertrautesten Mittelspersonen geschehen. Auf der Hochzeit eines Pflegers zu Gstatt im Ennstale, dessen Eltern der Prinz hochschätzte und deshalb das Hochzeitsfest durch seine Gegenwart auszeichnete, hatte er Gelegenheit, mit Anna unbeobachtet zu sprechen, auch erhielt er von ihr einen Blumenstrauß, tanzte mit ihr und wechselte beim Abschied einen vielsagenden Händedruck. Mit Rührung

neu aufgebaute Unterkunftshaus erhielt nach dem Förderer dieses Baues, dem verdienstvollen Alpinisten Hofmann, den Namen Hofmanns-Hütte. Im Jahre 1835 wurde das von dem Erzherzoge noch wenig gekannte Vorarlberg durchreist, größere Alpenreisen unternahm er im Jahre 1839 wieder durch Tirol und im Folgejahre durch Tirol und Vorarlberg. — Es ist mit Rücksicht auf die noch zahlreichen denkwürdigen Ereignisse im Leben des erzherzoglichen Alpenfreundes unmöglich, auch nur flüchtig alle seine weiteren Gebirgsreisen zu berühren, die er bis in seine letzten Lebensjahre unternahm. Vom Jahre 1845 an begleitete ihn sein kräftig emporwachsender Sohn Franz, der spätere Graf von Meran, auf vielen dieser Züge und faßte bald dieselbe Begeisterung für das Leben in den Bergen und die Schönheiten derselben. Es sei nur angedeutet, daß der Erzherzog seit dem Anfange des Jahrhunderts nicht nur selbst die Gipfel der Berge bestieg, sondern auch die Ersteigung so mancher derselben, welche bisher als unzugänglich gegolten, in jeder Weise förderte und die Suche nach den besten Wegen auf die Hochgebirgsgipfel zum Zwecke genauer Erforschung in werktätiger Weise unterstützte. Auch sorgte er für die Herstellung von Wegen, Pfaden und Stegen zumal in jenen Teilen des Gebirges, welche dem Gebiete angehörten, in dem sich der Brandhof befand, oder um Gastein, wo sich der Prinz 1828 eine Besitzung angekauft und ein freundliches Wohnhaus erbaut hatte.

Wenn Erzherzog Johann, wie wir bisher gesehen, seiner Liebe und Anhänglichkeit für das Land und Volk der Alpen in jeder Weise Ausdruck gegeben und den Gebirgsländern Österreichs, namentlich Steiermarks, ein ununterbrochen für das Wohl dieser Gebiete sinnender und tätiger Schutzgeist genannt werden kann, so sollte bald seine Volkstümlichkeit und die Verehrung für seine hohe Person, wenn dies überhaupt noch möglich war, den höchsten Gipfel erreichen, da er sich gerade aus dem Volke der Steiermark seine Gemahlin wählte. Aus einem bescheidenen Bürgerhause entsprossen, als Tochter des Postmeisters Plochl zu Aussee, wurde Anna, die spätere Freiin von Brandhofen und Gräfin von Meran, welche der Erzherzog im Jahre 1829 ehelichte, im Laufe der Zeit eine der berühmtesten Frauen Deutschlands und die Stammutter jenes vornehmen Geschlechtes der Grafen von Meran verehrt.

Es war nach den eigenen Angaben des Erzherzogs Johann in seinem Tagebuche im August 1816, als er wieder eine Fahrt in die obere Steiermark unternahm und beim „Ladner" am Grundlsee zuerst ein junges liebliches Mädchen sah, welches zu Schiff mit einer Gesellschaft von Aussee dahin gekommen war. Der Fürst konnte nicht ahnen, daß dieses muntere Mädchen mit den braunen Augen bestimmt sei, ihm die Gemahlin und Lebensgefährtin zu werden. Anna, die älteste Tochter des erwähnten angesehenen Bürgers und Postmeisters in Aussee, war kaum

zu dürfen. Der kaiserliche Herr gestattete dies, verlangte aber die strengste Geheimhaltung dieser Heirat, welche auch vom Erzherzog feierlich zugesichert wurde. Am 3. September 1823 fand auf dem Brandhofe die Trauung still und prunklos im Beisein zweier Trauzeugen statt.

Nach dem Wunsche des Kaisers wurde über diese Vermählung nichts in der weiteren Öffentlichkeit bekannt, wenn man auch in den engeren Kreisen, zumal der Steiermark, natürlich davon unterrichtet erschien. Die junge Gemahlin des Erzherzogs übernahm nun die Wirtschaft in Vordernberg und waltete als tüchtige Hausfrau daselbst und später auch auf dem Brandhofe. Allerdings war das Gemüt des Erzherzogs und seiner Gemahlin noch durch die vorgeschriebene Verheimlichung der Ehe bedrückt und beider heißer Wunsch ging dahin, daß auch vor der Öffentlichkeit überall das geschlossene Eheband bekannt werde.

Am 6. Februar 1829 trat wieder einmal Erzherzog Johann vor seinen kaiserlichen Herrn und bat diesen, das Testament zu lesen, welches er, der Prinz, zu Gunsten seiner jetzigen Gemahlin abgefaßt hatte.

Der Kaiser war, als er dieses Testament gelesen, tief bewegt und innigst gerührt, er gestattete nicht nur die Veröffentlichung der Vermählung, sondern er befahl dieselbe damals auch, und als ihm, von tiefem Danke erfüllt, mit frohem Herzen Erzherzog Johann die Hand geküßt hatte, umarmte der Monarch den Bruder mit seinen wärmsten Segenswünschen. Erzherzog Johann fuhr noch im Februar zum Brandhof, um die Vorbereitungen zu treffen; sein frommer Sinn und sein Gottvertrauen ließ ihn noch am 18. Februar 1829 eine kurze Fahrt nach dem nahen Mariazell unternehmen und an demselben Tage um Mitternacht fand in der Kapelle des Brandhofes die neuerliche Einsegnung des wenn auch schon vermählten Paares statt.

Stets erschien die junge Frau von den Mitgliedern des Kaiserhauses hoch geschätzt und geliebt. Kaiser Franz verlieh ihr den Rang einer Freiin von Brandhofen. Später, nachdem der Erzherzog sein Amt als deutscher Reichsverweser niedergelegt hatte, wurde seine Gemahlin von dem regierenden Kaiser von Österreich, Franz Josef I., zur Gräfin von Meran erhoben. Dieser ritterliche Monarch hat im Laufe ihres Lebens die Gräfin von Meran vielfach besonders ausgezeichnet.

---

hatte ihn auf dieser Hochzeit die ernste Trauungsrede des greisen Priesters erfüllt. Der Entschluß, Anna zu seiner Lebensgefährtin und Gemahlin zu machen, stand in ihm fest, als er im April des Jahres 1822 noch eine eingehende und wichtige Unterredung mit einem würdigen und ihm treu ergebenen Freunde hierüber gepflogen. Wie ein Schicksalsspruch ertönte, als er eines Tages auch seinen Obersthofmeister Grafen Nimptsch auf einer Fahrt nach Vordernberg ins Vertrauen gezogen und die Fahrenden einem Wagen begegneten, in dem sich zufällig Anna mit dem Vater befand, der Ausruf: „Die ist es!" Im Juli 1822, wieder beim Grundlsee, hatte er ein längeres bedeutungsvolles Gespräch mit ihr, er hatte erkannt, daß er „ein Herz gefunden". „Jugend, wahre Bildung, ein reines Herz, Verstand, kräftigen Willen, Klugheit und Wahrheit sah er hier vereinigt. Es wurde bestimmt, daß Anna ihm Briefe schreiben sollte, der Vorsicht wegen jedoch waren diese scheinbar an des Prinzen Sekretär Zahlbruckner gerichtet. „Nanni, ich lasse nicht von Ihnen", erklärte er damals auf einem Ausfluge, der anfangs August gegen Irdning zu gemacht wurde, und diese Worte wurden ihm zum heiligen Versprechen.

Aber es war nun auch des Erzherzogs fester Entschluß, die Einwilligung seines Herrn und Kaisers zur Vermählung mit Anna zu erlangen und damit folgte eine Reihe von „Jahren der Prüfung". Wohl kannte Erzherzog Johann das gute Herz des Kaisers, aber auch die Gewalt der Vorurteile und der den Monarchen umgebenden Berater. Man kann sich daher vorstellen, wie schwer es dem Prinzen wurde, als — es war der denkwürdige 5. Februar 1823 — er vor den Kaiser trat, ihm die volle Eröffnung machte und um die Einwilligung zur Hochzeit mit Anna bat. Der Kaiser aber nahm ihn gütig und liebevoll auf, „wie ein Vater". Er billigte sogar die edle Absicht des Prinzen und stellte ein Dokument aus, welches dem Priester, der die Trauung vollziehen sollte, die dazu nötige Einwilligung gab, ein Dokument, das, wie der Kaiser bemerkte, „der Erzherzog seinem Testament beilegen könne". Dieser ging nun daran, mit Anna und deren Vater alles Nötige für die Zukunft zu vereinbaren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Umgebung des Monarchen auf diesen einwirkte und ihn umzustimmen suchte, denn nicht lange darauf versuchte Erzherzog Ludwig, der übrigens seinem Bruder Erzherzog Johann stets wahrhaft brüderlich gesinnt war, in des Kaisers Auftrage den Prinzen von seinem Vorhaben abzubringen. Aber dieser erklärte: „Ich will als ehrlicher Mann handeln", und versicherte, daß er, falls er Anna nicht ehelichen dürfe, für immer unvermählt bleiben werde, dem Willen seines Kaisers und Herrn werde er allerdings nachkommen. In einem neuerlichen Gespräche mit dem Kaiser gab er diesem Entschlusse Ausdruck, da aber die Bewilligung zur Vermählung von seiten des Kaisers bereits ausgestellt war, bat er, von derselben Gebrauch machen

Man mag den geschichtlichen Wahrheiten solcher Privatäußerungen der Vergangenheit mit etwas Skepsis gegenübertreten, denn die Menschen von ehedem besaßen auch keine schärferen Augen als wir, die wir in der Gegenwart so wenig sehen, und verfügten auch kaum über eine strengere Selbsterkenntnis und Offenheit, als wir, aber dem begabten Forscher und tiefergründenden Psychologen wird gerade jetzt ein Untersuchungsmaterial vorgelegt, das seinem kritischen, sondernden, wertenden Intellekt reichsten und ergiebigsten Stoff bietet. Nur möge er an die beherzigenswerten Worte denken, die 1791 der berühmte Arzt Girtanner aus Göttingen, der bei zwanzig dicke Bände über die französische Revolution verfaßte, niederschrieb: „Beinahe über jede wichtige Begebenheit sprach ich mit Augenzeugen und beinahe über jede wichtige Begebenheit widersprachen sich diese Augenzeugen in allen Hauptumständen."

Es sieht eben jeder jedes durch eine subjektive oder aufoktroierte Brille und deshalb sagte Ludwig XVI. im Jahre 1790: „Die Revolution ist beendet", erklärte 1789 Desmoulins: „Haben wir einen bürgerlichen Krieg zu fürchten? Nein, wir werden keinen bürgerlichen Krieg haben", stand im selben Jahre im orateur des Etats Généraux zu lesen: „Endlich kommt der Tag, wo Ordnung aus Unordnung entsteht und Frankreich aus dem Chaos hervorgehen wird . . ."; und am 22. Februar 1790 behauptete Robespierre unter dem Beifall der Nationalversammlung: „Wozu ein Gesetz gegen die Unordnungen? Diese sind ja gar nicht der Rede wert. Einige verbrannte Schlösser, das ist alles. Das Volk ist besorgt, es seufzt, aber es verhält sich ruhig. Man höre auf, das Volk zu verleumden! Und die Feinde der Revolution werfen ihm Grausamkeit vor! Ich hingegen, ich behaupte, daß niemals eine Revolution weniger Blut gekostet hat, als die unsrige." Freilich war Robespierre ein Demagoge, dessen Rede nicht auf Wahrhaftigkeit Anspruch erhob, sondern nur bestimmte Endzwecke verfolgte, der das Vorgehen des Anklägers gegen die unglückliche Marie Antoinette, da dieser ihr durch den gemeinen, haltlosen Vorwurf, sie hätte den eigenen Sohn verführt, die Sympathien der anständig denkenden Gegner verschaffte, mit der knappen, kalten Bemerkung abtat: „Wie kann man solche Lügen, die nicht den gewünschten Erfolg herbeiführen, nur vorbringen . . ." Aber jedermann, der da spricht und schreibt hat ein Atom Demagogie in sich und deshalb sei man vorsichtig in der Wertung alter, neu entdeckter Quellen!

Es ist mit Recht anzunehmen, daß kein geschichtliches Geschehen vollständig geklärt ist, noch je vollständig geklärt werden wird; das folgt aus dem „Stückwerk", das unser Wissen nun eben einmal ist und kein historischer Charakter, mag er zeitlich noch so weit zurückliegen, kann dem Wirrnis des Parteikampfes, der zu allen Zeiten aus gleichen Motiven mit gleichen Mitteln

Streiflichter über die französische Revolution.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

I.

Die französische Revolution ist augenblicklich ein aktuelles literarisches Thema.

Das hängt mit den sozialen Forschungen zusammen, die natürlich dem letzten großen Wendepunkt unseres Kulturlebens eine konzentrierte Durcharbeitung widmen; anderseits spielt aber auch die „Mode“ im weitesten Sinne des Wortes herein. Nicht nur Damen- und Herrenkleiderschnitte, Stile, Einrichtungsgegenstände u. dgl. unterliegen dem menschlichen Bedürfnis nach Wechsel, ebenso ganze Geistesrichtungen, Weltanschauungen, die „man mitmachen“ muß, will „man“ nicht ein ungebildeter Barbar sein. Es ist zwar gestattet, über diese Tatsache zu lächeln, doch der Kluge tut gut daran, sich zu fügen und sich derzeit „Biedermeier“ einzurichten. Sonst paßt dieser Stil recht schlecht in das Zeitalter des Automobils (und des lenkbaren Luftschiffes), doch — Mode ist Mode und hält strenges Regiment.

Was nun die momentan favorisierten Gestalten der Weltgeschichte anlangt, so stehen, abgesehen von den mit Vorliebe nach- und umgedichteten griechischen Klassikern, die Chancen für Shakespeare, Napoleon und Goethe (ein durch Bonaparte jedenfalls merkwürdiges Dreigestirn!) ausgezeichnet und im übrigen, wie eingangs erwähnt, nimmt die große Revolution das Interesse der „gebildeten Kreise“ für sich in Anspruch, ein Interesse, das in rückleitender Bewegung auch die Zeit bis Ludwig XIV., dem „Sonnenkönig“ seiner Epoche, mitumfaßt. Man verfolge nur als äußeres Symptom für dieses Faktum die sich häufenden Publikationen der Memoirenliteratur.

Gerade diese Memoirenliteratur scheint neue Gesichtspunkte für die Beurteilung gewesener Persönlichkeiten, entschwundener Institutionen und dahingegangener Zeiten zu liefern — aber ob diese „neuen Gesichtspunkte“ richtiger, einwandfreier, besser als die alten?

Das ist auch hier eine Frage.

Früher behauptete man, erst die Nachwelt könne sine ira et studio einer historischen Epoche Gerechtigkeit widerfahren lassen — heute gräbt man vergilbte Briefwechsel und vergessene Tagebücher aus Archiven, druckt sie auf feinstes japanisches Büttenpapier und posaunt aus: endlich berichtet uns die Hofdame X. in ihren Billetts an den Marquis Y., wie eigentlich der Anlaß der Protestantenverfolgung in Frankreich aufzufassen ist . . .

Was sagt die Weltgeschichte, die doch das Weltgericht sein soll, zu der unglücklichen Kaiserstochter? Manche Historiker und Literaten feiern sie als Engel, manche nennen sie eine Messaline — die Wahrheit wird wohl, wie so oft, in der Mitte liegen, und die Bücher mit pikanten Titelblättern, die der toten Königin „amoureusen Lebenslauf" schildern und in Paris tagtäglich auf der Straße verkauft werden, spekulieren ebenso auf die Sensationssucht der Masse, wie andere Abhandlungen (nach dem Muster der heiligen Elisabeth) die Tränendrüsen der Leser zu reizen versuchen und daher Maria Antonia nur im rosigen Lichte der Tugend darstellen.

Als halbes Kind kam sie nach Frankreich und wurde einem schüchternen, unbegabten und ungeschickten Jüngling angetraut; Ludwig XV. machte auf das Mädchen größeren Eindruck als der eigene Gatte; sie mußte — das wollte selbst ihre Mutter — der Dubarry freundlichst entgegenkommen und sog das Lottergift von Versailles in sich ein. Der Vorwürfe, die gegen ihre Treue erhoben wurden, sind übergenug, an Beweisen dafür sind die Dokumente allerdings nicht überreich. Wie dem auch immer sein mochte, Maria Antoinette büßte die leichtsinnigen Manieren schwer und die Tragik ihres Schicksals liegt eben in dem Mißverhältnisse ihrer geringen Schuld zur Schwere der Strafe, die sie zu büßen hatte. Ihr Charakter festigte sich im Leid, ihre Energie stählte sich in der Gefahr, ihre Größe wuchs in der Not. Lange noch dachte die königliche Frau an Rettung, als für alle das Ende des Dramas schon klar war; vergeblich flehte sie Katharina von Rußland, den König von Preußen, ihren Bruder Leopold und zuletzt den Neffen Franz von Österreich um Hilfe an. Niemand hatte Mut, alle vertrösteten und nur der ritterliche Gustav III. von Schweden tat sein Möglichstes — er fiel dem Dolche des Meuchelmörders Ankerström zum Opfer und mit seinem Tode erlosch der letzte Hoffnungsschimmer für die gefangene Königsfamilie.

Krank und verelendet, aber gefaßt und geistig ungebeugt starb die Schwester Josefs des Einzigen und siegte im Tode über die einst so mächtige Dubarry, die auf Befehl Robespierres das Blutgerüst bestieg — und jammerte und bettelte und flehte.

Nicht minder als König und Königin sind die Revolutionsmänner dem Wankelmute der wertenden Kritik unterworfen.

Von Mirabeau, dem übelbeleumdeten Aristokraten, der pornographische Bücher verfaßte und seine Frau prügelte, sagten die französischen Staatsanzeigen (1790): „Er ist sogar einer unerwarteten Kälte bei Volksstürmen fähig"; dieser Mann war vielleicht das einzige Genie seiner Epoche; er starb eines natürlichen Todes, ehe er geköpft wurde; gewiß wäre auch er dem Fallbeil nicht entgangen.

arbeitet — dauernd und endgültig entzogen werden. Die einzige Gestalt der französischen Revolution, die vielleicht allgemein halbwegs objektiv von der „Nachwelt" beurteilt wird, ist Ludwig XVI. Er, der gutmütige, beschränkte, religiöse, energielose Dulder, der auf der Flucht nach Varennes täglich einige Stunden neben dem Wagen aus Gesundheitsrücksichten zu Fuß gehen wollte, als nur eiligste Beschleunigung der Reise Rettung versprach! Er, der festgenommen, beschimpft und in steter Lebensgefahr nach Paris zurückgeschleppt, einem Hofbeamten gemütlich zugestand: „Da habe ich eine dumme Fahrt getan." Er, der als Gefangener des blutgierigen Pöbels Tag und Nacht in seinem Zimmer bewacht wurde, worüber er sich anfangs ärgerte, bis er schließlich die Sache mit Humor trug und eines Morgens den Kopf unter die Decke des Bettes steckte, daß die Wache ihn bestürzt suchte, um am Ende lächelnd hervorzukriechen und zu erklären: „Liebe Kinder, ich bin hier, ich habe euch nur ein wenig in Verlegenheit setzen wollen." Er, der seinen Kindern im Testament befahl, für ihre Feinde zu beten, in dessen Blut das Volk seine Taschentücher tauchte, während die Henkersknechte sich damit rote Schnurrbärte malten; die ehemaligen Bedienten des Königs standen dem Blutgerüst am nächsten! Zwölf Fuß tief, mit Kalk übertüncht, wurde der „Sohn des heiligen Ludwig" auf dem Friedhof der Magdalenenkirche beigesetzt, um nach Jahren in die geplünderte Gruftkirche der Karolinger, Capetinger, Valois und Bourbonen nach St. Denis überführt zu werden. Ludwig XVI. starb tapfer — man erklärte dem Volke, er hätte gewinselt und um Gnade gefleht, so daß sich der Scharfrichter verpflichtet fühlte, öffentlich zu berichtigen, Louis Capet sei ohne Wimpernzucken dahingegangen . . .

Gerade dieser vielgelästerte arme König hat später von Freunden und Feinden ein gerechtes Urteil gefunden — nicht in den Himmel gehoben, nicht in den Schmutz gezerrt.

Die Weltgeschichte machte bei seinem „Charakterbild" eine Ausnahme — zur Bestätigung der Regel! Nicht so bei Maria Antoinette, der Tochter Maria Theresiens, der Schwester Josefs II. Sie, die bei ihrer Verehelichung mit dem Dauphin vom Volke stürmisch Angejubelte, hatte später den ganzen Haß zu kosten, den die romanische Nation — zu der nie ein besiegter Monarch heimkehren kann ohne Gefahr, den Thron zu verlieren — in sich zu entwickeln fähig ist. Unerschöpflich war man in beleidigenden Beinamen, die ihr die Revolutionsmänner gaben: Die Fremde, die Österreicherin, die Wölfin, die Bäckerin — die Witwe der Zivilliste und Madame Defizit sind noch die mildesten; keine Beschimpfung des Pöbels blieb ihr erspart, nicht die gemeinste Schmach, die einem Weibe, einer Mutter, einer Fürstin widerfahren kann, wurde von ihr abgewendet.

Überspannte nur die einzige Sorge — einer von seinen Leidensgenossen könne vielleicht an eine unsterbliche Seele, an Gott glauben.

Waren diese Leute Schwärmer oder Scheusale? Kranke oder Verbrecher? Man wird am wenigsten fehlgehen, wenn man sie als irrende Menschen auffaßt, aus ihrer Zeit heraus erklärt und mit Schopenhauer sagt, daß jedermann unter bestimmten Verhältnissen zu allem fähig werde . . .

Nicht nur die Persönlichkeiten, auch Institutionen werden in dem Wechsel der Zeiten und Doktrinen verschieden kritisiert. Wie der Schuster Simon, der den königlichen Prinzen von Frankreich bewachte, allmählich von der „Bestie“ zum innerlich weichen, ja liebenswürdigen Manne umgestempelt werden soll, so schwankt gleicherweise die Ansicht über die Bastille. Dem einen ist sie das schauerlichste Verließ aller Zeiten gewesen, dem andern ein bequemer Zwangsaufenthalt, wo man bevorzugte Angeschuldigte in angenehmer Art und Weise internierte.

Neuestens beginnt die Forschung auch, die Geschichte der Guillotine einer Revision zu unterziehen.

Es ist nicht allzuviel über ihre Genesis bekannt gewesen; übrigens soll sie einer alten deutschen, sogar einer altrömischen Maschine nachgebildet sein und förderte zweifellos die Schnelligkeit und Milde der Todesstrafe. Wie viele Opfer ihr verfielen, ist strittig — die Zahlen schwanken zwischen Tausenden und Hunderttausenden. Bisher galt der Arzt Guillotin als ihr Erfinder und Professor Louis als ihr Befürworter, daher wurde sie „Guillotine“ oder Mademoiselle „Guillotine“ und „Louison“ genannt; der Volksmund taufte das Ding mit blutigem Humor: „Rasiermesser der Nation“. Ludwig XVI, der sich selbst in der Schlosserei betätigte, soll sie verbessert haben; er ersetzte die rechteckige Gestalt des Messers durch die Form des Trapezes, wodurch die Schneide weniger abgenützt wurde.

Wahrscheinlich ist diese Version nur eine Anekdote.

Am 25. April 1792 wurde der erste Delinquent durch das neue Instrument justifiziert, wobei den Nachrichter der Herzschlag traf; im Herbst 1792 begann die Guillotine permanent zu arbeiten und 1793 ging in Lyon das Morden auch mit ihr zu langsam, so daß ein Kartätschenfeuer in die Reihen der Verurteilten ihr Konkurrenz machte; in Nantes ersäufte man die Opfer, auch das wirkte schnell und einwandfrei!

Eine geniale Idee hatte Robespierre, indem er die Staatsgläubiger guillotinieren ließ; eine „finanzielle“ Maßregel, um dem Staatsschatze aufzuhelfen!

Doch darf nicht alles geglaubt werden, was in dieser Beziehung überliefert wird.

Zu den interessantesten Gestalten gehört zweifellos Maximilian Robespierre, ein Angelsachse der Abstammung nach. War Robespierre ein Heuchler, ein Theoretiker, ein Freiheitsschwärmer, ein Sadist? Auch seine Motive kennt man nur zum kleinsten Teil; im Musée Carnavalet hängt ein Bild von ihm aus dem Jahre 1773; es hat ungemein einnehmende Gesichtszüge, freundliche Augen und einen offenen Ausdruck, selbst die fliehende Stirn, das Merkzeichen der Dekadencegeschlechter in der französischen Revolution, fällt noch nicht unangenehm auf, während ein Gemälde von ihm zehn Jahre später die Physiognomie eines häßlichen, boshaften Affen zeigt. Er schwärmte davon, daß die „Sichel der Gleichheit" über die Nation geschwungen werde; bei der Abstimmung über den Tod Ludwigs XVI. theoretisierte der Mann gegen die Todesstrafe, fügte hinzu, daß er jene Menschlichkeit, welche die Völker morden läßt und den Despotismus schont, nicht kenne — und stimmte für die Hinrichtung des Königs. Vor der Unterzeichnung des Todesbefehles Dantons, so überliefert Sybel, machte Robespierre nach alter Gewohnheit einen Ausflug mit dem Konskribierten und führte ihn noch im eigenen Wagen heim . . .

Wer wird klug aus diesem Charakter?

Manche Sympathie kann sich der Lebemann Danton erwerben; er hatte Anwandlungen von Milde und starb, als seine Stunde schlug, gefaßt, während Desmoulins verzweifelte und der längst vergessene Fabre vom Henkerskarren seine Manuskripte unter die Menge streute, um sie der Nachwelt zu erhalten. Den Gaunertypus, wenn man Lombroso glauben darf, repräsentieren Marat, Jourdan und Carrier; Marats Leiche sollte, um das Volk zu verhetzen, nackt durch die Straßen getragen werden, aber der Wüstling hatte einen ekelerregenden Ausschlag, so daß man es vorzog, den Körper in ein Leintuch zu hüllen.

Von La Fayette meinten die französischen Staatsanzeigen (1790): Er „ist unglücklich, denn er hat einen gewöhnlichen Verstand und große Anmaßungen. Er verteidigt die Sache der Freiheit, ohne für sie zu schwärmen." Die nächste Generation sah in ihm einen Heros, Sybel wies nach, daß er ein falsches Spiel spielte.

Der Exmaire von Paris Sylvain Bailly mit dem scharfgeschnittenen edlen Profil wurde auf dem Wege zur Richtstätte mißhandelt, mit Kot beworfen und mußte das Mordbeil an das Ufer der Seine tragen helfen, da die Leute ihn dort zu köpfen beschlossen; der Astronom und Philosoph endete auf einem Düngerhaufen. Anarchis Cloots, ein deutscher Baron, zog aus der Heimat nach Frankreich, wurde Deputierter und nannte sich „Redner des Menschengeschlechtes"; auf dem Henkerskarren, auf dem auch er schließlich fuhr, hatte der

erstatter ästhetisierten, indem sie kolportierten, der temperamentvolle Graf hätte gerufen: „Wir werden nur der Gewalt der Bajonette weichen."

Das mag für Philobagatellisten erwägenswerten Stoff abgeben, der Wissenschaftler weiß mit Recht damit nichts anzufangen.

Größeres, freilich nicht allzugroßes Interesse verdient die Frage nach dem Begriffsinhalt des Wortes „Revolution". Er läßt sich nicht strikte und einwandfrei gegen äußerlich ähnliche Erscheinungen, wie „Aufstand", „Tumult", „Staatsstreich", „Auflauf", „Rebellion" u. s. w. abgrenzen. Tallien machte sich die Lösung der Frage nicht allzuschwer und sagte: „Was heißt ein Akt der Revolution? Es ist die Bewegung, wodurch das Unterste zu oberst gekehrt wird." Belletristisch behandelt Sardou in einem Dialog aus Rabagas das Thema; Carlo: „Wodurch unterscheidet sich denn ein Tumult von einer Revolution?" Boubard: „Ein Tumult ist, wenn das Volksmäßige besiegt wird . . . Nichts wie Kanaillen! Eine Revolution, wenn es stark ist und siegt: lauter Helden!"

So ganz unrecht hat der Dichter nicht, wenn er so ironisiert.

Stahl entscheidet: „Empörung ist Abweisung einer bestimmten bestehenden Herrschaft, Revolution ist Umkehrung des Herrschaftsverhältnisses selbst, daß Obrigkeit und Gesetze grundsätzlich und permanent unter den Menschen stehen statt über ihnen."

Zweifellos gehört zur Charakteristik einer Revolution das Zusammentreffen einer Reihe von Merkmalen, von denen einige hervorgehoben seien: Gewalttätige Unruhen in größerem Umfange müssen den Kampf der beherrschten oder ökonomisch dienenden sozialen Schichten im Staate gegen die herrschende, besitzende Oberschichte begleiten. Revolution bedeutet, der bestehenden Rechtsordnung widerstreitendes, gewaltsames Anstreben einer neuen, die sozialen Verhältnisse von Grund auf regelnden Verfassung, will man sich staatsrechtlich ausdrücken.

In der Praxis, besonders für den Rückblickenden, ist es leicht, zwischen „Revolution" und ihre verwandten Phänomenen zu scheiden. Als Ludwig XVI. bei einer Massenbewegung vor den Tuilerien von einem „Auflauf" redete, erwiderte ihm ein Tieferblickender: „Majestät, das ist kein Auflauf, das ist Revolution . . ."

Der dritte Stand, der Bürgerstand, schüttelte das Joch der beiden ersten Stände, des Adels und der Geistlichkeit ab.

Über die Ursachen von Revolutionen kann kaum mehr Streit herrschen: sie sind in letzter Linie ökonomischer Natur; ideelle Beweggründe beeinflußen nur hie und da einzelne, die Menge wird stets durch Instinkte geleitet.

Es wäre vollständig verfehlt, irgendeine literarische Richtung oder irgendeinen Demagogen für gewaltige Umstürze verantwortlich zu machen

II.

Die Soziologen sind bestrebt, jene Gesetze zu erforschen, die das soziale Leben der Menschen anscheinend beherrschen; das geringe Alter der modernen Gesellschaftswissenschaft bringt es mit sich, daß die erzielten Resultate noch nicht durchaus befriedigen. Es fehlt an der für größere Arbeiten unbedingt notwendigen Detailuntersuchung der einzelnen Phänomenen, deren Ergebnisse einem umfassenden System zugrunde gelegt werden könnten, weshalb in soziologischen Werken selbst der kritischesten Autoren nicht vorteilhaft das spekulative Element theoretisierend die Empirie überwiegt.

Das sind Kinderkrankheiten, die überwunden werden müssen und selbstverständlich im Laufe der Zeit überwunden werden.

Gumplowicz erklärt des öfteren, das Leben selbst experimentiere für den Soziologen; das ist richtig und es gilt nur, die Fakten auch genau und ohne Voreingenommenheit zu beobachten und zu registrieren. Gerade Revolutionen sind geeignet, das Spiel der Kräfte im gesellschaftlichen Organismus zu unserer Erkenntnis und Kenntnis zu bringen, denn bei Revolutionen treten keine neuen Kräfte auf, sondern es werden nur latente geweckt und die in normalen Epochen vorsichtig und durch die Rechtsordnung niedergehaltenen Revolten gelangen zur krassesten Entfaltung.

Hier hat daher das Mikroskop der Gesellschaftswissenschaftler reichlichste Arbeit zu tun. Schon Mercier erkannte das, wenn er dozierte: „In Zeiten der Revolution lernt man die Menschen binnen sechs Monaten besser kennen als sonst im Laufe von zwanzig Jahren."

Sehr viel kommt auch auf die Problemstellung an; wir dürfen nicht mit Fichte wiederholen, daß bei Beurteilung einer Revolution zwei Fragen aufzuwerfen seien, die erste über die „Rechtmäßigkeit" und die zweite über die „Weisheit" derselben, denn damit wird nur unfruchtbarem Moralisieren und subjektivem Spintisieren, wie sie der Rationalismus liebte, Tür und Tor geöffnet, aber irgendwelche positive Resultate für die Sozialwissenschaft können dabei niemals erzielt werden. Ebenso hat es keinen Zweck, sophistisch herausklügeln zu wollen, welches in einem bestimmten Fall der erste revolutionäre Akt war, mit anderen Worten, wann eigentlich die Revolution in einem Staate begann; es mag z. B. ruhig dem persönlichen Geschmack des einzelnen überlassen bleiben, ob er den Beginn der Umwälzungen am Ende des XVIII. Jahrhunderts auf den Tag der Erstürmung der Bastille verlegt oder als Ausgangspunkt den bekannten Ausruf Mirabeaus auf den Auflösungsbefehl für die Generalstaaten betrachtet: „Wir werden nur mit den Bajonetten im Bauche zurückweichen" — ein geflügeltes Wort, das euphemistische Bericht-

Knechtung zu setzen, die erst allmählich und langsam einer gesteigerten Freiheit Platz macht. In England hieß dieser Gewalthaber Cromwell, in Frankreich Napoleon. (Schluß folgt.)

Dichter und Sozialpolitiker.

Zu Heinrich Sohnreys 50. Geburtstage.

Seit einem Menschenalter besitzt der „Heimgarten" in dem norddeutschen Schriftsteller und Sozialpolitiker Heinrich Sohnrey einen treuen Gesinnungsgenossen und unermüdlichen Mitkämpfer für die Wohlfahrt der Landbevölkerung. Im Juni d. J. vollendet der wackere Kämpe sein 50. Lebensjahr. Dieser Umstand gibt uns Veranlassung, einen Rückblick auf das Lebenswerk dieses Mannes zu werfen und ihn den „Heimgarten"-Lesern in seiner doppelten Bedeutung als Dichter und Volkswirtschaftler zu schildern.

In einem kleinen, ärmlichen Bauernhause des südhannoverschen Dorfes Jühnde ist Heinrich Sohnrey am 19. Juni 1859 geboren. Dort wuchs er als ein echter Dorfjunge auf in der selbstverständlichen Annahme, daß er wie seine Vorfahren als Bauer sein Dasein führen werde. In der Schule gehörte er durchaus nicht zu den Fleißigsten. Ihn interessierte nur das, was seine Phantasie anregte, vor allem das Lesen. Die übrigen Elementarfächer vernachlässigte er. Da es aber in Jühnde keine Bücher für ihn gab, hielt er sich an die Bibel und las diese wieder und immer wieder durch. Je älter aber der Knabe wurde, desto deutlicher zeigte es sich, daß er das Zeug hatte, etwas Höheres als ein Bauernknecht zu werden. Als der Geistliche seiner Heimat, Pfarrer Gieseke, das erkannt hatte, bemühte er sich, für den Knaben einen Weg zu finden, auf dem er eine gediegene Geistesbildung erhalten konnte. Bei seiner Armut blieb dem Knaben nur der Besuch einer Lehrerbildungsanstalt, die ihre Zöglinge mit den geringsten Kosten ausbildet. Pfarrer Gieseke brachte ihn darum zunächst auf die Präparandenanstalt zu Ahlden an der Aller und drei Jahre später auf das Lehrerseminar zu Hannover.

So schön es sich der junge Heinrich gedacht, alles Mögliche lernen zu dürfen, so wenig war es sein Wunsch gewesen, gerade Lehrer zu werden. Er war froh, die Volksschule verlassen zu dürfen, und nun sollte er noch sechs Jahre lang die Schulbank drücken! Das Allerschlimmste dabei war jedoch, daß er von der Heimat, von der über alles geliebten Mutter fort mußte. Es schien ihm unmöglich, das überhaupt zu ertragen. Er litt denn auch in Ahlden so namenlos an Heimweh, daß seine Mutter schon im Begriffe war, ihn nach Jühnde heimzuholen. Sie wollte ihr Zicklein verkaufen, um ihm das Geld für

— das hieße die Macht der Persönlichkeit überschätzen. Literatur und Demagogie erwachsen selbst aus jenem Nährboden, der die Grundlage von Revolutionen abgibt; sie sind Früchte, nicht Wurzeln.

Ferrero bezeichnet es als „historisches Gesetz von absoluter Unabänderlichkeit", daß Gewalt wiederum Gewalt hervorrufe, und glaubt mit dieser Darlegung die Ursachen von revolutionären Umwälzungen auf eine einfache Formel gebracht zu haben, ohne damit jedoch den innersten Kern des Problems erfaßt zu haben; Torqueville stellte fest, daß sich die Völker nicht dann erheben, wenn sie am schwersten geknechtet sind, sondern im Gegenteile erst dann, wenn das Joch, das sie drückte, bereits leichter wurde — was daher kommen mag, daß die Ellenbogen erst einen gewissen Spielraum brauchen, ehe sie aggressiv werden können.

Lange vor eigentlichen Aufständen gährt es in der Masse, bis als letztes ein glühender Funke den Brennstoff zur hellen Flamme entzündet. Noch scheint es, als hätten die Köpfe der Bewegung, die Führer, die Leute in der Hand, aber schon kriecht aus allen Schlupfwinkeln und Höhlen zweideutiges Gesindel, das den Fischzug im Trüben mitmachen will. Lombroso, der genaue Kenner der Verbrecherwelt, bringt in seiner Abhandlung „Die Anarchisten" manches Beispiel für die Verkuppelung verbrecherischer Bestrebungen mit politischen, wobei bald die politische Leidenschaft, bald die Verbrechernatur das vorherrschende Element bildet; nach ihm nimmt das Verbrechertum besonders an den Anfangsstadien von Aufständen und Revolutionen massenhaft teil, denn zu einer Zeit, wo die Schwachen und Unentschlossenen noch zaudern, überwiegt die impulsive Kraft der abnormen und krankhaften Naturen, deren Beispiel dann Epidemien von Ausschweifungen hervorruft.

Da nach Henry George der Mensch das einzige Tier ist, das nie zufrieden ist, so werden die Forderungen der aufgewühlten Masse im Verlaufe der Unruhen immer maßloser und unerfüllbarer, die gemäßigten Führer fallen in Ungnade und die größten Schreier finden auch den größten Zulauf, die begeistertsten Beifallsbezeugungen. Jeder neue Erfolg trennt einen Teil der Sieger von der Menge der Stürmenden ab, jenen Teil, der sich mit dem Gewonnenen zufrieden gibt und es sich erhalten will; das ist ein geringes Bruchstück der breiten Masse, die in ihrer Summe mehr und immer mehr fordert — und dem Chaos entgegentreibt. Daraus läßt sich das Gesetz der ausgereiften Revolution ableiten: das stete Anwachsen eines unpraktischen und ziellosen Radikalismus, der zur Anarchie und Vernichtung führen müßte, wenn nicht mit Regelmäßigkeit in dem Augenblick trostlosester Zerfahrenheit ein reaktionärer Absolutist, ein Gewaltmensch, die Zügel der Regierung ergriffe, um zuerst an Stelle der Zügellosigkeit abermals die

auf. Es mußte ihm doch gelingen, endlich in der literarischen Welt Fuß zu fassen! Fehlte es ihm doch nicht an Anerkennung und Beifall bei Kritik und Publikum, nur der klingende Lohn für seine Arbeiten wollte sich noch nicht in dem Maße einstellen, daß er mit den Seinen davon hätte leben können. Jahre schwerster Sorgen und Entbehrungen hatte er zu ertragen, ehe es ihm endlich gelang, als Chefredakteur der „Freiburger Zeitung“ eine Anstellung zu erhalten, die ihm eine sichere Grundlage für die Neugestaltung seiner Existenz bot.

1889 war es, als dieser Wendepunkt in Sohnreys Leben eintrat. Von da an ging es aufwärts auf seiner Lebensbahn, denn gerade durch seine Tätigkeit als Leiter einer politischen Zeitung gelangte er in das Fahrwasser, das der Entfaltung seiner Kräfte überaus günstig sein sollte. Als solcher mußte er sich auch stark mit volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigen. Das hatte er wohl von jeher getan, und schon in den beiden Erzählungen „Hütte und Schloß“ und „Friedesinchens Lebenslauf“ treten die Grundzüge seiner späteren volkswirtschaftlichen Ideen deutlich zutage, nur in poetische Formen gekleidet. Jetzt befaßte er sich wissenschaftlich damit und gelangte dabei auf Grund seiner eigenen Jugenderlebnisse und der Erfahrungen während seiner Tätigkeit als Landlehrer zu Ergebnissen, die ihn bald mit weitausholenden Plänen erfüllten.

Mit jeder Faser seines Herzens war er von Geburt an geknüpft an das Land und seine Bewohner. Aus der Liebe zu seiner Heimat entsprang nun das Verlangen, das Unheil zu bekämpfen, das dem Lande und der Landbevölkerung aus der modernen Entwicklung unserer Erwerbsverhältnisse droht. Daß die Entvölkerung des Landes durch den Zug nach den Städten die Wurzeln der deutschen Volkskraft untergräbt, erkannte er als einen der größten Übelstände und darum beschloß er, einen Kampf gegen dieses Unheil zu organisieren, aber nicht mit Feuer und Schwert, sondern auf dem Wege unermüdlicher Friedensarbeit, deren Ziel sein soll: Herstellung solcher Zustände auf dem Lande, daß die Bewohner sich dort heimisch und zufrieden fühlen können und dem Gedanken der Abwanderung nicht mehr so leicht zugänglich werden. Ein Plan von scheinbarer Unausführbarkeit, so riesengroß mußte er dem Kenner der ländlichen Verhältnisse erscheinen. Das hinderte Sohnrey aber nicht, ihn in Angriff zu nehmen. Zunächst gründete er eine Halbmonatsschrift, „Das Land“, in der er seine Ideen darlegte und sie in die weitesten Kreise zu tragen suchte.

Gar vieles hatte der junge Sozialreformer auf dem Herzen. Lag doch auf dem Lande mehr im argen, als man sich in den Städten träumen ließ. Die Erwerbsverhältnisse waren und sind es vor allem, die den Landbewohner so leicht der besser zahlenden Industrie in die Arme führen. Der höhere Lohn besticht ihn und läßt ihn nicht erwägen,

die Heimfahrt schicken zu können. Zum Glück erfuhr Pfarrer Gieseke noch rechtzeitig davon, und er wußte es zu verhindern, daß die gutherzige Mutter den Bitten des Sohnes nachgab. Es half dem Jüngling nichts, er mußte ausharren, und dafür hat auch das Wort an ihm Erfüllung gefunden: Wer ausharret, wird belohnet werden!

Freilich war sein Leben zunächst ein hartes Arbeiten, denn die Mangelhaftigkeit seiner Elementarkenntnisse rächte sich bitter. Im Laufe der Jahre gewann aber der junge Seminarist durch neuhinzutretende Lehrfächer mehr und mehr Interesse am Unterrichte und das kam seinem Lerneifer zugute. Am liebsten beschäftigte er sich mit Geschichte und Literatur, und schon damals schwebte ihm als höchstes Ideal — nicht der Beruf eines Lehrers, sondern einzig und allein der eines Schriftstellers vor. Mit besonderem Eifer warf er sich auf die Erforschung seiner Heimat, deren Geschichte er samt ihren Sitten und Gebräuchen bald zum Gegenstand eigener schriftstellerischer Versuche machte. Sie glückten ihm, denn es fanden sich sofort Zeitschriften, die sie abdruckten. Ja, es erschien sogar kurz vor seinem Abgange vom Seminare ein ganzes Büchlein, „In der Dämmerstunde" betitelt, von ihm. Einige Jahre später hat Sohnrey allerdings die noch vorhandenen Exemplare zurückgekauft und verbrannt, so wenig befriedigte ihn dieses Erstlingsprodukt, „Wollen und Können" hatte er aber doch dadurch bewiesen, und so dichtete er als junger Lehrer fröhlich weiter.

In seinem Berufe gelangte er aber *nicht* zu der erhofften Befriedigung. Wohl befand er sich mit zwanzig Jahren in einer zwar sehr bescheidenen, aber doch sicheren Lebensstellung, die ihm erlaubte, seine Mutter zu sich zu nehmen und sich eine Familie zu gründen. Nur zu bald erkannte er jedoch, daß das Schulehalten nichts für ihn war, denn die Erfolge seiner Arbeit entsprachen nicht seinen Anstrengungen und Erwartungen und sie befriedigten ihn darum nicht. Viel lieber saß er am Schreibtisch und dichtete. In den sechs Jahren, die er als Lehrer in Nienhagen zubrachte, entstanden schon neben vielen kleineren Arbeiten die beiden großen Erzählungen „*Hütte und Schloß*" und „*Friedesinchens Lebenslauf*", die heute in 18., beziehungsweise 25. Auflage vorliegen. Damals freilich fand der junge, unbekannte Autor nicht gleich einen Verleger für diese Bücher, und als er nach sechsjähriger Lehrertätigkeit sein Amt niederlegte, um in Göttingen als Schriftsteller weiterzuleben und daneben an der Universität die Lücken seiner Bildung zu ergänzen, da erwies sich dieser Schritt nur zu bald als ein verfehlter. Um nicht mit seiner wachsenden Familie zu verhungern, mußte er nach Jahresfrist wieder eine Lehrerstelle annehmen. Aber nur zwei Jahre hielt er es in dem Dorfe Möllensen aus, dann brach er alle Brücken hinter sich ab und gab den Lehrerberuf endgültig

Jahrzehnt vor dem Volkswirtschaftler etwas zurücktreten mußte, so lag das nur an der ins Riesengroße anwachsenden Arbeitslast, die dieser zu bewältigen hatte. Jetzt, wo sein Werk in sicheren Gleisen läuft, kann er sich hoffentlich wieder mehr dem dichterischen Schaffen widmen, zu dem es ihn übermächtig treibt. Seine Dorfgeschichten gehören zu dem Besten, was auf diesem Gebiete erschienen ist. Wie der Thüringer Heinrich Schaumberger schildert er die Bewohner seiner niedersächsischen Heimat mit einer bewunderungswürdigen Naturtreue. So kernig und so knorrig sind sie, die Leute im Sollinger Walde, der hannoverischen Heimat des Dichters, aber auch so schlicht und ehrenfest, so goldtreu und so mit Mutterwitz begabt, daß man ihnen gut sein muß. Sohnrey weiß sich immer von Übertreibungen fern zu halten, seine Sprache ist knapp und jedes Wort steht an der richtigen Stelle. Vermeidet er so jede Überschwänglichkeit, so weiß er seine Gestalten doch mit einer Gemütsinnigkeit zu durchdringen, die um so wohltuender und überzeugender wirkt. Seiner großen Liebe zur Heimat und zum Landleben entspricht es, daß er von Anfang an die sozialen Verhältnisse des Landes in seinen Erzählungen mitbeleuchtete. So in „Hütte und Schloß“, wo er an dem Schicksal der Lindenhüttenleute in ergreifender Weise die Zustände schildert, wie sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem Dorfe zwischen Gutsherren und Kleinhäuslern herrschten. Sein berühmtestes Werk ist „Friedesinchens Lebenslauf“. So schlicht das Leben dieses Dorfmädchens verläuft, so spielt sich darin doch die ganze Skala von Freud und Leid eines Menschenherzens ab. Eine Fülle von Liebe und Seelengröße umfließt die bescheidene Heldin, die, wie wenige Gestalten in unserer Literatur geeignet ist, als Vorbild zu dienen.

Düstere Bilder aus dem bäuerlichen Leben entrollt Sohnrey in den beiden Erzählungen „Der Bruderhof“ und „Verschworen — verloren“. Eigennutz und Bosheit sind auf dem Lande ebensogut zu finden wie anderswo, ebenso waltet aber auch hier das unerbittliche Gesetz, daß jede Schuld ihre Strafe und ihre Sühne findet. Beim Lesen dieser beiden Erzählungen hat man den Eindruck, daß Sohnrey auch als Dramatiker Bedeutendes zu leisten vermöchte. In der Tat ruhen in seiner Mappe die Entwürfe für mehrere Volksschauspiele, die der Vollendung harren und dann sicher die Richtigkeit unserer Annahme beweisen werden. Bisher hat er sich nur durch das Volksstück „Die Dorfmusikanten“, eine dramatische Bearbeitung von Schaumbergers köstlichen „Bergheimer Musikantengeschichten“, mit Erfolg betätigt.

Infolge seiner volkswirtschaftlichen Tätigkeit ist Sohnrey im letzten Jahrzehnt zu größeren poetischen Arbeiten nicht gekommen. Dafür schrieb er für seine Zeitschriften eine Menge kleinerer Aufsätze, die zum größten

wieviel teurer ihm das Leben in der Stadt zu stehen kommt und wieviel gesünder er auf dem Lande lebt. Sohnrey sagte sich: Gestalten sich hier die Existenzbedingungen günstiger, so wird es sich mancher überlegen, ob er sein Heimatsdorf verläßt. Es muß ihm aber auch Gelegenheit zur Fortbildung und gediegener Unterhaltung gegeben und dazu von den Wohlfahrtseinrichtungen der Städter auf das Land übertragen werden, was dazu geeignet ist. Vor allem aber soll auch dem schlichten Arbeiter die Möglichkeit geboten werden, sich ein eigenes Heim zu erwerben. Gelingt es, die ärmere Landbevölkerung seßhaft zu machen, so wird sie sich dem „Zug vom Lande" nicht so leicht anschließen wie bisher. Neben dem praktischen muß aber auch der ideelle Gesichtspunkt festgehalten werden. Die Liebe zur Heimat muß geweckt und genährt werden, wobei Kunst und Wissenschaft, hilfreich mitzuarbeiten haben und von der Liebe zur engeren Heimat wird dann die Vaterlandsliebe neu belebt und gestärkt werden.

Das sind in großen Umrissen die Grundpfeiler des Baues, den der wagemutige junge Sozialreformer aufzurichten begann. Sehr bald ward ihm die Genugtuung, daß seine Pläne Verständnis fanden und nicht bloß in den beteiligten Kreisen der Landbewohner, sondern auch bei den Regierungen. Da ihm besonders die preußische Regierung großes Interesse entgegenbrachte, siedelte er 1894 nach Berlin über und widmete sich nun ganz der Ausführung seiner Pläne. Im „Land" warb er eifrig um Beistand bei Behörden und Gutsbesitzern, bei Geistlichen und Lehrern ꝛc., und für das Volk gründete er die „Deutsche Dorfzeitung" und gab das Jahrbuch „Landjugend" heraus, dem später der „Dorfkalender" folgte.

Seit 1895 von der preußischen Regierung materiell unterstützt, hat sich die von Sohnrey ins Leben gerufene Bewegung zu einem mächtigen Faktor in der Entwickelung des Landlebens gestaltet. Der „Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege" erstreckt heute seine Tätigkeit über ganz Deutschland und kraftvoll und zielbewußt arbeitet er an der Erreichung seiner Ziele. Sohnrey ist nach wie vor die Seele des Ganzen und es ist bewundernswert, wie er immer neue Wege findet, um sein Werk zu vervollkommnen und das Bollwerk zu verstärken, das er gegen den unheilvollen „Zug vom Lande" aufzurichten bemüht ist.*)

Heinrich Sohnrey ist aber nicht bloß Sozialpolitiker, er ist auch einer unserer besten Volksschriftsteller. Als solcher zog er zuerst die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich, und wenn der Dichter im letzten

---

*) In dem Werke: „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege" (3. Aufl. 1908) hat er übrigens ein außerordentlich praktisches Handbuch herausgegeben, das über seine Bestrebungen und die Art ihrer Ausführung genaueste Auskunft gibt. Der preußischen haben sich die meisten anderen deutschen Regierungen in der Unterstützung dieser Bestrebungen angeschlossen.

Da Bua: D Himmlstiagn brennt nöt a,
s Betterl steht sicha da,
D Herzn grad glüahn so hoaß,
Weit übern Gspoaß.

Da Bua und s Dirndl: D Liab is an ernsti Sach
Und hat a helli Sprach;
Wanns zwoa wia mir zwoa hern,
Habn sie si gern.

Da Bua: Jung sein und Bussl gebn —

s Dirndl: Froh sein und lusti lebn —

Da Bua: Keck sein und hoamligs Treibn —

s Dirndl: Treu sein und bleibn!

Da Bua und s Dirndl: s Herz ruaft an lautn Dank,
Läut Hochzeitsglocknklang,
Wann s Herrgottsjubllied
Aufklingt im Gmüat.

s Glück hat Geduld.

A Muatta sitzt, hat s Kind im Schoß,
Dort auf da Bank alloa.
s Glück hat Geduld: „Er wird schon groß
Und schen und stark, da Kloa.

Er hat nu Zeit. Wia s Graserl dort
Im Sunnschein und im Regn,
So wachst mei Kloana fort und fort
Und i, i derf n pflegn."

Da Sunnschein glanzt, da Gartn blüaht,
Wer denkt an d Frucht schon heut?
— Ja, d Früahlingsblüah und s Muattagmüat
San glückli und — habn Zeit.

Wia schön is das: nu wacha!

Wia schön is das: nu wacha,
Wann d Welt vasinkt in Tram!
Ma hert nöt woan, nöt lacha,
Hert atman nur dö Bam.

Dö Küah toan nimma grasn,
Grad s Bacherl nimmt sein Lauf
Und leuchtad aus n Wasn
Fliagn d Sunnwendkäferl auf.

Wia d Stern bald füra schliafn,
Wann Streit und Jubl schweigt
Und druntn in da Tiafn
Da weißi Nebl steigt!

Da Freidhof liegt im Dunkeln.
— Von dort aus wandert d Ruah,
Wohin koa Stern mag funkln,
Den müadn Herzn zua.

Galizianischa Früahling.

Rosnblüah siag i nöt,
Siag lauta Sand;
Dös is mei Hoamat nöt,
Is a fremds Land.

„Rosnblüh bin jach schon!"
s Jüderl steht da,
Hat a langs Röckerl an,
Ganz nach mein Gschmah.

Duft nach Kohlrabi
Und Knofl und Schmer;
Mehr schmecka war nöt gsund
— Mancha schmeckt mehr!

Gebet.

Mei Lebn lang, o Gott,
Laß mi froh sein und singa
Und mit oagna Kraft gwinga
Mei Brot!

Wann i sterbn muaß, o Gott,
Tua dö Krankheitn sparn,
Laß an Blitz niedafahrn
Mit n Tod!

Teil dann gesammelt erschienen sind, und zwar in den Büchern: „Im grünen Klee — im weißen Schnee“, „Die hinter den Bergen“ und „Robinson in der Lindenhütte“. Auch hier finden wir alle Vorzüge seiner Schaffensweise im glücklichsten Maße vereinigt.

Als ein Zeichen günstiger Vorbedeutung betrachten wir es, daß Sohnrey gerade jetzt mit einem neuen größeren Werke an die Öffentlichkeit tritt, das die Aufmerksamkeit weitester Kreise wieder auf den Schriftsteller Sohnrey lenken wird. Es erscheint soeben bei Wilh. Baensch in Dresden eine große Erzählung, „Grete Lenz“ betitelt, die den Dichter auf ganz anderem Gebiete zeigt als bisher. Ein Zeit- und Sittenbild aus dem Leben der Großstadt ist es, was er vor dem Leser aufrollt. Das Ringen eines jungen tapferen Menschenkindes gegen widerliche Verhältnisse, die sie aus schmutziger ländlicher Umgebung in die Großstadt führen und sie dort in den moralischen Sumpf des Lasters geraten lassen, gibt dem Dichter Anlaß zu stellenweise erschreckend wahrheitsgetreuen Schilderungen des Großstadtlebens. Seine Heldin geht aber im Kampfe gegen die auf sie einflutenden Wogen nicht unter, sie arbeitet sich vielmehr hindurch und rettet sich in ein besseres Leben. Geht Sohnrey somit andere Wege als so mancher heutige auf die Sensationslust des Publikums spekulierende Schriftsteller, so beweist er dabei auch, daß nicht bloß die Dorfgeschichte sein Schaffensgebiet ist, daß er vielmehr überall, wo sein für soziale Not besonders geschärftes Auge einen packenden Stoff findet, sein reiches Talent zu entfalten vermag, das er auch hier in den Dienst seiner Ideale, der Förderung des Wohles der Menschheit, stellt. H. M.

Oberösterreichisches.

Von Hans Mittendorfer.

D Liab — s Herrgottsjubiliad.

Da Bua: Dirndl, wanns schneibt und gfrert,
Schlaft s Käferl in da Erd,
Aba mei Herz schlaft nöt,
Findt koa warms Bett.

s Dirndl: Mei Bett is z kloa für di —

Da Bua: Groß gnua für di und mi —

s Dirndl: Schmiagn uns halt recht eng zsamm —

Da Bua: Daß ma Platz habn.

s Dirndl: Zsammaschmiagn, zsammaschmiagn,
O, das war guat!
– s Betterl und d Himmlstiagn
Fangat ja Gluat.

barsnationen annehme. Wir wollen nicht über die Grenzen greifen, wir wollen und müssen nur unsere Gesittung schützen für uns und unsere Nachkommen, so wie wir das gleiche nationale Recht auch anderen Völkern zugestehen. Ein Schulhaus ist keine Zwingburg und der Schullehrer schwingt kein Schwert. Wenn Nachbarvölker zu uns in die Schule gehen wollen, so sollen sie deutsche Gastlichkeit finden, wie ja auch wir von ihnen manches lernen können. Nur unser gewaltsam bedrohtes deutsches Wesen wollen wir auf angestammtem Boden verteidigen um jeden Preis. Hoffentlich wird das in politischen Kampfreden so oft gebrauchte „Um jeden Preis" nicht seine Grenze finden, wo es um ein Geldopfer geht. Geldopfer können Blutopfer verhindern. Gute Schulen sind nicht völkertrennend, sondern völkerversöhnend. Einmal wird's ja besser werden. Aber alle schönen Hoffnungen dürfen uns nicht hindern, in den Tagen der Gefahr sich mit gesundem Egoismus zu verteidigen.

„Roseggers Millionenstiftung!" rufen es launige Zeitungen in die Welt. — Na nu! „Der Dichter als Millionär!" Zauberposse. Dichten könnte er's, sein nicht. Dürfte es gar nicht. Abgesehen von dem sattsam bekannten Fuchs mit seinen Trauben, danke ich Gott, daß er mich gnädig bewahrt hat vor dem Schicksal, Millionär zu sein. Man hat auch so gerade genug Sorgen. — Übrigens wird unsere Liste glänzend zeigen, daß auch reiche Leute gute Deutsche sein können.

Vor kurzem saß ich im Theater neben einem sechseinhalbjährigen Knaben. Gegeben wurde das Märchen „Prinzessin Dornröschen", für die Kinder hergerichtet. Wir beide wußten nicht viel damit anzufangen, wahrscheinlich waren wir für dieses Stück noch zu sehr Kinder. Das liebe, schöne Märchen ist fast erstickt unter der Ausstattung, den Licht- und Farbeneffekten, den Clownspäßen und den — Balletten. Man vergaß über diese „märchenhafte" Ausstattung des Märchens, das wurde schier nur zum Rahmen für die Balletts. Der Macher hatte, scheint es, zu sehr an alte Theaterhabitués gedacht und vergessen, daß junge Menschen, die fast noch als Säuglinge an der Mutterbrust ruhen, für Frauenbusen keinen Sinn haben. Die junge Welt hat das Stück auch ziemlich kühl aufgenommen. Einige klatschten. Mein kleiner Nachbar fragte mich, weshalb man klatsche? „Weil es ihnen gefällt, mein Kind. Wem's gefällt, der kann klatschen." „Soll ich auch klatschen?" fragte er. „Natürlich, wenn's dir gefällt." Er patschte zwei-, dreimal ein wenig die Händchen zusammen. Beim nächsten Abschlusse fragte er: „Muß ich auch klatschen, wenn's mir nicht gefällt?"

Heimgärtners Tagebuch.

Die Anregung: Zwei Millionen für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen findet Beachtung. Bisher haben 38 Personen 76.000 K gezeichnet. Ferner melden sich Sammelgruppen an. Besonders bedeutsam für das Gelingen sind die ersten Spender. Die ersten hundert Spender. Sie sind die Pioniere, die wertvollen Ermutiger.

Die Hauptleitung des Deutschen Schulvereines in Wien hat sich sofort bereit erklärt, die Durchführung der Aktion zu übernehmen, und die Arbeit schon begonnen. Alle deutschen Schutzvereine, welchen Parteiungen sie auch sonst angehören, mögen mitwirken.

Mancherseits, auch in öffentlichen Blättern, wurde mein Vorschlag mißverständlich wie ein gewöhnlicher Sammelversuch behandelt. Man übersah, daß die Sache sich lediglich auf Gegenseitigkeit stützt. Wenn sonst die einzelnen Beiträge eine dem Spender noch unbekannte Summe ergeben, so soll hier eine hohe festgesetzte Summe zu einzelnen Spenden animieren. — Es ist, wie das Volk sagt, gleichsam ein „tausendmal Vergelts Gott!“

Unter den begeisterten Zustimmungsschreiben, die ich bekommen, befinden sich auch pikierte Brieflein von Mißgestimmten, denen die Zumutung unangenehm ist, daß sie Geld hergeben sollen für den nationalen Zweck; sie hätten sich, wie gewohnt, lieber mit schönklingenden Phrasen abgefunden. — Einer fragte ganz höflich, wie denn das komme, daß ich — der erst vor kurzem das „allgemeine Menschentum“ besungen hätte — nun zu den Nationalen gegangen wäre? Einer artigen Frage muß man artig antworten. Mein Standpunkt ist zu allen Zeiten der gewesen und wird es wohl auch bleiben: Unser großes, durch germanische Kultur anzustrebendes Endziel sei die Gemeinsamkeit aller Menschen ohne Unterschied der Rassen, Nationen, Religionen, Stände u. s. w. — Wenn aber andere Völker uns zurückdrängen oder gar unsere Geisteskultur am liebsten ausrotten möchten, so werden wir ganz naturgemäß einem solchen Nationalismus unseren Nationalismus entgegenstellen; allerdings eine Unterbrechung des Weges nach dem großen Endziel, aber ein absolut notwendiger Kampf um die Selbsterhaltung.

Ich gestehe es ja, die Erfahrungen des vorigen Jahres in Laibach, Prag u. s. w. haben mich angeregt zur Entwicklung einer meiner alten Ideen, auf Gegenseitigkeit unter uns eine große Nationalsammlung zu veranstalten.

Nun wünsche ich aber, daß dieses Unternehmen, wenn es sich entfaltet, nicht den Charakter von Trutz oder Feindseligkeit gegen Nach-

Geld den Franzosen abgekauft hatte, ferner etliches Gemäuer der Kasematten und Basteien.

Der Umgestalter des Schloßberges, Baron Welden, hat schon lange sein Denkmal; nun soll in diesem Jahre zur Säkularfeier auch Kommandant Hackher, der heldenhafte Verteidiger, das seine erhalten auf dem Grazer Schloßberge. Ein Denkmal dem letzten Verteidiger dieser Burg, die den Türken, den Serben, den Magyaren, den Franzosen standgehalten hat, den Diplomaten am grünen Tische aber gefallen ist. Wie wehe muß es vor hundert Jahren unseren Vorfahren getan haben, als sie dieses alte, treue Bollwerk ihrer Stadt mußten fallen sehen als Opfer eines faulen Friedensschlusses. Und doch, wenn Napoleon die Festung nicht hätte schleifen lassen, so würde sie heute noch da oben stehen, sehr stolz und malerisch gewiß und als ehrwürdiges Zeichen, aber überflüssig und unbrauchbar, und wir hätten an unserem Schloßberge nicht das, was wir heute haben. Die paar verfallenden Mauern auf der Höhe mögen uns erinnern an jenen Eroberer, dessen größte Werke ebenso verfallen sind. Aber in kunstvollen Denkmälern ehren wir Hackher, den Verteidiger, und Welden, den Erneuerer.

Die Frühjahrszeit benütze ich gerne zu Ausflügen in unsere wunderliebliche Untersteiermark. Das Windische geniert mich nicht, die grünen Täler, die Rebenhügel, die blühenden Obstbäume und in der Ferne die sehnsuchtsblauen Berge sind doch deutsch; die Natur steht dem Minschenherzen überall gleich nahe. „Süd und nördliches Gelände liegt im Frieden Seiner Hände.“

Das Tal der Drann kannte ich bisher noch nicht. Der Fluß entspringt am südlichen Bacher, kommt aus Enggräben in das breite fruchtbare Land, schlüpft bei Plankenstein durch die Südbahn und sucht dann durch die Gefilde nördlich des veilchenfarbig schimmernden Wotschberges die Drau auf. Seit einigen Jahren führt von der Südbahnstation Pöltschach aus eine kleine Eisenbahn durch das Dranntal, bis hinein nach dem Marktflecken Gonobitz. Sie hat fünf Stationen und der kleine Zug fährt eine Stunde. Das Tal hat nebst den zahlreichen Dörfern rostbraune Ruinen, graue Schlösser und viele weiße Kirchen. Solche blinken auch vom Bachergebirge herab, das im Nordwesten seinen sanftkuppigen Wall hinzieht und das — nebenbei bemerkt — zu den merkwürdigsten Gebirgen des Landes gehört. Ich möchte dieses Gebirge — weil ich von unten nicht mehr hinauf kann — einmal von oben herab beschreiben, vom Luftschiff aus. Aber lassen wir Zukunftsmusik in einer Gegend, wo Vergangenheit so eindringlich zu uns spricht. Etwa auf halbem Wege unserer Fahrt wird die südliche Hügel-

Wenn unsere Kinder schon so frühzeitig ins Theater gelockt werden sollen, was zwar ganz überflüssig ist, so biete man ihnen wenigstens das für sie Passende, Verständliche. Ihre Sittlichkeit wird man mit Ausstattungsgeflunker zwar noch nicht verderben, aber ihren Geschmack. Und der verdirbt später die Sittlichkeit.

Die Ausstattungssucht ist überhaupt das Verderben des Theaters. Die Ausstattung zieht Sinn und Interesse von der Hauptsache ab und entzieht der Schauspielkunst die Nahrung. Sie ist die gefräßigste Schmarotzerpflanze der Bühne.

Unter uns leben noch Leute, die den Grazer Schloßberg in ganz anderer Gestalt gesehen haben, als er vor unseren Augen steht. Ein kahler Hügel, felsig, Schutthalden, steiler Grasboden, baumlos, Steingetrümmer, Haufen von zerbrochenen Ziegeln und Wust, bewuchert von Nesseln und Disteln. Und auf der Höhe standen die Ruinen der unüberwindlichen Feste. Die Ruinen der Unüberwindlichen? Unter den wenigen Festungen, die dem Napoleon auf seinem übermütigen Siegeszuge durch die Welt trotzten, war die alte von Orientalen so oft vergeblich bedrohte Burg Grätz. Just vor hundert Jahren war es, da haben die Franzosen sieben Tage und sieben Nächte lang diese Burg gestürmt und beschossen. Major Hackher, der Festungskommandant, mit seinen Steirern hielt die Burg und kapitulierte nicht; lustig beschoß er das Lager des Feindes, bis dieser mit Schand' und Spott abzog. Das war ein Freudenfest für Graz, und die Leute eilten den Berg hinan durch die drei wieder geöffneten Tore, um zu sehen, was die Geschosse der Feinde etwa angerichtet hatten. Nicht arg viel, denn das war wie für die Ewigkeit gebaut. Kommandant Hackher ließ die Besucher frohe Umschau halten, verlangte aber von jedem, der hinaufkam, daß er von dem Stadtmagazin eine Kanonenkugel mitbringe. „Denn sie kommen wieder; wir müssen mit steirischen Knödeln wohl versehen sein."

Da kam aus Wien die Nachricht vom Friedensschlusse, bei dem sich aber Napoleon ausbedungen hatte, daß die ihm so verhaßte Festung Grätz geschleift werden müsse. So waren im November und Dezember desselben Jahres 1809 an dreihundert Mann mit aller Hast tätig, die ehrwürdige Burg zu zerstören. Tagsüber wurden die Minen gegraben und gebohrt, des Abends wurden sie angezündet, daß die weitläufigen Bauwerke stadtgefährdend durch die Lüfte flogen und in Schutt und Trümmern lagen. Länger als dreißig Jahre bedeckte das Schutt- und Trümmerfeld die Abhänge des Schloßberges, bis Baron Welden diesen mitten aus der Stadt aufragenden Berg zum denkbar schönsten Wandelpark der Welt gestaltet hat. Von den Festungsgebäuden waren stehen geblieben der Glockenturm und der Uhrturm, die Graz um schweres

Dort im Kloster der himmelgierige Mönch, hier auf der Burg der ränkesüchtige Ritter — sie sind unterlegen, und zerbröckelndes Gestein erzählt ihre Geschichte. — Ein berückend Wandern durch das Land, in dem die Steine reden.

Einst, als ich das erstemal nach Judendorf kam, war da ein kleines Bauerndorf mit einem mittelalterlichen Wallfahrtsorte; als ich jetzt wieder dort war, fand ich einen stattlichen Kurort und in nächster Nachbarschaft große Industrie. So vollzieht sich's auch hier, was im Roman „Das ewige Licht" erzählt wurde. Nahe an der großen Stadt vollzieht sich's noch rascher als anderswo. Einen mittelalterlichen Wallfahrtsort mit einem modernen Kurorte zu vergleichen wäre nicht ohne Reiz. Dort Askese mit üppiger Seelenschwelgerei, hier aller erdenkliche Leibeskomfort bei großer geistiger Bescheidenheit. Unstreitig, sie führten ein höheres Leben, die von damals, und ihre Phantasie schuf seltsamere und unzerstörbarere Güter, als sie das beste Erdenmaterial und die vollkommenste Technik zuwege bringen kann. Auch technisch haben sie was geleistet damals. Unter den zahlreichen Landhäusern (das prächtige neue Kurhaus von Judendorf mit inbegriffen) findet sich manch schöner Bau. Doch kann so einer an Schönheit und Dauerhaftigkeit auch nur im entferntesten verglichen werden mit dem gotischen Turm von Straßengel, der vom Hügel gleichsam aus dem XII. Jahrhundert niedergrüßt auf die Villenstadt? Und der Marienkultus auf dem Berglein, ist er nicht um einiges sinniger und inniger als das Flirten und Kokettieren, womit junge Kurgäste ihr Leben zu vertiefen pflegen? Ich gönne beiden Teilen ihr Vergnügen. Möchte nur die in dem schönen Tale sich allmählich ausbreitende Industrie den heute so köstlichen Kurort am Fuße von Straßengel nicht schließlich ausräuchern! Jammerschade aber, daß man dem Straßengelberge den grünen Waldmantel ausgezogen hat. Nackt steht der Hügel jetzt da und das Kirchlein auf der Spitze schämt sich. Wer aber die gefällten Stämme sieht, die moderigen, hohlen, der begreift, daß ein so defekter Mantel weggeworfen werden mußte, um einen neuen anziehen zu können. Froh sein muß man, daß auf diesen Gründen — eine Ausnahme in der Gegend um Graz — der Stachelzaun noch nicht wuchert. Ich pflege sonst nicht abzuweichen von redlichen Wegen. Aber wo links und rechts so ein Stachelzaun stichelt und kratzt, da kommen mir unternehmende Pläne, wie man ihn durchbrechen und überwinden könnte, selbst um die Buße zerrissener Hosen. Schranken und Gitter erinnern uns immer an jene Diebsgelüste, die wir von gewissen kletternden Urvorfahren ererbt haben sollen. Man sagt, die höchste Kultur sei in jenem Volke, das die meiste Seife braucht. Ich hingegen glaube, die höchste Kultur ist in einem Lande, das

reihe durch eine düstere Talschlucht durchbrochen. Dort ist die Bergwildnis von Seitz, wo einst weltverloren ein Karthäuserkloster stand. Das ist fast versunken, nur verwittertes Mauerwerk, von Unkraut und wildem Walde überwuchert, gibt noch Kunde von einem weitläufigen Bau aus dem Leben des Mittelalters. Um die Mitte des XII. Jahrhunderts war's, da hat Herzog Ottokar der Fünfte von Steier eines Tages in diesen Wildnissen gejagt. Er verirrte sich natürlich und schlief ein. Und als er erwachte, fand sich in seinem Mantel ein zitterndes Häslein versteckt, das sich vor anderen Jägern in dieses seltsame Asyl geflüchtet hatte. Den hohen Herrn soll dieses liebliche Abenteuer so gerührt haben, daß er beschloß, an der Stelle ein Kloster zu stiften. Er nannte es Seitz, vom slowenischen Namen seica (Hase). Aus Frankreich ließ der Herzog Karthäusermönche kommen; aber diese Sorte ewig schweigender Menschen wollte in Steiermark auf die Länge nicht gedeihen. Das Land ist zu schön, als daß man immer darüber schweigen könnte, und hat zu süße Lagerstätten, als daß man den lebendigen Leib allnächtig in den Sarg betten wollte. Die Mönche entarteten, das heißt, sie arteten von der Unnatur zur Natur zurück, es lockerte sich die Klosterdisziplin. In sechshundert Jahren wechselten unterschiedliche Gottes- und Weltmänner, bis Kaiser Josef sich der Mönche, die nicht sterben wollten und nicht leben durften, erbarmte und die Abtei aufhob.

Der Endpunkt dieser Fahrt ist Gonobitz, ein freundlicher, größtenteils noch von Deutschen beherrschter Ort, der sich an den steilen, finsterbewaldeten Gonobitzberg schmiegt und von diesem im sonst so sonnigen Hügellande allzusehr überschattet wird. Auf einem Vorhügel ragt über üppigem Buchenwald die Ruine Gonobitz. Im XVI. Jahrhundert herrschte auf dieser Burg der Herr von Tattenbach, der im Lande reich begütert war und gerne Herzog von Steiermark geworden wäre. Er verband sich heimlich mit den mißgünstigen Ungarn gegen das Haus Habsburg. Die Verschwörung wurde aufgedeckt, Tattenbach gefangengenommen, nach Graz geführt und dort verurteilt: Abhauen der rechten Hand und Enthauptung durch drei Schwertstreiche! Im Grazer Rathaussaale ist das Urteil vollstreckt worden. Doch zum Handabhauen kam es nicht. Der Scharfrichter bemerkte, daß an allen Fingernägeln der rechten Hand jene weißen Punkte und Fleckchen waren, von denen das Volk sagt, es blühe das Glück. Eine Hand, an der das Glück blüht, soll nicht abgehauen werden. Dem Haupte aber half das nichts, es wurde mit drei Streichen vom Rumpfe getrennt. Als es fiel, sollen in der Stadt alle Glocken geläutet haben; von unsichtbarer Hand, will die Sage wissen. Nach einer anderen Sage hätte der Kaiser die Glocken läuten lassen zum Zeichen, daß er dem büßenden Verräter verziehen habe.

„O unerhörter Glücksmensch. Sie kennen die Unzufriedenheit nicht!“

Er zuckte mit den Augenwimpern. „Die Unzufriedenheit. Die hätte ich beinahe kennen gelernt vor ein paar Jahren. Es ist mir Geld übrig geblieben die Zeit her, und da — habe ich gedacht — machst einmal eine schöne Reise. Und auf der wäre ich bald ein bissel unzufrieden worden. Das ist kein Reisen, das ist ein Hetzen, wie man's jetzt treibt. Immer hin- und hergeworfen werden zwischen Wagen und Hotel. Und sonst auch: In Böhmen hat mir die Mehlspeise nicht geschmeckt, in Bayern das Bier nicht und am Rhein der Wein nicht. Froh bin ich gewesen, wie ich wieder die Tür' aufmach' in mein Häusel daheim. Hast das auch kennen gelernt, dachte ich, und jetzt schmeckt's daheim noch einmal so gut. Seither bin ich nicht mehr fortgekommen aus meinem Tal, ich verlange nichts Besseres, es könnte schlechter werden. Gerade daheim kann man sich am ruhigsten der schönen Welt erfreuen, und ich bleibe bei meinem Leitspruch.“

„Nun“, fragte ich den Alten, „und worin besteht denn Ihr Leitspruch?“

Da zog er aus der inneren Rocktasche ein Notizbüchlein hervor, ganz verwetzt und abgegriffen, und schlug mir in demselben das erste Blatt auf. Es war vergilbt und standen auf ihm die Worte geschrieben: „Unser Ziel sei der Frieden des Herzens. P. K. Rosegger. Am 19. März 1875.“ — —

Ist das nicht ein Erfolg? Nur schade, daß ich mir den Mann nicht ganz so zum Vorbild nehme, wie er sich mein Sprüchlein.

Erster Lenzspaziergang über die hochgelegene Waldblöße. Ausblick in das von der Nachmittagsonne beschienene Heimatstal. Die Fluren grünend, die Bergkuppen schneebedeckt. Silberweiße Wolkengebilde am blauen Himmel. Über den Wipfeln Ruh, fernes Rauschen aus der Tiefe erzählt verträumt von jenen Wässern, die im Hochgebirge herrisch Schnee und Eis gewesen, jetzt in die weite Welt verjagt werden, während ich, Frühling im Herzen, das erstemal wieder in dieses liebe Tal schaue. Welch ein Frieden, welch ein Ahnen von Geheimnissen! Eine wundersam selige Stunde. Ein schweigendes Beten: Augenblick verweile, du bist so schön! — Solcher Augenblicke habe ich viele. Faust hat nur einen. Warum haben große Streiter und Büßer auf dieser Erde so wenig Augenblicke, die sie festhalten möchten!

---

keine Türschlösser und keine Stachelzäune kennt. — In diesem Walde, der heute noch jedem zugänglich, ist, wie die Sage berichtet, einst jener Baum gestanden, aus dessen Wipfel das Kreuz hervorwuchs. Solches Wunder war der Anlaß zur Gründung der Kirche Straßengel. Aber wachsen nicht aus allen Fichten- und Tannenbäumen die Zweige und Wipfel in Kreuzesform? Und ist nicht auch die Natur ein Wunder, das die Landschaft zum Gotteshause macht, zur Wallfahrtskirche für weltliche Gottsucher!

Auf meinen Wanderungen durch Mittelsteiermark traf ich den alten Herrn. Er lebte immer noch in seinem stillen Städtchen, er hatte immer noch das treuherzige Kindesauge, aber er hatte nun einen schönen, weißen Patriarchenbart. Seit vierunddreißig Jahren hatte ich ihn nicht wieder gesehen, doch mit ihm war's beim Alten 'geblieben. Er war immer noch der kleine Beamte des dortigen Gerichtsamtes, hatte immer noch seinen kleinen Besitz, ein Häuschen mit Gärtlein, und war immer noch Junggeselle. „Ist es denn bei Ihnen nicht vorwärts gegangen?" fragte ich etwas ungeschickt. Mit seinem freundlichen, hilflosen Blick schaute er mich an. „Vorwärts? Warum denn? Mir ist es halt alleweil noch so recht. Ich halte mich nach dem Leitspruch." Und auf meine Fragen sprach er weiter: „Mein Amt ist nicht schwer und nicht verantwortlich, läßt mir Zeit zum Herumgehen in der Gegend und zum Lesen guter Bücher, mein kleiner Besitz macht mir wenig Sorge, die Dienstboten keinen Ärger, weil ich mich selber bediene und im Gasthaus mein Essen habe. Weib und Kind machen mir auch keinen Kummer, mit den Leuten komme ich gut aus, gesund bin ich auch. Was kann man weiter noch wünschen? Nur etwan, daß die Zeit nicht so schnell sollt' vergehen." So! Die Zeit geht ihm zu schnell. Also nicht einmal langweilig wird ihm in seiner verschlossenen Lebensenge. „Mir kann nicht viel geschehen", plauderte der Alte weiter, „ich habe keine dicken Freundschaften, da kann mir keiner untreu werden, und wenn ich von dem, was ich besitze, verliere, so richte ich's halt mit noch weniger. Ich trinke nicht, ich rauche nicht, ich spiele nicht, ich laufe keiner Mode nach, ich tu', was ich will und das kostet nicht viel. Die Leute lassen mich zufrieden; tut man ihnen nichts, so tun sie einem auch nichts. So kommt man mit allem auf gleich und freut sich ruhig am Dasein." — „Und wenn Sie einmal krank werden?" — „Wüßt' nicht, weshalb ich sollt' krank werden", sagte er, „ich lebe ja richtig, ich habe Zeit und Lust, richtig zu leben. Die letzte Krankheit wird freilich auch mir nicht erspart bleiben, aber die wird hoffentlich nicht lange mit mir umfretten. Und so lebt sich's leicht, 's Weitere überläßt man dem lieben Herrgott."

Woschnagg, zusammen, der von meinem Plane der bedingten Nationalspende: „Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen“ begeistert war und mir am nächsten Tage gleich seine, seines Vaters und seines Bruders Beteiligung anzeigte. An dieser südlichen Sprachgrenze haben Schutzvereine schon deutsche Schulhäuser gestiftet, aber die Erhaltung derselben macht Sorge. Wie gut herzunehmen werden da die Zinsen der zwei Millionen sein!

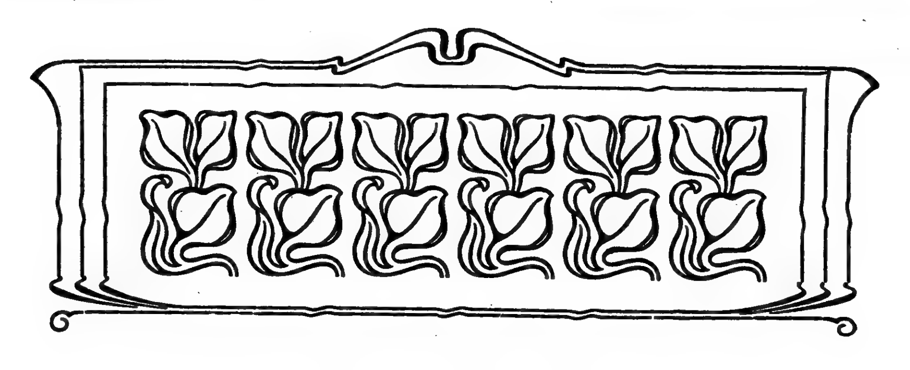
Die Fahrt durch das Sanntal hinauf, immer näher den Alpen, von welchen die Schneefelder niederblicken, dann durch das Schalltal, Mißlingtal, zeigt zu beiden Seiten allerlei Schönheiten: Breite Täler, grüne Matten und langhin gewundene Schluchten, waldige Vorberge und kahles Hochgebirge. Bei Windischgraz, das aus dem großen Brande vor sechs Jahren verjüngt hervorgegangen ist, rollt der Zug zwischen den westlichen Abhängen des Bachergebirges und den östlichen Ausläufen der Karawanken in die Alpen hinein. Wir übersetzen die Drau und sind bald im Lavanttal, dem kärntnerischen Paradiese, zwischen dem Kor- und dem Saualpenzuge, mit seinen schönen Ortschaften entzückend ausgebreitet. Aber je weiter nördlich und je höher hinan, um so grauer werden Wiesen und Felder, um so farbloser die Wälder. Das helle Buchengrün der Wenden hat den dunklen germanischen Forsten weichen müssen. Von den Hochbergen rauscht in trüben Wässern der Schnee und auf dem Passe bei Obdach, wo die Bahn in die obere Steiermark hineinfährt, stehen wir höher als jener schlanke, kecke Kerl bei Rohitsch-Sauerbrunn, der sich gerne das untersteirische Matterhorn nennen möchte, mit seinem Haupte ragt. In Obdach gedachte ich zweier Freunde, die hier geboren wurden und in der weiten Welt als berühmte Männer gestorben sind: Hans Grasberger, der nachdenksame Dichter, und Rudolf Falb, der Wetterprophet, der bereits der Vergessenheit zufällt, weil es auch noch andere Meteorologen gibt, die mit ebenso großer Gründlichkeit und Verläßlichkeit das Wetter — nicht erraten.

Nach neunstündiger Fahrt von Rohitsch-Sauerbrunn war ich in Zeltweg an der Hauptbahn, auf der ich nach Bruck fuhr und noch am selben Abende heimkam. Wer auf der Karte nachsehen will, ein recht hübscher Umweg von Sauerbrunn nach Graz. Und warum? Weil ich von Zeit zu Zeit meine Güter inspizieren will. Denn das ganze Land ist mein. Für selbes arbeiten und sorgen lasse ich andere, ich genieße bloß. Nichts von allem, was diese gesegneten Gefilde hervorbringen, kann so schön und so süß sein, als das, was davon im Frühlingssonnenschein durch das Auge in meine Seele geht. Und wenige nur können eine Ahnung haben davon, wie köstlich ich bei dieser langen Fahrt wieder geschwelgt habe, und wie innig gedankt dem Himmel dafür, daß er mich so reich hat werden lassen.

Es ist toll, wie ich's jetzt wieder treibe, aber es ist lustig so. Es ist ganz köstlich so. Ich genieße die Welt fast nur noch durch das Auge. Sie schwebt an mir vorüber, oder ich an ihr. Im Eisenbahnwagen. Manchen ganzen Tag bin ich auf dem Wandelpanorama. Z. B. mittags Abfahrt von Graz auf der Südbahn bis Grobelno. Wo liegt das? Ein paar Stationen vor Cilli. Von Grobelno geht die neue Kleinbahn zwischen Hügelland ostwärts nach Rohitsch-Sauerbrunn. Ein schöner, modern gewordener Kurort, in die lichtgrünen Hügelkissen seiner Buchenwälder gebettet. Vom höheren Hügel Janina aus die Landschaft betrachtet: Hellgrüne Laubwälder, mit Wieslein, Obst- und Weingärten durchsprenkelt. Auf der Höhe jedes Hügels steht ein weißes Haus, auf jedem zehnten Hügel ein weißes Kirchlein. Im Norden ganz nahe der bewaldete Bergzug des Wotsch mit der humanen Absicht, den Kurort vor den Nordwinden zu schützen. Im Osten der überaus keck, von hier aus gesehen wie eine Lanzenspitze gegen Himmel gezückte Donatiberg, auf welchem die alten Heiden einen Tempel gebaut, die neuen Maler einen Gletscher gemalt haben. Denn er ist das Rohitsch-Sauerbrunner Matterhorn. Seine kolossale Höhe verrate ich nicht, um nicht vorwegs die Touristen abzuschrecken. Im Südosten, nur ein paar Stunden entfernt, stehen schon die kroatischen Berge. Im Süden ein Gewirre von bewaldeten Bergkuppen, im Westen, weit über das Hügelland hereinblauend, die Sulzbacheralpen. Sauerbrunn freut sich seines Aufschwunges und war zur Zeit emsig tätig mit den Vorbereitungen zur Saison, um die zu erwartenden 5000 Gäste würdig empfangen zu können.

Ich wandere gern in der windischen Mark. Das Land ist — besonders im Frühjahr und Herbst — berückend schön und die Leute sind gutmütig. Nur wirtschaftlich und geistig nicht weiterzubringen. Indes sprechen sie größtenteils die zwei Landessprachen. Bei uns ist vor Jahren von verbohrten „Deutschnationalen" die Ordre ausgegeben worden, nicht Windisch zu lernen und jetzt haben wir keinen deutschen Beamten, Priester und Lehrer ins Windische zu schicken, während umgekehrt die windischen Agitatoren immer mehr ins Deutsche hereingekommen sind. Aber das wendet sich. —

Am nächsten Frühmorgen fuhr ich nach Grobelno zurück, von dort weiter nach Cilli, wo auf dem Bahnhof großer Jubel war. Frische Kärntner Soldaten kehrten vom — Serbenkrieg zurück ins blühende Heimatland, als Sieger, ohne jemanden umgebracht zu haben. Schöner habe ich Kärntnerlust nie lodern, Kärntnerlied nie singen gehört, als bei dieser Heimkehr auf dem Bahnhof in Cilli. — Dann fuhr ich auf der Staatsbahn nach Unterdrauburg und durch das Lavanttal bis Zeltweg. Die Fahrt bis Schönstein war besonders gesegnet, da traf ich mit dem verdienten Abgeordneten und Bürgermeister von Schönstein, Herrn Hans



Kleine Laube.

Der gute Name nach dem Tod.

(Altdeutsch.)

Von Otto Promber.

Im Wirtshaus saß ein alter Bauer
Und las im neu'sten Zeitungsblatt,
Bis er mit zweifelhafter Trauer
Die Worte fand: „Der Schulze hat
Heut abgelegt die ird'schen Sorgen!
Er ruhe sanft und wohlgeborgen."

Da nickte er und sprach fast ehrlich:
„So ging der arme Kerl dahin!
Wohl war er manchmal mir beschwerlich
Und kreuzte oftmals meinen Sinn,
Doch da er selig ist verschieden,
Ruf ich ihm nach: ‚Ruh wohl in Frieden'."

Drauf las ein andrer diese Kunde,
Strich sich fast traurig übern Bart:
„Er schlug mir zwar manch tiefe Wunde
Betrog mich auf die schlimmste Art —
Doch da er nimmer kann erscheinen,
Will ich ihn liebevoll beweinen."

Bald kam ein Dritter in die Schenke:
„Herr Wirt, was gibt es Neues heut?" —
„Genug, mein Freund, wenn ichs bedenke,
Doch leider nichts, das uns erfreut;
So ward der liebe Schulz ein Engel,
Entledigt aller Erdenmängel.

„Hm", sprach der Gast, und seine Mienen
Verklärten sich recht sonderbar,
„Drum ist er mir die Nacht erschienen,
Als ich im schönsten Schlummer war,
Und leerte wieder meine Tasche — —
Doch friedlich ruhe seine Asche!"

Nun kam des Schulzen Weib gegangen
Und holte Bier zum Leichenschmaus:
„Ja, Freund, ich schwebte oft in Bangen,
Warf mich mein Mann zur Tür hinaus!
Er schlug mich oftmals bis aufs Blut —
Sonst aber war er seelensgut!"

Und als nun sprachen alle Leute,
Floß manche Träne vom Gesicht.
Galt sie dem Schmerz? Galt sie der Freude?
Ja, Freund, das weiß ich selber nicht!
Doch sicher dachten alle Gäste:
Die letzte Tat war seine beste.

Der schadhafte Boden.

Jemand wurde von seinem Hausherrn aufgefordert, sein Wohn- und Schlafzimmer auf ein paar Tage zu räumen, weil in demselben sich an einer Ecke der Fußboden senke und ausgebessert werden müsse. Der Jemand richtete willig sein Heim im luftigen Dachboden her — die paar Tage sind ja bald vorbei. Dann begann die Arbeit. Am ersten Tage kam ein Mann, der trug den Ofen ab. Am zweiten Tage kamen zwei Männer, die huben an, den Fußboden aufzureißen und den Schutt aufzuwühlen. Am dritten Tage kam niemand, denn es war der erste Mai.

Ich bin unwissend. Das kommt nicht etwa von Lernfaulheit, es kommt vielmehr von meinem unglaublich schlechten Gedächtnis, vor allem aber von dem Willen, meine innere Welt nicht durch die äußere zerstören zu lassen. Man muß ja vor mancherlei „Wirklichem" Augen, Ohren, Hand und Herz verschließen, um in sich die einfältige Einheit zu bewahren, die für sich eine festbegrenzte, unzerstörbare, glückliche Welt ist.

„Jesses!" wird meine liebe Leserin ausrufen, „jetzt schwatzt er sogar von seinem Gabelfrühstück!" Und es ist so, ich schwatze von meinem Gabelfrühstück. Aber es ist eines ohne Gabel. Im Sommer ein Glas Milch, im Herbst eine Traube, im Winter ein Apfel, im Frühjahr ein Ei. Und in einem solchen Ei habe ich zu diesen Ostern ein holdes Geheimnis gefunden. Nicht etwa ein kleines Hühnchen, wie käme auch so was in ein Ei! Nein. Ich pflege das Ei, stets halbweich gekocht, mit einer Semmelschnitte auszutunken. Und da stieß ich diesmal mitten im Dotter auf — eine Bohne. Eine große Feldbohne. Ich lief zu meiner Köchin: „Wie kommt diese Bohne ins Ei?" Das Dingelchen wurde untersucht, natürlich war es wieder einmal keine Bohne, sondern ein ganz kleines Eichen mit brauner Schale, voll mit Eiweiß, aber ohne Dotter. Wie ein Vogelei, wie das Ei einer Goldammer. Wie kommt aber die kleine Goldammer dazu, ihr Ei in das Ei einer Haushenne zu legen? Wenn's noch ein Kuckucksei gewesen wäre! Die Köchin meinte, solche Sachen solle man auf sich beruhen lassen, die Vogelwelt habe mich halt mit einem seltenen Osterei überraschen wollen. — In solchen Augenblicken hört man auf, die Semmel einzutunken, in Ehrfurcht über die tiefen Geheimnisse nachsinnend, die uns in der Schöpfung überall umgeben und die man sonst so gedankenlos genießt. Seit dieser Begegnung spähe ich bei jedem Ei nach einem besonderen Wunder, und wenn mir eines Tages aus dem Hühnerei, anspielend auf kindische Poetenhoffnung, ein junger Vogel Phönix entgegenflattert, so werde ich nicht mehr überrascht sein, sondern mich gerne der Verjüngung und Unsterblichkeit bequemen. Bisher ist mir noch nichts dergleichen entgegengeflattert.

So schreibt die ‚Wiener Zeitung' noch vor der Schlacht bei Aspern am 19. Mai: Die Siege Napoleons des Großen sind nicht nur das Wunder und der Stolz des Jahrhunders, sie sind auch das Glück und die Wohltat der Nationen. Von dem Augenblick des Sieges stehen die überwundenen Völker unter dem Schutze des Siegers, des Helden und des Weisen, der von der Vorsehung bestimmt scheint, die durch Vorurteile und Faktionen geängstigten Völker zu beruhigen und sie zu ihrer eigentlichen Bestimmung, zur höheren Stufe der Selbständigkeit des eigenen Denkens und Wirkens zu erheben.

Nach der Schlacht bei Aspern ist der Ton der ‚Wiener Zeitung' ein ganz anderer. Neben den politischen Ereignissen bringt die Zeitung auch andere Begebenheiten, z. B. über Luftschiffahrt, Versuche mit einer Flugmaschine im Prater. (Die Nummer 178 vom 15. November 1809.) Rückwärts ist ein Anhang mit chronologischer Übersicht von 1798. Da ist ein Ballonaufstieg vom 10. Juli 1798 geschildert." — Sonst schien nichts geschehen zu sein.

Unser Dasein ein Traum?

Einen Brief Tolstois über das „Karma" veröffentlicht die „Ethische Kultur" in deutscher Übersetzung von Dr. A. Skarvan:

„Sie fragen mich nach dem buddhistischen Begriff ‚Karma'. Wir leben im Traum beinahe genau so wie im wachenden Zustand. Pascal sagt, glaube ich, folgendes: ‚Sähen wir uns im Traum beständig in ein und derselben Lage, wachend aber in verschiedenen, so würden wir den Traum für Wirklichkeit, die Wirklichkeit aber für einen Traum halten.' Das ist nicht ganz richtig. Die Wirklichkeit unterscheidet sich vom Traume dadurch, daß sie eben wirklicher ist, reeller. So daß ich sagen würde: Wenn wir kein wirklicheres Leben kennten, als den Traum, so würden wir den Traum völlig für Leben ansehen und niemals in Zweifel darüber geraten, daß dies das wirkliche Leben ist.

Ist denn jetzt unser ganzes Leben, von der Geburt bis zum Tod, mit seinen Träumen seinerseits nicht ein Traum, den wir für das wirkliche Leben halten und an dessen Wirklichkeit wir nur deshalb nicht zweifeln, weil wir kein anderes wirklicheres Leben kennen? So denke ich nicht nur, sondern ich bin überzeugt, daß dem so ist.

Wie Träume in diesem Leben Zustände darstellen, während deren wir von den Eindrücken, Gedanken und Gefühlen eines vorangegangenen Lebens zehren, genau so ist unser jetziges Leben ein Zustand, während dessen wir vom Karma eines vorangegangenen wirklicheren Lebens zehren und Kräfte sammeln, das Karma aufzubauen zu einem folgenden, zu jenem wirklicheren Leben, aus dem wir hervorgegangen sind. So wie wir Tausende von Träumen in diesem unseren Leben erfahren, so ist auch dieses unser Leben eines jener Tausende von Leben, in die wir eintreten aus jenem wirklicheren, reelleren, echteren Leben, aus dem wir kommen, indem wir geboren werden, und wohin wir zurückkehren, wenn wir sterben. Unser Leben ist einer der Träume aus jenem wirklicheren Leben, und so weiter, in die Unendlichkeit, bis in das letzte, wahre Leben hinein — in das Leben Gottes. Die Geburt und das Entstehen der ersten Vorstellungen über die Welt ist das Einschlafen und der süßeste Schlaf; der Tod ist das Erwachen.

Ein früher Tod heißt —: man hat den Menschen geweckt, er hat sich aber nicht ausgeschlafen. Der Greisentod heißt —: man hat sich ausgeschlafen, der Schlaf war aber ganz schwach, und man ist von selbst erwacht. Der Selbstmord ist ein Alpdrücken, das dadurch zerstört wird, daß man sich erinnert, daß man schläft, sich

Am vierten Tage kam niemand, denn es war Sonntag. Am fünften Tage kam niemand, denn es war blauer Montag. Am sechsten Tage um halb neun Uhr kam ein Mann, und als er sah, daß der andere nicht da war, sagte er, allein könne er nichts machen, und ging fort. Eine Stunde später kam der andere Mann und als er sah, daß der eine nicht da war, sagte er, allein könne er nichts machen, und ging auch fort. Am siebenten Tage kamen beide und setzten die Aufreißung des Fußbodens fort. Am achten Tage vollendeten sie die Aufreißung des Fußbodens und schaufelten den Schutt auf einen Haufen zusammen in den Winkel. Am neunten Tage konnten sie nicht weiterarbeiten, weil der Zimmermann den neuen Trambaum, der eingezogen werden sollte, noch nicht beigestellt hatte. Am zehnten Tage hatte der eine Arbeiter sich die Hand verstaucht, weshalb der andere nichts machen konnte, als den Schutthaufen in einen anderen Winkel zu schaufeln. Am elften Tage war Sonntag. Am zwölften Tage blauer Montag und am dreizehnten Tage kündeten die Arbeiter auf Parteibeschluß einen Streik an, um Lohnerhöhung zu erzielen.

Und so was nennt sich Arbeiterpartei. Dann möchte ich schon wissen, wie eine Nichtarbeiterpartei ausschaut.

Satyr.

O junge Mädchenherrlichkeit!

Auf einem Festabend des „Vereines studierender Frauen" in Berlin, an dem Professoren und männliche Studenten energisch mitwirkten, ließen die geehrten Kommilitonen beiderlei Geschlechtes diesen Kantus erschallen:

1. O junge Mädchenherrlichkeit, welch neue Schwulitäten, bezieht ihr alle weit und breit die Universitäten. Vergebens spähe ich umher, ich finde keine Hausfrau mehr. O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum!

2. Die Nähmaschin' bedeckt der Staub, es sank der Herd in Trümmer, der Kessel ward des Rostes Raub, verblichen ist der Schimmer. Die Wäsche gibt man aus dem Haus und beizt mit Chlor die Flecke aus. O jerum u. s. w.

3. Wo sind sie, die beim Kaffeekranz nicht wankten und nicht rückten, die ohn' Latein bei Scherz und Tanz die Herrn der Erd' entzückten? Jetzt kommen sie uns ins Geheg' und wandern früh in das Kolleg. O jerum u. s. w.

4. Da forscht mit glüh'ndem Angesicht die ein' in Quellenschriften, die andre Frauenrecht verficht, und die hantiert mit Giften. Sie alle hat der Wissensdrang hinausgelockt aus altem Zwang. O jerum u. s. w.

5. Hier beugt ein dunkler Lockenkopf sich übers Corpus juris, die mit dem blonden Mozartzopf, forscht was denn wohl die Ruhr ist. Wer schilt die säum'ge Köchin aus? Und wer flickt meinen alten Flaus? O jerum u. s. w.

6. Ihr Jungfraun, diesen lust'gen Scherz dürft ihr für Ernst nicht halten. Ihr wißt, ein echtes Burschenherz kann nie für euch erkalten. Tragt Küchenschürz', tragt Doktorhut, wir wissen, beides steht euch gut, und bleiben euch die Alten. O jerum u. s. w.

Napoleon und die „Wiener Zeitung" im Jahre 1809.

Ein Freund des „Heimgarten" schreibt uns das Folgende:

„Unter meinen alten Büchern befindet sich auch ein gebundener Jahrgang ‚Wiener Zeitung' aus dem Jahre 1809. Die Artikel, welche unter dem Eindrucke der sich abspielenden Ereignisse geschrieben wurden, haben heute ein besonderes Interesse gegenüber Geschichtswerken, welche aus der Vogelperspektive verfaßt wurden.

und kennen außerdem keine Verehrung als die für sich selbst. Denn was sie in Momenten idealer Anwandlung Liebe oder Verehrung für die Wissenschaft nennen, ist gemeiniglich nur die Verehrung des in ihnen selbst verkörperten Teiles davon.

Ferner: im Verkehr mit ihren Mitmenschen pflegen andere Männer hier und da frische Ideen aufzufangen und in dem Talente der Unterhaltung Fortschritte zu machen, wodurch sie denn mit der Zeit mehr oder weniger angenehme Gesellschafter für Frauen werden. Anders der Gelehrte. Er sitzt den ganzen Tag in seiner Höhle und bestreitet allen Aufwand an Ideen aus sich selbst oder aus toten Büchern, so daß er unmöglich sonderlich erfrischend und unterhaltend für seine Frau sein kann, wenn er endlich Zeit findet, ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Er ist wie ein wildes Tier, dem man sich nicht ohne Gefahr nähern kann. Der Gegenstand seiner Studien hat dabei nicht den geringsten Einfluß. Mag er Scherze zusammenbrauen für einen komischen Artikel oder eine Abhandlung über christliche Sanftmut schreiben oder die Lebensgewohnheiten des Tigers zu seinem Spezialstudium gemacht haben, für seine Umgebung bleibt er bei allen diesen schönen Gegenständen der nämliche Ungenießbare, solange er am Schreibtisch sitzt. Er mag beim Schreiben der allergeduldigste und gerechteste Richter über den Streit zwischen Welfen und Ghibellinen gewesen sein, aber seine Frau würde sehr falsch spekulieren, wenn sie von ihm erwartete, daß er mit ähnlicher Geduld und Gerechtigkeit einen Streit zwischen der Köchin und dem Fleischergesellen schlichten solle.

Um aber nicht zu übertreiben und seinerseits nicht ungerecht zu werden, muß der englische Kauz zugeben, daß es zuweilen gelehrte Ehemänner gibt, welche es nicht an gutem Willen fehlen lassen, erforderlichenfalls höflich zu sein. Sie ertragen es vielleicht mit einer angestrengt lächelnden Miene, wenn eine Aufräumung ihres Zimmers sich denn durchaus nicht mehr aufschieben läßt; ja es kommt in ihnen vielleicht einmal zu einem annähernd ernsten Kampfe zwischen den väterlichen und den gelehrten Instinkten, wenn man ihnen ihre jüngsten Kinder in die Studierhöhle bringt; aber eine kluge Frau wird sich wohl hüten müssen, diese menschlichen Regungen allzustark auszunutzen. Die allerverkniffenste Seelenstimmung aber kann man auf dem Gesicht eines solchen Mannes lesen, wenn seine Frau ihn ersucht, in das Besuchszimmer zu kommen, weil ein Freund oder eine Freundin da sei, die ihn sprechen möchte. „Ich bin nicht zu Hause!“ scheint ihm das nächstliegende Rettungsmittel zu sein. Hilft das nicht, da die Frau versichert, jener Freund wisse bereits das Gegenteil, so bequemt er sich endlich und drechselt dem Besucher einige langatmige Sentenzen vor, während jeder seiner zerstreuten Blicke beweist, daß sein Geist nicht bei dem Freunde, sondern irgendwo bei den Eidechsen weilt, über deren Gehörorgan er soeben eine lange Abhandlung zu schreiben im Begriff war. Dann die Aufregungen, welche der Unglückliche und mit ihm seine noch unglücklichere Familie durchleben muß, wenn er ein Werk zum Druck angeboten hat; die grimmige Betrübnis während einiger Wochen, wenn das Werk mit höflichem Bedauern zurückkommt; der Freudenrausch endlich und die krankhafte Steigerung des Selbstbewußtseins, wenn das Werk angenommen wurde — das sind die wechselnden Stimmungen, welche von einem solchen Ehemann und Familienhaupt ausgehen und bei denen für die Frau und die Familie immer gleich wenig abfällt.

Notabene nach der Meinung jenes verschrobenen englischen Kauzes, was ja nicht vergessen werden darf, damit nicht etwa der Schreiber dieses in den Verdacht kommt, von sich und seinem Stande ebenso selbstmörderisch zu denken. Oder wäre es etwa nicht Selbstverleugnung, sondern Selbsterkenntnis und doch vielleicht etwas Wahres darin?

F. L.

zusammenrafft und erwacht. Ein Mensch, der allein nur dieses Leben lebt, ohne Ahnung von einem anderen —: das ist der feste Schlaf ohne Träume, ist ein halb tierischer Zustand. Im Traume zu fühlen, was um uns herum geschieht, heißt leise schlafen, jeden Augenblick bereit sein zum Erwachen, heißt — wenn auch trübe — sich jenes anderen Lebens bewußt sein, aus dem man hervorgegangen und in welches man zurückgeht.

Im Schlaf ist der Mensch immer ein Egoist und er lebt allein, ohne Teilnahme anderer, ohne Verbindung mit ihnen. In dem Leben, das wir das wahre Leben nennen, gibt es schon mehr Verbindung mit anderen, gibt es schon etwas, was der Nächstenliebe gleicht. In jenem Leben aber, aus dem wir gekommen sind und in welches wir zurückgehen, ist diese Verbindung noch fester, die Liebe ist da nicht nur etwas Ersehntes, sondern etwas Wirkliches. Wir fühlen schon in diesem Traum was es dort vielleicht gibt. Die Grundlage zu allem ist schon in uns und sie durchdringt alle Träume.

Ich wünschte, daß Sie mich verstehen. Ich scherze nicht, ich erdichte nichts; ich glaube daran, ich sehe zweifellos und weiß es, daß ich sterbend mich freuen werde, daß ich in eine reellere Welt eingehe."

So Tolstoi.

Wenn dieses unser Leben ein Traum ist, dann erklärt sich alles: alle Ungereimtheit, alle Torheit, alle Unbegreiflichkeit, alles Alpdrücken ... Bald werden wir, im Schweiße gebadet, ausrufen: Das war ein schwerer Traum! O Gott, das war ein schwerer Traum!

Gelehrte Ehemänner.

Irgendein Kauz im nebligen Albion beklagt es, daß man noch immer nicht zu einer wissenschaftlichen Behandlung der für die Menschheit so wichtigen Frage durchgedrungen sei, in welchem Verhältnisse die Berufe und Liebhabereien der Männer zu ihrer Brauchbarkeit in der Ehe stehen? Die Frage verrät auf den ersten Blick, daß man es mit einem Gelehrten zu tun hat, und zwar mit einem recht verschrobenen. Desto mehr aber wird man die Selbstverleugnung bewundern müssen, mit welcher dieser nämliche Gelehrte die nachfolgenden Erörterungen angestellt hat.

So sehr es nämlich der wunderliche Herr bedauert, daß man nicht alle Stände und Temperamente der Männer gewissermaßen in ein Eheherbarium nach verschiedenen Klassen und Gattungen einordnen könne, so überzeugt ist er, daß die gelehrten Männer und solche, welche mit schriftstellerischen Neigungen behaftet sind, vor allen am wenigsten zu einer guten Ehe taugen. Was soll man zu solcher Selbstverleugnung sagen? Der über alle Maßen aufopfernde Berater des weiblichen Geschlechts beginnt seinen Selbstmord damit, daß er alle jungen Mädchen, welche nach einem erfreulichen Ehestande ausschauen, vor Leuten seines Standes eindringlich warnt.

Daß alle Ehemänner, sagt er, mehr oder weniger eigensüchtig sind, ist — unter allen verständigen Frauen wenigstens — eine ausgemachte Sache. Aber es läßt sich immerhin bei den anderen Männern noch eine gewisse Abstufung des Egoismus konstatieren. Männer, welche die Jagd, den Sport, politische Versammlungen oder das Geschäft lieben, sind auch egoistisch — sicherlich; aber keiner von ihnen ist so schlechthin und so im eigentlichen Sinne des Wortes egoistisch, wie ein gelehrter Mann. Denn während jene zwar ihrem Vergnügen und Behagen nachgehen, nebenbei aber doch die etwa vorhandenen Gefühle von Verehrung und Wertschätzung ihrer Gattin widmen, gehen die Gelehrten und Schriftsteller auch ihrem Vergnügen nach

Wie hammerlt sei Herzle — so gastlich die Stadt;
Da schaffen die Leuteln von Fruah in die Spat.
A silberner Streifen, a lebender Quell,
Der wandert ganz sicher vor Hammweh nit schnell.

Die Berg bis zan Gipfel steigt aufe der Fleiß,
Die pralldicken Wangen rinnt aber der Schweiß,
Als Weihwasser tropft er und adelt den Grund —
Und s Dianderl zan Schöntan hat kerschroten Mund.

Was fahlt denn — was fahlt mir zan Rechtglückliwern?
Wia mag dös nar kummen — gar oft möcht i rährn!
Statt Juchzer und Liader: die Welt mir so lar,
A Mühlstan beim Herzen — es druckt mi so schwar!

I waß dir a Gegend: viel nacktes Gewänd
Und Gfahren und Surgen und schwielige Händ.
Durt wüaten die Wildbäch, es stürzen die Berg,
Der mächtigste Mensch is ein spottschlechter Zwerg.

Schier daß sich die Sunna verschamt zuabe schleicht,
Weil z Trutz nit der Gletscher und Dusternis weicht.
So dürftig die Pflanzen, ihrn bangt nit, wenns sturmt;
Schau, so paßt sie daher, wia s der Boden gfurmt.

Mir is zan Nachhamgehn! — Das glückliche Tal,
Mir biatets za wenig und werd mir za schmal.
Zan wildschmalen Graben fliagt Wachen und Tram,
Durt wurzelt mei alles — durt bin i daham.

Karl Krobath.

Das große Tor zu Abelsberg.

Den Fremden, die in Großabelsberg vor dem Gebäude der Universalakademie stehen, fällt das Riesentor auf, das so groß ist, daß zwei Paar Ochsen mit einer Heufuhr hineinfahren können.

Dieses Tor hat seine Geschichte. Ursprünglich hatte das Universalakademiegebäude ein normales und wohlgeformtes Tor, durch das die Studenten und die Professoren ganz leicht und munter aus- und eingingen. Da trat eines Tages ein besonders talentiertes und überaus fleißiges Studentlein in die Akademie. Es setzte sich in die Bibliothek zu den vierzigtausend Büchern und begann zu studieren. Der junge Mann studierte alle Wissenschaften. Alles, was geschrieben steht über die Beschaffenheit der Weltkörper nahm er in sich auf. Alle geologischen, geographischen, ethnographischen, etymologischen, historischen, juridischen Kenntnisse machte er sich zu eigen. Alle Gedanken, Systeme und Theorien aller Philosophen prägte er sich ein. Alle Zweige der Naturgeschichte, der Empirik, der Technik brachte er in sein Gehirn mit unendlichem Fleiße. Und als es der junge Mann sieben Jahre lang so getrieben hatte und alles denkbare Wissen der Gelehrten aller Zeiten in sich aufgenommen hatte, wollte er eines Tages aus der Akademie hinaustreten in das Leben. Und siehe, er konnte nicht zum Tore hinaus. Es war der Kopf zu groß geworden, er brachte ihn nicht mehr durch die Öffnung. Also ließ der Senat ein größeres Tor ausbrechen. Da können nun die größten Gelehrten heraus und die Ochsen mit den größten Heufuhren hinein.

Singvögel.

Juni.

Jetzt sind die hellzitternden Nächte!
Wo's am Himmel wie leuchtendes Mahnen steht
Und die schweigende Sommernacht bebend durchweht;
Wo die Seele sich löst von dem täglichen Leid —
Und nach fühlenden Menschen dein Sehnen schreit —
Das sind die hellzitternden Nächte.

Jetzt ist das verheißende Scheinen!
Wo die Wünsche erbebend das Herz dir durchglüh'n,
Wenn die Rosen nachts leuchten aus schattendem Grün.
Wo die brandende Sehnsucht das Ufer zerbricht,
Als wollt' sie dich tragen zum nächtlichen Licht —
Das ist das verheißende Scheinen.

Jetzt sind die nachthellenden Stunden!
Wo vom Tage ein magisches Licht noch verglimmt,
Das der kommende Morgen als Leuchte sich nimmt!
Und die Helle, sie schreitet — und die Helle, sie steht,
Wie sie von den ewigen Welten dir weht —
Das sind die nachthellenden Stunden.

Ernst Ferd. Neumann.

Wanderlust.

Ich fühle mich so frei und stark,
So kerngesund im tiefsten Mark —
Trotz aller Lebensmängel!
Keck schwing' ich meinen Knotenstock,
Stoß Juchzer aus ein ganzes Schock
Und preis' die lieben Engel.

Säh' dieser mich, hört' jener mich,
Er lächelte ganz sicherlich
Und dächte: Welch ein Schwärmer!
Doch hätt' ich diese Liebe nicht
Nach Wald und Wiese, Luft und Licht —
Ich wär' um vieles ärmer.

Otto Bromber.

Händedrücken.

Hüte dich vor allen Neidern,
Die voll Neugier nach uns sehn,
Kann nur stumm die Hand dir drücken
Und muß sehnend weitergehn.

Leg in dieses Händedrücken
Meine Seele ganz hinein,
Schweigend sollst du mich verstehen:
So grüß ich nur dich allein.

Leicht und lässig und voll Kühle
Reich ich andern meine Hand,
Du allein nur sollst es wissen,
Was ich stumm für dich empfand.

Keiner soll es sehn und ahnen,
Daß wir beide uns verstehn,
Wenn wir still die Hand uns reichen
Und dann schweigend weitergehn.

Fanni Geringer.

Mir is zan Nachhamgehn!

Gesegnetes Talbild, wo hirzten i haus.
Da sticken die Bluamen den Wiesengrund aus,
Da braten den Teppich die Engalan hin,
Im Wildrosenhüttle — mei Schatzerl wohnt drin.

Der Fels tragt am Rucken a wunderschöns Schloß,
I steig gar noch höher und streck mi ins Moos.
Neban is die Grabstatt, von Grafen gebaut,
Das Tal mir zu Füßen, von Leben betaut.

„Hätt'st vielleicht du d'r genommen de kleine?" — Levy: „Freilich hätt' ich genommen de kleine." — Nathan: „Nu, was schreist'e? Da hast'e se doch!"

Wenn Graf **Ulrich von Württemberg**, der Vielgeliebte, auf seiner Feste Hohen-Urach Hof hielt, saß er, wie die Chronik erzählt, oft vor dem Tore und besah sich die Leute, die aus- und eingingen. Da kam einmal ein Mann aus dem Schloß, der hatte in demselben einen Fisch gestohlen und dieser hing ihm unten zum Mantel heraus; man trug nämlich damals besonders kurze Mäntel. Der Graf rief ihn an und sagte zu dem schwer Geängstigten: „In semlicher Weis" (das war seine Redensart), „wenn du wieder einen Fisch stehlen willst, so lege einen längeren Mantel an oder stiehl einen kürzeren Fisch", und ließ ihn in Frieden ziehen.



Gesprengte Ketten. Novellen von Emil Ertl. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.)

Während in den beiden großen kulturhistorischen Romanen von 1809 und 1848 „Die Leute vom Blauen Guguckshaus" und „Freiheit, die ich meine" ethische, soziale und politische Probleme im Vordergrunde stehen und auch in den Novellensammlungen „Opfer der Zeit" und „Feuertaufe" rein männliche Stoffe bevorzugt werden und die Liebesgeschichte nur vereinzelt vorkommt, behandeln alle fünf Novellen des vorliegenden Bandes das Verhältnis zwischen Mann und Weib. Es ist die unerbittliche Naturgewalt, die die Seelen ihrer Opfer siech macht, keinen Willen neben sich duldet und die Menschen gegen ihre bessere Erkenntnis unselige Bande schleppen läßt. Da ist die erschütternde Alpengeschichte „Walburga"; da ist die psychisch feine Novelle „Sternschnuppen", die vor kurzem erst die Heimgartenleser bewundern konnten. Da ist das sehr eigenartige „Dio lo vuole", das alle Vorzüge des Erzählers hat, bis auf den Schluß, der keiner ist. In den „Sternschnuppen" hat der Verfasser die Entscheidung zwischen Sinnesliebe und Kindesliebe gewagt. Man meint, an der seit Tausenden von Jahren von allen Dichtern behandelten Liebe könnten keine neuen Seiten mehr gefunden werden — in diesem Buche finden sich doch welche. Zumeist sonst ist es ein Untergehen in der Liebe. Hier ist es ein Befreien von ihr: Gesprengte Ketten. Wir hoffen Gelegenheit zu finden, im Zusammenhang mit Emil Ertls literarischem Schaffen noch auf das neue Buch zurückzukommen.

Lori Graff. Roman von Hans von Hoffensthal. (Berlin. Egon Fleischel & Co. 1909.)

Die Geschichte der armen Lori Graff, die gesund und voll Hoffnungen auf das große, so viel versprechende Leben in die Ehe geht und darin um alle ihre Hoffnungen, um ihr ganzes Lebensglück betrogen wird, ist ein Schicksal, von dem leider nur zu viele ahnungslose junge Frauen ereilt werden, denn die wenigsten wissen darum, sowie es auch nur wenigen gegönnt ist, einen Blick hinter den Vorhang zu tun, den unsere „hochmoralische" Gesellschaft vorschiebt. — Der Dichter hat es gewagt, den Vorhang zurückzustreifen.

Es ist viel Grausames und Unerbittliches in der Geschichte der Lori Graff, aber es ging nicht an — sagt der Autor — da etwas zu verschweigen; denn das Schicksal der Lori Graff ist auch eine Erfahrung und eine Lehre. Und es soll anderen eine Rettung sein, ein Zeichen auf der See- und Fährniskarte des großen Lebens, daß an einer Stelle Klippe und Untergang ist, eine Warnung, damit andere wissend und heil daran vorüberkommen und glücklicher werden, als es Lori Graff in ihrer Ehe geworden ist.

Mit seltener Geistesschärfe und feinstem Empfinden geht der Poet den vielfach verschlungenen Regungen der menschlichen Seele nach und er versteht es, Gefühle für seine handelnden Personen in uns zu wecken, die nur die schöpferische Kraft eines Künstlers so lebendig auszulösen vermag. — Ganz eigenartig in ihrer Ausdrucksweise und edel geformt ist des Buches Sprache.

Hoffensthal ist ein bedeutender Dichter mit einem ungewöhnlich zarten Naturempfinden, er ist aber auch ein großer Mensch! In dem ganzen Werke ist keine Spur von abgeschmackter Sittenpredigt zu finden, wohl spricht aber aus jeder Zeile der Ernst und das Wohlwollen des hochstehenden Menschenfreundes. Eine prächtige Schilderung voll packender Realistik erfährt das Treiben niederer Menschen in der Kleinstadt. Daß Lori Nichtboznerin ist — die Tragödie spielt sich

Gedanken.

Von Karl Bulcke.

Menschen, die im Unglück das Glück haben, niemals ganz unglücklich zu sein, haben auch im Glück das Unglück, niemals ganz glücklich zu sein.

*

Es ist ein großes Kompliment für unsere Erde, daß die Sternschnuppen, die ziellos durch das Weltall sausen, zu leuchten beginnen, sobald sie in die Sphäre unseres Planeten kommen.

*

Der liebe Gott hat auch Claqueurs in seinem Theater: Die Herren Pastoren

*

„Man lebt nur einmal", sagte die Eintagsfliege, da legte sie dreihundert Eier.

*

Es gibt Leute, die wir für Diamanten halten, bloß weil sie ungeschliffen sind.

*

Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige und die Unhöflichkeit der Bettler.

Lustige Zeitung.

Ein Menschenfreund. Sie (zum Dienstmädchen): „Lina, stecken Sie diese Postkarte in den nächsten Briefkasten!" — Er: „Aber Frau, du wirst doch das arme Mädchen wegen einer Postkarte nicht die drei Stockwerke nuntersprengen! . . . Bringen Sie mir wenigstens eine Maß Bier mit, Lina!"

Modernes Inserat. „Verflogen hat sich mein Mann. Um sachdienliche Mitteilung bittet Frau Maier, Luftschiffersgattin."

Komisch. A.: Kennen Sie vielleicht diesen grimmig blickenden Herrn da?" — B.: „Ja, mit dem fangen Sie ja nichts an; den kenn' ich, das ist ein Witzblattredakteur — der versteht kein' Spaß!"

Ein gutes Herz. Hauptmann: „Warum hast du mich nicht um 5 Uhr geweckt, so wie ich es dir befohlen habe?" — Bursche: „Als ich Sie wecken wollte, Herr Hauptmann, waren Sie im Träumen. Sie riefen: ‚Kellner, noch ein Rostrippchen!' Da habe ich noch eine halbe Stunde gewartet, um Ihnen Zeit zu lassen, das Bestellte zu verzehren."

Offerte. Ein Berliner Geschäftsinhaber schrieb an einen seiner Kunden folgenden Brief: „Stoff nach inliegendem Muster offeriere ich Ihnen allerbilligst mit 8 Mark pro Meter. Sollte ich keine Antwort von Ihnen erhalten, so nehme ich an, daß Sie nur 7 Mark bezahlen wollen. Um keine Zeit zu verlieren, nehme ich den letzterwähnten Preis an." „Guckkasten."

In Dresden. Dame (freundlich): „Kutscher, würde es nicht angenehmer sein, wenn wir bei dem schönen Wetter den Wagen öffneten?" — Kutscher: „Nu säh'n Se, mei kutestes Madamchen, fir mich is Se das nämlich ganz egal; ich sitze Se ja eegentlich so wie so draußen."

Bescheidenheit. In einem Restaurant sitzen zwei Juden beim Mittagessen. Beide haben „gebackene Taube" bestellt und die beiden Portionen werden auf einem Teller serviert. Darauf entspinnt sich folgendes Gespräch: Levy: „Wenn mer dir schon laßt nehmen zuerst, hätt'st de nicht dürfen nehmen de große." — Nathan:

eher die Bewunderung für die große Wiedergeburt des Deutschen Reiches erwecken mag, als seelenlose Datenwerke. Und heutzutage, wo überall die nationale Phrase klingt, die Tiefe des völkischen Gedankens aber immer weniger empfunden wird, tun wohl Bücher not, die ohne Phrasenschwall und Zeitungsstil an den verschollenen Idealen unseres Volkes rühren.

Aus überaus ärmlichen Verhältnissen emporgewachsen, hat der Verfasser das Leben gründlich kennen gelernt und sich aus eigener Kraft mit einem wahrhaft staunenswerten Fleiße zu Können und Ansehen emporgerungen. Nachdem er die Volksschule durchgemacht, sind seine armen Eltern außer stande, ihn studieren zu lassen, und er wird als Schreiber in das Polizeibureau seines Heimatstädtchens gesteckt, wo er so manches merkwürdige Menschenleben kennen lernt. Eine unbezähmbare Wißbegier läßt ihn, fast ganz auf sich selbst angewiesen, unermüdlich das Studium fremder Sprachen treiben. Und nachdem er beim Mangel einer richtigen Beschäftigung in den Heeresdienst tritt, in Luxemburg seine theoretischen Kenntnisse praktisch erhärten will, kann er nach seinem Abschiede vom Militär bereits als französischer Sprachlehrer Geld verdienen. Außerdem arbeitet er in einer Versicherungsanstalt und studiert in den Nächten unermüdlich für die Abiturientenprüfung, nachdem er bereits für Weib und Kind zu sorgen hat.

Dabei verfolgt er mit lebhafter Teilnahme die Entwicklung der vaterländischen Geschichte und rückt 1866 und endlich 1870 (als Landwehrmann) ein, um an der Einschließung von Metz, der Belagerung von Soissons und Mezières, einem Streifzug in die Ardennen und den Argonnerwald u. s. w. teilzunehmen und als begeisterter Vaterlandsfreund und — während des Feldzuges durch Familienzuwachs gesegneter glücklicher Vater zurückzukehren.

All das ist auf eine anregende Art in angenehmen Deutsch erzählt, dem ein gewisses Pathos oft eine wohltuende Steigerung verleiht. Wunderschön beschreibt er seine hauländische Heimat, und besonders manche Stimmungen, wie z. B. ein Abend auf dem Dorfe, sind in wahrhaft ergreifender Weise wiedergegeben; manchmal freilich scheinen einzelne Versuche mißglückt zu sein, so, wenn irgendein Vergleich, der vielleicht an und für sich sehr treffend ist, erst in 20 Zeilen erklärt, das ist zerlegt und zersetzt wird, oder wenn durch Naturschilderungen moralische Wirkungen erzielt werden sollen. Überhaupt mögen die religiösen Anschauungen des Verfassers nicht jedermanns rückhaltlose Zustimmung finden, so angenehm die tiefe, reine, wenn auch keineswegs bigotte Frömmigkeit berührt.

Lebhafte Teilnahme werden aber die Grundsätze des Verfassers in bezug auf die sozialen Fragen finden, sowie er unter anderem sagt: „Kein Mensch kann Liebe ernten wollen, wo er keine gesät hat"; das gilt für alle Stände, Geschlechter und Verhältnisse, und so lange man sich nicht bemüht, nach dem ewigen Spruch goldener Wahrheit: „Was du nicht willst, daß man dir tue, das füge weder im Tun noch Unterlassen einem andern zu", zu leben, wird die soziale Frage nicht gelöst werden; oder: „Leben und leben lassen, so ist es schön auf der Welt!" Wäre dieser Grundsatz mehr in Übung gewesen, der Besitzende könnte heute ruhiger sein Haupt auf das Schlummerkissen legen. Und wie richtig ist doch der Ausspruch: „Muß ein Kind, das sich auf technischen und höheren Lehranstalten reichere Kenntnisse erworben hat, nur immer gerade gelehrten Berufen zuwenden? Braucht das darniederliegende Handwerk nicht auch neue, mit der Waffenrüstung unserer Zeit ausgestattete Männer?" Damit berührt der Verfasser wohl eine unserer dringendsten Zeitfragen: die unheimliche Zunahme des Studentenproletariats, die blödsinnige Unterschätzung des Handwerks und sein damit aufs innigste verbundene Niedergang; der immer lächerlicher werdende und doch so überaus schädliche Kastenstolz hängen ja damit im innigsten Zusammenhang.

Noch viele Anregungen gibt der Verfasser, der nicht nur erzählt, sondern immer Ausblicke in Vergangenheit und Zukunft macht, der nie stumpfen Blickes durch die Lande wandert, sondern die ganze Eigenart, die ganze Geschichte eines Stammes bis in die scheinbar unbedeutendsten natürlichen Anlagen und Verhältnisse verfolgt und damit so recht Gemüt und Geschichte unserer einzelnen Bruderstämme erklärlich macht. Dabei ist das ganze Werk von einer leidenschaftlich starken, in ihrem Pathos oft auch die Schranken der Stilkunst überstürmenden Vaterlandsliebe und einer strengen Gottesfürchtigkeit erfüllt, die ihrer Ehrlichkeit wegen auch den Andersgesinnten nur wohltuend berühren werden.

F. P.

Geschichte der deutschen Literatur von Adolf Bartels. Zwei Bände. (Leipzig. Eduard Avenarius. 1909.) **Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur.** Von Adolf Bartels. (Leipzig, Eduard Avenarius. 1909.) Gute Einteilung, echt deutsche Auffassung, Objektivität zeichnen diese Werke vor allem aus. Trotz strammer Kritik stets warmes Wohlwollen, das den Leser von der Literatur nicht abschreckt, sondern ihn vielmehr für sie erwärmt, ihn für sie Verständnis beibringt und die Fähigkeit, an allem das Gute herauszufinden und zu genießen. Das ist, scheint mir, doch die Hauptaufgabe der Literaturgeschichten.

---

größtenteils in Bozen und teilweise auch in Innsbruck ab — und als solche einfach nicht anständig sein kann, gilt der gehässigen Gemeinde der Unduldsamen und Überfrommen von vornherein als ausgemachte Tatsache. Diese unversöhnlichen, engherzigen Leute — plastisch und lebenswahr gezeichnet! — die mit ihren schmutzigen Blicken alles besudeln und erbarmungslos mit pharisäischer Scheinheiligkeit und zäher Feindseligkeit ihre Opfer verfolgen, haben auch das Schicksal der lieben jungen Frau durch ihre Härte und Grausamkeit zum vollkommenen Elend gebracht. Wir sind ganz auf der Seite der feinfühlenden Lori Graff, wenn sie, angeekelt durch die bodenlose Gemeinheit jener Kreaturen und bis ins Mark getroffen, in die Worte ausbricht: „Bravo! Das ist euch gelungen. Sogar einem Kinde könnt ihr eure Gehässigkeit und eure Niedrigkeit beibringen. Nur so fort! Die Kinder werden es weit bringen und werden einmal gleich verlogen und erbärmlich denkend wie ihr." Ob diese Worte nicht manch' bittere Lebenserfahrung des Dichters in sich bergen?...

Auch das „vierte Gebot" spielt in „Lori Graff", dem ewig wahren Sittendrama, eine gewisse Rolle. Darum sollten sich denkende Eltern dieses Lehrbuch des Lebens, das „den heiratsfähigen Mädchen und deren Eltern" (warum nicht auch „den heiratsfähigen jungen Männern"?) zugeeignet ist, zu Gemüte führen: sie können daraus lernen, daß bei der Wahl eines Lebensgefährten nicht so sehr auf Familie, Stellung, Adel, Vermögen, Äußeres, Manieren u. dgl. zu sehen ist, sondern vielmehr darauf, daß der Freier — gesund sei und nicht belastet mit Jugendsünden, die das eheliche Glück in Scherben zu schlagen vermögen.

„Lori Graff" ist ein besonderes Buch, das Hans von Hoffensthal in die erste Reihe moderner deutscher Erzähler stellt — es wird ihn rasch berühmt machen.

Franz Goldhann.

Golgatha. Ein Balkanroman von Dr. Wladan Georgewitsch, serbischem Ministerpräsidenten a. D. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Verfasser, als politischer Schriftsteller vor allem durch sein Buch „Das Ende der Obrenowitsch" bekannt, worin der tragische Untergang dieser unglücklichen Dynastie mit historischer Treue geschildert ist, tritt jetzt mit einem zeitgeschichtlichen Roman vor die Öffentlichkeit, der sowohl durch seinen Stoff — zumal im gegenwärtigen Augenblick — wie durch seine dichterischen Qualitäten Aufsehen zu erregen geeignet ist. Unter dem durchsichtigen Schleier der Decknamen, deren sich der Autor in dem Werk bedient, erkennen wir unschwer in dem Hintergrunde und dem Schauplatze des Buches das Königreich Serbien und seine Hauptstadt, in dem Helden und den andern Hauptfiguren den König Milan, seinen Sohn und seine Minister — darunter den Verfasser selbst, der ein persönlicher Freund und ursprünglich der Leibarzt des Königs, später, noch unter dessen Regierung, Kultusminister war —, in dem Drama der Handlung endlich die mit dichterischer Freiheit ausgestaltete, aber im wesentlichen doch sich mit der Wirklichkeit deckende Geschichte der letzten Regierungszeit König Milans, seiner Scheidung von der Königin Natalie und seiner Abdankung. Mit rasch gewecktem, lebhaftestem Interesse sehen wir den intelligenten, aber oft zu optimistischen König in der schwierigen Lage, in der er selbst und das Land sich befinden, seine Maßnahmen treffen und seine letzten, bedeutungsvollen Staatsaktionen vorbereiten und ausführen; wir sehen seine Herrscherstellung und sein Leben fortwährend von Intrigen, Verschwörungen, Attentatsversuchen bedroht, deren er sich mit bewundernswerter Klugheit und Geistesgegenwart erwehrt, wir lernen ihn aber nicht nur als Monarchen, sondern auch als Menschen kennen und sehen ihn in eine romantische Herzensaffäre verstrickt, die dem in seinem Liebesbedürfnis von jeher schwer Enttäuschten nur ein kurzes, flüchtiges Glück bringt und tieftragisch endet.

V.

Die deutschen Befreiungskriege. Deutschlands Geschichte von 1806 bis 1815. Von Hermann Müller-Bohn. Veranlaßt und herausgegeben von Paul Kittel. Zwei starke Bände. (Berlin, historischer Verlag Paul Kittel.) In Wort und Bild ein Prachtwerk erster Klasse. Ein wahres Festbuch zur Jahrhundertfeier, allen Deutschen zur Genugtuung und Freude. Schon das Durchblättern und Betrachten der zahllosen Porträts, Pläne, Schlachtenbilder u. s. w. bietet einen erhebenden Genuß. Die klaren schlichten Schilderungen und mitgeteilten Urkunden machen uns vertraut mit jener gewaltigen Zeit. Wie viele patriotische Regungen wird dieses Werk in den nächsten Jahren der Jahrhundertfeier erwecken.

Deutschlands Frühling kehrte wieder. Selbsterlebtes und Empfundenes aus Kriegs- und Friedenszeiten (1846—1900) von Berthold Roy. 1. Band. (Altenburg. Stephan Geibel.)

Aus den reichen Erfahrungen und Empfindungen eines bewegten Lebens hat der nun 69jährige Verfasser dieses Buch geschrieben, um an seiner eigenen Lebensgeschichte ein Bild der neudeutschen Geschichte zu geben. Von tiefer Vaterlandsliebe erfüllt, will er damit jung und alt ein nationales Erbauungsbuch geben, das in seiner anschaulichen Lebendigkeit

Ist das — das Leben? Roman von Mite Kremnitz. (Berlin. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt.)

Ovita. Episode aus dem Hereroland von Orla Holm. Dresden. Karl Reißner. 1909.)

Schummler, Bummler, Rossetummler. Von Roda Roda. (Berlin. Schuster u. Löffler. 1909.)

Auferstehung zum Tode. Novellen von Ferdinand Stieber. (Leipzig u. Wien. M. Braunschweig. 1909.)

Die Flamme. Ein Novellenbuch von Robert Schwerdtfeger. (Berlin. Boll & Pickert. 1909.)

Der verbotene Rausch. Heitere Novellen von Georg Engel. (Berlin. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt.)

Antaios. Von Artur Trebitsch. Erstes Buch: Die Einleitung. — Aus Max Dorns Werdegang. (Wien. W. Braumüller. 1909.)

Lederstrumpfs Erben. Tragikomisches. Von H. F. Urban. (Berlin. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Garten des Paradieses. Dramatische Rhapsodie von Hans Reinhart. (Winterthur. Alb. Hoster. 1909.)

Bibliotheca Romanica 46. Bibliothèque française. Théatre de Molière: L'avare. (Straßbourg, J. H. Ed. Heitz, Heitz & Mündel.)

Die Rosenlaute. Gedichte von Hans Müller. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Kater-Poesie. Von Paul Scheerbart. (Leipzig. Ernst Rowohlt. 1909.)

Schnickschnack. Lustige plattdütsche Vertellsels von Walter Schröder. (Anklam. Richard Poettcke Nachf.)

Blütenlese der „Ostarrichi". Verein für deutsche Literatur Wien. (Wien. Im Selbstverlage von Karl Fischer. 1909.)

Im Kampf ums Licht. Weckruf ans deutsche Volk von F. Arminius. (Pforzheim. Immanuel Meeh.)

Dichter- und Schriftsteller-Anekdoten. Charakterzüge aus der Literaturgeschichte von Tony Kellen. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Die Namen der Völkerstämme Germaniens und deren Bedeutung. Von Guido v. List. (Wien. Guido v. List-Gesellschaft. 1909.)

Goethes Mutter. In einer Auswahl aus ihrem Briefwechsel dargestellt von Eduard von der Hellen. (Stuttgart. J. G. Cotta-sche Buchhandlung Nachfolger.)

Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik. Ausgewählt und eingeleitet von Gertrud Bäumer. (Leipzig. B. G. Teubner. 1909.)

Heinrich Pestalozzi. Auswahl aus seinen Briefen und kleinen Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Walsemann. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. 1909.)

Ibsens Zukunftsreich. Ein Vortrag von Kurt Wilhelmi. (Magdeburg. R. Zacharias. 1909.)

Walden. Von Henry D. Thornau. 3. Auflage. (Dresden-Loschwitz. Max Menzel.)

Liebe in Natur und Unnatur. Von Wolfgang Burghauser. II. Teil. (Wien. Karl Konegen. 1909.)

Jugend und Schundliteratur. Eine offene Aussprache an den Staatsanwalt! Von Karl F. Kočmata. (Verlag Karl Kočmata, Wien, XIX/2, Springsiedelweg 25.)

Schönheit und Zweckmäßigkeit. Eine Ästhetik der Maschine und des Bauwerkes. Von Ingenieur Otto Schulz. (Wiesbaden. C. W. Kreidel. 1909.)

Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde. Siebenter Jahrgang 1909. Von H. Berdrow. (Teschen. Karl Prochaska.)

In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke. Von Erwin Rosen. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Volksstücke von Gilbert Anger (Wien, Dr. G. F. Eirich): **Rare Leut. — Um Glück und Ehr. — Des Kaisers Rock.**

Der literarische Verein an der Meisenburg. Festgabe zum 50jährigen Bestehen des Vereines. (Essen. F. Flothmann. G. m. b. H.)

Recht den Rechtlosen! Von Olga von Werther. (Bamberg. Handelsdruckerei.)

Kornblumen und Edelweiß. Bunte Skizzen, Erlebtes, Notizblätter aus Nord und Süd, Momentbilder. Von Eduard Wilh. v. Thümen. (Selbstverlag des Verfassers.)

Einrichtungen für Schmetterlingszucht. Eine leichtfaßliche Anleitung zur Zucht der Schmetterlinge sowie zum Fange der Raupen und Falter, ferner zur Anlage einer biologischen Sammlung. Von E. K. Filek. (Ravensburg. Otto Maier.)

Sturmglocken! Ein freies Wort über den Charlatanismus im Gesanglehrtum der gegenwärtigen Zeit. Von Adolf Walser. (München. Max Engl.)

Milton Memorial Lectures 1908, Read before the Royal Society of Literature. Edited, with an Introduction, by Percy W. Amse. (London. Hernry Frowde, Oxford University Press, amen Corner. E. C. 1909.)

Körperkultur. Illustrierte Monatsschrift für körperliche Vervollkommnung. Offizielles Organ der Berliner Hochschulsportvereinigung sowie des Berliner Frauenklubs 1900. IV. Jahrgang. Berlin SW. 47, Wartenburgstraße 13—14.

Die Quelle. Zeitschrift für volkstümliche Literatur. Erscheint jeden 15. Wien, II. Kurzbauergasse 1.

Bebel und Bibel. Von W. Erhardt. (Wiesbaden. Moritz & Münzel. 1909.)

Ernste, beherzigenswerte Worte, die in diesem Schriftchen gesagt werden.

Der Guckkasten. Illustrierte Zeitschrift für Humor, Kunst und Leben. Herausgegeben von Paul Keller. (Berlin, Rose-Verlag.)

Der noch gesunde Teil des deutschen Volkes wird unserer herkömmlichen Witzblätter endlich satt. Hypersexualität und Anarchismus sind ihre Hauptkennzeichen. Warmherziger Humor und sittliche Satire geraten immer mehr in Verlust. Darum sind Blätter wie Paul Kellers „Guckkasten" wärmstens zu begrüßen. In diesem humoristischen Blatte, das monatlich zweimal erscheint, findet man wieder deutsche Art, optimistische Weltanschauung, scharfen, aber nicht giftigen Witz und wohltuenden Humor. Das Blatt ist von bedeutenden Künstlern reich illustriert, darunter manch farbenprächtiges Bild, das man sich gern als Wandschmuck einrahmen läßt. Wir hätten nur den Wunsch, daß der „Guckkasten" nicht zu ausschließlich norddeutsch gehalten sei, damit auch die süddeutsche Bevölkerung ihm ihre Neigung noch mehr zuwende.

Neudeutsches Studenten- und Volksliederbuch für gesellige Kreise, insbesondere für die deutschen Mittelschulen. Herausgegeben von Professor J. Hiersche. (Eger. Selbstverlag.)

Ein „alkoholfreies" Liederbuch. Die schönsten deutschen Lieder beisammen, aber kein Trinklied dabei. Es soll einmal versucht werden, ob es nicht auch der Deutsche zu wege bringt, ohne Bier und Wein lustig, begeistert, national zu sein!

Natur- und Stimmungsbilder vom Sankt Gebhardsberg (Schloß Hohenbregenz). Lyrische Bergpredigt von Engelbert Keßler. (Wien. C. W. Stern. 1909.) Ein echtbegeisterter Bergsang, reich an schönen Naturbildern und erhabenen Ideen.

Reiseerinnerungen. Von Heinr. Hansjakob. Volksausgabe. Zweiter Band: Letzte Fahrten. (Stuttgart. Bonz & Komp.)

Was Heinrich Hansjakob auf einer Reise gesehen und erlebt, die er im September 1900 von Freiburg i. Br. über Württemberg nach Österreich und Südböhmen gemacht, hat er in einem schmucken Büchlein zusammengefaßt, dem er den Titel „Letzte Fahrten" gegeben hat, weil diese Reisen wenigstens seine letzten Fahrten mit der Eisenbahn sein sollten. Der wackere Pfarrer, der mit seinen hellen, klaren Augen so klug und treffend zu beobachten und so prächtig zu erzählen weiß, hat sich so viele Freunde aus beiden Konfessionen erworben, daß auch sein neues Buch an vielen Orten eine freudige Aufnahme finden wird. Mit großem Geschick versteht es Hansjakob, in seinen lebendigen Schilderungen, aus denen als Glanzstücke die der Stifte Kremsmünster und St. Florian hervorragen, Historisches mit Gegenwärtigem zu verbinden, und aus allem Beobachteten zieht sein gesunder Menschenverstand praktische Nutzanwendungen. V.

Allerlei von Theater und Kunst. Von Dr. Rudolf Tyrolt. (Wien. W. Braumüller. 1909.)

Ein überaus anheimelndes Buch. Welche Lieblinge begegnen uns in ihm außer dem Verfasser selbst! Da ist Bernhard Baumeister, Martinelli, Meixner, Lobe, die Gallmeyer u. s. w. Von jedem weiß das Buch etwas Neues, Interessantes. Selbst von dem großen Ferdinand Raimund wird uns eine ganz außerordentliche Episode erzählt, die bisher wenig bekannt geworden. Und wie köstlich sind die Erinnerungen aus den Gastspielfahrten! Echtes Komödiantenleben vornehmer Sorte. Freunden der Theaterwelt, wie sie in ihrer Blütezeit war, wird dieses neue Buch des genialen Schauspielers eine wahre Freude bedeuten.

Jahresbericht der Gesellschaft Lehrmittelzentrale in Wien, I., Werdertorgasse Nr. 6. Jänner 1909. (Verlag der Lehrmittelzentrale.) Erfreulicher Tätigkeitsbericht, Schulfreunden zur Aufmunterung, diesem so sehr gemeinnützigen Vereine ihr Interesse zuzuwenden.

Büchereinlauf.

Das heilige Feuer. Ein Hochschulroman von Hans Hart. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.)

Die Königschmieds. Roman von Felix Moeschlin. (Berlin. Wiegand & Grieben. 1909.)

Die drei Gemälde des Lipps Tullian. Von Fritz Rassow. 2 Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Unverbrannte Briefe. Von Liesbet Dill. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

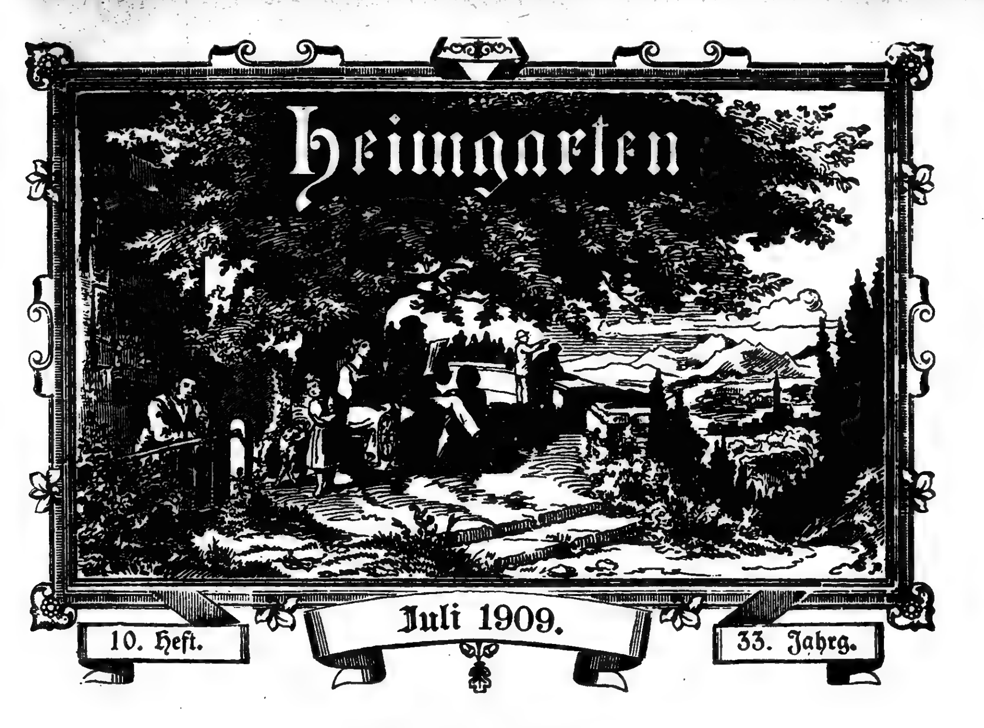
Moderne Menschen. Ein Berliner Roman von Franz Hermann Meißner. (Berlin. Rich. Bong.)

Der einsame Weg. Ein Wiener Künstlerroman von Auguste Klob. (Dresden-N. E. Heinrich.)

Monna Lisa Gioconda. Ein Künstlerroman aus der Zeit der Renaissance von Gustav von Wallberg. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1908.)

Schwiegersöhne. Roman von Fritz Stüber-Gunther. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Die Drei! Roman von Harold Morré. (Berlin. Hesperus-Verlag. G. m. b. H.)



Die treue Frau.

Von Dr. Ferd. Khlam.

Da hatte sich wieder einmal ein Mann in ein Weib verliebt. Das kommt vor. Auf einer Reise von Innsbruck nach Wien waren sie beisammen in einem Wagengelaß gesessen. Kommt auch vor. Weiter hatte er sich nicht gekümmert, wer und was sie war. Ehering sah er keinen, und es schickt sich auch kaum, eine fremde Dame zu fragen, ob sie nicht etwa verheiratet ist. Das tut man nicht.

Was sich aber in der Folge ereignete, das kommt selten vor.

In Wien wurde die Bekanntschaft fortgesetzt — natürlich, wenn sich zwei gern haben. Sie hatte so schönes fuchsrotes Haar, das ist ja wieder Mode geworden bei den Germanen. Zuerst wuchs es auf gemalten Köpfen, dann auch auf lebendigen. Sie besuchte den Freund in seinem Hotel. Einen höflichen Gegenbesuch lehnte sie ab, da komme lieber sie um so öfter zu ihm. Das war ihm recht, und er drang in dieser Sache nicht weiter in sie. Übrigens rief ihn sein Beruf bald wieder auf den Weg ins Weite. Vorher wollte er noch einen sehr lieben Jugendfreund besuchen, der in Wien lebte und den er schon lange nicht mehr gesehen hatte. Auf dem Schottenring wohnte der und Hofrat stand auf dem Täfelchen der Wohnungstür.

„Zum Kuckuck noch einmal! Solche Überraschungen erlebt man, wenn zwei treue Freunde sich zwanzig Jahre nicht umeinander kümmern!“ Mit diesen Worten begrüßte er den alten Schulkameraden.

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen.

I. Verzeichnis der bisherigen Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung.

Dr. Peter Rosegger, Graz, Burggasse 16; Prof. Hans Brandstetter, Bildhauer, Graz, Naglergasse 19; Karl Knaur, Oberingenieur, Wien, IV. Johann Straußgasse 43; Ungenannt; Gustav Ludwig, Wien, I, Kärntnerstraße 4; Karl Fischer, Wien, XIII. Auhofstraße 157; Franz Nißl, Ingenieur, kais. Rat, Wien, XIII. Hauptstraße 29; Dr. Rudolf Maresch, Hofrat, Wien, IX. Währingerstraße 2; Em. Winter, Wien, XIII. Trauttmansdorffgasse 8; Dr. Julius Krickl, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien, I. Hoher Markt 8; Dr. Hermann Eckl, Rechtsanwalt, Wien, XIX. Pyrkergasse 8; Franz von Oberleithner, Wien, I. Schönlaterngasse 5; Robert Primavesi, Reichsratsabgeordneter, Olmütz; Dr. Heinrich v. Oberleithner, Reichsratsabgeordneter, Wien, III. Hauptstraße 6; Dr. Gustav Groß, Reichsratsabgeordneter, Wien, I, Landesgerichtsstraße 11; Hermann Braß, Herrenhausmitglied, Hohenstadt; Viktor v. Trnkoczy, Apotheker, Graz, Sackstraße 4; Dr. Max Layer, Universitätsprofessor, Graz, Humboldtstraße 29; Alexander Schober, Graz, Lessingstraße 14: Dr. Ignaz Graf Attems, Graz, Dr. Ottokar Berzé, Graz; Hans Woschnagg, Bürgermeister, Schönstein; Franz Woschnagg, Lederfabrikant, Schönstein; Adolf Hoffmann, Görlitz; W. E., Charlottenburg; Ungenannt, München; Ungenannt, Olmütz; W. Keller, Oberleutensdorf; Wilh. Riecken, Rauschengrund bei Oberleutensdorf; Deutsche Studentenschaft in Gleisdorf; Lese- und Redehalle deutscher Studenten in Prag; Akademische Burschenschaft „Teutonia", Wien; Verband zur Förderung deutscher Schutzvereine, Wien; Franz Schwarz, Oberleutensdorf; Egerländer Verein, Wien, I. Johannesgasse 2; Beamtenschaft der Zentralbank deutscher Sparkassen, Prag; Studentenkorps „Joannea", Graz; Dr. Alexander v. Peez, Weidling bei Klosterneuburg.

Wien, 14. Mai 1909. **Deutscher Schulverein.**



E. S., Brünn. Den Aufsatz über Martin Greif, der am 18. Juni seinen 70. Geburtstag begeht, können wir erst im nächsten Hefte bringen.

* Manuskript für den Heimgarten bitten wir unverlangt nicht zu schicken. — In Bezug auf den „Herausgeber" des Heimgartens lesen Sie doch einmal aufmerksam den Umschlagtitel!

* Ausnahmsweise veröffentlichen wir folgende Zuschrift:

„Auf den Stoder! Graz verdanke ich ein Gutteil meiner ärztlichen Erziehung, in Steiermark lernte ich weltfremde Bergschönheit, ruhige Waldpracht schauen und genießen, Steirern und allen, die es hören wollen, will ich etwas Neues sagen. Im Ennstale — der Name singt ja Töne dem, der es kennt — befindet sich die Sommerfrische Gröbming. Eine halbe Stunde geht man bis zum Fuße des Stoders, und von dort ist in zweieinhalbstündiger, müheloser Wanderung die Südlehne der Spitze zu erreichen. Dort oben nun 1934 Meter hoch, steht eine Hütte, nach dem Erbauer ‚Horstinghütte' benannt. Seit Jahren wohnen dort Naturfreunde, Maler, die sich neues Schauen aus dem unerschöpflichen Borne des Tauern- und Dachsteingebietes holen, wohnen dort Kranke, Menschen, die an Atembeschwerden leiden, deren Herz, Brust, Nerven, Blut nicht richtig arbeiten, und finden Heilung. Da oben ist's ruhig, warm, sonnig, da oben könnte man von Juni bis Februar prächtig leben. Einen Ort, wo gute, einfache Unterkunft und reichliche Kost in freundlicher Weise vom Hüttenbesitzer geboten wird, wo äußerste Ruhe, reine staubfreie Luft, mildes Wetter (?), einzig schöne Fernsicht den Aufenthalt zu einem wundersamen gestalten. Ein Blockhaus steht, ein zweites wird gebaut, um vom Juni an zur Verfügung zu stehen." Der „Heimgarten" XXVII., Seite 218, hat diesen schönen Berg gewürdigt.

(Geschlossen am 15. Mai 1909.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Mörk. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Zehn Uhr."

„Geht nicht. Bureau. Kannst du nicht früher kommen."

„Früher wird es sich nicht machen lassen."

So hatte sich auch diese Zusammenkunft zerschlagen. Die Freunde verabschiedeten sich wieder auf Jahre.

Als Ahrnhammer auf der Straße war, zischte er heftig vor sich hin. Vor Erregung. — „Also das! Also so steht's!"

Abends, als es dämmerte, war er auf seinem Hotelzimmer. Er ließ die Rouletten vor die Fenster herab und drehte das elektrische Licht auf. Alle acht Flammen. Der Tisch war gedeckt, denn die Freundin kommt pünktlich. Aber heute kam sie um einige Minuten früher als sonst.

„Das letztemal", sagte sie mit zuckendem Atem. „Kann heute auch nicht bleiben. Was wirst du von mir denken!"

„Nichts, Nelli, als daß du eben ein Weib bist, das die Liebe nimmt, wo sie sie findet. Daß bei deinem Hofrat nicht viel zu holen ist, glaube ich zu ahnen."

„Mein Mann ist gut und edel, aber —"

„Ich weiß schon. Mache dich nur bequem, mein Schatz, und bleibe."

Sie legte ihren Hut ab, der das halbe Sofa einnahm. Er hing ihn ehrerbietig auf den Nagel. Sie legte den Übermantel ab, er half ihr dabei und hing ihn zum Hut. Und sie blieb.

„Es ist schlecht von mir, Josef."

„Das macht nichts."

„Aber einmal wollte ich dich noch sehen, einmal noch."

Er konnte sie nicht weinen sehen, er beeilte sich, ihr die Tränen von der Wange zu saugen. Dann kam der Aufwärter mit dem Hummer und der Getränkekarte.

„Muskateller, den süßen."

„Bitte sehr!"

Dann — beim gebratenen Huhn waren sie, als es an der Tür klopfte und eine tiefe Stimme draußen rief: „Sesam, öffne dich!"

„— — Mein Mann!" Sie stöhnte es und huschte ins Nebenzimmer. Da ging die Tür schon auf.

„Es geht nicht anders, Mensch, ich muß dich noch einmal sehen. Du mußt mir von unserem Bergnest erzählen. Daß du nur noch zu Hause bist. Sage mir doch, wo können wir uns nach deiner Sitzung treffen?"

„Heute?"

„Heute."

„Heute geht's nicht mehr. Beim besten Willen nicht, Freund, es tut mir leid."

Sie erkannten sich gleich wieder, nur überraschte es jeden, daß der andere von den äußeren Augenwinkeln hin feine Gänsefüßchen hatte. Doch nur ganz feine; und der eine auf dem Scheitel ein Glätzchen dazu — die Tonsur der Lebemänner.

„Blitz und Donner, du hast ein behagliches Nest!“ rief der Handelsreisende aus, als er durch die schönen im Biedermeierstil eingerichteten Zimmer schritt und durch die halboffene Tür in ein Boudoir blickte.

„Und verheiratet?“

„Warum denn nicht? Bist du's nicht auch, Alter?“

„Ich habe nicht Zeit gehabt. Ich muß tun, wie mein Vater getan — Stahl schmieden und Stahl verkaufen.“

„Ich weiß, deine Stahlfabrikation hat sich sehr gehoben. — Du rauchst hoffentlich nicht immer noch Kurze!“ Der Hofrat schob ihm die kupferne Zigarrenschale zu.

„Ich rauche alles.“

„Du gestattest, daß ich dir meine Frau vorstelle. Denn du wirst heute abend bei uns sein.“

„Ganz unfehlbar. Wir müssen ja Jugenderinnerungen auffrischen.“

Der Hofrat drückte an einem Knopf am Schreibtisch. Da kam sie herein, ganz leise geschwebt, man hörte sie nicht. Und wie sie dastand, der Gast sich rasch zum Gruße erhob, konnte er zuerst gar nicht sprechen. Er litt an Kongestionen.

„Ein lieber alter Spezzi! Der Peppi Ahrnhammer!“

Sie freute sich. Aber die Liebenswürdigste war sie heute nicht. Etwas nervös. Es wurden kleine Gespräche begonnen, jedes verunglückte.

„Und — daß es mir gerade einfällt. — Ich habe heute abend Sitzung im Konsortium der Eisenbranche, sie dürfte lange dauern. Du mußt mich entschuldigen, Hofrat.“

„Insofern trifft es sich. Mir fällt ein, daß meine Frau heute in die Oper will. Also morgen!“

„— reise ich ab.“

„Aber wir müssen doch Jugenderinnerungen —“

Ahrnhammer verneigte sich vor der Dame des Hauses, die sich zurückzog.

„Mir scheint, Peppi —“, der Hofrat strich von der Zigarre die Asche in den Kupferbecher, „mir scheint, dir gefällt meine Frau nicht.“

„Sehr, sehr. Aber — Beruf. Man kommt ja gar nicht mehr zu sich selbst.“

„Großstadt.“

„Morgen früh im Café Zentral, wenn es dir paßt.“

„Gut, im Café Zentral. Etwa?“

„Jetzt, Josef, kannst du mich behalten", sprach die Verstoßene, sehr heiser war sie. Und dieses Geschenk war es, das ihm den Appetit verdarb. Er war einer von denen, die das Weib gerne ausborgen — aber es nicht geschenkt nehmen mögen.

„Was soll denn ich — mit dir anfangen?" wollte er beisetzen.

„Als Ehrenmann wirst du wissen, was du —"

„Ehrenmann?" fragte er verblüfft. „Bin ich denn noch einer? Seit ich wußte, daß du die Frau meines Jugendfreundes bist und dir doch dieses Souper bereitet habe, kannst du ungefähr schätzen, wie verläßlich meine Treue ist. Für einen Ehemann viel zu unsolide und für einen unbeständigen Liebhaber möchte sich jede schön bedanken. Denke dir, wenn einer eine Frau in Unehre gebracht hat und sie unmittelbar darauf sitzen lassen kann, der ist nicht begehrenswert, das wirst du zugeben."

„Wie du jetzt nur scherzen kannst!"

„Scherzen? Ich? Ich scherze niemals. Ich wußte nicht, daß du verheiratet bist. Du hast mir's verschwiegen. Die Konsequenzen gehen mich nichts an, meine Liebe!"

Diese Frechheit machte die Dame verstummen. Sie stand da wie ein Straßenstein und war auch so fahl geworden. Das einzige Wörtchen — so klein, daß es nicht der Rede wert ist, war: „Schuft!"

Er hob die Achseln in die Höhe und ließ sie wieder fallen. Es kam ihm zu Sinn, sie zu erinnern, welches von beiden dem andern nachgegangen war; aber er besorgte, daß sie die Fahrt von Innsbruck her noch nicht vergessen haben könnte. Er machte einen Spaziergang in das zweite Zimmer und wieder zurück — und wieder hin. Sie setzte sich auf das Sofa. Mit dem Ohnmachtspielen war es heute nichts, denn die wandelte in aller Wirklichkeit an. Als er lange so hin- und herspaziert war und als in ihr alle Gefühle durchgewütet hatten, begann sie langsam zu weinen. Er hatte schon darauf gewartet. Sobald eine Frau einmal weint, läßt sich mit ihr was reden.

„Ich werde ihm schreiben", sagte er, „und ihm die Sache klarlegen. In solchen Fällen ist es das Klügste, wenn die Männer sich ruhig verständigen. Auf einen Skandal kann und wird es der Herr Hofrat nicht ankommen lassen."

„Mein Mann? Der ist imstande und gibt morgen die ganze Geschichte in die ‚Wiener Zeitung'. Nein, Geheimnis macht der keins daraus. Ich erinnere mich an ein Wort von ihm. Wenn mir einmal so etwas passieren sollte, ich wollte den betrogenen Ehemännern schon zeigen, wie man's macht. Es ist schon lange her, aber er tut's."

„Glaubst, daß er den Stein erheben kann? Den biblischen meine ich."

Der Hofrat schaute um sich. Es fiel ihm was auf. Seine Stimme war unsicher, als er nun sagte: „Pardon! Mir scheint, ich komme sehr zur unrechten Stunde. — Ein Damenhut!“

„Nicht wahr!“ Ahrnhammer wurde übertrieben lustig, „eine häßliche Mode jetzt! Und jede Frau muß so einen Hut haben. Jede.“

„Auch die meine“, sagte der Hofrat, nun den Frauenmantel erblickend, stutzte er. — „Ja — ist sie denn da?“

„Ihre Frau Gemalin erwies mir soeben die Ehre, mich bei euch morgen zum Mittagessen einzuladen“, recht vernehmlich sagte es Ahrnhammer, damit das Leitwort auch hinter der Tür gehört werden konnte.

Dieser Tür näherte sich nun der Hofrat, da trat sie schon heraus, ihm entgegen. Er prallte zurück, sie stand ganz ruhig vor ihm. Er starrte sie an, schaute dann auf den reichlich gedeckten Tisch, auf Ahrnhammer.

„— — — —.“ Er wollte was sagen, aber er konnte nicht. Die Verwirrung war zu groß. Anstatt der beiden war *er* verwirrt. — Was tut man denn in solchen Situationen?

„Natürlich“, sprach die Frau ruhig und kalt, „du wirst jetzt eine Szene machen“. Es war trotziger Hohn. Da fand er sich.

„Eine Szene machen? Nein, Nelli. Nach solchem Befund ist man über alle Formalitäten hinaus. Das Arrangement verstehe ich zwar nicht und doch weiß ich alles. Ich bin nicht neugierig, noch mehr zu wissen — und mich geht's auch weiter nichts an. Wollen Sie, meine Gnädige, mir nur die Adresse angeben, wohin ich Ihre Habseligkeiten transportieren lassen soll. — Und dir“, er wandte sich gegen Ahrnhammer, „dir, lieber Alter, bin ich zu Dank verpflichtet. Wie lange ihr euch schon kennt? wie oft ich schon hintergangen wurde? — Nein, man wird's nur einmal. Das Benehmen der Dame hier bei diesem überraschenden Wiedersehen hat's klar gezeigt, sollte sie es dir nicht schon gesagt haben, wie wir beide zueinander standen. Sie wird mir das Zeugnis geben können, daß ich ein geduldiges Tier war. Wir haben stets im größten häuslichen Frieden gelebt, nicht wahr, meine Gnädige? Was aber nicht ausschloß, daß ich den Erlöser ersehnte. Und der, Ahrnhammer, ist mir in dir gekommen. Ihr liebt euch. Und weil auch ich euch liebe, so habt ihr nun meinen Segen.“

Obschon das Paar nicht niederkniete, so hob der Hofrat doch seine Hände gebreitet über ihre Häupter. Dann sagte er „Gute Nacht!“ und ging davon.

Die Glücklichen standen da und schauten einander an. Zornig, wütend wenn er gewesen wäre! Aber dieser Hohn war hoffnungslos. Sie ahnten es im ersten Augenblick. Den Braten ließen sie ganz kalt werden. Es stockte die Sauce. Es hat ihnen kein Essen und kein Trinken mehr geschmeckt.

ihr Zimmer und packte zwei Koffer, eine Handtasche, einen Korb und zwei Hutschachteln. Dann schloß sie die Kästen und Laden ab, hinterließ einen Zettel: „Die Adresse, wohin meine übrigen Sachen zu bringen sind, wird demnächst mitgeteilt werden. Einstweilen hoffe ich sie hier in Sicherheit. Nelli." Und eilte den Dienstmännern nach, die das Reisegepäck ins Hotel schafften.

*
* *

Um sechs Uhr fünfunddreißig setzte sich der Zug in Bewegung. Ein großes Coupé der dritten Klasse war voll mit tabakdampfenden Hannaken. Dazwischen eingepfercht saßen Ahrnhammer und sein „Schatz".

Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Zuerst hatte sie mit starker Entrüstung verlangt, daß man im Coupé das Rauchen einstelle. Anfangs beachtete man das gar nicht, dann wurde sie ausgelacht. Die Handtasche mußte sie vor sich auf dem Schoß halten; von den Hutschachteln trennt sich keine Frau, aber hier war kein Platz für sie. Die runden Ungetüme mußten unter die Bank, wo sie als Stützpunkt der kotigen Stiefel dienen konnten.

„Das ist ja unerhört, Josef, das ist einfach mein Ende!"

„Es ist erst der Anfang, Liebste. Größere Reisen pflege ich stets in der dritten Wagenklasse zu machen, es ist unterhaltsamer. Und die größere Billigkeit fällt doch auch ins Gewicht. Hast du die Wecken eingepackt, mein Schatz? Nicht. Na, dann weiß ich nicht —"

„Speisewagen!"

„Führt der Bummelzug nicht."

„Wir werden doch nicht mit einem Bummelzug nach Galizien fahren!"

„Aber Gott, wir versäumen ja nichts. Wir kommen um billigen Preis weiter, ersparen das Hotel."

Und sie ersparten es gleich in der ersten Nacht. Als es spät wurde, lehnte sich ein Hannak an den andern und Ahrnhammer an den Hannaken. Nelli saß inmitten der ringsum aufgespeicherten Leiber wie eine hochragende Distel unter Schlingpflanzen. Matt beschienen von einem schläfrigen Ölfünzchen. Sie war sprachlos vor Empörung.

„Nein, das kann kein Mensch verlangen!" knirschte die Frau Hofrätin, die erster Klasse zu reisen gewohnt war. Er schwieg. In einer Station machte sie, soviel Ahrnhammer durch die halbgeschlossenen Augen bemerkte, Anstalt, auszusteigen. Er markierte einen tiefen Schlaf; sie soll ganz ungestört entfliehen. Aber sie ließ ihre Sachen da, sie stieg nur um in die erste Klasse. Leider auf nicht lange. Schon in der zweitnächsten Station brachte der Kondukteur die kartenlose Passagierin wieder in die dritte Klasse zurück. Am Morgen hatte sich das mitfahrende

„Oh, ich verstehe. Das war es ja immer, was ihn mir so — wie soll ich denn sagen — so uninteressant machte, daß er mir sicher war. Ich hätte ihn vielleicht geliebt, wenn er auch von einer andern geliebt worden wäre.“

„Vielleicht ist's auch bei ihm so und er liebt dich um so mehr, weil dich ein anderer geliebt hat!“

„Josef! Stellst du dich so dumm, um mich von hier fortzuekeln? — Ich liebe ihn nicht, deshalb bin ich ja auch heute so gegen ihn aufgetreten. Es war in einem Augenblick, als ich noch glaubte, dich zu lieben. Jetzt —“, sein kaltes, ja spöttisches Gehaben machte sie wild, ihre sonst so schönen schwarzen Augen sprangen hervor, ihre Fäuste, zwei kantige Knollen, fuchtelten vor seinem Gesicht, „— jetzt hasse ich dich, und darum hänge ich mich an dein Leben, und meine Lust wird sein, dich zu quälen, zu quälen, zu quälen, du Ungeheuer, du treuloses Ungeheuer!“

Nicht eine Linie wich er von den Fäusten zurück und sie stieß nicht zu. Er war äußerlich ganz ruhig und überlegte. Und überlegte in fünfzehn Sekunden einen ganzen Feldzugsplan! Einen Abwehrkrieg.

„Wir regen uns ganz umsonst auf“, sagte er, „wie das in der ersten Hitze immer kocht. Bei ruhiger Überlegung kannst du doch nicht zweifeln, was ich bei kühlem Blute tun werde. Einfach, was der anständige Mann tun muß. Und auch tun will. Dein Entschluß, bei mir zu bleiben, kommt meinem Wunsche entgegen, Schatz. Morgen abend sechs Uhr fünfunddreißig reisen wir ab nach Galizien, wo ich Geschäfte habe. Für heute genug. Lege dich ins Bett, ich mache mir's auf dem Sofa bequem. Hast du aus diesem Zimmer noch was zu holen? Mich dünkt, es ist alles Nötige vorhanden. Dann schließe ich ab.“

Und dann war die Tür zwischen ihnen, die verschlossene. Sie soll sich nur als Gefangene fühlen und einen andern Ausweg suchen. Nach dem Korridor war ihre Tür nicht verschlossen.

Aber am nächsten Frühmorgen, als er spähte, sah er, sie war nicht geflohen. Sie schlief. Sie war erst eingeschlafen — nach einer abscheulichen Nacht. Vielerlei hatte sie angefangen zu denken, da fiel wie Nebel in den Bergen wieder die Leidenschaft ein, sie liebte, sie haßte, sie wütete — wußte nur nicht gegen wen. Gegen den, der sie nach siebenjähriger Ehe verstoßen? Oder gegen diesen, der sie zur Dirne machte und dann die Tür abschloß?

Ahrnhammer ließ sie schlafen und machte seine letzten Besorgungen in der Stadt. Als sie erwachte, fiel ihr ein, daß heute Reisetag sei. Gut. Jetzt sind alle Brücken gebrochen bis auf diese. Doch, wenn sie mit ihm nach Galizien geht —. Sie eilte nach Hause oder, wie es jetzt hieß, zu Hofrat Palmar. Sie fand sich heimlich und geschickt in

Erst wollte er es noch mit anderen Scheidemitteln versuchen. Nicht ein einzigmal mehr mit einem guten Auge ansehen wollte er sie. Aber, als sie in einem galizischen Städtchen, ich glaube, Zabloce hieß das Nest, abstiegen und in einer armseligen Spelunke Herberge nahmen, fiel sie ihm im Angesichte der elenden Kammer, in der sie übernachten sollten, weinend um den Hals.

„Laß das sein, Nelli, ich muß jetzt den Geschäften nach." Er hatte wirklich eine Handelsverbindung mit einem Hause von Zabloce. Indessen ward es ihm in diesem weltfernen Orte doppelt ungemütlich und er kehrte ins „Hotel" zurück. Dort hatte die Frau ein Abendessen besorgt, das beinahe annehmbar war, und nach demselben trat zwischen beiden ein zärtliches Verhältnis ein.

Am nächsten Morgen wurde Ahrnhammer sehr spät wach, da bemerkte er, daß er allein war. Sie war nicht da und ihre Koffer und Schachteln waren nicht da. Er schmunzelte wohlgefällig. Und dann bemerkte er noch etwas — auch seine Geldtasche war nicht da. Reichlich so viel, daß sie mit erster Klasse nach Wien zurückfahren konnte. — Solches Geschäft war nicht gut, sogar überraschend schlecht, doch bei näherem Nachdenken fand er, es war immer noch ein Vorteil dabei. Ein unschätzbarer. Er war wieder frei und konnte den Fall zu seinen sonstigen Reiseerlebnissen buchen. Tempi passati!

In Brody hatte er noch ein Geschäft abzuwickeln und dann — heimwärts. Das Geschäft sicherte ihm die Rückreise, er wählte eine bequemere, als die Hinfahrt gewesen. Nur wenige Tage hatte sie gedauert, diese Fahrt mit ihr, und wie wurde ihm zur Last, was zur Lust gewesen, solange es nicht ihm gehört hatte. Eine unerträgliche Ärgerzeit. Und nun frei, frei, oh frei!

Die Route nahm er über Breslau, Dresden, München. Ein großer Bogen, ein weiter Tanz um Wien herum.

Fünf Tage später fuhr er in seinen Bergen per Zweispänner vom Bahnhofe der Fabrik zu. Die Fenster seines Wohnhauses blickten grüßend dem Herrn entgegen. Vor allem ersehnte er eines — endlich wieder frische Wäsche, die gänzlich einwohnerfrei war. — Als er munter aus dem Wagen sprang und über den Kiesplatz dem Haustore zuschritt, eilte ihm aus diesem eine rotbelockte Dame entgegen. Und das — war sie wieder.

Und da sage man noch einmal, daß die Frauen nicht treu sein könnten!

Publikum größtenteil verändert, statt der Hannaken waren polnische Juden da, mit langen Kaftanen, langen Bärten und langen geringelten Haarlocken. Frau Nelli hielt sich Nase und Mund zu, nur die Augen blieben frei, um wütend an dem Freunde herumzusehen. Der lehnte schläfrig in der Ecke und ließ die Welt gehen, wie sie ging, und auch die Frau — aber die ging nicht.

In ein Nichtraucher-Coupé war sie mit ihren Schachteln umgestiegen; es war besetzt mit schmutzigen, übelriechenden Weibern, die in allerlei slawischen und hebräischen Mundarten zeterten. Eine dicke Jüdin setzte sich fahrlässig auf Nellis Hutschachtel und saß sie durch. Hierauf kam die Frau schäumend vor Wut wieder ins rauchende Männer-Coupé zurück.

In Ostrau mußten unsere Reisenden umsteigen.

„Wir wollen doch eine andere Klasse nehmen, Schatz", sagte Ahrnhammer, führte die Dame dem bereitstehenden Zuge zu und hob sie galant in einen Abteil — vierter Klasse, ihr den Rat gebend, sich nur gut an die Eisenstangen zu lehnen, damit das Stehen mit der Zeit nicht unbequem würde. Er für sich machte es auch so. Das mitfahrende Publikum hier? Es war unaussprechlich. Die Dame wußte nicht mehr, wohin sie ihre Sachen stellen sollte, der Boden war mit einer zähen braunen Masse überzogen, der immer frisch von den spuckenden Juden und Polacken besprenkelt wurde.

„Es ist schändlich! Es ist schändlich!" stöhnte sie zuweilen und zerfetzte mit krampfenden Fingern das Batisttuch.

„Ja, meine Liebe", sagte da ihr Begleiter einmal, „wenn du es schon hier nicht ertragen kannst, wie wird's erst in Rußland sein! Ja, das weißt du doch. Ich reise in Geschäften nach Rußland und dann in die Walachei."

„Du hast es darauf abgesehen, mich zu töten. Jawohl, mich los zu werden."

„Wie sagst du?" lachte er. „Aber, Kind, solche Einfälle! Gott sei Dank, daß du bei mir bist. Allein wäre eine solche Reise einfach langweilig. Mir tut's nur leid, dir keinen besseren Komfort verschaffen zu können. Leider, die Verhältnisse . . ."

„Damals sind wir — anders gereist", weinte sie.

„Und — billiger", sagte er.

Auf Lemberg hatte Frau Nelli noch gehofft, aber sie stiegen dort nur um von dem elenden Zug in einen noch elenderen. Die Strecke gegen Brody. Nun wurde die Frau ruhiger und ergötzte sich zum Zeitvertreib auf der Jagd nach kleinen Tierchen. Ahrnhammer merkte zu seinem Entsetzen, daß sie sich bequemen wolle. Da kamen ihm Fluchtgedanken. Er war ganz verwirrt. So widerwärtig war sie ihm geworden, daß er Verbrechen plante und doch zu nichts fähig war.

mit ihm am Fenster stand. Denn da kam „Seine“ mitten unter den Leuten. Sie hatte ein grünes Kleid an und war braun unter dem schwarzen Haar wie eine gutgebackene Brotrinde. Und Schritte machte sie wie ein Soldat. Dazu hätten Augen gepaßt, die keck herauf und herunter und herüber und hinüber gefahren wären; aber die dazu gehörten, verhielten sich sittig oder wenigstens klug auf den Boden geheftet. Sie wußten, daß ein Mann eine Art Kartoffel ist, und daß die am ersten einen findet, die fleißig mit den Augen auf der Erde sucht. Die Sannel dachte nur: „Die soll hübscher sein als die Heiterethei? Da weiß ich nicht, womit der Hannes das hat gesehn; mit seinen Augen nicht!“

Aber es ist auch keine Tür, die nicht einmal aufginge, und wäre sie noch so lange zugewesen. Gepocht wurde so leise, als die Sannel den Händen von „des Hannes Seiner“, wie sie sie gesehen, nicht zugetraut hätte, daß sie könnten. Die Frau Bügel sagte: „Herein!“

Das erste, als Hannes' Mutter und seine Künftige einander gegenüberstanden, war, daß sie sich gegenseitig mit den Augen maßen, ob die andere wohl ihr Mann sei. „Die ist's nicht“, sagte jede in Gedanken zu sich. Und das war für ihre Unterhaltung gut. Sie wäre sonst zäher geflossen. Einen wunderlichen Lauf nahm sie bei alledem an. Sie ergoß sich über den Herrn Pfarrer, der den Nachmittag gepredigt hatte, floß hart an der Frau Pfarrerin vorbei und verbreitete sich dann über allerlei Getier, wie Kühe und Ziegen, und vielerlei Dinge, als da sind: Brotbacken, Wäsche waschen und dergleichen.

Die Schwarze begann ihre Probe mit dem besten Erfolg. Sie ließ sich zum Kaffee erst im allgemeinen sechsmal und im besonderen noch dreimal zu jeder einzelnen Tasse nötigen. Die Frau Bügel nickte sich selber zu: „Ja, von guten Leuten ist sie her, das sieht man wohl.“

Als die Schwarze zum letztenmal leer getrunken hatte und nun mit der Tasse in die Küche ging, da fing die Nase der Frau Bügel an überirdisch zu leuchten. Sie lachte bei sich selbst: „Das ist doch noch eine, so eine von den besten, wie ich eine war. Ich hätt' nicht gedacht, daß man jetzund noch so eine find't!“ Und die Schwarze hätte gewiß ein belobendes Lächeln von der Frau Bügel geerntet, wenn sie nur wieder hereingekommen wäre. Aber sie blieb draußen. Den Schneider fröstelte mitten in der Seligkeit ein Schauder an, denn die Frau Bügel rückte ihren Nasenklemmer. „Es ist nix“, sagte sie zu sich. „Es ist doch nix. So eine könnt' ich brauchen, die eine Stund' mit einer einz'gen Tassen zubringt. In der Zeit hätt' ich den ganzen Marktbrunnenkasten ausgewaschen.“

Aber in der Küche erhob sich ein Geräusch; da war es, als wären sechs Wäscherinnen zugleich an der Arbeit. Das patschte und spritzte

Hannesle der Nordbursch
oder Aus dem Regen in die Traufe.

Eine Geschichte von Otto Ludwig.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Sonntag darauf nach dem Nachmittagsgottesdienste sah es in der Küche bei der Frau Bügel gar nicht so aus, wie es da sonst um diese Zeit auszusehen pflegte. Da stand eine große Wanne und allerlei Wäsche darin und Seife dabei; und sie stand nicht etwa auf der Bank am Fenster, wohin sie gehörte, sondern auf dem Küchentisch. Auf dem Herde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Wasser. Und sonst heimelte die Küche Sonntags um diese Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all das beschaffen müssen, und sie hätte noch mehr getan, wenngleich Sonntag war. Aber sie hatte immer mit dem Kopfe dabei geschüttelt; nnd das tat sie noch.

Die Frau Bügel hatte gesagt, sie wollte ein Mädchen probieren, das heute kommen würde. Bestehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienst erhalten. Wo und bei wem? das sagte sie nicht. Sie hätte nicht soviel zu sagen gebraucht, denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was sie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften sich nichts merken lassen. Am schwersten wurde das dem Schneider.

„Paß nur auf“, sagte er zu Sannel, so oft die Mutter es nicht hören konnte. „Das ist eine! Die ist unter den Mädlen gerad', was ich unter den Burschen bin. Ich möcht' gleich mit dir tanzen, so bin ich aus dem Häusle. Es ist gut, daß ich jetzt nichts zu machen brauch'; ich könnt' die Nadel nicht halten, so süßlich ist mir's in den Händen. Und meine Füß' kann ich nicht still halten; sie fangen von selber an zu hopsen.“

Die Sannel sagte nichts. Sie half ihm sich freuen, so gut sie konnte; aber im Herzen war es ihr anders. Sie sah immer nach der Tür; es war nicht bloß die Neugier, die Erwartete zu sehen. Es war ja die Tür, durch die sie hinaus mußte, wenn die andere einzog. Kam eine junge Frau herein, dann war sie übrig in dem Hause. Sie mochte den Hannes, der nicht daran dachte, in seiner Freude nicht stören. Und erinnerte sie ihn daran, hätte sie das doch getan. Denn so sehr der Hannes sie über der anderen vergessen zu haben schien, sie wußte doch, er würde sie nicht gerne gehen sehen.

Aber es hat kein Pfarrer so lange gepredigt, einmal hat er doch aufgehört. Und das geschah auch diesen Nachmittag. Man hörte die Leute aus der Kirche kommen. Der Hannes stieß die Sannel an, die

Und in solcher Lust hätte sie nicht den kleinsten Handel abgemacht, geschweige einen so großen. „Man muß über eine Sach' nüchtern werden. Der Rat, der über die ander Nacht kommt, der hat ausgeschlafen!"

„Wenn du Lust hast, Mädle, zu mir zu ziehen, und deine Herrschaft dich läßt gehn, so kannst du bei mir anziehn, wenn du willst. Red' mit deiner Frau, und ich denk', es soll dein Schaden nicht sein!" So sagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da diese gehen wollte und versichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte sie nur ein Vaterunser länger vom Hause bleiben, als ihr erlaubt sei. „Eine Viertelstund' früher muß ich daheim sein, das tu' ich nicht anders!"

Die Schwarze hatte sich das Ende des Besuches anders vorgestellt. Es war alles so gut gegangen, und sie hatte schon gemeint, sie könnte nicht anders heimgehen, denn als Braut. Ihr Gesicht war viel länger geworden als vorher, wie sie sich empfohlen hatte und die Treppe hinab. ging. „Zum besten laß ich mich nicht halten", sagte sie zu sich. „Und komm' ich nur erst da rein und sitz' nur erst fest, hernachen will ich's der alten Hex' wettmachen! Da verlaßt euch drauf!"

* * *

„Nu, rück' ein bißle zu, Mädle", sagte denselben Abend der Schneider. Er hatte die Schwarze, wie gewöhnlich, wenn er kam, auf der Bank vor ihrem Herrenhause sitzend gefunden, aber die Ellbogen im Schoß, den Kopf auf den Händen, und das alles in eine blaue Schürze gewickelt. Wie er sein „Guten Abend, Mädle!" gesagt hatte, da war's gewesen, als bekäme, was unter der Schürze steckte, einen Krampf, der Schneider wußte nicht, ob vor Lachen oder vor Weinen. „Ich weiß schon", sagte er, „du willst hernach recht geschwind auffahren und mich auslachen, wenn ich erschreck'. Ja, Prost die Mahlzeit; damit mußt du einem andern kommen. Ich erschreck' nicht, und wenn das Rathaus einfällt; frag nur die Sannel. Wie du deine Sach' heint hast gemacht! Du bist doch auch ein Mordmädle; aber rück ein bißle zu!"

„Ich hab' Platz auf der Bank", sagte das Mädchen unter der Schürze hervor.

„Ja, aber ich —", meinte der Schneider.

„Ich hab' Platz. Was geht mich ein anderer an? Ich geh' auch niemand an; um ein arm Mädle fragt kein Mensch!"

„Wie du bist, Mädle! Und meine Mutter ist ganz närrisch auf dich!"

„Ja, sie kann mich nicht leiden", sagte das Mädchen und schluchzte unter der Schürze.

und seifte und rieb. Dann goß es Wasser zu, und es schien, es wären vier Hände, die das alles täten; so schnell folgte von neuem das Patschen und Spritzen und Reiben und Seifen auf das Gießen. Die Frau Bügel schlug die Hände zusammen und begann zu singen: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut!" Und als nun draußen durch das Patschen, Spritzen, Reiben und Seifen eine tiefe Stimme ertönte und den „Zweiten" sang zu der Frau Bügel scharfem Diskant, da ließ sie die Hände am Leibe herabsinken, und eine Freudenträne zitterte auf dem zitternden Bärtchen über ihrer Oberlippe.

Als der Vers aus war und noch einer, ging die Frau Bügel an die Küchentür, öffnete und rief hinaus: „Aber Mädle, ich hab' dich wohl zur Wäscherin gedungen? Ob du's liegen läßt und hereingehst." Aber sie sah doch erst eine Weile dem Waschen zu, ehe sie ihr mit Gewalt Einhalt tat. Es war wirklich ihre Absicht gewesen, zu sehen, wie der Gast mit der Wäsche umspringe, aber sie meinte nicht, daß das Mädchen ohne Aufforderung zugreifen würde.

„Nimm Sie's nur nicht für ungut," sagte das Mädchen, und wusch immer dabei, wie die Frau Bügel sich ausdrückte, als sollte sie gehenkt werden. „Aber ich kann so eine Arbeit nicht sehn; ich muß gleich zugreifen. Es ist recht grob und unschickerlich von mir, daß ich da ungeheißen zugreif'; das ist schon wahr, und Sie wird bös sein über mich!"

Trotz dieses Geständnisses mußte die Frau Bügel Gewalt anwenden, und da wollte die Schwarze nur wenigstens noch den einzigen blauen Strumpf da, dann nur den aber allereinzigen weißen noch waschen, und die Frau Bügel hätte sie doch lassen sollen, da sie einmal darüber gewesen wäre. Endlich aber, da die Frau Bügel fast ernsthaft wurde, was ihr aber nicht aus der Seele kam, da ließ sie schnell alles liegen und gab nach so vielen anderen auch noch die Probe freundlichen, ergebenen Gehorsams.

Als sie aus der Küche kamen, schritt die Frau Bügel so feierlich vor der Schwarzen her, als führe sie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, so schnell in ihrer „Sachen" mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in seiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tische noch einmal nach der Küchentür, als fürchte sie, die Tür sei nicht richtig eingeklinkt. „Es ist so schlecht, wenn eine Tür aufsteht, und ich kann's gar nicht leiden", sagte sie.

Das war zu viel für die Frau Bügel. An so viel Glück konnte sie nicht glauben, wenigstens nicht an die Dauer eines solchen Glückes. „So gar warme und heitre Tag' bringen Regen", meinte sie bei sich.

in solchem Tone, daß es das Gegenteil hieß. „Um mich ist noch keine krank worden. Und sich was angetan um meinetwegen, das hat noch gar keine!"

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Luckenbach krank waren, die waren das um ihn. Und er besann sich, ob nicht, seit er ein Bursche war, eine in das Wasser gegangen wäre. O daß die Sannel da gewesen wär'! Daß die Sannel da gewesen wär'!

Aber der Hannes hatte, so „ein Schlimmer" er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauerten ihn alle, aber er konnte nur einer helfen, der, die ihn am meisten dauerte. Und die schluchzte, daß es einen Härteren hätte erbarmen müssen, als er war.

„Ja, die Leut' haben gesehn, daß du die Abend her bei mir gesessen hast", sagte sie, wenn sie das Schluchzen dazu kommen ließ. „Aber nu kannst du sitzen, bei wem du willst. Ich laß keinen mehr neben mir sitzen, als wer vor Gott und den Menschen meiner ist, wo niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigsten wie du bist!"

„Aber Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich so einer bin? Wenn die Mädle närrisch werden, ich hab' noch keine wollen närrisch machen. Guck, und wenn mich eine beim linken Arm zerrt und eine beim rechten, und an jedem Fuß eine, und an jeder Haarspitzen ein Schock, du bist mir recht; du bist wie ich eine brauch'. Und nu rück zu, Mädle. Du bist mir gut genug. Es gibt ihrer, die noch größer sind und schöner als du; aber wo die Lieb' hinfällt, da fällt sie hin; und ich werd' deiner und keiner andern sonsten!"

„Ja, und so sagst du jeder. Aber ich bin nicht so dumm wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauch's auch nicht. Ich brauch' keinen zu bitten, er soll so gut sein und soll mich nehmen. Der Müller in Schackigt will mich. Und es sind noch andere, die mich wollen. Ich hab' keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered' komm'. Ich hab' meiner Frau aufgesagt und kann morgen gehn. Aber zu deiner Mutter zieh ich nicht. Der Müller in Schackigt will mir's schriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wissen. O, man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal ins Gered' kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da sagen die Leut', man ist nichts wert gewest."

Der Schneider erschrak von neuem. „Daß dich der Kuckuck hätt', Mädle; was ein anderer tut, das tu' ich auch. Frag' nur die Sannel. Ich schreib's heut noch, Mädle. Ich hab' erst gestern früh wieder Tinten reingetan in mein Tintenfaß; und Papier und Feder hab' ich auch in meinem Kasten. Gewiß und wahrhaftig, aber nu rück' zu. Von dem langen Stehen wird man müd'."

„Nun, wenn die dich nicht kann leiden!“ Der Schneider schlug die Hände zusammen. „Und hat alle Lob- und Danklieder gesungen, wo im alten Gesangbuch stehn. Auf das neu' hält sie nichts. Es wär' kein rechte Andacht drin. Das im alten, das wär' noch der recht' Herrgott, vor dem man sich fürchten könnt'. Hernacher hat sie uns erzählt, wie's ist gewesen, wo der Herr Superndent nicht anders ausgegangen ist wie im Priesterrock, und anders ist gewest wie andere Leut'; und da war's, als red't sie von dir. Und das will was heißen, denn der gefällt nicht so leicht eine.“

Die Schwarze erhob ihr Gesicht und sagte: „Nein; sie kann mich nicht leiden, ich weiß. Und es hat sie schon gereut, daß sie gesagt hat, ich soll zu ihr ziehn. Und wenn ich zu ihr bin gezogen, hernacher wird sich schon was finden, daß sie mich fort kann schicken. Nein, ich zieh' nicht hin. Ich bin so schon im Gered'. Die Leut' sind wie die Wölf', wo so ein arm' Lamm von einem Mädle ist, die niemandem gehört und das sich alles muß lassen gefallen!“

Der Schneider erschrak. „Im Gered'? Aber mit wem denn, Mädle?“

„Nu mit wem? Ich hab' wohl zwei? Ja, so ist's. Nu kommst auch du noch. Und weißt's am besten, wer mich ins Gered' hat gebracht. Was hast du mich nicht ruhig lassen sitzen nächtens? Ich hab' gut gesessen, wie ich hab' gesessen. Und nu müßt' ich nicht hören, daß du noch fragst und tust, als wär' ich schlecht, und es wären so viel, daß man sich müßt' besinnen, mit wem ich im Gered' könnt' sein.“

„Ja, mit mir, Mädle?“ fragte der Schneider und war glücklich, daß ein Mädchen mit ihm im Gerede sein sollte, und zwar ein so großes. Er hätte gar zu gern gehört, was die Leute sagten; er fragte das Mädchen danach.

„Nu“, sagte die, „hätt' ich's nur könnt' denken, ich hätt' dich nicht angesehn!“

„Aber so sag' doch nur“, drängte der Schneider. „Wie sagen denn die Leut'?“

„Und willst's auch noch hören, wie du bist?“ sagte das Mädchen schluchzend. „Nu, daß du ein Schlimmer bist, der alle Mädle närrisch macht und lachst sie hernacher aus. Und nun weißt du, was die Leut' reden, wenn du's nicht gewußt hast, und nun geh'. Es sind noch genug Mädle auf der Welt, die du närrisch in dich kannst machen. Ich bin nicht närrisch in dich, und zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Zum besten laß ich mich nicht halten, von dir nicht und von keinem!“

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal sagen, wie die Leute von ihm redeten. „Ich wär' ein Schlimmer? Ich hab' noch kein Mädle närrisch gemacht. Und hernacher ausgelacht hab' ich auch keine!“ So sagte er und wollte sich krank lachen, aber

„Möcht' ich wissen, warum?" entgegnete der Hannes und ließ sich von ihren weichen Händen neben ihr niederziehen. Sie nahm die Lampe, die sie derweilen hingestellt hatte, wieder auf ihren Schoß.

„Guck", sagte sie, „wenn man das Licht da sieht brennen, meint man auch, es könnt' nicht ausgehen. Ich hab' die Tag her allerlei solche Gedanken gehabt. Und einmal geht's doch aus. Und es ist gut, wenn man das vorher weiß. Ich hab' dir nichts davon wollen sagen, aber einmal muß es doch sein!"

„Ich wollt', du sagst's gleich, was doch muß sein", sagte der Hannes. „Wenn eins so erbärmlich anfängt zu reden, da kann's einem ordentlich angst werden. Sag's doch heraus, was sein muß; du weißt, Sannel, ich erschreck' nicht so leicht. Ich erschreck' nicht, wenn's Rathaus einfällt; frag' nur die Sannel. Ja so, du bist ja selbsten die Sannel. Aber, Sannel, du könntest mir's vielleicht morgen sagen. Und ist's denn so was gar Schreckliches? Du willst doch nicht gar fort, Sannel?"

„Ich will nicht fort", sagte die Sannel traurig. „Ich bin in dem Häusle gewest und bei dir, solang ich mich kann besinnen, und von selber geh ich gewiß nicht; da brauchst du nicht zu fragen; das weißt du allein. Aber wenn eine junge Frau rein kommt, hernach bin ich übrig. Was zu machen ist, das kann eine machen. Und wo ich wüßt', ich verdien's nicht, da könnt' ich auch nicht wohnen und essen. Zumal jetzund, wo das lieb' Brot so teuer ist und das Geld so späng. Aber deswegen ist's nicht, daß ich sag', du sollst dir die Sach' mit der überlegen. Sie sagen, wenn man einmal was unterschrieben hat, hernachen ist man sein eigener Herr nicht mehr; da ist einem die eigene Seel' wie versiegelt. Das mit dem Schackigter Müller wird nicht solche Eile haben, sonst wär' ihr's früher eingefallen. Guck, wenn die Heiterethei hereingekommen wär', da wär' ich ruhiger gangen. Denn die Heiterethei kenn' ich, und es ist keine brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß nicht, wer ihre Küh' und ihre Ziegen sind. Und wenn sie noch solche Augen hätt' wie die Heiterethei, wo die helle Guttat herausleucht'. Guck, du mußt's nicht ungut nehmen, wenn ich's sag', aber das sind falsche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Gesichter, eins für sich und eins für die anderen Leut'. Hannesle, tu', was du willst, nur verschreib' dich der nicht. Und wenn sie den Schackigter Müller heirat't, du kriegst noch immer eine andere, und es ist um so besser für dich. Und du weißt, ich tu' alles, was die Leut' wollen, und tu's gern, aber wenn du auch schreibst, der trag' ich's nicht hin. Sie hat mir nichts getan, und ich weiß nicht warum; aber ich weiß so gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab', mit der rennst du in den Geißgraben, Hannesle!"

„Ist's wahr? Und ist's wirklich dein Ernst, Hannesle?“ fragte das Mädchen einmal ums andere. „Nu, so will ich dir nur sagen, ich hätt' mich tot gegrämt, wenn ich den Schackigter Müller hätt' müssen nehmen. Nicht öpper, weil er garstig wär'. Er ist nicht ganz so hübsch wie du, aber es sind doch nicht viel Bursch hübscher. Und lang ist er wie eine Stangen und in der Mitten so dünn. Aber siehst du, Hannesle, das kannst du mir nicht übelnehmen; denn lachst du mich am End' aus, so nimmt mich auch der Schackigter Müller nicht. Denn die Bursch in der ganzen Gegend haben's auf dich. Sie wollen keine nehmen, die mit dir im Gered' ist gewesen. Das tun sie, weil sie's ärgert, daß die Mädle lieber dich wollen haben als sie. Und eine alte Jungfer mag eine doch nicht werden. Siehst du, ich möcht' dich gleich erdrücken vor Lieb' und Freud'. Aber hernach lachst du mich doch aus am End'. Ich greif' dich nicht eher an und laß mich nicht eher angreifen, bis ich gewiß bin, daß du mich nicht auslachst!“

Und sie hielt ihr Wort. Der Mond hat noch lange auf die beiden geschienen, wie sie dort saßen; er kann es bezeugen. Er hat gesehen, wie der Hannes gleich geschrieben hätte, wäre nur seine Tinte und Feder und Papier auf der Gerbergasse gewesen und nicht daheim im Kasten. Aber noch heute wollte er schreiben, und die Sannel sollte es morgen in der Frühe zu der Schwarzen tragen, sowie sie die Kuh gefüttert hätte. Die, wenn die nur heute dabei gewesen wäre!

* * *

Ja, die Sannel. Aber wer weiß, ob sie sich gefreut hätte. Sie war ja gar nicht mehr wie sonst. Hätte sie sich nicht mehr über die Sache gefreut, als sie sich über die Erzählung davon freute; da war sie besser daheim.

Der Hannes wollte heute gar kein Ständchen halten. Er stürmte die Bodentreppe hinan, um nur gleich den Schein zu schreiben, den die Schwarze verlangt hatte.

„Ja, sonst zieht sie nicht zur Mutter“, sagte er zu der Sannel, die ihm riet, sich vorzusehen oder sich doch nur erst zu besinnen. „Und nimmt den Schackigter Müller, und hernach sitz' ich da, und das viert' Gebot ruht nicht, bis ich in die Erdäpfel gangen bin. Aber du bist auch nicht mehr, wie du bist gewesen; dir wär's recht, wenn's nur recht bald all' wär' mit mir!“

„Wär' ich nicht mehr so, wie ich gewest bin“, sagte die Sannel, „hernachen ließ ich dich gehen!“ Sie streichelte ihn und sagte: „Gelt, Hannes, du setzt dich erst her zu mir auf die Treppen? Wer weiß, ist's nicht mehr oft, daß wir beisammen dasitzen!“

für „einen Schlimmen“ zu halten, wie die Schwarze tat. Es schickte sich jederzeit wie zufällig, daß sie die dritte war. Aber das kam ihm noch zu gut, daß das Ding an der Fensterwand aus Rücksicht auf die neue Ankömmlingin in Untätigkeit verfiel. Er wurde ganz übermütig davon. Die Sannel hatte wenig oder nichts mehr zu tun, die Schwarze machte alles, was zu machen war; und es schien, sie hatte daran nicht genug. Die Sannel warf es sich bei jedem Bissen Brot vor, daß sie ihn nicht verdient habe und aß immer weniger und wurde vor Hunger und Gram ganz blaß. Dennoch tat sie alles Mögliche, sich zu freuen, was der Hannes wohl mehr als zwanzigmal den Tag von ihr verlangte. Zeit genug hatte sie dazu.

Die Frau Bügel war in den ersten Wochen fast jeden Tag daran, der Probe ein Ende zu machen, und die Schwarze erwartete das jeden Tag. Sie zwang ihre wachsende Ungeduld und ließ ihren Ärger über die Verzögerung mit Zins auf Zins stehen. Wenn sie einmal fest saß, dann wollte sie sich bezahlt machen für all den Zwang, den sie sich angetan; damit vertröstete sie sich zwei Wochen lang. Länger aber ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn sie allein war, dann ließ sie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geschirr und das Vieh, Kannen und Gelten, Kuh und Ziege mußten ihn entgelten. Das arme Vieh, das an weichere, freundliche Hände gewöhnt war, grämte sich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken schien, bemerkte alles. Sie fing an, die Sache zu durchschauen, wenn auch nicht die ganze. Das eine wurde ihr klar, daß die Schwarze sich bei ihrem Kaffeebesuche verstellt hatte, wenn sie auch nicht begriff, warum.

„Aber was hast du nur, Mädle?“ sagte Frau Bügel. „Du siehst die Tag her aus, als hättst du immer all die Zähn’ zusammengebissen, und redst kaum, und wenn du redst, so ist’s, als wenn dir der Ärger die Gurgel verschnüren tät. Hast du denn Ärger?“

„Nu freilich“, entgegnete die Schwarze. „Meine Leut’ daheim, wo ich hingehör’, da ist so ein alt’ Fegefeuer, die find’t kein End’ und kein Trumm. Aber zum besten laß ich mich nicht haben, das soll sie nur wissen. Ich hab’ Geduld, wie sie die Hundertst nicht hat. Aber wenn mir’s zu arg wird, ich will das Trumm schon finden.“

„Ja, sie schicken dir deine Sachen nicht“, sagte Frau Bügel, „und haben sie schon vor acht Tagen wollen schicken.“

„Ja, ich will doch sehen“, sagte die Schwarze, „ob ich krieg’, was mir gehört. Nu wart’ ich nicht mehr lang. Das alt’ Fegfeuer weiß nicht, mit wem sie’s zu tun kriegt.“

„Nu, ich sollt’ deiner Schwester ihre Schwieger sein“, dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. „Ich

Der Hannes besann sich nicht gerne. „Wenn man sich über alles noch lang' wollt' besinnen", sagte er, „da könnt' man vor lauter Besinnen nichts tun. Und das ist schlecht von dir, daß du mir da eine Unruh' machst, daß ich immer denk', ich muß mich besinnen; und wenn ich mich besinn', so nehm' ich sie am End' nicht, und hernach nimmt sie der Schackigter Müller. Da ist eins so schlimm wie das andere. Und hernachen — was du von ihren Augen sagst, das bildst du dir nur ein. Und das von wegen, daß du denkst, du bist übrig und sollst fort, das ist dummes Zeug. Das ist, als wenn du sagst, die Deck' da oben, die soll fort, oder der Ofen unten in der Stuben. Und wenn's ihr einfiel, das wär' ein Wort von mir; und was ich sag', die tut's. Denn Respekt muß sein im Haus. Und da ist's viert' Gebot nicht dabei. Du kennst mich nicht, wie ich bin. Wenn ich einmal anfang', nu frag' nur die Sannel. Und nu sag' nichts weiter; ich halt' mir die Ohren zu!"

Das tat er auch wirklich. Sie stand noch lange vergeblich vor seiner Kammertür und pochte leise und gab ihm durch das Schlüsselloch die besten Worte. Aber das Heiratsversprechen trug sie nicht hin; der Hannes mußte es durch einen Nachbarsjungen schicken. Dabei schmollte sie nicht und war in allen anderen Dingen so willig, ja noch williger als je.

Die Frau Bügel redete mit der Gerbersfrau. Die war froh, die Schwarze los zu werden, und sagte, diese könne gehen, wann sie wolle, und wenn es gleich jetzo wäre. Solche Gefälligkeit hatte die Frau Bügel von der Gerbersfrau nicht erwartet, und sie hatte ihre Gedanken darüber auf dem Rückwege nach Hause.

„Wenn man eine hat, die was taugt, da hält man sie fester. Oder man sagt, sie kann morgen gehen oder übermorgen; ich will mich erst nach einer anderen umtun, oder auch, sie soll erst noch das und das im voraus machen, damit man sich eine Zeit allein behelfen kann. Nu, es wird sich alles zeigen. Und wenn sie die best' ist, so ist's kein Schaden, daß ich sie erst eine Zeit auf die Prob' nehm'."

Und nicht lange nach der Frau Bügel kam denn auch die Schwarze in das Haus. Sie brachte einen schweren Koffer mit sich; es war aber nicht alles drinnen, was sie hatte. Das meiste, sagte sie, und das beste sei noch zu Haus in Schackigt bei ihrer Schwester, der Bäckersfrau.

*
* *

Die Schwarze hatte ein Bett bekommen in dem Schlafkämmerlein der Frau Bügel, aber noch war keine Rede davon, daß die Sannel fort sollte. Der Schneider war überglücklich; es kostete ihn Mühe genug, es nicht merken zu lassen. Nur das gefiel ihm nicht, daß er nicht öfter und länger mit ihr allein sein konnte. Die Frau Bügel schien ihn auch

der Schwarzen. Die aber versicherte, sie fürchte sich nicht. Sie wüßte eine Tolle bei den Hörnern zu packen und sie sei in ihrem Recht.

„Das da ist meine Stuben", sagte die Frau Bügel, „und da ist kein andres Recht drin als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drin ist. Da ist ein Recht drin, daß ich nauswerf', was nicht rein gehört. Ich hab' mir dein Gesicht lang' genug lassen gefallen. Du bist meine Magd, und ich kann dich fortschicken, wenn mir's gefällt!"

„In der Stuben da hab' ich so viel Recht als Ihr", sagte die Schwarze ruhig, weil sie ihres Vorteils bewußt war. „Und ich frag' nu, wenn das erst' Aufgebot gehalten wird?"

Die Frau Bügel verbiß ihre Wut. So tapfer sie auch war, vor tollen Menschen fürchtete sie sich doch. Und die so redete, mußte toll sein. Sie wollte das Fenster öffnen und um Hilfe schreien.

Aber die Schwarze nahm sie bei den Armen und hielt sie fest. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleisch und Knochen zusammen. Solche Kraft hat nur ein toller Mensch. Die Frau Bügel war eine starke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man auch nicht toll ist. Das, was sie empfand, ging weit darüber hinaus.

„Nu bin ich die Gesichter satt", sagte die Schwarze und freute sich über ihren Triumph. Die Frau Bügel sah nun, daß sie ihr Mann nicht war. „So leid' ich's nicht länger. Es gibt nur ein Gered' unter den Leuten, wenn Brautleut' so lang' vor der Hochzeit in einem Häusle beisammen sind. Den nächsten Sonntag muß das erst' Aufgebot sein, und Sonntag über drei Wochen ist die Hochzig. Und wenn niemand anders zum Pfarrer geht, so geh' ich. Ein End' muß einmal sein!"

Die Frau Bügel war nahe daran, selbst konfus zu werden. Die Schwarze sprach wie eine Tolle, und sprach doch auch, als wäre sie bei Verstand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte sie dem Verständnisse näher. „Der Jung' hat kein Gewissen. So ist alles Betrug gewest. Aber ich will dich, du Nichtsnutz! Da bin ich erst noch dabei!"

„Was hast du gemacht, Jung'?" fragte sie drohend.

„Ja, was hab' ich gemacht?" sagte der Schneider voll Angst. „Ich bin doch nur ein Bursch — der von Nachbars ist sechs Jahr jünger und hat gefreit!" Der Schneider war ein geteilter Mensch. Daß er sah, die Schwarze ließ die Mutter nicht über ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deshalb hatte er ja die Schwarze hereingeschwärzt in das Haus. Aber zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nicht gedacht.

„Und da tut der Nichtsnutz noch, als müßt' er dabei sein, wenn er soll frein. Das ist meine Sach'. Da hat so ein Jung' sich nicht dreinzumischen. Das geht dich nix an, wen du sollst frein. Und so

wollt dir das alt' Fegfeuer anstreichen!" Die Frau Bügel hatte das eigene, daß sie niemand zornig sehen konnte, ohne angesteckt zu werden. Wenn sie jemand auf der Gasse oder sonstwo zanken hörte, da kostete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und sie hätte sich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr schnell zuwider geworden, vielleicht weil sie im Anfang zu sehr von ihr eingenommen gewesen war. Vor der Sannel, die sie kannte, von der sie wußte, die war wie eine verschlossene Truhe, zu der sie den Schlüssel hatte, versteckte sie ihre Meinung nicht. Sie hatte auch die falschen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei sich: „Wenn die Bäs die nur früher hätt' weggekriegt! Nu ist's zu spät. Nu hat der Hannesle sich der verschrieben, und ist sein eigener Herr gewest, und seine Seel' ist wie versiegelt. Und ich wollt', ich stürb', denn nu ist doch keine Freud' mehr für mich auf der Welt!"

Das Unerquickliche des Zustandes nahm nicht ab, mit jedem Tage wurde er verbissener. In der Frau Bügel so gut wie in der Schwarzen Herzen hatte sich der Zunder gesammelt; es bedurfte nur eines Funkens, so standen sie beide bald in vollem Brand. Und wo das Schicksal einmal Zunder gesammelt hat, da weiß es auch einen Funken hineinzuschlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es sei zu wenig zu tun, und es wären zu viele Leute im Haus. Die Schwarze verstand nur zu gut, was sie meinte. Daß der Schneider nichts vermochte im Haus und durch ihn nichts durchzusetzen war, das wußte sie lange; das hatte sie ihm gleich zum erstenmal angesehen. Und sie war gar nicht die Person, die einen Vollzieher ihrer Taten brauchte. Sie wollte nicht warten, bis man sie gehen hieße.

Und so stand sie eines Morgens in ihrer ganzen Breite vor der Frau Bügel. Und diese schien ihr noch nicht breit genug; sie nahm die gewaltigen Arme zu Hilfe, die sie in ihre Seiten stemmte. Dann sagte sie kurz, als sei sie nicht gesonnen, große Umstände zu machen: „Und wie ist's nu? Wird nu einmal ein End'? Nu bin ich beinah' drei Wochen in dem armseligen Häusle. Und ich bin nicht reingezogen, um einem alten Fegfeuer ihre Magd zu sein. Ich will nu wissen, wie ich dran bin!"

Die Frau Bügel stand sprachlos da. Dem Schneider auf seiner Brücke kam ein Schauder an vor seinem Schatz. Er hielt die Nadel wie versteinert in die Luft.

„Ich will nu wissen", fuhr die Schwarze fort, „ob ich werd' zu meinem Recht kommen. Länger zum besten halten laß ich mich nicht!"

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig." Sie war nicht die Frau, die sich lange daran herummachen ließ. Das sagte sie

Die Schwarze zog sich zum Ausgehen an. Und das tat sie so, daß man auch sehen sollte, sie sei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in sich zusammengebrochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgespielt würde. Und wie schlecht es sei, sich durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzustehlen.

„Ja“, sagte die Schwarze und lachte dazu. „Und so ein Schiebkarrn von einem Häusle wär's auch der Müh' wert. Ich hätt' eine Wirtschaft können bekommen, die hundertmal so viel wär' wert gewest. Um solch' Armutei trägt's auch aus, so viel zu reden. Mich hat's sechsmal gereut gehabt. Aber ich hab einmal meinen Kopf aufgesetzt gehabt. Es ist den Ärger nicht wert, den ich hab einfressen müssen. Aber ich will ihn schon wettmachen, da hab' ich mir die Hand drauf geben!“

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nur an den Augenblick, wo die Schwarze hinausgegangen und er hilflos in der Gewalt seiner Mutter sein würde. In der Angst, nur fortzukommen, sagte er: „Ich geh' mit.“ Und da die Schwarze nicht wartete, so lief er, Jacke und Weste, die er noch nicht hatte anziehen können, in den Händen haltend, der Gehenden auf dem Fuße nach. (Fortsetzung folgt.)

Sechzehn Sonette.*)

Von Franz Keim.

I.

Ich will euch nicht den Flammen übergeben,
Ihr schaut mich so mit Kinderaugen an,
Als hätt' ich großes Unrecht euch getan,
Ich will euch nicht den Flammen übergeben.

Ihr seid der schönste Traum von meinem Leben,
Der kühne Traum, mit dem ich einst begann,
Wie Genien begleitet ihr den Mann,
Ich will euch nicht den Flammen übergeben.

Ich hörte einst ein Glockenspiel vom Turm,
Im Anfang war's ein leises, leises Klingen,
Dann tiefes Tönen, volles mächtiges Schwingen.

Und endlich ward's ein ungeheurer Sturm,
Gewalt'ger Ausklang tiefen, innern Bebens,
So seid auch ihr ein Sturmgeläut' des Lebens.

---

*) Ein junger Grazer Freund des bekannten Wiener Poeten ist durch die Liebenswürdigkeit des Professors und Dichters Edward Samhaber in Linz in den Besitz dieser prächtigen Sonette gelangt. Mit Ausnahme von fünf Sonetten, die Keim in seinem Gedichtsbande „Aus dem Sturmgesang des Lebens“ (Bruns Verlag, Minden i. W.) veröffentlicht hat, erscheinen alle übrigen Gedichte hier mit Genehmigung des Autors zum erstenmale abgedruckt. — Über die schönen Dichtungen selbst erhielt der Herausgeber derselben von des Dichters Hand folgenden schönen und interessanten Brief: „Wien, 9. I. 1909. Liebwerter junger Freund! Sie haben mir allerdings eine seltsame Überraschung bereitet, für welche ich Ihnen danken muß. Ich habe alle die überschickten Sonette sofort als meine längst verlorenen Kinder wieder erkannt. Wundern kann sich über diesen jetzt wieder gut gemachten Verlust

schlecht du bist, Jung', für so ein Hackstock bist du noch zu gut. Da wird nix. Und die da macht nu ein End' und packt sich. In meinem Häusle ist niemand Herr als ich. Sonst will ich den Polizei lassen kommen!"

„Gut", sagte die Schwarze, ohne sich zu rühren. „Und wenn da das alt' Fegfeuer den Polizei nicht läßt kommen, so laß ich den Polizei kommen. Da ist's, wenn das alt' Fegfeuer kann lesen!"

„Tu ihr ihre Brillen her", wandte sie sich zu dem Schneider. Der gehorchte, vergaß aber nicht, sich in gehöriger Entfernung zu halten. Und das war klug von ihm.

Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltetes Papier unter ihrem Halstuche hervor, machte es an ihrer Schürze glatt und hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl gesagt: Wer so was unterschreibt, ist sein eigener Herr nicht mehr, und hernachen ist seine Seele wie versiegelt. Der Schneider fühlte einen Druck auf seiner Seele, als stecke sie unter einer Siegelpresse. Aber er tröstete sich: „Wenn sie nur einmal sieht, es ist nicht anders, hernach wird sie sich schon beruhigen!"

Das ging aber nicht so schnell. Erst war die Frau Bügel erschrocken, daß ihre Nase all ihre Farbe verlor; dann erholte sie sich und sagte: „Was so ein Jung' schreibt, das ist nix geschrieben. Was so ein Jung' ohne seine Mutter macht, das ist nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh' versprechen, denn ich bin die Frau, aber so ein Jung' kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelassen!"

„Ei, ich weiß so eins", sagte die Schwarze höhnisch, „wo die Leut' wissen, wenn sie neinkommen, aber nicht, wenn sie wieder rauskommen. Und das ist im Turm, und da hat der Büttel den Schlüssel dazu. Und wenn einer mündig ist, da gilt's, was er hat geschrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber Sie braucht einen. Und wenn Sie was schreibt, da muß ein Kurator dabei sein. Und nu will ich ein End' und geh auf der Stell' zum Pastor!"

Aber noch ergab die Frau Bügel sich nicht, so wenig mehr sie gegen die Giltigkeit der Verschreibung aufbringen konnte. Sie sagte: „Recht so. Und der Jung' kann mitgehn. Aber in mein Häusle soll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal sterb', so vermach' ich's der Sannel. Hat er's ohne mich geschrieben, so kann er auch ohne mich sein, der Nichtsnutz der!"

Die Schwarze lachte. „Ja, so dumm, wie man selber ist, darf man die Leut' nicht meinen", sagte sie. „Das Häusle kommt von seinem Vater, und das bißle andre Hab und Gut ist auch von ihm. Und nu ist's alles dem Hannes, und nu fragt sich's nicht, ob sie mich will reinlassen. Nu ist's die Frag', ob ich Sie reinlaß. Denn in meinem eignen Häusle laß ich mir nicht auf der Nasen tanzen!"

Sie ward geraubt. So steht sie oft am Strand,
Die Heimatlose, schaut gen Helgoland.
Der Sturm ward still, die See hat sich geplättet.

Ist das ein Segel? Ist's ein fernes Riff?
Schau hin! Erkennst du König Herwigs Schiff?
Es kommt der Bräutigam — du bist gerettet!

V.

Kennst du das Lied: „Zu Straßburg auf der Schanz?“
Kennst du das Lied vom armen Schweizerjungen,
Der, heimwehkrank, tief in den Rhein gesprungen?
Hier in der Fremde, hier versteh' ich's ganz.

Nach Norden zieht der Wolken luftiger Tanz.
Ich steh' am Strand und hab' es still gesungen,
Allmächtiges Heimweh hat mein Herz bezwungen,
Das fremde Meer glüht auf in fremdem Glanz!

Mein Herz steht still. Das Auge wird mir feucht,
Ein einziger Sprung ist Alles, wie mir däucht;
Wer denkt an mich in weiter, weiter Ferne!

Ein Sarg von blauem Marmor ist die Flut,
Ein Sterbemantel, weit und weich und gut,
Der Totenkranz sind Sonne, Mond und Sterne.

VI.

O Maler, wie ergreift mich dein Geschick!
Als du das schönste Frauenbild vollendet,
Warst du von seinem Zauber tief geblendet,
Du kamst um deinen Frieden, um dein Glück.

Noch einmal mit dem letzten langen Blick
Hast du zu deiner Schöpfung dich gewendet
Und dann im wilden Todessturz geendet.
Es war ein Bild, es rief dich nicht zurück.

Sie fanden dich. Zerschmettert war dein Haupt,
Sie haben viel vermutet und geglaubt,
Wie konnten sie auch ahnen, was dir fehle?

Es war nicht Armut und es war nicht Not,
Die Liebe trieb dich in den bittern Tod,
Du wolltest für dein Bild auch eine Seele!

VII.

Medea mit den Kindern, welch' ein Bild!
Das bleiche Haupt vom dunklen Haar umflossen,
Zum Streich, der auch die Mutter trifft, entschlossen.
Medea mit den Kindern, welch' ein Bild!

Sie hebt den Dolch, allein ihr jüngstes spielt
Mit einer Blume, sinnvoll halb erschlossen.
Ein Blick aus diesem Kinderaug' dem großen,
Entwaffnet ihre Hand, ihr Herz wird mild.

Doch Gora ruft: „Was zögerst du? Er naht.
Er wird dich wieder höhnen! Auf zur Tat!
Medea ist kein Weib — die Kinder sinken.

Und Jason kommt. Zu spät! Er rettet nicht.
Medea ruft: „Aus meinem Angesicht!
Wenn du zur rechten gehst, ich geh' zur linken!“

II.

Wer scheiden will, der soll's am frühen Morgen,
Bevor die lichten Sterne bleich vergeh'n,
Bevor das glühende Sonnenhaupt zu seh'n,
Von Wäldern und von Bergen tief verborgen.

Da schlummern noch die Zweifel und die Sorgen,
Es wandelt durch die Welt ein frisches Weh'n,
Du wirst den Abschied leichter übersteh'n —
Wer scheiden will, der soll's am frühen Morgen.

Die Sonne sank; die höchsten Berge glühten,
Aus tiefster Dämmrung winkten weiße Blüten,
So hab' ich auf die Reise mich gemacht.

Ich mochte wohl den Hut noch lange schwenken,
Ich mochte heimlich manches, manches denken,
Mein Morgen war vorbei, es wurde Nacht.

III.

Ich schritt hinunter am canale grande,
Die Schiffe lagen ruhig Bord an Bord,
Und weiter, immer weiter schritt ich fort,
Das Abendrot erlosch mit glühendem Brande.

O zaubervolle, fremde Welt am Strande!
Da lehnt ein blonder Bursch am Steuer dort,
Er singt ein Lied, ich weiß es Wort für Wort,
Ein muntres, altes Lied aus deutschem Lande.

So frischauf jubelnd, wie der Sang mich traf!
Und nähertretend rief ich: „Landsmann, brav!"
Ein schwarzer Hund fuhr auf vor meinem Schritte.

Und wie zu horchen schwamm der Mond im Golf.
Der Landsmann aber sagte: „Ruhig, Wolf!"
Und war mit einem Sprung in der Kajüte.

IV.

O Meer im Aufruhr, bei des Sturms Getön,
Wenn deine Wasser rauschen auf und nieder,
Bei deinem Zorn gedenk ich alter Lieder
Nordländischer Klippen, nebelhafter Höh'n.

Die junge Gudrun, bleich und blond und schön,
Mit harten Fesseln um die weichen Glieder,
Wehklagt am Strand und wirft sich weinend nieder,
Es überheult der Meerwind ihr Gestöhn.

---

nur der, welcher meinen noch nicht besser gewordenen Leichtsinn gegen meine eigenen Erzeugnisse kennt. Da wird (und wurde in jenen Jahren ausschließlich!) der plötzliche Einfall mit schlechtem Bleistift auf kleines Papier verzeichnet, in die Rocktasche gesteckt, nicht mehr gefunden, niemals geordnet, schließlich vergessen. Der Lehramtskandidat Herr Samhaber, mein Gegensatz, ein übergründlicher, nichts vergessender, junger Mann, erhielt diese, damals an keine Öffentlichkeit gerichteten Dinger zur Einsicht und kopierte sie — ich glaube, er zeigte sie auf eigene Faust auch seinem Lehrer, Universitätsprofessor Dr. Karl Tomaschek. Das ist heute alles nebensächlich. Ich weiß nur, daß ich damals als armer Rechnungsbeamter an ein Hervortreten als Poet gar nicht zu denken wagte. Richtig haben Sie erkannt, daß diese Sonette in die Abteilung „Junge Wanderschaft" gehören. Wenn auch die meisten in Wien ihre Niederschrift fanden, so ist doch die Anregung und das Kolorit in Triest vom Jahre 1864 oder 1865 stammend. Ich wollte infolge unserer plötzlichen Verarmung in den Dienst der dortigen Marineverwaltung treten; war auch drei bis vier Monate dort Aspirant, voll Heimweh, war ich aber doch durch die Schönheit des Landes und Meeres halb verzaubert. Im Landhause und Garten einer Venezianerin, Witwe eines deutschen Beamten, von dem sie Deutsch erlernt hatte, fand ich Gastfreundschaft, und eine ihrer Töchter war jene Emilia, die ich in meinem Sonette „Emilia" („Sturmgesang des Lebens", S. 6) besang. Die Kläglichkeit der amtlichen Verhältnisse und die (schon damalige) Verwelschung und Verslawung Triests und seiner Ämter trieb mich nach Österreich zurück. Aber es bleibt mir ein schöner, kurzer Traum!" — Über Franz Keim brachte der „Heimgarten" eine eingehende Würdigung in Nr. 11 und 12, Jahrgang 1907, aus der Feder des Schreibers dieser Zeilen.

XI.

O wie beneid' ich die allmächtigen Klänge,
Die dich auf Flügeln heiligen Sturms erheben!
Ich schau dich an, ich sehe dich entschweben,
Und bleib' zurück in dieser ewigen Enge.

Es klingen fern die seligen Gesänge
Der hohen Geister, die dich dort umgeben,
Und doppelt einsam kämpft mein armes Leben,
Erdrückt in der empfindungslosen Menge.

Beethoven schweigt. Die Hörer rings im Kreise
Sind tief erschüttert und sie flüstern leise,
Und wie es still wird, kehrst auch du zurück.

Da jauchzt mein Herz in seinem höchsten Glück,
Ich fasse dich und rufe wie von Sinnen:
„Bleib' ewig hier und geh' nicht mehr von hinnen!"

XII.

So wandelt wohl ein Mensch im tiefsten Traum,
Wenn andre Schläfer längst im Schlummer liegen,
Mit leisem Fuß empor die dunklen Stiegen
Hinauf bis in des Hauses höchsten Raum.

Im Garten singt kein Vogel, rauscht kein Baum,
So lautlos ist die Nacht, so tief verschwiegen,
Nur oben hoch die weißen Wolken fliegen,
Ein sanft verklärter, nebelhafter Schaum.

Der Träumer klettert fort, er scheint zu schweben,
Er lächelt in des Mondes bleichen Strahl;
Da schnarrt die Uhr, der Hammer will sich heben,

Es tönt vom Turm ein langer dumpfer Schall,
Der Träumer hört's und schaudert auf mit Beben
Und stürzt hinab zu rettungslosem Fall.

XIII.

Auf diesem kleinen Friedhof ruht ein Herz,
Das größer war als tausend, die noch schlagen,
Gebrochen und getäuscht in jungen Tagen,
Vernichtet von des Lebens großem Schmerz.

Kein Totenbild von Marmor oder Erz,
Wird je, was du erduldet, würdig sagen,
Versiegelt sind die stumm gewordʼnen Klagen,
Versöhnter Geist, geh' ruhig himmelwärts.

Die Ulme rauscht, als stiegst du aus der Gruft,
Mild wie dein Atem weht die Sommerluft,
Turmschwalben bauen ruhig ihre Nester.

Ich möchte scheiden und ich kann nicht fort,
Hast du für uns're Mutter nicht ein Wort,
Bist du auf ewig tot, geliebte Schwester?

VIII.

Cornelius ist finster, streng und groß,
Ein Geist, wie jene unterirdischen Richter,
Es zucken seiner Schöpfung glühende Lichter
Aus Dantes dunkler Hölle düster'm Schoß.

Und Kaulbach, sein unsterblicher Genoß,
Ist, wenn er malt, wie Sophokles, ein Dichter,
Ums heit're Haupt den Lorbeer Goethes flicht er,
Er schaut die ewige Schönheit nackt und bloß.

Des einen Schatten ist des andern Licht.
Die Muse sann. Sie wußte lange nicht,
Wen sie zu ihrem Liebling sich erwähle.

Doch plötzlich sprach sie: „Seid ein einz'ger Mann,
Der Freund vollende, was der Freund begann.
Seid in der Schönheit eine einzige Seele!“

IX.

Erhaben bist du, Dom von grauen Steinen,
In dem ich einst den schönsten Traum erlebte,
Die Orgel sang und meine Seele bebte,
Mein Herz war voll zum Jauchzen und zum Weinen.

Die unterirdischen Sterne sah ich scheinen,
Die frommen Lichter, Gottes Schatten schwebte
Hoch über uns und alles Leben lebte
Nur in der höchsten Gegenwart des Einen.

Da mitten in dem feierlichen Bau,
Wen sah ich stumm an hoher Säule lehnen?
Ich sah nicht mehr des Münsters ewiges Grau,

Ich sah schon aller Himmel tiefstes Blau
Und blühende Gärten endlos weit sich dehnen,
Und in den Gärten dich, die schönste Frau!

X.

Du bist die schöne Waldfrau Melusine,
Ich bin ein armer wandernder Gesell;
Wir trafen uns im Wald an einem Quell.
Es ist schon manche Zeit, daß ich dir diene.

Als Wächter stund das Reh mit kluger Miene,
Wir ruhten auf des Mooses grünem Fell,
Ich bin ein armer wandernder Gesell.
Du bist die schöne Waldfrau Melusine.

Du hieltst die blaue Blume in der Hand,
O daß so schnell die holde Zeit verschwand!
Weißt du es noch? Es waren schöne Stunden!

Da kam der Sturm und schüttelte den Baum.
Ich wachte auf als wie aus tiefstem Traum,
Und seh' dich nicht und hab dich nicht gefunden.

Streiflichter über die französische Revolution.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Schluß.)

Traurig muß den Optimisten, der an eine Ethisierung des Menschengeschlechtes glaubt, die Bestialität der menschlichen Natur in Revolutionen stimmen. Machiavelli, der mit Unrecht so übelbeleumdete Beobachter, der seine Lehren auf Tatsachen aufbaute, verteidigt die „wohlangebrachte Grausamkeit", die sparsam anzuwenden ist, soweit sie der eigenen Sicherheit dient — aber in dem Augenblick, als der Staat zu schwach wird, das Verbrechen auf ein gewisses Mindestmaß zu beschränken, wenn die durch die Revolution so gut wie annullierte geordnete Rechtspflege als hemmendes Moment hinwegfällt, dann ist der Mensch grausam, scheinbar nur der Grausamkeit wegen. Wilde Völker und Kinder sind grausam, und in einen Zustand der „Wildheit" fällt die Masse sofort zurück, wenn über sie niemand die Zuchtrute schwingt; das Menschenleben, selbst das eigene, hat keinen Wert — genau wie bei kulturarmen Stämmen Ratzel es beobachtete — und mit merkwürdiger Gelassenheit stirbt der einzelne, nachdem er andere zwecklos sterben machte.

Blut ist kein besonderer Saft mehr — und machte 1793 den Boden des Revolutionsplatzes in Paris rings um die Guillotine so schlüpfrig, daß es eine Gefahr für gerade Glieder bedeutete, über ihn wegzuschreiten.

Vielleicht sterben die Menschen zuweilen so gemütsruhig, weil sie dadurch der fortwährenden Angst vor dem Tode entfliehen — für sie ist der Satz: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende" keine Phrase.

Der Gelehrte Sidney antwortete dem Scharfrichter auf die Frage, ob er nochmals den Kopf vom Block heben wolle, um zum letztenmal die Welt zu sehen: „Nein, ich hebe den Kopf erst am Tage der allgemeinen Auferstehung. Hau zu, Freund!"

Solche Beispiele als Entgegnungen auf Grausamkeiten sind nicht selten, und man könnte von einer „epidemischen Wurstigkeit" in Revolutionen sprechen, wäre nicht der Ausdruck zu zynisch für Symptome, die dem größten menschlichen Elend entspringen . . .

Wer zarte Nerven hat, der mache sich nicht mit den Scheußlichkeiten der Menschen vertraut — Scheußlichkeiten, die erst hundert Jahre zurückliegen, die das „erste Kulturvolk" Europas verschuldete — Scheußlichkeiten, die auch in Zukunft nicht absolut ausgeschlossen sind, denn immer und immer noch überwiegt das Tierische im Menschen das Geistige.

XIV.

Ein König ist der Mensch, wenn die Gedanken
Durch seine Seele wandeln, wie ein Strom,
Erhaben, unaufhaltsam, tief und fromm,
Der Felsen sich bewußt, der ewigen Schranken.

Doch weh, wenn die Gewässer sich zerzanken,
Wenn wild die Flut ihr Ufer überklomm;
Dann stürzt manch' hoher Fels, manch' heiliger Dom,
Wer zählt die armen Rosen, die ertranken?

Auch ich erfuhr's. Es hatte blutiger Schmerz
Die Ufer meines Innern wild zerrissen,
Ich kämpfte fort, ich glaubte an mein Herz.

Und endlich stieg die Sonne hoch und heiter,
Es wurde Tag nach langen Finsternissen,
Beruhigt rauscht die Lebenswelle weiter.

XV.

Ich ward gepflanzt an einen düstern Ort,
Zu wenig war vom Blau des Himmels mein,
Um ein gesunder, stolzer Baum zu sein.
Ich ward gepflanzt an einen düstern Ort.

Der Mensch ist wie der Weidenbaum, er dorrt,
Verwittert oft ins tiefste Mark hinein,
Doch gib ihm nur ein Stündchen Sonnenschein,
So grünt die alte Weide wieder fort.

Mein Leben war wie eine lange Nacht,
Unselige Wolken trieb der Sturm mit Macht,
Irrlichter tanzten lockend auf der Heide. —

Da kam der Morgen; es zerstob der Spuk.
Es trat hervor in ihrem schönsten Schmuck
Die Sommerfrau und fragte: „Lebst du, Weide?“

XVI.

Hast du des Morgens, wenn du aufgewacht,
Schon einen frisch gepflückten Strauß gefunden?
Du weißt nicht, welche Hand ihn dir gebunden,
Er funkelt noch und blitzt vom Tau der Nacht.

So ist auch meine Gabe arm an Pracht,
Doch herzlich wie ein treues Wort empfunden,
Sie will dich freu'n in deinen stillen Stunden,
Dich freu'n, wenn keine and're Freude lacht.

In meiner Seele duftet's, lebt's und blüht's,
O nimm die wilden Blumen des Gemüts,
Bei fremden Menschen müßten sie verderben.

Sie wuchsen auf in Sturm und Sonnenschein,
Sie sind dir ähnlich, sind auf ewig dein,
Wenn du sie lieb hast, werden sie nicht sterben!

nicht seiner Schwester, der Mann nicht der Frau, die Frau nicht dem Manne, der Geschäftsmann nicht seinem Sekretär, der Vater nicht seinem Sohne, der Freund nicht dem Freunde. Überall ist Mißtrauen, Angst, Furcht, Verschlossenheit, Verstellung und Heuchelei. Angeber werden gelobt und belohnt.“ Da jeder Tag jedem der letzte sein kann, genießt er das Leben in vollsten Zügen und die Ausschweifung kennt keine Grenzen; die Orgien werden öffentlich abgehalten, das Dirnentum blüht. Und alles vergoldet die gleißende Phrase — die Leute führen stets Worte, wie „Menschenrechte“, „Gerechtigkeit“, „Gleichheit“, „Brüderlichkeit“, „Volk“, „Vernunft“, „Tugend“ und „Freiheit“ im Munde und ihre Taten sprechen der Phraseologie blutigen Hohn. Gerade die „Freiheit“, die nur gefestigte Charaktere ertragen, dient immer zum Vorwand von Aufständen — das sah schon Machiavelli.

Am meisten unter dem Wankelmut der Masse leiden ihre Führer, denn es ist leicht, dem Volke etwas einzureden, aber es ist schwer, es dabei festzuhalten (Machiavelli); der echte Demagog berauscht sich nicht selbst an den Phrasen, die er drischt, er bleibt kühl und läßt nur andere sich daran berauschen; der Fanatiker trinkt sich selbst trunken an dem Wort. Umjubelt besteigt ein Führer die Rednertribüne, als verachteter Mann verläßt er den Sitzungssaal, oder — umgekehrt — der mit Hohn empfangene Desperado schließt seine klug angelegte Rede unter dem Jauchzen der Zuhörer. Das erlebten sie alle, die Heroen der Gasse, und alle führte derselbe Weg zum Ende, zur Guillotine, Danton so gut wie Robespierre!

Darin bewies die fluktuierende Revolution eine bewundernswerte Konsequenz.

Unerschöpflich sind die Erscheinungen des blutigen sozialen Kampfes, jede seiner Phasen begleitet ein vielsagendes äußeres Zeichen, das für den Augenblick typisch ist: bald kennzeichnet die Anrede — das brüderliche „Du“, das nivellierende „Bürger“ — den „Fortschrittsmann“, bald erkennt man ihn an Farben, am Haarwuchs, an der Barttracht, bald an dem Lied, das er singt. Gellend klingt das „ça ira“, das auf Franklin zurückgeführt wird, der damit jeden Zweifel am Gelingen des amerikanischen Freiheitskrieges von sich wies, während diese zündenden Worte Dumas als altfranzösischen Spruch diagnostiziert; unter den Klängen der Marseillaise schleppte man die Todgeweihten zum Richtplatz, schlugen die Truppen des jungen Bürgerheeres die traditionüberladenen Armeen der alten Staaten; die Marseillaise stammt aus Straßburg, der französische Offizier Rouget de Lisle dichtete sie und taufte sie „Rheinlied“; ihr machte lange die Carmagnole Konkurrenz.

Ludwig XVI. versagte der Konvent die letzte Bitte um einen dreitägigen Aufschub der Hinrichtung, damit er sich mit seinem Gott versöhnen könne; ein gleiches Ersuchen wurde dem Chemiker Lavoisier abgeschlagen, der eine wissenschaftliche Untersuchung beenden wollte — die Republik braucht keine Genies, ließen die Schöpfer der Menschenrechte dem Bittenden sagen. Lebon, ein Mitglied des Revolutionstribunals, machte sich eine Frau dadurch gefügig, daß er ihr dafür die Freiheit des Gatten versprach . . . Als er dann sein Wort nicht hielt, kam die Unglückliche zu ihm und erinnerte ihn daran. Er bot ihr eine Note von fünf Livres Assignaten! Da stürzte sich das Weib empört auf den Wüstling, in der Absicht, ihn zu ermorden. Man ergriff sie, verurteilte sie und köpfte sie zugleich mit dem Gatten.

Es wurden hier absichtlich keineswegs die krassesten Fälle aufgezählt, wie jeder Kenner der französischen Revolution weiß!

Dem Manne an Grausamkeit ebenbürtig, wenn nicht zuweilen sogar überlegen, ist das Weib in der Revolution. Auch darüber sei schonend ein Mantel gebreitet. Leider hat Euripides nicht selten recht: „Schrecklich ist die Gewalt der Wogen, der verzehrenden Flammen, furchtbar ist die Armut, aber furchtbarer als alles ist das Weib.“ Und von Confucius stammt das Wort: „Es gibt nichts, was mehr verdirbt und sich mehr verderben läßt, als das Weib . . .“

Die Instinkte der Masse in revolutionären Zeiten — wahrhaft, ein trauriges Kapitel in der Sittengeschichte gerade jener Wesen, die sich als „Krone der Schöpfung“ bezeichnen! —

Man darf allerdings nicht glauben, daß sich der Begriff „Revolution“ in gewalttätigen Akten roher Brutalität erschöpft, auch nach der entgegengesetzten Seite vermag die so wandlungsfähige Natur des hominis sapientis durch Krieg und Kampf und Streit angeregt zu werden; der überlieferten Beispiele dieser Art sind allerdings nicht überviele.

Charakteristisch für das Leben während Bürgerkriegen ist das Gefühl namenloser Unsicherheit, das alle beherrscht; die Staatsgewalt büßt ihre Macht ein, neue, wankende, wechselnde Autoritäten nehmen ihre Stelle ein; niemand weiß, was eigentlich befohlen, was verboten; Taten, die ehemals als Verbrechen bestraft wurden, werden urplötzlich mit Ehren belohnt, Handlungen, die früher Auszeichnungen ernteten, bedeuten nun Anweisungen auf das Schafott. Denunziationen, Spitzeltum und Schlimmeres schießen gleich Giftpilzen aus dem Erdboden — jeder ist Jäger und Wild zugleich, bringt Menschen zur Strecke und wird selbst zur Strecke gebracht. „Niemand sagt seine Gedanken frei heraus“, klagt Girtanner 1791 „weil sich niemand der Gefahr aussetzen will, verraten zu werden. Die Schwester traut nicht dem Bruder, der Bruder

im Reiche niemals imstande waren. Schon unter Philipp IV. dem Schönen (1285—1314) wird 1302 der tiers-état den Reichsständen auf dem Reichstag zugezählt, jener dritte Stand, den später die große Revolution emanzipierte. Zu Beginn des XIV. Jahrhunderts löst das Haus Valois das Haus Capets ab und es beginnt eine Epoche sozialer Bürgerkriege und blutiger Religionsfehden, bis endlich 1589 die Bourbonen mit Heinrich IV. zur Herrschaft gelangen.

Durch stete Streitigkeiten im Innern wird nun die Ruhe durch Jahrhunderte gestört, auswärtige Kriege erschöpfen die Finanzen, luxuriöse Hofhaltungen und die Maitressenwirtschaft schwächen den Staat, Regentschaften für minderjährige Könige arbeiten für die eigene Tasche und eine ungezügelte Frauenherrschaft, deren Krebsschaden schon die kluge Pfälzerin Liselotte – die verehelichte Herzogin von Orleans – erkannte, tat das übrige. Mit Ludwig XIII., der mit neun Jahren die Regierung antrat, begann das Defizit im Staatshaushalt, um unter Ludwig XV., welcher im zartesten Kindesalter König wurde, die enorme Summe von 4000 Millionen Franken zu erreichen, wogegen die bescheidenen Ersparungen Ludwigs XVI. nicht mehr ins Gewicht fielen.

Eine namenlose Mißwirtschaft fraß am Volkswohlstand; Richelieu, Mazarin (der heimliche Gatte der Königinwitwe Anna), die Freundinnen des Sonnenkönigs, die Lavallière, Montespan, Maintenon und Fontanges, ebenso die Maitressen seines Nachfolgers, die Pompadour und Dubarry, vergeudeten Millionen, brachten das Königtum in Verruf, stürzten den Staat in unglückliche Unternehmen und diskredidierten durch Bündnisse mit dem Erbfeind Österreich das Ansehen der französischen Diplomatie.

In diesem verwahrlosten Staatsorganismus ergriff Ludwig XVI. im Jahre 1774 als Zwanzigjähriger die Zügel der Regierung und eine schwächliche, ziellose, sprunghafte und schlappenreiche Politik, der es aber nicht am besten Willen fehlte, vollendete die Mißgriffe der Vergangenheit und mußte schließlich unschuldig ernten, was wirklich Schuldige gesät hatten.

Das Königtum in Frankreich vor der Revolution basierte zum Teile auf der Zuneigung des Volkes — sie schwand dahin — und auf den Lettres de cachets, von denen der Minister und spätere Verteidiger des Königs, Malesherbes, sagte: „Man entferne sie und man wird die ganze Autorität des Thrones hinwegnehmen, denn die ohne Verantwortung gültigen Haftbefehle sind die einzige Handhabe, welche die Krone besitzt, um ihrem Willen Ausdruck zu verleihen.“ — Ludwig XVI. schaffte die „einzige Handhabe“ ab.

Das Lustschloß Versailles, die Tuilerien, das Palais du Luxembourg und endlich der Temple — die drei letzten Domizilien

Auch die Aristokraten hatten ihre Nationalgesänge, und in den Gefängnissen ersannen sie Spottlieder auf die neuen Herren oder ironisierten sich selbst, wie in dem Liede:

„Wenn sie mir den Kopf abschlagen,
Hab ich keine Nase mehr!“ —

Die ganze Ausdrucksweise wird durch Revolutionen beeinflußt — den toten Ludwig XVI. nannte man „das verstorbene Veto“, die Könige im Kartenspiel hießen „Genien“, die Kartendamen „Freiheiten“, die Buben „Gleichheiten“ und die Asse „die Gesetze“. In uralten Märchen ersetzte „die Schöne mit dem Assignatenhaar“ die Gestalt der „Prinzessin mit dem Goldhaar“ . . .

Und das Fazit, als Robespierre fiel?

Eine allgemeine Erschlaffung hielt das Volk nieder, die Gegenrevolution erhob ihr Haupt, Ackerbau, Industrie und Handel vegetierten nur kümmerlich, Seuchen verheerten, Holz- und Kohlenmangel wirkten furchtbar, die Assignatenentwertung führte zum Staatsbankerott, Hungersnot wütete und der äußere Feind bedrohte Frankreich mit Vernichtung.

Erlösend in diesem Wirrnis wirkt die Imperatorengestalt Napoleons, der an Stelle des regellosen Mordes den organisierten Totschlag des Krieges setzte und das alte Europa zittern machte.

Und das wirtschaftliche Ergebnis der großen Revolution, ist es das Dorado der Armen, Elenden und Bedrückten, denen aus der reichen Blutsaat eine reichere Ernte sproß? Kaum. Lombroso resumiert kühl, daß die Revolution in Frankreich nur die großen Feudalherren durch die großen Kapitalisten ersetzte.

III.

Der Prozeß des Königs.

Die Bourbonen regierten kaum zweihundert Jahre in Frankreich.

Die Römerherrschaft wurde nach der Schlacht auf den katalaunischen Feldern von den siegreichen Franken vernichtet, die unter den Merovingern ein Königtum gründeten. Grabmäler der Merovinger sind noch erhalten, wenn man auch, wie bei Fredegunde in St. Denis, nicht weiß, ob ihre Überreste wirklich in den Steinsarkophagen ruhen, die ihnen bestimmt waren, oder ob die Sanskulotten in wütendem Haß gegen jede monarchische Tradition die Asche in alle Winde streuten. Nach den Merovingern folgten die Karolinger, und die Franzosen nehmen Karl den Großen für sich ebenso in Anspruch wie wir Deutsche. Im Jahre 987, da Deutschland und Frankreich endgültig getrennt wurden, bemächtigten sich die Capetinger des Thrones; Philipp II. August (1180—1223) bändigte die trotzige Lehensaristokratie und bahnte eine Zentralisation des Staates an, wozu die schwächeren deutschen Könige

die reiche Republik verschacherte. In Paris brüllte der Pöbel: „Wir brauchen keinen König mehr“, und anläßlich der erzwungenen Rückkehr des „Tyrannen“ verkündeten allenthalben Plakate: „Wer Ludwig XVI. freudig zuruft, der soll geprügelt werden.“

Ein charakteristisches Gemälde für die Gegensätze der „alten“ und der „neuen“ Zeit gäbe das „Verbrüderungsfest“ zwischen König und Nation, das am Jahrestage des Sturmes auf die Bastille, am 14. Juli 1790, auf dem Marsfelde stattfand. Die königliche Familie, zur Anwesenheit gezwungen, aber mehr mit Drohungen als Jubelrufen empfangen, erschien mit den Allongeperücken, die Herren in Kniehosen, die Damen gepudert und in Reifröcken — inmitten des Volkes, das die neue Mode trug: freiwallendes Haar, legere Gewänder, die verkörperte Zukunft ...

Am 25. September 1792 wurde in Paris die Republik proklamiert und am 5. Dezember begann der Prozeß gegen den König. Manuel dekretierte: „Ein toter König ist kein Mensch weniger“ und der Nationalkonvent widersprach nicht. Mignet erklärte später, die Tötung Ludwigs war mehr als ein Verbrechen, sie war ein Fehler, aber Robespierre überlegte anders: Ein lebender Fürst schien ihm eine stete Gefahr für die Demokratie, er reizte das Ausland zu Interventionen, und die Masse der royalistisch fühlenden Bevölkerung erblickte in ihm das legitime Haupt des Staates. Deshalb mußte „Louis Capet“ gerichtet werden. Man machte aus diesen Gedankengängen kein Hehl.

Hitzige Debatten erregten die Gemüter im gesetzgebenden Körper.

Nach der Verfassung war Ludwig für das, was er als anerkannter König getan hatte, unanklagbar, aber Robespierre führte dagegen alle Trugschlüsse des Naturrechtes ins Feld und berief sich auf ein imaginäres „Kriegsrecht“; andere forderten vielsagend „Gerechtigkeit“; Marat redete zeitweise der Milde das Wort. Dem Drucke der aufgestachelten Volksmassen, welche drohend die Galerien des Konventes besetzten, gaben die Gemäßigten nach, die Radikalen siegten und der König wurde in den Anklagezustand versetzt. Schwärmer suchten nach antiken Vorbildern — und fanden die Verbannung des Tarquinius —, um die Verantwortlichkeit des Monarchen zu rechtfertigen.

Der Prozeß währte lange; Ludwig XVI. hatte als Hauptverteidiger den Exminister Malesherbes; er verantwortete sich fest, gelassen und würdevoll; nichts konnte ihm helfen; Aktenstücke, deren Echtheit er bestritt, wurden den Anklagen gegen ihn kritiklos zugrundegelegt; man bezichtigte ihn der Umtriebe gegen die Freiheit, Intriguen zur Stärkung der königlichen Tyrannei, und er hatte eine endlose Reihe von Fragen zu beantworten, deren Sinn er oft nicht einmal verstand.

Am 15. Jänner 1793 begann die Abstimmung über die Prozeßfragen.

als Gefängnisse — charakterisieren das Schwinden des königlichen Ansehens, das die sinnlose Nachgiebigkeit des Fürsten nicht zu wahren wußte. Ludwig fand nie Kraft zum Widerstand, er opferte kleinmütig alles, bis er sich im letzten Moment weigerte, die Stellung der Kirche im Staate preiszugeben, was allerdings seiner verzweifelten Lage nur noch schaden konnte! Der „Sohn des heiligen Louis" schritt einen unverdienten Leidensweg; Desmoulins erklärte, ihn persönlich zu lieben, aber die Monarchie zu hassen und stellte ein schreiendes Sündenregister dieser Monarchie auf; sie habe das Volk ausgebeutet und den Staat an Österreich verraten. Das war zugleich eine Anklage Maria Antoinettes, schon anno 1789. Mit dem Fortschreiten des Aufstandes wuchs die Rücksichtslosigkeit gegen den König: man beschimpfte und verhöhnte ihn, zwang ihm die Revolutionskokarde auf, er mußte die Jakobinermütze überstülpen, worüber sich der damals republikanische Artillerieleutnant N. Buonaparte empörte, und am 20. Juni 1792 stürmte der Pöbel die Tuilerien, legte der Tochter Maria Theresiens ein Beil, ein Bündel mit Ruten mit der Aufschrift „Für Antoinette", einen Miniaturgalgen mit Strick und frisches Fleisch, geschnitten in Gestalt eines Herzens, vor die Füße. Das alles waren nur die kleinlichen Kränkungen!

Die Königin meinte, das Volk sei nur dann nicht gut, wenn es ein fremder Einfluß verhetze, und als sie im Gericht der Chatelet gegen die Ruchlosen vom 5./6. Oktober 1790 aussagen sollte, antwortete sie stolz: „Niemals werde ich die Angeberin der Untertanen des Königs sein. Ich habe alles gesehen, alles gewußt und alles vergessen." Der hohe Sinn rettete auch sie nicht vor dem Schafotte, wohin sie die Anklage wegen Aspirationen gegen Frankreich, der Vorwurf unsittlicher Handlungen mit dem eigenen Sohn und der Schwägerin und andere gemeine Beschuldigungen brachten. Madame Elisabeth, des Königs Schwester, mußte zusammen mit vierundzwanzig Frauen sterben, weil — nun weil sie eine königliche Prinzessin war.

Weder gute noch böse Taten retteten im Fiebertaumel des energisch gewordenen Nationalismus das gehetzte Wild!

Unselige Folgen hatte für die Bourbonen der Fluchtversuch am 20. Juni 1791 — da er mißlang. Die Reise des Königs war verfassungswidrig; daraus schlugen die Demagogen Kapital und verringerten die Sympathien für ihn. Man verbreitete die Nachricht, Ludwig XVI. gedenke sich an die Spitze der Feinde Frankreichs zu stellen, und in Lorient posaunten die Revolutionsmänner aus, er nahe mit einem Heere von Aristokraten und Engländern, so daß Weiber Tag und Nacht Patronen verfertigten und an den Befestigungen mitarbeiteten. Gerüchte durchschwirrten die Luft, das Königspaar hätte die Diamanten der Kronjuwelen mitgenommen — jene Krondiamanten, welche im Jahre 1887

der Deutsche Anarchis Cloots, Couthon, Danton, Desmoulins, Marat, Pethion, Robespierre der Jüngere und St. Just.

Der bekannte Sieyes sagte: „La mort, sans phrase.“

Philipp, Herzog von Orleans, der Vater des nachmaligen Königs Philipp, der Mann, der erklärte, sein Vater sei eigentlich ein Stallknecht gewesen, der Intrigant, der sich „Égalité“ nennen durfte, stimmte für den bedingungslosen Tod des Königs — darüber murrte selbst die gerade nicht weichmütige Versammlung; auch der Prinz verfiel bald dem Scharfrichter.

Maximilian Robespierre theoretisierte gegen die Todesstrafe und gelangte, nicht mit zwingender Logik, zum Schluß, der Angeklagte sei zu justifizieren.

Am 18. Jänner wiederholte man die Abstimmung, um die verurteilende Stimmenzahl zu erhöhen; endlich neigten 310 Deputierte einem Aufschub der Hinrichtung zu, 380 votierten dagegen.

Das Schicksal Ludwig XVI. war entschieden.

Eines der merkwürdigsten Gefühle hat man, wenn man das Musée des Archives in Paris besichtigt; in sauberen Glaskästen liegen nebeneinander die Dokumente der großen Revolution; persönliche Briefe, Testamente, Aufzeichnungen, unpersönliche Deklarationen, Verfassungsabschriften — die „Menschen- und Bürgerrechte“. Sie sind vergilbt, verblaßt, sie sind für Historiker „Material“ geworden, aber für den, der sie nur als „Mensch“ liest, sprechen sie eine leidenschaftliche Sprache, erzählen sie Geschichten — voll Haß und Blut und .... Liebe.

Von „Liebe“ allerdings zeugt nur das Testament Ludwig XVI., der seinen Feinden vergab und denen verzieh, die ihn töteten.

Drei Bitten stellte der entthronte König an den Konvent, er bat um einen Priester, der nicht auf die Konstitution beeidet war, um Erlaubnis, seine Familie nochmals sehen zu dürfen, um drei Tage Aufschub der Hinrichtung. Der Aufschub wurde ihm nicht gewährt, auf das Wiedersehen von Frau und Kindern verzichtete er freiwillig; er wollte stark bleiben.

Am 21. Jänner 1793 um 9 Uhr vormittags büßte der „Sohn des heiligen Ludwig“ die Sünden seiner Väter unter der Guillotine.

Das nächste Blatt in den Schränken des Museums bestätigt geschäftsmäßig die Beisetzung Louis Capets.

Und dann folgen in streng von sachverständiger Hand geordneter Folge die Schlußakten des großen Dramas: der Abschiedsbrief Charlotte Cordays an ihren Vater, der letzte Brief Maria Antoinettens, der Verhaftsbefehl Dantons, der die kleinen, zierlichen Züge der Unterschrift Robespierres trägt, und die Papiere, die über Leben und Tod Maximilian Robespierres selbst entschieden.

Die erste davon lautete: „Ist Louis Capet einer Verschwörung gegen die Freiheit und Sicherheit des Staates schuldig?“ Von den 749 Mitgliedern des Konventes fehlte an diesem Tage ohne Entschuldigung ein einziges, 20 waren in Staatsgeschäften abwesend, darunter der vom Hof einst gekaufte Danton, dann d'Herbois und Hausmann; sieben hielt Krankheit fern, 37 fügten ihrem Votum Einschränkungen bei und der Rest sagte klar „ja“.

Der aalglatte ehemalige Abbé Fouchet, der jeder Situation gewachsen war, erklärte vorsichtig, den Angeklagten für schuldig zu halten, doch sich nicht die Eigenschaft eines Richters anmaßen zu wollen; Fouchet bekleidete später unter Napoleon und während der Restauration noch hohe Ämter!

Die zweite Frage hieß: „Soll das Urteil der Kammer der Genehmigung des Volkes unterworfen werden?“ Auf diese Frage hofften die Gemäßigten, denn die breiten Massen auf dem Lande waren im Innersten dem König persönlich zugetan; eine Appellationsmöglichkeit hätte auch der „Volkssouveränität“ entsprochen. Der Terror der Pariser Straße aber war mächtiger als alles andere; mancher Deputierte hatte den Vorsatz, für Ludwig zu stimmen — die Angst des Augenblickes preßte ihm ein vernichtendes Votum ab. Abermals fehlten mit oder ohne Urlaub 28 der „Richter“, 10 verweigerten ihre Stimme, 238 erklärten sich für eine Rekursmöglichkeit an das Volk, der überwiegende Rest dekretierte dagegen.

Am folgenden Tag mußte die Entscheidung fallen.

24 Stunden währte die Sitzung und es galt, über die Frage abzustimmen: „Welche Strafe hat Louis Capet verdient?“

Das Strafgesetzbuch forderte Zweidrittelmehrheit zur Verurteilung, der Konvent begnügte sich im Einverständnis mit Danton, mit einer einfachen Majorität. 28 Mitglieder der Versammlung fehlten und die übrigen begründeten zum Teil ihr Votum. Zwei — so Condorcet — sprachen für die „Galeere“; „Gefangenschaft“ oder „Verbannung“ begehrten 319, darunter Bailly, Fouchet (der sich nicht als Richter fühlte!) und Jourdan; „bedingt“ den Tod verlangten 13, wie Louvet, der Romancier, der eine endlose Rede hielt; für den „Tod mit Vorbehalt“ votierten 26; diese dachten an einen Aufschub der Hinrichtung u. dgl.

Einfach und unzweideutig bejahten 361 die Frage. Eine mehr als knappe Mehrheit, die verschwindet, wenn man die Abwesenden den zur Milde Geneigten zuzählt!

Zu den unnachsichtlichen Richtern Ludwigs gehörten: Barras, Carnot (ein Ahne des späteren Präsidenten), der Dichter Chenier,

Greif ist Lyriker und Dramatiker. Seine Lyrik fand in feinsinniger Weise bei Wilhelm Kosch eingehendste Würdigung. Die Gedichte sind von zarter Innigkeit, von reiner Schlichtheit; ein musikalischer Wohllaut klingt aus allen seinen Versen. Es sind echte, frische Naturgebilde, ungekünstelt, aus dem Innern quellend. Diese wahre Stimmungspoesie wird den empfänglichen Leser stets ergreifen. In Greifs Lyrik liegt oft der Keim des Volksliedes und daher kommt es, daß so viele seiner Gedichte so sangbar sind und nach der Vertonung drängen.

Auch von der Bühne, auch als Dramatiker hat Greif häufig zu uns gesprochen. Er hat viele Dramen geschaffen und darunter einige, die ihre Bühnenwirksamkeit erprobten. Vor allem hat ihn das historische Drama gelockt und er hat sich da an die höchsten Probleme gewagt. „Corfiz Ulfeldt", „Nero", „Prinz Eugen", mehrere Hohenstaufendramen, „Ludwig der Bayer", „General York" gehören in diese Gruppe. Er hat nicht immer das erhoffte Ziel erreicht, aber er hat stets ehrlich mit seinem Stoffe gerungen und es sich nicht leicht gemacht. Nicht immer bedeutet der momentane Bühnenerfolg den dramatischen Wert eines Schauspiels, ebensowenig darf man aus dem Umstande, daß ein Stück sich nicht gleich die Bühne erobert, auf dramatische Minderwertigkeit schließen. „Corfiz Ulfeldt", eines seiner älteren Stücke, ist eine sehr wertvolle Schöpfung, welche auf dem Wiener Stadttheater die Feuerprobe bestand. Das Drama wurde noch an mehreren anderen Bühnen gegeben, verschwand jedoch leider wieder aus dem Repertoire. „Prinz Eugen" ist ein Schauspiel von reiffster, poetischer Schönheit; es hat einen großen Zug, der den Zuschauer mitreißt. Es trägt anscheinend die Signatur eines typisch österreichischen Festspiels, ist jedoch ganz und gar nicht lokal beschränkt, ebensowenig wie Kleists Schauspiel „Der Prinz von Homburg". Allüberall, wo der „Prinz Eugen" zur Aufführung kam, hat das Stück eine große Wirkung geübt, die sich zumeist aus der glücklichen, scharfen Charakterisierung der Personen, aus der Schlichtheit der Diktion erklärt. In Wien, wo es Dingelstedt am 12. April 1880 auf das Burgtheater brachte, wurde es sozusagen zu einem literarischen und künstlerischen Ereignisse nnd fand beim Publikum und bei der Kritik laute und uneingeschränkte Anerkennung.

In Bayern setzten sich besonders zwei Dramen fest: „Agnes Bernauer" und „Ludwig der Bayer"; das letztere wurde hier geradezu ein Volksstück. Auf der Volksbühne von Kraiburg wird es von einfachen Bürgern des Ortes gespielt, und die Nähe des Schlachtfeldes, auf dem sich im Jahre 1322 der das Schicksal Ludwigs und Friedrichs entscheidende Kampf abspielte, verfehlt nicht, die Begeisterung der Darsteller zu erhöhen. So ist der Dichter mit diesem Schauspiele tief ins Volk

Einen neuen Abschnitt leiten die kraftvollen Schriftzüge Napoleon Bonapartes ein, bis auch über ihn die Weltgeschichte zur Tagesordnung dahinging..

Das tragische Schicksal Ludwig XVI. aber ist eine „Episode" in dem gewaltigen Ringen zwischen Mittelalter und Neuzeit, das wir „französische Revolution" nennen, geworden.

Martin Greif.

Von Emil Soffé.

Martin Greif! Aus den Reihen der zeitgenössischen Dichter klingt uns dieser Name häufig entgegen. Es hat sich über seine literarische Tätigkeit bereits eine kleine Literatur selbst gebildet. In Feuilletons, Essays, ja sogar in Broschüren und Büchern wird sein Schaffen mehr oder weniger eingehend behandelt und vor allem stehen da zwei ältere Werke, die treffliche Arbeit von Otto Lyon, die umfangreiche, gediegene Monographie von S. M. Prem und ein neues, das erst vor etwa mehr als Jahresfrist erschienene gehaltvolle Greifbuch von Wilhelm Kosch, an der Spitze aller übrigen.

Der Dichter hat im Laufe seines Lebens viele Freunde gefunden, die ihm sein ideales Streben erworben hatte und die ihm wacker zur Seite standen, freilich, er hat ihrer auch bedurft, denn es gibt unter den Autoren des XIX. Jahrhunderts vielleicht keinen, der lange Zeit so zurückgesetzt, so verkannt wurde als er, ja, man hatte sogar von gewisser Seite versucht, ihn direkt totzuschweigen. Greif hat sich durch all diese Nadelstiche des Schicksals, durch alle erbärmlichen Winkelzüge seiner Gegner in seinem Wege nicht irremachen lassen und endlich wurde ihm auch der Erfolg, den er vollauf verdient hatte, zuteil. War der Weg, den er zurücklegen mußte, steil und rauh, so konnte er um so größere Genugtuung empfinden, als er den Gipfel erklommen hatte, denn er konnte sich sagen, daß ihn alle widerlichen Momente an der Erreichung des gesteckten Zieles nicht zu hindern vermocht hatten.

Nun ist der Dichter siebzig Jahre alt geworden. Da mag er wohl auf die durchschrittene Bahn zurückblicken und da wird sein Auge oft an der und jener Stelle länger verweilen. Erfolge und Enttäuschungen, Glück und Schmerz drängen sich, die Erinnerung an viele trübe und viele schöne Stunden taucht in seinem Gemüte auf und stille Wehmut beschleicht dabei sein Herz. Ein Menschenleben! Und wenn er jetzt zwischen dem Einsatz des Lebens und dem Errungenen die Summe zieht, mag es ihm bewußt werden, daß er den Lorbeer mit vollem Lebensglück bezahlt habe.

Luxus das moderne Ideal.

Es erheben sich im deutschen Volke endlich Stimmen gegen den allzuüppigen Luxus, der seit dem siegreichen Kriege dieses Volk wieder unterkriegen will und der jetzt einen unheimlichen Höhegrad erreicht hat.

Aber diese Stimmen bleiben nicht unangefochten. Besonders solche Berufsleute verteidigen den Luxus, die von dem Luxus anderer leben müssen. Ich habe noch keinen Gastwirt gesehen, dem der viele Alkoholgenuß nicht wohlbekommen hätte — so lange er ihm nicht selber gefröhnt. Dann gibt es Philosophen des Luxus, die sich eine besondere Luxustheorie zusammengemacht haben, um ihre persönliche Genußsucht zu rechtfertigen, zumeist Großstädter, die nicht das Glück haben, Lebensgenugtuung in der produktiven Arbeit zu finden. Eine deutsche Eigenschaft ist es nicht, nach Luxus zu streben; der Deutsche strebt vor allem eine geordnete Wirtschaft an, persönliche Unabhängigkeit, und er weiß, daß gerade der Luxus ein tückischer Feind dieser Zustände ist. Es läßt sich aber der Luxus sehr geistreich verteidigen, besonders wenn man den Kern der Sache umgeht und mit sprühenden Irrlichtern arbeitet.

In einer norddeutschen Zeitschrift fand sich eine witzige, aber grundschiefe Plauderei über Luxus; darin heißt es, daß der Luxus nichts an sich sei, nur ein Verhältnis; daß man nicht wisse, wo der Luxus anfängt, daß dem einen Lebensbedürfnis sei, was der andere Luxus nennt, und daß jede Kulturentwicklung zuerst Luxus scheine und dann Bedürfnis werde. Das ist beziehungsweise richtig. Unter anderem heißt es: Was ist Luxus? Luxus ist das Überflüssige. Was aber ist überflüssig? Ich ziehe z. B. vom Fuße des Berges mühsam meinen Schlitten bis zum Gipfel hinauf, um dann — zum Fuße des Berges zu rodeln. Das ist überflüssig, scheint es. Oder: Ich mache eine Karlsbader Kur durch, während der ich zwanzig Pfund abnehme, die ich den Winter darauf wieder zunehme und den folgenden Sommer wieder abnehme u. s. w. — Ich weiß, daß mich gar nichts vor dem Tode retten kann, aber ich heirate und zeuge Kinder, die wiederum gar nichts vor dem Tode retten kann. — So betrachtet, wäre das ganze Universum überflüssig. — Am Anfang schuf Gott zwar Himmel und Erde, aber es wird nicht gesagt, wozu er sie schuf, es wird nirgends ein plausibler Grund angegeben. Jedenfalls wird nichts davon gesagt, daß Gott es für notwendig hielt. Also Luxus! — Dann kommen wir darauf hinaus, daß allem Überflüssigen also doch eine Art Notwendigkeit innewohnt. — Luxus ist der verkörperte Gewinn des Lebenskampfes geworden. In einer wilden Zeit kämpfte man um Ideale. Heute dünkt uns das Wohlleben ein Ideal; darum kämpfen wir dafür. Der Luxus ist das moderne Ideal. — Alles ist Luxus, was über das

gedrungen und hat sich den schönsten Lorbeer um die Schläfen gewunden, den Lorbeer des Volksdichters.

Und Volksdichter ist Greif überhaupt. Der Zug des Volkstümlichen geht durch seine Dramen wie durch seine Lyrik und äußert sich in der naiven Unmittelbarkeit, die ohne jede störende Reflexion wirkt. Das gibt seinen Gedichten und seinen Schauspielen den stillen, einfachen und großen Gang; es entwickelt und löst sich alles so schön und harmonisch.

Am 18. Juni vollendete Martin Greif sein siebzigstes Jahr. Mannigfache Ehrungen wurden dem greisen Dichter zuteil; die Menschen müssen sich wieder erinnern, daß die Dichtung die Blüte der Kultur sei und daß der Poet das Schönste und Herrlichste, was die Nation besitzt, pflege und hege. Greif hat eine große Gemeinde. Seine Freunde, die Verehrer seiner Muse, haben sich im Geiste um ihn geschart und den Erinnerungstag gefeiert; aber auch neue Anhänger wird ihm sicherlich dieser Tag geworben haben. Seine Gedichte werden weitere Kreise erheben und begeistern, die Aufführung dieses oder jenes seiner Dramen wird auf einen mit Unrecht vernachlässigten Dramatiker aufmerksam machen und die Theaterdirektionen zu einer lebhafteren Anteilnahme an seinen dramatischen Schöpfungen bewegen. „Corfiz Ulfeldt“, „Prinz Eugen“, „Ludwig der Bayer“ mindestens sollten auf ihre Bühnenwirksamkeit neuerdings geprüft werden; gewiegte Praktiker, wie Laube und Dingelstedt, haben da ein entscheidendes Wort gesprochen, und diese Theatermenschen verstanden sich auf ihr Handwerk und wußten sehr gut zu beurteilen, ob ein Stück lebensfähig sei oder nicht. Auch „Konradin“, „Agnes Bernauer“ und noch ein und das andere Stück Greifs wäre des Versuches wahrlich wert.

Martin Greif war in der letzten Zeit wiederholt leidend, aber die poetische Kraft, die Lust zu fabulieren, ist nicht schwächer geworden, und noch mancherlei dichterische Entwürfe beschäftigen ihn und regen sich in seiner Phantasie. Und der Dichter wird dem Drängen der Gebilde, die sein Geist formt, gewiß nachgeben und uns noch mit mancher schönen Schöpfung erfreuen, und besonders eine epische Dichtung „Friedrich mit der leeren Tasche“ wird Zeugnis ablegen, daß das Alter an ihn nicht herankommen kann. Seit Jahren lockt ihn dieser poetische Vorwurf und er trägt ihn in sich, modelt ihn, verarbeitet den Stoff und wird ihn künstlerisch bewältigen. So sehen wir, daß der Siebziger noch schaffensfroh ist, und rufen ihm ein herzliches „Auf zum Achtziger“ zu.

den Menschen stärken, aber auch vernichten. Ich will damit sagen, daß die Entwicklung bis zum Äußersten nicht immer ein Gewinn ist. Da muß der Mensch selbst so klug sein, die richtige Grenze wahrzunehmen.

Wo fängt der Luxus an? Dort, wo das Überflüssige anfängt? Durchaus nicht. Wir haben viele Überflüssigkeiten, die harmlos sind. Der Luxus, den wir meinen, fängt dort an, wo die Schädlichkeit anfängt. Luxus ist der Aufwand, dessen Fülle unsere Kräfte schädigt.

Es waren einmal zwei Brüder, wovon jeder ein Landgut besaß. Die beiden Landgüter wurden anfangs gleich bewirtschaftet und waren gleich erträglich. Der eine dieser Brüder nährte sich gut, ließ die Wohnung neu gestalten, daß sie viel Sonne und gute Luft hatte, ließ sich was für zweckmäßige Bekleidung kosten, baute sich ein Bad. Seine Kinder schickte er in die öffentliche Volksschule, damit sie sich frühzeitig den Verkehr mit Leuten angewöhnten. Häufig fuhr er in die nahe Stadt, ins Schauspiel, in die Oper, kaufte sich bisweilen ein Kunstwerk, richtete sich eine wertvolle Büchersammlung ein, kurz, suchte sich das Leben schön und angenehm zu machen.

Sein Bruder tat ungefähr dasselbe, aber er tat noch mehr. Er hielt z. B. gerne Festlichkeiten, wobei es Trüffelpasteten und Sekt gab, stattete seine Wohnung mit persischen Teppichen, venezianischen Spiegeln aus, kaufte kostspielige Gemälde, nicht weil sie ihm gefielen, sondern weil sie modern waren. Für seine Kinder hielt er Hofmeister und Gouvernanten. Ein Automobil schaffte er sich an, um weit in der Welt herumzufahren, nicht um etwas zu sehen und zu lernen, sondern um zu zeigen, wie schnell man fahren kann. Auch ein Luftschiff wollte er sich bestellen, wenn es die Verhältnisse erlaubten. Aber dazu kam es nicht mehr, es wurden die Gläubiger ungeduldig, und anstatt neuerdings Geld zu borgen, wollten sie das längst geborgte zurück haben. Seine wirtschaftliche Existenz hat mit Konkurs geendet, seine persönliche mit Blasiertheit, Verbitterung, Krankheit, frühem Tod. Der andere Bruder lebt in Wohlstand, Lebensgenuß und Zufriedenheit.

Dieses Beispiel aus dem Leben, das sich tausendfältig variiert, zeigt klar, wo der Luxus, den wir bekämpfen, beginnt. Genau dort, wo der Aufwand aufhört, nützlich zu sein, und anfängt, schädlich zu werden.

Die Luxusanbeter werden sagen, das sei eine Unterstellung, so meinten sie es nicht. Gegen den schädlichen Luxus wären auch sie und überhaupt sei Luxus nicht sittenlose Üppigkeit, sondern feinere und kostspieligere Lebensführung. Gut. Nun fragen wir: Wo ist die Grenze zwischen kostspieliger Lebensführung und sittenloser Üppigkeit? Denen, die den Luxus lieben, ist die Lebensführung nie zu üppig. Die allergrößte Genußmanie ist ihnen — das höchste Kulturideal. Und dem höchsten

rein tierische Bedürfnis hinausgeht. Da aber selbst die Tiere eine jeweils verschiedene Lebensweise führen, nämlich die ihnen und ihren Bedürfnissen gemäße, muß man auch dem Menschen diese Variationsmöglichkeit zugestehen. Wenn einem Bauern sein ranziger Speck gut schmeckt, so beweist das nicht, daß ich, wenn ich in einem Restaurant diniere, luxuriös lebe. Der Bauer würde sich an meinem Diner den Magen verderben und ich mir den meinen an seinem Speck. — Jeder, der unsere Kultur beschimpft, ist ein Barbar. Ich hasse alle Unkultur. — Die Geschichte des Luxus ist die Geschichte des Fortschrittes.

Das ist eine Probe, wie man über den Luxus philosophiert, ohne verstehen zu wollen, was der Deutsche unter dem fremden Worte meint.

Wenn die Kulturentwicklung darauf ausginge, das, was den Vorfahren überflüssig oder gleichgültig erschien, für uns notwendig zu machen, so würde das nichts anderes sein, als daß die Kultur uns zu Sklaven machen will. Zu Sklaven äußerer Dinge und Genüsse, die man früher nicht vermißt hat. Man war frei von ihnen, man hat sich selbst gehört, man hat den Tosel des Prunkes, die Mittel raffinierten Sinnenkitzels nicht mit seiner Behaglichkeit, mit seinem Innenleben, mit seinem Gewissen erkaufen müssen. War das nicht würdiger, größer als das jetzige unsinnige Jagen nach Geld und materiellem Genuß? — Was wäre das für eine Kultur, die uns brennende Bedürfnisse erweckt, ohne die Mittel, sie befriedigen zu können! Und daß unsere künstlich geschaffenen Bedürfnisse zum allergrößten Teil der nach ihnen plangenden Menschheit nicht befriedigt werden können, das ist eben die Ursache unserer Unzufriedenheit, unserer sittlichen Haltlosigkeit, unserer mit Galgenhumor durchsetzten Verdrossenheit. Nicht bloß bei denen, die es nicht haben können, sondern auch bei denen, die alles haben, was sie wünschen; das sind gerade die fried- und freudlosesten. Sie „genießen“ Tag und Nacht und haben doch keinen rechten Genuß, kein Lebensideal, als das zu genießen — obschon sie schon lange übersättigt und stumpf geworden sind. Nein, wenn die Kultur kein höheres Ideal hätte, als die tierischen Sinne immer noch mehr zu überfüttern, dann müßte man alle Anarchisten zu einer großen Armee versammeln, um diese höllische Kultur zu zerstören.

Wahre Kultur ist das, was der Menschheit die Mittel schafft, auf dieser Erde möglichst gesund, arbeitsfroh und zufrieden zu leben. Ist der Luxus ein solches Mittel? Wohl ganz im Gegenteil.

Die Erfindung der Walze, des Fensterglases, die Entwicklung der Naturwissenschaft und Erkenntnis, die Einführung der Elektrizität u. s. w. u. s. w., das sind Kulturwerke. Aber selbst diese haben ihre Grenzen, wo sie aufhören nützlich zu sein, anfangen schädlich zu werden. Ein Fensterglas, vielleicht auch noch ein zweites, ist notwendig, zehn Fenstergläser aneinander wäre unsinniger Luxus. Anwendung der Naturkräfte kann

Reisebilder aus Nordtirol.

Zirl-Seefeld.

Von E. v. Jedina-Penecke.

An einem herrlichen Julimorgen verließ ich mit dem Omnibus, der auf der Strecke Zirl—Seefeld—Mittenwalde—Partenkirchen verkehrt, das schöne Innsbruck, das noch tief im Schatten seiner Bergriesen lag. Talwärts senkten sich leichte Nebelstreifen, aus denen die Spitzen des Solsteins und der Frau Hütt emportauchten und sich in rosigem Lichte der ersten Sonnenstrahlen badeten. Trotz der frühen Morgenstunde waren die Gassen belebt. Touristen mit Rucksack und Bergstock eilten an den zu Markte fahrenden Landleuten vorüber, Hoteldiener mit Taschen und Koffern strebten dem Bahnhofe zu, schmucke Tirolerinnen mit Goldquasten auf den Hüten, Bauernburschen und Älpler in Kniehosen, mächtige Gamsbärte auf den Filzhüten, Reisende, Wagen, hie und da ein Auto, Stellwagen und Karren aller Art: all das zog und hastete vorüber, eines unbekümmert um das Ziel des andern.

An der Hofburg vorbei, durch einen tiefen Torbogen ging es durch die enge Herzog-Friedrichstraße, zwischen deren altersgrauen Häusern das berühmte „Goldene Dachl" hervorleuchtete und an längstvergangene Tage des Mittelalters mahnte, als der Erbauer desselben, Friedrich mit der leeren Tasche, um 1422 aus Konstanz geflohen war, wo ihm Kaiser Sigismund zur Strafe für seine, dem Papst Johann XXI. geleistete Hilfe, gefangen gehalten hatte.

Weiter ging's gegen die Brücke, durch die Vater Inn seine mächtigen Wellen schiebt, unbekümmert um Zeit und Menschengetriebe, und seit Jahrtausenden scheinbar unverändert seine dunklen Fluten dem fernen Meere zusendet. Jenseits des Ufers, das bereits Vorstadtcharakter trägt, an den letzten Häusern vorbei, führt die Straße in schnurgerader Linie zwischen Wiesen und Feldern westwärts gegen das kleine Dorf Kranebitten. Hohe Pappelbäume, einer einzigen grünen Wand vergleichbar, begleiten den Straßenrand, wohl um im Winter bei hohem Schnee die Richtung leichter kenntlich zu machen. Eine leichte Steigung über die erste Talwelle bringt uns dicht unter die steilen Abhänge des hohen Solsteins und nun geht es oberhalb des Inn, knapp unter dem fast 500 Meter senkrecht abstürzenden Felsen der Martinswand vorbei, wo man in schwindelnder Höhe in einer kleinen Höhle ein Kreuz gewahrt, das zur Erinnerung an die sagenhafte Errettung des sich hierher verstiegenen Kaisers Maximilian I. — 1484 — errichtet wurde. Immer der Berglehne entlang, erreicht man — von Innsbruck gerechnet — in 1¼stündiger Fahrt, das noch vor kurzem so schöne blühende Dorf Zirl, das, unweit

Ideale bringt man gelegentlich jedes Opfer, ohne Bedenken auch das Wohl der Arbeiter, die durch ihre Arbeit Genußmittel für andere ermöglichen. Wer da allen Ernstes sagen kann, Luxus sei der verkörperte Gewinn des Lebenskampfes geworden, Luxus sei das moderne Ideal, der allerdings ist mit jedem höheren Ideal fertig, der kommt wieder dort zurück, wo die Kultur ausgegangen ist — zu dem Tiere. Nur daß er so degeneriert ist, daß er den Pelz, der dem Biber von selbst auf dem Felle wächst, sich erst von irgendwem machen lassen muß. Wenn der Menschheit irdischer Genußluxus als das höchste Ideal erscheint, dann hätte sie der ganzen langen, beschwerlichen Stufenleiter der Kulturentwicklung nicht bedurft, denn dem Genußluxus fröhnt das Tier viel unbefangener und unmittelbarer, als der Kulturmensch. Nicht einmal nach Mein und Dein braucht der starke Wolf zu fragen. Soweit werden es die Fachgenießer noch bringen wollen. Aber es steht zu fürchten, die „Kultur" wird das ihre getan haben, daß die in Üppigkeit Verweichlichten nicht die Starken sind.

Wir stehen ja nicht auf dem asketischen Standpunkte Tolstois, so schön es auch wäre, souverän auf dieses aufgeblasene, bunte Nichts herabschauen zu können, im sicheren Besitze höherer Lebenswerte. Dazu sind nur die Auserwählten fähig. Wenn wir gegen den Luxus, die Verschwendung eifern, so geschieht es hauptsächlich aus nationalen und aus wirtschaftlichen Gründen. Wir müssen ein starkes Volk bleiben. Eine einfachere und einheitlichere Lebensweise muß wieder unseren Körper stählen und unsere häusliche Grundlage befestigen. Wir wollen jene Völker zum Vorbild nehmen, die in derber, redlicher Einfachheit mächtig und gesittet geworden waren, aber es nicht jenen Völkern nachmachen, die durch Genuß, Überfluß und Überdruß vermorscht und zu Grunde gegangen sind.

Die glücklichsten Menschen sind die, so an ihrer Berufsarbeit Genuß haben. Solche Arbeit ist auch immer die solideste und beste. In unserer Zeit ist die Arbeit, das Kernigste, was wir auf Erde haben können, erniedrigt worden lediglich zum Geldverdienen. Nicht bloß bei den kleinen Leuten, die durch Arbeit sich den persönlichen Lebensunterhalt erwerben müssen, auch bei jenen, die schon Geld genug haben, oft mehr als ihnen gut tut. Auch die denken bei der Arbeit nicht an das Werk, nur an das Geld, und immer wieder nur an das Geld, das sie damit erlangen wollen. Und weil ihnen die Arbeit als solche kein Genuß mehr sein kann, deshalb nach getaner Arbeit der wahnsinnige Genußhunger.

Wir dächten, man könnte sich, wie unsere Vorfahren, auch wieder einmal den *Luxus* gönnen, die Arbeit des Werkes wegen zu verrichten und sich daran zu freuen.

---

entstanden ist, zum Opfer gefallen und 1200 Menschen sind obdachlos teils ausgewandert, teils in Innsbruck und in die umliegenden Dörfer verteilt worden. Trotzdem hilfsbereite woltätige Menschen ihr Scherflein beitragen, all die Not und das Elend zu lindern und milde Gaben von allen Seiten zufließen, bleibt doch vieles unwiederbringlich verloren und niemand kann den armen Leuten ihre Heimat, ihr Elternhaus ersetzen, das unter Schutt und Asche auf immer begraben liegt. Diese Sonnwendfeier wird den armen Zirlern nach Jahren noch in schrecklicher Erinnerung fortleben, selbst wenn auch ein neues, schöneres Städtchen, aus den Ruinen emporgeblüht sein wird.

Nach kurzer Rast an dieser Trauerstätte ging unsere Postkutsche nun vierspännig aufwärts, die großen Kehren empor, die steil nach Norden zu über Reith nach Seefeld führen. Ich wanderte zu Fuß neben dem Wagen her, nicht allein, weil ich den armen Pferden ihr hartes Stück Arbeit erleichtern wollte, sondern weil ich so besser das herrliche Landschaftsbild genießen konnte. Je höher man steigt, desto großartiger treten die Bergriesen hervor über dem grünen Inntal mit seinen vielen Ortschaften und dunklen Waldgürteln, und man fühlt so recht die Herrlichkeit dieses Landes. Nach dreistündiger Fahrt kamen wir nach Seefeld, das mitten auf einem kleinen Hochplateau 1176 Meter über dem Meere gelegen ist; im Norden schützt es das Wetterstein- und Karwendelgebirge an der Grenze des Bayernlandes vor den allzu rauhen Stürmen; im Osten, unmittelbar ansteigend, erheben sich die See- und die Reitherspitze, die ihre Alpenrosen bis an unsere Reichsstraße herabsenden. Das Sehenswerteste in dem kleinen schmucken Örtchen ist jedenfalls die alte, aus dem XIV. Jahrhundert stammende Kirche mit prachtvollem reliefgeschmückten Steinportal. In ihrem Innern birgt sie ein wunderschönes Schmiedeisengitter, das den Altar von dem übrigen Raum abschließt, und vom linken Teile des Kirchenschiffes gelangt man über eine breite Marmortreppe in die im ersten Stockwerk gelegene Kapelle, die in einem altertümlichen Tabernakel eine Wunderhostie enthält, deren aus dem Mittelalter stammende Legende in vierzehn Sprachen auf kleinen geschriebenen Wandtafeln verzeichnet steht; die mit wundervollem Stuck verzierte Malerei der Decke stellt die auf das Wunder sich beziehende Episode dar.

Der kleine, vom Wald umschlossene Wildsee liegt fünf Minuten vom Ort entfernt, und oberhalb seiner Ufer stehen unter Fichten und Tannen an den Abhängen des Gschwandkopfes Ruhebänke für die vielen Sommerfrischler, die meist von Bayern herüber oder vom Deutschen Reiche kommend, einige Wochen hier verbringen.

Wohl ist es herrlich hier mitten im Waldesgrün, und die Sonnenstrahlen tanzen zwischen den dunkeln Fichtenstämmen und spielen am

des grünen Innflusses, auf sanft ansteigender Halde zu Füßen der Ruine Fragenstein gebettet liegt. Doch schon von weitem erblickt man nichts als rauchgeschwärzte Mauerreste und zerborstene Schornsteine, und wenn man zwischen den ausgebrannten, dicht aneinander schließenden Häusern der engen Straßen hindurchfährt, denkt man unwillkürlich an die Totenstädte Herkulanum und Pompeji. Man gewahrt fast keine Menschen, und zwischen den Trümmern steigt hie und da Rauch auf, obwohl mehr als 14 Tage seit der verheerenden Brandkatastrophe verflossen sind. Dort, wo ehemals der erste Gasthof Zirls, der goldene Löwe, gestanden hatte, schenkt der Wirt in einer Holzbaracke Wein und Bier aus, und seine Frau verkauft den durchziehenden Reisenden nebst einigen Lebensmitteln auch Ansichtskarten von der Trümmerstätte. Dicht dahinter wird eine Schlauchlinie in Tätigkeit gesetzt, da es unter dem Schutt noch raucht und glüht. Der Löwenwirt erzählte mir, daß man beim Abräumen des Schuttes an jener Stelle neuerdings einen glosenden Feuerherd gefunden habe, da er in diesem ehemaligen Wohnraum gegen 600 Leintücher und Bettzeug für die vielen Fremden seines Gasthofes verwahrt hatte, und dies dampft und qualmt bei Zutritt der Luft wohl noch tagelang. An manchen Häusern ist die Hälfte der Inschriften, die sie trugen, noch deutlich lesbar, und es berührt einen wie Hohn, wenn man in diesem schwarzen Chaos noch die Worte: „Gartenveranda zur schönen Aussicht“ entziffert. Dort liegt ein verbogenes, gewiß schon sehr altes Schmiedeisengitter, hier ein halbgeschmolzener Kessel neben einem Nähmaschinenrad zwischen den Steintrümmern, da gähnt ein schwarzes Kellergewölbe zwischen den eingefallenen Mauern, aus denen Rauch emporsteigt und mit Brandgeruch die Luft durchschwängert; hie und da hangen halbverkohlte Türstöcke in weitausgebröckelten Wänden; Eisenbestandteile von Hausgeräten liegen zwischen den Ruinen am Boden, Rauchfänge drohen mit dem Einsturz und verkohlte Bäume mit rostbraungesengten Blättern stehen dort, wo sie ehemals kleinen Gärtchen ihren Schatten gespendet hatten. Nichts als Trümmer und Schutt soweit man schaut! Ab und zu begegnet man einem früheren Besitzer, der mit trauriger Miene sein verbranntes Heim mustert, oder einer ehemaligen Zirler Bürgersfrau im schwarzen Trauerkleid, der das Feuer mehr noch als Hab und Gut geraubt; all das macht einen namenlos düstern Eindruck. Auch über den Gießbach hinüber hat der herrschende Oststurm die Feuergarben getragen, die ihr Zerstörungswerk bis fast zum letzten Haus fortsetzten. Nur die südlich stehende Kirche blieb unversehrt, obwohl der Turm bereits Feuer gefangen hatte, das aber bald von den Feuerwehren unterdrückt werden konnte. Binnen zwei Stunden sind 165 Häuser, all dieser blühende Wohlstand und die Früchte mühsam errungenen Fleißes ein Raub der Flammen geworden, neun Menschenleben sind dem verheerenden Feuer, das durch mit Pulver spielende Kinder

Engadin herüber. Tief drunten zieht der Inn wie ein silbernes Band durch das breite Tal, ein blauer Hauch liegt darüber und das kleine Kirchlein von Mösern mit seinen altersgrauen Mauern, von wenig Häusern umgeben, ruht zu Füßen der Höhenrunde mitten in dieser herrlichen Alpenwelt.

Man hat nicht Augen genug, um all das Großartige zu sehen, das die Natur in so verschwenderischer Pracht hier ausstreut, und ich bedauere nur jene Menschen, die dafür keinen Sinn und kein Verständnis haben und nicht ahnen, welch Glücksgefühl die schöne Gotteswelt hervorzaubern kann und — wenn auch nur für kurze Stunden — alles Leid und Weh des Menschendaseins in Vergessenheit taucht.

Des Knaben Wunderhorn aus Oberösterreich.

Kinderlieder, mitgeteilt von Hans Mittendorfer.

I.

Wann s Kind auf n Schammerl sitzt.

Gschnittne Nudln iß i gern,
Aba ganz feini;
Scheni Dirndln han i gern,
Kloa wia das meini,
Das auf n Schammerl sitzt
Und seini Öhrln spitzt,
Wann i a Gschicht varzöhl:
Micherl, da Schneidagsöll,
Dornröserl, Schneewitterl,
Rotkapperl, Blaukitterl,
Prinzesserl Tausndschen,
Oda die starkn Zween —
Wia da mei Kinderl lost . . .
Schen is s gwön, nix hat s kost!

*

Bitts mi: „Nu mehr, nu mehr!"
Nimm i die Zithern her.
Wann i a Liadl sing
Und mit dem silbern Ring
Hin über d Soatn fahr,
Das klingt so wundabar,
Voll und stark, liab und fein,
Kunnt denn was schena sein?
Das macht da Zithernring,
Herst es — kling=kling!

Wann s Kind nöt essn will.

Gschnittni Nudln iß i gern,
Scheni Dirndln siag i gern,
Magst nöt gschnittne Nudln kostn
Und a groß s schens Dirndl wern?

Wann s Kind zum Wassa geht.

Han mi zum Wassa zuwi traut,
Da Wassamann hat außagschaut.
Geh weg von da Lacka,
Sunst tuat a di packa!

A wertvolls Gschenk.

I schenk da was.
Was is denn das:
A silberas Wartawengerl,
Mei liabs Engerl,
A golderas Nixerl
In an edlstoanan Büchserl,
Das liegt auf n Meergrund,
Steig abi und suach s drunt!

Ringl-Ringl-Reiha.

Ringl=Ringl=Reiha,
San ma unsa dreia,
Setzn mar uns auf d Hollastaudn,
D Hollastaudn bricht a,
Falln ma allsand in n Bah.
Was schwimmt im Bah? s Forellerl;
Was machts im Bah drinn? D Wellerl.
D Wellerl lacht da Sunnschein an
Und s Forellerl schwimmt davan.
Kimmt a wundascheni Frau,
Hat a Kload, ganz himmlblau,
Ziagt uns aus n Wasserl,
Stellt uns hin ins Graserl,
Hat siebn kloani Kinda bracht,
D Kinda spieln und d Frau gibt acht:
Ringl=Ringl=Reiha,
San ma unsa dreia.

moosigen Boden und auf den braunen Wurzeln der Stämme; Kuhglocken tönen von ferne und Finken und Meisen zwitschern um die Wette. Von der Landstraße jenseits des Sees hört man ab und zu das Räderrollen einer Postkutsche oder das „Töff töff“ eines Autos; sonst ist es still und friedlich in dem sonnendurchleuchteten Walde und die Baumkronen rauschen leise im Winde und erzählen von Waldeszauber und Waldesherrlichkeit.

Der kleine See mit seinen flachen Ufern ist ziemlich versumpft, doch reicht das Krummholz, die „Legföhren“, bis zu seinen dunklen Fluten, und zwischen dem Dorfmoos blüht die rankende kleine Moosbeere, die zarte, rosenrote Mehlprimel und das blaue Fettkraut neben dem insektenfressenden Sonnentau. Auf dem schwarzen Moorboden liegen, von der Sonne ausgebleicht, Schalen der Sumpf- und Tellerschnecken, drüber hin schweben Libellen mit feinen Netzflügeln und dünnen roten und blauen Körperchen, und unzählige Mücken und Fliegen summen und surren über die leicht bewegte Wasserfläche. Auf den grünen, mit Lärchen und Birken dicht bewachsenen Matten und Wiesen blühen unzählige Arten von blauen Glockenblumen, braunrote Akelei, weiße Saxifragen und goldgelbe Arnika, dazwischen violette Geranien, und an sumpfigen Stellen schaukelt das weiße Wollgras seine zierlichen Büschel im Winde.

Aus den dunklen Wäldern ringsum ragen die steilen weißen Kalkfelsen der mächtigen Gebirgsstöcke empor und die allerliebsten Bauernhäuser mit ihren Veranden, Balkonen und Glockentürmen auf den Dächern vervollständigen das reizende malerische Bild.

Nur die Bewohner sind ernst und still wie ihre Berge; wohl tönt allenthalben ein freundliches „Grüß Gott“ dem Wanderer entgegen, aber schweigsam und ruhig gehen die Dorfbewohner ihrem Berufe nach. Kein Singen, kein Jauchzen erklingt im Tale und kein fröhliches Echo schallt von den Felswänden nieder. Aber schöne Menschen sind es fast durchwegs, die Männer echte Defregger- und Andreas Hofer-Gestalten mit langen Bärten und wetterharten Zügen, die Frauen und Mädchen mit dunklen, fast kohlschwarzen Augen und die Kinder rosig und frisch, sonnverbrannt und schwarz oder flachshaarig, mit Augen wie Kirschen. Leider haben die Seefelder, wie es scheint, wenig Vorliebe für ihre hübsche Nationaltracht, und man begegnet nur selten einem Holzknecht oder Jäger in Kniehosen, gesticktem Wams und Lodenjoppe. Die Männer sind fast durchwegs städtisch gekleidet und nur die „Dirndln“ und die Bauersfrauen tragen noch, wenn sie Sonntags zur Kirche gehen, den goldgestickten runden Tirolerhut mit langen Schleifen. Von Seefeld aus sieht man keine Gletscher, aber von dem eine Gehstunde entfernten Dörfchen Mösern, da schweift der Blick hinaus in das obere Inntal und von der Schweizergrenze leuchten die Schneefelder des

An arms Weiberl.

An arms Weiberl, wiar i bin,
Fahr i über d Donau hin.
Gibt ma Gott a Hendl z Best,
Bin i a reichs Weiberl gwest,
Bin i üba d Wiesn ganga;
Alli Leut habn z fragn angfanga,
Weberknecht und Schuasterloast,
Wie mei Henderl hoaßt?
Oarlspenderl hoaßt mei Henderl.

An arms Weiberl u. s. w.
Gibt ma Gott an Anterl u. s. w.
Wie mei Anterl hoaßt?
Brat=im=Pfanderl hoaßt mei Anterl.
Oarlspenderl hoaßt mei Henderl.

An arms Weiberl u. s. w.
Gibt ma Gott a Ganserl u. s. w.
Wia mei Ganserl hoaßt?
Wacklschwanzerl hoaßt mei Ganserl,
Brat=im=Pfanderl hoaßt mei Anterl,
Oarlspenderl hoaßt mei Henderl.

An arms Weiberl u. s. w.
Gibt ma Gott a Kitzerl u. s. w.
Wia mei Kitzerl hoaßt?
Meestibitzerl hoaßt mei Kitzerl,
Wacklschwanzerl u. s. w.

An arms Weiberl u. s. w.
Gibt ma Gott a Fackerl u. s. w.
Wia mei Fackerl hoaßt?
Schopp=ins=Sackerl hoaßt mei Fackerl u. s. w.

Gibt ma Gott a Kuadl u. s. w.
Wia mei Kuadl hoaßt?
Mili=gnua hoaßt mei Kuah u. s. w.

Gibt ma Gott a Hauserl u. s. w.
Wia mei Hauserl hoaßt?
Guck=weit=aus hoaßt mei Haus u. s. w.

Gibt ma Gott a Manderl u. s. w.
Wia mei Manderl hoaßt?
Keglbahn hoaßt mei Mann u. s. w.

Gibt ma Gott a Kinderl u. s. w.
Wia mei Kinderl hoaßt?
Lach=Rotmünderl hoaßt mei Kinderl u. s. w.

Gibt ma Gott a Stalldirn u. s. w.
Wia mei Stalldirn hoaßt?
Kastnführn hoaßt mei Dirn u. s. w.

Gibt ma Gott a Rößl u. s. w.
Wia mei Rößl hoaßt?
Stark=und=groß hoaßt mei Roß u. s. w.

Gibt ma Gott an Roßknecht u. s. w.
Wia mei Roßknecht hoaßt?
I=han=recht hoaßt mei Knecht u. s. w.

Gibt ma Gott an Haushahn u. s. w.
Wia mei Haushahn hoaßt?
Wödamann hoaßt mei Hahn u. s. w.

Gibt ma Gott an Bettfloh u. s. w.
Wia mei Bettfloh hoaßt?
Hupf=ins=Stroh hoaßt mei Floh u. s. w.
bis zum
„Oarlspenderl hoaßt mei Henderl".

Jetzt kennts mi wohl mit Mann und Kind
Und a mei Haus mit all mein Gsind.

Nöt weit her.

A Himml ohne Sunn,
A Haus ohne Brunn,
A Bam ohne Frucht,
A Dirndl ohne Zucht,
A Supperl ohne Brockn,
A Kirchturm ohne Glockn,
A Soldat ohne Gwehr,
San alli nit weit her.

D Einladung.

Geh mit ins Hoanbeerbrocka;
D Hoanbeer san nu nöt schwarz.
Geh mit ins Woazschneidn;
Is nu nöt zeiti da Woaz.
Geh mit in Wald um an Wisch;
s Wischgrassat is nu nöt frisch.
Steig auffi mit üba d Stiagn;
Dö is alt und geht aus n Füagn
Und a Staffl faihlt.
San ma auffi kreilt
Und iatzt san ma in da Kamma
Und was z essn habn ma
Und was z trinka habn ma,
Da is s Bratl, da da Wein —
Gelt ja, Sepperl, das is fein!

Abzähln.

(Wen die letzt Silbn triafft, der muaß nachlaufn.)

Oans, zwoa,
Nu a Paar,
Wer will mit nach England fahrn
Und dabei sei Roasgeld sparn?
England is vaschlossn
Und d Schlössa san varrost;
Da habn ma neunmal gschossn,
Das hat neun Guldn kost.
Und weil da Schlüssl is valorn,
So müassn ma a Loch drein bohrn.
San ma eini krocha,
Habn ma d Haserl brocha
Habn ma d Mili trunka,
Is die Tür aufgsprunga.
Hat s da Kini scheppern ghert,
Stampft a mit n Fuaß auf d Erd,
Schickt uns zween Soldatn,
An krumpn und an gradn;
Da krump is schon da,
Da Lump lauft uns nah!

Kindapredi.

Quarum, quorum,
Saeculorum.
Da Rauchfang is keanruaßi,
D Antn gehn barfuaßi,
Dö Gäns habn gar koani Schuah,
Was sagn denn die liabn Hendln dazua?
Weit übers Meer
Kemman drei kohlschwarzi Mandl daher
Und nu viel mehr.
Da oa hat nia was,
Dar anda nöt das,
Und da dritt in da Mitt hat gar nix
Und a kloans Schachterl Schuahwichs.
Das is was Rars.
Und was toan die drei?
O mei, o mei,
A Semml habns kafft und an Zentn Kas,
Damit sans übers Meer gfahrn
Und a so is s herworn.
Und wia s kemman ins fremdi Land,
Da gibt s allahand:
A papierani Kiara,
Drin is a Kanzl aus Lebzeltn,
Drauf tuat sie a stoanana Pfaff meldn,
Der schreit: „Heute haben wir Sünde getan,
Verleiht uns Gott s Lebn, so gehn ma's morgn wieder an!
Und die drei Schwestern Lazari,
Kathrina, Sibilla, Schweigstilla,
Woanan bitterli.
Und mit eah woanan vieli, vieli
Und da Hahn kraht Buttamili!

Den schauts an!

Mein Kopf, den gab i nöt her
Um tausnd Guldn und mehr.
Da springat i ohne Kopf umanand
Und alli Leut tatn stehnbleibn und schrein:
„Den schauts an! Sechts n? Wer wird denn das sein?
Der hat koan Kopf nöt — du, das war a Schand!"

Wann ma d Kinda schlittnführt.

s Goasböckl hat a Halsglöckl,
Hat an Kranz volla Schelln;
Laufts üba d Gassn, rennts üba d Straßen,
Fangan d Hund an zum belln.

Goasböckl kumm,
Schlag ma d Trumml bum-bum!
Führ ma's Büabl und s Dirndl
Im Schlittn umadum!

*

Schlittnfahrn, Schlittnfahrn,
Das is a Hetz,
Wann s draußt an Schnee hat
Und kalt is, aft geht s:
Langsam bergauf,
Husi tal-a,
Aus da Bahn! Aufgschaut!
Mir san da!

Hüo Schimml!

Hüo, Schimml, hatto, Braun,
Morgn toan ma Habern baun;
Wann da Schimml nimma will,
Nehman ma ön Goaßlstiel,
Hüo, Schimml!

Wann da Habern zeiti wird,
Wird a hoam in d Tenna gführt;
Is a droschn, kriagn an d Rössa,
Nacha schmeckt eah d Arbeit bössa.
Hüo, Schimml!

Blangkemma.

O Muatta, Muatta, wia mi hungern tuat;
Muatta, Brot, sunst stirb i . . . o, a Brot war guat!
Wart, mei liabs Kind,
Morgn toan ma anbaun gschwind.

Und wia s Korn is anbaut gwesn,
Ruaft s Kind nu allweil — es hat nix z essn:
O Muatta, Muatta, wia mi hungern tuat;
Muatta, Brot, sunst stirb i . . . o, a Brot war guat!
Wart, mei liabs Kind,
Morgn toan ma einführn gschwind.

Und wia s Korn is eingführt gwesn,
Ruaft s Kind no allweil — es hat nix z essn:
O Muatta, Muatta, wia mi hungern tuat;
Muatta, Brot, sunst stirb i . . . o, a Brot war guat!
Wart, mei liabs Kind,
Morgn toan ma dreschn gschwind.

Und wia s Korn is droschn gwesn,
Ruaft s Kind nu allweil — es hat nix z essn:
O Muatta, Muatta, wia mi hungern tuat;
Muatta, Brot, sunst stirb i . . . o, a Brot war guat!
Wart, mei liabs Kind,
Morgn toan ma mühlfahrn gschwind.

Und wia s Korn aft gmahln is gwesn,
Ruaft s Kind nu allweil — es hat nix z essn:
O Muatta, Muatta, wia mi hungern tuat;
Muatta, Brot, sunst stirb i . . . o, a Brot war guat!
Wart, mei liabs Kind,
Morgn toan ma bacha gschwind.

s Brot is bacha, da Jamma is gar,
s Kind liegt auf da Totnbahr.

Hendl im Prägartn.

Mistkratzerl, Mistkratzerl, gschuh-gschuh-gschuh
In unserm Prägartn, was treibst denn du?
Bleaml abbeißn?
Pflanzl ausreißn?
Nesterl macha, sagst, für d Oar —
Mistkratzerl, lüag nöt, das is nöt wahr!
Na wart, i wir s ön Vatern sagn;
Wart, d Mutta, wann s kimmt, dö nimmt di beim Kragen!
Gehst außi du! gehst außi du!
Aus unserm Prägartn, Mistkratzerl, gschuh!

Kloani Engerl schaun füra dort hinta da Tür
Und oans halt ön Kindl a Brotpapperl für —
Jatzt san ma halt gstorbn, weil mas Lebn nimma habn
Und z Köln in da Gruft druntn liegn ma begrabn.

Wann die Kinder hatschn toan.

Guck hinum, ruck herum,
Da macht mein Straß kehr-um,
Und i kann in da Gschwindn,
In da großn Eil
Oberösterreich nöt findn,
Rutsch allweil
Drauf umadum.

An andre Kindapredi.

A Henn und a Hahn
Und die Predi geht an,
Und a Kuah und a Kalb
Und die Predi is halb,
Und a Katz und a Maus
Und die Predi is aus.
Jazt gehts hoam zu da Moahm,
In ihrn Haus halts an Schmaus.
Habts was, so eßts es,
Habts nix, vageßts es,
Habts a Stückerl Brot,
Teilts es mit da Not,
Und habts nu a Breserl
Gelt, Nanderl, gelt, Reserl,
Strahts es fürs Haus
Ön Vogerln aus!

Wiagnliadl.

Geigt schon da Grill,
Kinderl sei still.
Was dar da Vata wohl hoambringa will?
Apferl und Birndl
Für mei liabs Dirndl,
Weintraubn und Nuß und Marilln,
Daß si mein Kinderl kann s Sackerl anfülln.
Ei da Tausnd, das wird guat
Und das alls kriagt mei Kinderl, wanns schlafn tuat.

Wia oft ma Gott soll danka.

Wia viel Kerndl Sand im Meer,
Wia viel Sterndl drüba her,
Wia viel Tiar san auf da Welt,
Wia viel Hellar unterm Geld,
In alln Adern wia viel Bluat,
In alln Feuern wia viel Gluat,
Wia viel Blattln in alln Wäldern,
Wia viel Halm san auf n Feldern,
Auf n Staudnan wia viel Dörndl,
Auf n Ackern wia viel Körndl,
Auf n Wiesnan wia viel Klee,
Wia viel Stäuberl in da Heh,
In alln Flüssa wia viel Fischerl,
Auf n Meergrund wia viel Müscherl,
Wia viel Tropfn san im See,
Wia viel Flockn weißa Schnee,
Wia viel Lebads kriacht und fliagt,
Wia viel Schöns ma hert und siagt,
Wann alls leucht und blüaht und prangt:
So oft, so viel sei Gott bedankt
Für alli Liab, für alli Freud,
Alls Glück, alls Lebn in Ewigkeit
Amen.

Heimgärtners Tagebuch.

Etliche Heimgartenleser wundern sich, daß in diesem einzigen Gedächtnisjahre der Heimgarten nichts über die Tiroler Freiheitskämpfe schreibt. Das sind jüngere Heimgartenfreunde; die älteren wissen, daß dieses Blatt seit seinem Bestehen gar wenige Jahrgänge zählt, in denen nichts von dem Tiroler Freiheitskampf zu lesen steht. Jene Zeit und jene Menschen im schönen Alpenlande hat der Heimgärtner nach seiner Weise behandelt in zahllosen Aufsätzen und Erzählungen. Besonders zu nennen jener Roman „Der Rebell“, der erzählt von Peter Mayr, dem Wirte an der Mahr. (XVI. Jahrgang.) — Kaum etwas in der Weltgeschichte hat mich so hoch gestimmt, als die herrlichen, die antikheroischen Tiroler Aufstände gegen den fremden Tyrannen. Wie hätte ich mit meinem Sange warten können auf die Jahrhundertfeier! Und wenn der Heimgärtner jetzt, da alle Welt den gewaltigen Kampf, das tragische Unterliegen und den unsterblichen Sieg feiert, laut mittun wollte, so

Puppnkost.

Dirndl, was hast denn im Häferl?
A Suppn für d Puppn.
Wia hoaßt denn dei Puppn?
Schens Everl.

Was ma Sachn habn.

Grüaß di Gott Annerl, mein Engerl,
Habn ma was z essn? A wengerl.
Habn ma was z trinka? Unsern Bah.
Stehn ma nöt eh sauba da?

Wer mag das sein?

Da Himml is mei Huat
Und d Erdn mei Schuah;
Wer mi kennt, muaß mi gern habn —
Wer bin i, Bua?

Was hast denn ön Schuastabuabn gsagt?

Schuastabua,
Flick ma d Schuah,
Gib ma s Leder a dazua,
Is koa Ledera in da Stadt,
Der a solchas Leder hat.

A lustiga Bua
Zreißt oft a Paar Schuah;
Wann a harlt und trarlt und springt und rennt,
Da is da besti Schuah bald ztrennt.
A trauriga Narr
Tragt lang sei Paar.

D Uhr-Schützn.

Rat, was i han vernumma:
Achtzehn wildfremde Gselln san kumma.
Sie lassn si maln schen sauba und fein,
Aba koana will gleich dem andern sein.
Ohne Faihla und Leibschadn san s alle gwön,
Aba koana kann a Stockwartl rödn.
Damit ma s doh aba sollt varstehn,
Müaßn fünf Dolmetsch mit eah gehn.
Da erst isagt: ah! und fragt, was da das wa,
Er hat si recht gwundert und blitzdumm gschaut.
Da zweiti sagt: geh, das fiagst ja eh!
Und schreit wiar a Kinderl so fein und laut.
Da dritti sagt: i — i pfeif auf di!
Und hat wiar a Mauserl pfiffn.
Da vierti rödt grob: gehts dahin, gottlob!
Und hat nach da Peitschn griffn.
Da fünfti hat gschrian: gugu, gugu,
Wer bin denn i? wer bist denn du? —
Das is eah Kunst, eah groß Kunst,
Dafür kriagns dö Kost und s Quartier umasunst.
Eah Kunst habns mit großn Gschroa angwendt,
Das füllt dö ganz Welt, is nu nöt z End.

Da Hansl und s Gretl.

Da Hansl tuat spinna,
Er braucht a starks Seil
Und s Gretl tuat eggn
Mit da Schmalzpfann daweil.

Da Hansl fangt s Fischerl,
Hat s Schwanzerl hoambracht;
Aus n Schwanzerl hat s Gretl
An Rahmstrudl gmacht.

Da Hansl und s Gretl
San zwoa bravi Leut,
Habn d Suppn ausgessn
Und d Schüssl wegkeit.

Die vier heilign drei Kinign.

Kennst die bewegliche Drei du noch nicht und der Viere Gebilde,
Wahrlich, so wollt es der Gott, findest du nimmer die Eins.

Die vier heilign drei Kinign mit eahnan Stern,
Da Kasper mit n Melchar, mit n Baltes, mit n Bärn,
Dö sehgn an funklneua Stern.
Fix Laudon, da kunnt was Neugs draus wern!
Sie stiessn si zsamm, fülln ön Bauch und hollaus
Wia d Birndiab hopp-hopp! aus da Stadt rennans aus.
Und wias ziahgn beim Herodes sein Gschloß nacha für,
Herodes, da Kini, lauft aus bei da Tür:
„He, wo kommts denn ös her? Aus n Morgnland leicht?
Sitzts zuwa aufs Bankl, toats rastn an Eicht."
Na, Freunderl, mir habn nöt derweil zum Verweiln,
Habn an Weg nu vor uns heut, gut fünfthalbi Meiln.
„A gehts, zwegn ar Viertlstund auf odar a,
I bring eng an Kas und a Brot außa da."
Mir mögn koan Kas nöt und koa Brot,
Mir müassn schon gehn, es tuat wirkli recht not.
„Guat, wenns ös koan Kas mögts, so freßts halt an Dr . . .
Und scherts eng in Teufls drei Pratzna bald weg!"
Und wia ma da draußt san und für bei sein Haus:
Herodes, iatzt blas uns dein Hobl fein aus!
Mir kemman auf Bethlehem — was denn da toa?
Da findn ma s Kindl muadaseli alloa.
Habn eahm Butta bracht, Nuß und a Mili, a guti,
Und s Kinderl, das bleangazt drauf uma ganz fruahdi.
Da heili Sankt Josef tuats heidln, schaut drauf
Und setzt gar ön Kindl a Goldhauberl auf.

dunkelwaldigen Schöckel, von dessen Fuß der Kurort Radegund herableuchtet. Wir wenden uns diesmal südöstlich, verlassen die Ungarnstraße und wandern der wunderschön aufblühenden Sommerfrische Laßnitzhöhe zu, deren hochragendes Kurhaus aus der Ferne grüßt. Auf dieser freien Höhe, von der aus man fast die halbe Steiermark überblickt, wächst eine Villenstadt auf und mit ihr entwickelt sich ringsum ein Wildpark, der nahen Großstadt zur Freude. Aber jener Grazer Spenglermeister, der das erstemal hinaufkam, wußte nichts anderes zu sagen, als: „Nau! Viel Luft habts da!“ Und sagte damit mehr, als er sagen wollte. Viel Luft! Viel Licht! — Daraus wird viel Leben. Im Mai war mein Besuch, und da blühten alle Bäume, alle Matten. Die Straße hin und hin voller Ausflügler, sie belagerten die Wirtshäuser, tollten, lärmten, flirteten und taten, was man in der Stadt auch tun kann. Das um sie wunderbar ausgebreitete Paradies sahen die wenigsten. Darum gehört es auch den wenigsten.

Daß unser Herrgott auch dieses Stückel sollt' zuwegebringen, bewundere ich noch am allermeisten. Nämlich die Speisung des Volkes mit — Steinen. In meinen Schulbüchern noch stand's zu lesen, daß der Landmann der Ernährer der Menschheit sei, daß der Städter vom Lande leben müsse. Und jetzt! Der Landmann lebt vom Städter. Der Sommerfrischler weiß, wie es draußen auf dem Lande hergeht: Wenn man gutes Mehl, Fleisch, Gemüse haben will, so muß man's aus der Stadt bringen lassen. Es gibt fruchtbare Gegenden, in denen man zeitweise sogar Milch und Eier aus der Stadt bezieht. Der Stadt, wo nur Steine übereinander liegen. Da möchte ich doch unserem Herrgott gerne einmal an die Finger schauen, wie er das macht. Der sagt: Das tut ein anderer! Ein ganz anderer! Dieser andere macht rasch die Faust zu, daß man nichts sollt' sehen; aber zwischen den Klauen krabbelt ein schwarzbärtiges Kerlchen hervor. Ein Zwischenhändler! Deren hat er die ganze Faust voll. — Na, jetzt begreif' ich's!

Ein Bauer hatte Holz zu verkaufen. Und einer seiner Nachbarn mußte Holz kaufen für einen Neubau. Der eine im Dorfe bot kein Holz aus, der andere warb um keines. Beide warteten auf den Holzhändler. Und der kam auch. Er kaufte dem Bauern um 600 Kronen Holz ab und verkaufte es im selben Dorfe dem, der es brauchte, um 1000 Kronen. Ist das nicht ein gutes Geschäft? Aber für wen? Die beiden Nachbarn sehen sich täglich und sind gut miteinander; nur trauen tun sie einander nicht. „Wen ich kenne, von dem weiß ich, daß er mich

müßte er sich von Blatt zu Blatt wiederholen — und das kann er doch nicht. So will er nur hinweisen auf seine Darstellungen in Zeiten, da alles sonst stille war, um nun, da alles laut ist, feierlich zu schweigen. Und wieder zu reden, wenn alle anderen schweigen. — Napoleon war die Geißel der Völker Europas — die notwendige; da nun aber die Völker gezüchtigt waren, warf man die Geißel weg. Sie bedeutete nichts mehr. Die germanischen Völker aber erstanden verjüngt zu Herren des Kontinents und das kleine, arme Volk der Hirten war es, das vorausging in der Erhebung. Das steht so riesengroß vor uns, das weiht dieses Gedächtnisjahr zu einem Denk- und Dankfeste, wie die deutsche Geschichte ein Ähnliches kaum wieder aufzuweisen hat. Und die „Wacht am Rhein" ist eine Folge des „Zu Mantua in Banden".

Östlich der Stadt Graz, zwischen dem Ragnitz- und dem Stiftingtale, erhebt sich ein Höhenzug, der von der Talsohle aus allmählich bis über 200 Meter ansteigt, um sich dann gegen das Raabtal zu verzweigen. Diesen Höhenzug, die Ries genannt, hat Bartsch in den Zwölfen aus der Steiermark auf seiner klingendsten Saite besungen. Die Straße über die Ries gehört zu den schönsten Straßen des Reiches, sie geht nach Ungarn, und dieses kalkweiße Band hat einst Graz und Pest stärker verbunden, als es heute die Eisenstränge vermögen. Wir machen über die Ries einen Nachmittagsspaziergang. Noch an der Stadtkante, wo wir anzusteigen beginnen, der Fuchswirt, in dessen Dachzimmer Robert Hamerling den „König von Sion" geschrieben. Dann das zweite Wirtshaus, das dritte, das vierte, das fünfte u. s. w., alle zehn Minuten eines. Schon vorher, bei der „Spinnerin am Kreuz", schauen wir zurück. Da liegt im Vordergrunde, vom Walde halb umfangen, die schneeweiße Märchenstadt, jedes Haus ein Palast, in dem — das Leiden wohnt. Das neue Landeskrankenhaus, ein Stolz und eine Ehre der Steiermark. Im Hintergrunde weitet sich die große Stadt mit dem Schloßberge, die das ganze Grazerfeld auszufüllen scheint bis hin zu den westlichen Waldbergen. Unsere Riesstraße ist besetzt mit hundert köstlichen Naturbildern, vom nahen häuserbestreuten Hügelgelände an bis zu den fernen blaßblauen Bändern der westlichen und nördlichen Alpen. Und in der Nähe, gegen das Stiftingtal ab, Forste, wie man sie im Oberlande schöner nicht finden kann. Zwischen dunklem Fichtenwald das eingesprenkelte Hellgrün der Buchen, an Wiesenrändern und in Gärten die weißblühenden Obstbäume — so hin und hin über Hügel, Mulden und Schluchten, alles überschaubar von unserer Hochstraße aus. Man muß schreien vor Lust, so schön ist es. Auf der Höhe, beim Gasthause „zum Bäckenpeterl", zweigt ein nördlicher Höhenzug ab nach dem

Vor einem Jahre, als in Deutschland der Sturm gegen den Kaiser losging, ist auch geklagt worden, daß der Kaiser das Reich politisch so arg herabgebracht hätte. So schlimm muß das doch nicht sein, weil jetzt sogar die Engländer anfangen, sich vor Deutschland zu fürchten, was früher nie der Fall war.

Drei lustige Studenten machten eine Landpartie. So lange sie noch nüchtern waren, erinnerte sich der Michel, einen Besuch zu machen bei seiner Mutter, deren Wohnort im nächsten Tale lag. Die Mutter war schon seit längerer Zeit kränklich. Die zwei Kollegen aber hielten ihn zurück und sagten, er solle sich den schönen Tag nicht verderben mit einem Krankenbesuch, den er auch an einem andern Tag machen könne.

Der Michel gab ihnen nach. Sie schlenderten durch die Fluren, sie sangen nnd trieben tolles Zeug. Dann kehrten sie in einem Wirtshaus zu, tranken Bier, noch ein Glas Bier und noch eins und noch mehrere. Sie wurden angeheitert, berauscht und endlich besoffen. Und als sie besoffen waren, da johlten sie davon und trieben unterwegs das ungereimteste Zeug. An den Straßen versetzten sie die Wegzeiger, ohne zu wissen, daß sie selber in die Irre gingen. Am Wege hatten sie einen alten Stiefel gefunden, den hingen sie an eine Votivtafel, die am Wege stand, und freuten sich sehr ihrer geistvollen Taten. Als sie zu einer Kapelle kamen, die auf der Anhöhe stand und in der ein Glockenstrick herabhing, erfaßte diesen der Michel und fing an, aus Leibeskräften zu läuten, so daß das Glöcklein hell hinausschrillte in die Gegend. Und es war doch nicht Aveläutenszeit. So verging der Tag.

Die Mutter war in ihrer dunklen Stube dahingelegen, hatte zum offenen Fenster hinausgeschaut und in Sehnsucht gedacht an ihren Sohn, der schon lange nicht mehr bei ihr gewesen war. Nach schweren Stunden war ihr jetzt so süß und friedsam; nur ihren Michel hätte sie bei sich haben mögen. „Daß er so gar nicht kommt!“ sagte sie zu ihrem Manne, der traurig neben ihr saß. — „Er wird halt viel zu lernen haben“, antwortete er, „sonst tät er gewiß jetzt schon einmal gekommen sein“. — Da hörten sie aus der sonnigen Sommerluft herüber ein leises Klingen. — „Ist es schon so spät, daß sie zum Gebet läuten?!“ sagte der Mann. Die Kranke hielt ihre Hände über der Brust gefaltet und betete, und schlummerte in eine noch nie empfundene Glückseligkeit hinein. — — Drei Stunden nachher, als der Michel an seinem Katzenjammer wimmerte, da kam die Nachricht, daß seine Mutter gestorben sei. — — Er hatte ihr die Sterbeglocke geläutet.

---

beschummeln will; von einem Fremden weiß ich das nicht, deswegen probiere ich es mit dem Fremden." So sagte mir allen Ernstes ein biederer Landmann. Wo steckt nun der Zeck? Der steckt im eigenen Fleische.

Da die örtlichen Märkte abgekommen sind, so schlug ich schon früher einmal vor, daß in jeder Gemeinde auf dem Kirchplatze eine Tafel vorhanden sein sollte, an welche der Produzent seine Ware ausbieten und der Konsument seinen Bedarf anzeigen könnte. Die Sache wäre wieder einmal zu selbstverständlich, als daß sie versucht werden dürfte. „Aber die Zwischenhändler sind auch Menschen, wollen auch leben."

Na, und wie gut die leben wollen!

Von Graz eine 20 Minuten lange Eisenbahnfahrt. Station Premstätten! Aussteigen! Der Zug rollt davon, wir sind in einem Walde. Eine Hochebene. Zu allen Seiten liegt der Himmel nieder bis zu den Wipfeln, hinter denen kein Berg aufsteht. Eine Prärie! Ein paar neue Häuser stehen mitten im Walde und Strupp. So etwa beginnen in Amerika die großen Städte, so sehen sie aus am ersten Tage. Vom Bahnhofe aber, der hier im Walde steht, führt schnurgerade ein Fußweg durch Wald und Strupp dahin, ein glatter, gelblicher, wunderschöner Fußweg. Ein paar Lichtungen sind, da sieht man ferne Alpenzüge hereindämmern. Eine halbe Stunde so fort über eine mäßige Höhe, immer in stramm aufstrebendem Fichtenwald — ein wahrer Höllenweg! Sagt man doch, daß die Wege in die Hölle alle so schön sein sollen. Viel schöner als das Ziel; was hier nicht zutrifft. Unser Weg führt nach Tobelbad, dem lieblichen Waldwinkel. Zwar trat mir, als ich in die kühlte Waldschlucht hinabstieg, ein Höllenlärm entgegen, es wurde gekarrnt, gegraben, gemauert, gezimmert, genagelt, gespengelt, und statt fröhlicher Kurgäste fand ich 300 erdstaubige Arbeiter. Aus Berlin ist ein Geldmann gekommen, der auch weidlich Posaunen blasen kann, um das fast vierhundert Jahre alte, in den letzten Jahrzehnten sanft verblichene Tobelbad wieder von den Toten aufzuwecken. Freunde heimischer Waldkurorte wünschen, daß es gelinge. — Ein Kranz von schönen Kurorten umgibt die Hauptstadt Steiermarks: Tobelbad, Judendorf, Frohnleiten, Radegund, Laßnitzhöhe; und wenn man noch Gleichenberg, Rohitsch-Sauerbrunn, Neuhaus, Tüffer, Römerbad, Steinerhof, Mürzzuschlag, Aussee sieht, und wenn man noch dazunimmt, daß ganz Steiermark ein großer Kurort ist, da müssen wir doch mit Fleiß und Anstrengung alle Mittel der modernen Kultur aufwenden, um krank zu werden. Viele lassen sich was darum kosten.

Himmel suchte. Carneri war ein großer Mensch, aber nicht der genußanbetende Liberalismus hat ihn dazu gemacht, sondern die Entsagung, das Leiden. Seine körperlichen Gebrechen gönnten ihm wohl seit Jugendzeit keinen Tag ohne Leiden, das Leiden ist sein Gefährte und der Inspirator seiner hohen Philosophie gewesen bis ins 86. Lebensjahr. Ein letztes Geständnis seines Lebens war, daß er, der Krüppel, der ewig Kranke, der von den Zeitgenossen Mißverstandene und Vergessene, ein glücklicher Mensch gewesen. In seinen Schriften zwar ein „Atheist“, aber als Mensch ein Glaubender an das ewig Göttliche. Der Liberalismus ist nicht immer liberal genug gewesen, um die verschiedenen Arten des Gottsuchens, die den verschiedenen Menschen eigentümlich sind, gelten zu lassen. Von dieser hochmütigen und lieblosen Unduldsamkeit hat Carneri sich befreit, deshalb ist er, trotz seines Todes lebendig geblieben, während der Liberalismus, der ihn zu tragen schien, gestorben ist.

Da hörte ich, wie ein Arbeiter zum andern sagte: „Adieu, ich fahre jetzt nach Wien!“

„Du fahren?“ antwortete der andere, „ich gehe zu Fuß und brauche weniger Zeit als du.“

„Wieso?“

„Ich sag' dirs, ich brauche weniger Zeit.“

„Prahlhans!“ lachte der eine, „ich brauche zwei Stunden, du brauchst einen ganzen Tag“.

„Wie viel kostet deine Fahrt?“

„Fünf Kronen.“

„Wie viel verdienst du dir in einem Tagwerk?“

„Zwei Kronen fünfzig.“

„Siehst du, so brauchst du zwei Tage, um nach Wien zu kommen, ich hingegen brauche nur einen.“

Mein Lebtag habe ich nichts so leicht und schnell gelernt als das Schreiben auf der Schreibmaschine. Ich habe mir bei meinem Schreibzeug-Vetter Jamnik in Graz eine Underwood angeschafft, vorwiegend zu dem Zwecke, um die Autographensammler zu befriedigen. Eine halbe Stunde guckte ich dran herum und versuchte die unterschiedlichen Tasten und Hebelchen. Dann begann ich zu typen und — konnte es. Weiteres ist Sache der Übung. Wie ein so kompliziertes Werk so einfach zu behandeln sein kann! Wenn der Geist, der im Schreibwerk waltet, nur nicht etwa im Geschriebenen ausbleibt! Denn trotz der sonst vollkommenen Einrichtung dieser besonders bei Geschäftsleuten beliebten Maschine

Vor 37 Jahren, von Italien zurückkehrend, stieg ich in Cilli aus, um dort die erste Heimatsfreude zu feiern. Seither habe ich diese Stadt eigentlich nie mehr gesehen. Zu meinen Vorlesungen dort kam ich immer erst des Abends an, um in der Nacht wieder abzufahren.

Nun war ich endlich wieder einmal dort, um zu sehen, wie es den Brüdern geht auf dem so heiß umstrittenen Boden. Hat sich doch dieses Städtchen herausgeputzt! Wie freundlich und heimlich! Gleich am Eingang am Bismarckplatz: Das Postgebäude, die Sparkasse und erst recht das Deutsche Haus! Das geht an wie eine Großstadt! Aber sie dauert nicht lang, in drei Minuten ist man durch und steht am Wasser, an der breiten, klaren Sann, in der man jedes braune Steinchen sieht, Nippsachen aus den Sulzbacher-Alpen. Und auf dem nahen Hügel die Riesenruine der alten Veste Cilli. Sie tut, als drohe sie noch, ist aber sonst für niemand mehr gefährlich als für den, der zu tollkühn in ihr herumklettert oder einem politischen Widersacher hier begegnet. Unter dem Gemäuer stand er. „Na", rief er mich barsch an, in gutem, nur etwas hartem Deutsch. „Sie tun ja alleweil sammeln, just erst fürs Lieserl und jetzt schon wieder für deutsche Schulen da herum! Das heißt nichts, Sie müssen eins ablaufen lassen, bevor Sie das andere anfangen!" — „Sie hätten recht, wenn es das gleiche Publikum wäre", sagte ich, „fürs Lieserl wendete ich mich an die Armen, für die Schulen aber gehe ich zu den Reichen." — „Ich bitte Sie, die Reichen geben ja nichts", sagte er, „und recht haben sie; wie wären sie denn reich geworden, wenn sie geben wollten? Man wird doch nicht Ihretwegen das Geschäftsprinzip umschalten! Die Deutschen wollen ja durchaus reich sein. Weit lieber reich als deutsch. Wissen Sie, daß ich es Ihnen nachmachen will, Herr? Und bei meinem Volke hoffe ich mehr Glück zu haben, wir Slowenen wollen vor allem Slowenen sein und dann erst reich." — — Dieses Wort des alten Wenden war schrecklich für mich. Den ganzen Tag war ich mutlos und hatte mir doch vorgenommen, mich in meiner Zwei-Millionen-Sammlung nicht irremachen zu lassen. Mißmutig kehrte ich nach Graz zurück, dort feierte man gerade ein deutsches Fest. Hoch ging es her und die Geschäftsleute waren vergnügt. Ich konnte nicht lustig werden, immer mußte ich denken an das Wort des alten Wenden.

Zum Glück hat am selben Tage ein Millionär zur Schulstiftung gezeichnet und am Abend ein zweiter, da habe auch ich fröhlich mein Krügel Bier geschwungen: Heil Euch! — und dann bettelte ich weiter.

Der alte Carneri tot! Er war in der Politik ein Liberaler. Als Mensch aber ist er himmelweit über jenen Liberalismus hinausgewachsen, der im Tagesmaterialismus (ein unschönes Wort) seinen

Ach, wie viele Leute wären als Modell für den Dichter überhaupt zu brauchen, wenn er ihnen nicht von seiner Seele liehe? Aber — um schauspielerisch zu sprechen — gut verkleiden muß diese Eigenseele sich können; so sprechen muß sie können und sich so benehmen, wie die Gestalt, die sie darstellen soll. Dem simpelsten Steinklopfer glaubt man die Kantsche Philosophie, wenn sie in der richtigen Steinklopfermundart vorgebracht wird. Abgesehen davon, daß mancher Steinklopfer oder Handwerker oder Bauer wirklich philosophisch geartet ist. Dann noch eins. In der Volksmenge gibt es die unterschiedlichsten Menschenarten. Der Volksdichter sucht sich am liebsten solche aus, die mit seiner Seele Gemeinsames haben. Das baut er dann aus, vertieft, erhöht es und vervollkommnet den Seelentypus, wozu der am meisten beisteuert, der am meisten hat: der Dichter.

Sind Anzengrubers Bauern in Wirklichkeit möglich? Warum denn nicht? Eben weil die Anzengruberseele, also eine Menschenseele in ihnen steckt.

Lieber moderner Dichter! Du beklagst dich, daß du von so wenigen verstanden wirst. Das kommt davon, weil du zumeist abnorme, selbstkonstruierte, gekünstelte Figuren dichtest und diesen extra noch die sonderbarsten Dinge andichtest. Willst du allgemein (vom Knecht bis zum Fürsten hinauf) verstanden werden, so fasse den Menschen dort, wo *alle gleich sind.*

Ein nachdenklicher Landmann verglich *unseren Planeten* mit *einem Tiere.* Das Gestein sei seine Knochen, die Erdschichte sein Fleisch, das Wasser sein Blut. — Und die Menschen, die darauf herumregieren? fragte ich. Die sind sein Ungeziefer, antwortete er prompt.

Ein *Kindergespräch.* „Toni", fragt der kleine Karl sein Brüderchen, „kannst du dichten?" — „Nein", sagt der Toni, „kannst *du* es?" — Karl: „Ich kann's auch nicht, aber der Onkel Hans, mein Lieber, der kann's!" — Toni: „Wie tut er denn da?" — Karl: „Weißt, da muß man sich so recht was Schönes und recht was Gutes zusammendenken."

O, kleiner Mensch du! Noch so jung und schon so veraltet! Weißt du, was die Modernen sagen, daß man tun müsse, um zu dichten? Da muß man sich recht was Häßliches und recht was Schlechtes zusammendenken. Dann ist es eine richtige Dichtung. — Ach unausstehlich vollkommen muß doch die Welt sein, wenn man sie mit aller Kunst verschlechtern muß, um sie erträglich zu machen. Die alten Dichter

fehlt eine Taste. Die Dichtertaste. Schreiben tut sie, aber dichten tut sie nicht. Hingegen ist sie eine sehr strenge Lehrmeisterin. Nicht einen einzigen Fehler läßt sie durchgehen, jeden verewigt sie und macht sich manchmal noch darüber lustig. Da hieß es aufpassen. Den zweiten Tag aber durfte ich schon ein wenig gedankenlos sein und die Buchstaben kamen richtig. Heute darf ich ganz gedankenlos sein, die Buchstabenreihe wird korrekt. Ist das nicht eine ausgezeichnete Erfindung? Jetzt fehlt nur noch die Denkmaschine. Die wird auch noch kommen; sagen doch die Gelehrten, daß das Denken etwas Mechanisches sei. Und die werden es ja wissen.

„Anzengrubers Bauern sind in Wirklichkeit unmöglich, sind keine Bauern, sind nur Anzengruberseelen in Lederhosen." — Dieses Wort hat mir vor kurzem ein rabiater Literaturästhet ins Gesicht geschrien. Es sollte ein giftiger Tadel sein. Das Wort kann man öfter hören, an sich ist es richtig, als Tadel ist es unbegründet.

Vom Dichter muß zwar verlangt werden, daß er die Menschenseele an sich kenne, ferner daß er die typische Seele jener Kreise kenne, die er darstellen will, daß er sich unter Umständen in einen Bauern so gut hineindenken könne als in einen Feldherrn, in einen Spitzbuben so gut wie in einen Heiligen, in einen Kretin so gut wie in sich selbst. Wenn er nun aber derlei verschiedene Menschen schildert, darf man verlangen, daß sie nichts vom Vater haben sollen? Das gibt es nicht, hat es selbst bei den objektivsten Dichtern nie gegeben und darf es nicht geben. Es wären trotz denkbar geistreichster Weise — seelenlose Dichtungen. Wer die Gestalten aus der Natur einfach abschreibt, der ist ein Photographenapparat, aber kein Dichter.

Mir sagt man nach, daß ich Bauern schildern könne. Ich gebe es zu. Aber alle diese von mir gestalteten Bauern haben — eine Roseggerseele. Zum Glücke, daß diese eine Bauernseele ist. Anzengruber war freilich in einer anderen Lage. Er hatte eine kritische, modern gebildete Seele und diese gab seinen künstlerisch tadellosen Bauerngestalten den scharf Anzengruberschen Einschlag — es ist die Reformer-, die Philosophenseele in der Lederhose.

Ist das ein Fehler oder ein Vorzug? Keines von beiden. Es ist eine Eigenschaft. Anzengruber hat Dichtergestalten geschaffen, die eine große Wirkung ausüben, erzieherisch anregen und die obendrein noch von vielen als naturwahr empfunden werden. Das ist nicht bloß der Künstler, das ist die persönliche Seele des Dichters in ihrer Wahrhaftigkeit. Man denke sich einmal z. B. im „Meineidbauer" die Anzengruberseele weg — bleibt genug übrig, um an sich bestehen zu können? Man denke sich in „Faust" die Goetheseele weg! —

erinnert mich an den Ausspruch eines biederen Baiers: „Ih a teuers Büachele kaufen, wos glaubns denn? Dafür kriag i vierzig Krüagl Bier. Vierzig Krüagl! Na gelns, do schauns!"

Vor kurzem ist eine kleine Prozession aus der Jackelei nach Mariazell gegangen. Auf dem Rückwege ist ihr mancherlei Mißliches passiert. Im Gebirge nahmen die Leute einen gefehlten Weg, kamen in schlechtes Wetter und etliche wurden marod. Fern von jeder Ortschaft überraschte sie der Abend. Was ihrer manche jetzt taten, war nicht gerade gebetet. Aber dort auf der Hochmatte stand ein Bauernhof. Die Leutchen schickten den Mesner ins Haus, um zu fragen und zu bitten, ob sie alle zusammen in diesem Hofe Nachtherberge haben könnten. Der Meßner ist zwar etwas schwerhörig, aber ein gutes Redewerk hat er; so richtete er damit bei der barmherzigen Bäuerin auch was aus. Wohlgemut kam er zu seiner Prozession mit der Nachricht zurück, im Bauernhofe hätten sie einen Schlafsaal und wenn sie wollten, könnten alle drin schon übernachten, Platz hätten sie. „Na also!" riefen die Wallfahrer erfreut, „nachher ists ja eh gut. Auf dem Kirchfahrtsweg ist der Mensch halt nie verlassen." Sie gingen ins Haus, legten in Lauben, Stuben und Küche ihre Bündeln ab und holten ihr mitgetragenes Abendbrot hervor. Und nachher baten sie halt ums Schlafengehen. Was wurden aber das für Gesichter, als der Bauer sie anstatt in den Schlafsaal — in den Schafstall führte! Auf ihr Gejammer über die „zwidere Sach" tröstete sie der Bauer: „Ah na, das macht ja weiter nix. Die Schaf hab ich jetzt auf der Alm, habts ja leicht Platz da. Laß halt ein bissel Stroh auf den Boden streuen. Für den Meßner und den Fahntrager tu ich Heu in die Krippen — kein Graf hat a bessers Bett!" — Und richtig, am nächsten Sonnenmorgen waren die Pilger so weit ausgerastet, daß sie über das Mißverständnis lachten und die anzüglichsten Witze machen konnten. Das ist gut, sonst hätte ich sie gemacht.

Bei einer Missionspredigt wurde auseinandergesetzt, daß es zum Himmel unterschiedliche Wege gebe — leichtere und schwere. Aber man müsse — damit das Verdienst um so größer sei — die schwersten gehen. Daraufhin sagte ein Zuhörer: „Das kommt mir gerade vor, wie jene Bergfexen, die auf einen hohen Berg gerade die gefährlichsten Stellen wählen und nachher abpurzeln. Ich bin ein schwacher Mensch und nehme den gangbarsten Weg. Hauptsache ist, daß ich hinaufkomme.

---

haben sie zu verschönern gesucht im Sinne des kleinen Karl. Aber das waren Kindsköpfe alle miteinander.

Klein-Peterl ist ein Freund von Heldengesängen. Er singt ihrer auch selbst, wobei er es übrigens mit dem Texte nicht besonders genau nimmt, wohl wissend, daß im Liede nicht das Wort Hauptsache ist, sondern die Musik. So sang er da, während er mit Bausteinen eine Festung aufführte, halblaut vor sich hin: „Zu Mantua im Bade der dreie Hofer saß.“ Sein Schwesterlein, das in der anderen Stubenecke die Puppe ankleidete, schaute mit großen Augen auf das Brüderlein herüber. Und als dieses immer wieder trällerte: „Zu Mantua im Bade der dreie Hofer saß“, rief sie schalkend drein: „Und duschte sich und wuschte sich, und duschte sich und wuschte sich . . .!“ Klein Peterl machte sich anfangs nicht viel aus dieser Störung, als sie sich aber regelmäßig einstellte, so oft er das vom „Bade“ sang, mochte er wohl merken, daß hier etwas nicht ganz richtig sei, stellte den Gesang ein und baute schweigend an seiner Festung weiter. Die kleine Satire aber in der anderen Stubenecke lachte sich ins Fäustchen.

„Mücke, ich erlaub' dir's nicht! Mücke, ich erlaub' dir's nicht!“ lachte der kleine Friedl und wich mit seinem Haupte der Fliege aus, die auf der Stirn oder auf der Nase Rast halten, wenn nicht gar Blut saugen wollte. „Aber so fang's doch ab!“ rief die Magd, da hatte sie das Tierchen auch schon in der Faust. Der Kleine starrte auf das zerquetschte Ding und sagte zornig: „Warum umbringen! Es hätte auch gern gelebt.“

Derselbe Knabe kam eines Tages vom Garten herein, bitterlich weinend. „Was hat's denn?“ fragte die Mutter. „Der Mann hat im Garten einen Baum umgehackt“, schluchzte der Kleine, „und da haben mich die Blätter so lieb und traurig angeschaut.“ — Wieviel Göttliches ist doch in dem Kinde, das dem Menschen später abhanden kommt!

Besuchte mich ein bayrischer Volksschriftsteller. In der Geheimratsuniform kam er und mindestens ein Dutzend hoher Orden bedeckte die breite Bajuwarenbrust. Er ist ein vorzüglicher Jäger. Und ein glänzender Jagdschriftsteller. Aber auch manches Buch hat Arthur Achleitner geschrieben, das tiefer in die Volksseele taucht und poetisch unsere Alpen verherrlicht. Ich glaube, der Dichter in ihm wird unter-, der Rock an ihm überschätzt.

Wir besprachen unter anderem die Klage, daß die Baiern keine Bücher kaufen wollen. Alle Literatur ersäufe im Hofbräuhaus. Das

und meinte damit Haydn mit seinem „Hier liegt vor Deiner Majestät" und seinem „Gott erhalte". Das war so nebenbei gesprochen und es war die richtige Haydn-Feier auf dem Dorfe. Haydn ist der einzige Musikklassiker, den das Landvolk öfter zu hören bekommt und, ich möchte sagen, besser kennt als die Stadtleute.*) Musik ist ja vielen nicht als Selbstzweck, sondern als Ausdruck dessen, was der Mensch in seinem höchsten Menschentum empfindet, sagen möchte und nicht sagen kann. Den Naturmenschen verlangt es in diesem Falle nach Musik.

Anderswo gibt es Leute, die mit leerem Herzen ins Konzert gehen und mit leerem Herzen wieder heraus. Sie haben zu unrechter Zeit Musik gesucht. Das kann auch dem Naturmenschen so gehen. Beten soll man nur, wenn man kann, und Musik genießen kann man nur, wenn einem zum Beten ums Herz ist, wenn man eine Sehnsucht hat.

Ein dankbarer Sohn. Jemand erzählt von seinem Vater, wie gut der gewesen sei. „Alles hat er für mich getan, den Bissen vom Mund hat er sich abgekargt, um mir eine angenehme Zukunft zu gründen. Ganz hat er sich für mich aufgeopfert. Ich wollte, er lebte noch, daß ich ihm einen Teil vergelten könnte. So habe ich mir denn vorgenommen, seinem einzigen, noch lebenden Kinde Gutes zu tun, so viel als nur immer möglich ist."

Ein Schreiben, das ich auf Einladung zur persönlichen Teilnahme an die in Weimar tagende „Gesellschaft für deutsche Erziehung" richtete, wurde veröffentlicht und von mehreren Zeitungen verstümmelt. Von mir aus lautet der später verstümmelte Teil so:

„Ihr Schreiben hat mich nicht wenig aufgeregt. Ich gehöre (im Prinzipe) zu Ihnen. Aber wie sollte ich nach Weimar kommen, da ich kaum eine einzige Nacht von der Heimat fort kann, ohne krank zu werden. Deshalb habe ich das Reisen seit Jahren aufgeben müssen. Mich drängt es ja selbst, immer wieder zu sagen, wie unvergleichlich wichtig eine gründliche Reform unseres Schulwesens ist und daß wir aus den humanitären Schulen humane Schulen machen müssen, wenn des Lebens grüner Baum nicht in der Staubwüste der grauen Theorie ganz und gar verkommen soll. Ich bin jetzt mit einer für uns Deutschösterreicher wichtigen Schulangelegenheit beschäftigt. Ich bin nichts weniger als radikalnational im politischen Sinne von heute. Aber bei uns heißt es, dem Vaterlande die deutsche Kultur mit ihren heiligsten Gemüts- und Geistesschätzen zu behüten.

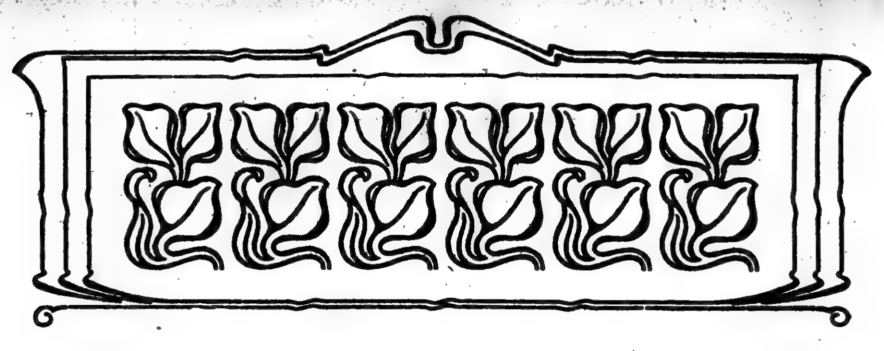
*) Hier werden die Brüder Josef und Michael Haydn durcheinander gemengt, wie das bei der letzten Haydnfeier oft geschehen ist. Der Geist ist ja der gleiche.

Ich lobe die Antialkoholbewegung und wirke für sie nach meiner Möglichkeit; der Alkoholismus richtet in unserem Volke grausige Verheerungen an und unsagbaren Ekel. Aber das sage ich offen: Ich könnte die tägliche kleine Flasche Tiroler nicht entbehren. Wenn sie mich bloß erfrischte, in behagliche Stimmung versetzte, die Welt rosiger erscheinen ließe, so wäre das etwa noch zu wenig Grund, ihr seit so vielen Jahren anzuhängen. Aber diese kleine Flasche mit dem roten, dünnen Inhalt macht mich besser, löst in mir edlere Empfindungen, vornehmere Gedanken und altruistischere Entschließungen aus, und mit solchem Glase Wein könnte ich vielleicht gerade so gut sein, als manche Leute mich dafür halten. Ein Quentchen Alkohol im Blute verursacht bei mir eine schwungvollere höhere Lebensführung. Manch gutes Fürnehmen habe ich dabei gemacht, manch zuversichtlichen Plan ausgearbeitet, zu dem mir in der gewöhnlichen Stumpfheit Schwung und Mut gefehlt haben würde. Während dieser Zustand dauert, weiß und bedenke ich aber auch, daß er in wenigen Stunden wieder verflogen sein wird. Gegen diese kommende nüchterne Gefahr suche ich mich zu rüsten, nehme mir beim Glase Wein vor, den guten Eingaben desselben in Handel und Wandel treu zu bleiben, vielleicht mich gar durch ein Versprechen zu binden, damit ich gezwungen sei, das jetzt Gewollte nachher auch auszuführen. — Wenn andere klagen, daß Entschlüsse, die sie beim Glase Wein machen, ihnen manchmal schlecht bekommen, so habe ich solches bei mir nie erfahren, außer es wäre ein übereilter Entschluß bei der zweiten Flasche geschehen. In der ersten Flasche ist für mich noch Vernunft, nur sonniger, uneigennütziger als sonst, und wenn ich solchen Zustand in mir permanent halten könnte, so wäre ich ein herzensguter, hochgemuter Mensch.

Wohlgemerkt, das ist die erste kleine Flasche. Vor der zweiten muß man warnen. Die zerstört, was die erste baut und noch einiges dazu. Im besten Falle ist sie ganz überflüssig, weil der Adel, der aus der ersten Flasche kommt, in der zweiten nicht erhöht werden kann, und weil die wohltätige Wirkung der ersten Flasche ohnehin über die Zeit der zweiten hinausgeht. Wem aber die erste Flasche keine andere Inspiration gibt, als sich die zweite zu bestellen, dem muß man mit allem Ernste auch die erste mißraten.

Bismarck soll einmal gesagt haben, daß die französische Seele der deutschen um ein Glas Wein über sei, weshalb der Deutsche sich dieses Glas nachfüllen müsse, was der Franzose nicht nötig habe. — Warum der Deutsche außerdem auch noch das viele Bier nachschüttet?

„Unserem höchsten Herrn im Himmel und unserem höchsten Herrn auf Erden hat er das Loblied gesungen“, sagte ein Mann im Dorfe,



Kleine Laube.

Prolog

zur Festvorstellung im Grazer Stadttheater anläßlich der Tiroler Jahrhundertfeier am 22. Mai 1909. Von O. Kernstock.

Gesprochen von Herrn Schroth.

Heut' soll erwachen zu erneutem Leben,
Heut' soll euch rühren, trösten und erfreu'n
Das hehrste Schauspiel, das sich je begeben,
Das stolze Heldenspiel von Anno neun.
Ein Bergvolk sollt ihr schau'n, das, schnöd entrechtet,
Verhöhnt von Korsenschergen und geknechtet,
Aus eigner Kraft mit Strömen seines Blutes
Das Joch zertrümmert fremden Übermutes.

In Lodenwämsern wird vor eurem Blicke
Sich trotzig recken manche Prachtgestalt:
Benarbte Streiter von der Pontlatzbrücke,
Vom Berge Isel und von Mittewald,
Lebfrische Dirnen, die mit heißen Wangen
Den Tod wie einen Bräutigam umfangen,
Und greise Hünen, die im Schlachtgetümmel
Erstürmen wollen einen Platz im Himmel.

Und mitten steht der Sandwirt von Passeier,
Der deutschen Treue herrlichstes Symbol,
Des Rechtes Anwalt, seines Volks Befreier,
Der Mann der Pflicht, der Mann vom Land Tirol.
Ein arglos Kind, ein schlichter, frommer Beter,
Ein Held, ein Märtyrer, ein Drachentöter,
Das ritterlichste Herz, das seit den Tagen
Des Tell in einer Bauernbrust geschlagen.

Zwar trog das Glück, des Unheils Mächte kamen
Und hemmten der Tiroler Siegeslauf,
Doch die entsunk'nen Heldenwaffen nahmen
Die deutschen Freiheitskämpfer wieder auf.
Und das Vermächtnis jenes Häufleins Bauern,
Das Heere schlug und stand wie Felsenmauern,
Ward zur Parole in den Freiheitskriegen:
Seid einig, Brüder! Einig sein heißt siegen!

Vergiß das nicht, mein deutsches Volk, und lerne
In trüber Zeit auch du von Anno neun!
Such' Rettung nicht und Hilfe in der Ferne,
Vertrau' auf dich und sammle deine Treu'n!
Und sind voll Haß die Feinde rings verschworen,
Hör' aus der Berge steingetürmten Toren
Die Mahnung des Tiroler Landsturms fliegen:
Seid einig, Büder! Einig sein heißt siegen!

Gerade lese ich, daß die Polen meine 2000 Kronen = 2 Millionen-Idee aufgegriffen, eine ähnliche Sammlung eingeleitet und innerhalb dreier Wochen schon mehr Geld gezeichnet haben, als wir in doppelt so langer Zeit zusammenbrachten. Das kleine Polen! Aber dort sind die Reichen und der Adel die ersten, wenn es ums Volkstum geht.

Auch einzelne deutsche Studentenschaften beteiligen sich an dem nationalen Werke. Darunter eine, bei der es mich besonders wundernimmt. Es ist eine ziemlich mittellose und mit nur etwa dreißig Mitgliedern. Sie zeichnete 2000 Kronen. Ein stattlicher Fleischermeister, der selber nicht zeichnete, hörte von diesem „studentischen Übermut", beruhigte sich aber, indem er sagte: „Hinschreiben ist leicht: wir geben zweitausend! Wenn's aber nachher zum Zahlen kommt, wird man die jungen Herren mit der Latern suchen müssen." — „Man wird sie nicht mit der Latern suchen müssen", trat ihm einer der Studenten entgegen, „sie werden in der Sonne stehen und ihr Wort einlösen." — Jene Studentenvereinigung hatte nämlich unter sich beschlossen, daß jedes Mitglied derselben ein Jahr lang täglich um ein Glas Bier weniger trinke. Mit dem damit ersparten Geld ist die Summe erreicht.

2000 Kronen = 2 Millionen!
Die Rechnung ergrimmt Sie?
Wenn in deutschen Landen auch Deutsche wohnen,
Dann stimmt sie.

2000 Kronen = 2 Millionen!
Darf man das sagen?
Die Deutschen haben das Spiel gewonnen,
Wenn Sie es wagen.

2000 Kronen = 2 Millionen!
Die Rechnung ist richtig.
Ich kann auch die Reichen nicht ganz verschonen,
Die Sache ist wichtig.

Zwei Millionen! öffnet die Börsen
Mutig und heiter!
Sonst dichte ich in diesen erhabenen Versen
Erschrecklich weiter.

---

sein ganzes Wesen. Aber wer mit Namen und woher? — — Der Morgen ist da und das Rätsel nicht gelöst. Wenige Minuten noch und sie muß in die Versammlung treten und ihre Schmach eingestehen. Eher als das geschieht — sie trägt im Kleide einen kleinen scharfen Dolch. Noch einmal kämpft die Liebe mit dem Stolze. Da zuckt ein Gedanke durch ihr Haupt. Sie ist gerettet. Sie hat beides. Ihr Witz triumphiert und der Geliebte ist ihr eigen.

Voll leuchtender Hoheit schwebt sie in den Saal.

Da — vor der Gegenwart ihres greisen Vaters, vor der Versammlung der Großen des Reiches — steht der Sonnenmensch und frägt: „Prinzessin, wer bin ich?"

Einen einzigen Schritt tritt sie vor und sagt: „Du bist der Kaiser von China!"

Die Frage ist damit beantwortet, daß sie ihn erkieset. Zur Stunde findet die Thronbesteigung statt und die Vermählung. —

Tu—ran—dot heißt die chinesische Prinzessin. Schiller hat aus ihr ein dramatisches Gedicht gemacht, nur mit einer ganz anderen letzten Wendung, die mir immer zu gequält erscheint für den fast lustigen Stoff. Ich an seiner Stelle hätte es am Schlusse so gemacht, wie hier. Warum soll man nicht auch einmal einen Schiller verbessern wollen. Wird es schlechter, so ist es keine Schande. R.

Schundliteratur.

„Die Hauptversammlung des Börsenvereines der deutschen Buchhändler spricht ihr tiefes Bedauern aus über das unheimliche Anwachsen einer traurigen Schundliteratur, die, durch keine Rücksichten auf das Volkswohl, durch kein Verantwortlichkeitsgefühl für die geistige und körperliche Gesundheit der Jugend gezügelt, die niedrigsten Triebe der menschlichen Natur entfesselt und die sittlichen Grundlagen unserer Kultur ernstlich gefährdet.

Die heute in Leipzig versammelten Vertreter des Buchhandels Deutschlands, Österreichs und der Schweiz lehnen jede Gemeinschaft mit den Erzeugern und Verbreitern solcher volksvergiftenden Literatur ab und erklären es als die selbstverständliche Pflicht eines rechten Buchhändlers, sich durch intensive Vertretung guter, durch Bekämpfung schlechter Literatur mit allen Kräften an der Ausrottung des unser Volk bedrohenden Übels zu beteiligen."

So wurde es beschlossen zu Leipzig am 9. Mai 1909. Aber das ist nur eine Verwahrung. Eine kühne Handlung muß geschehen. Wenn sonst nichts mehr hilft gegen die Vergiftungsliteratur der bewußten Kolportageromane und Witzblätter, dann — Zensur. Ein gutes Zensurgesetz ist leicht zu machen, aber woher genügend viele Zensurbeamte nehmen, die dazu Herz und Verständnis haben? Es wird nichts anderes übrig bleiben, als für zweifelhafte Fälle ein von dem gebildeten Teile des Volkes gewähltes Richterkollegium einzusetzen.

Singvögel.

Nur ein Wort.

So manchmal ist es nur ein einzig Wort,
Das mächtig durch der Seele Saiten zittert,
Ist nur ein Hauch, dem kaum ein Laut verlieh'n,
Der dennoch uns'res Herzens Tiefen schüttert;

Der tränenschwer sich in die Augen drängt
Und schmerzt, wie stillgeheimer Wunden Bluten,
Manch alte Leiden tief im Herzen weckt,
Die oft ein halbes Leben schweigend ruhten.

Fanni Geringer.

Von jener Prinzessin.

Diese chinesische Kaiserstochter ist eine merkwürdige Person. Wunderschön, aber stolz und hart. Beim nächsten Thronwechsel soll sie Kaiserin von China werden und ihr Gemahl Kaiser. Sie hat aber noch keinen. Zwar Werber in Überfluß, schöne, gesunde, mächtige Prinzen aus den Königreichen der halben Welt. Alle Boi kommen ihrer angeritten, verliebt in die Prinzessin und in die Kaiserkrone von China. Aber sie foppt alle. Jedem Brautwerber gibt sie drei Rätsel auf; nur der, so die Rätsel löst, soll ihr Gemahl werden; jeder, der sie nicht löst, verliert den Kopf. Nun kommt es zwar öfter vor, daß verliebte Leute den Kopf verlieren, aber später finden sie ihn wieder, um sich die Haare ausraufen zu können. Bei der chinesischen Prinzessin war das nicht so gemeint, ihretwegen soll sich keiner die Haare ausraufen, und darum läßt sie jeden, der die Rätsel nicht lösen kann, den Kopf abschlagen. Vor dem Stadttore auf Stangen läßt sie die Köpfe aufpflanzen, neuen Bewerbern zur Warnung. Aber die mutigen Prinzen achten der Köpfeallee nicht, durch die sie in Peking einreiten, und am nächsten Tage stecken auch ihre Köpfe auf Stangen. — Da kommt eines Tages ein Jüngling aus fernem Lande und seine Abkunft ist unbekannt. Er reitet nicht herein zwischen den Stangen, er geht zu Fuß, denn er ist arm und hat ein hartes Schicksal. Aber sein Wesen ist königlich, stolz schreitet er in den Kaiserhof und wirbt um die Prinzessin. Dem alten Kaiser tut der junge Fremde leid und er warnt ihn, sein schönes Lockenhaupt aufs Spiel zu setzen. Der Jüngling läßt sich nicht abbringen und verlangt die Prinzessin zu sehen. Als er sie sieht, erschrickt er bis ins Herz, so schön ist sie. Unendlich schöner, als er sich je das Allerschönste hatte denken können. Und ihr Herzlein erbebt eben so wonnig, als sie ihn sieht. Doch stolz und kalt gibt sie in Gegenwart des ganzen Hofes ihm die Rätsel auf.

Es sind richtig gebaute, poetische, tiefgedankliche und für helle Köpfe lösbare Rätsel. Der Jüngling löst das erste, er löst das zweite — und er löst das dritte.

Der Hof jubelte, der alte Kaiser ruft zu den Göttern Dank, daß er endlich die schwere Herrscherlast von seinen müden Schultern niederlegen kann.

Die Prinzessin hat einen glühheißen, eiskalten Schauer. Sie ist besiegt. Aber sie ergibt sich nicht. Daß sie diesem unbekannten Manne unterlag, das erträgt sie nicht. Der glühheiße Schauer ist nicht Liebe, sondern Haß gegen den, der sie so sehr gedemütigt. Doch der Jüngling besteht auf dem Versprechen ihrer Hand. Nur noch eine Möglichkeit will er ihr ritterlich geben, ihm zu entkommen. Unter dem Beifalle des ganzen Hofes schlägt er vor: Nun wolle er der Prinzessin ein Rätsel aufgeben. Löst sie's auf, so soll sie wieder frei sei, löst sie's nicht, so muß sie seine Gemahlin werden. Das wird angenommen und sein Rätsel lautet: „Erhabene Prinzessin, bis morgen um diese Stunde sage mir, wer ich bin."

Die ganze Nacht hat sie gewacht und geforscht. Alle ihre Diener hat sie ausgeschickt, um zu kundschaften. Mancher Faden scheint gefunden, aber zum Ziele führt er nicht. Das junge, gedemütigte Weib zittert vor der Unmöglichkeit, das Rätsel zu lösen, denn dann muß es ihn nehmen; das liebende Weib zittert vor der Möglichkeit, das Rätsel zu lösen, dann muß es ihn fahren lassen. Denn in der Nacht ist ihr klar geworden: Diesen schönen, stolzen, geistvollen, fremden Jüngling — sie liebt ihn grenzenlos, sie liebt ihn bis zur Raserei. Nun, so braucht sie bloß das Rätsel nicht zu lösen. Nein, nein und dreimal nein bei den Göttern! Das erträgt ihr Stolz nicht. Das Rätsel muß gelöst werden. An der Erniedrigung, weniger Witz zu haben als ein Mann, müßte sie sterben. — „Bis morgen sage mir, wer ich bin!" — Wer ist er? Von königlichem Stamme, das offenbart

Die letzten Worte des Steuermanns.

„Die Segel gerefft! Und die Flaggen gehißt!
Die Masten mit Bändern umwunden!
Ich habe so lange die Heimat vermißt —
Nun hab' ich den Hafen gefunden!!"

So rief und jauchzte ein Steuermann,
Als er vom Fieber erwachte
Und ihn das schwarze Trauergespann
Zum Lande der Seligen brachte.

Und als ich den Greis in die Tücher gelegt
Und schweigsam die Kerzen entzündet,
Da rief ich noch einmal, aufs tiefste bewegt,
Was seine Lippen verkündet ...

Und als wir zum blühenden Friedhofsgrund
Durchschritten die steinerne Pforte,
Da jauchzte des Glöckchens erzener Mund
Aufs neue die seltsamen Worte:

„Die Segel gerefft! Und die Flaggen gehißt!
Die Masten mit Bändern umwunden!
Ich habe so lange die Heimat vermißt —
Nun hab' ich den Hafen gefunden!!"

Otto Bromber.

Der Dümmste.

Von Roda Roda.*)

Ein arbeitsscheuer Mensch, der überdies noch verschwenderisch lebte, wurde von seinen Freunden oft ermahnt, doch endlich zu schaffen und zu sparen. Allein die Ratschläge gingen ihm bei einem Ohr herein, durchs andere hinaus — er fuhr fort, sein väterliches Erbe zu verprassen.

Wenn man immer nur ausgibt und niemals einnimmt, erschöpft man selbst des Sultans Zahlkasse — und so ergings auch dem verschwenderischen Mann: er erwachte eines Morgens und war arm.

Eine Zeitlang versuchte er noch, sich irgendwie durchzubringen — als es aber nicht gelang, ergriff er einen Stecken und nahm sich vor, das Glück suchen zu gehen.

Zerlumpt, hungrig und trostlos verließ er sein Dorf und lenkte seine Schritte dem Walde zu. Dort traf er auf einen Wolf. Dem blitzten die Augen vor Freßgier.

„Mensch — wohin? Welche Not treibt dich?" fragte der Wolf.

„Ich gehe das Glück suchen."

„Das Glück gehst du suchen? Du bist ein seltsamer Kauz. — Geh immerhin, ich will dich verschonen, wenn du mir versprichst, das Glück zu fragen, warum ich so mager bin."

Der Mann versprach's und schritt weiter.

An einer Weggabelung stand ein weißbärtiger Alter.

Der Verschwender grüßte ihn.

„Du suchst dein Glück, wie es scheint?"

„Ja."

---

*) Aus Roda Rodas demnächst erscheinendem Buch „Der Pascha lacht". Morgenländische Schwänke. (Verlag von Schuster u. Loeffler. Berlin.)

Junges Ernten.

Als der Ährenschnitt zu Ende war,
Bin ich mit dem Kinde mein geschritten
Durch die Felder, wo die vollen Garben
Aufrecht standen wie die kleinen Hütten.

Noch in Blüte stand der Wiesenrain.
Griff mein Kind zur bunten Fülle eilend,
Wand die Blumen sich zum Blütenkranze,
Groß' und kleine Stengel mit mir teilend.

Lieblich uns're Wangen strich der Wind.
Blonde Locken sah ich ihn zerwühlen.
Meines Kindes frohe Lebenspulse
Konnte ich aus seiner Seele fühlen.

Dort die Garben — hier das Blumenkind!
Ja, zu früh für dich ist Garbenernte;
Blumen nur trägst du mit mir nach Hause,
Bis die Zeit dir Früchte tragen lernte.

Sieh', ein süßes Ernten kam dir doch:
Stündlich sollst du deine Blüten tragen;
Und in deinem stillen Kindesherzen
Sammle ein — zu Herbst- und Wintertagen.

Ernst Ferd. Neumann.

Die Mutter.

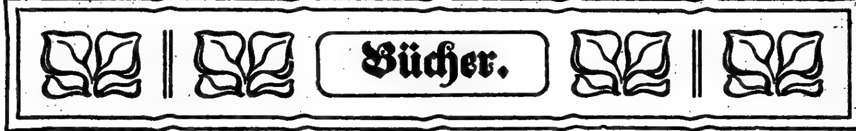
Sie lag drei Tag, drei Nächte lang
Und weinte schwer und sterbensbang.
Doch aus der dritten Finsternis
Da hob es sich ... erst ungewiß ...
Erst wie ein Nebel grau in grau
Und die Gestaltung rätselflau ...
Doch mählich nahm es Formen an
Und wurde naher Körper dann
Und hatte Augen sehnsuchtsweit
Und vollgetränkt voll Traurigkeit,
Und nur ein Totenhemd zum Kleid.

Und sprach ganz nah: „O Mutter mein,
Viel Tränen, groß wie Perlenstein,
Du weinst sie in mein Grab hinein.
Du weinst mein weißes Hemdlein naß,
Wird nicht mehr trocken, wie es war.
Ich kann, wenn meine Mutter weint,
Nicht schlafen ein ..."

Die Mutter drauf: „So nimm mein Kind,
Die Tränen, die mein Leben sind!"

Da schwand es in die Dunkelheit ...
Die Mutter aber hielt ihr Leid
In sich und weinte nimmermehr.
Und ihre Augen wurden leer,
So brannte ungeheuer
Das ungelöschte Feuer!!
Und hat das Brennen ohne Klagen
Ein Leben lang in sich getragen.

Otto Zoff.



Der Stegreifritter. Von Hans Ludwig Rosegger. (Leipzig. F. Seifert. 1909.)

Die zwei Romane, die der junge Autor bisher veröffentlicht hat, zeigten ein entschiedenes Talent an, doch war die Besorgnis vorhanden, Hans Ludwig könnte sich verirren in jenes moderne Literatentum, von dem die übelriechenden Keime der Dekadenz uns zurückscheuchen. Dieses neue Buch zeigt Gesundung an. Es strebt in die Höhe. Wenn der Stil der früheren Bücher mit seiner besonderen Art, alles Konventionelle und Gewöhnliche ängstlich vermeidend, uns fast anfremdete, so heimelt er uns im neuen Buche an, denn wir sehen, es ist ein natürlicher Stil, ein persönlicher, knapp, klar und gedankensatt. Das Buch enthält zwei Novellen: „Der Stegreifritter" und: „Der Zug um sechs Uhr zehn Minuten." Zwei wohlgebaute Novellen. Liebesprobleme, wovon das erstere nicht neu ist, aber durch seine eigentümliche Behandlung anzieht. Hier versucht der Autor die bisher von ihm vermiedene Erzählungsform der dritten Person, wodurch er sich die größere Freiheit sichert. Einen außerordentlichen Stoff behandelt die Novelle: Der Zug um sechs Uhr zehn Minuten. Sie ist so spannend, daß man über viele Schönheiten des Stiles ungebührlich rasch dahinfliegt, und sie ist schließlich so erschütternd, daß man im eigenen Gemüte mitfühlt, was den Helden in das Sanatorium „Maria im Grünen" gebracht hat. Wenn wir bisher mit unserem Urteile über diesen Autor etwas zurückgehalten haben, so glauben wir doch nach der neuen Erscheinung, daß er eine Aufmunterung weiterhin rechtfertigt.

Der verbotene Rausch. Heitere Novellen von Georg Engel. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Jetzt will man gerade die Dinge malen, die einer bloß wittern kann, sagt Ludwig Hevesi; das Wesentliche sind die Sachen, die man eigentlich gar nicht mehr sieht, die man nur spürt. Das ist auch die eigentümliche Schönheit an der Tiefe und Heiterkeit, mit der Georg Engel vom Leben erzählt, und mit der er auch wieder den neuen Novellenband geschrieben. Diese sechs „Erinnerungen" aus der Jugendzeit hat er durch's Pförtlein der Schönheit in den Garten der Phantasie gerettet und sie nun mit jenem überlegenen Lächeln wiedererzählt, das in der Brust des Poeten, des Menschenkenners wohnt. Ob er den ungeheuer glücklichen Idealismus des ewig Arbeitslosen und ewig Berauschten launig schildert oder seine Glossen über den vergeblichen Kampf der Dummheit gegen die Gewohnheit macht, ob er zweier Herzen Wille ein Schnippchen schlagen läßt gegen die eifernde Besorgnis der drei uneinigen Pfaffen, immer treibt der Humor sein neckisches Spiel, und der Spötter guckt dem Poeten und Lebensphilosophen über die Schulter. V.

Heideschulmeister Uwe Karsten. Roman von Felicitas Rose. (Berlin. Bong & Co).

Wir lernen in Uwe Karsten einen Heideschulmeister kennen, der zugleich ein begnadeter Dichter und bahnbrechender Gelehrter ist. Aber der Ruhm kann diesen seltenen Mann nicht verwirren, die Buntheit und der Lärm der Großstadt können ihn nicht verlocken. Seines innersten Wesens bewußt, bleibt er in dem bescheidenen Kreise, aus dem sein Lebensstamm die besten Kräfte saugt. Die lautere Poesie dieses Romans, in dem uns die Mahnung zur Verinnerlichung mit träumendem Auge entgegenblickt, übt gerade in unserer Zeit, die aus erbittertem Lebenskampfe nach dichterischer Verklärung strebt, eine tiefgehende Wirkung aus. V.

Richiza. Roman von August Sperl. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

„Richiza" ist eine Verherrlichung der Treue, der Treue im doppelten Sinne: der mittelalterlichen Lehenstreue und der Treue zwischen Liebenden. V.

Deutschösterreichische Literaturgeschichte. Von Nagl und Zeidler. II. Band. 14. Heft. (Wien. Karl Fromme. 1909.)

Im 14. Hefte setzt Nagl die Geschichte der Dialektliteratur fort und leitet sie bis zur Gegenwart. Er eröffnet den Blick auf einen schier unerschöpflichen Reichtum, aber zuweilen verschwindet der Schatz, kaum daß er emporgetaucht. Man merkt, der Herausgeber wünscht noch viel zu sagen; aber leider wächst im Verhältnis zur stets anwachsenden Stoffmenge der vorhandene Raum nicht. Anzengrubers Charakteristik wird beendet, dann folgen in treffender Kürze die Wiener Skizzisten Friedrich Schlögl, Ed. Pötzl und Vinz. Chiavacci. Im Anschluß an Grasbergers Charakteristik des Dialektes schildert Nagl die Dialektliteratur Steiermarks und Kärntens. Hier bietet Rosegger

„Kehr um, mein Sohn — ich bin das Glück. Ich war zum erstenmal bei dir, als du den reichen Besitz deines Vaters erbtest, da hat mich dein Unverstand verjagt. Du hattest Glück zum zweitenmal, als du dem Wolf begegnetest und er dich unbehelligt ziehen ließ. Nun findest du mich zum drittenmal. Kehr zufrieden um — mehr als dreimal kann mir kein Sterblicher begegnen. Aber du darfst noch eine Gnade erbitten, ehe du gehst.“

„Schönen Dank! Ich habe dem Wolfe versprochen, dich zu fragen, warum er so mager ist.“

„Das kommt davon, daß er zu wenig frißt. Er möge den dümmsten Menschen verschlingen, den er irgend finden kann — und er wird fett werden.“

Der Alte hatte es gesprochen und verschwand.

Der Wanderer aber kehrte um.

„Nun — hast du das Glück gefunden?“ fragte der Wolf am Rande des Waldes.

„Das habe ich“, entgegnete der Mann. „Das Glück ist ein närrischer, alter Kerl, der mir Vorwürfe machte, weil ich ihn durch meinen Unverstand verjagt haben soll. Er bewilligte mir nur noch eine Gnade. Ich fragte ihn um ein Mittel gegen deine Magerkeit.“

„Und was riet er an?“

„Du mögest den dümmsten Menschen fressen, den du finden kannst — das werde dir helfen.“

„Ha“, sagte der Wolf, „wer zuerst sein Erbe verpraßt und dann vom Glück nichts Besseres zu fordern weiß als ein Mittel gegen die Magerkeit der Wölfe — das ist sicherlich der dümmste Mensch, den man jemals finden kann.“

Also sagte der Wolf und verschlang ihn.

Lustige Zeitung.

In eigener Schlinge gefangen. Amtsrichter: „Sie behaupten also, Herr Müller, daß Herr Vollkomm Sie einen Betrüger genannt hat. Herr Vollkomm, was haben Sie darauf zu erwidern?“ — Angeklagter: „Herr Amtsrichter, ich war etwas sehr bezecht und — Sie wissen ja — da sagt man dann allerlei, was man eigentlich nicht so meint —“ — Müller (einfallend): „Nichts da — weiß ich besser. Im Rausch sagt man die Wahrheit!“ — Amtsrichter: „Nachdem Sie selbst, Herr Müller, bezeugt haben, der Angeklagte habe die Wahrheit gesagt, wird Ihre Klage gegenstandslos.“

Enttäuscht. Freundin (zur jungverheirateten Professorsgattin): „Ist es wahr, Else, daß Professoren so zerstreut sind?“ — Frau Professor (bitter): „Jawohl, zerstreut! Das habe ich auch geglaubt — und als ich meinen Mann um den zweiten Hut bat, da wußte er noch das Datum, an dem er mir den ersten gekauft hat.“

Unverfroren. Madame: „Sie müssen wirklich diese gräßliche Gewohnheit ablegen, immer das letzte Wort zu behalten.“ — Dienstmädchen: „Ja, aber Madame, wie soll ich denn schließlich wissen, daß Sie nichts mehr zu sagen haben?“

Rätselhaft. Ein Kaufmann hat die Absicht, einen Agenten als Teilhaber in sein Geschäft eintreten zu lassen, holt aber der Vorsicht halber bei einer Firma, mit der der Agent in Geschäftsverbindung gestanden hatte, eine Auskunft ein. Diese lautete: „Der betreffende Herr war unseres Wissens noch nie im Gefängnis. Warum, wissen wir nicht.“

„Guckkasten.“

Geleit. — Von der Kultur. — Von Mode, Sitte und Sittlichkeit. — Von der Erziehung zur Sittlichkeit: I. Die Grundlagen; II. Soziale sittliche Pflichten. — Von der Ehe. — Vom Zölibat der Lehrerin. — Von der Aufklärung. — Was aber sollen wir tun? — Vom hygienischen Leben.

Was will das Buch? Ein Führer sein will es und ein Anreger zum Nachdenken über all die Fragen, die unsere Zeit bewegen. Das Buch ist von sittlichem Ernste und einer großen Menschenliebe getragen. Es konnte dabei nicht ausbleiben, daß über manche Zustände im heutigen Gesellschaftsleben scharf tadelnde Worte fallen. V.

Die staatliche Sanktion des biologischen Unterrichts. Von Prof. Dr. Otto Zacharias. (Stuttgart. E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung. 1909.)

Diese Schrift hält es mit der neuen Richtung, die der Schulunterricht immer mehr zu nehmen beginnt. Weniger Theorie als Anschauung, Beobachtung. Die staubige Vielworterei muß wohl doch einmal aus der Schule, und das Leben muß hinein. Wir empfehlen das Büchelchen den Lehrerkreisen. Es ist für Preußen geschrieben, hat aber auch für uns Beherzigenswertes.

Die Kinderwoche. Das Bilderblatt der Jugend. (Stuttgart. „Die Kinderwoche“, G. m. b. H.)

In den letzten Jahren — und besonders in letzter Zeit ist eine ganze Anzahl neuer Blätter für die Jugend entstanden. Manche von ihnen sind zweifellos sehr hübsch. Aber den Vogel dürfte doch die „Kinderwoche“ abgeschossen haben, eine geradezu aufsehenerregende Neuerscheinung auf dem Gebiete des Jugendschrifttums! Nicht nur durch ihre buntfarbige Ausstattung überrascht diese Wochenschrift für die Kinderwelt; in noch weit höherem Grade verblüfft das Blatt durch die allerliebste, originelle Darstellung des illustrativen Teils, dem interessante, echt kindliche Geschichten, Gedichte und allerlei Kurzweil gegenüberstehen. Den Eltern ist eine besondere Beilage geboten. Ganz neuartig sind auch die Rückseiten der Hefte ausgestattet, nämlich im Anklang zu den Münchener Bilderbogen, wie solche z. B. Wilhelm Busch gab. Statt Max und Moriz treiben hier „Plim und Plum“ ihr schabernackisches Wesen. In allem: eine Neuerscheinung auf dem Gebiete des Jugendschrifttums, die überrascht und überraschen muß, ein Blatt für die Kinder, voll naiver, herzlicher Frische, und ebensowohl auch eine interessante Lektüre für die Eltern! P.

Das englische Landhaus. Eine Sammlung englischer Hauspläne aus dem Privatbesitz des deutschen Kaisers. Im allerhöchsten Auftrage zur Anregung für den deutschen Eigenhausbau veröffentlicht. 36 Tafeln Abbildungen mit erläuterndem Text von Professor Artur Wienkoop, Darmstadt. (Wiesbaden. Westdeutsche Verlagsgesellschaft. m. b. H.)

Wir stehen in Deutschland erst am Anfange einer nationalen Wohnungskultur, wie man sie in England schon seit Jahrzehnten kennt. Wenn die deutsche Hausbaukunst eine Blütezeit wie in England erleben soll, dann wird man wie dort neue Anregungen hierfür in der ländlichen Baukunst suchen, auch bei uns wieder auf das alte Bauernhaus zurückgreifen müssen, aus dem heraus sich auch das heute als vorbildlich bezeichnete englische Landhaus entwickelt hat. Die hier vorgeführten Pläne können uns eine Menge neuer Anregungen geben und zeigen, wie man praktisch und billig bauen kann. Die Klarheit und Schlichtheit der Wienkoopschen Erläuterungen erhöht den Wert der Veröffentlichung. V.

Fehlerbuch für Buchdrucker und verwandte Berufe. Von Ernst v. Coelln. (Graz. „Leykam“. 1909.)

Für alle jene, die ihre Gedanken zu Papier bringen müssen, welche aber in dem häufigen Wechsel der Rechtschreibung unsicher geworden, ist dieses Sprachfehlerbuch, das mehr als 500 häufig vorkommende Fehler enthält, höchst wertvoll. Ein Wert des Büchleins liegt auch darin, daß es viele Fehler hervorhebt, die nur selten als solche empfunden werden. Wer mit Buchdruckereien zu tun hat, dem bietet dieses nützliche Werkchen außerdem eine Handhabe, wie man Satzfehler auf fachmännische Art zu bezeichnen hat.

Führer ins Leben. Eine Sammlung von Schriften zur Einführung in eine tiefgründige, verständnisvolle Erziehung der Jugend. Bd. II: **„Kind und Gottesidee“.** Von Karl Röttger. (Berlin. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.)

Es handelt sich um die Rechtfertigung und Anerkennung der Kindesseele. Um die Erkenntnis, daß der Mensch im unverbildeten Kinde am reinsten vor uns stehe; daß alle Kindheit göttlich ist. Und es ist ein Vorzug des Buches, daß das nicht bloß in Abhandlungen, sondern auch in authentischen Berichten künstlerisch und überzeugend gezeigt wird. V.

Strichler der Nervöse. Von Artur Dworzak. Mit Zeichnungen von Heinrich Pangratz. (Wien. Karl Konegen.)

Ein scheinbar so lustiges, bummelwitziges und inhaltlich doch so ernstes Buch.

und seine bereits recht fruchtbare Schule einen guten Haltpunkt. Tirol und Vorarlberg, zum Teil nach Neßler bearbeitet, schließen die Alpenländer, interessant wegen der verschieden gefärbten Dialekte, schon die große Hauptscheidung der zwei Ländergruppen in bajuvarisches und alemannisches Gebiet, in dem J. P. Hebels Vorbild wirksam ist. Aus seiner reichen Zahl von Namen treten plastisch hervor: Lutterotti, A. Pichler, das Ehepaar Hörmann, ferner Walser, Hagen, J. Feldkircher, Vonbun und Seeger. Über Böhmen, Siebenbürgen, Ungarn wurden ältere Beiträge von Schiepek und Schullerns durch den Herausgeber teils ergänzt, teils überarbeitet. Wieder nur die Hervorhebung des Wichtigsten aus einer reichen Stoffülle; doch so, daß die Hauptzüge der Entwicklung niemals vergessen werden.

Am Schlusse des Heftes führt Professor Zeidler die Geschichte der „hochdeutschen Dichtung" fort und zeigt, wie auch diese, „soweit sie eigenständig ist, in derselben Scholle wurzelt wie das „Wiener Volkstheater" und die „Dialektdichtung". V.

Unter dem Titel **Aus dem Hochgebirge** hat Hermann Wolterstorff fesselnde Schilderungen aus der Alpenwelt vereinigt (Leipzig, O. R. Reisland). Ein „kühner und geübter Bergsteiger", bezwang er einen großen Teil der berühmten Schweizer Bergriesen und unternahm auch einen Ausflug in die Dauphiné-Alpen, die jenen an Großartigkeit nicht nachstehen. Schlug er auch nicht eben neue Pfade ein, so gibt er doch seine Erfahrungen und Beobachtungen lebendig wieder, und die frische Art seiner Darstellung mag wohl zur Nachfolge locken. Wer sich hierzu versucht fühlt, wird jedenfalls aus dem Buche lernen können. Zahlreiche Abbildungen und zwei große Karten sind dem vornehm ausgestatteten Buche beigegeben.

Diesen Zeilen von „Über Land und Meer" wird keiner, der das prächtige Buch gelesen, die volle Zustimmung versagen.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. „Donatello", herausgegeben von P. Schubring. — „Van Dyck", herausgegeben von Em. Schaeffer. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1908–1909.)

Von dem großen, ein wahres Seitenstück zu den Gesamtausgaben unserer Klassiker der Literatur bildenden Sammelwerke unter obigem Titel sind jüngst zwei neue umfassende Bände weltberühmter Künstler, eines Italieners und eines Vlämen, erschienen, die wieder alle Vorzüge dieses prächtigen Sammelwerkes, nahezu absolute Vollständigkeit des künstlerischen Schaffens und vorzügliche Einleitungen und Erläuterungen von bewährten Fachmännern, welche die Herausgabe besorgten, aufweisen. Zunächst hat Paul Schubring die plastischen Kunstwerke Donatellos, des Florentiners, in 277 Abbildungen herausgegeben. Dessen Werke in Marmor, aber auch in Sandstein, Holz ꝛc. finden sich zumeist in Florenz, wo ihm Cosmos von Medici ein mächtiger Beschützer war. Donatellos Heiligenstandbilder, seine Putten und Büsten wiesen eine seltene, wenn auch herbe Kraft und Gewalt auf, deren Wirkung sich der Beschauer nicht entziehen kann. Seine zahlreichen Reliefs — darunter echt erhabene Madonnen — lassen die Kunstfertigkeit dieses Meisters des Quattrocento bewundern sowohl in der Komposition als in der allgemeinen Ausführung. Zum erstenmale erhalten wir in dem vorliegenden Bande eine vollständige Übersicht aller Schöpfungen Donatellos, welchen die erläuternden Ausführungen Schubrings sowie die vorzügliche lebens- und kunstgeschichtliche Einleitung in klarer, verständlicher Weise beigegeben erscheinen.

Einen gewissermaßen noch berühmteren, wenigstens durch seine in der Welt noch verbreiteteren Werke überall bewunderten Meister, den Antreopaner Maler Van Dyck hat Emil Schaeffer in 537 Abbildungen dieser Sammlung vorgeführt. Obgleich nicht alle Gemälde Van Dycks aufgenommen sind, findet sich doch jedes halbwegs bedeutende Kunstwerk des großen Malers hier wiedergegeben und der Beschauer muß erstaunt sein über die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des von einem Manne in einer kurzen Lebenszeit so großartig Geschaffenen auf dem Gebiete religiöser Malerei wie auf jenem des Porträts, welch letzteres namentlich den Ruhm Van Dycks begründet. Alle Galerien Europas weisen die Werke dieses würdigen Landsmannes Rubens auf und legen von seiner mannigfachen Kunstfertigkeit und auch von seiner herrlichen Farbengebung, die hier allerdings nicht zur Geltung gelangen konnte, unvergänglich ruhmvolles Zeugnis ab. Die vorzüglich gelungenen Reproduktionen machen übrigens mit allen Feinheiten dieser Gemälde bekannt und in Verbindung mit den Ausführungen des Herausgebers lernt jedermann das Genie des Malers nach allen seinen Richtungen kennen und bewundern. — Man wird dem unermüdlichen Verlage großen Dank dafür schulden müssen, daß er durch seine auch äußerlich prächtigen Ausgaben der Kunstklassiker der Welt auch weiteren Kreisen die Meisterwerke derselben in so bequemer Weise zugänglich macht. Ein edleres und würdigeres Geschenkwerk als diese Ausgaben wird kaum zu finden sein. Dr. A. S.

Vom inneren Wesen. Eine Schrift zum Sinnen und Schaffen von Marg. N. Zepler. Mit 4 Abbildungen (Berlin. Wiegandt & Grieben [G. K. Sarasin]). Inhalt: Zum

was wir jetzt durchführen werden. Wir wollen nicht über die Grenzen greifen, wir wollen nur unserer Väter deutsches Erbe verteidigen und unseren Nachkommen bewahren. Wir wollen an unseren Sprachgrenzen deutsche Schulen stiften und erhalten, so wie es unsere Gegner an ihren Grenzen tun, und wir glauben so sehr an die Kraft und den Segen einer guten Schule, daß wir von ihr nicht bloß unseren sprachlichen Schutz, sondern auch Gesittung und Verständigung für beide Lager erhoffen.

Aber das liebe Geld. Wir wissen wohl, daß Geld allein kein Volk vor dem Niedergang bewahren kann, aber notwendig ist es doch. Unsere deutschen Schutzvereine arbeiten ja unermüdlich, nur die Mittel reichen nicht, um an unseren Sprachgrenzen genügend deutsche Schulen zu gründen und für beständig zu erhalten. Hätten wir da zu dem gewöhnlichen Einkommen der Schutzvereine noch auf einmal ein paar Millionen Kronen, so könnte schon mit den Zinsen allein eine Generation z. B. an hundert Schulen gründen, beziehungsweise versorgen, und so würde das Kapital zu nationalen Zwecken fortwirken in unbegrenzte Zeiten. Natürlich nur, wenn deutscher Idealismus hohe sittliche Ziele vorsteckt; ohne solche schafft alles Geld der Erde nur Lumpereien.

Nun, so ist es mir in einer schlaflosen Nacht eingefallen, wie man durch ein bestimmtes Verfahren auf anständige Art ein paar Millionen zusammenbringen könnte.

Jeder Deutsche in Österreich und auch unsere treuen Brüder im Reiche bangen um unser gefährdetes Volkstum. Man ist überzeugt von der Notwendigkeit einer großen Abwehr, und gottlob, viele sind auch bereit, Opfer zu bringen. Wenn sich nun ein Tausend wohlhabende Deutsche fänden, von welchen sich jeder verpflichtete, jetzt für unsere nationale Sache zweitausend Kronen zuzusagen und wirklich zu spenden, sobald der Tausendste sich gezeichnet hat! Für den Fall, als innerhalb einer gewissen Zeit auf diese Art nicht zwei Millionen Kronen zusammenkommen sollten, wäre für keinen die Zusage bindend. Es gibt so viele vom Glück begünstigte Leute, es gibt so viel Geld auf der Welt, ich halte es für unwahrscheinlich, daß im ganzen deutschen Volke nicht tausend Deutsche zu finden sein sollten, wovon jeder gerne zweitausend Kronen auf den Tisch legt, wenn sie gleichsam zwei Millionen bedeuten. Denn man gibt ja nur, wenn zwei Millionen gezeichnet sind.

Mich leitet der Gedanke, daß der einzelne selbst für den besten Zweck zweitausend Kronen schwer, ungern, ja gar nicht gibt, wenn dasselbe Opfer nicht auch so viele andere bringen und wenn nicht damit was Bedeutendes geleistet ist; daß er aber freudig mittut bei einer Riesenspende, an der die Besten des Volkes sich beteiligen und die ein für jetzt und die Zukunft segensreiches Ergebnis verspricht.

So lautet nun meine Frage an jeden wohlhabenden Deutschen: *Geben Sie für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen zweitausend Kronen, wenn zwei Millionen daraus werden?*

Aber ich sehe eine Menge Leute die Köpfe schütteln — und das ist mir gerade recht. Je zweifelnder sie den Vorschlag ansehen, je munterer können sie zeichnen in der Hoffnung, daß es ohnehin nicht dazukommt. Tausend solcher Pessimisten brauche ich und die zwei Millionen sind gesichert. Doch im Ernste gesprochen: So empfindlich die Gabe für manchen einzelnen sein mag, wenn der große Erfolg da ist, wird's doch keinen reuen und jeder wird durch seine Mitspende ein noch treuerer Deutscher geworden sein, denn für was man Opfer gebracht hat, das liebt man um so mehr. Der Edle freut sich nicht bloß an dem Erfolge, sondern auch an der Größe seines Opfers.

Freuden und Leiden eines gequälten Subalternen. In leichtbeschwingten Versen, mit charakteristischen Bildern geziert, ließ sich das Büchlein zur Lust und Lehr', oft mit Erbarmen für den „Helden", diesen armen Teufel, dem nur eins voll geglückt ist im Leben, nämlich, daß er einen so guten Schilderer seiner Schicksale gefunden hat.

Literarische Ernte. Sammlung literarhistorischer Essays, herausgegeben von Dr. Heinrich Schierbaum. (Münster. Franz Coppenrath. 1909.)

Das erste Heft behandelt warm und treffend Hamerlings „Ahasverus in Rom", das Schierbaum für das größte Werk des Dichters hält. Die Abhandlung ist wissenschaftlich gehalten, aber doch auch für jeden gebildeten Leser verständlich.

Büchereinlauf.

Schwiegersöhne. Roman von Fritz Stüber-Gunther. (Stuttgart. Adolf Bonz & Komp.)

Heim zur Scholle. Roman von Maximilian Böttcher. (Leipzig. Grethlein & Co.)

Rote Ringe. Skizzen von E. W. Sedeck. (Dresden. E. Pierson.)

Armin, Germaniens Befreier. Ein Lebensbild des größten Helden unserer Urzeit nach den geschichtlichen Berichten erzählend dargestellt von Paul Hage. (Darmstadt. Peter Hobbing.)

Rosenrote und dämmergraue Geschichten. Von Gottfried Denemy. (Dresden. E. Pierson.)

Der Abtrünnige. Drama in drei Akten von Hans Eschelbach. (Ravensburg. Friedrich Alber.)

Die letzte Station. Skizzen aus dem Altersheim von Martha Renate Fischer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Komp.)

Aino und Tio. Ein fabulistisches Spiel mit und ohne tiefere Bedeutung. Mit einem Vorworte von Dr. Eduard v. Mayer. Von Elisarion (Elisàr v. Kupffer). (Dresden. E. Pierson.)

Gedichte. Von Hermann Preusse. (Dresden. E. Pierson.)

Der Tag von Volano. Eine Erinnerung an den 24. April 1809 von Louis v. Frizberg. (Selbstverlag des Verfassers.)

So seid Ihr! Aphorismen von Otto Weiß. Zweite Folge. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wald- und Weidmannsbilder. Heft 1: „Ein althonnoverscher Jäger". Von Emil Stolze, Oberförster a. D. (Goslar a. Harz. Julius Brumby.)

Goethe-Kalender auf das Jahr 1909. Herausgegeben von O. J. Bierbaum. (Leipzig. Theodor Weicher.)

Gebirgslandschaften. Schweiz. 12 Tafeln. Sonderausgaben aus Zeichenkunst. Herausgegeben von E. Hoffmann.

Gärten und Gartenarchitektur. Von Kurt Hoppe. (Wiesbaden. Verlagsgesellschaft.)

Phosphorsäure mit verschiedener Zitronensäurelöslichkeit als Wiesendüngung. Von Dr. H. Svoboda. (Klagenfurt.)

Bericht über die Tätigkeit der Landes-Versuchs- und Lebensmittel-Untersuchungsanstalt des Herzogtums Kärnten zu Klagenfurt im Jahre 1908. Von Dr. H. Svoboda, Direktor. (Klagenfurt.)

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen.

Aufruf

zu einer großen, gegenseitigen Nationalspende für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen.

Durch die Ereignisse der letzten Zeit haben wir Deutsche in Österreich wieder Mut gefaßt und der Glaube an unser großes Österreich ist jung und frisch wie Sonnenaufgang. Und doch gehen die Tage in Kampf und die Nächte in Sorgen hin. Unsere jetzige nationale Sorge sind die Sprachgrenzen. Freilich wohl unser aller hohes Endziel ist die Gemeinsamkeit der Menschen. Doch der mitten in Stürmen um seine geistige Existenz ringende, heißblütige Mensch gruppiert sich in Nationen, die fremden Gewalten gegenüber sein starker Leib sind. Unsere Erfahrungen des vorigen Jahres in Prag, Laibach u. s. w. sind schwer zu vergessen, und doch soll es nicht zu Trutz und Feindseligkeit gegen unsere nationalen Gegner geschehen,

Zweites Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung

nach dem Stande vom 14. Juni 1909.

38. Stadtgemeinde Graz.
39. " Olmütz.
40. " Klagenfurt.
41. " Rann.
42. Männer- und Frauenortsgruppe Freiberg in Mähren.
43. Stadtgemeinde Troppau.
44. Dr. V. Neugebauer, Olmütz.
45. Mathilde Höhn, Graz.
46. Gustav Braß, Fabrikant, Niedergrund in Böhmen.
47. Frauenortsgruppe Tetschen a. d. Elbe.
48. Stadtgemeinde Salzburg.
49. Ortsgruppe Harrachsdorf in Böhmen.
50. Anton Wiedl, New-York.
51. Deutschakademischer Gesangverein „Gothia", Graz.
52. Karl Brandhuber, Bürgermeister, Olmütz.
53. A. v. G., Graz.
54. Gebrüder Stiepel, Reichenberg.
55. H. J. Ginzkey, Teppichfabrik, Maffersdorf in Schlesien.
56. Richard Haasis, Glasexporteur, Gablonz a. d. N.
57. Max R. v. Walzel, Parschnitz in Mähren.
58. Gustav Knaur, Gewerke, Stauding in Böhmen.
59. Deutschakademische Burschenschaft „Bruna Sudetia", Wien.
60. Max Blaschka, Großindustrieller, Liebenau.
61. Wilh. und Adrienne Bayer, Prag.
62. „Schubertbund", Wien.
63. Dr. Karl Forcher-Mayr, Sparkassedirektions-Adjunkt, Innsbruck.
64. Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband, Sitz Wien.
65. Dr. Josef und Selma Pascher, Stockerau in Niederösterreich.
66. Hans Boller, Gablonz-Berlin.
67. Gebrüder Mahla, Glasfabrik, Gablonz a. d. N.
68. Baron Adolf Bachofen v. Echt, Wien.
69. Dr. med. Max Haedicke, Leipzig.
70. Stadtgemeinde Iglau.
71. " Pettau.
72. Josef R. v. Höfler samt Frau, Kreisgerichts-Präsident i. R., Wien.
73. „Deutscher Klub", Wien.
74. Versicherungsanstalt „Concordia", Reichenberg.
75. Dr. Franz Feyer, k. k. Landesgerichtsrat, Eger.
76. Männer- und Frauenortsgruppe Brüx.
77. Gebrüder Siegmund, Tuchfabrik Reichenberg-Habendorf in Böhmen.
78. Georg Klaar, Mitinhaber der Firma W. Klaar, Glasfabrik, Gablonz a. d. N.
79. Akademische Verbindung „Cheruscia", Wien.
80. „Des weil. Josef Schmid v. Schmidsfelden Kinder", Wien.
81. Franz Taut, Privatier, Teplitz.
82. F. u. A. K., Wien.

Der Deutsche Schulverein hat die Durchführung dieses Werkes übernommen. Er wird die Unterschriftensammlung betreiben und nach abgelaufener Werbefrist die Einziehung der gezeichneten Spenden sowie die Verwaltung und Verwendung derselben im Sinne der Spender besorgen. Sind nach abgelaufener Werbefrist die zwei Millionen, auf denen die Spender bestehen werden, nicht gezeichnet, so verlieren alle Zeichnungen ihre Gültigkeit und die Geschichte ist aus. Daß sich als juridische Personen auch Gemeinden, Vereine, Familien und andere Gruppen unterzeichnen können, versteht sich. (Daß eine Person den Betrag auch mehrfach spenden kann, dafür haben wir bereits geradezu herrliche Beispiele.)

Und ich hoffe, so gelingt es. — Vertrauend auf die gute Erde streue ich das Samenkorn ins Vaterland und zeichne als erster zu den Millionen mein tausendstes Teil.

Graz, am 1. Mai 1909. **Peter Rosegger.**

An das deutsche Volk!

In den bald dreißig Jahren seines Bestandes hat der Deutsche Schulverein über 2,000.000 K für Schulbauten verausgabt. Weit mehr aber wird noch gebraucht, wenn an allen national bedrohten Punkten, an denen es notwendig ist, Schulen und Kindergärten erbaut werden sollen. Deshalb muß jeder Deutsche den Vorschlag unseres Rosegger mit Freuden begrüßen und nach Kräften zu seiner Verwirklichung beitragen.

Der Deutsche Schulverein, Hauptleitung Wien, I., Bräunerstraße 9, hat die Verwirklichung des Roseggerschen Vorschlages in die Hand genommen. Es ergeht nun an alle Volksgenossen die dringende Einladung, der Aufforderung Roseggers nachzukommen und dem Deutschen Schulvereine für Schulbauzwecke eine Spende von 2000 K zuzusichern für den Fall, daß sich bis Ende 1910 tausend Volksgenossen bereit erklärt haben, eine solche Spende zu gewähren.

Volksgenossen! Bewahrt unser Volk vor der Schmach, daß das angestrebte Ziel nicht erreicht werde. Sorgt dafür, daß dem Deutschen Schulvereine zur Feier seines dreißigjährigen Bestandes die erwünschte und notwendige Jubelgabe dargebracht werde, unserem Volkstume zum Schutze, unserem Dichter zur Ehre!

Spendet für die Rosegger-Sammlung!

Wien, im Mai 1909.

Der Deutsche Schulverein:

Der Obmann: Dr. Gustav Groß. Das Ausschußmitglied: Dr. Konrad Dwerdy.

Deutscher Böhmerwaldbund: Der Obmann: Josef Taschek. — Bund der Deutschen Nordmährens: Der Obmann: Hermann Braß. Der Schriftführer: Franz Schenk v. Ä. — Brünner Vorortevverein: Der Obmann: Rudolf M. Rohrer. — Verein „Südmark": Der Obmann: Heinrich Wastian. Das Ausschußmitglied: Dr. Paul Hofmann v. Wellenhof. — Bund der Deutschen in Böhmen: Der Obmannstellvertreter: A. Kießlich. Der Geschäftsleiter: Hugo Heller. — Bund der Deutschen Ostböhmens: Der Obmann: Dr. Eduard Langer. — Verein „Nordmark" in Troppau: Der Obmann: Dr. Walter Kudlich. Der Schriftführer: Oswald Spialek. — Bund der Deutschen Südmährens: Der Obmann: Josef Bendel. Der Geschäftsleiter: Leo Mauer. — Bund der Deutschen in Niederösterreich: Der Obmann: Wilhelm Pollauf. Der Geschäftsleiter: Eduard Bauer. — Bund der christlichen Deutschen in der Bukowina: Der Obmann: Prof. R. Scharizer. Der Obmannstellvertreter: Dr. Alfred Kohlruß. — Bund der Deutschen der Iglauer Sprachinsel: Der Obmann: Anton Dürport. — Tiroler Volksbund: Der Obmann: Univ.-Prof. Dr. Walter Hörmann v. Hörbach.



Dasselbige Gspiel.

Eins von unterwegs.

Die kleine, durchaus nicht an allzu auffallender Sonderart leidende Geschichte habe ich aufgegriffen bei einer Wagenfahrt von Graz nach Birkfeld. Nach dieser nordöstlichen Richtung zieht's mich ja so leicht zur Frühlingszeit — durch ein sonniges Paradies in die schattendunkleren heimischen Berge.

Bei einem Straßenwirtshause zwischen Weiz und Anger ließ ich Rast halten. Im Obstgarten stand ein langer Tisch, an den setzte ich mich, um Kaffee zu trinken und bei einer Zigarre die liebliche Gegend zu betrachten: ein mit weißblühenden Obstbäumen überschleiertes Hügelland, aus dem der Kulm ragt, mit seinem schimmernden Kirchlein und Touristenhause auf der Höhe. In der Stube meines Straßenwirtshauses saß ein tischvoll Zecher beim Kartenspiel; die Stimmen in der bekannten Wirtshausresonanz drangen hervor. Mein Kutscher stand, sein Bierglas in der Hand, im Haustor und schaute durch die offene Tür in die Stube hinein, im Verlaufe des Spieles das einemal den Mund verzerrend, das anderemal den Kopf vorduckend. Ich rief ihn an, er möge zu meinem Tische kommen, wenn er sitzen wolle. Er sah nach den angespannten Pferden, wie die beim Troge mit ihrem Hafer fertig würden, dann kam er heran und mit einem höflichen: „Wann ich Verlaub han!" setzte er sich an die untere Ecke.

83. Dr. Stephan Freih. Haupt v. Buchenrode, Brünn.
84. Gustav Josephy samt Frau, Kommerzialrat, Abgeordneter, Bielitz.
85. Auguste Fritsche, Bielitz.
86. Dr. Robert Braß, Hohenstadt in Mähren.
87. Wilhelm Braß, Hohenstadt in Mähren.
88. Dr. Karl Kraus, Rechtsanwalt, Mähr.-Ostrau.
89. Akademische Ferialverbindung „Franken", Bielitz.
90. Männer- und Frauenortsgruppe Bielitz.
91. Marie Emmer, Wien.
92. Gustav und Hermine Heß, Bielitz.
93. Stadtgemeinde Brünn.
94. Josef Riedel, Großindustrieller, Polaun in Böhmen.
95. Fritz Kipper, Grundbesitzer, Illischostie in der Bukowina.
96. Alex. Richter, Prag-Smichow.
97. Richard Richter, Fabrikant, Niedergrund in Böhmen.
98. Alfred Staackmann, Verlagsbuchhändler, Leipzig.
99. Kyffhäuser-Verband (a. H. d. w. V. i. d. Ostmark), Wien.
100. Ludwig Ganghofer, München. (Leutasch in Tirol.)
101. Stammtischgesellschaft „Schutzhütte", Warnsdorf in Böhmen.
102. G. H., Dornbirn.
103. Amalia v. Gunz, Graz.
104. Dr. Karl Clemens Claudi, Oberdirektor der Böhmischen Sparkasse, Prag.
105—109. Karl Diettrich, in Firma Hielle & Diettrich, Schönlinde in Böhmen. (10.000 Kronen.)
110. H. T., Wien.
111. Rudolf Bosch, Gutsbesitzer, Altbuch-Doberneg in Böhmen.
112—117. Fürst Max Egon Fürstenberg, Wien. (12.000 Kronen.)
118. L. Otto, Ingenieur, Weidenau a. d. Sieg (Deutschland).
119. Dr. Rich. Faber und Hans Faber, Heinrichsthal bei Lettowitz.
120. Gebrüder Grundmann, Schlosserwarenfabrik, Herzogenburg in Niederösterreich.
121. Dr. Karl Freih. v. Chiari, Reichsratsabgeordneter, Wien.
122. Wiener Männergesangverein, Wien.
123. Aktienbrauerei Pilsen.
124. Beamtenschaft der Geschirrfabrik-Aktiengesellschaft Bartelmus & Co., Pilsen.
125. Anton Dreher, Brauerei, Schwechat bei Wien.
126. Eduard und Robert Strache, Warnsdorf in Böhmen.
127. „Schlaraffia Thajana", Znaim.
128. Oberösterreichischer Sängerbund, Linz.
129. Turnkreis „Deutschösterreich", Sitz Wien.
130. Unter „Volksliebe", Hohenstadt in Mähren.
131. Anton Alfred Klinger, Zeidler in Böhmen.
132. Fräulein Adelheid Klinger, Zeidler in Böhmen.

Höhe der gezeichneten Summe **264.000 Kronen.***)

Wien, am 14. Juni 1909. **Der Deutsche Schulverein.**

*) Heute, am 19. Juni, ist die Summe von 300.000 Kronen bereits überschritten. Die Red.

(Geschlossen am 19. Juni 1909.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Möck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

‚Frau Muater, Werktags trink ih nix‘, und setz mih im Hof auf ein Leiterkarren. Kimmt dir nit der Zimmermeister daher? Jocherl hat er gheißn. — ‚Wartst auf was?‘ fragt er. — ‚Auf mein Salzstock wart ih‘, sag ih, ‚der Fuhrmann solln bringen.‘ — ‚Du‘, sagt er, ‚da machn ma derweil a Prefranzl oder was‘. Und fischt scho s Kartnbüschl aus n Sack außer. — ‚Wegn meiner‘, sag ih, ‚zum Zeitvertreib.‘ — ‚Zum Tisch gehn mar eini‘, sagt er und is scho d Wirtin wieder da mit ihrem: ‚Därf ih was einschenken?‘ — Und sitzen in der Stubn und trinkn Schilcher und spieln Donazwoanzg. A Spielratz is er sei Lebtag gwest, der Meister Jocherl, und ih bin der Unterhaltung ah nit feind gwest, wann ih Zeit han ghabt. — Drei Bot (Partien) wag ih, so viel Geld han ih im Sack, denk ih mir und spiel drauf los. Beim erstn verspiel ih, die andern zwei gwinn ih. Werdn allzwoa hitzig. — Nachher noch oans, das gwinn ih ah. Noh drei, davon verspiel ih oans und gwinn zwoa. Teuxl, denk ih ma, heint tuats ma s gern. Schreit d Wirtin bei der Tür einer: ‚Friedl, der Salzstock is da!‘ — Wie ih mei Zech will zahln, schaut mih der Jocherl an und sagt: ‚Hoamgehn willst hiaz, weil d ma Geld hast abgwonna? Das wär doh trecki vo dir!‘ — Das wärs ah! denk ih ma. Der Mensch is ka Hundsfott, sei Geld laß ih n zrückgwinnen, nachher geh ih. So han ih s im Sinn ghabt. Und spieln weiter. Der Jocherl muaß gmoant habn, er hät Stärkung nötig und trinkt ein Seidl ums andere und verschaut sih allerweil im Blatt und verspielt. Z erst han ih gmoant, s kunnt ih ah schlecht spieln, z Fleiß (mit Absicht), daß der Alt wieder zu seiner Sach möcht kema, hat sih ah z hart Kräftn verdeant, und dahoam Weib und Kind. — Ganz richti is s ma fürganga. ‚Solls der Teufel holn!‘ schreit er, ‚morgn wär der Bettel so wia so hin.‘ — Weil er ja um und um schuldig is gwest. Und wie ih s Geld anschau, das vor meiner liegt aufm Tisch und aus an Häuferl a Haufen is worn, da denk ih: So a Sau hast nit alle Tag, greif zua. Aber gach gehts ma wieder für: Hör auf heint, Friedl! s Gspiel is ungleich, er is betrunkn. Im selbn Augnblick macht der Zimmermeister ein guaten Stich und ziacht s Geld ein. Hau, denk ih, er schenkt dir ah nix, a Narr müaßt einer sein, wann ma nit so guat spielat, als ma kann. Spiel kennt ka Freundschaft. — Wanns eppa glaubn, Herr Doktor“, so unterbrach sich jetzt mein Kutscher, „wanns eppa glaubn, ih hätt ma sein Tampas z nutzen gmacht und gfälscht? Nit um ein Aug (nicht um einen Grad), Herr, bei meiner Seel und Gott! Aber zsammgnommen hab ih mih; nimmst eahm du s Geld nit ab, denk ih mir, so tuats ein anderer. Hätt er Glück, tat er dirs. — Na, und so han ih n Meister halt ausgsackelt. — Grechter Weis, wia ma moant. — Wia er endlih sagt, er hätt nix mehr im Sack und

51*

„Sie möchten wohl auch von der Partie sein?“ fragte ich, auf die Spieler zielend.

„Na“, antwortete er gedämpft, „ih spiel nit. Ih mag nit mehr spieln.“

„Aber früher einmal, wie?“

„Früher scho.“ Er trank sein Glas aus und stieß es auf den Tisch, damit die Kellnerin komme, um nachzufüllen. „Wann ma nit scho fahrn?“ fragte er mich.

„Wir haben noch Zeit.“ Denn mir begann es sonderbar vorzukommen, daß ein Spieler nicht mehr spielt. Ist doch der Spielteufel einer der starrklauigsten, der keines seiner Opfer loslassen will.

„Sie haben recht. ’s ist schad um die Zeit, die man bei den Karten sitzt.“

„Nit derowegn“, sagte der Kutscher. „Zeit hätt ich immereinmal scho. — Passiert is mir einmal was. Dasselbige Gspiel, dazumal! Und seither mag ih nimmer.“

Jetzt war er mir zu Wege. Die Kellnerin brachte das Bier, ich wartete ihm mein Zigarrentäschchen auf und so begann er etwas zu erzählen. Er erzählte wortkarg. Langsam, mit Pausen, als besinne er sich bei jedem Satze, ob er ihn sagen solle oder nicht. Die Sache schien hochdeutsch gemeint zu sein, aber in der Aufregung fiel er manchmal heillos tief in die Bauernmundart zurück. Er schaute mir beim Reden auch nicht ins Gesicht, starrte vor sich auf das verwaschene Tischbrett hin — die Zigarre hatte er abgelehnt. Unterwegs beim Fahren hatte ich ihn für vierzig Jahre geschätzt, jetzt konnte er fünfzig sein. — Das ist ein Falschspieler und deshalb einmal gesessen!, fiel es mir ein. Seine Erzählung aber lautete so:

„Gspielt han ih gern. Was han ih in meiner Jungheit kartengspielt! Anfangen die klein Buben mit Bohnen. Nachher kommen die Nussen — zehn ein Kreuzer. Na, und endlich — kommen die Kreuzer selber. Um nix is s nit lustig. Immereinmal, wann ein paar Feiertäg san und man is angwachsen auf der Wirtshausbank, da han ih meine paar Gulden verspielt. Ein anderesmal wieder den Kameraden abgwonnen. Wie s halt geht. Z’Fleiß Schaden tan han ih keinem nix. Z’Fleiß nit.“

Jetzt tat er einen tüchtigen Zug aus dem Glase. Und da er sah, daß ich ihn gespannt anblickte, so redete er weiter: „Daheim bin ih in Stubegg, hinten im Gebirgsgraben. Mein Vaterhaus steht hoch oben auf der Leitn, ein alte Koluppn. Selm bin ih noch hübsch jung gwest, wie mih mein Vater mit der Kraxen ins Dorf abi schickt um den Salzstock, den der Fuhrmann ins Wirtshaus bringen soll. ‚Mußt schon ein Eichtl wart’n‘, sagt die Wirtin, ‚der Wagen is noch nit da, wird leicht was kema? Därf ih dir was einschenkn derweil?‘ — ‚Na‘, sag ih,

ausglassn, hat mih neamer glittn dahoam. ‚Schau du auf die Keischn‘, han ih gsagt zu mein Bruadern, ‚mih gfreuts neamer z Stubegg‘. Bin auf Graz, als Stallknecht eingstanden bei ein Fiaker. Seit drei Jahrn fahr ih. Fahln tat mir nix. Wan nur das nit tat sein, daß ih nit alleweil denkn müaßt aufs selbige Gspiel.“

Wir fuhren durch die freundliche Ortschaft Anger, wir kamen ins Engtal zwischen höhere Berge, es war abendlich kühl geworden. Als die Pferde behäbig die Höhung hinanzogen, auf der Birkfeld liegt, läutete die Glocke zum Ave Maria. Mein Kutscher nahm den Hut vom Kopfe. Im Gasthofe zog er sich bald in den Stall zurück, ich genoß in der Gaststube mein Abendbrot. Am Nebentische war eine Gesellschaft von Ortsbürgern — sie spielte Karten.

Hannesle der Nordbursch

oder Aus dem Regen in die Traufe.

Eine Geschichte von **Otto Ludwig.**

(Fortsetzung.)

Ein junger Fürst, der einen Thron besteigt, oder ein neuer Minister pflegt, wie man sagt, alles auf den Kopf zu stellen, was sein Vorgänger auf die Füße gestellt hatte, und was auf der rechten Seite lag, auf die linke zu legen und umgekehrt. Und vielleicht hat das sein Gutes, wenn der große ewig schlafende Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird, seine gläsernen Augen einmal aufzutun, schaden wenigstens wird es ihm nichts, denn er macht sie doch gleich wieder zu. Und einem Volke, das oft Dreimännerwein trinken muß, ist’s sogar nötig, daß es manchmal auf die andere Seite gewendet wird.

Das Schicksal widerfährt aber auch dem kleinsten Häuschen, wenn eine junge Frau ans Ruder kommt. Da darf nichts das alte Gesicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen fast am Ende von Luckenbach. Eine Tür oder ein Fenster aufzulassen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen gewesen, jetzt versah’s eins bei der Regierung, wenn es ein Fenster oder eine Tür schloß. Die vorige war eben eine Kabinettsregierung, die eine große Scheu vor der Öffentlichkeit trug; die nunmehrige scheute sich weder vor der Öffentlichkeit noch sonst vor etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tischen und Stühlen, ein Hin- und Herlaufen, Herüber- und Hinübertragen, daß Kuh und Ziege unter dem Lärmen nicht wußten, was sie denken sollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der Lehm in den

ih möcht eahm Kredit geben. — ‚Aufhörn toan ma!‘ sag ih. s is ja scho finster worn. ‚Hoamgehn toan ma!‘ Mei Geld han ih eingsteckt — a gaftnvoll (zwei aneinandergehaltene Hände voll); Kupfer, Silber und Papier. Wohl über dreißig Guldn wirds gwesn sein. Er — ein Schmenter (Fluch) hat er tan, sonst nix — is sein Weg gangen, still wia a Katz zu sein Häusel umi, das hinter der Kirchn steht. Ih bin mit mein Salzstock bergangstiegn. Hiaz, han ih ma denkt, schaff ih mar a Steirergwand und fürn grean Huat an Gamsbart dazua. Ja — oder was!“

Der Kutscher trank sein Glas aus, griff in den Hosensack: „Wirtin, was habn ma ghabt, ih und meine Bräundln?“

Ich war sättlich enttäuscht.

„Solches kommt alle Tage vor“, sagte ich. „Wie Sie sich haben angestellt bei Ihrer Erzählung, hätte ich gewettet, daß die Geschichte wenigstens mit einem großen Raufen ausgehen wird.“

Er stand von seiner Tischecke auf, aber anstatt zu den Pferden zu gehen, setzte er sich wieder her, just mir gegenüber. Und zischte mir über den Tisch zu: „Nachst Morgn gehts um im Dorf: Der Zimmermeister Jocherl hat sih aufghängt.“ — Damit sprang er auf und ging schnell dem Wagen zu. — Aufghängt?! — War mir das auch nicht genug?

„Fahrn mer, Euer Gnaden?“ fragte der Kutscher. Ich meine, er hatte die Absicht, mit diesem wienerischen Fiakerrufe die Stimmung abzuschütteln, die er über uns gebracht hatte.

„Also voran!“

Er stieg auf den Bock, ich in den Wagen und die Rößlein trabten flink die weiße Straße dahin zwischen blumigen Matten und Obstbäumen. Es ging leicht bergan, da stieg der Mann ab und schritt neben dem Wagen einher. Bei einer Auskehre hielt er an, um die Pferde verschnaufen zu lassen.

„Sollte er der dreißig Gulden wegen sichs angetan haben?“ fragte ich.

„Leicht wohl“, sagte der Kutscher, „wie er heimkommt, soll der Amtmann mit dem Schandarm da gwesn sein. Sein letzt’ Geld verspielt, der Lump! habns gsagt. Pfändt habns n. Ein schön Kastn und ein alte Stockuhr. Und s andere verpetschiert. Weib und Kinder solln gjammert habn, daß ma s bis ins Wirtshaus hat ghört. Verpfandt und verschandt, wia ma sagt. Nachher is er halt aufn Heustadl gangen. Dort hat n der Bauer am andern Tag gfunden. — Hia!“

Die Pferde zogen an, es ging weiter.

Bei der nächsten Auskehre setzte er bei: „s Geld, versteht sih, han ih zruckgschickt in der erstn Stund. Nutzt nix, s hat mih nieamer

„Seht nur, wie klein der Schneider ist“, lachte ein Gassenjunge dem Paare nach.

Der Hannes sah zurück und sagte stolz: „Und nimmt doch eine so große Frau!“

Zu Hause war es anders mit ihm. Nicht, daß er sich nicht über die Größe seiner Braut gefreut hätte. „Aber“, sagte er zur Sannel, „das viert' Gebot, das hat's auf mich abgesehn. Ich möcht' nur wissen, was ich dem vierten Gebot hätt' getan. Nu ist die Mutter noch schlimmer, wie sie sonst ist gewest, und meine liegt in ihrem Bett. Wenn ich's meiner sagen tät, die litt's gewiß nicht. Aber nu dauert mich wieder die Mutter, und da bin ich wie zwischen Tür und Angel. Wer weiß, was meine der Mutter tät, wenn sie's wüßt'!“

„Und das ist auch recht von dir“, sagte die Sannel, „deine Mutter hat schon genug von deiner zu leiden. Ach, Hannesle, wenn du nur nicht aus dem Regen bist unter die Traufen kommen, wie die Leut' sagen! Was einmal ist geschehen, davon soll man das Best' reden, aber ich wollt' doch, Hannesle! Ich weiß doch, was ich wollt', wenn ich's auch nicht sag'!“

Eines Tages, die Schwarze genoß noch der wohlverdienten Ruhe oder war wenigstens noch nicht aufgegangen am Himmel der Wohnstube, und die Frau Bügel glänzte noch bläulich über dem Horizont, pochte es an die Tür, und auf der Frau Bügel „Herein!“ folgte eine fremde Gestalt dieser Weisung. Das war nicht leicht, denn der die Tür gebaut, hatte offenbar dabei nicht an eine solche Gestalt gedacht. Es war ein junger Mensch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was dem Hannes am Soldatenmaß fehlte. Dabei war er hübsch gewachsen. Etwas phlegmatisch schien er zu sein; er sah sich erst in der Stube um und dann sagte er sehr langsam: „Ihr Diener, Frau Meestern!“

Die Frau Bügel erwiderte den Gruß und fragte, was er wolle.

Ebenso langsam wie vorhin sagte der Mensch: „Da unten bin ich einem recht chemütlichen Mädchen bechechnet; die chehört wohl ins Haus?“

„Es wird die Sannel gewest sein“, dachte die Frau Bügel und sagte: „'s kann wohl sein. Wenn er weiter nix will, hätt' er sie selber können fragen.“

Unterdes hatte der Blick des Menschen auf dem Schneider geruht, der, sobald er das gemerkt hatte, sich ein rechtes Ansehen gab. „Was das für ein Eulenspiegel ist“, dachte der Schneider.

Der junge Mensch hatte wirklich etwas vom Eulenspiegel in seinem Gesicht. Die Hauptsache darin war ein gewisses phlegmatisches Behagen, darauf ein Schalk zu sitzen schien, aber ein sehr gutmütiger. Aber vielleicht sahen die blauen Augen nur so schalkhaft aus, weil sie wie

Wänden in Angst geriet. Hatte die Schwarze damit beabsichtigt, die Frau Bügel mürbe zu machen, so war ihr die Absicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher wie die wilde Jagd, und die anderen Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder anders gerückte Stuhl oder Tisch wie ein Stück von ihrem Herzen losgerissen. Aber wagte sie ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut' im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachsen wie der Schnecke ihr Haus, und wo es angewachsen war, da saß ihr Leben. Wer da durchgeschnitten hätte, hätte es auch zerschnitten.

Ein Glück für die anderen war's, daß die Schwarze meinte, sie habe sich genug geplagt auf der Welt; besonders sich Gewalt genug angetan, in das Häusle hereinzukommen; sie wollte es nun auch genießen. Zunächst begann sie, was sie früher am Schlafen versäumt, nachzuholen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollbracht, wenn die Schwarze ihres anfing. Die Stunden, die sie länger im Bette verbrachte, als eine Hausfrau soll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenschnitt an einem Gänsebraten ist. In diesen Stunden, wo die Sonne des Hauses noch nicht aufgegangen war, stand die Frau Bügel als Mond an des Hauses Himmel. Da schien das Alte wiederhergestellt, und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß diese Regierung sozusagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer als sonst. Diese hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halse, und das war ihr eben recht. Die Schwarze behandelte sie, als wäre die Sannel ihre Magd und plagte sie, wie sie nur konnte. Aber die Sannel übersah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hause. Sie mußte nun wenigstens nicht mehr hungern; sie hatte wieder den Mut zu essen, weil sie ihr Essen wieder verdiente.

Der Hannes hatte sich eine andere Lust dabei gedacht, wenn er mit dem großen Mädchen über die Gasse zum Pastor gehen würde, das Aufgebot zu bestellen. Es war ihm dazu nicht leicht, mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die beiden daher kommen sah, lachte. Einer fragte: „Nu, Mädle, wo willst du mit deinem Schneider hin?“ Andere riefen: „Mach, Hannes! Häng dich an ihre Schürze, sonst reißt sie dir aus!“ Der Schneider ärgerte sich nicht darüber. Er war solche Reden gewöhnt. Er sah sich um und fragte mit den Augen: Nu, ist das eine? Er sah, wie sie in ihren Herzen meinten, hätt' man das dem „Jung'“ zugetraut, daß er sich an so eine macht! Die Eitelkeit kam wieder über ihn, und er vergaß für den Augenblick, daß ihn seine Mutter dauerte, und daß er an seinem Schatze und seinem Glückstraume irre geworden war.

auch nicht schlecht. Vater habe ich keinen nich mehr. Und das Cheschäft führt mein Onkel.

„Das ist wohl auch ein Reicher?“ fragte die Schwarze.

„Das nich“, erwiderte der Geselle. „Er ist arm, aber tuchendhaft, und da haben wir ihn chewissermaßen als Vater anchenommen.“

„Nu“, meinte die Schwarze, „es ist just nicht so notwendig, daß wir einen Gesellen einstellen, aber weil der Mensch so anständig ist, so kann man's schon machen.“

„Also kann ich kommen“, sagte der Geselle und empfahl sich höflich. Draußen auf der Treppe schnippte er mit den Fingern. Er besaß die Beobachtungsgabe, die so häufig die Mitgift und die Entschädigung des Phlegmas ist. Diese hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von diesem Hauswesen gemacht worden waren, ziemlich vollständig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er sich wohl den Spaß machen, da Geselle zu sein. Auf den Lohn brauchte er nicht zu sehen, denn was er von seinen Umständen erzählt hatte, war nicht erlogen. Er wäre gern dem „chemütlichen Mädchen“ noch einmal begegnet und ging deshalb noch langsamer, als seine natürliche Art war. „Nu“, sagte er in der Haustür, was heute nich ist, das ist morgen. Und pressiert bin ich nicht.“

Die Schwarze aber meinte: „Das wär' ein anderer für mich wie der dort. Bin ich da hereingekommen, so kann ich auch wohl dort hinein. Der Gescheit'st scheint er nicht. Ich probier's. Der dort und das armselig Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erst dort drin, dem Unkel will ich weisen, wo er hingehört!“

*
* *

Der Geselle war eingetreten und hatte besser Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am liebsten freien würde. Sie müsse wohl tüchtig auftreten können, da sein Hauswesen so groß sei.

„Ja“, sagte der Geselle, „unser Hauswesen ist chroß genug, und und eine chroße Frau wär' nicht übel. Aber nach der Chröße allein frag' ich nich. Chemütlichkeit und Sanftmut hat den chrößten Reiz für mich.“

Von dem Augenblick an war die Schwarze die Gemütlichkeit und Sanftmut selbst. Aber auch den alten Fleiß suchte sie wieder hervor. Das Zwischenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die Schwarze stand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand sich dabei nicht schlechter. Ging das Zwischenreich auf Strümpfen, so wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handschuhen.

„Siehst du, Sannel“, sagte der Schneider, als sie zufällig allein beisammen waren, „das hab' ich gewißt. Sie hat's nur übelgenommen

aus einem Versteck hervorlugten. Den Versteck bildeten die vollen, nur leise geröteten Backen, die sich beim behaglichen Lächeln in die Höhe schoben. Und dies behagliche Lächeln stand so vielversprechend und ausdauernd da, wie ein freundlicher Gastwirt in der weißen Schürze vor seiner Gasthoftür."

„Eechentlich komme ich", sagte der Mensch, „als ein Schneiderchesell, der bei den Meestern herumfracht, ob nicht irchendwo Arbeit für ihn ist."

„Donner!" sagte der Schneider in seinen Gedanken und hüpfte unwillkürlich auf seiner Brücke. „Eine große Frau hab' ich, wenn ich noch so einen Gesellen dazu hätt'! Das wär' noch anders wie ein großer Hund."

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loser Vogel müsse den Gesellen dahergeschickt haben. Sie sagte barsch: „Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem gehn, wo ihn hergeschickt hat!"

Der Geselle schien nicht gern zu gehen. Der kleine Meister schien ihm Spaß zu machen; vielleicht war auch das „chemütliche Mädchen" im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur sein natürliches Phlegma nicht, sich schneller nach der Tür umzuwenden als er tat. Er ergriff eben die Klinke der Stubentür, als die Schwarze im Osten der Kammertür aufging und ihre ersten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Geselle dachte: „Sollte das das chemütliche Mädchen sein?" und wandte sich wieder um, und diesmal etwas rascher. Er sah, er hatte sich getäuscht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes, und er sagte: „Also es ist keine Arbeit für einen Chesellen?"

Der Schwarzen gefiel der Bursche und sie mußte ihm zeigen, daß sie hier Herrin war.

„Wo ist denn der Geselle daheim?" fragte sie.

„Eechentlich", entgegnete der Geselle, „in Delitzsch und uneechentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig chenug, da sollt' ich in der Fremde lebendig werden. Aber der eechentliche Grund: Ich soll mir eine junge Meesterin holen. Sie ist selber aus der hiesigen Gegend und meint, hier wachsen die besten."

Die Frau Bügel bereute es, daß sie ihn so barsch abgewiesen habe, und gab durch ein Nicken kund, seine Mutter habe recht und sei eine, die's versteht. Freilich dachte sie nicht an den jungen Wuchs, nur an sich selbst, und da hatte des Gesellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüt der Schwarzen aber ging ein Gedanke auf. Nach dem guten Anzug des Gesellen mußten sich seine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, sich zu setzen, damit er die Ruhe nicht 'nausträgt, und da er guter Leute Kind zu sein scheint.

„Es cheht noch", sagte der Geselle. „Meine Mutter hat zwei Häuser in Delitzsch und eins in Magdeburg, und das Cheschäft geht

„Nu, ich kann's immer noch machen, wie ich will. Ich bin immer so ein sanft Mädle gewest. Mein Fräle hat oft gesagt: ‚Du mußt's einmal gut kriegen, du verdienst's.' Aber Wort' sind Wort', und es geht doch, wie's will." Sie seufzte tief.

Der Geselle mußte etwas von der Natur der Sannel haben. Er seufzte mit. „Was noch wird", sagte er, „das kann man so chenau nicht wissen. So was kommt manchmal wie vom Himmel chefallen."

‚Ja, wenn ich hübsch wär'. Nach der Sanftmut da fragen die Männer heutzutag' nicht!"

Der Geselle zuckte dann die Achseln, aber nicht zu der Schwarzen Mangel an Schönheit, sondern zu der Torheit der Männer heutzutag'.

„Nu, wenn Sie nicht hübsch sind! Da weiß ich nich. Aber so 'ne Großmutter ist nich auf den Kopf chefallen. Und — und — mir hat so was cheträumt. Ich chlaube, ich bin nich umsonst in das Haus da chewiesen worden. Es cheht manchmal wunderlich in der Welt!"

Mehr war mit allen Künsten nicht aus dem Gesellen zu bringen. Und es gab keine Kunst, die die Schwarze nicht anwandte. Sie äugelte, strich sich an ihm herum, hatte immer etwas an ihm zurechtzurücken, seufzte und wurde so gemütlich, daß dem Gesellen hätte Angst werden können. Er mußte ihr von daheim erzählen. Dann ließ sie in Gedanken ihre Ungeduld an dem armen „Unkel" in Delitzsch aus. Und die Ungeduld wurde manchmal zum Zorn, daß ihr die Hände zitterten und sie sich in ihrem Herzen an dem Gesellen selber vergriff. Hatte sie ihn nur erst, dann wollte sie ihn schon aus seiner Ruhe herausjagen, die sie jetzt so sehr ärgerte. Die Schwarze ließ sich nicht zum besten halten. Und doch schien er es darauf anzufangen.

*
* *

Jetzt war in der Tat der Schneider der Herr im Hause. Viele Tage vergingen, und man hörte ihn nicht auf der Gasse schreien: „Respekt muß sein im Haus!" Die Neugier, wie das kommen möchte, führte ihm manchen neuen Kunden zu. Bald hatten er und der Geselle, wie man sagt, alle Hände voll zu tun. Die solchergestalt den Haushalt in der Nähe gesehen, konnten nicht genug erzählen, was es für eine Lust sei, dem kleinen Meister und seinem großen Gesellen zuzusehen. Sie erzählten allerlei Geschichten, wovon sie Zeugen gewesen sein wollten. Da hieß es, der Schneider steige, wenn er mit dem Gesellen reden wollte, jederzeit auf die Brücke, um dabei auf ihn herabsehen zu können. Einmal habe der Schneider gefragt, warum der Geselle die Hand ausstrecke, so oft er mit ihm rede. Der Geselle habe gesagt: „Na, 's wär' doch schade um den guten Meester, wenn er herunterfallen täte. Die Brücke ist hoch, und da ist's damit ich zugreifen kann, wenn er chetorkelt

gehabt, daß die Mutter sie hat erst wollen probieren. Sie hat mir's gesagt. Aber ich hätt's auch nicht länger mehr so mit angesehn. Denn Respekt muß sein im Haus. Und sie ist mir jetzt noch nicht so recht, wie ich sie will haben. Du sollst dich wundern, Sannele, wie ich die noch zieh'!"

Und wirklich tat er das. Je nachgiebiger sich die Schwarze zeigte, desto höher schwoll sein Übermut. Zuletzt mußte sie ihm die Schuhe bringen und die Stiefel ausziehen. Mit jedem Tage nahm er sich mehr heraus. Und das schien ihr eben recht zu sein. Je mehr er verlangte und je trotziger er auftrat, desto williger schien sie zu werden, desto sanfter und gemütlicher zeigte sie sich.

Der Schneider war glücklich. „Da siehst du, Sannel, was beim Besinnen 'raus wär kommen. Nu wär' sie in Schackigt, und das viert' Gebot tät noch immer mit mir machen, was es wollt'! Sannel, wenn dir einmal was einfällt, besinn dich nur nicht darüber!"

Die Sannel sagte nichts, sondern schüttelte bedenklich den Kopf. Der Schneider sah es nicht vor dem großen Hunde, an den er dachte. „Eine große Frau, ein großer Geselle, ein großer Hund! Denn aller guten Ding müssen drei sein", sagte der Schneider.

Eins gefiel dem Schneider nicht. Die Schwarze, so sanft, dienstwillig und geduldig sie sich zeigte, wich seinen Liebkosungen aus. Besonders vor dem Gesellen. „Es ist eine Schand'", sagte sie, „wenn ein fremder Mensch dabei ist." Waren sie allein, dann setzte sie ihn wohl auf ihre Knie und schaukelte ihn, wie man mit einem Kinde tut. Dabei hielt sie ihn so weit von sich ab, daß alle seine Versuche, sie zu umfassen mißlingen mußten; wollte er sie küssen, dann hielt sie ihm lachend das Ohr hin; wollte er sich damit nicht abspeisen lassen, dann wurde sie wohl ärgerlich und sagte: „Nu laß mich ungeschoren. Spiel du mit deiner Nadel oder mit deinen Läpplen; ich hab' mehr zu tun. Und daß du vor den fremden Menschen nicht tust, als wenn wir Brautleut' wären. Ich schäme mich sonst!"

„In acht Tagen ist unsere Hochzig", sagte der Schneider, „und da erfährt's die ganze Stadt, wer's noch nicht weiß!"

„Damit hat's Zeit", meinte dann die Schwarze. „Damit dann die Leut' denken, man kann's nicht erwarten? Und wenn's erst im Winter wird, das ist immer Zeit genug!"

Mit dem Gesellen war die Schwarze anders. War sie einmal mit ihm allein, dann klagte sie, was sie im Hause dulden müßte. „Meine Leut' wollen einmal, ich soll den nehmen. Und ich bin so ein dumm Ding, das alles tut, was die Leut' wollen. Hundert Mädle an meiner Stell' tätens nicht!"

„Chewiß", sagte der Geselle, „chewiß. Ich hab's manchmal für mich chedacht!"

„Ja, das schon“, entgegnete die Sannel. „Aber es hat eins das lieber und das ander das. Und der Gesell’ ist schon einer, den ein Mädle lieb gewinnen kann. Und nu hat er drei Häuser und ist ein reicher Mensch, und das ist doch auch nichts Gering’s. Und wem’s um ein Häusle zu tun ist, dem sind drei lieber wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig’ stehn! Nein, Hannesle, du mußt nicht so ein Gesicht machen!“

„Wenn ich das wüßt’! Sannel, wenn ich das wüßt’, Sannel, der Gesell’ tät’ mich dauern. Aber wenn einer in der Wut ist, hernachen fragt er nach nichts!“ Der Schneider fragte nicht, ob’s der Luft weh tat, die er mit Fäusten schlug, als hätte sie drei Häuser, und ein Mädchen könnte sie schon lieb gewinnen.

„Aber es ist dumm Zeug. Sie ist die Liebetät selber.“

„Ja“, sagte die Sannel, „seit der Gesell’ da ist und hat gesagt, er wollt’ eine Frau aus unsrer Gegend, und es müßt’ eine sanfte sein, da ist sie auf einmal sanft geworden. Ach ich wollt’, Hannesle, ich wollt’ um deinetwillen, der Gesell’ nähm’ sie; aber ich denke nicht, daß er sie nimmt. Es wär’ gut für dich, Hannesle, es wär’ besser für dich, wenn dich’s auch erst ärgern tät.“

„Mordsapperment, und daß dich der Kuckuck hätt’, Sannel, nu wird’s schrecklich. Solch eine Geschicht’ hat noch nicht im Schackigter Kalender gestanden, wie das eine wird. Weißt du, wie die, wo das Bild davon ist dabei gewest!“

Der Sannel wurde es bange. „Ach Gott, Hannesle, du hast doch nichts Schlimm’s vor?“

„Wenn einer einmal so weit ist“, sagte der Schneider, „hernachen hört alles auf. Sannele, ich weiß noch nicht, was wird, aber wenn’s wird, hernachen wird’s was Schrecklichs. Du weißt nicht, was ich für einer bin, wenn ich anfang’. Wenn ich anfang’, hernachen hat’s aufgehört. Frag’ nur die Sannel. Und erschreck’ nicht, Sannel, wenn’s wird.“

Die Sannel tat, was sie konnte, ihn zu besänftigen; es war vergebens. Er lief nach der Wohnstube. Die Sannel eilte nach, aber die Tür war hinter dem Schneider ins Schloß gefallen. Die Sannel klinkte vergeblich; es ging nicht auf. Sie wußte nicht, ob sie rufen sollte. Sie lauschte in ihrer Angst am Schlüsselloch, aber sie hörte nichts.

Der Geselle war allein in der Wohnstube gewesen. Er saß und nähte. Der Schneider lief zur Brücke und schwang sich hinauf.

„Nu ist’s aus“, sagte der Schneider, „nu ist’s aus!“

Der Geselle griff phlegmatisch in die Tasche und brachte sein Schnellfeuerzeug hervor. Er betrachtete den Meister verwundert.

kommt." Der Schneider sei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Gesellen mit der Elle vor der Nase herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und sei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Geselle habe phlegmatisch gesagt: „Na, hab ich's nich chesagt?" Und gerufen: „Aber Meester, wo liegt er denn eechentlich? Unter den chrünen oder chelben Lappen da?"

Die Bemühungen der Schwarzen um den Gesellen waren zu handgreiflich, als daß sie nicht hätten bemerkt werden sollen. Der Frau Bügel erregten sie einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre sein sollte, so fühlte sie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und sie wäre gewiß zu deren Verteidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte sie: '„Wenn's der Schwarzen gelingt, wird man sie los. Und weil sie es wünschte, so glaubte sie, der Schwarzen werde es gelingen, so viel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in solchen Reichtum hineinkommen sollte, und so gern sie das gehindert hätte. Darum hielt sie sich ruhig, tat als sähe sie nichts und sagte auch dem Schneider nichts davon, der in seiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unschuld vielleicht nichts gemerkt, wäre sie noch so beschäftigt gewesen als sonst. Vielleicht war auch ohne ihr Wissen Eifersucht im Spiele und machte ihr die Augen, die sich sonst so geneigt zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu sehen, schärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal sagte er zu der Sannel: „Die Leut' wollen mir was zu Gehör reden. Das merk' ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?"

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man sie fragte, zu verschweigen. Aber, wie sie gewohnt war, den Hannes in allem bei sich zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen, sagte sie eifrig: „Nein, du bist ein gescheiter Bursch, Hannesle. Und wo die Leut' meinen, es ist Dummheit, da ist's manchmal nur zu große Guttat bei einem."

„Nu, du redst doch auch beinah' wie die Leut'", sagte der Schneider. „So daß es klingt, als tätst du was damit meinen, und wolltst doch nicht sagen, was. Was die Leut haben, das weiß ich nicht; das ist nix als der reine gelbe Neid. Es darf nur einer ein glücklicher Kerl sein, da sind sie gleich da; und was der best' Rock ist und von der Nadel weg, da soll's verschossen sein, und die Knopflöcher sind nicht recht umnäht, und die Taschen sind zu klein, und sollt's nur der Henkel sein, als wenn der nicht lang' könnt' halten. Der Gesell, das ist ein talketer Kerl, und ich weiß auch, was eine an einem Burschen mag. Vor so einem brauch ich mich nicht zu fürchten. Und sie müßt nicht ein Narr sein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?"

einer mannbaren Jungfrau auf, die heiraten konnte; und in dem Entzücken des Gesellen sah er erst, wie schön die Sannel war.

Der Geselle schien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er sagte: „Na, nu wird der Meester noch auch auf die eifersüchtig sein. So chroß und stark der Meester ist, aber zwei für einen sind doch zuviel.“

* * *

Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Gesellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Befehl, ihre Sachen zusammenzupacken und zu gehen. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehen lassen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geselle aufgesteckt hatte. Dafür wollte er den Gesellen fortschicken, und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erst, als nach dem Feierabend der Geselle in die Herberge gegangen war, wo er schlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die Schwarze die Klauen zeigen, die sie unter den Sammetpfötchen der Verstellung verborgen hatte.

„Und das leid ich nicht“, sagte der Schneider, „und der Gesell' muß fort. Da ist ein Wort wie hundert!“

„Ja“, sagte die Schwarze, „ein Wort von dir ist nix, und hundert sind auch nix. Der Gesell' bleibt da, und ich will sehen, ob mir eine in meinem Häusle soll bleiben, wo ich nicht will haben!“

„Respekt muß sein im Haus“, schrie der Schneider. „Und eh' die Sannel raus soll, kannst du ehnder gehn!“

Die Schwarze schlug auf ihr Halstuch, auf die Stelle, wo das Heiratsversprechen steckte. „Respekt?“ lachte sie; „wenn du mich nicht tätst dauern. Du willst mich ziehn? Weil ich dir die Schuh' hingetragen hab' und hab' dir die Stiefel ausgezogen? Denkst du denn, es ist mir was an dir gelegen?“

„Und hast dir doch Müh' gegeben, bist du mich hast gehabt“, sagte der Schneider. „Ja da hast du anders gered't, du falsch' schwarz' Katz'. Weißt du noch, auf der Bank in der Gerbergassen? Du hättst's verdient gehabt, ich hätt' dich lassen sitzen nnd wär' so gewest, wie du hast gemeint. Und nu willst du's mit dem Gesellen machen, wie du's mit mir hast gemacht!“

Die Schwarze sah ihn verächtlich an. „Du bist auch der Kerl danach, daß du dich mit dem Gesellen vergleichst. Und die möcht' ich sehen, die du hast lassen sitzen. Und meinst du denn, wenn ich den Schackigter Müller hätt' können haben, ich hätt' dich genommen? Und wenn ich nicht dein Häusle hätt' gewollt? Dich nähm' keine andre mit dem Häusle, geschweige gar ohne. Da nähm' ich hundertmal den Gesellen,

„Das, was aus ist“, sagte der Schneider gewaltig, „das kann nicht wieder angezünd't werden!“

„Ja“, sagte der Geselle, „der Meester hat seine Pfeife auscherauchcht. Ich dachte, sie wär' ihm bloß auschechangen. Nu, da ist zu helfen!“

„Ja, von wegen“, sagte der Schneider mit schrecklicher Stimme und schien mit der Faust auf den Deckel seiner Pfeife zu schlagen, aber eigentlich schlug er auf den Gesellen. „Wem da die Pfeifen nicht ausgeht! Aber ein End' will ich machen. Meine Braut, das ist meine Braut. Weiß er das?“

„Ach, der Meester ist doch nicht char eifersüchtig?“ fragte der Geselle. „Die Müh' braucht der Meester sich nich zu cheben!“

„Ich kann mir so viel Müh' geben als ich will“, sagte der Schneider außer sich. „Ich bin der Meister, und er ist mein Gesell'. Ich laß mir nicht vorschreiben, was für eine Müh' ich mir soll geben. Ich geb' mir eine Müh', was für eine ich will. Und das geht keinen Menschen was an, geschweig' meinen Gesell'. Und wenn er nicht still ist, so ist mir's nicht zu viel, ich schmeiß' ihn zur Tür da naus!“

„Na“, sagte der Geselle phlegmatisch, „ich hätte doch chemeint, das wär' dem Meester zu viel. Er müßte chedenken, es auf zweimal zu machen.“

Der Schneider focht mit beiden Händen in der Luft. Der Geselle hatte bemerkt, dem Meister war die Pfeife wirklich ausgegangen; er hatte ruhig ein Hölzchen in Brand gesteckt, ein Stück altes Kleidermaß angezündet und hielt es dem Meister auf den Tabak. Während dieser seine Pfeife mechanisch in Brand setzte, aber mit schrecklichen Gesichtern andeutete, daß deshalb der Friede noch nicht geschlossen sei, fuhr der Geselle fort:

„Na, und ich dächte, der Meester hätte mir einen besseren Cheschmack zuchetraut, als daß ich mich um das alte schwarze Cheschöpfe sollte bemühn. Da kann der Meester ruhig sein. Das kann keinem vernünftigen Menschen ins Chehirn kommen, wo so ein chemütliches Mädchen zuchechen ist. Ich bin weit herumchekommen, aber so hübsch hab' ich noch keine chesehn, wie die Sannel da bei ihm im Hause; das müßt' ein ander Frauchen cheben!“

Dem Schneider ging zum zweitenmale die Pfeife aus. Er vergaß seinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. In dem Lichte eines heiratbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht gesehen. Der Geselle, wußte er, wollte sich eine Frau holen. Es kam ihm die Angst, er möchte die Sannel wollen, und diese Angst zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht gesehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu

„Ja, ich muß“, sagte die Sannel.

„Ja, nu gehst du fort“, schluchzte der Schneider; „es soll auch kein bißle Trost bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Elend ist, hernachen hilft ihm keiner; da stoßen sie einen immer tiefer nein. Nun wird auch der Ofen fortgehen da in der Stuben, und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zusamm' und das ist mir eben recht, wenn mich's nur erschlägt. Aber die schwarz' falsch' Katz' müßt's auch erschlagen; da wollt' ich lustig sein. Das wär' eine Hochzig, wie ich sie möcht'! Du denkst das ist nicht mein Ernst? O, ich bin einer — frag' nur die Sannel. Juhu! Hochzig! Aufgespielt, ihr Musikanten; und nu, Häusle, krach!“

Die Sannel war außer sich, als sie den Schneider so reden hörte. Und er tanzte noch zu seinen Reden, und schlug mit den Armen um sich wie besessen.

„Ach, Hannesle, du wirst doch nicht überschnappen?“ rief sie.

Die Angst des Mädchens um ihn tat ihm wohl. Es hing doch ein Mensch an ihm. Er faßte sich zusammen und sagte: „Nein, Sannele, da müssen doch noch andere Püff' kommen. Und du bleibst, Sannele, oder wenn du gehst, geh ich mit. Die schwarz' Katz' mag das Häusle behalten; ich geh' mit dir, Sannele, ich geh' mit dir!“

„Nein, Hannesle“, sagte das Mädchen; „das geht net. Siehste, was soll denn aus deiner Mutter werden? Und das arm' Häusle, wenn seine Leut' alle weggehen? Und die vom Amt, die werden's auch nicht leiden. Du mußt ans viert' Gebot denken, Hannesle!“

„Das viert' Gebot! Es wär' an den andern neun genug gewest, es hätt' nicht auch noch das viert' gebraucht. Das viert' Gebot, das ist wie ein Kreuz, an das ich geheft't bin gewest, seit ich mich kann besinnen. Und jede Stund' den Tag hat ihren Nagel neingeschlagen. Ich hab' müssen geboren werden, damit das viert' Gebot was gehabt hat, womit's hat können spielen, wie die Maus mit der Katz'. Wenn ich der Papst wär', ich ließ's rausschneiden aus dem Katechismus. Aber wo willst du denn hin, Sannel?“

„Guck“, sagte das Mädchen; „aber du mußt gescheit sein, Hannesle, und mußt mich ruhig anhören. Jetzt geh' ich zur Unterender Bas, die wird mich wohl eine Zeit bei sich behalten. Und der Magdeburger will mich freien. Er will heim und hernach will er wiederkommen und mich holen. Er hat mir's gesagt. Noch den Tag will er zum Pastor und will's bestellen.“

Der Schneider brach zusammen. Erst konnte er nicht reden. Der Sannel zerbrach fast das Herz, wie er in der Stubenecke auf dem Boden saß und in seine kleinen Hände weinte wie ein kleines Kind.

und wenn die Kleider nicht fein wären, wo er auf dem Leib hat, als dich mitsamt deinem Häusle. Was denkst du denn? Denkst du denn, daß dich ein Mädle mag? Und die müßt' was anders im Gesicht haben, wo die Augen sind. Denkst du denn, dich nähm' eine, die sich was aus den Leuten macht? Wo die Jungen hinterdrein schrein, wenn man mit dir über die Gass' geht, und die Leut bleiben stehen und lachen! Und denkst du denn, ich hab' dich für einen Mann angesehen? Da wollt' ich mir lieber einen aus der Schule holen; da sind größere und stärkere als du. Und bildst dir doch ein, man soll Respekt haben? Die Katz' möcht' ich sehn, die Respekt hätt' vor dir, und wär' sie erst sieben Tag alt. Und wenn das Kätzle seine Klauen heraustut, da läufst du davon wie ein Schneider. Und nu läßt du mich gehn und bist froh, wenn der Gesell' mich nimmt, und du wirst mich los. Du sollst sehn, wie dir's geht, wenn du machst, daß der Gesell' was merkt. Bei Tag sollst du auf deiner Brücken schwitzen, und die Nacht steck' ich dich in den Kleiderschrank. Da kannst du die Mäuse verjagen und schreien: Respekt muß sein im Kleiderschrank!"

Damit ging die Schwarze hinaus und schlug die Tür als Siegel unter ihre Rede.

Als später die Sannel hereinkam, um Abschied zu nehmen, fand sie den Schneider vor einem Stuhle knien. Seine Arme lagen auf dem Polster und sein Kopf auf seinen Armen. So hatte er schon lange gelegen. Die Sannel sah an der Bewegung des Kopfes, daß er schluchzte. Sie kniete neben ihm nieder und wollte liebkosend sein Gesicht aufheben. Er ließ es nicht geschehen.

„Sei gut, Hannesle", sagte die Sannel wie eine Mutter; „steh auf und sei gut!"

„Ja, daß du mich auslachst", schluchzte der Schneider. „Die Jungen schrein hinter mir her und die Leut' bleiben stehn und lachen. Es ist kein Mädle, wo mich mag, mich armen Bursch!"

„Du wirst dir doch nicht so was lassen weismachen?" sagte die Sannel und weinte vor Mitleid. „Und kannst denken, ich lach' dich aus?"

„Nu, bist du nicht deswegen kommen?" schluchzte der Schneider. „Du bist falscher wie alle!"

„Ich bin gekommen", sagte die Sannel tief bekümmert, „weil ich fort muß. Ich bin so lang' in dem Häusle gewesen; es ist mir immer noch, als könnt's nicht sein. Ich hab' nicht daran gedacht bis jetzt, daß es könnt' sein, ich müßt' einmal fort. Ich hab' dir's gesagt und du hast's nicht wollen glauben, und nu ist's doch!"

„Du willst fort, Sannel?" fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knien vom Boden. „Du willst fort, Sannel? Du willst fort?"

mich sollten spotten. Und da ist mir's nur wohl gewest bei dir. Siehst du, Sannele, all' die Freud', die ich gehabt hab' auf der Welt, die ist von dir kommen. Und der lieb' Gott wird dir's vergelten, was du hast an mir getan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht schlechter, als die andern Leut' sind!"

So sprach der Schneider aus seiner Ecke. Die Sannel war neben ihm gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

„Aber Hannesle", sagte sie und legte ihre Hände wie bedauernd auf seine Knie. Das war nicht nötig. Die Sannel brauchte niemand zu versichern, sie meinte es, wie sie rede, der sie hörte und sah. „Aber Hannesle", sagte die Sannel, „du denkst dir's nur, daß du so ewig klein bist, wie du meinst. Und es ist ja gar nicht wahr. Wenn ich sagen tät', du wärst mir drum nicht vorgekommen wie die andern, ich müßt's lügen. Der Gesell' ist ein guter Mensch, und ich hab' gedacht, wenn ich nicht bei dir in dem Häusle da kann bleiben, so ist der Gesell' mir lieber wie ein anderer. Aber nicht wie du. Und wenn ich nur da könnt' bleiben, mir wär's doch tausendmal so lieb. Dort, wo er her ist, sind die Leut' anders wie bei uns, und ich bin fremd, und da in dem Häusle bin ich von Kind an gewest. Siehst du, Hannesle, du bist schlecht, daß du mir nicht willst glauben. Ich hab' keinmal daran gedacht, daß du so klein bist, und wenn ich daran gedacht hätt', das hätt' nichts geändert. Und bist du klein, so ist mir's eben recht, daß du so bist. Und da gefielen mir eher die andern Leut' nicht, daß sie nicht so sind wie du, geschweig', daß du mir nicht sollst gefallen, weil du anders bist als die andern Leut'. Und wenn dir's so sehr antut, wenn ich den Gesellen nehm', so muß ich's ja nicht. Sei nur gut, Hannesle. Siehst du, auf die Leut' darfst du nichts geben, die wissen ja nicht, wie du bist; aber ich weiß von klein Kind an, wie du bist, und da mußt du nicht traurig sein. Denn, Hannesle, du bist doch gewiß und wahrhaftig ein Mordbursch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer bist, so bist du meiner!"

Dem Schneider liefen noch die Tränen aus den Augen, aber er lachte so glücklich wie sonst. „Und da heirat' ich doch dich und keine andere", sagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lange. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er sein eigener Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel sollte den Gesellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel so lieb habe, tue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er sie jetzt sah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlösen.

„Recht“, sagte der Schneider, „und da kann er gleich meine Leich' mit bestellen. Das viert' Gebot soll sich verrechnet haben, wenn's hat gemeint, es will mich noch lang türängeln. Geh, Sannele, ich bin nicht bös auf dich. Ich verdenk' dir's nicht. Der Magdeburger, das ist einer, und ich bin keiner. Das ist ein großer, schöner Mensch, den ein Mädle lieb kann haben, und das viert' Gebot hat's auch nicht auf ihn abgesehen. Nein, sei still Sannel, du brauchst nix zu sagen. Ich verdenk' dir's nicht; ich weiß, mich kann kein Mädle lieb haben auf der Welt. Ich hab' immer gesagt, was ich für einer wär', und hab' groß getan, als wenn ich auch einer wär' wie die andern Bursch. Ganz da drin in meinem Herzen hab' ich's wohl gewußt, daß ich nicht so einer bin gewest. Und ich hab' nur so getan, damit ich's vergessen wollt', daß ich nicht so einer bin. Von Kind an haben die Leut' über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir her gespottet, und ich hab's müssen hören, daß ich nicht bin wie ein anderer Mensch. Und ein Mensch bin ich doch gewest, und ein Mensch hat doch eine Seel' im Leib' und wenn der noch so klein ist und so schwach; und die Seel' verlangt nach anderen Menschen, daß sie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater selig und meine Mutter haben keine Freud' an mir gehabt, und wenn andre über mich haben gelacht, da haben sie sich geärgert, und da war's, als wär' ich schuld daran und hätt's ihnen zum Trotz getan, daß ich so klein war und so schwach. In der Schul' ist mir's schlecht gangen. Und hernachen: siehst du, wenn ein junger Bursch einen neuen Rock kriegt, so weiß er sich was und läßt sich drin sehen. Ich bin allemal traurig gewest, wenn ich einen hab' kriegt, und hab' mich mit versteckt, wie ich nur hab' gekonnt. Denn hernachen haben die Leut' auf mich gesehen, und da war's, als hätten sie's vergessen gehabt oder gar nicht gewußt, daß ich so klein war, und sie würden's nun erst gewahr. Und da ging der Spott wieder von frischem an. Da hab' ich's wollen vergessen, daß ich so klein bin gewest und nicht wie die andern Leut'. Ich dacht', so lang ich nicht dran denk', denken auch die andern Leut' nicht dran, und hab' getan, als dächt' ich, ich wär' wie die andern Leut'. Aber da haben's die übel genommen und haben gemeint, sie müssen mich demütigen, daß ich mir einbilden wollt', ich wär' wie sie. Guck, Sannel, die weichst' Hand wird hart, wenn sie immerfort harte Ding' angreift, und so ist mir's auch gangen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab' doch getan, als wär' ich was Rechts. Ganz dadrin nur hat mir's wehgetan und das hat nicht aufgehört, weh zu tun, wenn ich hab' gedacht: Ich kann nix dazu und warum hat mich der lieb' Gott nicht größer und stärker gemacht. Manchmal ist mir's gewest, als wär' er wie die Leut' und hätt' selber seinen Spott an mir, und hätt' mich so gemacht, damit die Leut' über

Anhub ein wildes Schlachten
Von solcher Macht und Wut,
Daß Hieb auf Hieb nur flitzte
Und rings die Wand bespritzte
Viel rotes Satansblut.

Hoch stand Frau Katharine
Mit Amazonenzorn.
Der Teufel schrie: „Erbarmen!“
Da haut sie noch dem Armen
Hohnlachend ab ein Horn. —

Am Abend spricht Herr Satan
Zu Kaspar, wund und bleich:
„Ich kann dir nicht mehr dienen,
Behalte Katharinen,
Dein ist das Himmelreich!“

Da faltet seine Hände
Herr Kaspar, blaß und stumm.
Er fühlt, ihm ist beschieden
Des Himmels Glanz und Frieden,
Doch weiß er auch, warum.

Erst in der Sterbestunde
Ward er des Lebens froh.
Mit lieblichem Gebimmel
Fuhr seine Seel' gen Himmel
In dulci jubilo!

Caspar Hauser.

Von **Hermann Kienzl, Berlin.**

I.

Auf dem Friedhofe von Ansbach sagt eine Inschrift in lateinischen Worten: „Hier liegt Caspar Hauser, das Rätsel seiner Zeit. Unbekannt seine Herkunft. Dunkel sein Tod.“

Über diesem Grabe und seinem Geheimnisse hat die Natur schon fünfundsiebzigmal Auferstehung gefeiert. Die Schuld ist über das Grab hinweggeschritten — im freien Lichte der Sonne. Glück und Macht spotteten des Märchens von der Vergeltung.

Da kommt nun der Dichter.*) Wie der wundertätige Rabbi das tote Töchterlein des Jairus ins Leben zurückruft, bahnt sich die Liebe des Dichters den Weg durch Moder und Vergessenheit zu dem Lebendigen im Grabe Caspar Hausers. Sucht die Seele, weckt die Seele. Aus der Tiefe hebt es sich. Aus dem Grabe sprießt es hervor; blüht in blutbenetzten Rosen und in einer unbefleckten, aber drohenden Schwertlilie. Du Blüte des reinen Menschen: Caspar Hauser . . .! Ganz ohne Harm und Arg, verirrt in diese Welt. Hingemordet von den blinden Menschen: von ihrer ruchlosen Gier nach Herrschaft und Kronenglanz, von ihrer Tücke und rohen Gewalt — und nicht minder von ihrer sogenannten Liebe. Liebe, die nur das eigene Selbst sucht, die nehmen will und nicht hingibt, die ihr Opfer zerbricht wie der Haß. Der vermummte Mörder Caspar Hausers war das Werkzeug regierender Verbrecher. Aber wie nun (bei des Dichters jüngstem Gericht) auch von dieses Gesellen spukhafter Gestalt die Hülle fällt, erkennen wir, daß er mehr

*) „Caspar Hauser“ oder „Die Trägheit des Herzens“. Roman von Jakob Wassermann. (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart und Leipzig. 1908.)

Eins gab ihm wenigstens noch Erleichterung seines Zustandes. Die Schwarze, die des Gesellen Werbung erfahren hatte, befahl ihm, diesen nicht wieder in das Haus kommen zu lassen. Er mußte ihm den Feierabend in die Herberge bringen. Die Sannel aber erhielt die Weisung, sie solle sich nicht unterstehen, heute oder die nächsten Tage aus dem Haus zu gehen, und sie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh sie die Sannel machte. Und diese durfte sich wieder satt essen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen gewesen, kein Haus auf der Erde konnte sein Glück mit dem des Häuschens messen.

(Schluß folgt.)

Der Teufel und die Bognerin.

Nach einer alten Wiener Sage von Franz Karl Ginzkey.

Den Bognermeister Kaspar
Quält eine böse Frau.
Bald zwickt sie ihn voll Tücken,
Bald bleut sie ihm den Rücken
Und tut das sehr genau.

„Jetzt geh' ich in die Donau,
Ich halt's nicht länger aus!"
Schnell läuft er, wie noch keiner.
Da steht und winkt ihm einer
Im schwarzen Sammetflaus. —

„Wohin, o Meister Kaspar,
So eilig und so blaß?" —
„Ich will ins tiefe Wasser!" —
„Das Wasser, Freund, das lass' er,
Das ist zu kalt und naß!

Ich weiß ein bess'res Mittel
Zu leck'rem Zeitvertreib.
Ich will Euch gern befreien,
Wollt auf drei Tag' Ihr leihen
Mir euer böses Weib!" —

„O nehmt sie hin für immer",
Schreit Kaspar, „nehmt sie hin!" —
Der andre spricht: „Gelinde,
Das geht nicht so geschwinde,
Ihr wißt nicht, wer ich bin." —

„Und wärt Ihr selbst der Satan,
Der fordert Seel' und Leib,
Will gern mit Haut und Haaren
Mit Euch zur Hölle fahren,
Nur zähmt mir dieses Weib!" —

„Topp", ruft der and're freudig,
„Schon ist es halb getan!
Sie wird als sanfter Engel
Mit einem Lilienstengel
In Demut Euch empfahn." —

Es naht am ersten Tage
Herr Satan zart und fein.
In Meister Kaspars Kleide,
Mit einem Wams von Seide
Stellt er sich lächelnd ein.

Er spricht: „O Katharine,
Zur Liebe lockt der Mai!
O küsse mich, mein Weibchen,
Mein süßes Turteltäubchen,
Da ist doch nichts dabei?"

Da braust ihm eine Schelle
Aufs Ohr mit solcher Macht,
Daß ihm die Zähne wackeln,
Aus Mund und Nas' wie Fackeln
Ein Höllenfeuer kracht. —

Es naht am zweiten Tage
Herr Satan sacht und schlau.
Er spricht von Glück und Frieden,
Die nirgends so beschieden
Als zwischen Mann und Frau.

Sie sagt mit holdem Lächeln:
Da bin ich auch dabei!"
Schwubs klebt ihm auf dem Kopfe
Aus siedend heißem Topfe
Ein glüher Hirsebrei. —

Da kommt am dritten Tage
Herr Satan, wie er war:
Mit wildem Teufelssprunge,
Bockshorn und Feuerzunge,
Geschwärzt an Haut und Haar.

„Hei!" ruft Frau Katharine,
„Nun seh' ich, wer du bist!
Halt aus, Gardinenstange,
Kochlöffel, Feuerzange!
Gelobt sei Jesus Christ!"

Der Dichter, der das Geheimnis des Caspar Hauser aus dem Grabe rief, es enthüllte; der die toten Argumente der Chronisten und Juristen, die sich gegenseitig lähmten, über Bord warf und aus vollkommener Einfühlung, aus mehr als logischer, nämlich aus psychologischer Notwendigkeit einen Beweis führte; der das, was lebte und was geschah, aus dem neuen Leben seiner Phantasie erklärte: er gab sich nicht eine so kleine, eine so nutzlose Aufgabe, den historischen Nachruhm zu korrigieren und Gericht zu halten über Verweste. Darauf war in früheren Perioden der Ehrgeiz des „historischen Romans" gerichtet. Unserem Dichter aber und uns ist die Weltgeschichte Hekuba, insoferne sie sich nicht in lebendige Gegenwart verwandeln läßt. Was kümmert uns der Streit der Könige? Unter dem dicken Staube gar mancher Chronik quillt das Immergegenwärtige. Das, was dauernder ist, als das Schicksal eines einzelnen und ganzer Zeitalter. Wenn wir zu den Gestalten der Vergangenheit rufen können: „Das bist du! — Das bin ich!", so werden sie für uns. Und wenn wir im Rahmen eines Schicksals ein Bild alles Menschlichen, ein Bild der Menschheit sehen, so gibt es keinen anderen, keinen höheren Zweck mehr neben solchem Anblick und Einblick.

So ist Jakob Wassermanns „Caspar Hauser" . . . Und doch ein jüngstes Gericht. Nicht tote Namen stellt der Dichter zu seiner Rechten und zu seiner Linken. Auch nicht er selbst ist es, der richtet. Wir Fühlenden, wir Sehenden sollen Richter sein; wir, die wir am Wahrhaftmenschlichen alltäglich oft genug vorübergehen. „Ihr lest ein schönes Buch", so spricht Wassermann durch eine Person des Romans, „ihr seht ein ergreifendes Theaterstück und seid erschüttert von diesen nur eingebildeten Leiden . . . Warum ist es immer nur das Unwirkliche oder das Ferne, woran ihr eure Teilnahme verschwendet? Warum immer nur dem Worte, dem Klange, dem Bilde glauben und nicht dem lebendigen Menschen, dessen Not handgreiflich ist?" — Die Herzensblindheit, die Herzensträgheit, das war der Gram, die Qual des Dichters. Sie, die in diesem Buche (es heißt mit dem zweiten Namen: „Die Trägheit des Herzens") seinen stärksten künstlerischen Willen revolutionär belebte, sie ruft er vor das Tribunal. Nur jene Trägherzigen, an denen sein „reiner Mensch" Caspar Hauser zugrunde ging? Nein, auch uns alle . . . Wir sollen Richter sein, dieweil wir Mitangeklagte sind. Der Dichter überhebt sich nicht. Er schildert, er öffnet. Er beschließt nicht. Das überläßt er uns . . . Sein Werk war es, das Ferne, das Unwirkliche nahe und wirklich zu machen. So daß es nun unendlich mehr ist als „Wort, Klang und Bild". Daß wir die allgemeinen Züge der Menschenart wahrnehmen an der Umwelt des Caspar Hauser. Und wie das Holde, Absichtlose, Reine in dieser Umwelt zuschanden gemacht

war; daß er die böse Welt verkörperte, die wieder einmal den schönen Menschensohn vernichtet hat.

Gericht? . . . Drohende Schwertlilie? . . . Die Justiz, die am Nachruhm geübt wird, gewährt nur dem Phantasten Genugtuung, hat Schrecken nur für den eitlen Tropf, der mit blendendem Schein auch noch die Ewigkeit betrügen zu können wähnt; die Ewigkeit, die doch für den Abgestorbenen weder Lohn noch Strafe feilhält. Nachzuwirken, fortbauend, fortpflanzend, als eine von Milliarden namenlosen Kräften, ist die Bestimmung jeder vergänglichen Existenz im Organismus der Natur. Der Wechsel auf Zeit, den die kleinliche Ichsucht der Mächtigen dem Scheinleben ihres Namens auszustellen begehrt, verbrennt zu Asche im Gedanken an die Unendlichkeit. Nur der Eitelkeit eines Lebenden legt das Idol des Nachruhms Rücksichten auf. Der Tote hat keine Ernte von diesen Mühen; an dem empfindungslosen Toten vermag aber auch die Gerechtigkeit nichts mehr zu rächen, wenn sie sein Andenken der Verachtung preisgibt. Der Nachruhm ist ein Fetisch und ein Kinderschreck — ein minderwertiger moralischer Stimulus im Vergleiche sogar mit des Christentums ewigem Lohne des Himmels und ewiger Strafe der Hölle. Die Religion setzt wenigstens untrügliche Gerichtsbarkeit voraus, doch der Nachruhm kann ergaunert, mit Scheintaten erschlichen, vom Byzantinismus erworben werden. Daß die Geschichtsschreibung bei dem gesunden Lebensgefühle an Kredit einbüßte, haben ihre mißverstehenden Jünger zu verantworten, die sich als Trafikanten qualifizierten Nachruhms ein müßiges Richteramt aneignen, statt daß sie aus den tausendfältigen Erscheinungen des Zeitlichen das Ewige in der Kette der Entwicklung zu gewinnen trachten.

Geschick und Tod Caspar Hausers bleiben ungesühnt für immerdar. Daß die Drachensaat der Väter den Enkeln aufgehe, gehört zu den Tröstungen der Bibel. Die Sprossen des regierenden Hauses, das durch Kindesraub und Meuchelmord auf den Thron gelangte, machten dem Bibelspruch („Die Missetaten der Väter...“) Unehre, da sie unter den Monarchen durchaus nicht die übelsten waren. Wollte einer über dem kurzen Mannesstamme jenes Geschlechtes, das heute vor einer leeren Wiege angelangt ist, den Schatten der Nemesis erkennen, so wäre das die Sentimentalität höfischer Betrachtungen, die den Gothaischen Kalender zum Buche der göttlichen Gerechtigkeit machen. Ob eine erste, zweite oder dritte Linie den Thron erbt, ist keine Frage, die das Gemüt der Menschheit berührt. Ein kinderloses Ehepaar pflegt nicht in Zerknirschung sein Los als Buße für intellektuelle Sünden der Ahnen zu schleppen. Und die längst in Staub zerfallenen Herzen der Menschen, die den Caspar Hauser beseitigten, weil sie für sich und ihre Kinder sorgten, trauern nicht um ihre ungeborenen Urenkel.

Beauharnais, der Adoptivtochter Napoleons, gewesen und von der nach dem Throne lüsternen Nebenlinie entwendet worden sei. Der Mutter des Kindes sei eine fremde Leiche unterschoben worden. Feuerbach entwickelte an dem unerhörten Schicksal des Findlings den Verdacht bis zur logischen Schlußfolgerung. Caspar Hauser, der plötzlich im Jahre 1828 zu Nürnberg aufgetaucht war, ein Jüngling, kaum einiger Worte mächtig, mit einem reichen, völlig unentwickelten Geist, hatte seine ganze Jugend in einem engen Verließ verbracht und nie vorher einen Menschen gesehen. Die Frage nach dem Zweck dieser Einkerkerung des Kindes und Jünglings, dessen Tod sicherer geheim zu halten war als seine Fortfristung, konnte nicht mit Haß oder Rache, konnte nur mit dem Gedanken an das Interesse Mächtiger beantwortet werden. Der Hüter, der des Knaben wartete, während Caspar im natürlichen und im Opiumschlaf sein bewußtloses Dasein verbrachte, mußte vor einer letzten Tat zurückgescheut oder gewillt gewesen sein, mit Hilfe des lebenden Objektes einen neuerlichen Vorteil zu erpressen. Caspar hatte verschwinden müssen, damit andere ihn beerben konnten. Die merkwürdigen Träume des nun im Gewahrsam der Stadt Nürnberg halb und halb zum Gebrauch seiner Sinne erwachenden Jünglings waren deutliche Erinnerungsfäden aus einer im dritten Lebensjahre plötzlich abgerissenen glanzvollen Kindheit. Und Feuerbach, der auf Helfer und Helfershelfer (u. a. auf einen im übelsten Rufe stehenden badischen Minister) hinwies, führte des weiteren aus, wie auffallend es sei, daß die regierende badische Familie gegen jede menschliche Vermutung im Mannesstamm erlosch, um einem Nebenzweig Platz zu machen. In einer mit Kindern wohlgesegneten Ehe hatte sich dies Aussterben ereignet und nur die Söhne starben, die Töchter aber lebten weiter. Es sei einem Wunder ähnlich, daß der Würgeengel sich immer nur die Knaben wählte und daß eine Mutter demselben Vater drei gesunde Töchter geboren habe und als Söhne lauter Sterblinge. — Aus unbekannter Quelle war übrigens, lange vor Feuerbachs Einschreiten, in Nürnberg das Gerücht über Caspars fürstliche Abkunft aufgetaucht und hatte sich über die ganze Welt verbreitet. In allen Ländern regte sich ein sensationelles Interesse, und Fremde kamen von weither, den Knaben zu sehen, dessen geistige Entwicklung die körperliche Reife vom kaum verlassenen Urzustand her in merkwürdigen Sprüngen einzuholen suchte. Es blieb indessen bei der banalen Neugierde, die nicht hinderte, daß bezahlte Federn den Findling — jedem Eindruck seiner Persönlichkeit zum Hohne — als Betrüger beschimpften.

Die Menschen, ebenso leicht romantisch angeregt, als flatterhaft abflauend, wandten sich bereits irgend neuen Zeitgeschichten zu, als ein rätselhafter Überfall auf Caspar Hauser und seine Verwundung an der Stirn die Erregung aufs neue schürten. Der Täter wurde nicht entdeckt...

wird und wehrlos verbluten muß, da faßt uns der Menschheit ganzer Jammer an. Sehend und aufgerüttelt, klagen wir — und klagen wir an. Stimmen wir ein in den Ruf, den eine Irrsinnige am frischen Grabe des Caspar Hauser ausstößt: „Wir alle sind die Mörder . . .“

Ist das Pessimismus? — Dann waren alle Zertrümmerer der faulen Selbstzufriedenheit, alle Sehnsüchtigen Verneiner. Aber indem sie das verneinten, was wert war, daß es zugrunde ging, hob sich aus ihrer anarchistischen Vernichtung der Kindheits- und Verjüngungstraum vom reinen Menschentum.

Im Roman Jakob Wassermanns wird das historische Exempel vom Caspar Hauser eine menschheitliche Symbolik. Der Dichter brauchte das Gewesene nicht zu verschieben, um es für alle Gegenwarten gültig zu machen. Er brauchte den Boden der Chronik nicht um eines Schrittes Länge zu verlassen. Aus demselben Materiale zimmert der Historiker vom Fache seine Hypothesen für den Kasus — und schöpft der Dichter induktiv die Gewißheit und die Wahrheit für alle. Indem ihm weiter nichts gelingt, als sich einzuleben in seine Menschen und aus ihrer Art ihr notwendiges Schicksal zu erleben. Die Chronik ist ihm bei solcher Gestaltung, was Zufall und äußeres Begebnis für jedes Menschendasein sind. Von der Chronik hängt er ab, wie wir Menschen alle vom Zufall; doch es laufen die Weberschifflein herüber und hinüber — zwischen dem Schicksal, das über uns ist, und dem Schicksal in uns.

Die überlieferte Geschichte Caspar Hausers war die Hülse. Ihren dunklen Hohlraum füllte der Dichter mit lebendiger Gestalt. Die Hülse, die Chronik, fällt; das neue Leben siegt.

In dem Wirrwarr der Überlieferungen und Streitschriften von Zeitgenossen Caspar Hausers und von Historikern und Juristen, fand Jakob Wassermann eine Spur, die seinen eigenen Weg andeutete. Es war des tapferen deutschen Kriminalisten Feuerbach hinterlassene Schrift: „Caspar Hauser, ein Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben.“ Feuerbach, ein Zeitgenosse derer, welche kommen werden, der rastlose, unerschrockene und vielverfolgte Vorkämpfer der humanen Justiz, des deutschen Nationalsinnes und des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, der würdige Vater seines würdigsten Sohnes (des freigeistigen Philosophen Ludwig Feuerbach), war der gewichtigste unter den Männern, die für Caspar Hausers, des wundersamen Findlings Sache die volle Überzeugung einsetzten. Sein kundiger Kopf, sein scharfer Blick, sein unerschrockener Mut schleuderten einem deutschen Fürstenhause den Anwurf des Kriminalverbrechens an die Stirn. Schon Jahre vor der Publikation seiner Schrift wandte sich der Ritter des Rechtes an den König von Bayern, in einem Promemoria, worin er in Flammenschrift begründete, daß Caspar Hauser der Sohn des Großherzogs Karl Ludwig von Baden und seiner Gattin Stephanie

die Haupt- und Staatsaktion gerückt haben würde; das ist das Symbolische, das Universelle, die höhere Wahrheit in der chronistisch getreuen Romandichtung Jakob Wassermanns: daß alle, die hier dem Knaben nahen, diesem aus den Regionen des Makellosen in die weltliche Welt geratenen Findling — daß sie alle, unbewußt oder bewußt, mit freundlichen oder gehässigen Absichten, seine Verderber haben werden müssen. Auch die es am besten zu meinen schienen, gingen nur ihren eigenen Plänen und Liebhabereien nach, ihren Ideen und wohl auch der Befriedigung persönlichen Ehrgeizes. Keiner entäußerte sich selbst, keiner tauschte sein Ich mit dem des fremden. So blieb ihnen, die in dem Wunderkinde dies und das suchten, die in ihm finden wollten, was gar nicht in ihm lag, gerade das an ihm fremd, was sein Wunderbares war und was die Menschen wie eine Ahnung aus frühen Unschuldstagen, wie eine Hoffnung auf die Wiedergeburt des Geschlechtes hätte erfrischen sollen: der klare Geist eines Herzens, das in seiner traumhaften Einsamkeit vor den Erbsünden der Gesellschaft so lange geborgen gewesen war, daß es nun in seiner Reife von der Welt nicht mehr beschmutzt werden konnte; ein Bild vom Urzustande des reinen Menschentums. — Es ist noch mehr der Menschheit als Caspar Hausers Tragödie, daß dieser Jüngling in dieser Welt lebensunfähig war.

Als ein hilfloser Spielball wurde Caspar Hauser von den ihm Gewogenen durch die Jahre geworfen. Keiner gab seinem Gemüt die Heimat. Jeder nährte in ihm die unseligen Träume, die ihn untüchtig machten, in den Kreis fruchtbarer Neigungen zu fliehen, und die er mit dem frühen Tode büßen sollte. Seine Träume waren nie auf eitle Weltlust gerichtet, und die Sehnsucht nach den Quellen seiner Herkunft war im Ursprung nur die Sehnsucht nach der Mutter, nach der Liebe. Aber die Gönner und die Verfolger verwoben und verwirrten diese zarten Fäden der Seele zu dem Netz, aus dem es keine Rettung gab. Es hat ihm keiner geholfen. Es hat ihn nicht einer genug lieb gehabt . . .

Die Nürnberger, seine ersten Nährväter, bezahlen ihre Rechnung mit dem Beifall der Mitwelt und sie halten den Knaben wie einen seltsamen Vogel im Käfig. Professor Daumers, seines ersten Hüters, Zuneigung erkaltet, als der Zögling seine spiritistischen Erwartungen enttäuschte. Auf die Wahrung seiner pedantischen Prinzipien und seiner nüchternen Korrektheit ist der lieblose Philister Herr von Tucher bedacht. Nur deutlicher ist die egozentrische Charitas der Ratsfrau Behold (in der Chronik steht ihr wahrer Name), die für das ahnungslose Mannkind zur biblischen Potiphar wird. Die Damen und Herren von Nürnberg und Ansbach geben ihren Gesellschaften mit dem Wunderknaben die pièce de résistance. Wie häßlich ist ihre Gewogenheit im Spiegel von Caspars argloser Güte! Schlimmeres als geistigen Eigennutz, als skrupellose Selbstüberhebung — die Motive, die rings um Caspar sein Schicksal

Da kam er, der alle Zweifel niederschlagen sollte, aber keine Hoffnung mehr aufrecht ließ: der Tod — der Mord. An einem Dezembertage des Jahres 1833 wurde Caspar Hauser zu Ansbach von einem unbekannten Manne, der ihm Enthüllungen über seine Herkunft versprach, in den Schloßgarten bestellt und dort tödlich gestochen. Drei Tage später starb er . . . Feuerbach war einige Zeit vorher nicht minder plötzlich aus dem Leben geschieden; auf einer Reise — angeblich an Herzschlag. Man wurde keines Täters habhaft . . .

II.

Hic iacet Caspar Hauser. Ignota nativitas. Occulta mors. Aenigma sui temporis. Nicht nur das Rätsel, auch die Schuld seiner Zeit. Und nicht nur seiner Zeit.

Auch seine Helfer, seine Freunde waren seine Verderber. Und mit ihren stumpfen Herzen die Neugierigen, die der Betrug an dem Thronrechte lockte: die Historiker und öffentlichen Ankläger nicht minder wie die Ungezählten bis zur jüngsten Gegenwart, die sich in den historischen Roman des Findlings mit Eifer vergruben, ohne je das Ohr dem Klagelied der Menschheit zu öffnen, das aus dem Schicksal des schuldlosen Knaben tönt. Bei den besseren Geistern war es mehr als frommes Erschauern vor dem abenteuerlichen Dunkel, das gelehrte und ungelehrte Knechtseelen am graulichsten durchrieselt, sobald nur Purpur und Krone ihre sklavischen Instinkte blenden; bei den besseren Geistern war es die Leidenschaft im Kampf ums Recht: Dieses „Fiat justitia, pereat mundus!“ Der fanatische Kampf um die „Heiligkeit“ des Pergaments, der selbst einen Mann wie Feuerbach fühllos machte für das höchste Recht der Kreatur: ihr Recht auf Liebe und Harmonie. Ein Feuerbach dachte stolz genug über die Velleitäten von Fürstenwürde und Fürstenrecht. Auch konnte er nicht glauben, daß es das Glück des armen Knaben sei, was er für ihn auf einem Throne suchte. Keine Mission für das Glück anderer zwang sein von monarchistischer Befangenheit freies Gewissen, den Schützling einem gefährlichen Anspruch zu opfern. Jeder fühlende Gedanke hätte ihn überzeugen müssen, daß es die teuerste der Pflichten sei, eine schöne Menschenblüte ihrer Daseinsfreude und für die Freude der Menschen zu retten. Aber der Rechtliche war abhängig von einseitiger Vorstellung und dem Hang seiner Charakterbegabung. Selbstlos und selbstisch, gab er seinem Eifer alles hin — auch das eigene Leben; alles dem beschränkten, abstrakten Willen, einen Bruch verbrieften Privilegs nicht zu dulden . . .

Das ist die tiefergreifende Tragödie Caspar Hausers, von der die Geschichtsschreiber nichts ahnten und die ein bloß „historischer“ Roman (ein Literatursprößling Bulwers oder Walter Scotts) gewiß auch hinter

der Dichter den Abenteurer einführt und kometenhaft blendend durch die Erzählung ziehen läßt, gibt sich das Ungewöhnliche eines psychologischen Problems nicht; man denkt an Eugen Sue und Hackländer. Doch da entsteht es: In Graf Stanhopes verschütteter Tiefe erwachen die längst vergessenen guten Geister. Er wehrt sich gegen sie mit der wilden, rohen Wut der Selbsterhaltung — und kann es doch nicht hindern, daß die schwärmerische Liebe des Jungen ihn überwältigt.

Der moderne Dichter, der in keinem Verbrecher das Menschliche verloren gibt, versucht das blutige Ringen der Himmels- und Höllendämonen in dieser verwitterten Brust wahr zu machen. Er treibt die Extreme auf die Spitze. Jedes Wort des dem inneren Zwiespalt verfallenen Problematischen ist zugleich Tag und Nacht, hat Kraft des bösen Planes und der zärtlichen Warnung; aber die Nacht verschlingt den Freund und Verräter. Stanhope erhängt sich, nachdem er seinen Liebling dem Abgrund zugeführt hat.

Die andere zerrinnende Illusion ist die Frau. Die Ölzweigtaube. Die Lyrik der Dichtung. Klara von Kannenwurf. Ein tiefer Sehnsuchtszug hat die Heimatlose zu dem Heimatlosen gesellt. Sie wandert mit dem Mannkinde durch die Fluren. In Tagen, in Wochen. Wird an des schweigenden Träumers Seite ein schwesterliches Kind. Begreift sein Wesen und ahnt sein Geschick. Ihr Gefühl, das vor der Heiligkeit seiner Seelenknospe ehrfürchtig verstummt, möchte ihn retten — zeigt schüchtern die Bahn zur Flucht aus dem Garne — in die Heimat fruchtbarer Neigung. Zu tief ist der Jüngling in sein Verhängnis versonnen. Da kommt die Stunde, in der die Frau vor der Wahl steht, ob sie das Heiligtum dieser Gemeinschaft, den Messiasglanz des „reinen Menschen“, vor dem Verlangen ihres eigenen Blutes bewahren will. Und sie glaubt zu opfern, indem sie den Geliebten preisgibt, ihn verläßt. Auch hier der Ringkampf von Liebe und Selbstsucht. Aus dem Grabe Caspar Hausers steigt dann die Reue, der Wahnsinn. — Idee und Dichtung haben in dieser Gestalt den Boden der festen Erde auf den Flügeln der Symbolik verlassen. Sie ist das zärtlichste, aber ein nur schemenhaftes Geschöpf.

Die bedeutsame Dichtung vom fremden Menschensohn mußte an dem Sterbelager eines Ganz-Verlassenen enden. Caspar Hauser hatte in seinem kurzen Leben nicht begriffen, daß es Feinde und böses Wollen gibt. Seine großen Kinderaugen hatten vertrauend in die Augen aller geblickt, die ihn verließen, verrieten, vernichteten. Nun hat ihn sein Glaube zu Tode gehöhnt; hat der Mann, der ihm die Botschaft der erträumten Mutter bringen wollte, sein Herz mit einem Messer durchstochen. Nun stirbt Caspar Hauser. Das Erschütterndste in diesem Buche von der Trägheit menschlicher Herzen ist ein leises Wort des Sterbenden.

gestalten — ist auch der elenden Schulmeisterseele nicht nachzuhängen, die Caspar Hausers letzte Lebensjahre schnöde verquält. „Quandt“ nennt der Dichter den öden Bakelmeister von Ansbach, und in seinem vollendet wahren Konterfei lebt eine ganze Klasse von Generation zu Generation vererbter Zeitgenossen. Mannigfaltig und niemals mit gewaltsamer Absicht werden vom Dichter in dieses zeitlose Gesellschaftsgemälde noch zahllose Personen eingefügt, die (in künstlerischer Doppelbestimmung) unterscheidbare Individualitäten des realistischen — und Typen des syboliſtischen Romans sind. In des modernen Höllenbreughels Reigen fehlen die Aristokraten, die Geistlichen, die Staatsmänner, die Bureaukraten und die engherzigen Frauen nicht. Sie alle sind Caspar Hausers „Freunde“: und sind die verblendeten Helfer oder mattherzigen Zuschauer des Verbrechens seiner verhüllten Feinde. Ihr Abstand ist nicht allzu groß von jenem Polizeileutnant Hickel, den der Dichter zum gekauften Werkzeug der fürstlichen Mörder macht; das ist der Jago des Romans, der biedere Schuft. Eine Gestalt der Kombination und des Gerüchtes, mit dem Rechte der Wahrscheinlichkeit auf einen amtlichen Posten gestellt, von dem aus das Opfer für die Mörder sicher gemacht und später die Fährte der Mörder verwischt werden konnte . . .

In zwei Menschen seiner Phantasie potenzierte der Dichter die freundlichen und feindlichen Gewalten. Sie verlassen den Kreidekreis des Typischen insofern nicht, als auch sie zuletzt und entscheidend die Wagschale mit ihrer Liebe zum Jüngling emporsteigen lassen, weil die andere, die ihren Nutztrieb (bei der Frau in feinster altruistischer Verkleidung) hält, zu schwer herniederzieht. Aber mit diesen beiden, die durchaus eigenartig dichterisch durchlebt sind und sich übrigens zueinander verhalten wie Weiß zu Schwarz, trat in den Horizont des verlorenen Kindes das, was ihm die Heimat und die Liebe hätten werden können . . . Sie sind ihm (im Roman) die täuschenden Blütengrüße des gelobten Landes gewesen. Und die eine von diesen beiden Gestalten war — der zielbewußte Verderber Caspar Hausers. Das Auge des Dichters hatte, als es über der Lebensgeschichte Caspars sann, auf jenem schattenhaften englischen Grafen Stanhope geweilt, von dem authentisch nur berichtet wird, daß er des Findlings wegen aus der Ferne herbeigekommen sei, ein lebhaftes Interesse an Caspar genommen und ihn sogar als Sohn adoptiert habe, ohne später für ihn und seinen Schutz zu sorgen. Wassermann macht aus dem Rätselhaften den Hauptagenten der Mörder — einen verkommenen Adeligen, der nach manchem unsauberen Geschäft von den hohen Auftraggebern die teuflische Mission übernommen hat, das Vertrauen des kindlichen Caspar zu gewinnen, seine Seele zu vergiften und ihn entweder selbst ohne Aufsehen im Auslande zu töten oder den Schlächtern zu überliefern. In der Art, wie

gang des Dichters skizziert. Ein paar Daten daraus reichen zur Not hin, den Zusammenhang zwischen Leben und Dichten Davids wenigstens einigermaßen klar zu machen. — Als Sohn eines jüdischen Pächters 1859 in Mährisch-Weißkirchen geboren, aufgewachsen in Fulnek, Gymnasiast in Kremsier und nach einigen Jahren in Teschen und Troppau wieder in Kremsier, nennt David eine Gegend seine Heimat, die bisher der Landwirtschaft immer mehr gegolten als der Kunst, deren Herrlichkeiten, wie jeder Nordbahnfahrgast gern zugeben wird, nicht eben aufregend, deren spröde Reize aber dem, dessen Auge und Gemüt sie sich einmal erschlossen haben, ein ewiger Jungbrunnen sind. Südlich von Fulnek erstreckt sich über die Oder hinüber bis zum Rand der die obere Bečwa begleitenden Beskidenausläufer das Kuhländchen, von katholischen und evangelischen Deutschen bewohnt. Folgen wir der Bečwa flußabwärts, so kommen wir nach Mährisch-Weißkirchen, dem im Norden die ruhigen Waldhänge des Odergebirges vorgelagert sind, und folgen wir ihr bis zu ihrer Mündung in die träge March, so kommen wir nach Kremsier, von dessen höchstem Kirchturme wir einen ungeheueren Tisch übersehen können, die Hanna. Von Fulnek her sind die Deutschen und die Evangelischen immer dünner geworden, an der March verschwinden sie ganz; die farbenfrohen Hannaken sind — die Dorfjuden, die letzten Spritzer einer von Russisch-Polen her sich immer wieder erneuernden Volkswoge, ausgenommen — rein slawisch und rein katholisch; die Erzbischofsstadt Olmütz bedeutet ihnen den Mittelpunkt der Welt. Doch sind dort Überlieferungen aus der Schwedenzeit, aus der Zeit, da (unter Kaiser Maximilian II.) von Ungarn her die Reformation eindrang, besonders aber aus den Tagen der Hussiten lebendig geblieben, deren Lehre in der milderen Form des Bekenntnisses der mährischen Brüder noch bis gegen Ende des XVII. Jahrhunderts in diesen Gegenden eine Heimstätte fand. Und der letzte Bischof der älteren Brüdergemeinde, Johann Amos Comenius, ist bis auf den heutigen Tag die größte Berühmtheit des Kuhlandes geblieben.

In den Gemeindestuben sitzen — wenigstens war das vor einigen Jahrzehnten noch der Fall — die Angehörigen der verschiedenen Nationen und Konfessionen einträchtig nebeneinander. Ihre Sorge ist der wirtschaftliche Aufschwung, ihr Stolz der Student, der aus dem Gymnasium die Vorzugszeugnisse heimbringt und seine Angehörigen entweder nach Wien zum Doktorpotus oder in die heimische Pfarrkirche zur Primiz einlädt.

David ist 1877 nach Wien gegangen, um hier Germanistik und Geschichte zu studieren. Aber seinen Doktor hat er erst 1889 gemacht. Nach grausamen zwölf Jahren. Gänzlich verarmt, kostet er das Wiener Studentenelend, von dessen jedes Streben, jeden Willen lähmender

Das gute Kind, das menschengläubige, seufzt: „Werd jetzt bald weggehen von dieser Lasterwelt . . .“ Es klingt wie die Einfalt der Volkslieder und frommen Legenden und ist ein Wort des Gerichtes und des tiefsten Schmerzes über die Menschheit.

Caspar Hauser hatte keinen Freund — bis auf einen. Der kam erst viele Jahre nach seinem Tode und konnte seinem armen Herzen nicht mehr dienen. Der Dichter dieses Buches ist es . . .

Jakob Wassermann hat die Seele des Findlings von Nürnberg seinem Herzen ganz zu eigen gemacht — von ihrem ersten Augenaufschlag an bis zu der Stunde, da Caspar von den Menschen gemordet wurde, denen er nur Liebes gesonnen und nichts zuleide getan hatte. Der Gegenstand hielt sich dem Dichter bereit, an ihm tiefer in die Geheimnisse der Natur zu dringen, als sonst ein verworrenes Menschenschicksal gestatten mag. Denn hier war es ja gefügt, daß ein von der Zahl der Jahre schon zum vollen Fühlen und Denken berufenes Menschenkind gleichsam im Urzustande der Gattung verblieben war und mit stammelnden Sinnen die ganze Entwicklung der Menschheit nicht bloß erlernte, sondern schon erlebte. Und des schöpferischen Dichters Jüngling wuchs empor — zwar nicht bis zu der Höhe der Frühgeschulten, aber bis zu anderen Fernen und Höhen, die sein reiner Scheitel berührte.

Jakob Julius David.

Von **Dr. Rudolf Latzke, Wien.**

I.

Am Schlusse seiner Saarbiographie spricht Bettelheim von den fünf Dichterindividualitäten Anzengruber, Marie v. Ebner-Eschenbach, Hamerling, Rosegger und Saar (des vorbereitenden Stifter hätte nicht vergessen werden sollen), die bei aller Eigenart und Selbständigkeit doch eine gewisse Familienähnlichkeit aufwiesen und deren ungefähr gleichzeitiges Wirken man in einem gewissen Sinne als das Zeitalter Franz Josefs I. in der Dichtung Deutsch-Österreichs zusammenfassen könnte, „wie man die Epoche Grillparzers, Raimunds, Lenaus, Anastasius Grüns als Zeitalter des Josephinismus bezeichnet hat.“

Jetzt, da die Schmidt-Heilbornsche Ausgabe der gesammelten Werke Jakob Julius Davids*) abgeschlossen vorliegt, müssen jene fünf einem sechsten in ihrer Nähe ein bescheidenes Plätzchen gönnen.

Erich Schmidt hat in seiner gewohnten knappen, aber so wunderbar prägnanten Weise in der Einleitung zur Ausgabe den äußeren Lebens-

*) München und Leipzig, R. Piper und Co., 1908. 6 Bände.

Gustavs „Braut". Aber der prächtige, überall gern gesehene und geachtete Student, „die feinste Klinge der Universität", verbummelt sich langsam; er vernachlässigt seine Studien, kommt in Schulden und muß es endlich zulassen, daß seine Fanny eine Stellung als Sitzkassierin in dem Kaffeehause zur „Akademischen Legion" annimmt, wo er, um sein Recht auf ihren Alleinbesitz zu verteidigen, nunmehr eifersüchtiger Stammgast wird. So führt er zwischen Trunkenheit und Katzenjammer, zwischen Fechtboden und Kaffeehaus ein trübseliges Dasein, kann es nicht hindern, daß die berechnende Kassierin sich endlich an den kranken, aber begüterten Friedrich von Eck hängt — und wird endlich durch ein Telegramm heimgerufen, das ihm den Tod des Vaters meldet. Den Schmerz um den Vater erdrückt der Groll gegen den sein Erbrecht brutal mißbrauchenden Bruder, überschreit das Mahnwort seines Gewissens, er müsse der Mutter beichten, daß er sie um ihre Hoffnungen betrogen, daß er ein Verlorener sei. Dann kehrt er vorerst nach Wien zurück. Erst als ihm die schöne Fanny mit der Zumutung kommt, nach dem erstberechtigten Eck ihr zweiter Liebhaber zu werden, weiß er, daß er zur Buße reif sei. Er kehrt heim und wird seines Bruders Knecht. — Was kommen muß, kommt. Nachdem er, den noch immer alle lieben und jetzt alle bedauern, dem noch immer eine Erbtochter Hand und Herz schenken möchte, die härtesten Demütigungen ertragen, wallt endlich bei einem Erntefeste sein Zorn gegen den Peiniger jäh auf und er erschlägt seinen Bruder, diesmal der Abel den Kain. In den beiden wahrhaft erschütternden Schlußkapiteln kommt es zur Abrechnung. Am Sarge des Gemordeten klagt die Mutter sich an, daß sie sich von den Fehlern des älteren, statt ihn zu bessern, abstoßen ließ und ihr ganzes Herz dem Jüngeren zuwendete, und dann geht sie mit diesem ins Gericht. Gustav verlangt von seiner Mutter Geld, nach Amerika fliehen zu können. Sie gibt ihm alles, was sie hat, überzeugt ihn aber dann mit ehernen Worten, das uralte „Wie gesündigt, so gebüßt" bestehe zu Recht, er dürfe nicht fliehen, er müsse büßen — und der Erbrichter von Kunzendorf stellt sich selbst dem Gerichte.

Mag es auch dem Dichter in seinem Erstlingswerke nicht gelungen sein, Dorfgeschichte und Studentenroman zu einer künstlerischen Einheit zu verschmelzen, das „Höferecht" ist trotzdem eine bedeutende Leistung. Und vor allem: David hat mit dieser Erzählung die Grenzen des Ackers, den er bebauen will, abgesteckt. Ihre Motive finden sich, natürlich mannigfach ausgestaltet, gewendet und abgestuft, immer weiter sprossend und von neuen Ranken umsponnen, in fast allen folgenden Erzählungen, die doch die verschiedensten Stoffe gestalten, wieder.

Künstlerisch höher als das „Höferecht", weil geschlossener und einheitlicher gestaltet, steht der nächste Roman „Blut" (1891). Die Moral

Grausamkeit nur die einen Begriff haben können, die es selber eine Zeitlang mitgemacht haben, bis zur Neige aus; in der bösesten Zeit einer jener Hab- und Heimlosen, die den Tag auf der Bibliothek, die Nacht im Freien verbringen, halb verhungert um das bittere Hauslehrerbrot betteln gehen, in den Prüfungen stecken bleiben und froh sind, mit kleinen Schreiber- oder Journalistendiensten eine armselige Existenz fristen zu können. Dem Dichter freilich war diese Zeit keine verlorene, dem Menschen aber bedeutete sie die Anwartschaft auf langes Siechtum und frühen Tod. — David war schon recht zermürbt, als er endlich als Erzieher in das warme, helle Heim des Bildhauers Natter kam, wo er seinen „Talisman" gefunden haben mag. 1891 gründete er seinen Hausstand und brachte sich schlecht und recht mit Tagesschriftstellerei und dem kargen Ertrage seiner immer schöner erblühenden dichterischen Produktion durch. Vielleicht wäre er so allmählich zum ruhigen Behagen einer gesicherten Existenz gekommen, wenn nicht die Entbehrungen jener Studentenjahre ein Lungenübel vorbereitet hätten, das ihn langsam, aber unentrinnbar dem Tode näher brachte. Am 20. November 1906 ist er in Wien gestorben.

In die Literatur trat er mit dem „Höferecht", 1885 in der „Deutschen Zeitung", 1890 als Buch erschienen, ist es in der Eigenart und Durchführung seiner Motive ebenso Davids Programmschrift, wie der „Waldschulmeister" die Roseggers, weshalb eine eingehendere Inhaltsangabe nicht unangebracht erscheinen dürfte.

Jakob Lohner, der ehrengeachtete, aufrechte Obmann des Ortsschulrates und Erbrichter der protestantischen Gemeinde Kunzendorf — worunter man sich irgendeines der behäbigen Großdörfer des Kuhlandes vorstellen mag — und seine Frau, die kluge, starke Marianne, haben zwei Söhne, von denen der ältere, Georg, den Hof erben, der jüngere aber, Gustav, dank seiner vortrefflichen Geistesgaben, studieren soll, um dann in einer Anstellung — wohl als Ökonomieverwalter — sein Brot zu verdienen. — Die Brüder leben von Kindheit auf in Feindschaft. Die Ursache ist die uralte: der Neid. Der unsympathische, derbknochige Georg neidet dem jüngeren Bruder seine körperlichen und geistigen Gaben, seine Beliebtheit; mißgönnt, da er sich in mißverständlicher Auslegung des Höferechtes für den alleinberechtigten Erben hält, dem teuren Studenten jeden Kreuzer, den die Mutter dem Liebling heimlich zusteckt; und am allerwenigsten gönnt er ihm die Zuneigung des schönen Judenmädchens Fanny, der aus dem engen, düsteren, friedlosen Elternhause nach Lebensgenuß sich sehnenden Tochter des Mautpächters Lazar Bermann. Fanny atmet von dem auf ihr lastenden Druck auf, als sie Vater und Mutter rasch hintereinander begraben hat und nun nach Wien einem Glück entgegenfährt, das ihrer Schönheit entspreche. Zunächst wird sie

Noch charakteristischer für David ist die stereotype Schlußszene. Allerdings haben die letzten Kapitel des „Blut“ nicht die erschütternde Wucht jener des „Höferechtes“. Wohl sausen auch hier die flehenden Worte der stahlharten Salome der verlorenen Gabriele wie Peitschenhiebe ins Gesicht: „Geh' ins Wasser! Wasser wäscht rein. Und ich möchte wieder um dich weinen dürfen vor den Leuten, nicht nur insgeheim, wo es mir das Herz abdrückt —.“ Aber überzeugt ist Gabi von der Notwendigkeit der Sühne nicht. Erst als sie auf dem Wege zur Station dem gröhlenden Branntweiner Franz Rüttemann ein zweitesmal zu erliegen droht, kommt ihr der Tod in den Fluten der Oder als Erlöser. In diesem Schlußteile zeigt David auch zum erstenmal seine Kunst in der Naturbelebung. „Das Märzenwehen erhob sich, durchfuhr die Lande, ward zum Sturme. Der peitschte mit starken Schwingenschlägen die Welt aus ihrem Schlummer; vor dem Berühren seiner Fittiche brach das Eis der Flüsse, daß die Schollen dem lebendigen Wasser den Raum nahmen.“ Was der Lenzsturm singt, zu erlauschen, was er treibt und wie er's treibt, sich in immer neuen Bildern gegenständlich zu machen, das gehört auch mit zu Davids Eigentümlichkeiten.

Sonst erinnert der Schluß des „Blut“ merkwürdig an den Schluß von Gogols „Taras Bulba“.

Und an andere russische Vorbilder gemahnt das Düsterste, was David geschrieben: seine dritte größere Erzählung „Am Wege sterben“, in der die Wiener Kapitel des „Höferechtes“, die im „Blut“ unverwertet blieben, ihre Fortsetzung, des Dichters Erinnerungen aber an seine trübsten Tage ihre rücksichtsloseste künstlerische Gestaltung fanden.

In fünf Gesellen, die typische Bedeutung haben, wird uns das Wiener Studentenproletariat vorgeführt. Da ist der reckenhafte Beyerl, der unbezwingliche Trinker, Fechter und Sänger, der sich aus den verpfuschten akademischen Jahren hinüberrettet in eine kleine, aber ihren Mann nährende Beamtenstellung; da ist sein Schützling, der geistig seinen Kreis beherrschende Schlesier, der Hohenolbersdorfer (Wagstadt?) Webersohn Raimund Förster. Der Stolz seines Heimatsortes — — „immer der erste“ — ist er mit reichen Hoffnungen nach Wien gegangen. Aber vieles Darben hat ihm die Widerstandskraft geknickt, ein reiches Wissen ist resultatlos zerronnen, ein poesieerfülltes, nach Sonne lechzendes Gemüt ist brutal gebrochen worden. Schließlich ist er verzweifelnd als Novize in ein bosnisches Trappistenkloster eingetreten. Da findet er auf einem verirrten Zeitungsfetzen die Notiz, die Stadt Hohenolbersdorf habe ein Gemeindespital errichtet, „welches man mit geziemender Feierlichkeit am 16. August 1886 eröffnen wolle“. Immer der erste, will Förster aus diesem Hospital der erste auf den Friedhof

von der Geschicht' ist das abgebrauchte „naturam expellas furca, tamen usque recurret".

Salome Lohwag, des Brauhauspächters Ruprecht Lohwag gestrenge Ehegattin, nimmt ihre Schwestertochter Gabriele, deren Mutter ein unbezähmbarer Vagabundendrang unter die Zirkusleute getrieben, wo sie in Not und Jammer ein frühes Ende gefunden, an Tochterstatt an. Eine herbe Erziehung soll alle etwa vorhandenen Vagabundenkeime in Gabriele vernichten. Aber die harte Ziehmutter erreicht das Gegenteil. Vereinsamt, ohne Liebe und Sonnenschein wächst Gabi auf. Aber umso früher, wärmer, kräftiger und begehrlicher regt sich in ihr das mütterliche Blut; besonders, nachdem sie einmal auf einem Jahrmarkte einer Zirkusvorstellung beigewohnt hat. Sie erliegt einem gewissenlosen Lüstling und entläuft dann in die weite Welt, zu den Komödianten, zu den Vagabunden. Über die Heimgekehrte hält die strenge Tante strenges Gericht, sie verurteilt sie zum Selbstmorde in der von Tauwässern hochgeschwellten Oder.

Treuer als im „Höferecht" ist hier der landschaftliche Charakter des Kuhlandes festgehalten. Der Unterheinzenwald des Romanes ist in dem Dreiecke Fulnek—Odrau—Zauchtl leicht zu finden. Das achtunggebietende lutherische Ehepaar Lohner kehrt in den kalvinischen Lohwag verdüstert wieder, dafür hat sich das kaltherzige Judenmädchen in Gabriele zu einem wunderlieben Mädchen entwickelt, das der brave Lehrer des Ortes — auch ein ehemaliger Hochschüler, der seinen Weg nicht zu Ende gegangen — gern zur Frau Lehrerin gemacht hätte, wäre es nicht früher durch den schändlichen Franz Rüttemann zu Falle gebracht worden, einen scham- und zuchtlosen Gesellen, der nach etlichen verlumpten Wiener Universitätsjahren es für bequemer hält, sich auf seines Bruders Hofe füttern zu lassen: dieselben Gestalten wie im „Höferecht", aber mit verkehrt fallenden Schatten. Der Bruder muß auch Franzens Schelmentat büßen. Salome macht sich in ihrem blinden Rachetriebe zu seinem Hauptgläubiger, kauft den Hof und parzelliert ihn und — ein böses Zeichen der Zeit — wo der deutsche Großbauernhof stand, dort siedelt sich eine Anzahl slawischer Kleinbauern an.

Besondere Sorgfalt hat der Dichter auf die Gabi verwendet. Die Entwicklung vom Kinde zum Mädchen, vom Mädchen zur Jungfrau, dieses Treiben und Dehnen in Körper und Seele, dieses Entgegenreifen zum Genießen und Genossenwerden, das zu schildern ist David meisterlich gelungen. Schon aus dem „Höferecht" ist zu entnehmen, daß dieses Thema dem Dichter viel bedeutet, es wird im folgenden Romane („Am Wege sterben") und in etlichen Novellen wieder angeschlagen, um dann im „Übergang" den Dichter zum Höhepunkte seines Schaffens zu führen.

Lebensberechtigung hat nur der tüchtige, nüchtern Schaffende, zum Untergang verurteilt ist der faule Sumpfer. Und wie es in Wien eben geht: der Abkömmling der hochangesehenen Patrizierfamilie aus der nach dem Ahnherrn benannten Adam Mayergasse am Neubauer Brillantengrund verkommt, der rührige Tischlergesell Xaver Navratil arbeitet sich empor — ein Glück noch, daß er des Verkommenen brave Tochter zur Frau genommen. In Franz Mayer und seinen beiden ältesten Kindern Adam und Kathi ist die Familie Schalanter wieder auferstanden, nur daß die Schatten womöglich noch dunkler gehalten sind. Auch die gute Großmutter ist vorhanden. Herber, als die im „Vierten Gebot“, zieht sie sich von der verdorbenen Gesellschaft ganz zurück und begünstigt nur die beiden jüngeren Schwestern, die brave Rosi, deren Bund mit Navratil sie durchaus billigt, und die muntere Linnerl, jene wunderliebe Mädchengestalt, die dem Dichter so gut gelang, daß er an ihrem Gedeihen höchst persönlichen Anteil nimmt. Von allen früheren Mädchen — diesen „holden Zwecklosigkeiten der Natur“ — nahm er das Beste und Schönste, was sie hatten, und wob darum all den Zauber, der in dem Worte „Wien“ liegt, wenn man dieses Wortes tiefste Bedeutung erfaßt. — Das Kantilenethema des ersten Satzes der Schubertschen H-moll-Symphonie hat dieses Mädchenantlitz. — Linnerls direkte Vorläuferin ist, wenn wir von der halb naiven, halb graziös verderbten Kitty („Ein Regentag“) absehen, die tapfere Olga von Mallovan, die ihren Klavierlehrer durch den monderleuchteten Garten zum Tore geleitet und sich denkt: „Die Chopinsche Nokturne so zu spielen, das ist nicht bezahlt mit drei Gulden die Stunde“ — und den Rest in Küssen zahlt. Auch dieser Glückliche kehrt im „Übergang“ wieder, gottlob in verbesserter Form. Aus dem feigen Streber Stara ist der brave, zielbewußte Peter Gröger geworden, ein selbstgerechter junger Mann, der nur ein bißchen viel Freude an seiner Bravheit hat und vom Dichter nicht ohne Humor behandelt wird. Er ist natürlich Linnerls Hauslehrer. Und das Schönste, was David gelungen ist, ist wohl das „Idyll im Grünen“ — die Landpartie Grögers mit Linnerl nach Heiligenkreuz, ein seliger Traum voll Blütenduft und Sonnenglanz. Die richtige Folie für den grausigen Kontrast der Schlußkapitel: die Ermordung der Großmutter durch den Deutschmeisterfeldwebel Adam, dessen gleich darauffolgende Ermordung in einer Heurigenschenke und dann die über alle vorangegangenen Szenen hoch hinauswachsende Abrechnung. Als man den toten Sohn heimgebracht, als die Mutter im Gemordeten einen Mörder erkennt, da richtet sich dieses durch jahrelangen Gram gebeugte, früher oft allzu schwache Weib zu dämonischer Größe empor.

„Vor die Leiche trat sie. Und ihr riesenhafter Schatten fiel darüber und reckte sich an der Wand.

getragen werden; er wandert von Bosnien nach Wien, von hier senden ihn seine Freunde nach Hause. Wie Förster von Wien Abschied nimmt, jene Szene, wo in all das graue Elend doch ein Schimmer jener unverwüstlichen, alten Studentenromantik hereinleuchtet, alles übergoldend, das wird wohl niemand ohne Rührung lesen.

Ein treu Gedenken an Heimat und Mutter — das ist auch der einzige Lichtpunkt in dem entsetzlichen Porträt des gänzlich verkommenen Franz Kubat, der endlich in einem Anfalle von Paralysis progressiva den Wirt umbringt, in dessen Schenke er sich zu Tode getrunken. — Da ist der sympathisch gehaltene jüdische Mediziner Siebenschein; und endlich die Hauptperson, Siebenscheins Quartiernachbar, der tschechische Streber Karel Stara. Tüchtiges musikalisches Können hat ihn in das Haus des Hofrates von Mallovan geführt, wo er bald das Vertrauen des konnationalen Vaters und die Liebe der liebenswerten Haustochter Olga gewinnt, die freilich bald erlischt, als der feige Spekulant das prächtige Mädchen entführen will. Man läßt ihn fallen, mit der Karriere ist's aus. So sucht er dann Anschluß an die filia hospitalis, die arme, unschuldige Resi. Das blütenreine Kind spürt Staras vergiftenden Hauch und läuft eines Abends (im März) davon, um auf der Schmelz zu erfrieren. Zwei Jahre früher hatte der Lenzsturm ihren Jugendgespielen, den kranken Peter Wondra, ins Grab gesungen. Nun ist wieder die Zeit gekommen, da „der erste Schauer des Erwachens die müde Welt rüttelt". Die Erfrorene kommt in die Totenkapelle des allgemeinen Krankenhauses, Siebenschein, der ihr Bild seit langem im Herzen getragen, erkennt sie, und hält nun an ihrem Sarge mit dem Wüstling Stara furchtbare Abrechnung. „In allen Gesetzen steht vielleicht nichts, was dich angeht. Aber ein ander Gesetz gilt, das älteste, und da steht's geschrieben: Auge um Auge und Zahn um Zahn. Du mußt sterben . . . Du wirst dich umbringen. Ich warte; bis sie dich daher bringen, warte ich." Er hätte es wohl nicht erwartet, denn Stara begnügte sich am Ufer der im Eisstoß hochgehenden Donau mit der Todesangst, spricht sich von Sünden frei und wird „Spitzel". — Siebenschein aber wird Armenarzt in Ottakring. Einst blickt er Arbeitern nach, die fröhlich von einer Landpartie heimkehren, „wie sie von den Hängen niederstiegen in die ersten dürftigen Gassen mit noch zerstreuten Häuschen, in die Niederungen der Stadt und des Lebens, in denen sie sämtlich und für immer ihre Tage verbrachten. Für sie wirken, ihnen verbunden, nicht aber an sie gebunden, eins mit ihnen in den Zielen, nicht aber auf den Pfaden, das schien ihm nun eine würdige Aufgabe, bei der selbst er sich bescheiden konnte". Mit diesem sozialen Glaubensbekenntnis schließt der Roman. Und ein solches im gewissen Sinne ist auch Davids vierter und letzter „Der Übergang".

Der du bist in dem Himmel!
Dem durch der Arbeit Lust
Die Liebe entkeimt in seliger Brust,
Daß voll Freuden ihr Drang
Wird zum Engelgesang,
Dem das helle, das Wonnen zaubernde Licht
Strahlet ins tatenfrohe Gesicht,
Dessen Jubel aufflammt in tausend Sonnen
Und klinget,
Durchdringet
Das ewige All
Im Sphärendröhnen,
In Lerchentönen,
In Menschenlauten,
Heiß-innigen, trauten,
In Millionen Rufen des Lebens.
Ja, dein Werk lacht dir entgegen,
Der Liebe reichlichster Segen,
So allerwegen. —
O wie glühet dein Herz in überirdischer
Und seiner Pulse Schlagen [Reinheit,
Ist süßeste Seelenmusik,
Ist ein Flüstern und Sagen
Wie schwebender Engel Gewimmel,
Die dir singen in schönen, in ewigen Tagen:
Der du bist in dem Himmel!

Geheiliget werde dein Name!
In allen Zonen,
In Hütten, auf Thronen.
Du Vorbild edelster Manneskraft,
Die das Beste schafft,
Das Weltall ist deines Namens Schild,
Frei und wahr!
Groß und klar
Leuchten des Namens Züge uns immer.
Blauender Himmel, flimmernde Sterne,
Rosige Wolken, träumende Ferne,
Grünende Halme, Blüte und Blume,
Kniende Menschen im Heiligtume
Stammeln zu dir unfert'ges Gebet
Frühe und spät,
Sind deines Namens eifrige Künder.
Doch wenn in Gewittern
Die Bösen erzittern,
Die Furchtsamen, Feigen
Zur Erde sich neigen,
So willst du nur zeigen
Des Namens unlöschbar festen Zug:
Daß Milde nicht Schlaffheit
Und Liebe nicht Weichheit
Und Herzenstrug.
Drum zutiefst in innerster Seele ruht
Dein Name verborgen
Den Echten, den Guten.
Voll heiliger Gluten
Hüten sie sich
Durch dich,
Verkannt von der Menschen Eitelkeit.
Hohes Leben wohnt in ihnen so helle
Wie die frische, köstliche Bergesquelle;
Fühlt seine Kraft aus dir,
Fühlt, wie sie schafft aus dir,
Und sie schwingen auf deinen Namen den Becher
Als der Herzensfreiheit glückselige Zecher
Und jauchzen und jubeln so kindlich froh:
Du holden Daseins urewiger Same,
Geheiliget werde dein Name!

Zu komme uns dein Reich!
Das Reich der Arbeit und der Liebe.
Laß herrschen der Liebe Macht,
Laß in der Welt verworrenem Getriebe
Sie glänzen als Stern durch die Nacht.
O gib, daß, wer den rauhen Hammer schwingt,
So schön in seiner Menschenliebe ringt
Wie jener, der den Weltenlauf
In sichern Formeln schreibt sich auf;
Daß jedes Pfund, das du gegeben,
Nicht schwer sich hänge an das Leben
Und jeder gern das Kreuz auch trägt
Voll Lieb' dem Nächsten unentwegt.
So mach uns deine Liebe alle gleich,
Zu komme uns dein Reich!

Dein Wille geschehe!
Wenn im Kampfe nach Liebe und Recht
Hinsinket auch dein freies Geschlecht,
Wenn die Wolken dein hehres Licht verdunkeln,
Wenn Irrlichter funkeln,
Und dein Pfad in Nebel sich hüllt,
Uns're Pflicht wird erfüllt.
Uns're Pflicht ist ein Vorwärts ohn' Furcht
Dich, Vater, zu schauen, [und Grauen,
Ein Ringen mit Neid und Haß
Ohn' Unterlaß,
Ein Kampf mit des Satans geschmeidiger Brut.
Hinsinken und sterben der Edlen viel,
Denen du nur das Ziel,
Als tapf're Geistesstreiter,
Als Bringer der Wahrheit und Freiheit.
Aber weiter und weiter
Drängt sich der Schwarm.
Hiebfest wird der Arm
An der Schwelle des Erdenfrühlings.
Es prangen schon Blumen des seligsten Glückes,
Der Friede des Edens schwebt zu den Herzen.
Da stürmen sie hin, der Menschheit zu öffnen
Die goldnen Tore ins Land der Verheißung,
Und wagen Kühnes und Gottesdreistes —
Und fallen. — Wie ist uns'rem Herzen so wehe!
Doch ein Trost, ein starker, richtet uns auf;
So sinket die Sonne im siegenden Lauf.
Sie fallen und sind in deiner Nähe!
Dein Wille geschehe!

Wie im Himmel also auch auf Erden!
O führ uns zu deiner Herrlichkeit,
Daß sich löse in ewigen Frieden der Streit,
Daß dein himmlischer Wille sei Wille der Erde,
Daß der Satan nicht herrsche, und Menschensein
Aus Furcht vor Hölle und Höllenpein
Allein die Taten der Liebe vollbringe.
Nein! nein!
Sei Sonnenschein
Voll Gnaden rein
Für alle Herzen, daß groß sie werden,
Daß alle Höllenfurcht entschwinde
Und dein Wille der einz'ge sei
Wie im Himmel also auch auf Erden.

Und ganz leise begann sie, den Adam zu schelten. In heißen, heiseren und raunenden Lauten hielt sie ihre schreckliche Abrechnung mit ihm, Abrechnung über alles, was er ihr angetan, von der Stunde ab, da er sich zu entwickeln begann; Abrechnung über jede Freude, die sich sonst eine Mutter von ihrem Kinde erhofft und die ihr dieses verweigert; Abrechnung über alle seine frechen Auflehnungen und Widersetzlichkeiten gegen ihre mütterlichen Rechte, die ihn immer weiter geführt, Schritt für Schritt, bis hierher.

Eine Sturmflut von Schmähungen, voll tief gesogener Gehässigkeit, von Vorwürfen. Er hielt ihr still, endlich still. Aber er hörte wieder nicht darauf und nicht ihn allein ging es an.

Noch einen mußte ihre Stimme umgellen. Noch einer mußte her und vernehmen, was so lang in ihr scheu und ohnmächtig geduckt gewesen war und sich nun aufrichtete, machtvoll unwiderstehlich, bereit zu jeder Zerstörung und zu einem Sprunge, der nicht mehr frägt, wen er niederwirft.

Dieser mußte daran und hätte sie auf offenem Markte angesichts aller Leute ihm alles ins Gesicht schleudern müssen. O, sie fürchtete sich nicht mehr! Sie schüttelte, vorgeneigt, die Faust gegen den Adam, sie richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf und reckte die Rechte der Straße zu, in jene Richtung, aus der er kommen mußte."

Er kommt und die Szene steigert sich zu einem furchtbaren Finale: das verzweifelte Weib jagt ihren Mann, der alles verschuldet, in den Tod.

Der „Übergang" ist Davids Meisterstück. Die Grundlinien so einfach, der Aufbau so durchsichtig und klar, die Steigerung zur Katastrophe von unwiderstehlicher Folgerichtigkeit; die Gestalten von dem warmen, kräftigen Leben der Schalanterleute Tyrolt und Martinelli erfüllt; die Sprache voll Wohllaut, aus der herben Wortsparerei der Anfangswerke zu einer dem Stoffe, dem Lokale gemäßen breiten Behaglichkeit auseinandergegangen, das alles macht die Lektüre dieses Buches zu einem Erlebnis.

(Schluß folgt.)

Das Vaterunser.

Von Artur Dworzak.

Vater unser!
Der aus dräuenden Flammengluten,
Aus allumbrausenden Wasserfluten,
Aus dem gigantischen Nebel der Nacht
Die Welt gemacht
Mit ordnender Hand
Und siegsich'rem Verstand,
Der im rasenden Sturm sich bildender Welten
Fest stand voll majestätischer Ruh',
Daß des eisernen Willens unendliche Kraft
Mit göttlicher Lust dem Werden sah zu,
Du Weltenringer,
Du Weltenbezwinger,
O nimmer rastender, schaffender Geist,
Der im Wollen den Weg zum Leben weist,
Vater unser!

Hoch über steirischen Bergen.

Eine Ballonfahrt von **Hermine Urban.**

Ballonfahrt! Wen elektrisiert nicht dieses Wort? Am meisten wohl diejenigen, die selbst einmal mit dabei waren und den Eindruck einer solchen Fahrt sicherlich zu ihren schönsten Erinnerungen zählen.

Kein Wunder, daß ich selbst, die ich schon so oft dem Aufstiege zugesehen hatte, heimlich den Wunsch hegte, einmal an einer solchen Fahrt teilnehmen zu können. Ich fürchtete nur, etwa in der Höhe ein Schwindelgefühl zu bekommen und dadurch den übrigen Teilnehmern die Fahrt zu verleiden. Als aber mein Mann eine Stunde vor dem Aufstiege in Linz am 6. November v. J. ganz bestimmt zu mir sagte: „Also du fährst heute mit!?“ da bedurfte es wirklich keiner großen Überredungskunst, um mich zum Entschlusse zu bringen; um so mehr, als meine Begleiterin, Fräulein Mannsbarth, mit tausend Freuden dazu bereit war.

Wohl hegte ich einige Bedenken, da ich mir, im Promenadenkostüm, nicht genügend ausgerüstet vorkam. Allein die Herren zerstreuten diese Sorge durch die Versicherung, daß es hoch oben viel wärmer sei und gar kein Wind wäre. So warteten wir, zwar nicht bange, aber doch mit einiger Spannung, bis der uns bereits wohlbekannte Ballon „Salzburg“ zur Abfahrt bereit war.

Nachdem wir mit 10 Säcken Sand ausgerüstet waren und alles was wir brauchten, in die Gondel hineingepackt hatten (zwei Apparate für Höhenmessung, Felostecher, Photographieapparat, Papierschnitzel, warme Decken und zum Schlusse etwas Proviant), wartete unser noch eine hohe Ehre. Seine kaiserl. Hoheit Herr Erzherzog Josef Ferdinand, der glückliche Besitzer des schönen Ballons, erschien auf dem Platze, begrüßte uns in leutseligster Weise und wünschte uns eine gute Fahrt. Dies trug nicht wenig dazu bei, uns Mut und Lust zu machen. So stieg ich denn, gehobenen Herzens, als erste in die Gondel; mir folgte Fräulein Mannsbarth, dann mein Mann und Oberleutnant Mannsbarth, der erprobte Ballonführer.

Kaum hatten wir uns eingerichtet, stand auch schon ein gezückter Apparat bereit, der uns schleunigst photographierte. Nun noch ein paar kurze Kommandorufe für die Pionniere, welche den Ballon festhielten; ein mehrstimmiges „Gut Land“, und ehe ich die Abschiedsgrüße noch recht erwidert hatte, schwebten wir ohne jede Erschütterung, wie auf Engelsflügeln, hinauf in die Lüfte. Unten sahen wir im Halbkreis die Zuschauer stehen, inmitten derselben die Gestalt des hohen Herrn. Alle winkten uns zu und wir grüßten zurück, solange man uns sehen konnte.

Was nun meine neugierigen Augen zunächst sahen, entlockte mir ein lautes „Ah“ des Entzückens! Da lag die große Stadt im leichten

Gib uns unser tägliches Brot!
Spende die Gaben,
Den Körper zu laben.
Lass' uns das Brot nicht um Brot erwerben,
Daß wir verderben,
Daß unser Sinn auf's Brot nur sich richtet,
Und Seelennot
Und Seelentod
Den Kampf, den schnöden, beenden.
Du hast ja reichlich gesät für die Deinen,
O laß sie nicht weinen!
Züchtige, die das Brot uns nehmen,
Den Geist zu lähmen;
Denn dein Geist ist's, der Schmach erleidet.
Das erste und heiligste Recht im Leben
Ist, dem Leben Leben zu geben,
Ist die Befreiung des Geistes vom Leib.
Kühn wie der Aar im heiteren Äther
Steige der Geist zur Höhe des Himmels,
Spür nicht des Leibes Sorge und Last,
Und schalte und walte,
Vom Schwunge des Schönen gehoben,
Von Reinheit und Anmut durchwoben.
Darum, o Herr, laß uns nicht bitten,
Laß nicht, daß wir's uns heiß erstritten,
Nein, fühl's als deines Geist's Gebot:
Gib uns unser tägliches Brot!

Und vergib uns unsere Schulden,
Als auch wir vergeben unsern Schuldigern!
Dich zu erkennen, dir näher zu rücken,
Dir zu gleichen in allen Stücken,
Stürmten wir vorwärts die Bahn des Lichts.
Wir sahen nicht, was im Sturm wir zertraten,
Wir wagten nur Taten,
Dir zu gleichen,
Dich zu erreichen.
Aber Schutt und Leichen
Bedecken den Weg,
Gefesselte Geister und blutende Herzen.
Wir sehen's mit Grau'n,
Wenn zurück wir schau'n.
O Vater unser! Du schaffst neue Welten
Aus alten, zerschellten.
So dachten nicht minder
Zu tun deine Kinder.
Sie hatten den Willen,
Im Frieden, im stillen,
Dein Licht zu verbreiten;
Doch im stürmischen Streiten
Glomm auf dein Licht
Zum rasenden Brand,
Und es borsten selbst eherne Säulen,
Und Trümmer und Schutt
Liegt am Boden herum. —
Ein Flämmlein nur züngelt hervor aus der Asche —
Betroffen steh'n wir davor und sinnend,
Leben gewinnend,
Dein Licht ist's ja, dein heilig Feuer,
Uns allen so teuer,
Das fortglimmt am Altar der Vernichtung
Zu neuem Sein
In rosigem Schein. —
O hab Geduld mit uns'rem Irren!
Wenn wir dich suchen,
Auf dunklen Wegen
Schick deinen Segen.
O Vater, mild in Güt' und Hulden;
Vergib uns unsere Schulden,
Als auch wir vergeben unsern Schuldigern,
Vom Strahl deiner Gnade erwärmt.

Und führ uns nicht in Versuchung!
Zu deines Wesens Verfluchung!
Daß der Wahn uns nicht packe, du wärest nicht,
Daß das unendlich erhabene All
Werde kein Ball
Des Spieles mit deiner Größe.
O senke Demut in uns're Herzen!
Vernunft laß herrschen, doch nicht den Geist,
Der dich verneinet kalt und dreist.
O führ uns nicht in Versuchung!
Zu deines Wesens Verfluchung.

Sondern erlöse uns von dem Übel!
Von Hoffahrt, die das Wahre verbannt,
Die deiner Liebe Reichtum verkannt,
Von Freiheitsbedrängern,
Die da führen die Liebe im Munde
Und schlecht sind vom Herzensgrunde,
Von allem, was faul ist und lau,
Von der Lüge, dem Todfeind des Friedens,
Von allem, was liebesarm,
Was nicht echt ist und warm!
Erlöse uns von dem Übel

Amen!
So laß denn vollenden des Lebens Lauf
Voll Liebe im Wollen und Werden,
In der Tat, im Kampf mit Beschwerden.
Ein Lichtblick sei es zu dir voll Schwung,
Eine reine Gotteserinnerung
Am Ende des irdischen Wallens,
Des Herzens schönstes Bekennen:
Urhelle,
Urquelle,
Unendlich weit,
Dich fasset kein Raum, keine menschliche Zeit!
Wir steh'n erschüttert vom Ewigkeitsgrau'n.
Wie ein Traum ist die Erdenvergänglichkeit!
Es lauert auf uns das Nichts, die Nacht
Voll grausiger Macht.
Fern hallend klingt Ewigkeitsgeläut'
So ernst, so rein!
Dein, o dein,
Was auch kommen mag,
Sind wir mit des Herzens letztem Schlag,
Unser letzter Hauch noch preist deinen Namen —
Ob ewige Helle,
Ob ewige Nacht —
Amen!

alles, was wir taten, hatte etwas Feierliches. Wir waren nun 2600 Meter hoch. Ganz unmerklich und dennoch ziemlich schnell ging es weiter.

Wo mochten wir sein? Wir hatten keine Ahnung. Zu meiner Linken sah man jetzt auf den weißen Wolken den Schatten unseres Ballons und, wenn die Sonne ganz grell hervortrat, umgab diesen Schatten eine wunderschöne Aureole in allen Regenbogenfarben. Ab und zu hörte man das Rauschen von Bäumen, wir mußten also über hohen Bergen sein. Wo aber? Schon einige Zeit bemerkte ich in den Wolken zu unseren Füßen einen hellen Flecken. Ich hielt ihn anfangs für ein Spiegelbild der Sonne. Als wir uns jedoch mehr und mehr näherten, sah man ganz deutlich Wellen; kleine, spielende Wellen — ein See! Nichts war zu sehen von der Umgebung desselben; nur das Wasser, in welchem sich wahrscheinlich die Sonne spiegelte, so daß die Wolken von unten durchleuchtet wurden. Ein schöner, hochinteressanter Anblick!

Nun aber begann der Ballon langsam herunterzugehen. Wir hörten noch das Rauschen eines Wasserfalles, als wir in die Wolken hinuntergingen. Scheinbar wuchsen sie über uns empor, denn wir fühlten die Bewegung kaum.

Trotzdem ermahnten uns die Herren, Luft zu schlucken, um den Druck auf die Ohren zu vermindern. Es ging jetzt schnell hinunter. Schon kamen wir durch die Wolken, man sah Straßen, Wiesen, Wälder, zerstreute Gehöfte — Berge voll Schnee, ohne Zweifel, wir waren im Hochgebirge!

Da erfaßte uns auch schon der Wind und trieb uns mit rasender Schnelligkeit in das wilde Gestein hinein. Es war ganz düster und schneite. Angesichts dieser schroff aufragenden Steinmauern wurde mir doch etwas bange ums Herz! Wenn wir da oben irgendwo anprallten oder festsäßen? Wir blieben wohl oben sitzen, wie weiland Kaiser Max auf der Martinswand! Und da uns wohl kein Schutzgeist erstehen würde, wahrscheinlich „bis auf den jüngsten Tag!“

Es ging nun mit schleifendem Seile, das den Schnee hoch aufwirbelte, an den Wänden entlang. Da hingen wir plötzlich an einer Fichte! Es war ein aufregender Augenblick! Der Baum krachte und der Sturm heulte und rüttelte an dem Ballon. In diesem Augenblicke schaute ich in die angsterfüllten Augen einer Gemse! Sie stürzte davon — ihr nach eine zweite; zum greifen nahe! Ein Geier flog auf. — So wild der Anblick war, so schön war er auch. Gigantische Steinblöcke in den Tiefen zu unseren Füßen, uns zu Häupten die kahlen Felsmauern! Unsere Herren hielten sich sehr ruhig und riefen ein über das anderemal: „Es wird gut gehen!“

Da brach der Baum, der uns festhielt, und wir waren wieder frei. Es ging an den Steinwänden weiter; dann war wieder Nebel

Nebel, weiterhin der Donaustrom, Wiesen, Felder, Wälder, Straßen — es ist ein überraschend schöner Anblick aus der Vogelschau! In der Nähe der Stadt exerzierte Militär; man sah die Reiter dahinjagen, winzig klein, wie aus einem Wettrennspiel.

Wir gingen über die Donau hinüber und mein Mann, als angehender Ballonführer, fing an, Sand auszuwerfen, um höher zu kommen. Wir konnten noch konstatieren, daß wir ziemlich genau nach Osten gingen, dann tauchten wir in die Wolken.

Jetzt erst dachte ich wieder an mich. In der Tat, ich hatte nicht die Spur eines Angst- oder Schwindelgefühls gehabt und jetzt fühlte ich mich ganz sicher. Ich machte es mir bequem auf dem Korbe, der zugleich als Sitz dient, und wickelte mich gut ein, denn es schneite leise. Einige Zeit waren die Wolken so dicht, daß wir gar nichts um uns sahen. Oberleutnant Mannsbarth begann mit dem Hinablassen des Schleppseiles, eine Arbeit, die fast eine Viertelstunde in Anspruch nahm. Mittlerweile zerriß teilweise das Gewölk und wir hatten wieder einen Ausblick und erkannten einige Ortschaften, die Donau und an ihr eine Stadt — Mauthausen. Ich konnte mit dem Glase sehen, daß alles auf den Straßen war und zu uns heraufsah. Wieder ging der Ballon über die Donau, diesmal in ziemlicher Höhe, seine Richtung beibehaltend. — „Nun gehen wir an die Sonne", sagte der Oberleutnant und mein Mann warf fleißig Sand aus, Sack um Sack. Bald waren wir wieder in einer Wolkenschicht. Der Ballon stieg und stieg; die ausgeworfenen Papierschnitzel fielen mit dem Schnee hinunter. Allmählich wurde es immer heller, das Schneien hatte aufgehört und eine zwar kalte, aber überaus milde Luft umfing uns. Unser Höhenmesser zeigte 2000 Meter.

Da tauchten wir plötzlich aus den Wolken auf und ein Bild von ungeahnter Herrlichkeit bot sich unseren Blicken. Es schien, als würden wir von silbernen Wolken getragen und über uns war ein Himmel von so tiefem Azurblau, wie man ihn wohl nirgends sieht! Und dennoch, wo hatte ich Ähnliches schon gesehen? Da fielen mir die Bilder der alten Meister ein, die Gott auf den Wolken thronend darstellen. Ja, so war es hier! So ruhig schwebten wir dahin! Woher wußten jene Künstler von dieser überirdischen Pracht? Hat ihr Genie es geahnt? Der tiefe Frieden, der uns umgab, die leuchtende, warme Sonne, sie taten uns so wohl! Von der Erde sahen wir nichts, nur ferner Glockenklang schlug an unser Ohr. —

Mitten in diese weihevolle Stimmung hinein fragte mein Mann: „Es ist 12 Uhr; willst du nicht etwas essen?" Also gehörten wir doch noch der Erde an! Aber wie schnell war die Zeit verflogen! Wir holten unsere Vorräte hervor und ließen es uns schmecken; nur der Wein hatte nicht viel Aroma, er war zu kalt. Trotzdem stießen wir an, ohne viel Worte;

Unterdessen waren wir andern, zwar langsam und mühsam aber glücklich, den steilen Weg nach Niederalpel durch den Schnee hinuntergeklettert. Für mich, die des Gehens und namentlich solcher Wege ganz ungewohnte, war es doppelt anstrengend. Es wäre mir wohl schlecht ergangen, wenn mich der Führer nicht so geschickt geleitet hätte. Auf dem ganzen Wege rückwärts gehend, führte er mich sorglich über die glatten Wurzeln und Steine. Da war er ja, der Schutzgeist!

Im Gasthaus „Gamsjäger" fanden wir eine warme Stube und ein gemütliches Tischchen beim Ofen unter der Lampe; denn es war bereits ganz dunkel.

Wir ließen unsere Kleider einigermaßen trocknen und bekamen, heute zum erstenmal, einen warmen Bissen in unseren hungerigen Magen. Mich überkam ein köstliches Gefühl des Geborgenseins, während mein Geist noch die abenteuerlichen Bilder der Fahrt umschwebten. Trotzdem mich die Landung ziemlich aufgeregt hatte, war mir doch die ganze Schönheit der Gegend nicht entgangen und ich beschloß im Stillen, kommenden Jahres zur Sommerszeit diese Stätte wieder aufzusuchen.

Was alle aufs angenehmste berührte, war die freundliche, artige und treuherzige Weise, mit der uns die Leute bei der Landung und auch im Gasthaus umsorgten. Ich werde mich stets mit einem Dankgefühl daran erinnern.

Als wir wieder reisefertig waren, stand ein offener Steirerwagen vor der Tür mit einem starken Braunen bespannt. Er führte uns, nach herzlichem Abschied, hinaus durch das nachtstille Mürztal, da wir heute noch Mürzzuschlag erreichen wollten. Der Sturm hatte sich gelegt und es war jetzt eine herrliche Fahrt in der milden, reinen Gebirgsluft. Ganz weihnachtlich sah die Gegend aus im Schnee. Überall zerstreute Häuschen, erhellte Fenster. Und über uns stand der Mond und beleuchtete die liebliche Gegend so reizvoll, als ob er uns zeigen wollte, wie schön es auf der Erde sei!

Die Luftfahrt jedoch, das fühle ich, wird mir ewig unvergeßlich bleiben und von dem Ballon „Salzburg", den ich trotz der Landungsunbill liebgewonnen, habe ich mit einem Blick des Dankes Abschied genommen:

Hinauf zum Licht, durch Sturm und Wetterwolken,
Zur ew'gen Sonne ging dein kühner Flug,
Ein Engel Gottes hat uns still geleitet
Und seine Schwingen schützend ausgebreitet.

„Gut Land!"

*
* *

unter uns. Tal, wie wir glaubten! Als wir tiefer herunterkamen, sahen wir, daß wir auf einem Berge waren. Nun entdeckten wir Leute, die dem Ballone entgegenliefen. Gott sei Dank, Menschen! Da war ich schon beruhigt, wo die heraufkonnten, da konnte man auch hinunter! Herr Oberleutnant Mannsbarth rief ihnen zu: „An dem Seil festhalten!“ Doch wir waren noch zu hoch, man verstand uns nicht. Bald aber kamen wir näher: „Mit dem Seile um einen starken Baum laufen!“ Endlich hörten sie uns. „Am Seile herunterziehen!“ Auch dies gelang, denn der Sturm drückte den Ballon herunter. Als wir der Erde ganz nahe waren, wurde erst die Reißleine gezogen und wir kamen ganz sanft, ohne Stoß — auf den Boden! Die Leute waren schon da und hielten die Gondel fest — sie lachten alle. Mir war vorläufig das Lachen vergangen! —

Wie aus einem Munde erscholl jetzt die Frage: „Wo sind wir?“ Antwort: „Am Toniongebirge, in Steiermark!“ Welche Überraschung! Die Herren waren schnell aus der Gondel, wir beide aber waren inzwischen ganz steif geworden. Unsere Hände waren ganz empfindungslos von der schneidenden Kälte. Man kippte die Gondel, die ganz schief auf dem steilen Gelände hing, um und als unsere Lebensgeister sich wieder regten, krochen wir heraus. Nun, das Wiedersehen mit der Mutter Erde hatte sich etwas rauh gestaltet, es war aber doch recht schön, daß wir wieder da waren!

Nun mußten wir einen steilen Berg hinauf — eine halbe Stunde brauchten wir bis zur kaiserlichen Jagdhütte. Ein köstlicher Zufluchtsort! Eintretend empfing uns wohlige Wärme, alles war sauber und schön und von der Fensterwand grüßte das Bild unseres Kaisers. Wir ließen uns nieder, stärkten uns mit den Resten unseres Proviants und orientierten uns nach der Karte über den Platz unserer Landung. Wir sahen nun, daß der Ballon offenbar seine Richtung beibehalten hatte. Der hohe Berg war wohl der Ötscher, der See — der Erlaufsee, der Wasserfall — die Myrafälle gewesen. So schön unsere geheimnisvolle Fahrt war, wie viel schöner wäre diese erst gewesen, wenn es klar gewesen wäre!

Wir durften uns aber hier nicht lange ausruhen, denn es war 3 Uhr und wir hatten noch einen weiten sehr steilen Weg ins Tal. So brachen wir denn bald wieder auf, mit einem Holzarbeiter als Führer. Fräulein Mannsbarth, mein Mann und ich. Unser Oberleutnant mußte bei seinem Ballon ausharren, wie ein Kapitän bei seinem Schiffe, bis er geborgen war. Das war kein leichtes Stück. Achtundzwanzig Mann arbeiteten unter der Führung des Offiziers die ganze Nacht daran, den Ballon auf einem Schlitten ins Tal nach Gußwerk zu befördern. Nur unter großen Mühen wurde dies Werk endlich vollbracht.

Carlyle kommt dem wahren Begriffe des Humors schon näher, indem er sagt, das Grundwesen des Humors sei die Sensibilität und er stehe höher als die Gabe der Ironie oder der Karikatur, die nur in einer gewissen Verzerrung oder in einem Aufdenkopfstellen der Dinge bestehe, um ein Gelächter hervorzurufen.

In einer geistreichen Abhandlung über Humor und Esprit, die im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" erschien, kommt Karl Eugen Schmidt auf die alte Erklärung zu sprechen, daß der Esprit dem Kopfe, der Humor aber dem Herzen entspringe. „Ohne Zweifel wirkt bei der glatten, schönen und einschmeichelnden Form der Kopf mehr mit, als das Herz. Dieses müßte den Inhalt, der Kopf aber die Form hergeben, um ein vollkommenes Resultat zu erzielen. Auch wendet sich der Esprit häufiger an den Kopf, der Humor häufiger an das Herz. Ja, man kann sagen, daß der Esprit sehr oft etwas Herzloses, Boshaftes hat, daß man hinter ihm ein schadenfrohes oder höhnisches Kichern vernimmt, während der Humor in seiner schönsten und edelsten Form wehmütig ist und unter Tränen lächelt."

Von dem Humor, den Jean Paul in seiner Vorschule zur Ästhetik „ein umgekehrtes Erhabenes" nennt, sagt Vischer sehr treffend: „Das Geistigste, Idealste, was ein Menschenherz empfinden, ein Menschengeist anstreben kann, läßt der Humor durch Kollision mit dem Kleinsten in derselben Welt, in demselben Menschen lächerlich werden." Daher bleibt der Don Quixote des Cervantes das kaum wieder zu erreichende Meisterwerk der humoristischen Gattung, denn in dem Helden von der Mancha und seinem komischen Begleiter sehen wir nicht einen einzelnen Schwärmer, von einem einzelnen Prosa-Menschen eludiert, sondern den ewigen Gegensatz des einseitigen Idealismus und Realismus überhaupt.

Von unseren beiden größten Dichtern hat Schiller wenig oder gar keinen Humor. Schiller war Dramatiker und der Humor, der sich gern in die Breite ergeht, ist mehr epischer als dramatischer Natur. Seiner Natur entsprach das Pathetische, das sich mit dem Humoristischen nicht gut verträgt. Echten und rechten Humor finden wir erst bei Meister Goethe. „Sein Lachen" — sagt Jahn — „ist nicht mehr das des Verstandes, sondern des Gemütes." Er findet die Dinge nicht mehr lächerlich, d. h. verächtlich", sondern „komisch" und humorhaft, d. h. erfreuend. Man vergleiche seine Worte: „Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts." — „In nichts zeigen die Menschen ihren Charakter mehr als in dem, was sie lächerlich finden." — „Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt? — Sei lustig, geht es nicht, so sei vergnügt." Im Vergnügtsein, im Humorhaben liegt für Goethe nicht nur der Spaß, sondern auch zum Teil der Sinn des Lebens.

*

* *

Hoch in den Lüften.

Wie bist du klein aus diesen großen Höhen,
O Menschenschicksal, kläglich Erdenleid!
Du schwindest hin vor dieser ernsten Größe
In Ahnungsschauern der Unendlichkeit!

Neid, Haß und Zwietracht, alle bösen Triebe
Sind ausgelöscht in dieser reinen Stille,
Und feuchten Auges ist's ein stummes Beten:
„Vergib, o Herr“ und „es gescheh' dein Wille!“

Und die Gefühle all, die großen, edlen,
Die lang und fest im Lärm des Alltags schliefen,
Sie steigen auf bei diesem Gotteswunder
Aus uns'res Herzens allertiefsten Tiefen!

Zu lichten Höhen schwingt sich uns're Seele
Und dankt dem Schöpfer heiß und tiefbewegt,
Daß er uns diese reinste, schönste Freude:
„Die Liebe zur Natur“ ins Herz gelegt!

Hermine Urban.

Vom unfreiwilligen Humor.

Von **Wilhelm Kullmann, Schlüchtern.**

I.

Es wird viel Unfug getrieben mit dem Worte Humor. Was nennt man nicht alles „Humor“! Und was findet man nicht alles „humoristisch!“ Dinge, die mit dem wahren, herzerfrischenden und herzerquickenden Humor nichts, aber auch gar nichts gemein haben. Da las ich kürzlich in der „Gartenlaube“ einen Aufsatz über „altdeutschen Humor in den Straßen und Wirtshausnamen“, in dem Bezeichnungen wie „Saumarkt“ oder „Dreckgasse“ von der „humoristischen“ Seite beleuchtet wurden. Nun haben wir Marburger Studenten einst von zwei kleinen Kneipen, in deren gemütliches Halbdunkel gewisse Modetorheiten der Neuzeit, wie z. B. der Gebrauch der Servietten, Spucknäpfe, Zahnstocher und dergleichen noch nicht eingedrungen waren, die eine das „Gasthaus zum schmutzigen Finger“, die andere das „Hotel zum dreckigen Löffel“ tituliert, aber wir haben uns nicht eingebildet, damit eine humoristische Leistung vollbracht zu haben. Wenn man aus einer Goethestraße auf den Saumarkt oder aus einer Humboldtstraße in eine Eselsgasse tritt, oder wenn der Grazer ein Haus in der Sporgasse den „Eselsstall“ benennt, so mag das komisch wirken, aber was hat das mit dem Humor zu tun? Der Humor eines Dickens ist etwas ganz anderes als das, was der Wiener „Hamur“ nennt, und das, was wir als „amerikanischen Humor“ bezeichnen, ist himmelweit verschieden von dem goldenen Humor eines Fritz Reuter oder eines Peter Rosegger.

Was ist eigentlich Humor? Und was nennt man humoristisch? Wenn Thakeray sagt: „Die Eigenschaft des wahren Humoristen ist, daß er lacht und lachen macht“, oder wenn Lewes in einem Aufsatz über den großen Dickens meint: „Wenn mich ein Schriftsteller lachen macht, so ist er humoristisch, macht er mich weinen, so ist er pathetisch“ — so ist damit das Wesen des Humors gewiß nicht richtig gekennzeichnet.

Sängers Fluch'?" Antwort: „Ins Imperfektum." — „Und um euer Haus zu ordnen, wachet mit Auroren auf!" ermahnt Cid seine Töchter. „Wer ist nun Aurora?" fragt die Lehrerin und die prompte Antwort lautet: „Das Dienstmädchen."

* * *

Man erkennt leicht, daß der unfreiwillige Humor im Kindesmund sehr verschieden ist von demjenigen, der in unklarem, unlogischem Denken oder in der Unbeholfenheit des sprachlichen Ausdrucks, im falschen Gebrauche der Fremdworte u. a. seine Quelle hat. Welch ein Unterschied zwischen der Naivetät des Kindes, das auf die Frage, warum das Quecksilber im Thermometer in die Höhe steige, wenn man den Thermometer in warmes Wasser stelle, zur Antwort gibt: „Weil es ihm unten zu heiß wird", und dem komischen Pathos des Unteroffiziers, der eine stehende Figur der „Fliegenden Blätter" ist. Daß die Erfindungsgabe der Mitarbeiter des Münchener Witzblattes noch immer hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, dafür spricht die Anthologie von Regimentsbefehlen, die vor einiger Zeit ein Prager Blatt mitgeteilt hat. Da wird ein armer Tambour bestraft, „weil er die Ehrenbezeugung seinem Kommandanten samt eingehängtem Mädel (soll heißen: Mit einem Mädchen am Arme) geleistet hat". Ein Infanterist erhält zwei Tage Einzelarrest, „weil er als kommandierender Koch die Knochen der Regimentsmusik im Gesamtwerte von 19 Kreuzern unterschlug". Ein anderer Soldat wird bestraft, weil er „in täuschender Weise seinen Zugsführer nachahmte, indem er wie ein Schwein grunzte". In einem anderen Regimentsbefehle heißt es: „Das Dienstreglement läßt in der Gänze auch noch so manches zu wünschen übrig. Schwach ausgebildet erscheinen: In der Gottesfurcht die 1., 3., 6. und 12. Kompagnie, im Benehmen bei Erkrankungen die 2. und 7., im Verhalten vor dem Feinde die 4. und in der Vaterlandsliebe die 4., 8. und 11. Kompagnie. Ich ordne an, daß dies ungesäumt repetitionsweise nachgeholt und besonders alle Leute, welche in der Vaterlandsliebe noch nicht vollkommen ferm sind, täglich von 6 bis 7 Uhr abends praktisch darin unterwiesen werden, um ehetunlichst eine einheitliche Vaterlandsliebe im ganzen Regimente zu erzielen." Ein andermal wird angeordnet: „Der Herr Proviantoffizier hat heute nachmittag sämtliche Adjutantenpferde im Stehen, im Feuer und in der Musik zu unterweisen, und steht es den Herrn Berittenen frei, für ihre Person sich auch an dieser Übung zu beteiligen. Hiebei hat die Musik mit älteren Trauermärschen zu beginnen und ist, um jede Erschreckung zu vermeiden, der erste Schuß nur nach und nach herauszulassen." Aber was ist das alles gegen den nachfolgenden Regimentsbefehl: „Morgen früh findet eine Übung im

Von dem Humor zu dem, was wir unfreiwilligen Humor nennen, ist ein weiter Sprung. Der Humor will erheiternd wirken, dem unfreiwilligen Humor dagegen liegt keine komische Absicht zugrunde; gerade darum ist seine komische Wirkung eine so große. Wir lächeln über den Humor, aber wir lachen über Äußerungen des unfreiwilligen Humors. Auch der letztere hat zahlreiche Spielarten, von denen wir zunächst jene Äußerungen der Weisheit im Kindermund erwähnen, die in neuerer Zeit eine beliebte Rubrik der Tagesblätter geworden sind.

Ein Schüler soll ein Wort nennen, das mit einem Qu anfängt und er gibt zur Antwort: Kuhkäse. Der Lehrer, dem ein schon halb erwachsener Knabe eine derartige Antwort gibt, wird ihm einen Verweis erteilen, weil er annimmt, daß der Junge sich einen schlechten Scherz erlaubt habe, aber derselbe Lehrer wird lachen, wenn die Antwort aus dem Munde eines siebenjährigen Kindes kommt. Andere Beispiele: „Der Igel rollt sich zusammen, so daß man ihn nicht sieht." — „Zuletzt fuhren die Spritzen weg, mit dem Bewußtsein, eine edle Tat vollbracht zu haben." — „Der Zahn der Zeit hatte ihm das Haar gebleicht." — „Die Ureinwohner sind meist nackt bekleidet." — Das Mißverständnis, die Verwechslung von zwei Dingen, die durchaus nichts miteinander gemein haben, als denselben oder einen ähnlichen Wortlaut, wirkt allein schon komisch. Der Lehrer: „Ich habe euch jetzt etwas von der Klapperschlange erzählt; wer von euch kennt ein ähnliches Tier, dem man nicht trauen darf?" — Ein Schüler: „Der Klapperstorch." — Besonders komisch wirkt die Verwechslung, wenn sie eine natürlich unbeabsichtigte Bosheit mit sich bringt, gleichsam eine satirische Pointe, an die das Kind nicht denken konnte. Beispiele: Ein Schüler gibt, nach der Bibelstelle über Einsetzung der Ehe gefragt, statt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!" — die Antwort: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und deinem Weibe." — Lehrer: „Nun, und seinen Nächsten wegen des kleinsten Fehlers heruntersetzen — wer tut das?" — Schüler: „Der Herr Lehrer!" — Lehrer: „Wo kommen die Worte vor: ‚Nun sei bedankt, mein lieber Schwan?'" — Höhere Tochter: „Das hat die Leda gesagt."

In seinem Büchlein „Humor in der Schule" teilt J. J. Löwenberg folgende heitere Schulwitze mit: In der Anschauungsstunde soll der Unterschied zwischen Wohn- und Schulzimmer klargemacht werden und die Lehrerin schlägt vor, das Schulzimmer in ein Wohnzimmer zu verwandeln. „Da sollt ihr mir alle helfen. Was müssen wir nun wohl zuerst wegschaffen? Nun, du Kleine?" — „Den Dreck." — Auf die Frage: „Und warum durften Adam und Eva nicht von den Äpfeln essen?" erfolgt die Antwort: „Weil es Kochäpfel waren." — Frage: „In welche Zeit versetzt uns das Uhlandsche Gedicht ‚Des

Auch aus der kurzen Fassung von Telegrammen ist schon mancher Unsinn erblüht, z. B.: „Viehhändler U. Magdeburg. Morgen alle Schweine auf den Bahnhof. Sie erwarte ich auch. Ich komme erst morgen, da Personenzug keine Ochsen mitnimmt. Schlechtes Marktgeschäft. Rindvieh im Preise gestiegen. Sehen Sie sich vor. Wenn Sie Ochsen brauchen, denken Sie an mich."

Über die Freimachung des Lullus-Gesundbrunnens in Hersfeld in Hessen hat die „Hersfelder Zeitung" mit folgender köstlicher Stilblüte berichtet: „Fast dreihundert Jahre hat die Nymphe des Brunnens im Schoße der Erde geschlummert und den Sprudel zurückbehalten. Alle Versuche, sie mit guten Worten zur Herausgabe zu bewegen, waren vergebens. Doch als man ihr endlich in Befolgung des Dichterwortes: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt", mit dem Tiefbohrer energisch zu Leibe rückte, da schlug sie die Augen auf und gab den Sprudel frei."

Von komischen Anzeigen hat schon Puckler-Muskau in seinen „Tutti-Frutti" zwei köstliche Exemplare mitgeteilt. In der „Berliner Kreuzzeitung" veröffentlichte ein betrübter Familienvater folgende Annonce: „Gestern abend um 7 Uhr nahm der liebe Gott auf der Durchreise durch Teltow unseren lieben Sohn Fritz an den Zähnen zu sich." Und nach einem Monat meldete der vom Schicksal schwer heimgesuchte Gutsbesitzer: „Heute morgen nahm der himmlische Vater schon wieder unsere gute Tante Eulalia zu sich". Hier zum Schlusse noch einige andere Pröbchen von komischen Anzeigen: „Ein Reisender in Spiritus wünscht sich zu verändern und sucht einen Prinzipal in gleicher Flüssigkeit". — „Vom 1. Oktober an, wohne ich mir gegenüber. Meine Kunden werden gebeten von acht bis zehn Uhr bei mir zu klingeln". — „Gesucht zum sofortigen Dienstantritt ein nüchterner Kuhhirte mit Hund, der melken kann". — „Ein in Hemden vollständig eingenähtes Mädchen findet Beschäftigung." — „Von heute ab befindet sich mein Butterkeller eine Treppe hoch." Hat der Leser genug?

Auch die ernsten Stätten des Todes haben Beiträge zur Geschichte des unfreiwilligen Humors geliefert. Bekannt ist die Grabschrift von Eschlkam im Bayerischen Wald:

„Hier ruht das junge Öchselein,
Des Schreiners Ochsen Söhnelein.
Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Daß es ein Ochse werden sollt'.
Der Meister Ochs hat mit Bedacht
Kind, Sarg und Grabschrift selbst gemacht."

Die nachfolgenden originellen Grabschriften sollen sich früher auf dem alten Friedhofe in Lippspringe befunden haben:

Sanitätsdienste statt. Hiezu stellen bei: alle geraden Kompagnien einen Mann mit einem Schuß in die linke und alle ungeraden Kompagnien einen Mann mit einem Schuß in die rechte Kniescheibe. Ferner kommandiere ich hiezu für jedes Bataillon zwei Mann mit abgerissenen Beinen und für die 4., 8. und 12. Kompagnie zwei Tote, die sich als solche vorschriftsmäßig zu melden haben. Sämtliche Verwundete sind nach Vorschrift zu verbinden und erwarte ich, daß nicht wieder, wie im Vorjahre, ein Mann mit einem Bauchschuß mit einem Diarrhoepulver zur Beteilung gelange. Nach geschlossener Übung rücken sämtliche Tote und Verwundete wieder zu ihren Abteilungen ein."

Das sind köstliche Proben des militärischen unfreiwilligen Humors. Aber ähnliches finden wir auch in amtlichen Bekanntmachungen ziviler Behörden. In einem Wiener Blatte fand sich einmal folgende Publikation: „Am 1. v. M. ist in Strohmberg die Leiche einer unbekannten Mannsperson gefunden worden; dieselbe ist ungefähr 30 bis 40 Jahre alt, 5 Fuß, 7 Zoll groß und spricht stark durch die Nase." Wenn ein Ortsschulze verfügte: „Es ist strenge darauf zu achten, daß das Vieh in den Ställen nicht mit brennenden Pfeifen und Zigarren zu füttern ist", so ist dies eine Stilblüte, wie sie ähnlich auch schon bei sehr gelehrten Professoren vorgekommen ist.

Überhaupt — diese Stilblüten! Wie viel Gattungen kann man da wieder unterscheiden! Was kommt z. B. alles heraus, wenn man sich recht kurz fassen will. Da entsteht dann der „elastische Strumpfbandweber" oder der „geriebene Ölfarbenreisende" oder der „möblierte Zimmerherr". Über den zwei- oder dreijährigen Abonnenten hat man schon viele Witze gemacht, aber er findet immer noch sein Fortkommen. Die hübsche Wendung: „Kaum vier Jahr alt, übersiedelte sein Vater nach Amerika", kommt noch in mannigfachen Variationen vor. Und was leistet noch immer der berüchtigte „Zahn der Zeit". Man denke nur an den vielzitierten Bildermischmasch: „Der Zahn der Zeit, der schon so manche Träne getrocknet, wird auch über diese Wunde Gras wachsen lassen."

Hier noch einige Stilblüten, die einmal ein Wiener Blatt zur Erheiterung seiner Leser gesammelt hat:

„Die Mitglieder der chinesischen Studienkommission teilten sich gestern in zwei Teile." — „Nur der Geistesgegenwart des Bahnwächters ist ein Eisenbahnunglück zu verdanken." — „Unsere Universitäten sind wie rohe Eier; sobald man sie anfaßt, stellen sie sich auf die Hinterbeine." — Aus einer Verteidigungsrede: „Denn, meine Herren Geschworenen, wer in der letzten Zeit dieses Blatt gelesen hat, der konnte verrückt werden. Ich kann das sagen, denn ich habe es gelesen."

s Branntweinbrenna.

Man legt eine Hand auf den Tisch, das Kind klatscht sein Händchen darauf; nun legt man die zweite Hand darauf, dann das Kind sein zweites Händchen; sobald die vier Hände aufeinander liegen, wird abwechselnd immer die zuunterst liegende Hand weggezogen und mit leichtem Schlag obenauf gelegt.

Marianderl,
Pasch auf s Handerl,
Branntweinbrenna kann i,
Und an Branntwein han i,
Han an süßn, han an sauern
Und da süaß wird nöt lang dauern;
s Branntweinbrenna is a Gspoaß,
Aba d Handerl wern schon hoaß.

D Neujahranwünscha.

Mir fahrn über s Feld und gegn da Sunn,
Weil da Herrgott uns tuat a neugs Jahr vagunn;
Drüba freut si die himmlische Englschar,
Mir wünschn eng alln a glückseligs neugs Jahr!

Mir wünschn ön Herrn an goldaran Huat
Und koan Wein soll a trinka, der nöt is guat;
Drüba freut si u. s. w.

Mir wünschn ön Herrn an tiafn Brunn
Und daß eahm nia sein Glück nöt zrunn;
Drüba freut si u. s. w.

Mir wünschn ön Herrn a Schaffl voll Geld
Und neamd soll eahm nix z Trutz z toa vamögn auf da Welt:
Drüba freut si u. s. w.

Mir wünschn ön Herrn an goldaran Tisch,
Auf an iadn Eck an bachan Fisch;
Drüba freut si u. s. w.

Mir wünschn da Frau an Kittl von Gold,
Wann s halt wiar a Docka dahergehn wollt;
Drüba freu si u. s. w.

Wir wünschn ön Suhbuabn a Feder in d Hand,
Damit soll a schreibn üba s ganze Land;
Drüba freut si u. s. w.

Mir wünschn da Tochter a Nadl, daß si draht,
Wann s halt s Hochzeitkloadl gern spinna tat;
Drüba freut si u. s. w.

Mir wünschn da Dirn an Besn in d Hand,
Daß s d Spinnwittn abakehrn kann von da Wand;
Drüba freut si u. s. w.

Mir wünschn ön Knecht a Peitschn in d Hand,
Damit soll a fahrn üba s ganze Land;
Drüba freut si u. s. w.

Ön Wunsch habn ma gsprocha, wia s Sprüchl is gsetzt,
Liaba Herrgott, mach s wahr! toan ma bittn auf d letzt;
Drüba freut si u. s. w.

D Schulkrankheit.

Bist so krank wia s dicki Schweindl,
Magst nix lerna, aba s Reindl
Schleckst ganz saubar aus,
O du feini Maus!

Beim Reitn auf n Vatern sein Knia.

Hü und hott und hott und hü,
Baur is er und Bäurin sie.
Baur und Bäurin habn an Hof,
Habn zwoa Kuahln und a Schof
Und an Haißn,
Ganz an weißn;
s Haißerl will nöt laufn.
Hinterm Ofen singt a Grill,
s Haißerl, wann s nöt laufen will,
Baua, tua s vakaufn.
Gschwind vakaufn muaß s da Baua,
s Lebn, das wird eahm schreckli saua,
Schreckli saua wird eahm s Lebn,
Und da Weinstock, der tragt Rebn,
Rebn tragt da Weinstock,
Kirntln hat da Goasbock;
Hat da Goasbock langi Kirntl,
Wachsn auf n Bam die Dirndl,
Dirndl auf n Dirndlbam,
Wann doh s Büabl brocka kam!
s Büabl, das tuat Äpfl brocka,
Und zum Spinna ghert a Rocka,
Und a Rocka ghert zum Spinna,
Wann ma fragt, aft wird mas inna,
Inna wird ma s, wann ma fragt,
Was das kloani Büabl sagt.
s Büabl, das mecht reitn, reitn,
Aufi, abi üba d Leitn,
Hatt und hü und hü und hatt,
Und wanns gnua hat, aft is s satt.

Wann ma s Kinderl badn tuat.

Grüaß di Gott, Nanderl,
Gib ma dei Handerl,
Schliaf aus n Kloaderl,
Weg mit n Pfoaderl,
Eini ins Wannderl,
Flux!
Da Has is koa Fuchs
Und da Fuchs is koa Has,
Aba s Wasserl is naß,
Und wenn s Dirndl sauba is
Gfallt s ma ganz gwiß.
s Dirnderl hoaßt Nanderl,
Hat schneeweißi Zahnderl,
Hat schneeweißi Knia,
Aba gsehgn han i s nia.
Jatzt, mei liabs Nanderl,
Außa vom Wannderl,
Gschwind ins Pfoaderl,
Ins Kloaderl, in d Schuah;
Ins Zopferl a Banderl —
A Bussi! Mein Nanderl,
Lauf zua!

„Im Leben war sie wie Zinnober,
Im Tode war sie blaß und bleich.
Sie starb am 13. Oktober,
Am 15. war die Leich'.
Im Leben hat sie Gott gesucht,
Und starb doch an der Wassersucht."

„Getrost und ohne Sorgen,
Ging er am frühen Morgen
Auf seine Arbeit aus.
Da traf ihn eine Eiche,
Und ach — als tote Leiche
Kam abends er betrübt nach Haus."

Auf dem Grabe einer Kaufmannsfrau in Potsdam von 1762 überreicht ein Knabe der Frau einen Brief: „à Madame Dickers im Grünthal à Potsdam." Die Frau hat ein Blatt mit folgendem Wechsel in der Hand:

Golgatha am allgemeinen Erlösungstage.

Auf diesen Solawechsel, dessen Valuta ich an Frömmigkeit und ehelicher Treue erhalten, zahlet sogleich nach deinem Absterben die ewige Seligkeit

dein Heiland Jesus Christ.

Auch in dem Versprechen z. B. des Schauspielers, des Redners liegt ein starker komischer Reiz, der zum Kapitel des unfreiwilligen Humors gehört. Wenn der Schauspieler einer Theaterschmiere als alter Moor in seinem Turme die Worte des alten Moor nicht deutlich vernimmt, und statt: „Hab' Dank für das Brot in der Wüste" — „Hab' Dank für das Brot und die Würste" sagt, so weckt er ein fröhliches Gelächter des Publikums, das seinen Schiller besser kennt.

Des Knaben Wunderhorn aus Oberösterreich.

Kinderlieder, mitgeteilt von Hans Mittendorfer.

II.

Was da Gans alls aufpackt is worn.

Was tragt die Gans auf n Schnabl,
O Federgans?
An Hungrign mit Messa und Gabl
Tragt die Gans auf n Schnabl,
O Federgans.

Was tragt die Gans auf n Kopf.
O Federgans?
An Trumpeta mit an Kropf
Tragt die Gans auf n Kopf,
O Federgans.

Was tragt die Gans auf n Kragn,
O Federgans?
An Fuhrmann mitsamt n Wagn
Tragt die Gans auf n Kragn,
O Federgans.

Was tragt die Gans auf n Flügln,
O Federgans?
A Roß mit goldaran Zügln
Tragt die Gans auf n Flügln,
O Federgans.

Was tragt die Gans auf n Ruckn,
O Federgans?
A Bettlweib mit da Kruckn
Tragt die Gans auf n Ruckn,
O Federgans.

Was tragt die Gans auf n Pratzerln,
O Federgans?
A Katz mit zwoa jungi Katzerln
Tragt die Gans auf n Pratzerln,
O Federgans.

Was tragt die Gans auf n Schwanzerl,
O Federgans?
A Jungfrau mit n Hochzeitkranzerl
Tragt die Gans auf n Schwanzerl,
O Federgans.

Einquartierung.

D Antn rödn: Soldatn kemman! Soldatn kemman!
Da Antara sagt: Sakarlot! Sakarlot!
Dö Katz darzählt: Von Bernau! Von Bernau!
Da Haushund fragt: Wo? wo? wo? wo?
Da Hahn auf da Planka kraht: Dort schau hiiii!
Und dö Gäns schrein: Sö san schon da!

Geh, du schwarze Amsl!

Du kohlschwarze Amsl,
Zwö bist denn so schwarz?
Toats es nöt weitasagn,
Wanns es erfahrts,
D Muada hat gsagt,
I derf nöt davon rödn:
D Schuld hat mei Muada ghat,
Weil s mi nöt gwaschn hat,
Wiar i nu kloa,
Budawinzi klo bin gwön.

Goldvogl, fliag aus!

Drenta da Doanabruck
Steht a kloans Häuserl,
Sitzt a schens Dirndl drin,
Singt wiar a Zeiserl.
Goldvogl, fliag aus,
Hin zu dem Haus,
Klopf bei sein Fensterl an
Mit dem grean Kranzerl dran,
Sag, i laß s grüaßn,
Bei n Händn und Füaßn,
Sag, i mechts gar so gern
Da herent singa hern.

Glockerl, kling!

Kling, kling, Glockerl,
I woaß drei kloani Dockerl,
Im Gartn in an Hendlnest
San die drei Dockerl drinnen gwest.
Oans tuat Seidn spinna,
Das anda hat s nöt kinna,
Da geht s zum kühln Brünnderl
Und findt a goldigs Kinderl.
Das dritte Dockerl rennt lauf=lauf
Und schliaßt den blaua Himml auf,
Laßt außa a bisserl a Sunn
Und a bisserl laßt s drinn:
Dockerl beim Brunn, iatzt spinn!
Für s Kinderl spinnt s Dockerl
Von Sunnschein a Rockerl.

s Bettlmadl.

Is a kloans=kloans Bettlmadl,
Hat koa Strumpferl übers Wadl,
Hat koa Schuacherl übern Fuaß,
Wia das Kinderl friasn muaß.

Is a kloans=kloans Bettlmadl,
Kriagt koa Mehlspeis und koa Bratl,
„Bitt, a Supperl!" is sei Gruaß,
Wia das Kinderl hungern muaß.

Das bucklat Mandl.

Will i in mei Gartl gehn,
Will mein Zwiefl giaßn,
Steht a bucklats Mandl da,
Fangt laut an zum Niaßn.

Will i in mei Kucherl gehn,
Will mei Supperl kocha,
Steht a bucklats Mandl da,
Hat ma s Haferl brocha.

Will i in mei Stüberl gehn,
Will mei Kocherl essn,
Steht a bucklats Mandl da,
Hat s schon halberts gessn.

Will i in mein Holzlag gehn,
Meini Schoaterl holn,
Steht a bucklats Mandl da,
Hat ma s halberts gstohln.

Will i in mein Keller gehn,
Will ums Weindl kumma,
Steht a bucklats Mandl da,
Hat ma s Krüagerl gnumma.

Sitz i mi zum Rocka hin,
Drah mei Fahnderl schen,
Steht a bucklats Mandl da,
Laßt ma s Rad nöt gehn.

Wann i in mei Kammerl geh,
Will mei Betterl macha,
Steht a bucklats Mandl da,
Fangt hell an zum Lacha.

Han mi zu mein Bankl kniat,
Is zum Betn gwön,
Steht a bucklats Mandl da —
Und fangt an zum redn:
„Kinderl, liabs, i bitt, i bitt,
Bet für s bucklat Mandl mit!"

Guati Nacht, mei Kind.

Mei liabs Kind, guati Nacht!
Mit Rosn übadacht,
Unta Nagerln vasteckt,
Mit an Hüllerl zuadeckt
— Morgen früah, wann s Gott will,
Wirst wieda aufgweckt.

Das ewi Liacht.

Blüahn Rosn rot.
Und i lieg in da größtn Not,
Und i lieg in da größtn Pein,
O wia gern mecht i drobn im Himml sein!

Bin umi kemma übern Steg,
Da gegnt mar an Engerl und schickt mi weg.
O na, i trag s nöt fort, mei Not,
I kimm von Gott, i will hin zu Gott.
Da liab Herrgott wird mar a Liachtl gebn.
Das wird ma leuchtn ins ewi Lebn.

Wiagnliad.

Eia popeia,
Was raschlt im Stroh?
A barfuaßigs Ganserl,
Das raschlt a so.
Da Schuasta hat s Leder,
Koan Loast nöt dazu,
Drum kann er ön Ganserl
Koan macha, koan Schuah

Eia popeia,
Schlag s Gluckhenderl tot,
Legt ma koa Oarl nöt,
Frißt ma mei Brot.
Rupfn ma ön Henderl aft
D Federl all aus,
Machn ön Kinderl
A Federbett draus.

Eia popeia,
Is das iatzt a Not,
Wer schenkt mar an Hella
Auf Zucka und Brot?
I vakauf halt mei Betterl
Und leg mi auf s Stroh,
Da sticht mi koa Federl,
Da beißt mi koa Floh,
Eia popeia!

Wann da Bua bitzl.

Wann da Müllna tuat mahln,
Draht si s Mühlrad rundum
Und mei Bua, der tuat bitzln,
Woaß selbn nöt, warum.

* * *

Bitzlt da Bua,
Gibt a koa Ruah,
Nimmt a alls übazwerg,
Halt ön Hund für an Berg,
Ön Backofn für a Bierglas,
Ön Mehlsack für a Weinfaß,
Ön Kerschbam für an Besenstiel,
Ön Flederwisch für a Windmühl,
Dö Katz für a Wachtl,
D Seihpfann für a Schachtl,
s Hackbrett für an Löffl
Und ön Hansl für n Stöffl.

Fangaspieln.

Schau, da tanzt da Butzimann,
Da kloa Bitzi=Butzimann,
In da Stubn umadum,
In da Stubn umadum,
Und kann mi nöt fanga,
Kann mi gar nöt daglanga.
Bitzi=Butzimann, kumm,
Rechts umadum,
Links umadum —
Und iatzt hat a mi schan,
Da kloa Bitzi=Butzimann!

Wia s zuageht auf n Bettlmann seina Hochzeit.

Hupf in Sattl:
Hinterm Stadl
Geht a großi Gaudi an,
Hochzeit halt da Bettlmann,
Pfeift eahm s Lauserl,
Tanzt eahms Mauserl,
s Nigerl schlagt die Trmml;
Daß ma s sollt vanehma,
Macht's an großn Rumml.
Alli Tier, dö sehgn und hern,
Hochzeitschaun gehn alli gern;
Alli Tier, dö Schwoaferl habn,
San auf d Hochzeit kemma.

Wann s zum Tanzn wird.

Gschwind heft ön Goasbock an,
Daß a nöt steßn kann,
Gib eahm brav Heu;
s Heufürgebn is koa Plag,
Gib eahm nur, was a mag,
Daß a brav tanzn kann,
Rechts und links walzn kann
Und dazua schnalzn kann,
D Musi hebt s Spieln schon an,
Radibum, drahdium,
Oanszwoadrei, geht schon glei,
Schwarz is da Ofnruaß,
Linka Fuaß, rechta Fuaß,
Wann s Dirndl tanzn muaß,
Purzlt s ins Heu.

Auskunft.

Schatzerl, wia hoaßt denn? — Lini.
Und a bravs Dirndl bin i.
Han roti Strumpferl an,
Weil i schon stricka kann
Und häkln und nahn
Und ön Haspel drahn,
Und nu weit mehr kann i.
Und a kloans Brüaderl han i,
Das liegt in da Wiagn,
Und mecht s was z essn kriagn,
Aft schreits: ko=a, ko=a!
Wann s schon gröża wa,
Tat s eh nimma woan;
Ko=a, ko=a machan s netta dö Kloan.

ist? Das ist ja Geschmacksache. Und die Meinungen, was sittlich oder unsittlich ist, gehen himmelweit auseinander. Das ist eine Sache, die schwer zu lösen sein wird. Die Zensur! Aber doch um Gottes Willen nicht die amtlich bürokratische, die uns schon einmal eine große Literatur erwürgt hat. Ich kann mir nichts Besseres denken, als ein von gesitteten und gebildeten Menschen, Philanthropen, Poeten, Poeten, Lehrern, Pädagogen u. s. w. gestelltes Volksgericht. Gesagt ist das leicht, aber wenn's zur Ausführung kommen soll, dann zeigt sich die Schwierigkeit. Die Bewegung würde sich am Ende gar gegen die Preßfreiheit zu richten haben, und damit wäre ein großes Gut zerstört. Die Sache ist höllisch schwer zu machen. Der neue Preßverein, dem aller Erfolg zu wünschen ist, sollte sich beschränken auf die Ausrottung der Schandliteratur und ein Programm aufstellen, in welcher Weise er denkt, daß das zu machen wäre.

„Der sicherste Schutz gegen Schand- und Schundliteratur ist das Nichtlesenlernen", sagte mir ein junger Kaplan. Ohne zu bedenken, daß den Leuten dann auch der Genuß des „Bonifazius-Blattes" verloren ginge.

Ich meine eher, die Schulen noch mehr anzuspannen, als sie aufzulassen. Und wäre es nicht denkbar, daß jede Volksschule eine kleine Buchhandluug hätte, in welcher die passendsten und besten Bücher um allerbilligste Preise zu haben wären? Der kürzeste Weg ins Volk.

Aber dazu gehören ungeheure Mittel, die nur durch einen allgemeinen Zusammenschluß aufgebracht werden könnten.

Ganz leicht spielte es tagsüber am Himmel herum: feine Wölklein, kühler Windhauch, klarer Himmel, sengende Sonnenstrahlen, Wolkenballen, die sich nach flüchtigem Sprühregen wieder lösten. Allmählich kam ein Gewitter mit gewöhnlichem Donner und Regen. Aber dieses leichte Gewitter deckte uns ein schweres zu, das finster und langsam herangrollend am Himmel stand, als sich das erstere aufgelöst hatte. Ohne Sturm sank es auf uns nieder und überschüttete uns mit Blitzen und schmetterndem Krachen. Fenster und Türen waren bald verwahrt, und doch hatten wir im Hause das Gewitter. In allen Stuben und Räumen gehen an der Wand die elektrischen Lichtdrähte herum, und in diesen Drähten hub es an zu knistern, zu schnalzen, zu knallen und an einzelnen Stellen sprühten Funken hervor, mit Blitzscheinen die Zimmer erfüllend. Das Haus war voll staunender Menschen, die jungen Leute lachten, die Kinder jubelten über die Lichtspiele. Mir war ein wenig bange. Als das Gewitter vorüber war, die Fensterläden geöffnet wurden, blieb es dunkel, weil es schon Abend geworden. Wir wollten Licht aufdrehen, aber es kam keines. Der Blitz hatte zerstört. Eingeschlagen

Heimgärtners Tagebuch.

Fahrt von Mürzzuschlag bis Vordernberg. Und die Augen einmal für etwas anderes aufgemacht, als für die Schönheit der Landschaft. Nun standen mir die Gewerkschaften da, die Hochöfen, die Eisenhämmer, an jedem Ort ein Gewerke, und zwischen den Ortschaften erst noch die größten. Die Riesenwerke bei Kapfenberg, dieses Donawitz bei Leoben, denen in den Ländern weitum keines gleicht. Ich jammere, wie solche Industrieorte die Landschaft entstellen, und doch bin ich freudigen Stolzes darüber, daß mein Heimatland so eisern ist. Fünfzehn größere Eisengewerke zählte ich auf der eineinhalbstündigen Fahrt. Aber das alte Vordernberg am Fuße des Erzberges wird stiller, je weiter sich unten Donawitz mit seinem qualmenden Schlottenwalde breitet. Wie ein himmelklarer Sonntag zwischen rauchenden Wochentagen ruht das industriereiche Trofaiach da im Kranze seiner Wald- und Felsenberge. In diesem Orte hatte ich eine Erntefreude. Buschig und hoch steht der Park, der vor dreiundzwanzig Jahren mit dem Ertrage einer Vorlesung angepflanzt worden war. Schatten und Kühle gaben die Bäume dem, der auf der Bank saß, im Anschauen des weithin sich kreisenden Hochgebirges. Und da kam es mir zu Sinn: Wie bist du zu dieser Auserwählung gekommen? Im Lande ringsum muß alles hart arbeiten an rauch- und staubspeienden Hochöfen, an glühenden Essen, in Steinkohlenmagazinen, in Lärm und Gefahr, unter kaum gebändigten Elementen, unter den Roheiten der Gesellen. Und du ruhest da in einem ewigen Sonntag und die Schönheit der Welt, die anderen ausweicht, kommt gelinde zu dir heran und verhüllt dir die Schrecknisse, die im Hintergrunde des Daseins lauern!

Zur Zeit bildet sich ein deutschösterreichischer Preßverein, der sich nach dem Aufrufe vom Lehrer und Schriftsteller Adolf Frankl große sittliche und wirtschaftliche Ziele steckt. Unter anderem auch die Ausrottung der Schand- und Schundliteratur. In Deutschland arbeiten schon seit Jahren Tausende von Menschen und — gerundet gesprochen — Millionen von Mark, um den verhängnisvollen Krebsschaden zu heilen. Man erkennt den ungeheuren Einfluß der schamlos seuchenden Literatur, die unser Volk zu vernichten droht, ja zum Teil schon vernichtet hat. Aber verdammt schwer beizukommen ist diesem Satan. Die Menge trinkt zu gierig an den Giftpfützen, die aus offenen und verborgenen Kanälen so üppig jauchen. Man wird müssen die guten Bücher gleich billig und auf gleichen Wegen ins Volk leiten. Und die gleiche Trommel für sie schlagen, wie es für den Schund geschieht. Nun aber, wer entscheidet, was Schand und Schund

sie sich allmählich seßhaft und bevölkern die Gegend mit ihren Kindern. Nachher wundert sich der Deutsche, daß er zurückgedrängt wird. Viel wird geredet und geschrieben über das Zurückgedrängtwerden der Deutschen, von dieser Tatsache wird geschwiegen. Und just das, selbst wenig Kinder zu haben und immer fremde Arbeiter ins Land zu ziehen, gerade das ist der Hauptgrund, wenn unser deutsches Volkstum zurückgeht. Alles andere, selbst die antideutscheste Politik, richtet nicht so viel Unheil an, als dieses sich allzu sorgenscheue Kommodmachenwollen im Heimatlande.

Ich kenne ein Dorf, da waren vor dreißig Jahren noch lauter deutsche Namen, nicht ein tschechischer oder welscher. Heute trägt fast die Hälfte der Hausbesitzer fremde Namen. Als böhmische Deichgräber, als italienische Maurer, als kroatische Bauernknechte, als ungarische Drescher, als fremde Handwerksgesellen, als jüdische Handelsagenten sind sie nach und nach in die Gegend gekommen, haben fleißig gearbeitet und weniger gesoffen als die Einheimischen, haben sich eingeheiratet oder den abwirtschaftenden Deutschen die Häuser abgekauft. So geht's her. Mir sind die Fremden als Menschen ja nicht schlechter als die Deutschen, ja, wenn sie arbeitsamer und sparsamer sind als diese, wirtschaftlich sogar werter. Aber wenn wir Deutsche sein und bleiben wollen, so müssen wir uns auch behaupten können. Mit Redenhalten, Zeitungschreiben, Heilrufen, ja auch mit Schulengründen ist's nicht getan. Das sind harte Worte, mir werden sie schaden. Möchten sie anderen nützen!

Morgen Herr, wer heute Knecht.
Armut stärkt und Reichtum schwächt.

Es gibt Leute, die sich selbst alles erlauben und anderen alles verbieten wollen. Praktisch ist das schon. Vielleicht! — Wenn man durch das Land wandert, so findet man in freier Natur häufig und immer häufiger die von ferne so malerischen und in der Nähe so häßlichen Warnungstafeln: „Das Beerensammeln, das Schwämmesuchen ist hier bei Strafe verboten!" Alte Fußsteige, die als Touristenwege wieder zu Ehren gekommen sind und so vielen Leuten zur Erholung und Freude dienen, werden von den Grundbesitzern verboten, verrammelt, der Markierung beraubt oder die Markierung wird gar gefälscht, daß sie in die Irre führt, so wie vor wenigen Jahren im Tännengebirge auf diese Art ein Tourist zugrundegegangen ist. Und das der Jägerei wegen! Des Volkes, der Arbeiterschaft edelste Regung ist die Naturfreude, das Herumgehen in Wald und Flur und auf den Bergen, wenn Sonntag ist. Wie sollte man sich darüber freuen! Erst gestern wollte hier eine kleine

hatte es bei uns. Und zwar, ohne daß wir's gemerkt hatten. Zitzerlweise, in kleinen Raten eingeschlagen. Und anstatt Feuer zu bringen, hatte der Blitz uns Feuer genommen. Wir konnten noch zufrieden sein.

Unweit von hier starb vor zwei Jahren ein alter Bauer. Er hinterließ einen Hof, stattlich, wohlgepflegt und schuldenfrei, wie im Lande selten einer zu finden. Der Mann hatte aber auch mit größtem Fleiß und unermüdlicher Arbeit daran geschaffen, dreiundvierzig Jahre lang. So war's mit schwerer Müh' gelungen. Er hatte acht brave, größtenteils schon erwachsene Kinder. Aber sein Tod bedeutete den Zerfall der musterhaften Wirtschaft. Der Hof, sechzehntausend Gulden im Wert, mußte nach dem Erbschaftsgesetze in acht Teile geteilt werden. Der Sohn, der ihn übernahm, hatte plötzlich vierzehntausend Gulden Schulden und mußte jährlich über fünfhundert Gulden Zinsen hinwegzahlen. Er muß nun den schönen Hof, die alte Heimstätte des Geschlechtes, an einen Güterschlächter verkaufen.

So ist es bei uns. Wenn der Staat heutzutage sagt, er wolle dem Bauernstande aufhelfen, so soll er gleich zur heiligen Beichte gehen, will er nicht in einer Todsünde leben und — sterben. Und wäre schon diese Lüge keine Todsünde, so ist das Umbringen des Bauernstandes eine — für jeden Staat. Die sieben heimatlosen Kinder unseres Bauern versuchten ihr Glück in der weiten Welt, aber ihr Kapital reicht nicht, um sich ein neues Heim zu gründen. Die Proletarier sind fertig. Funkelnagelneu! So wird die sogenannte Gerechtigkeit, daß alle gleichviel erben, zur Ungerechtigkeit, weil sie die Einen heimatlos macht und gleichzeitig dem Übernehmer des Gutes die Möglichkeit nimmt, es zu behaupten. Für den Ältesten (den Fähigsten) das „Majorat", für die anderen Kinder das Heimatrecht; für den Besitzer Militärfreiheit, für die anderen Altersversorgung — solche Vorlagen müßten in den Reichsrat kommen, wenn es jemandem um das Bestehen des Bauerntums zu tun wäre.

Aber das sind alte Geschichten, sagen sie, längst erprobt und verbraucht. — Also ist das alte Bauerntum dahin. Woher wird das neue kommen?

Der Deutsche ist eigentlich ein komischer Mensch. Selbst will er so wenig als möglich Kinder haben. Das dritte Kind oder gar das vierte macht ihn schon schrecklich besorgt, es könnte ihm zu viel von seiner Lebensbehaglichkeit nehmen. Ferner will er lieber anschaffen, als persönlich grob arbeiten. Zu den groben Arbeiten nimmt er sich Leute aus fremden Völkern her. Er zieht sie ins Land, dort machen

kann niemand aus seiner Zeit, und wenn sie ihn noch so ärgert. Aber ich begreife den Zorn des Himmelsuchers, er denkt sich jene Zeit, in der der Krummstab herrschte, unter dem es gut wohnen war, in der jene Ordensreiche und Klösterpaläste gediehen, wie sie heute noch in gesegneten Gegenden stehen und von denen uns anderen gerade Hansjakob reizende, lebenswahre Schilderungen macht. In seiner Reise nach Österreich („Letzte Fahrten“) erzählt er von den fürstlichen Stiften Kremsmünster und St. Florian in Oberösterreich und ihrem friedsamen Erdenleben. Diese Reste zeigen uns noch, wie schön es im Mittelalter war. Nur leider nicht überall. Ja, wenn sie alle so gelebt hätten, wenn wir alle so leben könnten wie die geistlichen Herren in solchen Klöstern, dann nur zurück in das Mittelalter. Zu dieser Reaktion würden alle halten, sogar die Sozialdemokraten, und es gäbe auf der Welt keinen Anarchisten. Doch, wie sind denn diese Friedstätten im Mittelalter so geworden? Nicht auch durch die Kultur?

Wenn es nicht ein katholischer Pfarrer erzählte, wie man heute noch in jenen Klöstern lebt, man würde sagen, irgendein Fortschrittler übertreibe da tendenziös. So wird's wohl wahr sein. Aber eben, weil es wahr ist, hat der Schilderer Hansjakob einen Stein im Brett. Die neue Kultur bringt sie nicht zusammen, solche wirklich gottgesegnete Friedensstätten, solche harmonische Schönheiten, wie etwa im Stifte St. Florian. Nur in der alten Zeit haben sie entstehen können. Jedem einzelnen, und wäre es der Ärmste und Niedrigste von Herkunft gewesen, war es möglich, im Klosterpalaste der Erste zu werden. Wer sich nun nach diesen schönen Einrichtungen sehnt, und wer sollte das nicht! der muß dem Herrn Pfarrer allen Ernstes recht geben, wenn er die moderne Überkultur haßt, die so viel Unruhe, Unzufriedenheit und Verzweiflung in die Welt gebracht hat. Und man verzeiht ihm auch die kleinen Ungerechtigkeiten und Bosheiten, die er so mit schmunzelnder Miene herumstreut. Hansjakob ist aber selbst ein moderner Mensch, sonst wäre er nicht so unzufrieden mit allem, nicht so sarkastisch, nicht so räsoniererisch. Mir geht's ja auch ähnlich. Eben der sich so enttäuscht fühlt von der modernen Zeit, daß er satt und übersatt ist an ihr, der verlangt zurück. Schon um sozusagen die neue Zeit noch einmal anzufangen und sie besser zu machen. Oder vielleicht sieht die neue Zeit sich von der Ferne schöner an als von der Nähe. Springen wir einmal. Springen wir über den Graben und seien im Mittelalter, und schauen hinüber in die Neuzeit. Vor allem müßte den demokratischen Hansjakob die größere Völkerfreiheit freuen. Im Mittelalter würde er selbst verbrannt mitsamt seinen Schriften, so christlich sie sind, oder besser: so christlich sind sie. — Und noch eins. Die Natur, zu der die Neuzeit erwacht ist und vor der auch Pfarrer Hansjakob manchmal so fromm betet! Ist

Gesellschaft von Arbeitern, dem Verein „Naturfreunde“ angehörend, eine Bergpartie auf das Sonnegg machen, da fand sie den Fußweg verboten. Die Gesellschaft kehrte mißmutig um, ging ins Wirtshaus, wo es gegen Abend abscheuliche Räusche gab.

Der Gutsbesitzer mokierte sich sehr über dieses „wüste Gesindel“, „das keine andere Unterhaltung kennt, als zu saufen und schandbar zu sein.“ Und war es doch er, der den Leuten den Weg zu reineren Freuden abgeschnitten hatte. Aber auch er selbst kennt diese reineren Freuden nicht, ihn vermag nur die Jagdgier hinauszulocken in die Natur. Es ist die Frage, kann das uralte Menschenrecht an Wald und Berg und Wasser weggenommen werden? Dann würden die Herren „Eigentümer“ den Besitzlosen auch noch Luft und Sonne wegnehmen, wenn sie könnten. Zum Teil können sie's auch. Lasset den Armen eurer Gegend doch die wildwachsenden Früchte des Waldes, den einzigen freien Tisch, den ihnen Gott gedeckt hat. Es ist ja schofel für einen reichen Mann, den heimischen Armen, den Kindern, deren größte Kindesfreude das Beerensammeln ist, Beeren und Pilze vom Munde weg an fremde Händler zu verschachern um ein paar filzige Kronen. Und lasset den Leuten die alten Steige durch die Landschaft, sofern sie keinen Schaden tun. Die wenigen Wochen Sperre zur Jagdzeit wird man euch dann nicht verargen. Denket, was euch der heilige Petrus sonst einmal antun könnte! Wenn ihr auf eurer Hochtour zum Himmel plötzlich vor einer Tafel steht: Verbotener Weg!

Hansjakob, der schwäbische Stadtpfarrer und Dichter. Ich habe viel von ihm gehört, aber nicht alles gelesen. Er ist Volksgeschichtenerzähler und von seinen Volksschilderungen kann man viel lernen. Er kennt seine Schwaben und beschreibt sie köstlich. Kann er ersteres, das künstlerische Erzählen, nicht besser als ich, so kann ich letzteres, das getreue Schildern, nicht besser als er. Das sage ich, weil wir gern miteinander verglichen werden. Mir wird auch nachgesagt, daß ich gegen Kultur und Bildung sei, was aber nicht wahr ist. Ohne selbst eine Schule gehabt zu haben, bin ich mein Lebtag für die Schule tätig gewesen, schriftlich und persönlich. Nur die Überkultur, die Verbildung mag ich nicht leiden, die soll der Teufel holen! Denn sie bringt die Menschen um, oder macht sie gar dumm. Die Hypertrophie des Geistes macht den Menschen zum Kretin, der vor lauter Buchstabenwissen für alles Eigendenken und Schaffen ungeeignet ist. Wer aber gegen die Kultur an sich losgeht, das ist Hansjakob. Das ist ein unerbittlicher, felsenharter Hasser der neuen Zeit. So meint er selbst. Er kann sich gar nicht genug gegen sie auswettern. Und bedient sich ihrer mit Behagen. Es kann ja niemand aus seiner Haut, und wenn sie ihn noch so juckt; es

Den bekannten Schluß von Goethes „Faust“ könnte ich am leichtesten so verstehen:

Alles Geschehende
Ist nur ein Gleichnis,
Und das Vergehende
Ewig Ereignis.
Alles Empfangene
Beugt deine Bahn,
Nur das Vergangene
Zieht dich hinan.

Im Hollerhof war ein alter Häusler, dem man eines Tages das Weib begraben hatte. Ganz allein blieb er zurück, nichts um sich als die Mühsal des Alters und die Verlassenheit. Die Leute glaubten, der Alte würde trostlos sein. Aber er war nicht trostlos, er schmunzelte. Es sei der glücklichste Tag seines Lebens. Und die Zwei waren doch so enge miteinander verwachsen gewesen. Er war nur so froh, daß die Leute sich alle jetzt um sie kümmerten, daß alle Nachbarn da waren beim Begräbnis und daß alle Glocken läuteten. So ein Ehrentag! Sich so schön trösten zu lassen! Alle redeten ihm so lieb zu, so lieb, wie noch sein Lebtag nie. Er war wer an diesem Tage! Und dachte wohl, es ginge nun so fort, daß sie aus Mitleid lieb mit ihm wären. Am folgenden Tage war es wieder wie sonst, kein Mensch sah nach ihm. Da wußte er, daß er allein war. Traurig aber machte ihn das jetzt nicht mehr, es zahle sich nicht mehr aus. Er war heiter wie früher nie. Dann ging er auch. Bei seiner Leiche beredeten sie es erst, und er tat ihnen leid. An den alten Wastel habe ich seither oft gedacht, wenn wir die Lebendigen versäumen und den Toten so feierlich nachläuten. Wir sind die Wahren, wir!

Der Schnautzelbaumer hatte den Prozeß gewonnen und mußte doch zahlen. Er hatte zu oft zum Gericht laufen müssen. Am Wege dahin stand von Kilometer zu Kilometer ein Wirtshaus. Und vor jeder Wirtshaustür stand der Wirt mit dem grünen Samtkappel; der grüßte den Straßenwanderer und sagte: „Geh, Schnautzelbaumer, rast ab a wengerl und kauf dir a Krügel Bier, ’s ist angeschlagen.“ — Freilich war’s angeschlagen, vielleicht schon seit etlichen Tagen, und wenn er’s nicht anbringt, so wird’s hin. — ’s teure Bier hin werden lassen? So unwirtschaftlich ist der Schnautzelbaumer nicht. Er gönnte sich stets ein paar Krügel, „nachher geht ma wieder leichter“. Denn bis zum nächsten Wirtshaus war es rund ein Kilometer. — Das kann man wohl bemerken, die Bierwirte betteln mehr Gäste an als die Weinwirte. Das Bier ist zudringlich, der Wein ist vornehm. Der Wein kann warten. Das Bier wird hin, wenn’s nicht gleich vom Zapfen

nicht der wunderbare Erdkreis mit seinem Sternenhimmeldach ein noch größeres Gotteshaus und ein noch schöneres als die Stiftskirche in St. Florian?

Aber wenn man anderseits die Abscheulichkeiten der Neuzeit zu fühlen bekommt, dann begreift man den zürnenden alten Herrn recht gut, da denkt man, er ist nicht ein Zurückgebliebener, er ist ein Vorauseilender. Er sehnt sich glühend nach der Zukunft, die den Menschen wieder Frieden, Heimlichkeit und Vertrauen bringt, wie diese Himmelsgüter in einzelnen Priesterpalästen des Landes noch zu finden sind.

Der vor kurzem von Papst Pius X. heilig gesprochene Pater Hofbauer hat, wie Martin Spahn nachträglich erzählt, einmal folgenden Ausspruch getan: „Seitdem ich als päpstlicher Abgesandter in Polen die religiösen Zustände der Katholiken und in Deutschland die der Protestanten habe vergleichen können, ist es mir gewiß geworden, daß der Abfall von der Kirche eingetreten ist, weil die Deutschen das Bedürfnis hatten und haben, fromm zu sein.“ Dasselbe Erkennen und eine freundliche Duldsamkeit habe Hofbauer auch im Leben gezeigt.

Man sagt, die Religion sei für arme Leute nötig, die auf der Welt auch nicht viel Gutes haben. So weit nun ich in die Welt geschaut, sehe ich, daß reiche Leute die Religion noch notwendiger brauchen als arme. Wenn den letzteren Schlimmes passiert, so wissen sie es zu tragen, weil sie ja Elend überhaupt gewohnt sind. Wie schwer sich aber der Reiche im Unglück zu fassen weiß, wie trostlos er dasteht, wenn seine weltliche Herrlichkeit zusammenbricht, wenn er sein Liebstes durch den Tod verliert, das kann man oft sehen. Es ist unrichtig, wenn die Sozialdemokraten sagen, daß die Religion nur für's niedrige Volk erfunden worden sei. Das vornehme hat sie mindestens ebenso nötig, wenn nicht noch nötiger. In Glück und Wohlsein ist ja Religion unten wie oben zu entbehren, im Elend oben wie unten unentbehrlich. Die immer Gedrückten können nie so tief und so empfindlich ins Unglück kommen als solche, deren Weg zumeist auf behaglicher Höhe dahinzieht. Für diese führt der Zusammenbruch geradehin zur Verzweiflung. Sie müßten denn große Philosophen sein, oder — Religion haben. Das ist ja so ähnlich, daß man unter Umständen sagen könnte: Philosophie ist gedachte Religion, Religion ist empfundene Philosophie.

Wenn einer gescheit ist und sich gut ausdrücken kann, ist er ein gemachter Mann. Wenn er dazu auch Eigenbau-Gedanken hat! Man hat eine Weile gebraucht, um sich an Hermann Bahr zu gewöhnen; er war einer von solchen, die um jeden Preis immer originell sein wollen und sich dabei selber verlieren. Bahr hat sich wieder gefunden und mehr gewonnen, als er aufs Spiel setzte. Nur zu viel Ärger hat er in sich, er weiß es oft vielleicht selbst nicht, worüber. Er hat das Bedürfnis sich zu ärgern und so muß halt dies und das dazu herhalten. Vor allem ist es Wien und Österreich. So lange der Österreicher in Österreich lebt, ärgert er sich natürlich über Österreich; erst in der Fremde sieht er, wie schön es ist und wie gut in ihm zu leben. Bahr ärgert sich aber auch noch in Berlin über Österreich, besonders über Wien. Ich schließe daraus, daß er es nicht vergessen kann, daß er es unbändig liebt. Nach meinem Geschmacke treibt Bahr zu viel Schöngeistelei über Theater, Kunst und Literatur. Wer so viel Eigentalent hat, der sollte es nicht durch Kritisieren anderer Talente verschwenden. Er sollte von innen heraus arbeiten, nicht von außen hinein. Bahrs neuester Roman „Drut" ist ein neuer Beweis des Gesagten. Der ist von innen heraus, von einem Könner.

Schade, daß es mir nicht eingefallen ist, das Wort „Runde" für die Bezeichnung des Tageslaufes zu gebrauchen — damit die Herren Sprachgelehrten sich wiedereinmal gesund ärgern hätten können. Professor Dr. E. Braatz schlägt in der „Woche" vor, daß man für den bisher gewöhnlichen Ausdruck „Vierundzwanzig Stunden" das Wort Runde gebrauchen solle. Weil in solcher Zeit die Erde sich ja einmal um die Runde dreht. Fünfzig Stunden z. B. würden heißen: Zwei Runden und zwei Stunden. In sechs Runden hat Gott die Welt erschaffen, in der siebenten hat er geruht. Aber Runde und Tag ist nicht dasselbe. Im gewöhnlichen Leben hat der Tag nur 12 Stunden, das übrige heißt Nacht; im astronomischen hat er 24. Und für diese paßt das Wort „Runde" trefflich. Hat es nur erst die Wissenschaft für ihre Zwecke zu größerer Bequemlichkeit eingeführt, dann folgt der erweiterte Gebrauch schon nach. Ist ein Ausdruck gut, so kann man sich ihn in einer einzigen Runde angewöhnen.

Unseren Karl Morre haben wir zu spät entdeckt und zu früh verloren. Kaum fünfzehn Jahre lang sahen wir ihn in der Öffentlichkeit und doch wirkt er heute noch. Er war in Dichtung und Leben ein Fürsprecher der Armen und Verlassenen im Lande. Das Volk liebt ihn,

getrunken wird, der Wein wird besser. Das Bier ist plebejisch, der Wein ist aristokratisch. Nun, der Schnautzelbaumer war haushälterisch und wollte kein Bier verderben lassen, lieber sich selber. Er hatte zwar gemeint, diese Wirtshausausgaben könnte er seinem Gegner zu den Prozeßkosten ankreiden, und da er im Laufe der Zeit nicht weniger als sechsundzwanzigmal zu Gericht laufen mußte, allemal an den Wirtshäusern hin, so machte das ein stattliches Sümmchen aus. Aber der Richter entschied, der Schnautzelbaumer könne wohl das Laufen anrechnen, aber nicht das Saufen. So hatte der Prozeß (es handelte sich um einen Grabensteg) dem Verlierenden 13 Kronen gekostet, dem Gewinnenden aber ums Dreifache mehr.

In den ersten siebziger Jahren war's, als der damals neugebackene Volksschriftsteller an die „Gartenlaube" eine kleine Novelle geschickt hatte. Nach einiger Zeit kam ein Brief — ein gottlob ganz dünner — die Erzählung sei angenommen. Wieder nach einiger Zeit kam der Geldbrief. Ich glaube, es waren 50 Taler; für den Waldbauernbuben geradezu ein Haupttreffer. Und nun wartete er auf den Abdruck. Männiglich Schriftstellervolk weiß, was es für einen Anfänger heißt, auf das Erscheinen der ersten Arbeit warten! Aber es verging Woche um Woche, Monat um Monat — die Erzählung erschien nicht. Und als ein Jahr vergangen war, da fragte der Autor in Leipzig bescheiden an; denn so lieb ihm die 50 Taler waren, das Gedrucktwerden wäre ihm noch viel lieber. Wie aber lautete der Bescheid? Er lautete, daß die Arbeit doch nicht für die „Gartenlaube" geeignet sei, und das Manuskript folgte zurück. Welch ein Schlag! Moralisch und materiell! In bezug auf das letztere war er geradezu ruiniert. Allsogleich schrieb er an die „Gartenlaube", daß er außerstande sei, das empfangene und längst verbrauchte Geld sogleich zurückzugeben und ob er es nicht in Halbjahresraten abstatten dürfe. Hierauf antwortete Ernst Keil, der Gartenlaubemann, persönlich: „Lieber Herr! Das Ihnen von uns zugegangene Geld brauchen Sie überhaupt nicht zurückzugeben, denn es gehört Ihnen. Sie konnten das von uns hier festgelegte Manuskript bisher nicht verwerten, also haben sie die Entschädigung zu beanspruchen." — Der Musensohn ließ sich das gerne gefallen. Um die Erzählung bewarb sich nachher ein inländisches Blatt und versprach dafür ein Honorar von drei Gulden. Die Geschichte wurde da abgedruckt, die drei Gulden aber sind ausgeblieben. Denn das Blättchen war mittlerweile eingegangen. Das deutsche Blatt zahlte ein großes Honorar für etwas dann Nichtbenütztes; das österreichische druckte die Geschichte ab und blieb das kleine schuldig. So ungefähr war damals der Unterschied zwischen dort und da.

In der ersten Jugend würde der Mensch, wenn er Vernunft hätte, sich spielend leicht erziehen. Denn die törichten Neigungen sind noch zart und leicht zu ersticken. Aber er hat die Vernunft nicht. In alten Tagen nachher hätte er die Vernunft, aber jene törichten Neigungen sind zu schlimmen Gewohnheiten verknöchert, die keine Vernunft mehr losbringt. Bei den gescheitesten Leuten sieht man's, daß die Gewohnheit den Sieg davonträgt vor der Vernunft. Das Mechanische, Automatische im Menschen ist stärker geworden als der Wille zur Selbstbestimmung.

Solange wir in der Forschung an unsere sinnlichen Vorstellungen gebunden sind, solange wir uns nicht außerhalb des menschlichen Denkens stellen können, ist keine Aussicht vorhanden, die Wahrheit an sich zu finden.

Ich will lieber in der Einbildung glücklich sein, als an der Wahrheit zugrunde gehen.

Uns geht's zu gut und das vertragen wir nicht. Wir müssen immer ein großes Vieh haben und wenn sonst keines ist, so machen wir aus der Mücke einen Elefanten. Weil der Serbenkrieg nicht zustande kam, so haben wir jetzt wieder einmal einen Kornblumenkrieg. Es ist uns verboten, Kornblumen auf den Hut zu stecken, falls wir dabei an das Deutsche Reich denken, wie es Kaiser Wilhelm der Erste geschaffen hat. Und nicht daran zu denken, das ist gar nicht so leicht. Wenn man an der Kornblume die vielen Krönlein betrachtet, die zusammen eine große Krone bilden, so fällt einem unwillkürlich das deutsche Kaisertum mit seinen kleinen Fürstentümern ein und man freut sich, daß es so ist. Diese Freude ist doch unbedenklich. Erst das Verbot macht die Kornblume zu einem politischen Zeichen. Dieses würde am schönsten verhindert, wenn unsere Oberbehörden selbst sich die Kornblume ins Knopfloch steckten. Ich glaube nicht, daß sie dort etwas anderes verscheuchen könnte.

Durchs Kornfeld streicht der Städter,
Er kann sein Aug' nicht wenden
Vom purpurroten Mohne.
Die violette Rade,
Die deutsche blaue Blume,
Und all die bunten Blüten
Entzücken seine Seele. —
Der Bauer aber wettert:
Der Teufel soll es holen,
Das gottverdammte Unkraut!

---

auch jener Teil, der sonst mit Dichtern nichts zu tun haben will. Denn es gibt viele, die lieben anstatt Schäkspir — sechs Bier, und haben morgen den Kotzebua! — Von solchen war mein alter Jakel keiner. Ein Bauer in der Gegend, aus der Morre seinen „Null-Anerl“ geholt hat. Vor einiger Zeit habe ich den Jakel besucht, er war mein Schulkamerad. Nachdem er mir über den Tisch her den Brotlaib zugeschoben hatte, daß ich mir davon ein Stück abschneide, sagte ich: „Du Joggel, mogst nit morgn mitgehn af Leimatz (Leibnitz); ih geh morgn af Leimatz.“ — „Wos tuast dann du z Leimatz?“ fragte er. Und ich: „Woaßt, da Morre, da Korl, hastn eh ah guat kennt. Dem hobns z Leimatz a so a Gedenkmol aufgstellt und däs wird morgn zan erschtnmol herzoagg.“ Der Alte rieb sich das Kinn, weil wahrscheinlich die grauen Bartstoppeln ein wenig kitzelten. „Ih gangad mit“, sagte er. „Ober es is holt a so a Sochn. Frei z viel koustn tuats ma. s fohrn hin und zrugg. Trinkn tuat mar ah wos. As wird douh völli gscheider sein, ih bleib dahoam. Und wos ih damit daspor, däs gib ih insern Einleger, in oltn Fronz.“

Ja, leicht ja hat dieser Mann seinen Morre gekannt und — verstanden.

Heute hat mich ein Freund besucht, den wir vor 19 Jahren bestattet haben. Am längsten Tage des Jahres, unter Blitz und Donner eines schweren Gewitters haben wir den Neunzigjährigen damals ins Grab gelegt. Und heute ist mir sein Geist erschienen. Ich glaube an Geister. Wie arm, wenn die Geister der Vergangenheit nicht bei uns wären!

Gedichte von Karl Gottfried Ritter v. Leitner. Ausgewählt und herausgegeben von Anton Schlossar. (Leipzig. Universalbibliothek. 1909.) Und in diesem Büchlein ist mir der Geist des alten Freundes erschienen. In der Gestalt eines herzigen Büchleins, anheimelnd, mahnend, tröstend, erhebend! Wir danken dem Herausgeber; es ist nicht bloß eine literarische, es ist auch eine vaterländische Tat, die er mit der geordneten, vollständigen Neuausgabe der Gedichte unseres Leitners vollbracht hat. So stehen sie wieder auf, die Besten aus halber Vergessenheit, und bleiben oft führende Geister auch in Zeiten, die nicht mehr an Geister glauben. Gehört Leitner zwar nicht zu den populären, so doch zu den vornehmsten Geistern des Landes, zu den besten nachklassischen Lyrikern und Balladendichtern der Deutschen. Es war blöde steirische Bescheidenheit, daß wir mit diesem hervorragenden Landsmann so gar kein Aufhebens machten. Erst müßte die sonst vielgesprächige Kritik dem Wiedererstandenen Beachtung schenken.

---

unvergängliche Verdienste erwirbt, wird einverstanden sein. Wir wollen eine immerwährend fruchtende deutsche Schutzstiftung (das könnte ihr Name sein) haben. Unsere Nachkommen sollen sehen, daß wir in unserer Bedrängnis auch an die ihre gedacht haben, und die Schutzstiftung soll ihnen zur Mahnung sein, wie wichtig wir es gehalten haben, deutsche Art und Kultur zu hüten. Und das ist die tiefere Bedeutung der deutschen Schutzstiftung."

Nach solchen Worten stand in der Gesellschaft Einer auf und sagte: „Das gefällt mir schon!" und zeichnete seinen Betrag.

Schon seit Jahren freute er sich auf diese Reise. Sie geht durch die germanischen Länder Deutschland, Skandinavien und England. Den ganzen langen Sommer über. Seit Jahren hat er gespart, sich vieles Vergnügen versagt, um die Reise, das Ideal seiner Jugend, möglich zu machen. Da hörte er in diesem Frühjahre von der großen bedingten Schulstiftung für unsere deutschen Grenzen. Sein erster Gedanke war: Es ist nicht möglich! Für einen so großen Zweck sind zwei Millionen noch nie zusammengekommen; dafür sind die Leute zu kleinlich. Sein zweiter Gedanke: Sind denn alle kleinlich? Ich? Ich täte mit, wenn ich könnte. — Aber du kannst ja! Schön sind die germanischen Lande im Norden, aber noch *schöner* ist *die deutsche Heimat*. Hüte sie. Bleibe daheim und hüte sie! — Er hat sich für den Sommer ein Dörfchen an der stillen Salza in Obersteiermark aufgesucht und die tausend Gulden, die er für die Nordlandsreise zusammengespart, die hat er der deutschen Schutzstiftung gezeichnet.

Die nordische Reise hätte gewiß schöne Eindrücke hinterlassen, aber sie hätten ihm nicht so wohlgetan für sein ganzes Leben, als dieses Herzenswissen, bei einem Werke mitgetan zu haben, das auf unmeßbare Zeiten alljährlich achtzigtausend Kronen abwirft für deutsche Schulen an wichtigen Punkten. Die Reise wäre ein Genuß gewesen, das Verzichten ist ein Glück geworden. Denn seine tausend Gulden sind eine Million Gulden geworden, die er künftigen Geschlechtern mitvererbt. Damit die erst recht große Reisen machen können in germanischen Ländern.

„Das Volksvermögen des Deutschen Reiches beträgt ungefähr 350 Milliarden, das ist 350.000 Millionen Mark. Ein so kräftiger Baum wird doch einige Blätter übrig haben für die äußersten Zweige, auf welchen die Vöglein so lustig deutsche Lieder singen." Mit diesen Worten zeichnete ein Norddeutscher 2000 Kronen für unsere deutsche Schutzstiftung.

„Und was wird denn eigentlich mit dem Gelde gemacht?" fragte einer der Gesellschaft.

„Was gemacht wird damit? Schulhäuser werden gebaut, an den Sprachgrenzen. Lauter Schulhäuser."

Jener tat einen leisen Pfiff. „Lauter Schulhäuser! Und alle auf einmal?"

„Natürlich, wenn das Geld da ist. Die zwei Millionen werden gleich im ersten und im zweiten Jahre verbraucht. Dafür ist's ja da."

Nun mußte ich aber doch drein reden. „Es scheint", sagte ich, „ihr habt den Aufruf nicht gelesen und kennt seinen Grundgedanken nicht. Zur bewußten Zeit wird die Sammlung geschlossen. Das Geld wird als Kapital festgelegt und die Jahreszinsen, wohlgemerkt, nur die Zinsen, werden alljährlich zu Schulhausbauten und zur Erhaltung der Schulen an den Sprachgrenzen verwendet. In diesem Sinne war die Anregung deutlich genug gesagt, in diesem Sinne hat der Deutsche Schulverein die Ausführung des Planes übernommen und in diesem Sinne sind die Zeichnungen, wenigstens die allermeisten erfolgt. Es muß eine ewige Stiftung werden und bleiben, in jeweiligen nationalen Nöten zur Abwehr."

Nun sagte der eine: „Ich meine das anders. Deutsche Kinder, die heute durch Mangel an deutschen Schulen verloren gehen, bleiben verloren, auch wenn später deutsche Schulen gegründet werden. Und deutsche Kinder, die durch genügende Schulen heute gerettet werden, bleiben mit ihren Nachkommen deutsch, auch wenn dann keine Schulhäuser mehr gebaut werden. Deshalb ist es geboten, daß man die Millionen jetzt aufwendet, um Schulhäuser zu stiften."

Und ich: „Richtig. Schulhäuser werden jedes Jahr gestiftet von den Zinsen. Es darf nicht vergessen werden, daß die deutschen Schutzvereine wie bisher, so fortan da sind, und alljährlich Hunderttausende für den Zweck aufbringen. — Ihr wisset, Freunde, daß in jeder geordneten Wirtschaft, sie möge noch so viel laufenden Bedarf haben, ein Notpfennig zurückgelegt wird, für außerordentliche unvorhergesehene Fälle. Ferner wisset ihr, daß Waffen nicht allein vorhanden sind, um mit ihnen zuzuschlagen; schon durch ihr Vorhandensein allein haben sie schützende Wirkung. Ihr versteht mich. Der Deutsche Schulverein, der sich um die Sammlung

Fleiß seine Stoffe, die er geschickt zu anmutigen Kulturbildern abzurunden weiß. Gerade Steiermark hat Ursache, diesen Finder und Aufzeiger vergessener und halbvergessener Schätze aus Volk, Geschichte und Literatur zu seinem 60. Geburtstage dankbar zu begrüßen.

Singvögel.

Kornblumenlied.

Blume, du blaue, im Korn erblüht,
Blume, du deutsche, daß Gott dich behüt'!
Reifen die Ähren im Sonnenbrand,
Spendest du Grüße dem Vaterland;
Heil dir, Blume, du blaue!

Wollen dich pflücken voll inniger Lust,
Schmücken den Hut und schmücken die Brust,
Frei, daß jeder es sehen kann:
Deutsch das Zeichen und deutsch der Mann!
Heil dir, Blume, du blaue!

Wen es verdrießt — wir tragen dich doch,
Beugen uns nicht unter knechtisches Joch;
Gabe des Schöpfers, Gabe des Herrn,
Schöner als Kreuz und Ordensstern —
Heil dir, Blume, du blaue!

Deutsches Volk in Gebirg und Tal,
Alt und jung, und ihr Jungen zumal,
Horcht auf den Rufer am Wegesrand:
„Haltet in Ehren das Vaterland!" —
Heil dir, Blume, du blaue!

Hilf uns wahren das köstliche Gut
Heimischer Sprache voll Kraft und Glut;
Aber auch ehrlichen deutschen Zorn
Schür' uns im Herzen, Blume im Korn —
Heil dir, Blume, du blaue!

J. Heinzelmann.

Herr, bleib' bei uns!

„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"
So sprachen
Die Jünger und der Herr gab nach
Und blieb bei ihnen, lehrt' sie, und es brach
Der Abend jäh herein.
In ihren Herzen aber ward es Tag.

Oft, wenn voll düst'rer Zweifel unsre Seelen,
Der grauen Zukunft Ahnung uns zu Boden drückt,
Wie gerne faßt' ich des Erlösers Hand und spräche
In meinem und der Brüder Namen: „Herr —
„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"

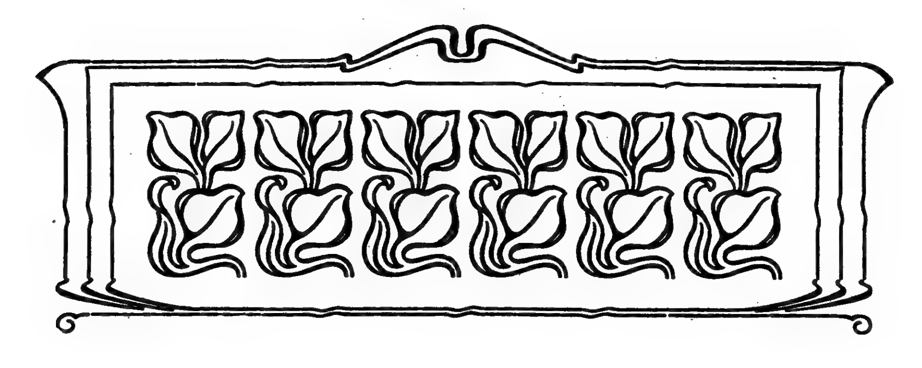
Antonie König.

In der Winternacht.

In der Winternacht
Fielen die Sternlein vom Himmel,
In lichtem Gewimmel
Zur Erde hinab;
Deckten mit weichem flimmerndem Flaume
Alle die Gassen
Und müden Straßen —
Aus fernen Höhen
Ein schimmernder Traum.

Dann kam der Tag,
Das rastlose Heute
Und seine sorgenden, hastenden Leute.
— Keiner der Sternlein achten mag.
In Staub zertreten das weiße Gefieder!
Ein Sternchen auf kaltem Gestein
Küßte der Sonnenschein —
Da schmolz es dahin.
Eine glitzernde Träne rann nieder.

Annie Springmann.



Kleine Laube.

Anton Schlossar.

Es ist Sitte geworden, hervorragenden und manchmal auch nicht hervorragenden Persönlichkeiten zu ihren 50., 60., 70., 80 u. s. w. Geburtstagen Jubiläen zu feiern. Die Sitte ist nicht einwandfrei, davon später einmal.

Sofern der Brauch zurecht besteht, dürfen wir eines Mannes nicht vergessen, des Bibliothekars an der Grazer Universität, des kaiserlichen Rates Dr. Anton Schlossar. Vielleicht hat dieser Schriftsteller mit seinen populär wissenschaftlichen Werken den Leuten mehr zu danke gemacht, als manch anderer, der seine Bücher aus dem Papier nur für das Papier schreibt. Schlossar mußte seine kultur- und literarhistorischen Studien natürlich auch hauptsächlich aus älteren Schriften und Urkunden schöpfen, aber er schreibt die deutsche Sprache so verständlich, daß sie auch gewöhnlich Gebildete verstehen können. Der abstrakten und vertrakten Gelehrtensprache gegenüber muß dieser Vorzug betont werden.

Anton Schlossar beging am 27. Juni seinen 60. Geburtstag.

In Troppau in Schlesien am 27. Juni 1849 geboren, widmete Schlossar sich nach absolvierten Rechtsstudien und nach Erwerbung des juridischen Doktorhutes 1872 zunächst dem Justizdienste, den er jedoch nach dreijähriger Tätigkeit verließ, um als Amanuensis an der Universitätsbibliothek in Graz einzutreten, welcher er seither ununterbrochen — 1904 zum Vorstande ernannt — angehört. Von den Werken Dr. Schlossars seien genannt: „Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren“, 1877; „Erzherzog Johann von Österreich und sein Einfluß“, 1878; „Österreichische Kultur- und Literaturbilder“, 1879; „Erzherzog Johann im Liede“, 1882; „Steiermärkische Brüder“, 1883; „Kultur- und Sittenbilder aus Steiermark“, 1885; „Historische und geographische Literatur von Steiermark“, 1886; „Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark“ (1785 bis 1885), 1893; „Nikolaus Lenaus Briefe an G. und E. v. Reinbeck“, 1896; „Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann und Anton Graf Prokesch-Osten“, 1898. Von den Dichtungen erwähnen wir: „Cornelin“, 1878, und „Styrias Huldigung“, 1887. In jüngster Zeit hat sich Dr. Schlossar durch die Herausgabe der Werke Halms (1904) und Anastasius Grüns (1907) neue Verehrer geworben. Vor kurzem bewerkstelligte Dr. Anton Schlossar die Herausgabe des literarischen Nachlasses Karl Gottfried Ritters v. Leitner (gestorben Graz 20. Juni 1890).

Schlossars Unermüdlichkeit und Unverdrossenheit als Forscher ist bekannt. Nicht allein in den Bibliotheken gräbt er, besonders auch aus der lebendigen Welt hebt er die Schätze, aus Dorf, Schloß und Bauernhof sammelt er mit unermüdlichem

Kathederblüte. Professor der Naturgeschichte: „... Sie sehen hier, meine Herren, ein seltenes Exemplar eines Affenschädels. Solche Schädel existieren in unserer Stadt nur zwei; den einen besitzt das Museum, den anderen habe ich."



Vorwärts streben. Münchner Künstlerroman von Mirza Schivert. (Berlin. R. Eckstein's Nachf.)

In Künstlerkreisen ist es immer innernd, besonders wenn auch viele junge, schöne und pikante Weiber dabei sind und sonst manche problematische Persönlichkeit. Kunst, Freundschaft und Liebe, hochedle Gestalten, aber auch Spitzbuben bis nahe an Sherlock-Holms Leute. Das ist ein Stoff, aus dem ein geschickter Erzähler was machen kann. Und Mirza Schivert hat es an Geschicklichkeit nicht fehlen lassen. Schon das erste Kapitel setzt lebendig ein und erzeugt eine Spannung, die nicht mehr losläßt, bis sie sich im Laufe der Begebenheiten mit mehr oder minderen Effekten entladet oder löst. Der Stil ist klar, witzig und oft von großer Feinheit. Die Anschaulichkeit der Personen, die psychologische Begründung der Handlungen sind meisterhaft und erzielen im Leser scharfe Wirkungen. Wohltuend ist die das Buch durchwehende Freude an dem schönen München und seinen Bewohnern. Ein fraulich warmer Hauch durchweht den Roman, eine wohlwollende Fürsehung hütet die handelnden Personen, so daß nicht einmal denen das Schlimmste geschieht, die es verdienen. Und solche künstlerische Mäßigung, die nicht auf die Begier gemeiner Leser rechnet, ist diesem neu hervorgetretenen Talente hoch anzuschreiben. Wer sich etwa von dem pädagogisch klingenden Titel abschrecken ließe, das Buch zu lesen, der würde ein prächtiges Stück Münchner Künstlerwelt versäumen.

Drud. Roman von Hermann Bahr. (Berlin. S. Fischer, 1909.) Irgendwo in unseren Alpen wars. Der junge Bezirkshauptmann begegnet im Walde einer kleinen, fremden, pikanten Dame. Er verliebt sich in sie, heiratet sie unter mißbräuchlicher Macht seines Amtes. Dann kommts auf, daß es eine anrüchige Abenteuerin ist. Die Karriere ist hin, der Bezirkshauptmann erschießt sich. Wir kennen die Geschichte. Bahr hat einen Roman geschrieben über denselben Gegenstand. Nur übertragen in ein anderes Milieu, in eine andere Gegend. So was aus dem Leben nachzuschreiben ist, im allgemeinen gesagt, mißlich, es sieht dann leicht aus wie ein ungeheurer Tratsch. Und dort, wo der Erzähler von der Wirklichkeit abgeht, empfindet es der Wissende wie eine Unwahrheit. Es ist nicht Wahrheit und es ist nicht Dichtung. Es ist ein Zwitterding ohne langes Leben. So weit das in diesem Buche zutrifft, ist es schade. Es ist so viel bewundernswertes Talent in dem Buch. Man ärgert sich manchmal, daß der Mann die Menschen fast nur in ihren widerlichsten Eigenschaften aufzeigt, ihre guten Seiten sind unterschlagen, fast alle. Man hat keine Freude an solchen Menschen. Will man Leuten, denen man im Leben ausweicht, im Buche wieder begegnen? Ich meine, es gehört ein bißchen Bosheit dazu, an bösen Geschichten Freude zu haben. Geist, ja Geist läßt sich viel unterbringen auf der elenden Seite, doch dürfte es eine größere Kunst sein, vornehme, bedeutende Menschen so zu schildern, daß man das Buch nicht aus der Hand legen kann. Wer niederträchtige Gesellen prächtig zu geben weiß, der wird freilich immer den größeren Lesekreis haben. Gleiches zieht sich an. Bahrs Roman ist berechtigt als Satire, da freut man sich, daß die niedrigen Gesellen mit Skorpionen gezüchtigt werden und die niedrigen Gesellen freuen sich selbst mit, daß es die — anderen recht kriegen. Es ist nichts zu machen, man ändert die Leute nicht. Man kann sie nur fliehen, und dann ärgert man sich eben, wenn sie einem in dem Buche, wo man Besseres sucht, wiederbegegnen. Das neue Buch Bahrs darf man mit solchen Betrachtungen nicht abtun. Bahrs Technik ist eine eigentümliche. Den größten Teil des Buches füllen seelische Vorgänge und Gespräche, wobei große, teils ermüdende Wiederholungen vorkommen. Bei den meisten wirklichen Geschehnissen, selbst bei den Katastrophen, läßt er den Leser nicht dabei sein, die werden uns nur von anderen erzählt. So fehlt der bewegte dramatische Zug und die Sache wird mehr gedanklich als gestaltlich. Übrigens hat das Buch glänzende Eigenschaften, hochdichterische, und am Ende, nach Schuß und Wurf, hat man den Eindruck echter Tragik. Und das tragische Schicksal der beiden Helden: die Volksbestie. Die Scheinheiligkeit und abgrundtiefe Bosheit der Leute. Das bezieht sich nicht bloß auf den besonderen Fall, das bezieht sich auf die Gemein-

Der übamüadi Bua.

Falsche steirische Staudenliedeln.

A bisserl a Geld
Und a bisserl a Wix (Schneid),
Und a bisserl a Dirndl,
Sist brauchad ih nix.

Wan da Nochtwochta schreit,
Is dei Bua neama weit,
Loß n eini ins Bett,
Ober n Nochtwochta net.

Hon Augn wiar a Kotz,
Is s Nocht oda Tog,
Triff s Schworz in da Scheibn
Ollimol, wan ih mog.

Ins Wirtshaus, do ren ih,
Sar oft ih oans find,
Und mei Voda, der sogg,
s Trinkn war die größt Sünd.

s Trinkn nit, moani ih,
Oba s sündteuri Zohln,
Drum bleib' ih gern schuldi,
Weil ih in d Sünd nit will folln.

Frum bin ih gwen,
War a Geistla wor'n gern,
Oba seit ih die Dirndla ken,
Mog ih koana meh wern.

Dirndl, tua nit so viel liabäugln,
Dirndl, dös steht da wild on,
De nochn Manern so liebäugeln,
Findn ea leppa koan Mon.

Hobbs mas na gleih nit frübel,
Daß ih va mein Dirndl gern red.
Kafts mas nit oh, mei fein Dirndl?
I teur gabad ihs net. M.

Lustige Zeitung.

Im Damenabteil. Dame (die durch das fortgesetzte Schreien eines kleinen Kindes belästigt wird): „Sagen Sie 'mal, ist der kleine Schreihals ein Knabe oder ein Mädchen?" — „Ein Buberl!" — „So! Dann werden Sie hoffentlich bei der nächsten Station mit ihm aussteigen .... Was tut denn ein Herr hier im Damenabteil?!"

Beschäftigung. Direktor (zu zwei neueingelieferten Sträflingen): „Sie müssen hier arbeiten, können sich aber ihre Beschäftigung auswählen." — Erster Gefangener: „Ich möchte Tierbändiger werden." — Zweiter Gefangener: „Und ich Matrose."

Maßstab. „Herr Wamperl, Sie haben ja voriges Jahr eine große Alpentour gemacht! Wie hoch sind Sie denn da gekommen?" — „O, ich bin sehr hoch gestiegen ... ich war manchmal in Regionen, wo schon 's Bier aufg'hört hat!"

Günstige Gelegenheit. Dame: „Ich habe mich heute auf eine frisch gestrichene Bank gesetzt, und mein Mann hat mir ein neues Kleid kaufen müssen!" — Freundin: „Wo ist die Bank?"

Moralische Entrüstung. „Sie haben mir gestern ein falsches Markstück gegeben. Das ist doch ganz gewissenlos von Ihnen!" — „So!? Na, geben Sie es mir, ich nehme es zurück!" — „Jawohl, jetzt, wo ich es schon einem andern aufgehängt hab'!"

Unüberlegt. Der Vorsitzende einer politischen Versammlung sagte im Laufe der Rede einer Wahlschlacht: „Unser Gegner ist einer der verschmitztesten und gewissenlosesten Politiker im ganzen Land; aber Gott sei Dank, unser Kandidat ist ihm in jeder Beziehung überlegen!"

Die beste Tour. Im Fremdenbuch auf der „Schwarzen Pfütze", dem von Kissinger Kurgästen vielbesuchten Wirtshause auf der Höhe von Männerstadt (Bayern), befindet sich unter anderem folgende „poesievolle" Inschrift:

Die beste Tour ist,
Wenn ein Tourist
Der auf der Tour ist,
In einer Tour ißt.

Ernte. Von Franz Herold. (Dresden. E. Pierson. 1908.)

Ein echt deutscher Sänger, ein Herold, der das Wort jenes großen Geistes verkündet, dessen Schaffenskraft wir täglich bewundern können, um uns und in uns! — Dieser Dichter besitzt ein abgeklärtes Wesen, ein durchreiftes Denken und inniges Empfinden, er ist vorbildlich. — Wie zeigt sich da die Lebenskraft der guten Dichtung in ihrer reinen Harmonie, gegenüber den „Eintags-Erzeugnissen" moderner „Lyrik"! — Schiller und Hamerling finden sich in diesem Poeten vereint; man lese nur die Gedichte: „An den Tod", „1908", „Meinen Landsleuten". — Den Deutschen sei, gerade jetzt in der Kampfzeit, das Buch als Hausschatz empfohlen, denn die „Ernte" ist reich an keimfähigen Körnern zu neuer Saat! —*—

Aus Stille und Sturm. Geistliche Lieder von Wilhelm Mühlpforth. (Mürzzuschlag. Selbstverlag. 1909.)

Daß in unseren Tagen noch naive, echte Kirchenlieder gedichtet werden, ist fast ein Wunder. Diese Lieder geben sich nicht so, als wären sie für einen äußeren Bedarf gemacht worden; es ist vielmehr, als kämen sie aus einem einfältig frommen Herzen. Der heiße Hauch inniger Gläubigkeit weht uns aus ihnen an. Man lese, singe die Lieder Nr. 1, 6, 13, 15, 27, 31, ist das nicht evangelischer Geist unserer Väter? Gesänge wie:

Tag des Lichtes, Tag der Gnaden,
Meiner Seele Sonntag du . . .
Weise mich auf meinen Pfaden
Zu der ewigen Sonntagsruh,
Wo nach aller Müh und Plag
Ewig währt der Sonnentag

müßten gern in allen christlichen Kirchen gesungen werden. Die Melodien dazu sind da.

Bergheil. Höhenandachten für Alpenfreunde. Herausgegeben von Dr. Friedrich Selle. (Graz. Franz Pechel. 1909.)

Wenn die Leute nicht mehr in die Kirche gehen wollen, so muß der Prediger eben zu ihnen herauskommen, werden sich die österreichischen evangelischen Geistlichen gedacht haben, die gemeinsam ein Büchlein schrieben, das man auch Bergpredigten nennen könnte. Wenn es den Leuten ernst ist, die da gerne sagen: Mein Gotteshaus ist der Wald, das Gebirge, die freie Natur, so werden ihnen die religiösen Anregungen, die ihnen diese Sammlung bietet, willkommen sein. Ohne konfessionelle Tendenz ist das handliche Buch so, daß es für alle paßt, die imstande sind, mit der hehren Natur auch hohe Gedanken zu verbinden. Nebst den Verfassern und der Bibel kommen deutsche Dichter zu Worte, um schön und treu zum wohlgemuten Touristen zu sprechen. Mancher Bergwanderer, der die Überkultur floh, um in wilder Einsamkeit sein Herz zu erfrischen, hat vielleicht auf seinem Pfade immer noch etwas vermißt — etwa gar dieses Büchlein.

Von dem bekannten Lebensphilosophen Dr. Norbert Grabowsky sind neuerdings bei Max Spohr in Leipzig folgende Schriften erschienen:

Wider den Tabak! Das Tabakrauchen und sein Einfluß auf die körperliche und geistige Entartung der modernen Menschheit. Zugleich mit positiven Vorschlägen, wie man es anfangen soll, sich der Tabakleidenschaft zu entreißen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. — **Höhere Liebe.** Ein Schauspiel philosophischen Erkenntnisgehalts in einem Aufzuge. — **Erkenntnis,** das Bleibende im Wechsel der Zeiten. Ein Wegweiser des Menschen in seiner Entwicklung vom Außen- zum Innenleben. — **Unser ewiges Leben** schon jetzt in uns. Ein Führer für innerlich. — **Wie wird man ein geistig höherer Mensch** oder wie gewinnt man höheren Lebensinhalt? — **Der Innenmensch.** Ein Schauspiel philosophischen Erkenntnisgehalts in zwei Aufzügen.

Grabowskys Schriften sind reich an bedeutenden und tiefreligiösen Gedanken, besonders „Unser ewiges Leben schon jetzt in uns". Und sie haben den Wert einer persönlichen, überzeugten Weltanschauung. Daß seine Philosophie die Lehre der Zukunft sei, behauptet er. Eine Zuversicht, die jeder Philosoph haben muß.

Liebesstunden. Ein Band Skizzen von Karl Haselsteiner. (Linz a. D. Volksfeststraße 17. Selbstverlag.)

Es ist das ein rührendes Büchlein. Ein junger Blinder hat es geschrieben, voll Frommheit und Sehnsucht. Es sind kleine, gut geschriebene Erzählungen. Der Unerfahrene hat es im Selbstverlage drucken lassen. Wer es kauft und er hat sich ein kindliches Gemüt bewahrt, der wird ein paar gute Stunden damit gewinnen.

Osteria. Kulturgeschichtlicher Führer durch Italiens Schenken von Verona bis Capri. Von Hans Barth. (Stuttgart. 1909.)

Das vorliegende zierlich ausgestattete Büchlein ist mit ebensoviel Sachkenntnis als Humor abgefaßt. Der Verfasser, seit Jahren Journalist in Italien, kennt jeden Winkel des herrlichen klassischen Landes und was für weinfreudige Gemüter, deren ja nicht wenige unter den Reisenden sind, besonders auch bedeutend erscheint, Hans Barth kennt jeden Ort zwischen Verona und Capri, wo ein echter,

heit der Leute überhaupt. — Jene Leser, die das Ereignis miterlebt haben, werden freilich nicht zufrieden sein mit der, wie sie sagen, völligen Verschiebung der Tatsachen. Nicht jeder wird sichs klar machen, daß der Dichter nicht die bekannte Geschichte aufschreiben wollte, sondern, daß er von ihr nur angeregt wurde zu einer Dichtung, deren Bestandteile schon längst in ihm ausgereift sein und die nur auf einen äußeren Anstoß gewartet haben mögen. Es wäre für den Kritiker am besten, jenes Ereignis gar nicht zu erwähnen, aber es tuns alle, und gerade deshalb mußte das vorstehende gesagt werden. Sollte der Verfasser die Ehre jener fremden pikanten Frau haben retten wollen, dann allerdings wäre seine Arbeit vergeblich gewesen.

Die zwölfte Stunde. Novellen von Rudolf Stratz. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.) Sonderbare Geschichten; ein wenig sensationell von Sherlock Holmes beeinflußt, aber dabei vornehm in der Sprache und fein in der Psychologie. Sie sind spannend und enden immer überraschend. Dabei meist keine Spur von Gezwungenheit in der Lösung des geschürzten Knotens. Stratz kann sehr viel — auch Probleme, die zur Verzerrung neigen, einwandfrei dichterisch behandeln. H. L. R.

Deutsche Geschichte. Von Einhart. Mit 16 Vollbildern und einer bunten Karte des deutschen Siedelungsgebietes in Mitteleuropa. (Leipzig. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.) Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, in gedrungenster Kürze — und doch anschaulich und erschöpfend — alle Geschehnisse und Menschen zu schildern, die eine dauernde Wirkung auf die Gestaltung der deutschen Geschicke ausgeübt haben. Von dem ersten Auftreten der Germanen bis auf diesen Tag und wo immer Deutsche auf diesem Erdball sich angesiedelt haben — die Gesamtheit der Erscheinungen ist zusammengefaßt in einen Band von etwa 450 Seiten, der eine lückenlose Übersicht alles Wesentlichen der deutschen Geschichte gibt. Es ist ein deutschnationales Volksbuch, in diesem Sinne muß man auch gewisse Einseitigkeiten mit in Kauf nehmen, die von Parteisachen eben einmal unzertrennlich sind. Geschichte muß objektiv sein! Ganz gut, wenn die Geschichtsschreiber nur nicht auch Menschen wären, die persönliche Meinungen und Wünsche haben, solche für die richtigen halten, sie daher in bester Absicht zu verbreiten suchen. Objektiv heißt unpersönlich sein, und das ist öde. Wer weiß denn die absolute Wahrheit!? Wir kennen sie nicht einmal in der Geschichte der Gegenwart, der wir doch sozusagen auf die Finger schauen. Wenn nicht Persönlichkeit dazukommt, ist „Geschichte" totes Stückwerk. Diesem Werke kann man das nicht nachsagen. Es beurteilt die ganze Welt und alle Kulturrichtungen vom deutschnationalen Gesichtspunkte aus. Dadurch wird vieles schief gestellt. Besonders das Habsburgreich. Was es den Deutschen dieses Reiches sagt, ist leider richtig.

Heinrich Sohnrey. Herausgegeben von Professor Dr. Eduard Kück. (Dresden. Wilhelm Baensch. 1909.)

Heinrich Sohnrey, das ist der norddeutsche Reformator des Landlebens, der auch in Süddeutschland gewürdigt zu werden verdient. Auch uns täte so einer not, wenigstens sollten wir von ihm lernen. Auch bei uns muß das Bauerntum gründlich reformiert werden, wenn es weiterbestehen soll. Genanntes Buch, welches zu Sohnreys 50. Geburtstag erschien, zeigt des Mannes Bedeutung als außerordentlichen Förderer des Bauerntums, seiner Arbeit, seiner Sitten, seiner Religion, seiner Kunst, sucht in ihm das gute Alte zu erhalten und das gute Neue einzuführen. Seine schon viele Jahre lange Tätigkeit ist für das norddeutsche Dorf von größter Bedeutung geworden. Er ist ein Faktor, mit dem Regierung und Parteien rechnen müssen. Viele von uns kennen ihn nur als den hervorragenden Dorfgeschichtenerzähler und Volksschilderer, wissen aber nicht, daß er einer der Wenigen ist, die ihr Wort auch in Tat umzusetzen wissen. Dieses Buch belehrt uns darüber auf das erfreulichste.

Unser Heimgärtner grüßt Sohnrey zum Fünfzigsten mit dem Spruch:

Vom Land zur Stadt gehts abwärts,
Von der Stadt zum Land stets aufwärts,
Zurück aufs Land heißt — vorwärts!
Ich grüß dich, treuer Führer!

Gedichte. Von Karl Gottfried Ritter v. Leitner. Ausgewählt, herausgegeben und mit einer lebensgeschichtlichen Einleitung versehen von Anton Schlossar. Mit dem Bildnis des Dichters. (Leipzig. Philipp Reclam. 1909.)

Die Gedichte R. v. Leitners, der insbesondere auf dem Gebiete der Ballade und der Lyrik den besten deutschösterreichischen Dichtern des XIX. Jahrhunderts beizuzählen ist und der, ein Zeitgenosse Lenaus, Grillparzers und Anastasius Grüns, auch von diesen hochgeschätzt wurde, erscheinen hier in einer reichen Auswahl, wobei auch der ungedruckte Nachlaß berücksichtigt wurde. Die Ausgabe wird um so mehr Interesse erregen, als alle Sammlungen von Leitners Gedichten längst vergriffen sind, und dürfte dem edlen feinsinnigen Poeten auch unter der jetzigen Generation zahlreiche Verehrer gewinnen.

Der steinerne Zeuge. Roman aus Berliner Architektenkreisen von Julius Philipp-Heergesell. (Berlin—Stuttgart—Leipzig. Axel Juncker.)

Die deutsche Volkssage. Von O. Böckel. Aus Natur und Geisteswelt. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Kleinstadtkomödie. Von Albert Falkenberg. (Friedenau. Selbstverlag. 1909.)

Aus des Lebens Sonnenwenden. Stimmungsbilder in Geschichten von H. Kuno. (Dresden. E. Pierson. 1909.)

J. L. Windholz: **Im Garten der Bianca Capello.** Novellen aus der Renaissance. — **Ahasver, Der Einsieder.** Zwei Erzählungen. — **Liebe.** Vier Novellen. — (Wien. Verlag „Lumen".)

Die Nonne. Eine Geschichte aus alter Zeit von H. Hilde-Brand. (Leipzig. R. Sattler.)

Deutsch-österreichische Klassiker-Bibliothek (Teschen, Karl Prochaska): **J. Th. v. Zedlitz ausgewählte Werke. — Karl Meisls ausgewählte Werke.**

Agar. Schauspiel in einem Aufzug von Franz Orlet. (Römerstadt. H. Tagwerker. 1909.)

Eine Kreuzfahrt. Historisches Schauspiel in vier Akten von Karl Zürcher. (Berlin. Hermann Barsdorf. 1909.)

Verklungener Sang. Gedichte von Johannes Severus. (Leipzig. Reformverlag [Karl Engelschmidt].)

Der Pascha lacht. Morgenländische Schwänke. Eigenes und Echtes. Von Roda Roda. (Berlin. Schuster & Löffler. 1909.)

Erlebnisse und Erinnerungen. Von Josef Scheicher. Dritter Band, 1. Teil. „Aus dem Priesterleben". (Wien. Karl Fromme.) V.

Goethes Euphrosyne Christiane Neumann-Becker. Eine biographische Skizze von Dr. Otto Klein. (Leipzig-Gohlis. Bruno Vogler. 1909.)

Marie Nathusius. Ein Lebensbild. In neuer Darstellung von E. Gründler. Mit einem Vorwort von Professor M. v. Nathusius. Mit Porträt. Zweite Auflage. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes.)

Zur Enthüllung des Berthold Auerbach-Denkmals. Ansprache, gehalten am 23. Mai 1909 in den Cannstätter Kurgartenanlagen von Anton Bettelheim. (Wien. Karl Herrmann. 1909.)

Die Trutzburg. Autobiographische Skizzen des Einsiedlers auf der Insel Wörth. Sozialreformatorischer Roman von Franz Herndl. (Leipzig. Max Altmann.)

Anton Schosser: Bilder aus dem Natur- und Volksleben in den oberösterreichischen Alpen. Gesamtausgabe. Neu herausgegeben von Hans Sauer und Hans Fraungruber. (Linz. Zentraldruckerei.)

Dualismus oder Monismus? Eine Untersuchung über die „Doppelte Wahrheit" von Dr. Ludwig Stein. (Berlin. M. Reichel & Co.)

Wir kennen uns. Gemütliche, gereizte und nachdenkliche Skizzen aus Wien von Ludwig Hirschfeld. (Wien. Robert Mohr. 1909.)

Der Schulstaat. Vorträge zur Völkerversöhnung und Herbeiführung eines dauernden Friedens durch die Schule von Johannes C. Barolin. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1909.)

Die natürliche Willensbildung. Von Paul Emil Levy, übersetzt von Dr. Max Brahn. (Leipzig. R. Voigtländer.)

Kinder vor Gericht. Von Wilhelmine Mohr. (Berlin. Modern Pädagogischer und Psychologischer Verlag.)

Der letzte Sarg. Die Ziege und die polnische Gefahr. Von Peter Robinson. (Berlin. Konrad W. Mecklenburg.)

Neue Wege deutscher Volkspolitik. Von Dr. Gustav Rösler. (Reichenberg. Selbstverlag. 1907.)

Deutsche Tüchtigkeits-Bestrebungen. Von Dr. Rösler. (Reichenberg. Verlag des „Alkoholgegners". 1906.)

Die Riegersburg in Wort und Bild. Ein Führer. Von Franz Stallinger. (Graz. Verlag „Styria".)

Kurort Baden bei Wien. Ein Bilderbüchlein mit Textworten von Ignotus Herausgegeben im Auftrage der Kurkommission von Rud. F. Kaiser. (Baden. 1909.)

Eine Reise durch den Harz und das Kyffhäusergebirge. Von Hans Hoffmann. (Braunschweig. E. Appelhans & Komp.)

Ausseer Tourist. Wanderungen in der nördlichen Steiermark. Skizziert vom k. k. Generalstabsmajor a. D. Wilh. Ritter Gründorf von Zebegeny, Eisenbahn-Generalinspektor i. P. Mit einer Tourenkarte der Umgebung von Aussee. (Graz. Ulr. Moser. [J. Meyerhoff] k. k. Hofbuchh.)

Hochland, Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. (Kempten. J. Kösel.)

Photographisches Reisehandbuch. Ein Ratgeber für die photographische Ausrüstung und Arbeit auf Reisen von Dr. ing. F. Wentzel und Dr. F. Paech. Illustriert. Mit auswechselbarem Negativregister. — **Der Amateurphotograph auf Reisen.** Winke für die Ausbildung zum erfolgreichen Kamera-Touristen von Viktor Ottmann. 8 Tafelbilder. Beide Bücher (Berlin, Gustav Schmidt.)

unverfälschter Tropfen zu finden ist. Daß es bei seinen Schilderungen dieser Örtlichkeiten nicht ohne gleichzeitige Schilderung von Wirten und Wirtinnen, von Besuchern und Gästen, also vom Volksleben in Italien abgeht, ist sehr begreiflich und jeder Leser, auch der nicht alle die „Schenken“ besuchen will, welche hier empfohlen werden, wird sich an der frohen humorvollen Darstellung des Verfassers recht ergötzen. Nicht mit Unrecht nennt derselbe seinen Schenkenführer „kulturgeschichtlich“, das Büchlein sollte tatsächlich jeder Italienfahrer neben seinem „Bädeker“ oder „Meyer“ mitführen. Dr. A. S.

Ein neues Schnellbahn-System. Vorschläge zur Verbesserung des Personenverkehrs von August Scherl. (Berlin. A. Scherl.)

Das großartige System, das hier allgemein verständlich in Wort und Bild dargestellt wird, kann kaum mehr aus der Welt verschwinden, es wird ausgeführt werden. Ob die fabelhafte Bequemlichkeit und Geschwindigkeit des Reisens, wie Scherl sie erzielen will, nicht noch mehr Unruhe und Nervosität ins Leben bringen wird? Wie ein Weberschiffchen wird der Mensch durch das Garngewürre des Daseins geschnellt, was Wunder, wenn er sich selbst verliert! Aber da wir schon einmal so weit sind, muß auch die äußerste Konsequenz gezogen werden. Wenn schon, denn schon! Das merkwürdige Projekt Scherls soll sich jeder Fachmann ansehen.

Meyers Reisebücher in neuen Auflagen. Von den ausgezeichneten Reisehandbüchern des bibliographischen Institutes in Leipzig sind zur passenden Reisezeit wieder verschiedene Neuauflagen erschienen, welche sich ebenso sehr durch eine stattliche Vermehrung des Textes und der beigegebenen, rühmlichst genauen Karten und Pläne auszeichnen wie auch durch den bis auf die letzten Monate gebrachten neuesten Stand der behandelten Städte und Ländergebiete. Die hier oft hervorgehobenen Vorteile dieser Reisebücher nochmals zu erwähnen, erscheint geradezu überflüssig, die Zahl der Auflage spricht am deutlichsten für deren vorzügliche Brauchbarkeit. Um zunächst ferner fremder Gegenden zu gedenken, so liegt von „Ägypten, Unter- und Oberägypten, Obernubien und Sudan“ die 5., ganz neubearbeitete Auflage vor, welche selbst für den Nichtreisenden wertvolle Aufschlüsse über Land und Leute jenes Orients bietet. „Paris und Nordfrankreich“ weist heuer ebenfalls schon die 5. Neuauflage vor, von der dasselbe gesagt werden kann. „Unteritalien und Sizilien“, das durch die jüngsten Erdbebenkatastrophen so traurige neue Berühmtheit erlangt hat, ist auch schon in der 5. Auflage vorgelegt, die auf Grundlage des Textes des einstigen besten Italienkenners Gsell Fels ausgestattet wurde. Sind diese Handbücher für eine spätere kühlere, etwa herbstliche Reisesaison berechnet, so bietet die neue 10. Auflage von „Süddeutschland, Salzkammergut &c.“ vorzügliche Angaben für sommerliche Touren in berühmte Städte und herrliche Landschaftsgebiete und die gleichfalls durchwegs neu bearbeitete 10. Auflage von „Deutsche Alpen, zweiter Teil“, einen verläßlichen Führer in das Salzkammergut, die herrlichsten Gebiete Tirols &c. sowohl für den gern bequem Reisenden als auch für den höher strebenden rüstigen Bergwanderer. Die Ausgestaltung bis auf die allerjüngste Zeit, welche so prächtige neue Bahnstrecken eröffnet hat, ist hier ganz besonders zu betonen. Auch der Führer für das „Riesengebirge“ ist bereits in 16. Auflage erschienen, der sich namentlich der Mitwirkung tätiger Gebirgsvereine zu erfreuen hatte und wieder mit vorzüglichen Karten überaus reich ausgestattet erscheint. Dr. A. S.

Das Lied vom Kinde. Herausgegeben von Theodor Herold. (Leipzig. Fritz Eckardt. 1909.)

Das ist ein Stimmungsbuch, reif und klar, schlicht und innig. Schon die Idee hat etwas Gewinnendes; wir sehen, wie sich das Kind in der Phantasie und Seele des lyrischen Künstlers wiederspiegelt, der zugleich im Hochgefühl des Glückes und der Gnade an seinem Liebling hängt. Gerade dies persönlich Empfundene und Erlebte gibt dem Buche das Gepräge besonderer Weihe und Schönheit. Aber noch in anderer Hinsicht kann die Anthologie als durchaus eigenartig und vorbildlich gelten. Der Herausgeber, Professor Dr. Theodor Herold, wollte nicht bloß eine gute Auswahl von Kindergedichten für Erwachsene bieten — es sollte vielmehr das ganze Leben des Kindes in künstlerisch geschlossener Entwicklung an uns vorüberziehen von den Tagen der seligen Erwartung bis zu der dunklen Stunde, wo der Engel es wieder heimtrug. Den Abschluß findet das Buch in dem versöhnenden und ergreifenden Zyklus:

„O wüßt ich doch den Weg zurück!“

der uns das Heimweh des Erwachsenen nach dem Wunderlande der Kindheit schildert. V.

Büchereinlauf.

Der Held des Tages. Novellen von Paul Lindau. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Das Verlobungsschiff. Humoristischer Roman von Richard Skowronnek. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

177—178. Julius Meinl, Kaffeegroßhändler, Wien. (4000 K.)
179. Max Preisenhammer d. Ä., Neutitschein.
180. Robert Preuß, Reichenberg.
181. Frauenortsgruppe Teplitz, Teplitz.
182. Burschenschaft „Arminia“, Prag.
183. Dr. Alfred und Dr. Walter Giesecke, Leipzig.
184. Franz Kluge, Hermannseifen.
185. Stadtgemeinde Znaim.
186. Josef Turezki, Ingenieur, Hausbesitzer, Baden bei Wien.
187. Karl Hückel, Neutitschein.
188. Alexander Weiß, Asch
189. Albert Kirchhoff, Asch.
190. Deutsches Kasino, Prag.
191. Johann Offner, Wolfsberg.
192. C. Wolfrum, Aussig.
193. „A. F.“, Wien.
194. Georg Adensamer, Hausbesitzer, Klagenfurt.
195. Dr. Eduard Herbst, k. k. Hofrat am Obersten Gerichtshof, Wien.
196. Baernreither Josef M., Exzellenz, Wien.
197. Eduard Zentzitzki, Direktor, Troppau.
198. Florian Schmidt d. Ä., Fabrikant, Jägerndorf.
199. Dr. Kresta mit 40 Herren, Jägerndorf.
200—202. Deutsche Beamte und Beamtinnen eines k. k. Staatsamtes, Wien. (6000 K.)
203. Alois und Karl Neumann, Reichenberg.
204. Alpenvereinssektion, Nürnberg.
205. Rudolf und Emil Wimberger, Wien.
206. Gustav Korndörfer, Asch.
207. Julius Krizka, Ingenieur, Reichenberg.
208. Erwin Mühlhaus, Privatier, Berlin.
209. „Deutsch-Krainer“, Laibach.
210. Franz Pichler, Verlagshändler, Wien.
211. Karl Prohaska, Nikolsburg.
212. Tischgesellschaft bei „Hartmann“, Wien.
213. Frida v. Boschan, geborne Sarg, Wien.
214. Marie Bamberger, geborne Bellot, Charlottenburg.
215. Gemeinde-Sparkasse, Marburg.
216. Heinrich Jaeger d. Ä., Wien.
217. Ernst Fritzsche, Leipzig.
218. M. Faber, Wien.
219. 10 Leitmeritzer Vereine, Leitmeritz.
220. Lehrkörper der Staatsoberrealschule, Troppau.
221. Ländliche Schulvereinsortsgruppen der Sprachinsel Bielitz-Biala.
222. Aug. Bauscher, Weiden (Bayern), München-Schwabing.
223. Isidor Wimberger, Präsident der böhmischen Montan-Gesellschaft, Kommerzialrat, Wien.
224. Johann Kluge, Oberaltstadt b. Trautenau.
225. Adolf Bayer, Mürzzuschlag.
226. Dr. Karl Freih. Auer v. Welsbach, Rastenfeld.
227. Medizinische Fakultät der Karl Ferdinands-Universität, Prag.
228. Dr. Wilhelm v. Medinger, Klein-Skal.
229. Akademische Tafelrunde, Brünn.

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen.

Drittes Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung.

132. Turnkreis „Deutsch-Österreich", Wien.
133. Anton Alfred Klinger, Fabrikant, Zeidler.
134. Adelheid Klinger, Zeidler.
135. Gabriele v. Zdekauer, Bubentsch b. Prag.
136. Deutsche Lesehalle an der technische Hochschule, Wien.
137. Dr. Emanuel R. v. Ullmann, kgl. Geheimrat, Professor, München.
138. Konrad Kuhne, Görkau.
139. Bund der christlichen Deutschen in Galizien, Lemberg.
140. Dr. Alfred Fischel, Landtagsabgeordneter, Brünn.
141. Dr. Adolf Bachmann, Hofrat, Reichsratsabgeordneter, Prag.
142. Hans Tschebull, Dichter, k. k. Notar, Villach.
143. J. Budig & Söhne, Baumwoll- und Leinenweberei, Zwittau.
144. Josef und Karoline Schuck, k. k. Vizepräsident der Finanz-Landesdirektion i. R., Wien.
145. Akademische Verbindung „Cruxia", Leoben.
146. Betti Förl, Hausbesitzerin, Wien.
147. Prager Universitäts-Sängerschaft „Barden", Prag.
148. Deutsche Volksbank und Spargenossenschaft für Böhmen, Leitmeritz.
149. Fürst Karl Auersperg, Herzog von Gottschee, Reichsratsabgeordneter Geheimrat, Wien.
150. Friedrich Schuster, Generaldirektor der Witkowitzer Eisenwerke, Witkowitz.
151. Ernst Herbst, Wien.
152. Ortsgruppe Winterberg des Deutschen Schulvereines, Winterberg.
153. Fr. M. K., in Zipf.
154. Fr. E. S., in Zipf.
155. Fr. S. L., in Zipf.
156. Karl August Fritzsche, Leipzig-Gohlis.
157. Karl Freiherr v. Zdekauer, Prag.
158. Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in der Bukowina, Czernowitz.
159. Dr. Alois Kluge, Trautenau.
160. Dr. Franz Perko, Berg- und Distriktsarzt, Nürschan.
161. M. Wallan, k. k. Hof-Drogist, Wien.
162. Klub Ebrius, Leoben.
163. Dr. Karl Freiherr v. Born, Schloß St. Katharina, Post Neumarktl.
164. Dr. Hans Kužel, Baden bei Wien.
165. Georg Mattausch, Franzenthal.
166. Ottomar Freiherr v. Klinger, Neustadt an der Tafelfichte.
167. Oskar Freiherr v. Klinger, Neustadt an der Tafelfichte.
168. Bibliographisches Institut „Mayer", Leipzig.
169. Ida Hausmann geb. Kutzbach, Braunschweig.
170. Frauenortsgruppe Leipzig des Vereines für das Deutschtum im Auslande, Leipzig.
171. Dr. A. Fick, Augenarzt, Zürich.
172. August Scherl, Zeitungskönig, Berlin.
173. Hermann Gröger, Sternberg.
174. Karl v. Zimmermann, Alt-Fabendorf.
175. Dr. Albert Hauckwitz, Obermais.
176. Krupp v. Bohlen und Halbach, Auf dem Hügel in Rheinpreußen.



Skat.

Eine deutsche Tragödie von **Paul Keller.**

Drei deutsche Millionäre trafen sich in Marienbad: Mister Weber aus Neuyork (Natur- und Kunsteis), Mister Smith (früher Schmidt mit dt) aus Bombay (Zimt und Chinarinde) und Herr Bellermann aus Bremen (Rohtabake).

Diese drei Männer spielten in Marienbad alle Tage von früh bis abends Skat und waren höchst ungehalten, wenn sie einmal vorübergehend wegen Innehaltung einer Kurform, die sich nicht gut umgehen ließ, pausieren mußten.

So verlebten sie sechs Wochen miteinander und waren auch dann noch nicht völlig blödsinnig. Ja, sie besaßen sogar noch Phantasie, was daraus hervorging, daß Mister Weber aus Neuyork (Natur- und Kunsteis) während der letzten angesagten 33 Runden, die sie am Tage vor ihrer Abreise spielten, plötzlich ein kluges Gesicht machte und sagte: „Meine Herren, ich finde es sehr schade, daß wir unser schönes Spiel schon so bald abbrechen sollen. Ich schlage vor, daß wir es fortsetzen."

„Wird sich nicht gut machen lassen," bemerkte Mister Smith aus Bombay (Zimt und Chinarinde), „wird sich nicht gut machen lassen, wenn einer in Amerika, der zweite in Europa und der dritte in Asien lebt."

230. Tischgesellschaft „Pammer“, Gmunden.
231. Reichsbund deutscher Eisenbahner Österreichs, Wien.
232. Verband alter Burschenschafter Österreichs, Wien.
233. Theodor Reßl, Buchhändler, Iglau.
234. Anton Weiß, Spediteur, Bregenz.
235. Dr. Eduard Langer, Chef der Firma B. Schrolls Sohn, Braunau.
236. Gebrüder Grohmann, Baumwollspinnerei, Wisterschan b. Teplitz.
237. A. P., Weißkirchlitz b. Teplitz.
238. Ein guter Deutscher des Braunauer Ländchens, Dittersbach b. Halbstadl.
239. Ein Ungenannter aus Salzburg.
240. Deutscher Volksfestausschuß in Marienbad.
241. Kärtner Kurkolonie in Gastein.
242. Karl Edler v. Pohnert, kaiserlicher Rat, Bürgermeister in Brüx.
243. G. S., Aussig.
244. Franz Leber, Inhaber der Firma B. Strassinzky, Wien.
245. Ortsgruppe Bodenbach des Deutschen Schulvereins, Bodenbach.
246. Johann und Maria Zuppan, Klagenfurt.
247. Max Feintschel Edler v. Feinegg sen., Großindustrieller, Feinersdorf a. d. T.
248. Südmark-Ortsgruppe Mais.
249. A. M., Bielitz.
250. Stadtgemeinde Teplitz.
251. Ungenannt, Wien.
252. Deutsch-österreichische Turnerschaft, Böhmischdorf.
253. Deutscher Spar- und Vorschußverein, Hohenstadl.
254. Alfred und Wenzel Ritschl, Steinnußknopffabrik Dobern b. Bensen.
255. Franz Freih. Mayr v. Melndorf, Zentraldirektor, Leoben.
256. Stadtgemeinde Brüx.
257. L. W., Wien.
258. Lehrkörper der höheren Staats- und Privatanstalten, Bielitz.
259—260. Paul Ritter v. Schoeller, Herrenhausmitglied, Präsident der Handelskammer 2c., Wien. (4000 K.)
261. Verein deutscher Ärzte, Wien.
262. Professoren-Kollegium der philosophischen Fakultät der Wiener Universität, Wien.
263. Sparkasse von Oberhollabrunn.
264. Dr. Philipp Watzenauer, Leitmeritz.
265. Ernst Regenhart, Kommerzialrat, Fabrikant, Wien.
266. Reichsbund der deutschen österreichischen Postbeamten, Wien.
267. Frau Senator Kallmorgen, Altona-Ottensen.
268. Frau Dr. Mertens, Potsdam.
269. Stadtgemeinderat Wiener-Neustadt.
270. 100 Beamte der Südbahn (Baudirektion), Wien.
271. K. C., Wien.
272. Frauen und Mädchen-Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines, Hohenelbe.
273. Moritz Faber, Wien.
274. Adolf Guidemus, Inhaber der Firma H. J. Ettel, Hohenelbe.
275. Landesorganisation Schlesien des Verbandes zur Förderung deutscher Schutzvereine, Friedeck.

Höhe der gezeichneten Summe **550.000 Kronen.**

Wien, am 14. Juli 1909. **Der Deutsche Schulverein.**

(Geschlossen am 20. Juli 1909.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Rörk. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

„Reizen Sie endlich, Bellermann!“ mahnte Mister Smith aus Bombay.

„Ja, was soll man bei einem solchen Schundblatt sagen?“ klagte Bellermanu.

Darauf machte er eine nachdenkliche Pause von drei Wochen und fragte endlich bei Mister Weber, Neuyork, an: „Ist es tournée?“

„Nach Zahlen reizen!“ gab Mister Weber verdrossen zurück.

„Haben Sie zehn?“

„Fängt's erst an!“

„Zwölf?“

„Wär' ein Spaß!“

„Haben Sie auch fünfzehn?“

„Kleinigkeit!“

„Sie lassen einem aber wahrhaftig kein Spiel! So ein hübsches Blatt!“

„Was machen Sie also?“

„Passe!“

„Und Sie, Mister Smith?“

„Es ist eine Gemeinheit: Wenn ich nicht Pique-As und Coeur-König blank hätte, spielte ich Null-Ouvert. Passe auch!“

„Also Grand aus der Hand — Schneider angesagt“, kabelte der Amerikaner triumphierend über den Atlantischen und Indischen Ozean.

„Ich sag's ja!“ antwortete der ewig melancholische Bremer.

„Der Mann hat ein Riesenschwein“, kam's vom Indierlande her. „Doch halt — verflucht! — es ist — es ist ja überhaupt falsch Karte gegeben worden!“

Als Antwort kam aus Amerika ein greulicher Niggerfluch, den weder Mister Bellermann, noch Mister Smith übersetzen konnten. Es kam nun zu einem ungefähr zwei Monate dauernden gegenseitigen Meinungsaustausch, ob richtig Karte gegeben sei oder nicht. Der gentlemanlike Ton wurde zeitweise nur noch mit Mühe gewahrt, und die Kabelleitungen waren von den Skatgegnern so in Anspruch genommen, daß öfters sogar die amerikanischen Börsenberichte mit Verspätung ankamen und auch ein Danktelegramm Roosevelts an den deutschen Kaiser einen ganzen Tag zu spät anlangte.

Nach zwei Monaten mußte Bellermann, Bremen (Rohtabake), der die alte Marienbader Skatrechnung noch besaß, eidesstattlich versichern, daß er an ihr inzwischen keinerlei Veränderungen vorgenommen habe, mußte drei Sachverständige vom Bremer Skatklub und einen Notar heranziehen und nach Neuyork und Bombay vierfach beglaubigte Atteste schicken, daß in Marienbad tatsächlich nicht Mister Smith aus Bombay (Zimt und Chinarinde), sondern er, Mister Bellermann, Bremen (Roh-

„O, ich verstehe, ich verstehe," fiel der Rohtabakmann aus Bremen ein und sein Gesicht nahm sichtlich den Ausdruck der Intelligenz an, „ich verstehe Sie, Mister Weber, wir spielen einfach per Kabel."

„Well", sagte Weber, „per Kabel, die Sache wird sehr einfach sein. Wir spielen per Kabel, und dieser ganze olle Glob ist unser Skattisch."

Diese Idee begeisterte die drei, und nachdem sie die 33 angesagten Runden zu Ende gespielt und noch 13 „Trostrunden" und 5 „Meisterschaftsrunden" zugegeben hatten, sagte Mister Weber mit großer Feierlichkeit: „Das Marienbader Spiel ist aus! Mister Smith, geben Sie Blatt für die Fernpartie!"

Und Mister Smith aus Bombay gab Blatt für die Fernpartie, jedem zehn Blätter und zwei legte er in den Talon, so wie sich's gehört. Jeder der Spieler steckte seine zehn Karten in die Brieftasche, und der Talon wurde in ein besonderes Kuvert gesteckt, das dreimal versiegelt wurde und das Herr Weber aus Neuyork (Kunst- und Natureis) bekam, weil er in Vorhand war. Er mußte sein Ehrenwort geben, in keiner Weise ungerechtfertigt in den „Skat" zu gucken.

„Wir spielen natürlich wieder 1/4 Pfennig", fragte der Bremer noch.

„Ich spiele grundsätzlich nie höher", bemerkte der Amerikaner.

Darauf nickten sie sich einen „Guten Abend" zu, und am andern Morgen reiste einer nach Bremen, einer nach Neuyork und einer nach Bombay.

Etwa sechs Wochen später kam ein Kabeltelegramm aus Bombay an den Bremer Rohtabakmann des Inhalts: „Bellermann, Sie reizen!"

„Wer ist denn eigentlich vorn?" fragte Bellermann nach zwei Seiten telegraphisch an.

„Ich!" kam es aus Amerika zurück. „Je suis vorné!"

„Wenn er doch nicht immer den alten Witz risse!" murrte Mister Smith von Bombay her. „Er ist gräßlich!"

„Ich hab' wieder ein Saublatt", schimpfte der Bremer. „Man ist bloß der reine Kartenhalter!"

„Sie haben immer was zu schimpfen! Sie sind nie zufrieden!" telegraphierte der Amerikaner.

„Sie haben gut reden", erboste sich der Bremer. „Vorhin, ich meine vor sechs Wochen, bei der sechsten Trostrunde, als ich den Treffsolo mit vieren verlor, das war doch mehr als Pech! So was kann Ihnen natürlich nicht passieren!"

„Da waren Sie selbst schuld", kabelte der Amerikaner zurück. „Was spielen Sie Ihr Fehl-As aus, ehe Sie die Trümpfe abgezogen haben."

„Konnte ich denn wissen, daß wieder alles in einer Hand sitzt?" grollte Bellermann aus Bremen. „Aber wenn ich mal spiele, da ist ein Sitz — nicht zu sagen!"

„Alle gangbaren As", telegraphierte er: „Pique-As!"

„Wimmle ich!" kabelte der Amerikaner vergnügt. „Pique-Zehn."

„Steche ich mit Carreau-Buben!" jubelte der Bremer. „Macht also 23! Ich werd' euch was —"

„Das ist ja nicht möglich," grollte der Asiat, „ich hab' mein kürzestes As angezogen. Das muß doch halten!"

„Ich habe auch Pique bloß kurz", meinte der Eismann aus Neuyork. „Das ist ja unerhört!"

„Wißt Ihr denn, was ich gedrückt habe?" meinte der Bremer schlau. „Im übrigen, geredet wird nicht! Ich spiele aus. Coeur-As!"

„Dame!" kam es verdrossen aus Bombay.

„Nehm' ich mit dem Pique-Buben. Nehm' ich, verhau' ich, klopp' ich!" triumphierte jetzt der Amerikaner.

Nun war der Bremer erbittert und ließ sofort eine lange telegraphische Rede vom Stapel, in der er sein immerwährendes Pech bejammerte.

„Aber Mensch", meinte der Neuyorker, „warum ziehen Sie mir denn nicht zuvor den Buben ab? Ich habe doch erst vorhin, vor knapp einem halben Jahr gesagt, die Hauptsache sei, erst immer die Trümpfe abzuziehen. Aber mancher lernt's eben nie und dann noch unvollkommen. Übrigens Sie (wandte er sich nach Asien), Sie hätten auch was Besseres schmieren können als die lumpige Dame. Wenn Sie wenigstens den König riskiert hätten."

„Jeder spielt nach seiner Karte. Wie kann ich so was riechen", lehnte der Zimt- und Chinarindenmann den Tadel ab. „Reden Sie nicht so viel, spielen Sie lieber!"

So spielten sie weiter, Stich um Stich, mit wechselndem Erfolg. Nach jedem Stich gab es eine lange Debatte, und namentlich die beiden Zusammenspielenden hatten beständig Streit miteinander, weil es keiner dem andern jemals ganz recht machte. Einmal nur einigten sie sich, als der Bremer zu lange zögerte, und behaupteten beide, er zähle wohl die „Points" in seinen Stichen; das dürfe er nicht, denn die „Karte sei kein Bilderbuch"; worauf der Bremer erwiderte, er habe nur seinen letzten Stich nachgeprüft und das dürfe er.

Nach etwa 2½ Jahren neigte sich die Partie ihrem Ende zu. Und da telegraphierte eines schönen Tages der Bremer:

„Gewonnen, gewonnen! 61! Gucki-Grand mit einem! Macht 40! Donnerwetter, das hat sich aber schwer gespielt! Hab' ich aber auch fein bedeichselt!"

Die beiden anderen schwiegen anfangs; dann kabelte der Amerikaner kleinlaut: „Tatsächlich 59!"

„Ja", antwortete der Indier, „59! Um ein lumpiges Auge zu wenig, sonst hätten wir's gehabt."

tabake), zum Kartengeben an der Reihe gewesen wäre, daß also dieses Spiel zu annullieren sei.

Worauf Mister Weber aus Neuyork eine wütende Rede über das grenzenlose Pech, das ihm einen solchen Bombengrand aus der Hand nehme, über den Atlantikus und Indikus kabelte, wofür er insgesamt an 6000 Dollar bezahlt hatte.

Auf diese Rede zählte der Bremer in 5317 Wörtern und 54 Doppelwörtern alle die Fälle auf, bei denen er im Skatspiel ein geradezu auffälliges Pech gezeigt hätte, während sich der Indier kürzer faßte, indem er lakonisch, aber treffend drahtete: „Immer alles, was recht ist!"

Also Bellermann, Bremen, gab für die neue Partie Blatt. Er kaufte ein billiges Spiel, ohne Goldecken, damit die Sache nicht zu teuer würde, mischte, packte es ein und schickte es nach Amerika, damit Mister Weber in Neuyork „abheben" könne. Mister Weber hatte ausdrücklich auf dieses schöne Vorrecht der Mittelhand nicht verzichtet. Natürlich mußte Mischen und Abheben in Gegenwart vereidigter Zeugen geschehen, ebenso wie die Verteilung der Blätter, die Bellermann besorgte und nebst den entsprechenden Dokumenten versiegelt an die Mitspieler abschickte.

Es vergingen etwa zwei Monate, da mahnte der ungeduldige Bremer den Amerikaner: „Reizen Sie endlich!"

„Sie werden wohl gefälligst gestatten, daß ich mir erst die Karten nach Farben ordne", kam es zurück.

Es verging noch geraume Zeit, dann lief aus Neuyork endlich das inhaltsschwere Telegramm ein: „Passe!"

Während der nächsten Wochen reizten sich der Bremer und der Asiat, mit dem Schlußerfolg, daß der erstere „Gucki-Grand" spielte.

„Gucki-Grand ist eine dumme Bezeichnung", kabelte der Amerikaner, „vorn schwäbisch, hinten französisch."

„Stören Sie mich nicht mit Ihren ganz unnützen sprachlichen Auseinandersetzungen; ich muß mir jetzt meinen Verstandskasten zusammennehmen. Die Sache ist riesig kitzlich!"

Der Amerikaner wollte daraufhin den Indier verständnisinnig anlächeln, merkte aber, daß das infolge der Entfernung nicht möglich war, und telegraphierte also an ihn: „Merken Sie was?"

Worauf Mister Smith (Zimt und Chinarinde) antwortete: „Wimmeln kann ich mächtig! Wir wollen ihn umsägen."

Dem stets mißtrauischen Bremer mußte sein Ahnungsvermögen etwas offenbart haben, denn er kabelte plötzlich an seine beiden Gegner: „Geredet wird nicht!"

Worauf beide längere Verteidigungen losließen.

Endlich konnte der Indier ausspielen.

schmiegten sich ängstlich aneinander, wenn der Sturm vor der Stalltür vorbeibrauste, das zerbrochene Bodenfenster oben neben Hannes' Kammertür bekam klirrendes Herzklopfen, wenn die Wut der Schwarzen die Haustreppe herauf oder hinab fuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiser Stimme ihren Gesangbuchvers begann, da raste die Stimme der Schwarzen mit einem „Lott ist tot" wie ein durchgegangenes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärts krochen und sich lange nicht mehr sehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichste von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf seiner Brücke mußte er sitzen von Sonnenaufgang bis die Sterne ihre Schlafmützen aufsetzten. Selbst das vierte Gebot, sein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte sich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offenen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen und hatte auf der Straße sein: „Respekt muß sein im Haus!" gerufen. Aber über diesen Geist hatte dieser Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt und hatte ihn heraufgeholt. Nun saß er, ein Miniaturbild verzweifelter Ergebung, auf seiner Brücke. Jeden Stich begleitete ein Seufzer, mit jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunsch aus seiner Seele nach dem Ende seines Elends. Wäre er nicht doppelt gewesen, er hätte umkommen müssen. Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannels Herzen wohnte und wußte, das war sein Eigentum, ein Eigentum, das er nicht verlieren konnte wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch niemand fragt, ob sie müde ist und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit sein, wenn man nicht, daß sie Menschen und Vieh im Hause auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang saß sie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe sie in Elend und Schande gebracht. Und daß sie ihm nun die unverdiente Ehre, die sie ihm erzeigt hatte, nicht umsonst erzeigt haben wolle. Um solch eine armselige Wirtschaft habe sie sich nicht die viele Mühe gegeben, hereinzukommen. Sie wolle in schönen Kleidern gehen und gut leben; das Geld dazu müsse sie haben; und komme er darüber um, so sei's ihr noch lieber. Hernach könne sie einen Reicheren bekommen oder doch wenigstens einen, der ein Mann sei.

Die Sannel schien eine ganz andere geworden als sonst, und doch war sie eben recht die alte Sannel geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergeßlich und verkehrt sie alles machte, wußte man nicht, sie war nur darum so vergeßlich und verkehrt, um den Sturm von Hannes und seiner Mutter auf sich zu lenken. Und wie seelenfroh sah sie aus, so oft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Gesellen wegen,

„Das ist, weil Sie im Mai vorvergangenen Jahres Coeur-Dame statt Coeur-König zugegeben haben!“

„Nein, weil Sie letzten November in Treff geschnitten haben. Gegen den Mann schneidet man nicht!“

„Halten Sie keine Leichenreden!“

„Sie halten Leichenreden!“

„Ich habe schon schwierigere Skate gespielt als den!“

„Ich auch! Im übrigen, mein Herr, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen bloß das Geld aus der Tasche ziehen will, dann werf' ich die Karten hin und spiel' nicht mehr mit.“

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fiel in diese Auseinandersetzungen aus Bremen eine Nachricht.

Herr Bellermann, Rohtabake, telegraphierte: „Ich bin bankerott geworden!“

Eine lange Pause eisigen Schrecks. Nach etwa drei Monaten aber kamen von Mister Weber, Neuyork (Natur- und Kunsteis), und von Mister Smith, Bombay (Zimt und Chinarinde), die folgenden Telegramme: „Ich bin auch bankerott!“ „Ich bin auch bankerott!“

Das waren die letzten Kabelungen. Um über die Ozeane telegraphisch „abzurechnen“, dazu langte der Draht nicht mehr. Abgerechnet wurde aber doch. Die im Spiel Unterlegenen rechneten jeder für sich aus, daß sie pro Mann an Herrn Bellermann in Bremen zehn Pfennig zu zahlen hätten. Diese Summe sandten sie an den glücklichen Gewinner ab. Sogar frankiert. Die Beträge entnahmen sie der „Masse“.

Leider konnte sich Herr Bellermann, Bremen (ehemals Rohtabake), seines Gewinnes nicht mehr freuen, denn er war infolge des üblichen Schlaganfalls gestorben. Die zwanzig Pfennige Gewinn wurden aber zu gleichen Teilen an seine gesetzlichen Erben (Sohn und Tochter) ausgezahlt. Und sie konnten es beide gut gebrauchen, denn der Sohn war Regierungsassessor, und die Tochter gedachte sich seit Jahren an einen armen Leutnant zu vermählen.

Hannesle der Nordbursch

oder Aus dem Regen in die Traufe.

Eine Geschichte von **Otto Ludwig.**

(Schluß.)

Aber die Schwarze war noch da. Und sie war schwärzer als je. Wie ein Sturmwind fuhr sie in dem Häuschen umher; wohin sie trat, ächzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Kuh und Ziege im Stall

geschrien: Respekt muß sein im Haus! Aber das wird nicht wieder werden, so lang' ich leb'."

„Ja", sagte die Frau Bügel, „es kommt einem einmal, wo man in sich muß gehn. Und das ist nun bei mir kommen. Und du dauerst mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck, wenn ich auch unrecht hab' gehabt, ich hab's gut gemeint. Und wenn uns der lieb' Gott von der da drin hälf, so sollt's nicht wieder werden, wie's gewest ist. Ich hab' den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle, und hab' ihn nein getrieben. Und nu wollt' ich lebenslang nicht wieder nauflangen an die Fensterwand. Ich weiß nu, was dabei rauskommen ist. Und wenn uns der Himmel von der da drin befreien tät, die Sannel müßt' deine werden, und keine andre auf der Welt. Eine beßre sieht die Sonn' nicht, so weit sie scheint. Aber wo ist sie nur hinkommen?"

Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. Und so war es jetzt mit der Sannel. Und sie kam glänzend wie Mondenschein; der Hannes und seine Mutter konnten es nur vor der finsteren Nacht nicht sehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Base zu essen geholt; denn von Mittag her hatten sie alle gefastet. Die Schwarze hatte den Küchenschrank verschlossen, und die anderen hatten zusehen müssen, wie sie selbst sich die teure Butter fingerdick auf das Brot gestrichen; aber zu essen bekommen hatten sie nichts.

Auf dem Wege von der Unterender war sie dem Gesellen begegnet. Der hatte sie gefragt, ob sie ihm noch immer einen Korb geben wollte. Und als sie das bejaht, hatte der Geselle wissen wollen, wie sie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes stand, und wie die Schwarze in das Häuschen gekommen war, und daß man sie gern los würde, wenn man nur wüßte, auf welche Art.

Der Geselle hatte sich gewundert; und hatte gemeint, so was wie dies Heiratsversprechen müsse umzustoßen sein. Wofür gäbe es sonst Advokaten in der Welt! Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht sein sollte, da müßte man sich trösten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es sei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienst erweisen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erst etwas anderes versuchen. Es sei billig, daß die Schwarze in ihrer eigenen Schlinge gefangen würde. Er wollte sogleich zu der Schwarzen gehen; vorher teilte er seinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerste daran war, die Schwarze zu überzeugen, der Geselle habe es von Anfang nur auf sie gemeint. Des Meisters wegen, der ihn sonst fortgeschickt haben würde, habe er sich gestellt, als stäche ihm die Sannel in die Augen.

der sich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze sie nicht aus dem Hause schicken; und das machte die furchtsame Sannel so überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer schlimmer. Der Geselle hatte bei einem anderen Meister Arbeit bekommen und hatte gesagt, er gehe nicht eher aus Luckenbach, bis er eine Frau habe. Die Schwarze gönnte die drei Häuser, die sie schon für ihr Eigentum angesehen hatte, keiner anderen. Und als ihr einmal nachts zugetragen wurde, der Geselle habe geschworen, bis morgen längstens müsse er beim Pastor gewesen sein, da kannte sie sich nicht mehr. Der Schneider, seine Mutter und die Sannel mußten sich durch die Hintertür retten. Die warf die Schwarze hinter ihnen zu, daß es weithin schallte durch die Nacht.

In der Frau Bügel war nichts mehr von ihrem alten Mut. Sie hatte ihre Hörner verloren. Sie war so voll Furcht, daß sie sich in dem Hofe noch nicht sicher glaubte. Der Hof hatte keine andere Tür in das Freie als jene, welche die Sannel einmal aus dem Stegreif gemacht hatte, das halbledige Brett der Verzäunung. Als die Frau Bügel nach großer Anstrengung und nicht ohne Schmerzen in dem Winkel angekommen war, sagte sie zu dem Schneider: „Da dran bist du schuld. Verzeih' dir's Gott, du bös Kind. So geht's; es wird alles vergolten in der Welt. Du hast mich betrogen, und nu bist du's schlimmer wie ich. Aber es geschieht dir schon recht!"

Der Schneider war so in Verzweiflung, daß er das vierte Gebot vergaß. „Und euch auch", entgegnete er. „Wer hat mich denn dazu bracht, daß ich's hab' getan? Ja, Ihr habt recht, Mutter, es wird einem alles vergolten. Guckt, Mutter; da habt Ihr mich dazu bracht, daß ich hab' müssen durchkriechen, und nu müßt Ihr selber durchkriechen, so lang Ihr seid. Ihr red't davon, wie ich bin gewest; aber wie Ihr seid gewest, davon red't Ihr nicht. Und wenn Ihr anders wär't gewest, da wär' ich auch anders gewest. Nu seht Ihr's, wie mir's gewesen ist. Gelt, nu mögt Ihr auch nicht ins Haus? Und Ihr tätet auf der Stell' einen recht Starken heiraten, daß er Euch nur gegen die da drin hälf', die wild' schwarz' Katz'. Gerad' so ist mir's gangen. Und je ärger Ihr gewest seid darin gegen mich, je unlieber hab' ich nein gemöcht, und hab' am Häusle und meiner Arbeit meine Freud' verloren, und bin lieber in den Wirtshäusern gewest als daheim bei Euch. Aber ich wollt' doch, es wär' noch so. Wenn ich Euch in Euren alten Tagen so da haußen muß sehen stehen, und Ihr seid Euer warm Bett gewohnt, da stößt mir's das Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt' lieber, Ihr tätet mir noch den Wirtshausteufel austreiben und ich riß Euch aus auf die Gass'. Ach, was das für eine schöne Zeit ist gewest, wo Ihr mir habt wollen den Teufel austreiben, und ich hab' auf der Gass'

er an die Sannel adressierte. Dazu schrieb er nur, das solle sein Hochzeitsgeschenk an die Sannel sein.

Der Schneider, seine Mutter und die Sannel saßen unterdes im Winkel und aßen unter Hoffnung und Furcht, was die Sannel herbeigeholt hatte, dann machten sie gute Vorsätze für die Zukunft auf den Fall der Befreiung, Vorsätze, denen sie, wie ganz Luckenbach bezeugen kann, bis heute treu geblieben sind.

Endlich hörten sie die Hintertür gehen und die Schwarze die Nacht laut fragen: „Wo nur die Schneidersleut' hingangen sind?" Ihre Stimme war so sanft, wie sie noch nie gewesen war. Sie hatte, ohne es zu wissen, noch die Maske vor, die sie des Gesellen wegen vorgebunden hatte. Aber es war auch etwas Vornehmes in ihrem Tone; jede Silbe klang nach den drei Häusern in Delitzsch und Magdeburg. Der Schneider verstand, was das bedeutete; er sprang auf und gab der Sannel den ersten Kuß, was sich um so leichter machte, da die Sannel noch saß. „Zeitlebens glücklich!" sagte er, „und den Sonntig wirft uns der Pastor zum erstenmal von der Kanzel!"

Die Frau Bügel war nicht so schnell zum Hoffen. Aber als sie in die Stube kamen und die Schwarze reisefertig auf ihrem Koffer sitzen sahen, da wagte auch der Frau Bügel Nase zum erstenmal wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu schimmern. Die Schwarze tat sehr vornehm. Sie schickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen sollten. In Magdeburg da brauche man nur aus dem Fenster zu rufen, und es kämen Leute mehr als man brauche. Aber sie brauche da — in Magdeburg nämlich — gar nicht zum Fenster hinauszurufen, da hätte sie der Leute genug im Hause.

So dienstwillig die Sannel immer gewesen war, so rasch hatte sie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte sie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablassenden Abschied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal nach Magdeburg. Da solle sie nur unter dem Tore fragen, oder wo sie sonst wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr sagen, wo der Schwarzen ihr Haus stehe. Und vielleicht finde sie es auch, ohne zu fragen; es sei leicht zu erkennen an den steinernen Männern, die vor der Tür ständen. Und auch ohne die Männer sei es zu finden, denn es habe vier Gestocke und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenster. Und sie selber sei auch nicht stolz.

Den Tag darauf kam das Paket von dem Gesellen. Der Schneider zerriß sogleich seine Eheverschreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er sie wieder in seinen Händen hatte. Die Eheverschreibung des Gesellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längstens

Aber seine Verstellung sei vergeblich gewesen, der Meister habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geselle, sei nun bloß deshalb in Luckenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da er nicht mehr in das Haus gedurft habe. Nun aber sei er in seine Heimat gerufen worden; er müsse morgen aus Luckenbach; er könne sie nun nicht anders sprechen als im Hause; und so habe er es doch gewagt, gegen des Meisters Verbot hereinzukommen.

Endlich war die Schwarze doch überzeugt worden, und nun hatte der Geselle darauf gedrungen, sie müsse noch heute aus dem Hause. Er könne es nicht im bloßen Gedanken leiden, daß das sanfte Wesen länger geplagt würde von den armseligen Schneidersleuten; die seien nicht wert, einen solchen Diamant nur eine Stunde lang zu besitzen.

Aber wenn nun die Schwarze sich auch bereit zeigte, das Häuschen zu verlassen; solange sie des Schneiders Versprechen noch besaß, war nichts gewonnen. Der Geselle zeigte sich so eifersüchtig, als es seinem Phlegma möglich war. Er wollte nicht dulden, daß sie etwas von dem Schneider behielte. Er habe von einer Eheverschreibung gehört, die müsse er haben, eher gehe er nicht. Die Schwarze war klug genug, erst das Papier gänzlich zu verleugnen, dann zu tun, als wisse sie nicht, wo sie es hingebracht habe. Sie suchte und suchte und fand es nicht. Es sei das kein Wunder. Sie habe es nicht begehrt, und da der Schneider es ihr aufgedrungen, keinen Wert darauf gelegt.

Der Geselle erzählte dabei von daheim, und wie es da werden sollte, wenn sie erst Mann und Frau wären; er fragte sie nach ihrer Meinung darüber. Die Schwarze schmolz zusehends in der Vorstellung künftiger Herrlichkeit, aber das verwünschte Papier fand sich dennoch nicht.

So müsse sie ihm, sagte der Geselle, eine Bescheinigung geben, daß er sicher sei, sie ändere während seiner Abwesenheit nicht ihren Entschluß. Wenn er nun wiederkäme, sie abzuholen, und fände sie als des Schneiders Frau! Denn dergleichen sei in allen Romanbüchern und Liedern zu lesen; und wenn er sie so fände, dann wäre es sein Tod. Dagegen wolle er sich und was er habe ihr verschreiben. Und er sagte das nicht nur, er tat das wirklich. Die Schwarze zerfloß in Sanftmut und Gemütlichkeit; und als sie des Gesellen Heiratsverschreibung hatte, da fand sich denn endlich auch die Verschreibung des Schneiders. So geht es, wenn man recht angelegen sucht; da liegt die „Sachen“ mitten da, und man sieht sie nicht. Man wendet alles um und um, nur eben das nicht, was man finden will.

Der Geselle versprach in dem Schein, sie zu heiraten, sobald er wieder hierher zurückkäme; und das sollte in längstens vierzehn Tagen geschehen. Nach einem zärtlichen Abschied ging der Geselle in die Herberge zurück, siegelte da die Verschreibung des Schneiders in ein Paket, das

Der Apfel.

Ein Tag aus den Flitterwochen von **Hans Malser.**

Da saßen sie unter dem Apfelbaum und träumten sich gegenseitig an. Seit drei Wochen waren sie vermählt und da hat man sich noch nicht ausgeträumt. Nun waren sie zu Besuch auf dem Landgute des Freundes; seines Freundes, und während dieser auf Feld und Wiese herumwirtschaftete, saßen die zwei jungen Eheleute im Obstgarten und träumten. Er legte sein Haupt auf ihren Schoß und sie krauste mit den zarten Fingern seine braunen Ringerln. Dabei schaute sie mit ihren großen, dämmernden Augen hinaus in den sonnenzitterigen Spätsommertag und schlug den Blick himmelan, dankend für das Glück. Und auf diesem Blicke himmelan begegneten ihm die Äpfel, die hoch über ihr im Laube hingen. Deren waren nur wenige, aber wie groß und schwellend und buttergelb — eine seltene Erstfrucht.

„Ach, Ottokar!" sagte sie leise.

Er schloß leicht die Augen und zerfloß im Wohlgefühl des Händchens, das in seinem Haare wühlte.

„Ottokar!" sagte sie, „stehe doch einen Augenblick auf. Du bist groß, du kannst ihn erreichen."

„Was willst du, meine kleine Freundin?" fragte er sie zärtlich; es war ihm ja ganz, als wäre er ein Schäfer aus Salomon Geßners Schriften.

„Den Apfel sollst du mir herabpflücken, der gerade da oben hängt. Bitte!"

„Diesen gelben Apfel da oben? Nein, mein Lieb, das kann ich nicht tun. Das ist der junge Probebaum, den Passold hat setzen lassen und dessen Erstfrüchte er mit besonderem Interesse entgegensieht; du weißt es ja, noch gestern beim Souper sprach er davon, und wie er jeden Tag das Reifen der Frucht beobachtet. Er hat seine Freude daran."

„Es sind ja noch andere oben. Den einen Apfel, Ottokar, lange ihn doch herab!"

Der junge Ehemann stellte ihr nochmals vor, daß er das nicht tun könne. „Das wäre Diebstahl, der Baum ist nicht unser Eigentum und der Gastherr, der so lieb mit uns ist, würde sich ärgern, wenn jemand anderer den ersten Apfel gerade von diesem Baume pflückte!"

„Ach, eines Apfels wegen!" entgegnete sie, „als ob Passold so geizig wäre, der uns doch mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Und würde just eines Apfels wegen Geschichten machen. Sei so gütig und lange mir ihn herab."

„So verlangst du von mir klipp einen Diebstahl!"

vierzehn Tagen hierherkommen, aber ein Ortsname stand auch nicht dabei. Als die Schwarze länger als vierzehn Tage gewartet hatte, ohne daß der Geselle zurückgekommen war, und der Schneider mit der Sannel schon zum zweitenmal aufgeboten war, ging sie mit dem Papier zu einem Advokaten, und hier erfuhr sie, daß daraufhin nichts zu machen sei. In vollem Grimm rannte sie nun in das Häuschen, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie tat, als hätte sie des Schneiders Verschreibung noch unter ihrem Busentuch, und führte sich in dem Häuschen ein, als wäre sie noch gar nicht daraus hinweggezogen. Aber der Schneider zeigte ihr die Fetzen des zerrissenen Papiers, und die Frau Bügel suchte ihre abgelegten Hörner wieder hervor und gabelte den ungebetenen Gast dermaßen hinaus, daß er nicht wiederkam.

Aber man muß der Frau Bügel zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie die Hörner in der nächsten Viertelstunde wieder ablegte und sie seither nicht wieder aufgesetzt hat. Sie hatte das auch nicht nötig, am wenigsten gegen ihren Sohn und ihre Schwiegertochter.

Das Leben in dem Häuschen ist nun wie das Häuschen selbst; es ist ein kleines bescheidenes Leben, dafür aber auch keine Leere darin. Es ist voll von unten bis oben, und nichts darin, was nicht glänzte von Reinlichkeit und im Widerstrahl des inneren Glückes seiner Bewohner. Und dabei liegt jedes Kleinste wie und wo es soll. Auch das äußere Glück der Familie ist im Wachsen; aber das kann noch lange wachsen, ehe die Sannel in Verlegenheit käme, wo sie allen Segen unterbringen will. Denn sie hat das Geheimnis in der Hand, wenn nicht im Kopfe, einen kleinen Raum zu einem großen zu machen durch Ordnung und durch zweckmäßige Verteilung. Auch an lebendigem Segen fehlt es nicht, und der Schneider ist glücklich; der Älteste verspricht, wächst er so fort wie bisher, ein Bursch zu werden, dem nichts am Soldatenmaße fehlt. Die Jüngeren tun ihm aus Kräften nach. Der Schneider ist ein anderer geworden und befindet sich wohl dabei. Seit er nicht mehr groß sein will und nach Großem begehrt, scheinen die Leute vergessen zu haben, daß er klein ist. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider seinen Zauberspruch nicht mehr gebraucht. Die Sannel ist noch immer die alte, der ganze Unterschied gegen sonst, daß sie nicht mehr sagt: „Du bist doch ein Mordbursch;" jetzt sagt sie: „Du bist ein Mordmann, Hannesle!" Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder sonst einer einmal den Spruch bringt: „Respekt muß sein im Haus!"

Sie war beim Abendbrot, das sie mit Passold und der alten Haushälterin einnahm, sehr lustig, ganz ausgelassen lustig, sie wollte zu erkennen geben, daß sie sich aus der Abwesenheit ihres Mannes gar nichts mache. Dann, als sie auf ihrem Zimmer war, klopfte es leise an ihrer Tür. Ihr Mann klopft nicht so, der klopft überhaupt nicht. Sie sagte gar nicht „herein". Da ging die Tür vorsichtig auf und es war Freund Passold da. Ein stattlicher, abgebräunter Mann mit den Manieren eines Landjunkers. Er machte keine umständlichen Vorbereitungen, er warb um ihre Gunst.

Sie war im ersten Augenblick so bestürzt, daß sie nicht sprechen konnte. Im zweiten wies sie ihm mit einer zornigen Gebärde die Tür. Er spielte die Sache auf einen Spaß hinaus und verließ lachend das Zimmer.

Sie hatte sich allmählich gefaßt. Und dann hatte sie Zeit, einen Vergleich zu ziehen zwischen den beiden Männern. Der eine will nicht einmal die Hand ausstrecken nach einem Apfel, der nicht ihm gehört, und der andere — da schüttelte sie der Ekel vor dem Freibeuter und es erwachte eine Hochachtung vor der Gewissenhaftigkeit ihres Mannes, wie sie sie bisher noch nie empfunden. Und es war eine Befriedigung in ihr darüber, daß sie diesem falschen Herrn Passold keinen Apfel schuldig geworden war. Das erstemal kam sie so recht zum Bewußtsein, was das heißt: Mein oder dein. Aber sie hatte gezeigt, daß sie wohl einen Unterschied zu machen wisse zwischen einem fremden Apfel und der — Untreue

Sie wachte so lange, bis Ottokar nach Hause kam; sie saß am Tischchen und wartete. Dann stürzte sie ihm schluchzend in die Arme und herzte ihn mit Glut.

„Morgen bekommst du den Apfel", sagte er, „ich werde mir ihn von Freund Passold schenken lassen."

Da antwortete sie: „Ich mag den Apfel nicht. Wir reisen morgen ab."

Ein schottisch Heimatsbild.

Nach Robert Burns von L. F. Sprung.

Novemberwind bläst laut mit scharfem Zuge,
Die Tage kürzen sich dem Winter zu;
Das Vieh kehrt kotbespritzt zurück vom Pfluge,
Und Krähenschwärme suchen ihre Ruh'!
Der Keuschler schließt sein Werk in Gottes Namen;
Heut' ist ja seine Wochenmühe aus;
Er klaubt am Feld sein Arbeitszeug zusammen
Und müde trabt er über's Moor nach Haus
Zur süßen Sonntagsruh', für jetzt zum Abendschmaus.

„Diebstahl! Was du für Ausdrücke hast! Ich werde ihm's ja sagen, ich werde ihm's selber sagen, um dein zartes Gewissen zu beruhigen. Und wenn er will, so zahle ich den Apfel."

„Als ob's um das wäre!" lachte Ottokar ein wenig gereizt. „Ihr Frauen habt da manchmal besondere Begriffe von Mein und Dein. Ihr steigt auf die Wiesen und nehmt Blumen, ihr dringt in Gärten und reißt Rosen ab, ihr plangt nach Obst in des Nachbars Garten. Da hapert's mit eurem Rechtssinn. Ich aber meine, was fremdes Eigentum betrifft, kann man nicht genau genug sein. Und das will ich meinen Kindern strenge einschärfen: Keine Kirsche und keine Erdbeere dürfen sie mir schnipfen auf fremdem Grund. Das ist eine gute Übung im Respekt vor dem Eigentum anderer."

„Du meinst wohl, ich würde nächtlich beim Nachbar einbrechen und ihm die Truhen ausplündern", sagte sie verletzt, „ja, ja, du tust gerade so, als ob ich einer Strafanstalt entlaufen wäre. Das ist grauslich von dir, Ottokar, und überhaupt, wenn du eines Apfels wegen schon solche Moralpredigten losredest und schon das unschuldigste Vergnügen abschlagen kannst, drei Wochen nach der Hochzeit — mein Gott, was wird mir da noch bevorstehen!" Sie wendete sich ab und begann natürlich zu weinen.

„Aber Mädel! Weibchen!" rief er, legte seinen Arm um ihre Mitte und wollte sie beruhigen.

Sie stieß ihn mit dem Ellbogen. „Du hast mich nicht lieb", schluchzte sie, „mein Gott, wie bin ich unglücklich!"

Sie eilte rasch durch den Baumgarten und auf ihr Zimmer. Sie redete den ganzen Tag nichts mit ihm.

Am Nachmittag des andern Tages, als Freund Passold ihn ermuntert hatte, im Untertal zu fischen, und als Ottokar mit der Angelgerte fortgegangen war, ging sie in den Baumgarten; den Spazierstock ihres Mannes hatte sie bei sich, den mit dem Hakengriff, und jetzt wollte sie sich den Apfel selber herabholen. Aber gerade als sie den Stock hob, war ihr: Tu's nicht. Wenn Ottokar dagegen ist! Man wird doch nicht just auf diesen dummen Apfel anstehen. Wenn man ihn schon nimmt, so lieber in seiner Gegenwart. Justament in seiner Gegenwart, damit er sieht, man fürchtet sich nicht und ist nicht gesonnen, solchen Mucken nachzugeben. — Sie ließ es also diesmal bleiben.

Ottokar hatte beim Fischen kein Glück gehabt. Und noch ärgerlich über den Auftritt mit seiner Frau und ihr Benehmen, ließ er durch einen Knaben dem Gastherrn mitteilen, er wolle noch eine Partie auf den Schmalstein machen, um den Sonnenuntergang zu sehen, und man möge mit dem Abendbrot nicht auf ihn warten. Seiner Frau ließ er gar nichts sagen. Sie soll es nur merken, daß sie ihn gekränkt hat.

Bewahrte uns der Himmel einen Tropfen
   Erquickung noch in diesem Jammertal,
Ist's, wenn ein sittig Paar mit Herzensklopfen
   Am blüh'nden Hagedorn zum erstenmal
Eins an des andern Brust aushaucht die süße Qual.

Gibt's wohl in Mannsgestalt mit Herz im Leibe
   Ein Ungeheu'r, das Lieb' und Treue lügt
Und mit studierter List zum Zeitvertreibe
   Die Unschuld Hannchens ködert und betrügt?
Fluch seinen Meineidkünsten, seinem glatten
   Geheuchel, aller Ehr' und Tugend bar!
Stellt kein Gewissensruf ihm einen Schatten
   Des Kleinods, das sie ihren Eltern war,
Und der Verzweiflung dann des armen Opfers dar?

Nun krönt den schlichten Tisch das Abendessen:
   Gesunder Brei, dem Schotten wohl vertraut,
Die Milch vom einz'gen Kuhlein zugemessen,
   Das nebenan gemach sein Grummet kaut.
Die Hausfrau bringt, den jungen Gast zu ehren,
   Den lang gesparten Käseleib hervor;
Er muß sich nöt'gen lassen und belehren —
   Und gerne lobt er ihn und leiht sein Ohr —
Der Käs' war jährig schon, als noch der Flachs im Flor.

Ist's Abendmahl vorbei, so nimmt am Herde
   In weitem Kreise die Gesellschaft Platz;
Der Hausherr schlägt mit würdiger Gebärde
   Die Bibel auf, schon seines Vaters Schatz.
Ehrfürchtig legt die Mütze er beiseite
   Und zeigt sein schütt'res weißes Lockenhaar.
Vom Sang, den Sions heil'ge Stätte weihte,
   Wählt er bedachtsam sich ein Strophenpaar:
„Laßt uns Gott loben!" stimmt er an wie vor'm Altar.

Und wie sie kunstlos ihre Töne singen,
   Stimmt's auch ihr Herz; das ist's, was Musik ehrt.
Vielleicht, daß Dundees wilde Weisen klingen,
   Vielleicht die Märt'rer-Klag', des Namens wert;
Vielleicht schürt Elgin himmelwärts die Flammen,
   In Schottlands Liederkranz das Edelreis.
Wie schrumpft da welsches Trillerwerk zusammen!
   Der Ohrenkitzel macht das Herz nicht heiß;
Er hat auch nichts zu tun mit unsres Schöpfers Preis.

Der priesterliche Vater liest im Buche,
   Wie Abram Gottes Freund und treuer Knecht;
Wie Moses Krieg gebot mit ew'gem Fluche
   Auf Amaleks verworfenes Geschlecht;
Wie schwer des königlichen Barden Seele
   Die Strafe des erzürnten Himmels trug;
Des frommen Jobs ergreifendes Gequäle,
   Jesaiahs seraphisch kühnen Flug,
Und manchen Sehers sonst, der heil'ge Saiten schlug.

Vielleicht wird auch im Christenbuch gelesen,
   Wie schuldlos Blut für Schuld der Menschheit floß;
Wie er, der zweiter Himmelsherr gewesen,
   Sein Haupt gelegt auf nackter Erde Schoß;
Wie seine Jünger, fremd im eig'nen Lande,
   Der Weisheit Lehre trugen in die Welt;
Wie der auf Patmos sinnende Verbannte
   Den hehren Engel sah am Himmelszelt,
Der über Babel des Gerichtstags Wage hält.

Da winkt ihm endlich seine einz'le Hütte,
Von einem alten Baume überschirmt;
Bald ist er in des Kinderkreises Mitte,
Der fröhlich ihm entgegenschreit und stürmt.
Das Feuer, auf dem trauten Herde wallend,
Das Lächeln seines Weibchens, das ihn grüßt,
Das kleinste Kind auf seinem Kniee lallend
Hat bald ihm seine Müdigkeit versüßt
Und macht, daß er fast ganz auf Müh' und Plag' vergißt.

Manch größ'res Kind kommt nach und nach zur Stube,
Bei Pächtern in der Nachbarschaft verdingt:
Der hilft beim Ackern, der als Hirtenbube,
Indes ein andres läuft und Posten bringt.
Die Tochter Hanne, älteste im Reigen,
Voll Jugendblüte, weiblich fühlend schon,
Kommt heim, vielleicht den neuen Rock zu zeigen,
Wohl gar, um mit dem schwer erworbnen Lohn
Den Eltern auszuhelfen, sollte Drangsal droh'n.

Mit heller Freude seh'n sich die Geschwister,
Ein jedes forschend nach des andern Wohl;
Die Zeit verfliegt in traulichem Geflüster
Von allem, dessen ihre Herzen voll.
Die Eltern merken froh, daß Müh' und Lehre
Am jungen Nachwuchs nicht verloren sei;
Die Mutter macht mit Nadel und mit Schere
Die alten Kleider ausseh'n fast wie neu;
Der Vater fügt nach Pflicht ein Wort der Mahnung bei.

Den Anordnungen ihrer Herrn und Frauen
Zu folgen, wird das junge Volk ermahnt,
Auf ihre Arbeit eifrig stets zu schauen
Und nicht, auch außer Sicht, auf Spiel und Tand;
Und: „O habt ja nur immer Gott vor Augen,
Und denkt an eure Pflichten früh und spät,
Daß euch nicht Ding' einfallen, die nichts taugen!
Sucht seinen Rat und Beistand im Gebet!
Es bittet nie umsonst, wer recht den Herrn anfleht."

Da hört man an der Tür ein sanftes Pochen,
Und Hannchen sagt, von schnellem Rot verschönt:
Ein Nachbar, der vorbeikommt, hab' versprochen,
Zu seh'n, ob er sie heimbegleiten könnt'!
Die kluge Mutter sieht Bewußtsein flammen
In Hannchens klarem Auge und Gesicht;
Sie fragt mit Herzensangst nach seinem Namen,
Da Hannchen so verlegen blickt und spricht,
Und hört getrost, ein eitler Wildfang sei es nicht.

Ihm bietet Hannchen freundliches Willkommen.
Ein saubrer Bursche! Froh gewahret sie,
Daß sein Besuch nicht übel aufgenommen.
Der Vater plaudert viel von Feld und Vieh;
Des Jungen Herz fließt über vor Vergnügen,
Doch drückt ihn etwas blöde Schüchternheit.
Die Mutter liest den Grund in seinen Zügen
Mit feinem Sinne und ist still erfreut;
Sie sieht ihr Kind verehrt wie sie zu ihrer Zeit.

O Liebesglück, wo solche Lieb' sich findet!
O Seligkeit, womit vergleich' ich dich?
Vielfältig hab' ich Menschenlos ergründet,
Und die Erfahrung drängt zum Urteil mich:

Jakob Julius David.

Von Dr. Rudolf Latzke, Wien.

II.

Neben und zwischen den vier Hauptwerken — das „Höferecht" erschien (als Buch) 1890; der „Übergang" 1903 — entstanden die vielen kleinen Erzählungen, von denen immer mehrere unter einem Sammeltitel vereinigt wurden: „Die Wiedergeborenen" 1891, „Probleme" 1892, „Frühschein" 1896, „Vier Geschichten" 1899, „Die Troika" 1901, „Die Hanna" 1904. — Stofflich lassen sie sich in drei Gruppen scheiden, in historische, Wiener und mährische Novellen.

Jede Dichterseele ist auf ein gewisses Naturphänomen gestimmt. Wie für Eichendorff etwa das verschlafene Brunnenrauschen in Vollmondnächten, für Richter die über der Heide, über einem Waldwipfelmeere thronende Feiertagsstille, für Daudet das Schweigen des weißleuchtenden Sommermittags, Roseggers Waldwehen und Waldbachrauschen charakteristisch sind, so ist, um es noch einmal zu sagen, Davids Naturmotiv das Märzenwehen, der Lenzsturm. Er hört ihn nicht nur über die Dächer und in den Schornsteinen heulen, über die mährischen Ebenen jagen, in den Baumwipfeln rasen, er hört — und darum ist es so bezeichnend für ihn — dasselbe Lied auch in dem rascheren Herzschlage seiner Mädchen, die ahnungsvoll der Vollendung entgegenreifen, und er hört es in jenem „Sturme, der über die Welt hereingekommen war, der diesen ein mächtiges Lenzen, ein Keimen und Treiben von ungeahnter Kräftigkeit bedeutete, jenen aber den Fall und das Verwehen ihren schönsten Hoffnungen brachte" — er hört es in jener bedeutungsvollen Übergangszeit, die wir Renaissance oder Reformation nennen.

Eine Umwertung alter Werte bedeutet dieses Märzenwehen. Was gestern hat gegolten, gilt heute nicht mehr, wofür man gestern lebte, stritt, litt oder leiden ließ, das wird heute belächelt, verachtet, bekämpft, verfolgt.

Dieser Lenzwind zerstreut die Bettelmönche eines mährischen Klosters in alle Weiten. Zurück bleiben nur der uralte Prior und sein Genosse Berchtold Bayer, der sich schließlich aber auch von der starken Ludmilla Prokupek kirren läßt — und in dem verödeten Kloster erwartet der letzte sein einsames Sterben. Ebenso vertauscht der farbenfrohe Renaissancemönch Petrus Burenbach, von seines Madonnenmodells Schönheit bezwungen, die himmlische mit der irdischen Liebe. („Petre, quo vadis?") Freilich kehrt er als reuiger Büßer zurück, aber seines Kunstwerkes verderblicher Reiz lockt und zündet weiter ... Abtrünnig wird zum bösen Ende auch jener Pater Felician, den sein Bischof nach Klein-Krasna

Dann niederkniend ruft den Himmelsherren
  Der Christ, der Gatte und der Vater an;
Die Hoffnung schwingt sich auf zu höhern Sphären:
  Sie finden wieder sich auf jener Bahn,
Wo Sel'ge sich im Urlichtstrahle sonnen,
  Von Seufzern und von Tränenweh befreit,
Noch inniger verschwistert dort zu wohnen,
  Lobpreisend ihres Schöpfers Herrlichkeit,
Indes in ew'gem Kreis umrollt die stumme Zeit.

Wie arm die Zeremonien, die kalten,
  Wo Kirchenstolz und Prunksucht sich bemüht,
Ein Andachtsbild vor'm Volke zu entfalten
  Für alle Sinne, nur nicht für's Gemüt!
Die Gottheit achtet nicht der Weihrauchwolke,
  Des eitlen Aufzugs und der Mummerei'n,
Doch läßt vielleicht vom fernen Hüttenvolke
  Mit Wohlgefallen sich die Herzen weih'n,
Und trägt die Armen in das Buch des Lebens ein.

Dann nehmen alle heimwärts ihre Wege,
  Das kleine Kindervölkchen geht zur Ruh.
Im Elternpaar ist noch die Andacht rege;
  Es schickt sein warm Gebet dem Himmel zu:
Daß Er, der junge Raben stillt im Neste
  Und kleidet Lilien in Blütenpracht,
Was seine Weisheit einseh' als das Beste,
  Gewähren woll' in seiner Güt' und Macht;
Doch sei ihr Seelenheil vor allem wohl bewacht.

Auf solchem Grund ist Schottland groß geworden,
  Daheim geliebt, geachtet in der Welt.
Nur Königshauch sind Adelsrang und Orden;
  Gott selbst ist's, der den Biedermann beseelt.
Und wahrlich! auf der Tugend Himmelspfade
  Verdient die Hütte vor'm Palast Respekt.
Was ist denn Herrschaftsprunk? Ist Maskerade,
  Die einen Auswurf oft der Menschheit deckt
Und Höllenkünste hinter schönem Schein versteckt.

O Scotia, geliebte Muttererde,
  Der dies mein Herz die wärmsten Wünsche weiht!
Lang leben deine Söhne, durch Beschwerde
  Gestählt, in Frieden und Genügsamkeit!
Und, o erspar' der Himmel ihnen allen
  Des Luxus giftigen Bedürfnisschwall!
Dann mögen Kronen oder Krönlein fallen;
  Ein starkes Vol- erhebt sich, ohne Zahl,
Und steht ums teure Inselland als Feuerwall.

Du, der den Puls der Heimatliebe schwellte
  In unsres Wallace unerschrockner Brust,
Die er Tyrannen kühn entgegenstellte,
  Und auch dem Tode, wo es sein gemußt!
Du bist ja gern der Gott der Patrioten,
  Sein Freund, Begeist'rer, Lohn und sichrer Hort:
O niemals, nie verlaß das Reich der Schotten!
  Erweck' ihm immer neu am rechten Ort
Des Patrioten Heldenarm und Bardenwort!

als er erfährt, wie sein Weib zum Verdachte der Hexerei gekommen. Er selber hatte ein lückenloses Gutachten ausgearbeitet, desgleichen schon viele auf den Holzstoß befördert hatte; nun gesteht ihm seine Magd, daß sie um seinetwillen die Frau des Umganges mit dem Bösen bezichtigt habe — und der unnahbare Richter muß, nachdem er die frevlerische Magd in die Donau gejagt, froh sein, daß es ihm gelingt, einen Schergen zu bestechen und sein Weib aus dem Gefängnis zu flüchten — in ein neues Land, in eine neue Zeit, deren Frühschein auf der rettenden Donau liegt. Kniefällig fleht der Olmützer Bettelvogt, der erbarmungslose Franta Urbanek, aller Inkulpaten Schreck und Verzweiflung, nachdem er nahe daran gewesen, ein Vagantendirnlein, das sich als seine Tochter entpuppt, an den Galgen zu bringen, den milden Bischof an, ihn mit Weib und Kind entwischen zu lassen und eine andere Vagantin, die von dem frommen Rate eines mährischen Städtchens vertriebene Brigitta entwaffnet („Ruth“) den Zorn des Hussitenführers Jiskra Kravar gegen eben diese Stadt — der mährische Coriolan verläßt den grimmen Haufen und nimmt das Mädchen als Burgfrau mit nach Kravar.

Die kleinste und feinste der Renaissance-Novellen ist „Olivenholz“; ihr Thema — die Tragik des Genies.

Einen Bildschnitzer aus Palestrina, dem manches Tüchtige gelungen, verzehrt der Ehrgeiz, es dem Größten seiner Zeit, Michelangelo, gleich zu tun. Da ist er einst Zeuge, wie dieser Gewaltige sich vergebens bemüht, aus einem Felsen eine Pietà zu meißeln — „da zogen Schatten auf, tiefer als ich sie mir erdenken gekonnt — bis endlich das schwerste Verzagen auf seiner Stirne dunkelte.“ Und er bescheidet sich. — „Ich wollte nichts mehr; ich hatte erkannt: meine Seele war zu schwach, jene Wonnen zu empfinden, die den Meister bewegten, kam ihm ein Gedanke, wert, daß er ihn vollführt; die Stürme aber, welche in ihm tosten, wenn ihm wieder ein Hoffen zerrann, müßten meine schwächere Brust sprengen.“

Ein tragisches Künstlergeschick entwirft David auch in der „Troika“, die, in Rom erzählt und — wenigstens teilweise — in Wien spielend, den Übergang zwischen den beiden Gruppen vermitteln möge. Sie handelt von des großen Schauspielers Poznianský — Dawidoff soll sein Urbild sein — Glück und Ende. Das nervenzerrüttende Ringen des Künstlers mit den tausend unsichtbaren Feinden, die in der zu meisternden Materie stecken, sieht unser Dichter hier in dem merkwürdigen Bilde des russischen Dreigespannes, der Troika. „In der Troika kutschiert jeder Künstler in der Welt herum. Aber er hat drei meisterlose Pferde vor dem Wagen. Er kann sie wohl bändigen mit seiner ganzen Kraft und mit seiner ganzen Achtsamkeit, aber wissen muß er immer dabei, ein

im Bečvagebirge geschickt, um dort der Reformation zu steuern. Zwar erkennt er die heiße Liebe der stillen Margret zu ihm nicht, ja er treibt das arme Mädchen, das sich ihm im Beichtstuhle halb offenbart, durch seine harten Worte in die von Lenzwässern hoch geschwellte Bečva; den über den Tod hinaus dauernden Zorn seiner Kirche über die Selbstmörder macht er aber nicht mit, er bestattet mit blutendem Herzen die Selbstmörderin, um sodann als „Diener am Wort“ nach Wittenberg zu gehen.

An das Problem der „stillen Margret“, in eines Mädchens Brust die beiden einander scheinbar ausschließenden Triebe — den zum Leben, die erwachende Sinnlichkeit und die Sehnsucht nach dem Tode — zu vereinigen, hat der Dichter schon früher in der „Tochter des Fortunat“ gerührt. Der Hexerei beschuldigt, verantwortet sich Renata, die letzte Trägerin des stolzen Namens Malespina, so, daß sie auf den Holzstoß kommen muß. Aber bevor sie ihrem Lebensüberdrusse nachgibt, vereinigt noch eine schwüle Sommernacht die Hexe mit ihrem Henker Renatus Spada, der, ebenfalls aus vornehmem Geschlechte, einst von ihr zurückgewiesen und ehrlos geworden war — und Hexe und Henker starben am nächsten Morgen in einer Lohe.

Wildenbruchs Hexenlied tönt an unser Ohr. Grausam wird gerichtet in dieser verstörten Zeit. Den ebenfalls abtrünnigen Sohn der Hagar rettet noch ein Dolchstoß aus mitleidiger Hand vor dem „Gemetzgertwerden“. Das Geschwisterpaar Hirschvogel aber, das sich („Verstörte Zeit“) in der zucht- und gesetzlosen Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege in Blutschande vereinigt, wird vom eigenen Vater mit dem endlich wieder erstandenen Hause verbrannt, und Davids Lieblingsmotiv, die Abrechnung, die Aufforderung zur Sühne, stellt sich in hoffmannisch-gespenstischer Form am Ende des „Totenliedes“ ein, als der Totensänger die Gräfin Adriana Oudenwereck, die ihrem brutalen Gatten Gift gereicht, in den Tod treibt.

Wo dieses Sühnenmotiv in hohem Pathos ertönt, spürt man einen Hauch des Alten Testamentes mit seiner ehernen Vergeltungstheorie. Sonst läßt der milde Dichter — nil humani a se alienum putans — alle harte Selbstgerechtigkeit zuschanden werden.

So wird der Stadtrichter Andreas Anstuarius der Jünger des Prädikanten, den er zum Tode verurteilen soll, und geht dann im Eifer des neuen Bekenntnisses soweit, daß er sein Kind, das vor der Himmelskönigin kniet, mit der Bibel niederschlägt — an des Mädchens Sarge wieder die erschütternde Abrechnungsszene zwischen Weib und Mann — und wie Andreas sein Amt als Ketzerrichter verläßt und mit dem Ketzer geht, so wird der scharfsinnige Wiener Hexenrichter Ferdinand Riemenscheider („Frühschein“) von der Sinnlosigkeit seines Tuns überzeugt,

Fast noch größer ist die Ähnlichkeit des Dichters mit seinem Ferdinand Neunteufel im „Talisman“ — jenem Philologen, der so lange nicht fertig werden konnte, sich und seine Familie durch Privatunterricht ernährte, einer edlen Frau liebsten Sohn nicht nur durch alle Prüfungen brachte, sondern ihr auch aus diesem Liebling einen Menschen machte — sich dabei unverdrossen mit siechem Körper der Prüfung entgegenschleppte und endlich (wie David) glänzend bestand — freilich mit Aufopferung der letzten Lebenskraft, seiner Familie nichts hinterlassend als die begründete Anwartschaft auf die werktätige Dankbarkeit jener edlen Frau.

In allen diesen Geschichten befinden wir uns auf Wiener Boden. Über die Wiener Novelle „Κατ᾽ ἐξοχήν“ — in diesem Sinne der ebenbürtige Vorläufer des „Überganges“ — ist das unübertreffliche Sittenbild „Schuß in der Nacht“. Wir haben das alte David-Motiv: Selbstmord nach einer erregten Abrechnungsszene. Nur daß hier alle Schatten auf die fallen, die ihren Mann in den Tod getrieben hat. Ein Treffer ersten Ranges ist die Novelle hinsichtlich ihrer Komposition: Die Witwe Rumpler — eine prächtige Vorstudie zu Herrn Franz Mayer — sitzt im Zimmer neben der aufgebahrten Leiche. Besucherinnen kommen, zu hören, zu trösten, zu fragen, und in den Gesprächen der Witwe mit diesen Besuchern ergibt sich in meisterhaft angewendeter analytischer Technik die ganze Leidensgeschichte des Mannes und was ihn in den Tod getrieben.

Eine Sonderstellung beansprucht die in so vieler Hinsicht an Saar erinnernde problematische Erzählung „Woran starb Sionida?“ — Der Dichter läßt sich in einem Badeorte von der Gattin eines hohen russischen Beamten ihren Lebenslauf erzählen. Er kulminiert in dem einen Momente, wo sie, ein Kind unter dem Herzen tragend, nahe daran gewesen, einem Verführer zu erliegen. Sie erliegt nicht, aber das Kind, das sie gebiert, trägt des Verführers Augen, in welche die Frau nicht sehen kann. Wie in der jungen Olga von Mallovan, nachdem Kara ihr den Entführungsplan entwickelt, die Grausamkeit des Weibes erwacht, das rechtzeitig erkennt, einen wie schiefen Schritt es zu tun geneigt war, und diese Grausamkeit sich immer gegen den kehrt, der dazu bewegen wollte, so richtet sich der Groll der Mutter gegen die unschuldigen Augen dieses Kindes — und dieses stirbt endlich — des Sonnenlichtes der mütterlichen Vertraulichkeit und Zärtlichkeit entbehrend.

Es wird hier ein Motiv leise gestreift, das Saar so fein zu verwerten weiß, das sich aber merkwürdigerweise bei David weder, wenn wir von der sehr komplizierten Tochter Fortunats absehen, in den historischen, noch in den auf großstädtischem Boden spielenden Novellen findet, das uralte literarische Motiv vom Weib zwischen zwei Männern. Und

wie gefährliches Fahren das ist. Sie gehorchen ihm und tragen ihn, wohin er kommen will — aber nur, solange er stärker bleibt als sie.“ Den Wagenlenker, des Künstlers Wille und Verstand, müssen alle drei ohne Erbarmen spüren: das Temperament, das Gedächtnis, die Sprache. Poznianskys Pferde straucheln eines nach dem anderen, bis es endlich einmal auf offener Szene zu dem gefürchteten Zusammenbruche kommt.

Ähnlich klagt ein Künstler anderer Art, der Schachweltmeister Adolfi — Modell? — über die Unfolgsamkeit seiner Nerven bei einem Schachtournier. Er überlebt seinen Ruhm und fristet als Kaffeehaus-Champion — seinem älteren Bruder begegnet man schon im „Höfe-recht“ — ein trübseliges Dasein, noch dazu mit der Gewissensschuld beladen, daß er über seinen Tournierfahrten seine Tochter, welche sein Stolz und seine Hoffnung gewesen, allzu vertrauensselig einem Freunde überlassen. — Ein Opfer hat der gefeierte Pozniansky seinem Dämon schon früher bringen müssen — das Eheglück. Sein Weib hat sich ihm entfremdet. Anderseits ist das erste, was der Bildschnitzer in „Oliven-holz“ nach seiner Genesung vom verzehrenden Künstlerehrgeiz tut, daß er sein Weib und seine Kinder mit Zärtlichkeiten überschüttet. Familien-glück und Künstlerruhm scheinen sich auszuschließen.

Wird der um seine Familie bangende Mann durch eines Meisters vernichtendes Urteil — Variante jenes Abrechnungsmotives — zur Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit gebracht, dann empfiehlt es sich, mit gutem Anstande die Welt zu verlassen. Dr. Piecha nimmt, als ihm nach einer unglücklichen Kur der große Kliniker (Billroth?) den Rat gege-ben, sich nach einem anderen Berufe umzusehen, Digitalis, um seine Familie in den Genuß einer hohen Lebensversicherung zu setzen, und der arme Josef Bernhofer („ein Poet?“), der zu viel wahrer Dichter ist, um es zu einem brauchbaren Journalisten zu bringen, greift, als ihn der erste Leitartikler Dr. Wortmann über seine Unfähigkeit aufklärt, zum Revolver, um seinem Weibe den Kampf ums Dasein zu erleichtern.

Den starken persönlichen Inhalt des düsteren Nachtbildes „Ein Poet?“ wird man nicht leicht übersehen. Journalist oder Poet? — das ist lange Zeit Davids Frage an das Schicksal, die Möglichkeit der Auf-hebung des einen durch den andern seine Furcht gewesen. Aber auch andere düstere Zukunftsbilder mögen oft vor den Augen des Dichters gestanden sein, der so nahe daran war, am Wege zu sterben. Wenn man schon nicht jenen so unheimlich gescheiten, gespenstischen Unbekannten im Café „Zur Akademischen Legion“ („Höferecht“) für eine Selbst-karikatur Davids halten mag, daß der Mediziner Siebenschein Züge seines Dichters aufweise, daß aber insbesondere der ideal veranlagte, nach Schlesierart heim sich sehnende Raimund Förster sein Selbstkonterfei ist, wird nicht gut anzuzweifeln sein.

verschönt — zuerst als Pflegerin, dann, nachdem das Weib in ihr erwacht — als Geliebte. Hynek aber versteht sich auf seinen Vorteil und ist soweit tolerant. Lange kann es ja nicht dauern, und Hanka muß ihm lieblicher, begehrenswerter und vor allem — um eine hübsche, testamentarisch vermachte Abfindungssumme reicher zufallen — und wehe, wer ihm den bald sich einstellenden Bedrich einen Bankert schilt!

Immer mehr zieht es den Dichter ins slawische Flachland, immer mehr werden seine mährisch-schlesischen Dorfgeschichten Sittenbilder aus der Hanna. Die äußere Handlung wird immer dünner, immer zarter werden die Fäden, welche die unter dem Gesamttitel „Hanna" vereinigten letzten Erzählungen — sie tragen alle als Titel die Namen ihrer Helden — mit den früheren motivisch verbinden. Cyrill Wallenta ist zwar wieder der begünstigte Liebhaber der Bäuerin neben dem alternden Bauern; Ruzena Capek macht die Abrechnungsszene mit ihrem Manne, den sie vom Taugenichts zum Großbauer emporgehoben, sehr kurz, indem sie ihn einfach niedersticht, als sie seine Untreue in flagranti ertappt hat, Hanna Petersilka geht aus verratener Liebe und Schamhaftigkeit in die March — aber diese Handlungsteile, diese Motive stehen durchaus nicht im Vordergrunde. Wohl aber die Schilderung des Zuständlichen in der Innen- und besonders in der Außenwelt. So feine psychologisch-interessante Details der seelenkundige Dichter zu geben vermag, es überwiegt sie noch die Sorge um das Kolorit, das Bemühen, den landschaftlichen Charakter der sonnendurchglühten Menschen in seinen Gestalten zu personifizieren, in diesen geriebenen Dorfvagabunden, kniffigen Bauern und naiv-pfiffigen Mädchen mit ihren hohen Stiefeln und frischen Apfelgesichtern, auf denen der Jugendreif entweder noch oder nicht mehr liegt, bis ihm in seiner „Hanna" diese Identifizierung von Staffage und Landschaft in großartigster Weise gelungen ist: Heldin und Landschaft haben denselben Namen und sind dasselbe, und in schönster Entfaltung aller poetischen Elemente des Symbolismus macht der Dichter diese Hanna noch zum Weibe eines Malers, des Landschafters Petersilka, der in unübertroffener Weise die Reize seiner hannakschen Heimat der Welt mitzuteilen weiß. — Nur daß das kerngesunde Land die Veräußerung seiner Reize aushält, während das zartempfindende Weib schon der Gedanke daran in den Tod treibt.

* * *

Diese kurze Übersicht über die Stoffe des Erzählers David — von dem Dramatiker und Lyriker war ja überhaupt nicht die Rede — mag genügen. Über das Formale mich ausführlicher zu äußern, über Sprache und Stil, über Komposition und Technik, über die Einkleidung seiner Novellen, ihren landschaftlichen Charakter, über des Dichters Stellung

noch merkwürdiger, daß es in seinen modernen Dorfgeschichten, insbesondere, sobald er sich auf slawischen Boden begibt, eine so hervorragende Rolle spielt.

Wir sehen im „Höferecht" Fanni klug von den beiden Brüdern zunächst den liebenswürdigeren und schöneren wählen, hernach zwischen Gustav und Baron Eck für den reicheren sich entscheiden. Dieselbe Personengruppe, Mutter, zwei Brüder. Geliebte, wie in der Kunzendorfer Tragödie, finden wir in der im benachbarten Odergebirge spielenden Dorfgeschichte „Die Schwachen". Nur ist hier der ältere der Student, der auf Bitten der Mutter den Hof dem jüngeren, kränklichen Bruder, dem Schwachen, abtritt. — Nach fünfzehn Jahren als Fabriksdirektor heimgekehrt, verliert er sein Herz an eine schöne Heimatgenossin, die aber auch schon diesem „schwächeren" Bruder versprochen ist. Der „Stärkere" könnte nun wohl seinen Willen durchsetzen, aber wieder fleht ihn die Mutter an, nachzugeben — und mit blutendem Herzen gibt der Stärkere wieder nach. Hat es ihm ja der riesenhafte Janko, den sein Weiblein schlecht behandelt, vorgesagt: „Ich hab' mir oft gedacht: gibst ihr eins. Aber es geht nicht, Herr. Ich bin stark und sie ist schwach. Sie bleibt mir ja unter'm Hieb. Wäre sie nur so stark wie ich, dann wär's gut. Mit einem, der so ist wie ich, kann ich raufen. Aber sie ist zu schwach, Herr, und da ist nichts zu machen." — Die schöne Lise, um die der Handel geht, bleibt ziemlich passiv; wäre ihr der Fabriksdirektor auch lieber, so ist ihr der Bauer doch sicherer — das sei eine Angelegenheit, welche die zwei Brüder untereinander auszumachen hätten.

Eine andere Schöne aber, Kathinka im „Sonnenaufgang", hat von zwei brüderlichen Freunden den Knecht geliebt, den reichen Bauer aber während der Militärjahre des Knechtes geheiratet. Sie stellt ihm dann denselben Antrag, wie Fanni dem Gustav Lohner, was dem redlichen Josef Brozik einen schweren Tag und einen mannhaften Enschluß kostet, aber das schöne Bewußtsein sittlicher Zuverlässigkeit gibt. Weniger moralisch empfindet der köstliche Tischlergeselle Hans Moser in dem „Wunder des heiligen Liberius" — einem Tiroler Schwänklein, das aus der Reihe aller übrigen Erzählungen Davids herausfällt, nicht nur durch sein warmes Bozener Lokalkolorit, sondern insbesondere durch den feinen Kellerschen Schelmenhumor, der die kleine Frivolität durchgoldet. Der kranke, reiche Friedrich von Eck, welcher dem verarmenden Lohner die schöne Fanni nimmt, gewinnt diese durch eine originelle Werbung: er wisse, er habe höchstens noch fünf Jahre zu leben; ob sie ihm helfen wolle, diese genießend hinzubringen. Sein Nachfahre ist der ebenfalls dem Tode geweihte Baron Friedrich Branitzky, dem die schöne Hanka Dworzak, des biederen Hynek Protemba erklärte Braut, die letzten Monate

„**Noch etwas über das Schillersche Trauerspiel: Kabale und Liebe.** Da ich höre, daß man hin und wieder mit meinem Urtheil über Kabale und Liebe unzufrieden ist, so glaube ich dem Publicum die Achtung schuldig zu sein, von dem, was ich behauptet habe, den Beweis zu geben, welcher mir denn eben nicht schwer fallen wird. Der Inhalt des Stückes ist kurz dieser: ein Präsident will seinen Sohn an die Maitresse seines Fürsten verkuppeln, um dadurch seinen Einfluß am Hofe zu erhalten. Das ist die Kabale. Der Sohn des Präsidenten hat sich in eine Geigerstochter vergafft. Das ist die Liebe. Zuletzt vergiftet er sich zugleich mit dieser Geigerstochter. Das ist denn die vollständige Tragödie. Der Präsident ist ein Ungeheuer, vor dem die Menschheit zurückbebt, dem sein eigener Sohn ins Gesicht sagen muß: er müsse den Vater wie den Kuppler verfluchen — es sei ein leichtfertiges Schelmstück von ihm, daß er ihm das Leben gegeben, wenn er ihm seine Ehre rauben wolle — es sei besser, gar nicht geboren zu sein, als den Missethaten eines solchen Vaters zur Aushülfe zu dienen — er entsage dem Erbe, das ihn an einen abscheulichen Vater erinnere. — Auf diese und ähnliche Reden seines Sohnes antwortet der Vater: „Höre, junger Mensch, bringe mich nicht auf" — oder: „in aller Welt, wo bringst Du das Maul her, Junge" u. s. w. — ein gar artiger Dialog zwischen Vater und Sohn! — Freilich mußte der Sohn so reden, wenn der Vater so handelt. Aber was sollen dergleichen Ungeheuer, wie z. B. der abscheuliche Franz Moor in den Räubern, und dieser Präsident auf dem Schauplatz? Da man überhaupt gar nicht erfährt, wie diese Menschen so geworden sind, wozu nützt es denn, die Einbildungskraft mit solchen Bildern anzufüllen, wodurch wahrlich weder der Verstand noch das Herz gebessert wird? Doch wir gehen weiter. Der Geiger ist der Mahler im „Hausvater", aber in der Schiller'schen Manier dargestellt, der ihn im Zorn seiner Frau vor den Hintern stoßen, und ihn im Affekt, da sie sagt: „der Herzog verlange ihn vielleicht in's Orchester", antworten läßt: „Orchester! — ja, wo Du Kupplerin den Diskant wirst heulen, und mein blauer Hinterer den Baß — Gott im Himmel!" — Es ist ekelhaft, in solchem Schiller'schen Wust zu wühlen, aber man muß sich nun einmal schon durcharbeiten. — Die Frau des Geigers ist ein äußerst niederträchtiges, pöbelhaftes Weib, die ihrem Manne zu Gemüth führt, „wie manchen schönen Groschen ihr die Präsenter" des Liebhabers ihrer Tochter verschafft — und der Geiger ist durchaus ein pöbelhafter, ungezogener Kerl, der beim Anblick einer Summe Goldes, das ihm von dem Liebhaber seiner Tochter angeboten wird, ausruft: „ins Henkers Namen — Gold!" — und als er es empfängt: „nun will ich Numero fünf Dreykönig rauchen, und wenn ich wieder auf dem drey Batzen Platz sitze, soll mich

in der zeitgenössischen Literatur, sein Verhältnis insbesondere zu Saar und Anzengruber, dazu ergibt sich vielleicht noch ein andermal Gelegenheit.

So viel dürfte jetzt schon klar sein: Mag auch, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, die zünftige Literaturgeschichte David noch nicht kennen — er war ein Dichter. Ein Dichter von tief ursprünglicher Begabung, mit sicherem Blicke für die Höhen und Tiefen, die Weiten und Grenzen seines Bezirkes. In diesem Bezirke schweigen — vielleicht könnte man hier einen Haken finden — die konfessionellen, politischen, nationalen Leidenschaften; Kulturprobleme, große Zeitfragen gibt es hier nicht; man wird ihn also, will man ihm gerecht werden, nie an Rosegger messen dürfen. Nur das rein Menschliche interessiert ihn, am meisten das zum Weibe reifende Mädchen. Daß er ein Jude gewesen, wer möchte das nach der Lektüre der vorliegenden sechs Bände behaupten? So durchaus unjüdisch hat noch kein Jude geschrieben. Des Klosterbruders Wort „Natan, bei Gott, ihr seid ein Christ; ein besserer Christ war nie!“ tönt einem in den Ohren.

Freilich, das immer wiederkehrende Sühnemotiv: „Wie gesündigt, so gebüßt“ hat den finsteren, altbiblischen Zug; für den Menschen David ist es aber keine schlechte Empfehlung: er muß eine durchaus wahrhafte Natur gewesen sein.

Wie Schiller von seiner Zeit beurteilt wurde.*)

„Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Schiller. In Wahrheit wieder einmal ein Product, was unseren Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! — Doch wir wollen nicht declamiren. Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affectirtes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll crassen pöbelhaften Witzes, oder unverständlichen Galimathias, durchlesen kann und mag — der prüfe selbst. So schreiben heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten; und darin hat der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Scenen hätte was werden können, aber alles was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase.**)

*) Die hier wiedergegebenen Rezensionen über Schiller's „Kabale und Liebe“ entlehnen wir dem verdienstvollen Werke „Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen“. Von Julius W. Braun (Leipzig).

**) Verfasser dieser Kritiken ist Karl Philipp Moritz, damals Rektor am Grauen Kloster zu Berlin.

nisse wie Gebirge zwischen uns treten, ich will sie für Treppen nehmen, und darüber hin in Louisens Arme fliegen. Welche Raserei! seit wann fliegt man denn über die Treppen? und wenn er doch einmal fliegen wollte, so dürfte er ja nur gleich über die Berge fliegen! — Herr Schiller will freilich auch fliegen, das merkt man an allem wohl, aber es geht ihm, wie jenem großen Vogel in Lessings Fabel, welcher ausrief: Schaut her, ich will fliegen, ja fliegen will ich! und dann mit ausgebreiteten Flügeln immer an der Erde hinschoß, die sein Fuß berührte. — Der Ferdinand ist nun vollends ein unausstehlicher Mensch, der immer das Maul erschrecklich voll nimmt, und doch am Ende nur wie ein Geck handelt. — Herr Schiller denkt wohl, es sei erhaben und stark gesprochen, und erschüttere Mark und Bein, wenn er seinen Ferdinand zu Louisen sagen läßt: „Ich will frei wie ein Mann wählen, daß diese Insectenseelen am Riesenwerk meiner Seele hinaufschwindeln! — Der Augenblick, der diese zwo Hände trennt, zerreißt den Faden zwischen mir und der Schöpfung! — Die Fußtapfe in wilden sandigten Wüsten ist mir interessanter, als das Münster in meiner Heimath;“ — und zum Hofmarschall: „wie er da steht, dem sechsten Schöpfungstage zum Schimpf, als ob ihn ein Tübinger Buchhändler dem Allmächtigen nachgedruckt hätte. — Schade für die Unze Gehirn, die so schlecht in diesem Schädel wuchert — einem Pavian hätte sie vollends zum Menschen geholfen, da sie jetzt nur einen Bruch von Vernunft macht!“ — worauf dann der Hofmarschall sagt: „Gott Lob, er wird witzig!“ — und nachher, da Ferdinand Louisen untreu glaubt: „ach! Du wußtest nicht, daß Du mir alles warst — alles! es ist ein armes, verächtliches Wort, aber die Ewigkeit hat Mühe es zu umwandern; Weltsysteme vollenden ihre Bahnen darin.“ — Und da er sich vorgenommen hat, sie zu ermorden: „wenn ihr Vater nun da steht und sein erstarrter Blick die entvölkerte Unendlichkeit fruchtlos durchwandert — ich will Dich nicht zur Rede stellen, Gott, Schöpfer! — aber warum Dein Gift in so schönen Gefäßen, — Alles so schön (an ihr) — bey Gott, als wäre die große Welt nur entstanden, den Schöpfer für dies Meisterstück in Laune zu setzen! und nur in der Seele sollte sich Gott vergriffen haben“ und was Louise darauf für eine Armseligkeit sagt: „Des frevelhaften Eigensinns! ehe er sich eine Uebereilung gestände, greift er lieber den Himmel an“ — und nachher Ferdinand wieder: „am Tage unseres ersten Kusses u. s. w. hüpften goldene Jahrtausende wie Bräute vor unserer Seele vorbei u. s. w.“ — Wenn nun Herr Schiller glaubt, daß dies starke Sprache sei, und Mark und Bein erschüttere, so irrt er sich gar gewaltig; es ist fader Unsinn, der ein mitleidiges Achselzucken über dergleichen Ausdrücke verursacht, die bei dem Verfasser einen Bruch von Vernunft befürchten lassen. —

der Teufel hohlen", und zu seiner Frau sagte er: „Du blaues Donnermaul!" und indem er zu ihr von seiner Tochter spricht: „gieb Du Acht, wenn Du aus jedem Aug' ein Astloch steckest, und vor jedem Blutstropfen Schildwache ständest, er wird sie Dir auf der Nase beschwatzen, dem Mädel eines hinsetzen, und führt sie ab, und das Mädel ist verschimpfieret auf ihr Leben lang, bleibt sitzen, oder hat's Handwerk verschmeckt, treibt's fort — Jesus Christus!" — So geht's denn alle Augenblick, wenn unmittelbar vorher von dergleichen saubern Sachen die Rede ist: Gott im Himmel! Jesus Christus! Gott erbarme Dich! u. s. w. und dann spricht dieser Mensch auf einmal wieder, als ob er aus den Romanen, die seine Tochter lies't, zuweilen einen ganzen Perioden aufgeschnappt hätte — so sagt er z. B. zu seiner Tochter, die ihm eine Stelle aus einem Roman vorgebetet hat: „Teures — herrliches Kind — nimm meinen alten mürben Kopf — nimm alles — alles — u. s. w."

„Doch, ich hätte viel zu thun, wenn ich alle die Widersprüche und den Unsinn an den Schillerschen Charakteren herausheben wollte, er schwimmt schon auf der Oberfläche, ich darf ja nur abschöpfen. — Louise, die Heldin des Stücks, ist die Tochter des saubern Paares, von denen sie freilich eine gar feine Erziehung muß genossen haben, und die dann ihr Liebhaber durch Lectüre gebildet hat. Die Reden und das Benehmen dieser Tochter machen dann einen sonderbaren Kontrast mit den Reden und Betragen ihrer Eltern. Diese Eltern müssen freilich erstaunen, wenn sie auf einmal sagt: „Der Himmel und Ferdinand reißen an meiner blutenden Seele!" und bald nachher, „verzeih Er mir, mein Vater — ich will ja nur an Ihn denken — dies bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises, schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! — dies Blümchen Jugend — wäre es ein Veilchen, und er trete darauf, und es dürfe bescheiden unter ihm sterben." — Ist das Sprache der Natur? ist es nicht, als ob sie das Alles aus einem Romane herbetete? und in dem Tone geht es nun so fort, und um eine solche affectierte Zierpuppe will ihr Liebhaber rasend werden. — „Er wird nicht wissen", sagt sie zu ihrem Vater, „daß Ferdinand mein ist, mir geschaffen, mir zur Freude vom Vater der Liebenden — als ich ihn das erstemal sah, froher jagten alle Pulse, jede Wallung sprach, jeder Athem lispelte: er ist's u. s. w." Wie rednerisch! Ist das Sprache des Herzens und der Natur? — Die lerne Herr Schiller erst von elenden zusammengestoppelten Phrasen und auswendig gelernter Büchersprache unterscheiden, und dann schreibe er Trauerspiele! — Und gegen dies Mädchen, das sich ihr Liebhaber Ferdinand selber so zugestutzt hat, wird derselbe nun für Liebe toll; denn toll muß er sein, sonst könnte er nicht zu ihr sagen: Laß Hinder-

sonderbare, fürchterliche Geschichten zusammen zu häufen, als eine einzige mühsam auszuarbeiten.

Eine vortreffliche Moral äußert der Held des Stückes, da er zu Louisen sagt, indem er mit ihr entfliehen will: „Ich werde Geld auf meinen Vater heben! — es ist erlaubt, einen Räuber zu plündern, sind seine Schätze nicht Blutgeld des Vaterlandes?“ — So ungefähr denkt auch Karl Moor in den Räubern — und scheinen dies die Lieblingscharaktere des Verfassers zu sein, die er gewiß mit Wohlgefallen betrachten muß, sonst würde er sie ja nicht erschaffen haben. — Ob nun solch Geschöpf aber seinem Kopf und Herzen Ehre machen, das mag ihm sein eignes Gewissen sagen! — Ferdinand sagt auch einmal zu seinem Vater, da ihm dieser seine Louise entreißen will: „Vater, Sie machen ein beißendes Pasquill auf die Gottheit, die sich so übel auf ihre Leute verstand und aus vollkommenen Henkersknechten schlechte Minister macht!“

Wie kraß! Das Rechten mit der Gottheit, das im Moment des höchsten Schmerzes wirklich etwas fürchterlich Erhabenes und Pathetisches hat, wird unsinnig und abgeschmackt, wenn es so oft wiederholt wird, wie in diesem Stücke, wo es eine elende Zuflucht des Verfassers ist, der wenigstens durch das Gräßliche unser Gefühl betäuben will, da es ihm an der Kunst, das Herz zu rühren, gänzlich fehlt. — So läßt er nun seinen Held bei jeder verliebten Grille, die er sich in den Kopf setzt, ausrufen — —

Doch ich bin endlich einmal müde, mehr Unsinn abzuschreiben.

Blos der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publicum durch falschen Schimmer blendet, ihm Staub in die Augen streuet, und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den sich ein Lessing und andere mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. — Nun sei es aber genug; ich wasche meine Hände von diesem Schiller'schen Schmutze, und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen! M.“ — Was sagen wir zu solcher Kritik? Daß es die Schlechtesten von heute besser haben als die Besten von damals.

Der Kalendermacher.

Von **Josef Aug. Lux.**

Kalendermacher wäre ich immer gern gewesen. In der Kindheit stand der Kalendermacher groß und ehrfurchterregend vor unseren Augen da, ein Jahresregent, nicht geringer als der heilige Nikolo und der Genius der Weihnachten. Denn er hatte so recht eigenhändig die

Sobald der Ferdinand anfängt vernünftiger zu reden, schmückt sich auch der Verfasser mit fremden Federn, und schreibt die ganze letzte schaudervolle Scene zwischen dem Othello und der Desdemona aus dem Shakespear aus, aber freilich auch in der Schiller'schen Manier: „sie soll daran!" drückt sich z. B. Ferdinand auf gut henkermäßig aus. Das übrige alles, mit der Lüge, womit sie nicht aus der Welt fahren soll, und das er noch für ihre Seele Sorge trägt u. s. w., ist fast wörtlich aus dem Shakespear, der sich ein ganzes Stück hindurch so viel Mühe giebt, es wahrscheinlich zu machen, daß Othello seine geliebte Desdemona aus Eifersucht ermordet, und diesen Stoff daher auch reich genug findet, um ein ganzes Stück davon zu schreiben. — Dergleichen ist aber bei den höheren Talenten des Hrn. Schiller nur Kleinigkeit, der alles durch ein paar Scenen zu bewirken weiß: denn erst gegen das Ende des Stücks fängt sich Ferdinands Eifersucht aus einer höchst unwahrscheinlichen Ursache an, und schließt sich gleich mit der Vergiftung, wobei er denn so einfältig ist, sich selbst mit zu vergiften, da er doch seine theure Louise mit völliger Ueberzeugung für weiter nichts als eine Metze hält. Bei der Entdeckung ihrer Unschuld hätt' er es thun sollen, aber freilich muß Hr. Schiller dergleichen Sachen besser verstehen als Shakespear! — Zu Anfang des fünften Aktes erzählt Louise ihrem Vater, daß sie sich ums Leben bringen, und wie sie's machen will; wem das ein Ernst ist, der pflegt eben nicht viel davon vorher zu sprechen. Was muß die Lady Milford von der Louise denken, wenn diese zu ihr sagt: „warum mahnen Sie mich aufs Neue an mein Glück? wenn selbst die Gottheit dem Blicke der Erschaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberster Seraph vor seiner Verfinsterung zurückschaure u. s. w." welcher Gallimathias! und nachher: „gönnen Sie mir eine Blindheit, die mich allein mit meinem Loos versöhnt — fühlt sich doch das Insect in einem Tropfen Wasser so selig, bis man ihm von einem Weltmeer erzählt, worin Flotten und Walfische spielen!" — Hr. Schiller muß wohl ganz eigene Insecten kennen, denen sich so etwas erzählen läßt. — Aber die Lady Milford selbst spricht in einem viel zu preciösen Tone für eine Maitresse und declamirt viel zu viel von Tugend, sonst wären die Scenen, worin sie hervorsticht, diejenigen, woraus gewiß etwas hätte werden können, wenn nicht alles, was Herr Schiller anrührt, unter seinen Händen zu Schaum und Blase würde. — Der Hofmarschall eines Deutschen Fürsten ist ebenfalls ein Charakter, der freilich noch zu wenig von unseren dramatischen Dichtern gebraucht, aber hier viel zu kraß gezeichnet ist, indem man nicht den Hofmarschall, sondern blos den Verfasser, der sich über ihn lustig macht, zu hören glaubt. —

Die Geschichte der Milford hätte allein Stoff genug zu einem sehr interessanten Drama hergegeben, aber freilich ist es leichter, viele

der Bibel. Die Namen Rosegger, Anzengruber und vieler anderer bekamen durch ihn einen Klang in dem jungen Ohr. Es war ein Seelenfest, wenn der neue Kalender ins Haus kam. Ein Gefühl wuchs hervor, wie wenn die Sterne zu singen anfingen mitsamt der Sonne, dem Mond und den zwölf Monatsaposteln, und wie wenn schließlich in der ungeheuren Harmonie alle Menschenherzen mitsängen und am lautesten das eigene Herz. Verwehte Klänge dieses Reigens, zu dem der Kalendermacher den Takt gab, huschen spät, spät wieder durch die Seele; man möchte sie fassen wie die entflohenen Laute eines verschollenen Kinderliedes, das man einmal gewußt hat; aber den Reim, den Reim hat man vergessen. Der alte Kalendermacher ist verschollen gleich jenem Sang; weit, weit entrückt in das Reich der Legende, ins Märchenland, wo die Jugend hinverreist ist. Denn Märchen, das ist die Jugend.

Zwar hat es seither an Kalendern nicht gefehlt. Je älter man wird, desto mehr empfängt oder begegnet man solchen, und es hat den Anschein, als ob jetzt in einem Jahr mehr Kalender gemacht würden, als früher in hundert Jahren zusammengenommen. Alle Berufe haben ihren Spezialkalender, vom Ingenieur angefangen bis zum Rauchfangkehrer; die Kunst hat hier ein neues Feld gewonnen und legt dem Kalendermacher ihre Gaben in die Hand, von den Literaturkalendern, deren Zahl und Namen unübersehbar ist, ganz zu schweigen. Die ungeheure Differenzierung des modernen Lebens nach Geschmack, Neigung, Stand, Bildung, Arbeit hat natürlich auch im Kalenderwesen eine Unzahl neuer Gestaltungen erschlossen. Manche sind darunter, die man lieb gewinnen kann. Namentlich wenn sie reinen literarischen oder künstlerischen Absichten dienen. Man sieht gern einmal aus dem engen Alltag durch ein Fernrohr hinaus, durch ein Dichterfernrohr. Und freut sich, einmal einen Kometen zu sehen, der mit glänzendem Schweif am dunklen Himmel aufzieht. Oder freut sich, eine Fruchtschale erlesener Primeurs zu Silvester zu kriegen, während der Literaturmarkt erst im nächsten Frühjahr davon etwas zu bieten hat. Eine Fruchtschale zum Naschen. Erlesenen Gaumenreiz für Feinschmecker. Oder man liebt es, einmal in den ästhetischen Teesalon hineinzugucken, der sich Almanach nennt und eine vornehme Ahnenschaft aufweist. Einen ganzen Bildersaal berühmter Dichterphysiognomien, bis Goethe und Kotzebue und noch viel weiter zurück. Man möchte auch in diesen Speisesaal treten, der für elegante Leute ist, die immer lächelnd und höflich einander Artiges und Unartiges sagen. Ei, fein! Man möchte gelegentlich auch darin umherstolzieren mit einer großen Blume im Knopfloch und mit bedeutender Geste ausgesuchte Worte herumreichen, Worte aus der Bonboniere, Worte wie Konfekt, süß und pikant, den schönen Damen aufwarten, oder Worte aus der Feinzeugschmiede, scharfgeschliffen und spitz wie eine Stahlklinge, im Kreuzfeuer

Welt gebaut, für ein kommendes Jahr lang eingeteilt und behaglich gemacht, daß sich's gut darin hausen ließ. Er führte die schöne Apostelzahl der Monate herein, die wunderlich angetan waren, die Sternbilder als Aureole um das Haupt, die Symbole des Tierkreises an der Brust, die Mondphasen bunt eingestickt an den herrlichen Gewändern, einige sehr lustig und freundlich anzuschauen, andere würdig und hoheitsvoll und wenige ernst und nachdenklich. Eigentlich düster sah keiner aus in jenen Jahren. Aus ihrem Munde strömte die hundertjährige Weisheit, man brauchte nur zu fragen; das Wetter, wie es früher war und wie es künftig sein wird; die Vorgänge im Himmel und die Einflüsse der Gestirne auf die Träume, auf das Vieh und auf die Geburten; die Namen aller 365 Heiligen, alle fröhlichen und alle traurigen Tage des Jahres, die hohen Feste mit den roten Buchstaben und die Wochen mit ihren besonderen Bewandtnissen. Das war schön; man konnte von den Ereignissen nicht mehr überrumpelt werden, man wußte alles im voraus. Das kommende Jahr mit seinem Leben hatte sich nach seiner Vorschrift zu richten; man konnte ihm jetzt auf die Finger sehen. Und was die zwölf Apostel des Jahres nicht wußten, das wußte schließlich der Kalendermacher, der die Vergangenheit und die Zukunft kannte wie seine eigene Rocktasche. Man brauchte in dem neuen Kalender nur ein wenig herumzublättern, so fand man alles schwarz auf weiß. Das große Erdbeben, den Eisenbahnzusammenstoß, Namen und Bildnisse berühmter Männer mit ihren Sterbetagen, die letzten großen Erfindungen, die Hof- und Staatsangelegenheiten, kurz, die ganze Weltgeschichte vom vorigen Jahre samt Geographie und Astronomie. Was nicht im Kalender stand, war einfach nicht geschehen und hatte gar kein Recht zu existieren! Also saß man und konnte die ganze Weltherrlichkeit an sich vorübergehen lassen und freute sich, daß alles so wohl gefügt und wunderbar eingestellt war in dem großen Getriebe, daß einem von dem Leben nichts, aber gar nichts entgehen konnte. Wie ein buntes Spiel Karten ließ sich das Dasein ausbreiten, wie es der Kalendermacher einzuteilen für gut befunden hatte, und auf jeder Karte stand die Deutung und der Gewinn in vielsagender Zeichnung. Es gab nur Gewinn. Und die junge Seele wanderte in dem Kartenhaus des neuen Jahres aus und ein, und sie war weltkundig und fand, daß es für sie keine Geheimnisse eigentlich mehr gebe. Das hatte sie damals vom Kalendermacher. Damals beherrschte man das Leben.

Aber der allwissende Kalendermacher war nicht nur ein belehrender Mann, er war auch ein unterhaltender Mann, ein schnurriger Geschichtenerzähler, der sich auf den Ton verstand. Er war ein echter und rechter Volksmann, und das Herz klopfte in seinen Worten. Darum flogen ihm die einfachen Seelen zu wie dem Gott Vater, und sein Platz war neben

den kreisenden Sternen und Sonnen, mit den Stürmen und Schickungen, und sich nicht zu fürchten braucht, weil es keine Enttäuschungen mehr erleben kann, und dies vorzüglich deshalb, weil es auf alles gefaßt ist und in seinem Seelenkalender alles vorgesehen hat, auch das Erdbeben oder Seelenbeben, und weil es weiß, daß nichts abgeschmackter ist, als den Enttäuschten zu spielen. Ach! Alles leichter gesagt als getan! Aber um der ewigen Seligkeit willen muß man's versuchen, wenn nicht Jahr um Jahr abrollen soll wie gemeiner Bauschutt, der sich zu nichts formen will. Die Festtage und Bußtage müssen wir selbst eintragen, rot und schwarz, und die Toten des Jahres selber verzeichnen. Die lieben Freunde, die gestorben sind, die bekommen in meinem Kalender ein Kreuzel. Auch wenn sie noch leben. Ich meine nur, wenn sie für mich gestorben sind. Daß es ihrer allemal so viele sind! Wenn ich jedem ein Kerzel zu Allerseelen anbrennen wollte, das würde ein schönes Geld kosten. Aber sie verdienen es. Jeder, um den man ärmer wird, macht uns um eine Erfahrung reicher. Nein, nein, es gibt keine Enttäuschung mehr. Trübsal gehört einmal zum Leben. Wenn's vorüber ist, sagt bald jeder: Na, es hat doch auch sein Gutes gehabt. Und neben der Namenliste der Lebendig-Toten mit dem Sterbekreuzel führt man ein Verzeichnis der Freunde, die man neu gewonnen hat; Gott gebe, daß die Jahresbilanz günstig ist! Der rechte Kalendermacher bedenke, daß die Seele in den Mittelpunkt gehört und daß nichts gilt, was nicht durch sie aus dem Chaos gelöst und zum geordneten Dasein erhoben wird. Himmel und Erde wird durch sie erschaffen, ein persönlicher Fall, wie jede Schöpfung. Und die biblische Weisheit der zwölf Apostel des Jahres verkünde vor allem dieses: daß die Seele ihren bestimmten Weg wandle und alles meiden müsse, was ihr zuwider ist. Denn der Tod bedeutet das Ende der Glückseligkeit. Sie habe nur die eine Pflicht, gerade zu sein und sich treu zu bleiben, denn um dieser Eigenschaften willen wird sie immer wieder gesucht werden. Vor allem wird sie im Einklang bleiben mit sich und allen Sphären, die sie umgeben und jene Weltharmonie mitschaffen helfen, die immer nur ein Geistiges sein kann. Dann ist der alte Kalendermacher wieder da. Und wer sagen kann, ich habe mein Leben gelebt, dumm oder gescheit, aber so, daß ich es immer wieder nur so anfangen und vollenden könnte, der hat ein gutes Kalenderjahr gehabt. So wünsche ich, daß jeder sein eigener Kalendermacher sei, Jahr um Jahr.

---

strahlend und von den Spiegelwänden vielfältig reflektiert, daß jeder die Spitze gegen sich gekehrt fühlt, verwirrt und erschreckt, als sollte es im nächsten Augenblick Blut geben. Wem gilt es, dir oder mir? Allen und niemand. O, Kunst der paradoxen Worte! Ach ja, man möchte dies und das.

Und der Kalendermacher von heute serviert eine unabsehbare Tafel und endlose Gerichte für alle Bedürfnisse, für den Geist, für den Verstand, für das Praktische. Nur die Seele hungert dabei. Sie ist einsam und allein in dem geputzten Spiegelsaal, sie ist nicht befriedigt mit der Fruchtschale und vor allem darbt sie bei dem Reichtum sachlicher Interessen der praktischen oder der Gratulantenkalender. Wo ist der alte Kalendermacher, der ihr einst die rechte Himmelsspeise des Herzens brachte? Der ist tot, Gott hab ihn selig. Aber die Lücke ist geblieben trotz der hunderttausend Neuerscheinungen. Gibt's denn überhaupt so etwas wieder, wie den Alten von dazumal? Der war der rechte Kalendermacher, kein Greiner, kein Tadler, kein Richter, kein Prediger, kein halber Gott, kein Schulmeister, nein; ein Mensch mit Schwächen und Vorzügen, eine ganze Seele, ein Dichter. Einer, der aus den Trümmern dieser Welt ein Ganzes machen konnte, eine wohlgeformte schöne Weltkugel, die er in die Hände der Jugend legte und die verläßliche Wegweiser in dem Wirrsal der Schöpfung enthielt.

Eine alte Sehnsucht steht auf. Auch einmal so etwas zu machen! Selber Kalendermacher zu sein! Der Kalendermacher der Seele, der da kommen soll, Himmel und Erde wieder zusammenzuschweißen, die kaput gegangene Weltkugel wieder zu leimen. Und mit dem Wunsch kommt schon der Zweifel. Hat denn jener alte imaginäre Kalendermacher das vermocht? War das nicht am Ende auch einer jener vielen Pfründner, die dem lieben Herrgott ins Handwerk pfuschen möchten und mit dem zusammengestoppelten Abhub des fließenden Lebens ein Flickwerk, eine Sammlung bunter Hadern und Lumpen schafft und dies die Gotteswelt im Jahre des Heils nennt? Und gar recht behalten, wenn man bedenkt, daß dieses Dasein eigentlich auch nur Stück- und Flickwerk ist und forttreibt, eine Unvollkommenheit durch eine andere auszuwischen? Wer war dann der schöpferische Kalendermann, der aus den armseligen Fetten ein so köstliches Ganzes schuf, eine solche Weltharmonie, die man einmal empfinden und nicht wieder vergessen kann? Man selbst war es in jungen Tagen; man selbst muß es wieder sein in reiferen Zeiten, man muß wieder der eigene Kalendermacher werden können, der aus dem Jahr eine neue Einheit schafft, ein Weltgehäuse, darin die Seele wieder thronen mag, in Übereinstimmung mit allen Höhen und Tiefen, mit allen Himmeln und meinetwegen auch mit der Hölle. Ein Weltgehäuse, schöner wie einst, darin das Herz wieder singen kann im Chorus mit

Abwehr.

Du sagst, ich ließe unbenützt
Und trüb den Tag entschweben:
O nein! Und hätt' ich nichts gemacht
Als nur ein Lied für mich erdacht,
So ist das schon ein sel'ger Tag
In meinem stillen Leben.

Vom unfreiwilligen Humor.

Von **Wilhelm Kullmann, Schlüchtern.**

II.

Parlamentarische Entgleisungen.

„Ich kenne die Gründe der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie." Wie lange ist es her, daß Büchmann diese am 15. Februar 1849 in der Sitzung der zweiten sächsischen Kammer von dem Abgeordneten Knell verbrochenen Worte in die Sammlung seiner geflügelten Worte aufgenommen hat! Und was ist von da an alles an parlamentarischen Entgleisungen geleistet worden! Man könnte ganze Bände mit hochkomischen Äußerungen des unfreiwilligen Humors in den europäischen Parlamenten füllen. Wir begnügen uns, hier ein paar Beispiele zur Charakterisierung dieser Spielart der unbeabsichtigten Komik aufzuführen. Sie haben nicht die Bedeutung und den Kurswert eines geflügelten Wortes erlangt, wie jene zum Losungswort einer gesinnungstüchtigen Opposition à tout prix gewordene Äußerung des sächsischen Volksvertreters Knell, aber sie verdienen es, der Vergessenheit entrissen und den künftigen Geschlechtern als Proben jener oratorischen Kunst, die sich von der Pedanterie des nüchternen Verstandes zu emanzipieren weiß, überliefert zu werden.

Merkwürdig genug, daß die parlamentarischen Redeblüten dieser Art auf dem Boden des alten Klassenwahlrechtes weit üppiger gedeihen als auf dem des allgemeinen und direkten Wahlrechtes. Das preußische Abgeordnetenhaus zum Beispiel hat von jeher an unfreiwilliger Komik weit mehr geleistet als der deutsche Reichstag. (Vielleicht wurzelt hier die Vorliebe ernster Staatsmänner, die der Erheiterung oft so bedürftig sind, für das alte Wahlrecht.) Wenn ein preußischer Abgeordneter — wie wir einer Blütenlese der Kreuzzeitung aus den Jahren 1897 und 1898 entnehmen — einmal ausgerechnet hat, daß „Vieles auf dem Lande Zwang ist, nur die Produktion von Kindern nicht, die steigt stetig" — so liegt hier vielleicht ein Fehler des Setzers vor, der aus Rindern Kinder gemacht hat; aber eine echt parlamentarische Redeblüte ist es doch, wenn ein Redner mit Pathos den Satz in das Haus wirft: „Bedenken Sie doch meine Herren, daß sich die alten Werderschen Obstfrauen mit

Gedichte.

Von Marie Waldhoven.*)

Trübes Sinnen.

Die Nacht liegt vor mir und der Wind fliegt vorbei,
Ich seh' ihn die Wälder erfassen;
Ich schaue hinaus und mein Kopf sinkt herab:
Warum bin ich so verlassen?
Da heulet der Wind: Weil du Herrliches suchst,
Nicht Menschen mit Schwächen und Sünden;
Du suchest ein Herz, wie der Himmel so rein,
Das wirst du im Leben nicht finden.
O, stürz' dich hinaus in das Narrengewühl,
Auch dich wird es schwindelnd erfassen! —
Das Mädchen aber tritt leise zurück:
Da bleibe ich lieber verlassen.

Andere Menschen, andere Wege.

Wenn du mir ratest, wie ich leben sollte,
So hör' ich dich mit stillem Lächeln an.
Doch sprich mir nicht von jenen sel'gen Stunden,
Wo ich bei meiner Muse Glück gefunden
Und Kraft für alles, was ich je getan.

Was weißt du, armes Kind, von unsren Seelen,
Und von dem mächt'gen Drang, der in uns webt,
Du kanntest nie den Zauber eines Lebens
Voll grenzenlosen glühenden Bestrebens,
Nie jene Märchenwelt, die uns umschwebt.

Dir war es stets bequemer hinzuwallen
Auf breitgetret'ner, glatter Lebensbahn;
Doch zu dem Fels, durch den wir Wege schlagen,
Hat dich noch kein Gedanke je getragen,
Kein Stern und Sternchen glänzt dir dort voran.

Dort braust ein Kampf, von dem du niemals träumtest,
Dort herrschet eisern das Gefühl der Pflicht,
Und das Gesetz des Schaffens, das dort waltet,
Es hat uns Kämpfer seltsam umgestaltet;
Dort ehrt man ahnungsvoll ein anderes Licht.

Wir wüßten dir von Leiden zu erzählen,
Die man nur überlebet, wenn man schafft.
Doch gibt es dann nach bitter-ernsten Zeiten
Minuten reinster, tiefster Seligkeiten,
Erhöht durch das Bewußtsein unsrer Kraft.

Wir dürfen dann mit stolzen Sinnen wagen,
Was euch ein enger, trüber Zwang versagt.
Was fragen wir nach euch und euren Grenzen!
Ein stilles Sein mit Schönheit zu ergänzen
Hilft uns ein Geist, mit dem man alles wagt.

Wir fühlen kaum, daß ihr uns ganz verkennet,
Was liegt daran, wenn ihr uns nicht versteht!
Nur lasset euer gütiges Belehren.
Es trachte jedermann, daß er in Ehren
Durch seines Lebens eigne Bahnen geht.

*) Dresden, E. Pierson.

erinnere da an den vielbelachten Ausruf, der einem geistvollen Redner im Reichsrate entschlüpfte, als er den Polen, die sich aus dem Saale entfernen wollten, zurief: „Bleiben Sie, meine Herren, gerade Sie geht es an, was ich vorzubringen habe, denn es handelt sich um die galizischen Schweine.“ Etwas Ähnliches hat einmal der Abgeordnete Türk — derselbe Türk, der einst im Reichsrate seinen Gegnern das „Konversationslexikon von Knigge“ empfahl — im schlesischen Landtage bei der Debatte über die Einführung der obligatorischen Rindviehversicherung geleistet, indem er sich in der Hitze des parlamentarischen Gefechts zu der Behauptung fortreißen ließ: „Das Gesetz begünstigt wieder den Großgrundbesitzer, denn die Großgrundbesitzer sind von den Viehseuchen am meisten bedroht.“ Derselbe Türk, dessen unfreiwilliger Humor so oft das hohe Haus in die heiterste Stimmung versetzt hat, ersuchte einmal den Laudesminister für Böhmen, er möge trachten, das „Leck, das im Schiffe der Alttschechen entstanden sei, mit seiner Staatskunst zu verstopfen und dieses Schiff mit dem Pech, das ihm zur Verfügung stehe, wieder flottzumachen.“

Auch dem englischen Parlamente hat es nicht an komisch wirkenden rethorischen Entgleisungen gefehlt. Und zwar sind es dort nicht etwa Neulinge, die auf diese Weise zur Erheiterung des Hauses beitragen, gerade den geübten Parlamentariern und besonders auch den Herren Ministern ist oft ein kleines Malheur dieser Art passiert. So wird dem verewigten Balfour nachgesagt, daß er einmal von „einem leeren Parlamente, angefüllt mit unsympathischen Zuhörern“ gesprochen habe. Einer starken dichterischen Übertreibung machte sich ein anderer Vertreter der Krone schuldig, indem er behauptete, das Herz ganz Englands sei durch die Vorlage vom Kopf bis zu den Füßen erschüttert worden. Ein Lord war es, der im Oberhause seiner Überzeugung kraftvoll Ausdruck gab, indem er sagte, die konstitutionellen Rechte des Volkes würden durch die gepanzerte Hand der Regierung in Grund und Boden getreten. Ein nachheriger Vizekönig von Indien der damals noch im Unterhause saß, versicherte seiner Partei, daß sie, wenn sie auch noch nicht ganz aus dem Walde heraus sei, doch auf einem guten Schiff segle. Das bekannte Mitglied des Unterhauses M. W. Field sagte einmal, als man über ein Gesetz über Viehtransport verhandelte: „Ich bitte Sie, meine Herren; betrachten Sie diese Sache nicht nur vom Standtpunkt des Rindviehs.“ Im Londoner Grafschaftsrat sprach ein Rat von der schwarzgelben österreichischen Trikolore. Ein anderer, der einem auf der Jagd verunglückten Kollegen einen Nachruf widmete, erklärte: „Es war das erste Mal, daß ihm ein solches Unglück passierte.“ — „An Irish bull“ nennt man in England eine Dummheit, die als unfreiwilliger Witz wirkt. So machte jener Irländer einen Irish bull, der

der Zeit in elegante Dampfschiffe verwandelt haben". Die Äußerung eines Redners: „Bei uns in Westfalen, wo die Leute weit auseinander wohnen, muß die Frau, wenn sie nachmittags aus der Kirche kommt, ihre Bedürfnisse befriedigen können" — leidet an einer gewissen Unklarheit; ebenso die Bemerkung eines anderen Volksvertreters: „Wir machen ja alle in den großen Staatstopf". Aus den Äußerungen wie: „Im vorigen Sommer hatte unser Herrgott ein Einsehen für unsere gerechte Sache und schickte uns eine große Schweineseuche", oder: „Der kleine Metzger, welcher das kleine Schwein vielleicht nur einmal im Jahre schlachtet", oder: „Meine Herren, das Schwein ist gar nicht einmal so ein Schwein, als welches es immer geschildert wird" — können wir erfahren, welche Aufmerksamkeit unsere Volksvertreter den Erscheinungen auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Lebens zuwenden. Auch der nachfolgende praktische Ausfall entnimmt dem landwirschaftlichen Leben ein nach der Ansicht des Redners zutreffendes Bild: „Das sagte der Minister, als er schon die Genehmigung zum Legen des Eis in der Tasche hatte. Es ist für uns unschmackhaft. Aber es gibt eine zahlreiche Partei im Reichstage, die durch ihre Schadenfreude beweist, wie schmackhaft ihr das große Ei des Ministers ist". Alles das wurde im preußischen Abgeordnetenhause verbrochen, damit aber der deutsche Reichstag bei dieser Blütenlese nicht leer ausgehe, so zitieren wir folgende Herzensergießung eines deutschen Reichstagsmitgliedes: „Mit einem Fuße stehen wir immer im Kriminal und mit dem andern nagen wir am Hungertuche." Dasselbe Mitglied der Junkerpartei apostrophierte seine Gegner am Schlusse seiner Ausführungen folgendermaßen: „Die Liberalen kommen uns vorne lächelnd entgegen und von hinten fletschen sie mit den Zähnen".

Der neuesten Zeit gehört der köstliche lapsus linguae an, der während der Debatte über die vielbesprochenen Äußerungen des deutschen Kaisers die Heiterkeit des Hauses weckte. In der Sitzung vom 2. November 1908 erklärte der Herr Abgeordnete Lattmann mit dem vollen Brusttone der Überzeugung: „Der Reichstag hat nach der Geschäftsordnung das Recht, dem Kaiser eine Adresse zu überreichen. Wenn wir das in einer Form tun können, die dem monarchischen Gefühle Rechnung trägt, so sollten wir das auch rückgratlos tun." — Stürmisches, minutenlanges Gelächter verzeichnet der Bericht über diese Sitzung. Und ebenso stürmisches, minutenlanges Gelächter erhob sich in diesen heiligen Hallen, als in der Sitzung vom 22. April 1909 der Abgeordnete Freiherr v. Gamp seinem Gegner zurief: „Von Ihnen stammt das Wort: Die Statistik ist eine feile Dirne. Aber daß Sie nun gerade auf ihr herumreiten ..."

Sehr reich an Leistungen unfreiwilliger Komik ist auch die Geschichte der österreichischen Parlamente und Gemeindevertretungen. Ich

„daß die bestehenden Leichenkammern unzurechnungsfähig sind." — „Wie kann ein Referent Anträge stellen, wenn er nicht uniformiert ist?" Und damit man nicht annehmen kann, daß hier ein lapsus linguae vorliege, fährt derselbe Redner fort: „Wir haben das Recht, zu verlangen, daß ein Referent doch uniformiert sei." — Dagegen wollen wir annehmen, daß wirklich ein Zungenfehler vorliegt, wenn ein würdiger Stadtvater bemerkt, daß eine gewisse Frage wie ein „erotischer" Block schon seit Jahren in der Kommission liege. Ein etwas gewagtes Bild ist es immerhin, wenn ein anderer meint, das Pflaster der Stadt sei so schlecht, daß „ein Loch dem andern die Hand reichen könne". Wenn ein anderer meint: „Welchen Nachteil das vorzeitige Schlachten für die jungen Kälber hat, brauche ich nicht weiter auseinanderzusetzen" — so wird man ihm Recht geben müssen. Vielleicht hatte auch jener nicht so ganz Unrecht, der da meinte, man könne die Beschlüsse des Gemeinderates drehen, wie man wolle, etwas Gescheites schaue selten dabei heraus.

Die Eierfrau.

Von George May.

Schon mehrmals an diesem Vormittag war die stattliche Wirtschafterin im Rahmen der Haustüre erschienen und hatte forschend die Straße entlang geschaut.

Dann war sie, trotz flimmernder Mittagsglut, hinausgetreten und hatte, die Augen mit der Hand beschattend, lange dorthin geblickt, wo sich die Landstraße, vom Marktflecken im Tal, zur hoch gelegenen Fremdenpension aufwärtswand.

Diese Ausschau endete, gleich allen vorhergehenden, mit einem mißbilligenden Kopfschütteln, wobei der Schlüsselbund im Gürtel leis klirrend mitschwang.

„Noch immer nicht", sagte sie, und ging in die Küche zurück. Sie sprach die drei Worte im Brustton empörten Rechtsgefühls. Die dicke Chefköchin rückte sich das Mullhäubchen auf dem spärlichen Scheitel zurecht und rief, wie staunend über solche Schlechtigkeit: „Noch immer nicht?!"

Jetzt kam die Besitzerin der Pension selber die Servicestiege herab. Als sie hörte, die Eierfrau sei ausgeblieben, erging sie sich in Klagen über die Unverläßlichkeit der Landbevölkerung, die so wenig Treu und Glauben kennt. Die Bäuerin hätte so sicher versprochen, heut morgens die Eier zu bringen, man konnte daher fest darauf rechnen und habe sich nicht vorgesehen. Nun müsse Johann rasch zum Kaufmann in den Markt laufen, damit man nicht in Verlegenheit käme.

seinen Zuhörern die ernsthafte Versicherung gab, die Hälfte der Lügen, die über Irland und die Irländer verbreitet würden, beruhe nicht auf Wahrheit.

Manche werden glauben, daß derartige parlamentarische Entgleisungen auf Erfindung beruhen. Aber glaubwürdige Zeugen sind doch wohl die stenographischen Berichterstatter, die durch ihren Beruf gezwungen sind, den Wortlaut von dem, was ihr Ohr aufgenommen, in die Feder zu leiten. So hat im Jahre 1902 im Brünner Damen-Zentralverein „Gabelsberger“ der Revisor des Wiener Reichsrats-Stenographenbureaus, Karl Weizmann, einen Vortrag über die stenographische Praxis gehalten, in dem er auch jene rhetorischen Entgleisungen erwähnte, die dem nach einem gewählten Ausdruck haschenden oder seine Rede bilderreich gestaltenden Sprecher mitunter zustoßen. Der Vortragende gab da u. a. folgende parlamentarische Redeblüten zum besten: „Wien, diesen historischen Magen des Menenius Agrippa, möchte ich der Regierung in der Frage der Approvisionierung ganz besonders ans Herz legen.“ — „Meine Herren, betrachten Sie die Sache nicht bloß vom Standpunkte der Gegenwart, sondern auch im Lichte einer dunklen Zukunft.“ — „Zentnerschwer lastet auf unserer Presse das Auge des Gesetzes.“ — „Diese Beschwerde ist eine alte Seeschlange, die seit Jahren in diesem Hause widerhallt.“ — „Das ist der springende Punkt, auf dem die Opposition so gerne umherreitet.“ — „Unsere Wähler haben uns ja hierher gesandt, damit wir ihr Wohl und Wehe fördern.“ In den österreichischen Blättern für Stenographie finden wir noch andere Stilblüten aus dem Parlamente: „Der Herr Vorredner hat sogar in den harmlosen Tauben, deren Zucht durch meinen Antrag gefördert werden sollte, ein Haar gefunden.“ — „Die Ziegel- und Pflastersteine, welche die Festteilnehmer damals gegen die Fensterscheiben schleuderten, wollen die Herren heute uns in die Schuhe schieben.“ — „Es herrscht eine Arbeitslosigkeit auch auf den Abgeordnetenbänken, welche sich scheuen, die sachliche Arbeit in die Hand zu nehmen.“

Sehr ergötzlich sind auch die Proben, die einmal ein Wiener Blatt aus den Verhandlungen der Gemeindevertretung der Haupt- und Residenzstadt zusammengestellt hat. Hier nur eine kleine Auswahl: Da meint einer der Väter der Stadt, eine gewisse Kommission müsse aufgelöst werden, weil sie nur ganz unschädliche Beschlüsse fasse. „Meine Herren“ — meint ein anderer — „diese Akten durchzustudieren, war eine Viehsarbeit, nur ein Fachmann hat das bewältigen können.“ — „In Gottesnamen — ruft ein dritter in einer erregten Debatte aus — „wenn Sie auf das Desinfizieren was halten, dann schütten Sie halt an paarmal hunderttausend Gulden in die Kanäle. Nutzt's nichts, so schadt's nichts.“ — „Ich bleib' dabei“ — ruft ein anderer aus —

ganze Wochn geh i von einem Bauernhof zum andern, wo i weiß, daß ‚legete‘ Hendln sein.“

Welch mühsamer Erwerb, dachte die Hausfrau. Während der Woche von Gehöft zu Gehöft den eierlegenden Hühnern nachzujagen, um dann, am Verkaufstage bei Morgengrauen aufzubrechen, den Handwagen drei Stunden weit zu ziehen und schließlich die Ware den Kunden partienweise auf dem Kopfe zuzutragen.

Trotz dieser Gedanken regte sich ihr haushälterischer Sinn. Es fiel ihr ein, daß sie ganz vergessen hatte nach dem Preise der Eier zu fragen. Als sie dann hörte, daß es für einen Gulden 41 Eier gebe, fand sie das zu wenig. So viele bekäme man beim Krämer auch.

Die Bäuerin zuckte die Achseln. „Heut auch nimmer. Mehr könnt i wirkli nit gebn. Die Eier werdn schreckbar wenig, überall reisn die Agentn herum, kaufn alles weg und schickens von Wels aus nach Paris.“

Es war ein Stückchen National-Ökonomie, was sie da erzählte, und wer hätte geglaubt, das aus diesem Munde zu hören.

Das Geld war in Empfang genommen — die Bäuerin wollte gehen. Als sie aber nach der Türklinke griff, schien ein plötzlicher Schwindel sie zu erfassen. Sie wankte und lehnte mit geschlossenen Augen an der Wand.

Die Hausfrau nötigte sie zum Niedersetzen und reichte ihr zur Stärkung ein Glas guten Weins. Doch die Bäuerin lehnte ab.

„Nein i dank schön“, sagte sie, — „der steigt zuviel in Kopf, auf leern Magn.“

„Auf leeren Magen? Wie so denn? Es ist drei Uhr nachmittags. Habt ihr denn schon solang’ zu Mittag gegessen, daß ihr wieder nüchtern seid?“

„O mei! Zu Mittag?“ erwiderte die Bäuerin. „Wo kämet ma denn da hin, s Geschäft tragt wenig, und das kann man do nit alls veressn! Am Abend, wann i ins Gasthaus komm, wo der Mann derweil bei der Eierkistn bleibt und wo mir schlafn, weil mir heut nimmer heim können, laß i mir a Suppn gebn.“

Und wie entschuldigend ob dieser Verschwendung fügte sie hinzu: „No ja, etwas muß man doch auch im Gasthaus verzehrn!“

„Ja“, versetzte die Pensionsbesitzerin, „wenn man tüchtig gefrühstückt hat — wenn auch in aller Gottesfrühe — so mag man’s wohl bis Abends aushalten können, dennoch — — —“

Wieder huschte der Schatten eines Lächelns über das eingefallene Gesicht der andern und schnitt die weitere Rede der jungen Frau ab.

„Wer soll denn das Frühstück kochn“, war die Antwort und dabei schob die Bäuerin das Kopftüchelchen zurecht, — „wann ih eh schon um drei Uhr in der Fruh fortgeh.“

War es möglich! Seit Morgengrauen — zwölf Stunden schon auf den Beinen — schwere Last schiebend und tragend — und noch

Johann lief was er konnte. Und hinter ihm, in der Küche, dehnte sich breiteste Entrüstung.

Am Nachmittag — die Table d'hôte war eben vorüber, schwatzend und flirtend saßen die Gäste auf der Terrasse beim schwarzen Kaffee — kam eine Bauersfrau die Straße daher.

Sie trug einen schweren Korb auf dem Kopfe, keuchte vernehmbar und von der Stirn liefen ihr Schweißtropfen in den Hals.

„Sind Sie endlich da?“ rief ihr die Wirtschafterin zu, als sie die Küche betrat.

„Aber alleweil haltens einen für an Narrn“, brummte die Köchin. Auch die Hausfrau, welche sie zu sich in die Speisekammer beschied, überschüttete sie mit Vorwürfen, ja drohte sogar mit Entziehung der Kundschaft.

Zu alldem schwieg die Bäuerin und seufzte nur einmal aus tiefer Brust. Dann hob sie den Korb ab und kniete daneben hin, um die Eier in die Lade einzuzählen. Drei und drei mit jeder Hand. So oft sie für einen Gulden eingezählt hatte, nahm sie ein Ei und legte es weg, so daß schließlich nur diese Eier nachzuzählen waren, um zu wissen, wie viel Gulden sie bekäme.

Der Bedarf für eine Woche war gedeckt. Die Gnädige zog ihr Geldtäschchen hervor und erneuerte dabei ihre Ermahnungen.

Die Frau müsse pünktlicher sein. Sie müsse nächsten Donnerstag längstens um acht Uhr früh da sein.

Die Eierfrau seufzte aufs neue. „Recht gern, wanns nur mögli wär. Aber wir erreichn den Zug oftmals nit. Heut wars auch so. Der Mann und ich sind schon um drei in der Fruh vom Haus fort mitn Handwagerl. Unterwegs hats gwittert. Mir ham uns untergstellt. Wies zu regnen aufghört hat, habn mir uns soviel als mögli tummelt — aber wie wir zur Station kommen sind, war der Zug lang schon fort.“

„Um drei Uhr früh?“ wiederholte die Hausfrau, „warum denn gar so zeitlich?“

„Ja allemal“, sagte die Bäuerin. „Allemal. Mir habn ja bereits drei Stund bis auf d Station.“

Die junge Frau fühlte sich nun etwas beschämt, weil sie die Bäuerin früher so „heruntergeputzt“ und, um dieses lästige Gefühl loszuwerden, wie auch, um die sichtbar gekränkte Eierhändlerin auf andere Gedanken zu bringen, frug sie jetzt, ob alle diese Eier von ihrem Hofe wären.

„O mei!“

Über das abgezehrte, vor der Zeit runzlige Gesicht der Bäuerin glitt ein Lächeln: „Die Eier kauf i alle unter der Wochn zamm. Die

magd hatte diese vorzeitig zur Greisin gemacht. Und was ist das Los solch armer Menschen im Alter auf dem Lande, wo es keine Versorgungshäuser gibt? Langsames Verkommen auf einer Streu am Heuboden oder in einer Stallecke — ohne Teilnahme, ohne Liebe.

Der Bauer ist nicht zartfühlend und kann es nicht sein. Ihn drückt die harte Sorge um das tägliche Brot und mehr als andere führt er einen schweren Kampf ums Dasein für sich und die Seinen. Er denkt daher nicht viel an seine Mitmenschen, und gar Sieche, Schwache oder Greise sind ihm zur Last; er hat keine Sorgfalt für sie übrig.

Fevis Verdienst war ebenso gering wie der ihrer Mutter — 25 Gulden im Jahr, zu Weihnachten ein Paar Schuhe nebst einem warmen Rock — davon ließ sich nichts zurücklegen. Nahm sie des Bauers Antrag an, so ward sie nicht nur ihre eigene Frau, sondern sie konnte auch die Mutter zu sich nehmen.

Also sagte sie „ja“. Das ereignete sich vor 15 Jahren. Längst stand das Haus fertig da und alljährlich wurden einige Hundert von dem Geld zurückgezahlt, was zu dem eigenen hinzugeborgt werden mußte, um den Bau zu vollenden. Fevi und ihr Mann hatten freilich unermüdlich schwer zu schaffen und nebst der Mutter noch die zwei Buben zu erhalten, denen Fevi das Leben geschenkt hatte.

„Aber s Häuserl is doch unser Eign, wann ma auch eng beinand sind, und wann uns der liebe Herrgott nur Gsundheit schenkt, so ham mirs in etlichn Jahrln schuldenfrei. Jetzt muß i aber gehn“, schloß sie, „s is höchste Zeit. Bhüt Gott und ich dank schön“.

Damit legte sie den „Kopfriedl“ auf den Scheitel, hob den Korb darauf und ging.

Wenn aber die Eierfrau in Zukunft auch wieder einmal unpünktlich eintraf, gescholten ward sie nie mehr und jedesmal stand ein kräftiger Imbiß für sie bereit.

Heimgärtners Tagebuch.

Ein witziger Kopf, ein loses Maul, ein warmes Herz. Von wem rede ich denn da? Ich rede vom Prälaten Josef Scheicher, dessen III. Band „Erlebnisse und Erinnerungen“ (Wien, Karl Fromme) mir ein paar vergnügte, lehrreiche Tage bereitet haben. Recht persönlich geschriebene Selbstbiographien sind stets meine Freude, und gar, wenn sie freimütig sind. Daran fehlts nun bei Scheicher wahrlich nicht. Recht ungeniert derb und mit prächtigem Humor stellt er sein Priesterleben dar, in diesem Bande besonders sein Leben als Kooperator in Waidhofen. Die meisten Leute haben eine schiefe Meinung von einem

keinen Bissen im Leibe? — Daher also der Schwindel und die gedrückte Stimmung!

Rasch ward ihr ein Imbiß vorgesetzt. Doch wies sie jede feste Speise zurück und bat nur um eine „Suppn“, wie sie den Kaffee benannte. Methodisch und langsam löffelte sie ihn aus und ebenso langsam brockte sie die „Wuchteln“ hinein. Dann nötigte ihr die Hausfrau ein Glas Bier auf. Sie trank 'in kleinen, zaghaften Schlückchen; jeden wie einen seltenen Genuß verkostend.

War es das ungewohnte Getränk oder griff ihr die Teilnahme der jungen Frau ans Herz — sie ward ganz gegen Bauernart, mitteilsam und erzählte ihre Geschichte.

Sie war ein ledig Kind, das seinen Vater nie gekannt. Nicht einmal seinen Namen wußte sie.

Eine vorübergehende Begegnung, die rasch auflodernde Neigung einer Stunde mochte die wild aufwachsende Bauerndirn zur Mutter gemacht haben.

Ihre Mutter war zeitlebens Magd gewesen. Auf allen Dienstplätzen aber hatte sie ihr Kind bei sich gehabt. Sie verdingte sich nie ohne die Kleine und weil man wußte, daß sie fleißig und arbeitsam war für zwei, setzte sie es durch.

Aber auch als die Tochter schon selbst arbeiten konnte, hatten sie nie wo anders als auf ein und demselben Hofe gedient. Denn die Mutter wollte ihre Tochter Fevi nie aus den Augen lassen und duldete keine Liebelei. Viele Jahre vergingen so und Fevi näherte sich merklich den Dreißig. Sie hatte einen stillen, gleichmäßigen Sinn, verlangte nach nichts und lebte ganz zufrieden in täglicher Arbeit und Einförmigkeit dahin. Da meldete sich unerwartet ein Freier.

Ein Bauer, der reichlich ihr Vater hätte sein können. Er hatte ein paar hundert Gulden in der Sparkasse liegen und trug sich eben mit der Absicht, auf seinem Grundstückchen ein Häuschen zu bauen. Für eine Reiche war er schon zu alt und zu wenig vermögend; eine junge Arme zu nehmen oder eine alte Vermögende, dazu war er zu schlau. Fevi schien ihm die Rechte zu sein. Sie paßte an Jahren noch, da sie nicht mehr jung und noch nicht alt war; er konnte auch noch auf Kinder von ihr hoffen. Er wußte auch, sie sei nicht verwöhnt, sondern in harter Pflichterfüllung aufgewachsen. Die fleißige, unverdrossene Arbeiterin lockte ihn besonders; er schätzte, daß sie ihm bei dem Hausbau so und so viel an „Tagwerkern“ ersparen könnte und Maurer wie Zimmerleute scharf überwachen würde.

Fevi besann sich nur wenig, dann schlug sie ein. Nicht um ihretwillen, nicht weil, was er bot, für sie verhältnismäßige Wohlhabenheit war, sondern wegen der Mutter. Das schwere Los einer armen Bauern-

Wer wissen will, wie es in den Siebziger Jahren zugegangen ist, als das dumme Feldgeschrei: Hie klerikal! Hie liberal! Stadt und Land erfüllte, er lese diese Erinnerungen. War ich ja selber mit dabei, auf Seite der Liberalen natürlich, aber nur so lange, bis ich erkannt, wie unehrlich, wie zerstörend, wie dumm auf beiden Seiten der an sich so würdelose Kampf geführt wurde. Ich meinerseits habe die Bewegung benützt, um mir manches, was wegen kirchlicher Schäden auf meinem Herzen lag, loszuschreiben. Was ich damals schrieb, das mag ich wohl auch heute verantworten, wie ich es sagte, nicht durchaus. Zu rücksichtslos war ich, an fromme Gemüter dachte ich zu wenig, denen man mit dem oft so unchristlichen Aberglauben zu viel Herzblut herausriß. Den Reformern fehlte damals die Liebe. Auch mir; oder besser, ich dachte nicht daran, daß es wehe tut. Die Liebe muß freilich auch wehe tun können, wenn es zum Heile ist. Doch die damaligen Schlachten sind überhaupt nicht aus Liebe, vielmehr aus Verbitterung, aus Haß, ja aus Selbstsucht geschlagen worden. Beiderseits. Dort die Hetzkapläne, hier die Pfaffenfresser. Nicht immer kommts den Kaplänen aus dem Herzen. Einerseits verbittert, anderseits um bald vorwärts zu kommen, blasen sie heftig und oft falsch ins Streithorn. So auch die Gegner. Ich spreche hier nicht nach Scheicher, es ist mein persönliches Erinnern an jenes unsinnige Streiten. So hats auch zu nichts geführt damals, als zu neuartigen Feindseligkeiten, die so ganz überflüssig gewesen sind. Die paar Reformen, die durchgesetzt wurden, wären auf ruhigerem Wege wahrscheinlich besser geraten. Die stillere Los von Rom-Bewegung später hat mehr geändert als die widerlichen oft geradezu bübischen Befeindungen, die nie und nirgends so schlecht angebracht sind als bei idealen Dingen. Scheicher kündigt an, daß er im IV. Band seiner Bekenntnisse besonders davon sprechen wird. Von der Zeit, in der er „Hetzkaplan" war. Beschönigen wird er sich kaum. So haben wir in diesen anziehenden Plaudereien ein Bekenntnis, eine Beschreibung des Seelsorgerlebens, eine treffende Schilderung des Volkes und ein Zeitbild. Es ist gar nicht nötig mit allem einverstanden zu sein, was der geistvolle Prälat vorbringt, genug, daß man Einblicke in neue Bereiche gewinnt und daß man sich oft köstlich dabei ergötzt.

Einsichtsvollere Kleriker hört man oft klagen über den Tiefstand der katholischen Literatur. Sie denken bei der „katholischen Literatur" nicht an das fachkirchliche Schrifttum, sondern an die weltliche Belletristik, soweit sie im kirchlichen Denkkreise bleibt. Ein Schriftsteller, der das ganze Leben und die verschiedenen Geistesrichtungen zu umfassen und zu verstehen trachtet, oder gar einmal eine antikirchliche Meinung vertritt, ist nicht katholisch. Die Weitblickenden, die Universal-

solchen Priesterleben. Die gläubigen Laien stellen es sich zu pietistisch vor, die Weltleute „freisinniger" Sorte wittern hinter der Kutte gern allerhand Selbstisches, Heuchlerisches und andere Sündhaftigkeit, die über das gewöhnliche Maß geht. Das größte Mißtrauen bringt man der schwarzen Kutte entgegen, und doch steckt in den meisten Fällen bei untergeordneten Weltpriestern nichts drinnen, als ein armer, gequälter, einfältiger Mensch. Das weiß ich nicht gerade allein aus diesem Buche, sondern auch aus hundert Beispielen meiner Erfahrung. Es gibt nicht leicht etwas Ärmeres auf dieser Erde als so einen jungen, armen, enttäuschten Kaplan in der Seelsorge. Es geht älteren Kooperatoren ja oft auch nicht besser, doch die haben die erste furchtbare Enttäuschung großenteils verwunden, sind die sklavische Unterordnung, die verelendete Vereinsamung gewohnt. Wenn sie nicht dem geselligen Gasthausleben verfallen, das sich allerdings die wenigsten leisten können und das leicht in jene Niederungen führt, wo sie der verdienten Mißachtung dann anheimfallen. Was hilft es so einem jungen eifrigen Priester, daß er vom Volke bisweilen wie ein Heiliger verehrt wird, wenn ihn ein mürrischer Vorgesetzter wie einen Knecht, ja manchmal geringer als seinen Pferdeknecht, behandelt; wenn es an entsprechender Wohnung und Pflege, ja bisweilen an anständiger Kost fehlt! Scheicher erzählt alles, wie es ihm ergangen und wie stark einer sein muß, der es klagelos erträgt, um nicht noch tiefer zurückgeschoben, anstatt voran befördert zu werden. Heute ist er Prälat, Abgeordneter, Landesausschuß und was weiß ich noch, heute kann er alles sagen und auch für solche sprechen, denen der Mund siebenfach verschlossen ist. Ich wünschte, Scheichers Erinnerungen kämen zu vielen Lesern, zu geistlichen und weltlichen. Und auch in die Hände jener Sozi, die diesen Mann vor einigen Jahren halbtot geschlagen haben. Ihrer viele auf der Straße den wehrlosen Mann überfallen und bübisch mißhandelt! Warum? Weil er ihnen wahrscheinlich zu derb seine Meinung gesagt, wie er es auch anderen getan, ich vermute sogar gelegentlich seinem Bischof. Verschlucken tut der kein starkes Wort. Jetzt nicht mehr. Muß man, weil er freimütig ist, ihm gleich die Zähne ausschlagen? Daß in der herben Schale ein warmes Herz liegt, das beweist das langjährige schöne Verhältnis dieses Priesters in seiner Seelsorge zum Volke, nicht bloß zu den guten Katholiken, auch zu den Freisinnigen. Und was Scheicher von all diesen Leuten für schöne, gute Dinge zu erzählen weiß, das allein macht das Buch liebenswürdig und wertvoll. Keinem schenkt er die Fehler, die er von ihm weiß, jeder kriegt sein Teil; hingegen hebt sich das Gute, das v i e l e Gute, was er sagt, um so wirksamer hervor. Es sind Volksschilderungen, die stets in wenigen schlichten Worten klare und wahre Menschenbilder darstellen mit Hilfe eines souveränen Humors.

den Berg, den er besteigen wollte. Der Rock war längst weggeworfen, aber zwei Hosen!

Zwei Hosen am Leib, so wie es damals schon bei jedem „ordentlichen" Manne der Brauch war. Eine dieser Hosen mußte heute weg. Es konnte nur die inwendige sein, eine hübsch weiße, darf ich sagen, von Leinwand. Da die Gegend ringsum menschenrein war, so tat ich — denn es war ja wieder einmal ich — nicht lang um, riß die Kleider herab und warf die weiße Hose in das Korn, das in seiner Reife weit hingebreitet stand. Dort war sie unsichtbar für etwa Vorübergehende geborgen. Das Übrige wieder ordentlich angezogen und so auf den Berg.

Jetzt war es wohlig und auf dem Berge wird es sehr schön gewesen sein.

Nach drei Stunden etwa kehrte ich zurück, um mein im Korn verstecktes Kleidungsstück wieder mit mir zu nehmen. Es war nicht mehr allein. Das Feld war besetzt mit Schnittern und Schnitterinnen. Na schön! dachte ich, jetzt kommen sie zu der Hose, und ich weiß nicht wie ich mein Eigentum rechtfertigen kann. Eine Weile stand ich da, sah ihnen zu, schäkerte mit den Dirndeln und dachte nach, wie ich zu meiner Sache käme, ohne daß es auffiele. Denn es wäre doch zu lächerlich, wie ich mich der Hose entäußert und sie hier versteckt hätte. Sie kamen immer näher der Stelle, wo der Schatz versteckt lag. Bei einer der Schnitterinnen klang die Sichel. Sie zankte einiges, denn sie hatte in einen Stein gehauen. Es war ein grau-bläulicher Kieselstein. Da hatte ich's. „He", rief ich lustig, „da ist ja der blaue Stein, mit dem kann man zaubern!" Ich hob ihn auf, wand ihn eine Weile in der Hand hin und her, und fragte die Leute ernsthaft, was ich aus diesem Steine zaubern solle?

„Ja, du wohl, du wirst zaubern!" lachte eine Magd, „das möchte ich schon sehen."

„Das sollst du auch sehen," sagte ich, „ich werde jetzt diesen Stein in das Korn hineinwerfen, und flugs wird er was anderes sein. Was wollt ihr denn, daß ich zaubre?"

Sie lachten herum, berieten und kamen nicht recht mit ihrem Auftrag zustande.

„So sagt es nur", rief ich, „solls ein Heubündel sein, oder soll ich eine Sichel zaubern, oder einen Stiefel, oder eine Unterhose, oder einen Korb? oder was denn?"

„Eine Unterhose!" riefen sie lachend.

Ich stellte mich bedenklich. „Ihr macht es mir nicht leicht", sagte ich, „just eine Unterhose aus diesem Stein. Nun, versuchen will ich's".

Eine feierliche Miene nahm ich an, hob den Stein langsam in die Luft empor, murmelte einige unverständliche Worte, und warf ihn,

seelen, die den Menschen an sich sehen, nicht vom Standpunkt des Katholiken aus, solche will die Kirche in der Literatur nicht anerkennen. Die starken Geister lehnt sie ab; so bleiben ihr nur die schwachen. Daher kommt es, daß die „katholische Literatur" minderwertig ist, trotzdem aus katholischen Völkern wenigstens so viele Talente hervorgehen als aus anderen. Diese fangen vielleicht ganz katholisch an, erweitern aber ihre Weltanschauung, arbeiten unwillkürlich mit befreiterem Geiste, und sind dann der Kirche nicht mehr recht. Die kirchliche Kritik lehnt sie nicht bloß ab, sie tritt auch gegen sie auf, wird ihnen feindselig. Das verbittert die Schaffenden, sie schärfen manchen Pfeil gegen die Widersacher und die reinliche Scheidung hat sich vollzogen. Im Kampfe werden beide Teile extrem, der Krieg ist permanent; auf Seite der Kirche stehen die Schwächeren, die sich ohne die hinter ihr stehende, sie doch immer drückende Autorität nicht behaupten könnten. Nicht einmal jeden katholischen Priester, der dichtet, ist die Kirche so glücklich, den ihren nennen zu dürfen. Oder gehören die deutschnationalen Gesänge und die Liebeslieder eines Kernstock zur katholischen Literatur? Die strengen Vertreter der Kirche verwahren sich dagegen. Für ein großes Talent ist es schwer, „katholisch" zu bleiben. Die Handel-Mazetti, ein persönlich kernkatholischer Charakter, hat es erfahren. Sie hatte die Absicht, mit ihrem „Pater Meinrad" und „Jesse und Maria" katholische Romane zu schreiben; aber während des Schaffens, bei der Vertiefung in die unendlichen Mannigfaltigkeiten des Lebens, in die gottewigen Probleme der Menschenseele ist ihr Weltherz wach geworden und sie hat den kirchlich katholischen Kreis gesprengt. Der Kirche ist sie zu freisinnig geworden und sie wird bei ihrer strengen Scheidung diese geniale Dichterin nicht mehr zu den „katholischen" Autoren zählen können. Übrigens wird die Literatur nicht nach Konfessionen, sondern nach Sprachen eingeteilt. Das merke sich jeder, der nicht begreifen kann, weshalb die Völker so elementar an ihren Sprachen hängen, diese sind das Gefäß ihres geistigen Lebens. Tatsächlich kann unter katholischer Literatur nur das Schrifttum verstanden werden, das sich ausschließlich mit kirchlich katholischen Angelegenheiten befaßt. Im übrigen hat die Kirche keine andere Literatur als die übrige Welt, und zumeist auch diese nicht. Was sie davon nicht annimmt, das hat sie nicht. Geht es uns einzelnen Menschen denn anders?

Jetzt, als der Alte wieder einmal über die weiten Felder ging, erinnerte er sich an ein Schelmenstück des Jungen. Der war damals so eine Art Studiosus auf Ferien, zu jeglichem Schabernack aufgelegt, aber auch zu ernsthaften Dingen bereit, wie etwa solche sind, an einem heißen Sommertag auf den steilen Berg zu steigen. So auch ging er wieder einmal über die Felder dahin, erhitzt und verschwitzt, und fürchtete

mich. Oder daß sie ihn nicht gleich umsonst ins Haus ihrer Versicherten stellen.

Recht oft ist es in meinen Schriften zu merken gewesen, daß ich in der Alkoholfrage wohl zu den Mäßigen, aber nicht zu den Meidenden gehöre. Und habe mein Glas leichten Tirolers eingestanden, das seit vielen Jahren mir Körper und Geist erfrischt. Vielleicht habe ich das mit einer etwas zu starken Ernsthaftigkeit vorgebracht, denn es sind viele Abstinenten aufgestanden, vorwurfsvoll: daß ich mit meinem Geständnis ein großes Unheil angerichtet hätte. Denn die Deutschen würden mir nun nachtrinken! — Schweigen hätte ich sollen. Aber es ist einmal so, das Achtelliterglas trinke ich zur Mahlzeit, und da ich schon ein Selbstbekenner sein will, so möchte ich auch in dieser Sache keine Heimlichkeiten haben. Es taugt nicht. Erst vor kurzem wollte ich mich pädagogischer und dummer Weise als ein Vorbild aufspielen, ist aber nicht gut abgelaufen. Ich fuhr mit einem jungen Kutscher zum Waldschulhaus. Es ist vom Tale ziemlich weit hinauf und unterwegs ist ein Wirtshaus. Der Kutscher hielt an und fragte, ob ich nicht ein Glas Wein trinken wolle, daß das Pferd derweil rasten könne. „Freund“, antwortete ich, „das Pferd kannst du rasten lassen, aber Wein trinke ich keinen. Ich will mich nicht vergiften und du sollst wissen, daß es nichts Verderblicheres gibt als den Weingeist. Merke dir das und nimm dir ein Beispiel an mir!“ „Ist mir auch recht, wenn Sie keinen trinken“, sagte der Kutscher, „gfolgt er für mich umso leichter aus“. Der Junge hat Humor, dachte ich und hielt ihm eine eindringliche Rede über die Schädlichkeit des Alkohols. Dieweilen hatte das Pferd gerastet und wir fuhren weiter. — Nach Hause mußte ich zu Fuß gehen. Denn der Kerl hatte während meines Aufenthaltes im Schulhause ein Wirtshaus gefunden und sich in demselben einen so mordsplunzenblauen Rausch angesoffen, daß er dann vom Bock herabpurzelte und das entfesselte Roß davongaloppieren wollte ohne Kutscher und Passagier. Das war das Resultat meines guten Vorbildes.

Da zeige ich solchen Kerlen lieber, daß die Sauerei nicht im Wein, sondern im Manne liegt. Was hat ein Tropfen Gottesgabe mit dem Suffe der Trunkenbolde zu tun? Die wollen sich betieren und nimmt man ihnen den Wein weg, so vergiften sie sich mit Morphium, Opium, Arsenik oder anderen Teufelsbonbons. Oder sie bringen sich mit Vielfraß oder Unzucht um.

Das asketische Ideal der Abstinenten in hohen Ehren, es ist gewiß die richtige Methode für Willensschwächlinge, die gerettet sein möchten. Daß aber die Mäßigen auf einen wohltätigen Genuß verzichten sollen, weil die Gemeinheit ihn mißbraucht, das geht mir nicht ein.

genau die Richtung erwägend, in das Korn. Dann blieb ich ruhig stehen, und da die Leute auch nur so dastanden, sagte ich: „Nun, so holet es. Ich bin ja selber begierig, was es geworden ist!"

Der Unternehmendste war eine Magd, die mit den Armen das Korn auseinander teilte, einige Schritte hineinmachte und plötzlich einen lachenden Schrei ausstieß.

„Was ist denn, was hast den Mirzl?" riefen sie.

Da hob die Mirzl die weiße Hose hoch empor, wie eine Fahne. Sie glaubten es nicht. Jedes wollte den Zauber besehen und betasten. Sie zankten um das Stück, jedes wollte einen Anspruch darauf haben. Ich schritt hin: „Was ich gezaubert habe, das ist mein!" und wandelte mit dem Eigen würdevoll meines Weges.

Von diesem Tage an hatte ich keine Ruhe mehr. Wo sie meiner ansichtig wurden, bedrängten sie mich, ich sollte ihnen was zaubern! Aber ich hatte den blauen Stein verloren und konnte nichts mehr machen.

Feuer in der Nachbarschaft. Eine unbeaufsichtigte Lampe war vorwitzig geworden und hatte ihre Flamme auf den Fenstervorhang gejagt. Die Magd kam mit einem Krampen, doch anstatt die Gardine herabzureißen, stieß sie in Verwirrung die Lampe um, und nun brannte Vorhang und Schreibtisch lichterloh. Die Flammen wirbelten schon dem Holzplafond zu, da kam die Hausfrau mit dem Minimax, stieß auf dem Fußboden ruhig den Pfropfen durch, leitete den Strahl zuerst auf die Karniesen oben, dann auf den brennenden Stoff, dann schief hin auf den Schreibtisch — nach zwanzig Sekunden war das Feuer gelöscht. Die zusammenlaufenden Nachbarn versäumten schon den Effekt, sahen nur mehr den dünnen Rauch, der aus dem Zimmer hervorwehte. Der Minimax, der kleine Löschapparat, den die Feuerwehren so gerne verachten, weil er nicht die großen, nur die entstehenden Brände löscht, er wurde an diesem Tage berühmt im ganzen Dorfe. Wer die kleinen Brände erstickt, der braucht ja die großen auch nicht löschen zu können. Seit etwa sechs Jahren soll der schmale rote Zuckerhut schon mehr als 13.000 Brände gelöscht haben. Jemand wollte ihn einmal erproben, es aber doch nicht auf sein Haus ankommen lassen. Auf dem Felde wurde ein Holzstoß geschichtet, wie ein kleines Haus. Mit hohem Kamin. Dann das Dorf alarmieren: Feuer! Das Volk eilte zusammen, da brannte es schon in hellen Qualmen und aus dem Kamin drobelte dichter Rauch mit brüllenden Flammen. Den Minimax hergenommen, in einer einzigen Minute war alles gelöscht, auch das Rauchfangfeuer gänzlich erstickt. Später soll auch die Feuerwehr gekommen sein. Seitdem gehen die Leute herum, loben den Minimax, kaufen aber keinen, weil er sechzig Kronen kostet. Daß die Feuerversicherungen nicht auf Anschaffung des Minimax dringen, wundert

Wenn das gesammelte Geld nur für deutsche Schulkinder bestimmt ist, wenn die Schulen, die davon errichtet werden sollen, nicht auf den Fang und die Entnationalisierung slawischer Kinder ausgehen werden, dann sei Ihr Werk gesegnet. Der ehrliche Slawe muß ja zugeben, daß die Deutschen das volle Recht haben, für die Erhaltung ihres Volkstums zu sorgen, da ja doch wir Slawen für uns dasselbe Recht beanspruchen.

Leider werden die Schulen des Schulvereins in den Sudetenländern von zahlreichen Kindern unseres Volksstammes besucht. Wirtschaftliche Abhängigkeit, Lockungen, Versprechungen und Drohungen aller Art verursachen diese traurige Erscheinung.

Es gibt Klassen, in denen die Hälfte, ja auch mehr!!! Kinder von tschechischen Eltern stammen. Was gehen unsere Kinder die Deutschen an? Möge das große deutsche Volk sich um die eigenen Kinder kümmern und die Sorge für die unsern uns überlassen. Wir fürchten uns vor der Germanisation; das Schicksal der im deutschen Meere untergegangenen Elbe- und Oder-Slawen und der jetzt um ihr Volkstum ringenden, brutal bedrückten preußischen Polen schwebt uns vor Augen.

Herr Doktor, Sie sind der Dichter der Heimatsscholle, Sie hängen treu an Ihrer Nation. Wollen Sie dazu beitragen, daß uns die unsere genommen wird?

Wir müßten Ihren Millionen fluchen, wenn sie dazu benützt werden sollten, unsere Jugend zu germanisieren.

Deutsche, lasset uns unsere Kinder!

Mit aller Achtung

15. Juli 1909. Ein mährischer Tscheche."

Warum hat der Mann seinen Namen nicht beigesetzt? Er brauchte sich nicht zu schämen. Wenn seine Volksgenossen alle so dächten wie er, dann wären in Böhmen, Mähren, Krain u. s. w. nicht schon so viele Deutsche aus ihrer angestammten Heimat verdrängt worden, stünden nicht die übrigen noch in Gefahr, aus ihrem Vaterlande fortgeschoben oder slawisiert zu werden, würden nicht immer verkappte und offene Versuche gemacht, selbst das kerndeutsche Niederösterreich zu vertschechen. — Ich könnte mir ein größeres Unglück kaum denken, als ohnmächtig sehen zu müssen, wie meine Kinder in slawische Schulen gehen, weil keine deutschen mehr sind, wie sie allmählich ihre Muttersprache verlernen, mit ihr die deutschen Geistesgüter verlieren und in einer fremden Nation aufgehen. Nicht etwa aus Geringschätzung oder gar aus Haß des fremden Volkstums empfinde ich so, sondern aus Liebe, und nur aus Liebe zum eigenen. Der Mensch ist einmal so, daß er zu den Seinen hält, und gottlob, daß er so ist. Deshalb brauchen die

Wer das rechte Maß nicht trifft,
Dem wird alles leicht zu Gift,
Zwischen Fasten, traun, und Prassen
Führt der Weisheit schmale Straßen.

Obdach hat seinen zwei berühmten Söhnen Rudolf Falb und Hans Grasberger vor kurzem ein gemeinsames Denkmal gesetzt. Die beiden Männer waren zueinander so verschieden, als es ihre Fächer sind: der Gelehrte und der Dichter. Als ich Falb in jungen Jahren kennen lernte, war er Astronom, als er heimging, Meteorologe und Erdbebenforscher. Er stieg vom Himmel zur Erde herab. Grasberger war Journalist und wurde Poet, er stieg von der Erde zum Himmel hinauf. Obdach stiftete dem Gelehrten und dem Dichter das Monument aus einem Stein und hat damit ein bedeutsames Bekenntnis getan.

Vor kurzem hat im steirischen Marburg eine große Kernstockfeier stattgefunden. Die Stadt hat ihren berühmten Sohn zum Ehrenmitgliede ernannt und bei dieser Gelegenheit ein glänzendes, erhebendes Fest gegeben. So unbehaglich es ist, wenn einem selber so was passiert, so viel Spaß macht es einem, zuzuschauen, wenn ein anderer dran ist. Vielleicht mag auch ein wenig Schadenfreude dabei sein; jedenfalls wiegt die redliche Freude weit vor. Es mutet fein an, wenn ein Menschenleben zu einem Kunstwerke wird. Ein Mann, der das Weltherz in der Brust trägt, muß sein halbes Leben in einem entlegenen Gebirgsgraben verbringen, bei wenn auch gutmütigen armen Leuten, die seinem Geistesleben nichts sein können, bei denen er sein ureigenes Wesen verleugnen muß, bei denen er sich in einfältiger Liebe hinopfern muß, wie er es freilich gerne getan hat. Wie frei und froh muß sein Herz pochen, wenn er eines Tages sich unter Gleichgesinnten sieht, die ihn verstehen und seinen Wert erkennen, den besonderen, der unter Hunderttausenden kaum einem gegeben ist. Und dieser ausgleichende Gegensatz ist es: Wenn ein Menschenleben zum Kunstwerke wird! — Dann, nach dem Glanze und Schalle der Feste, nach dem Umschwärmtwerden von einer jubelfrohen, dankbaren Menge wird die Einsamkeit draußen in der großen Natur wieder schmecken. Kernstock weiß solche Feste zu ertragen mit jener Würde, mit der er die Härte seines Berufes erträgt. Über alle Huldigung hinaus bleibt er der gleiche. So werden wohl auch alle Verehrer, die ihm huldigen, immer die gleichen bleiben!

Da kam an mich der folgende Brief eines Tschechen:

„Geehrter Herr Doktor!

Gestatten Sie einem Tschechen nur ein paar Worte über Ihre Sammlung für den „Deutschen Schulverein“.

Wenn es wirklich so wäre, dann fände ich es höchst auffallend, daß die genannten „Tschechen" mich deutsch erzogen haben, anstatt einen Roczekicek aus mir zu machen. Im Ernste gesagt, werden alle, die jene genannten Männer noch gekannt haben, bestätigen, daß sie trotz ihrer slawischen Namen kerndeutsch in Gesinnung und Leben waren.

Es ist mir zugetragen worden, daß die „Egerer Zeitung" wegen der deutschen Schutzstiftung gegen mich einen Schimpfartikel geschrieben hat, in dem auch das folgende vorkommt:

„. . . Diese Schulsteuern und nationalen Giebigkeiten werden nachgerade unerträglich und unerschwinglich und eine Last für die Leute, die sich Entbehrungen auferlegen müssen und blechen, nur um dem Terrorismus und dem Vorwurf zu entgehen, kein Schulfreund oder kein strammer deutscher Heilbruder zu sein. Und fast alljährlich kommt wieder etwas Neues, eine volksbeglückende Idee irgendeines Nationalhelden, welche derselbe aus den Mitteln fremder Taschen „praktisch ausgestalten" und für sich eine Gloriole flechten will . . ."

Das macht mich stutzen. Am Ende ist es doch überflüssig, sich um deutsche Grenzschulen so zu sorgen. Vielleicht sollte man lieber für das Deutschtum der „Egerer Zeitung" eine Sammlung veranstalten.

Mich freut jener Promovant, der gesagt hat, das Trinken tue es nicht. In Zeiten nationaler Not müsse man sich auf anderes besinnen, als auf den Doktorumtrunk und auf den Rundgesang rings um den Tisch herum! Und der beschlossen hat, anstatt liebe Kollegen zu fröhlichem Gelage zu laden, hundert Kronen unserer Schutzstiftung zu widmen in der Zuversicht, andere Promoventen werden dasselbe tun, um so einen oder mehrere Bausteine zusammen zu bringen. Viele manches zu einem! Sagen doch Techniker, daß Konglomerate die besten Bausteine seien.

Ein Jäger aus der Grünau begleitet seine Zeichnung mit folgendem Leitspruch:

Bi a rechtschaffna Jaga,
Und deutsch va Geblüat.
Wanns mein Volk was antun,
Dös greift ma ins Gmüat.

Bi a sparsama Man gwön,
Han a weng übrigs Geld.
Für mei Volk leb und stirb i,
Is ma s Liebst af der Welt.

Drum tua i a gern was,
Wia da Rosegger will,
Für d Schulen an da Sprachgrenz
Wär mei All's no nöt z viel.

Und das sicher was kriagts, Ös,
Künt s ma glaubn, bi a Man,
Und a Wort. Wer s nöt glaubt, der
Schau n Guatsteha an.

Ein deutscher Jäger aus der Grünau.

Nationen sich doch nicht zu befehden, sie müssen dasselbe Recht, das sie beanspruchen, auch anderen gönnen. Jede soll im modernen Staat ihre Eigenart frei für sich entfalten können. Im ganzen haben unsere Völker ja doch die gleichen Interessen. Wenn man heute den Völkerhaß auf einmal ausschalten könnte, Wunder würde man sehen, wie gut es nebeneinander ginge, wie schön sich die nationalen Eigenschaften nebeneinander erhielten, wie gedeihlich sie einander ersetzten und förderten. Und gingen sie endlich ineinander auf, verwebten sich ihre Eigenschaften und Vorzüge zu einem Ganzen, ohne daß es jemandem wehe täte, so wäre das auch gut, ja vielleicht der Wille der Natur und das Ziel der Kultur. Man kann seiner Nation anhängen und doch weiter denken. Nur so weit habe ich nie gedacht, mit unseren deutschen Grenzschulen fremdsprachige Kinder zu germanisieren, da wir doch Gott danken müssen, wenn es gelingt, unsere eigenen deutsch zu erhalten. Wenn aber fremde Kinder freiwillig zu uns kommen, um wegen praktischer oder geistiger Vorteile die deutsche Sprache zu erlernen, so möchten wir das doch nicht hindern, möchten sie als unsere lieben Gäste betrachten und uns freuen, daß wir ihnen was Brauchbares bieten können. Nehmen ja auch wir dankbar das Gute, das wir an ihnen finden, um es gemeinsam für unsere gemeinsamen Aufgaben zu verwerten.

Zur Beruhigung meines anonymen Briefschreibers sage ich das: Wenn wir jetzt an den Grenzen deutsche Schulhäuser bauen, so tun wir es für unsere deutschen Kinder, nicht für die slawischen. Die müssen schon selber schauen, mit welcher Sprache sie am besten vorwärts kommen. So meint es wohl auch mein geehrter Namenloser und wären wir in diesem Punkte einig.

In dem tschechischen Blatt „Vidensky Denik“ stand vor kurzem einmal etwas Lustiges zu lesen. Da hieß es: „Wer hat Rosegger auferzogen? Der deutsche Dichter Peter Rosegger, welcher zwei Millionen Kronen für die Verdeutschung tschechischer und sonstiger slawischer Kinder zusammentreibt, ist literarisch von dem tschechischen Schriftsteller Professor Dr. V. Svoboda, Redakteur der „Grazer Tagespost“, auferzogen worden. Dieser machte in einem Feuilleton auf Rosegger aufmerksam und besorgte auch eine ganze Reihe Gönner, die es Rosegger ermöglichten, daß er aus einem Schneidergehilfen Schriftsteller wurde. Im Rechtschreiben und Lesen unterrichtete Rosegger in den steirischen Alpen der Tscheche Dr. Zach. Weiter waren ihm behilflich Franz Dawidowsky, Lehrer der Handesakademie, und Hubert Janitschek, nachmaliger Professor in Straßburg. Der Kreis der Gönner Roseggers bestand demnach zumeist aus Tschechen, und es waren Tschechen, die ihm zu seinem jetzigen Ruhme verhalfen.“

Tugend wird nach einem solchen Vorkommnisse beargwohnt. Und ist ein Ehemann betrogen worden: hat er dann wenigstens den Nutzen, daß sein Unglück verborgen werde? Gewiß nicht. Handelt es sich um ein Komödien-Duell (wie es beinahe alle in Frankreich sind), so scheint es mir erniedrigend, eine solche Sache vor Zeugen zu erledigen und sich mit ein paar Blutstropfen, entweder den eigenen oder solchen des Gegners, als Sühnopfer zufrieden zu geben. Handelt es sich aber um ein Duell, das den Tod des Gegners bezweckt, so sehe ich keinen Grund, warum der Beschimpfte sagen soll: Der Zufall möge entscheiden, wer von uns zweien das geschehene Verbrechen mit dem Leben bezahlen muß: ich, wider den das Verbrechen begangen worden, oder du, der du es begangen hast! Und wenn der Zufall wider den unglücklichen Ehemann entscheidet, so stirbt er mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß er den Platz neben seiner Frau für denjenigen räumt, der ihm Glück und Leben geraubt hat. Empört sich der gesunde Verstand nicht gegen diese Auslegung des Wortes „Genugtuung“? Wenn man schon das göttliche und menschliche Gesetz nicht achten und dem Nächsten das Leben nehmen will, so begreife ich nur eine Genugtuung: auf den Schuft loszustürzen und ihm den Todesstoß zu versetzen! Dann hat man seinen Feind wirklich bestraft und man hat mehr Mut bewiesen als in einem Zweikampfe, denn man hat für seine Tat die Hinrichtung oder endlose Jahre Kerkers zu gewärtigen. Aber eine Strafe, die ein Gericht auferlegt und nicht die Hand dessen, der am allerwenigsten das Recht dazu hat.

Und da ich gerade von Mut rede: wer hat denn keinen Mut zum Zweikampfe? Ein berühmter spanischer Duellant, Herr Romeo, Chefredakteur der „Correspondenzia de Espana“ in Madrid, der sich jetzt zu unseren Ideen bekehrt hat, sagte vor kurzem in einem Artikel, daß die Furcht vor dem Zweikampfe durch eine andere Furcht überwunden wird, die vor der Lächerlichkeit! Er hat Recht, Herr Romeo; es sind die Pfiffe von der Galerie, die viel ärgere Angst einflößen, als das Blitzen des Degens oder der Pistole, und nach den Pfiffen kommt dann noch die Mißachtung im gesellschaftlichen Leben, für manche Leute auch noch materieller Nachteil. Man steht vor einer Übermacht. Man ist ein verlorener Mann, wenn man zurückweicht. Wo steckt denn da der Mut, wenn man in die Ecke gedrängt ist und es keinen Ausweg gibt als voranzudringen?

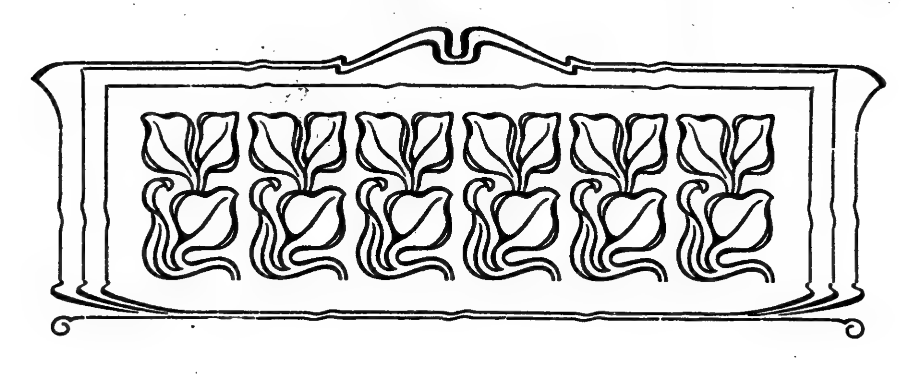
Ich sage: man ist — ich sollte aber sagen: man war; denn Gott sei Dank! die Antiduell-Liga hat bereits solche Fortschritte gemacht, daß es in vielen Fällen schon möglich war, eine Herausforderung zurückzuweisen, ohne dadurch an Ansehen zu verlieren.

Funken.

Von Otto Promber.

Sagst du den Weisen eine Narrheit,
So werden die Weisen lachen.
Sagst du den Narren eine Weisheit,
So werden die Narren dasselbe machen.
Ein jeder hält gern das des Spottes wert,
Was er entbehrt.

Ich lobte ihn, da rief er höchst bescheiden:
„Verzeihung, Herr, Lob kann ich nicht ertragen!“
Drauf hatt' ich Grund die Mängel ihm zu sagen —
Doch ach, was mußte ich nicht alles leiden!
„Herr“, schrie er grob, „wie können Sie es wagen?
Ein Wort noch, und ich werde Sie verklagen!“



Kleine Laube.

Die Unsinnigkeit des Duelles.

Von Prinz Alfonso von Bourbon und Österreich=Este.

Ich erlaube mir, zur Unsinnigkeit des Duelles vom allgemeinen Standpunkte aus zu sprechen. Man hat darüber so viel gesagt und geschrieben, daß ich wirklich keine Gründe anführen kann als solche, die Sie schon oft gehört haben werden.

Das Duell ist absurd, weil es ein Glücksspiel ist. In der Hälfte der Duelle wird nicht der Schuldige bestraft, sondern der Beleidigte, der dann (wenn dies ihn tröstet) in seinem eigenen Blute, oft nur in dem aus einem Kritzer hervordringenden, die Wunde waschen kann, die sein Herz oder sein Stolz erlitten hat. Das ist alles, was er durch seine Heldentat erreicht, während der durch den Zufall oder größere Geschicklichkeit in Führung der Waffen begünstigte Schuldige heimlich lachend fortgeht und vielleicht noch erzählt, sein Gegner sei zu nervös gewesen, um sich gehörig zu verteidigen.

Wenn ein milder Zufall dem an seiner Ehre verletzten Kämpfer den Vorzug gewährt, wird dieser die Genugtuung haben, seinem Gegner einen Degenstich zu versetzen. Wenn dieser Stich weh getan hat, so hat er aber auch den Verwundeten interessanter gemacht, während die Degenspitze des Beleidigten nicht imstande war, die ihm selber durch den Beleidiger zugefügte Verleumdung oder Beschimpfung zunichte zu machen.

Wenn die Ehre einer Reinigung bedarf, um vor den Augen der Welt zu glänzen, so muß man ein eingreifenderes Mittel suchen, um den Schmutzspritzer wegzuschaffen, der ihrem Werte vor ungeübten Augen Eintrag tut. Die Furcht vor dem Duelle wird niemanden an einer schändlichen Handlung hindern. Es ist im Gegenteile ein sehr bequemes Hilfsmittel für jene, die sich alle Ungezogenheiten und sogar Infamien erlauben wollen, da nach einem dummen gesellschaftlichen Übereinkommen alles verziehen ist, wenn man wegen einer solchen Tat die Degen gekreuzt oder Kugeln gewechselt hat. Dies ist die Absolution, welche die Gesellschaft bisher selbst bei den niederträchtigsten Missetaten gewährt hat. (Wenigstens äußerlich.) Ein eigentümlicher Umstand bei diesen Fällen ist, daß beinahe immer der den kürzeren zieht, auf dessen Seite das Recht liegt. Denn die schädigende Tat des Angreifers wird nicht mehr als Makel für ihn betrachtet, aber der Beleidigte ist für das ihm zugefügte Übel nicht entschädigt worden. Weiß man denn — so fragen sich die Leute — ob er es verdient hat oder nicht? Die Verleumdung bleibt an ihm kleben — und wer wird behaupten: sein Zweikampf beweist, daß es falsch ist, was man ihm nachgesagt hat?

Und wenn es sich um eine Frauensache handelt: ist die Schuldlosigkeit der Frau durch den Zweikampf bewiesen? Ganz im Gegenteile: selbst die bewährteste

den Marktschwankungen weniger, wenn es sich einmal zur Geltung durchrang. Bis dorthin freilich — welch rauher Weg über Hindernisse.

Zu diesen Dauerwerten kann sich das Koschat-Quintett der Wiener Hofoper zählen. Meister Koschat selbst an der Spitze, zieht diese kleine, an ihm geschulte Künstlerschar Jahr für Jahr, meist zur Sommerszeit, in den Theaterferien, die deutschen Lande hinaus oder gelegentlich in ein fremdsprachiges Gebiet und festigt die beseligende Kunde seines Liedes.

In einem dem Volksgesang wohlgesinnten Jahrzehnt waren die Koschat-Fünf Mode, keine anderen auf dem Gebiet ihnen gleich. Fürstlichkeiten luden sie ein, die Glanznummern unter gelegentlichen Festvorträgen zu stellen. „Die Kärntner singen wieder mal beim Erzherzog . . ., morgen bei der Fürstin . . ., Beginn nächster Woche beim . . ., dem dreifachen Millionär, der jetzt in Kunst macht.“

Gab es etwas ganz besonderes in höchsten Kreisen, so wurde das Meisterquintett auch außer Wien verschrieben. Es hatte immer den Wert einer köstlichen Gabe: es überraschte, entzückte. Und diese schmucklose Art der Sangkunst, eben die macht das Gewöhnliche zum Außergewöhnlichen, dieses aber geradezu zum Denkwürdigen.

Wie eine wundersame Frühlingsnacht springt so ein treuinniges Liedel die Knospen der Seele, bei der vergessenen Hirtin just ebenso wie bei der hochgestellten Fürstin. Es löst die Siegel der sybillinischen Bücher, die Rätsel unserer Tiefe quellen ins Bewußtwerden, dämmerige Träume werden lebendig. So wird der echte Künstler eben auch Prediger, Arzt, Wegführer, die keiner exakten Wissenschaft zugänglichen Fernen hinan. Ihm erschließt sich, wenngleich meist kaum angedeutet, scheu hinter Schleiern hervorlugend, oft Wundersames.

Das folgende ist nur ein kleines Bild aus dem Leben einer bedeutenden Frau. Bilder aber spotten zumeist der Beschreibung. Mag denn auch dieses durch sich selber sprechen. —

Eines Tages erhielt Meister Koschat die Tonschöpfung eines ziemlich nebstbei genannten Komponisten überreicht. Darunter eine auf Horazschen Grundton gestimmte Dichtung der Erzherzogin Marie Valerie, zubenannt „Loserlied“. Ein Hymnus auf den Berg Loser bei Aussee. Die Sendung kam von einer Hofstelle mit der Weisung, das Werk, entsprechend eingerichtet, alsogleich einzustudieren, um es gegebenenfalls auswendig singen zu können. Bei welcher Gelegenheit, das wurde nicht mitgeteilt.

Nun war aber das Lied für die Zither gesetzt — ein Instrument, auf dem, nebstbei bemerkt, Herzog Maximilian in Bayern, der Vater der Kaiserin Elisabeth von Österreich, die von ihm ebenfalls für dasselbe gewonnen wurde, leidenschaftlich gern Koschatlieder spielte. Diese sandte ihm über Wunsch sofort nach Erscheinen der Komponist selbst zu. Jenes Zitherwerk mußte also erst in den Satz für Männerstimmen übertragen werden, was selbstverständlich mit aller Sorgfalt geschah.

Dann begannen sogleich die Proben. Eine gewisse Befangenheit hielt die Sänger im Bann. Sie waren ja sämtliche an Kunstanstalten des Hofes angestellt.

Nach einiger Zeit kam der Auftrag.

Abreisen. Nach Ischl. — Dort weilte gerade der Hof.

In Ischl dann weitere Weisung: im Hotel bleiben. Bis auf weiteres. Keine nähere Erklärung.

Was sollte da kommen? Einige der Fünf griffen, während am Lied neuerdings im zarten pp geschliffen wurde, wiederholt an die linke Frackseite und schauten einander voll Bedeutung an.

Endlich sinkt das Taggestirn. Dunkelheit umflort den feinen Kurort. Der Hofbeamte kommt wieder. Ersucht, ihm zu folgen.

Es geht zur Kaiservilla.

Du hattest einen Bock gemacht,
Doch um Verzeihung gleich begehrt.
Da hatte er dich ausgelacht:
„Das ist ja nicht der Rede wert!“
Doch schon am andern Tag — o wie geniert! —
Erfuhrst du, wie er dich blamiert.

Das, was man selbst besitzt an schlimmen Fehlern,
Traut man am eh'sten auch den andern zu.
Der Dieb mißtraut mit Argwohn seinen Hehlern,
Und diese haben vor dem Dieb nicht Ruh';
So trägt das Böse stets als Angebinde
Den Fluch mit sich, das Abbild seiner Sünde.

Du schmähst den kurzen Freudenblick,
Der tröstend dir entgegenfiel?
Liegt nicht in einem Sonnenstrahl
Ein ganzes buntes Farbenspiel?

Der Kopf zieht Strich um Strich, die Seele zu ergründen.
Doch wird kein Kreis daraus, was er auch mag erfinden.

Zu vieles Glück mit einemmal
Berauscht dein Herz und macht dich trunken,
Und kommt nicht eine kleine Qual,
Ist bald dein letzter Stern versunken.

Vereine gibt es tausendfach. Allein:
Der beste fehlt! Ein „Menschenschutzverein“.

Einsame Träne.

Ein Erinnerungsblatt des Koschat-Quintetts der Hofoper von Karl Krobath.

Die Feinwelt der lebenslustigen Kaiserstadt an der Donau liebte es seit weitzurückliegenden Zeiten, ihre Gesellschaftsabende durch einen künstlerischen Einschlag über den bratenfarbigen Rahmen einer bloßen Schmauserei, einer trotz aller Geistreichelei belanglosen Zusammenkunft zu erheben. An einer Stätte der Kunst gehört das zur Überlieferung, zum guten Ton; der einzelne mag sich dem gegenüber nun stellen wie er will, er überlegt es sich wohl, bevor er gegen den Strom schwimmt. Zu zeigen gilt's bei manchem, für sein gutes Geld kann man außer Braten, Blumen und Schaumwein, außer Drill und fremdländischen Redensfloskeln und wohlgeschraubter Knixkunst sich obendrauf Kunst leisten. Damit soll jedoch keineswegs bestritten werden, daß wohl keine zweite Stadt der ganzen Erde so ehrliche Kunstbegeisterung im mächtig pulsierenden Herzen trägt wie dieses frohe — das einzige Wien.

Wo am Hofe der Babenberger Herr Walter von der Vogelweide sagen und singen lernte, hernach der derbe Neidhart von Reuenthal und der Pfaff vom Kahlenberg ihre Possen übten, erschlossen sich in weit späteren Zeitfolgen die Salons des Hochadels dem Wunderkind Mozart, wie dem Titanen Ludwig van Beethoven. In Bürgershäusern, die Geschmack entwickelten, wurde der liederreiche Schulmeistersohn Franz Schubert ans Klavier gebeten. Oder es strich Lanner oder von den Straußen einer die Fiedel, daß Herz und Tanzbein federleicht aufhüpften und alle Kümmernis verwalzt wurde.

Jede Kunst hat ihre Zeit, der sie dient, die sie versteht. Das Kunstverlangen greift schier in jedem Lustrum wechselnd in andere Fächer. Nur Feingold unterliegt

Der Einsiedler.[1]

Von Rich. Zoozmann.

(Früher Morgen. Eine Hütte. Davor ein Tisch mit einem als Sitz dienenden Steinblock. Der Einsiedler wandelt langsam daher.)

Der erste warme Tag treibt alle Kräfte
Der ausgeschlummerten Natur ans Licht.
In tausend Adern quillen Lebenssäfte! —
Vom Wurzelstock empor gewaltig bricht
Der Zeugungsdrang bis in die feinsten Schäfte
Des Kronentriebs, der sich im Äther wiegt; —
Gleich einem Kuß es still durch alle Blätter fliegt!
Die Künstlerin Natur, daran ist nicht zu kritteln,
Wirkt immer noch mit ihren alten Mitteln!

(Sich umschauend, dann zu Boden blickend.)

Das kribbelt, webt und lebt auf Schritt und Tritt,
Das eine reißt das andre mit!
Der lichte Falter schwirrt im Hochzeitsfluge
Und sucht sein Brautbett sich im blauen Raum,
Der plumpe Käfer kriecht noch wie im Traum:
Durch seines gold'nen Panzers feste Fuge
Dringt träger als bei Motten oder Mücken
Des jungen Lichtes liebevoll Entzücken.
Die Würmlein haben längst auf grünem Blättchen
Sich eingesponnen in ihr Wochenbettchen;
Und sieh! In froher Arbeit vollstem Zuge
Trägt aus der Blüten Honigkruge
Die Biene fleißig ein vom Lindenbaum,
Indessen stillvergnügt am Wiesensaum
Die Grille ihrer Zither Saiten reißt! —
Die blaue Fliege, die lautsumsend kreist,
Vielleicht vor einem Stündlein erst geboren —
Im Augenblick ist sie verloren,
Von einem Schwalbenmütterchen verspeist! —

So geht's der Maus, den Füchsen und den Wölfen,
Weiß jeder mit dem andern sich zu helfen:
Wen frissest du? Und wer frißt dich?
Der Stoff besteht, die Form verändert sich! —
Damit der große Stall, die Erde,
Von dem Gedräng nicht übervölkert werde,
Wird immer eins des anderen Fresser —
Der Kreislauf ist des Schöpfers Theorie!
Die Menschen, ach, sie machen's auch nicht besser,
Und Mörder sind's zu allen Stunden:
Schmackhafte Tiere hegen, pflegen sie,
Für Mund und Magen müssen sie ans Messer;
Unnütze töten sie, weil sie nicht munden! —

Wie schnell das Leben aus dem Dunkel springt,
Das Dunkle wieder schneller es verschlingt,
Laß dies, o Mensch, dir eine Weisheit sein.
Nur auf das Ewge mit dem Sinn zu zielen:
Wir sind wie Mücken, die im Lichte spielen
Und sterben müssen, fällt die Nacht herein!
Wir sind wie Laub, am Morgen frisch und grün,
Zu Mittag welk, zu Abend im Verblüh'n;
Wir fallen vom Baum, der uns das Sein gegeben,
Im ewigen Lenz uns wieder zu erheben:

Im Garten derselben werden die Sänger hinter einer Syringenhecke postiert. Die gestattet nur Ausblick auf den weißschimmernden Söller.

Der Hofbeamte scheint erregt. Er bestimmte ein gewisses Zeichen, lispelt vorsichtig gedämpft: „Nicht früher — bitte ja nicht früher anfangen!"

Die Nacht webt weiter. In szintillierenden, märchenhaften Farben glänzt das Sterngeschmeide der Königin Nacht. Einige Grillen streichen behutsam gemäßigt ihre Violinchen. Irgendwo in einem Busch schluchzt eine vereinsamte Nachtigall. In den vornehmen Rosenduft mengt eine Luftwelle naturwüchsigen, köstlichen Heugeruch. Diese Ruhe, die Poesie des Halbdunkels, legt ihre Sammetfinger auf die aufgescheuchten Sängerseelen. Sie wurden eines Schlages hochgemut, kunstgestärkt.

Zeitweise taucht ein Hofangestellter auf. Nachzusehen, ob alles bisher programmmäßig verläuft. Einer oder der andere flüstert geschäftig, vielleicht sogar zutraulich, bekanntschaftlich einige Worte und huscht dann weiter. Alle wissen. Bloß jene wissen nichts, die's angeht. Nun, in solchem Falle verschlägt's am wenigsten.

Die Milchstraße legt ihr Schimmerband über jenen Busen der Kraftallmacht, der Allzeit, der Unzerstörbarkeit des Stoffes und der allerletzten Rätsel. Welten und Nebel — Nebel und Welten.

An einem Saum lichtet sich das Firmament. Jäh bricht die Nachtigall ihr Lied ab.

Indem tritt eine Gestalt auf den Balkon. Die Perspektive der Nacht hebt sie überhoch, überschlank; als hätte Sehnsucht nach den Höhen die Formung dieses Körpers mitgerissen.

Schwärmerisch schaut sie zu den Sternen empor.

Kaiserin Elisabeth. Die „Rose aus Bayerland", wie sie das Ostreich begrüßte, als sie dem jungen Habsburger angetraut wurde.

Noch lichter wird der Saum im Osten. Auch die Grillen verstummen. —

Ein Seufzer, ist's ein Seufzer, der durch's machtvolle Schweigen zittert?

„Was will die einsame Träne? Sie trübt mir ja den Blick..."

Wie ein Elbkind schreitet eine zweite Frauengestalt ins Zwielicht des Söllers hinein. Erzherzogin Marie Valerie.

Oft hat sie ihre Gefühle als Lied ohne Weise in die Welt flattern lassen. Die Stimmung dieser Stunde mag sie überkommen.

„Auf einem jeden Stern dort droben, da wohnen wohl die Engelein?"

Die hohe Frau, der diese Frage galt, nickt stumm.

Verschlafen guckt die Mondsichel aus einer andern Welt hervor. Heu- und Rosenduft weichen einem milden traumvollen Hauch. Dem Atem der Sommernacht.

Die Erzherzogin träumt zum Mond hinauf:

„Der dient den Englein droben
Als silbernes Brevier,
Auf daß den Herrn sie loben
Und preisen für und für."

Da kommt auch der Kaiser hinzu. Er verbeugt sich leicht und ritterlich vor den Damen.

Das Zeichen. — Fünf im Gebüsch stimmen an. Glockenrein, in einem Guß. Sicher und sieghaft nehmen sie jeden Ton unter die Fittiche ihrer Kunst.

Horch, mitten in des Liedes zarte Weise hinein bebt... war's denn wirklich unterdrücktes Schluchzen? — Und die Nacht feiert ihre Erfüllung weiter.

---

lands einen täglichen umfangreichen Briefwechsel, leitete selbst eine Gemeinschaft in Schlachtensee und unterstützte tatkräftig alle Geächteten und Unglücklichen, die zu ihm kamen. Mit großem Erstaunen gewahrte ich im Jahre 1906, daß derselbe Mann in seinen stillen Stunden in dem Jungborn heiliger mystischer Schriften, wie z. B. der Bhagavad Gita oder der großen christlichen Mystiker, sich badet. Dazu verfolgt er mit regem Eifer gewisse Seiten astronomischer Zusammenhänge und kam hier zu Offenbarungen ganz eigenartiger Natur, welche gelehrte Naturphilosophen in Verwunderung setzten. Vor allem wandte er der modernen Pendulationstheorie seine Aufmerksamkeit zu, um zu Ergebnissen zu kommen, welche durch die Erdbeben der letzten Jahre bestätigt wurden. Mit großer Bescheidenheit aber hielt er in seinem Organe mit diesen Resultaten seiner Privatforschung zurück, um so mehr beflissen, hierin allen selbständigen Köpfen seines Bundes Anerkennung zu verschaffen.

Daß eine so rege Tätigkeit Metamorphosen und Entwicklungsphasen in sich schließt, die von draußen gesehen, oft den Eindruck der Inkonsequenz machen, ist selbstverständlich. Da Schwaner außerdem eine synthetische und objektive Kulturpolitik anstrebt, macht er es den Parteipolitikern natürlich nicht immer recht. So ließen sich große Mißverständnisse, heftige Anfeindungen, Enttäuschungen nicht vermeiden. Doch was auch die Gegner immer wieder für Wilhelm Schwaner zurückgewann, war sein persönlicher Eindruck und die Aufrichtigkeit seiner Liebe. So machte sein Werk in allen Bedrohungen immer neue Fortschritte. Hoffentlich erhält sich die Gesundheit des wackeren Mannes, die schon wiederholt einen Stoß erlitten hat, nun noch recht lange zum Wohle des Vaterlandes.

Singvögel.

Der Wald.

Der Wald, der hat's gesehen . . .
Er schloß erschrocken seinen Mund
Und blieb wie blind geworden stehn.

Der Wald, der hat's gesehn . . .
Doch ist mir oft in Stunden so,
Ich trüge ein Geheimnis wund
Und müßt' ihm beichten gehn.

Ach, meine Seele wird nicht froh:
Denn nahe ich von irgendwo,
Er schließt erschrocken seinen Mund
Und bleibt wie blind geworden stehn.

Mir bangt vor seinem Wissen so . . .

Otto Zoff.

Spruch.

Die liebe Jagd nach dem Glücke!
Wir alle bleiben zurücke.
Sobald wir's am Zipfel erhaschen,
Fängt's an zu fliegen, —
Wir aber bleiben liegen
Mit leeren Taschen . . .

Otto Promber.

Zum ewigen Lenz im Gnadenlicht,
Wo mehr kein Blättlein fällt und keine Blüte
Des Frostes kalter Finger bricht,
Weil wunderbar uns hält des Ewigen Güte!

So spür' ich rings im Wasser, Luft und Licht,
In Fels und Baum ein mir verwandtes Leben
Von brüderlicher Gleichart mich umgeben,
Das mir gefühlvoll und verständlich spricht!
Und ich erkenne klar aus all dem Weben,
Aus dem Entstehen und Entschweben:
Die Welt ist niemals da — in jedem Augenblick
Wird sie geboren, lebt und fällt in Nichts zurück! —

Und schau ich rückwärts — die Erinnerung
Ist ohne Grenzen! — Seit die Welt im Schwung
Sich drehte, war auch ich schon, und solange
Sie noch sich dreht, werd' ich auch sein! — Im Gange
Der Schöpfung bin ich Ahn zugleich und Erbe:
Durch jedes Einzelwesens Seele zieht,
Ob es abwechselnd lebe oder sterbe,
Des Werdens unvergänglich Lied!

„Türmer".

Wilhelm Schwaner.

Von Willy Schlüter.

Eine der eigenartigsten Kulturbewegungen unserer Gegenwart ist die Volkserzieherbewegung. Einer ihrer Begründer ist Wilhelm Schwaner, ein Mann, von dem die Zukunft vielleicht noch etwas zu erwarten hat. Er begann seine Laufbahn als Volksschullehrer, geriet als mannhafter deutscher Charakter mit der Schulbureaukratie in Konflikt, leitete dann eine Weile eine Tageszeitung, um schließlich den Gottsuchern und Wahrhaftigkeitsmenschen unter den deutschen Lehrern ein Organ zu schaffen, in welchem er sie mit den Kämpfen und Errungenschaften der modernen Wissenschaft und Lebensphilosophie in Fühlung setzte. Doch sah er bald, wie vereinzelt und vereinsamt der moderne Edelmensch in der Masse steht, und so schuf er einen Bund, in welchem intime Gemeinschaften in kleinen Kreisen den befruchtenden Geistes- und Lebensaustausch pflegen können, ohne welchen alle Bücher und Zeitschriften noch weit davon entfernt bleiben, Kultur zu erzeugen. Die moderne Soziobiotik, die auf Krause, den großen Unverstandenen, als ihren Begründer zurückblickt, unterscheidet ja überall drei Sphären sozialer Beziehungen, zunächst die weiteste, den Verkehr, in welchem das Antagonistische noch vorwaltet, dann die engere des Umgangs, in welcher ein Ausgleich schon möglich ist, zuletzt die allerengste, die der wahren Gemeinschaft, die sich auf den Austausch der Sichverstehenden gründet. Die erste Sphäre nötigt auch dem Besseren einen gewissen Aristokratismus ab, die zweite ist demokratischer, die dritte läßt einen edlen „Anarchismus" im Ägidi-Sinne zu, der allerdings nicht mit dem politischen Anarchismus der Terroristen zu verwechseln ist. Die Gemeinschaft der Volkserzieher ist gewissermaßen eine Familienloge. Wahlverwandte Familien kommen zu Vereinigungen zusammen, in denen die Menschheit, die lebendige, in ihren höchsten Vertretern lebendig wird, und zwar in Deutschland vor allem die deutsche Menschheit. Für diese Gemeinschaften verfaßte Schwaner seine „Germanen-Bibel" und sein Buch vom „Gottsucher aller Völker".

Die Arbeitskraft dieses Mannes ist erstaunlich. Er leitete bisher sowohl die Expedition als die Redaktion seines Blattes, unterhielt mit allen Gauen Deutsch-



Tiroler Volksleben. Von Ludwig von Hörmann. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co.)

Unter allen Volksschilderungen, die über unsere Älpler je erschienen, nimmt dieses Werk vielleicht den ersten Rang ein. Im Verein mit dem „Bauernjahr“ und dem „Dorfleben“ desselben Verfassers ist das wohl die vollständigste Beschreibung, die wir bisher über den unerschöpflichen Stoff besitzen. Die vielen Vorarbeiten anderer kamen dem Verfasser dabei freilich zu statten, so wie sein Werk wieder eine Stufe, und zwar eine ausgiebige, zu noch vollendeteren und lückenloseren Darstellungen sein muß.

Ich habe vor vierzig Jahren ein Büchlein über das Volksleben in Obersteiermark geschrieben. Das ging leicht, ich bedurfte keiner Gewährsmänner, keiner Bücher, keiner Volksstudien, ich hatte das Bauerntum rings um mich und in mir. Und was ich hatte, das gab ich, was ich wußte, das erzählte ich, ohne Sorge, ob es auch vollständig sei. Es war nur ein enger Kreis, den ich kannte, der meiner Heimat. Die Stoffe habe ich nicht so nach der buchstäblichen Wahrheit hingelegt, sondern aus ihm abgerundete Volksbilder und Geschichten gemacht. Der Poet war mit dabei. Hörmann hat es wissenschaftlich gemacht, er hat eine förmliche Volkskunde geschrieben unter langjähriger Arbeit und mit großer Gewissenhaftigkeit. Er schildert das Tiroler Fest- und Arbeitsjahr, das Familienleben, und bietet noch manch fesselndes Bild aus dem Dorfleben. Er ist nicht Poet, er ist Wissenschafter; er geht weniger auf die Schönheit, als auf die Wahrheit. Und was fördert er da für seltsame Sachen zutage, seltsam für den, dem die Tiefen des Volkslebens fremd sind. Es wäre nicht schlecht, wenn unsere Alltagsgeister manchmal etwas lesen wollten davon, wie es in den Tiefen des bäuerlichen Volksgemütes aussieht, und welcher Formen es sich bedient, um sich in seiner Weise auszuleben. Es gehörte das zur allgemeinen Wissenschaft des Lebens, zur Kenntnis des Menschen. Freilich, das Wissen allein genügt nicht, miterleben müßte man es, miterleben! Dann erst hätte man's, dann erst wüßte man die Vorzüge des Älplers zu schätzen und seine oft unfaßlich scheinenden Eigenschaften zu verstehen. Das alte Volkstum geht unter; um vieles ist es kein Schade, doch manches verdient als schön, weise und heldenhaft in den Schriften aufbewahrt zu werden. R.

Freunde des Humors werden eine rechte Freude haben über die Ausgabe der **Humoresken** von Josef Willomitzer, die, von Robert Reinhard eingeleitet, vor kurzem bei Max Hesse in Leipzig erschienen sind. Es sind zwei Bändchen: „Humoresken in Vers und Prosa“ (mit des Dichters Bild) und „Das Geheimnis des Schutthaufens und andere Humoresken“. Diese Art feinen und warmen Humors ist sehr selten geworden. Es ist etwas, das man nicht definieren kann, höchstens daß man sagt: Es tut einem wohl. Der „Heimgarten“ bringt demnächst eine Probe mit, die wird mehr sagen als die gescheiteste Rezension, die ja doch nichts ist für den, der das Buch nicht kennt. Also vor allem die zwei Büchlein lesen, die eigene Meinung überdenken und vielleicht dann erst aushorchen, was andere darüber sagen. Unsere Aufgabe ist es nur, bei solchen Erzeugnissen auszurufen, daß sie erschienen sind. Tausend literarische Neuerscheinungen gibt es, von denen wir, obschon auch sie an uns herankommen, nicht sprechen, und das ist unsere abfällige Kritik.

Prater. Roman von Carl Conte Scapinelli. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der Autor der „Phäaken“, die die gemütlichen Wiener so gewaltig erregten und so richtig charakterisierten, hat mit seinem neuesten Roman „Prater“ wieder einen Wiener Roman geschrieben, aber keinen, der anklagt, sondern einen, der von der tiefen Liebe eines echten Wiener Kindes zu seinem Inbegriff der Wiener Lebensluft, zum Prater, erzählt. Ein Mensch, der von Kindheit an nie loskommt von jenen Auen und Buden, von den Alleen und von der Donau, einer, der dort sein Glück sucht, der dort es findet, der dort steigt und dort fällt. Im leichten Fluß trefflich geschauter Szenen und natürlicher, echter Charaktere setzt dieser Roman ein, um sich in den leidenschaftlichen Konflikten nach und nach zu tragischer Wucht zu steigern. Ein armes, hoffnungsvolles Menschenleben mit all seinem Leichtsinn und seinen Talenten, seinen Plänen, wird hier psychologisch vertieft geschildert und im Strudel einer bewegten, steigernden Handlung uns vorgeführt. So ist „Prater“ ein literarischer Roman von Wert, der aber dabei die technischen Vorzüge gewandter Erzählungskunst in sich birgt.

Tagesanbruch.

Rot scheint die Glut durch düstre Nebelschleier.
Ist's Feuer? Ist's des Tages strahlend' Licht?
O sagt's! Wir Armen, die im Finstern leben,
Wir kennen ja des Tages gold'ne Helle nicht.

Um uns war's Nacht. Seit langen bangen Jahren ...
Wer zählt die Seufzer, nach dem Licht gesandt?
Wer zählt die Tränen, die im Dunkeln flossen?
Wer mißt den Haß, in unser Herz gebrannt!

Wir bissen blutig uns die bleichen Lippen,
Wir krallten wund das Fleisch, das träge lag,
Und schrie'n im Schmerz, in dumpfer Qual verzweifelnd
Zum grauen Himmel auf: „Wann wird es Tag?"

Nun wallt der Purpur glühend durch die Nebel
Und gold'ner Schein in unser'm Aug' sich bricht.
Ist's Blut? Ist's Feuer? Was es sei — willkommen!
Dem Tage jauchzen Menschen zu — dem Licht!

Antonie König.

Lustige Zeitung.

Ein Paradies. Hauswirt: „Und ich versichere Sie, gnädige Frau, in meinem Hause wohnen die Mieter wie im Paradies!" — Dame: „Ach ja, das stimmt; die Müllers haben Sie ja auch ausgewiesen!"

Gespräch. A.: „Ich möchte bloß wissen, was der Mann sich dabei denkt." — B.: „Ich denke, er denkt sich, man denkt sich am besten gar nichts dabei."

Naiv. „Sehen Sie denn nicht, daß dieser Weg nur für Fußgänger bestimmt ist?" — „Nu, mein Pferd hat ja auch Füß'!"

Aufgeklärt. Dame: „Nun, Herr Baron, man sieht Sie ja gar nicht mehr mit Ihrer alten Liebe, der Bankierstochter! Was macht denn die?" — Baron: „Die ist jetzt verheiratet." — Dame: „So, mit wem denn?" — Baron: „Mit mir!"

Glaubhafte Versicherung. Vater (wieder in der Universitätsstadt zu Besuch): „Hat mein Sohn sein Versprechen, solider zu werden, auch gehalten?" — Logiswirtin: „Seit dem letztenmal ist er nicht wieder bezecht heimgekommen!"

Au! Dame: „Glauben Sie, Herr Ringwald, daß ich weiß, wie Ihre zukünftige Frau heißen wird?" — Herr: „Ach, gehen Sie mir weg, wie wäre das möglich? Ich selber kann's ja noch nicht einmal sagen!" — Dame: „Nun, so will ich es Ihnen verraten: Ihre Frau wird Frau Ringwald heißen."

Kurz und bündig. Leutnant (Uhlands Gedichte lesend): „Uhland großer Dichter, aber langweiliger Zivilist, Kerl schreibt: ‚Nun muß sich alles, alles wenden, — da sagt man doch einfach: Kehrt!"

Anerkennung. „Ich weiß, Herr Professor, welchen Dank ich Ihnen schulde! Wenn Sie nicht wären — wäre mein Sohn der größte Esel!"

Ertappt. „Wie, vor einer Woche erst sind Sie unserem Vegetarierklub beigetreten und hier finde ich Sie Fleisch essend?" — „Aber nur von pflanzenfressenden Tieren."

Hochland, Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. (Kempten und München. Köselsche Buchhandlung.)

Eine katholische Zeitschrift, aber eine, mit der auch der Gebildete gehen kann. Helleres Licht, frischere Luft — „Hochland“! Als beste Empfehlung müssen wir erwähnen, daß man im kirchlichen Fachschrifttum bereits anfängt, das „Hochland“ zu verfolgen. Es ist auch die höchste Zeit; was wäre das, wenn so ein Blatt größere Kulturkreise katholisch beeinflußte! Die Herren wollen unter sich sein und lehnen alle Vermittlung mit den modernen Menschen ab. Außer ihnen wird kaum jemand dadurch einen Schaden haben.

Büchereinlauf.

Lazarus' Tod. Von R. Casellas. Roman aus dem Katalanischen, übersetzt von Dr. Eberhard Vogel. (Köln=Weiden. Hermann J. Frenken.)

Goethes Faust. Eine einheitliche Dichtung in 7 Akten und einem Vorspiel. Für die Bühne eingerichtet von Dr. Horaz Kaplan. (Dresden. E. Pierson.)

Es muß auch solche Käuze geben. Heiteres und Ernstes. Gesammelte kleine Erzählungen von Gustav Jordan. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1909.)

Bilder im Moose. Novellenbuch von Julius Moser. Mit einer biographischen Einleitung von Rudolf Kleinecke. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Schatten. Novellen und Skizzen von Nina Jaesrich. (Dresden. E. Pierson.)

Bunte Bücher. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin. (Reutlingen. Ensslin & Laiblins, Verlagsbuchhandlung.)

Saturnata. Märchendrama in 3 Aufzügen. Allegorische Novität von Bertha Opačić=Kaufholz. (Banjaluka, Bosnien.)

Stille Nacht, heilige Nacht! Weihnachtsspiel in einem Aufzuge von Walther Domansky. (Paderborn. Bernhard Kleine.)

Meine Jugendgedichte. Von Hermann Pfaundler. (Wien. Hugo Geller & Co. 1909.)

Die Lieder des Erdenwanderers. Von Bernhard Zastrow. (Sonnenberg bei Wiesbaden. Selbstverlag des Verfassers. 1909.)

Kinderlieder. Von Reinecke. Neue Gesamtausgabe. 3. Band. (Leipzig. Breitkopf & Härtel.)

Hansjakob. Reiseerinnerungen. 4. Band: „Alpenrosen mit Dornen.“ (Stuttgart. Adolf Bonz & Co.)

Armin der Cherusker. Erinnerungen an die Varusschlacht im Jahre 9 n. Chr. von Felix Dahn. Mit 17 Bildern nach Originalen von Maler A. Hoffmann in München. (München, J. F. Lehmann.)

Wüstenritte und Vulkanbesteigung auf Island. Von Karl Küchler. Mit 150 Illustrationen und drei Karten. (Altenburg, S.=A. Stephan Geibel. 1909.)

Jahrbuch der Weltgeschichte. Von Albin Geyer. Neunter Jahrgang. 1908. (Teschen. Karl Prochaska.)

Rüstung und Überrüstung. Von Bertha v. Suttner. (Berlin. Hesperus=Verlag, G. m. b. H.)

Das Buch der Frau. Frauenberufe von E. Liebrecht. (Berlin. Modern=Pädagogischer und Psychologischer Verlag.)

Pflege des Heimatsinnes. Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt. (Band III: „Führer ins Leben“. Eine Sammlung von Schriften zur Einführung in eine tiefgründige, verständnisvolle Erziehung der Jugend. (Berlin. Modern=Pädagogischer und Psychologischer Verlag.)

Das Schwabenalter des Deutschen Parlaments. Eine heitere Chronik des Deutschen Reichstages, zusammengestellt von Harold Morré. Mit einem Vorwort von Albert Traeger. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlags=Anstalt.)

Erlebte Gedanken. Von Ludwig Ecard. (Dresden. E. Pierson.)

Die Revision des Taktes, Freiheit, Persönlichkeit und Herrschaft des Geistes. Praktische Philosophie, Psychologie und Soziologie von Hans v. Gersdorff. (Leipzig. R. Voigtländer. 1909.)

Lebensbejahung Von Otto Melchers (Bremen. Otto Melchers.)

Deutsche Bürgerbibliothek für Jugend und Volk. Erzählungen aus dem Staats= und Wirtschaftsleben des deutschen Volkes. Band I; „Wilhelm“. Eine Erzählung aus dem Leben eines deutschen Soldaten. Von A. Wiegand. (Altenburg. Stephan Geibel.)

Der Held des Tages. Novellen von Paul Lindau. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Das in tausend Nüancen schillernde und so prickelnde Leben der modernen Gesellschaft Berlins, dessen Schilderer Lindau immer gewesen, hat ihm auch hier wieder den dankbarsten Stoff gegeben. In der Titelnovelle behandelt er das Danaergeschenk des Tagesruhms. Der Meister der Töne rettet sich aus dem lebenraubenden Duft der Rosen, gestreut von küssigen Frauenhänden, über das gröbere Naturempfinden einer Kammerzofe hinweg zum Arbeitstisch. Eine Seelenanalyse von minutiösester Genauigkeit gibt er in dem zarten Bilde „Die Auferstandenen". Das Prüde und Neugierig-lüsterne zugleich im Wesen der Berliner höheren Tochter karikiert er meisterlich in der Novelle „Weiße Boa". „Betty" ist die Leidensgeschichte der Dirne, die zur Diebin nur wird, um sich das hohe Lösegeld für die Rückkehr in die gute Gesellschaft zu beschaffen. In „Lisas Brautfahrt" verklärt er die Leiden des sitzengebliebenen Mädchens, das doch noch den Rechten vor Toresschluß findet, mit dem Golde seines feinsinnigen, scharf beobachtenden Humors. V.

Das Verlobungsschiff. Humoristischer Roman von Richard Skowronek. (Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Ein unterhaltsames Buch mit diskreter, unaufdringlicher Komik — und mehr will man schließlich von einem humoristischen Roman nicht verlangen. Einige gesellschaftssatirische Stellen in dem sonst durchaus gemütlichen Rahmen lustiger Heiterkeit erinnern an den in dieser Beziehung unerreichten Dickens.

H. L. R.

Nirvana. Gedichte von Olga von Werther. (Graz. Selbstverlag.)

Gedankenadel in klassischer Form, wer dieses Büchlein damit bezeichnet, hat nicht allzuviel gesagt.

Jubel-Jahrbuch des Steirischen Gebirgsvereines, zu dessen vierzigjährigem Bestehen. 1869—1909. (Graz. Selbstverlag des Vereines.)

Jeder steirische Tourist und Naturfreund freut sich alljährlich auf das Jahrbuch des Steirischen Gebirgsvereines. Aber das nun erschienene Jubiläumsbuch übertrifft seine Vorfahren noch in vielfacher Beziehung — textlich und künstlerisch. Es ist ein echt steirisches Aufjauchzen der Heimatsfreude! Ein Aufjubeln in Sprüchen, Gedichten und touristischen Aufsätzen. Ein Aufjubeln in Gestalt gemeinnütziger Werke. Wie manche Naturschönheit des grünen Landes, die bisher zu wenig Beachtung fand, wird aufgezeigt, so daß dieser Verein auch für den Fremdenverkehr von schätzbarstem Wert ist. Man schlage nur nach, was der Verein seit 40 Jahren geleistet hat, nicht bloß für die Touristik, auch für andere kulturelle Zwecke und Wohltätigkeit. Die Steiermark hätte Neigung, diesen Verein, der sie stets verherrlicht hat, zu seinem 40jährigen Jubiläum einmal recht warmherzig zu danken, wenn sie es nicht ohnehin immer täte dadurch, daß sie so schön ist. Unter den prächtig ausgeführten Bildern des Jubelbuches finden wir auch das gutgetroffene Porträt Roseggers, des neuesten Ehrenmitgliedes unseres Steirischen Gebirgsvereines, dessen literarische Tätigkeit, wenn wir nicht irren, eben auch mit dem Jahre 1869 begonnen hat. Wirklich, da sind ein Paar zusammengekommen, die das Mahnwort des unvergeßlichen Erzherzogs Johann an die Steirer, ihr Land in Ehren zu halten, mit Kopf und Seele betätigen.

Von **Meyers großem Konversations-Lexikon** ist soeben der 21., der Ergänzungsband, erschienen und damit ist dieses herrliche Werk abgeschlossen. Welch ein Schatz von Wissen, Orientierungen und Aufklärungen aller Art ist dem gegeben, der dieses große Werk im Hause hat!

Die neue Dolomitenstraße (Bozen—Cortina—Toblach) und ihre Nebenlinien. Von Th. Christomannos, mit 120 Bildern nach Originalaufnahmen. (Wien. Christoph Reißers Söhne.)

Der Verfasser des Buches, Th. Christomannos, ist uns aus der alpinen Literatur wohlbekannt. Er ist in Tirol zu Hause, kennt das Land wie kaum ein Zweiter, insbesondere die Dolomiten, und hat es schon ungezählte Male als schneidiger Alpinist oder als anspruchsloser Talbummler in jener herzgewinnenden Weise beschrieben, die uns schon vor Jahren in seinem alpinen Prachtwerke „Sulden-Trafoi" so ansprach. Sein frischer Stil, die wechselvolle Schilderung und die Beherrschung des Stoffes fesseln uns vom Anfang seiner Beschreibung bis zum letzten Wort. Die Illustrationen, die ein würdiges Gegenstück zu der Schilderung bilden, stammen fast durchwegs von unserem Besten der alpinen Amateurphotographen, Dr. Fritz Benesch. Das Ganze ist wie aus einem Guß, ein fesselndes Werk, nicht bloß für Alpinisten, sondern gerade für die, welche die breite, bequeme Heeresstraße der Touristik den einsamen, rauhen Bergpfaden vorziehen und auch ohne besondere Mühen auf ihre Rechnung kommen wollen.

---

319. Professoren der phil. Fakultät, Graz.
320. „Ein deutscher Jäger aus der Grünau“, Grünau.
321. Leitmeritzer Sparkasse, Leitmeritz.
322. Brüder Kernreuter, Wien.
323. F. J. Gieck, Gesellschafter der Württembergischen Metallwarenfabrik, Wien.
324. Frau Ludwig Schmitt, Hoftischlerswitwe, Wien.
325. Eduard Borckenstein, Wien.
326. Stadtgemeinde Witkowitz.
327. Beamten des Eisenwerkes Witkowitz.
328. Studierende Jugend Salzburgs.
329—330. Professoren der weltl. Fakultäten, Innsbruck. (4000 K.)
331. Deutschfreiheitlicher Verein, Kufstein.
332. Sparkasse Grieskirchen.
333. Sparkasseverein, Waidhofen a. d. Thaya.
334. Verein deutscher Studenten „Erz“, Leoben.
335. Stadtgemeinde Steyr.
336. Verein der Salzburger Studenten in Wien.
337. Elise v. Arthaber, geb. Clauß, Wien, Hinterbrühl.
338. Ortsgruppe Theodor Körner des D. S. V., Troppau.
339. Beamte der Zentralbank deutscher Sparkassen-Anstalt, Klagenfurt.
340. Hans v. Pengg, Eisenwerks- und Gutsbesitzer, Thörl b. Aflenz.
341. A. H. Verband „Technologia der ehemaligen Hörer des technologischen Gewerbemuseums, Wien.
342. Hermann Schmidtmann, Schloß Grubhof b. Lofer.
343. Frau Gustav Keller, Darmstadt.
344. Dr. Michael Hainisch, Eichberg.
345. L. Lobmeyr, Aussee.
346—347. Jul. Pfeifer & Söhne, Rumburg. (4000 K.)
348. „L. S.“ in Oberösterreich.
349. Sparkasse der Stadt Hartberg.
350. Ferdinand Fleischmann, Eisen- und Metallwarenfabrik, Mödling.
351. Klagenfurter Bank- und Sparkassebeamte.
352. E. Bleckmann, Mürzzuschlag.
353. Gemeindesparkasse der Stadt Reichenberg namens der Stadtgemeinde Reichenberg.
354. Revisionsverband der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaft und Selbsthilfsvereine Nordböhmens, Aussig.
355. Bezirksausschuß Kratzau.
356. Eduard Horak, Graz.
357. Philipp v. Schoeller, Wien.
358. Hugo Hückel, Neutitschein.
359. „Désirée & Hans“, Wien.
360. Sparkasse Stockerau.
361. Franz Woschnagg jun., Schönstein.
362. Jur. Dr. Karl Stöhr, Advokat, Teplitz-Schönau.
363. Josef Max Mühlig, Fabrikant, „
364. Adolf Weigend, Buchdruckereibesitzer, Teplitz-Schönau.
365. Adolf Niklas, Ingenieur, Teplitz-Schönau.

Höhe der gezeichneten Summe **730.000 Kronen.**

Wien, am 14. August 1909.

Der Deutsche Schulverein,
Wien, I. Bräunerstr. 9.

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen.

Viertes Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung.

276. Stadtgemeinde Linz.
277. „ St. Pölten.
278. „ Mähr.-Ostrau.
279. „ Wels.
280. „ Innsbruck.
281. Familie Pantke, Dr. Reuß, Wien; Dr. Kaas, Krems.
282. J. F. Lehmann, Bücherverlag, München.
283. Rudolf Ramsauer, Großgrundbesitzer, Kapfenberg, Steiermark.
284. Beamte der Staatseisenbahngesellschaft, Wien.
285. Sängergauverbaud Ostmark, Amstetten.
286. Dr. Franz Schmeykal, Jablona.
287. „Familie K", Böhm.-Kamnitz.
288. „Sch. & K", Aussig.
289. Deutschakademischer Juristenverein, Wien.
290. Deutsche Vereine in Friedek.
291. Karl Itzenplitz, Mühlheim a. d. Ruhr.
292. „J. G.", Warnsdorf.
293. Maria Stocklasa, Graz.
294. C. H. Kretzschmar, Berlin.
295. Adolf Belada, Vereinsabzeichen-Fabrikant, Graveur, Bürger, Wien.
296. „Th. H.", Wien.
297. Reichenberger Sparkasse, Reichenberg.
298. Badische Anilin- und Sodafabrik mit verbündeten Fabriken in Elberfeld und Berlin, Ludwigshafen a. Rhein.
299. Stadtgemeinde Radkersburg.
300. Deutsche Tafelrunde „Neulerchenfeld", Wien.
301. Dr. Fritz Edler v. Emperger, k. k. Oberbaurat, Ingenieur, Wien.
302. Dr. med. Karl Rasch, Blasewitz b. Dresden.
303. Ortsgruppe Königinhof.
304. Adolf Bachofen v. Echt, Kommerzialrat, Großindustrieller, Wien.
305. Deutsche Angestellte der Zentrale der k. k. Staatsbahndirektion, Villach.
306. Sparkasse Iglau.
307. Dr. Neugebauer, königl. Amtspächter, Rothsürben b. Dresden.
308. F W. Pilz, Fabrikant, Böhm.-Kamnitz.
309. „Eine Schutzvereins-Ortsgruppe", Wien.
310. F. W. Botschen & Josef Weber, G. m. b. H., Königswald.
311. Hermann Rudolph, Architekt und Bergwerksbesitzer, Teplitz.
312. Braubürgerschaft, Leitmeritz.
313. „Einer unter Tausend", Delmenhorst, Deutschland.
314. Dr. Franz Stücker, Alfred List, Hermine Knaffl, geb. List, Ingenieur Hugo List, Graz.
315. F. Schmitt, Fabrikant, Böhm.-Aicha.
316. Josef Salcher, Chef der Baumwollspinnerei Harland.
317. Stadtgemeinde Karlsbad.
318. „ Cilli.

Der „Heimgarten".

Der vierunddreißigste Jahrgang dieser Zeitschrift beginnt mit dem nächsten Hefte. Die älteste und, fast dürfen wir es selbst sagen, an Gehalt hervorragendste Volksschrift Deutschösterreichs. Sie zieht ihren Geist vielfach aus der neuen und neuesten Literatur, sofern diese Gemüt und Humor, Natur und Häuslichkeit sowie andere geistige und sittliche Menschenwerte fördert. Und wo die neuen Schatzgruben nicht ausreichen, dort greift der „Heimgarten" ruhig auch zu älteren Schätzen zurück. Nicht just neu und modern muß es sein, was er seinen Lesern anbietet, aber gut soll es sein. Zum richtigen Denken soll es anregen, frische Empfindungen soll es wecken, Erscheinungen der Zeit soll es erörtern, zu mutvoller tätiger Lebensführung soll es ermuntern, das was der „Heimgarten" gibt. Von der besseren Seite will diese Zeitschrift Leben und Menschen stets zeigen; und kommt doch einmal auch die Kehrseite zum Vorschein, so geschieht es, um zu weisen, wie erbärmlich und lächerlich sie ist. Das Niederträchtige ist ja gerade gut genug, um dem lebensfrohen Menschen Abscheu davor zu erregen oder um ausgelacht zu werden. Da kann der „Heimgarten" sehr boshaft werden, wie er anderseits wieder sehr gutmütig und himmelheiter ist, wenn er was Gutes weiß. Der Heimgärtner hat seine guten Kameraden, die ihm all das ausführen helfen. Er selbst bleibt auf seinem Posten stehen, wie bisher. Fürs nächste Jahr hat er wieder mancherlei im Köcher. Womit er gleich im ersten Hefte beginnt, das sind seine „Leute von Alpl", wovon er uns manche vorzuführen beabsichtigt, die wir noch nicht kennen und die doch auch eines Menschenblickes wert sind. Heimgärtners Tagebuch möchte stets heiter und freundlich sein; wenn es manchmal zornig und boshaft wird, so sind andere darob wahrscheinlich mehr schuld als der Schreiber, obschon er zugegebenermaßen auch selbst nicht ohne Fehler ist. Manche hat er schon eingestanden, aber nicht alle.

Es soll vorgekommen sein, daß ein Blatt mehr versprochen hat, als es dann hielt. Dem „Heimgarten" ist einmal nachgesagt worden, aber nur einmal, daß er mehr gehalten, als er versprochen.

Was bei unseren bescheidenen Verhältnissen möglich ist, das wird geleistet. Beileibe nicht mehr. Wir wissen, daß ein so vieljähriges Vertrauen, wie es uns von nah und fern zuteil wurde, mit jedem Jahrgange neu erworben werden muß, das steigert unseren Ehrgeiz. Und so sollen Leser, die mit uns jung gewesen und alt geworden sind, stets junge Mitarbeiter und Mitleser finden. Sich immer wieder verjüngen, das ist die Hauptaufgabe der Menschheit und der Literatur.

Verlag und Redaktion des „Heimgarten".

(Geschlossen am 14. August 1909.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.





Eine Monatsschrift

gegründet

von

Peter Rosegger.

XXXIV. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1910.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXXIV. Jahrgang.

Romane, Novellen und Geschichten.

Seite
Der Weg in den Himmel. Von Josef Wichner 11
Nathan der Nothelfer. Aus dem Tagebuche eines Literaten von Josef Willomitzer 90
Sterben. Ein Kuckucksei von Wilhelm Schussen 95
Drei Augen. Ein Roman aus unserer Zeit von Peter Rosegger . 161, 241, 321, 401
481, 561, 641, 721, 801, 881
Der Leser. Eine Novelle von Maxim Gorki. (Deutsch von Theo Kroczek) . . . 177
Zischgas tschekate Kuah. Eine lustige Tiroler Geschichte von Rudolf Greinz . . . 192
Wie die alte Marie ihr Ideal findet. Skizze von Klara Pölt-Nordheim . . . 415
Der alte Deserteur. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit von Johann Gabriel Seidl 421
Der Standpunkt einer Großmutter. Skizze von Anna Hofbauer 499
Der Talisman. Eine Skizze von Eduard Pötzl 579
Bei Heltbergs. Eine moderne Szene von Walter v. Molo 658
Der Geigen-Hansl. Eine Kindergeschichte von Josef Wichner 745
Der reiche Haidbauer. Eine Geschichte von Ludwig Anzengruber 819, 896
Die Quelle. Eine Novelle von Sophie v. Khuenberg 828
Schatzerl, was machst denn da? Eine Geschichte von der Krummauer Allee von Franz v. Friedberg 903
Arbeitsteilung. Eine Skizze aus der Häuslichkeit von M. Asbóth 913

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

Die Leute von Alpl. Von Peter Rosegger 1, 81
Der Giftableiter. Eine Sondergestalt aus dem Volke von Peter Rosegger . . . 19
Die Tauernbahn. Von Peter Rosegger 39
A gspoaßigs Tier. (Aus Fritz Reuters Läuschen und Riemels; in die oberösterreichische Mundart übertragen von Hans Mittendorfer) 127
Ennstaler Leut'. Nach der Natur gezeichnet von Talberg 281
Peter Hebel als Oberösterreicher. Von Hans Mittendorfer 293, 941
Kecke Liadl. Von Hans Fraungruber 304
Ein Schweizer über Obersteiermark 450
Das Maibaumfest im Semmeringgebiete. Bauernspäße von Arthur Halberstadt . 603
Die schwarzn! (Aus Fritz Reuters „Läuschen und Riemels"; in die oberösterreichische Mundart übertragen von Hans Mittendorfer 610
D Ahnl beim Launln. Oberösterreichisches von Dr. Anton Matosch 776
Bauernerotik. Von Karl Reiterer 851
Der steirische Weinfuhrmann. Von Rudolf Hans Bartsch 919

Kultur- und Naturgeschichtliches.

Wachauer Pfarrchronik Anno 1809. Mitgeteilt von Walter v. Molo 111
Die Phantasie des Kindes 149
Kinderdeutsch. Von A. Cl. Scheiblhuber 212
Geschichte der Neuzeit. Von Dr. H. L. R. 307
Der Student und die Ehre. Von Professor Dr. Lemme 308
Die Obstruktion unseligen Angedenkens 393
Ein Ruf nach Schulreform 446
Karfreitag 469

Seite
Im Dachstübchen zu Mallnitz 55
Was sein schon für Leut z grund gangen übers Gebirg 56
Erinnerung an den 13. August vor 50 Jahren, wo ein schweres Wetter über Krieglach-Alpl zog und die ganze Ernte zerstörte 57
Das Ausbleiben der Wetterberichte im Tagebuche 58
Ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen einen Schleiferjungen 59
Der beleidigte Zottel von Langenwang 60
Wo sind Vater und Sohn, die gleiche Ansichten haben? 61
Ein Brief Liliencrons an eine Dame 61
Der Gedichte machende Sattlerlehrling 62
Zu wenig Kinder bei den Deutschen — der größte nationale Schaden 62
Hauptgrund des Zurückgehens unseres deutschen Volkstums 63
Meine Meinung über die Herbeiziehung fremdvöllischer Arbeiter 64
Die Arbeit auf der Scholle 65
Von der Metze Niedertracht 65
Ausspruch eines Braumeisters: „Ich halte es mit dem, der mein Bier trinkt" 66
Der Auswandererzug nach Wien 66
Wir brauchen ganze Bausteine 66
Meine Phantasiereise auf dem Mittelländischen Meere 67
Das gewaltige Gedenkfest in Tirol 131
Besuch eines Züricher Lehrers 131
Entschuldigungsschreiben eines Bauers an eine Lehrerin wegen nicht eifrigen Schulbesuches seines Kindes 132
Was ist Humor! 133
Erweckung des Gerechtigkeitsgefühles im Kinde 133
Die modernen Schriftsteller weichen der herkömmlichen Schreibweise aus 134
Über künstlerisches Empfinden 134
Musikalische Trauer bei Begräbnissen 135
Häßliche Personifizierung des Todes 135
Eine Schutzfrist von fünfzig Jahren für nachgelassene literarische Werke 135
Sozialdemokraten vor vierzig Jahren 136
Das Glück hat viele geheimnisvolle Ursachen 137
Ein ganz origineller Witz 139
Beschwerde Dr. R. Veleminskys, des tschechischen Übersetzers des Werkes „Mein Himmelreich" 139
Häufige Klagen über das zu langsame Fortschreiten der Schutzsammlung 140
Erklärung mehrerer Marburger Brauherren 140
Sorgenloser Flug der Rennerbuben bei der Grazer Herbstmesse 218
Eine kleine Volksschule im Gebirge 218
Jeder Mensch hat seine Fehler 220
Was ist mit den erhaltenen Briefen anzufangen? 221
Über Artigkeitskundgebungen 222
Gegensätze von altbäuerlichen und modernen Eindrücken 223
Bei einem Leutebildungsverein 223
Über meine „Letzten Geschichten" 224
Allerseelen und die grelle Tanzmusik 225
Liebe des deutschen Volkes zu Friedrich Schiller 225
Eine merkwürdige Theatervorstellung in Graz am 150. Geburtstage Schillers 225
Warum ich den Aufführungen meines Volksstückes „Am Tage des Gerichts" nicht gerne anwohne 226
Die Rosegger-Stiftung ist zu Ehren der Reichen und Wohlhabenden erfunden worden . 227
Keinerlei Pression beim Sammeln von Bausteinen 228
Ein Lausbub nach 14 Jahren ein hochgeschätzter Bankkassier 294
Die Macht des Beichtstuhles 295
Eigengerichtsbarkeit 296
Sie sind feig! 297
Straßen- und Türbettel 298
Du sollst dein Herz nicht an das Tier verschwenden! 299
Was müssen das für Hohlräume sein? 299
Worin besteht die akademische Freiheit? 299
Das Wetter 300
Das Wort „Kultur" nicht gleichbedeutend mit dem Worte „Fortschritt" 301
Die Hauptaufgabe der Erziehung 301
Zum Halbhundert-Jubiläum des Wiener Journalistenvereines „Concordia" 302

*

Seite
Die Entseelung des Arbeiters 519
Die Willenskraft. Von Otto Dornblüth 521
Gedanken über Tiere. Von Magnus Schwantje 526
Die moderne Zeitung 546
Spatzen. Eine Skizze von Amalie Zimmermann 577
Ein „Himmelswunder" in Steiermark. Von Hermann Joseph Kirch 623
Also, Christus hat nicht existiert? Von F. W. Foerster 625
Die Jugend und das Nein. Von Sophie v. Khuenberg 684
Verlieren wir den Gebrauch der Hände? 712
Menuett und Stöckelschuh. Von Hermann Kienzl 763
Zur Charakterbildung. Für junge Leute von Franz Mohaupt 767
Heimatpflege ist das nicht! Von Th. R. 872

Land und Leute, Charakterbilder.

Ein norddeutsches evangelisches Blatt über Dr. Lueger 69
Tendlboß. Von Hans Kerschbaum 120
Armenbrot: 1. In der Volkssitte der grünen Steiermark. Von Peter Rosegger . 142
2. In der hannoverschen Volkssitte. Von Heinrich Sohnrey 144
Das Elend der Neuen Welt 147
Der Aristokrat 230
Fremdenrundfahrt durch Wien. Von Ludwig Hirschfeld 255
Wie es am Nordpol aussieht 279
Noble Passion. Von F. Freimund 305
Mein Sommeraufenthalt in Obertannzapfenheim. Ein Beitrag zur Fremdenindustrie. Von Josef Wichner 332
Rosa Fischer auf Reisen. Etwas vom „deutschen Geist" daheim und auswärts . . . 370
Bäuerliche Waidhofener Leute. Aus dem Priesterleben von Josef Scheicher . . . 504
Bauernreligion. Von einem Städter 541
Über die „Kaiser Josephs-Romane". Von Vinzenz Chiavacci 543
Ein erstes Guckindiewelt. Von Peter Rosegger 584, 688
Geschichten vom Kaiser Franz. Von Ludwig August Frankl 662
Ein Fronleichnamsfest im Irrenhause. Skizze von Anton Reymond 680
Der Aufschwung Österreichs unter Kaiser Franz Josef I. Von Karl Lueger . . . 846
Bismarck als Mensch. Von Paul Dehn 906

Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

Wie es mir mit der großen Sammlung ergeht. Von Peter Rosegger 49
Eine Binsenwahrheit 68
Verirrte Jugend 71
An Ludwig Anzengrubers Grab. Von Rosa Fischer 109
Vom Sehen. Von Dr. Valentin Scherer 128
Wir müssen uns ein wenig verbauern. Zur Gründung des Vereines „Heimatschutz". Von Peter Rosegger 207
Duldsamkeit. Eine Weihnachtseinkehr von Dr. Paul Dubois 259
Klein Friedl. Ein Bericht aus der Nachkommenschaft von Peter Rosegger . . . 286
Das vierbeinige Geschenk. Eine Plauderei von Otto Ernst 342
Im Zeichen der Millionen. Plauderei von R. 463
Wann geht's an die Herrentracht? Von A. 529
Schwerblütigkeit. Aufgelesen zwischen Bruch und Heide von A. l'Houet 596
Was wissen, was können wir? 626
Eine Übersicht der Bausteine zur Millionensammlung 713
Von den Wüsten. Ein Geplauder aus der weiten Welt von Franz Woas 774
Zeitgedanken. Von Hermann Bahr 796
Begräbnisluxus. Von Dr. Friedrich Selle 855
Franz Josef der Getreue! 872
Der Bessere. Von A. 873

Heimgärtners Tagebuch.

Höhenrausch 54
Auf der Höhe des „Polsters" 54

Seite
Ausflug nach Breitegg 780
Das zu Boden geschleuderte Diner und der arme Kellnerjunge 781
Ein lustiger Tourist auf dem Dorfe 781
Ein Muster-Zwiderling 781
Vor einer halben Stunde bist du ein reicher Mann geworden 783
Meine Meinung über die Veröffentlichung der Abschrift des durch Goethe vernichteten Manuskriptes seines „Urmeisters" 783
Vom alten Straßenschotterer im Mürztale 784
Das Jubelfest des Deutschen Schulvereines 784
Ich möchte zu mir kommen 785
Vierzig Tage und vierzig Nächte Regen 860
Die päpstlichen Hirtenbriefe 861
Über die Art der Fremdenverkehrsbestrebungen 861
Ein graues Blatt der Erinnerung „Assentierung" 863
Ein Verbrecher, der nicht eingesteht, kann nicht zum Tode verurteilt werden 864
Ich denke mich gerne bei meinen Ausflügen in andere Leute hinein — heute bin ich Richter 864
Über den Namen Ottokar Kernstock 865
Wilhelm Fischer über Friedrich Nietzsche 866
Verse, die ich nicht gedichtet habe 866
Die Sektflasche auf dem Umschlage von Zeitschriften für Kultur, Gesittung 2c. . . . 867
Ganz erlogene Bauerngestalten 867
Mein Bettler unter der großen Roßkastanie 868
Vom alten Sämbauer 869
Im Menschenleben kommt das Schlimmste just zu allerletzt 870
Nun habe ich es durch meine Meinung über die Veröffentlichung der Abschrift von Goethes „Urmeister" bei den Literaturgelehrten ganz verschüttet 871
2000 Kronen Steuer für Automobile 942
Meine Fahrt mit eines Amerikaners Automobil und was ich dabei alles hörte und sah 942
Eine Diakonissenanstalt in Brünn 943
Auswanderung nach Südamerika 944
Ein Schreibebrief an die Dichterin Handel-Mazzetti 944
Ungesunde Empfindungsweise 945
Tierleichen gegessen 945
Die Ruhe am Waldschulhaus 945
Wie weit erstreckt sich das Briefgeheimnis 946
Vom Schlaf 946
Bigotterie im Landvolke 947
Lob des Landlebens 948
Gespräch zweier Handwerksgesellen an einem blauen Montag 948
Vom Schulmeister, der kein Kunstfreund war 948
Der Bloser Natzel von St. Kathrein 949
Tschechendemonstrationen 950
Der Steinbauern-Sepp 950

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Wie Ferdinand Raimunds „Alpenkönig" entstand. Von Dr. Rudolf Tyrolt . . . 24
Hans Hoffmann. Eine Skizze von O. G. Ernst 31
Zensurstückchen. Von Wilhelm Rullmann 35
Achtjährige Schriftsteller 43
Bücher 76, 155, 233, 311, 396, 471, 555, 633, 716, 799, 875, 955
Über verstreute und nachgelassene Dichtungen von Friedrich Marx. Von Irene von Schellander 199
J. C. Poestion. Von Max Morold 266
An die Einsender von Rezensionsexemplaren 318
Wie man glücklich wird. Von Max Bewer 351
Ein verwildertes Genie. Robert Hamerling in seinem Verhältnisse zu Ludwig Mayer. Mit bisher ungedruckten Briefen von Luise Hackl 353
Kotzebues letzter Wille. Von Hermann Kienzl 363
Emil Ertl. Zu des Dichters 50. Geburtstage. Von Franz Wastian 431
Ein guter Kamerad. Von Peter Rosegger 442

Seite
Deutsche Fürsten, die nicht deutsche Fürsten sein wollten 302
Zu wenig österreichischer Patriotismus 303
Vermächtnis von 2000 Kronen vor den Pforten des Todes, als Baustein 303
Ein unbarmherziger Vorschlag 303
Von der Teuerung 381
Alles, was mir verderblich schien, wollte ich abbringen 382
Über das Buch „Die arme Margaret“ von Handel-Mazzetti 383
Ein verbummelter Literat durch Goethe bekehrt 384
Interpellation im Wiener Gemeinderate wegen des Prießnitz-Denkmales von Schwerdtner 385
Schreiben aus einer Schulstadt des Deutschen Reiches über Studentenkommerse . . . 385
Studenten gehen aufs Land, um dem Volke Vorlesungen zu halten 386
Der Christbaum ohne Kinder 388
Das Kistel mit Honig 389
Über Ehrgeiz und Ruhm 389
Giftbriefe an mehrere Offiziere des österreichischon Generalstabes 454
Ich habe nie getanzt 455
Eine anheimelnde Erinnerung an Erzherzog Johann 456
Beschwerde eines Briefträgers über die Adressen in Lateinschrift, durch die Schreibmaschine hergestellt 457
Die Unnatur des Theaters 458
Rosa Fischers Kritik über mein Tagebuchstücklein: „Das Almosengeben im kleinen“ . 459
Gespräch über Selbstmord 460
Neuerliche Predigten gegen mein Jesubuch 461
Unfug von Winkelblättchen mit verweigerten Photographien 461
Warum ich nicht in den Pairsschub kam 462
Die Leute wechseln, die Lokalsitte bleibt 534
Zwei Liter neuen Weines zur heilsamen Buße 534
Das Abnehmen der Sehkraft 535
Ein Aristokrat erklärt, um in geistige Kreise zu kommen, durchaus keine Standesvorurteile zu haben, und die richtige Antwort darauf 535
In der sittlichen Auffassung des Nationalen entscheidet die Gesinnung und nicht Rasse . 536
Sie sind zum Tode verurteilt! Freund! 536
Die Dichtung genießt immer mehr Diskretion als die Wahrheit 536
Wie der Roman „Peter Mayr“ entstand 537
Von der dramatischen Szene „Wahrheit“ 538
Die Aristokraten und Plutokraten Österreichs haben zur Millionensammlung nicht einmal eine Million Gulden aufgebracht 539
Ich gebe, wenn auch ihr gebt! — Das neue Sammelprinzip der Gegenseitigkeit . . . 540
Zum drittenmal ein gutes Wort über Karl Lueger 612
Über den berühmten Jugendschriftsteller Karl May 614
Deine Haare sind ja ein Wintertag! 615
Unsere katholischen Prediger geben viel zu wenig christliche Sittenlehre 616
Antwortschreiben an einen „evangelischen Denker“ im Norden 617
Der Ende des XV. Jahrhunderts erfolgte Mord des Pfarrers zu Tragöß, in Verbindung gebracht mit meinem Romane „Der Gottsucher“ 619
Wie kann der 80. Geburtstag unseres Kaisers am würdigsten gefeiert werden? 620
Die schlechteste Unterhaltung ist die, wo viel vom Wetter gesprochen wird 699
Ein seit Jahren nicht mehr genossener Anblick von St. Johann und Paul auf die Stadt Graz 700
Unser Meister Brandstetter ist der gelehrigste Schüler Gottvaters 701
Ist eine absichtlich begangene schädliche Handlung strafbarer als eine vorsätzlich begangene? 701
Die Mur — der Vermittler zwischen Slawen und Magyaren 702
Bücher hat man, um sie zu lesen 703
Der größte Schädling der klassischen Dichtung ist der Kommentar der Gelehrten . . . 704
Von Graz über Fehring ins Ungarland bis Steinamanger 705
Das Vermögen Mark Twains 706
Wir leben über unsere Kraft! 706
Erst muß man essen, dann kann man arbeiten 707
Der König von Bulgarien und ein österreichischer Journalist 708
Warum ich nicht Bauer geblieben! 708
Der Moselbauer und sein Spielkartenbüschel 708
Das Angekreuzigtsein an die Heimat 709
Meine Fußreise nach Ungarn im Jahre 1871 und was mir dabei passierte 779

Seite
Lied. Von Anna Oberzil 628
Die Hirtin. Von Anton Schmiedhuber 629
Predigt des Meeres. Von Bruno Baumgarten 630
Das Herrgottslichtlein. Von Kurt Sonnemann 630
Abraham a Santa Clara. Von Franz Karl Ginzkey 668
Bäume. Von G. B. 715
Schicksal der Menschheit. Von R. 715
Ein Mißton. Von Rosa Fischer 716
Die vier Winde. Von Wolfgang Madjera 752
Die Freigebige. Von Hans Mittendorfer 773
Der gute Geselle. Von Ottilie Ehlen 793
Ein altes Lied. Von O. T. 793
Kirchgang. Von Karoline Ullrich-Feiertag 794
Jungen Technikern. Von Toni Schruf 796
Dem Friedenskaiser. Aus „Imperator pacis“. Ein Huldigungsbuch deutscher Autoren . 844
Heimatpflege ist das nicht! Von Th. R. 872
Erstandene Blume. Von P. v. R. 875
Maria. Von Johanna M. Lankau 875
Beim Waldkreuze. Von Rosa Fischer 952
Zwischen zwei Feuern. Von Otto Promber 953
Der schlimme Schluß. Von Karl Krobath 953
Liebesbrief. Von Paul Reininghaus 954
Das beste Rezept. Von W. Lingelsheim 954

Kleine Geschichten, Schwänke, Anekdoten, Sagen, Märchen, Sprüche.

Der Pascha lacht. Morgenländische Schwänke von Roda Roda 74
Lustige Zeitung 75, 470, 554, 632, 716, 799, 875, 955
Der leuchtende Weg. Ein geträumtes Märchen 101
Der Kobold im Setzkasten. Von Wilhelm Rullmann 123
Novemberblüten eines Trauernden 146
Der überfahrene Isidor. (Vier Berichte über denselben Vorfall aus verschiedenen Zeitungen) 152
Lückenbüßer 462
Mensch und Natur. Von Otto Promber 466
Bummelwitz auf Reisen. Von Kurt Robitschek 630
Hofnarr und König. Von Franz Goldhann 632
Vom Saumpfad. Von Otto Promber 711
Ohne Waffenpaß. Gedanken von Franz Goldhann 787
He- und Ludwig oder Lu- und Hedwig. Eine Anregung zugunsten unserer schönen Literatur von Josef Willomitzer 794
Nur ein Beistrich 798
Kometensplitter 874
Das arme Dirnlein. Von Roda Roda 951

Verschiedenes.

Postkarten des „Heimgarten“ 79, 158, 238, 559, 640, 720, 880, 960
Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen. Fünftes bis elftes Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung 79, 158, 238, 318, 398, 479, 559
Das lebende Volkslied. Von Arthur Halberstadt 931
Aus dem Lachkabinett der Weltgeschichte. Von Dr. Emil Rechert 936
Hilferuf 959

Seite
Robert Hamerling 469
Paul Heyse. Ein Gedenkblatt von O. E. Ernst 515
Ein steirischer Bildner vor hundert Jahren. Von Hans Brandstetter 545
Ein Brief Robert Hamerlings 550
Wie die Waldviertler ihren Landsmann Robert Hamerling ehren. Von Josef Allram 669
„Hoch vom Dachstein.“ Ein Gedenkblatt zum hundertsten Wiegenfeste L. C. Seydlers (1810—88) von Dr. Cornelius Preiß 676
Schlögl und Grillparzer 754
Ein altes und wieder neu gewonnenes Buch über Josef II. Von Benno Altmark . 787
Eine Franz Keim-Gesamtausgabe. Von Franz Wastian 789
Königliche Hoheit 954

Gedichte.

Drei Bilder vom Lande. Von H. Kuno 23
Sinngedicht. Von Otto Promber 73
Vor dem Sturme. Von Friedrich Pock 73
Die Lieder. Von Hans Mittendorfer 73
Einfältiger Idealismus 89
Heimischer Sang. Gedichte von Gottfried v. Leitner: Drang in die Ferne. — Der Alpenwanderer. — Beim steiermärkischen Weine. — Krankenbesuch. — Der alte Gott. — Glaubensfreiheit. — Rückblick. — Rezension der Rose 105
Festgruß an den Deutschen und Österreichischen Alpenverein. Von Wolfgang Madjera 141
Novemberstimmung. Von Martin Greif 151
Sturzbach. Von Ernst Ferd. Neumann 151
Abendandacht. Von Hans Mittendorfer 151
Mein Weib. Von Kurt Sonnemann 152
A Herz. Von Hans Mittendorfer 152
Mißverstanden. Von Wilhelm Lingelsheim 152
Es ist erreicht! Von Das Ännchen 154
Geometrie. Von Franz Karl Ginzkey 198
s Christkindlfest. Von Hans Mittendorfer 229
Gedichte. Von Ernst Ferd. Neumann: Nadelbaum und Birkenstamm. — Sonnenfinken. — Einsam 231
Das Lied vom Kinde. Herausgegeben von Theodor Herold 232
Teutoburger Schlachtruf. Von Wolfgang Madjera 258
Peter Hebel als Oberösterreicher. Von Hans Mittendorfer 293, 941
Kecke Liadl. Von Hans Fraungruber 304
Neujahr. Von Otto Promber 310
Dichtergassen. Von P. Rosegger 393
Am Grabe von Johannes Fastenrath. Von Aloys Buschmann 394
Zum 100jährigen Todestage Andreas Hofers. Von Karl Haensch 395
Traum. Von Hans Mittendorfer 395
Dem großen Gott. Von Louise Laubsch 395
Ich zieh' in den Tag, in den blauen. Von A. R. 429
Lückenbüßer 462
An die Deutschen. Von P. Rosegger 463
Der wilde Junge. Von Artur Dworzak 467
Ein Lied. Von Gustav Adolf Mayerhofer 467
Heimwehlied aus Wien. Von Hermann Pfaundler 468
Zum Frieden. Sonett von Ottilie Ehlen 468
Das Dorflied. Von Karl Ernst Knodt 468
Gedichte. Von Ernst Ferd. Neumann: Wenn rings die Rosen wieder blühn. — Sonntagnacht im Dorfe. — Heideblühen. — Tag und Stunde 514
Heimatsegen. Von Peter Rosegger 541
Hofers Sterbelied. Von ihm selbst gedichtet 551
Ein Rat der deutschen Jugend. Von Karl Haensch 552
Sternschnuppen. Von Anton Schmiedhuber 552
Glück. Von Anna Oberzil 553
Meiner kleinen Thomasine Gotelinde. Von Karl Krobath 553
Ständchen. Von Johannes Just 553
Gegrüßet seist du, Maria! Von Artur Dworzak 582
Der Pfarrer von der Pürgg. Eine Ballade von Julius Zerzer 621



Die Leute von Alpl.

Von **Peter Rosegger.**

Er gab keine Ruhe. Jahr für Jahr kam er einmal zu mir und mahnte mich an meine Rückständigkeit. Da ich schon jeden Leser zum Zeugen meines Lebens gemacht hätte, so müßte ich nun noch von der Waldheimat des näheren erzählen. Zum Aufschreien war das. „Als ob ich von der Waldheimat nicht schon zu viel Näheres erzählt hätte!“ rief ich einmal aus.

„Zu viel, das mag sein. Aber nicht genug“, antwortete das literarhistorische Orakel. „Sie haben Wahrheit und Dichtung gebracht. Aber Sie haben bisher immer noch versäumt, die Grundlage zu stellen, das Milieu Ihres Waldheimatlebens zu zeichnen. Daß man wenigstens scharfe Umrisse sieht. Sie sollten uns doch einmal ganz undichterisch die wirklichen Leute Ihrer Waldheimat beschreiben, die Sie in Ihrer Jugend umgeben, und inwieferne dieselben etwa auf Ihr inneres Leben bestimmend gewirkt haben. Auf derlei kommt es uns Literaturschnüfflern sehr an. Wenn Sie es selbst nicht tun, so tut's gelegentlich ein anderer und dann pflegt es schief zu werden.“

Daran hatte ich nun zwar selber schon gedacht, aber zu große Bedenken getragen, diese autobiographischen Erinnerungen noch weiter zu vermehren. — „Die Leute von Alpl! Selbst möchte ich nichts über sie schreiben“, sagte ich zu meinem Literaten, „doch Ihnen einige flüchtige

Leute. Seine Witwe schluchzte, sie sollten nicht so schimpfen auf ihn. Sie soll's schwer verwunden haben und sich heilig vorgenommen, mit ihrem zweiten Mann lieblicher zu sein.

Dieser Eheleute ältestes Kind, der Hieserl, war mit mir gleichen Alters, aber nicht gleicher Länge. Maßen der Holzfäller nicht so groß zu sein braucht wie der Baum. Nur ein Weniges machte der Hieserl sich an meinen Beinen zu schaffen und ich lag allemal. Doch ich hatte nichts dagegen, wenn mich der Kleine umwarf. Er schmunzelte und dabei waren an seinen Wangen immer zwei Grübchen, die mir's antaten. Ward er aber zornig, dann gab es Nasenstüber mit Blut — so hoch langte er noch. Nach dem vergossenen Blute gingen wir wieder vergnügt nebeneinander einher und plauderten vom Vogelfangen oder auch vom Schmetterlingspießen oder von einem andern Lausbubensport. Hieserls älteste Schwester, die Everl, war einmal eine ganze Woche lang meine Geliebte, aber sie wußte nichts davon. In der folgenden Samstagnacht wollte ich ihr's sagen gehen, da brach unter ihrem Fenster der Holzstoß, den ich erklettert hatte, zusammen und weckte das ganze Haus, nur die Everl nicht. Darauf ließ ich's sein.

Neben dem oberen Kluppeneggerhof stand ein Altenleuthäusel (in unserer Gegend wurden solche auch „Gasthäusel" genannt), darin wohnten die Ausnehmer: der Toni und sein Weib. Der Toni kam oft zu uns herüber, setzte sich an den Herd und hustete. Er konnte stundenlang husten. Und wenn er sich ausgehustet hatte, bekam er von meiner Mutter gewöhnlich ein Stück Brot, und dann siffelte er wieder heimwärts.

Der Toni war in seiner Jugend aus der Hienzengegend ins Alpl gekommen. Gern sang er noch im hohen Alter, wie es ihm beim ersten Fensterln an der Kammer seines nachmaligen Weibes ergangen war:

„D Liab wa noud gwain,
Is scha schwoud gwain,
Wa wul roud gwain
Mei Stain,
Tidl zuegwain,
Rigai firgwain,
Hau a sou wieda mian gain."

[Die Lieb wäre not gewesen, ist schon spät am Abend gewesen, war ganz überflüssig mein Stehen; das Türlein ist zugewesen, der Riegel vorgewesen, habe so wieder müssen gehen.]

Der Toni sagte immer „schein" statt schön. „A scheins Gwond; scheini Mentscha; Scheinheit vageaht." Vielleicht kommt es davon, daß mir schon damals und auch im späteren Leben Schönheit und Scheinheit in einen Begriff zusammenfielen, in den des inhaltslosen Scheines, von dem man sich nicht soll blenden lassen.

Sein Weib hatte immer den Nasenwärmer im Gesicht stecken. Sie war eine der letzten Weiber, die Pfeifen rauchten und sie tat es tapfer wie ein Mann. Sie war dabei sehr ernsthaft und sprach nicht viel,

und unzusammenhängende Erinnerungen diktieren, wenn Sie sie anmerken wollen, dazu entschließe ich mich. Für buchstäbliche Richtigkeit im einzelnen stehe ich nicht gut, das werden Sie bei der Mangelhaftigkeit des menschlichen Gedächtnisses begreifen. Im ganzen soll's aber eine wahre Skizze der Bauerngesellschaft geben, die vor fünfzig und sechzig Jahren in Alpl gelebt und mein bescheidenes Werden beeinflußt hat."

Auf seine Frage, ob er ein solches Diktat dann auch drucken lassen dürfe, verlangte ich nur, daß für diesen Fall einige Namen geändert werden müßten. Von jenem Geschlechte leben zwar nur wenige mehr, aber selbst von den wenigen dürfte es keinem angenehm sein, wenn mancherlei Menschlichkeiten berührt werden, die er mit seinem Namen zu decken hat.

Nach solcher Vereinbarung habe ich vorigen Jahres vom Krankenbett aus innerhalb einiger Wochen die vorstehenden Erinnerungen diktiert, dieselben geben kaum mehr als ein nebelhaftes Stimmungsbild, woran doch die Wirklichkeit einen weit größeren Anteil haben dürfte als Phantasie. Die Trockenheit der Darstellung kann auch als Bürgschaft gelten dafür, daß sie im Alltagssinne wahr ist. Wenn mein Literaturknobler mit diesen Anmerkungen etwas anzufangen weiß, und wenn die Waldheimatfreunde an ihnen eine nachträgliche Ergänzung finden, dann erfüllen sie ja ihren Zweck.

* * *

Denken Sie sich, ich sitze als fünf- bis zehnjähriger Knabe mitten in Krieglach-Alpl, auf jenem alten Gehöfte, das nachher poetischerweise der „Waldbauernhof" genannt worden ist. Das nächste unserer Nachbarshäuser war der obere Kluppeneggerhof. Erwachsene brauchten zu ihm sechs Minuten, Kinder und Hunde die Hälfte. Auf diesem Gehöfte hauste der Thomas mit seiner gestrengen Ehewirtin und mit seinen fünf Kindern. Der Thomas war ein lustiger, gemütlicher Geselle, aber sein Weib brachte ihn eheliebsterweise so weit, daß er sie schlug. Hernach ging sie davon und klagte den Leuten ihr Unglück. Dann kehrte sie heim und wollte ihm den Herrn zeigen. Sie warf ihm den Buckelkorb nach. Da tat er nichts desgleichen. Sie warf ihm den Melkzuber an den Rücken, da schrie er: „Auweh!"; dann hieb sie ihm den Ofenbesen um den Kopf, da blieb er ganz still, legte seine Sonntagsjoppe an und ging ins Wirtshaus. Dort verbrachte der Thomas seine glücklichen Zeiten. Häufig war's, daß er nächtig an unserem Hause vorüberging, heimzu. Er sang Trutzliedeln auf sein Weib. Doch je näher er seinem Hause kam, als dessen Herr und Besitzer er im Grundbuche stand, je schweigsamer und schlichter gehabte er sich. Er strebte nicht der Ehekammer zu, sondern legte sich ins Strohgelaß. Der Thomas ist jungheit gestorben. „Der kunnt noch lang leben, wenn er nicht soviel gesoffen hätt!", sagten die

Diese zwei Bauersleute litten an Arbeitswut. Sie konnten sich nicht genug arbeiten, nahmen sich kaum Zeit zu Mahlzeiten und bald nach Mitternacht begannen sie den neuen Tag. Sie hatten drei Kinder, welche stark verkrüppelt waren. Der älteste, der Patritz, hatte einen solchen Höcker, daß der Josen meinte, er sei höchstens für einen Schneider tauglich. Und so ist dieser Patritz bei meinem späteren Schneiderlehrmeister mein Vorgänger geworden. Nicht selten hat der Meister zwischen dem Buckligen und mir Vergleiche angestellt, die fast nie zu meinem Vorteil ausgefallen sind. Die alte Josenbäuerin hatte eine Eigenschaft, die sie in der ganzen Gegend bekannt und gefürchtet machte. Sie litt an religiöser Schwärmerei und nahm sich trotz ihrer Arbeitsgier manchmal Zeit, in die Nachbarshäuser einzufallen und Bußpredigten zu halten. Ich bekam dabei reichlich meinen Teil ab, denn meine Passion, das Bücher-Lesen, kam ihr verdächtig vor und sie sprach stets ihre beste Zuversicht aus, daß ich in die Hölle kommen würde. Sie ist schon lange im Himmel.

Hinter dem Josenhof im Hochtale stand das Grabenbauernhaus, das ganz abgewirtschaftet war und nur noch eine Person unter seinem Dache barg. Aber was für eine Person! Ich habe sie in jenen Zeiten nicht selten in meinem Vaterhause gesehen. Sie hatte ein breites Gesicht, kleine, zwinkernde Augen und war immer zum Lächeln aufgelegt. Aber sprechen tat sie nicht viel. Es war etwas Geheimnisvolles um ihren ganzen Kreis.

Sie war die beste Freundin meiner Mutter, und meine sechs jüngeren Geschwister soll alle miteinander diese Frau ins Haus gebracht haben. Ja, es ging das Gerücht, daß sie auch mich gebracht hätte. Wenn ich in die Gegend kam, schlich ich gerne um das stille Grabenbauernhaus herum, spähend, den dunklen Dingen auf den Grund zu kommen. Bis ungefähr in mein dreizehntes Lebensjahr mag ich gespäht haben. Um diese Zeit, manchmal auch früher, hört bei den Kindern die Wißbegierde auf, woher sie kommen.

Hinter dem Grabenbauernhof auf dem Berge stand der Peterbauernhof. Der Besitzer desselben war ein Bruder meines Großvaters. Er war ein kleiner, emsiger Mann, mit stark abgeschabter Knielederhose und grünen Strümpfen und mit einem stets bartlosen, munter gemütlichen Gesichtchen. In der rechten Hosentasche hatte er ein schweres Messer stecken und daneben einen messingenen Wetzer baumeln, denn er war der Schlachtmann von Alpl.

Wo eine Kuh, ein Schwein, ein Schaf zu schlachten war, da wurde er gerufen, und es machte mich geradezu an ihm irre, wenn dieser lustige, gutmütige Vetter Peterbauer kaltblütig das Messer ins Fleisch stoßen konnte. In unserem Hause mußte ich ihm beim Ausweiden

und mir fiel es manchmal auf, daß rauchende Weiber wortkarg sind, wodurch der Nutzen des Krautes genug erhärtet erscheint. Das Altenleuthäusel hatte einen heiligen Winkel; in der Tischecke waren viele in Glas gefaßte Heiligenbildchen aufgehängt, und diese Kunstgalerie war es, die mich oft ins Häusel lockte, wo ich manchmal noch ein bißchen Rahm zu schlecken bekam oder gedörrtes Wildobst. Diese alten Leute hatten zwei halberwachsene Buben: den Michel und den Oswald. Und wenn es bei uns viel Arbeit gab, so halfen sie uns für Kost und gute Worte. Wir waren auch oft auf der Weide beisammen und sie wußten allerhand Spielarten. Einmal war es auf der Kuhhalde. Da banden sie mir die Füße zusammen, legten mich sachte auf den Rasen, schrien laut, es kämen Räuber und liefen davon. Der Oswald kam aber bald zurück und sagte, er müsse sich mit mir messen. Er wollte sich so hinlegen, daß er meine Brust drückte; dem wehrte ich mit beiden Händen ab. Dann nahm er mich bei den Füßen, zog mich die steile Halde hinab und gerade mitten durch einen breiten Kuhfladen, so daß ich ein abscheuliches Geschrei erhob. Der Oswald löste mir die Füße und war sofort bereit, die Kleider mit mir zu tauschen; aber ich ging darauf nicht ein, sondern lief, auf das höchste erzürnt, unserem Hause zu, um dort über den Missetäter ein Strafgericht zu erwirken. Der Oswald eilte mir schmeichelnd nach, nannte mich seinen liebsten Kameraden und gelobte, nie mehr etwas dergleichen mit mir zu beginnen. Als das nichts fruchtete, suchte er mich mit Gewalt zurückzuhalten, aber ich entwand mich und eilte in den Hof. Dort ging ich in die Bodenkammer, zog ein anderes Gewand an, gestand der Mutter, daß ich ausgerutscht wäre und Unglück gehabt hätte, und damit war der kritische Fall aus der Welt geschafft. Der Oswald ist erst vor wenigen Jahren gestorben, aber noch in seiner letzten Zeit hat er sich erinnert an die Kuhfladenaffäre und an meine Großmut.

Etwas weiter hin auf der Höhe stand das Josenhaus. Der Josen gab sich als ein einfältiger, täppischer Mensch, hatte es aber faustdick hinter den Ohren, was besonders beim Holz- oder Haferhandel zum Vorschein kam. Für mich hatte der Josen, wenn wir uns begegneten, allerlei Anreden. So sagte er gern: „Petrus, was spricht Paulus?" oder: „Peter und Paul sein zween Faul'," oder: „Peter, wann er nit liegg, so steht er." Wollte er schmeicheln, so nannte er mich „Peter Kettenfeier"; was er damit meinte, das weiß ich nicht. Vielleicht ebenso gedankenlos habe ich später mir den Namen selber beigelegt. An Petrus' Befreiung durch den Engel habe ich kaum gedacht.

Sein Weib sah man immer mit vermummtem Kopfe; sie hatte der Gicht wegen den Kopf stets mit vielen Tüchern umwunden, so daß man von der Alten nichts als die Nasenspitze sah.

Von den Graneckern rechts ab an breiter Bergesböschung stand der Zettelbauernhof. Von dem weiß ich nichts mehr, als daß er in seinem Altenleuthäusel einen merkwürdigen Schuster hatte. Dieser Schuster Ernest litt immer an Bauchweh und sein altes Frauchen mußte alleweil mit ihm auf die Stör gehen, um sein Leiden durch erwärmte Kleienpölsterchen zu lindern. Beide trugen das Mißgeschick mit standhaftester Geduld und wußten durch ihre Anspruchslosigkeit und Bereitwilligkeit sich auch die Geduld der Leute zu erhalten. In bauchwehlosen Zeiten trieb die Ernestin vermittels eines Tragrückkorbes einen kleinen Handel mit Eiern und Geflügel zwischen dem Jakelland und dem Mürztal.

Vom Zettelbauer abwärts in der Talschlucht lag das Müllerhaus. Der Müller hatte neben seinem kleinen Landgütchen eine Mühle mit drei Gängen, womit er denen von Alpl, die keine Mühle hatten, den Roggen und den Hafer mahlte. Der Müller war ein sehr sänftiglicher Mann, ging auch selten an einem Bildstöckl vorüber, ohne eine Andacht zu verrichten, aber der böhmische Schneider Johann, der beim Müller Schnaps trank, denn man bekam einen dort, der sagte einmal bei Betrachtung eines Mautanteils zu ihm: „Du Müllner, du wirst schon auch einmal abhängig werden, von etwas, das höher ist als du." — Der Müller lachte dazu, wie immer, wenn man ihn irgendwie beschuldigte. Das Lachen war seine Verteidigung — und keine schlechte. Ich merkte mir den Ausspruch des Schneiders, obschon ich ihn nicht verstand und erst später, als ich in einem Buche las, daß man im Mittelalter die Müller und Bäcker gerne an den Galgen gehängt hatte, leuchtete mir des Schneiders tiefer Spruch von der „Abhängigkeit" ein.

In diesem Müllerhaus erkrankte eines Tages eine junge Magd, zu der ich den Geistlichen holen mußte. Und nach den Sterbsakramenten, als alles in schweigender Andacht war, rief die Sterbende plötzlich laut aus: „Josef, Josef, du bist mein Verderben, sonst kunnt ich als reine Jungfrau sterben." Dieser Ausruf ist auch etwas, was mir mit gleichsam eiserner Klammer in die Seele geschlagen wurde. Ich wußte nichts weiter von den Verhältnissen der Magd, die wir am dritten Tage begruben. Aber noch heute, wenn ich an den Überresten des Müllerhauses vorbeigehe, fallen mir jene flammenden Worte eines unglücklichen Naturkindes ein.

Unweit des Müllers, etwas mehr in die Sonne gerückt, auf steilem Berghang, stand der Auenhof. Der Auenhofer unterschied sich um ein paar Grade von den übrigen Alplern. Er trug gern schwarzes Gewand, auch werktags; er gehörte zu jenen wenigen, die mit Weib und Kind sich des Morgens vom Gesinde absondern, um ihren Kaffee mit Milchbrot im Herrenstübel verzehren zu können. Er interessierte sich für die Medizin und hatte aus persönlicher Neigung zum Tierarzt

oft helfen, und da sagte er, das Inwendige einer Sau habe die allergrößte Ähnlichkeit mit dem Inwendigen eines Menschen. Da ich das einmal nicht glauben wollte, rief er, mich am Arm fassend: „Das wern ma gleich sehn, wern ma halt amal nachschauen.“ — Da habe ich ihm's auf der Stelle geglaubt.

Von den Bauernhöfen in Alpl standen nicht wieder zwei so nahe beisammen als das des Peterbauer und des Michlbauer, sie hießen zusammen die Graneckhäuser. Dort hörten die Haberfelder und die Wiesen auf. Von ihren Fenstern aus sah man nur ein Wasser, das sich durch das letzte Wieslein hinabschlängelte, und weiterhin Waldwildnis, nichts als Waldwildnis. Der Michlbauer baute zu jener Zeit sich ein Wohnhaus. Das uralte war vermodert über den Einwohnern, so daß der Moderstaub bei jeder leisen Erschütterung den Leuten in die Suppenschüssel schneite. Von unserer Bergeshöhe aus hörten wir nun ein ganzes Jahr lang das Pochen und Hämmern der Zimmerleute, bis der Dachstuhl mit seinem Sparrengitter schneeweiß herüberleuchtete. Dieses Leuchten des weißen Dachstuhlsparrens hat einen der wonnigsten Kindeseindrücke in mir hinterlassen; ich weiß mir heute noch keine Rechenschaft zu geben, warum es mir so freudig und feierlich vorkam, daß der Michlbauer sich ein Haus baute.

Vielleicht war's auch darum, weil man sah, daß von allen anderen Bauernhöfen her schmuckgekleidete Mägde gegen das neue Haus zogen, mit großen Kopfkörben, in denen die Nachbarn Weißbrot, Milch, Butter und Speck schickten als Beitrag zur Verköstigung der Zimmerleute. Damals hat's noch keine Versicherungsanstalten gegeben; doch wenn einem was passierte, wenn er auf Hilfe anstand, da war er nicht verlassen, da sind alle für einen eingetreten. Noch als dritter Granecker, der schon im Walde stand, war ein Forstmann, der Saufüssel genannt. Das war ein fremder, eingewanderter Jägersmann, der für die Gutsherrschaft die Forstverwaltung besorgte und den Wildschützen die Finger wegschoß. Der Mann behauptete, alle Alpler wären Wildschützen, nur daß sie sich nicht erwischen ließen; und da er denn einmal einem im Gesicht geschwärzten Hasendieb den Daumen wegschoß, ohne daß er ihn weiter erwischte, triumphierte er: „Na jetzt werden wir's bald sehen, welchem der Finger fehlt.“ Aber in ganz Alpl fehlte keinem ein Daumen.

Alpl war damals zu vier Seiten, also ringsum, besetzt mit Jagdhäusern als Zwingburgen für Wildschützen. Die Menschen waren nicht von der Polizei geschützt, aber die Hasen und Rehe. Zu wundern war es nur, daß man manchmal alle möglichen Leute als Wilderer eintrieb, die sich irgendwie verdächtig machten, nur nicht die Wildschützen selber. Ein paar solcher Gesellen waren schon unter uns, wir kannten sie recht gut, aber sie starben an Altersschwäche, bevor sie verraten wurden.

Ich meinerseits dachte mir bei seinem Anblick: Was der schon für liebe Tierln erschossen hat, so einer sollte gar nicht bei unserem Tisch sitzen. Ich wußte freilich nicht, daß wir bei seinem Tische saßen und daß er zu jeder Stunde das Recht hatte zu sagen: „Packt zusammen und schaut, daß ihr weiter kommt, ich brauch den Tisch zum Knödlessen."

Der nächste Bauer war der Holz-Martin. Sein Haus stand hoch auf dem Berg, meinem Heimatshause fern gegenüber, und wenn der Nordwind leise strich, konnten wir den Hilferuf vernehmen des alten Holz-Martins, wenn er von seinem Weibe mit einem Brennscheit ums Haus gejagt wurde. Auch das kleine, hastige, stets gemütlich dreingrinsende Martinlein hielt sich gerne bei unserem Tisch auf, wenn die Schule in seinem Hause war. Dieser Tisch war ihm eine Art Gottesfriedenkreis, wo er von seiner Eheliebsten nichts besonderes zu fürchten hatte, solange der Lehrer in seinem Regimente war. Dann allerdings machte sich der Alte mit der Schuljugend davon. Übrigens spielte er die Rolle des Siemandls weniger gezwungen als aus freiwilligem Humor. In seiner weichmütigen Art war ihm als leidendem Teile das Selbsterbarmen ein Bedürfnis. Im Ernstfalle aber bekam die Schläge sie. Das Weib des Holz-Martin war auch unter dem Namen die Essigbäuerin bekannt, weil sie bei ihren Mägdekammern die Türangeln mit Essig befeuchtete, denn die jungen Mägde hatten die Gewohnheit, diese Angeln mit Butter einzuölen, wodurch sie eine Eigenschaft bekamen, die durch den rostenden Essig reichlich aufgehoben wurde. Grell lärmte jede Tür auf, so oft jemand Unberufener in die Kammer trat. Die Bäuerin behauptete, bei Mägdekammern sei der Essig ein weit besserer Schutzengel als der „Weihbrunn". Die beiden Martinsleute waren übrigens wohl gelitten. Wenn sie bei Hochzeiten schöne Lieder sangen, da waren sie auch in Harmonie miteinander.

Unterhalb des Holz-Martinhauses, in ein feuchtmooriges Wäldchen hineingebaut, stand die „Zigeunerkeuschen". Die Einwohner waren Schustersleute. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß sie irgendwo in der Gegend als Schuster gearbeitet hätten; auch war gerade nicht viel Zigeunerhaftes an ihnen, als daß sie eingewanderte Leute waren, die ein herrisches Gewand trugen, etwas bräunliche Gesichter hatten und nie Fühlung mit der übrigen Einwohnerschaft bekommen konnten. Die Kinder dieser Leute schrieben sich „Finger" und hatten unter dieser Benennung weit mehr zu leiden als unter dem Titel „die Zigeunerschusterskinder". Diese Kinder waren schreckig und ängstlich, ließen sich mit uns nie in Spiele ein. Wenn sie bei sich zu Hause waren, so warfen sie die wenigen Kleider, die sie sonst am Leibe trugen, von sich und liefen in Hütte und Wald nackend herum. An die Haustür

studiert, weil er sagte, die Tiere wären besser und dankbarer zu behandeln als die Menschen; und ich glaube selber, daß ich erklecklich geschimpft haben würde, wenn er mir, wie seinen Ochsen, das aufgelöste Glaubersalz oder das Pechöl maßweise in den Rachen geschüttet hätte. Doch war der Auenhofer ob seiner Kunst weit gesucht, und wenn er einmal mit einem Tier Unglück gehabt hatte, so deutete er es dahin, als sei es ihm eben nicht dafür gestanden, die Kur mit größerer Genauigkeit auszuführen. Der Auenhofer hatte sich nebst dem Kaffee auch noch einer anderen Kulturerrungenschaft zu erfreuen und ließ es gerne hören, daß er bei der steirischen Sparkasse Kredit habe — schier um tausend Gulden. Um solches Ansehen haben sich allmählich auch andere Alpler-Bauern beworben.

Ein paar Jahre vorher, als ich zum Bewußtsein trat, hatte die Familie des Auenhofers ein großes Unglück getroffen. Der Alte, der Vater Auenhofers, war eines Tages mit seinen halberwachsenen lustigen Töchtern in den Wald hinaufgegangen, um eine Riesenfichte zu fällen, die hoch über alle Bäume in die Gegend hinausgeragt hatte und nun bestimmt war, im Winter die Hausstube zu wärmen. Während der Arbeit, durch einen Windstoß, fiel der Baum unrichtig und zerschmetterte die beiden Mädchen, die nicht mehr ausweichen konnten. In einer Bettplache haben sie knochenweise nach Hause getragen werden müssen. Ich habe an dieses Unglück denken müssen, so oft ich den Auenhofer, der also seine Schwestern verloren hatte, zu Gesichte bekam und war wohl der Meinung, daß er immer nur deshalb sein schwarzes Gewand am Leibe getragen habe.

Der Auenhofer war es auch gewesen, der dem alten hausierenden Schullehrer Michael Patterer ein kleines Schulhaus baute. Doch ist die Schule nach des Lehrers Tod wieder aufgelassen worden, und der Auenhofer ging, obwohl er das Haus vielleicht im letzten Sinne für sich selbst als Altenleutstübel bauen ließ, von Alpl fort, ins breite Tal, wo er an der fremden Welt bald vergangen ist.

Bisher sind wir auf der Schattseite von Krieglach-Alpl gewesen, jetzt wollen wir zur Sonnenseite, wo die Bezirksstraße geht, an die sich wie Perlen an der Schnur Häuser und Höfe reihen.

Das erste dieser Häuser, zum Ofenberger. Ein Jagdhaus, an dessen Außenwände die Raubvögel der vorhergegangenen Jahrzehnte ihr fahles Geflügel angenagelt reckten. In dieses Haus, sowie in mehrere nachbarliche, war ich als Schulknabe oft gekommen zum hausierenden Lehrer. Da saß denn der kleine alte Jager Hansl pfeifenschmauchend an der Tischecke und beobachtete schmunzelnd die jungen Weltbürger in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen, und guckte jedes Büblein wohl auch darauf hin an, ob nicht etwa ein Wildschütze in ihm stecke.

der Gemeinde. Wo es einen Zwist, einen Handel, eine Feindseligkeit gab, da ging man dieses Weib, die Donnerhoferin, um Vermittlung an, und sie schlichtete mit gutmütigem Gebrumme und zu gegenseitigem Wohlwollen jeglichen Streit. Einmal hatte diese Kleinbäuerin selbst über den Ortsrichter ein Urteil gefällt, und er fügte sich. (Schluß folgt.)

Der Weg in den Himmel.

Von **Josef Wichner, Krems.** Nachdruck verboten.

Kennt Ihr die Wohnungen des Elends im Arbeiterviertel der Großstadt?

Wenn nicht, so kommt mit mir zum Vinzenz Larcher, dem Tischlergesellen, der den Tod in der Brust hat, und zu seiner Frau, der Anna, die es eben überstanden hat, und zur kleinen Rosi, dem vierjährigen Töchterlein mit der unheimlich weißen Haut und den lichtblauen Äderchen und den zwei Röserln auf den Wangen, die kundige Leute, wehmütig nickend, Friedhofsröserln nennen.

Ihr müßt, wenn Ihr die Schwelle des alten, schmutzigen Hauses in der alten, schmutzigen, engen, von muffigen Trödlerwaren, Käseduft, Schnapsbrodem, Kindergeschrei und Weibergezänke erfüllten Gasse überschritten habt, in die Kellerräume hinabsteigen.

Denn ein Hausherr, der aus der Armut die höchsten Zinsen herausschinden will, der muß den Raum ausnützen, und so ist das alte, baufällige Haus des dicken Selchermeisters Felix Schlaghammer mit kleinen Parteien, deren manche immerhin sechs bis acht Köpfe und einige Bettgeher zählt, vollgepfropft vom Keller bis zum Giebel, und nachts liegen sie drin wie die Heringe in der Tonne, stumpf und dumpf, ohne Luft und ohne Licht, was tote Tierheringe allerdings überhaupt nicht brauchen, lebende Menschenheringe aber immer, letzteres wenigstens bei Tage.

In des Selchermeisters Hause sind viele Wohnungen, obschon er durchaus kein himmlischer Vater, sondern ein gar gestrenger Verwalter seines irdischen Besitztumes ist. Hier bezahlt man den Zins Woche für Woche im vorhinein. Jeden Samstag abends, wenn die Arbeiter mit dem Wochenlohn aus den Fabriken und Werkstätten kommen, sitzt Herr Felix in der Stube, wo die „Feuerfeste" wohnt, über einem großen Buche, und wer die Rechnung nicht pünktlich bei Heller und Pfennig begleicht, der wird am nächsten Samstag, ob schön — ob Regen, an die Luft gesetzt. Es kommt wohl, zu seiner Ehre sei es gesagt, vor, daß dem Herrn Felix das Herz weh tut, wenn er einer halbverhungerten Familie das einzige Bett auf die Gasse werfen läßt, aber er ist verständig genug,

der Zigeunerhütte waren Bilder genagelt von der Schlacht bei Leipzig, welche ich mir auf meinem Schulwege immer gern näher betrachtet hätte, was aber wegen eines bestimmten scharfen Geruches, der die Zigeunerhütte umgab, nachgerade unmöglich war. Dieser Geruch schien der armen Leute Schutz zu sein, er schnitt möglichst jeden Verkehr ab und sonderte also strenge die Eindringlinge von den Alplern. Viel später in meinem Leben, zu Pilsen in Böhmen, war ich einem der einst so kleinen Finger begegnet, als hübschem stattlichen Mann und Beamten des dortigen bürgerlichen Bräuhauses. Von einem gewissen Heimatsgefühle bewegt, hatte er sich mir, der dort eine Vorlesung hielt, vorgestellt. Und wir fühlten uns sofort in der Fremde als intimste Landsleute, während wir einst in der Kindheit Heimat urfremd aneinander vorübergegangen waren.

Etwas weiter unten stand der Steinbauernhof. Er stand an der Straße und hatte mit Kohle an seine Haustüre geschrieben: „Wer sein Haus baut an der Straßen, muß die Leute trinken lassen." Es war ein Wirtshaus, aber nur bedingungsweise, das heißt, wenn die Leute auf dem Feld nicht zu tun hatten, oder wenn die Steinbäuerin den Kellerschlüssel nicht verloren hatte. Gewöhnlich, wenn junge frische Leute oder gar solche, die auf dem Wagen dahergefahren kamen, Wein haben wollten, hatte sie den Schlüssel verloren und nur im Mostkrug sei noch ein guter Rest vorhanden. Anders der Steinbauer. Wenn jemand Most bei ihm verlangte, so hatte er nur den Schlüssel zum Weinkeller zur Hand. Beim Steinbauer war jährlich einmal Christenlehre. Da kam irgendeines Herbstsonntagnachmittags aus Krieglach der Kaplan, setzte sich in der Zechstube unter die Leute, hielt irgendeine christliche Auslegung. Ein Kaplan fragte bei dieser Gelegenheit die Alten wie die Jungen ein wenig nach dem Katechismus aus. Der hatte sich aber schon im nächsten Jahre zu beklagen, daß bei seiner Christenlehre die Leute ausblieben, worauf ihn der Pfarrer auslachte: „Das wern's Ihnen wohl denken können, warum. Ich brauch' die Leutln nicht zu examinieren, ich weiß auch so, daß sie nichts können." —

Der nächste am Steinbauer war der Höckel. Ein junger, derber unsauberer Bursche; wollte man mit ihm auskommen, so mußte man ihn übersehen und überhören, und so wollen auch wir ihn übergehen. Trotz seiner überaus zynischen Art war er als Arbeiter sehr beliebt, ihm war kein Baum zu dick und kein Stein zu schwer und kein Stier zu stark, er bewältigte alles.

Des Höckel weitere Nachbarin war die Maria Theresia von Alpl. Eine alte Witwe, die ihren Hof mit dem großen Gesinde ganz allein beherrschte. Am Sonntag war ihre stattliche Gestalt in dunklen, rauschenden Seiden auffallend würdig. Auf dem Kirchwege war sie stets von mancherlei Leuten umgeben, die ihr Anliegen vortrugen, als wäre sie die Richterin

Eheringe, und wie's nichts mehr zu versetzen und zu verkaufen gab, da hat die Frau doch ein Einsehen gehabt und hat die Augen geschlossen . . . für immer.

Und nun liegt sie da, vom Tode gestreckt, eben erkaltend, ein Gerippe mit Wachshaut überzogen, im starren Antlitz das Zeichen schwerer körperlicher und mehr geistiger Leiden, denn — stirbt eine Mutter von Mann und Kind, so ist's ein mehrfaches Sterben. Nicht viel über dreißig Sommer hat sie gelebt . . . hier liegt eine Greisin von siebzig Jahren, in den gefalteten Knochenhänden ein Heiligenbildchen, das der Sterbenden einzige Hoffnung, die Hoffnung auf ein Wiedersehen, kündet, der einzig versöhnende Lichtstrahl in dieser Dunkelkammer unsäglicher Leiden und Menschenelendes.

Doch nein . . . noch ein Symbol der Hoffnung in aller irdischen Hoffnungslosigkeit: auf wackeligem Stuhle brennt in rötlichem Glase, von übelriechendem Baumöl zehrend, ein Armenseelenlichtlein . . . Leben im Tode.

Auf dem rissigen, modernden Boden kniet der Larcher, den Oberleib über das Sterbelager gebeugt, das Gesicht, auf dem das Fieber durchwachter Nächte, eigener Krankheit und seelischer Marter wie Feuer brennt, in die weiß- und rotgestreifte Decke vergraben. Ein namenloser Schmerz schüttelt den hagern Leib, ein Schluchzen, ein unmenschliches, fast tierisches Heulen dringt durch die Decke gedämpft an unser Ohr.

So schluchzt, so heult der Wahnsinn hinter Gittern der Irrenanstalt.

Und in all dem fassungslosen Schmerze zieht die Geschichte seiner Liebe, die Leidensgeschichte seiner Ehe an dem verwirrten Geiste vorüber.

Wie das schon so geht, die kleine, schmächtige, schwächliche Näherin und der hagere, gutmütige Tischlergeselle, beide Waisen und beide einsame, stille Seelen in der brandenden und brausenden Millionenstadt, hatten sich gefunden und hatten sich liebgewonnen und kamen aus dem glückseligen Staunen gar nicht heraus, daß auf einmal zwei Herzen für einander schlugen, daß ihr zuvor so einsames Leben und Streben nun lebens- und strebenswert, daß die Stadt mit den ewig langen Gassen, das Land mit seinen Wiesen und Feldern, der Frühling mit seinem Blumenduft und Vogelsang, der Sommer mit seiner reifenden Hitze, der Herbst mit seinen Stürmen, der Winter mit seiner glitzernden Decke hundertmal schöner war, seitdem der Vinzenz seine Annerl an Sonn- und Feiertagen durch all die Herrlichkeiten der Stadt und ihrer Umgebung führte.

Nun erst hatte es einen Zweck, zu arbeiten mit Hand und Herz Jahr für Jahr, einen Zweck, zu darben und einen Silberling nach dem anderen in die öffentliche Kasse zu tragen, bis es reichen würde zu einem lieben kleinen Neste für Leben und Sterben.

Wenn die Annerl mit der schmalen Brust halbe Nächte über die Maschine gebückt saß und ihr die Augen brannten und ein stechendes

dem Herzen Schweigen zu gebieten; denn die kalte Dame mit dem dreifachen Schlosse vor dem Munde mag von solchen Regungen ein für allemal nichts wissen und, wenn er auch der Kunstsprache der Rechtsgelehrten nicht mächtig ist, so hütet er sich doch instinktiv, einen „Präzedenzfall“ zu schaffen.

In dem Hause des Herrn Felix gibt es, obschon die Mieter zumeist fast nichts zu kochen haben, merkwürdigerweise gar viele Küchen: Küchen unter der Erde und Küchen über der Erde, Küchen in den Stockwerken und Küchen im Dachgeschoße, und so ein Familienvater zur Küche noch ein Zimmer zu mieten in der Lage ist, gilt er als Nabob und ist ständig in Gefahr, von den Hausgenossen auf Schritt und Tritt angepumpt zu werden.

Eine Küche ist in solchen Häusern ein gar verwendbar Ding. Wo man kocht, wenn auch nur Kaffee und Sterz, da kann man doch auch essen, und wo man ißt, da kann man doch auch schlafen, und so ist die rauchige Küche mit dem wackeligen, dünnbeinigen Eisenherde die Summe aller Wohnbedürfnisse der kleinsten Leute.

Also . . . wenn Ihr zum armen Larcher wollt, müßt Ihr von der Schwelle aus in die Tiefe steigen . . . auf gewundener, feuchter Steintreppe durch selbst bei Tage beängstigendes Dunkel an naßkalten Salpeterwänden Euch hinabtasten. Dann nimmt Euch ein schmaler, langer Gang auf, an dessen Ende ein dämmernder Fleck, einem ölgetränkten Bogen Papier ähnlich, hinter dem ein Kerzchen brennt, sich als Fenster und Lichtquelle ausgibt. Links und rechts vom Gange Tür an Tür. Sie schließen Holzverschläge, Kohlenkammern, Waschküchen, Wohnungen ab. Die vierte Türe zur Linken führt in die Küche, will sagen, in die Wohnung des Larcher. Schloß ist keines mehr an der Türe, ist abgerostet, und der Hausherr läßt für das „Gesindel“ nichts richten. Dauert so nur mehr einige Jahre, so muß die Stadtgemeinde unerläßlicher Regulierung halber die Lotterhütte einlösen . . . wird ein teures Haus sein: vernünftiger Bürgersinn ist möglichste Ausnützung der Allgemeinheit durch den einzelnen.

Für die Larcherischen genügt übrigens ein Riegel . . . zu stehlen gibt's in diesem Raume, von dessen kahlen Wänden große Flecke des Malters abgefallen sind und an dessen einzigem Fenster nahe der Decke in einem fort Füße vorüberschreiten und lange, bewegliche Schatten hineinwerfen, schon lange nichts mehr. Ist bei der langen Krankheit der Frau und weil der Mann mit seiner halben Lunge seit Monaten keine Arbeit mehr finden kann, ein Stück des Hausrates nach dem andern ins Leihhaus gewandert und dort verfallen oder zum Trödler.

So die Uhr, da sie hier ohnedies keinem Glücklichen schlägt, dann die paar Bilder, dann ein Bett, ein Kasten, die besseren Kleider, die

tröstet in all seiner Trostlosigkeit: „Mußt nicht weinen, Schatzerl lieb's; die Mutter, weißt, die ist jetzt im Himmel!"

„Im Himmel?" fragt das Kind träumerisch und schon bleibt die letzte Tränenperle in den Wimpern hängen. „Wo die lieben Engerln sind? Und das Christkind? Und, gelt Vaterl, im Himmel, da ist's fein warm und da gibt's zu essen Weißbrot und Guterl und . . . alles?"

„Ja, ja, mein Kind, und alles!"

„Und, gelt, die Mutter tut im Himmel auch nimmer husten?"

„Nein, mein arm's Hascherl, sie hustet gar nicht mehr . . ."

„Tut sie 'leicht wieder singen? Weißt . . . ‚Schlaf, Kinderl, schlaf!' . . . und . . . ‚Es blüht ein blaues Blümelein' . . . und das von der Himmelmutter?"

„Ja, ja, das singt sie und noch viele andere Lieder . . . du glaubst gar nicht, wie schön!"

Da umschlingen die zarten Ärmchen mit sehnsüchtigem Zittern den Hals des Vaters und der verlangende Ruf dringt ihm tief in die Seele: „Vaterl, lieb's Vaterl, ich will auch in den Himmel!"

Der Mann stutzt! Dieses Wort, dieses Kindeswort: „Ich will auch in den Himmel!"

Die Verzweiflung, die in der dunkelsten Ecke der Kammerküche sitzt, starrt ihn mit Mörderblick an, streckt die Krallen gegen ihn aus.

Und des Mannes Antlitz verzerrt sich, er beißt sich auf die Lippen, daß sie bluten, der gepreßten Brust entringt sich der Schrei der todwunden Seele: „Herrgott, Herrgott, ich weiß mir nicht anders zu helfen!"

Und dann leuchtet aus dem fahlen Antlitz, den tiefliegenden Augen eine unheimliche Ruhe, die Entschlossenheit des Irrsinns, und er wird auf einmal so heiter, daß das Kind wieder staunen muß.

„Na . . . also . . . Schatzerl, in den Himmel willst? Zur Mutter? Recht hast, und gleich wollen wir uns auf den Weg machen! So . . . da hängen wir unserm Mausi noch das Tucherl um, daß es nicht frieren muß, und dann . . . dann löschen wir das Lichterl aus. So . . . jetzt ist die Mutter ganz fort . . . ganz im Himmel, und meine Rosi wird bald bei ihr sein und mit den Engerln spielen und lauter Gutigkeiten essen und süßen Himbeersaft trinken wie im Sommer, da wir die Beeren im Walde gepflückt und daheim ausgepreßt haben."

Und er verläßt die Sterbekammer und tritt in die beginnende Dezembernacht hinaus. Gleich einem langen Bande schaut der sternenbesäte Himmel in die Gasse herab.

Die Rosi ist überglücklich. Sie huscherlt sich an des Vaters Brust und jubelt: „Ei, wird das schön sein! Und schau, schau, die Engerln haben schon die Lichterl an'zündt, daß wir den Weg gewiß finden! . . . Ist's weit bis zum Himmel, Vaterl?"

Hüsteln zur Ruhe mahnte, dann sagte sie im Selbstgespräche: „Nur diese Nacht noch und jene Nacht noch ... es ist ja alles für meinen guten Vinzenz!“

Und der Vinzenz sägte und hobelte und raspelte Tag für Tag den feinen Holzstaub in seine Lunge, und wenn die Arbeit drängte, leimte und klopfte und polierte er halbe Nächte und machte Zukunftspläne und bastelte in freien Stunden die Einrichtung zusammen, deren ein glücklich-liebend Paar auch in der kleinsten Hütte bedarf.

Es geschah aber, daß sie sich zu sehr liebten. Gott, der der Sünderin verzieh, hat's ihnen gewiß auch verziehen, vorab da der Vinzenz sagte: „Jetzt, Annerl, gehören wir erst recht zusammen und jetzt können und wollen wir nimmer zuwarten ... das Kind muß Vater und Mutter in Ehren haben und Larcher muß es heißen!“

So haben sich zwei kränkliche Leute geheiratet, so hat die Annerl ihrem Manne ein schwächliches Roserl geboren und so ist's bergab gegangen mit der herzlosen, unerbittlichen Notwendigkeit des Naturgesetzes.

So liegt der kranke Mann, über die geliebte Tote gebeugt, vom Jammer geschüttelt, im Kellerloch, und es ist doch nur gekommen, was er seit Jahren hat kommen sehen, was er, wenn ihm selbst bei der Arbeit der Atem versagte und die Hand lahmte, in sich verbissen hat, was kein Arzt hat aufhalten können, der Armenarzt schon gar nicht ... so wenig wie eine Sonnenfinsternis, die da zur Sekunde eintritt, und wenn sich die ganze Menschheit ihrer erwehren will.

Und es sind nicht einmal die Mittel da, die arme Annerl zu bestatten ... der Tod ist fürchterlich teuer! Nichts ist mehr da ... nicht einmal ein Brot in der Lade, nichts mehr als ein Mann, der den Tod in der Brust trägt, und ein herzliebes, unheimlich schönes Kind mit den Friedhofsrosen auf den Wänglein.

Das Kind steht zwischen dem Vater und dem flackernden Lichtlein und wundert sich mit den großen blauen Augen und weiß nicht, warum die Mutter heute gar so lang schläft und warum der Vater heute gar so viel weint. Endlich packt die Verzagtheit auch das kleine Herzchen, das Mündchen krümmt sich und das Kind weint auch: „Vaterl, lieb's Vaterl, wacht denn die Mutter gar nicht auf?“

Der Silberton klingt wie ein Glöcklein durch das naßkalte Kellerloch, er dringt ins Ohr des verzagenden Mannes und weckt ihn aus der Betäubung namenlosen Schmerzes. Er stemmt sich mit der Linken auf die Bettlade, steht mühsam auf und wirft einen irren Blick auf das Kind. Dann schüttelt er mit einem plötzlichen Ruck das Haupt wie einer, der aus dem Halbtraume sich zur vollen Besinnung zwingt, er beugt sich, senkt die Arme und hebt seine Rosi vom Boden auf, drückt sie krampfhaft an die Brust, streichelt liebkosend die Wänglein und

Der Polizeimann steht „Habt acht!“ „Zu Befehl, Herr Präsident!“ Und er folgt dem Larcher in einiger Entfernung . . .

Die Rosi hat heute den schönsten Tag ihres Lebens. Solche Zuckerln sind noch nie zwischen den weißen Mauszähnchen auf die leckere, rosige Zunge spaziert.

„Vaterl, sind die aber gut! Magst nit kosten? Die hat ganz gewiß das Christkind 'backen . . . gelt ja?“

„Freilich, freilich, das Christkind! Aber — im Himmel gibt's noch viel, viel bessere . . . freust dich wohl schon recht auf den Himmel?“

„Und wie ich mich freue! Kaum erwarten kann ich's, bis ich wieder beim Mutterl bin! Aber — bessere . . .“

Sie bezweifelt, daß es überhaupt noch bessere Zuckerln geben könne. Wenn sie schon das Christkind backt, sind sie ja himmlisch!

Und Vater und Kind kommen zur Brücke, die sich über den Strom schwingt. Längs des Stromes stehen die Häuserreihen mit den zahllosen Lichtfenstern, blitzen die Bogenlampen und drüber funkeln die ewigen Sterne und der Strom ist all des Lichtgewirres beweglicher Spiegel.

„Vaterl“, fragt das Kind mitten auf der Brücke, „ist das der Weg zum Himmel?“

„Ja . . . ja . . . und er ist gar weich und wohlig . . . grüß . . . grüß mir die Mutter!“

Und er hebt die jubelnde Rosi mit gestreckten Armen über's Geländer und . . . ein Schrei . . . ein Aufschlagen . . . der Strom trägt ein Fetzenbündel auf seinen Wogen dahin!

Und im nämlichen Augenblicke wieder ein Schrei — aus des Mannes brechendem Herzen: „Jesus, Maria rein, was hab' ich getan!“

Und er schwingt sich über's Geländer und schwimmt mit dem Aufgebote seiner letzten Kräfte dem Bündel nach . . . Gott kann es nicht zulassen, daß er an seinem Kinde zum Mörder wird!

Vom Ufer aber löst sich ein Nachen, bald hat er den mit den Wellen ringenden Mann erreicht, der das Fetzenbündel mit der Rechten krampfhaft festhält, Vater und Kind werden in den Kahn gezogen und am Ufer von Polizeileuten bewußtlos ans Land getragen.

„Na“, sagt einer der Retter, „so ein herzloser Haderlump! Wirft der sein eigenes Kind ins Wasser!“

„Ist ihm aber doch selber gleich nachgesprungen“, wendet ein anderer ein, „hat's wohl gleich bereut und hat sein Kind wieder 'rausfischen wollen.“

„Oder . . . untertauchen“, lacht der Pessimist sarkastisch, „lehr' du mich das Gesindel kennen! Wär' jedenfalls besser für ihn, wenn er ersoffen wär'.“

„O nein, mein Kind, nur durch fünf — sechs Gassen und ... dann zum Strom ... und auf die Brücke ... und dann bist auch schon im Himmel. Und lustig soll dir die Reise werden! Sollst noch deinen Himmel, deinen Kinderhimmel auf der Welt haben und sollst's fast gar nicht merken, wie du in den Himmel drüben kommst. Weißt, jetzt gehen wir durch die Prunkstraße. Da ist in allen Auslagen hinter den großen Spiegelscheiben das Christkind drin mit tausend Lichterln in allen Farben und tausend wunderschönen Sachen, und da kannst du dir alles wünschen und sollst's heut' noch haben ... im Himmel!"

Und wie der gute Vater gesagt hat, so ist es auch. Hinter den gewaltigen Scheiben der Prunkstraße liegt und steht und hängt, von unzähligen Glühlampen feenhaft beleuchtet, alles, was große und kleine Kinder erfreuen mag, schöne Kleider, herzige Puppen, glitzernde Juwelen, unsagbar süße Zuckerln, lebensgroße Frauen mit Wachsköpfen, das Christlein in der Krippe und der Nikolo mit einem brennenden Lichterbaum, und einmal sogar der Herr Kaiser als Offizier und mit einem gar so lieben, freundlichen Gesicht ... rein Busserl möcht' ihm die Rosi zuwerfen.

„Vaterl", fragt sie, „ist das 'leicht der Himmelvater?"

„Nein ... nur der Erdenvater! Der weiß vom Larcher und seinem blutigen Elend nichts ... kann's auch nicht wissen. Aber, Rosi, da ... da sind dir schon ganz himmlische Zuckerln drin ... da kaufen auch nur die Prinzessinnen. Gelt, da schaust, und gelt, da möchtest schlecken?! Wart ... jetzt ist schon alles eins ... jetzt mußt einen Vorgeschmack des Himmels bekommen, bist ja meine Prinzessin!"

Und entschlossen geht der Larcher auf einen vornehmen Herrn zu, der ihm im Stadtpelz und Zylinderhut entgegenkommt.

„Herr, erbarmen Sie sich dieses unschuldigen Kindes und schenken Sie mir eine Krone ... es will auch sein Christkind haben!"

Ob nun die Überraschung, gleich um eine Krone angebettelt zu werden, oder der unheimlich irre Blick des hohlwangigen, blaßen Bettlers oder das herzige Gesichtlein, das gar lustig aus den Lumpenfetzen hervorguckt, die feine, behandschuhte Hand zur Börse leitet ... genug, der Larcher erhält das Geld und kauft in dem ersten Zuckerwarengeschäft der Großstadt wenige Stücke der besten Zuckerln, und die Rosi lutscht und schmatzt mit all der Seligkeit, deren nur ein Kind fähig ist, das, ganz Gegenwart, im Augenblicke des Glückes lange Jahre des größten Elendes vollkommen vergessen hat und an die Zukunft so wenig denkt, wie das Kätzchen bei der Milchschüssel.

Der Pelzherr aber winkt den nächsten Wachmann zu sich: „Sie ... gehen Sie einmal dem Manne dort mit dem Kinde nach ... sein Blick ist der eines Menschen, der mit dem Leben abgeschlossen hat."

Der Giftableiter.

Eine Sondergestalt aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

In meiner Jugend bin ich alt gewesen, sowie ich in meinem Alter jung bin. Schon sehr jung, denn am wohlsten ist mir bei Kindern. In meiner Jugend habe ich, unter Ausnahme von ein paar Freunden, mit Altersgenossen wenig zu tun gehabt. Sie waren mir zu laut und zu herrisch, zu unruhig, zu grobwitzig, zu boshaft, zu ausgelassen. Viel lieber hielt ich es mit alten Leuten, die eine freundliche Heiterkeit, ein schalkhaftes Benehmen, einen stillen Humor hatten — wobei es zu lachen gab, ohne daß der Alte das runzelige Gesicht verzog. Alte Leute, die ernsthaft und zutraulich mir aus ihrem Leben erzählten und sich baß wunderten, daß so ein jung Bübel andächtig zuhörte und sich nicht ein bißchen fürchtete, mit guten Lehren versehen zu werden. Bei den Alten war ich auch sicher, nicht ausgespottet zu werden, während junge Leute, Mädeln wie Buben, mich immer auslachten, weil ich so täppisch war und schüchtern und weil jeder Witz, den ich machen wollte, mißlang. Das Spaßigsein war mir lieber als das Witzigsein, und spaßig waren alte Leute. Wenn die eine Taurigkeit spaßhaft behandelten, so gefiel mir das unbändig. Wollte ein Junger einmal so was machen — was Ernstes lustig vorbringen — da kam's allemal lümmelhaft und frevelhaft heraus; und bei den Alten war ein wehes Lächeln so lieb, daß man darüber vor Mitleid weinen konnte. Und das gefiel mir.

So wich ich im Kirchgange und auch sonst stets den jungen Burschen aus auf hundert Klafter, und den Dirndln auf zweihundert, und ging rasch dahin, bis ich einen alten hinkenden Knecht erreichte, oder eine alte buckelige Magd, die deshalb gerne einsam dahinwackelten, weil sie wußten, daß sie anderen doch nur zum Gespötte waren.

„Laßt euch nur Zeit, Seppel!" mit solcher Anrede grüßte ich den Eingeholten. Oder: „Stad gehen, stad gehen, Mariandl!"

Da blieb dann so ein kümmerliches Leutel stehen, schaute um, schaute dankbar auf das Bübel, das nicht zu hoffärtig war, um es anzureden. Und dann hub ein gelassenes Plaudern an, und das zwölfjährige Knäblein konnte seine Rede so klug und bedächtig und sittig setzen, als wäre es ein Alter, und kam sich dabei schier vor wie ein Mensch, der dann nicht ohne stillen Hochmut auf die vorüberjohlenden Burschen schaut, die es erst werden sollten. Manchmal war es, daß so ein Greis irgendein Bündel trug, oder die Greisin einen Korb mit Gewand oder Lebensmittel. Und wenn ich merkte, daß so eins darunter schnaufte, so bot ich mich an, die Last abzunehmen, in der heimlichen Hoffnung, der gute Weggenosse würde sie ja so nicht hergeben. Zumeist täuschte

Und schon ist ein Wagen der Rettungsgesellschaft zur Stelle. Das Kreuz schimmert blutigrot von den Gläsern der Laternen in die frühe Winternacht hinein. Kreuzträger jeder Art und solche, denen des Kreuzes Last zu schwer geworden, aufzunehmen, ist des Wagens Bestimmung.

Bald sind die dem eisigen Strome entrissenen Menschenkinder von geübten Händen geborgen, der Wagen eilt auf unhörbaren Gummirädern durch Straßen, Gassen und Gäßchen, vor der Majestät des Unglücks staut sich für den Augenblick der lärmende Verkehr der Großstadt und dann nimmt das Haus, in dem man kranke Verbrecher für den Tag des Gerichtes pflegt und heilt, den Vater, das Haus idealer Barmherzigkeit und reiner Kindesliebe die Tochter auf.

* * *

Bei dem Larcher war die Pflege vergeblich. Der Arzt klopfte ihn tags darauf amtsgemäß ab, stellte eine Lungenentzündung fest und sprach ihm, der ohnedies nur eine halbe Lunge hatte, das Todesurteil. Das Protokoll des Untersuchungsrichters wurde, weil der „Inquisit" nur für wenige Minuten vernehmbar war, ausnahmsweise sehr kurz.

Er sei ganz verzweifelt und verstört gewesen, gab der Larcher an, und erst in dem Augenblicke zum Bewußtsein gekommen, als das Kind auf dem Wasser aufgefallen sei.

Als der scharfdenkende Jurist einwarf, seine Verantwortung sei unlogisch, denn: wäre er wirklich ganz verzweifelt gewesen, so wäre er *mit* dem Kinde ins Wasser gesprungen, da konnte der Larcher, der den Richter überhaupt nicht recht verstand, nur mit schwacher Stimme erwidern: „Ich hab' halt nur an die Rosi denkt!"

Ob die blinde Justitia am Tage des Gerichtes mit einem Freispruche vorgegangen wäre, bleibt dahingestellt; der Priester, der den Juristen ablöste, sprach den Vinzenz Larcher frei und den Lesern dieser Geschichte traue ich die gleiche Milde zu.

Ein wehmütiges Lächeln verklärte des Sterbenden Züge, als er erfuhr, die Rosi habe sich vollkommen erholt und werde sich im Waisenhause unter vielen Gespielen, von frommen Schwestern liebevoll betreut, bald heimisch und glücklich fühlen.

Dann legte das Fieber seine Hand barmherzig auf die kranke Stirne, in Träumen voll Liebe und Glück fand er den Weg in den Himmel.

Die Rosi freilich, die muß noch warten, bis das Erbteil der Eltern seine Rechte geltend macht; aber . . . sie wird nicht mehr darben, nicht mehr frieren, sie wird, von mütterlicher Sorgfalt gepflegt, langsam . . . schmerzlos . . . verblühen.

Die Eltern warten sehnsüchtig auf ihr Kind.

Doch, einmal hatte ich ihn erlangt, eines Abends, als es schon dunkelte. Es war auf dem Weg vom Mühlgrund bis zum Hofkind, wie das Bauerngut hieß, bei dem der Tritzl zur Zeit eingelegt war. Weitum kein Wald, ringsum Moor und Sumpf; die Frösche quakten; weiter unten fluchte ein Bauer mit seinem Roß, das den mit Steinen beladenen Karren nicht weiter brachte im Sumpf. An dieser Gegend war nicht viel zu verderben, da ging ich langsam neben dem alten Tritzl her und er litt mich. Und plauderte sogar mit mir.

„Wie er das Roß schlagt!“ sagte er, „wie er es schlagt! Der Steffsteiner ist s, der alleweil so viel Gift und Gall hat. In dem seinen Haus, wenn ich wär! Da brauchet s jetzt das Roß nit zu kriegen.“

Ich verstands nicht. Er blinzelte mich — ich merkte es wohl — schelmisch an und redete weiter: „Ganz so überflüssig werd ich wohl nit sein, wie ihr glaubt. Ein Schuhhadern sollen s in jedem Haus haben, wo sie auf Reinlichkeit was halten. Derweil ich beim Hofkind bin, kann ich nit beim Steffsteiner sein. s ist halt einmal so; in jedem Menschen sammelt sich mit der Zeit Gift an, so wie vergleichsweise in der Tabakspfeifen der Motschka (Zigeunerausdruck für den inneren klebrigen Beleg einer ungereinigten Tabakspfeife). Da muß einer halt immereinmal ausputzen. Wenn mein Hofkindbauer so viel Gift in sich hat, daß er keine Luft mehr kriegt, vergleichsweise, da putzt er aus, schreit und sakermentiert im Haus herum und haut los, wer ihm begegnet. Auf die Ochsen, auf den Halterbuben, auf den Großknecht, auf sein Weib; ist ihm alles eins, er muß sein Gift auslassen. Bin ich da, der alt Tritzl, dann ists leicht, dann ladet er über mich ab — tüchtig! Nachher ists wieder auf eine Weil gut und die anderen haben Ruh. — So ists. Und die Hausleut, mußt wissen, machens dem Hausvater nach; wenns Gift übergeht, lassen sies über mich aus, und da gibt's keinen schlechteren Lumpen und Taugenichts und Lauskramer und Stinkbeutel, als ich bin. Schöne Namen bringen s auf, ich sag dirs. Schlagen nit viel, schlagen. Aber halt das Geschrei! Alles Hühnervieh flattert aussi beim Loch, wenns über mich hergeht. — Ich muks nit; ich weiß, auch dazu muß wer sein, und halt still. Die Weiddirn ist ein lindes Wesen, die traut sich noch nicht recht. Aber ihr Gift hat sie doch auch, so oft der Mond voll wird. Da weiß sie sich nit zu helfen und erstickt schier. So geh ich halt hin, tu Stroh in den Melksechter, oder sag was Ungehörigs, oder tu ihr sonst was an, daß sie sich ärgert — alsdann brichts los — her über mich, schon immereinmal ein abscheulich Ungewitter, und ich halt still. Nachher geschieht ihr wieder leicht. — Ja, so gehts, mein lieber Waldbauernbub. Und haben s mich, so lassen sie einander in Ruh. — Hi, hi, hi, Bübel! Heut meinen sie noch, ich tät so sein, daß sie sich giften müssen. Sie werdens schon einmal sehen, wie hart er zu graten ist, der alte Tritzl.“

ich mich auch nicht, denn Höflichkeit wird mit Höflichkeit bedankt, das ist selbst bei den Bauern so. Wenn ich sagte: „Gelt, Michel, Ihr laßt mir euer Bündel tragen, Ihr seid eh nit mehr jung!“ so antwortete er: „Dank dir Gott, Bübel, du bist halt noch z'gering beim Steiß und kunntst es kleber dertragen.“ Wenn so ein armseliges Menschlein mit achtzig Jahren aber doch auf meinen Antrag sagte: „Ja, du Liebester, du! Wenn du schon so gut tust sein. Freilich wohl bin ich schon recht matt!“ nun, dann nahm ich die Last auf mich und trug sie, bis die Wege sich teilten. Und als ich der Bürde los war, wurde ich hoch belohnt durch die Wahrnehmung, daß ich jetzt wieder leicht und flink dahinhüpfen konnte und mir der Gedanke kam: Es ist doch gut, daß ich nicht tragen muß. Es ist doch gut, daß ich nicht alt, sondern jung bin.

Dann trug ich innerlich manchmal auch einen andern Schatz von solchen alten Leuten weg — war es ein sinniges Geschichtlein, das sie mir erzählt hatten, war es ein guter Rat, den sie mir gegeben hatten, oder war es gar, daß sie aus ihrem langen Leben mir was anvertraut hatten, worüber ich nachdenken konnte. Irgendeinen Gewinn gab es fast immer. Ja sogar, als der alte Einleger Tritzl, zu dem ich mich auf dem Waldweg auch einmal gesellen wollte, mich von sich scheuchte mit den heiseren Worten: „Was willst denn du bei mir? Du gehörst zum Jungvieh! Ich will meines selber sein!“ — Sogar da fiel es mir ein: Es muß gewiß was Gutes sein um das Alleinsein, weil er allein sein will. Die Leut' tun ja doch alleweil mit ihm greinen und schimpfen, die Bäume an beiden Seiten der Straße sind schön still und gut mit ihm, und das taugt ihm. — Dem alten Patritz Kernschlicker, das wußte man überall, waren die Leute sehr aufsässig; nur wußte man nicht recht, warum. Außer das mit dem Lus-Toni-Buben, auf den er einmal so grob gewesen, tat er ja nichts. Und vielleicht eben darum. Er konnte nichts mehr tun, als ein wenig Reisig hacken im Hof. Denn er war sechsundachtzig Jahre alt. Verzieh man es ihm denn nicht, daß er als braver Bauernknecht achtzig Jahre alt geworden und dann in die Einlege gekommen war? Nein, so war es nicht. Wenn das alte, armselige Männlein abwesend war, da redeten die Leute sogar mit einer Art Ehrfurcht von ihm, und mit Stolz, daß sie einen so ehrwürdigen Patriarchen zum Einleger hatten. Wenn der Höchste unter ihnen trotzdem der Niedrigste war: wie hoch mußten erst alle anderen sein! Sobald der nicht immer allzu saubere Tritzl aber zu Wege war, da drosch jeder und jede nach Belieben über in los — allerdings zumeist nur in Worten. Nein, er hatte nicht viel Gutes bei den Leuten. So war es kein Wunder, daß er am liebsten allein ging und auf der Straße die zudringlichen Buben derb von sich wies: „Was willst denn du bei mir? Ich will meines selber sein.“

eingefallen in der Nacht nach jenem Tage, als der alte Einleger sich mir aufgetan hatte. Und ist mir so weh geworden, daß ich ein Vaterunser betete auf die Meinung, der Einleger Patriz Kernschlicker möchte doch endlich sterben, damit die anderen an ihrem Gift ersticken müßten. Ein frommer Doppelwunsch. Er ist auch bald in Erfüllung gegangen, aber nur in der ersten Hälfte. Die Lebendigen giften sich weiter, und sobald ihnen selber nicht gut ist, machen sie es auch anderen schlecht.

Als dem Tritzl nach altem Brauch der Totengräber das Holzkreuzlein auf den Hügel steckte, ging jemand hin und zog es aus der Erde: „Nein, Tritzl, jetzt ists genug. Wenn die Gewitter kommen, gerade dieses Kreuz würden die Blitze treffen. Für dich soll das Kreuztragen ein Ende haben."

Drei Bilder vom Lande.

Von H. Kuno.*)

Der Gebirgssee.

Es liegt ein kleiner See im Hochgebirge,
Von steilen Felsenwänden rings umgeben;
Vereinzelt streben nur von seinen Ufern
Hochstämm'ge Zirbelkiefern auf zum Himmel
Und malen sich in seinen dunklen Fluten
So deutlich, wie in einem schwarzen Spiegel.
Nur selten fällt ein Strahl der gold'nen Sonne
Durch Felsenklüfte wärmend auf das Wasser
Und gleitet glitzernd über seine Fläche,
Als scheute er sich, tiefer einzutauchen.
Geheimnisvoller See! Welch einen Abgrund
Deckst du mit deiner stillen glatten Schönheit,
Dem starr verschloss'nen Menschenherzen ähnlich,
Das seine Tiefen stolz der Welt verhüllet
Und manchmal nur den Strahl des Götterfunkens
Im dunklen Augenpaare läßt erglänzen.

Der Kuckuck.

Wenn im Lenz das erstemal
Dir des Kuckucks Ruf erschallt,
Klopfe an die Börse schnell,
Ob sie klingend widerhallt.
Gibt sie keinen Klang zurück,
Wird in diesem Jahr das Glück
Goldne Frucht nicht treiben.

Wenn im Lenz das erstemal
Kuckucksruf ans Ohr dir schlägt,
Klopfe schnelle an dein Herz,
Ob darin sich Liebe regt.
Ist's im Lenz der Liebe bar,
Wird es wohl das ganze Jahr
Liebeleer auch bleiben.

---

*) Aus H. Kuno, Gedichte. (Dresden. E. Pierson.)

Es war auch wie ein angesammeltes Gift, wie der Alte das hervorgesprudelt hatte — vielleicht das erste- und das letztemal während seiner leidensreichen Blitzableiterzeit. — In der Nacht darauf habe ich mir alles zurechtgelegt und ist mir dabei weh geworden. Jetzt reimte ich mir's auch, weshalb er damals mit dem Lus-Toni-Buben so grob gewesen. Der Lus-Toni-Bub war ein Kleinhäuslers-Bub, etwa fünfzehn Jahre alt. Und der war bei einem Osterschießen derart verunglückt, daß ihm das brennende Pulver ins Gesicht fluschte und die Augen verbrannte. Eines war erloschen, mit dem andern sah er noch ein wenig, sofern ihm der Wundarzt nicht auch dieses verband. Er litt schauderlich und konnte das Wimmern kaum verbeißen. Die Leute standen herum, schweigsam und kalt; so kalt, daß es den alten Tritzl, der auch dabei war, bis ins Mark hinein fröstelt. Der Tritzl hub also an zu greinen und zu schimpfen über den dummen Buben, und was so ein Rotzlecker beim Pulver zu tun habe, es geschehe ihm schon recht, alser blinder würde er schon sehend werden, daß er's einsieht, wie plunzendumm er ist! — So schimpfte der Alte eine Weile los auf den leise wimmernden Buben. Da bäumte sich jäh der ebenfalls anwesende Gemeindevorstand auf, warf dem Tritzl einen zornigen Glotzaugenblick zu und knurrte: „So. Du sagst das! Schau, daß dir selber deine Augen einmal aufgehen über deine eigene Dummheit. Und Gottlosigkeit. Dir wärs wohl sicher nit eingefallen, am Gottsauferstehungstag Pöller loszubrennen. Dafür bist du dein Lebtag ein zu großer Unchrist gewesen. Sei froh, daß der Bub besser ist wie du! — Sei gut, Tonerl," das sagte er zum verunglückten Jungen fast zärtlich, „weh tuts freilich, kann mirs denken. Aber wird alles wieder gut werden. Bist eh brav. Zur Ehr Gottes so leiden!" — Dann zu den anderen: „Tuts mir das Bübel gut warten, wird schon gezahlt werden dafür!" — Der Tritzl schwieg jetzt und seine alten Augen hatten einen seltsamen Schein. So wohl hat ihm sein Lebtag nichts getan als dieses liebreiche Großbauernwort, das er mit seiner Widerrede so tückisch hat erschleichen müssen für den Buben. — Denn mit dem Lus-Toni-Buben war es so: Seine Mutter war die Tochter einer Almerin gewesen, die einst in jungen Jahren den Tritzl gern gehabt hat. So recht von Herzen und so recht in Unehren gern. Das war kein Geheimnis. Aber erst jetzt, wie der Alte vor dem Strohlager des armen Jungen stand, so erregt und zornmütig, hat man sich daran wieder erinnert, daß der Großvater vor dem Enkel steht. Und ist ihm die List gelungen, mit seinem bösen Wort gute hervorzulocken für seinen wimmernden Enkelbuben, der niemanden mehr hat auf dieser Welt als einen blutarmen alten Ähndl, und dieser kein anderes Mittel weiß, ihm was Gutes zuzugaunern, als die falsche, grobe Red, dieweilen er selber vor Mitleid hätt' versterben mögen. — — Das Begebnis nun war mir

Das Jahr 1828 drohte dieser Wohnstätte der heiteren Kunst gefahrbringend zu werden. Sartori war alt und gebrechlich, Kornreuther durch Krankheit seinem Berufe entzogen, Schuster feierte in Berlin Triumphe, die Krones, das bisher verhätschelte Schoßkind der Wiener, hatte durch ihre unverschuldete Mitwirkung in einem furchtbaren Drama außerhalb der Bühne einen großen Teil ihrer Beliebtheit eingebüßt. Der stärkste Schlag für die Gesellschaft war jedoch das plötzliche Verschwinden ihres Direktors bei Nacht und Nebel. Jetzt war guter Rat teuer! Nach längeren Debatten kam man auf die schon damals unglückliche Idee, ein Regiekollegium, ein Komitee, zu bilden und auf Teilung weiterzuspielen. Zum Vorsitzenden des Komitees und artistischen Leiter wurde einstimmig Ferdinand Raimund gewählt, und am 17. April 1828 prangte sein Name zum erstenmal auf einem Wiener Theaterzettel.

Das Glück war dem Unternehmen abhold. Publikum, Dichter und Schauspieler hatten kein rechtes Vertrauen, und alles wendete sich dem aus München gekommenen aufsteigenden Theatergestirn Direktor Carl zu. Raimunds jüngstes Werk: „Die gefesselte Phantasie“, drang nicht durch; es war dem Stammpublikum des Kasperltheaters, an welchem Namen die Urwiener noch immer festhielten, zu ernst, anderseits schadete dem Stücke die verfehlte Besetzung der Titelrolle mit der Krones, dem übermütigen Kobold, der leider zu wenig Poesie besaß, um die duftige Rolle der Phantasie zur vollen Geltung zu bringen.

Da schrieb der unermüdliche Bäuerle binnen vier Tagen eine Parodie auf die beliebte Oper „Zemire und Azor“ unter dem Titel „Der verwunschene Prinz“, und Ferdinand Raimund sollte die Hauptrolle darstellen. Die Leseprobe war angesagt und alle mit Rollen beteiligten Schauspieler waren anwesend mit Ausnahme Raimunds. Es herrschte eine trübe Stimmung, denn die Gagen des vorigen Monats waren noch nicht gezahlt und die Kasseneinnahmen deckten kaum mehr die Tageskosten. Unter den versammelten Künstlern schien eine kleine Revolution ausbrechen zu wollen. Einer der ärgsten Schreier war Tomaselli, bekannt durch seine abgöttische Verehrung für den Kaiser Napoleon und seine Schwärmerei für Paris, von dessen Schönheit er jedem vorfabulierte, als hätte er jahrelang in der französischen Hauptstadt gelebt. „Ventre saint gris!“ ging's los, „ist das eine Wirtschaft bei dieser Direktion! Wenn der Napoleon unser Elend hätt' ansehen können, er würde seine Grenadier' über den saubern Herrn Raimund g'schickt haben — die hätten ihm schon Mores g'lernt!“ Fermier, ein einstmaliger Provinz-Wallenstein, verteidigte mit Stentorstimme den abwesenden Direktor „Ach was“, mengte sich Landner, ein ehemaliger Schulgehilfe, ein mageres, schielendes Männchen mit näselndem Organ, in das Gespräch, „ich bin zwar nur für Lehrbuben engagiert, also in einer untergeordneten Stellung, aber mit dem Meister auszu-

Das Kreuz.

Bei den Linden dort am Hange
Stand ein Kreuz aus Holz gezimmert,
Altersschwach und morsch schon lange,
Hat der Sturm es nun zertrümmert.

Aufgepflanzt hat es der Glaube
Und mit Kränzen fromm umwunden. —
Armes Kreuz! du liegst im Staube,
Du, das Ehrfurcht einst gefunden!

Kinderaugen, tränbetauet,
Waren treu auf dich gerichtet,
Mancher Wunsch ward dir vertrauet,
Manchen Streit hast du geschlichtet.

Zog der Bursch hinaus ins Leben,
Stand er hier noch einmal stille,
Im Gebet den Blick zu heben,
Daß sein Hoffen sich erfülle.

Braut und Bräutigam, sie nahten,
Zu erfleh'n des Himmels Segen,
Gingen froh und wohlberaten
Ihrer Zukunft dann entgegen.

Mütterlein mit weißen Haaren
Lag vor dir und rang die Hände,
Daß der Himmel die Gefahren
Von dem fernen Sohne wende.

Und selbst lebensmüde Greise
Hoben flehend ihre Arme,
Daß der Tod in sanfter Weise
Ihrer Leiden sich erbarme.

Allen tiefgebeugten Seelen,
Deren Hoffnungen vernichtet,
Die in Angst und Reu' sich quälen,
Warst du tröstend aufgerichtet.

Dich, du Kreuz, so auserlesen,
Hat der Sturm nun umgerissen,
Was der Menschheit du gewesen,
Bald wird es wohl niemand wissen.

Wie Ferdinand Raimunds „Alpenkönig" entstand.

Von **Dr. Rudolf Tyrolt**.*)

In den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stand in der Jägerzeile, der heutigen Praterstraße, ein kleines unscheinbares Haus. In der Mitte des Dachgiebels prangte der schwarze Doppeladler mit goldener Krone und die Aufschrift: „Kaiserlich königliches privilegiertes Schauspielhaus". Wie das Äußere dieses Musentempels einen armseligen Anblick bot, war auch dessen Inneres beschaffen. Klein und bescheiden die Bühne, unbequem der Zuschauerraum, die Logen eng, die Sitze schmal. Vier an den Logenseiten angebrachte Öllampen erhellten den Saal und brachten die Geruchsnerven der Anwesenden oft zur Verzweiflung, während zwei im Parterre befindliche eiserne Öfen zur Winterszeit eine höchst zweifelhafte Wärme ausströmten. Und doch bildete dieser düstere, rauchqualmende Theaterraum ein Schatzkästlein eigener Art; nicht Gold, nicht Edelstein waren darinnen aufgehäuft — es barg Menschenkinder, deren Laune und Humor gleich jenen funkelten und glitzerten. Diese Edelsteine der heiteren Muse, die in vollem Glanze ihrer tollsten Heiterkeit leuchteten, hießen: Sartori, Ignaz Schuster, Ferdinand Raimund, Korntheuer, Tomaselli, Cunöckel, Therese Krones.

---

*) Aus dessen sehr anziehendem neuen Buche „Allerlei von Theater und Kunst". (Wien. Wilhelm Braumüller. 1909.)

Zimmertür, weil mir die alte Resl g'sagt hat, er wär z'Haus. Nach dreimal klopfen schreit er ‚Herein!' Ich mach' behutsam die Tür auf; was seh' ich? Der Herr von Raimund liegt an'zogen im Bett, den Hut am Kopf, die Handschuh an, in der ein' Hand sein' Spazierstock, in der andern Ihre Theaterzeitung, Herr von Bäuerle. Auf meine höfliche Bitte, er möcht' doch zur Prob' kommen, weil die Herrschaften alle da sind und nur auf ihn warten, brüllte er mich an: ‚Hinaus, Sklave in der Theaterlivree; ich bin nit z'Haus! Marsch!' — Na, das hab' ich mir natürlich nit zweimal sagen lassen!"

„Mit dem Narren ist heute wieder nix anzufangen. Ich denke, wir beginnen ohne ihn", meinte Bäuerle. Kaum war die erste Szene vorüber, hörte man auf dem Gange eilige Schritte und die Stimme Raimunds: „Is denn heut' gar so pressant?" — „Gib acht, Fermier", flüsterte Lang diesem zu, „die Gelegenheit zu meiner Kur ist da!" Und zu den übrigen gewendet sagt er: „Ich hab' mit unserem Direktor was vor, das, wenn es gelingt, von tiefer Wirkung auf ihn sein kann; störts mich nicht bei der Ausführung."

Da öffnet sich die Tür und Raimund tritt ein, in der einen Hand seinen Zylinder, in der anderen seine Taschenuhr haltend, welche die vierte Stunde zeigt. Zornig fährt er Bäuerle an: „Was sind denn das für dumme G'spaß? Es ist ja erst vier Uhr ... um Siebene geht doch erst die Komödie an ... ich komm erst in der zweiten Verwandlung ... jetzt hab' ich das ewige Schikanieren einmal satt!"

Kaum hatte er diese Worte herausgepoltert, erheben sich alle von ihren Sitzen und Lang tritt mit verschränkten Armen, wie es Raimunds Gewohnheit war, dem Zornigen gegenüber: „Herr Raimund, Ihre Uhr ist narrisch word'n — es ist zehn Uhr vorüber."

„Herr Lang, ich muß bitten ... meine Uhr ..."

„Keine Widerred'! ... das duld' ich nicht! Ich hab' zufällig recht; wenn's aber auch nit so wär', so müßten S' mir doch recht geben ... ich vertrag' keinen Widerspruch!"

Starr und befremdet sieht Raimund den kühnen Sprecher an, antwortet nichts, setzt sich zum Tisch und beginnt zu lesen.

Raimund, der Langs Gegenrede bald wieder vergessen, brachte in seiner Rolle so viele komische Nuancen, daß alles in lautes Gelächter ausbrach. Nur Lang blieb ernst und hatte fortwährend an Raimund etwas zu nörgeln, bis es diesem zu viel wurde und er ersterem über den Tisch hinüber zurief: „Na, hören Sie, Lang, Sie haben heut' aber einen guten Humor!"

„Mein Humor geht Sie gar nichts an, darüber bin ich niemandem Rechenschaft schuldig! Und wenn Sie's wissen wollen, warum ich so schlecht aufg'legt bin, Ihre dalketen Lazzi sind dran schuld!"

kommen, das ist eine Höllenarbeit! Der quält ja sich und seine Leut' bis aufs Blut. Nie weiß er, was er will! Spricht man mit ihm und er ist grad nicht bei guter Laune, gibt er gar keine Antwort oder man kriegt nur ein unverständliches Gebrumm zu hören; spricht man nicht mit ihm, so klagt er über Zurücksetzung, Neid — wir möchten ihn alle vergiften — und tausend solche Narrheiten!" Der Liebhaber Schaffer sekundierte dem hitzig gewordenen Landner und meinte, daß Raimund sich stets für den Beleidigten halte und nicht zur Einsicht gelange, daß an ihm ganz allein die Schuld liege, wenn sich alle von ihm zurückzögen; Raimund halte sich für den verträglichsten Kollegen, und kaum sei er in ihrer Gesellschaft, so gehe mit aller Welt der Streit los.

Schauspieler Lang, erst kurz bei der Bühne, hörte eine Weile ruhig den Vorwürfen und Klagen seiner Kollegen zu, legte dann das Manuskript, in welchem er gelesen, auf den Tisch und sprach: „Meine lieben Kollegen, ich teile eure Unzufriedenheit und will mir erlauben, das Grundübel von Raimunds Fehler aufzudecken. Trotz seiner Menschenkenntnis, die er in seinem ‚Bauer als Millionär' so deutlich bewiesen, kennt er sich selbst am wenigsten. Würde er in einem Menschen sich selbst wie in einem Spiegelbild verkörpert sehen, entsetzt würde er zurückweichen und vielleicht durch dessen Fehler auf seine eigenen aufmerksam werden. Das wäre ein probates Mittel, ihn vor dem Unglück des alleinstehenden, griesgrämigen und verbitterten Hypochonders oder — was Gott verhüten möge! — vor stillem Wahnsinn zu bewahren. Ich habe, bevor ich mich der Bühne widmete, Medizin studiert, mir ist also noch etwas von einem künftigen Doktor im Blute geblieben. Ich will der Arzt sein, der das Rezept für den Kranken schreibt, und nur die passende Gelegenheit abwarten, um Raimund die heilsame, wenn auch bittere Medizin zu verabreichen."

Während dieses lebhaften Gespräches waren Kapellmeister Wenzel Müller und Sekretär Bäuerle in das Zimmer getreten. „Alle Herren und Damen schon auf dem Schlachtfelde?" fragte Bäuerle. „Alle, bis auf Raimund und Sartori", lautete die Antwort. „Der Rummelpuff (Sartoris Spitzname) sitzt drüben im Wirtshaus und verzehrt in aller Gemütsruhe ein Gulasch", witzelte Bäuerle, „aber wo ist der Raimund?" — „Den hat heute noch niemand gesehen", hieß es. „Jungwitz! Gehen S' hinüber in seine Wohnung", rief Bäuerle dem anwesenden Theaterdiener zu, „der hat sicher vergessen, daß die Leseprobe für zehn Uhr ang'schrieben ist."

Nach wenigen Augenblicken war der Theaterdiener zurückgekehrt, da Raimund dem Theater gegenüber, im Hause „zur blauen Weintraube", wohnte. „Meine Herrschaften!" begann er atemlos, „mit'n Herrn Direktor is heut' wieder im oberen Stock nit ganz richtig. Ich klopf' an seine

stürmt und tobt! ... aber übertrieben hat er, übertrieben hat er, denn wär' diese Kopie Wahrheit, wär' der Wahnsinn nicht mehr weit, und vor dem mög' mich der gütige Gott bewahren! ... eine Kugel vor den weißen Schädel ... das wär' sonst die einzige Rettung!" ... Und so sinnend und grübelnd, die Szene von heute morgens nicht aus dem Kopfe bringend, rennt er im pfadlosen Wald umher. Da — fährt ein Gedanke durch sein Gehirn, es zuckt und leuchtet in seinem Gesicht, und mit den Händen heftig gestikulierend, ruft er freudig erregt aus: „Ich hab's, ich hab's! ... Der Lang hat mit mir eine Szene aufgeführt ... vielleicht führ' ich mit ihm ein ganzes Stück auf! ... ein Mensch, der ohne Grund dem Menschengeschlechte feind ist und durch einen anderen, der sich ihm als Ebenbild gegenüberstellt, von seinem Irrwahn befreit wird ... mit der Menschheit sich aussöhnt! Das ist keine schlechte Idee! ... sogar neu! ... Die Kopie muß natürlich ein Geist sein ... mein Publikum glaubt noch an Geister ... ein Geist aus den Bergen, aus meinem lieben Gutenstein ... ein Alpengeist ... ja, dabei bleibt's!" Und selbstgefällig klatscht er über den genialen Einfall in die Hände. Doch nicht nur der Geist, auch der Körper verlangt seine Nahrung. Dem Appell seines Magens Folge leistend, wendete sich Raimund dem belebteren Teil des Praters zu und stand bald vor dem damals renommierten Gasthause zum „Paperl". „Gu'n Tag, Herr Labinger!" grüßte er den Eigentümer der Wirtschaft, der, entzückt über den Besuch einer bekannten Wiener Persönlichkeit, freundlich sein Käppchen zog. Lassen S' mich in Ihr Privatgartel, der Kastanienbaum ist ja dicht belaubt, unter seinem Schatten decken S' mir ein Tischel und sorgen S' für ein gutes Essen." — „Soll so schnell als möglich g'schehn, Herr von Raimund", erwiderte der dienstbeflissene Wirt. „Werden die Wiener nit bald wieder von Ihnen ein neues Stück à la ‚Bauer als Millionär' zu sehen kriegen?" — „Kann schon sein", replizierte der vergnügt schmunzelnde Raimund dem in die Küche eilenden Wirte. Raimund hatte sich sofort seines Rockes und Halstuches entledigt. — Nach einer kleinen Weile brachte Labinger Speise und Trank ... das Gärtchen war leer! Scheu sah er sich um und entdeckte unter dem Kastanienbaum die beiden Kleidungsstücke. Die Blätter rauschten und aus dem Dickicht des Baumes erschallte die Stimme Raimunds:

Hause nicht in Bergesschlünden,
Lass' in freier Luft mich finden,
Hab' auf Höhen glänzend weiß
Auf des Gletschers kühnstem Eis
Mein kristall'nes Schloß erbaut,
Das der Sterne Antlitz schaut.

*
*   *

„Das ist impertinent!“ schreit Raimund und springt auf. Alle blickten ängstlich auf die beiden Gegner, die sich nun Aug' in Aug' gegenüberstanden. Lang ließ sich nicht abschrecken und raisonierte fort: „Ja, glauben Sie denn überhaupt, daß Sie ein guter Schauspieler sind? Das ist Ihrerseits ein großer Irrtum! . . . Sie werden vom Publikum durch Applaus ausgezeichnet. Ja, glauben Sie denn, daß der Applaus wahr ist? Das ist Erbarmen mit Ihrem Größenwahn . . . Die Menschen sind falsch; heut' jubeln s' Ihnen zu, morgen höhnen sie Sie aus.“

Es entstand eine peinliche Pause.

Raimund starrt entsetzt Lang an, denn in diesem Tone hat es noch niemand gewagt, mit ihm zu reden, keiner seiner bisherigen Kollegen, am wenigsten ein Anfänger . . . endlich neigt er sich zu dem einstweilen erschienenen Sartori und flüstert ihm zu: „Der Lang ist unausstehlich! . . . Der ist ja der lebendige Streitteufel . . . und wie er schreit! . . . Das Komische bei der Sach' ist nur, daß der Mensch ganz meine Manieren hat . . . natürlich im übertriebenen Maß!“ . . . Und indem er sein scheinbares Ich vom Kopf bis zum Fuß mustert, ruft er ihm zu: „Sie, lieber Freund . . .!“ — „Ich bin nicht Ihr Freund“, fällt ihm Lang aufbrausend in die Rede; „ich bin überhaupt niemands Freund, ich haff' die Menschen, sie gehören alle zum Katzengeschlecht . . . ich könnt' mich in eine Einöd' vergraben, nur um nichts mehr mit ihnen zu tun zu haben. Ihre Liebe ist Falschheit, ihre Güte Heuchelei . . . ich trau niemandem, Ihnen auch nicht, Herr Raimund . . . Alle sind sie schlecht! Da schau'n S' nur, wie der Landner nach Ihnen herüberschielt, der möcht' Sie am liebsten vergiften . . .!“ — „Jetzt hören S' auf mit dem Unsinn, platzt Raimund heraus, „Sie sind ja ein veritabler Narr! Der Landner schaut so, weil er nit anders kann, der hat schon als neugeborenes Kind g'schielt . . .!“ Plötzlich durchzuckt es Raimund wie ein Blitz — er reißt seinen Hut an sich, und ohne jemanden zu grüßen, stürmt er hinaus.

Lang rieb sich still lächelnd die Hände. — Das Samenkorn schien auf gutes Erdreich gefallen zu sein.

* * *

Gedankenvoll war Raimund nach Hause gegangen. Stillschweigend nahm er Papier und Stift vom Schreibtische und eilte wieder fort, dem Prater zu. In einer abgelegenen Au auf und niederwandelnd, machte er seinen innersten Gedanken Luft: „Die Szene heut' bei der Leseprob', die war verabred't . . . der Lang ist ja sonst ein ruhiger Mensch . . . ich weiß jetzt schon, was er beabsichtigt hat! Mein Wesen, mein Ich hat er mir im Spiegel zeigen wollen als Schreckbild für die Menschheit; sie wissen halt nit, wie's in meinem Innersten ausschaut, wie's da drinnen

„Also gehen wir", murmelte der durch die Verzögerung unwirsch gewordene Raimund. Eine Viertelstunde später saßen die beiden Schauspieler in der abseits gelegenen Laube des Wirtshausgartens und Raimund goß beinahe eigenhändig mehrere Gläser alten Weidlinger Weines dem in Schweiß gebadeten Lang in die Gurgel.

„Sind S' jetzt g'stärkt? ... Ist Ihner Geist wieder beinand'?" herrschte er ihn an. Auf Langs Bejahung nahm Raimund das Manuskript wieder hervor, auf dessen erstem Blatte der Titel des Stückes prangte: „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", romantisch-komisches Märchen in drei Aufzügen. „Da haben Sie jetzt mein jüngstes Musenkind, lesen S' mir's vor, mit Ausnahme meiner Rolle, des Menschenfeindes Rappelkopf. Ich hab' sie bereits im Gedächtnis und werd' sie Ihnen, wenn Sie mir's Stichwort bringen, rezitieren ... Für Sie, Sie famoser Hofmeister ... hab' ich den Alpenkönig Astragalus bestimmt!"

Lang begann zu lesen. Schon bei den ersten Szenen war er so begeistert, daß er ganz an die Strapazen des mehrstündigen Marsches vergaß und sich der Wiedergabe des Seelenbildes, das sein Direktor und Kollege geschaffen, mit vollem Enthusiasmus hingab. Freudig verklärt, hörte Raimund zum erstenmal aus fremdem Munde seine Dichtung, und unsichtbar führte ihn die Phantasie wieder in ihr Reich! ...

Nach beendeter Lektüre nahm Raimund das Manuskript aus den Händen des ergriffenen Vorlesers, blickte denselben bedeutungsvoll an und sprach mit Tränen im Auge: „Ich hoff', das Publikum wird diesmal nit unzufrieden mit mir sein!"

*
* *

Am 17. Oktober 1828 bejubelten die dankbaren und empfänglichen Wiener zum erstenmal den „Alpenkönig und Menschenfeind", der ein neues Lorbeerblatt bedeutete in dem unverwelklichen Ruhmeskranze Ferdinand Raimunds.

Hans Hoffmann.

Eine Skizze von **P. G. Ernst, Weimar.**

Hans Hoffmann weilt nicht mehr unter den Lebenden, ist als nahezu Einundsechzigjähriger hinweggegangen aus dieser Zeitlichkeit, aber seine Dichtung wird die Herzen erheben, solange noch feinfühlende Leser zu finden sind.

Dieser Poet war weder „Vielschreiber" noch „Auflagenmann". Er hat strenge Selbstkritik an seinem Schaffen geübt, was man von den „Vielschreibern" unter unsern Dichtern gewiß nicht immer

Zwei Monate waren vergangen.

Raimund fungierte noch immer als Direktor, ohne daß es ihm gelungen wäre, die Einnahmen günstiger zu gestalten. Mühsam schleppte sich das Repertoire mit älteren Reprisen fort. Der Direktor war für seine Kollegen zugänglicher geworden, besonders auffällig näherte er sich Lang, welcher ihn bei einer Aufführung des „Bauer als Millionär“ durch die originelle Darstellung des „Neides“ entzückt hatte. Anläßlich einer Probe, bei welcher Raimund und Lang zu gleicher Zeit auf der Bühne standen, näherte sich letzterem der aufgeregt scheinende Volksdichter und fragte ihn zaghaft: „Herr Lang, haben Sie Zeit? Begleiten S' mich ... ich muß Ihnen was anvertrauen.“

„Mit Vergnügen, Herr Direktor“, erwiderte Lang.

Stumm gingen beide nebeneinander durch die Jägerzeile, an den Kaffeehäusern vorbei, wo Fiaker standen.

„Was verlangst denn für eine zweistündige Spazierfahrt?“

„A Fünferl, Herr von Raimund!“

„Z' teuer!“ schnaubte dieser ihn an und rannte weiter.

„Himmel“, dachte Lang, „wenn ich jetzt bei dieser Mittagshitze vielleicht ein paar Stunden zu Fuß laufen soll! ... das wär' eine heiße Rache des Direktors für mein frevelhaftes Spiel mit ihm“, und demütig fragte er den rasch dahineilenden Raimund: „Herr Direktor, Sie wollen mir ja etwas anvertrauen?“

„Ja“, entgegnete dieser, „aber nit da ... nit inmitten dieses Menschengewimmels ... dieses Häusermeeres! ... wartens S', bis wir draußen sind ... in der freien Gottesnatur, unter blauem Himmel ... und jetzt fragens S' mich nit weiter!“ Und nun schritten die beiden Wanderer im Staube unter der Mittagssonne tapfer aus, passierten Nußdorf, das Kahlenbergerdörfl und bogen endlich in das liebliche Tal von Weidling ein; Raimund heiteren Gesichtes, fortwährend unverständliche Worte brummend, Lang vor Müdigkeit und Hitze der Auflösung nahe.

Auf der großen Wiese vor dem Dorfe machte Raimund Halt. „Jetzt sind wir allein“, rief er, „jetzt kann ich Ihnen mein Geheimnis anvertrauen. Ich hab' ein neues Stück geschrieben, zu dessen Grundidee Sie mich inspiriert haben ... Sie sollen mit mir zugleich die Hauptrolle spielen ... ich werde ‚Sie‘, Sie werden ‚Ich‘ sein!“ Und nun zog Raimund aus der Rocktasche ein umfangreiches Manuskript hervor, setzte sich ins Gras, um mit der Vorlesung desselben zu beginnen.

„Herr Direktor“, stotterte der mehr tote als lebendige Lang hervor, „so schätzenswert Ihr Vertrauen ist, so dankbar ich Ihnen für eine neue gute Rolle bin, so möcht' ich doch ganz ergebenst bitten ... gehen wir zuerst in ein Wirtshaus ... ich komm' um vor Durst!“

Hoffmann erzählt schlicht und ungesucht, gibt aber keine anspruchslose Unterhaltungslektüre und steht jeder Tendenz fern. Seine Werke sind nicht mit zeitlichen Elementen durchsetzt, wie die Gustav Freytags und Friedrich Spielhagens. Das echt Menschliche ist Hoffmann Hauptsache, selbst in seinen vielbewunderten, Herz und Geist in gleicher Weise fesselnden „Bozener Märchen und Mären" (1896) und „Ostseemärchen" (1897), die man wiederholt ohne Nachlassen des Eindrucks lesen kann. Für die bewußt poetische Behandlung der deutschen Prosasprache war ihm Gottfried Keller vorbildlich, von dessen Sprachreichtum er einmal gesagt hat: „Prosa und Poesie sind ganz und gar keine Gegensätze, und eine Sprache, die nicht in Verse abgeteilt ist, braucht darum noch lange keine ‚ungebundene Rede' zu sein, sondern kann auch im Tonfall in den herrlichsten Rhythmen erklingen." Hoffmanns klassische, besonders germanistische Studien haben wohl auch auf seine Prosa eingewirkt. Der breitangelegte Roman „Der eiserne Rittmeister" (1890) unterzieht des Königsberger Philosophen Lehre vom kategorischen Imperativ einer Kritik, ohne irgendwie mit schwerfälligen Reflexionen beladen zu sein, und bietet mit der problematischen Figur des rauhen, preußischen Helden August v. Jageteufel eine überzeugende, lebensvolle Gestalt. In dem großen Geschichtsroman „Wider den Kurfürsten" (1894) wird die Belagerung von Hoffmanns Vaterstadt Stettin durch Friedrich Wilhelm, den Großen Kurfürsten, lebendig geschildert. Eine Fülle charakteristischer Typen zieht an dem geistigen Auge des Lesers vorüber. Wie bei Fritz Reuter liegt hoher Reiz in den zahlreichen schönen Episoden; die Komposition läßt freilich zu wünschen übrig. Gelungene Romanschöpfungen kleineren Umfanges sind noch „Brigitta von Wisby" (1884) und „Iwan der Schreckliche und sein Hund" (1889).

Hoffmanns ganze konzentrierte Kraft steckt in den historischen Heimatnovellen „Geschichten aus Hinterpommern" (1891), die das herbe Wesen seiner nordischen Landsleute wiederspiegeln, und in dem schicksalsschweren „Hexenprediger" (1883). In gutem Sinne effektvoll und hinreißend ist „Landsturm" (1892) geschrieben. Als geborener Poet weiß Hoffmann immer fein den Landschaftshintergrund in das Gefüge seiner Novellen einzustimmen, so in den italienischen Novellen „Unter blauem Himmel" (1881), seinem ersten, schon reifen Prosabuche, ferner in den farbenreichen Erzählungen „Im Lande der Phäaken" (1884) und den „Neuen Korfugeschichten" (1887). Er verschmäht breit ausgeführte Landschaftsschilderungen in Stifters Manier und „ordnet die Kulissen der Handlung unter", wie das Paul Heyse vom Novellisten verlangt. Er ist im nebeltrüben Norden ebenso daheim wie im sonnigen Süden. Seine unübertroffene Stimmungs-

behaupten kann. Er hat sich keiner jeweilig herrschenden Moderichtung in der Literatur angepaßt, sondern ist seiner Ursprünglichkeit getreu eigene Pfade gewandelt. Darum hat er allmählich mit seiner harmonischen, von Sensation und Pikanterie, wie von unfruchtbarer Seelenanalyse entfernten Kunst die „Besten seiner Zeit“ gewonnen: Gottfried Keller und Wilhelm Raabe haben seine Bedeutung erkannt und ihn als Kameraden herzlich begrüßt.

Seine Kunst war ihm Herzenssache. Das geht auch aus einer geistvollen Betrachtung über das Dichten hervor, die er gelegentlich seines 60. Geburtstages (27. Juli 1908) schrieb. Es heißt dort: „. . . Das Dichten ist ja eine so unheimlich leichte Sache, wie die ungezählten Scharen von Gräfinnen, Weichenstellern, abgedankten Offizieren, Volksschullehrern, Baronessen, Schutzleuten, Universitätsprofessoren, Schneidergesellen, ja sogar Juristen beweisen, die aus diesem Berufe zum mindesten einen erfreulichen Lebensunterhalt gewinnen. Nun also nehme man einen Dichter von der Arbeitskraft eines Adolf Menzel. Ein solcher würde ganz bequem, und sehr knapp gerechnet, auch mit Heilighaltung aller Feiertage mit Einschluß des Mittagsschlafes, im Jahre ein halbes Dutzend mehrbändiger Romane auf den Markt werfen können. Geben wir ihm nun die sechzig und einige Arbeitsjahre Goethes, so würde das deutsche Volk ihm die wundervolle Erbschaft von mehr als 360 umfangreichen Romanen, oder statt dessen reichlich 3000 Novellen mittleren Kalibers verdanken. Wenn der fleißige Mann nun gar zu seinem, ich wollte sagen, zu unserem Unglück Lyriker, nur Lyriker ist, so werden wir uns auf ein Milliönchen Verszeilen immerhin gefaßt machen können. Ist er aber von Konfession Dramatiker, so wird das Volk der Dichter und Denker sich notgedrungen in ein Volk von Schauspielern verwandeln müssen, die natürlich auf Export zu arbeiten hätten, damit nicht alle anderen Berufe rettungslos zugrunde gingen. Man sieht hieraus klärlich: eine der edelsten Bürgertugenden, der Fleiß, verwandelt sich in den ungewaschenen Händen der Dichter unversehens in ein menschenmordendes Laster, führt unentrinnbar zu geistiger Brunnenvergiftung.“

Das Schwergewicht von Hans Hoffmanns Poesie ruht in der Novelle und im Roman. Doch hat er auch in seinen, teils erst von fremder Hand gesammelten Gedichten „Vom Lebenswege“ (1893) gezeigt, daß er ein eigenartiger Lyriker ist. Die formschönen Gedichte dieses ganz persönlichen Buches, das der Dichter eine Biographie in Versen genannt hat, sind durch sonnigen Humor und feine Schalkhaftigkeit, Grundzüge des Hoffmannschen Schaffens, gekennzeichnet. In zierlichen Versen besitzen wir von ihm noch eine erzählende Dichtung aus dem Jahre 1883, „Der feige Wandelmar“ betitelt.

Nun ruhen sie beide, die jeder in seiner Weise viel für deutsches Wesen und deutsche Kunst gewirkt haben, in Jlm-Athens heiliger Erde. Das ideale Erbe, das sie uns hinterlassen haben, treu zu hüten und zu pflegen, sei unser aller hohe Pflicht!

Zensurstückchen.

Von **Wilhelm Kullmann, Schlüchtern.**

Wer es einmal unternehmen wollte, eine Geschichte der Zensur zu schreiben, der hätte sich gewiß den dankbarsten Stoff gewählt, denn er könnte überzeugt sein, daß sein gelehrter Beitrag zur Geschichte der menschlichen Kultur auf den Leser zugleich so humoristisch wirken würde, wie eine gut ausgewählte Anekdotensammlung. Was für amüsante Geschichtchen hat uns doch vor einigen Jahren ein Wiener Blatt aus einem Büchlein über die Zensur in Rußland mitgeteilt! Was besonders in Warschau unter General Gurko die russische Preßzensur geleistet hat, das übersteigt selbst die kühnste Rotstiftphantasie. Hier nur einige Beispiele; Ein Blatt brachte einen Artikel über eine landwirtschaftliche Ausstellung in Warschau und äußerte sich dabei abfällig über die mecklenburgischen Kühe. Diese Stelle wurde von dem Zensor gestrichen — weil man zu wenig Rücksicht auf die Tatsache genommen, daß das mecklenburgische Fürstenhaus mit der russischen Dynastie verwandt ist! — Als die Italiener in Afrika Niederlagen erlitten hatten, veröffentlichte ein Warschauer Blatt einen Artikel über die Unfähigkeit der italienischen Generale. Die Zensur ließ den Artikel nicht durch, weil man über Generale kein abfälliges Urteil abgeben dürfe! Das wirke „demoralisierend". — Auf dem Programm eines Unterhaltungsabends stand der Vortrag eines bekannten polnischen Gedichtes „Hagar in der Wüste". Dieses harmlose Gedicht traf das Verbot des Zensors. Die Anfrage eines Komiteemitgliedes beantwortete der Herr Zensor mit folgenden Worten: „Der Vortrag dieses Gedichtes kann nicht gestattet werden. Stellen Sie sich nur vor, im Parkett sitzt die Frau Gouverneur Marie Andrejewna oder gar der Gouverneur selbst, dann General Medem, der Vetter Gurkos und andere hohe Persönlichkeiten. Da kommt nun die Schauspielerin auf die Estrade und beginnt zu deklamieren: ‚Um mich herum lauter Schakale'. (So lauten nämlich die ersten Worte des Gedichtes.) Ja, das geht doch nicht."

Russische Geschichten! wird man sagen. Aber war es in einem gewissen Nachbarstaate des Zarenreiches mit der Zensur und besonders mit der Theaterzensur besser bestellt? Was hat ein Anzengruber

schilderung ist gut ausgeprägt in dem vollendeten Skizzenbuche „Von Frühling zu Frühling“ (1889), auch in den kleinen, aber sorgfältig gearbeiteten Geschichten „Aus der Sommerfrische“ (1898) und „Von Haff und Hafen“ (1902). Wie Storm liebt er es, Menschenseele und Natur harmonieren zu lassen. Dem überwältigenden Humor läßt er in dem Buche „Allerhand Gelehrte“ (1898) freien Lauf, das aber wie „Tante Fritzchen“ (1899) keine Sammlung von Dutzendhumoresken ist. Der befreiende Humor unseres Dichters ist der spezifisch niederdeutsche Fritz Reuters, der „unter Tränen lacht“ und auf die Schattenseiten des menschlichen Lebens ein verklärendes Licht wirft. Überall in Hoffmanns Schriften spüren wir das warme Herz des Verfassers, der seine Menschen bis auf den Grund ihrer Seele kennt und ihre Schwächen humoristisch zu beleuchten weiß. Manche Schulerinnerung hat er in sein tiefes Novellenbuch, „Das Gymnasium zu Stolpenburg“ (1891) verwebt, das fünf Auflagen bisher erlebt hat. Auch „Ruhm“ (1891) und „Irrende Mutterliebe“ (1900) zeigen Hoffmanns große Vorzüge als Erzähler. Im Gegensatze zu Heyse hat er nie ein persönliches Erlebnis in Erzählungsform umgesetzt, aber auf seine Werke „viel eigenes Blut oder seelisches Fluidum übertragen, daß sie ihm wie zu guten Verwandten geworden sind“. In den letzten Jahren ist er still geworden und ließ nur noch 1906 in der Sammlung „Dichtung“ eine kleine Monographie, „Wilhelm Raabe“, erscheinen, in der er die Grundzüge des Schaffens seines Freundes und Meisters dartat. Als Naturschilderer hat er sich im Prachtwerke „Der Harz“ (1899) ein Denkmal gesetzt.*)

Reiche Ehrungen und Spenden wurden dem bescheidenen Manne zum 60. Geburtstage zuteil, die seine Wertschätzung bei Berufsgenossen und Lesern schön erkennen ließen. Dem „Greisenküken“, wie sich der Gefeierte scherzhaft nannte, widmete der damals auf seinem Weimarer Tuskulum lebende Wildenbruch die herzlichen Verse:

„Kollege mir im Psalter,
Kollege jetzt im Alter;
Die Sechzig ruft: ‚Tritt ein!‘

Scheust du die alte Muhme?
Du aber weißt doch, Blume
Gibt Alter nur dem Wein.

Alt sein heißt ja nicht schwach sein,
Es heißt nur doppelt wach sein
Für das, was wahr und echt.

Du lebenslang ein Wäger
Des Echten und sein Heger,
Just dir steht Altsein recht.

Weimar, den 27. Juli 1908.“

*) Kürzlich erschien noch: „Eine Reise durch den Harz und das Kyffhäusergebirge“.

Laube weiß uns über die wunderliche Art, wie „Die Räuber" für das Burgtheater gewonnen wurden, folgendes zu erzählen: „Anno 1850 lag das Stück auf dieser Bühne, wie auf einer unnahbaren Insel im fernen Ozean. Wir aber rüsteten eine Expedition, um diese Insel zu erobern. Anschütz stand als Schweizer auf dem Deck, Löwe als Spiegelberg und so fort, lauter erfahrene Jünglinge. Die beliebte Form für zu hoch oder zu niedrig hängende Früchte: das Gesuch um eine Wohltätigkeitsvorstellung war die Flagge. Graf Lanckorinski, der damalige Hoftheaterchef, lächelte zu dem abenteuerlichen Jünglingswunsche der alten Herren, aber er schüttelte doch das Haupt und zeigte wenig Lust, ihn zu gewähren. Er spürte auch ein wenig von dem Schreck, der an den ‚Räubern' immer haften geblieben. In Dresden lebte während der 30er Jahre ein alter russischer Fürst, der konnte 40 Jahre nach Erscheinen der ‚Räuber' sein Entsetzen über dieses Stück nicht los werden. Es hatte sich zum Haß ausgebildet, er haßte die ‚Räuber' wie die Sünde, und so oft sie in Dresden aufgeführt wurden, so oft wiederholte er die Worte: ‚Wenn ich Gott selber wäre und im Begriffe stände, diese Welt zu schaffen, zugleich aber voraussähe, daß die ‚Räuber' in dieser Welt geschrieben und mit Beifall aufgeführt werden sollten, ich ließe diese Welt ungeschaffen'." *) Laube hatte in den „Karlsschülern" diese Worte dem Herzog Karl in den Mund gelegt, und ein Mitglied der Wiener Theaterbehörde zitierte sie nun in diesem kritischen Augenblick. „Der Betreffende malte die Folgen einer ‚Räuber'-Aufführung dahin aus, daß junge Leute in Mähren oder Böhmen dadurch veranlaßt werden könnten, auch heutigen Tages in die böhmischen Wälder zu ziehen und eine Räuberbande zu bilden! ‚Warum nicht gar!' rief Graf Lanckorinsky aus und gab die Erlaubnis zur Aufführung des revolutionären Dramas."

Bis in die neueste Zeit hat die österreichische Zensur besonders auf die Aufführung des „Faust" ein wachsames Auge gehabt. Es ist noch nicht sehr lange her, daß der Anfang der Goetheschen Dichtung folgendermaßen zitiert werden mußte:

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin
Und leider auch Astrologie
Durchaus studiert mit heißem Bemüh'n."

Im Religionsgespräch wurden die Verse bemängelt:

„Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein wenig anderen Worten."

Dafür mußte Gretchen sagen:

„Ungefähr sagt das die Mutter auch."

*) Nach Eckermanns Gesprächen mit Goethe hat ein Fürst, dessen Namen nicht genannt wird, Goethe gegenüber jene Worte geäußert. A. d. V.

in dieser Hinsicht nicht alles erleben müssen! „Da ich weiß“, schrieb er Mitte der 70er Jahre an einen Freund, „daß ich die Feder nicht einmal sträuben darf, ohne von Staats wegen mit Titel und Stück zur Aufführung verboten zu werden, bleibt mir nichts als Harmloses, Harmlosestes zu schreiben. Pfui, über diese Verhältnisse!“

Was für amüsante Geschichten aus der Blütezeit der Wiener Theaterzensur erzählt uns Castelli in seinen Memoiren! Manche dieser Geschichten klingen unglaublich genug; und man würde sie für die Erfindung eines phantasiebegabten Schriftstellers halten, der den Gegenstand, den er behandelt, pikant aufputzen will, wenn nicht jetzt noch Zeugen jener Orgien des Zensur-Rotstiftes unter uns weilten, die uns die Wahrhaftigkeit jener Anekdoten bestätigen können.

Da wird uns erzählt, daß die Burgdirektion nur unter der Bedingung die Erlaubnis zur Aufführung des „Don Carlos“ erhielt, daß in der Bühnenbearbeitung — der Prinz nicht mehr in seine Stiefmutter verliebt sei. Natürlich! Denn „Weltgebräuche“ — die Ordnung der Natur und Roms Gesetze — verdammen diese „Leidenschaft“. Schiller war überhaupt derjenige Dichter, dessen Werke den ehemaligen kaiserlich königlichen Hofzensoren am meisten zu schaffen machten; fast jedes seiner Dramen mußte sich unter schweren Kämpfen den Weg zur Hofbühne bahnen. „Kabale und Liebe“ gelangte erst zur Aufführung, nachdem man den „Präsidenten“ v. Walter in einen „Vizedom“, den „Hofmarschall“ v. Kalb in einen Oberhofgarderobenmeister umgewandelt hatte. Ferdinand war nicht der Sohn des „Vizedoms“, sondern dessen Neffe, da man es nicht dulden wollte, daß ein Kind gegen seinen leiblichen Vater in einer Weise auftrete, wie Ferdinand in dem Schillerschen Stück. Besonders schön machten sich Ferdinands Worte: „Es gibt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort Onkel noch nicht gehört worden ist.“

In dem Personenverzeichnisse zu den ersten Aufführungen der „Johanna d'Arc“, unter welchem Titel die „Jungfrau von Orleans“ anfangs gegeben wurde, fehlten die Namen Agnes Sorel und Dunois; auch die Rolle des Erzbischofs war gestrichen; statt des anstößigen „Bastards“ hatte man einen legitim geborenen Prinzen Louis in die Schillersche Dichtung eingeführt. Ebenso war an die Stelle der Geliebten des Königs, Agnes Sorel, eine rechtmäßige Gattin, Marie, getreten, und aus der Mutter Isabeau hatte man eine Schwester des Königs gemacht, da die Zensur der Ansicht war, daß bei einer Schwester eher glaubhaft war, was bei einer Mutter unnatürlich erschien. Die Fahne der Jungfrau durfte bloß einen roten Saum zeigen, aber nicht das Bild der Himmelskönigin. Erst in der Metternichschen Epoche hielten mit der Himmelskönigin auch die bisher verbannten Personen Isabeau, Agnes Sorel und Dunois ihren Einzug.

König Ottokar die Trägheit und mangelnde Geschicklichkeit seiner Böhmen schildert und ihnen mit den Deutschen droht, welche er ihnen als Lehrmeister „in den Pelz setzen will"; dann jene, wo die zweite Gemahlin Ottokars die Tugenden der Ungarn preist und als Gegensatz heftig tadelnd von den Böhmen spricht. Doch auch eine der Reden, welche Grillparzer Rudolf von Habsburg in den Mund legt, wurde von der Zensurbehörde ihres Sinnes und Inhaltes entkleidet. Bei der Zusammenkunft Rudolfs mit Ottokar auf der Donauinsel Kumberg läßt der Dichter ersteren sagen:

„Ich bin nicht der, den Ihr dereinst gekannt!
Nicht Habsburg bin ich, selbst auch Rudolf, nicht.
In diesen Adern rollet Deutschlands Blut
Und Deutschlands Pulsschlag klopft in diesem Herzen!"

Die Zensur hat nun das Wort „Deutschland" inhibiert, so daß diese die historische Stellung Rudolfs von Habsburg so richtig charakterisierende Stelle nur in folgender Weise gebracht werden durfte:

„In diesen Adern rollet — Blut
Und — Pulsschlag klopft in diesem Herzen!"

Ich erinnere mich noch recht gut jener Aufführung des „Faust" im Grazer neuen Theater, in der zum erstenmal die Worte Mephistos vom guten Magen der Kirche gesprochen werden durften. Das Grazer Publikum kennt seinen Faust und der Darsteller wurde an jener Stelle durch lebhaften Beifall unterbrochen, den man zugleich als eine Kundgebung für den Statthalter gelten lassen konnte, der die Erlaubnis dazu gegeben hatte, daß diese dem Staate und der Kirche so gefährlichen Worte gesprochen werden durften.

Auch aus Prag wurde mir von dem verstorbenen Oberregisseur Roll ein nettes Stückchen erzählt: „Macbeth" sollte zur Aufführung kommen und das Buch kommt von der Zensur mit der Anmerkung zurück: „Die Aufführung wird gestattet, jedoch wird daran erinnert, daß die in dem Stücke vorkommenden Soldaten nicht in österreichischer Uniform erscheinen dürfen."

Die Tauernbahn.

Von **Peter Rosegger.**

Die neue Tauernbahn — wie soll man sie nehmen? Soll man die Fahrt von Salzburg nach Triest machen oder umgekehrt, von den friaulischen Maulbeerbaumgärten bis zum Fuß des Unterbergs? Wer die Wahl hat, dem rate ich das letztere. Ich habe die Fahrt in

In einem Aufsatze über „Faust und die Zensur“ erzählt uns Blumenthal, daß bei der ersten „Faust“-Aufführung im Burgtheater Faust statt der Verse:

„Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen“ —

sagen mußte:

„Zwar bin ich gescheiter als alle die hohlen Köpfe,
Doktoren, Magister, Schreiber und dummen Tröpfe.“

Die Versicherung, daß Faust gescheiter sei als hohle Köpfe und dumme Tröpfe, wußte natürlich helle Heiterkeit erwecken. Aber was lag der Zensur daran!

Zu jener Zeit, da „König Lear“ nur mit „gutem Schlusse“ gegeben und die „Hugenotten“ nur als „Ghibellinen in Pisa“ zur Aufführung gelangen durften, gab es einen Zensor in Klagenfurt, dem eine Stelle in „Don Carlos“ viel Kopfzerbrechen machte. In diesem Stücke fordert Marquis Posa bekanntlich nichts mehr und nichts weniger als Gedankenfreiheit! Ein gefährliches Wort, denn selbst der wohlerzogenste Spießbürger kann da leicht auf den Gedanken kommen, daß er auch von der Obrigkeit denken kann, was er will. Der Herr Zensor greift also zum Rotstift, macht einen dicken Strich durch die Gedankenfreiheit und schreibt an den Rand ein anderes Wort, das ihm passender erscheint; und am anderen Abend beugt der kosmopolitische Malteserritter sein Knie vor dem Vertreter des Absolutismus und fleht mit der ganzen Inbrunst seiner schwärmerischen Seele: „Sir, geben Sie Geistesgegenwart!“ —

Das ist ein Zensurstücklein aus einer Provinzstadt; in der Haupt- und Residenzstadt aber geschah es, daß im Texte des „Tannhäuser“ von der Zensur das Wort „Rom“ durch das harmlose „dort“ ersetzt wurde, so daß der edle Pilger auf die Frage Wolframs: „Kommst Du nicht von dort?“ — mit dem ganzen Aufgebote theatralischen Seelenschmerzes erwidern mußte: „O, sprich mir nicht von dort!“

Alte Zensurstücke aus der guten alten Zeit! — wird der Leser ausrufen, dem vielleicht eines oder das andere der hier aufgezählten bekannt ist. Die Theaterzensur existierte jedoch in Österreich noch bis zur neuesten Ära, wenn auch nicht in voller Unbeschränktheit, so doch in voller Beschränktheit, und sie trieb namentlich in den Provinzstädten noch immer die üppigsten Blüten. Hier einige Beispiele: In Brünn gelangte vor zirka zwanzig Jahren zur Feier von Grillparzers Geburtstag (15. Januar) das Trauerspiel dieses Dichters, „König Ottokars Glück und Ende“ zum erstenmal im neuen Hause zur Darstellung. Die Zensurbehörde hatte in dem Werke des patriotischen Dichters ziemlich energische Striche gemacht; so mußte u. a. die Stelle wegbleiben, wo

empor. Da hätte die Eisenbahn nicht mitkönnen und deshalb ist sie vorher so weise an der Berglehne herangekrochen. Und dort, wo dieses abgebrochene Tal ein paar hundert Meter höher wieder eben weitergeht, setzt die Eisenbahn ein und ist jetzt nicht mehr auf dem Berghang, sondern im Tale. Es macht mir immer Spaß, wenn man lange bergan fährt und ist auf einmal im Tale. Ein sonniges Alpental, gegen 1200 Meter hoch gelegen. Es ist nicht lang und verzweigt sich in zwei enge Hochtäler ins Herz der Tauern hinein. Und hier liegt das friedliche Dörfchen Mallnitz. Das muß man sich gut anschauen, denn es wird nicht mehr lange das friedliche Alpendörfchen bleiben. Jetzt stehen noch die paar alten Einkehrhäuser da, dann die Arbeiterhütten, die hölzernen Baracken. An ihrer Stelle werden in wenigen Jahren die grauen Riesenwürfel der Hotels ragen. Und die Spitze des Ankogels wird niederleuchten auf die Villenstadt eines Neu-Semmerings.

Von Mallnitz aus, zwar noch ganz unsichtbar und in einem anderen Kronland, aber doch in der Nähe, ist ein weltberühmter Ort. Dazwischen steht der Hauptzug der Alpen, das Tauerngebirge. Bisher hat ein neun Stunden langer, beschwerlicher Saumsteig über den 2400 Meter hohen Paß die beiden Stätten mühesam verbunden, jetzt fährt man in zwölf Minuten durch das Gebirge, dann noch acht Minuten auf der Alm dahin, und ist in Gastein. Denn in Mallnitz geht unser Eisenbahnzug weder in den linken noch in den rechten Hochgebirgsgraben hinauf, sondern mitten gerade durch den Berg. Acht Kilometer lang unter der Erde, man macht kein Wesen mehr daraus. Geht es doch auf der ganzen Tauernbahnstrecke gegen 30 Kilometer lang unterirdisch dahin.

Mein Gebet auf der Fahrt durch den Tunnel war lauteres Dankempfinden. Dank dem Weltgeist für seine Werke, in denen er zugegen ist als wahrer Gott und Mensch. Dank wohl auch den Irdischen: den Patrioten, die das Werk gewollt, den Geistern, die es erdacht und geleitet, den Arbeitern, die es ausgeführt haben. Von den letzteren liegen viele auf einem neuen Friedhof, nahe ihrem nun vollendeten Werke. Ihrer habe ich gedenken müssen im dunklen Tunnel, und im Wagengelaß flackerte die Ampel wie das „ewige Licht" vor dem Heiligtume.

Jenseits des Tunnels, knapp daran das zierliche Touristendörfchen Böckstein, der Ausgangspunkt nach dem Naßfeld, dem Ankogel, dem Sonnblick und anderen Hochtouren. Die Wässer rinnen nicht mehr nach Süden, sie wandern gegen Norden. Wie drüben, so sind auch hier wieder die breiten, klaren umsandeten Bäche. Sie vereinigen sich zu einem, dieser fließt stattlich und stille durch die ebenen blumigen Wiesen dahin, nur ganz kurze Zeit, dann passiert ihm der ungeheuere Sturz, der Sturz, bei dem er seinen ewigen Schrei gegen Himmel stößt. Über

zwei Teilen gemacht, vor ein paar Jahren die Südstrecke, von der Drau aus bis Triest (siehe „Heimgarten", XXXII. Jahrgang), und jetzt, gleich nach Eröffnung der Nordstrecke, diese ebenfalls von der Drau aus, also von Süden. Die neueröffnete Nordstrecke ist 55 Kilometer lang; sie ist von der ganzen langen und herrlichen Tauernbahn die überwältigendste.

Das Drautal bei Spittal ist ihrer würdig, und doch läßt dieses Hochalpenbild nicht ahnen, was uns weiter oben erwartet. Denn dieses „weiter oben" ist die Hochwildnis der Tauern. Dort, wo die neue Bahn von der Südbahn abzweigt, sind noch die flachen lieblichen Wiesen. Aber recht bald beginnt die Bahn sachte hinanzusteigen am Fuße des Gebirges, dessen höchste Punkte die Hochalpenspitze und der gletscherumgossene Ankogel sind. Wir merken die Steigung kaum, denn der Zug rollt rasch dahin, er tut nicht vorsichtig, einen Fuß bedächtig vor den andern setzend, wie es sonst auf neuen unerprobten Strecken vorkommt, er ist seiner Sache schon sicher. In ungezählten kleinen Tunnels durchbricht die Bahn die Rippen der Berglehne, in vielen Viadukten überbrückt sie die Bergrunsen mit den lebhaften Wasserfällen. Doch bald wird die Lehne zum Hang, der Hang zum Abgrund, und wir schauen auf das Tal hinab, wie aus einem Luftballon. Dunkelgrün liegt es in der Tiefe, durchzogen vom weißen Sträßlein und vom grauen zickzackigen Fluß. Es ist die Möll. Sie hat Gletscherwasser des Großglockners in sich, sie hat die hundert weißen Wasserfälle in sich, die durch das lange Mölltal herab zu ihr ins Tal gesprungen sind. Wie sie jetzt da unten so still an den armen Hirtendörfern vorüberzieht, meint man, sie sei der Älpler bester Freund, doch verraten es ihre weiten Sandhalden links und rechts, welch wüste Gesell'n sie sein kann. Dort steht mitten im Tal ein steiler bewaldeter Hügel auf. Im Mittelgebirge würde man ihn Berg nennen, hier heißt er Hügel. Eine Kirche steht auf seiner Spitze. Das ist der Danielsberg. Auf ihm soll einst ein Heidentempel gestanden sein, in welchem man Götzenbilder verehrt hat. Die jetzige Kirche weist mehrere alte Heiligenstatuen und hat fromme Wallfahrersagen. Aber die neue Eisenbahn interessiert sich nicht dafür. Die dunklen hohen Berge kommen immer näher und zu unseren Füßen liegt in rührendem Vertrauen der Ort Ober-Vellach. Zwischen den ungeheuerlichen Naturgewalten hockt er in sich zusammengeschmiegt da, scheinbar verlassener als früher. Den Straßenverkehr hat er verloren, die Eisenbahn nicht gewonnen. Eine Bergpartie von 360 Metern Höhe müssen die Ober-Vellacher machen, um zu ihrem Bahnhofe zu kommen. Allein die Bahn weiß recht gut, warum sie sich dem Tal nicht hat anvertraut. Da stünde sie jetzt unten, wie der Ochs am Berge. Denn das Gelände hat sich vom Mölltal rechts abgezweigt und steigt plötzlich zwischen den Hochbergen in einer mächtigen Stufe

Norddeutschen sagen hörte: „'ne Großtat, diese Tauernbahn! Auch für uns im Reiche. Wenn man näher zusieht, dieses Österreich leistet was!" Ja, da hätte ich gerne recht laut ausgerufen: „Allerdings, meine Herren, seht nur manchmal näher zu." Diese neue Tauernbahn wird den Reichsdeutschen mindestens so viele Vorteile bringen als uns. Wir aus der Steiermark zum Beispiel hätten gar keinen praktischen Grund, uns über diese Bahn zu freuen. Und doch freuen wir uns, weil es ein großes Kulturwerk ist und weil es die Alpen mit Deutschland noch enger verbindet. Wenn ich in den Alpen wandere, gefiele es mir auch besser, mit ihnen allein zu sein, wie in früheren Zeiten, da man in der urheiligen Einsamkeit niemandem begegnete, als heimischen Naturmenschen, höchstens bisweilen noch einem Gleichempfindenden, einem seligen Pilger zu den Hochaltären des Herrn. Und doch freue ich mich, daß es jetzt Hunderten und Tausenden möglich wird, in dieser Gebirgswelt einmal selige Menschen zu sein oder es zu werden.

Diese neue Bahn wird der großen Welt erst unser Tauerngebirge aufzeigen. Die kahlen, dürren Dolomiten werden einmal zurückstehen müssen. Sie können es nicht aufnehmen mit den weiten Wäldern, den grünen Almen, der wundersamen Flora, mit den gangbaren Steigen, den welligen Kuppen, den höheren Spitzen, mit den zahllosen Seen, Bächen und Wasserfällen. Und endlich, wo haben die Dolomiten die Gletscher eines Ankogels, eines Venedigers, eines Glockners! Die Dolomiten gehören ja dazu, sie sind gleichsam Leuchter vor dem Hochaltar der Tauern. Effektvoller zuerst wirken jedenfalls die weißen Gestalten, die oft märchenhaften Gebilde. Wer aber einige Zeit in den weißen, aufregenden Bergen zugebracht hat, den verlangt nach den frischeren Wald- und Almgebieten der deutschen Tauern, „wo die stillen Wiesen blüh'n, wo auf weltentlegenen Fluren nach der Menschheit Jugendspuren uns're müden Herzen zieh'n . . ."

Achtjährige Schriftsteller.

Das Dichten muß doch nicht gar so schwer sein, weil es sogar die Kinder können. Manchmal sogar besser als Erwachsene.

Im „Kunstwart" veröffentlicht Hedwig Bleuler-Waser eine Anzahl Aufsätze 7—8jähriger Knaben und Mädchen, freie Schulaufsätze aus einer Wiener Privatschule, denen folgende Proben entnommen sind:

Über das Thema „Mein bester Freund" schreibt zum Beispiel so ein kleines Mädchen:

„Mein bester Freund ist Hubert. Im Mai wird er zehn Jahre alt. Er hat einen Kugelrunden Kopf eher blonde Haare und braune

die nächste Talstufe stürzt er hinab, und da unten im steilen Hang, an beiden Seiten des Wasserfalls, hängt Gastein. Gastein war in der schon eingetretenen Hochsaison überfüllt, aber wir merkten nichts davon, denn wir kamen spät abends an und reisten am nächsten Morgen ab. Da war alles in den Federn. Mein lieber Reisegenosse und ich saßen im taghell beleuchteten Speisesaal ganz allein. Sehr nach meinem Geschmack. Nachher im Zimmer lehnte ich am Fenster und hörte dem Wasser zu. Eine einzig köstliche Stimmung! Kein Wein hat mich je so berauscht, als dieses stürzende Wasser mit seinem Krachen.

(Meine einmal aufgezeichnete Vermutung, der Name: Gastein könne von Gestein kommen, wird man kaum aufrechthalten können, seit ich beachte, daß der nächste Ort von Gastein — Böckstein heißt. Wenn an diesem Stein etwa Rehböcke oder Ziegenböcke geweidet haben, so können am andern Stein Rehgeißen oder Hausgeißen ihre Weide gehabt haben, der Ort also Geiß-Stein oder Gasstein genannt worden sein. Die Namensmutter von Gastein wäre demnach die Ziege. Oder wäre das schon eine abgemachte Sache? Siehe „Heimgarten", XXX. Jahrgang, Seite 834.)

Von Gastein ab zieht die vor drei Jahren eröffnete Bahn niederwärts und ist in ein paar Stunden in der Stadt Salzburg.

Vor wenigen Monaten noch war den Gasteiner Kurgästen die südliche Alpenwelt mit einem ungeheuren Granitwall verschlossen und jetzt machen sie bequeme Tagesausflüge nach Villach, nach dem Millstättersee, dem Wörthersee, nach Raibl, nach Heiligenblut, nach Lienz in Tirol. Das ganze Kärntnerland steht offen und in sechs Stunden können sie in der Adria baden, die freilich nicht so warm ist als die Termen, die aus dem Gestein des Tauern sprudeln. Schon jetzt, fünf Tage nach der Eröffnung, war die Gegend mit Fremden überfüllt. Zumeist Reichsdeutsche, ihr Zeug am Rücken, feste Bergsteiger, und weiß man doch nicht, wo sie in Berlin oder Breslau oder Hamburg das Bergsteigen gelernt haben. Sie setzen in unseren Alpen den Fuß ebenso fest auf die deutsche Erde, als wir Älpler am Rhein oder an der Spree. Wie gerne begegne ich diesen blonden Kerlen auf meinen Alpenwanderungen, während sie glauben können, ich sei böse auf sie. Weil ich stets unfreundlich stumm neben ihnen herfahre oder sitze. Denn sie können es nicht wissen, weshalb ich schweigen muß. Wenn ich des heißen Tages unterwegs mehr als tausend Worte spreche, so kommt mein sattsam bekanntes Leiden. Die tausend Worte reichen aber knapp für den Reisebedarf in den Wirtshäusern und Herbergen. Wie schwer ist es oft für mich, zu schweigen — tüchtige, kluge, anregende Menschen, liebe Brüder! Im Leben das einzigemal ihnen begegnend! Und schweigend aneinander vorüber. — Auf dem Bahnhofe in Mallnitz war's, daß ich einen

„Ich will nur Sturmwetter. Da gibt es komische Sachen: Wenn man vorgehen will treibt der Wind nach hinten. Will man links gehen treibt der Wind nach rechts. Hüte von Herren sind nie auf dem rechten Platz. Oft sind sie gar wie Vögel in der Luft. Oft liegen sie auf der Erde. Zerauft ist man wie ein Tiegerfell. Im Automobile fliegen die Schleier. Und dazu muß man die Augen fest zumachen, das kein Staub hineinkommt. Und einmal flog ich wie ein echter Luftballon."

„Ich habe am liebsten ein Mai Wetter. Wenn man so sieht wie alles grünt und sproßt und man siehts, wie's den Blümelein so wohl tut und ich freue mich mit den Blümelein. Oh! Das ist so schön wenn die liebe Sonne kommt, so warm und so freundlich. Und die Kleider die habe ich auch viel lieber als die im Winter: so leicht und so frei! Und auch die lieben Vögelein freuen sich über das Maiwetter."

„Ja, das ist lustig, wenn es regnet. Aber nur dann, wenn man heraussen ist. Da wird man so naß, so naß das man sich umziehen muß. Wenn man gerade weit weg von zuhause ist, wie man da laufen muß — das ist so lustig! Wie meine Mama klein war da hat es einmal so geregnet das in Purkersdorf lauter Bäche waren. Da haben sie es in den Trog regnen lassen und haben sich hineingesetzt. Das hätte ich gerne auch getan! Doch das schlimme Wetter will nicht genügend regnen."

„Am liebsten habe ich das Schneewetter. Man kann Schneeballen werfen und das ist sehr lustig. Kommt man nach Hause, ist man weiß wie ein Schneemann. Da kann man auch im Schlitten fahren. Dann das Eislaufen! wenn es recht fest schneit dann laufe ich am aller liebsten. Und die Leute sind bis zum Nasenspitzel eingemummt. Das Schneewetter ist halt nach meinem Geschmack am aller schönsten und lustigsten."

„Am liebsten habe ich Sommerhitze, allen Leuten rinnt der Schweiß von den Haaren. Zur Abkühlung schwimmen die Menschen oder sie fahren am See. Da auf einmal kommen große Wellen — die Leute schau'n das sie nach Haus kommen. Es donnert, es blitzt, es hagelt, es regnet — alles nur eine Minute. Der Sonnenschein kommt. Die Wellen legen sich. Schließlich wird es wieder schön. Schnell kommen die Leute nun wieder und fahren am See, machen Spaziergänge und sind wieder lustig. Dieß Wetter habe ich lieb."

Ein Mägdlein auf die Frage: „Wie ich reisen möchte":

„Am liebsten möchte ich zu Fuß reisen. Da würde ich zuerst nach Tirol. Dort würde ich den höchsten Berg besteigen. Erst möchte ich dort auf die Wiese mir Blumen zu pflücken. Dann würde ich immer höher ins blaue gehen und singen. Dann würde ich wieder herunter steigen und an ein Meer gehen, dort möchte ich schwimmen. Dann ginge ich

Augen. Er hat spendeldünne Arme aber gute Muskeln, die ganze Stärke hat er in den Armen. Auch sehr dünne Beine hat er. Er geht in die Volksschule in die Burggasse. Im Sommer wohnt er im selben Garten wie wir. Wir haben eine Wohnung zusammen und vor dieser ist ein ganz kleiner Baum und ein größerer. Da haben wir einen kleinen Tisch und zwei Bänke. Hubi zeichnet Landkarten und ich zeichne auch. Oder wir schreiben Grichisch. Einmal habe ich ihm geholfen eine Landkarte zu machen. Im Winter wohnt er im selben Hause; wenn ich zu ihm komme so spielen wir Schule. Wenn er zu mir kommt so spielen wir mit unseren Bazar verkaufen. Ich bin überzeugt, das er mein Gemahl wird und mich nie verlassen wird, denn er ist sehr treu."

*

Eines Knaben bester Freund ist sein „Herri":

„Den habe ich wirklich am liebsten. Er ist zwar ein Pudel und doch habe ich ihn so gern. Er hat ein schwarzes Fell und einen Schwanz, der gar nicht mal so lang ist. Ich war mit ihm noch niemals böse, denn er ist so lieb und brav, daß ich ihn noch niemals ausgezankt habe. Er hat ziemlich lange Ohren, mit denen er sehr gut hört. Ich habe ihn jetzt schon sehr lange und wenn er sterben wird, da werde ich so traurig sein, daß ich auch sterben werde, so gern habe ich ihn. Außer ihm habe ich gar keine Freunde mehr."

*

Zwei andere Geständnisse lauten:

„Mein bester Freund ist meine Mama. Sie ist groß. Sie hat braune Augen, schwarze Locken. Sie gefällt mir sehr gut. Ich habe sie sogern, weil sie so gut zu mir ist. Sie spielt manchmal mit mir Schach oder Mühle, aber meistens arbeitet sie. Und wie sie operrirt worden ist, war es mir gar nicht recht. Ich bin manchmal zu ihr gekommen, aber sie hat nicht einmal reden können weil sie so schwach war."

„Ich habe sehr viele Freunde und Freundinnen. Aber Luci ist die beste. Nun muß ich auch sagen warum sie es ist: Sie geht in dieselbe Klasse in die ich gehe. Lieb ist sie sehr zu mir. Wir lachen und scherzen zusammen. Auch haben wir Geheimnisse. In der Pause gehe ich fast immer mit ihr. Manchmal üben wir uns im Kreuzelrechnen. Sie ist immer zuerst fertig. Doch ich ärgere mich nicht und rechne ruhig weiter. Bös war ich noch nie mit ihr. Und wenn ich bös gewesen wäre, möchte ich mich noch am selben Tage versöhnt haben. So gute Freunde sind wir. Keiner hat gewiß so eine gute Freundin."

*

Das Thema „Wetter nach meinem Geschmack" weckt die Stimmung der Jahreszeiten lebendiger als manches angesehene Kunstwerk:

sich nicht einmal bemüht anschtendig acht zu geben. An allen Bäumen soll das hängen was hier hängt, nur an einem Baum sollten lauter Bücher hängen. Der Sonntag sollte so gefeiert werden wie hier aber an den andern Tagen will ich arbeiten. Und wenn ich hin müßte und mir etwas von hier mitnehmen dürfte möchte ich als erstes die Schule mitnehmen. Das ist ein Schlaraffenland nach meinem Geschmack. Übrigens will ich gar nicht ins Schlaraffenland."

*

„Was ich am liebsten werden möchte?"

„Am liebsten möchte ich Seiltenzerin werden, weil ich glaube, ich habe Geschick dazu. Weil wenn wir ins Tehater gehen so sehe ich immer Seiltenzerinnen und die gefallen mir. Die sind so schön angezogen und sind so gelengig. Seiltenzerin möcht ich halt werden."

*

Nach ganz verschiedener Richtung geht der Ehrgeiz einer andern, die erst Lehrerin werden will, „dann Doktorin der Filosophie und eine Schule haben mit Gimnasjum". Den verschiedensten Emanzipations- und Berufsgelüsten stehen aber bei diesen Mädchen die Hausfrauentendenzen oder vielmehr die stets hervorgehobenen mütterlichen Wünsche durchaus nicht im Wege:

„Ich möchte werden: Entweder Dichterin, Malerin, Steinhauerin, Vorträge möchte ich halten. Wenn ich Gehör hätte Sängerin; oder ich würde Naturforscherin werden, Fotográfin. Aber jedenfalls Mama, am liebsten hätte ich ein Bub und ein Mädchen, (Zwielinge) und einen größern um drei Jahre älteren Buben!! Bei allem möchte ich Mama werden."

*

Noch ausgeprägter, besonders in den so charakteristischen Zukunftsplänen, zeigen sich die Buben. Wie deutlich z. B. die drei Typen des wißbegierigen Entdeckers, des tiefempfindenden Künstlers, des egoistischen Geldstrebers in folgenden drei Aufsätzchen:

„Ich möchte am liebsten Feldzeugmeister, Entdecker, Kapitän, am liebsten Kapitän, Ingenieur von Elektrizität werden. Ich möchte wissen was sie ist, weil man das noch nicht weiß. Eine Reise am Nordpol möcht ich machen und wissen, was dort geschieht."

„Ich will entweder Maler der Natur oder Goldarbeiter oder Korbflechter oder Modellierer oder Buchbinder oder Märchendichter oder Photograf, am liebsten aber möcht ich Dichter werden, Märchendichter. Aber nie will ich Inschinjör werden; nie, nie, nie, nie!"

„Jäger oder Ministerpräsident. Wenn der Feldmarschall viel Geld bekommt, so werde ich es auch. Ein Verwanter sagt aber, Major oder

zum Vulkan und schaute den Eisgraualten Berg genau an. Ich nehme mir dann ein Buch mit Blei und notierte mir alles was ich da sah und erlebt hatte. Ich schriebe: Von den lieblichen Tieren und Blumen. Ein Waldtier und einen Vogel möchte ich mir zähmen. Und würde sie dann mit nachhaus bringen. Ja, eine Reise mit Schusterrappen ist sehr schön."

*

Wie frisch und derb dagegen weht modernste Zeit aus dem schneidigen Bubenbericht, welcher der Lehrerin mit der Erlaubnis abgegeben wurde: wenn sie „als Fräulein" vielleicht etwas nicht verstehe, so möge sie ihn, den Verfasser, nur fragen:

„Ich reiste nur mit Dampfschiffen, weil man da sovieles sieht! Und man genießt die frische Seeluft. Ich möchte eine Jacht haben die 150 m lang und 50 m breit ist und ferner 4 Kamine und 3 Maste hat, 100 Matrosen, einen Kapitän, einen Steuermann, 8 Heizer und 4 Maschinisten; es soll auch gepanzert sein und ein 27 cm Geschütz und eine Schnelladekanone zur sicherung von Seeräubern haben und es soll 1000 deutsche Meilen in einer Viertelstunde zurücklegen. Und ich möchte: von Triest, Pola, Kairo, Suezkanal, Aden, Ceylon, Hongong und nach Tsingtau."

*

Fast wie ein Gedichtchen liest sich der Brief „An den Lieben, holden, schönen Frühling":

„Bringen Sie bald Sonnenschein und Blumen und Vögel, und jagen Sie den alten Echzer und Krächzer König Winter aus dem Lande. Und bleiben Sie sehr, sehr lang hier und machen Sie uns viel Freude. Und dann bringen Sie auch Obst; ja? Ihr Robert, der Sie liebt."

*

Aber nicht nur die Menschen reden, auch die Dinge werden der Kinderphantasie lebendig. „Das geduldige Papier" klagt:

„O sei doch barmherzig mit mir: Schau wie ich zerdrückt bin und das Eselsohr dut mir so weh. Ach, da wird gleich ein Tintenklets auf mir sein — jetzt ist er schon drauf — jetzt radierst du wieder, ach jetzt hat mein Leib ein Loch das tut mir so weh. Und jetzt machst du wieder einen Fehler in deiner Aufgabe: in „Name" gehört doch kein „h": Und wie du aufdrückst, du willst mich gewiß ermorden. Ach jetzt bin ich schon tod." (Mädchen.)

*

Thema: „Ein Schlaraffenland nach meinem Geschmack."

„Da weiß ich nicht viel. Es gefällt mir besser wie es bei uns ist. In den Bächen, Teichen, Flüssen soll Wasser sein. Ich meine, wer das Spiel gewinnt, soll etwas bekommen. Nicht der so faul ist und

Leute, drum möchte ich Dir Tirol übergeben. Vielleicht erlaubst Du mir, das ich mir in der Nähe von Wien ein Schloß erbaue.

Deine Untertänige Margarete Maultasch."

„Sehr verehrte Frau Margarete Maultasch!

Die Trauerkunde ist bis zu mir gedrungen und ich drücke Dir mein herzlichstes Beileid aus. Ich verstehe es gut, daß man die Lust am regieren verliert, wenn man so plötzlich seines Gemahls und Sohnes entraubt wird. Übrigens bin ich einverstanden, das Land Tirol zu regieren. Ich bitte Dich, daß Du Dich in einen Teil Wiens zurückziehst. Rudolf d. Stifter."

Wie es mir mit der großen Sammlung ergeht.

Von **Peter Rosegger.**

Meine Ruh' ist hin, mein Werk ist schwer, denn ich will werden Millionär." — An meiner Wiege ist mir dieses Lied nicht gesungen worden, dazu war der Tenor meiner Mutter nicht hoch genug. Und jetzt, zur stillen Sommerszeit, die ich mir zur Ruhe vorgestellt hatte, schufte ich Tag für Tag an den Millionen, freue mich mörderisch, wenn sie sachte herankommen, und sinne in stillen Stunden, was zu machen wäre, daß sie schneller herankämen, ganz wie ein richtiger braver Harpagon. Die Freude an diesen nahenden Millionen könnte nicht kindischer sein, selbst wenn sie wirklich mir gehörten. Die bessere Seite an ihnen ist ja tatsächlich mein — das Einnehmen. Das Einnehmen genieße ich, das schwere Ausgeben überlasse ich andern. Und so geizhalsig bin ich schon geworden, daß ich meine, diese Millionen sollten gar nicht ausgegeben werden, sie sollten wie ein ewiger Same in einem fruchtbaren Boden ruhen und Jahr für Jahr bis zum jüngsten Tag, wie im Märchen, goldene Früchte tragen. Für unsre Nachkommen, die wir noch nicht kennen und doch schon so sehr lieben. Es ist ja nicht unmöglich, daß wir uns in ihnen persönlich wiederfinden; wie froh werden wir sein, wenn uns vorgearbeitet wurde, wenn für uns gespart wurde, wenn wir empfinden, daß eine einzige große Seele, die deutsche Volksseele, durch die Jahrhunderte zieht!

Als mir das System einfiel, nach dem der Deutsche Schulverein jetzt so erfolgreich arbeitet, habe ich mir die Entwicklung ganz anders gedacht, als sie sich nun wirklich vollzieht. Ich habe gedacht, die Menschen, denen Gott die Güter gegeben hat, würden den Ruf zuerst wohl eine Weile überhören, allmählich aber doch anfangen heranzukommen, schön langsam, einer nach dem andern, und etwa in fünf Jahren würde die Sache beisammen sein. So dachte ich, und so kam es aber

beim Militär bekommt wenig Lohn. Ich zieh nach Ungarn. Ich heirate nur meine Braut. Ich will keine Kinder haben."

*

Ein Knabe schildert „Die glücklichsten Augenblicke seines Lebens" so:

„Ihr werdet sehr lachen was meine glücklichsten Stunden waren. Eines Tages verirrten wir uns im Wald. Ich glaubte schon das wir nicht wieder heraus kommen würden aber ich dachte: ‚Endlich habe ich etwas erlebt!' und dies bereitete mir solche Freude wie ich gar nicht beschreiben kann. Als wir dann wieder aus dem Walde kamen erzählte ich das überall. Das war die erste glückliche Stunde in meinem Leben. — Einmal brach ein großes Feuer in einem Hotel aus. Und das dauerte so lange das wir erst in der Nacht um 12 Uhr nach Hause kamen. Das ist die 2. Stunde. — Eines schönen Tages wütete ein entsetzlicher Sturm am Wörtersee; alle Schiffe zerbrach er. Kein Dampfschiff traute sich auf den See. Nur eins fuhr. Aber — es sollte bald sehen: denn es kam eine Welle die es ganz zerbrach. — Das war die 3. glückliche Stunde."

*

Wie bringt man es zustande, den Kindern ihren natürlichen Stil nicht abzuzwacken, sondern ihn weiterzubilden? Hören wir einmal, wie es bei der Entstehung jener Wiener Aufsätzchen zugeht. Das jeweilige Thema ergibt sich im Laufe des Unterrichts. Es heben sich besonders viele Händchen zu einer interessanten Frage, etwa: Was möchtet ihr können oder werden? Welches Wetter ist nach euerm Geschmack? Wenn's noch Heinzelmännchen gäbe? Was spielt ihr am meisten? Wo haltet ihr euch am liebsten auf? Bei welchem Schaufenster bleibt ihr stehen? Wie möchtet ihr reisen? Wie würdet ihr's machen, wenn ihr Lehrer wäret? Dann sagt Fräulein Klara: „Das könnt ihr mir nicht alles sagen, ihr dürft es aber schnell aufschreiben, dann lese ich es zu Hause — in zehn Minuten müßt ihr fertig sein. — Ob's Fehler gibt, darauf will ich dabei nicht achtgeben. Frisch vorwärts!"

Nun wird munter drauflosgeschrieben. Eins oder das andere springt schon während der Arbeit eifrig auf, um dem Lehrer oder den Mitschülern einen eben geborenen Gedanken mitzuteilen: „Bitte, darf ich Margarete Maultasch sein und an Rudolf den Stifter schreiben?" fragt Robert. „Ja, und ich werde dir antworten!" ruft Helene.

„Lieber Rudolf! Erhabener Herrscher Österreichs!

Mein Mann ist gestorben, mein Sohn bald danach. Ich habe keine Lust mehr zu regiren und wer wird mein Land Tirol übernehmen? Daher habe ich nachgedacht und habe niemand besseren wie Dich gefunden. Tirol ist gesund und schön, die Tiroler sind gute

glaubte ich das Recht zu haben, von der deutschen Presse starken und beharrlichen Beistand zu verlangen, bis das Werk gelungen ist. Meinen Namen aber soll sie dabei besser im Hintergrunde halten, denn meinetwegen ist die Sammlung nicht da, ich habe daran kein größeres Interesse als jeder andre Deutsche. Doch immer wieder aufgezeigt soll werden, wie groß und wichtig die Sache an sich ist. Eine immerwährende Stiftung mit Jahreszinsen von 80.000 Kronen zur Hilfe in nationaler Not!

Das dreiste Wort eines alten Universitätsprofessors muß ich verraten. Der sagte: „Man weiß nie recht, wie weit es das deutsche Volk wert ist, daß man mit Gut und Blut sich dafür einsetze. Daher kommt mir diese Zweimillionenstiftung gelegen. Die soll mir Prüfstein sein. Finden sich in diesem Volke tausend Persönlichkeiten, die in so kurzer Zeit gleich ein paar Millionen für deutsche Schulen zeichnen, dann bin ich überzeugt von dem Werte der Deutschen, überzeugt von ihrer nationalen Begeisterung und Abwehrbereitschaft, überzeugt von dem besonderen Kulturwert dieses Volkes. Finden sich die tausend Deutschen nicht, dann gedenke ich fürder unbekümmert um die nationale Sache meiner Wege zu gehen."

Der Mann ist sicher von jenseits der Grenze. Wenn er nicht eine weitere Ausrede findet, so wird er kaum seiner Wege gehen, sondern doch hübsch bei uns bleiben müssen. Und schließlich tut er selbst noch mit.

Seit zwölf Wochen habe ich fast jeden Tag ein paar hundert Werbebriefe zu unterschreiben. Das ist eine Arbeit. Da kicherte einmal jemand hinter mir: „Es geschieht dir recht. Das ist eine Strafe Gottes. Da verlangt er sonst für jedes Autogramm eine Waldschul-Krone. Jetzt muß er den ganzen Sommer umsonst kritzeln." — Umsonst? Das glaube ich nicht, Freund. Im Gegenteil, bei jedem Autograph, das ich hinschreibe, kann ich mir einbilden, es trage zweitausend Kronen. Ein bißchen menschengläubig muß man ja immer sein, sonst fange man lieber nichts an. Nie habe ich fester vertraut als diesmal, nie sicherer gehofft auf den vollen Erfolg. Nicht selten war mir sonst die Galle geschwollen über unsre Deutschen, die so viel klagen und so wenig wagen. Doch jetzt kommen sie zu sich und strammen die Beine. Es scheint, daß sie von nun ab nationale Werke nicht bloß feiern, sondern auch steuern werden.

Nebst der Arbeitslast hat meine Anregung mir eine viel schlimmere Folge gebracht. Die Anstrudelung mit nationalen Lobgedichten und andern Phrasen Tag für Tag. Da habe ich mir gedacht, wie es unserm Herrgott sein muß. Er hat gewiß viel weniger persönliche Eitelkeit als so ein dummer Menschenpoet und muß sich anloben, ansingen, anbeten

nicht. Anstatt der einzelnen Spender kamen Gruppen. Das Ding demokratisierte sich. Einzelne der Reichen und Edlen sind allerdings bald gekommen, herrliche Vorbilder! Im ganzen aber rankt jetzt die Aktion im breiten Volke dahin, und jene, die immer da waren, wenn die Nation, das Vaterland rief, die kommen auch jetzt wieder. Sie und immer wieder sie beschützen das Volkstum, durch welches manche, die jetzt noch vermißt werden, groß und reich geworden sind.

Was erlebte ich denn? Ein Studentenverein von kaum dreißig Mitgliedern, ein armer Verein, beschloß, daß jedes seiner Mitglieder ein Jahr lang täglich um ein Glas Bier weniger trinken wird, um das dadurch ersparte Geld der Schutzstiftung zuzuwenden. Es macht mehr als zweitausend Kronen! Ein Mann, der schon jahrelang auf eine Reise nach dem Norden gespart hatte, verzichtete auf die Reise und gab das Geld der Schutzstiftung. Ein Promovent gab statt eines Doktorumtrunkes das Geld für die Schutzstiftung. Fünf Geschwister, Gewerbsleute, die täglich um ihre wirtschaftliche Existenz arbeiten müssen, taten sich zusammen und zeichneten den für sie empfindlich hohen Betrag. Im Tagebuch ist ja solcherlei mehr erzählt worden. Manche arme Leute kommen mit einigen Kronen daher, eine Sache, die nicht ins System paßt und wie ein gewöhnlicher Schulvereinsbeitrag behandelt werden muß. In fröhlichem Wettstreit kommen noch manche Studentenvereine, nationale Vereine, Fachvereine, Künstlervereine, Geselligkeitsvereine, Theater, es bilden sich Komitees, um sogenannte Bausteine zu je zweitausend Kronen aufzubringen. Aber auch Gemeinden zeichnen, und manche oft mehrere Bausteine. In Perchtolsdorf bei Wien hat es der Gemeinderat unternommen, alle Gemeinden des Landes dahin anzuregen, sie möchten für je tausend Einwohner fünf Jahre lang jährlich zehn Kronen spenden, die dann in Bausteine zu je zweitausend Kronen geordnet werden. Wenn dieser Plan auch nur teilweise gelingt, so sind wir der größten Sorge frei.

Bisher sind ungefähr 800.000 Kronen gezeichnet. Eine hohe Summe, gerade so hoch, um von ihr aus zu sehen, wie bänglich weit wir noch ans Ziel haben. Aber bange ist mir deshalb nicht. Denn bis die Not heiß wird, bis die Gefahr naht, daß wir das schon Gewonnene wieder fahren lassen müßten, dann kommen auch die andern. Dann kommen sie gewiß, auch die, die bisher vermißt wurden.

Mit dem gesteigerten Erfolg stellte sich williger auch die Presse ein, gern die Gelegenheit ergreifend, um ihr nationales Wort wirklich zu einer nationalen Tat zu machen. Herzhafte Zeitungsfürsprachen sind gar gewichtige Bausteine. Ich habe mein Lebtag nicht um Zeitungshilfe gebeten. Für sich darf der Schriftsteller so was nicht, da muß er warten, bis sie von selber kommt. Aber diesmal, für die deutsche Schutzstiftung,

ums scharfe Eck zusammengerieten, so daß er standhalten mußte, fing er gleich überlaut an zu reden vom Kometen, der demnächst kommt, und was er etwan wieder Schlechtes bedeuten werde, da die Zeiten ohnehin lausig genug seien. Ich aber ließ den Kometen ruhig auf seinen unergründlichen Straßen und sagte: „Was ist's Nachbar, zeichnest du?“ Da gab's ihm einen Ruck. „Na, wie ich halt sag'!“ kreischte er, „dir in d' Näh' kommen ist grad' so gut wie ... Ein gemeinschädliches Individuum bist! Andre Leut' werden hopp genommen, wenn der Geldsack nit sicher geht vor ihnen!“ Er lachte zwar dazu, so wie die Wirtin über den ranzigen Braten die Sauce tut, damit er genießbarer sein soll. Doch wie Bettlerherzen kein Erbarmen kennen, obschon sie's von andern verlangen, so sagte ich ruhig: „Mach' keine Geschichten. Zeichne!“ Und legte ihm Notizbuch und Füllfeder recht bequem in die Hände. Gezeichnet hat er! ...

Ich führe das nur zur Warnung an. Im heurigen Jahre kostet jeder Besuch bei mir zweitausend Kronen. So weit ist es gekommen. Einst, ach ja! Mit Kleinem fängt man an. Vor mehreren dreißig Jahren bin ich schier zufällig veranlaßt worden, zur Gründung einer Ortsfeuerwehr in Krieglach ein bißchen Geld zu sammeln, wie man eben mit dem Aufschreibbogen von Haus zu Haus geht, der Bäuerin die Schweinchen lobt und dem Bauern die Ochsen, und dann mit dem Bogen vorrückt. Es gelang, nun und seither treib' ich's. Das Ende ist eine beispiellos dreiste Millionenbettelei.

Ich habe eben meine Freude dran. Allerdings in stillen Stunden wird mir manchmal ein bißchen unheimlich. Wenn ich dieses Mal noch glücklich durchkomm', dann will ich's lassen sein. Denn ich sehe mit Schaudern, daß böse Beispiele gute Sitten verderben. Die Polen machen mir's bereits nach, und zwar, wie man hört, mit bewundernswerter Fertigkeit. Und die Italiener in Südtirol fangen auch schon an, für italienische Grenzschulhäuser zu sammeln.

Sei es drum. Ein Schulhäuserbau um die Wette! Schulhäuser gibt's nie zu viel. Wenn die Schulen danach sind, und sie *sollen* danach sein, dann werden die Nachkommen vielleicht einsehen, daß die gegenseitige Befeindung der Nationen eine abgrundtiefe Torheit ist. Ein besserer Grenzschutz als die Kriegsfestung ist die Schule: die Herzensbildung, die Gesittung. So meinen es wohl auch unsre Schutzvereine, der Deutsche Schulverein voran, durch dessen großartige Sammelkraft binnen Jahresfrist das Ziel erreicht sein wird.

lassen ohne Aufhören, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Obschon er als Schöpfer einer so wunderschönen Welt und, wenn man recht berichtet ist, eines noch schöneren Himmels, das Lob durchaus verdient. Als Herrgott wüßte ich mir was Besseres, als immer so dazusitzen und sich loben zu lassen. Es muß kaum zu ertragen sein. Nur ein Unsterblicher kann so was aushalten. Besonders unleidlich, wenn sie bloß mit Worten loben, in ihren Werken aber das Gegenteil tun. Mir wenigstens wäre es schon lieber, sie kämen mit der Zeichnung von zweitausend Kronen, als mit deutschtümelnden Gedichten. Nun, jeder kann dies halt nicht; dichten aber kann jeder. Man muß nur nicht glauben, daß man damit das Vaterland rettet.

Von Zeit zu Zeit kriege ich einen anonymen Schimpfbrief. Solche Briefe sind immer anonym, weil man das, was man nicht verantworten kann, auch nicht unterschreiben mag. Einer meinte, bisher sei ich ganz nett gewesen, ziemlich friedfertig, und hätte auch Nächstenliebe gehabt. Und jetzt sei ich auf einmal deutschnational geworden. -- Nun, das ist freilich arg. Doch wenn ich nachdenke, ungefähr wie jetzt bin ich immer national gewesen. Nur daß man das, was man sonst immer sagt, auch einmal tut. Kann mich auch nicht erinnern, je einmal gegen ein fremdes Volk gehässig gewesen zu sein. Aber das Volk, das mir am nächsten ist, habe ich halt doch noch am meisten lieb. Wäre das nicht auch so ein bißchen Nächstenliebe?

Der Name „Roseggerstiftung", den die Zeitungen aufgebracht haben, hat auch sein Gutes. Er macht mich zum reichen Mann; aber leider auch zu einem Filzian. Bittende Briefe kommen heran aus allen Winden. Ein Mann, der Millionen zu verschenken hat, wird auch die geringen Schulden eines armen Teufels zahlen; wird auch das Geld vorstrecken zur Ausführung einer wirtschaftlich eminent wichtigen Erfindung, die Luft so in Stücke zu komprimieren, daß sie wie Scheiter als Brennholz verwendet werden kann; wird auch das Kapital vorstrecken, um in einer Provinzstadt ein Volksvariété zu bauen. Was weiß ich, was sie neuerdings jeden Tag von mir wollen. Und siehe, der Krösus gibt nichts!

Ich glaube gar nicht, daß er einer ist. Wir wollen anstatt „Roseggerstiftung" doch vielleicht lieber Deutsche Schutzstiftung sagen. Dieser Schutzname schützt mich und ist auch nicht ungerecht gegen die tausend Stifter.

Bloß tausend! Eine Adelsauslese des deutschen Volkes. Man meint, die Leute müßten sich drum reißen, mit dabei zu sein. Erst zwar sperrt sich mancher ein wenig, nachher freilich ist er froh, mittun zu können.

Lustig machte mich mein Nachbar, der Hammerherr. Schon seit Monaten merkte ich, daß er mir auswich. Und als wir gerade einmal

mung. Die ist eine Gnade, die dem einen gegeben ist, dem andern versagt. Sie ist der himmlische Rausch, den man sich an dieser Hochluft von nahezu 2000 Metern so leicht antrinkt.

Der Polster ist übrigens ein unwirtlicher Berg ohne Hütte, ohne schützenden Unterstand. Kein Mensch war uns begegnet, kein Tier. Einsam standen wir auf kahler Felsenspitze, ringsum eine starre, drohende Welt voll unermeßlicher Gewalt und stiller Herrlichkeit. Ach, es sind die alten, abgenützten Worte. Wenn man keine neuen erfinden kann und darf, ist's nichts mit der Sprache.

Nachdem wir in zweieinhalb Stunden mühsam hinaufgekommen waren, um auf sonniger Höhe auszuruhen, und uns auf der Ostseite des Kammes hingesetzt hatten, um ein Alpenbild zu betrachten, wie es an stimmungsvollerem Lichte nicht so bald wieder in eines Menschen Auge treten wird, verloren wir das, was man Zeit nennt, und waren in der Ewigkeit. — Aber nicht gar lange. Ein leises Rollen im Hintergrunde, wir erhoben uns und gewahrten, daß sich über Wildfeld und Reichenstein ein Gewitterbau aufgerichtet hatte, der bereits den ganzen Westen mitsamt der Sonne verdeckte. Wir waren ohne allen Schutz, nicht einmal an einen Regenschirm hatte uns der gleißende Morgen erinnert. Flucht allein konnte retten. Knapp in einer Stunde waren wir auf dem Präbichl, und kaum im Eisenbahnzuge, prasselte vom nächtlich gewordenen Himmel wüstes Gewitter herab. Einen Blick noch auf den Polster — der war in wirbelnden Regen und Nebelsturm gehüllt. Die Phantasie zeigte mir hoch oben zwei erschöpfte, hilflose Menschlein.

Da sitze ich nun zu Mallnitz, wieder 1200 Meter hoch — im Herzen der Tauern. Ein weißgetünchtes Dachstübchen mit schiefer Wand und einem Fensterlein. Als ich gestern abends da hereingeführt wurde, brummte ich ein wenig. Aber eigentlich nicht über die etwas gar einfache Einrichtung, vielmehr über mich selbst, der schon so weltverdorben ist, daß er ein Glas Wasser und ein Abwischtuch und eine Nachtkerze haben will. In einem alten Alpenwirtshause, das angesichts der modernen Hotels, die gleich hinter dem Berge stehen und durch den Tunnel drohen, mutlos wird und die Arme sinken läßt. Heute morgens aber, als ich das Fenster öffne, tue ich doch einen Freudenschrei. Der trautsamste dämmerige Regentag, den ich je in den Alpen gesehen. Über die alten bemoosten Bretterdächer der Wirtschaftsgebäude sehe ich die grünen ebenen Wiesen des Engtales, von zwei Bächen durchrauscht, die aus zwei Hochtälern herauskommen, links von Seite des Sonnblicks her und rechts vom Ankogel nieder. Und im nahen Hintergrunde des Engtales, das just vor meinen Fenstern liegt mit seinen kleinen,

Heimgärtners Tagebuch.

Am 10. August war ich wieder einmal gründlich betrunken. So weit man den lichten Rausch eines edlen Weines kennt, ist die Empfindung eine ganz ähnliche. Höhenrausch! Trunken vor Freude, wieder einmal auf einem hohen Berge zu sein, mitten in der gewaltigen Alpenwelt. „Hier stehe ich vor dir, Allerheiligster! Rings um mich ist alles Pracht und Herrlichkeit!“ So ähnlich hat schon Erzherzog Johann gesungen auf der Spitze jenes Berges dort unten, des Erzberges, über den ich jetzt hoch und frei hinaussah. Ich stand an jenem glücklichen Tage mit meiner Eheliebsten auf der Höhe des „Polsters“. Welch ein weicher Name für einen so steilen, steinigen Berg! Von ferne allerdings sieht er sich sanft und lind an mit seinen grünen Almen. Eine günstigere Lage hat kein Aussichtsberg im ganzen Lande. Die Bahnstation Präbichl ist 1200 Meter hoch gelegen, so hoch wie mancher berühmte Aussichtspunkt im Unterlande. Präbichl selbst hat keine Aussicht als die, noch einmal eine große Alpenfrische zu werden, zu der das Alpenhotel „zum Reichenstein“ mit seinen Sommerwohnungen schon den guten Anfang gemacht hat. Da ist der Paß zwischen der Reichensteingruppe und dem Polster. Dieser steigt östlich von der Station und dem Wirtshause auf. Ein Fußsteig führt anfangs im Zickzack durch Wald, höher oben über blumenreiche Almen, dann über verwittertes rotes Erzgestein empor, dann quer an einer steilen, grünen Lehne hinan. Vor Jahren hatte ich an dieser Lehne ein Mirakel erlebt, dessen Bildnis ganz gut in der Mariazeller Kirche hängen könnte. Bei meinem Abstiege damals hatte höher oben jemand einen erklecklichen Stein losgetreten, der über diese steile Lehne in großen Sprüngen herabkam, schnurgerade auf mich zu, der ich ahnungslos gerade lustig den Steig querab lief, über eine Scholle stolperte und zu Boden fiel in dem Augenblicke, als der Stein knapp über mich wegsauste in den Abgrund. Ich würde befürchten müssen, zu großer dichterischer Freiheit beschuldigt zu werden, wenn nicht noch heute Zeugen aufzutreiben wären, die das Wunder gesehen haben. Wie ein neu Erschaffener bin ich damals zu Tal gestiegen. Und wie ein neu Erschaffener stand ich nun nach vielen Jahren wieder auf der Spitze des schönen Berges. Aber was man dort sieht, das sage ich nicht. Aussichten zu beschreiben, das muß man sich abgewöhnen, Namen, Linien kann man sagen, von Farben kann man reden, allerhand interessante Dinge kann man vorbringen; aber die Beleuchtung, die jeden Augenblick anders vom Himmel kommt, kann man schon schwerer wiedergeben, und ganz unmöglich ist, das Wichtigste zu schildern, das einzig Bestimmende für die Bergfreude: die Stim-

auch Eßzeug, Messer, Gabel und Löffel. Beim anderen gar nix. Unsere G'meinde hat nit schlecht gschimpft. Wenn d wieder einmal einen findst, so laß ihn liegen und halt s Maul, haben sie gesagt. Unter funfzehn Gulden ist das znichtest Knochengrüstl nit vom Gebirg zu schaffen und in die Erden zu bringen. Weil ich sie enten auf der Salzburger Seiten gfunden han, so haben sie gleich hinübergeschrieben, die Salzburger sollten für die Bestattung sorgen. Ja leck! Die haben gesagt: Wenn sich um einen Fund niemand meldet, so gehört er dem Finder. Jetzt hats hergeschaut, als wie wenn ich die Begräbnis bestreiten sollt. Da bin ich her und sags dem G'meindevorstand ins Gesicht: Ein spottschlechter Roßhalter bin ich, aber die Begräbnus bring ich auf, wenns enk nit schamts! Haben sie sich doch gschamt und jeder hat seine Sach umsonst getan dabei, sogar der Geistling. Na ja, ist ja ein Werk der Barmherzigkeit — die Toten begraben; wird wohl eh dabei mehr geschimpft als gebetet worden sein. Meinetweg, ich klaub seitdem keinen mehr auf, und sollten ihrer noch so viel liegen bleiben im wilden Birg."

Sei es drum. Ich meine, wer auf die Berge sterben geht, der wird auch zufrieden sein mit dem Hochfriedhof, dreitausend Meter oben, und der Sonnblick oder der Großglockner sind keine üblen Grabsteine.

Diesen 13. August saß ich am Rain und sah den Schnittern zu, die das reife schwere Korn in Garben banden. Und dachte an den 13. August vor 50 Jahren. In jenem Jahre stand in Krieglach-Alpl das Getreide üppig und stolz und wir gingen mit frisch gedängelten, blinkenden Sicheln fröhlich aufs Feld zur Ernte. Mein Vater stellte sich an den Rand des hohen, in schweren Ähren hängenden Kornes, sagte mit seiner leisen Stimme vor sich hin: „In Gottesnamen!" und schnitt die erste Garbe. Die Antwort auf sein „In Gottesnamen" war ein leises Rollen vom westlichen Himmel her, wo bleifarbiges, weißbefranztes Gewölk aufstieg. — Eine halbe Stunde später war die Ernte desselben Jahres gründlich vollzogen. Nicht ein einzig Stämmlein stand hervor aus dem Eis, das alle Felder bedeckte. Die Sträucher der Raine waren kahl, die Wildkirschbäume und Eschen standen wie Besen da, die Bäume des Waldes waren zerfetzt und an den Stämmen hingen die Rindenfetzen nieder. Im Gehöft waren stellenweise die Dächer eingebrochen, an den wetterseitigen Fenstern alle Scheiben zerschlagen. Über diese Landschaft strich winterlich frostige Luft, aber im Schachen loderte eine alte Tanne auf, die der Blitz getroffen hatte. Mein Vater stand an der Haustür, schaute hinaus und sagte leise vor sich hin: „In Gottesnamen!" —

zerstreuten Hütten, tut er sich empor. Ich sehe aber nur die steilen, grünen Almen seines Fußes, von einzelnen Waldstrichen bestanden. Und selbst dieser Fuß noch ist leicht verschleiert im Regen. Manchmal, wenn ein Windstoß die Nebel zerreißt, sehe ich höher hinauf in die Felsen, die mit Neuschnee bestäubt sind. Nur ein einzigmal, kaum auf zehn Sekunden, flattern die grauen Tücher so, daß das Haupt frei wird, das hohe, schründige Haupt — der 3253 Meter ragende Ankogel. — Zwei Stunden lang bin ich am offenen Fenster gesessen vor diesem nur in den zwei Farben grün und grau schimmernden Alpenbilde, das wenig schauen und viel ahnen läßt. Und ich ahne üppig drauf los: Ich sehe den sonnig strahlenden Sommertag mit seinen tiefen Schatten, ich sehe die blendende Winterlandschaft über dem Schnee, der fast zum Fenster heraufreicht und aus dem kaum die höchsten Zaunstangen hervorragen,. Ich sehe das gierige Streifen der Gemsjäger und das andachtsvolle Emporwallen der Hochtouristen und das fröhliche Gleiten der Wintersportler. Ich empfinde alle Wonnen, die der Naturfreund in diesem wilden Birg je durchlebt hat. — Und nach diesen Stunden stiller, heiliger Schau reise ich wieder heim, wie ich gestern hergereist bin. Denn der Tauernregen, wenn er einmal anhebt, tut nimmer aufhören. Es gefällt halt auch ihm dahier — man kann ihm's nicht verdenken.

Auf der kärntnerischen Seite des Tauerngebirges hat mir ein Fremdenführer das Folgende erzählt: „Jeß Mar and Josef, was sein schon für Leut z grund gangen übers Gebirg! Neun Stunden weidlich ist's übri ins Salzburgisch. Erst vor etlichen Jahren hab ich ihrer zwei gefunden in einem Monat. Gar nit weit auseinand. Weil ich mich im Nebel selber vergangen hab. Durch so eine Steinspalten hab ich schliefen müssen, weil schon kein anderer Ausweg ist gewest. Denk ich: Was, daß da ein blaues Papier liegt unten in der Spalten! Ist aber der Fetzen gewest von einem blauen Hemd; bei uns herüben tragen sies nit so. Und sehe ich daneben schon die weißen Zähn und den ganzen Schädel. Der hat ausgschaut! Das Ziefer hat vom Fleisch nit mehr viel überglassen — nur die Knochen. Weiter hab ich nit einigschaut, bin auf und ein halben Tag lang glaufen bis zu unserer Bezirkshauptmannschaft. — Der andere, später, ist in einem Steinkar gelegen, hat ihn schon das Eis zudecken wollen. Der ist nur gleich so auseinandergefallen, wie sie ihn aufgehoben haben. Der erst' war ein junger Handwerksbursch aus dem Böhmerland, der zweit' ein Schustergesell aus Oberösterreich, so weit hats können richtiggestellt werden. Wies hergangen ist, weiß man nit. Ghabt hat keiner nix, siebenunddreißig Kreuzer habens beim Schuster gefunden und Handwerkszeug,

In dieser Zeit las ich, daß in unserem Himmelsstrich allen Anzeichen nach die Niederschläge aufhören würden, daß Europa in wenigen Jahrhunderten kein Wasser haben werde. In der Zeitung stand's und bei beständig rauschendem Regen liest sich so was anmutig. Ich mag es ganz gerne, wenn man so in der Laube sitzt, und auf die frischgrüne Wiese, auf die dunklen Fichtengruppen rieselt windlos warmer Regen nieder, den die Pflanzen ruhig trinken. Und an den Bergen hängen die Nebel und in den Blättern knistern die Tropfen. Solche stille Sommerstunden haben mich oft schon zu mir selber gebracht; man findet sich in der Regeneinsamkeit, und findet in sich manches, was bei klingenden Sonnenstrahlen verborgen bleibt. Nein, den Regen möchte ich nicht hergeben. Freilich auch den Sonnenschein nicht. Ich behalte beide.

Ein Schleiferjunge meldete sich an, so ein hübsches schwarzlockiges Zigeunerbübel: Ob wir nichts zu schleifen hätten? „Na komm her!" sagte ich und zog mein Taschenmesser heraus, ein Kapfenberger Messer mit feiner Perlmutterschale, ein liebes Andenken. Aber schon stumpf geworden. „Das kannst schleifen, doch wann bringst du mir's wieder?" „Heute Mittag." „Gut. Aber daß du mir nicht durchgehst damit, verstehst?" Mit seinen großen Augen schaute mich der Junge vorwurfsvoll an, fast traurig. Und dachte ich mir: Woher hast du das Recht, ihn zu beleidigen? Gleich ihm einen so häßlichen Verdacht ins Gesicht zu schnellen? Mir tat er leid, aber er war schon davon. Eilig hatte er's, mit dem schönen Messer abzufahren. Es kam der Mittag, doch nicht mein Junge mit dem Messer. Da hub ich an: „Diese verdammten Zigeuner! Gedacht habe ich mir's ja gleich, aber man ist immer zu vertrauensselig. Jetzt will ich im Dorfe nachfragen, ob der Gauner nicht wo zu erwischen ist. Der soll mich kennen lernen! Ausrotten soll man diese Diebsbrut, diese vermaledeite!" Und was man im Zorn halt so hinausschreit. — Am Nachmittag kam der Junge mit dem Messer. Es war sorgfältig geschliffen, wie neu schaute es aus, und die Schuldigkeit war zehn Heller! — Und meine Schuldigkeit? — Oft habe ich mir schon vorgenommen, das verfluchte Mißtrauen abzutun. Bin ich denn so viel betrogen worden? Ich persönlich habe wirklich wenig Unredlichkeit erfahren. Oder hätte ich's bloß nicht gemerkt? Dann ist's wenigstens nicht empfindlich gewesen. Aber was man so hört von anderen! Und was man liest! Lauter schlechte Leute überall. Die Hälfte alles Tratsches, der täglich aus der Leute Mäuler sprudelt, handelt von der Schlechtigkeit der Welt. Zwei Drittel aller Zeitungsnachrichten erzählen von der Schlechtigkeit der Leute. Dann unsere neue Literatur, unsere Bühne! Überall Gesindel. Woher soll man da das Vertrauen

Spät am Abend desselben Tages kam ein zweites Gewitter, das aber zur Vernichtung nichts mehr vorfand als den Wald, den der Sturm entwipfelte und an mehreren Stellen in Brand steckte. Das Haus ließ er stehen. Es steht heute noch, aber von demselben Tage an war die geordnete Wirtschaft zerstört für immer. Nach vorhergegangenen Mißjahren und Unglücksfällen hatte dieses beispiellose Ungewitter unserem alten, über dreihundert Jahre alten Bauernhof den Garaus gemacht. — Ein paar Tage lang waren wir betäubt. Dann begann allmählich das Arbeiten: Dachdecken, den vermuhrten Hausbrunnen ausgraben, Erdäpfel ausheindeln und das Stroh aus der Erde krauen für Viehfutter und Streu. Hernach ging der Vater in Gegenden, wo es nicht gehagelt hatte, um Samenkorn auszuborgen; und dieses streuten wir wieder in die Erde. Den Winter über gings kümmerlich her, doch wir jungen Leute scherzten und sangen bei unseren kleinen Arbeiten wie gewöhnlich, die Mutter saß am Rocken und spann, die Dienstboten zersägten den zerworfenen Wald, betreuten das Vieh, und der Vater besserte die Hausschäden aus und pfiff manchmal dabei ein Liedel. Wir wußten es noch nicht, wie arm wir geworden waren.

Im Tagebuch werden die Wetterberichte vermißt. Das wundert mich, denn sie waren sehr langweilig. Immer dasselbe — schön oder Regen, und den Leuten ist's nie recht, ob schön, ob Regen.

Nach meinem Erinnern war in unseren Gegenden der vorige Winter so: die erste Hälfte trocken und schneearm. In der zweiten Hälfte schneite es oft, aber nie lange, nicht zu kalt, nie warm, der Schnee lag noch im März. Das Frühjahr sonnig bis zur drohenden Trockenheit, aber der Barometer (es ist ein Wetterschreiber) stieg in die Tiefebene herab und ging dort seine geraden Wege, bei Gewitterstürmen kaum ein wenig zuckend. Er fürchtete sich nicht. Der Frühsommer war windig, häufig trüb und regnerisch, doch die Erde durchfeuchtete sich nicht, von allen vier Himmelsrichtungen her windete es, von Morgen, von Abend, von Mitternacht; alles oft an einem Tage. Dann schöne klare Tage, aber der Barometer zeigte keinerlei Neigung zum Höhensport, in der Tiefe ging er gerade aus, sich um Welt und Wetter nicht kümmernd. Anfang August schwüle, tagelange Regenzeit. Täglich mehrere Gewitter. Wie diese sich sonst von Westen her ziehen und im Osten verlaufen, so kamen die Wetter mit Blitz und Donner nun plötzlich von Osten und verliefen im Westen. Eins wies andere. Der Regen war lau und schüttete, der Barometer machte immer noch keine Bergpartien. In der zweiten Hälfte des August besserte es sich. Doch jeder der verspäteten heißen Sommertage hatte seine kühle Herbstnacht. Und das Wetter bleibt wetterwendisch bis zum September.

Ein Mann teilte mir bekümmert mit, daß er mit seinem Sohne nicht harmoniere, da der ganz andere Ansichten habe. Ich suchte ihn zu beruhigen. Wo sind Vater und Sohn, die gleiche Ansichten haben! Da wäre einer oder wären beide Willensschwächlinge. Meine Kinder sind anders als ich bin und ich bin anders als mein Vater war. Das ändert an der Einheit nichts, das sind nur Wechselwirkungen der einen, der ganzen Geschlechtsreihenfolge gemeinsamen Kraft. Der Enkel wird wieder gern, wie der Großvater war.

Manche Eltern glauben, dafür da zu sein, den Kindern in allem ihren Willen aufzuzwingen, während es andere ganz gut einsehen, daß viele Eltern von ihren Kindern erzogen werden.

Kinder sollen den Eltern gehorchen, sagt man. Ich sage dasselbe. Aber nur Kinder. Wohl auch ihre erwachsenen (die trotzigen) sollen die Eltern beeinflussen, doch weniger als Gebieter denn als Freunde. Nichts ist gedeihlicher für Vater und Sohn als unbefangene Freundschaft. In der wirkt nach meiner Erfahrung Meinungsverschiedenheit nicht entzweiend, sondern ergänzend.

Zeitungen veröffentlichen den folgenden Brief Liliencrons. Eine Dame, die dem Baron Detlev von Liliencron vor einigen Jahren mehrere Gedichte zur Prüfung eingesandt hatte, erhielt dieses Schreiben:

„Hochverehrtes Fräulein! Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Viel lieber säße ich auf Lebenszeit im Zuchthause, Einzelhaft, als daß ich Dichter wäre. Erst muß man Jahrzehnte hungern, dann wird man, wenn man endlich bekannt geworden ist, von Tausenden von Dichtern und anderen Deutschen überfallen. Mit Dolchen und Messern angefallen. Man läßt mir kaum noch Zeit, für mich selbst etwas arbeiten zu dürfen. Korrespondenz, Bitten jeder Art, Manuskripte (!!), Büchersendungen!!! (täglich, gerechter Gott, drei bis vier Bücher). Wenn ich die alle lesen müßte, brauchte ich über 12.000 Jahre dazu! Ewiger Besuch, ewige Störung! Schon hatte ich meinen Tag von 24 Stunden auf 240 Stunden geschraubt; jetzt will ich's mit 2400 Stunden für den Tag versuchen. Ich verfluche diesen ganzen Dichterkram bis zum äußersten. Er verbittert mir aufs gründlichste mein Leben. Ich hab' mich zu Ihren Gedichten gefreut. Aber erst die Zeit und das Leben werden Sie zur Dichterin machen. Viele, viele Hunderttausende von Deutschen dichten und lassen ihre Bücher drucken. Wenige bleiben dann im Laufe der Jahre übrig. Ihr ergebenster Baron Liliencron."

Warum wird so ein Notschrei nicht bei Lebzeiten der Schreienden veröffentlicht? Warum erst nachher, wenn sie so wie so Ruhe haben?

---

nehmen? — Ich dächte doch, aus sich selber. Wie einer selber ist, so denkt er sich die anderen. Heißt es nicht ungefähr so? Nur ein wenig gröber. Man ist zwar sonst so, daß man jeden für brav hält, solange man nicht das Gegenteil erfährt. Und doch kommt manchmal so ein dummer Rappel. Dem Zigeunerbübel habe ich natürlich ein bißchen Genugtuung in die kleine Hand gedrückt und habe zu ihm gesagt: „Das war nur Spaß, heute Morgen, daß du etwa das Messer nicht zurückbrächtest!“ „Eiwo!“ gab er zur Antwort, „man muß ja zurückgeben, sonst wird man eingesperrt.“

Mit dem Zottel von Langenwang bin ich jahrelang gut ausgekommen, ja wir sind Freunde geworden. Er lief mir zu, so oft ich ins Nachbardorf kam, ich streichelte ihn oder wehrte befehlend ab, je nach Zeit und Laune. Der zottige Freund blieb um mich und schaute mit seinen treuherzigen Augen zu mir auf. Und eines Tages kam er mit seinen Leuten zu mir auf Besuch, übersah es aber, daß die Seinen, die mit einem Wagen gekommen, mit dem Eisenbahnzuge heimfuhren. Nun blieb der Hund bei dem Wagen, kam bisweilen an mich, schaute fragend her, als wolle er mich zur Rechenschaft ziehen, wohin seine Leute gekommen. Ich wollte ihn heimjagen, doch er ging nicht oder kam immer wieder zurück. Sehr deutlich suchte ich es ihm zu machen, daß sein Herrl und sein Frauerl mitsamt den Buberln ja längst zu Hause wären und gewiß mit Sorge auf ihn warteten und daß es ganz ekelhaft sei von einem sonst so honorigen Hunde, sein Haus so treulos zu meiden. Er muß es nicht verstanden haben. Er ging nicht. Dann wurden die Meinen hart und wollten ihn aushungern. Es half nichts, er blieb. Zur Nachtzeit versperrten wir ihm das Haustor, er schlief davor auf den Stufen und ging nicht fort. Erst als nach mehreren Tagen die eingeborenen Dorfhunde gegen den fremden Eindringling feindselig wurden, sich um ihn versammelten und ihn aushetzten, ward ihm diese eigentümliche Gastfreundschaft zu dumm und er — lief heim. Dort wird er ja seine Leute, die er tagelang bei mir ausgraben wollte, fröhlich wieder gefunden haben. Nach einer Weile kam ich in das Haus der Seinen, um den gehörigen Gegenbesuch zu machen. Alles fand ich beim Alten, nur den Hund nicht, der war ein anderer. Er sprang mir nicht entgegen, er schaute mich nicht an, nahe an mir ging er vorbei, nicht eine Miene hatte er für mich — ich war ihm Luft. Der Zottel war beleidigt und ist es bis heute. Zum Versöhnungsversuche hielt ich ihm gestern eine halbe Wurst vor; sie war ganz frisch. Er nahm nicht einen Bissen von mir. — Heute weihe ich der verscherzten Freundschaft dieses Klagelied.

---

zutrauen müssen. Am 22. August d. J. veröffentlicht die Grazer „Tagespost“ an erster Stelle unter „Nationaler Nachwuchs“ vom Abgeordneten Dr. Otto Steinwender, Vizepräsident des Abgeordnetenhauses, den folgenden Aufsatz:

Unser Peter Rosegger hat kürzlich im „Heimgarten“ geschrieben, daß der Hauptgrund, warum unser deutsches Volkstum zurückgehe, in der Beschränkung der Kinderzahl und in der Heranziehung fremdnationaler Arbeiter liege; alles andere, selbst die antideutscheste Politik, richte nicht so viel Unheil an. Und er hat hinzugefügt, das seien harte Worte, die ihm vielleicht schaden werden. Nun, wenn irgendjemand, so hat der Dichter das Vorrecht auf Aufrichtigkeit; aber auch die Politiker täten gut, manchmal unter die Oberfläche der Phrasen und populären Meinungen unterzutauchen bis auf den scheugemiedenen Grund, aus dessen Tiefen die Wahrheit zu holen ist.

Wahr, nur zu wahr ist, was Rosegger sagt, und deshalb wollen wir die Sache etwas weiter ausführen. Nach den statistischen Ausweisen ist der Überschuß der Geburten über die Todesfälle bei den Deutschösterreichern wesentlich geringer als im Deutschen Reiche. Während der jährliche Geburtenüberschuß in Deutschland im Jahre 1901 151 auf 10.000 Personen betrug, hatten die deutschen Alpenländer einen solchen von 42 (Tirol) bis 72 (Steiermark), dagegen die Sudetenländer von 101 (Böhmen) bis 133 (Schlesien) und die Bukowina 154, Galizien 168. Wenn die Zählung nach der Umgangssprache trotzdem nur ein geringfügiges Zurückbleiben der deutschen Bevölkerung in dem Prozentverhältnisse ausweist (36·7 Prozent im Jahre 1880, 35·8 Prozent im Jahre 1900), so erklärt sich dies einerseits daraus, daß Nationalität und Umgangssprache etwas Verschiedenes sind und daß die slawischen Völker an der Auswanderung stärker beteiligt sind.

Warum vermehren wir uns weniger? Zunächst deshalb, weil bei uns Deutschen der Übergang aus dem Agrarismus zum Industrialismus stärkere Fortschritte gemacht hat als bei den anderen Nationalitäten. Am fruchtbarsten in der Volksvermehrung ist seit je der Kleinbauernstand gewesen, und gerade dieser ist durch die allgemeine Hebung des Lebensstandes, der die bäuerlichen Wirtschaften mit ihrem bescheidenen Ertrage nicht nachkommen konnten, teilweise aber auch durch Aufkäufe in den deutschen Alpenländern am meisten zurückgegangen. Dagegen sind auf unserem Gebiete die Städte am stärksten gewachsen, und die Städte sind im allgemeinen nicht der günstigste Boden für die Aufzucht. Vielleicht noch stärker wirkt ein zweiter Grund. Wir Deutsche sind in den oberen Schichten des Mittelstandes, namentlich unter den mit fixen Bezügen Angestellten, in einem höheren Prozentsatze vertreten als die anderen Nationalitäten. Gerade in diesen Kreisen ist man wegen der Lebensmittel- und Wohnungspreise, wegen der allgemeinen Steigerung des Lebensstandes, oft auch aus Bequemlichkeit mehr als in anderen geneigt, die Zahl der Kinder zu beschränken. Zudem kommen die Beamten und sonstigen Angestellten erst in einem solchen Alter zu einer ausreichenden Versorgung, wo es für viele für die Eheschließung zu spät geworden ist. Wenn wir den Nachwuchs so lange in der Schule festhalten und ihn dann jahrelang auf ein dürftiges Adjutum anweisen, so tun wir nicht nur dem einzelnen ein Unrecht, sondern auch der Nation einen Schaden. Dies ließe sich ändern, man könnte, unter Einschränkung ihrer Anzahl, die Beamten früher zu einer ausreichenden Besoldung gelangen lassen, wir könnten die Sanitätsverhältnisse in den Städten verbessern, die industrielle Arbeiterschaft auf eine höhere Lebensstufe, was durchaus nicht mit Lohnstufe gleichbedeutend ist, heben, wir können die Aufzucht des Nachwuchses teilweise aus der Stadt auf das Land

Ein junger Mensch kam zu mir, ein Sattlerlehrling. Mit verschämter Freude bekannte er gleich, er mache Gedichte und habe ihrer am Semmering vorgelesen. Man habe sehr gelacht, nun wolle er sich zum Vorleser ausbilden, und die Leute hätten gesagt, er solle zu mir gehen. „Wenn sie ohnehin gelacht haben!" wendete ich ein. „Das schon", meinte er, „aber allemal bei den ernsthaften Sachen, bei den gspassigen nit", und er fragte mich, wie man das machen solle. Ich ließ unvorsichtigerweise meinen Wissensdrang merken nach einem der ernsthaften Gedichte, bei denen sie gelacht hätten. Flugs hatte er eins in der Hand und wolle es mir vorlesen. Er hat mir's dann geschenkt, so daß ich es abdrucken darf:

Liabs Dirndl, ich liab dich,
Liabe auch du mich,
Liabe mich in deinem Sinn,
Weißt du wohl, wer ich bin?
Ich bin der Franz Pimi,
Wenn du mich liabst, so kim i.

Das war das Ernsthafte, bei dem sie gelacht hatten! Dann wollte der Gute mir gerne auch noch was Gspassiges lesen. Aber ich wehrte ab, das eine sei von unübertrefflichem Tiefsinn, ich wolle mir um keinen Preis den Eindruck verderben lassen. Indes möchte ich ihm doch raten, nicht umzusatteln, sondern bei der Sattlerei zu bleiben. Nun meinte er, die guten Dichter sollten doch nicht bei einem so gemeinen Geschäft bleiben. Ich sei ja auch ausgesprungen aus der Schneiderei. „Mein Lieber", antwortete ich, „das ist was anderes, ich bin nicht ausgesprungen, weil ich etwa ein guter Dichter war, vielmehr, weil ich ein schlechter Schneider gewesen bin."

Darauf stand der Junge eine Weile so da und tat, als denke er nach. Plötzlich machte er einen Schwung mit dem Arm und rief: „Geh' ich halt zum Kernstock!"

In einer Tagebuchnotiz („Heimgarten", XXXIII., Seite 858) habe ich gesagt, der größte nationale Schaden werde dadurch getan, daß der Deutsche zu wenig Kinder habe und zu viele fremdvölkische Arbeiter ins Land ziehe. Nun kommt ein deutschböhmisches Agrarierblatt und bestreitet das. So sei und handle der deutsche Bauer nicht, am wenigsten in Böhmen. Nun habe ich aber in jener Notiz vom Bauern kein Wort gesagt, am wenigsten von dem böhmischen; habe mit jenem Vorwurfe vor allem die Städter gemeint, das Großbürgertum, auch das ländliche Bürgertum, endlich manche Großgrundbesitzer und die Industriellen. Daß meine schwere Behauptung aber doch auch schon vielfach im Bauerntum zutrifft, dafür habe ich einen Gewährsmann, dem man Erfahrung und gründliche Sachkenntnis wird

arbeiten, sei unsere Schule, die die Jugend nur theoretisiere, den groben Arbeiten entziehe und alles zu Herren machen wolle. — Es mag zu bedenken sein. Die Deutschen ein Herrenvolk, das ist ja recht schön. Dann kann es aber numerisch nur ein kleines Volk sein. Es kann nicht so viel Herren geben, als es Knechte gibt. Nein, wir werden in unsere Schulen mehr Anleitung zur Handarbeit, zur Grobarbeit bringen müssen, wir werden diese rauhen Arbeiten wieder beseelen und adeln müssen, anstatt daß sie wie heute fast als entehrend gelten. Besonders die Arbeit auf der Scholle. — Mit dem Pfluge erobert man den Boden, mit dem Hammer das Haus. Wer sich nicht mit eigener Hand ein Heimatland schaffen kann, der wird bald keines haben.

Jetzt scheint es, als wolle der Deutsche die Scholle verlassen und sich den Lüften anvertrauen. Diese Politik dürfte etwas windig werden. Ich sage es bei aller Freude, die ich über Zeppelins Hochsiege empfinde. Das Obenhinaus wird ja auch sein Gutes haben, allein derweil darf uns die Scholle nicht gestohlen werden.

Die Metze Niedertracht hat mehr Kinder, als die ehrsame Frau Anständigkeit. Die tschechische Niedertracht, wie sie besonders im Vorjahre zu Prag sich gezeigt, hat richtig auch unter den Deutschen Junge bekommen. Vor einiger Zeit, als die Tschechen in Wien einen harmlosen Familienausflug zu Schiff in die Wachau machten, sind Hunderte von Deutschen zu den Donauufern zusammengelaufen, um jene zu beschimpfen und zu verhöhnen. Später hat sich das wiederholt an mehreren Orten. Wenn wir Deutsche in Österreich einmal auf richtiger und günstiger Bahn sind, allsogleich machen sich unsere Krakehlbrüder an die Arbeit, um uns, die Deutschen, ins Unrecht zu setzen. Zur Entschuldigung jener Gemeinheiten kann man nur das eine anführen, daß die Tschechen in Wien vorher mit politischen Demonstrationen drohten. Die haben bei uns gar nichts zu drohen, am wenigsten im urdeutschen Niederösterreich. Sind sie frech bei uns, dann dürfen sie sich nicht wundern, wenn ihnen einmal gründlich heimgeleuchtet wird. Sind sie aber, wenn auch nur gezwungenerweise, nicht frech, machen sie, wenn auch nur gezwungen, ruhig und anständig ihren Sonntagsausflug, dann sollen die Deutschen zeigen, daß sie ungezwungen, ganz von selbst, mindestens so anständig wie die anständigsten Tschechen sein können.

Den Braumeister eines untersteirischen Ortes stieg ich an, ob er denn nicht auch für die Schutzstiftung zeichne? „Ich bin ja kein Nationaler“, antwortete er. „Was denn?“ fragte ich. „Ich bin

verlegen, wir können statt der üblichen agrarischen Preispolitik eine bäuerliche Agrarpolitik treiben. Alle diese Mittel, die an und für sich und im Zusammenhange des Scheines der Großzügigkeit nicht entbehren, mag man versuchen und anwenden. An der Tatsache ändern sie doch nichts, daß der Fortschritt der Zivilisation bei allen Völkern mit schweren Opfern erkauft wird. Man denke darüber nach und wird dem Worte des gewesenen französischen Ministers Meline recht geben: **Retour à la terre!**

Deshalb werden wir die Industrie nicht einschränken wollen; wir brauchen sie nicht nur für unsere Bedürfnisse, sondern wir werden auch in erhöhtem Maße für das Ausland arbeiten müssen, schon aus dem Grunde, weil wir sonst die 400 Millionen Kronen nicht aufbrächten, die wir als Schuldzinsen an Franzosen, Reichsdeutsche, Schweizer, Holländer u. s. w. jährlich zu bezahlen haben. Aber wir sollen aus nationalen Gründen auch darauf bedacht sein, die Handarbeit im Gewerbe und in der Landwirtschaft selbst zu verrichten. Und das tun wir nicht. Wenn die Tschechen in den gewerblichen Fortbildungsschulen viermal so viel Schüler haben, als ihrer Bevölkerungszahl entspricht, so kann man nur mit Bedauern von einer Vertschechung des Handwerkes sprechen. Und schauen wir weiter, wer unsere Häuser baut, die Ziegel brennt, das Holz schlägert, die Stein- und Erdarbeiten bei den Eisenbahnen leistet, die Tunnels bohrt: Deutsche sind es nur in geringer Anzahl, bei den höher gezahlten Arbeitern finden wir Italiener, unter den Handlangern Slowaken, Kroaten, Bosnier, Mazedonier. Freilich gehen die meisten wieder außer Landes, aber unser Geld tragen sie fort. Und jetzt fängt der Ersatz der Einheimischen durch die Fremden auch schon in der Landwirtschaft an; meist sind es Saisonarbeiter, aber viele bleiben auch und werden uns die Rasse ruinieren. Dies soll nicht gesagt sein aus Abneigung gegen alles Fremde, aber gerade das, was bei uns als Hilfsarbeiter in die Landwirtschaft dringt, steht körperlich und moralisch tief, und mögen die Eindringlinge ihre Sprache aufgeben, die Degeneration bleibt, die sie in halborientalisch-endemischen Krankheitsformen mitbringen.

Durch die Entwöhnung von harter Handarbeit degenerieren wir aber selbst. Es mag für den einzelnen wünschenswert erscheinen, eine fixe Anstellung mit schönen Pensionsansprüchen zu erreichen oder es gar zum arbeitslosen Rentner zu bringen. Aber Pension und Rente können für ein Volk, das leben will, nicht allgemeines Ziel sein; in der Arbeit liegt die Zukunft, und je härter die Arbeit, um so strammer das Volk und um so blühender sein Nachwuchs.

Meine Meinung, daß die Herbeiziehung fremdvölkischer Arbeiter die größte Gefahr für das deutsche Volkstum bedeute, hat einiges Aufsehen erregt. Ich staune. Habe ich denn was Neues gesagt? Liegt denn diese Gefahr nicht seit Jahrzehnten offen vor uns da? Sieht es denn nicht jeder, wie sie sich bei uns festsetzen und durch ihren Kinderreichtum immer mehr Boden fassen und besonders in Städten die kinderarme deutsche Bevölkerung zurückdrängen? Ich getraute mir die Weisheit kaum auszusprechen, so alt ist sie, und so selbstverständlich. Und nun tut man, als sei es eine neue Offenbarung! — Unter den vielen Zuschriften, die ich in dieser Sache erhalten, ist eine, die sagt folgendes: Eine Hauptursache, weshalb die Deutschen lieber anschaffen als selbst

und sie wird auch gesegnet sein. Vor allem aber brauchen wir ganze Bausteine! — Große Steinbrüche aufmachen! Der Bau ist noch nicht einmal bis zur Hälfte fertig.

Während ich, der eine, mit seiner Frau recht langsam auf den steirischen Almen herumsteige, fährt mein Ich, das andere, mit der seinen auf dem Mittelländischen Meere herum. Da lasse ich mein Steirergewand mit dem Leiblichen daheim auf der Alm und fahre als Gratisblitzer mit meinem Sohne. Von Triest aus das Adriatische hinab, als ginge es ins Morgenland hinein. Bei Cattaro vom schwarzen Felsenberg einen Blick über Montenegro. Ein gutes Auge überschaut es Dann weiter über die Wässer, um den italienischen Stiefelabsatz herum nach Sizilien mit seiner zum Weinen schönen und traurigen Küste und dem in die stillen blauen Himmel aufragenden schneebedeckten Ätna. Dann nach langer tosender, wogender Fahrt ins schwarze Afrika. Tunis, das zur Hälfte ein Neu-Paris, zur Hälfte ein orientalisches Märchen ist. Nach zwei Tagen, die so wundersam sind, daß sie nicht in der Reihe der gewöhnlichen Lebenstage stehen können, daß sie außerhalb, wie auf einem Wüstenfelsen, einsam ragen bleiben werden — nach diesen wundersamen Tagen nordwärts, der Insel Korsika zu, wo der größte Europazüchtiger geboren wurde. Und dann weiter ins moderne weltheitere Nizza, und eine Automobil-Schnelle gegen Savoyens Hochgebirge. Aber bald neuerdings südwärts nach dem schmutzigen Neapel (Neapel sehen und sterben vor Grausen!), dem paradiesischen Capri und fort bis zu den Ruinen von Messina. Hier drei schweigende Stunden der Ewigkeit. Nach tausend Jahren werden immer noch aus aller Welt Menschen kommen, das Ruinengrab zu schauen, das wir jetzt so schreckbar frisch vor Augen haben. — Nun aber heimwärts. Es ist uns an der Stätte des Todes zumute geworden, als wäre es möglich, die Heimat und die Lieben drin zu versäumen. In Korfu grüßt uns der tiefblaue Himmel Griechenlands, dann losgesteuert auf das österreichische Abbazia. Daheim. — Nun suche ich wieder mein Steirergewand mit dem Leiblichen auf und empfange freudig die Heimkehrenden, die nicht ahnen, daß ich auf der ganzen Reise bei ihnen gewesen und Wonne, wie auch manchmal ein bißchen — Antiwonne mit ihnen genossen habe. Die sind nicht wenig erstaunt, wenn ich ihnen alles erzähle, was sie gesehen, erlebt und empfunden haben. Während sie auf dem Dampfer „Alice“ reisten, begleitete ich sie auf dem uralten Weltumsegler „Phantasia“.

---

ein Geschäftsmann. Ich halte es mit dem, der mein Bier trinkt. Die Deutschen trinken recht brav, recht brav trinken sie alleweil. Deſtwegen tu ich mit einem Tausend mit. Wenn die Windischen auch einmal so viel Bier trinken, alsdann kann ich auch mit dem zweiten Tausend mittun." — Das ist ein Standpunkt. Nationalgefühl in Ziffern!

Ich wundere mich, daß es nicht alle sehen, was vorgeht, wie es jetzt ernst wird mit dem Kampf auf Leben und Tod des Deutschtums auch in unserer deutschen Heimat. Mich deucht, daß es nie so wichtig war, alle zusammen mit ganzer moralischer und materieller Kraft für unser Volkstum einzustehen, als jetzt.

Vor ungefähr zwanzig Jahren, an einem Sonntagnachmittag, wollte ich zu Gmünd in Niederösterreich in einen Personenzug steigen, der aus Böhmen kam und nach Wien fuhr. Aber es war kein Platz. Der lange Zug war vollbesetzt bis auf das letzte Plätzchen. Lauter Wägen dritter Klasse. „Das ist der Auswandererzug", wurde mir gesagt, „der allwöchentlich mit Tschechen voll besetzt nach Wien fährt". — Und dieser tschechische Auswandererzug geht am Ende heute noch? Wenn alle Wochen an 500 Personen nach Wien kommen, wieviel macht es in 20 Jahren? Das Rechenexempel ist nicht schwer, das Resultat sind eine halbe Million Tschechen. Und wenn man 20 Jahre lang, ja noch viel länger, diesen Einwandererzügen ruhig zuschaut, kann man sich da wundern über die vielen Tschechen in Wien?

Im Septemberheft (Seite 935) habe ich der „Egerer Zeitung" unrecht getan. Ein anderes Blatt, das mir zugeschickt wurde, hatte aus ihr willkürlich einige Sätze herausgerissen und so hergerichtet, daß diese einen Schimpf auf die Schutzstiftung bildeten. — Seither habe ich mich überzeugen können, daß die „Egerer Zeitung" sehr warm und schneidig für die Schutzstiftung eingetreten ist. Dabei erinnerte sie auch, daß diese sich vor allem an die Reichen wende, nicht an die Unbemittelten, die ohnehin bei nationalen Leistungen immer ins Vordertreffen kommen. Das ist ja wahr. Die „Egerer" ist gegen die Kleinsammlungen, wobei die Reichen gerne mittäten, um der Spendung eines ganzen Bausteines zu entgehen. Ob diese Meinung gerechtfertigt ist, können wir heute noch nicht entscheiden. Ich muß nur das sagen: Wir haben uns in öffentlichen Aufrufen und in Privatwerbebriefen stets nur an Reiche und Wohlhabende gewendet. Wenn statt diesen die kleinen Leute freiwillig kamen mit ihren Beiträgen und Kleinsammlungen, so können wir diese edle Opferwilligkeit nicht zurückweisen; wir müssen sie ehren

als Gegensatz die Notwendigkeit der Kunst; warum will man die Notwendigkeit der Religion nicht sehen?

Die Gemeinen können nur in Gemeinschaften zusammengehalten, erzogen und geleitet werden. So ist auch eine gemeinschaftliche Pflege des religiösen Bedürfnisses nötig. Weil das eine soziale Sache ist, so muß sie der Staat überwachen, wenn nicht selbst übernehmen. Die Lehre, die Kirche, die das Einigen und Bändigen am besten zuwege bringt, wird dem Staat am willkommensten sein. Unseren fortschrittlichen Weisen mangelt vielfach die eine, die Binsenweisheit, daß es ohne Religion nicht geht, daß selbst eine rein geistige Religion nicht genügt, daß sie sinnliche Formen und eine Gemeinsamkeit haben muß, um für die Menge brauchbar zu sein. Man muß da immer an die Menge denken. Und die wird sich kaum jemals so vergeistigen, so sondern, daß jeder in ihr mit seiner Privatreligion für sich und andere wohlgedeihen könnte. Keinesfalls sind wir jetzt schon so weit, jedem das Gewissen freigeben zu dürfen. Recht viele würden die sieben Todsünden zu ihrer Religion machen.

Wenn der Staat an einer bestimmten Kirche festhält, so glaube ich nicht, daß es gerade dieser Kirche zu Gefallen geschieht; er sieht eben die Notwendigkeit einer religiösen Norm und Gemeinschaft.

Wenn es Staatslenker gegeben hat, die gegen den Religionsunterricht Stellung nahmen, so geschah das, weil der Religionsunterricht danach war! Es gibt eine Art von „Religionsunterricht“, der nicht bloß dem Staate, sondern auch dem Christentum gefährlich wird. Möglich, daß davor auch die Männer der „Freien Schule“ kopfscheu geworden sind.

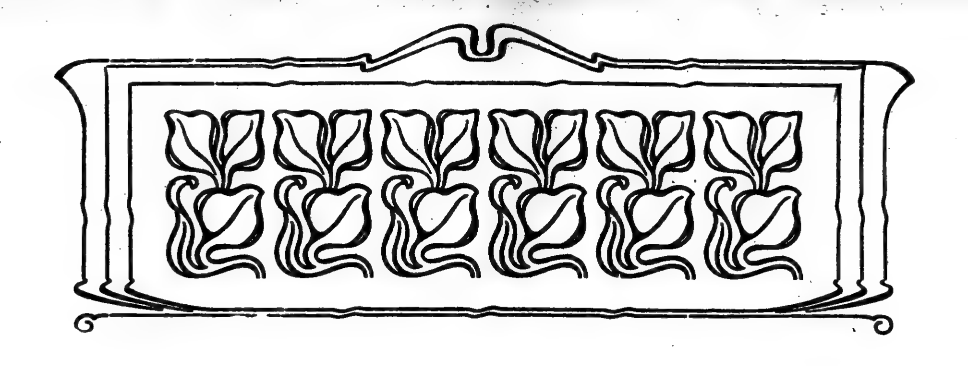
Die „Freie Schule“ würde ihren Bestand gesichert haben, wenn sie sich im Religionsunterricht einer in Österreich anerkannten Konfession angeschlossen hätte. Die Wahl wäre ihr ja freigestanden.

Ein norddeutsches evangelisches Blatt über Dr. Lueger.

Velhagen und Klasings Monatshefte in Berlin brachten vor kurzem einen Aufsatz von Rudolf Hans Bartsch über „Wien, das grüne“, in welchem der Verfasser auch auf den Wiener Bürgermeister zu sprechen kommt. Es ist von hohem Interesse, zu hören, was der geistvolle und durchaus freigesinnte Schriftsteller über den Mann Österreichs denkt. Bartsch sagt:

Es war nun eine prächtige Tat des derzeitigen Bürgermeisters von Wien, Dr. Karl Lueger, die unschätzbaren Werte an frischer Luft, an Erholung, an Schönheit und Ruhe, die unter den Millionen Bäumen jener Ländereien geborgen sind, den Nachkommen der heutigen Wiener zu sichern. Was für ein erlösender Gedanke für die Bedrängten der Zukunft war es doch, einen riesenhaften, unantastbaren Gürtel von Waldparkflächen um die Stadt für alle Zukunft festzulegen! Die Durchführung dieses Riesenprojektes wurde vom Wiener Gemeinderate vor über drei Jahren beschlossen; die auf etwa fünfzig Millionen Kronen veranschlagten Kosten sollen im Wege einer Anleihe aufgebracht werden.

Sei mir vergönnt, einige Worte von dem Manne zu sprechen, der seiner Vaterstadt viele schöne Werke geschenkt hat, keines aber, das seinen Namen so mit unsterblicher Liebe umgeben wird wie dieses herrlichste von allen! Lueger ist der stärkste Agitator und Parteimann, den Wien jemals gesehen, und dennoch: dieser Mann, der sich den ingrimmigen Haß aller zugezogen haben sollte, die nicht zur Fahne der Christlichsozialen schwören, wird selbst von seinen politischen Gegnern,



Kleine Laube.

Eine Binsenwahrheit.

Die Angelegenheit der „Freien Schule" ist auch wieder so was, bei dem hüben und drüben nicht klar Farbe bekannt wird. Die Parteien reden, aber keine sagt es offen, was sie sich denkt, was sie will. Die Freidenker sagen, auch sie wären für Religionsunterricht, nur dürfe derselbe nicht in der Schule erteilt werden, sondern zu Hause. Wenn aber die Kinder zu Hause einen völligen, sagen wir römisch-katholischen, Religionsunterricht wirklich erhielten, so wäre es ihnen wahrscheinlich nicht recht; sie würden sagen, solches zerstöre die Einheit des Unterrichts und man möge die jungen Köpfe nicht mit Dingen verwirren, die der Wahrheit entgegen wären. Sie wissen aber, daß, wenn der Religionsunterricht dem „Zuhause" überlassen wird, in den allermeisten Fällen gar keiner zustande kommt. Und das, scheint es, wollen sie.

Die andere Partei sagt, auf dem obligaten Religionsunterricht müsse sie unbedingt bestehen, verschweigt aber, daß es gerade der römisch-katholische sein muß. Würde die „Freie Schule" z. B. evangelischen Religionsunterricht einführen, so hätte sie diese Partei ebenso zur Gegnerschaft.

Eine Binsenwahrheit erster Klasse, daß Religion etwas natürlich Gegebenes ist, das wie alle anderen Anlagen der Ausbildung bedarf. Religion ist ein persönliches Bedürfnis und eine soziale Notwendigkeit. Irgend so etwas, wie Religion, hat jeder, nur daß der eine das Erhabene anbetet und der andere das Niederträchtige. Religion Privatsache — theoretisch sehr schön, aber dazu müßte unser allgemeiner Volkszustand ein ganz anderer sein. Selbst edel veranlagte Menschen bedürfen einer schulmäßigen Ausbildung ihres religiösen Instinktes, einer Anleitung, das Unreine vom Reinen zu scheiden und die außerweltlichen Gefühle und Stimmungen für Gesittung und Seelenglück zu verwerten. Ist der Mensch erst gebildet und gesittet, dann kann man ihn mit seiner Religion allein lassen. Ist er aber gemein, so darf man diese Himmelsbraut seiner Willkür nicht anvertrauen. Er würde sie prostituieren. Man kennt Leute genug, die keinen Gottesglauben haben und voller Aberglauben sind.

Nein, so sind die Menschen nicht, Geschichte und Erfahrung lehren mit eindringlicher Gewalt, daß die Menschen so nicht sind, um ohne Religion auskommen zu können. Abgesehen von der inneren Glückseligkeit, wie sie nur Religion unzerstörbar schaffen kann, ist Religion *sozial* nicht zu entbehren.

In unseren Tagen haben die Menschen eine besondere Neigung, zum Tiere zurückzusinken, weil jene Vorstellungen nicht genug gepflegt werden, die Geist und Gemüt über das Grobsinnliche hinausheben und die Selbstsucht dämpfen. Mit der „Wahrheit", oder was man so nennt, allein kommen wir nicht aus. Man sieht

Verirrte Jugend.

Wer die Natur liebt, kann nie ganz an Freude verarmen, und wer es mit den Menschen gut meint, wird wünschen, es möge sich ihnen allen Geist und Gemüt für die wunderbare Weisheit und Schönheit erschließen, die sich im großen, herrlichen Ganzen, wie im kleinsten, unscheinbarsten Wesen offenbart.

Ganz besonders muß jedem echten Menschen daran gelegen sein, daß schon die Jugend Teilnahme für alles, was lebt und empfindet, hege, daß sie durch Schonung und Schutz der hilflosesten Geschöpfe es lerne, wahres Menschentum zu betätigen.

Wenn die Erziehung in guten Händen liegt, ist es leicht, die Herzen der Kinder den Tieren geneigt zu machen, es ist nicht Mühe, sondern Vergnügen und liebliche Bilder erfreuen unser Auge.

Wir aber sind, damit den gequälten Tieren mehr Helfer erstehen, gezwungen, ganz andere Auftritte öffentlich bekanntzugeben, Beispiele von dem Treiben eines großen Teiles der Wiener Jugend in den letzten Jahren.

Eine Dame sieht in einer ans Freie grenzenden Döblinger Gasse einige Knaben, acht bis zwölf Jahre alt, sich mit einem kleinen Gegenstande beschäftigen, ihn dann mit ausgestrecktem Arme kreisend in der Luft herumschwenken. Befürchtend, sie wollten, wie schon oft, einer Fledermaus den Martertod bereiten, eilt sie auf die Gruppe los, treibt sie auseinander und sieht auf der Erde — einen Vogel, verzweiflungsvoll herumflatternd, blutend, vor Schmerz schreiend und nach den mitleidigen Händen schnappend, die zur Rettung nach ihm greifen. Beide Flügel sind gebrochen, die Beinchen unnatürlich länger, zahlreiche Federn ausgerissen. Von barmherziger Liebe und zartester Sorgfalt gepflegt, sitzt das unglückliche Vöglein viele Wochen und kann sich nicht rühren; endlich kommt es langsam wieder zu sich. Längst hat es die Güte erkannt und die Angst der ersten Leidenswoche verloren. Die Heilung gelingt, nur der eine Flügel bleibt lahm und hängt herab. Man bringt das Vöglein in ein grünes Vogelzimmer, das eine edle Frau für solche Schützlinge eingerichtet hat.

Auch von dieser wurde ein Singvogel Schulknaben weggenommen. Sie hatten ihm die Füßchen arg verletzt, das Schweifchen ausgerissen. Er biß um sich und schrie vor Schmerz in Tönen, die man nie von einem Vogel hört.

Mehrere Knaben schlugen mit Gerten eine junge, schon ausgewachsene Amsel vom Baume herab und hieben auf den auf der Erde liegenden Vogel los. Auf die Frage einer rasch hinzutretenden Dame: „Was treibt ihr da?" antworteten sie wie überzeugt von der Selbstverständlichkeit ihres Tuns: „No, eine Amsel haben wir erwischt!" Die Dame nimmt den betäubten Vogel an sich und labt ihn mit Wasser, während ihre jugendlichen Zuschauer johlen, sie verhöhnen und beschimpfen.

In der Nähe der Rothschildgärten machten sich Buben die „Unterhaltung", Spatzen reihenweise an aufgespannten Schnüren zu befestigen und zu Tode flattern zu lassen. Diesmal kam die Rettung zu spät, man konnte nur mehr die im Todeskampfe Ringenden befreien.

Ein andermal sieht man nach, was der von Knaben verübte Lärm bedeute. Sie haben einem reizenden schwarzen Kätzchen einen Strick um den Hals geschnürt und wollen es an einem Laternenarm aufhängen. Unter Vorwürfen über ihre Grausamkeit wird ihnen das Tierchen abgenommen.

Anderen aber gelingt es, ihr Werk eben noch zu vollenden: Inmitten einer großen Gruppe von Knaben und Mädchen zerquetscht ein Knabe einer Katze mit einem Ziegelsteine langsam den Kopf. Alle sind lebhaft damit einverstanden, kein Finger rührt sich zur Abwehr.

freilich ganz im geheimen, geliebt. Er selber kann nicht hassen, und so unerbittlich er gegen die feindlichen Parteien auftritt — für die Menschen ohne Unterschied der Partei opfert er sein Leben, seine Kraft und seine Gesundheit. Zehnmal totgesagt, krank, fast blind und ohne eine der Freuden des Daseins zu kennen als jene der Arbeit, ohne Familie und auf irdische Liebe verzichtend, steht dieser Mann, der „Antisemit", dem armen jüdischen Hausierer mit der gleichen Liebe wie den Kleingewerbsleuten und Arbeitern gegenüber; und während man seiner Partei nachsagt, daß sie, wie jede andere übrigens, ihre Macht mißbrauche, um sich zu bereichern, ist dieser Mann fleckenlos, rein und arm geblieben. Sein ganzes Leben ist ein großes Opfer an seine geliebte Vaterstadt, und derselbe Mann, der den Kampf gegen die großen Gas- und Elektrizitätswerke mit einer Unerbittlichkeit zu Ende führte, die in Wien sonst nicht zu Hause ist, der gegen die Brauherren und (er kennt seine Wiener) gegen die Fleischwucherer auftrat und ihnen die Konkurrenz des Gemeinwesens rücksichtslos auf den Nacken setzte, dessen Wege, von den Ursprüngen der zweiten Hochquelleitung Wiens bis zu seinen politischen Reisen nach Rom und Bukarest, keinen anderen Zweck haben, als für ein großes, gewaltiges Österreich mit einem herrlichen, glücklichen Wien zu sorgen, derselbe Mann leidet wahrhaft darunter, daß die Wiener Hausfrauen immer noch nicht alle Fenster und Balkone mit Blumen geschmückt haben, wie es doch im kleinsten steirischen Dorfe Sitte sei! Dieses graue Steinmeer soll freudig in Grün und bunten Farben lächeln, und wenn man seinem Bürgermeister in die Seele schauen und erforschen könnte, was diesem Manne das Liebere wäre: billiges Rindfleisch für die Magen seiner Wiener oder prangender Blumenschmuck an allen Fenstern — ich glaube, er wählte die Speise der Augen und der Seele!

Wie wird man Lueger nachtrauern, wenn er einst nicht mehr ist! Denn er verkörpert, was im deutschen Österreich an Großem, Schönem und Gutem steckt, und dieser eine Mann würde hinreichen, um zu entkräften, was von den Gegnern des reichbegabten südlichen Bruderstammes im Norden Deutschlands gefabelt wird. Tiefe sittliche Kraft, Unbestochenheit, ruhiger, sicherer Bürgerstolz (auch vor Fürstenthronen), unbegrenzte Arbeitskraft, Überzeugungstreue, Beharrlichkeit und Zuverlässigkeit, alles, was dem Österreicher — soll heißen dem Wiener — fehlen müßte, all das sind gerade die hervorragenden Charakterzüge des Mannes, der aus dem grauen Wien das grüne zu machen unternommen hat.

Wir Österreicher sind stolz auf diesen Mann, der, endlich! an weithin sichtbarer Stelle der Welt zeigt, wie der Österreicher in Wahrheit aussieht. Lueger ist der ganze Wiener: weich, mitleidvoll, gemütlich bis zur Banalität, humorvoll, zwanglos, echt demokratisch, ein wenig selbstgefällig und sehr liebenswürdig. All das aber ist mit einer Strenge des Charakters vereinigt, die man im alten Rom auch nicht steifnackiger haben konnte. Mache uns doch Norddeutschland diese Mischung nach!

Dieses Urteil spricht einer, den der Bürgermeister von Wien wohl nicht einmal dem Namen nach kennt, der durchaus kein Freund der heute in Wien regierenden Partei ist, der einsam seiner Arbeit lebt und von Lueger und den Seinen nichts hofft, besonders aber nichts will und nichts genießt, als was Luegers Arbeit allen Bürgern dieser Stadt gegeben hat.

Den großen Wald- und Wiesengürtel und die kleinen Blumen an den Fenstern aber wird ihm der Poet nie und nimmer vergessen.

Singvögel.

Sinngedicht.

Auf Knabenlachen folgt der Ernst der Väter;
Enttäuscht wird jeder, früher oder später.
Und dennoch — birgt das Leben nicht Genuß?
Gewiß, an Freuden auch gibt's Überfluß!
Nur wissen wir oft — und das ist es eben! —
Den süßen Schatz des Glückes nicht zu heben.

Otto Promber.

* * *

Vor dem Sturme.

. . . Die wilde Liedersturmgewalt,
Die heißen Reden sind verhallt,
Und in den dumpfen Städten,
Da sind die Bürger brav und gut:
Verzweifelt schreit das junge Blut
Nach Licht und Recht in wilder Wut
Und zerrt an harten Ketten.

Es ist rundum so dumpf und still,
Der Herrgott weiß, was werden will!
Die Straßen stehn verlassen;
Nur dunkle Fremde gehen aus
Und schleichen scheu von Haus zu Haus
Und treten hellern Aug's heraus
Dann in die stillen Gassen.

Ein jeder Wirt vermaledeit
Die dumpfe, gottverdammte Zeit:
Hat keiner Lust zum Zechen;
Die hellen Geigen rosten ein,
Will keiner frisch und fröhlich sein;
Nur dunkle Fremde kehren ein,
Die keine Silbe sprechen.

Es ist rundum so dumpf und still,
Wie wenn ein Wetter werden will . . .

Friedrich Pock.

* * *

Die Lieder.

Wir singen auf der Waldesrast
Mit nimmermüder Kehle:
Gib uns dein Bestes, was du hast
Dich selbst und deine Seele.

Die Seele senden wir empor
Wohin die Lerchen streben;
Dich aber führen wir im Chor
Der Freude durch das Leben.

Hans Mittendorfer.

Eine johlende Bubenrotte kommt eine ansteigende Straße herauf und verfolgt mit Peitschenhieben einen schönen, weißen Hund. Ermattet und zu Tode geängstigt erblickt er eine entgegeneilende Dame und stürzt hilfesuchend auf sie zu.

Ein neunjähriges Mädchen schlug, um sich Maulkorb und Halsband aneignen zu können, einen Hund halbtot, so daß er liegen blieb.

Mehrere im Weidlingbach fischende Schulknaben schlitzten lebenden Fischen den Bauch auf und ließen sie liegen.

Bei der Spinnerin am Kreuz sah ein Lehrer Schulknaben, die sich damit vergnügten, an Schnüren angebundene Mäuse in ihre Löcher hineinfliehen zu lassen und wieder zurückzureißen.

Die alten Praterbäume mußten zusehen, wie Schulkinder brennende Papiere in die Schlupflöcher der Grillen und Mäuse hineinsteckten, wie sie Vögel und Eichhörnchen unbarmherzig hetzten.

In der Allee, die vom Ende Ottakrings bergan führt, wird jeder Vogel, der sich außerhalb der schützenden Gartenmauern blicken läßt, verfolgt, nach den Schwalben wird mit Steinen geworfen.

Eine Dame verkaufte ihr Häuschen im Liebhartstal, weil die fort und fort von der Jugend ausgeführten Tierquälereien ihr das Leben dort verleideten. So zum Beispiel sah sie auf den Feldern oft kleine Feuer brennen, Gruppen von Buben lagerten dabei, eifrig beschäftigt; was geschah? Mäuse wurden lebendig langsam gebraten. Mit Entsetzen hält sie den Missetätern ihre Grausamkeit vor und bekommt die kühle Antwort: „Die sind ja schädlich!“ Sie nimmt ihnen die gemarterten Tiere weg und muß sich immer wieder mit innerem Grauen entschließen, die zuckenden Körperchen totzutreten, mit Steinen zu erschlagen, um ihre Qualen zu enden. Sie konnte es aber nicht verhindern, daß in einem mäusereichen Jahre ganze Scharen von Schulkindern nach Schluß des Unterrichtes auf die Felder zogen, mit eisernen Haken versehen, um sich ihrem entsetzlichen Vergnügen und Zeitvertreib wohlgerüstet hingeben zu können. Abends brachten sie dann noch lebende Opfer, an Schnüren über die Achseln gehängt, den jüngeren Geschwistern nach Hause.

In einem Wäldchen nahe einem Vöslauer Hotel verfolgte eine Anzahl von Wiener Kindern unter Anführung eines Vöslauer Kameraden ein Eichhörnchen. Das junge, unerfahrene Tier fällt wirklich in ihre Hände und — schwer ist's, es zu erzählen — der Vöslauer Junge bemüht sich, das Tierchen buchstäblich in Stücke zu reißen, die Wiener Kinder sehen mit Beifall und Jubel zu. Schon liegt das buschige Schweifchen und ein Bein auf der Erde, ein anderes hängt nur mehr an der Haut; das Köpfchen wird herumgedreht, daß Blut dem Munde entquillt. — Zwei kleine Mädchen kommen in die Nähe der laut lachenden Gruppe, sehen, was geschieht, hören die schrecklichen Jammerlaute des gepeinigten Tieres und eilen in höchster Aufregung ins Hotel um Hilfe. Diese kann natürlich nur darin bestehen, das unglückliche Wesen rasch vollends zu töten.

Genug. Die Zahl der traurigen Tatsachen ist ja unerschöpflich.

Möge niemand sagen, es sei nicht möglich, gegen diese tief in Roheit und Verwahrlosung wurzelnden Zustände erfolgreich aufzutreten. Geschichte und Gegenwart bezeugen uns die Zauberkraft des festen Willens, lehren uns, welch große Macht diejenigen ausüben können, die für das Rechte und Gute mit vereinter Kraft ausdauernd kämpfen.

Unschuldige Tiere vor Martern schützen, die Jugend vor sittlichem Verderben bewahren, das ist eine Aufgabe, an der jeder mitarbeiten kann, mitarbeiten muß!

Österr. Lehrerverein für Tier- und Pflanzenschutz.

„Wenn er vernünftig ist", antwortete Nassr'eddin, „dann heiratet er überhaupt nicht mehr".

*

Da standen auf dem Markt zu Sarajewo zwei Zigeuner und verkauften Körbe.

„Hier, ihr Leute", rief der eine, „dreißig Para das Stück!"

„Fünfzehn Para das Stück!" schrie der andere.

Als beide ihren Erlös in der Schenke vertranken, sprach der erste:

„Wie stellst du es an, o Rom, daß du die Körbe so wohlfeil abgeben kannst? Ich stehle die Ruten und kann meine Körbe doch nicht für fünfzehn Para ausbieten."

„O Rom", entgegnete der andere, „ich stehle die fertigen Körbe".

Lustige Zeitung.

Kindermund. Die kleine Anna hat sich auf dem Jahrmarkt von der Hand ihres Vaters verloren und fragt, ihn suchend, jeden ihr Begegnenden: „Bitte, haben Sie nicht einen Herrn ohne ein kleines Mädchen gesehen?"

Aus der guten alten Zeit. Stadtsoldat (zum Handwerksburschen, der bettelt): „Betteln ist verboten und wird mit zwanzig Kreuzer gstraft!" — Handwerksbursche: „So ... ja, i hab aber nur acht Kreuzer!" — Stadtsoldat: „Da schaust glei, daß du s andere noch zamm bringst, sonst kommst mer nit aus der Stadt naus!"

Der weise Erzieher. Hier habe ich einen Teller voll Kirschen, halte mal die Hand her, mein Junge. Da schenke ich dir eine. Mehr brauchst du nicht. Es schmeckt eine wie die andere.

Guter Rat. Herr v. M. hält sich für einen vorzüglichen Maler. Jüngst erzählte er dem alten Major v. G.: „Wissen Sie, ich beabsichtige, diesen Saal jetzt übertünchen zu lassen und dann sofort mit mythologischen Figuren zu bemalen." — „Ich würde Ihnen raten", antwortete dieser, „den Saal erst zu bemalen und dann übertünchen zu lassen."

Drama. An einem Stammtisch kommt unter den Abendgästen die Rede auf das Wort „Drama". Ein gelehrter Schuhmacher erklärte richtig das Wort zu deutsch mit „Handlung". Der Käsehändler Nauke sitzt daneben und hört dies; er schwärmt bedeutend für alle Fremdwörter und da er gerade an seinem Laden ein neues Firmenschild anbringen will, so prangte schon nach wenigen Tagen an dem Naukeschen Geschäft in mächtigen Lettern die Firma: „Käse-Drama von Nauke."

Zarte Andeutung. Chef (bei schlechter Laune, mit einem seiner Angestellten in Wortwechsel geratend): „Müller, ich finde Ihre Bücher wieder nicht in Ordnung! Sagen Sie mir, wo haben Sie immer Ihre Gedanken?" — Müller: „Herr Prinzipal, wenn Sie mich zum Blitzableiter Ihrer schlechten Laune benutzen wollen, so müssen Sie mich besser vergolden!"

In guter Laune. Bettler (zum Herrn, der ihm beim Herauskommen aus dem Bahnhof ein Fünfzigpfennigstück schenkt): „Gott lohn's Ihnen tausendmal, bester Herr ... Sie haben gewiß die Frau Schwiegermutter nach der Bahn gebracht?"

Der Pascha lacht.

Morgenländische Schwänke von Roda Roda.*)

Einst saß eine Gesellschaft von ausgezeichneten Gelehrten um einen arabischen Fürsten, und man sprach von der Größe und der Güte des Kalifen Harun-al-Raschid.

Den Fürsten reizte dies ewige Lob des längst verstorbenen Vorgängers.

„Alles Lüge", rief er, „und Erfindung".

„So ist es, Fürst", entgegnete ein Gelehrter. „Doch lebe du so, daß auch dir die künftigen Geschlechter alle Güte und Größe, die sie ersinnen können, andichten mögen."

*

Eines Tages kam ein Mann zum Kalifen Memun und sagte:

„Eure Hoheit, ich bin ein Araber."

„Das ist nichts Wunderbares", antwortete der Kalif.

„Ich möchte nach Mekka pilgern."

„Geh — der Weg ist breit."

„Aber ich habe kein Geld", sagte der Araber.

„Dann bist du nach den Gesetzen des Glaubens nicht verpflichtet, zu wallfahren."

„Aber, Eure Hoheit, ich bin zu Euch nicht um eine Deutung des Glaubens gekommen, sondern um Geld."

*

In Bagdad war ein Mann aufgetaucht, der sich für einen Propheten ausgab. Er behauptete, die Gedanken der Menschen zu wissen, und bald sammelte sich die Menge zu Tausenden um ihn an.

Der Kalif Memun hörte davon, ließ den Mann herbeiführen und herrschte ihn an:

„Du willst ein Prophet sein? — Nun gut. Weißt du, was ich jetzt denke?"

„Erhabener Herr", antwortete der Mann, „du denkst, daß ich lüge und kein Prophet bin."

Der Kalif mußte lachen.

„Geh deiner Wege und strafe die Dummen weiter für ihre Torheit!"

*

Man fragte einst den Imami Hassan:

„Was ist köstlicher: Großes Wissen oder ein großes Vermögen?"

„Das Wissen", antwortete Imami Hassan.

„Wenn das Wissen köstlicher ist — warum sieht man die Gelehrten so oft an die Türen der Reichen pochen, niemals aber die Reichen bei den Gelehrten?"

„Weil die Weisen wohl den Wert des Geldes kennen, die Reichen aber nicht den Wert des Wissens."

*

Nassr'eddin richtete für seinen jungen Sohn die Hochzeit aus.

Die Nachbarn rieten ab.

„Es ist viel zu früh", sagten sie. „Dein Sohn ist noch ein halbes Kind. Laß ihn doch erst vernünftig werden."

---

*) Berlin, Schuster u. Loeffler. 1909.

sehen, höchst einladend. Mit allen modernen Philosophemen haben wir abgewirtschaftet; wann werden wir unsere Seele wieder einmal den herrlichen Tugenden zuwenden, die uns ethisch und ästhetisch zugleich befriedigen können? Aus allem, was uns täglich zerreißt, heraus sollte man einmal ein solches Buch lesen wie dieses und dann nachdenken — lange nachdenken, ob nicht doch die Wege desselben zu versuchen wären? Wem es gelänge, sie zu wandeln, der wäre gerettet. Gerettet für das irdische Glück. Das steht doch so hoch im Preise. Trotz aller Schulen und Erziehungssysteme, die wir haben und versuchen, kommt doch das allermeiste auf Selbsterziehung an, und man wundert sich, daß den meisten Leuten so ganz und gar der Ehrgeiz mangelt, aus sich einen möglichst vollendeten Charakter zu machen. Und wäre es auch nur zu einer flüchtigen Selbstbesinnung, das Duboissche Buch „Selbsterziehung“ müße jeder einmal mitdenken. Es erscheint auch so schön geschrieben und so klar, daß es ein Genuß ist.

Aus dem Leben eines Vielgeliebten. Nachtgespräche von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co.)

Eine Plauderei vom Gelde, mit dem Gelde und über das Geld. Und über vieles andere. — Hansjakob ist einer der wenigen katholischen Priester, die sich zu reden getrauen, und das gefällt mir. Treue Anhänger der Kirche sagen sie ihr auch unbarmherzig die Wahrheit ins Gesicht über das, was an ihr rostig und schmutzig ist. Und diesen gelehrten Geistlichen kann man doch nicht gut sagen, sie seien unwissend und verstünden es nicht, so wie die kirchliche Kritik es gleich zu Laien sagt, wenn sie auf ernste Vorhaltungen sonst nichts zu sagen wissen. Solchen Autoren gegenüber müssen sie gewöhnlich schweigen, und das macht uns anderen Spaß.

Der große Ironiker und sein Werk. Von Adolf Schafheitlin. (Berlin. S. Rosenbaum.)

Der Verfasser dieser umfangreichen Schrift (zwei Bände) gehört zu jenen armen Verärgerten, die keinen rechten literarischen Erfolg erringen können und nicht wissen, an wem sie sich deshalb reiben sollen. Die Schuld liegt nicht an der bösen Welt, wie sie träumen, sie liegt an ihnen selbst. Schafheitlin ist gewiß ein hochgebildeter Mann und hat eine Menge Gedanken, sogar eigene darunter. Aber welche Unklarheit im Ausdrucke, welche Verworrenheit! Es klingeln Worte und man weiß nicht, was sie sagen wollen. Der Verfasser fühlte beim Schreiben gewiß die höchsten und die tiefsten Regionen, aber es gelingt ihm zumeist nicht im entferntesten, sie und sich auf den Leser zu übertragen. Wer das nicht kann, der findet keine Leser. Ein verständlicher Stil ist doch wohl das erste, was man haben muß, wenn man verstanden werden will. Und selbst wenn das Höchste volkstümlich ausgedrückt würde, wäre das Unglück nicht so groß, als wenn das Banalste in verschrobener blut- und lebloser Form dahergesprudelt kommt. Die Gelehrtensprache hat heutzutage nicht einmal bei den Gelehrten Glück. Und die Philosophie, die einst als ausschließliches Eigentum der obersten Zehntausend galt, ist heute der großen gebildeten Welt schon bis zur Langweile bekannt geworden. Und so passiert es auch dem guten Schafheitlin, daß er hochwichtigtuerisch mit etwas daherkommt, was längst „eine alte Hauben“ ist.

Wir kennen uns. Gemütliche, gereizte und nachdenkliche Skizzen aus Wien von Ludwig Hirschfeld. (Wien. Robert Mohr. 1909.)

Von der einzigen Wienerstadt kann die Welt sich gar nicht genug lesen. Den großen Meistern der Wienerschilderung: Schlögl, Chiavacci und Pötzl folgen immer wieder neue, junge Schilderer, die mit der Art ihrer Vorgänger Glück haben. Zu diesen gehört auch Ludwig Hirschfeld, der mit dem neuen, obengenannten Büchlein sehr tüchtig debütirt. Uns heimelt der altwienerische Geist, wie er etwa in den Kapiteln Volkssängerabend, Fremdenrundfahrt u. s. w. zutage tritt, warmherzig an. Auch dort, wo der Autor tadelnd auftritt, verläßt ihn sein liebenswürdiger Humor nicht und man merkt, daß es mit der Moral so ernst nicht gemeint ist. Das ist die alte, gute Wienerschule, dazu bestimmt, die alte gute Wienerseele in die Zukunft hinüberzuretten. Das Büchlein hält sich gerne bei den anziehenden Eigenarten der Wiener auf, es ist ein „Wir kennen uns“ von der besseren Seite.

Vom sterbenden Rokoko. Von Hans Rudolf Bartsch. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der adrette Rokoko war ein munterer Bursche, lebenslustig und heiter, kein Träumer, wenn auch Stimmungsmensch. Fragte wenig nach dem Morgen, immer zuerst nach dem Heute. Der Rokoko ist bei Bartsch die Verkörperung des Ancien Regime mit allem Drum und Dran von Kultur, Oberflächlichkeit und Raffinement. Eine tönende Epoche der Weltgeschichte; wie ein süßer Walzer tönt. Und wenn man nicht hinhorcht auf die Seufzer der Bedrückten, die König, Adel und Geistlichkeit aussaugen. Das überhört Bartsch diesmal absichtlich und hält sich mehr an jene, die in Versailles tanzten und hernach auf dem Revolutionsplatze mit derselben Grandezza zu sterben verstanden. Dieser Grundton in den Gemütern ist ausgezeichnet getroffen. Man lese nur die Novelle „Der



Bücher.

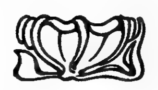
Die Zeitungen trommeln und blasen jetzt für einen neuen Roman: **Der heilige Skarabäus** von Else Jerusalem. Ich wollte ihn lesen, um hier davon berichten zu können, bin aber dabei verunglückt. Man hat doch seiner Tage viel gelesen und das Stahlbad Zola hat kräftigend gewirkt. Doch diesmal versagte der Magen. Den Roman soll eine junge Frau geschrieben haben, die Mann und Kinder hat; dennoch fand sie Zeit und Lust, in der Jauche der Großstadtkanäle herumzuplätschern, 386 engbedruckte Seiten lang. Wer sonst so was braucht, der tut's so rasch als möglich ab, um weiter zu kommen; aber diese Frau mutet einem zu, tagelang in ihrem Duftkreise zu verweilen. So lange müßte es dem größten Liebhaber solcher Dinge zuwider werden. Manche Leute bersten vor Wonne über diesen Roman; wir ist er widerlich, vor allem, weil er unwahr ist. Die armen Geschöpfe da drinnen verdienen gewiß eher Mitleid als etwa Verachtung. Ja, es kann im unreinen Leibe sogar einmal eine reine Seele wohnen. Doch zur besonderen Verherrlichung ist kein Anlaß. Auf diesem Felde wohlgeübte Rezensenten schwefeln von einem Heldentum des Bordells: Aus Liebe zu den Männern natürlich, zu wem denn sonst? Oder so eine wenn sie satt ist und Geld verdient hat, zieht dann Bordellkinder auf, um — Bauern aus ihnen zu machen. Mit derlei Anhängseln will man solchen Schriften den Schein eines sittlichen Gehaltes geben; der wahre Grund, weshalb sie geschrieben werden, ist die Lust am Gemeinen Im Schmutze ist noch niemand rein geworden. Papier und Druckschwärze sind ganz unschuldig, aber als ich das Buch fortlegte, da war mir, als müßte ich mir die Hände waschen. Es war ein pharisäerhaftes Gefühl, aber es war vorhanden und ich kann es nicht leugnen.

Zur Psychologie des Militarismus. Von einem deutschen Soldaten. (Leipzig. Otto Wigand.)

Diese Schrift lag monatelang auf meinem Tische, ohne daß sie beachtet wurde. Alles, was so gelehrt, so reglementsmäßig klingt, pflege ich nach dem ersten Blicke bei Seite zu legen. Diesmal aber hat der erste Blick mich gefesselt. — Es wäre schade, ein solches Buch zu übersehen. Es ist kein philosophisches Geflunker darin, es ist schlichte Wahrheit aus dem blutigen Menschenleben. Und das in einer vornehmen, überaus sympathischen Schreibweise dargestellt. Die tiefdurchgeistigte Betrachtung spricht vom modernen Militarismus, wie er die Menschen entpersönlicht und entstellt, sie zu willenlosen Werkzeugen macht und wie er doch nicht zu ändern ist. Die menschliche Natur, die sozialen Richtungen, die sie eingeschlagen hat, die Hypertrophisierung des Intellekts auf Kosten des Seelenlebens bringen es so mit sich. Sehr traurig macht das Lesen dieser Schrift, und doch sollte sie viel gelesen werden. Sie ist ein Dämpfer auf den widerlichen Hochmut, von dem unsere Zeit der Technik erfüllt ist. In edel gemäßigten, überaus ernsten Worten zeigt uns der Verfasser, was der Mensch wird, wenn er sein inneres Leben aufgibt, aufgeben muß, um in der Veräußerlichung sich zu verlieren; wenn er in der Allgemeinheit, der Gesamtheit aufgehen muß, ohne aber doch altruistisch zu werden. Die Persönlichkeit geht zugrunde, der Egoismus bleibt am Leben. Das was über den Militarismus gesagt wird, paßt auch auf viele andere Lebensbereiche, besonders auf die Industrie. Das einzige, was mir an der hochinteressanten Broschüre nicht gefällt, ist ihre Resignation. Ich meine, was schlecht ist, müsse geändert werden. Alle Mittel der Einsichtsvollen, alle Kräfte auf! Durch Schule, Erziehung, Literatur und alles, was helfen kann, muß gearbeitet werden, daß das menschliche Leben, die gesellschaftliche Entwicklung allmählich einen andern Lauf nimmt. Der Verfasser der Schrift hat sich nicht genannt. Daß er ein bedeutender Geist, ein Adelsmensch im wahren Sinne ist, empfindet man wohl.

Selbsterziehung. Von Dr. Paul Dubois. (Bern. A. Franke. 1909.)

„Das einzig wahre und unanfechtbare Glück wächst im geraden Verhältnisse mit unserer ethischen Vervollkommnung." — „Für jeden denkenden Menschen gibt es außerhalb der ethischen Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit keine Glücksmöglichkeit." — „Das Gute ist das, was, von jedermann getan, zum Glücke aller beitragen würde; das Böse hingegen das, was von allen begangen, dieses Glück zerstören müßte." — Solche Sätze waren es, die mich für das Buch warben. Für dieses ausgezeichnete Werk, dessen Geist an Hiltys „Glück" erinnert. Weisheit, konzentriert für den heutigen Gebrauch. Kapitel, wie: Denken, Handeln, Gewissen, Duldsamkeit, Nachsicht, Genügsamkeit, Keuschheit, Herzensgüte, Aufrichtigkeit u. s. w. sagen ja zwar nichts Neues, aber diese alten Tugenden sind so geschickt ins zeitgemäße Licht gerückt, daß sie wie neu aus-



Postkarten des „Heimgarten“.



* Aus dem „Heimgarten“ wird von den Blättern ein kleiner Aufsatz über Kurpfuscherei unter dem Schlagwort „Was ist Kurpfuscherei?“ nachgedruckt und angegeben, daß derselbe von Rosegger stamme. Dieser teilt uns mit, daß er nicht der Verfasser genannten Aufsatzes ist.

* Es ist unrichtig, ja unzulässig, wenn man alles, was im „Heimgarten“ ohne Autornamen oder Chiffre erscheint, der Feder Roseggers zuschreibt. Es gibt schon auch andere, die diesem an Meinung und Stil ähnlich sind. Oder hätte er, der Vielerwähnte, Vielumlärmte, denn gar keine Schule gemacht?

J. J., München. Wir haben Ihnen Ihr für uns ganz unbrauchbares Manuskript ausnahmsweise zurückgeschickt. Sie haben es uns ein zweites Mal gesandt, da schickten wir's nicht mehr zurück. Und jetzt greinen Sie so schrecklich. — Immer wieder: Für unverlangt uns eingesandte Schriften, seien sie gedruckt oder nicht, haben wir keine Verantwortung. Sonst würde eine Redaktion der Willkür und Laune aller schreibenden Welt ausgesetzt sein.

D., Wien. Rosegger dankt verbindlichst für alle Einladungen zu Festlichkeiten, aber er kann nicht einer einzigen beiwohnen. Seine Gesundheit ist nicht stark genug, um die verschiedenen Freuden eines Festes auszuhalten. Es dauert dann allemal zu lange, bis er sich in der Arbeit vom Feste erholen kann.

E. H., Teplitz. Sie schreiben, daß der „Heimgarten“ wohl prinzipiell keine guten Gedichte bringe, und bitten uns, mit den Ihren eine Ausnahme zu machen. Aber nein, wir wollen unsere Leser nicht verwöhnen, wer Ihre Verse liest, der schaut sein Lebtag kein Gedicht mehr an. Wissen S', Sie müssen die Dinger verbrennen, sie sind zu gut für diese Welt.

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen.

Fünftes Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung.

366. Heinrich Biagosch, Firma Karl Krause, Maschinenfabrik, Leipzig, Deutschl.
367. Eduard Figdor, Potschach, N.-Ö.
368. „Familien H. L. & S.“, Mähr.-Sternberg.
369. Dr. Adolf Daum, Advokat, Wien.
370. Stadtgemeinde Jägerndorf, Schesien.
371. August Braun, Ingenieur, D.-Altenburg a. d. D., N.-Ö.
372. Robert Lenk, Wien.
373. „Ein Ungenannter“, Mürzzuschlag.
374. Dr. Josef Ulbrich, Georgswalde, Böhmen.
375. „S. R.“, Linz.
376. Ernst Graf von Moy, kgl. bayr. Kämmerer und Reichsrat der Krone Bayerns, München.
377. Franz Karsch, Böhm.-Kamnitz.
378. Emanuel und Henriette Karsch, Böhm.-Kamnitz.
379. Stadtgemeinde und Sparkasse Salzburg.
380. Böhmisch-Kamnitzer Sparkasse, Böhm.-Kamnitz.
381. Marie Mitsch, Trofaiach, Schloß Möll, Steiermark.
382. K. k. priv. Tetschner Kettenbrücke-Gesellschaft, Tetschen a. d. E., Böhmen.
383. Deutsch-mährischer Lehrerbund, Brünn.
384. Ortsgruppen Dornbirn des Deutschen Schulvereines und der Südmark, Dornbirn.
385. Hans Dettelbach, Graz.
386. Stadtgemeinde Krems a. d. D.
387. Ortsgruppe Pilsen des österr. Eisenbahnbeamten-Vereines, Pilsen.

frivole Vaudreuil", die ich für die gelungenste halte. Diese Geschichten scheinen mir überhaupt das Beste, was Bartsch bisher schrieb. H. L. R.

Carl Candidus. Ein Lebensbild zur Geschichte des religiös-spekulativen Idealismus und des elsässischen Geisteslebens von 1870. Von Dr. phil. Ernst Müsebeck. (München. J. F. Lehmanns Verlag. 1909.)

Der Name Carl Candidus, dem in dieser Schrift von berufener Seite ein Denkmal gesetzt wird, darf in deutschen Landen nicht vergessen werden. Dieser elsässische Theologe, der in seiner Schriftstellerei für eine weitherzige Religiosität als Synthese Schleiermacherscher und Hegelscher Ideen kämpfte, war mit den Besten seiner Zeit, mit einem Arndt, mit den Gebrüdern Grimm, mit Gottfried Keller befreundet. Er war einer der wenigen, die vor 1870 im französischen Elsaß den rückhaltlosen Anschluß an die deutsche Kultur vertraten, und im Jahre des Sieges hat er vom fernen Rußland aus die Einnahme von Straßburg jubelnd begrüßt. Dem heutigen Elsaß, das seine deutsche Vergangenheit so gern vergessen möchte, müssen solche Kulturträger immer und immer wieder vor Augen gehalten werden. V.

Die Quelle. Während in der ersten Rosegger-Nummer sich Beiträge von Peter Rosegger, Martin Greif, Stephan Milow, Wilhelm Fischer (Graz), Emil Ertl, Franz Keim und vielen anderen, nur erstklassigen Autoren vorfinden, zeichnet sich auch die zweite Rosegger-Nummer, die Anfang Juni d. J. erschienen ist, ebenfalls aus, wie die Namen Ottokar Kernstock, Franz Herold, Felix Dahn, Wilhelm Fischer (Graz), W. A. Hammer und besonders Martin Greif beweisen. Der letztgenannte Jubilar wird durch einen mit Bild und reichlichen Proben erläuterten Aufsatz des Herausgebers Dr. Robert Reinhard den Volkskreisen nähergebracht. Die steigende Verbreitung dieses billigsten österreichischen Literaturblattes hat um so mehr volle Berechtigung, da ja auch die soeben erschienene Anzengruber-Nummer dieser Monatsschrift durch hervorragende ungedruckte Aufsätze, die auf Leben und Schaffen des Dichters Bezug haben, sich auszeichnet!

Festschrift zur Einweihung und Eröffnung des Kaiser Franz Josef-Jubiläums-Arbeiter-Altersheims in Radmer. Sonntag den 22. August 1909. (Herausgegeben und verlegt von E. Weberhofer und L. Pühringer in Radmer.)

Unter den zahllosen Festschriften, die von Jahr zu Jahr zunehmen, darf man dieses Festblatt als eines der gelungensten bezeichnen. Schöne Bilder, anmutiger Text voll treuherzigen Patriotismus; der größte Teil desselben aus dem schönen Alpental selbst stammend. Ein freundliches Andenken an ein großes Werk edlen Wohltuns und an Radmer überhaupt.

Aus der Jugendzeit. Ernstes und Heiteres von Fridolin Löffler. (Konstanz. Ernst Ackermann.) — **Im Seminar.** Ernste und heitere Erinnerungen von Fridolin Löffler. (Konstanz. E. Ackermann.)

Diese beiden Büchlein sind anmutige Plaudereien autobiographischer Natur. Das Wichtigste: Sie tragen den Stempel der Wahrhaftigkeit an sich.

Büchereinlauf.

Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Theobald Joh. Hofmann. (Karlsbad. 1909.)

Der Kronenwirt von Hall. Ein Beitrag zur Jahrhundertfeier Tirols von Paul R. Greußing. (Hall. Im Selbstverlage. 1909.)

Waldeszauber. Gedichte von Max Trümpelmann. (Mühlhausen i. Thür. Heysche Buchhandlung.)

Drei Gedichte. Von Ferd. Haberl. Festblatt zur Tiroler Jahrhundertfeier. (Mödling. J. Thomas. 1909.)

Weihnachtslied. Für gemischten Chor komponiert von Max Trümpelmann. (Hameln. H. Oppenheimer.)

Das Choralmelodienbuch der Provinz Sachsen. Eine musikkritische Studie von Max Trümpelmann. (Mühlhausen i. Thür. Heyscher Verlag.)

Das fahl Pferd. Von Leo .... Nach einer russischen Handschrift von Aage Madelung und Otto Völckers. (Leipzig. Tillges Verlag.)

Den Ärmsten der Armen geweiht. Von Lina Stracke-Stolle. (Graz. Selbstverlag.)

Am Morgen einer neuen Zeit. Weltbild von K. Neupert. (Dornbirn. Höfle & Kaiser. 1909.)

Frohsinn — eine Lebenskraft. Von O. Swett Marden. Übersetzt von Emma Bake. (Stuttgart. Kohlhammer.)

Illustriertes Jahrbuch der Erfindungen. 9. Jahrgang, 1909. Von Hans Elden. (Wien. Karl Prochaska.)

Kalender des Deutschen Schulvereines für das Jahr 1910. 24. Jahrg. Geleitet von Hermann Hango. (Wien. A. Pichlers Witwe u. Sohn.)



Die Leute von Alpl.

Von **Peter Rosegger.**

(Schluß.)

Hinter dem Donnerhofe (ich ändere Namen), fast oben am Waldrande, über welchem die östlichen Almkuppen sich erheben, war der Alitschhof. Aber auf ihm saß ein alter Jäger, der gern aufs Wild ging und die Eigenschaft hatte, nie etwas zu treffen. Die Wildschützen entschuldigten ihn recht gern und meinten lachend zueinander: „Der Oberjager kann nix dafür, er hat halt krumpe Schrett.“ Einmal lud dieser Jäger die Bauern von Alpl zu einem großen Herrenjagen ein; sie nahmen alle diese Ehre gerne an, aber als es sich herausstellte, daß sie nur als Treiber befohlen worden waren, da sagte der Steinbauer laut: „Na, wenn wir schon Treiber sein, so treiben wir halt den Herrn Jager über unsern Grund hinaus. Der Jager hat bei uns Bauern nix zu tun.“ Darauf hat ihnen der Jäger auf Jahre lang ihre Waldmitrechte an Holz und Reisig geschmälert.

Nun wenden wir uns näher dem Herzen von Alpl. Da ist der Großheidenhof. Der Großheidenhofer war der kleinste Mann in ganz Alpl, genoß aber ein mächtiges Ansehen. Das immerwährende Lächeln seines runden Vollgesichtes soll manchem schweres Geld gekostet haben. Ich weiß es nicht. Ich habe nur Gutes von ihm erfahren. Aber er bildete sich was ein darauf, den Ruf eines schlauen Viehhändlers zu haben, und ist überhaupt noch kein Viehhändler zum Gericht

388. Dr. Karl Richter mit einigen Freunden, Mährisch-Ostrau.
389. Franz Pohl, Georgswalde, Böhmen.
390. Franz Hübel, Böhm.-Kamnitz.
391. Franz Galle, Herrschaftsbesitzer, Landtags-Abgeordneter, Freudenthal, Krain.
392. Karl Faltis, Trautenau, Böhmen.
393. Die deutschen Rechtsanwälte Kärntens, Klagenfurt.
394. Josef Seidenhofer, Schriftsteller, Klagenfurt.
395. Gustav Eger, Eisnern, Krain.
396. J. U. Dr. Ferdinand Schmidt, emer. Advokat, Salzburg.
397. Alois Regenhart, Freiwaldau, Schlesien.
398. L. & J. P., Graz.
399. „Geschwister Heinzel", Braunau und Rochlitz, Böhmen.
400. Frl. Herna v. Skoda, Pilsen.
401. Beamte der Hauptkasse der Stadt Wien.
402. Franz v. Hardtmuth, Budweis.
403. „L. K. in Go."
404. Erwin Graf v. Nostitz, Geheimrat, Herrenhausmitglied, k. k. Kämmerer, Prag.
405. Albert Fürst Thurn und Taxis, Regensburg, Deutschland.
406. Deutscher Landeslehrerverein in Böhmen, Prag.
407. Deutsche Beamte des k. k. Postamtes Wien, Westbahnhof.
408. Richard Lieben, Verwaltungsrat, Wien.
409. Sparkasse Krems a. d. D.
410. Heinrich Keil v. Eichenthurn, Troppau, Schlesien.
411. Deutsche Frauen und Mädchen, Tetschen a. d. E., Böhmen.
412. Albert Wirth, Großindustrieller, Villach, Kärnten.
413. Otto Wirth, Ingenieur, Villach, Kärnten.
414. Stadtgemeinde Baden bei Wien.
415. Gemeinderäte Badens bei Wien.
416. K. Rhamm, Braunschweig, Deutschland.
417. Frau verw. Böhme, Zittau, Sachsen.
418. Franz Gilly, Restaurateur, Wien, 9. Bez.
419. Dr. Josef Luggin, Klagenfurt.
420. Bezirksausschuß Leoben.
421. F. & G., Wien.
422. Stadtgemeinde Elbogen, Böhmen.
423. Frl. Marie Herrmann, Reichenberg, Böhmen.
424. Friedr. Freih. Mayr v. Melnhof, Leoben.
425. Ebenfurther Jugend, Ebenfurth, N.-Ö.
426. Eduard, Heinrich und Richard Holfeld, Georgswalde, Böhmen.
427. Ernst Horak, Graz.
428. Richard Klinger, Maschinen- u. Metallwarenfabrik, Gumpoldskirchen, N.-Ö.
429. Bezirk und Stadtgemeinde Postelberg, Böhmen.
430. Emanuel Freih. v. Ringhoffer, Prag-Smichow, Böhmen.
431. Akad.-technische Ferialverbindung „Freya", Leitmeritz.
432. Karlsbader Sparkasse, Karlsbad.

Höhe der gezeichneten Summe **864.000 Kronen.**

Wien, am 14. September 1909. **Der Deutsche Schulverein,**
Wien, I. Bräunerstr. 9.

(Geschlossen am 15. September 1909.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

aber vertraulich manchmal beigab, daß auch ein bißchen Dichtung dabei sei; und wenn die erzählten Ereignisse so unerhört wurden, daß die Gesichter der Knechte in die Länge gingen und die Weiber vor Angst zu stöhnen anhuben, schmunzelte der Schneider irgendeinem nächsten Nachbarn zu: „Ich bin doch ein rechtes Mistvieh, was ich die Leut anlugen kann!“ Der krump Schneider hatte mehrere Söhne, die ihre beständig kranke Mutter mit rührender Hingabe pflegten, wenn sie nicht selber in der Nachbarschaft milde Gaben sammeln konnte. Einen dieser Söhne fand ich viele Jahre später im Eisenwerke Witkowitz als braven Vorarbeiter; er hatte dort einen Verein, „Die Mürztaler“, gegründet, ein Zeichen, daß aus unserer Waldgegend auch andere in jenem großen Industrieorte lebten und gerne ihrer grünen Heimat gedachten.

Auf derselben Sonnleiten, auf der das Großheidenhaus stand, hatte sich auch ungefähr in gleicher Höhe vor soviel hundert Jahren der Kleinheidenhofer festgesetzt. Die beiden Höfe standen, wenn auch tiefer liegend, uns ungefähr gegenüber über dem weiten Graben. Die Entfernung war so weit, daß, wenn sie drüben ackerten oder ernteten, wir wohl die Personen zählen, aber nicht sie erkennen konnten. Der Franzl Heidenhofer war eine stattliche, behäbige Gestalt, dessen behagliche Lebensweise ihm immer bei den Augen herausleuchtete oder in einem tiefen, volltönenden Lachen vibrierte. Wenn einer in der Gegend aus tiefer Brust recht volltönig auflachte, so war es sprichwörtlich: Der lacht wie der Franzl Heidenhofer. Der Franzl Heidenhofer war stets sehr nachbarlich. Er ließ auf seiner Getreidemühle jeden mahlen, der selbst keine hatte. Er besaß einen riesengroßen Eisenkessel, der auf schwerem Wagen nur mit drei Paar Ochsen befördert werden konnte. Mit diesem Kessel fuhr er zur Herbstzeit zu den Nachbarhöfen, um dort in ihm das reife Kohlkraut zu überbrühen, wie ein derartiges Verfahren bei dem sogenannten Gruben- oder Schachtkraut nötig ist. Für diese Arbeit nahm der Heidenhofer nie Bargeld, sondern nur ein bescheidenes Prozent von Krautköpfen. Die kleinen Söhne des Heidenhofer waren meine Jugendfreunde. In freien Stunden eilten wir zum Bache hinab, der tief in der Talwiese zwischen dem Heidenhofergut und unserem Hause die Grenze zog. Dort fingen wir mit der Hand die Forellen aus dem Bache, brieten sie auf freier Wiese und dünkten uns bei dieser Lebensführung großartiger als die Prinzen im Märchen. — Die Heidenhoferjungen versprachen also dieselben Lebemänner zu werden, als der Vater es war. Aber sie sind in früher Jugend gestorben. Der alte Franzel überlebte sie lange.

Ohne Tabakspfeife hat man den Mann nie gesehen. An einem Wirtshause wird er seit der Kinder Tod nur selten vorbeigegangen sein. „Essen und Trinken“, sagte er, „hält Leib und Seel zsamm“.

gelaufen, wenn man ihn einen durchtriebenen Luderskerl gescholten. Der Heidenhofer war's ja nicht. Der Heidenhofer verstand sich aufs Vieh. Er hatte das schönste Vieh in ganz Alpl und bezahlte den geraden Rücken eines Kalbes doppelt so hoch als einen eingesattelten Rindsbuckel. Wenn er mit der Mehlbutte von seiner Mühle hinaufging gegen sein Haus, da sammelte sich hinter ihm alles Vieh, das mit Glockengeläute und Kehlgeschrei ihm das Geleite gab, dabei aber lüstern war auf manche Hand voll Mehl, mit der er schließlich die Ehre wett machte. Jedes Jahr einmal ging der kleine Mann nach Maria-Zell zum Viehmarkte, wobei er auch allemal seine Wallfahrt verrichtete, das ordnete er aber so an, daß die Ablaßbeichte nach dem Kuhhandel kam. „Das bin ich meinem Seelenheil schuldig", sagte er. Da er sich gerne selber über sich lustig machte, so wird er mir diese Verbuchung nicht für übel nehmen, maßen der Spötter selbst noch in der menschlichen Haut steckt, während der Heidenhofer längst mit allem im reinen ist.

Der Großheidenhofer hatte ein Nebenhäusel, das mitten im Walde stand, unweit der Straße, und manchem Fremden für eine Räuberburg galt. Das hatte der Einwohner des Häusels selber ausgesprengt, weil er Ruhe haben wollte vor Handwerksburschen, die das Handwerk grüßten. Denn bei diesem Manne im Walde war ein Handwerk zu grüßen. Der Mann hieß der „krump Schneider", er war Gemeinde-Kleidermacher in Alpl. Aber nur, wenn er Zeit hatte. Zu den Faschingzeiten oder wenn sonst Lustbarkeit war in der Gegend weitum, da ging er „bratelgeigen", das heißt, geigte den Leuten zum Tanze auf für eine Portion Braten und das dazugehörige Getränke. Da waren Wirt und Gesellschaft immer in Sorgen. Bekam der Schneider nicht viel zu trinken, so geigte er nicht, und bekam er viel zu trinken, so konnte er nicht geigen. Das Allerunangenehmste, sagte dieser Schneider gerne, sei ihm das Wirtshaus. Besonders, da ihm der Wein nicht gut tue. Diesem Weine, so erzählte man spaßeshalber, verdankte er auch den Doppelbruch seines linken Beines; aber nicht der Wein hatte ihn geworfen, sondern die Holzknechte von Kreßbach, die er im Rausche so lange gehänselt hatte, bis sie ihn stumm machen wollten. Weil aber ein Schneider mit gebrochenem Fuße noch mehr schreit wie mit gesundem, so war dieser sein Ruhm weit in der Gegend verbreitet worden, daß zwei Maß Wein und drei Holzknechte dazugehörten, um einen Schneider zu werfen. Ob seine Hosen und Joppen sehr großen Anklang fanden, das will ich prinzipiell nicht entscheiden, denn auch ich selber bin einmal wer gewesen und weiß, was über Kollegen zu sprechen und zu verschweigen ist. Aber das ist festzustellen, daß seine Geschichten und Märchen die Bewunderung von ganz Alpl erregten und in mir die junge Phantasie aufjagten wie geschreckte Rehlein im Walde. Die ganzen langen Abende während des Nähens erzählte er Märchen, wovon er

tuches die geröteten Augen trocknen, so daß es war, als weine er. Zu letzterem wäre wahrlich auch Ursache gewesen. Der Mann führte einen geradezu dämonischen Kampf gegen den Geldgeiz und gegen die Höllenangst und ist beiden unterlegen.

Die Leute sagten, er habe viel Geld vergraben gehabt. Das sagten sie damals von manchem Bauern, bei dem sie keines auf der Hand sahen. Auf seinen Vorteil verstand sich der Wustl freilich; sie hätten ihm das gerne verziehen, wenn es nicht allemal ein Nachteil für andere gewesen wäre. Einmal war ihm aus seiner Mühle Mehl abhanden gekommen, aber er sagte nichts. Und da redete eines Tages der Kohlenbrenner vom Maßwald auf ihn hin: „Wie geht's alleweil, Nachbar Wustl?" — „Auf der bessern Seiten nix nutz", antwortete der. „Ich höre, sie haben dir ein Bündel Mehl aus der Mühle gestohlen." — „So!" sagte der Wustl, „nachher bist es du selber gwest; ich hab zu niemand was gsagt." Der Kohlenbrenner war dumm erschrocken, weil er glaubte, da gebe es keinen Ausweg, gestand es ein und bat um Verzeihung: „Nur nit unglücklich machen einen armen Familienvater!" — „Du wirst mir sechs Monat lang holzhacken", verlangte der Wustl, und der arme, alte Waldteufel hat's der lieben Ehre wegen getan. Der Wustl hatte sein Lebtag kein ihm gestohlenes Hab so gut verwertet, als dieses Bündel Mehl. Groß' Unglück hatte der Wustl mit seinen Kindern. Durch sie wollte er sich von der Hölle befreien, die er so sehr fürchtete. Ich habe davon in einem Buche schon erzählt. Nachzutragen etwa folgendes: Einer der Söhne des Wustl heiratete eine alte Witwe, die einen großen Bauerhof besaß. Nach ihrem Tode nahm er ein junges Weibsbild zu sich, die ihn bestahl, allmählich ums Gut brachte, als er erkrankt war, ihn zu Tode drangsalierte und dann, um dem Gerichte zu entkommen, nach Amerika floh. Die Mutter litt unter allen Schlägen still für sich. Der Wustl aber klagte laut hin, daß seine Seele ewig verloren sei, und eines Tages hat man ihn im Walde erhängt gefunden. Das ist die Geschichte derer vom Wustlhause. Heute ist vom großen Hofe nur ein Steinhaufen da, über den sich die Wildnis breitet.

In Wustls Alten-Leuthäusel wohnte der Zimmermann Hansl. Er war der schöpferische Mann von Alpl. Wo ein Haus oder ein Stall oder eine Hütte oder eine Mühle gebaut wurde, er tat's und sammelte dazu die nötigen Gewerbsleute. Er baute auch alle Tische, Krippen, Bänke, Kästen, Wiegen und Särge, die in der Gegend nötig waren. Als die St. Kathreiner in ihrer Kirche dem Gekreuzigten ein Heiliges Grab gestiftet, war es der Zimmermann Hansl, der aus weichen Fichtenbrettern ein Monumentalgebilde herstellte, das, wenn auch nicht seinen Namen, so doch seine Seele in die Zukunft hineintragen wird.

Das geschah alles mit einer solchen Gemessenheit und Behaglichkeit, daß es rein vornehm aussah. Von tieferen Wirtschaftssorgen, die sein klemmiges Gut sowie sein immer kränkliches Weib ihm machten, hat nie jemand etwas erfahren. Er ging eines Tages durch plötzlichen Tod so vornehm aus dem Leben, als er dasselbe geführt hatte.

Nach dem Heidenhofer kam im Tale unten der Grabler; den sein Gütchen hatten die Nachbarn eng zusammengedrückt. Er hatte an Feldern und Wiesen kaum die Hälfte von dem, was jeder andere besaß. „Für einen Bauer bin ich zu klein und für einen Häusler zu groß", war sein Sprichwort, wenn er sich bescheiden prahlen wollt. Aber so engbrüstig der Grablerhof war, so hochgemut war der Grabler. Er war der einzige, der mit seinem Weibe die vierzehntägige Fußreise nach dem Luschariberge machte, der in Kärnten ganz hinten an der italienischen Grenze steht. Es war damals für gute Katholiken Mode gewesen, diesen Wallfahrtsort zu besuchen. Verlobt dahin hatten sich manche, aber als es mit der Reise ernst werden sollte, war weder Zeit noch Geld vorhanden. Nur der arme Grabler hatte beides aufgebracht und sich damit ein besonderes Ansehen für seine ganze Lebenszeit erworben. Die Familie des Grablers war mit uns auf das engste verbunden. Meine Eltern hatten alle Kinder des Grablers und seines Weibes aus der Taufe gehoben und umgekehrt, waren wir alle die Taufkinder der Grablerleute. Es hat nichts gegeben, in welchem wir uns gegenseitig nicht in die Hände gearbeitet, nicht aus kleinen und großen Nöten geholfen hätten. Immer empfand es der eine Teil für eine große Ehre, wenn er dem anderen eine Gefälligkeit erweisen konnte. Eines der Grablerkinder, die kleine Walburga, starb in ihrem dritten Lebensjahre, sie war gleichzeitig mit einer anderen Mädchenleiche auf dem Krieglacher Friedhofe begraben worden. Am nächsten Tage fand man die beiden Leichen, mit dem Messer an der Brust geöffnet, in einem Walde. Es war eine Untat des Aberglaubens und erst viele Jahre später hat es auf dem Sterbebette der Täter selbst einbekannt, daß er die Leichen aus dem Grabe geholt, um mit den Herzen derselben böse Gewitter zu zaubern. Die armen Grablerleute haben das in der Gegend beispiellose Ereignis mit verehrungswürdiger Ergebung ertragen. Die Grablerfamilie, so mager es ihr immer ergangen, sitzt heute noch auf ihrem Gütchen — von Wildnis umwuchert — während die meisten der damals wohlhabenden Bauernhöfe dahin sind.

Vom Grabler anwärts, auf einem anderen Berge, stand der große Hof des Wustl, über dem, so groß und reich er war, das Verhängnis lag. Der Wustl, eine schlanke, schwerfällige Gestalt, sagte mit seiner Fistelstimme zu allem ja, auch wo er nein tat. Er hatte immer Augenkatarrh Immer sah man ihn mit dem blauen Knoten seines Sack-

Hinter dem Schmiedhof, im letzten Tale, wo sich das Teufelssteingebirge mit seinen unabsehbaren Wäldern erhebt, im Schatten des untersten Waldrandes, stand das Maßbauernhäusel. Dort wohnte ein kleines, altes Weiblein, das an der linken Halsseite einen so großen Kropf hatte, daß es ihn, in ein blaues Tuch gewickelt, gleichsam wie ein Bündel auf der Achsel trug. Die „Lantsch-Mirl“ wurde sie genannt, weil sie einst aus der Lantschgegend eingewandert sein soll. Sie lebte im Sommer vom Beerenklauben und Schwammsuchen, im Winter vom Garnspinnen für Nachbarn. Von dieser Person ging die Sage um, daß sie den Mond singen höre! Das nahm mich ein wenig wunder, obschon es zu glauben war, daß der Mond manchmal sang — zog er doch sein Gesicht just so ins Breite, wie unsere Magd, wenn sie lustig jodelte. Jene Nacht, da ich beobachtete, war still wie die ewige Ruh, ich horchte mit Fleiß; der Vollmond hatte sein singendes Gesicht — aber ich hörte nichts. Dann sah ich die Lantsch-Mirl einmal auf dem Kirchweg vor mir dahinpendeln mit ihrem Bündel auf der Achsel. Die fragst heut', ob's wahr ist! dachte ich und lief ihr nach. „Lantsch-Mirl! — Lantsch-Mirl! — Lantsch-Mirl!“ Laut rief ich, sie hörte es nicht. Da erfuhr ich erst, das alte Weiblein war ganz taub. — Und sie hörte den Mond singen! — „Just deswegen“, sagte unser Knecht Markus, der Schalk, „wir andern Leut hören nix von da oben herab, weil uns der Lärm von da herunten das Gehör verschlagt. Wären wir törisch, täten wir nix auf der Welt, aber das himmlische Singen hören.“ O du guter alter Markus, wie oft habe ich seither über diesen Ausspruch nachgedacht!

Die Lantsch-Mirl hatte einen Bruder. Das war der Maßbauern-Seppel, zur Sommerszeit Ochsenhirt auf der Seßler-Alm, im Winter Stubenhocker und Spintisierer über die Welt, so viel man ihrer von seiner Hütte aus sah. Dieser Seppel hatte einmal folgenden Traum. Er ging eines Sommermorgens auf die Alm zur Herde. Da bemerkte er, daß er in seiner Hosentasche den Kastenschlüssel und das lederne Geldbeutelchen mit einigen Kupfermünzen bei sich trage. Wozu brauche man auf der Alm solche Sachen? Nur, daß man sie verlieren könne. In der Absicht, unterwegs sie irgendwo zu hinterlegen, kam er auf der Knittlerhöhe zur alten Buche, die am großen Steinhaufen stand. Er hub einige Steine ab, legte Schlüssel und Geldbeutel in die Höhlung und deckte diese mit einem platten Steine sorgfältig zu, um beim Heimgang die Sachen wieder mit sich zu nehmen. Aber beim Heimgang hatte er das vergessen oder einen anderen Weg eingeschlagen und Schlüssel und Beutel blieben im Steinhaufen. So hatte dem Maßbauern-Seppel geträumt. — Später, als dieser Mann wieder einmal wirklich auf die Alm ging zu seinem Vieh und an jenem Steinhaufen vorbeikam, ward ihm die Erinnerung an den Traum so lebhaft, daß er

Das Weib des Zimmermann Hansl war eine so resolute Persönlichkeit, daß seine ganze Herrlichkeit zu Hause versagte und er, der im weiten Lande bekannte Meister, daheim in der kleinen Hütte der Niemand war. Eine Sache, die in Alpl ziemlich oft vorkam und anderwärts auch nicht selten zu finden sein soll.

Dieses Paar hatte ein Ziehtöchterlein, wir nannten sie die Hansl-Kathel, das war eine Turteltaube, sie kicherte immer, sie lachte immer, sie war die personifizierte Glückseligkeit und hatte auch Ursache dazu. Sie heiratete nachher den berühmten Siegfried. Und das war so. In Krieglach hatte sich eine Bauerngesellschaft zusammengetan, die Volksschauspiele aufführte. Mit Vorliebe: Die Genoveva. Ein junger hübscher Bursche spielte stets den Siegfried. Als aber dieser Siegfried mehrmals die Turteltaube von Alpl gehört hatte, verließ er seine Genoveva, bei der ohnehin immer der Gollo im Spiele war, und heiratete die Hansl-Kathel.

Das Haus in Alpl, welches für mich den größten Reiz hatte, und das ich Sonntags manchmal wie ein Heiligtum besuchte, war der Schmiedhoferhof. Seinen Namen hatte er von der kleinen Hausschmiede, in der der Schmiedhofer nebst seiner gewöhnlichen Arbeit den Bauern das ländliche Werkzeug herstellte. Aber das war es nicht, was mich so sehr an dieses Haus zog. Der Bruder des Schmiedhofers war Geistlicher, der alljährlich einmal nach Hause kam und uns Alplleuten, die um ihn zusammenkamen, den Segen gab. Der Sohn des Schmiedhofers war ein kleines aufgewecktes Bübel, das zu Graz in der Studie saß, um auch Geistlicher zu werden. Als dessen Vater, der Schmiedhofer, gestorben war, heiratete die Witwe einen stattlichen Holzknecht, der die Vaterstelle an dem Knaben treu übte und ihn fertigstudieren ließ. Das waren nun ganz köstliche Leute, der Schmiedhofer mit seiner sprichwörtlichen Arbeitsamkeit und seiner Belesenheit, die er aus dem Walde mitgebracht hatte; mit seiner Klugheit, durch die er dem angrenzenden Gutsherrn einen großen Servitutswald abgewonnen hatte; dann die Schmiedhoferin, diese freundliche, gerngebige Bäuerin, die keinen Fremden aus dem Hause gehen ließ, ohne ihn mit einem Stück Brot oder einem Kuchen zu beschenken; endlich das Studentl, mein Freund Urban, dessen Schulferien für mich die Lehrzeit wurden, weil er mir alle seine Bücher borgte zum Durchstudieren. Was waren das für köstliche Leute. Der Schmiedhofer hatte sich schon als Holzknecht eine kleine Büchersammlung erworben, von der er mir das Passende zum lesen gab. Er war ein überaus tatlustiger, kluger und dabei durch und durch redlicher Mann, und eine heitere Natur. Im Hause war alles so fein, reinlich und würdig, beinahe wie in einem Pfarrhof. Das habe ich besondes schmerzlich empfunden, daß, als später die Auswanderungszeit kam, auch die Schmiedhoferleute ihren schönen Hof verließen und fortzogen.

schlugen; aber schon nach wenigen Jahren stellte es sich heraus, daß er die weitgedehnten Gründe mit den herrlichen Waldbeständen um zehnmal zu billig verkauft hatte. Die Familie zog ins Mürztal, wo ihre Spur heute verschwunden ist.

An das Groß-Jakelgut grenzten schon wieder die Kluppenegger-höfe. Mein Vaterhaus stand ungefähr im Mittelpunkte der Gemeinde. Und in ihm war das kleine Brennpunktlein, in das sich alle Strahlen aus der Umgebung einigten zu jenen Gestalten, die viel später in den Waldheimatgeschichten festgelegt worden sind.

Nun könnte ich noch erzählen von den Hunderten von Kindern und Greisen, Dienstboten und Einlegern, die diese Häuser mitbevölkerten, von den Holzknechten, Kohlenbrennern, Pechschabern, Jägern, Hirten, Hausierern u. s. w., die in den einsamen Hütten wohnten. Könnte erzählen von Charaktergestalten, großen Schicksalen und tapferen Heldenhaftigkeiten. Vielfach in meinen Schriften habe ich es schon getan, aber je weiter und tiefer ich mich hineindenke in dieses abgrundtiefe Volkstum, je unerschöpflicher kommt es mir vor. Fast alle jene Menschen, die in meiner Kindheit mir Genossen gewesen, sie liegen auf dem kleinen Anger, draußen zwischen den Feldern, südlich des Ortes Krieglach. Die meisten von ihnen mußten längst wieder aus dieser ihrer Wohnung ziehen, weil es auf dem Friedhofe nicht jene Altenleuthäuseln, nicht jene Ausgedingstübeln gibt, wie sie noch zu jener Zeit im lebenden Bauerntum gewesen sind. Aber jeden Schädel, den der Totengräber hervorwühlt, vielleicht schon das wiederholtemal, kann ich in die Hand nehmen: „Grüß dich Gott, Vetter (oder Muhme)! Weißt du noch — damals? Du hast längst ausgeschlafen und ich habe immer noch nicht Feierabend."

Einfältiger Idealismus.

Wollt ihr graben,
Will ich schweben,
Wollt ihr nehmen,
Will ich geben.
Wollt ihr haben,
Will ich heben,
Heben euch zu reinerem Leben
Ist mein Streben. Z.

---

hinschaute und den platten Stein über den anderen gerade so liegen sah, wie er ihn im Traume wollte hingelegt haben. Wundershalber hub er den Stein auf und was fand er unter ihm? Einen alten, von Rost zerfressenen Schlüssel und ein verschimmeltes Lederbeutelchen mit fremdartigen Münzen, die ganz mit Grünspan überzogen waren. Anfangs war der Hirte erschrocken über diesen seltsamen Fund, dann lief er ins Tal zu den Leuten und zeigte ihn und erzählte den Traum, der ihn dazu geführt hatte. Die Leute vermuteten, es würde ein wertvoller Schatz sein und der Schlüssel würde zu einem geheimnisvollen Tore gehören, das erst gefunden werden müsse und das gewiß die fabelhaftesten Reichtümer in sich berge. Aber der Meißbauern-Seppel ließ sich nicht betören; den Schlüssel mit seinem Roste und die alten Münzen mit ihrem Grünspan verschloß er in seinen Kasten. — Mir war damals diese Geschichte sehr merkwürdig vorgekommen, weiß bis heute nicht, was darüber zu denken ist.

Nun habe ich noch von einem letzten Hofe zu sagen. Der war ganz rückwärts im Engtal. Hoch oben an der Berglehne. Es war der größte Hof von Alpl — der Groß-Jakelhof. Er hatte zwölf Knechte und zwölf Mägde. Er hatte nebst dem großen sonstigen Viehstand zwei Pferde und die eigene Jagd. Er war der fürderste von Alpl. Es ward aber seine Fürstlichkeit nie recht zum Ausdruck gebracht. Weder bei der Richterwahl, noch bei anderen öffentlichen Angelegenheiten. Doch, daß er das Seine redlich beitrug, muß zugestanden werden. Der reiche, mächtige Großjakel war körperlich etwas klein und eckig geraten. Er stotterte ein wenig und das S auszusprechen machte ihm mehr Mühe, als einen Heuschober in die Scheune zu tragen. In seinem zusammengekniffenen Gesichte staken ein paar große Rundaugen, mit denen er die ganze Welt und vieles Schöne und Gute, das ihm offen gestanden wäre, glücklich übersah, mit denen er aber richtig das schönste Mädel ausfindig machte, als es zum Heiraten kam. Das Mädel war eine Kellnerin aus Krieglach, wußte aber nachher auf ihrem einsamen Hofe wie eine Königin zu herrschen. Ganz Alpl zitterte, wenn die Groß-Jakelin zornig, mit den Augen zwinkernd, ihre Strafreden hielt. Vor ihr bestand niemand. Sie wußte jedem was anzuhängen, und wer sie gottverlassen vielleicht an ihre Herkunft erinnerte, der bekam etwas sehr Brennendes auf die Wange. Vom Groß-Jakelhof bis ins Mürztal ging Jahr für Jahr, tagaus, tagein der Holzkohlenwagen, und es war dem Groß-Jakel nicht möglich, das Geld, das ihm diese Kohlenwagen brachten, am Sonntag, wenn er mit seinem Steirerwägelchen in die Gegend fuhr und seinen Freunden Feste gab, ganz zu vertun. Und als der Mann schon recht viel Geld hatte, wollte er natürlich noch mehr haben. Plötzlich verkaufte er seinen Hof für eine so ungeheure Summe, daß die Leute ihre Hände über den Kopf zusammen-

geschrieben. Ein engerer Kreis, dem ich es gestern vorlas, hat sich bucklig darüber gelacht. Zwei Zeilen von Ihnen an die Direktion, und die Sache ist gemacht. Bitte schön, Herzensdoktorchen!"

So ging es unaufhörlich fort, und rasch verwandelte sich mein Junggesellenheim in ein Magazin von Büchern, die ich in der Zeitung besprechen, und Manuskripten, die ich lesen sollte.

Eines Tages erhielt ich den Besuch eines steifen, schlanken, blassen, schwarzbärtigen Herrn mit goldener Brille. Ich kannte ihn von der Straße her, wo er mich seit einiger Zeit mit einer Art gemessener finsterer Höflichkeit gegrüßt hatte.

Auch jetzt verhielt er sich vornehm zugeknöpft, aber just solche anspruchsvolle Herablassung pflegte mich einzuschüchtern — damals in jener grauen Vorzeit.

Mit feierlicher Umständlichkeit enthüllte er sein Anliegen:

Er war ehedem irgendein großes Tier an der Spitze eines Geldinstitutes. Jetzt lebt er ausschließlich seinen geistigen Interessen. Er glaubt in der Lage zu sein, ansehnliche Beiträge zur Erforschung des Seelenlebens der Öffentlichkeit zu übergeben. Nämlich: Seit einigen Jahren läßt er es sich angelegen sein, regelmäßig, so oft er morgens oder auch im Laufe der Nacht aus einem Traumschlafe erwacht, den Hergang des Traumes sofort schriftlich festzuhalten, was von besonderer Wichtigkeit, da Träume bekanntlich sehr rasch dem Gedächtnisse entschlüpfen. Er verbürge die Wahrheit und Genauigkeit seiner Aufzeichnungen mit seinem Ehrenworte und gebe sich der Erwartung hin, daß die Männer der Wissenschaft die Darbietung eines so umfangreichen, verläßlichen, durchwegs interessanten Materials willkommen heißen werden.

Während ich mir sagte, daß dies ein unglaublicher Affe sei, der in maßloser Eitelkeit die Welt mit der ausführlichen Erzählung seiner Traumerlebnisse langweilen will, gab ich mir den Anschein, seine Idee großartig zu finden.

„Gewiß", rief ich, „Sie können dessen sicher sein, daß die Wissenschaft Ihre Ergebnisse auf das freudigste begrüßen wird. Es läßt sich ja gar nicht absehen, welche Tragweite Ihre Beobachtungen für die gesamte Erkenntnistheorie erlangen können."

Er nickte gnädig und blätterte in dem mitgebrachten gewaltigen Manuskriptpack herum.

„Können Sie mir einen soliden Verleger für dieses Werk empfehlen?"

„Aber natürlich: F. A. Brockhaus in Leipzig, alte, bewährte Firma. Brockhaus wird sich auf dieses Buch stürzen."

Dann stellte er noch allerlei Fragen. Ob ich dafür halte, daß er seine Träume in Lieferungen erscheinen lassen solle, um den Bezug

Nathan der Nothelfer.

Aus dem Tagebuche eines Literaten von **Josef Willomitzer.***)

Man soll die Menschen lieben, gewiß! Aber man muß sie sich immer ein wenig vom Leibe halten, sonst werden sie frech.

In grauer Vorzeit bin ich sehr höflich gewesen. Es war dabei ein wenig Eitelkeit im Spiele. Ich wollte nämlich, daß die Leute von mir sagen: Dieser Dr. Dingsda ist wirklich ein Prachtmensch! Nicht genug, daß er ein feiner Kopf und ein wunderschöner Mensch ist, nicht genug, daß er über ein fabelhaftes Wissen und über eine ausgezeichnete Feder verfügt — nicht genug an alledem: er ist auch von berückender Leutseligkeit — mit einem Worte, ein Prachtmensch!

Die Folgen blieben nicht aus. Wie Wespen über die Honigschüssel, fielen die Leute über mich her. Meine Beziehungen zur Bühne und zur Presse und der Ruf meiner berückenden Leutseligkeit gaben zahlreichen strebsamen Jünglingen, Jungfrauen, Müttern, Vätern, Onkeln und Tanten starken Anreiz, meine gütige Protektion und Vermittlung in Anspruch zu nehmen. Zwischen drunter gab es auch literarische Aufträge aller Art.

„Herr Doktor, ich weiß: Ihre Zeit ist kostbar — aber ich bin in einer Zwangslage. Meine Schwiegereltern feiern nächstens die goldene Hochzeit. Wir haben beschlossen, ein Festspiel aufzuführen. Wer wäre berufener, ein solches zu dichten, als Sie? Sie schütteln das aus dem Ärmel, Herr Doktor . . .“

„Lieber Doktor, ich weiß: Sie sind sehr in Anspruch genommen, aber man kennt auch Ihre Liebenswürdigkeit. Unser Vereinsausschuß beauftragt mich, Sie zu bitten, uns einen poetischen Silvesterprolog zu schreiben . . .“

„Bester Herr Doktor, ich komme im Namen meiner Frau, die für Sie schwärmt, das wissen Sie. Nun denn, sie hat einen Roman geschrieben — hier, erschrecken Sie nicht über den Umfang; die Schrift ist sehr groß. Bitte schön, lesen Sie ihn, ich glaube, Sie werden es nicht bedauern. Und wenn Sie meiner Frau eine herzliche Freude bereiten wollen, dann schicken Sie das Manuskript an die „N. Fr. Presse“. Ich weiß, Sie stehen sehr gut mit Dr. Bacher, und die „Neue Freie“ wäre uns für diesen Zweck besonders lieb, weil unsere Verwandten in Korneuburg dieses Blatt beziehen . . .“

„Doktorchen, hier stehe ich und kann nicht anders. Ich bin unter die Blumenthäler und Kadelburgen gegangen und habe ein Lustspiel

*) Aus „Humoresken“ von Josef Willomitzer (Leipzig, Max Hesse). Wir wollen bei dieser Gelegenheit nochmals hinweisen auf das prächtige Büchlein.

„Ich glaube selbst, daß das Buch Aufsehen erregen wird. Aber was sagen Sie dazu, daß dieser Brockhaus mir auf eine vorläufige Anfrage ablehnend geantwortet hat? Mit irgendeiner faulen Ausrede."

„Unglaublich. Nun, er wird bersten vor Wut, sobald es sich zeigen wird, was für ein Geschäft er sich hat entgehen lassen."

„Und wann kann ich die Vorrede haben?" fragte Severin.

„Bestimmt in der allernächsten Zeit."

Er nickte, reichte mir die Fingerspitzen und kehrte mir den Rücken zu.

Ungefähr acht Tage später fuhr es mir durch den Kopf, daß in Sachen der Severinschen Träume doch irgend etwas geschehen müsse. Ich suchte das Manuskript, aber es war nicht zu finden.

Das kam ja alle Tage vor, daß ich etwas suchte, ohne es finden zu können. Die „schwebenden Angelegenheiten", mit denen man mich belästigte, häuften sich massenhaft und gerieten oft so durcheinander, daß ich mich kaum mehr zurechtfinden konnte. Das Ärgste war, daß der alte Burlik, mein Schreiber, bisweilen das Bedürfnis fühlte, „Ordnung zu machen". Dadurch wurde die Verwirrung immer komplett.

Während ich zornig alles durcheinanderwarf, kam Burlik, der alte Konfusionsrat.

„Burlik . . . Donnerwetter, Sie riechen ja wieder nach Schnaps!"

„Zahnpflege, Herr Doktor, bitte ganz ergebenst; Zahnpflege, Zahnpflege!"

„Sie haben mir wieder etwas verräumt, Burlik; ein wichtiges Manuskript: Beiträge zur Traumforschung von Alexander Severin."

„Wird sich finden, bitte ganz ergebenst, wird sich finden."

Und er fing an herumzukramen und kramte stundenlang, aber die Träume des Herrn Severin waren und blieben verschwunden.

Immer drohender sah mich der finstere Severin an, wenn ich fortan mit ihm auf der Straße oder sonstwo zusammentraf. Die Sache begann peinlich zu werden.

Es kam so weit, daß ich mich versteckte und verleugnete, so oft Burkik, durch das Türfensterchen spähend, mir durch ein Zeichen meldete, der unheimliche Mahner sei es, der Einlaß begehrte.

Einmal (wie schon oft vorher) träumte mir von Severin, der mich verfolgte und seine verlorenen Träume verlangte. Diesmal bedrängte er mich besonders hart. Ich lief davon, er hinterher. Wir geraten in einen Wald. An einem Baume klebt ein Theaterzettel: „Nathan der Weise erteilt alleinstehenden Herren Rat und Hülfe in allen diskreten Angelegenheiten." Auf dem Baume sitzt ein Greis mit einem langen weißen Barte und einem ebenso langen ausgestreckten Zeigefinger, an welchem sich drei Ringe befinden. Aha, Nathan der Weise, sage ich

auch den minder bemittelten Kreisen zu ermöglichen? Und ob es passend wäre, sein Porträt als Titelbild voranzustellen? Ich bestärkte ihn lebhaft in dieser Idee.

„Und nun die Hauptsache", sagte er dann. „Ich will Ihnen das Manuskript hier lassen und bitte Sie, mir ein Vorwort dazu zu schreiben. Natürlich nicht etwa als Protektor. Protektion habe ich nicht nötig. Ich würde Sie ersuchen, das Vorwort, das die Bedeutung des Werkes darlegen soll, in meinem Namen zu schreiben, denn ich selbst bin mehr Denker als Schreiber . . .

Nachdem ich die Erfüllung seines Wunsches eifrig zugesagt hatte, reichte er mir zur Belohnung ein wenig die Hand und entfernte sich huldvoll.

Wochenlang fiel es mir nicht einmal im Traume ein, mich um die Träume des Herrn Severin, so hieß jener hochnäsige Patron, im geringsten zu kümmern. Endlich tat ich einmal einen Blick in die sorgfältig geschriebenen Blätter und las folgenden Traumbericht:

„— 4. Oktober. Ich besteige das Matterhorn, werde vielmehr von schwarzen Afrikanern hinaufgezerrt und hinaufgeschoben (wie Pyramidenbesteiger, Einschlag ägyptischer Erinnerungen). Auf dem Gipfel sitzt die Königin von England und soupiert mit ihren Hofdamen. Ich werde eingeladen, mich an ihre Seite zu setzen. Sie reicht mir auf der flachen Hand ein Beefsteak hin. ‚Beneidenswert!" murmeln die Hofdamen. Ich aber zerschneide das Beefsteak mit Widerwillen und kann es nicht hinunterwürgen. Die flache Hand war nicht einmal besonders sauber gewesen. Ein Lämmergeier kommt geflogen und verschlingt das Beefsteak. Ich freue mich darüber und singe: ‚Sei bedankt mein lieber Schwan!' Die Königin, die sich inzwischen in den Schah von Persien verwandelt hat, lobt meine herrliche Stimme und sagt: ‚Ich ernenne Sie zum Kronprinzen von Südamerika!'"

Und so weiter. Ich hatte genug von den Träumen des Herrn Severin. „Eigentlich", so sagte ich mir, „ist das doch eine niederträchtige Unverschämtheit, zu verlangen, daß ich zu solchem Unsinn eine Vorrede schreiben soll!"

Abends traf ich den unangenehmen Severin im Theater. Er trat an mich heran und sagte:

„Nun?"

„Ach, Ihre Träume! Ich kann mich nicht satt lesen daran. Besonders der eine, die Szene auf dem Matterhorn! Einzig! Die genialste Dichterphantasie wird darin überflügelt."

„Das ist noch lange nicht der interessanteste Traum. Die Eskimos, von denen mir träumte, daß sie einander im Zustande des Polarkollers die Beine ausrissen . . . Haben Sie das gelesen?"

„Nein, so weit bin ich noch nicht gekommen."

Sterben.

Ein Kuckucksei von **Wilhelm Schussen.***)

Ich wollte eben ein Weilchen von meinen zehnfältigen Vaterplagen ausruhen und wollte es mir jetzt, da der Bubi, der Schreihals, so schön schlief und die anderen sechs Quälgeister auf der Gasse tobten und Frau und Großmama in der Küche hantierten, ich wollte es mir einmal recht wohl sein lassen und die kostbare Stille ausnutzen und wenigstens ein Viertelstündchen lang den ewig flüchtigen, ewig ersehnten Frieden in meine Gewalt bekommen.

Aber da klingelte der Briefträger, der bei uns so seltene Mann, den wir alle fürchten, weil er fast nie Gutes bringt. Und bald darauf hatte ich einen Brief in den Händen.

Die Kinder kamen herbeigelaufen und die ganze Familie versammelte sich, und ich mußte das Schriftstück, das die Frauen schon in der Küche überflogen hatten, laut vorlesen.

Hier ist es: Kürnbach, am siebenten Märzen.

Lieber Johann Jakob!

Indem ich von Deinem Paten, meinem Mann, dem Keckeisen, beauftragt bin, Dir Nachricht zu erteilen, daß er seit Martini schwer krank im Bett darniederliegt, bitte ich Dich, auf der Stell' hierherzukommen.

Denn er will es, der Keckeisen. Er will Dich noch einmal sehen vor seinem Tod, und er hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich einen Zehnmarkschein als Reiseverköstigung in diesen Brief gelegt habe. Hoffentlich kommt das Geld richtig an!

Und komme also gleich! Denn mein Mann, der Keckeisen, sagt, er habe noch was auf dem Herzen, das er nicht mitnehmen wolle in die Ewigkeit. Und es sei ein Geheimnis, welches er mir nicht und niemand, sondern nur Dir aufdecken könne. —

Lieber Johann Jakob! Ich sag Dir, es ist schrecklich, wie der Mann noch leiden muß! Du kannst es Dir gar nicht vorstellen und Du wirst ihn gar nicht mehr kennen, so mager und elend und eingefallen ist er. Und Schmerzen hat er, daß es nicht mehr schön ist.

Komme doch sogleich und nimm den Schnellzug!

Es grüßt Dich nebst Familie Deine bitterlich traurige Base

Barbara Keckeisen.

---

*) Aus dessen Buche: „Johann Schäufeles philosophische Kuckucksseier.“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1909.) Diesem Büchlein nahte ich mit Mißtrauen — des Titels halber. Aber es ist nicht ohne! In manchmal recht bummelwitzigem Gehaben sagt es brave Gedanken, die man gerne weiter denkt. Anregung nennt man das. Es sind keine verlorenen Stunden, in denen man es liest.

mir. Ich frage ihn um Rat, was ich mit dem Manne anfangen soll, der mir fortwährend auf die Bude rückt und seine Träume von mir haben will. Nathan der Weise runzelt die Stirn und antwortet: „Wirrrf ihn hina—us!“

Ich erwachte und hatte noch deutlich den Klang seines Zurufes in den Ohren: das langschnarrende „rr“ im ersten und das auseinandergezogene „a—u“ im letzten Worte.

Je mehr ich über diesen Traum nachsann, desto fester wurde mein Entschluß, mir den Zuruf Nathans des Weisen zur Richtschnur zu nehmen. Erst jetzt kam es mir zum Bewußtsein, in was für eine falsche Position der Menschheit gegenüber mich meine übermäßige Nachgiebigkeit gebracht hatte, und ich beschloß, ein anderer, klügerer Mensch zu werden — zu allernächst gegenüber diesem unangenehmen Severin.

Als er das nächstemal wiederkam, ließ ich mich nicht verleugnen.

„Sie wünschen?“ fragte ich kühl.

„Ich wünsche“, entgegnete er mit zitternden Nasenflügeln — „ich wünsche, nicht länger Ihr Spielball zu sein. Ich wünsche, daß Sie mir unverzüglich mein Manuskript zurückgeben.“

„Bedaure, es ist nicht mehr zu finden, Ihre Träume sind mir sozusagen unter den Händen zerronnen.“

Er wurde grob, ich wurde noch gröber. „Ich bin nicht der Hüter Ihrer Träume“, sagte ich. „Meine ganze Schuld besteht darin, daß ich gegen Sie und gegen hundert andere zu höflich gewesen bin. Infolgedessen hat sich hier so viel angesammelt, daß es unmöglich ist, die einzelnen Sachen wieder prompt herauszufinden. Aber mit meiner übergroßen Höflichkeit ist es jetzt zu Ende, verlassen Sie sich darauf. Und was Ihre Träume betrifft, so verweise ich Sie auf den Zivilrechtsweg. Mögen Sachverständige den Wert Ihrer Träume abschätzen; wenn mich die Richter verurteilen, werde ich Ihnen pünktlich Ersatz leisten.“

Nun wollte er „am gröbsten“ werden; ich aber unterbrach ihn mit dem Donnerrufe: „Hina—us!“ Da warf er mir einen durchbohrenden Blick zu und ging.

Ich erwartete, daß er mich zum blütigen Zweikampfe herausfordern oder vor die Schranken des Gerichtes laden werde. Aber nichts von alledem geschah — sondern — —

Sondern er grüßt mich nicht mehr seit jener grauen Vorzeit!

Ich habe mir seither schon oft und oft gewünscht, daß mir der weise Nathan wieder einmal im Traume erscheinen möge, damit ich in die Lage käme, ihm meinen herzlichsten Dank auszusprechen für seinen wirklich vortrefflichen Rat.

der mir daraufhin antwortete: Ich solle nur das Doktern bleiben lassen, wenn es so teuer sei, denn nützen tue es ja doch nichts. Er selber zum Beispiel habe nie einen Doktor genommen und sei vielleicht darum gesund geblieben. Überhaupt kenne er das Kranksein nur vom Hörensagen und der Tod werde mit ihm einmal keine leichte Arbeit haben: dieser Pate sollte nun elend und eingefallen auf dem Sterbebette liegen!

Während der ganzen Eisenbahnfahrt machte ich mir Gedanken darüber.

Auch fragte ich mich wieder und wieder, was mir wohl der Vetter so überaus Wichtiges zu sagen haben könnte? Warum er gerade mich an seinem Sterbebette wolle? Und was denn das für ein groß Geheimnis sein möchte, das er weder der Base noch sonst jemand sondern bloß mir, dem Johann Jakob, anvertrauen könne?

War es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn meine Gedanken nach langem Raten schließlich bei der Erklärung stehen blieben: der Vetter Keckeisen werde mir gewiß ein stattlich Erbe vermachen wollen, stehen blieben und von dieser lieblichen Deutung nicht mehr wegzubringen waren?

Und mein gutes Herz segnete den Paten und sprach es mehr als einmal, daß der Vetter nach der Zahl der Jahre nun allerdings reif sei für den schönen Himmel, den ich ihm denn auch aus allen Kräften wünschte. Nur noch warten sollte er, der liebe gute Pate, bis ich käme, die mir zugedachten Gelder unter Dankestränen in Empfang zu nehmen.

Als ich das aufgeputzte freundliche Haus betrat, fand ich zuerst die Base, die verzweifelnd vor sich hinweinte, mir in gebrochenen Sätzen noch einmal erzählte, was sie mir bereits geschrieben hatte, und mich dann zur Kammer geleitete.

Wahrhaftiger Gott, die Base hatte nicht übertrieben! Da lag in dem roten, weißkarierten Bette ein Mensch, den man erst suchen mußte, mit einem kindeskleinen, braungelben Köpflein, daß ich Mühe hatte zu glauben, dies sei mein Pate, der ehemalige schöne, starke Pate. Und eine gebleichte schwache Hand kam langsam unter der Decke hervor und legte sich müde auf die meinige.

Die Base ging weinend hinaus.

Jetzt sagte der Vetter: „Nicht wahr, Jakob, ich sehe nicht gerade wie ein Hochzeiter aus?“

„So schlimm ist es nicht“, wollte ich lügen, aber die bleiche Hand machte eine Bewegung, ich solle das Lügen lassen.

„Ich weiß es gut, Jakob, ich werd' bald meinen letzten Schnaufer tun, und ich hab' dich nur kommen lassen, um mit dir über meinen Tod zu reden. Kurz und gründlich, wie es einem Sterbenden ziemt.“

Der Pate krank!

Ich habe eine ziemliche eifrige und nicht gerade hilflose Phantasie, aber meinen Paten Keckeisen als einen elenden, eingefallenen Mann vorstellen, das vermochte ich doch nicht.

Ich hatte dem Paten wohl ab und zu geschrieben, aber gesehen hatte ich ihn schon lange nicht mehr. Ich war ja noch ganz jung, als er fortzog.

Er hatte damals ein hübsches Gut in der Nähe der Stadt besessen, und er hatte einen herrlichen Obstgarten, in dem ein Baum stand mit unvergeßlichen Jakobiäpfeln und ein anderer mit gleich unvergeßlichen Blutbirnen.

Wenn die Zeit dieser Bäume da war, dann war ich immer ein sehr anhänglich Patenkind. Dann ging ich, so oft ich nur konnte, zum Vetter und schaute an den Bäumen und an dem stattlichen Manne hinauf und war stolz darauf, einen solchen schönen, großen, reichen Menschen zu meinem Paten zu haben.

Bisweilen durfte ich auch neben dem Paten auf dem blauen Bernerwagen Platz nehmen und mitfahren zum Wagner, in die Hammerschmiede, in die Schleifmühle, zum Rechenmacher, und ich bekam einen Butterwecken und mußte dafür beim Pferd bleiben, solange der Keckeisen in der Schenke sein Bier trank und seine Kraft sehen ließ.

Denn das tat er immer: den Goliath aufspielen. Ich sah es ja von außen durch die Scheiben zwischen den Blumenstöcken hindurch, wie er einen Gast zum „Häkeln" aufforderte und wie nun die zwei Männer ansetzten und einer den anderen mit dem eingehakten Zeigefinger über den Tisch ziehen wollte.

Und ich sah es, wie mein Pate ein volles Bierfaß gestreckten Armes frei hielt, während die Wirtshausgäste um ihn herumstanden und ihm zuschauten und von der Uhr die Zeit ablasen, und ich sah, wie der Pate noch fünf Minuten dreingab.

Und ich hörte es, wie er einmal gegen einen Maurermeister wettete, er wolle mit dem bloßen Rücken die Wand zwischen der Bierstube und dem Herrenzimmer einstoßen, und ich sah es, wie er sich gegen das Gemäuer stemmte und zu drücken begann, bis ihm der Kopf rot und blau wurde — und wie er doch das Kraftstück nicht vollbringen konnte.

Ich hörte auch, wie der Vetter damals sagte, es sei dies das erstemal in seinem Leben, daß er seine Gewalt überschätzt habe. Aber er habe heute Nacht den Tierarzt holen und dann durchwachen müssen, und das werde wohl der Grund sein.

Und dieser Pate, der mir noch im vorigen Jahre, als ich ihm in einem weinerlichen Briefe meinen angegriffenen Gesundheitszustand schilderte und über die sündhafte Doktorrechnung jammerte, dieser Pate,

Und weil die Augen von der Kommode nicht weg wollten und doch auch nicht weiterkonnten, halfen meine Gedanken und stiegen in die Truhe hinein und rieten, was wohl darinnen sein möchte, und hatten auch allsogleich die Antwort. Kein Zweifel!

Die Kommode war nicht umsonst so schwer und fest und so gut verschlossen!

Wieviel des schönen, runden, roten Goldes sie wohl bergen mochte?

Ob der Pate absichtlich über diesen Punkt geschwiegen oder ob er's bloß vergessen?

*
* *

„Johann Jakob."

„Was, mein teurer Pate?"

„Hab' ich schon von meinem Testament gesprochen?"

„Nein, mein bester teurer Pate."

„So hör' jetzt."

„Vielteurer —"

„Siehst du, dort hinten, rechts von der Kommode, dort sind Bücher. Siehst du sie?"

„Ich seh' sie, Pate."

„Es ist eine ganze Bibliothek, die ich mir im Verlaufe meiner Krankheit angeschafft hab'. In der Hauptsach' sind es Kriegsgeschichten, die ja doch unter allen Büchern am meisten Wert haben. Die beste Geschichte ist die vom Siebziger-Krieg; sie ist sechsbändig und großartig. Ich sag' dir, da sind Kerles drin — Kerles —. Doch lies nur selber.

Weil du nun der einzige Belesene in der Verwandtschaft bist und weil ich von jeher ein ganz besonderes Zutrauen zu dir gehabt hab', hab' ich alle diese Bücher dir verschreiben lassen. Sie sind dein unumschränktes Eigentum von dem Tage ab, wo ich die Augen für immer zumache. Halte sie in Ehren."

Der Pate machte eine Pause.

„Geld hab' ich dir keines verschrieben, Jakob. Weil ich weiß, du bist in der Stadt und hast als Beamter ein schönes Auskommen."

Hierauf besprach der Pate noch einiges andere.

Wenn ich mich recht erinnere, sagte er noch: er habe soundsoviel tausend Mark dem Kloster Wiel vermacht, wo er eine Schwester habe, die dort Oberin sei.

Ich hörte es nicht mehr richtig. Ich wollte es auch nicht hören.

Und ich muß wirklich kummervoll ausgesehen haben, als der Pate mir die Hand zum Abschied herhielt. Denn er sagte: „Gräm dich nicht um mich, Jakob. Ich mag das nicht."

Die Base aber half mir in den Überzieher, und mein verstörtes Gesicht gewahrend, jammerte sie:

Und hoffentlich noch über einiges andere, dachte ich vor mich hin.

„Zu meinem Weibe kann ich ja nichts vom Sterben sagen. Die heult ohnehin, daß einem ganz schlecht wird, und tut, als ob sie statt meiner den Garten hinunter müßte. Es ist auch wahr, Jakob, der Tod ist keine leichte Sach', und wenn die Fieber kommen, die trockenen Fieber, weißt du, und du vor Hitz vergehst und doch nicht schwitzen kannst, dann wird's dir so elend im Herzen, daß man's nicht beschreiben kann, und es fängt der stärkste Mann zu schreien an, obschon er weiß, daß auch dies nicht viel nützt. Aber deswegen hat doch kein Mensch kein Recht, zu sagen, der und der hat aufgeschrien vor Angst und Verzweiflung und hat gejammert wie ein kleines Kind auf seinem Sterbelager.

Und doch sagen sie es! Ich hör's ja, wie sie es einander einblasen und wie das Gespräch durchs Dorf geht: ‚Der Keckeisen ist übel dran. Und der Tod hat ihn zahm gemacht, den Großsprecher. Hat alleweil gesagt, er fürchte sich vor nichts und nun winselt er vor Angst und Verzweiflung wie nicht einer.' Und ich seh' sie schon beim Leichenmahl sitzen und weiß, wie sie nach dem fünften Vaterunser die Wachsstöcke ablöschen und sich an den Tisch hinsetzen und Bier trinken und Emmentaler essen und einander zureden: ‚Wie den der Tod zahm gemacht hat! Ja, ja, der Tod packt die Gewalttätigen und die Großsprecher und schüttelt sie, bis sie um Gnad und Barmherzigkeit schreien!' — Und mein Weib wird dann nicht nein sagen. Drum hab' ich es dir anvertrauen wollen, Jakob. Dir, der du der einzige Studierte in der Verwandtschaft bist. Und ich hab dich bitten wollen, beim Leichenmahl aufzustehen und der Trauerversammlung das zu eröffnen, was ich dir jetzt gesagt habe, und daß es doch nicht so sei, wie sie meinen und reden. Willst du das, Jakob? Oder bist du auch so einer wie die andern?"

„Freilich will ich es."

„Dann gib mir die Hand darauf und versprich es."

„Ich versprech' es, lieber Pate."

„So, nun ist es gut, Jakob."

Nach diesen Worten versank der Pate wieder in seinem rot- und weißkarierten Bettzeug.

Die Rede hatte ihn offenbar sehr angestrengt, denn er sah womöglich noch kleiner und elender aus als zuvor.

Ich aber blieb lautlos auf dem Stuhl und vergaß für eine Weile, daß ich den Tod so in nächster Nachbarschaft hatte und mein eigener Pate es sei, der unter so großen Schmerzen sterben sollte. Ich schaute im Zimmer umher, sah die Bildertafeln, die vielen Rehgeweihe, die schöne Standuhr in dem Holzgehäuse — und die schwere, feste Kommode.

Der leuchtende Weg.

Ein geträumtes Märchen.

Es war einmal ein Königskind. Es wohnte in einem großen weißen Schlosse, es lag in einem goldenen Bette und das ganze Land breitete sich ihm zu Füßen. Die Edelsteine des Ostens krönten sein Haupt, das Gold des Westens umschloß seinen schlanken Leib und der Stern des Südens funkelte über seinen Weg. Nur der finstere, kalte Norden hatte ihm nichts Leuchtendes zu geben.

Das Königskind war schön. Und alle Kronen der Welt umschmeichelten seine Gunst. Das Königskind feierte Feste und Feste, es zog von Jubel zu Jubel, und tausend und tausend Hände hatten nur die einzige Aufgabe, dem Königskinde Blumen auf seinen Weg zu streuen. Und das Königskind wußte nicht, daß es anders sein könne auf der Welt, und schritt still und stumm zwischen Freude und über Blumen.

Das Königskind aber war traurig. Mit müdem Blick erwachte es in seinem goldenen Bette, mit stummer Abwehr verachtete es die Kronen aller Herren Länder, mit matten Gliedern sank es abends auf sein Lager. Und all der Glanz und all die Pracht konnten ihm kaum ein müdes Lächeln abgewinnen, es war doch alles so selbstverständlich und zwecklos. Und das Königskind blieb traurig.

Da war es in einer Nacht. Seine müden Augen konnte es heute nimmer schließen, endlich, endlich müßte doch die Erlösung kommen aus dieser bangen Leere. Und die silbernen Schleier über seinem Bette wehten leise von seinen Seufzern. Endlich mußte doch die Erlösung kommen! Und seine weißen Hände breitete es weit auf zur Höhe.

Da trat eine weiße Gestalt an sein Bett, eine verhüllte, junge weiße Gestalt. Und das Königskind reichte der weißen Gestalt seine Hände. Das war wohl die Erlösung? Sie zogen aus dem Palaste in tiefer Nacht.

„Wohin führst du mich?" so endlich klang die Frage des Königskindes. Doch die Gestalt schwieg.

Sie schwebten nicht nach den Palästen des Ostens der schimmernden Stadt, sie zogen nicht nach den blühenden westlichen Gärten, und sie wanderten nicht nach den silbernen glitzernden Wellen des südlichen Meeres. Hinauf ging ihr Schritt — hinauf nach jenen hohen, finsteren Bergen des Nordens. Und das Königskind hielt vertrauend die Hand der weißen Gestalt und fürchtete sich nicht. Das war ja doch die Erlösung, um die es so sehr gefleht hatte.

„Nicht wahr, Jakob, es ist etwas Schreckliches um das Sterben.“

Dann ging ich.

Und es waren nicht gerade freundliche, fromme Gedanken, die ich in dem Patenhause geholt hatte, und ich gab ihnen noch reichlich Speise und schließlich fing ich auf einmal an, zu tun, was sonst nur sonderliche Leute zu tun pflegen. Ich redete ziemlich laut und heftig mit mir selber und rief immer wieder: „Wenn der kein Narr ist, will ich ein zehnfacher heißen! Einem reichen Weiberkloster sein Geld vermachen und sein Patenkind in Not und Elend sitzen lassen!“

Ich muß gestehen, es ist mir sehr schwer geworden, meinem Paten, dem Keckeisen, diese letzte Torheit zu verzeihen. Aber nach mancherlei lächerlichen und ernsthaften Kämpfen habe ich es doch fertiggebracht, und ich habe, wenn auch nicht gleich, so doch mählich und mählich die Erbschaft schätzen gelernt, die der Keckeisen mir hinterlassen hat.

Nicht die Bücher!

Aber die Kraft, die von jenem Sterbebett ausgegangen und auf mich übergegangen.

Und ich habe bekennen müssen, daß der Pate eigentlich doch der starke Mann war, den meine Jugend gesehen hatte, und ich habe mich eigentlich wundern müssen, wie dem Vetter damals das Kraftstück im Wirtshaus mißlingen konnte.

Aber nun hatte er es doch noch vollbracht und hat mit Macht und Sieg die Mauer eingedrückt von der Alltagsstube ins Herrenzimmer — und Herrlichkeitszimmer — in die mauerlose, sternerhellte Ewigkeit.

Ich habe auch beim Leichenmahl, eine Stunde nach den fünf Vaterunsern und dem Wachsstocklöschen, mein Versprechen eingelöst und von des Paten letztem Kraftstück lautes Zeugnis abgelegt. Leider hat diese Rede, wie das nun einmal so ist, nicht die Wirkung gehabt, die der Pate Keckeisen und ich erreichen wollten.

Meine anwesende leidtragende Tante, die natürlich das große Wort führte, sagte nämlich: „Unserm braven Johann Jakob ist der Frühtrunk in den Kopf gestiegen.“

Und ein alter Vetter schüttelte den Kopf gegen seinen Nebensitzer und bekannte: er habe vom ganzen Kram keine Silbe verstanden.

Was blieb mir da schließlich anderes übrig, als die Schuld des tückischen Frühtrunkes einzugestehen und mit den Wölfen um den armen toten Keckeisen zu heulen?

Da ließ die Gestalt die Hände des Königskindes sinken und sprach: „Den Weg kannst du nun allein zurückgehen, den findest du auch ohne mich.“ Und die Gestalt entschwand.

Da stand nun das Königskind und blickte still verwundert auf die blühende Landschaft. Und es atmete tief, wie nach einem schweren Traume.

Und es schritt über duftende Wiesen dem weißen Schlosse zu, da drinnen es wohnte. Da tönten alle Morgenglocken und tausend und tausend Hände streuten ihm Blumen auf seinen Weg. Und das Königskind dachte mit Schrecken an den starren Gang in der Todesnacht. Es warf sich mit offenen Armen in die goldene Pracht, die es umgab, und tauchte tief unter in den gleißenden Wellen.

Da wurde es wieder einmal Abend. Und das Königskind lag schlaflos auf seinem goldenen Lager. Es hatte ein solches Sehnen in sich seit jener finsteren Nacht. Aber es wußte nicht, was es war. Noch zitterte es vor den blassen, fahlen Gespenstern jenes geheimnisvollen Ganges; noch zitterte es vor jenen Finsternissen, Grauen und Schrecken. Und doch war ein so unbekanntes Sehnen in ihm nach etwas Frohem, Gutem, Mildem. Nach etwas so ganz Befreiendem! Und plötzlich wußte es: Der leuchtende Weg. — Einmal noch mußte es ihn gehen.

Aber nicht auf jenen steilen Todeshängen, auch im Tale wird, muß es ihn finden — dem Königskinde ward ja nie noch ein Wunsch versagt. Da floh es von seinem Lager hinaus in die stillen, weiten Gärten und blickte hoffend hinter sich. Aber es sah nichts und nur seine Schritte tönten über den weißen Kies. Es lief zu den glitzernden Wassern und nach jedem Schritt wendete es sein Haupt. Aber der Weg blieb weiß und kühl. Es stieg zum marmornen Tempel und streute rote Rosen in seine Opferschalen, und als es den Blick wandte, da glänzte es rückwärts auf seinen Tritten. Aber es war nur der Schein des Opferfeuers, das höher flammte.

Da schlich es zurück auf sein Lager und barg das Haupt traurig in seine Kissen und sehnte sich nach dem leuchtenden Weg.

Am nächsten Abend kam die Sehnsucht aufs neue mit quälenden Armen und pressendem Herzen. Und das Königskind zog aus dem Palaste, nicht auf weißen, glatten Wegen — auch jener Weg war düster und grau. Da stieg es hinab zur Stadt, in die Tiefen der finsteren Wälle und gab den Armen und Hungrigen weißes Brot und glänzendes Gold. Und jedesmal blickte es zurück mit heißen sehnenden Augen, doch die Straßen blieben düster und grau. Seine funkelnde Perlenkrone gab es dem Ärmsten der Armen und hoffend wendete es das Haupt. Da flackerte es auf den grauen Steinen, aber es war nur

Da wurde der Weg hart und die Steine rollten von den Geländen. Ihr Schritt wurde langsamer und endlich stand die weiße Gestalt ganz stille. Sie hielten vor einem dunklen Felsentor, da drinnen war es glühend schwarz und dumpfe Luft und eisiges Wehen drang aus den Gründen. Da sprach die Gestalt mit leiser, fester Stimme: „Vertraust du mir auch hier, Königskind?"

„Ja", sagte das Königskind, obwohl es schauerte vor der starrenden Wilde.

„So komm, Königskind."

Und wieder faßten sich die Hände. Wie ungewohnt war der Weg, welch unsagbares Mühen über den spitzen Felsengesteinen, welches Ermatten nach kurzem Klimmen. Das Königskind zitterte vor Schwäche, aber die weiße, starke Hand stützte und zog es, und weiter ging's, bergauf, talab. Über Klippen und Dornen, über Grate und Eisesspitzen wanderten sie und eine furchtbare Stille war über alles hereingebrochen. Und eine furchbare Finsternis umhüllte sie alle. Und doch gab es nur einen Weg, den sie gehen konnten, und doch war der Weg so sicher und klar, den sie wandern mußten — das fühlte das Königskind mit ungeklärtem Staunen. Denn ein mattes Leuchten drang aus unbekannten Finsternissen. Und das Scheinen war so milde, so freundlich, so gut, es tat so unendlich wohl in diesen fürchterlichen schwarzen Einsamkeiten.

Da mußte das Königskind fragen: „Sag', welches Licht kommt uns als Führer?" Und die Gestalt antwortete: „Blicke hinter dich, Königskind."

Da blicke es nach rückwärts. Und jeder Tritt, den es tat, leuchtete und gleißte unter seinen zarten Füßen, und je steiler der Weg, desto mehr leuchtete und glühte der Pfad, und das Königskind stand still vor Wunder und Freude. Da wurde ihm kein Weg zu steil und kein Fels zu steinig — denn da blickte es nach rückwärts und das milde Scheinen machte alles wieder leicht.

Aber da sprach neben ihm die weiße Gestalt: „Du sollst nicht so oft hinter dich schauen, Königskind, achte auf den Weg vor deinen Blicken!" Da schwand dem Königskinde alle seine Freude, denn vor ihm waren Grauen, Finsternis und Schauer. Es huschten die Schatten des Todes an den Wänden und über den tiefen, schwarzen, starrenden Wassern inmitten von grauenvollen, düsteren Felsen. Da mußte es wieder zurückblicken, sonst wäre es vor Angst vergangen. Ja, hinter ihm, da leuchtete der Weg.

So ging es Stunden, Monde oder Jahre, das Königskind wußte nicht mehr, wie lange es war. Doch kamen sie endlich zurück zum großen, schwarzen Felsentor. Und vor dem Tore gleißte der Frühling im Golde!

Heimischer Sang.

(Gedichte von Gottfried v. Leitner.*)

Drang in die Ferne.

Vater! du glaubst es nicht,
Wie's mir zum Herzen spricht,
Wenn ich die Wolken seh'
Oder am Strome steh'.

Wolkengold, Wellengrün
Ziehen so leicht, so kühn,
Wandernd von Ort zu Ort,
Weit in die Ferne fort.

Weilen und rasten nie,
Eilen, als wüßten sie
Irgend ein schön'res Land,
Das noch kein Schiffer fand.

Ach! von Gewölk und Flut
Hat auch mein junges Blut
Heimlich geerbt den Drang:
Stürmisch die Welt entlang!

Vaterlands Felsental
Wird mir zu eng, zu schmal,
Ahnung und Wunsch und Traum
Findet darin nicht Raum.

Laßt mich! Ich muß, ich muß
Fordern den Scheidekuß.
Vater und Mutter mein!
Müsset nicht böse sein.

Hab' euch ja herzlich lieb;
Aber ein wilder Trieb
Jagt mich waldein, waldaus
Weit von dem Vaterhaus.

Sorget nicht! Welch Gehäg'
Einsam durchirrt mein Weg,
Monden- und Sternenschein
Leuchtet auch dort hinein.

Über ein jed' Gefild
Wölbt sich der blaue Schild,
Den ob der ganzen Welt
Schirmend der Vater hält.

Ach! und, ihr Lieben, kehr'
Nimmer zurück ich mehr,
Denket getrost: Er fand
Glücklich das schönre Land.

Der Alpenwanderer.

Einsam schreit' ich durch die Berge
Wie ein scheuer bleicher Geist
Bis zur Stunde, die mich endlich
Ruhen heißt.

Achtlos hin durch graue Nebel
Geh' ich meine schmale Bahn;
Renn' ich gleich in mein Verderben,
Sei's getan!

Tief hinab ins Nest des Schwindels
Schau' ich keck in guter Ruh';
Will er fassen mich am Wirbel,
Greif' er zu!

Rasch am oft erprobten Stabe
Schwing' ich mich von Stein zu Stein;
Bricht denn auch der treugeglaubte,
Mag's drum sein!

Über Strom und Abgrund spannet
Zitternd sich der schwache Steg;
Stürzt vielleicht mit mir zusammen,
Drüber weg!

Hoch ob mir auf blauem Gletscher
Donnert grau'nvoll die Lawin';
Kommt vielleicht mich zu zerschmettern,
Immerhin!

Einsam schreit' ich durch die Berge,
Durch die Täler wie ein Geist
Bis zur Stunde, die mich endlich
Ruhen heißt.

---

*) Leipzig (Philipp Reclam jun.).

der Mondschein, von Wolken verjagt. Da stürzte das junge arme Königskind zurück auf sein goldenes Lager und preßte verzweifelnd sein Haupt in die zerwühlten silbernen Schleier. Und es meinte, den leuchtenden Weg zu hassen, der ihm so unendliche Qualen schuf.

Doch am dritten Abend hielt es nichts mehr. Wieder floh es hinaus ins Freie, hinauf in den finsteren Wald, dort mußte es seine Sehnsucht erlösen. Und einsam war der Weg und steinig war der Weg. Und heute hatte es keine Hand, die es führte und stützte. Und wenn es rückwärts blickte, da war es dunkel und kalt. Aber es schritt weiter, mutlos und ergebungsvoll. Wilder wurde der Weg, finsterer wurde der Wald, kälter huschten die Schatten an den Wänden. Aber das Königskind wanderte weiter. Da tönten ihm aus tiefem Todeshang Laute an sein Ohr, müdes, klagendes Weinen. Und mit Schrecken und Angst tastete es diesem Klagen nach. Da unten herauf, tief vom Dunkeln erscholl es schwach und verzweifelnd. Da stand das Königskind eine Weile still, aber das Klagen drang in sein Herz. Und mit unsäglicher Angst und Mühen begann es den Todeshang hinabzuklettern. An Dornen und Steinesspitzen zerriß es seine weißen Hände und an den schroffen Felsen trat es seine zarten Füße blutig. Aber das Stöhnen klang so traurig da unten, daß es selbst keine Schmerzen empfand. Nach langer Not kam es hinab. Und fand eine mühselige kauernde Gestalt, die vom Fels oben hinabgeglitten war und nun zerschlagen und röchelnd am Boden stöhnte. Und ganz machtlos stand das Königskind da. Aber die dunkle Gestalt streckte ihm bittend die Hände entgegen und zögernd griff das Königskind darnach. Und mit vertrauendem Danke preßte die dunkle Gestalt die beiden weißen Hände.

Da durchrieselte das Königskind ein früher nie gekanntes mildes Gefühl der Freude. Und anfangs nur zaghaft, doch immer fester und sicherer leitete es die mühselige Gestalt hinauf zum Wege. Über Dornen und Klippen ging der Weg, und oft wollte die müde, dunkle Gestalt wanken und stürzen. Aber mit unsagbarer Geduld und Liebe führte und bahnte sich das Königskind hinauf den Weg zur Höhe, und die vertrauende, sich klammernde Hand der dunklen Gestalt tat ihm unendlich, unendlich wohl. Alle Schätze auf der Welt hätte es für diese vertrauende, dankbare Hand gegeben. Und der Weg zur Höhe war so mühevoll und so segensfroh, da vergaß das Königskind nach rückwärts zu schauen. Und das war eigentlich schade!

Der alte Gott.

Zum Gott jetzt haben mit gelehrten Brauen
Sie „All“ und „Ich“ und, was weiß ich! gemacht.
Und beten nicht zu ihm? — Wozu erdacht
Ist dann ein Gott, auf den sie nicht vertrauen.

Er ist's doch, dem sie ihre Tempel bauen,
Der sie im Elend stärkt, im Glück bewacht,
Aus Zweifels Qual erlöst, und aus der Nacht
Des Grabes rettet? — Nicht? — Mich faßt ein Grauen.

O laßt am alten treuen Gott mich halten!
Zu dem ich hoffend darf die Hände falten
Und „Vater!“ rufen, wie ein Kind es ruft;

Der all mein Haar gezählt und jede Zähre,
Der gegen Tod und Teufel steht zur Wehre
Und siegreich aufsprengt meiner Toten Gruft.

Glaubensfreiheit.

Ihr mögt aufs Haupt mir Sklavensteuer legen,
Und ab mir fordern meines Herzens Blut;
Ich geb' es hin, es ist vergänglich Gut,
Und untertan der Zeit mit seinen Schlägen.

Doch nicht nach dem, was ewig, streckt verwegen
Die frevle Hand in blinder Herrscherwut,
Und laßt des Glaubens hehre Opferglut
Mich ungestört im Heiligtume pflegen.

Frei bin ich, frei durch meines Gottes Gnade,
Er läßt mich wandeln selbstgewählte Pfade,
Ob ich will Engel werden oder — Teufel.

Was unterfangt denn ihr euch, Ephemeren!
Mit roher Zwangsgewalt mich zu bekehren
Zu eurer Wahrheit — voll geheimer Zweifel?

Rückblick.

1.

In eine schlimme Zeit fiel, ach! die meine;
Jed' mannhaft Wort ward kerkerwert zum Hehle,
Und Häscher fragten streng, wenn's kaum aus Kehle
Und Feder trat, nach seinem Kundschaftscheine.

So schwieg ich denn und frönt' am Aktenschreine,
Ein Dienstknecht, unbefragt, ob's ihn nicht quäle;
Doch nicht vertrocknet noch ist mir die Seele
Wie meinem Schreiberkiele hier die seine.

Allein verfrönt ist doch das schöne Leben,
Der Früchte bar die lange, herbe Mühe,
Und niemand mehr vermag Ersatz zu geben.

Bald werd' ich in die Gruft hinab auch steigen,
Die dich, geliebtes Weib, mir barg so frühe,
Und uns bedeckt Vergessenheit und Schweigen.

Beim steiermärkischen Weine.

Kommt heran zum trauten Herde,
Freunde! hier ist echter Wein,
Wein von uns're Heimaterde,
Feuervoll wie der vom Rhein.
Laßt den wackern Römer leben,
Probus! der vom Tiberland
Uns gebracht die edlen Reben
An den Mur- und Dravestrand.

Liebend schmiegte unserm Grunde
Sich die fremde Pflanze ein
Und sie sog mit gier'gem Munde
Uns're Lüfte frisch und rein.
Drauf als in des Fasses Dauben
Gold'nes Naß gekeltert quoll,
War das süße Blut der Trauben
Deutscher Kraft und Tugend voll.

Drum, so grünet, krause Hügel
Uns'rer Reben, lustig fort!
Friede mit dem sanften Flügel
Schirme euern gold'nen Hort.
Keines Fremdlings Roß zerstampfe
Dieser Trauben Perlenbau;
Oder zum Befreiungskampfe
Stärk' uns ihr Begeist'rungstau.

Mahnen uns'rer Reben Ranken
An der Römerfessel Schmach,
Wecken auch sie den Gedanken,
Daß der Sklav' die Kette brach.
Hoch nach langer Knechtschaft wieder
Hob sich des Germanen Brust,
Und er ward der starken Glieder
Stolz von neuem sich bewußt.

Knirschend hieb die deutsche Eiche
Er zur Keule sich zurecht,
Schärfte seinen Stahl zum Streiche,
Und nicht länger war er Knecht.
Rom erschrak vor seinen Blicken,
Vor der rach'bewehrten Hand,
Und es lief mit blut'gem Rücken
Heim an seinen Tiberstrand.

Kommst du nur als Freund zu Gaste,
Fremder Mann! so tritt ins Haus,
Sei willkommen uns und raste
Unter'm sichern Dache aus.
Trink mit uns von unsern Reben,
Iß von unserm Brot! Es eilt
Rasch hin dein wie unser Leben
Zwischen Lust und Leid geteilt.

Eng gesellt und friedlich liegen
Bald wir unten im Verein,
Und wir sollten oben kriegen
Um dies fußbreit Mein und Dein?
Auf! die Gläser angeklungen,
Und den Hut geschwenkt dazu!
Heil den Völkern aller Zungen!
Volk um Volk auf du und du!

Krankenbesuch.

Als ich stumpf im Fieber
Lag um Mitternacht,
Nahtest du, Geliebte,
Meinem Bette sacht.

Ganz war mir entfallen,
Daß vor langer Zeit
Du vorausgegangen
In die Ewigkeit.

Doch du bist's gewesen!
Goldblond war dein Haar,
Blau wie reiner Äther
Kleid und Augenpaar.

Und du hast dich schweigend
Über mich gebückt,
Auf die Stirn mir leise
Einen Kuß gedrückt.

Auf das Knie gesenket
Hobst den Blick du dann,
Faltend deine Hände
Brünstig himmelan.

Mehr und mehr ward ruhig
Nerv und Blut dabei,
Und die Augen schlug ich
Wieder auf nun frei.

Doch du warst versunken,
Als ich aufgewacht;
Nur mein Herz war trunken
Noch vom Glück der Nacht.

An Ludwig Anzengrubers Grab.

Von **Rosa Fischer.**

Auf dem Wiener Zentralfriedhofe. Ein stilles Begräbnis war vorüber, das Begräbnis eines mir fremden, aber wohnungsbenachbarten Mannes, an dessen Totenlager ich gerufen worden war.

Ich hatte die Leiche auf den Friedhof begleitet in dem Wunsche, bei dieser Gelegenheit die Grabstätte meines ersten „literarischen" Freundes, Ludwig Anzengrubers, besuchen zu können, und hielt nun Ausschau nach ihr.

Mir war just zuvor etwas bang geworden in der fremden Umgebung — es war alles so anders als bei uns daheim. Der Trauerpomp, die federbuschgeschmückten Rosse und die schwarzen Trauerleute, das Plaudern statt Beten, kein Gesang und kein Glockenklang; dann ringsum der weite, weite Totenhain mit seinen Weiden und Zierbäumen; die noch seit Allerseelen geschmückten Gräber, und Kreuz an Kreuz, Stein an Stein, dahinter im West die untergehende Sonne im glutroten Schein — es hatte mich traurig gemacht, hatte mir das Gefühl der Vereinsamung ins Herz gepreßt. Einen Moment dachte ich an einen ländlichen Friedhof mit Pfingstnelken auf grasumwehten Hügeln — Heimweh. Dazu fuhr ein kalter Wind hier über das Totenfeld — mich schauerte.

Inmitten dieser Leere hatte ich aber ein warmes Gefühl in meinem tiefsten Herzen drinnen, etwas wie Sehnsucht, wie Freude, daß ich endlich dorthin kommen sollte, wo der Mann begraben ruht, der mir, der Fremden, ohne mich je gesehen zu haben, ein hilfreicher Freund, ein Berater, ein Unterstützer gewesen ist, bis ihm der Tod die Augen schloß, ja noch über den Tod hinaus, da mir die Erinnerung an ihn neue Freunde warb.

Wo mag er begraben sein? Ich schaute über die Gräberreihen hinweg — Gruppe an Gruppe. Da finde ich nichts. Dann ging ich durch die Hauptallee der Halle zu, wo mir die Anfrage bei der Verwaltungskanzlei angeraten wurde, dort frug ich an. „Der Anzengruber, der liegt rechts von der Hauptallee unter den Ehrengräbern, dort, wo das Bauernmädl steht." Und als ich weiterging und auf dem Wege zwei Arbeiter frug, da sagten sie mir's wieder: „Das Anzengrubergrab ist dort oben an der Ecke"; denn gar gut kennt man des Volksmannes Ruhestätte.

Und so stand ich denn davor, stand nur einen Augenblick, als ich die weibliche Gestalt mit den flatternden Kopftuchenden am Grabsteine sah und oben das Bild mit den herben, ernsten und doch gerechtwohlmeinenden Zügen, dann trat ich heftig vor mit einem Gefühle, als müßte ich Grab und Stein, die ganze geweihte Stätte umarmen.

Hier also ruht er, hier liegt begraben der, der mir so gut gewesen und dem ich nie danken konnte im Leben.

2.

Ob uns Vergessenheit und Schweigen decket,
Im Nachtgebiet, dem glücklich wir entronnen;
Vergißt der eine dort ob all den Sonnen
Doch kein Atom, das er zum Sein erwecket.

Er aber fragt nicht, was wir kühn erzwecket
An Taten hohen Ruhms, und was gewonnen
Des Kostbar'n; was des Herrlichsten begonnen,
Und was des Kronenwürd'gen stolz vollstrecket.

Daß wir geliebt aus vollen, treuen Herzen,
Und fromm geduldet, was er sandt' an Schmerzen,
Das ist's, was ihm genügt, dem milden Richter.

Er ist der Held, der Weise, er der Dichter;
Und was vollbracht die Großen und die Kleinen,
Verweht ins Nichts vor jenem großen Einen.

Rezension der Rose.

Herr Lenz versäumt zur Frühlingsmesse nie,
Zu bringen ein Produkt der Poesie.
So bracht' er jüngst ein Werkchen auch zur Welt:
„Die Rose", das nur hundert Blätter zählt.
Der Autor ist, wie die Erfahrung gibt,
Ob seines blumenreichen Stils beliebt;
Doch diesmal können leider wir nicht sagen,
Daß eine neue Bahn er eingeschlagen.
Er hat uns oft bereits in frühern Zeiten
Beschenkt mit solcher Art von Kleinigkeiten.
Sie sehen sich recht hübsch und artig an;
Doch Neues, Packendes ist nicht daran.
Da zeigt sich stets vom selben Grün das Blatt,
Vom selben Rot die Blüte, blaß und matt;
Die Form verrät nicht viel Gestaltungskraft,
Ist recht entwickelt nicht, nur knospenhaft;
Und doch erfüllt der übermäß'ge Duft
Betäubend fast die reine Gottesluft.
Wir wollen anderseits zwar nicht verkennen,
Daß ihn auch manche süß und lieblich nennen;
Allein wir haben ohne Widerspruch
Schon längst genug von diesem Wohlgeruch.
Auch können wir durchaus nicht ganz verschweigen,
Daß scharfe Dornen lauern an den Zweigen,
Die schmerzlich gar verwunden uns die Hand,
Und dies ist doch ein arger Übelstand,
Den unser Autor leicht vermieden hätte,
Verstünd' er besser sich auf Formenglätte.
Doch trotzdem wollen wir den zarten Seelen
Herrn Lenzes neu'stes Werk hiemit empfehlen.

Wachauer Pfarrchronik Anno 1809.

Mitgeteilt von **Walter v. Molo.***)

„Dieses geschah im Monate May bey dem Einbruche und dem Vordringen der feindlichen Heere:

Nirgendsher kam eine Weisung, sich vorzusehen; die nahe Gefahr wurde sogar verheimlichet. Schon führte der Donaustrom in der Woche vor dem 7ten May eine Menge angebrannter Bäume und Reste von zerstörten Schiffbrücken herab; schon war die Donau mit Schiffen fast bedeckt, worauf Kanonen, Fässer, Kriegszugehör, Vieh und Privatgüter gegen Wien abwärts gebracht wurden; aber selbst diese Vorboten der anbrechenden Feindesgefahr durfte man zunahe am Ufer nicht betrachten, weil von den auf dem jenseitigen Lande retirierenden österreichischen Soldaten öfters auf die an der Donau stehenden Leute jene Kugeln herüber geschossen wurden, welche nicht wider die Freunde, sondern wider die Feinde geschossen waren. Schon eilte in der Nacht von dem 6ten und 7ten May so viel Infanterie und Kavallerie durch Aggsbach und über Langegg nach Mautern, daß ihr Durchzug noch um 3 Uhr Nachmittag nicht vollends geendiget war; aber kein einziger Mann von diesen fliehenden Truppen belehrte uns, daß höchste Zeit sey, unsere Habseligkeiten vor der Raubsucht des andringenden Feindes mit eben der Behändigkeit zu sichern, mit welcher sie sich selbst vor demselben flüchtig machten. Ja, ein Oberlieutenant und ein Oberarzt haben zum Danke für Butter, Brot und Wein, den ich ihnen reichte, für Milch und zehn vierpfündige Laib Brote, die ich unter ihre vor Hunger fast hinsterbenden Kriegsgefährten austheilte, mir noch um zehn Uhr Vormittag versichert, die Franzosen könnten lange nicht, wenigstens nicht vor 48 Stunden kommen, da doch diese so nahe waren, daß sie an eben dem Tage zwischen 11 und 12 Uhr Mittag zu Mölk einrückten und um 7 Uhr Abend das eine Stunde von hier entlegene Servitenkloster Schönbühel ausplünderten, um welche Zeit sogar schon Napoleon in Mölk eintritt.

In Ermangelung aller Anleitung zu Vorsichtsanstalten blieb also nichts anderes übrig, als Acht zu geben, was die Vernünftigen taten. Nachdem sie die oben bemeldeten Unglücksbothen an der Donau wahrgenommen hatten, verglichen sie dieselben mit denen im Jahre 1805 und schlossen analogisch auf die Notwendigkeit, sich wider einen unvermutheten feindlichen Überfall vorzusehen. In der Meinung, daß ihnen

*) Ich folge im nachstehenden fast wörtlich den Aufzeichnungen im Memorabilienbuch der Aggsbacher Exkarthause in Niederösterreich. Welch großer, freier Mensch war doch dieser Landpfarrer!

Schnee deckte die Erde; er war zertreten und von einer goldgezierten roten Bandschleife rötlich gefärbt. Ich kniete nieder und fühlte es feucht an meinen Füßen. Dabei betete ich, betete heiß, dankbar, freudig. Ich hatte die Empfindung als sei ich heimgekommen, als hätte ich ein Freundanrecht an diese Stätte.

Das Bauernmädchen, das den Grabstein umklammert, das kenne ich schon lang, muß ich wo gesehen haben in der Heimat. Wie der bestaubte Rock grobfaltig steht, das muß Wiefeltuch sein, jenes lodenartige Gewebe, das sie im steirischen Gebirgsbauernhaus erzeugen aus Garn und Schafwolle. Und die zurückgebundenen Kopftuchenden, das ist Berglertracht, und der Stecken mit dem Wanderbündel, das unten liegt, ist Berglerhabe, ja, und der „Rosenkranz" in der Hand, die am Grabstein liegt, ist Gebirgskindes Herzenstrost.

Wahrhaftig, ein sinniges Bild, dieses leidvoll hingegossene junge Naturmenschenkind. Und der Dichter droben, der herbe, ernste Mann, schaut wortlos drüber hin.

Ich bin lange gekniet und lange hier gestanden. Ein Flüstern ging durch die Tannen- und Fichtenbäumchen, wie Tauwind zog's ringsum. Der Schnee, jüngst gefallen, schien zu schmelzen; Vögel, die unweit ein Futtertischchen haben, zirpten von Frühlingsglück.

Ich brach ein Zweiglein vom Fichtengeäst, eines für das Grab, eines für mich; dann sah ich auf die leere Hand des Bauernmädchens; eine Blume, wenn sie hätte.

Beflügelten Schrittes, als hätte ich was vergessen, eilte ich durch die Allee vor dem Friedhof hinunter zu den Blumenhändlerinnen. Nur wenigstens eine Blüte. Aber sie hatten nur dürre, aus Papier — die in der Hand zum Antlitz des Freundes emporgehoben, paßte nicht.

Ich kaufte eine Kerze, Zündhölzer und einen grünen Zweig; damit ging ich durch den abenddämmerigen Friedhof zurück, gab den Zweig dem Mädel in die Hand und zündete das Lichtlein an. Das freute mich, wie es einen friedsamen Schein über das Denkmal warf und wie vom fernen Westen herein goldiges Abendscheinen es umwob.

Zwei Amseln zwitscherten irgendwo so wie im Frühjahr, wenn sie das erste Liebesahnen fühlen — Auferstehung schien's zu bedeuten. Geruhsam gingen Friedhofsarbeiter und Friedhofbesucher vorüber und geruhsam bin ich bald darauf eine Weile auf einer nahen Alleebank gesessen.

Ich war zufrieden; am Abendhimmel stand ein Stern und wieder einer, Sterne wie daheim. Und ich rastete so heimisch still; ich hatte eine Stätte hier in der Fremde, von der ein Hauch des Geborgenseins ausging, die Ruhestätte eines Freundesherzens.

---

enthalt in dem ihm nächsten Hause eines Müllers zu nehmen, wo man rückwärts durch den Wald entfliehen konnte. Er war dabey so glücklich, daß er aller persönlichen Mißhandlung entging. Ob er sonst einen bedeutenden Verlust an seinen Sachen erlitt, bleibt ihm bekannt; er erhielt nach Abzug der Feinde auf seine Urgenz hin von der Regierung 150 Religionsfondsmessen und als zeitliche Aushilfe ein für allemal 50 fl. aus dem Religionsfond.

Mir widerfuhr zwar auch keine Mißhandlung, doch war ich in der nächsten Gefahr. Denn als ich am 9ten May mit dem hiesigen Herrn Schiffmeister nach Schönbühel gehen wollte, und wir zuvor in der Eile ein kleines Mittagmahl einnahmen, traten fünfzehn von Mölk herabgekommene Plünderer des französischen Heeres in das Haus ein, begehrten zu essen und zu trinken, wie auch einen zweyspännigen Wagen, unter dem Vorwande, daß eine Haubitze nachgebracht würde, eigentlich aber zu dem Ende, um den beabsichtigten Raub hinwegführen zu können.

Ihre Absicht entwickelte sich gar bald. Die Raubgier machte sie so ungeduldig, daß inzwischen, als einige aßen und tranken, andere in einem Nebenzimmer plünderten. Ich wußte nichts von dem, was im Nebenzimmer vorging, weil ich im Speisezimmer bey denen blieb, welche dort zu Tische saßen, und mir ein Geschäft nach dem andern auftrugen. Bald sollte ich Butter, bald Käse, bald weißes Brot, bald besseren Wein bringen; allein mit der Antwort: Ich gehöre nicht ins Haus, lehnte ich jeden dieser von mir geforderten Dienste ab, damit ich dem Hausherrn nicht desto schädlicher wäre, je dienstwilliger ich mich gegen die Feinde bezeugte. Als ich die zuerst bemeldete Antwort zu oft wiederholte, stand Einer vom Tische auf und sagte zu mir: Nichtwahr, du sein die Pfaff von Ort weiter drin? Ich leugnete es nicht und konnte es auch nicht leugnen, weil mich zum Theile schon meine standesgemäße Kleidung verriet, in welcher ich auch durch die übrige Zeit, da die Feinde anwesend waren, immer erschien, mit der Zuversicht, daß mir, im Falle einer bevorstehenden Mißhandlung, andere desto eher zu Hülfe eileten, je kennbarer ich ihnen aus meiner Kleidung wäre.

Aus der Gefahr, in welcher ich mich im Hause des Herrn Schiffmeisters befand, rettete ich mich selbst auf die folgende Weise: Es entfernten sich einige Soldaten aus dem Speisezimmer, andere kamen herein; aus diesem Hin- und Hergehen vermuthete ich, daß eine Abteilung der feindlichen Gäste in der Gesindestube seyn möge. Ich ging dahin, um zu erfahren, was dort geschieht, und kam hierbey in das Nebenzimmer, wo ich sehen mußte, wie die Plünderer dem Hausherrn eine Menge Bancozettel abnötigten und durch räuberische Entleerung einer mit Wäsche angefüllten Kiste von der ebenfalls gegenwärtigen Hausfrau Thränen erpreßten.

hierinfalls die Voreiligkeit weniger als die Saumseligkeit schade, fingen sie den 2ten und 3ten May an, ihre Habseligkeiten, so viel als möglich, in Sicherheit zu bringen. Was sich vergraben ließ, vergruben sie in den Kellern und stellten Bottiche darüber, oder verrammelten den Eingang dazu oder warfen Scheiter, Reisig und Streu darüber, in den Gärten besetzten sie die Oberfläche der Erdverstecke mit Pflanzen. Weib und Kinder schickten sie mit Vieh und Lebensmitteln in die Wälder. Der Mann blieb bey dem Hause und behielt etwas Geld bei sich, um einige Forderungen ankommender Plünderer befriedigen zu können, obgleich in der Folge jeder Flucht geben mußte.

Am 5ten und 6ten May erfolgte eine allgemeine Nachahmung dieses von den Bauern zuerst gegebenen Beyspieles, und zwar mit solchem Nutzen, daß die meisten fertig waren, ehe der Feind kam.

Ich war aus Mangel an Erfahrung der letzte, welcher für die Rettung seiner geringen Habe besorgt war. Ich vermuthete nur einen Durchmarsch einiger feindlicher Truppen, welche hier einen und den anderen Tag könnten einquartiert sein, wie es im J. 1805 geschehen ist. Damit nun diejenigen, welche etwa bei mir Quartier nähmen, keine ausgeleerte Wohnung fänden, und mir nicht vorwerfen könnten, als hielte ich sie bloß für Diebe und Räuber, so räumte ich nur den entbehrlichsten Theil von meinen Kleidungsstücken, Tisch- und Bettzeugen, sonst aber nichts, auf die Seite und gedachte, im Pfarrgebäude zu bleiben, weil ich auf allen Fall nicht viel zu verlieren hätte. Da ich jedoch in Sorgen stand, man möchte bey mir mehr, als ich habe, suchen und mich vielleicht mißhandeln, wenn man wider Vermuthen bey mir weniger anträfe, so ließ ich am 7ten May Abend meine zwey Stücke Vieh in den Wald treiben, übertrug in der Nacht die Pfarrprotokolle, meine besseren Bücher, den Speisbeutel und einiges Hausgeräthe in die Sakristey, anderes am folgenden Tage in das herrschaftliche Archiv und nur einiges blieb in meiner Wohnung zurück.

Die Verbergung der Kirchensachen besorgte ich früher, ließ aber das Ciborium in dem Tabernakel, den geringeren Kelch, die ordinären Meßkleider und einiges Leinenzeug in der Sakristey, weil doch die Feinde nicht glauben würden, daß wo der Seelsorger zugegen ist, gar kein Apparat zur Haltung des Gottesdienstes vorhanden seyn sollte. Nach diesen getroffenen Vorsichtsanstalten verließ ich am 8ten May meine Wohnung und begab mich in das hiesige Schloß, wohin mich der zurückgebliebene Herr Sohn und die Mademoiselle Tochter der nach Albrechtsberg abgegangenen Frau von Weiler zu wiederholten Malen eingeladen hatten.

Der hier lebende Exkarthäuser P. Burchard, von der von Kaiser Josephus aufgehobenen Karthause, brauchte die Vorsicht, seinen Auf-

herab sehen konnte. Unterdessen zogen die ersten Plünderer ab, ohne daß sie in das Schloß eingedrungen wären oder jemanden gröblich mißhandelt hätten.

Ich ging sogleich aus meinem Zufluchtsorte hervor, als ungefähr 60 andere Plünderer von Mölk eintrafen und durch das Dorf hereinstürmten. Ich entkam mit harter Mühe auf eine mit Gesträuchen besetzte Anhöhe. Von dort aus beobachtete ich mit zwey Dorfbewohnern, die sich zu mir schlugen, wie übel diese Plünderer verfuhren. Sie verbreiteten durch oftmaliges Schießen Furcht und Schrecken; sie drangen in das Schloß, in alle Häuser, in alle Kaluppen ein, sie mißhandelten mit Schlägen oder derben Stößen fast jeden, der sich von ihnen antreffen ließ; ein Mädchen machten sie unglücklich auf Lebenszeit. Kein einziger Einwohner konnte mehr bey seinem Hause bleiben; alle flohen; wer nicht entwischte, mußte sich als Bothe oder Raubträger brauchen lassen.

Während der Zeit, da wir in der Ferne das Unwesen der Plünderer beobachteten, gesellten sich mehrere Flüchtlinge zu uns, von denen ich benachrichtigt wurde, daß einige Räuber nach mir besonders gefragt und mich zu erschießen gedrohet hätten. Ich entfernte mich weiter in den nächsten Wald, zumal, da die Gesträuche, hinter denen wir saßen, uns alle nicht mehr überschatteten. Wir verblieben dort bis 1 Uhr Nacht. Mangel an Speise und Trank, nächtliche Kühle, ein Hagelschlag mit nußgroßen Steinen sowie ängstliche Wißbegier, in Hinsicht auf die stattgehabten Vorgänge nöthigten uns, diesen Wald wieder zu verlassen und auszuspähen, ob die Rückkehr nach einem Hause des Dorfes noch zu gewagt sey. Nachdem wir kein Licht, kein Wachtfeuer mehr sahen, keinen Schuß, kein Getöse mehr hörten, näherten wir uns dem Tabernenhaus, von dessen Inwohnern wir vermuteten, daß sie die ersten unter Begünstigung der Nacht mögen zurückgeschlichen seyn. Wir horchten und nahmen wahr, daß wir den rechten Ort nicht verfehlt hatten; wir gaben uns zu erkennen; man öffnete die Türe und sagte uns, daß die Plünderer nach 10 Uhr in der Nacht abgezogen sind. Hier erwarteten wir den grauenden Morgen des 10ten May, dann begaben wir uns in eine andere Waldgegend, die große Sillwiesen genannt, wo unsere am 7ten May vorausgeschickten Hausleute sich mit einigen Lebensmitteln, Bettzeugen und dem Viehe befanden.

Am hellen Morgen suchte ich mehrere Partheyen auf, welche sich in diese walddichte Gegend auf und hinter dem Kalvarienberge geflüchtet hatten. Ich traf Dienstleute aus dem Schlosse und nachher die Mademoiselle Tochter der Frau von Weiler an und hörte von ihnen, daß zwar ein beträchtlicher Raub in den Zimmern, im Archive, in den Kellern, in den Wagenschuppen und Ställen verübt und anstatt der begehrten 1200 Gulden doch eine Summe von 200 Gulden erpreßt worden sey,

Ich wollte nicht lange ein müßiger Zuschauer sein, sondern auch Schutzleistung veranstalten. Ich eilte daher in den Vorhof und auf den Scheiterplatz hinab, um die Dienstknechte des Hauses, deren viele waren, zu versammeln und zu bereden, daß sie ihren Herrn und ihre Frau nicht allein und ohne Beystand lassen möchten; ich fand aber nur einen einzigen und eben den furchtsamsten, der als Kellner und Hausdiener ohnedies im Zimmer und um seinen Herrn hätte seyn sollen, wenn ihm nicht rathsamer geschienen hätte, sich buchstäblich an die Vorsichtsmaßregel zu halten: Weit davon ist gut für den Schuß. Da ich sah, daß nichts auszurichten wäre und mir auch ein Soldat auf dem Fuße nachspürte, sann ich auf Art und Weise, wie ich mich entfernen und die Dorfbewohner von der Ankunft der Plünderer frühzeitig benachrichtigen könnte. Um den lästigen Begleiter irre zu führen, machte ich mir mit dem erwähnten Knechte etwas im scheinbaren Ernste zu reden; ich verwieß ihm seine Widerspänstigkeit; ich ereiferte mich, daß gar niemand sich zu den nöthigen Bothendiensten bereit halte etc. Während dieses Geplänkels mit dem Knechte trat der Soldat vorwärts an die Donau und betrachtete den gegenüberliegenden Markt Aggsbach. Drüben blitzte es auf und gleich mit dem Knall des Schusses stürzte der Franzose in die Donau, die hier tief ist und Wirbel zog. Ehe ich die Hand strecken konnte, war der Tote versunken; die Österreicher, die drüben noch wenige Mann stark sich hielten, stellten das Feuern ein und ein Opfer war dem Würgengel Krieg mehr gebracht. Ich entwich hinter dem Scheiterhaufen und eilte dem Dorfe zu. Wer mir begegnete, den schickte ich, mit der Nachricht von der eingetretenen Gefahr, in die abwegsliegenden Häuser voraus, in andere ging ich selbst, und so ward in wenigen Augenblicken das ganze Dorf von dem Daseyn der Plünderer unterrichtet.

Nachdem ich endlich das herrschaftliche Schloß erreichet und der Mademoiselle Schwester des Herrn Schiffmeisters eingerathen hatte, die herrschaftlichen Dienstleute mit Beyziehung mehrerer schon unterrichteter Dorfbewohner ihrem Herrn Bruder zu Hülfe zu schicken, wagte ich es nicht, mit ihnen zu gehen, 1tens aus Besorgnis, die Feinde möchten mich für den Urheber eines Auflaufes nehmen und darum auf meine Person am heftigsten losgehen, umsomehr als der Mann neben mir erschossen worden, 2tens aus Erwägung, es sey nicht meine Berufspflicht, daß ich mich für das zeitliche Wohl eines einzigen Hauses in Gefahr gebe, mein Leben zu verlieren oder dergestalt mißhandelt zu werden, daß ich die seelsorgerlichen Dienste eben zu einer Zeit nicht verrichten könnte, da die Eingepfarrten mich als ihren Seelsorger mehr als jemals braucheten. Ich flüchtete mich also auf den nahe liegenden Kalvarienberg, wo ich unter belaubten Bäumen auf das Schloß und das Dorf

Den folgenden Tag, d. i. am 11ten May 1809, ging ich also um 5 Uhr Morgen, begleitet von dem Schullehrer und mehreren, welche sich in unserem Walde aufhielten, in die Kirche hin, das Nöthige zum Gottesdienste nach dem eben angezeigten Vorhaben zu veranstalten.

Um 3/4 auf 6 Uhr ließ ich mit einer Glocke das erste und nach 6 Uhr mit dem ganzen Geläute, wie sonst gewöhnlich, das letzte Zeichen zur Messen geben. Wer nicht zu viel entfernt war oder nicht bey den Kindern oder bey dem Viehe im Walde zurückbleiben mußte, eilte zur Anhörung der hl. Messen herbey, ob man gleich, schon wegen der Gebirgigkeit der örtlichen Lage unseres Ortes keine Stunde vor einem feindlichen Ueberfalle sicher seyn konnte. Andere kamen, ehe noch ein Zeichen gegeben war, und erkundigten sich, ob sie nicht vergeblich auf eine Messen warteten. Zu ihrer Freude hatten sie Gelegenheit, zweyen Messen beyzuwohnen; denn der Herr P. Burchard, den ich und der mich zu sehen wünschte, erschien auch und hielt die Segenmessen, nach welcher ich an den Altar trat und bey meiner Messe wenige kleine Hostien consecrierte, die alten aber mir selbst zu genießen gab. Es harrten fast alle bis zum Ende bey der Messen aus, wiewohl ihnen desto weniger Zeit übrig blieb, mit ihren seit Tagen zerstreuten, nun angetroffenen Freunden und Mitnachbarn Verabredungen zu pflegen oder in Rücksicht der Lebensbedürfnisse und häuslichen Angelegenheiten einige Vorkehrungen zu treffen.

So sehr hängt der Landpöbel noch an Religion und schöpft daraus Trost, daß man sich nicht wundern darf, wenn er bisweilen ein beleidigendes Mißtrauen gegen jene Gleichgültigen äußert, welche ihm zum Schaden an der unschädlichen Beruhigung, die er in der Religion sucht, ohne Hülfe unter der Scheingerechtigkeit derjenigen schmachten lassen, die zwar keinen Aberglauben, aber auch keinen Glauben haben oder doch keinen zeigen.

Nach geendigtem Gottesdienste nöthigte uns die plötzliche Ankunft feindlicher Horden zur schleunigen Rückkehr in die Wälder, die so nahe auch liegen, dennoch in den ersten Tagen von den feindlichen Streifern nicht durchsuchet wurden.

Aus diesen Zufluchtsörtern gingen wir, mit den Gefahren schon mehr bekannt, öfters bey Tage hervor, um zu sehen, was im Orte vorgeht. Heute Nachmittag sah man dieses unglückliche Ereignis. Zwey hiesige Kleinhäuser an der Donau wurden aus folgenden Gründen abgebrannt. Eine feindliche Kolonne zog am diesseitigen Ufer von Mölk gegen Arnsdorf herab, ein österreichisches-kayserliches Piquet im Markte Aggsbach feuerte aus kleinem Gewehr auf sie herüber und diese hinüber; während des wechselseitigen Plänkelns geriethen die zwey benannten Häuser in volle Flammen, man weiß nicht, aus Zufall oder durch absichtliche Brandlegung. Mehrere Nachbarn, die sich in der Nähe ver-

aber niemand außer dem armen Mädchen, das sich treffen ließ, körperlichen Schaden erlitten habe.

Ich fand den Schullehrer und er beschrieb mir den Zustand, in welchem er die Kirche nach einem um 3 Uhr Morgens vorgenommenen Augenschein gefunden hatte. Die Kirchentür war zerschmettert, der Taufstein eröffnet, der Tabernakel erbrochen, die consecrierten Hostien lagen auf dem Altare zerstreut; die aufgesteckten Kerzen samt der Taufkerze, die Altartücher und Überzüge waren nicht mehr vorhanden. Zwey heilige Gefäße, nämlich das Ciborium und der Kelch, waren in den Händen der Feinde, ohne daß ihnen sogenannte Traditores zu Gebothe standen. Die Thür zur Sacristey war entriegelt, jeder Kasten durchsucht und alles durchwühlt, nur die Matrikelbücher und meine eigenen Bücher blieben, so wie ich dieselben hineinlegte, unverletzt. Auf dem Chore waren an dem Orgelkasten einige Seitenwände aufgerissen, an der Orgel selbst aber nichts beschädiget. Da Gefahr auf längerer Verweilung haftete, untersuchte der Schullehrer, der auch dem Meßnerberufe vorzustehen hatte, nicht weiter, was noch mehr entwendet oder beschädiget worden sey; doch nahm er sich Zeit, vorerst die zerstreuten heiligen Hostien mit einem Messer auf ein Corporale zu sammeln und in den halboffenen Tabernakel zu hinterlegen, dann die von den Plünderern nicht fortgebrachten oder nicht entdeckten Kirchensachen an einem anderen Orte zu verbergen.

Diese Nachrichten waren zugleich eine vorläufige Anzeige von dem Schaden, den ich selbst an jenen Habseligkeiten und Gerätschaften erlitt, welche ich in dem herrschaftlichen Archive, in einem anderen Zimmer und in der Sacristey aufbewahrt hatte.

Ich wollte hingehen, mich davon mit eigenen Augen zu überzeugen; allein es begegneten uns andere, welche aus ihren Häusern mit zusammengerafften Säcken und Päcken in den Wald eilends zurückeilten. Ich folgte nach und ließ mir lieber von neu angekommenen Unholden erzählen, als mich von ihnen ergreifen, ohne daß mir die Begebung in Gefahr zum Verdienste meiner erfüllten Berufspflicht oder den Pfarrlingen zum Troste und zur Erbauung gereichete.

Was ich heute beschauen wollte, konnte ich den andern Tag auch sehen, an dem ich, als am Feste der Himmelfahrt Christi, ohnedies in der Kirche zu erscheinen hatte, um die bestürzte Pfarrgemeinde mit gänzlicher Unterbrechung des Gottesdienstes nicht noch trostloser zu machen, sondern ihr durch Haltung einer feyerlichen Segenmessen, unter der mit der Orgel geleiteten Absingung des Meßliedes: Hier liegt vor deiner Majestät, eine religiöse Erholung zu verschaffen und zugleich aus meiner Gegenwart erkennen zu lassen, daß ich bey diesen so kritischen Umständen zur Leistung des seelsorgerlichen Beystandes mitten unter ihnen bin und seyn muß.

Gutdenkende gab und weil auch die größten Bösewichte nicht ohne alle guten Eigenschaften sind.

Es glückte mir, in den Fall nicht zu kommen, welcher zu besorgen war. Als ich das Begräbnis des erschossenen Greises vornehmen wollte, ließ man mich bis halb 10 im Schloßgarten an der Kirche warten, und als die Freunde des Verstorbenen mit seiner Leiche wirklich angekommen waren, wurde es mir nicht gemeldet, weil sich die Leichenbegleiter aus Schrecken über den plötzlichen Durchzug feindlicher Rotten zerstreuten, welche einen Mann von den Leichenträgern mit Gewalt hinwegnahmen und zu Bothendiensten zwangen.

Die Offiziere dieser Mannschaft mußten mit mehreren Gemeinen in das Schloß eingelassen werden, wo sie zuerst mit Höflichkeit ein Frühstück verlangten und der Hausdame einen Strauß Rosen aus ihrem eigenen Garten verehrten, dann aber das Rauhe nach außen kehrten und herumzusuchen anfingen. Sie stahlen, was nicht festlag oder irgend Wert hatte. Am Abend, eben war die Leiche ohne Segen und Spruch auf dem Gottesacker verscharrt worden, entstand neue Unruhe, theils durch sächsische Patrouillen, welche einige Männer, die sich auf der Straße oder in den Häusern überfallen ließen, zusammenfingen und nach Mölk zu unbestimmten Arbeiten mitschleppten, theils durch eine Bande von französischen Stückknechten, welche sich hier an der Donau wechselweise lagerten und auch in den an der Donau liegenden Häusern wechselweise raubten.

Als sie abgezogen waren, bezogen fast alle noch in dieser Woche ihre Häuser und wohnten darin bey verschlossenen Thüren, nachdem sie mehr als 10 Nächte im Walde zugebracht hatten. Die Leute waren klug genug, sich während der Anwesenheit der Feinde nicht durch ein unbescheidenes Betragen noch mehr Schaden zuzuziehen, als sie durch die vorangegangenen Plünderungen, Requisitionen und Lieferungen, durch eine beynahe viermonatliche Verpflegung so vieler Menschen von Ungenügsamkeit, nebstbey durch die Herrschaft der epidemischen Krankheiten, ohnehin schon zu leiden hatten. Sie waren gerecht genug, sich durch Verräthereyen oder Ankauf gestohlenen Gutes einander selbst nicht zu schaden; sie waren vorsichtig genug, alles was sie von ihren Habseligkeiten entbehren konnten, so lange versteckt zu lassen, bis die schadenfrohen Feinde aus dem Lande unter der Enns entwichen waren. Nach dem Überbruche der feindlichen Armee über die Donau, als jeder darnach seine beynahe durch 8 Monathe verborgenen Sachen hervorsuchte, ward vieles davon morsch und verdorben gefunden; manches, was man in Sicherheit gebracht zu haben meinte, fand sich gar nicht vor oder man konnte sich nicht mehr des Ortes erinnern, wo es verwahrt liegen sollte. Was in jedem Hause am gewissesten anzutreffen war, waren die Merkmale der

borgen hielten, wagten es, zum Löschen herbey zu eilen und wurden daran nicht gehindert, weil ein höherer Officier bey der feindlichen Mannschaft war; indessen erlaubten sich einzelne Soldaten Räubereyen und verwundeten mit Bajonet-Stichen einen hier behausten Zillen-schopper schwer.

Nachdem die Feuersbrunst so weit gedämpft war, daß die nahe gelegenen Häuser von den Flammen verschont blieben, wurden die Löscher, da sie sich wieder entfernten, nicht verfolgt, durften sich aber dadurch nicht sicher machen lassen, denn 200 bis 300 Mann der gegenwärtigen Feinde lagerten sich hier in einem Garten hinter der Barriere von mehreren hundert Klaftern Scheiter und übernachteten allda zum großen Nachtheile für den hiesigen Schiffmeister, in dessen Keller sie den von den ersten Plünderern zurückgelassenen und den in einem Fasse gefundenen Vorrath an Speck, Schmalz und andern Sachen sich wohl zu Nutzen machten. An diesem und den zwey vornächsten Tagen wurde auch den hierher eingepfarrten Dörfern Aggstein und Wolfstein hart mitgefahren; am härtesten aber dem Dorfe Wolfstein, wo sie im Siedelgraben Bauern-häuser in Brand steckten und einem 74jährigen Mann eine so schwere Schußwunde beybrachten, daß er am 13ten May um die Mittagszeit starb. Da das Gewehr nicht mit einer Kugel, sondern mit einem Stücke von Wachskerzen beladen war, hätte die Wunde vielleicht geheilt werden können, wenn unverzüglich wundärztliche Hülfe wäre angewendet worden; allein man konnte damals keinen der nächsten Chyrurgen haben, theils weil sie durch die Plünderer um ihre meisten Arzneymittel gekommen waren, theils weil die französischen Nachzügler und Streifer alle Wege unsicher machten.

In dieser traurigen Lage wünschte der Verunglückte inständigst, daß er nicht ohne Empfang der hl. Sacramente dahin sterben müßte. Sein Wunsch war erfüllt, gewissenhafte Nachbarn sorgten dafür. Man schickte auf Umwegen durch einen Wald nach mir, ich aber ging auf der gebahnten Strassen, als dem kürzeren Wege, dahin, voll des Vertrauens auf den besonderen Schutz Gottes in so wichtigen Berufsgeschäften, mit Chorrock und Stole angethan, mit 2 hl. Hostien in einer Bursa, unter Vortretung des Schullehrers, mit brennender Kerze in der Laterne. Es war eine schwüle Nacht und die Natur sehnte den Regen herbey. Ich habe gebetet, wenn der Wind in die Büsche fuhr, wie der Mensch eine feige Creatur ist! und kam glücklich an. Nachdem ich die Wohnung des Verwundeten eine Stunde vor seynem Tode glücklich erreicht und ihm die Sterbesacramente bey vollem Gebrauch seynes Verstandes ertheilt hatte, kehrte ich mit der andern hl. Hostie in die Pfarrkirche zurück und zwar auf gleiche Weise, damit ich dadurch den mir etwa auf-stoßenden Feinden Ehrfurcht einflößete, weil es doch unter ihnen manche

So dreschen nämlich die Kleinbauern. Und wenn man um die Sache Bescheid weiß, dann unterscheidet man am Schlage der Dreschflegel den größeren Bauer vom Kleinhäusler ganz deutlich, denn wenn der große drischt, rufen die Kinder ein anderes Sprüchlein, und dieses heißt:

„Eins — zwei — drei — vier:
Sterz in d Schüssel! — Sterz in d Schüssel!“

Wenn aber gar ein halbes Dutzend Drescher die Flegel schwingen, dann klingt der Text wahrhaft verlockend:

„Knödl und Fleisch in d Schüssel! —
Knödl und Fleisch in d Schüssel!“

Kommt man im Herbst, zur Zeit, da der Erntesegen unter Dach gebracht ist, auf ein Dorf zu, so kann man diese eigenartige Musik aus den Scheunen dringen hören. In den Walddörfern des Viertels ob dem Manhartsberge, im Waldviertel, sind noch die Kleinbauern daheim, die ihre Kornfrucht zumeist mit dem hölzernen Dreschflegel ausklopfen. Und das ist nun ein schöner Brauch, wenn's um den „Tendlboß“ geht! Wochenlang währte schon das Dreschen; anfangs wurden dazu die regnerischen Tage gewählt, an denen die Arbeit im Freien ruhen mußte, dann sind die nebligen Wintertage gekommen, wo der Schnee knirschte, wenn sie am Morgen bei Laternenschein an die Arbeit gingen. Beim Dreschen ist ihnen recht warm geworden und beim Schwätzen ist ihnen die Zeit vergangen. Es ist freilich ein hartes Arbeiten, aber wenn beim „Abschabes'n“ einmal herumgedroschen ist und die Drescher und Drescherinnen niederknien, um die Strohschicht auf die ungedroschene Seite zu wenden, da gibt es manchen Spaß, und das macht den Dreschern schon ein Hauptvergnügen, wenn sie beim Garbenauflegen die kreischenden Drescherinnen in den weichen „Troadstock“ hineinwerfen können. Einen Spaß muß es eben bei solchen Arbeiten geben, sonst kommt unter dem einförmigen „Eins — zwei — drei: Stich d Katz ab!“ die Langeweile und die sieht der Bauer selber nicht gern. Da ist es ihm schon lieber, wenn seine Drescher bei guter Laune sind.

Bis Weihnachten soll „ausgedroschen“ werden; so erfordert's die alte Sitte und jede ordentliche Wirtschaft; wer bis dahin nicht fertig wird, ist ein „lahmlacketer Brodler“, sagen die Leute, und dem müsse ein Spott angetan werden. Ein solcher langsamer Bauer findet eines Morgens eine zerzauste Strohgestalt, mit alten Kleidern angetan, auf dem Dachfirst vor. „Uijegerl, der Hansbauer hat's Dreschermandl kriegt!“ rufen die Kinder und eilen mit der Kunde durch das Dorf. Wie den Bauer das insgeheim ergrimmt, daß die fürwitzigen Dorfburschen ihm nächtlicherweile auf das Dach gestiegen sind und ihm das Dreschermandl zum Spotte des Dorfvolkes auf den First gestellt haben! Das ist noch so etwas wie öffentlicher Pranger und Volksjustiz

Schadenfreude, aus welcher die Feinde vieles nicht nur zu ihrem Nutzen geraubt, sondern auch ohne Nutzen für sich verderbt hatten. Was mir selbst durch die feindliche Plünderung in Verlust oder bey der langen Anwesenheit der Feinde zu Schaden ging, übergehe ich mit Stillschweigen, weil ich dafür einen Ersatz in der Befreiung von allen den Auslagen finde, welche die andern noch Dürftigeren als ich bin, auf Quartierslasten, Sauvegarde, Requisitionen und Lieferungen gehabt haben und noch haben werden, sobald die Repartition von den Herrschaften gemacht, von höheren Behörden adjustiert und von den Gemeinden jeder Rückstand zu berichtigen seyn wird.

Aus dem Munde zweyer Herrn Beamten weiß ich so viel, daß ich in meiner Bittschrift um unentgeltliche Vergütung der entfremdeten Kirchengüter ohne Übertreibung sagte: Die Eingepfarrten haben durch die Anwesenheit der Feinde einen Schaden von 130.000 Gulden erlitten, die Auslagen auf Quartierslasten u. dgl. mitinbegriffen. Der hiesige Herr Schiffmeister hatte allein 35.000 Gulden Schaden, woraus man leichtiglich erkennen kann, was ein Krieg kostet, wenn 3 Bauerndörfer solche Einbuße erleiden, was nicht ohne allen Vortheil ist. Die Pfarrgemeinde lernt aus derselben viel besser verstehen, als man es ihr durch die nachdrücklichsten Predigten einbinden kann, daß sie emsiger nach solchen Schätzen trachten solle, die vor Dieben, Rost und Motten sicher sind; und aus den erlittenen Unglücksfällen erkennt sie mehr und mehr, daß Gott selbst der Lohn seyn wolle, für welchen sie ihm dienen muß, zeitliches Glück aber ein bloßes Hülfsmittel sey, welches er seinen Dienern bisweilen zugestehet, um ihnen die Bitterkeiten dieses Lebens zu versüßen und aus Barmherzigkeit entzieht, um sie durch die Geduld selig zu machen.

Ich endige dieses Schreiben, worin von der Siegesschlacht bei Aspern nicht die Rede ist, weil wir von den Folgen dieses Treffens nichts verspüreten, mit dem tiefgeholten Wunsche, daß die Veranlassung zu derley Geschichten niemals erneuert werde."

Tendlboß.

In dem sehr empfehlenswerten Blatte „Deutsche Heimat" finden wir die folgende Skizze aus dem Waldviertler Volksleben, welche ganz an die steirische Sitte von der „Krapfengarb" erinnert, die Rosegger in seinem „Volksleben in Steiermark" erzählt.

Fast zum Tanzen wär's, so rhythmisch hallt es durchs Dorf und die Kinder rufen dazu:

„Eins — zwei — drei:
Stich d Katz ab! — Stich d Katz ab!"

Glück sagen. Auf die Wiederkehr des Knechtes warten indes die Drescher und Hausleute daheim mit einer gewissen Spannung. Ist ihm seine Mission gut gelungen, dann heimst er Lob und Ehr' ein für seine Pfiffigkeit; kommt er aber blaugeprügelt oder schwarzbestrichen — na, dann mag er auch hier noch etwas einstecken wegen seiner Ungeschicklichkeit!

Und jenem, der beim Ausdreschen das „Hendl" bekommen hat, dem kann etwas ähnliches geschehen. Die Drescher schmücken ihm seinen Dreschflegel mit Strohbändern und damit muß er an die Haustür eilen, dort dreimal anschlagen und dazu rufen:

„Eins — zwei — drei:
Der Tendlboß ghört mei!"

Da kommt nun plötzlich ein kalter Wasserstrahl aus der Türe hervor, und wenn dieser nicht fehlgeht, so eilt der Überbringer der frohen Kunde vom „Tendelboß", d. h. vom Ende des Dreschens, unter dem Gaudium der Haus- und Drescherleute pudelnaß von dannen. Da hinten hat nämlich die Bäuerin mit einem Topfe kalten Wassers gestanden und auf den Drescher gelauert. Der über und über Nasse tröstet sich jedoch bald am warmen Ofen in der Stube und erst gar beim Nachtessen, denn da gibt es an diesem Tage etwas! Nur das eine möchte er wohl gerne wissen, wer es denn der Bäuerin „g'steckt" hat, wann der „Tendlboß" geschlagen wird — aber so leicht erfährt er das nicht.

Zu Abend wird wacker gegessen, denn die Drescher haben rechtschaffen Hunger; da gibt es nicht selten ein „Bratel", manchmal sogar Schmalzkrapfen und Wein, je nachdem der Besitz des Bauern das verträgt. Dann ist man lustig und erzählt sich allerhand Schnurren und Schwänke, wenn man nicht gar flink die Stühle zur Seite rückt und einen Tanz anhebt. Und dies nennt man im Waldviertel den „Tendlboß".

Hans Kerschbaum.

Der Kobold im Setzkasten.

Von **Wilhelm Kullmann, Schlüchtern.**

Der Nachtredakteur eines österreichischen Provinzblattes erhebt sich von seinem Sitze, um den Heimweg anzutreten. Mitternacht ist schon lange vorüber, was kann da noch kommen? Da ertönt noch einmal die Glocke des Telephons; das k. k. Korrespondenzbureau meldet sich. Was ist denn los? „Der berühmte polnische Maler Siemiradski ist gestorben." Gut, gut, aber jetzt Schluß, ja? Der Redakteur sieht auf die Uhr. Na, eine kurze biographische Notiz kann er noch an die telephonische Meldung hinzufügen. Er nimmt sein Künstlerlexikon und

aus dem Mittelalter. Das muß man nur wissen, was für ein Schandfleck so ein zausiges Dreschermandl auf dem Dache für den Bauer und sein Haus ist!

Vor jenem Tage, an dem der „Tendlboß“ geschlagen wird, geht schon längere Zeit ein geheimnisvolles Geflüster unter den Dreschern herum. „Wer wird das Hendl kriegen?“ fragt man schon und lacht sich gegenseitig verschmitzt an. Das „Hendl“ bekommt derjenige, der beim Ausdreschen den letzten Flegelschlag tut. Zu früheren Zeiten soll das eine gar schöne Sache gewesen sein, denn wer den letzten Schlag mit dem Dreschflegel tat, galt als der fleißigste Drescher und für seinen Fleiß wurde er von der Bäuerin mit einem lebendigen Kikeriki belohnt, den er sich heimtragen durfte. Dieser Brauch aber hat sich im Laufe der Zeiten ganz und gar verändert, denn es ist darüber gestritten worden, ob der wirklich der fleißigste Drescher wäre, der den letzten Drischelschlag täte, und man ist zu der Ansicht gekommen, daß ein solcher Drescher doch eher ein „Tappnachi“ wäre, das heißt einer, der bei der Arbeit zuletzt daran käme. Bei dieser Auffassung ist es bis heute geblieben. So behält die Bäuerin den Kikeriki für sich; dafür wird aber derjenige, welcher das Hendl — nicht kriegt, von den Leuten ausgelacht und gehänselt.

Der Tag des Ausdreschens ist also herangekommen und die Bäuerin möchte wohl gern wissen, wann die Drescher mit ihrer Arbeit fertig werden, aber die Leute hüten sich, das zu verraten; nur beim Mittagmahl reden sie so ein wenig herum vom „Hendl“ oder auch von der „Maus“, wie man an manchen Orten sagt; gerade so viel, damit die Bäuerin erfährt, daß sie zum Abend das „Dreschermahl“ zu bereiten habe. Warum die Bäuerin so neugierig ist auf die Zeit des Ausdreschens? Das werden wir auch noch erfahren!

Ist der letzte Flegelschlag auf die Tenne gefallen, so läuft nicht selten der Großknecht eiligst zum Nachbar, wo die Leute noch ahnungslos drauf losschlagen, und führt mit seinem Dreschflegel ein paar derbe Schläge gegen das Scheunentor, daß die Leute wohl erschreckt zusammenfahren und dem Störenfried in tollen Sprüngen nachjagen. „Holla! Der Tendlboß g'hört uns!“ hat der Bursche zum Tor hineingeschrien, dann aber hat er sich flink umgedreht und ist davongesprungen, hinterher die Drescher des Nachbars. Wenn der Bursche ihnen entrinnt, dann ist es gut für ihn; anders aber, wenn er noch rechtzeitig erwischt wird, dann soll er sich seines Lebens freuen! In diesem Falle treiben die Drescher ihren Spaß mit ihm und die Späße klobiger Drescher und Bauernknechte muß man kennen! Wenn der Bursche nur tüchtig ins Stroh geworfen wird, daß er seine Knochen spürt, oder ihm das Gesicht fingerdick mit Kienruß bestrichen wird, dann darf er noch von

ersucht, gefälligst bekannt zu geben, wann das Schloß des Herrn Grafen zum Verkaufe gelange, da er die Absicht habe, sich ein solches zu kaufen, wenn es billig zu haben sei. Wie viele derartige Karten mag die Redaktion jenes Blattes erhalten haben, in dem von der Reise des Knorprinzen die Rede war, der dann in der nächsten Nummer verbessert oder wenigstens verändert als Kornprinz erschien, bis er endlich als Kronprinz zu seinem richtigen Namen kam, allerdings in einer Dreckfehlerberichtigung!

Besonders komisch wirken jene Druckfehler, durch welche eine unbeabsichtigte, durch den Zufall des Fehlgriffes des Setzers herbeigeführte Ideenverbindung eintritt, die oft etwas mit sich bringt, was einer satirischen Pointe ähnlich sieht. Hier macht sich die Bosheit des Druckfehlerteufels so recht bemerkbar, wenn z. B. ein als notleidend bekanntes Blatt statt der „Kleinen Anzeigen" die Überschrift bringt: „Keine Anzeigen" oder wenn sich die Redaktion an ihre sieben statt an ihre lieben Leser mit einem herzbewegenden Aufruf zur Erneuerung des Abonnements wendet. Hierher gehört der Bankier, der sich zum Cursgebrauch nach Kissingen begeben hat, sowie der Negerhäuptling, der einen dicken Missionär, der schwer gehen kann, in seinen Magen einladet; hierher gehört auch der General, der seinen Truppen zuruft, ein Soldatenherz ohne Fourage sei keinen Schuß Pulver wert. Wir lächeln, wenn wir lesen, daß bei einem Bäckerstreik die Bäckerherberge zum Semmelplatze der wildesten Leidenschaften wurde, und wir werden gleichfalls heiterer gestimmt, wenn in einem Nachruf, den die Mitglieder des Skatklubs „Gemütlichkeit" einem verstorbenen Klubgenossen widmen, zu lesen ist: „Wir alle wissen, was wir an ihn verloren haben."

Aber der Druckfehlerteufel treibt nicht nur in Zeitungen und Zeitschriften sein boshaftes Spiel; auch in den Werken hervorragender Dichter und schriftstellerischer Größen der Literatur hat er sich oft in einer für die Autoren sehr unangenehmen Art bemerkbar gemacht. Man spricht von einem ledernen Artikel, von ledernen Gedichten, und darum werden die Leser der ersten Auflage von Uhlands Gedichten gewiß gelächelt haben, als sie an der Spitze der einleitenden Strophen lasen: „Leder (statt Lieder) sind wir, unser Vater, — Schickt uns in die weite Welt." Das beweist jedenfalls, daß der Kobold im Setzerkasten nicht erst ein Kind unserer hastig arbeitenden Zeit ist. Auch ein Freiligrat hat schon Gelegenheit gehabt, über Druckfehler zu klagen. Im März 1870 war es, als er an einen Stuttgarter Freund die nachfolgenden Zeilen über ein Gedicht schrieb, das er kurz vorher auf Veranlassung der Fanny Lewald zum Besten des Berliner Vereines für Obdachlose verfaßt hatte: „Ich habe 300 Exemplare eigenhändig unterschrieben und dieselben werden jetzt als Autographen im Asylbazar verkauft. Das Gedicht,

schreibt eine Notiz, an deren Schluß es heißt: „Eines seiner berühmtesten Bilder sind die Fakeln des Nero.“

Sieben Stunden später. Der Herr Redakteur sitzt beim Morgenkaffee und nimmt seine Zeitung zur Hand. Sein erster Blick fällt auf die telegraphischen und telephonischen Nachrichten. Er will doch sehen, ob seine Notiz noch einen guten Platz gefunden. Richtig, da ist sie: „Krakau, 23. August. Der berühmte polnische Maler Siemiradsky ist auf seinem Gute in Strzalkow gestorben.“ Und dann folgt die Notiz, an deren Schluß zu lesen ist: „Eines seiner berühmtesten Bilder sind die Dackeln des Nero.“

Der Redakteur wird das Opfer eines kleinen Schlaganfalles. Die Zeitung zittert in seinen Händen und immer wieder fällt sein Auge auf diese unglückseligen „Dackeln des Nero“. Ach du lieber Gott! Daß er auch die Korrektur der kleinen Notiz nicht mehr gelesen hat! Und das gerade ihm so etwas passieren muß, dessen geliebter Hund dieser Rasse angehört! Zwei Tage lang geht er allen Bekannten aus dem Wege, seit ein guter Freund ihn gefragt hat, ob auf dem Bilde des verstorbenen polnischen Malers vielleicht Nero zu sehen ist, wie er einem Preisschliefen beiwohnt, bei dem seine Lieblingsdackeln den Sieg davontragen. Er atmet erleichtert auf, als am dritten Tage ein an demselben Orte erscheinendes Konkurrenzblatt, daß sich über die Dackeln Neros sehr belustigt hat, über ein Kapselschießen in einer Notiz berichtet, in der bei Anführung dieses Wortes zwei Buchstaben in unrichtiger Reihenfolge gesetzt sind. Wer denkt jetzt noch an die Dackeln des Nero!

Etwas Ähnliches ist dem Schreiber dieser Zeilen einmal passiert, als vor vier Jahrzenten seine erste Novellette in dem Feuilleton der Frankfurter Zeitung erschien. Er war stolz darauf, daß sein Opusculum Aufnahme gefunden hatte und er fiel aus den Wolken, als an einer Stelle, an der er von der Heldin seiner kleinen Geschichte geschrieben hatte: „sie blühte wie eine Mairose“ zu lesen war: sie blühte wie ein Matrose!

Jeder Redakteur weiß ein Lied von den Streichen des Kobolds im Setzkasten zu singen und in jeder Redaktion treffen von Zeit zu Zeit Korrespondenzkarten ein, auf denen die Leser des Blattes sich über Druckfehler lustig machen, die sie im Blatte entdeckt haben. Wenn z. B. der tückische Kobold sich einen Scherz erlaubt hat wie den folgenden: „Am Saume des Waldes stand eine uralte Tante, die drei Männer nicht umspannen konnten“, so trifft sicher am nächsten Tage eine Karte ein mit der Anfrage, warum die alte Tante sich nicht auf Jahrmärkten sehen lasse, da sie als Riesendame sich viel Geld verdienen könne. Oder wenn am Schlusse des Romanfeuilletons zu lesen ist: „Wegen momentaner Geldverlegenheit sah sich der Graf genötigt, ein Grundstück zu verkaufen. (Schloß folgt.)“, so findet sich gewiß ein Leser, der die Redaktion

A gspoaßigs Tier.

(Aus Fritz Reuters Läuschen und Riemels; in die oberösterreichische Mundart übertragen von Hans Mittendorfer.)

Im Oltneuhofna Kiritag,
Da steht großeinzi a Vaschlag;
Da drinnen gibts, das kennt ma schier,
A Menascherie mit wildi Tier,
Denn Bilda san drum umaghanga,
Wia s z Weri gehn beim Löwnfanga,
Wia d Schlangen Menschn toan umfassn
Und dort, wia s Bärn tanzn lassn;
Dort sans auf Elefanten gsessn
Und dort habn d Wölf an Handwerksburschn gfressn.
Da Steffln Karl steht dort lang,
Beguckt ön Wolf, beguckt aft d Schlang,
Ön Löwn und ön Elefantn;
Da Jagln Sepp is a dort gstandn
Und zu dem wendt a si iazt grad,
Denn der, der is sei Kamarad.
„Sepp“, sagt a, „Sepp, dös muaß was sein:
Schau, wia da Handwerksbursch sie wehrt
Und wian' da Wolf halt do vazehrt ...
Es is oan Teufl — i geh ein!“
Und volla Eifa geht ars an
Und fragt den Mann beim Tisch akkrat
A schon, was das wohl kostn tat?
„Für di an Sechsa“, sagt da Mann.
Da Karl blecht'n und geht ein.
Steht nöt lang an, da hert ma' n schrein,
Als gangs ums Leben — gibts a Malheur?
Da Karl grellt außa bei da Tür:
„Das is a Lug! Das is a Betrug!
An andern machts was für, nit mir!
Is alls nöt wahr! — Mein Sechsa her!!
D Schlang hat neamd zsammdruckt und neamd bissn,
Da wird koa Handwerksbursch nöt zrissn,
Da Wolf hat nix wia Jgwoadnd gfressn
— Han, habns leicht eahni Stuck vagessn?“
Da Mann, der will koa Gwürgst anhebn
Und hat eahm s Sechserl wieda gebn.
Wia drauf all zween san weita ganga,
Hat aft da Sepp zum fragn angfanga:
„Is s denn so schlecht das, was man siahgt?
Is s nöt recht schen gwön — oda schierli?“
„Na, was i da zum sehgn han kriagt,
Das is“, sagt der, „ja ganz natürli.
Wann i an Sechsa hergebn mua,
Aft will i habn, daß alls schen klappt;
Da ghert a Handwerksbursch dazua,
Zum Zreißn oba habns koan ghabt.“
„Na“, hatn da Sepp aft wieda gmahnt,
„Wia is denn so an Elefant?“
„Den han i gsehgn, woaßt grad von hintn;
A greuligs Tier! D Haut wir a Rindn!
Da Untier hat da guat zwölf Schuah,
An langa, dickn Schwoaf dazua,
Und denk da, Sepp, da han i glacht,
Was da das Tier mitn Schwoaf alls macht:

scheint es, läuft jetzt durch alle Zeitungen. Ich habe es heute schon in sieben verschiedenen Blättern vor mir liegen, und zwar in jedem mit neuen Druckfehlern. Der heiterste davon ist in der vierten Strophe, wo es in zwei Blättern prophetisch heißt: ‚Und nächstens (statt nächtens) ruhig brennt und blitzt das Firmament.‘ Das sind so die kleinen Leiden (und Freuden) des Schriftstellers und man kann Gott danken, wenn es nicht schlimmer kommt. Was ist einmal meinem guten Freunde Höfer passiert? Der schrieb in einer seiner Novellen: „In der Ecke des Kirchhofs hatte ein uralter Hollunder seine zahllosen Schößlinge getrieben.“ Wie aber war diese Stelle gedruckt in der Stuttgarter ‚Familien-Zeitung‘ zu lesen? — ‚In der Ecke des Kirchhofs hatte ein uralter Holländer seine zahlreichen Schößlinge getrieben.‘ Und in einem Buche von Gerstäcker heißt es wörtlich: ‚Ein kalter Schneider lief ihm über den Rücken.‘ Ich selbst las einmal in meinen Gedichten: ‚Um das Feuer auf der Erde, — Vor den Haufen (statt Hufen) seiner Pferde.‘ Das Lachen tut einem wirklich manchmal not bei allem Traurigen, was so oft an einen herantritt. Wir wollen es ja nicht verlernen.“

Ein anderer Druckfehler, der dem Dichter zu schaffen machte, befindet sich in Miß Thakerays „Old Kensington“, wo das Motto zum achten Kapitel lautet:

„Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du am Graben stehst und klagst.“

* * *

Und nun noch ein Wort zum Schlusse! Von Aristoteles bis zu Kant und Schopenhauer haben sich die großen Denker bemüht, das Wesen des Komischen zu ergründen und sie sind dabei zu keinem befriedigenden Resultate gelangt. Nach der Ansicht vieler haben sie darin gefehlt, daß sie dem Begriffe des Komischen allzu enge Grenzen gezogen und z. B. den unfreiwilligen Humor, von dem wir so zahlreiche Spielarten kennen gelernt, ganz unbeachtet gelassen haben. Schopenhauer macht sich über die Erklärungsversuche seiner Vorgänger lustig, aber selbst dieser so klare Kopf wird dunkel, sobald er auf das Komische zu sprechen kommt und seine Definition des Komischen erscheint uns — nahezu komisch. Überhaupt — diese Definition! Nach bekanntem Vorbilde (siehe „Stilblüten“!) kann ich nur folgendes sagen: Wenn man alle diese Definitionen des Komischen, die der Scharfsinn der großen Philosophen ausgeklügelt, gelesen hat, so ist man vollständig verrückt. Ich habe sie gelesen.

stock durch Wald und Feld streifte und am Stand der Sonne die Tageszeit erkannte.

Heutzutage dagegen läuft man stundenlang in den großen Kunstausstellungen spazieren, besieht sich kritisch die Abendstimmungen und Morgendämmerungen und hat kaum je gesehen, wie die Sonne aufgeht.

Doch bleiben wir beim Einfachsten! Geh hinaus, freundlicher Leser, aus deiner Wohnung, tritt nur auf die Straße und wirf einen Blick auf deinen eigenen Garten oder auf Nachbars Haus, wenn die Sonne auf dem Ziegeldach erglänzt und sich in den Fenstern spiegelt, wenn sie den Schatten der Zweige und Blätter auf den Kieselweg malt und in lustigen Kringeln über den Rasen huscht. Dann schaue dir das gleiche Haus, denselben Garten wieder an, wenn des Mondes Strahlen kühl und schweigend darauf ruhen oder wenn trübe Wolken den Himmel beziehen und das eintönige Plätschern des Regens melancholisch in den Straßen widerhallt. Wohin sind die scharfen Linien gekommen, die sich im Sonnenlicht abgrenzten, wohin schwanden die leuchtenden Farben des frohen Tages? Du lachst, lieber Leser, über das alltägliche und selbstverständliche Beispiel. Und doch versichere ich dir, daß die wenigsten Menschen diese Unterschiede je mit Bewußtsein wahrgenommen, geschweige darüber und über ihre Darstellungsmöglichkeit einen Augenblick nachgedacht haben; daß diese nämlichen Menschen aber mit scharfen Zungen gar schnell ihre Kritik über ein altes oder modernes Bild fixiert haben.

Hast du schon beachtet, wie jäh im Frühjahr oder Herbst die Beleuchtung einer Landschaft wechseln kann, wenn die Wolken an der Sonne vorbeijagen, von unsichtbarer Hand getrieben? Die Wolken, deren begeistertes Loblied Lionardo da Vinci anstimmt, der große Kenner der Natur, der gewaltige Erforscher ihrer geheimsten Kräfte. Aber in der Darstellung ist dir sicher schon manches Bild, das eine derartige Stimmung darstellt, unnatürlich erschienen und du hast es unbegreiflich gefunden, wie man eine solche Unwahrscheinlichkeit malen kann.

Dies zweite Beispiel, wenngleich schon einer schwierigeren Beobachtung geltend, führt uns immer noch die allgemeine Stimmung der Natur vor Augen.

Ein drittes möge uns auf die direkte Beleuchtung hinweisen. Man beobachte, woher ein Gegenstand, eine Landschaft ihr Hauptlicht empfängt und stelle dann fest, welche Beleuchtungsquellen sonst noch eine Rolle spielen — als einfachste sekundäre Lichtquelle sei nur ein Wasserlauf erwähnt, in dem sich die Sonne spiegelt. Diese Beobachtung — allerdings nicht direkt vor der Natur, sondern vor einem Bilde veranstaltet — schildert uns Eckermann in seinen Gesprächen mit Goethe, dessen Ansichten über bildende Kunst jetzt so gerne als veraltet hingestellt werden. Vor einer Rubensschen Landschaft lenkt Goethe den Blick Ecker-

Wia mit ar Hand greifts umanand
Damit, an Branntweinpluza faßts
Und reißt — wia d Leut da alli gaffn —
Ön Stoppl außa und aft laßts
Ön Schnaps glei in sein Magn vaschwindn . . .
Und narrisch is das Tier beschaffen,
Denn, herst, dö Beschtie sauft von hintn!"

Vom Sehen.

Von **Dr. Valentin Scherer.**

Vielleicht kennt der eine oder der andere Leser das Bild „Stiller Winkel" des Worpsweder Malers Overbeck, das in der Hauptsache einen Waldsaum im Mondschein darstellt. Das Charakteristische an dem Gemälde ist, daß der Mond ein Stück violetten Himmels beleuchtet und daß diese Farbentöne — mit Modifikationen natürlich — auch auf Wald und Wiese spielen. Als ich das Bild zum erstenmal sah, stutzte ich und wollte nicht recht an die Farben dieses Himmels glauben. Da ging ich an einem Herbstabend am Flußufer einer Landschaft vom Charakter der norddeutschen Tiefebene entlang. Jenseits des Flusses über dem Wald, dessen dichtes Unterholz der Feuchtigkeit des Bodens Vorschub leistet, stand in mäßiger Höhe die Mondsichel und übergoß Himmel und Bäume mit rot-violettem Licht, ganz ähnlich dem, das Overbeck auf seinem Bilde dargestellt hat. Noch nie hatte ich dieses Farbenspiel, diese lebhafte Tönung so lebhaft empfunden, noch nie ihrer so geachtet wie jetzt, da mir die Natur bewies, was ich dem Künstler nicht hatte glauben wollen. Und dies, trotzdem ich seit Jahren gewöhnt bin, die Natur auch auf ihren Zusammenhang mit der bildenden Kunst hin zu betrachten.

Wie oft begegnen uns derartige Fälle! Hat nicht der Schreckensruf: „So etwas gibt es in Wirklichkeit ja gar nicht!" jahrelang viele Kreise von der modernen Kunstbewegung ferngehalten? Kreise, die in ihrer Gedankenlosigkeit an der Natur vorübergingen oder sie durch die Brille der Tradition betrachteten. Glücklicherweise ist ja die Zeit dahin, da der Satz galt: „Weidenbäume werden spitzgezackt, Buchen rund, der Vordergrund wird grün, der Mittelgrund braun, der Hintergrund blau gemalt."

Von diesen Wandlungen in der Darstellung der Natur im Bild soll hier nicht einmal die Rede sein, sondern von der allerersten Pflicht, die uns als „Publikum" ebensogut obliegt, wie sie für den wahren Künstler selbstverständlich ist, nämlich der: „Wir sollen erkennen lernen, wie es draußen aussieht." Und darin hat sich, wie mir scheint, nicht viel gebessert im Verhältnis zu früher, als man noch mit dem Knoten-

Heimgärtners Tagebuch.

Als vor hundert Jahren, an jenem trüben Wintermorgen, der Bauernwirt Andre Hofer gefesselt, geschlagen und verhöhnt durch das Passaiertal herabgeführt wurde, mitten in einem Trupp französischer Söldner: alles verloren, von allen verlassen, der Hinrichtung entgegen — wer hätte damals ahnen können das gewaltige Gedenkfest, das ein Jahrhundert später Tirol und mit ihm die ganze Welt feiern würde, und zum Nationalheiligen erhoben der Mann, der dort so schmachvoll ins welsche Land geschleppt wird! Das ist der endliche Sieg der Opferwilligkeit und der Treue. Der eine Mensch kann's, der andere nicht. Ja, man kann sagen: fast alle andern können es nicht. Wohl, Hofer hat einen Generalstab von Helden um sich gehabt, mancher von ihnen so groß als er selbst. Wer hat sie gezeitigt, diese Bauernhelden im armen, einfältigen Hirtenvolke des Gebirges? Welches Volk würde heute für „Unpraktisches", für seelische Werte ähnliches leisten? Welches hat damals ähnliches geleistet? Groß allein war dieses Bergvolk, das von der Natur noch die Kraft, von der Kultur nur die Gesittung hatte und nichts weiter. Wir sind schon zu kultiviert, zu „vorgeschritten", wir können das nicht mehr. So viel Größe aber ist augenblicklich noch in uns, daß wir große Taten wenigstens noch als solche erkennen und in Festreden und Festessen feiern. Das können wir.

Nein, lästern wir unsere Zeit nicht. Zwar vermeidet sie gottlob möglichst jede Gelegenheit, Kriegshelden zu machen, aber das Vaterland lassen auch wir nicht. Und wann war eine Zeit so aufs Allgemeine gerichtet, wann hat eine so viel Gemeinnütziges vollführt, wann war sie so bedacht auf die Nachkommen, als die unsere? Nur fehlt ihr zur Kraft und zur Hast und zum Willen manchmal die Weisheit.

Von der schönen Schweiz läßt man sich immer gern erzählen. Ich tat das reichlich, als mich vor kurzem ein Lehrer aus Zürich besuchte. Auch in der himmlischen Schweizernatur ist kein Frieden. Die Kantone. Sie treiben es gegeneinander ungefähr so, wie bei uns die Völker Österreichs, doch nur im Kleinen. Dort geht's nicht so sehr um Politik oder Nation, sondern um das Wirtschaftliche, weil die Schweizer praktische Leute sind. Hätten sie die Wirtschaft nicht, stritten sie halt um was anderes. Gestritten muß sein. Den Reichsdeutschen haben die Schweizer nicht gerade gern, sie nennen jeden Deutschen einen Schwaben, auch wenn er aus Pommern kommt. Wirtschaftlich sollen sie sich den Deutschen nicht gewachsen fühlen. Sie sagen, der Deutsche übervorteile sie immer, während wir uns gerade den Schweizer als besonders

manns vom Aufzählen des Gegenständlichen weg auf die vertiefte Betrachtung des Bildes. „Gut", sagte Goethe, „das wäre wohl alles. Aber die Hauptsache fehlt noch. Alle diese Dinge, die wir dargestellt sehen: die Herde Schafe, der Wagen mit Heu, die Pferde, die nach Haus gehenden Feldarbeiter, von welcher Seite sind sie beleuchtet?" — „Sie haben das Licht", sagte ich, „auf der uns zugekehrten Seite und werfen die Schatten in das Bild hinein. Besonders die nach Hause gehenden Feldarbeiter im Vordergrund sind sehr im Hellen, welches einen trefflichen Effekt tut." — „Wodurch hat aber Rubens diese schöne Wirkung hervorgebracht?" — „Dadurch", antwortete ich, „daß er die hellen Figuren auf einem dunklen Grunde erscheinen läßt." — „Aber dieser dunkle Grund", erwiderte Goethe, „wodurch entsteht er?" — „Es ist der mächtige Schatten", sagte ich, „den die Baumgruppe den Figuren entgegenwirft. Aber wie — fuhr ich mit Überraschung fort — die Figuren werfen den Schatten in das Bild hinein, die Baumgruppe dagegen wirft den Schatten dem Beschauer entgegen! Da haben wir ja das Licht von zwei entgegengesetzten Seiten, welches aber gegen alle Natur ist!"

Ich glaube, viele Leser würden das Erstaunen Eckermanns teilen und wären wie er wohl kaum ohne Mentor zur Wahrnehmung dieser Beleuchtungsausnahme gelangt. Solcher Nachhilfe bedürfen sie aber kaum, wenn sie gelernt haben, die Natur richtig zu betrachten.

Genug der Beispiele, die absichtlich sich auf die einfache Landschaftsbeobachtung beschränken, da mir scheint, daß gerade das Nächstliegende bei derartigen Untersuchungen meistens zu kurz und nebensächlich behandelt wird. Dies Nächstliegende aber ist die Forderung: „Man übe zuerst sein Auge im Betrachten der Natur, fange mit der nächsten Umgebung an, gewöhne sich an das Erfassen der Dinge und ziehe sodann die Kreise immer weiter." Mit so geschultem Blick gehe man heran an die Werke der bildenden Kunst; man trete auch hier nicht gleich als Kritiker und Aburteiler, sondern als Lernender auf. Bald wird man merken, daß Beschauer und Bild in einen ganz anderen Zusammenhang rücken, wenn man auf der Grundlage solcher Naturbetrachtung das Kunstwerk sich neu schafft und Wollen und Wirken des Künstlers miterlebt.

Dann werden Künstler und Publikum in richtige Beziehung zueinander treten, und die sinnlose Nachbetung moderner Geschmacklosigkeiten und mit der Natur in gar keinem Zusammenhang mehr stehender Künsteleien würden ebenso aufhören wie das banausenhafte Aburteilen wahrer Kunstwerke, die dem momentanen Geschmack der Menge nicht gefallen. Und gar nicht abzusehen wäre der günstige Einfluß, der hieraus unserem modernen Kunstausstellungswesen oder vielmehr — -Unwesen erwüchse.

Aus der Dürer-Bundes-Korrespondenz.

Der Humorist wird nicht immer eine Antwort geben können, wenn man ihn fragt, was Humor ist. Der echte Humor kommt auch gar nicht von professionellen Humoristen. Er ist naiv und muß naiv sein. Was der Deutsche unter Humor versteht, ist eine so feine Sache, daß man ihr mit Doktrinen nicht gut beikann. Ich werde oft gefragt, was denn eigentlich Humor sei? Und weiß keine rechte Antwort zu geben, da ich ihn selber nicht verstehe, nur empfinde. Komik, Witz, Satire, Ironie, die sind leicht zu definieren. Humor ist mehr Empfindungssache. Die naive, kindliche Lebensanschauung des Volkes gegenüber der Tragik der Welt tut uns wohl, das Nichternstnehmen der Tragik, das mit gütigem Lächeln über sie Erhabensein wirkt auf uns wie eine Erlösung, wenigstens gegensätzliche Stimmungen auslösend und befreiend. Der Humor entspringt entweder der seligen Einfalt oder der Weisheit. Der Humor ist lebenbergend, wie sein Bruder, der Humus. Er ist fruchtbar. Mit dem Komischen hat nach meiner Meinung der Humor gar nichts zu tun. Während der Humor tiefere Empfindungen weckt, erregt das Komische die Lachlust, deren letzte Ursache eigentlich noch gar nicht erklärt ist. Der Humor erweckt kein lautes Lachen, vielmehr ein frohes Lächeln, ein inneres Wohlbehagen, wie ein Sonnenstrahl im Herbste. Der Humor ist ein seltener Gast; man sollte ihn nicht allzuoft in den Mund nehmen, am wenigsten, wenn man Komik, Witz, Spaß und dergleichen oft munter gaukelnde Irrlichter meint.

Bei Rousseau heißt es irgendwo, im Kinde werde das erste Gerechtigkeitsgefühl geweckt durch ein Unrecht, das es erfährt. Ich halte das für unrichtig. Bei Naturmenschen, und das sind Kinder, wird durch Unrechtleiden meist nur Bosheit und später Rachegefühl geweckt. Erfahrenes Unrecht zurückgeben ist noch lange nicht Gerechtigkeit. Das Gerechtigkeitsgefühl hat ganz andere Wurzeln und ihrer mehrere. Es kann einer angeborenen Menschenliebe entspringen; dieses Innerliche wäre das verläßlichste. Es kann dem ethischen Bewußtsein entspringen, also streng gewissenhafter, abstrakter Natur sein. Es kann einer mathematischen Anlage entspringen, die stets auf ein korrektes Resultat abzielt. Es kann auch dem Geschmack entspringen, also künstlerischer Natur sein. Ich z. B. bin, wenn ich mein Gefühl analysieren will, für Gerechtigkeit vielleicht aus künstlerischen Gründen. Aus Freude an richtigem Ebenmaß und Ausgleich. Es muß sich lösen und klären und glätten, wenn es zu meinem Wohlgefallen sein soll. Ich könnte keine Befriedigung finden, keine Freude haben an einem Vorteil, wenn durch diesen Vorteil einem anderen Unrecht geschähe; wo hingegen ich einen Nachteil leicht ertrage, wenn es die Gerechtigkeit verlangt. Aber nicht gerade immer aus ethischen Gründen, sondern, wie angedeutet, der Schönheit wegen, die

klug und gerieben denken. Ich meine, die beiden werden einander nicht viel nachgeben. Mein Lehrer sprach auch vom großen Ernst der Schweizer, besonders im Hochgebirge. Dort oben höre man nie einen Spaß, nie ein Lachen, nie einen Gesang. Schweigsam, fast finster lebe er mitten in der wilden, drohenden Natur. Er schaue nicht von der Arbeit auf, wenn einer der vielen fremden Touristen vorübergehe und ihn anrede. Er grüße kaum zurück. Der Schweizer Bauer oder Hirte nehme von den Fremden überhaupt nicht viel an, was Sitten und Leben betrifft. Er bleibe sich trotz der alljährlichen Völkerwanderung aller Welt in dieses Bergland ziemlich gleich. Diese Fremden werden als Geschäftssache behandelt, als nichts weiter. — Das Urteil scheint etwas hart zu sein, zeugt aber von einem gesunden, starken, noch der Natur nahen Volke. Ich glaube auch, daß die deutschen Schweizer nationales Empfinden hätten, wenn sie gereizt würden. Dann bräche der Instinkt schon hervor. Ihr Deutschtum wird von den französischen und italienischen Landesgenossen aber nicht angefochten. Die Nationalitäten vertragen sich dort brüderlich miteinander. Jetzt weiß ich nicht, sind sie (mit uns verglichen) so weit zurück — oder voraus. —

Aus einer steirischen Zeitung: Einer Lehrerin in der Oststeiermark wurde von einem Vater, der ermahnt worden war, sein Kind zum eifrigeren Schulbesuch anzuhalten, folgendes Entschuldigungsschreiben zugesandt: „Das Millider (Militär) hat zu Schnitzeit 3 Wohochen Fehrien warum unser Kinder nicht. Die Bauers Leide müßen alle das Brod fertinen (verdienen) Schihtzeit (Schnittzeit) habe wir Jerlich Einmal. Führ das Letzte Jahr wirz keinen Hagl (wahrscheinlich: kein Hakerl, d. i. Hindernis) mer haben. Die Notburger wird so keine Lererin, sie bleib über haub ein Bauern Stall Tihrn (Dirn).“ — Ein zweiter Brief, worin ein wahrscheinlich nicht ganz deutscher Knecht auf ein Zeitungsinserat seinen Dienst anbietet: „Ich pitte ihn d Herrn O..... ih habi gelesen in zaitunk das brauhens ain Kneht won prauhts don schraibs mir won Koust anschtendig ist uud schen lon don kenes mir schraiben mir kenes iber ol prauhen in Haus auh sei (sie) prauhen niks virhen (nicht befürchten) das meht ein Heler bek komen (wegkommen) won dort bin don wern sein (Sie Ihnen!) selber über zaigen ih ver langi nih imer Flaisch ih pini niht Haklik (heiklich) paim esen das sagi bul (wohl) an schtendik koht mus werden. Vegen di kost geih (gehe ich) dahir bek (weg) Von volns (wenn Sie wollen) don schraims mir ih bini ain Auf richtiger mensch ih sagi jeden hern foraus niks hininahi (nichts hintennach) das meht zudi lait Schinfen (schimpfen) vegn di Gost (Kost) ich Grüße ali miterander in 15 gehi (am 15. gehe ich) dahir Veg.“

---

der Leichenfeier nicht singe, und 200 Kronen der Musikkapelle mit der Verpflichtung, daß sie ohne Instrumente beim Leichenbegängnisse erscheine.

Ich kann auch so schön singen, daß man mir einmal einen Kreuzer gegeben hat für's Aufhören. Das war noch in meiner Lehrlingszeit, als wir, mehrere Burschen, in Mürzzuschlag den Wiener Ausflüglern schöne Volkslieder zum besten gaben. Einen Kreuzer fürs Aufhören! Selten hat ein Kreuzer so viel Gutes getan; es ist fünfundvierzig Jahre her, kein Mensch hat mich seitdem singen gehört.

Aber der Herr Novotny in Rumburg wird's anders gemeint haben, nämlich daß bei Begräbnissen die musikalische Trauer nicht recht passe. Ich kenne auch noch andere, die es so meinen.

Der alte Scheiben-Zieler Tomerl magerte merklich ab. Da sagte er eines Tages: „Ich kann jetzt nit mehr recht unter die Leut gehen. 's laßt sich nit mehr vertuschen, daß ich ein Skelett in mir herumtrag', und davor haben die Leut so einen Abscheu. Der alte Spaßvogel! Die meisten Leute denken wirklich nie daran, daß sie ein Totengerippe im Leib haben.

Mit den häßlichen Personifizierungen des Todes haben die alten Dichter und Künstler viele Qual in die Welt gebracht. Der Tod wird als ein boshafter Feind hingestellt, der mit seiner Sense dem Menschen überall auflauert, als etwas Wirkliches; und doch kann es gar nichts Unwirklicheres geben als den Tod. Er ist kein Plus, er ist ein Minus. Symbolisieren wollte man. In Wahrheit hat ein Toter mit dem Gerippe so wenig zu tun, wie mit dem Fleisch. Das Gerippe soll das Tote vorstellen und wird wie ein Lebendiges gedacht, als Mähder, als Jäger, der seiner Beute nacheilt. Das ist unsinnig und hat doch auch wieder einen Sinn. Denn alles, was tot ist, ist auch lebendig, es hat nur eine andere Gestalt angenommen und anstatt Tot müßte man Verwandlung sagen.

In Deutschland tun sich Schriftsteller zusammen, um für ihre dereinst nachgelassenen Werke eine Schutzfrist von 50 Jahren zu erlangen, anstatt der bisher gesetzlichen 30 Jahre. Es ist nicht gerade kollegial, wenn ich anderer Meinung bin. Aber wenn man befragt wird, so muß man sich erklären. Dreißig Jahre Schutzfrist nach dem Tode ist billig und gerecht. Doch sollte man sich vorstellen, daß schriftstellerische Werke auch, und vor allem eine geistige Wertsache sind. Je vielfacher sie gelesen werden, einen je größeren Wert stellen sie vor. Wir dichten doch nicht des Geldes wegen, obschon viele von uns davon leben müssen. Wir wollen vor allem geistig auf die Menschen wirken. Mancher

im richtigen Ausgleiche liegt. Zwischen Wille, Tat und Erfolg, zwischen Leistung und Lohn, zwischen Missetat und Strafe die richtig geschaffene Harmonie erweckt in mir dasselbe behagliche Gefühl wie ein Kunstwerk. Nicht bloß in der Kunst verlange ich poetische Gerechtigkeit, sondern auch im Leben.

Die modernen Schriftsteller weichen der herkömmlichen Schreibweise aus. Teils mit Recht, teils mit Unrecht. Mit Recht, wenn sie eine persönliche Sprache haben, wenn sie in neuer Form es so kurz und klar und wahr wie die Alten sagen können. Mit Unrecht, wenn ihre Sprache, trotz scheinbarer Natürlichkeit, gekünstelt, mühevoll ersonnen ist, wenn Geistreichigkeiten nötig werden, um das zu sagen, was die Alten ungesucht und einfach gemacht haben. Man soll schreiben wie man spricht. Gut. Aber nur dann, wenn man gut spricht. Wenn man schlecht spricht, soll man nicht so schreiben, wie man spricht, sondern besser. Die veröffentlichte Schrift ist ein Besuch bei fremden Leuten, da zieht man sich besser an, da läßt man sich nicht so gehen wie zu Hause. Wer aber eine neue Mode aufbringt, die ihm gut steht, der soll sie nur tragen, und wäre sie auch ein Werktagsgewand.

Bei Richard Wagner war einmal die Rede vom Kommentieren und Kritisieren der Kunstwerke durch Ästheten. Darauf sagte Wagner: „Das ist es gerade, was ich nicht will. Er schadet mehr als er nützt. Ich brauche ein Publikum, welches gar nichts von alldem versteht und das nicht kritisiert. Am liebsten sind mir die Leute, die nicht einmal wissen, daß wir die Noten auf fünf Linien schreiben.“ Selten ist so viel ästhetisiert worden als jetzt, in den Zeitungen, Zeitschriften und Salons. Und selten ist ein Publikum so unfähig gewesen, Kunst zu genießen, als das jetzige. Es genießt nicht, es kritisiert. Wer über Kunst immer nur geistreich reden mag, der hat wenig künstlerisches Empfinden. Echtes Empfinden ist meist stumm. Komisch ist nur, daß die meisten Künstler „kritisiert“ sein wollen. Sie meinen es aber anders. Gelobt wollen sie sein.

„Mit Musik kann sich der Mensch immereinmal ein paar Groschen verdienen“, sagte der Stoppelhofer, als er seinen Sohn das Trompeten blasen lernen ließ. Und wahr ist's. Da stand in der Zeitung die folgende Nachricht:

Rumburg, 16. Juli. Der hiesige 79 Jahre alte Privatier Franz Novotny, der vor einigen Tagen gestorben war, hinterließ ein Testament, in dem er 50 Kronen dem Sängerchor vermachte, daß er bei

um den sie andere so beneiden, oder ob die Arbeiter für sich und ihre Nachkommen mit dem proletarischen Leben zufrieden sein müssen. Für mich wäre das entscheidend. Viel Lohn und wenig Arbeit, das macht noch lange nicht glücklich; auch das Wahlrecht nicht, scheint es; vielmehr eine sichere Heimstätte, ein geordnetes Familienleben, Erfolg persönlicher Arbeit und Achtung von der Umgebung. Das ungefähr sind die Bedingungen einer Existenz, auf die ich als Arbeiter Anspruch machen muß. Vielleicht lautet die Antwort: Alles das kommt später, unsere Zeit muß es erst erkämpfen, darum jetzt der Kriegszustand, und darum müssen die heutigen Sozialdemokraten Soldaten sein, die keine Festständigkeit haben dürfen, sondern wie Truppen geleitet werden können. Diese Antwort wäre ehrenwert. Man würde sogar die Leute bewundern, die großherzig genug sind, sich für eine künftige bessere Zeit aufzuopfern. Die Arbeiter wüßten, daß sie für sich und wahrscheinlich auch für ihre Kinder nichts zu erwarten haben, was unserem Familienleben und unserer bürgerlichen Häuslichkeit entspricht. Und *wir* wüßten, daß die Sozialdemokraten keine prinzipiellen, nur taktische Gegner höherer Lebensführung sind. Darüber möchte ich nun, da sie mit mir angefangen hat, von der „Wahrheit" die Wahrheit hören.

Das Glück hat viele geheimnisvolle Ursachen. Eine derselben scheint mir die Pünktlichkeit zu sein, *die Wahrnehmung der Zeit* und der eigenen Kraft. Nachdem ich oft die Erfahrung gemacht, daß kurze Aufschiebungen zu langen und lange Aufschiebungen zu Unterlassungen führen, habe ich mir angewöhnt, alles was an mich herantritt, möglichst gleich zu erledigen. Manches wird da unüberlegt, mit Übereilung getan; im ganzen aber habe ich gelernt, daß zu wenig Überlegung doch noch meistens besser ist als zu viel. Das Denken ist ja gewiß gut, aber das frische Anfassen und das Wirken zu guter Zeit ist besser. Geschieht schon nicht das Richtige, so geschieht *etwas*. „Erst wägen, dann wagen", das ist weise; doch wer zu lange wägt, der hat schließlich zum Wagen keine Zeit mehr. Das alte Sprichwort: „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen", hat mir immer noch bessere Dienste erwiesen als das vom „Wägen". Hätte ich mich stets an letzteres gehalten, so wäre von mir allerdings viele Torheit nicht gesagt, nicht geschrieben worden, aber auch manches Richtige nicht getan. Kluge Leute, die alles planmäßig, systematisch zu betreiben gewöhnt sind und anraten, werden es nicht gutheißen, daß ich alle meine größeren literarischen Arbeiten ohne viel Überlegung und ohne Plan stets fast plötzlich angefangen und rasch durchgeführt habe. Arbeitete ich einmal nach einem Plan, so hinderte mich diese Fessel, sie wurde gesprengt und es wurde allemal etwas ganz anderes, als worauf es

von uns kommt erst zu einem größeren Leserkreis, wenn die buchhändlerische Schutzfrist aus ist und der allgemein gestattete Nachdruck die Werke verbilligt. Dann werden viele erst volkstümlich. Nach dreißig Jahren mag der eine oder der andere unserer Geister, dessen Leib schon längst vermorscht, noch lebensfähig sein; ein halbes Jahrhundert aber begräbt uns alle. Bishin werden so viele andere da sein, die ihrer Zeit besser behagen als wir, die Alten. Nicht als ob wir so unbedeutend wären, vielmehr, weil nach 50 Jahren der Geschmack ein anderer sein wird, der selbst die Modernsten von heute als großväterlich veraltet empfinden dürfte. Kurz, wir können froh sein, wenn nach 30 Jahren noch jemand nach uns frägt.

Wie, wenn nach uns die Sozialmaterialisten kommen und sagen: die Herren unserer Zeit sind wir! Alte Dichterei darf überhaupt nicht mehr aufgelegt werden, damit die Leute unsere Bücher kaufen müssen.

Mich wundert es, daß solches nicht schon einem von heute eingefallen ist. Denn diese alten Klassiker schaden unserem Glanze und unserem Geldbeutel entschieden.

Im „Heimgarten", Jahrgang XXXII, Seite 427, habe ich dargetan, wie vor vierzig Jahren Sozialdemokraten noch von der Gleichmacherei geschwärmt hätten. Die bevorzugten Stände abschaffen, bessere Lebensführung einzelner unmöglich machen. So ungefähr. — Nun kommt das sozialdemokratische Blatt „Wahrheit" aus Wels daher und sagt, das wäre nicht wahr. Das verstünde ich nicht. — Nun, dann ist es auch recht. Nur habe ich leider wieder vor kurzem von einem Arbeiter gehört, daß es den „Sozi" verboten sei, sich Familienhäuschen zu bauen, daß es nicht gern gesehen werde, wenn einer ein geordnetes Familienleben am eigenen Herd führe. Weil er dann für die Sozialdemokratie verloren sei. Ich gebe es zu, der Mann hat übertrieben, aber das Körnchen Wahrheit! — Man hört alle Tage davon und in der sozialdemokratischen Theorie ist es begründet. Da muß man staunen. Ich begreife es, wenn die Arbeiter ihr Geschick verbessern wollen, doch daß sie es verschlechtern lassen wollen, geht mir nicht ein. Die Leute müßten es doch merken, wohin sie geführt werden, trotz des hohen Lohnes und der kurzen Arbeitszeit. Die „Wahrheit" in Wels sagt aber, es sei nicht wahr. Mir liegt daran, das Richtige zu wissen und frage jetzt jene „Wahrheit": Ist es den Führern recht, wenn die Sozialdemokraten sich ein eigenes Heim gründen? Dürfen die Arbeiter streben, bürgerlich wohlhabend zu werden? Ist ihnen das zugestanden? Die Antwort, wenn eine kommt, wird wahrscheinlich grob oder perfid ausfallen, das macht nichts. Wenn nur wahr und klar gesagt wird, ob die Sozialdemokraten jenem Wohlstande zustreben sollen oder dürfen,

aus den Alpen", und Ihre Sache wird es sein, Ihre böse Tat gegen die Čechen „Am Tage des Gerichtes" sich selbst zu verantworten. Möchten Sie doch „Jakob der Letzte" sein, der gegen mein gutes und liebes Čechenvolk die unschöne und menschenunwürdige Hetze treibt.

Hochachtungsvoll Václav Řeřicha.

Ve Zlaté, slovanské Praze, 6. září 1909."

Ich vermute, daß dieser Herr „Václav Řeřicha" ein deutscher Spaßvogel ist. — Daß der Mann meine Schutzsammlung für deutsche Schulen eine „Hetze gegen das gute, liebe Čechenvolk" nennt, ist ein ganz origineller Witz.

Von Dr. K. Veleminsky, dem tschechischen Übersetzer meines Werkes „Mein Himmelreich" ist mir eine (übrigens sehr maßvoll gehaltene) Beschwerde zugegangen über meinen Anstoß zu unserer deutschen Schutzstiftung, durch den ich meine bisherige Weltanschauung verlassen hätte. — Die Antwort an Veleminsky ist wahrscheinlich zuerst ins Tschechische und dann wieder ins Deutsche übersetzt worden; auf dieser Aus- und Heimwanderung hat sie mehrfach einen falschen Sinn bekommen. Richtig lautet mein Brief:

„Hochgeehrter Herr!

Vom Herzen drängt es mich, Ihr gütiges Schreiben sogleich zu beantworten. Man wird doch nicht glauben, daß ich meine christliche, soziale Weltanschauung jetzt in meinen alten Tagen wegwerfe, um mich auf die Völkerhetzjagd zu begeben. Neben dieser Weltanschauung, und mit ihr harmonisierend, steht die Liebe zu meiner Heimat, der ich seit vierzig Jahren meines literarischen und sozialen Wirkens stets freimütigen, oft leidenschaftlichen Ausdruck gegeben habe. Und wenn von Ihrem impulsiven und expulsiven Volke nun die Grenzen dieser deutschen Heimat immer weiter zurückgedrängt werden, wenn selbst in unseren Alpen-Binnenländern immer mehr fremde Laute klingen, die (an sich ja ebenso gut wie die unseren) doch unser geistiges deutsches Leben stören, und wenn man sieht, daß die Agitationen, die offenen Angriffe auf uns immer lebhafter und feindseliger werden, so ist es doch kein Wunder, wenn man nach Mitteln sucht, nicht nach Gewalt- sondern nach Kulturmitteln, um das altangestammte Volkstum zu schützen. Geschieht doch in Ihrem Volke, wenn es not tut, dasselbe. Immer wieder muß ich auf das nachdrücklichste erklären, daß unsere deutsche Schutzstiftung von mir nicht als Angriff, sondern nur als Verteidigung gemeint ist. Wenn dort und da Übergriffe geschehen, die auch außerhalb dieser von mir angeregten Schutzstiftung geschehen sind und geschehen werden, wenn auch Deutsche, im Drange des nationalen Haders verbittert, sündigen, so

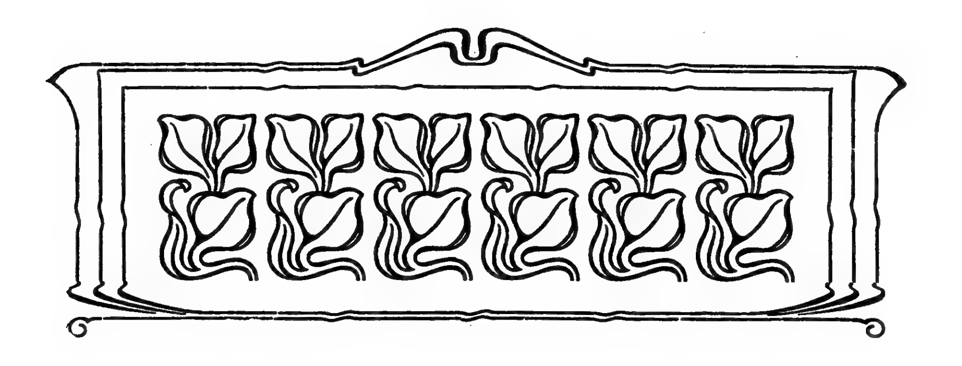
angelegt gewesen. Alles Planmäßige gerät bei mir ledern und ohne Begeisterung. Die augenblickliche Eingebung behält allemal recht. Auch bei den wichtigsten Entscheidungen meines Lebens ist es so gewesen. Es waren immer nur Einfälle; erst ausgeführt, zeigte es sich, ob sie gut oder schlecht waren. Zwei Beispiele: Eines Tages fiel mir ein, man könnte doch einmal schildern, wie es zugeht, wenn ein Bauer sein Haus verkauft. Auf einem Spaziergang war es. Sogleich ging ich nach Haus und begann zu schreiben. Etwa zwei Monate schrieb ich dran und dann war es ein Roman nnd hieß: „Jakob der Letzte". Allerdings war ich zur Zeit erregt durch die Äußerungen eines herrschaftlichen Oberjägers, daß alle Waldbauern ausgerottet werden müßten, weil die Jagd zehnmal nützlicher sei als der Bauernstand. Das zog mich natürlich auf. Ich bin mein Lebtag oft gerade auf den ranzigsten Speck geflogen und habe doch manchmal etwas Brauchbares herausgebracht. Vor kurzem fiel mir plötzlich der Gedanke ein, über eine neue Art, ein paar Millionen für eine deutsche Schutzstiftung zusammenzubringen. Ohne weitere Überlegung, nur bewegt von einem dunklen Gefühle: Das geht! So getrieben, schrieb ich die Gedanken rasch hin, aus denen dann der Aufruf entstand. Hätte ich ein paar Tage überlegt oder gar jemanden um seine Meinung darüber gefragt, so würde ich wahrscheinlich den Mut verloren haben. So wie ich nach Beginn der Aktion sehr vielen entmutigenden Einwendungen begegnete, von Leuten, die sich die Sache — zu gut überlegt hatten. Wollte ich meine Arbeiten erst ausführen, wenn ich zufällig einmal klug bin, da könnten sie lange warten. Ich muß eben arbeiten, wann ich Kraft habe.

Eine der lustigsten Gegnerkundgebungen ist folgende:

„Hochgeehrter Herr!

Ihre bekannte feindselige, aber auch grundlose und ungerechte Enunziation gegen das čechische Volk hat in demselben eine bittere Enttäuschung hervorgerufen, denn Sie galten bei den Čechen bisher für einen Biedermann und Menschenfreund, und auch Ihre Werke wurden bei ihnen gerne gelesen.

Als Sie noch „Am Wanderstabe" standen und nicht unter „Allerlei Leute" kamen, und „Als ich jung noch war" und Sie die „Feierabende" und „Sonntagsruhe" heiligten, dazumal siedelte in Ihrem Herzen noch „Allerlei Menschliches" und wir waren, wenngleich persönlich unbekannt, „Gute Kameraden". Seitdem Sie aber die große „Dorfsünde" mit Ihren gehässigen antičechischen „Bergpredigten" begingen, seitdem Sie aufgehört haben zu fühlen und zu handeln wie „Die Älpler" — die echten und biederen — seit dieser Zeit halte ich Sie nicht mehr für „Martin der Mann", sondern eher für den „Schelm



Kleine Laube.

Festgruß an den Deutschen und Österreichischen Alpenverein.

Von Wolfgang Madjera.

Es hebt sich in deutschen Landen
Ein silberner Wunderbau,
Von grünen Wächtern umstanden,
Hell strahlend ins Ätherblau.
Dort über dem Brausen der Bäche,
Dort, wo der Adler kreist,
Hoch über Gemeinheit und Schwäche
Thront ewiger Allmacht Geist.

Es zieht vom Norden und Süden
Die Deutschen alpenwärts.
Dort leuchten die Augen der Müden,
Dort jauchzt manch erstorbenes Herz,
Dort schwingt aus qualmenden Schlünden
Sich Leib und Seele empor
Ins Reich, wo die Engel entzünden
Den funkelnden Sternenchor.

Doch wilde Schrecken umlauern
Den Pfad zu den lichten Höh'n.
Oft heult in den Felsenmauern
Der Nordwind und der Föhn.
Der Steinlawinen Bette,
Der Abgrund hemmt den Fuß,
Und keine gastliche Stätte
Winkt labsalverheißenden Gruß.

Da schlossen sich deutsche Hände
Zusammen zum schönsten Verein:
Durch Arbeit, Begeist'rung und Spende
Der Alpen Erschließer zu sein.
Nun öffnen sich schwindelnde Wege,
Den Schwachen stützt nervige Faust,
Und hoch im Firnengehege
Der hilfreiche Schutzwirt haust.

Ihr Brüder aus allen Zonen,
In deren getreuer Hut
Der Schatz unf'rer Alpenkronen
So sicher geborgen ruht:
Willkommen in Östreichs Gauen!
Eurer Herzen Heimat ist hier,
Wo der Bergwelt Zinnen blauen,
Des Landes hochherrliche Zier!

Willkommen im grünen Gelände
Der Stadt, die sanft geschmiegt
Am rebenumkränzten Ende
Der Alpenkette liegt.
O sei bei manchem Becher,
Den man euch hier kredenzt,
Dem freundlichen Alpenzecher
Das Auge heiter umglänzt!

Willkommen an dem Strome,
Der blendend sein Band hier spinnt
Und dem vom vergletscherten Dome
So manche Welle rinnt!
O daß er es üb'rall erzähle,
Wo ihn Bergesatem umgibt,
Wie heiß die deutsche Seele
Die deutschen Alpen liebt!

kann wohl ich mit meiner Schutzstiftung nicht dafür verantwortlich gemacht werden. In diesem Sinne wünsche ich, hochgeehrter Herr, von Ihnen und allen Einsichtsvollen Ihres Volkes beurteilt zu werden.

Ihr ergebener Dr. Peter Rosegger.

Krieglach, 22. September 1909."

Häufig hört man die Klage, daß es mit unserer Schutzsammlung so langsam vorwärts gehe. Ich bin der Meinung, es sei nicht kläglich, wenn in kaum fünf Monaten eine Million Kronen gezeichnet wird! Etliche meinen, wir hätten es nicht recht angepackt. Vor allem hätten wir viel mehr „verlangen" sollen. Nun, wenn das so leicht geht, weshalb hat sich denn nicht vor uns schon einer den Spaß gemacht, im Handumdrehen etliche Millionen für einen idealen Zweck zusammenzubringen? Manche glauben, jenen Reichen, welche sich bisher zufällig nicht eingefunden haben, könne durch grobe Bemerkungen das Geld abgetrotzt werden. Das geht aber doch nicht, und die bisher so lange, ohne den Mund aufzutun, auf die Millionenstiftung gewartet haben, ja dieselbe gar nicht einmal vermißt hatten, die sollten doch auch jetzt noch ein halbes Jährchen warten können, ohne sich zu sehr zu erzürnen. Höflich mahnen die Begüterten an ihre nationale Pflicht, das sollen, das müssen wir freilich tun, und dazu kann ich die Zeitungen nicht genug bitten, daß sie mir unausgesetzt helfen. Viele, die gewiß freudig mittun wollten, wissen nichts davon oder vergessen darauf im Drange ihres Berufes; solche sind ja selbst froh, wenn sie erinnert werden. — Unser Erntefeld ist groß. Man sagt, daß in Österreich an 8000 Reiche leben. Auf diese Allerreichsten wagten wir wohl kaum zu bauen. Wohlhabende, die eine Hingabe von tausend Gulden weniger empfinden wie so mancher, der bisher gezeichnet hat, solcher haben wir Hunderttausende. Sie eben sind das kräftige deutsche Bürgertum, auf dem der nationale Gedanke ruht. Drängen können wir auch die nicht. Nur immer wieder einladen wollen und müssen wir sie, müssen wir alle, die ein Wünschen und Empfinden haben für das feste Bestehen des deutschen Volkes in unserem Vaterlande.

Mehrere Marburger Brauherren bitten den Heimgärtner um eine Erklärung, daß mit jener Notiz über den untersteirischen Braumeister (Seite 65) nicht die Marburger Braumeister gemeint sind. — Diese Erklärung gebe ich sehr gerne.

Der Bauer nimmt Brot wohl unter die Händ'
Und geht zu seiner Schwester wohl unter die Wänd';
„Schwester, bist daheim?
Ich hätt' dir gebracht ein klein Laiblein Brot,
Für dich und deine drei Kindlein rot!"

Das kleinste Knäblein beim Fenster 'raus schaut:
„Die Mutter ist heut nicht zu Haus;
Sie ist früh ausgegangen;
Sie und meine ältesten Brüder allzwei,
Dort drin hängen s' auf der Stangen!"

So lautet das Lied. Es schneidet wohl tief ins Herz, wenn es von welken, hungernden Lippen gesungen wird. Und der reiche Mann fährt sich zuerst über die Stirn und denkt: Man muß doch, so lang's noch früh genug ist.

Und dann greift er in den Sack oder in die Kornkammer oder in den Brotkorb.

Im steirischen Oberlande herrscht eine Sitte, vielleicht der zahlreichen alten Sitten beste. Im steirischen Oberlande kommt im Spätherbste, wenn die Natur ihre Gaben verteilt hat, der Arme zum Wohlhabenden und bringt einen leeren Sack mit. Da wird das Fest aller Heiligen auch zum Feste aller Armen. Es ist erfreulich zu erzählen.

Schon ein paar Tage vor dem Allerheiligenfeste geht ein sonderlicher Geist durch Haus und Hof. Es ist ein eigen Leben und Bewegen. Die Mühle liefert Mehl, die Vorratskammer gibt Schmalz und Fleisch, und im großen Backofen lodert eine halbe Klafter Holz, und jedes Haus schaut aus wie eine große Bäckerei. Der Bauer streicht durch die Kornkammer, die Bäuerin herrscht in der Küche mit besonderer Würde über die Mägde und schafft selbst wacker mit am Kneten und Backen, und der Bissen des neuen Brotes, welchen sie zur Probe verzehrt, ist wohl der einzige im ganzen Tag. Ihr Herz ist gesättigt vom Brote, das andere essen werden.

Mehrere hundert Brotlaibe werden gebacken und bereitet zum Verteilen. Selbst der dürftige Landmann bereitet solch ein Brot, oder bestimmt Gemüse oder Obst für die Armen — ja, nicht allzuselten mehr als der Reiche, der es nicht so genau weiß, wie es einem Hungernden zumute ist.

Am Vorabende des Allerheiligenfestes nun ziehen die Armen in ganzen Familien scharenweise von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, und jedes hat seinen Sack oder seinen Korb. Und der Knabe, der unter den Füßen einherzappelt, und selbst das Kind, das die Mutter auf dem Rücken schleppt, trägt sein Säckchen, sein Körbchen. Sie kommen ans Haus, sie stehen an der Türschwelle, sie grüßen mit dem vielstimmigen Rufe: „Bitt gar schön um einen Allerheiligenstritzel!"

Da wird geteilt, und jedes bekommt sein Laibchen — das Kind wie der Mann.

Ist Gottes Segen gewesen im Hofe, und hat die Hausfrau im letzten Jahre hindurch viel Butter und Schmalz gewonnen auf der Alm, so opfert sie nicht den Göttern, sondern ihren armen Brüdern und Schwestern. Sie ladet die „Stritzelsammler" zu ihrem Tische und setzt Sterz und Schmalzmus vor. Die Leutchen lassen sich's schmecken. Gott gesegne ihnen den fetten Bissen, sie haben ihn des Jahres nur einmal.

Es bleibt kein Stäubchen und kein Tröpfchen in der Schüssel; nun legen sie die Hände an den Rand und sagen den Segensspruch:

„Schmalzkochbäurin, wir wünschen dir
Glück und Segen für deini Küah,
Glück und Segen für Haus und Stall
Und für deini Hühner und Kinder all'!
Vergelt's Gott, Schmalzkochbäuerin!"

Armenbrot.

1. In der Volkssitte der grünen Steiermark.

Von Peter Rosegger.

Schlafe wohl, du liebe, holde Sommernatur, du bist ohne Sorgen geborgen; du streckest dereinst neu, jung und frisch deine Glieder, guckst mit hellen Augen in die Welt hinein und lächelst. Allein — ich weiß Leute, arme Leute — sollte lieber nicht von ihnen reden, aber sie huschen allweg vor meinen Augen umher, und sie sind blaß und tiefäugig, und sie mögen nicht lange auf einem Flecke stillstehen, denn der Spätherbstreif brennt sie an ihren schuhelosen Füßen. Sie schauern vor dem scharfen Winde und sie können ihren Mantel nicht gegen den Wind drehen, denn sie haben keinen Mantel. Sie eilen herum und wollen noch ernten, ehe der Schnee kommt, aber sie haben nicht gesäet; sie konnten nicht säen, sie haben keinen Acker. Nur die Luft haben sie mit allen Menschen gemeinsam, die kalte Luft, aber kein Holz, sie zu erwärmen.

Arme Leute — reiche Leute!

In Steiermark gibt es ein Volkslied, das arme Leute — wenn der Winter naht — gern singen, reiche Leute aber ungern hören.

Es war ein Häuserl im Oberland,
Maria Mutter Gottes war auch wohl bekannt.
Da war ein armes Weib
Mit ihren drei Kindelein;
Groß Hungersnot mußten sie leiden!

Sie nahm ihre Kinder wohl unter die Händ'
Und ging zu ihrem Bruder wohl unter die Wänd':
„Bruder, bist daheim?
Ich hätt' dich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
Für mich und meine drei Kinderlein rot!"

Die Schwägerin beim Fenster raus schaut!
„Mein Mann, der ist heut nicht zu Haus;
Er ist früh ausg'fahren;
Du hast mich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
Das kann ich dir auch wohl versagen!"

„Und wenn du versagst mir ein klein Laiblein Brot,
So tu' ich mir selber den bitteren Tod!"
Das kleinste Knäblein stand ihr daneben:
„Ihr dürft mir kein Bissen Brot mehr geben,
Groß' Hungersnot will ich leiden,

Bis der liebe Gott vom Himmel kommt
Und tut mir das Leben abschneiden!"
Als der Bauer vom Acker heimführt,
Der Tisch, der war ihm schön geziert,
Die erst' Schnitten Brot, die er herabschnitt —

Das Blut tät gegen ihn spritzen!
„O Mann, du grimm' dich nicht so sehr,
Das geht von wegen der Schwester her;
Wenn ein armer Mensch um ein Almosen bitt',
Wohl fleißig soll man ihm's reichen!"

sich für heute an dem einen Beispiel genügen zu lassen, mit dem uns unser Meister Rosegger schon im vorstehenden bekannt gemacht hat; doch treibt es mich, das gleiche Beispiel auch in meiner hannoverschen Heimat aufzuzeigen, um dabei zugleich das goldene Band der Blutsverwandtschaft aufzudecken, das die norddeutsche Volkssitte mit der süddeutschen verbindet.

Keine noch so geniale Staatskunst kann den deutschen Volksstämmen eine solche Einigung geben, wie sie in der gemeinsamen Seele des Volkstums schon gegeben ist.

Das Brot ist eine heilige Gottesgabe, deren Mißbrauch und Mißachtung für eine schwere Sünde gilt. Dieser Zug geht durch das gesamte deutsche Volkstum, und er ist auch in dem Volkstum meiner engeren Heimat erhalten geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich habe meine Mutter nie backen sehen, daß sie nicht drei Kreuze auf den gesäuerten Teig gemacht hätte, um das Brot zu segnen, und wie sie mir erzählte, hat ihr Vater, wenn man das erstemal vom neuen Korn gebacken hatte, allezeit sehr darauf gehalten, daß vor dem Anschneiden des ersten Brotes ein gemeinsames Vaterunser gebetet wurde. Während sich das Kreuzemachen bis heute in den mir bekannten südhannoverschen Dörfern erhalten hat, ist das Vaterunser, soviel ich weiß, leider völlig aus der Mode gekommen.

Selber backen zu können, gilt für eine Wohltat. „Wer sülben backen kann, dei kann seck doch emol orndlich satte eten — un harnah werd't weer innedeilt“ *), hörte ich wohl manchmal sagen, und da weiß man denn auch, wie den armen Leuten, die nicht in der Lage sind, selber backen zu können, zu helfen ist. Wenn darum das erstemal vom „Neuen“ gebacken wurde, so vergaß eine rechte Bäuerin nie, für ihre Tagelöhner sowie für die Armen je ein gutes Brot mitzubacken.

Überdies schnitt sie jeden Sonntag ein großes Stück Brot ab, das ebenfalls als Opfer für die Armut galt. Die Armen teilten am Sonntage das Dorf je nach ihrer Anzahl ein, und der eine holte das Brot im Oberdorfe, der andere im Unterdorfe, der dritte „auf dem Berge“. War man fertig mit dem mühsamen Einsammeln, so begab man sich in das Schulhaus, und im Beisein des Lehrers wurde das Brot gegenseitig so verteilt, daß alle möglichst genau gleichviel erhielten. Im Stammhause meiner Großmutter pflegte das Brot gerade während der Nachmittagskirche abgeholt zu werden, wollte nun die Bäuerin zur Kirche gehen, so schnitt sie zuvor das Brot ab und legte es der Magd hin, mit der Weisung: „Dat is't Armenstücke!“

An Festtagen verwandelte sich das „Armenstück“ in ein schönes Stück weißen Kuchens, und wenn Schlachtefest war, so bekamen die Armen ihren „Wossoppen“ (ein Becken voll geschnittenen Brotes mit fetter Wurstbrühe) — kurzum, die Armen hatten an allem ihren Anteil, was sich gleichsam in dem Brote versinnbildlichte. Kamen fremde Arme ins Dorf, so wurde auch ihnen das Stück Brot nicht verwehrt; meine Großmutter pflegte zu sagen, man müsse dem Armen so viel geben, daß er von einem Hause zum andern kommen könne. — Und so dachten und handelten nicht etwa nur die „großen“ Leute, sondern auch die „kleinen“, denen das Brot selbst oft mangelte. Die Armen ihrerseits aber verfehlten nie, „Gottes Lohn“ zu wünschen; manche taten dies in alten seltsamen Liedern, in denen es hieß:

„In dem schönen Himmelsgarten
Wird mein Jesus euch erwarten.“

*) Wer selber backen kann, der kann sich doch mal ordentlich sattessen — und hernach wird's wieder eingeteilt.

Das ist ein kräftiger Spruch, der bleibt hängen in der Luft und bringt Gedeihen.

„Vergelt's Gott Allerheiligen!“ rufen sie nochmals und ziehen ab, ziehen zur nächsten Tür. Es ist eine Freudigkeit in den armen Leuten: die Säcke und Körbe werden schwer, geben viel zu schnaufen, aber das Herz jauchzt auf, und der Magen darf sich neuen Hoffnungen hingeben für die Zukunft.

Der Bauer reicht dieses Almosen gern, und je mehr „Allerheiligenstritzelsammler“ beteilt werden können, desto freudiger leuchtet sein Auge. Selbst der „Knicker“, der Wucherer gibt diese Gabe fröhlich, denn es herrscht der Glaube, daß eine große Anzahl Heiligenstritzelsammler die Vorboten eines reichgesegneten Jahres seien. Jedes „Vergelt's Gott, Allerheiligen“ — sagt der Landmann — ist für das Kornfeld mehr wert als eine Fuhr' Dünger.

O, rüttelt mir an diesem Glauben nicht, ihr Volksaufklärer; er nährt mehr Arme als manch andere Weisheit!

Es geschieht zuweilen, daß aus Mangel an Sammlern von dem reichen Vorrate etwas übrig bleibt, oder gar, daß wegen Mißliebigkeit eines Bauern dessen Haus von einzelnen übergangen wird. Das ist ein Schlag; das verdirbt dem betreffenden Bauern allen Appetit an dem stattlichen Mahle, das er sich und den Seinen an diesem Tage vorsetzen läßt.

Ja, der Glaube an den Segen des Allerheiligen-Almosens geht in manchen Gegenden so weit, daß der Bauer selbst, und wäre er auch wohlhabend, mit Weib und Kind zu den Toren der Nachbarhöfe geht und um den Stritzel bittet. Gegenseitig betteln sie sich an und reichen sich die beanspruchten Stritzel; wenn sie ihrer auch nicht bedürfen, aber das Almosenbrot nehmen sie doch und tragen es heim und halten es in Ehren.

Es steckt ein tiefer Sinn in dieser Sitte. Jeder Reiche sollt' es wissen, wie Bettelbrot schmeckt, auf daß ihm sein Hauskuchen um so besser munde, und auf daß er Armen lieber von diesem Kuchen reiche. So bringt der Allerheiligenstritzel Segen für Geber und Nehmer.

Aber nicht bloß für Fremde bäckt die Hausfrau Brot, auch das Hausgesinde, jeder Dienstbote bekommt an diesem Tage extra einen Laib, mit dem er machen kann, was er will. Wie manch junge Magd hat einen alten Vetter, wie manch braver Knecht eine kranke Mutter, da hat das Brot Anwert.

2. In der hannoverschen Volkssitte.

Von Heinrich Sohnrey.

Es ging mir durch den Sinn, einen Artikel zu bringen, der heißen sollte: „Die Wohlfahrtspflege in der deutschen Volkssitte.“

Es tut wirklich not, daß wir etwas tiefer in das Volkstum hineinsehen und den gewaltigen Vorrat an Edelmetall, der in ihm vergraben liegt, in gangbare Münzen umsetzen und der Allgemeinheit zuführen. Denn anders werden wir nicht zu einer rechten Würdigung kommen, anders es kaum erreichen, daß in den maßgebenden Kreisen endlich einmal etwas Besseres geschieht als rücksichtsloses Verurteilen und Verbieten. Die Weihnachtszeit, zu der ich diese Zeilen schon schreibe, wäre ganz besonders für eine solche tiefere Betrachtung des alten volkstümlichen Lebens geeignet, kommt doch der wunderbare Zauber und Segen dieses Festes nicht allein aus dem Christentume, sondern aus seiner innigen Verbindung mit echtem, urdeutschem Volkstume.

Die Wohlfahrtspflege in der deutschen Volkssitte! Über der Arbeit merkte ich bald, daß ich, wenn das Thema erschöpfend behandelt werden sollte, schon ein ganzes Buch trefflicher Beispiele anführen müßte. Mithin bleibt nichts anderes übrig, als

Besser ist es noch, man gibt sich freiwillig und still dem Schmerze hin und läßt ihn sich satt trinken am Herzblute, als man ringt mit dem Dämon und verbittert und verlängert so den Prozeß, der sich vollziehen muß.

*

Wenn wir einen teuren Toten beweinen, so beweinen wir nicht seinen Tod, sondern sein Leben. Alle Drangsale treten uns wieder hervor, die er litt, und da beklagen wir ihn, der so viel wert war und so wenig genoß, der so selig war in den wenigen Stunden des Glückes, um dann wieder geduldig und ergeben die langen Leidenswege zu wandeln. Und das macht uns weinen, daß die Erde nichts für ihn gehabt als Hoffnung, Täuschung und den bitteren Tod. Der Tod selbst ist dann freilich kein Gegenstand der Klage; aber feiern wir immerhin, unbeirrt von allem Äußeren, in unserem Herzen still die Trauer, bis sie langsam verklingt und der dunkle Flor niedersinkt von dem geliebten Bilde, das wir fortan wieder in seiner jugendlichen Klarheit und Milde schauen, der gleichsam unser verklärter Lebensgefährte ist, bis an unser eigenes Ende.

*

Bei den Dichtern ist jeder Tag der Kraft und Arbeit eine besondere Gnade Gottes. Wie süß aber dann ein solcher Tag von Gottes Gnaden ist, wie man da die ganze Welt kann vergessen und mit Wollust sein Herzblut herausschreibt auf das Blatt, das ist nicht zu sagen. Die Literaturgeschichte erzählt von gar manchem Dichter, der sich wonnig totgeschrieben hat.

Das Elend der Neuen Welt.

In einem Buche von Robert Hunter „Das Elend der Neuen Welt“, das Dr. Albert Südekum ins Deutsche übertragen hat (Berlin, Konkordia Deutsche Verlagsanstalt), heißt es: „In Amerika gibt es wahrscheinlich auch in einigermaßen günstigen Jahren nicht weniger als zehn Millionen Arme; als arm bezeichnen wir die unterernährten, schlecht gekleideten und armselig wohnenden Menschen. Gegen vier Millionen von ihnen sind Paupers, d. h. hängen von öffentlichen Unterstützungen ab. Über zwei Millionen Arbeiter sind vier bis sechs Monate im Jahre arbeitslos. Ungefähr 500.000 männliche Einwanderer kommen jährlich nach Amerika und suchen gerade in solchen Gegenden Arbeit, wo die Arbeitslosigkeit am größten ist. Beinahe die Hälfte der Familien in Nordamerika ist besitzlos. Mehr als 1,700.000 kleine Kinder müssen erwerbstätig sein, während sie noch die Schule besuchen sollen. Über fünf Millionen Frauen sind gezwungen zu arbeiten und über zwei Millionen stehen in Fabriken, Spinnereien u. s. w. Wahrscheinlich werden nicht weniger als eine Million Arbeiter jährlich in ihrem Beruf verletzt oder getötet, und über zehn Millionen der heute lebenden Personen werden, wenn das heutige Verhältnis bestehen bleibt, nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit an Tuberkulose sterben . . .“

Auf dürre Zahlen gebracht der Extrakt des Buches.

Was können wir in der alten Welt aus ihm lernen? Vor allem, sagt Dr. Richard Bahr bei Besprechung des Hunterschen Buches, dieses: daß ein Industriestaat (und Deutschland wird es von Jahr zu Jahr mehr) ohne Sozialpolitik nicht existieren kann, und daß, was wir nach der Richtung durch Arbeiterschutz- und Fürsorgegesetzgebung leisteten, unserem Volk von unermeßlichem Segen gewesen ist. In Amerika ist zu beträchtlichen Teilen die Industrie noch ganz

Einen besonders schönen Zug lernte ich im Elternhause meiner Frau (am Sollinger Walde) kennen. Hatte sich ein schwerer Unglücksfall ereignet, oder war ein besonders freudiger Fall eingetreten, so wurde ein „Armenbrot" gebacken — gleichsam als eine Betätigung der Empfindungen gegen Gott.

Einem Armen das Brot versagen, gilt in der Volksmeinung als eine schwere Sünde. Erst mit dem Niedergange des Volkstums, womit auch der tiefe religiöse Sinn unseres Volkes niederging, ist es nötig geworden, die Armen vor den Reichen mit Staatsgesetzen und die Reichen vor den Armen mit „Vereinen gegen Bettelei" zu schützen. — Man kann heute, wie Dr. Freybe einmal sehr richtig bemerkt, nicht mehr richtig betteln und auch nicht mehr richtig geben.

O, es ließe sich da noch manches schwere Wort sagen!

Wie innig sich das steiermärkische Volkstum mit dem hannoverschen in der Auffassung des Armenbrotes berührt, das möge uns besonders folgendes alte Lied aus dem Volkstume meiner Heimat zeigen:

„Es waren mal zwei Schwestern,
Die eine hatt' ein großes Gut,
Die andre sechs klein' Kinder,
Ihr Mann und der war tot.
Sie ging nach ihrer Schwester
Und bat wohl um ein Brot:
„Ach Schwester, liebe Schwester,
So gib mir doch ein Brot!"
— „Ich hab' kein Brot im Hause,
Mag groß sein oder klein!"
— „Hast du kein Brot im Hause,
Mag groß sein oder klein,
So wollt ich, daß 's Brot wie Steine,
Das Messer so rot wie Blut."
Der reiche Mann aus der Kirche kam
Und wollt' sich schneiden Brot,
Da war das Brot wie Steine,
Das Messer so rot wie Blut.

„Ach Frau, herzliebste Frau,
Wem hast du dies Brot entsagt?"
„Ich hab's meiner armen Schwester,
Die mich so sehr drum bat."
— „Ach Frau, herzliebste Fraue,
Nimm diese Brote mit
Und gib's deiner armen Schwester,
Die dich so sehr drum bat."
— „Ach Schwester, liebe Schwester,
Hier hast du gleich zwei Brot,
Und gib's deinen armen Kindern,
Daß sie nicht leiden Not."
— „Ach Schwester, liebe Schwester,
Nimm diese Brote mit,
Denn meine armen Kinder,
Die liegen schon auf dem Stroh
Und sind schon alle tot."

Ist die nahe Verwandtschaft zwischen diesem und dem von Rosegger mitgeteilten Liede nicht überraschend?

Novemberblüten eines Trauernden.

Wir unser Glück Überdauernden stehen klagend an Ruinen und Gräbern und fragen, was denn das für ein Gott ist, der diese Welt erschaffen hat, und was das Geborenwerden und Aufblühen soll, wenn alles wieder zugrunde geht, ohne einen großen Zweck erfüllt zu haben. Und der Mensch, den die Drangsale reiner, besser machen sollten, er steht am Ende seines Lebens schuldiger da als an dem Tage, da er ins Leben eintrat.

*

Bauernsprichwort: Ach, das ist ein Kreuz und — kein Herrgott daran! — Besser konnte der Zustand dieser elenden, gottlosen oder gottleeren Welt nicht ausgedrückt werden.

*

den friert zuweilen bei dem Gedanken an die Zukunft unseres Volkes. Darum wird es auch für uns Zeit, uns der Kinder wieder zu erinnern. Hunter denkt an Ausbau und Weiterentwicklung der Schule. An Angliederung von Gärten, Plätzen, Turnhallen, Werkstätten an die Schule, die so an die Stelle zu treten hätte, die in einfacheren Epochen, bei einer anderen Organisation der Gesellschaft und unter anderen Formen der Wirtschaftsverfassung der Familienverband noch zu lösen imstande war. Die Gesellschaft trägt schuld, daß er's nicht vermag. Darum hat sie auch für den Ersatz zu sorgen, für eine angemessene Erholung und Beschäftigung des Kindes in den Stunden, da es von Lehre und Lernen nicht in Anspruch genommen wird. Der Schluß ist logisch und bündig, und es kann wohl sein, daß eine spätere, in sozialen Stücken reifere Zeit ihn einmal ziehen wird. Für heute verhüten Schulzwang und Kinderschutzgesetz uns wohl noch die gröbsten Übel. Das Problem des Straßenkindes heißt bei uns überhaupt anders. Das sind die Minderjährigen, die die Schule nicht mehr erfaßt und die große Erziehungsanstalt der allgemeinen Dienstpflicht noch nicht in ihre strenge und heilsame Zucht genommen hat. Wer bei uns rettungslos verwildert, verwildert meist zwischen dem dreizehnten und zwanzigsten Jahr. Für diese Altersstufen — für die aber unverzüglich — sollten wir zunächst soziale Institutionen schaffen.

Die Phantasie des Kindes.

Im „Türmer“ schreibt Rudolf Pannwitz:

Wir reden gern von der Phantasie des Kindes. Was ist diese Phantasie? Wir nennen sie schöpferisch. Woraus schöpft sie? Doch aus dem, was da ist. Aus dem Inneren. Und das Kind hat ganz sicher nicht das Gefühl, etwas zu schaffen, sondern überhaupt kein Beigefühl. Es fühlt das, was es ist. Wenn ich in den Garten gehe und mir das Kind entgegenkommt und sagt: Hier darfst du nicht durch! Hier ist mein Haus. Und ich dann nichts sehe, kaum einen dünnen Strich . . . Gehe ich nicht darauf ein, gehe ich doch durch ohne Not oder mit Not, ohne Entschuldigung, dann — dann habe ich das Kind in seiner Andacht gestört, die Religion des Kindes verletzt! Es war kein Gotteshaus, was ich betreten habe, sagt man. Doch! Es war das Haus, in dem das Kind wirklich lebte. Wenn wir jemandem sagen: Hier ist eine kostbare Vase, die habe ich, die darfst du nicht hart anfassen, denn sie zerbricht sonst. Und wenn er sie dann doch hart anfaßt, so nennen wir ihn mindestens roh. Aber wir tun dem Kinde, wenn wir rücksichtslos durch sein Haus gehn, etwas viel Schlimmeres. Wir zeigen eine Rücksichtslosigkeit gegen die Seele des Kindes, nicht mal gegen seinen Besitz. Denn das Kind will doch eben nur anerkannt haben, daß das sein Haus ist. Sein Spielerlebnis. Es gibt ja nun solche, die an so etwas mit Rationalismus herangehen und meinen, das wäre ja aber kein Haus. Ich möchte dich fragen, was ein Haus ist. Na also: Ein Ding so und so. Schön. Und wenn ich es aus Pappe klebe? Dann könnte man es auch so nennen. Und wenn ein Dichter sagt: Haus meiner Sehnsucht, Unendlichkeit! Dann — ist das ein poetisches Bild. Sie haben wohl recht — denn ein Haus muß doch vier Wände haben, wenn's fünf Wände hat, ist's auch noch eins. Aber — zuviel darf man doch der Phantasie nicht zumuten . . . Richtig — der Phantasie des Erwachsenen nicht. Was er nämlich seine Phantasie nennt, ist der arme Rest seines Kinderglaubens. Ja — aber sollen wir denn all den Unsinn glauben, den ein Kind glaubt? Gewiß nicht. Ihr sollt nur euern eignen Unsinn, mit dem ihr doch mehr oder weniger rechnet, auch glauben, z. B. daß der Raum unendlich wäre oder auch nicht unendlich, welches als Wissenschaft Unsinn ist, weil

ungeschützt. Wo man doch einen Anlauf genommen hat, verhindert das anarchische Staatsrecht der Union, das diese Probleme in die Kompetenz der Einzelstaaten verweist, die rechte Wirkung. Wenn in einem Staat ein straffes Schutzgesetz erlassen wird, droht die betroffene Unternehmerschaft mit der Auswanderung. Was nützt es, daß man in den Nordstaaten der Kinderarbeit gewisse Grenzen gezogen hat, wenn in den Baumwollspinnereien des Südens — eine Neuauflage der Sklaverei und kaum eine bessere — nun 80.000 Kinder, zumeist kleine Mädchen, fronen: sechsmal soviel als vor zwanzig Jahren! Das zeigt (und manche Erfahrungen bei der preußischen Berggesetzgebung zeigten es auch), wie gut es ist, daß diese Dinge bei uns in der Hauptsache von Reichs wegen geordnet werden. Schließlich handelt es sich hier doch um ungleich Bedeutsameres als die Frage politischer Utilität: Wie befreien wir unser Volk von der Sozialdemokratie? Dazu ist Sozialpolitik vielleicht überhaupt nicht nütze. Aber um die Nation geistig wie körperlich bei Kräften zu erhalten, um der Zukunft im großen ganzen ungeschmälert und unverdorben den Born zu überliefern, aus dem das Volk sich zu ergänzen und zu verjüngen hat — zu solchem Ende gibt es kein anderes Mittel als unausgesetzten Arbeiterschutz und planmäßige Fürsorgegesetzgebung . . .

Elend, auch unverschuldetes, soziales, durch die Gesellschaft und die wirtschaftlichen Institutionen erzeugtes, gibt es immerhin bei uns noch genug. Aber eines hat die Sozialpolitik, die kurzsichtigen Politikastern noch immer als ein unverdientes und zweckloses Geschenk an eine undankbare Pöbelmasse erscheint, doch bewirkt: bei uns braucht der kranke und sieche Arbeiter noch nicht zum widerstandsunfähigen Pauper zu werden. Die Gesellschaft erhält ihn für die Gesellschaft. Sie schützt, wenn er alt wird, ihn auch davor, ohne einen Pfennig in der Tasche auf die Straße geworfen zu werden.

Auch das Straßenkind in seiner grauenhaften amerikanischen Prägung kennen wir nicht. Unsere großen Städte werden — nehmt alles nur in allem — von reinlichen Leuten verwaltet. Sie leitet nicht an unsichtbaren metallischen Fäden der „Boß“, der Korruptionschef der politischen Parteien. Wir haben Baupolizeiverordnungen, bescheidene Ansätze zur Wohnungspflege, und unsere Kommunen sorgen mit erfreulichem Eifer, daß inmitten des grauen Einerleis hoher Steinkästen immer wieder Rasenflächen und freie Plätze dem Kind und seinem Spiel sich breiten. Dennoch: so ganz fremd ist das Straßenkind auch uns nicht mehr, und auch von der deutschen Entwicklung gilt in gewissem und leider nicht ganz geringem Umfang das Wort Hunters, daß sie bei dem Bestreben, sich auf das neue städtische und industrielle Leben einzurichten, das auf der Grundlage von Dampf und Elektrizität entstand, das Kind übersehen hat. Auch bei uns findet der Vater, den die moderne Arbeitsvereinigung in die Fabrik treibt, nie, die Mutter nur selten tagsüber Gelegenheit, sich um das Kind zu kümmern. Küche und Kammer sind für sein Spiel zu eng, und aus dem Hof verjagt es das strenge Geheiß des unerbittlichen Hausvogts. So bleibt, da Anlagen nicht immer erreichbar sind, für die Mehrzahl auch nur die Straße. Die Straße mit ihrem Lärm, mit ihrem toten, schmutzigen Steinpflaster und ihren tausenderlei widrigen Eindrücken. Auch unsere Großstadtjugend wächst zu bedauerlich starken Prozentsätzen ohne Zusammenhang mit der Natur auf und ohne die Antriebe, die die innige Berührung mit ihr dem Gemütsleben leiht. Sie kann Roggen von Weizen nicht unterscheiden und den Ruf der Nachtigall nicht vom Triller der Lerche. Dafür öffnet sich ihr vorzeitig ein entsetzliches Verständnis für alle Nachtseiten des Großstadtlebens, und wer Gelegenheit hat, auf den Tummelplätzen und den Tanzböden der Peripherie die Halbflüggen zu beobachten, diese Rudel bleicher, verlebter Bengel und diese Mädchen, für deren freche Frühreife es kein Geheimnis mehr gibt,

Singvögel.

Novemberstimmung.

Die Flur umher
Es kalt durchweht,
Wo nirgendmehr
Ein Blümlein steht.

Im Wald zerstiebt
Das welke Laub —
Die ich geliebt,
Sind alle Staub.

Sich frühe neigt
Der Sonne Lauf,
Am Himmel steigt
Der Mond herauf.

Es füllt sich sacht
Das Sternenzelt.
Sie sind erwacht
In jener Welt.

Martin Greif.

Sturzbach.

Springender, hastender Bach!
Wie deine Wellen, die kleinen, sich necken,
Sprudelnd erheben und bald wieder decken,
Fröhlich zum tollkühnen Reigen sich mischen,
Glucksend und gurlend dann wieder verwischen,
Schneeig sich kräuseln im Haschen und Jagen,
Wenn du sie tänzelnd im Gleiten mußt tragen.

Jagender, stürzender Bach!
Der du den schneeigen Halden entquillst,
Eilend zur grausigen Tiefe jetzt willst,
Warte ein Weilchen, ich möchte dich fragen:
Was an den sonnigen, lenzfrohen Tagen
Dich zu den lichtlosen Tälern will zwingen,
Wo du mit finsteren Mächten mußt ringen?

Jagender, stürzender Bach!
Nur in der Höhe wohnt göttliches Licht.
Finstere Tiefen, die kennst du noch nicht!
Dort wird der brausende Strom dich verschlingen,
Tonlos dein eigenes Wesen verklingen.
Nur auf den Höhen wohnt heiliges Schweigen —
Dort nur alleine — bleibst du dir eigen.

Ernst Ferd. Neumann.

Abendandacht.

Das ist ein Wehen durch den Hag,
Erfrischend kühl und labend.
Nach einem schwülen Sommertag
Ein wonnesüßer Abend.

Da beten still die Waldeshöh'n,
Im Tal die Blumen beten
Und weiße Wolken wunderschön
In Andachtglüh'n erröten.

Voll Sehnsucht hebt das Menschenherz
Inbrünstig an zu schlagen
Und wird gottgläubig himmelwärts
Von Engelshand getragen.

Hans Mittendorfer.

es das Dogma ist, als Gefühl aber beides sehr möglich, nur ausfühlen muß man's schon, sonst bleibt's Phrase. Ferner alle poetischen Bilder, die ihr euch gefallen laßt. Ferner eure sämtlichen philosophischen und überhaupt eure sämtlichen Überzeugungen. Es ist ein weiter Weg vom Fürwahrhalten zum Glauben. Und wenige gehn ihn, ohne ihn zu verlieren. Wenn man aber etwas glaubt, wie das Kind sein Spiel, so hat man gar keine Zeit vor starkem tiefem Erleben, zu bedenken, ob es wahr sei oder nicht. Fragt ihr das Kind, ob es sein Haus für ein wirkliches Haus halte, so wird es euch anstarren und gar nicht wissen, was ihr meint. Ihr begreift nämlich nicht, daß das Kind es gar nicht hindert, sein Haus als sein Haus zu erleben, wenn es ganz genau weiß, wie die gewöhnlichen Häuser aussehn. So wenig es den Maler hindert, ein gemaltes Haus als ein Haus zu erleben, wenn er ganz genau weiß, daß das gemalte nur aus Farbe besteht. Uns wäre viel geholfen, wenn wir das Wort Phantasie auch entbehren könnten. Es hat doch, und für jeden große Gefahren. Das Kind glaubt gewiß nicht, daß sein Haus dasselbe Haus sei wie das Haus seiner Eltern. Aber auch nicht das Gegenteil. Es glaubt und vergleicht nicht. Es lebt in seinem Hause. Und da ist weiter gar nichts drumrumzureden. Das ist so. Und indem ihr zeigt, daß ihr ihm das nicht glaubt, stört ihr es in seinem Glauben. Genau so roh, wie wenn ihr von Gott sprecht und euch jemand sagt: Sei doch nicht so dumm, Gott gibt es ja gar nicht. Das ist genau dasselbe. Denn wir reden doch hier vom Glauben. Nicht von den Gegenständen des Glaubens. Und der Glaube ist beim Glauben wirklich das Wichtigste. Seine Gegenstände entstehen überhaupt erst, indem man ihn durch die philosophische Brille sieht. Und wenn dem Menschen der Glaube erhalten werden soll, so muß ihm die Kraft des Glaubens erhalten werden. Dann wird jeder schon glauben, was in ihn von Gott gelegt ist. Und für jede Vermittlung bedanken wir uns. Das ist kein Geben, sondern Nehmen. Ist Gewalt. Und wie das Kind an sein Spiel glaubt, glaubt es an sein Märchen. Die Frage ist für das Kind nicht: „Ist das wahr?" Vielmehr: „Wie ist das?" Denn es ist. Und wenn die Frage: „Ist das wahr?" doch einmal kommt, so ist sie mit keinem plumpen „Ja" oder „Nein" zu beantworten, sondern mit dem wirklich Wahren. Das heißt, es ist zu sagen: Es hat das wohl noch kaum ein Mensch gesehen — genau weiß man das ja auch nicht — aber es haben sich das Menschen immer so gedacht. Und das Kind wird sich freuen, sich's weiter auszudenken und anzuhören, wie Erwachsene, die noch Kind genug sind, sich's ausdenken. Das Märchen ist unser Leben über die gewohnten Schranken hinaus. Wir fühlen irgendein Stück Natur, meinetwegen soweit wir es sehen können, dann soweit wir es denken können, hinein in den Weltraum, und wenn wir es nicht mehr weiter denken können, dann fühlen wir's immer weiter hinaus, aber da ganz draußen, da ist schon unser Inneres, aber ohne daß es nun ein Kreis wäre, es geht nur immer weiter. Dies ist freilich auch — ein Märchen. Aber wie anders soll ich mein Gefühl sagen? Anders geht's gar nicht. Und wer mich überhaupt verstehen kann, der versteht mich hier sicher. Ein Märchen ist eben nicht wirklich wie eine Telegraphenstange, sondern wie ein Märchen. Und wir verlangen ja auch von der Telegraphenstange nicht, daß sie wirklich sei wie ein Märchen. Also seien wir doch auch gerecht gegen das Märchen.

---

weder gebremst noch getutet. Wie wir hören, geschieht das auf Befehl des Herzogs überhaupt niemals. Wozu auch? Die polizeilichen Vorschriften bestehen ja für solche „Herren" nicht. Ungezählte Menschen sind schon durch die herzoglichen Automobilräder umgebracht worden; doch hat man aus Furcht vor dem allerhöchsten Herrn bisher alles totgeschwiegen. Natürlich wagte keiner der zahlreichen Bourgeois, den Knaben aufzuheben. Hatten auch keine Zeit, mußten katzbuckeln. Ein Genosse sprang zu Hilfe und brachte den zuckenden blutenden Kinderkörper zu seinen Eltern.

Wieder ein Blutzeuge mehr! Wann endlich wird die Morgenröte der Freiheit die mörderischen Bazillen im Körper des Volkes vernichten!

Unfall. („Hof- und Landeszeitung.")

Ein leichter Unfall passierte gestern dem Knaben Isidor Deutschländer. Er ist geistig etwas zurückgeblieben und körperlich sehr ungeschickt; seine Sinne sind wenig entwickelt. So überhörte er das lebhafte Tuten des herzoglichen Automobils, das in ganz mäßigem Tempo die Wallstraße hinabfuhr. Trotz eifrigen Bremsens wurde der Knabe doch noch von einem Rade sacht gestreift und zu Fall gebracht. Er soll eine kaum nennenswerte Beschädigung des linken Fußes erlitten haben, die mehr dem Hinfallen als dem Überfahren zuzuschreiben ist. Ungeachtet der Geringfügigkeit des Unfalls und der vollkommenen Unschuld des Chauffeurs übernahm Se. Hoheit in bekannter Großherzigkeit die Kosten der ärztlichen Behandlung und läßt sich auch täglich über den Zustand des „Verletzten" Bericht erstatten. Kammerherr von X. besuchte die Eltern im Auftrage des Herzogs.

Ein jüdischer Geschäftstrick. („Teutsche Wacht.")

Ein frecher Judenbengel hat gestern einen feinen Rebbach gemacht. Der zwölfjährige Isidor Deutschländer, ein abgefeimter, gerissener Junge trotz seiner Jugend, wollte in bekannter semitischer Unverschämtheit dem herzoglichen Automobil nicht ausweichen. Er ließ sich geschickt von dem Wagen des Herzogs zu Fall bringen, streckte dann seinen ekligen Plattfuß aus und ließ sich die große Zehe überfahren.

Der jüdische Geschäftsgeist triumphiert! Isidor ist auf die Weise militärfrei geworden, hat Aussicht auf eine fette Rente, und Tateleben wird vielleicht Hoflieferant.

O teutscher Michel, erwache! und schlage das giftige Geschmeiß tot!!!

Noblesse oblige. („Geschäftswelt.")

Ein in mehrfacher Beziehung bedauerlicher Unglücksfall hat den Sohn unseres allgemein geachteten Mitbürgers Deutschländer (in Firma Deutschländer & Rosenstrauch, Konfektion und Wäsche en gros und en détail, feste Preise, Rosengasse 11, Parterre und erster Stock) betroffen. Der sehr begabte Knabe, der Stolz und die Hoffnung seiner Eltern und Lehrer, wurde gestern durch das Automobil des Herzogs überfahren und schwer verletzt. Die Schuld an dem Unfall trägt einzig und allein der Führer des Autos. Wie wir aus sicherer Quelle haben, soll dem schwer geprüften Vater ein Schmerzensgeld von 1000 M. angeboten worden sein. Schmerzensgeld! Als ob Geld Schmerzen heilen könnte! Und was bedeutet ein einmaliges Schmerzensgeld gegenüber einer Verstümmelung, die durch ein ganzes Leben hindurch getragen werden muß? Was sind 1000 M. gegenüber der Verzweiflung der hart getroffenen Eltern, die gerade mitten im Inventur-Ausverkauf stehen? (10% Rabatt auf alle Waren, bei größeren Einkäufen bis 50%. Konkurrenzlos! Näheres siehe Inserat!)

Die Antwort überlassen wir den hohen Herrschaften, die es angeht. Wir meinen nur: Noblesse oblige!

„Guckkasten."

Mein Weib.

Was es mir ist, das ist nicht leicht zu sagen,
Geliebte und Gefährtin, mehr als dies —
Der Freund, der auch das Herbe mir hilft tragen,
Der auch im Düstern nicht im Stich mich ließ.

Der mir die Falten von der Stirn gestrichen,
Wenn noch so tief der Alltag sie grub ein;
Ein Lächeln ihrer Liebe — und sie wichen,
Die größten Sorgen wurden so mir klein.

Mir klein durch sie und durch ihr liebes Walten,
Mit dem sie Heim und Seele mir erfüllt,
Mir alles Lastende sucht fern zu halten,
Ja selbst die eig'nen Wünsche mir verhüllt.

Verhüllt aus Liebe, und bereit zu lächeln,
Versag' ich sie. Kehr' müde ich zurück,
Bereit, noch mir die heiße Stirn zu fächeln:
Dies ist mein Weib und darum auch mein Glück!

Kurt Sonnemann.

A Herz.

Oa Bam macht koan Wald
Und oa Wellerl koan See;
Steig abi und kimm
Nimma auffa auf d Heh!

Oa Blüah macht koan Früahling,
Oa Sunnstrahl koan Tag,
Und i bin nöt valassn,
Wann i di nimma mag. —

Oa Haus macht koa Dorf
Und oa Tal is nöt d Welt,
Doh a oanzigs treus Herz is s,
A Herz! was ma fehlt.

Hans Mittendorfer.

Mißverstanden.

„Famos, daß ich dich treffe",
Spricht Studiosus Knoll,
„Denn morgen ich die Rechnung
Dem Schneider zahlen soll.
Darf ich wohl darauf rechnen,
Daß du mir wirst beisteh'n?"
„Gewiß", erwidert Rummel,
„Das soll sehr gern gescheh'n,
Gib mir nur an die Stunde,
Wann er kommt in das Haus,
Dann bin ich pünktlich bei dir
Und — schmeiß' den Kerl heraus!"

Wilhelm Lingelsheim.

Der überfahrene Isidor.

(Vier Berichte über denselben Vorfall aus verschiedenen Zeitungen.)

Mord. („Volksgeist.")

Die brutale Gewalt der Herrschenden hat ein neues Opfer gefordert, das zum Himmel stinkt. Das Automobil des berühmten Herzogs von Schilderhausen raste am Montag in seinem gewohnten Blitzzugtempo (90 km per Stunde) die Wallstraße hinab. An der Kreuzung mit der Bergstraße wurde der zwölfjährige Isidor Deutschländer von dem Unmenschen überfahren und total verstümmelt. Der Chauffeur hat

Denn dies bezeugt der Heldenname,
Der erste Mann hier war 'ne Dame.
Und ob der rührend weichen Szene
Zerdrückt ich eine linke Träne.

Nun ging's zurück denselben Pfad,
Weil man doch auch „Depote" hat
Und mit dem G'fühl: es ist erreicht,
Sind alle Hindernisse leicht.
Auch war's so komisch, daß wir lachten,
Da oben gibt's kein Übernachten
Um Mitternacht scheint dort die Sonne —
Die arkt'sche Zone ist nicht ohne.
Und so muß ich wohl richtig sagen,
Wir mußten einmal übertagen.

Wir fanden noch das weiße Schiff
Verankert an dem Nordkapriff,
Am meisten drüber waren froh
Die beiden dummen Eskimo.
Doch, da sie teilten meine Plagen,
Will ihren Namen ich noch sagen,
Und tue ihnen damit Ehr:
Der eine — Cook, der andre — Peary!
Sie haben sich zwar brav geschunden,
Doch allein hätten die nie hinaufgefunden!

Und nun behauptet plötzlich ein Mister,
Daß oben das Sternenbanner gehißt er,
Das mag ja sein, doch in Schnee und Eis,
War der erste Stern mein Edelweiß!
Und was diese Zeilen heute bezweckt?
Daß ich den Nordpol habe entdeckt!
Wünscht aber jemand mehr Beweise,
So mach er schnell sich auf die Reise,
Und such' das schwarzrotgoldne Fähnchen
Auf dem geschrieben steht:

Das Ännchen.



Über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten. Von Franz Franziszi. (Graz. Styria.)

Der alte, uns allen liebgewordene Franziszi in neuem Gewand. Aus einer fernen Zeit ragt er herein in unsere unrastigen Tage: mildgesinnt, verständig allem Menschlichen, vornehm. Und so haben wir ihn liebgewonnen den über achtzigjährigen Dechant von Grafendorf im Gailtal, der sich in dem Weltwinkel versteckt, um dem Treiben auszuweichen, das er nicht versteht. Als er nach Klagenfurt ins Gurkerhaus sollte, soll er gesagt haben: „Lassen Sie mich da ableben, Herr Bischof; 'nen alten Kasten soll man nicht überrücken, sonst bricht er zusammen." Dem streitbaren Bischof Kahn wird er vielleicht oft nicht ganz in den Kram gepaßt haben der hochgesinnte Franziszi. Aber um so mehr seiner Gemeinde. Und das ist die Hauptsache. Wir schreiben uns schon lange, haben uns aber nie persönlich kennen gelernt. Wenn ich jedoch zufällig mit Leuten seiner Pfarre sprach, da fingen, kaum der Name Franziszi meinen Lippen entglitt, die Augen der schlichten Leute zu glänzen an, ich möchte sagen vor Rührung, und ein Schein freudiger Zuversicht, eine Begeisterung, die nur der echten Anhänglichkeit entspringen kann und die gleichsam bittet: Möcht' er uns nur lang erhalten bleiben! überstrahlte ihre Gesichter. Und jeder wußte Stücklein vom alten Franziszi zu erzählen: Wie edel er ist. Ja ... so wie viele andere sein sollen, die auf den Staffeln der kirchlichen Würdenleiter höher klommen ... Das ist der Mann, der sich seit vielen Jahrzehnten verständnisvoll in die Kärntner Volksseele versenkt, die alten schönen Bräuche seiner Heimat sammelt und vor Vergessenheit rettet. Seine „Kulturstudien", „Touristischen Farbenskizzen aus Kärnten", seine „Kärntner Alpenfahrten" u. a. bilden noch immer, unbeschadet der Verdienste eines Rud. Waizer, die Grundlage der Forschung über des Kärtners Wesen. Seine literarische Gemeinde ist groß und er hat ihr viel zu sagen. So wird auch das billige, in 3. Auflage vorliegende Buch Franziszis weite Verbreitung finden. Zu wünschen wäre es: besonders in der Heimat, damit die guten, trauten Volksbräuche vor dem Ausrotten durch die neue Zeit rechtzeitig geschützt werden. Dann wird Franziszis Wort zur Tat. Das wäre sein schönster Lohn für die starkpulsige Heimatstreue! K.

Um Pulver und Blei. Eine epische Dichtung von Karl Domanig. (Kempten. Josef Kösel.)

Neben seiner vollständig neu umgearbeiteten nun trefflichen Trilogie „Der Tyroler Freiheitskampf" hat der rühmlich bekannte Tiroler Dichter Karl Domanig, auf den in diesem Jahre der Jahrhundertfeier mehr wie je alle Augen seiner wackeren Landleute mit Erwartung gerichtet sind, gleichsam als eine Ergänzung dazu eine epische Dichtung verfaßt: „Um Pulver und Blei". Gestützt auf die handschriftlichen Aufzeichnungen des Kronenwirtes Straub von Hall schildert uns der Dichter in fesselnder Darstellung eine Episode

Es ist erreicht!

Man macht zwar nur fürs letzte End
Sein Testament.
Doch, da die Sache jetzt akut,
So mach ichs Testament kaput
Mit Inhalt: (man glaubt mir's aufs Wort
Daß ich entdeckte unsern Nordpol! [wohl)

Derweilen unser weißes Schiff
Festankerte an Nordkaps Riff,
Nahm ich die Schneeschuh' und den Stock
Und einen warmen Unterrock
Und, weil an Weißen nicht viel los,
Nahm ich mir mit zwei Eskimos.
Und auf des Rettungsboots Schinakel
Durchfuhren wir das Eismeerlakel.

Erst ging es gut — dann kam der Nebel,
Doch der ist grad mein Nordpolfaible,
Und fast erdrückt wär unser Boot wor'n
Vom Eis — doch ist's bald wieder flott wor'n,
Wir brannten schwedische Hölzer heiß,
Und so zerschmolzen wir das Eis.

Zwei Stunden fuhren wir an Zeit,
Ja, ja, der Nordpol ist halt weit!
Wie fuhren an der Seite grad
Vorbei an einem Breitegrad.
Es war der 88. erst.
Wenn du nur schon der 90. wärst!

Der Hunger wurde immer schlimmer,
Die Eskimoers immer dümmer,
Das war mir recht (wohl ganz erklärlich),
Die Konkurrenz ist nicht gefährlich.

Das Wasser dort ist kaum zu trinken,
Der Schnee ist meistens zum Versinken,
Wir mußten über tiefe Höhn
Und über hohe Tiefen gehen,
Wir stiegen über heiße Kälten,
Doch über kalte Hitzen selten.
Wir fanden von der letzten Nansen-
Expedition noch welche Fransen,
Und wickelten uns bis zur Nasen,
Da oben tut der Wind sehr blasen.
O Nordpolwind, o Nordpolkält'!
Ich hab' mirs anders vorgestellt.

Doch als wir stundenlang schon gingen,
Teilweis' klettern, teilweis' schwingen,
So sahn wir in der Weite grad,
Schon wieder einen Breitegrad.

Der Hunger tut dort oben weh,
Der Proviant war längst ade,
Doch hatt' ich unterwegs gefunden
Den Überrest von toten Hunden,
Und man verlernt dort jedes Grausen,
Wir aßen sie zur guten Jausen
Mit einem wahren Freudenwahn
Und tranken dazu Lebertran,
Den aus den pelz'gen Paletots
Kredenzten mir die Eskimos.

Der 89. Breitegrad,
Der ging ein bißl pleite grad,
Vom vielen nassen Schnee-eswehn
Konnt' man den Strich fast nicht mehr sehn.
Wir mußten ihn mit großen Zahlen
Ein bißl über — drüber malen.

Dann ging es weiter gegen Norden,
Es war schon gegen Abend worden,
Doch nachts brennt dorten ja das Nordlicht,
Wo man bei Nacht auch jeden Ort sicht.

Dann ging es weiter übers Eis,
Am Nordpol ist es gar nicht heiß,
Es wurde kalt und immer kälter,
Dort gibt es keine Palmenwälder.
Die Eisbär'n hüpfen dort wie Spatzen,
Die Seehund klettern dort wie Katzen,
Und wie gesagt, das meiste ... Eis!
Und meistens ist das Eis ganz weiß.

Und weiter ging es wieder nordwärts,
Die Eskimos zwar baten bordwärts,
Doch ich, mit meiner Energie,
Wollt umkehr'n vor dem Nordpol nie.

Ich sah zu meiner Freude g'rad
Schon wieder einen Breitegrad.
Das kann nur mehr der Neunz'ger sein!
Hurrah, der Nordpol, der ist mein!
Wir schwammen mit dem Boot am Eis,
Und gingen übers Wasser leis,
Und noch zwei Stunden sind vergangen,
Bis ich den Nordpol hab gefangen.

Doch endlich heißt's: „Es ist erreicht!"
Da stehe ich und mir wird leicht,
Und das Gefühl ist wirklich einzig:
„Hier Station Nordpol, Nummer Neunzig!"

Und überall ist Eis und Frieden,
Wohin ich blicke ist nur Süden,
Fast meine ich, in Afrika
Ist man so südlich nicht wie da.

Es weiß zwar schon ein jedes Kind,
Daß auf der Alma gibt's ka Sünd',
Ich aber sag ein neues Wort:
Daß auf dem Nordpol gibt's kan Nord!

Dann machte ich mit sinn'gem Fleiß,
Aus kaltem Eis ein Edelweiß,
Aufs Edelweiß steckt' ich ein Fähnchen,
Darauf geschrieben stand: „Das Ännchen!"

Geschichte einer stillen Frau. Von Franz Karl Ginzkey. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.)

Rerstorf. Roman in zwei Büchern von Wilhelm Schaer. (Bremen. Gustav Winter. 1909.)

Taglöhnerkinder. Eine Geschichte vom Niederrhein von Gerhard Schulte. (Hagen i. Westf. Otto Rippel.)

Armesünderin. Roman aus dem Hundsrück von Nanny Lambrecht. (Kempten. Jos. Köselsche Buchhandlung. 1909.)

Wenn die Berge wandern. Eine Geschichte von Haß und Liebe von Karl Bienenstein. (Berlin. Neue Volksbücher. Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H.) — **Wildwuchs.** Sieben Erzählungen von Karl Bienenstein. (Gleicher Verlag.)

Aus der Gascogne. Der Herr Nachbar zur Rechten. Von Reinhold Lindenbein. (Berlin. Konrad W. Mecklenburg.)

Aroleid. Aus dem Leben eines Bergpfarrers von J. Jegerlehner. (Bern. A. Francke. 1909.)

Die Rose von Schottland. Eine Dichtung von Max Geißler. Mit Bildern von A. Felix-Schulze. (Leipzig. L. Staackmann.)

Kaiser Philipp von Schwaben-Hohenstaufen. Drama von Friedrich Krauß. (Leipzig. Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 1908.)

Schiller als Heiliger. Volksschauspiel mit Gesang in drei Aufzügen von Heinrich Hugendubel. (München. H. Hugendubel, Salvatorstr. 18.)

Kinderlieder. Gedichte von Irma Krauschner. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Aus Kindertagen. Von C. Schotte. 60 Kindergedichte aus „Ringelreihen" von Albert Sergel. Für eine Singstimme mit Klavier, auch für ein- und dreistimmigen Kinder- oder Frauenchor in Musik gesetzt. (Berlin. Chr. Friedrich Vieweg.)

Sonnland ... Gedichte von Lothar Eisen. (Leipzig. Bruno Vogler, Verlagsbuchhandlung. 1909.)

Aus Sturm und Stille. Neue Gedichte von Edwin Apitz. (Leipzig. Schulze & Ko.)

Das hohe Lied des Weibes. Gedichte von Otto Krause. (Dresden. Rudolf Kraut.)

Heitere und ernste Zoll- und Steuer-Kriegsgeschichten. Praktische und humanitäre Vorschläge zur zeitgemäßen Reform der indirekten Steuern und der Kontrollmaßregeln ꝛc. Aus den Memoiren eines welterfahrenen Philanthropen von Josef André. (Meran. F. W. Ellmenreichs Kommissionsverlag.)

Das Dorf Friedheim. Eine glückliche schulden- und steuerfreie Tiroler Bauernkolonie in Ohio oder das goldene Zeitalter der Landwirte von Josef André. (Meran. F. W. Ellmenreichs Kommissionsverlag.)

Nach dem Nordpol. Dessen Bewohner, Kultur, Erfindungen, Volkserziehung. Eine sozial-reformatorische Studie aus den Memoiren eines welterfahrenen Philanthropen von Josef André. (Meran. F. W. Ellmenreichs Kommissionsverlag.)

Weidmannsheil. Von Josef Pelikan v. Planenwald. (Prag.)

Scheffel als Freund der Berge. Dargestellt im Rahmen eines Lebens- und Charakterbildes von Friedrich Stober. Mit vielen Abbildungen. (Wien. Verlag des deutschen und österreichischen Scheffelbundes. 1909.)

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. II. Der Kampf der Nationen. Von Richard Charmatz. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 243. Band.) (Leipzig. B. G. Teubner. 1909.)

Großgrafschaft — Vogtei — Kirchspiel. Von Lasse. Ein Beitrag zur Geschichte der Heimatkunde des Kreises Neustadt am Rübenberge. Mit Abbildungen und Karte. Von Heinrich Kühnhold. (Neustadt am Rübenberge. W. Sicius. 1909.)

Im eigenen Hause nicht teurer als in einer Mietswohnung, Rentabilität des Eigenhausbaues von F. Flur. (Wiesbaden. Westdeutsche Verlagsgesellschaft. 1909.)

Graesers Schulausgaben klassischer Werke (Wien): **Iphigenie auf Tauris.** Von Goethe. — **Sapho.** Von Franz Grillparzer. — **Spaziergänge eines Wiener Poeten.** — **Schutt.** (Auswahl von Anastasius Grün.) — **Leiden des jungen Werthers.** Von Goethe.

Induktionsapparate. Modellbogen und Anleitung zur Selbstherstellung verschiedener Elektrisierapparate und Funkeninduktoren von Ernst Honold. (Ravensburg. Otto Maier.)

Der Heliograph, ein Spielapparat, der es gestattet, durch Spiegel selbst auf weite Entfernungen Zeichen und Nachrichten zu geben, kann nach den Modellbogen und der Anleitung des 29. Bändchens der Sammlung „Spiel und Arbeit" (Ravensburg, Otto Maier) von jedem Jungen mit Leichtigkeit aus Zigarrenkistenholz hergestellt werden.

Zeitweiser (Jahrbuch, Kalender) des Bundes der Deutschen in Niederösterreich für das Jahr 1910. 4. Jahrgang. Geleitet von Matth. Lepschi. (Wien. Verlag des Bundes der Deutschen in Niederösterreich.)

Amtliches Handbuch der Jubiläumsausstellung der Handwerker Steiermarks. (Graz. 1908.)

Sohnreys Dorfkalender 1910. Herausgegeben vom deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege. (Berlin. Trowitzsch u. Sohn.)

aus der Erhebung Tirols: die Reise der beiden Tiroler Straub und Huter, „die Anno neun zum Kaiser fuhren um Pulver und Blei und dann die schwere Heimkehr hatten". V.

Leben. Gedichte von Ernst Ferd. Neumann. (Dresden. O. & R. Becker. 1909.)

Den Lesern des „Heimgarten" ist der Dichter E. F. Neumann sehr wohl bekannt. Kein Versteher und Empfinder echter Lyrik übersieht die oft geradezu wundersamen Naturstimmungsbilder, die dieser Sänger uns gegeben hat. — Nun ist von dem Dichter eine größere Sammlung von Poesien erschienen, in der wir nicht bloß die uns liebgewordenen wieder finden, sondern auch viel Neues, das an Wert jenen nicht nachsteht. Vom Leben, Natur, Frühlingslieder, Rosenlieder, Liebeslieder, Wanderlieder, Herbst, Hohe Feste, Bilder, Scherz — so sind die verschiedenen Abteilungen benannt, deren Inhalt gar vielfach das Menschenherz bewegen, rühren und begeistern. Wir machen auf diese Lebenslieder aufmerksam; sie sind schöne, bedeutsame Offenbarungen einer deutschen Seele. Es finden sich in diesem Buche Lieder, die an Formvollkommenheit und Gehalt Goetheschen Geist atmen, unbeschadet vom modernen Hauch, der sie durchfrischt.

Hans Thoma und seine Weggenossen. Eine Kunstgabe zu des Meisters 70. Geburtstage. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin. 30 Vollbilder in vollkommener Doppeltonwiedergabe nach Werken des Meisters und seiner Weggenossen. Mit einer Einleitung von Wilh. Kotzde. (Mainz. Josef Scholz.)

Eine Reihe von Namen ist in diesem Hefte vertreten, von denen jeder einzelne vollen, gültigen Klang hat. Hans und Cella Thoma, Arnold Böcklin, Wilh. Leibl, Eugen Bracht, Viktor Müller, Johann Wilh. Schirmer (der Lehrer des jüngeren Geschlechtes), Karl Haider, Louis Eysen, Adolf Stäbli, Otto Frölicher, Peter Burnitz, Albert Lang, Emil Lugo, Wilhelm Trübner, Karl v. Pidoll, Wilh. Steinhausen — sie alle sind mit schönen Werken vertreten.

Lieder aus der Steiermark. Von Uto v. Melzer. (Graz. Franz Pechel. 1909.)

An diesem Büchlein, so klein es ist, darf man nicht vorübergehen, besonders wenn man ein Steirer ist. Heimatsliebe, Naturfrömmigkeit, Ahnen ewiger Geheimnisse — wie echten Ausdruck findet das in diesen Liedern!

Die Tauernbahn, Staatsbahnlinie Schwarzach = St. Veit—Spittal = Millstättersee, und **Städtebilder aus Österreich.**

Unter diesen Titeln sind soeben in handlichem Format sehr reich illustrierte und hübsch ausgestattete Propagandaschriften erschienen, die vom k. k. Eisenbahnministerium herausgegeben, geeignet sind, einen Begriff der landschaftlichen Schönheiten eines Teiles unserer Monarchie zu geben. Die Redaktion und künstlerische Anordnung beider Broschüren wurde von Dr. Friedrich Benesch besorgt, und sind die einzelnen Artikel trotz kurzer Fassung inhaltsreich und klar geschrieben, die Illustration hiezu zweckmäßig ausgewählt. (Wien. R. Lechner [Wilh. Müller], k. u. k. Hof= u. Univ.=Buchhandlung.) V.

Meyers kleines Konversationslexikon. 7. Auflage, vollständig.

Soeben ist der 6. Band von Meyers, im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig erscheinenden Kleinen Konversationslexikon erschienen und damit eines der nützlichsten und brauchbarsten, zugleich aber auch billigsten Nachschlagewerke vollständig geworden. Man kann deshalb sowohl den unermüdlichen Herausgeber, resp. Verleger als auch die zahlreichen Besitzer der 7. Auflage dieses Handbuches beglückwünschen, welche es nun als Ganzes zu benützen in der Lage sind und reichen Nutzen daraus schöpfen können. Dieser Schlußband umfaßt die Artikel von „Schönberg" bis „Zz" und enthält außerdem 200 Seiten „Nachträge und Ergänzungen". Auch hier finden wir eine reiche Zahl der prächtigen farbigen und schwarzen Tafeln, Karten und Pläne, welche die Verlagsanstalt so musterhaft herstellt, auch hier manche Artikel, welche trotz der notwendigen knappen Fassung eine kleine Monographie genannt werden können. Auf allen Gebieten sind die Forschungen bis auf den heutigen Tag berücksichtigt. Kein Benützer dieses Lexikons wird beim Nachschlagen unbefriedigt sein, die weitgehendsten Ansprüche erscheinen berücksichtigt. Man wird dies begreiflich finden, wenn man in Betracht zieht, daß die 6 Bände mehr als 130.000 Artikel und Nachweise, 639 Bildertafeln, Karten und Pläne und 127 Textbeilagen enthalten. So möge denn dieses brauchbare Werk nach seiner jetzigen Vollendung den vielen Tausenden, die es gebrauchen werden, Nutzen und Belehrung bieten. Es ist ein bewunderungswürdiges Werk deutschen Fleißes, typographischer und künstlerischer Technik.

Dr. A. Schl.

Alpenklänge. Ernstes und heiteres Allerlei von Josef Sperat. 1. Band. (Klagenfurt. Verlag des Verfassers. 1909.)

Ein reizendes, liebenswürdiges Büchlein, aus= und inwendig. Freunden volkstümlichen Humors und steirischer Mundart zu empfehlen.

Büchereinlauf.

Elisabeth Kött. Roman von Rudolf Hans Bartsch. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.)

453. Ortsgruppe Gießhübel-Schönau, Böhmen.
454. Verein des Deutschen Volkstheaters und Direktor Weiße, Wien.
455. Verein deutscher Hochschüler, Krems.
456. Deutsche Finanzrechnungs- und Kassebeamte, Graz.
457. Deutsche Mittelschüler, Pettau.
458. Voigtsche Forstverwaltung, Görtschach, Kärnten.
459. Gemeinde Niedergeorgental, Böhmen.
460. Artur Perger, Mißling, Steiermark.
461. Gemeinde und alle Vereine, Windischgraz, Steiermark.
462. Gerhard Ditmar, Wien.
463. Hotzenplotzer Zuckerfabriks-Aktiengesellschaft, Hotzenplotz, Schlesien.
464. Einige deutsche k. k. Rechnungsbeamte, Wien.
465. Alpine Gesellschaft „D' Voistaler", Wien.
466. Ludwig Wolfrum, Aussig, Böhmen.
467. Franz Huemer & Ko., Riedenburg, Salzburg.
468. Dr. Philipp Ritter v. Gomperz, mähr. Landtagsabgeordneter, Brünn.
469. Landtagsabgeordneter Arnold A. Grünfeld und Dr. Ernst Otto Grünfeld, Brünn, Mähren.
470. Viktor Ritter v. Bauer, Brünn, Mähren.
471. Johann Rizzi, Villach, Kärnten.
472. Ferialverbindung „Carniola", Laibach, Krain.
473. Sechzehn Personen in Fulnek, Mähren.
474. Die deutschen Beamten der Aussig-Teplitzer Eisenbahn.
475. Dr. Kresta mit 40 Herren, Jägerndorf.
476—480. Ludwig Lobmeyr, Herrenhausmitglied 2c. 2c., Wien. (10.000 K.)
481. Bezirksansschuß Staab, Böhmen.
482. Leopoldstädter Männergesangverein, Wien.
483. „Drei Brüder", Krems.
484. Johann Etrich, Spinnerei und Weberei, Trautenau, Böhmen.
485. Frl. Bianca v. Hebenstreit und Frl. Berta v. Gasteiger, Innsbruck-Graz.
486. Paula Weitlof, Wien.
487. Klub „Deutsche Kegler", Wien.
488. Frau Prof. Apoline Leonhardi u. Rich. Kropp, Bodenbach, Böhmen.
489. Anton Buchmann, Laibach, Krain.
490. Gemeinde Mistelbach, Niederösterreich.
491. Spar- und Vorschußvereine im Gerichtsbezirke Tannwald, Böhmen.
492. Privatbeamte, Aussig, Böhmen.
493. „Heil Steiermark", Wien.
494. Prof. Dr. Rossa, Graz.
495. Josef Rotter, Hoflaternenfabrikant, Neutitschein, Mähren.
496. Steiermärkische Eskomptebank, Graz.
497. Stadtgemeinde Bruck a. d. Leitha, Niederösterreich.
498. Ortsgruppe des Vereines der Staatsbeamten deutscher Nationalität in Böhmen, Trautenau.
499. Ein Schriftsteller in Kärnten.
500—501. Ortsgruppe Neubau des Deutschen Schulvereines, Wien. (4000 K.)
502. Verein „Deutsches Haus", Brünn, Mähren.
503. Frau Anna Jaeger, Private, Asch, Böhmen.
504. Kyffhäuserverband des Vereines deutscher Studenten, Göttingen, Deutschland.
505. „D. E.", Spittal a. d. Drau.

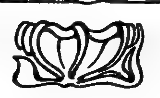
Sächsischer Volkskalender 1910. (Dresden. Verlag: Niederlage des Vereines zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreich Sachsen.)

Der gemittliche Schläfinger. Kalender für 1910. Herausgegeben von Robert Sabel. Schweidnitz. L. Henge.)

Österreichischer Arbeiterkalender für 1910. Herausgegeben im Auftrage der Parteivertretung der österreichischen Sozialdemokratie. (Wien. Ignaz Brand & Co.)

Von der Heide. Monatsschrift für Kultur und Leben. Herausgegeben von Viktor Orendi-Hommenau. (Temesvar.) Ein gar warmherziges Volksblatt edelgeistigen Stiles.

☛ **Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



G. S., Wien. Was den konfessionellen Unterricht betrifft, stehen wir auf dem Standpunkt unseres Volksschulgesetzes. Wird dieses in bezug auf Religionsunterricht strenge durchgeführt, dann halten wir die „Freie Schule" für überflüssig.

H. Z. W., Wien. Wenn jemand infolge seiner Lebenserfahrung und geistigen Entwicklung die Weltanschauung ändert, so ist das nur natürlich und redlich. Sie aber wechseln Ihre Überzeugung öfter als Ihre Wäsche. Die Aufsätze liegen im Verlag „Leykam" zum Abholen bereit.

F. T. M. U. Ihrem Briefe und Ihrem Gedichte nach zu schließen haben Sie sich dumm studiert. Radikalmittel dagegen: Körperliche Arbeit unter Leuten mit Hausverstand.

O. J. in G. Für diesen Jahrgang sind wir mit Literaturaufsätzen reichlich versehen. Vielleicht später einmal. Es wäre viel zu sagen über die Wichtigkeit der Volksmundarten, und daß man mundartliche Dichtungen auch dann noch ernst zu nehmen hat, wenn sie heiter sind.

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen.

Sechstes Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung.

433. „Walter", Troppau.
434. „Ein Werk in Krain."
435. Ferialverbindung „Germania", Troppau.
436. Frau Johanna Siegmund, Reichenberg.
437. Josef Eberle, Wien.
438. Hermann Bührlen, Wartberg, Steiermark.
439. A. Ritter v. Leuzendorf, St. Lorenzen, Steiermark.
440. Paul Theyson, Rumburg, Böhmen.
441. Karl Faber, Wien.
442. Karl Redlich, k. k. Baurat, Wien.
443. Nikolaus Süß, Großgmain, Salzburg.
444. Günther Holenia, Klagenfurt.
445. Stadtgemeinde Bozen.
446. Vereine aus Braunau, Böhmen.
447. Beamte der Hauptkasse der Stadt Wien.
448. Hugo v. Noot, Wien.
449. Frau Irene v. Noot, Wien.
450. Beamte der Wiener Stadtbuchhaltung, Wien.
451. Karl Kayser, Wiesbaden, Deutschland.
452. Familie Richter v. Wittbach, Mildenau, Böhmen.



Drei Augen.

Ein Roman aus unserer Zeit von **Peter Rosegger.**

Aller Kräfte größte ist die Wahrheit.
Aller Wahrheit beste ist die Weisheit.
Aller Weisheit höchste ist die Güte.

Erstes Kapitel.

Am ersten Tage der Freiheit.

Zwei junge Burschen verließen das Wiesental und stiegen in den Wald ein, der den steilen Berghang bestand. Es war dunkler, kühler Fichtenwald. Die Burschen waren von etwa zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren. Jeder hatte einen Rucksack am Rücken, stramm bepackt mit Dingen, die man auf der Alm nicht braucht, und wahrscheinlich nicht bepackt mit Notwendigem. Studenten konnten es sein nach der Kleidung und nach der Gelenkigkeit. Der schlanke Große stieg sehr flink aus; der kleine Untersetzte hielt sich gemäßigter.

„Du laufst wie ein Narr!“ rief dieser Kleinere dem Vorauseilenden nach, „mein Vater sagt, beim Bergsteigen muß man langsam anfangen.“

„Nun, so fang' langsam an“, antwortete der Schlanke, sich kaum wendend und seine weiten Schritte nicht einen Augenblick unterbrechend. „Du wirst halt zurückbleiben“.

Und das war es auch. Der Kleinere ging langsam und blieb zurück, er sah den Kameraden nur noch durch das Gestämme seinen

506. Friedr. und Otto Wagenmann, Wien.
507—509. Bezirk Saaz, Böhmen. (6000 K.)
510. Sparkasse Saaz, Böhmen.
511. Dr. Otto Binder, Arzt, Ritter des Franz Josef-Ordens, Suczawa.
512. Ortsgruppe Krieglach des Deutschen Schulvereines und der Südmark.
513. Dr. Kresta mit 40 Herren, Jägerndorf, Schlesien.
514. Vereine von Jägerndorf, Schlesien.
515. E. und R. Geißler, Reichenberg, Böhmen.
516. „Ungenannt", Klagenfurt, Kärnten.
517. Deutsch-akademische Tafelrunde, Merkenstetten, Niederösterreich.
518. „Schlaraffia Pontana", Brüx, Böhmen.
519. Dekanat der medizinischen Fakultät, Graz.
520. Mitglieder des Verbandes deutscher Rechtsanwälte in Böhmen, Leitmeritz.
521. Mitglieder des Verbandes deutscher Rechtsanwälte, Prag.
522. Dr. Friedr. Kaufmann, Advokat, Prag.
523. Die Sonntags- und Montagsgesellschaft im Hotel „Stadthof", Zwittau, Mähren.
524. Stieglbrauerei in Salzburg, Grieskirchen.
225—526. Werksbeamte der Berg- und Hüttenwerksgesellschaft, Witkowitz. (4000 K.)
527. C. Angerer & Göschl, Christof Reißers Söhne, Dr. Ad. Bösch, Wien.
528. Ludwig Zeller, Parsch, Salzburg.
529. Sparkasse der Stadt Innsbruck, Tirol.
530—531. Zuckerraffinerie-Aktiengesellschaft, Troppau, Schlesien. (4000 K.)
532. Heinrich Janotta, Troppau, Schlesien.
533. Dr. Ernst Boeck, Troppau; Dr. Herm. Hinterstoißer, Teschen; Dr. Fritz Pendl, Troppau.
534. Josef Richard v. Sobitschka, Landtagsabgeordneter, Prag.
535. Familie W. F. Olbrich, Freudenthal, Schlesien.
536. Die Beamten und Angestellten der Wiener Handels- und Gewerbekammer, Wien.
537. Die Beamten des k. k. Hauptzollamtes, Wien.
538. Der akademische Turnbund, Jena.
539. Turnkreis „Deutschösterreich", Wien.
540. Erster Währinger Turnverein, Wien.
541. Gebrüder Leube, Gartenau, Salzburg.
542. Olmützer Sparkasse, Olmütz.
543. Ferdinand Wieger, Wien.
544. Akademische Verbindung „Ostmark", Wien.
545. Fritz Redlich, Göding, Mähren.

Höhe der gezeichneten Summe **1,090.000 Kronen.**

Wien, am 14. Oktober 1909.

Der Deutsche Schulverein,
Wien, I. Bräunerstr. 9.

Mitteilung der Redaktion.

Im nächsten Hefte des „Heimgarten" beginnt: „Drei Augen." Ein Roman aus unserer Zeit von Peter Rosegger.

(Geschlossen am 20. Oktober 1909.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Mörk. — Druckerei „Leykam" in Graz.

sie gar nicht Brüder waren, auch nicht Verwandte, und am wenigsten Feinde. Sie wären sich wahrscheinlich nie nahe gekommen, wenn sie nicht ihr zufällig gleicher Name anfangs gegenseitig aufgezeigt, dann betrotzet und endlich zusammengeführt hätte. Der Kleine war der Sohn eines Bauers aus dem Leingau und hieß Johann Schmied. Der Schlanke war aus dem Unterschatt, eines Mühlenbesitzers Einziger, und hieß Johannes Schmied. Der Kleine war ein fleißiger Schüler und wurde besonders von den Lehrern der Geschichte und der lateinischen Sprache für die Klasse als Muster aufgestellt; auch der Katechet schrieb den Namen Johann Schmied in sein kleines Ehrenbüchlein und las ihn manchmal zur Erbauung des Kollegiums heraus. Obschon dem Schlanken es nicht ganz so gut ging mit den Wissenschaften, glaubte doch auch er ein Recht zu haben auf den Glanz des Namens und schrieb sich nicht länger Johannes, sondern Johann Schmied. Den Kleinen wurmte das ein wenig, er sagte aber nichts, sondern schrieb sich von nun ab: Hans Schmied. Dieweilen aber auch der „Hans" bald zu gleichem Ansehen kam, so konnte man auf den Schreibtheken des Müllerssohnes ebenfalls „Hans Schmied" lesen. Da sandte der sanftmütige Kleine eines Tages zwei Kameraden seiner Bank in die vorletzte, um den Müllerischen zu fragen, warum er sich erst den Namen Johann und jetzt den Namen Hans anmaße? Der antwortete kurz und scharf: „Ich heiße Johannes und kann mich Johann schreiben oder Hans, wie ich will! Wem's nicht recht ist, der soll nur kommen!"

Der kleine Hans war über diese Dreistigkeit gar nicht einmal erbost, im Gegenteil, es tat ihm heimlich ganz wohl, daß der große, schöne, vornehme Großmüllerssohn just so heißen wollte wie er. Und eines Tages, nachdem dieser Große, Schöne, Vornehme in Mathematik und Latein mit einem verhängnisvollen „Zweier" gemaßregelt worden war, schrieb der Kleine an ihn also: „Lieber Kollege Schmied! Wenn du Hans Schmied heißen willst, so mußt du fleißiger studieren. Hans Schmied."

Der andere antwortete „umgehend": „Lieber dummer Schmied! Studieren tu ich ohnedem, aber verstehe das Teufelszeug nicht. Dich geht's nichts an. Hans Schmied."

Noch an demselben Tage tat der Kleine zurück: „Lieber Kollege! Mich geht's was an, weil du meinen Namen tragst. Wenn du's nicht verstehst, so will ich dir helfen. Ist es dir recht, so komme ich dreimal in der Woche zu dir und wir machen miteinander die Aufgaben. Hans Schmied."

Und rasch der Große: „Du bist ein Hund! Ich bitte dich, hilf mir, daß ich meinem Alten nicht das Leid antun muß, durchzufallen. Jede Stunde ist's mir recht. Dein dich liebender Hans Schmied."

Bergstock heftig in den Boden stoßend, mit schnellen Schritten ansteigend und manchmal munter über eine Baumwurzel stolpernd. Der Kleine hatte keinen Bergstock und auch keinen anderen. Denn sein Vater hatte nämlich auch gesagt, der Mensch solle sich nicht zu früh den Stock angewöhnen. Es müßten zwei Beine genügen. Und sie genügten auch, der Bursche kam leicht und ruhig empor. Aber den Freund hatte er aus den Augen verloren. Nicht auf lange.

Nach einiger Zeit hatte der Wald aufgehört, es war grüner, ruppiger Almboden, und auf einem Bühel desselben, wo man schon Berge sieht, die hinter den dunklen Baumwipfeln massig aufsteigen, saß der Große. Er hatte den Hut weggeworfen und trocknete sich mit einem weißen Tüchlein den Schweiß. Es strich ein erfrischendes Lüftchen. — Man solle sich erhitzt nicht der kühlen Luft aussetzen, wollte der Kleine mahnen, er unterließ es aber. Es hilft ja so nichts, dachte er, folgen tut er und tut er einmal nicht. Er ist einmal ein Leichtsinn. Seine Weisheit bei sich behaltend, ging er langsam über die Matten anwärts und an dem Freunde vorüber, ohne stehen zu bleiben. Dieser saß noch ein Weilchen auf dem wohligen Hügel, sprang dann auf, setzte wieder den Schnellschritt ein, lief seitab, einmal nach rechts, einmal nach links, um Alpenrosen zu suchen, oder gar einem Bergwiesel nachzujagen. Weil er das aber nicht erwischte, fluchte er ihm lustig ein Schimpfwort nach.

Kein Walddach bekamen sie mehr über ihre Häupter; bis auf einzelne dichte Baumgruppen, die auf den Almen standen, blieb alles frei; die Aussicht weitete sich, hinter dem einen Berg kam der andere hervor und die Gegend sank immer tiefer nieder vor den Augen der jungen Touristen. Die schauten ununterbrochen hinaus, auch der Kleine während des Gehens, obschon er wußte, daß man auf den Steig achten muß und das Hinunterschauen während des Gehens nichts taugt. Sie waren zu lange durch Gräben und Schluchten gewandert, durch langweilige Engtäler, als daß sie nicht hätten ferndurstig werden sollen. Die köstliche Hochluft, die da war, hauchte süßen Kohlröserlduft; der Himmel war blau, fast blauer als blau, und spannte sich still und rein übers ganze Land.

Das wird eine Bergtour werden! Der Schlanke stieß einen schmetternden Juchschrei aus. Wenn dieser blaue Himmel von Glas gewesen wäre, der Juchschrei hätte ihm ein Loch gestoßen, so ungestüm war er. — Die beiden Jungen waren erst ausgekommen. Der dritte Tag nach der Matura! Mehr braucht man nicht zu sagen. Bei dem einen artete die Glückseligkeit in eine fast gewalttätige Lust aus, bei dem andern verblieb sie in einer stillen Vergnüglichkeit.

Diese beiden Alpenwanderer waren jene zwei Burschen, die man im Gymnasium allgemein die feindlichen Brüder genannt hatte, obschon

kleine Münzen wirft zum Auffangen. Und als sie munter auffingen und sogar kühnlich zurücktaten, hub er an, sich breiter zu geben. — An der niedrigen Hüttentür, unter deren oberem Rand ein träges Räuchlein herauskroch, zeigte sich die Sennin. Eine festgebaute, barfüßige Person, an der keine andere Zier war als ein sorfältig geflochtener Haarkranz um den runden Blondkopf. Unsere Studenten sahen sie nicht einmal daraufhin an, ob sie hübsch sei, als vielmehr daraufhin, ob sie etwas zu trinken habe.

„Bier?“

„Nix nit.“

„Wein?“

„Is ausgangen.“

„Also in Gottsnam Wasser!“

„Habn mar ah koans.“

Die Burschen schauten einander an. Auch kein Wasser? Das man doch überall findet, mehr als nötig. Was gibt's denn mehr auf der Welt als Wasser. Verschmähen haben wir's heute wollen und jetzt wär' um Geld und gute Worte gar kein's zu haben?

„Der Halter bringts erst in der Buttn. Leicht mögn d Herrn a Mili?“

„Ja, Milch! Viel Milch!“

„In der Schüssel oder im Häfen?“

„Was ist denn da für ein Unterschied?“ fragte der Große den Kleinen, der in allen Landsitten Bescheid wußte.

„In der Schüssel ist sie zum Essen mit Löffeln; im Häfen ist sie zum Trinken“, sagte der Kleine.

„Im Häfen, im Häfen!“

Als sie sich geatzt hatten, wurden sie merklich lebendiger. Kecker banden sie mit dem ältlichen Herrn an und es kamen allerlei gescheite Meinungen zutage, wobei natürlich die Jugend Lehrer, das Alter bescheidener Hörer war. Obschon dieser Zuhörer manchmal verdächtig schmunzelte.

Plötzlich ein Windstoß, daß vom Boden Sand aufstob. Und wie man ausschaute, stand hinter den Felsriffen eine nebelige Wand auf.

„Waschnaß werdn die Herrn! Waschnaß!“ rief die Sennin. „Wann S noh so lassn, abi kemmen S neamer!“

Abikemmen? Aber sie wollten doch nicht „abikemmen“, die jungen Touristen, sie waren ja gerade heraufgekommen und wollten dableiben. Jetzt freilich fiel es ihnen ein, sie hatten sich noch gar nicht nach einer Nachtherberge erkundigt. Schwer erschraken sie, als das Weibsbild in seiner Gebirgsmundart erkärte: „Ih han ka Bed und nix nit.“

Das war der Notenwechsel gewesen. Schon am nächsten Tage kam der kleine Hans zum großen Hans. Drei Monate lang schufteten sie mitsammen. Am Abend des Maturatages konnte der Große nach Hause depeschieren: „Durch!" — Freilich hatte diese Sparsamkeit des Sohnes dem Müller eine schlaflose Nacht gekostet, bis am nächsten Tage der Junge selbst mit freudeglühendem Gesichte alle Zweifel aufhob, ob das Telegramm durchgefallen oder durchgekommen heißen solle.

Solches hat zur Vorgeschichte müssen erzählt werden. Und nun zu Lohn und Kron' die Wanderung ins Hochgebirge.

Das waren die zwei einsgewordenen Hans Schmiede. Eins im Herzen, wie der Kleine sagte, aber nicht eins im Sinn, wie der Große vervollständigte. Das will er sich nicht nachsagen lassen, mit dem kleinen, unausstehlich Tugendhaften eines Sinnes zu sein! Der kleine Hans wollte an diesem Tage noch bis zur Kremmelhütte hinauf; der große Hans wollte in der Sennerei übernachten, die dort in der grünen Mulde lag, unterhalb des teils mit Legföhren bewachsenen Felsriffes. Er war müde geworden. Der Kleine erbot sich, seinen Rucksack zu tragen. Für diesen Schimpf erntete er einen nicht sonderlich ernst gemeinten Faustſtoß an die Achsel. Es biß ihn, dem Großen die Ursache der Müdigkeit zu nennen, dachte aber, eben weil er müde geworden, sei das überflüssig; der werde es sich schon merken, daß ein Bergsteiger, der als Hase anhebt, als Schnecke aufhört.

Die Sonne war schon hinter den Riffen hinab, dann verschwamm sie, und der scharfe Glanz, der über dem Lande gelegen, verlosch vor der Abendstunde. Der Steig zu der Sennerei war vor lauter großblätterigem Huflattich kaum zu finden; die Wanderer gerieten immer in Erdlöcher, die unter den Blättern verborgen waren. Almvieh, scheckige Kühe und braune Stiere, trottete aus den kuppigen Matten herüber, und die Weiserin mit der Blechglocke fand die verwachsenen Steige genauer als unsere akademischen Wanderer, die den Rindern jetzt nachfolgten. Von der Hütte her eine helle Stimme. Der Große meinte, das Willkomm gelte ihnen; der Kleine lachte, er wollte sich nicht anmaßen, was den Viehern galt.

Vor der Hütte, an einem schmalen, langen Brettertische, saß ein Mann in verschabter Lodenjoppe und Lederhose, mit nacktem, nicht gar braunem Kniegelenke und halbkurz gestutztem grauenden Vollbart. Er nahm sich erst kaum die Mühe, den Kopf zu heben. Als die jungen Leute aber höflich vor ihm die Hütlein lüpften, erwiderte er den Gruß mit einem herablassenden Handwinke. Sie setzten sich an den Tisch; es hub ein etwas zerhacktes Gespräch an, bei dem es sich allmählich zeigte, daß der Mann ein Stadtherr war, und sogar einer der feineren Gattung. Anfangs hatte er ihnen seine kurzen Bemerkungen hingeworfen, wie man Kindern

Als der sehr freundlich gewordene Herr schon vieles erfahren hatte aus dem Leben und Treiben der Jungen, fragte er: „Und welchen Weg werdet ihr jetzt nehmen im Gebirge?“

Der kleine Hans war nicht redegewandt, daher ließ er zumeist den großen allein sprechen, obschon er manches besser und genauer gewußt hätte als der gern ein wenig aufschneiderische Kollege. Dieser antwortete auf die Frage des gemütlichen Herrn:

„Welchen Weg? Ich denke, den besten. Morgen, sobald es tagt, brechen wir auf und marschieren hinauf bis zur Kremmelhütte. Dort wird gefrühstückt. Dann gehen wir ins Kar, dann auf den Breitnock und übers lange Grat hinein, dann über den weißen Garten, und am Lanzstein speisen wir zu Mittag. Hernach besteigen wir den Berg und steigen ab zu den drei Augen, wo wir übernachten. Am folgenden Tag gehen wir ab ins Melkstubental.“

Nachdem der Junge sonst nichts aufzählte, sagte der Herr: „Nun — und weiter?“

„Wohin weiter, werden wir erst sehen.“

„So“, sagte der fremde Herr, den sie sich entschlossen hatten Doktor zu nennen, weil er seinen Namen und Beruf nicht offenbarte. Wenn ihm Doktor nicht recht ist, wird er's schon sagen. Aber er sagte nichts als „So“. Das sagte er ruhig und sehr ernst. Die Asche schlang er von der Zigarre, schaute den jungen Leuten fast strenge ins Gesicht, dem einen und dem andern, und begann so zu sprechen: „Euer Plan geht also nur durch den morgigen Tag. Da wißt ihr Bescheid, prost Mahlzeit, da wißt ihr Bescheid! Ich will nur einige Ungenauigkeiten berichtigen, ihr erlaubt schon. — In der Kremmelhütte wollt ihr frühstücken. Wisset ihr auch, daß die Kremmelhütte von hier aus in starken fünf Stunden zu erreichen ist? Da müßt ihr erst den Roßkammpaß übersteigen und die Hiefelsteinmauer hinauf. Dazu brauchet ihr einen Führer, der euch anseilt. Die Kremmelhütte ist nicht bewirtschaftet und wohl auch versperrt, da könnt ihr nur frühstücken, wenn ihr selbst was mit habt. — Nachher von der Kremmelhütte also ins Kar hinein, drei Stunden über Geschütte und Felsblöcke. Nicht markiert. Steinschlag. Dann kommt der Breitnock, Kinder, das ist ein strenger Herr! Der fordert manchmal sein Mautgröschlein. Vor einigen Jahren hat er einen Touristen mitsammt den zwei Führern über die Wand hinabgeworfen, in den weißen Garten hinein. Der weiße Garten, das ist nämlich ein Gletscherfeld mit tausend Spalten und Schründen, die aber stets tückisch mit Schnee bedeckt sind, so daß sie einer erst wahrnimmt, bis er unten liegt — in Eis gekühlt bis auf den jüngsten Tag. Vom Gletscher bis zum Lanzstein geht's überhaupt nicht, da sind die Dohlenschluchten, oder wie man hier sagt, die Tollschluchten, zwei-

„Die Herren Studiosi werden es mir nachmachen müssen“, sagte der fremde Tourist lachend. „Ich frage in Sennhütten nie nach einem Bett, Gott behüte! Ich wähle das Heu. Dort, das Übergeschoß des Rinderstalles ist voller Heu, so schmiegsam wie Eiderdunen und so wohlduftend wie russischer Tee. Aber jetzt unters Dach, meine Herren!“

Ein schmetternder Blitzschlag hatte die Wolkensäcke zerrissen, so daß es jetzt niedergoß wie aus Kübeln. Mehr wagrecht goß es als senkrecht, so schlug der Sturm drein, und die drei Männer sprangen in die Hütte.

Die Sennin war einverstanden mit allem, was die Herren verfügten. Sie machte auf der Steinplatte ein lebhaftes Feuer, das den schwarzen Hüttenraum erhellte und allmählich auch erwärmte; denn draußen war es dunkel und kalt geworden; der Regen war in Hagel und der Hagel endlich in Schnee übergegangen. Der Schnee wurde als gutes Zeichen erklärt für das schöne Wetter am nächsten Tage. Das letzte Naß, was in den Lüften ist, wird flockig. Dann fegt der Nordwind den Himmel rein wie vor einem Feste, und es kommt die anhaltend schöne Frühherbstzeit. So reimten sie sich's, die in der Almhütte beisammen waren; die Alten wie die Jungen. Im Wetterprophezeien ist ihre Weisheit nicht sehr verschieden. Dann schlug die Sennin alle vorrätigen Eier in schmorendes Schmalz, brachte einen Brotlaib, der mit Steinen zerknüllt und mit Butter eingeschmeichelt werden mußte, um für Gaumen und Mägen aus weicheren Himmelsstrichen genießbar zu sein. Die beiden Burschen beredeten diese Nahrung des langen und breiten. Da fragte der fremde Herr: „Ihr seid wohl am ersten Tage auf der Wander?“

„Ja.“

„Ich habe mir's gedacht.“

Endlich kam das Angenehme. Der große Hans schien schon arg geplangt zu haben nach der Zigarette, denn hastig hatte er die Speisen verschlungen, um bald dran zu kommen. So eilig schlingen sei ungesund, wollte der Kleine belehren, dachte aber: Er wird's schon selber merken, und ersparte sich den frischfröhlichen Fauststoß an die Achsel. Der fremde Herr hatte sich nach dem Essen eine ungewöhnlich große Zigarre angebrannt, es sei eine geschmuggelte, meinte er, und die wären zwar die teuersten, aber die schlechtesten. Indessen schmauchte er sie mit Behagen.

Und während draußen das Gewitter rauschte, drinnen das Feuer flackerte, die Sennin im Stalle beim Vieh war und die Touristen rauchend am rauhbretterigen Tische saßen, huben sie ein Gespräch an, das nach den Notphrasen der Langeweile oder der Bummelwitze endlich Gehalt und Sinn bekam.

Es war schon ein Weilchen still gewesen, da sagte Hans der Große: „Warum die allemal Bed sagt, mit weichem d?"

Die Antwort kam von der Ecke herüber, wo der gemütliche Herr lag: „Weil auf der Alm alle Betten weich sind."

„Wohl auch den Senninnen ihre", meinte der Große halblaut.

„Still sein sollst", mahnte der Kleine, „schlafen will ich!"

Zweites Kapitel.

Die Berufswahl auf dem Heu.

Am nächsten Morgen war tiefer, strenger Winter, soweit Nebel und Schneetreiben die Ausschau offen ließ. Ein rasender Sturm umtobte die Hütte und mauerte alle Löcher mit Schnee zu, so daß des träge brennenden Herdfeuers Rauch kaum ins Freie konnte. Der Halter und die Sennin verrichteten gleichmäßig und schweigend ihre Arbeiten, als wäre es ganz ordnungsmäßig, im August die Fenster voll Schnee zu haben und von der Hüttentür bis zum Stalle den Weg ausschaufeln zu müssen.

Unsere jungen Touristen saßen am Herd und aßen aus der braunen Tonschüssel gemeinsam die Milchsuppe, und zwar mit breiten, runden Holzlöffeln, die vorher im Munde der Sennin und des Halters gesteckt hatten. Der dritte, den sie immer Doktor nannten, hatte sich aus mitgebrachter Konserve selbst ein Gebräu gemacht und dann Kognak dazu getrunken. Etwas triste waren sie. Besonders die Jungen. Auf schlechtes Wetter war ihr Ferienkalender nicht eingerichtet.

„Was sollen wir machen?" fragte der Große.

„Dableiben", antwortete der Doktor. „Wir haben ja keine Wahl. Dableiben, bis der Schneesturm aufhört, und dann hinab."

Und dann hinab!

Der Schneesturm war nicht willens, seinen Tanz sobald aufzugeben, er wurde immer noch ausgelassener, und wo ein Loch, eine Fuge war, da pfiff er höhnend auf die drei Stadtleute hinein, die am glosenden Feuerherde fröstelten. Da fiel es dem großen Hans ein, er wolle wieder ins Heu, was die zwei andern als das Klügste annahmen. Den ganzen Tag lagen sie im Heu, schwiegen, duselten, hörten dem Windgepolter zu und plauderten. Bisweilen kam der Halter und riß mit einem langgestielten Haken Heu aus dem Stoß, um damit das Vieh zu füttern.

Vom Doktor erfuhren sie gesprächsweise, daß er aus der Hauptstadt war, aber kein Doktor bloß, vielmehr noch was dazu. Nebst Doktor nannten ihn die Studenten unter sich auch den alten Herrn, weil er ja allerdings mindestens um dreißig Jahre mehr Klugheit als

bis dreihundert Meter senkrechte Tiefe. Da ist noch kein Seiltänzer darüber hinweggekommen. Dann der Lanzstein! Da wollt ihr zu Mittag speisen. Aber meine Herren, der Lanzstein ist kein Gasthof, sondern eine turmsteile Felsenspitze, die vor einiger Zeit ein Engländer mit drei Schweizerführern besteigen wollte, an dem er aber nach dem ersten Stockwerk umgekehrt ist. Vom Berge dann geht ihr hinab zu den drei Augen. Mich gelüstet's zu fragen, was ihr euch etwa unter den drei Augen vorstellt?"

„Das sind drei kleine Gebirgsseen", riefen die Jungen gleichzeitig.

„Richtig, das sind sie. Drei jener kleinen, tiefen Wassertümpel, wie sie in den Steinwüsten des Hochlandes oft vorkommen und Gebirgsaugen genannt werden oder Meeraugen. Da ist keine weitere Merkwürdigkeit und Gefahr, aber das alte Hospiz dort soll, höre ich, aufgelassen sein, und eine halbverfallene Kirche ist, in der die letzte Maus längst verhungert sein wird. Da ist's nichts. Im Hochtal die einzige Scharte, die zwischen den Wänden ist, führt in die südlichen Abhänge, und wer gut zu Fuß und schwindelfrei ist, kann von der Drei Augen-Kirche in sechs Stunden in das Melkstubental kommen."

„Waren Sie dort, Herr Doktor?" fragte der große Hans.

„Nein, dort war ich nicht, verlange mir auch nicht hin. Ich weiß nur, was davon in diesem Buche steht, in dem ihr auch meine übrigen Angaben bestätigt finden werdet." Damit schob er den Burschen das rotgebundene Buch zu. „Fünf Tage, glaube ich, sind vorgesteckt für den möglichen Teil einer Tour, die ihr an einem Tage macht!"

Die beiden Hänse waren erklecklich kleinlaut geworden. „Wenn es so steht, kann von dieser Tour ja gar keine Rede sein", murmelte der Kleine in seine ausgebrannte Zigarettenhülse hinein.

„Es wird so schlimm nicht sein", meinte der Große, „wagen wir's nur. Frisch gewagt ist halb gewonnen. Geht's nicht, so können wir ja umkehren."

„Ich bin gerade keiner der schlechtesten Touristen", sagte der Fremde, „trotzdem ich stets ohne Führer zu wandern liebe. Nicht wo es gefährlich ist. Die schönsten Punkte der Alpen kenne ich doch. — Was ihr wollt, das ist einfach eine Torheit. Und das Umkehren, wenn es bös wird, das ist nicht so einfach, als ihr denkt."

„So kehren wir halt nicht um", lachte der große Student.

Der Doktor sagte nichts mehr. Nur das eine noch: „Meine Herren, mich dünkt, es ist Zeit fürs Heu."

Hernach führte sie die Sennin „afs Bed" ins Heu. Da lagen sie im trockenen, betäubenden Alpengras, und aufs Bretterdach, das über sie gespannt war, warf der Wind Regen und Schnee.

bungen tausendfacher Art habt ihr gesehen, von erhabenen Philosophen habt ihr euch die Wesenheit der Dinge zeigen lassen; von der modernen Wissenschaft habt ihr die Kritik der Religionen, die schwere Wanderung zur Wahrheit gelernt — und nun sollt ihr, wollt ihr zurück in die enge Dunkelkammer und sollt anderen sagen, was ihr selber nicht glaubt, glauben könnt, weil ihr euer Gehirn mit seinem Inhalt nicht aus dem Schädel zu reißen vermögt. — Priester werden! Graut euch denn nicht vor dem, was euch bevorsteht?"

Diese fast schrill hingeschriene Frage des alten Herrn im Heu blieb ohne Antwort. Aber man merkte nicht, daß sie den Jungen sonderlich nahe ging.

„Glauben oder nicht glauben, damit wollt' ich leicht fertig werden", sagte der große Hans, „das Huhn möchte ich im Topfe haben."

„Du bist ein Strick!" lachte der Kleine.

„So werde ich Jus studieren", sagte der Große.

„Rechtswissenschaft wollen Sie?" fragte der Doktor.

Der Große entgegnete: „Die Gerechtigkeit ist auch was wert. Vielleicht mehr als die sogenannte Liebe."

„Da haben Sie recht, Freund, da haben Sie eine Wahrheit gesagt. Der Kulturmensch eignet sich besser für Gerechtigkeit als für Nächstenliebe, die unter Umständen, wenn der Nächste ein Lump ist, ja eine große Ungerechtigkeit sein kann. Aber glauben Sie mit dem Jus zur Gerechtigkeit zu kommen? Ich rede nicht davon, ob das gerecht ist, wenn Sie in einer juridischen Kanzlei jahrelang arbeiten müssen, ohne einen Groschen Gehalt zu bekommen. Oder ob das gerecht ist, wenn Sie als juridischer Privatdozent Ihre besten Kräfte ohne jegliches Äquivalent dem Staate opfern müssen; wenn die paar Burschen im Hörsaal sich für alles eher interessieren als für Ihre Rechtsvorträge, die ihnen nichts sind als ein notwendiges Übel, um durch die Promotion in die Praxis gelassen, vielleicht eben wieder so arme Schlucker zu werden, als der Dozent oder der Praktikant es ist. Davon rede ich gar nicht. Nur der idealen Seite des Juristen einen Blick. Aufgestellt, Sie nehmen den geraden Weg des Rechtsmannes und werden Richter. Nun können Sie nach Ihrem Gewissen, nach Ihrem Erkennen Recht sprechen — ein allerhöchster Beruf, Arbeitslust und Ehrgeiz vollkommen befriedigend. — Ja, mein Lieber, so ist es aber nicht. Sie dürfen als Richter nicht nach Ihrem Rechtsgefühl und Gewissen urteilen, sondern müssen Ihren Spruch aus jenen schlangenförmigen Dingern schöpfen, die Paragraphen genannt werden. Mit theoretischen, wesenlosen Buchstabenformeln sollen Sie die wirklichen, blutheißen Fälle des Lebens

sie entwickelte. Nun, in der dunklen Heuscheune hub ein Gespräch an, aus dem das Schicksal keimte.

„Was wollt ihr denn einmal werden, meine Jungen?“ fragte der alte Herr traulich von seiner Schichte herüber, „denn nach der Matura taucht dieser Entscheid unabweislich auf.“

„Geistlicher!“ sagten beide Hänse zugleich.

„Was?“ rief der Alte und hob sein Haupt. „Ich verstand Geistlicher!“

„Und das wollen wir werden.“

Ein kurzes Schweigen, dann begann der Doktor einen langen Vortrag. Er sprach von der Torheit, Geistlicher — katholischer Geistlicher zu werden. Nicht, als ob er diesen Stand mißachte, er sei selber Katholik, und gerade deshalb wisse er's. Vom Geistlichen würde er seinen Sohn, wenn er einen hätte, nicht bloß abraten, sondern abzwingen. Das sei nichts für einen Menschen, höchstens für einen alten. „Wenn ein Mann weint, das kann ich nicht leiden; außer wenn ein junger Kaplan weint, da muß ich mitweinen. Es gibt nichts Ärmeres auf dieser Erde, als so einen armen, enttäuschten Kaplan in der Seelsorge. Was hilft es so einem eifrigen Priester, wenn er von einfältigen Leuten wie ein Heiliger verehrt wird, wenn ihn der mürrische Vorgesetzte wie einen Knecht, ja manchmal geringer als seinen Pferdeknecht achtet, wenn es an entsprechender Wohnung, Pflege, ja an anständiger Kost fehlt. Und das ist noch gar nichts gegen den Zwiespalt seiner warmen Menschennatur mit den Satzungen! Dieweilen er ehrlich mit sich ringt, wird er für einen Heuchler gehalten, voll von besonderer Sündhaftigkeit. Überall heutzutage bringt man der Kutte Mißtrauen entgegen und steckt doch in den meisten Fällen nichts drin als ein armer, gequälter, verzagender Mensch. Wer es genau betrachtet, zum Verzagen ist's, wenn alle Aufopferungswilligkeit, alles Verzichten und Dulden umsonst ist — die Leute fallen natürlich vom Glauben, mißtrauen und verachten den, der in einem gewissen Sinne sein Leben für sie, für ihr Heil hingibt. Ist es in solchem Zustande möglich, ein reiner Mensch zu bleiben, nicht in bösen Willen zu fallen, wenn aller gute umsonst war? Wird einer da, wie die Welt einmal ist — zwischen einer bigotten Menge und dem aufgeklärten Kulturkreise, der sich täglich erweitert und das Leben beherrscht — wird einer da nicht gezwungen zum Heucheln und Falschsein? Denn wahr und echt sein verträgt man an einem Priester nicht. Ist er wahr und echt als Mensch und als Denker, so mißverstehen ihn die Gläubigen und es stoßt ihn die Kirche aus oder belegt ihn mit harten Strafen. — Im öffentlichen Gymnasium seid ihr ausgebildet worden, meine Freunde, einen Blick ins große, geistige Leben habt ihr getan, geistige Richtungen und Bestre-

kochenden Brei aufsteigt. Nein, nein, meine jungen Herren, seien Sie ganz überzeugt, Philosophie ist für nichts."

„Aber der Herr Doktor philosophiert ja eben selber!" lachte der Große. „Will er mich nicht mit Philosophie von der Philosophie abbringen?"

Jener war auf diesen etwas boshaften Einwand nicht verlegen. Rasch entgegnete er: „Ihr schlauer Einwand ist der beste Beweis, daß Philosophie für nichts ist. Denn habe ich Sie damit belehrt, bekehrt? Es scheint nicht."

„Also wie ist das?" sagte Hans der Große, „wenn Sie mich mit Philosophie nicht von Philosophie abbringen, so ist sie nichts wert; wenn Sie mich aber mit Philosophie von der Philosophie abbringen, so ist sie doch zu was. Und Sie bringen mich von etwas ab, das doch zu was ist."

Jetzt lachte der kleine Hans laut auf. Das war seine ganze Beteiligung an dem weisen Gespräch.

Der Doktor tat, was der Entgleiste immer tut, er fährt auf unrichtigem Boden. Er redete noch sehr viel Geistreiches und Tiefsinniges, was dem Großen kaum viel einleuchtender war als das Vorhergegangene. Der Bursche fand nun aber einen höflichen und siegreichen Abgang. Lachend sagte er: „Ich erkläre, nicht Philosoph werden zu wollen, und zwar nur deshalb, weil mich die Philosophie des Herrn Doktors eines Besseren überzeugt hat. Es lebe die Philosophie!"

Der fremde Herr fühlte sich nicht abgeführt, er war in der Laune, sich mit dem grünen Jungen noch weiter zu unterhalten. Es war ja wahrlich das Wetter danach. Er begann der Philosophie gegenüber den Materialismus zu preisen. „Die natürliche Entwicklung", sagte er, während seine Beine im Heu sich ein schmiegsames Lager zurechtstrampelten, „die natürliche Entwicklung hat dem vollkommensten Tiere, dem Menschen, alle Sinne gegeben, die nötig sind, um alles, was ist, wahrzunehmen. Was diese Sinne nicht wahrnehmen können, das existiert nicht. Was existiert, das kann mit unseren Sinnen erfaßt und genossen werden. Aus diesem Erfassen und Genießen besteht das Leben, und die Erkenntnis dieser Tatsache nennen wir die Wahrheit. Das ist die wirkliche Wahrheit, nicht die eingebildete der Phantasten."

Jetzt taute plötzlich der kleine Hans auf. „Ich verstehe das nicht", sagte er, „wieso zwischen der wirklichen und der eingebildeten Wahrheit ein Unterschied gemacht wird. Ich habe mir oft gedacht, daß auch das Eingebildete etwas Wirkliches sein müsse, erstens weil es wirklich ist, und zweitens weil es wirkt. Ich unter allen meinen Kollegen habe das kleinste Monatsgeld gehabt und sie haben mich doch immer den Hans im Glück genannt. Ich habe mir alle die guten Sachen, die sich

ausgleichen, dem Gesetzbuche müssen Sie aufs Papier schauen, statt dem zu richtenden Menschen ins Herz. Und wenn Sie endlich aus dem Gesetzbuche nach gewissenhaftester Prüfung ein gerechtes Urteil schöpfen wollen, steht rechts der Staatsanwalt und verlangt für den Angeklagten eine größere Strafe, und links steht der Verteidiger und verlangt Freispruch. Beide auf Grund der Verhandlung, wohlgemerkt, und beide — nach dem Gesetz. Dasselbe Gesetzbuch hat für denselben Angeklagten Ja und Nein und wenn der Richter glaubt, nun zwischen beiden frei wählen zu können, so irrt der Richter und sein Urteil ist selten seiner Überzeugung entsprungen, vielmehr einem Kompromiß. Wenn er einen Angeklagten, sagen wir, gerecht aburteilt, so hat er persönlich kaum eine Genugtuung, weil er ja nur nach dem Gesetz gesprochen hat; wenn er ein ungerechtes Urteil fällt, so kann er sich freilich mit dem Gesetze entschuldigen. Seine persönliche, sittliche Leistung bleibt völlig aus dem Spiele. Der Richter mit seiner Gerechtigkeit ist nichts als der seelenlose Apparat einer Maschine, die vielleicht unter Umständen — geölt wird."

„Der Herr is mar da im Weg, ih brauch Heu!" knurrte der Halter, der mit seinem langen Haken daherkam. So erhob sich der Doktor; der große Hans aber wollte noch antworten auf seine Rede. Er sagte: „Wenn ich geölt sein will, da weiß ich mir andere Berufe. Ich will nicht vierzehn Jahre studieren, um nachher ein Apparat zu werden. Ich nehme mir eine Lebensaufgabe, bei der ich Mensch sein kann."

„Ein Kapitalbursch sind Sie!" lobte ihn der alte Herr, der sich auf den Grasschichten ein neues Nest suchte.

„Philosoph werde ich!"

Diese Meinung kühlte den Doktor wieder. „Wenn Sie Mensch sein wollen", sagte er, „so dürfen Sie kein Schemen sein. Alle Philosophien sind Schemen. Die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte der logischen Irrtümer. Glauben Sie ja nicht, daß die Logik ein verläßlicher Leitfaden ist oder gar eine Wahrheit. Nicht einmal die Mathematik ist das im letzten Grunde. Lauter Schemen. Oder anders: Zwei Pferde und ein Pferd sind drei Pferde, auch wenn es keine mathematische Wissenschaft gibt. Und wenn es gar kein Pferd gibt, kann auch die Mathematik mit ihrem: zwei und eins sind drei keins machen. So ist es mit der ganzen Philosophie; alle Maxime, Theorie und Logik ist nichts ohne irgendeine Wirklichkeit. Man spricht den Unsinn von der Geistigkeit des Gedankens. Was heißt Geistigkeit? Was heißt Gedanke? Woher kommt denn der Gedanke, als von der Materie: Hirn genannt? Welche Nahrung sonst hat denn der Gedanke, als irgendeine Wirklichkeit, und sei es auch nur ein matter Abglanz einer solchen. Philosophie ist gar nichts anderes als flüchtiger Dunst, der aus einem

Falle auch von ärztlicher Hilfe nicht viel versprechen. Die einzige Zuversicht hing noch an der Person, die nie von einer Fakultät, von einer Entfaltung der eingebildeten Welt, von einer Weltgeschichte, die aus dem Magen kommt, etwas gehört hatte. Diese Person, die klotzige Sennin, aber sagte: Sie hätte nichts. Das Mehl sei ausgegangen, auch das Brot, die Eier verzehrt; Speck sei dies Jahr noch keiner in der Hütte gewesen, außer dem, den die fremden Herren etwa in ihren Buckelsäcken mitgebracht hätten. Ein paar Reindeln Milch wären sonst immer gewesen, aber die Kühe hätten es schon wahrgenommen, daß auf dem grünen Futter der Schnee liegt, und ums trockene Heu wollten sie nichts Fettes hertun.

Um die Mittagszeit kam der Halter wieder in die Heuscheune, diesmal hatte er aber nicht den langen Haken bei sich, sondern einen guten Rat. Hans, der kleine Bauernabkömmling, mußte Bericht und Rat in das verständliche Deutsch übertragen. Das Wetter hätte sich geändert. Das Hochgebirge würde tagelang nicht zu passieren sein, aber talwärts gehe es. Der Schnee wäre so weich geworden, daß ihn der Wind nicht mehr heben könne. In den Mulden liege der Schnee mannshoch, aber die Riegel wären kahlgefegt und es dürfte nicht allzu arg plagen, ins Tal zu kommen. — So haben sich die drei in ihre Mäntel gewickelt und die Rucksäcke festgeschnallt. Als die Studenten zur Sennin wollten, um Eigentum auszugleichen, kam ihnen der alte Herr entgegen und erinnerte nochmals, daß er in der Gesellschaft der einzige Materialist sei, weshalb er es für seine Sache erachte, alle Zehrung und Herberge materiell zu schlichten. Studenten sind über solche Eingriffe in die persönlichen Pflichten selten ungehalten, selbst wenn sie reiche Müllerssöhne wären. Schön bedankt hat sich aber nur der kleine Hans, beim großen hat's der edle Müllerstolz nicht zugelassen.

Der Himmel machte noch ein finsteres Gesicht, wie es nach Ausübung einer Zornestat kein Wunder ist; sonst aber war er ruhig geworden, und die drei Touristen strampften wacker davon. Wenn es sonst der Hunger ist, der Wanderer erschöpft, so war er es diesmal, der sie belebte. Je eher sie zum Bärenwirt hinabkamen, je schleuniger konnten sie gesättigt werden. Das Bärenwirtshaus stand an einer Wegscheide, weit draußen im Tale, wo längst kein Schnee mehr lag, wo aus den Wildgräben nur die trüben Hochwässer hervorwirbelten. Dort kehrten sie ein und hielten Mahlzeit. Es hätten sich nach derselben unter Zigarettenqualm gewiß wieder weise Gespräche entwickelt, allein es war später Nachmittag, es drängte die Zeit. Der Doktor dingte sich einen Wagen nach der nächsten Eisenbahnstation, die Burschen strebten einem anderen Tale zu. Beim Abschied hatte der alte Herr dem großen Hans noch eine Karte in die Hand gegeben und dann gingen sie — wie Männer scheiden — schweigend und rasch auseinander.

andere kaufen konnten, für mich bloß eingebildet und noch manches dazu, was man mit allen Schätzen der Welt nicht kaufen könnte. So bin ich reich und glücklich geworden. Wie kann denn aber etwas, das nicht wirklich ist, eine solche Wirkung haben?"

„Lieber Junge", entgegnete der Doktor in väterlichem Tone, „wenn Sie nichts als Ihre wirkliche Einbildung gehabt hätten, so würden Sie längst wirklich verhungert sein und wir hätten kein gutes, einfältiges Kind auf dem Heu. Und wenn Sie sich sehr gut genährt hätten, so würden Sie ein noch regeres und genußreicheres Einbildungsleben haben führen können. Die Tätigkeit des Gehirnes hängt vom Stoffe ab."

„Oha!" rief der Große widersprechend, „haben denn die vollgefressenen, feisten Leute eine lebhaftere Einbildungskraft als die anderen?"

„Das nicht, das nicht", sagte der Doktor; ei, wie geläufig er dozierte. „Alles Unmäßige ist von Übel. Die Natur trifft immer das rechte Maß, leider wird es von menschlichen Einbildungen nur zu oft verrückt. Wer will, daß ihm wohl ist, körperlich und geistig, der muß der Natur folgen. Im Laufe der Zeiten haben sich die Wahrnehmungen und Erkenntnisse aus der Natur angesammelt und ihre Summe nennt man die Wissenschaft. Die Naturwissenschaft, natürlich, eine andere gibt es nicht. Und ein menschlicher Beruf hat sich herausgebildet, um besonders im Körper das natürliche Maß zu überwachen und also das leibliche und damit auch das geistige Wohlsein zu fördern. Die Schicksale der Menschheit, heißt es, stammen aus dem Magen. Und von wem wird der Magen gesund erhalten, das Blut, das Gehirn und damit alle Weisheit und aller Fortschritt?" — Da sie schwiegen, fuhr er fort in fast feierlichem Tone: „Nun also! Und so wollen wir aus unserem Gespräch über die Berufswahl das Fazit ziehen. Die einzige Wissenschaft ist die Naturwissenschaft, in der — wenn wir uns noch ins weitere und nähere einlassen wollten — alle Fakultäten stecken. Und der höchste, universelle Beruf ist — was glaubt ihr, welcher?"

„Der Priesterberuf!" rief unser kleiner Hans.

„Der Arzt!" sagte Hans der Große.

Zu dem streckte nun der Doktor übers Heu die Hand her und sprach gerührt: „Nun endlich, mein Junge, nun endlich!"

Drittes Kapitel.

Abwärts und auseinander.

Bei den Erörterungen über die leibliche Ernährung waren unsere drei Schicksalsbrüder auf dem Heu sehr hungrig geworden. Hans des Kleinen Einbildung, daß er daheim bei Muttern Rauchfleisch mit Speck und Knödeln esse, wollte nicht recht klecken, andererseits konnte man sich in diesem

links zog in die Gegend, Unterschatt genannt, wo die schöne, Tag und Nacht klappernde Mühle stand — nach der plangte der Große. Noch einmal trat dieser jetzt ganz nahe hin zum Freunde, betastete hastig seine Hand und sagte in ziemlich gleichgültigem Tone: „Ich danke dir halt noch einmal!“ Dann wendete er sich seiner Richtung zu und schaute nicht mehr um.

Der kleine Hans schritt betrübt seines Weges, es kam ihm der Weg so breit und leer vor, weil ja keiner mehr neben ihm daherging. Er sann nach, warum der große Freund ihm gedankt hatte. Daß dieser Große ohne ihn ein durchgefallener Maturant wäre, er hatte es vergessen.

Der große Hans wußte es wohl und gedachte, diese köstlichsten aller Ferien noch reichlich auszunützen. Die Alpenpartie war freilich mißlungen. Doch es gibt noch andere Dinge, die schön sind und lustig. Er untersuchte seine Brieftasche und fand sie wohlbestellt. Da kam ihm auch die Visitkarte zwischen die Finger, die der fremde Herr ihm gegeben. Schier hätte sie ihm ein Windstoß davongetragen, noch am Wegrand erjagte er sie. Wenn der Wind diese Karte in den Bach getragen hätte, so würde die folgende Geschichte kaum geschrieben werden.

Auf der Visitkarte standen fein graviert die Worte:

„Hofrat Professor Dr. Viktor Weißband.“

Hans der Große rümpfte die Nase. Ein Professor!

(Fortsetzung folgt.)

Der Leser.

Eine Novelle von **Maxim Gorki**. (Deutsch von Theo Kroczek.)

Es war Nacht, als ich aus einem Hause, wo ich im Kreise mir nahestehender Menschen meine erste gedruckte Erzählung vorgelesen hatte, auf die Straße trat. Man hatte mich gelobt und ich ging langsam durch die öde Straße, während ich zum erstenmal im Leben so ganz empfand, was für ein Genuß es sei, zu lesen.

Im Februar war es; die Nacht war hell, der wolkenlose, sternbesäte Himmel sandte packende Kälte zur Erde herab, die im Schmucke des frischgefallenen Schnees dalag. Die Zweige der Bäume, die über Zäune auf die Straße ragten, warfen wunderliche Schatten auf den Weg, lustig leuchteten die Schneeflocken im freundlichen Mondenschein. Es war keine lebendige Seele zu sehen und das Knirschen unter meinen Füßen war das einzige Geräusch, das die feierliche Stille der Nacht störte . . . Ich dachte: „Gut ist es, unter den Menschen etwas zu bedeuten!“ Und die Phantasie malte mir meine Zukunft in leuchtenden Farben . . .

Nun sie wieder allein ihre Straßen schritten, die beiden Burschen, beredeten sie den Fremden, den sie abwechselnd Doktor und alter Herr genannt hatten. Es kann auch ein hoher Herr gewesen sein, wie sie nanchmal so inkognito in der Welt herumzugehen pflegen. Trotz des kleinen Hansens Bemerkung, nicht so viel reden hätte er sollen, es wäre Holler dabei gewesen, sank die Wagschale mit den guten Eigenschaften doch erfreulich nieder. Das eine aber blieb auch stehen: Wenn wir unter uns allein gewesen wären in der Sennhütte, hätte es noch feiner sein können. Obschon, wie der Große beisetzte, die Sennin nicht ganz so schatzig gewesen sei, wie es im Volkslied heißt.

„Du denkst immer solche Sachen“, sagte der Kleine.

Plötzlich standen sie an einem wilden Bächlein, das vom Hang herabschoß und über den Weg einen Graben gerissen hatte. Der Große mit den langen Beinen kam bequem darüber hinweg, aber auch dem Kleinen gelang der flinke Sprung. Nur eilte dieser nicht wie jener weiter, als er drüber war. Er ging an einen nahen Holzzaun und zog ein langes Brett heraus. Das zerrte er zum Bach und warf es darüber hin als Steg.

„O Närrlein du“, spottete der Große, „den Steg legt man doch, bevor man drüber muß, nicht nachher.“

„Es werden auch noch andere Leute zu gehen haben, vielleicht Schulkinder“, antwortete ruhig der Kleine. Da stand schon auch ein fluchender Mensch da und bedrohte den Jungen, der ihm den Zaun zerrissen. Unter emsigstem Laufen entkam ihm der Kleine, um dann vom Kameraden scheußlich ausgelacht zu werden ob des Liebesdienstes, den er den Mitmenschen hatte leisten wollen und der so schnell die übliche Belohnung auszulösen im Begriffe war. Der grobe Kerl zog das Brett vom Bache weg, um damit seinen Zaun wieder herzustellen. Unbekümmert um die Schulkinder, die am reißenden Wasser nicht weiterkönnen oder in Gefahr sind, zu ertrinken.

Noch eine Nacht waren die Freunde im nächsten Dorfe beisammen. In ihren Strohbetten liegend, plauderten sie noch lange hin und her. Besprachen Freud' und Leid auf dem zurückgelegten Gymnasium, machten sich über einen oder den anderen Lehrer lustig und redeten auch noch über die Pläne der Zukunft. Der kleine Hans Schmied geht ins Theologium. Der große Hans Schmied weiß noch nicht recht, was er machen wird. Das eine wurde schließlich verabredet, daß sie die diesmal verunglückte Partie auf den Lanzstein und zu den drei Augen doch noch einmal mitsammen machen würden.

Am nächsten Morgen, als sie frisch ausgeschlafen und den heißen Kaffee getrunken hatten, teilten sich vor ihnen zwei Straßen. Die eine rechts führte ins Leingau, die sollte der Kleine gehen. Die andere

Aber dennoch haben Sie nicht zu teuer bezahlt, da Sie durch diesen Preis das Bewußtsein errungen haben, daß jetzt einige tausend Menschen in Ihren Gedanken leben, während sie Ihr Werk lesen. Sodann aber sind auch die Aussichten für die Zukunft nicht zu unterschätzen, daß mit der Zeit ... hehe! ... und, wenn Sie mal sterben ... hehehe! ... Für alles dies könnte man wahrlich schon mehr geben, noch mehr als das, was Sie uns gegeben haben — nicht wahr?"

Er lachte wieder sein zermalmendes, beißendes Lachen und sah mich listig aus seinen stechenden, schwarzen Äuglein an. Ich maß ihn von oben herab mit meinen Blicken, und verletzt fragte ich ihn kalt: „Entschuldigen Sie ... mit wem habe ich das Vergnügen, mich zu unterhalten?"

„Wer ich bin? Erraten Sie es nicht? So werde ich es Ihnen fürs erste auch nicht sagen ... Ist denn der Name eines Menschen für Sie wichtiger als das, was er Ihnen sagen will?"

„Gewiß nicht ... Aber dennoch ... ist es sonderbar ...", antwortete ich.

Er faßte mich, ich weiß nicht wozu, am Ärmel meines Überziehers, und leise spöttelnd begann er: „So mag es denn sonderbar sein — weshalb sollte sich der Mensch nicht auch einmal erlauben, aus dem Rahmen des Gewöhnlichen herauszutreten? ... Wenn auch Sie nicht abgeneigt sein sollten, so zu handeln, dann gestatten Sie mir, daß wir offen sprechen. Stellen Sie sich vor, ich sei ein Leser ... ein wunderlicher Leser, der sehr neugierig ist und wissen möchte, wie und weshalb ein Buch gemacht wird ... von Ihnen beispielsweise? Reden wir davon."

„O, bitte sehr!" sagte ich, „mir ist es sehr angenehm ... Derartige Begegnungen und ... Unterhaltungen werden einem ja jeden Tag geboten."

Aber ich log bereits, denn mir wurde all das recht unangenehm. In meinem Innern dachte ich mir fortwährend: was will er? Und weshalb will ich zugeben, daß sich aus dieser Straßenbegegnung irgendein Disput entwickelt?

Und doch wandelte ich noch immer langsam an seiner Seite und bemühte mich sogar, ihm eine freundliche Aufmerksamkeit zu zeigen, was mir allerdings nur mit großer Anstrengung gelang. Dennoch erfüllte mich immer noch viele gute Laune, ich wollte diesen Menschen durch eine Weigerung, mit ihm zu sprechen, nicht kränken, und beschloß, auf mich selbst zu achten.

Am Himmel hinter uns schien der helle Mond, und unsere Schatten lagen unter den Füßen. Sie krochen, in einen dunklen Flecken zusammenfließend, auf dem Trottoir vor uns her, ich sah sie an und

„Ja, Sie haben eine schöne Sache geschrieben! . . . Das ist nicht zu leugnen!“ sagte jemand hinter meinem Rücken. Ich fuhr zusammen, da mir die Stimme so unerwartet kam, und drehte mich um.

Ein kleiner Mann trat an meine Seite und schritt jetzt neben mir her, während er mir lächelnd ins Gesicht sah. Alles an ihm war spitz, der Blick, die Backenknochen, das Kinn mit dem spanischen Bärtchen; seine ganze hagere Figur stach durch ihr sonderbar eckiges Aussehen ins Auge. Er schritt leicht und sozusagen lautlos dahin, als gleite er über den Schnee. Ich hatte ihn in dem Hause, wo ich meine Erzählung vorgelesen, nicht bemerkt, und war jetzt infolge seiner Anrede erstaunt. Wer war er und woher kam er?

„Haben Sie . . . auch zugehört?“ fragte ich.

„Ja, ich hatte das Vergnügen!“ sagte er mit heller Stimme. Seine Lippen waren dünn, der kleine schwarze Schnurrbart konnte nicht das Lächeln derselben verbergen. Es verschwand nicht und übte auf mich einen unangenehmen Eindruck aus, denn ich fühlte, wie sich dahinter ein bissiger, für mich wenig schmeichelhafter Gedanke verbarg. Aber ich war zu gut aufgelegt, um lange bei der Beobachtung dieses Zuges an meinem Begleiter zu verweilen, und nachdem sie flüchtig wie ein Schatten an meinen Augen vorübergeglitten, verschwand sie schnell vor der leuchtenden Zufriedenheit mit mir selbst. So ging ich mit ihm und war gespannt, was er sagen werde, im stillen hoffend, daß er die Zahl der von mir an diesem Abend durchlebten angenehmen Augenblicke noch vergrößern werde. Der Mensch ist geizig, denn das Schicksal lächelt ihm gar zu selten freundlich zu.

„Es ist wohl hübsch, sich als etwas Hervorragendes zu fühlen?“ fragte mein Begleiter.

Ich fand in seiner Frage nichts Besonderes und beeilte mich dies zuzugeben.

„Hehehe!“ lachte er spitz und rieb nervös seine kleinen Hände mit den dünnen knochigen Fingern.

„Sind Sie aber ein lustiger Mann . . .“, bemerkte ich trocken, durch sein Lachen verletzt.

„Ja, ich bin ein lustiger Mensch“, sagte er lächelnd und schüttelte den Kopf. „Ich bin auch außerdem noch sehr neugierig . . . Ich will stets etwas wissen; alles zu wissen ist mein beständiges Streben, und das eben erhält meine Munterkeit und meine Kühnheit. Nun, so möchte ich denn auch jetzt erfahren, was Sie eigentlich Ihr Erfolg gekostet hat?“

Ich sah ihn an und antwortete gezwungen: „Ungefähr einen Monat Arbeit . . . vielleicht auch etwas mehr . . .“

„Aha!“ fiel er lebhaft ein . . . „Ein Monat Arbeit, dann ein Teil Lebenserfahrung, die doch immerhin auch was kosten dürfte . . .

heben und in ihm ein Streben nach Wahrheit entwickeln; sie hat das Böse im Menschen zu bekämpfen und das Gute in ihm aufzusuchen. Sie muß es verstehen, in seiner Seele Scham, Zorn und Tapferkeit zu wecken, überhaupt soll sie alles aufbieten, um die Menschen größer, edler und tugendhafter zu machen und ihr Leben vom hehren Geiste der Schönheit gleichsam verklären zu lassen. — Das ist meine Formel; sie ist natürlich nicht vollkommen, sie ist schematisch ... erfüllen Sie sie mit allem, was das Leben beseelen kann, und sagen Sie — habe ich recht?"

„Jawohl, das stimmt ...", sagte ich. „Es ist angenehm zu denken, daß es im allgemeinen die Aufgabe der Literatur sei — den Menschen zu veredeln ... das ist wahr ..."

„Sehen Sie nun, welch großer Angelegenheit der Menschheit Sie dienen!" sagte der Mensch eindringlich ... und wieder brachte er sein beißendes Lachen: hehehe!

„Aber wie denken Sie darüber? Erklären Sie es offen!"

„Offen gestanden ... ", begann ich, in meinem Innern nach einer Stichelei suchend, und schwieg. Was heißt denn offen erklären? Dieser Mann ist nicht dumm, er muß wissen, wie eng die Grenzen der menschlichen Offenheit gezogen sind und wie hartnäckig sie die Eigenliebe bewacht. Ich blickte meinem Begleiter ins Gesicht und fühlte mich durch sein Lächeln tief gekränkt — es lag in demselben viel Ironie, viel unverhohlene Mißachtung! Auch fühlte ich eine unbestimmte Furcht und daß diese Furcht mich zwinge, ihn zu fliehen.

„Auf Wiedersehen!" sagte ich trocken, meinen Hut lüftend.

„Weshalb?" rief er aus.

„Ich liebe keine Späße, wenn sie takt- und maßlos sind."

„Gehen Sie wirklich schon? Das ist Ihre Sache ... aber wissen Sie, wenn Sie mich jetzt verlassen, so werden Sie mir niemals mehr begegnen."

Das Wort „niemals" unterstrich er gleichsam, und es klang in meinen Ohren wie das Leuten einer Begräbnisglocke. Ich hasse dieses Wort und fürchte es, es erscheint mir stets schwer und kalt, kommt mir vor wie ein Hammer, der dazu bestimmt ist, die Hoffnungen der Menschen zu zertrümmern. Dieses Wort hielt mich zurück.

„Was wollen Sie?" fragte ich bitter und gereizt.

„Wollen wir uns hier setzen", sagte er aufs neue lächelnd, faßte mich an der Hand und zog mich mit sich.

In diesem Moment befanden wir uns in einer Allee des städtischen Gartens, unter erstarrten, eisbedeckten Zweigen von Akazien- und Fliederbäumen. Hell vom Monde beschienen, ragten sie über meinem Kopfe in die Luft hinaus, und es schien mir, als stechen mich diese mit Reif und Eis bedeckten harten Zweige in die Brust und ins Herz.

fühlte, daß in mir etwas entstand, das dunkel und unfaßbar war wie diese Schatten und wie sie vor mir lagen.

Mein Begleiter hielt eine Weile inne, hierauf begann er im sicheren Tone eines Herren seiner Gedanken: „Nichts Wichtigeres und Interessanteres gibt es im Leben, als die Motive der menschlichen Handlungen . . . Ist's nicht so?"

Ich nickte mit dem Kopfe.

„Sie sind also damit auch einverstanden! . . . Nun, so gestatten Sie doch, daß wir offen sprechen . . . verpassen Sie die Gelegenheit nicht, offen zu sprechen, solange Sie noch jung sind!"

Sonderbarer Mensch, dachte ich, und durch seine Worte interessiert, fragte ich ihn lachend: „Wie ist das möglich . . . so auf einmal? Und worüber denn sprechen?"

„Wozu sollte man langsam gehen, wenn man das Ziel mit einem Sprung erreichen könnte?" antwortete er lebhaft, sah mir ins Gesicht und rief mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten aus: „Wollen wir von den Zielen der Literatur reden?"

„Meinetwegen . . . ich fürchte aber, es wird dafür schon zu spät sein!"

Ich blieb, verwundert durch diese Worte stehen, denn er sprach sie so ernst aus . . . und sie klangen wie eine Allegorie. Ich blieb stehen und wollte ihn etwas fragen, er aber faßte mich bei der Hand, führte mich langsam und beharrlich vorwärts und fuhr fort: „Bleiben Sie nicht stehen, denn Sie sind mit mir auf gutem Wege . . . Genug der Vorreden! Sagen Sie doch, bitte, — was will die Literatur? . . . Sie dienen ihr, sie müssen es wissen."

Mein Staunen wurde immer größer. Was will aber dieser Mensch von mir? Wer ist es?

„Hören Sie", sagte ich, „geben Sie zu, daß alles, was zwischen uns hier vorgeht . . ."

„Seinen ausreichenden Grund hat — glauben Sie es mir? Es geschieht ja nichts in der Welt ohne genügenden Grund . . . Lassen Sie uns also schneller gehen, aber nicht vorwärts, sondern in die Tiefe . . ."

Ohne Zweifel, dieser Sonderling war interessant, aber er ärgerte mich. Ich mache von neuem eine ungeduldige Bewegung nach vorwärts; er folgte mir und sprach in ruhigem Tone: „Ich verstehe Sie, es ist Ihnen in diesem Moment schwer, den Zweck zu sagen, den die Literatur verfolgt. — Na, so will ich es versuchen."

Er seufzte und blickte mir dann lächelnd ins Gesicht.

„Ich glaube, Sie werden sicher meiner Behauptung beipflichten, daß die Literatur vornehmlich folgende Aufgaben zu erfüllen hat: Sie soll dem Menschen zur Selbsterkenntnis verhelfen, sein Selbstvertrauen

Diese Worte des Liedes, das jener Mann eben zu pfeifen begonnen hatte, kamen mir sehr lebhaft in Erinnerung.

Ich wandte mich um und sah ihn an. Den Arm aufs Knie gestützt, den Kopf in der Hand ruhend, saß er da, blickte auf mich und pfiff; sein Gesicht war vom Monde beleuchtet und der schwarze Schnurrbart bewegte sich. Ich faßte den Entschluß, zurückzukehren; ein mir selbst unerklärliches Gefühl drängte mich dazu. Rasch trat ich an ihn heran, setzte mich neben ihn hin und sagte zu ihm, ohne mich aufzuregen: „Hören Sie mal, wollen wir doch einfach und offen sprechen."

„Das ist unbedingt notwendig bei den Menschen", sagte er und nickte mit dem Kopfe.

„Sie — ich fühle es — besitzen die Macht, mich irgendwie zu beeinflussen; offenbar haben Sie mir auch etwas zu sagen . . . Ja?"

„Hast du endlich den Mut gefunden, mich anzuhören!" rief er lachend; aber jetzt klang dieses Lachen weicher, ja ich hörte daraus etwas wie Freude.

„So sprechen Sie, bitte", sagte ich, „und womöglich ohne alle Sonderbarkeiten."

„Schön! Aber gib zu, daß ich Sonderbarkeiten brauchte, um deine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken? Der Sinn für das Einfache und Klare stumpft sich in unseren Tagen immer mehr ab. Das Einfache und Klare erscheint uns allzu kalt, eisig und rauh; zu wärmen und zu mildern verstehen wir aber nichts — wir selbst sind kalt und rauh. Es scheint, als wünschten wir wieder Schwärmereien, hübsche Erfindungen, Träume und Sonderbarkeiten; denn das Leben, das wir geschaffen, ist arm an Farben, langweilig! Die Wirklichkeit, die wir einst so voll heißer Sehnsucht ummodeln wollten, wie hat sie uns zertrümmert und zertreten! . . . Was soll man tun? Versuchen wir, ob die Erdichtungen und Einbildungen dem Menschen helfen werden, sich auf kurze Zeit über die Erde zu erheben und sich aufs neue seinen verlorenen Platz zu suchen. — Den ‚verlorenen', nicht war? Ist der Mensch jetzt nicht mehr Herr der Erde, sondern ein Sklave des Lebens, ging ihm doch längst der Stolz auf seine ‚Erstgeburt' verloren, indem er sich vor der Macht der Tatsachen beugte. Ist es etwa nicht so? Aus den von ihm geschaffenen Tatsachen zieht er seine Folgerungen und sagt sich: Hier stehst du vor einem unleugbaren Gesetze! Und während er sich diesem Gesetze unterordnet, bemerkt er nicht, daß er sich den freien Schöpfungen des Lebens hemmend in den Weg stellt, im Kampfe mit seinem Recht zu zerstören, um wieder aufzubauen. Ja, er kämpft auch gar nicht mehr, er sucht sich nur anzupassen . . . Weshalb sollte er kämpfen? Wo sind denn jene hohen Ideale, die ihn zu Heldentaten begeistern könnten? Darin liegt eben der Grund, weshalb es sich

Das sonderbare Auftreten meines Begleiters brachte mich in Verlegenheit, machte mich stutzig; ich sah ihn an und schwieg.

Es ist ein kranker Mensch, dachte ich, indem ich auf diesem Wege mir selbst Mut einflößte und seine Handlungsweise erklären wollte. Er aber schien meine Gedanken erraten zu haben.

„Du denkst, ich sei nicht normal? Laß das. Das ist ein abgeschmackter Gedanke! Wie oft unterlassen wir es, indem wir uns dieses Deckmantels bedienen, unseren Nebenmenschen zu verstehen, aber nur darum, weil er origineller ist als wir, und wie hartnäckig unterstützt und verstockt dieser Gedanke die Schonungslosigkeit in unseren gegenseitigen Beziehungen!"

„O ja . . .", sagte ich und fühlte, wie die Scheu vor diesem Menschen in mir wuchs . . . „Aber verzeihen Sie, ich gehe doch . . . Ich muß . . . jetzt schon . . ."

„Geh!" sagte er und zuckte mit den Achseln. „Geh! aber wisse, daß du auch in dein eigenes Verderben eilst . . . hehehe! . . ." Er ließ meine Hand los und ich entfernte mich von ihm.

Er blieb im Garten, auf dem Berge, der sich zur Wolga hinabsenkte. Sie war ganz von Schnee wie von einem weißen Tuch bedeckt und die Stege hoben sich davon wie schwarze Bänder ab. Vor ihm breitete sich die stumme, öde Fläche jenseits des Flusses aus. Der Mann blieb im Garten, setzte sich auf eine der Bänke und sah in die öde Ferne hinaus, ich aber schritt die Allee entlang und fühlte, daß ich ihm nicht entfliehen könne, ging aber dennoch weiter. Ich überlegte, welches Tempo ich beim Gehen einschlagen sollte, um jenem Menschen, der noch immer hinter mir saß, durch die Art meines Gehens am deutlichsten zu zeigen, wie wenig er mir gelte.

Da pfeift er eine bekannte Melodie . . . Ich weiß, daß es das komische und traurige Lied vom Blinden ist, der die wichtige Rolle eines Blindenführers übernommen hat. Warum pfeift er gerade diese Melodie? dachte ich.

Und da wurde mir auf einmal erst klar, daß ich von eben dem Zeitpunkte an, als mir dieser Mann begegnete, in einen dunklen Kreis von eigentümlichen, mir bis dahin völlig fremden Empfindungen und Stimmungen getreten war . . . Wo war die noch vor so kurzer Zeit von mir empfundene gleichmäßige, zufriedene Gemütsstimmung geblieben? — Meiner Seele bemächtigten sich nur äußest unklare, ganz nebelhafte Ahnungen und Erwartungen. Etwas Großes und Schweres schien immer näher an mich heranzurücken, um alles Gute, das mein bisheriger Erfolg mir gebracht, alle Träume und Hoffnungen, die er in mir geweckt hatte, schonungslos zu verschlingen.

„Wie willst du ein Führer sein,
Der du selbst den Weg nicht kennst?"

mir nicht finden! In meiner Seele birgt sich viel Abscheu, sie brütet beständig . . . zuweilen flammt sie zu hellem Zorn auf; aber noch mehr Zweifel wohnen darin. Oft erschüttern sie meine Vernunft dermaßen, pressen mein Herz so zusammen, daß ich mir selbst oft lange wie hohl und leer vorkomme . . . Nichts erweckt mich dann zum Leben, mein Herz ist kalt und tot, der Verstand schläft, die Einbildungskraft ist wie vom Alp bedrückt. So lebe ich blind, stumm und trüb lange Tage hin, wunsch- und fassungslos. Dann scheint mir, als wäre ich bereits ein Leichnam und nur dank eines sonderbaren Mißverständnisses noch nicht der Erde übergeben. Das Furchtbare einer solchen Existenz wird durch das Bewußtsein der Notwendigkeit zu leben noch verstärkt, denn im Tode liegt noch weniger Sinn, noch mehr Finsternis . . . Vermutlich raubt sie sogar die Lust zu hassen . . .

In der Tat, was predige ich eigentlich, ich — so wie ich bin? Und was kann ich den Menschen sagen? Doch nur das, was man ihnen schon längst gesagt hat und immer noch sagt: was wohl unter den Menschen Zuhörer findet, sie aber trotzdem nicht bessert! Und habe ich das Recht, diese Ideen und Begriffe zu predigen, da ich, der mit ihnen erzogen worden ist, doch selbst anders handle, als sie es verlangen? Wenn ich mich diesen Ideen und Anschauungen widersetze, dann kann meine Überzeugung von ihrer Wahrheit eine wirklich aufrichtige heißen, so daß sie die Grundlage meines „Ichs“ bildete . . .? Was soll ich dem Menschen, der neben mir sitzt, antworten? Er dagegen wurde des Wartens müde und begann von neuem: „Ich würde dir diese Fragen nicht vorlegen, wenn ich nicht gesehen hätte, daß deine Ehrsucht noch nicht Zeit gehabt hat, deine Ehre zu vernichten. Du hast Mut, mich zu hören . . . das beweist mir, daß deine Selbstliebe vernünftiger Natur ist, denn um ihretwillen scheust du selbst vor Qualen nicht zurück . . . Deshalb will ich dir die Schwere deiner Lage mir gegenüber erleichtern und will mit dir wie mit einem Schuldigen, nicht aber wie mit einem Verbrecher reden.

Einst lebten unter uns die großen Meister des Wortes, die feinen Kenner des Lebens und der menschlichen Seele, Männer, beseelt von einem unüberwindlichen Streben, das Dasein zu vervollkommnen, beseelt von einem tiefen Glauben an die Menschheit. Sie schufen Bücher, die nie vergessen werden, denn in ihnen sind ewige Wahrheiten enthalten, unvergängliche Schönheit weht uns aus ihren Seiten entgegen. Die Gestalten, die in jenen Büchern gezeichnet sind, leben, weil sie von einer mächtigen Inspiration beseelt waren. Ewig werden ihre Taten und Handlungen vorbildlich bleiben, und die Maximen ihres Lebens gelten unerschüttert fort. In diesen Büchern ist sowohl Mut als flammender Zorn, darin tönt auch die aufrichtige freie Liebe, und kein

so ärmlich und langweilig lebt, deshalb ist im Menschen der Schöpfungsgeist erlahmt ... Manche suchen tastend nach etwas, was die Vernunft beflügeln könnte, um dadurch dem Menschen den Glauben an sich selbst wiederzugeben. Oft weichen sie von dort ab, wo sich das Ewige, die Menschheit Einigende birgt, wo Gott lebt! ... Diejenigen aber, die auf dem Wege zur Wahrheit sich verirren — mögen zugrunde gehen! Was liegt an ihnen? Man soll sie nicht hindern, es lohnt nicht, sie zu bedauern. Wertvoll ist das Streben, wertvoll ist das Suchen der Seele nach Gott, und wenn es im Leben Seelen gäbe, die von einem innigen Streben nach Gott ergriffen wären, so würde er mit ihnen sein und sie neu beleben, denn er ist ja nichts anderes als das unendliche Streben nach Vervollkommnung ... Ist es so?"

„Ja", sagte ich, „so ist es ..."

„Du verstehst also doch zuzugeben", bemerkte mein Begleiter mit bissigem Lächeln. Dann schwieg er, in die Ferne blickend. Es schien mir, daß er lange schweige und ich seufzte ungeduldig. Da fragte er, ohne mir seinen in der Ferne umherirrenden Blick zuzuwenden: „Und wer ist denn dein Gott?"

Bis zu dieser Frage war seine Rede milde und freundlich, und ich hörte ihm gern zu; er war wie alle nachdenkenden Menschen ein wenig traurig, war mir vertraut, ich verstand ihn und meine Scheu vor ihm verschwand. Und nun stellte er plötzlich diese verhängnisvolle Frage, die ein Mensch unserer Zeit doch so schwer zu beantworten vermag, wenn er gegen sich selbst ehrlich sein will. Wer mein Gott ist? Wenn ich das wüßte!

Ich war von der Frage dieses Menschen tief erschüttert, ja wer hätte auch an meiner Stelle seine Geistesgegenwart bewahrt? — Er aber blickte mich durchbohrend an, lächelte fortwährend und wartete auf meine Antwort.

„Du schweigst für einen Menschen, der imstande wäre, mir auf meine Frage Antwort zu geben, gar zu lange. Vielleicht aber weißt du etwas zu erwidern, wenn ich dich nun nach folgendem frage: Du schreibst, und Tausende von Menschen lesen dich, was predigst du eigentlich? Und hast du auch über dein Recht zu lehren nachgedacht?"

Zum erstenmal blickte ich voll Aufmerksamkeit tief in mein Inneres hinein. Man denke nicht, daß ich mich überhebe oder erniedrige, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf mich zu ziehen — einen Bettler bittet man nicht um Almosen. Wohl entdeckte ich in mir nicht wenig edler Gefühle, Stimmungen und Strebungen, nicht wenig davon, was man gewöhnlich „gut" nennt, aber ein Grundgefühl, welches all dies eine, einen klaren, durchgebildeten und in sich gefestigten Grundgedanken, der all die Erscheinungen des Lebens umspannte — das konnte ich in

und unnachsichtig schildert, während ihr euch selbst für Prediger, für Ankläger des Lasters zum Triumph der Tugend haltet? Aber merkt ihr denn gar nicht, daß Tugend und Laster sich durch eure Bemühungen, sie genau zu definieren, unentwirrbar verschlingen, so wie zwei Knäule schwarzer und weißer Fäden durch fortwährende nahe Berührung sich gegenseitig abfärben und dann beide grau aussehen? Und ich zweifle daran, daß Gott euch auf die Erde gesandt hat ... Er hätte stärkere erwählt, als ihr seid. Er würde im Herzen jener das Feuer leidenschaftlicher Liebe zum Leben, zur Wahrheit, zum Menschen entzündet haben, und diese Männer würden das Dunkel unseres Daseins mit strahlendem Lichte erhellen, wie Leuchten seiner Macht und seines Ruhmes ... Ihr aber qualmt wie die Fackeln zum Triumphe Satans, und euer Qualm vergiftet sie mit dem Gifte des Mißtrauens gegen sich selbst ... O, sprich doch, was lehrt ihr?!“

Ich spürte auf meiner Wange den glühenden Odem dieses Mannes, doch wagte ich nicht, ihn anzusehen, aus Angst, seinen Blicken zu begegnen. Seine Worte fielen auf mein Hirn wie feurige Tropfen und taten mir weh ... Mit Entsetzen begriff ich jetzt, wie schwer es ist, auf so einfache Fragen zu antworten ... Ich gab ihm keine Antwort. —

„So frage ich dich denn, als eifriger Leser alles dessen, was du schreibst und was von deinesgleichen geschrieben wird: weshalb schreibt ihr? Wollt ihr die guten und edlen Gefühle im Herzen der Menschen wecken? Mit kalten, kraftlosen Worten werdet ihr das nicht erreichen! Doch nicht das allein ist's, daß ihr dem Leben nichts Neues zu geben vermögt, sondern auch das Alte gebt ihr nur in einer bis zur Unkenntlichkeit verzerrten Gestalt wieder. Wenn man euch liest, so lernt man nichts hinzu, man schämt sich vor niemand als vor euch. Alles handelt nur von Alltäglichkeit; ihr zeichnet alltägliche Menschen, alltägliche Gedanken und Ereignisse ... Wann endlich wird man denn von dem in Banden schmachtenden ewigen Geiste und von der Notwendigkeit seiner Befreiung, ja seiner Wiedergeburt sprechen? Wo ist ein Aufruf zur Erweckung frischen Lebens, wo redet ihr von Mut, wo sind kraftvolle Worte, die der Seele Flügel geben?“

Du könntest mir vielleicht entgegenhalten: das Leben bietet andere Bilder als die, die wir wiedergeben. O, sage das lieber nicht! Denn für einen Menschen, der das Glück hat, das Wort zu beherrschen, ist es beschämend und erniedrigend, dem Leben gegenüber eine solche Ohnmacht einzugestehen, daß er sich nicht über dasselbe erheben kann. Wenn du aber mit dem Leben auf gleichem Niveau stehst, wenn du mit deiner Einbildungskraft keine Bilder schaffen kannst, die es im Leben nicht gibt, die aber als Vorbilder notwendig sind — welchen Nutzen bringt

einziges unnützes Wort ist darin. Von dort — ich weiß es wohl — hast du auch Nahrung für deine Seele geschöpft . . . Aber deine Seele muß sich schwach genährt haben, denn deine Rede von der Wahrheit und der Liebe klingt falsch und heuchlerisch, es ist, als ob du dir Zwang antust, wenn du davon sprichst. Du gleichst dem Monde: er ist traurig und trübe, hat wenig Kraft und spendet keine Wärme. Du bist zu arm, um den Menschen etwas Wahrhaft Wertvolles zu geben, und das, was du gibst, gibst du nicht des hohen Genusses wegen, das Leben durch Schönheit der Gedanken und Worte zu bereichern, sondern vielmehr um das zufällige Faktum deiner Existenz bis zu einem Phänomen hinaufzuschrauben, das den Menschen unentbehrlich ist. Du gibst, um vom Leben und von den Menschen mehr nehmen zu können. Du bist zu arm oder zu engherzig, Geschenke auszuteilen, du bist ein Wucherer — du gibst die paar Brocken der Erfahrung gegen Prozente der Aufmerksamkeit gegen dich, die dir so erwünscht ist . . . Deine Feder stochert schwach in der Wirklichkeit umher, durchstöbert langsam die Nichtigkeiten des Lebens, und indem du alltägliche Gefühle von alltäglichen Menschen beschreibst, enthüllst du vielleicht ihrem Verstande viel niedrige Wahrheit, kannst du ihnen aber eine einzige kleine, die Seele erhebende Täuschung schaffen? . . . Nein! Du glaubst wunder, wie nützlich es ist, im Schutte der Trivialität zu wühlen und in demselben nichts anderes als miserable kleine Wahrheiten zu entdecken, welche doch nur „feststellen", daß der Mensch boshaft, dumm und ehrlos ist, daß er durchaus und immer von der Masse äußerer Bedingungen abhängt, daß er für sich allein ohnmächtig, haltlos und beklagenswert ist . . . Weißt du, du hast ihn vielleicht bereits schon davon überzeugt! Denn erkaltet ist ihre Seele, und ihr Verstand ist stumpf geworden . . . Und kein Wunder! Er blickt auf sein Abbild in deinen Büchern; die Bücher aber hypnotisieren den Menschen stets in gewissem Grade, besonders wenn sie mit jener Sicherheit geschrieben sind, die ihr so oft für ein Talent anseht. Er spiegelt sich nun in dieser Darstellung, und im Anblick seiner Schlechtigkeit sieht er keine Möglichkeit, besser zu werden. Kannst du ihm diese Möglichkeit zeigen? Kannst du das tun, wo du doch selbst . . . aber ich will dich schonen, weil du mich anhörst und dabei, wie ich deutlich fühle, nicht denkst, wie du mir entgegnen, dich rechtfertigen könntest. Und so ist es auch recht! Denn ein Lehrer, der ehrlich sein will, muß immer noch ein aufmerksamer Schüler sein können. Ihr Lebenslehrer unserer Tage nehmt alle dem Menschen weit mehr, als ihr ihm gebt, denn ihr sprecht immer nur von Mängeln, seht nur sie allein. Aber in dem Menschen müssen doch auch wertvolle Eigenschaften zu finden sein; glaubt ihr denn nicht selbst solche zu besitzen? Ihr aber, wodurch unterscheidet ihr euch von den grauen Dutzendmenschen, die ihr so hart

oder eine gewaltige Liebe zu ihm für seine Leiden hegt. Hast du aber diese Gefühle nicht in deiner Seele, so sei bescheiden und denke lange nach, bevor du etwas sagst ..."

Der Morgen graute bereits, um uns her wurde es immer heller, in meiner Seele aber verdichtete sich die Finsternis immer mehr ... Der Mensch aber, der meine Seele bis ins Innerste kannte, sprach immerfort. Zuweilen blitzte in mir die Frage auf: „Ist dies ein Mensch?"

Aber von seinen Worten fortgerissen, konnte ich über dieses Rätsel nicht nachdenken, und seine Worte drängten sich aufs neue wie Nadeln in mein Gehirn.

„Das Leben wächst aber trotz alledem in die Breite sowohl als in die Tiefe; es wächst immerzu, wenn auch nur langsam, weil euch die Kraft und die Kunst fehlen, seine Bewegung zu beschleunigen. Das Leben wächst, und mit jedem Tage lernen die Menschen mehr zu fragen. Wer wird ihnen antworten? Das müßtet ihr eigentlich, o, ihr unberufenen Apostel! Aber versteht ihr denn das Leben so genau, um es anderen zu erklären? Versteht ihr denn überhaupt die Anforderungen eurer Zeit, ahnt ihr denn die Zukunft voraus, und was könntet ihr zur Hebung und zur Wiederaufrichtung eines Menschen sagen, auf den die Abscheulichkeiten des Lebens zersetzend eingewirkt haben und dessen Mut gebrochen und gesunken ist? Er hat den Mut verloren, sein Interesse am Leben ist gering, der Wunsch, mit Würde zu leben, versiegt in ihm, er will einfach wie ein Schwein leben, und — hört ihr es? — schon lacht er niederträchtig, wenn man das Wort ‚Ideal' ausspricht: Der Mensch wird zu einem mit Fleisch und dicker Haut bedeckten Knochenhaufen, der nicht vom Geiste, sondern nur von Begierden bewegt wird ... Er verlangte Aufmerksamkeit — rasch! Helft ihm leben, solange er noch ein Mensch ist! Wie aber soll es euch gelingen, in ihm den Drang nach einem menschenwürdigen Leben zu wecken, wenn eure ganze Tätigkeit entweder in fortwährendem gedankenlosen Seufzen und Stöhnen, oder im gleichgültigen geistlosen Zeichnen menschlicher Zersetzung und Auflösung sich erschöpft? Über dem Leben schwebt der Geruch von Fäulnis, — Feigheit, Kriecherei durchtränkt die Herzen Faulheit bindet den Verstand und die Hände mit weichen Banden ... Was werdet ihr in dieses Choas von Gemeinheiten hineintragen? Wie seid ihr alle kleinlich, wie erbärmlich, wie viel sind euer! O, daß doch ein strenger und wahrhaft liebender Mensch mit flammendem Herzen und gewaltigem, allumfassendem Verstand erscheinen möchte! Wenn in der Schwüle des schmachvollen Schweigens beredte Worte ertönen würden wie Glockenschläge, da würden vielleicht die verächtlichen Seelen der lebendig Toten erzittern!"

dann deine Arbeit und wodurch rechtfertigst du deinen Beruf? Indem du Gedächtnis und Aufmerksamkeit der Menschen mit einem Stoß von allerhand wertlosen photographischen Abbildungen eines ereignisarmen Lebens vollstopfst — überlege doch mal, ob du damit dem Menschen nicht schadest? Denn bekenne es nur, du verstehst es nicht, die Dinge so darzustellen, daß deine Lebensdarstellungen im Menschen rächende Scham und den brennenden Wunsch wachrufen, andere Formen des Daseins zu schaffen ... Kannst du die Pulsschläge des Lebens beschleunigen? Kannst du ihm Energie einhauchen, wie es andere taten?

Mein Gefährte hielt einen Augenblick inne und ich dachte über seine Worte nach.

„Ich sehe rings um mich her viele kluge Menschen, aber wenige unter ihnen sind edel geartet, und die wenigen, die es sind, tragen eine zerrissene, kranke Seele in sich. Und warum muß ich denn immer sehen, daß, je besser der Mensch ist, je reiner und edler seine Seele ist, desto geringer seine Energie, desto krankhafter ist er und desto unerträglicher gestaltet sich sein Leben? Einsamkeit und Gram — ist das Los solcher Menschen. Aber wie mächtig dieses Sehnen nach dem Besseren auch sein mag, die Kräfte, es zu schaffen, fehlen ... Sind sie nicht deshalb so zerschlagen und elend, weil sie nicht zur rechten Zeit ein die Seele stärkendes, aufrichtiges Wort vernommen? ...

„Und noch eins", begann mein Unterhaltungsgenosse von neuem: „Kannst du ein lebensfrohes, die Seele befreiendes Lachen im Menschen erwecken? Sieh doch mal zu, wie die Menschen das Lachen, das gute und frohe Lachen, vollständig verlernt haben! Sie lachen boshaft, lachen gemein, oft mit Tränen in den Augen, aber nie hört man darunter ein fröhliches, aufrichtiges Lachen, jenes Lachen, das die Brust der Erwachsenen erschüttern sollte, denn ein gutes Lachen macht die Seele gesund ... Der Mensch muß lachen, ist es doch einer seiner wenigen Vorzüge vor den Tieren. Kannst du in den Menschen irgendein anderes Lachen erwecken als das des Tadels, als das häßliche Lachen über dich selbst, den Menschen, der nur deshalb komisch ist, weil er erbärmlich ist? O, begreife es doch mal: Dein Recht zu predigen muß ja seinen zureichenden Grund in deiner Befähigung haben, in den Menschen jene ernsten und aufrichtigen Gefühle und Stimmungen wachzurufen, durch welche gewisse beengende Lebensformen wie mit Hämmern zerschlagen und niedergerissen werden sollten, um an ihrer Stelle andere, freiere zu schaffen. Zorn, Haß, Mut, Abscheu und endlich böse Verzweiflung — das sind die Hebel, mit denen man alles auf der Welt zerstören kann. Kannst du solche Hebel schaffen? Kannst du sie in Bewegung setzen? Das Recht, zum Volke zu sprechen, steht nur dem zu, der in seinem Geiste entweder einen großen Haß gegen Fehler und Mängel desselben

und die Selbstzufriedenheit kann die Menschen auf die Dauer unmöglich befriedigen — ist er doch jedenfalls höher als dieses ... Der Sinn des Lebens liegt in der Schönheit und in der Kraft zum Streben nach hohen Zielen, und jeder Augenblick unseres Lebens muß sein Ziel haben. Man muß immer und immer dafür sorgen, daß jeder Augenblick des Daseins sein hohes Ziel habe. Wohl wäre das möglich, nicht aber in dem alten Rahmen des Lebens, in welchem allen so eng ist und wo es dem menschlichen Geist an Freiheit mangelt ...

Und er lachte aufs neue, wie ein Mensch lacht, dessen Herz von Gedanken gequält wird.

„Wie viele Menschen gab es auf Erden", begann er wieder, „wie gering aber ist die Zahl derer, denen man Denkmäler gesetzt hat! Weshalb wohl? Aber verflucht sei das Vergangene — es erweckt zu viel Neid! Wir befassen uns lieber mit der Gegenwart. Der Mensch dämmert dahin ... und niemand erweckt ihn. Er dämmert dahin und verwandelt sich in ein Tier. Eine Peitsche braucht er und ein Kosen feuriger Liebe. Fürchte nicht, ihm wehe zu tun: wenn du ihn mit Liebe schlägst, so wird er deinen Hieb verstehen und ihn als verdient annehmen. Wenn er Schmerz und Scham über sich empfindet, so liebkose ihn flammend — und du wirst eine Wiedergeburt an ihm erleben ... Die Menschen? Das sind ja alles noch Kinder, wenn sie auch zuweilen durch die Boshaftigkeit ihrer Handlungen wie durch die Entartung ihrer Gedanken Staunen erregen. Und sie brauchen stets Erziehung, Bevormundung, Liebe, brauchen fortwährend frische und gesunde Nahrung für ihre Seelen ... Kannst du die Menschen lieben?"

„Die Menschen lieben?" wiederholte ich die Frage verlegen, denn ich weiß wirklich nicht, ob ich die Menschen liebe. Ich muß aufrichtig sein, ich weiß es nicht. Und wer wird wohl behaupten können: Ich liebe die Menschen! Ein Mensch, der es genau mit sich nimmt, wird lange über diese Frage nachdenken müssen, ehe er sich entschließt zu sagen: ich liebe sie. Jeder weiß es, wie entfernt unser Nächster von jedem uns ist ...

„Du schweigst? Einerlei — ich verstehe dich auch ohne Worte ... Und ich gehe nun ..."

„Schon?" fragte ich leise. Denn, wie schrecklich er mir auch war, ich selbst war mir noch weit schrecklicher ...

„Ja, ich gehe ... Es wird nicht das einzige Mal sein, daß ich dich besuchte ... Warte!"

Und er ging fort.

Wie er mich verließ, das weiß ich nicht. Wie ein Schatten war er verschwunden ... Ich aber blieb noch lange auf der Bank im Garten, fühlte die Kälte nicht und bemerkte nicht, daß die Sonne bereits auf-

Nach diesen Worten schwieg er lange. Ich wagte nicht, ihn anzuschauen. Ich weiß nicht mehr, was größer in mir war — die Scham oder das Entsetzen?

„Was könntest du mir nun dazu sagen?“ — ertönte eine teilnahmslose Frage.

Nichts . . .“, antwortete ich.

Und wiederum trat Schweigen ein.

„Wie wirst du denn jetzt leben?“

„Ich weiß nicht.“

„Was wirst du jetzt lehren?“

Ich schwieg.

„Es gibt keine höhere Weisheit als das Schweigen! . . .“

Peinlich war die Pause zwischen diesen Worten und einem hierauf folgenden Lachen. Er lachte mit Genuß, wie ein Mensch, der seit langem keine Gelegenheit mehr gehabt hat, so leicht und angenehm zu lachen. Mein Herz weinte aber blutige Tränen bei diesem verfluchten Lachen.

„Hehehe! Und du willst ein Meister des Lebens sein? Du, der so leicht in Verwirrung zu bringen ist? Was? hehehe . . . Und jeder von euch Jünglingen, die als Greise geboren werden, würden ebenso verwirrt werden, wenn sie es mit mir zu tun bekämen. Vor dem Gericht des Gewissens erschauert wohl das Herz eines jeden, der sich nur nicht mit dem Panzer der Lüge, Frechheit und Schamlosigkeit umgibt . . . Das ist also deine Stärke: ein Stoß — und du fällst nieder. Sage mir doch, o, sage mir doch nun wenigstens etwas zu deiner Rechtfertigung, widerlege doch das, was ich behauptet habe! Befreie dein Herz von der Scham und vom Schmerz. Sei doch wenigstens für eine Minute stark und voll Selbstvertrauen, so will ich gern alles zurücknehmen, was ich dir ins Gesicht geschleudert habe . . . Ich will mich vor dir beugen . . . Zeige mir in deiner Seele irgendein Element, das mich in dir den Meister anerkennen läßt! Ich muß einen Lehrer haben, denn ich bin ein Mensch. Ich habe mich im Dunkel des Lebens verirrt und suche den Ausweg zum Licht, zur Wahrheit, Schönheit, zu einem neuen Leben — zeige mir den Weg! Ich bin ja nur ein Mensch — hasse mich, schlage mich meinetwegen, aber ziehe mich heraus aus dem Sumpf meiner Gleichgültigkeit gegen das Leben! Ich will besser, werden als ich bin; — wie soll ich das machen? Lehre es mich!“

Ich dachte: kann ich denn jenen Anforderungen genügen, die dieser Mensch mit vollem Rechte an mich stellt? — Das Leben erlischt, der Geist der Menschen wird immer mehr von der Finsternis des Zweifels umfangen und man muß einen Ausweg finden. Wo ist er aber zu suchen? — Eines nur weiß ich — nicht nach Glück soll man streben, wozu soll das Glück? Der Sinn des Lebens ist nicht die Glückseligkeit,

gewisses Ansehen und zählte zu den „Hiasigen", die sich am Sonntag im Wirtshaus zu den besten Bauern an einen Tisch setzen.

Jung war der Loisl nicht mehr. Ein Vierziger. Trotzdem aber noch ein ganz fescher Kerl. Der beste Ranggler, Kegelscheiber und Perlagger[1]) in der ganzen Gegend. An der nötigen Schneid, auch der Zischga was abzuhandeln, fehlte es ihm daher nicht.

Auf dem Knollengut hausten zwei Geschwister. Die Zischga und der Kaschper. Beide ledig. Der Kaschper ein guter Fünfziger und seine Schwester nicht mehr weit von den Fünfzigern.

Beide hätten ganz gern geheiratet. Aber mit dem Kaschper wollte es keine wagen, weil einer jeden die Schwägerin zu znicht[2]) war. Und bei der Zischga wollte schon gar keiner anbeißen, weil kein Mannsbild beim Heiratn gern die Hosn hergibt. Und die hätte die Zischga ganz gewiß angezogen!"

Der Kaschper war bei seiner Schwester, die den Haushalt führte, nicht zu beneiden. Die „karnüffelte"[3]) ihn gehörig, so daß er auch bei der widerhaarigsten Ehegesponsin nicht schlechter gefahren wäre.

In früheren Jahren hatte der Knollen Kaschper manche schüchterne Versuche unternommen, seine Schwester an den Mann zu bringen und dadurch seinen Hausdrachen einem anderen aufzuhalsen. Alle derartigen Unternehmungen waren jedoch kläglich gescheitert. Schließlich hatte sich der Knollen Kaschper in sein Schicksal ergeben.

Der Metzger Loisl nahm seinen Plan allsogleich in Angriff. Wenn er der Zischga begegnete oder wenn sie in der Metzbank was einkaufte, dann spielte er stets den Liebenswürdigen, erkundigte sich nach Haus und Viehstand und so beiläufig auch nach der tschekaten Kuah vom Knollenbauern, gab Übergewicht und schenkte dem alten Fegfeuer alle erdenkliche Aufmerksamkeit.

Anfangs erntete er entschiedenes Mißtrauen. Aber so nachhaltigem Werben kann schließlich kein Weiberherz widerstehen, namentlich wenn sich darin in irgendeinem Winkel noch immer mannderleutische Gefühle finden.

Die Zischga wurde zusehends freundlicher und umgänglicher. Zuletzt lud sie den Metzger Loisl sogar ein, sich doch einmal das Knollengütl näher zu besichtigen, weil er sich schon gar so viel dafür interessiere.

Nun sei der richtige Augenblick gekommen, den Handel losgehen zu lassen, dachte sich der Loisl und stackelte eines Tages, nachdem im Geschäfte Feierabend gemacht worden war, zum Knollen.

Er traf in der rußigen Kuchel nur den Kaschper, der auf der Herdbank saß und Holzspäne zum Unterzünden schnitzte. Gleich darauf kam die Zischga herein.

---

[1]) „Perlaggen", beliebtes Tiroler Kartenspiel. [2]) bös. [3]) plagte.

gegangen war und daß ihre Strahlen hell auf die bereiften Zweige der Bäume schienen. Sonderbar berührte mich der Anblick des hellen Tages und der Sonne, die so gleichgültig leuchtete wie immer; sonderbar — der Anblick dieser abgequälten Erde, deren Schneedecke blendend in die Strahlen der Sonne leuchtete.

Zischgas tschekate Kuah.*)

Eine lustige Tiroler Geschichte von **Rudolf Greinz.**

„Jatz wärs schon bald notwendig, daß die Kälber auf die Bäum wachsen! Man weiß ja nimmer, wo man das Schlachtvieh auftreiben soll bei derer Fleischnot!" jammerte der Dorfmetzger Krust[1]). Bis d a alte Kuah kriagst, muaßt dir völlig die Füaß auslaufen und s Maul wund reden!"

„I wüßt dir schon a Kuah!" meinte der Metzgerknecht Loisl.

„Nachher weißt mehr als wia i!" rief der Krust.

„Die tschekate[2]) Kuah von der Knollen Zischga"[3]), erklärte der Loisl.

„Um dö kannst du handeln, wanns dich gfreut! Denn leichter handl i dem Tuifl a arme Seal ab als dem altn Geizkragen a Stuck Viech!" sagte der Krust.

„Weißt Krust, dö Sach is nit so verzwickt! Der Zischga muaß man halt a bisl schön tuan! Nit gleich mit der Tür ins Haus fallen! Die alten Madeln kann man für a guats Wörterl um an kloan Finger wickeln!"

„Nachher wickels du! Mir is dös Raffelscheit zu zach dazua!"

„Abgmacht! I probier s! Wirst sehn, dö tschekate Kuah kriegn wir! Wia hoch darf i denn steigern?

„A Hunderter is gnua! Höchstens noch a Zehner drauf!"

„Alsdann fang i mit siebzg Gulden an."

„Fang nur an, wenn du gschwind von allem Anfang an außi gschmissen werden willst!" sagte der Metzger Krust.

„A zwoa Wochn muaß i aber Zeit habn!" meinte der Loisl. „Denn i muaß mich bei der Zischga doch zerst a bissel eintegeln!"[4])

„Meinetwegn!" entschied der Krust. „Also höchstens hundertzehn Gulden! Koan Kreuzer mehr!"

Der Loisl war schon jahrelang beim Krust Knecht und so eigentlich die rechte Hand im Geschäft. Er besaß daher bereits ein

---

*) Wir entnehmen diese köstliche Geschichte dem Buche des bekannten Tiroler Volksdichters und Humoristen Rudolf Greinz: „Bergbauern. Lustige Tiroler Geschichten." (Verlag von L. Staackmann, Leipzig). Das Buch, welches zwölf drollige Geschichten aus dem Tiroler Volksleben umfaßt, entfesselt von Seite zu Seite die schallende Heiterkeit des Lesers.

[1]) Christian. [2]) bunt gefärbte. [3]) Franziska. [4]) Einschmeicheln.

Güetl so brav im Stand haltet wia die Zischga, nachher kann man schon handelseins damit werdn!"

„s Güetl is guat beinand! In Feld und Stall alles in Ordnung! Zwoa Küah im Stall, die Blaß und die Tschekate! Drei Goas und a Mastschwein! Die Acker weißt selber!" erklärte die Zischga.

„Ah, freilich weiß i s!" sagte der Loisl bewundernd. „Bsonders das Viech is heutzutag was wert. Die tschekate Kuah is halt schon a bissel alt. Aber siebz Gulden is sie alleweil noch wert!"

„Was? Siebz Gulden? Bist narrisch?" ereiferte sich die Dirn „Die Tschekate gsteaht[1]) noch alleweil s Doppelte! Magst nit noch a Schalele Kaffee?"

Der Loisl, der ausgetrunken hatte, gab wieder mit einem behaglichen Knurren seine Einwilligung. Das war ja schneller gegangen, als er gehofft hatte. Ja, ja, man muß so einem alten Madel nur a bissel s Koderl kratzen. Dann schaut sie gschwind „herewärts". Er gab etliche tüchtige Stücke Zucker in die Kaffeesuppn und meinte nach einer Weile nachdenkiich:

„s Doppelte is wohl viel gsagt!"

„Da hast du dir dös Viech wohl noch nit gnau angschaut!" erwiderte die Zischga.

„Oh, i hab sie guat gnua gsehen beim Tränken! Auf achtzg Gulden, wenn sie noch recht fleischig is, könnts einer schon steigern!" meinte der Loisl.

„Dös is die Tschekate in fünf Jahr noch wert!" ergriff die Zischga die Partei ihrer Kuh.

Der Loisl entschloß sich zu einem großen Trumpf: „Wenn einer an Hunderter gäb, nachher zahlet er wohl wia a Graf!"

„Naa, naa!" meinte die Dirn. „Um hundertzwanzg wär sie noch gschenkt!"

„An Zehner würdest schon nachlassn!" rief der Loisl.

„Auf an Zehner gehts ja schließlich bei so a Schatzung nit zsamm!" gab die Dirn nach. „Dafür is die Blaß ihre zwoahundert wert. Und die Acker sein sonnseitig. Am Häusl fehlt sich nix. Schulden sein koane drauf. A bissel a Sparkassegeld is auch da. Die eine Hälfte ghört ja dem Bruader. Aber es is die andere Hälfte auch noch gnua!"

Der Loisl horchte gar nicht mehr recht hin, was die Dirn erzählte. Jetzt galt es rasch, die Gelegenheit beim Schopf packen.

„Alsdann hundertzehne die Tschekate —", sagte er.

„Ja, und die Blaß, s Haus und der Grund —" unterbrach ihn die Dirn.

---

[1]) ist wert.

„Schau, daß d in Stall kimmst! Die tschekate Kuah hat noch koa Fuatter!“ herrschte sie den Bruder an, der sich schweigend zur Küchentür hinausdrückte.

Dann lud sie den Loisl ein, auf der Herdbank Platz zu nehmen. Die Zischga mußte einmal nicht gar so unsauber gewesen sein. Jetzt freilich war sie derb und knochig geworden, und über der Oberlippe saß ein ganz respektables Schnurrbartl.

„Wart, i wärm dir an Kaffee, Loisl!“ sagte sie mit dem freundlichsten Ton in ihrer Stimme. Der Loisl gab durch einen zufrieden knurrenden Laut sein Einverständnis kund und überlegte im stillen, wie er jetzt wohl die Sache am schlauesten anpacken sollte.

„Wird nimmer viel Milch geben dei tschekate Kuah!“ begann er nach einer Weile, während sich die Zischga beim Herd zu schaffen machte.

„Könnts nit schelten!“ erwiderte diese. „Milch gibt sie noch gnua! Dö Kuah is mir no lang nit feil!“

Holla! Da war er in der Sackgassn. Auf diese Weise ging es nicht, dachte sich der Loisl. Da mußte er geschwind umstecken. Er verfiel wieder in tiefes Nachdenken. Unterdessen war der Kaffee fertig geworden. Die Dirn stellte die mächtige Schale vor den Loisl auf den Herdrand und legte einen mürben Fastenbrezn daneben.

Der Loisl tauchte den Brezn ein, schluckte und kaute. Die Zischga wusch unterdessen in einem großen Kessel Geschirr ab.

„Kaffee machst an guatn!“ begann der Loisl nach einer Weile. „Bist überhaupt a reviarisches [1]) Madel! Man sieht schon, daß du dei Ordnung hast!“

„Man tuat halt, was man kann und soweits oan als a lediger gfreut!“ erwiderte die Dirn freundlich.

„Freilich, s Ledigsein hat auch so seine zwoa Seitn!“ meinte der Loisl. „s Viech macht viel Arbeit, Und wenns grad amal a Kuah verkaufen will, muaß a ledigs Madel bsonders acht gebn, daß sie nit über die Ohren ghaut wird!“

„Ja, ja, man wird auf Weg und Steg betrogn!“ antwortete die Zischga, indem sie einen Abspülfetzen auswand.

„Es is unterschiedlich!“ meinte der Loisl, in seinem Kaffee löffelnd. „I zum Beispiel könnts nit übers Herz bringen, a Madel z betrüagn, das so alloan in der Welt dasteht!“

„Du freilich nit! Du bist halt a braver Mensch, Loisl!“ sagte die Dirn mit einer gewissen Rührung.

„Wir zwoa würden schon über Ort kommen, [2]) wenn wir amal an Handel miteinander hättn!“ meinte der Loisl. „Wenn oane a

[1]) tüchtiges. [2]) einig werden.

von wegn dem Heiratn! Und iatz möcht er sich auf oamal auf die tschekate Kuah außiredn, weils ernst wird! Du Lump, du spottschlechter! Und so einer möcht a hilfloses Madel glaubn machn, daß er sie nia betrüagn könnt! Halt du andere für an Narren, du Lugenbeutel, du höllischer! Metzgertuifl, malefizischer!"

Der Loisl riß zu seiner Rechtfertigung mehrere Male den Mund auf. Er vermochte aber nicht zu Wort zu kommen.

„I will dir außizündn, daß d nimmer einerfindest!" Mit diesen Worten ergriff die Dirn den Kessel mit dem Waschwasser am Herd. Der Loisl wich in einer dunklen Vorahnung unwillkürlich ein paar Schritte gegen die Kucheltür zurück. „I will dir die tschekate Kuah eintränken, du Sakra, du damischer!"

Noch ehe der Loisl ausweichen konnte, ergoß sich die ganze Flut des Waschkessels über ihn.

„Himmelsaitn noch amal eini!" schrie er. Im nächsten Augenblick glaubte er einen derben Fußtritt zu verspüren und stolperte aus der Kuchel in den Hausgang. Unter der Kucheltür hätte er bald den Kaschper über den Haufen gerannt, der gerade aus dem Stall kam und auch noch etliche Spritzer aus dem Waschkessel abbekam.

„Mir scheint, heut hat sie wieder ihren guatn Tag!" meinte der Knollen Kaschper lakonisch, ohne sich weiter aufzuregen.

„Der Tuifl soll di holn mitsamt deiner tschekatn Kuah!" rief der Metzger Loisl, der an seinem ganzen Körper die warme Flüssigkeit spürte, indem er sich im Hausgang erbittert umdrehte.

Da sah er, wie die Dirn aus einer Ecke einen hölzernen Kübel mit einer noch verdächtigeren Flüssigkeit holte. Ein rascher Blick belehrte ihn, daß es der Schweinstrank war. Die Zischga hob die Buttn drohend in die Höhe. Da war aber der Loisl mit ein paar verzweifelten Sprüngen schon bei der Tür draußen.

Er sprang bis zum nächsten Heuschober und wälzte sich einmal ordentlich darin, um etwas trocken zu werden. Glücklicherweise war es schon fast dunkel geworden, so daß er sich heimlich nach Hause drücken und dort wieder einen appetitlichen Menschen aus sich machen konnte.

Als ihn der Metzger Krust am nächsten Morgen fragte, wie denn der Handel um die tschekate Kuah der Knollen Zischga ausgegangen sei, meinte er: „Geh selber handeln! Zieh dir aber ja koa Feiertagsgwand dazua an!"

Der Loisl erhob sich: „Da könnten wir ja handelseins werdn!“ „Wann dus halt redlich meinst!“ Und die Zischga trocknete sich die Hände an ihrem Schurz ab.

„Freilich mein is redlich!“ versicherte der Loisl. „I hab dirs schon gsagt, daß i s nit übers Herz bringen könnt, a hilfloses Madel zu betrüagn! Schlag ein! Es gilt!“ Er streckte ihr seine Rechte hin, in die die Zischga kräftig einhieb.

„I möcht mir halt a guate Behandlung ausbittn!“ meinte die Dirn.

„Ah, da fehlt sich nix!“ versicherte der Loisl, der im Geiste schon die tschekate Kuah schlachtete und nach allen Regeln der Kunst zerlegte. „Da passiert nix! Dös is gschwind vorbei! Alsdann können wirs morgen in der Früah gleich angehn!“

„Morgn in der Früah?“ rief die Zischga erstaunt. „Dös geht ja nit. Was sageten denn d Leut!“

„Dös geht doch d Leut nix an! Morgn in der Früh is s am gscheutesten! Is s gleich überstanden!“ meinte der Loisl.

„Aber was fallt dir denn ein, Loisl!“ sagte jetzt die Dirn ganz verwirrt. „Wir müaßn doch zuerst zum Pfarrer gehn!“

„Zum Pfarrer?“ fragte der Loisl verständnislos. „Zu was brauchn wir denn dazua an Pfarrer?“

„Ja, Loisl!“ rief die Zischga entsetzt. „Bist denn auf oamal a Heid wordn! Der Pfarrer muaß doch dabei sein zum Einsegnen!“

„Der Pfarrer?“ meinte der Loisl. „Zum Einsegnen? Dös Viech wird wohl nit verhext sein!“

„Was für a Viech?“ frug die Dirn.

„Ja, die tschekate Kuah!“ rief der Loisl.

„Wer redt denn von der tschekaten Kuah?“ die Zischga.

„Wir reden doch schon die längste Zeit nix anders als von der tschekaten Kuah!“ der Loisl.

„Von der tschekaten Kuah?“ die Zischga.

„Was denn sonst? Wir sein ja handelseins worden wegen der Kuah auf hundertzehn Gulden! Morgn in aller Früah hol is, und da wird sie gleich gschlagn!“

„Wer?“

„Die tschekate Kuah!“

„Oh, du Loder, du verdammter!“ kreischte die Zischga. „Wegn der tschekaten Kuah sein wir handelseins worden? Hast nit umadum gredt vom Güetl und vom Viech und hast alles haarkloan wissen müaßn

Über verstreute und nachgelassene Dichtungen von Friedrich Marx.

Von Irene v. Schellander.

Der herbe Robert Hamerling, der so unzugänglich und doch ein so warmer Anwalt jedes echten Talentes war, äußerte oft in den letzten Jahren vor seinem Tode, daß gerade die neuesten Dichtungen von Friedrich Marx seine reifsten und besten seien. Marx hatte ihm seine Gedichte „Gemüt und Welt", als sie zum erstenmal (Graz 1862) erschienen, nach Triest gesandt. Noch war ihm Hamerling persönlich unbekannt, aber durch sein „Schwanenlied der Romantik" und „Venus im Exil" wert geworden. Hamerling charakterisierte damals die lyrischen Dichtungen „Gemüt und Welt" mit einem freundlichen Briefe vom 21. Februar 1862 als Probe alpenländischer Poesie im Horizonte des Weltmannes. Über die dritte, sorgfältig ausgewählte Auflage (Leipzig 1877) schrieb Hamerling in einem Feuilleton „Literarische Causerie aus Graz" in der „Triester Zeitung" vom 27. Dezember 1876: „Friedrich Marx, der Dichter des herrlichen — ich gebrauche das Wort mit Bedacht und aus innerster Überzeugung — des herrlichen Dramas „Olympias", erlebt die Genugtuung, seine an wahrhaften Liedesperlen reiche Gedichtsammlung ‚Gemüt und Welt' in dritter, um die Hälfte vermehrter Auflage auf den diesjährigen Weihnachtstisch des deutschen Publikums legen zu dürfen." Auf die Tragödie „Olympias" kommt er in seiner Selbstbiographie „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" zurück (S. 419): „Warme Freundschaft verknüpfte mich mit Friedrich Marx, dem von mir hochgeschätzten Dichter der ‚Olympias'."

Seit der ersten persönlichen Annäherung der beiden jungen Sanggenossen, 1862, bewährte Hamerling durch volle 28 Jahre, bis zu seinem Tode, 1889, sein Interesse für Marx. Er bedauerte, daß kein zweiter Band Gedichte von ihm folge. Ein Wunsch, zu dessen Verwirklichung der bescheidene Dichter keinen Versuch machte. Eine zehnjährige Dienstunterbrechung — er hatte sich 1849 zum Eintritt in das Heer entschließen müssen, mit Verzicht auf die schon begonnenen Universitätsstudien — bedeutete naturgemäß seine fruchtbarste und erfolgreichste Schaffensperiode. Als Rosegger anfangs der 70er Jahre nach Norddeutschland und Holland fuhr, schreibt er in seinem ersten Wanderbuche, war überall von den Dichtern Hamerling und Marx die Rede. Zur Wiederaufnahme der Aktivität gezwungen und ihren Anstrengungen mit eisernem Pflichteifer begegnend, in Sorgen um eine zahlreiche Familie aufgehend, nahm Marx nur mehr die Einladungen vornehmer Zeit-

Geometrie.

Vier Gedichte von Franz Karl Ginzkey.

1. Punkt.

Unsichtbar bin ich da. Es ist mein Sinn,
Daß man im Glauben wisse, daß ich bin.
Was einzig Sinn und Seele gibt dem Staube,
Enträtselt uns das Schöpfungswort: Ich glaube.

Wenn du mich glaubst, so bin ich plötzlich da.
Und nichts geschah, was ohne mich geschah.
Ich bin zutiefst das Wesen aller Dinge
Und alles Sein umwandelt mich im Ringe.

2. Quadrat.

Vier Brüder, treu und bürgerlich gesellt,
Umgürten und umkanten meine Welt.
Im Scharfumgrenzten fühl' ich mich gesundet,
Wo Harmonie mit Maßen sich bekundet.

Wie meine Vier mich Hand in Hand umschließen,
Darf ich das Glück der herben Kraft genießen,
Die sich harmonisch gibt, doch nicht zu reichlich,
Denn alles Rundliche erscheint mir weichlich.

So kommt es wohl, daß ich zu lächeln weiß,
Seh' ich den Allzurundlichen, den Kreis.
Er wirbt um mich. Doch bleib' ich ewig einsam,
Denn zwischen ihm und mir ist nichts gemeinsam.

3. Tangente.

Ich bin von Anbeginn. Mein Weg ist weit
Und meine Sehnsucht heißt: Unendlichkeit.
Nun ich an diesen Kreis geschlossen bin,
Teilt sich mein Sein in Sinn und Widersinn.

Er, der da lächelt in Vollendungsglück,
Wie kehrt er selig in sich selbst zurück.
Ihn quält kein Ziel, ihm ist kein Weg zu weit
Und jede Zeit ist ihm Unendlichkeit.

Mir aber bleibt es unermeßlich fern,
Das holde Ziel. Es eilt von Stern zu Stern,
Und früher nicht vollendet sich die Reise,
Bis nicht Unendlichkeit sich schließt zum Kreise.

4. Kugel.

In meiner Urform Adel roll' ich hin.
Auch ich von einst, auch ich von Anbeginn.
Mir ward Vollendung also reich gespendet,
Daß alle Schöpfung sich in mir vollendet.

Wer Raum und Tiefe nicht zu schauen weiß,
Sieht mich als Kreis und immer nur als Kreis.
Der wahrhaft Sehende durchstaunt die Hülle:
Er trinkt das Maß in wunderbarer Fülle.

In einem Punkt, und mehr bedarf es nicht,
Ruht auf dem Irdischen mein Gleichgewicht.
Wär' ich nicht dort der Trägheit hingegeben,
Ich löste mich zum seligsten Entschweben.

störenden Urwesens, das sich mit dem Liebreiz der Vergänglichkeit schmückt. Etwas von Goethes Weltanschauung liegt in diesem Gedicht.

Ich habe schon erwähnt, daß Marx im reifen Mannesalter bis in seine letzten Jahre den Aufforderungen der Herausgeber von Zeitschriften, Almanachen und Anthologien um Beiträge nicht versagte. Wenn er keine Anregung fühlte, bei einer dieser Gelegenheiten Neues zu schaffen, öffnete er sein Schreibfach, das seine nachblühenden Lieder verschlossen hielt, und teilte davon mit. Neben Gedichten, die schon in seiner Sammlung enthalten sind und die mir, begonnen vom Freiligrath- und vom Anastasius Grün-Album bis herab zu der letzten Auflage von Avenarius' prächtigem „Hausbuche deutscher Lyrik" begegneten, zu schweigen von Zettels „Edelweiß", das volle fünfzig Auflagen erlebte, fand ich sie in Anthologien von Theodor Storm, Maximilian Bern, Hamerling, Albert Träger, Georg Scherer, im „Düsseldorfer Künstleralbum" und in zahlreichen anderen Werken. Ferner in vielen Jahrgängen der „Dioskuren", der „Neuen Illustrierten Zeitung", „Schönen blauen Donau", „Österreichischen Gartenlaube" und der „Blätter für literarische Unterhaltung" von Rudolf von Gottschall.

Als Neuheit berührt uns in all diesen, am schönsten im Nachlaß, der Ausgleich mit dem Schicksal, den er mit jeder Zeile bekundet. Eine einzige Ausnahme macht die tief leidenschaftliche „Klage im Frühling" und „Nachruhm" (Georg Scherer, Jubiläumsausgabe „Deutscher Dichterwald"),* der Aufschrei getäuschter künstlerischer Hoffnungen. Sonst weiß er die selbsterkämpfte Zufriedenheit unmerklich auf andere zu übertragen. Etwas von seiner Freude an der Allschönheit des Lebens, von Dankbarkeit dafür, wie wir kaum mehr kennen. Man liest sich in Stimmung, man folgt dieser starkgeistigen und so tiefgemütmilden Männlichkeit wie an einem blauen Sommertag über stilles sonnenatmendes Land.

Eine Reihe von Gedichten trägt die Prägung Italiens. Wer sich erinnert, wie meisterhaft Marx in Versen die italienische Szenerie schildert, wer von seinen nicht bloß in schöner Form gegebenen, sondern von scharfem Sprachverständnis getragenen Übersetzungen aus dem Italienischen einige gelesen hat, wird es für beinahe unglaublich halten, daß der Dichter und Übersetzer aus eigener Anschauung nur Oberitalien kannte. Und er verbrachte dort immerhin nur eine kurze Reihe von Jahren, die ersten beiden durch Kriegsgetümmel ausgefüllt, das er unter den Fahnen Radetzkys mitmachte. Die zehn „Friedensjahre" nach dem Wiedereinzuge des greisen Feldherrn in Mailand und dem Falle Venedigs waren Leidensjahre. Nicht nur für die aus ihren Hoffnungen

*) Neunzehnte Auflage. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt (1902).

schriften und Anthologien an, die ihn bis zuletzt als Mitarbeiter zu finden und zu schätzen wußten.

Vor mir liegen Stöße vergilbter Blätter aus seiner Hinterlassenschaft. Besprechungen der in- und ausländischen deutschen Presse — die von' heut auf morgen vergessen wurden, auch die glänzendsten. Schriftsteller- und Künstlerbriefe, Zeichen der allgemeinen Wertschätzung des Dichters und Menschen. Wie viele sind ihm vorausgegangen, ihre lebenswarmen Worte bleichen, und doch trinkt sein Bild aus ihren Quellen klare Farbe, verdichtet sich zu greifbarer Gestalt, wie die Schatten am Eingange der Unterwelt, wenn sie Opferblut getrunken. Holtey, Mosenthal, Lorm, Longfellow, der sich über Marx' treffliche Übersetzung seiner bei Reclam erschienenen Ausgewählten Gedichte hochbefriedigt aussprach. Der schwer verkannte Franz Nissel, Theodor Storm ziehen an uns vorüber, Ada Christen, der als Dichterin der „Lieder einer Verlorenen" in „Gemüt und Welt" eine Serie schöner Sonette gilt, und die gefeierte Julie Rettich. Sein Wiener Freund und Berufskamerad Ferdinand von Saar, dem auch erst der körperliche Tod das heiß ersehnte geistige Leben gab. Der greise Hermann Lingg, der mit seiner Reckengestalt und dem Prophetenauge wie der Genius einer vergangenen Literaturepoche in unsere Tage ragte und seinen Freund Marx nur um wenige Stunden, bis zum 20. Juni 1905, überlebte.

Was unser heimischer Dichter aber als solcher und als Mensch bedeutete, wird dem erst klar, der sich in seine verstreut erschienenen und nachgelassenen Gedichte vertieft. Wie da ein universeller Geist über das bisher von ihm Gebotene hinauswächst, still und bestimmt seinen Weg verfolgt und die Vielseitigkeit seiner Töne zu einer einzigen Harmonie zusammenströmen läßt — das bildet die lichtvolle Fassung einer edlen Menschennatur. Künstler und Mensch wirken, wie so selten, mit- und ineinander. Der Leser kann sie gar nicht anders als einheitlich denken.

Die Herausgabe dieser Dichtungen, womit mich die Familie Marx betraut hat, steht für den Herbst im Verlage von Georg Müller in München bevor. Sie umfassen Jahrzehnte, sind größtenteils noch unveröffentlicht, und darunter befinden sich die schönsten. Eine der vollkommensten, die gewaltige Rhapsodie „Unsterblichkeit", wurde 1906 in der interessanten Sammlung zu Torresanis sechzigstem Geburtstage „Säbel und Feder" von Karl W. Tanzer eingereiht, zugleich eine der charakteristischen für Marx:

Sterblich in Raum und Zeit,
Zwischen Wachen und Traum
In meiner Schöpfung Wunder hineingestellt —
Was klagst du, mein Sohn?

War Liebe nicht der erste Blick
Aus glückseligem Mutteraug',
Mit dem die Welt dich begrüßte,
Und Schönheit deine Amme?

Damit ist der Grundakkord angeschlagen zur kraftvollen, triumphierenden Lebensbejahung des ewigen, Welten erschaffenden und zer-

hervorragender Schönheit ist die längere lyrisch-epische Dichtung „Bruno von Kärnten auf dem Aventin 996—999", die Bruno, den ersten von Otto III. eingesetzten deutschen Papst, als solcher Gregor V., und Otto, den er zum römischen Kaiser krönte, vorführt. Das düstere Geschick, das der junge Papst über sich und den kaiserlichen Vetter aufsteigen ahnt und das in der Witwe des ermordeten Patricius Crescenzius eine schaurige Prophetin der Rache findet, wirft seinen Schatten in die römische Mondnacht voraus.

Daß Friedrich Marx, wenn er die Feder führte, auch vergessen konnte, daß ihm der Säbel an der Linken hing oder gehangen hatte — mindestens aber, daß er an den Zeitereignissen lebhaft Anteil nahm, beweist er mit dem Gedicht „Der Weltfriedensgedanke im Haag 1899". Desgleichen mit den markigen Strophen „Mai 1904" beim Ausbruch des blutigsten, des russisch-japanischen Krieges. Im Gegensatze zu den vorgenannten Proben unveröffentlicht, sei davon der Kampf mit Torpedos und unterseeischen Minen herausgegriffen:

Da lauern Feuerdrachen
In blauer Meeresflut,
Verschlingt der Höllenrachen
Die Schiffe stolz und gut.
O Menschheit — Ungeheuer,
Das Hekatomben heischt,
Das sich mit Schwert und Feuer
Blindwütend selbst zerfleischt! —

Eine liebliche Landidylle, von der sich wie von Goldgrund ein religiöses Bild abhebt, ist „Der Wanderer". Das zarte Kolorit, eine Stärke des Dichters, bildet einen wirkungsvollen Gegensatz zu den plastisch herausgerundeten Gestalten. Als poetische Erzählung ist der „Wanderer" ein Gegenstück zu „Bruno von Kärnten".

Von der Jagd, die sich aus dem Leben eines Alpensohnes nicht wegdenken läßt, kehrt er mit mancher Siegestrophäe, dem mächtigen Geweih eines Sechzehnenders, aber auch ein bescheidenes Häslein oder das Prachtexemplar eines Auerhahnes auf der Schulter und frischfrohe Lieder im Herzen, zurück. Die gelten „Einem Jäger zur Balzzeit", die bringt „Das Füchslein seiner holden Gebieterin", — das erlegte Füchslein nämlich, das ihr als weicher Bettvorleger huldigt und sie mit verliebten Äuglein in schöner Versöhnlichkeit mahnt, auch des Jägers nicht zu vergessen, der es im Tannengrunde geschossen. — Die echte Liedweise, in der Marx wiederholt mit Eichendorff verglichen wurde, ohne jedoch seine Selbständigkeit jemals einzubüßen, singt von manchem dieser Blätter mit seiner feinen, harmonischen Schrift, die so recht dazu geschaffen scheint, Gedichte zu schreiben: kräftige und zartduftig schwebende, wie die Glöcklein des Heidekrauts. Wenn es auch gewiß viele echte Dichter gab, die eine schlechte Handschrift hatten,

von italienischer Einheit gestürzten Lombarden und Venetianer, sondern auch für die dort garnisonierenden österreichischen Offiziere, indem sie sich von einer Bevölkerung, der sie gern Sympathien entgegengebracht hätten, gemieden und gehaßt sahen. Es gehörte unter solchen Umständen ein deutsches Poetengemüt dazu, um sich durch die farbenschwelgende südliche Natur als köstlichen Rahmen für die Zeugen einer großen Vergangenheit und verschwenderischer Kunstschätze zu Liedern begeistern zu lassen. Überdies konnte auch nur ein vorurteilsloser Charakter, den Marx schon als Jüngling bewies, ihn anregen, sich in die Feinheiten der Sprache und in das Geistesleben der ihn umgebenden Nation zu vertiefen. Er hielt es allerdings erst im Jahre 1868 geraten, die Lebensgeschichte des neapolitanischen Patrioten und Dichters Alessandro Poerio, der bei der Verteidigung der venetianischen Republik gefallen war, mit Übersetzungsproben seiner Dichtungen herauszugeben. Nach dem lange eingetretenen Umschwung in Österreich glaubte Marx damals auch, daß er die Uniform für immer abgelegt habe.

Wie Schiller die Schweiz nach Goethes Erzählungen schilderte und Jean Paul das Campanertal verherrlichte, ohne je dort gewesen zu sein, fand sich auch Marx in Gegenden Italiens zurecht, die er nie betreten hatte. Er nennt Capri das bräutlich geschmückte Schoßkind der Eilande, das abends auf goldener Flut gleich einer ins Meer gefallenen Rose schwimmt, und wenn der Mond es bescheint, erwachen Dämonen versunkener Jahrhunderte:

Horch, dort unten beim Schalle der Flöten
Badet mit lüsternen Nymphen Tiber!
Morgen vom Blute der Syrerin röten
Wird sich die Klippe, der Sand und das Meer.

Wenn der Tyrann, seine Wohllust zu würzen,
Grausiges Lächeln auf Lippen so fahl,
Sie von dem dräuenden Felsen zu stürzen
Mit dem geliebtesten Knaben befahl!

Vom Berge kommt bei Morgenanbruch Bernardino, der hübsche Junge, in seiner geflickten malerischen Hirtentracht mit seinen Lämmern und fürchtet keine Räuber und Sbirren, denn der Segen der „Mamma mia“ lacht ihm wie heller Sonnenschein. Er möchte seine Lieder blasen bis ans hohe Königshaus und weiß nicht, was er spürt, wenn ihm bei der abendlichen Heimkehr die lachende Cecchina an der Schwelle ihres Vaters so große Augen macht.

Hieher gehört „Venetianische Castelle“ mit subtiler Stimmungsmalerei, wie sie nur der eigenen Anschauung entspringt; mit dem Vergleich zwischen dem Raubrittertum deutscher Bären und dem jubelnden, sinnenfrohen Leben in kunstgeschmückten Hallen, deren zerstörte Pracht uns noch so mächtig ergreift, „als ob der Stein empfände.“ Von

ähnliches vor, doch sie heben sich, selbst im Zusammenhange mit dem Berufsleben, über das Niveau der Schilderung von Episoden heraus. Bei solchen Anlässen, die durch sie allgemeine Bedeutung erhalten, verleugnet sich niemals der innerste Kern seiner deutschen Gesinnung.

Nach der schwierigen Arbeit, die Marx 1870 unternahm, das Drama „König Nal“ von Angelo de Gubernatis zu übersetzen, hat er sich als Übersetzer oder richtiger „Nachdichter“ nicht wieder betätigt. Die im Nachlaß enthaltene „Maria Magdalena“ nach Bernardino Zentrini und „Geistliche Sonette“ von Vittoria Colonna, gleichfalls treffliche Wiedergaben des Originals, die in der Leichtflüssigkeit der Sprache selbst für Originale gehalten werden könnten, stammen aus früherer Zeit und sind merkwürdigerweise aus seiner ersten Sammlung weggeblieben, auch sonst ungedruckt. Über Marx als Übersetzer schreibt Paul Heyse am 22. Oktober 1868: „... Da meine nähere Bekanntschaft mit dem Originale (Alessandro Poerio) selbst noch so jung ist, war mir alles in so frischer Erinnerung, daß ich nicht nur ihre schwungvolle Beherrschung der deutschen lyrischen Scala, sondern auch ihre Treue und Feinheit im Verständnis des manchmal etwas schwerzugänglichen Urtextes würdigen konnte ... Ich hoffe, Sie setzen Ihre Bemühungen um die Vermittlung beider Literaturen fort, „da sie in so hohem Grade dazu befähigt sind“. Und Heinrich Kurz (Leipzig, 11. August 1869): „... Daß Ihre Übertragung Longfellow's in Amerika so vielen Anklang findet, hat mich sehr gefreut, übrigens glaubte ich nicht, daß Sie sich über deren Aufnahme in Deutschland zu beklagen haben.“

Und von diesem Dichter weiß Wurzbach, der für homines ignoti so entsetzlich viel Raum verschwendet, nachdem er einem vergessenen Piaristen Gratian Marx volle vier Seiten Großoktav gespendet hat, nicht mehr, als daß er schematisch seine Militärdaten und Werke aufzählt und erwähnt, daß die Grazer Lokalblätter sich über seine „Jacobäa von Bayern“ einstimmig günstig aussprachen. Auf die „Blätter für literarische Unterhaltung“, den „Kamerad“ und das „Wiener Fremdenblatt“ (über „Olympias“) weist Wurzbach nur einfach hin. Aber er kann sich nicht enthalten anzuführen, daß (der berüchtigte) Otto Glagau in der „National-Zeitung“ die „Olympias“ in die Kategorie der heute so üppig aufschießenden „Lesedramen“ einreiht, in denen zwar ein reiches Bild des äußeren Geschehens geboten, aber eine eigentliche, vor den Augen des Zuschauers sich vollziehende Handlung völlig vermißt wird. Der Buchstabe M begann bei Wurzbach, der sein Lexikon auf 60 Bände oder Bändchen zu strecken wußte, schon im Jahre 1867. Nachträge, in deren letzten Hermann Rollett gelangte, nachdem er ein Jahr vorher (absichtlich?) vergessen worden war, erschienen noch 1874, von Friedrich Marx geschieht aber keine Erwähnung mehr. Fercher von Steinwand

so schmeichelt die von Marx, ihr schlichter heiterer Linienfluß, doppelt dem Auge. Etwas Jugendliches liegt in ihr und behauptet sich durch ein ganzes langes Menschenleben. Die Hand des Siebzigers hat nicht gezittert, die noch manch volkstümliches Lied, manch herrliches Probestück echter Heimatkunst niederschrieb und auf der Jagd sicher zu zielen wußte. Er dichtete nur, wenn die Stimmung ihn dazu drängte, meist in freier Natur, die ihn vor allem beeinflußte. Das Meer nannte er „den mächtigsten Gedankenerreger". Am Schreibtisch litt es ihn nicht lange. Die „Olympias" wurde großenteils in Wald- und Feldeinsamkeit in sein Notizbuch eingetragen. Oft erzählte er schmunzelnd, daß er auch im Gespräch und Zuhören mit einem Zweiten einen plötzlichen Gedanken ruhig ausspinnen konnte, ohne daß der andere es ahnte, weil er doch immer treffend antwortete. Und angeregt von einem solchen gemeinschaftlichen Spaziergang warf er in einem Zuge, wie er sich's ausgedacht, die Dichtung aufs Papier. Diesen Ursprung, den treibenden Impuls, merkt man den Gedichten an, ob sie nun Probleme wie die „Unsterblichkeit" behandeln, oder heiße Töne von Liebesglück und -leid im engeren Menschenschicksal aufzittern lassen Der Leser und insbesondere die Leserin, in jungen oder reifen Jahren, kommen auch bei diesem Kapitel nicht zu kurz. Innerlichkeit, Weichheit und Leidenschaft vereinigen sich und gipfeln gewöhnlich in einem eigenartigen, plastischen Bilde. „Ein altes Lied" — das Posthorn, das zum Abschied bläst — „Nur einmal noch" — eine selig genossene Stunde — „Vorbei". — Die Überschriften der drei Lieder bezeichnen das Gebiet seiner Liebespoesie. Sie bestätigt zugleich, daß Frauenhuld ihren Sänger zeitlebens begleitete, wie dem anregenden, ritterlichen und bis zuletzt rüstig-schönen Manne mit den leuchtend blauen, freundlichen Augen überhaupt die wärmsten Sympathien entgegenkamen. Die Gruppe dieser Dichtungen zählt zu dem Edelsten und Vornehmsten deutscher Lyrik, z. B. sein „Glockenruf" in Georg Scherers „Deutschem Dichterwald" (Jubiläumsausgabe) und die herrliche „Werbung" im Nachlaß:

Kind und Freundin, Braut und Schwester
Alles, alles bist du mir.

In den Liebesliedern von Marx liegt gleichsam zwischen den Zeilen jenes Element, das in uns, wenn wir Volkslieder singen hören, eine süße, sehnsüchtige Wehmut auslöst. Oft sind sie mit der früher erwähnten Heimatkunst innig verschmolzen, die sein Kärntnerland und seine zweite Heimat Steiermark schildert.

Manches nach dem Tod eines Dichters herausgegebene Werk wird bei der Drucklegung belastet durch Gedichte, die zu besonderen Gelegenheiten verfaßt wurden. Auch von Marx liegen Prologe, Festgedichte und

Trotzdem — der österreichische Offizier an sich und alle damit zusammenhängenden Vorurteile gegen den Dichter waren Marx noch doppelt hinderlich. Mannhaft, wie in allem, blieb er sich selbst treu in den Pflichten seines praktischen Berufes, von dem er sich mit dem Rang eines Obersten nach Graz zurückzog. Aber wie dicht das Dorngestrüpp ihm den Weg versperrte, seine Kunst setzte da und dort doch immer eine junge Rose auf, und wenn er der Laufbahn des Dramatikers, als welcher er sich auf der Grazer Bühne sehr glücklich eingeführt hatte, nicht gerecht werden konnte, weil dies eine ungeteilte Kraft erfordert, als Lyriker hat er reichlich gehalten was er versprochen. Und dem Lyriker Marx gilt die Würdigung. Georg Scherer, Karl Knortz, der in seinem „Poetischen Hausschatz der Nordamerikaner" einzelne seiner Übersetzungen von Longfellow bringt, Ferdinand Avenarius, der Marx im „Hausbuch deutscher Lyrik" nicht wie so viele andere Namen (z. B. Karl Beck, Franz Bodenstedt, F. Dahn, Freiligrath, Gerok, Betty Paoli, Scheffel, K. Stieler) fallen gelassen, um neuen Namen Platz zu machen, sind Zeugen dafür. Auch sein Tag wird kommen. Seine Kärntner Landsleute gründeten auf dem buchenrauschenden Zwickenberg bei Oberdrauburg eine Marx-Warte zur Erinnerung an sein dort entstandenes prachtvolles Heimatslob „Auf steiler Warte", das in „Gemüt und Welt" bekannt wurde. Ein weiterer Kreis seiner Verehrer hat eine Marmortafel an seinem vielgeliebten Oberdrauburger Vaterhaus enthüllt; das Relief des Dichters ist eine Widmung Professor Hans Brandstetters in Graz. Möge auch das geistige Denkmal, das ein deutscher Mann, einer der Unseren, ein herzfrischer Österreicher, sich selbst mit seinem Nachlaß ersungen hat, bald einen frohen, würdigen Aufbau und Abschluß finden durch die Ausgabe gesammelter Werke von Friedrich Marx.

Wir müssen uns ein wenig verbauern.

Zur Gründung des Vereines „Heimatschutz". Von **Peter Rosegger.**

Irgendwo in Steiermark, auf steilem, bewaldetem Hügel, ragten die braunen, zerfressenen Mauern einer mittelalterlichen Ritterburg. In lautloser Ruhe starrend, oder vom Winde umsäuselt, redete das Gemäuer schweigend zu uns von dunkler Vergangenheit. Da kamen fleißige Erhalter des Alten und bauten auf der alten Ruine eine neue auf. Es wurde eine sehr malerische Burg mit Türmen und Zinnen, die natürlich nicht zu bewohnen war, aber für die Gegend eine gar hübsche Zierde abgab. Sie war anders als die alte Burg, wie man sie noch auf Bildern sehen konnte. Sie war viel schöner, aber sie war eine Phrase. — In demselben Tale war auch ein altes Bauernhaus

kommt nicht besser weg, Hamerling, der allerdings viel eingehender behandelt wird, erscheint in den Nachträgen auch nicht mehr.

Da klagen wir — im allgemeinen vielleicht nicht so ganz unberechtigt — über die Vernachlässigung österreichischer Dichter durch reichsdeutsche, besonders norddeutsche Literarhistoriker. Und kümmern uns selbst um unsere eigenen am allerwenigsten. Österreicherindolenz! Was war uns Saar, solange ihn unsere Anerkennung noch gefreut hätte? Seine Bücher wurden nicht mehr gelesen, seine Stimme nicht mehr gehört, das heißt, was er noch zu sagen hatte, wurde nicht gedruckt. Er war ein überwundener Standpunkt. Und wer hat unserem großen Dramatiker, wer hat Grillparzer das Leben vergällt? Wir Österreicher! Auch die unlängst erschienene „Geschichte der deutschen Literatur" von einem Klagenfurter (!), Dr. Hans Sittenberger, hat unter anderen deutschösterreichischen Namen — ich erwähne nur Hermann Hango, Ginzkey, unseren Wiener Emil Ertl und dann noch die geistvolle M. E. delle Grazie — für den Namen Marx keinen Platz. Unsere Dichter, wenn sie zu Erfolgen kommen, holen sie mit seltenen Ausnahmen im Deutschen Reiche. Einen schlagenden Beweis dafür, wie viel höher Marx außerhalb seines engeren Vaterlandes geschätzt wurde und zugleich das glänzendste Zeugnis für seine Bedeutung gibt gerade Rudolf von Gottschall in seiner prächtigen „Deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" 1872. In dem Abschnitt „Das regenerierte Bühnendrama" schreibt er „den großen Zug hinreißender Leidenschaft" der „Olympias" zu. „Die Mutter Alexanders in diesem Stück hat etwas vom Erz, aus dem man die großen Heldinnen der Tragödie gießt; nur die Gruppierung der weiblichen Charaktere erscheint nicht künstlerisch genug, da Eurydice eine ebenso leidenschaftliche Natur ist wie Olympias; einzelne Situationen, wie der Kerkermord des gefangenen Königspaares, sind ergreifend und mächtig ausgeführt; auch hat Marx das os magna sonaturum, den großen Stil der Tragödie, so daß es nur zur bedauern bleibt, so viele glänzende Mittel an einen antiken Stoff, dem einmal der Zug der Zeit widerstrebt, verschwendet zu sehen." Auch Heinrich Kurz äußert sich ähnlich im 4. Bande seiner Literaturgeschichte mit Hervorhebung der lyrischen Dichtungen „Gemüt und Welt" als Offenbarung einer „schönen poetischen Begabung von nicht geringem Umfang. Dem Dichter gelingt es in hohem Grade, seine subjektive Welt zum Allgemeinen zu erheben und abgerundete objektive Lebensbilder zu gestalten. Die Natur, die er mit offenem und liebevollem Sinn erfaßt, gibt ihm eine reiche Fülle von trefflichen Bildern, in deren Verwendung er jedoch sehr mäßig ist. Wenn er auch der Liebe und dem heiteren Lebensgenuß manch schönes Lied weiht, so bewegt er sich doch mit Vorliebe in höheren Anschauungen".

stehen gekommen sein. Heute, wenn er, vorausgesetzt das passende Holz wäre vorhanden, ein solches Haus bauen wollte, würde er dafür 20.000 Gulden auf den Tisch legen müssen. Die gelernten Baumeister sind unerhört kostspielig geworden. Wenn ein Bauer jetzt ein Haus baut, so wird's nicht viel größer wie ein Arbeiterhäuschen, ohne jegliche Schönheit und Zier, ohne alle Charakteristik. Er kann nicht anders, er hats Geld nicht. Und vor allem die Künstler nicht, die ohne viel Plänemacherei und Messerei gefühlsmäßig das Richtige treffen. Das Bauernhaus wird nicht streng berechnend gemacht, es entsteht, es wächst wie das Volkslied. Ähnlich ist es auch mit der Tracht. Der altständige Alpenbauer hat sich fast sein ganzes Gewand selber gemacht unter Mithilfe des Dorfhandwerkers. Bei der jetzigen Wirtschaft ist das nicht mehr möglich. Der Bauer kauft zumeist den Kleiderstoff, wenn nicht gar das ganze Gewand beim Kaufmann. Die echte Tracht gibt's also nicht mehr, oder höchstens nur in ganz wenigen, entlegenen Gegenden. Aber selbst die unechte ist noch schön, wenn sie nicht ins Kostümhafte überschlägt. Doch ist das in der Stadt erzeugte Bauerngewand für den Bauern viel zu teuer, das kann sich nur der wohlhabendere Bürger anschaffen. Deshalb sieht man jetzt mehr Stadtleute in Bauerntracht als Landleute. Diese fahren billiger mit ausländischen Stoffen. Der wohlhabendere oder der kreditfähige Bauer kauft sich freilich auch Steirergewand. Man begnügt sich also mit der Form allein. Und schon das hat sein Gutes und Schönes. Mehr, d. h. eine *bodenständige* Tracht, wird auch der Heimatverein nicht durchsetzen können und wollen.

Mit den ländlichen Sitten und Gebräuchen ist's nicht anders. Sie haben ihren Grund in den Zuständen der alten Zeit. Diese sind gefallen, und damit fielen auch die alten Einrichtungen und Gebräuche, die alten Anschauungen und Gläubigkeiten. Was heute noch an alten Sitten fortwuchert, das ist fast seelenlos geworden. Einiges mag mit neuem Geiste sich wieder füllen lassen, das Meiste bleibt tot und könnte sich nur mit Fälschungen wieder scheinbar beleben lassen. Es läßt sich das Echte aus der alten Zeit so wenig festhalten als diese selbst. Was wir aber tun können: Die guten Reste der alten Zeit, *soweit sie in der unsern fruchtbar sein können*, wieder beleben. Wenn wir nicht verschmachten sollen, so bedürfen wir der Wiederkehr des einfacheren, behäbigeren Lebens, tieferer Gediegenheit und Verläßlichkeit, aber auch des Sinnes für optimistische Weltanschauung und nervenberuhigende Beschaulichkeit. *Wir bedürfen einer Verbauerung.* Dann werden jene heimlichen Sitten, die wir heute mit solchem Heimweh suchen, teils ganz von selbst wiederkommen. Welch eine Welt von Aufgaben entfaltet sich da für den Heimatverein!

gestanden, fest und zierlich aus Holz gezimmert und traulich zu bewohnen. Der Besitzer war ein aufgeklärter Mann, der in der Welt schon herumgekommen war. Dem wollte das alte Haus seiner Väter nicht mehr gefallen. Es war so gar nicht modern. Er ließ es abreißen und an dessen Stelle ein neues bauen. Dieses neue Haus war gemauert, getüncht, hatte ein rotes Ziegeldach und wäre gewesen wie ein großes Arbeiterhaus, wenn es nicht ein Türmchen gehabt hätte, in dem weder ein Glöcklein hing, noch in das man aufsteigen konnte. Fremdartig stand dieser Bau in der Gegend da und die Büsche und die Bäume und die Berge ringsum wollten nimmermehr so wachsen und dastehen, daß das Haus zu ihnen gepaßt hätte. Das sind zwei Geschehnisse, die ein Verein für Heimatschutz hätte verhindern müssen.

Ruinen kann man nicht bauen, höchstens erhalten für eine gemessene Zeit. Wenn die Ruine ausgebessert wird, darf sie natürlich nur ihrer alten Form entsprechen. Und wenn ein neues Haus gebaut werden muß, so muß es natürlich den neuen Bedürfnissen angepaßt werden, soll aber, soweit es diese zulassen, der alten Form treu bleiben. Die Form muß sich nach dem Hause, das Haus sich nach dem Zwecke richten. In unserer verrückten Zeit wird tatsächlich von außen nach innen gebaut, dem äußeren Bilde zulieb werden die Wohnräume verkümmert, unpraktisch, unwohnlich gemacht; das merkt man dem Hause schon von außen an, und das gesunde Gefühl empfindet die schönste Außenseite als häßlich, weil sie dem Zwecke nicht entspricht, also etwas Falsches ist. Und was das Schlimmste ist, man schließt nach dieser Verkehrtheit des Hauses auf die persönliche Verkehrtheit des Bauherrn.

Die Städter bauen jetzt viele Häuser auf dem Lande. Am liebsten möchten sie die ganze Stadt hinausbauen. Mancher stellt ein komplettes Stadthaus mitten ins Dorf hinein. Andere wollen volkstümlich bauen, aber der Stil wird schweizerisch, norddeutsch oder norwegisch. Auch das ist nicht das Wahre. Wir wollen uns nicht von einer Person und nicht von einem Hause anlügen lassen.

Der echte Bauer baute sich sein Haus selber mit Hilfe des Dorfzimmermanns und der freiwillig mittuenden Nachbarn. Doch wie soll das möglich sein heutzutage, da der Bauer keine Gewerbsleute mehr hat, da der Dorfzimmermann zu kostspielig oder gar zu den streikenden Sozialdemokraten gegangen ist. In meiner Kindheit baute einer unserer Nachbarn ein Haus. Das alte, ein stattlicher Holzbau in altsteirischer Form, war ungefähr dreihundert Jahre gestanden, ehe es vermorschte. Das neue wurde ganz nach dem alten gebaut an Größe und Form, der Bauer hatte sein Holz, seinen Zimmermann, seinen Maurer, seinen Schmied, seine Nachbarn, die ihm die Arbeiter lieferten und teilweise auch die Kost dazu. Das ganze Haus soll ihm auf 1000 Gulden bar zu

zu durchsuchen nach vaterländischen Urkunden, damit das Papier uns zeige, wie es einst war und was wir verloren haben. Oder gewonnen! Denn alles war durchaus nicht gut und schön, was wir heute als Väterwerk und Sitte verehren; mancher Rückblick läßt uns inne werden, wie dankbar wir sein müssen für so vieles, daß es anders wurde. — Der Verein für Heimatschutz, der in Steiermark vor einiger Zeit gegründet wurde, kann's noch gar nicht wissen, wohin und wie weit ihn seine Tätigkeit tragen wird. Vom Schiffe der Zeit dahingetragen, wird er an den zurückbleibenden Ufern manches mit dem Auge festhalten, manches Stück erhaschen, um es künftigen Geschlechtern zu überbringen. Und aus den pietätvollen Bestrebungen des Vereines wird ein unschätzbarer Erfolg entspringen: die neuerfrischte Liebe zu unserem Heimatlande!

Die Liebe zur heimatlichen Scholle, wie problematisch ist sie doch geworden in unserer Zeit! Diese Scholle, die den Altbauern jetzt abstößt und den Städter anzieht. Der Kulturmensch wird sich freilich der Heimatliebe bewußt, die den Naturmenschen unbewußt festgehalten hat auf seinem Boden. Ich wünsche es keinem, daß es ihm so ergehe wie mir, der nicht vierzehn Tage leben kann außerhalb der Steiermark, obschon er anderswo oft besseres Verstehen gefunden hat als daheim. Aber ich wünsche jedem das Empfinden, das mich daheim so ruhig, so ausgeglichen, so gefestigt sein läßt und so geborgen, trotzdem das Alter der gegenwärtig herrschenden Generation bereits entfremdet. Das ist ja so sonderbar, daß unser Heimatgefühl mehr an dem Lande hängt als an den Einwohnern. Aber gerade dieses süße, uneigennützige Hängen, dieses dankbare Innern ist die Triebkraft der Bestrebungen des Heimatvereins.

Es kommt aber darauf an: Wenn wir den Wert des Heimatlandes recht erkennen wollen, wenn uns seine Vergangenheit, seine Zukunft zu Herzen gehen soll, wenn wir altheimisch Leben und Gesittung wieder mehr pflegen möchten, so müssen wir uns ein wenig verbauern. Anders geht es nicht. Aber auch unsere schönen heimischen Städte dürfen nicht so übertrieben der großstädtischen Gleichmacherei zutrachten. Auch *sie* sind aus dem Lande hervorgewachsen, aus der produktiven Dorfschaft, aus dem gewerblichen Märktewesen, und wenn sie wieder mehr Beziehungen zum heimatlichen Leben finden wollen, so müssen auch unsere Städte sich ein wenig verbauern.

Aber nicht in jedem Sinne verbauern, nein, das gewiß nicht. Es soll damit nur gesagt sein, daß wir mehr zur Natur zurückkehren müssen, wenn wir natürlichere Lebensweise, Sitten, Anschauungen und das richtige Verhältnis zur Vergangenheit des Heimatlandes wieder erlangen wollen.

Dann die heimische Landschaft! Steiermark ist ein Waldland; das ist so natürlich, daß wir gar nicht daran denken. Erst, wenn wir im Auslande sind, werden wir's gewahr. Erst, wenn wir wieder zurückkehren, werden wir's köstlich gewahr! Aber mit jedem Jahr verliert das wundersame Waldland ein Stück Recht an diesem Titel.

Der über Berg und Tal weithin blauende Wald, über den nur die Almen und die Felsberge aufsteigen, er ist nicht mehr der ganze unversehrte Mantel, wie wir ihn von unseren Vorfahren geerbt haben, und kann's auch nicht sein; er hat große Scharten, Löcher und Flecken, an den niedrigeren Hängen und in den Tälern dämmert er nur noch in einzelnen Streifen und Schachen. Über das Hügelland liegt er hineingesprenkelt in die Obstgärten, Rebengelände und Schluchten. Und mancher dunkle, weite Wald breitet sich noch über Ebenen aus, wo sonst das unmeßbare goldene Meer des Kornfeldes herrscht. Aber er schwindet von Jahr zu Jahr in sich zusammen, jedoch ohne dem Kornfeld Platz zu machen.

Und die klaren, lebendigen Bäche aus dem Gebirge! Durch alle Gräben und Schluchten kommen sie herab, um im breiten, stilleren Flusse die Täler zu durchziehen. Bäche, die dem Landmann die Wiesen bewässerten, die Mühlen trieben und den Gewerken das Hammerrad — sie sind freilich noch da, werden aber schon hundertfach zu anderen Diensten geleitet. Das gemeinsame Gut des Wassers will der Staat an sich ziehen und vor allem der Industrie zuteilen, ohne viel zu fragen, ob das dem Lande, seinem Bedarfe und seiner Schönheit zum Vorteile ist oder nicht; denn die Industrie ist da, die einst so klar grünenden, stillen Täler mit Lärm erfüllend und mit Rauch bedeckend. Die Industrie ist da, die uns den Wald frißt und das Wasser trinkt. Oder wenigstens verekelt. Die Industrie ist da, die Tausende und Tausende von fremdvölkischen Arbeitern ins Land gezogen hat und so unser Volk verändert in der Arbeit, der Sitte, in der ganzen Lebensführung. Die Industrie ist da, die das ganze Bild unserer Heimat umgestaltet hat und noch mehr umgestalten wird. Umgestalten bis zum Verhängnis. Was soll der Heimatverein beginnen, um diesem größten Schädling des alten trauten Landes wirksam zu begegnen? Denn die Industrie ist es ja einzig, die uns reich macht, reich machen soll. Gegen den Drang, reich zu werden oder, mit beliebteren Worten, gegen das wirtschaftliche Interesse kommt der Heimatschutz nicht auf. Vom wichtigsten muß er seine Hand lassen.

Einer freundlicheren Kleinarbeit muß er sich zuwenden. Alte Kirchen, Denkmäler, historische Wegsäulen u. dgl. sind zu renovieren. Felsgebilde, seltsame Bäume, schöne Wasserfälle, Seen, allerlei merkwürdige Stätten sind zu schützen; die gefährdeten Alpenpflanzen sind zu retten, manche Tiere sind vor dem Aussterben zu bewahren. Aber auch Archive sind

Das verdroß Herrn Prokrustes; er verkaufte sein Geschäft an einen Sophisten, kaufte mit dem Erlös irgendwo ein Stück herrenloses Land und ward ein König. Aber seine Sprachbücher hatte er mitgenommen und er beschaute sie ingrimmig in stillen, einsamen Stunden. Und er rächte sich; an der ganzen Menschheit rächte er sich. Er baute sein System aus, aber auf andere Weise. Er baute ein Normalbett. Ein Normalbett ganz eigener Erfindung, fast wie ein Folterwerkzeug oder ein Lehrplan. Da waren Messer dran zum Kürzen, Schrauben und Hebel zum Strecken. Die Länge des Normalbettes war das Normalmaß. Jeder Fremde, der in das Land des Prokrustes kam, wurde reformiert. Erst stellte man fest, ob er mit seiner Körperlänge dem Normalmaß entspreche; er wurde gekürzt, wenn er zu lang war; er wurde gestreckt, wenn er zu kurz war.

Aber dauernde Erfolge hatte Prokrustes nicht; die Reisenden lasen von der Reform in der Zeitung und mieden sein Land, und nach dem Tode kam Prokrustes in die Sage und sein Normalbett in die griechische Rumpelkammer. Doch er hatte viele Schüler; die zerstreuten sich in alle Lande und wurden Schulmeister. Da griffen sie auf seine erste Idee zurück und verfaßten Sprachbücher. Und diese Sprachbücher lebten weit länger als Prokrustes und erlebten viele Auflagen.

Bezwungen, ganz bezwungen haben sie uns jedoch bis heute nicht. Wenn der Schüler für den Herrn Lehrer etwas redet oder schreibt, dann redet oder schreibt er Prokrustessätze — das heißt, wir können es ja jetzt sagen, da Prokrustes tot und sein Normalbett vermodert ist — er schreibt und redet l e d e r n. Aber wenn er sich selbst, seiner Natur überläßt, dann sprudelt er seine Gedanken noch immer mit der gleichen Urwüchsigkeit und Frische heraus wie zu Prokrustes' Zeiten. Da redet er mit Auge und Mienen, malt und umschreibt mit dem Finger, sieht dazu bald fröhlich, bald ernst, redet jetzt in langen Sätzen, jetzt in kurzen, abgerissenen Ausdrücken, wie's kommt. Und für den Lehrer, wenn er keine Prokrustesnatur ist, ist es eine Freude, wie plastisch, fast dichterisch, wie originell, wie treffend manches Kind sich ausdrückt, wenn der Lehrer es gehen läßt. Wenn es eine interessante Sache, etwas Selbsterlebtes, Selbstgeschautes, den ganzen Menschen Packendes ist — und dieser kleine Mensch ist noch leichter zu packen als unsereiner — dann wird der Schüler noch heute, trotz Prokrustes, Feuer und Flamme und man bedauert wirklich, keinen Apparat zu besitzen, der diese Seelenäußerungen der Kinder sofort grammophonmäßig in ihrer ganzen Frische fixiert.

Freilich, das Schreiben! Da wird manche flinke Zunge langsam, manche Hand bedächtig, wenn der Schüler das nun schreiben soll, was er so frisch und treffend herausgesprudelt hat. Selbst Erwachsenen geht

Kinderdeutsch.

Von A. Cl. Scheiblhuber.

In der hellenischen Sagenzeit lebte ein Mann namens Prokrustes, der hatte die große Idee gefaßt, das griechische Leben, das gern auseinanderfiel, vom Grund aus zu reformieren und in die Mannigfaltigkeit mehr Gleichförmigkeit zu bringen. Er wurde Schulmeister und begann seine Reformarbeit an der griechischen Sprache. Er wollte sie gleichförmig machen, ganz gleichförmig, eigentlich eintönig, könnte man sagen. Stufe für Stufe gewöhnte er die edlen Griechenknäblein, die man ihm übergab, an diese Eintönigkeit. Er verfaßte für seinen Zweck Sprachbücher. Mit ganz einfachen Sätzen fing er an, immer das Subjekt vorn, immer das Prädikat hinten, jeder Satz in Uniform, einer wie der andere. Dann kamen Attribute dazu, zehn, hundert Sätze hintereinander, jeder mit einem Attribut. Die Schüler, die als freie Griechen ohne Ordnung gedacht und gesprochen hatten, gewöhnten sich daran; besonders die braven Schüler bemühten sich, immer prokrustesmäßiger zu werden, immer das Subjekt vorn, das Prädikat hinten. Dann kamen Objekte dran, immer Objekte, in jedem Satz ein Objekt; zu Dutzenden und aber Dutzenden waren sie aufgereiht wie in einem Zeughaus die Kanonen. Und die braven Schüler gewöhnten sich an diese Ordnung und schrieben in ihren Aufsätzen lauter Prokrustessätze und jeder ward ein kleiner Prokrustes.

Und dennoch, Herr Prokrustes erreichte sein Ziel nicht. Die griechische Natur war stärker als er. Die Bosheit des Griechenvolkes war schon so verhärtet, daß sie weit mächtiger war als die Energie eines Prokrustes. Immer noch gab es Griechenknäblein, die keine Prokrustessätze bilden, kein Prokrustesgriechisch schreiben wollten. Prokrustes aber verschaffte sich Genugtuung; er lähmte ihr kleines rebellisches Gehirn durch eine systematische Gehirnerschütterung, die sich in seinen Sprachbüchern siebenmal durch 24—48 Seiten fortsetzte. Wie in den Sätzen mit der Eintönigkeit, so versuchte er es im Inhalt mit der Abwechselung. Mit echter Griechenschlauheit legte er seine Sprachstücke so an, daß der unfolgsame Kleine aus der Überraschung gar nicht mehr herauskam. Der erste Satz enthielt etwas vom trojanischen Pferd, der zweite vom Jonischen Meer, der dritte vom Feuerhaken, der vierte vom Zeus, der fünfte von den grauen Haaren der alten Weiber, der sechste von den Schwänzen der Pferde, der siebente von Odysseus. Und dennoch, der Herr Kollege Prokrustes konnte es nicht erzwingen; es gab immer Kinder, die redeten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, und es gab erst recht Erwachsene, sogar Schriftsteller, berühmte Philosophen und Tragöden, die schrieben, wie ihre mächtige Natur es ihnen eingab.

vollständig vergessen, daß er lange warten mußte, bis dieser mit der verschwundenen Stimmung wieder auftauchte.

Der Schüler ist kein Goethe, kein Schubert und kein Grillparzer, aber ein Mensch wie wir. Wenn er spricht und schreibt, dann muß er in Stimmung sein, und wenn er sich seiner Stimmung hingeben soll, dann muß man ihm fernhalten, was ihm die Stimmung raubt. Beherrscht er Grammatik und Orthographie und Interpunktion so, daß sie ihm beim Aufsatzschreiben fast unbewußt beifallen, dann gut. Wenn aber nicht, dann ist das Erste immer die frische natürliche Gedankendarstellung, unbekümmert darum, ob nun das, was so erschaffen ist, innerlich und organisch zwar ein vollkommenes Wesen, aber äußerlich ungewaschen und ungekämmt ist. Ist nur der Mensch einmal fertig, waschen und kämmen kann man ihn auch hinterher. Die erste Aufzeichnung muß immer vor allem eine frische, dem Gedankenstrom in uns ganz entsprechende Darstellung sein; ist diese in der Hauptsache gelungen, liest sich das Aufsätzchen flott, dann ist es immer noch Zeit, die etwa fehlende Interpunktion nachzuholen, die grammatikalischen und orthographischen Fehler aufzuspüren und auszumerzen. Wenn es gelingen soll, das Kind einen Stil sich bilden zu lassen, der ganz sein Stil ist, so kann es nur auf diese Art geschehen.

In meiner zweiten Klasse ist nach dem Lehrplan ein Aufsatzunterricht nicht vorgeschrieben. Nun bringen aber meine Schüler bald beim Lesen, bald in der Heimatkunde, bald beim Anschauungsunterricht, kurz dort und da so anschauliche Darstellungen von Selbsterlebtem, von Gesehenem und Geschehenem, daß es mich reute, wenn solch interessante Äußerungen des kindlichen Geistes nicht zu Papier gebracht würden. Ich gab ihnen nun Zettel, das aufzuschreiben. Erst wagten sich nur ein paar daran, die Gewecktesten, Keckeren. Mancher hatte so nett erzählt, aber sobald es ans Schreiben gehen sollte, sagte er: „Das kann ich nicht!“ Doch allmählich entwickelte meine Klasse einen großen Eifer in dieser verbotenen Schriftstellerei. Vor dem Unterrichte, während der Pause, nach der Schule, immer gingen sie mit wahrem Feuereifer daran. „Herr Lehrer, ich weiß was!“ Die Zaghaften vertröstete ich wegen der Orthographie, daß es durchaus nicht schade, wenn sie Fehler machten; sie *dürften* Fehler machen. Anfangs ganz klein, ein paar Worte, ein paar Sätze, wurden die Aufschreibungen ohne allen Unterricht immer umfangreicher, gewandter; die Orthographie holten sie sich von überall her, aus den Sprach- und Rechtsschreibübungen, aus dem Lesebuch, aus der Zeitung, und manches kühne Wort ward kühn in individuellster Schreibart dargestellt. Aber wie wäre die Sache erst gegangen, wenn ich diese Produkte kindlicher Schriftstellerei zum Gegenstand einer Besprechung hätte machen, die Fehler gegen Stil und Schreibweise hätte

es so; was sie oft so packend erzählten — sobald sie die Feder in die Hand nehmen, gefriert förmlich der Fluß ihrer Gedanken, und was sie mühsam unter Ächzen und Ausstreichen zu Papier bringen, gerät steif und ledern. Weg ist aller Farbenschmelz wie bei einem Schmetterling, den man acht Tage tot mit sich in der Tasche herumgetragen hat. Es gibt Menschen, die sehr interessant sprechen und doch nicht ihre Gedanken gewandt schriftlich darstellen können. Sobald sie die Feder zur Hand nehmen, kommen sie mit ihren Gedanken aus dem Text. Selbstverständlich, denn das Tempo beim Denken und Sprechen ist ja weitaus schneller als beim Schreiben, so daß sie mit Feder und Hand dem schnellen Ablauf der Gedanken nicht zu folgen vermögen. Der natürliche Fluß wird gehemmt, aus der Verbindung gerissen; aus dem gefälligen Unbewußten wird ein holperiges Bewußtes, dem das Temperament der lebendigen Rede fehlt. Das ist um so mehr beim Kinde der Fall. Was es in der Rede lebhaft und natürlich hervorsprudelte, wird unter der Feder abgehackt und papieren, als erschräken die Gedanken förmlich vor der Spitze der Feder, dem Schwarz der Tinte und der Trockenheit des Papieres. Nur wer sich übt, vor allem seine eigenen Gedanken und Erlebnisse darzustellen, und wer dabei an gar nichts anderes als an diese Gedanken denkt, der bringt diese Gedanken auch natürlich und lebhaft zu Papier. Schon das Nachsinnen über eine grammatikalische Regel, die Schreibweise eines Wortes, über die Interpunktion wirft den natürlich strömenden Gedankenfluß aus seinen Ufern.

Wir freilich, denen Grammatik und Orthographie zur anderen Natur geworden sind, wir gebrauchen dieses Handwerkszeug so unbewußt, daß unsere Aufmerksamkeit dadurch nicht abgelenkt wird und wir unser Inneres ungehemmt auf das Papier strömen lassen können. Allerdings, wir lassen uns auch nicht stören. Kommen die Gedanken schnell, so schreiben wir schnell, unbekümmert um die Schrift; kommt uns ein seltenes Fremdwort in die Quer, so versparen wir es uns auf den Schluß, über die Schreibweise etwa nachzuschlagen. Je rascher und leichter es aus uns quillt, ohne Ablenkung, desto mehr gleicht unser Geschriebenes jenen Gedichten Goethes, die er, wie er selbst schreibt, in einem traumähnlichen Zustand in höchster Eile, stehend, aufs Papier warf, angekleidet, oder im Nachthemd, gleichgültig, ob das Blatt, worauf er schnell hinkritzelte, in der Länge, in der Quere oder gar schief lag. Und wenn über den Komponisten Schubert der Geist des Herrn kam, dann wühlte er die Noten hin mit sausender Schnelligkeit, weil das, was in ihm so schnell und ungerufen aufstieg, immer bereit war, ebenso schnell und unerwünscht auch wieder unterzutauchen, um nie mehr oder vielleicht ganz anders emporzukommen. Als Grillparzers Mutter starb, hatte er den Plan zu seiner Medea, der fest in ihm fertig stand, so

Vom Schiff.

Ich bin am Freitak nach mitag um 4 mit meiner Mutter nach meiach gekangen. Da hab ich ein Schieff gesehen. Da waren Balken auf gelaten. Und wie sie vor die Seche gamen blieb das Schieff stehen. Dann wurten Balken herüber gelegt. Und die Krosen diegen Balgen wurten da herüber gerollert in die Seche hinein.

Die Gaslaterne.

Vor unsern Haus steht ein Gaslaterne. Da wen ich ihm Hof bin komt oft ein Man mit einen Lumpen und mit einer Leiter lehnd die Leiter zwischen Haus und Laterne nimt die Glässer von der Latern putzt sie ab steigt herunter und geht fort zu einer andern bis er fertig ist weil es recht vile gibt Abends wenns dunkel wird komt ein Man mit einer Stang und zünt die Laterne an Welche der Man Mit ten Lumpen und mit der Leiter ke putzt hat.

Der Kohlenmann.

Wir haben schon einmal Kohlen gricht. Da hat der Kohlnhändler eine Eiserne Stange gehabt. Und dann hat der Kohlnhändler mit der Eiserne stange ein brät auf gehoben dann sind die Kohlen herunder gefallen. Und dann habents mir inten Keller hinunder geworfen.

Vom Christbaum.

Wie meine Mutter unzern Christbaum gebuzt hatte da habe ich hin ein geschaut. Dan hat meine Mutter mit einer Wasser Sprize (mir) das ganze Gesicht voll gespritzt. Und wie ich mich ab trocknen will Kam meine Mutter her ein. Und spricht wen du noch mall her ein schaust so sticht dir das Christgint die Auchen aus.

Von der Christuskirche.

Ich bin vorigen Sonntag in die Christuskirche gekomen. Und wie ich hineingekomen bin waren forne an Altar rech schöne Bilter. Auf einen Bilt war der Herr Jesus und hat ein Schaf über seinen zwei Agseln gehabt. Und wieder auf einen andern war das Jesuskint in einer Kribe. Und in Windeln war es ein gewigelt. Maria und Joseph war auch dabei. Und so war auf ieden Bilt was anderes.

Am Briefkasten.

ich bin mit meiner Mutter fort. Und da ist ein Briefträger Her kommer und da war ein Briefkasten und da an den Briefkasten waren Schienen und da hat er sein Sack nei geschom und da war ein Loch und da hat er sein schliessel nei geschtegt und nach (nachher) hat er auf gespert und nach sind die Brief alle raus gefallen.

Die Fische.

Wie ich zu meiner Großmutter gefaren bin. Da sind wir am einem schönnen Tag An einen Weier gegangen da sind wir hinein. Da hat es kleine und große Fische gegeben. Und ich habe immer einen fangen wolen. Und habe Keinen dawischt.

Der Brand.

Wie ich bei meinen Großvader über eine weile geschlafen habe. Dann hat es zweimal Feuer geschrien. Dann habe ich zu meinen Großvater gesagt, grat hat es geschrien Feuer. Dann ist mein Großvater auf gestanten und hat sich geschwint angezogen. Dann ist er hinaus gegangen. Und wie er hinaus gekommen ist. Da war die Tiere ofen gestanden. Und wie er hin ein geschaut hat. Hat es gebrant. Dann hat er gleich die Tieren alle heraus gelassen. Und hat gleich ein Pfert genommen. Und hat die Feuerwer geholt. Dann hat sie gespritzt.

(Aus der „Sonde". Monatsschrift für pädagogische Kritik. Herausgegeben von Felix Heuler, Paul Lang, Raimund Heuler. Würzburg.)

---

leise verbessern und die Reinschriften in einem Heft hätte sammeln lassen können? Wäre nicht ein solcher Aufsatzunterricht dem Kinderdeutsch mehr zugute gekommen als so manche Sprachübung, die nur vorgeschrieben ist, weil sie eben immer schon so vorgeschrieben war?

Die Zahl der in jeder Beziehung „freien" Aufsätze, die ich innerhalb der ersten vier Monate des Schuljahres gesammelt habe, ist so groß, daß ich nur etliche Proben daraus geben kann, ganz in der Gestalt, wie sie vom Schüler geliefert wurden.

Wie der Gaul durchgebrannt ist.

Der Gaul ist durch-gebrannt. Der Schutzmann hat ihn gesehen er hat ihn auf gehalten der Kutscher ist gekommen und hat ihn gebackt und hat ihn in den Stall gefürt er hat das Tor zugemacht.

Vom Steckenbleiben.

Gestern war ich auf der Wiese da sah ich wie zwei Pferde den Wagen aus den Loch heraus ziehen solten und holden noch zwei Pferde.

Der Schatten.

Ich bin nach Fürht gegangen. Dort bin ich mit mein Großfatter auf die alte Feste gegangen dort hat die Sonne her unter geschienen und mein Schatten war for mir und die Sonne war hinter mir.

Der Spaziergang.

Am Samstag sind mir fortgegangen nach Meiach da in den Wald. Da haben wir vier Reh gesehen in unserer nähe die sind da von gelaufen bis eins zwei drei haben mir sie nicht mer gesehen. Dann haben wir große Ruten abgerissen wir haben uns Peischen (Peitschen) daraus gemacht. Dann haben wir uns ann einen großen blatz hingesest dann haben wir einen großen Apfel geessen. Und ein Stück Brot geessen. Dann sind wir wieder fort gegangen.

Die Maus.

Wir haben in unserem hinter Hof ein Geschäft. Da war ein mal eine Maus. Sie wolten die Maus mit Bes n fangen. Die Maus aber lief immer unter die Kisten. Da hauten sie mit dem Besen darauf. und die Maus war tot.

Hund und Katze.

Eine Katze war am Garten Zaun. Dan ist der Hund ke kommen dan hat er ke belt dan hat die Katze ihren Bukel ke boken dan hat die Katze ihr Maul auf ke rhi sen. Dan ist die Katze herunter ke sprungen.

Die Katzenaugen.

Und in unsehre Sommerfrische in Pasberg (Parsberg) da war ich in der Küche, da wars Finster. Da war die Katze und die hat feuerriche Augen gehabt. Und innen war ein Schwarzer Strich.

Die Katze.

Ich habe einmal eine Katze gesehen da ist ein Wind gegangen. Da sind die Bleter immer herum geslogen die Katze ist immer mit die Bleter gelaufen und dann hat sie die Bleter gefangt.

Der Pelzmärtel.

Gestern kamm der Pelzmärtel. Er hat einen langen langen Bart. Er hatte einen großen Stock. Er brachte fille gute Sachen auch das Zeppelinluftschiffe.

guten Mutes ruhig wartete, bis der Ballon wieder erdwärts sank und endlich, da das Ungetüm doch nicht gehörig landen wollte, ihm den Bauch aufschlitzte, worauf es sich ergab. Dieser Mut ist es vor allem, der mir an der Luftschiffahrt imponiert. Eine Sache, die aber abflaut in dem Grade, als die Fahrsicherheit sich steigert.

Unserer Wasserschiffahrt hat so lange nach dem Nordpol geplangt, bis er entdeckt war (wenn's wahr ist!). Und haben wir ihn endlich, diesen Nordpol, dann wissen wir mit ihm erst nichts anzufangen. Bei der Luftschiffahrt wird die liebe Menschheit Heißhunger nach dem Mond kriegen. Der luftleere Raum dazwischen wird nicht genieren, ist man nur einmal der Botmäßigkeit dieser anzüglichen Erde entkommen, „Luft kann man in Säcken mitnehmen wie Kartoffeln". Mit ein bißchen Anziehung wird uns der Mond schließlich doch entgegenkommen. Wir werden's schon machen. Ist auch das einzige Mittel gegen die leidigen Erdbeben. Wenn es zwar auf dem Monde keine schönen, sehnsüchtigen Mondnächte gibt, so sind dort die hellen Erdnächte, und beim lieblichen Erdschein wird den Leuten dort gewiß die Sehnsucht erwachen nach der „lieben Erd', du gehst so stille!" — Nein, ich bleibe lieber gleich da.

Ich weiß im Gebirge eine kleine Volksschule. Was die Kinder da in der Schulstunde lernen, das führen sie nach derselben praktisch aus. Sie legen hinter dem Schulhause einen Garten an. Sie machen eine Wasserleitung, um den Garten zu bewässern, sie frieden ihn mit einem Lattenzaun ein, sie bepflanzen ihn, sie pflegen ihn und sie ernten. Das geschieht unter Aufsicht des Lehrers, der die kleinen Arbeiter organisiert je nach Fähigkeit: die Ordner, die Vorarbeiter, die Maurer, die Zimmerer, die Handlanger u. s. w. In der Schulstunde werden, anschließend an die vorgeschriebenen Gegenstände, zu solchen Arbeiten die Pläne gemacht, die Erdmassen berechnet, die andern Materialien, die Größenverhältnisse. Auch eine kleine Werkstatt für Tischlerei, Schlosserei, Spenglerei soll errichtet werden, deren Betrieb ebenfalls auf Grund der Schulgegenstände beruhen wird, so daß das theoretisch Gelernte gleich praktisch erprobt werden kann. Also schaffen sie lernend und lernen sie schaffend. Ein freudiger Wettkampf ist unter den Kindern, und die größte Strafe, die der Lehrer erteilt, ist der Ausschluß von der Arbeit.

Sonst führen unsere Schulen zu sehr in die Bücher und zu wenig ins Leben hinein; in dieser Schule lernen die Kinder Tätigkeit, Anschicksamkeit, Fertigkeit und vor allem Lust zur Handarbeit. Es heißt, daß sogar jeder Fürst ein Handwerk lernen muß, und es gibt Länder, wo auch der Gelehrte, der Professor sein Handwerk kann und zeitweise auch übt, damit ihn die dürre Bücherweisheit nicht ganz lebensdumm macht. Warum soll nicht auch der zur Handarbeit bestimmte Mensch

Heimgärtners Tagebuch.

Bei der Grazer Herbstmesse haben zwei junge Burschen, gelernte Luftkünstler, in der Eile einen lenkbaren Luftballon hergestellt, um damit eine Markt-Programmnummer zu bieten. Und das kühne Akrobatenstück ist so glänzend gelungen, daß die begeisterten Zuschauer im ersten Augenblick glaubten, das Luftschiffahrtsproblem sei auf neuartige Weise gelöst. Der jubelnde, ganz natürliche Stolz darüber, daß gerade bei uns in Steiermark solches gemacht wurde, verbreitete sich über das ganze Land. Auch die Wiener, die ähnliches noch nie fliegen gesehen, konnten keine Worte finden, die groß genug waren, um ihr Entzücken auszudrücken, und wahrscheinlich mir selbst wäre es so ergangen, wenn ich den kühnen, kindlich sorglosen Flug der „Rennerbuben“ gesehen hätte. So etwas das erstemal im Leben zu schauen, das berauscht. Von meiner Ferne aus sah ich kein Fliegen, hörte nur das Geschrei und dachte: Liebe Leute, ihr schreit zu laut. Das gibt eine böse Reaktion, und dann erbarmen mich die wackeren Burschen, die man fallen lassen wird, ohne daß sie selber herabgefallen sind. Das heftige übermäßige Hinaufgehobenwerden ist immer gefährlich, auch bei uns anderen, man bekommt zu leicht Schwindel, läßt sich gehen, fällt herab, dann lassen einen jene, die so begeistert geschrien haben, liegen und gehen gleichgültig ihrer Wege.

Die guten Wiener haben sich nicht schlecht gegiftet, daß wir Steirer als die ersten in Österreich auf einmal so was steigen lassen könnten, daß wir es zeigten, wie man auf die allereinfachste Weise einen Ballon lenkt. „Steirer“, haben sie gesagt und in ihren Zeitungen geschrieben, „Steirer, was ihr da habt gemacht, das ist nix. Das wäre bei uns in Wien unvergleichlich besser geworden — wenn wir's überhaupt hätten machen können“, wäre noch beizusetzen gewesen. — Der Rennersche Lenkballon, meinen sie, wäre eine kindliche Spielerei, höchstens ein Sportobjekt. Aber mit Verlaub, alle anderen Luftschiffe, die man bis jetzt erfunden hat, sind auch nichts anderes. Praktisch sind sie noch zu nichts zu brauchen, es ist kein Verlaß auf sie. Verunglückt ist man auch schon auf diesen „vollkommeneren“ Luftschiffen, und mehr kann im schlimmsten Falle auch den „Rennerbuben“ nicht passieren.

Auf so einem Fahrzeug in den Lüften muß es ja sehr lustig zu fahren sein, auch schaut man es von unten gerne an, aber gerade pathetisch mag ich die Luftschiffahrt nicht nehmen. In den Himmel fahren wir mit diesem feurigen Wagen noch lange nicht hinein.

So hat es auch der junge Anatol Renner nicht gemeint, als nachher in Wien (da Bruder Alexander auf das Hüttendach hinausgeschleudert worden war) sein Ballon unlenkbar gegen Himmel stieg, so hoch, daß ein anderer an seiner Stelle die Engel hätte singen hören, während er

Gemeindesekretär ist. — Dieses magere Stofflein schenke ich her, man kann eine kleine Humoreske daraus machen und erzählen, wie die beiden in der Ehe sich ihre gegenseitigen Fehler abgewöhnt haben. Die Marianne kann ganz korrekt „Frühling" schreiben, und daß ihr Mann sie „zu sehr lieb hat", ist in ihren Augen kein Fehler mehr, vielmehr ein Vorzug.

Öffentlich wirkende Leute bekommen viele Briefe. Nun die Frage: Was ist mit den vielen Briefen anzufangen? Alle aufzubewahren, davon kann natürlich keine Rede sein. Alle wegwerfen, davon noch weniger. Wie aber die Auswahl, daß solche Schriftstücke, die später einmal zu was gut sein könnten, nicht verloren gehen? Wenn wir heute vor tausend Jahren gemachte Privataufzeichnungen welcher Art immer fänden, und wären sie an sich auch noch so unbedeutend, welchen Wert hätten sie für uns! Um unser Geschreibsel wird sich nach tausend Jahren niemand kümmern, und wäre es noch so gut erhalten. Doch kann mancher unserer Privatbriefe — sei er an sich auch harmlos, nur für den Tag berechnet — in Zukunft jemandem zur Innerung und zum Vorteil sein.

Geschäftsbriefe wären unter allen Umständen aufzubewahren. Kleine Anzeigen gewöhnlicher Natur, Höflichkeitsbriefe u. dgl. werfe ich sofort weg. Von den Lobesbriefen werfe ich fast alle weg, von den Schimpfbriefen nur die langweiligsten. Anonyme Briefe kommen mir nur ausnahmsweise zu Gesicht, regelmäßig lasse ich sie im Vorzimmer, wo der große Ofen steht, unterschlagen. Bettelbriefe werden vernichtet, wenn solche nicht durch wunderliche oder außerordentliche Zumutungen psychologisch oder pathologisch merkwürdig sind. Briefe nahestehender Freunde hebe ich auf, ebenso auch Briefe hervorragender Persönlichkeiten Briefe, die sich auf besondere Erlebnisse und Ereignisse in meinem Kreise beziehen, Polemiken in Konflikten, in Rechtsfragen u. s. w. werden aufgehoben. Alle Familienbriefe werden aufbewahrt, sie sind die Geschichtsdokumente des Hauses und den Nachkommen jedenfalls von Wert. Solche aufbewahrte Briefe machen ungefähr den zwanzigsten Teil der überhaupt eingelaufenen. Sie füllen seit fünfundvierzig Jahren einen großen Kasten. Sie sind in alphabethisch gezeichnete Mappen eingeteilt, aber viele Buchstaben sprengen die Mappen, diese bekommen Duplikate, Triplikate, wie z. B. das fruchtbare B und S. Es ist eine solche Menge schon von Übel, man vermag die Unordnung nicht mehr zu bewältigen, man müßte einen eigenen Briefwart haben.

Vielen beliebt es, alle Briefschaften vor dem Tode zu verbrennen. Ich könnte mich schwer dazu entschließen und sehe auch keine Ursache dafür. Ich habe viel über mein Leben drucken lassen, manches können

schon in der Schule zur Arbeit angeleitet und begeistert werden? Aber in der Schule soll doch auch die Seele genährt und gebildet werden, wendet man ein. Dem stimme ich tausendmal zu. Ob aber die strohtrockene Theorie eine junge Menschenseele nährt und bildet? Ich glaube, eine anregende Handarbeit, welche das Kind teils noch wie ein Spiel anmutet, teils Aufgaben stellt, deren persönliche Lösung gleich einen Erfolg, ein gestaltetes Werk gibt, wird die bewegungsfrohe junge Seele weiterbringen als immer nur Buchstaben und Ziffern und Formeln und das Auswendiglernen von Sätzen, die das Kind nie versteht und der Erwachsene vielleicht nie braucht. Die Ideale aber, die dem Kinde eingeprägt werden sollen, gedeihen viel besser bei anregender Arbeit als bei theoretischen Spitzfindigkeiten und Moralisierereien, die lebensfrischen Kindern zur Qual sind und manchen jungen Menschen fürs ganze Leben abschrecken gerade von der Richtung, in die man ihn führen wollte. Mir hat ein junger Mann geklagt, daß bei ihm der natürliche Sinn für Religion und der für Kunst von den Religionslehrern und von den Ästhetikprofessoren zugrundegerichtet worden sei.

In einer kleinen Dorfschule, im Monat Mai. Die Schüler hatten in einer Hausaufgabe den Frühling zu bewältigen gehabt und nun den Aufsatz mitgebracht. Der junge Lehrer nahm die Hefte an sich und guckte gleich in einzelnen ein wenig nach, ob wohl auch dies Jahr alles in Ordnung sei mit dem Lenz. Da fiel ihm im blauen Hefte der Marianne Stadler etwas auf. „Waas!!“ Er setzte sich zur Verfasserin in die erste Bank und zeigte ihr mit gestrammtem Finger die Fehler der ersten Seite. Fribling! Feilchen! Baromeder! „Baromeeeder! — Mädel! Schon fast vierzehn Jahre alt und noch Fehler!“ Antwortete das Mädel gelassen: „Jeder Mensch hat seine Fehler!“ Der Lehrer blickte sie scharf an, scharf und leuchtend. „Marianne“, sagte er dann, „du Naseweis, du wirst heute eine halbe Stunde nachsitzen!“ Die Marianne begriff die Keckheit ihrer Antwort und saß ruhig nach im großen, leeren, hallenden Zimmer. Da kam der Lehrer, um mit ihr die Arbeit durchzusehen. „Ich werde ja trachten, daß ich mir diese dummen Schreibfehler abgewöhne“, sagte sie. — „Fehler sind nicht so leicht abzugewöhnen“, sagte er, „auch ich habe meine Fehler, Marianne, und mein größter Fehler ist, daß ich dich zu lieb habe.“ Weil er ihr bei diesem Bekenntnisse mit seinem Gesichte zu nahe kam, so gab sie dem Herrn Lehrer eine Ohrfeige. Damit war das Nachsitzen beendet und die Kleine konnte nach Hause gehen.

Solches geschah ungefähr vor zehn Jahren. Der Lehrer hat damals um Versetzung angesucht und sie auch erhalten, aber heute sind sie doch verheiratet, die Marianne und jener Lehrer, der jetzt irgendwo

man erst durch die Erfahrung, wie oft man selbst bei aller Aufrichtigkeit und Überzeugung unwahr, unrichtig sein kann. Je älter man wird, je tiefer sinkt das Wort an Wert, je einziger plangt man nach Werk und Wesen.

Mir ging es freilich auch schon in den Jugendjahren nach Tat und Werk. Eben in jenen Vereinssitzungen fiel es mir auf, daß dabei bloß geredet und geschrieben wurde, nichts als geredet und geschrieben. Dann ging man wieder auseinander. Mein Gott, dachte ich nach den ersten Sitzungen, was hilft denn das? Gesagt ist's, auf dem Papier steht's. — Ich hatte noch zu sehr die Bauernvorstellung von der ungeheuren Ferne zwischen Reden und Arbeiten in mir, ich wußte noch nicht, wie viele Hände schon überall warten, um Worte auszuführen, die Befehle sind. Wir in meinem Heimatshause standen nicht auf Seite der Befehlenden, sondern auf der der Arbeitenden. Nach meiner Meinung hätten wir nun in den Vereinssitzungen die beschlossenen Sachen gleich auch machen sollen. Da das nicht geschah, so war ich erstaunt, wenn bei einer nächsten Sitzung die Worte der früheren — Tat geworden waren, schon als ausgeführt gemeldet wurden.

Und so gibt es noch heute, nach mehr als vierzig Jahren, in mir Gegensätze von altbäuerlichen und modernen Eindrücken, mit denen ich nicht fertig geworden bin, die mich aber vielleicht befähigen, wichtige Dinge von zwei Seiten zu sehen, und gerade durch solchen Zwist zu einer größeren Einheit der Gesamtlebensanschauung zu gelangen.

Nachdem ich mich bei jener Vereinstätigkeit überzeugt hatte, daß doch auch das Reden etwas ausgibt, begann auch ich in den Sitzungen meine Ansichten vorzubringen. Es geschah in der Befangenheit aber allemal zu wenig kraftvoll, es wurde entweder überhört oder es machte sonst so wenig Eindruck, daß darüber regelmäßig zur Tagesordnung übergegangen, die Sache gar nicht weiter besprochen wurde. Mir mangelte die bewußte tiefe Bruststimme, die nötig ist, um die Zuhörer zu überzeugen. Einmal bei einem Leutebildungsverein, der Bücher sammelte, um sie unters Volk zu bringen, stellte ich den Antrag, die Bücher vorerst zu prüfen, ob sie auch für das Volk paßten. Es gäbe Bücher, die an sich nicht schlecht wären, doch aber von ungebildeten Leuten mißverstanden oder gar nicht verstanden würden. Auch ich hatte damals eines geschrieben, eine Schilderung des Volkslebens nach seinen verschiedenen Seiten, das nicht für jedermann, noch weniger für jede Frau, am wenigsten für die Jugend paßte und das ich nicht wahllos im Volk verteilt wissen wollte. Da nahm gegen meinen Antrag Dr. Z. das Wort und sagte: „Meine Herren! Wir bekommen ohnehin zu wenig Bücher für unsern Zweck, wenn wir auch die nicht alle verteilen wollen, die wir haben, dann werden wir kaum ein merkliches Bildungsresultat

die Briefe bestätigen, manches auch berichtigen, wenn jemand eine Nötigung dafür haben sollte. — Damit ist nicht gesagt, daß man solche Briefe ohne weiteres beliebig veröffentlichen dürfe. Und anstehend sei erklärt, daß Briefe, die ich an irgendjemanden schreibe, zwar des Empfängers Privateigentum sind, jedoch ohne mein Wissen und gegen meinen Willen nicht gedruckt werden dürfen. — Es hat seine Gründe, weshalb ich das so laut sage.

Täglich kommen uns von Freunden und Bekannten Artigkeitskundgebungen zu: Verlobungsanzeigen, Vermählungsanzeigen, Geburtsanzeigen, Todesanzeigen u. s. w. Wir erwidern die Artigkeit und gratulieren oder kondolieren. Da habe ich mir nun der Zeitersparnis wegen zwei Gattungen von Karten drucken lassen: Herzlichen Glückwunsch! Herzliches Beileid! — Falls mir das jemand nachtut, und es ist zu empfehlen, so mache ich nur aufmerksam, daß die beiden Karten nicht verwechselt werden sollen. Ein Freund in Wien hat mir vor kurzem seine Verlobung angezeigt, worauf ich ihm die Karte schickte. Nach einigen Tagen kam von ihm ein kühler Brief, in welchem er dankt für mein witziges Lebenszeichen, das ihm beweise, wie sehr ich wohlauf wäre, das er jedoch seiner Braut nicht unterbreitet habe. Nun war ich aber weder wohlauf noch witzig, sondern nur schlampert gewesen, hatte in der Eile zur Verlobung eine der Kondolenzkarten geschickt: Mein herzliches Beileid! — Dieses Bekenntnis ist buchstäblich wahr, aber mir kommt es schwer an, nicht dazuzudichten, daß ich am nämlichen Tage auch einem anderen Freunde, der mir den Tod seiner Schwiegermutter anzeigte, zu antworten hatte, der natürlich die Karte mit dem „Herzlichen Glückwunsch" bekam.

Als junger Mensch, erst seit fünf oder sechs Jahren entbauert, aber lange noch nicht stadtfertig, passierte es mir schon, daß ich in Vereine und Ausschüsse gezogen wurde. Da kamen die Leute nun zusammen, zumeist solche, die gut sprechen konnten und viel sprachen. Es wurde oft stundenlang geredet, für und wider, und jeder gute Redner überzeugte mich allemal für seinen Standpunkt, so daß ich während der Sitzung so viele Überzeugungen durchgemacht hatte, als entgegengesetzte Redner gesprochen hatten. So biegsam ist einer, der von seinem angestammten Boden entwurzelt und von einem theoretischen Unterricht nur für die Logik des Wortes hergerichtet wurde. Es hat mir viele Jahre und Kämpfe gekostet, mich wieder zu finden. Viele Jahre, bis ich wußte, wie unwahr und irreführend die schönste, scheinbar logischeste und ehrlichste Rede sein kann, sei es im Vereinssaal, sei es in der Presse, sei es im Parlament. Zu diesem Wissen kommt

An diesem ernsten Herbstabend ging ich vom Friedhofe zurück durch das Dorf. Da huben alle Glocken zu läuten an. Es war Allerseelen. Zur gleichen Zeit schrillte aus einem der Wirtshäuser eine grelle Tanzmusik und die Paare, Bauers- und Arbeitsleute hopsten und schrien und juchzten, als ob Faschingdienstag wäre. Auf dem Anger hatte ein Dorfzirkus bei Fackelschein sein buntes, gellendes Wesen entfaltet, aber als nun die Glocken begannen, Allerseelen einzuläuten, da kommandierte der Prinzipal seine Akrobatenkünste ab und rief ins Publikum: „Meine Herrschaften! Eine Pause, solange die Glocken läuten!" — Im Dorfwirtshause aber wirbelte der Tanz und der Lärm fort; die guten, sonst oft so sentimentalen Dorfbewohner brachten für ihre Toten nicht so viele Pietät auf als der fremde schwarzbraune Zigeuner. — Für wen läutet man zu Allerseelen, wenn unter der Erde die toten Leiber und über der Erde die toten Seelen sind?

Das deutsche Volk kann sich nicht genugtun an Liebe zu Friedrich Schiller. Vor vier Jahren erst hat es seinen hundertsten Todestag in weihevollem Ernst begangen und nun ließ es den hundertfünfzigsten Geburtstag seines erhabensten Dichters nicht vorübergehen, ohne seinen Dank hinauszujubeln in den Novembernebel. Wie vor vier Jahren der blühende Maitag zu einem Totenfest geworden ist, so wurde nun der düstere Spätherbsttag zum wonnigen Mai. Überall auf der Welt, wo Deutsche wohnen, hat's geleuchtet, geblüht und geklungen vor Freude, daß uns Schiller geboren worden ist. Das Seelenglück, die Hochstimmung ist nimmer auszuschöpfen, die Schiller der Menschheit gebracht hat. Ich glaube, Schiller hat die deutsche Volksseele endgültig der christlich-germanischen Kultur erschlossen. — — Wie gnadenvoll hat dieser Sänger auch in mein kleines Leben gegriffen! Jesus und Schiller, diese beiden Gestalten erschöpfen meine Ideale und meine Sehnsucht. Alles andere, was die Welt noch hat an Adel und Poesie, kommt mir kaum mehr in Betracht. Goethe zum Beispiel erweitert den göttlichen Kreis, gibt mir aber nichts mehr Neues. Und fernerhin die Realisten, Humanisten und Humoristen sind gerade gut genug, um die Sockel dieser ewig Ragenden mit Arabesken zu zieren, mit Rosen zu bekränzen.

Das war eine der merkwürdigsten Theatervorstellungen, die ich je in Graz erlebt. Am 150. Geburtstage Schillers wurde Wallenstein gegeben, und zwar der „ganze", freilich mit starken Streichungen. Die Vorstellung dauerte von 6 Uhr abends fast bis 1 Uhr morgens. Das Haus war voll zum Explodieren und es explodierte auch ungezähltemale — vor Freudenjubel. Eine bessere Aufführung kann man sich kaum denken. Man merkte es den Mitwirkenden an, wie sehr sie von der Bedeutung des

erzielen. Was besonders das Buch unseres Freundes R. betrifft, so nehme ich nicht Anstand, selbes meiner Tochter in die Hand zu geben.“ Über diese artige Bemerkung glitt der Gegenstand hinweg, mein Antrag war durchgefallen. Andere Fragen wurden besprochen. Die Sitzung dauerte lange und hatte noch allerlei Angelegenheiten zu erledigen. Doch war ich etwas sehr überrascht, als vor Schluß derselben Sitzung Dr. Z. noch mit einem Antrag kam: Nach seiner Meinung sei es geboten, die Lektüre einer gewissenhaften Kontrolle zu unterwerfen, ehe man sie ins Volk gebe! — Eine kurze Besprechung und der Schriftführer hatte zu schreiben: Der Antrag des Herrn Doktors Z. betreffs Kontrolle der Bücher einstimmig angenommen. — Mein Antrag war gewesen, die Bücher zu „prüfen“, der seine, sie zu „kontrollieren“. Das war der ganze Unterschied. Solche Dinge haben mir den Humor nie verdorben, ich bin von jener Sitzung heiter nach Hause gegangen. Erreicht war's ja doch.

In diesem Jahre habe ich einen Band von kleineren Erzählungen herausgeben lassen und auf das Titelblatt geschrieben: „Letzte Geschichten“. Die Kritik scheint das nicht so ernst nehmen zu wollen, als es gemeint ist, sie ist argwöhnisch und traut einem Gewohnheitssünder nicht. Ich kann es ja natürlich auch nicht beschwören, daß ich nicht noch einmal rückfällig werde; nach meinem gegenwärtigen Fühlen und Wissen steht es allerdings fest, daß ein Band mit solchen kleineren Erzählungen, die man gemeinhin Geschichten nennt, nicht mehr folgt. Daß sich meine Muse ausgetanzt hätte, ist ja kaum glaublich, vielleicht reigt sie noch manches Tänzchen; mit diesen lose geschürzten Ländlern aber kann's einmal ein Ende haben. Lose geschürzt habe ich gesagt? Mit solchem Ausdruck will ich nicht Bauernfängerei treiben fürs Buch, ich will damit nicht etwa auf den lockeren Lebenswandel meiner Helden und Heldinnen anspielen, vielmehr auf die lose Komposition der Erzählungen, die zumeist nicht künstlerischer gegliedert und gefügt sind als die wirklichen Ereignisse des Lebens. Das Leben ist ja ein Künstler, der dem Gekünstelten immer aus dem Wege geht.

Auch der in diesem Hefte beginnende Roman möchte sich mäßig nach dem Naturrezept halten. Wer ein bißchen über eigene Persönlichkeit verfügt, der legt sich nicht auf das Prokrustesbett der Kunstregeln, er streckt seine Glieder flott nach eigenem Belieben. Wenn es aber manchmal zu flott zu werden droht, dann soll der Mann nicht öffentlich Gymnastik treiben. Und wenn das Gegenteil eintritt, daß die ermüdenden Glieder sich zu willig alten Formen anschmiegen, dann soll er mit seiner Kunst auch zu Hause bleiben. Also mancherlei Gründe zu den letzten Geschichten.

---

daß dieses Stück, das nach Ausspruch Sachverständiger so schlecht gebaut sein soll, so viele gute Bausteine in sich hat. Na schön. Der Einladung ins Raimundtheater zu Wien bin ich noch arglos gefolgt. Die Aufführung war gut, beziehungsweise sogar großartig und hinreißend, die Zuschauer waren warm und herzlich, und noch manches andere war schön, aber auf die Bühne wurde ich zuletzt geschleppt, gerade gesagt mit Gewalt geschleppt — und das hat mich kopfscheu gemacht. Was hat einer auf der Bühne zu tun, wenn er nicht Komödie spielen kann! Buckerl machen? Danken? Wofür denn? War es schön, so haben die Zuschauer zu danken; und für den Baustein diesmal danken die Deutschen in Österreich. Nun, Zuschauer und Volk haben ja gedankt, und es wäre häßlich und unnatürlich, solch gütige Beweise des Wohlwollens nicht an sein Herz kommen zu lassen. Unheimlich ist es nur, seine hilflose Person vor die Menge hinzustellen, die aus tausend Personen besteht, ohne eine zu sein.

Wie gerne wäre ich dabei, wenn sie mich einen der ihren sein ließen, daß ich mir einmal als Publikum gegenübersitzen könnte und meine Sachen sehen und genießen wie einer, den sie nicht mehr angingen als die anderen. Das wäre köstlich. Aber es ist ohne Tarnkappe nicht zu erleben. Manchmal schon habe ich meine Einladung freudig zugesagt, aber als Empfangsfeierlichkeiten, Kommerse und andere Auszeichnungen zu drohen begannen, da steigerte sich die seelische Gedrücktheit bis zu körperlichem Leiden, bis ich absagte. Aufrichtiger Beifall der Mitmenschen ist ein herrlich Ding, aber eine Musik, die sich für mich von der Ferne aus am schönsten anhört.

Immer wieder habe ich Grund, daran zu erinnern, daß diese „Roseggerstiftung“ (der Name ist nicht von mir) zu Ehren der Reichen und Wohlhabenden erfunden worden ist. Allerdings haben die allerersten Zeichner, als nicht gerade jenen bevorzugten Klassen angehörend, ein irreführendes Beispiel gegeben. Die Polen, die meine Anregung sogleich auffaßten, haben ihre Million alsbald durch ihre Reichen und Großen, und nur durch diese, gestiftet. Auch wir haben aus den Kreisen der Reichen glänzende Vorbilder aufzuweisen, aber sie blieben bisher beinahe in Minderzahl, während ärmere Gruppen mit Begeisterung wetteifern, durch Sammlungen in mancherlei Form Bausteine aufzubringen. Schmerzlich rührend ist es oft, zu sehen, wie arme Leute sich das Notwendige absparen, um für ihr geliebtes deutsches Volkstum das Scherflein der Witwe beizutragen. Schon manchmal war es mir, als müßte ich ihnen zurufen: Brüder! Schwestern! Ihr leistet jahraus, jahrein so viel für die deutschen Schutzarbeiten, daß ihr diesmal ruhig zur Seite stehen möget, um den Reichen und ihren Anstalten gebührenden Vortritt zu lassen. Aber dann kam mir wieder die

Tages durchglüht waren. Eine neue vom Oberregisseur Alberty gestellte verdienstvolle Inszenierung: realistischere Sprechweise, weniger Pathos, mehr Natur und Leben zeigte uns das wunderbare Drama in lebensvollem Lichte. Und einen besseren Wallenstein hat Graz selten gesehen, als uns Gildemeister gab, ein junger Schauspieler, der als einer der besten der Grazer Bühne (eine Wiege so vieler großer Künstler) von diesem Tage an zu gelten haben wird. Manchen Zuschauer sah man während des beinahe sieben Stunden langen Stückes fortgehen, um sich von den großen Eindrücken auszuruhen und sich zu nähren, aber er kam wieder, und um Mitternacht war er noch immer hilflos in den Fesseln des uns geradezu mit künstlerischer Gewalt beherrschenden Werkes. In einem Theater, wo auf die Ausstattung und ihre Einzelheiten so viel Gewicht gelegt wird, besteht die Gefahr, daß man, von Nebendingen zerstreut, sich nicht genug zum Spiele sammeln kann. An diesem Festabende ließen uns die Darsteller der Ausstattung vergessen. Diese wurde ganz vom Spiele absorbiert; es stimmte alles so selbstverständlich zusammen, daß man ob der Einheit die Einzelheit übersah. Die Besorgung einer in alles Kleine gehenden Ausstattung hat auch den empfindlichen Nachteil, daß sie lange Zwischenakte macht, aber selbst solche waren diesmal nicht imstande, die Stimmung wesentlich zu beeinträchtigen. Eine lange Pause war diesmal ja des Abendessens wegen notwendig. (Das Frühstück konnte schon zu Hause eingenommen werden.) Haben aber die Schauspieler zur Erholung und Sammlung längere Zwischenakte nötig, so sollen sie ihnen gegönnt sein. Wir haben noch einen besonderen Grund, dankbar des Abends zu gedenken, der Ertrag dieser bei uns einzigartigen Schillervorstellung wurde dem Zweimillionenfond gewidmet.

Für den Zweimillionenfond wird häufig mein Volksstück: „Am Tage des Gerichts“ gegeben in verschiedenen Theatern der Hauptstadt und der deutschen Provinzen. Dazu werde ich eingeladen zu kommen und ich käme auch gern. Seitdem ich das Lampenfieber überwunden habe (denn auch der Zuschauer leidet daran, wenn er zufällig der Verfasser ist), schaue ich gerne zu, wie mein Stück überall herum aufgefaßt und gespielt wird. Was mich stets daran geniert, das ist das Publikum, das unsinnigerweise den alten, gar nicht besonders schönen Autor lieber anschaut als das Schauspiel. Zwar vertrage ich das Anschauen, nur was sonst noch dazuzukommen pflegt, die Ansprachen, die Einladungen, die Gastessen und sonstiges Getue sind mir zuwider. Am liebsten wären mir noch die Lorbeerkränze, deren Blätter aus lauter Tausendkronennoten bestünden. Die Regie will aber auf diese Neuerung nicht eingehen. Indeß bin ich mit dem Baustein, der aus einer solchen Vorstellung abzufallen pflegt, herzlich zufrieden. Was mich wundert, ist,

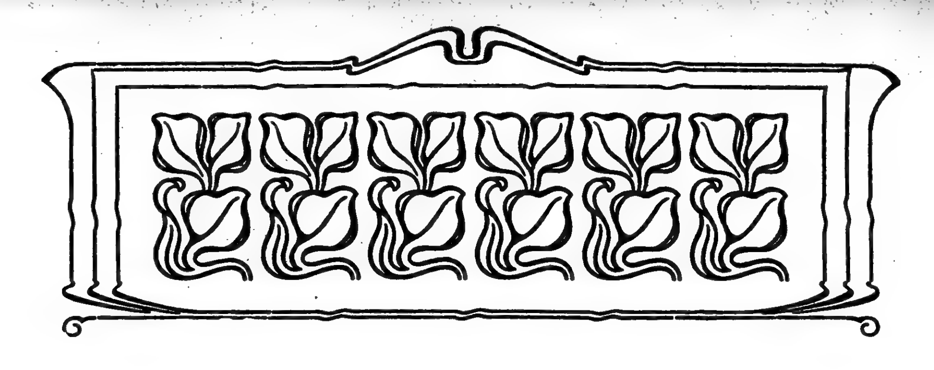
daß dieses Stück, das nach Ausspruch Sachverständiger so schlecht gebaut sein soll, so viele gute Bausteine in sich hat. Na schön. Der Einladung ins Raimundtheater zu Wien bin ich noch arglos gefolgt. Die Aufführung war gut, beziehungsweise sogar großartig und hinreißend, die Zuschauer waren warm und herzlich, und noch manches andere war schön, aber auf die Bühne wurde ich zuletzt geschleppt, gerade gesagt mit Gewalt geschleppt — und das hat mich kopfscheu gemacht. Was hat einer auf der Bühne zu tun, wenn er nicht Komödie spielen kann! Buckerl machen? Danken? Wofür denn? War es schön, so haben die Zuschauer zu danken; und für den Baustein diesmal danken die Deutschen in Österreich. Nun, Zuschauer und Volk haben ja gedankt, und es wäre häßlich und unnatürlich, solch gütige Beweise des Wohlwollens nicht an sein Herz kommen zu lassen. Unheimlich ist es nur, seine hilflose Person vor die Menge hinzustellen, die aus tausend Personen besteht, ohne eine zu sein.

Wie gerne wäre ich dabei, wenn sie mich einen der ihren sein ließen, daß ich mir einmal als Publikum gegenübersitzen könnte und meine Sachen sehen und genießen wie einer, den sie nicht mehr angingen als die anderen. Das wäre köstlich. Aber es ist ohne Tarnkappe nicht zu erleben. Manchmal schon habe ich meine Einladung freudig zugesagt, aber als Empfangsfeierlichkeiten, Kommerse und andere Auszeichnungen zu drohen begannen, da steigerte sich die seelische Gedrücktheit bis zu körperlichem Leiden, bis ich absagte. Aufrichtiger Beifall der Mitmenschen ist ein herrlich Ding, aber eine Musik, die sich für mich von der Ferne aus am schönsten anhört.

Immer wieder habe ich Grund, daran zu erinnern, daß diese „Roseggerstiftung“ (der Name ist nicht von mir) zu Ehren der Reichen und Wohlhabenden erfunden worden ist. Allerdings haben die allerersten Zeichner, als nicht gerade jenen bevorzugten Klassen angehörend, ein irreführendes Beispiel gegeben. Die Polen, die meine Anregung sogleich auffaßten, haben ihre Million alsbald durch ihre Reichen und Großen, und nur durch diese, gestiftet. Auch wir haben aus den Kreisen der Reichen glänzende Vorbilder aufzuweisen, aber sie blieben bisher beinahe in Minderzahl, während ärmere Gruppen mit Begeisterung wetteifern, durch Sammlungen in mancherlei Form Bausteine aufzubringen. Schmerzlich rührend ist es oft, zu sehen, wie arme Leute sich das Notwendige absparen, um für ihr geliebtes deutsches Volkstum das Scherflein der Witwe beizutragen. Schon manchmal war es mir, als müßte ich ihnen zurufen: Brüder! Schwestern! Ihr leistet jahraus, jahrein so viel für die deutschen Schutzarbeiten, daß ihr diesmal ruhig zur Seite stehen möget, um den Reichen und ihren Anstalten gebührenden Vortritt zu lassen. Aber dann kam mir wieder die

Tages durchglüht waren. Eine neue vom Oberregisseur Alberty gestellte verdienstvolle Inszenierung: realistischere Sprechweise, weniger Pathos, mehr Natur und Leben zeigte uns das wunderbare Drama in lebensvollem Lichte. Und einen besseren Wallenstein hat Graz selten gesehen, als uns Gildemeister gab, ein junger Schauspieler, der als einer der besten der Grazer Bühne (eine Wiege so vieler großer Künstler) von diesem Tage an zu gelten haben wird. Manchen Zuschauer sah man während des beinahe sieben Stunden langen Stückes fortgehen, um sich von den großen Eindrücken auszuruhen und sich zu nähren, aber er kam wieder, und um Mitternacht war er noch immer hilflos in den Fesseln des uns geradezu mit künstlerischer Gewalt beherrschenden Werkes. In einem Theater, wo auf die Ausstattung und ihre Einzelheiten so viel Gewicht gelegt wird, besteht die Gefahr, daß man, von Nebendingen zerstreut, sich nicht genug zum Spiele sammeln kann. An diesem Festabende ließen uns die Darsteller der Ausstattung vergessen. Diese wurde ganz vom Spiele absorbiert; es stimmte alles so selbstverständlich zusammen, daß man ob der Einheit die Einzelheit übersah. Die Besorgung einer in alles Kleine gehenden Ausstattung hat auch den empfindlichen Nachteil, daß sie lange Zwischenakte macht, aber selbst solche waren diesmal nicht imstande, die Stimmung wesentlich zu beeinträchtigen. Eine lange Pause war diesmal ja des Abendessens wegen notwendig. (Das Frühstück konnte schon zu Hause eingenommen werden.) Haben aber die Schauspieler zur Erholung und Sammlung längere Zwischenakte nötig, so sollen sie ihnen gegönnt sein. Wir haben noch einen besonderen Grund, dankbar des Abends zu gedenken, der Ertrag dieser bei uns einzigartigen Schillervorstellung wurde dem Zweimillionenfond gewidmet.

Für den Zweimillionenfond wird häufig mein Volksstück: „Am Tage des Gerichts" gegeben in verschiedenen Theatern der Hauptstadt und der deutschen Provinzen. Dazu werde ich eingeladen zu kommen und ich käme auch gern. Seitdem ich das Lampenfieber überwunden habe (denn auch der Zuschauer leidet daran, wenn er zufällig der Verfasser ist), schaue ich gerne zu, wie mein Stück überall herum aufgefaßt und gespielt wird. Was mich stets daran geniert, das ist das Publikum, das unsinnigerweise den alten, gar nicht besonders schönen Autor lieber anschaut als das Schauspiel. Zwar vertrage ich das Anschauen, nur was sonst noch dazuzukommen pflegt, die Ansprachen, die Einladungen, die Gastessen und sonstiges Getue sind mir zuwider. Am liebsten wären mir noch die Lorbeerkränze, deren Blätter aus lauter Tausendkronennoten bestünden. Die Regie will aber auf diese Neuerung nicht eingehen. Indeß bin ich mit dem Baustein, der aus einer solchen Vorstellung abzufallen pflegt, herzlich zufrieden. Was mich wundert, ist,



Kleine Laube.

s Christkindlfest.

Von Hans Mittendorfer.

Wias kalt is draust, wias schneibt und blast!
Dö kloan, dö weißn Faltern fliagn,
Unendli viel, daß wo a Rast,
Daß wo a ruahigs Platzl kriagn
Habn denn die Tennabam im Wald,
Dö grean, an weißn Pelz anglegt?
Leicht s denn ön Rauchfang bößa gfallt,
Wann auf sein Kopf a Schneehaubn steckt?
Was hängt denn an da Dachreahrn dran
Für Schmuck und Zierat aus Kristall?
Was geht denn für a Festzeit an,
Daß alls so schen wird auf amal?
Wer hat dö gläsera Bruckn baut,
Dö auf n Teicht so ruahwi liegt?
Wer hat dö Klosterfrau daschaut,
Dö Bleamln hat auf s Fensta gstickt?
Und wer hat dö Bedeantn gsehgn,
Dö Teppich glegt habn, weiß und lind?
Das is, wia d Faltern gflogn san, gschehgn!
Sans ferti? Ja? Das nenn i gschwind.
Ja, alls is weiß, so weit ma schaut
Und d Straß hat gar a glatte Bahn,
I hätt ma bald nöt danni traut!
Da geht gen s Schlittnfahrn iazt an:
Kling-kling, kling-kling, dö Freud, juchhe!
D Wangerl so rot, so weiß da Schnee!

Es dunklt schon und still is s woarn.
Kling-kling — wer is denn da nu gfoahrn?
Kling-kling — losts auf, herts auf mitn Rödn —
Kling-kling — das is so liabli gwön,
So fein, als hätt an Engerl gläut.

Ja, ja, habts recht, legts nu a Scheit
In n Ofn ein, daß s lusti brennt
Und, gelts ja, aft wird s Liacht ankennt!

Du, Vata, zwö is d Welt so schen?!
Im Früahling blüahn rundum dö Bam
Und d Wies — ma traut si schier nöt z gehn,
Weil leicht a Bleaml z Schadn kam.
Im Suma aft wern d Rosn rot
Und d Kersch wern zeiti, s Troad wird gmaht;
Und erst im Herbst, du liaba Gott,
Da liegn im Gartn d Äpfl gstraht.
Und iatzt im Winta, alls is weiß,
Wia glanzt im Sunnschein Schnee und Eis!

„Ja wohl, mein Kind, mein Herzerl, ja!
Und alls is für uns Menschn da.
Den Reichtum alln und all dö Pracht,
Alls hat für uns da Herrgott gmacht."

„Ja, Vata, gelt, für di und mi
Und d Muatta und für alle Leut;
O Vata, wia i glückli bi
Und du und Muatta, das is gscheit!
Ja — aba Vata, her mi an,
Was is s denn mit dem arma Mann,
Er hat koa Haus und hat koan Grund
— Der gestern, woaßt — und is nöt gsund;
Und mit dö Kinda aft, dö arma,
Vata, dö toan ma recht dabarma.
Dö arma Leut, iatzt is s so kalt,
Dö packt da Winta an mit Gwalt!
Koa Feur im Ofn, koa warms Gwand,
Es friasts und Hunga habns allsand
Und nix zum Essn, alls is gar,
Dö arma Leut — gelt, das is wahr?"

„Ja, das is wahr. Behüat uns Gott,
Mei Herzerl, vor ar solchern Not.
Ma woaß nöt, wias oft einabricht,
Oft kimmts wia Sturm und Wödaschlag;
Du mahnst uns, Kind, an unsa Pflicht
Und grad, gottlob, am heuntign Tag.
A Bäumerl steht voll Pracht und Zier
Im Kindazimma drin bei dir . . ."

Da Christbam, Vata!

Besorgnis, ob nicht am Ende auch die letzteren so bescheiden im Hintergrunde stehen bleiben könnten, daß wir bei unserem Opferstock vereinsamt blieben und unser Werk mißlungen wäre! — So haben wir doch auch die bescheidenen, aber edlen Gaben der Kleinen dankbar angenommen, und sie werden voller Segen sein. Im Sinne meines ursprünglichen Gedankens aber ist es nicht erwünscht, wenn die Sammelbausteine den Wohlmögenden Rang und Ehre ablaufen wollen. Oder sollen wir den Plan erweitern und die Sammlung nicht eher schließen, als bis volle tausend einheitliche Bausteine von wohlhabenden Personen und Instituten gezeichnet sind? Daß sie noch kommen, die von uns so sehnlich Herbeigewünschten, das ist kein Zweifel. Nach meiner Wahrnehmung haben bisher viele nur nicht Gelegenheit gehabt, über unser bedeutsames Werk sich recht zu orientieren. Wir sind beinahe beim siebenhundertsten Baustein angelangt und erfreuen uns einer gezeichneten Summe von einer Million viermalhunderttausend Kronen. Um den Rest — nicht wahr, ihr lieben, glücklicheren Volksgenossen — um den Rest braucht mir nicht bange zu sein?

Einer der anonymen Briefe:

„Lieber Doktor Rosegger! Verzeihen Sie, daß sich ein Mensch die Freiheit nimmt, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Sie haben die Bausteine nicht um der deutschen Sache willen gegründet, sondern nur, um täglich Ihren schönen Namen in den Zeitungen zu finden. Mußte das sein? Genügte Ihnen nicht der Loden?

Sie sind ein guter Rechner und wußten wohl, daß Ihr Baustein Zinsen tragen würde. Auch reiche Leute sollen beitragen. Nun aber hat sich selbst der ärmsten Gemeinde eine Sammelwut bemächtigt. Ein Baustein muß gegründet werden — die Auszügler hingegen auf Stroh gebettet, im Krankheitsfalle können für sie keine Spitalskosten bezahlt werden. Eine Mutter sparte mühsam 1 K 80 zusammen, um ihrem Sohne, der die Mittelschule besucht, Winterhandschuhe zu kaufen. Aber in der Schule wird gesammelt, der Junge schämt sich, wenn er nichts beiträgt, er muß im ganzen Winter frieren, aber das verlangt die Gymnasiastenehre. Auch der einzige Verein, dem ich angehöre, gründet einen Baustein. Wir sind alle arme Teufel, wir verfluchen die Anregung eines Strebers, aber — wir fügen uns, um nicht ausgeschlossen zu werden. Natürlich weiß keiner der Kollegen, daß ich und meine fünfgliedrige Familie drei Tage von Milchgries leben mußten, allen ist es gleich gegangen, aber äußerlich freut man sich über die nationale Spende. Das, mein lieber Doktor Rosegger, sind die „freiwilligen“ Gaben, die Sie, der keinen Bettler einlaßt, fürs Deutschtum erfechten. Ich schreibe Ihnen diese Zeilen nur, damit, wenn Sie wieder einer Reklame bedürfen, ein Mittel wählen, das nur wirklich Reiche betrifft. Ein Verehrer Ihrer Dichtkunst, aber ein Bemitleider Ihrer Eitelkeit.“

Dieser Ungenannte spricht so laut und klar teils gegen und teils für die Tatsachen, daß er ohne jede Bemerkung vorgeführt werden kann. — Bei Schaffung von Sammelbausteinen muß wohl darauf geachtet werden, daß keinerlei Pression geübt werde, am wenigsten bei ärmeren Leuten!

---

wünschen darf, weil das Leben immerfort, wenn es gut geht, als ein stets Kämpfend-Überwindendes zu betrachten ist."

Die Menge war ihm zuwider; wem ist sie es nicht? Menge und Volk aber sind und waren Goethen zweierlei. Nur die Kraft der Menge erkannte er an:

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respektabel:
Urteilen gelingt ihr miserabel.

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn! hatte Schiller im Demetrius sprechen lassen und selbst gedacht. „Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität", heißt es bei Goethe, und ein andermal: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen, kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkomodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will." — Von den Tugenden der armen Volksklassen dachte er nicht gönnerhaft herablassend, sondern aus Überzeugung hoch. Als er in Frankfurt 1774 bei einem Brande in der Judengasse helfend seine Mithelfer am Werke gesehen, schrieb er an Schönborn: „Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder kennen gelernt und bin aber- und abermals vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind." Aus dem Dezember 1777: „Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gut, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren."

Gedichte.

Von Ernst Ferd. Neumann.

Nadelbaum und Birkenstamm.

Wuchs ein Nadelbaum auf kargem Sand,
Ast und Wurzel waren halb verdorrt.
Kahl am Wipfel lugt er weit ins Land,
Sehnsuchtskrank stand er am dürren Ort.
Sturmwind fegte seine schmalen Äste,
An dem Stamme sengte Sonnenbrand,
Daß er seine starken Wurzeln preßte
Tiefer noch in heißen Heidesand. — — —
Nur zehn Schritte abseits, hügelhoch,
Leuchtete ein junger Birkenstamm.
Seine Wurzeln tranken tief und voll
Aus der braunen Erde neue Kraft,
Die dort unten lebenbringend quoll,
Und zum Wipfel trieb der Lebenssaft. —
Seine zarte Blätterfahne flog,
Wenn der Heidewind geritten kam,
Bis zum trägeschwanken Nadelaste,
Der die zarten Birkenblätter fing
Und mit rauher Hand begehrlich faßte,
Daß an ihn der Birke Blatt sich hing. —
Als das Laub den Nadelbaum umstrich,
War es, als ob eine weiche Hand
Liebend ihn zum erstenmal berührte
Hier auf sonnenheißem Heidesand. — —
Zornig riß sich los der Birkenbaum
Ob der übergroßen Zärtlichkeit;
Wußte nicht, wie selig es durchzittert
Hat den Baum im dürren Nadelkleid. — —
All die kleinen Blättchen hielt er fest,
Heilig war ihm ja der kleine Raub,
Bis er sah in Nadel und Geäst
Daß verdorrt ihm war das zarte Laub. —
Schweigend ließ er es zur Erde sinken,
Wehmut schlich um ihn sich schwer und leis;
Welkes Laub sah er am Boden winken,
Und daneben — rauschte grünes Reis. — —

Wuchs der Birkenbaum im Heidesand
Und in brauner Erde jener Nadelbaum. — —
Gingen sie — wer weiß — gar Hand in Hand — —
Durch des Lebens bunten Kindertraum!

Sonnensinken.

Über rote Rosen auf den Beeten
Legt sich sanft des Abendhimmels Glut.
Leuchtend, wie aus heißen Dankgebeten
Glüht die tausendfache Feuerflut.
Dann ein sanftes, rosiges Verscheiden;
Als ob Hände einer Mutter still
Nun ihr Kind, ohne Erdenschmerz und Leiden
Durch die dunkle Nacht noch führen will.

„Ja, mei Kind;
Heunt hat da Engl s Heil vakündt
Für alle Welt, für reich und arm,
Und drum is d Welt für alle schen.
Mir aba müaßn dorthin gehn,
Wo arme Leut in Not und Harm
Bang auf eah Christkind wartn toan
Und wanns nöt kimmt, gar bitta woan.
Mir müaßn seini Botn sein:
Heunt soll sih an iads Kinderl gfreun,
Heunt soll koa Menschnherz vazagn;
Mir müaßn zu dö Arma tragn,
Was unsa schwache Kraft vamag,
Denn heunt, heunt is da Herrgottstag.
Heunt is da Tag, von dem a Liad
So wundasam zum Menschngmüat
Grad wiar a Himmlsbotschaft spricht —
Gelt, Kätherl, kennst as, das Gedicht?!"

Ja, Vata, ja! Dös Klinga heunt,
An oanzigs Sternderl hat grad gscheint,
Das Klinga, wiar i das han ghert,
Is s Christkind abagstiegn auf d Erd.
Das Klinga hat mi gmahnt ans Liad,
Das wundasam zum Menschngmüat
Grad wiar a Himmlsbotschaft spricht;
Das hat eng gmahnt an enga Pflicht;
Daß s Botn sollts vom Christkind sein,
Daß sie das ärmsti Kind soll gfreun,
Daß an iads Herz soll glückli wern —

Das ist der Tag des Herrn.

Der Aristokrat.

In einem Aufsatze, den Prof. Ed. Engel dem Politiker Goethe im „Türmer" widmet, lesen wir:

Weil Goethe den ihm angetragenen, fast aufgezwungenen Adel angenommen hatte, Minister und Freund eines Herzogs war, hieß er vielen, die nichts von seinem Innenleben wußten, der Aristokrat. Er war einer, wenn das Wort wörtlich übersetzt wird; doch dann sind wir es alle: Anhänger der Herrschaft der Besten. Soll Aristokrat bedeuten Überhebung einer Kaste über alle anderen, so war Goethe ganz gewiß keiner. Er selbst hielt Schiller für den eigentlichen Aristokraten von ihnen beiden: „Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besondererer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es anderen vor mir nicht besser gegangen" (zu Eckermann, 4. Jänner 1824).

Wie übrigens Goethe über seine Adelung gedacht, zeigt ein Brief an die Stein, daß er sich dabei gar nichts denken könne. Er hat seine Meinung nie geändert: „Ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahintersteckte, nie viel Respekt. Ja, es war mir selbst so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich möchte dadurch erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen." — Der Geburtsadel schien ihm nur wertvoll als Vermutung, daß „ein tüchtiger Mann von tüchtigen Vorfahren" abstammen möchte. Unendlich höher stand ihm der Genius und dessen fortzeugende Kraft: „sie sollten täglich und stündlich Gott bitten, daß von Zeit zu Zeit eine Kreatur geboren würde, mit deren Namen Jahrhunderte könnten durchstempelt werden" (an Zelter, 1831).

Aus ähnlicher Gesinnung beurteilte er äußerliche Auszeichnungen: „Diese Ehrenzeichen", schreibt er an Zelter, dem ein Orden verliehen worden, „gereichen eigentlich nur zu gesteigerten Mühseligkeiten, wozu man aber sich und anderen Glück



Elisabeth Kött. Roman von Rudolf Hans Bartsch. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.

Einer unserer größten Meister im Stil. Man kommt nicht gleich drauf, es fesselt einen, es entzückt einen, und man weiß lange nicht warum. Die feinsten, flüchtigsten Stimmungen weiß er sinnlich zu bannen, neue Ausdrücke, Satzbildungen, bisher unerhört, bringt er mit kindlicher Unbefangenheit, ohne Spur von Absichtlichkeit, in natürlicher Frische daher. Unbekümmert, ob es den Schulsprachgesetzen recht ist, spricht er die deutsche Sprache neu und lebendig und künstlerisch. Darin, glaube ich, liegt das Geheimnis seines Erfolges, weniger in seinen Stoffen. Dieser Roman ist die Geschichte einer Schauspielerin, die, heroenhaft tief angelegt, auf sittliche und künstlerische Abwege kommt, sich endlich aber zurecht findet, ihre glänzende gesellschaftliche Bahn verläßt und in die dunklen Tiefen zurücksteigt, um ihre Seele der großen Kunst zu retten. Und die Nebengestalten: Wigram, der nur in großen Gedanken lebende, und schöne Lieder dichtende gute Geist der Kött. Peter Strehl, der Naturpoet, mit seinem wilden Glück und Ende. Die übrigen Anbeter, bettelhafte, gräfliche, widerliche Geschlechtsböcke — ein krauser Kreis um die Kött. Dabei redet dieses Sprachgenie zu unserem Kopf, zu unseren Nerven, das Herz bleibt oft unangesprochen. Der sensitivste der Romane ist diese Geschichte der Elisabeth Kött, beginnend mit ruhigem Realismus des Lebens, endend mit romantischem Pathos. Man frägt nicht mehr nach der Glaubwürdigkeit des Erzählten, im Strome einer großflutenden Sprache wird man mitgerissen und alles ist dem Leser recht. Erst wenn er wieder auf dem Ufer des Tages steht und zurückschaut, wird manches bedenklich. Einen schaffenden Menschen hätten wir gerne gehabt im Roman. Das Schöpferische der großen Schauspielerin bekommen wir nicht zu sehen, können wir nicht zu sehen bekommen, und so wirkt das Negative, das Leidende vor, und das Sündhafte und Peinigende. Die reichlich eingestreute Weisheit führt uns orientierend und tröstend über Abgründe hinweg, und das Erlösende ist die Sühne wegen des Verlierens eines göttlich schönen Lebens. Mit wildem Zorn wird die Korruption der Bühnenwelt, der Theaterhabitués gezüchtigt, mit einem Hasse, der uns erfrischt. Es wird gezeigt, daß jede herumziehende Komödiantenbande ungleich mehr echte und reine Kunstbegeisterung hat als die glänzenden Bühnen der großen Stadt. Unser lebensheiterer Verfasser der „Zwölf aus der Steiermark“ ist ein strafender Engel geworden. In der Elisabeth Kött führt er ein starkes, kaltes Herz, nicht für die Liebe, nur für die Kunst geschaffen, auf Irrwegen an uns vorüber, und zur Buße.

Geschichte einer stillen Frau. Von Franz Ginzkey. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.)

Diese Geschichte einer stillen Frau ist die Geschichte einer unglücklichen Künstlerehe. Sie ist verlegt in ein steirisches Dorf an der Mur. Prächtige Schilderungen der umliegenden Landschaft, des dörflerischen Lebens, der Dorfhonoratioren, der dörflichen Feste, der dörflichen Artistentruppen sind der Rahmen eines ergreifenden Seelengemäldes, das sich tausendfach im Leben wiederholt und doch immer schrecklich neu bleibt. Wir meinten oft, Liebesangelegenheiten allein seien nicht mehr genügender Stoff für einen modernen Roman, da doch so viele neue soziale und menschliche Konflikte auftauchen. Dieses Buch zeigt, daß auch das alte Lied von der Liebe und ihrem Jammer uns durch ein ganzes Buch noch fesseln kann.

Grete Lenz. Leben und Erlebnisse eines Großstadtkindes. Von Heinrich Sohnrey. (Dresden. Wilh. Baensch.)

Wer Heinrich Sohnreys vortreffliche Dorfgeschichten, besonders „Friedesinchens Lebenslauf“ kennt, der wird überrascht sein, dem Dichter jetzt auf einem Gebiete zu begegnen, das seinem bisherigen Schaffen ganz fern liegt. Und doch scheint es nur so. Er, der Bauernsohn, der Vorkämpfer für das Wohl der Landbevölkerung, lebt nun schon bald ein Menschenalter in Berlin. Mit offenen Augen schaut er hinein in das tausendfältige Elend der Großstadt, an dem so viele aus den „oberen Regionen“ achtlos vorübergehen. Als ihm der Zufall Einblick gewährte in das Schicksal eines jungen Mädchens, das sich aus den elendsten Verhältnissen, aus Sumpf und Kot der Kellerwohnungen tapfer herausrang und aus eigener Kraft an ein edles Ziel gelangte, da zwang es ihn förmlich, diesen Stoff in seiner erschütternden Lebenswahrheit dichterisch zu bearbeiten. Aber nicht, um Sensation im üblen Sinne zu erregen, wie das „Tagebuch einer Verlorenen“ und ähnliche moderne Machwerke es tun, schrieb Sohnrey diese Lebensgeschichte nieder, sondern um ein bis ins kleinste wahrheitsgetreues Sittenbild

Und die Rosen still erschauernd stehen,
Wenn die Sonne Rosenschönheit trinkt;
Seh'n die rote Sonnenglut vergehen,
Und — wie sie im Schatten stumm versinkt. —

Möchtest du nicht sterbend auch noch sehen,
Schönheit um den letzten Tag sich breiten? —
Wenn die kalten Odem dich umwehen,
Soll sie dich durchs Lebenstor geleiten!

Einsam.

Einsam gehe ich, einsam wandr' ich
In der weiten Sonntagsstille;
Daß vom hohen Gottesfrieden
Meine Seele sich erfülle.

Welt, du schlugst mit Haß mein Lieben!
Neid, du hast mich gut getroffen!
Und verrat'ne Freundestreue
Ward zu Wunden, die noch offen. —

Nur in deinem Heiligtume
Große Schöpfung find' ich wieder,
Was zertrümmert mir in Zeiten,
Was mir sank in Staub darnieder.

Das Lied vom Kinde.

Herausgegeben von Theodor Herold.*)

Viktoria! Viktoria!
Der kleine weiße Zahn ist da.
Du, Mutter! komm, und groß und klein
Im Hause! kommt und guckt hinein
Und seht den hellen, weißen Schein.

Der Zahn soll Alexander heißen.
Du liebes Kind! Gott halt ihn dir gesund
Und geb' dir Zähne mehr in deinen kleinen
Mund
Und immer was dafür zu beißen!

Matthias Claudius.

* * *

Wie stolz er geht, der kleine Mann:
Er hat die ersten Höschen an
Und — mit zwei tiefen Taschen.
Die beiden Händchen stecken drein!
„Was mag wohl in den Taschen sein?
Gewiß ist's was zu naschen!"

Doch zornrot wird sein Angesicht.
„Die großen Jungen naschen nicht!
Die kleinen Kinder naschen!" —
Wie stolz er geht, der kleine Mann:
Er hat die ersten Höschen an,
Und — mit zwei tiefen Taschen!

L. Rafael.

* * *

Leise atmend, halb entschlummert
Liegt das Kind im Bettchen klein;
Plötzlich durch das offne Fenster
Schaut der Abendstern herein.

Und nach ihm mit beiden Händen,
Laut aufweinend, langt das Kind:
„Mutter, Mutter, hol' mir diesen
Schönen Stern herab geschwind!"

„Dummheit!" ruft der Vater zornig
Hinter einem Zeitungsblatt,
„Was der Fratz von dritthalb Jahren
Für verrückte Launen hat.

Denk man: dreißig Millionen
Meilen weg und ein Planet,
Der zweihundertvierundzwanzig
Tage um die Sonne geht!"

Doch die Mutter tröstet leise:
„Schlaf, mein Engel! Diese Nacht
Hol ich dir den Stern vom Himmel,
Der dir so viel Freude macht.

Morgen früh, hier auf dem Bette,
Findest du den Edelstein." —
Und das Kind, in Tränen lächelnd,
Schläft am Mutterherzen ein.

Hermann v. Gilm.

* * *

Da kommt er gelaufen
Mit glüh'ndem Gesicht,
Die Augen, die Lippen,
Die lachen heut' nicht.

Es zittert sein Stimmchen,
Als zornig er spricht:
„Der Hans ist ein Bube,
Der Hermann ein Wicht!

Sie sagten, sie sagten — —"
Sein Stimmlein, das bricht:
„Sie sagten: Du hast ja
Ein Mädchengesicht!"

L. Rafael.

---

*) Ein lieblicheres, rührenderes Büchelchen wie dieses, ist kaum denkbar. Theodor Herold hat die besten deutschen Gedichte vom Kinde gesammelt und wohlgeordnet herausgegeben. Es lacht einem das Herz und es weint auch stellenweise, wenn man diese Sammlung liest. Kinderfreunde, kaufet euch dieses „Lied vom Kinde". (Verlag Fritz Eckardt. Leipzig. 1909.)

Buch war ja ursprünglich nur für seine Söhne bestimmt. Der zweite Band des Werkes dürfte innerhalb Jahresfrist erscheinen; man darf ihn mit Neugierde erwarten. Nur dem dritten sieht man ungern entgegen, obgleich gerade das dort Niedergelegte u. a. Professor Oncken in Gießen als sehr wertvoll für die geschichtliche Forschung bezeichnet hat. Aber dieser Teil soll erst nach dem Tode des jetzt bald 78jährigen Verfassers erscheinen. Unter solchen Bedingungen wollen wir auf eine allzu eilige Fortsetzung des Werkes gerne für längere Zeit verzichten und uns vorläufig nur auf den zweiten Band freuen.

Dr. Alfred Möller.

Leises Leben. Neue Skizzen von Eduard Pötzl. (Wien. Robert Mohr. 1910.)

Der Mann hat seinen Standpunkt und über unsere Großstadterscheinungen eine sehr bestimmte Meinung. Merkwürdig, daß wir mit dieser Meinung fast immer einverstanden sind, auch wenn sie nicht gerade mit dem prächtigen Humor des Wiener Feuilletonisten köstlich gemacht wäre. Was gesagt wird und wie es gesagt wird, es heimelt uns an, es erfreut uns.

Rund um den häuslichen Herd. Von Ignotus [Adam Müller-Guttenbrunn]. (Wien. R. Mohr. 1909.)

Man lese bloß einmal die erste Geschichte: „Die Komödiantin beim Herd" und man wird das Büchelchen kaum aus der Hand legen, ehe es durchgelesen ist. Mit feinem Humor plaudert der Verfasser über mancherlei und die Stunde die er bietet, ist keine verlorene.

Lebenslauf eines Optimisten. Buch der Kindheit von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. A. Bonz & Comp.)

Einstweilen sei das Buch nur angezeigt, aber so viel beigesetzt, daß es einer besonderen Würdigung wert ist. Das Leben dieses glücklichen Dichters und Menschen ist jetzt noch voller Poesie, jetzt, da sachte sein Alter beginnt, wie erst war das in der Kindheit! Wir hoffen davon noch erzählen zu können.

Ludwig Richters Volkskunst, sein Holzschnitt vom Keim bis zur Blüte in planmäßiger Auswahl zusammenstellt und erläutert von Karl Budde. (Leipzig, Georg Wigand.)

Unter den deutschen Künstlern, deren Werke man als „Volkskunst" im besten und edelsten Sinne bezeichnen kann, steht in erster Linie Ludwig Richter. Bis heute ist er der Liebling des deutschen Volkes geblieben, trotz aller neuen Richtungen. Wenn nun jetzt der Verlag von Georg Wigand, dessen Begründer einst Ludwig Richter für die Volkskunst gewonnen hat, ein Buch herausgibt, das auf 108 Bilderseiten nicht weniger als 422 Holzschnitte nach Richter bietet, und zwar, wie es auf dem Titelblatte heißt, vom Keim bis zur Blüte in planmäßiger Auswahl zusammengestellt, zudem zu einem ganz beispiellos billigen Preise, dann darf man ganz sicher annehmen, daß dadurch zu den vielen Freunden des Meisters zahllose neue gewonnen werden. Man kriegt ordentlich Heimweh nach einer Zeit, die solche Bilder hervorbrachte und liebte.

V.

Der Wille zum Glück. Ein Seelenbrevier von Josef Aug. Lux. (Wien. Robert Mohr.)

„Was einst Feuchterslebens Diätetik der Seele war, das wird „Der Wille zum Glück" von Lux für die Heutigen sein: ein Buch für die innere Schönheit, für die Kultur der Seele, die alle angeht. Eine erhöhte Bedeutung aber muß gerade in unserer materialistisch gesinnten Zeit diesem Werk zukommen, das die tiefen Quellen des Glückes, das immer nur ein geistiges sein kann, erschließt und zu dem siegreichen Optimismus verhilft, der im Leben unerläßlich ist."

Diese guten Worte, die einer über das Büchlein gesagt, betonen nicht genug die sittliche und die schöne Seite desselben. Es ist ein wahrhaft erhebendes, tröstliches Lesen, das uns hier einer der wenigen Weisen unserer Zeit bietet. Wenn es nur nicht beim Lesen bliebe. Der Wille zum Glück muß so stark sein, daß er zur Tat, zum Leben wird. Das Buch rüttelt auf dazu.

Franz Josef Graf von Saurau. Mitteilungen zu seiner Biographie und zur Geschichte des Krieges von 1809. Von Dr. Karl Hafner. (Graz. Verlag des Historischen Vereines für Steiermark. 1909.)

Zu den interessanten Erinnerungen, die in diesem Gedächtnisjahre erschienen sind, gehört vorliegende Schrift.

Der Verfasser hatte Gelegenheit direkt, aus dem literarischen Nachlasse Sauraus zu schöpfen, und vermag daher die wenigen und dürftigen biographischen Skizzen, welche bisher über den Grafen veröffentlicht wurden, in vielen Punkten zu ergänzen oder zu berichtigen. Wo es ihm passend erschien, hat er aus den in diesem Nachlasse vorfindlichen, bisher unbekannten Akten und Korrespondenzen einige Stücke seiner Darstellung einverleibt. — Dem biographischen Abrisse, an den einige Bemerkungen über Sauraus geschichtlich wertvollen literarischen Nachlaß geschlossen sind, läßt der Verfasser eine eingehendere Schilderung der Verhältnisse und Umstände, in denen Graf Saurau anno 1809 zu wirken berufen war, folgen; eine ganz besondere Bedeutung kommt hiebei den Briefen zu, welche Kaiser Franz I. damals an den Grafen gerichtet hat.

des heutigen Großstadtlebens zu geben, das kulturgeschichtlichen Wert besitzt. Wer Lüsternheit und zugespitzte Pikanterie in dem Buche sucht, kommt nicht auf seine Rechnung, denn bei aller Naturtreue der Darstellung verleugnet sich der Dichter des „Friedesinchen" nie. Wer aber erfahren will, wie es in den untersten Schichten der Großstadtbevölkerung zugeht, welchen Gefahren insbesondere ein junges Mädchen ausgesetzt ist, das auf eigenen Füßen stehen muß; wer die entsittlichenden Wirkungen des Großstadtelends erkennen und das Laster in seinen verschiedenen Formen beobachten will, dem gibt dieses Buch erschütternde Aufschlüsse. Es zeigt aber auch, daß ein braves Mädchen, das in sich selbst einen Halt gefunden, auch den ärgsten Anfechtungen widerstehen und sich in eine reinere Atmosphäre retten kann. In diesem Sinne ist dies Buch eine Tat, des Dichters und des Volksfreundes würdig, der dieses „Friedesinchen der Großstadt und ihre Umgebung mit einer Plastik, einer Lebenswahrheit und einer Erzählungskunst dargestellt hat, wie sie auch seinen vortrefflichen Dorfgeschichten nachzurühmen sind. H. M.

Was ich meinen Söhnen erzähle. Memorabilien eines viel und hart geprüften Achtundvierzigers. Von R. G. v. Z. 1. Buch. (Leipzig-Gohlis. Bruno Volgers Verlag. 1909.)

Greif nur hinein ins volle Menschenleben . . . und wo du's packst, da ist es interessant. Wie richtig dieser Ausspruch Goethes ist, das zeigt die Lektüre von Erinnerungsbüchern. Es gibt kaum eine uninteressante Lebensbeichte. Ein jedes Dasein von mittlerer Lebensdauer ergibt immerhin so viel interessante Tatsachen, um damit ein bescheidenes Heftchen füllen zu können, das kaum jemandem ungelegen kommt. Die Lebensbeichte von R. G. v. Z. (wir Grazer können das Buchstabenrätsel ja ohne weiteres in den Namen Gründorf v. Zebegeny auflösen) ist aber nicht nur interessant wie der Blick in jedes menschliche Leben, es kommen noch besondere Umstände hinzu, den Wert dieser Erinnerungen zu erhöhen. Gründorf v. Zebegeny hat keineswegs nur ruhige Tage hinter sich. Er nennt sich selbst einen viel und schwer geprüften Achtzehnhundertachtundvierziger. Er hat eine Revolution mitgemacht, er hat als Offizier viele Male im Feuer gestanden. Am fünfzigsten Jahrestage der Schlacht von Solferino, in der er sich als Generalstabschef einer Armeedivision den Ritterstand erkämpft hat, ließ er sein Erinnerungsbuch in die Welt gehen. Aber Ritter v. Gründorf ist nicht Offizier geblieben. Er hat auch andere Kreise kennen gelernt und Friedenszeiten in friedlicheren Berufen erlebt. Er wurde Eisenbahner (der Majorsrang im Generalstab wurde ihm schon als Offizier a. D. verliehen) und er wirkte als Generalinspektor durch sechs Jahre im Preßbureau der Staatseisenbahngesellschaft, betätigte sich daneben in verschiedenen angesehenen Zeitschriften als Schriftsteller und beteiligte sich am Weltkongreß der Journalisten im Jahre 1893 als zweiter Präsident. Das vorliegende Buch stammt also aus der Feder eines Mannes, der viel Interessantes erlebt, der die Welt aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten Gelegenheit fand, und der nebstbei Schriftsteller genug ist, um das Erlebte in knapper, geschmackvoller Form zu bieten. Der Verfasser hat neben aller natürlichen Erinnerung für bedeutende Ereignisse eine besondere Merkfähigkeit für heitere Erlebnisse, und so ist die Lektüre seines Buches wie ein Spaziergang, der unter hochragenden Bäumen durch finstere Forste und an wilden Sturzbächen vorüberführt, bei dem aber gelegentlich auch das kleine, freundliche Häuschen nicht fehlt, an dessen Fenster Rosen stehen und das zu fröhlicher Rast einladet. Der Abschnitt „Beim Bombardierkorps in Wien" enthält allein eine ganze Reihe liebenswürdiger Schnurren und heiterer Erlebnisse, so daß wir das Kapitel am liebsten unseren Lesern vollständig bieten würden. Alte Offiziere werden diese Aufzeichnungen über die hohe Schule der Artillerie von einst mit besonderem Vergnügen genießen. Namentlich das Erlebnis, in dem F.-Z.-M. Baron Welden eine Rolle spielt, gehört zu den lustigsten Geschichten, die das Leben je gedichtet hat. Das Jahr 1848 brachte den Verfasser als Techniker zur akademischen Legion. Da Gründorf aber ein sehr schwächliches Bürschchen war, so teilte man ihn als Trommler ein, eine Ernennung, die dem jungen Manne und seinen Vorgesetzten insoferne keinen ungetrübten Genuß gewährte, als Gründorf nicht trommeln konnte. Aber sein trotz seines hohen Offiziersranges sehr freisinniger Großpapa entschloß sich, dem jungen Revolutionär Unterricht im Trommelschlagen zu erteilen, und da ihn der Trommelmeister auch mit einem Offiziersdegen samt Kuppel beschenkte, so konnte Gründorf am 16. März 1848 in den Dienst treten. Lange freilich durfte er seine alte Landwehrtrommel aus dem Franzosenjahr 1809 nicht bearbeiten. Die bald wieder zum Siege gelangende Reaktion brachte auch Gründorfs Namen auf die schwarze Liste. Er entging nur durch raschen freiwilligen Eintritt in das Artillerieregiment seines Onkels Axter gewaltsamer Abstellung. Seine Offizierslaufbahn brachte ihn namentlich während der Kriegsjahre oftmals in die Nähe nun der Geschichte angehöriger Männer. Gründorf erzählt viel, das in Kürze Einblick in das Wesen dieser mehr oder minder bedeutenden Menschen gewährt. Was an dem Buche besonders gefällt, ist die flotte, ungeschminkte Art des Erzählens. Das

Berthold Auerbach. — **Meister Martin Hildebrand.** Von W. H. Riehl. — **Ivo, der Hajrle.** Von Berthold Auerbach. (Stuttgart und Berlin. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.)

Deutsche Bürger-Bibliothek für Jugend und Volk. Band II: **Unter deutscher Kriegsflagge.** Von Gustav Adolf Erdmann. (Altenburg. Stephan Geibel.)

Lieber kleiner Junge. Von Artur Gutheil-Hardt. (Dresden. E. Pierson.)

Welke Rosen. Gedichte von Franz Stelzig. (Haida Adolf & Gustav Albert. 1909.)

Gefundene Lieder. Von Jakob Frank. (Straßburg i. E. Hofbuchhandlung Josef Singer.)

Seelenprobleme. Ein Skizzenbuch von M. G. Mandelik. (Wien. W. Braumüller. 1910.)

Gedichte. Von Dr. med. Paul Kroening. (Dresden. E. Pierson.)

Dantes göttliche Komödie. Das Epos vom inneren Menschen. Eine Auslegung von Else Hasse. (Kempten und München. Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung.)

Anastasius Grüns Werke bringt die „Goldene Klassiker-Bibliothek" (Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.) unter ihren Neuerscheinungen. Sie sind herausgegeben von Professor Dr. Eduard Castle.

Deutsch-Österreich, wach auf! Völkische Gedichte und Kampflieder von Karl Dankwart Zwerger. Die Hälfte des Reinerträgnisses fließt der „Roseggerstiftung" zu. (Verlag der Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines Kunzendorf bei Biala.)

Im Verlag des Deutschen Volkslied-Vereines, bei Franz Kofl, im buchhändlerischen Vertrieb von Ludwig u. Albert Last in Wien, erschienen von Josef Reiter **36 Volkslieder** aus dem Deutschen Liederhort von Eck und Böhme (Soloquartett oder Chor), ferner **40 Volkslieder**; gemeinsam mit Franz Friedrich Kohl wurden zwei Bändchen **Heimatlieder** aus Deutschböhmen, Oberösterreich, Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg, Tirol, Schweiz und Bayern, für Sopran, Alt, Tenor und Baß (Soloquartett oder Chor) gesetzt, herausgegeben. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Im Röseligarte. Schweizerische Volkslieder mit ihren Melodien. 3. Bändchen. Herausgegeben von Otto v. Greyerz. (Bern. A. Franke. 1910.)

Goethe, der Mann und das Werk. Von Eduard Engel. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient. Herausgeber von Hans Devrient. Mit 8 (Vollbildern. Stuttgart. Karl Krabbe. Verlag Erich Gußmann.)

Sigfrid oder Christus. Von einem Deutschen. (Leipzig. Neuer Verlag. Deutsche Zukunft. 1910.)

Kraft, Gesundheit und Wohlstand. Von Orison Swett Marden. Übersetzung aus dem Englischen. Von Dr. Max Christlieb. (Stuttgart. J. Engelhorn.)

Auf dem Wege zur Wahrheit. Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. (Stuttgart. J. Engelhorn.)

Wie man glücklich wird. Von Max Bewer. (Dresden. Goethe-Verlag Laubegast. 1910)

Unsere Nerven. Ein Buch über Glück und Gesundheit. Von Frode Sadolin. Aus dem Dänischen. (Leipzig. Kommissionsverlag von Rudolf Hartmann.)

Bergwanderungen in der Ankogelgruppe. Von Frido Kordon. (München. Deutsch-österreichischer Alpenverein. 1909.)

Fortschritt und Rückschritt, ihr wahres Wesen und ihre praktische Bedeutung, einheitlich erläutert von Dr. Robert v. Eichhoff, Arzt. (Leipzig. A. Hasert & Co. 1908.)

Prinz Hamlets Briefe. (Berlin. Reichel & Co. 1909.)

Jung-Deutschland in Heimat und Fremde. Zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend herausgegeben von Heinrich Beckey. (Lengerich. Bischof & Klein.)

Die zukünftige Welt. Traum eines Physikers von Marie Baerting. (Dresden. E. Pierson.)

Reiseerinnerungen. Von Heinrich Hans Jakob. 5 Band: „Sonnige Tage." (Stuttgart. Adolf Bonz & Co.).

Südmark-Kalender für das Jahr 1910. Ausgabe für Steiermark. Geleitet von Karl W. Gawalowski. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt.)

Goethe-Kalender auf das Jahr 1910. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. (Leipzig. Theodor Weicher.)

Julklapp. Illustrierte deutsche Weihnachtsgabe 1909. Herausgegeben von Hans Grönland. (Düsseldorf-Grafenberg. 1909.)

Schweizer Heim-Kalender. (Zürich. Verlag von Arnold Bopp.) Herausgeber Oskar Frei, Höngg und Alt-St. Johann.

Aus des Tannenwalds Kinderstube. Von Sophie Reinheimer. (Berlin. Buchverlag der Hilfe.)

Deutsche Lande, Deutsche Maler. Von Dr. E. W. Bredt. (Leipzig. Theod. Thomas.)

Physikalische Spielereien aus Karton. Von E. Witting. (Ravensburg. Otto Maier.)

Die Quelle. Unsere Dichter in Wort und Bild. Monatsschrift für volkstümliche Literatur. Heft 2. (Wien, III., Heumarkt Nr. 7.)

Der verbindende Text ist in klarem, geradezu glänzendem Stile geschrieben, so daß die wissenschaftliche Arbeit gleichzeitig besonders für Freunde vaterländischer Geschichte eine angenehme und erfreuliche Lektüre bildet. Angenehm schon auch deswegen, weil sie von einem hervorragenden Mann aus steirischem Geschlechte erzählt.

Von den Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Jugend-Jahrbücher und Kinderkalender sind vor allem drei Bücher zu erwähnen, die ein wahrer Jungbrunnen für die Kinderwelt genannt werden dürfen. Hier sind sie: **Strasburgers Kinderkalender 1910.** Dieses Büchlein ist eine äußerst amutige und dazu einmal wirklich modern schöne Erscheinung. Das Deckelbild, das zwei Kinder aus der guten alten Zeit darstellt, ist geradezu entzückend und darf als eine künstlerische Genre-Leistung ersten Ranges aufgefaßt werden. Mit diesem Bilde harmoniert das originelle Vorsatzpapier. Text, Bild und übrige Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. Das Buch ist bei Neufeld und Henius, Berlin, verlegt; Mitarbeiter sind Viktor Blüthgen. Trojan, Ernst Thiene, Eduard Engel, Humperdinck, Paula Dehmel, Otto Promber. Das Deckelbild stammt von Paul Braunagel, die Kinderfreundin Marie Behrend entwarf recht nette Silhouettenpostkarten als Kalenderbeigabe; auch die anderen Illustratoren, Frenz und Elleder, haben ihr Bestes getan.

Eine prächtige Gabe ist auch das umfangreichste dieser drei: **Deutsches Jugendbuch** 1. Band. (Mainz. Verlag von Jos. Scholz.) Der Herausgeber Wilhelm Kotzde bietet hier eine ganz stattliche Fülle des Interessanten, bei der auch die kindliche Neigung zu Spiel und Beschäftigung nicht vergessen worden ist. Neben gut bekannten alten Namen wie Chamisso, Grimm, Goethe, Hebbel, Mörike, Schwab, Kopisch, Halm finden wir Schnitthemmer, Blüthgen, Busse-Palma, Kotzde, Geucke. Etwas besonders Feines ist das erste Buntdruckbild, prächtig ist der klare, gute Druck, gediegen die übrige Ausstattung. Glück auf den Weg!

Das dritte Kinderbuch in Bunde heißt: **Neue Jugendblätter**, verlegt von Meinhold und Söhne, Dresden, herausgegeben vom Sächsischen Pestalozzi-Verein, bearbeitet von Ernst Thiene. Schon das reizende Deckelbild schlägt uns gleich in seinen Bann. Die sehr ansprechenden Illustrationen stammen von Felix Elßner, Georg Erler u. s. w., die textlichen Beiträge gaben Oskar Wiener, Sophie von Khuenberg, Eigenbrodt, C. F. Meyer, Schmitthenner, Trojan, Lienhard, Promber, Otto Ernst, Elisab. Kolbe, der Bearbeiter Ernst Thiene und verschiedene andere. Auch dieses Buch ist von gutem, feinem Geschmack geschaffen und gehört unstreitig zum besten seiner Art. Wir wünschen ihm und den beiden Vorgängern eine recht große Verbreitung. Übrigens sei einmal festgestellt, daß wir Deutsche in Bezug auf Kinderbücher weitaus die erste Stelle unter allen Völkern einnehmen. Was gerade in den letzten Jahren auf diesem Gebiete geboten worden ist, muß jeden Jugendfreund und jedes Künstlerauge überraschen!

Büchereinlauf.

Der getreue Kleist. Ein Roman aus der Zeit des großen Königs von Paul Schreckenbach. (Leipzig. L. Staackmann. 1910.)

Lasset uns von Liebe reden. Letzte Geschichten von Peter Rosegger. (Leipzig. L. Staackmann. 1910.)

Der Mikado. Ein Seeroman von Robert Saudek. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Däumelinchen. Erzählung von Karin Michaëlis. Aus dem Dänischen übersetzt von Nath. Mann. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Familie Vanderhouten. Roman von Adele Gerhard. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Haus Ellerbrook. Roman von Ernst Eilers. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die beiden Hartungs. Roman von Heinrich Ilgenstein. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Lederstrumpf-Erzählungen in der ursprünglichen Form. Von James Fenimore Coozer. Band I. „Der Wildtöter". (Berlin. Paul Cassirers Verlag.)

Der Roman der XII. Von zwölf bekannten Schriftstellern geschrieben. (Berlin. K. W. Mecklenburg.)

Der letzte Hausbur. Ein Bauernroman aus der Lüneburger Haide. Von Hermann Löns. (Hannover. Adolf Sponholtz.)

Erlebt und Erlauscht. Kurze Erzählungen von Franz v. Friedberg. (Budweis. Verlagsanstalt „Moldavia". 1909.)

Das neue Evangelium und andere Erzählungen. Von Hugo Reinhofer. (Budweis. Verlagsanstalt „Moldavia".)

Am Berg der Läuterung. Novelle von Reinhard Roehle. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Ruths Ehe. Roman von Helene Christaller. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Erzählungen für Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren. Von Annemarie Mommsen. (Dresden. E. Pierson. 1909.)

Cottasche Handbibliothek: **Die Geschichte des Dietheln von Buchenberg.** Von

584. Baronin Auguste v. Eichthal, Rom—München.
585. Sparkasse der Stadt Horn, Niederösterreich.
586. Deutsche Bürger Liesings, Niederösterreich.
587. „Alpen", Wien.
588. Ärzte und Beamte der Heil- und Pflegeanstalten am Steinhof und in Mauer-Öhling.
589. Wiener Korps „Symposion", Wien.
590. Männer- und Frauenortsgruppe Leipa, Böhmen.
591. Das deutsche Melk, Niederösterreich.
592. Vereine aus Waydhofen a. d. Ybbs, Niederösterreich.
593. A. Baumann, Rechnungsrat, Gut Pernerhof, St. Leonhard, Kärnten.
594. Bezirkssparkasse Mürzzuschlag, Steiermark.
595. P. Wittgenstein, Wien.
596. Akademischer Klub, Zwittau, Mähren.
597. Elektrizitätswerke Stern & Hafferl, Gmunden.
598. Ernstbrunner Bürger, Ernstbrunn, Niederösterreich.
599. Bezirksausschuß Reichenberg, Böhmen.
600. Gustav Adolf Post, Ingenieur, k. k. Baurat, Wien.
601. Prof. Dr. Josef Redlich, Wien.
602. Fritz Redlich, Göding, Mähren.
603. Ludwig Franz & Söhne, Marburg, Steiermark.
604. „U. Z.". Marburg, Steiermark.
605. Alois Wustl, Privatier, Wien.
606. Klub der deutschen Gemeindeausschußmitglieder, Budweis.
607. Verein der städtischen Beamten, Brünn, Mähren.
608. Industriellenklub Favoriten, Wien.
609. Die deutschen Kindergärtnerinnen Mährens, Brünn.
610. Roman und Rosa Seyfried, Private, Graz, Steiermark.
611. Verband der Kaufleute, Marburg, Steiermark.
612. Landtagsklub der verfassungstreuen Großgrundbesitzer, Graz.
613. Verein der Baumeister in Mähren und Schlesien, Brünn.
614. Dr. Wilhelm v. Kaan, Graz.
615. Albert Hahn, Röhrenwalzwerk, Berlin.
616. Deutsche Frauen und Mädchen Kärntens.
617. Männer- und Frauenortsgruppe des Deutschen Schulvereines, Eger, Böhmen.
618. Gustav Frank, Kaufmann, Reichenberg, Böhmen.
619. Brüder Seybel, Wien.
620. Dr. Hans Freih. v. Sternbach samt Frau, Graz.
621. „G. B.", Brüx, Böhmen.
622. Deutscher Turnverein, Raspenau-Wildenau, Böhmen.
623. Beamte der städtischen Elektrizitätswerke, Wien.
624. Beamtenkörper einer Wiener Firma.
625. Gemeinde Ernstbrunn, Niederösterreich.
626. „Industriellentag", Teplitz-Schönau.
627—628. Salzburger Kaufmannschaft, Salzburg. (4000 K.)
629. Deutsche Gesellschaft „Armin", Gablonz, Böhmen.
630. Kärntner Mittelschule, Klagenfurt.
631. Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines alter Korpsstudenten in Steiermark, Graz.
632. Sparkasse Brüx, Böhmen.



M. L., Wien. Die „Grenzboten“, eine vortreffliche Zeitschrift, sind Ihnen gewiß zugänglich. Wenn Sie sich, wie Sie sagen, an dem „St. Bonifaziusblatt“ den Magen verdorben haben, so lesen Sie in den „Grenzboten“, Jahrgang 1909, Nr. 41, den Aufsatz „Zur Versöhnung der Konfessionen“ von Schiller in Nürnberg. Das erfrischt, das ermutigt, macht den Kopf klar und das Herz warm.

F. K., Olmütz. Der Spruch an den Vogel im Käfig lautet:

Ich sag' dir, armes Vögelein:
Der Liebling dieser Menschen sein
Ist schwerer Fehl, er wird bestraft
Mit lebenslanger Kerkerhaft.

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen.

Siebentes Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung.

546. Gemeinde Mürzzuschlag, Steiermark.
547. F. A. Rotter & Söhne, Oberhohenelbe, Böhmen.
548. Unterbergner Gesellschaft, Ferlach.
549—550. Arndt Meyer und Prof. Dr. Hans Meyer, Leipzig. Deutschland. (4000 K.)
551. Gustav R. v. Schoeller, Brünn, Mähren.
552. Hermann Scheibe, k. k. Hof-Buchbinder, Wien.
553. Grazer Herbstmesse, Graz.
554. Photographische Gesellschaft, Berlin.
555. Wawra-Gesellschaft, Brünn, Mähren.
556. Verband der deutschnationalen Abgeordneten im steiermärkischen Landtage, Graz.
557. Klub der deutschfreiheitlichen Abgeordneten des oberösterreichischen Landtages, Linz, Oberösterreich.
558. Max Haupt, Architekt uud Stadtbaumeister, Wien.
559. Karl Königer, Wien.
560. Johann und Richard Grohmann, Lindenau, Böhmen.
561. Sparkasse Tetschen, Böhmen.
562—571. M. M. durch Heinrich v. Oberleither, Schönberg, Mähren. (20.000 K.)
572. Raimund-Theater, Wien.
573. Schulvereinsfreunde in Zell am See, Salzburg.
574. Stammtischgesellschaft im Hotel „Blauer Stern“, Warnsdorf, Böhmen.
575. Dienstaggesellschaft im kaufmännischen Vereinshause, Linz.
576. „G. B.“, Wien, VIII.
577. Dr. Emil Lelsmann in Landskron, Fräulein Anna und Gisela Lelsmann in Turn, Böhmen.
578. Gablonzer Sparkasse, Gablonz, Böhmen.
579. Otto Plögl, k. k. Oberingenieur in Braunau a. Inn, Oberösterreich.
580. A.-G. Bürgerliches Brauhaus, Aussig a. d. E., Böhmen.
581. Dr. Josef Winter, Wien.
582. Guido und Karoline Grohmann, Konskau, Böhmen.
583. Sophie Gräfin Waldburg-Syrgenstein, Schloß Syrgenstein, Deutschland.



Drei Augen.

Ein Roman aus unserer Zeit von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Bei Hofrats.

Auf der Universität war kaum ein Saal aufzutreiben, der alle Hörer faßte, wenn Hofrat Professor Weißband seine Vorlesungen hielt. Die Erstlinge betraten mit Ehrfurcht den Saal, dessen Eingang mit der Überschrift bezeichnet war: „Aller Kräfte größte ist die Wahrheit!“ Solche, die mit der Wahrheit schon vertrauter waren, entfalteten in den Bänken ihre Ellbogen und fühlten sich als wahre Weltbürger, die mit Löffeln in beiden Händen zugleich zugreifen wollen an der Tafel des Lebens.

Hans Schmied der Große hatte in der Ecke einer Seitenbank noch ein Plätzchen erobert, wozu weniger seine gemessene Höflichkeit, als sein derber Gliederbau beigetragen haben mochte. Die aus der Provinz sind zuerst alle höchst bescheiden, um später um so markiger zu werden, man darf es mit ihnen nicht verderben und zieht Arme und Beine ein wenig ein, wenn sie sich langsam und eckig auf der Bank niederlassen.

Nun erschien Weißband. Hans stand ehrerbietig auf, duckte sich aber rasch wieder unter, als er sah, daß alle anderen sitzen blieben und

633. „Fräulein Jr. Gr.“ aus Wien.
634. Waldemar Tenge, Grafschaftsbesitzer, Rietberg, Deutschand.
635. Mathilde Riedl v. Riedenstein, Schloß Dallwitz bei Karlsbad.
636. Die Deutschen aus Gmunden.
637. Sparkasse und Ortsvertretung für die Stadtteile I mit Altstadt, St. Peter und Paul II in Plan, Böhmen.
638. Wintertischgesellschaft beim „Silbernen Brunnen“, Wien.
639. Stadtgemeinde Leoben, Steiermark.
640. „Dora“, Wien.
641. Ludwig Raschden, Berlin.
642. Dr. Georg Hirth, Herausgeber der „Jugend“, München.
643. Max Richter, Großindustrieller, Mildeneichen, Böhmen.
644. Mittwochskegelklub des Vereines „Ressource“, Aussig, Böhmen.
645. Prager Komitee der „Bummler“, Prag.
646. Die städtischen Beamten und die Beamten der Gemeindesparkasse, Graz.
647. Stadtgemeinde Bruck a. d. Mur, Steiermark.
648—649. „P. V.“, Prag, Böhmen. (4000 K.)
650. Karl und Luise Lebwohl, Nikolsburg, Mähren.
651. Fräulein Gertrud Praß, Hohenstadt, Mähren.
652. Dr. Eduard Coumant, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
653. Tischgesellschaft „Altersriege, Sternberg, Mähren.
654. Stadtgemeinde Liesing, Niederösterreich.
655. Karl Kirchhof, Reichenberg, Böhmen.
656. Die Bediensteten des Staatsbahndirektionsbezirkes, Innsbruck.
657. Fräulein Marie Eckel, Wien.
658. Die deutschen Beamten der Österreichisch-ungarischen Bank, Wien.
659. V. Reinhard, Groß-Florian, Steiermark.
660. Stadtgemeinde Bielitz, Schlesien.
661. Aussiger Sparkasse, Aussig, Böhmen.
662. Mitglieder des Verbandes deutscher Rechtsanwälte in Reichenberg, Böhmen.
663. Mitglieder des Verbandes deutscher Rechtsanwälte, Prag.
664. Von einer bestbekannten Familie Obersteiermarks.
665. Fräulein Marie v. Ritter, München.
666. Wiener Radfahrer „Die Schwalben“, Wien.
667. Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines und deutscher Ortsschulverein Hrastnigg, Steiermark.
668. Bezirksausschuß Judenburg, Steiermark.
669. Prof. Dr. G. Krause, Cöthen (Anhalt).
670. Bodenbacher Sparkasse, Bodenbach, Böhmen.
671. Die deutschen Beamten der Wiener Lebensversicherungsanstalt „Janus“, Wien.
672. Ortsgruppe Wels des Bundes österreichischer Industrieller, Oberösterreich.
673. Dr. Adolf Ritter Weiß v. Teßbach, Wien.
674. Stadtgemeinde Mährisch-Neustadt.
675. Fräulein Helene v. Schmitt, Böhmisch-Aicha.

Höhe der gezeichneten Summe **1,350.000 Kronen.**

Wien, am 13. November 1909. **Der Deutsche Schulverein,**
Wien, I. Bräunerstr. 9.

(Geschlossen am 20. November 1909.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

insofern, als er sie seiner eigenen sozialen Existenz schuldig ist! Mitleid, Liebe, Opferwilligkeit für andere — Kulturkrankheiten, die degenerierend wirken und die Menschheit so sehr schwächen, daß sie sich den Gewalten der anderen Kreaturen gegenüber nicht behaupten kann. „Es ist bitter traurig, meine Herren, daß es so ist, aber es ist die Wahrheit!“ Damit schloß der Professor solche Vorträge.

Traurig fanden die Studenten das eigentlich nicht, vielmehr erfrischend, befreiend, und mancher erprobte praktisch, daß man mit strammer Gewalt viel weiter kommt, als mit gütiger Rücksicht. Weißband lehrte Wahrheiten, die, wie er sagte, wissenschaftlich eigentlich gar nicht bewiesen zu werden brauchten, weil sie das Leben tausendfach beweise.

Hans Schmied freute sich dem neuen Semester entgegen. Da wollte er in die Klinik des Professors, einer medizinischen Spezialität, die großen Ruf genoß. Mehr als ein Student versicherte, daß es dort „fein“ sei. Solche Anzeichen ließen es den Müllerssohn nicht gereuen, daß er sich für die Medizin entschlossen hatte. Einstweilen plangte ihn, einmal „bei Hofrats“ zu sein. Professor Weißband hielt einmal in der Woche offenes Haus, wo Kapazitäten aller Länder aus- und eingingen und wo auch seinen Hörern der Eintritt freistand. Hans wollte gerne wissen, wie der verehrte Professor seine Lehre selbst lebte. Er wußte sonst nicht viel von ihm, als daß Weißband mit seiner Familie im „Unnumerierten“ fuhr, also ein Privatgespann hatte, und daß in seiner Familie interessante Frauenzimmer vorkamen. Ferner daß der Professor zeitweilig große Reisen mache, Forschungsreisen, daß er aber auch zur Sommerszeit sich manchmal gern mehrere Tage lang ganz allein im Gebirge umtreibe, um sich, wie er launig sagte, von den Vergnügungen der Großstadt zu erholen. Er rechnete nämlich nicht bloß glänzende Feste und Gesellschaften, Theater und Konzerte zu den Vergnügungen, sondern auch seine Arbeiten in den Laboratorien, Seziersälen und Hörsälen. Ja, gerade diesen Vergnügungen gab er sich hin, alle anderen überließ er seinen Damen. Er arbeitete unermüdlich und von Zeit zu Zeit verblüffte er die Gelehrtenwelt mit einem wissenschaftlichen Werk, immer tiefere Einblicke in die Naturgeheimnisse eröffnend. Die Chirurgie übte er auch praktisch, aber nur wenn er zu einem Krösus oder einem Fürsten gerufen wurde.

Zur Schlußfeier des ersten Semesters entschloß sich Hans Schmied der Große, einem jour fixe bei Hofrats anzuwohnen. Fürs erste erregte das einen fröhlichen Aufruhr in Hansens kleinem Heim. Er wohnte bei einer Beamtenswitwe, die mit ihrem Töchterlein von einer ganz geringen Pension leben sollte und zu einiger Einkommensquelle ihre dritte Kammer an den Studenten vermietet hatte. Wenige Monate waren vergangen, und die Witwe wie die Waise hatten den frischen unbefangenen Haus-

nicht ein Zeichen der Achtung äußerten gegen den Lehrer, den sie doch so liebten. Hans wußte noch nicht, daß die Wahrheit keine Ehrerbietung und keine Dankbarkeit kennt.

Hans hätte den Mann kaum wieder erkannt. Ein etwas untersetzter, noch eigentlich nicht alter Herr in schwarzem Anzug, mit grauendem Vollbart und ein wenig verwittertem Gesicht, über dessen linke Wange das schwarze Band eines Zwickers niederhing. So fein geschnitten schien ihm dieses Gesicht nicht damals auf der Alm. Hingegen fielen ihm heute die glattgelegten Haare auf, die einen kahlen Scheitel freiließen, an beiden Seiten über den Ohren aber glatt nach vorne gestrichen waren. Nur das lebhafte, wohlwollend blickende Auge erinnerte ihn noch an die onkelhaften Belehrungen, die der alte Herr damals auf der Alpe den Jungen zuteil werden ließ. Professor Weißband blieb neben der Kanzel stehen, stützte den rechten Arm darauf, während die linke Hand in der Hosentasche stak. Er begann sofort zu sprechen, ohne jede Einleitung. Er sprach so deutlich, daß in jeder Ecke jedes Wort verstanden werden konnte. Einzelne Silben pflegte er lang zu betonen, um dann das Wort mit einem scharfen Kurzlaute zu vollenden. Ohne Schwung sprach er, aber in nachdrücklichen Spießsätzen, häufig mit launigen Wendungen, wobei das Kollegium allemal ein Gelächter tat. Sagte er etwas besonders Liebenswürdiges, so rief man: Heil!

Weißband sprach Naturgeschichte. Eine tote Fledermaus hatte der Diener hereingebracht, an der demonstrierte er die organischen Merkmale, die sie zu einer Verwandten der übrigen Tiere und zuletzt auch des Menschen macht. „Ich habe zu dieser Erörterung die Fledermaus gewählt“, sagte er, „der Vergleich eines Vierfüßers mit dem Menschen wäre doch gar zu billig und ist Ihnen längst allen bekannt. Sie wissen, meine Herren, daß zum Beispiel die Affen Ihnen ähnlich sind, umgekehrt gesagt würden Sie sich's kaum gefallen lassen.“ Platt war der Witz, aber er trug ein Lachen ein.

Während des Vortrags unterbrach er sich plötzlich auf einen Augenblick und machte eine leichte Handbewegung gegen die Seitenbank hin. Der Große war ihm aufgefallen, den er das erstemal in seiner Stunde erblickte. Nach der Vorlesung ging er auf ihn zu und begrüßte ihn scherzhaft mit den Worten: „Ach, da ist ja mein lieber Heukollege! Wie geht's?“ Gerührt neigte sich Schmied tief und war begeistert über den Hofrat und seinen Vortrag.

Keine der Vorlesungen hatte er von nun an ausgelassen durch das ganze Halbjahr. Stets tiefer drang er in die Wahrheit ein, in eine Wahrheit, die er immer gelebt, wenigstens leben gewollt, und nie gedacht hatte. Der freie Naturmensch, der alle Rechte des Löwen und des Adlers und des Fuchses und der Viper hat, und Pflichten nur

Lichtblau, mit einem weißen Seidenhäubchen über dem noch völlig braunen Haar. Sie reichte dem Studenten mit gemessener Liebenswürdigkeit die Hand, die er unter lebhafter Beugung so heftig küßte, daß die Nase an's goldene, mit Steinen besetzte Armband tippte.

„Sie waren ja einer der Leidensgefährten meines Mannes, damals im Gebirge?"

„Mir eine unvergeßliche Begegnung, Euer Gnaden!"

„Und besuchen nun seine Vorlesungen, wie ich höre."

„Ich bin so glücklich, gnädigste Frau!"

Galant sein, bei Damen immer galant sein! Dazu hatte er schon von Natur aus Anlage, nun in Gesellschaft strebte er, sich in der Kunst recht auszubilden. Vor allem bedurfte seine Galanterie einigen Abschliff.

„Nun, Herr Schmied, suchen Sie sich ein Plätzchen und bedienen Sie sich." Damit wandte die Dame ihr ganz fein befaltetes, freundliches Angesicht einem weißbärtigen General zu, der ihr traulich eine lustige Anekdote schenkte.

Eine fast milchweiße Frauenhand hielt unserem Hans nun die Porzellantasse „mit dampfendem Mokka" hin. Die ergriff er und betrachtete ein wenig die Spenderin. Sie redete nur mit einem guten, ernsthaften Blick aus dunklem Auge. Er suchte nach einer Artigkeit, aber es kam ihm nichts Brauchbares bei. Sie hatte ein schwarzes Seidenkleid an und um den Hals eine dreifache Perlenschnur, deren weitester Teil über eine etwas glatte Brust niederhing. Das schwarze Haar war in der Mitte gescheitelt, ganz schlicht, in den Ohren hingen Trauben von Diamanten. Sie war nicht mehr ganz jung, etwa fünfundzwanzig. Ihr Gesicht hatte etwas Müdes. Die Nase war schmal und gerade, am Munde stand die Unterlippe mit voller Zahnreihe vor, und zwar so auffallend, daß Hans seine Augen strenge in Zucht halten mußte, sollten sie vorwitzig nicht gerade diese aufgeworfene Unterlippe umgaukeln.

„Mein Fräulein!" sagte er, nahm die Tasse und verneigte sich. Des Hofrats älteste Tochter war es.

Mitten in einem Kreise junger Herren, die auf Fauteuils und gepolsterten Stockeln herumsaßen, flatterte der weiße Schmetterling. Ein wunderhübsches Kind, etwa achtzehn Jahre alt, voller Lebhaftigkeit und Gescheitheit. Sie sprach, und die Herren hörten ihr entzückt zu. In den brennenden Augen merkte man es ihnen an, wie entzückt sie waren von der Wissensfülle und geistvollen Schlagfertigkeit dieses schillernden, sprudelnden, lachenden Dämchens. Sie sprach fast immer, kaum daß sie durch irgendeinen artigen Einwand zu neuen Offenbarungen angeregt zu werden brauchte. Theater und Musik, darin sind die Urteile reizender Damen unbedingt treffend, aber sie sprach auch über Baukunst und

genossen liebgewonnen und behandelten ihn wie einen Sohn und Bruder. Fast war es bald so geworden, daß sie aus der kümmerlichen Pension und dem reichlichen Monatsgelde des Müllerssohnes gemeinsam den Haushalt bestritten. Wenn bei Tische der baumlange Bursche mit der kleinen Bäberl, die noch das kurze Röcklein trug, allerhand drollige Kindereien trieb, da war es der alternden kränklichen Frau, als dürfe sie auch selbst wieder einmal ein wenig heiter werden, trotz der Sorgen und schweren Erinnerungen. Und als nun Frau Kübler den Entschluß des Studenten vernahm, zu Hofrats zu gehen, war sie zuerst über ein solches Unterfangen schier verblüfft. Zu Hofrats! Wo alle denkbaren hohen Herrschaften zusammenkommen, sogar Grafen und Oberleutnants! — Nun, wenn sie den Großen anschaute, wie stramm und sauber er dastand, und wie gute, kluge Augen er hatte, wie es aber schade sei ums Grübchen hinter den Mundwinkeln, wenn etwa gar schon ein Bart kam! Warum sollte so einer nicht zu Hofrats gehen! — Doch, was tauchten jetzt für Sorgen auf! Er hat ja kein Salonkleid! Da muß Frack und Zylinder sein, und der leichtsinnige Junge hat sich darum nie gekümmert. — Nein, so arg sei es nicht, wurde der Mutter Kübler versichert, man geht im Straßenanzug hin. Gut, so machte sie sich jetzt an Hansens besten Anzug, daß kein Loch zuviel und kein Knopf zu wenig sei, und die Bäberl bürstete am Beinkleid so lange, bis die Mutter ausrief: „Törin, du! Es kommen ja schon die Fäden zum Vorschein, du bürstest ihm die ganzen Hosen in die Luft.“

Endlich stand er da, „wie aus dem Schachterl“. Die weiße Kappe und das bunte Band über der Brust waren nagelneu, erst vor Tagen war er Burschenschafter der „Ottonen“ geworden. Als er fortging, wollte Mutter Kübler — sie hatte das noch von ihrem armen Franzel her in der Hand — ihm mit dem Daumen ein Kreuz machen über der Stirn; er schlug ihr lachend die Hand seitab. „Ins Gesicht gehört jetzt das Zigarettel, aber kein Drudenkreuz alter — Frauen“, milderte er.

Sie dachte ihm ein heimliches: „In Gottesnamen!“ nach, als begäbe er sich auf eine gefährliche Reise, oder auf eine Hochgebirgstour, oder gar in den Krieg. Und schlenderte der Junge doch nur von seiner Siebensterngasse der Vorstadt ihrer etliche Gassen, Straßen und den Korso dahin — zu Hofrats.

Bei Hofrats war ein halb Dutzend vornehm eingerichteter Zimmer offen; etwa zwanzig Herren waren anwesend, zumeist junge Männer, aber auch ein paar alte Uniformierte darunter. Sie saßen auf Fauteuils, Sofas bei mehreren Tischchen herum, tranken schwarzen Kaffee und Kognak und rauchten. Laute Gespräche an den Tischen, flüsternde Zweisiedler in den Ecken. Die Damen waren da. Vor allem wurde Hans Schmied natürlich der Hofrätin vorgestellt, einer würdevollen Dame in

„Je nun. Manche schwärmen für eine gewisse Hypertrophie der Lippen.“

„Furchtbar ernst ist sie.“

„Aber Geld hat sie. Fräulein Malchas Mutter war eine Lindenstein. Das sagt was!“

Der schon ein wenig abgspannte Hans Schmied hob die Augenlider: „Viel Geld?!“

„Ein amerikanischer Rothschild, und da drüben gedeihen sie weit besser als im ausgemergelten Europa, war vor einiger Zeit hier. Der hörte die Summe nennen und soll darauf gut wienerisch gesagt haben: Schmarn! Daraufhin schätze ich die Dame mindestens auf eine Million. Wäre es weniger, so würde der amerikanische Krösus nicht den Mund aufgemacht haben.“

Dieses halblaut auf Diskretion geführte Gespräch wurde unterbrochen durch den Eintritt des Hofrates.

Wie sah der aus! Hans erschrak fast. Die ganze breite Brust war voll. Kreuze, Sterne, Krönchen, Bänder, alles durcheinander, und dazwischen funkelten noch fremdartige Dingerchen. Vielen Potentaten mußte der Hofrat den durchlauchten Korpus repariert haben, weil sie einen solchen Ordensständer aus ihm machten. Er grüßte leichthin nach allen Seiten, aber seine Freundlichkeit hatte einen kleinwenig andern Anhauch als im Studiersaal. In der dienstfertigsten Höflichkeit hauchte ein ganz feiner Geschmack von Herablassung. Dort war er Professor, hier war er Hofrat. Er dachte daran, er vergaß es nicht einen Augenblick, und bei den allseitigen Zurufen seines Titels wäre das auch nicht möglich gewesen. Man erzählte sich übrigens, daß er die Exzellenz abgelehnt hätte. Finanzminister hätte er werden sollen, da sagte er, seine Finanzen stünden ihm näher als die des Staates. Daraus zog man Schlüsse auf die Höhe seines ärztlichen Einkommens.

Der Hofrat hatte das Abendblatt mitgebracht und erzählte von einem großen Schiffsunglück auf der Donau. Bei Sigmaringen sei ein Dampfer untergegangen, wobei an hundertundfünfzig Menschen ums Leben gekommen sein sollen. Alles entsetzte sich. Auf der Donau ein solches Malheur? unerhört!

„Aber Papa!“ rief Fräulein Evelana vom Kamine her, wo sie just ein wenig an der Glut herumgeschürrt hatte; sie spielte gerne mit der Glut. „Aber Papa!“ rief sie, „das weißt du nicht? Bei Sigmaringen ist ja die Donau längst noch nicht schiffbar!“

„Sie wird doch schiffbar sein, mein Kind, wenn ein Dampfer dort zugrunde gegangen ist“, er mit ruhigem, zurückweisendem Ernst.

„Die Donau wird erst bei Ingolstadt schiffbar, wo der Leech hineinfließt“, verkündete das helle Glockenstimmlein vom Ofen her. „In

Seefahrt, über Rassenkreuzungen und Heilserum, über die Vorherrschaft Englands, über Findelkinderanstalten und Knochenfraß. Dann zitierte sie Gedichte von Demmel und Aussprüche von Nietzsche. Dann belehrte sie über die Gegensätze und Verwandtschaften der japanischen und arabischen Sprache. Die im Eifer der Rede ausgegangene Zigarette setzte ihr ein forscher Bursch wieder in Brand, was Anlaß gab, die noch ausständige Erfindung zu erörtern, durch die eine Zigarre sich selbst elektrisch entzündet.

Hans Schmied saß jetzt natürlich auch im Kreise um diesen gaukelnden weißen Schmetterling und suchte sich einstweilen nur durch helles Beifallslachen bemerkbar zu machen, in der Absicht, allmählich so nahe zu kommen, um ihm wenigstens ein einziges Schmetterlingsstäubchen von dem reizenden Händchen zu küssen. Diesen intimen Gedanken vertraute er sogar dem Korpsbruder Hampler, aber der belehrte ihn flüsternd eines Bessern. Bei Fräulein Evelana sei es nichts mit derlei. Die sei ein reiner Kornwucherer. Reden, ja, die intimsten Zärtlichkeiten, und mit Verständnis, aber in der Praxis! — Küssen, ja, sogar auf den Mund; aber ein Kuß koste drei Dukaten. Und das nur im Wohltätigkeitsbazar.

Weil das weise Fräulein mittlerweise von einer anderen Gruppe teils mit List, teils mit Brachialgewalt verschobener Sessel angeworben worden war, so konnten die beiden Burschen den Gegenstand weiter erschöpfen. — Ein wahres Vergnügen, was dieses holde Hofratstöchterchen für eine freie Weltanschauung hat! Vortrefflich erzogen! In der Medizin, theoretisch wie praktisch, der beste Kamerad ihres Papas. Schon heute! Bei Sektionen, die von der Art sind, daß Studenten sich in den Hintergrund schieben, steht Mademoiselle Evelana am Schragen, leistet dem Papa Handlangerdienste oder greift selber zu. In allem ist sie obenan und kampflustig. Eine tödliche Feindin jeglicher Pfafferei, möchte sie mit der Erdkugel am liebsten die Götter des Himmels umschieben: alle neune! Der Fortschritt geht ihr viel zu langsam, sie will fortfliegen. Deshalb hat sie letzthin auch das Wohltätigkeitsfest zugunsten eines zu erbauenden Luftballons arrangiert und dabei eben die hundertsiebenundneunzig Dukaten zusammengeküßt.

„Repräsentieren fünfundsechzig Küsse“, rechnete Hans, „und einer muß, weiß der Himmel, warum, fünfe gegeben haben.“

„Gewöhnliche Überzahlung, nichts weiter.“

„Ich hätte die zweihundert Dukaten gerne vollgemacht.“

„Kannst es gelegentlich ja nachholen.“

Hans sann einen Augenblick. „Diese Schwestern sind etwas stark ungleich“, sagte er dann.

„Stiefschwestern. Die ältere ist von der ersten Frau.“

„Sie muß nicht gesund sein.“

reinigungsmittel eine große Rolle gespielt, und Alexander der Große hat sich vorwiegend nur von Wasserrüben genährt. Als er aber auf der Seefahrt nach dem Golf von Persien, den er bekanntlich erobern wollte, seine geliebten Wasserrüben entbehren mußte, erkrankte er am gelben Fieber, an dem er auch gestorben ist."

Auf diese lustige Verteidigung der gesäuerten Feldrübe wurde der Müllerssohn aus dem Unterschatt zum erstenmal in seinem Leben lüstern nach sauren Rüben, so daß die Hofrätin versprechen mußte, demnächst ihren geschätzten Gast damit zu bewirten. Nur der Hofrat runzelte die Stirn und meinte, er als Hausherr müsse bitten, doch auch das Küchenbudget zu bedenken, über das die Frauen sich leichtsinnig hinwegzusetzen pflegten!

So ähnlich ging es zu bei Hofrats, und das Fräulein Evelana war mit ihren gelehrten Exkursen, die oft nach Ulk schmeckten, stets die Anregerin der Heiterkeit. Leicht, aber auch nervös und leidenschaftlich erregt, so daß der Scherz mitunter wie bitterer Ernst behandelt wurde, während ernste Dinge sich manchmal mit flachen Witzwendungen abtun lassen mußten.

Fünftes Kapitel.

Der Fall Rhinozeros.

Einige Wochen nach diesem schönen jour fixe bei Hofrats waren seine Hörer versammelt im Seziersaal.

Der rotbärtige Schwabe, Doktorand Häuble, hatte sich vorbereitet, unter Anleitung des Professors ein Krokodil zu sezieren, das, in Hagenbecks Menagerie verendet, für den wissenschaftlichen Zweck erstanden worden war. Die Kollegen beneideten ihn um den seltenen guten Bissen, sie durften nur zusehen, beobachten, etwa gestellte Fragen beantworten, während er so unbefangen beim Krokodil Hand anlegen konnte, als wäre es ein toter Mensch. Das Ungeheuer lag auf dem Tisch mit gesträubtem Schweif und fletschendem Rachen, die Äuglein aufgeglast, als drohte es dem, der sich als erster nahen wollte, mit dem Zerreißen.

Raschen Trittes erschien der Professor, blickte in den Kreis seiner Schüler und winkte dem Hans Schmied.

„Ich hoffe, lieber Häuble, Sie sind mit mir der Meinung, daß es unser großer Schmied nötiger hat als Sie."

Artiger kann man nicht ablehnen.

Hans zog verblüfft den blauen Kittel an. So erfreulich es an sich war, daß er die Ehre haben sollte, den Nilwurm zu transchieren, just heute kam es ihm nicht allzu gelegen. Er würde eine unsichere Hand haben. Er kam vom Fechtboden. Und der Professor war nicht der Gemütlichste, wenn es einer unter seinen Augen ungeschickt machte. Der Schwabe warf seinen Kittel, den er schon angestreift gehabt hatte,

Sigmaringen ist sie erst nur ein Bach, der von der Bayrischen Alp herabkommt. Lächerbar, daß so was schiffbar sein soll!"

„Na, dann wirst du schon wieder einmal recht haben, Mädel", sagte der Hofrat, der seine Niederlage im Licht des Sieges seines geliebten Backfischleins leicht verwand. Die ganze Gesellschaft vergaß des Schiffsunglückes, wo immer es sich auch zugetragen haben mochte, und bewunderte den kleinen Geographen, der auf entlegenen, wenig genannten Gebieten ebenso Bescheid wußte wie am Ofen des väterlichen Hauses. Nun machte sich aber ein rotbärtiger Student bemerkbar, der schon seine zwölf Semester auf dem Hals haben mochte und hier berichtigend eingreifen wollte.

„Mei liebes Fräule, Sie habe da ein Unsinn g'sagt. Recht habe Sie nur, daß die Donau bei Sigmaringe nit schiffbar ist. Aber Göttli, in Ingolstadt is sie au noch lang nit schiffbar und der Leech fließt nit bei Ingolstadt in die Donau, hingegen zwische Donauwörth und Neuburg. Der größt Bock aber isch, daß Sie die Donau von der Bayrischen Alp komme lasse."

„Sie kommt von der Bayrischen Alp!" kreischte es vom Kamin her.

„Sie werden erlaube, mei Fräule, daß es einer, der dort geboren isch, besser weiß. Die Donau kommt aus eme Schwarzwald."

Das Fräulein hatte sich plötzlich verloren. Der Hofrat entschuldigte sich mit wichtigen Korrespondenzen. Da verlief sich auch die Gesellschaft. Zum Souper waren nur noch ein paar Freunde des Hauses vorhanden, darunter wie zufällig zurückgeblieben auch Hans Schmied.

Es gab Hummer, Poulards, Käse und Bier. Fräulein Evelana lehnte Hummer und Mayonnaise, so ihr von der Aufwärterin hingehalten wurde, heftig ab: „Du weißt doch, Marinzka!" Dann bekam sie in einer silbernen Schale ihr Lieblingsgericht. Es war ein weißlicher Brei in zarten Fransen. So etwas bekam sie nur im intimsten Kreise; die Welt brauchte es nicht zu erfahren, was die Lieblingsspeise des Hofratstöchterleins ist. Und dieses schlampte mit einem zierlichen Gabelchen jetzt die Speise rasch in den kleinen Mund.

„Saure Rüben sind das!" rief Hans lachend.

Frau Hofrat wollte gleich erklären, wie das Fräulein seit Kindheit eine besondere Vorliebe habe zu dieser Armenleut'speise. Evelana unterbrach: „Glauben Sie, das geschieht aus demokratischer Neigung? oder aus frommer Askese? Dann müßte ich die Ehrenbeleidigungsklage erheben. Ich kann Ihnen sagen, mein Herr Mediziner, daß die Zuckerrübe eines der bekömmlichsten Nahrungsmittel ist. Ich ziehe die Wasserrübe noch vor, sie enthält Phosphor und Eiweis in jener mäßigen Menge, wie sie der Blutbildung am zweckmäßigsten ist; schon bei den Ägyptern hat diese Rübe, besonders in gesäuertem Zustande, als Säfte-

sich, so ist er auch eins. Und wenn er wegen der Lappalie ein Pistolenduell haben will, so ist das einfach lächerbar und der Kerl verdient die Abfuhr!"

„Du magst recht haben, Kleine", schmunzelte der Herr Papa.

Die Frau Hofrätin, die dem gescheiten Töchterlein gegenübersaß, hatte nichts weiter zu bemerken als eine mütterliche Rüge, daß dieses einen Tropfen Bratensauce auf das taubengraue Seidenkleid hatte fallen lassen. Evelana fuhr mit der Serviette rasch darüber hin und die Sache war abgetan.

Hans hatte einen Blick auf Fräulein Malcha geworfen, die Ältere, ob nicht auch diese Dame ein Wort zur Sache reden wolle. Aber Malcha saß in ihrem schwarzen Kleide schweigend da und häkelte an irgendeinem Zeuge.

Recht spät dachte Hans an den Heimgang, war ihm doch zu Mute, er wäre in diesem Hause daheim, wo Papa freundlich zankt, so feinen Sekt kredenzt und wo das schöne Fräulein so herzhaft für ihn eintritt. Endlich mußte er aber doch im Vorzimmer Überrock und Stock suchen. Da kam noch Evelana heraus, mit lustig gerötetem Gesichte und in der Hand das Lorbeerkränzlein, das dem Burschen vom Kopf geglitten war und das er vergessen wollte. Mit schnellem Ruck stülpte sie es ihm über die Mütze. Er ließ ihr Händchen nicht zurückgehen, ohne es abzufangen. „Ach", flüsterte er, „Sie sind ein so menschenfreundliches Fräulein, Sie haben ja einmal einen Wohltätigkeitsbazar errichtet, zugunsten der Luftschiffahrt."

„Sie waren aber gar nicht dabei", lachte das Fräulein.

„Leider nicht. Aber ich höre, daß Ihnen noch drei Dukaten fehlen auf zweihundert. Darf ich sie Ihnen nachholen — gegen die übliche Quittung?"

„Ach ja, ich weiß schon. Nein, mein Herr, diese Zeiten sind vorüber. Ein Backfisch darf Männer küssen. Später würde es gefährlich."

„Fräulein, Fräulein! Sie denken doch immer weiter als unsereiner." Mit dieser Bosheit lies er ihre Hand los und ging nach Hause.

Die Nacht war unruhig. Es begann ihn mancherlei zu wurmen. Erstens, daß der Hofrat so moralisch geworden war und den Zweikampf verurteilte, der doch seinetwegen ausgetragen wurde. Zweitens wurmte es ihn jetzt, daß Fräulein Evelana ihn verteidigt hatte, so oberflächlich und leichtfertig. So war es ja nicht. Er hatte bei seinem Ausruf: Krokodil! wirklich an den Schwaben gedacht, und ihm zum Trotz war es ausgerufen worden. Das er es dann auf das tote Tier bezogen wissen wollte, war eitel Feigheit. Der Schwabe hatte die Absicht zu beleidigen ganz richtig geschätzt und hatte den vollsten Grund, ihn zu fordern. Dafür lag er nun schwerverwundet im Krankenhause. Hans Schmied, der Große, kam

unmutig weg und brummte etwas Unverständliches, was Hans jedoch zu verstehen glaubte. Dieser Hans durchschaute aber auch den Herrn Hofrat, der heute an dem Schwaben sein Töchterchen rächte. Für die Bevorzugung wollte er sich erkenntlich zeigen, und als Doktorand Häuble den mißmutigen Knurrer getan hatte, sagte er laut: „Nein, Kollege, du hast es wirklich nicht not. Wer die Wässer so gut kennt, der kennt sicherlich auch die Wassertiere aus- und inwendig ohne Sektion.“

„Wie ischt das?!“ wuppte der Schwabe auf.

„Rhinozeros!“ sagte Hans und begann an dem toten Tiere zu arbeiten.

Natürlich schickte ihm am nächsten Morgen der Schwabe die Zeugen. Hans stellte sich anfangs verwundert, man werde zu einem Rhinozeros doch Rhinozeros sagen dürfen!

Sie ersuchten ihn, die Zweideutigkeit nicht zu wiederholen und sprachen von der Waffengattung.

„Was will der Herr Gegner?“

„Herr Doktorand Häuble muß sich für Pistolen entscheiden, da ihm im Fechten die Übung fehlt.“

Da entgegnete Hans Schmied schneidig: „Ich, der Geforderte, mache von meinem Rechte, die Waffen zu wählen, Gebrauch und entscheide mich für Säbel.“

„Danke.“

Die Zeugen rieten dem Schwaben, wenn er nicht fechten könne, das Säbelduell abzulehnen. Häuble antwortete: „Meine Herren! Dafür bin ich zu feig. Ich habe die Kurasch mit ungewohnter Waffe zu fechte, aber nit die Kurasch, das Verschiß zu ertrage.“

Zwei Tage später lag Gotthold Häuble mit dem abgehackten rechten Arm im Spital. Der Säbel hatte die Sehnen durchschnitten, der Mann war ein Krüppel. —

Der Sieger saß bei Hofrats und nahm die Huldigungen entgegen von alt und jung. Das Fräulein hatte aus dem wilden Lorbeer des Gartens ein Kränzlein geflochten und bei Tische, während Hans sein Glas Sekt leerte, setzte sie es ihm von rückwärts aufs braune Lockenhaupt. Der Hofrat mußte das übersehen haben, er schaute auch bloß so auf seinen Teller hin, dieweilen er eine väterliche Ermahnung gab. „Solche Duelle sind eine Torheit. Ihre doch etwas eigennützige Waffenwahl — denken Sie. Und er hat Sie doch eigentlich gar nicht beleidigt, Schmied!“

„Ich habe *ihn* beleidigt!“ lachte dieser.

„Und ihn dafür auch zuschanden gehauen“, sagte der alte Herr tadelnd, um nicht gar etwa als Mitschuldiger zu erscheinen.

„Papa, das verstehst du ja gar nicht“, rief Evelana. „Wenn der Schmied zum Krokodil sagt: Krokodil, und der Schwab bezieht das auf

„Ich hätte Sie Ihrer Frau Mutter recht wohl genährt zurückschicken mögen," sagte die Frau, „aber Sie sind mir das Jahr nicht besser geworden."

„Daran sind nicht Sie schuld, Frau Kübler."

„Man kann sich's freilich denken, das Studieren wird halt wohl schwer sein. Daß Sie sich auf den Ferien nur recht erholen. Bei Ihrer Frau Mutter müssen Sie von mir alles Schöne ausrichten und ich ließe ihr sagen, an ihrer Stelle tät' ich meinen Buben in keine so strenge Studie stecken. Lieber daheim recht viel weißes Mehl mahlen und brav Knödeln essen!"

„Mit Knödeln essen kommt man nicht weit," sagte Hans und brannte sich eine Zigarette an.

„Rauchen tun S auch zu viel."

„Und überhaupt gibt es bessere Dinge in der Welt, als den Bauern das Korn zu mahlen und" — setzte er schmunzelnd bei — „ihnen vom Mehl das Drittel zu stehlen."

„Was wollen S denn eigentlich werden, Herr Schmied?" — Sie schnitt ihm noch ein Stück Torte ab.

„Ich? Ein großes Tier, selbstverständlich."

„Gengen S, ein Tier!" verwies die Bäberl, „solche Namen! — Ein hoher Herr wollen S halt werden, gelt?"

„Es wird schon alles recht werden mit Gottes Willen", sagte Frau Kübler und faltete die Hände auf dem Schoße zusammen. „Mir fallt halt allerweil mein armer Mann ein, Gott tröst' seine Seel'!"

„Sie haben gesagt, Frau Kübler, Sie wollten mir einmal von ihm erzählen," erinnerte Hans.

„Das ist zu traurig für heute, Herr Schmied."

„Wenn man Bier dazu trinkt, wird's wohl zu ertragen sein." Er schenkte auch ihr das Glas voll. Dem Bäberl wollte er Bier ins Wasserglas gießen, das Mädel zog zurück: „Ich mag keins."

„Mein Mann ist auch aus der Bauernschaft gewesen", begann Frau Kübler. „Eines wohlhabenden Bergbauern Sohn aus dem Melkstubental. Weil er aber in der Schule ein aufgewecktes Bürschel gewesen und leicht gelernt hat, so ist eines Tages der Herr Pfarrer mit ihm gleich in die Stadt gefahren und die Eltern haben sich sein Erbteil recht willig kosten lassen, daß sie einen geistlichen Herrn Sohn sollten kriegen. Wie Bauersleut' schon sind, für ein' anderen Stadtherrn täten sie kein Kind hergeben. Der Sebastian ist auch gern gegangen und hat ihm gleich das Stadtleben besser gefallen als das harte Arbeiten daheim im Gebirg. Wie nachher die Zeit nahe kommt, daß er ins Priesterhaus sollte, hat er sich die Sache überlegt, wie es halt schon geht bei jungen Leuten. Um die Zeit hat er ein Mädel kennen gelernt —"

sich ganz erbärmlich vor. Und er tat sich etwas zugute darauf, daß er sich so erbärmlich vorkam. Das war noch schön von ihm. Zum dritten hatte ihn heute diese Jungfrau angewidert. Er war ja selber frivol und durchaus tugendlos in gewissen Angelegenheiten junger Leute. Gehörte das doch so zu den Sitten seiner derzeitigen Stellung, und die Natur, die Wahrheit ist etwas, dem kein Mann ausweichen darf, eher ihm geradeswegs zustreben. An einem jungen Mädchen wollte er allerhand anderes, vor allem aber Takt und Schamhaftigkeit. Nach seiner Meinung hätte sie erröten sollen, kein Wort sagen dürfen und sich sträubend küssen lassen müssen. Ob nicht die langweilge, häßliche Malcha eine schönere Seele hat?

Am nächsten Morgen schlief Hans so lange, daß die Bäberl endlich doch ins Zimmer kommen mußte, um seine Kleider zum Reinigen zu holen. In der offenen Tür stand auch schon Frau Kübler, lauernd, ob sie das Frühstück bringen dürfe, oder ob ihm nicht etwa was sei.

„Nein, Mutter Kübler, ich lebe. Guten Morgen!“

„Gott, was haben Sie sich denn da an die Mütze gehangen?“ kicherte das Mädchen.

„Komm her!“ Er nahm ihr die Kappe aus der Hand, riß das Kränzel herab und legte es dem Bäberl aufs wohlgeflochtene Haar. „Da gehört er her! Weil du mir die Stiefel allemal so auf den Glanz wichsest! Wenn heutzutage schon alles mit dem Lorbeer bekränzt wird, warum nicht auch der brave Stiefelputzer, insonderheit, wenn er ein so munteres Dirnlein ist!“

Da sah Frau Kübler, daß er doch wieder bei seiner Bummelwitzigkeit war und brachte den Kaffee mit drei Stücken Zucker und zwei Kipfeln.

Hans ging ins Kollegium, um immer wieder neue Naturwahrheiten in sich aufzunehmen. Als er nachmittags nach Hause kam, fand er in seiner Stube den gipsernen Schiller bekränzt, der auf dem Ofen stand.

„Lorbeerkranz, ich gratuliere dir!“ rief er dem Kranze zu, „du avancierst ja von Stunde zu Stunde! Nur, rate ich, sollst du es dem Schiller nicht sagen, wer dich geflochten hat. Sonst ändert der Pedant noch was an seinem Gedicht: Würde der Frauen.“

Sechstes Kapitel.

Frau Kübler erzählt von den Ihrigen.

Am Ende des Sommersemesters saßen sie noch einmal beisammen, Frau Kübler, die Bäberl und der Student. Es gab heute sein Leibgericht, Rostbraten mit Zwiebeln, über das hinaus eine Mandeltorte und eine große Flasche Bier. Frau Kübler mahnte immer, daß er zugreife.

Hans trank sein Bier aus auf einen Zug. Dann blieb er noch sitzen und schwieg; und das Mädchen schwieg auch. Und die Mutter kam herein, um wortlos den Tisch abzuräumen. Dann gingen sie schlafen. — Der Student dachte nach über das traurige Erzählen. Den Landgeborenen hat die Stadt umgebracht und den Stadtgeborenen das Land. Wenn die Leute Geld haben, so geht's dort wie da gut, und auch das Verändern. Der Bauer kann zur Not Stadtherr werden, aber das geschwächte Stadtkind nicht Bauer. So hat es auch Professor Weißband einmal gesagt. Und am besten wären die Bürgerskinder der Landmärkte daran, die gediehen dort wie da — wenn sie Geld haben. — Und a bissel Geld haben wir doch — sann der Müllerssohn weiter, der kein Dorfkind und kein Stadtkind war, sondern marktbürgerlich, und also zu den Tieren gehörte, die im Grünen fortkommen und auch in den Steinhöhlen. Mir kann's so leicht nicht fehlen. Morgen früh krieche ich wieder einmal aus dem Steinloch ins Grüne und in den Ferien will ich mir — Juchhe!

So bog unser Hans Schmied der Große alle Anliegen der Mitmenschen für seinen persönlichen Gebrauch zurecht. Das Gutgehen schmeckt einem eigentlich noch viel besser, wenn man öfters sieht, daß es anderen schlecht geht. (Fortsetzung folgt.)

Fremdenrundfahrt durch Wien.

Von **Ludwig Hirschfeld.***)

Immer um diese Zeit, wenn ich die hohen, mit Fremden beladenen Mailcoachwagen durch die Straßen fahren sehe, fange ich an, es in Wien nicht mehr auszuhalten. Da packt mich ein heftiges Heimweh nach der Ferne, nach der Fremde, eine blinde Reiselust — ganz egal wohin, nur fort von hier, nur reisen. Aber schließlich, worin besteht denn das Reisen? Daß man eine Tracht von absonderlichem Muster und Zuschnitt anzieht, im Umgang mit Kellnern und Hausknechten, in einer stärkeren Absonderung von Gemeinplätzen und Trinkgeldern, überhaupt darin, daß man sich in ein ganz anderes, merkwürdiges Wesen verwandelt, in den Fremden. Man braucht also vielleicht nur auf einen dieser hohen Wagen zu klettern, um sich alle Sensationen und Mühseligkeiten des Reisens zu verschaffen. Und wer weiß, wie anmutig und begehrenswert einem diese Stadt erscheint, wenn man sie in der ernsten, steifen Haltung des Fremden durchfährt, wenn man an ihren Schönheiten vorübereilt, sich nicht zu erkennen gibt und ihnen bloß heimlich

*) Aus „Wir kennen uns" von Ludwig Hirschfeld. (Wien. Robert Mohr. 1909.)

„Das bist du gewesen!“ redete die Bäberl drein.

„Der Sebastian hat sich in die Rechtsgelehrsamkeit geschlagen und wie er nach vier Jahren Doktor wird, haben wir geheiratet. — Mit diesem Glücke hebt das Unglück an, ich kann nicht anders sagen. Keine Stelle hat er finden können, Juristen gibt's zum Schweinefüttern — hätte ich bald gesagt. Bei einem Advokaten als Lohnschreiber, dreißig Gulden im Monat. Und dazu zwei kleine Kinder. Mit Abschreiben hat er die übrige Zeit gearbeitet. Was er für eine schöne Schrift gehabt hat! Immer sitzen in der schlechten Luft, ohne genug zu essen — zusammengedrückt schreiben und schreiben — bis halt die Lunge hin gewesen ist! — Wie oft hat der gute, arme Mensch damals gesagt: Daheim in meines Vaters Bauernhof! Weiter hat er nie geredet, ich hab's wohl verstanden, was er sagen hat wollen. Wie glücklich die Leut' sind draußen auf dem Land! — Später nachher hätte es freilich Stellen gegeben, ist aber schon zu krank gewesen. Immereinmal ist er hinaus auf etliche Sommertage; das Heimatshaus ist aber schon unter fremden Händen gewesen. Erst ist's allemal ein wenig besser worden, nachher halt auch wieder schlechter. Hat ihn nichts mehr gefreut, ist wieder zurückgekommen, schier schlechter als früher. — Ein Jahr, ehevor es gar ist worden mit ihm, hat er mit unserem Bübel noch was angestellt. Der Franzl ist derweil so weit worden, daß der Vater gesagt hat: der Bub muß mir aufs Land, den will ich nit im Großstadtelend verderben lassen. Zu einem Vetter im Melkstubental haben wir ihn gegeben, daß er dort in die Schule geht und die Bauernarbeit lernt. O mein Herr Schmied,“ rief Frau Kübler aus, „was hat mir das Bübel für Briefe heimgeschrieben! Wenn ich an diese Briefe denk'! Das Heimweh nach Vater und Mutter, das er gehabt hat! Und diese Roheit! Nit einmal ausschlafen haben sie ihn lassen: so ein wachsender Mensch, man weiß es eh, braucht seinen Schlaf. Das Essen hat er nicht vertragen können, weil's ja mit der Ernährung schon von Haus aus schlecht gewesen ist. Einmal ist er dort durchgegangen und zu uns. Zurückgejagt hat ihn mein Mann wieder aus der verfluchten Stadt aufs glückselige Land, wie er gesagt hat. Und dieses Land, was der Sebastian von der Ferne aus für so glückselig hat gesehen, ist unserem Franzl sein Verderben geworden. Kurzum, daß ich ans End' komm', er hat's nicht ausgehalten. Wie uns Post wird, ist's schon zu spät gewesen. Unter harten Leuten hat er sterben müssen; sein Letztes soll gewesen sein, daß er gesagt hat — —“

Frau Kübler war plötzlich still. Sie konnte nicht weiter. Langsam ging sie hinaus.

„Die Mutter greift's allemal so an, wenn sie vom Franzl redet,“ sagte die Bäberl und mußte selber achtgeben, daß ihr dabei die Stimme nicht umschlug.

erlernen läßt. Dem Zahlkellner boten die Fremden die wertvollsten Goldmünzen, ja, den gesamten Inhalt ihrer Börsen zur beliebigen Auswahl an. Das Tischgespräch erging sich in gedankenvoller Weise über die Unterschiede zwischen bayrischem und Pilsner Bier, über die Wiener Kaffeehäuser und über das Essen. Bei dieser Gelegenheit mußte ich mir von unserem norddeutschen Cicerone erklären lassen, was man unter einem Wiener Schnitzel versteht — so etwas tut weh. Die Fremden erzählten auch von ihren Besichtigungen und Erlebnissen; die meisten waren bei Tag in Kirchen und Museen gewesen und bei Nacht in allerlei Vergnügungslokalen. Dabei zwinkerte der Rendant verschmitzt; und nun fährt der Mann heim nach Hinterpommern und bildet sich ernstlich ein, Wien zu kennen — namentlich die Weiber.

Im Weiterfahren war es mir, als ob unsere Kutsche jetzt viel stärker wankte, doch als sie sich der inneren Stadt näherte, gab sich das bald, und als wir just um die Korsostunde über den Graben fuhren, hatte ich das völlig nüchterne Bewußtsein meiner närrischen Situation. Der Mailcoachwagen erregte erkleckliches Aufsehen, um so mehr als unser unglückseliger Trompeter wieder seine lieblichen Schalmeien von sich gab, was die Grabenfiaker zu allerhand feinen satirischen Bemerkungen veranlaßte. Eine ironisch oder nachsichtig lächelnde Überlegenheit lag auf allen Mienen, denn nichts kommt dem Wiener unbegreiflicher vor als das Besichtigen und Bewundern seiner schönen Vaterstadt.

Letzte Sehenswürdigkeit: die Burgmusik, vielleicht die sehenswürdigste von allen. Hier fanden die Fremden, was sie in Museen und Kirchen, in Nachtkaffeehäusern und Vergnügungslokalen vergebens gesucht hatten, den Rhythmus, die Farbe, das Leben dieser Stadt. Schon dieses bunte Bild, diese aus Offizieren, Kindern, eleganten Damen und Beschäftigungslosen zusammengesetzte Menge, wie fesch und liebenswürdig nimmt sich das in dem stolzen, kaiserlichen und königlichen Rahmen aus. Und wenn dann erst der Ablösungsmechanismus zu funktionieren beginnt. Man kann ihn immer wieder ansehen, denn er ist in seiner Art ein kleines Kunststück, gleich jenen automatischen Bildern, die den Kindern so viel Spaß bereiten. Alles geht hier jedesmal unbegreiflich akkurat in der nämlichen Weise vor sich. Kaum hat es Eins geschlagen, hört man von draußen schon die große Trommel und der Posten erhebt sofort sein Wehgeschrei. Dröhnend brechen sich die Klänge des Marsches unter der Torwölbung, dann strömen sie jubelnd in den Hof hinaus, und einen aparten Kontrast dazu bilden die tiefernsten Mienen der ungarischen Infanteristen, die sich der Bedeutung des Augenblickes völlig bewußt sind.

Jetzt schaut der Kaiser herunter, sagen die Eingeweihten geheimnisvoll — zwar ist es meistens nicht der Fall, aber der Gedanke freut

zulächelt. Gerade in diesem geheuchelten Kühl- und Fremdsein liegt ein ganz eigener Reiz — wie im Begegnen mit der Geliebten auf der Promenade.

Aber als ich das Ticket für die Rundfahrt gelöst hatte, wurde mir doch etwas bang. Es gehört nämlich sehr viel Mut dazu, sich Wien anzuschauen. Von den tausenden elegant und neu gekleideten Menschen, die täglich um die Ecke von Kärntnerstraße und Graben biegen, traut sich nicht so bald einer, den „Stock-im-Eisen“ zu betrachten. Es sieht zu provinzlerisch aus, und darum geht man lieber lebenslänglich daran vorüber, mit blasierter Miene, ohne die Sache überhaupt zu kennen — darin besteht ja meistens die Blasiertheit. Was läßt sich machen, so sind wir eben, und wenn man durchaus einmal vor dem „Stock-im-Eisen“ stehen bleiben will, ohne an seinem Rufe Schaden zu leiden, muß man sich schon als Fremder verkleiden. Ich bürstete mir also den Schnurrbart über den Mund, gleich einer mißmutigen Robbe, zog meinen karriertesten Anzug, meine violetteste Krawatte und meinen niedersten Kragen an und stülpte die Hosen um, obwohl das Wetter sehr schön war. Überdies versah ich mich mit dem Futteral eines Opernglases und einem Bande von Baedekers Südbayern, Tirol, Salzburg rc., einen anderen besitze ich nicht, und schließlich brachte ich noch meinem weichen grauen Hut mit ein paar energischen Faustschlägen eine globetrotterisches Aussehen bei.

Ähnliche Gestalten hatten sich auf dem Mailcoachwagen eingefunden. Als er sich in Bewegung setzte, begann ein Mann, der einen Zylinder trug, auf einem Horn sinnige Weisen zu blasen — wahrscheinlich ist das in Wien so gebräuchlich. Dann ergriff der Fremdenführer das Wort; er war ein Berliner, und nun mußte ich mir im reinsten Norddeutsch die Schönheiten von Wien erläutern lassen. Er wendete sich dabei vorzugsweise an mich, und ich hatte genug Mühe, nicht aus der Rolle zu fallen und den Mann eines Besseren zu belehren. Immerhin erfuhr ich von ihm, daß die Hauptallee drei englische Meilen, gleich vier Kilometer, lang sei, was für Fremde nicht unwichtig ist. Alle hörten ihn ehrerbietig an, vergewisserten sich aus ihren Büchern und Karten, ob man ihnen keine Sehenswürdigkeit vorenthalte, und betrachteten die Welt durch ihren Feldstecher oder im Spiegel ihres Kodaks — darum sehen ja die Fremden so wenig von der Welt.

Im Rathauskeller, wo Rast gehalten wurde, hätte ich mich fast durch die zielbewußte Sicherheit verraten, mit der ich ein Tellerfleisch mit Essigkrenn und gerebelten Gumpoldskirchner bestellte, während die Fremden alles mit sich geschehen ließen. Ein Rendant aus Hinterpommern speiste Westfäler Schinken, andere saßen staunend vor dem Rätsel des G'spritzten — ein Wort, das sich nur durch fleißige Wiederholung

Duldsamkeit.

Eine Weihnachtseinkehr von **Dr. Paul Dubois.***)

Die Duldsamkeit ist eine Tugend, die wir ausdrücklich von unsern Gegnern verlangen, die wir aber ihnen gegenüber nur mit Widerstreben üben.

Und doch würde sie die gegenseitigen Beziehungen der Menschen wesentlich erleichtern. Wie viel besser wäre es, sie täglich nur ein wenig praktisch zu betätigen, als in die Weihnachtsblätter zu schreiben: „Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ Man wiederholt nun dieses Wort seit bald zweitausend Jahren, ohne daß sich im Lauf der Welt etwas verändert hätte.

Ohne die Duldsamkeit haben wir einen ewigen Krieg zwischen den Individuen, zwischen den sozialen Parteien, zwischen den Völkern, kurz jenen berühmten „struggle for life“, welchen Darwin bei den Tieren beobachtet und den man zur Lebensregel für die Menschheit hat machen wollen. Allem Anschein nach hat man in diesem Naturgesetz, das indessen zahlreiche Ausnahmen erfährt, eine bequeme Rechtfertigung unseres Egoismus gefunden. Mit der Duldsamkeit hätten wir Frieden und Fortschritt, erzielt durch den Wettstreit aller, „Harmonie fürs Leben“ statt Kampf ums Dasein.

Mit Andersdenkenden würde eine Verständigung möglich und aus dieser Verständigung könnte für uns Licht und Klarheit hervorgehen. Durch keine Beleidigungen seitens der andern gereizt, würden wir ihre Ansichten der wohlwollenden Kritik unserer Vernunft unterwerfen. Manchmal würden wir zwar auf unserer als richtig und begründet erkannten Ansicht beharren; mitunter aber würden wir uns für eine von der unserigen abweichende gewinnen lassen und, wie man zu sagen pflegt, Wasser in unsern Wein gießen. Wir würden unsere Gegner begreifen und unsere Motive ruhig auseinandersetzen, ohne beständig zu jenem scharfen „ich weiß“ zu greifen, womit wir nur unser Nichtwissen zu bemänteln pflegen, oder zu jenem „ich glaube“, auf das der Gegner schließlich nichts anderes mehr antworten kann als ein: „Wohl bekomm's!“ — Man denke nur einen Augenblick darüber nach: wie ganz anders würde die Welt aussehen, wenn diese Tugend, die wir alle für so wünschenswert halten, etwas mehr als einen bloßen Achtungserfolg zu erzielen vermöchte. Man würde alsdann nicht mehr erleben, daß ganz intelligente Leute in höchstes Erstaunen geraten, wenn man ihnen erklärt, es liege etwas geradezu Ungeheuerliches in der Zusammensetzung

---

*) Aus dessen Werk: „Selbsterziehung“. (Bern. A. Francke. 1909.)

einen doch und man blickt ehrerbietig zu den beiden letzten weißverhängten Fenstern im zweiten Stock hinauf.

Und dann erst die feierliche Handlung der Fahnenübergabe: die hellen Kommandos, das Brausen der Volkshymne, und mitten hinein, wie jäher Kriegsruf, der getrommelte und geblasene Generalmarsch. Da durchschauert es einen ein bißchen, ob man nun will oder nicht ... Während das langwierige Geschäft der eigentlichen Ablösung betrieben wird, spielt die Kapelle einige Stücke, und immer ist ein Walzer darunter — das macht diesen ganzen militärischen Vorgang zu so einer anmutigen und liebenswürdigen Sache, und eine Weile sieht es in dem Hofe wie bei einem lustigen Promenadekonzerte aus. Die Offiziere streichen den Schnurrbart und kokettieren zu den Damen hinüber, die sich ganz unmerklich im Takte wiegen und gewiß sofort tanzen würden, wenn es möglich wäre. Die beschäftigungslosen Burschen aber pfeifen vergnügt mit und vergessen dabei vielleicht ihren Hunger ...

Alles ist erledigt, und nun ertönt ein Marsch von einer solchen harangierenden und ansteckenden Sorglosigkeit, wie nur ein österreichischer Militärmarsch zu klingen vermag. Da ist es schwer, nicht mitzuhalten — die polyglotte Schar und ihr Führer blicken mich erstaunt und entrüstet an: ob ich am Ende verrückt geworden bin. Das weiß ich nicht, aber mir scheint, ich bin wieder ein Wiener geworden. Ich lasse die Fremden stehen, marschiere im Schritt hinter der Burgmusik und habe ganz vergessen, wie unleidlich mir der Aufenthalt in dieser Stadt ist.

Teutoburger Schlachtruf.

Zum 1900jährigen Gedächtnis der Schlacht im Teutoburger Walde.

Dem „Bunde der Deutschen in Niederösterreich" gewidmet von Wolfgang Madjera.

Der Himmel ist schwarz, der Eichwald stöhnt —
Und hört ihr, wie tosend der Erdball erdröhnt
Vom nahenden Saus und Braus?
Jetzt auf aus den Tälern! Herab von den Bergen!
Zur weidlichen Hatz auf die Räuber und Schergen,
Germanen, heraus!

Wir bauten friedlich das heimische Land,
Da streckte der Fremdling die gierige Hand
Nach unsern Gemarkungen aus.
Die Hand sei zerschmettert! Die Scholle ist euer!
Und kauft ihr mit Blut sie — ihr kauft nicht zu teuer:
Germanen, heraus!

Der deutsche Acker, die deutsche Saat,
Das deutsche Wort und die deutsche Tat,
Das trauliche deutsche Haus —
Wir stehen davor, wir wollen's bewahren,
Und wer daran rührt, soll zur Hölle fahren!
Germanen, heraus!

---

wie dieser: „Man muß aus der Republik unbarmherzig alle jene Sektierer verbannen, welche sagen: ‚außerhalb unserer Kirche gibt es kein Heil‘; denn eine solche Intoleranz in dogmatischen Fragen führt mit Notwendigkeit zur Intoleranz in bürgerlichen Dingen, zur Ungleichheit, zur Ungerechtigkeit, zu Mißhelligkeiten aller Art.“ — Daß er hierbei gerade den nämlichen Fehler beging, den er seinen Gegnern vorwarf, merkte Rousseau nicht, im Gegenteil, ein paar Zeilen weiter lesen wir sogar: „Demnach darf der Staat nur solche in die Reihen seiner Bürger aufnehmen, welche auf das ethische und soziale Glaubensbekenntnis der Naturphilosophie schwören, und er muß mit den schwersten Strafen, ja sogar mit der Todesstrafe, gegen jedermann einschreiten. der, nachdem er sich einmal dazu bekannt hat, dieses Bekenntnis mit Worten oder Taten verleugnet.“ — Das ist doch wahrhaftig der Gipfel der Intoleranz!

Man vergißt beständig, daß die Leute, welche mit uns reden, eben mit dem Kopfe denken, der zwischen ihren Schultern sitzt, und nicht mit dem unsrigen, daß sie die Dinge unter einem anderen Gesichtswinkel und in anderen Farben sehen als wir; wir vergessen, daß wir ebenso denken würden wie sie, wenn wir das nämliche Temperament besäßen, wenn wir unter den nämlichen erzieherischen, physischen, intellektuellen und sittlichen Einflüssen gestanden hätten.

Es kann uns vielleicht eigentümlich, ja sogar peinlich berühren, zu sehen, wie weit sie von uns entfernt sind, wie sie gewisse Ansichten verwerfen, die in unsern Augen als wohlbegründet und unanfechtbar dastehen. Nie und nimmer aber steht uns das Recht zu, sie für ihre Unwissenheit verantwortlich zu machen oder sie mit Verachtung zu behandeln. Glauben wir aber in der Lage zu sein, auf sie einwirken zu können, dann dürfen wir nicht vergessen, daß man die Fliegen mit Honig, nicht mit Essig fängt. Ist es nicht Saint François de Sales, der gesagt hat: „Besser eine Wahrheit verschweigen, als sie in einer unzarten und anstößigen Weise äußern.“ Die Menschen mahnen mich oft an zwei Personen, die, jede für sich, eine besondere Anhöhe erstiegen haben, um ins Land hinauszuschauen. Die eine sagt: „Ei sieh dort unten den kleinen Kirchturm. — Kirchturm? du Schafskopf! das ist ja eine Tanne! — Hör einer diesen Tölpel! du siehst wohl gar Schweinsblasen für Laternen an? Ein Kirchturm ist's! — Behalte, bitte, deine Komplimente für dich; es ist eine Tanne!“ — Schon sind die beiden nahe daran, sich beim Schopf zu nehmen, als ihnen endlich der gute Gedanke kommt, ihren Standort zu vertauschen; und siehe da, nun bemerken sie, daß sie beide recht hatten und sich die gegenseitige Beschimpfung füglich hätten ersparen können: von dem einen Hügel aus sieht man nämlich einen Kirchturm und von dem andern eine Tanne!

von Wörtern wie „Religionskriege“, und nicht minder in der Verbindung von Ausdrücken wie „die Guillotine und der Kultus der Göttin Vernunft“. Leute mit grundverschiedenen Meinungen — es gäbe ihrer notwendigerweise weniger als bisher, da man sich häufiger verständigen würde — könnten ihre Meinungsverschiedenheiten fallen lassen, das einigende Bindeglied suchen und sich gegenseitig in der Verfolgung eines gemeinsamen Ideals unterstützen.

Es gibt eine Art Duldsamkeit, die als Vorrecht der Wohlerzogenen gelten kann; sie besteht darin, daß man sich mit solchen Menschen, welche nicht gleich denken wie wir, nicht herumbalgt; aber wieviel Geringschätzung liegt nicht in solch aristokratischer Duldsamkeit! Es gibt eine gewisse höfliche Manier, den Leuten ihre Dummheit zu verstehen zu geben, die verletzender ist als eine Ohrfeige.

Bisweilen auch beruht die Duldsamkeit nur auf einem skeptischen Eklektizismus, auf einer Manie, überhaupt an nichts zu glauben. Darum hören wir oft geistreiche Menschen sagen: „Das ist mir im Grunde völlig einerlei!“ Sie ist nicht haltbar, diese höfliche Nachsicht; sie löst sich in nichts auf, sobald die Leidenschaften, sei es auf politischem, religiösem oder philosophischem Gebiete, das klare Urteil trüben.

Ähnlich verhält es sich in vielen Fällen mit jener Duldsamkeit, die aus dem Zusammenleben mit Leuten von verschiedenen Meinungen hervorgeht; sie erzeugt nicht immer eine aufrichtige Achtung vor fremden Ansichten; sie ist nur durch die Umstände aufgedrängt. So hat mir erst kürzlich ein französischer Abbé mit einer geradezu zynischen Offenheit geschrieben, er billige die religiöse Toleranz in paritätisch gemischten Ländern nur dann, wenn sie in Anbetracht der Macht der Gegner gewissermaßen unvermeidlich sei.

Die politischen Parteien rechtfertigen ihre Unduldsamkeit mit Gründen der Notwehr, mit dem Wohle des Landes. Man wagt zwar selten mehr, die Intoleranz offen zu predigen, doch findet man immer wieder Mittel und Wege, sie zu rechtfertigen, zu entschuldigen, geschähe es zuletzt auch nur in der Absicht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Die aufrichtige, vollkommene, ausdauernde Duldsamkeit stützt sich auf ganz andere Grundsätze. Sie ist eine natürliche Folge der deterministischen Lehre auf sittlichem Gebiete. Sobald ich weiß, daß mein Gegner in dem Augenblick, wo er eine Meinung ausspricht, keine andere haben kann als die, welche aus seiner angeborenen oder erworbenen geistigen Anlage hervorgeht, so weiß ich auch, woran ich mit ihm bin, und es wäre meinerseits eine Ungeheuerlichkeit, wenn ich ihm zumuten wollte, sogleich genau so zu denken wie ich.

Hätte Rousseau die Idee des Determinismus besser begriffen, er würde seinen Contrat social nicht mit Aussprüchen verunstaltet haben

logischen Denkens zum Beweis fortschreitet. Dies sind denn auch die einzigen Wahrheiten, die von allen mit einem gesunden Menschenverstande begabten Leuten erkannt werden; die Algebra der Japaner und Chinesen ist naturgemäß die nämliche wie die der Europäer.

Alle die Vorstellungen, deren Übereinstimmung mit ihren Gegenständen weder durch die Erfahrung, noch durch Berechnung oder durch jene logische Erkenntnis nachgewiesen werden kann, die man den gesunden Menschenverstand zu nennen pflegt, sind bloße Meinungen, rein persönliche Vorstellungen, und es ist ein Mißbrauch, sie Wahrheiten zu taufen.

Wir haben demnach gar kein Recht, sie den anderen aufzudrängen oder jemand zu tadeln, der sie nicht anzuerkennen vermag. Wir können sie wohl für unseren persönlichen Gebrauch als Wahrheiten ansehen, sie als Grundlage für unsere Überzeugungen, für unser ganzes Verhalten benützen und in der praktischen Verwertung dieser unserer Anschauungen unser Glück suchen und finden. Wir haben auch das Recht, sie zu verbreiten, den anderen zu vermitteln, was wir als nützlich und heilsam erachten, andere zu unserer Auffassung zu bekehren; ja wir werden hiezu, wofern wir aufrichtig sind, von einem Geiste des Altruismus getrieben.

Es genügt nicht, Skeptiker zu sein und mit Voltaire zu sagen: „Wir stecken alle voll von Schwächen und Irrtümern; laßt uns also einander gegenseitig uns unsere Dummheiten verzeihen, das ist das erste und oberste Naturgesetz."

Nein, denn wir können unsere Meinungen unmöglich für Dummheiten halten in dem Augenblicke, wo unsere Vernunft sie uns diktiert. Wir müssen stets bereit sein, unsere Meinung zu ändern, sobald wir einen Irrtum eingesehen haben; aber solange wir überzeugt sind, richtig zu denken, haben wir auch das Recht, auf unserer Überzeugung zu beharren, sie mit den ritterlichen und loyalen Waffen der Auseinandersetzung zu verfechten.

Angesichts der zahllosen Fragen der sozialen Probleme haben wir Mühe, uns gegenseitig zu verstehen. Wenn die Intoleranz unserer Gegner uns dazu zwingt, müssen wir Widerstand leisten und sogar manchmal Gewalt gegen Gewalt setzen. In den Konflikten zwischen den Parteien oder zwischen ganzen Völkern kann der Kampf einen heroischen Charakter annehmen und Helden schaffen. Leider aber lehrt uns das kritische Studium der Geschichte, daß sehr oft das leicht zu beeinflussende Volk sich durch seine Herrscher hat ködern lassen, und daß Motive ganz gewöhnlicher Interessen für den Ausbruch eines Krieges den Ausschlag gegeben haben.

Gewiß liegt etwas Urwüchsiges in der Antwort jenes französischen Soldaten, der auf die Frage „Was ist die Fahne?" erklärte: „Es ist

Dieses kleinen Gleichnisses sollte man bei jeder Erörterung mit einem Gegner eingedenk sein. Und sollte auch der andere weder Treu noch Glauben kennen, so würde dieser Mangel ja nur aus seiner fehlerhaften Erziehung abzuleiten sein, und nie und nimmer werden wir seinen Geist durch rohe Gewalt bekehren.

Die bloße Idee des sittlichen Determinismus reicht hin, uns duldsam zu stimmen; doch die Toleranz stützt sich noch auf eine andere Einsicht, nämlich auf die, daß es außer den Tatsachen keine absoluten Wahrheiten gibt.

Man begeht einen Irrtum, wenn man den Willen als eine selbständige Macht ansieht, während er doch nur ein Moment unseres Denkens darstellt, und einen weitern Irrtum, wenn man dem Wort „Wahrheit" einen konkreten Sinn beilegt, während es doch nur eine Abstraktion ist, der Name für eine Beziehung.

„Die Wahrheit", sagen die Philosophen, „ist die Übereinstimmung des Gedankens mit seinem Gegenstande." Leibnitz hat das gleiche noch schärfer definiert: „Sie ist die Übereinstimmung der in unserem Geiste vorhandenen Vorstellungen mit den Tatsachen."

Man bedient sich schon einer Sprachfreiheit, wenn man hier das Hauptwort „Wahrheit" anwendet, da ja das Eigenschaftswort die Beziehung der Tatsachen untereinander bezeichnet. Darum würde man einem, der eine Sachlage richtig erfaßt hat, besser sagen: „Sie haben wahr gesprochen" als: „Sie haben die Wahrheit gesagt."

Denken wir uns Spaziergänger, welche im dichten Nebel vor sich eine dunkle Masse sehen. Einer sagt: „Es ist ein Wagen", ein anderer: „Es sind Maultiere", ein dritter glaubt eine Gruppe von Menschen zu erkennen. Da haben wir ebensoviele M e i n u n g e n, von denen keine erwiesen ist. Nun nähern sich die Spazierenden allmählich dem fraglichen Gegenstande, erreichen ihn endlich und konstatieren, daß es sich wirklich um einen Wagen handelt. Also hat der erste recht gehabt und wahr gesprochen. Aber deswegen existiert nun nicht von diesem Augenblick an eine W a h r h e i t; es besteht bloß eine materielle T a t s a c h e, die Existenz eines Wagens, und die Erfahrung hat den Beweis erbracht, daß der erste Beobachter richtig gesehen hatte, daß eine gänzliche Übereinstimmung zwischen seiner Meinung und der Tatsache bestand.

Somit ist es einleuchtend, daß wir nur dann sagen können: „Das ist wahr, Sie haben die Wahrheit gesagt", wenn wir in der Lage sind, uns die Sache aus der Nähe zu besehen und mit aller Bestimmtheit das Vorhandensein der Tatsache festzustellen.

Folglich kann die a b s o l u t e W a h r h e i t nur in der Reihenfolge der direkt nachweisbaren materiellen Tatsachen oder auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaft erfaßt werden, die auf dem Wege des

Wer wollte es bestreiten, daß die Meinungen, die Art des Empfindens oft so weit auseinandergehen, daß ein förmlicher Bruch vorzuziehen ist. Es gibt Familien- und Freundschaftsverbindungen, aus welchen sich nichts Gutes ergeben kann, weder für den einen, noch für den anderen, noch für irgend jemand; in solchen Fällen ist die Trennung das beste.

Man bleibt aber trotzdem beisammen; es geht eben nicht anders. Und nun beginnt der Krieg im kleinen; nicht gefährlich, aber aufreibend, mit tagtäglich wiederkehrenden Nadelstichen. Um sich dieser Marter zu entziehen, genügt es nicht, daß man die Vorzüge der gegenseitigen Duldsamkeit einsieht und geduldig sein **will**. Es ist ja freilich ein schöner Entschluß, tugendhaft sein zu wollen; doch ist er auf die Länge auch ermüdend, so gut wie eine anhaltende, absichtlich unterhaltene Muskelanspannung. Soll dieser Entschluß den Charakter einer auf die Dauer unmöglichen Anstrengung verlieren, so muß er automatisch sein, wie das, was man den unbewußten Muskeltonus genannt hat; er muß hervorgehen aus einer fundamentalen Vorstellung, die auf natürliche Weise die Duldsamkeit nach sich zieht und sie je länger je leichter und je länger je weniger zufällig erscheinen läßt.

Diese Leitidee ist eben die des Determinismus des Denkens; sie lehrt uns begreifen, daß der Seelenzustand unseres Widerparts seine tiefen, unversieglichen Quellen hat in seiner physiologischen und psychologischen Vergangenheit. Über den Irrtum eines anderen sich zu ereifern, ist ebenso widersinnig, als sich über einen Neger zu ärgern, weil er schwarz ist. Ein Unterschied besteht nur insofern, als der Neger unserer Kritik zum Trotz doch nicht weiß wird, während einer, der unrichtig denkt, möglicherweise seine Meinung ändern kann. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daß wir ihm in diesem Falle die unsrige in einer möglichst annehmbaren Form vorzubringen haben. Ihn überzeugen können wir einzig, wenn wir das, was er mit einem kindischen Stolze seinen freien Willen nennt, unbedingt respektieren, d. h. wenn er sich nur durch unsere Argumente bezwingen läßt, wenn er sich für die Ideen zu begeistern vermag, die wir vor den Augen seines Verstandes vorüberziehen lassen. Bleibt er aber den seinigen treu, so darf man mit aller Bestimmtheit annehmen, daß er einfach nicht anders konnte. Dann müssen wir uns eben mit dieser unvermeidlichen Meinungsdifferenz abfinden und mit unserem Gegner in Frieden leben.

Aber die Duldsamkeit bleibt hiebei noch nicht stehen; sie kritisiert nicht nur die Ansichten der anderen in wohlwollender Weise, sie führt auch zu einer gewissenhaften Selbstprüfung. Dabei entdecken wir dann — oft zu unserer Verwunderung — daß wir selbst ebenso starrköpfig sind wie unser Gegner, und daß wir in der Diskussion ihm einen Ver-

das, wofür man sich die Schnauze verhauen läßt." — Doch ein peinliches Gefühl beschleicht uns beim Gedanken, daß so viele brave Leute ihr Leben für einen ehrgeizigen Fürsten dahingegeben haben oder um diplomatischer Ränke willen, bei welchen bloß das Interesse einiger weniger Persönlichkeiten oder einer einzelnen sozialen Klasse auf dem Spiele stand.

Und das widerwärtigste dabei ist, daß beide kriegführenden Parteien, trotzdem sie wissentlich den allerelementarsten Vorschriften der christlichen wie der Vernunftmoral untreu sind, noch den Schutz des Gottes der Schlachten auf ihre Waffen herabflehen. Zur Zeit, da Mars mit Venus schäkerte, war es begreiflich; heute ist's ein Anachronismus.

Die großen sozialen Konflikte kommen zum Glück nicht alle Tage vor, sondern greifen nur selten störend in das hausbackene Glück des bürgerlichen Lebens ein, nach welchem wir alle so eifrig streben. Übrigens gibt es ja viele Leute, die sich nicht im geringsten um Politik und Ideenströmungen bekümmern; sie halten diese Gleichgültigkeit für einen Beweis von stoischem Gleichmut.

Verhängnisvoll jedoch wird der Krieg auf dem Gebiete des Familienlebens, in jenem Heiligtume, wo wir so gern Ruhe und Frieden finden möchten. Tag für Tag wird dieser Friede gestört. In zahlreichen Familien knarrt das Räderwerk und läuft die Maschine nur mühsam. Ich denke dabei nicht an jene großen, freilich häufig vorkommenden Katastrophen, die mit einem Zerreißen der Familienbande zu endigen pflegen und bald bei dem einen, bald bei dem andern, oder gar bei allen, bei Mann und Frau, bei Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern, tatsächliche geistige Minderwertigkeiten verraten. Ich rede hier nur von jenen relativ glücklichen Lebensverhältnissen, wo alles sich in bester Ordnung und nach den Vorschriften der bürgerlichen Moral abwickelt, von jenen Haushaltungen, in welchen scheinbar sogar die schönste Harmonie herrscht.

Bei näherem Zusehen entdeckt man oft in solchen anscheinend friedlichen Familienkreisen nicht nur ein Aufeinanderplatzen der Meinungen — was ja im Grunde nur von Nutzen sein könnte — sondern üble Launen, erzeugt durch die gegenseitige Unduldsamkeit.

Wir ärgern uns, sobald die anderen unsere Ansicht oder unseren Geschmack nicht teilen, nicht ohne zu unserer Deckung immer wieder zu betonen: „Über Geschmack und Farben darf man nicht streiten." Wir zeigen den anderen, und wäre es auch nur durch einen mürrischen Gesichtsausdruck, wie sehr uns ihr Widerspruch verstimmt. Die Stimmung verschlechtert sich auf beiden Seiten und die Meinungsverschiedenheiten spitzen sich zu. Des Streitens müde, läßt man schließlich die Gleichgültigkeit sich einnisten, sei es am häuslichen Herd, sei es im weiteren Familien- oder Freundeskreise.

stjerne Björnson, der gleichzeitig in allen größeren skandinavischen Blättern und in der Wiener „Neuen freien Presse“ einen Glückwunsch-Artikel mit „warmem und bewunderndem Danke von den nordischen Völkern“ veröffentlichte. Es ließe sich übrigens gerade in diesem Jahre für Poestion ein Jubiläum konstruieren; denn, wie ich zufällig in Erfahrung gebracht habe, dürften es jetzt vierzig Jahre sein, seit Poestion zum erstenmale literarisch in die Öffentlichkeit getreten ist, und zwar mit einem Gedichte in einer Grazer Zeitung. Ich will diese Erinnerung zum Anlaß nehmen, um auch einmal die Aufmerksamkeit der Leser des „Heimgartens“ auf den im Auslande, besonders in den nordischen Ländern, so berühmten Obersteirer zu lenken. Bei uns ist es nur eine kleine Gemeinde, die ihn so ehrt und liebt, wie er es verdient, und zu dieser Gemeinde zählen vor allem seine persönlichen Freunde, denen sich nur wenige genaue Kenner seiner Taten und Werke anreihen, nur wenige, die ihn nach seiner vollen Bedeutung zu schätzen wissen. Diesen wenigen steht nicht nur die große Masse der Unwissenden oder Gleichgültigen, sondern auch ein leider recht ansehnliches Häuflein ausgesprochener Feinde, Neider und Verkleinerer gegenüber. Dort aber, in den nordischen Ländern, lieben ihn ganze Völker. In Dänemark und in Skandinavien kennt sozusagen jeder Gebildete, auf Island auch jeder Ungebildete seinen Namen. Die vornehmsten Geister, die Lehrer und Führer jener Nationen, heißen ihn Bruder, zollen ihm Dank, künden seinen Ruhm. Gelehrte Gesellschaften wählten ihn zum Ehren- oder korrespondierenden Mitgliede, Dichter besangen ihn. Und wenn einer von dort nach Österreich, nach Wien kommt, so fragt er nach dem Steirer Poestion.

Freilich, es geht alles mit rechten Dingen zu. Poestion hat sich so ausschließlich den nordischen Sprachen und Völkern zugewendet und seine literarische Tätigkeit hängt in so geringem Maße mit dem zusammen, was unsere gewohnte geistige Nahrung ausmacht und was zum vorgeschriebenen Lehrziel unserer Schulen gehört, daß er sich just nicht beklagen darf, wenn er in der Fremde lauteren Widerhall findet als daheim. Er selbst ist ja eine Art Träumer, ein merkwürdiger Idealist, der ohne äußere Nötigung und ohne ersichtlichen praktischen Nutzen seit Jahren und Jahrzehnten Zeit, Geld und Nervenkraft mühevollen Studien opfert, die ihm in der Heimat keinen rechten Dank bringen können, da er als Autodidakt auf einem so entlegenen wissenschaftlichen Gebiete bei der Zunft zumeist dem herkömmlichen Mißtrauen begegnet, dem Publikum aber doch selbst nur als einseitiger Fachmann erscheint. So wird es wohl manche geben, die seine Berühmtheit im Auslande, seine Geltung bei jenen, für die er denkt und schreibt, als ausreichenden Lohn seiner etwas wunderlichen Tätigkeit betrachten mögen. Das „nemo propheta in patria“ werden sie auf ihn schwerlich anwenden wollen. Seine geistige Heimat ist der

zicht auf seine Meinungen zumuten, den wir selbst wahrscheinlich nicht zu leisten vermöchten. Wir können daraus den Schluß ziehen, nicht, daß es jedesmal an uns ist, nachzugeben, aber doch wenigstens, daß wir über unseren Verstand zu wachen und immer und immer wieder aufs neue die Arbeit der logischen Überlegung aufzunehmen haben, wobei uns eben die Anschauungen der anderen von Nutzen sein können, mögen sie noch so sehr von den unsrigen abweichen. Wer sich unter einem beliebigen Vorwande dieser steten Nachprüfung seines Denkens entzieht, von vorneherein geringschätzig auf die Ansicht des andern blickend, der ist ein unduldsamer Mensch. Er hemmt damit nicht nur den intellektuellen Fortschritt — der zwar auch ohne ihn zustandekommen wird — sondern auch den sittlichen Fortschritt, der eben aus einer solchen, je länger je inniger werdenden Übereinstimmung zwischen den Menschen hervorgeht.

Die wahre Duldsamkeit macht uns strenger gegen uns selbst als gegen die anderen; denn es ist leichter, auf unser eigenes Denken einzuwirken als auf das unserer Mitmenschen. Uns selbst dürfen wir ja ohne jegliche Schonung kritisieren; wir laufen dabei nicht Gefahr, unsere Empfindlichkeit zu verletzen.

Die Ironie, die scharfe Dialektik, welche wir unseren Gegnern gegenüber so trefflich zu handhaben wissen, müssen wir lediglich dazu verwenden, unser eigenes Ich zu verbessern, unsere Ideen umzugestalten und immer weiter fortzuschreiten auf dem Wege der ethischen Vervollkommnung.

J. C. Poestion.

Von **Max Morold.**

In unserer Zeit der Jubiläen — und meist sehr frühzeitigen Jubiläen — soll auch einmal eines hervorragenden steirischen Landsmannes gedacht werden, der grundsätzlich kein Jubiläum feiern mag und die Gedenktage seines Lebens und Schaffens geheim zu halten sucht: des Nordlandforschers J. C. Poestions, eines Ausseers, dessen Name weit über die Grenzen seiner steirischen und deutschösterreichischen Heimat hinaus bekannt ist, und der es nur seiner eigenen Bescheidenheit zuzuschreiben hat, daß seine Gedenktage bei uns übersehen werden — er meldet sie eben nicht an. Als ein Vierteljahrhundert seiner schriftstellerischen Tätigkeit voll wurde, blieb's mäuschenstill im ganzen heimatlichen „Blätter"-Walde, und 1903 wurde man bei uns auf seinen fünfzigsten Geburtstag erst von — Skandinavien aus aufmerksam gemacht und zwar durch keinen Geringeren als den norwegischen Dichter Björn-

Revolution seinen Wohnort Paris, wanderte nach Österreich aus und wählte Linz an der Donau zu seinem dauernden Aufenthalt. Da stößt uns also ein neues Rätsel auf. Denn die Franzosen pflegen mit der Geographie und den Sprachen fremder Länder auf dem gespanntesten Fuße zu stehen, und so wenig es ihnen an Phantasie wie auch an praktischem Sinn gebricht, so widerspricht doch diese enge, unlösbare Verknüpfung von idealistischem Höhenfluge und streng realistischer Arbeit, von visionärer Anschauung und fachmännischer Genauigkeit, die wir am liebsten als echt deutsch oder echt germanisch bezeichnen, dem gallischen Wesen. Aber gallisch und französisch ist nicht dasselbe. In Frankreich leben auch Normannenenkel, in denen oft gar wundersam der Geist ihrer Väter erwacht und ein starkes Heimweh aufflammt. Das klassische Beispiel dafür: Josef Artur Graf Gobineau. Der war auch in fremden Sprachen und Ländern so gut zu Hause wie selten ein Franzose und gelangte zu seiner Vertrautheit mit der Ferne auch zuerst durch ein hellsichtiges Studium und beträchtlich später durch die reale Anschauung. Besonders aber zeichnete ihn eine schwärmerische Vorliebe für das Germanentum aus, der er in seinem genialen „Versuche über die Ungleichheit der Menschenrassen“ einen großgedachten wissenschaftlichen Ausdruck verlieh. Wie um diese Schwärmerei vor seinem eigenen französischen Gewissen zu rechtfertigen, suchte er dann die Wahlverwandtschaft, die in ihm lebendig war, auch aus einer wirklichen Blutsverwandtschaft herzuleiten und schrieb die Geschichte des Ottar Jarl, eines normännischen Eroberers, und seiner Abkömmlinge. Mit ihm selbst, dem Grafen Gobineau, endete das Geschlecht des Jarl, das seinen Ursprung bis zum Vater der Götter und Menschen, bis zu Odin zurückverlegte.*) Es reizt uns, anzunehmen, daß auch in Poestion die Stimme des Blutes rege war, daß die unbewußte Erinnerung an eine voreinst durchlebte herrliche Wikingerzeit ihn zum Seher machte und in die Gefilde hoher Ahnen entrückte, daß er bei seinen geistigen Nordlandsfahrten nur vom angestammten Boden Besitz ergriff. Uns allen ist es schon so ergangen, daß wir zum erstenmal ein Gesicht oder eine Landschaft erblickten, die uns doch in jedem Zuge vertraut vorkamen, als hätten wir sie schon oftmals früher betrachtet. Wir alle glauben an Eindrücke und Erfahrungen, die hinter unserem bewußten Dasein liegen. Haben wir damit einen Schlüssel zu Poestions staunenswerten Gaben in der Hand, so müssen wir aber in diesem Zusammenhange den Gedanken an ein poetisch-phantastisches Element, wie es beispielsweise in den Kombinationen und

*) Auch Friedrich de la Motte-Fouqué, der deutsche Dichter französischer Abkunft, über dessen geistige und persönliche Beziehungen zu Island uns Poestion interessante und lehrreiche Aufschlüsse gab, entstammte einem in der Normandie ansässig gewesenen Geschlechte und leitete seinen Familiennamen „von dem Nordlandsnamen Folko oder Fulko“ her. Sein Ahnherr hieß Folko von Montfaucon.

germanische Norden, nicht unsere süddeutsche Welt, und im Norden, für die Nordländer, ist er ein gewaltiger Prophet; für uns bleibt er — wenn wir ihm überhaupt Teilnahme schenken — ein liebenswürdiger Träumer.

Kein Zweifel, man kann auch diesen Standpunkt einnehmen. Aber eine so bedeutende, interessante und schlechthin unvergleichliche Erscheinung wie Poestion verträgt eben jeden Standpunkt. Auch wenn wir in ihm fürs erste nur den idealistischen Sonderling wahrnehmen, der sich in Dinge verbeißt, die seinen Landsleuten keinen Wert zu haben scheinen, so wächst seine Gestalt bei längerer Betrachtung zu einer eigentümlichen Größe empor. Seine Träumerei blieb ja nicht unfruchtbar. Aus der Kraft seiner inneren Anschauung und seiner Liebe zum Gegenstande gewann er so klare, bestimmte und unanfechtbare Ergebnisse, wie sie nur je ein berufsmäßiger Forscher mit allem Aufwand von Gelehrsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit zu gewinnen vermochte. Poestion aber hatte für seine Arbeit nur die „freie" Zeit, nur wenige Stunden im Tage, nur die Zwischenpausen eines ganz anderen Berufes übrig. Man vergegenwärtige sich doch den Sachverhalt: Ein österreichischer Staatsbeamter schreibt eine dänische, eine schwedische und eine norwegische Grammatik — damit kann er in Wien allerdings nicht populär werden — und die Dänen, die Schweden und die Norweger zollen diesen Werken selbst das größte, ja überschwänglich begeistertes Lob und führen sie als Lehrbücher an ihren Hochschulen ein. Und weiter: Ein österreichischer Staatsbeamter, der nie auf Island war, schreibt Bücher über Land und Leute, über Kultur und Literatur Islands, die wiederum teils die besten, teils die einzigen ihrer Art sind und uns die lebendigste und umfassendste Kenntnis dieser fern verborgenen Insel vermitteln, die wir früher nur im Lichte der Sage und im Nebel des Vorurteiles erschaut hatten. Wer Poestions Island-Bücher gelesen hat, dem ist das unwirtliche, einsame Land mit seinen poetisch veranlagten Bewohnern beinahe heimatlich vertraut, beinahe so vertraut wie dem Verfasser selber, der, als er endlich den von seinem Geiste durchpflügten Boden auch wirklich betritt, richtig alles so findet, wie er es erwartet und berechnet hat, und seine längst gedruckten Beschreibungen in keinem wesentlichen Punkte zu verbessern oder zu ergänzen braucht. Man muß gestehen, daß hier nicht mehr nur von einer wissenschaftlichen, sondern geradezu von einer geheimnisvollen künstlerischen Tätigkeit zu sprechen ist, daß hier eine rätselhafte Inspiration zu walten scheint, die den zünftigen Gelehrten meist empfindlich mangelt und in der Regel auch verhaßt ist. Und unwillkürlich sagt man sich: ja, das ist echt deutsch; nur ein Deutscher kann so schöpferisch träumen, so träumerisch schaffen.

Ein Deutscher? Poestion ist französischer Abstammung. Sein Urgroßvater, ein Maler und Zeichenlehrer, verließ zur Zeit der großen

„Aus Hellas, Rom und Thule“ beinahe leidenschaftlich auseinander. Dieses Büchlein enthält drei Aufsätze über antike Frauen als Nachtrag und Ergänzung zu den vorgenannten Werken: „Verfolgte Manen“ (gemeint sind die Manen der Sappho), „Blaustrümpfe im alten Rom“ (Dichterinnen und Philosophinnen) und „Die römische Sappho“ (Sulpicia die jüngere); dann aber drei weitere Abhandlungen nordischen Inhalts: „Ein alt-isländisches Dichterleben“, „Berserker“ und „Eine altnordische Rätseldichtung“. In demselben Jahre, in dem wir also schon zwei interessante Veröffentlichungen Poestions zu verzeichnen haben, lag endlich auch der erste Band seiner „Einleitung in das Studium des Altnordischen“ vor.

Auch als Übersetzer alt-isländischer, dänischer und norwegischer Schriften war Poestion damals schon bekannt und 1883 überraschte er uns bereits mit der Verdeutschung einer neu-isländischen Novelle („Jüngling und Mädchen“ von J. Th. Thoroddsen), des ersten literarischen Kunstproduktes Neuislands, das — abgesehen von einigen Gedichten — in Deutschland überhaupt bekannt geworden ist und hier auch so viel Beifall fand, daß Poestions Übersetzung schon in vierter Auflage vorliegt. Es war dies zugleich seine erste für Island bedeutungsvolle Leistung oder, wie es die Isländer selbst nennen, die erste „Ruhmestat“, die er als „Ritter Islands“ vollbracht*); denn er hat dadurch zum ersten Male die Aufmerksamkeit des großen deutschen Publikums und der gebildeten Welt auf die moderne isländische Kultur gelenkt, nachdem er früher schon durch Aufsätze und Übersetzungsproben isländischer Gedichte einen kleinen Kreis von Literaturfreunden mit der Tatsache des Bestandes einer neuerblühten Dichtung auf dem alten, durch seine Skalden und „Sagas“ berühmten „Eislande“ bekanntgemacht hatte. 1884 gab Poestion dann auch einen Band „Isländische Märchen“ in deutscher Übersetzung heraus. Wir sehen: er hatte seine „Heimat“ gefunden und entwickelte nun, immer weiter ausgreifend, immer tiefer schürfend, eine einzigartige Tätigkeit, die wir aber nur dann völlig nach Gebühr bewundern werden, wenn wir zuvor einen Blick auf sein äußeres Leben geworfen haben.

Josef Calasanz Poestion wurde am 7. Juni 1853 zu Aussee in Steiermark als Sohn eines Salinenbeamten geboren. Ursprünglich für den Priesterstand bestimmt, kam er in das fürstbischöfliche Knabenseminar nach Graz und absolvierte dort sieben Gymnasialklassen. Die achte Klasse sah ihn jedoch am ersten Grazer Staatsgymnasium — er hatte dem geistlichen Berufe Lebewohl gesagt. Die philologischen und germanistischen Universitätsstudien betrieb er in Graz und Wien und lebte dann noch mehrere Jahre als freier Schriftsteller, bis er sich im Jahre 1886 dem Staatsamte widmete, das er noch heute bekleidet. Seine im Jahre 1878

*) Als „Ritter Islands“ hatte sich einst de la Motte-Fouqué ausgerufen; vor kurzem hat aber der Bischof von Island unseren Poestion dafür erklärt.

Konklusionen Gobineaus eine gar nicht unwichtige Rolle spielt, nachdrücklichst abweisen. Poestion ist immer nur der sorgfältig prüfende und nüchtern abwägende treue Jünger der „exakten“ Wissenschaft, und das Romantische an der Sache liegt vielmehr darin, daß er es als „Dilettant“ und unter den bereits angedeuteten, wenig förderlichen Lebensumständen dennoch zu einem so hohen wissenschaftlichen Rufe gebracht hat, wie nur irgendein privilegierter Sachverständiger, der sich von früh auf einzig und allein mit den einschlägigen Studien beschäftigte und überdies noch Gelegenheit hatte, an Ort und Stelle die erforderlichen ethnographischen und linguistischen Originalstudien zu machen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dieser Romantik. Gobineau und Poestion — beide haben ihr Heimweh anfangs nur als eine allgemeine Sehnsucht verspürt, die sie aus der Enge ihrer nächsten Umgebung hinaustrieb und lockte in schönere Länder und bessere Zeiten; und beide gerieten so vorerst weit ab von dem Ziele, das sie später als ihr letztes und höchstes ins Auge faßten. Gobineau wurde Orientalist, Poestion wandte sich dem Griechentume zu. Sein Name klingt ja auch mehr griechisch als deutsch oder französisch, und Johannes Ziegler hat einmal behauptet, daß griechisches Blut in seinen Adern fließe. Schon 1876 veröffentlichte er ein Buch „Griechische Dichterinnen, ein Beitrag zur Geschichte der Frauenliteratur“, dem er 1882 eine bedeutsame Ergänzung, „Griechische Philosophinnen, zur Geschichte des weiblichen Geschlechtes“, folgen ließ. Zwei Arbeiten, die er zwar noch als Universitätsstudent verfaßt hat und jetzt selbst geringschätzt, höchstens als zur damaligen Zeit nicht uninteressante Beiträge zur Geschichte der Frauenfrage im griechischen Altertum gelten läßt, in denen jedoch schon ein umfassend gebildeter Kulturhistoriker vor uns hintritt, dessen beredter und anschaulicher Schilderung wir ein überraschend vollständiges Bild des antiken Frauenlebens verdanken. Arbeiten, die uns auch bereits die Kunst des Übersetzers Poestion aufs glücklichste und anmutigste offenbaren und die uns nicht nur von Hymnen und Oden, Gesprächen und Abhandlungen, sondern auch von der Lebensweise, der Erscheinung, Kleidung und Toilette der Griechinnen, ihrer sozialen Stellung und ihren intellektuellen Bestrebungen, von ihren gelehrten Studien und ihrem Aberglauben, von der Bereitung der Liebestränke, der Ausübung der Geburtshilfe, von den Ärztinnen und den Hetären erzählen, von den letzteren so ausführlich und lehrreich, daß der Verfasser es nicht für überflüssig hält, zu betonen, er suche sein Publikum unter reifen und wahrhaft gebildeten Männern und Frauen. Sehr lesenswert ist denn auch, was er — mit großem Freimut und nicht geringer Entrüstung — über die vielgeschmähte Dichterin Sappho und ihre Verleumder zu sagen weiß. Auch mit Grillparzer, als einem Verkleinerer der Sappho, setzt er sich in dem 1882 erschienenen Büchlein

wirklicher Regierungsrat (ad personam) und 1908 ward ihm — anläßlich des Kaiserjubiläums — wieder eine Auszeichnung zuteil: der Orden der Eisernen Krone III. Klasse. Dieser Orden galt nun aber nicht bloß dem Beamten, sondern in erster Linie dem Manne der Literatur. Denn mittlerweile hatte ja Poestion auch seine großen literarischen Erfolge errungen, mittlerweile war er im Auslande ein berühmter Mann geworden. Ohne sein Amt jemals zu vernachlässigen, hatte er all die Jahre in karg bemessenen Mußestunden eine stattliche Reihe an Inhalt und Umfang gleich schwer wiegender, bahnbrechender, grundlegender Werke geschrieben. Und wären sie auch nicht grundlegend und bahnbrechend, sondern nur tüchtig und respektabel, so müßte man sich doch fragen: wo nimmt dieser Mann die Zeit, die Kraft, die Laune her, um so viele Quellen zu studieren, so viele Einzelheiten zusammenzutragen, das Ganze so sorgfältig durchzuarbeiten, die mühselige geschäftliche Korrespondenz (mit Autoren, Bibliotheken, Redaktionen, Verlegern) zu besorgen und schließlich auch noch der schwierigen Korrektur, für die ihm keineswegs immer ein geschulter Fachmann zur Seite stand; die peinlichste Aufmerksamkeit zuzuwenden — dies alles beinahe nur in den Abend- und Nachtstunden, ermüdeten Geistes und mit geschwächter Sehkraft, zur „Erholung" von sonstigen dringenden Arbeiten und anstrengenden Geschäften.

Die Reihe der noch nicht genannten Werke ist folgende: 1885, also vor seinem Eintritte in den Staatsdienst, erschien „Island. Das Land und seine Bewohner. Nach den neuesten Quellen"; 1887 der zweite Band der „Einleitung in das Studium des Altnordischen" und ein dänisch-norwegischer Sprachführer; 1888 die dänische, 1889 die schwedische, 1890 die norwegische Grammatik; 1897 „Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung. Mit einer Übersicht des Geisteslebens auf Island seit der Reformation"; 1902 „Norwegisches Lesebuch"; 1903 „Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens"; 1905 „Eislandblüten. Ein Sammelbuch neu-isländischer Lyrik. Mit einer kultur- und literaturhistorischen Einleitung und erläuternden Glossen". Außerdem neue Übersetzungen der bedeutendsten nordischen Dichter, darunter Andersen, Drachmann, Christian Elster, Rudolf Schmidt, Sophus Bauditz, Kielland, Björnson und Ibsen. Des letzteren Drama „Der Volksfeind" hat Poestion für die Aufführung im Wiener Hofburgtheater übersetzt, und Direktor Förster soll dieser Arbeit ein ganz besonderes Lob gespendet haben. Poestions Übersetzungskunst wird bei uns übrigens viel zu wenig gewürdigt und verwertet. Man lese, um sie kennen zu lernen, z. B. nur seine Verdeutschungen von Holger Drachmanns „See- und Strandgeschichten" und „Tintoretto" (ein Drama mit vielen eingestreuten Liedern) oder die Nachdichtung von Björnsons „Olav Trygvason" für Eduard Griegs Ver-

erfolgte Vermählung und die ihm nun obliegende Sorge für die Zukunft eines Töchterleins mochten ihn zu einem Schritte veranlassen, der in seinen weiteren Folgen für den Schriftsteller Poestion am Ende auch verhängnisvoll werden konnte. Der damalige Ministerpräsident und Leiter des Ministeriums des Innern, Graf Taaffe, berief ihn in die Bibliothek dieses Ministeriums, deren Vorstand, der bekannte Biograph Wurzbach, seit 1873 beurlaubt war. Poestion wurde zu seinem Nachfolger bestimmt, mußte aber vorerst, wenn auch in erheblich verkürzter Zeitdauer, die Stufenleiter der normalen Beamtenlaufbahn durchmachen, bis er im Jahre 1891, nachdem er schon drei Jahre hindurch die Leitung der Bibliothek tatsächlich innegehabt hatte, auch in aller Form und endgültig zum Vorstande ernannt wurde. Das bequeme Mußeplätzchen für literarische Tätigkeit, das er sich erhofft hatte und das ihm wohl auch von seinen Förderern in Aussicht gestellt war, fand er im Amte freilich nicht. Das aber war hauptsächlich seine Schuld oder vielmehr: sein Verdienst. Poestion, der die Ordnungsliebe, Pflichttreue und Ehrenhaftigkeit in Person ist, wollte hinter den strengen Anforderungen des seinem bisherigen Studiengebiete gänzlich ferne liegenden Dienstes in keinem Punkte zurückbleiben. Mit Eifer eignete er sich die staatswissenschaftlichen und verwaltungsrechtlichen Kenntnisse an, die ihm für eine zweckmäßige und ersprießliche Verwaltung gerade dieser Bibliothek unerläßlich dünkten, und widmete seine volle Kraft und auch einen großen Teil seiner freien Zeit den Bibliotheksgeschäften, für die er dabei auch eine immer deutlicher zutage tretende persönliche Vorliebe gewann. Nach seiner Ernennung zum wirklichen Vorstande setzte er alles daran, um die Leistungsfähigkeit der für die politische Verwaltung außerordentlich wichtigen Bibliothek zu heben und das Bibliotheksamt auf eine höhere, wissenschaftliche Stufe zu bringen. Seine Tätigkeit fand auch solche Anerkennung, daß er im Jahre 1894 vom Ministerpräsidenten Fürsten Windisch-Grätz gleichzeitig mit der Leitung der Bibliothek des Ministerratspräsidiums betraut wurde, die er dann durch mehr als drei Jahre, bis zur Auflösung dieser Bibliothek unter dem Ministerpräsidenten Grafen Badeni, innehatte. Seither ist sein Ansehen auf diesem Gebiete nur noch gewachsen und wahrlich, er hat es sich selbst, seinen Leistungen und Erfolgen zuzuschreiben, wenn ihn die Regierung hauptsächlich als verdienten Beamten und ausgezeichneten Bibliotheksfachmann kennt und schätzt und darüber seine literarische Bedeutung ein wenig aus den Augen verloren hat. Schon 1894 wurde Poestion für seine bibliothekarischen Verdienste mit dem Ritterkreuze des Franz Josef-Ordens ausgezeichnet, 1896 gelegentlich der Aufstellung eines eigenen „Konzepts-Status" der Archiv- und Bibliotheksbeamten des politischen Verwaltungsdienstes zum Bibliotheksdirektor ernannt, 1901 erhielt er den „Titel und Charakter" eines Regierungsrates, 1905 wurde er

nordischen Philologie, bezeichnet in seinen Vorlesungen an der Universität Upsala alle drei nordischen Grammatiken Poestions geradezu als „ideale Lehrbücher von absoluter Korrektheit", und in gleichem Sinne lauten die Urteile vieler anderer nordischer, deutscher, holländischer, amerikanischer Universitätsprofessoren und sonstiger Fachautoritäten. Es sind denn auch sowohl die norwegische wie die dänische Grammatik seit ihrem Erscheinen als obligate Studienbehelfe an der Universität Upsala eingeführt und werden nebst dem schwedischen Lehrbuche und dem norwegischen Lesebuche auch an anderen Anstalten und an deutschen Universitäten verwendet, wo früher schon die „Altnordische Grammatik" und das „Altnordische Lesebuch" (die zusammen die „Einleitung in das Studium des Altnordischen" bilden) — so auch in Berlin unter Müllenhoff — mit gutem Erfolg in Gebrauch genommen wurden.

Der Islandforscher, der seine Schwingen zuerst in der belehrenden Einleitung zur — nun schon vergriffenen — Übersetzung isländischer Volksmärchen erprobte, aus der dann das geographisch-kulturhistorische Werk über Island hervorwuchs, hat seinen bewunderungswürdigsten Flug genommen in den „Isländischen Dichtern der Neuzeit". Das Werk über Island, das zur Zeit seines Erscheinens (1885) eine Menge von falschen Annahmen, die auch in der Fachliteratur Eingang gefunden hatten, widerlegte und zum erstenmal genaue und verläßliche Kunde von der „Ultima Thule" brachte, ist zwar bei dem merkbaren Aufschwunge, den die isländischen Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten genommen haben, heute schon ein wenig veraltet, aber eben nur an sich veraltet und noch durch kein anderes Werk dieser Art überholt, ein kaum entbehrliches Handbuch für jeden Islandforscher, ein Buch, von dem Isländer meinten, daß es schwerlich übertroffen werden könne. Die „Isländischen Dichter der Neuzeit" aber waren für die Isländer, Islandkenner und sonstigen Fachkreise eine förmliche Sensation. Denn dieses Buch bietet viel mehr, als der bescheidene Titel erwarten läßt: es bringt eine umfassende und mit zahlreichen (größtenteils von Poestion selbst übersetzten) Dichtungsproben belegte Literatur- und Geistesgeschichte des neuzeitlichen Island, d. i. seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts. Von diesem Werke schrieb wieder ein isländischer Fachmann und Professor an der Kopenhagener Universität, Valtyr Gudmundsson: „Poestion hat uns Isländer mit diesem Buche nicht wenig beschämt; denn wenn nun Ausländer, die sich mit unserer neueren Literatur bekannt machen wollen, uns fragen, welches unsere beste Literaturgeschichte sei, so müssen wir mit Schamröte antworten, daß sie in deutscher Sprache vorliege und einen Ausländer weit unten im Süden, in Wien, zum Verfasser habe. Und damit noch nicht genug; es muß nunmehr auch jeder Isländer, der sich ohne große Anstrengung mit der Geschichte unserer neueren

tonung (in der Edition Peters). Björnson selbst schrieb in dem erwähnten Jubiläumsartikel, daß Poestions Übersetzung einiger Gesänge von ihm zu Griegs Musik so gelungen sei, daß sie schwerlich übertroffen werden könne; und Grieg — ein begeisterter Verehrer Poestions — bestätigte Björnsons Urteil mit dem Beifügen, daß Poestion auch eine bedeutende musikalische Begabung besitzen müsse, so genau verstehe er die Wörter in ihrer Bedeutung und im Rhythmus nach den Tönen abzuwägen, mit denen sie zusammenwirken. Ein Teil der Poestionschen Übersetzungen hat durch die volkstümlichen Ausgaben von Reclam und Hendel weiteste Verbreitung gefunden, wie denn überhaupt das so lebhafte und allgemeine Interesse für die nordische Literatur durch Poestions ruhmvolle Übersetzertätigkeit mit geweckt und genährt worden ist. Noch größer aber ist der Ruhm des Sprachgelehrten und des Islandforschers.

Der Sprachgelehrte hat sein unübertroffenes Meisterstück mit der norwegischen Grammatik geliefert. Das Norwegische, eine Abart des Dänischen, ist nämlich erst in jüngerer Zeit, dank einer bewußt nationalen Bewegung unter den namhaften norwegischen Schriftstellern, zu einer selbständigen Sprache geworden. Die Ausländer finden die Unterschiede des Dänischen und des Norwegischen noch immer sehr gering, während die erwähnte national-norwegische Bewegung, die von politischen Triebfedern gelenkt wird, sogar so weit gegangen ist, aus alten bäuerlichen Mundarten, die mit dem Isländischen verwandt sind, eine von den dänischen Elementen befreite, „rein“ norwegische Sprache abzuleiten oder vielmehr neu zu konstruieren. Aussprache und Schreibwesen des Norwegischen sind erheblichen Schwankungen unterworfen. Eine systematische Darstellung dieses Stoffes würde demnach auch einem echten Norweger oder einem mit besonderem Sprachtalent ausgerüsteten Bewohner des Landes große Schwierigkeiten bereiten. Der Steirer Poestion in seiner Wiener Bibliothek ist dieser Schwierigkeiten siegreich Herr geworden. Universitätsprofessor Dr. Johann Storm in Christiania schrieb in der zweiten Auflage der deutschen Ausgabe seines berühmten Werkes „Englische Philologie“ über Poestions Lehrbuch der norwegischen Sprache: „Die ausführlichste und beste existierende Darstellung der Laut- und Formenlehre unserer Umgangssprache ist — zu unserer Schande sei es gesagt — von einem Deutschen verfaßt.“ Universitätsprofessor Adolf Noreen in Upsala erklärte das Buch gleichfalls als „die beste norwegische Grammatik, die überhaupt existiert“, und dessen Benützung als unumgänglich für jeden seiner Schüler. Alle norwegischen Autoritäten sowie die Kenner des Stoffes in Deutschland haben in dieses Lob eingestimmt, das ja auch in kaum geringerem Maße der dänischen und der schwedischen Grammatik und dem norwegischen Lesebuche zuteil wurde. Der eben genannte Professor Noreen, der bedeutendste Fachmann auf dem gesamten Gebiete der alt- und neu-

lichte ihm der Ministerpräsident Freiherr v. Gautsch aus staatlichen Mitteln die ersehnte Reise. Anfangs Juni 1906 fuhr Poestion über Kopenhagen, wo er vom dänischen König empfangen und der Familientafel beigezogen wurde, nach Island, wo die Ersten des Volkes sich beflissen zeigten, ihm zu huldigen und die Hauptstadt ihm zu Ehren ein großes Bankett veranstaltete. Aber nicht nur in Reykjavik und in Akureyri, den beiden größeren Städten, sondern auch im Innern des Landes und in den unwirtlichsten Gegenden wurde sein Erscheinen zu einer festlichen Freude für die Bewohner, die den Namen Poestions schon in der Schule kennen lernen und ihm die rührendsten Beweise einer kindlich-naiven Anhänglichkeit boten. Heimgekehrt von diesem Triumphzuge, an dem sich Frauen und Kinder, arme Bauern und Fischer beteiligt hatten, durfte er einem Freunde sagen: „So ist wohl nie ein Österreicher von einem fremden Volke geliebt, verehrt und gefeiert worden wie ich auf Island.“ Wurde er doch auch von den ersten isländischen Poeten in Huldigungsgedichten verherrlicht! Und als er in Seydisfjördur der Eröffnung des isländischen Kabels als Ehrengast beiwohnte, wurde ihm das Recht eingeräumt, die erste Privatdepesche nach dem Festlande aufzugeben.

Von zwei dichterischen Abschiedsgrüßen, die nach Poestions Abreise in isländischen Zeitungen erschienen, möge der eine, in eddischem Stile und Versmaß, welcher einen der berühmtesten isländischen Dichter, den Pastor Matthias Jochumsson, zum Verfasser hat, in der Übersetzung von Richard von Kralik hier Platz finden, als unwiderlegbarer und glänzender Beweis der Hochschätzung und Verehrung, welche Poestion beim ganzen isländischen Volke genießt. Die stabreimenden Strophen lauten:

Nun bist du, bester
Poestion, gelandet
Mit gutem Glück
Auf Gardars Insel.*)
„Solch einem singt sich
Von selbst der Willkomm“,
Grüßten die Geister
Des ganzen Landes.

Hat je denn ein andrer
Auslandrecke
Islands alte
Und jüngere Sagen
Gelesen und gelehrt,
Den Leuten zur Kunde,
So treu und traut,
Oder treuer als du?

Ledig des Lohnes,
Bei lassem Danke,
Gabst du gern doch
Dem guten Lande
Die kernige Kraft
Deiner köstlichsten Jahre,
Frische und Fleiß
Und Flug des Geistes.

„Könnt' ich mit eignen
Augen doch schauen
Das lichte Land!“ —
So ließest du hören.
Drum sind wir nun selig:
Wir sah'n dich sitzen
Im heiligen Hochsitz
Der Hüterin Islands.

Saga, goldstrahlend
Im Sonnenschmuck, wies dich
Zur Bank, und die Skalden
Entboten den Gruß dir:
„Sei willkommen
Im Kreis deiner Freunde,
Islands erkorner
Sohn aus der Kaiserstadt.“

*) Island, nach Gardar, dem Entdecker der Insel genannt.

Literatur vertraut machen will, Belehrung in diesem Buche suchen." Dieses klassische „Musterwerk", dieses Buch „von monumentaler Bedeutung", diese „bahnbrechende Tat" und wie die Arbeit sonst noch genannt wurde, sie müßte nach dem Urteile eines Wiener Universitätsprofessors allein hinreichen, um die Ernennung Poestions zum Ehrendoktor aller nordischen Universitäten zu begründen. Der damalige Hauptvertreter der germanistischen Wissenschaft an der Wiener Universität aber, der verstorbene weltberühmte Gelehrte Hofrat Heinzel, der auch schon Poestions „Island" hochschätzte, bezeichnete die „Isländischen Dichter der Neuzeit" geradezu als „eine phänomenale Leistung" und hat Poestion (was erst viel später bekannt geworden ist) hauptsächlich auf Grund dieses Werkes und der norwegischen Grammatik im Winter 1902 zum Ehrendoktor der Wiener Universität vorgeschlagen — merkwürdigerweise jedoch ohne Erfolg. Auch die Monographie Poestions über das isländische Drama, ursprünglich bloß als Ergänzung und Berichtigung einer Schrift Karl Küchlers gedacht, wurde eine grundlegende Arbeit und daher mit ähnlichem Lob überschüttet.

Die lyrische Anthologie „Eislandblüten", gewissermaßen die krönende Fortsetzung der „Isländischen Dichter", weckte namentlich auf Island selbst begeisterten Widerhall. Die dort lebenden Dichter, die sich hier so liebevoll gewürdigt und so mustergültig übersetzt fanden, wußten das unerhört Schwierige der Aufgabe und ihr außerordentliches Gelingen am besten zu würdigen. Der Minister für Island dankte Poestion offiziell im Namen des isländischen Volkes. Durch dieses Buch, das trotz der Schwere des darin verarbeiteten gelehrten Stoffes sich doch zugleich in dem angenehmen Fluß der Verse und in der wechselnden Fülle des poetischen Inhalts als eine populäre künstlerische Gabe darstellt — durch dieses Buch sind die isländischen Dichter in die Weltliteratur eingeführt worden. Der große dänische Lyriker und Novellist Holger Drachmann, der — nebenbei bemerkt — Poestion 1891 sein schönes Novellenbuch „Tarvis" mit einem prächtigen Huldigungsgedicht zugeeignet hat, geriet über die „Eislandblüten" in eine förmliche Ekstase und sang ihnen in der „Neuen freien Presse" ein Loblied in den höchsten und begeistertsten Tönen.

Der Wunsch der Isländer, daß Poestion doch endlich das Land besuchen möge, das er so genau kenne und über das er „das meiste und beste geschrieben" habe, war inzwischen so dringend geworden, daß sich im Winter 1904—1905 in Reykjavik, der Hauptstadt des Landes, ein Komitee bildete, das ihm die Reise ermöglichen sollte. Dieses Komitee erließ einen Aufruf zur Sammlung einer Ehrengabe für Poestion und sandte ihm eine Dankesadresse für alle die geistigen Wohltaten, die er dem kleinen isländischen Volke vor ganz Europa und der ganzen gebildeten Welt erwiesen, mit der Bitte, das Land im nächsten Sommer als Ehrengast zu besuchen. Poestion durfte als Staatsbeamter die Ehrengabe nicht annehmen, wohl aber ermög-

da er ganz vermögenslos ist, von seinem Einkommen als Staatsbeamter geopfert. Seine Bücher haben ihm nämlich entweder gar kein Honorar eingetragen, wie die „Isländischen Dichter der Neuzeit" und die „Eislandblüten", oder nur so wenig, daß er damit kaum die Kosten seines literarischen Betriebes, geschweige denn die der fortwährenden unumgänglich notwendigen Neuanschaffungen von meist sehr teuren Quellenwerken und sonstigen literarischen und wissenschaftlichen Behelfen bestreiten konnte. Poestion hat sich zwar über die Ungereimtheit, in seinem literarischen Schaffen für rastlose, schwerste und dabei moralisch so erfolgreiche Arbeit pekuniär büßen zu müssen, längst vornehm hinweggesetzt und betrachtet seine außeramtliche Tätigkeit als einen kostspieligen Sport, bei dem er aber das Glück hatte, als „Outsider" mehrere Rekords aufzustellen. Er ist mit dem, was er moralisch erreichte, vollauf zufrieden und strebt weder nach Ehren noch nach materiellem Gewinn; er hegt nur den einen Wunsch, in Muße und Gesundheit noch neue Auflagen von seinen Hauptwerken, besonders von „Island", veranstalten und die schon begonnenen oder geplanten neuen Arbeiten vollenden zu können. Allein es ginge doch nicht an, daß man den rastlosen und hochstrebenden Mann für alle seine Verdienste und seine Unermüdlichkeit im literarischen Schaffen absichtlich oder bewußt noch weiter materiellen Schaden erleiden ließe. — Fürwahr, ein seltener Idealist, unser Poestion, der nun aber doch auch zum Propheten im Vaterlande werden sollte!

Wie es am Nordpol aussieht.

Bei dem lebhaften Interesse, das die Norpolfrage gegenwärtig erweckt, dürfte es beachtenswert sein, wie sich ein hervorragender Naturhistoriker, der im Jahre 1898 verstorbene Verfasser des „Pflanzenleben", Anton von Kerner in Wien, schon im Jahre 1896 unter dem Eindrucke des Gerüchtes, daß Nansen den Nordpol erreicht habe, über die Frage „Wie sieht es am Nordpol aus" geäußert hat.

Wir entnehmen die betreffenden Ausführungen der im Verlage von Chr. Herm. Tauchnitz in Leipzig erschienenen Darstellung des „Lebens und Wirkens Kerners" von Dr. E. M. Kronfeld und bringen dieselben nachstehend zum Abdruck:

An 179 Tagen geht — das war das Wesentliche der lehrreichen Ausführungen Kerners — die Sonne über dem Nordpol nicht auf. Die arktische Nacht ist nur um sieben Tage kürzer als die Zeit des Lichtes im Nordpoljahre. Ohne Licht kein Leben, ohne Wärme kein Blut. Das Fehlen der Sonne durch nahezu das halbe Jahr macht es absolut unmöglich, daß Menschen oder höhere Tiere die Gegend des Nordpols

Die Göttin gönnte
Dir gern den Sitz
Bei Ingolfur, Ari,
Egill und Snorri,
Bjarni und Jonas,*)
Den besten der Gott-
Gesegneten Söhne
Der Saga-Insel.

In schimmerndem Golde
Schrieb sie: „Willkommen!“
Über den Hochsitz
Des Ehrengastes
Und vorn auf die Firsten
Der Vorgebirgsgletscher.
Schautest je schöner
Schimmernden Saal du?

Es liegt ihre Halle
Zwischen Lava und Eis;
Gering war darum
Ihre Reisehilfe.
Doch lach' ich vor Freude,
Weil liebevoller
Der Könige keiner
Dich ehren könnte.

Sie hauste in der Halle
Beim Heklagipfel;
Und es neigten vor dir sich
Die Landes-Schutzgeister:
Baldur, Armann,
Bardur und Loftur.
Sie sah'n in dir Sigurd,
Den Svafnir-Töter.

Denn, siehe, von Sigurd,
Südlich vom Rheine,
Kam uns das Flutgold
Des Fafnir-Töters,
Des rauschenden Ruhmes
Ragendster Hort,
Der Wölsungen Weise
Und Waffenberühmtheit.

Dank darum, Dank!
Von dir, o Poestion,
Wird lange noch leben
Das Lied auf Island.
Es geleitet dich liebreich
Das Landvolk zur Tür,
Laut hallt unser „Heil“
Dem holden Gaste.

Mögen des Glückes
Geister dir folgen,
Du sinniger Mann,
Und Sonne und Mond
Mit labendem Lichte
Erleuchten dir fürder
Den tätigen Tag
Und die tauende Nacht!

Eine Schilderung dieser denkwürdigen Reise und eine neue, der Gegenwart und seinen lebendigen Eindrücken entsprechende Ausgabe des längst vergriffenen Island-Werkes haben wir von Poestion als Früchte jenes Aufenthaltes zu erwarten. Außerdem will er eine ausführliche neuisländische Grammatik zum Abschluß und ein — bisher mangelndes — ebenfalls schon begonnenes isländisch-deutsches Wörterbuch sowie ein norwegisches Glossar zustande bringen. Wer aber gibt ihm die nötige Muße? Poestion wird immer älter und seine Berufsarbeit nicht geringer. Der Staat würde wohl nur eine Ehrenpflicht gegen diesen Mann und gegen die internationale Wissenschaft erfüllen, wenn er ihn von den Bibliotheksfesseln befreien und in die Lage versetzen wollte, nur noch seinen wissenschaftlichen Zielen nachzustreben, in die Lage, das heißt: ohne materielle Schädigung. Poestion hat, wie schon eingangs erwähnt, seinen mühevollen Studien und Arbeiten seit Jahren und Jahrzehnten nicht nur Zeit, Nervenkraft und Gesundheit, sondern auch viel Geld, und zwar,

*) Ingolfr, der erste Besiedler Islands; Ari, der erste Schriftsteller Islands in der heimischen Sprache; Egill, der beste altisländische Dichter (Skalde); Snorri, der berühmte altisländische Geschichtschreiber und Verfasser der (Snorra-) Edda; Bjarni (Thorarensen) und Jonas (Hallgrimsson), die besten isländischen Dichter der Neuzeit.

allgemeinen abnimmt, so sind doch die kältesten bisher bekannten Orte der Welt Jakutsk und Werchowask in Sibirien, wo man 62 bis 63·2 Grad unter Null gemessen hat! Kälter ist es nicht auf den nördlich gelegenen neusibirischen Inseln, nicht in Spitzbergen, nicht in Franz Josephsland. Also auch diese Sensation, daß Nansen mit dem Nordpol den Kältepol erreichte, ist ausgeschlossen. Auch die polare Abplattung der Erde wird Nansen nicht erst zu konstatieren, vielleicht nur die unwiderlegliche mathemathische Berechnung aufs neue zu bestätigen haben. Ferner kann man sich davon überzeugt halten, daß Nansen die Stelle, an der die Erde sich nicht dreht, ebensowenig für seine Person verspüren wird, wie wir es merken, daß wir uns mit dem Erdball drehen. Der Rechnung gemäß wird am Pol, wo die Ablenkung durch die Fliehkraft am geringsten ist, das Pendel am raschesten schwingen, und wie die Magnetnadel sich einstellt, läßt sich am Kaffeehaustisch in Wien ebenso klar machen, wie es Nansens Kompaß am Nordpol zeigen wird. Der magnetische Nordpol ist bekanntlich mit dem geographischen nicht identisch; er wurde von Roß im Jahre 1831 in 70 Grad 5 Minuten nördlicher Breite auf Boothia Felix gefunden. Man kann darauf wetten, daß die Magnetnadel Nansens nicht aufhören wird, nach dem magnetischen Nordpol zu weisen, also in westlicher Richtung nach Boothia Felix, der nördlichsten Halbinsel Nordamerikas. Nansen hat, wenn ihm das großartige Wagestück gelungen ist, ein Stück der Erdoberfläche gesehen, daß vor ihm kein Sterblicher geschaut hat. Aber viel und viel Neues wird er nicht gewahr werden. Nicht einmal der Genuß wird ihm werden, den Polarstern gerade über sich zu sehen. So hübsch es wäre, wenn über dem nördlichen Drehpunkte der Erde auf dem blauen Himmelszelt ein goldener Stern funkelte, der Polarstern ist 1 Grad 15 Minuten vom Nordpol entfernt. Auch diese astronomische Tatsache wird nicht erst vom Helden des „Fram“ zu entdecken sein. Die Frage, wie es am Nordpol aussieht, ist am wesentlichsten schon vor Nansen zu beantworten gewesen.

Ennstaler Leut'.

Nach der Natur gezeichnet von **Talberg**.

Der Rieberer.

Es war an einem herrlichen Wintertag — kalte Luft, aber blauer Himmel und warme Sonne. Glitzernder Schnee, mit Milliarden einzeln abstehender Kristallgebilde in unglaublichen Variationen, lag auf Baum und Gesträuche, auf dem Boden, den Zäunen, allüberall.

Eilende, im Schnee knirschende Schritte hörte ich hinter mir. Die Leute sagen: „Der Schnee winselt beim Gehen.“ Der Rieberer vom

bewohnen können. Wenn Nansen und seine Gefährten auch nicht die letzten Besucher des Nordpols sein sollten, sie waren gewiß die ersten menschlichen Wesen, die sich in der Eiswüste aufgehalten haben. Und wer weiß, wie viele von seinen Begleitern als Opfer der arktischen Forschung gefallen sind! Wer weiß, in welchem Zustande die Hinterbliebenen den für sie jedenfalls schon „gastlichen" Boden Sibiriens betreten werden.

Die vom Schulglobus hergeleitete Vorstellung, daß über den Äquator der Erde, wenn nicht eine Barriere, über die die schwarzen Buben springen, so doch ein farbiger Strich gezogen ist, wären die Leute glücklich los. Vom Nordpol erwartet man, weil bei ihm auf dem Globus die Erdachse heraussteht, etwas ganz besonderes. Man kann sicher sein, daß Nansen und seine Begleiter mit dem Kopf nicht gegen die Achse der Erde anstoßen werden. Man kann, noch bevor das Reisebuch des Norwegers geschrieben ist, voraussagen, auf dem Wege der Analogie vorausschließen, daß es am Nordpol kaum anders aussieht als an den nördlichsten bisher erreichten Punkten. Es sind dies: Kap Fligely in Kronprinz Rudolfsland, 82 Grad 5 Minuten nördlicher Breite, erreicht von Payer am 12. April 1874; die von der englischen Expedition unter Nares und Stephenson im Jahre 1875 erreichte Stelle an der Westküste Grönlands in 83 Grad 20 Minuten; und die von Leutnant Lockwood (1882) erreichte Lockwoodsinsel an der Nordküste Grönlands in 83 Grad 24 Minuten nördlicher Breite.

Etwas anderes als Eis, Meer und Felsengebirge kann auch am Nordpol nicht zur Physiognomie der Landschaft beitragen. Die Wasserstraßen sind jedenfalls eng, durch Eisberge gefährdet und nur wenige Wochen des Jahres hindurch passierbar. In dieser kurzen Zeit des Nordpolsommers mag Nansen auch noch die letzten Spuren der nordwärts allmählich abnehmenden Vegetation angetroffen haben. Vielleicht einige Krustenflechten, vielleicht selbst eine Blütenpflanze, jene Saxifraga oppositifolia, die die Österreicher von Franz Josephsland mitgebracht haben. Dieser Steinbrech verbirgt seine kleinen Blüten im Gewirre der moosartig zu Polstern zusammengedrängten Blätter, wie Juwelen in Samtetuis verwahrt werden. Es wäre zu schön, wenn Nansen am Nordpol „Blumen" gepflückt hätte; freilich können es nur die Sterne dieser auch auf den höchsten Alpengipfeln vorkommenden Saxifraga gewesen sein. Die Tierwelt wird, wie im Franz Josephsland, wesentlich nur durch niedere Meerestiere vertreten sein. Man wird überhaupt nicht fehlgehen, wenn man sich die Ansicht des Nordpols so wie die des von der österreichisch-ungarischen Expedition untersuchten arktischen Inselgebietes vorstellt, um so mehr, als es am Nordpol wahrscheinlich nicht kälter ist als auf Franz Josephsland. Wenn auch die Temperatur nordwärts im

daß er ihm do no derwarten mag. ‚Hansl‘, hab i gsagt, ‚magst denno wohl den liaben God no erwarten?‘ ‚I hoff mer wohl, wann er nur bal kimbt‘, hat er gsagt. ‚Glei wird er da sein, mei Bua, wart nur a weng no!‘ hab i n bitt. ‚Muata‘, hat er gsagt, ‚wann er nit schleini kimbt, mag i nimmer!‘ — Und richti is der Kaplan gloffn kumma und hatn agspeist; glei drauf is er blöd worn und mer habn n agleucht't. Kann mer nix machen, als God bitten, daß er eim s Vergessen lernt und d Sehnsucht aus den Herzen nimbt.“

Die schönsten Blumen.

Bald nach dem Tode meines Bruders saßen meine Schwägerin und ich unter den großen Linden im Hofe, deren tief herabhängende Äste uns den Vorübergehenden verbargen. Unweit davon stand ein Rosenstrauch in vollster Blütenpracht. Zwei alte Bäuerinnen, Schwestern, die Lisl und die Luisl, schritten langsam, eifrig plaudernd durch den Hof, an den Rosen vorbei.

„Du, schaug den schön Boschen an, da hätt si der selge Herr gfreit, wann er den no wohl gsegn hätt“, sagt die Luisl. — „Was net gar“, lacht die Lisl, „glaubst, der siacht jetza kane scheneren Boschen und Rosnen, wo der jetzten is?“

Gewohnheit.

Das eben fertig eingerichtete, neu erbaute Armenhaus erglänzte von Reinlichkeit, Ordnung, Akkuratesse und praktischer Einteilung. Das Ganze war im besten Gange und der durch seine Munifizenz bekannte und hochverehrte Erbauer nahm fast alle Tage persönlich Einsicht von der Verwaltung und Gebarung der Schwestern von St. Vinzenz de Paula. Er sprach in liebevollster Weise mit den Bewohnern und ließ sich von der Oberin über jeden einzelnen Bericht erstatten, denn für alle und für alles fand sie ein warmes Herz, eine offenes Ohr und eine freigiebige Hand.

Eines Tages kam denn auch ein altes Bäuerlein aus einer der entlegensten Gemeinden des Bezirkes durch die Güte des Herrn Grafen in das Armenhaus. Kirchberger starrte förmlich von Schmutz und Ungeziefer. Natürlich waren die Schwestern gleich bemüht, ihn zu zivilisieren. Vor allem wurde ihm ein Reinigungsbad aufgedrungen, dann fielen seine wie Werg aussehenden grauen Haare, sein struppiger Bart der Schere zum Opfer. Kirchberberger erkannte sich selbst nicht mehr, und als ihm verboten wurde, überall hinzuspucken, wo es ihn gelüstete, überfiel ihn tiefe Trauer. Er war „kloan verzagt“.

Als der Herr Graf den nächsten Tag seine Rundreise in der Anstalt machte, lenkte er zuerst seine Schritte zu dem neuen Ankömm-

Vorberg war's. „Wohin so schnell?" frug ich. „In Markt, mei oanziger Bua is schwar kronk. Um Gods Christi wülln, wer kunt ihm denn helfen, was soll i tuan, zu wem soll i gehen?"

Der Rieberer hat ein Gesicht, so hart und steinern wie der Grimming, so tiefe Furchen und Falten wie der Berg Risse und Scharten. Und dieser Mann fing an zu weinen! Schwere, dicke, heiße, große Tränen rollten über das steinerne Antlitz, als ob Lawinen schmölzen und ins Rollen kämen!

Tags darauf begegne ich ihm wieder. „Wie geht's dem Sohn?" frug ich. „Bessa, vüll bessa, er hot goar kane Schmerzen, God sei Lob und Donk!"

Der nächste Tag war ein Sonntag. Der ganze Platz war voll Leute. Die Messe war aus und alles sprach laut und fröhlich durcheinander. Da beginnt plötzlich die Zügenglocke ihr wehmütiges Geläute und augenblicklich herrschte feierliche Stille. Die Männer nahmen die Hüte ab, die Frauen falteten die Hände. Plötzlich zupft mich wer am Rocke — der Rieberer! „Wie geht's?" Seine Hände hielten zitternd den Hut, keine Träne entrollte den trockenen, heißen Augen, die gegen Himmel blickten, und leise sagte er: „Is eh fürn Buam."

Die Purgstallerin.

Sommer war es wieder geworden. Der Erde entströmte belebender Duft; wer dachte daran, daß sie so viel Lebloses birgt? Der Ammerling saß auf seinem gewohnten Platz im grünenden Aschbeerg'staudet, so gut versteckt, daß man den Sänger nur hören, nicht aber sehen konnte. Der Fink machte sich auf einem in voller Blüte stehenden Mostbirnbaum sehr breit und wichtig. Die Spatzen zanken sich auf der Straße um die Wette, als ob sie im Reichsrat säßen. Der Kuckuck war außer Rand und Band, rief und räusperte sich unaufhörlich. Alles lebte und freute sich des Lebens.

Vor mir ging eine Bäuerin. „Ah, die Frau Purgstallerin, grüß Gott!" „Grüaß God a, Frau!" — „Wie geht's?" „Oh mein, schlecht, mein Hansl habns im Vorwinter eingrabn." — „Den Hanserl, den lieben Buben?" frug ich, betroffen stehen bleibend. „Ja, was hat ihm denn gefehlt?" — „D Lungelentzündung hat er ghabt. Gar hats n anpackt, mir habn grad no Zeit ghabt, zum Herrn Kaplan aussi z laufn, er soll schleini einikämma. Na und da is er aber als a schwarza kämma (ohne Allerheiligstes), weils ihm net a so hergschaut hat, als obs so schlecht sein kunt. Wia der Hansl die heilinge Beicht aglegt hat, is der geistlinge Herr fortgsprungn ums Allerheiligste, weil er gmoant hat, der Bua kunts no dermachen! Ja, mei God, der Hascher is aber immer schwächer worn. I hab unsern Herrgod aber fleißi bitt,

mein armer Waldmann am Rücken, der gute alte Kopf hängt herab, die Haxeln steif — Mänzi tot. Er starb in gewohnter Umgebung, sein Leben dort beschließend, wo es begonnen hatte. Treue ist des Hundes Eigenschaft, aber auch wir sollten Treue mit Treue lohnen.

Mathilde.

Mathilde war nur eine Kuh, die am 14. März in den Stall kam, daher ihr Name. Sie kam von der Bäuerei. Unangekettet, in einer kleinen Abteilung, neben ihr eine Ziege, vis-à-vis Schweine, ober ihr Hühner, ist sie groß geworden. Sie wuchs ohne Reinlichkeit und Ordnung, aber umgeben von liebevollster Sorgfalt, als Hausgenosse auf. Alle Augenblicke kam jemand zu ihr und ließ sich in eine kleine Konversation ein: „Bist eh brav“, „Bist eh schen“, „Na Grabe, magst no a Schipperl?“ Bald krabbelte sie die Dirn zwischen den Hörnern, wo sich ein grauer Schopf befand, welcher sich sehr dazu eignete. Dann kam der Knecht und fuhr ihr über den langen Kopf und kratzte den hängenden Goder. Dann erschien der Bauer, versetzte der Graben einen Klatsch und führte sie zum Wassern hinaus an den großen Brunntrog. Kleine Fahrterln von Graß oder Holz, Heu und Klee mußte sie wohl ziehen, aber man legte nie viel auf, knallte nur so in der Luft als Drohung, denn sie war ja von der Familie!

Auf einmal wurde sie gestriegelt, geputzt und auf die Landstraße geführt. Nach einem nicht endenwollenden Marsch kam sie plötzlich in einen wunderbaren herrschaftlichen Stall. An einem steinernen Trog ward sie mit rasselnder Kette angeschmiedet. Rechts und links standen schöne Pinzgauerinnen, die durch Stöße und Püffe dem bäuerlichen Eindringling begreiflich machen wollten, daß sein Bleiben unter ihnen unmöglich sei. Nie mehr hörte sie ein Lob, nur Schimpf und Spott! Zitternd und bebend stand die Grabe im schönen Stalle. Sie aß nicht, sie trank nicht, legte sich nie nieder und ihr sonst ausdrucksloses Gesicht hatte plötzlich Ausdruck bekommen. Man sah ihr die „Hoamkrankheit“ an. Darum, in einen vornehmen Stall paßt ein „Kuiherl“ nicht hinein und somit bleibt jeder was er war, wenn er auch nicht dort ist, wo er hingehört.

Der richtige Platz.

Zwei prachtvolle Ochsen wurden heute aus dem Stalle fortgetrieben. Ein Berner und ein Pinzgauer. Der Berner war bei weitem der stärkere und auch schönere und sollte voranmarschieren. Aber nicht um alles wollte er den Treibern parieren. Sie schlugen dem armen Kerl auf seine glänzende Schnauze, hieben ihm über seine kurzen Beine, auf seine Hörner, zogen und rissen ihn hin und her, so daß er hoch

ling, sich dessen glückliches Gesicht schon im Geiste vorstellend. „Na, Kirchberger, wie geht's?" rief er schon von weitem. „Guat, guat", antwortete dieser langsam und befangen, „wissens, oans is halt recht schwar; an de Reinlichkeit mag mer si erscht recht langsam gwöhnen."

Mänzi.

Mänzi, vulgo Waldmann, war natürlich ein Dackel. Ohne seine Begleitung war keine Jagd, kein Spaziergang denkbar. Er schlief als „a Junger" bei den Herrschaften auf einem Plüschpolster, und selbst der Zipfel eines seidenen Vorhanges war ihm preisgegeben, als er sich in seinen Kinderjahren hie und da vergessen hatte. Mänzi war schön, gescheit, sehr drollig und eigensinnig wie alle Dackel und fast auch alle Menschen.

Nach einigen Jahren wurde sein Polster in das Ankleidezimmer seines Herrn verlegt; ein beginnendes Kröpferl verursachte Schnarchen und störte den Schlaf der Herrschaften. Beleidigt und gekränkt zog sich Waldmann zurück und weihte sein liebend Herz der Köchin, welche ihn liebevoll aufnahm. Nur als Brackierer war er noch in Gnaden; da stellte er seinen Mann. Listig und vorsichtig trieb er das Häslein langsam durch einige Kläffe vor sich her, bis er es in die Schützenlinie brachte. Sicher war es nicht Waldmanns Schuld, wenn der Hase dann das Hasenpanier ergreifen konnte.

Wieder waren einige Jahre zur Rüste gegangen und Mänzi war ganz in die Küche relegiert worden. Er schlief auf keinem Plüschpolster mehr, sondern auf einem mit G'hack gefüllten und Zitz überzogenen. Zu den Jagden wurde er nur mehr als Ehrengast eingeladen, er hörte nur mehr Tadel, kein Lob: „Na, der Hund wird alt, er ist zu gar nix mehr." „Habts mich alle gern", denkt sich Mänzi und lauft im schiefen Trab, bevor der Trieb aus ist, nach Hause.

Noch wenig Lenze gingen vorbei, und Waldmann ist ganz alt geworden; weiß die Schnauze, weiß die gelben Augenbrauen, glanzlos die Augen, wie erblindet. Er geht nur mehr mit Luisl „ums Fleisch", seine liebste Promenade. Nur wenn ich komme, taut er etwas auf, spielt sich auf den Jugendlichen, wedelt mit schiefem Körper vor mir her, als ob er sagen wollte: „Du, schau her, ich hab' mich gut konserviert!" — „Ich geh auch ‚eißerl' mit ihm, langsam, bedächtig, zeig ihm ein Katzerl, dem er noch nachwuzelt, und lade ihn in meinen Salon ein, wo er auf einem Teppich beim Ofen liegen darf. Die Köchin wird etwas ad acta gesetzt, Mänzi fühlt sich wieder als zur Herrschaft gehörend.

Eines Tages lag er wieder bei mir, neben dem Ofen; plötzlich höre ich seltsame Töne, aus seiner Ecke kommend, ich schau hin, da liegt

er in seinen Passionen bisweilen unterbrochen werden muß, so wird er sich nicht beklagen und auch nicht verteidigen, er schaut mit seinen braunen Rundaugen dem Widersacher nur finster ins Gesicht, unverwandt eine gute Weile, um dann — sein Beginnen fortzusetzen. Wenn ihm etwas tiefer geht, so wird er mit lebhaften, kurz und laut herausgestoßenen Worten seinen Schmerz kundgeben, dann aber doch ohne weiteres sich fügen.

In diesem Sommer hat sein leidenschaftliches Herz große Enttäuschungen erlitten. Eine Bergpartie auf den Sonnwendstein war seit Monaten verabredet und Friedl rüstete sich mit den anderen freudetrunken zur Wanderung. Als der Tag kam, war der sonnigste Himmeltag, aber der Knabe hatte Fieber, mußte im Bette bleiben, mußte Mutter und Brüderl mit den vollen Rucksäcken und den langen Bergstecken fortgehen sehen. Er schluchzte ein bißchen, dann war es vorüber und er führte auf dem Bette mit den stets beliebten Bausteinen ein Haus auf. Das Haus fiel bald zusammen, das machte ihm nichts, hatte er doch selbst mit einer Kniebewegung das Erdbeben veranlaßt. Verläßlicher als auf Bettdecken Häuser zu bauen, schien ihm das als Ersatz für die Bergpartie erhaltene Versprechen, mit dem Vater eine Reise nach Graz zur Herbstmesse machen zu dürfen. Dort gibt es ein Wurstltheater, es gibt Löwen und Elefanten und einen ganz wilden Menschenfresser und ein paar Rennerbuben, die wie Schwalben in der Luft umfliegen — was ist dagegen ein dummer Sonnwendstein, auf den man in größter Sonnenhitze wie ein Esel bepackt hinaufsteigen muß. Aber als die Herbstmesse kam, war in Graz auch — wie eigens für die Herbstmesse angefriemt — eine funkelnagelneue Kinderlähmungskrankheit da und der Friedl mußte daheim bleiben. Ein paar Tränen gab's wieder, die schlenderte er mit dem Fingerchen fort und sagte wohlgemut: „Na, macht nichts. Was hätte ich davon, wenn ich im Wurstltheater auf einmal gelähmt werden tät'! Ist daheim auch schön. Noch viel schöner als in Graz, noch viel schöner! Gelt, Vater!" Dieser Tapferkeit zu Lohn wurde dem Kleinen eine Wagenfahrt in die Veitsch versprochen, wo sie aus dem Berge den Magnesit mit Pulver hervorsprengen und wo die Magnesitkörbe dann auf der Drahtseilbahn just so durch die Luft fahren, wie zu Graz die Rennerbuben. Und als zu diesem merkwürdigen Ausfluge der bestimmte Tag kam, regnete es, was nur vom Himmel konnte. Der Friedl weinte nicht und lachte nicht, sondern schwieg. Er war mit seiner Kreuzschule fertig, die Enttäuschungen enttäuschten ihn nicht mehr. Dafür erlebte er ein paar Tage später die jubelvollste Überraschung, als er mit Vater und Bruder doch auf dem Magnesitberge war, auf der Steilbahn den Berg hinauf und durch den Tunnel fahrend, den donnernden Schüssen zuhörend, den fliegenden Körben zusehend und süße Äpfel essend mitten in Stein und Schutt!

mit den Hinterbeinen ausschlug, alle in Schrecken versetzte, aber nicht zum weiterbringen war.

Der Pinzgauer blieb ruhig stehen und schien sich nicht wenig zu wundern, welhalb sein schöner Kamerad gar a so unbändig war, da es ihm schon ganz einerlei war, was die Leute mit ihm vorhätten, er wollte nur endlich einmal vom Flecke kommen! Langsam schlich er sich etwas vor, um zu sehen, was los sei.

Jetzt fiel den Leuten ein, daß nicht immer der Schönere auch der Bessere ist und sie versuchten den Vormarsch mit dem Braunen — und richtig, ohne den mindesten Anstand folgte der Berner dem Pinzgauer. Die Kunst im Leben ist die, jeden auf seinen richtigen Platz zu stellen.

Klein Friedl.

Ein Bericht aus der Nachkommenschaft von **Peter Rosegger.**

Von keinem Schulmeister, von keinem hochgelehrten Professor, von keinem weisen Philosophen habe ich je so viel gelernt als von Kindern. Mich dünkt, die Kinder sind die wirklichen Lehrmeister der Menschheit. Besonders einer Menschheit, die sich in Unnatur zu verlieren bedroht ist. Im Kinde hat sie den ewigen, gleichen Maßstab des Natürlichen, des Unmittelbaren vor sich — den gesunden, noch arglosen Tieruntergrund, das freimütige Ichverlangen, die unbändige Entwickelungskraft, den kindlichen Mannestrotz und das ungeachtet seiner Enge weltumfangende Gemüt. Und wer in den Irrtümern und Konflikten des Daseinskampfes sich selber zerspalten und verloren hat, der findet die richtigen Spuren und Kräfte und Gläubigkeiten wieder im Kinde, falls ihm nicht jeder Zusammenhang mit dem Natürlichen abhanden gekommen ist. Zu gescheit darf einer nicht sein, zu verbildet darf er sich nicht haben, soll er im Kinde nicht bloß das „Bäbi" sehen, oder den „Fratzen" — sondern vor allem ein Wesen, in dem alle Keime des ganzen Menschen heilig verborgen liegen. Wer weiß, wie tiefe, edle, seltene Keime oft, wenn sie nicht übersehen würden! Aber auch das Normale am Kinde, und gerade das, ist für uns durch allzuviel Licht Blindgewordene ein Wegweiser.

Ich habe einen jetzt fünfjährigen Enkel, der zwar vom Großvaterherzen getreulich wahrgenommen wurde, aber vom Schilderer beinahe vergessen worden wäre. 's ist halt auch dasselbe liebe, gute, kluge Kind wie die anderen. An diesen Kindern habe ich bisher wenig von Trotz oder Widersetzlichkeit erfahren. An klein Friedl bemerke ich nun einige Selbständigkeit. Neben der Gemütsweichheit und oft leidenschaftlichen Zärtlichkeit, die ihn kennzeichnet, ein manchmal glimpflicher Trotz. Wenn

angeschlagen und das Fräulein hätte gesagt, es ginge recht gut. — Na, so konnte der kleine Friedl einstweilen wieder einmal außer Sorge sein.

Mit einigem Mißbehagen nimmt der Friedl wahr, wenn es zwischen Mutter und Walter kleine Konflikte gibt. Das Folgen geschieht nämlich nicht allemal auf den ersten Wink, und von dem Spiele zur Arbeit ist ein Schritt, der dem Walterbuben manchmal sauer ankommt. Aber gefolgt wird schließlich allemal.

„Walter, warum tust es nicht gleich, was die Mutter will?“ verwies ihn einmal der kleine Bruder.

„Weißt, Friedl, ich möcht' so gern brav sein, aber,“ seine Hand auf die Brust legend, „da drinnen ist etwas, das laßt mich nicht!“

Nun schaute ihn der Friedl an. Da drinnen ist etwas, das laßt mich nicht! — Er versteht den Bruder.

Diesen Bruder liebt er abgöttisch. „Aber gern hab' ich auch die anderen Tiere,“ gestand er mir einmal.

„Mücke, ich erlaub' dir nicht! Mücke, ich erlaub' dir nicht!“ lachte er eines Tages und wich immer mit seinem Haupte der Fliege aus, die auf seiner Stirn oder Nase Rast halten und wahrscheinlich auch Blut saugen wollte.

„Aber so fang's doch ab!“ rief die Magd, da hatte sie das Tierchen auch schon in der Faust. Der Kleine starrte auf das zerquetschte Ding und sprach rot vor Zorn: „Warum umbringen? Es hätte auch gern gelebt!“

Ein anderesmal kam er vom Garten herein, laut weinend.

„Was hat's denn?“ fragte die Mutter.

„Mutter! Der Mann hat im Garten einen Baum umgehackt und da haben mich die Blätter so lieb und traurig angeschaut!“

Wie viel Göttliches ist doch in dem Kinde, das dem Menschen später abhanden kommt!

Klein Friedel hat auch schon Reisen gemacht, die weiteste nach Graz, wo zwei Paar Großeltern sind, bei denen es ihm nicht gerade schlecht geht. Am ersten Tage seines Grazer Aufenthaltes ist er laut und lustig und mag allerhand mitmachen, Drahtseilbahn auf den Schloßberg, Schifferlfahren auf dem Hilmteich, Ringelspiel und sonsterlei Großartiges. Am allerliebsten ist ihm das Tramwayfahren und das Sachenkaufen für den Walter daheim. Am zweiten Tage ist er ruhiger und sorgt, daß Walters Sachen gut verwahrt werden. Am dritten Tage ist er ganz schweigsam, steht in der Zimmerecke, als schaue er sich die Wand an; man soll es nicht sehen, wie es in seinem Gesichtl zuckt . . . Er möchte es verwinden.

„Na, Friedl, was sagst du, wenn wir morgen wieder nach Hause fahren?“ Da gröhlt er lachend: „Ja — ha — ha, nach Hause!“

„Es ist doch was gekommen, gelt, Großvater?“ rief er mir noch nach Tagen begeistert lachend zu.

Ei freilich, mein Bübel, und es wird noch sehr viel kommen: was du hoffest, das selten; was du nicht erwartest, das oft. Und immer wird solches für dich das beste sein, was kommt, wenn's auch nicht immer so süß ist wie die Äpfel und die Trauben auf dem Magnesitberg. Du wirst dir auch an dem Bitteren den Magen nicht verderben, an dem Harten die Zähne nicht ausbeißen, dafür aber alles Guterl, das gewiß auch kommt, mit dankbarer Freudigkeit genießen. — Gesagt habe ich ihm das nicht so, nur ihm zugedacht diesen Segen.

Mit leidenschaftlicher Liebe hängt Friedl an seinem zwei Jahre älteren Bruder, dem gleichgesinnten, schwänkevollen Spielgenossen, den ihm aber plötzlich — die Schule entrissen hat. In sich versunken führt er nun allein seine Bauten auf oder betreibt seine Erdarbeiten im Garten. Dabei zuckt er manchmal ab und frägt vor sich in die leere Luft: „Wird's der Walter wohl können in der Schul'?“ Und wenn der Student aus seiner A-B-C-Klasse heimkommt und im Halbjahrszeugnis mit schweigendem Stolze einen Einser vorzuweisen hat, jubelt der Friedl durchs ganze Haus: „Der Walter hat einen Einser kriegt!“ und verkündet's jedem Patienten, der in des Vaters Wartezimmer tritt: „Der Walter hat einen Einser kriegt!“

Um so grausamer war sein Schmerz, als eines Tages der heimkehrende Walter quellenden Auges ihm das Geständnis machte: „Das Fräulein hat mir einen Fünfer 'geben im Schönschreiben!“ — Von Eins auf Fünf! In der Schule bedeutet das kein Steigen, jedoch aber ein Fallen, und zwar ein ausgiebiges. — Die beiden Brüder schickten sich an, als wollten sie nun das Leben miteinander durchtrauern. — Fünf Minuten später gab es ein schallendes Gaudium mit dem zottigen Hunde zu sehen, wie alle drei, zu einem Knäuel verschlungen, über die Böschung kollerten. Ein Gelächter war, und der Hund lachte mit lechzender Zunge mit. Der lachende Zottel! Was ist dagegen ein Fünfer im Schönschreiben? Gar nichts.

Wieder recht bange wurde es, als eine Lehrerin ins Haus kam, um mit dem Walter den Musikunterricht zu beginnen. Unheimlich ernst stand die Dame da und wartete auf den Schulknaben. Der Friedl stand zagend an der Treppe und schaute die neue Erscheinung beklommen an. Endlich, endlich wagte er es. Mutig trat er sie an und stoßweise sagte er es fast heftig heraus: „Liebes Fräulein Musiklehrerin! Heute müssen's mit dem Walter nicht streng sein, heute kann er noch nichts können. Weil er erst anheben muß. Bitt' schön, müssen's nit streng sein mit dem Walter!“

All seine Menschengläubigkeit kehrte wieder, als nach der Klavierstunde der Walter erzählte, wie lustig es dabei gewesen sei. Sie hätten nur

Nun noch etwas von einem Reisekapital. Aber da muß ich einen Augenblick auf meinen eigenen Pfad lenken. Einst, als ich geheiratet hatte — das war im Mai gewesen. Und schon am nächsten Tag begann unsere Sorge um den Christbaum, der jedenfalls früher kam als die Kinder dazu. Wir kauften ein tönernes Schweinchen, das hohl war und oben eine Spalte hatte. In dieses Schweinchen warf ich von nun ab täglich ein Zehnkreuzerstück. Und einige Tage vor Weihnachten wurde das Schweinchen geschlachtet. Unter dem Tannenbäumlein dann waren wir freilich noch allein, nur Friedrich Schiller war bei uns. Aus dem „Speck" des Schweinleins hatten wir uns gegenseitig beschenkt mit Schillers Werken und mit einer Schillerbüste. Nie seither waren die Mittel für den Weihnachtsbaum so kümmerlich gewesen wie damals, und nie haben wir ein gediegeneres, bedeutsameres, nachhaltigeres Weihnachtsgeschenk bekommen als damals. Die Schillerbüste steht immer noch in meinem Zimmer und Schillers Werke sind mein Tagesbrevier.

Das kam von jenem Sparen im kleinen. Und solches habe ich auch bei meinen Enkelkindern eingeführt. Wenn ich sie besuche, bekommen sie von mir weder Naschwerk noch Spielerei. Aber jedesmal ein Münzlein, das sie aber nicht ausgeben dürfen, sondern in einem winzigen Bronzekästlein mit Einwurfsspalte aufheben müssen. Alljährlich einmal kommt der Vater mit dem Schlüsselchen, der Inhalt wird gehoben und in die wirkliche Sparkasse getan, wo er sich regen und wachsen kann. Dieser Sparpfennig ist dazu bestimmt, daß die Brüder Walter und Friedl miteinander einmal eine Ferienreise machen können.

Jetzt hat es sich ereignet, daß diese kleinen Brüder irgendwo vom Theaterspielen etwas gesehen oder gehört haben. Eines Tages entschlossen sie sich, die nächste Anwesenheit des Großvaters mit einer Theateraufführung zu feiern. Ein Stück war bald verfaßt, das taten sie gemeinsam. Aber die Ausstattung! Man brauchte einen Kahn, einen Fischschuppenleib und ein Meer. Nun schlug Walter vor, das kleine Eisenkästlein aufzutun, entweder mit dem Schlüssel oder mit dem Hammer, um zu den Kapitalien zu gelangen, und damit durch Sachen, die man beim Kaufmann kriegt, Meer, Fisch und Schiff zu schaffen. Diesem Finanzplan widersetzte sich der Friedl. Das Geld im Eisenkastel sei für die Ferienreise! Walter vermochte nicht einzusehen, weshalb der Kunst nicht schnöder Mamon geopfert werden sollte, und ob eine Ferienreise, die erst weiß Gott wann einmal sein soll, mit dieser glänzenden Theateraufführung, die obendrein noch zu Ehren des Großvaters stattfindet, auch nur im entferntesten verglichen werden könne. Aber Friedl berief sich auf die Bestimmung des Großvaters und Walter fügte sich schweigend. Es ging auch so. Bei meinem nächsten Besuche wurde das Stück gegeben, und zwar mit klassischer Einfachheit. Der Zimmerboden war das Meer,

Und dann bei seiner Ankunft in Langenwang: „Jetzt bin ich wieder in meinem lieben Mürzthalerl!“ Im Vaterhause eingetreten, tanzt er: „Juchhe! zu Hause, zu Hause!“

Heimwehblut! Es enthält so viel Glück und so viel Leid, wovon die meisten Leute nichts wissen. Wie wird er's anfangen in unserer fahrigen Zeit, bei unserem so dumm schollenflüchtig gewordenen Volke, daß ihm das Daheimbleiben gelingt, daß er nicht verdrängt, verschlagen wird in Himmelsstriche, wo ein Rosegger nicht mehr lachen, nicht mehr atmen kann!

Die Mutter dieser Knaben ist auch ihre Pflegerin und ihre Erzieherin — also wirklich die rechte Mutter. Einmal aber war doch ein vorübergehendes Kindsmädel da. Und das sagte zum Friedl, er wäre nicht recht gescheit, daß er die Stadt nicht gern möge. In der Stadt sei es doch so lustig: Viele Leute, Soldaten, Musikbanden und noch die Menge anderes. Der Knabe ließ sich weiter nicht darauf ein, sondern sagte mit gedämpftem Tone: „In Langenwang ist's mir halt lieber.“

Der heimatliche Boden in Langenwang ist aber nicht so glatt wie die Asphaltwege in der Stadt; da stolperte der Kleine einmal über einen Stein, fiel hin und schlug sich eine Wunde am Kopf. Der Schmerz soll ja nicht außerordentlich gewesen sein, aber als der Friedl das Blut sah, das in Striemen über die Stirn herabrann und auf seine Hand tröpfelte, da hub er an kläglich zu schreien. Das Kindsmädel trachtete ihn zu beruhigen: „Aber das ist ja gar nix, so ein bissel bluten, da blutet man die Dummheit mit heraus. Ich bin auch einmal auf den Kopf gefallen, daß das Blut nur so gespritzt hat — schwupps, war die Dummheit auch heraußen.“

Da schaute der Knabe sie verblüfft an; noch schluchzend fragte er treuherzig: „Und wie ist sie denn wieder hineingekommen?“

Nachher, als das Gelächter war, merkte der Friedl, daß er etwas Unpassendes gesagt haben müsse, er wurde glührot im Gesichte, dann stürzte er zum Kindsmädel hin und schlang mit heftiger Zärtlichkeit beide Arme um ihren Hals. Und als er sah, sie lachten immer noch, lachten das Mädel aus, wohl um das, was er gesagt hatte, da funkelte Zorn in seinen zwei Äuglein — trotzig gegen die Lachenden her.

O einfältiges Ritterlein du! Wenn du glaubst, ein unbedachtes Wort sei leicht nur so mit Schlag und Tat gut zu machen! Es brennt Male, die oft unheilbarer sind als Hieb und Stich. Du wirst unter Umständen sehr lange kosen müssen, bis du einen leichthin gesprochenen Schimpf vergessen machest. Immer geht es nicht so ab wie bei dem Kindsmädel. Das lachte schließlich selber mit über die eigene Dummheit. Und das war gescheit von ihm.

In Langenwang besteht noch die Theaterzensur, die eine zur Zeit dort anwesende Tante ausübte, und — wie ich vermute — in der Art, wie einst die Wiener Theaterzensur den Grillparzer verbessert hat. Hier verschiebt sich der Vergleich insofern ein wenig, als wir es mit dem Erstlingswerke zweier Autodidakten zu tun haben, wovon der eine im nächsten Jahre erst in die Taferlklasse kommt.

Peter Hebel als Oberösterreicher.

Von Hans Mittendorfer.

Da Käfa.

Da Käfa fliagt da Lilie zua.
A schena Engl, der dort sitzt,
Der schenkt an guatn Bleamlsaft,
Der nöt viel kost — drauf hat a gspitzt.

Da Engl sagt: was mechtst denn gern?
— An Altn — hat da Gast begehrt.
Da Engl sagt: das kann nöt sein,
Sie habn an alln schon trunka fert.

So schenk a Viertl Heurign ein!
— Da hast es — hat da Engl deut.
Da Käfa trinkt, es schmeckt eahm guat,
Er fragt: was is mei Schuldigkeit?

Da Engl sagt: das kost da nix,
Doh richt ma z Gfalln dafür was aus:
Woaßt was: da hast a Bleamlmehl,
Das bring mein Nachbarn dort ins Haus.

Er hat ja selbn wohl was er braucht,
Doh gfreuts n und er schickt ma, schau,
Gar oft a Gaufferl Bleamlmehl
Und oft a Tröpferl frischn Tau.

Vageltsgott! hat da Käfa gsagt,
Wanns d zfriedn bist mit dem, i bi s!
Drauf tragt er s Mehl ins Nachbarnhaus,
Wo wieder so an Engl is.

Er sagt: Grüaß Gott, da Nachbar drent,
Der schickt dar was und i brings her,
A Bleamlmehl! Da Engl sagt:
So glegn wia du kimmt seltn wer!

Aft ladnt er ab. Da Engl schenkt
Eahm glei a Viertl Heurign ein
Und sagt: da trink a Mal, wanns d magst!
Da Käfa sagt: das kann schon sein.

Aft fliagt a zu sein Schatzerl hoam,
Sei Haxerl stroaft, sei Flügerl knurrscht.
Sei Weiberl greint: so lang bleibst aus!
Er sagt: was kann i für mein Durscht?

Jatzt schaut ers an und nimmts um d Mitt
Und bußlts und is froh mit ihr.
Aft legt er si zum Sterbn ins Bett
Und sagt: kimm nacha bald zu mir!

Gelt, Sepperl, gelt, das gfallt da guat;
Hast ar a leichts, a lustigs Bluat,
Mechtst ar a so a Käferl sein,
Beim Dirndl und beim heurign Wein.

s Kerschbaumliad.

Da Herrgott hat zum Früahling gsagt:
Geh, deck ön Würmderl a sein Tisch!
Da Kerschbaum treibt glei aus und tragt
Viel tausnd Blattln grean und frisch.

s Würmderl im Oarl wird munta drauf,
Hat gschlafn ghabt im Wintahaus;
Es streckt si und sperrt s Mäulerl auf
Und ribblt seini Augerl aus.

Wias nacha hoamli fiesln tuat
— Dö saftign Blattln san eahm recht —
Da sagts, dö Zuaspeis is so guat,
Daß ma schier nimma aufhern mecht.

Und wieder hat da Herrgott gsagt:
Deck iatzt än Beinl a sein Tisch!
Da Kerschbaum hats glei ghert und tragt
Viel tausnd Blüah schneeweiß und frisch.

Wia s Beinl ausfliagt, schauts in d Heh:
Was schmeckt denn schon so wunderbar
In alla Früah? Ah, mein Kaffee,
Und in porzlanern Schalerln gar!

Und saba gwaschn is das Gschirr!
Es tunkt sei truckers Züngerl ein,
Es trinkt und sagt: Ah, das is süaß,
Da muaß da Zucka wohlfli sein!

ein umgestülptes Stockerl war das Schiff. Die Akteure erschienen in ihrer gewöhnlichen Kleidung.

Es ist üblich, daß Theaterkritiker die Fabel erzählen. In diesem Falle dünkt es mich einfacher, gleich das ganze Stück wiederzugeben.

Caput.

Ein Drama von Walter und Friedl.

Personen:
Mannamor.
Caput.

Mannamor (steht in seinem Schiffe):
Ich bin der Mannamor
Und komm' mir komisch vor.
Und schaut mich jetzt nur an:
Ich sitze in dem Kahn.

Caput (auf dem Fußboden schwimmend, für sich):
Ich bin der Fisch Caput
Und rieche Menschenblut

Mannamor: Was kommt denn dort herbei?

Caput: So mach' doch kein Geschrei.
Ich wirf dir Geld ins Boot,
Dann hast du keine Not.
(Wirft mit vollen Händen Geld in den Kahn.)

Mannamor: Das Geld ist nützlich sehr,
Drum werf' ich's nicht ins Meer.

Caput: Ich bin doch gut,
Ich Fisch Caput!

Mannamor: Mein Kahn ist schon voll Geld,
Da kauf' ich mir die Welt.

Caput: Da hast du recht,
Du lieber Knecht.

Mannamor: Jetzt mach' ich Tippetapp
Und fange dich gleich ab.

Caput: Da schwimm' ich ins Gebüsch,
Da kannst mich nicht erwisch.
(Ab.)

Mannamor: Der Fisch ist fort,
Nun ist es aus,
Da fahr' ich wiederum
Nach Haus.

Den Mannamor gab Walter, den Caput Friedl. Gespielt wurde mit edlem Pathos, der sich bei Walter jedoch einmal unterbrach, als er über sein Schiff stolperte. Das Drama ist, wie wir sahen, ein Drama des Undankes, gleich „König Lear"; erhebt sich indes über dieses durch seinen befriedigenden Schluß. Die Aufnahme war eine geradezu begeisterte, wonach die Schauspieler das Stück wiederholten, und zwar singend. Spielt man's, ist's ein Drama, singt man's, ist's eine Oper. So hat mit „Caput" die Bühne eine zweifache Bereicherung erfahren.

Das aber war dem Jungen zu langweilig, immer gescholten, getreten, geschlagen zu werden. Eines Tages ist er zerfetzt und in allem verwahrlost davongelaufen, wie die Leute wissen wollten, geradewegs nach Wien. „Na", meinten sie, „von dem wird man noch saubere Sachen hören, das ist einer, aus denen man in der Stadt Kanaillen macht". — Und war vierzehn Jahre später hochansehnlicher Finanzmann. Wie war das gekommen? Es ist kurz gesagt. Als der Junge damals als Bettelknabe in die große fremde Stadt kam, da machte es der Zufall, daß er auf der Gasse eine Ledertasche fand, in der so viel große Banknoten lagen, daß er erschrak. Nur einmal in seinem Leben, als sein Hausbauer Lärchenholz verkaufte, hatte er eine Hundertguldennote gesehen. In dieser Ledertasche waren deren ein ganzer dicker Schippel. Einem Herrn ging er zu und sagte, das habe er gefunden und wohin er's geben solle? Er kam vor die Polizei, verloren hatte die Tasche ein Bankbote. Der Bub von Breitwangel hatte allerlei schlimme Adern, nur die diebische nicht. Und die Ehrlichkeit überwog alles andere. Seltene Dinge werden gut bezahlt. Die Bank, deren Geldtasche er gefunden, hatte sich seiner angenommen und ihn was lernen lassen. Und in dem Maße, als er Güte erfuhr, kamen auch andere Tugenden in ihm zum Vorschein. Er ist ein brauchbarer Bankbeamter geworden und hat es zum Kassier gebracht mit einem Jahresgehalt von 10.000 Kronen. Und als er so weit war, ging er wieder einmal heim nach Breitwangel und ließ dort Geld springen. Aber nicht aus Dankbarkeit, daß ihn die Heimat einst so verwahrlosen ließ, sondern aus Bosheit, denn wie artig sie auch um den Geldmann herumkrochen, insgeheim wurmte sie dieser Mensch, der es als Haderlump weiter gebracht hatte als sie, die Braven. „Und ein dummer Kerl ist er doch", sagte einer dieser Braven, „einer erzreichen Geldbank das gefundene Geld zurückgeben, das kann auch nur ein Tepp tun!"

Wer bei sich denkt, er stehe einem andern moralisch über, der steht ihm in Wirklichkeit schon unter.

In einer italienischen Bank Südtirols ist vor etlicher Zeit ein großer Geldbetrag gestohlen worden. Der Verdacht fiel auf eine Person, die festgenommen wurde. Nun liest man in der Zeitung das folgende aus Trient:

„Gestern nachmittag schickte Pater Morizzo des hiesigen Kapuzinerklosters dem Baron Ciani, Präsidenten des Verwaltungsrates der Bank, einen Brief, worin er mitteilte, er habe von einem fremden Priester ein Paket erhalten, das die bei der Bank gestohlene Summe enthält

Da Herrgott hat zum Summa gsagt:
Geh, deck ön Spatzerl a fein Tisch!
Da Kerschbaum rührt si glei und tragt
Viel tausnd Kerscherl rot und frisch.

Und s Spatzerl sagt: is das für mi?
Da greift ma zua und fragt nöt lang;
Das gibt ma Kraft ins Mark und Boan
Und stärkt ma d Stimm für mein schen Gsang.

Da Herrgott hat zum Hörist gsagt:
Ram ab, iatzt habns schon gspeist allsand!
Drauf falln, wia gach da Wind umschlagt,
Schon kloani Reifn kühl ins Land.

Un d Blattln wern schon gelb und rot
Und müaßn falln — sans nu so schen;
Denn was vom Erdbodn auffisteigt,
Das muaß zum Erdbodn niedagehn.

Da Herrgott hat zum Winta gsagt:
Was da is nu, decks zua schen stad,
Daß s nöt verdirbt, daß neamd drum fragt!
Drauf hat da Winta Flockn gstraht.

Da Wegweisa.

Woaßt, wo da Weg zum Mehlfaß is?
Steh auf, steh auf, eh d Sunn aufgeht,
Hin übers Feld mit Pfluag und Eggn,
Bis Stern um Stern am Himml steht.

Ma werkt, solang da Tag oan hilft,
Ma schaut nöt um und gibts nöt nah;
Da Weg geht über d Tenn und Mühl
Da Kuchl zua — da habn ma s ja.

Woaßt, wo da Weg zum Guldn is?
Daß er si nachn Kreuzern ziagt?
Drum, wer nöt aufn Kreuzer schaut,
Wohl schwerli a ön Guldn kriagt.

Wo is da Weg zur Sunntafreud?
Geh fleißi übern Weritag
Durch d Werkstatt und durchs Ackafeld,
Da Sunnta dankt da für dei Plag.

Am Samsta is a nimma weit.
Was mag wohl in fein Körberl sein?
Kann sein, a Bratl mit Salat,
Kann sein, dazua a Glaserl Wein.

Woaßt, wo da Weg in d Armuat geht?
Schau fleißi gegna Wirtshaus hin,
Geh nöt vorbei, da Trunk is guat,
Und Kartn habns wohl a da drin.

Im letztn Wirtshaus hängt a Sack
Glei nebn dein Stecka und dein Huat;
Wanns d fortgehst, hängst dirn um, du Lump!
Da Bettlsack, der steht da guat.

Es is a hölzers Schüsserl drin,
Es is da load, wird was verschütt;
Und wanns d wo zu an Brünndl kimmst
Und trinka magst, so schöpf damit.

Wo is da Weg, wann wer zu Fried
Und Ehr im Alta kemma mecht?
Er geht hinfür mit Maß und Ziel
Und ernstn Sinn für Pflicht und Recht.

Und wanns d wo an an Kreuzweg stehst
Und woaßt nöt, seitwärts oda grad —
Halt stad und frag dei Gwissn zerst,
s kann deutsch, gottlob, und folg sein Rat.

Wo mag da Weg zum Freidhof gehn?
Gehst wo der Will, magst zagn, magst eiln,
Zum stilln Grab im kühln Grund
Führt jeda Weg, da kannst nöt faihln.

Doch geh als brava Mensch durch s Lebn,
I rat da s, was i ratn kann — —
Das Platzl hot a ghoami Tür,
Es is was anders nu dranan.

Heimgärtners Tagebuch.

Auch diese Geschichte sollte man einmal erzählen, wie im Dorfe Breitwangel ein Lausbub davonlief, der nach vierzehn Jahren als hochgeschätzter Bankkassier zurückkam. Er war ein Ausbund aller Ausgelassenheit gewesen, er war widerspenstig, zornmütig, er schimpfte, er fluchte, er war arbeitsscheu, er war unsauber. Schon als Junge von zwölf Jahren soff er Branntwein. Er war elternlos, niemand kümmerte sich um ihn, außer er mußte auf die Bank gelegt und gezüchtigt werden.

standen: „Ich Unterzeichneter erkläre, daß ich am 17. September 1899 dem (Name) ohne alle Ursache drei Backenstreiche versetzt habe, daß ich ihn deswegen um Verzeihung bitte, und daß ich ihm zehn Gulden für die Gemeindearmen in die Hand gebe.

Jetzt wollte der Unhold seine Unterschrift zwar nicht aufs Papier, hingegen dem Bauern wieder auf die Wange geben. Als er aber zwei Knechte sah, tat er's nicht, sondern gab Unterschrift und Geld.

Manchen Leuten gefiel es schlecht vom Bauern, daß er die entehrenden Ohrfeigen nicht mit der Faust vielfach wettgemacht hatte. Er hätte sich also sollen mit dem Besoffenen in ein Handgemenge verwickeln und sich, wenn er zufällig im Balgen der Ungeübtere war, noch etliche Schläge gfallen lassen sollen, um seine Ehre wieder rein zu machen? Oder er hätte den Gegner im Zorn zum Krüppel geschlagen, wäre eingesperrt worden und hätte sein Lebtag einen Gemeindearmen auf dem Gewissen gehabt, während er so den Gemeindearmen eine Wohltat zuwenden konnte. Ich finde, daß in solchen Fällen Selbstbeherrschung und Vernunft einen Mann höher ehrt als ein dummes Raufen, das doch allemal schief ausgeht und die Linie der Gerechtigkeit niemals trifft.

So ungefähr war es: Der Dicke verschimpfte das Leben und verschandierte die Leute. Die Anständigen nannte er Heuchler, die anderen Ludern. Der Magere konnte sich zwar nicht jeden Tag unbedingt satt essen, aber das Leben gefiel ihm recht gut und die Leute hatte er soweit gern. Besonders die Kinder. In diesen sei noch viel Göttliches, meinte er. „Ja, einstweilen", sagte der Dicke, „werden sie nur erst groß, dann sind sie dieselben Ludern wie alle andern."

„Daß dich bei einer solchen Weltanschauung das Leben noch freuen kann!" sagte der Magere, „nach meiner Meinung hätte einer da nichts besseres zu tun, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen."

„Wenn ich nicht zu feig dazu wäre", sagte der Dicke.

„Sie sind feig!" rief der Magere.

Da hat ihm der andere seine Karte vor die Füße geworfen. Duell! Der Magere erinnerte, daß der andere doch selbst gestanden habe, er sei feig; das half nichts. Sie schlugen sich und der Dicke wurde zum Krüppel gemacht. Jetzt aber kam das Wunder: Dem Krüppel hub an, Leben und Welt zu gefallen.

Mir kommt manchmal vor, daß es für die dicken Raunzer kaum ein besseres Mittel gäbe, sie von ihrem sauren Gifte zu heilen, als ihnen ein Teil von dem, was sie so verachten, wegzunehmen. Der Rest schmeckt dann.

---

und dem Priester unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses übergeben worden war, da der Überbringer nicht wollte, daß ein Unschuldiger an seiner Stelle im Gefängnis schmachte. Das Paket war mit Spagat verbunden und enthielt die ganze gestohlene Summe bis auf den letzten Heller."

Dieser Vorfall erinnert mich an ein anderes Beispiel von der Macht des Beichtstuhles. Mein Vater wurde einst vom Pfarrer in St. Kathrein am Hauenstein in den Pfarrhof vorgeladen. Der Pfarrer übergab ihm einen Geldbetrag mit der Weisung, er solle nicht fragen, von wem oder weshalb dieses Geld daherkomme, es gehöre ihm und er könne es mit gutem Gewissen in den Sack stecken. Meinem Vater brannte aber das geheimnisvolle Geld auf der Hand und er konnte sich nicht entschließen, davon Korn zu kaufen, obschon wir in demselben Hageljahre Mangel litten. Endlich wollte er es der Kirche von St. Kathrein spenden; der alte Pfarrer jedoch schob das Geld auf dem Tische langsam von sich und sagte: „Mein lieber Lorenz Rossegger, das Geld gehört redlich dein und du mußt es schon deshalb zu Korn machen, weil es von jemandem stammt, der dir jahrelang vom Felde heimlich Korngarben weggetragen hat und der jetzt sich nicht vor seinen Richter traut, ehe du dein Korn wieder hast. Geh, Lorenz, mache ihm das Sterben leicht und kaufe dir Korn um dieses Geld."

Dann hat es mein Vater getan, und so hat uns der Dieb aus den fetten Jahren einen Vorrat in die mageren getragen.

Ein kleiner Vorfall, der sich in unserem Orte zugetragen, erinnert mich an einen andern ähnlicher Art, der vor Jahren war und der mit einer frischen Eigengerichtsbarkeit endete. Ein junger Bauer ging an einem Straßenwirtshaus vorbei. Drin zechten mehrere Burschen und gröhlten unsaubere Liedeln. Da rief er zur offenen Tür hinein: „Nau, gehts außer amal in d frische Luft, schadt enk ah nit!" Augenblicklich sprang einer heraus und versetzte dem jungen Bauern eine Ohrfeige. Dieser wehrte sich nicht, sondern sagte ruhig: „Glaubst, ih schlag zruck? Mit Bsoffenen rauf ih nit." Allsogleich hatte er eine zweite Ohrfeige und eine dritte. „Z Kindberg ban Gricht sehn mar uns wieder", sagte der Geschlagene und ging seines Weges.

Am nächsten Tag, als der Rohling erfuhr, der Mißhandelte wolle ernst machen mit dem Gericht, kam er zu ihm und bat ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Antwortete der Bauer: „Ih wills guat sein lassen, wenn du mir a kloane Schrift unterschreibst." „Den Gfalln kann ih dir ah toan", darauf der andere. Der Bauer ging in seine Stube und kam bald mit einem Blatt Papier zurück, auf dem die folgenden Zeilen

nicht an das Tier verschwenden, solange es der Mensch bedarf. Was natürlich nicht ausschließen darf, die Tiere, mit denen man zu tun hat, möglichst vor Qual und Unrecht zu bewahren und sie als Mitgeschöpfe mit Wohlwollen zu achten. Aber sie an Liebe und Fürsorge den Menschen vorzuziehen, das sollte nicht sein. Freilich kann man mit Recht sagen: Ein unschuldiges Tier ist liebenswürdiger als ein boshafter Mensch. Warum ist mancher so boshaft? Weil er zu wenig an Liebe erfährt von seinen Mitmenschen.

Liebe ist ein kostbar Ding, es ist an Wert dem Radium noch vorzuziehen, und man frage, ob die echte Liebe viel häufiger vorkommt als Radium? Und der Mensch ist so grenzenlos liebesbedürftig, auch der es nicht eingesteht, auch der nicht darum wirbt, auch der Liebe nicht erwidert, auch der sie nicht verdient. Der Liebe bedarf jeder, und jeden macht sie ein wenig besser. Dem Tiere gut sein, aber so recht mit Herzensinnigkeit liebhaben nur den Menschen.

Unsere neuen, großen, rundschachtelartigen Frauenhüte, die ein herziges Köpfchen in viel zu weitem Kreise umgeben, lösen nur den einen Schrei des Staunens aus: Was müssen das für Hohlräume sein!

Das akademische Leben — ich kenne es nur nach Sehen und Hörensagen. Ich weiß, daß man in demselben die Freiheit als das Höchste schätzt. Das versteht man natürlich nicht so, als gebe man sich anstatt des Studierens dem ungezügelten Leben hin. Worin besteht aber die akademische Freiheit? Im geselligen Leben und Genießen? Und gerade da haben die Studenten oft den größten Zwang. Ich denke an die Burschenschaften. Mir wäre diese Freiheit zu schmal. Alte Sitten mitmachen müssen, die dem heutigen Menschen gar nicht mehr anstehen, besonders wenn er jung ist und sich frei und persönlich entwickeln will. Mir wäre es unerträglich. Ich habe ein anderes Glück gehabt. Meine Freiheit ist zeitweilig so groß gewesen, daß sie an Vogelfreiheit grenzte. Ich habe in meinem Leben nichts getan, was ich nicht tun wollte. Auch das Gezwungene wollte ich tun, weil ich die Notwendigkeit einsah. Die Gesetze, deren ich bedurfte, habe ich mir selbst gegeben. Diese stimmten ungefähr mit meiner Neigung und Überzeugung überein, so bin ich ihnen leicht treu geblieben. Das hat mich aber ein wenig außerhalb der breiten Gesellschaftskreise hingestellt, besonders aber dem akademischen Leben ferngerückt. Das Studentenleben, ich liebe es wie die Jugend selbst, und nichts innert mich wärmer als der frische, treue, freie Bursch. Wie aber dieser freie Bursch sich immer noch in das

Es ist auffallend, daß minderbemittelte Leute den Straßen- und Türbettlern lieber etwas schenken als Reiche. Warum? das erklärte mir vor kurzem ein kluger Kopf. Der sagte: Die Wenigbemittelten machen wohltätige Kleinarbeit, die Reichen gemeinnützige Großarbeit. Wenn einer jährlich Tausende von Kronen ausgibt, so will er nicht obendrein noch auf Schritt und Tritt belästigt werden von Bettlern aller Art, von denen neunzig Prozent Lügner oder Taugenichtse sind. Na ja, das läßt sich hören. So machen es die Armen da und so machen es die Reichen dort. Aber die meisten Leute sind nicht arm und sind nicht reich. Sie sind zu wohlhabend, um dem Bettler einen Kreuzer zu schenken, und zu wenig wohlhabend, um jährlich Tausende von Kronen verschenken zu können, sie geben also korrekterweise — gar nichts.

Vielleicht so: Wer in der Lage ist, Bedeutenderes für gemeinnützige Zwecke zu leisten, und er tut's, dessen Gewissen wird ganz ruhig bleiben, wenn er einen fremden Bettler abweist. Das Almosengeben im kleinen, das — den Bettlern nach zu schließen — gerade in katholischen Ländern blühen soll, ist häufig ein Zeichen des bösen Gewissens, das uns den Vorwurf macht, wir leisteten zu wenig für das allgemeine Beste. Nur schade, daß das liebe Gewissen sich so kreuzerweise beruhigen läßt. Sollten wir nicht lieber zusammenhalten, um große soziale Werke zu schaffen, anstatt mit kleinen Almosen immer noch mehr Bettler zu machen?

„Seit der Hund im Hause ist, schaut mich mein Alter gar nicht mehr an“, klagte mir ein Arbeiterweib. Und seitdem jene alte Jungfrau zwei Katzen hat, ist sie noch giftiger gegen ihre Hausgenossen. Ich habe oft beobachtet, daß Leute, die ihr Herz an ein Tier hängen, lieblos gegen die Menschen sind. Es hat mancher Mensch ja nur ein gewisses Quantum von Liebeswärme in sich, sobald das verpufft ist, wird er kühl und gleichgültig, wenn nicht gar mißwollend gegen seine Umgebung. Gäbe es kein Lieblingstier, so würde mancher und manche die Güte, die Fürsorge, die Zärtlichkeit für irgendeinen Menschen aufwenden. Auch mir geht es so: Ich verlange mir kein Tier im Hause, aber ist eins da, so muß ich es gern haben und es ist mir ein Bedürfnis, das Tier zu herzen, zu zärteln und um seine Anhänglichkeit zu buhlen. Sein Wohlsein tut auch mir wohl, wie das eines lieben Menschen; sein Leiden empfinde ich mit; aber um das kommen dann vielleicht meine menschlichen Hausgenossen zu kurz. Es dürfte nicht so unsinnig sein, wenn der Mensch auf das Tier eifersüchtig ist, und vielleicht steht einmal ein Moses auf mit dem Gebote: Du sollst dein Herz

ihn lieb haben; wo er aber in Massen vorhanden ist, wo er sich mit seinen erbärmlichen, dummen Eigenschaften gegenseitig ansteckt und sich zu einem vernunftlosen Riesenungeheuer potenziert, dort ist er für mich so ziemlich das Widerlichste, was mir im ganzen Naturreiche begegnen kann.

„Kultur heißt nichts anderes als Fortschritt!“ sagte ein Mann auf dem Lehrstuhl. Ich staunte. Wie sich doch die Begriffe verwirren, wenn man deren viele macht. Kultur kann auch Fortschritt sein, aber noch vieles andere. Gleichbedeutend mit dem Worte Fortschritt kann das Wort Kultur keineswegs sein. Wenn ja, so könnten wir eines davon entbehren. Machen wir es doch einfach, bleiben wir bei der ursprünglichen Bedeutung des Wortes. Etwas kultivieren heißt etwas anpflanzen, aber es heißt auch, das Angepflanzte pflegen, erhalten, verbessern. Kultur ist je nachdem also geradesogut konservativ als fortschrittlich. Das Ungedeihliche und Schädliche ausrotten, das unserem Wohlbefinden und seelischen Glück Dienliche bewahren und weiterentwickeln, demgemäß das gesellschaftliche Leben einrichten, das gibt einen gewissen einheitlichen Zustand, und den nenne ich Kultur. Gerade dadurch, daß unsere Zeit, allerlei Unbekanntes suchend und versuchend, sich ins Ungewisse und Zweifelhafte verliert, ist sie ins Kulturlose gekommen. Sie ist unstet, nomadisch, bodenlos, streifend geworden. Welches ist nun das Kulturvolk, das wandernde oder das bodenständige mit seiner Geschichte und seiner sich weitererbenden Gesittung?

Das Hauptmerkmal unserer Zeit ist, daß sie die bestehende Kultur zerstören will. Wenn sie nur das Faule daran wegräumen wollte, so wäre das eine kulturelle Tat. Da sie in ihrem Fortschrittswahne auch das vernichten will, was bisher die Menschen gehalten, gefestigt und vergleichsmäßig glücklich gemacht hat, die neu einzuführenden Dinge aber nichts weniger als erprobt sind, so ist das mehr Glücksspiel als Kulturarbeit. Wir wollen ja den Mut haben zu neuen Versuchen, auch Versuchshöfe sind kulturelle Anstalten. Gänzlich unkulturell sind nur die mit den modernen Fortschrittsbestrebungen oft verbundenen rohen Zerstörungsgelüste.

Möchte die Erkenntnis endlich durchdringen, daß die Hauptaufgabe der Erziehung nicht in Drill und Eintrichtern von Vielwissen bestehen darf, sondern in der Erzielung eines starken, reinen, persönlichen Charakters. — Immer und immer wieder muß das in die Welt, in die Köpfe, in die Seelen gerufen werden: Persönlichkeiten brauchen wir, die reinen Herzens und starken Willens sind.

Prokrustesbett mittelalterlicher, teils roher, unsinniger Formen zwängen läßt, das ist mir unbegreiflich. Muß man halt warten, bis sie es selbst spüren, daß viele der alten Studentensitten wie spießige Fremdkörper stecken in unserer Kultur, daß solche einen Zwiespalt in unser Leben bringen, und einen Drill, der die natürliche Ausbildung eines festen, einheitlichen Charakters doppelt schwer macht. Zwang gehöre zur Erziehung, sagt man. Aber — unsere Erzieher dürfen nicht tot, sie müssen lebendig sein; die alten, seelenlos gewordenen Formen und Satzungen mögen als Zeremonie einer exklusiven Stunde noch zu brauchen sein, fürs wirkliche Leben und seine großen Aufgaben geben sie uns nichts.

Wenn nun so ein lieber Bursch käme und sagte: „Herr! Lassen Sie uns doch die Kappen, Farben, Schläger, Bierkomments, Mensuren und Duelle. Es sind ja unsere lustigen Spiele!“ so wäre ich geschlagen. Aber es kommt keiner, der so spricht, ja sie hängen an dieses „Spiel“ das Beste, was sie haben, ihre Ehre. Und das tut mir leid. Der freie Bursch müßte unbeschränkter Herr seiner Ehre sein, dürfte sich nicht von dem Willen und der Laune anderer abhängig machen.

Ich sehne mich so sehr danach, in der akademischen Jugend die Trägerin unserer reinsten Ideale erblicken zu dürfen.

Was hat der Mensch die Naturreiche nicht schon verunstaltet und verwüstet! Das Mineralreich, das Pflanzenreich, das Tierreich — alles durchwühlt, zerrissen, degeneriert. Nur zwei Naturdinge sind in ihrer urewigen Größe unversehrt geblieben: Das Meer und die Luft. Dem Meere kann keine Schiffahrt was anhaben und die Luft wird auch standhalten und alle Fahrzeuge, allen Rauch, allen Staub, alle Menschenfrechheit und allen Menschengestank zu Boden werfen und in ihrer göttlichen Höhenreinheit verbleiben, wie seit Anbeginn, so bis in ewige Tage. In derselben Ursprünglichkeit ist auch das Kind des Meeres, der Luft und der Gestirne: Das Wetter. Daran vermag der Mensch nichts zu ändern. Er kann sich vor ihm bis zu einer gewissen Grenze schützen, aber ändern kann er an Wind, Wärme, Regen, Schnee u. s. w. nichts. Solches zu denken tut mir wohl, und mitten in den Elementen, die mich jeden Augenblick zerstören können, habe ich mich noch nie so fremd und verlassen gefunden, als manchmal unter Menschenwerken oder in der Menschenmenge, die ja wohl auch eine Elementargewalt ist, aber eine verdorbene, und die mir bewußt feindlich sein kann. Nirgends fühle ich mich ungeborgener, unbeschützter, als in einer Menschenmenge, wie oft habe ich mich vor ihr schon in den Sturm hinausgeflüchtet, wie oft bin ich den Leuten schon entflohen auf schwankem Schiff ins Meer hinaus. Den einzelnen Menschen, wie kann man, wie muß man

tapfer stellenweise für unsere deutsche Stellung und Kultur gestritten wird. Nur eins gefällt ihnen nicht an den Deutschösterreichern, und das sagen sie immer wieder, und Leute verschiedenster Lebensstellungen sagen es: Zu wenig österreichischen Patriotismus, zu wenig Liebe zur Dynastie hätten wir. Es mag ja sein, daß es eine kleine Gruppe gibt, bei der das zutrifft. Jedenfalls bringt eine solche uns Deutschösterreicher in den unverdientesten Mißkredit. Tatsache ist es, daß sie im Deutschen Reiche unsere Sammlung schädigt.

Folgende Zuschrift verdient in die Geschichte der großen Schutzstiftung gesetzt zu werden:

„Vorige Woche wurde hier ein junger Mann, Beamter, zu Grabe getragen, der kurze Zeit nach einer schweren Operation gestorben ist, vor welcher ihn die Aerzte darauf aufmerksam gemacht haben, seine Angelegenheiten zu ordnen. Seine ganze Habe von 2000 Kronen, wahrscheinlich mühsam gespartes Geld, vermachte er, vor den Pforten des Todes stehend, als Baustein der von Ihnen, geehrter Herr, angeregten Sammlung, dem Deutschen Schulvereine.

Dieser Baustein ist gewiß ein Edelstein in Ihrer Sammlung.

Aussig a. d. E. J. R. S."

Gelegentlich meiner Anregung zu dem Zweimillionenfond ist erinnert worden an einen ähnlichen, nur viel unbarmherzigeren Vorschlag, den ich vor zehn Jahren veröffentlicht habe. Den Anfragern, wo jener Vorschlag zu finden sei, die Mitteilung, daß derselbe im „Heimgarten“, 24. Jahrgang, Seite 144 und Seite 305, gedruckt steht. Damals habe ich für nationale Zwecke von dem einzelnen Deutschen den zehnten Teil seines Vermögens haben wollen. Darauf haben mir die Deutschen gar keine Antwort gegeben und die einzigen zwei Personen haben ihren Teil, der schon auf dem Opfertisch lag, wieder einstecken müssen.

Wer dieser Erde Macht und Pracht
Befreit und rein Verachten mag,
Dem wird zur Weihnacht jede Nacht,
Und jeder Tag zum Ostertag!

Dem Wiener Journalistenverein „Concordia“ zum Halbhunderts-Jubiläum.

Wer dem kleinen Heute dienen mag,
Sehe, ob der Zukunft es gedeiht,
Journalisten bauen für den Tag,
Doch aus Tagen baut sich groß die Zeit! —

Die Deutschen hätten eine gute, aber harte Lehre an ihrer Geschichte, doch sie wollen nicht in die Schule gehen. Ihre Geschichte erinnert uns an jene zahlreichen deutschen Fürsten, die nicht deutsche Fürsten sein wollten. Sie wollten gerne Weltreiche gründen. Und derweil sie die Welt zu beherrschen glaubten, ging ihnen das deutsche Volk durch. — Denn dieses Volk bestand und besteht aus lauter eigensinnigen Köpfen, die jeder für sich herrschen wollten. Die Deutschen sind, mit Verlaub zu sagen, kein Volk; sie sind eine Menge von Dickschädeln, wovon jeder Herzog und keiner Volk sein will. Und ward einer wirklich Herzog oder gar König, dann vergaß er erst recht seines Volkes und wollte Völker beherrschen, die ihn gar nichts angingen. So war's oft in unserer Vergangenheit. Heute mag's besser sein. Vielleicht! Obschon auch heute keiner Herdentier, jeder Leithammel sein will. Und ich selber so. — Und dieser Eigenheit wegen müßten die Deutschen politisch ganz anders angesehen und behandelt werden als andere Völker. Ist das wirklich ein Volk von Herren? Gibt es überhaupt ein Volk von Herren? Und sind die Deutschen Herren, wie manche gern träumen, dann sind alle Reden und Zeitungsartikel vergebens, dann sind alle Versuche, die Menge zu einer Einheit zu bringen, umsonst. Je weniger der einzelne sich fügt, je deutscher ist er. Der Weiche, Fügsame wird heutzutage ja undeutsch genannt. Ich glaube nicht, daß es Mißtrauen ist, wenn keiner dem andern folgen will; es ist der unwiderstehliche Drang, selbständig zu sein, für sich zu sein, nicht am Gängelbande zu sein. Ein vornehmer Zug ist das, er fördert die Einzelkraft, schädigt aber die Gesamtkraft. Was wird da dann herauskommen? Daß das deutsche Volk endlich zugrunde gehen muß, die Deutschen an sich aber aufrecht bleiben werden.

Es geschieht ziemlich oft, daß mich Norddeutsche besuchen, was mir immer angenehm ist. Ganz besonders in diesem Jahre. Man hat ja seine eigennützigen Regungen. Ich suche sie zu interessieren für unsere Schutzstiftung. Da gehen sie auch gern darauf ein und sie sehen die Gefahr, für die so viele in unserem Lande blind sind. Sie ermutigen uns, sie möchten uns gerne helfen, sie freuen sich, wenn sie sehen, wie

A entrischa[1]) Weg.

Bald d gehn muaßt in a Wettanacht,
Wanns blitzt und schiach der Duna kracht,
Da geht dih leicht a Grausn an,
Mei liaba Man!

Doh wer erst in a Wettanacht
n Weg hoam aus n Wirtshaus macht,
bal d Alte harb ba n Fensta sitzt,
Mei du, der schwitzt!

Samstanacht.

Wanns wa
Und wanns gschah,
Daß ih s Dirndl heunt sah,
Nacher kriagets a sakrisches
Zwickbusserl ah.

Und eh
Daß ih geh,
Hab ih stad[2]) auf der Höh
Und sing ihr mein Jodler:
Holdiria — woaßt eh!

Noble Passion.

Von F. Freimund.

Die Jagd an sich mag man als ein notwendiges Übel in dieser „Kultur"-welt oder in dem ganzen Weltgetriebe mit in den Kauf nehmen, gleichwie die Schlächterei, die, menschlich betrieben, so lange, als die Menschheit sich noch nicht zum Vegetarismus bekehrt hat, zu dulden ist.

Eine traurige Notwendigkeit, aber auch nicht mehr als dies! Sie zu einer vornehmen ritterlichen Beschäftigung zu erheben, wird vor dem Richterstuhle der reinen Vernunft nimmermehr gelingen; allenfalls mag man sie ein „nobles Pläsier" oder eine „noble Passion" nennen, ein schillernder Ausdruck, über dessen Wert sich jeder schlüssig machen möge.

Das Urteil aber wird sofort zu einer Verurteilung, wenn es die Auswüchse der Jagd betrifft; und diese sind an Zahl und Art fast zahlreicher und unerträglicher als die weidmännisch betriebene Jagd. Sie laufen auf das Töten des Wildes als Sport hinaus. Hier der Sonntags- und Aasjäger, dort die Treibjagd, manchmal auch eine auf die Treiber; hier Stierhetzen, dort Fuchshetzen, je nachdem es des Landes so der Brauch ist. Keines hat es nötig, aus dem eigenen Glashause in fremde mit Steinen zu werfen.

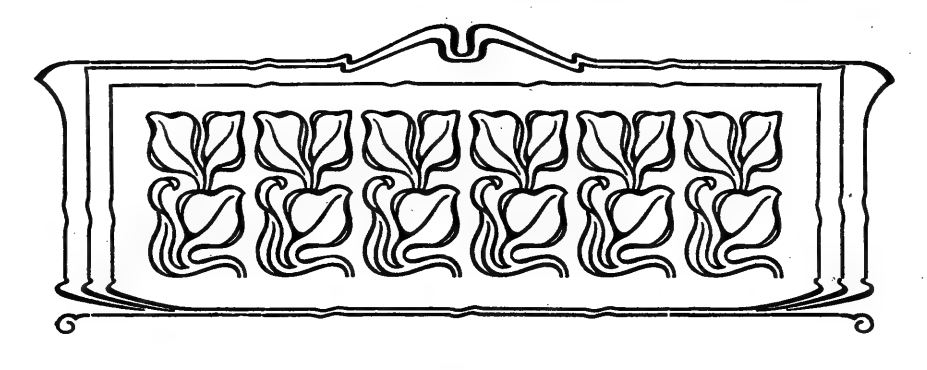
Auch im lieben Deutschland, im „Volke der Denker und Dichter", schleppen wir uns mit den Rudimenten einer sonst längst überwundenen Entwickelungsstufe noch herum. Und, schlimm genug, die oberen Zehntausend gehen nicht mit gutem Beispiele voran, hier nicht, wie auch nicht in manch anderer Beziehung.

Zu den Festlichkeiten der Höfe gehört außer den unerläßlichen „Festessen" und „Festreden" mit nachfolgender Ausstellung von weißem Menschenfleische im Theater auch die Hofjagd als ein „Requisit" der höfischen Schaustellung und der Ehrung eines Gastes.

Entweder werden die Tiere in Massen in einen Kessel getrieben und hier von der Kugel der Herren der Welt zur Strecke gebracht und die Strecke nachher mit Kenneraugen und Siegerstolz gemustert; ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen! Und, um das Maß voll zu machen, die Berichte verkünden nachher dem bewundernden Volke, wie viele „Kreaturen" wieder erlegt worden seien; ja hier und da wird ein Denkmal errichtet, das auch der Nachwelt es noch verkünden soll: Hier hat Serenissimus N. N. die 50.000ste Kreatur erlegt! Gipfelpunkt des in Demut und Selbstentmannung ersterbenden Byzantinismus, des aktiven wie des passiven!

---

[1]) unheimlicher. [2]) halt ich still.



Kleine Laube.

Kecke Liadl.

Von Hans Fraungruber.

Der Rekrut.

A Sträußl am Huat,
Steht an iadn Buam guat,
Und hiaz ghaltst mr, gel, Schatz,
Noh liaba mein Platz?

Hiaz woaßt, ih bi z braucha,
Und will mih wer taucha,
Muaß r noh stirka sei —
Doh derweil ghörst noh mei!

Und dei Kranzl bleibt mei,
Ruck ih ah hiazn ei,
Drei Jahr san bal um,
Nacher kim i mr drum.

Hau — schau!

Hast mih gern oda net?
War tagüba mei Red;
Sagt nit Muh und net Mau(a) —
Hau, wia bin ih hiaz au(a)?

Aft ba n Fensterln auf d Nacht
Hat s mr s Riegerl aufgmacht,
Sagt net Katz und net Maus —
Schau — hiaz kenn i mih aus!

Nebel und Sunnschein.

bal s regnt, da is s naß,
Is auf d Weg koa Verlaß,
Und die Nebel san für
Vor mein Schatz seina Tür.

bal aber d Sunn scheint,
San mr glei guate Freund,
Und sie leucht mr fei gschwind,
Zu mei Schatz, daß ih find.

So is s recht.

Fleißi wia a Beinl[1]),
Lusti wia a Fink,
Feuri wia a Weinl,
Wia a Lüfterl flink;

Rund als wia a Nusserl,
Alles liab und echt,
Süaß als wia a Busserl,
So a Dirndl, däs is recht!

Almweg.

Schön stickl[2]) und schmal
Gehts aufa von Tal
Zu der Sennhüttn hi
Wo ih Brentlerin[3]) bi.

Därf dih nix net vadriaßn,
Koa Wehdam[4]) in Füaßn;
Willst aufa zu mir,
Bua, der Steig geht in d Knia!

Und is der Weg schlecht,
Hau, däs is mr scho recht:
Glei a schneidiga Bua
Kehrt ba meiner Alm zua.

---

[1]) Bienchen. [2]) steil. [3]) Sennerin. [4]) Schmerz.

dann — der Schelm! — seinem Vater sein Mißgeschick zu klagen, daß er wieder nichts erlegt habe. Auf ihn paßte eben das Wort des griechischen Weisen: „Die Staaten werden am glücklichsten sein und am besten regiert werden, in denen Könige Philosophen und Philosophen Könige sind.“ Das aber ist freilich ein gar seltenes Göttergeschenk.

„Türmer.“

Geschichte der Neuzeit.

Wer darf sich heranwagen, die Geschichte einer Epoche menschlicher Kämpfe und Arbeiten zu schreiben, in deren Mitte wir noch stehen und ringen?

Der Herausgeber der in diesem Blatte schon mehrmals erwähnten „Weltgeschichte“ (Berlin, Verlag von Ullstein u. Ko.), Dr. J. von Pflugk-Harttung, wagte es, die politische, kulturelle Entwicklung der Menschengeschlechter von den ersten Spuren an, die uns zugänglich sind, unterstützt von einem Stab berühmter Mitarbeiter, in einem großen Werk plastisch vorzuführen. Man begann des allgemeinen Interesses wegen zuerst mit der Herausgabe des Abschnittes seit dem Jahre 1500, und der dritte der erschienenen Bände umfaßt die „Geschichte der Neuzeit“, die hier nach der französischen Revolution einsetzt und mit 1908 abschließt. Fachmänner teilten sich in der Bewältigung des ungeheuren Stoffes: P. Darmstaedter behandelt das Werden und Sein der vereinigten Staaten, Harbler führt Mittel- und Südamerika vor, Ullmann stellt Europa im Zeitalter der Reaktion dar, Heigel und Hausenstein charakterisieren die Zeit der nationalen Einigung, Brandenburg berichtet von der Entstehung eines Weltstaatensystems und Karl Lamprecht rückt geistvoll und tiefkritisch den Ursachen der europäischen Expensive an den Leib — die wohl in absehbarer Zeit mit den gelben Erweiterungsgelüsten und mit der nordamerikanischen Expansivkraft zusammenprallen wird, denn dieselben zwingenden Motive, welche Europas Staaten in die Ferne zwingen, müssen auch anderen aufblühenden Völkern die Ellenbogen in Bewegung setzen.

Es bietet kaum glaubliche Schwierigkeiten, aus embryonalen Ähnlichkeiten und Unterschieden, aus Knochenresten und spärlichen Kulturüberbleibseln längst entschwundene Perioden der Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt zu rekonstruieren, aber mich dünkt, ein derartiges Beginnen ist immer noch leichter durchführbar als die möglichst objektive Besprechung eines Zeitabschnittes, dem gegenüber wir uns nicht auf einen hohen, übersichtlichen Berg stellen können, nie ohne Haß und ohne egoistische Liebe das verwirrende Treiben der einzelnen, der Parteien Stimme, Rassen und Völker zu betrachten, weil wir selbst noch lebende Glieder der lebenden Gegenwart sind. Eingeengt von Vorurteilen und dem kleinen Gesichtskreis, den wir unmittelbar wahrnehmen, ist es aber um so notwendiger, daß man uns ein Bild gebe der Zustände, die zu dem führten, was ist, damit die Entscheidungen, die jeder — der eine im großen, der andere im kleinen — treffen muß und die an der Gestaltung der Zukunft mitschaffen, durch eine möglichst vertiefte Sachkenntnis aller einschlägigen Fragen zustande kommen.

Damit ist die Unerläßlichkeit von Geschichtsdarstellungen der Moderne ungefähr skizziert, damit ist aber auch zugleich deren Schwierigkeit betont. Die Autoren der „Geschichte der Neuzeit“ haben sich dem Für und Wider ihrer Arbeiten gewiß nicht verschlossen und bemühten sich, den vielumstrittenen Gestalten, sagen wir etwa eines Klemens Metternich, an dessen System wir Österreicher zum Beispiel noch zu kranken scheinen, ebenso gerecht zu werden wie der grandiosen Nationalerscheinung eines Bismarck, die heute wohl schon mehr geliebt als gehaßt ist. Der Geschichtsschreiber muß unbekümmert um die Tagesmeinung und um das Urteil heißblütiger

Oder es gilt eine „Parforcejagd". Behalten wir hier ruhig den fremden Ausdruck bei; die deutsche Sprache ist zu gut, um dafür mißbraucht zu werden.

Wie es da hergeht, darüber können wir hinweggehen; fort und fort bringen Zeitungen die Berichte — warum, warum eigentlich? —; und nicht nur um ihres sachlichen Inhaltes willen, auch wegen ihrer Sprache, besser ihres Jargons, wirken sie auf jeden natürlich und feiner empfindenden Menschen gleich einem seelischen Brechmittel.

Dem Eber, der parforcegehetzt wird, sind vorher die gefährlichen Hauer ausgebrochen worden; es soll ja nur ein nobler Sport, kein ritterlicher Kampf sein. Auch „Damen" finden sich im „roten Felde" mit ein: „willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an". Und so geht das Woche für Woche, Jahr für Jahr; wie lange noch?

So lange noch, als das Volk es sich bieten läßt und nicht erzieherisch von unten nach oben wirkt. Und damit ist freilich ein Anfang gemacht worden. Aus der Nähe Berlins, aus dem Grunewalde, mußten diese Jagden verlegt werden, weil der schaulustige gewöhnliche Sterbliche, der „Untertan", dem solche Heldentaten der Halbgötter nicht faßbar sind, sie nicht mehr bewunderte, sondern mehr und mehr die Waffe des Spottes brauchte und schlechte Witze riß.

Im übrigen, die Sache birgt eine ernstere Gefahr in sich: ein solches lustiges rotes Feld könnte, wie im alten Frankreich, doch sehr leicht, ganz naturgemäß, ein anderes „rotes Feld" heraufbeschwören: Rot um Rot, Schuld und Sühne!

Es scheint, wir haben es mit einer nicht auszurottenden Krankheit zu tun, die alle den höheren Kreisen Angehörenden ansteckt. Der Serenissimus hier hetzt Hirsche, Eber und Füchse, jener hat den Vorsitz bei einem Stiergemetzl; Präsident a. D. Roosevelt schießt sich in Afrika satt, um des Vergnügens willen, nicht aus der harten Notwendigkeit eines Schlächters oder Jägers von Beruf.

Es war so seit je. Man kennt jenes im Galgenhumor — und damals konnte dergleichen leicht an den Galgen bringen — abgefaßte Schreiben des Dichters Mathias Claudius über die Hetzjagd:

„Schreiben eines parforcegejagten Hirschen an den Fürsten, der ihn parforcegejagt hatte.

d. d. jenseits des Flusses.

Durchlauchtigster Fürst, Gnädigster Fürst und Herr!

Ich habe heute die Gnade gehabt, von Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht parforcegejagt zu werden, bitte aber untertänigst, daß Sie gnädigst geruhen, mich künftig damit zu verschonen. Ew. Hochfürstliche Durchlaucht sollten nur einmal parforcegejagt sein, so würden Sie meine Bitte nicht unbillig finden. Ich liege hier und mag meinen Kopf nicht aufheben, und das Blut läuft mir aus Maul und Nüstern. Wie können Ihre Durchlaucht es doch übers Herz bringen, ein armes, unschuldiges Tier, das sich von Gras und Kräutern nährt, zu Tode zu jagen? Lassen Sie mich lieber totschießen, so bin ich kurz und gut davon. Noch einmal, es kann sein, daß Ew. Durchlaucht ein Vergnügen an dem Parforcejagen haben; wenn Sie aber wüßten, wie mir noch das Herz schlägt, Sie täten's gewiß nicht wieder, der ich die Ehre habe, zu sein mit Gut und Blut, bis in den Tod u. s. w." (Matthias Claudius' sämtl. Werke, Teil 3, S. 93.)

Doch es hat auch immer rühmliche Ausnahmen gegeben. Friedrich der Große war auch darin groß, daß er klein in der Jagd war; er hat seiner Abneigung scharfen Ausdruck gegeben und ist, nur um seinem Vater, einem wilden Jäger wie nur einer, den Gefallen zu tun, mit auf die Jagd gegangen. Aber er trat dann hinter einen Baum und gab sich dem Genusse der Lesung eines Buches hin, um

Der Begriff der Ehre ist ein dreifacher: moralisch, sozial, juridisch. Es liegt in der Natur der Sache, daß der letztere von den beiden ersten abhängig ist. Zweifellos kann die Ehre rechtlichen Schutz beanspruchen. Aber daß dieser Schutz stets ein unvollkommener bleibt, ist unvermeidlich: kein Rechtsverfahren kann die feinen Beziehungen angreifen, in denen die Geltung des Individuums zur Achtung seiner Umgebung steht. Je unnahbarer aber in dieser Hinsicht viele Ehrverletzungen sind, desto bestimmter sollte auch aus dem Gerichtsverfahren alles ausgeschlossen werden, was nicht der Sühne der Beleidigung, sondern vielmehr der Verstärkung der Beleidigung dient. Wir haben es erlebt, daß jemand durch das Gerichtsverfahren viel schwerer in seiner Ehre gekränkt wurde, als es durch die Beleidigung geschehen war. Solche Beobachtungen bedeuten geradezu Herausforderungen zur Selbsthilfe. Solange das Gerichtsverfahren nicht besser funktioniert, ist die völlige Ausschaltung des Duells unmöglich. Aber selbst wenn es gut funktioniert, bleiben Ehrenkränkungen, die dem Recht ungreifbar sind; für diese müssen Ehrengerichte eintreten, in denen Alters- und Standesgenossen in wirksamer Weise (weil unter staatlicher Anerkennung) Ehrenverletzungen zum Austrag bringen. In solchen Ehrengerichten würde auch das soziale Moment des Ehrbegriffs zu seiner ihm zukommenden Geltung gelangen. Das wäre auch die geeignete Form der Sühne von wirklichen Beleidigungen im akademischen Leben. Man kann sogar sagen: es gibt nichts von Ehrverletzungen im studentischen Verkehr, was nicht in vollkommen befriedigender Weise in dieser Form erledigt werden könnte.

Das gegenwärtige Verfahren bedeutet weniger die Wiederherstellung von Ehre als die Parodie einer solchen. Die meisten studentischen Mensuren haben ja mit Ehre gar nichts zu tun. Glücklicherweise. Denn das sind die vernünftigsten; Stählung der körperlichen und seelischen Kraft läßt sich zu ihrer Begründung anführen, ob mit Recht oder Unrecht, soll hier nicht untersucht werden. Bei den Mensuren aber, bei denen Ehrenhändel ausgefochten werden, ist meist die Sachlage nicht die, daß ernstliche Ehrverletzungen die Herausforderung veranlassen, sondern umgekehrt: weil man fordern will, verbricht man eine Beleidigung, die tatsächlich völlig wertlos ist. Wie viele Reibereien, Zusammenstöße, Wortwechsel würden im akademischen Leben einen harmlosen Verlauf nehmen, wenn die unsere Gesellschaftsverhältnisse immer noch stark beeinflussenden Duellsitten nicht provokatorischen Naturen das Ziel einer Herausforderung steckten, die bei vielen immer noch als ein Zuwachs an Ehre betrachtet wird! Freilich eine Vorstellung von Ehre, die jedes inneren Grundes entbehrt, sondern lediglich durch traditionelles Vorurteil diese Prägung erhalten konnte! Denn wie es einen Zuwachs von Ehre bedeuten soll, wenn man mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gerät, ist ebensowenig einzusehen, wie daß Ehre dadurch wiederhergestellt werden soll, daß man sich mit einem anderen in geordneten Formen schlägt. Zwischen dem Duell und der wirklichen inneren Ehre fehlt jeder wirkliche Zusammenhang. Ja, in den Zeiten der Gottesurteile, denen das Duell entwachsen ist, da war ein innerer Zusammenhang: das Recht, nach spanischen Anschauungen die Ehre, lag auf Seiten des Siegers. Seitdem aber diese Vorstellung allseitig als Aberglaube erkannt ist, fehlt dem Zweikampf der ursprüngliche Sinn. Wie kann die theoretisch von jedem Ethiker klar erkannte Sachlage greller beleuchtet werden als durch Vorgänge wie die, daß der in seiner Ehre schwer verletzte Gatte von dem gewissenlosen Ehebrecher über den Haufen geschossen wird! Solche Fälle beweisen, daß die landläufigen Ehrvorstellungen einer gründlichen Neubildung bedürfen. Was soll man dazu sagen, wenn jemand gewisse Scheltworte nicht vertragen kann, ohne blutige Sühne der verletzten Ehre zu fordern, es aber nicht seiner Ehre widersprechend findet, durch gewissenlose Spielschulden seine Familie zugrunde zu richten? Oder wenn

Parteigeister Englands umfassendes und oft schon andere erdrückendes Wirken schildern und peinlich die von den Leidenschaften bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten, an keiner Wage abmeßbaren Werte abwägen; und England, das ich beliebig aus der Reihe der akuten politischen Probleme herausgriff, ist nur einer der vielen Probesteine objektiver Wissenschaftlichkeit!

Zagend mag dieser und jener Historiker jede neue Zeitung in die Hand nehmen und die Telegramme überfliegen: Geben ihm die pulsierenden Tatsachen der Weltgeschichte Recht oder desavouieren sie ihn? Werfen sie ihm ein Mißverstehen der latenten und äußeren Kräfte vor? Zerschlagen sie mit einem Hieb sein Lebenswerk, weil er wertlose Faktoren unterschätzte und heimliche Kräfte, die plötzlich übermächtig in Aktion treten, übersah? . . .

Jedenfalls ist der dritterschiene Band von Ullsteins Weltgeschichte mit derselben Gründlichkeit und Sorgfalt ausgearbeitet, wie die beiden ersten es waren. Und damit ist sehr viel und sehr Gutes gesagt. Die in der Zukunft schlummernden Ereignisse werden das urteilende Weltgericht über die Gegenwart und ihre Schilderer sein — vielleicht knüpfen sie an das letzte große Bild der Bücher an, das betitelt ist: „Die Apostel des Weltfriedens im Laufe der Jahrhunderte". Wir wollen es hoffen!

Dr. H. L. R.

Der Student und die Ehre.

Von Professor Dr. Lemme, Heidelberg.*)

Der gereifte Mann, der eine bestimmte Stellung einnimmt und seinen Beruf in geordneter Weise erfüllt, wird selten in die Lage kommen, seine Ehre verteidigen zu müssen. Indem er selbst sich zum Grundsatz macht, niemanden zu verletzen, braucht er weder auf klares Urteil noch rüstige Tatkraft zu verzichten. Und wenn er von Verdächtigungen und Verleumdungen erfährt, gegen die niemand geschützt ist, und gerade der Beste am allerwenigsten, so kann der seiner selbst Gewisse dergleichen in den meisten Fällen ignorieren, indem er darüber so erhaben ist wie nach der bekannten Fabel der Mond über das Bellen des Hundes. „Viel Feind', viel Ehr'." Bei vielen Männern ist in der Tat die Geschäftigkeit der Verdächtigung und Verleumdung weiter nichts als die indirekte und unfreiwillige Anerkennung ihrer Bedeutung, also eine Ehrung.

Fordert ein gesicherter Besitz nicht erst die Verteidigung heraus, so tut es ein ungesicherter Erwerb. Der Jugend gehört nicht das Geben, sondern das Gewinnenwollen. Das Streben nach Ehre nennt man Ehrgeiz. Man zählt den Ehrgeiz ethisch häufig zu den ungeordneten Leidenschaften; und als egoistische Leidenschaft, die andere schädigt, ist er verwerflich. Aber berechtigt ist der Ehrgeiz als die seelische Triebkraft des Handelns, welche die Arbeit beflügelt, indem sie ihr wertvolle Ziele steckt. Man möchte manchen jungen Leuten, die Zeit und Kraft in inhalts- und gegenstandslosen Ehreverteidigungen vergeuden, zurufen: wenn ihr doch mehr wirklichen Ehrgeiz hättet! Wenn ihr euch klar darüber wäret, worin die wirkliche Ehre des Mannes liegt, wie wäret ihr dann imstande, eure Zeit, die der Kraftsammlung dienen soll, in Nichtigkeiten und Lappalien, welche der Kraftzersplitterung dienen, zu vergeuden! Der durch redliche Arbeit erworbene geistige Gehalt, die innere moralische Geschlossenheit und die durch beides bedingte kraftvolle Leistungsfähigkeit begründen die Ehre des Mannes; auf ihre Gewinnung sollte das jugendliche Streben nach Ehre gerichtet sein.

*) Aus dem Heidelberger Akademischen Almanach für das Wintersemester 1909/10.

Da nahm sie lächelnd meinen Brief
Und schob ihn auf die eine Schale.
Das Zünglein sprang. — „Mein Freund . . . zu tief!
Begehrst zu viel mit einemmale!
So leicht verschenkt man nicht das Glück!
Wie heiß auch deine Sehnsucht brannte!"
Und lächelnd gab sie mir zurück
Den Brief, der meine Wünsche nannte. —

Doch plötzlich schreckte ich empor
Geweckt von nächtlichem Skandale;
Durch wüsten Lärm drang an mein Ohr
Das Glockenlied der Kathedrale.
Und hoffnungsfreudig rief ich aus:
„Was uns auch immer sei beschieden —
Du neues Jahr, laß unserm Haus,
Laß unserm Lande seinen Frieden!"

Otto Bromber.



Bücher.

„Murwellen". Erzählungen von Wilhelm Fischer. (München. Georg Müller.)

Wieder liegt uns ein stattlicher Band von Erzählungen des Grazer „Stadtpoeten" vor. Und wiederum gebührt ihm dieser Name mit vollem Rechte. Denn wenn auch nur die erste dieser Geschichten „Murwellen" benannt ist, so rauscht doch die Mur bald stürmisch, bald im ruhigen Laufe durch alle diese Erzählungen und spiegelt sich darin die schöne Natur und Umgebung in vertrauten und lieb gewordenen Bildern wieder. Ich gestehe offen, daß ich schon lange nicht ein Buch in solch' behaglicher Stimmung und mit so viel innerer, stiller Freude gelesen habe. Mit Freude, daß es noch Dichter gibt, die, ferne von den Strömungen der literarischen Mode, vom politischen und sozialen Tageslärm, ihre Wege gehen, die aus der Fülle reicher poetischer Anschauungen auch die kleinlichen Begebenheiten des gewöhnlichen Daseins mit dichterischem Hauch zu verklären und uns ein frohes Gefühl des Lebens einzuflößen verstehen. Es liegt allerdings etwas Weltfremdes, Weltentrücktes in Wilhelm Fischers Schaffen, aber das Eigenartige seines poetischen Traumlebens liegt darin, daß es uns nicht der Welt entfremdet, daß er uns eine erhöhte Lust und Freude am Leben vermittelt, daß er uns für die einfachen Bedingungen des Daseins und vor allem für die Schönheit der Natur im hohen Grade empfänglich macht. Das ist der reiche ethische Gewinn, den wir aus seinen Erzählungen schöpfen. Und der tut uns not, gerade in unserem von flüchtiger Mode und Schlagwörtern bewegten und getriebenen literarischen und öffentlichen Leben. Dichter tun uns not, die ihre eigene Empfindungswelt voll und ganz ausleben und, unbeirrt durch den Lärm der Außenwelt, wie Fischer, an den Pulsschlägen des eigenen Herzens, dem Geheimnis der Menschennatur und seinen innersten Regungen lauschen. Das gibt den kleinsten und gewöhnlichsten Vorfällen des alltäglichen Lebens einen Schimmer von Idealität, von dem wir moderne, vom grellen Tageslicht der Öffentlichkeit überstrahlte Menschen kaum mehr eine Ahnung haben, ebenso wenig, wie wir uns bewußt sind, daß wir, was wir an Mannigfaltigkeit und Ausdehnung unseres Lebens gewinnen, an Intimität des Daseins verlieren, und daß gerade in dieser der eigentliche und wirkliche Wert des Lebens liegt. Mit solcher Empfindung müssen wir Fischers Erzählungen lesen; wir werden über manches Monotone und Breite in seiner Darstellungsweise hinwegkommen und uns an Inhalt und Stil erfreuen, den manche gezwungen nennen, der aber meiner Empfindung nach wenigstens in diesen Erzählungen schon in den ersten einleitenden Zeilen immer in passenden, schönen Akkorden die Stimmung anschlägt, die in uns durch die ganze weitere Entwicklung erklingen muß, wenn wir sie wahrhaft verstehen und genießen sollen.

Dr. Ernst Gnad.

Großstadtjuden. Roman von Adolf Dessauer. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1910.)

Einen solchen Roman haben wir bisher noch kaum gehabt. Er ist was Neues. Ein Wiener Jude schreibt einen Wiener Judenroman, in welchem er den ganzen Juden, den auswendigen und den inwendigen aufzeigt, den Juden fast jeder Gattung, und keine seiner Eigenschaften verborgen hält. Prächtige Menschen darunter, lächerliche Schmöcke und jämmerliche Gesellen. Ein paar dieser Judentypen sind in dem Romane so widerlich geschildert, daß sie nur von der Widerlichkeit einiger — 'Gojim übertroffen werden. Die Christen, die im Buche vorkommen, sind aber gründlich verfehlt. So denkt der Jude sich den Christen. Unsere Entrüstung darüber wird kaum besänftigt durch einige liebenswürdige Ariertypen, kaum durch den Wunsch der Juden, die beiden Rassen möchten sich versöhnen und vermischen. Die zwei Ehen zwischen Juden und Christen fallen zwar abscheulich aus, aber die dritte bewährt sich auf das glänzendste. Beidemale ist das

jemand auf der Lauer liegt, um gegen jeden Spott oder Hohn mit der Waffe vorzugehen, sich aber kein Gewissen daraus macht, mit Liebeleien in fremdes Familienglück einzugreifen oder Handwerker und Geschäftsleute um ihren sauren Erwerb zu bringen?

Darüber sollte sich jeder Mensch von sittlicher Lebensbildung und Gesinnung klar sein, daß die eigentliche, die wahre Ehre in der inneren Würde des ethischen Gehalts besteht. Freilich ist für den inneren Gehalt des Menschen die Anerkennung seines Werts durch die Gesellschaft nicht gleichgültig; und darum soll jeder auf seinen guten Nameu etwas halten und auch den bösen Schein meiden. Aber wer wirklich einen wertvollen Lebensinhalt sein eigen weiß, wird dadurch mit innerer Notwendigkeit zu einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Geschwätz und Nachrede geführt. An die Hoheit der in sich geschlossenen Persönlichkeit reicht kein Angriff verletzender Äußerungen heran. Bismarck hat einmal im Kampf mit seinen Gegnern ihnen zugerufen — ich zitiere aus dem Gedächnis, also nur dem Inhalt nach — die Flut ihrer Angriffe möge so hoch gehen, wie sie wolle, sie erreiche doch niemals die Höhe seiner Verachtung. Das ist ein harter Kampfesausdruck; aber er möge in etwas die Tatsache beleuchten, daß das Selbstgefühl innerer Hoheit mit lächelnder Überlegenheit über vieles hinweggeht, was unfertige Naturen in Aufregung versetzt. Wer ist denn frei? Der doch wahrhaftig nicht, der sich von jedem Wort eines beliebigen Menschen abhängig macht und sich dadurch seine Handlungsweise diktieren läßt! Sondern frei ist, wer vermöge seines inneren Gehalts seine Handlungsweise von innen heraus bestimmt und sich darum von den Worten und Handlungen anderer unabhängig macht.

Bekannt ist Goethes Wort: Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit. Kein Mensch ist Persönlichkeit von Natur; man wird es durch eine innere Entwicklung. Zur Persönlichkeit gehört Selbständigkeit der Selbstbestimmung: In dem Maße, wie man zur Persönlichkeit heranreift, stellt man sich unabhängig gegen soziale Stimmungen, macht sich damit auch frei von überlieferten Vorurteilen, von haltlosen Massenmeinungen, von veralteten Nachwirkungen vergangener Kulturepochen. Der ethischen Persönlichkeit kann ihr Wert nur von innen heraus durch Selbstauflösung genommen werden, nie von außen durch leichtfertige Verletzung. Darum muß unter allen Umständen der Grundsatz gelten: die echte Ehre des inneren Persönlichkeitswerts ist unangreifbar! Diese Ehre kann kein anderer in den Staub zerren; nur das Ich kann es durch Selbstwegwerfung. Solange das Ich aber sich selbst wahrt, ist seine Ehre unauflöslich.

Neujahr.

Und wieder schwang der deutsche Aar
Zum Kreisflug seine mächt'gen Flügel —
Ein neues Jahr! Ein neues Jahr!
So klang es über Tal und Hügel.
Und eine ferne Stimme rief:
„Wir stehen an des Jahres Wende!
Legt alle euren Hoffnungsbrief
Vertrauensvoll in meine Hände!"

War's nur ein Wahn? — Gestrengen Blicks,
Im Auge träum'risches Versinken,
Sah ich die Göttin des Geschicks,
Die gold'ne Wage in der Linken.

Ernst kam sie durch das Himmelstor
Als Lichtgestalt dahergegangen
Und streckte ihre Rechte vor,
Auch meinen Wunschbrief zu empfangen.

„Hier hast du ihn!" rief ich ihr zu
Und hielt ihn der Gestalt entgegen;
„Allmächt'ge Schicksalsgöttin du —
Beglücke mich mit deinem Segen!
Du weißt, was mir im Herzen loht,
Du weißt, was mich so oft erschreckte,
Wie flehend ich aus Schmach und Not
Die Hände dir entgegenstreckte!"

Erlebt und erlauscht. Kleine Erzählungen von Franz v. Friedberg. (Budweis. „Moldavia.")

Das sind lesenswerte kleine Sachen, Geschichten, Skizzen und Volks- wie Stimmungsbilder. Der Verfasser ist Steiermärker und die Steiermark ist Schauplatz der meisten Stücke, die wirklich von einer gründlichen Volkskenntnis Zeugnis ablegen, die das hübsch ausgestattete Buch enthält. Ein wenn auch nur flüchtiges Durchsehen veranlaßt uns, die Erscheinung warm zu empfehlen. Eine gelegentliche Probe möge dann für sich Leser werben.

Es war im Böhmerwald. Geschichten und Skizzen von Joh. Peter. — **Granit und Gneis.** Neue Gestalten und Geschichten aus dem böhmisch-bayerischen Waldgebirge von Joh. Peter. (Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen.)

Der sittliche Gehalt, der die von poetischer Schönheit durchglühten Erzählungen aus dem urwüchsigen, unverfälschten Volksleben des Böhmer- und Bayerwaldes erfüllt, ermöglicht es, die zwei neuesten Werke Peters auch der reiferen Jugend in die Hand zu geben. Sind doch die stimmungsvollen, von köstlichem Humor durchwehten Geschichten in „Es war im Böhmerwald" zum größten Teile selbst seelenvoll geschriebene Erinnerungen aus des Verfassers Waldjugendzeit, worunter sich wahre Perlen poetischer Kleinmalerei, Naturschilderung und psychologischer Vertiefung finden, die das Buch zu einem Haus- und Volksbuch machen.

Die Alpen. Von Hermann Reishauer. Mit 26 Figuren im Text und 2 Alpenkarten. (Leipzig, B. G. Teubner.)

Der durch seine Aufsätze und Studien in alpinen Kreisen wohlbekannte Verfasser bietet in diesem Büchlein eine Anleitung zu einem tieferen Verständnis der Hochgebirgswelt und ihrer Erscheinungen. Er spricht zu der großen Zahl der denkenden Bergfreunde, die, angeregt durch die Schönheiten und den Formenreichtum der alpinen Landschaft, in das Geheimnis der geologischen Vorzeit eindringen und die im heutigen Relief unseres Hochgebirges herrschenden Züge und Formen entwicklungsgeschichtlich erfassen möchten. Ohne systematische Vollständigkeit zu erstreben, ist es dem Verfasser deshalb in erster Linie darum zu tun, den innigen Zusammenhang der Erscheinungen untereinander zu zeigen und die mannigfachen interessanten Wechselbeziehungen zwischen den aufbauenden und zerstörenden Gewalten, zwischen Gestein und Form, zwischen Boden und Leben darzulegen.

Kurzgefaßte deutsche Literaturgeschichte. Ein Volksbuch von E. Engel. Mit 33 Bildnissen und 14 Handschriften. (G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien.)

Den Verfasser dieser Literaturgeschichte hat nicht die Absicht geleitet, den Lesern recht viel Gedächtniswissen über die Werke der Literatur einzutrichtern und ihnen das eigene Urteil oder gar das Lesen der Werke zu ersparen; er glaubt seine Aufgabe erfüllt zu haben, wenn durch sein Buch die Leser zu den Werken hingeführt werden. — Mit Ausnahme einiger weniger Versehen, Übersehen und Mißgriffe in der Würdigung neuerer Dichter ist diese Literaturgeschichte ein vortrefflicher Leitfaden durch unser großes Schrifttum, und was uns am meisten freut, ein optimistischer, deutscher Geist durchwärmt das Buch.

Thoma. Des Meisters Gemälde, herausgegeben von Henry Thode. Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Band XV. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1909.)

Unter den verschiedenen Illustrationswerken, welche anläßlich des 70jährigen Lebensjahres Meister Hans Thomas erschienen sind, ist der vorliegende stattliche Band jedenfalls das vollständigste. Es wurde in passender Weise der hier schon öfter gewürdigten Sammlung: „Klassiker der Kunst" einverleibt, und wir erhalten durch die 874 Abbildungen von Thomas Gemälden 2c. hier eine Übersicht der Gesamttätigkeit dieses ausgezeichneten Künstlers, welchen anfangs die Künstlergilde fast gar nicht anerkennen wollte und der schließlich doch durchgedrungen, heute als einer der allerersten auf dem Gebiete moderner Malerei im besten Sinne des Wortes dasteht. Die zeitliche Reihung der Blätter weist uns die Entwicklung dieses Meisters, der aber schon in seinen ersten Bildern und Entwürfen den feinen und genialen Zug durchblicken läßt, der ihm später eigen geworden. Dazu kommt die bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit der Malgebiete, welche Thoma beherrscht, die Landschaft mit und ohne Staffage, das Porträt, das Tierbild, die Stücke mythologischen und allegorischen Charakters, die biblischen Vorwürfe, alles erscheint mit großer Meisterschaft beherrscht und mehrere der auch in Farben wiedergegebenen Blätter zeigen, daß er auch in der Farbe wie in der Komposition und Treffsicherheit des Porträts den Besten unserer Zeit beizuzählen ist. Die schönen Landschaften seiner Heimat, des Schwarzwaldes, des Rheingebietes wie des italienischen Landes sind von so fesselndem Reize selbst in den einfacheren Motiven, wie ihn wenige unserer modernen Landschaftsbilder besitzen. Thoma hat es nicht verschmäht, selbst das Genrebild zu pflegen und einige vorzügliche Stücke legen davon treffliches Zeugnis ab. Ein besonderer Vorzug dieses schönen Werkes ist die von des Künstlers Freunde und tüchtigem Kenner H. Thode vorausgeschickte ausführliche Einleitung, welche

Ausschlaggebende zwar nicht die Rasse, sondern die persönliche, menschliche Eignung. Die Tendenz des Buches ist gegenseitige Annäherung und sich Verstehen und Versöhnen der Christen und Juden. Der Roman hat Vorzüge. So das Tiefgründige der jüdischen Charakterzeichnung, die sich übrigens weniger auf das äußerlich Gestaltliche als auf die seelische Fassung und sorgfältige Durcharbeitung bezieht. Beim Wiener Dialekt der Gespräche happert es stark, im übrigen ist der Stil glänzend und reich durchgeistigt und entbehrt nicht jener Wärme, die sonst bei jüdischen Schriftstellern allzuhäufig vermißt wird. Der Roman ist wohl nicht objektiv gehalten, aber ohne jede Frivolität, er hat sittlichen Gehalt und muß ernst genommen werden.

Neue Jugendblätter. Jahrbuch für das deutsche Haus. 1910. 2. Jahrgang. Herausgegeben vom Sächsischen Pestalozziverein. (Dresden. C. C. Meinhold & Söhne.)

Der neue Jahrgang stellt sich dem ersten, der in kurzer Zeit vergriffen war, würdig an die Seite. „Heimatgrüße" nennt Ernst Thiene, der feinsinnige Herausgeber, die mit kundiger Hand zusammengestellten Gaben: Geschichten, Märchen, Gedichte ꝛc., bald ernst, bald heiter, aber immer unterhaltend im besten Sinne des Wortes. Künstler ersten Ranges haben köstliche Bilder dazu gezeichnet, und nur zwei Kronen kostet das fein ausgestattete Buch, dessen Reinertrag noch dazu armen Lehrerwaisen zugute kommt. Wer es seinen Kindern auf den Weihnachtstisch legt, wird große Freude damit anrichten. M.

In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke von Ervin Rosen. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Schon das Wort „Fremdenlegion" birgt für uns eine Art schaurige Romantik in sich. Diese von Frankreich in seinen Kolonien, besonders in Nordafrika verwendete und ausgebreitete Truppe von ausländischen Abenteurern, Verzweifelten, die nach Brot lechzen, von Gesindel und Verbrechern wurde im Jahre 1831 in ihrer heutigen Form organisiert und rekrutiert sich zum größten Teil aus Deutschen. Gegen einen Tageslohn von 5 Centimes fochten die modernen Landsknechte seit über sieben Jahrzehnten für Frankreich in der halben Welt mit Tollkühnheit, leisteten sie tödliche Kulturarbeiten in der Wüste und gaben nur ein einzigesmal Anlaß zu Mißtrauen: Während des Krieges 1870/71; Da wurden die Legionäre deutscher Nationalität tief nach Afrika kommandiert! Den äußersten Verrat am Vaterlande, das sie flohen, traute man auch den verkommendsten Deserteuren nicht zu. Rosen diente selbst in der Fremdenlegion; er schildert die empörenden Zustände, die Knechtschaft, die härteste Disziplin, den Jammer, das Elend und das daraus fließende Laster wahrhaftig und ohne Übertreibung, wie ich versichern kann, da mir ein Schiffsheizer, der vielfach mit ausgedienten oder entsprungenen Legionären in Verbindung kam, manches erzählte, was er da erfuhr. — Der Autor ist ein hochgebildeter Mann, der wohl selten ungerecht urteilt und in die geheimen Irrgänge der Menschen hineinzuleuchten sucht, die gegen eine minimale Entlohnung, bei schwerster Abnützung aller Kräfte und oft barbarischer Behandlung einem fremden Staate ihre Dienste anbieten und sich für ihn zugrunde richten. Die Psyche mancher Leute, die in der Fremdenlegion ein Asyl finden, ist leicht erklärt — aber warum lassen sich solche anwerben, die auch noch anderswo ein besseres und einträglicheres Unterkommen finden? Man müßte die Einzelfälle untersuchen — Desperatie, Haß des eigenen Ichs und anderes würden darauf Antwort geben. „In der Fremdenlegion" ist ein packendes, hochinteressantes und äußerst lesenswertes Buch, das seinem Verfasser in jeder Beziehung zur Ehre gereicht. Dr. H. L. R.

Ratisbona. Historisch poetisches Spiel in 8 dramatischen Szenen und einem Vorspiel. Mit Musik. Von Dr. Raimund Gerster.

Dieses Stück ist als Festgabe gedacht zur Feier der hundertjährigen Zugehörigkeit der Stadt Regensburg zum Königreich Bayern und soll im Sommer 1910 jeden Sonntag in Regensburg aufgeführt werden. — Die Idee ist vortrefflich. Das Vorspiel ist eine symbolische Szene, poetisch die Liebe des Donaustromes zur Stadt Regensburg darstellend. Sie führt frisch und würdig in die geschichtliche Bilderreihe ein, die nun folgt. Dieselbe erzählt von den hervorragendsten Schicksalen der schönen Stadt. Erstens kommt ein Kulturbild aus der grauen Vorzeit. Dann folgt „Castra Regina" aus der Römerzeit, dann die Annahme des Christentums durch die Bayern. Die vierte Szene, wie Friedrich Barbarossa in Regensburg Reichstag hält. Fünfte Szene, vom Schicksal des Dombaumeisters Wolfgang Roritzer. Sechste Szene, Karl der Fünfte und Barbara Blomberg. Siebente Szene, Reichstag zu Regensburg. Und die letzte Szene stellt uns vor Napoleon in Regensburg. Ein schwerer, gehaltvoller Stoff! Er selbst wird das Spiel halten, falls der Text hie und da mehr gelehrt als dichterisch anmuten sollte. Poetisch erhebt er sich, wo die gebundene Rede einsetzt. Viel wird auf die Ausstattung der dargestellten Bilder und besonders auf die Musik ankommen und die Feststimmung selbst wird dem so fleißig und begeistert geschaffenen Festspiel zu seinem Rechte und zu seinem Siege verhelfen.

Opfer der Alpen. Eine Bergphantasie von Friedrich Lorenz. (Wien. Karl Konegen. 1910.)

Wehmutsvolle Poesie, jedem Freunde der Alpen zur Lockung und zur — Warnung.

Die Österreichische Küche. Von Marie v. Rokitansky. Eine Sammlung selbsterprobter Kochrezepte für den einfachsten wie für den feinsten Haushalt nebst Anleitungen zur Erlernung der Kochkunst. 5., vermehrte und verbesserte Auflage. (Innsbruck. A. Edlinger.)

Die österreichische Küche erfreut sich eines Weltrufes. Aus den Nationalgerichten aller österreichischen Länder und Volksstämme bringt Baronin Rokitansky das Beste und darunter nicht wenig Neues; eingehendste Berücksichtigung findet natürlich die Wiener Küche. Ein ganz besonderer Vorzug des Werkes ist jedoch die Genauigkeit und die Ausführlichkeit in den Angaben über die Bereitungsweise der einzelnen Gerichte, der Maße und Gewichte der einzelnen Zutaten, die namentlich Anfängerinnen in der Kochkunst sehr zustatten kommt und sie in Rokitanskys Kochbuch einen durchaus verläßlichen und für alle Fälle ausreichenden Ratgeber schätzen lernt, zumal das Buch auch klare und verständige Anleitungen zur Erlernung der Kochkunst, zur Vermittlung der nötigen Vorkenntnisse enthält. Mehr als 3000 Rezepte bringt das Buch, sämtlich von der Verfasserin selbst erprobt und in der Absicht ausgewählt und zusammengestellt, eine gute, schmackhaft und nicht allzu verkünstelte Zubereitung der Speisen zu ermöglichen.

Die Schiller-Nummer des Guckkastens ist erschienen. Sie enthält zahlreiche Beiträge und Illustrationen, die auf das Leben Schillers Bezug haben. Paul Keller gibt ein Zeitbild: „Friedrich der Große und Friedrich der Große.“ Besonderes Interesse dürften die zahlreichen Schilleranekdoten finden, die von vielen literaturgeschichtlichen Abbildungen begleitet sind. Max Grube sorgt durch Beiträge aus seiner Schiller-Mappe für Humor, ebenso Edwin Borman durch die Erzählung „Herr Engemann an Schiller“.

Leykamsche Kalender. (Graz. Verlag „Leykam“.) Die Verlagshandlung bringt wieder eine große Reihe von Kalendern, welche, dem Bedürfnis der verschiedenen Bevölkerungskreise umsichtig Rechnung tragend, sich sowohl durch schöne gediegene Ausstattung wie durch billige Preise vorteilhaft auszeichnen und daher mit Recht besonders gerne gekauft werden. Davon erscheint der „Grazer Schreibkalender“ schon im 126. Jahrgange und ist in der Tat ein Familien-Hausbuch mit einer reichen Auswahl von Aufsätzen zur Belehrung und Orientierung des Staatsbürgers, Geschäftsmannes und Ökonomen sowie für Handel und Industrie. Wertvolle Erzählungen, Gedichte und Aufsätze lieferten u. a. Rosegger, M. v. Markovics, Dr. Franz Mayer, Randl Werchota, Gustav Budinsky, Olivier, A. Schlossar, Karl Krobath, Franz Goldhann, Hans Mittendorfer und Cölestin Schachinger. Außer dem kolorierten Titelbilde enthält der Kalender noch eine Fülle von Textillustrationen. Von den beliebten Blockkalendern sind Wochen-Notiz-Block-Kalender mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon-, Stempel-, Post- und Telegraphen-Tarife zum Aufhängen wie Stellen eingerichtet, und der kleinere „Wand-Block-Kalender“ mit schönem Farbendruck-Wandteil wegen seiner eleganten Ausstattung hervorragend. Der „Elegante Taschenkalender“ mit dem Bildnisse der Gräfin Buttler-Stubenberg präsentirt sich im Leinenbande mit Goldschnitt voll seinem Namen entsprechend. „Leykams Brieftaschenkalender“, „Grazer Taschenkalender“, gebunden, mit Schuber, die so praktischen, reizend ausgestatteten „Portemonnaie-Kalender“, mit Goldschnitt und je einer Photographie, broschiert, in geprägtem Metallband und in Lederband. „Blattkalender“, aufgezogen. zum Aufstellen, „Wandkalender“, aufgezogen, große und kleine Ausgabe, sind nicht minder beliebt und verbreitet. Der altehrwürdige „Neue Bauernkalender“ (Mandelkalender) mit seinen naiven Tagesmarken findet noch immer seinen Weg bis in die einsamste Holzknechthütte Steiermarks und Kärntens.

Der starke Pankraz und die schwache Eva nebst Anhang. Von Ludwig Anzengruber. (Wiesbadner Volksbücherei.)

Eine warmherzige Übersicht über Leben und Wirken Anzengrubers von Robert Reinhard leitet die köstliche Dorfgeschichte ein.

Es werde Licht! Drama von E. von Weittenhiller. (Wien. Adolf W. Künast.) — **Kleopatra.** Tragödie in einem Aufzuge von E. v. Weittenhiller. (Berlin-Friedenau „Bureau Fischer“. 1909.)

Ein neuer Dichter, den wir der Aufmerksamkeit der Leserwelt empfehlen. Es sind Buchdramen, aber reich an überraschend schönen Stellen, die ein unterstützungswertes Talent verraten. Der Dichter ist ein kleiner Rechnungsbeamter an der Statthalterei in Innsbruck.

Neue Gedichte. Von Moritz Plaeschke (Crefeld. M. Plaeschke. 1909.)

Alte Schule — gute Schule. Die Menschenseele in ihrer Tiefe bleibt sich gleich und jeder junge Mensch gibt Lust und Leid in Gesang, der ihm neu ist.

Thomas Leben und seine Kunst und in anschaulicher Weise alles Wissenswerte behandelt. Sehr dankenswert ist auch das Verzeichnis von des Künstlers Bildern, welche für die Wiedergabe nicht erreichbar waren. Die Verlagshandlung hat die Reproduktionen in der ihr gewohnten Schärfe und Klarheit wiedergegeben als Titelbild ein vorzügliches Selbstporträt Thomas von 1909.

Dr. A. Schl.

Verse und Bilder. Von Richard Schaukal. Der ausgewählten Gedichte erster und zweiter Teil. (München. Georg Müller.)

Wenn man den Symbolismus in der Lyrik als eine Art Reaktion auf den vorausgegangenen Naturalismus ansieht, bei welch letzterem Gemüt und Seele leer ausgegangen sind, so muß man denselben als eine förmliche Befreiung betrachten, als eine lyrische Bewegung, der man das Verdienst nicht abstreiten kann, auf die Dichtung formell, technisch und sprachlich, vor allem im Anschlusse an Nietsches erhebende Hymnik auch koloristisch-plastisch eingewirkt zu haben. So sind demnach, im ganzen und großen genommen, die Merkmale des Symbolismus eine bisweilen dekadent-feministische, dyonisischübermenschliche, naturalistisch-freigeistige Betätigung, welche hinter die Kunst ein Stück gelebtes Leben setzt. Schaukal gehört zu den Wiener Vertretern derselben. Allerdings sind als ausgesprochene Führer der genannten Richtung zu nennen: Dehmel, Bierbauer, Rainer Maria Rilke, Franz Ewers, Peter Altenberg, der sogar eine Sonderstellung einzunehmen scheint, und Falke, der sich vom Symbolismus einigermaßen früh befreit hat. In Schaukals Gedichten tritt der Einfluß des Symbolismus mächtig hervor. Seine Verse zeugen von einem graziösen Formtalent, reifer Kunstpoesie, von einem ausgeprägten metaphysischen Talent in Anschauung und Betrachtung. Sein eigenster Ton ist das Bildhafte, eine Art Blitzlichtkunst, und seine Erzeugnisse sind malerische Momentgedichte. Schaukal steht nahezu 20 Jahre in der Literaturbewegung, und wenn auch da und dort der Einfluß seines Lieblingsdichters Eichendorff durchbricht, so lautet doch seine von den Kritikern formulierte Visitkarte: Der Wiener lyrische Dekadent und Dandy. Das hat Schaukal oft hören müssen. In den rotblühenden Hecken seiner Träume schluchzen die Nachtigallen, die Rosenwildnis durchschimmert der Mondglanz, und in süßen Junizaubernächten belauscht er den Atem der Erde, wie die Takte des Lebens. Schaukal hat durch die vorliegende Neuausgabe ausgewählter Gedichte einem allgemein fühlbaren Bedürfnisse Rechnung getragen, da die meisten seiner zahlreichen Gedichtbände vergriffen sind.

Adam Kappert.

Meine Jugendgedichte. Von Hermann Pfaundler. (Wien. Hugo Heller. 1909.)

Den Lesern des „Heimgarten“ ist Pfaundlers Muse nicht unbekannt. Diese Sammlung enthält die besten ihrer Gedichte, wovon die meisten an Form und Stimmungsgehalt meisterhaft und echt empfunden sind.

Meyers Klassiker-Bibliothek, deren vortreffliche Ausgabe längst in den Händen jener sind, welche die Geistesschätze unserer hervorragendsten Dichter in gut gedruckten, schön ausgestatteten, korrekten und billigen Bänden ihr eigen nennen wollen, hat jüngst eine Bereicherung erfahren durch die Einverleibung von Hoffmanns Werken (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1909. 4 Bde.), welche von Dr. B. Schweizer mit einer vortrefflichen Biographie eingeleitet und im Texte korrekt hergestellt und erläutert, eben von dem rührigen Verlage ediert wurden. Diese schöne Ausgabe des phantasiereichen fesselnden Novellisten bietet eine Auswahl der vorzüglichsten seiner genialen Schöpfungen. Die besten seiner Märchen und Novellen: „Die Elixiere des Teufels“, „Die Kreislerinnen“ und „Der Kater Murr“. Ein vorzügliches Selbstporträt des Dichters und ein Faksimile seiner Handschrift ist dem 1. Bande dieser in jeder Beziehung empfehlenswerten Edition beigegeben. — Zum Antritte des neuen Jahres 1910 sei bekannt gegeben, daß im gleichen Verlage auch der liebe Hausfreund: **Meyers historisch-geographischer Kalender für 1910** im 14. Jahrgange mit gewohnter Pünktlichkeit erschienen ist. Dieser brauchbare praktische Abreißkalender mit seinem belehrenden reichen Bilderschmucke und den zahlreichen historischen, kartographischen und anderen Angaben für jeden Tag, bietet eine längst verkannte treffliche Übersicht und hat auch im neuen Jahrgange verschiedene Verbesserungen aufzuweisen. Jedenfalls wird dieser Jahrgang den zahlreichen Freunden der früheren Jahrgänge wieder neue Benützer des zweckmäßigen Zeitweisers anreihen.

Dr. A. Schl.

Lehrbuch der Zoologie. Für höhere Lehranstalten und die Hand des Lehrers sowie für alle Freunde der Natur. Unter besonderer Berücksichtigung biologischer Verhältnisse bearbeitet von Prof. Dr. Otto Schmeil. Mit 32 mehrfarbigen Tafeln sowie mit zahlreichen Textbildern nach Originalzeichnungen. 1909. 24. Auflage.

„... Mögen sich recht viele unserer Leser entschließen, einen Einblick in das Buch zu tun: ich bin überzeugt, jeder wird es zu seinem ständigen Berater ernennen.“

Dr. G. Brandes.

Der Hochwald. Von Adalbert Stifter. (Leipzig. C. F. Amelang.) Die berühmte Erzählung in reizender Ausstattung.

Deutsch-Österreichische Klassiker-Bibliothek, herausgegeben von Dr. Otto Rommel (Teschen, Karl Prochaska): **Adalbert Stifter Ausgewählte Werke. — Friedrich Halm Ausgewählte Werke. — Charles Sealsfield Ausgewählte Werke.**

Das Siebengestirn. Vierte Folge. Meisterwerke deutscher Novellistik. (Leipzig. Franz Moeser Nachf.)

Antinoos. Operndichtung in zwei Abteilungen. Text und Musik von Irma v. Halácsy. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1909.)

Der Stein der Weisen. Eine Geisterbeschwörung von Frank Wedekind. (Berlin. Paul Cassier. 1909.)

Heiße Herzen. Eine Lebensgeschichte nach Familienpapieren erzählt von Fr. Andrean. (Schwerin in Mecklenburg. Fr. Bahn. 1910.)

Auf Vorpaß. Gedichte und Geschichten aus dem Leben der österreichischen k. k. Finanzwache. Von Bernhard Anders, k. k. Finanzwach-Oberaufseher. Wien, III., Hintere Zollamtsstraße 19. Selbstverlag. Zwei Drittel vom Reinertrage dieses Heftes fallen an die Roseggerstiftung. Wenn die Auflage dieses Heftes vergriffen ist, erscheint die nächste.

Der Fuchs Roaner. A lehrreichs und kürzweiligs Gleichnus aus derselbigen Zeit, v d Viecher noh habn redn künna. Aus uralten, vierhundert- bis sechshundertjährigen Büchern neu in die Welt gestellt für die österreichischen Landsleute von Johann Willibald Nagl. Zweite verbesserte Auflage. (Wien. Heinrich Kirsch. 1909.)

Moderne Lyriker: **Ferdinand von Saar.** Von Max Morold. (Leipzig. M. Hesse.)

Epische Klänge und Feierstimmen. Von Martin Greif. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Buch der Lyrik. Von Martin Greif. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Lieder eines Suchenden. Von Franz Lüdtke. (Lissa i. P. O. Eulitz. 1909.)

O schöne Jugendtage! Zehn kleine Klaviergedichte für die Jugend zu instruktiven Zwecken komponiert von Wilhelm Kienzl. (Berlin. Musikverlag. C. Fr. Vieweg G. m. b. H.)

Das Sommerbuch. Neue Gedichte von Christoph Flaskamp. (Münster i. W. Franz Coppenrath. 1909.)

Von Gegnern und Gästen. Gedichte von Johann Pilz. (München. E. W. Bonsels & Co. 1910.)

Mein Haideland. Neue Gedichte von Fritz Stöber. Mit 21 Illustrationen von Paul Prött. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. Emil Sulger-Gebing in München. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Wege zur Kultur. Grundlinien zur Verinnerlichung und Vertiefung des deutschen Kulturlebens von Heinrich Driesmann. (München. Oskar Beck. 1910.)

Erziehungslehre. Von Ludwig Gurlitt. (Berlin. Wiegand & Grieben. 1909.)

Menschwerdung. Wege zum lebendigen Leben von Walter Boelicke. (Leipzig. Xenienverlag.)

Jesus. Der Baumeister von Nazareth in neuzeitlicher Betrachtung von Teutomannus. (Dresden. R. Erdmann Schmidt. 1910.)

Kant, Laienbrevier. Zusammengestellt von Dr. Felix Groß. (Berlin. Reichl & Comp.)

Mummenschanz des Todes. Von Alfred Grünewald. (Wien. Hugo Heller & Co. 1909.)

Excelsior! Ein Bergsteigerleben von Georg Freiherrn v. Ompteda. (Berlin. Egon Fleischel & Co. 1909.

Der böse Blick und Verwandtes. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens aller Zeiten und Völker von Dr. S. Seligmann, Augenarzt in Hamburg. 2 Bände. Über 1000 Seiten mit 240 Abbildungen. (Berlin. Hermann Barsdorf.

Deutsche Dichtung. Eine Auslese für den Schul- und Unterrichtsgebrauch von A. Gänger. (Wien. F. Tempsky. 1909.)

Aus der Kinderzeit. Erinnerungen von Hans Arnold. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Die Gefahren des Frauenrechts und die Notwendigkeit der mannesrechtlichen Herrenmoral. Von J. Lanz-Liebenfels. (Rodaun. Verlag der „Ostara". 1909.)

Der Naturschutz. Von Dr. Konrad Guenther. (Freiburg i. B. F. E. Fehlenfeld. 1910.)

Gottes Wille und menschlicher Wille. Von Dr. med. Sinapius. (Leipzig. Verlag für Lebensreform.)

Haben die Tiere Seelen? Philosophische Abhandlung von H. P. Blavatsky. Aus dem Englischen. (Berlin. Paul Raatz.)

Breslauer Waldbüchlein. Wanderungen durch die Baumwelt Breslaus und seiner Umgebungen. Mit Abbildungen. Von Prof. Dr. Theodor Schube. (Breslau. Wilh. Gottl. Korn. 1909.)

Die Landjugend. Zweite Ausgabe: „Jugendbuch für Stadt und Land." Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Mit Buchschmuck und Bildern. 14. Jahrgang. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung. G. m. b. H.

Die Alpendüngungsversuche in Kärnten. (Die Jahre 1907 und 1908.) Von Dr. H. Svoboda. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift

Der Kampf um Gott. Lieder aus dem Lebensbuche eines Befreiten von Fritz Fuldner. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1909.)

Für religiöse Gemüter, für Glaubende, für Zweifler, für Suchende und Ringende — und deren ist die Welt voll — müssen diese Gedichte empfohlen werden. Sie sind — zumeist in klarer edler Form — der rührende Ausdruck einer modernen Seele, die wieder zurück möchte in die seligen Haine des kindlichen Glaubens, die es nicht mehr kann und die endlich Halt und Ruhe in sich selbst findet. Im reinen Gewissen, im redlichen Wollen — Ruhe in Gott.

Kurzgefaßte Geschichte der Bildung und Entwicklung der **Ligen wider den Zweikampf und zum Schutze der Ehre** in den verschiedenen Ländern Europas von Ende November 1900 bis 7. Februar 1908 von Don Alfonso von Bourbon und Österreich-Este, Infant von Spanien. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Maria Freiin von Vogelsang. (Wien. Josef Roller & Co.)

Don Alfonso von Bourbon und Österreich-Este, Infant von Spanien, bietet uns in dieser kurzgefaßten Geschichte der Antiduellbewegung staunenswerte Belege für die Entwicklung, welche diese von ihm inaugurierte und zielbewußt durchgeführte Kulturmission in wenigen Jahren genommen hat: der Antiduellgedanke trat einen Siegeslauf an durch alle Länder Europas! Vor wenigen Jahren noch verpönt und gesellschaftlich geächtet, ist heute der sich auf göttliche und menschliche Gebote berufende Duellverweigerer der Sympathien edeldenkender Mitglieder aller Gesellschaftskreise gewiß. Aber auch an Stelle dieses barbarischen Brauches Institutionen zu setzen, die einen wirklichen Schutz der Ehre verbürgen, die nicht das Unrecht, sondern das Recht zur Geltung bringen und dergestalt auch in der Tat den Anforderungen der Zivilisation und der Kultur entsprechen. Mit der eindringlichen Sprache einer festfundierten Überzeugung und lebensvoller Hingabe an sein Werk schildert Don Alfonso das schrittweise Erstarken der von ihm zur öffentlichen Diskussion gestellten Idee, entwirft Schilderungen von der rastlosen und erfolgreichen Arbeit jener Männer, die in den verschiedenen Staaten Europas seine Mitstreiter wurden. Es ist nicht möglich, dieses Buch zu lesen, ohne voller Begeisterung sich diesen Aposteln einer wahrhaft kulturellen Tat anzuschließen, ohne voller Verehrung jener zu gedenken die ihre ganze Arbeitskraft und ihre hervorragende gesellschaftliche Position in den Dienst einer so edlen und ruhmwürdigen Sache stellten. P. S.

Büchereinlauf.

Die arme Margaret. Ein Volksroman aus dem alten Steyr von E. v. Handel-Mazetti. (Kempten. Jos. Kösel. 1910.)

Hein Starck. Roman von Otto Buchmann. (Wismar. Hans Bartholdi. 1910.)

Ebba Hüsing. Roman von Willrath Dreesen. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der gordische Knoten. Eine Geschichte in Liedern und andere Gedichte von Herma v. Skoda. (Leipzig-Gohlis. Bruno Vogler. 1909.)

Die Nachtbraut. Roman von Frederik van Eeden. Deutsche Originalausgabe, besorgt von Else Otten. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Getäuschten. Roman von Mite Kremnitz. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Silberne Schalen. Roman von Walther Schulte vom Brühl. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die kleinen Götzen. Roman von Paul A. Kirstein. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Wille zum Leben. Erzählung von Lothar Schmidt. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Paris gestern und heut'. Von Siegmund Feldmann. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

— und trotzdem! Novellen von Felix Josky. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Mandus Frixens erste Reise. Eine Hamburger Schiffergeschichte von Ewald Gerhard Seeliger. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Fata Morgana. Eine Kindergeschichte von Frieda Henning. (Bielefeld. Verlagshandlung Bethel. 1910.)

Flagranti. Von Ludw. Hevesi. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Aus Alt- und Neuwien. Von Vinzenz Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Gesammelte Jagd- und Berggeschichten. Volksausgabe von Anton Freiherrn v. Perfall. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Jagdpech und andere Humoresken von L. v. Ihernel. (Wien. Huber & Lahme Nachf. 1909.)

Aus dem Leben eines treuen Hausgenossen. Von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Ad. Bonz & Comp.)

Von den kleinen Leuten. Erzählungen aus dem Bauernleben von Alfred Guggenberger. (Frauenfeld, Schweiz. Huber & Co. 1910.)

680. Verein Deutsche Mittelschule, Graz.
681. Bezirksausschuß Teplitz, Böhmen.
682. Notare des Reichenberg-Böhm.-Leipaer Kammersprengels, Friedland, Böhmen.
683. Dr. Weiskopf samt Frau, Morchenstern, Böhmen.
684. Franz und Ernst v. Siegmund, Reichenberg, Böhmen.
685. Rudolf Münzberg, Fabrikant, Theresienau bei Tetschen, Böhmen.
686. Familie Aubin, Reichenberg, Böhmen.
687. Gustav Schirmer samt Frau, Reichenberg, Böhmen.
688. Vier Industrielle in Georgswalde, Böhmen.
689. Die Beamten der Staatseisenbahn-Gesellschaft, Wien.
690. Aktiengesellschaft der österr.-ung. Zinkwalzwerke, Oderfurt, Mähren.
691. Dr. ing. H. Schwieger, Geheimer Baurat, Berlin.
692. A. H.-Verband der Burschenschaft „Alemannia", Wien.
693. Alfred Frieser, kais. Rat, Großindustrieller, Franzenstal, Niederösterreich.
694. Ad. Hanemann, Manchester, England.
695—696. Kanzleibeamten, Praktikanten, Kanzlisten und Diurnisten des Magistrates der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. (4000 K.)
697. Oberbaurat v. Doderer, Wien.
698. Dr. Karl Zimmer samt Frau, Graz.
699. Die steiermärkischen Landesbeamten, Graz.
700. Max Jamnik, Kaufmann, und Franz Schönbauer, Kaufmann, Graz.
701. Dr. Heinrich Berch t, Gutsbesitzer, Reifnitz, Kärnten.
702. Mitglieder des Gemeinderates, Iglau, Mähren.
703. Steiermärkische Sparkasse, Graz.
704—705. Beamte der Maschinendirektion der Südbahn, Wien. (4000 K.)
706. Gebrüder Thonet, Möbelfabrik, Wien.
707. Burschenschaft „Olympia", Wien.
708. Sparkasse und Marktgemeinde Mureck, Steiermark.
709. Rudolf und Elise Dengler, Brauereibesitzer, Wien.
710. Therese Dittrich, Schönlinde, Böhmen.
711. Emil Leitenberger, Aussig, Böhmen.
712. Deutsche Vereine in Böhmisch-Kamnitz.
713-718. Die Direktoren und Professoren der Wiener Mittelschulen, Wien. (12.000 K.)
719. Familie Schmid v. Schmidsfelden, Wilhelmsburg, Niederösterreich.
720. Philipp Michels Söhne, Gärten, Böhmen.
721. Schwarzatal Sängergauverband, Gloggnitz, Niederösterreich.
722. Männergesangverein, St. Pölten, Niederösterreich.
723. Verein der Beamten des Steueramtes der Stadt Wien.
724. Stadtgemeinde Fürstenfeld, Steiermark.
725. Artur Fischel, Niemes, Böhmen.
726. Leser und Abnehmer des „Vorarlberger Volksfreundes", Dornbirn.
727. Stadtgemeinde Meran, Tirol.
728. „E. H.", Berlin.
729. Richard Schmidt, Leipzig, Deutschland.
730. Anna Brunner, Troppau, Schlesien.
731. Ignaz Fürsts Erben, Büchsengut-Thörl, Steiermark.
732. Sparkasse des Bezirkes Umgebung Graz.
733—737. Hille & Dittrich, Schönlinde, Böhmen. (10.000 K.)
738. Dr. Karl Urban, Reichsratsabgeordneter, Prag.

für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich". 1909.)

Geschichte der Gartenkunst. Von Chr. Rank, mit 41 Abbildungen im Text. „Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Alfred Rethel. 16 Zeichnungen und Entwürfe mit einer Einleitung von Walther Friedrich. Herausgegeben vom Freien Lehrerverein. (Mainz. Jos. Scholz. 1907.)

Volksbildungs-Kalender 1910. Herausgegeben vom Wiener Volksbildungsverein.

1859—1909. Eine Festschrift der Wiener „Concordia" von Julius Kern und Dr. Sigmund Ehrlich. (Wien. Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia". 1909.)

An die Einsender von Rezensionsexemplaren.

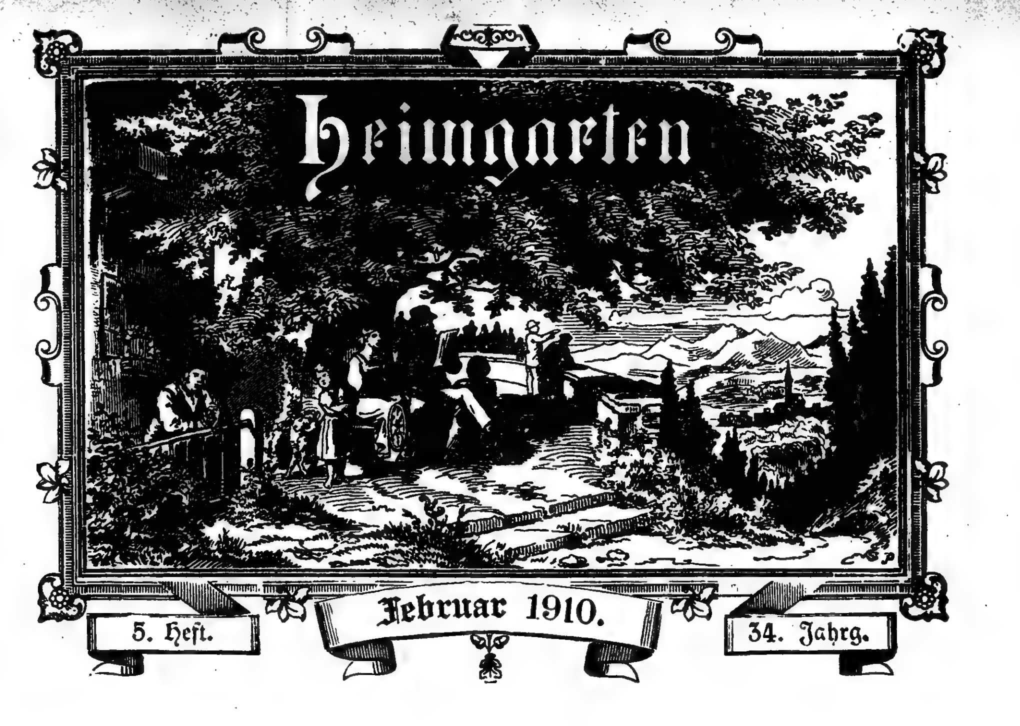
Vom „Heimgarten" wird zu viel verlangt. Wohl an sechshundert neue Bücher werden es sein, die ihm zur Besprechung für diesen Weihnachtsmarkt zugeschickt wurden. Mit den kurzen Anzeigen ist den wenigsten gedient, obschon die Redaktion, außer bei von ihr selbst verlangten Werken, nie mehr versprochen hat. Man begehrt, daß die Bücher besprochen werden, bald besprochen, eingehend besprochen, zu welchem Zwecke sie natürlich gelesen werden müßten. Dafür müßten wir uns ein Heer von Rezensenten anschaffen, den „Heimgarten" um das dreifache vergrößern, damit alle Bücherbesprechungen Platz fänden, und endlich Abonnenten suchen, die Zeit und Lust hätten, all die Bücherbesprechungen zu lesen. Damit aber wäre den Bücherschreibern und Lesern immer noch nicht genug geschehen. Die meisten derselben wollen natürlich, daß man die Bücher nicht bloß lese, bespreche, sondern auch lobend bespreche. Wir begreifen das vollkommen, obschon es auch immer solche Autoren gibt, die ihr Werk nicht just gelobt, sondern vor allem charakterisiert wissen möchten, und daß der Kritiker wohlmeinend auch die Fehler aufzeige. All derlei gehört aber in Fachblätter, in Literaturblätter, deren der „Heimgarten" keines ist, obschon er seit jeher einen kleinen Raum hat, um einzelne Literaturerscheinungen, die vielleicht in sein Bereich schlagen, oder für die Redaktion etwaiger Auszüge wegen von besonderem Werte sind, zu würdigen. Aber das sind Ausnahmen. Kurz angezeigt wird jedes eingesendete Buch, bald oder später, je nach Raum. Wer sich im allgemeinen mit der kurzen Anzeige nicht begnügt, der möge die Sendung von Büchern an den „Heimgarten" unterlassen. Daß Redaktionen nichtbesprochene Bücher zurückschicken, wie in einzelnen Fällen verlangt wird, das kommt wohl nirgends vor.

Seit dem Bestande des „Heimgarten" sind diese Hausgesetze oft und oft kundgemacht worden, nicht etwa aus Rücksichtslosigkeit gegen literarische Kollegen, sondern aus Rücksicht für sie. **Die Redaktion des „Heimgarten".**

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen.

Achtes Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung.

676. Deutsche Bewohnerschaft Villachs, Kärnten.
677. Dr. Arnold Schloffer mit 9 Personen, Graz.
678. Wilhelmine Meinl, Wien.
679. Turnverein „Eintracht", Triest.



Drei Augen.

Ein Roman aus unserer Zeit von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Ferien auf der Mühle.

An einem strahlenden Julitage fuhr die vornehme Kalesche über die breite Brücke des Baches und blieb vor dem Tore des Müllerhauses stehen.

Die dicke Frau Müllerin klatschte mit den Händen auf ihre Schenkel und jauchzte das Wort: „Hans?“ Und als nun auch der große, weiße, schon etwas vorgebeugte Müller herbeikam, gab's sofort einen Streit.

„Bist aber doch nit g'scheit, Hansel, vom Bahnhof her den teuren Wagen! Warum denn?“

„Weil man mit zwei Schimmeln lustiger fahrt als mit einem alten Fuchser.“

„Heimgebracht hat dich doch auch der Fuchser allemal und mich und die Mutter hat er auch immer gut unters Dach gebracht und ich wüßt nit, wer seit Menschengedenken von der Strauber-Mühl zweispannig gefahren wäre!“

„Einer muß halt einmal den Anfang machen.“

739. Die deutsch-evangelischen Geistlichen Österreichs, Bielitz, Schlesien.
740. Freunde des Deutschen Schulvereines in Haida-Arnsdorf, Böhmen.
741. Stadt Hohenelber Sparkasse, Hohenelbe, Böhmen.
742. Stadtrat Hohenelbe, Böhmen.
743. Hans Weitlof, Fürst Orsini Rosenbergscher Forst- und Güterinspektor, Greifenburg, Kärnten.
744. Bürgerliche Brauerei, Trautenau, Böhmen.
745. „Donau", Oberösterreich.
746. „Traun", Oberösterreich.
747. Ehemalige Ingenieure der Maschinenfabrik Leopoldau bei Wien.
748. Klub der Wagnerianer, Teplitz, Böhmen.
749. Komotauer Sparkasse, Komotau, Böhmen.
750. Anton und Max Notthaft, Leobersdorf, Niederösterreich.
751. Johannes Zeltner-Dietz, Gries bei Bozen, Tirol.
752. Julius Dümler, Kolonialwaren-, Salz- und Zucker-Großhandlung, Dresden.
753. Gustav Stiger, Cilli, Steiermark.
754. Marktgemeinde Gleisdorf, Steiermark.
755. Ingenieur Hermann Gussenbauer, Direktor der Wiener Lokomotivfabriks-Aktiengesellschaft, Wien.
756. Familien Gerlich und Waschka, Odrau, Schlesien.
757. Baron und Baronin Rudolf Isbary, Wien.
758. Hans Heinrich Reclam, kgl. sächs. Kommerzienrat, Leipzig, Deutschland.
759. Die städtischen Körperschaften, Bielefeld, Deutschland.
760. Lehrkörper des k. k. Staatsgymnasiums, Krems, Niederösterreich.
761. Sparkasse, Bozen, Tirol.
762—764. Deutsche Bozens. (6000 K.)
765. Gemeinderat Neunkirchen, Niederösterreich.
766. Karl Knaffl, Vizepräsident der Leoben-Vordernberger Eisenbahn-Ges., Graz.
767. Fritz Hanisch, k. k. Kommerzialrat, Fabrikant, Graz.
768. Architekt Leopold Theyer, Baurat, k. k. Kommerzialrat, Professor an der technischen Hochschule, Graz.
769. Karl Graf Lamberg, k. k. Kämmerer, Großgrundbesitzer, Landtagsabgeordneter, Pöllau, Steiermark.
770. Firma Kastner & Öhler, Manufaktur- und Modewaren, Graz.
771. Luise Hackenberg, Essegg, Ungarn.
772. Ein langjähriges Vereinsmitglied in Wien.
773. Verein deutscher Rechtsanwälte, Wien.
774. Marburger Kaufmannschaft, Marburg, Steiermark.
775. Saazer Genossenschaftsbrauerei, Saaz, Böhmen.
776. Bau-, Maurer- u. Steinmetzmeister-Genossenschaft, Perchtoldsdorf, Niederösterreich.
777. Ortsgruppe Dobrzan, Böhmen.
778. Die deutschen Mittelschüler in Niederösterreich außerhalb Wiens.
779. Stadtgemeinde Voitsberg, Steiermark.
780. Deutsche Vereine und Körperschaften in Pachau.

Höhe der gezeichneten Summe **1,560.000 Kronen.**

Wien, am 14. Dezember 1909. **Der Deutsche Schulverein,**
Wien, I. Bräunerstr. 9.

(**Geschlossen am 15. Dezember 1909.**)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Aber mein Gott — Hansel! Bist denn ein Unchrist worden?!“

„Ich will dir sagen, Mutter. Wir haben auf der Universität einen sehr strengen Katecheten. Der will alles buchstäblich nach dem Gebote haben. Kein Bild neben mir sollst du haben, spricht der Herr! Ganz vergeistigt hat er unsern Glauben, der Katechet, ganz vergeistigt. Und haben ihm versprechen müssen, jeder, daß wir auch in den Ferien keine Bilder- und keine Lippenreligion treiben werden.“

„Aha, so hat er euch auch vom Beten losgesprochen!“ sagte die Mutter schier entrüstet. „Mein Bub, du bist ja mein Bub nit mehr! Daß ihr Studenten alles leicht nehmt und die Stadtleut alle leicht sind, das hört man ja wohl, aber daß es so steht!“ Sie verhüllte mit ihrer breiten, weißen Schürze das Gesicht. Solches konnte der Hans nun nicht sehen. Alles konnte er, schwatzen, aufschneiden bis zur platten Lüge, wenn's drauf ankam, Schulden machen und noch sonst allerlei konnte Hans; nur eins nicht, seine Mutter konnte er nicht weinen sehen. Er zog ihr die Hände und die Leinwand vom Gesicht, lachte voller Sonnenheiterkeit in dasselbe hinein und küßte ihre Augen, ihren Mund. Jetzt erst huben die Zähren wahrhaft an zu fließen, vor Freude über das liebe gute Kind.

So haben die Ferien angefangen und so sind sie weitergegangen. Anfangs sehr langsam, rostig, als ob, wie der Student sagte, die Uhr nicht geölt wäre. Das rauschende Niederstürzen am Fluder, das Klappern der Räder, das Ausundeinstrampfen der Burschen mit den Korn- und Mehlbündeln, das waren so die Ereignisse. Ein Krahn wurde gebaut, man müsse sich doch auch modernisieren, meinte der alte Müllermeister Schmied. Schon jahrelang wurde gebaut an diesem Krahn, der die schwereren Säcke aus- und einheben sollte. Sich modernisieren nennt er das, dachte Hans, der schon eine weitläufige Werksanlage mit elektrischem Betriebe sah — auch nächtig Haus, Mühle und Höfe elektrisch beleuchtet. Heute wurde ihm für solche Ideen nur auf die Achseln geklopft: „Laß das gut sein, Junge. Hat's dreihundert Jahre so gehalten, wird es auch noch länger.“ Auf einem steinernen Torkranze stand die Jahreszahl 1590. So weit reichten in den alten Urkunden auch die Schmiede zurück, die Müller gewesen waren. Noch früher hatten sie jedenfalls bei den Feueressen gehämmert. — Vater Schmied dachte gerne nach rückwärts, lieber als nach vorwärts. In der Vergangenheit sah er lauter Arbeit, Wohlhabenheit und Ehre. In der Zukunft? Drei Buben waren ihm als Kinder gestorben — bei einer seuchenden Halskrankheit. Ein weiterer Bub und ein Mädel waren etwas mißraten, körperlich. Das Mädel verwachsen, der Bub fast taub und konnte nur undeutlich sprechen. Der einzige Starke, Frische, Talentierte wollte nicht bei der Mühle bleiben, wollte weiß der Himmel was für ein vornehmer Herr werden. Da eilt's

„Wenn du's so fortmachst, Herr Sohn! Das letzt' Jahr hast uns mehr Geld gekostet als alle früheren acht Jahr zusammen!"

„Natürlich, Vaterl, weil ich ein forscher Studio geworden bin, und solche Kerle sind gar nicht zu bezahlen. — Michel! Koffer ab!"

Der Knecht hatte ihn schon auf der Achsel.

Nun ging dem Alten das hagere Gesicht schon etwas in die Breite. Wer von allen Müllern des ganzen Unterschattes hat so einen Buben, so stattlich und lustig wie der da!

„Wohin das führen soll mit deiner Nobligkeit, das weiß ich freilich nit", sagte er, sänftiglicher geworden.

„Wohin, Alter, das will ich dir schon sagen. Ins Schloß. Paßt mal auf, mit so zwei Schimmeln fahre ich noch in ein Herrschaftsschloß."

„Ja, wärst aber nit gescheit!" hauchte die Mutter glückselig.

„Wie willst denn das machen?" fragte der Vater.

„Ich? Eine reiche Heirat werde ich machen. — So, Kutscher, da hat Er! — Adieu!"

Die große Mühle, unweit des Marktfleckens Schatthausen, stand — man sah es überall — in geordneter Festigkeit und das stattliche Wohnhaus war altbürgerlich eingerichtet. Hansens Zimmer lag über einem der Radgänge, so daß der Fußboden immer leise brummte und schütterte. Zu den Fenstern herein ging immerfort und immerfort das Rauschen des Fluderfalles. Das hatte Hans so gerne gehabt. Heute behauptete er mit einer drolligen Jammermiene, es wäre nicht auszuhalten.

Während des Essens — wie üppig war es im Vergleich mit dem bei der guten Frau Kübler — war die Mutter oft abwesend. Der Vater ließ sich von den Unerhörtheiten der großen Stadt erzählen, von den vornehmen Leuten, mit denen Hans dort verkehrte, und von dem Ernste und der Wichtigkeit der Studien, denen er oblag. Des Alten Hochachtung wurde immer größer und allmählich leuchtete ihm ein, daß für einen solchen Passagier im Grunde zwei Schimmel nicht zu viel wären. Ein paar Geschwister waren da, die standen ganz im Schatten; kaum ein paar flüchtige Worte sind an sie gerichtet worden. Nach der Mahlzeit sah Hans, daß die Mutter mit ihm Zimmer getauscht hatte. Sie hatte ihre große, schöne Stube ausgeräumt und nun mit des Herrn Sohnes Habseligkeiten eingerichtet. Die Fenster gingen in den Baumgarten. An den Wänden waren nur noch eine heilige Muttergottes und ein heiliger Josef hängen geblieben.

Und auch diese waren am Abend, als die Mutter nachsehen kam, ob noch etwas gewünscht werde, nicht mehr da. An ihre Stelle waren Photographien halbentblößter Frauenzimmer genagelt. Und über dem Sofa, an Stelle des elfenbeinernen Kruzifixes, baumelte eine langberohrte Tabakspfeife.

Achtes Kapitel.

Die beiden Hänse auf der Kirchweih.

Dann im Frühherbst kam der Jahrmarkt zu Altenkirch.

„Bei der Sauerei will ich auch dabei sein", sagte der Hans, und als er dabei war, fand er die Sache abgeschmackt. Der Vormittag war kaum auszuhalten. Alles so träge und lässig, so muckerisch und brauchshalber. Die gleiche Rotte beisammen wie seit ewigen Zeiten und die gleichen Umstehereien an den Gassenecken und die gleiche Bigotterie in der Kirche. Die Bauernburschen standen gerade noch so kniekrumm da wie einst, und die Dirnen gerade so duckmäuserisch und hölzern, mit ausgespitzten Ellbogen. Jesses Mar and Jus, was wäre so eine Dorfkirchweih ohne Räusche!

Mit einigen Kameraden von der Dorfschule her kam Hans zusammen, auch die waren ledern und blöde, und ein paar bissen nicht einmal auf sein „Du" an und ließen sich mit ihm nur insoweit ins Gespräch ein, als die unmittelbare Anrede vermieden werden konnte. Um den Uhrenkrämer standen sie herum, rauchten schläfrig aus ihren Tabakspfeifen, feilschten ein wenig um die eine oder andere Uhr aus „Neusilber", versuchten das Aufziehen, wogen sie in der Hand hin und her und legten sie wieder zurück. Gegen den Studenten taten die einen höflich geziert, die andern dummdreist und die dritten, als ob er nicht da wäre. Es war nichts mit ihnen zu machen. Der einzige Bachsimmerl-Sohn mit dem Mopsgesicht blinzelte verständnisvoll bei einer gewissen Bemerkung. Nachher — denn es kam doch endlich der Nachmittag — nachher also in der Tanzstube beim Kraxenwirt hopste dieser Bachsimmerl-Sohn mit einer rundlichen Dorfschönen. Die hatte maiszapfengelbes Haar, in Zöpfen geflochten, und diese Zöpfe wupperten um die beiden enge aneinandergeschmiegten Köpfe.

„Ist's die Deinige?" fragte Hans später den Burschen.

„Freilich!" rief der Bachsimmerl, gleichsam mit dem dreifachen Ausrufungszeichen, so stolz.

„Willst mir sie lassen auf einen Gestrampften?"

„Meinetwegen. Aber nur leihen, verstehst!" Unter diesem Vorbehalt langte er vom Fensterbrett sein Weinglas und leerte es auf einen Zug. Dann warb er sich eine andere Tänzerin.

Hans warf einen Silbergulden auf den Spielleuttisch: „Gestrampft!" packte die gelbzopfige Dirn, und nun ging's unter anderen Paaren, mit den Händen klatschend, mit den Beinen strampfend, im Reigen. Aber Hans klatschte und strampfte nicht viel, er legte seinen wohlfrisierten Kopf ebenso traulich an ihre Wange, wie es der andere getan hatte, und während alles in entfesselter Lust lärmte, flüsterte er der Dirn

ja schließlich nicht so mit dem Krahn. Wer weiß, wie's eh noch wird! In diesem letzten Gedanken versumpfte mancher Zukunftsplan des wackeren Müllers. Hans schritt manchmal durch die Mühle, herrschte einen Burschen an oder schäkerte mit einer der Weibspersonen, die an den Beutelkästen Kleien sammelten und in den großen Behälter schütteten. Ob er sich nicht wieder einmal an die Mehlwage stellen wollte, erinnerte der immer arbeitswütige Vater, worauf Hans antwortete, dort wäre es ihm zu staubig.

„Einem von der großen Stadt, dem ist's in der Mühle zu staubig!" sagte der Vater. „Mein Lieber, da wird wohl noch ein Unterschied sein. Der Stadtstaub ist Stein und der Mühlstaub ist Brot!"

Hans zuckte die Achseln. Er wollte was erwidern, ließ es aber sein. Der Alte wird schon kindisch!

An manchem Tage ging Hans mit der Angelschnur aus, oder mit der Flinte. Die Mutter hatte allemal eine laute Freude, wenn er mit Forellen heimkam oder mit einem Rebhuhn. Sie richtete ihm die Dinge auf das schmackhafteste her und brachte alten Wein dazu. Einmal scherzte Hans, daß er Antialkoholiker wäre. „Aber Kind!" rief die Mutter, „der Wein ist ja gesund!"

„Recht hast, Frau! Man lebt nur einmal!"

Trotz alldem, sie sah, daß er nicht so war wie in der Zeit der niederen Schulen, wenn er nach Hause kam. Das kindhaft Heitere fehlte, hingegen war eine rechthaberische Überlegenheit da, ein Verlangen und Zugreifen und wieder ein übermütiges Aufwirbeln und launisches Fortschieben. Die gute Frau wurde sich der Zustände nicht klar, aber sie fühlte sie. Und einmal fragte sie rundweg, ob ihm was fehle.

„Ja", antwortete er kurz.

„Ist dir nit gut, Hans?"

„Na — gut ist mir schon."

„Also was ist denn?"

„Verliebt bin ich."

Da schwieg die Frau und schwieg ein gutes Weilchen, ganz armselig dasitzend auf dem Lehnstuhl.

„Mein Gott", sagte sie endlich, „dafür wird wohl auch noch ein Mittel sein. Wirst sie ja einmal heiraten können."

„Wen?"

„Nau — halt dieselbige, die du meinst."

„Mutter, du verstehst mich nicht", rief der Bursche und stand vom Tische auf.

nicht aus dem Sinn gegangen. Im Wirtshause waren die Kerzen angezündet worden, wovon jede in Dunst und Staub eine Art von Heiligenschein hatte. Die Leute tranken, schrien und sangen; ein paar glühende Burschen stritten um die Dirn, zuerst war's Spaß, dann halb Spaß, halb Ernst und endlich lauterer Ernst. Als sie aneinanderfahren wollten, stand schon der Kraxenwirt mit der Feuerspritze da und feuchtete die Brennenden so erklecklich durch, daß sie, abgekühlt, sich aus dem Gesichtskreise verloren. Geschrei und Gelächter und die Spielleute bliesen ihre Trompeten und Klarinetten.

Plötzlich wurde es still.

Zu den offenen Fenstern klang eine Glocke herein, vom Kirchturm. Die Leute zogen ihre Hüte und Hauben vom Kopf, die nichts aufhatten, bekreuzten bloß mit dem Daumen ihr Gesicht. Auch Hans der Kleine war aufgestanden und betete. Aber zerstreut, diesmal. Er beobachtete das Gesicht des großen Studenten. In demselben spielten allerlei verdächtige Geister. Wenn es ein mimisches Gotteslästern gibt, der Theologe sah hier eins. Das hatte er nicht gewußt, daß man auf einem so schön geformten Menschenantlitz so viel Spott und Hohn auslegen kann. Er war entsetzt. Er atmete auf, als die Glocke ausgeklungen hatte, die Leute wieder ihre Hüte aufsetzten und die Spielleute wieder ihre blutaufpeitschenden Walzer begannen. Auch er setzte seinen Hut auf und ging hinaus zur offenen Tür in die Nacht, ohne dem Freunde gute Nacht zu sagen.

Hans der Große eilte ihm nach und erwischte ihn am Rockkragen: „Oha, Schwarzer, holländisch wird bei uns nicht getan, wir sind Steirer!"

„Nach dem Aveläuten müssen wir Theologen nach Hause gehen", sagte der Kleine.

„Da kann man genug kriegen, nicht wahr?" sprach der Große. „Ich meine an deiner Stelle. Ich habe mich amüsiert. Es war zu komisch! Zu komisch, wenn die Sünde mit der Bigotterie einen Walzer tanzt. In euren Augen ist es ja eine Sünde, das Tanzen und das Halsen — nicht?"

„Lass' mich in Ruh'! Ich kann nichts dafür, daß es so ist."

„Weißt, Hans", der Große ging ruhig neben ihm her auf dunkler Straße, „ohne Spott, Hans, du erbarmst mir. Wenn du das so mitmachen mußt, dein Leben lang! Graust dir denn nicht von der abgrundtiefen Heuchelei? Die dummen Bauern da, na, sie wissen nichts anderes. Aber du, der doch eine Schulbildung genossen hat, dem die Naturgeschichte nicht ganz zugeknöpft blieb, der es weiß und wissen muß, daß die Wahrheit ganz wo anders liegt als in dem, was etwa eure Kirche als solche hinstellt . . .!" Er brach aber doch hier ab, er merkte, wie jedes dieser Worte den Theologen verwundete.

liebliche Dinge ins Ohr. Sie ließ ihn's dreimal flüstern oder noch öfter, dann hauchte sie zurück: „Aber da tuts es ja nit."

„Besuche mich einmal, wenn du in der Mühle zu tun hast. Ich stecke dir da meinen Meerschaumspitz zu. Dann sage, du tätest meinen, mir möchte er gehören und du wollest mich fragen gehen. Verstehst du mich? Das Zimmer ist die Stiege hinauf, links die erste Tür."

Sie nickte, da war der Tanz aus.

Wer gute Augen und Ohren hat auf einer Dorfkirchweih, für den gibt es zwischen den Tänzen fast mehr Ergötzlichkeiten als während derselben. In den dumperen Winkeln des Hauses sowohl als draußen in den Hütten. Ein Student ohne weitere Verbindungen muß sich mit dem Gucken und Horchen begnügen, was dem unsern nichts anderes einbrachte als die Drohung eines auseinandergespreiteten Lümmels: „Wannst nit gleih weckgehst, so derlebst was. Saubua, verdammter!"

Die Geschichten mit Säbel oder Pistolen gab's hier nicht. So fand es Hans an der Zeit, ins Gastzimmer zu gehen zu seinem bestellten Schweinsbraten. Auf diesem Wege, gerade an der Tür, wo die Leute aus- und eindrängten, stieß er mit jemandem zusammen, vor dem er aus Überraschung fast zurücktaumelte.

„Waas? Hans! Du bist da?"

Treuherzig lachte ihm der kleinere Namensbruder ins Gesicht. Aber der war gewachsen dies Jahr und ein fast hübscher Kerl geworden. Ein wohl angepaßtes, graues Tuchgewand trug er und ein kirschrotes Halstuch, und das kindliche Rundgesicht noch, das nur durch die Brille verdorben wurde. Ferner einen Hemdkragen und Manschetten, so schneeweiß — „wie noch nie!" rief Hans der Große verwundert aus. „Ja, frommes Bruderherz, darfst denn du auf einen Gemeinenleutball gehen?"

„Ich bin ja noch nicht eingeweiht."

„Ich weiß, daß du noch nicht eingeweißelt bist."

„Nicht eingeweiht, habe ich gesagt."

„Du bist noch in vieles nicht eingeweiht, mein lieber Freund!" verdrehte der Große. „Sei vergnügt darüber, daß du vorläufig noch ein Erdentierchen sein darfst, ein niedliches; geradeaus in den Ferien, ich gratuliere dir! Wirst dir's hoffentlich zunutze machen."

„Man schaut sich's halt einmal an."

Sie setzten sich zusammen und erzählten einander die Erlebnisse des Jahres. Die seinen schloß Hans der Große: „Ich sagte dir mehr, als ich weiß, du vielleicht weniger."

Der Kleine — obschon er's nicht mehr war — ging über das unverständliche Wort hinweg und fragte den Freund, wie der über eine diesjährige Alpenwanderung auf den Lanzstein und zu den „Drei Augen" denke. Der hohe Berg und die „Drei Augen" waren ihm noch immer

wolle. Die Antwort interessierte ihn nicht im geringsten. Jählings faßte er sie um die Mitte und trällerte: „Mädel, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite!“ — Da hatte er eine. Einen reschen Schnalzer hatte es getan. „Weiß er nit, wem ih zuaghör?!“ Mit diesen Worten hatte sie ihm die Ohrfeige versetzt.

Als sie dann lustig durch den Hof lief, redete der Alte auf sie hin: „Ghörts sein?“

„Sein ghörn tuts, aber Finderlohn hat er mir kein geben, der Stinkschmutz!“ Fort war sie und einen Stadtherrn hatte sie gefoppt.

Der Hans empfand, es wäre ein abscheulicher Tag. Wenn die es weitersagt! Einen Mann kann man fordern, was hebst mit so einem Weiberkittel an? — Mit dem Gewehr ging er aus und schoß den Kettenhund eines Kleinhäuslers nieder, der ihn angebellt hatte. Dann ging er weiter. Ging aber nur etwa dreihundert Schritte; nun stand er still, kehrte um, fragte beim Kleinhäusel an, was der Hund koste und bezahlte den Preis. Als er die Hütte verließ, lag das zottige Tier noch da, an der Kette, und seine Augen glasten starr in die Luft. — Es war ein abscheulicher Tag.

Dann kam der letzte Feiertag. Der Koffer war gepackt. Als er mit seinen Eltern beim Frühstück saß, fiel es ihm auf, daß der Vater recht vorgebeugt war und ein weißes Haupt hatte. Mehlstaub war das nicht. Die Mutter hingegen war so gesund genährt, daß sie vor lauter Gesundheit manchmal keinen Atem hatte. Da dachte er: Wer weiß, wie lange man sie noch hat! — Er wollte diesen letzten Tag lieb mit ihnen sein, recht herzlich lieb. Aber es gelang nicht. Er war wie sonst, ja eher noch trotziger, sobald er sie sah. Und waren sie abwesend, konnte er doch so weich an sie denken, daß ihm fast zum Weinen war. — Dann überdachte er die Ferien. Es war nichts Rechtes gewesen. Auf dem Sofa liegen, beim Bier sitzen, rauchen, Rebhühner niederbrennen und Hunde, das sind Heldentaten! Dann die blöden, hochmütigen Schulkameraden, die Kirchweih in Altenkirch. Und dann die gelbe Dirn, die eine nie mehr zu heilende Scharte in seine Ehre gehauen hatte. Wenn's sonst auch niemand weiß; und wer weiß, ob es niemand weiß! So weiß es doch er selber und muß sich verachten. — Endlich der Theologe und sein schweigendes Wort in der Nacht! Wie der Blitz noch eine Weile nachspiegelt im Auge des vom Blitze Getroffenen, so glühten jene Worte von der Bildsäule noch nach in seinem betäubten Herzen, wo sie heiligen Kinderglauben so kraß aus tiefem Schlaf geweckt hatten. — Es waren aber nur vorübergehende Stimmungen. Die Millionenstadt drüber!

Indes, heute hatte sein Leichtsinn keinen glücklichen Tag. Ihm war just, am letzten Tage dieser Ferien müsse er eine rechte Tat voll-

„Daß die Wahrheit ganz wo anders liegt?“ sagte der Theologe wie träumend nach.

Sie gingen schweigend eine Wegstrecke dahin in der finsteren Nacht. Da kam ein Wäldchen und unter hohen Bäumen stand, kaum zu sehen, ein kleiner, grauschimmernder Bau. Hans der Kleine blieb stehen. Er zog Feuerzeug aus der Tasche, strich ein Zündholz an und beleuchtete die Bildsäule. In einer Nische stand die Gestalt des Auferstandenen und darüber der Spruch: „Ich bin die Wahrheit. Wer an mich glaubt, der wird selig.“ — Das sah man, dann verlosch das Flämmchen und es war dunkler als früher.

Neuntes Kapitel.

Der Große hat eine gekriegt.

„Ist der junge Herr daheim?“ fragte in der Mühle eine gelbhaarige Dirn.

„Was willst ihm denn?“ fragte der alte Müller.

„Ich hab was gefunden und möchts abgeben, wenns sein gehört, aber das weiß ich nit und deswegen möcht ich ihn fragen.“

„Nau, so geh ihn halt fragen. Über die Treppe hinauf, links die Tür. Wenn er nit da ist, nachher fragst halt mich, leicht weiß ich's auch.“

Dem Studenten war an jenem Nachmittag wieder besonders lausig. Nichts war ihm unerträglicher als das Alleinsein. Er lag auf dem blumigen Sofa, ein Bein geradeaus über das andere gestreckt, und blätterte in einem Photographienalbum. Da quiekste es ein wenig. Es ging die Tür auf, ohne geklopft zu sein, ganz langsam und nur so weit, daß eine gelbhaarige Dirn schüchtern hereingucken konnte. — „Ah, bist es? Na, so geh her!“ Da wandte sie sich vollends ins Zimmer herein.

Hans barg das Album rasch unter das Bärenfell und stand auf, um sie freundlich zu empfangen.

„Jetzt, da tät ich den Spitz halt bringen, hi, hi.“

„Den ich verloren habe auf der Kirchweih — nicht?“

Sie wickelte den Meerschaumenen aus einem blauen, zerknüllten Papier, recht bescheiden und ungeschickt.

„Ein Prachtmädel bist, daß du Wort hältst.“

„Ja, weil ich just vorbeigangen bin, hab ich aufdenkt.“

„Nun setze dich aber auch ein bissel zu mir, mein Schatz, wirst ja müd sein.“

„Ah na, müd bin ich nit. Han ah nit lang Zeit.“

Der Student, um Zeit zu gewinnen, fragte, woher sie diesen Tag schon gekommen sei und wohin sie an diesem Tage noch gehen

Mensch an solche Geschichten glaubt. Ich sage Dir das, Hans, ich bin ein schlechtes Luder, aber noch ein Heiliger im Vergleich zu Dir, wenn Du's nicht glaubst und doch dabei bleibst!

Du hast mir bei der Matura geholfen, Hans, das gedenke ich Dir und deswegen möchte ich dir jetzt helfen. Spring' aus. Ich bitte Dich, spring' aus. Bei meinen Bekanntschaften wird es schon gelingen, Dir ein anderes Studium zu ermöglichen, wenn Dein Alter Dich verstoßt, und das wird er wahrscheinlich tun. Und das kann Dir nur recht sein, wenn Du — wie Du oft gesagt hast — für Deine Überzeugung leiden willst. Schreibe mir, ich will mich um Dich annehmen.

Dein aufrichtiger Freund Hans.

Als der Schreiber dann dieses Schriftstück durchgelesen hatte, war er verblüfft. Nein, das hätte er sich nicht zugetraut. Einfach großartig stand er da vor sich selber. Auf solchen Zuspruch kann er ja gar nicht anders, der Kleine, er springt aus!

Mit dieser Schreibetat wollte der Student die Ferien würdig beschlossen haben. Zwei Stunden später stand der Wagen vor dem Tore. Hans tätschelte zärtlich an den schweren Pferden herum und sprach ihnen seine Liebkosungen aus. Am Wagen, als er drin saß, standen die Seinen herum, die Mutter legte eine Wollendecke um seine Knie. Er reichte jedem die Hand, kurz, flüchtig. Dann vorwärts. Später schaute er noch einmal um, da war schon Buschwerk davor, er sah nichts mehr.

Am Bahnhof gab es Leute. Zumeist junge Burschen. Rekruten, die einrücken, dachte Hans; er sah manchen Bekannten darunter. Aber sie stiegen nicht ein. Als Hans in seinem Gelaß zweiter Klasse saß, erhob sich draußen in der Menge ein Lärm. Kuhschellen, Töpfe, alte Sensen wurden geschlagen, auf einem leeren Bierfasse trommelte man und, den Takt begleitend, klappten zwei dünne Holzbrettlein so aufeinander, daß es einen Schall gab, als würden mit flacher Hand heftige Ohrfeigen ausgeteilt. Der „Watschenmarsch" war's. Der Zug fuhr ab.

Hans Schmied, wie ist dir geworden! Mit Musik bringt dir den Abschiedsgruß deine Heimat, die du nun nie wieder betreten kannst! Ein Mädel zu verführen, ist unter Kameraden keine Schande. Aber wem so was passiert wie dir, dem forschen Studenten, der muß schon viel Courage haben, um — weiterleben zu können. (Fortsetzung folgt.)

In der Erzählung „Drei Augen" auf Seiten 250 und 251 steht ein mehrfacher Lapsus, den der Verfasser nicht dem Setzerkobold aufmutzen mag. Seite 250, Zeile 12, muß es statt „Rhinozeros" heißen: toten Krokodil. Und Zeile 42 statt „Krokodil" Rhinozeros. Dasselbe auch auf Seite 251, Zeile 37.

bringen. Ein Werk, das bleibend fortwirkt zur Höhe, nicht zur Tiefe. Manchmal sehnte er sich ordentlich, die roten Nebel um ihn mit heißem Atem wegzublasen und von einer reinen Höhe aus einen Segen in die Welt zu streuen. — Dumme Träumereien! sagte er sich dann wieder, der Mensch lebt nur einmal und die Natur will, daß er das Leben genieße. Die Sinne, die sie uns für ihre Freuden gab, nicht auszunützen, das ist die einzige Sünde, die es gibt.

Aber heute wollte er den Freund retten. Er schloß sich in sein Zimmer ein, setzte sich an den Schreibtisch, zerkaute eine Weile den Federstiel und schrieb einen Brief:

An Herrn Hans Schmied, derzeit Theologe und Bauerssohn in Stahlhöfen ob Altenkirch.

Du wirst Dich wundern, Hans, über diesen Schreibebrief. Man muß doch einmal gescheiter werden und die Dummheiten sein lassen. Lieber Hans, ich muß ein ernstes Wort mit Dir reden, Du bist mein liebster Freund. Vielleicht glaubst Du, ich hätte Freunde genug. Gewiß! Genug solche, die sich so nennen. Aber wenn man den ganzen Freundeskrempel chemisch untersuchen wollte, wer weiß, ob viel übrig bliebe als mein kleiner Hans. Darum rufe ich Dir heute zu, darum beschwöre ich Dich, Hans, Du sollst kein Priester werden. Ein Diener der Lüge, dafür bist Du zu gut. In jener Nacht hast Du mir mit dem Streichholzfeuer aufgezeigt, was auch für Dich geschrieben steht: Ich bin die Wahrheit. Wer an mich glaubt, wird selig. — Dein Lichtl ist zu früh ausgelöscht, um noch ein Wort zu sehen, eine Unterschrift, die gewiß dabei gestanden ist: Natur. Die Natur, mein Lieber, und nur die Natur ist die Wahrheit. Alles was Natur, ist Treuheit, Tüchtigkeit, Wahrheit. Alles andere ist der Teufel. Geh, Hans, denke nach, jetzt ist's noch früh genug, wenn er Dich einmal in den Klauen hat, bist Du so viel als verdammt. Sogar leiblich. Denk, was jener alte Herr, in dem mein hochverehrter Lehrer Viktor Weißband stak, damals auf der Alm gesagt hat, wie es so einem armen Kaplan ergeht. Weißt Du es noch? Wir sprachen von der Berufswahl. Und dann erst geistig! Du mit Deinem redlichen Sinn müßtest verzweifeln, immer anders reden zu müssen, als man weiß, immer anders tun zu müssen, als man will. Du hältst das nicht aus, im Ernstfalle; wundert mich, daß Du nicht schon jetzt kopfscheu bist. Schämst Du Dich denn nicht mit Deinen Duckmäusern und Betbrüdern? Wie die größten Schweinehunde und Spitzbuben ihre Larve bekreuzigen und fromme Formeln murmeln, wenn eine Kirchenglocke pimpelt! Scheußlich! Du glaubst ja selber nicht dran, es ist nicht möglich, daß ein halbwegs vernünftiger

Nun . . . der Bahnrestaurateur war auch einer von jener Sorte, die ihren Kollegen nicht das Schwarze unter dem Nagel gönnen. Als wir uns erkundigten, ob keine „Gelegenheit“ aus Obertannzapfenheim da sei, schupfte er verächtlich die Achseln und meinte: „Wissen S', dem Krebsbauern sei' Leibsprüchl ist: ‚Komm i heut nit, komm i morgen‘, und so müssen Sie sich halt gedulden. Ist eh der letzte gute Bissen, den S' auf lange Zeit hinaus bei mir kriegen.“

Ich raunte meiner erbleichenden Gattin etwas von „Geschäftsneid“ in die Ohren und entgegnete, daß einen denn doch die Natur für manches entschädige und daß mir eine biedere Wirtsfamilie ohne Arg und Falsch lieber sei als —

„Bitte, bitte“, unterbrach mich der Wirt mit boshaftem Lächeln, „ich wollte Sie ja nicht abwendig machen! Ist ja wirklich recht hübsch in dem Nest drin . . . Natur mehr als genug . . . auch bei den Wirtsleuten . . . na — Sie werden ja sehen.“

Und wir sahen! Das heißt, wir sahen vorerst nicht. Denn der Krebs kam richtig ‚heute‘ nicht mehr, und so mußten wir bei dem geriebenen Kulturwirte mit zwei guten Betten in einem geräumigen, luftigen Zimmer vorlieb nehmen.

Am folgenden Morgen schlich, nachdem wir uns schier die Augen aus dem Kopf geschaut hatten, eine von zwei wuchtigen Ackergäulen gezogene Arche Noes, unter dem Drucke der Radsperre laut ächzend, die Bergstraße herab und hielt vor dem Bahnhotel. Ein Mann in Bauerntracht schob sich schwerfällig, uns den Rücken zukehrend, vom Bocke und stapfte, nachdem er sich mit langsamer Wendung des ungekämmten Kopfes schielend umgesehen hatte, bei jedem Schritte mit den Knien einsinkend, auf uns zu — der Typus des abgerackerten Bergbauern, dem die Lasten den Rücken gekrümmt und die Knochen schier aus den Gelenken gedrückt haben.

Er verzog das stoppelreiche Gesicht zu einem Lächeln, streckte uns die schwielige und darum gewiß ehrwürdige, wenn auch seit Wochen nicht gewaschene Rechte entgegen und fragte: „Seids Es epper die Herrischen, die zu mir auf Sommerfrische kommen?“

Ja, wir waren die Herrischen und waren sogar vorlaut genug, zu bemerken, daß wir ihn im Vertrauen auf seine schriftliche Zusage eigentlich schon tags zuvor erwartet hätten. Der Krebswirt nickte zustimmend und meinte: „A freili' wohl . . . a Roß ist a ka Hund und so a vier Stund müessen s' scho' rasten, die Viecher, und alsdann fahren wir halt nach dem Mittagessen.“

Die schöne Praxis, stets nur das zu hören, was er hören wollte, übte der gute Mann auch all die folgende Zeit, solange wir das Glück hatten, in seiner Staatskarosse zu kutschieren und in seinem Hotel zu

Mein Sommeraufenthalt in Obertannzapfenheim.

Ein Beitrag zur Fremdenindustrie.

Von **Josef Wichner, Krems.**

Und ich sag's nun einmal nicht, wo mein liebes Obertannzapfenheim liegt . . . nicht um ein Schloß!

Versucht's nur und bietet es mir an . . . das Schloß, und ihr werdet meine Verschwiegenheit kennen lernen!

„Juvat socios habere malorum" . . . andere sollen auch hineinfallen . . . in die unentweihte Idylle von Obertannzapfenheim!

Doch zur Sache!

Ich hatte, es war vor einigen Jahren, wieder einmal zehn Monate lang Kulturstaub geschluckt, meiner besseren, aber schwächeren Hälfte hatte der Arzt ozonreiche Bergluft verordnet, und so sehnten wir uns beide nach der heiligen Natur, nach ländlicher Ruhe, nach unverfälschter Milch und unverfälschten Menschen.

In der Litanei sollte die Bitte stehen: „Vor guten Freunden . . . verschone uns, o Herr!" Dann hätte ich mir die Sommerfrische, von der ich erzählen will, vielleicht vom Halse gebetet. Aber ich habe nicht gebetet, und so bin ich den Einflüsterungen und Lockungen des guten Freundes, der mir das Bergdorf Obertannzapfenheim und in ihm den Krebswirt warm ans Herz legte, leider erlegen.

Es sei, sagte der Freund, besagtes Dorf geschlagene acht Wegstunden von der Bahnstation entfernt und somit völlig aus der Welt, harztriefende Wälder, von murmelnden Bächen durchrieselt, ringsum, himmelanstrebende Bergriesen mit eisigen Häuptern und „alpenrosigen" Brüsten die Wächter der Idylle . . . Herz was willst du noch mehr! Und ein gutes Werk könne man auch tun, wenn man den Leuten etwelches Verdienst zukommen lasse, wenn man dazu beitrage, daß sich dort, wo jede andere Industrie fehle, eine Fremdenindustrie entwickle, die den Volkswohlstand hebe. Einstweilen fänden sich allerdings nur einige „bessere" Familien sozusagen als Pioniere in Obertannzapfenheim ein, so daß die Ruhe nicht gestört und die Lebensmittel nicht verteuert würden. So könne man den Rahm abschöpfen und, wenn der Zuzug sich mehre, wieder auf Entdeckungen ausgehen.

Diese aus Eigennutz und Nächstenliebe gemischten Erwägungen besiegten jeden Zweifel, ich sicherte mir beim Krebswirt durch Vorausbezahlung das schönste Zimmer auf zwei Monate, und so fuhren wir voll beseligender Erwartungen in die Berge und zur Endstation, wo uns der Krebs mit einem Wagen erwarten sollte.

Die Kinderchen erwiesen sich sofort als würdige Mitglieder des uns aufgezwungenen „Vereines“, denn sie vollführten, über Tische und Bänke springend, einen Heidenlärm und beschworen mit vereinten Kräften bei meiner Frau, deren Nerven durch die lange Fahrt und den stoßenden Wagen ohnedies gereizt waren, einen heftigen Kopfschmerz herauf, der sie zwang, das schönste Zimmer aufzusuchen und der Ruhe zu pflegen.

Das schönste Zimmer befand sich in einem Nebengebäude (ein Kulturwirt hätte es stolz „Dependance“ genannt). Wackelige, ungleich behauene Steinplatten deckten den Boden des kleinen Hofes, durch den man in das armselige Häuschen gelangte. Zur Linken grenzten duftende Stallungen, in denen Wiederkäuer mit der Kette rasselten, den Hofraum ab, nach rechts hin sah man zwischen dem „Hotel Krebs“ und der „Dependance“ die holperige Bergstraße, darüber hinaus einen lebenden Zaun aus dicht verwachsenem Kreuzdorn und hoch hereinragend in herrlicher Mondbeleuchtung das gewaltige Haupt des wilden . . . der Name des Berges soll mir nicht den Verräter und Warner spielen.

Da eine struppige Magd uns die übelriechende und lichtarme Unschlittkerze nachtrug, da ferner der Boden des für uns bestimmten Wohnraumes gegen zwanzig Zentimeter niedriger war als der des schmalen Ganges, durch den wir uns zwängten, so fielen wir beide richtig in das schönste Zimmer hinein, worauf die Dirne lakonisch „Öha!“ sagte, den rostigen Eisenleuchter auf einen wurmstichigen Tisch stellte und sich entfernte, ohne uns die Hand zur Erhebung aus dem, wenn auch nicht tödlichen, so doch etwas überraschenden Falle zu bieten.

So klaubten wir uns in Gottes Namen selbst zusammen und begaben uns, nachdem uns die tröstliche Gewißheit körperlicher Unversehrtheit geworden, die Frau mit verstärktem Kopfschmerz, auf Entdeckungsreisen. Wohin sich in solchen Fällen die Blicke der Damen zuerst wenden, ist kein Geheimnis. Meine Frau untersuchte also, indes ich die Kerze hielt, die Betten, die, durch ein vergittertes Fensterchen von einander getrennt, in den Ecken standen. Hätte sie sich doch mit der Besichtigung des weiß und rot gemusterten Überzuges begnügt! Wer hieß sie, ihre fürwitzige Nase unter die grobe Hülle stecken, wer, einen Teil der Tuchent uud der Pölster ans Kerzenlicht zerren? Solch eitle Neugierde mußte bestraft werden. Auf dem steinharten Strohsacke lag statt der Matratze ein verfilzter Pferdekotzen, dem ein brenzeliger Geruch entströmte, und unter den bleischweren Federdecken mußten, der dunkeln, mit gelben Landkartenflecken gemischten Farbe nach zu urteilen, wohl drei Generationen von Großmüttern entschlafen sein, ohne daß die Hüllen ein einzigmal gewaschen worden wären. Betten und Zimmer waren wohl auch bis zur Stunde benützt worden, denn noch lag ein

logieren. So gab er uns, da ich als gebildeter Mann sein merkwürdiges Ohrenleiden doch nicht mit der Faust oder einem derben Knüttel kurieren konnte, hinlänglich Gelegenheit, uns mit Geduld zu wappnen und so moralisch zu vervollkommnen. Ja nach einigen Tagen war uns seine Art, sich aus jeder Verlegenheit zu ziehen, nicht selten eine Quelle der Heiterkeit, wenn er etwa auf die Frage: „Krebswirt, habts an Kren?“ schlagfertig antwortete: „A freili' . . . 's Wetter ist schön!“

Nun . . . vier Stunden sind schließlich keine Ewigkeit, und als der Krebswirt angespannt und auf unseren neuen Reisekorb einen schmutzigen Sack voll Erdäpfel gebunden hatte, weil's oben mit den Zuspeisen rar sei, ging's im Schneckentempo bergan, mit unterlegtem Radschuh bergab und so fort in unendlichem Wechsel, und ums Zunachten kamen wir richtig und gut geschüttelt nach Obertannzapfenheim und vor ein Bauernwirtshaus mit vorladender Schindelbedachung, auf der schwere Steine dem Sturmwinde sein mutwilliges Spiel zu verleiden bestrebt waren.

In einem kleinen, muffigen Zimmerchen, das sich als „Extrazimmer“ ausgab, ward uns der Tisch gedeckt . . . zwei schwarzbraune Lederflecke behaupteten steif und fest, sie seien Wiener Schnitzl, was ich aber zur Ehre unserer herrlichen Residenz auch heute noch nicht glauben kann.

Bald erschienen auch die Genossen unseres Sommeraufenthaltes, die Mitpioniere: ein älterer, aber noch recht lebfrischer Herr mit ausrasiertem Kinn und überhängenden, roten Brauen, der sich als ‚pensionierter Finanzwachoberinspektor‘ aus Graz vorstellte; dessen gewichtige Ehehälfte, ein wandelndes Fünfhektoliterfaß mit einer Kegelkugel als Kopf und einer Extrawurst als Fettkinn oder „Goder“ dazwischen; sodann ein junges, blasses, verschüchtertes Weiblein, das sogleich am Tische der Alten die Bedienung übernahm und deren ganze Art eine stumme Bitte war, die dicke Frau Schwiegermutter möge doch gütigst entschuldigen und im Hinblicke auf die Enkel verzeihen, daß sie existiere; endlich die Enkel selber, zwei Buben und ein Mädel, die ihre Ankunft schon von weitem durch unbändiges Tollen bemerkbar gemacht hatten.

„Wissen Sie“, sagte der Herr Oberinspektor, „wir sind hier ‚der Verein der Gemütlichen‘. Unser Grundsatz lautet: ‚Nur kein Genierer nit‘, und wer hier wohnt, muß dem Vereine beitreten . . . Taxen keine . . . Heil den zwei neuen Mitgliedern!“

Und er hielt uns seinen Bierkrug entgegen.

Da ich an seinem schiefen Inquisitorblicke erkannte, daß uns jede Widerrede das Leben in diesem Sommerparadiese zur Hölle machen würde, trat ich meiner verdutzten und verstimmten Frau sanft aber doch verständlich auf die kleine Zehe und wir ließen die Gläser auf gute Nachbarschaft und ungenierte Gemütlichkeit anklingen.

bewahrte uns die eindringende Nachtluft vor dem Erstickungstode und gestattete den aus der feuchten Wand und dem zermürbten Fußboden dringenden Gasen nur, uns sanft zu betäuben und ins Reich der Vergessenheit hinüberzulullen.

Völliger Ruhe aber sollten wir uns in jener Nacht auch fernerhin nicht erfreuen.

Einmal weckte mich meine Frau mit der Bitte, ich möge doch um Gottes willen nicht so laut in allen Tonarten schnarchen!

Ich ... schnarchen? Das war mir das Neueste, daß ich zu allen anderen Untugenden auch diese haben sollte!

Ein andermal, da es bereits dämmerte, wurden wir durch unheimliches Geklapper geweckt, das aus dem Fußboden zu kommen schien. Es war, als ob jemand immer und immer wieder Bretter aufhöbe und sie auf den Boden fallen ließe. Dazu schnarchte es wieder laut und vernehmlich, obschon wir beide wach waren und somit keines die Schuld aufs andere schieben konnte.

Auf einmal ein Getrampfel wie von Holzschuhen auf Steinfliesen ... dann das Ausschütten einer Flüssigkeit ... dann gierig schlürfendes Geschlampe.

Nun ging uns ein Licht auf! Unser schönstes Zimmer lag ob dem Schweinestall, die Schnarcher waren die im Leben so unappetitlichen, im Tode so begehrenswerten Tiere, die in ungeduldiger Erwartung des Frühstückes die Falläden ihrer Tröge mit den Schnauzen gehoben und, was noch ärger war, in jahrelanger, von den Eltern auf die Kinder sich vererbender Tätigkeit die Mauer bis zu uns herauf verseucht hatten.

Wir hielten's nicht mehr länger aus, sprangen auf die Füße, kleideten uns an und gedachten, nachdem wir uns gewaschen hätten, unsere nicht gar angenehme Lage auf einem Morgenspaziergange in besserer Luft zu besprechen.

Aber ... es fehlte, was ein verwöhnter Städter nun einmal nicht missen kann, der Waschtisch samt Zubehör, es fehlte vor allem das Wasser. Draußen — vor dem Fenster plätscherte der Brunnen und murmelte sein Morgengebet.

Die göttliche Saudirn, der ich meine Wünsche kundtat, blickte mich mit blöden Augen verständnislos an ... solch ein Verlangen hatten ihre Pfleglinge noch nie gestellt! Endlich ging sie, Gewährung nickend, ins Vorderhaus und kam nach einer langen Pause mit einer rohen Holzbank und etlichen Geschirren aus gebranntem und glasiertem Ton, die ja schließlich ihren Zweck auch erfüllten.

Meine Gattin hatte inzwischen bereits Besuch bekommen: ein Trupp Hühner war durch ein Loch in der Türe kecklich in das schönste

Kamm mit einigen Frauenhaaren neben einem Stückchen Seife friedlich auf dem Sims und die zerknüllten Überzüge der Kopfpolster deuteten darauf hin, daß man's im „Hotel Krebs" nicht für nötig hielt, mit dem Wechsel der Gäste auch die Bettwäsche zu wechseln.

Da meine bessere, aber empfindlichere Hälfte feierlich erklärte, es ekle ihr, in so einem Bette zu ruhen, so blieb mir nichts anderes übrig, als ins Hauptgebäude hinüberzustolpern, um mir wenigstens reine Bettwäsche zu erbitten, und es war dieser Gang auch deshalb nötig, weil ich in unserer ‚Villa' vergebens nach jenem Raume gespäht hatte, den jeder kennt, doch nicht gerne nennt.

Drüben aber war der Schlafgott bereits alleiniger Herrscher, die Türen waren geschlossen und erst auf wiederholtes Pochen und Rufen kam an einem Dachfenster ein kugelrunder, mit einer weißen Nachthaube bedeckter Kopf zum Vorscheine, und eine widerliche, verärgerte Mannweibstimme erkundigte sich nach meinem Begehren.

Als ich meine Schmerzen in beweglichen Worten geklagt hatte, ward mir kund, der Wäschkasten stehe im Zimmer der Inspektorischen und man könne die raren Herrschaften „zwegen dem" nicht aufwecken. Hinsichtlich meines zweiten Wunsches aber . . . sei es auf dem Lande nicht so gefährlich. Ein ‚Häusl' stehe übrigens auf der Wiese hinterm Misthaufen und . . . die Straße sei in der Nacht völlig menschenleer.

Also . . . italienische Sitten!

Das Fenster wurde mit Geräusch zugeschlagen, und ich schlich, beschämt darüber, daß ich den Kulturmenschen nicht gleich am ersten Tage auszuziehen vermochte, ins schönste Zimmer zurück.

Meine Frau erhielt als Unterlage ihr großes Wolltuch, als Decke meinen Lodenmantel, ich kroch, nachdem ich noch die Entdeckung gemacht hatte, daß einige Fenster zerbrochen waren und ein eiskalter Wind ins Zimmer strömte, fröstelnd und mit einiger Überwindung in das wenig einladende Nest und schlief auch, von der Reise ermüdet, bald ein.

Plötzlich weckten mich schwere Seufzer meiner verwöhnten Ehehälfte. Es sei in ihrem Bette nicht auszuhalten . . . ein geradezu unerträglicher Geruch bringe sie einer Ohnmacht nahe.

Na . . . ich murmelte im Halbschlafe etwas von Einbildung und nervöser Überreiztheit und vertauschte mit dem Jammerweiblein das Lager.

Ach . . . es war keine Einbildung . . . es war Wirklichkeit . . . die unheimlichen Düfte fanden den Weg auch in meine Nase, ich mochte mich drehen und wenden, wie ich wollte! In dieser Nacht erst lernte ich es so ganz erfassen, wie es dem armen Dulder Job in seinem Bette zumute gewesen sein mußte!

So sind wir kurzsichtige Menschenkinder: beim Anblicke der zerbrochenen Scheiben hatte ich über die Schlamperei geschimpft, und nun

kam . . . aus dem Regen in die Traufe oder, was noch unangenehmer ist, zwischen zwei Mühlsteine.

Die alte Tonne machte sie zu ihrer Vertrauten und blies ihr ins rechte Ohr, daß ihr Sohn, ein Eisenbahnbeamter in Linz, sich halt das Trutscherl nicht habe ausreden lassen, daß die gelbe Person nichts habe, nichts könne und nichts verstehe hinten und vorn, daß sie mit den armen Kinderchen grob sei u. s. w. u. s. w.

Und die gelbe Person weinte meiner Frau unter vier Augen ihren Schmerz über die böse Schwiegermutter vor und blies ihr ins linke Ohr, daß sie das Nullerl und das Aschenbrödel sei und daß die Alte die Kinder verziehe und ihnen die Liebe zur Mutter aus dem Herzen stehle u. s. w. u. s. w.

Das ging so lange, bis die Arme ganz verwirrt wurde, Weinkrämpfe bekam und unter Tränen schwur, sie wolle das frischgetünchte Zimmer mit der schönen Aussicht nicht mehr verlassen, um nur nicht wieder den ihr stets auflauernden Weibern in die Hände zu fallen.

Natürlich bliesen sich die Weiber, da wir uns ‚rarer' machten, gelegentlich gegenseitig an, gaben sich die schönsten Titel und beriefen sich zur Bekräftigung ihrer Ansicht auf das Zeugnis meiner Frau, dieweil beide ihr verlegenes Schweigen nach einer uralten Regel als Zustimmung aufgefaßt hatten. Der Herr Oberinspektor aber erklärte, das zweideutige Verhalten meiner Frau störe die Gemütlichkeit und es sei demnach das beste, uns aus dem Vereine der Gemütlichen auszuschließen und unter freundlicher Mithilfe der Wirtin zu boykottieren.

Der Vereinsbeschluß wurde uns zwar nicht amtlich mitgeteilt, aber wir hatten ja keine Rhinozeroshaut und fühlten daher die Brennesseln, die uns gestreut wurden, um uns den Aufenthalt in Obertannzapfenheim gründlich zu verleiden.

Und die Wirtin, o, das war eine herzliebe Person! Die Stirnhaut fiel ihr allweil über die Augenlider herab, ein schwarzer Schnauzer beschattete die Oberlippe, bald fuhr sie mit dem Zeigefinger der rechten, bald mit dem der linken Hand unter die ums Hinterhaupt gewundenen Zöpfe, ihre Stimme war die eines alten, verschnapsten Stabstrompeters, vor ihren Blicken zitterte ihr Mann und zitterten die Gäste, die wußten, daß sie Gnaden austeilte, wem und wann sie wolle.

Meine Frau erkundigte sich am ersten Tage höflich nach der Speisekarte . . . sie errötete, da sie die allerdings ungeschickte Frage stellte.

„Speiskarte?“ sagte die Wirtin, „dös gibts bei uns nit — müeßts scho' essen, was da ist!“

„Nun . . . ja . . . was gibt's denn heute?“

„Kalbsbraten mit Erdäpfeln und an Grießschmarren.“

„Ist ja gut. Und morgen?“

Zimmer getrippelt, um freundlich den Morgengruß zu gackern und . . . zu zeigen, daß das Frühstück bereits verdaut sei.

Sollte solch reizende Naivetät nicht mit manchem Ungemach des reinen Naturlebens aussöhnen? Ich wenigstens mußte herzlich lachen; meine Frau aber scheuchte die lieben Tiere hinaus und erklärte, sie bleibe keine Stunde mehr in dem verwünschten Raume!

Zum Glücke fand sich nebenan eine unbesetzte Kammer. Sie war freilich erst tags zuvor frisch ‚geweißigt' worden, sie bot freilich nur die Aussicht auf den Misthaufen und das ‚Häusl', aber sie war wenigstens nicht auf den Misthaufen selbst gebaut, und so zogen wir denn hinüber und richteten uns nach eigenen Plänen halbwegs wohnlich ein.

Nach dem Frühstück wollten wir der Wirtin, die in der Küche herumhantierte, unsere Aufwartung machen, wurden aber mit herben Worten von der Schwelle gewiesen.

„Sö . . . do herint kann i' neamd nöt brauka! I' werd scho kemma, wenn i' Zeit hab."

Also warteten wir auf der Bank vor dem Hause in aller Geduld und erfuhren von dem Herrn Oberinspektor und seiner gewichtigen Ehehälfte, daß sie diese Sommerfrische entdeckt hätten, wo man noch verhältnismäßig billig und urgemütlich leben könne. Es sei daher ein Gebot der Klugheit, dies Asyl möglichst geheim zu halten, sonst kämen sogleich die Juden und dann sei's mit der Billigkeit und Gemütlichkeit aus.

Nun waren wir im richtigen Fahrwasser, in dem der alte Herr von Stund an mit großem Behagen plätscherte und schwamm.

Ich bemerkte etwas unvorsichtig, daß ich bezüglich der Juden und der Gemütlichkeit im allgemeinen seine Ansicht teile, daß ein einziger arroganter Jude einem den schönsten Sommeraufenthalt verleiden könne, aber schließlich und endlich seien die Juden doch auch Menschen . . .

Da polterte er, meine Erörterungen über die allgemeine Menschenliebe jäh unterbrechend, drein:

„Ah was, Juden sind keine Menschen! Wer die Juden für Menschen hält, der ist ein Esel, ein Stockesel . . . verstanden!"

Damit war ich geschlagen und wagte es, um nicht in einen Esel verwandelt zu werden, nicht mehr, die Ideale der Humanität über den Rassenhaß zu stellen. Der wilde Mann aber, der fraß weiterhin täglich zum Frühstück zwanzig, zum Mittagmahl fünfzig und abends zum Bier unzählige Juden . . . und das alles geschah in Obertannzapfenheim, wo sich seit Menschengedenken noch nie auch nur der kleinste Kohn hatte blicken lassen!

Da meiner Frau die täglichen Judenabschlachtungen herzlich zuwider waren, hielt sie sich mehr an die weniger blutgierigen Damen und

Krebswirt ersuchte, er möge uns mit seinen Rennern zur Bahn führen, mischte sich die Krebsin schreiend ein, jetzt brauche man die Rosse für die Wirtschaft und vor vierzehn Tagen sei absolut nicht daran zu denken, daß man uns fortbringen könne.

Diese Logik der Krebswirtin, die auf uns nicht anstand und uns doch nicht fortschaffte, rührte meine Frau zu Tränen, sie bestand, ihre Kräfte weit überschätzend, darauf, den Reisekorb gemeinschaftlich ins nächste Dorf zu tragen, und da ich es nicht riskieren wollte, daß sie vor meinen Augen zerfloß, machten wir uns, von den Segenswünschen der Gemütlichen geleitet, auf den Weg und kamen glücklich ein Kilometer weit ... in den Schatten einer mächtigen Eiche. Hier aber war die Kraft des schwachen Geschlechtes (geh-schlecht!) zu Ende. Die Arme saß, ein Häufchen Elend, auf dem Korbe, ich lehnte in trübem Sinnen an dem knorrigen Stamme ... obdachlos ... brotlos ... ratlos!

Aber Gott verläßt bekanntlich keinen Deutschen nicht, und so blieben auch wir nicht verlassen wie der Stoan auf der Straßen. Erst schwach, dann immer stärker drang das Getrappel eines Pferdes, das Knarren von Rädern, das Knallen einer Peitsche und das anfeuernde „Hü!“ des noch unsichtbaren Wagenlenkers an mein lauschendes Ohr, und bald hielt der Fuhrmann, mein Zeichen beachtend und meiner Bitte Gewähr winkend, bei der Eiche. Es war ein Schlächterknecht aus dem nächsten Dorfe und er führte, sorglich auf Stroh gebettet, einen einzigen Reisenden, eine in ihrem Fette beinahe erstickende Staatssau, zum ... Tanze.

Auf dem Bocke gab's neben dem freundlichen Kutscher noch ein Plätzchen für meine heimatlose Gattin, der Korb und ich aber, wir leisteten der fetten Träumerin Gesellschaft.

Wir waren gerettet!

Im Herbste traf ich den guten Freund, der mir Obertannzapfenheim so warm ans Herz gelegt hatte, und stellte ihn zur Rede. Er hörte meine Jeremiade gleichmütig an, zuckte die Achseln und meinte, wir müßten schon recht verwöhnte Leute sein. Er wenigstens habe keine Ursache, sein günstiges Urteil abzuschwächen. Er sei von einer zehnstündigen Bergpartie mit einem Wolfshunger und einem Viehdurst und todmüde beim Krebs eingefallen, da habe ihm alles trefflich geschmeckt und geschlafen habe er wie ein Murmeltier.

„Und ... wie lange warst du beim Krebs?“

„Nun ... die eine Nacht natürlich, dann ging's wieder weiter zu den Fürsten, Königen und Kaisern der Alpenwelt.“

„Ah so ... dann hast auch du recht; denn Hunger ist allerdings der beste Koch und Müdigkeit das beste Bett. Aber, mein Lieber, es gibt unter den Kulturmenschen Naturfreunde genug, die weder Wölfe, noch Rinder,

„Kalbsschnitzl mit Erdäpfeln und nacher Grießnudeln.“

„Und übermorgen?“

„Kalbs —“

„Ja ... habt Ihr denn nichts anderes als immer nur Kalbfleisch?“

„Ah freili'! Am Samstag wird a Sau abgstocha ... da werdn wir scho' a vierzehn Tag auskemma.“

Das waren schöne Aussichten für einen schwachen Magen!

Rindfleisch gab's überhaupt nicht, und Hühner ... waren wohl da, aber „dö tan mer aufziehen“, lautete der Bescheid.

Trotzdem wollten wir uns nicht gleich ergeben. Eier und Milch waren ja immer zu haben, und damit kann man sich auf dem Lande schon fortfretten.

Wenn nur die Kühe nicht solche Neidhammel gewesen wären! Aber sie gönnten das eigentlich nur für ihre Säuglinge bestimmte Getränke uns heikeln Stadtmenschen nicht, schlugen beim Melken den nie gereinigten Schweifbuschen in die Eimer und parfümierten die Milch so doch etwas gar zu stark. Was aber noch unangenehmer war, die Milch roch auch nach Petroleum, eine Erscheinung, der ich als Forscher auf den Grund ging. Vielleicht löschten die Tiere ihren Durst aus einer verborgenen Naphthaquelle und Fortuna gönnte dem Entdecker ihr goldenes Lächeln? Leider ertappte ich die Kuhdirn eines Morgens beim Nachfüllen der Lampen und sah, wie sie hierauf mit ungewaschenen Händen dem Melkgeschäfte oblag, und so waren meine goldenen Träume — Schäume. Wie sich meine Frau aber bei der Wirtin beschwerte, meinte diese, so empfindliche Leute seien ihr noch nie vorgekommen und auf solche Gäste stehe sie überhaupt nicht an.

Und die Eier? Weichgekocht sind sie ja ein leichtverdauerliches Essen. Aber es verging kein Tag, daß nicht wenigstens zwei in dem Zustand waren, den die Chinesen über alles lieben, indes wir Europäer schon genug haben, wenn die Schale geöffnet wird.

Auch da hatte die Wirtin kein Einsehen, ja, sie konnte keines haben; denn sie bemerkte schnippisch: „J' ko nit in a jeds Oar einisteign!“

So waren wir nach etwa vierzehn Tagen mit unserer Weisheit zu Ende. Nur eines wollte meine neugierige Frau noch wissen, warum nämlich die Gemütlichen stets viel größere Portionen bekamen als wir Ungemütlichen. Ihrem Instinkte folgend, schlich sie eines Tages vor dem Speisen zur Küchentüre und sah, wie das Fünfhektoliterfaß von den für uns bestimmten Fleischportionen je ein Stücklein auf seine Teller legte.

Da hatten wir genug ... wir ergriffen die Flucht. Es war aber nicht so leicht, aus dem Paradies zu entkommen; denn als ich den

kann, vollständige Eisenbahnen mit sämtlichen modernen Verkehrserschwerungen, kurz: alles, was ein kindlich Herz erfreuen kann, und artig und folgsam erklärt Roswitha denn auch endlich: Ja, das alles möchte sie gerne haben und außerdem natürlich einen Hund.

* * *

Er ist da. Der Hundeseelenverkäufer hat den Judaslohn eingesteckt und ist gegangen. Es ist ein Dackel; er steht da und sieht sich ratlos im Kreise um wie ein Untersekundaner in der ersten Tanzstunde. Roswitha ist nicht zugegen. Wir lassen sie unter irgendeinem gleichgültigen Vorwande rufen. Sie kommt, und nun ereignet sich ein Wunder. Das Tier springt mit einem jauchzenden Bellaut an ihr hinauf und will ihr das Gesicht belecken. Roswitha ist hochbeglückt und fragt: „Wo kommt der her? Wem gehört der?"

„Der gehört dir."

Das Weitere ist nicht zu beschreiben. Es gibt eine Freude, bei der dem Zuschauer die Tränen ins Auge treten. Menschenfreude ist so ergreifend wie Menschenleid.

* * *

Es ist kein Zweifel mehr, Roswitha und Männe sind durch Schicksalsschluß von Ewigkeit her für einander prädestiniert. Er spielt auch gern mit den anderen Kindern; er zeichnet mich aus, indem er, wenn er unter meinem Schreibtisch liegt und schläft, sich mit schmeichelhafter Vertraulichkeit auf meine Füße bettet, deren animalische Wärme ihm sehr brauchbar scheint; er schätzt meine Frau noch höher; denn sie, nur sie, reicht ihm regelmäßig das Futter, und wenn er seine Schüssel leer geleckt hat — „nicht jedes Mädchen hält so rein" — so schenkt sie ihm einen prachtvollen Knochen; wenn die lieblichsten Düfte der Küche in ihren Kleidern hängen, so folgt er ihr, wohin sie will, und auch sonst gehorcht er ihr nicht selten (für einen Dackel eine enorme Leistung) — und doch: wenn diese Frau zum Schein die Hand gegen Roswithen erhebt, als wolle sie sie schlagen, so blafft er sie wütend an und schnappt nach ihrer Hand! Der edle Grundsatz: „Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe", gilt bei den Hunden nicht. Ich möchte wissen, wer auf die törichte Idee gekommen ist, das Wort „Hund" als Schimpfwort zu gebrauchen. Ich will's gewiß nicht wieder tun.

* * *

Sobald das Dienstmädchen am Morgen seine Kammer geöffnet hat, rast er — zeigt mir einen Menschen, der mit so krummen Beinen so rasend laufen kann! — rast er die Treppe zu Roswithens Schlaf-

noch Murmeltiere sind, Naturfreunde, die sich aus dem Lärm der Großstadt nach einem stillen Plätzchen sehnen, und für solche Leute, die ja doch auch ihr bares Geld mitbringen, sollte doch etwas besser gesorgt werden, als dies in Obertannzapfenheim geschieht.

Es ist nicht wahr, daß die Städter — von einer gewissen Sorte abgesehen — gar zu verwöhnt sind . . . im Gegenteil, sie begnügen sich oft in den Sommerfrischen mit den ärmlichsten Wohnungen; aber . . . ein reines Bett und ein reinliches Essen darf schließlich doch jeder verlangen. Wollen die Naturmenschen in den Bergen wirklich den nicht unbeträchtlichen Gewinn der Fremdenindustrie, der ihnen gewiß zu gönnen ist, so müssen sie halt in Gottes Namen auch etwas Kultur annehmen . . . Natur und Kultur müssen sich auf halbem Wege begegnen . . . Wir sehnen uns nach der Idylle des Landlebens, verzichten aber auf die Idylle des Misthaufens!“

Das vierbeinige Geschenk.

(Eine Plauderei von **Otto Ernst.***)

Sie besitzt bereits einen ganzen Tierpark, unsere Jüngste, Tiere von Holz, Stein, Leder, Papiermachee und Metall, kurz von allem möglichen Material und in jeder erdenklichen Herstellungsart; endlich aber läßt sich der Drang nach dem Lebendigen nicht mehr zurückhalten und zur nächsten Weihnacht will sie einen wirklichen Hund haben.

Roswitha, welch ein Begehren!

Ich habe die Hunde gern, soweit sie vier Beine haben, und soweit sie vier Beine haben, scheinen sie diese Zuneigung auch zu erwidern; diese Tiere haben wie die kleinen Kinder einen Instinkt für das Wohlwollen — aber einen Hund als Hausgenossen —? Mein Weib und ich erheben die ernstlichsten Sauberkeits- und Gesundheitsbedenken.

Wir erschöpfen unsere Phantasie in der Ausmalung kolossaler Unannehmlichkeiten und Gefahren, die ein Hund mit sich bringen kann; Roswitha sieht auch alles ein, wie es sich für ein pietätvolles Kind geziemt, und wenn wir sie dann fragen, was sie sich also statt eines Hundes wünsche, dann sagt sie: „’n Hund“.

Wir versuchen es anders herum: wir breiten vor ihrer Phantasie die wunderbarsten Dinge aus: Ganze Puppenhäuser mit Wasserleitung und Zentralheizung, prachtvolle Parks mit Springbrunnen und lustwandelnden Paaren, die man aus einer einzigen Schachtel hervorzaubern

---

*) Leipzig, L. Staackmann. Wir weisen bei dieser Gelegenheit nochmals auf das Buch: „Vom grüngoldenen Baum“ hin, dem dieses köstliche Stückchen entnommen ist.
Die Red.

— rrt! an die nächste, ebenfalls geschlossene Tür und heult: „aufmachen, schneller, schneller!“ — rrt! an die Haustür und bellt: „diese ekelhaften Türen!“ saust wie ein abgeschossener Dackel durch den Garten und in die Arme seiner vergötterten Herrin! Er hat sie gehört, gespürt, geahnt, mit zweitem Gesicht gesehen, bevor wir nur das Geringste hörten. Wie sie sich begrüßen, wie sie miteinander durch den Garten tollen — ja, das ist Liebe! Er lacht Tränen vor Wonne, und sein Schwanz, das Perpendikel seines Herzens, macht zehn Schwingungen in der Sekunde. Wenn sie ihre Schularbeiten macht, wenn sie mit ihren Puppen spielt — er liegt selig blinzelnd zu ihren Füßen. Wehe, wenn ein anderer das Zimmer betritt! „Wer wagt es, in den Dunstkreis meiner Herrin zu treten!“ fährt er grollend auf und beruhigt sich nur langsam, wenn es ein Mitglied oder ein Freund des Hauses ist. Er erlaubt uns, mit Roswithen familiär zu verkehren, läßt aber durchblicken, daß ihm diese Vertraulichkeiten im Grunde seines Herzens nicht gerade angenehm sind.

* * *

Einmal aber kam sie nicht nach Hause, weil sie gleich von der Schule zu ihrer Freundin auf Logierbesuch gegangen war. Um zwei Uhr lief er an die Haustür, horchte und witterte und dachte: „Nanu?!“ Er setzte sich nieder und wartete bis drei, bis vier, bis fünf. Er aß nicht, kauerte sich zusammen und verfiel in einen unruhigen Halbschlummer. Er fuhr empor, sobald er draußen etwas hörte — und sank traurig wieder in sich zusammen. Um sieben Uhr saß er noch auf dem Vorplatze,

Und das Antlitz noch, das bleiche,
Nach dem Fenster sah.

Dann begriff er: sie kommt nicht, und suchte, ohne gegessen zu haben, mehr kriechend als gehend, sein Lager auf.

In der Nacht begann er zu heulen, daß wir erwachten und nicht wieder einschlafen konnten. Ich stieg im tiefsten Negligé die Treppen hinunter und machte ihm beruhigende Vorstellungen, schüttelte ihm sein Lager zurecht und lud ihn ein, wieder Platz zu nehmen und wohl zu ruhen. Nach solchen Exkursionen empfindet man die Bettwärme besonders wohltuend. Ich hatte kaum drei Minuten gelegen, als Männe wieder zu heulen begann wie ein besserer Schloßhund. Diesmal entfuhr ich schneller dem Bette, eilte die Treppe hinunter und wurde in meinen Worten sehr unangenehm, in meiner Stimme äußerst drohend. Ich sah nach dem Futter- und dem Wassernapf — es war alles in Ordnung, stellte ihm das Ultimatum: jetzt Ruhe oder Prügel! und flüchtete klappernd wieder in mein Bett.

zimmer hinauf. Ich weiß nicht, wie ich dies Rennen bezeichnen soll — etwa wie wir ein Zündholz anreißen: rrt! — ist er oben und winselt vor ihrer Tür. Wenn ihm das Mädchen die Tür geöffnet hat, läuft er an Roswithens Bett und schaut hinein, und wenn sie schläft, legt er sich still auf den Bettvorleger nieder und wartet. Sowie sie erwacht und sich leise regt, springt er an ihrem Bett empor, reißt den Mund auf bis an die Ohren und lacht.

Bei der Toilette und beim Frühstück weicht er nicht von ihrer Seite, und wenn sie zur Schule fährt, begleitet er sie zum Bahnhof. Wenn er die Mittel hätte, würde er ihr jeden Morgen ein Veilchenbukett in den Wagen reichen. Anfangs wollte er mitfahren, aber bald hat er eingesehen, daß das nicht möglich ist, und hat resigniert. So ein Dackel kann resignieren wie ein Philosoph. Nur daß er dem Zuge wehmütig nachschaut, bis er den Bahnhof verlassen hat. Roswitha winkt mit dem Taschentuch und will bemerkt haben, daß er mit den Ohrlappen zurückwinkt. Dann steht er noch einen Augenblick versunken da, das Haupt auf die Seite geneigt nnd mit einem Blicke — einem Blicke! — ich muß immer an den Primgeiger einer Zigeunerkapelle denken, der mit geneigtem Ohr die schwermütig-schmelzenden Töne seiner Geige einsaugt. Dann tappt er heimwärts. Das Leben hat vorläufig keinen Sinn und Zweck mehr als den, verschlafen zu werden. Zu jeder ihm passenden Zeit kratzt er an meiner Tür, ob ich dichte oder nicht, und ich oder jemand anders macht ihm auf, denn ich habe die Weisung gegeben: „Dieser Ritter wird künftig ungemeldet vorgelassen.“

Er geht geradeswegs unter meinen Schreibtisch, legt sich mit melancholischer Unverschämtheit quer über meine Füße und schläft. Schläft und schnarcht wie ein aktiver Kammerpräsident. Stunde auf Stunde. Wenn er gar zu heftig zu meinen Versen schnarcht, versetz ich ihm aus verletzter Autoreneitelkeit einen Stoß und rufe: „Männe! Mäßige dich!“ Dann hört das Schnarchen für eine Minute auf, um dann mit neuer Kraft zu beginnen Wer so schlafen könnte! Wer die Zeit dazu hätte! Die Türklingel mag läuten und die Haustür mag gehen, so oft sie will — er schläft und schnarcht. Verrückt, so etwas ein „Hundeleben“ zu nennen!

Aber Männe könnte wie der Mann des Seidl-Löweschen Liedes singen:

Ich trage, wo ich gehe,
Stets eine Uhr bei mir —

Gegen zwei Uhr wird sein Schlaf unruhig. Von Zeit zu Zeit zucken seine Ohren — es wetterleuchtet in seinen Zügen, wie ein ordentlicher Romanschreiber sagen würde — plötzlich hebt er den Kopf, rast — rrt! — nach der Tür, kratzt und winselt: „aufmachen, aufmachen!“

interessante Kopf hervorschaut; zwei ziehen und eines geht hinterher und hält den Sonnenschirm über ihn. Er aber blickt um sich mit dem lässigen Behagen eines Elegants, der mit dem chiksten Gespann der Welt durch das Boulogner Wäldchen fährt.

Wenn keine Kinder da sind, bin ich ihm gut genug, ja, wenn ich Miene mache, nach den Stiefeln zu greifen, macht er die halsbrechendsten Versuche, mich zu küssen. Ich brauche von dem Worte „ausgehen“ nur die erste Silbe zu sprechen, so steht er schon wonneheulend an der Haustür. Es ist der Forscherdrang, der ihn hinaustreibt. Denn unterwegs gibt es keinen Garten und kein Gehöft, keine Tür und keine Pforte, durch die er nicht eindränge, um eine gründliche Lokalinspektion vorzunehmen, so daß ich mir schon gedacht habe, er sei im Stillen mit der Abfassung eines Adreßbuches für Hunde beschäftigt. Man kann nie wissen, was in so einem Dackel steckt und was er vorhat.

Wenn weder die Kinder noch ich zu seiner Unterhaltung verfügbar sind, liegt er auf dem Rasen in der hellsten und heißesten Sonne. Es ist nicht zu sagen, was solch ein Tier an Sonne in sich aufnehmen und an Faulheit hervorbringen kann. Dackel sind der schlagendste Beweis gegen die Theorie, daß Wärme sich in Bewegung umsetze. Männe nun gar hat die Faulheit zur Genialität entwickelt. Der trägste Maurersmann ist eine Biene im Vergleiche zu ihm, und wenn Otto der Faule ein Denkmal erhalten hat, so verdient Männe eine ganze Siegesallee. Halbe Tage lang liegt er, den Kopf auf die Vorderpfoten gestreckt, in der Sonne und schlürft das Dasein in sich ein als ein Schlemmer, der die ewige Seligkeit durch einen Strohhalm einsaugt.

Nur zuweilen steht ihm der Sinn nach anderem Pläsier. Dann kommt niemand, auch der harmloseste Spaziergänger nicht, an unserem Garten vorbei, ohne daß ihn Männe ohne allen Grund und Zweck auf die heftigste Weise angebellt und angeschnauzt hätte. Er bleibt wohlweislich hinter dem Gitter; aber er schnauzt wie toll: „Was haben Sie hier zu suchen! Scheren Sie sich augenblicklich fort oder —!“ Ich denke mir, daß er in einem früheren Dasein Polizeibeamter in Deutschland gewesen ist, und daß es sich nur um gelegentliche Rückfälle, um eine Art Atavismus handelt.

Wenn er auch dieses Vergnügens müde ist und sich gar nichts anderes mehr bietet, trottet Männe nach dem Hintergarten und holt aus einem Versteck den ewigen Knochen hervor. Es ist ein vollkommen abgenagter, steinharter, gebleichter Knochen, von dem auch nicht das Geringste mehr herunterzubeißen ist; aber was will man dazu sagen? Man kann daran nagen und kauen. So hat der Mensch die Erinnerung . . .

*
* *

„Na, jetzt scheint er sich ja —“

„Zu beruhigen“, wollte meine Frau sagen, kam aber nicht dazu, weil der Herr Dackel wieder das Wort genommen hatte.

„Vielleicht will er hinaus“, meinte meine Frau. Ich zog mich also an, ging hinunter, schloß die beiden Haustüren auf und sagte: „Hinaus!“

Rrrrt! war er draußen.

Ich schloß wieder zu, ging nach oben, entkleidete mich und schlüpfte tief aufatmend und zufrieden ins Bett. Da heulte und bellte er draußen, und schlimmer als zuvor.

„Jetzt weckt er auch die Nachbarn auf“, sagte meine Frau.

Ich zog mich abermals an, diesmal aber lag in der Art, wie ich die Hosen heraufzog, entschlossener Ingrimm. Ich nahm einen gehörigen Stock zur Hand, ging hinunter, schloß wieder zweimal auf, rief den Hund mit wohlwollend gefärbter Stimme ins Haus — rrt, lag er wieder in seinem Korb — und schloß wie ein bedächtiger Henkersknecht wieder zu. Dann ging ich zu dem Hunde und hob den Stock — aber das Tier sah mich mit einem Paar Augen an — nie hab' ich in menschlichen Augen eine so ergreifende Angst und Traurigkeit gesehen. Aus der Tiefe seines dunkleren Daseins herauf fürchtet sich ein Tier vielleicht noch mehr, als ein Mensch sich fürchten kann. Ich warf den Stock hin, redete dem Tiere wieder begütigend zu und ging wieder nach oben. Wir mußten uns endlich entschließen, auch trotz Hundegeheuls einzuschlafen, und wenn man muß und will, kann man auch das.

Als Roswitha nächsten Tages heimkehrte, ließ Männe eine Art Bellheulen hören, das man nicht näher bezeichnen kann; es schien ein wirres Produkt von Bellen, Weinen, Jauchzen, Heulen, Schluchzen und Hurrarufen, und in seiner Begeisterung rannte er so heftig gegen sie an, daß sie sich wider Willen „bums“ auf den Rasen setzte. Diese Gelegenheit benützte Männe wider alles Verbot, ihr immer abwechselnd Hals und Gesicht zu belecken. Sein Schwanz machte diesmal fünfzehn Schwingungen in der Sekunde.

*
* *

Inzwischen ist es Frühling, ist es Sommer geworden, und Männe zieht Feld und Garten dem Aufenthalt zu meinen Füßen bei weitem vor. Wenn Kinder im Garten sind, vor allem, wenn Roswitha dabei ist, bevorzugt er den Garten vor allen anderen Plätzen. (Auch ein Beweis für Männes feinen Instinkt, daß ihm die Kinder lieber sind als die Erwachsenen.) Er erlaubt dann gütigst, daß man ihn spazieren fahre. Die Kinder setzen ihn in den Blockwagen, bedecken ihn bis an den Hals mit Birken-, Erlen- und Weidenkätzchen, so daß nur der

„Pfui, Männe", ruf' ich, indem ich ihn schüttele, „du stiehlst Würste? Schäm' dich, du Lump!"

Er blickt mich voll an mit den Augen des Herrn Noirtier und versetzt: „Auf diesen Ton einzugehen verbieten mir Erziehung und Selbstachtung."

Kurz, es ist ihm nicht beizukommen. Er stellt sich konsequent auf den Standpunkt: „Solange man unschuldig tut, kann man noch Dumme finden, die's glauben", und erinnert mich dann immer an den bekannten biederen, krummbeinigen Bürgersmann, der es faustdick hinter den Ohren hat und die allgemeine Achtung seiner Mitbürger genießt.

Nun wird mir vielleicht der eine oder der andere meiner Leser einwenden, ich übertriebe und schätzte die Intelligenz meines Dackels denn doch gar zu hoch ein. Solchen Opponenten will ich noch ganz was anderes sagen. Die Menschen haben jahrtausendelang die Erde für das Zentrum des Weltgebäudes gehalten und sind furchtbar damit hineingefallen. Damit hat es noch lange genug Leute gegeben, die da hofften, daß wenigstens der Mensch das Zentrum der Welt sei. Ihre Blamage hat nicht auf sich warten lassen. Daß er Gipfel und Zentrum der organischen Erdenwelt sei, das glaubt der Mensch noch heute. Wie aber, wenn er eines Tages auch von diesem selbstgezimmerten Throne verjagt würde und in irgendeinem Tier eine weit intelligentere und ehrenwertere Gattung erkennen müßte? „Oho!" hör' ich einige rufen. Bitte: Ich stand vor einiger Zeit vor dem Ladenfenster eines großen Bankiers, allwo man Münzen in Silber und Gold und unzählige Banknoten und Wertpapiere aus aller Herren Ländern, alles in allem ein beträchtliches Vermögen ausgestellt sah. Da kam ein riesiger Hund daher, und was tat dieser Hund? Er warf einen kurzen Blick in das Schaufenster und nahm dann diesen Schätzen gegenüber eine Stellung ein, wie sie die Hunde an Ecken, Bäumen, Laternenpfählen und dergleichen nicht selten einnehmen. Kann ein zynischer Philosoph eine größere Überlegenheit beweisen? Ja, noch mehr; dieselbe Stellung sah ich bald darauf einen Hund vor einem Bücherladen einnehmen, und zwar genau an der Stelle, wo das Buch eines meiner literarischen Gegner — ich will den Namen nicht nennen — ausgelegt war. Wo findet man bei Menschen ein so sicheres Urteil? Nun ja, wendet vielleicht ein Mann von großer Vernunft ein: der Hund weiß eben nicht, welchen Wert eine Obligation der Österreichisch-ungarischen Staatsbahn repräsentiert; man halte ihm aber eine Wurst hin, und man wird sehen, wo seine Überlegenheit bleibt! Das ist ja eine sehr vernünftige und ernsthafte Bemerkung; indessen: ich habe Hunde nach einer Wurst springen, schnappen und lungern sehen, und habe Politiker, Künstler und Gelehrte nach einem Orden springen, schnappen und lungern sehen, und ich muß euch sagen: ich habe stets die Bewegungen des Hundes anmutiger und

In Alexander Dumas wundervollem Lügenroman „Der Graf von Monte Christo“ gibt es einen alten Mann Namens Noirtier, der so schwer vom Schlage gerührt ist, daß er weder sprechen noch ein Glied rühren kann, aber Augen hat er, Augen, in denen sich sein ganzer Lebensrest konzentriert. Mit alleiniger Hilfe dieser Augen unterhält er sich, macht er Testamente, entlarvt er Giftmischerinnen, führt er Liebende zusammen — ich erinnere mich nicht, ob er auch Klavier spielt; aber Dumas würde auch das auf sich nehmen — kurz: macht der alte Herr Sachen, bei denen im Vollbesitz ihrer Kräfte befindliche Menschen in Schweiß geraten würden. An die Augen des Noirtier muß ich jedesmal denken, wenn ich in Männes Augen schaue. Auch er macht und sagt mit den Augen alles. Es gibt nichts Klügeres und dabei Unergründlicheres als Dackelaugen, nichts Ausdrucksvolleres, Wechselvolleres als ein Dackelgesicht; denn der Dackel ist derjenige unter den Hunden, der ein wirkliches Gesicht hat. Manchmal, wenn ich ganz allein bin und keinen anderen Gesellschafter habe als ihn, spreche ich stundenlang mit ihm die tiefsten Dinge über moderne Literatur und Kritik. Das Resultat dieser Dialoge gedenke ich einmal als „Unterhaltungen mit einem Hunde“ herauszugeben. Wie köstlich sind auch seine Antworten, wenn er sich in meiner Abwesenheit eine Wurst vom Frühstücktisch geholt hat.

„Ach bitte, verehrter Männe, komm doch mal her!“

Seine ganze Reaktion besteht darin, daß seine Ohren leise zucken.

„Männe!“

Er hebt langsam den Kopf von den Pfoten.

„Hörst du nicht, Männe?“

Er erhebt sich langsam und streckt sich in den Vorderbeinen.

„Hierher, Männe!“

Er wiederholt dieselbe Freiübung in den Hinterbeinen.

„Na?!“

Jetzt läßt er sich langsam herbei.

„Wo ist die Wurst geblieben?“

„Wie meinen?“ versetzt er, indem er mit sanftem Augenaufschlag den Kopf auf die Seite legt.

„Wo die Wurst geblieben ist, will ich wissen.“

„Sie verzeihen, ich höre auf diesem Ohr nicht gut“, erklärt er und neigt den Kopf auf die andere Seite.

„Wer hat die Wurst hier weggenommen?“

„Gestatten Sie eine Frage: Was ist Wurst?“ erwidert er.

Ich ziehe ihn an seinem Halsband an den Tisch, stelle ihn auf einen Stuhl und deute auf den Teller, um ihm seine Schandtat durch die Sinne in Erinnerung zu bringen.

„Ich danke“, bemerkt er, „ich habe keinen Appetit.“

der Olympischen die Beine. Zwar finde ich, daß er bei der guten Kost etwas in die Breite geht, daß er einer Nudelwalze ähnlich wird wie ein zu gut gepflegter erster Held und Liebhaber; aber Roswithens Liebe ist blind. Sie hat mir auch ganz heimlich, damit es Männe nicht höre, ins Ohr geflüstert, was sie ihm zur bevorstehenden Weihnacht verehren will. Sie will ihm ein Halsband sticken, ihm eine Wurst und ein Tannenbäumchen schenken. Das Bäumchen hat sie schon leise herbeigeschafft, als er schlief, und wenn sie an dem Halsband stickt und Männe zur Tür hereinkommt, verbirgt sie es schnell unter dem Tisch. Auch hat sie mir bereits anvertraut, was sie sich zur wiederum nahenden Weihnacht wünscht: ein Lamm, eine Ziege, zwei Kaninchen, einen Laubfrosch, einen Kanarienvogel und noch einen Dackel. „Weiß du warum, Pappi? Denn kriegen sie fürleicht Junge, un denn kriegen wir immer mehr Dackel!"

Wie man glücklich wird.

Von **Max Bewer**. (Dresden-Laubegast. Goethe-Verlag.)

Die Frage, wie man glücklich wird, beantwortet der Verfasser in folgenden Grundgedanken: „Dreifach ist der Weg des Glückes. Dein Wille arbeite es tätig aus dir heraus; dein Gemüt ziehe es aus einer anderen Seele zu dir hinüber, und dein Denken leite es vom Himmel her aus Gott auf dich herab! Denn zum Gerneleben gehört dreierlei: Denkfreude oder Gottfreude; Sinnenfreude oder Weltfreude; Willensfreude oder Selbstfreude! Zum Gernesterben aber nur eins: der Glaube an eine schönere Welt."

Auf diesem Fundament gibt er nun eine Fülle von sonnigen Gedanken über das Glück, die unser Gemüt erquicken, unser Denken klären und unseren Willen stärken sollen. Irdisches und himmlisches Glück zeigt er uns mit goldenem Humor und tiefem Lebensernst. Er spricht vom Glück der Liebe, vom Glücklich-Leben und Glücklich-Sterben, vom Glück am Vaterland, vom Glück „an der Brust der Natur", vom Glück des Dichters und Schriftstellers, vom Glück zu Hause und vom Glück im eigenen Herzen. Gedankenvolle Prosastücke und witzige Aphorismen wechseln mit lebenspraktischen Sinngedichten und Kernsprüchen, „Glückswinke", „Glücksmittel" und „Glücksstrahlen" in knapper, stets neu erfrischender Fassung gebend. Hier nur einige kurze Probestücke aus der Fülle dieses Buches:

Denk ich, ob ein Aufwärtsschweben
In den Himmel möglich ist,
Dessen Weg vom Saum der Sonne
Noch Milliarden Meilen mißt,
Sinkt mein Blick bescheiden trauernd
Wieder zu der Erde hin,
Der ich, schwer und unbeflügelt,
Ewiglich verfallen bin —
Doch seh ich mit Zentnerlasten
In der Luft die Sterne ruhn,
Denke ich, der Herr des Himmels
Kann auch dieses Wunder tun!

*

würdiger gefunden. Und dann, wie gesagt, wenn ich Männe soeben eine Gothaer Zervelatwurst geschenkt habe und im nächsten Augenblick auf Roswitha losfahre, als wollte ich ihr ein Leids tun, so schnappt er nach mir mit wütendem Gebell. Bringt mir ein Analogon aus der Menschenwelt.

Nein, ich laß es mir nicht nehmen: der Hund, wenigstens der Dackel, besitzt Qualitäten, die ihn sogar zu hohen Stellungen in unserem Staatswesen berechtigen. Männe zum Beispiel liebt es in Winterszeiten, sich, wenn er nicht über meine Füße verfügen kann, möglichst unmittelbar vor den glühenden Ofen zu legen. Da ich das für ungesund halte, so pflege ich es nicht zu dulden.

„Na —?“ ruf ich dann in ziemlich energischem Tone, worauf er leise mit den Ohren zuckt und über die Pfoten hinweg nach mir hinschielt. (Vergleiche die Darstellung von vordem.)

„Na, Männe?!“ ruf ich lauter, worauf er langsam den Kopf hebt, ganz wie oben und wie immer.

Ich muß also erst zu ihm herantreten und mit nicht mißzuverstehender Gebärde rufen:

„Gehst du jetzt augenblicklich fort?!“

Dann erhebt er sich, dreht sich einmal langsam um sich selbst und legt sich wieder nieder. Er glaubt damit bei mir die Täuschung zu erzielen, daß er vom Ofen weggerückt wäre.

„Männe, wenn du jetzt nicht sofort —!!“

Da erhebt er sich abermals, dreht sich einmal auf der Stelle, legt sich wieder hin und spricht zu mir mit den Augen eines Engels: „Sie sehen, ich tue alles, was Sie von mir wünschen.“

Da frage ich: Man verwendet die Hunde jetzt auf allen Gebieten, bei wissenschaftlichen Forschungen, bei der Polizei, in der Armee — warum nicht in der Diplomatie?!

Um aber vollends ernst zu reden: Wenn ich gesehen habe, wie Tiere von Menschen gequält, geschunden und mit Mühsal überladen wurden, wenn ich den Blick gesehen habe, mit dem ein Pferd die Roheit seines Herrn erträgt, ohne zu vergelten, wie es doch wohl könnte, dann ist mir mehr als einmal der Gedanke gekommen: sie befolgen die Philosophie, die die Menschen von den Kanzeln predigen: Liebet eure Feinde und widerstrebet nicht dem Übel, denn ihm widerstreben, heißt es vermehren. Und dann ist mir noch immer vor meiner Gottähnlichkeit bange geworden.

In Summa: Ich lerne Roswithens Sympathien täglich mehr verstehen, und jetzt find' ich auch, daß Männe schön ist, schön wie Engel voll Walhallas Wonne, und weiß auch, woher er die krummen Beine hat. Er wäre sonst zu schön gewesen, darum krümmte ihm der Neid

Ein verwildertes Genie.

Robert Hamerling in seinem Verhältnisse zu Ludwig Mayer.

Mit bisher ungedruckten Briefen von Luise Hackl.

Robert Hamerling, dessen zwanzigsten Todestag (13. Juli) wir im Vorjahre begingen, war manchem jungen Dichtertalente, das sich um Rat und Anleitung an ihn wandte, ein teilnahmsvoller Freund und Führer.

Einer solchen aufstrebenden, ringenden, nach hohen dichterischen Zielen sehnsuchtsvoll ausschauenden Poetennatur sei hier besonders Erwähnung getan, weil geistige Veranlagung, Gemütsrichtung und die Sonderart seiner Charaktereigenschaften diesen Mann zu einer wirklich hochinteressanten Persönlichkeit stempelten: Ludwig Mayer!

Er war eine Dichter- und Denkererscheinung der ergreifendsten, rührendsten, unglücklichsten Art!

Er zählte als Mensch zu den ewig Ringenden, denen es hienieden nicht gegönnt ist, an ein glückliches Ziel zu kommen! Im Grabe erst fand er, was ihm das Leben vorenthalten hatte — den Frieden; Er zählt als Dichter nicht etwa zu den Siegreichen, wie sein Freund, Landsmann und Verwandter Robert Hamerling, sondern zu den — Besiegten!

Schrecklich ist der Gedanke, daß so viele Talente in der Welt, so zahlreiche ungehobene Geistesschätze untergehen müssen.

Der Lebensinhalt Ludwig Mayers war ein beständiges Gären, Drängen, Suchen — ein Ringen nach Ausdruck, ein Hoffen und Sehnen! Er hungerte und dürstete nach Anerkennung, er lechzte nach einem Reislein Lorbeer! Vergebens! Seine überreiche Gedankenwelt schuf und schuf, aber nie sind seine meist philosophischen Schöpfungen vollständig und in der Gesamtheit für seine Zeit reif geworden. Und so zog das Leben an ihm vorüber und ließ ihn ringen bis ans Ende! Eine wahrhaft fesselnde Dichtergestalt! Es lag etwas fast Dämonisches auf ihr und in ihr! Aus Ludwig Mayers zahlreichen Schriften, die sich nach seinem Ableben in einem riesigen Koffer vorfanden, wurden bei seinen Lebzeiten nur einige Kleinigkeiten gedruckt, Broschüren, die er „Bilder der Sehnsucht", „Sturmboten der Liebe", „Sturmböcke" &c. betitelte. Sein Lebensweg ging beständig hart zwischen zwei Fährten dahin: Hoffnung, Verzweiflung! Und das wogte auf und ab wie auf brandender See! Wenn ich an unseren unsterblichen Meister Beethoven denke, an sein wildes, zerfahrenes Wesen, aus dem er uns mit vollen Händen die prächtigsten Kleinode seiner Werke zuwarf — wenn ich vernehme, wie Hektor Berlioz der furchtbarsten Erregung anheimfiel,

Das schönste Bild des Glückes
Das ist am Himmel der Mond,
Der bald als Silberhörnchen,
Bald voll in Wolken thront,
Doch seine runde Scheibe
Bleibt niemals lange steh'n,
Veränderlich auf Erden
Muß auch das Glück vergeh'n.

Denn alle Deine Wünsche
Steh'n selten ganz erfüllt,
Sei selig, wenn das Unglück
Dein Herz nicht ganz verhüllt.

*

Das Glück ist Sonne! Nimm Dich in acht!
Schon manchen hat es zu Schaden gebracht,
Durch Sonnenbrand, durch Sonnenstich —
Drum hüte vor dem Glücke Dich!

Scheint draußen die Sonne grell und heiß,
Sich jedes Tier zu helfen weiß,
Es wandelt von den brennenden Matten
Talabwärts zu den kühlen Schatten —

So steige aus des Glückes Fülle,
Die manchem sprengte schon das Herz,
Zuweilen in des Wohltuns Stille
Zu armen Menschen niederwärts —

Denn Leid erquickt und labt und kühlt,
Das labend und lindernd du mitgefühlt!...

*

Neidmittel.

Folgt Deinem Nachbarn stets das Glück,
So freu' Dich ohne Neid daran,
Denn trifft ihn lauter Mißgeschick,
Kommt er gewiß und pumpt Dich an.

Zornmittel.

Willst erregt Du jemand schreiben,
Er sei ein komplettes Schaf,
Laß es ruhig lieber bleiben,
Weil schon manchen Strafe traf.

Doch Du kannst es gern riskieren,
Denn es kommt nur an aufs wie,
Wenn Du statt „Sie Schaf" zu schmieren,
Einfach anfängst: „Sie Genie"!

*

Sei herzensgut, doch laß Dich nicht
Schmarotzerhaft umliegen,
Leicht wandelt ein Stück Zucker sich
In einen Haufen Fliegen —
Edel sei der Mensch, hilfreich und grob!

*

Dein Herz sei wie ein Opernglas,
Bewund're groß und stumm,
Doch macht Dir etwas keinen Spaß.
So dreh' es um.

Das kleine Glas Bescheidenheit
Rückt näher Dir die Sterne,
Das große Glas des Edelsinns
Mißglücktes in die Ferne!

So könnte man als Motto für dies heitere und doch oft gedankenschwere Buch folgenden Spruch aus ihm selbst wählen:

Der Glücksjäger.

Willst Du, die Menschheit atme freier,
Vertreibe der Schwermut grauen Geier,
Die Krähen der Sorge, die Raben des Kummers,
Sei auch ein Beschirmer des Nachmittagsschlummers,
Denn tausend Ermüdete wirst Du beglücken,
Verjagst Du ihnen die lästigen Mücken...
Empor in die Lüfte mußt Du heben
Mit sicherer Hand Dein blitzendes Rohr,
Doch klitsche und pritsche nur ins Leben
Auch frisch mit klatschendem Humor!

Eigentümlich war sein Auge. In Momenten seelischer Unruhe so äußerst kurzsichtig, daß er kaum in nächster Nähe Buchstaben ausnehmen konnte, verblüffte er uns ein anderesmal damit, daß er in weiter Ferne von der Turmuhr die Stunde abzulesen vermochte, welche die Zeiger wiesen.

Der hauptsächlichste Hemmschuh in seinem Werdegang war wohl seine heilige Scheu vor allem Studium. Er wollte nicht viel lesen, sich „seine Originalität nicht schmälern", wie er sagte. Doch hatte er einige wenige philosophische Bücher, an denen er mit Leib und Seele hing. Ach, und das Lernen! Als man ihn als Jüngling einst zu den Pforten der Hochschule begleitete, da ging er — der Form genügend — gravitätisch beim Haupttore hinein, verstohlen aber beim nächsten Hinterpförtchen wieder heraus. Einen Druck von außen her hat er nie geduldet, und wäre er nicht in den Fesseln seines eigenen Geistes gelegen, er wäre fürwahr ein freier, ein glücklicher Mann gewesen! Träumend lag er im Waldesschatten und philosophierte. Und da entstanden wohl Betrachtungen, wie die folgenden, welche wahrhaftig den Stempel tiefsinnigster Poesie an sich tragen:

„Der Anfang jeder tiefen und tiefsten Forschung ist die Ahnung der Göttlichkeit und das Ende die Erkenntnis Gottes."

„Die Gedanken, sie schwimmen manchmal auf goldenen Schiffen in Meeren von Tränen und Perlen und wieder sind sie trübe Wolken. Oft sind sie dunkel und lichtlos, werden heller und heller und lichter und lichter, bis zum Wolkenbrande."

*

„Mit uns ist es geboren, das Gefühl der Unsterblichkeit, im Vergänglichen liegt das treue Bild der Ewigkeit und im Formenwechsel die Unvergänglichkeit. Geheimnisvolles Weben, ahnbar, aber nicht greifbar, und doch: Es sehe, wer nicht blind ist — es greife, wer Hände hat — es fühle, wer Gefühl hat. Ach! die Sehnsucht, sie täuscht uns nimmermehr, sie führt uns ans rechte Ziel — sie beweist für die Ewigkeit mehr als der schärfste Verstand. Hochgelobt sei Gott!"

*

„Mir schwebt etwas dunkel ahnend vor den Augen. Bald ist es, als sucht' ich wunderbar heilige Bücher, die ich in meiner Kindheit mit tiefer Inbrunst gelesen hatte und deren Inhalt mir entschwand, bald ist es, als hätt' ich den Himmel selbst verloren."

*

„Die Sehnsucht fand Amerika."

*

„Auch ich seh' die Wolken fliegen, allein mir weisen sie nicht den Weg nach einem neuen Erdteile!

bevor sein Genie die „phantastische Symphonie“ gebar, mit dem originellen Leitmotiv, das er die „idée fixe“ nannte, wenn mir unser leuchtender, bahnbrechender Stern Richard Wagner vor die Augen tritt und ich seiner Schrullen gedenke, so fällt mir immer auch Ludwig Mayer ein. Ebenso rang und stürmte und drängte es in ihm, aber zur gedeihlichen, glücklichen Lösung kam es in diesem Falle nie. Das „Gift Talent“ arbeitete in ihm wie in jenen, zweifelsohne — aber es vermochte nicht, sich auszugären und ward ihm selbst zum Fluche! Bestimmt ist es: Mayer hatte reiche Gaben als Musiker wie als Dichter. Und immer ist mir bewußt, wenn ich im sonnigstillen, idyllischen Landfriedhofe an seinem Grabe stehe, daß hier ein Mensch ruhe, dessen Genie begraben wurde, ohne sich ausgelebt zu haben!

Ludwig Mayer komponierte hübsche Musikstücke; er spielte Geige und Klavier. Und so wie er eigenartig war in allem, was er trieb, so hatte auch sein Spiel etwas höchst Originelles. Ein mächtiges Stück hatte er verfaßt, das er nur selten vorspielte, eigentlich nur bei besonderen Anlässen und in besonderer Gemütsstimmung. Wir Kinder damals hatten dann immer eine höllische Freude, wenn der Oheim (er war der Bruder unserer Mutter) den „Sturm“ spielte. In einem Winkel des Zimmers kicherten wir uns halb zu Tode, erwartend, daß unter dem wuchtigen Spiele jetzt und jetzt der Flügel in Trümmer gehen werde, vielleicht dabei den selbstsüchtigen Wunsch nährend, daß wir dann nicht mehr bemüßigt werden könnten, selbst zu spielen. Ja, zu jener Zeit war uns des Oheims „Sturm“ eine Quelle unversiegbarsten Vergnügens — denke ich aber heute an diese Stunden zurück, so befällt mich tiefe Wehmut. Aus diesen wilden, leidenschaftlichen Tönen schrie eine schmerzgefolterte, unverstandene, unglückliche Seele auf. Was da durch die Saiten brauste und heulte, es waren die Sturmglocken der Verzweiflung. Mayer hat das seltsame Stück nie niedergeschrieben und er spielte es willkürlich, nie ganz gleich, je nach eigener Stimmung, doch immer schrillten im stärksten Fortissimo die tiefsten Baßsaiten auf. Seine Finger wühlten in den Tasten und, der Zuhörer ganz vergessend, ließ er sich vom Strome seiner Leidenschaft mit fortreißen. Da war jeder Nerv an ihm in Schwingung, und im Aufruhr des Spieles kam sein ganzer Körper in Bewegung. — Und spielte er die Geige (da hatte er wiederum ein Stück, das „Herbststürme“ hieß), so war auch etwas fast Teuflisches in seinem Spiele. Er tollte über die Saiten hin, bis der Bogen in Fransen ging und die Saiten rissen. — Erhabenes, Großes, Schönes konnte ihn furchtbar aufregen, Begeisterung packte ihn, aber auch eine gewisse Eifersucht wühlte dann in seinem Herzen. Da stürmte er aus dem Zimmer, an Türen und Ecken anprallend, wie ein geblendeter Vogel, und eilte fort, fort!

Vorwort zu dem von ihm herausgegebenen, bei J. F. Richter in Hamburg 1874 erschienenen Büchlein Ludwig Mayers:

„Blätter aus der Mappe des Philosophen von Rumpelsbach."

Hier einige Stellen aus diesem Werkchen. Hamerling schreibt in der Einleitung zu demselben unter anderem folgendes zur Charakteristik des Verfassers:

. . . „Mancher geborne Newton verkümmert auf dem Dorfe und muß sich damit begnügen, schadhafte Turmuhren auszubessern . . .

Am schlimmsten aber unter den ‚weggelegten' Kindern der Mutter Natur ergeht es den verkümmerten Dichter- und Denkertalenten. Man pflegt sie im gewöhnlichen Leben kurzweg verrückt zu nennen . . .

Vor etlichen Jahren brachte eine Reise ins niederösterreichische Heimatland mich in ein Städtchen des wälderreichen Landstriches, der unter dem Namen des ‚Waldviertels' — unfern der böhmischen Grenze gelegen — bekannt ist.

Eines Abends von einem Ausfluge in die Umgebung des Städtchens mit befreundeten Personen zurückkehrend, sah ich plötzlich die Gestalt eines jungen Mannes auftauchend sich zu uns gesellen, der mir sofort als der Bruder eines meiner Begleiter und als ein weitläufiger Verwandter von mir selbst vorgestellt wurde. Die neue Erscheinung erregte meine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Durchaus fremdartig trat sie aus der harmlosen kleinstädtischen Umgebung hervor. Es war ein stark gebauter, wohlgebildeter Mann von etwa 30 Jahren, mit glühenden Augen, dunklem Haar — um den Leib hatte er einen ärmlichen grauen Mantel malerisch geschlungen. Er führte sich mir mit einigen Worten vor, die sogleich den Einblick in eine seltsame geistige Individualität eröffneten. Er geleitete mich nach Hause, sprach in wenigen wirren und abgerissenen Worten, aber mit einer Art nervöser, leidenschaftlicher Erregtheit über Poesie und Musik. Andere Äußerungen, die er tat, überraschten mich durch einen ans Fanatische streifenden Patriotismus.

Aufgefordert, setzte er sich ans Piano und schickte sich an, mir einen von ihm selbst komponierten Marsch vorzuspielen. Er fing mehrfach an zu präludieren, immer wieder abbrechend — zwischendurch sprechend und mehr und mehr sich erhitzend — sein Gesicht begann wie im Fieber zu glühen — plötzlich sprang er vom Piano auf, ergriff Mantel und Hut, sagte, es sei ihm jetzt unmöglich, einen rechten Ton aus dem Instrumente herauszubringen, stürzte, obgleich ich ihn zu halten suchte, zur Türe hinaus und war für die Dauer meines Aufenthaltes in dem Städtchen nicht mehr zu bewegen, sich mir persönlich zu nähern. . . . Als ich jedoch abgereist und zurückgekehrt war an den Ort meines

Ach! ich wäre zufrieden, hätten sie mir den Weg zum Menschenherzen gezeigt!"

*

„Jede Sehnsucht ist eine ungetilgte Schuld des Himmels.
Wahrheit ist die Natur, keine Lüge kann die Sehnsucht sein!
Der Fremdling sehnt sich nach der Heimat! . .
Die Sehnsucht zeigt uns den Weg zum Himmel!"

*

„Nimmer kann mich das betrügen, was so treu wie eine ewige Säule im Menschenherzen ruht:

Der Glaube an die Zukunft" . . .

Wie das Gemüt unseres Poeten einsam war, so vereinsamte er selbst auch äußerlich mehr und mehr.

Er hatte ein schönes Weib gefreit, das er abgöttisch liebte und eifersüchtig hütete. Sie starb nach kurzer Ehe. Und durch den Tod verlor er auch seine beiden im blühenden Kindesalter stehenden Töchterlein. Sein Schmerz war unsagbar . . .

Robert Hamerling hat einen schönen Satz niedergeschrieben, der noch kaum bekannt sein dürfte. Vielleicht gedachte er dabei solcher Menschen, wie Ludwig Mayer einer war. Über „Genie und Poesie" schrieb er und über „die Brauseköpfe", „die einen natürlichen Fond ungestümen Feuers besitzen, das bei dem geringsten Reizen in helle Flammen auflodert." „Dies flüchtige, allzuheftige, meteorische Feuer", fügte Hamerling hinzu, „verprasselt ohne echte poetische Wirkung. Nur in der stillen aber innigen und nachhaltigen Wärme des Gemütes, nicht in der heißen Flamme der Leidenschaft gedeihen die wahren Hesperidenfrüchte der Poesie. — „Gebundenes Feuer zeitigt Früchte", sagt Feuchtersleben . . .

*
* *

Den aufstrebenden, ringenden Talenten war, wie bereits erwähnt, unser heimatlicher Dichter Robert Hamerling ein williger, zu Rat und Auskunft, Belehrung und Trost stets bereiter Freund und Helfer. Ihm schloß sich auch Ludwig Mayer an. Da räumlich getrennt von einander, waren die beiden auf den brieflichen Verkehr angewiesen, der ja überhaupt in dem Leben des schwerkranken Hamerling eine große Rolle spielte. Ein hochinteressanter Briefwechsel entwickelte sich zwischen ihnen. Mayers himmelstürmende, leidenschaftliche, bilderreiche Sprache, seine Originalität, sein wildes, ungezügeltes Gedankenleben fesselten Hamerlings Anteilnahme.

Über seine Begegnung mit Ludwig Mayer, gelegentlich eines neuerlichen Besuches in seiner Heimat im Jahre 1867, schrieb Hamerling selbst den Aufsatz: „Ein verwildertes Genie", und zwar als

Bis zum Wahnsinn reift der größte Geist und zu seinen Kinderspielen neigen sich die Sonnen.

Eine Natur mit allen Millionen Wundern strebt und kämpft und siegt und stirbt mit Beethoven, wie im Schöpfungskreise. Ha! schon wieder singt die Lerche in den blauen Wolken und die Nachtigall schwirrt im Busche, aber bald verstummt der liebliche Sang; Gottes Zorn dräut im Gewitter, der Sturm saust im Wald und brauset am Meer! Die Sonne, hell und klar, weicht dunklen Wolken. Die Wolken schwimmen heran, Himmel und Erde verfinstern sich, die Sterne verlöschen und der Mond verbirgt sich zagend; Gebet und Fluch sterben auf den Lippen, der Tod und das Leben ringen um Berechtigung und Existenz — so ist Beethovens Musik.

Der Verzweiflung wirft Beethoven grüne Kränze zu, die grünen Kränze läßt er verdorren und läßt sie wieder schöner auferblühen. Herrliche Fluren verödet er und aus der Öde führt er uns ins Paradies. Nach dem Tode ruft er sehnsuchtsvoll, die Verjüngung steigt aus ihrem Grabe . . .

Raum ist auf der weiten Welt für jedes edle Herz, darum Hand in Hand, was die Natur verbrüdert, durch Schicksal oder Blut. Weg mit Neid und Habsucht, Scheelsucht und schwächlicher List — der Wahrheit, der Tugend, dem Herzen und Geiste die Tore geöffnet, erstarken durch das Große muß der Lebensbaum der Menschheit. — Warum soll das Herz des deutschen Mannes nicht erzittern, wenn er an seine großen Männer denkt? Laßt uns wie Beethoven streben, kämpfen, ringen, siegen, jeder nach seiner Art" . . . u. s. f.

*
* *

Seinem Österreich ruft Ludwig Mayer zu:

„Mein Vaterland, laß die Vergangenheit, aber führ' am Leichenhofe keine Tänze auf. Frisch gerungen für die Zukunft, trotz der wechselnden Geschicke, zum Großen und Wahren, ergreif die Fäden und die Griffel und die rechte Zeit. Vaterland, mach' deine Arme auf, schließ deine braven Söhne treu ans Herz. Das Geringe, großgesäugt und organisiert, wird Kraft im Verhältnis zu ohnmächtigen, sich selbst zerstörenden Gewalten . . .

Mein Vaterland, lass' deinen Pulsen freien Lauf, deinen Kräften Bahn und deinem Herzen seinen ruhigen, kraftvollen Schlag. Deutsch warst du, deutsch sollst du sein und bleiben — im deutschen Herzschlag ruhen deine Kräfte." . . .

*
* *

Seinem Hauptberufe nach war Ludwig Mayer Kaufmann. Aber er brachte — den Kopf mit Poetenträumen erfüllt — begreiflicherweise

gewöhnlichen Aufenthaltes, wendete er sich an mich mit Briefen und sendete mir umfangreiche Manuskripte" u. s. f.

In Ludwig Mayers obenerwähnten Büchlein ist mancher schöne Satz: So in den folgenden Aphorismen:

„Alles was liebt, lebt; was nicht liebt, ist tot."

„Wenn ich von der Liebe schreibe, meine ich, Götter führen mir die Hand!"

„Die Poesie soll der veredelte Ausdruck der markigen Volksseele sein."

„Im Verstande liegt nicht die Liebe, noch der Urgrund der Dinge, sondern in der Liebe wurzelt alles." ...

Die Heimat besingt Ludwig Mayer wunderschön:

„Auch die Verlassenheit und Öde hat ihren Sang und ihre Sehnsucht.

In der Wüste fliegt die Lerche höher und auf der Heide singt die ungestillte Sehnsucht.

Die Wildnis und die Einsamkeit ist dem Sänger seine Heimatsstätte. Doch auch die Wildnis hat ihren Frühling, ihre Liebe und Lust und Sehnsucht und wieder tausend Schmerzen.

... Ein reines, helles Echo hat der Wald, die Felsen und die Berge, aber schön vor allem klingt der eigene Widerhall der Seele in der Heide, die sich in ihrer Einsamkeit aus Sehnsucht selbst verliert. Ach! welchen Klang, welchen tiefgeheimen süßen Gram hat die Heide und die Einsamkeit, wie der Urwald ...

Dürstend wird der Sänger in der quellenlosen Heide, vermißt er die grünen Wiesen, drängt sich die Sehnsucht bei ihm in den Vordergrund. Sehnsucht — nur Sehnsucht ist der rechte Sang. Sehnsucht und nur Sehnsucht ist die rechte Lieb' und nur Liebe ist der rechte Sang. — Ach! auf der Heide macht die Sehnsucht manchmal einen Sänger; er singt mehr aus Schmerz und aus Liebe als aus Kunst, Beruf und Kunstgeschmack ... Er singt, wie er muß, weil er nicht anders kann, so aus tiefem, allertiefstem Drang, so aus dem ganzen Herzensgrund mit innerer Notwendigkeit und notwendiger Wahrheit und Natur." ...

Das Bilderreichste aber, was vielleicht je ein Poet niederschrieb, mag wohl Mayers Betrachtung, betitelt: „Beethovens Musik", sein.

„... Beethoven erzählt uns in seiner Musik sein großes und kleines Leben, seine Liebe und seinen ganzen Haß, alle Freuden und Leiden und Schicksalskämpfe mit Gott, mit der Natur und mit sich selbst.

Bald zankt er, bald bricht er sich mit brennender Fackel die Bahn, bald braust der Sturm und sauset das Meer. Bald finden wir ihn lauschend an der Quelle, in tiefer Waldeinsamkeit, er lauscht den Wundern der rieselnden Quelle, ... er lebt und stirbt, groß wie die Natur. Beethoven lebte und fühlte eine Welt in allen ihren Wahrheiten und Nebelbildern, in aller ihrer Freundlichkeit und in ihren düstern Schatten.

3. Wie ist die Komik?

4. An welches Theater soll ich mich wenden?

Ich hätte Ihnen so viel zu schreiben, aber — ich bin — wieder — in einer — abgespannten und doch gereizten Gemütslage.

Sie werden in Zukunft von mir viel hören, was Sie interessieren dürfte — ich werde Ihnen später mein ganzes Gemüt öffnen.

Mit tiefster Hochachtung Ihr treu ergebener

Ludwig Mayer.

Wenige Tage später beantwortete Robert Hamerling diese Zeilen mit folgendem Briefe, adressiert an „Herrn Ludwig Mayer, gewesenen Kaufmann in Weitra, Nieder-Österreich V. O. M. B.“ *)

Mein lieber Freund!

Ihr Lustspiel „Frauenkampf“ habe ich bis jetzt nicht erhalten. Mit welcher Gelegenheit haben Sie mir dasselbe gesendet? Ihr letzter Brief hat mir Angst um Sie gemacht. Ehrgeiz, lieber Freund! ist nicht die rechte Triebfeder, um auf dem Gebiete der Schriftstellerei etwas zu leisten. Lassen Sie diese verzehrende Leidenschaft in sich nicht aufkommen. Ihr Drang, hervorzutreten, der Welt zu imponieren, ist schön und gut. Aber wenn die Zeit dazu noch nicht da ist, wenn das, was Sie schreiben, noch nicht reif genug ist, Ihnen Geltung in der Welt zu verschaffen, was soll der Ehrgeiz und die voreilige Bemühung um einen großen Erfolg? Sie müssen warten können — Sie müssen begreifen, daß Sie noch eine Schule durchzumachen haben. Glauben Sie mir nicht? Ich bitte Sie dringend um Ihrer selbst willen, senden Sie etwas von Ihren Schriften anderen Personen oder Redaktionen ein — ich werde mich aufrichtig freuen, wenn diese ein günstigeres Urteil über den gegenwärtigen Stand Ihrer Reife fällen können.

Von Herzen gern will ich glauben, daß Ihnen bei dem Feuer, das in Ihnen lodert, die Vereinsamung und äußere Ruhe, zu der Sie verurteilt sind, eine drückende Last ist. Aber, mein lieber Freund, wer ist glücklich? Wie viele Menschen gibt es denn (wenigstens denkende und begabte), die ihr Leben nicht als ein verfehltes, als ein in dieser oder jener Beziehung schmerzenreiches beklagen? Ich selbst z. B. habe Erfolg als Schriftsteller gehabt, aber wie viel Schmerzliches habe ich gerade auch als Schriftsteller zu erleiden — wie schwer drückt die Last eines freudelosen Lebens auf meine Brust — und wenn Sie in diesem Augenblick in den Grund meiner Seele blicken könnten, so würden Sie die Müdigkeit eines unglücklichen Menschenkindes darin erblicken, für welches der Gedanke des Todes

*) Viertel oberm Manhartsberge. Anm. d. Verf.

seinen Kunden nicht allzugroßes Interesse entgegen. Diese standen zuweilen vor geschlossener Ladentüre und mußten die Glocke ziehen, wollten sie bedient sein. So war es nur eine natürliche Folge, daß das Geschäft mit der Zeit einschlief und schließlich gar erlosch. Wohl mag dieser geschäftliche Niedergang unserem Träumer ein willkommener Anlaß gewesen sein, sich frei zu machen, und eines Tages schloß er endgültig und für immer die Ladentüre. Der Kaufmann Ludwig Mayer hat Robert Hamerling den launigen Stoff geboten zu seiner Schilderung von Knipperdollings Tuchhandel („König von Sion", II. Gesang, 8. Auflage, S. 38 f.). Da heißt es:

„. . . wund klopfte die Finger der Kunde
Sich, der ihm kam vor's Haus, bis auftat endlich der Kaufherr,
Mürrisch, den Störer verwünschend. Und dennoch drängten sich zahlreich
Immer die Käufer zu Bernt; denn traun! man kaufte so wohlfeil
Nirgends; er nahm, was man bot."

*
*   *

Es ist mir gegönnt, aus dem hochinteressanten Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Ludwig Mayer zwei bisher ungedruckte Briefe hier mitzuteilen. Sie weisen uns beide den Weg zu dem Heiligtume unbefriedigter, unglücklicher Dichterseelen. Mayers Zeilen verraten wieder den ungestümen, oft verzweifelnden Menschen, der sich an den großen, bereits siegreich durchgedrungenen Geist des Dichterfreundes klammert und diesen immer wieder mit Fragen nach Reife und Erfolg bestürmt. — Hamerlings Brief läßt uns in einen Abgrund von Schmerz und Bitterkeit blicken. Er zeigt uns das grenzenlos tiefe Weh des Poetenherzens, die ganze namenlose Sehnsucht der Menschenseele und das aus der Glut zuweilen mächtig auflodernde Feuer verborgener Verzweiflung. In der Tat! so sieht es im Innern des wahren Poeten aus, sei dieser nun Sieger oder Besiegter! . .

Ludwig Mayer schreibt (18. August 1870):

Hochgeehrter Herr Professor!

Ich bin fast aufgerieben in meiner körperlichen Kraft, ich gestehe Ihnen heute, daß ich, trotz meiner Philosophie und Zurückhaltung der Mann des Ehrgeizes bin — ich kann nicht früher glücklich sein, bis ich gesiegt (!) habe . . .

Mit dem eingesandten Lustspiele „Frauenkampf oder List um List" will ich vor die Welt treten, ich wollte nur früher hören, was eine große Autorität zu der Arbeit sagt.

Ich erlaube mir die Fragen:

1. Hat die Arbeit Sinn?
2. Hat die Arbeit Form?

Kotzebues letzter Wille.

Von **Hermann Kienzl.** [Nachdruck verboten.]

Am 19. April 1909 hat die deutsche Tagesliteratur den 150. Geburtstag Ifflands gefeiert. Wo immer neben dem Schauspieler und Bühnenreformator auch des dramatischen Dichters gedacht wurde, nannte man mit seinem Namen noch einen anderen: Kotzebue. „Iffland und Kotzebue" — das ist die geprägte Form für ein Kapitel der Literaturgeschichte. Diese zwei Dramatiker teilten sich ein Menschenalter lang in die Herrschaft über die deutschen Theater. Das doppelköpfige Schlagwort hat auch eine kritische Tendenz. Es ist ein historisches Überbleibsel aus der Zeit, in der die Klassiker und Romantiker und ihre Myrmidonen den Kampf führten gegen die Götzen der großen Menge, und es verrät die unverkennbare Absicht, die beiden Dichter zwar nicht auf eine gemeinsame Stufe der Himmelsleiter zu heben, doch aber auf ein Brett zu nageln, in einen Topf zu werfen. So tat man schon vor hundert und mehr Jahren. In seinen „Betrachtungen über mich selbst" beklagt sich Kotzebue darüber: „Nicht als ob ich Ifflands Verdienste nicht erkennte und schätzte, oder als ob es mich unrühmlich dünkte, meinen Namen neben dem seinigen genannt zu hören; sondern weil die Zusammenstellung durchaus falsch, der Charakter meiner Stücke und der seinigen durchaus verschieden ist." Kotzebue nennt dann in langer Reihe seine historischen und romantisierenden Dramen, derengleichen Iffland niemals verfaßt habe, und mit größerem Fug weist er auf seine Lustspiele hin (die uns heute den dauerhafteren Wert Kotzebues repräsentieren); Iffland hat komische Stücke nicht geschrieben. Aber es gab eine gemeinsame Domäne: das sogenannte „bürgerliche Schauspiel", dem sie doch beide ihre größten Bühnenerfolge verdankten.

Man ist in der späten Erinnerung dem längst entthronten Iffland gerechter geworden. Man hat in seinen Schauspielen, deren Rührseligkeit einst die künstlerischen Geister zu Zorn und Spott herausforderte, die Ehrlichkeit der Intimität, also einen beschränkten Realismus, und auch den in der neuen deutschen Dramatik aufgegangenen Samen des sozialen und des Standesdramas erkannt. Weniger gewissenhaft, weniger charakteristisch, aber von einem lebhafteren Geist erfüllt und amüsanter sind Kotzebues Familienschauspiele. Auch sie, heute begraben, wirken in neuen Formen fort.

Der Iffland-Gedenktag lenkt ohne Zwang die Blicke nach dem zweiten Abgott der Großväter und Urgroßväter. Doch zwischen August von Kotzebue und der Nachwelt stand etwas Schlimmeres als das Urteil der Literaturgeschichte. Stand der Haß. Dieser launige Lustspiel-

eine wunderbare Süßigkeit hat. Der Brief hat mich gerührt — aber nicht, weil ich Sie für unglücklicher halte als mich selbst oder als andere Menschenkinder, sondern weil Sie noch so kindlich naiv sind, zu glauben, der Mensch sei zum Glücke geboren und es sei ihm gegeben, ein vorgestecktes Ziel gerade so, wie er es wünscht, zu erreichen. Keiner ist glücklich — keiner erreicht genau das, was er anstrebt. Wer nicht resigniert vom Anfang an und ruhig **abwartet**, wozu ihn das Schicksal führen will, was ihm bestimmt ist und was nicht, der tut besser, sich sogleich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, denn sein Leben könnte nur eine Kette bitterer, qualvoller Enttäuschungen sein.

Sehen Sie, das ist der ganze Trost, den ein Mensch dem andern geben kann, wenn er ehrlich ist. Ein Ziel vor Augen haben und erreichen, ist lockend und süß. Aber im Streben darnach, in der Vorbereitung, in der allmählichen Annäherung, in der Erstarkung liegt auch ein Genuß, der das Herz erfrischt, belebt und glücklich macht, soweit es glücklich zu sein imstande ist.

Mögen Sie aus diesen hingeworfenen Worten einigen Sinn zu Ihrem Nutz und Frommen erfassen können!

In herzlicher Teilnahme Ihr Hamerling.

Graz, 22. Aug. 70.

* * *

Nun sind beide Männer tot! Auf des einen Gruft steht, von Meisterhand aus Marmor gemeißelt, eine holdselige „Psyche" mit dem Lorbeerkranz; ein schlichter Erdhügel wölbt sich über des anderen Ruhestätte. Auf dem eigenartig geformten Kreuzlein, mit dem Efeukranze herum, zu dessen Füßen der, ach! nie bekannt gewordene Dichtername Ludwig Mayer in Stein gegraben ist, liegt doch auch ein Hauch von Poesie und Liebe! . . .

Sei dieser Aufsatz allen jenen gewidmet, deren sturmgepeitschtes Leben, trotz redlichen Wollens und endloser Mühen, unverschuldet in eine falsche Bahn geriet!

Nichts ist umsonst! Wer gerungen hat, der hat auch gelebt; denn: „Leben heißt kämpfen", sagen uns die Weisen!

Und soll es auch nicht in dem Zwecke dieser Zeilen liegen, Lorbeerzweige um Ludwig Mayers Andenken zu flechten, so verdient doch diese höchst eigenartige Persönlichkeit, daß man sie nenne und ihren Namen vor gänzlichem Vergessen bewahre. Und ward dem Unglücklichen auch kein Ruhmeskranz zuteil — Zypressenlaub und Blumen zieren auch ein einsames Dichtergrab!

seine politische und persönliche Ehre bemakelt hätte. Das Buch seines Sohnes Wilhelm („August von Kotzebue, Urteile der Zeitgenossen und der Gegenwart“, Dresden 1881, Wilhelm Baensch) führt an der Hand von Akten, Briefen und anderen Dokumenten den Beweis, daß der Dichter, der als Staatsrat in russischen Diensten stand (wie viele Deutsche, wie eine Zeitlang auch der Freiherr von Stein), Amt und Auftrag hatte, seine Regierung über die geistigen und kulturellen Erscheinungen in Deutschland zu unterrichten. Das war eine Art von unpolitischem Konsulat (denn die Politik war ausdrücklich ausgeschlossen); und Heimlichkeit haftete der Aufgabe überhaupt nicht an. War doch Kotzebue an den deutschen Höfen mit seiner Mission akkreditiert. Er nahm zuerst (1817) seinen Wohnsitz in Weimar, dann in Mannheim.

Die akademische Jugend hatte der Schriftsteller mit seinen Spottartikeln im Literarischen Wochenblatt heftig gegen sich erregt. Es ist wahr, daß dem in Rußland heimisch gewordenen Kotzebue das Verständnis für das keimende junge Leben in Deutschland abhanden gekommen war, und daß er einseitig und beschränkt die Auswüchse der Teutomanie, des Tugendbundes, des Turner- und Studentenwesens lächerlich machte, ohne dem inneren großen Willen dieser Begeisterungen gerecht zu werden. Aber ein Reaktionär war Kotzebue, der ganz im Voltaireschen Geiste Erwachsene, nicht. Und deutsche patriotische Verdienste hätte man gerade ihm nicht absprechen sollen, der als einer der wenigen deutschen Schriftsteller zur Zeit der Napoleonherrschaft dem Eroberer unbeugsam getrotzt und den französischen Kaiser in der Zeitschrift „Die Biene“ einen so spitzen Stachel hatte fühlen lassen, daß der Mächtige ihn steckbrieflich verfolgen ließ.

Es bleibt einer spätgeborenen Gerechtigkeit vorbehalten, Kotzebues, dieses merkwürdigen Mannes, gesamtes Wirken aus seiner Eigenart und aus seiner Zeit klarzustellen und sein Bild von den Flecken zu befreien, die literarische und politische Feinde ihm anhefteten. Seinen dramatischen Werken (211 an der Zahl!) begann bereits eine freiere Kritik die unleugbare Bedeutung zuzusprechen, die sie für die Belebung des Lustspiel-Dialogs und insbesondere als unerschöpfliche Vorratskammer von Einfällen und Erfindungen beanspruchen. Viele von ihnen sind heute unerträglich. Von einem guten Drittel sagte der Dichter kurz vor seinem Ende selbst, daß er sie nicht geschrieben haben möchte oder ihnen doch eine neue Form zu geben wünsche. Zahlreich unter ihnen waren die sterblichen Kinder ihrer Zeit. In seine Lustspiele und Possen brachen die späteren Geschlechter der Theaterdichter ein und plünderten die Schatzkammern, so daß ihr Witz uns heute verbraucht dünkt. Dennoch — und obwohl ein mangelnder künstlerischer Ernst, ja eine gewisse Leichtfertigkeit in der Ausführung der Pläne und Entwürfe fast allen Kotze-

dichter, dieser Günstling des Erfolgs, des Glücks, hat unter dem Dolch eines Mörders tragisch geendet, und eine besondere Tücke des Schicksals hat dem Gemordeten sogar das Mitleid versagt. Auch die aufgeklärte Welt, die sich dem Dogma von einer ewigen Gerechtigkeit nicht unterwirft, wollte hier an ein Verhältnis von Sühne und Schuld glauben. Und sogar die politischen Folgen der blutigen Tat: die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, die „Demagogenriecherei", die finstere Reaktion, — wurden gewissermaßen in die Verantwortung des Opfers gestellt. Denn an Kotzebue haftete das Odium des Ephialtes. Den jugendlichen Mörder, den Studenten Karl Ludwig Sand, der den 59jährigen Dichter am 23. März 1819 zu Mannheim meuchlerisch erdolchte, nahm der Fanatismus schützend unter seine Fittiche.

Gewiß: Ein die Zurechnungsfähigkeit ausschließender Wahn führte die Hand des Jünglings. Die spätere mildere Zeit hätte ihn, der dem Schafott mit frommer Verklärtheit entgegenging, nicht zum Tode verurteilt, sondern den Psychiatern übergeben. Klar ist das klinische Bild des religiösen und heroischen Wahnsinns. Sand, der Student der Theologie, gehörte zu den Brüdern des Tugendbundes, die beim Wartburgfest (1817) auffielen, als sie, die Blicke zur Erde gekehrt, die lutherische Chresthomatie in der Hand und das christliche Bekenntnis vor sich hinmurmelnd, eine Prozession im Burschenzuge bildeten. Seine letzten Monate im Gefängnis verbrachte Sand, der sich selbst schwer verwundet hatte, bei unablässigem Gebete. Er wurde sich bis zu seiner Hinrichtung des Unsinnigen und Nutzlosen seiner Tat nicht bewußt und starb in dem Glauben, der Held Deutschlands zu sein.

Von Sand wird erzählt, daß er weichen Herzens gewesen sei. Wie sehr mußte ihn der Wahn sich selbst entfremdet haben, daß nicht einmal die Stimme eines lieben, armen Kindes seinen Arm lähmte. Als Kotzebue aus dem Familienzimmer seiner Wohnung in den Empfangsraum abberufen wurde, wo Sand auf ihn wartete, folgte dem Vater das sechsjährige Söhnchen. Bei des Mörders erstem Dolchstoß klatschte der Kleine in die Hände und rief: „Der Vater spielt Krieg!" — — Und der Wütende schlug noch einmal und noch einmal . . .

Sand, einer logischen Kritik unfähig und von einer allgemeinen Stimmung verwirrt, die die deutsche Studentenschaft gegen den schonungslosen politischen Satiriker beherrschte — glaubte einen Verräter am Vaterland, einen russischen Spion in Kotzebue vertilgt zu haben. Der Haß — Kotzebue der erfolggekrönte, witzscharfe, fehdesüchtige Schriftsteller hatte unendlich viele Feinde und Neider — donnerte dem Toten blinde moralische Verdammungsurteile in die Grube nach, und die Gedankenlosigkeit wiederholte sie ungeprüft. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Unwahre und irrige Beschuldigungen. Kotzebue hatte nichts unternommen, was

Nach des Dichters schrecklichem Tode fanden sich in dem Schreibtisch, den er stets verschlossen gehalten, zwei interessante Bekenntnisse: „Betrachtungen über mich selbst" und: „Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe?" Außerdem ein Gedicht: „O, hütet euch, um mich zu klagen" und ein versiegeltes Paket mit der Aufschrift: „Mein letzter Wille." Das Testament war am 26. Jänner 1816 abgefaßt; es enthielt vermögensrechtliche Bestimmungen und folgende Widmungssätze:

„Den herzlichsten Dank meiner geliebten Frau für die glücklichen Jahre, die sie mir geschenkt; für die Geduld, mit der sie meine Schwächen oft ertragen; für die Liebe und Sorgfalt, mit der sie meine Kinder behandelt hat. Meine letzte Bitte ist, den Kummer, den mein Tod ihr verursachen wird, so viel als möglich zu überwältigen und ihr Leben für unsere Kinder zu schonen. Gott lasse es ihr wohl gehen bis ins späteste Alter! Daß ich diese so innig geliebte Frau nicht im Überfluß hinterlassen kann, ist mein schmerzhaftestes Gefühl!

Den herzlichsten Dank meinen Freunden und Verwandten für alle die vielfachen Beweise ihrer Freundschaft und für die Nachsicht, die auch sie oft mit meinen Schwächen gehabt haben. Ist ihnen mein Andenken lieb, so mögen sie es an meiner Witwe und an meinen Kindern beweisen.

Den herzlichsten Segen über alle meine Kinder. Liebt euch untereinander! Helft einander, wo ihr könnt! und vor allen Dingen ehrt mein Andenken in eurer guten Stiefmutter.

Ich weiß, daß ihr bei Verlesung dieses meines letzten Willens tief erschüttert sein werdet; aber solche Eindrücke verlöschen nach und nach, und ich wünsche doch sehr, daß sie dann und wann wieder bei euch aufgefrischt würden. Darum bitte ich euch alle, euch jährlich einmal an meinem Geburts- oder Todestage zu versammeln samt denjenigen meiner Freunde, welche Teil daran nehmen wollen, bei einem guten Glase Wein euch meiner mit Fröhlichkeit zu erinnern und beim Schluß der Mahlzeit das von mir verfertigte Lied zu singen:

Es kann schon nicht alles so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,
Es blühet, vergeht und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Sollte auch (was Gott verhüte) jemals ein Zwist oder auch nur eine Kälte zwischen euch entstehen, so soll an diesem Tage eine herzliche Versöhnung gefeiert werden und jeder aus allen Kräften dazu beitragen, mein Andenken auf diese Weise zu ehren.

Lebe wohl, liebes Minchen! Lebt wohl, ihr geliebten Kinder und Freunde! Verzeiht mir von Herzen, wenn ich euch dann und wann gekränkt habe, so wie ich euch wiederum von Herzen verzeihe! Wir haben

bueschen Dramen die letzte Reife verwehrte, wäre der skrupulöse Hochmut der literarhistorischen Kritik gegenüber diesem unendlich fruchtbaren und glänzenden Ingenium nicht zu erklären, wenn wir ihn nicht als eine jetzt überflüssig gewordene Überlieferung des Kampfes ansehen müßten, den einst die Besten, um Goethe geschart, gegen den Triumphator des Tages zu führen inneren und äußeren Anlaß hatten.

Im Jahre 1831 schrieb bereits Immermann, gewiß ein zielbewußter Widersacher Kotzebues, gelegentlich der Aufführung des Schauspieles: „Die Unvermählte" in sein Tagebuch: „Diese ‚Unvermählte' ist eine Art Iphygenie in schwarzseidenem Überrock und ein recht gutes Stück, trotzdem, daß es von Kotzebue ist. Es ist recht dumm von Sand, daß er ihn totgestochen; er hätte noch manches Vortreffliche geschrieben." Bekannt sind Ludwig Börnes Worte: „Welch ein tiefer Brunnen voll klarer, frischer, erquickender Laune ist Kotzebue, welch ein wohltätiges Geschenk des Himmels. Bedenkt man, daß dessen Lustspiele schon dreißig Jahre alle deutschen Bühnen versorgen, daß unter denen, die ihnen zugehört, niemand ist, den sie nicht ergötzten, zählt man die fröhlichen Stunden zusammen, die sie jedem einzelnen gemacht, dann kommt die große Rechnung heraus, daß ein einziger Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Mensch ist undankbar, aber der Deutsche ist es am meisten. Wie hätte das Altertum, wie London und Paris einen solchen Mann verehrt!"

Die letzte sogenannte Gesamtausgabe von Kotzebues Werken ist die von Ignaz Klang in Wien, 1841—43. Die Dramen füllen 40, die prosaischen Schriften (Romane, Novellen, Humoresken, Satiren, Reisebeschreibungen, Miszellen, Abhandlungen, Aphorismen, philosophische und kunstkritische Arbeiten) 45 Bände. Nicht einbezogen sind des Dichters umfangreiche historische Werke, die er für sein Bestes hielt, weil er ihnen die meiste Zeit und Mühe widmete (eine Geschichte Preußens und eine Geschichte Deutschlands). Auch fehlen zahlreiche journalistische Arbeiten (seine massenhaften Artikel im „Freimütigen" und im „Literarischen Wochenblatt"), und versunken ist das Buch: „Über den Adel". Bei dem Studium der Prosaschriften Kotzebues wird man neben sentimentalen Romanen, die der Mode ihrer Zeit entsprachen, zahllose fruchtbare Spuren des unvergleichlich beweglichen Geistes finden — Lebensäußerungen, die mit den Schriften des Voltaire nicht bloß in der Gesinnung verwandt sind.

Hier sei nun die Aufmerksamkeit auf eine kleine Schrift von wenigen Seiten gelenkt, die den Menschen Kotzebue beleuchtet. Er war ein überaus zärtlicher Vater, Gatte und Sohn. An seiner Leiche standen die Witwe, dreizehn Kinder und eine 84jährige Mutter (die ihn noch um neun Jahre überlebt hat).

allen Bittenden offen. Die Bauern in Esthland denken noch heute der vielfachen wohltätigen Einrichtungen, die der in ihrer Mitte ansässige Gutsbesitzer Kotzebue vor hundert Jahren geschaffen hat. Und schließlich war die Ruhelosigkeit seines Geistes, den es immer wieder zu weiten Reisen drängte, eine kostspielige Naturanlage.

Kotzebues Söhne traten fast alle in russische Dienste und brachten es zu sehr angesehenen militärischen und Staatsstellungen. Der Dichter erlebte den Ruhm seines Sohnes Otto, des Weltumseglers, der in der Behringstraße den Kotzebue-Sund entdeckte. Alexander von Kotzebue, der zweitälteste Sohn, ist der berühmte Schlachtenmaler, dessen Bilder im Winterpalast zu Petersburg und in München verewigt sind. Der jüngste Sohn, bei des Vaters Ermordung zwei Monate alt, starb erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Dresden. Er war russischer Diplomat und als geschmackvoller Schriftsteller anerkannt. Dauernder als der Wert seiner Romane und Dramen sind die Verdienste, die er sich um die Erschließung der rumänischen Volkspoesie und um die Ehrenrettung seines Vaters in der mit liebevollem Fleiß aufgebauten Monographie erwarb. In dem schon früher erwähnten Buche: „August von Kotzebue, Urteile der Zeitgenossen und der Gegenwart“ schreibt der Sohn:

„Erdrückend schwer ward die Existenz der Witwe mit dreizehn lebenden Stief- und eigenen Kindern, von denen die große Mehrzahl in zartem Alter stand. Die Erinnerung an ihr gemordetes Glück war fortan ihre Begleiterin durchs Leben. Von ihr, die stolz auf ihren Gatten war, stammt die Verehrung, die die Nachkommenschaft ihm weiht . . . Sie halten ihn hoch bis in die sich schon entwickelnde dritte Generation. Und wird ein Familienfest gefeiert, so vergessen auch die Kleinen des Urgroßvaters nicht und horchen auf, wenn das Gedicht gelesen wird, das im Schreibtische des Verblichenen gefunden wurde:

„O hütet euch, um mich zu klagen,
Ihr Lieben, wenn von meinen Tagen
Der letzte wird entschwunden sein.
Auch wenn der Tod Vernichtung wäre,
So müßtet ihr durch keine Zähre
Des Freigelass'nen Grab entweih'n.
Doch gleich dem holden Morgensterne
Winkt uns aus heilig dunkler Ferne
Der neuen Freistatt Widerschein.
Nach ihr erhebet eure Blicke,
Ihr Kinder, meines Alters Schmuck,
Wenn mich der Vater der Geschicke
Von hinnen ruft. Ein sanfter Druck
Der Hand, die oft ans Herz euch preßte,
Liebkose meine kalten Reste;
Und wollt ihr meinen Tod begeh'n,
So weihet ihn zum Freudenfest
Und widmet es dem Wiederseh'n.
Nur sucht mich nicht in meinem Grabe,
Nein; mein Gedächtnistempel sei
Die Halle, wo ich sorgenfrei
Mich oft mit euch gefreuet habe.
Hier feiert, den Agapen gleich,
Ein heit'res Bundesmahl im Stillen
Und lest des Vaters letzten Willen:
‚Seid tugendhaft und liebet euch!!‘“

Kotzebue ist in Mannheim, wo er ermordet wurde — nicht in Esthland — begraben. Aber der Granitblock mit der einfachen Inschrift liegt auf seiner Gruft.

---

es ja gegenseitig ohne Absicht getan. Ich hoffe, ihr werdet mir das Zeugnis geben, daß ich, bei allen meinen Fehlern, doch kein böser Mensch war, wozu Haß und Neid mich so oft haben machen wollen.

Sterbe ich in Esthland, so wünsche ich auf dem Hügel in Schwarzen begraben zu sein, den ich mir längst dazu ausgewählt hatte. Der jetzige Besitzer von Schwarzen ist ein braver Mann, der mir diese Bitte nicht abschlagen wird. Dann wünsche ich, daß man einen der größten Feldsteine auf mein Grab wälze (unbehauen) und in denselben bloß die Worte eingraben lasse: ‚Hier schläft Kotzebue‘.“

Kotzebue hinterließ kein Vermögen. Im Hinblick auf seine in der Theatergeschichte einzigartige Bühnenherrschaft, die er seit dem Jahre 1789 („Menschenhaß und Reue“), also durch dreißig Lebensjahre innehatte, scheint dies verwunderlich. Kotzebue war der am meisten aufgeführte und am meisten gelesene Schriftsteller des Zeitalters. Seine Bücher erzielten Auflage um Auflage, seine Stücke wurden, wie er selbst in einem Aufsatze feststellte, ins Englische, Französische, Holländische, Italienische, Russische, Schwedische, Dänische, Polnische, Spanische, Portugiesische, Magyarische, Tschechische und Neugriechische übersetzt und auf den Bühnen aller dieser Nationen gespielt. Der Dichter beschreibt in dem autobiographischen Romane: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“, daß er im tiefen asiatischen Sibirien seine „Sonnenjungfrau“ von einer Wanderschmiere darstellen sah — und in der „Reise von Rom nach Neapel“ verzeichnet er ähnliche Erlebnisse. Während eines Aufenthaltes in Paris wetteiferten die dortigen Bühnen, ihm seine Dramen vorzuführen; aber noch 1880 erzählt Theophil Zolling von einer Pariser Aufführung von „Menschenhaß und Reue“, des einzigen deutschen Stückes, das sich an der Seine fast ein Jahrhundert lang behauptete. Trotzdem war der materielle Gewinn von Kotzebues schier zahllosen Arbeiten nicht groß genug, daß der Dichter ein nennenswertes Kapital hätte sammeln können. Selbst die besten Buchhonorare waren ja damals recht bescheiden, und der Schutz des geistigen Eigentums in der Ära der deutschen Vielstaaterei unzulänglich. Der unbefugte Nachdruck florierte. Die Theater zahlten dem Autor eines Stückes nur so lange Abgaben, bis das Werk im Druck erschien. Von diesem Augenblicke an war es zollfrei. Und wie bescheiden waren die Tantiemen der Dichter! Weimar, wo Goethe während seiner Direktionsführung an 410 Abenden Kotzebuesche Stücke gab, entrichtete für jedes neue Opus einen Taler an den kranken Bruder des Dichters.

Das ist die Zeit des sprichwörtlichen deutschen Dichterelends. — Dennoch bezog Kotzebue verhältnismäßig hohe Einnahmen von seiner Feder. Aber er hatte allmählich für dreizehn Kinder zu sorgen, denen er eine erlesene Erziehung angedeihen ließ. Außerdem war seine Tasche

Schutzgeist zu, und ich fühlte mich überaus wohl in dem bequemen, reinen Nichtrauchercoupé.

Draußen war es wohl bitterkalt, denn das Fenster war weißgefroren wie eines im Palaste der Eisfee, aber im Innern des Gelasses war es so warm, daß wir meist die Tür nach dem Wandelgange offen hielten. Da sahen wir dann die Reisenden aus den Nachbarcoupés vorübergehen und nahean hörte ich kleine Kinder schlaftrunken sprechen. Es reiste eine ganze Familie und hatte, wie es schien, alle notwendige Bequemlichkeit in einem Wagen dritter Klasse.

Ich habe mit einem Gefühle des Unbehagens an unsere überfüllten Waggons im Innern von Österreich gedacht, wo man so viel Hitze leiden muß im Sommer und nicht sicher ist, daß einem nicht von stehenden Passagieren die Beine abgetreten oder mit dem mitgeschleppten Handgepäck die Köpfe eingestoßen werden. Hier verlief alles glatt und ich hatte Muße, meine Gedanken heimzuschicken, heim ins steirische Städtchen, wo man in fröhlicher Gesellschaft Silvester feierte.

Ob jemand denkt an mich? O gewiß, die lieben Angehörigen, so gut wie ich an sie.

Der Zug rollte gelinde dahin ohne viel Aufenthalt. Wir sprachen wenig, dachten mehr oder auch dachten schier gar nicht mehr, denn das Sandmännchen wollte uns die Augen schließen, selbst dem langen Hannoveraner, der schwer nach vorne neigte, denn er hatte keinen Eckplatz. Dann aber wachten wir alle aus unserem Duseln auf, hatten wir alle ja doch denselben Gedanken: „Altes Jahr, neues Jahr."

Und mitten im unbekannten Land — waren wir über Prag gefahren oder nicht? — hielt einmal der Zug auf einer Station und der Berliner mit der Uhr in der Hand kam vom Gange herein und sagte „Neujahr!" „Prosit!" sagten sich die Bekannten und „Prosit!" die Unbekannten. In meinem Herzen klang es leise: „Heil! Glück! Glück den Lieben zu Hause, Glück auf meinem Wege!"

Es war eine ganz eigenartige, traumhafte Stunde. Vergangenheit, Zukunft — Nebelschleier.

Jemand im Wandelgange zerbrach ein Glas, es klirrten die Scherben — Glück!

Und dann ging wieder der Zug. Man zog den Schirm über das Licht und versuchte zu schlafen — nicht recht gelang es.

Noch war es dunkel, fünf Uhr morgens, als die Grenze da war — Tetschen. Kellner brachten Kaffee in die Coupés und ich habe mir wohl gleich beim Betreten oder vielmehr Befahren des „neuen Heimatlandes" (welcher Ausdruck aber ja nicht ernst zu nehmen ist) mein durchrütteltes Inneres mit dem süßen, heißen Trank gestärkt. Darauf war's mir sehr wohl, und als ich durch Vermittlung des Kondukteurs

Rosa Fischer auf Reisen.

Etwas vom deutschen Geist daheim und auswärts.

Unsere ostdeutsche Dichterin und Volksbeschreiberin ist nach dem deutschen Norden gegangen, um ein längeres Weilchen dort zu bleiben. Nun hat Rosa Fischer dem „Heimgarten" eine ihrer schlichten, klugen und geruhsamen Schilderungen geschickt, die wir mit Vergnügen unseren Lesern darbieten.

Die tapfere Oststeirerin schreibt:

Des alten Jahres letzter Tag ging zur Neige, als ich in Wien mein Gepäck bereit hatte zur Abfahrt ins Deutsche Reich. Eine unbeschreibliche Unruhe war in mir, die Furcht, wie es mir, der Reiseungewohnten, gehen würde auf dem Bahnhofe mit meinen Siebensachen. Hatte ich ja doch erst vor acht Tagen eine kleine Fahrt nach einem niederösterreichischen Orte gegen Mähren zu gemacht und war damals auf dem Nordwestbahnhofe in ein so schreckliches Gedränge tschechischer Arbeiter gekommen, die zu Weihnachten nach Hause fuhren, daß ich mir mit leeren Händen fast nicht zu helfen wußte, wohin und wo aus. Wie nun mit einem Reisekorbe und verschiedenen kleinen Paketen?

Doch der Wiener Fiaker, der mich fuhr, tröstete mich, und richtig, kaum auf dem Nordbahnhofe angekommen, war ein riesenstarker Gepäckträger da, der um meine Sachen griff. Der Fiaker empfahl mich ihm noch als einen Neuling im Reisen, und so verlief trotz all meiner Dummheit die Sache ganz gut.

Vor allem war der Bahnhof ganz leer, kein Gedränge, kein tschechisches Wort; mein Gepäck war gewogen und einwaggoniert und schließlich setzte mich mein dickbauchiger, freundlicher Wiener „Packltrager" noch sozusagen in einen Wagen, der direkt nach Berlin ging.

O, du Gefühl der Erlösung, als ich da ruhte und meine kleinen Gepäckstücke, die ich aus der Hand gegeben hatte, ich weiß nicht wie, alle wohlbehalten versammelt mir entgegenblickten. Das war ein Aufatmen, so tief, als könne nun nichts mehr kommen, das mich aus der Ruhe zu bringen vermöchte, und ein Gedanke, schier wie ein Eidschwur, klang mir im Innern: „Diese Reise und keine mehr, höchstens wieder heim."

Dann habe ich meine Fahrgenossen betrachtet: eine Dame und vier Herren, außer dem weiblichen lauter deutsche Gesichter. Die Dame fuhr nach Troppau, zwei Herren, die das Tischchen in Beschlag hatten, stiegen unterwegs wo aus, die zwei anderen, ein etwas beleibter Berliner und ein baumlanger, blonder Hannoveraner, fuhren ganz mit.

Ich kann nicht sagen, wie beglückt ich in dieser Gesellschaft war. „Deutsche Leute, du hast nichts zu befürchten", flüsterte mir mein

der Wiener trotz seiner mit Recht gerühmten Gemütlichkeit auch nicht. Es ist wahr, der echte Wiener nimmt einen wohl am Arm und geht ein Stückchen mit: „Sehen Sie, dort und da aus," aber auch der Berliner hat ein Lachen im Gesicht, wenn er uns Bescheid gibt, und was er selber nicht weiß, um dessen nähere Erklärung spricht er wohl den nächstbesten Vorübergehenden an. Das ist mir wiederholt vorgekommen und die Berliner Schutzmänner habe ich ganz aufrichtig gern. Wo die mit ihrem ruhigen, pflichttreuen Gesichtsausdruck auf dem Posten stehen, da weiß ich ganz bestimmt, ich werde nicht irre gehen, denn man gibt mir auf jede Frage besten Bescheid.

Jemand anders in Wien sagte mir, in Berlin herrsche ein Geschäftsgeist, ähnlich wie in Amerika; man jage dem Gewinne nach und es sei buchstäblich, daß man auf der Straße laufe. Ich finde das auch nicht; wer's eilig hat, der läuft schon, und im Verkehrsgetriebe, beim Übersetzen der fortwährend befahrenen Plätze, lernt auch ein anderer laufen, selbst wenn man ein Steirer ist. Aber im großen ist der Berliner eine überaus ruhige Natur. Ich habe immer die Empfindung, als gebe es selbst unter großen Menschenmassen keinen Lärm, als herrsche jederzeit der „deutsche Geist".

Daß auch der internationale Luxus seine Stätten hat, ist in der Weltstadt natürlich; aber vorwiegend ist der strebsame Bürgersinn, die Schaffensfreude und besonders eine große Liebe für die Natur.

Charakteristisch ist der sonntägliche Auszug ins Grüne. Da ist es dann in Berlin so still wie an einem Sonntagnachmittag in der kleinen Stadt; Hausmeister halten unter dem Toreingang Rast und vereinzelte Menschen und Kindergruppen schlendern vorüber. Das Gros der Bevölkerung ist ausgeflogen. Es lauscht in den Gastgärten der Musik, ergeht sich in den Parkanlagen, vor allem aber flutete der Menschenstrom hinaus ins Grüne, in die Vororte, an die Seen, in die Wälder.

O, du glückseliges Volk, wenn es sich der Sonne freuen kann und der frischen Luft! In den Gastgärten trinkt man Kaffee und ißt Kuchen dazu. Diesen Kuchen nehmen aber die Leute von daheim mit, auch Butterstollen und Schinken. Da trägt auf der Wanderung schier jedes ein Päckchen mit sich, das junge Mädchen sowohl wie der allerernsteste Mann — eine Eigentümlichkeit, die es nur in Berlin geben soll.

Bei jedem Garten-Restaurant gibt es dann noch eine Kaffeeküche, die nach außen die Aufschrift zeigt: „Familien können hier Kaffee kochen." *)

---

*) Dort schöpft man dann aus großen Kesseln siedendes Wasser und gießt davon lang, lang auf den mitgebrachten geriebenen Kaffee, der dann meist ohne Zucker mit wenig Milch getrunken wird. Der Ausdruck „Blümchenkaffee" kommt ja davon, daß man die gemalten Blümchen der Tasse durchschimmern sehen soll. Aber ganz so schlimm ist's nicht.

oder Kontrollors auch mein größeres Gepäck, das mir bald zurückgeblieben wäre, weil ich nicht recht wußte, wo es revidiert werden sollte, hier oder in Berlin, in Ordnung hatte, da habe ich unter die erste Geldausgabe, die ich in meinem neuen Grazer Taschenkalender verzeichnete, geschrieben: „Gerne gegeben."

Ich habe dann noch einige angenehme Stunden im Eisenbahnwagen verbracht. Der Hannoveraner, der seit dem Aussteigen der Dame und der zwei Herren am Tischchen die ganze Bank sein eigen nannte, hatte sich langseitig ausgestreckt und geschlafen wie ein großes, gutes Kind; ich habe ihm's wohl vergönnt. Auch der nach Berlin Reisende hatte geruht und nun, wieder munter, unterhielten sie sich von Wien, vom schönen Wien, wo sie so viel Geld verbraucht hatten.

Draußen ging es dem Tag entgegen; ein Herr half mir im Gange ein vereistes Fenster aufmachen und in dämmerigen Umrissen mit schimmernden Heimherdlichtern flog die Sächsische Schweiz vorüber.

Es war schön und sehr frisch. Der Morgenhauch weckte alle Schläfer und nebenan begannen die Kinder zu sprechen. Frauen in weißen Schürzen kamen in die Waggons, und der Herr, der mir das Fenster geöffnet hatte und der aus Ungarn und Siebenbürgen kam, sagte erfreut: „Die deutschen Aufwartefrauen!"

Und er erzählte mir, wie schlimm das Reisen mancherorts sei in schmutzigen, kalten Waggons, und wie er sich jedesmal freue, wenn er die netten, deutschen Aufwartefrauen sehe, denn dann sei die Heimat da.

Ich habe mich über diesen „deutschen Geist" wohl auch gefreut, als ich in die „Toilette" des Wagens kam und bei Spiegeln, Waschlavoir, Seife und reinen Handtüchern mich unter dem Schütteln des Zuges anständig „restaurieren" konnte. Diese Wohltat, und unentgeltlich. — Lieb Österreich, wo bist du?!

So war es Tag geworden und irgendwoher blitzte ein roter Sonnenschein — des neuen Jahres erste Sonne. Ich habe sie über Wolkengebilde steigen sehen und in stiller Andacht betrachtet — Deutschlands, der neuen Heimat Sonne.

Seitdem sind Monate vergangen. Heimweh habe ich gehabt genug und Schönes genossen auch genug. Ich glaube, wenn ich keine Heimat hätte und keine Lieben darin, ich würde hier in Berlin verbleiben, nur hier, denn mir gefällt der „deutsche Geist".

Da hat mir in Wien ein liebes junges Mädchen gesagt, die Berliner seien kurz angebunden; da wo der Wiener, den man nach dem Abgang eines Zuges frägt, bereitwilligst antworte, oder wohl selbst die Eisenbahnordnung studiere, sage der Berliner: „Dort ist die Tafel."

Nein, liebe Wienerin, da hast du dich geirrt; zuvorkommender als mir der Berliner auf alle meine Fragen geantwortet hat, kann es

So komme ich immer und immer wieder zu der Ansicht, daß die Berliner ein friedliches Volk sind ohne das streitbare Germanentum, das ich bei uns zu Hause in Österreich sehr oft mit gemischten Gefühlen kennen gelernt habe. Ach, um was streitet man sich dort nicht? Um die Kornblume im Knopfloch, um die „Wacht am Rhein", um Konfession und Nation.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß dies hier in Deutschland viel gelassener aufgenommen wird.

Die Kornblume trägt klein und groß, sie ist die Königsblume, das ist so etwas Natürliches. Als die Königin Luise unter dem Drucke der Franzosenherrschaft auf der Flucht in Tilsit und Königsberg weilte, schmückte sie ihre Kinder mit der blauen, zartkronigen Blume des Saatfeldes, die dann insbesondere ihr Sohn, Kaiser Wilhelm I., zur Lieblingsblume erkor. Daß das deutsche Volk diese Blume liebt, ist daher wohl etwas Selbstverständliches, und daß es die Österreicher auch tun, die in gleicher Weise unter der Herrschaft des Franzmannes litten, ist ebenfalls natürlich. Darum braucht aber niemand als Protest gegen den österreichischen Vaterlandsgedanken die himmelfarbene Blüte tragen und treue Patrioten dürfen sich nicht die Freude an der süßen Blume rauben lassen; sie ist gewiß jedes gefühlvollen Menschen Eigentum.

Dann käme die „Wacht am Rhein". Lieber Gott, da gibt es wohl auch keinen Streit. Gegen den Franzmann ist dieses Lied gedichtet, ein Hochgesang auf das deutsche Volk, das das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt hat. Ich hörte es das erstemal von jungen Damen des katholischen Mädchenschutzvereines in Berlin bei einer geselligen Unterhaltung singen. Mir hat es das Herz warm gemacht, ich fragte mich, warum der herrliche Gesang in Österreich als eine Art Staatsverbrechen betrachtet wird. Man singt hier in Deutschland ja auch unser „Zu Mantua in Banden der treue Hofer war". Schon die Kinder in der Schule lernen es und ebenso kann man gar manchesmal unser „Hoch vom Dachstein an" singen hören mit dem stets wiederholten Zusatz: „Dieses schöne Land ist mein Steirerland, ist mein liebes, teures Heimatland."

Daß unsereinem dabei weh und weich zumute wird, ist wohl natürlich.

Was die Nationalitätenfrage anbelangt, geht hier, wenigstens in bürgerlichen Kreisen, bisher auch kein besonderer Raufhandel los. Deutsch ist halt einmal überall der herrschende Ton in Schule und Verkehrsleben, sonst gäbe es ja keine Einheit im Reiche; doch läßt man im übrigen die anderssprachigen Leute in Frieden. Wenn sie sich harmlos vergnügen wollen, wenn ihnen in den Kirchen religiöser Trost in ihrer Sprache gespendet wird, braucht dies einen wohlmeinenden Menschen wohl nicht

So ist es wohl auch den wenig Begüterten gegönnt, Rast und Labung sich im Grünen zu holen. Und die Jugend erfreut sich bei Karussel und Luftschaukeln, bei Kasperltheater und Schießbuden.

Die Heimkehr geschieht dann in der Elektrischen oder im Kraftomnibus oder im beflaggten Gesellschaftswagen. Wer nicht zu riesig weit hat, geht zu Fuß, Kinder tragen farbige Lampions und singen dabei, Väter tragen die Kleinen, Mütter fahren die Kleinsten, oder auch, wo nur ein Sprößling erst da ist, haben Vater und Mutter ein Gürtelband erfaßt und setzen das Kleinchen mitten drein wie in eine Schaukel. So wird es heimgetragen und die unbekannten Nächsten machen freundlich Platz.

So habe ich die Berliner bisher nur von der guten Seite kennen gelernt; ich muß sagen, ich habe noch keine rauhen Töne gehört, das heißt, keine Roheit erfahren. Anfangs frappierte es mich, daß alle Welt hochdeutsch spricht, der Postbote, der Milchmann, der meist der „Bolle“ ist oder ein Kutscher einer anderen Meierei, immer aber mit netten, weißlackierten Wagen mit Messinghähnen daran und mit blaublusigen Jungens und Mädchens, die nach allen Seiten zu den Kunden laufen, — selbst der Arbeiter auf der Straße „kam“ und „ging“, „fuhr“ und „lief“, „aß“ und „trank“.

Unwillkürlich kommt man zu der Ansicht, daß diese Leute auf einer höheren Bildungsstufe stehen als dort, wo man sich „gemütlich“ ausdrückt, doch gibt es auch ein „Berlinerisch“, das ungemein breit und ordinär klingt und das unsereins gar nicht versteht, und es ist mir von einer Menschenkennerin gesagt worden, daß der Norddeutsche im Rausch oder Zorn überaus gemein werden könne, in Fällen, wo der Österreicher noch immer seinen Anstand wahre.

Ich habe diese grobe Saite noch niemals klingen gehört und ich meine, sie wird wohl nur dort gespannt sein, wo die grobe Alltagsmühe die Menschen verhärtet.

Berlin mit seinen Vororten ist sehr schön; es hat so reine, feste Straßen, viele Autos, keine abgemarterten Pferde, sehr viel Blumenzier ist zu sehen; auf den Balkons, in den Gärten prangt bunte Farbenschöne, die „kleinen Leute“ haben gepachtete „Grundstücke“, Gartenfleckchen, auf denen sie sich ihr Gemüse bauen und eine „Laube“ errichten, an der sie eine Art Sommerquartier besitzen. Da gibt es Fähnchen und Zierat, da arbeitet man, da freut man sich samt den Kindern bis in die Nacht der ländlichen Ruhe. Ganze Flächen, anscheinend Täler, sieht man von der Ringbahn aus sich hinziehen: Gärten mit Lauben, Hüttchen an Hüttchen, — an Sonntagabenden hier und da ein Erntefest mit Lampionbeleuchtung und viel Lustigsein.

* * *

Wer es recht ehrlich mit dem Volkswohle meint, wird diese Vorkommnisse, ob in diesem oder jenem Lager, nur bedauern müssen. Denn wenn die Kinder nicht infolge der christlichen Lehre Gott fürchten, die Sünde scheuen und den Nächsten lieben lernen, dürfte es nach Jahr und Tag trotz aller weltlichen Gesetze schlimm aussehen um das Wohl der Menschheit.

Noch aber lebt in Deutschland ein froher, christlicher Geist, und daß er gute Menschen schuf, sehen wir an dem sympathischen, liebenswürdigen Volke, das uns, bei Vermeidung der Stätten des Lasters, die die Großstadt ja hat, rings begegnet.

Und vom christlichen Geiste beseelt waren auch die Helden der Vor- und Neuzeit; wir sehen dies an den Denkmälern der Kurfürsten und Könige und Kaiser, die manchen frommen Spruch verewigt tragen. Auch hier, zum Beispiel in der Siegesallee in Berlin, sehen wir einerseits den katholischen Gedanken und nach der Reformation den lutherischen zum Ausdruck gebracht; an der Siegessäule selbst, durch welche vom Volke dem tapferen Heere gedankt wird, sehen wir auf einem herrlichen Reliefbilde, einerseits einen protestantischen, anderseits einen katholischen Seelsorger die abziehenden Krieger segnen.

Ich wollte dies nur anführen, weil ich wünschen möchte, die Toleranz, die ich hier auf religiösem Gebiete getroffen habe, möge auch bei uns in Österreich herrschen.

Die „Deutschfreiheitlichen" und „Fortschrittlichen" und „Nationalen" sollen nicht den Katholiken den deutschen Charakter absprechen, weil dies ein Unrecht und ein Unsinn ist, und die Katholischen sollen nicht in Deutschland ein Feindesvolk vermuten, weil dies ebenfalls ein Irrtum und ein Unrecht ist.

Man möge nur den besonneneren, echt deutschen Charakter wahren und dem Andersgläubigen sein Recht lassen, so wird dadurch wahrhaftig Staat und Volk nur gestärkt werden nach innen und außen.

Und diesen besonnenen Charakter möchte ich den Deutschen in Österreich wohl auch gegenüber den anderen Nationen wünschen. Du lieber Gott, wohin soll denn der stets genährte Haß führen?

Da sind es Völker eines Reiches. Käme ein Feind von außen, so würden sie Schulter an Schulter gegen ihn kämpfen, im Innern aber zerfleischen sie sich.

Ich habe mir oft gedacht, den, der zuerst den Nationalitätenhaß entfacht hat, soll der Teufel holen. Denn das ist ein Brand ohne Ende, weil er nicht von außen gelöscht werden kann.

Es besteht nur die einzige Hoffnung, daß wohlmeinende Menschen in beiden Lagern beruhigend auf ihre Volksgenossen einwirken und daß eine hochlöbliche Regierung die Streitigkeiten gesetzlich regelt.

zu kümmern. Hauptsache ist, daß alles gesetzlich geregelt ist. Freilich mag das Gesetz für die Polen Härten enthalten, doch im Alltagsleben treten die Nationalitätenstreitigkeiten nicht zutage.

Und nun zur Frage der Konfession. Welch irrige Ansicht herrscht da wohl bei uns daheim, wenn man sagt: „Deutsch sein, heißt lutherisch sein". O nein, das ist nicht durchwegs richtig. Freilich ist zum Beispiel in Preußen die Landeskirche protestantisch, aber überaus viele Katholiken wohnen auch hier. In Berlin wachsen die katholischen Kirchen nacheinander empor und Massen von Gläubigen strömen zum sonntäglichen Gottesdienste ihnen zu, und zwar anscheinend ein durchwegs deutsches, städtisches Publikum mit einer gar lieben, heiteren Kinderwelt.

Daß auch die fremd hergezogenen Menschenkinder, insbesondere die Mädchen, die aus allen Teilen des deutschen Reiches und auch aus Österreich hieher in „Stelle" kommen, eine katholische Kirche suchen, kann man oft in ganz rührender Weise erzählen hören. Und mit einer freudigen Frömmigkeit, wie vielleicht in keiner anderen Stadt, finden sie sich hier zum Gottesdienst und in geselligen Vereinen zusammen, bei welch letzteren es viel Heiterkeit und auch ernste Vorträge gibt. Verständige protestantische Herrschaften billigen diesen Anschluß ihrer Mädchen, erhoffen sie doch solcherart eine Gewähr für deren Sittlichkeit.

Beim Militärgottesdienste aber kann man die jungen Marssöhne, die säbelklappernd in die Bänke gestolpert kommen, heiteren Gesichtes mit ihren vollen Stimmen das schöne „Hier liegt vor deiner Majestät" singen hören und dann die lebfrohe Schar lachend hinaustreten sehen in die schöne Gotteswelt.

Es sollen ja jährlich 70.000 katholische Soldaten, die hauptsächlich aus den Rheinlanden stammen, als Rekruten einrücken.

Die Protestanten in Deutschland, wenigstens hier in Berlin, sind trotz ihrer Übermacht sehr duldend gegen die Katholiken.*) Ich habe noch keine Unbill erfahren. Sie haben ja auch ihre Kümmernisse, die in ihrer Religion sehr gläubigen. Wenn bei uns daheim in Österreich es meist Katholiken sind, die bei Grübeln und Zweifeln nicht volle Befriedigung finden und besonders junge Leute schnell zu einem Wechsel des Bekenntnisses bereit sind, so gilt dies hier wohl in sehr reichem Maße von den Angehörigen der protestantischen Kirche. Tausende und Zehntausende und abermals Zehntausende treten jährlich aus und werden hauptsächlich konfessionslos. Schuld daran soll vor allem die Kirchensteuer sein oder wohl auch im allgemeinen der moderne Zeitgeist.

*) Unter ländlichen und ungebildeten Menschen, die über ein anderes Bekenntnis eben nichts Wahres wissen, soll's ja schlimmer sein. Bin ja doch ich selber gefragt worden, ob im katholischen Gebet wohl Christus vorkomme, da man meinte, nur Maria werde angerufen, und ein sehr frommer und vielwissender Protestant war verwundert, daß wir eine deutsche Bibel haben und daß deren Inhalt dem der protestantischen gleicht.

tigen Steingestalten in den Parkanlagen zum Ausdrucke bringen, plötzlich beim kaiserlichen Sommersitze „Wildpark“ auf eine grüne Wiese kam, die ländliche Pfade durchzogen. Da rief der Kuckuck im Walde, da blühten Maßliebchen und gelbe Sommerblümchen, da fühlte ich plötzlich, hier wohnte derselbe deutsche Geist der Ruhe und Naturfreude wie bei uns daheim. Und ich war dem deutschen Kaiser ordentlich dankbar, daß er diese grüne Wiese so echt ländlich hingebreitet liegen ließ.

Ein anderesmal wieder sah ich goldene Kornfelder förmlich ein ganzes Tal ausfüllen um die königliche Domäne Dahlem und wieder war es mir, als wehe aus dem Ährenduft der Heimathauch mich an.

Und dann im Hochsommerglück grüßen mich aus allen Gärten trautbekannte Blumen aus vergangener Zeit: Löwenmaulchen und Levkojen, Nelken und Röslein, Astern und Georginen, prangender Flor. Zu Weihnachten aber grünt überall in Kirchen und Heimstätten der Tannenbaum, und zum protestantischen und katholischen Gottesdienste klingt das liebe, traute „Stille Nacht, heilige Nacht“ . . .

Zur Jahreswende um Mitternacht klingen die Glocken.

Heimat, bist du da nicht nahe?

Und in den Sitten der Väter, in den alten Sagen, die wir insbesonders im Landvolke noch treffen, im Liederklang von Lieb und Leid, von Scheiden und Meiden, von Heimkehr und Wiedersehen, vom Ringlein und Vergißnichtmein und von Grab und Kreuz und weißem Stein und vom Soldaten auf der Wacht, sehen wir da nicht in allen Gauen des Deutschen Reiches denselben Brudergeist sich wiederspiegeln, ja selbst im Aberglauben des Volkes?

Ich glaube, unser Volkstum hat viel, viel Schätze, die uns kein Feind rauben kann, geistiges Gut: das deutsche Gemüt. Pflegen wir es. Aber reißen wir nicht auch da wieder Klüfte des Zwiespaltes auf.

Warum verpönen manche Leute das Sonnwendfeuer? Ja, weil andere es als heidnische Gottheitshuldigung hinstellen. Ach, wie bedauerlich. Lasset doch jedem seine Freude. Die Germanengötter stehen wahrhaftig nicht mehr auf, trotz Feuerspruch und Springen. Ich meine, man kann im Sonnwendfeuer gerade so gut die christliche Idee, die sich an Johannes, den Vorläufer Jesu, knüpft, wachrufen, als anderseits den Sonnenzauber.

Ich selber habe eine Freude an solch „mystischen“ Erscheinungen. Muß an die Sonne denken, die in ihrem Laufe Umkehr macht, muß denken, daß die Johannis- oder Sonnwendkäferchen Funken sind, die von der himmlischen Lichtspenderin niedergehen, um Heil zu bringen den Menschenkindern auf Erden und Licht den Seelen, deren Leiber in der Erde ruhen. Und ich glaube, es muß schön gewesen sein, als weiß-

Noch haben wir ja doch eine Volksvertretung, die sich wohl sagen muß, daß es ihre Pflicht ist, den Frieden des Reiches zu sichern, und noch haben wir ein Herrscherhaus, an dem die Völker in Treue hängen. Möge man darum nicht blind sein im eigenen Parteiinteresse.

Warum sollte denn nicht der verbissenste Deutschgegner einsehen müssen, daß in einem so vielsprachigen Staate wie Österreich eine Sprache Staatssprache sein muß und daß dies nur die deutsche sein kann?! Warum sollte man aber nicht anderseits einsehen, daß in gemischtsprachigen Gegenden der staatlich Angestellte beide Sprachen verstehen muß,. um mit dem Kinde des Volkes verkehren zu können?!

Es käme halt in diesem Falle das Wort: „Lerne was, kannst du was, bist du was, hast du was" zur Anwendung.

Anderseits, um unser liebes Deutschtum zu wahren, ist es wohl sehr natürlich, daß wir uns besonders um die Schule wehren. Mögen die fremdsprachigen Leute, die in deutschen Gegenden arbeiten, ja ihr harmloses Vergnügen in ihrer Sprache haben, auch Theater und Ausflüge und religiösen Trost, da sie ja doch nimmer alle gut Deutsch lernen können und doch friedsame Staatsangehörige sein mögen, aber die Schule darf ihnen niemals ausgeliefert werden. Ein Kind, das auf deutschem Boden heranwächst, muß den deutschen Geist in sich aufnehmen; das ist doch das Allernatürlichste — ebenso natürlich aber auch, daß man darum dem tschechischen und slawischen Kinde den Eintritt in die deutsche Schule gestatten muß, denn absichtlich dürfen doch keine Analphabeten gezüchtet werden im Staate Österreich.

Wer weiß, was wir durch diese Germanisierung für gute „Mitbürger" bekommen, trifft man ja doch auch unter den deutschsprechenden Polen die allerliebenswürdigsten Leute.

Gewiß ist es, daß durch Friedensarbeit mehr geleistet werden kann als durch stets geschürten Haß, denn überall haben die Leute ihr menschliches Empfinden, und wie es in den Wald hineinschallt, hallt es zurück. Ich glaube, unsere deutschen Brüder in fremden Ländern werden es entgelten müssen, wenn der Rassenhaß zum verderblichen Brande wird.

Darum, Deutsche, bleibt gerecht.

Ich habe die deutschen Heldensagen sehr gern und bewundere die Siegergestalten, aber lieber als die kampfdarstellenden Bilder, lieber als die wutentbrannten Krieger sind mir die deutschen Soldaten, wie sie leiben und leben und mit klingendem Spiel und ganz eigenartig süßem Pfeifengetön durch die Straßen ziehen. Das blinkt und blitzt und lacht und wir lachen mit.

Am allerheimischesten gefühlt habe ich mich hier im fremden Lande, als ich nach einem Besuche von Sanssouci bei Potsdam nach dem „Rokoko" dort oben und den „streitbaren" Erinnerungen, die die wuch-

Heimgärtners Tagebuch.

Ich wundere mich über die Leute, daß sie sich über die Teuerung wundern. Wenn niemand mehr Bauer sein will, so ist die Teuerung der Lebensmittel doch selbstverständlich. Wenn der die Lebensmittel schaffenden Leute immer weniger werden, wenn anderseits die Bevölkerung immer wächst, wenn die Leute alle essen und trinken wollen, möglichst viel und gut essen und trinken, wieso sollen da die Nahrungsmittel nicht teurer werden? Die Industrie schafft Geld, aber nährt niemanden, im besten Fall kann sie nur Nahrungsmittel in andere Form bringen. Der Handel und Verkehr, auf den jetzt so viel Gewicht gelegt wird, bringt ebenfalls Geld und ernährt auch niemanden. Er verteuert die Sachen. Niemand ist mit dem zufrieden, was auf seinem Boden gedeiht; jeder will exotische Dinge haben, die sind zwar selten besser als die einheimischen, aber teurer. Die Nahrungseinfuhr wird durch Zoll verteuert, ohne daß der Zoll unsere Landwirtschaft genügend schützt. Und die eingeführte Nahrung wird verteuert, je mehr wir davon brauchen und je weniger im Auslande an Nahrungsmitteln erzeugt wird. Denn auch im Ausland steigert sich das Machwerkfieber und drängt die Landwirtschaft zurück. Alles, alles lechzt nach Geld, nur nach Geld; es ist daher ein wahres Wunder, daß man nach dem oben Gesagten für Geld überhaupt noch Nahrungsmittel zu kaufen kriegt. Je mehr es Geld gibt, je weniger ist es ja wert. Man will gleichzeitig viel Geld haben und billige Lebensmittel, das ist ja dumm! Das kann's nicht geben. Könnte man nicht sagen: Geldüberfluß ist eine Ursache der Teuerung; oder auch Teuerung ist ein Zeichen, daß zuviel Geld zirkuliert? Unsere Geldjäger werden einmal ganz kurios enttäuscht werden, wenn das, woran sie ihr ganzes Herz gehängt haben, plötzlich entwertet ist. Es kann unser Land eine Wüste werden, in der man trotz allen Goldes — verhungert.

Alles jammert über die Teuerung, die sich immer steigert, ohne daß wir uns zu helfen wissen. Aber das will man nicht zugeben, daß wir uns mit unserer Volkswirtschaft gründlich verfahren haben. Nicht bloß wir, sondern die halbe Welt. Der Geschäftsmann denkt überall nur an den augenblicklichen Vorteil und bewertet alle Verhältnisse nur nach diesem und meint, der Mensch lebe nur, um Geschäfte zu machen. Und unsereiner meint ganz kindisch, der Mensch mache nur Geschäfte, um leben zu können. Die Staatsmänner, die Wirtschaftslehrer sollten gescheiter sein und ans Jahrhundert denken, statt an die Bilanz des laufenden Jahres.

Mir wird oft bange, wenn ich im Lande wandere. Überall wachsende Bevölkerung, überall hastige Arbeit, überall fieberhafter Verkehr

gekleidete Jungfrauen den Weihebrand entflammten, um daheim das Herdfeuer zu entzünden.

Finden wir einen Abglanz dieses heidnischen Gedankens nicht im österlichen Weihefeuer der katholischen Kirche? Gewiß. Was die Ahnen sannen, ist in gar mancher Weise verchristlicht worden.

Ich muß an die alten, frommen Mütterchen meiner Heimat denken, die ich um die Sonnwendzeit das gelbblühende Johanniskraut nach Hause tragen sah; sie haben es dann kreuzweise an Türen und Fenstergittern befestigt, auf daß es Unheil vom Haus und Viehstand abwehre. Ist dieses Kraut nicht ein „Heilbuschen" aus alter Zeit gewesen, zur Abwehr von Zauberei und bösen Unholden? Gewiß, das war es, und die goldsternigen Blüten sind von der Sonne gekommen, um das Unheil abzuwehren.

Ebenso haben nach dem Volksglauben die Arzneikräuter vor Johanni doppelte Kraft.

Johanni und Sonnenwende, Christenlehre und Heidentum, welch innige deutsche Verschmelzung!

Ich habe, als ich diesen Artikel zu schreiben begann, ein Zweiglein Johanniskraut, das ich durch ein Parkgitter des Berliner Grunewaldes gepflückt, auf den Tisch gelegt, als ob es mir meine Arbeit segnen solle, und ich habe mit der goldsternigen Blüte dann das Bildchen unseres österreichischen Landesvaters geschmückt, als ob es Heil bringen könne ihm und seinen Völkern. Glück und Frieden!

Wenn ich Böhmisch könnte und Slawisch und noch allerhand, möchte ich den Leuten sagen: „Gebt Ruh." Weil ich aber nur Deutsch versteh', ist mein innigster Wunsch:

„Deutsche Kultur
Und deutsches Glück,
Mög' jede Flur,
Wohin mein Blick
Und mein Fuß sich wenden,
Deinen Gruß mir senden.
Doch sei Frieden
Uns beschieden
Und allen jenen,
Die ihn ersehnen.

Und wenn ich wieder einmal heimkomme in mein Steirerland, möcht' ich:

„Noch manchesmal
Wie zur Kinderzeit
Im Heimattal,
Wo die Wachtel schreit,
Am Feldrand Kränzlein binden
Aus Kornblumen blau
Und Maßliebchen weiß
Und auf deutscher Au
Ein Kindsköpfchen leis
Und das Wegkreuz umwinden.

recht zu handeln, das gibt den größten Zwiespalt. Und doch muß man sich und andere zu diesem Zwiespalt aufwecken. Sonst könnte sich die Läuterung nie vollziehen, die uns einen weiteren Aufstieg möglich macht.

Wenn die Glocke auf dem Turme anschlägt, wird es nicht so wild, als wenn auf der Gasse einer „Feuer!“ ruft. Wenn die Presse über ein neues Buch spricht, wirkt es nicht so stark, als wenn es von Mund zu Mund geht: „Du, das Buch mußt du lesen!“

So geht es von Mund zu Mund mit dem neuen Roman „Die arme Margaret“ von E. v. Handel-Mazzetti (Kempten, J. Kösel, 1910). Ein zartes, sensitives Dämchen und dieses Buch! Wenn man sie sieht, glaubt man, sie darf's nicht lesen wegen ihrer Unschuld, darf's nicht lesen wegen ihrer Nerven. Und hat es selbst geschrieben. Ein Mann hätte das nicht können. Unter den jetzigen Dichtern hätte es keiner können, so viel Nervenkraft, so viel Gestaltungskraft, so viel Baukraft hat keiner von ihnen. Und so viel Wissen von der alten Zeit, so viel alte Sprache auf der Zunge, so viel Feuer im Blute und so viel Grausamkeit im Herzen hat keiner als diese jugendliche Frau. Ein Genie, ein Phänomen, und bin doch voller Zorn auf sie, weil sie mich so wahnsinnig durch dieses Buch hat gepeitscht mit einer Spannung, deren Entladung sieben Ochsen könnte erschlagen.

Die Geschichte begibt sich zur Zeit der Gegenreformation in Steyr, der alten Eisenstadt. Die Lutherischen sind ausgerottet bis auf einen, einen einzigen. Das ist ein junges Weib mit einem Kindel an der Brust. Ihren Mann haben sie des Evangeliums wegen umgebracht, ihr wird's auch gedroht, aber sie läßt nicht vom Gotteswort, das sie von ihrem lutherischen Vater überkommen hat. Nun kommt was Wunderliches. Der Statthalter von Linz schickt einen blutjungen bayerischen Leutnant mit seinem Fähnlein Pappenheimer nach Stadt Steyr, um die Lutheranerin katholisch zu machen. Er quartiert sich in ihr kleines Haus ein, nimmt ihr alles weg, die Stube, die Nahrung, alles, peinigt sie, droht ihr, das Kind zu ermorden, wenn sie nicht den lutherischen Glauben abschwört. Das tut sie nicht. Alle rohen Versuche, Drohungen des jungen, gewaltigen Offiziers sind umsonst, er schäumt vor Zorn, daß dieses kleine, blasse Weib stärker ist als er, der Riese mit der statthalterlichen Vollmacht und den fünfundzwanzig Teufelskerlen. Ihre Geduld, ihre Sanftmut macht ihn rasend, diese Raserei schlägt plötzlich in tierische Leidenschaft um, er will sie vergewaltigen. Mit der Verzweiflung Kraft ringt sie mit ihm; sein Skapulier erhascht sie, schreit: „Das hast du von deiner Mutter (die er nie gesehen), denk', wie sie weint im Grab!“ Da läßt er sie los und sie entkommt. — Der Frevel wird lautmäulig in Steyr, der Ratsherr Zettl wird

— aber verhältnismäßig wenige, die Nahrungsmittel bauen. Der Bauer strebt in die Fabrik und überläßt die Scholle dem Sport. So weit es dieser gestattet, läßt man den Wald darauf wachsen, weil dieser fast umsonst, ohne Arbeit wächst, dafür aber keine Nahrung gibt, sondern nach so und soviel Jahrzehnten erst umgetauscht werden muß, vorausgesetzt, daß ein Gegenpart was Brauchbares übrig hat. Vielen von uns, die voraussichtlich was tun und ändern könnten, geht es so gut, daß ihnen eine Hungersnot mit ihren Folgen gar nie zu Sinn kommt. Der Mensch, sagen sie, lebe nicht allein von Brot, sondern auch von Automobil, Kabarett und Börsenspiel. Und hundert Widerlegungen haben sie, um mein Begehren nach mehr Nahrungsbau im Lande und nach Vereinfachung nebensächlicher Bedürfnisse totzuschlagen. So wartet man halt auf eine Katastrophe; die wird viel überzeugender predigen, als wir vom Worte. Und dann — wird's billiger werden.

Mein Lebtag habe ich mich viel herumgebalgt mit der Welt. Alles, was mir verderblich schien, wollte ich abbringen. Alles Schlechte und alles Dumme. Mit Stecken habe ich zugeschlagen und mit Peitschen. Verrückte Staatseinrichtungen, gesellschaftliche Unsitten, kirchliche Gebräuche, religiöse Verbohrtheiten, wenn sie mir dem Ganzen schädlich schienen, habe ich niederringen wollen, in Ernst und Spott, gegen selbes wirken mit künstlerischen Mitteln, mit Spaß und Tragik, mit gütigen Worten und in zorniger Rede. Der Lehrer hat in mir den Künstler erschlagen, und das war recht von ihm. Ob es den Mitmenschen was genützt hat, kann ich nicht überschauen. Geschadet hat's wahrscheinlich niemandem als — mir selber. Und doch auch mir hat dieses Aufschreien genützt, denn sonst hätte ich daran ersticken müssen. Hätte ich es nicht getan, so müßte es heute noch geschehen. Meint man etwa, weil ich jetzt schweige, so wäre mir nun alles recht? Übrigens schweige ich ja noch nicht ganz. Denn es taucht immer neue Niedertracht, neuer Unsinn auf; darüber soll jeder anders Empfindende einmal wenigstens freimütig protestieren, damit die Torheit nicht glaubt, man sei mit ihr einverstanden. Manches Korn fällt doch auf guten Boden und erzeugt eine heilsame Frucht, die sich wieder vervielfältigt. Und schon die Unruhe, die ein brennendes Wort erzeugt, ist was wert. Ein faules Ausruhen auf Niedertracht oder ein klarer Kampf gegen Schlechtes — was ist köstlicher?

Bei dieser Gelegenheit darf ich wohl auch gestehen, wie ich mich mit mir selbst herumgebalgt habe. Denn in mir gibt es im kleinen dieselben Niedertrachten und Dummheiten auszurotten wie in der weiten Welt. Es wäre oft besser, das gar nicht zu erkennen, als es zu sehen und doch nicht überwältigen zu können. Recht zu denken und nicht

bis zu „Hermann und Dorothea", er las alles. „Ich habe was gelernt", so schloß er sein Bekenntnis.

„Jetzt werden Sie wohl anders schreiben?" fragte ich.

„Nein", sagte er.

„Aber es hat sich doch Ihr Geschmack gebildet?"

„Gewiß."

„Was werden Sie also von jetzt ab schreiben?"

„Gar nichts mehr."

In der Zeitung stand folgendes zu lesen:

S. Wien, 7. Dezember. In der heutigen Sitzung des Gemeinderates interpellierte ein Gemeinderat wegen des Prießnitz-Denkmals von Schwerdtner, auf dem eine nackte Nymphe angebracht ist. Bürgermeister Dr. Lueger erwiderte auf die Interpellation: „Was mich dieses nackte Frauenzimmer schon sekkiert, ist nicht mehr schön. Ich werde dem Papst schreiben, er möge die vatikanische Sammlung zusperren, weil dort zu viele Nuditäten sind. Was zu viel ist, ist zu viel. Diese Angst vor einem nackten Frauenzimmer! Ich möchte wissen, wen das genierte!"

„Sehen Sie!" schrie da jemand auf. „So ist dieser Lueger! Das kennzeichnet den Pfaffen wieder einmal. Päpstlicher als der Papst will er sein und die Schätze des Vatikans möchte er der Welt wegnehmen! Einen solchen Bürgermeister einer modernen Großstadt sollte man doch bockfäustenspannen!" — Bravo!" rief einer laut, ein zweiter leise. Die übrigen der Gesellschaft schmunzelten. Der Humor Luegers ist auf solche Weise recht oft mit Fleiß mißverstanden worden.

Aus einer Schulstadt des Deutschen Reiches kam ein Schreiben, das zum Teile der Öffentlichkeit gehört.

„Die Studentenkommerse sind bei uns (und wohl auch anderwärts) zu großen öffentlichen Veranstaltungen ausgeartet und haben meistens gegen Ende der Feier den Charakter eines Trinkgelages angenommen, so daß die Abiturienten zum großen Teil, wenn ich so sagen darf, ‚im Dusel' voneinander gehen und von ihren Lehrern Abschied nehmen. Damit nun künftig unsere Schlußfeier nicht mehr in dieser wenig schönen Art abgehalten werde, habe ich der Klasse den Vorschlag gemacht, der Aufforderung, die Sie an die deutschen Abiturienten vor kurzem gerichtet haben, Folge zu leisten. Ich habe meinen Mitschülern auseinandergesetzt, daß es doch viel schöner wäre, wenn wir unsere Abschiedsfeier nicht im rauchigen Bierlokal, sondern in freier Gottesnatur abhalten würden, daß wir also anstatt eines Kommerses einen Ausflug machten, mit dem wir vielleicht eine vaterländische Feier verbinden könnten. Das Geld, das wir uns dabei sparen, wollten wir

Ankläger und der Statthalter schickt seinen Bruder, um den Schänder der Soldaten- und der Frauenehre zu richten. — So weit erzähle ich. Die unerhörten Dinge, die nachher geschehen, müssen gelesen werden. — Handel-Mazzetti gilt für eine katholische Schriftstellerin; aus dieser unbekehrten Lutherischen hat sie eine Heilige gemacht, wie ihresgleichen die Kirche nicht hat. Und anderseits aus dem wilden Leutnant einen Büßer, der mir noch weit höher vorkommt als die arme Margaret, die in ihrer Freiheit etwas geistig Verkümmertes, Verkindetes hat und ihre christliche Verzückung für den Gewalttäter etwas Hysterisches. Doch wird man sagen müssen, es ist Wahrheit jener Zeit. Indes ist es die alte Straße, so die einzigartige Erzählerin mit ihrem „Meinrad Helmperger“ und mit ihrem „Jesse und Maria“ gezogen: das unendliche Mitleid, das himmlische Verzeihen. Über alle Wetter und Schrecknisse hinaus die Liebe und das Verzeihen! Ihre Helden, sie verbrennen alle in Sühne und Mitleid. — Ein Volksstück ist mir bekannt, da tut eine Förstersfrau dem Mörder ihres Geliebtesten, dem Mörder, der mit Weib und Kind so arm ist und von allen zertreten wird, dem tut sie vor Gericht verzeihen. Der Mörder ist bisher verstockt gewesen und leugnend, aber diese Liebe der Frau, die ja seine größte Feindin sein müßte, weckt ihn auf zum reumütigen Büßer. An dieses Volksstück erinnert Mazzettis neuer Roman. — Was die Germanisten zu dieser Sprache sagen werden? Es ist die Sprache der Chronik mit ihren Regellosigkeiten, Ungereimtheiten und ihrer einschneidenden Kraft. Sie reißt uns nieder in den roten Ampelschein des Mittelalters mit seinen blutigen Lanzen, funkelnden Bischofstäben und dornengekrönten Christusbildern. Ein schauderhaft Bild jener Zeit, da Papist und Lutheraner sich gegenseitig austilgen wollten in fanatisch tobendem Wahnsinn. Kaum zu entschuldigen, daß Dichter uns noch immer mit solchen Geschichten peinigen, es sei denn, sie wollten uns warnen vor dem immer wieder drohenden Rückfall, vor dem es nur einen Schutz gibt, die Duldung, die Liebe. Sie predigt uns die Steyrer Dichterin mit lohglühendem Atem. — Wer etwa raunen hört von Haus zu Haus, das Buch müsse man lesen, der panzere vorher sein wehleidiges Herz.

Ein verbummelter Literat, der bisher nur leichtfertiges, geschmackloses Zeug geschrieben hatte, gestand mir, er wäre bekehrt worden von Goethe. Auf einer Reise hätte er wieder einmal den „Faust“ gelesen, und zwar nur wegen des Mephistopheles, der stets sein Liebling gewesen. Diesmal habe er gefunden, daß auch das Übrige in dem Werke nicht übel sei. Er fand, daß, wenn man sich einige Mühe gäbe, auch an diesem Dichter Vorzüge zu finden wären. Er las hierauf den „Götz“, den „Clavigo“, er las Goethes Gedichte, Romane und Epen

denn er geht aus dem Volke, auch aus dem Bauerntum hervor. Aber so wenig man von einem zwanzigjährigen Bauernburschen verlangen kann, daß er sein Volk kenne, dessen geheimnisvolles Innenleben verstehe, ebensowenig, ja noch viel weniger kann man das von jungen Männern erwarten, die in der Stadt leben und das Leben in seiner Tiefe und in seinem Ernste zumeist nur aus Büchern kennen. Und doch ist es gut, daß die Studenten ihr Licht und ihr Herz ins Volk hinaustragen wollen. Zuhörer und Zuhörerinnen werden die jungen frischen Bursche schon finden, wahrscheinlich zahlreichere als die würdigen Professoren, die ihre Weisheit auf Stelzen der Gelehrtensprache daherzubringen pflegen. Unter den Zuhörern wird mancher Graukopf oder Schlaukopf sitzen, der bei den Buchstaben nicht viele Bekannte hat und doch einen Schatz an Lebensweisheit in sich birgt. Vor solchen Leuten dürfte man sich nicht blamieren. Dann werden die jungen Herren die Phrase müssen daheim lassen. Ich glaube, es ist keine Phrase, daß die Phrase ein Geistesgift ist, welches gerade bei Ungebildeten und Halbgebildeten verwirrend wirkt. Zum einfachen Volke darf der Professor auch nicht als Professor, der Student nicht als Student sprechen; eher muß er es machen, wie der Schullehrer in der „Taferlklasse“. In theoretischen Dingen sind auch ältere, sonst ganz gescheite Leute Kinder, darum muß man in ihrer Mundart, in ihren Denkformen, immer mit Beispielen aus dem einfachen Leben zu ihnen reden und so neuen Wein in die alten Schläuche füllen. Auf jeden Fall ist zu besorgen, daß das Bindeglied fehlen wird zwischen dem konservativen Landmann und dem rücksichtslos in die Zukunft stürmenden Studenten. Dann ist's „verschüttet“ und trotzdem wird die Kluft zwischen beiden Teilen noch größer. Das Bindeglied kann nur hergestellt werden durch die Kenntnis des Volkscharakters, durch die daraus entspringende Toleranz, durch die darauffolgende Annäherung, und vor allem durch die selbstlose Liebe zu dem Volke, dem man mit einer seinem Berufe und seinem Seelenleben entsprechenden Aufklärung nützen will.

Die Sache ist neu. Wenn sie nicht in den Sport der Parteijägerei und Seelenfängerei entartet, so wird der Student bei diesem frühzeitigen Lehramte — viel lernen können.

Einen Mann, der das Jahr vorher seine Kinder verloren hatte, zwei Knaben von drei und vier Jahren, fragte jemand taktlos, wie er den letzten Weihnachtsabend zugebracht habe.

„O Freund, ich habe mir was Schreckliches angetan!“ antwortete er, „im Gedenken an die glücklichen Abende der letzten Jahre, in Liebe zu meinen toten Kindern habe ich auch heuer einen Tannenbaum aufgestellt. Aber wie war es dabei? Meine Frau sah ihn kaum, so

dann für die Deutschen im Ausland geben; dabei sparen wir uns ziemlich viel Geld. Und dann, dachte ich, hätten wir neben einer schöneren und edleren Feier auch an einer großen nationalen Sache mitgearbeitet. Leider fand mein Vorschlag keinen Anklang. Ich bin der festen Überzeugung, daß auch manche meiner Mitschüler im geheimen die gleiche Ansicht haben wie ich, nur wagen sie es nicht, sie öffentlich zu bekennen. Da ich diese Überzeugung habe, glaube ich, ist es auch nicht vergebens, wenn ich trotz meines ersten äußerlichen Mißerfolges weiter arbeite, um Ihren Vorschlag zur Ausführung zu bringen, und da ich noch allein mit meiner Ansicht dastehe, wäre ich Ihnen so sehr dankbar, wenn Sie mir vielleicht irgendeinen Weg weisen könnten, auf dem ich bei meinem Kampfe gehen könnte. Gerade Ihnen müssen wir dankbar sein, daß Sie uns Deutschen eine so viel schönere Art der Abschiedsfeier vorgeschlagen haben, und daß Sie, als Österreicher, an uns Deutsche die Aufforderung haben ergehen lassen, für unsere bedrängten deutschen Stammesbrüder ein Opfer zu bringen." (Name.)

Wenn die Studenten sich mit bewußter Idee nicht gleich befreunden können, so ist daran die Macht der Tradition schuld. So sehr die Studenten mit Kopf und Beinen nach vorwärts stürmen, mit dem Herzen kleben sie doch an dem Alten. Das ist ihr Konflikt, den sie zum Glück nicht arg spüren. — Lebendigen Dingen muß man Zeit zum Reifen lassen. Der wackere Student, mein Briefschreiber, möge nur nicht aufhören, dieses der deutschen Jugend so sehr angepaßte Maturafest im Freien zu fördern. Vor allem scheint es mir wichtig, für sie die Lehrer zu gewinnen, damit auch der Lehrkörper die Abiturienten einlade zu einem gemeinsamen akademischen Feste unter freiem Himmel, bei dem sie vor dem Scheiden nicht mehr als Lehrer und Schüler, sondern als gegenseitige Freunde des Vaterlandes gedenken.

Man liest eine seltsame Mär. Studenten gehen aus ihren Schulen hinaus aufs Land, um dem Volke Vorlesungen zu halten über vieles, was zur Aufklärung und zur Hebung der Volksbildung dienen kann. Die Professoren tun das schon seit Jahren, aber von Studenten hätte man so etwas kaum erwartet; kaum für möglich gehalten, daß junge Leute nebst ihrem Schulwissen so viel Kenntnis des Volkscharakters, der Volksseele, des Volksbedürfnisses haben, daß sie vor ihm belehrend auftreten können. Der Volkscharakter ist überaus kompliziert, die Volksseele ist ganz anders, als sie der junge Stadtmensch zu sehen pflegt, und man hat nichts davon gehört, daß Studenten Volksstudien machten oder z. B. mit dem Landvolke in innigem Verbande lebten, seine Weltanschauung zu verstehen trachteten, seine besonderen Leiden mitfühlten. Ein Teil der studentischen Jugend hat vieles davon zwar im Blute,

freundliche Menschen schenken dir Kleinigkeiten, die du nicht brauchst, dafür sollst du jedem der hundert Spender auch eine Kleinigkeit schenken. Einer gegen hundert! Ist es dann ein Wunder, wenn das Gesicht sauer wird?

Eines Tages vor Weihnachten kam ein niedliches Holzkistchen an. Es hob sich ziemlich schwer. Was kann da wieder drinnen sein? Es steht keine Inhaltsangabe. Wer ist der Absender? Der Name ist verwischt und unleserlich. „Am Ende eine Höllenmaschine!“ sagte ich, „lasset es zurückgehen!“

Meine Töchter aber beguckten das Kistchen von allen Seiten. Die Jüngste schnupperte mit dem Näschen: „Das riecht gut!“ Da bemerkten wir an der halbverwischten Aufschrift das Wort: „Nobel“. Der Mann hat Dynamitfabriken in unserem Lande. „Nobel-Dynamit! Na, sei so gut! Fahr' ab mit dem Kastel!“

„Der Nobelpreis wird's sein“, riet die Zweitjüngste.

„Machen wir's auf!“ rief die Jüngste und hüpfte vor Vergnügen.

„Wenn's uns allmiteinander in die Luft sprengt!“ gab die Zweitjüngste zu bedenken.

Die Jüngste erteilte den Rat: „Schicken wir um einen Feind, der das Kistel aufmacht.“

Derweil waren die Töchter schon beim Zeug mit Stemmeisen und Hammer. Die Köchin und das Stubenmädel, die zur mystischen Angelegenheit herbeigekommen waren, wichen schnell zurück und flohen in die Küche, hinter Mauern, wo sie am dicksten sind. Da gellte schon das Geschrei: „Honig! Honig!“ Drei in Stroh wohlverwahrte Honigtöpfe wurden zu Tage gebracht. Mein Gesicht war ausnahmsweise und sachentsprechend süß geworden und doch wollte ich noch am selben Tage den Spender, dessen Karte sich im Kistel gefunden hatte und der wirklich der Dynamitwerksdirektor war — recht auszanken und bitten, so was nie wieder zu tun. Da hatte die Zweitjüngste schon ihren Hymnus fertig für den Spender:

„In diesen Zeiten traut man nit,
Und ist es doch so wonnig.
Wir wähnten böses Dynamit,
Und fanden guten Honig.
Nun lecken wir und lecken wir,
Und dichten Jubellieder,
Und haben unser groß Pläsier,
Und lecken immer wieder!“

In einer kleinen Gesellschaft von Künstlern und Schriftstellern wurde über den Ehrgeiz gesprochen. Über Ehrgeiz und Ruhm. Die meisten sagten, den Ehrgeiz müsse der Künstler pflegen, denn er sei die

fuhr sie zurück, als habe man ihr ins Gesicht geschlagen. Dann ging sie weinend auf ihr Zimmer und ich war bei der Herrlichkeit allein. Ich sage dir, nichts Traurigeres habe ich erlebt in meinem ganzen Leben als diesen Christbaum ohne Kinder. Mit einem Stock schlug ich die Lichter herab und trat sie mit den Stiefeln tot. Nichts Weichliches fand ich mehr in mir, nur Zorn, nur Wut gegen das Schicksal, das uns in bodenloser Bosheit unser Liebstes genommen hat."

Diese herzdurchschneidende Klage hat es mir wieder klar gemacht, was für uns andere die jungen, kleinen Menschen bedeuten. Unseren Festen fehlt die Seele, unserem Leben der Inhalt, ohne Kinder.

Was aber geschieht nun weiter? Dem Mann will es keine Ruhe lassen, daß er den Christbaum mißhandelt hat, den Baum, in dessen Zweigen die Seelen seiner verstorbenen Kinder heimen. Er findet keinen Schlaf, keinen Frieden, bis er aus dem Hofwinkel den geschlagenen Baum wieder hervorholt, aufrichtet, mit hellen Bändern schmückt, mit neuen Kerzlein besteckt. Dann holt er ein armes Mädchen ins Haus, ein kleines, dem vor Wochen die Mutter gesagt hatte, das Christkindel würde kommen. Es war aber nicht gekommen und die Mutter hatte man in das Krankenhaus gebracht. So wartete das Kind noch immer auf den Christbaum. Und nun stand er da, der heilige Baum, und hatte viele Lichter und schöne Sachen. Die Frau des Mannes aber kam nicht herbei, sondern klagte schreiend, wie er ihr das habe antun können, mit einem fremden, schmutzigen Balg ihr die liebe Kinderstube zu verleiden, als ob die eigenen Kinder schon verdrängt wären. Eine dumme Sentimentalität sei es und nichts weiter.

Es verging die Zeit. Der Mann war ruhig geworden, aber die Frau versank in ein noch tieferes Leid. Sie schmückte das Grab, sie hegte die leer gewordenen Kleidlein, sie hielt die hinterbliebenen Spielzeuge wie ein Heiligtum. Aber ihr Schmerz wurde nicht geringer.

Mittlerweile war dem armen Kinde die Mutter gestorben. Da ging die Frau hin, nahm die kleine Waise und führte sie in ihr Haus, in die Stube, wo einst ihre eigenen Kinder gespielt und gejubelt hatten. Das kränkliche Kind brachte ihr Sorge und Kummer, der Kummer brachte die Liebe, und mit ihr kam in das wunde Mutterherz der Friede.

Unserem Hause aber fehlt die Seele, unserem Leben der Inhalt, ohne die Liebe.

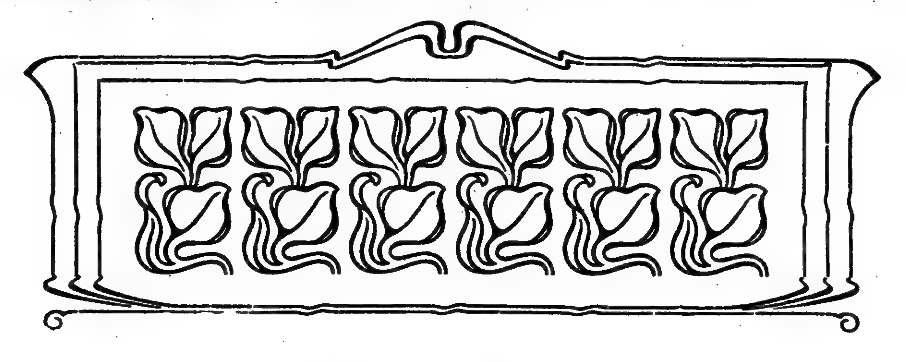
Die Meinigen behaupten, ich schnitte allemal ein saures Gesicht, so oft die Post Pakete mit irgendwelchen Spenden bringe. Es mag wohl so sein, weil die Retournierung immer Umstände macht. Denn ich brauche nichts. Geschenke zerstören die Freundschaft, wenn man nicht zurücktut. Man kann so viel beschenkt werden, bis man bettelarm ist. Hundert

sah, das ist jetzt fast schillerhaft geworden. Aber der höllische Bläser fachte die Eitelkeit zu einem artigen Brändlein an. Wie loderte das auf, als die lobenden Besprechungen meiner ersten Sachen kamen, wie verstimmt war ich, wenn das Lob längere Zeit ausblieb, und wie sterbensunglücklich, wenn mich die Kritik tadelte und zurückwies in die vorletzte Bank. Die Ruhe war hin. Und in die Verstimmung mengte sich hie und da ein kleines Neidchen gegen andere. Was ist das? Du vermaledeiter Strick, jetzt schau aber gleich, daß du weiterkommst! — Vom Ehrgeiz war zurzeit noch keine Rede, es war kindliche, kindische Eitelkeit, die schmeichlerische Genossin fast aller Menschen, die nicht wegzubringen ist, bis die letzte Stunde uns sagt: Es ist alles nichts gewesen! Dann glauben wir's. — Aber ich will ja von mir noch weiter reden, hoffentlich nicht auch aus Eitelkeit.

Als ich glauben durfte, daß man mich wirklich ernst nahm, setzte der Ehrgeiz ein. Ich wollte große Werke schaffen. Ob ich's konnte, ob sie in der Möglichkeit meiner Befähigung lagen, ob die innere Neigung zu dem Stoffe vorhanden war, das fragte ich nicht. So veranlaßte der Ehrgeiz, daß ich mich erstens in den Stoffen vergriff und daß ich ohne innere Nötigung schrieb. Zum Glücke zeigte es sich bald, daß auf diesem Wege weder die Ehre lag noch die seelische Befriedigung. Aber der Ehrgeiz ist immer brennender geworden, immer unruhiger mein Herz. — Und eines Tages im Walde, wo mir sonst so wohl gewesen, fiel es mir auf, weshalb es denn jetzt nimmer so sei? Wenn das so fortgeht, was soll das werden? Es wäre ja ein verspieltes Leben? — Ich sah unter meinen Bekannten nicht wenige, die unter dem Ehrgeiz Qualen litten, moralisch verkamen; einer wurde aus Schriftstellerehrgeiz geradehin zum Mörder seiner bürgerlichen Ehre und ging zugrunde. Wie Besessene litten sie unter dem Wahn. Zurzeit begann mein Ringen mit dem Ehrgeiz. Zum Lebensspruch nahm ich mir: Unser Ziel sei der Frieden des Herzens! Unter inneren Kämpfen verzichtete ich auf mancherlei Ehrungen, es war doch eigentlich so süß, worauf ich da verzichten wollte, ein paarmal wurde ich rückfällig. Nach und nach gewann ich an Kraft. Beifall und äußere Ehren wurden mir immer gleichgültiger, Orden, Titel hatten für mich nichts Berauschendes; kamen sie, so brachten sie eine ruhige Freude mit, die weiter nicht genierte, nichts änderte. Andere Ehrungen, persönliche Spenden u. s. w., die man nicht ablehnen kann, belasten, verpflichten, machen unfrei. Man ist doch lieber Gläubiger, denn Schuldner! Außer es ist so, daß sie einem zu Lieb und Ehr' gemeinnützige Werke tun, das kann reine Freude machen. Im übrigen muß jeder seine Ehre selbst besorgen, er trachte nach Sokrates' Rat das zu sein, was er scheinen will. Mit der persönlichen, der bürgerlichen Ehre fand ich bequem mein Auskommen, über die wachte

kräftigste Triebfeder des künstlerischen Strebens. Ein paar schüttelten dazu die Köpfe und einer bestritt es entschieden. Der fiel durch. Im allgemeinen ist es gewiß richtig, daß unsere Künstler und Dichter, aber auch unsere Gelehrten, Techniker u. s. w. der Ehrgeiz vorwärts treibt. Vielleicht doch sind die Ausnahmen maßgebend; weshalb, das ist leicht zu erraten.

Ich weiß von einem jungen Menschen, der wollte nichts tun als immer zeichnen und Figurln schnitzen aus Baumrinde. Er war aber in einem Beruf, der es gebot, Pflug und Sense zu führen. Vom ganzen Dorfe wurde er für einen Taugenichts gehalten und verachtet. Das machte ihm gar nichts, er zog sich in eine Kohlenbrennerhütte zurück, zeichnete Menschengestalten und schnitzte Tierfiguren. Und hungerte. Endlich hat man ihn verjagt. Hat der nach Ehre getrachtet? War der Ehrgeiz die Triebfeder seines künstlerischen Strebens? In die Schande, in das Elend hat ihn sein künstlerisches Arbeiten gebracht, schnurgerade; er wußte es, er sah es, aber ruhig und heiter ging er seinen Weg in die Tiefe. Er mußte künstlerisch gestalten, es war ihm angeboren. Er ist auch glücklich dabei zugrunde gegangen, glücklich, sage ich, glücklich, hungernd, verhungernd und glücklich! Freilich wurde entgegnet, wenn der Mann mit seiner Arbeit Ehre erregt hätte, so würde er Mäcene gefunden haben. Ich meinte nur, daß einer, der es ganz aus sich selbst ist, zum Schaffen an sich der äußeren Ehren nicht bedarf. — Dann fällt mir noch einer ein und das bin wieder einmal ich selber. Es konnte ja da von keinem Künstlertum die Rede sein, aber der Hang dazu war vorhanden, unbewußt, elementar. Von meinem 15. bis zu meinem 23. Jahre habe ich 24 Bände Dichtungen geschrieben, ohne Absicht und Ahnung, daß je auch nur eine Zeile davon gedruckt werden könnte. Ich wußte gar nicht, daß eine Ehre dabei sei. Besonders in den ersteren Jahren. Ich mußte halt dichten und schreiben und habe deshalb in meinen damaligen Kreisen viel Schimpf und Spott ertragen. Trotzdem war es sehr lustig. Mein Vater sagte es mir alle Tage ein paarmal, ich sei zu nichts zu brauchen; dann mein Lehrmeister, der drohte mir mit dem Fortschicken, wenn ich das Fabeln und Kratzeln nicht wollte lassen. Ich habe es nicht gelassen, ich habe später nie mit so seliger Wonne gedichtet als damals. Nicht den Ehrgeiz habe ich dazu gebraucht, wohl aber die Verachtung der Beschimpfungen, die Gleichgültigkeit dafür, was die Leute sagen. — Das ist anders geworden. Mit den ersten Druckzeilen, die ich von mir las, war die Unschuld weg. Jetzt bist du gedruckt, jetzt bist du ein Dichter! Jetzt wissen sie deinen Namen in der weiten Welt. So blies der Teufel mir ins Ohr. Die kindliche Freude ist ja gerechtfertigt, wenn man sich gedruckt sieht. Es liest sich auch so fein, und was in der Handschrift schülerhaft aus-



Kleine Laube.

Dichtergassen.

Bauet ihr den Dichtern Gassen,
Baut sie nicht an Häusermassen,
Nicht in staubdurchqualmter Enge,
Wo nach Mammon hetzt die Menge.
Bauet sie durch grüne Auen,
Wo die kühlen Wälder tauen.
Bauet sie nach Bergesspitzen,
Wo beim Mahl die Götter sitzen.
Und wenn euch in Niederungen
Fast ersticken Herz und Lungen,
Laßt den Plunder liegen, stehen,
Folgt den Dichtern zu den Höhen! —
Wer dies Märchen nicht kann fassen,
Der soll alles Dichtergassen-,
Dichterstraßentaufen lassen.

Rosegger.

Die Obstruktion unseligen Angedenkens.

Als in unserem Parlament die Slawen anhuben, für nichts und wieder nichts Obstruktion zu treiben, hätte uns was einfallen können. Aber es ist uns nichts eingefallen. Was hat die Majorität Obstruktion zu treiben? Der müßte doch dieses Teufelsgespenst auf den Tod zuwider sein; die Obstruktion ist im Hause ja ihr einziger gefährlicher Feind. — Wer weiß, wie lange sie schon einander hineingeknurrt haben: „Wenn wir nur dieses Unding einmal los hätten! Aber die Minoritäten wollen nicht. Sie schimpfen zwar über die Obstruktion, aber sie brauchen sie gelegentlich.“ — Da mag eines ihrer Schlaucherln folgendes gesagt haben, tschechisch natürlich: „Wißt ihr, was wir machen? Führen wir eine Komödie auf, schneiden aber dazu recht martialische Gesichter, damit sie glauben, es sei unser Ernst. Sie glauben ja alles, diese Deutschen. Beginnen wir eine Obstruktion, so widerlich als denkbar, so abscheulich als möglich, und sagen, sie höre nimmer auf. Wir reden, wir lärmen, wir ulken, wir spotten und höhnen Tag und Nacht ins Unendliche fort, und sie müssen bei uns sitzen bleiben, sonst stimmen wir über unsere Sachen ab. Und wenn wir so die Minoritäten halbtot geschwatzt haben, daß sie auf das äußerste nervös und erregt sind und über diese höllvermaledeite Obstruktion fluchen, soviel aus ihren Mäulern und aus ihren Zeitungen geht, und wenn sie ihren vieltausendfachen Notschrei ausstoßen: „Der neunschwänzige Teufel hole die Obstruktion! — wups sind wir mit dem Dringlichkeitsantrag da: Reform der Hausordnung! Tod der Obstruktion! — Verdutzt werden sie sein, aber stimmen müssen sie dafür in dem Augenblicke, da sie ja selbst die Obstruktion als das größte Unheil Österreichs zuschanden geschimpft haben . . .

ich, da ließ ich mir nichts gefallen. Eine persönliche Verdächtigung konnte mich in Harnisch bringen, und das höhere Ziel, auch gegen derlei gleichgültig zu bleiben, werde ich kaum erreichen.

Vor vielen Jahren hat ein gütiger Mann in Graz seine damals neueröffnete Privatgasse am Hotel „Elefant“ nach meinem Namen benannt. Das war nur insoferne fatal, als ich damals selber noch keinen hatte. Die Freude aber an der stillen, freundlichen Gasse ist nicht gering gewesen. Heute kommen gute Grazer herbei und bieten mir auf Präsentiertellern die schönsten Gassen und Straßen der Stadt an. Nur schade, daß diese Gassen und Straßen nicht denen gehören, die sie so großmütig verschenken wollen. Da bleibe ich lieber bei meinem alten redlichen Eigentum. — Und wie großartig war das einst, als ein Touristenverein mir das Ehrendiplom brachte! Das erste Ehrendiplom! Es hat einen Stolz erzeugt, wie er so harmlos und hochgemut späterhin durch nichts wieder erreicht worden ist. — Freilich wohl ereignen sich manchmal Dinge, die geeignet sind, den unter Mitwirkung des Alters mit einiger Mühe gebändigten Ehrgeiz wieder zu entfesseln; sollte das je noch gelingen, so wird dieser Ehrgeiz bei mir über die Zeit hinausgreifen. Das was die Mitlebenden an Ehrungen zu bieten haben, kann nur Eitelkeitsfutter sein, nie hinreichend, das große Begehr zu befriedigen. Der echte Ehrgeizling sucht sein Ziel in ferner Zukunft. Und sucht es dort nicht im Klange eines Namens, im Ragen eines Denkmals, sondern in einem lebendigen, segensreichen Fortwirken seiner Arbeit. In diesen Ehrgeiz könnte ich noch verfallen. Eine solche Ehre, die mir für meine Tage den Frieden des Herzens nicht stört, wohl aber in irgendeiner Weise den Kindern und Enkeln zugute kommt, kann ich für einen hohen Wert halten. Alles andere ist Pflanz.

So ungefähr habe ich in jener Gesellschaft meinen Standpunkt über Ehre und Ruhm dargetan. Die Herren Kollegen in Apollo hätten mich darauf gerne breit ausgelacht, ließen es aber bei einem geschmeidigen Lächeln bewenden. Sie verteidigten das, was ich Eitelkeit nannte, als die Triebfeder alles künstlerischen Schaffens, die sie nicht entbehren wollten. Nun, wenn sie sie brauchen, so soll sie ihnen wohlgegönnt sein. Es gibt eben Geburten, bei denen äußere Zugriffe nötig sind.

Einer in der Gesellschaft war ernsthaft und schwieg. Und auf dem Heimweg gestand er mir, er habe in dieser Sache eine ähnliche Meinung wie ich. Auch ihm sei vor allem um die Seelenruhe zu tun und diese habe auf sein künstlerisches Arbeiten eine weit bessere Wirkung als der Ehrgeiz mit seinen friedlosen Begleitern.

Als ich dann ganz mit mir allein war, kam mir das Bedenken, ob bei einer allzugroßen Gleichgültigkeit gegen die Meinung anderer nicht die Menschenverachtung einsetzen könnte . . . ?

Singvögel.

Zum 20. Februar 1910, dem 100jährigen Todestage des Tiroler Heldenführers Andreas Hofer.

Durchs deutsche Land weht heut' ein heil'ger Klang
Aus schlachtbewegten, stürmereichen Tagen.
Es tönt der deutschen Freiheit Kraftgesang
Zu uns herauf, die wir geknechtet lagen.

Vor hundert Jahren war's, welch eine Zeit!
Zersplittert war die mächt'ge deutsche Eiche.
Geknechtet lag die deutsche Herrlichkeit
Durch des gewalt'gen Korsen Siegesstreiche.

Da ging im Süden auf der Freiheitsstern.
Andreas Hofer ließ den Ruf erschallen:
„Erheb' dich, mein Tirol! mit Gott dem Herrn.
Wir müssen siegen oder sterbend fallen!"

Jedoch verloren ward der heiße Streit,
Umsonst war deutsches Heldenblut geflossen
Der tapf're Führer ward dem Tod geweiht
Und auf der Festung Mantua erschossen.

Nun ruht in Frieden er schon hundert Jahr',
Doch ewig wird sein Name in uns leben.
Zu ihm und seiner Helden kühnen Schar
Laßt uns auch heute Herz und Sinn erheben.

Karl Haensch.

Traum.

Wie sacht die Nacht ihr Rädchen tritt
Und Träume spinnt!
Unhörbar fast ein Mädchenschritt . . .

Komm, süßes Kind,
Die Nacht ist blind,
Ist blind und taub, sie hört uns nicht,
Ist taub und stumm, sie stört uns nicht,
Sie sinnt und sinnt,
Nickt ein, schrickt auf
Und spinnt und spinnt,
Siehst du des Rades raschen Lauf,
Des Mondlichts feinste Fädchen? . . .

Im grünen Busch ein Netzchen hing,
Ein silberweißes Läuten ging
Darüberhin und drinnen fing
Liebtöricht sich ein Mädchen . . .

Und weiter, weiter spinnt die Nacht,
Hat mein nicht acht,
Hat dein nicht acht;
Wir aber hatten sein nicht acht,
Des Netzchens, das sie angebracht.

Hans Mittendorfer

Dem großen Gott.

Ich hört' von ihm, dem großen Gott,
In Kirchen und Kapellen,
An Wallfartsorten und auch sonst
An weihevollen Stellen.

Ich ahnte ihn, den großen Gott,
Wie einst in mir erwachte
Das holde erste Liebesglück
Und Seligkeit entfachte.

Ich fühlte ihn, den großen Gott,
In jener schweren Stunde,
Als mir das Schicksal grausam schlug
Im Herzen eine Wunde.

Es spricht zu mir, der große Gott,
In seinem Frühlingssegen,
Dann seh' ich und empfind' ich ihn
Auf allen meinen Wegen!

Nun lieb' ich ihn, den großen Gott,
Den unergründlich stillen,
Der unser Weltenall regiert
Mit seinem heil'gen Willen.

Ich folge ihm, dem großen Gott,
Sind hart auch oft die Pfade,
Nicht allzulang mehr ist mein Weg
Zum seligen Gestade.

Dann nehme auf der große Gott,
Was geistig in mir lebet,
Und schenke meiner Seele Kraft,
Wenn sie der Welt entschwebet.

Louise Laubsch

So haben sie es gemacht, und das Schelmenstück ist ihnen gelungen. Ein ganz respektables Schelmenstück! Nur schade, daß es nicht die Deutschen angezettelt haben. Ich bin nichts weniger als ein parlamentarischer Mensch, aber so viel dünkt mich zu Recht: Die Obstruktion, dieses ungezogene, gewaltsame Verhindern einer gesetzlichen Beratung und Abstimmung, ist kein Mittel, dauernde Vorteile zu erreichen. Wie sollte denn das zugehen? Hat Verneinung je etwas geschaffen? Schlechtes verhindern, heißt noch lange nicht Gutes schaffen. Für den Augenblick kann Obstruktion ja was Schlimmes hintanhalten, aber nicht dauernd. Der Deutsche in Österreich hat wohl doch noch bessere Streitrosse, als daß er sich auf diese Schind- und Schandmähre setzen müßte, die uns gerade bei den Freunden im Reiche so grenzenlos lächerlich gemacht hat. Die sagten uns vielfach nach: Wir Deutschen in Österreich wollten kein Parlament. Denn Obstruktion und Parlament schließen einander aus. Allerdings hat man oft sagen müssen: Um ein solches Volkshaus, wie das unsere zeitweilig war, wäre es kein Schade, und man würde noch Revolution machen müssen, um das Parlament loszukriegen und den Absolutismus zu erringen!

Am Grabe von Johannes Fastenrath.

Von Aloys Buschmann.*)

Meister, einen Hammer, Meißel her!
Ein Denkmal sollst du schaffen,
In dem die Schönheit, dem die Poesie
Gevatter stehe. Dem Hohenpriester gilt's,
Der aus dem Reich des ewig Großen, Schönen,
Ein Werk uns schuf, gewaltig, wie sein Geist.
Zwei Nationen knüpfte aneinander
Sein Geisteswerk. Dann trug er eine Blume
Aus fernen Gauen, die Hispaniens Boden
Entsprossen war, ins deutsche Vaterland.
Darob die Welt ihm dankbar hat gehuldigt!
Darob die Fürsten ihre Hand ihm boten
Im Brudergruß. Ein stolzer Geistesfürst,
Schlug er die Welt in seinen Zauberbann.
Das, Meister, wisse und nun schaff' dein Werk.

Der Meister hörte es und sann und schuf,
Des Marmors Härte, die durch Säcula
Das Werk festhält, das man aus ihr errang,
Sie glitt dahin vor ihres Meisters Hammer.
Ein Marmorquader, groß und schwer und weiß.
Darüber steigt — ein stolzes Heiligtum —
Auf leichten Säulen fein und formenschön
Ein Ehrentempel. Und im Priesterkleid,
Das Kunst und Schönheit freundlich ihm gewoben.
Im Ehrentempel leuchten seine Züge.
Da spricht der Geist von hoher, weißer Stirne,
Aus treuen Augen bricht der Strahl der Liebe,
Der lebend ihn so herrlich hat verklärt.
So thront er da, der Schönheit Hoherpriester,
Der Geistesfürst in stolzer Majestät,
Erinnernd uns an seine großen Tage.

So lebt bei uns Johannes Fastenrath!
Und, was die Schönheit Schönstes konnt' ersinnen,
Zwei Priesterinnen halten Grabeswacht.
Der Glieder Anmut schmiegt sich an den Marmor.
Zwei Angesichter, mild und engelschön,
Sie heben liebend ihren Blick nach oben
Zu ihrem Meister. Aus den Falten reckt
Sich schönheitssatt der Arme weiches Weiß.
Und, in den Händen, die wie Sagen ruhen,
Prangt stolzer Rosen, prangt des Lorbeers Schmuck.
Zu ihren Füßen quellen bunte Blumen.
Das schlichte Kleid der roten Erika
Wirbt sich empor und weiht die schlichte Schönheit.
Spricht von dem Herzen, das, der größten eines,
In dunkler Erde ruht nach letztem Schlag.
Die Sonne flammt mit ihren reichsten Gluten
Um köstlich' Weiß. Und wirbt die Nachtigall
In Maiennächten um das Fest der Rosen,
Dann schluchzt sie leis an diesem stolzen Grab,
Vor dem die Schönheit sich der Schönheit beugt.

Wir aber stehn in dankbarem Entzücken
Vor unsres Meisters stolzem Ehrengrab
Und danken ihm, der für der Schönheit Söhne
Sein Letztes gab. Wir wappnen uns für Tage,
Wo rauher Sturm durch unsre Arbeit fährt
Und harte Not den Dienst der höchsten Göttin
In schwerer Last auf unsre Schultern drückt.
Mit ihm nun Aug' in Aug' geloben wir,
Wie er, so fest im Dienst der Muse uns
Verzehrend, selbst das Letzte ihr zu weihn!
... O segne uns, du hochverklärter Geist! ...

---

*) Das hier besungene prächtige Grabdenkmal hat unser Landsmann Meister Brandstetter geschaffen, dessen Skulpturen im Reiche besondere Würdigung finden. Die Red.

Der Regimentsarzt von Stuttgart. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Georg Reinhardt. (Dresden. Karl Reißner.)

Der 150. Geburtstag Schillers hat eine Masse Literatur zutage gefördert, darunter aber sehr viele Eintagsfliegen, die bald vergessen sein werden. Das vorliegende Drama gehört nicht dazu. Auf gründlichen Studien beruhend, in schöner, natürlicher Sprache geschrieben, baut sich die Handlung spannend auf bis zu dem effektvollen Schluß, der den gequälten Dichter hinausführt in die ersehnte Freiheit. Bühnentechnisch dürfte das Drama wenig Schwierigkeiten bieten, dafür aber mehrere sehr dankbare Rollen. Hat es erst den Weg auf die Bühne gefunden, wird es dort mit Ehren bestehen. M.

Der Volksroman **Dem Lichte entgegen!** von Hermann Harter (Deutschösterreichischer Preßverein) bietet ein lebensvolles Bild aus Österreichs dunkelsten Tagen und dem endlichen Anbruche einer neuen Zeit (1809 bis 1878) und führt dem Leser Erscheinungen vor Augen, die für unsere rückläufige Zeit von besonderer Bedeutung sind. Dieser Volksroman ist eine Neuerscheinung.

Vor hundert Jahren. Rückerinnerungen an die kriegerischen Ereignisse in Steiermark im Jahre 1809. Gesammelt von Ignaz Heinrich Jocherl. (Graz. Verlagsbuchhandlung „Styria".)

Das Büchlein ist mit der Trockenheit des Historikers geschrieben und doch werden dem Grazer bei dieser einfachen Darstellung die Augen feucht, liest er das schwere Geschick, das diese heute so blühende Stadt unter dem Franzoseneinfall vor hundert Jahren zu erleiden hatte. Einige Bilder des Büchleins zeigen noch mehrere Gebäude und Zustände aus jener Zeit, die uns so fern abliegt und doch noch fast unmittelbar mit unseren Tagen zusammenhängt.

Aus Alt- und Neuwien. Skizzen aus dem Wiener Volksleben von Vinzenz Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1910.)

Der Wiener Humorist ist diesmal fast zum Wiener Geschichtschreiber geworden. Kulturbilder waren seine Wiener Skizzen ja immer, diesmal greift er aber mit ernsterem Blick aus dem alten Wiener Leben Gestalten und Zustände heraus, die uns in künstlerischer Prägnanz das letztvergangene Jahrhundert wachrufen und besonders für den Wiener und den Freund Wiens von überaus anheimelnder Wirkung sind. Wer in dem Büchelchen „Ausgestorbene und aussterbende Wiener Volkstypen" liest, der wird manchmal ausrufen müssen: „Jo, das hab' ich auch noch gesehen, so einen habe ich auch noch gekannt!" — Der Humor verläßt unseren Chiavacci auf keiner Seite.

Mandus Frizens erste Reise. Eine Hamburger Schiffergeschichte von Ewald Gerhard Seeliger. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Seeligers Name hat in der Romanliteratur bereits einen guten Klang. Ein tiefer, herzerquickender Humor erfüllt die obige Seemannsgeschichte, die Geschichte eines armen Schiffsjungen, der mit vollen Segeln in das Leben gestürmt ist, sich aber mutig und kraftvoll durch die Widrigkeiten des Lebens gebissen und endlich auf der ganzen Linie gesiegt hat. Das Buch hat den Vorzug, unterhaltend und belehrend zu sein. Lobenswert sind hervorzuheben die vom Dichter weise und gut gehandhabte Plastik der Geschehnisse, die Lebendigkeit der Diktion und die Ursprünglichkeit der Erzählweise. Das Buch wird den Kreis der Verehrer Seeligers zweifellos erweitern.

Im gleichen Verlage erschien — **und trotzdem!** Ein Novellenband von Felix Josky.

Auf diesem Gebiete wird uns in mannigfach gutem und schlechtem Gewande Gutes und Schlechtes geboten. Aber auch in der Beschränkung, in diesem Falle die knappe Form und kurzgeschürzte Handlung, zeigt sich der Meister der Farbe und der Schilderung. Josky holt seine Gestalten meist aus den Wirrnissen des Lebens der Großstadt und rückt sie in das Stechlicht seiner feinpsychologischen Betrachtungen. Ob er uns in den Spielsaal in Monte Carlo führt, in eine alte Gasse Wiens geleitet, ins chambre séparée lockt oder uns mit den Geheimnissen einer Bildhauerwerkstatt vertraut macht, überall erweist er sich als tiefgründiger Seelenkenner und vornehmer Schilderer. Seine Gestalten, die meist von der süßen Romantik gefahrbringender Liebe umrankt werden, sind lebenswahr. Und das ist schon ein bedeutender Vorzug. Ad. K.

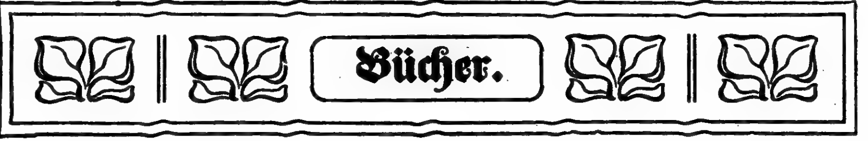
Büchereinlauf.

Von Leutchen, die ich lieb gewann. Ein Skizzenbuch von Rudolf Presber. Fünfundzwanzigste (Jubiläums-)Auflage. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Auf Wache und Posten. Roman aus dem siebenbürgischen Volksleben von Traugott Tamm. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Märtyrer Rußlands. Roman von Freifrau Anna v. Sazenhofen. (Dresden. E. Pierson.)

Schmerzen der Jugend. Roman von Alice Schalek. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)



Bücher.

Das Halsband der Königin, nach neuen Quellen bearbeitet, und **Die berühmten Giftmischerinnen und die schwarze Messe** zur Zeit Ludwigs XIV., nach den Archiven der Bastille, sind zwei sehr schön ausgestattete Werke Funck-Brentanos, die bei der Franckschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen. Der bekannte Name des Verfassers, dieses ausgezeichneten Kenners der französischen Kulturgeschichte, bürgt schon an und für sich dafür, daß der interessante Stoff fesselnd und anregend behandelt wurde. Seine Bücher verdienen, von jedem, der in die Geheimnisse des Bourbonenhofes in Paris und dadurch in die Vorgeschichte der französischen Revolution eindringen will, gelesen zu werden. Zwar ist auch durch Funck-Brentano die bekannte Halsbandaffäre Maria Antoinettes noch nicht vollständig aufgeklärt, aber so viel wissen wir bestimmt, daß die österreichische Kaiserstochter einem feingesponnenen Gewebe von Intrigen zum Opfer fiel, an denen gleicherweise ausgesprochene Gauner, wie z. B. Cagliostro, und leichtfertige Aristokraten beteiligt waren. In den „Giftmischerinnen" wird das Treiben heimtückischer Mörderinnen unter Ludwig XIV., zu denen auch seine Favoritin Montespan gehörte, geschildert. Selbst der König, scheinbar allmächtig, stand den listigen Verbrecherinnen, die durch arsenikvergiftete Taschentücher unbequeme Personen aus der Welt schafften, machtlos gegenüber. Solche Tatsachen müssen gekannt und gewürdigt werden, um das Gute und Böse im Wirken der Großen, die oft nicht können, wie sie wollen, gerecht zu beurteilen. Die interessanten Illustrationen sind der Zeit entnommen, die sie charakterisieren sollen.

Dr. H. L. R.

Licht- und Schattenbilder aus dem Schulmeisterleben vergangener Zeiten. Von Christoph Heinze.(Leipzig. Friedr. Brandstetter.)

In dem Vorworte zu dem Buche schreibt Rosegger folgendes:

Da kommt aus dem Reiche eine Frage an mich, ob ich die Buchausgabe dieser Schulmeistergeschichten aus der alten Zeit gutheißen würde. — Ja, warum denn nicht? Haben sie mich doch schon erfreut und ergötzt in den unterschiedlichen Zeitschriften, wo sie zum Teil bereits erschienen sind. Unsereiner, der selbst eine Art alter Schulmeister ist, dem keine andere Bildungsanstalt so sehr am Herzen liegen kann als die Volksschule, und der die Bedeutung, das Wirken und die Leiden deutscher Volksschullehrer oft mit aller Herzenswärme zu schildern und zu feiern gesucht hat, findet in diesen schlichten, lebenswahren und warmen Aufsätzen ja eine schöne Bestätigung seines eigenen Standpunktes.

Schulmeister aus der alten Zeit. Aus der Zeit unserer Väter und Großväter. Wie arm sie waren und gedrückt und anspruchslos, und wie pflichtgetreu! Bildungsschwach, aber charakterstark. Ist nicht die Einfachheit unserer Großeltern, ihre Tüchtigkeit und Treue, ihre Vaterlandsliebe und Heldenkraft im Befreiungs- und im Einigungskriege — ist nicht auch dies alles dem deutschen Schulmeister zu danken?

Freuen wir uns der modernen Schule und der Vorzüge unserer Lehrer, aber ehren wir das Andenken an den alten Schulmeister. Ehren wir auch die Bezeichnung Schulmeister, die so würdig und stolz klingt. Ich habe diesen Titel nie etwa als „handwerksmäßig" oder gar als geringschätzig empfinden können, da wir doch die bedeutendsten Künstler „Meister" nennen und auch die größten Lehrer bis hinan zu Christus, zu dem sein Gefolge im Evangelium auch „Meister!" sagt.

Und wahrlich, manche Christusnatur hat unter den alten Schulmeistern gewirkt und wohl auch mancher praktische Mann, der mit klarem Auge die Welt gesehen, seine Schüler für sie tauglich gemacht und in dieser Einsicht sein entsagungsreiches Leben mit Würde und Humor ertragen hat.

Wenn nun über solche Männer ein Buch geschrieben wird, so heißen wir es willkommen, besonders wenn es so frisch aus Erfahrung geschöpft ist, wenn es uns nicht erdichtete, sondern wirkliche Menschen vorführt, wie es hier geschieht. Allerdings können solche Gestalten nur skizzenhaft behandelt sein, dafür aber in den Hauptzügen um so markanter. Dazu kommt die traute Heimlichkeit der geschilderten Personen, weil die Einfachheit jener Menschen eine reinere Weltanschauungsharmonie und einen ursprünglichen, warmen Humor bedingte, wie er auch in diesem Büchlein zur Geltung kommt.

Der Verfasser, selbst einer alten Lehrersfamilie entstammend, im Lehrerstande lebend und sich eines schönen Schriftstellertalentes erfreuend, war geradezu berufen, ein solches Buch zu schreiben. Ich glaube, daß es nicht bloß in Lehrerkreisen, sondern auch in einem noch weiteren Leserkreise warme Aufnahme finden wird.

---

788. Stadtgemeinde Gablonz, Böhmen.
789. Männer- und Frauenortsgruppe des Deutschen Schulvereines, Plan, Böhmen.
790. Männer- und Frauenortsgruppe des Deutschen Schulvereines, Marienbad, Böhmen.
791. J. U. Dr. Franz Wien, Advokat, Prag, Böhmen.
792—794. Erste österreichische Sparkasse, Wien. (6000 K.)
795. Beamte der k. k. österreichischen Staatsbahnen (T. A. B.), Wien.
796. Männerortsgruppe des Deutschen Schulvereines, Troppau, Schlesien.
797. Stadtgemeinde Franzensbad, Böhmen.
798. Einige Herren aus Niemes, Böhmen.
799. Deutsche Mitbesitzer des Bürgerlichen Brauhauses, Pilsen.
800—801. Verein Deutsches Volkshaus, Karlsbad, Böhmen. (4000 K.)
802—804. Adolf d. Ä., August und Adolf d. J. Westen, Emailblechgeschirrfabrik, Cilli, Steiermark. (6000 K.)
805. Fleischhauergenossenschaft, Reichenberg, Böhmen.
806. Apotheker Josef v. Ehrlich u. Dr. Walter Raetze, Reichenberg, Böhmen.
807. Bezirksvertretung Kalsching, Böhmen.
808. Grazer Juristenfakultät, Graz.
809. Die stetig opfernden Deutschen Pilsens, Böhmen.
810. Dr. jur. Johannes Dreier, Regierungsassessor, Bremen, Deutschland.
811. Elektrizitätswerk am Vomperbach, Schwaz, Tirol.
812. 18 Bürger der Stadt Gotha, Deutschland.
813. Anna, Hedwig, Helene u. Elisabeth Palme, Steinschönau, Böhmen.
814. Reichsverband „Anker“ der deutschen Handelsindustrie und Privatangestellten Österreichs, Wien.
815. Tafelrunde „Gemeinde Bierdorf“, Wien.
816. Natalie Umrath, Prag-Bubna, Böhmen.
817. Gemeinde Wolfsberg, Kärnten.
818. Deutsche Lehrerschaft der Stadt Brünn, Mähren.
819. „U. Z.“, Marburg, Steiermark.
820. Bielitz-Bialaer Eskompte- und Wechslerbank, Bielitz, Schlesien.
821. Firma Linke & Stumpe, Baumwollwarenbleiche, Färberei und Appreturanstalt, Jablonetz, Böhmen.
822. Mathilde Schrenk, Spiegel- u. Glasfabrik, Elisenthal b. Eisenstein, Böhmen.
823. Stadtvorstand, Mährisch-Ostrau, Mähren.
824—825. Prof. Haehnle mit 60 Freunden, Reutlingen, Deutschland. (4000 K.)
826. „Eleska“, Graz.
827. Mitglieder des Verbandes deutscher Rechtsanwälte in Prag und Böhmen.
828. Nina Kopitsch, Marie Brunner, Dr. Leo Brunner, Troppau, Schlesien.
829. Richard Eichler, Fabrikant, Prag, Böhmen.
830. Rechtsanwälte aus verschiedenen Kreisen Böhmens, Prag.
831. Beamtenschaft des städtischen Konskriptionsamtes, Wien.
832. Verein deutscher Landesbeamten und Lehrpersonen der Markgrafschaft Mähren in Brünn.
833. Braukommune in Schluckenau, Erz. Altgraf Thun-Salmsche Bierbrauerei Hainspach, Fürstlich Löwensteinsche Brauerei Löw & Herzka, Rumburg, Kornelius Häusler, Schönlinde, Wilh. Schimmer, Brauerei Kreibitz.
834—843. Stadtgemeinde Wien. (20.000 K.)
844. Bezirksausschuß Hohenelbe, Böhmen.
845. Bezirksvertretung Brüx-Katharinaberg, Böhmen.

Todgeweihte Seelen. Novellen von L. Frei. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Leben sagt nein. Novellen von Rudolf Lothar. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Licht im Elendhause. Erzählung von Wilhelm Fischer. (Linz. Lehrerhausverein. 1909.)

Narren der Natur. Novellen von Hans Olden. Mit einem Geleitwort von Maximilian Harden. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von Oskar Dähnhardt. (Leipzig. B. G. Teubner. 1910.)

Lederstrumpf-Erzählungen in der ursprünglichen Form. Von James Fenimore Cooper. Band II: „Der letzte Mohikaner." Eine Erzählung aus dem Jahre 1757. (Berlin. Paul Cassirers Verlag.)

Aus Goethes Sonnentagen. Eine Auswahl aus Goethes Liebeslyrik. Zusammengestellt von Karlernst Knatz. Mit Silhouetten von Johanna Beckmann. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Waldaist. Ein Sang aus Oberösterreich von Hans Ernest. Mit einem Geleitwort von Ottilie Fürbök. (Linz a. D. Fidelius Steurer. 1910.)

Gedichte. Von Foral Hugo. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Ringen, Träume und Leben. Gedichte von Kurt Sonnemann. (Neustadt an der Haardt. D. Meininger.)

Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Von Dr. Anton Matosch. (Linz a. D. J. Wimmer. 1910.)

Deutsche Lyrik seit Goethes Tode. Ausgewählt von Maximilian Bern. Neue Ausgabe. 17. Auflage. (Köln a. Rh. Hoursch u. Bechstedt.)

Das Buch der Parodien und Travestien aus alter und neuer Zeit. Mit einem literarischen Anhange. Herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauft. (Wien. Theodor Daberkow.)

Unsere alten Weihnachtslieder. Mit 58 Federzeichnungen von Valdemar Nielsen. (Kopenhagen. Tillges Boghandel.)

Buch der Sprüche. Von Oskar Blumenthal. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen. Von Professor Dr. Oskar Weise. (Leipzig. B. G. Teubner. 1910.)

Betrachtungen über die Mystik in Goethes „Faust". Von Franz Hartmann. (Leipzig. Theosophische Zentralbuchhandlung.)

Pierre Rosegger. Esquisse littéraire et religieuse. Par M. St. Morard. (Fribourg, Suisse. Imprimerie-librairie Saint-Paul. 1910.)

Das geheimnisvolle Tibet. Reisefrüchte aus dem geistlichen Reiche des Jalai-Lama. Von Hans Leder. (Leipzig. Th. Griebens Verlag. 1909.)

Auf Langfahrt. Abenteuer und Erlebnisse eines Weltenbummlers zu Wasser und zu Lande von Otto Larssen. Aus dem Dänischen von A. Dietrich. (Kopenhagen. Tillges Boghandel.)

Die erste Südpolarnacht. Von F. A. Cook. Bericht über die Entdeckungsreise der „Belgica" in der Südpolarregion. Mit einem Anhange: Überblick über die wissenschaftlichen Ergebnisse mit Tabellen, Kartenbeilagen u. zahlreichen Abbildungen. 3. Aufl. (Kempten. Kösel.)

Die Stadt Graz in ihren geographischen Beziehungen. Von Dr. Georg A. Lukas. (Wien. R. Lechner. 1909.)

Am richtigen Heilquell. Preisschrift von Maria Rebe. (Straßburg. J. H. E. Heitz.)

Straßburger Kinderkalender 1910. Begründet und herausgegeben von Egon Hugo Straßburger. (Berlin. Neufeld & Henius.)

Der Schüttling. Ein heimatliches Kalenderbuch auf das Jahr 1910. (Hannover. Adolf Sponholz.)

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen.

Neuntes Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung.

781. Sepp von der Enns, Oberösterreich.
782. Jägerndorfer Sparkasse, Jägerndorf, Schlesien.
783. Ing. Ferdinand Ludwig, Maschinenfabrik, Graz,
784. Franz A. Posselt, Privatier, Reichenberg, Böhmen.
785. Marie Frank, Reichenberg, Böhmen.
786. Ortsgruppe Heidelberg des Vereines für das Deutschtum im Auslande, Heidelberg, Deutschland.
787. Henri Karl Dümler, Dresden, Deutschland.



Drei Augen.

Ein Roman aus unserer Zeit von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Im Tierkreise des Naturforschers.

Das neue Studienjahr hatte begonnen, es war — wie die nächstfolgenden — dem ersten ähnlich, nur daß Angeknüpftes sich fortspann, absichtlich und unabsichtlich gestreute Keime sich entwickelten. Hans Schmied besuchte die Vorlesungen und Laboratorien des Professors Weißband und drang immer weiter vor in jener Gedanken- und Vorstellungswelt, die der modernen Naturwissenschaft entspringt. Mit freier Seele hatte er sich dieser Lebensanschauung hingegeben, jetzt war er schon ihr Sklave. Er konnte nicht mehr anders denken als in ihrem Geleise, er konnte Welt und Menschen von keinem anderen Gesichtspunkte aus mehr betrachten. Aus Freiheitsdrang hatte er sich alten Bekenntnissen entwunden, und nun war er gefesselter als je. Im Namen der Toleranz war er aus der Kirche getreten, um jetzt nichts, schon gar nichts mehr tolerieren zu können als die strenge gegebenen Resultate der Naturwissenschaft. Es gibt ja nur eine Wahrheit, da kann es doch nicht anders sein, als daß alle Dinge und Vorstellungen, die außerhalb

846. Eduard Schaffrath, Privatier, Nieder-Einsiedel, Böhmen.
847. Friedrich und Adolf Kraatz, Rumburg, Böhmen.
848—849. Baron Theodor Liebig, Großindustrieller, Reichenberg, Böhmen. (4000 K.)
850. Alfred und Egon Mitscherlich, Spinnereibesitzer, Teplitz, Böhmen.
851. Bezirksausschuß Fürstenfeld, Steiermark.
852—853. Bezirksvertretung Tepl-Marienbad, Böhmen. (4000 K.)
854. Aktienbrauerei Eger, Böhmen.
855. Bezirksvertretung Gablonz, Böhmen.
856. Gustav Baaß, stud. mag. (?), Hohenstadt, Böhmen.
857. Die deutschen Beamten der Generaldirektion der ausschließlich privilegierten Buschtéhrader Eisenbahn, Prag.
858. Josef Rießner sen., Josef Rießner jun., Zwickau, Böhmen.
859. Notare und Notariatskandidaten von Steiermark, Kärnten und Krain.
860. Helene Freifrau v. Klinger, Neustadt a. T., Böhmen.
861. Oskar Freiherr v. Klinger jun., Neustadt a. T., Böhmen.
862. Niederösterreichischer Sängerbund, Wien.
863. Bezirksausschuß Bruck a. d. M., Steiermark.
864. Bezirksausschuß Knittelfeld, Steiermark.
865. Karl Mokiska, Littau, Mähren.
866. Bernhard Seebohm, Bergdirektor auf St. Richardschacht, Kurt Seebohm, Bergdirektor in Königswerth und Kommerzienrat Böchling in Mannheim.
867. Schlaraffia „Saazia", Saaz, Böhmen.
868. Ernst Kühne, Tschischkowitz, Böhmen.
869. Familie Cichoräus, Großindustrieller, Kratzau, Böhmen.
870. Friedrich Wilhelm Schocke, Fabriksbesitzer, Kratzau, Böhmen.
871. Franz Herschel, Kaufmann, Kratzau, Böhmen.
872. Frauen- und Männerortsgruppe des Deutschen Schulvereines, Reichenberg, Böhmen.
873. Männergesangverein Asch, Böhmen.
874. Ein Kommerzialrat, Wien.
875. Familie Mayreder, Hotel Matschakerhof, Wien.
876. Dr. Rudolf und Anna Mannl, Karlsbad, Böhmen.
877. Verein deutscher Studenten, Kassel, Deutschland.
878. „Deutschbund", Kassel, Deutschland.
879. Oskar v. Heinschel, Wien.
880. Friedrich Rudolf Metz, Mödling, Niederösterreich.
881. Eine Tischgesellschaft in Troppau.
882. Albert Lange, Kommerzienrat, Auerhammer 7. Aue im Erzgebirge, Böhmen.
883. Stadtgemeinde und Bezirksvertretung Graslitz, Böhmen.
884. Deutsche Vereine in Waidhofen a. d. Y., Niederösterreich.
885. Fürst Wilhelm v. Hohenzollern, Stecken, Böhmen.
886. H. v. M., Böhmen.
887. Oberösterreichische akademische Landsmannschaft „Germania", Wien.
888. Juristen-Fakultät, Wien.
889. Grete Zinke und Ingenieur Franz Palme König, Prag.

Höhe der gezeichneten Summe **1,778.000 Kronen.**

Wien, am 14. Jänner 1910. **Der Deutsche Schulverein,**
Wien, I. Bräunerstr. 9.

(Geschlossen am 20. Jänner 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Möck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Man blickte auf, man schaute die Sprecherin an und Evelana rief lustig: „Jesses, die Malcha will tugendhaft sein! Ei, Schwester, schenke mir deine Million und ich erkläre dich für die tugendhafteste Person, die schon nächstes Jahr in den Kirchenkalender muß.“

Die Frau Hofrätin aber tat ihrem Mann folgende Bemerkung: „Na, da kann man sich das Gewicht vorstellen, wenn es der einmal ein Wort herauspreßt.“

Der Hofrat hielt der älteren Tochter Tugendbetrachtung für ein Zeichen der Zeit und sagte kein Wort.

Für Fräulein Malcha ergab sich aber die Nötigung, nun doch zum zweitenmal den Mund aufzutun, um ihre unbedachte erste Bemerkung womöglich ins Allgemeine überzuführen. Sie wandte sich der Schwester zu: „Und was würde Evelana mit viel Geld machen?“

„Ich würde mir damit einen schönen Mann kaufen“, platzte das Fräulein drollig heraus.

„Kinder, es ist spät geworden!“ sagte die Frau Hofrätin und stand mit ruhiger Würde auf.

Hans Schmied ging beschwingt nach Hause. Für ihn war dieses Familiengespräch von größtem Interesse gewesen.

Natürlich wohnte er immer noch bei Frau Kübler. Trotz der übergroßen Einfachheit fand er sich hier daheim, fast mehr als auf der Mühle im Unterschatt. Die Frugalität leistete gute Dienste, wenn ein Kater auszutreiben war. Die Bäberl war so weit, daß schon die Mutter selber des Morgens die Kleider holte in Hansens Zimmer. Wenn er aber Kopfweh hatte oder Zahnschmerz, da leistete das Mädel ihm schwesterliche Dienste mit kalten Umschlägen oder Leinsampflastern. Medizinisch genommen waren solche Mittel oft der hellste Unsinn, besonders wenn sie gegen Halsentzündung ihm Spinnenweben um den Hals legte, aber er hatte es ganz gern und war nicht selten halsleidend oder sonst was, wobei die Bäberl ihm Beistand leistete. Mit den Damen beim Hofrat verglichen — und Hans verglich — war die Bäberl ein wenig langweilig, sie war nicht so plaudersam wie Fräulein Evelana und nicht so schweigsam wie Fräulein Malcha; sie war ein gemütlich veranlagtes junges Frauenzimmer, das nur sentimental wurde, wenn es ein Gedicht von Schiller las. Doch die Bäberl hatte nicht viel Zeit zum Lesen, sie hatte nun schon den größten Teil der häuslichen Arbeiten zu versorgen und die übrige Zeit trieb sie Nähderei für ein großes Groblinnengeschäft. Ihre Hand fühlte sich lange nicht so fein an wie die jener Fräulein, aber das machte ihm nichts, man brauchte nur ein klein wenig über das Gelenke hineinzustreichen und sie war lind und weiß. Hans hatte das Mädel schon deshalb lieb, weil er es recht herumkommandieren konnte, wie die Dienstboten auf der Mühle, und weil er

ihres Kreises stehen, Täuschung und Lüge sind! Bei keinem, außer dem kleinen Theologen, gab Hans sich Mühe, ihn zur „Wahrheit“ zu bekehren; aber verachten konnte er jeden, der nicht wie er dachte, es müßte denn ein hübsches Naturkind sein. Das konnte denken und plaudern wie es wollte, „war es doch an sich Wahrheit, weil es Natur war“.

Schmieds Besuche im Hause des Hofrates waren noch häufiger geworden, er war dort unentbehrlicher Gast. Der Hofrat sah keinen seiner Jünger, der seinen Lehren leidenschaftlicher ergeben war, der fleißiger in den Laboratorien arbeitete, der handlicher im Seziersaal tätig war und als Mediziner anregender auf andere wirkte. Er sagte es offen, daß diesem jungen Manne eine große Zukunft bevorstehe. — Die Frau Hofrat wiederum sah keinen, der galanter und aufmerksamer war als Herr Schmied, der sich auch als Maitre de Plaisier trefflich verwenden ließ. — Fräulein Evelana wußte keinen, mit dem es sich lustiger schwatzen und streiten ließ als den Herrn Hans, wie sie ihn schon nannte, oder der unter Umständen so wenig wußte und sich so dankbar von ihr unterrichten ließ. Freilich — aber das wußte das Fräulein nicht — gab es auch keinen, der sich hinter ihrem Rücken so lustig machte über die „Naseweisband“, ein Wort, mit dem er ihren hochgeachteten Namen noch zu verbessern liebte. — Fräulein Malcha endlich wußte niemanden, der ihre schweigsame Trauer so respektvoll gelten ließ als den Herrn Schmied. Sie war nicht mehr traurig, weil ihre Mutter gestorben, denn das ist schon eine Weile her, und was daraus Schweres für sie und ihre Kindeszeit erfolgte, war überwunden. Ihre Schwermut hatte andere Ursachen. Sie wußte sich unter der Last eines großen Vermögens, ohne Fähigkeit, es zu genießen. Sie wußte, daß der Besitz Pflichten auferlegt, hatte die Absicht, wohltätig zu sein, aber sie wußte nicht recht wie, und wenn sie Geld für ein gutes Werk aus der Hand geben sollte, tat es ihr leid darum und kam das Bedenken, ob sie es nicht für etwas noch Besseres verwenden könnte. So blieb es ihr zumeist in der Hand. Und nun wieder die Sorgen, wie anlegen, daß es am meisten Zinsen trage. Denn auch das schien ihr eine Pflicht: Wer Geld hat, muß trachten, daß es sich vermehre. Nicht aus Geiz etwa, sondern um der Natur des Geldes zu entsprechen, dessen Aufgabe, wie die aller Lebewesen es ist, sich zu vermehren. Und einmal nach dem Abendtisch, als nur die Familie in Anwesenheit Schmieds beisammensaß und von Geldgeschäften die Rede war, unterbrach Fräulein Malcha ganz unvermittelt ihr Schweigen, und sie bemerkte mit sehr bescheidener Stimme, ob es denn in der Tugend ein Unterschied sei, das Geld gleich jetzt zu gemeinnützigen Zwecken auszugeben, oder es unter Sparsamkeit und Klugheit wachsen zu lassen, um später doppelt und dreifach damit wohltätig sein zu können.

Sie standen auf einer Bank in der Reihe, waren staubig und grinsten. Zu diesen mageren Leuten führte der Professor seinen Lieblingsjünger und stellte sie ihm vor, gleichzeitig bedauernd, daß die Schädellehre bisher das gewünschte Resultat nicht aufgewiesen hat.

„Wie sind Herr Hofrat denn dazugekommen?“ fragte Schmied.

„Zu diesen Schädeln? Ja, mein Lieber, auf den Birken wachsen sie nicht. Der kleinere dort unterhalb der Bank, sehen Sie ihn?“

„Der so freundlich herlacht?“

„Der nämliche. Was glauben Sie, wer der Herr ist? — Nein, nein, Sie erraten es nicht. — Walter Scott!“

„Aber, verzeihen Herr Hofrat, der liegt doch in England oder in Schottland irgendwo bestattet.“

„Das macht nichts, Schmied, das macht gar nichts, der Schädel ist doch da.“

„Also wirklich! Da möchte man aber doch gleich mit besonderem Interesse seine Werke lesen, wenn man schon den Raum kennt, in dem sie entstanden.“

„Wissen Sie, Walter Scotts Schriften sollen grenzenlos langweilig sein. Ich kenne sie nicht. Sie gewinnen kaum durch den an sich merkwürdigen Umstand an Interesse, daß sie in meinem Schädel entstanden sind. Das heißt, in dem Schädel dort, der mein Eigentum ist.“

Hans hatte Scotts Hülse eine Weile in der Hand gehalten, dann wieder hingelegt: „Was soll mir die Schale, wenn Himmel und Erde ausgeronnen ist!“

„Sie sagen besser, wenn der Himmel zur Erde geworden ist. Aber geben Sie acht, so 'n Kerl dichtet weiter. Als jener Gelehrte den Dichterschädel aus dem Grabe wühlte, hat eine hervorgewachsene Distel ihn in den Finger gestochen. Das war ein Epigramm, eine Xenie, oder was Teufel. Und der alte Herr, den wir gestern seziert haben, der hat mich heute morgens rasiert. Er war der Erfinder der Rasiermaschine. Der Materialist braucht die Unsterblichkeit nicht zu leugnen, wie Sie sehen.“

Hans war bei diesem krausen Gespräch nicht sonderlich behaglich. Er hatte sich vorgenommen, gelegentlich den Hofrat zu einem anderen Thema einzufädeln.

„Wollen wir nicht wieder zum Leben zurückkehren, Herr Hofrat?“

„Natürlich, die Jugend verträgt keine Stabilität. Sonst ist es ja nichts, dieses sogenannte Totsein. Ja, auch hier kann man nicht einmal von Stabilität sprechen, selbst der Knochen verändert sich jeden Augenblick, er lebt. Indes wollen wir nun zum Leben gehen, das Ihnen gefällt.“

sie bei schlechter Laune recht auszanken konnte, ohne daß sie widersprach. Je herber er manchmal war, je sanftmütiger wurde sie. Trieb er's bisweilen zu arg, so ging sie still hinaus und schluchzte einiges in das Schürzlein.

„Nicht wahr, Bäberl, ich bin ein unerträglicher Patron!“ sagte nach einem seiner Launenstürme Hans, „aber ich muß doch wen haben, auf den ich die Galle abhusten kann, sonst ersticke ich. Und da weiß ich mir niemand, der so“ — gut ist wie du, wollte er sagen, sagte aber lustig: „der so dumm ist wie du, die dem ruppigen Kujon nicht tüchtig den Kopf wäscht, wie sich's gehörte“.

Sie antwortete: „Wenn ich weiß, daß es der Herr Schmied nicht böse meinen tut, schreien kann der Herr Schmied wie er will, das macht mir nichts.“ Sie ging hinaus und war glücklich.

Ein solches Mädel im Hause haben, dünkte den Studenten ganz nett. Indessen saßen ihm die Hofratstöchter im Kopf — alle beide. Nur im Kopf, nicht tiefer. Jawohl, auch die kleine, gescheite, kecke Evelana! Und die schöne, junge Evelana! Einstweilen hatte er sich noch den Weg zu beiden offen gehalten, da er keinen versuchte.

Und einmal, als Hans die Treppe hinanstieg zur Klinik, kam sie hüpfend, freudestrahlend herab, die frische Evelana, auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen: „Kollege! Heute kannst du einen Kuß haben!“

Du? Und: Kuß?! Welche Wendung?

Er fing sie auf und küßte sie herzhaft auf den Mund. Da war sie ihm schon wieder entschlüpft und lachend hüpfte sie weiter.

Ein Erfolg war es, der sie so übermütig gemacht hatte. Im Seziersaal, vor den Augen mehrerer Sanitätsräte, hatte das Fräulein eine Leiche aus dem Militärspital kunstgerecht geöffnet und tadellos die Herzkammern zerlegt. Großer Beifall und Anspielung auf das Doktordiplom. Deshalb war sie so lustig die Treppe herabgekommen, mit einem Kuß der ganzen Welt!

Es war ein Kuß, der kritisiert wurde. Hans prüfte den Nachgeschmack. Er hatte mehr die Zähne gefühlt als die Lippen. Und so etwas, wie den Geruch aus dem Seziersaal, nicht das Jodoform, vielmehr den andern. Eine Dame, die sich übt, Männerherzen mit dem Messer zu behandeln! — Dazu keinerlei Garantien der Vermögensverhältnisse. — Man kann sich mit der kleinen Wespe ja gut unterhalten. Heiraten doch lieber den Trauerfalter. — So Hans. Es war kein Entschluß, es war nur ein Gedanke.

Hofrat Professor Weißband hatte in einer Nebenkammer seines Laboratoriums, als erste Nummer eines weitläufigeren Museums, eine wertvolle Sammlung, die er nur auserlesenen Geistern zeigte und intimen Freunden. Es war eine Anzahl Totenschädel berühmter Männer.

Elftes Kapitel.

Es jing nich um Liebe, es jing um Gift.

Es war aber nicht genug, daß Hans Schmied den Schrank versperrte, er mußte auch das Zimmer abschließen, wenn er sich mit dem Tiere beschäftigen wollte. Er hatte sich mit großer Mühe ein paar tote Mäuse erstanden und heimgebracht, um es zu füttern. Er hatte die Schlange mit einem Stäbchen durch das Gittergeflecht gereizt, daß sie ins Rieseln kam, wobei das zierliche Zickzackband auf dem Rücken in allerhand Farben schillerte. Wenn sie sehr zornig war, da schnellte sie empor bis ans Gitter und war's, als pfiffe sie. Die Zehrung beruhigte sie stets und dann lag wieder der unbewegliche Kupferring da, so groß, daß man den Kopf hätte durchstecken können. Hans hatte stundenlang sein Vergnügen dran, und unter dem schönen Schilde: zoologische Studien brachte er mit allerhand Versuchen die Natter in lebhafte Bewegungen. Auch das wollte er ergründen, wie eine Viper sich zur brennenden Zigarette verhalte. So wurde das Verhältnis traulicher, bis er den Gitterdeckel immer weiter öffnen und das Geschöpf immer genauer beschauen konnte.

Die Bäberl saß in ihrem Stübchen und heftete an einen Fenstervorhang die Messingringlein. Ein paar Dutzend von dieser Ware wollte sie an dem Tage noch abtun. Da kam der Student herein, ohne anzuklopfen, ohne Geräusch, bleich im Gesicht.

„Ich bitte Sie, Bäberl, eilen Sie zum Arzt, er möchte gleich kommen, eine Wunde ausbrennen."

Sie legte das Nähzeug hin: „Was ist denn?"

„Die Viper hat mich gebissen." — Er drückte beide Hände an den Hals und suchte an einer Stelle unter dem linken Ohr die Haut zusammenzupressen. Das Mädel war nicht arg erschrocken. „Lassen Sie schauen!"

Es war ein schwarzer Punkt, ringsum ein wachsweißes Scheibchen, die ganze Halsseite bereits wulstig angelaufen.

„Geschwind, Herr Schmied, setzen Sie sich nieder." Da war sie schon an ihn gekommen, umschlang mit dem Arm sein Haupt, preßte ihren Mund an die Wunde und begann zu saugen.

Frau Kübler kam von der Küche herein, um zu sehen, wer da sei. Und als sie das Mädel an den Burschen geschmiegt sah, ihn umschlingend in einen Kuß versunken, der nimmer aufhören wollte, da griff sie sich mit beiden Händen an den Kopf und stöhnte: „Heilige Mutter Anna! Jetzt ist sie mir toll geworden!"

Regungslos stand sie im Zimmer ganze Minuten, während das Töchterlein an dem Studenten hing. Endlich ließ die Bäberl los, spuckte heftig in den Winkel und nahm das Glas Wasser, um sich den Mund auszuspülen.

Sie schritten durch mehrere Säle, da war immer noch der Tod: Behälter mit Mineralien, getrocknete Pflanzen, präparierte Kreaturen aller Art. In den Kästen Skelette, in Glastafeln Käfer, Fliegen und Falter, in Weingeistgläsern Kröten, Molche und Schlangen. In einem nächsten Zimmer endlich kreischten exotische Vögel in Käfigen, schwammen Wassertiere in Aquarien, ringelten sich Nattern in Truhen mit Drahtgitterdeckeln.

„Diesen Schlingel da", der Professor öffnete vorsichtig den geflochtenen Gitterdeckel eines Korbes, „hat mir erst heute ein Jagdbursche vom Kahlenstein herabgebracht. Ich habe die Geschicklichkeit des Burschen bewundert, der, ohne Schaden zu leiden, das Tier einfing und hertrug."

„Ist es giftig?" fragte Hans.

Der Lehrer warf ihm einen verweisenden Blick zu: „Sie sehen ja. Sie werden doch die Viper kennen! Wie gereizt sie das Köpfchen bäumt! Die wollte uns nichts Gutes, wenn sie könnte."

Hans betrachtete den kupferigen Ring, der bewegungslos dalag und nur den Kopf pfauchend emporsträubte.

„Wollen Sie sie haben? Munigl soll sie in Ihre Wohnung bringen. Sehen Sie in ‚Reptilien', zweiten Band, nach, damit Sie wissen, wie diese Herrschaften behandelt sein wollen. Geben Sie acht!"

Schon am selben Abende hatte Hans den unheimlichen Kupferring zum Zimmergenossen. Als die Bäberl vorwitzig durch das Gitter in den Korb guckte, kreischte sie: „Jesses Marand! A Kupfernatter!" und lief aus dem Zimmer.

Am nächsten Morgen — nach einer völlig schlaflosen Nacht — wollte Frau Kübler dem Herrn Schmied das Zimmer kündigen. Mit Giftschlangen wohne sie nicht einen Tag länger in einem Hause. Wenn er das Ungeheuer nicht sogleich töte oder, noch besser, von einem Abdecker töten lasse und fortschaffe, so müsse sie ihn polizeilich delogieren lassen! — Er hatte Mutter Kübler noch nie so gesehen. Alles an ihr sträubte sich und zitterte, so erregt war sie. Die Bäberl hatte sie noch abends zuvor zu einer Freundin geschickt, die dürfe nicht nach Hause, solange das Beest vorhanden. Sie wolle nicht ihr Einziges, was sie noch auf dieser Welt habe, so schaudervollen Gefahren aussetzen.

Eine Stunde später konnte der Student der Frau melden, das Tier sei fortgebracht und liege wohl schon ersäuft tief in der Donau. Die Frau Kübler fiel ihm vor Freude und Dankbarkeit buchstäblich um den Hals. Nun war alles gut und sie hatte den lieben Jungen wieder. In Wahrheit — und auf die hielt er doch immer was — hatte Hans den Korb mit der Viper in seinen Kleiderschrank gestellt, unten hin, und den Schlüssel in die Tasche gesteckt.

„Aber Frau —“

„Lassens mich nur ausreden, Herr Schmied, wem man einmal auf eine Unwahrheit kommt, dem traut man nimmer.“

Er mußte sich's gefallen lassen. Er, der Wahrheitsfanatiker, hatte sie angelogen, damals, daß die Natter fortgebracht sei und wohl schon im tiefen Donaugrunde liege. Einmal nun an der Küchentür blieb er stehen. Das Mädel stand am Herd und schälte Erdäpfel.

„Sind auch Sie böse auf mich, Bäberl?“

Sie sagte nichts, schälte Erdäpfel, aber der flackernde Blick ihres traurigen Auges traf ihn.

„Ich habe gesehen, Bäberl, wie gut Sie sind, und ich möchte gern zeigen, daß ich Ihnen dankbar bin. Und jetzt sind Sie böse auf mich.“

Da warf sie Messer und Kartoffel weg, wendete sich in die Ecke und legte das Gesicht in den Ellbogenwinkel.

Er ging langsam zu ihr, legte ihr leicht den Arm um die Mitte und flüsterte: „Schau, Mädel, ich hab dich ja lieb.“

Rasch, fast heftig schob sie ihn von sich. Er ging hinaus und treppab. An der Schwelle des Haustores blieb er stehen und zündete sich eine Zigarette an.

Zwölftes Kapitel.

Der Wachsimmerl redt nix aus.

Die Ferien hatte Hans nicht mehr im Unterschatt zugebracht auf der Mühle. Er machte kleine Reisen oder saß als Gast bei einem Kollegen irgendwo. Mehrmals auch auf der Villa Weißband, wo er mit dem Hofrat Schach spielte, mit dem Fräulein Evelana und anderen jungen Leuten Lawn-Tennis, und wo er manchmal im Park unter der alten Platane saß neben dem schwarzgekleideten Fräulein Malcha, ihr schweigen half oder mit ihr kurzgebrochene Gespräche führte über die Rätsel des Daseins oder über die kolossale Teuerung der Lebensmittel.

„Das Glück ist auch nicht bei den Wohlhabenden“, sagte sie da einmal.

„Vielleicht wäre es in einer netten Häuslichkeit“, sagte er.

Da schwieg sie wieder.

Ähnlich waren ihre Unterhaltungen, bis der Student allemal wieder aufstand, unter den Bäumen dahinschlenderte und mit seinem Spazierstock im Vorübergehen Zweiglein von den Ästen schlug.

Im vierten Jahre seiner medizinischen Studien, zur Winterszeit, war Hans Schmied zweimal nach Hause gerufen worden auf die Mühle. Das erstemal an das Krankenbett seines Vaters, das zweitemal zum Begräbnis seiner Mutter. Sie waren bald nacheinander gestorben. Nebst

„Ja, Leute, was ist denn das?“ sprach die Mutter, das Wort war ein vor Staunen langgezogener Hauch.

Dem Burschen war jetzt zum Drolligsein. In Berliner Art sagte er: „Seien Sie man jefaßt, Frau, es jing nich um Liebe, es jing um Gift!“

Als die Frau endlich begriff, um was es sich handle, und daß das Untier wieder im Hause sei, lief sie die Treppe hinab, um Leute zu sammeln. Es kamen der Hausmeister, die Tabakkrämerin und ein Dienstmann. Aber die Natter war tot.

Mit dem Stiefelknecht hatte sie der Student erschlagen, noch ehe er um Hilfe gegangen war. Wie ist es nur geschehen? Aus dem halbgeöffneten Korb war sie herausgeschnellt und dem mit ihr spielenden Burschen an den Hals. Da hatte er sein Teil gehabt, den ihm das mutige Mädel nachher ausgesogen nach allen Regeln der Saugekunst. Diese Kur war dem Hans wesentlich lieber gewesen, als das Brennen mit Lapis, obschon er dabei nichts anderes gefühlt hatte als die Angst vor dem Sterben. Ein wertvollerer Kuß, das fühlte er, war es jedenfalls, als jener des weiblichen Mediziners auf der Treppe. Mit dem Gifte hatte die Bäberl ihm die Angst herausgesogen und jetzt kam als Nachgeschmack erst die Süßigkeit dieser Lippen, die an seinem Blute gesogen hatten. Obschon der Hals schmerzte, konnte er doch wohlgemut auf seine Stube gehen, um die teure Stubengenossin würdig zu begraben.

In wenigen Tagen war die Bißwunde heil und es war nur noch eine kleine Narbe. Die bleibt ihm auf lebenslang zur Erinnerung, wie dumm so ein junger Studio sein kann, und wie tapfer so ein Nähermädel. — Das Verhältnis mit seinen Hausgenossen hatte sich aber von diesem Tage ab geändert. Frau Kübler bediente in allem den Zimmerherrn persönlich und war dabei wortkarg, da sie sonst doch so arglos mit ihm zu plaudern liebte. Bei Tische ging es glatt vonstatten, jedes aß, keines redete was, oder es fiel einmal eine Bemerkung, deren Inhaltslosigkeit nur bewies, wie ledern und geistlos die drei Leute geworden waren. Frau Kübler deutete einmal an, daß sie das Quartier zu wechseln gedenken. Die Stadt sei ihr zu lärmend, sie wolle in einen Vorort hinausziehen.

„Was soll es hernach mit mir werden, Frau Kübler?“

„Mein Gott, Herr Schmied, sehen Sie sich doch einmal die Torzettel an, fast in jedem Haus sind Zimmer zu vergeben.“

„Frau Kübler, Sie haben etwas gegen mich!“

„Wenn ichs offenherzig sagen darf, mich heimelts nicht mehr in dem Haus. Das Vieh ist ja hin, aber Sie werdens nicht glauben wollen, Herr Schmied, wies mich immer einmal bei der Nacht aufschreckt, die Angst, es könnten Schlangen im Zimmer sein —“

„Das macht nix. Find schon auch im Finstern heim zu meinem Elend.“ Dann schaute er dem Weggenossen so ein wenig schiefeckig an. Dieser trabte weitschrittig aus. Man sah schon den blauen Rauch über Prestein und das Bahnhofsgebäude. Der Bachsimmerl merkte, er habe nicht lange Zeit. Daher ging er erklecklicher drauf los.

„Der Herr Schmied muß ja einen großen Binkel mithaben, nit? Hat ja groß geerbt, jetzt. Bissel wird s doch für mich auch glangen — bald ich nix ausred.“

Das verstand Schmied noch nicht, seinen Pelzkragen zog er sich enger an die Ohren.

„Immereinmal schon han ih mir s denkt, bei den Herren Studenten ist s halt eine ganz andere Sach wie bei unsereinem auf der Bäuerei. Gradswegen auch bei den Weibsbildern. Wenn der Bauer eine drankriegt, so ist das a Schand, wenigstens kein Ehr. Wenn der Student eine drankriegt, so ist s ihm ein Ehr, wenigstens kein Schand. A Schand ist s, bald er bei einer abblitzt. Beim Schlagen ists nit viel anders. Bald sich a Bauer schlagen laßt vom Weibsbild — na ja, da sagt ma halt: Armer Hascher. Kriegt der Herr Student eine aufs Wangel — han, der kann sich eingraben lassen. Dem stinkt s sein Lebtag nach. Aber ich red nix aus, Herr Schmied.“

„Was Teufel wollen Sie denn von mir?“ rief Hans und blieb stramm stehen vor dem kleinen Bauer.

„Z Prestein und Schatthausen wissen sie s zwar all; z Altenkirch ebenso und z Stahlhöfen nit anders. Aber in der schönen Stadt drin, hör ich, ist die Neuigkeit noch nit bekannt, gleichwohl sie unser Schulmeister alleweil gern in die Zeitung geben möcht. Ich halt ihn schon zuruck. Sollen nix davon erfahren, die Stadtleut, bal mir der Herr zehn Gulden gibt.“

„Du verfluchter Gauner, du mistiger!“ so brach jetzt Schmieds frischer Zorn los. „Erpressen! — Lump, einsperren laß ich dich!“

Der Bachsimmerl blieb stehen mitten auf der Straße und schaute dem mit weiten Schritten Davoneilenden nach. — „Einsperren lassen! Das glaub ich nit“, brummte er, dann ging er ins nahe Wirtshaus.

Hans war zu früh dran. Unmutig schritt er auf dem Bahnsteig hin und her. Eine Viertelstunde lang. Dann ging er in das Bahnhofsgebäude und auf der andern Seite ins Freie. Dort stand das Wirtshaus, in das der Kerl hineingegangen. Er ging ihm nach. Hinter dem Ofen saß er beim Schnaps.

„Komm gut heim, Simon!“ sagte Hans überlaut, reichte ihm wie zum Abschied die Hand, aus der eine Zehnguldennote in die andere glitt. Rasch wieder in die frische Luft, dort spuckte er aus.

diesem so plötzlichen Verlust, der ihm tiefer ging, als er es sich und anderen merken lassen wollte, gab's allerhand wirtschaftliche Unannehmlichkeiten. Die Mühle hatte schon seit längerer Zeit mit nachbarlichen Großbetrieben nicht standhalten können und war stark verschuldet. Dem Advokaten gestand Hans rundweg, daß er besorgt sei um sein Teil.

„Darüber, lieber Herr Schmied, brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Diese könnten Ihnen nur an den Studien hinderlich sein. Seien Sie versichert, daß für Sie kein Groschen abfallen wird. Wir können von Glück sagen, wenn Ihre erwerbsunfähigen Geschwister vor dem Schlimmsten geschützt sind." Das war der Bescheid des Advokaten.

Da ließ er alles liegen und stehen wie es lag und stand und ging davon. Diesmal ging er zu Fuß nach dem zwei Stunden entfernten Bahnhof. Unterwegs holte ihn ein Schlitten ein. Der Kraxenwirt von Altenkirch saß darauf. Er hielt an und lud den Herrn „Doktor" — das erstemal hörte er den Namen auf sich — ein, mitzufahren. Hans lehnte ab, er wolle gern in der stillen Winterluft dahingehen, er habe noch Zeit. Die stille Winterluft hatte er entdeckt! Es war was Neues, dieser Wunsch nach Alleinsein. Hatte er zu sinnen? Hatte er nach rückwärts zu denken oder nach vorwärts? Oder dachte er nun wirklich einmal nach über die Rätsel des Daseins? Diese Rätsel, über die er so viel gelesen, gehört, gesprochen und so wenig gedacht hatte!

Er sollte auch diesmal nicht dazukommen. Ein Bauer begegnete ihm, der mit seinem zusammengekniffenen, bärtigen Gesicht wie ein Mops aussah. Das war der Bachsimmerl von Altenkirch. Hans wollte still an ihm vorbei. Der Bachsimmerl aber blieb stehen: „Nau, grüß Gott! Das ist ja der Herr Hans!"

„Grüß Gott auch!" sagte dieser, „kalt ist's heute!" Damit glaubte er vorüber zu sein. War es aber nicht.

„Eh wohl, eh wohl", sagte der Bauer, „zum Stehnbleiben ist s z kalt. Geh ich lieber a wengerl mit. Versamen tua ich nix. Is eh kein Arbeit im Winter."

Er schloß sich dem Studenten an, da dachte dieser: Jetzt heißt's halt herhalten. Lange soll der an meiner Gesellschaft keine Freude haben. Anfangen wollen wir immerhin höflich.

„Wie geht's immer, Simon?"

„Auf der bessern Seiten nix nutz. A kranks Weib, zwei kleine Kinder."

Hans wollte schon fragen, ob es die Gelbhaarige wäre, sagte aber statt dessen: „Jetzt kommt ja bald das Frühjahr. Nach dem strengen Winter wird ein schöner Sommer werden. Aber ich will nicht aufhalten, Simon, es wird früh finster."

unser Haus trat. Ihre Finger hatten sich bei der Vorstellung kaum berührt und die gegenseitigen Anblicke waren so flüchtig wie Momentaufnahmen. Da habe ich's gewußt: Die zwei werden ein Paar. Ich, die arme, jüngere Schwester hingegen, habe ihn scharf aufs Korn genommen. Unser heutiger Doktor (Rednerin verneigte sich vor ihm) war damals sehr unwissend, nichtsdestoweniger hat er sich herausgenommen, meinen Vorträgen und Unterweisungen häufig zu widersprechen. Da mag er sich freilich gedacht haben: Mit der Evelana streitet es sich auch so ganz gut, mit der braucht man nicht verheiratet zu sein."

Ein mit Bravos untermischter Lachsturm aus der Festgesellschaft unterbrach sie, und der war ihr sehr an der Zeit — sie hätte nicht mehr weiter gewußt. Das vorher Ausgedachte war mit dem Verheiratetsein zu Ende und sie merkte schon, daß ihre weitere Rede ein Schwimmen werden würde nach einem Ziel, das sie nirgends sah. Indes der letzte Rettungsgürtel ist das dreimalige Hoch, hoch, hoch sollen sie leben! Das rief Fräulein Evelana mit lodernder Begeisterung aus, dann Sekt drauf, und gut war's.

Fräulein Malcha hatte gut gewußt, warum sie so gern in Schwarz ging. Das Weiß stand zu diesem dunkelblassen Gesicht mit der vorstehenden Unterlippe weniger vorteilhaft. Aber die Perlenschnur um den Hals und das Diamantendiadem, das wie eine Königinkrone auf dem schwarzen Haar saß, machten alles reichlich wieder gut. Stolz blickte der weißbekrawattete Jüngling auf seine Braut und in seinen gerührten Dankesworten an die Eltern nannte er sie ein Juwel.

Als die Frau Hofrätin die Stunde wahrnahm, in welcher gesittete Familienfeste zu enden haben, ließ der Herr Hofrat den Wagen vorfahren für den neugebackenen Doktor und Bräutigam. Hans dankte bescheiden, er ziehe die paar hundert Schritte in schöner Sommernacht zu Fuß vor. Ein lustiger Teil der Gesellschaft begleitete ihn bis zu seinem Haustore. Unter heiteren Abschiedsrufen, die zu hundert Fenstern aufhallte, schloß er auf und hinter sich zu. Er blieb im Vorhause stehen und horchte. Und als der Lärm auf der Straße fern abflaute, machte Hans das Tor wieder auf, eilte hinaus und einer Gasse seithin entlang der Gegend zu, wo die Siebensterngasse lag. Frau Kübler war ihm eingefallen — wie es ihr wohl gehen mochte. Schon seit einer Woche fast war er nicht dazugekommen, sie zu besuchen, und jetzt kam es ihm sehr lebhaft bei. Ein wahres Glück, daß die Kränklichkeit der Frau seinem fragenden Gewissen Zeugnis gab.

Zwanzig Minuten später stand er vor dem Hause, in dem er vier Jahre lang aus- und eingegangen war. Sentimental wurde er nicht. Er wollte in seinem Glücke nur auch der Einsamen nicht vergessen. Schade, daß er keine Sektflasche zu sich gesteckt hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Seine zweifache Verlobung.

Dem strengen Winter folgte ein regnerischer Sommer. Unserm Hans Schmied war das recht. Er hatte viel zu tun und arbeitete fleißig. Die Visitkarten: „Dr. Hans Schmied, med. univers.“ waren schon fertig, wenn auch noch nicht bezahlt, weder akademisch noch geschäftlich.

Eine große, bedeutungsvolle Lebensbahn sah er vor sich liegen. Nicht bloß praktische, auch ideale Ziele wollte er sich stecken. So besonders für die Aufklärung des Volkes gegen medizinischen und anderen Aberglauben. Dem Verein „Fortschritt“ war er beigetreten, der sich zur Aufgabe gestellt, in den finstersten Gegenden des Landes populäre Vorträge zu halten. Dazu fühlte auch Hans sich berufen. Bei Studentenkommersen hatte er Rednergabe in sich entdeckt, die wollte er ausnützen zum Wohle der Menschheit als Apostel der Wahrheit.

Im Stadtviertel, wo Hofrat Weißband sein Haus besaß, hatte er sich eine Wohnung genommen. Frau Kübler war zwar wieder gütig geworden, weil sie überhaupt naturgemäß kaum anders sein konnte, aber bei Hofrats hatten sie es so gewünscht, daß er schon jetzt die große, schöngelegene Wohnung miete, ehe sie andershin vergeben würde. Zwischen Kübler und Hans war kein Abschied erfolgt, er kam wöchentlich noch ein paarmal ins Haus. Frau Kübler war bettlägerig geworden, obschon ihr nichts fehlte. Und weil ihr „nichts fehlte“ hatte sie auch keinen Arzt beigezogen. Hans sah, daß die kleine blasse Frau immer durchsichtiger wurde; sie aß wenig, gleichwohl die Bäberl mit aller Sorgfalt kochte; sie schlief fast nicht, obschon sie sich nicht mehr vor Schlangen ängstigte. Der angehende Doktor wußte wohl, wie es stand, und kam oft, um Verhaltungsmaßregeln zu verordnen. Mit dem Mädel sprach er in Gegenwart der Mutter nur das Notwendigste.

Endlich, im Hochsommer, kam der Tag der Promotion. Hans hatte die Prüfungen mit erstaunlichster Auszeichnung bestanden. Sub auspiciis!!

Und selbiger Festtag endete mit der Verlobung. So eine Verlobung ist das Einfachste von der Welt. Mit allen denkbaren Herzenserregungen und Spannungen, mit wonnigen Hoffnungen und leisen Befürchtungen sieht man ihr entgegen, wenn die bangende Frage und die entscheidende Antwort erfolgen soll. Und wenn die Stunde da ist, heißt es: „Na, in Gottesnamen, so gebt euch den Kuß!“ Als ob es etwas ganz Selbstverständliches wäre, und da zeigt es sich, daß das seit Monaten so sorgsam gehütete Geheimnis längst offenbar war. Fräulein Evelana hielt die Verlobungsrede.

„Ich habe es ja gewußt schon an jenem Abend, als der schlanke, schöne junge Mann das erstemal mit gebührender Bescheidenheit in

Wie die alte Marie ihr Ideal findet.

Skizze von **Klara Pölt-Nordheim.**

Auf der Stiege in der Nähe der Pforte trafen sich im Vorbeigehen zwei Klosterfrauen, die zarte, junge Schwester Philomena und die etwas ältere, robuste Beatrix.

„Haben Sie heut die Nachtwache bei den Weibern oben?“ fragte die letztere.

„Ja, ’s erstemal ganz allein; hoffentlich geht’s gut ab.“

„Wünsch Glück und gute Geduld, wenn’s Ihnen a ganze Litanei voll vorraunzen.“

„O, bei den Frauen oben ist’s noch leicht, i mein, Sie haben bei den Männern auch nichts Besseres.“

„Wie man’s nimmt! Sierig sein können die alten Mandlen schon auch, aber na, von dem will ich gar nichts sagen, wenn sie nur keine Räusch bringen. Ein wahres Kreuz hab ich mit dem Professor, wie sie ihn heißen. Sie wissen schon, der aufgschnappte Student; heut hat er Ausgang, g’wiß kommt er wieder betrunken daher.“

„Ich ließ’ ihn gar nicht ausgehen.“

„G’scheiter wär’s, aber er kann immer soviel versprechen und schöntun, daß man ihn halt doch wieder einmal hat probieren lassen.“

Nun läutet es unten an der Pforte.

Die beiden Nonnen schauen neugierig hinab, die Schwester Portnerin macht auf und herein torkelt ein alter Mann.

„Heilig und wahr, da haben wir schon die Bescherung“, sagt Schwester Beatrix und sie eilt die paar Stufen hinunter, den Berauschten in Empfang zu nehmen.

Die auf der Stiege zurückgebliebene Klosterfrau hört noch das nur halbverständliche Lallen des Mannes und die ernst verweisende Rede der Schwester Beatrix, dann eilt sie alsbald mit flinken Schritten aufwärts und dankt Gott, daß sie nicht bei den Männern, sondern bei den Weibern oben die Nachtwache hat.

„Ist recht, Schwester, daß Sie jetzt da sind“, sagte die im ersten Saale bedienende Klosterfrau, indem sie eine Menge Suppenschalen und Mustellerchen auf eine Tasse stellte. „Gegessen haben alle und im Bette sind sie auch schon; Sie brauchen nur mehr das Nachtgebet vorzubeten im zweiten Saal drüben, in dem da tu ich’s, dann zeige ich Ihnen noch, was für die Nacht alles zu merken ist; dann kann ich gehn, nicht wahr?“

„Freilich“, sagte die Schwester Philomena, „Sie werden auch froh sein, wenn Sie mal wieder ordentlich ins Bett kommen.“

Die Notwendigkeit des Krankenbesuchs sah der Hausmeister ein und er leuchtete dem späten Ankömmling die Treppe hinauf. Im letzten Stock oben war es aber doch dunkel und Hans klopfte zuerst an die mit Eisen beschlagene Dachbodentür. Bald orientierte er sich und klopfte an die richtige. Schellen war nicht nötig, die Bäberl in ihrem anstoßenden Stübchen hörte auch das Klopfen. Sie war erschrocken, als im Kerzenlicht der Herr Schmied dastand. — „Was denn heut' lauter? Die Pracht!" — Weil er mit großer weißer Brust und im Frack vor ihr stand, froh, daß sie noch völlig beisammen war. Sie hatte erst von ihrer Näharbeit Feierabend gemacht.

„Ja, meine Liebe!" sagte er, während er durch die offene Tür in ihre Kammer ging und sich dort auf den Strohsessel setzte, „heute ist für mich ein gar wichtiger Tag gewesen. Heute habe ich promoviert und war nachher ein Festessen. Ich möchte mich aber gerade von Ihnen heute noch Doktor nennen hören."

„Ja, da gratuliere ich recht herzlich, Herr Doktor!" sagte sie befangen.

„Es muß nicht gerade so feierlich sein. Sie können auch sagen: 'n Abend, Doktor!"

„Daß Sie immer so spaßen mögen!" sprach sie mit fast trauriger Stimme. „Aber da haben Sie nicht achtgegeben, Herr Hans." Sie hatte an seinem Frackärmel ein paar Striemen bemerkt.

„Das sind Zuckerkristalle von der Mahlzeit, Bäberl. Wenn Sie so gut sein wollten!" Er zog den Rock aus, daß sie ihn reinige. „Apropos, wie geht's denn der Frau Mutter?"

„Sie schläft. In den letzten Tagen schläft sie viel."

„Nun — der Schlaf stärkt. Wir wollen sie durchaus nicht wecken. Aber so setzen Sie sich doch auch, Bäberl! Sie sind schon groß, aber ich sage immer noch Bäberl, ich mag nicht anders."

Es war kein zweiter Sessel da, sie setzte sich an den Bettrand.

„Und warum, Bäberl!" sagte er, ihre beiden Hände ergreifend, „soll ich heute nicht lustig sein! Jetzt geht's in die Praxis, ins Leben hinaus, jetzt kann ich mir ein eigenes Nest bauen, wohinein natürlich auch — das Weibchen gehört . . ."

„Ich habe ja so schon gehört, daß Sie heiraten."

„Was, das haben Sie gehört? Ah, das ist köstlich. Wissen Sie, das hätte doch ich Ihnen — ich dir zuerst sagen mögen."

Er rückte seinen Sessel so nahe, daß sein Knie das ihre berührte. Sie wollte sich rasch erheben, er hielt sie zärtlich zurück. — Er warb . . .

Als der Hausmeister um fünf Uhr das Tor öffnete, stand Hans hinter dem Pfeiler. Dann schritt er hinaus in die helle Morgenfrische. Die Straße, tagsüber lärmend belebt, war noch so still, daß seine Schritte auffallend hallten. Er trat leiser auf. Wozu brauchen es diese Mauern zu wissen —.

(Fortsetzung folgt.)

„Trösten Sie sich, er war halt nicht für Sie bestimmt!“

„Das muß er g'wesen sein, sonst hätten wir einander nöt soviel gern haben können. Schauens, Schwester, Sie verstehen halt nichts von der Allmacht der Liebe. Wenn Sie 's nur ein einzigsmal so probiert hätten wie i, was für a Himmelsseligkeit es ist, wenn man ein' gern hat und in seinen Armen liegt, dann könnten S' reden. I weiß es ganz gwiß, daß er, wenn er noch lebt, grad so an mich denkt, wie i an ihn, und daß er mir bis auf den heutigen Tag treu geblieben ist, es könnt gar nöt anders sein.“ „Alles kommt, wie es Gottes Wille ist“, meint die Nonne.

„Dös habens recht, schauens, noch kein Stündl hab i die Hoffnung aufgeben, ganz g'wiß, i siech ihn no amal. Vielleicht find i seinen Namen in der Zeitung als großen Gelehrten oder als Erfinder, oder als sonst etwas recht Hohes, denn er ist soviel g'scheit g'wesen, mein Hans.“

„Und dann, wenn wir einander g'funden haben, werdens Augen machen, alle die Weiblen da im Armenhaus, wenn der vornehme Herr mich abholt in seiner Kutschen, und alles Leid wird er mir vergelten mit der alten, herzlichen Lieb. I sag Ihnen, ein einziger Blick in seine Augen löscht aus die fünfzig Jahrlen voll Kummer und Herzeleid.“

Der jungen Nonne ist so wunderlich zumute, so seltsam, so eigen, sie weiß nicht wie.

Nachdem sie das Weiblein verlassen, tritt sie an das offene Fenster und schaut sinnend hinaus in die sternenhelle Nacht: „Was für ein merkwürdig Ding ist doch die Liebe, die solch altes Menschenkind noch nicht zur Ruhe kommen läßt? Ist *sie* das Höchste, das Heiligste, oder ist es das *Entsagen*, das man *mich* gelehrt?“

Fest preßt sie die zitternde Hand an das lautpochende Herz und sie weiß nicht Antwort sich zu geben, ob das Schicksal, das die Liebe sie *nicht* gelehrt, um ein Glück sie betrogen, oder ob es gütig war, da es Unheil von ihr ferne hielt.

Fragend blickt sie hinauf zu den fernen Welten, die droben flimmern und leuchten, als ob *diese* ihr sagen könnten, was höher stehe, die Liebe, die leidgeborene, oder die hohe Reine, die Entsagung, die man stets als Höchstes ihr gepriesen.

Und wie dunkles Ahnen umzittert es das junge Menschenkind, ob es nicht doch betrogen worden sei um das schönste aller Menschenrechte. Und sie fragt sich: „Tue ich nicht Großes, daß ich mein Dasein, meine Jugend und die Lebenslust den Mitmenschen opfere, die Nachtruhe dahingebe, diesen armen alten Menschen zuliebe um Gotteslohn?“ „Jawohl!“ Aber eine innere Stimme läßt die volle Befriedigung und Freude nicht aufkommen, denn auch die Mütter, die Nacht um Nacht

Die gute Nonne betet nun all den Weiblein das übliche Nachtgebet vor, aus allen Betten wird mehr oder minder fleißig nachgebetet. Da mit ergebungsvoller Demut, aus der der Dank herausklingt dem lieben Gott, daß er sie wieder einen Tag erleben ließ, dort mit lauter, herber Stimme, der man es ordentlich anmerkt, daß das Schicksal sie hart gemacht.

Zum Schlusse eine kleine Pause zum Behufe der Gewissenserforschung und dann ein „Gelobt sei Jesus Christus".

Flüsternd unterhielten sich noch eine kleine Weile die beiden Nonnen, die eine der andern die Unterweisung gebend über ihre Obliegenheiten während der Nacht. „Seien Sie nur ganz unbesorgt", sagt die Schwester Philomena zu der sich zurückziehenden andern Klosterfrau, „ich weiß jetzt alles und werd schon schauen, daß es recht wird."

„Um 12 Uhr wecken S' dann die Kordula, nach Mitternacht hat sie die Aufsicht."

„Weiß schon, gehn S' nur. Gute Nacht!"

Eine geraume Weile ist Stille ringsum.

Die junge Nonne schreitet lautlos mit ihrem Rosenkranz in der Hand von einem stillen Zimmer ins andere. — Schon schlägt es 11 Uhr, da fängt eines der Weiblein in seinem Bette zu seufzen an.

„Gedacht hab ich mir's", murmelt, ihre Schritte ins Extrastübchen lenkend, die Schwester, „daß die Marie wieder kein Ruh geben wird. Ist wohl gut, daß die ein Zimmerle allein hat".

„Hans, Hans! wie schön hab i geträumt von dir", jammerte das alte Weiblein. „Jung und lustig und lieb bist g'wesen. Wenn mich der Herrgott nur einmal noch dich sehen lasset, dann wollt i gern sterben."

Und da die Nonne eben Zeit hatte, setzte sie sich geduldig zum Bette der Alten und ließ sich deren Schicksal erzählen.

„A schöns jungs Madl bin i g'wesen als Kellnerin in Muls, und lustig, daß i hab lachen können wegen an jeden Hölzl, das am Weg g'legen ist. Hätt mir's aa nöt träumen lassen, daß i amal im Armenhaus sterben muß. Gellens, Schwester, wenn S' mi a so anschauen als armes Pfründnerweibele, möchten S' nöt glauben, daß i hätt sollen a Dokterfrau werden." Und als die Nonne ein etwas ungläubiges Gesicht machte, fuhr das Weiblein in seiner Rede mit Feuereifer fort: „Wissen Sie, Student ist er g'wesen, mein Hans, der mir nöt einmal, sondern hundertmal 's Heiraten versprochen hat."

„Und dann hat er Sie verlassen?"

„Verlassen, na, g'wiß nöt! dazu hat er mich viel zu gern g'habt. Wegen seiner Studie hat der Heiter nach Wien müssen und dann hab i nie mehr a Sterbenswörtl von ihm ghört; es müssen rein die Brief verloren gangen sein."

armen Heiter, den sonst keine mag, dann nimm i ihn vor lauter Mitleid. Und dabei sein ihr die Tränen in den Augen g'standen.

„Na, die wird dann wohl recht gwesen sein?"

„Freilich, freilich! sie hat aber a jedesmal geblefft*), wenn i a zerrissne Hos g'habt hab und sie sie hat flicken sollen."

„Ja, ja", dozierte nun der Professor, „i sag's! g'scheiter wird der Mensch immer erst, wenn er bei der dritten Fakultät ankommt." „Wieso?" horchten die Männlein hoch auf, denn sie wußten, jetzt komme etwas Gelehrtes. „Das will ich euch erklären:

Jeder Mensch macht in seinem Leben alle vier Fakultäten durch, er braucht gar nöt auf die Hochschul zu gehn. Anfangen tut er mit der theologischen, alle haben mir's amal durchg'macht; als Kind und teilweise auch noch als junger Mann ist man unschuldig und dumm und brav; dann geht man allmählich über zur juridischen, man fühlt, daß man ein Mensch ist und als solcher will man auch was haben vom Leben und man kämpft mit seiner ganzen Kraft um a bissele Glück und fest muß man streiten, daß man da und dort einen Brocken erwischt.

Wenn dann die grauen Haar kommen und die Kraft nachlaßt und 's Leben einen umadum betrogen hat, kommt der Ekel und das Grausen und man fangt an einsehen, daß alles nur Dummheiten sein und daß es nicht der Mühe wert ist und man pfeift auf die ganze Welt — sigst, das ist dann die philosophische, die ihren Gipfel erreicht, wenn man zur Erkenntnis gekommen ist, daß überhaupt alles Wurst ist."

„Jetzt fehlt aber noch die vierte Fakultät", sagte schüchtern ein altes Bäuerlein.

„Kommt schon", erwiderte der Professor, „die medizinische, das ist die letzte. Bei der ist man anglangt, wenn's heut da weh tut und morgen dort und wenn man den ganzen lieben Tag nichts mehr denkt, als was für ein Tee epper für die Verdauung am besten sein könnt und was für a Salb fürs Reißen, und man alle Pflaster und Tranklen bei die Finger abzählen kann, die dem und dem g'holfen haben."

„A wahrer Ekel is, wie der b'soffne Professor wieder großmaulet daherredet", sagte auf der Bank der Weiber drüben das alte Barbele zur Marie.

„Mir ist der Mensch bis in die Seel hinein zuwider." „Gestern hat er ein Mordsrausch ghabt", bemerkt eine andere, „die Schwester Beatrix hat noch mitten in der Nacht müssen die Oberin holen, daß er endlich a Ruh geben hat."

„Warum heißen sie ihn denn den Professor?" fragt die Marie.

„Weil er amal Student g'wesen ist; weiß Gott wie viel Jahr lang soll der Mensch in Wien auf der Universität herumgebummelt haben."

*) geblefft — geweint.

bei ihren Kleinen wachen, tun dasselbe, und steht ein solches Opfer weniger hoch auf der Wagschale der Menschenliebe?

Da schlug es vom nahen Pfarrturme Mitternacht. Die Nonne schloß das Gangfenster und dachte sich: Gott sei Dank! jetzt kann ich meine Ablösung wecken und schlafen gehen; hoffentlich werde ich dann die dummen Gedanken wieder alle aus dem Kopfe bringen . . .

Am anderen Tage schien die Sonne warm und freundlich und sie lockte eine ganze Anzahl der Insassen des Pfründnerhauses in den Garten. „Altweibersommer!“ scherzten auf einer Bank mehrere Männer, die träge herumhockten und sich sonnten, „man sieht's“, und sie lachten spöttisch hinüber zu den Weibern, „heut kommen sie frisch alle herunter, die halbwegs noch gehen können, sogar die Sperl Marie hat sich außer getraut.“

„Richtig sitzt sie enten“, spottete ein anderer, „die wird wohl auf ihren Bräutigam warten!“ Die Geschichte der Marie schien eben ziemlich bekannt zu sein.

„Laßt mi aus mit die Weiberleut!“ sagte der Professor, um den, wie gewöhnlich, sich mehrere geschart hatten, denn er wußte immer etwas zu erzählen, und überhaupt, Studierte hatte man eben nicht allzuviele.

„I sags euch“, fuhr er fort, „wenn i von dem Gschmeiß was hör, packt mi allemal 's Grausen.“

„Wer a so redt, ist in seinen jungen Jahrlen g'wiß kein Weiberfeind g'wesen“, bemerkte ein ehemaliger, zugrunde gegangener Tischlermeister.

„Du kannst recht haben“, lachte der Professor, „für Narrn g'habt hab i die Weiber gnug mein Lebtag lang, und nachglaufen sind sie mir, daß i mich fast nimmer hab ihrer erwehren können.“

„Aber g'heiratet hast nie?“

„Gott sei Dank, na! Wär mir noch abgangen, a so a Raunz zu derhalten.“

„Recht hat er, der Hans“, bestätigte kopfnickend eines der Männlein, „wenn man heiratet, muß man rein von Sinnen sein, sonst tät man so was nie!“

„Dann bist du zweimal nöt bei Sinnen g'wesen“, spottete ein anderer.

„Leider, leider, der Esel geht, sagt man, nur einmal aufs Eis, i bin zweimal gangen und deshalb kann i aus Erfahrung reden.“

„Was für eine ist denn nachher noch die Ärgere g'wesen?“ fragte schadenfroh ein alter Hagestolz.

„Sell weiß i selber nöt, die erste war halt a znichte und resche, mit dem Teufel im Leib, und wie i von der, Gott hab sie selig, bin erlöst worden, hab i mir denkt, jetzt nimmst a Gfühlvolle, und richtig hab i eine g'funden, die g'sagt hat: Wenn i nur einen krieg, recht an

Endlich scheint sie ihn zu erkennen, denn sie stößt einen Schrei aus und sinkt zur Erde.

Mitleidig trägt man sie hinauf in ihr Bett, die Ärmste, die mit einem Schlage alles verloren: den Glauben, die Hoffnung und die Liebe.

Der alte Deserteur.

Eine Geschichte aus der guten alten Zeit von **Johann Gabriel Seidl.**

Es war eben Amtstag. Ich hatte ein Anfrage zu tun und besuchte den Herrn Auskultator, meinen alten Jugendfreund, auf seinem Bureau. Mein Geschäft war bald abgetan und ich wollte mich empfehlen; er hielt mich aber zurück mit der Bemerkung, daß es mich nicht reuen würde, dem Verhöre, das er vorhabe, beizuwohnen. Ich nahm sein Anerbieten mit Vergnügen an. Gerichtsstuben sind oft bessere Fundgruben für Freunde des Seelenstudiums als die Hörsäle moderner Philosophen, aus deren Vorträgen man oft nichts mit fortträgt, als — Schwindel.

Der Auskultator klingelte. Ein alter, verkrüppelter Mann mit widerlich verzogenem Gesicht und ausgerenkten Gliedern, derselbe, der auch mich angemeldet hatte, trat wieder ein, erkundigte sich nach dem Befehle des Beamten und entfernte sich, nachdem ihm dieser auf der Vormerkungsliste die Nummern der vorzulassenden Partei gezeigt, mit der bittweisen Äußerung: „Da dürften Euer Gnaden Herr Auskultator wohl ein Auge zudrücken!“

Es war der Amtsdiener, ein unter dem Panier der Göttin Themis ergrauter Scherge und zugleich ein abschreckender Beweis der Grausamkeit, welche ehemals unter dem Namen Gerechtigkeit geübt wurde. Er war vor etwa sechzig Jahren durch das Zusammentreffen zufälliger Ereignisse in den Verdacht geraten, an einer Mordtat teilgenommen zu haben, deren Vollbringern man lange nicht auf die Spur kommen konnte. Das hochnotpeinliche Halsgericht machte nicht viele Umstände, wo es einmal Inzichten hatte, der arme Teufel wurde auf die Folter gespannt und gepeitscht und gequält, daß ihm die Seele auf der Zunge saß und sein armes Leben in einzelnen Tropfen aus seinen Adern spritzte, aber seine Natur und sein Bewußtsein waren stärker als die Folter und er ward freigesprochen. In wenigen Wochen darauf wurden die Täter eingebracht, deren Aussage den Beweis lieferte, daß man dem Unglücklichen die Glieder umsonst schief gezogen habe. Aus Mitleid und zum Ersatze für das Andenken, das man ihm für seine ganze Lebenszeit deutlich aufgedrückt hatte, nahm ihn das Gericht in seine Dienste. Diese verrichtete er mit Gewissenhaftigkeit und Strenge, und man nannte ihn, insofern die

„In Wien auf der Universität!“ sagt die Marie — sie wird ganz blaß vor Aufregung — „da könnt er am End gar was wissen von mein Hans!“

Und sie läßt es sich nicht wehren und geht trotz ihres Widerwillens hinüber zu dem Manne.

Bescheiden bleibt sie vor dem Professor stehen, schaut schüchtern in das aufgedunsene Gesicht des alten Trinkers und sagt stotternd: „Entschuldigen Sie, i möcht soviel gern etwas wissen.“

„Womit kann ich dienen, holde Fee“? lacht roh der Angeredete und macht eine galante Verbeugung und dabei wirft er einen höhnisch stolzen Blick auf seine Nachbarn, als ob er sagen wollte: Sehts, nöt amal jetzt hab i Ruh von dem Weibervolk!

„I hab g'hört, Sie haben in Wien studiert; g'wiß haben S' einen gekannt, einen — —“

„Ah so, einen alten Verehrer von Ihnen, soll i Ihnen helfen, den einfangen, was?“

„Hans hat er g'heißen“, sagt, nun völlig zitternd das Weiblein, „und gscheit ist er g'wesen und lieb und gut . . .“

„Hans heißen viele auf der Welt“, lacht der Mann, „i auch!“ — und er fixiert das Weiblein mit seinen Glotzaugen. „Sagen S mir vor allem andern, wer sein denn Sie?“

„I bin die Sperl Marie, und der Hans ist mein Bräutigam — o wenn S' nur a Sterbenswörtl von ihm wissen täten, i hätt soviel a große Freud!“

„Vielleicht weiß i was“, sagt der Mann, denn es schien ihm ein gewisses Erinnern aufzudämmern. „Wo haben S' ihn denn kennen glernt?“

„In Muls, wo i bin vor gut fünfzig Jahrlen Kellnerin gwesen.“

„Stimmt“, nickte der Professor.

„Also um Gottes und aller Heiligen willen, wenn S' etwas von ihm wissen, sagen Sie s mir, damit i aa noch amal in mein Leben a glückliche Stund hab!“ flehte das arme Weiblein und sie hob bittend ihre Hände empor.

„Das könnten wir machen“, sagt der Professor und er wendet sich an die Umstehenden: „Jetzt paßt auf, Mander, es kommt der Schlußeffekt von einer Komödie und lachen dürfts, bis es euch alle schüttelt.“

Dann steht er pathetisch auf, breitet zur verdutzt dreinschauenden Marie gewendet seine Arme aus und sagt: „Altes Ackerg'scheuch, komm in meine Arme und gib mir a Bußl, i bin s ja selber, i dein Hans, dein Ideal!“

Wie versteinert schaut das Weiblein in das kupferrote Gesicht des alten Trinkers, zwar weicht sie instinktiv zurück, aber trotz des Ekels kann sie den Blick nicht abwenden.

„Ei, freilich“, antwortete der alte Thomas Gürtler, so hieß der arme Kleiderputzer. „Woher wissen nun der Herr Auskultator sogar dieses, was ich beinahe schon vergessen hätte, wenn ich nicht vor kurzem daran erinnert worden wäre?“

„Soldat warst du?“ fragte Marthe verwundert. „Das hör' ich jetzt selbst zum erstenmal! — Und bei welchem Regiment hast du denn gedient?“

„Du lieber Gott! Sie konnten mich zu keinem Regiment brauchen; ich war ihnen viel zu klein. Weil ich aber sonst rüstig war und mit den Pferden umzugehen wußte, so verwendeten sie mich zu dem Korps, welches die Bespannung zu besorgen hat, zum Fuhrwesen, mein' ich. Damals schon, als der selige Kaiser Joseph im Lager vor Belgrad stand, war ich im Dienste und saß auf einem der Pferde, die das Pulver zuführten.“

„Kennt Ihr keinen Eurer alten Kameraden mehr?“

„Vielleicht wenn ich einen sähe, daß ich mich erinnerte; aber es ist schon lange her und hier in der Stadt ist mir niemand desgleichen vorgekommen!“

„Besinnt Euch wohl! Ich möchte Euch auf keiner Lüge ertappen!“

„Warum sollt' ich denn lügen? Es würde mich ja freuen, einen alten Bekannten wieder zu finden. Mir ging's damals gar nicht so schlecht. Ich war ein rüstiger Bursche; litt an nichts Mangel; fürs Leben sorgte Gott und fürs Essen der Kaiser, und weiter hatte ich keine Bedürfnisse!“

Der Auskultator sagte dem hinkenden Boten etwas ins Ohr. Dieser humpelte hinaus und führte nach einer kurzen Pause einen zerlumpten Mann herein, dessen feuerfarbiges Antlitz den Trunkenbold nicht verkennen ließ.

„Kennt Ihr diesen Mann?“ fragte der Auskultator den Inquisiten.

„Diesen da?“ erwiderte Thomas. „Ja, den kenn' ich! Vor einigen Tagen führte uns der Zufall bei einem Herrn zusammen, welcher einen Kleiderputzer suchte. Eine Muhme meiner Alten hatte mir den Dienst zuschanzen wollen. Auch dieser Mann bewarb sich darum. Als wir im Vorzimmer warten mußten, bis der Herr Zeit hätte, uns vorzulassen, betrachtete er mich vom Kopf bis zu den Füßen, fragte mich, ob ich nicht bei den Soldaten gewesen, wo ich gelegen sei, was ich für Schicksale gehabt habe. Da ich ihm alles ohne Hehl mitteilte, schien er nachzudenken; brummte, den Mund verziehend, ein um das andere Mal ein mürrisches ‚Hm! Hm!‘ in den Bart und mutete mir zuletzt ziemlich barsch und unfreundlich zu, ich sollte auf jenen Dienst weiter keine Ansprüche machen. — Warum, konnt' ich in der Tat nicht begreifen.

‚Wenn ich dem Herrn nicht zu Gesicht stehe‘, war meine Antwort, ‚so hat's ohnehin sein Bewenden!“ — Er aber wollte, daß ich mich

Erscheinung eines Gerichtsdieners selten einen günstigen Eindruck macht, in scherzhafter Doppelbeziehung allgemein in der Stadt den hinkenden Boten.

Schon die Bekanntschaft mit diesem seltsamen, fast grauenhaften Krüppel hätte mir genügt, um mich für meinen Besuch auf dem Bureau zu entschädigen; allein mich erwartete noch eine weit interessantere Erscheinung.

Die Tür ging auf und unter dem Vortritte des hinkenden Boten erschienen zwei Personen, welche ebenfalls einem früheren Jahrhundert angehörten: ein alter, weißköpfiger, kleiner Mann mit stark ausgebreitetem, halb verwittertem Gesichte und ein Mütterchen, dem Greise gleich an Jahren und fast auch in seinen Zügen ähnlich. Mit sichtbarer Ängstlichkeit und unter vielen Bücklingen traten sie ein und wollten dem Auskultator die Hand küssen, der sich aber ablehnend zurückzog. Man sah es dem Paare deutlich an, daß es, so alt es war, noch nie vor Gericht stand und wie sauer ihm dieser unerwartete Gang angekommen sein möge.

„Wißt ihr, warum ihr vor Gericht steht?“ begann der Auskultator üblicherweise das Verhör.

„Gott soll uns strafen, wenn wir die geringste Ahnung haben“, antwortete das Mütterchen, welches mehr Fassung verriet als der Mann. — „Wenn uns jemand gesagt hätte: ihr müsset morgen vor Gottes Richterstuhl treten, so hätten wir uns gedacht: es ist an der Zeit; wir haben sein Brot auf Erden lange genug gegessen! Aber vor das weltliche Gericht noch einmal in unserem Leben zu kommen, hätten wir uns nicht eingebildet. Oft, wenn wir den Herrn hinkenden Boten da an unserer Stube vorübergehen sahen zu dem und jenem im Hause, dachten wir uns: nun in Gottes Namen! Es geht uns oft recht schwer; aber ehrlich haben wir uns doch immer durchgebracht und das löbliche Gericht hat uns nichts anhaben können. Weiß der liebe Himmel, wie wir jetzt so plötzlich zu der unverhofften Ehre kommen!“

Der Auskultator beruhigte sie; forderte beide auf, ihm auf seine Fragen kurz und bündig zu antworten, und tröstete sie mit der Versicherung, daß, wenn sie sich wirklich nichts vorzuwerfen hätten, sie von dem Gerichte nicht das geringste befürchten dürfen.

„Nun, wenn das ist“, meinte der Alte, „so hätte man uns den sauren Gang leicht ganz ersparen können. Aber der hinkende Bote ist vielleicht auch so hergelockt worden und jetzt hinkt er schon seit sechzig Jahren!“

Der Auskultator gab dem kindischen Alten sein Wort, daß er so etwas Arges nicht zu befürchten hätte, und fuhr in seinem Examen fort.

„Ihr waret einmal Soldat?“ lautete eine von den Fragen.

Thomas entfärbte sich; ward wieder rot; wälzte das Wort „Deserteur“ in seinem Kopfe ungläubig hin und wieder und konnte nicht zu Worten kommen.

„Ihr waret Soldat!“ half ihm der Auskultator drein. „Ihr mußtet also dienen, solang es vorgeschrieben ist.“

„Ja — ja — das sollt' ich!“

„Ihr laget krank! Wohin ginget Ihr, als Ihr genesen waret?“

„Ich machte mich auf, um meine Abteilung einzuholen, welche indes weit vorgerückt war!“

„Habt Ihr sie nicht eingeholt?“

„Ich wurde auf dem Wege rezidiv und blieb in einem Bauernhause liegen. Als ich besser wurde, kam die mildere Jahreszeit. Der Bauer verwendete mich als Knecht. Es ging mir gut; ich gewöhnte mich ein, und da weiter keine Frage nach mir war, so dacht' ich mir: Ei, sie haben dich beim Fuhrwesen ganz vergessen. Wenn sie dich brauchen, so werden sie dich ohnedies zurückfordern. Und brauchen sie dich nicht, nun, so ist's auch gut. Wer weiß, wie weit du zu laufen hättest, um deinen Zug wiederzufinden!“

„Das war eben gefehlt von Euch! Ihr hättet Euch an den ersten Transport anschließen, Euch beim Kommando melden, über Euer Zurückbleiben rechtfertigen und Eure Dienstzeit, wie's einem Soldaten ziemt, aushalten sollen. Das habt Ihr nicht getan! Der Mann, der Euch erkannt hat, wußte das, gab Euch an — und da das Recht der Gesetze durch die Zeit keine Schmälerung erleidet — so seid Ihr — leider! — Deserteur!“

„Mein Gott!“ jammerte Marthe. „Er wird doch nicht jetzt, mit weißem Kopfe, wieder Soldat werden müssen?“

„Dazu ist er freilich zu alt! — Vermögen hat er nicht, sonst würde es ihm weggenommen, in dieser Hinsicht kann ihm die Militärbehörde nun wohl nichts anhaben. Aber nichts Gesetzwidriges kann ungestraft bleiben; eine Strafe erwartet ihn leider vor dem bürgerlichen Gerichte — eine Strafe, die ihm und Euch, Marthe, vielleicht schwerer fällt als jede andere!“

„Du lieber Himmel!“ seufzte Marthe. „Man wird doch nicht den Rücken meines alten Mannes, den soviel Leiden schon gebeugt haben, noch mit Spießruten zerfleischen?“

„Dazu ist er auch zu alt, Mutter — aber auf etwas anderes müßt Ihr Euch gefaßt machen, was Euch wohl hart ankommen wird?“

„Mein Gott? — Was kann uns Leuten hart ankommen, wenn man uns Leib und Seele läßt?“

„Ihr müsset voneinander gehen, liebe Leute!“

„Voneinander gehen? Wie meinen das der gestrenge Herr Auskultator?“

gar nicht vorstellte, und drohte mir, daß es mich reuen würde, wenn ich's täte. — Da ich nicht wußte, wie das zusammenhänge, so ließ ich ihn stehen und machte dem Herrn ohne weiteres meine Aufwartung. Nach mir kam dieser. Ich sagte dem Herrn mehr zu und so nahm er mich. Daß ich jetzt vor Gericht stehe, scheint mir durch die Bosheit dieses Menschen geschehen zu sein!"

„Das wird sich finden!" — fiel ihm der Auskultator ins Wort. — „Jetzt verständigt Euch mit diesem Manne; er sagt, daß er Euch schon von früher her kennt. Darüber müssen wir ins klare kommen!"

„Kennst du mich wirklich nicht, Thomas?" begann der Mann mit dem feuerfarbigen Gesichte, boshaft grinsend. „Sieh mich einmal recht an! Freilich, die Narbe da über dem Auge hat mich etwas entstellt. Auch bin ich ein bißchen röter geworden. Aber ich kann mich gar wohl noch entsinnen auf den krummbeinigen Thomas, auf den Stiegelhupfer, wie wir dich nannten."

„Bei meiner Seel', so hieß ich bei meinen Kameraden!"

„Du lagst anno 1783 an der Donau und wurdest dann, so wie ich, auf dem Rückzuge nach Karamsebes krank."

„Das ist wahr! Die Epidemie, die im Lager geherrscht hatte, tat mir keinen Schaden. Aber in der Eile des Rückzuges schlug mich ein Pferd und ich wurde als Marodeur in einem elenden Dorfe zurückgelassen!"

„Brachten sie da nicht eines Abends einen Mann, den das Fieber so schüttelte, daß ihm alle Beine klapperten? — Du wurdest, da nur ein Bett in der Stube war, ausquartiert und auf die Ofenbank gelegt, und der Klappernde nahm deinen Platz ein."

„Ja — ja, jetzt erinnere ich mich auf alles! Du hast recht. Und dieser Mann warst du —?"

„Der war ich! — Mein Fieber verließ mich jedoch eher, als dein Bein gut wurde. Ich rückte zu meiner Abteilung ein; diente dem Kaiser noch länger; erhielt in der Folge in einem Wirtshausgefechte diese Schmarre, die mich etwas entstellt hat, und hielt in meiner Dienstzeit redlich und wacker bis zu Ende aus. — Glaubst du mir nun, daß ich dich kenne?"

Der arglose Thomas fand gar nichts einzuwenden.

Der Invalide mit dem Feuerantlitz ward wieder abgeführt.

„Mein lieber Thomas Gürtler!" begann der Auskultator, nachdem er nochmals überlesen, was zu Protokoll gegeben worden war, „nach allem, was da steht und was Ihr als wahr selbst bestätigt, ergibt es sich, daß der Mann, mit dem ich Euch konfrontierte, recht hat. Er gab Euch nämlich an als — Deserteur!"

„Deserteur!" — schrie die alte Marthe erschrocken auf.

habt, ohne heiraten zu dürfen, so ist es soviel, als wenn Ihr nicht geheiratet hättet; Eure Ehe besteht vor dem Gesetze nicht; der Richter muß aber dafür sorgen, daß etwas Gesetzwidriges aufhöre, und so muß ich denn in allem Ernste Euch erklären, daß Eure Ehe null und nichtig ist."

Jetzt begriffen die armen Leute, was der Auskultator meinte. Die hellen Tränen stürzten ihnen über die Wangen. Sie fielen sich mit einer Innigkeit um den Hals, daß es wohl am Hochzeitstage nicht inniger geschehen sein mag, und schluchzten, die Hände einander mit Inbrunst drückend.

„Herr Auskultator, dürfen wir nicht jetzt uns heiraten, weil nun einmal das Gesetz sagt, daß wir nicht verheiratet sind?"

„Das kann Euch das Gesetz nicht bewilligen", versetzte der Auskultator, „sonst würde es Euer Vorgehen sanktionieren. Was würde herauskommen, wenn jeder das, was er nicht darf, täte, damit das Gesetz nachträglich erlauben müsse, was nicht mehr zu ändern ist. Ihr müsset voneinander gehen, und Ihr, Thomas, habt es Eurem Alter zu danken, daß man Euch die Strafe des Deserteurs nicht auch noch ausstehen läßt!" —

Vernichtet stand das alte Ehepaar und empfand den Fluch, anheimgefallen zu sein dem ehernen, unbeugsamen Gesetze, in seiner ganzen Schwere. Sie hatten sich immer für so blutarm gehalten, daß ihnen niemand etwas nehmen könnte, als höchstens der liebe Herrgott, wenn's ihm gefiele, ihr bißchen Leben. Nun sahen sie ein, daß sie den größten Reichtum, den sie hatten, gar nicht kannten, nämlich ihre eheliche Liebe. Jetzt erst, da ihnen dieser Schatz angefochten wurde, da man ihnen drohte, ihnen denselben vom Herzen zu reißen, jetzt erst fühlten sie, wie grausam das Schicksal sein kann, wie es selbst in der kahlen Stube des Bettlers noch immer irgendein Kleinod aufzufinden weiß, dessen Verlust ihm sein früheres Bettlertum als Wohlleben darstellt. Das war in der Tat ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Feiner konnte der boshafteste Quäler seinen Plan nicht ausdenken, um sie ganz elend zu machen; empfindlicher der strengste Richter nicht strafen für eine Unvorsichtigkeit, deren traurige Folgen nun auch ein zweites Wesen so ganz unvermutet und unverschuldet trafen.

„Gestrenger Herr!" rief jetzt der alte Thomas, seine Marthe fest, beinahe krampfhaft umschließend, aus, „gestrengster Herr! Tun Sie mit uns, was Sie wollen! Sperren Sie uns ein! Lassen Sie mich Spießruten laufen! Studieren Sie eine Strafe für uns aus! Aber voneinander gehen können wir nicht! Wir sind miteinander alt geworden, wir wollen miteinander sterben! — Was ich getan habe, geschah aus Dummheit! Ich hab's nicht besser gewußt! Als ich meine Alte heiratete, dachte ich

„Eure Ehe ist ungültig!"

Thomas sah sein Weib mit großen Augen an, sie erwiderte seinen starren, ungläubigen Blick mit Kopfschütteln. Der Gedanke, auf welchen sie der Auskultator bringen wollte, war ihnen so fremd, daß sie ihn durchaus nicht zu fassen wußten.

„Eure Ehe ist ungültig!" wiederholte der Auskultator, der ihre Verblüfftheit bemerkte. „Versteht ihr mich nicht?"

„Wir denken uns wohl etwas, gestrenger Herr Auskultator", begann Thomas, „aber das kann nicht sein. Das wäre so wunderbar, so unerhört, daß es fast lächerlich klänge. Wie soll unsere Ehe ungültig sein? Vor zwei Jahren feierten wir unsere silberne Hochzeit; wir haben unseren Trauschein, welcher beweist, daß uns der Herr Pfarrer nach christkatholischem Gebrauche kopuliert hat. Unsere Ehe blieb zwar kinderlos, aber sie war immer gut friedlich; wir trugen unser herbes Los mit Ergebung und Zufriedenheit; hatten nie einen Zank miteinander, waren immer in Leid und Freud' (denn Gott schickte uns doch manchmal auch einen guten Tag) einträchtig und gottesfürchtig. Was wir brauchten, verdienten wir uns mit unserer Hände Arbeit, und niemand ist, der sagen könnte, daß wir ihn jemals betrogen. Wir haben uns nichts vorzuwerfen; denn unsere Armut ist nicht unsere Schuld. Nein — nein! Der gestrenge Herr Auskultator wollen mit uns armen Leuten nur Ihr Spiel treiben und uns die Hölle ein wenig heiß machen, weil ich denn einmal, was ich zwar wohl nicht begreife, ein Deserteur sein soll!"

„Und doch ist's so, guter Freund! Und ich kann vor der Hand nichts, als Euch bedauern. Urteilt einmal selbst, Thomas! Was waret Ihr, als Ihr Eure Marthe kennen lerntet?"

„Knecht bei einem Bauer im Ungarlande!"

„Waret Ihr's mit Recht? Hattet Ihr nicht noch als Soldat die Verpflichtung, Eure Dienstjahre zu vollenden?"

„Ja — das ist freilich wahr! Aber ich wußte nicht, daß es damit so streng hergehe!"

„Nichtwissen dessen, was man wissen kann und soll, entschuldigt vor dem Gesetze nicht. Ihr waret also damals, obwohl Knecht, eigentlich noch Soldat; nicht wahr?"

„Ja — wenn man's so nimmt, so war ich's ohne Zweifel!"

„Darf aber ein Soldat heiraten, wie er will?"

„Nein!"

„Ihr habt also geheiratet, ohne heiraten zu dürfen, und was man tut, ohne es tun zu dürfen, ist soviel, als wenn's nicht getan wäre!"

„Das seh' ich ein!"

„Nun seht!" Da es durch die Klage und die Aussage jenes Mannes, den ich Euch vorführte, erwiesen worden ist, daß Ihr geheiratet

„Das wäre doch in der Tat grausam, die Armen zu trennen“, sprach ich zum Auskultator. „Der abscheuliche Kerl mit dem Feuerantlitze! Warum hat der den armen Alten verraten müssen!“

„Boshafter Brotneid“, erwiderte mein Freund. — „Aber ihr Glück ist es, daß sie unter keine schlechteren Hände kamen als die meinigen. So ein verknöcherter Geschäftsmann, der es nicht der Mühe wert erachtet, eines gemeinen, armen Teufels willen dem Gesetze etwas abzuschmeicheln, hätte sie kurz abfertigen können. Aber ich hoffe, die Sache auszufechten!“

* * *

Es reute mich nicht, geblieben zu sein. Nach einigen Wochen begegnete ich meinem Freunde; er hatte dem armen, geängstigten Paare höheren Ortes Gnade erwirkt. Glühender Dank war der schöne Lohn für seine menschenfreundliche Bemühung.

Ich zieh' in den Tag, in den blauen.

Von A. R.

Frühling.

Ich zieh' in den Tag, in den blauen,
Der Nebel versinkt hinter mir,
Vorüber das Sorgen und Grauen —
Über sonnige, wonnige Auen —
Zu dir — mein Schatz — zu dir!

Der Nebel, der ist versunken
In finst're vergangene Nacht,
Die Sonne hat ihn getrunken,
Die leuchtende hat mir gewunken,
Das Licht, es ist erwacht.

Und — Wanderer — sei nicht erschrocken,
Wenn ich dir jetzt was vertrau,
Mein Schatz hat nicht fliegende Locken,
Doch singende, klingende Glocken
Und schimmernden Morgentau.

Mein Liebchen ist keine Fraue,
Die nehme sich wer mag —
Über die jauchzende Aue,
Ich zieh' in die Welt, in die blaue,
In den leuchtenden Frühlingstag.

Ketten.

Nicht der ist wirklich tief und schwer gefangen,
Um dessen matte Glieder Ketten hangen,
Ein harter Stahl — ein glühend Sengen,
Ein übermächt'ger Schlag — die Ketten sprengen.
Es gibt so viel Befreiung von den schweren Ketten
Und jeder Nächste — Starke — kann dich retten.

Doch — wenn den freien Willen Ketten halten,
Dann lösen sie nicht aller Welt Gewalten,
Und keine Macht und Kraft kann sie zerschlagen,
Wer diese Ketten duldet,
Muß diese Ketten tragen
In allen Tagen . . .

Daß du die erste Stunde sie nicht hast vernichtet,
Weh dir! die zweite Stunde schon bist du gerichtet,
Und nieder tief die Fesseln auf dich gleiten,
Und drücken dich in alle Ewigkeiten,
Und pressen dir den Schlaf aus deinen müden Augen,
Und aus den Wangen sie die roten Rosen saugen,
Und aus den Adern trinken sie den frohen Mut,
Und aus dem Herzen nehmen sie die heiße Glut.

lange nicht mehr daran, daß ich Soldat war, da dacht' ich nur daran, daß ich heiraten wolle. Hätte man mir's damals nicht erlaubt, gut! Ich wäre vielleicht desperat geworden, aber wenigstens hätte ich meine Marthe nicht in die Gefahr gebracht, ihre alten Tage allein in Not, Elend und Kummer zubringen zu müssen. Jetzt ist es zu spät, gestrenger Herr! Das kann das Gericht nicht wollen, daß Dummheit ärger bestraft werde als ein Kriminalverbrechen. Und so würd' es sein; denn ich sag's rund heraus — eh' ich noch von meiner Marthe weggehe, eher vergesse ich, daß ich ein Christ bin, und hole mir den Trost in der Donau!"

„Und ich — auch!" weinte Marthe laut und schmiegte sich inniger an ihren Thomas. „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen!"

Ich sah den Auskultator mit mühsam unterdrückten Tränen an; er war ebenfalls gerührt. So klar es mir war, daß die Armen nach dem Gesetze nichts zu hoffen hatten, indem der Fall zu offen vorlag, so wenig konnte mein Herz die strenge Anwendung desselben auf dieses Paar billigen, ja nur recht finden.

„Kindische Leute", begann der Auskultator freundlich zu den Weinenden, „weint nicht; es ist umsonst. Vom Gesetze habt ihr nichts zu hoffen; so sonderbar, so unbillig, so ungerecht, ja so widersinnig es euch nach eurem schlichten Verstande vorkommen mag; — aber es ist nun einmal so! Wer gefehlt hat, muß büßen — und gefehlt hat Thomas, das ist erwiesen. Eine Gesetzübertretung verjährt nicht. Von dieser Seite ist's vorüber. Wenn nicht — höhere Gnade —!"

„Ja — Gnade — Gnade!" fielen beide laut rufend ein, warfen sich auf die Knie und bedeckten des Auskultators Hand mit Küssen und Tränen. „Wir haben ja sonst ohnedies nichts auf der Welt. Begnadigen Sie uns, Herr Auskultator! Lassen Sie uns miteinander uns abmühen, miteinander darben, betteln, krank sein, sterben, verhungern! Aber nur miteinander, wie durch siebenundzwanzig Jahre. Alles Glück der Welt ist für das einzelne von uns Tod; alles Leid und Elend, vereint erduldet — Gnade!"

„Kinder, ich kann euch nicht begnadigen!" beschwichtigte er hier, indem er sie sanft aufzog; „ich bin nicht das Gesetz. Aber ich will mich für euch verwenden; ihr seid gute Leute. Um solch eine Ehe wäre es schade. Nehmt mein Wort; ich will mein möglichstes tun. Geht indessen wieder an eure Arbeit; vertrauet auf Gott; wartet vertrauungsvoll ab, was ihm beliebt, über euch zu verhängen. Wenn sich etwas für euch tun läßt, so werd' ich es tun. Geht!"

Mit dem Ausdrucke der innigsten, dankbarsten Rührung empfahl ihm das Paar weinend sein Schicksal und trat dann, von dem hinkenden Boten begleitet, ab.

Emil Ertl.

Zu des Dichters 50. Geburtstage.

Von **Franz Wastian.**

„Mit berechtigtem Stolze darf die wunderschöne steirische Hauptstadt, in deren Fliedergärten es sich so süß träumt, auf ihre glänzende Erzählertrias blicken: Peter Rosegger, Emil Ertl und Wilhelm Fischer.“

Von dem jüngsten dieser glänzenden Erzählertrias, von Emil Ertl, der am 11. März dieses Jahres seinen 50. Geburtstag feiert, soll in den folgenden anspruchslosen Zeilen die Rede sein. Den Lesern dieser Blätter ist ja dieser Dichter schon seit Jahren ein lieber Bekannter geworden, verbindet ihn doch seit langer Zeit die innigste und echteste Freundschaft mit unserem verehrten „Heimgärtner“ und hat er doch selbst manch' reifes Werk seiner reichen Kunst in dieser Zeitschrift niedergelegt.

Emil Ertl ist ein Altwiener Kind. Am 11. März 1860 in der alten Kaiserstadt geboren, hatte er das Glück, die Geschichte seiner Familie in frühere Jahrhunderte zurück zu verfolgen und aus ihr Poesie schöpfen zu können. Seine Voreltern waren Seidenweber auf dem Schottenfeld und er selbst hat die Geschichte seines Hauses später in seinen beiden großen Romanen: „Die Leute vom blauen Guguckshaus“ und „Freiheit, die ich meine“, poetisch verwertet. „Alle meine Vorfahren, soweit ich von ihnen weiß“, berichtet uns der Dichter, „sind Seidenweber gewesen, und alle betrieben sie, ebenso wie viele andere ihrer Zunftgenossen, ihr bürgerliches Gewerbe in dieser westlichsten und höchstgelegenen Vorstadt von Altwien, auf den ehemaligen schottischen Freigründen. Alle saßen sie hier auf diesem gewerbfleißigen Boden, in ihren Werkstätten und kleinen Fabriken, emsig nach dem Rechten sehend und wacker selbst mit Hand anlegend, durchdrungen von dem Ernst ihrer Arbeit, auf der der Segen ruhte, stolz auf ihre Kunstfertigkeit und auf ihr Bürgertum, Freunde der Ordnung und der Gewissenhaftigkeit, bodenständig wie die Bauern, eigenwillige Herren über das Ihrige.“

Nach Vollendung seiner Studien kam Ertl in unsere steirische Hauptstadt, in der er seit vielen Jahren lebt und eine zweite Heimat gefunden hat und in deren geistigen Mittelpunkt er sofort trat.

„In einem von erlesenem Geschmacke eingerichteten Heime wohnt Emil Ertl“, so berichtet uns Erich v. Schrötter in seinen literarischen Studien „Österreicher“, in denen er auch Ertl gewürdigt hat. „Vornehme Musik umrauscht sein tiefinnerliches und dennoch nicht ungeselliges Dasein. Der bürgerliche Beruf Dr. Emil Ertls ist der eines Bibliothekars an der technischen Hochschule seiner zweiten Heimat, und überdies wurde er, der Unzünftige, trotz des Widerspruches der

Hin in die Wüste!

Hin in die Wüste mit brennenden Sonnen,
Hin zu dem Norden mit eisigen Wonnen.
In dem Urwald, dem träumenden, lasse mich weilen,
Nach dem Meere, dem schäumenden, lasse mich eilen —
Groß muß sie sein, die Natur . . .

Brennt auch die südliche Sonne wie Hölle,
Starrt auch der Norden das Blut in der Seele,
Nehmen die Wogen auch rasend gefangen,
Brüllen die Aue und ringeln die Schlangen,
Groß muß sie sein, die Natur . . .

Nur nicht vergehen im Dunstkreis der andern,
Es faßt die Seele ein rasendes Wandern,
Es kann mir gleich sein, ob ich verderbe,
Nur groß muß sie sein, die Natur —
Wenn ich sterbe!

Herbstlaub.

Es flammt der Berg in tausend roten Buchen,
Ich ziehe aus, Herbstlaub zu suchen.
Über die stillen Felder in Träumen
Lockt es mich zu den brennenden Bäumen.
Und die Blätter in tiefen Purpur getaucht,
Und die ferne Welt in Silber gehaucht,
Und die Sonne so mild,
Und der Himmel so weit —
O du köstliche, purpurne Herbsteszeit!

Und es glühet vor mir in roten Flammen,
Ich breche die leuchtendsten Zweige zusammen,
Von der Lärche brennenden Nadelkerzen,
Von der wilden Rose feurigem Herzen,
Von der Esche perlender Traubenglut,
Von der lohenden Buche tropfendem Blut;
Und der gleißende Ahorn flackert in Golden
Zitternde Lichter über die Dolden,
Und die Sonne so mild,
Und der Himmel so weit,
O du köstliche, purpurne Herbsteszeit!

Mit leisem Weh zieh ich aus dem Walde
Über die fahle herbstliche Halde,
Und trag in den Händen das reife Geäst,
O du heiliges, leuchtendes Erntefest!

Du Herbstlaub gleichst meines Sehnens Not
Mit deinem tiefen, leuchtenden Rot,
Du wurdest gereift durch Sonnengebot.
Laß' mich dir gleichen
Mit deinen Farben,
Mein Herz soll reifen
Wie deine Garben,
Und soll es wie du als Gnade erringen,
Anderen Wärme ins Herz zu bringen.
Du sollst mich lehren, im stillen Raum
Zu leben deinen purpurnen Traum,
Zu lösen mein Sehnen — — —

Da blicke ich nieder —
Wie rote Tränen
Das Laub ist zerstreut . . .

Und die Sonne so kalt,
Und der Sommer schon weit!
O du stille, traurige Herbsteszeit!

Rote Rosen.

Rote Rosen rufen das Leben,
Weiße Rosen winken dem Tod.
Purpurtief wie das Morgenrot,
Rote Rosen sollt ihr mir geben.

Rote Rosen freien die Freude,
Weiße Rosen schneien das Leid,
In des Lebens Erntezeit
Aber blühen sie alle beide.

Rote Rosen am Zweige der Wonnen,
Weiße Rosen am Stamme des Weh
— Still und kalt wie weißer Schnee —
Doch die roten brennen in Sonnen.

Rote Rosen schlingt in die Haare,
Weiße Rosen streut meiner Gruft,
Doch mit ihrem Lebensduft,
Rote Rosen — weht meiner Bahre!

Rote Rosen rufen das Leben,
Weiße Rosen winken dem Tod,
Purpurtief wie das Morgenrot,
Rote Rosen sollt ihr mir geben!

nicht mehr befriedigt. Und vor letzterem Gedanken möchte ich den mir werten Dichter, um seines Werkes willen, warnen. Solche Werke der Jugend, wie seine Liebesmärchen, müssen ungeändert bleiben, sollen sie nicht das Ursprüngliche, Jugendliche ihres Wesens verlieren. Nicht jeder Poet hat das Glück wie Wilhelm Fischer in seinem „Lebensmorgen", im Alter noch Märchen dichten zu können, und ich glaube, zwischen dem Märchendichter Ertl und dem heutigen gefeierten Novellisten und Romancier liegt eine zu lange Spanne Zeit. Damals aber war Ertl unter die besten deutschen Märchenerzähler getreten, wie Rudolf Baumbach, den mit Unrecht heute halb Vergessenen, Richard Leander und Heinrich Seidel. Es liegt der süße Duft echter, deutscher Volksmärchen über diesen kleinen schlichten Erzählungen gebreitet und manche von ihnen könnte in dem kostbaren Sammelbande der Gebrüder Grimm stehen. Man lese nur die Märchen vom „König Bitterwurzel", „Dornröschen", „Rübezahl" und „Waldtöchterchen". Wer ihm diese zarten Märchen der Liebe eingab, sagt uns der sonst so versespröde Dichter in der zweiten Auflage seines Buches:

Als ich vor Jahren diesen schlichten Blättern
Der Liebe süß Geheimnis anvertraut,
Schrieb ich darüber in gesperrten Lettern:
Meiner Braut.

Nun flattert neu hinaus der Märchen Reigen
Und mir wird's klar, da ich ins Aug' dir schau!
Dir waren sie, dir bleiben sie zu eigen,
Dir, meiner Frau!

Im gleichen Jahre, als seine Liebesmärchen in zweiter Auflage bei Liebeskind erschienen, trat Emil Ertl 1896 zum erstenmal als Novellist hervor, und zwar mit der kleinen Novellensammlung: „Miß Grant und andere Novellen"*), die gleich seinen Liebesmärchen heute vergriffen ist und von der auch der Dichter keine Neuauflage mehr zu veranstalten gedenkt. Den Löwenanteil an dem Buche hat die Titelnovelle „Miß Grant", die uns in Ertl schon den Novellisten zeigt, den wir aus seinen späteren Sammlungen so schätzen gelernt haben. Sie ist in der Briefform geschrieben und schildert in reizvoller Weise das emsige Suchen, das der Freund eines Malers Lüders, Herr Müller, der in der Münchener Kunstausstellung das feenhaft schöne Bild einer Miß Grant gesehen hat, bezaubert durch den Anblick des herrlichen Gemäldes, anstellt, um das Original desselben, die wunderschöne Miß Grant zu finden und kennen zu lernen. Mit dem Schreiber der innigen, von glühender Sehnsucht erfüllten Briefe wandern wir durch die Münchener Kunstwelt, durch die Straßen von Paris, wir reisen mit ihm, dessen Briefe immer

*) „Miß Grant und andere Novellen." Verlag A. G. Liebeskind. Leipzig. 1896.

Fachgelehrten, mit der Dozentur für Kunstgeschichte betraut. Ein Fall, der Beachtung verdient, weil der persönliche Wert, das echt künstlerische Empfinden und die frei erworbenen, durch journalistische Tätigkeit dokumentierten Kenntnisse auch einmal bei uns den Sieg über offiziell erworbenes Wissen errungen haben."

In die deutsche Literatur ist Emil Ertl ziemlich früh, mit 24 Jahren, getreten. Er ging vom deutschen Märchen aus und sein Erstlingswerk war sein philosophisches Märchen „Abdêwa"*), das heute ziemlich vergessen und im Buchhandel schon schwer erhältlich ist. In seinem im Juli 1883 zu Ischl geschriebenen Vorwort für diese Dichtung sagt Ertl über die Entstehung und zum Verständnis derselben folgendes: „Fernab stand ich von den Wegen schöngeistigen Strebens und Schaffens, dem menschlichen Geiste nachforschend, wie er sich seit Jahrtausenden entfaltet. Als aber das Unsittliche seiner Natur und das Elend seines Daseins mein Innerstes mit schmerzlicher Gewalt erfaßte, als mir ferner Wunsch und Hoffnung einer besseren Zukunft den Weg zu weisen schienen, den wir gehen sollten, als ich endlich, angeregt durch die Ideen eines bedeutenden Philosophen, das Gleichartige in der Entwicklung der Gesamtheit und der des einzelnen zu erkennen glaubte — da ward mir die Geschichte unseres Geistes mit ihren geheimnisreichen Anfängen, ihren ungebändigten Leidenschaften, ihren Kämpfen, ihren Siegen, da ward mir die Geschichte der Menschheit zum Schicksal eines Menschen, da trat mir das Wissen entgegen in eines alten, ehrwürdigen Denkers Gestalt, da verklärte sich das Gute und Schöne zum hellen Himmelsbilde ewig weiblicher Selbstlosigkeit — und es entstand ‚Abdêwa'."

Sicherer und hellere Pfade wandelte Ertl in den zwei Jahre später, 1886, erschienenen Liebesmärchen**), in denen er es zur Meisterschaft des deutschen Märchenerzählers brachte. Kein Wunder, daß ein Vortragsmeister wie Lewinsky aus ihnen mit Vorliebe vorlas. Den Liebesmärchen verdankte es Emil Ertl auch, daß sein Dichtername zum erstenmale in weite Kreise drang. Im alten Verlag Liebeskind in Leipzig 1886 zum erstenmal erschienen, gingen diese feinen Märchen wie alle Verlagswerke Liebeskinds auf die Weltfirma Cotta über, wo sie heute leider mit Ausnahme der kostspieligen Prachtausgabe, die Kunz Mayer schön illustriert hat, vergriffen sind. Und sie könnten ein deutsches Volksbuch werden! Der Dichter hat zwar, wie er mir schrieb, die Absicht, sobald ihm der Zeitpunkt geeignet erscheint, seine Märchen in dritter Neuauflage bei seinem jetzigen Verleger L. Staackmann in Leipzig erscheinen zu lassen, hegt jedoch den Plan, sie umzuarbeiten, da ihn, wie er meint, manches in dem jugendlich poetischen Büchlein künstlerisch

*) „Abdêwa." Ein Märchen. Leipzig. Rudolf Linckes Verlag. 1884.

**) „Liebesmärchen." 1. Aufl. 1886. 2. Aufl. 1896. Verlag A. Liebeskind (Cotta). Stuttgart.

„Der Handschuh“ und „Walpurga“, die der Dichter, erstere neu bearbeitet, in seinen bereits genannten neuen Novellenband „Gesprengte Ketten“ aufgenommen hat, sind auch aus der Novellensammlung „Mistral“ alle übrigen Novellen ausgeschieden und aufgelassen worden, da sie dem Dichter von heute nicht mehr entsprachen. Und doch sind darunter Novellen wie „Mistral“, „Die Stadt der Heiligen“, „Die Auswanderer“ und „In dunkler Nacht erblüht“, letztere Novelle in Versen, auf die mancher deutsche Novellist vielleicht stolz wäre, sie geschrieben zu haben. Aber gerade diese strenge, ich möchte beinahe sagen, allzustrenge Selbstkritik ist für unseren Dichter ein schönes Zeichen seiner echten Künstlerbegabung. Sie zeigt uns, welche hohe Auffassung von seinem Künstlertume, von seiner Sendung als deutscher Dichter er besitzt, sie zeigt uns, welchen strengen Maßstab er an seine Werke und an sich legt, sie zeigt uns aber auch, welche Achtung Ertl vor dem deutschen Lesepublikum hat, für das er eben das Beste und das Schönste gerade für gut genug erachtet. Fürwahr von diesem Autor könnte so mancher unserer Modeschriftsteller und Massenproduzenten, die ihre Bände gewissenlos auf den Büchermarkt schleudern, gerade in dieser Beziehung so vieles lernen.

Emil Ertl ist aber auch in seinen Werken von Band zu Band gewachsen, tiefer, innerlicher und reifer geworden. Man nehme seine späteren Novellenbände zur Hand und vergleiche dieselben mit den beiden bereits genannten. In demselben Jahre, in dem „Miß Grant“ erschien, gab Ertl in der Sammlung „Deutsche Novellenbibliothek aus Österreich“ als fünften Band seine Renaissancenovelle: „Die Perlenschnur“*) heraus, die unter seinen Novellendichtungen eine ganz vereinzelte und eigenartige Stellung einnimmt. Das an und für sich gewiß schöne und löbliche Unternehmen einer österreichischen Novellenbibliothek scheint nicht großen Anklang gefunden zu haben, denn auch dieses Werk des Dichters ist heute vergriffen und wird erst in einem seiner kommenden Novellenbände, in dessen Rahmen die Arbeit paßt, das Licht der Welt wieder erblicken.

Seine schönsten und reifsten Novellen hat uns unser Dichter in seinen drei letzten Novellenbänden: „Opfer der Zeit“, „Feuertaufe“ und „Gesprengte Ketten“**) gegeben. Besonders der letzte und neueste Band, die „Gesprengten Ketten“, zeigen den Dichter auf der höchsten Stufe seines poetischen Könnens als deutscher Novellist. Bringt dieser prächtige Band auch für die Kenner und Verehrer nicht allzuviel Neues, denn der Dichter hat, wie bereits dargelegt wurde, aus

*) „Die Perlenschnur.“ Eine Renaissancenovelle. Deutsche Novellenbibliothek aus Österreich. Leipzig. Verlag Georg Heinrich Meyer. 1896.

**) „Opfer der Zeit.“ 1895. II., verm. Aufl. 1905. „Feuertaufe.“ Neues Novellenbuch 1905. „Gesprengte Ketten.“ Novellen. 1909. Alle drei Bände, wie überhaupt die Werke des Dichters, erschienen bei L. Staackmann in Leipzig.

leidenschaftlicher und glühender werden, nach London und nach Venedig, wo es nach mancherlei Zwischenfällen dem Suchenden endlich gelingt, seine süße Miß Grant näher kennen zu lernen und als Braut heimzuführen. Mit Recht schreibt Müller in seinem letzten und schönsten Briefe an seinen Freund Lüders von sich und seiner jungen Braut: „Und abends, wenn am Kanal die Serenade aufzieht und die Sterne am Himmel funkeln, sitzen wir dort oben vereint und erzählen uns die Geschichte vom Ritter ohne Furcht und Tadel, der auszog, ein Irrlicht zu haschen und sich eine kleine gurrende Lachtaube einfing."

Auch Ertl scheint gerade diese seine Erstlingsnovelle größeren Stiles besonders am Herzen gelegen zu sein, denn in seinem neuesten Novellenbande, den er zu Ostern des vergangenen Jahres uns unter dem sinnigen Titel: „Gesprengte Ketten" geschenkt hat, tritt sie uns in umgearbeiteter Gestalt aufs neue entgegen. Aus der Briefform der ersten Fassung hat sie der Dichter in ihrer jetzigen Gestalt in die Tagebuchform umgegossen und der neuen Gestaltung statt der dürftigen Einleitungserzählung der ersten Fassung eine breitere Rahmenerzählung gegeben. Ich habe die Briefe, die Müller an seinen Freund Lüders geschrieben, wiederholt mit Aufmerksamkeit und Interesse gelesen und sie mit den weitschweifigeren und breiter erzählenden Tagebuchblättern, die nach der neuen Gestalt der Dichter selbst in der „Casa Daru" am Canale grande zu Venedig auffindet, verglichen, und es ist mir wirklich schwer geworden, mich für eine oder die andere Fassung der Novelle fest zu entscheiden. Fast neige ich der ursprünglichen Form zu. Auch den Titel der Novelle hat Ertl geändert. Sie tritt uns in der neuen Sammlung als „die weiße Königin" entgegen, eine Benennung, die ich nach dem alten sinnigen Titel „Miß Grant", der mit dem ganzen Inhalt der Novelle innigst verknüpft war, als nicht besonders glücklich gewählt bezeichnen kann. Ich führe diese äußerlichen Dinge hier deshalb an, weil ich dem liebenswürdigen Dichter, besonders im Hinblick auf seine originellen, von jugendlicher Poesie durchhauchten Liebesmärchen, dringend abraten möchte, die Werke seiner Jugend umzuarbeiten, denn mancher ursprüngliche Reiz der Dichtung geht bei dieser Arbeit verloren. Die beiden anderen Erzählungen, „Hedwig" und „Erste Liebe", die das zierliche Novellenbändchen in Goldschnitt „Miß Grant und andere Novellen" barg, hat der Dichter, da sie ihm, wie er mir mitteilte, heute nicht mehr vollwertig erscheinen, ganz aufgelassen. Ein ähnliches Schicksal wie seinem ersten Novellenbande ist auch seiner zweiten Novellensammlung widerfahren, die im Jahre 1901, nach der Titelnovelle „Mistral"*) benannt, erschienen ist. Außer den beiden Novellen

*) „Mistral." Novellen J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H. Stuttgart. 1901.

sogar als Entdecker, Neubeleber. Wer noch vor kurzem von einer Wiedergeburt des historischen Romans gesprochen hätte, wäre als Phantast belächelt worden. Mit Walter Scott, Scheffel, Freytag, Fontane, Willibald Alexis, Erckmann und für Österreich mit Laube hielt man den geschichtlichen Roman für erschöpft. Die ihre Stoffe der Vergangenheit entlehnten, mit Kraft und Kunst Romane aus ihr bildeten, sind unserer Zeit entrückt. Denn diese liebt im Roman kein ernsthaftes Erinnern an große frühere Tage, ist von ihren eigenen sozialen, psychologischen und ästhetischen Problemen erfüllt und überläßt die Beschäftigung mit allem Gewesenen allein dem Forschergeiste der Gelehrten. Für den Dichter und sein empfindsameres und freieres Schaffen hat man andere Aufgaben bereit. Und gar Österreich mit seiner alten, vielfach vorbildlichen Kultur, der gewaltigen Geschichte, seinen mächtigen historischen Persönlichkeiten, starken Volksbewegungen und ausgeprägten Stilepochen ließ der historischen schönen Literatur nur kleine Novellen und Stimmungsbilder entsprießen. Da geschah nun das Unerwartete. Vor drei Jahren erhielt Österreich einen Roman aus der Zeit des ersten Napoleon (1809), ein vorzügliches Kulturgemälde, bei dem fein und leicht das Historische den Hintergrund abgab: Emil Ertls „Die Leute vom blauen Guguckshaus". — Emil Ertl hat in diesem Romane sein Tiefstes und Bestes gegeben. Er hat die Geschichte seiner Familie, der er entstammt, mit liebevollem Sinne zurückverfolgt, aus dem Heimatboden, dem er entsprossen, zarte Poesie gesaugt, und beide, die Voreltern, die schlichte Seidenweber waren, sowie das Schottenfeld in Wien, wo sie wohnten, in seiner Dichtung poetisch verherrlicht.

„Durch die stillen Gassen bin ich wieder einmal gegangen", schreibt der Dichter in seinen wunderschönen Einleitungsworten zu den „Leuten vom blauen Guguckshaus", „in denen ich meine ersten Jugendträume träumte, und durch die ganze friedliche Vorstadtgegend, wo ich geboren und aufgewachsen bin, und die ich liebe, wie man nur seine Heimat lieben kann, so unscheinbar und wenig bemerkenswert sie auch sein mag. Es war ein holder Frühlingsabend und die sinkende Sonne spiegelte sich und glühte in den Fenstern der alten schmucklosen Häuser, die dort noch stehen, eingezwängt freilich zwischen vereinzelten hohen und stattlichen Neubauten, sonst aber unverändert und von demselben bescheidenen Aussehen wie zur Zeit, da die Seidenweber vom Schottenfeld ihre Schütze noch aus der Hand durch die Kette warfen. Goldene Fluten warmdurchsonnter Luft ergossen sich in breiten Strömen durch die einsamen Straßen und in ihrem verklärenden Scheine grüßten mich aus den langen Zeilen städtischer Wohngebäude auch die altvertrauten stillen Häuser, in denen meine Großeltern und deren Väter und Großväter gelebt haben, und hinter deren wenig ansehnlichen Mauern sie aus

seinen alten Novellenschätzen „Die weiße Königin" („Miß Grant"), „Der Handschuh" und „Walpurga", welch letztere Novelle der Dichter für seine reinste und poetischeste Erzählung hält, reichlich geschöpft, so zeigen uns doch die beiden übrigen Novellen „Dio lo vuole" und „Sternschnuppen"*) die gewohnte Meisterhand des bewährten Novellendichters.

Emil Ertl tritt nur selten mit einer neuen Novelle hervor, wenn aber, dann ist es jedesmal ein kleines Meisterwerk und seine Leser und Freunde, die ihn kennen, wie diejenigen, denen er das erstemal vors Auge tritt, haben daran ihre helle Freude. In letzterer Zeit hat Ertl einige neue Novellen erscheinen lassen, die bezeugen, wie sehr ihm diese Dichtungsgattung ins Herz gewachsen ist, von denen ich nur „Salto mortale" aus „Westermanns Monatsheften", „Die Heilige" aus der „Österreichischen Rundschau" und seine prächtige Hundenovelle: „Barbana" nenne, die er mit einigen anderen Novellen in einem neuen Bande im Oktober dieses Jahres bei Staackmann wird erscheinen lassen. „Barbana", die Geschichte eines treuen Hundes, hat uns der Dichter in jener denkwürdigen Vorlesung der „Drei aus der Steiermark" vorgelesen, in der er mit Peter Rosegger und Ottokar Kernstock zum erstenmal in Graz an den Vorlesetisch trat. Wie jeder echte Dichter ist Emil Ertl nicht nur ein großer Menschenfreund, auch die Tiere, vorab die Hunde, die treuesten Gefährten des Menschen, finden an ihm ihren dichterischen Anwalt. Emil Ertl hat mehrere Hundenovellen geschrieben, die würdig neben Ferdinand v. Saars „Tambi" und Ebner-Eschenbachs „Krambambuli" stehen, ich meine die Novellen „Schicksal" und „Apportl" aus seiner „Feuertaufe". Aber auch in seine größeren Dichtungen, in seinen Romanen hat er mit besonderer Vorliebe diese vierbeinigen Freunde des Menschen hineinverwoben und mit rührender Liebe und tiefem Verständnis gezeichnet. Ich erinnere nur an die beiden Familienhunde Diwrisl und Finettl in seinen beiden großen Wiener Romanen: „Die Leute vom blauen Guguckshaus" und „Freiheit, die ich meine!"**)

Denn Emil Ertl ist nicht nur der poesievolle Märchenerzähler der reizenden Liebesmärchen, der glänzende Novellist, der in allen Sphären sich zu Hause fühlt, sondern er ist auch einer unserer größten Romanzier, der Wiederbeleber des österreichischen oder enger gefaßt des Wiener Romanes. In seinem von mir bereits einmal genannten Buche: „Österreicher" schreibt Erich v. Schrötter über Ertl als Romandichter mit Recht: „Als er sich stark genug geglaubt, auch größere Würfe zu wagen, wandte sich Ertl dem Romane zu. Hier wirkte er

*) Abgedruckt im „Heimgarten", 33. Jahrgang, Heft 5—7.

**) „Die Leute vom blauen Guguckshaus." Roman. 1906. L. Staackmann. Leipzig. „Freiheit, die ich meine." Roman aus dem Sturmjahr. Ebenda 1909.

Idylle; bald zeigen sich Vorboten einer neuen Zeit. In die alte Seidenweberei schleicht sich die Maschine; das patriarchalische Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter wandelt sich sachte in ein feindseliges Gegenüberstehen. Man hört von Bourgeois und Proletariern, über die Landesgrenzen herein dringen Schlagworte von Freiheit und Gleichheit. Das Wiener Frohleben geht trotzdem noch eine Weile in seiner Art fort und im Hause des Seidenwebers Leodolter herrscht eine Behaglichkeit, in der sich der Leser ordentlich als Heimgenosse fühlt, während ihm ein wenig bange wird, es könnte nicht immer so bleiben. Es liegt etwas in der Luft, was Nervenbeunruhigendes — eine seltsame Schwüle. Es zieht ein Verhängnis heran, etwas in diesem Lande ganz Unerhörtes — die Revolution. Diese Spannung auf die kommenden Ereignisse ist mit unübertrefflicher Meisterschaft dargestellt. Und dann kommt's. Ein junger Leodolter, ein von dem Ideale der Freiheit erfaßter und fieberhaft durchglühter Bursche, der voller Reinheit und Treue ist, geht als Student zu den Legionären, kämpft in der Nationalgarde und gewinnt in der Führerschaft der Studenten großen Einfluß. Und dieser überaus sympathische Jüngling wird von seinem hohen, reinen Leitstern in Schuld geführt und endet in schwerster Tragik. Das ist die Hauptgestalt des Romanes. Sie steht im Mittelpunkt eines großen, bunten Kreises von typischen und sonderartigen Gestalten, die mit entzückender Naturwahrheit gezeichnet sind. Da ist der treubesorgte, kluge, tüchtige Bruder Poldi, der begeisterte und doch stets gemäßigte Freiheitsmann Vater Petz; da ist der derbe, bis zur Grausamkeit strenge, ganz in seine wirtschaftliche Aufgabe verbohrte, die neue Zeit nicht verstehende und schließlich von ihr gebrochene Oheim Muschir; ferner die Schwestern Leodolter, deren verschiedenartige Frauencharaktere so zu zeichnen wohl die bewundernswerteste Leistung des Buches ist, eine Feinheit der Seelenschilderung, wie man sie in der neuesten Erzählerkunst, die sich zu keiner rechten Ausgestaltung Zeit und Ruhe gönnt, kaum wieder findet. Aber unser Roman hat noch andere interessante Leute. Da ist der köstliche, goldene, stets abenteuerlich gestimmte Gewaltmensch Schinakel, der es vom asketischen Hauslehrer in der Wiener Vorstadt Schottenfeld zu einem Seifenfabrikanten in Südamerika bringt und noch um Einiges weiter, und wie dieser Mann mit seiner halbverrückten Susanna Leodolter verfährt! Zu dieser Gestalt könnte ja eine sich selbst stark fühlende Kritik ihr Fragezeichen machen; der Leser würde lustig darüber hinwegspringen, denn der Schinakel ist mit so guter Laune behandelt, als er selbst handelt. Dann kommt der echt wienerische Kalfakter Mießriegel, der alle Sorten von Überzeugungen in sich hat und je nach Umständen sich der einen oder der anderen bedient — loser Zyniker und guter Kerl zugleich. Dieser ganz niederträchtige, mit seinem bösen Zungenschlag den Nagel so oft auf den Kopf treffende,

den schimmernden Fäden des Seidenspinners auf großen hölzernen Handwebstühlen kunstvolle Gewebe verfertigten."

Emil Ertls Roman ist, wie Erich v. Schrötter richtig bemerkt, kein historischer Roman im gewöhnlichen Sinne. Die Helden seiner Geschichte sind keine hervorragenden Gestalten der Geschichte, sondern der Dichter hat das Volk gesucht, wirkliche Menschen mit ihrer Arbeit, ihren Sorgen, Leiden und Freuden. Dabei enthält das Buch eine reizende Kleinmalerei, durch die der goldene Humor des Dichters, der an all diesen Dingen seine helle Freude hat, in sprühenden Funken hindurchleuchtet.

Im Jahre 1909 hat der Dichter seinem ersten großen Romane von Anno 1809 seinen zweiten folgen lassen, der uns vom Sturmjahre 1848 erzählt, seinen Roman: „Freiheit, die ich meine". Jenes wunderschöne Lied von Max v. Schenkendorf, das 1810 zum erstenmale erklang und heute immer wieder ertönt, gab der Dichtung das Leitmotiv:

„Freiheit, die ich meine,*)
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?"

Peter Rosegger hat sich über dieses letzte und schönste Werk unseres Dichters, mit dem er sich den Bauernfeldpreis errang, im Dezemberhefte 1909 von „Nord und Süd" in so schöner und eingehender Weise ausgesprochen, daß ich es mir nicht versagen kann, seine trefflichen Ausführungen dem Dichter zu Ehren hieher zu setzen. Rosegger schreibt:

„Ich lese sehr wenig im Jahre, kaum fünf Bücher, nur Sachen, die mir was für mich Passendes geben können, die mich fördern oder erfrischen. Ich lese sie ziemlich gründlich, lebe sie fast mit; das Buch wird mir zum Ereignis. Dann aber verlangt's mich, darüber auch etwas zu sagen. So habe ich vor kurzem die Revolution von 1848 erlebt in einem neuen Roman: ‚Freiheit, die ich meine' von Emil Ertl. So manches habe ich mein Lebtag über jene große Bewegung gelesen, die noch heute unser geistiges Leben im Schwunge hält, ganz klar und anschaulich geworden ist sie mir erst jetzt, gleichsam an mir erfahren habe ich sie erst durch die künstlerische Darstellung dieses Buches. So wahr, einzigartig und packend ist bisher die Wiener Revolution noch nicht geschildert worden. Der Roman beginnt ganz idyllisch in den dreißiger Jahren und liest sich anfangs wie eine Fortsetzung der „Leute vom blauen Guguckshause" mit ihren Seidenwebstühlen und ihrer Biedermeierstimmung, ein Buch, das uns derselbe Verfasser vor einigen Jahren geschenkt hat. Aber diesmal bleibt's nicht bei der

*) meinen = lieben.

Revolution an? Die ist längst vorbei!' — Als ob wir nicht heute noch mitten in ihr stünden. Allerdings ausgerüstet mit dem, was die Ereignisse von 1848 uns gelehrt haben. Diese Ereignisse (so schließt Rosegger) läßt uns Emil Ertl in seinem edlen, wahrhaft schönen Roman wieder erleben — für uns ohne Gefahr, aber mit viel Genuß."

Damit sind Emil Ertls gegenwärtige literarische Arbeiten erschöpft. Ich habe den Dichter, dessen Bücher ich seit Jahren schon schätze und kenne, kurz bevor ich diesen Geburtstagsgruß niederschrieb, in seinem schönen Heime auch persönlich kennen gelernt und dabei erfahren, daß Emil Ertl nicht nur ein echter, gemütvoller Dichter, sondern auch ein tiefangelegter, liebenswürdiger Mensch, eine starke Persönlichkeit ist, die nicht nur Licht und helle Lebensfreude in sich birgt, sondern auch die Herzen seiner Mitmenschen durch diese köstlichen Gaben zu erhellen vermag. Doch davon mögen andere, die der Persönlichkeit und dem Wesen des Dichters näher stehen, erzählen.

Ich möchte von jenen Stunden, die ich mit Ertl damals verplauderte und die mir immer in angenehmer Erinnerung bleiben werden, nur das eine verraten, was mir der Dichter von seinen poetischen Plänen vertraute, und er wird mir dies gewiß nicht für übel nehmen. Als ich die „Leute vom blauen Guguckshaus" und „Freiheit, die ich meine" gelesen hatte, da hatte ich die Empfindung, der Dichter müsse diese beiden herrlichen Bücher durch ein drittes vollenden und krönen, und die Unterredung mit dem Dichter bestätigte mir diesen Gedanken. Im Jahre 1809 spielt der erste Roman, im Jahre 1848 der zweite, zwei Jahre, die für Österreich in jeder Beziehung von größter Bedeutung waren. Der dritte, kommende Roman, wird die Geschichte desselben Hauses, das in den ersten beiden Bänden eine solche Rolle spielt, bis herein in unsere wechselvollen Tage verfolgen. — Mit Peter Rosegger und Wilhelm Fischer, dem „Grazer Stadtpoeten" ist Emil Ertl zu Beginn dieser Zeilen genannt worden. Und fürwahr, zwischen dem bald Siebzigjährigen und dem Sechzigjährigen stellt sich trefflich der nun fünfzigjährige Poet. Obgleich ein Wiener, mit seinem Sinnen und Träumen, Dichten und Trachten in seiner Wienerstadt fußend, hat er dennoch sein Herz seiner zweiten Heimat, der Steiermark und der steirischen Hauptstadt Graz, in der seine Werke entstanden sind, geschenkt, die ihn an seinem 50. Geburtstage auf das freudigste begrüßt. Mögen die folgenden Dezennien des Dichters uns ebenso Großes, Schönes und Erhabenes bringen, als uns die ersten fünf Dezennien seines reichen Dichter- und Menschenlebens, auf die er heute befriedigt zurückblicken kann, gebracht haben!

---

dabei immer aufgeräumte, durch keinerlei Geschick unterzukriegende Geselle ist mir der liebsten einer im Buche. Es sind im Grund lauter Menschen, denen man gut sein muß, weil man sie begreift. Selbst die wütende Rotte, die Leodolters Fabriksgebäude in Brand steckt, ist ein Haufe von menschlich fühlenden Fanatikern, die den in den Flammen umkommenden — nein, man muß nicht alles ausplaudern. Und die Freiheit, die ich meine — ‚die mein Herz erfüllt!‘ — Welche ist sie? Was ist es, für das in jenem Jahre so wahnwitzig gestritten wurde? Ja, das war eigen, jeder meinte je nach seinem Charakter und nach seinen persönlichen Wünschen seine persönliche Freiheit: Redefreiheit, Preßfreiheit, Religionsfreiheit; frei von Polizei, frei von Steuern, frei von Bureaukratismus und Herren, frei von Gesetz, frei von Sitten und Sitte, frei von Pflichten — frei im Zugreifen nach allem, was das Herz begehrt. Freiheit bis hinein in die wildeste Anarchie. Das waren eben die Ideale der Wiener in jenen Sturmjahren, die sie schließlich in die demütigendste Knechtschaft gebracht haben und in die blutigste Schuld. Der junge Fred Leodolter kämpfte um die Freiheit zu einem menschenwürdigen Leben für alle, um Befreiung von allem unsittlichen Zwange, um Freiheit zur Geistesentwicklung. Und selbst das Ideal dieser edelsten der Freiheiten verstrickte ihn ins Unrecht, und in der Erkenntnis des verfehlten Wesens hat er an seinem letzten Tage schmerzerfüllt ausgerufen: ‚Ach, frei von Schuld zu sein!‘ Das war die Freiheit, die er endlich gemeint hat. In diesem Buche wird klar, zu welch furchtbarer Tragik es kommt, wenn ein Volk Freiheit erringt, bevor es dafür reif ist. Aber ein großer Doppelatemzug geht durch das Buch: Freiheit und Arbeit. Die Freiheit geht wieder verloren, aber die Arbeit des Bürgers setzt frisch ein, und durch die Arbeit wird endgültig gewonnen, was dem Schwerte mißlungen. — Ertls Darstellung der Revolution ist feinste Kunst. Widerliche, schauderhafte Dinge sind nicht zu umgehen, aber die Schönheitslinie wird nirgends überschritten. Das Äußerste an Bestialität und Schrecken wird oft geschickt umgangen, während die geschilderten Nebenumstände des Lesers Phantasie in einer Weise anregen, daß er doch das Äußerste schaut oder ahnt. So beim Brande des Fabriksgebäudes, so bei den Barrikadenkämpfen, so bei der Ermordung Latours, so bei dem Tode des Helden. Und die Stimmungsmalerei! Und die leise Ironie, die das ganze Buch von der mißverstandenen Freiheit durchzieht; und endlich, der zarte, herzinnige Humor, der wie Mondschein über der finsteren Nacht liegt. Und wie dieses alte, schöne, große Wien erhoben wird, wie der Dichter es liebt, und wir mit ihm! Und wie wir mit ihm zittern um dieses Wien! Möchte Wien Emil Ertls Buch so verstehen, wie der Verfasser Wien versteht! — Einen Wiener, der im Grunde freilich keiner sein wird, hörte ich über dieses Buch sagen: ‚Was geht uns die

Doch, wozu mich verkleinern zu seiner Jubelfeier! Manchmal war schon auch er in den Brombeeren und bisweilen ward es so, daß auch ich ihm etwas sein konnte. Nur hat er mir lange ein Geheimnis vorenthalten. Nicht durch ihn persönlich, durch sein fertiges Buch habe ich es endlich erfahren, daß mein Freund — ein Dichter war.

Emil Ertl! Fernab von den literarischen Stierkämpfen und Wetthetzen schuf er in der Stille seine Werke; fernab vom Marktlärm des Schrifttums ist er stehen geblieben, und so hat unsere alles beschnüffelnde und beschreiende Zeit sein künstlerisches Werden und Wirken nicht gestört. Unbelehrt und unbelogen von den Journalführern des Tages und von den Schatzmeistern der Literatur ist er groß geworden. Es mag schon sein, daß auch solche Abgeklärte Stunden haben, da sie sich vereinsamt fühlen, daß sie dürsten nach einem Worte der Ermunterung, der Führung und der Anerkennung. Aber die Glücklichen sind sie doch, weil in der Einsam die Persönlichkeit am reinsten in das Werk übergeht.

Es wundert mich nicht, wenn heute, da der Meister seinen fünfzigsten Geburtstag begeht, manche Leute fragen: Emil Ertl? Wer ist das? Und so einfach, wie die Frage, kann auch die Antwort sein: Es ist ein bewundernswerter Meister der Novelle, es ist der Erneuerer des kulturhistorischen Wiener Romans.

Wohl wird es nervöse Flattergeister geben, die zu Ertls ebenmäßigen, behaglich geweiteten, kristallklaren Erzählungen keine Neigung aufbringen können. Das macht nichts, das ist gut. Zum gesunden Dichter finden sich schon gesunde Leser. Und solche, die die Dichtung lieb haben, schauen auch gerne nach dem Dichter aus, nach seiner Person, nach seinem Lebenskreise. Nicht immer ist das anzuraten. Da sucht man einen originellen, an Geist fortwährend explodierenden Mann und findet zumeist einen ledernen Alltagsgesellen. Gerade der Echte trägt sein Dichterherz nicht auf den Händen herum wie das kittelsacklose Frauenzimmer auf dem Markt die Geldbörse. Einer, der vor Fremden sein Herz sorgfältig verhüllt, ist unser Dichter der „Liebesmärchen", der „Feuertaufe", des „Blauen Guguckshauses", der „Freiheit, die ich meine". Und doch wird jeder, der ihm begegnet, einen Gewinn empfinden. Die ruhige, gütige, vornehme Art seines Wesens erfüllt mit Behagen, seine wohlbedachten Worte geben freundlich zu denken. — Und nun mache ich, ohne anzuklopfen, die Tür auf in sein Haus, ganz heimlich und kaum eine Spanne weit. Ob der ehrsame Bibliothekar nicht etwa just beim Jubiläumsmahl sitzt unter den Seinen? Ja, der dort mit dem Tassokopf. Die paar Silberfäden seines üppigen dunklen Haares getrauen sich kaum noch auf eine Silberhochzeit anzuspielen. An seiner Seite, froh und klug zum Rechten schauend, die jugendliche Hausfrau. Dann der sorglos mit sonnenheiterem Auge in die Welt lachende Universitäts-

Ein guter Kamerad.

Von **Peter Rosegger.**

Der Heimgärtner pflegt seit jeher Buch zu führen über seine guten Kameraden, wagt sich mit der Buchhaltung aber nur dann in die Öffentlichkeit, sobald einer oder der andere einen Gedenktag begeht und ihm die Welt eine Zeitabschnittsmarke ankreidet. An solchen Tagen ist mehr erlaubt, als in gewöhnlichen Zeitläuften, und ein Jubilar muß sich manches gefallen lassen, gegen was er sonst klagbar werden möchte.

Der Mann, von dem ich da plaudern will, ist nicht bloß mir ein guter Kamerad, er ist's auch vielen anderen geworden. In seinem Leben ruht viel Köstliches für jeden, der mit ihm des Weges ist.

Wohl ein Vierteljahrhundert mag es her sein, seit ich in dem Hause eines Unvergessenen, im gastlichen Heim des Grazer Bürgermeisters Dr. Kienzl, einem jungen Mann begegnete, der damals aus Wien gekommen war, um eine Bibliotheks-Beamtenstelle an der Technik anzutreten. Er sah damals ein wenig kränklich aus und gab sich ziemlich zurückhaltend; keinerlei Ahnung raunte es mir zu, daß dieser junge Mann meinen alten Tagen ein echter Kamerad werden würde.

Als wir uns später öfter sahen, merkte ich mit Unbehagen, wieviel dieser Wiener mir voraus hatte: Einen durch tiefe Bildung geregelten Geist, ein sicheres Benehmen in Gesellschaft, ein kundiges Teilnehmen an Gesprächen und Unterhaltungen, ein völlig natürliches Sein und Bewegen im Kulturkreise der Stadt. Ich hatte ihm voraus siebzehn Lebensjahre und eine herbe Jugend, zwar voll äußeren Bergsonnenscheins, aber voll seelischer Dämmerung.

Als ob wir in manchem einander ersetzen sollten, zog es uns zusammen. So einig wir in der Ansicht über Lebensführung waren, so verschiedener Meinung in der bildenden Kunst, wo er den Standpunkt des Künstlers hatte und ich den des ungedanklichen, aber empfindenden Beschauers. Bisweilen gab ich, der Erfahrene, dem Studierten gute Ratschläge, die er freundlich annahm; dann kam's heraus, daß er solchen Rat nicht bloß längst gekannt, sondern auch längst schon befolgt hatte, ehe ich damit daher kam. Viele Gebirgspartien in Steiermark und Tirol habe ich ihm vorgeschlagen, die besten Wege ihm beschrieben; ruhig hörte er mir zu, und später wies es sich, daß er dieselben Berge lange vor mir bestiegen hatte. Manchmal lockte mich der Schalk im Eifer eines Gespräches in philosophisches Gestrüppe, so daß ich in solchem Brombeerstrauchgeschlinge hängen blieb. Am nächsten Tage bewies ich's ihm brieflich, um wie viel klüger und klarer man Torheiten schreiben als sprechen kann.

dem Werdenden, so recht als möglich, so schlecht als denkbar. Nicht um Beirat ist mir zu tun, nur ums Aussprechen, weil es dabei am lebhaftesten in mir arbeitet. Gerade Ertl ist bei solch ungeordneten Eruptionen mein geduldiger Zuhörer. Er weiß es, daß bei mir dieses Sichaussprechen nötig ist, soll sich das Chaos klären und entwickeln — unter der warmen Sonne eines Freundesauges.

Der große Abforderer ist hart mit mir verfahren, die Weggenossen früher Zeiten sind alle dahin. Und was der Himmel mir später an persönlichen Freunden schenkte, das hat bequem an einem kleinen Tische Platz. Man hütet sie; und selbst in schwülen Stunden, da man Lust hätte zum Blitzen und zum Donnern, scheucht man die herlebige Seele zurück, aus Besorgnis, das Nebelchen möchte im traulichen Kreise den Nachsommersonnenschein auf einen Augenblick verhüllen. Und so ist das eine rührend verträgliche Gesellschaft geworden, immer aufgelegt zum Schalken und Scherzen. Jedem der Gäste, wie sie bei uns gelegentlich einkehrten, war nicht behaglich. Jenes Vesperglöcklein, das in geschlossenen Männertischgesellschaften sonst geläutet zu werden pflegt, hat bei uns keinen „Klachel“. Auch ist die Fachsimpelei ausgeschaltet und die Dame Medisance hat an unserer Tafelrunde keinen Platz. Die Welt durch die Brillen des Humors anzuschauen, das ist unsere Unterhaltung. — Dreißig Jahre wird's bald, daß ich in jener Weinstube sitze, mit Unterbrechungen zwar, die zeitweilig ziemlich lang gewesen sind. Unter einer einzigen Ausnahme sind heute die Kameraden andere als die bei der ersten Sitzung waren. Aber es sind Stunden, da ein Geist der Ruhenden zu uns auf Besuch ist.

Der Sommer trennt uns räumlich. Wir lassen aber den drahtlosen Telegraphen des gegenseitigen Zudenkens fleißig spielen und fahren am Ende auch einmal einer zum andern. In bangen Zeiten hat's mich gerne zum fernen Freunde gezogen. An dem Tage, als Bismarck starb, fuhr ich Emil Ertl nach an seinen Sommeraufenthalt in Innichen. Wir machten zusammen einen Ausflug auf den Fischleinboden. Auf grüner Matte ruhten wir und schauten zwischen Lärchenwipfel auf ins weiße Felsgewände, die das deutsche Land hier abschließen. Wir schauten zu den Zinnen empor und schwiegen. Fern im Schlosse zu Friedrichsruh liegt der tote Held, der uns getrennt hat von unserem großen Volke, und dessen Manen doch unser Trost sind ... Warum ich immer an das Schweigen jener Stunde denken muß? —

Ein Jahr später besuchte ich den Freund auf der Sommerfrische in Altaussee. Wir bestiegen mitsammen den Loser und schauten nieder auf den See und hinaus in die Karste des Toten Gebirges und in die Gletscher des Dachstein. Heiter wie das Hochgebirgsbild im Sonnenschein war unser Gemüt, unser Gespräch. Für alles hatte der Wandergenosse Auge, Ohr und Verständnis, für das Blümchen im Gestein nicht weniger wie

student. Dann die zwei anmutsvollen, jugendheiteren Mädchen. Das sind die Seinen, das ist der glückselige Gottesfriedenkreis, dem der Himmel dieses Dichterherz anvertraut hat. — Ein alter, schiefgewachsener Junggeselle hat doziert: Dichter sollen sich an keine Familie schmieden, sie müssen freie Arme und ein weites Herz haben für die ganze Menschheit! Schön, aber schief. Geistreich, aber dumm. Ist der häusliche Familienkreis nicht die einzige Stelle, von der aus man den richtigen Geradeblick hat in die Menschheit, in dem man all Menschenfreud und Leid am besten verstehen lernt. Wo sonst sollen wir die Liebe zu den Menschen anzünden als am häuslichen Herde? Just in unseres Jubilars Dichtungen widerleuchtet so schön und warm die Trautsamkeit und Innigkeit der Penaten.

Seit Jahrzehnten zur Winterszeit kommen wir — unser etliche Freunde und Gleichgesinnte — wöchentlich einmal in der altdeutschen Weinstube zu Graz zusammen. Wenn ich sage: Gleichgesinnte, so ist das nicht so schlimm gemeint, gottlob. Bei völlig Gleichgesinnten pflegt anregende Unterhaltung frühzeitig in dem Herrn zu entschlafen. Was Feuer, Licht und Wärme geben soll, das muß sich reiben, und so haben wir übermütige Schwarmgeister, ironische Feuerwerker und satirische Gedankenschneller — besonders in früheren Jahren — in unserer Weinstube prächtige Gewitter gehabt. Zu blitzen begann es da und dort, unstet ward es in allen Winden, und wenn auch gerade nicht das Einschlagen drohte, war es doch gut, daß Ertl allemal den richtigen Wettersegen wußte, ein ruhiges, humoristisches Wort, um den Aufruhr zu sänftigen. Durch all die wirren Zickzacke der heftigen Behauptungen zieht Ertl gelassen und klar den geraden Faden und die sieben Meinungen lösen sich harmonisch in die Farben des Regenbogens auf. Völlig geruhigt es sich, wenn Ertl etwas erzählt. Er kann auch persönlich erzählen, trotz aller behaglichen Ruhe voller Gestaltlichkeit und Anschaulichkeit. Ohne Absicht auf Effekt erzielt er ihn; diese Kunst des persönlichen Vortrages unseres Dichters wird noch ihre Würdigung zu finden haben. — So sitzen wir denn Freitag um Freitag beisammen. Aber plötzlich ist es, daß unser Freund der Tafelrunde fern bleibt. Er kommt heute nicht und er kommt nächstesmal nicht. Wir anderen erforschen unsere Gewissen; die sind so weit leidlich rein, wir wissen nicht, warum Ertl wegbleibt. Und nach Wochen, siehe, da erscheint er auf einmal wieder, flink aufrecht, aufgeweckt, mit jugendlich leuchtendem Auge tritt er an unsern Tisch. Da wissen wir alles, er braucht es uns gar nicht zu sagen. Ein neues Buch ist fertig geworden.

Um diese Eigenschaft des mit sich allein Fertigwerdens beneide ich ihn ein wenig, ich, der den Drang hat, zur Zeit eines entstehenden Werkes mit verstehenden Menschen darüber zu sprechen. Zu sagen von

fast stehenbleibend auf dem alten Fleck. Erst recht die Hochschule! So rufen sie. — Ist es denn nicht mehr wahr, daß die Schule die Lehrerin der Menschheit ist? Nein, sagen sie, das ist wirklich nicht mehr wahr. Die größten Vorwärtsstürmer, die Erfinder, die Entdecker, die führenden Geister, sie nehmen den ersten Anlaß wahr, um sich von der Schule zu trennen und in der Entwicklung selbständig zu sein. Die Schule würde sie nur hemmen; sogar das Verfolgen, behauptet man, sei ihr nicht fremd. Die Schule, wie sie jetzt noch sei, hasse jeden, der außer ihr was leistet, und just dann verharre sie am trotzigsten auf ihrem abgelebten Standpunkt, wenn außerhalb ihres Bereiches eine Neuerung aufsteht. So, prophezeien sie, kommen wir niemals vom Fleck. Man begreift es nur gar nicht, daß Entwicklung und Schule so weit auseinander sein können; ja, daß eins vom andern nichts mehr wissen will. Kaum der Volksschule entkommen, will jeder am liebsten sein eigener Lehrmeister sein. Da bleibt ihm wenigstens seine Individualität, die ihm die spätere Schule nicht gönnen will.

Ich bin schon keiner von denen, die nichts als vorwärts hetzen; mir ist das Dauernde, das Bleibende viel lieber als das unbekannte Fremde, aber nur sofern das Bestehende erträglich ist. Der Zwiespalt zwischen Schule und Leben aber soll nicht mehr erträglich sein, die Schule sei nicht bloß dort ein Hemmschuh, wo es Gutes zu erhalten gilt, sondern auch dort, wo Besseres zu gewinnen wäre. —

Das sind im allgemeinen die Stimmungen gegen die Schule, die immer häufiger und immer lauter werden. Ich empfinde sie teilweise mit, ohne aber doch klar sehen zu können, inwieweit die Revolution gegen die Schule recht hat. Wird sie wohl nicht in allem recht haben, so gewiß in vielem.

Soeben ist bei Braumüller in Wien ein Buch erschienen: „Der Schulstaat. Vorschläge zur Völkerversöhnung und Herbeiführung eines dauernden Friedens durch die Schule.“ Von Johannes C. Barolin. Der Titel wirkt. Völkerversöhnung! So was können wir brauchen. Wäre das, was dem Reichsrat mißlang, der Schule möglich? Soweit es auf die Erziehung ankommt, vielleicht. Es kommt nur nicht alles auf die Erziehung an. Und besonders, wenn zur Individualität erzogen werden soll, wird alle Versöhnung illusorisch. Die Individualitäten, die Verschiedenheiten sind es ja gerade, die entzweien, absondern, keine Einheit und Einigkeit möglich machen. Da täte es die Gleichmacherei besser. Die wollen wir aber sonst nicht, denn sie macht die Menschheit zur Herde, eignet sie dem Tyrannen. Und daß ihr auch die Völkerversöhnung nicht gelang, wir sehen es.

Uns beschäftigt jetzt das genannte Buch. Wir wollen sehen, was es will. Seine hauptsächlichen Reformvorschläge sind folgende:

für die Bergriesen, die in weitem Kranze uns umstanden. Er hatte Sinn für das Geschichtliche der Bewohner dieser Gegenden sowie für ihr wirtschaftliches Leben, für ihren Volkscharakter, für ihre Sitten, Kunstneigungen und Poesie. Da begriff ich es, wie dieser Mann aus einem Tintentiegel Dorfgeschichten wie Stadtnovellen schreiben kann. Ein geordnetes Wissen, ein sicheres Gedächtnis, vereint mit Takt und Herzensgüte, vervollständigen den Apparat, mit dem einer an Gehalt und Form bedeutsame Werke schreibt.

Ein anderesmal wanderten wir durch die Wälder meiner Kindesheimat, in denen der Wiener wieder viel besser daheim war, als ich es in seiner großen Stadt je werden kann. So sehe ich an diesem Menschen überall Vorzüge, um die ich ihm eigentlich Neid haben müßte, wenn mir die Hölle ein bißchen von diesem Gifte ins Blut gespritzt hätte.

Weniger lustig als der Weg durch die Wälder, auf die Berge ist der zum Krankenbette. Und auch diesen weiß der Freund zu finden, seien es nun die drei Treppen in die Stadtwohnung oder die Strecke ins Mürztal. Nichts Übertriebenes an Klage oder Tröstung, wenn Ertl kommt; eine ruhig warme Teilnahme, ein frohes Plaudern und Erzählen hat mir manche trübe Stunde licht gemacht. Nichts von der Art aufdringlicher Ratschläge ist in ihm, freundlich versteht er die Stimmungen des Kranken, so wie er die Eigenart der Person versteht und mit ihr nicht markelt. Dafür besteht auch er für sich auf dem Rechte der Persönlichkeit und weiß mit milder Abwehr sein zartes empfindungsreiches Innenleben zu schützen.

Mein Beruf und noch mehr meine Neigung haben es verlangt, den Jubilar, wie ich ihn sehe und erfahren habe, ein wenig anzumerken. Jetzt aber fürchte ich die nächste Begegnung mit ihm, wo zu meiner Entschuldigung gar nichts gesagt werden kann, als: Lieber Freund, man wandelt nicht ungestraft unter dem Fünfziger!

Ein Ruf nach Schulreform.

Immer lauter und immer allgemeiner wird das Geschrei nach einer großen Schulreform. Es kann auch unmöglich so fortgehen, wie es jetzt ist; althergebrachte Systeme, die der Hochschulen schon Jahrhunderte alt, aus Zeiten stammend, da die Menschheit sozusagen eine ganz andere war als heute. Die Weltanschauungen sind nicht bloß andere, sie sind sich nachgerade entgegengesetzt. Auf allen Gebieten ein gewaltiges Voranstürmen; die Schule aber nicht bloß sachte hinterdrein, sondern

kommen, daß die vorhandene Arbeitskraft der Jugend vom 12. bis zum 24. Lebensjahre teilweise, soweit der Unterricht darunter nicht leidet, verwertet würde. Die Übung in der Handfertigkeit führt so zu verwertbarer Arbeit und diese zur teilweisen oder vollen Bestreitung der Erhaltungskosten groß angelegter Erziehungsstätten, wodurch die Eltern, die Gemeinden oder der Staat direkt, die produktiv arbeitende Bevölkerung indirekt entlastet würden. Damit sich jedoch die Industrie- und Gewerbetreibenden über solche Erzeugungsstätten, die ihnen Konkurrenz bieten könnten, nicht zu beklagen hätten, dürfte an Arbeit nur so viel geleistet werden, als der eigene Bedarf der gesamten Erziehungs- und Unterrichtsinstitute ausmacht.

Unsere Reformvorschläge würden auch den vielfach geforderten Vorteil mit sich bringen, daß die Berufswahl auf ein erheblich späteres Datum hinausgerückt erscheint. Im Falle nun im Schulstaate neben dem Unterrichte die Betätigung in allen Zweigen des praktischen Lebens aufgenommen werden würde, so hätten die Zöglinge die Möglichkeit, Einblick in die vielfachen gewerblichen, industriellen und künstlerischen Betriebe zu gewinnen, darin ihre Fähigkeiten zu erproben und endlich die Neigung zu dem einen oder anderen Erwerbszweig zum Ausdruck zu bringen, so daß den Eltern die Sorge um die Berufswahl vollkommen erspart bliebe. Die Kinder würden dann fast automatisch das lernen, wozu sie Lust und Talent haben. Im Rahmen unserer Anregungen würde die Individualisierung so weit gepflegt werden können, daß jeder Schüler sich in diesem Schulstaat derjenigen Betätigung zuwenden könnte, in der er am leistungsfähigsten ist und womit er sich im Leben am besten abfindet.

Die Schule muß universeller, praktischer werden, sie muß lehren, was im Leben nottut. Es ist uns vollkommen klar, daß man einem jungen Mann oder einem Mädchen nicht alles theoretisch Notwendige auf den Lebensweg mitzugeben in der Lage ist, es handelt sich aber darum, der heranwachsenden Jugend neben dem positiven Wissen stets auch die Möglichkeit zu bieten, sich über alle Wissenszweige informieren zu können.

Energische Stellung möchten wir gegen jede Gefühlsduselei und Verweichlichung nehmen. — Es geht nicht an, daß die Jugend ängstlich vor allen Anstrengungen und Gefahren geschützt und auf diese Art verzärtelt werde. Der falsche Humanitätsgeist zeigt sich heute auf allen Gebieten im kleinen und im großen. Greifen wir zur Begründung dieser Behauptung einen scheinbar geringfügigen Punkt heraus, nämlich die Hitzferien. Es ist bekannt, daß die Schulen in Österreich in den Sommermonaten schon bei Temperaturen über 18° R die Unterrichtszeit beträchtlich abkürzen und dabei heißt es: Wir lernen nicht für die Schule, sondern

Das oberste Prinzip der Jugenderziehung ist die Individualisierung. Um nun aus der Schablone herauszukommen und unsere Jugend der über so vielen lastenden häuslichen Notlage zu entziehen, schlagen wir einen allgemeinen Unterricht vom 4. bis zum 20. Jahre — in vier Abschnitten zu je vier Jahren — ein womöglich allgemeines Internatsystem und eine weitreichende Spezialisierung vor. Als Zeitgrenze des theoretischen Studiums denken wir uns beiläufig das 20. Jahr, denn wir wollen nicht mehr als ein Drittel des menschlichen Durchschnittsalters — weil doch mit 60 Jahren für die allermeisten die Schaffenskraft aufhört — theoretischen Zwecken widmen.

In diesen Jahren soll nun einerseits die körperliche Erziehung berücksichtigt, andererseits eine harmonische theoretische Ausbildung erzielt werden. Es soll daher vor allem auf die Körperpflege Bedacht genommen werden; diese wieder bedingt eine richtige Ernährungsmethode. Es sollen weiters die Sinne entwickelt werden: Das Auge soll richtig sehen, das Ohr recht auffassen u. s. w. Der Lehrstoff muß in einer Form und Begrenzung zum Vortrag kommen, daß er innerhalb des oberwähnten Zeitraumes abgeschlossen wird. Die großen Unterschiede hinsichtlich des Unterrichtswesens stellen ein geistiges Verkehrshindernis dar, wie es ähnlich in Erscheinung treten würde, wenn bei unseren Eisenbahnen in jedem Lande oder gar in jeder Provinz eine andere Schienenspurweite eingeführt wäre. Durch den verschiedenartigen Lehrplan wird beispielsweise die leichte Übersiedlung von Familien, die schulpflichtige Kinder haben, behindert. Es müßte daher angestrebt werden, daß nach einem einheitlichen Studienplane die Erziehung und der Unterricht der heranwachsenden Jugend in allen Staaten und bei allen Völkern eingerichtet werden.

Die neueste Zeit hat auf so vielen Gebieten aus verkehrstechnischen, oder bei industriellen Unternehmungen aus Rentabilitätsgründen, und bei wissenschaftlichen, um dem Fortschritt die Wege zu ebnen, eine internationale Basis durch feste Umschreibungen geschaffen, die segensreiche Früchte trägt.

Gleichartig sollte es mit dem Erziehungs- und Unterrichtssystem sein; auch dieses hätte auf festgefügte internationale Basis gestellt zu werden.

Es müßte ein Weg gefunden werden, wie unser so unendlich erweitertes Wissen der Jugend theoretisch und praktisch für ihre fernere Betätigung übermittelt werden könnte. Es darf die jetzt in Übung stehende einseitige geistige Anstrengung nicht weiter aufrecht erhalten bleiben.

Es sollte auch die Koëdukation mit einer gewissen Beschränkung Berücksichtigung finden. Die Schule soll nicht nur wie bisher eine Unterrichtsanstalt bedeuten, sondern auch ein Erziehungsinstitut sein.

Es müßte in der Schule der von so vielen Pädagogen auf das wärmste vertretene Handfertigkeitsunterricht dadurch zur Einführung

fassers hier mitgeteilt werden. Das Allerschmeichelhafteste, daß den Heimgärtner angeht, muß man ja nicht so ernst nehmen.

„Ich habe letzten Sommer in Ihrer Steiermark wunderbare Tage verlebt, Tage, die für mich Jahre bedeuten, Stunden, die zu den gehaltvollsten und feierlichsten meines Lebens gehörten. Die zwei Wochen Waldheimat waren für mich wie ein großer Feiertag. Denken Sie sich einen jungen Schweizer, der alle Ihre Bücher vom „Waldschulmeister“ bis zum „Alpensommer“ gelesen hat und immer wieder und jedesmal mit größerem Genusse liest. Dieser Mensch kommt nun auf einmal aus bedeutender Ferne mitten in Ihre Steiermark, gleichsam in Ihre Dichterwerkstatt hinein, wo er so viel des Geistiggeschauten und Durchträumten jetzt auch mit dem leiblichen Auge wahrhaftig vor sich sieht ... Ich kann gar nicht schildern, wie mir war, als ich über die steirische Grenze in das Land meiner langjährigen Sehnsucht einfuhr.

Enttäuschungen habe ich nicht erlebt, nur Bestätigungen, Ergänzungen und Vertiefungen meiner Vorstellungen. Nicht selten war ich gar angenehm überrascht, wenn ich Dinge, die ich aus Ihren Schriften kannte, aber schon als der Vergangenheit angehörend betrachtete, in Wirklichkeit noch vorfand.

Man ist zwar gräßlich blasiert, wenn man als guter Kenner der schweizerischen Alpenwelt nach Österreich und zumal in jene Gegenden kommt, wo sich das Alpengelände allmählich abflacht und in anspruchsloser Hügellandschaft verliert. Ich hätte früher gar nicht geglaubt, wie verwöhnt wir durch eine großartige Natur bevorzugten Schweizer eigentlich sind. Wenn man das Salzburgische hinter sich hat und an Dachstein und Grimming vorbeigefahren ist, so kommen einem die Berge fast lächerlich bescheiden vor. Mancher Schweizer wird selbst die obere, gebirgigste Steiermark noch lange nicht so interessant und schön finden wie unsere voralpinen Gegenden, wie etwa das über alle Maßen anmutige und gastliche Appenzellerland oder wie die Kantone Schwyz, St. Gallen, Zug und Luzern, ja kaum so freundlich wie das Oberland des Kantons Zürich, das doch schon ordentlich in die schweizerische Hochebene abzufallen beginnt. Aber man muß die Steiermark eben nicht mit den Augen und Ansprüchen eines Matterhornkraxlers betrachten, man muß sich still und andächtig in die unaufdringliche Natur Ihres Waldlandes vertiefen und man wird es in seiner Art auch sehr schön finden. Mir persönlich ist die Steiermark vor allem als durchaus eigenartiges Land erschienen, ich möchte ihre Entstehung geradezu einer ganz originellen Idee des Schöpfers zuschreiben. Sie sieht so originell und erquickend eigenartig aus. Ich wüßte in der ganzen Schweiz keine einzige Gegend, die man mit steirischer Landschaft verwechseln könnte. Diese unendlichen und wunderbaren Wälder gibt es bei uns nicht, selbst nicht in Graubünden, das

fürs Leben! Es ist doch geradezu ein Hohn auf die Wirklichkeit, wenn man die Jugend in so erschreckendem Maße verweichlicht und wenn man sie für so unfähig hält, Strapazen zu ertragen, daß man bei Temperaturen, die in unserem Klima in den Sommermonaten als Durchschnittstagestemperatur gelten, den Unterricht aufhebt. Unsere Pflicht ist es, die Jugend daran zu gewöhnen, sich jedem Milieu anzupassen, ihre Tätigkeit selbst unter schwierigen Verhältnissen fortzusetzen, keinesfalls darf aber bei einer in unserer Gegend gewöhnlichen Temperatur das Handwerkszeug beiseite gelegt werden, weder in der Schreibstube die Feder, noch in der Werkstätte der Hammer, der Hobel oder die Ahle oder im Arbeitssaale der Großindustrie das Weberschiffchen.

Es handelt sich weniger darum, daß die theoretische Lernarbeit fortgesetzt wird, als vielmehr um den moralischen Eindruck, der bei den Kindern dadurch hervorgerufen wird, daß man auf die eingetretene Temperatur als eine solche hinweist, die so unangenehm den Körper beeinflußt, daß man die normale Tätigkeit nicht fortzuführen in der Lage ist. —

Das wäre so einiges aus dem Buche der „Schulstaat". Von einer Individualisierung ist da zwar nichts zu merken, wenn das Menschenkind schon mit vier Jahren in die Gleichmachermaschine kommen soll. Der Verfasser will die Schule internationalisieren und denkt gleichzeitig an einen Soldatenstaat. Das reimt sich auch wieder nicht. Es gefällt uns manches im Buch, aber es reimt sich vieles nicht. Einer, der eine durchaus praktische Schule gründen will, sollte doch nicht gar so theoretisch sein. In der Praxis würden sich große Widersprüche ergeben. Wir fällen kein Urteil über das Buch, aber wir wünschten, daß es Fachleute lesen möchten, die einigermaßen vorurteilsfrei denken können. Vielleicht könnten sie doch etwelches davon brauchen. Es ist ein noch suchendes Buch, es horcht auch aus nach anderer Meinungen, es wünscht die Diskussion offen zu halten, eine Mitarbeit vieler, und so mag sich doch allmählich ein Schulsystem entwickeln, das zu einer gesunden Reform brauchbar ist. Etwas muß dann wohl jedenfalls dabei sein, das in diesem Buche viel zu wenig betont wird: Die Erziehung zur Sittlichkeit.

Ein Schweizer über Obersteiermark.

Im Sommer des vorigen Jahres hat den Heimgärtner auf seinem Sommerhause ein Bergwanderer aus der Schweiz besucht, der Obersteiermark durchwanderte und später seine in unserem Lande gewonnenen Eindrücke brieflich mitgeteilt hat. Einiges aus dem für uns schmeichelhaften und lehrreichen Schreiben soll mit Gestattung des Ver-

der Steirer im allgemeinen ein schöner, gutmütiger, harmloser und vor allem überaus höflicher Mensch ist. Bescheidenheit, Höflichkeit und Frohsinn habe ich übrigens in allen sechs österreichischen Alpenländern getroffen, in den größeren Ortschaften und Städten der Steiermark fiel mir der feine Schliff der Leute im Verkehr mit Fremden sehr angenehm auf. Die gebildeteren Steirer sind unbedingt viel beweglicher, redegewandter und nobler im Ton als beispielsweise wir schwerfälligen Züricher, wenngleich wir als geriebener gelten. In allen vier Wochen habe ich in Österreich außer einiger „Saggera" auch nicht einen einzigen Fluch oder ein Schimpfwort gehört. Mir schien, es werde bei Ihnen alles mit mehr Ruhe und Gemütlichkeit erledigt als bei uns. Diese meinen Nerven so wohltätige Empfindung hat mich wie eine milde Freundin überallhin begleitet. Besonders angenehm hat es mich berührt, zu beobachten, wie verhältnismäßig ruhig und geschreilos der österreichische Bahndienst überall erledigt und mit welch vorbildlicher Höflichkeit ich vom Zugs- und Stationspersonal allenthalben behandelt wurde. Hie und da allerdings schien mir die österreichische Gemütlichkeit etwas zu weit zu gehen. Postbeamte mit der Tabakspfeife im Mund, Bahnwächter, ebenfalls andächtig an ihrem Nasenwärmer saugend, wenn der Schnellzug vorüberfährt. Schaffner, die den Passagieren den Kellner machen und dem abfahrenden Zug mit einem in einer nahen Wirtschaft erhandelten Büschel voller Biergläser in der Hand nachrennen, derlei Figuren kämen bei uns in die Witzblätter. Überhaupt schaut's in den schweizerischen Bahnen und Bahnhöfen, auf Straßen und Wegen, in Städten und Dörfern, allerdings vor allem in protestantischen Gegenden, bis hinauf ins Gebirge, überall noch ein klein bißchen sauberer, reinlicher und wohlhabender aus als in Österreich. — Gestoßen hat sich mein gut demokratisches Republikanerherz an der Titelsucht der Österreicher, die sich sogar noch auf Friedhöfen, selbst auf demjenigen zu Krieglach, breit macht. „Realitätenbesitzersgattin" — das würde bei uns geradezu komisch wirken. Auch die vielen Orden auf den Uniformen haben mein Auge nur mäßig entzückt; bei uns ist alles Ordentragen verpönt, sogar verboten. Auch der Ton in vielen Ihrer politischen Zeitungen ist ein so ganz anderer als in unseren Blättern; erst im Ausland lernt der Schweizer das kostbare Gut seiner demokratischen Staatsordnung, seiner Volkssouveränität, schätzen. — Weidlich geärgert hab' ich mich in den Tauern über die Tafeln im einsamen Birg, die den Wanderer vor Beunruhigung des Wildes warnen, über Weg und Steg aber im Ungewissen lassen. Ich vermute, daß man in der Schweiz jeder solchen Tafel einen ständigen Wächter und Beschützer beigeben müßte.

Im Mürztal besuchte ich an jedem Sonntag ein Fest, so in Mitterndorf ein Waldfest, wo ich steirische Bergknappen kennen lernte,

noch sehr ursprünglich aussieht und auch noch Adler und Bären beherbergt. Die Schweiz ist viel mehr entwaldet worden als jedes der österreichischen Alpenländer, leider so stark und unsinnig, das der Raubwirtschaft vom Bund aus durch scharfe Forstgesetze Einhalt geboten werden mußte. So würde man bei uns umsonst jene vielen von unten bis zum Gipfel vollständig mit Hochwald bewachsenen Berge suchen, wie sie zu beiden Seiten des Mürztales bis zum Semmering in dunkeln Farben dämmern. Es gibt auch keinen Berg in unserem Lande, der in seiner Aussicht ein so einheitliches Stimmungsbild, ein so mildes, weiches Ineinanderspielen von dunkelgrünen und blauen, duftigen Tönen bietet, wie etwa die Kluppeneggerhöhe, das Stuhleck, das Semmeringgebiet. Ja, ich fand's, wie Sie's geschildert haben, dieses endlose Waldland, still und weich und träumerisch dahindämmernd, voll Stimmungszauber, wohin das Auge blickt. — Auch jene stundenlangen, fast ebenen Hochalmen, wie sie sich vom Stuhleck aus über die Pretulalpe und den Steinriegel gegen Ihre engere Heimat hinziehen und über die es sich so wohlig dahinschlendern läßt, gibt es nicht in der Schweiz. Unsere Alpenweiden sind zumeist klein, selten fast eben und stoßen häufig auf mehr als einer Seite an starre Felswände, gähnende Schluchten und Abstürze oder gar an Gletscher und ewigen Schnee, weshalb sie auch oft schwer und nur auf weiten Umwegen zugänglich sind. Bei uns ist eben jede Berglandschaft großzügiger, wilder, farbenbunter und überwältigender als im Steirischen. Wer bei uns in irgendeinem Landschaftsbild aus den Bergen nicht ein paar blanke Schneezinken über das weiche Grün der Alpenweiden und das erste Dunkel steiler Bergwälder hinausragen oder einen Gletscher herabblinken sieht, dem fehlt etwas darin, der wird es leicht langweilig, zum mindesten nicht alpin nennen. Also wie gesagt, ein Bergfex, der nach Eis und Schnee und Schrecken lechzt, findet seine Rechnung nicht jenseits dem Dachstein. — Wer aber, seinen Walddichter im Herzen und die vielen Geschichten und Gestalten aus der Waldheimat in der Erinnerung, von hoher Warte auf die Steiermark herabschaut oder durch ihre weiten, harzduftigen Wälder oder über ihre sonngoldumfluteten Hochalmen wandert, dem wird sie zum Quell großen, reichen Genusses. Was Sie Ihrem Lande getan, indem Sie es dichterisch verklärten, kann es Ihnen gar nicht genug danken.

Als Sie mich fragten, wie mir Ihre Steirer vorkämen, konnte ich Ihnen freilich wenig antworten, ich hatte ja in den paar Tagen an den Leuten noch nicht viel mehr als die Tracht oder besser das Kostüm gesehen. Ich traue mir auch jetzt noch kein Urteil zu; wer zwei Wochen in einem Lande herumgeschlendert ist, kann dessen Bevölkerung noch nicht beurteilen. Was ich über Ihre Landsleute weiß, habe ich aus Büchern geschöpft. Immerhin glaube ich beobachtet zu haben, daß

Der ist es! Aber nur der Laie und die Polizei. Der geschulte Richter zweifelte, und je eingehender er die Verdachtsgründe erwog, je größer wurde sein Bedenken. Die Geschichte der Justiz weiß, wie zahllose Justizmorde der infernalische Zufall schon angespielt hat. Der Fall Hofrichter ist aber so dargestellt worden, daß der Angeklagte der Verurteilte war, noch ehe das Gericht eigentlich einsetzte. — Da schrie die Bevölkerung, die militärische wie die zivile, nach einem modernen, öffentlichen Militärgerichte. Seit altersher wird bei uns in Österreich nämlich das Militärgericht eigenmächtig und mit völligem Ausschluß der Öffentlichkeit geübt. — Es gibt nichts Teuflisches, was nicht auch Gutes schaffen könnte, und so wird auch dieser unerhörten Giftaffäre die Reform des Militärgerichts folgen. Ein freies Volk, das seine Söhne dem Schutze des Vaterlandes weiht, wird wohl doch verlangen können, daß diese Söhne in Gerichtssachen mindestens dasselbe Recht haben wie jeder andere, das Recht, daß ihre Justizfälle nach dem allgemeinen Gesetze und im vollen Lichte der Öffentlichkeit behandelt werden müssen.

Die Polizei ist naturgemäß parteiisch. Ihre Aufgabe und ihr Ruhm ist es, den Verbrecher zu stellen, woher sie ihn auch nehmen mag. Es kann Fälle geben, da sie durch den Ansturm der öffentlichen Meinung oder durch höheren Druck geradezu gezwungen wird, den Verbrecher herbeizuschaffen, „und selbst wenn sie ihn stehlen müßte". So wird die Polizei an einem Verdächtigen immer nur das Belastende hervorheben, das Entlastende aber mehr unbeachtet lassen oder gar bestreiten. Um so unerläßlicher ist es, daß dann das Gericht, unbeirrt von Standes- oder anderen Interessen, vorurteilslos und unbefangen seines Amtes walte. Wenn es in den Tagen des „allgemeinen Wahlrechtes" noch einen Volkswillen gibt in Österreich, so muß Adolf Hofrichter vor ein ordentliches Gericht gestellt werden!

In meiner Jugend habe ich viel Allotrias getrieben, aber nie habe ich getanzt. Das Tanzen kam mir immer kindisch vor oder ausgelassen und das Ästhetische dran habe ich weder auf dem bäuerlichen Tanzboden noch in den städtischen Ballsälen besonders hoch anschlagen können. Das bisweilen tierisch Brünstige zwischen den Geschlechtern der Öffentlichkeit dargestellt, hat mir immer ein Unbehagen verursacht. Zur Musik wollte ich lieber singen oder marschieren, denn mit Weibsbildern herumbocken. Man sagt, ein solcher Geschmack (der meine nämlich) sei nicht recht gesund, doch habe ich mir mit demselben nie Liebe aus dem Leib und nie Lungenentzündung in die Brust getanzt.

steirisch tanzen sah und Vierzeiler und Schnadahüpferl und andere anmutige Gsangerl hörte, ob Langenwang einen festlichen Anlaß der „Südmark“, wo ich vier Ihrer Kinder und Ihre herzigen Enkelkinder sah, den von Ihrem älteren Sohn geleiteten Männerchor hörte und einer Rede über die Bestrebungen des Deutschen Schulvereines beiwohnte, und in Krieglach machte ich den Kirtag mit. Einen vergnügtern, denkwürdigern Jakobitag habe ich vorher kaum erlebt. Ich war ganz verblüfft, als ich beobachtete, wie viele Typen und Gestalten aus Ihren Schilderungen und Geschichten hier leibhaftig einherwandelten. Ich stellte meinen Apparat in einer stillen Ecke auf, holte aus dem bunten Marktgewimmel Typ um Typ heraus und photographierte sie. Es war ein sehr ergiebiger Tag. — Ich begegnete überhaupt vielen Menschen und Dingen in Steiermark, die wir in der Schweiz in dieser Gestalt nicht kennen, so Steinklopfern, Holzknechten, Kohlenführern, Steirerwägelchen, Maibäumen ꝛc. Manches fand ich bei Ihnen in viel ursprünglicherer Form vor, als ich daheim vermutet hatte.

O, ich hätte Ihnen noch viel zu erzählen, vom Semmering, der sich mit den schönsten schweizerischen Alpenbahnen, mit der Gotthard- und Albulabahn, messen darf, vom Entzücken, das ich angesichts der Stadt Graz mit ihrem unvergleichlichen Stadtpark und ihrem herrlichen Schloßberg empfand, von den Tauern, vom Wasserfall in Gastein, vom Ankogel bei Mallnitz, vom Schoberpaß und Stellkopf, von jener schrecklichen Nacht, die ich zwischen Heiligenblut und dem Glocknerhaus eines jähen Gewitters wegen unter einer Felswand zubrachte, vom Übergang über die Pfandlscharte, wo wir den schrecklichsten Schneesturm erlebten, zuweilen 80 Zentimeter tief im Schnee wateten und auf der Paßhöhe richtig an einen andern Führer verhandelt wurden, von der schwarzen Marie zu Ferleiten, von den Krimmlerfällen, von der Schmittenhöhe, Zell a. S. und Kitzbüheler Horn und von der Kitzbüheler Jahrhundertfeier; doch ich würde damit nicht fertig werden, darum will ich schließen.“

Heimgärtners Tagebuch.

Das Außerordentlichste der letzten Zeit waren die Giftbriefe, die in Österreich an mehrere Offiziere des Generalstabes geschickt wurden, und deren einer auch seinen Mann getötet hat. Als der Verdächtigen Verdächtigste ist Oberleutnant Hofrichter eingezogen und vors Militärgericht gestellt worden. Der Verdachtsgründe, daß dieser Mann der Absender jener Oblatenkapseln mit Zyankali gewesen, waren so viele und auffallende, daß jeder Laie gleich überzeugt sein mußte:

aus zu Wagen über die Oststeiermark, die in der damaligen Zeit nicht zu den vergessenen Landen zählte, nach Wien. Während der Franzosenkriege und in den Revolutionsjahren lagen in der Oststeiermark durch längere Zeit größere Truppenteile, und bald wurde nach den berühmten Mustern der Jugend liebstes Spiel das Soldatenspiel. In allen größeren Orten bildete sich eine Knabenkompanie mit Hauptmann, Fähnrich, Trommler, Trompeter, Profoß, die den großen Vorzug der standesgemäßen Uniformierung hatte. Hauptmann der Kompanie von Ilz war der Sohn des geachteten Postmeisters Heschl. Als der junge Krieger hörte, daß Prinz Johann auf seiner Reise nach Hartberg Ilz passieren werde, wurde der Befehl gegeben, zur bestimmten Stunde in Paradeadjustierung auf dem Ralliierungsplatze (Hof des Posthauses) anzutreten. Nach abgehaltener Musterung wurde mit klingendem Spiele auf die Wasserscheide zwischen dem Ilz- und Ritscheintale marschiert und neben der Kapelle Aufstellung genommen. Die nochmalige Musterung ergab keinen Anstand; Armatur und Rüstung spiegelten sich im hellsten Sonnenglanze. Als der erwartete Wagen heranrollte, wurde in vorschriftsmäßiger Entfernung die Ehrenbezeigung kommandiert, die Kompanie präsentierte die Holzgewehre, der Hauptmann senkte den Säbel, der Fähnrich die Fahne, der Hornist blies und der Trommler schlug den Generalmarsch. Es war ein feierlicher Augenblick, als Erzherzog Johann im Wagen aufstand, den Hut zog und die Meldung des allerliebsten Hauptmannes entgegennahm. Prinz Johann dankte mit aufrichtiger Rührung der Kompanie für die spontane Ehrung in Worten und mit wiederholtem Schwenken des Hutes und fuhr langsam die Front entlang in der Richtung nach Ilz weiter. Man kann sich denken, wie hoch das Herz der kleinen Krieger schlug, daß es ihnen vergönnt war, den geliebten Prinzen militärisch zu ehren, wofür sie so herzliche Dankesworte ernteten. Unangenehme Gefühle löste dieser historische Augenblick nur bei einem Krieger aus. Er nahm während des Präsentierens eine nachlässige Haltung ein und wurde nach dem Einrücken zum Rapport bestimmt. Die Sentenz des gestrengen Hauptmannes lautete auf 25 Stockprügel. Es wurde eine Bank herbeigeschafft, der Profoß war mit dem Haslinger zur Stelle und die Exekution wurde zum warnenden Beispiele vor der Front sofort vollzogen. Nach dem zehnten Streiche sprang der Delinquent von der Bank und erklärte ganz unsoldatisch weinend, die beiden Hände auf den schmerzhaften Teil gepreßt, er wolle nicht mehr mitspielen!

EIN BRIEFTRAEGER HAT MIR EINMAL GEKLAGT, DASS ER DIE BRIEFADRESSEN SO SCHWER LESE, DIE MITTELST SCHREIBMASCHINE MIT GROSSEN LATEINBUCHSTABEN GESCHRIEBEN

Und was einst der junge Körper nicht tat, das soll jetzt die alte Seele tun! Alljährlich steigern sie sich, die Balleinladungen aus den großen Städten, man möge für ihre Ballfeste Damenspenden dichten, Tombolaverse machen, oder sonst was Gereimtes oder Ungereimtes beitragen. Zufrieden ist man mit allem, die Mache braucht kein Ballkleid anzuhaben, keinen Geist mitzubringen, wenn nur Papier da ist mit Worten und Namen. Den Berlinern schrieb ich auf eine solche Bitte um Damenspende einmal: „Wollt Ihr mir für Damenspenden nicht auch einmal Damen senden?“ Gedruckt haben sie's! Aber die Gegengabe sind sie mir schuldig geblieben.

Sache ist die, daß ich da auch literarisch nicht mehr mittanzen mag. Die Balleinladungen, woher sie auch kommen mögen, welchen wohltätigen Zweck sie auch anstreben, sie werden meinerseits bloß still dankend ins Körbel gelegt und es wird darob auch niemand weinend werden. Wenn zu gewissen Jahreszeiten fast täglich Begehren kommen, für Feste Prologe zu schreiben, für Festschriften Beiträge zu schicken, für Tombolas Bücher zu spenden, für Ballfeste Damenspenden zu machen und so weiter, so wird man allmählich kopfscheu. Es imponiert auch die „Wohltätigkeit“ nicht, mit der solche Unternehmungen gefirnißt zu werden pflegen. Ich habe schon so oft und so tückisch gepredigt gegen die Unsitte, sich aus lauter Wohltätigkeitsdrang voll zu essen oder satt zu tanzen oder sonstwie zu ergötzen, daß ich wenigstens nicht selber dabei mittun darf. Wer wohltätig sein will, für den ist es viel einfacher (anstatt sich erst ein Festkleid anzuschaffen und alles übrige was dazugehört zu bestreiten), bloß das Geldtäschchen aufzumachen und die Hälfte von dem zu geben, was der Spaß sonst kostete. Die Wohltätigkeit wird besser dabei fahren.

Kann man den Pelz nicht auch wenden? Freilich kann man das, aber „rauch“ ist er nur auf einer Seite. Man kann ja auch sagen: Wir wollen ins Theater gehen, wollen Konzerte hören, wollen tanzen, wollen gut essen und trinken, und wenn was übrig bleibt, das den Armen. Übrig bleibt ja so wie so nicht viel. Ich warne euch, mich zum Finanzminister zu machen! Alle Luxusunterhaltungen der „besseren“ Stände mit 25 Prozente der Gesamteinnahme besteuern zu Wohltätigkeitsanstalten für ärmere Volksklassen! Vielleicht wollten die Poeten dann lieber Festgedichte machen. Auch der Finanzminister würde besungen werden — aber wie?!

Zeitungen brachten eine anheimelnde Erinnerung: Von der Beliebtheit des Erzherzogs Johann mag die Wiedergabe einer Begebenheit zeugen, die sich in den fünfziger Jahren ereignete und jetzt ans Licht kam. Der Erzherzog reiste damals von seinen Weinbergen von Marburg

Kunst nicht aufkommen zu können. Die Photographie ist ein enfant terrible.

Die wackere Rosa Fischer, die jetzt in Berlin ist bei der berühmten Sängerin Lili Lehmann, hat mir einen Brief geschrieben, eine schier schneidige Kritik meines Tagebuchstückleins auf Seite 298. Und die lautet so:

Im „Tagebuch" habe ich was gefunden, das mich wurmte, nämlich die Bemerkung, das Almosengeben im kleinen, das, den vielen Bettlern nach zu urteilen, besonders in katholischen Ländern blühen soll, sei häufig ein Zeichen des bösen Gewissens.

Ich glaubte da anfangs, Sie meinen, die Leute, die Almosen geben, wollen eine Sündenschuld damit verschachern. Als ich ein zweites Mal die Stelle las, verstand ich sie wohl besser. Gleichwohl möchte ich Ihnen sagen, daß Sie mit der Annahme, weil man im großen nichts tut, gebe man im kleinen, im Irrtum sind.

Sie selber, als Sohn einer Mutter, die keinem Bittenden „nein" sagen konnte, wissen ja, daß gerade das zarte Gewissen Ursache an dem beständigen Geben im kleinen ist.

Man bringt es nicht übers Herz, einen Bittenden abzuweisen, und tut man's, dann legt sich die Erinnerung an den traurigen Blick eines armen Menschen, der vergeblich hoffte, wie mit Zentnerschwere auf unser Herz. Wir bereuen, wir fühlen uns beunruhigt, können's lange nicht verwinden, als hätten wir großes Unrecht getan, und wennmöglich eilen wir dem Fortgegangenen nach oder schicken die erbetene Gabe hinterdrein. Solche Fälle weiß ich von mir und anderen und der Heimgärtner weiß sie sicherlich auch.

Daß in katholischen Ländern durch das beständige Almosengeben das Bettlerunwesen mehr gefördert wird als in protestantischen Orten, mag schon richtig sein; erstens liegen die katholisch bevölkerten Landstriche meist südlicher als die protestantischen und dürften demnach die Bewohner etwas vom Leichtsinn des Südens in sich haben, der nicht so schaffen und sparen lehrt wie das kühlere Blut des Nordens, zweitens wird das Almosengeben den Gläubigen kirchlicherseits ja ans Herz gelegt. Beten, Fasten und Almosengeben.

Als dritter, sehr wesentlicher Punkt spielt mit, daß die Katholiken ihre abgestorbenen Lieben an einem Reinigungsorte im Jenseits glauben, wohin sie ihnen mit guten Werken zu Hilfe kommen können, während die Protestanten kein Gebet für die Verstorbenen und kein Opfer kennen.

Darum, eines „Vergelt's Gott" wegen wird katholischerseits viel gestiftet und geschenkt. Im übrigen geben ja auch in protestantischen Ländern die Leute des Mittelstandes viel häufiger Almosen als die Reichen. Vielleicht ist es, weil der Kleinbürger und Landmann frömmer ist und sich das Gebot der Nächstenliebe zu Herzen nimmt, vielleicht auch, weil der mäßig begüterte Mensch besser Einblick hat in das Leid der Armut, etwa aus eigener zeitweiser Erfahrung weiß, wie weh der Hunger, die Kälte tut und wie furchtbar es sein muß, wegen Krankheit nichts verdienen zu können.

In einem Vororte von Berlin, wo lauter reiche Leute wohnen, haben es die Armen im Hochsommer am besten, wenn die Herrschaften verreist sind; da gibt dann gar manches Dienstmädchen von ihrer eigenen „Stulle" dem Hungrigen und aus ihrer eigenen Tasche dem Mittellosen. Sonst aber, ach an wie vielen vornehmen Türen kann der Bittende ein „Ich bedaure" vernehmen, was ein kurzes „Nein" bedeutet, und

SIND. WAEHREND IHM BEI GEWOEHNLICHEN Buchstaben DAS WORTBILD SOFORT INS AUGE FALLE, MUESSE ER DIE GROSSEN BUCHSTABEN RASCH BUCHSTABIEREN, DAMIT VERSAEUME ER VIEL ZEIT.

„Das freut mich", antwortete ich dem Mann, „Sie werden in Ihrem Berufe nicht der einzige sein, dem es so geht." Ich glaube, gerade die Postbeamten wären berufen, gegen diese unsinnige Mode aufzutreten. Auch bei Geschäftsschildern sind die großen Lateinbuchstaben von ganz besonderem Nachteil, da die allermeisten Leute diese Zeichen viel schwerer lesen, als die landläufigen. Ebenso unvorteilhaft und unbequem sind die nur in großen Lateinbuchstaben gedruckten Büchertitel. Man kann diese Buchstaben auch nicht leicht gewohnt werden, weil sie untereinander zu gleichartig sind, um charakteristische Wortbilder zu geben. Aber die liebe Mode, von der sich die Leute bei der Nase herumführen lassen, wie von keinem andern Frauenzimmer! Und das will viel sagen. Die großen Buchstaben sind vornehmer, sie sind die Aristokraten des Alphabets! Gewiß, das wären sie, wenn sie einzeln stünden in der Menge. Wo lauter Aristokraten sind, da gibt es gar keinen, der hervorragt; denn die großen Buchstaben untereinander sind dasselbe Gesindel wie die kleinen, nur noch charakterloser. Also etwas weniger größenwahnsinnig und etwas mehr praktisch.

Die Unnatur des Theaters ist am besten zu ersehen, wenn man eine theatralische Szene photographiert. Solche Bilder hat man in unseren illustrierten Blättern oft genug Gelegenheit zu sehen. Man erkennt auf den ersten Blick, daß das Bild weder aus der Natur schöpfte, noch etwa ein Kunstgemälde wiedergibt. Es ist nicht Natur und nicht Bildkunst — es ist Theaterszene, deren Gruppierung, Kostümierung, Schminke und Schauspielergesichter trotz aller Regisseurkünste nicht zu verwischen sind. Und merkwürdig! unmittelbar, wenn man im Theater sitzt, kann die Bühne täuschen, so daß gute theatralische Leistungen uns wie Natur anmuten; sobald jedoch das starre Bild (das Bild des Bildes) dazwischen tritt, ist die Theaterkunst entlarvt, man merkt den absichtlichen Stil, man merkt die bühnenmäßige Gruppierung, man merkt die Maske und die Schminke. Eine Szene aus dem Leben, ein gutes Gemälde reproduziert, kann wie Natur und naive Schönheit anmuten, das Theaterbild kann das nimmer. Je vollendeter ein Theater an sich sein will, je weiter muß es sich von der Natur entfernen, und die größten Wirkungen von Natürlichkeit kann es nur durch die höchste Unnatur erreichen — durch die raffinierteste Verstellung, durch die feinste Kunst, durch die höchste Kultur. Doch als Bild scheint die Bühne auch mit ihrer abgefeimtesten

mordversuch. Dieser werde in manchen Ländern auch wirklich bestraft mit Arrest.

„Arrest ist zu wenig!“ rief einer. „Für den mißlungenen Selbstmordversuch wüßte ich eine ganz andere, eine viel passendere Strafe!“

„Und die wäre?“

„Die Todesstrafe!“

„Ist für einen Selbstmordkandidaten nicht abschreckend genug!“

„Doch doch! Er wird's darauf hin gewiß nicht wieder tun.“

Neuerdings wird auf den Kanzeln gepredigt gegen mein Jesubuch. Da muß ich doch einmal einen alten Schutzbrief hervortun. Als ich im Jahre 1854 vom Fürstbischof Ottokar Maria gefirmt wurde, durch Salbung und durch Auflegung der Hände, da mußte ich lernen: die Firmung sei ein Sakrament, durch das der Mensch gestärkt werde, damit er seinen Glauben standhaft bekenne. Das tue ich nun, das habe ich besonders in meiner Schrift: I. N. R. I. getan, und siehe, gerade denen, die uns zu diesem Bekenntnisse firmen, ist das nun zuwider. Ich bekenne ja keinen andern Christus, als der ist, den sie selbst mir in ihrem Evangeliumauszug vorgelegt haben, nur daß er durch mein Herz gegangen ist. Und der ist ihnen jetzt nicht recht. Ich meine, mit der Forderung, den Glauben zu bekennen, ist ein freimütiges, persönliches Bekenntnis gemeint, nicht eins, das man anderen nachsagen soll.

Von illustrierten Blättern und Blättchen wird man oft angegangen seine Photographie zu schicken. Auf wiederholtes Drängen tut man's manchmal. Das Bild kommt dann natürlich in die Zeitung, und kleinere Blätter geben sich in solchem Falle in dem begleitenden Text gerne den Anschein, als habe man das Bild unaufgefordert geschickt. Es kommt dann heraus, als habe man sich aufgedrängt, um in solchen Blättern abgebildet zu werden. Mir ist es schon, und erst vor kurzem wieder passiert, daß ein Winkelblättchen meine verweigerte Photographie sich irgendwo gekauft hat, sie abdruckte und dazu schrieb: „P. R. hat uns in liebenswürdigster Weise sein allerneuestes Lichtbild zur Verfügung gestellt.“ Das Publikum, das solche Tricks des Journalistenvolkes sechster Güte nicht kennt, muß schließlich glauben, man wolle für sich selbst gewisse Reklamen in Szene setzen, was mir eines der widerlichsten Dinge ist, vor dem ich alle Kollegen, die auf sich was halten, warnen möchte. Rechtschaffene Blätter, die etwas bringen wollen, wissen sich die Stoffe und Bilder schon auch zu verschaffen, ohne der betreffenden Person eine Mitwirkung in eigener Sache zuzumuten.

wie oft, manchmal von Haus zu Haus, wird der Mann, das Mädchen abgewiesen, die mit einer „Kollekte“ kommen, bittend für Blinde und Krüppel, für Waisen und kranke Leute.

Ich weiß nicht, ob es gar viele Menschen gibt, die im großen Almosen geben, wollen wir darum jene lieb haben, die es im kleinen tun.

„Viel Weni macht ar a Meni“ — und wenn man das Wenige beisammen sähe, könnte man vielleicht praktische Anwandlungen bekommen und — es für sich behalten.

Es wäre ja freilich ein Akt der Gerechtigkeit, die Besitzenden nach ihrem Vermögen zur Unterstützung der Armen herbeizuziehen, und es würde ja viel schöner sein für einen Staat, er würde seine Angehörigen durch eine gesetzliche Alters- und Invaliditätsversicherung vor vollkommener Mittellosigkeit bewahren, als daß so viele, viele Bettler, wie in unserm Österreich, ihr Wesen und oft wohl lügnerisches Unwesen treiben; aber bis das einmal ist und auch wenn's einmal ist, wollen wir doch der Vätersitte treu bleiben und die Kinder lehren, ihr Handerl offen und nicht zur Faust geballt zu halten. Für ein paar Kreuzer kann sich ein Hungriger schon ein Brot kaufen, für ein paar weitere eine warme Suppe, während er auf dem Weg zu den großen Gaben — ermatten könnte.

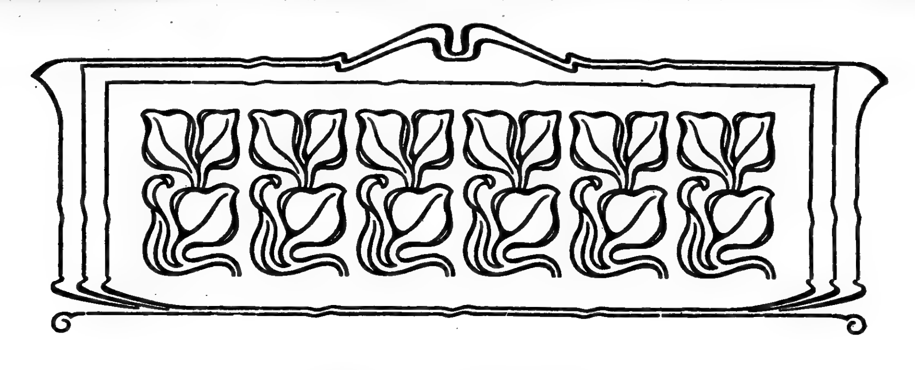
Bei dieser Betrachtung fällt mir ein, was mich in der Großstadt anfangs recht betrüblich berührt hatte — die Behandlung der Speisereste und Abfälle, die ich sozusagen verunehren sah.

Man will keine Bettler züchten und teilt deshalb kein übrig gebliebenes Essen aus; die Küchenfeen aber, die etwas wegzuräumen haben, fahren damit sofort in die „Pitsche“, wie's wienerisch heißt oder berlinerisch „Eimer“. Von dort geht's dann in einen Ort, von dem nichts wiederkehrt. Da habe ich mir dann bedauernd gedacht und es gesagt, ach käme so etwas wie auf dem Land in das Schweinetrank. Na, wahrhaftig, wenn ähnlich wie vom Wiener „Mistbauer“ oder Berliner „Müllwagen“ auch die Küchenabfälle von eigenen Wirtschaften geholt würden, da könnte die Gemeinde — Ferkel füttern und Schweine schlachten zugunsten der armen Leute.

Es wäre auch ein Almosen, klein gegeben und groß gewachsen.

Das sind gute Gedanken, die für ländliche Zustände sich anwenden lassen. Die moderne Charitas, besonders in den Städten, muß freilich andere Wege gehen, will sie dem Elend steuern. Da heißt einzelnes Almosengeben (zu dem unser Herz drängt) ja wirklich nichts anderes als Bettler machen. Das soll man aber nicht. Ich bin ein Feind der Armut, ein herzloser. Ich möchte die Armen am liebsten alle ausrotten und besser gestellte Leute aus ihnen machen. Dazu müssen wir aber alle mit empfindlichen Opfern zusammenhalten, um das Los der Kranken, der Siechen, der Heimatlosen, der Waisen u. s. w. zu verbessern. Die Leute reich machen, dazu möchte ich aber nicht helfen. Denn bei den Reichen hebt wieder eine andere Armut an . . .

In einer Gesellschaft wurde vom Selbstmord gesprochen. Jemand behauptete, der Selbstmord sei ein Verbrechen; ein anderer, er sei nur ein Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens, besonders der Selbst-



Kleine Laube.

An die Deutschen.

Feste feiern, Gläser klingen,
Reden halten, Lieder singen.
Spielen, sporten und flanieren,
Tanzen, flirten und charmieren —
Ist mit solchen süßen, netten
Dingen unser Volk zu retten?
— Arbeit, Arbeit ohne Ruh!
Taschen auf und Fäuste zu!
Trotzig dem Geschicke stehen,
Oder — feig zugrunde gehen!

R.

Im Zeichen der Millionen.

Eine Plauderei.

Leser, du fragst mich, wie es mir auf meiner Millionenjagd ergeht. Schon oft habe ich dir davon erzählt. Die Erlebnisse wiederholen sich immer wieder, mit manchen neuen Wendungen und Abarten natürlich. Das Praktische, Geschäftliche leistet ja ganz und gar die Leitung des Deutschen Schulvereines, und doch kommt auch an mich noch so viel herbei, daß das Jahr mit Arbeit und die alte Poetenseele mit neuen Erfahrungen vollgepfropft ist.

Vor allem haben wir bei diesem Werke, das bisher in zehn Monaten an 1,800.000 K heimbringt, wieder glauben gelernt an den Ernst, mit dem die Deutschen in Österreich ihr Volkstum schützen wollen. Und daß diese Treue zu Vorfahren und Nation auch bei Reichen und Vornehmen (wirklich Vornehmen!) vorhanden ist; tatkräftiger freilich im Volke bei Unbemittelten und Armen.

Von den 17.000 handlich geschriebenen Werbebriefen, die der Deutsche Schulverein an wohlhabende Leute und Anstalten versendet und die ich als Mitunterschreibender zu Gesicht bekam, hat wohl nur ein kleiner Teil goldene Herzen gefunden. Dafür ist freilich auch wieder mancher einheitliche Baustein zwei-, fünf- und zehnfach gewesen. Mehr als die Hälfte der jetzt gestifteten Bausteine sind — Konglomerate. An sich ein ausgezeichnetes Baumaterial, mit welchem unsere Schutzvereine bisher gearbeitet haben und immer noch arbeiten werden. Wir wollten die Pioniere, die sonst immer im nationalen Vordertreffen stehen, diesmal verschonen, aber freiwillig haben sie gearbeitet, gesammelt und bringen von allen Seiten Beiträge, die gar manchem der Spender wehe tun. Da macht so einer zuerst sein eigenes Täschlein auf, dann

Die Leute sind bei einem öffentlich viel Herumgezerrten nur allzuleicht geneigt, an Selbstreklamebetrieb zu denken und wissen nicht, wie schwer es ist, sich vor Namensmißbrauch zu schützen.

Gelegentlich des letzten Pairsschubs sah ich mich veranlaßt, folgende Erklärung zu veröffentlichen:

„Man zerbricht sich jetzt ziemlich überflüssigerweise die Köpfe darüber, weshalb ich nicht in den Pairsschub kam. Das Rätsel ist leicht gelöst. Sogleich als das Gerücht von meiner bevorstehenden Berufung laut wurde, habe ich mich an mehrere maßgebende Mitglieder des Herrenhauses und des Abgeordnetenhauses gewendet mit der Vorstellung, daß — so hoch die Ehre auch zu schätzen sein mag — ich diese Würde und Mitverantwortlichkeit als eine lebenslängliche, mit meinem Innenleben nicht vereinbare Last empfinden würde. Sollte die Absicht der Berufung wirklich einmal bestanden haben, so steht es klar, daß wohl ich selbst ihr aufrichtigster und tätigster Gegner gewesen bin. Ich tauge nicht ins Herrenhaus und nicht ins Volkshaus; meine Natur bedarf der Sammlung und Ruhe.

Graz, 1. Jänner 1910."

Nun liest man besonders in ausländischen Blättern, daß ich meine Berufung in das österreichische Herrenhaus abgelehnt hätte. Meine obige Erklärung zeigt doch klar, daß es sich nicht um die vollzogene Berufung, sondern nur um die Absicht einer Berufung handelte, der ich, selbstverständlich in loyaler Weise, aber mit Entschiedenheit entgegengearbeitet habe. Ich tat das, soweit es meine Fühlung mit maßgebenden Persönlichkeiten gestattete, ohne übrigens zu wissen, ob meine Bemühung nötig oder überflüssig war.

Da die Öffentlichkeit schon einmal von der Sache spricht, so wünsche ich, daß dieser Zwischenfall meines stillen Poetenlebens genau der Wahrheit gemäß verstanden werde. Ohne weiters in der Presse davon Aufhebens zu machen.

Lückenbüßer.

Sei nie bloß Parlamentarier,
Sei schaffender Autokrat.
Worte sind Proletarier
Und Fürstin ist die Tat.

Wegen einer „Huldigung“ hatte ich erklärt, diesmal nur solche Lorbeerkränze anzunehmen, deren Blätter aus Tausendkronennoten bestehen. Der bescheidene Wunsch wurde übertroffen an jenem 4. Oktober, als ich auf den Brettern des Raimundtheaters stand, und der Obmann des Deutschen Schulvereines von einer Loge herab verkünden konnte: Die erste Million ist heute voll geworden! Für diesen einen Tag war meine Geldgier gesättigt. Am nächsten Tage buckelte ich mit meinem Bettelsack weiter.

Neu erfrischt wandern wir durchs Land und mit klingenden Stahlhämmerchen klopfen wir an die Tore der Schlösser und stattlichen Landhäuser, der Klöster und Prälatenwohnungen, der Fabriksgebäude und gutgegründeten Bürgershäuser, an die Tore der Geldinstitute sowie an die Pforten wohlmögender Theater. Kurz, wir pochen an die Türen aller, von denen wir glauben, daß ihnen eine Gabe von zweitausend Kronen für unser gefährdetes Deutschtum nicht wehe tut.

Wer öffentlich etwas Gemeinnütziges durchzuführen trachtet, dem regnet es anonyme Briefe. So einer sagte mir vor kurzem „offen und freimütig“ ins Gesicht: „Sie Herr, Sie! Das tun Sie ja gar nicht dem deutschen Volke zulieb, sondern nur, weil Sie alle Tag Ihren schönen Namen in der Zeitung lesen wollen.“

... Ich bin entlarvt!

Also darum Räuber und Bettler! Es ist doch gar zu lustig, täglich mit der Sammelbüchse in der Öffentlichkeit herumklingeln zu können, so daß die Leute schon überall aufschreien: „Ah, der ist wieder da! Laßt's mich aus mit dem! Hätt' ein Leut'anzieher werden sollen und ist ein Leut'auszieher geworden!“ Es ist ein angenehmes Geschäft, Herr Anonymus!

Nein, da hat — um zu wiederholen — jener Prager Tscheche schon einen besseren Humor, der mich in einem so viel als anonymen Schreiben lustig auszankte, wie folgt: „Ihre feindselige, aber auch grundlose und ungerechte Enunziation gegen das tschechische Volk hat in demselben eine bittere Enttäuschung hervorgerufen, denn Sie galten bei den Tschechen bisher für einen Menschenfreund. Als Sie noch ‚Am Wanderstabe‘ standen und nicht unter ‚Allerhand Leut‘ kamen und ‚Als ich jung noch war‘ und Sie die ‚Feierabend- und Sonntagsruhe‘ heiligten, dazumal fiedelte in Ihrem Herzen noch ‚Allerlei Menschliches‘ und wir waren, wenn gleich persönlich unbekannt, ‚Gute Kameraden‘. Seitdem Sie aber die großen ‚Dorfsünden‘ mit Ihren gehässigen, antitschechischen ‚Bergpredigten‘ begingen, seitdem Sie aufgehört haben, zu fühlen und zu handeln wie ‚Die Älpler‘ — die echten und biedern —, seit dieser Zeit halte ich Sie nicht mehr für ‚Martin, den Mann‘, sondern eher für den ‚Schelm aus den Alpen‘, und Ihre Sache wird es sein, Ihre böse Tat gegen die Tschechen ‚Am Tage des Gerichts‘ selbst zu verantworten. Möchten Sie doch ‚Jakob der Letzte‘ sein, der gegen mein gutes und liebes Tschechenvolk die unschöne und menschenunwürdige Hetze treibt! Hochachtungsvoll **Václav Řeřicha. Ve zlaté slovanské Praze, 6. zaři, 1909.**“

Es wundert mich nur, daß ein Mann, der meine Werke so gut kennt, mein Werk so arg verkennt! Habe ich denn die Tschechen etwa ein „Nixnutzig Volk“ genannt, dem man „Das Sünderglöckel“ läuten soll? Oder das mit „Weltgift“ zu vernichten wäre? Eher könnten die Tschechen „Wildlinge“ sein, denen man das „Höhenfeuer“ der Kultur gönnt und den „Sonnenschein“, auf daß in ihrem Lande „Erdsegen“ sei. Mir sollen sie aber die deutsche „Waldheimat“ lassen, denn sie ist „Mein Himmelreich“! ...

Wenn irgendwo im Freien ein Feuer brennt, so kommen gern arme Leute, um daran ihr Süpplein zu kochen. Aus allen Winden eilen jetzt junge Poeten herbei, um zur Nationalsammlung beizutragen. Dem einen soll ich seinen Roman drucken lassen, das Honorar widmet er als Baustein. Dem andern soll ich einen Verleger

geht er zum Bruder, zum Freund, zum Nachbar, zum Geschäftsgenossen und sammelt für einen Baustein. Künstler veranstalten für unser Werk Feste. Theaterdirektoren widmen Vorstellungen. Da gibt's denn auch wieder zu tun. Hier bittet ein Komitee um einen Sonderaufruf für seine Kreise; dort wünscht man einen Festprolog oder gar ein eigens gedichtetes Festspiel; nationale Blätter wollen Leitartikel über die „Rosegger-Stiftung". Dann wieder verlangt man von mir Festreden, persönliche Aufmunterungen, handschriftliche Andenken, Ansichtskarten, Schutzmarken mit Bildern meiner wunderschönen Gestalt. Solche Post erstickte monatelang alles andre, was sonst mein Beruf ist. In der ersten Zeit trachtete ich, alle Wünsche, die sich auf die Schutzstiftung bezogen, zu erfüllen; endlich wurde mir das Getue doch zu kraus, da schrie ich's den Leuten grob ins Gesicht: „Nicht um eine Person geht's, sondern um Aufbringung des Schutzfonds! Was ich zu sagen hatte, das ist im allgemeinen Aufruf gesagt. Punktum!" Und zu den Sammlern: „Verschonet mir die armen Leut'. Geht zu den Reichen!" Das hat aber nicht viel geholfen. Die Reichen sind schwer anzutreffen, sie sind in Marienbad oder auf einer Automobilreise oder auf der Jagd. Aus dem Volk aber kommen sie ungesucht und ungeladen. Aus den Amtskanzleien, aus den Lehrsälen, von den Eisenbahnbureaus, aus den Sparkassen und Banken, aus den Fabriken kommen die Beamten und legen ihre Gaben zusammen auf einen Baustein. So haben die Universitäten mitgebaut. So haben die Mittelschulprofessoren Wiens allein reichlich sechs Bausteine aufgebracht, wieder ein Beweis, daß man von diesen Lehrern nicht bloß Griechisch und Latein lernen kann, sondern auch Opferwilligkeit für das deutsche Volkstum. Und wie die Lehrer, so sammeln unter sich auch Schüler. Kleine Dorfgemeinden stellen sich mit großen Stadtgemeinden auf den gleichen Vorderposten und geben ihren Baustein und setzen die Arbeit munter fort in ihren Steinbrüchen.

Und dann erst der biblische Groschen der Witwe! Ein armer Pfarrer vom Rhein schickte mir 5 Kronen 60 Heller zu, weil er 2000 Kronen nicht erschwingen könne. Ein kränkelnder Tagschreiber kam zu mir mit der verschämten Bitte, 2 Kronen von ihm anzunehmen, mehr hätte er nicht übrig. Von einem armen Schulknaben hörte ich, der seit Monaten für ein Paar Winterhandschuhe sparte und dann veranlaßt wurde, mit verfrorenen Fingerchen das Handschuhgeld als Beitrag für einen Baustein hinzugeben. — Und da mußte ich's wieder hinausschreien: „So ist es ja nicht gemeint. Lasset die Armen in Ruh'!" — Hätten wir aber all diese Sammelbausteine zurückgewiesen, so wäre heute unser Werk nicht gesichert. So will ich auch nicht mehr zanken, die Erfahrung ist ja trostreich: Wir haben die Majorität, denn wir haben die Unbemittelten. Und wir haben die Zukunft, denn wir haben die Jugend.

Aus Heidelberg schrieben Studenten: Wir tun auch mit. Wir rufen unsre Kollegen im Reiche und bringen Bausteine für deutsche Schulen an euern Sprachgrenzen! — Abgeblitzt sind wir daheim bei etlichen Teutonen, in deren Programm unsre deutschen Schulen an den Sprachgrenzen nicht stehen. Bei uns aber heißt es nicht, politisch deutsch zu werden, sondern national deutsch zu bleiben.

Aus dem Deutschen Reiche sind Stimmen gekommen: Gerne möchten wir zu eurer Millionensammlung mithelfen, aber uns gefällt nicht, daß ihr so wenig auf euer schönes Österreich haltet und über eure altehrwürdige Dynastie hinweg zu uns herüberschielet. — Solchen habe ich leidig müssen antworten: „Wir schielen nicht, wir schauen zu euch hinüber, aber nicht über unsre treugeliebte Dynastie hinweg. Im Gegenteil, unsre Augen suchen die hilfewilligen Brüder, weil wir unter unserm deutschen Herrschergeschlechte deutsch bleiben wollen! — Nun laufen auch aus Deutschland immer mehr Bausteine ein, einer erst gestern, sein Spätkommen entschuldigend mit dem Merkwort: „Ihr bautet den Grund, wir krönen den Giebel!"

„natürliches Wesen“ einbüßen könnte? Tauchte diese Frage in ihm auf, dann hatte er auch wohl schon notwendige Veranlassung, mit der „Natur“ in nähere Fühlung zu kommen. Zu seinem Troste konnte er sich nur sagen, daß der Mensch ein Geschöpf ist, das schon vor vielen Jahrtausenden eine große Zeit seines Lebens in Höhlen zubrachte.

* * *

Nur, wer sich mit der „Natur“ eins weiß, sollte es wagen, seine Ansichten zu verbreiten. Denn er wird dann keinen Schaden anrichten.

* * *

Natur! Natur! Am Ende vergißt mancher, daß er selbst ein Bestandteil von ihr ist.

* * *

Nicht darin zeigt sich der gute Geschmack eines Kulturmenschen, daß er die Natur schön verhüllt — also schön lügt — sondern darin, daß er die Natur schön zum Ausdruck bringt.

* * *

Keiner sollte die Zukunft seines Volkes in gar zu trübem Lichte sehen. Denn die Natur hat dafür gesorgt, daß sich alles innerlich Faule durch seine Unnatur selbst zugrunde richtet.

Singvögel.

Der wilde Junge.

„Mein wilder Junge will nichts lernen,
Er reißt sich los von Stift und Buch,
Der Sonne Glanz, den Glitzersternen
Jauchzt zu er, o, es wird sein Fluch!

Die Wissenschaft mit festen Schrauben
Macht locker er voll Übermut,
Und jedes positive Glauben
Will ihm nicht ein in Fleisch und Blut.

Auf grüner Wiese Purzelbäume
Schlägt er und pfeift ein Lied dazu,
Die Berge werden seine Träume,
Die lassen nimmer ihn in Ruh'.

Was soll ich machen?“ klagt die Mutter,
„Daß er den rechten Weg mir geht!“
„Nichts! sag' ich euch; des Lernens Futter
Verdaut er ja nicht allzu spät.

Lass't ihn nur singen, springen, jagen
Der Freiheit in den Bergen zu,
Er kommt ja leider mit den Tagen
Zum Zwang recht früh noch und zur Ruh'.

Und wenn er dann beginnt zu wägen,
Ins sogenannte Leben tritt,
Nimmt er auf seinen Ordnungswegen
Den frischen Hauch der Freiheit mit.

Artur Dworzak.

Ein Lied.

Mir ist ein Lied erklungen,
Ein Lied voll Weh und Leid,
Und die, die es gesungen:
Es war Frau Einsamkeit . . .

Da grub sich mir ins Herze
Die stille Melodie.
In Lust und auch im Schmerze
Hör' ich nur sie, nur sie . . .

Weit draußen auf der Heide
Ein einsam Röslein blüht,
Das nächtens in stillem Leide
Purpurleuchtend erglüht . . .

Gustav Adolf Mayerhofer.

für seine Gedichte verschaffen. Der Ertrag ein Baustein. Dem Dritten soll ich ein Drama auf die Bühne bringen. Die Tantiemen ein Baustein. Noch unbekannte Sängerinnen wollen Konzerte geben, diese soll ich arrangieren. Die Einnahme ein Baustein. Junge Maler möchten mich in Öl zubereiten. Der Verkauf des Bildes ein Baustein. — Die armen Guten! Alle müssen sie heimgeschickt werden. Es ist ein wahres Kreuz! Andre tragen sich an, für die Sammlung agitieren zu wollen, ersuchen aber um einen Vorschuß zur Deckung der „Betriebskosten".

Da kam ein kleiner, dicklicher Mann zu mir, der mit seinem Geschäfte umgeworfen hatte. Er ging mich an um ein Darlehen.

In solchen Fällen werde ich allemal lebhaft. „Wie kommen Sie denn gerade zu mir? Ich bin ja nicht reich, und für das Wenige, was ich tun kann, habe ich meine Leute. Fremden gebe ich nichts."

Er lächelte. Fast liebenswürdig lächelte er.

„Man weiß ja", sagte er gemütlich, „daß Sie ein Humorist sind."

„Was hat denn der Humorist hier zu tun?" fragte ich.

Da lachte er schmetternd auf. „Wenn einer erst ein paar Millionen geschenkt bekommen hat!"

„Wer?"

„Ist nicht gerade für Sie gesammelt worden? Wer so viel Glück hat, wird doch einem armen Teufel ein paar hundert Krönl borgen können!"

„Herr! Sie stehen auf dem Kopf. Ich sammle ja für andre!"

„Nun, so sammeln Sie halt auch für mich."

Ein andrer machte den Weg umgekehrt, um an das gleiche Ziel zu kommen. Der schrieb aus weiter Ferne, ein Mann, der so dastehe, daß er nationale Millionenstiftungen machen könne, würde gewiß auch einen deutschen, gichtkranken Arbeiter unterstützen, daß er nicht ins öffentliche Spital müsse. Das kommt davon, wenn man unsre völkische Schutzsammlung „Roseggerstiftung" nennt. Wenn ich diesen hohen Titel nicht gelten lassen will, so geschieht es weniger aus Bescheidenheit als aus Gründen des Selbstschutzes. Ich möchte endlich doch ausgeschaltet werden von dem trübseligen Amte, vertrauende Gemüter enttäuschen zu müssen.

Wenn es mir vor vierzig Wochen klar gewesen wäre, welche Änderung für mich dieses Jahr durch den Plan der Zweimillionensammlung nehmen würde, ich hätte ihn siebenmal beschlafen, ehe ich ihn ausschrie. Und dann hätte ich's erst recht getan. Trotz einzelner Spießigkeiten kann es ja doch nicht leicht eine frohere Zeit für mich geben als dieses fruchtbare Jahr, das in meinem hundertjährigen Kalender nirgends verzeichnet steht. Und so habe auch ich sie kennen gelernt, die Jagd nach Millionen. Frieden ist keiner in diesem Zeichen. Selbst der harmloseste Weg zu ihnen ist voller Unfried. Ich werde froh sein, sie fern von mir in einer guten Statt geborgen zu wissen. Nun, so Gott will, in wenigen Wochen ist das Ziel erreicht. R.

Mensch und Natur.

Von Otto Promber.

Kein Mensch kann die Natur dauernd hintergehen, ohne Schaden zu nehmen an Leib oder Seele.

*
* *

Mancher, der durch seinen Beruf gezwungen ist, einen großen Teil seines Lebens — vielleicht den weitaus größten — im Zimmer zuzubringen, mag sich schon gefragt haben, ob die Gesundheit seines Denkens und Empfindens leiden und er sein

Karfreitag.

In einem katholischen Blatte las man folgendes über den Karfreitag:

„Man hat der katholischen Kirche wiederholt vorgeworfen, daß sie den größten christlichen Gedenktag nicht zum vollen Feiertag erhoben habe, während sie weniger bedeutsame Tage mit dem größten Prunk feiere. Der Vorwurf zeugt von wenig Verständnis für das Wesen der echten tiefempfundenen Trauer. Gerade diese drückt sich in der Art aus, wie der heutige Tag in der katholischen Kirche verbracht wird. Ein Mensch, der eine tiefempfundene Trauer im Herzen trägt, vermag sich weder einer Festesstimmung noch der völligen Ruhe hinzugeben; er wird still und ernst, fast mechanisch seinen Arbeiten nachgehen, bei denen er mit seinen Gedanken und Empfindungen allein sein und doch die innere Unruhe überwinden kann. Die Arbeit ist freilich eine halbe, aber diese stille, ernste Beschäftigung ist gerade für die echte, tiefempfundene und, sagen wir, christliche Trauer charakteristisch. Darin liegt die tiefe Begründung, daß die katholische Kirche dem Todestage Christi den Charakter eines halben Arbeitstages gegeben hat, und wer je gesehen hat, wie das katholische Volk diesen Tag verbringt, wird zur Überzeugung kommen, daß sich darin in der Tat eine tiefe, würdige Trauer ausprägt. Still geht jeder seiner Wege, still erledigt er seine notwendigste Arbeit, und dann geht er mit derselben weihevollen Trauer, die ihn den ganzen Tag beherrscht, zum Grabe des Herrn, um zu beten — der ganze Tag ein Gebet!“

Wenn man weiß, wie bei uns wirkliche Feste gefeiert werden, so kann man der Kirche nicht Unrecht geben, daß sie diesen bedeutungsvollen Karfreitag zu keinem Festtage gemacht hat. „Wollen sie sich den Himmel kaufen mit Fressen, Saufen und Raufen!“ dichtete der alte Schullehrer in Trabach. Freilich müßte die Kirche dann auch das Osterfest und alle anderen hohen Feste wegtun, die nicht durch halbe Arbeit geheiligt, sondern durch ganzen Müßiggang, durch Schlemmerei und Allotria entwürdigt werden. An unseren Festtagen, wie sie entartet sind, nähert der gemeine Mensch sich nicht dem Göttlichen, vielmehr dem Tierischen.

Robert Hamerling.

Die Wiege dieses Großen stand im Waldviertel. Viele der Orte und Plätze, die durch Hamerling an Bedeutung gewonnen, ziert ein Denkmal desselben.

Aber gerade die Stadt, in deren Nähe der Dichter und Deutsche seine Jugend verlebte, wo in ihm das Schöne und Edle keimte, das später zu so herrlicher Reife gelangte, Zwettl, besitzt kein noch so kleines Denkmal, wie es Hamerling gebühren würde. Der Zwettler Turnverein will daher dieser Ehrenpflicht nachkommen.

Klein ist noch der Kreis, wenig noch die Mittel, die diesen Gedanken seiner Verwirklichung zuführen sollen.

Darum Brüder im weiteren deutschen Vaterlande, ergeht an Euch die Bitte, ein kleines Scherflein beizusteuern, daß in der Jugendstadt Hamerlings ein Denkmal throne, damit auch seine engeren Landsleute sich des großen Sohnes des Waldviertels bewußt werden.

Spenden sind an den Hamerlingdenkmal-Ausschuß (zu Handen des Herrn Hermann Tomschi) in Zwettl zu richten.

Heimwehlied aus Wien.

Ihr seid so stolz und teilnahmslos,
So gierig aufs Erleben,
Ihr bückt und häuft euch in den Schoß,
Mir habt ihr nichts gegeben,
Ich mag auch nichts von euch!
Ich hab' ein altes Träumen
Nach meinem Heimwehreich.

Doch wenn ich eure Kinder seh',
So innig treu, so wahr
Und seltsam schön, tut's mir so weh
Um die herzliebste Schar.
Sie schauen auf zu euch,
Als wollten sie erflehn:
Laßt uns ein Heimwehreich! —

Das nehmt ihr stolz und teilnamslos,
Dressiert sie aufs Erleben,
Leert Traum und Blüten aus ihrem Schoß,
Mag's euch der Herr vergeben!
Ich aber flieh' vor euch
Zu meinen alten Träumen
Ums liebe Heimwehreich.

Hermann Pfaundler.

Zum Frieden!

Sonett.

Ein heil'ges Friedenswort ward jüngst gesprochen:
„Ein Bollwerk sollte jede Schule werden,
Errichtet gegen Völkerhaß auf Erden,
Verhindernd gegenseit'ges Unterjochen!

Der Haß ist blind, in dem die Herzen pochen;
In dem sich gegenseitig wild geberden
Nationen, die sich fremd — und doch die Herden
Des Hirten sind, deſſ' Herz am Kreuz gebrochen! . . .

Die Macht des Wissens adelt ja die Seelen,
Und Einsicht scheucht Gefühle, die beschränken,
Sie müssen weichen hohem, freiem Denken,
Dem nimmermehr der Haß sich kann vermählen!

Drum dring' das Wort hin bis zur fernsten Thule:
‚Der Menschheit Heil, es ruht im Schoß der Schule!'“

Ottilie Ehlen.

Das Dorflied.

Und Lieder gibt's, ich kenn' sie lang,
Nur hört' ich lange sie nicht mehr, —
Doch wie sie heut' ein Mädchen sang,
Als ich von Wegen weit kam her

Und ging durchs Dorf zum Brunnen hin
— 's war Abend und der Tag verblaut —
Ging alle Jugend durch den Sinn.
. . . Ich schritt fürbaß und weinte laut.

Denn in dem Dorflied weinte ja
Mein langes, lebenslanges Leid.
— — — — — — — —
Wie ging das Glück mir einst so nah!
Wie ging ich ihm so weit, so weit!

„Hochland.“

Karl Ernst Knodt.



Vom alten Pleß. Aus dem Nachlasse des am 10. Mai 1905 zu Graz verstorbenen Professors Franz X. Pleß erschien kürzlich eine Schrift unter dem Titel „Unser Nervensystem, dargestellt für Eltern und Erzieher“.

Wer Professor Pleß gekannt hat, den interessiert die Schrift zweifellos zunächst schon um der Persönlichkeit des Verfassers willen.

Franz Pleß, geboren 10. Oktober 1819 in Hohenstein am Fuße des Erzgebirges, war einer der Frühesten am Joanneum, wo er 1846 zum Assistenten des Professors der Chemie Johann Gottlieb ernannt wurde.

Schon 1851 erhielt er, damals 32 Jahre alt, eine eigene Lehrkanzel als Professor der Chemie an der Universität in Lemberg. „Hier fand ich ein großes Feld der Tätigkeit“, sagt er in seiner Autobiographie („Der Blindenfreund“, Düren, Rheinland, Nr. 7 und 8, XVII. Jahrgang), „Ackerbau, Gewerbe und Industrie sowie der Unterricht waren auf einer niedrigen Stufe . . ., überall gab es anzuregen“. Wie segensreich seine Tätigkeit für die galizische Hauptstadt war, kann hier nicht eingehender mitgeteilt werden.

Eines Tages seines Lebens in Lemberg aber muß gedacht werden: Das ist der 12. März 1853 — es war der Tag, an dem Franz X. Pleß sein Augenlicht verlor. Es geschah bei einem chemischen Versuch, bei welchem er Valerian-Äther mit Ammoniakflüssigkeit behandelte. Fr. Pleß schreibt (a. o.) darüber: „Ein Siedeverzug, dessen Verhalten damals noch nicht studiert war, brachte die Ammoniakflüssigkeit zur heftigen Explosion, die Glasretorte wurde zerstäubt und die Flüssigkeit, mir auf das rechte Auge geworfen, überströmte sodann das ganze Gesicht bis in die Mundhöhle. Von diesem Momente an war ich erblindet; denn durch den heftigen Stoß wurde die Linse des rechten Auges zerdrückt und das linke Auge durch die heiße ätzende Flüssigkeit gebrannt und geätzt.“

Die folgende schwere Erkrankung überstand Pleß — aber alle ärztlichen Versuche, das Augenlicht zu retten, blieben erfolglos. Es blieb bei totaler Erblindung fürs ganze Leben.

Kraft seiner hohen Persönlichkeit überwand Pleß das furchtbare Geschick in dem rastlosen Streben, weiter zu forschen und zu arbeiten zum Heile der Menschheit. (Vergl. seine obengenannte Autobiographie.) Vom Jahre 1862 nahm er ständigen Aufenthalt in Graz.

Seine letzte wissenschaftliche Arbeit erschien, wie dort berichtet, 1864 in den Schriften der Wiener Akademie der Wissenschaften; sie handelt über die Ursachen seiner Erblindung: „Über das Lösungsgesetz und über Explosion durch Siedeverzug.“

Später widmete sich Pleß vorzüglich pädagogischen Interessen und er trug sich mit dem Plane zu einer Kinder-Pädagogik und zu einer Ethik, beide auf naturwissenschaftlicher Grundlage, wie er in seiner Autobiographie berichtet, wo er selbst die Befürchtung ausspricht, daß er diese Arbeiten nicht werde vollenden können, da seine Schrift, die zwei Jahrzehnte nach seiner Erblindung gut leserlich geblieben, immer undeutlicher werde.

Er selbst erklärt das in dieser Weise: „Wenn das Muskelgedächtnis, auf welchem eine gute Schrift beruht, nicht schon in der Kindheit rationell geübt wird, so gehört es zu jenem Teile des Gedächtnisses, welcher im hohen Alter zuerst abgeschwächt wird.“

Zur Erklärung sei hinzugefügt, daß Pleß sich auch nach seiner Erblindung der normalen lateinischen und deutschen Schrift bediente (nicht der Blindenschrift). Die oben erwähnten Werke blieben in der Tat unvollendet.

Bis kurz vor seinem Tode aber hat Pleß dazu Material gesammelt, und so finden sich in seinem Nachlasse zahlreiche Manuskripte hiezu, von seiner eigenen Hand geschrieben — in dünnen Bleistiftstrichen von charakteristischer Prägung, aber selbst für den geübten Handschriftenleser ohne Lupe nicht lesbar.

Die Witwe des Verstorbenen, Sophie Pleß, geb. E. v. Scherer, seine jahrelange Mitarbeiterin und Helferin, hat sich der Aufgabe gewidmet, einen Teil der Manuskripte zur Drucklegung fertig zu stellen, um sie zu veröffentlichen.

Sie scheute nicht die unsägliche Mühe, diese blassen, winzig kleinen Schriftzeichen mittelst der Luppe zu entziffern, um sie übertragen zu können. Pietätvoll verschmähte sie jede Änderung der Originalarbeit, auch dort, wo diese den Charakter einer ersten Skizze trägt.

„Unser Nervensystem“ stammt aus den besprochenen Manuskripten.

Die Arbeit bietet nicht ein geschlossenes organisch verarbeitetes Ganzes, doch stehen die einzelnen Teile in innigem Zusammenhange und offenbaren deutlich die pädagogischen Hauptideen des Verfassers.

„Alles geistige und körperliche Leben des Menschen im Wachen und Schlafen beruht auf der Tätigkeit seiner Nerven“, sagt Professor Pleß in den einleitenden Worten zu jener Schrift.

Lustige Zeitung.

Raffiniert. Städter: „Und werden Sie hier in der einsamen Gegend nicht sehr von Bettlern belästigt?" — Villenbesitzer: „Fast gar nicht. Ich habe nämlich an meinem Tore ein Plakat angebracht: ‚Wir sind Vegetarianer, aber unser großer Hund nicht'!"

Beim Examen. Professor: „Wie groß ist der Erdumfang?" — Student: „Fünftausendvierhundert Meilen!" — Professor: „Wie finden Sie denselben?" — Student: „Ich finde ihn großartig!"

Wohlwollend. „Sie, i bitt', wo kumm' i denn da aufs Polizeikommissariat?" — „Na, fahr'n S' nur no a Weil' so furt auf'm Trottoir mit Ihnern Handkarren, nachher wird glei aner kummen, der Ihnen hinführt."

Im Kaffee. Freundin: „Was Sie mir gestern im Kaffee über die Postmeisterin erzählt haben, Frau Inspektor, soll gar nicht wahr sein!" — „O, schadet nichts, ich weiß schon wieder etwas Neues!"

Vom Kasernenhof. Leutnant (zu einem unsauberen Rekruten): „Wie heißen Sie?" — Rekrut: „Schwan!" — Leutnant: „Mensch, wie kommen Sie zu dem Druckfehler?"

Kathederblüte. Professor: „Zu dieser Gattung, meine Herren, gehört auch das größte satirische Gedicht des Mittelalters, das ‚Narrenschiff', auf welches wir später noch kommen werden."

Ihre Ansicht. Junge Frau (in die Küche tretend, wo das Mädchen mit silbernem Messer und Gabel ißt): „Aber Auguste! Sie essen ja mit meinem silbernen Besteck, ich habe Ihnen doch ein eigenes zugewiesen!" — „Ach gnä' Frau, ich ekle mir nich."

Wink. Unteroffizier: „Was ist Ihr Vater, Kunze?" — „Schweinemetzger!" — Unteroffizier: „Na, wir werden ja sehen!"

Leise Anspielung. Kommis (dessen Jubiläum von seinem Prinzipal übersehen wurde): „Herr Prinzipal, ich gestatte mir, zur hohen Feier Ihres Jubiläums meinen untertänigsten Glückwunsch zu Füßen zu legen!" — Chef: „Meines Jubi ... Was für ein Jubiläum denn?" — Kommis: „Sie sind heute 25 Jahre mein Chef!"

Zeitungsnotiz. Auf der Ausstellung zu N. geriet in der Nacht vom Montag auf den Dienstag der Pavillon der Gebrüder Stern in Brand. Ein weiteres Umsichgreifen wurde glücklicherweise durch die Wachsamkeit eines dort schlafenden Dienstmannes verhindert.

In der Straßenbahn. „Paul, bleib' ruhig sitzen, sonst bekommst du Schläge!" — „Mama, wenn du mich schlägst, dann sag' ich dem Kondukteur, daß ich gestern vier Jahre alt geworden bin, dann mußt du für mich bezahlen!"

Unverzeihlich. Mathematik-Professor (zu seiner Tochter): „Was, verliebt bist du? Und noch dazu in den Dr. Werner, der bei mir in der Algebra Nachprüfung hatte? Da hat er sich schon wieder verrechnet."

Vor dem Zivilstandesamt. „Aber, Grete! wie kannst du denn deinen Bräutigam in solchem Zustande zu mir bringen?" — Grete: „Wenn er nüchtern ischt, goht er nit mit!"

Der Flecken. Oberst: „Wie können Sie nur leugnen, Herr Leutnant, daß Sie stark trinken? Die Flecken, die Sie an Rock und Weste herumtragen, beweisen dies auch dem Unbefangensten." — Leutnant: „Bitte sehr, Herr Oberst, die kommen durchaus nicht vom Trinken!" — Oberst: „Von was sonst, wenn ich bitten darf?" — Leutnant: „Vom Verschütten!"

deutung nicht weniger als die für Menschenrechte begeisterten Schwärmer. Die Verfassung ersetzt ein Kriegsmanifest; was liegt daran, wenn die Arbeiten von Jahrhunderten vernichtet werden, Bonaparte fühlt die Kraft in sich, Neues, Besseres zu bauen ... Man atmet auf der letzten Seite des Buches erleichtert auf, gleich wie beim Vorhangfall eines erschütternden Trauerspieles, etwa von Shakespeare, der auch mit Vorliebe seine Helden sterben ließ — vielleicht, damit der gutmütige, fleißige Normalmensch sein Süpplein kochen kann, ungestört durch ehrgeizige Herren und ruhmsüchtige Herostraten.

Die vorliegende Ausgabe von Carlyles Werk ist mit ungefähr 500 Bildern — Porträts, Szenen, Karikaturen, Autographen u. s. w. — die aus der Epoche selbst stammen, stilvoll illustriert; eigentümlich berühren die Abbildung des Testamentes Ludwigs XVI., den Abschiedsbrief Charlotte Cordays an ihren Vater ... der Schlüssel der Bastille, die entsetzliche Wucht dieses berühmtesten Gefängnisses, die Assignaten in ihrer wohlstandvernichtenden Wertlosigkeit und die bewegten Pöbelmassen, welche die treuen Schweizer abschlachteten, die ihren Soldateneid nicht brachen.

Unter den modernen Ausgaben klassischer Werke mit ihrer dem Texte durchaus angemessenen Ausstattung verdient Carlyles „französische Revolution", wie sie Wigand herausbrachte, besondere Aufmerksamkeit.

Dr. H. L. R.

Ein neuer Band von Ullsteins Weltgeschichte. Dieses sogenannte „Mittelalter", in dem so viele Keime liegen — gute und schlechte — deren Reifezeit unsere Gegenwart ist! Und mancher dem Gegenwartsmenschen verheißend scheinende Keim der Vergangenheit fiel auf harten, trockenen Boden und verdorrte. Wir verstehen die Geburtsepoche mittel- und nordeuropäischer Kultur nicht ganz; sollten sie aber verstehen, und zu diesem Verständnis möchte uns der zweite Band von Ullsteins Weltgeschichte verhelfen. Er ist gearbeitet von Pflugk-Hartung, Georg Kaufmann, Walter Friedensburg und Brückner. Schroffer und blutiger noch als heute prallten ehemals die Gegensätze zwischen den Menschen und Rassen gegeneinander; die fortschreitende Zivilisation erst milderte die Formen, wie Weltanschauungen und Nationen um ihr Dasein ringen. Der Zweck des Kampfes blieb derselbe: Macht. Wirtschaftliche und geistige Macht, Herrschaft und Wohlstand. Zuweilen scheinen unsere politischen Stimmungen verblaßte Karikaturen der Erschütterungen von ehemals, aber wer tiefer in das Gewirre der Gegensätze blickt, erkennt die gleichen wirksamen Motive und dieselben Waffen, die nur vollkommener geworden sind. Auch die Gegenwart wird durch folgende Schlagworte charakterisiert: Völkerwanderung. Staat und Kirche, die Slawen! Aber heute wandern die Waren, weniger die Menschen, heute liefern sich die Welfen und Ghibellinen keine Feldschlachten, doch deshalb wurde der Streit keineswegs milder — Kaiser und Papst präsidieren hartnäckig in zwei getrennten Feldlagern und die europäische Slawenfrage wird nur durch das gelbe Problem ein wenig in den Hintergrund gedrängt.

Gequält durch die Ereignisse liest der Deutsche in den Blättern seine Geschichte; klar sieht er das Unheil, das seinem Volke aus dem Kreuzzugswahn und der Italiensehnsucht erstand; verbittert nimmt er wahr, wie Mitteleuropa darniederlag, weil die Mächtigen vergaßen, das eigene Haus zu bestellen, und die heimische Kraft in der Fremde vergeudeten. Stark und gesund muß ein Volk sein, das den mehr als tausendjährigen Aderlaß überstand und sich endlich aufraffte, den Staat für sich zu gründen und den Platz an der Sonne zu erobern.

Der Deutsche kann und soll Mut und Selbstvertrauen aus dem Werdegang seiner Nation schöpfen; eine harte Kindheit hat seine Natur gestählt.

Das lehrt uns das „Mittelalter". —

Hand in Hand mit dem Text gehen auch in diesem Bande von Ullsteins Weltgeschichte die vorzüglichen, der Zeit entnommenen Illustrationen.

Bald wird das Geschichtswerk vollendet vorliegen, das der deutschen Wissenschaft und nicht zuletzt der deutschen Technik ein glänzendes Zeugnis ausstellt.

H. L. R.

Werden und Wirken des Bürgerministeriums. Mitteilungen aus unbenützten Quellen und persönliche Erinnerungen von Friedrich Schütz. (Leipzig. Georg Wigand.)

„Erinnerungen eines Altliberalen" könnte das anregende Buch heißen, das mit Hingebung, Liebe und Begeisterung geschrieben ist und eine Fülle interessanter, bisher wenig oder gar nicht bekannter Tatsachen aus Österreichs Geschichte zwischen 1848 und 1870 enthält. Es zeigt von der Zerfahrenheit des Regierungskurses, der unentschlossen zwischen den Gegenpolen eines fortstürmenden Kathederliberalismus und des reaktionären Klerikalismus lavierte. Die praktische Unbrauchbarkeit der exzessiv liberal-nationalistischen Doktrinen, die trotz der lautersten Absichten dem Deutschtum in Österreich unendlich schadeten, wird am besten durch den Ausspruch eines „Bürgerministers" charakterisiert: lieber unklug als untreu; wogegen die Wirkung der feudal-reaktionären Tätigkeit durch Bismarcks Kritik des „schwarzen Grafen" Friedrich Thun gegeißelt wird: Er ist zu fleißig: würde er nichts tun, wäre das für sein Land ersprießlicher! Hunderte von Beispielen beweisen, wie

Auf Grund eingehender Beschreibung des Nervensystems, der Beschaffenheit und Tätigkeit der Neuronen und auf Grund physiologischer und psychischer Gesetzmäßigkeit, die hiefür in Frage kommen, stellt Pleß fest, daß die Erziehung des heranwachsenden Menschen eigentlich eine Erziehung seines Nervensystems sei. Gestützt auf die Theorie der Wechselwirkungslehre zwischen Physischem und Psychischem, leitet er aus den Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung des Nervensystems, aus den Gesetzmäßigkeiten der Übung und Gewöhnung, der Erinnerung und Erholung, ihren physiologischen Ursachen ꝛc. eine Anzahl von Normen ab, wann und in welcher Weise die richtige Ernährung und Anregung der Nervenausbildung geboten ist; ferner wann Arbeit, wann Ruhe (absolute Ruhe durch den Schlaf, relativ durch das Spiel*) erforderlich ist.

Pleß betont insonderheit die Wichtigkeit der systematischen Übung der äußeren Sinne in steter Verbindung, damit die konsequente Übung des umfangreichen „inneren Sinnes"; „worunter ich", wie er sagt, „die fleißige Pflege des einheitlichen Bewußtseins, die stufenweise Bildung des Zentralgedächtnisses, der Aufmerksamkeit des richtigen Urteils und Verständnisses verstehe." (S. 11.)

Und so gibt der Verfasser wertvolle Ratschläge über das planmäßige Vorgehen, um einerseits alle Sinne harmonisch zu üben, die Sprache zu bilden und die wichtigsten ethischen Regeln in die jungen Herzen zu pflanzen, andererseits aber den Kindern keine Übermüdung und keine Langeweile zu bereiten. (S. 21.)

Eine kritische Stellungnahme zu den einzelnen Ausführungen ist nicht Zweck dieser Zeilen. Jedenfalls bieten die Ausführungen jedem, der sich mit den so vielverzweigten Erziehungsproblemen befaßt, eine Fülle wertvollster Anregung und Belehrung. Den zahlreichen Freunden und Verehrern von Pleß aber wird die Veröffentlichung zweifellos aufrichtige Freude bereiten, was der Umstand beweist, daß die erste Auflage nahezu vergriffen ist.

(Verlag Mosers Buchhandlung [J. Meyerhoff], Graz.)

*) Wärmstens tritt Pleß für das Jugendspiel ein. Vergl. seinen nach einem Vortrage von ihm in Graz 1890 gehaltenen Aufsatz: „Über die Bedeutung des Spieles für Große und Kleine". (Kyffhäuser, H. 8, 1890.)

Die französische Revolution. Von Thomas Carlyle. Illustrierte Ausgabe von Theodor Rehtwisch. (Leipzig-Berlin. Georg Wigand.)

Carlyles Werk ist in Deutschland und Frankreich ebenso geschätzt wie in der Heimat des berühmten Autors; es vereinigt in sich alle Vorzüge einer im besten Sinne des Wortes volkstümlichen Geschichtsabhandlung. Kritisch in der Benützung der Quellen, bemüht, jedem Charakter, der in dem gewaltigen Drama, französische Revolution genannt, agierte, gerecht zu werden, fließend und hinreißend in der Sprache, so schildert der Autor, daß man stellenweise glaubt, einen Roman zu lesen, den Dumas geschrieben haben könnte. Dumas, der ja ebenfalls die Epoche der Geburtswehen unserer modernen Kultur, eine Epoche, die mit dem Sturm auf die Bastille begann und erst 1848 endete, zum Gegenstand nahm, allerdings für eine Romanserie, die an Bedeutung, Gehalt und Wahrhaftigkeit nicht im entferntesten an Carlyles Schöpfung heranreicht — noch auch heranreichen will, da sie ausschließlich belletristische Zwecke verfolgt. Bei dem genialen Engländer, der so tief in das verworrene Gewebe der französischen Psyche am Ende des 18. Jahrhunderts eindrang und den Schleier von den Ursachen der Umwälzungen und den Motiven der Menschen, seien es nun Aristokraten, die ihren Besitz verteidigten, seien es Jakobiner, welche die ewigen, angeborenen, unveräußerlichen Menschenrechte vom Himmel herabreißen wollten, oder ist es schließlich die eherne Imperatorengestalt des korsischen Advokatensohnes — bei Carlyle gewinnen alle, alle, die unserem Denken und Fühlen schon fremd gewordenen Gestalten pulsierendes Leben; wir lernen sie begreifen: den stets unentschiedenen König, den intrigierenden Bürger Egalité, weiland Herzog von Orleans und Vetter der Bourbonen, den „seegrünen" Robespierre, Danton den Donnerer, Guillotin mit den hellen Augen und seiner Maschine, die der Humanität zugedacht war, Napoleon, den Künstler in Politik und Strategie, der zwecklos schaffte im Dienste einer treibenden Kraft, die nichts mehr haßt, als die sterbende Ruhe, welcher der Tod folgt. Und wir hören das noch immer menschliche Sehnen nach Glück, nach einem kleinen Anteil an Sonnenlicht, das Adel und Geistlichkeit dem dritten Stande verhängten, aus den brausenden Hochrufen der Sansculottenscharen, die gegen Versailles drängten, die Tuilerien stürmten und das von einer Welt verfolgte Frankreich gegen eine feindliche Welt siegreich verteidigten. Der schon zum Dichter gewordene Historiker, der in die Herzen blickt, wo die gewerbsmäßigen Forscher sich mit der Aufzählung oft unverständlicher nackter Tatsachen begnügen, führt uns in die Vendee, deren konservative, steifnackige Bauern für die verlorene Sache eines entarteten Königtums stritten, während Bonaparte schon die Hand nach der herrenlosen Krone streckte ... Mit dem einsam absterbenden Ludwig, dem fünfzehnten in der Reihe, beginnt Carlyle und er schließt mit der Kanonade in den Pariser Straßen durch den Korsen, der niedertritt, was ihn hemmt: den Rest des alten Adels so gut wie die bombastischen Volksbeglücker, die sinnlose Aus-

ſtäblich wahr, daher ich auf deſſen Veröffentlichung Wert lege.“ Und ſpäter ſchrieb er mir u. a., „daß er, will's Gott, hoffe, mich im Laufe des Sommers in Kärnten begrüßen zu können.“ — Es iſt anders gekommen. Wir haben uns wohl gekannt, aber nie geſehen ... Denn juſt im Sommer, da wir uns treffen ſollten, raffte ihn die „Dichterkrankheit“, an der er übrigens ſchon lange litt, hinweg; die große Schlagader barſt ihm. Sein ſeelenvolles, lebhaftes Auge ſchloß ſich zum Allſchlummer.

Und nun — nun, nach faſt fünfjährigem Schlaf, ſteht er wieder da vor uns. Steht da vor mir, da ich dieſe Zeilen ſchreibe, und wir drücken uns denn doch die Hand.

Denn er iſt auferſtanden, der Kärtner-Dichter des Adelſinnes. Mehr noch als bei Enthüllung der von Meiſter Brandſtetter geſchaffenen Gedenktafel in Oberdrauburg im Vorjahre, nun, da wir nicht nur eine Form dem Auge gerettet haben, ſondern ſein Geiſt wieder verjüngt unter uns, in uns weilt. Seine Gedichte, ſolche von 1852 an bis auf das früher erwähnte „Velden 1849“, ſein letztes, ſind bei Georg Müller in München geſammelt herausgekommen und ſollen das Lebensbild Marxens vervollſtändigen helfen.

Wer dieſe Lazaruserweckung vollbracht; wer einen halb verſchollenen lyriſchen Dichter neues Leben einzuhauchen verſtand: gewiß, der muß ſelbſt Dichterkraft in ſich haben. Und wer war auch berufener, dem lieben Toten das ſchönſte, das ſeiner würdigſte Denkmal zu ſetzen, wenn nicht Irene von Schellander in Trieſt, eine deutſche Dichterin auf faſt welſchem Boden! Ich möchte ſagen, wenn der Tropus nicht bereits gar zu ſehr abgegriffen wäre: ſo ehrte die Schülerin den Meiſter. Sie ſtanden ſich ja im Leben nahe, und auch bei Irene Schellander finden wir dieſelben weichen, edelgeſchwungenen Linien, dieſelbe zarte Kompoſition und die gleiche verſöhnliche Weltauffaſſung, die vornehme Weiſe, wie wir ſie an Marx ſchätzen. Wir freuen uns denn, daß gerade dieſe Dichterin uns ihren, unſeren Dichter neu belebte.

Es iſt der ſtattliche Band eigentlich ein Doppelbuch; das eines Dichters und einer Dichterin. Denn es geht den dreihundert Seiten des Marxſchen Gedichtteiles eine hundertzehnſeitige Einbegleitung des Frls. v. Schellander voran, ein in harmoniſchen Farben liebevoll hingezaubertes, ein durch Form und Inhalt gleich feſſelndes Lebensbild des Dichters, des auf jedem, ſelbſt dem ſteinigſten Boden Blumen pflückenden Chriſten, der trotz allen ſtreitbaren Mutes wünſcht, es möge aus der letzten Kanone eine Friedensglocke gegoſſen werden. Dieſe Einleitung an und für ſich iſt ſchon ein Kabinettſtück der dichteriſchen Feinmalerei und ſo recht geeignet, uns den Dichter Marx in ſeiner Größe als Menſch wie als Schaffenden nahe zu bringen und in vielem vorbildlich zu machen.

Über dieſes Buch eines reichen Dichterlebens, das mit Fug den Titel „Lebensblätter“ führt, näheres zu ſagen, als daß es eine der wertvollſten Bücherperlen der letzten Zeit iſt, enthalte ich mich mit Abſicht. Eben weil ſich ſo vieles ſagen ließe, das am beſten denn doch in und zwiſchen den Zeilen geleſen ſein will. Unbefriedigt wird dies Buch wohl keiner aus der Hand legen, dem der Sinn für poetiſche Lauterheit, für den Höhenzug einer ſchönheitstrunkenen Seele nicht ganz und gar mangelt.

Es iſt das Buch eines reinen Lebens. Eine Art Erbauungsbuch. Daher ſoll man es kaufen ... trotzdem es ein Band Gedichte iſt. Es ſind aber Gedichte, wie wir ſie als Goldkörner aus der Maſſe ſcheiden müſſen, wenn wir den Anſpruch erheben wollen, auch dem Herzen nach gebildete Menſchen zu ſein.

So komme denn Marxens Zeit wieder.

Karl Krobath.

Betrachtungen und Erinnerungen. Von Dr. Wilh. Kienzl. (Berlin, Allgemeiner Verein für deutſche Literatur. 1909.)

Der erſte Teil bringt knappe Biographien bedeutender Tondichter, der zweite Teil Betrachtungen über aktuelle Kunſtfragen, der dritte Teil enthält kritiſche Aufſätze über neuere Opern und im vierten Teil friſcht der Verfaſſer perſönliche Erinnerungen an ſeine Lehrer und ſeinen Verkehr mit den Großen im Reiche der Kunſt auf. Neue Mitteilungen vom „Evangelimann“ und ein Anhang, der über die verſchiedenſten Zeit-, Kunſt- und Lebensfragen Anſichtsäußerungen des Verfaſſers in Vers und Proſa bringt, ſchließen den Band. Die erſteren Teile des Buches werden den Muſikfreunden eine Quelle der Anregung ſein und ein Licht über vieles. Die Aufſätze ſind klar wie Kriſtall und von hohem Idealismus getragen. Die „Perſönlichen Erinnerungen“ ſind etwas für das allgemein gebildete Publikum und geben die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über das Werden, Kämpfen und Siegen dieſes Geiſtes, der vor unſeren Augen ſich entfaltete und einen ſo hohen Flug genommen hat, daß er in der fernſten Ferne geſehen wird, während Augen im eigenen Lande ihm zeitweilig nicht haben folgen können. Vielen iſt er der Evangelimann, vielen noch dazu der Schöpfer anderer bleibender Werke — „mir iſt er mehr“.

Reden und Aufſätze. Von D. Otto Pfleiderer. (München. Lehmanns Verlag.)

Es gibt kaum etwas Schöneres, als was Pfleiderer über den deutſchen Volkscharakter im Spiegel der Religion über die Idee des ewigen Friedens, über das deutſche Nationalbewußtſein, über Bismarck, Luther, Goethe und Schiller zu ſagen weiß. V.

---

in Österreich die Regierung und die Deutschen nie im rechten Augenblick zu handeln wußten und die Unkenntnis der tatsächlichen Machtverhältnisse im Innern und nach außen den Staat an den Rand des Abgrundes führte. — Das Buch dürfte von sich reden machen, schon wegen des Kapitels, das unseren Kaiser betrifft. Der Verfasser sucht Licht und Schatten gerecht zu verteilen; das gelingt ihm auch zumeist, nur die geistreiche Diplomatengestalt Metternichs begreift er nicht; und doch teilten Metternichs rückschrittliche Bestrebungen das Schicksal der Tätigkeit des Bürgerministeriums, jenes Ministeriums, mit dem Schütz sympathisiert: beide extrem in ihren Plänen, der eine nach rechts, der andere nach links ziehend, gab ihnen die faktische politische und kulturelle Entwicklung unrecht, weil der Klerikalismus und der Liberalismus gleicherweise die lebende Notwendigkeit verkannten und die Welt theoretisch gestalten wollten.

Dr. H. L. R.

Die Bücher des Deutschen Hauses, herausgegeben von Rudolf Presber. (Berlin und Leipzig. Buchverlag fürs Deutsche Haus.)

Wenn der feinsinnige Presber etwas in die Hand nimmt, so kann man von der Güte des zu Schaffenden überzeugt sein. Diesmal handelt es sich um eine Auswahl hervorragender Werke, die Band nach Band in gefälligster Form erscheinen. Presber folgt dabei nicht dem Zwange einer bestimmten Geschmacksrichtung, sondern läßt die Autoren der verschiedensten Völker und Geistesrichtungen aus ihren Werken zum gebildeten deutschen Leserkreise plaudern: nach Goethes „Werter", den der erste Napoleon auf den Kriegszügen stets mit sich führte, erschien ein Otto Ludwig, dem folgten die phantastischen „Elexiere des Teufels" von E. T. A. Hofmann, dann wieder ein ganz Moderner — Max Kretzer, aber es würde zu weit führen, alle namentlich aufzuzählen; es mag eine knappe Auswahl von Autoren genügen: der berühmte Balzac, Grimm, Thakeray. Dirkens, Tolstoi, Henri Murger, der witzige Jean Paul, Puschkin, Gerstäcker, Spielhagen, Zobeltitz — kurz, wer sich uns Deutschen ins Herz dichtete und schrieb, so oder so, der erscheint in der Bücherei des Deutschen Hauses. und zwar in einem gefälligen Sonntagsröcklein, damit damit nicht nur sein Inneres, sondern auch sein Äußeres dem Publikum zusagt. Dr. H.

Vom wiedererstandenen Sänger. Die Höhenfeuer der Sommersonnwende 1895 flammten einem deutschen Dichter als Sterbekerzen; dem Dichter zweier Nachbarländer, der in dem gut kärntnerische Freiheitswache haltenden Markt Oberdrauburg auf der Bahre lag. Zerschellt die Leier dem Sänger, entsunken der Hand des Kriegers das Schwert. Friedrich Marx war nicht mehr.

Im Dreibund jenes älteren Dichter-Kleeblattes: Marx (geb. 1830), Ernst Rauscher, Fritz Pichler (beide geb. 1834), war er der älteste; und er ging am frühesten von hinnen, nachdem er in drei Vierteilen eines Jahrhunderts gerade genug vom Los des „oftmals taubem Ohr flötenden hohen lyrischen Dichters" durchkostet, den bittern Kelch desselben bis auf die Neige geleert hatte. Und verstummt war, vornehm entrüstet über eine Welt, der idealere Werte abhanden gekommen zu sein scheinen, in den Boden gestampft von den rücksichtslosen Hammern der Maschinen.

Seine Zeit hatte er eigentlich überlebt. Es sanken vor ihm viele ins Grab, die ihn geehrt: ein Hamerling, Anastasius Grün, Franz Nissel, Alb. Träger, die Julie Rettich und J. G. Seidl, Leitner. Und es sanken ins Grab die Geschlechter, denen das Saitenspiel eines edlen Sängers an die Seelen griff. Der neuen Zeit, ohne sie zu verdammen, stand denn Marx eigentlich ziemlich fremd gegenüber. Und er schwieg seit 1877, seit dem Erscheinen seines bedeutendsten Werkes, der Gedichtsammlung „Gemüt und Welt". Nicht, weil er dem und seinen beiden geschichtlichen Dramen, der „Olympias" und „Jakobäa von Bayern", seinen meisterlichen Übersetzungen, vielfach eher Nachdichtungen Longfellows oder eines Gubernatis, Poerio, Zendrini, der zarten Novelle „Clarisse" oder der Abhandlung „Die Freiherren von Teuffenbach in Steiermark" nichts mehr beizufügen gehabt hätte. O, es sprudelte in seinem reichen Dichtergemüt noch von Plänen mancher Art, so von einem epischen Werk „Florian Geyer". Aber er wollte nicht mehr ein Buch herausgeben und dichtete nur im Stillen, gleichsam für den Hausgebrauch und einen engeren Kreis ihm liebgewordener Blätter weiter. Wie oft ging er im „Heimgarten" ein und aus. Da fand eines seiner tiefsten Gedichte, „Der Wanderer", sein Heim. Und was Rosegger ihm war, das sagte er zu dessen 60. Geburtstag.

Er lieh mir seinen Liedermund
Und machte meinem Wesen kund
Des Steirers Lieb und Treu und Kraft
Auf nimmermüder Wanderschaft.

So haben die Steirer, ähnlich wie unseren Karl Morre, auch Marx zu den Ihren bekommen.

Auch ich konnte nicht ahnen, als ich damals im Pharaonenland ein ungemein liebenswürdiges Schreiben und einen Beitrag für das damals von mir herausgegebene „Ehrenbuch Veldens" von Marxens Hand erhielt, daß dieses Gedicht sein letztes, wenigstens von den bisher veröffentlichten, sein sollte. „Der Beitrag ‚Velden 1849' ist nach einer Jugenderinnerung erst am 30. Jänner 1905 entstanden und was darin enthalten, auch buch-

Schwert und Schild. Deutsche Lieder von Wilhelm Mühlpforth. (Graz. Franz Pechel. 1909.)

In nationalen Kreisen bei kampfeslustiger Stimmung gesungen, werden diese Lieder Anklang finden. Manches ist wohl geartet, auf den Flügeln des Gesanges weiter in die Zukunft hineinzuflattern. Das Beste in diesem Genre ist freilich schon vorweg gesungen.

Hoamatgsang. Erstes Jahrbuch. Bund oberösterreichischer Mundartdichter. (Linz. Fidelis Steurer. 1910.)

Nicht weniger als 34 jetzt lebender oberösterreichischer Mundartdichter sind in der Sammlung vertreten, darunter vortreffliche Namen wie Hermann Bahr, Leopold Hörmann, Franz Keim, Dr. Anton Matosch, Karl Mayer, Hans Mittendorfer, Eduard Samhaber. Hoffentlich findet sich für dieses Buch, das in manchem seiner Teile ganz köstlich ist, auch die entsprechende Anzahl Leser, wenn nicht etwa in dem fruchtbaren Mundartlandl jeder seinen Bedarf von dieser Gattung — selber besorgt.

Reiseeindrücke aus Syrien und Jerusalem. Von Gräfin Olga Meraviglia. (Graz, Leykam. 1910.)

Wir begegnen den beiden tapferen Weltreisenden (Schwestern) nicht das erstemal. Diesmal war ihre Reise ins heilige Land zum Teile mißlungen, und zwar der kriegerischen Tage des vorigen Frühjahres wegen. Doch haben unsere beiden Frauen die wichtigsten Stätten der heiligen Geschichte gesehen und erzählen uns ihre Eindrücke in schmuckloser schlichter Wahrhaftigkeit, die wir bei Reiseschilderungen so sehr lieben.

Kritik der Frauenbewegung. Von Walter Boelicke. (Berlin. Borussia. 1909.)

Endlich einmal wieder ein vernünftiges Wort in der Frauenfrage. Nur ist die Frauenfrage etwas, das in keinem Sinne glücklich gelöst werden kann, solange nicht die sozialen Zustände im ganzen sich gründlich ändern.

Die Mode. Menschen und Moden im 18. Jahrhundert ... Von Oskar Fischel und Max v. Boehn. (München. F. Bruckmann. 1909.)

Den Bänden über die Mode des 19. Jahrhunderts, welche dieselben Herausgeber wie den vorliegenden Band zusammengestellt und abgefaßt haben, ist in diesen eine Darstellung des 18. Jahrhunders gefolgt. Wir finden darin das gleiche liebevolle Eingehen in diesen Gegenstand des Kulturlebens wie in den erwähnten früheren Teilen. Der Text erscheint von dem auf sittengeschichtlichem Gebiete so vorzüglich bewanderten M. v. Boehn wieder auf das ansprechendste abgefaßt und die Wahl der Bilder durch O. Fischel ebenso geschmackvoll als charakteristisch durchgeführt. Es braucht wohl nicht darauf hingewiesen zu werden, daß gerade dieses gewählte Jahrhundert zu den mannigfaltigsten malerischen Darbietungen auf dem Gebiete der Mode Anlaß gegeben; von der Zeit der zur Herrschaft gelangten Allongeperücke zum reizenden duftigen Rokoko übergehend, finden wir in dieser Periode eine so bunte Abwechslung männlicher und weiblicher Kostüme wie in keiner der früheren und späteren Tage. Man braucht nur die Namen der graziösen Künstler Lancret, Brucher, Watteau, Reynolds, Morland, Gamsborough, Moreau, Lavreince, Chodoviecki zu nennen, um eine Welt von zierlichen Gestalten in den farbenprächtigen Gewändern jener Tage vor dem geistigen Auge erstehen zu sehen. Wie nüchtern und abgeschmackt erscheinen uns im Vergleiche damit oft die Kostüme der späteren Zeiten, zumal um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Von den erwähnten Künstlern wurden denn auch zahlreiche bezeichnende Bilder diesem ansprechenden schönen Buche einverleibt. Der durch seine Sorgfalt in der Wiedergabe und überhaupt jeder Art der Ausstattung hervorragende Verlag hat sowohl den farbigen als auch den im Texte vorkommenden schwarzen Reproduktionen solcher Bilder seine gewohnte Aufmerksamkeit zugewendet. Übrigens finden wir nicht nur eigentliche Modebilder, namentlich darunter solche nach den seltenen französischen Modejournalen jener Zeit, sondern auch anmutige Szenen aus der Familie und von der Straße, Darstellungen von Festlichkeiten, Porträts, Interieurs u. dgl. nach den oft schwer zugänglichen Originalen wiedergegeben. Auch der Text ist keine bloße Geschichte der Tracht, sondern ein lebendiges fesselndes Kulturbild des ganzen 18. Jahrhunderts. — Als vornehmes Geschenkwerk dürften sich wenige Neuerscheinungen von Büchern besser eignen wie das vorliegende.

A. Schlossar.

Theater. Ein Bündel Satiren von Rudolf Presber. (Berlin. „Concordia". Deutsche Verlagsanstalt.)

Wenn man diese kleinen Parodien und „Nachdichtungen" tagesberühmter Stücke liest, diese Spottzeilen, mit denen Presber die sensationellen Premieren unserer großen Theater quittierte, so erstaunt man, wie gesund und richtig das heute erscheint, was man damals vielleicht hier und dort als einen Angriff auf die heilige Kunst empfand. Es ist immer bloß das anspruchsvolle Getue, was Presber lächerlich macht, und die Zeit lehrt in einer Weise, die uns nachdenklich stimmen kann, wie richtig der unfromme Blick des Humors die Dinge ohne weiteres

Germanen-Bibel. Aus den heiligen Schriften germanischer Völker. Herausgegeben von Wilhelm Schwaner. Zweites Buch. (Berlin-Schlachtensee. Volkserzieher-Verlag.)

Wieder eine Reihe klassischer Sentenzen aus deutschen Dichtern und Denkern. Eine vornehme Anthologie, an Auswahl und Ausstattung musterhaft.

Wege zur Kultur. Grundlinien zur Verinnerlichung und Vertiefung des deutschen Kulturlebens von Heinrich Driesmans. (München. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung.)

Der modernen Menschheit ist das innere Verhältnis zu ihren Kulturerrungenschaften verloren gegangen. Eben dieses innere Verhältnis verstehen wir als Kultur im wahren, tieferen Sinne, und die „Wege zur Kultur" sollen dazu dienen, es unserem Volke für sein Kulturleben zurückzugewinnen. Kultur ist kein Zustand, sondern ein Werdevorgang. Das Wesentliche bei diesem Werdevorgang, den wir als Kultur erkennen, bleibt die Rückwirkung der Tätigkeit und aufgewandten Arbeit jeglicher Gestalt auf das lebendige Menschentum, auf Seele und Geist des Menschen, durch welche allein es ermöglicht wird, das innere Verhältnis zu den Kulturerrungenschaften zu gewinnen.

Aus diesem Gesichtspunkte erscheint dem Verfasser das Problem der Kultur als Verinnerlichung und Vergeistigung ihrer Aufgaben, die von den Fortschritten der Technik und der immer reicheren Ausgestalung der äußeren Lebensverhältnisse überwuchert und erstickt zu werden drohen. Und die neuen „Wege", die er legt, wollen den modernen Menschen aus diesem Kulturgetriebe zu sich selbst zurückleiten: auf seinen ureigenen und ursprünglichen Weg zur Menschwerdung und Vermenschlichung im höheren Sinne, die dem modernen Kulturleben in allen seinen Gestaltungen und Vollkommenheiten allein erst die rechte Weihe bringen wird. V.

Der deutsche Jugendfreund. Während in Reichsdeutschland in den letzten Jahren eine Jugendzeitschrift die andere ablöste, verhielt sich Österreich auf diesem Gebiete ziemlich ruhig. Nun ist auch hierzulande für die Jugend ein neues Blatt erschienen, und zwar, wie gleich gesagt werden muß, ein recht anziehendes: „Der deutsche Jugendfreund", Wien (Verlag der Artistischen Anstalt A. Luigard). Sehr hübsch und originell ist der farbige Umschlag, der Buben und Mädchen bei den verschiedenartigsten Beschäftigungen zeigt. Der Inhalt setzt sich aus populärwissenschaftlichen (dem Verständnis der Jugend angepaßten) Abhandlungen, weiter aus Beschäftigungsarbeiten für die Jugend, Erzählungen, Sportnachrichten (Fußball, Athletik, Schwimmen, Photographie, Schach), Gedichten, Reise- und Jagdabenteuern, Spielen und Rätseln zusammen. Die acht Seiten starke Nummer erscheint Samstags. Eine solche Zeitschrift fehlte Österreich-Ungarn, sie ist daher aller Unterstützung wert! Wir können das Blatt mit gutem Gewissen den Jugendlichen der Heimgartenleser empfehlen. P.

Aus Dämmerstunden. Gedichte von Emmy Baronin Mensi. (Graz. Paul Cieslar. 1909.)

Schon darum müßte man dieses herzig ausgestattete Büchlein lieb haben, weil seine Dichterin unser Alpenland so lieb hat und ihm schöne Lieder weiht. In diesen Liedern klingt wieder eine edelgesinnte und hochbeschwingte Seele, die in harmonischer Form sich uns gibt.

Aus dem Heiligtum des Lebens. Eine Gedichtfolge von Leon Dolkowski. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung.)

Die Gedanken kranken nicht gerade an zu vieler Originalität, sind aber zumeist in eine so hübsche Form gebracht, daß man sich ihnen gerne hingibt.

Carolathpredigten von Julius Burggraf. (Leipzig. Fritz Eckardt. 1910.)

So wie dieser Prediger in einer vorigen Predigtreihe aus dem Geiste Schillers das Christentum betrachtet hat, so tut er es diesmal aus Schönaich-Carolath. Das Gotteswort im deutschen Dichtermunde soll es sein, und damit die germanische Individualisierung Christus' zu ihrem vollsten Rechte kommen. Eines Christus', wie er heute lebt, in dem Gemüte erlauchter Dichter und Denker lebt und wirkt. Mancher dieser Geister wird Jesus zu tief ins Menschliche herabziehen, das verschlägt nichts. Die Sehnsucht nach einem göttlichen Heiland ist zu groß, als daß sie durch das Bekenntnis eines redlichen Zweiflers ausgelöscht werden könnte. Laute Rufe des Zweiflers sind zur Stärkung des Glaubens tausendmal fördersamer als die an eine äußere Autorität sich schläfrig anlehnende Gleichgültigkeit.

Da ist bei Ch. Scheufele in Stuttgart ein Schriftchen erschienen, benamset: **Die Entstehung der evangelischen Predigtstation in Hartberg**. Erlebnisse eines Übergetretenen. Wenn das alles wahr ist, so müssen wir steirischen Katholiken uns bis ins Mark hinein schämen. Dann freilich ist auch die Grundursache der Los von Rom-Bewegung offen dargelegt und es braucht sonst nichts zu geschehen, als was durch die Geistlichkeit in Hartberg geschehen ist und leider auch an vielen anderen Orten geschieht, um diese Bewegung im Gange zu erhalten, respektive zu stärken.

Das Lehrerheim in Lovrana. Zusammengestellt von Rud. E. Peerz. Das Reinerträgnis ist dem Südheimfonde gewidmet. (Laibach. Lehrerheim-Ausschuß.)

Katechismus für Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen, Kinderfräulein und Mütter, wie Kinder nach der Fröbelschen Methode zu erziehen und zu beschäftigen sind. Ein Lehrbuch in Fragen und Antworten von Frau Erna Grauenhorst. 6. Auflage. (Berlin. Fröbel-Oberlin-Verlag.)

Standes-Ausweis der steiermärkischen Volksschule 1910. Herausgegeben vom Steiermärkischen Lehrerbunde. Ausgearbeitet von Anton Otter. (Graz. Selbstverlag des Steiermärkischen Lehrerbundes.)

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen.

Zehntes Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung.

890. Die Finanzkonzeptsbeamten im Bereiche der k. k. nieder-österr. Finanz-Landes-Direktion, Wien.
891. Knorr & Hirth, G. m. b. H., Druck und Verlag der „Münchner Neuesten Nachrichten", München, Deutschland.
892. Mehrere deutsche Beamte einer staatlichen Verwaltungsstelle, Wien.
893. Maria Baronin Mladota-Solopisk, Linz, Oberösterreich.
894—895. Die deutschen Rechnungsbeamten des k. k. Handelsministeriums, Wien. (4000 K.)
896. Ortsgruppe Josefstadt des Deutschen Schulvereins, Wien.
897. Ortsgruppe Maffersdorf des Deutschen Schulvereins, Böhmen.
898. Bezirksvertretung Leibnitz, Steiermark.
899. Einige deutsche Fabrikanten in Wien.
900. Turnkreis „Deutsch-Österreich", Wien, dritter Baustein.
901. Schwarzburgbund, Berlin, Deutschland.
902. Bezirksvertretung Eger, Böhmen.
903. Karl Weißhuhn sen., Fabrikant und Gutsbesitzer in Troppau, Schlesien.
904. Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins in Parschnitz, Böhmen.
905. Dr. Johannes Müller, Mainberg bei Schöningen, Deutschland.
906. Aktienbrauerei Hohenelbe, Böhmen.
907. Frauen- und Männer-Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins in Gablonz, Böhmen.
908. Akad. Alpenklub, Innsbruck, Tirol.
909. Karl Lahusen, Delmenhorst, Deutschland, zweiter Baustein.
910. Karl Siegl sen., Leinwand- und Tischzeugfabrik, Mähr.-Schönberg.
911. Deutsche Frauen und Mädchen Krains, Laibach.
912. Dr. v. Langenhan, Sekretär des Industriellenvereins, Wien.
913. Leopold und Leontine Herzum, Aussig, Böhmen.
914. Eduard Keil, Eggenberg; Viktor Keil, Graz; Karl Baron Rokitansky, Richter in Leoben; Herbert Keil, Eggenberg, und Lilly Keil, Eggenberg, Steiermark.
915. Bezirksausschuß Rochlitz, Böhmen.
916. Therese v. Reininghaus, Graz.
917. „Herr v. Wendtbach", Steyr, Oberösterreich.
918. Marie Wölz, Bad Langenau, Deutschland.
919—920. Stuttgarter Frauen, Deutschland. (4000 K.)

zu sehen pflegt. Maeterlinck, Wedekind, Shaw werden nicht geschont, das ehemals moderne lyrisch-mystische Sezessionsdrama noch weniger. Verstiegenheiten, Snobbismen, holde Feierlichkeiten werden lachend ad absurdum geführt, daß man oft seine Freude daran hat. Man muß es lesen.

V.

Kalender für Hausbesitzer und Mietparteien 1910. Bearbeitet von Moritz Liebscher.

An jedermann in Steiermark tritt heute die Notwendigkeit heran, sich ausführlich über das Rechtsverhältnis der Miete, das Steuerwesen in der Stadt und am Lande, Rechte und Pflichten der Vermieter und Mieter, An- und Reugeld u. dgl. zu unterrichten. Die fortwährenden Änderungen in all diesen Fragen bedingen ein stetig erscheinendes billiges Jahrbuch, das seinen Käufer beständig im laufenden erhält und jederzeit die Neuheiten auf diesem Gebiete, wie: Steuerreform, Volkszählung, Umlagenänderungen und sonstigen Änderungen in den kommunalen Einrichtungen in leicht verständlicher und übersichtlicher Form zur Anschauung bringt.

Ein Jahrbuch für all derlei ist das genannte, das in allen Buchhandlungen vorrätig ist. Ein Kalender, der sich nicht an die Jahreswende bindet, den man immer kaufen kann und immer braucht. Es schließt das Interesse der größeren Städte Steiermarks ein. Zu den reichen Behelfen, die dieses Jahrbuch bietet, gehört ein vorzüglicher Plan von Graz und vieles, was jeder brauchen kann. Der Preis nur eine Krone. Wir berichten über diese Erscheinung deshalb etwas ausführlicher, weil das Nachschlage- und Orientierungsbuch geeiget ist, manchen vor Schaden zu bewahren. Störend sind nur die in den Text eingestreuten Inserate; eine für den Verlag vielleicht praktische, für den Gebrauch aber höchst lästige Unsitte, die dieses treffliche Nachschlagebuch leider auch mit unserem Adressenkalender teilt.

Ein Buch für das männliche Geschlecht. „Was ein Knabe wissen muß.“ Von S. Stall. (Berlin. Verlag Witt. 1909.)

Teil 1: Wie Gott die Blumen, Insekten, Fische und Säugetiere sich fortpflanzen läßt. — Männliche und weibliche Pflanzen. — Die beiden Naturen in der Auster. — Die Vogeleier und der junge Vogel. — Teil 2: Die Art, wie das Zeugungssystem durch Mißbrauch bei Knaben geschädigt wird. — Teil 3: Die Folgen des Mißbrauches bei Knaben. — Teil 4: Wie Knaben ihre Reinheit und Kraft bewahren können. — Teil 5: Unsere Pflicht, anderen zu helfen. — Teil 6: Wie man Reinheit und Kraft am besten wiedererlangen kann. — Teil 7: Das Alter der Mannbarkeit.

Büchereinlauf.

Michels Brautwerbung und andere Kärntner Dorfgeschichten. Von Karl Krobath. (Leipzig. Max Hesse.)

Luise. Lieder der Liebe von Hermann Leischner. (Dresden. Eigenverlag.)

Barbana. Sonette von Aurel von Andics. (L. K. M.)

Der Sonne zu. Von Nelli Rojic Plachki. (Berlin. Verlag des Vereines der Bücherfreunde.)

Sonnenuhr. Gedichte von Hertha Koenig. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1910.)

Volksdichtung in österreichischer Mundart. Von Josef Deutl. (Linz a. D. R. Pirngruber.)

Die Gottheit Christi. Konferenzen, gehalten von P. Reginald M. Schultes. (Graz. Ulr. Mosers Buchhandlung. 1910.)

Die Reden Jesu. 1. Band. Von Dr. Johannes Müller. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.)

Der Gott alles Trostes. Von H. W. S. (Basel. Kober, C. F. Spittlers Nachfolger.)

Vom Sinn des Lebens. Gedanken zur Gährung und Klärung von Erich Hentschel. (Leipzig. K. G. Th. Scheffer. 1910.)

Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Von Adolf Bartels. „Die Alten und die Jungen.“ Achte, verbesserte Auflage. (Leipzig. Eduard Avenarius. 1910.)

Albert Bassermann. Von Walter Turszinsky. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt.)

Eigener Herd ist Goldes wert. „Praktische Familienhäuser.“ Von Max Spindler. (Wiesbaden. Westdeutsche Verlagsgesellschaft.)

Auswahl deutscher Prosa der Gegenwart. Mit Lebensbeschreibungen der Verfasser und Anmerkungen von Gustav Hein. (Oxford. Universitätsverlag. 1909.)

Das Kärntervolk in seinen Gebräuchen. Von Karl Krobath. Anhang: Über Sage und Land. Einbegleitet von Dr. Alexander v. Perz. 2. Auflage. (Wolfsberg, Kärnten. Ernst Plötz.)

Deutsch-Böhmen im Bilde. 80 Blätter deutschböhmischer Künstler, eingeteilt in 20 Monatshefte zu 4 Bildern mit begleitendem Text. Herausgeber Verein deutscher bildender Künstler in Böhmen. (Prag. A. Haase.)

Alt-Schönberg. Ein Gedenkspiel aus Schönbergs Vorzeit in sechs Bildern von Marie Knitschke. (Mähr.-Schönberg. Emil Wanke. 1909.)

Wesen und Ziel der Bodenreform. Von Johannes Lubahn. Vorwort von Adolf Damaschke. (Leipzig. Verlag für Kunst und Wissenschaft.)



Drei Augen.

Ein Roman aus unserer Zeit von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Auf nach Stahlhöfen!

Ein Kärtlein von Hans Schmied. Dem Kleinen! Seit Jahren hatte unser Mediziner nichts mehr von ihm gehört. Seit jener Kirchweihnacht in Altenkirch nichts mehr. Er hatte anfangs oft an ihn gedacht, er hatte ihm damals jenen eindringlichen Brief geschrieben. Keine Antwort war darauf gekommen. Da wußte er's, der Freund war verloren. Er war in den Händen der Finsterlinge, der Volksverdummer. Requiescat in pace!

Und gerade in diesen Tagen dachte der junge Doktor an alles eher als an den kleinen Theologen. Vielerlei ging ihm durch den Kopf, Liebliches und Spießiges. Unruhig schritt er durch die Zimmerflucht, deren neugestrichene Türen offen standen, unbehaglich über die frisch glänzenden Parketts. Alle Räume waren leer, bis auf das Eckzimmer, dessen Fenster auf den Ring und auf den Park schauen ließen. Hier hatte er sich niedergelassen mit seinen sieben Sachen, die dieses eine Zimmer noch lange nicht füllten. Alles andere wird erst eingerichtet, belebt und mit einer Hausfrau versehen, wenn wieder der Frühling kommt.

921. Männer-Ortsgruppe Stuttgart des Vereines für das Deutschtum im Auslande, Deutschland.
922. N. N. in L.
923. Akademische Verbindungen Tübingen, Deutschland.
924. Männer-Ortsgruppe Heilbronn des Vereines für das Deutschtum im Auslande, Deutschland.
925. Erste Mährische Sparkasse, Brünn, Mähren.
926. Verein „Mittelschule" in Oberösterreich und Salzburg, Linz, Oberösterreich.
927. Unter „Schlaraffia Iglau" (Einzelperson).
928. Friedr. Werner v. Eidlitz, kgl. preuß. Referendar, Eisenach, Deutschland.
929. „P.", Brüx, Böhmen.
930. Adolf und Anna Meese, Zuckerfabriksdirektor, Hotzenplotz, Schlesien.
931. Bund deutscher Volkserzieher, Schlachtensee-Berlin, Deutschland.
932. Professorenkollegium der deutschen technischen Hochschule, Brünn, Mähren.
933. Baustein des Braunauer Ländchens (i. B.), gesammelt von der akad.-techn. Ferialverbindung „Libertas", Braunau, Böhmen.
934. Professoren, Dozenten und Beamte der Universität und Bibliothek, Czernowitz, Bukowina.
935. Wiener Regattaverein, Wien.
936. G. Hildebrand, Fabriksbesitzer, Graz.
937. Tugendbund, Bielitz, Schlesien.
938. Sammlung der Stadt Passau durch Dr. med. Fest, Passau, Bayern.
939. Dora Gräfin Kottulinsky, Graz.
940. Verein deutscher Mittelschullehrer mit dem Sitze in Teplitz-Schönau, Böhmen.
941. „Ungenannt", Salzburg.
942. Die ehemaligen und derzeitigen Ärzte des k. k. Kaiserin Elisabeth-Spitales, Wien.
943. Deutsche Vereine in Cilli, Steiermark.
944. Angehörige des außenhandels- und zwischenverkehrsstatistischen Dienstes sowie der sozialpolitischen Sektion im k. k. Handelsministerium, Wien.
945. Bezirksvertretung Komotau-Sebastianberg, Böhmen.
946. Bezirksvertretung Kindberg, Steiermark.
947. Firma Anton Latzel, Kalkwerke, Setzdorf, Schlesien.
948. „Zwei alte Wienerinnen" in Stuttgart, Deutschland.
949. Friedrich Brandstätter, Verlagsbuchhandlung, Leipzig, Deutschland.
950. August Hückel sen., Neutitschein, Mähren.
951. Dr. E. Keller, in Firma Rolff & Co., Friedland, Böhmen.
952—953. Notare Wiens und Niederösterreichs. (4000 K.)
954. Niederösterreichischer Landes-Feuerwehrverband, St. Pölten, Niederösterreich.
955. Bezirksausschuß Leitmeritz, Böhmen.
956. Spar- und Vorschußverein, Maffersdorf, Böhmen.
957. Personal und Firma der Porzellanfabrik Weiden, Gebr. Bauscher, G. m. b. H., Weiden, Deutschland.
958—960. Grazer Rechtsanwälte, Graz. (6000 K.)
961. Wilhelm Klaar, Berlin, Deutschland.

Höhe der gezeichneten Summe **1,922.000 Kronen.**

Wien, am 14. Februar 1910. **Der Deutsche Schulverein,**
Wien, I. Bräunerstr. 9.

(Geschlossen am 18. Februar 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Rösch. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Hans mußte lachen. Am Vierzehnten ist in Stahlhöfen die Primiz und ausgerechnet am Fünfzehnten der Fortschrittstag — auch in Stahlhöfen natürlich.

„Ich werde am Fünfzehnten meine Sprüche aufsagen, und zwar stimme ich entschieden für Stahlhöfen, einen der dumpersten Winkel des Landes.“ Diese Zeilen beförderte er noch schnell, dann ging er zu Hofrats. —

Nachher dort beim Abendessen redete Hans über den günstigen Zufall, daß sein Volksbildungsvortrag über Darwin und Nietzsche in Stahlhöfen just mit der Primiz seines Jugendfreundes zusammenfalle.

Da fragte der Hofrat: „Hast du etwas gegen ihn auf dem Kerbholz? Gegen den Jugendfreund?“

„Ei wo!“ lachte der Doktor, „ein guter Kerl ist er. Nur den Pfaffen sollte man ihm gründlich herabschaben.“

„Und das willst du bei seiner Primiz besorgen?“

„Ich will ihm zeigen, wie heutzutage auch der Geistliche predigen soll. Was und wie er lehren muß, wenn er seine Gemeinde zur ewigen Wahrheit, die er so gerne nennt, führen will.“

Der Hofrat schob die Achseln hoch.

„Meinst du nicht, Papa, daß endlich einmal Ernst gemacht werden muß mit der Lahmlegung dieser kirchlichen Verdummungsanstalten? Mit diesen Aufzügen und Prozessionen, mit diesem Götzendienst?“

Fast wohlgefällig schaute der Hofrat auf, als er so viel edle Leidenschaft an seinem künftigen Schwiegersohne sah. Und wie dieser weitersprudelte über Bigotterie und Formfrömmigkeit des Landvolkes, fragte der Hofrat: „Aufzüge, Prozessionen, Götzendienst. Geniert dich das?“

Diese Bemerkung verblüffte den Doktor. „Bist du nicht selbst für Volksbildung, Papa? Sitzest du nicht selbst im Ausschusse des Vereines? Nicht?“

„Jüngling, das bin ich und dort sitze ich. Aber das kirchliche Leben des Volkes geniert mich gar nicht. Wenn es nicht schon wäre, müßte dergleichen geschaffen werden. Die Leute da draußen nehmen es ja vielfach kaum anders als wir etwa das Theater, die Musik, die bildende Kunst. Nimm ihnen aber die Kirche weg und sie haben nichts. An ihrer Liebe zur Kirche hat das Kunstbedürfnis mindestens so regen Anteil als Religiosität.“

Nun wendete der Doktor ein: „Neben unserer Kunst hat noch die Wissenschaft Platz; neben ihrer Kirche nichts und gar nichts sonst.“

„Neben ihrer Kirche hat die Arbeit Platz, die harte, immer fortdauernde Landarbeit. Für Wissenschaft, wie wir sie treiben, hat der Landmann keine Zeit. Was glaubst du, Hans, das du in Stahlhöfen mit einem Vortrage aus der Naturwissenschaft und ihrer Philosophie

Das war just zu erwarten. Und zwar um so leichter, als der Herr Schwiegerpapa in spe alle wirtschaftlichen Angelegenheiten schon von jetzt ab ordnen wolle. Junger Doktor, junger Bräutigam, junger Arzt, der nach einer Praxis ausschaut, der muß nicht notwendig auch noch mit Geschäftsleuten feilschen. An der Wohnungstür hing die zierliche Tafel: „Der gesamten Heilkunde Doktor Hans Schmied. Ordination täglich von 9 bis 10 Uhr.“ Es klingelte oft, aber Patient war noch nicht einer gekommen. Jetzt klingelte es wieder und das war der Postbote mit der Karte von Hans dem Kleinen. Darauf stand:

„Lieber Alter! Am 14. August dieses Jahres feiere ich in der Pfarrkirche zu Stahlhöfen meine Primiz, zu der Du höflichst eingeladen bist. Ich möchte meinen liebsten Jugendfreund gerne dabei haben. Dein glücklicher Hans.“

„Lieber Kleiner! Es ist nicht schön von Dir, daß Du Selbstmord begehst, aber es ist schön von Dir, daß Du mich wenigstens zu Deinem Begräbnis einladest. Ich bestelle mir sogleich die Trauerkleider und werde kommen. Hans.“

Das war des Doktors Antwort. Die Trauerkleider strich er wieder aus. Beleidigen, dachte er, will ich ihn doch nicht. Und auf einer Landpartie läßt sich die Komödie ja mitnehmen.

Kaum war der Kleine abgetan, klingelte es wieder. Der Doktor ließ warten, um schließlich doch sein eigener Pförtner zu sein. Es war aber nichts weiter, als daß eine alte Frau anfragte, ob hier nicht der Klavierstimmer Drehmann wohne.

Ein weiteres Klingeln brachte noch immer keinen ganzen Patienten, nur einen halben sozusagen. Der Korpsbruder Hampler war's, der eine Kleinigkeit vorzubringen hatte.

„Es ist immer gut, wenn man gleich anfangs dazuschaut“, meinte der Doktor und verordnete ihm ätzende Tropfen. „Heute kommt wohl ohnehin niemand mehr. Ich begleite dich.“

Da klingelte es ein drittesmal.

„Na, hörst du!“ sagte der Korpsstudent, „bei dir geht's ja zu wie bei einem Greißler. Diese Praxis schon! Kannst du mir drei Netsch pumpen?“

„Mit Vergnügen, wenn es der Geldbriefträger ist!“

Der war's nicht. Der Vereinsdiener des Bildungsvereines „Fortschritt“ hatte eine Bekanntmachung abzugeben. Der Ausschuß habe beschlossen, den nächsten „Tag“ am 15. August abzuhalten, und zwar im Leingau, vielleicht in Steinbüchling oder in Stahlhöfen. Der Ort werde noch bekanntgegeben. Für jeden Fall werde Herr Dr. H. Schmied ersucht, seinen zugesagten Vortrag an diesem Tage zu halten.

Baron Sipps getan, der mit einer Krebswucherung am Halse zu dir gekommen ist? Mit dem Messer hast du gearbeitet, um die Wucherung zu entfernen."

„Der Baron Sipps, liebe kleine Naseweisheit, der kommt wieder zu mir. Längstens in einem Jahre. Dem Krebs ist von außen leider nicht beizukommen, der wächst nach, von innen heraus. Das Schneiden ist kein Heilen. Gesundes Blut hätte ich ihm müssen eingießen können, eine andere Vergangenheit seines Lebens, andere Vorfahren hätte ich ihm müssen unterschieben können, dann wäre er geheilt worden. Mit dem Landvolke ist's auch so."

„Papa, dann könnten die Leute überhaupt nie geändert werden, denn alle haben und hatten ihre Vorfahren, die man ihnen nicht auswechseln kann! Mit Leisetreterei freilich, lieber Papa, wird nichts geändert. Wahrer Fortschritt ist immer nur durch Revolutionen zustande gekommen, wenn dir von Geschichte noch etwas erinnerlich ist. Der Revolution aber, bester Papa, muß die Aufklärung vorausgehen. Und deshalb hat Hans ganz recht, wenn er den dummen Bauern rücksichtslos das Licht anzündet."

Der Hofrat lehnte sich schmunzelnd in seinen Lehnstuhl zurück, schmauchte behaglich an der Zigarre und sagte: „Na, meinetwegen, senget und brennet wie ihr wollt. Mir ist es gleich. — Willst du nach Bier, Hans?"

Nun war es doch Zeit, daß dieser sich auch einmal an seine Braut wendete, die während des ganzen Gespräches still neben ihm gesessen war.

„Und was sagst denn du, Malchen, zu meinem Eroberungszug in den Leingau?"

Sie hob ein bißchen das Haupt und antwortete: „Ja — ich meine auch."

„Und Mama?"

Jetzt fuchtelte der Hofrat komisch mit den Armen aus: „Ich bin sachfällig durch alle Instanzen. Mama meint immer, was die Kinder meinen. Also, auf nach Stahlhöfen!"

Fünfzehntes Kapitel.

Der große Tag des kleinen Hans.

Samstag abends traf Hans in Stahlhöfen ein. Zu Fuß und in Pumphosen. Ein stattliches Dorf, die Häuser unten gemauert und weiß getüncht, oben gezimmert und mit weitvorspringenden Schindeldächern — heimlich und malerisch. Auf dem weiten Kirchplatz stand das Gasthaus zum „Roten Fuchsen". An seiner Mauerecke kündete ein großes hellgelbes Blatt mit weithin schreienden Buchstaben an: „Montag den 15. August, nachmittags um 2 Uhr, im Saale des Gasthofes zum ‚Roten Fuchsen'

erzwecken willst? Bei diesen Leuten, die ganz unvorbereitet dasitzen, ohne Denkübung sind und nicht einmal die hochdeutsche Sprache verstehen."

Gereizt sagte Hans: „Dann möchte ich doch wissen, warum unser Verein auf dem Lande Vorträge veranstaltet."

„Doch nicht philosophische Vorträge über Gott und Menschheit, über die Welt- und Ewigkeitsräsel. Wir halten auf dem Dorfe Vorträge über das Praktische und Vorgeschrittene im Kornbau, in der Viehzucht, über Gesundheitspflege, über Erziehung, Gesetzeskunde, Anleitung zu technischen Fertigkeiten und so weiter. Stoff übergenug, mit dem die Leute was anzufangen wissen, Unterricht, der sie wirtschaftlich und gesellschaftlich vorwärts bringt. So stelle ich mir die Wirksamkeit unseres Vereines vor. Wird nur erst ihr Hausverstand ausgebildet, ihre Vernunft angeregt, gewinnen sie nur erst tieferen Einblick in die Dinge, die sie umgeben, mit denen sie zu schaffen haben, dann kommen sie schon selber allmählich zu Erwägungen und Klärungen, um auch in kirchlichen Dingen heller zu sehen und zu unterscheiden. Weltanschauungen, mein lieber Hans, kann man den Leuten nicht hineinreden, die müssen aus ihren Lebenserfahrungen herauswachsen. — Wenn schon alles eine neue Weltanschauung haben muß. Man hat immer gefunden, daß mit Leuten alter kirchlicher Observanz bequemer auszukommen ist."

Einen Teil dieses seltenen Gespräches des Hofrates hatte auch Fräulein Evelana mitangehört, das erst von einer Fechtstunde nach Hause gekommen war.

Sie hatte wieder ihr silbernes Schüsselchen mit den sauren Rüben vor sich, so daß Papa launig sagte: „Willst du deine kulinarischen Passionen dir nicht abgewöhnen, Tochter? Immer wird es nicht saure Rüben geben. Du wirst dich endlich auch an Hummer und Trüffelpastete gewöhnen müssen!"

Evelana ging aber heute auf Papas Witze nicht ein. Auf seine vorherige Rede fühlte sie sich geladen.

„Papa ist heute wieder einmal der richtige Beschwichtigungshofrat!" rief sie scheinbar lustig aus. „Papa, du widersprichst dich ja! Im Hörsaal redest du ganz anders."

„Im Hörsaal, mein Kind, spreche ich zu Studenten. Zu ungebildeten Leuten würde ich freilich anders sprechen."

„Papa, zweierlei Wahrheit!"

„Wahrheit ist nur etwas für Wissenschaftler. Für das Volk muß Religion sein, damit es geleitet werden kann."

„Papa, das wäre gerade, wie wenn der Arzt sagte: Die Leute müssen krank sein, damit ich mir was verdiene! Oh nein, Papa! Die Leute sollen gesund sein, und wenn sie anders nicht zu heilen sind, muß man schneiden und brennen. Papa, was hast du denn bei dem

Hans reinigte sich von Schweiß und Staub und schritt dann im „Saale“ hin und her, in dem er bald dem Volke Lichter anzünden werde. Bisweilen schaute er zum Fenster hinaus, wie die Leute eilig umherliefen und mit Vorbereitungen tätig waren. Die Haustore und Fenster wurden bekränzt, an Dachluken hie und da ein schwarz-gelbes oder weiß-rotes Fähnlein herausgesteckt. Auf der Höhung am Kircheingang stand ein bunter Torbogen aus Stangen gebaut, mit Reisig, Bändern und Fahnen geschmückt. Am unteren Ende der Dorfgasse wurde ein zweiter „Schwibbogen“ aufgerichtet mit der Inschrift am Giebel: „Gehet hin in die ganze Welt und lehret die Völker!“

Hans ging hinaus und mischte sich unter das Volk, da sah er, wie ein brauner, krummnasiger Bauer sachte hinschlich und das letzte Anschlageblatt von der Wand des „Roten Fuchsen“ riß. Die Leute lachten Beifall.

„Und daß er unsern jungen geistlichen Herrn auch noch so verspotten tut! Seinen Namen unter die Freigeistpredigt zu schreiben!“

„Das tut er, um die Leut’ irr’ zu führen, daß sie glauben sollten, der geistliche Herr wird predigen — im Wirtshaus.“

„Ich hab’ reden gehört, daß er halt auch so heißen tat: Hans Schmied.“

„Möglich. Schmied gibt’s viel und Hänse noch mehr. Aber glauben tu’ ich’s doch nit. Er tut’s aus Falschheit oder zum Gespött. Ich werd’ mich nit weit irren!“

„Wenn’s falsch wär’, wurd’ doch ’leicht das Gericht was dreinreden.“

„Ja, Schneggen, das Gericht. Das ist selber freigeisterisch, Neuzeit. Da müssen wir uns allein helfen.“

Solche Gespräche der Leute konnte unser Doktor hören, der sich unters Volk gemischt hatte. Er konnte sich was einbilden. Man redete mehr über ihn als über den, dem all diese Vorbereitungen galten. Er biß die Zähne zusammen, trotzig! Man sollte ihm nur was ins Gesicht sagen! Das tat freilich keiner, weil sie ihn für einen Touristen hielten, der von irgendeinem Berg herabgestiegen war, um das Fest anzuschauen.

Auf einmal zogen die Männer ihre Hüte vom Kopf. Über den Platz her kamen drei Priester in Talaren. Der jüngste war der kleine Hans, in diesem Kleide aber nachgerade stattlich zu sehen. Der Doktor wollte sich rasch unter der Menge verlieren, aber es war zu spät, er konnte schon gesehen worden sein. Da wollte er nicht den Flüchtling spielen. Der Primiziant hatte in dem Touristen wirklich gleich den Jugendfreund erkannt mit kurzem Blick, hatte aber just eifrig mit den Berufsgenossen zu sprechen. Jeder der beiden glaubte, sie kämen

in Stahlhöfen Vortrag: ‚Die heiligen Offenbarungen der Naturgeschichte, von Dr. Hans Schmied, Mitglied des Vereines ‚Fortschrit'.“ Eintritt frei.

Reste des gelben Blattes hatte Hans auch an anderen Häusern gesehen. Unversehrt war nur dieses an der Wand des Gasthauses allein. Hier kehrte er ein. Der Wirt wies ihm das Prunkzimmer mit den drei Fenstern auf den Platz, wo einmal Kaiser Josef übernachtet hatte, als er auf seiner Durchreise in Stahlhöfen übernachtete. Es war auch der „Saal“, in welchem der Vortrag stattfinden sollte.

Seit ein paar Wochen war der rote Fuchswirt nämlich fortschrittlich geworden. Damals hatte er noch für die bevorstehende Primiz geschwärmt als guter Stahlhöfner. Und hatte dem Pfarrer sagen lassen, des Triumphbogens wegen, der vor der Kirche errichtet werden soll, brauche sich der Herr nicht zu sorgen, der würde seine, des Fuchswirtes, Sache sein. Auch sonst stehe er für das Fest mit Haus und Mann und Maus zu Diensten. Er dachte an die Festmahlzeit der bäuerlichen Verwandten des jungen Priesters, die im Pfarrhofe sicher nicht alle Platz hätten. Dieses Mahl konnte er recht gut besorgen. Den Triumphbogen nahm der Pfarrer an und bestimmte für denselben noch einen schönen Spruch. Die Bauernmahlzeit hingegen wurde beim untern Dorfwirt veranstaltet. Seither war der „Rote Fuchs“ antiklerikal, und mit wahrer Lust hatte er den Antrag des Vereines „Fortschritt“ angenommen.

Aber es schien, als wollte mancherlei ein wenig uneben werden.

Dr. Schmied schritt ein paarmal durch das Zimmer, es war sieben Klafter lang.

„Viel zu klein“, sagte er, „viel zu klein, Herr Wirt!“

„Dürfte groß genug werden, Herr Doktor“, antwortete der Wirt mit vielsagender Miene. „Ich bitte nur da hinauszuschauen.“

Hans sah auf dem Platz eine Gruppe von Bauern, alten und jungen, auch halbwüchsige dabei, die miteinander redeten und dabei lebhafte Gebärden machten.

„Die besprechen es, Herr Doktor, wie man am Montag Ihren Vortrag unmöglich machen wird!“

„Die Bezirkshauptmannschaft trifft doch Vorbereitungen?“

„Drei Mannln, Herr Doktor. Tut's nicht. Es wird der ganze Leingau da sein. Schon auch deswegen, wir haben morgen eine Primiz.“

„Die ich mir selber anschauen werde. Der Primiz geschieht nichts. Wir haben unsern Tag doch erst übermorgen.“

„Wollen wir halt das Beste hoffen. Sonst was gefällig, Herr Doktor? Wenn was wünschen, bitte nur drücken dort am Knopf.“

Der Fuchswirt hatte nämlich neuestens die elektrische Klingel eingeführt, den ersten Boten der Neuzeit, die nun in Leingau anheben soll.

Am andern Morgen, als es zu tagen begann, läutete die Glocke des alten Kirchturms den „Englischen Gruß“. Das erinnerte unsern Doktor an jenes Aveläuten zu Altenkirch, das so sonderbar den Kirchweihtanz unterbrach und Anlaß zur Meinungsverschiedenheit mit dem Theologen gegeben hatte. Heute löste dieses Läuten Pöllerschüsse los, die ganz Stahlhöfen aus dem Schlafe knallten. Auf dem weiten Kirchplatz war über Nacht ein Wald von Birken und Lärchen gewachsen; der Fahnen waren noch mehr geworden und vom Turme herab wehte feierlich in der Morgenluft eine weiß-rote Riesenfahne. In den Gassen waren Krämerbuden aufgeschlagen und zu allen Scharten des großen Dorfes kamen ländlich geputzte Menschen, anfangs zu einzeln, dann in Gruppen, endlich in ganzen Scharen, Steirerwägen darunter, in welchen altgesessene Freibauern mit ihren Weibern saßen, die Männer mit der Silberknopfreihe über die Brust herab, die Frauen mit schwarzseidenen Kopftüchern, deren rückwärtige Enden wie schwarze Flügel im Winde flatterten.

Nun war der ganze Platz, soweit ihn nicht das aufgesteckte Gebäume bedeckte, ein dunkler See von Menschenköpfen. Ein grollender, allebendiger, schwarzer See. Die Turmglocken läuteten fast ununterbrochen, einmal die eine, einmal die andere, dann wieder alle zusammen. Die Priester lasen an den fünf Altären der Kirche ihre Messen. Manchmal klang ein Orgelton herab und zu den offenen Fenstern hinein in Dr. Schmieds Zimmer. Der Doktor beobachtete, mit seinem Sessel etwas in den Hintergrund gerückt, was nun zu werden begann. Die Sonne stand auf der halben Höhe des Himmels, als weiß-rot bebänderte Ordner durch den dunklen rollenden See eine Gasse zu bahnen suchten. Und auf dieser Gasse kam es heran. Unter wehenden Kirchenfahnen und Musikklängen der Kapelle die Priesterschaft. Der Doktor zählte zweiundzwanzig Geistliche im Chorrock, zwei in Vespermänteln, und zwischen diesen, im weißen Pfaid und Stola — auf dem Haupt eine Rosenkrone — der junge Primiziant. Er hatte heute nicht ganz sein rundes, frisches Bauerngesicht, es schien um ein weniges schmäler und blässer zu sein. Mit gefalteten Händen, das belastete Haupt geneigt, so schritt er zwischen zwei weißhaarigen Priestern einher. Da war es dem Doktor jählings, als müsse er aufschreien vor Schmerz. Vor Schmerz, daß dieser junge liebe Mensch verloren war, oder vor Schmerz, daß es nicht er selber war, der da heranzog wie ein König? . . .

Hinter dem Primizianten gingen in sauberem altbäuerlichen Gewand die Eltern; die Mutter weinte glückselig vor sich hin; der Vater schritt mühselig, sich auf einen Stock stützend, an dem ein Rosenkranz pendelte. Dann kamen die Verwandten, Freunde, Schulkameraden und weiteren Bekannten. Hier hätte Dr. Schmied hineingehört. Ein Kirchendiener

glücklich aneinander vorüber; da, wie sie ganz nahe waren, flogen zwei unbewachte Blicke zusammen, jetzt mußten sie grüßen und stehen bleiben.

„Also doch gekommen!“ sagte der Primiziant, ihm flüchtig die Hand reichend, „wir sehen uns ja morgen“. Ein ängstlicher, fast bittender Blick aus seinem guten Auge noch, und sie waren aneinander vorüber. Der Primiziant hatte es vermieden, der Umgebung merken zu lassen, wen er gegrüßt. Innerlich bereute er es schmerzlich, daß er diesen Menschen zu seinem Ehrentag geladen hatte, dessen angekündigte Vorlesung er wie eine feindliche Demonstration fühlen mußte. Dann dachte er doch wieder, so schlimm wird's nicht werden. Die heiligen Offenbarungen der Naturgeschichte müssen ja mit dem christlichen Glauben nicht notwendig im Widerspruch stehen. Und so taktlos könne ein gebildeter Mensch, der obendrein Freund ist, doch nicht sein, daß er die Leute verwirren und ein einziges Fest im Leben zerstören wollte.

Dr. Schmid ging auf sein Zimmer und schrieb einige Zeilen nach Prestein im Unterschatt, wo er mehrere Korpsstudenten auf Ferien wußte, sie möchten am Montag vollzählig erscheinen, die Ziegenheimer nicht vergessen, es dürfte möglicherweise kritisch werden. An fortschrittliche Blätter der Hauptstadt sandte er die Depesche: „Der Volkstag in Stahlhöfen verspricht glänzend zu werden, im Interesse der guten Sache zahlreichster Besuch erwünscht.“

Das Wetter war prächtig. Ein hinter dem Langen Grat aufsteigendes Gewitter hatte sich verzogen. Die untergehende Sonne machte das Almgebirge, das im Osten steht, zu hellem Golde. Als es dunkelte, begannen die Leute brennende Kerzen in die Fenster zu stellen. Auch der Fuchswirt beleuchtete. „Sonst“, entschuldigte er sich bei seinem Gaste aus der Stadt, „sonst werfen sie mir die neuen Spiegeltafeln ein“. Auf den Höhen begannen die Feuer zu lodern, und als es ganz finster geworden war, sah man an den Berghängen mancherlei feurige Zeichen. Hier ein zweifaches Papstkreuz, dort die Schlüssel Petri. Auf einem anderen Berg lag in Feuerlinien etwas, das, wenn es einen Bischofshut vorstellen sollte, ein bißchen mißlungen war. Aus mehreren Gründen der Umgebung knallten Pöller und stiegen Raketen auf. Dann kam die „türkische Musik“ mit ihren Blechinstrumenten, Trommeln und Tschinellen. Das schmetterte und funkelte im Lichterglanze nur so heran durch die Gasse, über den Platz und dem Pfarrhofe zu, wo der Marsch abbrach. Ein Männerchor sang die „Ehre Gottes“. Von einem Fenster herab dankte jemand, aber es war nicht die Stimme des kleinen Hans. Der, solcher Huldigungen völlig ungewohnt, hielt sich im Hintergrunde, am liebsten in der Nähe seiner alten Eltern auf, die in diesen Tagen selig wie im Himmel waren.

als die unzähligen Lichter flackerten, der Weihrauch aufstieg und die Orgel aus ihren vollsten Lungen das Jubellied sang, da war es dem Doktor: Süßes Gift! Hinaus in die freie Luft!

Und als er draußen stand, einsam in der freien Luft, da wollte es ihn wieder zurückziehen; er aber ging über die Felder hin, dem Walde zu, und dort begann er zu fluchen über die Gewalt und Gefährlichkeit dieses Feindes.

Sechzehntes Kapitel.

Der kleine Tag des großen Hans.

Gegen Abend desselben Sonntags, als Dr. Schmied auf seinem Zimmer saß und die Blätter durchsah, aus denen er morgen vortragen sollte, kam der Primiziant. Noch erhitzt und erregt war er von dem ungewohnten Wein, von den Tischreden und von den anderen Ehrungen, die sich auf ihn entladen hatten. Seine Stimmung war eine zitternde.

„Es hätte mich gefreut, Hans, wenn du an allem teilgenommen hättest“, sagte er, „es wäre schön gewesen, wenn du bei Tisch mir gegenüber gesessen wärest, so daß ich an dir meine Jugendzeit hätte anschauen können.“

„Na, ich glaube, Junge, daß es dir entrisch geworden ist in solcher Gesellschaft.“

„Oh so nicht, so gewiß nicht. Ich kann dir mein Glück nicht ausdrücken. Es kann auf dieser Erde keinen himmlischeren Tag geben . . .“

„Dann ist es ja recht“, sagte der Doktor mit kühler Ruhe, sich in seinem Sessel zurücklehnend.

Der junge Priester saß bescheiden vor ihm, holte einen tiefen Atemzug aus der Brust und dann redete er noch etwas.

„Du hast ja auch jetzt dein Ziel erreicht, Hans. Du wirst nicht minder gut für deinen Beruf taugen. Ich wünsche dir alles Glück. — Heute habe ich dich nur um etwas bitten wollen und deshalb bin ich zu dir gekommen.“

Der Doktor blickte auf.

„Ich bitte dich, sage den morgigen Vortrag ab.“

„Den morgigen Vortrag soll ich absagen? Fürchtest du dich davor?“

„Fürchten nicht. Ich weiß ja längst, was du zu sagen hast und habe wohl auch viele deiner Gedanken selbst überdacht. Ich habe auch meine schlimmen Zeiten gehabt, Freund. Ich bin nun darüber hinaus wie auch du einmal darüber hinaus sein wirst.“

„Meinst du? — Na, dich haben sie gründlich.“

„Ich kenne deine Gesinnung. Auf jenen Brief von der Mühle wirst du wohl keine Antwort erwartet haben.“

hatte ihm noch gestern abends die Festordnung gebracht mit der Anweisung seines Platzes beim Einzug und in der Kirche und auch die Einladung zur Festtafel im Pfarrhofe. — Nein, dieses Wandeln im bigotten Bauerntroß konnte er sich nicht zumuten. Er hatte sich vorgenommen, den „Pfaffenzug“ gar nicht mitanzusehen. Jetzt saß er doch im Zimmerdunkel und schaute hinaus.

Er verfolgte mit Spannung den Zug, der unter dem harmonischen Geläute aller Glocken langsam den Hügel hinanstieg, dem Kirchtore zu, über dem die Worte standen: „Sei gegrüßt, Johannes, Du Liebling des Herrn!“

Und dem Priesterzuge folgte nun die Menge nach, drängend, unter sich kämpfend um den Eingang, um den Platz in der Kirche. Das ganze dunkle Meer wogte da hinein, und als der Platz leer war, wunderte sich Dr. Schmied, daß diese Kirche die Tausende zu fassen vermag. Und da merkte er, es zog ihn mit. Es zog auch ihn mit wie der Strudel einer Flut, in dem ein Stück Holz zuerst im tanzenden Spiele reigt, immer engere Kreise zieht und plötzlich in den Tiefen verschwindet.

Er ging hinauf zur Kirche, aber es war zu spät. Das Tor war festgepfropft. Auf den steinernen, mit Eisenbändern beschlagenen Opferstock, der unter dem Eingange an der Mauer stand, schwang er sich, und was er von da aus über die Köpfe hinweg sah, das hatte er. — Der Priesterzug erreichte den mit Blumen und Lichtern geschmückten Hochaltar, dort verteilten sie sich zu beiden Seiten, der Primiziant aber legte seine Rosenkrone ab und stieg geradeaus die Stufen des Hochaltars empor, um an demselben die erste Messe zu lesen. — Nach dem Evangelium erschien auf der Kanzel ein Prediger und hielt die Ansprache, bei der man Räuspern und Schluchzen hörte. — Daß wohl seit Hunderten von Jahren, sagte er, in der Pfarre Stahlhöfen ein so bedeutungsvoller Tag nicht gewesen sei wie der heutige. Wie das heilige Haus zu Loretto, so verehren müsse man das schlichte Bauernhaus, aus dem er hervorgegangen, er, der von nun an als Stellvertreter Gottes wandeln und wirken werde. Durch die Priesterweihe seien ihm die Schlüssel des Himmels übergeben worden, und was er auf Erden beschließen werde, das werde auch im Himmel beschlossen sein. „Heilig, heilig, singen die Engel vor dem, in Ehrfurcht liegen die Heiligen, ja sogar die seligste Jungfrau vor dem, der Jesum gleichsam täglich neu erschafft in der heiligen Messe.“

Bei diesen Worten, mit denen die Predigt schloß, ging dem Dr. Schmied auf dem Opferstock ein Schauer über den Rücken, und er streckte seinen Hals, um zu sehen, ob der arme Bursche, der unter Greisen am Altar saß, nicht schamrot werde. Er konnte nichts Rechtes sehen, nur das, wie der älteste Priester zum Primizianten hinging und ihm einen Kuß gab. Dann nahm die Messe ihren Fortgang. Und

eine Gebirgspartie, wir sind uns ja noch den Lanzstein und die drei Augen schuldig, und in dieser Woche hätte ich noch Zeit. Aber das mit dem Vortrag lass' gut sein. Du hebst keine Ehr' auf damit, ich sag' dir's."

„Dir steckt heute nur die Ehr' im Kopf."

„Wenn du wüßtest, was die Leut' schon reden von morgen!"

„Ich weiß es, und ich weiß auch, wer sie aufgehetzt hat."

„Kein Wort ist von der Geistlichkeit über den Vortrag gesprochen worden, das kann ich dir schwören. Aber wenn es sein müßte —!"

„Ich kann mir's denken. Du wirst es kaum erwarten, der Schlange den Kopf zu zertreten. Sag' was du willst, schrei zu von deiner Kanzel, ich habe die meine, und die hört man etwas weiter. — Nein, Hanserl, den Vortrag will ich halten. Ihr Pfaffen sollt dabei nicht zu kurz kommen."

Sie standen auf, sie reichten sich nicht mehr die Hand. Die beiden Hans Schmiede, die Jugendfreunde — so gingen sie auseinander. —

In der folgenden Nacht sagte Dr. Schmied mehrmals zu sich selber: Pfui! — Er hatte eine sentimentale Nacht, und nichts Erbärmlicheres gibt es, als wenn ein Mann der Wahrheit sentimental wird. Hatte er den Theologen nicht zu roh behandelt? Am Ende ist es ja doch seine Überzeugung, was er da vorbringt. Aber zum Teufel, dann soll er auch einem andern die seine lassen. Wenn so einer kommt, um mich zu veranlassen, die Wahrheit zu verschweigen vor den Leuten, und gar vom pfäffischen Standpunkt aus, dann hört der Spaß auf! — Jammerschade um meinen kleinen Hans. Wir sind zwei Hänse, nun soll man sehen, wer der größere Hans im Glücke wird. Wir sind zwei Schmiede, und es wird sich zeigen, wer sein Schicksal besser schmiedet. Er, der nie Flegeljahre gehabt hat wie unsereiner, kann nicht sagen, sie sind vorüber. Er wird an den seinen zurückgehaltenen und faul gewordenen sein Lebtag laborieren ... Wie weit der Doktor in solchen Weisheiten sich noch verloren hatte vor dem Einschlafen, wußte er am Morgen nicht mehr.

Er mußte das Zimmer verlassen, weil es zu einem Hörsaal hergerichtet werden sollte. Der Wirt sperrte ihm ein anderes auf, doch in dem roch es noch nach Leuten, die früher einmal dort übernachtet hatten. So schlenderte er, während es gelüftet wurde, im Dorfe herum und beobachtete die Leute. Sie kümmerten sich nicht um ihn. Dann, als sie läuteten, meinte er, das Innere der Kirche und die Bigotterie dieses Volkes könnte er sich doch ansehen. Er gewann einen Stehplatz hinter einer runden Säule. Die Kirche füllte sich wieder bis zum Erdrücken. Der junge Priester hielt seine erste Predigt. Ein Chorrock,

„Ich mag mich über solche Sachen mit dir nicht mehr einlassen“, rief der Doktor überlaut.

„Auch ich möchte dich in Ruh' lassen, Hans, aber nun ist es meine Pflicht geworden, zu sprechen. — Du hast einen Vortrag über Naturoffenbarungen angekündet. Warum denn nicht? Das wäre nichts Schlimmes. Aber es soll nur ein Vorwand sein, die katholische Kirche zu kritisieren. Gut, sie verträgt Kritik, und ich will nicht unter allen Umständen sagen, daß sie keiner bedarf. Aber morgen wirst du nicht zur Kirche und ihren Lenkern sprechen, sondern zu einfachen Bauersleuten, die wirklich — es ist keine Phrase, lieber Hans! — keinen andern Seelentrost haben als den Glauben.“

„Den sollen sie ja haben meinetwegen“, sagte der Doktor.

„Du wirst, wenn du morgen über die Offenbarungen der Natur sprichst, die Offenbarungen Gottes angreifen, das Christentum. Es müßte nicht sein, die Natur läßt das Christentum recht gut bestehen und auch umgekehrt. Aber ihr seid einmal so. Weil ihr glaubt, die Kirche wolle euch die weltlichen Güter und die weltliche Macht aus den Händen winden und den Fortschritt unmöglich machen, deshalb möchtet ihr sie vernichten und mit ihr die Priester und mit diesen das Christentum. — Hans, was glaubst du, ob wir Geistliche denn nicht auch Kinder unserer Zeit sind! Es gibt recht viele unter uns, die bestrebt sind, die Mißbräuche und Weltlichkeiten der Kirche abzuschaffen und ihren Geist unserem geistigen Leben anzupassen und dem alten Christentum. Aber wie können solche was ausrichten, wenn sie nebst den eigenen Feinden immer auch euch als Feind hinter dem Rücken haben; wie können sie für den Fortschritt wirken, wenn dieser sie immer bekämpft. Wenn eine Reform der Kirche möglich ist, so wird sie wahrscheinlich einmal von der niederen Geistlichkeit ausgehen, die brennt darnach mehr, als ihr glaubt. Dieser solltet ihr die Hand bieten, anstatt sie immer im Volke zu diskreditieren. Wie ihr es treibt, ist es kein Wunder, wenn mancher Kaplan ins Gegenteil umschlägt und kirchlicher Fanatiker wird.“

„Dann machst du insofern eine Ausnahme, als du mit dem Fanatismus noch vor der Befeindung, wie du sagst, angefangen hast.“

„Aber Hans, schau, bin ich denn fanatisch? Wenn ich meine Pflicht tue, wenn ich dir ohnehin sage, daß auch in unsereinem Konflikte sind, die gehoben werden sollen. Aber hierher paßt dein Vortrag nicht, damit verdirbst du was. Ich bitte dich, sage ihn ab.“

Jetzt zuckte der Doktor einmal die Achseln. Er war nur verblüfft über die Leidenschaft, mit der dieser neugebackene Kaplan ihm den naturgeschichtlichen Vortrag verbieten wollte.

„Bleibe einige Tage hier, alter Freund“, sagte der Geistliche und wollte seine Hand ergreifen, „machen wir miteinander wieder einmal

hat er's g'sagt, der geistliche Herr. Wo da einer zugelaufen kommt, der dem geistlichen Herrn seinen bluteigenen Namen wegnimmt, um mit ihm Lug und Gespött zu treiben. Und mit dem Namen von unserem lieben Herrn just diesen und die andere Geistlichkeit beschimpfen will und den heiligen Glauben — da hört sich alles auf!"

„Leut!" schrie ein bärenwilder Waldteufel in zerfranstem Lodengewand, das einen stickenden Modergeruch ausmürfelte; über die Köpfe hin krächzte er: „Leut! Wenn der Herr ah g'sagt hat, zu der lutherischen Predigt sollen wir nit geh'n — dasmal folg'n m'r ihm nit, mir geh'n doh. Und all geh'n mir, allmiteinand! Wer nit zuhör'n will, kann ja zuschlag'n!"

„Zuschlag'n!" gellte es von allen Tischen zurück. „Wird uns nix andres übrig bleib'n."

„Leicht sagt ihm's einer, dem Stadtherrn, daß er's sein laßt. Ma kann nit wiss'n, wie's ausgeht."

Dr. Schmied war auf der Gasse, um ankommende Gesinnungsgenossen zu begrüßen. Ein paar Ausschußmitglieder des Vereines kamen zu Wagen, eine Anzahl Studenten aus Prestein kam auf einem großen Leiterwagen, den sie mit Reisig ausgeschmückt hatten. Etliche Jungbauern, ein Lehrer und ein Reichsratsabgeordneter kamen aus der Umgebung. Sie brachten einen schwungvollen Mut mit sich. Die meisten wußten es schon, daß der junge Kaplan auf der Kanzel gehetzt habe. Die einen wußten, daß er den Leuten den Vortrag verboten, die anderen, daß er ihnen befohlen hätte, den Vortrag wohlbewaffnet zu besuchen. Es würde etwas setzen. So kamen auch die Fortschrittler nicht ganz leerer Hand, und wer den Knüttel nicht in der Hand trug, der hatte Schlimmeres in der Tasche. Der Reichsratsabgeordnete mahnte zur Klugheit, nicht den Schein des Angriffes auf sich zu laden, lieber auf das Angegriffenwerden zu warten, um aber dann bei der ersten Gewaltsamkeit scharf zu zeigen, wer heutzutage trotz allem Herr im Lande ist. Der Vortrag selbst über die heiligen Offenbarungen der Naturgeschichte war schier vergessen, man befaßte sich nur noch mit taktischen Dingen, und die Kampflust beiderseits wurde so groß, daß sie sich in wilden Worten allein kaum würde erschöpfen können. Als die Fremden sich in verschiedenen Wirtshäusern, da ja der „Rote Fuchs" voll Bauern war, gestärkt hatten, gingen sie zerteilt und lässig, als ob sie nur aus Langeweile da herumtrotteten, zum „Roten Fuchsen". Im Gartenhause hatten einige mit dem Wirte Konferenz. Er habe einstweilen den Saal geschlossen gehalten, rate aber, ihn nur gleich zu besetzen, ehe die Bauern aus den Gastzimmern kämen und sich des Saales bemächtigten. Das geschah, durch eine Hintertür erreichten sie die Treppe, ein paar ulkige Studenten lehnten eine Heuleiter ans Fenster und nahmen die Festung ohne Tort.

dessen Ärmel ihm zu weit und zu lang waren, so daß er sie während des Sprechens mit den Händen immer gegenseitig zurückschieben mußte; eine goldverbrämte Stola mit eingestickten Seidenrosen und ein schwarzes Barett, das er bei jedem heiligen Namen vom Haupt rückte — das waren nun die Merkmale des Geistes, den er verkünden wird.

Wohl etwas sehr leise und befangen hatte der Prediger begonnen, allmählich wurde er geläufiger und wärmer, aber in eine Begeisterung kam er nicht. Der Gegenstand war dem Festtage entsprechend die Himmelfahrt Mariens. Kurz erzählte er den Lebensgang der Mutter des Herrn, „soviel wir", wie er sagte, „aus dem Evangelium von ihr wissen". Von ihrer Himmelfahrt redete er nicht mehr, als daß Maria in den Himmel gekommen sei, so wie alle, die gut sind und von Herzen gut sein wollen. Dann verbreitete er sich ein wenig über die Güte, die vor Gottes Augen mehr gelte als alle Macht und alle Wahrheit und alle Weisheit. Die lieben Pfarrgenossen, so schloß er, hätten ihm in diesen Tagen so viel Güte und Liebe erwiesen, so viel Gutes gewünscht, daß er zu Dank ihnen nichts Besseres zurückwünschen könne, als jedem die Bewahrung eines gütigen Herzens.

Dann betete er das Vaterunser.

Nun, das wäre harmlos gewesen, dachte der Doktor.

Bevor der Prediger die Kanzel verließ, stand er noch ein wenig da, schob noch einmal die weißen Ärmlinge zurück, schaute verlegen über die Köpfe hin und es war, ob er noch etwas sagen wolle und nicht wisse, wie er es am besten vorbringen könne.

„Noch ein Wort, meine Pfarr- und Heimatsgenossen, möchte ich jetzt sagen. In unserem Dorfe soll heute nachmittags von einem Redner des Vereines ‚Fortschritt' ein Vortrag gehalten werden. Wie ich euch kenne, glaube ich kaum, daß einer von euch hingehen wird, denn der Vortrag findet gerade während des Nachmittagsgottesdienstes statt. Schon aus diesem Umstande könnt ihr beiläufig erraten, was euch dort im Wirtshause gesagt werden würde. Ob es heute sei oder wann immer, ich bitte euch, bewahrt euren heiligen Glauben, und weiset jeden, der euch durch Wort oder Werk davon abbringen will, mit Ernst und Ruhe zurück. Der Friede sei mit euch. Amen."

Ein leises tiefes Dröhnen ging nach diesen Worten durch die Kirche, der Doktor erkannte nicht, ob es Beifall sei oder Murren. Er schob sich zwischen der Menge durch dem nächsten Ausgange zu.

Gegen Mittag belebte sich die große Gaststube des „Roten Fuchsen". Bauern, Holzer und Halter, die sonst nie hier zu sehen waren, wie der Wirt bemerkte, besetzten die Tische. Ganz laut und lebhafter als sonst Bauernart ist, besprachen sie das Tagesereignis, das sich auf der Kanzel angekündet hatte und im Wirtshause zutragen würde. „Viel zu gutmütig

Der Waldbär knurrte ein wenig, wollte den Theologen, der wie ein Junge vor ihm stand, mit trotzigem Blick in den Erdboden glurren, aber vor dem geistlichen Herrn fing er zu zwinkern an, als ob ihm eine Mücke ins Auge geflogen wäre, und da machte er sich davon.

Mittlerweile hatte Dr. Schmied im Wirtshause seinen Vortrag gehalten im Familienkreise von Gesinnungsgenossen, die alles, was er sagte, längst schon auswendig wußten. Seine Rede ging von der Abstammungslehre und der natürlichen Zuchtwahl Darwins bis zum Herrenmenschen Nietzsches. Aus dem Dorfe Stahlhöfen war ein einziger Zuhörer im Saale, der sehr andächtig wie in der Kirche dasaß. Ein Ochsenknecht. — So was arg Sündhaftes wäre es nicht gewesen, erzählte dieser hernach daheim. Von der Viehzucht oder was habe der Herr geredet, aber gar hochdeutsch, daß man sich nichts Rechtes habe herausnehmen können.

Die übrigen Zuhörer äußerten sich sehr befriedigt, daß alles so gut abgelaufen war. Dem Dr. Schmied war etwas lausig zu Mute und er machte seine Stadtgenossen beizeiten aufmerksam, daß es bis zur Eisenbahn nicht kürzer als drei Stunden sei. Ein Teil der Gesellschaft, darunter die Studenten, war aber nicht für den Forschritt diesmal, vielmehr für das Dableiben, denn man hatte Bierdurst.

Beim Thörlwirt im Baumgarten entwickelte sich ein regelrechter Kommers, wobei helle Stimmen alte deutsche Burschenlieder sangen.

Draußen im Buchenwäldchen erging sich der junge Priester, der nach dem Festgeprunke wieder einmal der kleine Hans sein wollte. Wie war dieser Waldfrieden süß! Eine Stunde lang träumte er, und plötzlich ward es ihm bewußt, zum erstenmal bewußt, was jetzt aus ihm geworden. Im Trubel der Tage hatte er es nicht so wie zu dieser Stunde empfunden, wie hoch und hart und schmal der Weg ist, den er nun gehen muß im völligen Verzichten auf die weltlichen Freuden und Ideale der Menschheit. — Vom Baumgarten herüber klang es jetzt: „Frei ist der Bursch!“ — Ein- oder zweimal hatte der kleine Hans auch so mitgesungen vor Jahren, ein- oder zweimal, nicht öfter. Sehnsüchtig horchte er hin. Dann stieg „der Gott, der Eisen wachsen ließ!“ Dabei kam dem kleinen Hans zu Sinn, wie es doch eigentlich vergebens ist, Frieden zu predigen in dieser zum Kampf gebornen und freudig zum Kampf bereiten Menschheit. Was will man ihnen immer Frieden aufdrängen, wenn sie im Kampfe die liebste Betätigung ihres Daseins finden? — Drüben hallte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Und nun wurde er traurig. Während der lauten, priesterlichen Ehrungen dieser Tage, während der Propst ihm die Primiziantenkrone auf das Haupt setzte, war unter seinen Füßen der deutsche Heimatsboden entschwunden. Sein neues Vaterland war die römisch-katholische Kirche. —

Der Wirt schoß ratlos umher und schaute immer wieder nach den „drei Mannln“ aus, die ihm der Bezirkshauptmann versprochen. Kein einziges war zu sehen. Sein einziger Schutz, merkte er, sei die Höflichkeit nach beiden Seiten; mit heiterer Miene suchte er überall zu schlichten und mit spaßhaften Reden die Leute zu besänftigen. Als die Bauern die Treppe hinanpolterten und in den Saal dringen wollten, war der dicht besetzt, und forsche Studenten wehrten mit Humor den Eingang, es sei nicht ein einziger Platz mehr frei.

„Geh'n ma derweil zruck!“ kommandierte der lodene Waldteufel, „schlauer sein se; wann mir nit stärker sein . . .!“

Vor dem Hause hatte sich das ganze Dorf zusammengerottet, die Leute waren aufgeregt und der Unruhe ihrer Arme war die Tatlustigkeit anzumerken. Mancherlei scharfes Werkzeug blinkte in der Sonne, anderes war noch verborgen unter den Röcken. Aber keinen Lärm machten sie, unheimlich still wirbelte das Volk hin und her. Der Kriegsrat hatte zwei Pläne. Erstürmung oder Belagerung.

„Was, Dummheiten, Belagerung!“ rief der Waldmensch, „da kinna ma drei Woch'n lang umsteh'n und derweil verreck'ns uns da drinna. Daß s' stinkad wern! Das is nix. Auffisteig'n tun m'r, Tür oder Fenster, eini wo a Loch is. Seid's froh, Lapp'n, daß ihr sie habts in der Mausfall'n!“ Ausrotten, den Antichristen!“

Das war sehr im Sinne der meisten gesprochen und sie gedachten anzufangen. Leitern wurden herbeigeschleppt und ein Vorsichtiger band sich schon eine breite Zinnschüssel auf den Kopf als Schild, wenn die oben etwa anhuben, Sessel und Ofenziegel herabzuwerfen auf die Stürmer. Auf einmal stand der geistliche Herr mitten unter den Kampflustigen.

„Aber, Leute, was treibt ihr denn da!“ sprach er ziemlich laut und scharf. „Habe ich euch nicht gebeten um Frieden? Und daß ihr die Fremden nicht beachten sollt? Sie sind ja nur unter sich, sie tun euch nichts. Ich befehl' euch, daß ihr auseinandergeht. Wollt ihr mir die schönsten Tage meines Lebens mit Unfried verderben? Da ich doch gemeint hab', ihr hättet mich ein wenig lieb. Ich bitte euch, Stahlhöfner, geht auseinander, geht in die Kirche oder auf die Felder hinaus, wo euch Gottes Sonne das Korn reift. Kümmert euch nicht um die da oben, die sicher noch heute ihrer Wege gehen. Ich bitte euch!“

Da fingen sie langsam an, sich zu zerstreuen, nur der Waldkerl stand noch in einer kleinen, rauflustigen Gruppe. Zu diesem ging der Priester, klopfte ihm auf die Achsel: „He, Barthel! Was willst denn du? Den Antichrist ausrotten! Du! Du bist ja selber einer! Das ganze Jahr alle Sonntage hockest du in deiner Hütte bei den zwei Weibern. Weiß Gott, seit wann du einwendig keine Kirche gesehen hast! Und heut' willst du den heiligen Glauben retten?! — Heim geh'!“

Der Standpunkt einer Großmutter.

Skizze von **Anna Hofbauer.**

Sie hatten sich seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Damals war sie jung und schlank und reizend gewesen, er jung und lustig und geistreich.

Jetzt waren beide nicht mehr jung und nicht mehr lustig, beide hatten graue Streifen im Haare, beide trugen die Spuren vergangener Leiden im Gesicht. Sie hatten sich damals — vor etwa zwanzig Jahren — auf einer Reise kennen gelernt, hatten einige unvergeßlich schöne Tage miteinand erlebt und sich dann nie wieder gesehen. Heute waren sie sich zufällig wieder begegnet und nun saßen sie nebeneinander wie alte Freunde. Sie saßen auf einer Gartenbank unter blühenden Bäumen, ringsumher wandelten Spaziergänger — geputzte Leute mit gleichgültigen Gesichtern; in der Nähe war ein Tennisplatz, vier frische junge Bürschchen spielten mit wahrem Feuereifer trotz der brennenden Sonnenhitze.

Er sah sie lange forschend an. Ihr feines blasses Gesicht war wenig verändert, auch die Gestalt war noch jugendlich schlank, aber sie war in Trauer und ein wehmütiger Zug lag um den Mund, die Augen sprachen von schlaflosen Nächten.

Sie hatte viel Trauriges zu berichten. Die Erinnerung an vergangene Zeiten trieb ihr fast die Tränen in die Augen. Dennoch schweiften ihre Blicke von Zeit zu Zeit hinüber zu den Tennisspielern.

„Lebt Ihre Mutter noch?“ hatte er gefragt, „Ihr Vater? Ihre Schwester?“ Auf jede dieser Fragen hatte sie mit Nein geantwortet.

„Aber Sie sind verheiratet?“ fragte er zögernd.

„Ich bin seit zehn Jahren Witwe, ich war nur fünf Jahre verheiratet“, sagte sie leise.

Sie wollte ihn über sein Schicksal befragen, aber er ließ es nicht zu; er fragte fort und fort, bis er alles wußte — alles, was sie gelitten hatte. Er erfuhr, wie ihr Mann nach langem, schwerem Leiden gestorben war, wie sie Vater, Mutter und Schwester bald nacheinander verloren hatte, wieviel Sorge und Mühe ihr die anfängliche Kränklichkeit ihres einzigen Söhnleins gemacht hatte. Er las in ihren Augen die Bestätigung ihrer Erzählung, dann dachte er an das zarte, rosige, heitere, junge Mädchen von damals und die Rührung übermannte ihn. Er hatte in dem Zeitraum, der sie so verändert hatte, auch viel erlebt und gelitten, aber das schien ihm jetzt unbedeutend gegen ihr Schicksal.

„Erinnern Sie sich an jenen letzten Abend, als wir im Mondschein auf der Terrasse saßen und auf den See hinausblickten?“ fragte er, und sie lächelte leise.

In der Abenddämmerung ging er langsam ins Wiesental hinab, wo ein Mühlfloß rauschte auf das Rad, das Feiertagsruhe hielt. Es muß ganz ruhig und fest stehen bleiben dieses Rad, weil es durch einen Hebelbalken gehemmt ist, und das schwere Wasser stürzt immer wieder auf seine Dauben und drängt es und dängt es vorwärts, es soll laufen und kann nicht, es möchte laufen und darf nicht. — Aber was will alles Vorwärtsdrängen und Laufen, es geht ja doch nur immer im Kreise herum.

Als Hans neben dem Bach auf dem Wege dahinging, fand er einen Betrunkenen, der im Grase lag. Hans beugte sich nieder, um ihn aufzurichten. Der Waldbär war's.

„Barthel!" sagte der Priester. „Was bist denn du für ein Saustall? Hast denn du alle Todsünden in dir?"

„Tuat der geistlich Herr schon wieder greinen", stotterte der Halbbetäubte, „wo ih mir eh wegen seiner Einen angetrunk'n hab'".

„Wegen meiner?"

„Weil der geistlich Herr mich so zu Schand'n g'macht hat vor 'n Leut'n."

„Ist dir das so zu Herzen gegangen, Barthel?"

„Alls oans is 's mir nit g'west."

„Schau, das freut mich, Wurzelgraber, das ist ein Zeichen, daß in dir doch noch wo ein braves Fleckel ist. Geh', Barthel, schick' die beiden Flitschen fort und nimm dein gutes armes Weib wieder zu dir. Weißt wohl eh, wie hart sie sich tut allein, und dir wird's auch taugen, wenn du wieder einmal ein geordnetes Hauswesen hast und ein anständiges Gewand und daß du wieder ein Ansehen hast bei den Leuten."

Der Waldmensch machte vor lauter Überraschung ein ganz dummes Gesicht. „Da wird der Mensch ja schier nüacht, wenn ein' a geistlicher Herr so guat zuaredt! — Mein'tsweg'n, Herr Pfarrer, probieren will ih's noh amal mit meiner Alt'n."

Dann war ihm wieder ums Schlafen. Aber Hans ließ ihn nicht liegen da auf der feuchten Wiese, er wollte ihn in eine Scheune des Dorfes bringen. Jetzt kamen vom Wirtshause her junge Leute des Weges, lachend und johlend. Und einer schrie plötzlich: „Da ist er ja, der Hetzer! In den Bach mit dem Pfaffen!"

Hans konnte noch kaum ans Ausweichen denken und er lag schon im seichten Wasser, das über ihm zusammenspritzte. Unter den Burschen Gelächter und allerlei Witze. Weil der Geistliche nicht augenblicklich zum Vorschein kam, so sagte einer der Studenten: „Er wird doch einen Spaß verstehen und nicht etwa ertrinken?!" Sprang ihm nach, zog ihn heraus, schupfte ihn von sich: „So, Pudel, jetzt schau, wie du wieder trocken wirst!"

Lachend tollten sie weiter.

(Fortsetzung folgt.)

glauben nicht, was es für Mühe gekostet hat, bis er so wurde, wie er jetzt, Gottlob, ist!"

„Ein hübscher Bursch! Und die schöne elastische Gestalt, die kräftigen Bewegungen, er macht Ihnen Ehre!" sprach er mit aufrichtiger Bewunderung.

Sie hörte mit seligem Lächeln zu, ihr Gesicht verklärte sich förmlich, sie schien um zehn Jahre jünger geworden.

„Es hat Mühe gekostet", wiederholte sie. „Stundenlang habe ich im Winter mit ihm Schneeballen geworfen oder ihm beim Rodeln und Schlittschuhlaufen zugesehen, habe im Sommer mit ihm in der glühendsten Sonnenhitze gerudert, was hab' ich nicht alles getan, um ihn zu kräftigen! Jede Minute meines Lebens war ihm gewidmet."

„Es hat Sie sehr glücklich gemacht, das sehe ich!" sagte er mit einem leisen Anflug von Neid. „Es muß schön sein, sein ganzes Leben an eine Aufgabe zu setzen, so gut habe ich's nicht. Ich habe auch viel Trauriges erlebt seit jener Mondnacht auf der Terrasse. Sie verspotteten mich damals und Sie hatten ganz recht. Ich bin mein Leben lang ein dummer Kerl gewesen, der das Glück nicht beim Schopfe erfassen konnte!"

„Das Glück? Was ist das Glück?" fragte sie.

„Es kommt ja nur auf den Standpunkt an, was wir so zu nennen belieben. Das einzige Glück ist, wenn wir selbst nichts brauchen und jemanden wissen, der uns braucht."

„Das ist ja eben mein Unglück gewesen. Ich bin niemanden unentbehrlich und brauche vieles, was ich nicht habe. Sie können mich heute noch ebenso auslachen wie vor zwanzig Jahren."

Sie sah ihn wehmütig an.

„Schien ich Sie ernstlich zu verspotten? Hielten Sie mich für herzlos?"

„Eigentlich nicht", sagte er ehrlich. „Ihr Spott war reizend und er verletzte nie. Es schimmerte doch etwas hindurch wie verhaltenes Gefühl, das sich seiner selbst schämte. Ich weiß nicht, wenn wir damals nicht durch Ihre Schwester getrennt worden wären, wie weit mein Mut mich getragen hätte." Er starrte gedankenvoll vor sich hin.

Sie lächelte wieder, — ein sehr wehmütiges Lächeln.

„Sehen Sie", sagte sie, „das ist alles schon so lange her, und ich bin seitdem eine so ganz andere geworden, jetzt kann ich Ihnen ein Geständnis machen, das mir damals keine Macht der Erde entrissen hätte. Sie gefielen mir sehr gut, und ich weinte mir fast die Augen aus, als mir klar wurde, daß ich Sie nie wiedersehen würde. Ich sehe das alles jetzt in so weiter Ferne und kann mir kaum mehr vorstellen, daß ich selbst jenes arme kleine Mädchen war, das monatelang,

„Ach ja, das war schön! Alles schien so zauberhaft verklärt! Und dann, ich glaube gar, da wurden Sie sentimental und sprachen davon, daß ich plötzlich verschwunden sein könnte wie der Mond hinter den Wolken — und was weiß ich noch — was sagte ich nur darauf?"

„Sie sagten, daß der Mond deshalb nicht verschwunden sei, wenn ihn die Wolken bedeckten, und daß Sie selbst sich möglicherweise des besten Wohlseins erfreuen könnten, wenn ich Sie auch nicht mehr sähe; es wäre sehr beschränkt, daß die Menschen bei allen Erscheinungen nur deren Beziehungen zu sich selbst in Betracht zögen; es klang sehr reizend und schelmisch, wie Sie das sagten, mir tat es aber weh."

„Wirklich, Sie haben ein gutes Gedächtnis", lächelte sie, und sah dann doch wieder träumerisch vor sich hin. „Aber hatte ich damals nicht recht? Es kommt bei allen Dingen lediglich auf den Standpunkt an. Wir jungen Leute fanden den Mondschein auf der Terrasse zauberhaft, die Luft köstlich. Jetzt würden wir dabei vielleicht an Rheumatismus denken und andere junge Leute, die sich dort aufhielten, vor der Gefahr warnen."

„Vor der Gefahr des Rheumatismus?" fragte er, „oder vor einer andern?"

„Einerlei", erwiderte sie rasch. „Die Warnung würde doch nicht angehört werden. Unsere Erfahrungen sind immer nur für uns, und es ist schon viel, wenn wir selbst dadurch klüger werden; unsere Kinder müssen wieder alle Schmerzen durchkosten, ehe sie klug werden."

„Sind Sie selbst so klug, daß Sie sich nur mehr vor Rheumatismus fürchten und der Mondschein keine Reize mehr für Sie hat?" fragte er zweifelnd.

„Ich für meine Person fürchte mich nicht vor Erkältung", lächelte sie wieder, es war ganz dasselbe feine Lächeln wie vor zwanzig Jahren, „auch gegen Mondschein bin ich vielleicht noch nicht ganz unempfindlich, aber bei mir ist doch alles so völlig anders geworden."

„Wieso?" fragte er.

„Ich lebe ja überhaupt nicht mehr für mich", sagte sie leise, „bei allem, was mir jetzt geschieht, sei es angenehm oder schmerzlich, bei allem, was ich sehe — ob schön, ob häßlich — habe ich immer das Gefühl: das ist ja für mich ganz gleichgültig! Ich lebe ja nicht mehr mein eigenes Leben, das ist völlig abgeschlossen und liegt weit hinter mir."

Er sah sie erstaunt an. „Was wollen Sie damit sagen?"

Sie antwortete nicht gleich, sondern blickte gespannt nach den Tennisspielern.

„Sehen Sie dort rechts den blonden Jungen?" fragte sie. „Das ist der meinige! Ist er nicht kräftig und gut entwickelt? Er ist gerade fünfzehn Jahre alt. Er war so ein zartes, schwächliches Kind. Sie

„Ich sehe, sie waren krank", sagte sie, nachdem er sich niedergesetzt hatte, „das tut mir sehr leid! Sind Sie mit Ihrem Schicksal noch immer nicht zufrieden?"

„Habe wirklich keinen Grund dazu", lächelte er bitter, „aber davon wollen wir nicht reden. Ich kam nur, um mich nach Ihnen zu erkundigen."

„Mein Sohn ist verheiratet", antwortete sie, „und ich bin ganz allein, aber sehr zufrieden und glücklich".

„Sehr zufrieden und glücklich?" wiederholte er, indem er sie zweifelnd ansah.

„Ich will es sein und bin es auch", sagte sie fest. „Es war freilich eine große Enttäuschung, daß er sich gerade diese Frau wählte; aber sie gefiel ihm eben! Ich beging zuerst einen großen Fehler, ich versuchte, ihn davon abzubringen, das hätte ich nie tun sollen. Es entstand eine Art Verstimmung zwischen uns, die erste in unserem Leben und hoffentlich die letzte. Ich kann es mir nie verzeihen. Ich fügte mich natürlich sehr bald und er trägt's mir nicht nach; er ist immer ein guter Sohn gewesen, aber seine Frau muß er doch mehr lieben als mich."

„Sie sehen ihn also selten", sagte er mitleidig.

Sie schien diesen Ton als eine Beleidigung zu empfinden.

„Er hat doch wenig Zeit, sagte sie etwas gereizt. „Sein Beruf nimmt ihn sehr in Anspruch; die wenigen freien Stunden, die ihm bleiben, muß er doch im eigenen Hause zubringen. Und ich gehe natürlich sehr selten hin; es ist wirklich besser so. Seine Frau ist nicht nach meinem Geschmack, sie ist mir zu modern, ihre eigene Persönlichkeit scheint ihr viel zu wichtig und ich bin nicht nach ihrem Geschmack, ich bin ihr zu altmodisch; das ist nicht meine und schließlich auch nicht ihre Schuld. Aber es ist nicht zu ändern und es soll nicht fühlbar werden. Mein Sohn ist unendlich nachgiebig gegen sie, er läßt sie seine Überlegenheit nie fühlen und erfüllt alle ihre Wünsche. Sie bildet sich trotzdem ein, daß sie diejenige ist, die Zugeständnisse macht und Opfer bringt. Ich lasse sie bei dem Glauben. Er gesteht es sich selbst nicht ein, daß sie nicht ganz das ist, wofür er sie hielt, und ich halte es ihm auch nicht vor. Sein Beruf befriedigt ihn, er hat alle Erfolge, die ein Mann haben kann, er ist stolz auf seine Kinder, hat seine alte Mutter nicht vergessen, was will ich mehr? Wenn ich mich ihm und seiner Frau aufdrängen wollte, könnte ich nur Unfrieden stiften. Auch bei der Erziehung der Kinder will ich mich nicht einmischen; so lebe ich still für mich und denke an vergangene Tage und stricke Strümpfe für meine Enkel. Ich freue mich, so oft ich ihn sehe, bin aber auch nicht traurig, wenn ich allein bin."

Er schüttelte den Kopf. „Ist das nicht ein trauriges Ende und wenig Dank für all Ihre Mühe?"

jahrelang den geheimen Schmerz verbiß und nur in der stillen Nacht heimlich in ihre Kissen weinte. Ich habe förmlich Mitleid mit dem armen kleinen Mädchen, wenn ich auch über seine Torheit lächeln muß. Es ging ja auch vorüber und war eine gute Vorübung für das Ertragen größerer Schmerzen, die dann über mich kamen. Was sagen Sie?"

„Nichts, nichts, als daß ich ein Esel war", antwortete er, „was ich übrigens schon längst wußte. Ich will Sie nicht langweilen, indem ich Ihnen meine Schicksale erzähle; sie sind lange nicht so interessant wie die ihren. Ihr Leben liegt ja noch vor Ihnen" — er warf einen Blick auf den Tennisplatz — „das meine habe ich nie gelebt. Ich reise heute abend ab, vielleicht treffe ich Sie nie wieder, aber dies Wiedersehen war mir sehr wertvoll und wird mir ebenso wertvoll und unvergeßlich bleiben wie unsere erste Begegnung. Leben Sie wohl?"

„Sie wollen gehen? Ich möchte Ihnen doch meinen Sohn vorstellen, er ist ein gescheiter Bursch, er kann noch anderes als Tennis spielen!" Sie schien ein wenig gekränkt, aber entschieden nur wegen des zu geringen Interesses für den Jungen.

„Es ist nicht notwendig, ich kenne ihn schon", sagte er schnell, „und ich beneide Sie schon ohnehin genug". Er zögerte noch einen Augenblick, dann sagte er: „Einmal in meinem Leben möchte ich doch noch von Ihnen hören. In zehn oder zwölf Jahren will ich Sie besuchen, wenn ich dann noch lebe, oder Ihnen schreiben. Ich werde dann erfahren, wie Ihr Lebenswerk gelungen ist."

Er küßte ihr die Hand und entfernte sich, nachdem er ihre Adresse notiert hatte. Im Fortgehen sah er noch, wie der hübsche blonde Bursche auf seine Mutter zusprang und ihr verkündete, daß seine Partei gesiegt habe.

*
* *

Nach zwölf Jahren sahen sie sich wieder. Er hatte sie diesmal eigens aufgesucht. Er war sehr alt geworden, sah mißmutig und gebrechlich aus. Er traf sie in ihrer Wohnung allein; sie empfing ihn in einem bescheidenen Wohnzimmer. Rechts von dem großen, blumengeschmückten Fenster stand ihr Schreibtisch und auf diesem standen unzählige Bilder desselben blonden Jungen, alle Lebensalter bis etwa zum fünfundzwanzigsten waren vertreten. Sonst war nichts Auffallendes in dem Zimmer. Sie selbst war eine sehr alte Frau geworden, das Haar silberweiß, die Haltung gebückt, die ehemals glänzenden Augen waren verschleiert. Er sah, sie strickte an einem Kinderstrümpfchen, als er kam. Sie stand auf und reichte ihm die Hand wie einem alten Freunde und sah ihn mit demselben Lächeln an, das er an ihr kannte. Jetzt schien sie ihm wieder nicht so sehr verändert, nur etwas müder sah sie aus.

Der Bauer hat von den großen Einrichtungen des Staates am wenigsten, er muß aber im Verhältnisse am meisten beitragen. Die großen Anstalten in der Hauptstadt, die Universitäten, die Theater ꝛc. tragen wohl den Schweißtropfen des Bauers an sich, er sieht sie vielleicht zeitlebens nicht. Die asphaltierten Straßen muß er mit bezahlen helfen, und er fährt auf bodenlosen Wegen. Seine Kinder schickt er in eine ein- oder zweiklassige Schule, wo unter Umständen Lehrer walten, die man sonst nirgends mochte.

Dem Bauer muß alles recht sein. Bricht ein Krieg aus, muß der Bauer die Lasten tragen; der Bauer muß Gesundheit und Leben lassen, er, der vom Staate und seiner Großmachtstellung eigentlich nie etwas gehabt hat.

Die sozial höher stehende Bevölkerung stellt die Offiziere, die durch ihre Privilegien sich das Schwierigste, den Wehrdienst, erträglich gestalten können. Die Mannschaft scharrt man nach dem Tode ein, die Offiziere kommen unter ein ruhmwürdiges Grabmal.

Ich weiß, daß eine allgemeine Gleichmacherei auf der Welt nicht möglich ist, aber es ärgert mich doch, daß die Bauernbevölkerung ebenso zur Ausnützung durch die sogenannten besseren Klassen vorhanden zu sein scheint wie etwa Pferde und Ochsen für die Menschen im allgemeinen. Die Bauern halten zumeist zu den Geistlichen. Sie sind dabei von dem vielleicht nicht ganz klar erfaßten Gedanken geleitet, daß diejenigen, welche die Lehre der Gottes- und Menschenliebe predigen, ihnen nicht Unrecht zufügen werden, sondern sie tunlichst in Schutz nehmen würden und müßten.

Nun gehe ich nach Waidhofen zu meinen Bauern.

Die alten Kroisbauerleute, die auf dem Gute zu meiner Zeit hausten, waren stadtbekannte Figuren. Nicht allein, weil sie oft in die Stadt kamen. Sie kamen gewöhnlich alle Tage, und zwar alle zwei, Herr und Frau.

Sie verkauften ihre Milch, ihr Gemüse, ihr Obst und was sie sonst eben zu verkaufen hatten. Die Eheleute waren immer beisammen. Zwei große, bei sechs Schuh hohe, starke, knochige Leute, beide in den siebziger Jahren stehend. Hatten sie die Ware auf dem Markte abgesetzt, dann ging's ins Wirtshaus, auch in zwei oder mehrere. Sie hatten ja keine Familie, brauchten also nicht zu sparen. Sie tranken beide gern. Sie habe ich nie mit einem höheren Grade als einem Käfer gesehen, er aber als Haupt des Hauses konnte sich schon etwas höher erschwingen. Ob Kater, ob Affe, das hing von den Umständen ab.

Die teure Gattin hatte für die ganze Zoologie Verständnis und brachte den lustigen Bruder stets ungefährdet nach Hause. Er sang,

„Dank für meine Mühe?“ sagte sie. „Mein Sohn war nie etwas anderes als eine Quelle der Freude und des Glückes für mich. Die Jahre, in denen ich ihn für mich allein hatte, waren so einzig, unvergleichlich, unvergeßlich schön, daß ich mein Leben lang an der Erinnerung zehren kann. Er ist mir nichts schuldig oder hat mir doch jede kleine Mühe tausendfach vergolten. Und daß er nicht ganz so glücklich wurde, wie ich es wünschte und hoffte, hätte mich nicht überraschen sollen, mir wäre ja doch nichts gut genug gewesen für ihn. Ein Glück, das seiner würdig gewesen wäre, konnte er nicht finden. Er klagt auch nie und begnügt sich mit dem, was er hat. Ich war wohl glücklicher als er, ich wollte, es wäre umgekehrt!“ schloß sie seufzend.

Er sah sie kopfschüttelnd an. „Sie haben keine Wünsche mehr?“

„Keinen, als daß es ihm nie schlechter gehen möge. Es ist eben nichts vollkommen in der Welt. Es könnte ja sein und ist doch wieder nicht möglich. Wenn ich mir vorstelle, daß er die richtige Frau gefunden hätte, eine, die ihm geistig ebenbürtig wäre, die ihm eine Freundin wäre und gemeinsam mit ihm seine Kinder erziehen könnte, wie er es wünscht, wenn ich so die Arbeit meines Lebens gekrönt sähe, ein solches Glück könnte mich schwindeln machen. Aber ich bin auch so sehr glücklich, es kommt dabei nur auf den Standpunkt an.“

Er sah eine verstohlene Träne auf das Kinderstrümpfchen fallen. „Schade!“ seufzte er, und dann erzählte er ihr von seinen Schicksalen.

„Schade“, seufzte er wieder, als er sich empfahl.

„Und ich beneide sie immer noch!“ sagte er zu sich, als er die Treppe hinunterstieg.

Bäuerliche Waidhofener Leute.

Aus dem Priesterleben von **Josef Scheicher**.*)

Ich bin zeitlebens mit der Bauernbevölkerung auf gutem Fuße gewesen. Die Leute rochen, scheint es, immer gleich, daß in meinen Adern Bauernblut fließe, sie verstanden das Klingen der Saiten meines demokratischen Herzens. Ich stand auf bäuerlicher Seite, selbst wenn die Bauern unrecht hatten, wenn sie über die Schnur hauten. Warum? Weil an den Bauern jahrhundertelang Unrecht geübt worden ist, weil man sie immer nur als Objekte der Ausnützung betrachtet und behandelt hat, weil man ihnen Zeit und Mittel nie zu Gebote stellte, sich zur Kulturhöhe zu erheben, auf welcher der freie deutsche Bauer einst, allerdings vor Jahrhunderten, gestanden ist.

*) Erlebnisse und Erinnerungen von Josef Scheicher. (Wien. Karl Fromme.) Auszugsweise.

Das setzte mich in Verwunderung. Die gute Stabelreitherin war ja eine brave Frau, die konnte unmöglich wünschen, daß ihr Mann ohne Versuch ärztlicher Hilfe wegsterbe. Ich sagte das dem Manne.

Ach nein, anwortete er, das ist es nicht. Der Mutter wär's ganz recht, wenn ich den Friedinger oder Manoschek holen ließe. Aber ich tu's nicht.

So eine Visite kostet der weiten Entfernung und des beschwerlichen Weges wegen sechzehn bis achtzehn Gulden. Einmal hilft's nicht. Und wenn er, der Arzt, öfter kommt, so geht mehr auf, als das Häuschen wert ist. Wenn ich dann dennoch sterbe, kann mein Weib vom Besitze gehen und Taglöhnerin werden. Nein, nein, das kann ich meinem Weibe nicht antun. Der liebe Gott kann auch so helfen, wenn er will.

Das war Heroismus, der mich entzückte und bis heute in meinen Gedanken mich erfreut. Das war der Heldenmut eines Bauersmannes.

Wie oft habe ich in der zivilisierten Welt seither das Gegenteil erlebt! Da mußten Doktoren und Professoren her, Konsilien gehalten werden, obwohl jeder Vernünftige sagen konnte, daß alles für die Katze sei. So manche nur halbwegs nicht ganz gesunde Frau hat die letzten Knöpfe auf Badereisen verwendet. Die Gesundheit, ach, die Gesundheit!

Sie wollen nicht sterben, unsere Kulturmenschen, nicht an die Notwendigkeit des Sterbens glauben. Sie sind böse auf jene, die ihnen sagen würden: Bereite dein Haus und deine Seele! Morte morieris! Du wirst sterben.

Ja in der gebildeten Gesellschaft gehört es zu den Pflichten eines Zeitmenschen, die Leute angelogen aus der Welt gehen zu lassen. Jedem, wenn der Tod auch schon auf der Zungenspitze sitzt, wird weiß gemacht, daß der Arzt für den nächsten Tag sichere Besserung vorausgesagt habe.

Am Morgen ist er tot. Angelogen aus der verlogenen Welt gegangen, weil die Gebildeten unserer Zeit so erbärmlich feige sind und sich nicht zur Philosophie erheben können, daß man hinnehmen müsse, was Menschenlos ist, was einmal nicht zu ändern ist.

Der Stabelreither ist übrigens nicht gestorben. Er ist gesund geworden.

Als ich damals bei ihm war, spielte sich noch ein heiteres Stücklein ab. Mein Mesner, der wackere alte Pfaffenbichler, ging, wenn es sein konnte, selbst auf Versehgänge mit. Da kam es vor, daß die Leute in ihrer Einfalt des Herzens vor mir oder einem anderen geistlichen Herrn nicht genug der Freude Ausdruck geben zu können glaubten, wenn der alte, hochgeachtete Mesner mitkam.

Jekus! der Herr selm! Na, daß der Herr selm kommt! Wie uns das freut!

sobald die Weingeister in den Kopf gestiegen waren. Ich habe ihn oft gehört, doch vom Texte immer nur zwei Zeilen verstanden:

Wer a guats Weiberl hat,
Hat an großen Schatz.

Ob das Lied überhaupt nicht mehr Text hat, oder die zwei Zeilen dem alten Kroisbauer schon genügend waren, kann ich nicht sagen. Ich selbst habe kein gutes und kein schlechtes Weiberl und bin mit Schätzen nie überhäuft worden.

Die gute Kroisbäuerin starb gegen die sonst übliche Regel zuerst. Meist werden die Frauen älter als die Männer. Und nun passierte dem Manne etwas, auf das weder er noch überhaupt ein Mensch auf der Welt geglaubt haben würde: Er wurde Vater, das heißt er wurde es nicht, aber . . .

Ich muß erzählen, was man sich in der Stadt zuraunte. Der alte, dem Achtziger nahe Mann habe einmal in einer fröhlichen Weinlaune sich seiner Wirtschafterin mehr genähert, als notwendig gewesen wäre. Ob es so war oder ihm nur suggeriert wurde, weiß der liebe Gott. Um ja nicht für den alten Mann beschämende Folgen aufkommen zu lassen, übergab er die Wirtschafterin samt Haus und Hof einem jungen Manne und wurde Hals über Kopf geheiratet.

Folgendes ist sicher. Eines Tages, ich hatte eben Dienst, erschien das Brautpaar im Pfarrhofe, um die Ehe anzumelden, begleitet von Kroisbauer und dem damaligen Landbürgermeister. Auf meine verwunderte Frage, warum der alte Mann alles an fremde Leute abtrete, antwortete schnell der Bürgermeister: er, der Kroisbauer, tut's einmal nicht anders!

Der Kroisbauer jedoch schlug hinter dem Rücken des ersteren wie verzweifelt die Hände über dem Kopfe zusammen und murmelte: O mein Gott! o mein Gott!

Der Kroisbauer hat nach dem besagten Ereignisse nicht mehr lange gelebt. Die jungen Bauersleute vermochten sich auch nicht zu halten. So kam der Besitz in die Hände des Wiener Kapitalisten. —

Ideale Bauersleute fand ich ganz hinten im Seebachtale. Der Stabelreither war todkrank. Ich ging mich müde an der Kolmleiten, Geierspichl und Seegraben vorbei, zweieinhalb, wenn nicht drei Stunden betrug die Entfernung von der Stadt. Ich fand den Mann sehr schlimm und doch guten Mutes.

Meine Frage nach der geistlichen Amtshandlung lautete: Na Stabelreither, was sagt denn der Doktor (Arzt) zur Krankheit? Gibt er Hoffnung?

Geistlicher Herr! ich lasse ihn nicht holen. Ich möchte das meinem Weib nicht antun!

Ob ich noch anderthalb Stunden zu Berge steige und dann denselben Weg wieder zurückmachen muß!? Die Pfiffigsten seid ihr nicht.

Es ließ sich nicht ändern. Schlimm war nur, daß ich keine andere Stärkung bekam als Schnaps und Brot. Und noch schlimmer, daß ich mit dem Hochwürdigsten den weiten Weg zurückmachen mußte, also ich in dem kirchlichen Gewande bleiben und der Begleiter mit der Glocke schellen mußte so wie auf dem Herwege.

In Wien geht der Geistliche incognito, das heißt „unkenntlich" versehen. Er trägt das hochwürdige Gut verborgen an der Brust. Bei uns am Lande war das nicht Sitte. Ich mußte also offen, kenntlich den weiten Weg zurückmachen und, wo Leute versammelt waren, den Segen geben.

Alle schauten mich so gewiß erschrocken an, murmelten wohl auch leise: „Jesus, sie sind zu spät gekommen!"

Wenn ein Geistlicher aus eigener Schuld zu spät kommt und jemand ohne Versehen sterben läßt, dann hat er schwere Buße zu erleiden. Ja der Tote läßt ihm keine Ruhe mehr und erscheint ihm Tag und Nacht.

So glaubt man im Gebirge.

Armer Scheicher!

Zum Glücke hatte ich keine Schuld. Es war jedoch der Heimgang immerhin eine Art Spitzrutenlaufen. Jesus! Maria! Jekus na! und ich weiß nicht, was noch für Stoßseufzer wurden ausgestoßen. Ja manche Leute knieten sich nicht einmal zum Segen nieder, als sei der sakramentale Heiland, der zum Kranken zu spät gekommen, gar nicht mehr der Heiland. —

Ein anderesmal beim Seisenbacher: Drei oder vier Kinder balgten, beziehungsweise wälzten sich auf dem schmierigen Boden der vernachlässigsten Stube dieser Welt herum. Die Mutter, das Weib des Kranken, erschien mir wie eine Hexe, die beim letzten Gewitter aus den Wolken gefallen und zurückgeblieben war. Das Gesicht nicht gewaschen, die Haare nie gekämmt, ich wäre eher verhungert, als daß ich von der Hand dieser Frau bereitetes Brot oder sonst etwas gegessen hätte. Der Mann war tief traurig und jammerte, nicht so sehr um sich, sondern was mit den Kindern geschehen werde, wenn er sterben müßte.

Beim Seisenbacher kam ich auch zur Kenntnis, daß die Schwindelinserate in den Zeitungen Erfolge haben. Ihm war aus Zufall, denn er hielt ja keine Zeitung, als Einhülsel ein Wiener Zeitungsblatt in die Hand gekommen, wo Revalenta arabica und dann ganz besonders Pagliano-Sirup empfohlen war. Die Revalenta ließ er sich zuerst kommen.

Natürlich half ihm das Bohnenmehl nicht. Doch als er das erste Glas des teuren Pagliano genommen hatte, da besserte sich sein Zustand, seine Augen sahen wieder, kurz es war wie ein Wunder. Eine zweite

Mir machte es Spaß, obgleich ich im stillen natürlich meinte, die Hauptperson zu sein. Aber das machte den Leuten kein Bedenken.

Der Herr selm!

Das war der Mesner, Kirchendiener.

Die Frau Stabelreither hatte einstweilen in der Hausstube ein kleines Mahl bereitet, das heißt, sie hatte Selchfleisch gekocht und mit der Suppe auf den Tisch gestellt. Ein paar Griesknödel schwammen auch mit in der Brühe.

Auf dem Herde brodelte Wasser. Da sollte Kaffee aus Zichorie bereitet werden.

Wir setzten uns zu Tisch, der Mesner und ich, um die richtige Reihenfolge nicht zu verletzen. Da öffnete mein Stephan seinen Mund und zeigte, daß er die richtige Bildung hatte.

Aber Stabelreitherin! So viel Gutes! Das ist viel zu gut für uns, für uns hätte es etwas Schlechteres auch getan.

Lachend sagte ich auf dem Heimwege. Lieber Pfaffenbichler! Ihre Sprache war doch nicht ganz am Platze. Die Hauptperson bin doch ich.

Bitt', Hochwürden! Was ich gesagt, das hätten Sie sagen sollen. Nur weil Sie es nicht getan haben, mußte ich zeigen, daß wir die gute Art verstehen.

Darauf war weiter nichts zu sagen. Der Stephan hatte den guten Ruf unserer Bildung vor der Stabelreitherin gerettet.

Drunten im Tale taute es und der Schnee bildete eine wässerige Masse, wie sie bekanntlich geeignet ist, sich durch das Leder der Schuhe durchzubeißen. Es war also gerade kein Vergnügen, gleich nach dem Hochamte, mit nichts als einer Tasse Kaffee im Magen, den Weg am Bache aufwärts anzutreten. Bis zum Klauswirt watschelte ich und der mich begleitende Junge im Schneewasser, von dort ins Seebachtal abbiegend froren die nassen Stiefel ein. Es war ringsherum noch alles gefroren.

Wir gingen unseren Weg und stiegen höher, immer höher. Als die dritte Stunde seit dem Aufbruche in der Stadt dem Ende nahte, da nahten wir endlich dem Berggipfel. Da sahen wir aber auch Rauch aufsteigen. Näher gekommen bemerkten wir, daß Stroh verbrannt wurde.

Wir wußten, was das zu bedeuten hatte. Wir waren zu spät gekommen, die Kranke war tot. Denn im Gebirge ist es Sitte, daß man die Toten gleich auf ein Brett legt und das Bettstroh verbrennt, auf dem der Kranke die Seele ausgehaucht hat.

Es war so. Ich machte den Leuten Vorwürfe, daß sie mir keinen Boten entgegengeschickt hatten, um den Versehgang abzusagen.

„Na, wir haben gedacht, daß Sie schon mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt haben dürften, also sei es schon gleich . . .“

Er kam auf. Nur war die Hermannslehnerin die Gescheitere: „Weißt, Mann, wir nehmen das Kind einfach ins Haus und erziehen es mit den unseren.“ So geschah es.

Das war eine brave Frau, welche die Liebesverirrung mit dem Mantel der Liebe zu bedecken wußte. —

Da hat man mich einst, es war eben der schmerzhafte Freitag, der Freitag vor dem Palmsonntag, also die Zeit der üblichen Osterbeichte, zu einem nächtlichen Versehgange geholt.

Etwa drei Uhr morgens mochte es sein, daß Pfaffenbichler an meine Tür klopfte und den schlafenden Seelsorger mahnte: „Hochwürden, schnell! Ein dringender Versehgang!“ — Da galt es kein Säumen. Früh aufstehen lernt man als Seelsorger überhaupt in Waidhofen und zur Osterzeit ganz insbesondere. Um fünf Uhr saßen wir Geistliche alle, der alte und die jungen, stets im Beichtstuhle. Und Leute, viele Leute waren stets schon da. Es war Sitte und Gewohnheit, daß die ganze Umgebung ihre sündigen Schäflein nach Waidhofen sandte. Dort waren mehr Geistliche, es konnte also das Warten nicht so viele Zeit in Anspruch nehmen wie etwa zu Hause, wo nur ein Geistlicher angestellt war.

Und dann gehen manche Leute nicht gern zu dem näher bekannten Pfarrer. Die heilige Handlung wird vor einem Fremden mit mehr Ernst und Aufrichtigkeit leichter vorgenommen.

Drei Uhr war mir wohl auch etwas früh, indessen Pflicht ist Pflicht. Und so schritten wir, ich und Pfaffenbichler, der Herr selm, denn noch war kein Ministrant als Stellvertreter zu haben, in den dunklen Morgen hinein und hinaus über Kreilhof, den Mühlberg empor und um den Eibenberg herum zum „Stein“. Ein Bauernhof hat den Namen „am Stein“.

Der Steiner Bauer schrie vor Schmerz. Lange, ehe ich zum Hause kam, hörte ich die in die Seele schneidenden Rufe. Eine Welt von Leid lag darinnen. Da ich den Mann sah, da begriff ich und da packte mich fast der Schüttelfrost. Der Mann hatte fast keine Haut an sich.

Er hatte am Vortage Bäume im Walde gefällt. Ein solcher war auf ihn gefallen und hatte ihn mit einem Aststümpel angespießt und war dann doch auf der schiefen Ebene ins Rollen gelangt. Die Ebene war steil abfallend und so wälzte der Baum sich um seine Achse und wälzte den unglücklichen Bauersmann mit hinab in die Tiefe.

Dort hatte man ihn gefunden und heimgebracht.

Ob er auch Knochen gebrochen oder innerliche Verletzungen davongetragen, der Arzt konnte das gar nicht untersuchen, denn das Übermaß des Schmerzes mußte den Mann bald um das Leben bringen.

Gar wehmutsvoll schaute der Arme auf mich, als ich ihm die letzte Ölung erteilte. Tränenlos hockte das Weib auf einem Stuhle neben

und dritte Flasche ließ er sich beim Apotheker für teures Geld holen, da sein Zustand bald wieder schlechter wurde, wenn er einen Tag keinen Pagliano zu nehmen hatte.

Einst weinte er mir sein ganzes Elend herzrührend vor, denn er wußte kein Geld mehr zur Anschaffung eines Glases Pagliano aufzubringen.

Einen Mann weinen sehen ist mir unerträglich. Ich verpflichtete mich, ihm einige Flaschen schicken zu lassen, obgleich ich damals wie heute den Pagliano als Mittel für Leerung der Tasche betrachtete und nicht zur Heilung menschlicher Gebreste.

Wenn ich hohe Obrigkeit wäre, ließe ich Schwindler, welche dem armen, unerfahrenen Volke das Geld aus dem Sacke stehlen, in das Arbeitshaus stecken. Freilich, das darf ich hier nicht übergehen, manchmal werden auch Reklameartikel Wirkungen hervorbringen, weil die Leute daran glauben, fest glauben, und die Selbstsuggestion oft mehr Erfolg zeitigt als die lateinische Küche des Dorfbaders.

Dem Seisenbacher half der Pagliano nicht. Er starb.

Merkwürdigerweise fand die Witwe noch einen zweiten Mann. —

Mit den braven Hermannslehner Leuten hatte ich einmal in einer interessanten Angelegenheit zu tun. Ich hatte eben ein lediges Kind getauft und die notwendigen Eintragungen ins Taufbuch zu Ende gebracht. Ich ließ die Patenleute unterschreiben. Das waren die Eltern der Kindesmutter. Sie waren drinnen aus dem Teschengraben.

Ehe sie sich entfernten, bat der Mann und nunmehrige Großvater um einen Taufschein für das Kind. Das fiel mir auf. Gewöhnlich holen sich die Leute Taufscheine, wenn sie daran sind zu heiraten.

„Wissen's, geistlicher Herr, wir brauchen den Schein bei Gericht, wir wollen den Kindsvater klagen."

„So? Also Alimentationsklage. — Zahlt der Vater nicht ohnedies freiwillig?" frug ich.

„Es ist besser, wir haben's schwarz auf weiß. Darum klagen wir gleich bei Gericht."

Nun, dieser geklagte Vater war mein lieber Hermannslehner. Er kam samt seiner Frau einmal zu mir, um mir Aufklärung zu geben. Das ledige Weibsbild war eine lebenslustige und zu allen Verirrungen stets geneigte Person. Sie stand bei ihm im Taglohn. Als er einst mit ihr allein in der Tenne arbeitete, wußte sie ihm so nahe zu kommen, gewissermaßen Offerte zu machen, daß er schwach wurde.

Hinterher kam ihm wohl der Gedanke, daß die flotte Dirne einen Vater gebraucht haben dürfe, der Geld und Vermögen habe, daß aber die Vorbedingungen zum Mutterwerden für sie schon gegeben waren.

Es mochte dem auch wirklich so gewesen sein. Nach dem Gesetze aber mußte er, auf die Angabe des Weibes, für die Folgen aufkommen.

gebreitet zu werden. Er muß so lange sein, daß, wenn der Sarg geschlossen ist, ein Streifen nach der Kopf- und Fußseite so weit hervortritt, daß ihn wie eine Schleppe zwei bis drei Jungfrauen fassen und tragen können.

Die Höretsbergerin legte großes Gewicht auf einen langen und schönen Übertan. In Volkskreisen erzählte man, daß die Toten bei der Auferstehung am jüngsten Tage sich in den Übertan hüllen.

Die gute Frau ordnete noch manch anderes, das ich jetzt vergessen habe. Dabei war sie, die Todkranke, nicht aufgeregt, nicht traurig, daß sie sterben müsse. Eine Bauernphilosophin und eine gläubige Christin. —

Die seelsorgerischen Gänge zu den Bauern waren, wie zu sehen, nicht ohne Freude, wenn auch stets mit Leid anderer vermischt.

In der Stadt war es nicht so angenehm, zu den Kranken gerufen zu werden. Armenhaus, Bürgerspital nahmen uns oft in Anspruch, da dort ja mehr oder weniger die Veteranen der Arbeit und Mühseligkeit hausten. Ins Krankenhaus führte der Weg fast jeden Tag. Bezirkskrankenhäuser sind nur Sterbeposten. Da löst ein Sterbender den Gestorbenen ab. Man hat oft kaum Zeit ein Bett recht zu lüften, aus dem man einen Verstorbenen weg in die Aufbahrkammer getragen.

Zu meiner Zeit war das Krankenhaus viel zu klein, besonders wenn epidemische Krankheiten, wie Blattern zur Zeit des Bahnbaues, ausbrachen. Da kam es vor, daß zwischen je zwei Betten auf dem Boden ein Strohsack gelegt und ein Kranker hingebettet wurde. Beim Versehen waren sich die Patienten so nahe, daß keiner beichten konnte, ohne daß ihn außer dem Priester auch noch der Nachbar hören konnte oder mußte.

Das war peinlich, denn niemand sagt seine Fehler gern vor anderen, wenn er auch noch so überzeugt ist, daß die anderen nicht braver sind, als er.

Es war daher notwendig, stets vor allem einen kleinen Unterricht zu erteilen und zu sagen, daß niemand zur materiellen Vollständigkeit des Bekenntnisses verpflichtet sei, wenn man letzteres nicht leisten könne, ohne von anderen gehört zu werden.

Es möge also jeder irgendeine Sünde beichten, die ihn nicht übel berühre, wenn sie andere hören. Alle aber tief bereuen, dann gelte das Bußsakrament und die Lossprechung.

---

der Türe, das Übermaß des Unglückes drückte sie nieder. Auf ihrem Schoße lag ein Kind, das wohl schon hätte gehen können sollen, aber nicht konnte, weil die englische Krankheit ihm weiche Füße gebracht hatte.

Gütiger Himmel! So geht es deinen Menschenkindern im Jammertale! Und das waren brave, arbeitsfreudige Menschen. Wer begreift die Wege der Vorsehung? —

Was für herrliche Menschenkinder meine Waidhofener Bauersleute waren, ersah ich in einem anderen Falle. Es war ein ausnehmend schneereicher Winter. An einem Sonntage traf es mich, daß ich auf den Höretsberg geholt wurde. Es war das an sich einer der schönsten Wege hinaus durchs Patertal, wo heute der Bahnhof steht, damals aber noch kein Haus weit und breit zu sehen war, und weiter hinaus gegen Gerstl zu, dann in die Höhe an Hinterleiten vorüber, wo man zum Fuchslehen abbiegt. Mein kleiner Ministrant Schörghuber stampfte mit seinen kleinen Füßen vor mir her und schwang das kleine Versehglöcklein. Von oben schneite es und füllte den Pfad, wo er etwas ausgetreten war, immer aufs neue. Ich hatte hohe Stiefel und Schneestrümpfe und kommandierte daher den Knaben hinter mich. Doch das half nicht viel. Bald blieb er zurück, dann klagte er, daß sein Stiefel stecken geblieben sei und er den Fuß bloß, da der Knabe nicht einmal Socken besaß, herausgezogen habe.

Da war nichts zu machen. Ich half zuerst den Stiefel aus dem Schnee ziehen, und nachdem derselbe wieder an des Knaben Fuß sich befand, ließ ich den kleinen Mann, der für diesen Tag nicht zum Amte geeignet war, das ihm Pfaffenbichler anvertraut hatte, zum nächsten Hause gehen, zu dem ein halbwegs gangbarer Steig abzweigte. Ich nahm die Glocke selbst in die Hand und schellte uud schritt wacker höher, immer höher, bis das Haus des Höretsbergers mir entgegenglänzte.

Die Leute hörten das Glöcklein und kamen und empfingen mich verwundert, weil ich allein gekommen war.

Aber so was! Solche Schneemassen hat's schon lange nicht gegeben.

Ja wohl. Ich fühlte die Ermüdung in allen Gliedern.

Zu versehen war die noch junge Bäuerin. Sie hat mich mit Bewunderung erfüllt. Kaum war die heilige Handlung vorüber, da begann sie mit Anordnungen. Sie sagte dem Manne, was er tun solle, wenn sie gestorben sein würde. „Auf die Mirz — das war die ältere Magd — kannst dich verlassen. Sie wird auf die Kinder schauen, bis du wieder ein Weib haben wirst."

Der Mirz sagte sie, daß der Übertan in der oberen Lade des Schubladkastens bereit sei.

Der Übertan ist ein schmaler, langer Streifen aus Leinwand oder Baumwolle. Er dient dazu, über den Toten als eine Decke im Sarge

Paul Heyse.

Ein Gedenkblatt von **O. G. Ernst.**

O heilig Wunder! Uralt ist die Welt,
Und dennoch steht am Anfang aller Dinge
Das Herz, in das ein Strahl der Schönheit fällt!

Heyse, „Die Braut von Cypern".

Am 15. März wurde Paul Heyse, einer der bedeutendsten unter den lebenden deutschen Dichtern, achtzig Jahre alt. Trotz seines hohen Alters ist er ein rüstig Schaffender geblieben. Im Gegensatze zu vielen Poeten, die schon bei Beginn des Greisenalters mit Resignation müde die Feder beiseite legen, weil sie fühlen, daß ihre Produktionskraft abnimmt, ist unserem großen Novellisten, wie es scheint, ewige Jugend beschieden. So spendete er uns im vergangenen Jahre den gediegenen Künstlerroman „Die Geburt der Venus" und die Novellensammlung „Helldunkles Leben", Werke von wunderbarer Klarheit und Ebenmäßigkeit, die den Zauber seiner herrlichen Erzählungskunst nicht vermissen lassen. Diese Altersschöpfungen entzücken den reifen, empfänglichen Leser, weil sie von einem großen und ernsten Künstler geschrieben wurden, der nicht „ins Blaue hinein" fabuliert, sondern als geborener Ästhetiker über die Gesetze und Wirkungen seiner Kunst nachzudenken pflegt. Äußere Verhältnisse setzten ihn in den Stand, sein Leben ganz der Poesie zu weihen. Er war deshalb vom Glück begünstigt, denn es ist wenigen beschieden, in Unabhängigkeit und Muße ein Poetenleben zu führen. An seinem 80. Geburtstage mag der Ruhmgekrönte zufrieden auf das Werk seines reichen Lebens zurückblickt, aber auch mit Wehmut der treuen poetischen Freunde gedacht haben, die ihm vorausgegangen sind in „das Land, aus dem kein Wanderer zurückkehrt".

Paul Heyse ist ein Berliner. Sein Vater, der verdienstvolle Germanist Karl Heyse, war ein ernster, durch frühzeitige Kränklichkeit gebeugter Mann, der sich der Tragik seines Lebens wohl bewußt war. Als Hauslehrer des jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy hatte er die durch Eigenschaften des Herzens und Geistes ausgezeichnete Tochter des königlich preußischen Hofjuweliers Julie Saaling kennen und lieben gelernt. Die Angehörigen standen der Verbindung nicht im Wege, so daß der Privatdozent einige Jahre vor seiner Ernennung zum außerordentlichen Universitätsprofessor seinen Hausstand gründen konnte. Das Sorgenkind der Mutter war Heyses älterer, geistig anormaler Bruder, der als Jüngling in eine unheilbare Geisteskrankheit, wahrscheinlich Dementia praecox, verfiel. Seit dem achten Lebensjahre besuchte Paul Heyse das Friedrich Wilhelms-Gymnasium und machte zur Freude seiner Eltern und Lehrer so gute Fortschritte, daß man ihn einen „Musterschüler" nannte. Nur den mathematischen Fächern vermochte er kein Interesse

Gedichte.

Von Ernst Ferd. Neumann.

Wenn rings die Rosen wieder blühn ...

Wenn rings die Rose wieder blüht,
Dann zittert durch die Sommernacht,
Um all die bunte Rosenpracht
Ein leis und wehes Fragelied:

Wem bringst du, stolze Königin,
Dein Grüßen für den neuen Tag?
Und wessen letzter Stundenschlag
Führt morgen dich zu Gräbern hin?

Zu Totenkranz — zum Hochzeitsmahl,
Man in der Früh vielleicht dich bricht; —
Und heute Nacht weißt du noch nicht:
Glühst du am Sarg, — im Festessaal!

Sonntagnacht im Dorfe.

Über des Dorfes geheiligte Ruhe
Schreitet der Abend ohn' lärmende Schuhe.
Sonntäglich Freuen und neckisches Lachen
Heimlich und liebend noch gassenwärts wachen.
Mondenschein tiefer die Schatten schon gräbt,
Wenn er die dunkelen Wege belebt. —
Dort steht die ladende, leuchtende Schenke. —
Unter der Linde die knarrenden Bänke
Fassen die Liebenden, Küssenden kaum,
Wenn sie sich zwängen zum schattenden Baum.
Offen die Fenster. Die Fiedeln erklingen.
Unten im Dorfe die Burschen noch singen
Lieder von Liebe, von sterbender Treue,
Brechenden Ringlein und bitterer Reue, —
Und an dem mondhellen, grünenden Raine
Gehen umschlungen zwei Menschen alleine;
Gehen und wissen in nächtlichen Stunden,
Daß sich heut Herz hat zum Herzen gefunden.

Heideblühen.

Wieder steht die Heide rot gebreitet,
Leicht darüber Wandervögel ziehn;
Auf den lichten Höhen aber schreitet
Nun der schwerbeladne Herbst dahin.

Fröhlich lachend trägt er jetzt hernieder,
Frucht und Garbe zu dem Erntewagen —
Weiß ja nichts vom Sang der Lenzeslieder,
Und von sehnsuchtsfrohen Frühlingstagen. —

Tag und Stunde.

Es rinnt die Zeit, der Tag reiht sich an Tag;
Und jeder Stunde dumpfer Klang und Schlag
Sieht deine kleinen Freuden, deine Sorgen;
Ihr Klang kennt nicht dein Heute und dein Morgen;
Im gleichen Lauf, im gleichen Schritt der Zeit,
Rinnt still die Stunde zur Unendlichkeit.

Wie Bangen es an deine Seele rührt,
Wenn jeder Tag die gleichen Wege führt.
Du fühlst, wie Tagesrinnen und der Stunde Schlag
Dir näher bringt den letzten Lebenstag. —
Und du wirst selbst zum Pendelschlag der Zeit,
Wirst selbst zum Wegstück der Unendlichkeit.

samkeit auf den jungen Verfasser. Im Mai 1852 wurde er nach mühevoller Vorbereitung auf Grund der Dissertation „Über den Refrain in der Poesie der Troubadours“ zum Doktor der Philosophie promoviert. Nun brauchte er seine Verlobung mit Kuglers jüngster Tochter nicht mehr geheim zu halten. Nach einem schön verlebten Brautsommer nahm er Abschied von den Seinen, um sich zu einer zwölfmonatlichen Studienreise nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, zu rüsten. Die Erinnerungen und bunten Erlebnisse, die er diesen Fahrten verdankte, sollten später seinen gereiften Schöpfungen zugute kommen. Italien ist immer das Stoffgebiet seiner poesiereichsten Novellen geblieben.

Bevor er nach der Heimkehr (1854) einen Lehrberuf ergreifen konnte, der ihn der Sorge um den Lebensunterhalt enthoben hätte — denn als Schriftsteller sich niederzulassen wagte er nicht — erhielt er die frohe Kunde von seiner Berufung nach München. Es war gerade die Ära der Berufungen des kunstsinnigen Bayernkönigs Max II., der eine Reihe von Dichtern und Gelehrten um sich vereinte. Als einer der ersten war Geibel, dessen formschöne Gedichte den König entzückt hatten, der ehrenvollen Einladung nach München gefolgt; er war es auch gewesen, der seinen fürstlichen Gönner auf Heyse aufmerksam gemacht hatte. Nach dem Hochzeitsfeste übersiedelte das junge Paar von Berlin nach der bayrischen Residenz, die ihm zur zweiten Heimat werden sollte. Sehr bald konnten sie sich an die süddeutschen Sitten gewöhnen. In den ersten Jahren wurde das Heimweh gemildert durch den Anschluß an die Berufenen und die innige Freundschaft einer edlen Frau, der Staatsrätin v. Ledebour, in deren Hause auch Riehl und v. Schack zu verkehren pflegten. Freilich war ein großer Teil der einheimischen Poeten neidisch auf die „fremden Günstlinge“ protestantischer Konfession und verhielt sich ablehnend, doch gelangte Heyse mit vielen Altbayern zu einem freundlichen Verhältnis. Schon im zweiten Jahre vereinigten sich die „Münchener Idealisten“ zur „Krokodil-Gesellschaft“, in der sich ein ähnliches warmgemütliches Leben entfaltete, wie im Berliner „Tunnel über der Spree“. Zu diesen ästhetischen Sitzungen wurden nicht ungern Süddeutsche hinzugezogen; besonders Hermann Lingg, Hans Hopfen und Wilhelm Hertz waren willkommene Gäste. Bei den regelmäßigen Symposien des Königs wurden die verschiedensten Themata anziehend und geistvoll erörtert; gern ließ sich der Fürst die neu entstandenen Dichtungen seiner poetischen Freunde vorlesen. Mit Heyses dramatischen Arbeiten, die mit wechselndem Erfolg im Hoftheater aufgeführt wurden, erklärte er sich nicht immer einverstanden. Sehr viel Gefallen fand er an „Elisabeth Charlotte“, während die Tragödie „Ludwig der Bayer“ nicht seinen Beifall fand, da er eine absolute Verherrlichung seines Ahnherrn erwartet hatte und daran Anstoß nahm, daß der

abzugewinnen.*) Ganz der Poesie ergeben, hatte er während der Gymnasialzeit mit gleichgesinnten Jünglingen eine ausschließlich der Dichtkunst geweihte Vereinigung ins Leben gerufen. Durch zufällige Vermittlung eines Kameraden lernte er den schon damals modeberühmten Emanuel Geibel kennen, der viel Gefallen an den Gedichten des Siebzehnjährigen fand. Er führte ihn in das gesellige Haus seines Freundes, des Kunsthistorikers und Poeten Franz Kugler ein, wo der junge Student der Philologie, der 1847 das Gymnasium absolviert hatte, ein gerngesehener Gast wurde. Kuglers Haus, scherzhaft „der ewige Herd" genannt, war ein Versammlungsort zahlreicher junger Gelehrter und Künstler, von denen außer Geibel die Kunstforscher Jakob Burckhardt und Wilhelm Lübke, die Dichter Theodor Fontane, Bernhard v. Lepel und Fritz Eggers erwähnt seien. Dem regen Verkehr mit ihnen verdankte Heyse „unschätzbare Förderung aller künstlerischen Bildung"; mit ganzem Herzen nahm er an den Freuden der Geselligkeit teil, die er im Elternhause vermißte. Hier lernte er auch den Advokaten Theodor Storm kennen, der von Eggers eingeführt wurde. Storm hatte sich durch sein erstes Buch mit dem schlichten Titel „Sommergeschichten und Lieder" viele Freunde in Berlin erworben und war auch der Gesellschaft „am ewigen Herde" kein Unbekannter mehr. In Kuglers traulichem Hause wurde er bald heimisch; weniger erwünscht war ihm der Verkehr mit der großen literarischen Gesellschaft im „Tunnel über der Spree", wo es ihm zu kritisch herging. Der Freundschaftsbund, den er mit dem erheblich jüngeren Heyse schloß, sollte sich im Lauf der Jahre immer inniger gestalten.**) Sie haben einen lebhaften und anregenden Briefwechsel gepflegt, dessen Veröffentlichung noch aussteht. Warme Freundschaft verband Heyse später auch mit einem andern großen Novellisten, dem Schweizer Gottfried Keller.

Während seiner Berliner Universitätszeit hatte Heyse wenig Neigung zur altklassischen Philologie, der er sich auf Zuraten seiner Lehrer gewidmet hatte. Er gab dieses Studium daher bereits 1849 endgültig auf und bezog im Frühling dieses Jahres die Universität Bonn, um sich dem der romanischen Sprachen und Literaturen zuzuwenden. In Bonn entstand die jugendlich gärende Tragödie „Francesca von Rimini", eine köstliche Frucht seiner Beschäftigung mit Shakespeare. Die Dichtung bekundete Talent und lenkte die allgemeine Aufmerk-

*) Im allgemeinen geht den Dichtern die Anlage zur Mathematik ab. Ich nenne einige, die große Abneigung gegen die Mathematik hatten: Goethe, Grillparzer, Heine, Hans Hoffmann, Kürnberger, Liliencron, Nietzsche, Spielhagen, Trojan.

**) Heyse hat es auch vermittelt, daß die „Sommergeschichten und Lieder" des damals noch unbekannten Storm einen Verleger fanden. Alexander Duncker, der Heyses erstes Werk „Jungbrunnen" verlegt hatte, fragte ihn, ob er es mit Storms Büchlein wagen könne. Heyse erwiderte: „Wenn Sie das nicht verlegen wollen, schließen Sie nur lieber gleich Ihr ganzes Geschäft!"

extremen Naturalismus, hat sich in seinem Roman „Merlin“ und in dem Schauspiel „Wahrheit?“ gegen die unerhörten Angriffe verteidigt.

Er hat sich auf vielen Gebieten der Dichtkunst betätigt. Unbestritten bleibt sein Ruhm als einer der größten Novellisten in deutscher Sprache. Er ist einer der feinsten Dichterpsychologen, besonders ein Kenner der Psyche des Weibes. Unnachahmlich schön sind seine jugendlichen Frauengestalten. In der sicheren Behandlung von Liebesproblemen dürfte er kaum übertroffen werden. Den Prosanovellen, deren erste „L'Arrabiata“ war, ebenbürtig sind die feinsinnigen Versnovellen, die einen gewählten Leserkreis für sich gewannen. Dem Lyriker Heyse verdanken wir einige Gedichte von einzigartiger Prägung (z. B. „Mondlied“, „Über ein Stündlein“). Seine treffliche Spruchdichtung ist zu wenig beachtet worden. Als Dramatiker hat er eine stattliche Anzahl lebensvoller und durchaus bühnenfähiger Stücke gedichtet, denen man heute leider selten auf unseren Bühnen begegnet, weil sie von modischen Stücken verdrängt worden sind. Sehr beliebt sind noch jetzt die edlen Schauspiele mit patriotischer Färbung: „Colberg“ und „Hans Lange“. Mustergültiges und dauernd Wertvolles schuf Heyse als Übersetzer „italienischer Dichter seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts“. An Sprachgewandtheit kann nur Rückert mit ihm verglichen werden. Als Stilist wird er den Erzählern, die nach ihm kommen, ein leuchtendes Vorbild sein.

Wer seinem Volke solche Gaben der Poesie spendete, hat ein Anrecht auf besondere Dankbarkeit. Paul Heyse ist sich immer treu geblieben, hat nie einer literarischen Mode Zugeständnisse gemacht. Möge dem noch geistig Regsamen manches frohe Lebensjahr beschieden sein!

Die Entseelung des Arbeiters.

Wer ein wenig in der Arbeiterfrage bewandert ist, weiß, daß mit der Entwicklung zum Industrialismus eine Erscheinung in die Welt der Arbeit eingezogen ist, die, von keinem gewollt und keinem verschuldet, wie ein Verhängnis über die Menschheit hereingebrochen zu sein scheint, und nun, als solle ein tragisches Schicksal sich auswirken, immer weitere Kreise zieht und ein Tätigkeitsgebiet nach dem andern sich untertänig macht: wir meinen die Entseelung des Arbeitsprozesses ... Man braucht nicht Hans Sachsens sonnige Gestalt (wie ihn uns die idealisierende Kunst Wagners zeigt) heraufzubeschwören: Hans Sachsen, dem die Arbeit zum Gedicht (aber freilich auch das Gedicht — zur Arbeit) wird, und darf sich doch von der mittelalterlichen Arbeitswelt des Handwerks eine ehrwürdige, um nicht zu sagen religiöse Vorstellung

Geschichte getreu die kleinen Anfänge des Wittelsbachers nicht verschwiegen waren.

Nach dem Tode des Königs lichteten sich die Reihen der Münchener Poeten. Unter der Regierung seines hochstrebenden Sohnes Ludwig kam Geibel in Konflikt mit der bayrischen Regierung. Das begeisterte Gedicht, mit dem er 1867 im Namen seiner Vaterstadt den König von Preußen bei dessen Besuch in Schleswig-Holstein begrüßte, mißfiel den hohen Kreisen in München. Man entzog Geibel die königliche Pension. Bewegten Herzens sah Paul Heyse nach diesem unerfreulichen Ereignis den treuen Freund scheiden, der seinen Wohnsitz für immer nach Lübeck verlegte, und verzichtete nun auch seinerseits auf die königliche Pension, um darzutun, daß seine Gesinnung mit der seines Freundes übereinstimmte. Er selbst blieb in München, das ihm mit der Zeit lieb geworden war. Der Tod seiner heißgeliebten Margarete war der erste große Schmerz in seinem Leben. So war es eine glückliche Schicksalsfügung, daß er fünf Jahre nach dem Verlust der Lebensgefährtin eine Tochter Münchens als Gattin in sein verwaistes Heim führen konnte. Schon deshalb ist er der schönen Kunststadt treu geblieben, wenn er sich auch in späteren Jahren in Gardone am Gardasee ein Winterheim schuf.

Heyse ist ein in gutem Sinne moderner Dichter. Er gibt seinen Gestalten das Recht, sich selbst ihren Platz in der Gesellschaft anzuweisen und für sich einzustehen, sei es auch gegen Herkommen und Satzung. Daß er nicht nur ein Dichter der Schönheit ist, sondern es auch versteht, mit tiefdringendem Verständnis geistige und sittliche Probleme zu behandeln, zeigen seine großen Gesellschaftsromane.*) Lange Jahre hat man ihn verständnislos als Schönheitsdichter bezeichnet, bis der große dänische Literaturhistoriker Georg Brandes diesen Vorwurf entkräftete. Die „Literaturrevolution" der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wandte sich besonders gegen ihn, den vermeintlichen Vertreter der formalen, hohlen Schönheitskunst, die eines tieferen Gehaltes bar sei. Es soll nicht geleugnet werden, daß Heyse auch Dichtungen schrieb, die bei liebenswürdiger Gestaltung tieferer geistiger Bedeutung ermangeln. Er steckt nicht immer mit ganzer Seele in dem, was er schreibt. Er hat so erstaunlich viel produziert, weil er oft die in der Phantasie geschauten Bilder ohne tief aufregenden seelischen Drang künstlerisch formte. Deshalb waren die Meinungen der jungen Literaturstürmer und Propheten der Wirklichkeitskunst vielleicht im einzelnen berechtigt. Einseitig, unkritisch und schroff haben damals Karl Bleibtreu und Michael Georg Conrad über Heyse geurteilt. Der Dichter, allerdings ein Gegner des

*) Wegen der frei offenbarten atheistischen Weltanschauung bewegte der 1873 erschienene Tendenzroman „Die Kinder der Welt" mächtig die Geister. Er ist heute so ziemlich vergessen, macht aber dem Dichter hohe Ehre, der, ohne ein Gegner des Christentums zu sein, sich zu einer freien Frömmigkeit bekennt.

Er wird sagen: Was nützt das Reden! Es hat sich einmal so gestaltet, es ist ein Verhängnis, ein Schicksal. Nun, sieht er das ein, dann hat er sich halt zu bescheiden mit dem Fluche, daß die Arbeit ihm nicht zur Lust, sondern zur Last geworden ist. Dem Landmanne, dem Gewerbsmanne ist sie noch zur Lust gewesen.

Die Willenskraft.

Von **Otto Dornblüth**.*)

Jede Bewegung, die wir bewußt vornehmen, ist eine Willensäußerung. Der Wille setzt die Wahrnehmungen und Vorstellungen nach außen in Handlungen um.

Der Wille erstreckt sich zunächst auf das Gebiet der körperlichen Leistungen. Welch ein Unterschied zwischen den unvollkommenen Bewegungen des Kindes, seinem unsicheren Greifen nach Erreichbarem und Unerreichbarem, seinem tappenden Gange u. s. w. und den von sicherem Geiste geleiteten Bewegungen des Mechanikers, der an einem winzigen Uhrwerk oder an einem anderen feinmechanischen Dinge arbeitet, dem Fingerspiel eines Künstlers am Klavier oder auf der Violine, eines Schützen, der ein fernes Ziel zu treffen versteht, eines Turners, der anscheinend unmögliche Übungen durchführt! Überall prägt sich unverkennbar aus, wie die Herrschaft des Geistes über die Muskeln auch wieder der geistigen Vollkommenheit dient. Körperlich straffe und bewegliche Menschen pflegen auch geistig reger und entschlußfähiger zu sein.

Durch die Abhängigkeit von bewußten Vorstellungen unterscheidet sich der Wille von den Trieben. Diese sind nichts als Instinkte, die wir von unseren Vorfahren in der Menschenentwicklung ererbt haben und die mit der Erhaltung des Lebens in Beziehung stehen. Ihre Äußerungen, wie z. B. die Nahrungsaufnahme, gehen aus mehr oder weniger bestimmten Gefühlen hervor, in dem genannten Falle aus dem Hungergefühl. Triebe, die über das natürliche und notwendige hinausgehen, nennt man Leidenschaften. Den Trieben gegenüber hat der Wille vorzugsweise eine negative, hemmende Aufgabe, er soll sie zügeln und in der Gewalt behalten und sie unter den Einfluß der Überlegung stellen. Je größer seine Fähigkeiten dazu, um so höher ist die Willensausbildung eines Menschen zu werten. Das Kind und der Erwachsene, der Ungebildete und der Gebildete weisen hierin die größten Unterschiede auf. Als energischen Menschen bezeichnen wir den, der nicht nur die Bewegungs-,

---

*) Wir entnehmen diese Abhandlung dem bekannten Volksbuch: Hygiene der geistigen Arbeit von Dr. med. Otto Dornblüth.

machen — wenn man sie mit der unsrigen vergleicht. Diesen Meistern des Handwerks lebte das Arbeitsgerät in der Hand, und was sie schufen, dem gaben sie ein Stück von ihrem Geschmack bei, in das wirkten sie etwas von ihrem Ehrgeiz, von ihrer Persönlichkeit hinein: das Werk sollte den Meister loben — konnte ihn wenigstens loben. Sie schufen als frei schaltende und gestaltende Menschen, ja als Künstler, mochte ihre Künstlerschaft sich auch in bescheidenen Grenzen halten und keinen hohen Flug versuchen. Immerhin: sie erschufen etwas. Vor allem aber: sie schufen ein Ganzes, wie sie selbst als Ganzes, als Individuum, d. h. als ungeteilte Persönlichkeit, ihrer Arbeit gegenüberstanden. — Der „Segen" unserer technischen Kulturentwicklung hat das geändert. An die Stelle des lebenden und geliebten Gerätes ist eine tote Maschine getreten, an Stelle der schaffenden Persönlichkeit ein Teilfunktionär, an die Stelle der lebendig wechselvollen Arbeit eine monotone Verrichtung, an die Stelle des in sich fertigen Produktes ein Teil des Ganzen, oder ein Teil des Teiles oder noch weniger . . . Die Seele schwingt nicht mehr mit, wenn die Räder surren, das Herz bleibt kalt, wenn auch das Stückgut sich formt, das Streben nach Selbstvervollkommnung hört auf, wo der Mechanismus arbeitet, der Ehrgeiz erstirbt, wo Massenabsatz und Egalität der Leistung kommandierende Richtpunkte sind und wo der einzelne in der Masse der Mitarbeiter verschwindet. Die Lust an der Arbeit schlägt in ihr Gegenteil um. Mechanisierung und Korporation haben der Arbeit ihren individuellen Charakter genommen. —

Die Vervollkommnung des Gerätes nimmt dem Menschen eine Arbeit nach der andern „aus der Hand", macht ihn überflüssiger, ersetzlicher, entbehrlicher, nimmt ihn immer mehr partiell und immer weniger innerlich in Anspruch und läßt ihn schließlich zu dem abhängigen Bedienten des von ihm selbst geschaffenen kunstvollen Mechanismus herabsinken. Welche Tragik in diesem „Fortschritt"! In diesem auf so vielen Arbeitsgebieten sich vollziehenden Prozesse der Mechanisierung des Daseins: Der Mensch — ein Sklave seiner Wunderwerke!

Mit Trauer schreibt so ein Menschenfreund in seiner Schrift „Zur Psychologie des Militarismus" (Leipzig, Otto Wigand). Daher versteht man, daß der Arbeiter unzufrieden ist, unzufrieden sein muß, weil er unbefriedigt ist, weil er kein ganzer Mensch mehr ist. So versteht man, daß er nicht länger als acht Stunden „arbeiten" mag, um noch Zeit zu erübrigen für sein Gärtlein, in dem er wieder persönlich, wieder Mensch sein kann, nicht mehr Handlanger des seelenlosen Ungeheuers Maschine. Vielleicht wollte der Mann sein Gärtlein vergrößern, bis es wieder so eine Art Paradies wäre, oder wenigstens ein — Bauernhof. Was meint er dazu?

und Stählung. Es ist bekannt, wie wichtig für den gesunden Menschen die Beherrschung der Stimmungen und Affekte ist. Eine gute Art der Willensübung ist, sich gegen Geräusche mit Willen unempfindlich zu machen. Auch sehr empfindliche Menschen können das. Es ist ein direkter Fehler, wenn man glaubt, nervöse, besonders geräuschempfindliche Menschen müßten sich in eine möglichst ruhige Gegend begeben, sich die Ohren verstopfen, ihre Wohnungen mit Doppelfenstern und undurchlässigen Teppichen ausstatten, in Gasthöfen im obersten Stock wohnen, damit niemand über ihnen gehen kann u. s. w. Auf diese Art wird allmählich eine immer größere Empfindlichkeit erzielt, die schließlich nur noch von ganz unabhängigen und sehr reichen Menschen im Leben durchgesetzt werden kann. Vielmehr ist es durchaus ratsam, sich von solchen störenden Einflüssen möglichst unabhängig zu machen, sich fest vorzunehmen, daß man z. B. trotz eines störenden Geräusches einschlafen will. Man wird in solchem Falle am Einschlafen gewöhnlich nicht durch die Stärke des Geräusches verhindert, sondern dadurch, daß man sich aufregt, auf das Geräusch achtet oder das weitere Eintreten von Störungen befürchtet und darüber die zum Einschlafen nötige Ruhestimmung verliert. Macht man dagegen den Versuch, das Geräusch zu überhören, sagt man sich eindringlich, daß es durchaus nicht so laut ist, daß man nicht dabei schlafen könnte, erinnert man sich daran, daß man z. B. in der Eisenbahn bei viel stärkerem Lärm und dazu noch in unbequemerer Lage ganz gut geschlafen habe, so wird es mit der Zeit gelingen, sich darüber hinwegzusetzen. Ist aber erst einmal der Erfolg eingetreten, so hat man für immer gewonnen. Man glaubt ja so oft, bei einem unangenehmen Geräusch nicht arbeiten zu können, z. B. wenn vor dem Fenster gepflastert wird, und wirft zornig die Arbeit beiseite; ist aber die Arbeit unaufschiebbar, so versenkt man sich bald so hinein, daß man die Störung nicht mehr merkt. Die Konzentration, die Sammlung und Anspannung der Aufmerksamkeit ist auch eine Willenshandlung, die ganz besonders geeignet ist, uns mit Befriedigung zu erfüllen und unsere Überzeugung von unserer Willenskraft zu stärken. Wir verlangen solche gespannte Aufmerksamkeit schon von den kleinen Schülern in der Schule gegenüber Gegenständen, die sie gar nicht interessieren, und unter mächtig wirkenden Ablenkungen, z. B. wenn Militärmusik an der Schule vorbeizieht, ferner bei den häuslichen Schularbeiten, wobei oft genug nebenan die Nähmaschine klappert oder kleinere Kinder schreien oder ältere Personen sich unterhalten. Es genügt durchaus, sich an solche Beispiele und das dabei von Kindern Erreichte zu erinnern, um Erwachsene mit einer gewissen Beschämung zu erfüllen, wenn ihre Willenskraft dazu nicht ausreicht.

Eine andere wertvolle Willensübung ist es, Schmerzen ruhig zu ertragen. Wir sind in dieser Hinsicht in der Zeit des Chloroforms und

sondern auch die Hemmungsvorrichtungen seines Körpers jeden Augenblick in der Gewalt hat.

Wodurch kann man nun die Energie, die Willenskraft eines Menschen fördern?

Ich will nur das erörtern, was beim Erwachsenen zu geschehen hat.

Das wichtigste Mittel zur Ausbildung der Willenskraft ist die Arbeit, die körperliche und geistige, sofern sie nur einen bestimmten Inhalt und ein bestimmtes Ziel hat. Wertlos ist die Arbeit, wenn sie nur eine Spielerei darstellt, wenn sie den Menschen während der Tätigkeit nicht erfüllt und nicht in Anspruch nimmt. Je mehr die Stimmung dabei angeregt wird, um so wertvoller ist die Arbeit.

Darin liegt der überaus große Wert der gemeinsamen, wetteifernden Tätigkeit. Die Vorkämpfer des Turnens und der Volks- und Jugendspiele haben das längst erkannt. Leider hat das Schulturnen längst nicht überall die richtigen Methoden eingehalten. Für einen richtigen Wetteifer ist es nötig, daß das gesteckte Ziel allen erreichbar ist und daß es wirklich mit Eifer erstrebt wird. Das hört natürlich auf, sobald die Aufgabe auch nur für einen Teil der Übenden zu schwer ist, denn dann hört bei diesen das Interesse und die wirkliche Willensanspannung auf, und an deren Stelle treten Langeweile und Gleichgültigkeit, die schlimmsten Feinde der Willensbetätigung. Bei dem freigewählten Sport der Erwachsenen ist das ganz anders; hier kann sich jeder die Art auswählen, die ihm zusagt, und sich beim Wetteifer denen zugesellen, denen er an Kräften etwa gleichkommt. Daher das bleibende Interesse, das die Mitglieder der Turnvereine jahraus jahrein zusammenhält, daher die gemeinsame Lust der Ruderer, Tennisspieler, Radfahrer, Bergsteiger, Wanderer, Schwimmer und wie alle die Sportvereinigungen heißen mögen. Überall wird bei ihnen die Willenskraft geübt, um so mehr natürlich, je schwerer sie sich die Ziele stellen. Bei der geistigen Arbeit der Erwachsenen ist es viel schwerer, ein Maß für den Wetteifer zu finden, vielleicht kann man am ehesten noch die Wettschreiben der Stenographen hier als willenstärkend anführen. Die Schachwettkämpfe liegen zu sehr auf dem Gebiet einer unproduktiven Tätigkeit, um sich zur allgemeinen Willensstärkung zu empfehlen. Dagegen ist eine sehr wertvolle Art der Arbeit in unserem Sinne die Handfertigkeitsübung, das gemeinsame Verfertigen von Tischler-, Buchbinder-, Drechsler- und ähnlichen Arbeiten, die Gärtnerei und anderes mehr. Sie sind um so wertvoller, weil dabei die Sinne angeregt und geschärft werden, denn erfahrungsgemäß wirkt auch die Ausbildung der Sinne fördernd auf die Willensstärke.

Eine weitere wichtige Quelle zur Stärkung der Energie ist die richtige Ausbildung des Gemütslebens, in der Richtung zur Abhärtung

Reisende wegen immer wiederkehrender Tunnel die Fenster geschlossen halten, und die „sich den Tod holen", wenn einen Augenblick das Fenster geöffnet wird, um Zigarrenrauch oder Eßgeruch hinauszuschaffen. Ihrer eigenen Empfindlichkeit zuliebe verlieren sie jede Rücksicht auf eine Mehrheit von Mitreisenden. Das ist nicht nur ungezogen und unerzogen, sondern ein schwerer Fehl gegen die eigene Willenskraft.

Solchen Fehlern gegenüber kann nicht genug daran erinnert werden, daß es eine große Wahrheit gibt: „Du bist von allem Leid befreit, wenn du nur willst!" Wo allerdings wirkliche Krankheit vorliegt, darf nicht die Willenskraft allein sprechen, weil sonst die Heilung darüber versäumt wird; hier hat zunächst der Arzt zu sprechen und vorzuschreiben, wieweit der Wille sein Recht haben soll, wieweit er sich beugen muß unter die Notwendigkeit und den Zwang des Krankenrechtes.

Viele Menschen halten es für ein Zeichen von Gutmütigkeit, wenn sie niemand etwas abschlagen können, während es in Wirklichkeit eine Äußerung von Schwäche ist. Die Willensstärke kann auch dadurch geübt werden, daß man anderen widerspricht und sich auch gegen seine Neigung zwingt, ihnen das in sachlicher Weise zu begründen, gerade wenn man das ungern tut. In gewisser Hinsicht ist alles, was man ungern tut, eine besonders gute Übung für den Willen, ebenso wie der eigene, freie Entschluß, etwas zu entbehren oder sich Angenehmes zu versagen, ferner z. B. gegen seine Neigung morgens früh aufzustehen, auch wenn man schlecht oder zu kurze Zeit geschlafen hatte.

Wer diesen Darlegungen genau gefolgt ist, wird zahlreiche Winke für die Ausbildung seiner Willenskraft darin gefunden haben und bei weiterem Nachdenken noch viel mehr finden. Jeder weiß schließlich am besten, was ihm selbst schwer wird: bei dem einen ist es die Unterdrückung von Schmerzen, bei anderen die Bekämpfung seiner Launen, bei wieder anderen Schreckhaftigkeit, Geräuschempfindlichkeit, der leicht verscheuchte Schlaf und anderes mehr. Wenn man sich vorstellt, daß eine schwere Verstimmung durch ein paar Gläser Wein gehoben werden kann, so wird man leicht zu der Überzeugung kommen, daß dasselbe doch auch durch den mächtigen Menschenwillen erreichbar sein muß. Man muß verstehen — und man kann es lernen —, sich immer wieder zu sagen: ich will nicht verstimmt sein, ich will jetzt schlafen, ich will mich nicht durch ein Geräusch ablenken lassen, ich will mich nicht durch diesen Schmerz unterkriegen lassen, und man wird es mit der Zeit durchsetzen. Jeder gelungene Versuch in den gegebenen Richtungen festigt die Überzeugung, daß man so viel mit dem Willen ausrichten kann, was man früher nicht gekonnt hat, und erleichtert den Sieg in einem nächsten Falle, ganz ähnlich wie ein gelungener Sprung über die Springschnur dem nächsthöheren Sprunge den Weg bereitet.

---

namentlich der zahlreichen harmloseren Schmerzstillungsmittel wohl gar zu zart geworden. Der Patient verlangt vom Arzte, auch vor den geringsten Schmerzen, die sich vielleicht einstellen könnten, sicher geschützt zu werden; das Ausziehen eines Zahnes ohne Aufhebung der Empfindlichkeit ist kaum mehr denkbar. Dabei kommt wirklich nicht viel Gutes heraus. Im Kriege 1870/71 haben viele Verwundete, namentlich Offiziere, für schmerzhafte Operationen das Chloroform verschmäht, weil sie meinten, ein richtiger Mann müsse auch einen heftigen Schmerz ertragen können. Das dürfte heute eine sehr seltene Forderung an den Chirurgen geworden sein! Gewiß ist es zweckmäßig und gerechtfertigt, Schwachen und Schwerleidenden unnötige Schmerzen zu ersparen und dem Operateur ein völlig sachgemäßes, gründliches Vorgehen dadurch zu erleichtern, daß die Schmerzäußerungen und die Unruhe und Ungeduld des Kranken ausgeschaltet werden, aber für ein Zahngeschwür, einen Furunkel, einen durch einmalige Überanstrengung eingetretenen Kopfschmerz gleich zu schmerzstillenden oder gar betäubenden Mitteln zu greifen, ist ganz unnötig. Jeder Junge muß in der Schule Schmerzen von den Mitschülern oder vom Lehrer erdulden, ohne mit der Wimper zu zucken, wenn das Ehrengesetz der Klasse das vorschreibt, und er führt es auch durch; in einer unbedeutenden Krankheit macht er von viel geringeren Schmerzen das größte Aufheben, wesentlich deshalb, weil bemitleidende Angehörige in der Nähe sind.

Auch die Empfindlichkeit gegen allzu helles Licht, gegen starke Gerüche, gegen Ekel u. s. w. kann durch den Willen bis zu einem gewissen Grade unterdrückt werden. Es gibt Erwachsene, die, ohne augenleidend zu sein, eine wahre Angst gegen jedes grellere Licht äußern, andere, die bei jedem stärkeren, unangenehmen Geruch oder bei der bloßen Vorstellung ekelerregender Dinge gleich anfangen zu würgen oder sich zu übergeben. Auch das sind Dinge, wo der Wille kräftig beherrschend einwirken und die Unlustäußerung unterdrücken muß.

Zur Willensbeherrschung erzieht man sich auch durch möglichste Gewöhnung an ruhiges Ertragen von Kälte und Hitze. Zahlreiche Menschen finden es schon unerträglich heiß, wenn im März oder April die ersten Sonnentage in Deutschland lächeln; sie stöhnen den ganzen Sommer über die fürchterliche Hitze und klagen schon im September über die schauderhafte Kälte, wenn das Thermometer noch mehr als 10 Grad zeigt. Sie „kommen um“, wenn im Winter im geheizten Zimmer einige Grad zu viel sind, können aber nur zaghaft lüften, um sich nicht „schwer zu erkälten“ und können „kein Auge zutun“, wenn mehr als 12 Grad Reaumur im Zimmer sind (obwohl sie im Sommer auch bei 18 Grad und mehr ganz gut schlafen). Dieselben Menschen sind es, die in jedem Eisenbahnabteil „ersticken“, wenn vernünftige

Es ist ein Fehler der Alkoholgegner, daß sie bei der Darstellung der schädlichen Folgen des Alkoholgenusses fast nie auf das Leid hinweisen, das Millionen von Tieren ihr ganzes Leben hindurch von betrunkenen Menschen zu erdulden haben. Unstreitig pflegen die Betrunkenen ihre grausamen Triebe noch viel mehr an den Arbeitstieren und den Schlachttieren auszulassen als an Frauen und Kindern. Denn viele Tiermißhandlungen betrachten sie ja überhaupt nicht als ein Unrecht, und die Tiere können sich noch weniger wehren als Frauen und Kinder, die doch wenigstens schreien, flüchten und die Polizei um Hilfe anrufen können. Deshalb müssen aber auch die Tierschützer es als ihre Pflicht ansehen, die Bewegung gegen den Alkoholismus zu fördern. Solange die Trunksucht gerade unter den Menschen, denen die Pflege der Arbeitstiere anvertraut wird, so weit verbreitet ist, müssen wir die Trunksucht als eine der Hauptursachen der Tierquälerei betrachten.

*
* *

Durch ihre Arbeit für den Tierschutz haben die Frauen so viel Selbstlosigkeit, Ausdauer und Mut, so viel diplomatische Klugheit und so großes Organisationstalent bewiesen, daß schon durch diese so wenig beachteten, so selten öffentlich besprochenen Leistungen der Frau auf dem Gebiete des Tierschutzes das Vorurteil von der geistigen und sittlichen Minderwertigkeit der Frau widerlegt wird.

*
* *

Die Anschauungen von dem Wesen der Tiere üben auf die gesamte Weltanschauung der Menschen eine große Wirkung aus. Obwohl heute die meisten Menschen die Tiere grenzenlos verachten, pflegen sie doch das Verhalten der Tiere untereinander als vorbildlich für den Menschen zu betrachten; und wenn man altruistische Anschauungen ausspricht und zum Beispiel die Bestrebungen der Friedensgesellschaften verteidigt, so erhält man sehr oft die Antwort: Solche Bestrebungen seien ein Kampf gegen Naturgesetze, denn jedes Tier denke nur an sich selber und an seine Artgenossen, und nur die Tiere könnten ihre Art erhalten, die es verständen, andere zu überlisten oder zu überwältigen. Daher sei offenbar auch der Mensch zu rücksichtslosem Egoismus gezwungen und dürfe altruistischen Regungen erst nachgeben, wenn sein eigenes Wohl gesichert sei. In Wirklichkeit finden wir aber in der Tierwelt neben egoistischen auch altruistische Triebe, ja aufopfernde Freundschaft und Hilfsbereitschaft zwischen Angehörigen verschiedener Gattungen. Die gegenseitige Hilfe ist sogar, wie in den letzten Jahren insbesondere Fürst Kropotkin nachgewiesen hat, ein

Gedanken über Tiere.

Von Magnus Schwantje.

Die Tierschützer bedenken zu wenig, daß die Tierquälerei nicht nur eine Ursache, sondern oft auch eine Wirkung von Ungerechtigkeit und Roheit gegen Menschen ist. Wohl haben die Tierschützer das Recht, von den Anhängern anderer ethischer Bestrebungen Hilfe zu verlangen; denn der Tierschutz ist eines der wichtigsten Mittel zur Menschenveredlung. Andererseits sollten die Tierschützer aber auch die Bestrebungen zum Schutze von Menschen fördern, denn eine gründliche und dauernde Besserung der Lage der Tiere wird erst möglich sein, wenn unsere gesamte Gesittung eine edlere geworden ist.

* * *

Daß der Tierschutz zu den wirksamsten Mitteln zur sittlichen Erziehung der Kinder gehört, ist schon in zahlreichen Schriften klargelegt worden. Selten wird aber darauf hingewiesen, daß auch umgekehrt die Besserung der Erziehung, besonders der Waisen und anderer der Fürsorge bedürftiger Kinder ein wichtiges Mittel ist, um die Tierquälerei einzuschränken. Tausende von Fuhrknechten und anderen Arbeitern pflegen nur deshalb die Tiere rücksichtslos oder grausam zu behandeln, weil sie als Kinder ebenfalls das Opfer der schlechten Launen ihrer Pfleger waren und von Jugend an daran gewöhnt wurden, daß der Mensch an seinen Untergebenen seinen Ärger ausläßt. Nur ein Mensch von ungewöhnlich guter Anlage wird Tiere rücksichtsvoll und geduldig behandeln, wenn er selber als Kind viel mißhandelt wurde.

* * *

In Deutschland — aber nicht in England — pflegen viele Anhänger der Arbeiterbewegung zu sagen, solange es notleidende Arbeiter gebe, sollten die Menschen sich nicht um die Leiden der Tiere bekümmern. Macht sich aber nicht ein Mensch verächtlich, wenn er mit sittlicher Empörung über das ihm selber zugefügte Unrecht klagt, während er seinen eigenen Untergebenen das Recht auf Schutz und Schonung abspricht? — Das ist einer der Hauptunterschiede zwischen dem gemeinen und dem edlen Menschen, daß jener durch eigenes Leid mitleidslos, dieser durch eigenes Leid mitleidiger wird.

* * *

welche die meisten Menschen noch als harmlos betrachten. Je mehr sich die sittlichen Anschauungen freihalten von kleinen Zugeständnissen an das Böse, um so weniger ist die Menschheit in Gefahr, in große Fehler zu verfallen. Mit anderen Worten heißt das: eine Sittenlehre ist um so wertvoller, je radikaler sie ist. Wer Grausamkeit und Roheit bekämpfen will, muß also zuallererst die Tierquälerei einzuschränken trachten. — Wenn die Tiere auch so niedrige, so wenig leidensfähige Wesen wären, daß die Tierquälerei an sich nur ein kleines Übel wäre, so dürfte der Tierschutz doch nicht auf spätere Zeiten verschoben werden, weil der Mensch, wenn er an irgendeine Grausamkeit sich gewöhnt, auch zu schlimmeren Grausamkeiten übergeht. Wenn er die Erzeugung irgendeines unnötigen Leides duldet, so stumpft er durch dieses Zugeständnis an das Unrecht seine ganze sittliche Empfindung ab. Ein Sprichwort sagt: „Wenn man dem Teufel den kleinen Finger reicht, so nimmt er sogleich die ganze Hand.“ Und darin liegt die hohe Bedeutung der Tierschutzbewegung, daß sie die Menschheit mahnt, nicht dem Teufel der Grausamkeit den kleinen Finger zu reichen.

Wann geht's an die Herrentracht?

Neulich war ich in einer Gesellschaft von künstlerisch Angeregten. Die Frauen und Mädchen ausnahmelos in erträglichen, einwandfreien, zum Teile sogar hübschen Reformtrachten schon recht mannigfaltiger Art und mit reichlicher Verwendung von Farben. Sie sahen fröhlich und festlich aus. Aber wir Männer erscheinen bekanntlich, wenn wir vergnügt sein wollen, in Trauergewändern. Schwarzer Gehrock. Wenn's festlich sein soll: Frack. Bringt man sein Auge einmal aus dem Banne der Gewohnheit heraus, so sieht einem die festliche Herrenschaft aus wie eine Schar heiter gewordener Leichenbitter. Wer nicht geschwärzt ist, wird schief angesehen. Nur wenn Narrenfest ist, darf der Herr der Schöpfung riskieren, sich vernünftig anzuziehen.

Zieht er sich dann wieder aus, so gibt ihm das beste Gelegenheit, des Sinnvollen seiner Tracht denkerisch zu genießen. Was für ein Gebilde, hoch über den irdischen Anforderungen, ist doch z. B. sein Frack! Was Farbe betrifft, so hat er zwar keine, aber die Form! Daß man in deinen Gehrock vorn eine viereckige Bucht schneidet, dieses, o Mensch, wandelt ihn zum Festkleid. Im übrigen: er hat vorn, hinten und an den Ärmeln einige Knöpfe. Nicht gemeine Knöpfe, versteht sich, mit denen man irgendetwas zuknöpfen könnte, mit diesen Knöpfen etwas zu knöpfen, lehnt jeder Mann, der weiß, was sich

wichtigerer Faktor der Entwicklung als der Kampf ums Dasein. Jeder, der vorurteilsfrei das Leben in der Natur ansieht, muß anerkennen, daß viele Tiergattungen weniger egoistisch und grausam sind als die Menschen. Die Menschen reden sich die falsche Ansicht vom allgemeinen rücksichtslosen „Kampf aller gegen alle“ nur ein, um ihren eigenen Egoismus als etwas Gesundes, Natürliches betrachten zu können. Alle Anhänger einer altruistischen Weltanschauung sollten daher den Tierschützern helfen, die einseitigen Anschauungen von der Grausamkeit der Tiere zu zerstören.

* * *

Ihre Hauptaufgabe sollten die Tierschützer darin erblicken, die Anschauung zu verbreiten, daß die Quelle der Moral das Mitgefühl ist: die Fähigkeit, das Leid und das Glück anderer Wesen als sein eigenes zu fühlen. — Ein Mensch, dem die Leiden und die Freuden anderer Wesen gleichgültig sind, kann keinen Antrieb fühlen, die Rechte anderer Wesen zu schonen und zu schützen. Der Ursprung des Gerechtigkeitsgefühls ist also das Mitleid. — Das Mitleid ist keine Schwäche, sondern die Quelle alles heldenhaften Opfermutes. — Wer das Mitleid für die Triebfeder zu allem sittlichen Handeln ansieht, muß einsehen, daß die Tierschutzbewegung die Menschheit einem höheren Ziele zuführen will, als irgendeine andere Bewegung; denn der Tierschutz ist die am weitesten gehende Betätigung des Mitleids. Wer die Leiden der unter ihm stehenden Wesen mitfühlt, wird in der Regel ebenfalls von den Leiden der ihm gleichstehenden bewegt. Wer die Sklaverei der Menschen, die er als niedrigere Rassen betrachtet, verurteilt, erkennt damit auch das Recht der Weißen auf Freiheit an; und so ist auch mit der Anerkennung des Rechtes der Tiere auf Befreiung von allem Leid, das wir ihnen, ohne uns selber ein größeres Leid zuzufügen, ersparen können, schon die Anerkennung desselben Rechtes der Menschen ausgesprochen.

Viele Menschen halten sich von der Tierschutzbewegung deshalb fern, weil sie glauben, daß das Unrecht, das heute an Menschen verübt wird, größer sei und daher eher bekämpft werden müsse als die Tierquälerei. Diese Ansicht zeugt von einer falschen Vorstellung von dem psychischen Wesen der Tiere, insbesondere von dem Grade ihrer Leidensfähigkeit, oder auch von Unkenntnis der heute üblichen Tiermißhandlungen. Selbst wenn wir aber zugeben müßten, daß die Leiden der Tiere viel geringer seien als die, welche wir von unseren Mitmenschen abwenden können, so dürften wir doch nicht dem Tierschutz eine geringere moralische Bedeutung zuerkennen. Denn die kleinen Fehler sind die Ursachen der großen; Laster und Verbrechen können wir am besten verhüten durch Bekämpfung derjenigen üblen Sitten und Gewohnheiten,

So wichtig wie die Reform der Frauentracht ist ja die der Männertracht auch bei weitem nicht. Dort kommt Schönheit, Gesundheit und Kraft der Lebenden und der Werdenden mit in Frage, mit anderen Worten: die Frauentracht ist in weit höherem Grade als die Männertracht unmittelbar mit der Körperkultur verquickt. Auch ethische Fragen spielen hier nicht die gleiche Rolle: es fehlt das Entwürdigende, daß bei der alten Frauentracht die Trägerin, meist ohne daß sie's ahnt, sexuell stilisiert wird zum Weibchen, das ein Männchen locken soll. Die Männertracht üblicher Art ist im allgemeinen ganz gewiß weder unsittlich noch ungesund. Sie ist nur dumm und häßlich. Aber schließlich: so erhaben wir Mannsleute über Äußerlichkeiten sind, es ist doch nicht erkenntlich, warum wir fürs Unabsehbare aus Erhabenheit unsres Geistes unsre Leiber hanswurstisch anziehen sollen. Wir alten Knaben zwar können mit dem Reformieren nicht anfangen, wir müssen noch, den Endesunterzeichneten eingeschlossen, in Gehrock oder Frack mit den andern heulen, zumal mit älterer Herren Leiblichkeit ohnehin selten Staat zu machen ist. „Untertauchen!“ rät der Weise. Aber ihr Jungen, warum versucht ihr's nicht kräftiger mit dem praktischen Bahnbrechen?

Ihr tätet z. B. schon etwas Gutes, wenn ihr auf kräftigere Farben nicht nur der Krawatten, sondern des Anzuges überhaupt hieltet. Aber mit Vorsicht, wir bitten euch! Immer nur unter der Voraussetzung, daß diese klareren Farben auch unter sich harmonisch, für eure Gesichter und Haare kleidsam und nicht im Widerspruch zu eurem Wesen sind. Warum tut auch ihr mit den Farben so säuselmütig sanft? Warum müssen unsre Herrenstoffe, sobald sie keine schwarzen Festgewänder hergeben sollen, meistens in einer Weise gemustert sein, als habe man nicht gewußt, welche Farben man wollte, und deshalb aus allen Töpfen etwas in den Brei gerührt? Pointillier-Wirkungen sind schon gut, aber man muß wissen, was man will. Und ungebrochene breite Farbflächen können auch gut sein. Schon Braun und Blau, geschweige denn Grün, Gelb, Violett und Rot wagen sich nur zaghaft auf Schmugglerwegen ins Männerkleid. Daß man wenigstens gelegentlich wieder Sammet-Westen und -Joppen tragen darf, ist eigentlich schon eine Errungenschaft — welche mystische Erkenntnis belehrte denn uns Menschen von heutzutag, daß Samt und Seide anderswo als bei Westen und Krawatten weibisch seien? Worin liegt bei den Tuchen und ihren Verwandten, die wir allein zu Röcken und Hosen und „seriösen“ Westen zulassen, die größere Männlichkeit? Also: Reichere Farben und mannigfaltigere Stoffe, das wäre eins.

Bessere Formen, das wäre das zweite. Das weiche Hemde ohne Plättbrettbrust mit weichem Kragen und mit weichen Manschetten, wie's

schickt, entrüstet ab. An manchen Orten näht man sie allerdings an feine Röcke nicht mehr. Ferner hat der Frack Umschläge, und diese unterscheiden sich von gewöhnlichen nach demselben Prinzip: es sind Umschläge, die man, vor allem einmal, niemals umschlägt. Niemals umschlagen darf, wenn sie etwa, infolge mangelnden Sachverständnisses beim Schneider, so gearbeitet sein sollten, daß man sie immerhin umschlagen könnte. Des Frackes ledig, freut sich unser Eleganter dessen, was drunter ist. Zunächst des unsichtbaren Brettes im Vorhemd: ja ja, die Stärkung hat gehalten. Wie bei dem Halsringe aus Leinwand, der nach durchlebtem Abend noch so solid scheint, wie sein eiserner Vorgänger, wenn einer am Pranger stand. Zwei imponierende Steifheiten entwickelt sein Hemde auch mit den Manschetten, denn, unbekannt weshalb: überall, wo man's zu sehen bekommt, überall bei Freiluft, sozusagen, wird zu des Manneshemdes Ideal und Leitgebilde plötzlich das Blech.

Aber unser Festbesucher ist ein kultivierter Mann. Bei Leuten von minderer Vornehmheit geht es bekanntlich noch anders zu in puncto Wäsche. Das Vorhemdchen, so man an einen Knopf hängt, bleibe heut unbesprochen. Auch von Jägerhemden laßt mich schweigen, wir reden von weißen. Die Kragen und Manschetten, die da behaupten, des Untergewandes sichtbare Außenproben zu sein und des Ganzen Sauberkeit zu bezeugen, sie führen ein anerkannt individuelles Sonderleben, das reicher an Wechsel ist als jenes im inneren Gebiet. Mit anderen Worten: das Kragen- und Röllchensystem bedeutet, abgesehen von seiner hanebüchenen Unbequemlichkeit, auch einen großen Schwindel.

Schwindel hin, Schwindel her — wo schwindelt unsre Herrentracht denn nicht! Naturgeschichtlich milder betrachtet, ist sie ein Fell mit ein Menge von Rudimenten. Einst knöpfte man die Schöße, die Kragen, die Ärmel zurück, wenn man sie nicht brauchte, dann brauchte man sie überhaupt nicht mehr, brachte aber nach dem Gesetz der Trägheit die umgebügelten Kragen und Ärmel doch noch immer wieder an. Die Schöße beschnitt man freilich, die Knöpfe aber laufen von altersher auch noch mit, rudimentär wie der Appendix am Blinddarm . . .

Aber was red' ich viel: ist es denn nötig, über die Albernheiten unsrer Männerkleidung im einzelnen zu sprechen? Oder über ihre Geschmacksverlassenheit? Sind wir nicht alle darüber einig, wenn wir einmal fünf Minuten im Ernste darüber sprechen?

Wir sind es sogar seit lange. Haben auch schon da und dort im einzelnen ein bißchen daran herumzubessern versucht. Ganz ohne Spur ist die Aufwärtsbewegung der Geschmackskultur auch an der Männertracht nicht vorübergegangen. Aber im allgemeinen beugt man sich noch der Konvention.

unser Volk einmal ist, kann schon die Begleitung eines jugendlichen Kleiderreformators ob all des Grinsens, Kicherns und Sichanstoßens rings mehr Kraft, nämlich Aufmerksamkeit ablenken, als erquicklich ist. Also geht ihr vor, junge Leute! Nur: tut's nicht stürmisch, tut's nicht extravagant! Gewöhnt euch zunächst mehr und mehr auch außerhalb des Sports an eure Radlerhosen, eure „Sweater" u. s. w. In München z. B. ist man darin schon vor dem Norden voraus. Stückweise, aber zäh muß erobert werden. Ein Märtyrertum aber wegen allzu auffälliger Tracht lohnt sich weder, noch nützt es wem; wenn der Reformator unter all den Blicken befangen wird und vielleicht gerade deshalb mit seiner Tracht auftrumpft, so ist's gefehlt. Deshalb taugt hier nicht allen, was manchen taugt.

Alle vernünftigen Neuerungen, was Farbe, Stoff, Schnitt anbelangt, werden bei den sogenannten „seriösen" Gelegenheiten, bei den Fest- und Gesellschaftskleidern schwerlich beginnen können: sie müssen vorher da eingeführt sein, wo der Mensch sich „nachlässiger" kleidet, also bei seiner Arbeit, in seiner Alltagshäuslichkeit, und bei Spiel, Sport, Reise. Insbesondere aus der Arbeitskleidung muß ja wohl eine Reformation unserer Tracht kommen, wenn sie überhaupt kommen kann. Wie die Dinge liegen, bietet für die Männertracht der sogenannten guten Gesellschaften am ehesten Besserungsmöglichkeiten der Sport. Von den breiteren Schichten des Volkes sprechen wir heute nicht. Wer nicht nur die „Gesellschaft", wer unser Volk als Ganzes ansieht, muß eigentlich glauben: es äffe jeder „Stand" immer den nächst „höheren" nach, der Arbeiter und der Bauer den Kleinbürger, der Kleinbürger den „Bourgeois", der „Bourgeois" den Herrn der „Gesellschaft". Meistens ist es ja wohl auch so. Und wird so bleiben, bis das Arbeitskleid eines jeden als das Ehrenkleid anerkannt wird, das er, solange es noch keine Gebrauchsspuren zeigt, als Festkleid trägt. Bei einigen Berufen hielt man es früher so. Und erst wenn es wieder so sein wird, werden aus schön gestalteter Zweckmäßigkeit auch wieder schöne Männertrachten aus breiteren Saaten aufgehen.

Aber so lange brauchten wir nicht zu warten, wir könnten immerhin schon mit etwas mehr Entschiedenheit beginnen. Wie bei all solchen Fragen ist das erste und wichtigste, daß ein allgemeines Interesse für die Sache entstehe. Eine allgemeine aufklärende Agitation täte gut, damit die praktischen Draufgänger mehr Toleranz im Publikum fänden und mehr Leute, die wüßten, was sie überhaupt wollen.

„Kunstwart." A.

unsre Altvordern getragen haben, sollte wieder aufkommen. Der breite, weiche, „altdeutsche“ Kragen, den man stehen lassen oder umlegen konnte, war praktisch, frei und kleidsam. Der reine Kragen und die reine Manschette sollen Zeichen des reinen Hemdes sein, also am besten alles aus einem Stück. Da diese exponierten Teile tatsächlich schneller schmutzen, läßt sich aber darüber streiten, ob man nicht im Punkt der Abknöpfbarkeit „tolerant“ sein darf. Bei Weste und Rock sollten die Rudimente alter Tracht, die gedankenlos weitergeschleppten zwecklosen Knöpfe, „Aufschläge“ und Schein-Umlegekragen endlich abgeschafft werden. Ebenso die schlenkernden Schwalbenschwänze. Und: das Röhrensystem. Welchen Grund, ich beschwöre die Jugend, habt ihr, unsre Ansicht weiterzutragen, daß die geignetste Umhüllung für Rumpf, Beine und Arme vier dünne und eine dickere Röhre seien, auf die zur Krönung des Werkes an Feiertagen noch eine sechste auf den Kopf kommt? Über alle diese Dinge ist im einzelnen so viel gesprochen worden, und die Muster aus besseren Zeiten sind so zahlreich und so bekannt, daß weitere Worte Bartbinden zu Haby trügen. Richtig, Haby: war nicht am Ende auch er entbehrlich? Es gibt Menschen, die bezweifeln, daß die auf seine Weise, oder auch mit Pomade, erschaffene Kühnheit des Bartwuchses auf die Seelenbeschaffenheit beim Träger recht überzeugend schließen ließ. Freilich, was gibt es alles für Leute! Auch welche, die sich angesichts der Sommerhaartracht des deutschen Mannes noch fragen können: Warum igelt sich der Mensch? Ja sogar solche, die den menschenalterlangen Kampf des Rasiermessers gegen die immer wieder hunderttausend Hälse ausreckende Hydra des Bartwuchses zwar bewundern, aber doch nicht ganz begreifen können und die mildere Herrschaft der Schere genügend finden.

Und was wäre das Dritte? Ich glaube: mehr Persönlichkeitsrecht. Der Frau geben wir heute eins, die Kleidung nach eigenem Geschmack zu individualisieren, immerhin in ziemlich weitem Maße, ist doch sogar das Reformkleid wenigstens meistenorts „erlaubt“. Der Mann aber, der sich der Lächerlichkeit unsrer Männerkleidung nicht fügt, den lächeln wir aus. Dieses ist unlogisch, scheint mir. Man kann ein ganz respektabler, sogar ein ganz gescheiter Mensch sein und doch Kniehosen auch außerhalb des Sports lieber tragen als Brunnenröhren, auch einen breiten Schlapphut selbst auf dem Wege ins Amt lieber als einen steifen in Suppenlöffelform, ja, ich halte es für möglich, daß sogar ein ganz heller Kopf der Ansicht huldigen kann, der liebe Gott gebe ihm Haare, damit er sie trage. Vorläufig finden wir alle Ungewöhnlichkeiten „komisch“. Wer andres und vielleicht wichtigeres zu tun hat, taugt hier auch nicht zu den Reformatoren: der ältere hat ein gutes Recht, unbeachtet und unbelästigt durch die Menge zu geh'n, und, wie

ist doch nicht der Hauch eines Schattens von Spott gefallen. Wahrlich, das Mißverständnis des Heidel-Gugu ist nicht komischer, als das des Herrn S.

Es scheint, daß man das Abnehmen der Sehkraft nicht so schmerzlich empfindet, als das eines andern Sinnes. Wenn ein alter Mensch zum Beispiel in die Landschaft hinausblickt, so nimmt er es nicht eigentlich wahr, um wie viel schlechter er sieht als einst. Er sieht lange nicht mehr so klar das Ganze, nicht mehr so scharf das Einzelne. Aber die Erinnerung vervollständigt das, was er jetzt sieht, zu dem, was und wie er früher gesehen hat. Die Gewohnheit sieht in ihm noch weiter. Erst wenn er einen bestimmten einzelnen Gegenstand genau sehen will, merkt er die Unzulänglichkeit seines Auges. Wenn wir vor einem Landschaftsgemälde stehen, das an der Wand hängt, und darin den Baum betrachten, so sehen wir den Baum ganz vollkommen, wie er in der Natur steht. Schauen wir näher hin, so ist es ein Klecks und nicht ein einziges Blatt vorhanden. So wird auch hier ein früher Gesehenes unwillkürlich aufs Bild übertragen. Das gemalte Bild ist nichts anderes als eine Anregung zur inneren Reproduktion eines früher Geschauten. Und ist es nicht auch so mit dem verschwommenen ganz unvollkommenen Bild, das ein altes schwaches Auge sieht, wenn es in die Landschaft hinausschaut? Man kann also vielleicht sagen, auch dem Erblindeten ist das Licht nicht verloschen, er sieht bei jeder Anregung alles nach, was er je gesehen, die Anregung braucht nicht einmal vom Auge zu kommen.

Haben wir durch Erfahrung nur erst genug inneres Leben in uns gesammelt, dann mögen uns die Sinne verlassen, wir genießen doch sinnlich fort, sehen ohne Auge, hören ohne Ohr und sind nicht so freudlos, als andere glauben. — Darum lasset das innere Leben nicht verkümmern!

Ein Aristokrat, der sich sonst ausschließlich in seinen hohen Kreisen zu bewegen und allen bürgerlichen Elementen auszuweichen pflegt, kam zu mir und ließ in außerordentlich höflicher Weise den Wunsch merken, in unseren „Dichtertisch" der altdeutschen Weinstube eingeführt zu werden; er sei zwar kein Dichter, aber, mit Augenzwinkern, er liebe „geistreiche Herrengesellschaften". — Anfangs überhörte ich das, worauf er seinen Wunsch deutlicher und noch herablassender sagte. Falls etwa seine Anwesenheit auf uns eine drückende Wirkung üben könne, so erkläre er, in geistigen Kreisen durchaus keine Standesvorurteile zu haben. „Wenn dasselbe auch bei uns der Fall sein sollte", war meine Antwort, „so dürfte Ihrem Hospitieren an unserem Tische weiter nichts entgegenstehen. Wir werden darüber abstimmen. Wollen Sie vielleicht in einigen

Heimgärtners Tagebuch.

Jemand sagte: Graz hat über 150.000 Einwohner, davon sind nur 20.000 geborene Grazer, die Übrigen sind eingewandert. Hingegen leben außerhalb von Graz 40.000 geborene Grazer. Ob's richtig ist? Ich habe nicht nachgezählt. Wundere mich nur, daß trotzdem alles so grazerisch aussieht. Merkwürdig ist das: die Leute wechseln, die Lokalsitte bleibt. Vor hundert Jahren sollen die Grazer ganz ähnlich herumgegangen, gestanden sein, gesprochen haben, dieselben Gesellschaftssitten gehabt, dieselben Gebräuche geführt haben. Die Grazer kommen und gehen, das Grazerische bleibt. Es wird wohl auch in Brünn so sein, und in Linz und in Innsbruck, und vielleicht auch in Nürnberg und in Danzig. Die alten Gewohnheiten scheinen aus dem Boden zu kommen, oder aus dem Stadtbilde, oder aus dem Klima, oder aus der Landschaftskontur, oder aus der sich mehr gleichbleibenden Gewerbs- und Berufsart, oder aus der umgebenden Landbevölkerung, die ein beständiger Speicher alter Sitten ist. Kurz, das „Milieu" ist da, der Mensch setzt sich hinein und wird verwandelt, und wenn nach hundert Jahren die Slowenen oder die Serben, oder die Kroaten oder die Magyaren in Graz sein sollten, so würden sie grazerisch sein. Da ist es doch einfacher, wir bleiben es selber.

Der Heidel-Gugu war mit beklommenem Gemüt zu seiner Herbstbeichte gegangen und sehr aufgemuntert vom Beichtstuhle zurückgekommen, geradewegs dem Wirtshause zu. „Dös is besser ausgongen, wiar ih ma denkt hon", sagte er zu sich und trank einen Liter vom neuen Weine, und zum Erstaunen des Wirtes noch einen Liter. Die Folge war ein abscheulicher Katzenjammer, so daß er jetzt erst den Sinn der Bußaufgabe zu erkennen glaubte. Der Pfarrer hätte ihm zwei Liter neuen Weines zur heilsamen Buße aufgegeben, erzählte er seinem Weibe. Dieses ging zum Pfarrer, um nachzufragen, ob das wahr sei, daß er dem Heidel-Gugu aufgegeben habe Wein zu trinken, zwei Liter neuen! Entsetzt rief der Pfarrer aus: „Waas? Zwei Litaneien habe ich ihm aufgegeben!"

Diesen Schwank habe ich bei meiner letzten Vorlesung mit aufgetischt. Und habe damit wieder einmal ein frommes Herz verletzt. „Ist wohl gut, daß es seine letzte Vorlesung war", äußerte ein Herr S., „er tut ja doch immer nur über heilige Sachen spötteln." Ich weiß jetzt nur nicht, was der Mann unter „heilige Sachen" verstand. Den neuen Wein? Den Rausch des Heidel-Gugu? Oder seine Schalkheit? Oder seine Dummheit? Auf den Pfarrer, die Beichte und die Litanei

„Bin zufrieden, sie hat aufgehört zu schimpfen“, berichtete ich. „Sie sagt jetzt fast gar nichts mehr gegen mich.“

„Und über Sie?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber ich weiß es. — Sie sind zum Tode verurteilt! Freund! Womit Sie an dieser Presse gar so zufrieden sind, das ist eine grausam verschärfte Strafe. Früher die Prügel, jetzt den Strick. Erdrosseln will man Sie, totschweigen.“ Aber das sagte er erst in dem Augenblicke, als es bei ihm in Bruck zum Aussteigen war.

Allein im Gelasse hatte ich nun was zu denken. Totschweigen! Stimmt denn das? Wird vom Schweigen des Hirten der Wolf in der Herde tot? — Im Ernste ist es so: Die kirchliche Fachpresse hat vielleicht Ursache, gegen einige meiner Schriften aufzutreten, tut sie das in anständiger Weise, so ist nichts dagegen zu sagen. Die rein christliche Presse läßt meine Bücher gelten.

Ich habe Geheimnisse, die man nicht gerne unter vier Augen, oder brieflich jemandem mitteilt. Am liebsten noch lasse ich sie drucken. Wir Poeten haben nämlich den Vorteil, daß man uns das Gedruckte ohnehin nicht glaubt — es ist Dichtung. Und so kann man die Leute ganz gut mit der Wahrheit an—dichten. Die Dichtung genießt immer mehr Diskretion als die Wahrheit, daher muß man Wahrheit, die Diskretion fordert, für Dichtung ausgeben.

Im Frühjahre 1891, gelegentlich einer Vorlesung in Bozen, machte ich mit einigen Herren einen Spaziergang über das Schuttfeld der Talfer nach Gries hinauf. Unterwegs sprachen wir vom Tiroler Freiheitskampf 1809, dessen Erinnerung mich auf meinen Wanderungen in Tirol überallhin begleitet. Einer der Spaziergeher nannte den Namen des Wirtes an der Mahr: Peter Mayr, von dem ich noch nichts gehört hatte, da sein Gedächtnis damals noch zu sehr im Hintergrunde stand. „Der gesagt hat: Mit einer Lüge will ich mein Leben nicht erkaufen“, erzählte mein Weggenosse. „Gerade an der Stelle, wo Sie jetzt stehen, Herr Rosegger, ist er erschossen worden.“ — Das hat mich angezündet. Am nächsten Tage besuchte ich mit einem Freunde die Peter Mayrstätten in Brixen und am dritten Tage begann ich den Roman „Peter Mayr“ zu schreiben. So plötzlich kommt so etwas über mich, und wenn ich's nicht gleich angehe, so verdunstet die Begeisterung, die mir kein Fleiß und kein Studium ersetzen kann. Ländliche, volkstümliche, geschichtliche Studien hätte ich machen müssen in Tirol. Und die Glut wäre mir

Tagen wieder anfragen." — Er bat artig, mich weiter nicht zu bemühen und empfahl sich tadellos.

Ich bilde mir sonst auf meine Herkunft nicht übertrieben viel ein. Aber wenn so einer von oben herabkommt, gleichsam beim Dachfenster einsteigen will, da kann auch ich — adelsstolz werden.

Der opferfrohen Güte
Gelingt auch kaum viel mehr,
Als daß sie das Gemüte
Nicht öde läßt und leer.
Genießer deiner Labe
Sind selten doch entzückt,
Nur daß gegebne Gabe
Dein eignes Herz beglückt.

In einer unserer Schutzvereins-Ortsgruppen wollte man ein Mitglied ausschließen. Es war zwar ein geachteter Mann, gegen den nichts Schlimmes vorlag, der ja seit vielen Jahren Mitglied des Vereines gewesen und denselben vielfach unterstützt hatte. Aber es war jetzt aufgekommen, daß er — Jude ist. In dieser Angelegenheit um meine Meinung befragt, konnte ich nur folgendes antworten: Nach meiner Meinung entscheidet auch in der sittlichen Auffassung des Nationalen die Gesinnung und nicht die Rasse. Ein geborener Jude oder Slawe, der für deutsche Art und Sitte fühlt und wirkt, ist ein besserer Deutscher als ein geborener Germane, der bei jedem kleinen nationalen Opfer, das von ihm verlangt wird, hinter die Büsche kriecht. — Im übrigen, wer ist bei dem Völkergemenge unserer Länder seines Blutes ganz sicher? — Das, was wir meinen und wollen, liegt vor allem im deutschen Leben mit seiner Gesittung und Treue, in der deutschen Sprache mit ihrer Literatur. Jeder, der diese Güter hat und mit uns leben will, soll willkommen sein.

Von Wiener-Neustadt fuhr ich mit einem Priester. Wir waren alte Bekannte, hatten uns aber schon lange nicht mehr gesehen. In früheren Jahren hatten wir miteinander manchen Streit gehabt, waren uns aber gut geblieben. Ich habe in ihm das überzeugte Glauben geehrt, er in mir vielleicht den suchenden Zweifel geachtet. Allmählich waren wir, je weiter wir uns leiblich voneinander entfernten, je näher geistig zusammengekommen. In Briefen merkte ich, wie er von Jahr zu Jahr milder und freisinniger wurde. Nun hatte er weißes Haar, und auch noch den sarkastischen Humor, der einst unsere Gespräche gewürzt. Jetzt fragte er mich nach meinem Verhältnis zur klerikalen Presse.

mal in den Kampf zu ziehen. Da willigt er ein, begeht (im zweiten Akt) die Gewalttat in den Eisackschluchten und bei dieser neuen Empörung wird Peter Mayr gefangen und gleich an Ort und Stelle einem scharfen Verhör unterzogen, eine Szene, die an Stelle des jetzigen ersten Aktes zu treten hat. Damit schlösse sich die Handlung an die weiteren jetztbestehenden Bilder. So sagte der Freund. — Das ist positive Kritik. Ungefähr so müßte ich es anfassen, wollte ich wirklich ein Stück über den Tirolerhelden Peter Mayr schreiben.

Jedenfalls war die Aufführung in Graz zum Gewinn und jemand soll aus dem guten Stoff nun einen richtig geformten Krug machen. Den Wein dazu schenkt der Mahrwirt Peter Mayr. Echten Tiroler!

Bei meiner Millionensammlung war ich allerdings auch selbst verblüfft und betrübt darüber, daß die deutschen Aristokraten und Plutokraten Österreichs zusammen nicht einmal eine Million Gulden aufbrachten für unsern nationalen Schutz. Und doch hat es mich allemal peinlich berührt, wenn deswegen öffentlich losgeschimpft wurde gegen die, so nicht gezeichnet haben. Dieser Brauch dürfte bei Sammlungen nicht aufkommen! Bei allen Sammlungen sind die Spenden freiwillig, man kann den Leuten das Geld doch nicht mit Gewalt aus dem Sack ziehen! Öffentliche Pressionen sind eine Art Gewalt. Sie schaden mehr als sie nützen. Man kann für so Wichtiges ja ernstlich auffordern und mahnen, aber man darf nicht schimpfen und lästern. Es ist eines Jeden freie Sache, ob er geben will oder nicht, ob er deutsch sein will oder nicht. Wozu da die Zänkereien in den Blättern! Übrigens ist die Liste der Reichen, die gezeichnet haben, ja gar nicht gering. Auch aus dem Adel sind so viele Spender verzeichnet, daß man nicht gleich den ganzen Stand verurteilen kann. Zudem weiß ich eine Anzahl von wohlhabenden und von adeligen Personen, die noch kommen werden, denn der Deutsche Schulverein führt diese Sammlung ja weiter. Wir sollen froh sein, daß das Werk so prächtig gelungen ist, anstatt zu raisonieren über die Abwesenden. Ein solches Benehmen gibt uns vor den Nachbarvölkern keine Ehre, im Gegenteil, beschämt uns, macht uns lächerlich. Also schon auch taktisch ein ganz verfehltes Mittel. Das ist ja die Torheit, daß man immer lieber das Schlimme bespricht als das Erfreuliche. Ist es dann ein Wunder, wenn die Leute verzagt werden? — Wir müssen vielmehr freudig eingestehen, daß die Deutschen Österreichs bei dieser Sammlung ihr nationales Empfinden imponierend betätigt haben.

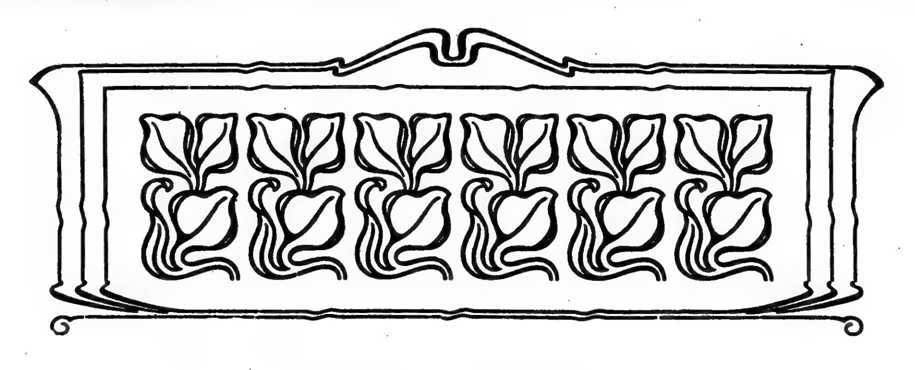
Die Millionensammlung ist in den Blättern reichlich besprochen worden zu meiner Freude. Sonst hätten wir's nicht durchgesetzt. Allen voran war es das „Neue Wiener Taglatt“ unter der Ägide Eduard

derweil verloschen. Wie es gerade in mir war, so schrieb ich's heraus, und so ist der Roman „Peter Mayr“ entstanden.

In seinen Taten unterscheidet dieser Wirt an der Mahr sich wenig von den anderen Bauernführern im tirolischen Freiheitskampfe, und wie Hofer starb er den Heldentot. Aber seine Blutzeugenschaft für ein sittliches Prinzip, das höher steht als soldatische Wehrhaftigkeit und Vaterlandsliebe, erhebt ihn über alle andern. — Acht Jahre nach Entstehung des Romans habe ich jenen Teil, der die Wahrheitsbekennerschaft Peter Mayrs darstellt, in eine dramatische Szene verdichtet, aus Freude an diesem Stoff, aber nicht für die Bühne, sondern für den — „Heimgarten“, wo das Stückchen unter dem Titel „Wahrheit“ im Novemberheft 1899 abgedruckt worden ist.

Als nun der hundertste Todestag Peter Mayrs nahte, der mit dem Andreas Hofers zusammenfällt, in der Grazer Künstlerwelt aber keinerlei Absicht, diesen Tag zu feiern, wahrgenommen wurde, habe ich der Theaterdirektion unserer Stadt vorgeschlagen, als Epilog der Tiroler Jahrhundertfeier, ausschließlich nur aus diesem Anlaß, meine dramatische Szene aufzuführen. Mit lebhaftem Interesse angenommen. Obwohl ich auch zu bedenken gab, daß Wahrheit eine Sache ist, die niemand gern hört. Die Darstellung war ganz ausgezeichnet. Es waren eine Menge Leute im Theater, doch kann man nicht sagen, daß Graz der Wahrheit die Ehre gegeben hätte. Jemand, der vom Aberglauben besessen war, daß ich mit der Bühne anbandeln möchte, sprach zu mir: „Lieber Freund, Sie sind immer noch nicht verdorben genug, um der gegenwärtigen Welt ein Theaterstück schreiben zu können.“ Es schien wirklich auch alles enttäuscht gewesen zu sein, nur nicht — der Verfasser. Der glaubt, in einem unförmigen irdenen Krug echten Wein geboten zu haben. Einige Leute sprachen nachher aber lieber vom schlechten Krug, als vom guten Wein.

Die Kritik hat bei meinem Stückchen über die Unzulänglichkeit der Form herumgeredet, ohne daß ich weiß, was sie eigentlich gemeint hat. Erst ein Freund hat mir unter vier Augen über die „Wahrheit“ die Wahrheit gesagt. Das Stück ist um zwei Akte zu kurz und um einen zu lang. Der erste Akt mit der Gerichtsverhandlung ist nicht bloß überflüssig, sondern er schadet. Man hat für den Helden, der verurteilt wird, kein Interesse, weil man ihn noch nicht kennt. Zudem macht diese voreilige Verurteilung alle Entwicklung unmöglich. Der erste Akt müßte vor der Gefangennahme spielen, etwa vor dem Hause Peter Mayrs. Der liest eben die an seiner Tür angeschlagene Friedenskundmachung, gleichzeitig kommen aber seine Kampfbrüder und verlangen, daß er ihr Führer sei zum Angriff auf die nahenden Franzosen. Er will nicht. Da eifert ihn auch sein Weib an, für Heimat und Familie noch ein-



Kleine Laube.

Heimatsegen.

Gott grüß dich, teures Heimatland,
Du Hort von hoher Alpenwand
Bis an die nordischen Meere.
Vom Murgestad' bis an den Rhein,
O heilige Erde, bist du mein.
Behüt' dich Gott der Herre!

Er weck' in dir die alte Treu',
Die alte Kindlichkeit aufs neu'
Und milderer Tage Sitten,
Für die der Ahnen Heldenherz
Im frommen Schauen himmelwärts
Gelitten und gestritten.

Und bräch' ein böser Feind herein,
Ich könnte nimmer fröhlich sein,
Ich müßt' vor Wehe sterben.
Ach, laß der Väter Lehr' und Ehr',
Der Brüder Freudigkeit und Wehr
O Herrgott nicht verderben!

Peter Rosegger.

Bauernreligion.

Von einem Städter.*)

Das Gebiet der volkstümlichen bäuerlichen Frömmigkeit ist im ganzen uns Städtern noch ein unbekanntes Land. Welche seelischen Kräfte regen sich hier? Welchen Anteil hat das Gemüt daran? Welche Beweggründe bestimmen hier den Willen? Hier müssen wir unser ganzes altgewohntes Denken und Empfinden erst einmal völlig ausschalten und uns konsequent daran gewöhnen, daß wir die Dinge nicht nach dem Eindruck beurteilen, den sie auf uns machen, sondern nach der Bedeutung, die sie für das Volk selbst und seine Frömmigkeit haben. Das scheint sich von selbst zu verstehen, scheint auch nicht allzu schwer. Wer es jemals ernstlich versucht hat, wird aber wissen, daß gerade hier die Hauptschwierigkeit liegt. Was ist nicht alles von je gegen das Volkstum in bester Absicht gesündigt worden, was hat man hier nicht alles an edlen Blüten und Keimen zerdrückt, was hat man nicht statt ihrer von je an vergeistigten, gedanken- und gefühlsblassen Trieben dem Volke eingepflanzt? Und alles das bedeutet ja eine Anklage gegen unsere Unfähigkeit, objektiv im eben angegebenen Sinne zu urteilen!

Zu dieser Schwierigkeit kommt die zweite: daß auf keinem andern Gebiet das Volk verschlossener und schwerer zugänglich ist als auf diesem. Die äußere korrekte

*) „Der Kunstwart" (2. Februarheft, 1910) bringt einen sehr guten Aufsatz „Vom religiösen Volksleben" von Karl Spieß-Bottenhorn, dem folgende Stellen entnommen sind. Die Red.

Pötzls, das mir von Anfang an treulich Beistand geleistet hat und dem wir besonderen Dank schuldig sind. Dann kamen schon die Grazer Blätter und die übrigen nationalen Blätter Österreichs und Deutschlands. — Ich danke allen von Herzen für ihre Mitwirkung. Aber eins an der Sache ist wenig besprochen worden, und das wundert mich. Dieses neue Sammelprinzip der Gegenseitigkeit. „Ich gebe, wenn auch ihr gebt." Dieses sich gegenseitige Hinaufzwingen, diese größere Verpflichtung der anderen Zeichner, so oft ein neuer Zeichner kommt, bis endlich mit dem tausendsten Zeichner das Muß zum Zahlen da ist für alle. — Das wäre nach meiner Meinung einer näheren Beschauung wert gewesen. Denn das System dürfte öfter noch zu brauchen sein. Auch für andere Sammlungen. Die Gemeinsamkeit ist das Geheimnis des Erfolges. Einer allein kann sich bei einem guten Werk verbluten, ohne was Wesentliches auszurichten. Wenn er aber weiß, daß es so viele andere auch tun, sobald er es tut, wird er es mit unvergleichlich mehr Freude und Zuversicht leisten als sonst. Wenn schon gesammelt werden muß für etwas Rechtes, so wäre zu wünschen, daß dieses Prinzip der Gegenseitigkeit Mode würde. — Die zwei Millionen sind am 20. Februar d. J. ganz geworden. Aber der große Erfolg wirkt fort. Seither sind weit über 100.000 Kronen neu gezeichnet worden. In der Tat tut die dritte Million ja geradeso not als die erste und die zweite. Es ist eben die Wirkung der so freudig ergriffenen Gegenseitigkeit. — Man hatte uns geraten, die Zeichnung des tausendsten Bausteines vorläufig zu verschweigen, die Leute bei der Meinung zu lassen, daß durch ihr Nichtmitwirken die ganze Sammlung in Frage stehe, während sie tatsächlich schon gesichert war. Zu dieser Hinterhältigkeit konnten wir uns nicht entschließen, ja es wäre damit sogar die moralische Verpflichtung aller Zeichner in Frage gestellt worden. Es war ja eine Art Vertrag und der mußte streng korrekt eingehalten werden. Man wird diese Redlichkeit die Sache nicht entgelten lassen, sondern jetzt wie vorher noch Bausteine stiften. Unsere Nachbarvölker sammeln ja auch flott weiter nach dem neuen System. Und die vielen Schulhäuser, die nun an den Grenzen gebaut werden, sollen so nahe beisammenstehen, daß man sich vom deutschen bis zum slawischen u. s. w. bequem die Hand reichen kann. Es kommt jetzt darauf an, daß es die richtigen Schulen sind, die da gegründet werden, daß sie in keiner Weise feindselig gegen die Nachbarvölker vorgehen, sondern mit der Muttersprache die Gesittung und Bildung stärken und so die Jugend aus dem halbwilden Zustande des Rassenhasses befreien und zu ganzen Menschen machen. Mögen diese Schulen hüben und drüben der Grenzen nie vergessen, daß Wildheit trennt, Bildung einigt!

---

einem auf den Lippen. Denn so handelt nicht kindischer Trotz, sondern nur einer, der in seinem innersten Heiligtum verletzt ward. — Als einem Bauer nach langem Krankenlager die Frau gestorben war und der Pfarrer mit ihm über den großen Verlust redet, den er erlitten hat, erwidert der Mann: „Ja, sie war ein braves Weib. So wie sie wußte keine mit dem Vieh umzugehen.“ Ist das Roheit? Oder vielleicht ein uns unverständlicher Ausdruck echten und tiefen Schmerzes? — Ein Pfarrer wollte recht anschaulich und packend predigen und nahm in der Predigt häufig Bezug auf Zeitereignisse und das praktische Leben. Das mißfiel den Bauern aufs höchste. Ihr Pfarrer predige „aus der Zeitung“, hieß es. Ein Pfarrer aber soll nur „aus Gottes Wort“ predigen. Wieder ist man im Zweifel, ob sich hinter dieser Alternative, die für unser Bewußtsein gar kein Entweder—Oder ist und uns darum so unsagbar lächerlich vorkommt, nicht doch ein tieferes und ernsthaftes religiöses Bedürfnis birgt?

Was beweisen diese paar Beispiele? Zum mindesten dies: daß sich hier dem Städter eine völlig fremde, ja geradezu rätselhafte seelische Verfassung und bei aller bäuerlichen Einfalt ein verwickeltes Getriebe von Motiven offenbart.

Wir tappen in dieser bäuerlichen Welt umher wie Blinde. Der gelehrte Bildungsgang zerstört jede Verbindung mit volkstümlichem Empfinden, er schafft eine ganz andere seelische Konstitution auch bei denen, die ihrer Herkunft wegen der Volksseele nahe stehen könnten. Welch ungeheurer Schade wird aber durch diese Verständnislosigkeit angerichtet! Wieviel wird zerstört und zertreten! Wie bleibt die Kluft unüberbrückt! Wir urteilen aus unserem — meinetwegen verfeinerten — Empfinden und nennen roh und rauh, was in seiner Art doch ebenso wahr und echt und tief ist, wie unsere eigenen vergeistigten religiösen Vorstellungen.

Über die „Kaiser Josephs-Romane“.

Von Vinzenz Chiavacci.*)

„Haben S scho ghört, haben S scho ghört, Frau Sopherl, a großartigs Volksfest wird sein zum Andenken an Kaiser Joseph, der vor hundert Jahren fürs Volk in Prater aufgmacht hat. Na, da werden S do a dabei sein“, meinte die Madam Niperdey, welche die Nachricht von dem Vorhaben der Praterwirte mit wahrer Begeisterung aufgenommen hatte. „Na ob und eppa net wird dö Sopherl dabei sein, wanns was von Kaiser Joseph hört“, antwortete diese. „Und wanns Knödel an Guldn kost, muaß i dabei sein. Da kennen S dö Sopherl schlecht, wann S glaubn, daß a Kaiser Joseph-Fest ohne ihrer aghalten werdn kann.

Denn dös müaßen S wissen, seitdem i denk, is mir der Kaiser Joseph nach unsern Herrgottn der liabste Mann. Mei Großmuatta, Gott tröstś, laßs seli ruahn — dö hat ihn Kaiser Joseph selber no kennt, und da war i no a klaner Fratz, hats m'r scho hundert Gschichten von eahm derzählt, ane schöner wia d andere. Und wann i recht brav war, und sie hat mi gfragt: Was willst liaba hörn, a Geistergschicht, a Raubergschicht oder a Kaiser Joseph-Gschicht — da hab i immer a Kaiser Joseph-Gschicht verlangt, und i bin do auf dö Geistergschichten ganga wie a Fliagn aufn Sirup. I bin sunst net eingsprengt auf dö Büacher, und außern Krakauer Kalender kummts ganze Jahr ka Buach in mei Haus — aber dö Kaiser Joseph-Gschichten dö hab i mir alle kauft. San spottbilli, i begreif gar nöt, wie dös dö Leut um den Spottpreis ablassen kinna. Is do alles aus dö Aktien heraus-

---

*) Aus Vinzenz Chiavacci: „Eine, die's versteht.“ (Stuttgart. Ad. Bonz & Co.)

Kirchlichkeit, die früher allgemein herrschte, und von der sich auch heute noch in einzelnen Gegenden Reste erhalten haben, täuscht gar zu leicht über das, was sich darunter verbirgt. Die Hauptfrage, welche Stellung zur Religion der Mann aus dem Volk im Leben einnimmt, inwieweit er sich von religiösen Beweggründen in seinem Handeln leiten läßt, sie wird dabei gar nicht berührt. Es ist unsäglich schwer, hier einen Blick in die Tiefe zu tun. Und zwar gerade für die berufenen Seelenkenner und Seelsorger, für die Pfarrer fast am schwersten. Denn ihnen gegenüber ist der Bauer stets im Sonntagsrock, das Gesicht in Andachtsfalten, selbst wenn er eben noch Fluten des Zornes und Fluches über Weib und Kind ergossen hat.

Auch auf religiösem Gebiet hat das Volk sich seine eigne Welt erbaut. Ausgestattet mit phantastischen Gebilden und übersinnlichen Realitäten, erfüllt von allerlei Geistern und Kräften, denen in abergläubischer Verehrung gedient wird, streng geordnet durch Sitte und Brauch, die, einstmals von tiefer Bedeutung, nun vielfach zu unverstandener äußerer Form geworden sind, ist sie des Landvolkes geistige Heimat, in der es sein ungestörtes Sonderdasein führt. Es befolgt auch hier die oft erprobte Bauernweisheit, daß es andre reden läßt, sie geduldig anhört und dann doch tut, was es will. Es hört die christliche Verkündigung in mannigfachster Gestalt: altgläubig und modern, aufklärerisch und strengkirchlich, methodistisch, pietistisch und quietistisch. Hört das alles geduldig und bleibt bei seiner Frömmigkeit. Ihm ist eine altväterliche Sitte oder ein abergläubischer Brauch von größerer Wichtigkeit und Bedeutung als irgendeine Einrichtung der Kirche; was ein altersgrauer Wahrsager und Zeichendeuter in geheimnisvoller dunkler Sprache kündet, gibt seinem Handeln mehr Triebkraft als die Predigtworte des Pfarrers.

Ein paar dürftige Beispiele nur, ganz willkürlich herausgegriffen. Sie sollen zeigen, wie hilflos sich die berufsmäßigen religiösen Erzieher in dieser fremden Welt vorkommen, sobald ihnen die Augen aufgegangen sind und sie die überlegene Sicherheit, mit der sie aufs Land kamen, verloren haben. Sie sollen den Nachweis liefern, daß selbst der redlichste Wille nicht und nicht der heiligste Eifer etwas schützen können, daß man unbewußt mit rauher Hand anderen in ihr Heiligtum greift und zarte Gebilde für immer zerstört.

In einer ländlichen Kirche sollte elektrischer Antrieb des Glockengeläutes auf Vorschlag des Pfarrers eingerichtet werden. Der Unternehmer bestieg in Begleitung des Kirchenvorstandes den Glockenturm, um einen Kostenüberschlag machen zu können. Nach Erledigung des geschäftlichen Teiles sagte er in einem so ernsten Ton, der zu der Veranlassung in sonderbarem Gegensatz stand, zu dem Geistlichen: „Als Geschäftsmann müßte ich Ihnen eigentlich zureden. Aber das eine sage ich Ihnen; wenn Sie am Geläut etwas ändern lassen, können Sie sich auch gleich versetzen lassen und Ihr Name wird in der Gemeinde für alle Zeit im Unsegen genannt werden.“ Aber warum denn nur? Hatte der Pfarrer nicht die beste Absicht bei seinem Vorschlag? Besteht eine derartige Einrichtung nicht schon in zahllosen Kirchen? So hat sich der Geistliche wohl auch selbst gefragt und eine Antwort nicht gefunden. Aber er merkte, daß es Ernst war und ließ den Plan fallen. — Eine Gemeinde ließ in ihre alte Kirche eine neue Orgel einbauen. Bei dieser Gelegenheit mußten einige Kirchenstühle beseitigt werden, um Raum zu schaffen. Geraume Zeit nachher besuchte ein junger Theologe, der aus dem Dorf stammte, einen ihm verwandten alten kranken Bauer. Auf allen Trostzuspruch hatte dieser nur die eine Antwort: „Ich weiß, daß du es gut mit mir meinst. Ich bin auch früher fleißig in die Kirche gegangen. Aber daß mir der Pfarrer meinen alten Kirchensitz genommen hat, das vergesse ich ihm nimmermehr.“ Schweigend drehte er sich zur Wand, war für allen Zuspruch unzugänglich und starb unversöhnt. „Wie kindisch!“ möchte man ausrufen. Aber das Wort erstirbt

und daß s ihnere Ferien habn. Natürli, dös schmeckt ihna; aber daß der Sunnta wieder für d Menschheit a Rasttag sein soll, dös will ihna net eingehn. Na da hättens in Kaiser Joseph kumma därfn. Wann der anr n Sunnta a Gschäft offen gjegn hätt, da hätt er glei sein Rock aufknöpfelt."

Ein steirischer Bildner vor hundert Jahren.

Von Hans Brandstetter.

Graz war noch mit den Festungsmauern umgeben. Die Schmiedgasse, die mit ihren begiebelten Häusern, Erkern und eisernen Aushängschildern ein gar trauliches Bild gab, endete an der Bastei. So hieß die an der Stadtmauer laufende Erhöhung, auf der sich später noch eine hochstrebende Pappel, Pfirsichbäume und einige Weinrebenstöcke heimisch fühlten und dem Ganzen ein gartenähnliches Gepräge gaben. In dieser freundlichen Umgebung stand das ziemlich geräumige Gartenhaus, das von Amts wegen dem k. k. Scharfrichter als Unterschlupf zugewiesen war, und da hauste mit den Seinen der Mann des unheimlichen Metiers: Meister Zeillinger. Sein Sohn Leopold verriet offenbar Begabung zum Bilden und Freude zur Kunst und so durfte er Bildhauer werden. Daß er an der Wiener Kunstakademie dem Studium oblag, wie der Verfasser eines Lexikons angibt, dürfte nicht stimmen, da der Name Zeillinger in der Schülerliste des genannten Kunstinstitutes in jener Zeit gar nicht vorkommt. Jedoch bei einem tüchtigen Meister mochte er in der Lehre gewesen sein und es so weit gebracht haben, daß sein Können über das Handwerksmäßige hinausreichte.

Es ist naheliegend, daß sich Leopold Zeillinger in der malerisch gelegenen Behausung seines Vaters eine Werkstatt zurecht gerichtet, wo er seine Gebilde entstehen ließ; und das Adressenschema von 1803 führt ihn bereits als selbständigen Bildhauer an. Da dürften auch seine prächtig modellierten Wappen der sieben steirischen Verordneten entstanden sein, welche Arbeiten bekanntlich in Bronze gegossen, sehr gut polychromiert, das Portalfries des Joanneums beleben, was dem Kunst- und Altertumsfreunde gewiß nicht entgeht.

*
* *

Nachdem die übermütigen Franzosen durch Kriegsnot und Brandschatzung den Wohlstand unserer braven Bürger vernichtet hatten, mußte der Namenstag des Kaisers Napoleon feierlich begangen werden. Den Tagesanbruch des 15. August 1809 hatten die Kanonen des Schloßberges durch 18 bis 20 Salutschüsse zu verkünden und vom Turme der Festungskirche mußte die französische Flagge wehen. Die Festtafel wurde in den Sälen des Schlosses Eggenberg gerichtet und zehn französische Köche waren beauftragt, die auserlesensten Gerichte für 150 Personen zu besorgen.

Im Marmorsaale ward ein Thronhimmel geschaffen und darunter sollte die Büste Napoleons prangen.

Der Geniekapitän Marion hatte die Kaiserbüste zu bestellen und auf seine Erkundigung nach einem Künstler wurde ihm der Bildhauer Zeillinger rekommandiert, dem die Arbeit dann auch ganz vortrefflich gelang.

Als aber das schwere und doch gebrechliche Kunstwerk aufgestellt werden sollte, traute sich niemand die nötige Geschicklichkeit zu — und so rief man den Bildner, der der überlebensgroßen Gipsbüste einen Strick um den Hals legte und sie mit einem Flaschenzug auf ihren Platz stellte.

Zum großen Gaudium der Bevölkerung war Zeillinger aber der Freimann, der hier in effigie seines Amtes gewaltet hatte, heißt es in Sallingers „Graz im Jahre 1809".

zogen — die reine histörische Wahrheit. Bis jetzt hab i hundertsiebenundsechzig Kaiser Joseph-Gschichten gsammelt. Sö, wann S dö auf amal lesen, da blatzen S Jhna z Tod. Wann Sö beispielsweis: ‚Der Kaiser Joseph und dö Baderstochter‘ oder ‚Der Kaiser Joseph und dö Försterstochter‘ oder ‚Der Kaiser Joseph und das schöne Kerzelweib‘ oder ‚Kaiser Joseph und dö Umurken-Resi‘ oder ‚Kaiser Joseph und dö drei Grazerinnen‘, dann ‚Kaiser Joseph und das edle Wäschermadl‘ — wann Sö dö Gschichten in an Kontino lesen, da segn S nachher erscht, was der Mann alles fürs Volk tan hat. Nachher müassen S bedenken, was dös haßt, dreiundsiebzigmal in alle möglichen Inkognitoverkladungen Verhältnisser anfangen, und wanns grad am schönsten is, fahrt die strenge Frau Muatta mit an allerhöchsten Dunnerwetter dazwischen, steckts Madl in a Kloster oder unter d Haubn, und der arme Kaiser muaß entsag'n. Probiern Sös, ob Sö dös dreiundsiebzigmal aushalten. Zwaundvierzigmal hat er sei Leidenschaft bekämpft und hat selber an schönn braven Mann ausgsucht für das Madel, das er hamli gern ghabt hat. Und wann er dann am Schluß, wies in dö Gschichten vorkommt, sein Rock aufknöpfelt, daß ma s goldene Vließ siecht, und sagt mit zitternder Stimm: ‚Seids glücklich, Kinder, meinen Namen werdet ihr nie erfahren. Ich bin der Kaiser Joseph‘ — da müassen S do blatzen, wann S net an Kieselstan stattr an Herzen in Leib habn. Vierunddreißigmal hat er müassen seiner anzigen Liab ins Grab nachschaun — zwölfe san allan an dö schwarzen Blattern gsturbn, und wann ma bedenkt, daß er bei alle dö Tag und Nacht am Krankenbett gsessen is, was gring grechnet hundertzwanzig Täg ausmacht, so is a hells Wunder, daß ers nit selber a kriagt hat. — Und s schönste an dö ganzen Gschichten is, daß er dö Madeln alle rein bladonisch gliabt hat. Na ja, heiratn hat ers net kinna und a Techtl-Mechtl, wo net alls in Ehrn zuaganga war, hats bei eahm net gebn. — Ma kinnt's ja gar net glaubn, wann net alls in dö Büachln stünd, dös do net ausagebn dürftn, wenn net jeds Wurt a heilige Wahrheit war. Tag und Nacht hat er si ka Ruh vergunnt, der guate Kaiser. Bald war er als Bürger, bald als Bauer, als Soldat oder Handwerksmann unterm Volk und hat ihnere Wünsch und Schmerzn anghört, und wann wo a große Ungrechtigkeit gschegn is oder s is a Beamter recht übermüti gwesn, da war gwiß der Kaiser Joseph net weit. Manchmal wärs ihm a schlecht ganga, wann er net in rechten Augenblick sein Rock aufknöpfelt hätt. Sö, da gruselts Jhna, wie dö Leut nachhr zitternd auf dö Knia umagrutscht san, wia s ihnern Kaiser mit der Brust voller Urdn gsegn habn. — Und wann er z Haus in seiner Burg war, und er hat si zum Essen niedergsetzt, wo do der Ärmste sei Ruah habn will, da hat nur därfn a Zwiefelkrawat in Kontrolurgang stehn, hat er scho sein goldenen Löffel abgschleckt und is zum Zwiefelkrowaten außiganga. — Überall war er dabei, und alls hat er selber gmacht. J glaub, da war in ganz Österreich ka Häferl, in das er net guckt hätt; freili hat er a nachher dafür gsurgt, das an an Sunnta a Hendl drinn war. Herentgegen wars Volk a glückli und zfriedn, denn a Plarament, wo der ane ‚Hü!‘ und der andere ‚Hot!‘ schreit, hats damals net gebn, wann aber d Fleischhacker net pariert habn, da war der Kaiser Joseph bald firti — wollts Ös s Pfund Fleisch um sechs Kreuzer gebn, guat; wann net, packts ein; Sponponadi werden da net gmacht. Sechs Kreuzer! J bitt Jhna, was ma da für a Geld dasparn kunnt. Mit dö Bäcken ebenso. Wie ers mit dö Kräutler gmacht hat, das wās i net. Aber wissen S, bei unsern Gschäft is dös was anders; wir hängen so viel von Wetter und von der Zufuhr ab. — A Plarament! Der Kaiser Joseph war gwiß a guater Mann; aber dö Umarederei war ihm do z'dick wurdn. Viel Köpf, viel Sinn! Schaun S dös Plarament an, wia sa si tummelt habn, daß z Haus kummen zu dö Pfingstfeiertag zu ihnere Leut

auch in Deutschland allmählich Platz greift. Die Londoner Firma Harmsworth, der die ‚Daily Mail' und der ‚Daily Mirror' mit je einer Million täglicher Auflage gehören, besitzt insgesamt zirka fünfzig Blätter, und C. Arthur Pearson, der Besitzer des ‚Daily Expreß', des ‚Standard' u. s. w., hat es wohl auch schon auf einige Dutzend gebracht. So weit sind wir heute noch nicht, aber wir sind auf dem Wege dahin. Die drei Firmen Mosse, Scherl und Ullstein haben heute schon den größten Teil der Berliner Presse in ihren Händen und sind augenscheinlich vom Sättigungszustande noch weit entfernt; dazu kommen einige großkapitalistische Zeitungskonzerte, die in den verschiedensten Teilen des Reiches Blätter von derselben Art und Farbe, beziehungsweise Farblosigkeit herausgeben. Die hohen Kosten eines selbständigen vielseitigen Nachrichtendienstes, die ein Blatt für sich allein kaum zu tragen vermag, haben mit elementarer Gewalt in diese Richtung gedrängt, und das Zurücktreten des politischen Charakters der Blätter hat die inneren Voraussetzungen für diese Anfänge einer Vertrustung unseres Zeitungswesens geschaffen."

Am meisten bedroht ist durch diese Entwicklung die Parteipresse. Das mag manchem bei dem ewigen Gezänk nicht als Übel erscheinen; aber der leidenschaftliche Meinungsaustausch über soziale, wirtschaftliche und politische Dinge ist doch nicht zu entbehren und keinesfalls durch die Liebedienerei der farblosen Blätter gegen alle Behörden zu ersetzen. Heute wählt man oft den Ausweg, daß derselbe Verlag zwei Zeitungen herausgibt: ein farbloses Inseratenblatt muß die vornehmere und charaktervollere Schwester mit durchfüttern. Aber es ist nicht zu verkennen, daß in dieser Entwicklung zweifellos eine Gefahr liegt, die sich immer ernster und empfindlicher gestalten wird, je mehr unsere Preßverhältnisse in der neuen Richtung weiterschreiten. Und das Ende würde schließlich eine Monopolstellung der großkapitalistischen Zeitungsunternehmungen weniger Hauptstädte sein. Also Umkehr, wenn es noch möglich ist, oder aber Trennung der Zeitungswelt in kostspielige farblose Nachrichtenblätter und ernsthafte politische Zeitungen, die ihren Wert durch geistig-sittliche Qualitäten erhalten, nicht durch die wahnsinnige Konkurrenz des Zuerstwissens!

Was eine moderne Zeitung in der Herstellung so teuer macht, das ist die Nachrichtenbeschaffung im allgemeinen und speziell die Kostspieligkeit des telegraphischen Dienstes, gesteigert oft durch eine geradezu groteske Verkennung dessen, was überhaupt meldens- und wissenswert ist. Denn was kommt schließlich dabei heraus? Man kann wohl sagen, daß die Privattelegramme mancher Blätter nicht den zehnten Teil des Geldes wert sind, das sie kosten, auch abgesehen davon, daß sie bei den technischen Schwierigkeiten der telegraphischen und telephonischen Übermittlung häufig bis zur völligen Wertlosigkeit verstümmelt werden. Wie unglücklich sind meist die Parlamentarier über die Art, wie ihre Reden wiedergegeben werden! Wie oft kommt der gewissenhafte Redakteur in die Lage, festzustellen, daß ein ausländischer Staatsmann etwas ganz anderes gesagt hat, als das Telegramm behauptete, wie oft empfindet er es als fast zwingende Verpflichtung, die erste Meldung wenigstens zu ergänzen, um ein politisch annähernd richtiges Bild zu geben! Aber der knapp zugemessene Raum, der natürlich immer knapper wird, je mehr der Leserkreis eines Blattes sich erweitert — bei einer Auflage von Hunderttausenden gehen die Kosten eines ‚Viertelbogens' schon in die Hunderte — gestattet derlei Ergänzungen und Wiederholungen in der Regel nicht. Nur zu oft ist auch an die erste unzulängliche oder irreführende Meldung schon ein politisches Räsonnement geknüpft worden, das dann ebenfalls modifiziert und korrigiert werden müßte, was Verleger und Publikum als Eingeständnis einer schuldhaften Voreiligkeit empfinden könnten. Also — läßt man fünfe grad sein und geht zur Tagesordnung über, um bei der nächsten Gelegenheit naturnotwendig in denselben Fehler zu verfallen. Die Folge aber ist eine Ver-

Nach dem Ableben des alten Scharfrichters Zeillinger erhielt das Amt eben sein Sohn Leopold zugesprochen, der sich fortan in beiden Fächern betätigte. Bekannt ist auch, daß er die in Gips ausgeführten Medaillonbildnisse des Kaisers Franz und des Erzherzogs Johann im Jahre 1814 dem Joanneum übermittelte.

Wie den Pfarrmatrikeln bei den Franziskanern zu entnehmen ist, ist der „Bildhauer und Scharfrichter Leopold Zeillinger, 66 Jahre alt, den 11. Mai 1826 gestorben".

Daß ein Mann der Muse und der Nemesis zugleich gedient, dürfte nicht oft dagewesen sein. Vielleicht ist das der einzig dastehende Fall, den die Kunstgeschichte zu verzeichnen hat.

Die moderne Zeitung.

Im Abstand des Urteiles Eduard Laskers, der die Zeitungsleute als „Neuigkeitsverkäufer" brandmarkte, von der Charakteristik des Leipziger Nationalökonomen Karl Bücher: „Früher verkaufte die Zeitung ihre Nachrichten an ihre Leser, jetzt verkauft sie ihren Leserkreis an jedes zahlungsfähige Privatinteresse" offenbart sich die weite Entwicklung.*)

„In der Tat kann eine moderne Zeitung von ihren Abonnenten nicht mehr existieren; die Erweiterung ihres Leserkreises kann ihr nicht mehr Selbstzweck sein, da sie auch den vollbezahlenden Abonnenten jahraus jahrein ein namhaftes Geschenk macht, so daß jeder neu hinzukommende einen baren Verlust bedeutet, sondern sie hat an dieser Erweiterung lediglich ein mittelbares Interesse, sofern und soweit die gesteigerte Publizität höhere Einnahmen aus dem Inseratenwesen zur Folge haben kann. Aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' hat deren Verlag vor einigen Jahren berechnet, daß der tägliche Betriebsaufwand zur redaktionellen und technischen Herstellung des Blattes auf mehr als 7400 M. sich belief, wogegen die tägliche Einnahme aus Abonnement und Einzelverkauf bei einer damaligen Auflage von 95.000 Exemplaren und einem Quartalspreis von 2·50 M. nur 2612·50 M. betrug, so daß dadurch nur etwa ein Drittel der Herstellungskosten gedeckt wurde, während für die übrigen zwei Drittel und den ganzen Geschäftsgewinn die Inserate aufkommen mußten. Eine analoge Berechnung bei der Wiener ‚Neuen Freien Presse' hat ergeben, daß auch der hohe Abonnnementspreis von 18 Gulden nur drei Fünftel der Gesamtherstellungskosten deckte, die sich auf 30 Gulden pro Exemplar beliefen. Bei den Londoner „Times" erzielt selbst der Bruttoverkaufspreis von 3 Pence pro Exemplar nur die Hälfte des Inseratenertrages, beide zusammen mit zirka 50.000 M. pro Nummer reichen aber nach glaubhafter Schätzung heute kaum mehr aus, die Herstellungskosten zu decken.

Daß sonach die Existenz einer modernen Zeitung ganz und gar wirtschaftlich auf das Inseratenwesen gestellt ist, bedeutet begrifflich und grundsätzlich eine vollständige Verschiebung ihres ursprünglichen Wesens. In der Praxis kommt hinzu, daß das Überwiegen des Interateninteresses notwendig verflachend und abblassend auf die redaktionelle Gestaltung des Zeitungsinhaltes wirkt, und zwar bis zum völligen Verzicht auf jede eigene Meinung, wie er in der sogenannten Generalanzeiger-Presse zutage tritt. Und schließlich ist dieses Verflachen und Verblassen eine der wichtigsten Voraussetzungen des großgewerblichen, fabrikartigen oder warenhausmäßigen Zeitungsbetriebs, wie er nach amerikanischen und englischen Vorbildern

*) In ihrem Wesen wird die moderne Zeitung gründlich beleuchtet in einem aus gediegener Sachkenntnis geschriebenen Aufsatze von Dr. Hermann Diez (Beilage der „Münch. N. Nachr.").

minderwertige Art schriftstellerischer Tätigkeit. Und tatsächlich verschmähen es ja auch die ersten Geister unseres Volkes nicht, anonym (ja selbst auch mit Namen) in den Zeitungen das Wort zu ergreifen und dadurch deren Ansehen und Nimbus zu stärken. So ist es im ganzen sicherlich nicht berechtigt, wenn man die geistige Arbeit der Presse zu den üblen Erscheinungen unserer Zeit und zu den Ursachen eines allgemeinen Niederganges rechnen will. Die vornehmeren Erscheinungen der deutschen Presse sind heute nicht schlechter als zu der Zeit, wo die ersten Vertreter der deutschen Geisteswelt persönlich unter die Redakteure gingen, und wenn die Mehrzahl der deutschen Blätter einen so hohen Rang nicht einnimmt und ihr Einfluß um so größer ist, als gerade für die weiten minder gebildeten Schichten unseres Volkes die Zeitung fast die einzige Lektüre bildet, so ist sie es auch allein, die in unserem Zeitalter der äußersten Arbeitsleistung auf allen Gebieten ihrem Publikum so etwas wie eine universale Bildung vermitteln kann. Das Buch kann selbst in den Kreisen, denen Mittel und Zeit genug zur Verfügung stehen, einen Wettbewerb nicht aufnehmen. Zu der Buchlektüre muß unter allen Umständen auch unter den Gesichtspunkten der Bildung die Zeitung hinzutreten. Man mag von der stolzen Höhe des Berufsgelehrtentums herab oder von den Nebenwegen eines extremen Individualismus über diese Art von Bildung und Belehrung die Nase rümpfen: wenn das Bildungsniveau unseres Volkes im allgemeinen erfreulich hoch ist und jedenfalls den Vergleich mit keinem anderen Kulturvolk der Welt zu scheuen braucht, so ist das neben der vielgerühmten deutschen Schule doch zu einem nicht allzu kleinen Teile auch der deutschen Presse und ihrer unermüdlichen Arbeit zuzuschreiben.

Aber die Erhaltung der Zeitung, von der man so rühmliche Dinge sagen kann, der Zeitung, deren Leitartikel, politische Briefe und Feuilletons ernsthafte, wohlerwogene Äußerungen berufener Köpfe und zugleich stilistische, künstlerische Leistungen sind, sollte all den Kreisen am Herzen liegen, denen das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt. Und eine solche Zeitung ließe sich ohne Überspannung des Inserateninteresses wohl auch heute noch nutzbringend gestalten, wenn nur der durch nichts gerechtfertigten unnatürlichen und ungesunden fortwährenden Verbilligung des Zeitungspreises Einhalt geboten würde. An und für sich würde ja eine Ausgabe von zehn Pfennig pro Tag für die Zeitung selbst im Etat des kleinen Beamten und Gewerbetreibenden heutzutage kaum eine Rolle spielen. Wäre diese Grundlage aber gewonnen, dann wäre auch der im üblen Sinne ‚modernen Zeitung‘ der Lebensfaden durchgeschnitten, die gerade so viel schlechte Telegramme, überhastete Artikel (demoralisierende Kriminalberichte) und aufgebauschte Tagesneuigkeiten bringt, um die Anzahl von Abonnenten anzulocken und festzuhalten, die sie für ihre Inserenten braucht."

Und sollte nicht schließlich jeder ernste Mann zu einem Opfer für die Erhaltung einer gediegenen Presse bereit sein, wenn er die Dinge bedenkt, die er bei der Geburt des holländischen Thronfolgers und der türkischen Revolution in den Sensationsblättern erleben mußte. Wen hat es nicht angeekelt, wie in diesen Zeitungen durch Wochen jedes aufgefangene Kutscher- und Zofengeschwätz über das Befinden der Königin telegraphiert wurde! Mußte einem diese Frau nicht leid tun, wie sie in diesen schweren Tagen umlüstert und vor die breiteste Öffentlichkeit gezerrt wurde! Und nachher das schleimige Ergebenheitsgeschreibe. Pfui Teufel! Kellner, einen Kognak! —

Diese Ausführungen, die dem „Türmer" entnommen ist, könnten noch reichlichst erweitert werden. Vielleicht geschieht's. Erst hat die Zeitung das Publikum verdorben, jetzt geschieht es womöglich umgekehrt. Wenn die Zeitung das Publikum besser macht, dann wird dieses eine bessere Zeitung verlangen und schaffen helfen. Aber wer fängt an? Es sind kostspielige Bekehrungen.

---

lotterung der ganzen politischen Publizistik und eine moralische Depravation des Redakteurs selbst, dem als einziger dürftiger Trost die Gewißheit bleibt, daß Zeitungen von vorgestern im allgemeinen die vergessenste Sache der Welt sind.

Noch schlimmer aber ist, daß die Zeitungen unter dem Einflusse der allgemeinen Hast und des nervösen Wetteifers mehr und mehr anfangen, unter die Propheten zu gehen. Man wartet die Ereignisse gar nicht mehr ab, eine einigermaßen ‚gut unterrichtete‘ Zeitung muß sie voraus wissen. Welche Freude nachher, wenn eine solche Prophezeiung ‚sich bestätigt‘, und wenn sie's nicht tut, welch schöne Aufgabe für einen scharfsinnigen Kopf, nachzuweisen, daß und inwiefern man doch recht gehabt oder wie vielleicht gerade die wohlberechnet falsche Meldung auf den Gang der Dinge eingewirkt hat! Im schlimmsten Fall aber verläßt man sich auch wieder auf das kurze Gedächtnis des lieben Publikums, das heute nicht mehr weiß, was es gestern gelesen hat, so daß man wohl gar schreiben darf: ‚Wie wir von vornherein als wahrscheinlich bezeichnet haben, ist u. s. w.‘, wenngleich das direkte Gegenteil der Fall ist. Der gute alte Grundsatz, daß der politische Publizist mehr wissen muß, als er schreibt, ist durch die Anforderungen oder die vermeintlichen Anforderungen des modernen Fixigkeitswettkampfes zum alten Eisen geworfen; man bemüht sich jetzt, mehr zu schreiben, als man weiß, und druckt skrupellos einige Sensationskorrespondenzen nach, obwohl man regelmäßig die Erfahrung macht, daß ihre Neuigkeiten sehr kurze Beine haben. Das Publikum will Neuigkeiten, besonders pikante Neuigkeilen, und hat man sie nicht, so schafft man sie in Gottesnamen oder läßt sie sich von Leuten darbieten, über deren Vertrauenswürdigkeit man sich selbst keinerlei Illusionen macht. Aber eben dadurch verdirbt man das Publikum und erzieht ihm den Neuigkeitshunger an, den es an und für sich gar nicht hat.

Es versteht sich von selbst, daß dieses harte Urteil nicht allgemein gültig ist. Es wird viel treue, gewissenhafte Arbeit geleistet innerhalb des weiten Bereiches der deutschen Presse, und wer überhaupt politischen Instinkt hat, lernt auch verhältnismäßig sehr rasch die falsche Nachricht von der glaubwürdigen zu unterscheiden — eines der allerwesentlichsten angeborenen Stücke der Berufsausrüstung des politischen Redakteurs. Aber im allgemeinen drängt der Geist der Zeit in diese unheilvolle Richtung, und es kommt leider vor, daß ihm auch ernste Männer unterliegen. Dafür hat — auf nichtpolitischem Gebiete — der berüchtige ‚Fall Hau‘ eklatante Beispiele geliefert. Auch da genügte es nicht, daß man die sensationellen Wendungen des Prozesses sorglich verfolgte und in die seelischen Rätsel des Falles vorsichtig einzudringen suchte. Auch da mußte der journalistische Scharfsinn den Ereignissen vorauseilen, auch da mußte prophezeit werden, was die Untersuchung ergeben würde, bis die Gegenwehr einer schmählich verdächtigten Frau den Übereifer dämpfte. Vorher aber hatte man selbst die einfachste Rücksicht und Anstandspflicht beiseite gesetzt in der verwirrenden Hetze eines journalistischen Systems, das den Rekord der Berichterstattung schließlich in der Welt der künftigen Dinge suchen muß, weil die Ereignisse selbst einen unbequemen terminus a quo in sich schließen. Aber ganz abgesehen von diesen Extremen und Exzessen — unserer Tageszeitung als solcher droht, wenn die gegenwärtige Entwicklung anhält, ein verhängnisvolles Sinken ihres geistigen und sittlichen Niveaus.“

Noch wäre die Heilung möglich, da die schlechte Entwicklung noch nicht so weit vorgeschritten ist, um das auf diesem Gebiete geleistete Gute völlig ersticken zu können. Allerdings müßte dann auch die Art, wie eine inhaltlich ernst gearbeitete Zeitung gelesen wird, etwas anders werden. Denn öfter als für die Schreiber trifft für die Leser der Vorwurf der Oberflächlichkeit zu. „Die journalistische Leistung ist ihrer Eigenart entsprechend sicherlich eine besondere, aber darum noch keineswegs eine

Menschen, der keinen Tadel und keine Art von literarischer Unannehmlichkeit verträgt, und der nach Lobhudelei dürstet. Ich verlange keine „ausgezeichnetsten Ehren", und weiß sehr wohl, daß eine Ehre, wie sie mir soeben im Hamerlingheft der Deutschen Dichtung widerfahren ist, den kritischen Eifer meiner Gegner verdoppeln muß.

Ihre werthe Familie bestens grüssend, verbleibe ich in warmer Hochschätzung und mit dem unerloschenen Dankgefühl, das ich dem Manne schulde, der einst sich meines „Teut" so wacker — nur leider vergebens — annahm.

Ihr ergebenster

Graz, 23. Okt. 86. Robert Hamerling.

Hofers Sterbelied.

Von ihm selbst gedichtet.

„Zu Mantua in Banden" und „Als der Sandwirt von Passeier", diese beiden Hofer-Gedichte kannte jedermann, daß es aber auch ein „Hoferſches Sterbelied" gibt, welches der Sandwirt selbst im Kerker zu Mantua gedichtet haben soll, das wissen jetzt wenige außerhalb des „Landls", und doch kann man dieses Lied im Tirol noch heutigestags von älteren Leuten als Volkslied singen hören. Die Fassung, die wir bringen, hat Ludwig v. Hörmann voriges Jahr im Tirol-Heft der „Deutschen Alpenzeitung" mitgeteilt. Er hat sie von Kajetan Sweth (aus Graz) zu seiner Studentenzeit in Innsbruck übernommen, von dem damals „alten Sweth", dem „Schreiber" oder „Adjutanten" Hofers. Über die Verfasserfrage schrieb Hörmann: „Es könnte nun jemand die Frage aufwerfen, ob dieses schöne Lied wirklich von Hofer herrühre; ob wirklich der verlassene Mann in den trüben Kerkerstunden zu Mantua, als er die Bilanz seines Lebens zog, seine schwermütigen Gedanken in diesen Strophen ausgesprochen habe. Daß Hofer sonst noch etwas gedichtet, ist nicht bekannt; aber wir haben das vollgültige Zeugnis Kajetan Sweths, seines Mitgefangenen und Zellengenossen, und es ist kein Grund, an der Wahrhaftigkeit seiner Äußerung zu zweifeln, da er sich in seinen sonstigen Angaben als vollständig verläßlich zeigt. Wir wissen auch, daß Hofer ein Gemütsmensch war, und daß sich besonders in der letzten Zeit, als er mit seinem treuen Adjutanten wochenlang im einsamen Kerker von Mantua eingesperrt saß, neben Ausbrüchen fröhlicher Laune eine weiche, fast elegische Stimmung seines ganzen Wesens bemächtigt hatte. Man braucht nur den letzten Brief an seinen Freund von Pühler in Neumarkt zu lesen, in dessen Schlußworten ‚Ade mein schnede Welt, so leicht khombt mir das sterben for, das mir nit die Augen nass werden' ein gewisser poetischer Fluß und rhythmischer Schwung unverkennbar sind."

Über die Singweise sagte er, sie sei sehr einfach und volkstümlich und dürfte wohl älter als das Lied sein. „Sie deckt sich zum Teil mit dem zweiten Absatz des bekannten Volksliedes: ‚Es waren drei Gesellen'." Die beiden letzten Verse jeder Strophe werden wiederholt.

Ach Himmel, es ist verspielt,
Ich kann nicht länger leben,
Der Tod steht vor der Tür,
Will mir den Abschied geben.
  Mein Lebenszeit ist aus,
  Und hab doch nichts verschuldt.

Hier liegt mein Säbel und Gwehr
Und alle meine Kleider,
Ich bin kein Kriegsmann mehr,
Ach Himmel, ich bin Leider,*)
  Weil ich verlassen ganz
  Von meinem Kaiser Franz.

*) Leider = armer Häuter.

Ein Brief Robert Hamerlings.

Der neueste Jahrgang (1910) des „Wiener Almanach“ teilt einen Brief Robert Hamerlings an Ludwig Voglar mit, der einen Einblick gewährt in das Gemütsleben unseres Dichters. Man sieht da, wie tief verwundet dieses sensible Poetenherz war durch die Bosheit der damaligen Wiener Zeitungskritik. Hamerling hat natürlich auch strenge Kritik, wenn sie ehrlich und ohne Hinterhalt war, mit Ruhe, ja selbst mit Dankbarkeit zu ertragen gewußt. Nur das Tückische, Höhnische, die halb versteckte Feindseligkeit vertrug er nicht. Die Wiener Zeitungspresse, unter wenigen Ausnahmen, hat den genialen österreichischen Dichter empörend behandelt und der kranke Poet hat schwer darunter gelitten. Wenn sich seinem Gemüte einmal eine Klage entrang, so war sie in der Art wie in dem folgenden Brief. Nicht ein einziges derbes, zorniges Wort, nur bittere Trauer:

Hochgeehrter Herr und Freund!

Durch eine briefliche Äußerung des Herrn von Bruyck*), daß Ihnen und ihm mein Gedicht „An den Abendstern“ ausnehmend gefallen habe, ließ ich mich leider zu der unglückseligen Gegenbemerkung hinreißen, was es mir denn nütze, daß meine Gedichte immer, dem Einen dies, dem Andern jenes gefallen, wenn ich als Lyriker doch niemals der Kritik etwas zu Danke mache? Dies erwiderte Hr. v. Br. mit der Bemerkung: „Darauf, daß die Deutsche Ztg. in der Besprechung des 1. Hefts der Deutschen Dichtung Ihren Abendstern nicht hervorgehoben hat, möchte ich kein so großes Gewicht legen;“ übrigens glaubte Hr. v. Br. aus meiner Äußerung zu entnehmen, daß ich mich für immer noch nicht genug „gewürdigt“ halte, während mir doch wenigstens die österreichische Presse im Ganzen jederzeit die „ausgezeichnet'sten Ehren“ erwiesen habe. — Wie hätte ich dies anders verstehen sollen, als Hr. v. Br. meine, ich beklage mich über Nichtbeachtung, weil der Artikel der Deutschen Ztg. (von dem keine Rede war und den ich gar nicht gesehen habe), meinen Abendstern nicht hervorhob. Ich schrieb ihm, es tue mir leid, daß er mich für so eitel halte. Daraufhin läßt heute Herr v. Bruyck eine andere Briefbombe in meiner ruhebedürftigen Krankenstube platzen; er sagt, ich hätte ihn nicht so verstehen sollen, und erwähnt nebenbei, er habe „ein paar Worte“ über dieselbe Sache mit Ihnen gewechselt. Letzteres erschreckt mich einigermaßen, und ich bitte Sie, mich in dieser Angelegenheit nicht nach hingeworfenen Mitteilungen unseres gemeinschaftlichen Freundes zu beurtheilen, sondern sich, wenn Sie ein Urtheil fällen wollen, meinen Brief von ihm senden zu lassen. Ich habe als Kranker und vielfach Überbürdeter eine liebe Noth mit dem geschätzten, aber in Correspondenzsachen unerbittlichen und mitleidslosen Manne, dem ich doch nicht wehe thun möchte. Er verlangt unter allen Umständen ausführliche Briefe von mir; liest er z. B. im „Heimgarten“ ein Bruchstück meiner Selbstbekenntnisse, so schreibt er mir: dies war in meinem Leben ebenso — dies anders, und gibt dann ausführliche Mittheilungen aus seinem eigenen Lebensgang, die mir ganz interessant sind und die ich mit Dank hinnehme; aber er will, daß ich mich über alles das dann wieder ebenso eingehend rückäußere, daß ich durchaus Bemerkungen machen soll, wo ich keine zu machen finde. Ich bitte Sie daher, hochgeehrter Herr, suchen Sie Ihren Einfluß auf den Freund geltend zu machen, daß er doch endlich einige Nachsicht mit mir habe, einige Rücksicht nehme auf Verhältnisse, die ich ihm schon oft und eindringlich vorzustellen veranlaßt war. Vor Allem aber bitte ich Sie: Halten Sie selbst mich nicht für einen eitlen

*) Ein Liederkomponist, der auch viel mit Hebbel verkehrte. Anm. der Red.

Glück.

Das Glück ist wie ein gold'ner Becher,
Den einst ein übermüt'ger Zecher
In tausend kleine Scherben schlug.
Er streute die Splitter durchs ganze Land,
Warf einen ins Meer,
Grub einen in Sand,
In Menschenaugen mit lachendem Schein
Gab er zwei Hände voll Glück hinein.
Und zwischen die Blätter alter Scharteken
Mußte der Schelm auch ein Körnchen stecken.
Prägte Medaillen
Und goldenes Geld,
Gab Träume des Glückes in alle Welt.
So gab er jedem nur ein Stück
Vom großen, reichen Menschenglück,
Und jeder sucht, und sehnt sich bang
Sein mühevolles Leben lang,
Das Glück zu finden wie es war
Riesengroß, leuchtend und sonnenklar —
Und findet nur Splitter und Scherben.

Anna Oberzil.

Meiner kleinen Thomasine Gotelinde.

Ein Lebensblatt.

Womit vergleich' ich Dich, mein kleiner Gast:
Mit einem Vogel frank und frei am Ast,
Mit einem Cherub, der das Voll-Licht schaut,
Mit einem Morgen, der die Rosen taut?
Bist Du vor hellem Tag das Frühscheinrot,
Ein Wunsch, ein Hauch, der Liebe Machtgebot?
Bist Du Gebet, Verheißung oder Traum?
Daß Du mein eigen: Kind, ich fass' es kaum!

Wenn mich Dein patschig Händchen kosend streicht,
O sieh', wie da des Tages Jammer weicht,
Wenn mich Dein Mündlein mit dem Kusse sucht,
Ergreift die graue Sorge gleich die Flucht.
Wie horch' ich auf den Schmeichellaut von Dir,
Du bringst den Frühling, sei's auch Winter hier,
Und Sonntag ist's, les' ich im Auge Dein
Das Evangelium vom Sonnenschein.

Wir spielen, und ich bin Dein Spielgenoß,
Der Dich nach jedem Spiel ans Herze schloß.
Flugs zaubern wir ein Märchenreich hervor,
Es jauchzt und reigt in uns der Englein Chor,
Die Blumen schenken gleich den besten Duft,
Zur Stärke wohl reift uns die Hochlandsluft,
Die Sterne schimmern, wie für uns bestellt:
So ist uns beiden dienstbar alle Welt.

Wir stellen jetzo schon uns Seit' an Seit',
So trifft uns kaum des Lebens Bitterkeit.
Wir sehen nicht die Grau'n und Tiefen rings
Und weichen nicht vom Weg nach rechts noch links,
Und suchen keines Fremdgenusses Trug,
Mein Kind, Du ahnst: wir sind uns selbst genug,
Und mag die Welt ringsum auch trübe sein,
Uns fehlt doch nichts zum vollen Glücklichsein.

Mein zages Täublein Du, mein zartes Reh,
Du wächst heran, o sei bewahrt vor Weh.
Gebet mag sein mein Wunsch: Gott schenk' mir Huld,
Geleit' mein Kind, erhalt' es rein von Schuld;
Für seine Schöpferkraft dies hold' Gesicht
Strahlt mehr, denn dort im Dom ein „ew'ges Licht".
Ich halt' Dich, Urkraftzauber: Dich, mein Kind . . .
Bleib' immer so klein Thomi Gotelind!

Karl Krobath.

Ständchen.

(O. Kernstock gewidmet.)

Festenburg im Steirerlande
Ragst empor aus dunklem Tann',
Du umfängst mit deinen Mauern
Einen echten, deutschen Mann!

Wie des Wildbachs mächtig Tosen
Tönt sein Lied, dem Volk zur Wehr,
Mit des Waldquells tiefer Reinheit
Singet er den Frau'n zur Ehr!

Seines Zwingergärtleins Muse,
Die ihn auf die Stirn geküßt,
Sei gepriesen und wir rufen:
Kernstock, heil, sei uns gegrüßt!"

Johannes Just.

Die großen Herrn im „Land“,*)
Die sind mit mir verfahren,
Sie bringen's noch so weit,
Bis man mich tut begraben!
Tilgt Haß und Ketzerei
Und bringt den Sandwirt frei.

Die Hauptstadt in Tirol,
Die hat man mir genommen,
Es ist kein Mittel mehr,
Dieselbe zu bekommen;
Es ist kein Mittel mehr,
Wenn's nicht kommt von oben her.

Mich General von Sand,
Den führen sie ietz gefangen,
Mein harten blutgen Schweiß**)
Haben sie nicht angenommen.
Sie führen mich aus dem Land
Mit größtem Spott und Schand.

O trauervolle Zeit,
Was soll daraus noch werden?
Der Waffen***) ist schon hier,
Erschossen muß ich werden.
Es ist schon lang bekannt
Im ganzen römischen Kaiserland.

O große Himmelsfrau,†)
Zu dir hab ich vertrauet,
Weil du in unserm Land
Deine Wohnung hast gebauet.
O Himmelsfrau, i bitt,
Verlaß den Sandwirt nit.

Singvögel.

Ein Rat der deutschen Jugend.

Du deutsche Jugend, wahre deinen Sinn
Und halte hoch in Ehren deutsche Sitten:
Dann wird das Vaterland dir zum Gewinn,
Für das du auch im Frieden mitgestritten.
Der Tugend muß Gemeinheit unterliegen,
Du mußt sie nur bei Zeiten schon bekriegen!

Blick' um dich! Überall nur Schmach und Schmerz.
Willst du dich über diese kühn erheben,
So halte rein dein deutsch ererbtes Herz
Und weih' dem Vaterland dein ganzes Leben.
Versenk' dich in der Ahnen Geist zurück.
Aus dem Vergang'uem spricht der Zukunft Glück.

Glaubst du an Gott und an das Vaterland,
So bist du auf den rechten deutschen Wegen;
Dann stehst du niemals an des Abgrunds Rand,
Denn aus dem Glauben blüht des Lebens Segen.
Drum lebe stets gerecht der deutschen Tugend:
Dann kann das Alter stolz sein auf die Jugend.

Karl Haensch.

Sternschnuppen.

Ein feuriges Roß in der weiten Himmelsarena,
Stürmt leuchtend ein Stern durch die nachtblauen Fernen,
Durchbohrte — ein glühender Pfeil — das Vließ der mondesschimmernden Wolke
Und verging,
Verzehrt von unendlichem Raume,
In ew'gen Aeonen. —

Wenn Sterne sich senken, erheben sich Wünsche. —
Mein Wunsch:
In strahlendem Sieg'slauf durchflög ich das Leben,
Verschwände dann spurlos in ew'gen Fernen —
Gleich leuchtenden Sternen! —

Anton Schmiedhuber.

---

*) „Das Nächstliegende wäre, bei diesen ‚großen Herrn im Land' an die Franzosen und Bayern, die damaligen Gewalthaber in Tirol, zu denken. Aber viel wahrscheinlicher ist, daß darunter die reichen Handelsherren ‚im Land', das ist im Etschtal, besonders die Bozener, gemeint sind, von denen Hofer glaubte, daß sie ihn ‚verketzerten' und nicht ruhten, bis sie ihn ‚unter die Erde gebracht' hätten. Es ist ja gut bekannt, daß Hofer gerade diese als seine bittersten Feinde ansah, besonders in der letzten Zeit.“

**) Das bezieht sich wohl auf die Hofer bei seiner Gefangennahme ausgerauften Barthaare, von denen Hörmann damals in der Alpenzeitung sprach.

***) Wohl Masson, der Hauptmann des über Hofer eingesetzten Kriegsgerichtes, was man später beim Singen nicht mehr verstand.

†) Var. Z. 1: O großer Gott im Himmel. Z. 5: O großer Herr.

Bücher.

Der Kollektivismus und die soziale Monarchie. Von Dr. J. R. v. Neupauer. (Dresden. Richard Lincke [Pierson].)

Dieses Werk weist in Übereinstimmung mit den Kirchenvätern nach, daß die Verdrängung des größten Teiles der Menschen von den Naturquellen die Ursache alles Menschenelendes und eine Ungerechtigkeit ist, welche gutgemacht werden muß. Seiner Meinung nach ist die Monarchie berufen, diese Ungerechtigkeit im Bereiche ihrer Herrschaft zu beseitigen und die Naturquellen dem ganzen Volke dienstbar zu machen, als das ausschließliche Recht der Grundeigentümer, zu bestimmen, was auf dem Staatsgebiete erzeugt werden soll, durch Verstaatlichung zu beseitigen. Wird durch diese Verstaatlichung die eine Bedingung der Volkswohlfahrt gewonnen, so entsteht die Frage, wer soll bestimmen, was und in welcher Menge es erzeugt werden soll? Und so kommen wir auf die zweite Bedingung der Volkswohlfahrt, die Menschenarbeit, durch welche der Grund und Boden dem Volkswohle dienstbar gemacht werden muß. Das kann aber nur durch die Regelung der Menschenarbeit geschehen, da eine Bearbeitung der Naturquellen nach dem freien Belieben des einzelnen wirtschaftliche Anarchie wäre und zur Armut führen müßte. Das führt zur Erkenntnis, daß die Produktion auch verstaatlicht werden muß, daher der Staat berufen ist, das Maß der jedem einzelnen auferlegten Arbeit zu bestimmen, die Menge und Art der zu produzierenden Güter festzustellen und die verschiedenen Arbeiten unter die Bewohner nach Maßgabe ihrer Kräfte und Eignung zu verteilen. Der Verfasser sieht in den Monarchen die durch die Geschichte berufene Macht, welche auf diesem Wege alle Leiden des Volkes zu heilen verpflichtet ist.

Der Verfasser hat im gegenwärtigen Werke diese Ideen philosophisch, volkswirtschaftlich und staatspolitisch begründet. Er hält die Monarchie und die Institution des Adels, letztere auf wenige hohe Familien beschränkt, für vereinbar mit dem Kollektivismus und der Volkssouveränität und sieht ihren sozialen Beruf vornehmlich in der Pflege und Förderung ästhetischer Werte und in der Verwaltung und Nutzbarmachung jener in vergangenen Jahrhunderten angesammelten Schätze, welche ihrer Natur nach keine Verteilung unter das gesamte Volk zulassen, in ihrer Zentralisation aber Gelegenheit bieten, dem Genie und dem überragenden Verdienste einzelner ein Äquivalent für den Nutzen zu bieten, den sie dem ganzen Volke gewähren, und den expropriierten Besitzern großer Vermögen und deren Nachkommen ein reiches, arbeitsfreies Leben zu sichern.

Es bietet aber das oben erwähnte, zur allgemeinen Verteilung nicht geeignete, von früheren Perioden überkommene Vermögen Gelegenheit zur Verteilung von höheren Entlohnungen in reicher Abstufung, womit der Verfasser den Einwand, der Kollektivismus bedeute die Ausbeutung der Starken durch die Schwachen, zu entkräften vermeint, die Erhaltung der Kranken und Arbeitsunfähigen durch die Gesunden und Arbeitsfähigen und der Kinder und Alten durch die Erwachsenen und Rüstigen rechtfertigt der Verfasser durch das Versicherungsbedürfnis der letzteren.

Der Verfasser untersucht sehr eingehend die dem Kollektivismus eigentümliche Natur der Verteilung. Da beinahe der ganze Jahresertrag der Kollektivwirtschaft nach Köpfen verteilt wird, ist die Pauschalverteilung die Regel und mit dem Wegfall der Geldwirtschaft und des Handels tritt eine enorme Ersparnis der der Verteilung gewidmeten Arbeitskräfte ein, welche, soweit berufsstatistische Ermittlungen heute vorliegen, ziffermäßig veranschlagt werden und durch diese Ersparnis wird die Zuwendung von Arbeitskräften für Erziehung und Unterricht ermöglicht.

Im allgemeinen steht der Staat als einziger Produzent und Verteiler nur mit Gemeinden und städtischen Quartieren im wirtschaftlichen Verkehre und die Verteilung innerhalb dieser Einheiten an die einzelnen soll nach der Meinung des Verfassers für einen Verteilungsbeamten, also für einen Beamten auf rund tausend Einwohner weniger als eine volle Tagesarbeit in Anspruch nehmen.

Da beim Wegfall der Geldwirtschaft die Verrechnung in einer Form erfolgen muß, die die statistischen Tabellen heute haben, wird in einigen Beispielen gezeigt, wie diese Tabellen aussehen werden, und die Forderung gestellt, daß diese Tabellen fortlaufend in täglichen, beziehungsweise wöchentlichen und monatlichen Aufstellungen so allgemein veröffentlicht werden sollen, daß jeder Kollektivbürger sich an der Prüfung der Rechnungen beteiligen kann, daher der Verfasser den Wunsch ausspricht, daß sich ein Verein bilde, der durch sachgemäße Arbeitsteilung die vollständige Durchprüfung der gesamten Staatsrechnungen sicherstellt.

Lustige Zeitung.

Die gefühlvolle Marie. Denk' dir August, da habe ich heute von unserem kleinen Fritzel 'nen Bleisoldaten im Gemülle gefunden. Madame wollte, ich soll ihn wegwerfen; ich habe aber an dich gedacht und gesagt: „Nee, nee, Madame, wer den Kleenen nicht ehrt, ist den Großen nicht wert.“

Gemütlich. In einen Bummelzug steigt ein behäbiger, freundlich dreinblickender Herr. Er trifft nur einen einzigen anderen Fahrgast im Abteil an, der über seiner Zeitung sanft eingenickt ist. Behaglich schaut der Neueingestiegene auf den Schlafenden, tippt ihm nach einem Weilchen freundlich auf den Arm und wendet sich mit gemütlich blickenden Äuglein an ihn: „Entschuldigen Sie gietigst, daß ich kein Gespräch mit Ihnen anfange, ich schteige nämlich schon auf der nächsten Station aus.“ Bald darauf hielt auch der Zug.

Die amüsante Sommerfrische. (Sommerfrische, zwanzig Kilometer von München.) „Wie unterhalten Sie sich auf dem Lande?“ — „Während der Woche schlecht, aber Sonntags sehr gut.“ — „Und was machen Sie Sonntags?“ — „Da fahren wir nach München.“

Die deutsche Kaiserin besucht öfters das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin, eine Anstalt, allwo Staatsbürger im ehrenvollen Alter von 2—6 Jahren in die allerersten Anfangsgründe menschlichen Wissens und Wohlverhaltens eingeführt werden. Auch vor Weihnachten besuchte die hohe Frau die Anstalt. Als sie wieder fort war, sagte ein Knirps von fünf Jahren zu einem zweiten: „Weeste, ick wundere mir darüber, daß die Kaiserin immer alleene kommt. Warum kommt'n nich mal der Kaiser mit?“ — „Mensch“, belehrte ihn sein Freund und tippte sich an die Stirn, „eener muß doch in' Laden sind.“

Rätselhafte Nachricht. Auf dem geschlossenen Tore der Südfrüchtehandlung des reichen Signor Giovanni Pole klebte eines Nachmittags ein Zettelchen mit folgender Nachricht:

„Totefolswecken
Aite nomito suspir“.

Diese Nachricht wäre jedenfalls ein Geheimnis geblieben, wenn Giovannis Landsmann Fortunato Antoni nicht so gütig gewesen wäre, zu verdolmetschen, daß dies so viel bedeute wie: „Todesfalls wegen heute nachmittags zug'sperrt!“

Vom Elbestrand. „Wie wern Se denn eegentlich Ihren neien Jungen heeßen, Herr Bemmchen? — „Nu Baul.“ — „Warum aber eegentlich gerade ‚Baul‘, ‚Baul‘ gefällt mer nicht gutt.“ — „Ja, sähn Se, mei Lieber, ich geh' Se nämlich nach'm Alphabet — der erschte Junge heeßt Arnst.“

Die Geschichte einer Liebe in Hilfszeitwörtern.

Er fragte demutsvoll, in heißem Fleh'n
Am Maienabend: „Darf ich mit dir geh'n?“
Zwei Monde später. Sie will Rosen seh'n,
Den Sommer grüßen. „Ich will mit dir geh'n!“
Es kam der Herbst; Septemberwinde weh'n.
„Du willst spazieren? Soll ich mit dir geh'n?“
Zum Weihnachtsgang sieht er sie fertig steh'n.
„Du willst zur Stadt? Hm, muß ich mit dir geh'n?“

„Guckkasten.“

zum Beispiel ganz nahe an Kaiser Franz, an Kaiser Ferdinand, an Erzherzog Karl, an Fürst Metternich und an den berüchtigten Lichtauslöscher, den Polizeipräsidenten Sedlnitzki. Wir begegnen persönlich der Karoline Pichler, dem Adolf Bäuerle, dem Uhland in Wien, wir werden eingeführt in die Vereine und Körperschaften, die die Revolution vorbereiteten, wir sehen endlich die Revolution, beschrieben von einem Mitrevolutionär mit dem rechten Feuer, das auch uns neuerdings brennend macht für die Ideale von 1848, die später nur nicht so hätten entarten sollen. Das Buch besteht zumeist nur aus unzusammenhängenden Feuilletons, ist aber so gut gemacht, daß die geplante Einheit fast hergestellt erscheint. Es ist ein innerndes Bild des Geisteslebens in Wien unter Franz und Ferdinand.

Neues Wiener Volksliederbuch für alle geselligen Kreise. Gesammelt von Freunden des Volksgesanges. Mit Noten. (Wien. A. Hartleben.)

Die vorliegende Sammlung ist für die Sangesfreude weitester Kreise berechnet. Sie beschränkt sich nicht auf die von literarischer Forschung gezogenen Grenzen des eigentlichen alten Volksliedes, das in den meisten Fällen kein Interesse in der Allgemeinheit weckt und der lebendigen Gegenwart nur selten mehr etwas zu sagen hat. Dagegen fanden jene Lieder Aufnahme, welche wirklich in unserem Volke gesungen werden und in Wahrheit den Liederschatz des Wieners bilden. Dadurch ist der Titel gerechtfertigt, obwohl auch Schöpfungen der Kunstpoesie und anderer deutschen Gaue Aufnahme fanden, wenn sie nur in Wien überhaupt heimisch wurden. V.

Bruder Jesus. Gnostisch-soziales Drama in einem Akt von Otto Krause. (Dresden. Rudolf Kraut.)

Jesus von Nazareth kommt nach neunzehnhundert Jahren zur Erde, um sein Werk zu schauen. Er kommt in einen Industriebezirk Europas, zur Zeit eines großen Streiks. Er hofft, daß seine Lehren ihre Früchte getragen haben und muß Schritt für Schritt erkennen, daß die Menschheit noch ebenso im Tiersein steckt wie seinerzeit in Judäa. Statt göttlichem Frieden ist der Kampf aller gegen alle entbrannt. Der Streik artet zum Aufruhr aus — das Militär schießt und Jesus bricht, von einer Kugel getroffen, tot zusammen, mit den Worten: Unendlicher Geist! wie oft muß ich noch sterben, bis ich die Welt erlösen kann?!

Es ist ein widerliches Weltbild, das uns in diesem kleinen Buche geboten wird. Und „Bruder Jesus“ mit seinen ohnmächtigen modernen Phrasen spielt eine armselige Figur, die eher verzagt macht als erhebt. Oder wollte der Verfasser die Ohnmacht zeitläufiger Prasen ironisieren?

Frater Carolus. Oper in einem Vorspiel und drei Aufzügen von Ludwig Rochlitzer. (Wien. Wallishauser.)

Ein junger steirischer Komponist tritt hier mit einem Tonwerk auf, das des Interesses unserer musikalischen Kreise gewiß in hohem Grade würdig ist.

Zwanzig Ehegeschichten. Von August Strindberg. (München und Leipzig. Georg Müller.)

Mit brennender Neugier nimmt man das Buch des alten, verbissenen Ehehassers zur Hand und liest und liest atemlos bis zum Ende, um zu erfahren, welche Schlüsse der große Denker und Dichter zieht und welches Material er aus den Schächten seiner Lebens- und Menschenerfahrung zutage fördert. Die Geschichten zeugen allesamt von einem überwältigenden, geradezu erschütternden Realismus des Lebens. Mit Vorliebe steht im Mittelpunkte derselben der kleine Beamte und Familienvater, der in der Hoffnung auf Literaturarbeit als Reinschreiber und Übersetzer sein Besserfortkommen sucht, der kleine Beamte, welcher blind in das Eheglück stürmt, und nach reichlichem Kindersegen, von Hunger und Krankheit heimgesucht, endlich vor dem Schutthaufen zerbrochener Hoffnungen steht. Und wie Strindbergs Eheleute vom Leben gedemüthigt werden! Aber nicht nur die in der Ehe lebenden, auch die außer derselben pendelnden Männer beleuchtet er, zeigt ihr unbestimmtes Wollen, tastendes Suchen, ihr unbefriedigtes Wünschen, z. B. in Afra, während er andererseits zu schildern versteht, wie nach dem Ehefrühling der graue Herbst der Enttäuschung und des Altwerdens sich in das immer stiller werdende Leben schleicht. Von einem Ehehasser kann man natürlich nur die abschreckendsten Beispiele erwarten. Mancher Leser, besonders der Verheiratete, wird mit den Achseln zucken und das pechschwarze Unglück des Ehelebens nicht so leichterhand zugeben. Hoffnungslosigkeit ist Willensschwäche! Adam Kapert.

Der Tucher von Köln. Von Josef Lauff. Mit Bildern von O. Richard Bossert. Mainzer Volks- und Jugendbücher, Buch 10. (Mainz. Jos. Scholz.)

Jos. Lauff, der gefeierte und mit Unrecht auch geschmähte Dichter der Hohenzollern-Dramen, der auf dem Gebiete des Romans aber einmütig hochgeschätzte Meister bringt

Dieses Werk ist für den Frommen ein religiöses, für den Philosophen ein gedankenreiches, für den Staatsmann ein schöpferisches und organisierendes Werk, das Österreich eine Gewähr des Fortbestandes bietet. **Dr. Kn.**

Ardistan und Dschinnistan. Reiseerzählung von Karl May (Freiburg i. Br., Fehsenfeld), 1. und 2. Band; Nr. 3 erscheint erst.

Mays frühere Reiseerzählungen sind vielfach mißverstanden worden und deshalb betrat er in dem neuesten Werke den human-religiösen Grundgedanken besonders und — wie mir scheint — auf Kosten der fortlaufenden Gesamtdarstellung. Damit wird der Schwerpunkt des Buches zum philosophischen Gebiet hin verschoben. Dennoch sind die zwei bisher erschienenen Bände reich an interessanten Schilderungen, an fesselnder Entwicklung der Tatsachen und humorvollen Stellen. Dem Autor wird damit sein alter Leserkreis erhalten bleiben und die leicht geänderte Grundstimmung des Werkes wird einen Teil des bisher May fernerstehenden Leserpublikums dazugewinnen. Es ist eine Lektüre für Erwachsene wie auch für die reifere, bereits nachdenkliche Jugend. **H. L. R.**

Deutsche Denkstätten in Italien. Von Robert Kohlrausch. (Stuttgart. R. Lutz.) In anregender, plaudernder Form schildert der Verfasser die Reste germanischer Erinnerungen in Italien und knüpft daran eine Art historisierende Philosophie und nachdenkliche Stimmungsbilder. Er führt uns dahin, wo einst die Goten, Langobarden, die Karolinger und Hohenstaufen schufen und wirkten, wo das Drama germanischer Eroberung begann und das Trauerspiel Konradins endete. Leider sind die Versuche deutschösterreichischer Expansion, die 1866 abschlossen, nicht mehr berührt, aber auch der freiwillig beschränkte Inhalt der Betrachtungen bietet des Interessanten genug und die Freunde deutscher Geschichte wie die Italienreisenden werden das Buch nicht übersehen dürfen. **H. L. R.**

Die Glocken von Robbenfiel. Von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Gesundheit und Einfachheit, die künstlerischen Ziele Max Geißlers, sind in diesem Romane zu einer Vollendung gediehen, wie sie musikalisch etwa in den Schöpfungen Johann Sebastian Bachs, malerisch in denen Albrecht Dürers ihren Ausdruck fanden. Der Roman bildet einen Markstein in der Entwicklung des Dichters; seinem eigenen Geständnisse nach hat er in keinem früheren Werke erreicht, was ihm hier gelungen.

Der Roman spielt an der Küste der Nordsee. Aber er ist kein sogenannter Heimatroman, bei dem es dem Dichter darauf angekommen wäre, ein Stück Land und Volkstum losgelöst darzustellen, sondern er ist ein Menschheitsroman im weitesten Sinne. Wie durch einen köstlichen Kristall sieht man ein Stück ewiges Erleben. **V.**

Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Von Dr. Anton Matosch. (Linz. J. Wimmer.)

Der Verfasser gilt längst als einer der hervorragendsten Mundartpoeten seiner sangreichen Heimat und es ist erfreulich, daß er, der Jahrzehnte durch Leitung des Stelzhamer-Bundes (mit Dr. Zötl und Commenda) für seine Dichtergenossen rastlos tätig war, endlich auch seine eigenen Dichtungen — leider nicht in der Sammelreihe „Aus da Hoamat" — erscheinen ließ. Der sehr hübsch ausgestattete Band ist nicht umfangreich, aber jedes Gedicht ist eine Perle an Reiz, ein Kabinettstück an treffender Charakteristik, ein Juwel an Humor. Gedichte wie „s Meer", „Der Auerhahn", „s Lercherl", „Ländliche Musikgrößen" und die köstlichen Prosastücke geben ein scharfes Bild dieses selbständigen edlen Dichters von erquickender Eigenart. Sein Buch vermag vielen voran der Innigkeit und Kraft des bajuvarischen Dialektes Freunde und Bewunderer zu werben und schließt den ganzen Reichtum eines volkstümlich empfindenden Herzens auf. Ein prächtiges Buch, ein echter Poet! **H. Fr.**

Balladen und neue Lieder. Von Franz Karl Ginzkey. (Leipzig. L. Staackmann. 1910.)

Was ist das wieder für ein Köstliches! Diese Wiener Balladen in ihrer entzückend feinen Form! Bisher sind die Legenden noch von keinem Dichter gesungen worden, wenigstens nicht so prächtig. Und dann die übrigen aus menschlichen Tiefen hervorgeholten Lieder! Nun, die Leser dieses Blattes kennen ja den Sänger und wissen ihn zu schätzen.

Erinnerungen von Ludwig August Frankl. Herausgegeben von Stefan Hock. (Prag. Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen.) Mit drei Bildnissen, einer Abbildung und einem Faksimile. (Prag. J. G. Calvesche Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1910.)

Eine der unterhaltendsten Memoiren und von kulturgeschichtlichem Werte. In dem Buche lebt alles. Es beginnt mit der Lebensbeschreibung des Verfassers, der aber bald in den Hintergrund tritt. Geschichtliche Gestalten treten in den Vordergrund und eine Menge Anekdoten zeichnen uns ihre Züge. Wir kommen



Postkarten des „Heimgarten".



An den „Volkswille" in Karlsbad. Das, was in jenem Briefe deutscher Arbeiter von mir verlangt wird, das würde die ganze Schutzsammlung zerstören, ohne den Arbeitern auch nur im geringsten zu nützen. Wenn ich auch nicht Sozialdemokrat im Parteisinne bin, da ich mich ja überhaupt vom Parteileben fernhalte, so bin ich doch mein Lebtag in Wort und Tat für das Recht der Armen und Arbeiter eingetreten. Vor allem jener Bauernarbeiter, deren Leben mir trotz allem schöner und glücklicher dünkt als das jener in den Großfabriken und Großstädten, die keine beruhigende Landnatur und keine Zufriedenheit finden können, die vom Elende des Proletariats einerseits und vom Übermut der Reichen anderseits grenzenlos verbittert werden und denen ein Dichter nie und nimmer helfen kann. Die Sozialdemokraten haben für die soziale Entwicklung gewiß ihr Gutes, doch nach meiner Empfindung unterscheiden sie sich durch Lebensführung und Weltanschauung zu sehr von den übrigen Ständen, als daß man ihnen ohne weiteres die Hand reichen und nützen könnte. Und das tut mir oft herzlich leid.

R.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" **nicht** abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe **nicht** honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen.

Elftes Verzeichnis der Zeichnungen für die Zweimillionen-Stiftung.

962. Sparkasse in Murau, Steiermark.
963. Heinrich Kielhauser und Hans Labres, Parfümeriefabrikanten, Graz.
964. Dr. Johann Graf Meran, wirklicher Geheimrat, Herrenhausmitglied, Graz.
965. Dr. Moritz R. v. Schreiner, Herrenhausmitglied, Graz.
966. „A. v. G." (1000 K) Jakob Ratleitner, Fabriks- und Hausbesitzer (500 K), Josef Czernovsky (500 K), Graz.
967. Deutsche Beamte des Aktiv- und Ruhestandes eines Großgrundbesitzes in den Sudetenländern.
968—970. Deutscher Verein für Kladno und Umgebung, Böhmen (6000 K).
971. Sparkasse Meran, Tirol.
972. Gemeinde Gloggnitz, Niederösterreich.
973. Alois Pfeiler und Frau, Ingenieur, Bennisch, Schlesien.
974. Landesverband Schlesien des Vereines für das Deutschtum im Auslande, Breslau, Deutschland.
975. Geheimrat Riedler und Frau, Berlin, Deutschland.
976. Adolf Wiesenburg Edl. v. Hochsee, Generalrat der österreichisch-ungarischen Bank, kaiserlicher Rat, Kommerzialrat, Gutsbesitzer u. a., Wien.
977. Farbwerke vormals Meister, Lucius & Brünning, Höchst a. M., Deutschland.
978. Frau Elsi d'Alton, Berlin, Deutschland.
979. Stadtgemeinde Charlottenburg, Deutschland.
980. Heinrich R. v. Dall' Armi, Firma E. Phillip, München.
981. Emilie Gottl, Emma Jahn, Viktor Gottl, August Gottl, Fischern, Böhmen.

hiermit der deutschen Jugend ein wertvolles, markig geschriebenes Buch. Auch dieser neue Band vereinigt glücklich in sich die Vorzüge der übrigen Mainzer Volks- und Jugendbücher: reiche Belehrung, naturwahre Darstellung, spannende Handlung, prächtige Schilderung und Sprache, vorbildliche Buchausstattung, Bilder von ersten deutschen Künstlern. Es ist sicher eines unserer besten Jugendbücher der letzten Jahre. V.

Was Michael Schneidewind als Junge erlebte. Von Charlotte Niese. Mit Bildern von Hans Schroedter. Mainzer Volks- und Jugendbücher, Buch 8. (Mainz. Jos. Scholz.)

Die literarische Welt ist von der Dichterin nur wirklich meisterhaft Feines, Vollkommenes und Abgeklärtes gewöhnt, hohe Erwartungen durfte man deshalb von dem neuen Buch, das eigentlich der Jugend gewidmet ist, hegen. Sie sind durchaus und voll erfüllt worden. V.

Ein lustiges Buch. Der lachende Philosoph ist wieder da! — Aber wir meinen nicht den alten Demokrit Webers. Wir haben einen neuen, zeigemäßen, und das ist Wilhelm Rullmann — in Steiermark wohlbekannt, in Graz hochgeschätzt, obschon er wieder in seine reichsdeutsche Heimat übersiedelt ist. Dieser Mann hat bei Egon Fleischl in Berlin ein Buch herausgegeben: **Witz und Humor.** Streifzüge in das Gebiet des Komischen. Es ist mehr als eine Sammlung auserlesener Beispiele von Witz, Ironie, Satire und Humor, es ist gleichzeitig auch eine feingeistige Plauderei über diese Spezien zum Lachen und zum Nachdenken. Der Witz und Humor der Juden, der politische Witz in Frankreich, das Komische auf der Bühne, der amerikanische Humor, unfreiwilliger Humor aus Kindermund, auf Grabschriften, aus Zeitungen, Dichtungen, Parlamenten u. s. w. — in köstlichen Beispielen und mit orientierenden Bemerkungen. Das liebenswürdige Buch bringt nebst einigen Bekannten viel Neues, gewiß das Resultat eines fleißigen, viele Jahre langen Sammelns und Verarbeitens. Drei Abschnitte vor allem bieten Neues in ergötzlichster Art: Witz und Humor der Juden, das Komische auf der Bühne und die Fin de siècle-Lyrik. Die Zensurstückchen und der Kobold im Setzerkasten sind Zugaben, wie kein lustiges Buch bessere darbringen kann.

Büchereinlauf.

Die Dornenkrone. Ein Mysterium des Glaubens. — **Severine.** Ein Mysterium der Sinne. Von Valentin Teirich. (Korneuburg. Julius Kühkopf.)

Tollheiteres! Drei lustige Erzählungen von Josef Roscher. (Wien. Sallmayersche Buchhandlung. 1910.)

Lieder und Balladen. Von Hans Wildensinn. (Fürth. A. Schmittner.)

Seifenblasen. Gedichte von Karl Delug. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1909.)

Feuertrunken. Eine Dichterjugend: Schillers Briefe bis zu seiner Verlobung. Herausgegeben von Hans Brandenburg. (Ebenhausen bei München. Wilhelm Langewisch-Brandt.)

Die Hugenotten. Oper von G. Meyerbeer. Eine Monographie von Dr. Cornelius Preiß. (Leoben. Hans Prosl.)

Das Drama. I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. Von Dr. Bruno Busse. (Leipzig. B. G. Teubner. 1910.)

Abriß der Geschichte des Protestantismus in Österreich-Ungarn. Von Prof. Dr. Georg Loesche. Ausgabe für Österreich, mit Erlaß des h. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 25. September 1909, Z. 33.079, zum Gebrauche beim evangelischen Religionsunterrichte an Mittelschulen sowie Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten zugelassen. (Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1910.)

Der Wert des Buddhismus. Von Anando Maitriya. (Leipzig. Buddhistischer Verlag.)

Katechismus der Zukunft. Anleitung zur Kulturreligion in Fragen und Antworten von Friedr. Wilh. Lang. (Reichenberg i. B. Runge & Comp.)

Volksbildung durch Wagnersche Kunst. Von Friedrich Jaskowsky. (Bühl, Baden. Aktiengesellschaft „Konkordia“.)

Deutsche Sprachlehre in der Volksschule. Ein Handbuch für Lehrer von Konrad Lindenthaler. III. Stufe. (Wien. A. Pichlers Witwe & Söhne. 1910.)

Das Impfgeschäft als starrstes Dogma der modernen orthodoxen Medizin! Von Wilhelm Ressel. (Dresden. Verlag des Impfgegnervereines. 1910.)

Anleitung zur praktischen Kaninchenzucht. Von Alfred Russo. Mit Abbildungen. (Wien. K. k. Landwirtschaftsgesellschaft.)

„Deutsche Heimat“, Blatt für deutsche Heimatkunde und Heimatschutz. Herausgeber Verein „Deutsche Heimat“, Wien, Schriftleiter Dr. Ed. Stepan. Das dritte und vierte Heft bietet eine ganze Reihe des Interessanten.



Drei Augen.

Ein Roman aus unserer Zeit von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Kapitel.

Allerhand ärgerliche Dinge.

„Das war ein scheußlicher Putsch!" knirschte Doktor Schmied, als er wieder daheim auf sein Sofa sank, „da hat der dumme Kerl wieder einmal gesiegt". Bei näherem Nachdenken mußte er sich aber sagen, daß es doch eigentlich kein handgreiflicher Kampf war, daß dabei die Taktik den Ausschlag gegeben und deshalb für den kleinen Hans die Bezeichnung dumm nicht recht haltbar sein dürfte. Schlau! Abgefeimt! Hinterlistig! Das deckt besser, dachte er, aber für die Länge wird man der geradlinigen Wahrheit damit nicht widerstehen. Nur muß man's gescheiter anstellen.

Dieses Eingeständnis zu sich selber beruhigte ihn schließlich und im übrigen wurde der Eindruck von Stahlhöfen durch etwas anderes verwischt. Während er im Leingau gewesen, war Frau Kübler verschieden. Er kam knapp noch zur Bestattung seiner langjährigen Quartiermutter. Kaum zehn Personen hatten sich eingefunden, um ein paar Minuten vor dem Haustore an dem Sarg herum zu stehen, bei der flüchtigen Einsegnung. Und auch diese wenigen Personen blieben zurück, als der

982. Unter „Lack", Wien.
983. Heidelberger Studentenschaft, Heidelberg, Deutschland.
984. Hermann R. v. Mitscha-Märheim samt Frau, Wien.
985. Dr. Anton und Julie Pergelt, Reichsratsabgeordneter, Wien.
986. Bezirksvertretung Dux, Böhmen.
987. Reichenberger Tuchmachergenossenschaft, Reichenberg, Böhmen.
988. J. Seidl & Co., Mährisch-Schönberg.
989. Sammlung in Tübingen, Deutschland.
990. Hugo Grohmann, Würbenthal, Schlesien.
991—992. Die Direktoren und Professoren der Wiener Mittelschulen (zusammen 8 Bausteine).
993. Sammlung der akademischen Sektion Wien anläßlich der 40. Hauptversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines.
994. Frauen- u. Mädchen-Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines in Innsbruck, Tirol.
995. „Deutsche Staatsbeamte" in Wien.
996. Dr. Putz samt Frau, Stadtarzt, Schönlinde, Böhmen.
997. Stammtischgesellschaft „Schutzhütte" Warnsdorf (zweiter Baustein).
998. Julius Ritter Leon v. Wernburg, Schloß Pichl, Mitterdorf, Mürztal, Steiermark.
999. Akad. Gesangverein Wien und seine Schulvereins-Ortsgruppe „Bardia", Wien.
1000. Die Angestellten des Deutschen Schulvereines.

Höhe der gezeichneten Summe **2,000.000 Kronen.**

Wien, am 20. Februar 1910.

Der Deutsche Schulverein,
Wien, I. Bräunerstr. 9.

Vor zehn Monaten habe ich die Anregung gegeben, es möchte durch tausend gegenseitig bedingte Zeichnungen von je 2000 Kronen eine Summe von zwei Millionen Kronen gesammelt werden für einen Schutzfonds zur Gründung und Erhaltung deutscher Schulen an den Sprachgrenzen, nicht zum Angriff auf Nachbarvölker, nur zum Schutze unseres eigenen Volkes. — Zu meiner Freude hat sofort die Hauptleitung des Deutschen Schulvereines in Wien diese Anregung aufgegriffen, um im Verein mit mir und in meinem Sinne die Aktion durchzuführen.

Nun ist die Arbeit vollbracht, der tausendste Baustein ist gezeichnet.

Somit betrachte ich meine Aufgabe für gelöst und überlasse das Werk mit seiner weiteren Arbeit und Verantwortlichkeit dem in nationalen Nöten unseres Volkes wohlerfahrenen Deutschen Schulverein, an den man sich von jetzt ab in allem, was diese Sammlung betrifft, direkt wenden möge. Der Deutsche Schulverein wird die gezeichneten Beträge einziehen und sie nach unserer Vereinbarung im Sinne der Spender verwalten und verwenden. Bei der Hauptversammlung des Deutschen Schulvereines zu Pfingsten dieses Jahres in Graz werden die sich darauf beziehenden Rechenschaften gelegt und Beschlüsse gefaßt werden.

Unser Ziel ist nicht bloß erreicht, sondern überschritten. Mit dem Erfolg ist die Opferfreudigkeit noch gewachsen und ich bin der Zuversicht, die vom Deutschen Schulverein flott fortgeführte Sammlung wird weit in die dritte Million hineingehen.

Ich bedarf endlich wieder der Ruhe und Selbstfindung für meinen Beruf. Sehr leichten Herzens nehme ich von den Millionen Abschied. Doch tiefbewegt drängt es mich, allen und jedem Mitwirkenden zu danken für die beispiellose gemeinsame Opferwilligkeit, durch die dieses Werk zustande gekommen ist.

Graz, am 3. März 1910.

Peter Rosegger.

(Geschlossen am 21. März 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Mörk.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Also Mißerfolg! Den der Hofrat vorausgesagt hatte. Er wußte nun nicht, sollte er sich freuen, daß er recht behalten, oder sich ärgern, daß sein künftiger Sohn sich etwa gar blamiert hatte? Er tat das erstere, und dann doch ein bißchen auch das letztere.

Hans suchte seine Braut auf und lustwandelte mit ihr im Park. Malcha war in Schwarz, hatte ein Halsband mit Diamanten um, das Hans bisher noch nicht gesehen.

Sie sprachen von Büchners „Kraft und Stoff", das sie auf des Bräutigams Anraten gelesen hatte.

„Was sagst du dazu, Malcha?"

„Ein gutes Buch, sehr interessant. Ganz vorzüglich!"

„Nicht wahr, es ist durchaus überzeugend, man kann nicht in einem einzigen Punkte widersprechen."

„Nein, wirklich nicht."

„Es ist auch philosophisch anregend, nicht wahr?"

„Sehr anregend!"

„Man hat wissenschaftlicherseits allerdings eingewendet, daß Büchner nicht klarlegt, ob die Kraft zuerst da war, die den Stoff hervorgebracht hat, oder der Stoff, aus dem die Kraft hervorging. Was meinst du?"

„Er wird's halt nicht genau gewußt haben."

Dann gingen sie die Allee entlang und sagten nichts. Doktor Schmied war sonst nicht verlegen um Gedanken, lebhafte geistreiche Gespräche regten ihn an und auf. Der Umgang mit Malcha hingegen wirkte — beruhigend.

Nun bemerkte er hinter der Planke im Ziergarten Fräulein Evelana, die wieder schneeweiß war und mit einer niedlichen Blechkanne Blumen begoß. Zu Fleiß rief Hans hinüber: „Da tut eine schöne Jungfrau Nelken begießen und es wird ohnehin regnen bei der Nacht."

„Hui!" jauchzte die Weiße auf, „dieser Herr kennt die Pelargonien nicht! Und heute Nacht regnen! Kümmert man sich denn nicht um die meteorologischen Berichte?"

„Nein, edle Dame, die meteorologischen Berichte sind mir Pappe. Ob Schön, ob Regen will ich wissen."

Der Streit über den Wert der Wetterkunde war glücklich entfacht und ergriff — da Evelana sich zum Paar gesellt hatte — bald nachbarliche Gebiete, und fernliegende, wie eine große Feuersbrunst.

Nach einem Vortrag über die Bewohner des Mars sagte Hans lachend: „Daß sie doch gar so gerne theoretisiert, meine zukünftige —"

„Deine Zukünftige? Wieso, mein Herr?!"

„— meine zukünftige Schwägerin, theoretisch gesagt. Doch, wie dichtet Goethe? — Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, grün ist des Lebens goldner Baum!"

Sarg in den schwarzen Friedhofswagen geschoben wurde. Hans wollte sich der Bäberl nahen und ihr ein gutes Wort sagen, merkte aber, daß sie ihm auswich. Da ist auch er nicht mitgefahren auf den Friedhof, hat sie allein gelassen am Grabe der Mutter. Als er sich aber vorstellte, wie sie ganz verlassen und mit zuckenden Mundwinkeln vor der Grube stand und dem Manne zusah, der die Brettwand ausschlug, so daß die hochgeschichtete Erde dröhnend auf den Sarg stürzte — da empfand er in sich etwas Elendes. Eine Übelkeit, und wußte nicht, ob es eine leibliche oder geistige war. Ein solches Verlangen, bei ihr zu sein und ihr Haar zu streicheln, ihr den Schmerz abzunehmen, hatte er noch nie gehabt. Was war denn das? — Das Mitleid war erwacht. — Am Abende ging er zu ihr in die Wohnung. Sie bat ihn durch die Türspalte, heute möchte er sie allein lassen. Er sagte ihr noch die weisen, wohlfeilen Worte, sie möge sich nicht selbst quälen in dem, was nicht zu ändern ist, der traurige Fall bleibe keinem erspart. Er indes fühlte sich wieder ganz wohl, als er so redete, und ganz klug, doch wie er hinging und sie in der ausgestorbenen Wohnung allein wußte, da kam neuerdings das Erbarmen.

Dann fuhr er hinaus aufs Landhaus zu Hofrats.

Der Hofrat beglückwünschte ihn zum Erfolg in Stahlhöfen. „So habt ihr Kinder doch wieder einmal recht gehabt, ich hätte es nicht gedacht.“ Da schaute Doktor Schmied ihn unsicher an. Spottsucht hatte er sonst nicht wahrgenommen an seinem künftigen Schwiegerpapa.

„Es steht schon in der Zeitung“, sagte dieser und reichte ihm das Abendblatt. „Der fortschrittliche Volkstag in Stahlhöfen ist glänzend verlaufen. Der geräumige Saal, in dem Doktor Schmied, eines der hervorragendsten Mitglieder des Vereines ‚Fortschritt‘, über die Resultate der Naturforschung einen lichtvollen Vortrag hielt, war überfüllt. Hunderte, die keinen Platz mehr erhalten konnten, umstanden das Haus und viele der leider Ausgeschlossenen schienen nicht übel gewillt zu sein, sich an den Fenstergesimsen einen Zuhörerplatz zu erobern. So macht die freiheitliche Bewegung auch im Leingau die erfreulichsten Fortschritte.“

Doktor Schmied zog eine eigentümliche Miene und murmelte: „Köstlich!“

„Man hätte die Sache noch besser ausnützen können, da ihr schon einmal mit Erfolg angefangen habt“, meinte der Hofrat. „Man hätte sagen können, daß weitere Volkstage stattfinden und daß auch auf dem flachen Lande vielfach Ortsgruppengründungen des Vereines ‚Fortschritt‘ in Aussicht stehen.“

„Mich geht diese Zeitungsnotiz nichts an“, versetzte der Doktor. „Die hat ein Satiriker geschrieben. Solange dort der Himmel mit Schwarzkutten verhüllt ist, arbeiten wir umsonst.“

Besonders höflich war der Doktor mit solchen Patienten nicht. Aber das förderte seinen Ruf. Gute Ärzte sind immer grob und die besten sind die gröbsten. Die Klingel schellte häufiger. Eine hysterische Baronin hatte von dem jungen groben Doktor gehört. Sie kam. Er hatte von ihrem Reichtum gehört und war höflich. Da blieb sie wieder aus.

Eines Tages im Winter war so ein Vetter vom Lande gekommen. Doktor Schmied pflegte alle, die in grobem Tuche staken, bunte Westen und weiche Halskrägen trugen und endlich von ordinärem Tabak rochen, mit Vetter anzusprechen. Dieser Vetter hatte ein knochiges, braunes Gesicht und einen verwahrlosten Vollbart. Er war magenkrank und litt an Kopfschmerz. Eine Woche lang kam er jeden Tag, ließ sich untersuchen und behandeln, konnte nicht genug fragen, wie er die vorgeschriebenen Medizinen gebrauchen müsse, was er essen, trinken dürfe, wie viel er spazieren gehen, wie lange er schlafen solle, was er sonst zu tun habe oder zu meiden, welche Kleidung die gesündeste, welche Zimmerwärme die beste sei, und tat ihm stets auch seine Schmerzen breit auseinander. Der Doktor gab barsch und kurz die striktesten Maßregeln. Manchmal erlaubte sich der Vetter eigene Meinungen zu äußern, was ihm bisher wohlgetan oder geschadet habe. Der Doktor ließ ihn gewöhnlich nicht ausreden und einmal schrie er drein: „Was zum Kuckuck kommen Sie dann zu mir, wenn Sie's selber besser wissen!“ Der Vetter aber hielt aus. Gerne blieb er noch sitzen im Ordinationszimmer, wenn andere hereinkamen, bis ihn der Arzt einmal am Arm nahm und hinausführte. So ungefähr in acht Tagen war der Magen geheilt, mit ihm auch der Kopfschmerz. Er bezahlte das verlangte Honorar, es war nicht übermäßig hoch. Mittlerweile aber war der Vetter gichtisch geworden und hatte so heftige Nervenschmerzen am Arm, daß er nicht schlafen konnte. Wieder eine andere Fragerei, ein anderes Verhalten und reichlich Medizinen. Der Vetter war zeitweilig recht verzagt, sentimental nnd reizbar. „Nervenkrank sind Sie“, sagte ihm der Doktor eines Tages ins Gesicht. „Das wird langwierig sein, aber wenn Sie meine Mittel und Anordnungen strikte befolgen, so kann's gut werden.“

„Aber ich möchte halt schon heim, Herr Doktor, wenn man Weib und Kind hat!“

„Werden Sie erst gesund, dann gehen Sie heim.“

Ein paar Wochen so, da kam eines Tages der Vetter ganz munter herein und sagte, „er sei heute das letztemal da. Er wolle seine Schuld begleichen.“

„Ja glauben Sie denn, daß Sie geheilt sind?“

„Gesünder werde ich nicht mehr.“ Und als er die Geldnote auf den Tisch legte, sprach er: „Es dürfte eigentlich mehr Lehrgeld sein

„Natürlich“, rief Evelana, „einen solchen Grand-Unsinn kann nur der Herr von Goethe sagen.“

„Unsinn?“

„Wir wissen, daß Theorie ein Begriff ist, wissen auch, daß Begriffe unsichtbar sind, keine Farbe haben, also nicht grau sein können. Der Herr Geheimrat am Hofe zu Weimar wissen das nicht.“

„Tolles Mädel, du!“ sagte Hans fröhlich.

„Und weiter: Grün ist des Lebens goldner Baum! Ist Gold denn grün? Meines Erkennens ist es gelb. Und dann, hast du schon einmal einen goldenen Baum gesehen? Ich nicht. Gesetzt aber den Fall, er wäre golden, wie kann er dann aber grünen? Nun, der Herr von Goethe hat's gesagt und die Welt glaubt's.“

Wenn Evelana solchen Bummelwitz, halb im Spaß und halb im Ernst, machte, da mußte alles lachen und Hans war nun weit lustiger gestimmt als vorher unter der beruhigenden Braut.

Und doch zählte Hans Schmied die Monate bis zu jenem Frühlingstag, der sie in seinen Besitz stellen sollte. Herr Liebkindl, der Bankier, war ja so weit gefällig. Von der ärztlichen Praxis wußte Hans den manchmal darum fragenden Hofrat nicht viel Besonderes zu melden. Die war normal, das heißt, wie bei den meisten jungen Doktoren der gesamten Heilkunde.

Daß Doktor Schmied die viele freie Zeit, die er hatte, schlecht anwende, wollte er sich vom Hofrat nicht nachsagen lassen. Fast jeden Nachmittag fand er sich in den Sälen ein, wo Leichen aus Spitälern, von Gemordeten und von Selbstmördern und auch lebendige Tiere seziert werden im Interesse der Wissenschaft. Er war in diesen Fächern nunmehr weniger der Lernende als der Lehrende, er war Professor Weißbands verläßlichster und findigster Assistent, der ihn den Studenten gegenüber schon oft vertreten mußte. In seiner Ordinationsstunde war Doktor Schmied natürlich zu Hause, da ließ er es an Fleiß und Strebsamkeit nirgends fehlen.

Irgend jemand kam fast jeden Tag. Zumeist junge Männer, auch frühere Studiengenossen und Korpsbrüder. Von einem Honorar war da selten die Rede und die Patienten trauten dem Kollegen und Freund auch so viel Geschmack zu, daß er nach Neujahr nicht den abgestandenen Witz eines Bußbögleins schicken werde. Ein paarmal kam sein Dienstmann um ärztlichen Rat für seine gichtische Mutter. Einmal wurde er in der Nacht zum Hausbesorger gerufen, der hatte Kolik und erzählte am nächsten Tag mehreren Bewohnern des Hauses, daß er gestorben wäre, wenn ihn nicht Doktor Schmied gerettet hätte. Solche Reklamen, meinte er, seien dem jungen Arzt doch bekömmlicher wie ein Fünfguldenschein, den der vornehme Mann sich ebenso ungern auf die Hand legen läßt, als ihn der arme Hausmeister gibt.

zu absprechend, zu widerhaarig. Sie sind zu sehr Wahrheitsfanatiker, möchte ich sagen. Der Aberglaube, die Einbildung sind manchmal unsere besten Hilfsarbeiter. Dafür muß der Arzt die Patienten unterscheiden können. Sie schustern alle Stiefel nach einem Leisten. Sie gehen nicht auf den Menschen und sein Seelenleben ein, nicht auf seinen Aberglauben. Das muß man aber. Der Arzt ist kein Erzieher, er muß den Menschen nehmen, wie er ist, nicht wie er sein soll. Viel zu wenig ausfragen tun Sie. Viel zu wenig Geduld haben Sie im Zuhören und kein Mitleid markieren Sie. Meine Patienten folgen mir am liebsten, wenn ich scheinbar ganz auf ihre Eigenheiten eingehe. Mit größter Aufmerksamkeit und Teilnahme höre ich dem Kranken zu, man kann ja doch dabei denken, was man will. Wir geben manche Medizin, an die wir selber nicht glauben. Und sie hilft. Weil eben der Kranke daran glaubt. Und wir verschreiben manches, was wir für sehr heilsam halten, und es wirkt nicht, weil der Kranke dazu kein Vertrauen hat. Manches, lieber Neffe, was Sie mir verschrieben, war an sich ein großer Unsinn, mit Verlaub, aber es hätte helfen können, wenn ich Vertrauen gehabt hätte und wenn ich — krank gewesen wäre. Und gar die Nervenkranken, du mein lieber Himmel! Wäre ich's wirklich gewesen, Sie hätten mich in diesen paar Wochen bequem wahnsinnig gemacht. — Herrgott, Neffe, bin ich grob! Sie sind doch ein guter Kerl, daß Sie mich nicht schon eigenhändig zur Tür hinausbefördert haben."

Der Doktor war während dieser schönen Rede ein paarmal sehr zornig geworden. Jetzt war's vorüber. Er ließ den Herrn Kollegen stehen, ging in das Nebenzimmer, legte ruhig die Tür zu und drehte den Schlüssel um, daß es schnalzte. Das sollte heißen: Ich weiß von keinem Vetter im Melkstubental.

Sein halbverzweifeltes Denken: Was will denn der Satan, daß er mir jetzt eine Niederlage um die andere antut? Für Hofrats war er an diesem Abend nicht aufgelegt. Er tat, was er in solchen Stimmungen immer zu tun pflegte, er schlenderte durch die Gassen und Straßen jener Vorstadt zu, und der Siebensterngasse, wo er jemanden wußte, der sich seine üblen Launen ruhig gefallen ließ und ihm das Haar streichelte so lange, bis er wieder heiter geworden.

Achtzehntes Kapitel.

Die Donaunixe.

So war dieser Winter endlich vergangen. Er war sehr lang gewesen. Ende Februar wollte Herr Liebkindl durchaus sein Quentchen Fleisch haben, welches ihm der Doktor verschrieben. Er meine, er sei geprellt und glaube nicht mehr, daß die Heirat mit dem edlen Fräulein von Weißband zustande käme. Da hatte Doktor Schmied begonnen,

als ärztliche Schuld. Ich habe viel gelernt in diesen drei Wochen. Ich will mich Ihnen jetzt vorstellen, Herr Doktor. Ich bin der Dorfarzt aus Schlageifel im Melkstubental. Immer hört man von den hochstudierten Ärzten in der Stadt; da habe ich doch einmal wissen wollen, wie die es machen, welche Medizinen sie aufschreiben, welche Diät sie verordnen, welchen Zuspruch sie tun, kurz wie sie den Kranken behandeln. Ihr Ruf, Herr Doktor, ist auch schon bis ins Melkstubental gekommen, aber weniger als Arzt, Sie haben Ihre Praxis ja erst angefangen, als weil Sie der Müllerssohn aus Schatthausen sind. Ich selber bin Ihnen von Mutterseite ein wenig verwandt, nur weitläufig; gesehen werden wir uns kaum einmal haben. Aber der Vetter stimmt. Nun, jetzt im Hochwinter ist in Melkstubental nie jemand krank, das ist bei uns die gesündeste Zeit. Wart, hab' ich mir gedacht, kommst eh sonst nirgends hin, gehst einmal in die Stadt und schaust dir einen Doktor an. Hätt' mir ja auch einen Lautnameten aussuchen können, so einen Berühmten; könnt' man auch was abgucken. Na, hab' ich mir gedacht, nimmst einen jungen her, der's noch frisch von der Klinik hat, packst den Doktor Hans Schmied an, wie der's macht. Vielleicht lernst was. Und wahr ist's, gelernt hab' ich was."

„Na, hören Sie!" rief der Doktor und lief, die Hände auf dem Rücken, weitschrittig durch das Zimmer. „Sie waren gar nicht krank?"

„Ei wo! Wenn ich krank bin, gehe ich doch zu keinem Arzt oder unter die Leute, da vergrabe ich mich in einen Winkel und warte, bis ich wieder gesund bin. — Nun, Herr Kollege und Vetter und Zeitgenosse, Sie sind ein junger Mann, ich bin ein alter Herr. Darf ich Ihnen das Gelernte wieder zurückgeben? Sie sind für's Gerade, für die Wahrheit, ich weiß es schon. Sie mögen kein Geflunker. Einverstanden. Ich sage es kurz. Wenn Sie Arzt werden wollen, Herr Vetter, so müssen Sie studieren."

„Studieren!" lachte Doktor Schmied auf. — Als ob er nicht studiert hätte!

„Sie haben Bücher studiert, Sie haben Kadaver studiert, aber Sie haben nicht den Menschen studiert. Den kennen Sie nicht. Wenn ich Sie in diesen Wochen nicht studiert hätte, so würde ich Sie auch nicht kennen. Die Krankheiten haben Sie los. Gut. Aber wie manchen Arzt habe ich seufzen gehört: Mit der Krankheit würde ich fertig, wenn der Patient nicht daran hinge! Der hängt leider d'ran mit all seinen Nerven, mit seiner ganzen Seele. Den Patienten übersehen Sie. Weil unsere Naturwissenschaft der Materie die Seele abspricht, so rechnet sie auch nicht mit ihr. Sie rechnet mit einer Mechanik. Ich heile die meisten meiner Kranken mit ihrer eigenen Kraft. Mit ihrer Einbildung, mit ihrem Vertrauen, mit ihrer Hoffnung. Sie, mein Doktor, sind zu derb,

mutung, daß das Mädel aufs Land gezogen sein werde, weil sie dort wahrscheinlich irgendwo Verwandte habe, machte Hans zu der seinigen. Sie gab ihm alle Ruhe wieder.

In denselben Tagen wurde Hans mitten auf der Straße angesprochen von einem Bauersmenschen. Der Bachsimmerl war's, in grauem Lodengewand und mit einer Zigarre im Mund, weil er zeigen wollte, daß das Herrenspielen keine Kunst sei und daß es auch die Bauern von Altenkirch könnten. — „Han Ihnen gleich kennt", sagte er zu Doktor Schmied, „han Ihnen eh wölln hoamsuchn gehn. Meins Bruders wegn, woaßt, wissen S, der Soldat is, bin ih einakema, der is hiazt im Spital. Nachher muß ma doh ah sein Landsmann aufsuachn."

„Was wollen S denn von mir?" fragte Hans ziemlich derb.

„Gratuliern, weil S hiazt ja a reiche Heirat machn, wie ma hört. Und bei der Glegnheit han ih Sie gleich bittn wölln, weißt, wissen S, wies einem in der Stadt scho geht, mir is s Geld ausgangen, und da — wann S ma halt a paar Gulden leihn tatn."

„Schauen S, daß S weiterkommen!" Damit war der aufmerksame Landsmann verabschiedet.

An einem der nächsten Tage im Seziersaale winkte Hofrat Professor Weißband den Doktor Schmied in sein kleines Schreibzimmer und machte die Tür zu.

„Das wird dich interessieren, Hans", sagte er und hielt ihm ein Zeitungsblatt vor. In diesem Sozialdemokratenblatte stand unter der Aufschrift „Der Watschenbräutigam" folgende Notiz: „Ein hiesiger Doktor der Medizin hat sich entschlossen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten mit einer Hofratstochter, nachdem er bei den seinem Herkommen ihm gemäßen Bauerntöchtern kein Glück gehabt hatte. Angesagtem Bräutigam passierte nämlich das Malheur, daß — wenn er eine Landschöne küssen wollte — er stets eine schallende Ohrfeige, dort zu Lande Watschen genannt, zum Andenken bekam. Alldieweilen nun der Teufel in der Not Fliegen frißt, so hat der Mann sich in Ermangelung der gesunden Bauernrasse mit schon etwas blauschillerndem Hofratsblut begnügt."

„Die höllvermaledeiten Ludern!" wütete der Doktor auf. Setzte aber sofort beruhigt die harmlose Frage bei: „Wer damit gemeint sein mag?"

„Gemeint wer immer", sagte der Hofrat, „unseren Damen wollen wir das Blatt unterschlagen." Damit steckte er es in die Tasche und die Sache war abgetan. Der Doktor blieb trotzdem nervös. Wenn diese Bande ihre Herde schon mit Privatangelegenheiten füttert, so könnten unter Umständen noch ganz andere Dinge aufgeschwänzt werden. Na, der lodene Kujon mag sich freuen! Bei der nächsten Begegnung! — Für jetzt ging er in sein Mittagsrestaurant und trank viel Bier.

mit seiner Braut auszufahren und durch ihre Einkäufe kundzutun, daß die Hochzeit nicht mehr weit im Hintergrunde sei. So hat Liebkindl noch ein Vierteljährchen zugegeben. Der Schneider fragte gar nicht nach solchen Familienintimitäten, prachtvoll stattete er den Bräutigam aus. Und an einem Nachmittage, als Doktor Schmied just Frack und Beinkleid versuchte, ob sie den tadellosen Wuchs, der allgemein anerkannt war, auch zur richtigen Geltung brächten, kam sein alter Hausmeister aus der Vorstadt mit sehr wichtiger Gebärde, und er habe was zu übergeben, ganz persönlich. Ein kleines Paket. Das wird eines guten Botenlohnes wert sein, dachte Hans, und wollte den Gedanken ausführen. Aber die Hand kam unverrichteter Dinge aus dem Sacke zurück. „Nichts Kleines, Hausmeister, das nächstemal."

Warum er die Spagatschnur mit so großer Hast aufriß! Er nahm sich gar nicht Zeit, das Taschenmesser zu öffnen, er riß das Päcklein ohne weiteres auseinander. Und er war betreten. Was soll denn das wieder? Ein Elfenbeinkamm, ein schmales Armband mit zwei roten Steinen, seine Photographie und der Ring. Dabei ein Papierstreifchen mit blassen Bleistiftworten: „Leben Sie wohl. Ich verzeihe Ihnen. Barbette."

Hans war diesmal nicht sehr arg betroffen. Natürlich mußte sie es einmal erfahren, daß er heiratete. Er hatte es schon lange erwartet; in seinen leichtsinnigsten Stunden bildete er sich ein, sie wisse längst von allem und nehme eben die Dinge, wie sie kommen. Und jetzt der Abschied! S i e ihm den Abschied! Ein Teufelsmädel! Aber sie müsse die Sachen wieder zurücknehmen; er müsse ihr sagen, daß sie an ihm einen beständigen Freund haben wird.

Er fand ihre Wohnungstüre verschlossen und alles Klingeln war vergebens. Die Glocke hörte er heraus, sie hallte wie in einem leeren Raume. Unheimlich, wenn so die Glocke schallt, so gespenstig in einer verlassenen Wohnung. Der Hausmeister meinte, noch mittags habe er die Bäberl gesehen mit einem Bündel fortgehen. Sie würde wohl in die Fabrik gegangen sein, um ihre Näharbeiten abzuliefern. Sie habe einmal verlauten lassen, daß es am besten sei, sie arbeite gleich in der Fabrik. Daheim im Zimmer sei es doch zu langweilig. Es deuche ihm, sie habe auch Möbel fortbringen lassen. — Am nächsten Tage ging Hans wieder hin. Die Tür war noch immer versperrt und die Glocke schallte wie in einer Totengruft. Er ging in die Fabrik, dort hatte man sie seit einer Woche nicht gesehen. Hans war nun unruhig und drang darauf, daß die Wohnung polizeilich geöffnet werde. Sie war ausgeräumt und nichts war da als ein versperrter Koffer, der auf den Dachboden gestellt wurde, weil mit dem Ersten des Monats die Wohnung von einer neuen Partei bezogen werden sollte. Die Ver-

„Hast du sie gesehen?“

„Aber ja.“

„Alt?“

„Wann werden alte Weiber ins Wasser gehen?“ lachte der Kollege. „Leider sind es immer die jungen.“

„Gestalt?“ — Hans stieß seine kurzen Fragen nur so hervor, als hätte er Lungenkrampf.

„Mittelgroß, meine ich. Und das schöne, lange Haar!“

„Braun?“

„Mehr schwarz. Es war ja noch feucht.“

„Also braun!“

„Ein hübsches Kind. Habe sie nicht länger anschauen mögen.“

„Hast du das Gewand angesehen?“

Der Kollege fragte: „Ist dir was bekannt? Jedenfalls hat sie ärmeren Ständen angehört.“

Mehr wußte er nicht zu sagen. Hans ging seiner Wege, ging lange und ging eilig, bis er in der Siebensterngasse war. Nun wird ihm ja gleich leichter sein. Sie wird von ihren Verwandten zurückgekehrt sein, sie wird ihren Koffer geholt haben und der Hausmeister wird alles wissen.

Aber der Hausmeister wußte nichts. Das Mädel habe sich nicht mehr gezeigt und der Koffer stehe noch auf dem Dachboden, das war alles, was er wußte.

Nun wanderte Hans den kürzesten Weg nach der Klinik Weißbands. Er wollte in den Sezierſaal zum Kadaver, um sich zu befreien von der Ahnung. Das Institut war geschlossen, der Diener abwesend.

Und dann hub die schreckliche Nacht an. In den ersten Stunden irrte er durch Gassen und Straßen, bis ans Donaugelände ging er, und am Strande auf und ab bis Mitternacht. Er stellte sich vor, wie es gekommen war.

Ein einzigesmal hatte sie gesprochen von ihrer Ehe, ganz flüchtig. „Wirst du wohl glücklich sein mit mir?“ hatte sie gefragt. Und er: „Wie kannst du so reden, Bäberl!“ Dann war sie die stille, liebende Hingebung. Einmal hatte sie an seinem Finger den Verlobungsring gesehen, er fiel ihr auf. Hans log, es wäre ein Erbstück seiner seligen Mutter. Sie glaubte alles. Einmal hatte noch ihre Mutter in seiner Gegenwart zu ihr gesagt: „So glaub' ihm doch nicht alles. Weißt du nicht mehr, wie er uns mit der Natter angeplauscht hat?“ — Aber wenn sie ihm in die schönen, verlangenden Augen schaute, da versank sie so sehr in ihn, daß sie nichts mehr wußte, nichts mehr dachte, nur fühlte. „Wenn du mich so hast“, hatte sie einmal gesagt, „da bin ich nicht mehr selber, da bin ich ganz du. Ich lebe nur, was du lebst.“ — So

Die Wohnung war eingerichtet für das junge Ehepaar. Und wie? Da hätte er nur einmal seine Mutter herbeiwünschen mögen, die jahrelang betteln mußte, bis der Müller für die gute Stube einmal einen Wandspiegel angeschafft. Hier alles Pracht und Fülle, und von manchen Sachen, die dastanden und hingen, wußte er kaum die Bestimmung. Von dieser feinen Seite hatte sich das Leben ihm bisher nicht gezeigt, mit Ausnahme, wenn er bei Hofrats war. Und selbst die Einrichtung der Hofratswohnung wurde weit übertroffen von dieser neumodisch-eleganten, welche nun sein Heim werden wird. Das schwarzgekleidete Frauchen mit der etwas üppig geratenen Unterlippe wird sich in dieser Umgebung ja recht nett machen. Es wird was Feierliches haben, was Stilles, Beruhigendes, man sehnt sich ja manchmal danach, aus den Unerquicklichkeiten des Berufes. — An diesem Abende machte er sich das Vergnügen, alle elektrischen Hähne aufzudrehen und durch die hellerleuchteten Räume zu schreiten, wo alles so neu und rein und unangetastet ist und den jungfräulichen Duft des harzigen Firnisses ausströmt. In dreimal vierundzwanzig Stunden wird er hier ein neues, wohlgegründetes Leben angefangen haben und er wird Herr eines sorglosen Haushaltes sein. Als er an der prunkvollen Wohnung sich bald satt gefreut hatte — für das Beschauliche hatte er immer nur wenige Minuten übrig — ging Hans aus.

„Darf man dir noch einmal guten Tag sagen, bevor du in die ewige Seligkeit eingehst?“ So in harmlosem Spotte begrüßte ihn ein Kollege.

„Wäret Ihr für einen Junggesellentrunk zu haben?“ fragte Doktor Schmied.

„Mit allen vier Füßen.“

„Morgen ist mein letzter Abend.“

„Gut, wir wollen den Junggesellen würdig bestatten. Die anderen sind auch dabei; wir verabreden es noch. Du kommst doch morgen noch auf die Klinik?

„Ist was los?“

„Weiter nichts. Im Sezierſaal. Eine Donaunixe wieder einmal. Servus!“ Der Mediziner bog in eine Seitengasse.

Hans blieb erst ein wenig stehen. Donaunixe? Hatte er nicht erst vor ein paar Nächten von einer Donaunixe geträumt? — Er ging dem Kollegen nach.

„Donaunixe, sagst du? Mord?“

„Offenbar Selbstmord. Heute mittags brachte man sie auf den Saal Numero zwei.“

„Hast du sie gesehen?“

„Lange kann die noch nicht gebadet haben.“

mein Kätzlein hockt in einer Fabrik oder irgendwo auf dem Lande. — So wohl war ihm, daß er ans Essen dachte, er hatte vergessen, es am Abend zu tun.

Einschlafen konnte er nicht. Was er sich auch vorredete zum Trost, der auf Minuten gelang, es kam wieder. Neuerdings begannen schreckliche Bilder aufzudämmern und noch einmal genau überdacht stimmte alles. Sie ist's. Da ändert kein Mensch und kein Gott mehr was, sie ist's. — Soll mich nun das Erbarmen, das Mitleid umbringen? Das Mitleid ist doch nur für Lebendige, was hat denn ein Toter zu leiden, daß man Mitleid haben soll?

Plötzlich zuckte ein Haßgefühl durch sein von grausen Vorstellungen gehetztes Herz. Es ist schlecht von dir, Bäberl, daß du mich so peinigen kannst. Oder hast du es gerade deshalb getan? Mir zu Trutz und Qual den Selbstmord, daß ich keinen ruhigen Tag mehr soll haben können, mein Lebtag nicht? Wenn du ein gutes Herz gehabt hättest, wenn du mich wirklich geliebt hättest, meinetwegen müßtest du das unterlassen haben . . . Diese Stimmung dauerte freilich nicht lange, bald erkannte er sie als das Merkmal einer grenzenlosen Ichsucht, die vom Andern alles begehrt und selber nichts bietet. Sie hätte ihm nie mehr vor die Augen kommen sollen, damit sein vornehmes Eheleben nicht gestört werde und sie hätte im Elende leben bleiben sollen, damit kein Selbstmord sein Gewissen belaste, nachdem er ihr Verführer, ihr Betrüger, der eisigkalte Vernichter ihres Glückes geworden war. — Und der Bodensatz aller Stimmungen dieser schrecklichen Nacht war — Selbstverachtung. Damit war er am Rande. Wenige Stunden noch, dann ist alles aus und — nie gewesen.

Dann kam der schöne Frühlingsmorgen. Auf allen Bäumen und in allen Sträuchern sangen Vögel, jeder ein anderes Lied, einen anderen Sang zu demselben Text: Liebe! Liebe!

Vor dem Haustore stand der Wagen des Hofrates.

„Ich denke, daß heute schon Feiertag ist, eine Spazierfahrt, was sagst du dazu Hans?"

„Ich danke dir, Papa."

„Zu Hause ist ja Revolution. Alles drunter und drüber, es rasen die Weiber mit Waschlappen und Besen. — Ist dir nicht gut, Hans?"

„Schlecht geschlafen."

„Um so besser wird dir die frische Luft bekommen."

„Du verzeihst, Papa, ich muß heute noch einmal in die Klinik."

„Ei wo! Du mußt dir das Jodoform auslüften und das Karbol; medizinische Düfte sind nicht im Geschmack einer Braut. Es scheint, daß du dich überarbeitet hast in der letzten Zeit."

„Jedenfalls will ich mir in der Apotheke dort etwas Beruhigendes holen."

hatte sie sich über den Tod ihrer Mutter hinweggeträumt, so träumte sie sich über ihre Sorgen, über ihre Arbeit hinweg. Dann wird sie einmal raunen gehört haben: der junge Mediziner Doktor Schmied hat sich verlobt. Da wird sie gelächelt haben bei sich: das weiß ich am besten. — Aber sie wird weiter gehört haben: mit einer Hofratstochter, mit der älteren Tochter seines Lehrers und Gönners. Das ist eine Verleumdung! wird sie gerufen haben, mein Hans ist ein ehrlicher Mensch. Und dann wird sie eines Tages auf der Straße einen vornehmen Wagen fahren gesehen haben und sitzt ihr Hans drin neben einer feinen jungen Dame! Das ist seine Braut und das ist sie! und die Leute haben es laut gesagt zueinander. Nach Hause getaumelt wird sie sein, in der kleinen, lichtlosen Stube wird sie versteinert vor sich hingestarrt haben und endlich ein rasendes Weinen! Einen Tag oder zwei wird sie herumgegangen sein, als hätte sie jemand mit einer Keule auf den Kopf geschlagen. Und dann den Kopf zermartert, was jetzt zu machen. Und endlich ist sie mit sich fertig. Den Kamm hebt sie aus dem Haar, das Armband streift sie ab, den Ring zieht sie vom Finger. Sein Bild, das schaut sie noch einmal an und küßt es und weint. Und noch lange schaut sie es an. Dann tut sie alles zusammen; mit ruhiger Hand schreibt sie es auf das Papier: Lebe wohl. Ich verzeihe dir! — Und dann ist sie fortgegangen, wohin, das weiß sie selber nicht. Es ist auch alles eins. Tage und Tage wird sie durch die ungeheuere Stadt geirrt sein, wie durch eine Wildnis, in schlechten Herbergen übernachtend und hungernd. In einer grenzenlosen Trauer, in einer peinvollen Angst. Und als sie die Zeichen wahrnahm und immer deutlicher wahrnahm, daß sie noch für ein anderes Leben zu sorgen habe als für das ihre, da ist ihr auf einmal leicht gewesen, da hat sie gewußt, was zu tun ist, daß sie sein Ebenbild bewahre vor einem Leben, in dem einer so schlecht kann werden, so schlecht . . . Dort auf die Brücke, das war ihr letzter Weg. Ein dreifaches Erlösungswerk — denn vielleicht hat sie noch auf dem Brückengeländer gedacht: auch für ihn ist es so am besten. Und dann der schöne weiße Leib in Schlamm . . . Morgen soll das Wiedersehen sein.

So war es aufgestiegen in seiner heillosen Seele und das aufgeschreckte Gewissen war ein erbarmungsloser Bildner.

Als Hans endlich in seine Wohnung zurückgekehrt war, packte ihn der Ekel. Der Ekel vor der abscheulichen Pracht, die ihn umgab. Ein kleines Bild wußte er von der Verlornen, das suchte er jetzt hervor und schaute es an. Dabei ward ihm fast leichter, so lebendig sah sie drein, so munter. Warum soll dieses Wesen tot sein, gerade dieses? Gehen nicht täglich Leute in die Donau? Ach Torheit, eine andere ist's, eine ganz andere, die da drüben liegt auf dem Schragen, und

„Ist es diese?" fragte er heiser.

„Von der ich dir gestern gesagt."

Da ward Hans unbeweglich. Er schaute im Saale umher und wieder auf die Leiche. — Plötzlich brach er zusammen auf einen Holzsessel, schlug sich die flachen Hände ins Gesicht und stieß ein langgezogenes Gröhlen aus. Man erkannte nicht, war es ein Lachen oder ein Weinen. Betroffen sahen die Studenten einander an. — Wahnsinnige lachen so!

Sie beugten sich zu ihm, sie fragten, was das bedeute. Da hob er sein Haupt und mit fast grinsender Miene, mit leeren Augen sagte er es in die Luft hin: „Sie ist es nicht."

— — — — — — — — — — — — —

Neun Tage später war er so weit, daß er klar und mit Ruhe antworten konnte, wenn man zu ihm sprach. Der Hofrat saß an seinem Bette und fühlte am Handgelenk den Puls. „Wir sind über dem Graben, lieber Hans!" sagte er.

„Ich kann nur danken."

„Malcha läßt dich grüßen. Sie hat dich mehrmals besucht, du erkanntest sie nicht."

„Ich lasse ihr danken."

„Die Hochzeit ist bis Juni verschoben. Du hast Zeit, dich zu erholen."

„Ich möchte bitten um eine Unterredung", sagte Hans. „Morgen oder übermorgen. Sobald es möglich wäre, Herr Professor."

Nun kam dem Hofrat vor, daß es sich hier nicht um ein gewöhnliches Nervenfieber handeln möchte. Wohl noch um etwas anderes. Zwei Tage nachher war die Unterredung.

Hans lehnte in einem weichen Sessel. Er hatte ein Glas saure Milch getrunken. Der Hofrat saß daneben auf dem Sofa. „Wenn du was zu sagen hast, Hans, und es dich nicht aufregt, so rede nun."

Der Patient neigte den Kopf nach vorne und starrte auf den Fußteppich mit seinen großen gelben und roten Blumen.

„Ich kann nicht heiraten", sagte er.

„Du kannst nicht heiraten? Was soll das heißen?"

„Herr Professor! Ich — ich muß wen suchen gehen."

„Ich verstehe dich nicht, mein Sohn. Sprich dich aus."

Dann hat Hans alles gesagt. „Ich habe ein Mädel verführt. Ein armes Mädel. Die Tochter meiner früheren Quartiersfrau, die gestorben ist."

„Aber Mensch!" lachte der Hofrat auf, „mit was für Geschichten kommst du mir da! Wer stellt dich denn zur Rechenschaft über deine Vergangenheit?"

„Es ist nicht um mich. Das Mädel will ich nicht zugrunde gehen lassen."

„So tue es. Ein bißchen Brom.“

„In Pillenform?“

„Das bleibt sich gleich.“

Hans ging quer über die Straße einer Apotheke zu. Der Hofrat achtete nicht darauf, daß der Doktor ins Geschäft neben der Apotheke trat. Dann setzten sie sich zusammen in den Wagen und fuhren der Straße entlang. Sie kamen an der Klinik vorüber, da ließ Hans halten, er steige aus.

„Was sind das für Mucken, heute?“ rief der Hofrat.

„Papa, wenn ich sage, ich steige aus, so steige ich aus.“

In größter Verblüffung saß der alte Herr allein da, wackelte langsam mit dem Kopf, hernach ließ er wenden und fuhr seinem Hause zu.

Im Stiegenhause der Klinik stand Doktor Schmied und wartete, bis sich der Diener blicken lasse. Er wartete eine gute Weile auf ihn und erschrak, als der gnomenartige Bursche endlich zufällig die Treppe herabkam. „Munigl“, sagte er, „sind die Herren schon oben?“

„Jawohl, Herr Doktor!“

Aber Hans ging nicht hinauf. Er ging auf die Straße, nahm einen Wagen und fuhr in seine Wohnung. Dort untersuchte er den Revolver, den er im Geschäft neben der Apotheke gekauft hatte samt den Patronen! — Die wirksamsten Beruhigungspillen! Er lud ihn dreifach. Nun der Sezierſaal, das verschleierte Bild wird enthüllt, endlich steht er vor der Wahrheit. Und dann — die Pille . . . Es ist eigentlich doch sehr einfach. So einfach, wie man sich eine Zigarette an den Mund setzt und Bekannten zuwinkt über den Tisch hin. Ein Fähnchen Rauch — Sinnbild alles Lebens. — Es ist nicht einzusehen, weshalb die Leute daraus so viel Geschichten machen. — Frisch und leicht verließ er die Wohnung, als hätte er eine Bergpartie vor, am sonnigen Morgen. Zur Klinik fuhr er zurück, aber als er die Treppe hinaufstieg, kam es noch einmal. Das Herz pochte ihm so stark, daß er stehen bleiben mußte, um Atem zu holen. Er legte prüfend die Hand an die linke Seite — vor allem, um zu tasten, ob der Revolver an der Stelle war, dann trat er rasch in den Seziersaal. Drei junge Mediziner beschäftigten sich just mit einem alten Herrn, der unbekleidet auf dem Schragen lag und dem das Totsein zu behagen schien, schmunzelnd kniff er die Lippen. Da hatten die Studenten seine Brust sperrangelweit aufgemacht und suchten im starren Körper nach Geheimnissen, die längst mit der Seele davongeflogen waren.

„Mit der Nixe haben wir auf dich gewartet“, sagte der Kollege von gestern, „du scheinst dich für sie zu interessieren.“

Hans suchte mit den Augen. Dort auf dem Fenstertische. Er trat hin und sah die Leiche eines Frauenzimmers. Er trat nahe d'ran hin, ganz nahe, und schaute sie an.

Spatzen.

Eine Skizze von **Amalie Zimmermann.**

Wenn ein Vogel in schlechtem Ruf steht, so ist es der Spatz. Er gilt allgemein als Lüderjan und Frechdachs, und so unschuldig wird er wohl zu diesen Ehrentiteln nicht gekommen sein. Bis heute hatte auch ich über die edle Dreistigkeit des fidelen Völkchens im Sommer gelächelt, im Winter die armen rauchgeschwärzten Kerlchen bedauert und ihnen Futter gestreut, im übrigen aber nichts Bemerkenswertes an ihnen entdeckt.

Der letzte Sommer belehrte mich eines besseren; er bewies mir, daß auch in einer Spatzenbrust edle und schöne Gefühle wohnen und daß diese übel beleumundeten Geschöpfe zärtliche und aufopfernde Eltern sein können.

Wenn ich von meinem Nähtisch aufschaue, habe ich eine Großstadtidylle vor mir; eine friedliche Gasse, die nur als Durchgang benützt wird und in welche ein paar hübsche Gärten münden — ein Kinder- und Spatzenparadies.

Unserem alten Haus gegenüber steht ein noch älteres, dessen Besitzer jedenfalls einen finsteren Eid geschworen hat, nie die Hände irgendeines Handwerkers an sein Eigentum rühren zu lassen. So kommt es, daß der Anwurf, soweit überhaupt noch ein solcher vorhanden ist, überall locker geworden, in weiten Rissen und Sprüngen klafft. Im letzten Winter entdeckte ich zu meinem Staunen und zum Jubel meiner Kinder, daß sich dies etliche Spatzenfamilien zunutze gemacht hatten. Alle Risse und Spalten waren ein Asyl für Obdachlose geworden, und es sah zu drollig aus, wenn die kleinen, schwarzen Burschen scheinbar in der Mauer verschwanden.

Im Frühling aber sausten die Stürme, der Regen strömte an dem alten Haus herunter und nahm mit, was locker war. Das leichtsinnige Spatzenvolk jedoch lärmte froh und unbekümmert in den knospenden Bäumen einer besseren Zeit entgegen.

Nur in eine Ecke des alten Hauses konnte der Sturm nicht gelangen, wenn er noch so sehr rüttelte und grimmig tat, und ein weit vorspringendes Gesimse wehrte dem Regen. Dort hatte ein Spatzenpaar sein Eheglück gesucht und gefunden, das verrieten uns etliche wehende Strohhalme, welche aus einer Mauerspalte hingen, das verriet auch das eifrige Ab- und Zufliegen des jungen Spatzengatten. Eines Tages hörten wir ganz feine Pieplaute; von diesem Zeitpunkt an war ich nicht mehr unumschränkte Herrin meines gemütlichen Fensterplätzchens. Drei aufgeregte Kinder hatten meinen Nähtisch fast zum ständigen

„Das soll sie auch nicht. Ist sie schwanger?"

„Ich vermute es."

„Junge, das läßt sich alles schlichten. Ohne daß es jemand zu erfahren braucht. Sie wird ihren Vorteil auch wahrnehmen und keine Szene machen."

„Nein, das wird sie gewiß nicht."

„Nun also. Es ist noch Nervenschwäche, lieber Hans, daß dir solche Geschichten jetzt aufs Herz fallen. Ganz normale Geschichten. Weißt du es denn nicht, wie es zugeht in der Welt?"

Hans wendete sich unwillig ab. „Was ich mit ihr erlebt habe, das wünsche ich keinem!" sagte er. „Sie lag auf dem Schragen. Aus dem Wasser. Ich sollte sie sezieren."

„Also ist sie tot", sagte der Hofrat gleichmütig.

„Nur in der Seele habe ich's erlebt. Gräßlicher, als es denkbar ist. Das soll mich anders gemacht haben. Ich will nichts mehr, ich will gar nichts mehr von dieser dummen Welt. Nur suchen will ich sie, bis ich sie finde."

„Und dann?" fragte der Hofrat gespannt.

„— Will ich bei ihr bleiben."

„— — So. — Und meine Tochter?

Hans starrte auf den Teppich. Dort tanzten die Blumen.

„Und meine Tochter, Herr Schmied?!"

Jetzt schaute ihm Hans hilflos ins Gesicht.

„Ihr Gewissen, scheint es, reicht nur für die Dirne aus!"

Hans schnellte empor, der Hofrat tauchte ihn zurück in den Lehnstuhl. Kalt und scharf, während seine kleinen Augen immer wilder blitzten, sagte er: „Wenn das nicht Wahnsinn ist, so ist es — Schurkerei."

Das ließ Hans sich gefallen. Es ward ein Weilchen still. Des Hofrats langer Blick hing an dem zuckenden Gesicht des Rekonvaleszenten. Nicht mehr zornig war dieser Blick, nur beobachtend — wie der Arzt den Fieberkranken betrachtet. Hans hob ein wenig seinen rechten Arm und ließ ihn wieder sinken. „Ich hab' was erlebt, gräßlicher, als es denkbar ist."

„Und Malcha?"

„Denken Sie über mich, wie Sie müssen. Ich kann nicht."

Der Hofrat schlug sich beide Hände ins Gesicht: „Meine arme Tochter!" Dann erhob er sich langsam und ging davon. Fast gebrochen.

Hans, wieder allein in der Ödnis dieser Räume, brütete noch lange in sich hinein. Erschöpft seufzte er endlich auf: „Wie komme ich jetzt von hier fort?"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Jubelschrei aus drei Kinderkehlen und wir schlichen alle — auch das Oberhaupt, das soeben noch über alberne Sentimentalität gescholten hatte — mit der äußersten Vorsicht bis zur Glastür der Veranda. Welch' ein reizendes Bild bot sich uns dar! Am schlanken Zweig eines Fliederbäumchens schaukelte sich fidel und wohlgemut Papa Spatz, an den Drahtstäbchen des Käfigs aber hing die Spatzenmama und fütterte mit zärtlichem Getue ihren ungeschickten Liebling, der mit den Flügeln schlug und offenbar vor Vergnügen außer sich war. Wir hielten den Atem an, um diese rührende Familienszene nicht zu stören.

Als nach einer Weile die treuen Spatzeneltern davonflogen, brach sich der mühsam unterdrückte Jubel unserer Kinder Bahn. Das Spatzenkind zwar begann wieder zu klagen und zu jammern ob seiner Verlassenheit, doch diesmal regte uns dies nicht mehr so sehr auf, nahmen wir doch mit Recht an, daß seine Eltern ihren Besuch wiederholen würden. Wirklich genossen wir noch am selben Abend das gleiche rührende Bild, nur daß sich diesmal auch Papa Spatz an der Fütterung beteiligte.

Am nächsten Tage schon hatte unser junges Spätzlein begriffen, daß eine volle Schüssel auch nicht zu verachten ist und er füllte nun die Pausen zwischen den Besuchen seiner Eltern nicht mehr mit Jammergeschrei aus, sondern fraß vergnügt aus seinem Futternapf. Ein paarmal des Tages kamen die Alten und brachten ihrem Kindchen irgendeinen Leckerbissen mit, um ihm seine Einsamkeit zu versüßen.

Allmählich wurden die Bewegungen unseres kleinen Gastes sicherer und freier, seine Angst vor uns verlor er gänzlich; nach etwa vierzehn Tagen ließen wir ihn Flugversuche machen, und da diese prächtig ausfielen, konnten wir ihm einige Tage später die Freiheit schenken.

Das Spatzengeschlecht jedoch steht seitdem bei uns in hohen Ehren, hat es doch glänzend bewiesen, daß es besser ist als sein Ruf!

Der Talisman.

Eine Skizze von **Eduard Pötzl**.*)

Nichts ärgert mich mehr — sagte unser Freund Ernst — als wenn ich irgendwo schlecht behandelt werde, weil ich zufällig einmal schlechter angezogen bin. Einen Gentleman soll man an Haltung und Benehmen auch erkennen, wenn er im Lodenanzug steckt. Gerade ein gewisser Pöbel ist immer am feinsten angezogen, während es genug wirklich vornehme Menschen gibt, die nun einmal alle Modeflausen hassen. Aber das ist in die gedankenlosen Durchschnittsköpfe nicht hinein-

*) Aus Pötzls neuem lustigen Büchlein „Leises Leben". (Wien. Robert Mohr. 1910.)

Aufenthalt erkoren und das Gedeihen der Spatzennachkommenschaft bildete das Alpha und Omega ihrer Unterhaltung. Und eines Abends geschah etwas Großes! Ein junges ruppiges Spätzlein saß am Mauerrand, hinter dem das Nest lag, drehte vergnüglich sein Köpfchen, machte ein paar ungeschickte Bewegungen mit den Flügeln und — plumps lag es drunten.

Ein hilfloser Schrecken starrte mir aus sechs Kinderaugen entgegen, dann aber war mein Ältester flink in der Gasse unten und las das kleine Unglücksklümpchen auf. All der Schrecken der Kinderaugen hatte sich in strahlende Wonne verwandelt, als nun unser Großer vor uns stand und uns auf sorglich gekrümmter Handfläche das gerettete Vogelkind präsentierte. Erschrocken war nur noch der kleine Spatz und ich, er, weil er nicht wußte, was für ein Schicksal ihm bevorstand, und ich, weil ich das meine ahnte! Da kam es auch schon: „Mama, wir dürfen ihn doch behalten, o Mama, die kleinen schwarzen Augen, wie niedlich er ist! Bitte, bitte!"

Inzwischen hatte sich der kleine Pechvogel etwas erholt, sah scheu um sich, machte einen Flugversuch und — plumps lag er auf dem Boden. So ging das nicht weiter; ich sah ein, daß er mit seiner Freiheit nichts anzufangen gewußt hätte, darum ließ ich ein altes Vogelbauer hervorholen und setzte ihn da hinein. Da hatte ich aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht; das kleine Geschöpf gebärdete sich wie toll, stieß sich das Köpfchen an den Stäben blutig und brachte mich zur hellsten Verzweiflung. Was sollte ich mit meinem Schützling anfangen? Vor allen Dingen mußte er zur Ruhe kommen, sonst beging er noch einen Selbstmord.

Nun haben wir in entgegengesetzter Richtung von unserem Wohnzimmer eine Glasveranda, in der ich meine Blumen ziehe. Mitten in das Grün stellte ich den Käfig mit meinem kleinen Schutzbefohlenen, versorgte ihn mit Futter und Wasser und zog mich mit meiner aufgeregten Schar ins Kinderzimmer zurück, von dessen Fenster aus sie ihn weiter beobachten durften.

Er schrie und jammerte unaufhörlich, solange er konnte, dann plusterte er sich auf, steckte das Köpfchen unter die Federn und schlief ein. Am nächsten Morgen begann das Elend aufs neue, er schrie und schrie sich fast die kleine Seele heraus! Sein Futter rührte er nicht an, kam man dem Käfig näher, dann flatterte er so beängstigend, daß wir es gar nicht mehr wagten, unsere Veranda zu betreten.

In gedrückter Stimmung saßen wir um den Mittagstisch und berieten über das traurige Schicksal unseres Hausgenossen; da stürzte unser Mädchen aufgeregt und alle Disziplin vergessend ins Zimmer: „Gnä' Frau, gnä' Frau, die Alt'n san bei unsern klan Spatzen!" —

benachbarten Gäste zu denken, von denen mancher mißbilligende Blick meinen Gefährten traf, wie er denn einen so gewöhnlichen Klachel unter die auserlesene Gesellschaft bringen könne.

Er bemerkte es und lachte, worauf wir über diese dummen Vorurteile sprachen und ich ihm eine Wette vorschlug, daß am nächsten Tage just das Gegenteil eintreten, daß ich mit Bücklingen empfangen und von den Anwesenden respektvoll als ihresgleichen angesehen würde, wenn ich nur wollte. Ich wüßte einen Talisman, der diese zauberhafte Wirkung ausübe, wo immer man ihn gebrauche. Und zwar würde ich in demselben Anzuge kommen, wie heute, nur noch bedreckter, so daß ich also in den Augen aller, für die Kleider Leute machen, noch unwürdiger erscheinen müßte, in diesen Kreisen zu verkehren.

„Da bin ich wirklich neugierig“, sagte mein Bekannter, „die Wette gilt: eine gute Flasche Wein.

Am nächsten Tage, als ich wieder in Wien und in dem verabredeten Anzuge eintraf, kaufte ich mir den Talisman, der gar nicht teuer war. Ein paar Kronen. Jedenfalls weit billiger als eine gute Flasche Wein. Diesen Talisman trug ich nun sichtbar an mir und veranstaltete zunächst eine Generalprobe, indem ich den Laden eines mir fremden, kleinbürgerlichen Friseurs betrat.

Ehrerbietige Begrüßung. Ich erhielt eine ganz frische Serviette zum Rasieren und was noch mehr sagen will, einen ganz frischen Mantel zum Haarschneiden. Und der Gehilfe sagte „Euer Gnaden“ zu mir. Der Talisman vollbrachte also tadellos seine Wirkung. Freilich, auch auf die Preisbildung. Der Friseur rechnete mir nämlich das Doppelte seines gewöhnlichen Preises.

Bis zur Mittagszeit hatte ich noch mehrfach Gelegenheit, die Kraft des Talismans zu erproben, aber ich hütete mich wohl, die letzten Konsequenzen daraus zu ziehen, weil der Talisman eben die begreifliche, aber unangenehme Nebenwirkung besaß, alles zu verteuern.

Schöne Frauenaugen, die mich sonst gleichgültig übersehen hätten, warfen mir verheißende Blicke zu, Antiquitätenhändler, vor deren Auslagen ich stehen blieb, kamen heraus, um mich zum Eintritt zu bewegen, und die Blumenweiber in der Kärntnerstraße bedrängten mich dermaßen, daß ich mein Heil in der Flucht suchen mußte.

So betrat ich also siegesgewiß wieder das Hotel und wurde in der Tat ganz anders empfangen als gestern. Der Portier zog seine betreßte Mütze und verneigte sich tief, nachdem er einen demütigen Blick auf meinen Talisman geworfen hatte. Der Liftknabe sprang beflissen vor mir einher wie ein Grasfrosch, um die Türen zu öffnen, und der Garderobediener brachte ehrerbietig eine Bürste zum Vorschein, um meine Schuhe zu reinigen, was ich ihm herablassend wehrte.

zubringen. Es wird immer nur nach dem Glanz des Zylinders und der Lackschuhe, nach der Höhe des Kragens und der Farbe der Krawatte taxiert. Natürlich kam ich da übel weg, als ich während meines Landaufenthaltes bei schlechtem Wetter nach Wien zu fahren hatte, um einen hier in einem der ersten Hotels abgestiegenen Bekannten aufzusuchen. Wir hatten brieflich verabredet, uns im Hotelrestaurant zu treffen. Weil das Wetter so elend war und ich von meinem Sommersitze eine halbe Gehstunde zur Eisenbahnstation hatte, trug ich einen Lodenanzug mit Ledergamaschen und geschmierten Schnürschuhen.

Nun, ich sah nicht besonders nobel aus damit, aber wie ein Viehtreiber doch auch nicht. Und wie hätte ich denn anders kommen sollen? Vielleicht mit einem Handkoffer, um mich in meiner Stadtwohnung vorerst umzuziehen? Lächerlich. Es mußte auch so gehen. Die geschnauften Herrschaften in dem Hotelrestaurant würden schließlich ausnahmsweise den Anblick von Loden und Leder auch ertragen können, ohne gleich die Bockerlfraisen zu kriegen. Dieses feierliche Essen, bei dem die Leute hieratisch steif sich gebärden, aber dabei so viel zusammenfressen, bis sich ihnen die Pupillen erweitern, kann ich ohnehin nicht leiden.

Ehe ich überhaupt in den Restaurationssaal kam, hatte ich schon einige Widerstände hoffärtiger Bediensteter abzuwehren. Der Portier maß mich vom Kopf bis zu den Füßen und fragte nach meinem Begehr. Ich sagte ihm, es sei ein lange von mir gehegter heißer Wunsch, daß er sich aufhängen möge. Jetzt betrachtete er mich offenbar als einen distinguierten Sonderling, denn er ließ mich weitergehen. Dann kam einer jener unnützen Knaben, die in großen Hotels livriert den Fremden zwischen den Beinen herumlaufen und bedeutete mir, die Gaststube sei weiter hinten rechts. Als ich ihn einen vorlauten Mistbuben genannt hatte, der warten möge, bis er gefragt werde, dachte er offenbar, ich sei ein verkleideter Nabob und drückte sich. War noch der Garderobier zu überwinden, bei dem ich nichts als meinen Lodenhut abzugeben hatte. Diesen nahm er zwischen zwei Finger mit einer Miene, als zwänge man ihn, eine Kröte anzufassen.

Endlich im Restaurant, bevor mein Bekannter erschienen war, bildete ich den Gegenstand heiterer Verachtung für die Kellner, vom Lord Oberkellner abwärts. Wie das „Nullerl" kam ich mir vor: „Mir dankt neamd, mi pfüat neamd, koa Mensch denkt an mi". Ich ließ mir's gut gelaunt gefallen, um zu erfahren, wie lange eigentlich ein solcher Gast ignoriert werden könnte. Inzwischen aber kam mein Bekannter, ein eleganter Mann, und diesem zuliebe wurde ich auch bedient, doch in einer ganz anderen Tonart wie jener, mehr vertraulich, als sei ich ein dienstbarer Geist von ihm, den bloß eine Schrulle des feinen Herrn mit an die Tafel gezogen habe. Dasselbe schienen die

Da leben seines Vaters Kräfte
In dir mit ungeahnter Macht,
Da kannst du siegreich Welten trotzen,
Der Siegesengel hält die Wacht.
Und dieser Engel ist die Liebe,
Dein Sohn, dein Sein; sie ist vom Herrn,
Sie ist geschöpft aus unendlicher Fülle,
Von gleicher Kraft so nah wie fern'.
D'rum ziehe ruhig deine Wege
Im Sonnenschein, im Blütenglanz,
Die Dornen weichen im Gehege,
Dein Blick zerpflückt der Lüge Kranz.
Urkeimend über Raum und Zeit
Führt sanft dich Gottes Herrlichkeit.
Maria, du Reine,
Maria, du Eine,
Der Herr ist mit dir!

Du bist gebenedeit unter den Weibern! —
Liebe lobpreisen sinnige Sänger,
Lockende Lust und schmachtendes Sehnen
Und wähnen:
Nichts hehrer stimme die Menschenseele
Als schluchzende Töne der Philomele.
Doch mählich schwindet Märchenmaienpracht.
Und mild in Mondennacht
Durch Lenzensland
Zieht's uns fast ahnungslos zum Sommerbrand,
Daß alle Sinne glühn
So maßlos kühn,
Daß Leidenschaft
Mit Fieberkraft
Der Seele schönen Mai versehrt
Und Leib wildstürmend den Leib begehrt. —
Du bliebst der Mai in ew'ger Blüte,
Dein Sehnen hat sich sanft erfüllt,
Dich hat des Weltgeists große Güte
Nicht vor dir selber dich enthüllt.
Erdverloren,
Von Gott erkoren
Empfand'st du Herzenshochgefühl,
Sehnsucht nach Gottes Wesenheit.
Und während alle Sinne kühl,
Hast du in überirdschen Wonnen
Die Strahlenkraft von tausend Sonnen
Verspürt zuinnerst, daß ermatten
Mußt' all dein Sehnen wie erfüllt.
Da senkte sich ein nächt'ger Schatten
Im holden Hauche um dein Sein;
Der Körper schlief zur Ruhe ein,
Wie peinerlöst war deine Seele.
Doch was dir war wie Gottestraum,
Und was du fassen konntest kaum,
War ein Geschehnis wunderbar,
Bald klar dir, ach! zum Bangen klar!
Ein Bangen und ein Lustgefühl,
Doch maienfrisch, nicht sommerschwül,
Ein Flüstern von keuschen Blumen, ein Quellen
Von murmelnden Wässern, silberhellen,
Ein stummes, weitkündendes Bergesglühn,
Ein farbenleuchtendes Wunderblühn,
Ein flimmerndes Rufen von Stern zu Stern:
Maria, dein Wunsch ist Wille des Herrn! —
Holder Frühling schreitest du nun ins Land,
Das göttliche Kind an der liebenden Hand
Und weckst in den Herzen den reinen Sinn,
Daß er schaue die weite, blühende Welt
Und blühende Einkehr in sich hält.
So rein will ich sein
Wie die Blume im Mai'n,
So gottfroh wie das sprossende Grün!
Maria, mache frei mich und kühn,
Kühn mit mir selbst,
Daß wilde Gier mich nicht ergreife
Zu lockender Lust,
Schütz' mich, dich trag' ich in weltirrer Brust,
Du bist gebenedeit unter den Weibern!

Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!
Die Gottessaat ist aufgekeimt
Aus deinem Schoße,
Des Weltengeistes große
Unendlich starke, sieggewalt'ge Liebe.
Er lieh bei dir sich Menschenhülle,
Um Liebesherrlichkeit und Fülle
Den Erdenpilgern hinzugeben,
Damit ihr Streben
Nicht kleinlich hafte
Im dunklen Bannkreis dieser Erde,
Daß sie sein ewig frohes: Werde!
Begreifen, das die Liebe schafft,
Daß sie erlöse ihre Kraft,
Dieselbe, die das Weltall lenkt
Und unaufhörlich schenkt und schenkt,
Die, wenn sie scheinbar auch zerstört,
Neuschöpfend aus der Liebe Segen
Sich wandelt neu zu frohem Regen. —
Maria, sieh im Abendschein
Die Erde wie umglüht von Rosen!
Des Vaters Freude leuchtet nieder
Und spiegelt märchenschön sich wieder
Wie ew'ger Liebe Glutenkosen
In deines Kindes Angesicht.
Ihm kehrt nach innen sich das Licht.
Sein junges Sein
Voll Wonnen rein
Ist hehr umloht von Himmelsflammen.
Zieh hin mit ihm ins Morgenrot;
Er bringt's den Menschen in die Seelen,
Der Herzen ewig Gott-Vermählen,
Den ew'gen Brand der Gottesliebe.
Sie werden irren, schrecklich fehlen
Und trotzig alle Finsternis
Der hellen Glut entgegenhalten.
Doch ob auch dräuen tausend Nächte
Und Tausender Dämonen Mächte,
Fortdauernd über alle Zeit
Siegt stets die Liebe, gottgeweiht,
Die deinem Schoße sich entrungen.
Hosianna! sei dir weihevoll,
In jedem Land, von allen Zungen
In Lieb' und Ehrfurcht zugesungen.
Von allen Müttern auch und Frauen,
Die du gestärkt im Liebvertrauen,
Sei Ehre dir für alle Zeiten.
Hosianna dir! in alle Weiten.

Und im Saale drinnen, wo schon mein Bekannter wartete, scharten sich, als ich den Talisman, der bis dahin aus meiner äußeren Brusttasche geragt hatte, vor mir auf den Tisch legte, die Kellner geradezu lästig um meine Person, weil sie nicht bloß ihre äußerste Bereitwilligkeit für heute, sondern auch tätige Reue für gestern bekunden wollten. Sogar die Großhänse an den Tischen herum waren durch den Anblick des Talismans vollständig beruhigt — ich gehörte zu ihnen.

Mein Bekannter erklärte nach alledem seine Wette für verloren und wir tranken vergnügt die Flasche Wein, ich mit besonderem Hochgefühl, weil ich durch den Besitz des Talismans wieder zum achtbaren, angesehenen Mitbürger geworden war, der sich über schäbige Behandlung nicht mehr zu ärgern brauchte.

Und nun wollt ihr natürlich den Talisman endlich kennen lernen, der so wunderbar seine Schuldigkeit getan hat.

Ihr werdet lachen: es war eine — Automobilbrille.

Gegrüßet seist du, Maria!

Von Artur Dworzak.

Schweigend zittert die Luft
Im rosigen Dämmer des Abends,
Und ein weicher, wohliger Duft
Weht von schwellenden Wiesen.
Fern senden die mächtigen Riesen
Ihr glühendes Berggebet
In Majestät
Zum Vater der Welten.
Da schreitest du
In heiliger Ruh'
Mit dem lieblichen göttlichen Kinde
Wie eine Blüte leise und linde
Den weiten grünen Teppich dahin.
Und in des Herrn unendlichem Heiligtume
Läutet stumm dir die Glockenblume,
Neigen in Ehrfurcht die Gräser sich gern,
Leuchtet, ein Gottgruß, der Abendstern.
Fromme Stille
Ist ringsum Wille.
Erde und Himmel nähern sich innig
Brautsehnend-minnig,
Eines und alles scheint nun zu sein
Jegliches Ding im trauten Verein.
Dies feiernde Schweigen
Im Weltenreigen,
Dies schwebende Ahnen
Auf blumigen Bahnen
Füllt, o Maria, dein Herz zur Stunde;
Und mit zartem, keuschem, liebendem Munde
Kost du dem Kinde Stirne und Wangen
Weltfern ohne jedes Erdenverlangen.
Und der große, heilige Weltengeist,
Der tiefernst von Ewigkeit schafft und kreist,
Naht, wie einst dir im Seelenheim,
Da er weckte des Lebens göttlichen Keim,
Und ruft dir, fassend die Allnatur,
Mit den Strömen und Wäldern und Berg und Flur:
Mutter, du wonnigster Name auf Erden,
Mutter, Verheißung von Wollen nnd Werden,
Reinster, herzeninnerster Laut,
Ohne den keine Welt sich baut,
Du auch von meinem Geiste belebt,
Daß sich Himmel und Erde verwebt
In dem liebenden, göttlichen Sohne,
Gegrüßet sei du, Maria!

Der Herr ist mit dir!
Wie ein Hauch von leuchtender Pfirsichblüte
Und reich wie ein voller, blühender Baum
Ist deine heilige Frauengüte.
Doch wär' für keine Blüte Raum,
Könnt' keine maischön sich entfalten,
Gäb' nicht die Wurzel, der Stamm und Schaft
Der Blüte Halt und Schutz und Kraft.
Doch der Herr ist mit dir, mit siegender Stärke;
Denn ewig am Werke
Sind die düstern Gewalten,
Die ruhelos walten,
Den Schild deiner Reinheit zu dunkeln.
Doch Sonnenfunkeln
Ist strahlend allimmer.
Ein Wölkchen leicht, am Abend verschwebend,
Ist alle Sorge dir, alle Pein,
Blickst du, von strömender Freude bebend,
In deines Kindes Äugelein.

Flüssen und Seen die großen Berge mit dunkeln Hochwäldern und grauen Felswänden! Wäret Ihr alle dabei, wenn wir hergingen und uns auch so etwas bauten? Und wahrhaftig, sie gingen her, brachen Felsmassen von den südlichen Alpen und vom näheren Riesengebirge und schleppten sie hinab an die Elbe und legten sie an beiden Ufern derselben übereinander und bauten Wände und Türme und nebenhin an den kleineren Bächen bildeten sie Schluchten mit Zacken und Hörnern und Höhlen und allerhand sonderbaren Gestalten. Dazwischen ließen sie aber tiefe dunkelgrüne Täler frei und neben und an und über den Felsen pflanzten sie Laub- und Nadelwälder, und hinter denselben, in Schluchten, errichteten sie Wasserfälle und gruben Tiefen in die Unterwelt.

Und nun hatten die Riesen an der Elbe eine Gebirgswelt voll Romantik, wie sie die vielgerühmte Schweiz hat, da oben hinter dem Rhein. Die Schweiz ist zwar schön in ihrer Großartigkeit, aber ihre Großartigkeit ist gar nicht mehr bequem für den Menschen; die Natur scheint dieses Land auch gar nicht für den Menschen gemacht zu haben, sondern für sich selbst. Das Bergland an der Elbe aber hatte die Schönheiten der Natur mit der Symmetrie der Kunst vereinigt; es war eigentlich eine ungeheuere Bildhauerarbeit. Und dazu war das Bergland ganz für den Menschen zurechtgelegt; es war ein Hochgebirge, aber deshalb nicht unfruchtbar, es war eine wildromantische Felsenwelt, aber deshalb nicht unzugänglich. — Und eben aus diesen letzten Umständen ist zu schließen, daß die Schweiz an der Elbe von kunstfertiger Meisterhand der Riesen gebaut worden ist.

Dergleichen Dinge dachte ich mir, als ich durch die Schluchten des Meißener Hochlandes schritt. Mein Gott, man denkt denn einmal allerhand kindisches Zeug, wenn man so allein und in sich gekehrt dahinschlendert. Als mich endlich die gut angelegten Wege auf Anhöhen führten, fast ohne daß ich's merkte, und ich plötzlich keine Wildbäche und Felswände mehr sah, sondern zwischen sich weithin ziehenden Kornfeldern stand, die auf den Höhen waren, statt in den Tälern, da wurde mein Denken ein anderes — nüchterner und vernünftiger.

Dieses Gebirge der sächsischen Schweiz konnte eigentlich nur durch Vertiefungen entstanden sein, das heißt, die Gegend mußte einst eine Hochebene oder ein einfaches Hügelland gewesen sein. Da kamen Wässer, schwemmten sich Betten, rissen Gräben in das Erdreich, nagten an dem Gesteine und höhlten all' die Schluchten. Und als das Wasser schon längst unten in den Tiefen dahinbrauste, begannen an dem entblößten Felsen auch andere Bildhauer zu arbeiten, nämlich die Luft, der Frost und die Sonne, und so sind die eigentümlichen Felsbildungen zustande gekommen. Zu all dem senkte sich von oben fruchtbares Erdreich zwischen

Erlösung du des schamverworrnen Weibes,
Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes,
Jesu!

Heilige Maria, Mutter Gottes!
Die hehrster Gnaden Huld empfangen,
Du reiner Liebe höchster Hort,
Du, der die Fesseln der Natur
Sanft lösten sich, daß keine Spur
Verletzter Weiblichkeit du spürtest,
Du, der Natur und Geist im Einen
Sich konnten hochgemut vereinen,
Lass' uns dich suchen und genesen
An Frauenlieb' und ihrem Wesen,
Lass' uns dich finden in edlen Frauen,
Daß wir in ihnen dich erschauen.

Doch wenn der Mai zum Sommerbrand
Uns führt aus deinem Blumenland,
Wenn uns die wilde Sinnengier
Aufpeitscht, daß wir entfliehen dir,
Bitt' für uns deine Kinder,
Bitt' für uns arme Sünder,
Heut', da die Pulse kräftig schlagen,
Maria, doch auch in den Tagen,
Wann mühvoll unser Leib zerfällt,
Daß wir der Liebe Fried im Herzen,
Von zartem Frauensein umschwebt,
Von milder Frauenart durchbebt,
Den dunklen Weg in dunkle Weiten,
Nicht achtend aller Erdenschmerzen,
Mit ros'ger Frauenhuld durchgleiten,
So sanft und ruhesam
Wie sich der Frühlingshauch am Abend,
An Rosenhecken still sich labend,
In Sternennächte leis verliert.
O dieser Bitte schenk' Gewähr.
Ein blühend Weib kos' uns das Leben,
Und aller Harmonien voll
Mög' unser Dasein leicht verschweben.
Der Friede blüh' am Sterbelager,
Die Treu' halt' fest uns an der Hand,
Und Blicke reinster Liebe führen
Uns mutvoll in das Geisterland.
Der Tod kommt leis wie Frühlingsnacht,
Denn Lieb' und Anmut halten Wacht.
Die Bitt' erfüll', du Gottesblüte,
Es leucht' uns deine Frauengüte
Auf dieser Erdenpilgerfahrt.
Dann wird uns sel'ge Himmelskunde,
Verklärt bleibt heiter unser Sein
Jetzt und in der Stunde
Unseres Absterbens
Amen!

Ein erstes Guckindiewelt.

Von **Peter Rosegger.**

In seinen jungen Jahren, im Frühsommer 1870, machte Rosegger eine Reise durch Deutschland bis Rügen, von dort über Holland rheinaufwärts in die Schweiz. Wir sind in der Lage, aus seinem damaligen Tagebuch „Am Wanderstabe" einige Skizzen von dieser Reise hier wiederzugeben. Sie sprechen vielleicht an, wegen ihres unbefangenen Blickes, mit dem der junge Mann das erstemal in die weite Welt guckte.

I.

Die sächsische Schweiz.

Wenn es einmal Riesen gegeben hat — und daran zweifle ich nicht, denn meine Großmutter hat es oft gesagt — und wenn diese Riesen auch geschmackvolle Künstler gewesen sind, dann kann ich mir die sächsische Schweiz erklären.

Da werden sie einmal zueinander gesagt haben: Was doch dieses Land an der Elbe so öde und leer ist! Wie nimmt sich dagegen hier oben das Salzburger Land und die Steiermark und die Schweiz so prächtig aus, da stehen neben den grünen Wiesen und den blauen

trage, ich habe jetzt Zeit und möchte mir gern ein wenig verdienen!" Und wenn man den gebotenen Dienst ablehnt, so lüften sie wieder das Käppchen und ziehen ihrer Wege.

Die Dorfkirchen sind einfach und stets evangelisch; die Friedhöfe geschmackvoll, mit schönen, sinnigen Inschriften, meistens aus deutschen Klassikern.

Mir hat's wohlgetan in diesem sächsischen Kleinalpenländlein.

II.

Im Lande der Hünengräber.

Einen der eigentümlichsten Eindrücke auf meiner Reise durch Deutschland hat Stralsund auf mich gemacht. Ein stillernstes Denkmal aus lebens- und drangvollen Tagen steht sie da, rings von Wasser umgürtet — die zehntorige Stadt Jaromars.

Jaromar, ein Fürst von Rügen, hat Stralsund im Jahre 1209 gegründet. Da kamen die Dänen und Lübecker mit Feuer und Schwert, auf daß die kaum dem Meere entstiegene Jungfrau wieder untertauche in den finsteren Urgrund. Aber bald erhob sie sich wieder, und schöner als je, und sie verschwisterte sich mit der deutschen Hansa. So ging eine lange Zeit hin und Stralsund blühte als Handelsstadt. Da kam im Jahre 1628 ein mächtiger Feldherr, der Herzog von Friedland. Dieser schwur, die Stadt zu erobern, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden. Aber nicht an den Himmel war sie gebunden mit Ketten, sondern an die Herzen ihrer Bürger. Diese erschlugen dem gewaltigen Wallenstein zwölftausend seiner besten Streiter vor den Wällen der Stadt, und der Belagerer zog ab.

Im westfälischen Frieden wurde Stralsund den Schweden abgetreten, aber der große Kurfürst eroberte es wieder für Deutschland zurück. Von nun ab wurde Stralsund, das seine der Hansazeit entstammende Kraft und Macht längst aufgezehrt hatte, ein Spielball zwischen Preußen, Dänen, Schweden und Franzosen, bis es heute unter dem Schutze des mächtigen Preußen ausruht von seiner blutigen Geschichte.

Stralsund mit seinen schmalen, hohen Häusern, zahlreichen Erkern und stattlich zugespitzten Giebeln, hat ganz den Charakter einer mittelalterlichen Stadt. Die engen, größtenteils parallel laufenden Gassen sind meistens vom Kleingewerbe belebt, nur gegen den Hafen hin, in welchem jährlich ungefähr 600 Seeschiffe mit Getreide, Mastvieh, Wolle u. s. w. ein- und auslaufen, entfaltet sich das rege Leben und Streben des Schiffsvolkes. Im Sommer ist in Stralsund der Fremdenverkehr ziemlich bedeutend, während für den Winter der Adel und die reichen Bürger der Stadt, welche auf der gegenüberliegenden Insel

das Gestein und in seine Risse und Klüfte, und so wuchs in und aus denselben überall der kräftige Wald.

Vom Elbetal aus meint man sich in weiß was für einem Hochgebirge zu befinden, besteigt man aber eine der nahen kastellartigen Felswände, so steht man erst in gleicher Höhe mit dem übrigen Boden des Meißner Hochlandes. Nur wenige Berge, wie zum Beispiel der große und der kleine Winterberg, der Lilienstein, der Königstein, erheben sich über die gewöhnliche Höhe.

Diese hier so überaus seltsame Natur haben die Menschen früh aufgefunden, haben auf die Höhen Häuser und in die Täler Städte gebaut, haben die Flüsse geregelt, überbrückt, Wege und breite Straßen angelegt und dieselben gepflastert und gewahrt; zu den Felsenzinnen hinan haben sie Treppen gebaut und oben sichere Geländer und hohe Türme hingestellt, und auch bequeme Gasthäuser dazu. Und der Elbe entlang haben sie Segel- und Dampfschiffe flottgemacht und feste Straßen und Eisenbahnen angelegt, damit nun von Süden und Norden die Menschen kommen sollten, zu sehen, was da auf diesem Fleck Erde für ein Land und Leben.

Und sie kommen.

Schon im Frühlingsmonate strömen sie heran aus allen Gegenden, Reiche und Arme, Gesunde und Kranke, Herren und Diener; — und solche, die schon gehadert mit dem Leben, weil es ihnen für ihre Millionen keine Lust und Zerstreuung mehr bieten wollte, werden in diesem Hochländchen wieder für einige Tage munter. Da entfaltet sich denn in den Prachtanlagen ein lautes, klingendes Leben, und der Sachse lächelt schlau dazu und schlägt Münzen aus den Felsen seines Berglandes.

Der Sachse ist aber auch ein Mensch, der sich sehen lassen darf vor den Fremden aus dem Süd- und aus dem Nordlande. In diesem Hochlande wohnt ein gescheites Völklein; gleich auf den ersten Blick merkt der Fremde die Kultur; sie drückt sich aus in den freundlichen, reinlichen Wohnungen, in der bequemen einfachen Kleidung und in der zutraulichen, entschiedenen Ausdrucksweise. Kein einziger ist mir auf meinen Wanderungen in der sächsischen Schweiz begegnet, der mir nicht zuvorkommend einen „guten Tach“ geboten hätte. Und wenn ich um den Weg fragte, so wußte man mir denselben stets so einfach und bestimmt zu erklären, daß es eine Freude war. Es mochte vielleicht Zufall sein, aber auffallend war, daß mir auf dem ganzen Wege kein Bettler begegnete, wie sonst in dergleichen Gegenden. Selbst Kinder, die sich als Führer anbieten, wissen das ohne alle Zudringlichkeit und doch entschieden zu tun. „Herr,“ sagen sie nach der Begrüßung, „wollen Sie, daß ich Ihnen den Weg und die schönen Punkte zeige und etwas

bemerkt hatte. Ich hielt stets den Strick in der Hand. Dann und wann rauschte es, ich mußte wahrscheinlich Familien von Fledermäusen behelligen. Mir wurde fast unheimlich; ich suchte in meinen Taschen nach einem Streichhölzchen, fand aber keines und plötzlich hatte ich auch den Strick verloren. Ich tastete an der rauhen unübertünchten Mauer umher, aber ich fand keinen Strick. Wird sich doch wohl auch ohne einen solchen hinabhelfen lassen, dachte ich und kroch über Stufen und Stufen. Die Treppe wand sich und ich kam immer mehr in Schutt, und endlich hatte ich Mauer und Schutt neben und vor mir und ich konnte nicht mehr weiter. Viel Staub hatte ich aufgewirbelt, der legte sich mir jetzt in die Augen und an die Lippen. Dann und wann flatterte etwas vorüber, aus welchem meine erregte Phantasie machen konnte, was sie wollte. — Ich war schier ratlos, doch entschloß ich mich, wieder emporzusteigen, die rechte Treppe zu suchen oder im schlimmsten Falle von der Höhe des Turmes um Hilfe zu rufen.

Aber es sollte noch einen schlimmeren Fall geben, den nämlich, daß ich auch den Aufgang nicht mehr fand; ich kletterte über Stufen und Schutt und Gerölle empor, da stand ich an einer feuchten Wand, konnte nicht weiter und mußte wieder umkehren. So kletterte ich eine Zeit lang erregt und ruhelos auf und nieder und mir schien, als käme ich immer in andere Räume. Hie und da sah ich hoch über mir eine schmale Wandscharte, durch welche einige matte Strahlen des Abends hereinfielen, sonst war überall Finsternis.

Ich verwünschte meinen Eigensinn, nicht dem Küster gefolgt zu sein. Ich ergab mich in das Unvermeidliche; am nächsten Morgen würde sich das weitere ja doch finden.

Ich setzte mich auf einen Stein, schlug meine Wollendecke, die ich immer mit mir trug, eng um Achseln und Brust und versuchte einzuschlafen. Aber ich war zu erregt. — So hilflos und verlassen hier, hoch über den Menschen! Wenn unten die Uhr schlug, hörte ich kaum die Töne. —

Indes, nach und nach wurde es in mir ruhiger und noch einmal begann sich in dieser camera obscura das abendliche Bild der Aussicht von oben zu klären. Ich sah das meer- und lichtumstrahlte Eiland — ich sah Schiffe mit wehenden Wimpeln über den dunklen Wassern; — ich sah, wie aus den Fluten Felsen und Triften und Wälder und Auen sich erhoben, und ich sah Hütten und Herden und heitere Hirten. Ich sah lustig jodelnde Sennerinnen und rüstige Gemsjäger. Und unten in den stillen Tälern sah ich Dörfer mit Schindeldächern und weißen Wänden, und ich sah, wie aus den Schornsteinen blauer Rauch aufstieg — ich sah mein geliebtes Alpenland. — Ich hörte auch das Glöcklein klingen im Tale. — Mit einem lieben Freunde wandelte ich den duftigen Waldweg, wir

Rügen ihre Sommerwohnungen haben, in die Stadt zurückkehren. Unter den Gebäuden Stralsunds ist das eigentümlich geformte, vieltürmige Rathaus, die Nikolauskirche und die Marienkirche hervorzuheben.

Von dem hohen Turme der Marienkirche aus, welchen man (über 368 Stufen) fast bis zur Spitze besteigen kann, hat man die entzückendste Aussicht über das befestigte Viereck der Stadt, über einen Teil von Mecklenburg, der Insel Rügen und den blauen Strela-Sund mit seinen zahlreichen Schiffen. Südöstlich schweift der Blick über den Greifswalder Boden und nördlich fernhin über die Fläche des Meeres.

Als ich auf dem Turme war, ging nach einem Gewitter gerade die Sonne unter. Die Luft war ungewöhnlich rein, der Himmel zum größten Teile klar geworden, nur über Greifswald und die Insel Usedom zogen sich noch Regenstreifen, von einem reinen Regenbogen durchwoben. Auf dem Meere, gegen Schweden hin, standen am Horizont weiße Punkte — einsam wallende Segelschiffe, und über den Sund streiften Seemöven.

Von Rügen schimmerte das drei Meilen weit entfernte, hochliegende Bergen herüber.

Ich konnte mich von diesem Bilde nicht trennen. — „Rügen!" — dachte ich, von Begeisterung hingerissen — „du meer- und lichtumflossenes Eiland, du sagenreiche Stätte altdeutscher Kultur, du Wiege deutscher Befreier aus römischer Herrschaft; du einst von den Segeln der Hansa umkreister Eichenhain; du ersehntes Ziel der Naturforscher, du Waldesruh der Poeten — ehrwürdige Warte im Norden: sei mir gegrüßt!"

„Ik wet nich, jez stahn mer schon twe Stunden da!" mahnte der Küster, der mich auf den Turm begleitet hatte.

„Steigen Sie in Gottesnamen hinab, ich werd' schon nachkommen", sagte ich.

Darauf meinte er, ich würde allein nicht hinabfinden, eine Zumutung, über welche ich lachte.

Der Mann bedeutete mir noch, daß ich mich immer an den Handstrick rechts halten müsse; den Schlüssel, den er unten stecken lassen wolle, möge ich ihm, wenn ich nachkomme, in seine Stube bringen, dann ging er. Ich sah noch, wie die Sonnenstrahlen im Meere erloschen, wie Rügens Hauptstadt noch einmal aufglühte und wie dann stille Dämmerung lag über Land und Meer.

Tief unter mir tönte schon die dumpfe Abendglocke der Marienkirche, als ich endlich an das Hinabsteigen dachte.

Im Turme war es ganz dunkel; ich hielt mich immer an die Handhabe rechts. Ich stieg langsam und vorsichtig. Auf den steinernen Stufen fühlte ich hie und da Schutt, den ich beim Hinansteigen nicht

welche man ganze Erdhügel schichtete und große Granitblöcke als Wahrzeichen aufstellte.

Seht Ihr sie wallen dort, die Priester, von der Begräbnisstätte durch den nächtlichen Hain gegen Arkona? In weißem Opfergewande schwanken sie, den goldenen Gürtel um den Leib. Auf dem Kreidefelsen von Littow lodern die Opferflammen und unten rauschen die schwarzen Fluten der See. — Und dort oben über den Saum der Kreidefelsen hin reitet Swantewit auf weißem Rosse.

Und es zogen im Mondenglanze durch den Hain die Schatten erschlagener Jünglinge und verwunschener Prinzessinnen. Und wieder schwebten geheimnisvolle Götterschaaren durch den Eichenwald, und die Rügianer brachten um Mitternacht Schlachtopfer — Menschenopfer — und tanzten unter Lobgesängen um die blutrauchenden Opfersteine!

So das Rügen vor tausend Jahren. Und wer es heute besucht, das zerrissene Inselland!

Seit den tausend Jahren ist es deutsch geworden, und die Menschen und die Städte und die Sitten sind dort wie überall in den deutschen Landen. Zwar noch heute werden uns Urwälder gezeigt, doch diese sind kaum einige hundert Jahre alt; die Wälder der Wenden sind längst, längst zusammengebrochen.

Wohl finden wir Denkmale von jenem merkwürdigen Volke. Auf Arkona sind noch Überreste jener slawischen Burg und des Tempels, in welchem der vierköpfige Swantewit verehrt wurde. Wir finden in den Buchenwäldern von Jasmund noch graue verwitterte Opfersteine und wir finden Hünengräber, so fest und kolossal, daß man meint, die Erbauer derselben müßten wirklich Riesen gewesen sein. Wir wollen sogar noch erkennen, wo die Hertha-Burg gestanden, und wer in der Mitternachtsstunde den unweit Stubbenitz gelegenen kleinen Waldsee besucht, der kann die weiße Göttin noch baden sehen in den dunklen Wellen. Das alles und noch vieles andere gibt Zeugnis von dem Volke jener dunklen Zeit, und darum wandeln träumerische Touristen aus allen Ländern heute so gern über die Insel und meinen im Blätterrauschen des Eichenwaldes und an den alten Opferstätten noch den Lebenshauch jener längst untergegangenen Stämme zu vernehmen. Aber es mußten große Ereignisse gewesen sein, welche die Insel Rügen von jenem Zustande vor tausend Jahren zu jenem brachten, in dem sie heute ist. Wer diese Ereignisse erfahren will: in der Geschichte der Deutschen und der Schweden findet er sie aufgezeichnet.

Nicht bloß der Geschichtsforscher und der Sagenfreund, auch der Naturkundige findet in der sonderbaren Gestaltung, in den merkwürdig geformten Kreidefelsen, in den seltenen Mineralien und Muscheln der Insel Rügen seine Rechnung. Für den Mann der Völkerkunde liefert

gingen Arm in Arm. Zwei Mädchen, die der letzte Lenz . . . Da schwand das Traumbild und ich war wach.

Unweit von mir hörte ich Gepolter und Männerstimmen, Lichtschein fiel mir in die Augen.

Das waren der Küster und sein Sohn, die, als ich am späten Abend noch immer nicht mit dem Schlüssel von dem Turme zurückgekommen, sich mit einer Laterne aufgemacht hatten, um zu sehen, ob mir in den Winkeln des alten Turmes doch nicht etwa was zugestoßen.

Wir mußten nun zuerst seitlings und dann viele Treppen hinabsteigen und als wir an der Glocke vorüberkamen, schlug diese die elfte Stunde.

Den andern Tag im Morgensonnenschein fuhr ich über den Sund und wanderte durch die Insel Rügen.

Dieses Rügen — wer es vor tausend Jahren besucht hätte! Da würde er in den dunklen Urwäldern der Insel ein halbwildes Kriegervolk gefunden haben. Das waren Slawen, stark und kräftig gebaute Männer mit großen, blonden Bärten, Riesen im Vergleich mit dem heutigen Geschlecht. Nicht hinter den Herden zu wandeln mit bekränzten Häuptern und die Schalmei zu blasen wie das alte Hirtenvolk Arkadiens; nicht den Pflug zu führen mit heiterem, hoffendem Gemüte wie der Kelte, war der Sinn dieses Volkes — mit dem Bogen und mit dem Schwerte zog der Mann aus; von der Jagd brachte er seine Beute heim oder vom Feindesland. Nur das Weib trieb Feldbau, besorgte alle häuslichen Verrichtungen und überwachte die Kinder. Der Knabe, sobald sein Arm den Speer tragen konnte, zog mit dem Vater auf die Jagd oder in den Krieg.

Die Obotriten, die Wilzen, die Lutizier, die Redavier, das waren slawische Stämme, teils auf der Insel Rügen, teils in dem benachbarten Pommern lebend, die enge Bündnisse untereinander geschlossen, um den deutschen Königen zu trotzen. Die fränkischen Fürsten rückten wiederholt an, um diesem nordischen Volke ihre Sitten und ihre Religion zu geben und ihm dafür das Land zu nehmen.

Aber lange, lange Zeit haben die Bewohner Rügens ihre ureigenen Zustände gewahrt. Da stand an der nördlichsten Spitze der Insel, auf den Felsenufern Arkonas, von festen Erdwällen umgeben, der Tempel des obersten Gottes.

Dieser Gott hieß Swantewit.

Der Kultus war im allgemeinen einfach. Nur im Herbste, zur Zeit der Ernte, wurde dem Swantewit ein pomphaftes Fest gefeiert.

Große Sorge widmete man der Bestattung der Toten. Die Leichen wurden verbrannt, die Asche in Urnen aufbewahrt und die Urnen nebst Schmuck und Waffen des Verstorbenen in tiefe Steingräber versenkt, über

III.

Auf dem Meere.

Es war am Pfingstsamstag und in Hamburg.

Ich ging an den Hafen und ließ mich von einem „Jollen“ durch hundert und hundert Fahrzeuge von allen Größen und aus allen Meeren der Welt hinausrudern zum Dampfer „Amsterdam“, der fast mitten auf der Elbe lag.

Vor vielen tausend Jahren, man weiß nicht recht wann, haben sich die Menschen zum erstenmal auf eine riesige Nußschale gesetzt und sind vom sicheren Ufer mit den Palmenschatten in das indische Meer hinausgerudert. Weil die Ruderschläge der zwei Schiffer — mehr hatten auf den Schiffen kaum Platz — schwächer waren als die Wellen der See, so haben sie über dem Fahrzeug eine Wand aus Baumzweigen aufgerichtet, in welche der Wind blies und so das Schiff weiter schob. Freilich haben sie diese Segel gewendet, bevor es Abend wurde, damit sie noch vor Einbruch der Nacht das sichere Ufer, wo die Palmen standen, erreichten.

Und heute haben sich die Menschen Schlösser gebaut mit stolzen Prunkgemächern, mit geräumigen Speisesälen und prächtigen Vergnügungshallen. Und auf den Zinnen der Schlösser liegen blühende Gärten und durch dieselben führen reizende Spaziergänge in Lauben und Luftzelte; da ergehen sich Herren und Frauen in Freude und Vergnügen und sind sorglos wie sonst. Und unten im Geschosse hobelt der Tischler, hämmert der Schmied, preßt und dreht der Sattler und der Seiler und schafft die ganze Handwerkerwelt.

Und mitten in dem Bau wirkt eine wunderbare Kraft mit eisernen Gliedern und Armen, und diese Kraft ist stärker, als hundert gesunde Männer zusammen, und sie wird hervorgebracht durch ein wenig Feuer und Wasser. Und hoch oben über den Zinnen blähen sich Fahnen, als ob der Sieg errungen wäre über das Element. Dieses Schloß nun, mit allem, was darin und daran ist, stößt ab vom Lande und läuft hinaus in die hohe See und läuft tagelang und wochenlang. Und mitten auf dem Weltmeer, und hundert Meilen weit sonst nichts, sind die Menschen im Palaste so sorglos und guter Dinge wie daheim im stillen, waldreichen Talkessel.

Das ist ein Schiff heutzutage. Aber so erstaunlich anders und großartig es geworden ist, bei der Form der Nußschale sind sie geblieben.

Ich sah mir die großen Schiffe recht und so lange an, bis mich die Glocke an den Bord des „Amsterdam“ rief. Das war freilich nur ein einfacher Frachtendampfer, der aber so gut war, mich für 9 Taler nach Amsterdam zu bringen. Ich schiffte mich ein nach Holland.

die abgeschlossene Insel Hiddensö im Nordwesten und die entlegene Halbinsel Mönchsgut im Südosten Stoff, denn die Einwohner dieser Landstriche sind von allen deutschen Inselbewohnern der Ostsee die einzigen, welche, abgeschlossen von dem Kulturstrome, ihre ursprüngliche Originalität bewahrt haben. Sie machen gewissermaßen einen eigenen Volksstamm aus; sie haben eigene Sitten und Gebräuche, eigene Kleidung, einen eigenen Dialekt, noch sehr erinnernd an frühere Jahrhunderte. Eine Eigentümlichkeit der Mönchsguter ist es, daß sie bei Leichenbegängnissen in weißer und bei Hochzeiten in schwarzer Farbe gekleidet gehen. Die Mönchsguter sind sehr religiös, friedfertig, mäßig und arbeitsam. Sie leben größtenteils von Fischerei, von Lootsendienst und von Ackerbau.

Auch der Lebemann, der bloß genießen will, zieht zur schönen Sommerszeit nach Rügen. Die Bäder von Putbus und Saßnitz wissen ihm Bequemlichkeiten zu bieten; das Jagdschloß der Granitz erschließt ihm seine Kunstschätze und gönnt ihm wohl auch manche Stunde Weidmannslust.

Mitten auf der Insel liegt Bergen, die Hauptstadt. Hinter derselben erhebt sich der Rügard, der höchste Punkt auf Rügen, von dem aus man die ganze Insel mit ihren Buchten und Seen, und Bergen und Wäldern, und Städten und Landzungen übersehen kann. Gegen Westen hin sieht man über der Meerenge in duftblauer Ferne die Türme von Stralsund, nördlich Hiddensö und Wittow mit dem Leuchtturm von Arkona, südlich Greifswald und die Insel Usedom, und östlich Stubbenkammer mit seiner vielzackigen Kreidewand.

Um all das schlingt sich — breitet sich aus die blaue Fläche der Ostsee.

Auf diesem Punkte, dem schönsten auf Rügen, dem schönsten in ganz Norddeutschland, hat man dem deutschen Sänger Arndt ein Denkmal gesetzt.

Ich stand lange davor, meines lieben Vaterlandes gedenkend und seines Sängers. Endlich — damit ich mir von dieser, allen Deutschen heiligen Stätte auch ein Andenken mitnähme — schnitt ich aus dem Gehege einen knorrigen Stock und durchwanderte damit die Insel. —

So das Rügen von heute.

Und wer es nach tausend Jahren wieder besuchen wird?

Der findet vielleicht nur mehr ein kleines Eiland. Das Meer nagt und nagt unablässig an dem Lande. Es reißt immer weitere Buchten, es beißt und drängt sich immer mehr hinein; ein Stück Erde um das andere zieht es in seinen Abgrund, als wollte es dem neuen Geschlechte die Spuren des alten, geheimnisreichen Volkes vollends entreißen. Der hohe Rügard wird das letzte sein von Rügen.

geschlagen würden. Dann war es für Augenblicke ganz still, dann toste Wasser und dann war es, als ob Sandberge an die Wand prellten. Die Wand ächzte. Ich kam mir vor wie ein Quecksilbertropfen, der nicht ruhig bleiben mag, der nach rechts und links fährt ohne allen Zweck. Durch eine kleine Öffnung an der Decke fiel ein Tagstrahl in den dunkeln Raum. Ich stand auf — ach Gott, jetzt konnte ich nicht mehr auf den Füßen stehen! — wie ein Rausch war das; kaum daß ich die Treppenhabe ertappte und mich aufwärts durch die Falltür gegen den oberen Raum behelfen konnte.

Es war schon heller Morgen, als ich auf das Deck kam, und was noch war und was ich nun sah! — Das nun war es, das hohe, gewaltige eherne Meer! Ja, das war wieder ein Alpenland, braun und grün mit Schluchten und Hängen, Kämmen und Gletschern. Aber dieses Alpenland war allebendig, die Berge und Felsen stürzten ein und erhoben sich; die weißen Kämme zerspritzten in Schaum und aus den Mulden tauchten sie wieder hervor. Und alles wogte und rang und begrub sich und stand wieder auf; und alles war so furchtbar groß und lebendig. Ach, du kühnes, kleines Menschlein, wie schaukelst du so lustig dahin über den unermeßlichen Kirchhof! Was dich trägt und schaukelt, sind hunderttausend lebendige Gräber, und wenn du hinabgleitest — Dein Heimatland, das ferne! Dein Mütterlein, dein blindes, weint und tastet nach des Sohnes Hand, aber es ist weit von dir und die Wellen schlagen über dir zusammen und rauschen und wogen wieder dahin . . .

Es ist groß, aber ohn' Lieb' und Erbarmen, das hohe, gewaltige, eherne Meer! Ich hielt mich an einem Tau und sah hinaus auf die Höhen der See. Auf dem braunen Horizont stand ein Schiff, so klein wie eine Fliege. Im Osten lagen Wolken und durch dieselben schimmerte die große Scheibe der aufgehenden Sonne.

Und ich war allein in dieser Größe und meinte, meine Seele könne das nicht ertragen.

In der frühen Morgenstunde war niemand auf dem Deck als ich, nur auf dem mittleren Maste, im Tauwerk verstrickt, saß ein Mann und rauchte seine Pfeife.

Ich wendete mein Auge wieder auf das Wellenspiel; eine Gebirgskette wälzte sich langsam heran, schlug an das Schiff und zerschellte.

Da bekam ich wohl auch manch' salzige Portion ins Gesicht, denn das Meer will auf das Deck und will anbinden mit Menschen — es ist herausfordernd. Herausfordernd in verschiedener Bedeutung. Ich fühlte es wohl. Die Begeisterung ließ nach, ich wurde gleichgültiger gegen die Schönheit des Meeres, und es ging manches mit mir vor, bevor ich wieder auf meiner Matratze lag unten in der Kajüte. Da lag ich nun in Not und Drang und hielt Pfingstfeier. Als ich noch

Die untergehende Sonne vergoldete noch die Turmspitze der Michaelskirche, als der Dampfer flott wurde. Die Dampfmaschine dröhnte unter dem Deck, die Räder rauschten in den grauen Wellen und die Stadt Hamburg mit ihren Türmen, mit ihrem Mastenwalde, schob sich immer mehr und mehr zurück. Noch sah ich Altona und den Kirchturm von Ottensen, wo der Dichter ruht, dessen „unsterbliche Seele den sündigen Menschen Erlösung“ sang, und die Nacht sank nieder über Land und Wasser.

Matrosen zogen im Scheine der an Masten schwankenden Laternen kreuz und quer über das Deck, ordneten die Fässer und Ballen, lockerten Taue, zogen andere stramm, disputierten plattdeutsch oder holländisch und sangen wohl auch Seemannsweisen. Ich habe noch nichts Melancholischeres gehört als diese Schifferlieder, sie kamen mir vor, wie ein klagendes, entsagendes Gebet. Und doch findet man nicht bald so kecke und lebenslustige Menschen, als ein Seemann ist. Ei, warum auch nicht! Ist seine Welt und Courage nicht dreimal so groß und weit und herrlich als die anderer Menschen; ist er nicht in allen Weltmeeren daheim und in allen Weltteilen obendrein? Er möge nur lustig johlen und jauchzen, der Seemann, er lebe!

Ich stand ziemlich einsam am hintern Mast; ich war der einzige Passagier auf dem großen Frachtschiffe. Gewöhnlich seien wohl zehn bis zwanzig Mitreisende, sagte mir ein Matrose, doch jetzt über die Pfingstfeiertage seien die Leute nicht gern auf der See.

Ich konnte nicht begreifen, warum man an einem sonnigen Pfingsttage nicht gern auf dem Meere sein sollte; für festliche Geisteserhebung findet man wohl keinen erhabeneren Dom als die hohe See mit dem Himmelsgewölbe.

Heute, am späten Abend, hatte ich weder Bedürfnis nach leiblicher noch geistiger Nahrung, ich begab mich in die Kajüte und legte mich auf meine Matratze.

Was man beim Scheine der Nachtlampe in einer Kajüte zweiter Klasse sieht, das ist nicht viel. Außer einigen ärmlichen Lagerstätten an der Wand, einem Tisch mit beleisteten Rändern und irgendein paar Tauen oder Eimern findet man kaum mehr als in einem Eisenbahnwaggon dritter Klasse. Noch hörte ich eine Zeit das Gepolter und Geschrei der Matrosen auf dem Deck und das Plätschern des Wassers, von dem ich kaum mehr als einen Fuß entfernt war, dann schlief ich ein.

Nach mehreren Stunden, als ich wieder erwachte, war es in der Kajüte finster und auf dem Decke still geworden. Auch das gleichmäßige Plätschern des Wassers hörte ich nicht mehr, dafür aber ein eigentümliches Krachen an der Wand, ungefähr, als ob große Seile an dieselbe

Loch hinein, das Bier färbt den Kalk sofort braun, so daß zum Frühjahr der Maler bestellt werden muß. Aber unentwegt und unbeweglich wäscht am Gossensteine Gesche, die Magd vom Hofe, weiter: Als wäre da hinter ihr kein Knall und keine Gischt, die die anderen auseinanderstieben lassen. Sie sieht sich nicht einmal um.

Oder der Bauernpfarrer kommt spät abends von irgendeinem Gange wieder. Es ist draußen schwarz, einfach schwarz. Den Weg, der von der Landstraße abführt, von dem er genau weiß, da und da ist er, hat er nicht sehen können, er hat ihn mit der Hand auf dem Boden fühlen müssen. Es ist in der Tat so dunkel, daß man wörtlich die Hand vor den Augen nicht sehen kann! Da plötzlich rennt er Brust gegen Brust mit jemand zusammen. Er prallt zurück. Trotzdem er schon manche Meile zu allen Abend- und Nachtzeiten in seinem Kirchspiel gemacht hat, erschrickt er und ein plötzlicher Schreckenslaut entfährt seinen Lippen. Die Begegnung war so vollständig unvorhergesehen gewesen! Der andere ist ganz bedeutend unempfindlicher. „So, sün Se dat!“ beruhigt er sich bald. Er hat möglicherweise des kleinen nächtlichen Erlebnisses nie wieder gedacht. Es hat ihn nicht groß in Bewegung gesetzt.

Oder der junge Patron in der Hauptstadt hat beim Einzug des neuernannten, ebenso jungen Pastors seiner Gemeinde eine Uhr geschenkt für den Turm. Der Pastor nimmt das Geschenk voll Dank entgegen und stellt die Annahme seitens des Kirchenvorstandes lediglich als eine Formalität hin. Aber der Kirchenvorstand denkt anders. Wer denn die Uhr aufstellen solle?! Der Patron fügt seinem Geschenk noch die Aufstellungskosten hinzu! Wenn aber Reparaturen kämen, wer die bezahlen solle?! Der Patron gibt, etwas verstimmt, auch ein kleines Kapital für die Instandhaltung! Ja, das wäre ganz schön, wer aber die Uhr immer aufziehen solle?! Nun, irgendeiner aus der Gemeinde! Ja, der täte es aber nicht umsonst. Der Pastor erklärt entrüstet, dann werde er dafür sorgen! Jawohl, wenn er aber einmal wegkäme oder mit dem Tode abginge?!! Und die Uhr wurde abgelehnt! Die Geschichte stand gelegentlich in den „Fliegenden Blättern“.

Oder anderes! Die unbewegliche Ruhe des Bauerntums bei allem Erntewetter! Endlose Wolken vernichten an der Wetterseite des Gebirges die Ernte. Immer von neuem werden die Wagen angespannt und müssen ebensobald wieder ausgespannt werden, weil der Regen, der eben nachließ, schon wieder einsetzt. Oder die Garben sind etwas abgetrocknet, aber der Boden ist so naß, daß der Wagen nicht bis heran kann, weil er bis über die Achsen einsinkt! Was macht der durchschnittliche Großgrundbesitzer in solchen Lagen, die ja allerdings auch nicht leicht sind, für eine Figur? Man tut gut, ihn in solchen Zeiten nicht aufzusuchen! Wie merkwürdig ruhig bleibt jedenfalls das Bauerntum dabei! „Da

ein kleines Kind war, hatte mich doch meine Mutter auch gewiegt und ich befand mich sehr wohl dabei; und jetzt wiegt mich das Meer und ich befinde mich nicht wohl dabei. So dachte ich bei mir und war ungehalten auf meinen Magen, daß er mir die Freuden der Seefahrt so ganz und gar verdarb. Für den Seekranken wäre es am besten, sich immer auf dem Deck, möglichst am Mittelpunkte des Schiffes aufzuhalten, doch der empfindliche Wind, der gewöhnlich schneidet, nnd das Fiebern läßt den Kranken gern die Kajüte wählen.

Endlich, nach zwei Tagen und zwei Nächten, als das Tosen und Krachen an der Wand wieder dem ruhigen Plätschern gewichen, war Fieber und Unwohlsein verschwunden. Frischer Eindrücke fähig, eilte ich nun auf das Deck und betrachtete wieder das Gewässer. Aber das war jetzt ein ganz anderes, es war bläulich und ruhig. Eine große Anzahl Schiffe lag in Sicht und am Horizont sah man hie und da ein Streifchen Land.

Auf dem Zuidersee.

Die Flossenräder des Dampfers gingen sehr langsam, weil teilweise im Sande, denn das Wasser im Zuidersee ist seicht, läßt nur die leichteren Schiffe in die Bucht. Alle Segel wurden aufgehißt, die Brise war eine günstige, und endlich sahen wir die Türme von Amsterdam.

Fahnen mit den hamburgischen und holländischen Farben wurden aufgezogen, die Matrosen bereiteten vor zum Ankern.

Und als ich im Hafen von Amsterdam stand, vor den braunen, hochgiebeliegen Häusern mit den weißen Balken und Gesimsen und Fensterrahmen, da blickte ich noch einmal zurück, hinaus über den See und dachte an das hohe, gewaltige, eherne Meer und an die Menschen, die auf demselben ziehen.

Schwerblütigkeit.

Aufgelesen zwischen Bruch und Heide von **A. l'Houet.**

Allsonnabendlich bringt der heißgebrannte Bierwagen auch zur Frau Bezirksarzt ein Fäßchen Braunbier, das, abgezogen, gut verkorkt und gähren gelassen, vier Tage später ein herrlich schäumendes, kühles Getränk gibt. Das kleine, rundliche Ding steht auch diesmal wieder da. Man hat vergessen, es gleich aufzuschlagen. Es steht in der Sonnenglut bis zum Abend, und der Herr Doktor, bestaubt zurückkehrend, geht selbst an den Spund, ihn vorsichtig lockernd, um den schwarzen Trank noch rechtzeitig vor dem Wildwerden in den Eimer zu lassen. Er bekommt nur die Hälfte des Inhalts, die andere Hälfte ist mit gewaltiger Wucht senkrecht in die Höhe an die Decke gegangen. Der Spund reißt ein

Abgußsammlung findet sich der bekannte „Diskuswerfer", angeblich von Myron. Wer mit modernen Augen diese zum Wurf der Diskusscheibe ausholende Gestalt ansieht, wer sie in Gedanken oder von Bild zu Bild mit modernen, ähnlich zum Schlag oder Wurf ausholenden Menschengestalten vergleicht, der wird leicht je länger je mehr den Gedanken nicht los: Die eigentliche wirkliche Energie, eine der Größe des Augenblicks entsprechende Verve fehlt ihm! Man kommt auch vor der Laokoongruppe zu dem ausgeprägten Gedanken, die Gewalt des Augenblicks durchrüttle und durchschüttle den Vater gar nicht entsprechend. Täte sie das, triebe sie ihn wirklich zum äußersten, so würde es, soweit man die Lage der Schlangenringe prüft, gar nicht so aussichtslos sein, sich von ihnen zu befreien.

Oder wir denken an den allbekannten „Heiligen Georg" von Donatello. Derselbe ist als Wächter, als ein Roland gedacht und ist in seiner Schwerblütigkeit diesen Beispielen einer nordischen frühen Kunst merkwürdig ähnlich. Wie anders pflegen moderne Plastiker solche Wächter darzustellen! Das Schwert ist aus der Scheide gerissen, federt auf der Erde und die ganze Figur durchfiebert der eine Gedanke, im nächsten Augenblicke loszuschlagen! Durchaus nicht so also der heilige Georg! Er hat nicht einmal, wenn wir nachforschen, eine Waffe bei sich. Sein Schild ist seine einzige Wehr. Und der steht fest auf der Erde, und die Hände ruhen auf ihm. Der klassische Wächter wird einen ersten Angriff gar nicht abwehren. Er wird nicht auf Mücken und unebenbürtige Gegner losschlagen. Er wird alles an sich herankommen lassen. Läßt der Feind nicht ab, werden seine Angriffe bedenklich und gefährlich, dann wird er hingehen und wird sein Schwert holen und wird damit tun, was nötig ist. Das ist Schwerblütigkeit.

Wie führt sie uns so manchmal Defregger in seinen Bauernbildern vor. Es ist die Zeit des Tiroleraufstandes. Wir sind in einer Schmiede! Sensen und alte Flinten gehen abwechselnd über den Amboß. Daneben steht eine hölzerne Kanone, durch Eisenreifen zusammengehalten. Und zwischen alles das hinein ist Nachricht vom Kriegsschauplatze eingetroffen, ein Schreiben, das einer von den Leuten vorliest. Aber wie gering ist die Wirkung davon! Es hören alle zu, aber alle sind ruhig. In keinem Gesichte, in keiner Hand- und Körperbewegung spiegelt sich ab, was in dem Folioblatt steht! Auf Leonardos „Abendmahl" entfesselt Jesu Wort: Einer unter euch ist, der mich verrät! zwölf Gestalten, jede anders, aber alle gleich lebhaft, daß Goethe über diese Lebhaftigkeit in ihrer Verschiedenheit seine schöne klassische Abhandlung geschrieben hat. Hier ist alles ruhig! Nervöse Leichtbeweglichkeit, nicht von zwölf Herrenjüngern, sondern von zwölf Menschen der Hochrenaissance, und Schwerblütigkeit!

möt'n tofree weken!" „Da is nix bi to maken!" „Da möt'n Gottvertruen hebben!" „Unn de Arn hett ja noch nie buten blewen!" Die Ernte ist ja noch immer hereingekommen! Der Regen dringt viel tiefer in den Boden und in die Garben ein, wie in die Bauernseele.

Oder die Ruhe beim Sterben! „Ek will nu starwen", läßt manch einer seinen Seelsorger rufen, „un Se schallt mi dat heilige Abendmahl gewen!" „Da möt'n Gottvertruen hebben!" „Unn davor hebbt wi jo in de Schole wat lernt!" Und an der Hand endloser Kirchenliederverse, die sie für solche Zeiten behalten und in sich aufgespeichert haben, wie das Eichhorn seine Nahrung für den Winter, gehen sie, nicht mutig und freudig, aber ruhig und selbstverständlich dem Tode entgegen. Und wenn ein zehnmonatliches Krebsleiden den Leib aus den Angeln hebt, die Seele hebt es nicht aus den Angeln. In die Seele erlangt das alles nur relativen Eintritt. Keine Spur von dem Gedankengang römischer oder moderner Weichlinge: Es wäre doch gut, wenn in solchen Fällen die Ärzte die Menschenleben abkürzten! Oder wenn das Leben den Menschen nicht mehr behagte, müßte die eigentliche Moral doch sein, es von sich werfen zu dürfen! In schwerblütige, harte Bauernseelen dringt ein solch umherschweifendes Gedankengesindel nicht hinein, das der hochfahrened Kulturmensch in sich aufnimmt, wie wenn eine Prinzessin sich einen Zigeunerhäuptling heiratet.

Oder noch ein Beispiel! Was darf ein Pfarrer unter Bauerntum alles sagen! Wie vorsichtig muß er unter Kulturverhältnissen sein, wenn ein Todesfall, eine zweite Verheiratung oder dergleichen vorliegt! Wie leicht wird er den durch die Schwierigkeit des Falles doppelt empfindlichen Großstädtern gegenüber zum taktlosen Menschen, der in solchen Augenblicken da- und davon reden, da- und darnach fragen kann! Die Dinge liegen grundsätzlich verschieden beim Bauerntum. Man darf bei der Hochzeit nicht nur gelegentlich der Trauung, auch beim Hochzeitsessen von der ersten Frau sprechen, an deren Stelle die zweite tritt, von dem vorzeitig verstorbenen Vater, nach dem das Haus sich nennt, dem es im letzten Grunde das meiste verdankt. Der Gedanke an den Tod erschüttert keine schreckhafte Festgesellschaft, die um ihrer Nervosität willen ein schuldiges Gedächtnis unterläßt. Den fester gefügten Seelen des Bauerntums hat dergleichen nichts an. —

Holen wir zur Unterscheidung der „Schwerblütigkeit" und ihres Gegenteils, der „Leichterregbarkeit", einige klassische Kunstwerke heran, die sie uns vergegenwärtigen. Je früher die Antike war, desto mehr zeigt sie uns Schwerblütigkeit, ebenso wie bei uns, diesseits der Alpen alle frühe Kunst. Wer nicht unter diesem Gesichtswinkel, von diesem Gesichtspunkte aus sie betrachtet, möchte leicht die Vollkommenheit, die ihnen zugesprochen wird, ihnen absprechen! In jeder noch so kleinen

Empfindungen eines Hochkulturmenschen sind in die Pferde- und in die Hunnenseele hineingelegt. Und die Hochkultur-Herren und -Damen davor helfen sich mit an der Entdeckung der beiden entsetzen, weil sie sich selbst in den beiden wiederfinden. Sie bemerken nicht, daß das Ganze Maskerade ist, dieselbe Maskerade, wie wenn ein schlechter Bauernschriftsteller seinen Bauern Hegelsche Philosophie oder seine eigene Erotik in die Seelen hineinlegt. Leser finden solche Bücher, in die Literatur werden sie nie eintreten! Es ist ungeheuer schwer, eine Welt, in der man selbst nicht mitten darin steht, zu schildern! Frühmittelalterliche Wucht und Schwerblütigkeit sollte dargestellt werden und ein nervöser Elan kommt dabei heraus, den ein Haufen Totenknochen aus dem Sattel hebt. Das einzige Zeitgeschichtliche, Alte an dem Bilde sind wieder nur ein paar drapierte Felle. Die Hunnen, die Deutschlands Städte verwüsten und deren Rosse unsere Flüsse aussaufen sollten, waren sicher fester und einheitlicher konstruiert! Wenn ein Bauer mit seinem Pfluge plötzlich einen Haufen Franzosenknochen aufwühlt und sie ruhig beiseite legt, mit etwas Erde darüber, und wieder des Vorganges kaum weiter Erwähnung tut: das ist wirkliche Schwerblütigkeit. — —

Nun, was soll es denn aber im letzten Grunde mit solcher schwereren oder leichteren Beweglichkeit des Gemütes, daß das einemal jede Freude, jeden Schmerz, jede Anregung, jede Aufregung das ganze Seeleninnere durchtobt und das anderemal alles sich nur anhört wie ein Lärm, der draußen sich abspielt? Was soll es mit solchem Unterschiede?

Es handelt sich um die alte Beobachtung, daß alle wirkliche Gesundheit und Jugend, alle wirkliche Lebensfrische und guten Nerven etwas Ablehnendes an sich haben. Sie besitzen, sie verfügen über einen festgeschlossenen Lebenskreis, in dem sie sich nicht behelligen lassen wollen. Sie haben etwas Ungastliches an sich, bedürfen und verlangen nach keiner Außenwelt, sind sich selbst genug. Wie es ein niederdeutsches Sprichwort so deutlich wie möglich ausdrückt: „Bliv buten, edder ek smit die uppe Snuten!“ (Bleib draußen oder ich schlage dich ins Gesicht!) „Höchst unschön — schauderhaft!“ wird der nach allen Seiten aufgeschlossene Kulturmensch sagen! Aber höchst charakteristisch! Man kann ja die bekannte Frage stellen: Mit wem läßt sich leichter verhandeln, mit dem Alter oder mit der Jugend? Und man wird antworten müssen: Ohne Zweifel mit dem Alter! Alles Alter ist Gründen zugänglich. Trifft man bei der Jugend nicht den einen Schlüssel, der sie gerade aufschließt, dann ist alles Parlamentieren umsonst. Alle Jugend „kann nicht anders“ und „will nicht anders“. Alles wirkliche Alter „kann auch anders“. Bei allem Alter wird alle Außenwelt unangemeldet vorgelassen. Wo sich dieselbe anmelden und wieder anmelden kann und trotz aller Anmeldung

Ziehen wir zum Gegensatze aus solcher Hochkultur noch einige weitere Beispiele heran!

Von Canova, der in venezianischer und römischer Luft lebte und arbeitete, besitzt sein Museum in Possagno einen Ajax. Er ist, wie fast alle Figuren aus der Jugend eines Volkes, wenn sie späte, moderne Künstler in die Hand nehmen, ein völlig mißratenes Geschöpf. Bekleidet mit Sandalen, einem Achäermantel und Achäerhelm: das ist antik an ihm. Damit nun aber ist vermengt ein vibrierender moderner Mensch. Aufmerksam, angespannten Auges ist der Kopf lebhaft zur Seite gewandt. Die Rechte ruht am Griffe des Schwertes, bereit, jeden Moment es herausfliegen zu lassen. Die gesamte Figur, auf den linken Fuß zurückgelehnt, wird sofort, wie der borghesische Fechter, mit wild erhobener Waffe vorstürzen: wer weiß, vielleicht nur auf einen kleinen Gegner, über den der Sieg leicht ist, der der Mühe nicht wert war. Nervosität, Leichterregbarkeit!

Wie gesagt, solcher nervösen Ajaxe und mißratenen Zwittergeschöpfe ist alle späte Kunst voll, die späte römische so gut wie unsere heutige französische oder deutsche.

Am Kyffhäuserdenkmal befindet sich u. a. ein alter Germane. Felle umhüllen seinen Leib, ein Stierhaupt mit Hörnern ist ihm über den Kopf gezogen, Felle trägt er als Gamaschen er um die Schenkel gebunden. Im übrigen aber dasselbe nervös vorgebeugte, horchende Haupt! Die gezogene Schwertklinge ruht auf den Knien, unter den zuckenden Fingern sich biegend. Der eine Fuß ist zurückgesetzt, wie es einer tut, der im nächsten Moment aufspringen will. Die ganze Figur ist wieder Antike und Moderne miteinander gemischt. Sie soll wesentlich altgermanische Schwerblütigkeit sein. Sie ist in Wahrheit in der Hauptsache moderne Beweglichkeit und Leichterregbarkeit, der dann ein Fell umgehängt und ein Bisonkopf übergestülpt ist.

Und man braucht nur die Augen umzuwenden, und dem Kyffhäusergermanen im Gipskabinett gegenüber steht eine Hunnenfigur, aus denselben Ingredienzien zusammengesetzt. Ein struppiger Hunne auf einem struppigen Pferde — dafür lassen sich leicht Modelle finden! Kommen des Weges und an einem Haufen Menschenschädeln und bleichender Armknochen vorbei. Wie aber entsetzen sie sich davor! Das Pferd scheut zurück, als stünde es vor einem Abgrunde. Die Vorderbeine stemmen sich vor und wollen nicht weiter und der Schweif klemmt sich zwischen die Hinterbeine! Die sich blähenden Nüstern sind ein Bild des Schreckens. Und der Reiter macht in allem eine entsprechende Bewegung nach vorwärts, beugt sich zur Seite, schaut zur Erde und der gleiche Schrecken zieht auch durch seine Seele! Das Stück aber zieht an, weil es in Roß und Mann durchaus modern gedacht ist. Die

Venezianer und Römer sind leichtbewegliche Menschen. Man vergleiche nochmals die Hände auf Leonardos Abendmahl. Goethe ist bekanntlich der Meinung: „Und wenn alle Köpfe fehlten, die Hände sprächen.“ Also heute sind die Leute dort so. Aber heute haben sie dort eine zwei-, dreitausendjährige Kultur hinter sich! Man muß fragen: Wie stand es mit den Römern der Republik, die erst zwei-, dreihundert Jahre alt waren? Regulus, Cincinatus, Fabius Cunctator, „der Zauderer“: War das nicht damals ein Volk von schwerblütigen Bauern, das sich eben anschickte, Geschichte zu machen?

Man betrachte bis zur Stunde noch einen Beduinen dort, wo die glühendste Sonne scheint, wenn er unbeweglich, „indolent“, wie wir sagen, in einem seiner primitiven Cafés dasitzt und dann ruhig und „gleichgültig“, sagen wir, seiner Wege geht.

Oder man denke einen Augenblick an den Fatalismus des Mohammedaners, im heißesten Himmelsstriche der Erde ausgebrütet. Hat jemals eine schwerblütigere Weltanschauung bestanden? Merkt man ihr nicht von weitem an, daß sie so gar nicht von einem Kulturkatheder herrührt mit seiner sensiblen Pflege des Individuums, sondern von einem Volk von Hirten, Bauern und Kriegern, das ebenso noch nicht durch Kultur angebraucht und aufgebraucht war?!

Man gebe Reykjavik eine zwei- und dreitausendjährige scharfe Kultur als Mittelpunkt einer halben Welt. Wer weiß, ob der schwerblütigste aller Menschenschläge nicht ebenso leichtfüßig würde wie der moderne Franzose?! Die Wolken würden sich nicht ändern, aber die Menschen! — —

Das Maibaumfest im Semmeringgebiete.

Bauernspäße von **Arthur Halberstadt.**

Wenn sich die Lärchen grün zu färben beginnen und man bei den Tannen und Fichten die hellen, weichen Triebe hervorschießen sieht, dann ist die lustige Zeit des Maibaumsetzens gekommen, worüber ich dem Leser heute erzählen will.

Das Maibaumfest ist ein ebenso alter Brauch wie das Fensterln. Während aber beim Fensterln die Unterhaltung die Hauptsache ist, liegen dem poetischen Brauche des Maibaumsetzens tatsächlich Liebesgefühle zugrunde. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß dieser sinnige Brauch immer mehr und mehr den alten intimen Charakter verloren hat und heute in der Regel zu einer allgemeinen Belustigung führt.

Gewöhnlich wird das Maibaumfest bei einem Wirtshause abgehalten, woselbst ein tadellos gewachsener und sauber abgerindeter Baum auf-

draußen bleiben und antichambrieren muß, da haben wir echte Volksjugend vor uns.

Nehmen wir zum Schlusse nochmals ein paar Beispiele. An einen gesunden Fruchtstrauch oder Rosenbusch kommt, wie bekannt, kein Ungeziefer. Die Tiere können nicht in die festgefügten Organe eindringen, sie müssen auf ihnen verhungern. Und jedes kränkliche Gewächs nimmt sie so leicht und willig auf und nährt sie mit seinem Herzblut, bis das Tier lebt und die Pflanze stirbt. Das beste Mittel aber, dem abzuhelfen, ist, wie jeder Landwirt weiß und wie aus diesem Zusammenhange hervorgeht, gar nicht, nun den Kampf eröffnen gegen das schädigende Tier, sondern die Pflanze gut füttern und nähren. Solche Nahrung wird sie schon annehmen. Dadurch wird sie satt und kräftig, und kräftige Pflanzen haben kein Ungeziefer. Auf ihnen verhungert es. Das ist schwerblütige, ablehnende Gesundheit.

Oder es denkt jemand an zwei zusammenhängende Äpfel, wie sie jeder Apfelbaum den Sommer über in Mengen hat, die monatelang mit einer Stelle sich berühren. Wie oft findet an dieser Stelle sich auch ein doppelter Wurm, der sich in beide Früchte hineingebohrt hat. Und weshalb, weshalb gerade hier zur unliebsamen Überraschung? Sehr einfach! Weil diese Stelle, die Wind und Wetter nicht ausgesetzt ist, weich und angriffsfähig bleibt vor allen anderen. An ihr hat die Außenwelt Erfolg.

Man wende das von der Körperwelt auf die Geisteswelt an. Die Gesetze bleiben dieselben, die Erscheinungen sind ähnliche.

Jeder weiß, nochmal, wie schwer in alle wirkliche Jugend etwas eindringt. Was schon oft verboten ist, wird bereut und wieder getan und kaum Fingerklapse helfen für kurze Zeit. Tadel, Vorwürfe, Scheltworte werden angehört und beiseite gelegt. Oder Kinder und Jugend bewirft sich untereinander mit Scheltworten, die aber der Freundschaft weiter keinen Schaden tun, die, man hat wieder die Empfindung, in diese zarten, jugendlichen Seelen gar nicht recht eindringen. Was für ein anderes Bild, ein Bild äußerst ausgebildeten Alters ist es, wenn ein paar Zeitungssprechsäle miteinander darüber hadern, daß es bei der einen Eisenbahndirektion in den Bahnwagen heißt: „Es wird ersucht, sich nicht hinauszulehnen!“ und in den anderen: „Nicht hinauslehnen!“ Die nicht mehr produzierende Innenwelt eines altgewordenen Volkes lebt ganz von der Außenwelt. — —

Man denkt oft das Richtige zu treffen, wenn man die Schwerblütigkeit und die Leichtbeweglichkeit im Menschen verteilt auf die geographischen Breitegrade. Im Norden, wo die schweren Wolken wohnen, wohnt die Schwerblütigkeit, im Süden die Leichtbeweglichkeit. Es ist die Frage, ob diese Verteilung richtig ist und sich halten läßt. Gewiß, der moderne

Die Musikanten konnten sich nicht verteidigen, da sie gerade einen niglnaglneuen Marsch aufspielten, der allerdings ein bißchen ungenügend geprobt klang. Um die musikalisch so feinfühlige Geiß zu beruhigen, riß der Treiber ein Grasbüschel aus und hielt es derselben vor das Maul.

„Soo . . . und hiazt geh her, Köchin . . . und melks gschwind.“

Hurtig nahm die Senndrin ihre Pfanne und näherte sich dem Hinterteile der Geiß.

„Dei Goaß hat ja gar koa Auta*) nit“, rief sie entsetzt aus und bekreuzigte sich, während ringsherum alles laut lachte.

„Waar nit aus“, entgegnete gelassen der Geißtreiber. „Muaßt halt besser zubigreifen“, erklärte er der mißtrauisch dreinschauenden Köchin.

Aber das „Zubigreifn“ war nicht gar so leicht, wie man sehen konnte. Stets, wenn die Köchin sich anschickte, der milchspendenden Stelle nahe zu kommen, machte die Geiß mit ihren Hinterfüßen einen mächtigen Sprung. Wohl versuchte es der Treiber mit einigen Helfern die Geiß festzuhalten, aber es nützte nichts. Beim letzten Versuch schlug die wütende Geiß der erschrockenen Köchin sogar das „Pfandl“ aus der Hand, daß es weit über die Köpfe der johlenden Menge flog. Die Köchin selbst bekam einen derben Stoß, verlor das Gleichgewicht und rollte über die nahe Böschung eines kleinen Abhanges hinunter. Da konnte man nun deutlich sehen, daß die vermeintliche Köchin Männerhosen anhatte, was den Zusehern neuerlich Anlaß gab, in ein dröhnendes Gelächter auszubrechen.

Nun versuchte man es wieder mit Güte und begann die Geiß an ihrem langen Barte zu krauen. Da hielt sie endlich still.

Vorsichtig probierte es die geduldige Köchin wieder und siehe — diesmal mit Erfolg!

Ein ohrenbetäubendes Gelächter erhob sich von allen Seiten, als man deutlich das Geräusch des Milchstrahles hörte, der zischend in die Pfanne fuhr! — — —

Offenbar hatte der Darsteller des hinteren Teiles der Geiß schon früher eine mit Wasser gefüllte Spritze bei sich getragen, um das Schaustück des Melkens naturgetreu ausführen zu können.

Mit unheimlicher Schnelligkeit begann nun die Senndrin ihren Sterzteig herzurichten. Statt Mehl nahm sie geschwind zwei Handvoll Sägespäne und warf sie in die Pfanne. Eine Weile ließ sie den fest abgerührten Teig in der Pfanne brodeln, dann nahm sie einen Holzlöffel und kostete.

„O mei, . . . o mei“, jammerte sie wieder, „. . . afs Salz han i ganz vagessen“.

*) Euter.

gestellt wird. Der Wipfel ist das Heiligtum des Maibaumes und wird stets mit Bändern und färbigen Maschen geziert.

Es war vor etwa 16 Jahren an einem herrlichen Maientage, daß ich beim Orthofe dem Treiben eines solchen Maifestes zusah. Als ich in den Nachmittagsstunden hinkam, herrschte bereits eine fröhliche Stimmung. Man aß und trank im Freien. In der Nähe des Maibaumes spielten die Musikanten ihre ländlichen Weisen und an den dichtbesetzten Nebentischen sangen die Bauern ihre Volkslieder. Dies geschah aber nicht, wie etwa im Wiener Volksprater, zu gleicher Zeit! Die Bauern unserer Berge haben in dieser Beziehung ein viel ausgeprägteres Musikgefühl als die Volksmassen der Großstadt.

Wer das ganze Treiben aufmerksam beobachtete, konnte bemerken, daß das Zentrum aller Lustigkeit in der Nähe des Maibaumes lag. Dort hatten sich inzwischen alle jene Personen eingefunden, denen bei der kommenden Handlung die Hauptrollen zufielen. Da konnte man den die Oberaufsicht führenden Förster, den Holzmeister mit seinen Knechten, die Senndrin, welche den Holzknechten einen Sterz zu kochen hat, und die kauflustigen Lizitanten sehen. Auch der Geißtreiber war schon da, der eine von zwei Burschen dargestellte Geiß an einem Stricke führte. Das war ein zottiges Ungetüm, in welchem die beiden Burschen staken, deren Füße das einzig Sichtbare von ihnen waren. Die Hauptpersonen dieser lustigen Handlung sind, bis auf den Förster und die Lizitanten, gewöhnlich verkleidete Bauernburschen.

Immer fröhlicher wurde das Treiben um den Maibaum.

Die Senndrin, die man kurzweg „Köchin“ nannte, hatte soeben ein Feuer angemacht, um den Holzknechten ihren Sterz zu kochen.

„Jessas, jessas“, kreischte sie im höchsten Diskant . . ., „i brauch ja a Milli zan Sterz! . . . O mei, o mei, wo nimm i hiazt gschwind a Milli her?“

Und dabei schlug sie das eine über das andere Mal ihre Hände zusammen und rannte mit ihrer Sterzpfanne, anscheinend ganz ratlos, auf und ab.

Da kam der Geißtreiber hinzu.

„A Milli brauchst“, frug er langsam die jammernde Almköchin, „die kannst scho habn, . . . s is freili nur a Goaßmilli . . . aba süaß, soviel süaß is's“, betonte er unter dem Gelächter der Umstehenden.

Mit Zerren und Reißen brachte er die fortwährend bockende Geiß näher.

„I woaß nit, was dös Viech heund hat“, räsonierte er, „sunst is's allweil so lamperlfrumm, . . . mi ziemt*) . . . dös falsche Blasen von die Musikanten vertragt dös Luader nit!“

*) ich glaube.

und pechschwarzen Augen, dessen hartnäckiger Oppositionsgeist allgemein bekannt war.

„Der Baam ghört ja gar nit enk“, begann er in herausforderndem Tone zum Holzmeister gewendet, „. . . der ghört ja n Wirtn“.

„Da Baam ghört hiazt den Herrn Förstner, der n vom Wirtn kaaft hat . . . und wannst eppa scho wiedrum s Streitete hast, so geh lieba glei hoam, ehvor daß d an Unfried anhebst“, entgegnete ihm scharf der Holzmeister.

„Hundianer“, schrie der schon stark vom Weine benebelte Plenkl dazwischen, „wirst denn nit glei s Maul haltn, . . . i selba habs gsehgn, wia der Herr Förstner n Baam zahlt hat!“

„Ah was, . . . Förstner hin, . . . Förstner her, . . . da Baam ghört n Wirtn“, stritt der eigensinnige Polleros weiter. „Der Förstner hat ja nur n Platz zahlt . . . fürs Aufstelln . . . dös han i selba ghört, weil i selm in da Kuchl gwest bin, wia da Förstner einikäma is.“

„Hiazt möcht i aba do wissn, was di überhaupt dös Ganze angeht“, mischte sich nun der Wirt selber hinein. „Du bist ja a Lizitant, . . . fahr nur recht hoch an, . . . nacher ghört er vielleicht gar dei.“

„Zahl nur gschwind zehn Guldn, . . . du zaunata Teufl, . . . wannst glaabst, er kimmt da aus, . . . aba gschwind, gschwind, . . . sunst is er hi“, stichelte der alte Hahnl-Stranz und ahmte dabei das Herumfuchteln mit den Händen nach, daß alles hellauf zu lachen anfing.

Nun wurde aber der „barmherzige Polleros“ zornig.

„Ös kinnts mi föppeln und feahn*) wia s wollts . . . döswegn ghört da Baam do nit n Förstner, der si heund herbroat, wia da Fürst Liechtnstoa selba. Zerst sull er n Baam zahln . . . nocha kann lizitiert werdn!“

„A so a grober Lackl“, entfuhr es dem beleidigten Förster.

Auch die Bauern waren über diese Worte sehr aufgebracht, denn der Förster erfreute sich allgemeiner Beliebtheit.

Am meisten ärgerte sich aber der Holzmeister.

„Was hat denn dir der Herr Förstner tan . . . du Gallpeter . . . du giftiger“, schrie er mit dunkelrotem Gesichte . . . „A Wurt no . . . und meiner Seel . . . aft wachsn ma zsamm!“ Dabei hielt er ihm zornbebend die geballte rechte Hand dicht unter die Nase.

„Möchts leicht gar ins Raffn anfanga“, schrie der Polleros zurück und begann, bleich vor Wut, mit seinen Händen wild herumzuschlagen. „Aba der erst, der mi anrührt . . .“

Weiter verstand man seine Worte nicht, denn nun erhob sich ein Geschrei und Toben, daß man meinte, es wäre ein furchtbares Unglück

---

*) spotten.

Resolut griff sie aber zum Boden und streute, unter dem Lachen der Zuschauer, etwas Sand in ihre Pfanne.

„Sodala", sagte sie befriedigt und hob die Pfanne vom Feuer.

„Habts scho an Hunger, gelt?" wandte sie sich zärtlich zu den lachenden Holzknechten und hielt dem zunächststehenden Knechte ihre dampfende Pfanne hin.

„I dank schö", wehrte dieser lebhaft ab, „. . . mir is da Sterz no a weng z hoaß, . . . siagst denn nit, daß d Pfann no raacht . . . du Urschl, du dumme!"

„O mei, . . . o mei", fing die Angesprochene wieder zu jammern an, „freili is er no z hoaß". Und kurz entschlossen schüttete sie ein großes Glas Wasser hinein.

Als sie ihr Gericht den Holzknechten wieder servieren wollte, kam sie schön an.

Einer der Holzknechte schlug ihr unter dem Gelächter der Menge die Pfanne so aus der Hand, daß der breiige Inhalt über den Kopf und das Gesicht der Köchin hinunterrann. Wütend fuhr die Attackierte über den Holzknecht her, der eiligst die Flucht ergriff. Ob sie den Missetäter einholte, weiß ich nicht, denn beide verschwanden in dem Trubel, der sich nun einstellte. —

Unterdessen hatte die Lizitation des Maibaumes begonnen, welche vom Holzmeister geleitet wurde. In umständlicher Weise wurde ein Lizitationsprotokoll eröffnet, in dem die verehrlichen Lizitanten aufgefordert wurden, an der öffentlichen Feilbietung teilzunehmen. Es dauerte eine geraume Weile, bis der Holzmeister alle eingetragen hatte, die sich nun meldeten.

Unter den Lizitanten sah ich viele bekannte Gestalten. Rechts vom Holzmeister stand der sogenannte „barmherzige Polleros", ein höchst origineller Kauz, welcher schon durch sein Auftreten die lebhafteste Heiterkeit hervorrief. Er hatte nämlich die Gewohnheit, beim Sprechen sehr stark mit den Armen zu gestikulieren. Dabei hätte er den links stehenden Förster bald in das Gesicht gestoßen und den schwankenden Plenklbauer, dem der Wein die Füße ohnedies schon etwas unsicher gemacht hatte, beinahe um sein Gleichgewicht gebracht. Dann sah man noch den gutmütigen Hanl-Hansl, den scharf geschnittenen Lechner-Stranz, den etwas hinkenden, aber freundlich dreinblickenden Küberlbauer, den stets zum Spaße aufgelegten alten Hahnl-Stranz, den sarkastisch lächelnden und durch seinen trockenen Humor bekannten Weinzettl-Hansl, den immer kreuzfidelen Weinzettl-Seppl, den alten Sommer von der Höhe und viele andere.

Den anmutigen Reigen eröffnete der „barmherzige Polleros", damals ein etwa 45jähriger mittelgroßer Mann, mit dunklen strähnigen Haaren

Nun kam der feierliche Moment des Umschneidens. Zwei Holzknechte traten mit der Handsäge an den Baum heran, während die anderen Knechte den Raum sicherten, wohin der Baum fallen sollte.

„In welcher Höchn sull denn da Baam gsagt*) werdn?" fragte einer der Holzknechte den Holzmeister.

Da gab es nun einen langwierigen Disput. Und dabei stellten sich die zwei Holzknechte so blitzdumm, daß wieder alles lachen mußte. Einmal wollten sie den Baum so hoch als sie sich nur strecken konnten, abschneiden, dann legten sie sich wieder ganz platt auf den Boden und begannen mit der Säge mehr in die Erde als in das Holz zu schneiden.

Endlich kam man überein, den Baum einen halben Schuh vom Erdboden weg abzusägen. Kreischend zog die Säge an und in etwa fünf Minuten war der Stamm über das dritte Viertel durchgesägt. Nun packte einer der Holzknechte das Beil und kerbte auf der entgegengesetzten Seite den Baum ein. Schon beim ersten Beilhieb sah man den Baum erzittern.

Als alles zum Umlegen bereit war, trat der Förster vor und brachte ein dreifaches „Vivat hoch" aus, das dem nunmehrigen Eigentümer des Maibaumes galt. Auf ein Zeichen des Försters stemmten sich nun zwei Holzknechte gegen den Baum.

Es war ein erhebender Anblick, als der Baum langsam zu wanken anfing und mit zunehmender Schnelligkeit dem Erdboden zustrebte. Mit lautem Gekrach langte er auf dem Boden an. Da waren aber auch schon wie der Blitz zwei Burschen beim Wipfel und rissen das Wipfelspiel herunter. Ehe man sich recht versah, waren sie damit im Gewühle verschwunden.

„Der Wipfel is gstohln", hörte man es von allen Seiten rufen und nun erhob sich eine lustige Jagd auf die flinken Wipfeldiebe. Es muß den beiden Burschen mehr um das übliche Lösegeld als um die Ehre des Wipfelbesitzes zu tun gewesen sein, denn in ganz kurzer Zeit sah man die johlende Menge mit den beiden Burschen in der Mitte zurückkehren. Jeder von ihnen erhielt dreißig Kreuzer Lösegeld und durfte sich einen Liter Bier anschaffen.

Das war das Signal für alle Bauern, sich dem unterbrochenen Alkoholgenusse wieder mit neuem Eifer zuzuwenden.

Immer lustiger und übermütiger wurde die Stimmung. Besonders an einem langen Tische, wo die Lizitanten Platz genommen hatten, ging es drunter und drüber. Der barmherzige Polleros bestritt noch immer das Eigentumsrecht des Försters an dem Maibaume und wurde deswegen von den anderen weidlich aufgezogen.

„Na ja . . . alles was recht is", sagte schließlich der alte Weinzettl Hansl und trank sein Weinglas aus, „aba in den sein Dickschädl is ja nia nix gscheits einiganga!"

*) abgesägt.

geschehen. Wer weiß, ob es nicht zu einer argen Keilerei gekommen wäre, wenn dem Darsteller des hinteren Geißkörpers nicht plötzlich eingefallen wäre, seine Milchspritze wieder in Aktion zu setzen.

Zischend fuhr der kalte Wasserstrahl dem Polleros ins Gesicht, der sich, gleich einem Pudel, pustend und schnaubend abbeutelte, während die soeben einer Explosion zugesteuerte Aufregung plötzlich in schallende Heiterkeit umschlug.

Sogar der unverträgliche Polleros mußte mitlachen.

Nun konnte man wieder mit der Lizitation fortfahren.

„Du bist überhaupt nit der erste zan Lizitiern“, entschied der Holzmeister zum Polleros gewendet, der sich noch immer mit seinem großen roten Sacktuche den eingenäßten Hals auswischte. „Heund gehts amal nach n A-B-C ... da Hanl Hansl is da erst dran.“

„J gib halt fuchz*) Kreuzer“, meldete sich bescheiden der Gerufene. Ein allgemeines Gelächter war die Antwort. Der in Rede stehende Baum war 4 bis 5 Gulden wert. Das Anbot von 50 Kreuzern war demnach ein scherzhaft niedriges.

„Du Dalkendippl!“ entgegnete ihm der Holzmeister mit Verachtung. „Du willst a Bauer sein und machst so an Anbot? ... Weita ... Hahnl Stranz, was gibst du?“ ...

Der fuchtelte eine Weile, wie der Polleros, mit den Händen herum und blies die Backen auf, daß seine Schnurrbarthaare wie die Stacheln eines Igels aussahen. Dabei blickte er immer den barmherzigen Polleros an, der schon ganz gelb vor Wut war.

„Auf an Guldn liaßat i mi scho ein“, erklärte er plötzlich ganz leise, während alles über die gelungene Persiflage lachen mußte.

Der barmherzige Polleros, obwohl es in ihm kochte, ließ sich aber durch das Gelächter nicht beirren. ... „Und i gib zwoa Guldn“, rief er schnell aus und lachte heiser.

„J gib zwoaanhalbn Guldn“, schrie nun plötzlich der Küberl dazwischen.

„Und i dreie“, überbot der Lechner hitzig.

Und jetzt fingen alle Lizitanten zu gleicher Zeit schreiend zu bieten an, daß man nichts als die Worte: „J gib ... i gib ...“ verstehen konnte.

„Aba Leutln, seids do gscheidt ... man versteht ja nix, wenn alles durchanand schreit“, übertönte des Försters lautes Organ den Lärm.

„Wer hat denn s höchste botn“, frug er die erhitzten Lizitanten, als einige Ruhe eintrat.

Aber merkwürdigerweise wollte sich jetzt keiner melden und so blieb dem Förster nichts anderes übrig, als den Baum dem Lechner für drei Gulden zuzuweisen.

*) fünfzig.

„Das tuat wohl weh?“ — Da Kranki schreit.
„Das han i gwißt, daß s weh tuat, beit!“
Und druckt und tupft und fragt schen stad,
Ob eahm dös nöt nu weha tat?
Da Kranki schreit, als wurd a gspießt.
„Das brennt wia s Feur, gelt, i han s gwißt!
Jazt passns auf, Herr Haltamann,
J klopf amal da obn iazt an,
Da auf die spitzign Koiboan, Freund,
Was s da gen wohl für Gsichta schneidnd?“
Da springt da Krank hochauf und rennt
Ön Jakob zruck, packt seini Händ
Und schreit und brüllt, es is a Graus.
„Nöt wahr, das halt da Teufl aus?“
Fragt Jakob Kalm, „nöt wahr, das brennt?
Sö machan ar a saubers Gsicht.
Ja, Herr, das is die fliagad Gicht,
J kenns ganz gwiß, wanns oana kennt.“ —
„Na“, fragt iazt d Frau, „was san für Sacha
Denn guat dafür, was soll ma macha?“ —
„Macha? — Hm — ja“, sagt Jakob Kalm,
„Zerst nehman ma iazt da dö Salbn
Und toan eahm damit s Gsicht einreibn,
Das wird die bösn Dünst vatreibn
Und aft“ — sei Finga fahrt an d Nas —
„Habn Sie koa Roborantium?“ —
D Frau, die steht da und woaß nöt was:
„Das nöt.“ — „A Mitigantium?“ —
D Frau schaut, als wanns da Narrisch grüaßat.
Ja Jakob aba sagt, epps müaßat
Ma außa seina Salbn nu toan,
Denn d Salbn, die tats nu nöt alloan.
Obs etwann koa saurs Kraut nöt hätt?
„Das, ja.“ — „Aft habn mas schon beim
Schopf!
s Kraut, das schlagns ein in a Serviett
Und legns dem Krankn auf n Kopf.“ —
Und geht davon und sagt an Gruaß.
„Mirzl“, sagt d Frau, „gschwind lauf eahm nah,
Ob ar a Wurst dabei sein muaß?“ —
Und d Mirz kimmt zruck: „Ja, sagt a, ja,
Das kunnt eahm wenigstns nöt schadn.“ —
Na, auf Befehl von Jakob Kalm
Wird glei die längsti Bratwurst bratn
Und mit ar kohlrabnschwarzn Salbn
Schmierns s liabi Gsicht trotz Qual und Pein
Ön Haltamann fein sauba ein
Und wiar a Turban auf n Kopf
Lieg d Serviett mit n saurn Kraut,
Und d Bratwurst drauf! Da armi Tropf,
Da kranki Haltamann, der schaut
Grad wiar a Mohrnkini aus.
Und wiar a da so liabli sitzt,
Kimmt oana zuwagstiegn zum Haus —
Jetzt bleibt a stehn — iazt klopft ar an —
Wer mag das sein? Alls schaut und spitzt;
Herein!“ — Und wia die Tür aufgeht,
Richti, da kimmt a Doktar an
— Haltaus, wia hoaßt a denn, der Mann?
Sei Nam wird doh nöt Müller sein?
Sei Nam — mir fallt a nöt gschwind ein. —
Er fühlt ön Puls und zählt langmächti,
Beutlt dabei ön Kopf verdächti,
Nimmt iazt ön Zwicka von da Nas
Und fragt um dös und fragt um das,
Wo s Wehtoan sitzt? Wo s zerst is gsessn?
Und ob a wohl recht matt is gwesn?
Und wiar a si jetzt fühlt? Schon frischa?
Um alls fragtn da Dokta —
Jessas, wie hoaßt a doh, der Mann?
Daß a ma gar nöt einfalln kann!
Z letzt sagt ar aft: „Herr Haltermann,
Chirurgus Kalm sagt: fliegend Gicht;
Ich aber sag, das ist es nicht,
Hier ist was anders indiziert:
Der Puls ist klein, die Haut ist trocken,
Die schwarze Farbe im Gesicht,
Das Auge rötlich inflammiert,
Ich sage leider: schwarze Pocken“.
Und zu da Frau alloani dann:
Sie Frau — ich bin kein Augenauswischer
Bestellns den Sarg!“ sagt Dokta —
Herrgott, wia hoaßt a doh, der Mann?
Daß ig n gar niama nenna kann!
Wann mi nöts Merka ganz valiaß —
Mir iss, als wann a Meier hiaß. — —

Ja, Vada, sag da Nachbar Kraus,
„Du schaust schon ganz entsetzli aus;
Du gfallst ma nöt, Freund, hör auf mi,
Dein Aussegn is ja fürchterli!
Wanns d du die schwarzn Blattern hast,
Aft, Freund, i sag dars, mach di gfaßt!
J hans als Kind schon ghabt, bei Gott,
Das is a Krank, heut rot, morgn tot,
Da liegn schon nebn der Gruabn die Brockn!“ —
Und d Frau und d Mirz, kasweiß im Gsicht,
Die schrein: „Na, na, das is koa Gicht,
Na, na, das san die schwarzn Pockn!“ —
Und alli jammerns laut im Haus:
„Er schaut schon ganz varändert aus,
Ma kennt n nimma schier, ön Vadern;
Das san die richtign schwarzn Blattern!“ —
Und draußn schon am Haus akkrat
Laßt da wohllöbli Magistrat
A Tafl anschlagn mit da Schrift:
„Allhier ist schwarzes Pockengift!!!
Wir lassen jedermann gebieten,
Vor schwarzen Pocken sich zu hüten,
Es soll sich keiner unterstehn
In dieses Haus hineinzugehn.
Wer dennoch aber Pocken kriegt,
Der wird vom hiesigen Stadtgericht
Als ihr Verbreiter angesehn.
Wonach ein jeder sich zu richten hat.“ —
Und Ort und Datum. — „Hiesiger Magistrat.“ —
Drauf kimmt da Dokta Michl an,
Da Hausarzt beim Herrn Haltermann.
Der is halt wiedar amal im Bogn
Draußt auf n Land wo umazogn.
„Mei Freunderl“, sagt a zu dem Krankn,
Sö kinnan eahnan Schöpfa dankn,
Mit schwarzn Blattern, hörns, iss nix;
Da Vada Kalm
Hat Eahna angschmiert statt mit Salbn
Mit Stieflwichs.“

„Du . . . sei nur ganz staad“, entgegnete ihm der opponierende Polleros, „du möchst allweil so gscheit sei, als wia die Großschädleten drin in da Stadt!“

Das Wort „Großschädl“ erweckte allgemeine Heiterkeit am Tische und veranlaßte den lustigen Weinzettl Seppl, einen Vierzeiler anzustimmen:

„Und s is amal richti
Und werd wohl so sei,
Wann s Bier oan nit schmeckt,
Na — so trinkt ma an Wei'.

Und trinkt ma z'viel,
So kriagt ma an Fahn . . .*)
Und schaut insern Weinzettl
Für an Großschädl an!“

Bei dem Gelächter, welches sich nun erhob, wachte der inzwischen eingeschlafene Plenkl auf.

„He . . . Plenkl . . . was is denn mit dir?“, schrie ihm der lustige Sänger in das Ohr, „hast leicht gar scho an Schlaf?“

„Hoffentli“, lallte der Angeredete mit schwerer Zunge, „hoffentli wiar i . . . no nit . . . schlafri sei' . . . ös Hundiana!“ Lachte — und legte sein weinschweres Haupt wieder auf die vorgeschobenen Arme.

Um ihn herum toste der übermütige Jubel des Maifestes weiter und klangen die trauten Singweisen seiner Stammesbrüder bis in die späte Nacht.

Die schwarzn!

(Aus Fritz Reuters „Läuschen und Rimels“; in die oberösterreichische Mundart übertragen von Hans Mittendorfer)

Wann aus da Tür a Spitzbua geht,
Aft woaß a ganz genau wias steht,
Was dem drin fehlt, von dem er geht;
Doch wann a Dokta außa geht,
Der woaßs sein Lebta nöt wias steht
Und wias dem Krankn drinnen geht.

I Iwoaßsnötwo da Haltermann,
Der kriagt znachst in sein liabn Gsicht
An Anfall, woaßt, die fliagad Gicht.
Das zwickt und reißt und packt n an
Und bohrt — schier aus da Haut fahrn mecht a!
Und was ar a für Tropfn schlingt
Und was eahm sei liabs Weiberl bringt,
Ja, es wird schlecht und allweil schlechta.

Drei alti Weiba toan eahm wendn:
„Zwee Kerln, dö springan übern Zaun,
Dar oan is blau, dar anda braun“,
Hilft alls nix. — „Na, das muaß si endn“,
Sagt iazt sei Frau; „Du, Mirzl, lauf
Und suach gschwind unsern Doktar auf,
Der kennt ön Vatern und sei Gschicht
Und der vatreibt eahms schon, die Gicht.“ —
D Mirz bringt die Post: „Da Dokta, Moahm,
Is ausgfahrn und kimmt spat erst hoam,
Doh wann a hoamkimmt, wird a kemma.“ —
„Aft müaßn mar an andern nehma,
Gschwind, Mirzl, lauf!“ — Ja freili, ja,
Es is koa oanziga Dokta da;
In Wirtshäusern, wohin s gern kamen
Und bei die nervnschwachstn Damen
Findt d Mirz koan oanzign Dokta nöt,
San alli fort. Is das a Gfrett!
Ön Bada grad, ön Jakob Kalm,
Den finds zletzt und mit dem ruckts an,
Doh der, der zählt grad für an Halbn,
Is voll, wia oana voll sein kann,
Und hat an so an grimmign Sturm,
Daß a beim Gehn ön Kiraturm
Für a Klistierspritzn schaut an,
Die aufgstellt is und umfalln kann.
D Mirz laßt ön Bada einagehn
Und in da Stubn drin laßts n stehn.
Da kimmt eahm doh iazt a Gedanka:
Er nimmt si zsamm, so guat als s geht,
Steigt hin zum Bett und fragt den Kranka,
Wo er die Krankheit herkriagt hätt?
„I habs halt kriagt“, sagt drauf da Krank.
Da Jakob übalegt nöt lang,
Er fahrt ön Haltamann ins Gsicht
Und suacht mit n Fingern dort die Gicht.

---

*) Rausch.

Wer seine Anschauungen ändert, heißt es, der sei kein Charakter. Ich sage das Gegenteil. Wer trotz der Erfahrungen, trotz besserer Einsicht seine Meinung nicht ändert, der ist ein Dickschädel, aber kein Charakter. Was heißt denn geistige Entwickelung und Vervollkommnung anders, als daß man seine Anschauung ändert? Und was heißt denn ein Charakter sein anders, als seine Anschauung und Meinung stets freimütig zu bekennen und ihr unentwegt nachzuleben? Vom Irrtum zur Wahrheit reisen, aber nicht beim Irrtum stehen bleiben. — Ferner hat man Lueger seine religiösen Bedürfnisse nicht glauben wollen. Ich gebe zu, daß er dieselben zu sehr öffentlich markiert hat. Er hielt das religiöse Empfinden für eine natürliche Sache, der sich die Leute heutzutage nur zu sehr schämen. Wer, als der Führer, soll ein Vorbild geben, daß man sich damit nicht zu schämen braucht! Soviel ich von Luegers Kindheit und Jugend weiß, hat er eine katholische Erziehung genossen und war ein schwärmerischer Knabe. Ich brauche bloß in mich zu schauen, um Lueger zu verstehen. Nur was man von ihm hört, daß er unduldsam gegen andere Konfessionen gewesen sei, daß er glaubte, die Evangelischen zum Beispiel hätten nicht den „richtigen Herrgott", wären minderwertige Leute und dergleichen, das konnte ich nicht verstehen. Diese Anschauung hat man etwa als Kind, aber das Leben, die Offenbarungen des Geistes und des Herzens belehren uns eines anderen. Wenn Lueger die Kirche nur als Bärenkette für die Bestie benützt hätte, so hätte er damit getan, was vor ihm zwar tausend Volksführer getan haben. Aber ich würde es nicht gelten lassen. Wenn das, was ein religiöser Mensch wirklich in sich erlebt, dem Volke zur Richtschnur preisgegeben wird, so muß das genug sein, niemals darf man anderen als wahr hinstellen, was man selbst nicht glaubt.

Endlich meint man Dr. Lueger damit zu erniedrigen, daß man sagt, er sei lediglich ein Typus des österreichischen Volkscharakters gewesen. Ja, ich frage, was, um aufrichtig zu sein, haben wir Österreicher denn sonst vorzustellen, als den österreichischen Charakter? Was soll der Wiener denn anderes sein als Wiener? Daran, daß Lueger immer klar zeigte, was er war, der Wiener mit seinen Vorzügen und Fehlern, daran habe ich seine Wahrhaftigkeit immer am deutlichsten zu sehen geglaubt.

Das Parteidelirium, dem bei Luegers Krankheit und Tod die Presse verschiedener Richtungen verfiel, kann mich nicht irre machen, an dem eigenartigen, bedeutenden Mann das zu werten und zu verehren, was er war. Weder die Liebe noch der Haß, so Lueger von den Parteien erfahren, war immer ganz echt. Die Altkirchlichen hatten den Lueger lange nicht so fest für sich, als sie zu haben glaubten oder zu haben vorgaben. Die Gegenparteien haßten ihn deshalb, weil sie ihn nicht lieben durften.

Heimgärtners Tagebuch.

Vor etlichen Jahren, als ich dem Bürgermeister Lueger einen sechzigsten Geburtstagsgruß erwiderte, wurde ich verriffelt. Wie kann man einen Lueger grüßen? Seither habe ich es gelegentlich eines Buches über den Mann noch einmal getan. Da ging es erst recht los über mich in manchen Blättern, in Privatbriefen und wahrscheinlich auch in anonymen Zuschriften, die mir aber unterschlagen werden. Heute will ich das drittemal ein gutes Wort über Karl Lueger sagen; an seinem frischen Grabe ist es vielleicht erlaubt.

Was Lueger als Parteimann bedeutet, das ist zweifelhaft, wie die dauernde Bedeutung eines jeden politischen Parteimannes. Ist er doch selbst mit der Besorgnis gestorben, die Partei könnte auseinanderfallen, sobald er nicht mehr ist. Das christlichsoziale Programm ist mindestens so gut als das irgendeiner anderen unserer Parteien. „Deutsch, österreichisch und christlich!" Aber das gute Programm wird hier ebensowenig eingehalten als das einer anderen Partei. Man wird sich bald an das großgeplante Luegerdenkmal machen müssen, wenn es vor der Entartung seiner Partei fertig werden soll. Die rücksichtslose Unduldsamkeit, die Lueger in früheren Jahren sich Personen anderer Parteien gegenüber zuschulden kommen ließ, kann nie gebilligt werden. Daß für die gegenwärtigen Zustände die christlich-soziale Partei, wohlgemerkt, wie sie auf dem Programm steht, im Sinne Österreichs an der Zeit ist, wer will das leugnen?

Luegers Verdienste als Bürgermeister von Wien werden jahrhundertelang leuchten. Das bestreitet niemand. Es wird freilich gesagt, mit Mitteln, wie sie dem Dr. Lueger zu Gebote standen, hätten auch andere Großes geleistet. Nun, Lueger hatte diese Mittel eben, und vor allem in seinem Kopfe.

Mir kommt Lueger besonders verehrungswürdig vor, weil er (was heute gar so verzweifelt selten geworden ist bei Leuten, die zur Macht gelangen) persönlich uneigennützig war. Luegers Hände sind rein geblieben, deshalb war es trotz der Unsitte auszuhalten, als man eines Tages am Semmering sah, wie ihm nicht bloß Kinder, sondern auch Männer die Hände küßten. Es waren reine Hände. Daß Lueger ein Streber gewesen, der seiner Tage dem Wiener Bürgermeisterstuhle zutrachtete, wird gesagt. Mein Gott, was soll denn ein tüchtiger Mann anderes tun, als jener Stelle zuzustreben, an der er am meisten leisten zu können glaubt? Das tun ja wir alle und müssen es tun, wenn wir keine Taugenichtse sein wollen. Dann tut jeder anständige Mensch noch etwas, was Dr. Lueger auch nicht hätte tun sollen, er ändert unter Umständen seine Anschauungen.

Ich trat ihnen entgegen. Abgesehen von der kollegialen Ader ist ja jeder Dichter ein geborner Verteidiger. Zudem kamen Freunde von ihm mit überzeugenden Aufsätzen, die ihn rechtfertigten. Und nicht zuletzt Mays eigene Briefe an mich waren es, die mich an seiner Unschuld kaum zweifeln ließen. Obschon der „Heimgarten" manches Fragezeichen dazu machte. Am 3. November 1907 schrieb Karl May mir unter anderem: „Ich gestatte mir den Beweis beizulegen (es lagen ihn energisch verteidigende und amtliche Zeitungsblätter bei), daß das letztentscheidende gerichtliche Wort gefallen ist. Es kann nun nicht dem geringsten Zweifel mehr unterliegen, daß ich zehn Jahre lang vollständig unschuldig gepeinigt, gemartert und gekreuzigt worden bin. Sämtliche Anklagen haben sich als Schwindel herausgestellt. Noch nie ist etwas so Scheußliches, wie die sogenannte Karl May-Hetze, in der Literatur irgend eines Volkes vorgekommen! Daß nun gerade unser Deutschland dieses Schandmal trägt, das hat es Herrn Kardaunus (erster Aufdecker seines Vorlebens) und seinen blindgehorsamen Handlangern zu verdanken." — Spricht so ein Schuldiger, der wissen muß, daß von seiner jahrelangen Kerkerhaft amtliche Dokumente vorhanden sein müssen? — Und doch hat er sich mit dieser Pose entrüsteter Unschuld lange Zeit behauptet. Der Mann soll jetzt ein alter würdiger Herr sein, ich habe ihn nie gesehen, mich auch nie um Beiträge von ihm beworben, so groß auch sein Anhang besonders in der katholischen Welt gewesen ist.

Ich gehöre nicht zu denen, die da sagen: Wenn mir das Buch gefällt, was kümmert mich der Verfasser! Das mag bei einem Stiefel stimmen: Wenn er mir taugt, was kümmert mich der Schuster! Obschon ich wissentlich keinen Stiefel tragen möchte, dessen Leder gestohlen ist. So wie das Buch ein gutes Verhältnis haben muß zum Leser, so muß es auch eins haben zum Verfasser. Es mag Schriftstellerart sein, ich denke beim Lesen durch das Buch hindurch immer an den Verfasser. Es steht zu vermuten, daß der „Räuberhauptmann" noch mehr Leser finden wird, als früher der „Pädagoge" gefunden hat. Daß May seine Reiseschilderungen nicht selbst erlebt hat, ist kein Fehler, aber das bringt ihn um, wenn er sie anderen entwendet hat. — Ich vermute, daß manches, was Karl May sonst getan hat, weniger der Schlechtigkeit als der Abenteurerlust entstammt. Übrigens hat der Mann seine Kerbholzscharten ja längst abgebüßt und hätte man kaum das Recht, noch darüber zu sprechen, wenn er nicht eine öffentliche Persönlichkeit wäre. Ärgerlich ist nur, daß uns dieser May so lange in den April geschickt hat.

„Aber Großvater, deine Haare sind ja ein Wintertag!" rief mein vierjähriger Enkel, als er mich nach längerer Zeit wieder einmal sah. Als ob der Kleine im sonnigen Süden schon weiße Winter-

Ich vermute, jede Partei hätte sich ganz denselben klugen Lueger recht gerne gefallen lassen, wenn sie ihn in ihrem Kreise gehabt hätte. Jedenfalls war er für das Wohl des „gemeinen Mannes“ ebensosehr besorgt als die Sozialdemokraten; jedenfalls hat er den sittlichen Liberalismus ebensogut verstanden und gelegentlich auch geübt als unsere Liberalen. Und ich glaube sogar, daß unter Luegers Regierung für den Schutz des deutschen Wien mehr geschehen ist als unter den Liberalen, deren Grundprinzip ja die Toleranz sein wollte und unter deren Augen die halbe Million Tschechen in Wien sich angesiedelt hat. Und wenn Lueger die profane Welt dem religiösen Empfinden, die klerikale Welt dem nationalen Leben näherzuführen suchte, wenn er dem Übermut der Magyaren entgegentrat, so sind das keine Untaten, die der Deutschnationale verdammen darf. Luegers Wirken war ein sozialistisch reformierendes, ein staaterhaltendes, ein stadtaufbauendes, mehr von einem Politiker zu verlangen wäre unbillig, besonders wenn man selber nicht im entferntesten Ähnliches leistet oder auch nur anstrebt.

Der Parteien kindisch Vergöttern und Verketzern hat uns den Lebenden entstellt. Wenn sich die Nebel zerteilen, wird das Bild eines bedeutenden und guten Menschen stehen bleiben.

Übe deine Seele beizeiten, auf andere Menschen überzufliegen, dann erwarte ruhig den Zusammenbruch deines Leibes.

Der berühmte Jugendschriftsteller Karl May hätte nicht gebraucht, in die Ferne zu schweifen und sogar bei fremden Leuten Anlehen zu machen, um uns die Abenteurer aus aller Welt vorzuführen. Würde er schlicht sich selber geschildert haben, so hätten wir genug gehabt. Als vor 33 Jahren ein Karl May mir eine mit Talent geschriebene Erzählung aus dem Orient für den „Heimgarten“ anbot, griff ich munter zu; um wie viel interessanter wäre die Geschichte noch gewesen, wenn der Mann mit dem lieblichen Namen darin seine Abenteuer als Räuberhauptmann erzählt hätte. Er kam ja, wie wir jetzt wissen, gerade erst aus den böhmischen Wäldern damals! Von den modernen Erzählern fordert man, daß sie alles, was sie darstellen, persönlich erlebt, wenigstens kennen gelernt haben. Was bleibt Verfassern von Kolportageromanen denn anderes übrig, als selbst Räuber, Entführer und Abenteurer jeder Art zu werden, von denen sie erzählen sollen? Wir anderen haben die größte Mühe, unsere Erzählungen einigermaßen glaubhaft zu machen; bei Karl May hat es ganz ohne sein Zutun das Gericht festgestellt, daß er wirklich der Mann war, der was zu erzählen wußte. Vor einigen Jahren schon gingen die Gerüchte von dem fast unerhörten Vorleben des Mannes.

reichen Lebenswandel, kurz, mit praktischem Christentum würden sie sich besser gegen den drohenden Abfall schützen, als mit der fortwährenden Reklame für die Evangelischen, die zwar negativ ist, aber gerade dadurch heutzutage positiv wirkt. Die evangelischen Prediger unseres Landes gehen klüger vor.

Es ist schon auf der anderen Seite auch nicht alles, wie es sein soll, aber das ist in der Hauptsache nicht wahr, was hier auf den Kanzeln gepredigt wird. Ich hörte vernadern, verdrehen, lügen, die „Los von Rom-Bewegung" sei ein verdeckter Hochverrat, der Österreich an Deutschland ausliefern wolle. Denn der Evangelismus sei die deutsche Kirche. Dann aber sind ja die Evangelischen in Amerika, in England, in Frankreich, in der internationalen Schweiz Hochverräter ihres Landes! Dann sind alle deutschen Schulen Österreichs Hochverratsanstalten, dann wäre das Wort unseres Kaisers, er sei ein deutscher Fürst, Hochverrat an Österreich gewesen, dann ist jede deutsche Mutter, die ihrem Kinde die deutsche Sprache lehrt und deutsche Lieder singt, eine Hochverräterin an ihrem Vaterlande!

O, lasset es sein, das gegenseitige Feindschaftsäen! — Und die Dogmenreiterei, das theologische Gezänke, das Volk weiß damit nichts anzufangen. Eines nur tut not: Praktisches Christentum!

Lerne Lieb' und Leben lenken,
Über Lust und Leiden lachen,
Und du wirst des Daseins Prüfung
Sicherlich mit Vorzug machen.

Antwortschreiben an einen „evangelischen Denker" im Norden: Ihre Schriften kann ich sehr leicht nachdenken, aber nicht nachempfinden. Was macht das? Wenn nur Sie sie empfinden, dann ist es recht. Warum sollen wir alle in der gleichen Form denken? Getrennt suchen und vereint finden, das ist die Taktik der heutigen Menschen, die so verschieden geartet sind und doch die gleiche Sehnsucht haben. Sie, geehrter Herr, pflegen sich aus dem Reinsten und Erhabensten, was aus dem deutschen Geiste und dem deutschen Gemüte hervorgegangen, einen Heiland zu formen, der Ähnlichkeit mit Christus hat. Wenn alle Wahrheitssehnsucht, alles Vertrauen, alle Opferfähigkeit, alle Liebe, die in unserem Volke aufzufinden, in eine Person vereinigt wird, so ist das gewiß ein ganzer Christ, aber es ist noch kein ganzer Christus. Dazu macht ihn erst der Glaube eines Kindes. Wer diesen Glauben verloren hat und selig sein will, der muß wieder den Willen haben, ein Kind zu werden, anstatt im Alleserkennenwollen immer mehr vom Kinde sich zu entfernen. Wahrheitssehnsucht ist etwas anderes als das Alles-

tage gesehen hätte! In seinem zweiten Lebensjahre hatte er freilich einen nordischen Winter erlebt und der ist ihm eingefallen beim Auftauchen der weißen Haare. Ich hatte es übrigens selbst nicht gewußt Mein Spiegel ist nicht ganz aufrichtig. Oder besser, ich schaue zu oft hinein. Da merkt man die Veränderung nicht, denn die Gewohnheit hält mit ihrer Allmählichkeit gleichen Schritt. Alle drei Jahre einmal sollte man in den Spiegel schauen, um das Altern recht inne zu werden. Die stete Kränklichkeit täuscht auch über die Anzeichen des Alterns hinweg. Ich habe mich vor fünfundzwanzig Jahren zur Zeit meiner schwersten Leiden älter gefühlt als etwa jetzt. Nur das Aussehen meiner Jugendgenossen, wenn ich manchmal einem begegne, sagt mir schmunzelnd: Schau, so siehst auch du aus! Ansonsten ist mir nicht anders zumute als in meinen Jugendtagen. Die Welt ist gerade noch so schön, wenn nicht noch schöner, ich bin gerade noch so kindisch und die Zukunft liegt gerade so reizend unbestimmt und geheimnisvoll vor mir, als ob die fröhliche Erdenwander erst anginge. Und auf einmal kommt so ein kleines Knäbleinwesen, dessen Vorursache einst ich gewesen und sagt: Dein Haar ist ein Wintertag!

Wie oft hat man in früheren Zeiten gesagt: Wenn es sein muß, ich bin bereit! Und nun auf der Höhe dieser Jahre nimmt man jede höfliche Erinnerung für eine Störung. Der Junge hat bei seinem Wintertag ja wohl nur an das Rodeln gedacht.

Oft habe ich zu rügen gehabt, daß unsere katholischen Prediger fast immer nur katholische Glaubenslehre und viel zu wenig christliche Sittenlehre geben. Diesem schweren Vorwurf haben sie denn auch heftig widersprochen, und mich selber verlangte es, ihn widerrufen zu können. So ging ich die letzten Monate fünfmal in verschiedene Kirchen unserer Stadt, um Predigten zu hören. Immer ohne Auswahl, auf gut Glück, wie man Stichproben macht. Nur eine einzige Predigt fand ich, die Sittenlehre gehalten hat. Die anderen redeten bloß von den römisch-katholischen Glaubenssätzen und von der Los von Rom-Bewegung. In Kriegszeiten, sagen sie, müsse man kämpfen. Und da die Los von Rom-Bewegung nun schon zwölf Jahre lang dauert, so stünde zu vermuten, daß die Steirer schon seit zwölf Jahren keine christliche Sittenlehre gehört haben. Sie wird ja vorgetragen, aber zu wenig. Ich gehe unter solchen Umständen freilich nicht oft in die Kirche, doch so oft ich ging, habe ich nichts gehört, als gegen die Protestanten eifern und vor der Los von Rom-Bewegung warnen. Das ist ja gewiß das gute Recht der katholischen Geistlichkeit, doch sollte sie darüber ihre Pflicht nicht versäumen. Ich glaube halt immer, mit der christlichen Sittenlehre, mit beständiger Aneiferung zu einem reinen, gottesfreudigen, lieb-

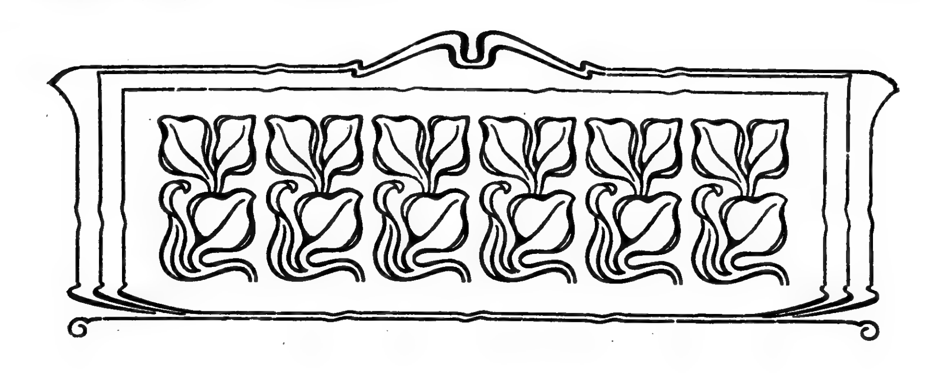
Der Urwesenheit des Gottsohnes Jesu ist weder durch Wissenschaft noch durch Dogma beizukommen. Alles menschliche Denken schöpft ihn nicht aus. Er gehört in unser demütiges Empfinden.

Am Ende des XV. Jahrhunderts wurde zu Tragöß in Obersteiermark von der aufrührerischen Gemeinde der Pfarrer ermordet. Alte Sagen erzählen davon Widersprechendes. In einem steirischen Geschichtswerk (wahrscheinlich in Julius Cäsar, ich vermag es augenblicklich nicht festzustellen), stand zu lesen, daß die Ursache des Mordes die bis zur Tyrannei gehende Strenge des Pfarrers gewesen, daß, weil der Mörder nicht ausgeliefert, zwölf der Rädelsführer hingerichtet wurden, und daß die Gemeinde in Bann getan worden sei. Diese mageren und doch so wuchtigen Berichte haben mich vor dreißig Jahren angeregt zu einem Roman, in welchem ich ein Bild im Dämmerscheine des Mittelalters zu geben suchte von der Wildheit, der Empörung, der Anarchie, der Frevelhaftigkeit, dem Aberglauben, der vogelfreien Verlassenheit im Fluche, von dem Bannzustande und der Sehnsucht nach einem Gott. Ich rede von meinem Romane „Der Gottsucher". Nirgends im Buche ist auch nur mit einem Worte angedeutet, daß diese Geschichte in Tragöß spielen soll; gerade im Gegenteile habe ich den äußeren Schauplatz ganz und gar anders geschildert und natürlich mit anderen Lokalnamen belegt, als es in Tragöß zu finden ist. Ebenso ist auch jede genauere Zeitangabe vermieden. — Weil ich aber gelegentlich mitteilte, daß die Anregung zum Roman den Sagen von dem Tragösser Morde entsprang, so glaubt nun alle Welt, die Sache sei historisch und spiele im Tragößtale. Diese Annahme würde mir ziemlich gleichgültig sein können, wenn nach solchem Maßstabe der Roman auch nur verständlich wäre. Wer Landesgeschichte und Zeit und Gegend von Tragöß mit dieser Erzählung vergleicht, der müßte immer nur den Kopf schütteln darüber, daß nichts stimmt. Drollig ist nur das: Viele Leser, die den Roman mit den Tragösser Verhältnissen verglichen haben, wollen finden, es stimme alles! Das ist die Macht der Suggestion. — Erst Ferd. Krauß in seiner „Ehernen Mark" (1892) und kürzlich der derzeitige Tragösser Pfarrer M. Gelder in seinem neu erschienenen Büchlein „Tragöß und der historische Pfarrermord im Jahre 1493" haben den Verhalt festgestellt durch Angabe der historischen Tatsachen mit Hinweis auf die freie Erfindung meiner Dichtung. Hoffentlich hat Gelders interessantes Büchlein mehr Glück als ich mit meinen wiederholten Erklärungen, daß der Roman „Der Gottsucher" nichts gemein hat mit Tragöß, als daß sein Pfarrermord mich zu dieser Dichtung angeregt hat. Ich verfolgte mit meinem Werke ganz andere Absichten als die, einen historischen Roman zu schreiben.

---

wissenwollen. Wissen ist wenig, Können ist König! Das größte Können ist das Glücklichsein im tiefsten Sinne, das Glücklichsein mitten in diesem an sich nichtsbedeutenden Leben.

Wer ein echt religiöses Leben führen will, nicht nach zufälliger Gesellschaftsmoral, sondern nach innerem Märchenglück zielend, der muß das religiöse Gebiet trennen von allem Weltlichen, um unbeirrt von aller Weltweisheit, ja sogar von den Naturgesetzen, souveräner Herrscher seines himmlischen Reiches zu sein. Mancher, der müde ist des ewig gleichgemischten Spieles, kehrt gerne zurück in den Vorstellungskreis seiner Kindheit und Jugend, zu dem persönlichen Gott und zu den heiligen Legenden, die ihn umgeben. Und wäre dieser Gott auch nicht der Gott an sich, so wäre er wirklich geworden durch die immerwährende Wiedererschaffung im Menschenherzen. Vorstellungen, die so viele Jahrhunderte lang die Menschen belebt haben, die in der Menschheit Fleisch und Blut geworden sind, die wir geistig und leiblich von unseren Vorfahren abbekommen haben: sie sind Wahrheit geworden, in gewissem Sinne eine reale Wahrheit mit Kraft und Wirkung. Eine Wesenheit, die vom Himmel gekommen und aus dem Menschen geboren ist. Das ist etwas, mit dem gerechnet werden muß, wie etwa mit der Wärme oder mit der Anziehungskraft oder mit einer anderen natürlichen Gewalt. Dieses Reich der Gottheit ist ein wirkliches, ein sinnliches Reich, das man zeitweilig verliert, um es dann wieder mit Angst und Sehnsucht zu suchen. Diese ganz natürliche und doch überirdische Welt sollte man nicht zerstören wollen; man könnte sie auch nicht zerstören, nur verwüsten, bis sie dann doch immer wieder selbst anfängt, zu grünen und Früchte zu tragen, wie ein vom Hagel zerschlagenes Feld. Selbst ein glaubensloser Philosoph müßte sich sagen: Ein Idol, das seit undenklichen Zeiten von unzähligen Menschen gedacht, geglaubt, gelebt worden ist, aus dem die Seligkeiten des Einzelnen und die Geschicke der Völker hervorgegangen sind, ist schon darum eine Wesenheit. Und wenn alle das Gleiche denken, empfinden und wollen in einer Sache, so muß der auf diese Sache zusammengetragene Wille eine Kraft werden, von der die Naturgesetze uns heute noch nichts erzählen können. Ich glaube an eine solche Kraft. Die heiligen Gestalten, die wir in unserer Kindheit gesehen, sie *sind*, sie leben! Durch sie führt mein Weg, wenn ich das Himmelreich suche. — Ihr Weg, lieber Herr, führt Ihrer Natur gemäß durch Steppen. Am Ziele sehen wir uns. Es ist alles recht, nur rufen sollten Sie nicht so laut, *Ihr* Weg wäre der einzig richtige! Seien Sie froh, daß er für Sie der richtige ist; andere haben zartere Füße und wählen blumige Wiesen zur Wander. Ob der des Himmelreiches nächster Weg ist, das weiß ich nicht, aber der schönste ist es.



Kleine Laube.

Der Pfarrer von der Pürgg.

Eine Ballade von Julius Zerzer.*)

Siehst du das Kirchlein? So helle
Von dort oben schaut es ins Land.
Das goldene Kreuz der Kapelle
Kündet weithin die heilige Stelle
Und des Turmes rotes Gewand.

Hoch drüber auf felsigem Rande
Der Firn an den Grimming sich schmiegt,
Tief unten auf mosigem Sande
In lachendem Silberbande
Die Enns ihre Wogen wiegt.

Doch steigt der Tag in die Höhe,
Doch sinkt der Abend aufs Land,
Ein Glöcklein so seltsam wehe
Klingt leise herab von der Höhe,
Die ist die Pürgg genannt. —

Die Pürgg liegt schon vom Dunkel halb umflossen,
Der Grimming lohet wie ein Hochaltar,
Auf dessen Marmor, noch von Blut begossen,
Dem Nachtgeist ward gebracht die Sonne dar.

Auf alle Welt sank süßer Friede nieder,
Langsam verhallt der Abendglocke Ton,
Das Kirchlein schaut verträumt ins Tal hernieder —
Der Schlummer nahm's in seine Arme schon.

Heroben aber flieht der Schlummer einen;
Der liegt im Kirchlein drinnen auf den Knien —
Es läßt sein Kleid als Priester ihn erscheinen —
Und innig leise hört man beten ihn:

„O ew'ger Gott, nun, da die Nacht gekommen,
Die friedenvolle, sehnsuchtsheiße Nacht,
Nun ist der Friede und die Sehnsucht kommen
In mein Herz auch mit wundersamer Macht.

O Herr, nun, da der Tageslärm entschwunden,
Fühl' ich mich näher deiner Vaterbrust,
Die stille Nacht hat mich dir neu verbunden,
Bin meiner Kindheit wieder mir bewußt.

Und drum, weil als dein Kind ich so mich fühle,
Verzeih' mir's, nahe wie ein Kind ich dir;
Ein König magst du sein im Taggewühle,
In stiller Einsamkeit sei Vater mir!

Zwar weiß ich es, die Last gar schwerer Sünden
Bedrücket dieses tiefgebeugte Haupt,
Doch weiß ich auch: der wird Erbarmen finden,
Der so wie ich an das Erbarmen glaubt.

Und sind die Sünden schwer, die ich begangen,
So hielt, o Herr, doch freventlicher Mut,
Doch frecher Trotz mir nicht das Herz gefangen,
Mich trieb das schnelle, jugendliche Blut.

Und so geschah's, was ewig ich bereue,
Was nimmermehr ich mir vergeben kann,
Geschah's, was ich zu nennen jetzt mich scheue
Und was ich ohne Scheu dereinst getan;

Geschah's, daß ich ein Weib, so reich an Jugend,
So reich an Schönheit, reich an Recht auf Glück,
Betrog um Glück und Vaterhaus und Tugend
Und elend ließ in Schand' und Schmach zurück.

Geschah's, daß das Gelöbnis ich gebrochen,
Das ich dir schwur einst frei ins Angesicht,
Und daß ich so, im Innersten gebrochen,
Ein Gottverkünder konnte werden nicht.

*) Eines jungen steirischen Dichters Büchlein „Balladen" (Berlin-Friedenau, Bureau Fischer, 1909) entnommen. Die kleine Sammlung ist reich an blutigem Pathos, enthält aber auch zarte Idyllen, echte Naturklänge. Ein noch gährendes Talent, es scheint guter Wein zu werden. Die Red.

Kam da ein fremder Herr zu mir. Wir setzten uns am Tische gegenüber und führten eine leise, dezente Unterhaltung. Ich hielt ganz auffallend die hohle Hand an mein Ohr und beugte den Kopf vor. Er tat's ähnlich und sprach leise, oft flüsternd auf mich her. Jeder von uns verstand wahrscheinlich nur das, was er selber sprach. Es waren, wie ich dachte, doch nur gewöhnliche Artigkeiten. Er war nämlich ein wenig „terisch", und ich bin auch ein wenig „terisch". Als der Herr dann aufstand und sich empfahl, ergriff er an der Tür nochmals meine Hand und sagte mit gehobener Stimme: „Also, Herr Doktor, es bleibt dabei, ich verlasse mich darauf und danke Ihnen schon im voraus auf das wärmste!" — So, da hatte ich's. Jetzt mußte ich ihn erst noch zurückhalten und fragen, was er eigentlich gesagt hatte. Und nun erst erfuhr ich mit deutlicherem Ausdrucke, was der Mann von mir wollte. Es wäre eine Blamage geworden, wenn diese zweite Unterredung nicht stattgefunden hätte.

Die Scheune und die Bude,
Der Bauer und der Jude,
Sie mögen sich wie immer nennen,
Man wird sie doch erkennen.

Das „Fremdenblatt" hat zu Ostern eine Rundfrage getan: „Wie kann der achtzigste Geburtstag des Kaisers am würdigsten gefeiert werden?" Meine unmaßgebliche Antwort war: „Österreich hätte Gelegenheit, seinem erhabenen geliebten Friedensfürsten zum achtzigsten Geburtstag eine göttlich große Huldigung zu bereiten. Die Völker Österreichs sollten an diesem Tage untereinander Frieden schließen."

Wie stand ich mit meiner Unmaßgeblichen aber da, als hernach die allermeisten der eingelangten Antworten genau in demselben Sinne lauteten! Friede zwischen den Völkern Österreichs! Das ist Österreichs große Sehnsucht. Alle Völker scheinen sie zu wünschen; aber wenn, wie leicht erklärlich, keines für sich stark genug ist, dieser Erkenntnis ein Opfer zu bringen: Vielleicht sind alle zusammen stark genug! — Zu beneiden ist nur die Prinzessin E. S. B. Diese Dame hat für Österreich keine andere Sehnsucht als den — Sonnenschirm. Die Prinzessin meint im „Fremdenblatt", sie möchte für ihr Leben gern zu des Kaisers achtzigstem Geburtstag in der Krieau bei Wien eine große Sonnenschirmrevue veranstaltet wissen, wie sie sie in französischen Seebädern gesehen. Ein solches Sonnenschirm-Preisfest könnte man aber nur dann befürworten, wenn Gottes Sonne strahlt' in Frieden auf ein glücklich Österreich!

Der Alte rafft sich auf, hat schwer gerungen,
Von Blut und Schweiß ist feucht sein Angesicht,
Will sehen, wen im Kampfe er bezwungen,
Holt darum aus der Sakristei ein Licht.

Da, wie er mit dem Lichte naht der Leiche,
Da — weh'! — dies Angesicht kennt er gar gut!
Der da am Boden liegt, der Gast, der bleiche,
Sein eig'ner Sohn ist's, überströmt von Blut.

Laut schreiend wirft er sich zum Toten nieder;
Was hilft's, netzt er mit Tränen sein Gesicht!
Der stille Mund, er spricht doch niemals wieder,
Das starre Auge sieht den Vater nicht.

Doch, wenn er auch erwachte aus dem Schlummer,
Was frommte das! „Ein Räuber er, mein Sohn! —
Wie, tröstet so der liebe Gott den Kummer,
Wie, ist das kindlichen Vertrauens Lohn?!

Ha, du Tyrann dort in den Sternen droben,
Ja, jetzt erkenn' ich deine Liebe wohl,
Die Vaterlieb', die so mein Herz erhoben,
Daß es vernichtender Verzweiflung voll!

Ja, wohl erkenne jetzt ich deine Liebe,
Die nieder von den Sternen sprach zu mir!
Doch ich auch, Herr, auch ich hab' Lieb' für Liebe
Und meine Liebe, Herr, die gilt nun dir!

Und daß dir meine Liebe gilt, o Herre,
Gedenke sichtbar ich zu weisen dir:
Ein Zeichen will ich pflanzen dir zur Ehre,
Das dien' als meiner Liebe Herold mir!

Ja, als der Herold meiner Lieb' ein Zeichen
Soll loh'n in furchtbar glüh'nder Purpurpracht,
Daß all die Lügensterne drob erbleichen,
Daß weithin es zum Tag erhell' die Nacht,

Daß seine Berge sich gen Himmel türmen,
Von wo auf mich dein Segen niedersank,
Für den in jauchzend wilden Feuerstürmen
Ich, Herre, zu dir rufe meinen Dank!!" —

„Ho, auf vom Lager, ihr Leute!
Hoiho! Die Kirche brennt!
Hört ihr nicht im Tal das Geläute?!
Auf, auf, erwachet, ihr Leute,
Kommt, helfet, die Kirche brennt!"

Was hilft's, ob die Eimer auch fliegen
Ob das Wasser auch prasselt im Chor!
Das Feuer will nimmer versiegen,
Hochauf ist die Flamme gestiegen
Und schlägt zum Himmel empor! — —

Als nahte des Morgens Schauern
Und erglänzte der Felsen Wand,
Da sah zu Tal man trauern
Nur rußgeschwärzte Mauern,
Wo eh' die Kirche stand.

Und ihr Pfarrer auch blieb verschwunden
Seit der Nacht, da die Kirche verbrannt;
Man munkelt, im Schutte drunten
Hab' man zwei Leichen gefunden
Und in einer davon ihn erkannt.

Ein „Himmelswunder" in Steiermark.

Im Kometenjahre 1910 heften sich die Augen der Erdenkinder mit erhöhtem Interesse, neugierig und bewundernd, auf den Sternenhimmel. Wer jetzt von seinen Herrlichkeiten, seinen Wundern und Rätseln zu erzählen weiß, findet eher geneigte Ohren zu hören als sonst. Dieweil wir den strahlenden König der Kometen erwarten, lassen wir uns gerne vorplaudern von seiner großen Vergangenheit: wie oft hat er schon die Menschheit in Furcht und Schrecken gejagt! Und nicht ohne Gruseln denkt mancher an den Tag, da er uns heimsuchen wird. Der alte Aberglaube, der sich an die Kometen und andere rätselhafte Himmelsphänomene knüpfte, ist ja ziemlich verschwunden; wir sehen die Erscheinungen des Himmels mit anderen Augen an als unsere Altvorderen. Aber trotzdem — oder vielleicht gerade deswegen — tun wir gerne einen Blick in die Zeugnisse, die uns aus alten Jahrhunderten erzählen von dem Interesse, mit dem man auch in den Zeiten naiver Naturanschauung die Rätsel des Firmaments verfolgte. Ich darf deshalb gewiß hoffen — gerade in unserem Kometenjahr — daß ein kleiner Beitrag hierzu nicht unwillkommen sein wird. Es handelt sich zwar nicht um einen Kometen, sondern „nur" um Meteorsteine. Doch auch so!

O Herr, ich weiß, ich habe viel gesündigt,
Ich habe viel gesündigt, viel und schwer,
Ich weiß, ich selbst hab' den Vertrag gekündigt,
Der mich verbunden hat mit dir, o Herr;

Allein, bin ich auch schwer mit Schuld beladen,
Ich nahe dennoch voll Vertrauen dir
Und flehe an die Fülle deiner Gnaden
Und deiner Güte, die währt für und für. —

Doch nicht für mich, o Herr, will ich jetzt beten,
Mich überlaß ich wortlos deiner Huld,
Für meinen Sohn will vor dich hin ich treten
Und flehen: ‚O, erhalt' ihn frei von Schuld!'

Ach, als das letzte Mal ich ihn gesehen,
Da war sein Wort so zügellos und wild,
Noch schien sein Blick mir Gutes zu gestehen;
O Herr, sei du ihm drum ein fester Schild!

Denn sieh, o Herr, das Kind ist ohn' Verschulden,
Das trifft nur mich, nur mich, o Herr, allein!
Drum hör' mein Fleh'n und laß das Kind nicht dulden
Für jene Freveltat, die ja nicht sein!

Verlangt das Recht ein Opfer, hierher, Herre,
Nach dieser Brust ziel' der verdiente Streich,
Dies Herz hier, das gefehlt, dein Zürnen lehre,
Doch seines, Herr, laß sein an Glücke reich.

Ersetz' ihm, Herr, was ich ihm nicht konnt' geben,
Der treuen Eltern Sorg' voll Opferlust,
Laß deine Güte auf ihn niederschweben,
Die Vatergüte, die ich weigern mußt'.

Sei gnädig gegen ihn, laß dein Erbarmen
Ausströmen über des Verwaisten Schmerz,
Laß für der Menschheit Höchstes ihn erwarmen,
Verleihe ihm ein edles, starkes Herz!"

So sprach der alte Mann im Priesterkleide
Und sprach's und langsam richtet' er sich auf
Und blickt' hinaus durchs Fenster in die Weite,
Dort zog gerad' der Sterne Heerschar auf. —

So stand er sinnend eine lange Weile
Und immer heller, freud'ger ward sein Blick,
Und endlich stürzt mit hastig froher Eile
Bewegt er wieder in die Knie zurück.

„O Vater," ruft er, „ew'ger, güt'ger Vater!
Ja, ich vernahm's, dein trautes, leises Wort,
Das trug gleich Engelflüglein — Geflatter
Der Nachtwind von den Sternen zu mir fort.

Ja, von den Sternen ist's herabgekommen,
Das Wort, das mir im Herzen klinget fort,
Vom Sternenhimmel ist's herabgeschwommen
Auf kühler Lüfte Flut das süße Wort;

Das Wort, das jetzt ich erst so ganz verstanden,
Das Wort, das ich von dir so heiß erfleht,
Das Wort, das alle Qualen macht zu schanden,
Von dem das kranke Herze neu ersteht:

's ist das Wort Liebe, Herr, das ich vernommen,
Als auf ich blickt' in die verklärte Nacht,
Ja, das ist's, was auf mich herabgekommen
Und frohe Zuversicht mir hat gebracht.

Ja, Vater, nun, da bebend ich empfunden
All deine wunderbare Herrlichkeit,
Nun weiß ich es, ich habe Gnad' gefunden
Und Trost in meinem unnennbaren Leid.

Nun weiß ich's, wenn ich meinen Sohn vertraue
In deine Hand, so hab' ich wohlgetan;
Ich weiß es, Herr, da deine Lieb' ich schaue,
Der selbst das Dräu'n der Nacht ist untertan.

Ja, Herr, in deiner Lieb' wird er genesen,
In deiner Lieb' wird glücklich werden er.
So habe in den Sternen ich's gelesen
Und ich vertrau' den Sternen. Dank, o Herr!" —

Der Alte spricht es mit bewegter Stimme,
Sein Auge tief gerührt gen Himmel blickt,
Es schweigt in seiner Brust der Feind, der grimme,
Durch des Vertrauens reine Macht besiegt. —

Da, wie er so in Andacht selig weilet,
Und ihm das Herz so leicht wird und so frei,
Da hört er plötzlich, wie ein Schritt durcheilet
Geheimnisvoll und scheu die Sakristei.

Und jetzt — kein Traum ist's, deutlich kann er's sehen —
Die Tür zur Sakristei wird aufgetan
Und lauschend bleibt im Mondesschatten stehen
Ein tief im Mantel eingehüllter Mann.

Und als er so gestanden eine Weile,
Vorwärtsgebeugt er leis' zum Altar geht
Und setzt — man hört es raspeln — eine Feile
Ans Tabernakel, drin der Goldkelch steht.

„Ha, frecher Dieb, hinweg vom Gut des Herren!"
Der Alte ruft's, stürzt auf den Räuber hin.
„Nun magst du deines Lebens dich erwehren!"
„Nimm deiner freventlichen Tat Gewinn!"

Sie ringen lange. Keuchen, wildes Rufen
Durchstöhnt allein das Dunkel dann und wann;
Doch endlich wird's ganz stille; auf den Stufen
Des Altars liegt ein totgewürgter Mann. —

wellen, und tue mich Ewr. Kun. Mt., meinem allergenedigistem herrn und landsfuersten, zu untertenigister gehorsam bevelchen. Datum Graz, den 20. tag Oktober, anno domini im 1546.

Ew. Röm. Kun. Mt. untertenigister und gehorsamister landsverweser in Steir,
Jörg, Freyherr zu Herberstain, Neitberg und Gutenhag."

Diesen Brief fand ich unter allerlei Akten, die der Sammeleifer des Hans Jakob Fugger, des bekannten Gelehrten und Mäcenaten aus dem Augsburger Kaufmannsgeschlechte, zusammengetragen hat. Bei den ausgezeichneten Beziehungen, die dieser Mann zu den Hofkreisen hatte, ist es zu verstehen, daß eine Abschrift des Schreibens in seine Hände gelangte. Sei es nun, daß er sich selbst darum bemüht hat oder daß ein guter Freund aus eigenem Antriebe ihm einen Gefallen erweisen wollte: jedenfalls zeugt das Vorhandensein des Briefes unter den Fuggerschen Akten für das große Interesse, das man besonders in gebildeten Kreisen der merkwürdigen Naturerscheinung entgegenbrachte.

Was aus den Meteorsteinen selbst geworden ist, weiß ich nicht zu sagen. Sie befinden sich jedenfalls nicht in der umfangreichen Meteoritensammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien; das älteste Stück dieser Sammlung rührt vielmehr erst aus dem Jahre 1630 her.

München. Hermann Joseph Kirch.

Also, Christus hat nicht existiert?

Wohin eine abstrakte und von keiner psychologischen Institution geleitete Kritik der religiösen Überlieferung führen muß, das zeigt besonders deutlich das Buch von Prof. Drews: Die Christusmythe.*) Es ist das Buch eines kritischen Theoretikers, der durch das bloße philosophische Denken und durch seine kritische Absicht jeden Sinn für die lebendigen Zeichen persönlicher Realität verloren hat. Er schweift in die Ferne und sieht das Nächste nicht, er arbeitet mit den Einzelheiten der mythologischen Forschung, mit den Vorstellungen orientalischer Kulte, stellt das alles zusammen, verknüpft es mit dem bloßen Gelehrtenverstande, sucht das auf, was für die von ihm gewollte Perspektive paßt, und schaltet bewußt oder unbewußt das aus, was seine Beweisführung stören könnte — und das Ganze wird zugeschnitten mit der Schere des teilnahmslosen Logikers, der sich ganz voraussetzungslos geben möchte, der aber im Grunde so wenig voraussetzungslos wie nur möglich ist: Wird er doch von seiner eigenen kritischen Absicht, ja von der ganzen auflösenden Tendenz unseres radikalen Zeitalters innerlich beherrscht! Er will, daß die ganze Gestalt Christi nichts als eine bloße Mythe, eine phantastische Erfindung religiöser Absicht sei, er will, daß es keinen Jesus gegeben habe, und so wird sein Wille zum Vater seiner ganzen Beweisführung. Nur so ist die ganz unglaubliche Künstlichkeit seiner Kombinationen und Auslegungen zu begreifen Charakteristisch für den Geist dieser Deutungen ist zum Beispiel die Zurückführung der Erscheinung Christi auf den vedischen Mythus des Agni: Hinter dem Gesalbten, dem Messias, verberge sich kein anderer als der vedische „Gesalbte" Agni: das agnus dei, das Lamm Gottes, wie Christus bezeichnet zu werden pflegt, sei ursprünglich „agni deus", der Gott Agni, gewesen und als solcher auch in der Geheimsprache der ältesten christlichen Gemeinden verstanden worden!

Bloße Gelehrte, wenn sie weder Ehrfurcht noch tiefe Lebenserfahrung haben, stehen in allen Zeiten dem Geheimnis des persönlichen Lebens verständnislos gegen-

*) Jena 1909.

Im Juli des Jahres 1546, just als eben an der Donau der Schmalkaldische Krieg entbrannt war, beliebten einige dieser kleinen verirrten Bummler des Weltalls unter donnerndem Getöse bei Radkersburg in der Steiermark zur Erde niederzusausen. Es traf sich, daß gerade der „Landsverweser in Steier", Jörg, Freiherr zu Herberstein, Neitberg und Gutenhag, das Städtchen passierte; er ließ es sich nicht nehmen, die rätselhaften Eindringlinge in seinen Besitz zu bringen. Lange sollte er sich ihrer allerdings nicht erfreuen. Denn König Ferdinand I., der von dem Ereignis Kunde erhielt, wünschte sie zu besitzen und gleichzeitig auch zu erfahren, wie sich „das Gewitter" zugetragen habe. So schickte denn der Herr Landsverweser im Oktober Steine und Bericht nach Wien. Hören wir nun, was er erzählt:

„Allerdurchleuchtigster, Großmechtigister Römischer, auch zu Hungern und Behaim etc. Kunig etc. Allergnedigister herr. Ewr. Röm. Kun. Majestät sein mein undertenigist gehorsamist schuldig und pflichtig dienst alzait zuvoran berait. Allergnedigister herr.

Ewr. Kun. Majt. haben herrn Erasmen, herrn von Scherfenberg, ainer ersamen landschaft in Steir Kriegsrat, als derselb jungstlich bey Ew. Kun. Mt. von der lande wegen zu hof gewest, mundlich bevolhen, mir in Ewr. Kun. Mt. namen anzuzaigen: das ich die stain, so verschiner zeit bey Radkerspurg von himel gefallen, zehanden bringen und mit ainem nebenbericht, wie sych sollichs gewitter begeben, Ewr. Kun. Mt. zueschicken solle, des ich mich zu untertenigister gehorsam schuldig und pflichtig erkenn, und sovil mir, auch andern, so mit und bey gewest, dises falls haben gewist, und wie sich sollichs zuegetragen, will ich Ew. Mt. hiemit zu aller untertenigkait anzaigen.

Nemblichen als der jetzig herr general obrist, herr Niclas, grafn zu Halben, von disem land etlich gesandten auf den ersten tag Augusti jungst verschinen monats gen Pettau erfordert, hab ich sambt andern herrn den weg auf ainem floß gen Radkerspurg genomen, sein am 29. July allhie zu Graz angefahren und den 30. tag July, ungefarlich um 3 uhr zu abents, ankomen; es ist auch desselben mals ain schöner, haiter tag und der himel unbetrüebt gewest, auch die sun irer natürlichen art nach geschinen, und als wir bey ainer stund zu Radkerspurg gewest, hat meniglich ain groß getuml, als ob man große stuck puxn mitainander abschüsse, gehört, und niembts anderst gemaint, man hett zu Laibach auf des herrn obristen ankunft das geschutz lassen abgeen. Das aber nit gewest, sonder in solchem getuml bey hellem himel und scheinender sun sein etlich stain durch mit schwebenden feurigen flamen ungevehrlich ain halbe meil unter Radkerspurg und ain halbe meil oberhalb gefallen, welches also die paurn, so der enden und zu derselben stund an der feld arbait gewest, die stain auf der straßen mit ungestumbigkait umbfarn, also das die stain grueben auf den straßen ausgeschlagen und ain großen staub gemacht, und volgents denselben zuegangen, zwen stain daraus gefunden und hinein gen Radkerspurg getragen haben. Es haben auch die paurn, so solche stain gefunden, gleichformig anzaigt, das dieselben stain, wie sie die gefunden, dermaßen so schwarz und haiß gewest, das sie die bey zwayen stunden vor hitz nit angreifen noch aufheben mugen; bis sie ain wenig erküelt, haben sie die mit graß umbfangen und, wie hievor vermeldt, Radkerspurg damit zuegangen, welche zwen stain ich zu meinen handen bracht, und schick dieselben Ewr. Kun. Mt. in untertenigister gehorsam zue. Es sein auch gedacht stain ganzer, unzerprochner und das sie noch warm und von der hitz und feur geschmeckt, hinein in die stadt tragen worden; aber die burger haben etlich stuck davon geschlagen und behalten.

Das ist mir also gehorsamblichen um diese sachen wissend, welches ich Ewr. Kun. Mt. auf derselben genedigister befehl zu untertenigistem bericht nit verhalten

Gemeinsames hat mit dieser Welt der Natur und ihr vollkommen widerspricht. Und der Ästhetiker mit dem Absolutschönen auf dem Papier steht vollkommen ratlos da in dieser Schönheitswirklichkeit, für welche die Flora bald ein Meisterwerk, bald Schund, Goethe und Shakespeare einmal die höchste Inkarnation aller Kunst und ein anderesmal ein betrunkener Wilder, ein Geck ist, und seine absolute Schönheit besitzt gar keine Kraft und Fähigkeit, einen Neger, den ein Neuruppiner Bilderbogen viel schöner dünkt als ein Gemälde von Rembrandt, dahin zu bringen, daß er hier anders sieht und fühlt. Und die Herren von der juristischen Fakultät schreiben mit gedruckten Buchstaben auf ihr Buch von der Gerechtigkeit: „Alle Deutschen sind vor dem Gesetze gleich", aber mit Millionen Stimmen ruft die Wirklichkeit aus diesem deutschen Volke herauf: Wenn wir etwas wissen, wenn uns in jedem Augenblick eins an Fleisch und Blut durch die Natur bewiesen wird, dann ist es das, wie wir Deutschen so ganz und gar nicht gleich sind.

Doch diese Menschen, die da immer gerade das zu wissen behaupten, was sie ganz und gar nicht wissen können, die da unaufhörlich ihren Glauben, ihre Meinung, ihre Wahrheit den anderen aufzwingen wollen und ständig sich bedrohen: Bist du nicht meiner Meinung, meines Glaubens, von meiner Sprache, von meiner Rasse, von meiner Klasse und Partei, bist du nicht genau so wie ich, dann schlage ich dich tot — diese Warum- und Ursachenjäger, welche die Ursachen zu kennen sich anmaßen und aus dem unendlichen Geflechte der Dinge den und den sich herausgreifen: Da haben wir den Schuldigen, der uns büßen soll — diese Menschen haben sich ihre Erde zu einer Hölle gemacht und mit Blut überschwemmt.

Und indem sie stets dem nachjagten, was der Mensch nicht weiß und nicht kann und nicht ist, aller Natur und Wirklichkeit ihre Hirngespinstenwelt entgegensetzten und ihre Kraft vergeudeten an ein unfruchtbares Danaidentreiben — haben sie nur das außeracht gelassen, was der Mensch wirklich weiß und kann, mit dem er Sieg auf Sieg erringt, in dem er seine gewaltigste und herrlichste Fruchtbarkeitskraft immer wieder erweist.

Es hat einmal einen höchst törichten und dummen Menschen gegeben, der bestrafte das Meer und ließ es mit Peitschen schlagen, weil es ihm beim Sturme Schiffe zertrümmert hatte, und er belegte den Blitz, der einen Menschen erschlug, mit dem Kirchenbann. Und das war gewiß ein echter Mensch vom Danaidenstamm. Aber solche Danaidenarbeit verrichten wir noch immer, wenn wir glauben, uns von Mördern und allem sonstigen Ungeschick befreien zu können, wenn wir hier nur tüchtig prügeln, Todesurteile und Bann und Acht aussprechen. Doch die Natur- und Elementargewalten, die hier den Menschen genau so jagen und treiben wie in Blitz, Sturm und Überschwemmung, spotten und lachen nur solchen Tuns und solcher Blindheit.

Aber der kluge Mensch, der an Rache und Strafe, Sühnen und Richten gar nicht dachte, sondern dem es nur darauf ankam, zu ändern und zu bessern, umzuformen und umzubilden, der mehr schaffensbegierig war als wißbegierig, der da Blitzableiter baute und Leuchttürme, Dämme aufwarf und staute, der hat fruchtbare Arbeit getan, den Elementargewalten ein Stück Herrschaft abgetrotzt, und solche Menschen sind immer Heilsbringer gewesen. Die Natur schüttet über sie fortwährend neuen Segen aus, und unerschöpflich ist die Schatzkammer stets neuer Kräfte und Fähigkeiten, mit der sie uns ausstattet und bereichert. Wir können ja nun auch aus simpler Tonerde Edelsteine machen, ganz veritable Edelsteine, und das ist eigentlich doch noch viel etwas Köstlicheres, als wenn wir nur Gold daraus herstellen könnten. Und wenn das vielleicht auch für uns von keinem besonderen Nutzen ist, so ist doch für uns von größtem Nutzen gerade die Einsicht in diese höchste Kraft der Natur, die

über und ziehen daher auch der einfachen Wahrheit die verschrobensten Deutungen vor. Sie werden nie begreifen, daß die weltgeschichtliche Wirkung des Christentums, die unwiderstehliche Macht, mit der es den Menschen immer wieder von dem Vielen zu dem Einen, von der Umwelt zum Kern des inneren Lebens leitet, niemals aus einem bloßen Mythenkonglomerat, sondern nur aus einem Brennpunkt persönlichen Lebens kommen konnte. Die in sich selbst eingesponnene Gelehrsamkeit muß ihrer innersten Natur nach immer wieder aus dem Einen in das Viele, aus dem Einfachen in das Verworrene, aus der Hauptsache in das Nebensächliche zurückfallen; darum trachtet sie auch immer aufs neue, die Persönlichkeit Christi in den Nebel bloßer Gedankengebilde aufzulösen; sie wird den mächtigsten Beweger der Weltgeschichte als ein Traumgebilde hinstellen, bloßen abstrakten Ideen hingegen die Kraft zuschreiben, den Menschen umzuwandeln und die Weltgeschichte zu gestalten!

„Ob Christus wirklich existiert habe", so sagt R. Saitschick*), „eine solche Frage kann nur in Menschen auftauchen, die nicht die geringste Ahnung davon haben, was lebendigster Geist und persönliche Kraft bedeutet; denn um zu ahnen, was die Erscheinung Christi ist, muß man wenigstens etwas von Geist und Begeisterung im eigenen Innern spüren. Alle tiefen und großen Persönlichkeiten haben die unerschütterliche Realität der Erscheinung Christi empfunden und davon mit größter Sicherheit gesprochen. Immer sind es nur kleine oder in spitzfindiger kritischer Gelehrsamkeit befangene Köpfe, denen diese Realität nicht einleuchtet, weil ihnen der volle Gehalt des konkreten Daseins überall und stets nur verdünnt und verblaßt entgegentritt."

„Autorität und Freiheit." F. W. Foerster.

Was wissen, was können wir?

Das einzig wahre, das einzig schöne Wort, philosophiert Julius Hart in einer Neujahrsbetrachtung des „Tag", steht als Inschrift an einem Hause in Meran: „Gottes Wille kennt kein Warum". Und wenn der Mensch nur mit etwas offenen und klaren Augen in die Natur und die Wirklichkeit hineinblicken wollte, so kann er nur zu der einen Einsicht hingelangen, daß auch die Natur kein Warum kennt. Als unumstößliche Erfahrung, als die nackteste Wirklichkeit aller Wirklichkeiten weiß ich nur, daß die Menschen über all die Fragen, wie sie im lustigen Reigen das Jahr vorüberführte, sich zanken, und das, was das Wahre und Rechte ist, wird dabei nicht gefunden. Über allen Beweisen, allen Warums und Weils begründet steht nur diese Tatsache. Der Statistiker gibt uns soeben den schönsten Ziffern- und Zahlennachweis darüber, was wir so ganz rein objektiv von dem preußischen Landtagswahlsystem zu halten haben und um uns alles zu beweisen . . . Und er beweist wirklich alles! Daß die einen daraus den Schluß ziehen, wie gut und vollkommen es ist, und die anderen, daß es kein miserableres System gibt als dieses.

Aber der Mensch will nicht diese Natur sehen und nicht an diese Wirklichkeit glauben. Wie der Vogel Strauß steckt er den Kopf in den Sand vor diesen Tatsachen und unumstößlichen Erfahrungen, und mit seinem Menschenwitz fingiert er sich eine ganz andere Welt der Absolutität und unumstößlich objektiven Gewißheiten, felsenfester Beweise und zweifelloser Ursachen und Warums, behauptet und glaubt, etwas zu wissen, was er gerade durchaus nicht weiß, und hat all seine Organisationen und Institutionen, sein Denken und Meinen, Dichten und Trachten begründet auf eine solche Welt seines Witzes und seiner Einbildung, die nichts

*) „Gedanken über Christus und Christentum." („Hochland", Mai 1909.)

Die Hirtin.

Im Herbst einst wandert' ich über Land
Durch eine trostlose Heide;
Der Tag bedeckte den kahlen Sand
Mit düsterem Nebelkleide.

Im dürftigen Busch eine Herde zog,
Die graste die mageren Kräuter;
Kein Lüftlein ging, kein Vogel flog
Und fröstelnd hastet' ich weiter.

Die Hirtin kauert am feuchtkalten Sand
Beim flackernden Feuerchen nieder.
Es zittern im dünnen Linnengewand
Die zarten, jungsprossenden Glieder.

Da plötzlich mit Angstruf sprang sie empor
— Ihr Kleidchen hat' Feuer gefangen!
Ich lief mit eilendem Schritte vor,
Um hilfreich zu ihr zu gelangen.

Doch hat sie sich selbst des Feuers erwehrt,
Erstickt es mit Händchen und Füßchen;
Ihr Körperlein war völlig unversehrt,
Die Händchen nur schmerzten ein bißchen.

Zu schelten hielt ich für gebotene Pflicht,
Befahl ihr, das Feuer zu töten.
Sie sah mir mit traurigem Blick ins Gesicht:
„Das Feuer? Ich hab' es nonnöten!“

Es streifte ihr Aug' das dürft'ge Gewand
— „Nicht kann ich das Feuer entbehren!
Mich friert so sehr im naßkalten Sand,
Wie sollt' ich der Kälte sonst wehren?“

Im Frühling einmal nach manchem Jahr,
Da kam ich wieder zur Heide;
Der Tag, er schmückte den kahlen Sand
Mit heiterem Blumenkleide.

Die Luft durchzog ein süßmilder Hauch,
Der Vögel Lieder erklangen —
So bin ich im duftigen Frühlingsrauch
Herzfroh durch die Büsche gegangen.

Und sieh! — Unter grünendem Blütenstrauch
Die Hirtin erblickte ich wieder.
Es faßte das dünne Kleidchen jetzt kaum
Die blühenden, schwellenden Glieder.

Ein feuriger Bursch sie soeben belehrt,
Daß sein Mund auf ihren wohl paßte,
Und diesmal hat sie sich gar nicht gewehrt,
Wie einst, als der Qualm sie umfaßte.

Und diesmal, ja diesmal eilt' ich auch nicht,
Um schnell dem Feuer zu wehren —
Sie sagte mir wieder vielleicht ins Gesicht:
„Nicht kann ich des Feuers entbehren!“

Anton Schmiedhuber.

uns mit lauter solchen Umwandlungs-, Umformungs-, solchen Verbesserungs- und Erhöhungsfähigkeiten ausgestattet. Dem dummen, törichten Menschen, der da redet: Ich kann nicht aus meiner Haut heraus, und diese Menschen sind nun einmal so verpfuschte, miserable Wesen, und sie werden stets so sein, wie sie heute sind — dem ruft diese Natur zu: Ich mache aus Tonerde Rubine und Edelsteine, du bist meines Wesens und so kannst auch du dich verklären und erhöhen von einem schlechten Tonerdenmenschen zu einem Edelsteinmenschen.

Der kluge Mensch, der uns in diese Wunder- und Zauberwelt der Natur, in diese proteische Welt ihrer ewigen Verwandlungen immer tiefer hineinführt und ihre Kräfte in uns steigert; der uns nun auch fliegen lehrte und aus dem Kreisel, der jahrtausendelang nur ein Kinderspielzeug war, ein Werkzeug schafft, welches uns mit neuen Schnelligkeiten Zeit und Raum überwinden läßt: der hat auch die Kraft, sich selber immer höher zu gestalten. Und das Wissen von diesem seinen Können, das ist allein, was ihm nottut, das ist aber auch, was ihm die Natur in einemfort predigt und zuruft, und da gibt es kein Welträtsel. Mag der wißbegierige Ästhetiker immerhin stöhnen und seufzen: Ach, wir wissen ja gar nicht, was Kunst ist — so lacht der Künstler: Daran liegt ja auch wohl gar nichts, ob man das weiß oder nicht weiß, ich kann aber Kunstwerke schaffen.

Niemand kann wissen und entscheiden, welches Wahlrecht das richtige ist. Es kommt aber auch einzig und allein darauf an, daß der Mensch und Wähler in Tat und Wahrheit so ein Gemeinschafts- und Staats-Ich ist, welches stets aller Wohl und nicht nur sein Wohl, das Wohl seiner Partei sucht. Die Kraft und Fähigkeit, dahin zu gelangen, die hat diese Natur, welche Tonerde zu Rubinen machen läßt, in jeden hineingelegt, und solche Kraftbildung, Kraftsteigerung tut allein not.

„Türmer.“

Singvögel.

Lied.

Könnt ihr verstehen mein traurig Lied,
Meine Sehnsucht so tief und wandermüd'
Von kurzer Stunde und langem Leid,
Von des Lebens süßester Seligkeit?
Jung war ich und wohnte in Einsamkeit,
Im Walde, von allem Leben so weit,
Da sah ich ihn auf sonnigem Steg —
Doch er ging seinen Weg.
Nicht vordem und später nicht
Sah ich ein so süß' Gesicht —
Mit so einem ging ich nie —
Muß sehnen mich spät und früh.
O Trauer, wie währst du endlos lang',
O Jahre, wie seid ihr todesbang!
Daß doch der Gedanke zur Ruh' sich leg',
Er sprach mit mir —
Doch er ging seinen Weg.
Ein freundlich Wort, ein lieber Blick
Schuf mir eine Welt von Glück.
Er wollte stehen an meiner Seit',
Mir schützend geben das Weggeleit
Und hielt mich fest
Ans treulose Herz gepreßt.
Wir standen just auf sonnigem Steg,
Da küßte er mich —
Und ging seinen Weg.

Anna Oberzil.

nicht zu hoch, sondern besorge dies während des Tanzes auf den Füßen seiner Mitmenschen. Nicht schwindelfreie Männer sollen dem Tanze nicht huldigen, da sie sonst verunglücken — und sich verloben. Diese Krankheit wird dann chronisch und ist meistenteils unheilbar.

*

Das lyrische Gedicht. Hauptsache ist, daß es sich reimt. Sollte dies aber zufällig nicht der Fall sein und auch das Versmaß nicht stimmen, so schreibe man die Anfangsbuchstaben der Verse klein und nenne es „Moderne Dichtung". Sehr beliebt sind Liebesgedichte. Man erhält sie, indem man „Liebe" auf „Triebe" und „Herz" auf „Schmerz" reimt. Es ist auch sehr zu empfehlen, an passender Stelle einen „süßen Kuß" einzuflechten. Will man ein Gedicht einem Liebchen widmen, das in der Literatur halbwegs unbewandert ist, so schreibe man es ruhig bei Heine ab, der Gedichte dieser Art stets auf Lager hat. Ist ein Gedicht geeignet, nicht in Musik gesetzt zu werden und ist keine Handlung vorhanden, so ist das eine Ballade. Nicht mehr modern. Schreibt heutzutage höchstens noch ein „Dichter" vom Range Uhlands, aber die wahren Jünger deutscher Dichtkunst verehren ihr Ideal in dem dichtenden Gedankenstriche.

*

Das Epos. Das dichtet man am besten gar nicht, da es durch die Werke eines gewissen Homer sehr in Mißkredit geraten ist.

*

Der Roman. Man nehme ein Liebespaar, trachte, daß sie sich nicht kriegen, tue einen grausamen Vater hinzu, lasse das ganze durch zirka zehn Kapitel durchmengen, gebe ein, höchstens zwei philosophische Probleme, die man selbst nicht versteht, hinzu, schreibe auf das Titelblatt „Aus dem Französischen", wähle als Pseudonym niemals den Namen Kohn oder Mayer, veranlasse, daß es konfisziert werde, und stelle gleich die zehnte Auflage her.

*

Der moderne Literat. Er verbringt den ganzen Tag im Kaffeehause. Früh kommt er gewöhnlich ungekämmt hin, setzt sich in irgendeine Ecke. Auf die Frage des Kellners: „Was befehlen Herr Doktor?" hat er nur einen tiefen grünvioletten, seelenerschütterungahnenlassenden Blick. Nach einer halben Stunde bestellt er eine Schale Kaffee. Er spricht wenig. Er denkt. Er versenkt sich ganz in seine Gedanken und in Gedanken versunken geht er auch weg, vergißt dabei in Gedanken, seine Zeche zu bezahlen. Nachmittags ist er nach seiner Angabe mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Ein boshafter Freund meint, er schreibe Adressen für ein Geschäft. Er verachtet ihn. Interessiert sich jemand für seine Person, pumpt er ihn an. Sonst ist er gesund.

*

Der Glückliche. Er ist gedruckt. Sogar honoriert gedruckt. Seitdem raucht er Zigarretten zu fünf Pfennig das Stück. Den Platz für sein Denkmal hat er schon gewählt. Er lädt jedermann zum Nachtmahl ein und liest seine Sachen vor. Dabei ist er sonst ganz harmlos. Begegnet er einem bekannten Schriftsteller, grüßt er ihn kollegial. Als Sohleneinlagen in seinen Stiefeln trägt er nur eigene Gedichte. Wegen der Wärme, die ihnen eigen ist, sagt er.

*

Predigt des Meeres.

Habt ihr meinen Ruf vernommen?
Selig, wer nun schweigen kann!
Alle meine Wellen kommen:
Selig, wer sich neigen kann!

Alle meine Wellen spülen:
Selig, wer sich schuldig kennt!
Alle meine Wellen kühlen:
Selig, wen ein Herzleid brennt!

Alle kämpfen, ringen, werben,
Selig, wem vor Kampf nicht bangt!
Alle kehren heim und sterben:
Selig der, den heim verlangt!

(Velhagen & Klasing, Monatshefte.) Bruno Baumgarten.

Das Herrgottslichtlein.

Als jüngst im Morgen ging ich
Dahin, hab' ich entdeckt,
Ein Lichtlein hat der Herrrgott
Dort oben aufgesteckt.

Es schimmert gar so lieblich
Zu mir aus seiner Fern',
Des neuen Tages Künder,
Des Himmels Morgenstern.

So freundlich sendet nieder
Es mir ins Herz hinein
Die Fülle seiner Strahlen,
Als wär's der Hoffnung Schein.

Und war ich vorher zaghaft,
In Alltagsnot verstrickt,
Hat nun, da es so tröstend
Zu mir herabgeblickt,

Es mir im düstern Herzen
Des Hoffens Strahl geweckt;
Jetzt hat der Herrgott in mir
Sein Lichtlein aufgesteckt.

Kurt Sonnemann.

Bummelwitz auf Reisen.

Der wahre Künstler verzichtet auf den Beifall der Menge; ihm genügt das Honorar des einzelnen.

*

Wenn jemand aus beträchtlicher Höhe auf die Erde fällt, ist er noch immer kein Luftschiffer.

*

Was ist angenehmer? Mit einem Luftschiff auf die Erde fallen oder mit einem Automobil in die Luft zu fliegen?

*

Im Ballsaal. Man betritt den Ballsaal mit Frack, Lackschuhen und gemischten Gefühlen. Die Unterhaltung richtet sich ganz nach der Heiratsfähigkeit des Besuchers. Aber trotzdem muß man mehr oder minder gebildet sein und mindestens eine Volksschule mit genügendem Erfolge absolviert haben. Jeder Ballbesucher nehme sich in seinen Fracktaschen die große Ausgabe von „Meyers Konversationslexikon" mit, um jedem noch so uninteressanten Gespräche gewachsen zu sein. Außerdem empfiehlt es sich, Neuerscheinungen des Büchermarktes auf jeden Fall bereit zu halten, falls diese im Verlaufe der Unterhaltung unangenehm berührt werden sollten. Ist man mit seiner Dame in einem lauschigen Eckchen angelangt, beginne man unter Bezug auf den Ort ein Gespräch über den Wert und die Verwendung der Trigonometrie. Der Tänzerin trete man seine Eislimonade, deren Mutter die Schleppe des Ballkleides ab. Will man nicht als eingebildet gelten, so spreche man nicht länger als zwei Stunden ununterbrochen. Man versteige sich aber während der Unterhaltung

Vorsichtig. Rechtsanwalt (in einer Bauernwirtschaft): „Sind die Eier frisch?“ — Wirt: „Herr Av'kat, es sinn Eier. Uf weiters lass' i mich nit ein.“

Im Gebirge. Botanisierender Professor (in einer Alphütte eintreffend): „Möchten Sie nicht so freundlich sein, mir auf einen Augenblick ihr Konversationslexikon, Band H, zu leihen?“

Geistesgegenwart. In einer Konferenz passierte einem der Anwesenden etwas Menschliches. Aller Augen richteten sich auf ihn. Schnell gefaßt aber erhob er sich und sagte: „Meine Herren, ich verlange nicht, daß meine Äußerung zu Protokoll genommen werde.“

Jähe Wendung. Junger eifersüchtiger Ehemann (in das Boudoir seiner Frau tretend): „Ha, was verbirgst du vor mir? Einen Liebesbrief!“ (Entreißt ihr das Papier.) „Ah, die Rechnung der Schneiderin! Hier, nimm sie zurück, ich will nichts gesehen haben.“ (Geht schnell ab.)

Verfängliche Frage. Kleiner Junge: „Großpapa! Heute waren Ella und ich mit der Mama in der Menagerie. Wir haben zwei Kamele gesehen. Ein's war so groß wie ich und ein's beinahe wie du!“ — Ella: „Gelt, Großpapa, ein so großes Kamel wie du gibt's gar nicht.“

Alles möglich. A.: „Ich wollte Schulze für heute Abend zum Skat einladen, er war aber so kurz angebunden ...“ — B.: „Von seiner Frau?“

Immer Geschäftsmann. Reisender: „Herr v. Müller, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter!“ — Müller: „Ist Ihre Liebe aber auch echt?“ — Reisender: „Auf Ehrenwort, das Beste und Dauerhafteste, was in diesem Artikel geliefert werden kann!“

Merkwürdiges Mittel. Richter: „Wie kamen Sie dazu, dem Huberbauer den Maßkrug an den Kopf zu werfen?“ — Angeklagter: „Ich hab' halt Frieden stiften wollen.“



Bücher.

Memoiren eines Vergessenen. Einige Historiker, einige Geschichtsfreunde und ein paar andere, Zufällige, werden von General Thiébault, der in Berlin als Sohn Dieudonné Thiébaults, des Lehrers an der Friderizianischen Kriegsschule, geboren wurde, mehr wissen als seinen Namen. Aber er ist eine interessante Persönlichkeit, die wertvolle Memoiren*) hinterließ, wie auch schon sein Vater Bücher schrieb und aus persönlicher Anschauung das Leben am Hofe Friedrichs des Großen schilderte.**) General Thiébault — wahrscheinlich stammte die Familie aus dem Elsaß und hieß ursprünglich Dippolt — war, so zeigen seine Bilder, eine hübsche Erscheinung, nur bestätigen die Gesichtszüge und die niedere Stirn den Eindruck, den seine Erinnerungen hinterlassen, daß er weniger genial, als vielmehr selbstbewußt, trotzig, ein Draufgänger, oft liebend und viel geliebt, von sich eingenommen und selbstgefällig war, und er kokettierte gern mit seinem „Charakter“, der, im Grunde genommen, großen Entscheidungen gegenüber immer schwankte und damit die besten Chancen für ein rasches Aufsteigen stets verpaßte. So diente der „Charakterfeste“ nacheinander wohlgemut allen Regierungsformen von Ludwig XVI. angefangen bis Louis Philipp und fühlte sich von jedermann verkannt. Gerade daß der General seine Zeit nicht mit dem Auge einer starken Individualität betrachtete, macht seine Berichte so interessant: man erfährt durch sie das Urteil eines gebildeten Menschen, eines Durch-

*) General Thiébault, Memoiren a. d. franz. Revolution u. d. Kaiserreich; 3 Bände m. 15 Porträts. (Stuttgart, Robert Lutz.)

**) D. Thiébault, Friedrich der Große u. sein Hof. Persönliche Erinnerungen an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin. 2 Bände. (In demselben Verlage.)

Das Malweib. Sie malt natürlich nach der Natur. Von ihren Gemälden kann nie gemeldet werden, was sie vorstellen. Das nennt sie ihre individuelle Auffassung. Sie liebt den Pinsel über alles, am meisten den, der ihre Bilder kauft. Schwimmt in einem Meere von Wonne und Öl und ist gegen jede vernünftige Kunstrichtung — farbenblind. Hat sie etwas angestellt, so soll es ausgestellt werden.

Diese Bummelwitze finden sich in dem bei Bruno Vogler in Leipzig-Gohlis erschienenen Buche „Lehrreiche Dummheiten" von Kurt Robitschek.

Hofnarr und König.

Aus einer alten Chronik. Von Franz Goldhann.

König Alfons IV. hatte an seinem Hofe nach damaliger Sitte einen Hofnarren, der ungehindert tun und lassen konnte, was ihm beliebte; auch die trockensten selbst gegen den König gerichteten Grobheiten wurden geduldet. Dieser Hofnarr führte ein eigenes Buch, in dem er den Namen jedes Bekannten, der einen sogenannten Narrenstreich beging, aufschrieb. Dieses Buch ließ sich der König zuweilen vorlegen und fragte, wenn ihm ein bekannter Name aufgefallen war, warum er in diesem Buche verzeichnet sei. Einst begehrte er wieder von seinem Narren das Buch, blätterte eine Weile darin herum und fand plötzlich seinen eigenen Namen vor! Der Narr wurde vorgeladen und befragt, warum des Königs Name angeführt sei. Da sprach der Hofnarr: „Großer König! Es wird dir wohl noch gut erinnerlich sein, daß du vor zwölf Jahren einem dir kaum bekannten Normannen eine Summe von zwanzigtausend Pfund Sterling für Ankauf von Pferden gegeben hast, doch weder den Normannen noch die Pferde sah man jemals wieder — es war demnach ein Narrenstreich von dir, eine derlei Summe aufs Spiel zu setzen." — „Du bist in deinem Urteile sehr voreilig", entgegnete der König; „was würde nun geschehen, wenn die Pferde und der Käufer dennoch zum Vorschein kämen?" — „Dann", entgegnete der Hofnarr, „würde ich deinen Namen ausstreichen und dafür jenen des Normannen hinsetzen . . ."

Lustige Zeitung.

An die falsche Adresse. Auf einen einsamen Tiergartenpassanten, dem man den pommerschen Wollonkel ansieht, stürzt nachts ein Strolch: „Können Sie mir vielleicht sagen, wieviel Uhr es ist?" — Der Angefallene aber haut mit einem einzigen Schlage seiner riesigen Pommernfaust den Räuber zu Boden und meint seelenruhig: „Eins hat's geschlagen, du Halunke!" — „Donnerwetter", sagt der Spitzbube, „een Jlück, det ick den nich um zwölfe jefragt habe!"

Vater und Sohn. Traugott Feitl bringt immer schlechte Zeugnisse in der Mathematik nach Hause. Der Vater macht ihm einen Mordsspektakel: „Was soll aus dir werden, du Lausbub?" — „Tateleben, reg' dich nix auf; unser Professor is so ä arger Antisemit, wenn ich auch was könnt', krieget ich a schlechte Noten!" — „Nü, dann werde ich dich taufen lassen!" — Der Vorsatz wird ausgeführt, aber die nächste Zensur ist ebenso schlecht. — Vater: „Was soll das heißen, du Parchkopf?" — Sohn: „Aber Tateleben, du weißt doch, wir Christen haben kein Talent für's Rechnen." „Guckkasten."

Umweg durch die Kinderkehle und die sich verjüngende Menschenseele wieder zum Volk zurückzukehren. Diese zwei verstehen es, im Grunde des Volkes, wohin vorzudringen ansonst sich die Stadtleute selten die Mühe nehmen, zu lesen wie in einem Evangelium, denn es ist ein solches: die zwei — Hans Fraungruber, der uns so liebe, von all der ihn umstarrenden Ziegelwelt der Wienerstadt gottlob so wenig angekränkelte Dichter, und Dr. Jos. Pommer, der Musiker, Sammler und Anreger. Der k. k. Schulbücherverlag hat gut daran getan, just die zwei, die sangslustigen Steirer, zu gewinnen für ein so wichtiges Buch, das ja ebenso mit Fug und Recht als ein Volksbuch wie als ein Schulbuch aufzufassen ist. Und der Schulbücherverlag wird gut fahren, wenn auch künftig er die Schulbücher zu ihrer volleigensten Bestimmung führt: zum Volksbuch, was man, um einiges anzudeuten, von den Lehmanns, Mocniks und vor allem von den meisten Lesebüchern gerade nicht behaupten kann.

Fraungruber — Pommer: jeder dieser Namen eigentlich schon ein festes Programm. Durch diese Liedersammlung sind sie nun die Männer geworden, die der Schule, dieser mächtigen Kulturträgerin, jene Sammlung volksmäßiger und geeigneter Volkslieder schenkten, welche ans Volksliederbuch streift, das handlich, sorgsam ausgewählt der Staat nun neben seinem vielumfassenden und deshalb schwerfälligen Volksliedwerk herausgegeben und zu niederstem Preise in jede Hand legen sollte. Als allgemeines Erziehungsmittel, als Einigungsmittel aller seiner deutschen Stämme. — „Deutsches Schulliederbuch", das klingt klar; und der Inhalt macht es wahr. Was die sächsischen Schulen z. B. in ihren „Heimatstimmen" haben, das haben wir — endlich! — nun auch. Volkslieder aus dem Weiteren, und, was ich besonders rühmen muß, in einfachster, edelster Form; und Lieder aus dem Engeren: Almer, Jodler, Dudler, Lieder aus der grünen Mark, aus dem Glocknerlande, aus Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Deutschböhmen, Vorarlberg, aus dem Kuhländchen, Österreichisch Schlesien; Lieder zur Arbeit und zu den Bräuchen des deutschen Volkes, auf die feinsten Naturstimmungen abgetönt; Lieder für die vom Glück Zurückgesetzten, auf Wurzelgräber, Wanderburschen; für Bergleute, für die Feuerwehr, für den Bauer und sein Knechtel, für Schuster, Schneider und die andern Handwerker was; Märchenlieder und Lieder für Turnersleute; Lieder für Gemüt, Weltfreude und Zufriedenheit. Das braucht das Kind; und das braucht das Volk. Wie anheimelnd das klingt: „Der Lieblingsdudler des Baumgartner-Ähnl"! Das weckt schon im Kind die Kraft — ein Volksliederdichter zu werden. Einmal ...! Dazu überall Anleitung zum Regen, Bewegen und Sichausleben im Lied. Sänge zu den verschiedenen Bewegungsspielen. Und wieviel Humor überall — und jener Humor, der nicht verspottet, sondern aneifert und das Herz mit hellem, süßgesponnenem Sonnenschein erfüllt. Heitersinn und Leben überall, auf jedem Blatt geradezu. So was hatten wir noch nicht in dieser geklärten, reifen Form für die Schule eingeheimst. Ach, und wie not tut Leben, viel Leben und Frohsinn und ein Vorrat an Glückseligkeit für kommende rauhe Schicksalstage der Schule, auf daß sie auch die der Schule Entwachsenden dauernd an sich fesselt und machtvoll bis zum letzten Pulsschlage ihrer Schüler nachwirkt. Daß sie nicht erstarrt, ihre Erinnerung nicht wie ein lästig Joch beim Schulaustritt abgeschüttelt wird! Neben der feinen Schriftsprache wird durch dieses Buch der Schüler auch die „grobe" Mundart aller großen Stämme der Deutschen des Kaiserstaates schätzen lernen. So soll die wahre Vaterlandsliebe unaufdringlich eingepflanzt werden; wir müssen uns lieben, in welcher Himmelsrichtung auch immer wir hausen, dann wird der Anprall der Gegner des deutschen Volkes ohnmächtig an festen Wällen pusten.

Meinem Geschmack weniger entsprochen hat es, ohne daß ich in die Fülle des Guten einen Tadel mengen wollte, daß dem allbekannten „Schlaf', Herzenssöhnchen, schlaf'" K. M. v. Webers oder dem Silcherschen „Alle Jahre wieder" nagelneue Texte unterlegt wurden. Da ist alte Weise und altes Wort bereits zu sehr miteinander verwoben im Volksgemüt, so daß man beides nicht mehr losreißen sollte, besonders da aus pädagogischen Gründen eine Änderung nicht notwendig erschien.

Doch das und einiges andere sind Kleinigkeiten, verschwindend gegenüber dem Bahnbrechenden. Nach diesem Buche Fraungruber-Pommers wird man greifen müssen, wenn man recht viel Gold in die jungen Kehlen legen will.

Karl Krobath.

Autorität und Freiheit. Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche. Von Fr. W. Foerster. (Kempten und München. Verlag Kösel.)

Das Verhältnis des Individualismus zur religiösen und kirchlichen Autorität erfährt hier eine ganz eigene Beleuchtung und eröffnet ganz neue Perspektiven. Damit offenbart der Verfasser den Nerv seiner Welt- und Lebensanschauung und läßt uns tiefe Einblicke in seinen eigenen geistigen Entwicklungsgang tun. Mit diesem persönlichen Bekenntnis verbindet der Verfasser gleichzeitig die genaue Präzisierung seiner Stellungnahme zum kirchlichen Leben der Gegenwart. Der Standpunkt des Verfassers ist ausgesprochen konservativ.

---

schnittsoffiziers an der blutheißen Wende des XIX. Jahrhunderts über die militärische, politische und kulturelle Lage Mitteleuropas. Die Memoiren bringen vielerlei; neben gewöhnlichem Tratsch und Anekdoten, hypnotischen Experimenten und Urteilen über — Pumpernickel finden sich eigenartige Schilderungen der bedeutendsten Männer, mit denen der Divisionär verkehrte, finden sich Erläuterungen der gesellschaftlichen Zustände während und nach der französischen Revolution vor, und Darstellungen von Tatsachen, die schon in Vergessenheit gerieten. Temperamentvoll, der Sohn einer Italienerin, kam Thiébault zu Beginn des Umsturzes nach Paris, trat in die junge Nationalgarde, fühlte sich als Jakobiner, wurde vom Luxus mitgerissen, vom Schreckensregiment abgestoßen und diente endlich in der regulären Armee. Zehnmal verdächtig gleich jedem strebsamen Offizier, entging er zehnmal bedenklichen Verhaftungen und sagte mit Recht, Generalspatente seien Todesurteile; der Konvent fürchtete eben seinen Cromwell! Aber dem aufleuchtenden Sterne Napoleons mißtraute Thiébault und versäumte die Gelegenheit, in seinem Stabe zu dienen; ebenso fürchte er die möglichen Folgen des Staatsstreiches und hielt sich fern vom Schuß — so glaubte der Zögernde anfangs nicht an den Korsen und der Korse glaubte nie an ihn! Seine Verdienste verteilten sich auf Italien, Österreich (Austerlitz), Spanien und Deutschland (Fulda, Lübeck, Hamburg) und Bonapartes Sturz riß ihn mit sich.

Aus den zahllosen anziehenden Details der Memoiren sollen nur einige illustrierende Kleinigkeiten hervorgehoben werden.

Gegen die Korruption, die sich unter der Herrschaft des Direktoriums neuerdings eingebürgert hatte, kämpfte selbst ein Napoleon vergebens, der die Stützen seiner Macht weniger bei den diebischen Offizieren und neidischen Generalen, sondern in den breiten Massen des Volkes und den einfachen Soldaten fand. Der so unbedeutende Siehès nannte den zukünftigen Kaiser nach dessen unerlaubter Rückkehr aus Ägypten einen „frechen Knirps“! Der freche Knirps schaffte unbekümmert um jede Tradition und machte den Sergeanten Hulin, welchen — eine böse Ironie! — der sechzehnte Ludwig wegen heldenmütiger Anteilnahme beim Bastillensturm zum Offizier ernennen mußte, zum kaiserlichen General und Grafen. — Thiébault war ein gutmütiger Psychologe und nannte eine Kreatur, die seinen Vater aus persönlichen Gründen guillotinieren lassen wollte, einen „schwachen, keinen schlechten Menschen“. In dieser Epoche der Weltentwicklung schwankte alles, auch das allermenschlichste Gefühl, und der Blutaumel verwischte die Urprinzipien der Ethik. — Ein wenig boshaft klingt die Kritik, daß ein militärisches Unternehmen, das glückte, ein Angriff, der vorbeigelang, eine Rekognoszierung genannt zu werden pflegte. Und heute . . . Ist es heute anders?

Ein niedliches Persönchen war die Frau des Autors, „Zozotte“; recht resolut, wie es scheint, und anspruchsvoll; der Gatte liebte sie über alle Maßen — und verließ im kritischesten Augenblick die schwer ringende spanische Armee, um Saragossa den Rücken zu kehren, wo Madame Zozotte eine Geliebte des Herrn Gemahls vermutete. Der Beweis überzeugte sie.

Mitreißend wirken die massenpsychologischen Schilderungen nach den wichtigen Schlägen von Leipzig und Waterloo; man lebt die brodelnde, hoffende, verzweifelte Stimmung Frankreichs mit . . . Und der Cäsar, der zugunsten seines Sohnes auf den Thron verzichtete, bat den Kriegsminister, man möge ihm als einfachen General den Oberbefehl über die Armee übertragen; er werde die Feinde besiegen. Inzwischen huldigte der Herr Minister schon den heimkehrenden Bourbonen. Das ist tiefste Tragik, von der Thiébault erzählt, die er aber vielleicht selbst nicht fühlte.

Diese Erinnerungen eines weder pathetischen noch posierenden Verfassers sind ein wertvolles Dokument ihrer Zeit und verdienen studiert, zum mindesten aufmerksam gelesen zu werden.

H. L. R.

Ein deutsches Schulliederbuch. Das ist einmal ein Schulliederbuch, das ich hoch über die schwere Menge derselben heben möchte. Schon beim ersten Griff, wie ich's aufschlug, faßte mich ein Liedel und ließ mich nimmer los, ähnlich wie es mir einst mit Radecke-Rückerts „Aus der Jugendzeit“ ergangen. Ich sang und spielte mir's gleich an zwanzigmal vor, allein dies eine: „Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten“. Und solcher Perlen sind in diesem Schatzkästlein viele. Was wird der gemütvolle Lehrer allein aus den Goldschachten dieses einen Volksliedes schöpfen können! Den Wert der Jugend zum Bewußtsein bringen; denn meist werden wir desselben leider erst bewußt, wenn sie nimmer da ist. Die reifende Zeit sehnt sich aber immer wieder nach den jungen Tagen, und wer für die Kinder singt, verjüngt auch die Alten: er hat fürs Volk geschaffen, wie kaum ein anderer. Deshalb haben die großen Meister unsrer Zeit, ein Dr. Wilhelm Kienzl, ein Humperdinck u. a., sich des Kinderliedes angenommen; wir wissen dafür sicher mehr Dank, wie für manche Mahlersche Symphonie. Und zwei Berufenere hätte man zur Abfassung eines Liederbuches für die deutschen Schulen kaum finden können als diesmal; denn ein Schulliederbuch muß aus dem Volke geschöpft werden, um mit vermehrtem, segensreichem Inhalt auf dem

„Der gordische Knoten", „Das Madonnenbild von Stein" und „Bunte Weisen" zerfällt, enthält eine Anzahl reizender Gedichte, die zumeist nur von kleinem Umfange sind, allein jedesmal das gewählte Motiv vollständig erschöpfen. Wenn auch hie und da eine gedämpfte Heiterkeit sich äußert und wie ein flüchtiger Sonnenblick vorüberhuscht, sind die Gedichte doch im ganzen auf den Ton des Ernstes und der Entsagung abgestimmt. Wirklich edle Lyrik war und ist selten zu finden, hier wird sie uns in reicher Fülle geboten. Darum sei das neue Buch von Herma v. Skoda jedem Freunde des Schönen bestens empfohlen. Emil Soffé.

Das Buch von den vier Quellen nennt der Schriftsteller Dr. Augustin Wibbelt sein neues Werk, das soeben im Verlag „Bücher der Freude" (J. Schnellsche Buchhandlung, Warendorf) erschienen ist.

Die erste Quelle ist die Natur, die zweite Quelle ist das Spiel, die dritte Quelle ist die Arbeit, die vierte, die herrlichste und heiligste Quelle ist die Religion. Ein inniges, tief religiöses Buch. Der Verfasser ist ein katholischer Geistlicher.

Sieg der Freude. Eine Ästhetik des praktischen Lebens. Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Aus dem Inhalte: Das Sinnliche in der Ästhetik. Das ästhetische Gewissen. Der Wert des guten Geschmacks. Der Reichtum als Quelle. Behaglichkeit und Proportionen. Die Auswahl der Sachen. Von der Tracht. Vom schönen Körper. Die Anmut der Rede. Der gute Ton. Heimat und Fremde. Natur. Die schönen Künste. Die gedruckte Welt. Vom Zauber der Bühne. Erziehung. Wohltätigkeit. Takt. Toleranz. Mauern der Ehrfurcht.

Tragöß in Obersteiermark und der historische Pfarrermord im Jahre 1493, mit besonderer Bezugnahme auf Roseggers „Gottsucher"-Roman, von W. Gelder, Pfarrer in Tragöß. (Selbstverlag des Verfassers. 1910.)

Ein dünnes, geschichtlich, lokalchronistisch, ethnographisch und touristisch hoch anregendes Büchlein, mit mehreren instruktiven Bildern versehen. Das eine dieser Bilder zeigt den gespaltenen Schädel des ermordeten Pfarrers M. Lang, der Roseger zu seinem Romane „Der Gottsucher" angeregt hat. Dann ist in dem kleinen Buche noch von zwei anderen Pfarrermorden die Rede. Der Verfasser schreibt die Untaten jener wilden Zeit im allgemeinen zu. Doch die Zeit war überall wild, so schlimme Dinge werden aber selten von einer, wenn auch noch so entlegenen Gegend erzählt als von diesem Tragöß. Es muß irgendwo seinen besonderen Haken gehabt haben. Wir vermuten, daß eine mehr grausame als korrekt zielbewußte Obrigkeit die Leute rebellisch gemacht hat. Die Obrigkeit war damals vorwiegend geistlich, die, wie die Gegenreformation lehrt, ihre Gewalt rücksichtslos gebraucht hat, wo sie herrschend war. In der milderen Jetztzeit sind die Tragösser geradeso friedliebend und gutmütig wie die Obersteirer überhaupt.

Wer Tragöß besuchen oder gar Sommerfrische dort nehmen will, der lese erst dieses Schriftchen durch. Er wird vieles, was es enthält, auf das beste brauchen können und das Weitere wird ihn fesseln, wie nicht bald die Topographie eines entlegenen Gebirgstales.

Vom grüngoldenen Baum. Humoristische Plaudereien von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1910.)

Ihm, dem Plauderer, zuzuhören, ist nahezu ein so hoher Genuß, als seine Theaterstücke zu genießen. Dieses Büchlein bringt seines geringen Umfanges wegen nicht viel und hat doch vielen etwas zu bringen. Frauen, die heutzutage durchaus Männer werden wollen, sollen den Aufsatz „Meine Damen!" lesen. Sie werden sich sehr dabei — aufregen. Verliebte Eheleute mögen sich „Die späte Hochzeitsreise" gönnen, sie werden dabei froh werden. Populäre Schriftsteller und Künstler könnten das Kapitel „Von dem zweierlei Ruhm" durchsehen, sie würden lachend sagen: Ja, so ist es! Tier- und Kinderfreunde dürfen den Aufsatz „Das vierbeinige Geschenk" um keinen Preis übersehen, in dem der Appelschnutmann seinen einzigartigen Humor spielen läßt. Auch noch anderes für andere ist da und die „Warnung vor der Sommerfrische" paßt so ziemlich für alle. Natürlich stets nur bedingt. „Die Marienbader Kur" eignet sich selbstredend nur für Wohlbeleibte, während die Belehrung „Über den Umgang des Autors mit Schauspielern" ausschließlich den dramatischen Autoren gehört, als welcher der Verfasser reichliche Studien gemacht hat. — Und wer schließlich alles liest, der tut am besten. V.

Einsamkeit. Roman von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Dem letzten größeren Werke Ernst Zahns, dem Roman „Lukas Hochstraßers Haus", war es beschieden, unter den Werken des Schweizer Dichters den volkstümlichsten Erfolg zu finden, ihm neue Freunde in erstaunlich großer Zahl zu werben. Für wie manchen Schriftsteller liegt in solchem Erfolg

Goethes Faust. Fünfzehn Vorträge von Johannes Hauri. (Berlin. Conrad Skopnik.)

Eine Erklärung von „Goethes Faust", wie sie jedem Gebildeten, insbesondere auch der gebildeten Frauenwelt willkommen sein wird. Alles ist weggelassen, was bloß die Gelehrten interessieren kann oder für das Verständnis des Ganzen nebensächlich ist. Wenn die allermeisten Leser beim zweiten Teil des Faust schon im ersten Akt erliegen, so dürfen wir Ihnen verbürgen, daß sie an der Hand dieser Fausterklärung, die der Dichtung Schritt für Schritt folgt, auch den zweiten Teil zu Ende lesen und so ein klares Bild nicht nur von dem gewaltigen Werke, sondern auch von Goethes Lebensauffassung gewinnen werden. V.

Björnstjerne Björnson. Ein Essay von Bernhard Münz. (Wien. Karl Schneid. 1909.)

Der bekannte philosophische Schriftsteller und Essayst läßt seiner tiefsinnigen Abhandlung „Henrik Ibsen als Erzieher" eine neue gründliche Arbeit über Björnstjerne Björnson folgen. Münz zeigt in seinem Buche die Entwicklung des nordischen Dichters und bespricht die einzelnen Seiten von dessen dichterischer Tätigkeit. Von besonderem Interesse ist die objektive, kritische Analyse von Björnsons Bauerndichtungen. Nicht minder anregend ist die klare und scharfsinnige Beurteilung der Dramen. Auch die Vergleiche, die Münz zwischen Björnson und Ibsen zieht, sind trefflich durchgeführt und regen den Leser an; vor allem beweist das, was er über Björnson als praktischen Politiker sagt, daß er des Dichters Individualität vollständig erkannt und erfaßt hat. Zum Schlusse seiner gehaltvollen Schrift zeigt Münz, wie sich bei Björnson Dichten und Leben zur schönen Harmonie einen.

Emil Soffé.

In dem Verlage der „Ulmer Zeitung" in Ulm ist erschienen: **Menschlichkeit sei unser Ziel!** Von August Leiner.

Das Werk zeigt uns, daß alle bisher in den Kulturstaaten gemachten Erfindungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Technik, der Industrie und des Handels dem Menschengeiste zwar zu hohem Ruhm und Ehre gereichen, doch in ihrer Wirkung immerhin nur nach einer Seite hin für die Menschen und ihre Kultur wohltätig werden, insofern sie hauptsächlich Raum und Zeit ausgleichen, der Bequemlichkeit sowie dem rascheren Verkehre dienen. Was aber der Verfasser tief beklagt — und wir müssen ihm darin nur beistimmen — ist, daß bei allen diesen technischen, kommerziellen und industriellen Errungenschaften die tatsächlich noch viel höherstehenden idealen Güter: Menschlichkeit, Mitleid, Barmherzigkeit, Herzensgüte, Selbstlosigkeit, Moral, Seelenfrieden immer mehr in den Hintergrund gedrängt werden. Diese hier erwähnten erhabenen Ideale dürfen aber bei keinem Kulturvolke fehlen, wenn sich dessen Staatsleben gedeihlich entwickeln soll; sie müssen vielmehr erst die höhere Grundlage desselben bilden. Dieses Werk ist von Anfang bis zum Ende beseelt vom Geiste des reinen Menschentums. V.

Neuere Dichter für die studierende Jugend. Herausgegeben von Dr. A. Bernt und Dr. J. Tschinkel.

Durch die Ministerialverordnungen vom Jahre 1909 wurden dem Unterricht im Deutschen an den österreichischen Mittelschulen neue Ziele gesteckt. „Auf eigenes Lesen begründete Kenntnis des Bedeutendsten aus der deutschen Literatur" und „die Anbahnung eines echten, warmen, persönlichen Verhältnisses des Schülers zu den Werken der Dichtkunst" werden als „die schönste Aufgabe des Literaturbetriebes" bezeichnet, womit in erfreulicher Weise der allzustarken Betonung der Literaturgeschichte eine feste Grenze gezogen wird. Noch weittragender ist der Umstand, daß durch eine „Einführung in die neueste Literatur bis nahe an die Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf die deutsch-österreichische Literatur" und durch die bereits in der vierten Klasse beginnende Lektüre von modernen Novellen, Romanen und Dramen endlich die Möglichkeit geschaffen ist, die Jugend mit den Hauptströmungen der modernen Literatur vertraut zu machen und so eine Verbindung zwischen Schule und Leben herzustellen. Durch „Ausblicke in die Weltliteratur" — wieder möglichst an die Lektüre anknüpfend — soll der Zusammenhang der deutschen Literatur und der anderer Völker aufgedeckt werden. Auf diesen neuen Bahnen sowohl dem Lehrer als auch dem Schüler die Arbeit zu erleichtern, ohne das gemeinsame Erarbeiten bedeutsamer Kenntnisse und Erkenntnisse in der Schule zu vereiteln, ist Zweck der Sammlung „Neuere Dichter für die studierende Jugend", die in der Manzschen Hofbuchhandlung in Wien zu erscheinen beginnen.

Bisher erschienen: **Kriegsnovellen** von Detlev v. Liliencron. **Der Erbförster** von Otto Ludwig.

Der gordische Knoten. Gedichte von Herma v. Skoda. (Leipzig-Gohlis. Bruno Volger. 1909.)

Die Verfasserin hat sich bereits durch zwei Sammlungen lyrischer Gedichte: „Es war einmal" und „Die Spinnerin" bekannt gemacht. Vor kurzem ließ sie einen dritten Band folgen, der sich gleichfalls durch schöne, sinnige Gedanken und reine Formengebung auszeichnet. Das Buch, das in die Abteilungen:

Der erste Hieb. Von Fritz Küttich. (Wien. Huber u. Lahme.)

Der Verfasser hat sich in der Presse, namentlich in der Kölner Zeitung und in Westermanns Monatsheften vorteilhaft eingeführt. Seine ernsten und heiteren Skizzen aus dem Gesellschaftsleben erscheinen nun in einem schmucken Erstlingsbändchen und werden dem herzwarmen Poeten ehrliche Freunde werben. Der Humor im „Aschermittwoch", die tiefsinnige Empfindung in „Reif in der Frühlingsnacht" sind Beweise gesunder Begabung eines tüchtigen Menschen, der klar zu schauen und heiß zu fühlen versteht. Der „erste Hieb" sitzt und sein Autor wird mit Glück weiterkämpfen. Rudolf Hawel hat dem Büchlein eine Vorrede gewidmet. F.

Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Karl Heinemann. Mit Abbildungen.

Das Buch, das sich schon durch die Zahl der Auflagen empfiehlt, ist eine willkommene Gabe für den Leser. Es ist eine derjenigen, bei denen der Kritiker in dem Drange, dem Leser womöglich den ganzen wertvollen Inhalt mitzuteilen, kaum weiß, wo er zuerst beginnen soll. Goethes Mutter, die Frau Aja, die einen so großen Einfluß auf den großen Sohn gehabt hat, wird uns in ihren Briefen ganz nahe gebracht. Die Frau mit dem freien edlen Herzen, mit dem ewigen sonnigen Gemüt und dem unzerstörbaren Glauben tritt hier mit ihren Taten und Worten vor uns hin. Was der Verfasser wollte, es ist ihm voll gelungen, mit dieser „Mutter Goethes" ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes zu schaffen, ein Buch, in dem unsere Frauen und Jungfrauen Erquickung in trüben und heiteren Stunden schöpfen, indem sie vor allem die schönste Kunst der Frau lernen können, die Frau Rat wie keine andere verstand: ihre Umgebung zu beglücken. V.

Büchereinlauf.

Der Pfeiferkönig. Eine Züricher Geschichte von Meinrad Lienert. (Aarau. H. R. Sauerländer & Co. 1909.)

Die silberne Glocke. Roman von Karl Rosner. (Leipzig. Grethlein & Co.)

Das Haus Michael Senn. Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1909.)

Aus dem Loggebuch eines Kriegs-Seemannes. Vom Schiffsjungen bis zum Deckoffizier in der Kaiserlichen Marine. Von C. F. Sperling. (Berlin. Wilhelm Weicher. 1909.)

Man muß es verstehen, glücklich zu sein! Roman von Bianca Segantini. (Thale a. Harz. Hans Wendt.)

Der Schatzgräber. Eine Volkserzählung von Konrad Fischer. (Gotha. E. F. Thienemann.)

Goldene Flügel. Märchen und Skizzen von Anna Klie. (Wolfenbüttel. Heckners Verlag.)

Andrea Delfin. Von Paul Heyse. Volksbücher, Heft 26. (Hamburg-Großborstel. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.)

Königin Luise. Ein Lebens- und Zeitbild von Dr. E. Mensch. (Berlin. Hermann Seemann.)

Aus der Gedankenwelt großer Geister. Eine Sammlung von Auswahlbänden. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. 10. Band: „Hebbel." Von Dr. E. Fridell. 11. Band: „Balzac." Von Dr. St. Zweig. (Stuttgart. Leopold Lutz.)

Dunkelheit. Von Helene Keller. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Werden und Wirken des Bürgerministeriums. Mitteilungen aus unbenutzten Quellen und persönlichen Erinnerungen von Friedrich Schütz. (Leipzig. Georg Wigand. 1909.)

Das Hohe Lied des Weibes. Gedichte von Otto Krause. (Dresden. Rudolf Kraut.)

Rosmarein. Neue Gedichte von Max Grafen zu Löwenstein. (Augsburg. Lampart & Comp.)

Haderlump! Bauernkomödie mit Gesang in fünf Aufzügen von Anton Pfalz. (Deutsch-Wagram. Selbstverlag.)

Die Wunderblume. Ein lyrisch-dramatisches Gedicht von Karl Ludwig. (Bregenz. Franz Müller.)

Imperator Pacis. Ein Huldigungsbuch deutscher Autoren für Kaiser Franz Joseph I. Gesammelt und herausgegeben von Karl Braum. (Leipzig. Arthur Cavael.)

Mainzer Volks- und Jugendbücher (Verlag Josef Scholz, Mainz): **Wode Brausebart.** Nach alten Volkssagen erzählt von Wilhelm Kotzde.

Deutschösterreichische Klassikerbibliothek (Teschen, Karl Prochaska): **Adolf Bäuerle Ausgewählte Werke.** Herausgegeben von Otto Rommel. — **Franz Grillparzer Ausgewählte Werke.** Herausgegeben von Otto Rommel. — **Josef Alois Gleich Ausgewählte Werke.** Herausgegeben von Otto Rommel.

Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren von Dr. Gustav Billeter. (Zürich. Rascher & Cie. 1910.)

Menschwerdung. Wege zum lebendigen Leben. Von Walter Boelicke. (Leipzig. Xenienverlag.)

die Verführung — bewußt oder unbewußt — bei der Tonart, die so viel Anklang gefunden, nun auch weiterhin zu bleiben und in den folgenden Werken nur eine mehr oder minder oberflächliche Ummodelung und Markierung von Handlung und Menschen der vorausgegangenen, zur Popularität gelangten Dichtung zu bieten! Es ist ein schönes Zeugnis, sowohl für Zahns künstlerischen Ernst, wie für seine reiche Erfindungsgabe, daß er gerade nach dem „Lukas Hochstraßer" sich ganz neuen Pfaden zuwandte, andere Probleme ergriff und zu gestalten suchte. Schon in den Novellen des Bandes „Die da kommen und gehen" ist dieses Weiterschreiten deutlich zu erkennen, und nun bezeichnet das neue umfangreiche Werk „Einsamkeit" eine neue, bestimmt markierte Station auf dem jetzt eingeschlagenen Wege. Der Dichter gibt uns in seinem Roman die Geschichte eines jungen Geistlichen, Huldreich Rot, der, aus alter Patrizierfamilie stammend, in der idealen Auffassung seines Berufes und in warmherziger Nächstenliebe sich seinen Wirkungskreis in einem entlegenen kleinen Alpendorfe sucht. Mit Feuereifer und festem Glauben an das Gute in der Menschennatur übt er seine seelsorgerische Tätigkeit, die anfangs auch von vollem Erfolge begleitet zu werden scheint. Aber sein allzu gläubiger Optimismus muß nach und nach immer schwerere Enttäuschungen erleben, die ihn um so schmerzlicher treffen, als niemand sie ihm tragen, seine erschütterte Zuversicht festigen hilft. Er hat allmählich an den Schicksalen der anderen einsehen gelernt, daß jeder Mensch im Innersten für sich allein steht, sein eigentlichstes Schicksal und seine schwersten Kämpfe in Einsamkeit tragen und durchfechten muß; er empfindet nun, daß ihn selbst eine solche Einsamkeit mit scheinbar undurchdringlichem Bann umgibt, daß sein Bemühen, zu den anderen „Brücken zu schlagen", vergeblich ist. Er bricht unter dieser Erkenntnis zusammen, gibt seine Pfarrstelle auf und beginnt, nach schwerer Krankheit, in dem alten väterlichen Patrizierhause in der Stadt ein neues, stilles, resigniertes Leben, dem aber doch noch einmal — der Dichter deutet es mit zartem Takt an — ein ruhiges, reines Glück an der Seite einer selbstlos liebenden Frauennatur und damit der Glaube an die helleren Mächte des Menschendaseins beschert werden wird. V.

Erinnerungen eines alten Österreichers. Von Ludwig Ritter v. Przibram. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1910.)

Das vorliegende Memorienwerk bietet eine der fesselndsten Darstellungen aus dem Österreich der halbvergangenen Zeit. Sie führt uns neben dem Lebenslaufe einer journalistisch und staatsmännisch Jahrzehnte lang tätigen Persönlichkeit Zeitbilder aus dem kulturellen, aus dem politischen und Hofleben vor, welche zu bieten nur der eigenartigen Entwicklung der Laufbahn des Verfassers möglich war, aus welcher er seine gewandten Darstellungen schöpft. In Prag 1840 geboren, schildert er uns zunächst die Verhältnisse der Hauptstadt Böhmens im Revolutionsjahre, aber auch die übrigen Zustände Prags auf den verschiedensten Kulturgebieten bis zum Jahre 1858, da er die Universität zu Wien bezog. Das Studentenleben Wiens jener Periode gibt wieder Gelegenheit zu wertvollen, zeitgeschichtlich höchst interessanten Schilderungen. Von da an tritt Ritter v. Przibram ins öffentliche Leben, zunächst ins journalistische, sodann aber auch ins politische als Beamter des Ministeriums des Äußern. Dabei hat er Gelegenheit, die journalistischen, literarischen, künstlerischen und politischen Verhältnisse der merkwürdigen Zeit, zumal während der Ministerien Belcredi und Beust genau kennen zu lernen, und seine Darstellung führt uns Politiker, Staatsmänner, Künstler und Personen aus hohen und höchsten Kreisen vor, häufig durch anekdotenhafte Beigaben dieselben wie jene Zustände fesselnd beleuchtend. Aus den späteren Tagen finden sich die bedeutsamen Schilderungen von der Ofener Königskrönung 1867, welcher Przibram als zugeteilter Beamter amtlich beiwohnte, sowie von der in derselben Weise durch ihn besuchten Eröffnungsfeier des Suezkanales 1868, an der so verschiedene hohe Fürstlichkeiten teilnahmen. Von großem, auch geschichtlichem Interesse sind die Erzählungen aus der Periode des deutsch-französischen Krieges und aus der „Ära Andrássy", mit welcher die Aufzeichnungen vorläufig abschließen, wobei jedoch der Verfasser noch eine Fortsetzung in Aussicht stellt. Möge ihm und dem Leserkreise eine solche in gleich anregender und fesselnder Art beschieden sein. Es gibt kein Werk, das die österreichischen Zeitverhältnisse jener Tage so genau und prägnant darlegt und so scharfe Charakteristiken aller hervorragenden Persönlichkeiten derselben erhält wie das vorliegende.

Dr. A. Schl.

Amore. Zwölf Geschichten von Lotte Stengel-Büchl. (Straßburg. Singer.)

Wenn die Frauen sinnigen Gedanken folgen, ist's wohl besser, als wenn sie ihr Trachten auf Sport und Mode richten, und die Feder paßt auch in kleine Hände hübscher als die Reitpeitsche. Und wenn sie gar anmutig zu erzählen wissen, wie Lotte Stengel „Wenn der Märzwind weht" oder „Am Coupéfenster", vom „Mutterherz", von „Pfingstrosen" und „Tannenreis", dann hört man willig zu und wünscht dem klugen und phantasievollen Köpfchen, daß der Born so zart und fein empfundener Dichtung ergiebig bleiben möge. ..g..



Drei Augen.

Ein Roman aus unserer Zeit von **Peter Rosegger**.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Des Suchenden traurige Straßen.

Ich habe was erlebt, gräßlicher, als es denkbar ist, hatte Hans zum Hofrat gesagt. Unter der Wucht dieses Erlebnisses dämmerte er nun dahin, fast unfähig für den Beruf und halb verloren. So war ihm seiner Tage noch nicht gewesen und er hatte nie geahnt, daß es einem je so sein könne. Unter den Qualen barg sich aber, ganz flüchtig, schwebend und verschwebend, ein wonniges Empfinden. So wie größte Lust zum Schmerzgefühle werden kann, so nähert sich tiefster Schmerz einem Lustempfinden, so fein und selig, als ob es nicht von dieser Welt wäre.

Was Hans litt, war nicht mehr die Pein des Verruchten und Verfluchten, wie in jener schrecklichen Nacht. Es war eine Gnade gekommen. Die Verlorene, er konnte sie suchen, finden und retten. Er meinte sich wie ein Bekehrter, wie ein Büßer — wie ein Faust, der sich erlösen muß und erlösen wird. Nein, er kannte sich selber nicht wieder. Es war ihm, als sei in dem Fegefeuer jener Nacht sein altes, leichtsinniges Herz zu Asche verbrannt und als steige aus dieser Asche phönixartig

Der Salzburgische Dichter Silvester Wagner. Eine Skizze seines Lebensganges mit Proben seiner Mundartdichtungen. Von Heinrich Dieter. (Salzburg. Heinrich Dieter. 1897.)

Der Gottsucher. Frei aus dem eigenen Manuskripte „Natur und Mensch" vom Jahre 1904. Von F. H. Kohler. (Nürnberg. K. Beißwanger. 1910.)

Der Ursprung des Namens der Germanen. Von Dr. Stuhl aus Würzburg. (Wien. Verlag des Bundes der Germanen.)

Akabjah. Von Paul Lehmann. (Halle a. S. Otto Hendel. 1909.)

Die florentinische Landschaft. Toskanische Wanderungen von Carlo Böcklin und Karl Storch. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer. 1910.)

Deutsches Schwankbuch. Herausgegeben von Bernhard Ihringer. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Lehrreiche Dummheiten. Von Kurt Robitschek. (Leipzig-Gohlis. Bruno Vogler. 1910.)

Der Kampf gegen den Alkoholismus, ein Kampf für unser deutsches Volkstum. Von Dr. med. Erich Flade-Dresden. (Berlin. Mäßigkeitsverlag des Deutschen Vereines gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. 1905.)

Dr. **W. Löbes Landwirtschaftlicher Taschenkalender 1910.** 52. Jahrgang. Bearbeitet von R. Strauch. (Leipzig. Reichenbachsche Verlagsbuchhandlung.)

Dr. **E. Vogels Taschenbuch der Photographie.** Ein Leitfaden für Anfänger und Fortgeschrittene. Bearbeitet von Paul Hannecke. (Berlin. Gustav Schmidt. 1909.)

F. Paul Frontini. Albums beliebter Klavierstücke. 2 Bände in moderner Ausstattung. Band I und II. (Leipzig. Carisch & Jänichen.)

Mitteilungen aus dem Kurort Tobelbad (bei Graz, Steiermark). Wildbad-Sanatorium von Prof. Dr. v. Düring.

☞ **Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



P. T.

In bezug auf die nationale Millionensammlung habe ich meine Aufgabe gelöst, um nun ausschließlich wieder meinem Berufe zu leben. In allem, was diese Sammlung angeht oder irgendwie mit ihr zusammenhängt, wolle man sich direkt wenden an den Deutschen Schulverein, Wien, VI., Magdalenenstraße Nr. 6.

Hochachtend

Peter Rosegger.

Graz, Frühjahr 1910.

* Wegen jeder geplanten größeren Einsendung von Manuskripten bitten wir vorher anzufragen. Erfolgt von uns keine Antwort, so heißt das: Wir danken!

Dr. **L. N., Wien.** Wird, da diesmal die Jahreszeit versäumt ist, für den nächsten Jahrgang zurückgelegt. — Wenn man einer Monatsschrift in der Karwoche „Osterstimmungen" schickt, so geht's nicht anders. Schade um das wunderhübsche Stück.

* Die Autographenjägerei nimmt neuerdings schreckbar überhand. Die einfachen Bittbriefe fliegen ja ganz bequem in den Papierkorb, aber die eingeschickten Autographenbücher füllen nun schon wieder einmal alle Kästen und Laden. Zurückgesandt wird prinzipiell nichts. Oft genug gewarnt. Die allzudreisten Belästigungen haben das Restchen von Humor aufgebraucht. Woher die Zeit nehmen, um all den kindischen Wünschen müßiger Menschenkinder zu entsprechen!

B. L., Graz. Ihre Gedichte sind ganz respektabel. Nur ewig schade, daß sie Ihnen Heinrich Heine schon vorweggedichtet hat.

H. M., Lemberg. Wir freuen uns, wenn Sie sich freuen auf die Weiterentwicklung des Romanes und hoffen, daß Sie mit der Lösung zufrieden sein werden.

Dr. **K. L., Wien.** Ihre Redaktion der betreffenden Schullesebücher enthebt uns der Sorge. Ansonsten haben solche Kürzungen gezeigt, daß die Bedenken leider oft gerechtfertigt sind.

S. W. W., Prag. Ihre Drohung, uns Ihren „humoristischen Originalroman", der „zwei Jahrgänge füllen würde", einzusenden, hat uns einen großen Schrecken eingejagt. Warum gar so grausam? Schaun's, wir haben Ihnen ja nichts getan.

(Geschlossen am 15. April 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Mörk**. — Druckerei „Leykam" in Graz.

standslosen war. Seine verdächtige Forscherpartie auf die Mauer hatte ihm aber das Recht verwirkt, noch länger in dem Asyle zu bleiben. Seinen Namen hatte er nicht genannt; der muß erst gereinigt werden, dachte Hans, daß man mit ihm wieder ausgehen kann. Wieder suchte er einen Karren zum Transporte seiner Güter, und diesmal ließ er sich in ein Armenspital bringen, um doch erst ein wenig zu Kräften zu kommen, ehe er etwas beginnen konnte.

Da hatte er die Medaille ja recht einmal auf der Kehrseite. Er war nicht Arzt, er war Kranker. In seiner schweren Krankheit vorher war er kaum so weit bei sich; jetzt fiel es ihm gar sehr auf. Von dieser, des Patienten Seite, gibt sich eine Krankheit ganz anders als von der anderen. Der Arzt sieht an der Krankheit einen interessanten oder uninteressanten Naturvorgang; dem Kranken tut sie weh. Der Art sucht nach Wahrheit, der Kranke dürstet nach Güte. — Hans dachte an jenen Vetter aus dem Melkstubental. Einen ähnlichen Arzt möchte er jetzt haben, einen, der nicht bloß die Tafel über dem Bette liest und dann kühl vorübergeht; einen, der sich ein wenig zu ihm setzt, ihn an der Hand hält und freundlich frägt nach Leiden und Anliegen. An manchem seiner Stubengenossen sah er, wie der sich den Vormittag freute auf den Arzt, und den Nachmittag betrübt und verzagt war, weil er ihn so gleichgültig abgetan hatte. Aber geht es denn anders bei diesen Massen von Kranken? Und fiel es unserem Hans ein: es ist nicht gut, wenn der Arzt viele Patienten hat. Wenn ich krank und reich wäre, würde ich einen haben wollen, der wenig Patienten hat. Und wäre ich sein einziger, um so besser. — Aber tiefer drang er in solche Betrachtungen nicht ein. Er war zu abgespannt. Zu müde und abgespannt. Da empfand er manchmal: Es ist gut so. Sachte vergehen. Dann weht die Luft darüber hin und spielt mit dem Staube und alles ist vorbei für alle Ewigkeit. Aufschrak er, wenn es ihn dann wieder anstieß, was er noch zu tun hätte, bis der Wind mit seinem Staube spielen durfte.

In seinem Gemüte war es ja ruhiger geworden, denn er hatte das Mittel entdeckt, mit fremden Leiden eigene zu betäuben. Es ist komisch, wie das manchmal hilft.

Mit den Kranken seiner Abteilung hub er gerne Gespräche an. Erst fragte er sie aus, über ihre Leiden, da waren sie glücklich und legten ihm alles dar, was die Spitalärzte zu hören keine Zeit hatten. Denn einer war unter ihnen, der erkannte den Doktor Schmied und wollte mit seinen Leidensgenossen darauf wetten, daß dieser junge Arzt selber gar nicht krank sei, daß er sich absichtlich unter die armen Kranken begeben habe, um sie unauffällig zu studieren und vielleicht auch die Armenspitäler kennen zu lernen. Jetzt kam er ihnen wie ein Heiland

ein neuer Mensch empor — ganz gegen alle Naturgesetze. Naturgesetze? Er hatte bisher an ihre alles gutmachende Kraft geglaubt, an ihre beglückende Wahrheit. Nun ahnte er, daß alle Wahrheit nichts ist, wenn sie nicht mit Weisheit geht.

Und er ahnte, daß im Menschen tierische Wahrheit zu Schuld und Verderben führt. Er empfand, daß im Menschen etwas sein müsse, das durch Wahrheit allein nicht gelöst werden kann, etwas, das der irdischen Wahrheit sich widersetzt.

Auf dem Karren eines Dienstmannes hatte Hans seine armen Habseligkeiten aus der Wohnung bringen lassen, die für eine glänzende Zukunft hätte bestimmt sein sollen. Er wankte mit zitternden Beinen hinterdrein. Hinaus in die Vorstadt, zu einem Heim für Obdachlose. Der Dienstmann mußte in der Stadt einen krummen Weg durch Seitengassen machen, denn der gerade hätte vorbeigeführt an der Bude Liebkindls. Dieser Schuld konnte er ein Schnippchen schlagen. Dann das Heim der Heimatlosen! Ein paar Wochen früher hätte er, der doch Spitalluft gewohnt war, diese Halle nicht ertragen und noch weniger diese übelriechenden Gesellen, Tagediebe und Strolche. Er hätte sich, zu ihnen verbannt, ums Leben gebracht. Heute war es ihm gleichgültig, im besten Falle gehörte er dazu, wahrscheinlich aber in eine noch tiefere Schichte des physischen und moralischen Elendes. Einige Löffel voll Kartoffelsuppe aß er, dann legte er sich aufs Stroh. In seinen feinbürgerlichen Kleidern lag er auf dem Stroh zwischen Lumpen und Lappen. Aber er schlief ein und schlief besser als seit Tagen. Der erbarmungslose Ankläger in ihm war stiller geworden. Sie konnte es nun nicht schlechter haben als er. Dieser Gedanke ward ihm zu köstlichem Labsal.

Am nächsten Morgen vernahm er, daß dieses Heim für Obdachlose auch eine weibliche Abteilung hatte. Im Hofe war eine Zwischenmauer und darüber her hörte er weibliche Stimmen, zankend und zeternd. Aufs äußerste strengte er sein Gehör an, ob er nicht aus dem Stimmengewirre einen bekannten, guten, milden Ton vernehme. Nein. An einer Stange des wilden Weines kletterte er hinan, um über die Mauer sehen zu können in die Frauenabteilung. Traurige Gestalten, teils in dunklem, hängendem Gewande, teils in buntem Flitter, lächerlich eitel noch in diesem Elende. Etliche hockten auf dem Steinboden und flickten Kleider; etliche saßen auf Bänken, schälten Kartoffeln oder kämmten ihr Haar. Andere trugen aus der Stube Bündel von Bettstroh, um es im Freien aufzulockern und zu sonnen. Und weil sie uneinig waren und fortweg greinten, so kam eine hagere Aufseherin, mit dem Besen bewaffnet, um zu schlichten. Und die sah den männlichen Kopf über die Mauer ragen. In der nächsten Minute war er abgeschafft; doch er wußte, daß sie, die er suchte, nicht im Hofe bei den Unter-

an dem Fluße Nach fand er ihn. Er war ein Bauer unter Bauern und bei den Leuten der „Knull" genannt. Wenn in der Gegend irgendein Mensch krank war oder ein Vieh, oder eine Uhr, oder ein Spinnrad, oder was sonst, so kamen sie zum Knull. Der heilte alles, aber — wie er gern sagte — am liebsten noch die Leute, weil die, ließ man ihnen nur Zeit, fast allemal von selber gesund würden, wenn sie sich brav hielten, was bei den Spinnrädern nicht der Fall war; bei diesen mußte er gar genau zugreifen, wenn sie hergestellt werden sollten; aus sich selber wurde kein einziges gesund. Das erste, wobei Hans den ruppigen und struppigen Knull beobachtete, war, daß dieser von einer Magd zu Rate gezogen wurde: „Du, Herr Vater, weißt uns denn gar nix gegen Wespenstich'? Auf der Wiesen hat's Wespennester und wir sollen Heu rechen."

„Nix besser, wie ein Strohschüppel", sagte der Knull. Und da jammerte es den Hans, der hinter der Hollerstauden stand, daß doch diese Bauersleute gar so vernagelt sein mögen. Ein Strohschüppel gegen Wespenstiche! Der Knull erklärte es der Magd: „Einen Strohschüppel, so groß wie ein Kopf, eine Stange dran stecken, den Schüppel anzünden und so mit der brennenden Lunt' das Wespenloch in der Erden schön fest zustopfen!" — Jetzt erst verstand es der lauschende Hans. Abbrennen die Wespen, nachher können sie nimmer stechen. — So kann's öfters sein, dachte er, wenn wir uns lustig machen über den Volksaberglauben. Der Bauern Weisheit wird gerne nur in halben Worten gesagt, an diesen bleibt man hängen und hat den Unsinn. Er erinnerte sich nun an derlei von der Mühle her, von den Unterschattenleuten. Aber mit der Bücherweisheit wird das bissel Naturweisheit ausgesengt, wie das Wespenloch vom Strohschüppel.

Als die Magd mit dem Strohschüppelrat davon war, ein „Gelts Gott" hatte sie als Honorar gegeben, trat Hans herfür und stellte sich dem Knull vor. Der kratzte seinen Bart, zwinkerte mit dem Auge und sprach: „Ist das nit der Herr Vetter?"

„Heute ist's mir recht, wenn Sie mich als solchen erkennen. Noch gar nicht lange her, daß ich Sie aus meinem Ordinationszimmer hinausgeflegelt habe, und jetzt komme ich schon zu Ihnen, weil es mir schlecht geht. Ich bin ganz elend geworden, Herr Vetter, warum, das mag ich jetzt nicht sagen. Krank bin ich auch gewesen. Wenn Sie ein Stübel für mich hätten auf ein paar Wochen, mir tut Landluft not. Habe keinen Kreuzer Geld im Sack."

Der Knull schaute ihm scharf ins Gesicht, dann lachte er ein wenig. „Sie sind doch gescheiter, als ich gmeint hab. Wer so klipp die richtige Ansprach find't, daß man nit nein sagen kann und darf, der ist nit dumm. Bleiben S' nur da. Haben S' nix sonst, wie das Handbündel da?"

vor, um so mehr, da er teilnahmsvoll war und sie über ihre Schmerzen tröstete. Und es war immer merkwürdig, wie durch diesen Trost für andere er sich selbst erleichtert fühlte. Dann fragte er weiter. Er fragte sie nach ihrem Heimatsorte, nach ihrem Berufe, nach ihren Bekannten, nach Begegnungen in letzter Zeit. Sie schwätzten sich übermäßig aus und er erfuhr tausend Dinge, die ihm nichts waren, und manches, das er vielleicht brauchen konnte. Aber von der, die er suchte, war bei niemandem und nirgends eine Spur. Eine Arbeiterin aus der Linnenfabrik, die sagte übrigens was heraus in ihrer Geschwätzigkeit. Was es doch für dumme Leute gebe! Da sei in der Fabrik eine Nähterin gewesen, ein junger Fratz, die habe auf einmal die Arbeit aufgesagt; und auf die Frage warum, sei ihre Antwort gewesen, sie wolle auftrennen und noch einmal ganz neu anfangen, wie bei einer vernähten Pfeid. Dann sei sie nicht mehr gekommen. „Jesseles Josef!“ rief die Erzählerin dazwischen, „wenn jede auftrennen wollt’, die ihre Pfeid vernäht hat!“

Hans aber dachte nichts anderes als: das ist sie gewesen. Nur war von der Person weiter nichts herauszubringen. Das dumme Ding sei halt nachher nicht mehr gekommen.

Die Spitalärzte hatten diesen Kollegen, denn hier hatte es für ihn kein Inkognito gegeben, schon früher in eine bessere Anstalt überweisen wollen, allein er war dafür völlig gleichgültig, war überhaupt gegen sie verschlossen und abweisend, so daß sie ihn ließen, wo er war. Er war nun auch nicht mehr lange dort. Als er sich seinen Kräften so weit vertrauen zu können glaubte, übergab er seine Kleinigkeiten, die er nicht mitnehmen konnte, dem Spitalpförtner und ging davon. Die paar Wertsachen, die er besessen, verkaufte er, mit Ausnahme kleiner Andenken an sie. Und dann verließ er die große Stadt und wanderte hinaus über das sommerliche Land. Das Dorf suchte er auf, wo sie Verwandte haben sollte, von Vaters Seite. Dort erfragte er eine alte Frau, die sich als Witwe jenes Mannes bekannte, der mit einem Franz Kübler in die Schule gegangen sei. Derselbe wäre dann Stadtherr geworden und früh verstorben. Irgendwo dürfte vielleicht noch was Verwandtes von ihm da sein. Näheres wisse sie nicht. Daß von jenem Stadtherrn eine Tochter vorhanden sei, war der Alten gar verwunderlich. Sie habe die Absicht, vor ihrem Absterben doch einmal in die große Stadt zu reisen, die ja so unmöglich prächtig sein soll; dann wolle sie die Frau Tochter des Kübler heimsuchen; sie sei gewiß eine fürnehme Frau, aber ein armes Leut, dessen Mann mit dem Herrn Vater in die Schule gegangen sei, würde sie wohl nicht abweisen.

Also auch da nichts. Nun fiel dem Hans ein, daß ja auch er Verwandte habe. Jener Vetter aus den Bergen, der einmal sein gesunder Patient gewesen war. Den könnte ja auch er einmal foppen. In Schlageifel

oder sprach, so empfand er sonst nichts als sein höllbrennendes Mitleid und seine Schuld. In dieser Wunde war ihm alles Weltelend beisammen.

Dann gestand er seinem Hausvater aber auch, weshalb er in die Fabriken wollte. In einer werde er das Mädel finden, so gehe es ihm für. In einer Fabrik habe sie früher Erwerb gefunden und in einer solchen werde sie auch jetzt noch sein, wenn sie lebt. „Und lebt sie nicht mehr ... s' ist überhaupt alles miteinander nichts."

„Nichts? Was heißt das?" fragte der Alte.

„Du Knull, was einem manchmal halt so einfällt. Am Ende ist es so und nicht anders, daß alles, was ich sehe und höre und fühle und denke, nur Einbildung ist. Daß es keine Wirklichkeit gibt, überhaupt nichts gibt, als einen Punkt Ich, der sich alles bloß vorstellt! Wenn es so wäre, täte ich diesen dummen Punkt Ich mit einer Kugel totmachen, damit mein Bäberl nicht länger mehr leiden muß."

Darauf der Knull: „Wunder, was du gesagt hast! Ich kenn Leut, und im Narrenhaus sind sie zu finden, die eine Einbildung für Wirklichkeit halten; aber so einer bist du der erste, den ich gesehen, der die Wirklichkeit für Einbildung hält. — Es wird gut sein, Hans, wenn du deine Barbara nimmer findest. Sie dürft doch niemand sein neben deiner. Sie dürft höchstens deine Einbildung sein, sonst nix. Wer weiß, ob ihr das genug sein tät."

Diese Worte brachten den Hans neuerdings auf strafende Erinnerungen. Hatte er sie — als sie jahrelang unter einem Dache wohnten — wirklich so lieb gehabt, als es ihm jetzt vorkommt? War er nicht herrisch und rücksichtslos zu ihr? War sie ihm mehr als eine Dienerin gewesen? War sie ihm mehr als ein Scherzspiel, wenn er bei Laune gewesen, als eine geduldige Besänftigerin, wenn er in Unmut und Zorn ergrimmte? Und als er sie endlich durch List und Kosung ans Ziel gebracht, war sie ihm etwas anderes als eine Naturnotwendigkeit, bis er seine eigene Häuslichkeit hätte? — Ist es wohl Liebe, was ihn jetzt so abhärmt um sie? Ist es nicht vielmehr der lautere steinharte Egoismus?

„Nit lauter, Doktor, nit lauter", sagte der Knull, „auch bissel ein böses Gewissen dabei. Das ist ein Beest, mein Lieber! Aber du mußt es alleweil fleißig futtern, daß s nit umsteht. Ist s Gewissen hin, bist wieder der Lump wie voreh."

Und da schrie es wieder einmal auf in ihm: „Was es immer ist, erbarmen tut sie mich, erbarmen!"

„Wenn es das Mitleiden ist, Hans, dann wird es wohl auch die Liebe sein. Mir scheint, die sind ziemlich eins. All mein Tag hab' ich's gefunden, das untrügbarste Merkmal der Liebe ist das Mitleid. Und wenn etliche Weltweise sagen, die Liebe höre mit der Schönheit

„Nichts.“

„Ist auch das genug.“

Und jetzt hatte Doktor Hans Schmied eine Sommerfrische.

Zwanzigstes Kapitel.

Beim Vetter Knull.

Bis in den Spätsommer ist er geblieben beim Knull, in der Holzkammer über der Wagenhütte. Nichts hat er getan, als in Feld und Wald herumzugehen, den Blumen bei ihrem Blühen, den Tieren bei ihrem Gedeihen, den Leuten bei ihrer Arbeit und dem Knull bei seiner Schlauheit zuzuschauen. Seine Bäberl hatte er nicht gefunden und nicht erfragt, und es war sogar die Trauer um sie schlafen gegangen.

„Laß sie nur schlafen, Hans“, hatte der Knull gesagt, „aber gib Achting, daß sie nit derstickt.“ Er wußte schon alles und an dem Tage, als Hans sich ihm geoffenbart hatte, ging er hinauf auf seine Alm und wieder herab, damit er die Sache bei sich ausdenken konnte. Einen solchen Menschen hat er ja noch gar nicht begegnet! Zuerst so ein Windhund, ein saugrober Büffel, ein hoffärtiges Bücheltier, und jetzt so ein armer Bursch, der sich Füß' und Händ' blutig geht, um das Mädel inerschtwo in der weiten Welt lebendig auszugraben. Den hat's ordentlich umgekrempelt, das Mitleiden, das höllisch-schreckbare Mitleiden, das gottheilige Mitleiden. Daß er irrsinnig kunnt werden. Mit dem muß man gut umgehen.

„Dableiben sollst, ganz dableiben!“ sagte er zu Hans, als er vom Berge zurückgekommen. Denn Hans redete jeden Tag von der Rückkehr in die Stadt, um eine Praxis zu suchen. Vielleicht als Armenarzt bei den Fabriken.

„Graust dir nit von den Fabriken? Mir tät grausen. Sind ja todgiftig, die Fabriken! Weißt es nit, wie in künftigen Zeiten das eilfte Gebot heißen muß, wenn nit alles miteinand zgrund gehen soll? Paß auf!“ Der Knull nahm eine feierliche Stellung an wie ein Prophet, der den Völkern predigt, und sagte: „Elftes Gebot. Du sollst arbeiten nicht mit dem Rad, nicht mit dem Wasser, nicht mit dem Feuer, du sollst arbeiten mit keiner andern Kraft, als die in deinem Leibe ist!“

Da hatte Hans das Bild einer neuen Welt vor sich, einer jungen Welt; das Bild der alten Welt, wie sie einst war, als sie jung gewesen. Der Menschen persönliche Arbeit allein! Kein Reichtum und keine Armut, keine Herren und keine Knechte. Wer essen will, muß arbeiten. — Hat es nicht auch die Bäberl so gehalten? Will nicht auch er selber arbeiten, arbeiten? Und bleibt doch im Elend! — Jählings fiel ihn sein Gewissen an: Schiebe du nicht die Schuld auf die äußeren Zustände! Die Schuld ist in dir, und nur in dir allein. — Denn wenn er von Elend hörte

nötig gewesen, daß du dich erholt hast. Recht arg warst du krank, als du kamst; beim Arzt wird man halt gesund — gelt? — Und jetzt bist es wieder, jetzt kannst uns arbeiten helfen; dreschen, holzen, eishacken, das wirst nit mögen. Kannst ja was anders machen. Mein alter Obermoar kann Schaufeln schnitzen, Körbe flechten, Häfen binden. Ich kann auch so bissel was. Lern uns ab was. Kannst dir bald deine Groschen dermachen."

Hans wehrte mit der Hand ab.

„Na ja, ich versteh's", sprach der Knull weiter. „Du willst die fünfzehn Jahr nit umsonst verschwitzt haben. Wenn du überhaupt geschwitzt hast beim Studieren. Du willst deine Wissenschaft auch nutzbar machen. Das Wissen muß der Mensch ja in Können umsetzen, sonst hat er nix davon. In unserer Gegend ist weitum kein rechter Arzt. Ich überlaß dir meine Prax gern, bin froh, wenn mich d Leut in Ruh lassen bei meiner Wirtschaft. Leben wirst freilich nit können davon, dafür ist die Luft zu gesund und das Volk zu arm und der Herr Doktor Schmied wahrscheinlich zu lebhabig. Machst es halt nachher wie ich, legst dir ein Landwirtschaftel zu und treibst es doppelt."

„Landwirtschaft, das geht nicht bei einem, der Großstadt geschmeckt hat", wendete Hans ein.

„Warum geht das nit? Bin nit ich auch in der Großstadt gwest? Hab ich nit auch aus Bücheln glernt? Erst im Priesterseminar und nachher in der Medizin. Aber fertig gmacht hab ich nit, so hat s mich packt, bis ich wieder heimlauf aufs Vatergut. Auf n Doktor hab ich nimmer derwarten mögen; als das, was sie einen Bader nennen, bin ich dahergrennt; recht ist s ihnen gwest. Und mir auch. Meine Buben können s auch so machen, wenn sie wollen, wenigstens auf der Landwirtschaftsschul. Fort muß der Bauer in der Jungheit auf etliche Jahr, sonst geht s nit. Und heimkommen muß er wieder, sonst geht s auch nit. Mein Rat ist, Hans, mach du s ebenso."

„Schön Dank, Vetter Knull. Aber ich muß fort und muß einmal fort. Nur in der Stadt kann sie sein, wenn sie noch lebt."

So ist er immer wieder zurückgekommen auf sie, die er im Herzen trug, die er nicht vergessen konnte, nicht vergessen wollte — nicht vergessen durfte. Wenn das Mitleid zeitweilig schlummerte, so meldete sich eine andere, eine kalte, ernste Stimme: die Pflicht. Mit ihm mag werden, was werden will, nur das nicht, was er schon einmal beinahe gewesen ist — ein Hundsfott.

„Wenn ich allein bleibe, so lebe ich mich in der Stadt zu Tode; sonst kommen wir zu zweien wieder!" Das waren die Abschiedsworte, die Hans zu seinem wackeren Vetter sprach.

An jenem Herbsttage, als Doktor Hans Schmied das Gebirgstal verließ, war ein rotgoldener Schneefall eingetreten. Schon Wochen vorher

auf, so wird das wohl falsch sein. Da fängt sie ja erst recht an, wenn die Geliebte häßlich wird und alt und armselig, da fängt sie erst an, weil sie das Mitleiden ist."

Vor wenigen Monaten noch hätte Hans einer solchen Auslegung grausam roh und zynisch widersprochen. Aus der zutäppischen Jugendplangerei und aus der materialistischen Forschung wußte er nur von einer Liebe des Leibes. — Jetzt schwieg er. Jetzt mußte er glauben an eine gewaltige Pein und Sehnsucht, die mit dem Leibe nichts zu tun hat. —

Die Hochberge waren schon beschneit bis weit herab. Der Knull war in der Mühle, die zu seinem Hof gehörte, und mahlte Korn für die Zeit, da das Wasserrad vereist sein wird. Am Mehlkasten, auf einem Kornbündel, saß der Hans und schaute in das klappernde Räderwerk hinein, das im Halbdunkel kreiste. Seine Mühle im Unterschatt, sein Vater, seine Mutter, seine Kindheit . . . daran dachte er. Und dachte an seinen Jugendtrotz und Leichtsinn und Hochmut. Erbarmen ihn nun nicht auch seine Eltern noch, wie es ihnen wehe getan haben mochte, wenn er mit ihnen so wild und unherzig war. — Wohl, sie erbarmen mich. Aber ihr Wehtun ist längst nichts mehr, als gegenstandslose Einbildung. Was ist denn das Totsein anders, als daß sie eben nicht mehr sind. — Anders mit der Bäberl. Die lebt! Sicher lebt sie irgendwo mit dem Kinde — vielleicht ohne Dach, ohne Nahrung zeitweise, — in Trauer dem noch verzeihend, der ihr Leben zerstört hat . . .

„Knull", sagte er, „morgen werde ich halt fortgehen."

„Ich versteh nix!" rief der Knull vom Mühlsteinkasten herab, wo aus dem viereckigen Holztrichter das Korn wie ein zitterndes Brünnlein in den Steinhals rann, um zwischen den zwei schwer sich reibenden Scheiben zermalmt zu werden.

Erst als zum Feierabend die Mühle abgestellt wurde und nur noch draußen das Wasser rauschte, kam der Knull die Leiter herab, setzte sich zum Hans auf den Kornsack und fragte: „Du hast vorher was g'sagt, Hans."

„Ich habe gesagt, daß ich morgen fortgehe."

„Das hab ich von dir schon lang erwartet."

„Ich habe deine und der guten Deinen Geduld schon allzulang in Anspruch genommen."

„Auch daß du diese Worte sagst, hab' ich erwartet. Und ich weiß, wie du jetzt weiter reden willst. — Ich kann's nicht bezahlen, was ich bei euch gehabt habe, willst du sagen. Unnütz mitessen, das ist für einen Mann eine Schande, erstens vor denen, die ihn füttern, und zweitens vor sich selber, weil er sich nicht erwähren kann. — So willst du sagen und meinst etwa, mit so Reden wird's anders. Mit dem Reden wird dir aber gar nix anders. Anstrengen mußt dich. Bis jetzt ist es

Laub", rief er laut und versetzte dem Blätterteppich mit dem Stock einen Hieb, daß es raschelte. „Es wachsen ja wieder frische nach."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Neuer Wandel auf altem Pfade.

Und eines Tages, mitten im Winter, standen die beiden Hänse in der Zeitung. In einer und derselben.

Vorn unter den Nachrichten stand der Kleine: „Zum Pfarrprovisor von Stallhöfen wurde Seine Hochwürden, der Kooperator Herr Hans Schmied ernannt. Seit dem Tode des Herrn Pfarrers schon besorgte er die Amtsgeschäfte. Provisor Schmied, ein geborener Stahlhöfner, ist seiner Gewissenhaftigkeit in der Seelsorge und seiner Menschenfreundlichkeit wegen in der Gemeinde sehr beliebt."

Und rückwärts im Inseratenteil stand der Große: „Der gesamten Heilkunde Doktor Hans Schmied ordiniert in der Siebensterngasse Nr. 13 täglich von 9 bis 11 Uhr vormittags und von 3 bis 4 Uhr nachmittags."

Die erste Notiz erweckte nur bei einem Bewohner der großen Stadt ein besonderes Interesse. — So schnell geht's bei dir, mein Kleiner! dachte Hans ihm zu. Ich vermute, der Verein Fortschritt und seine Studenten sind mit Ursache, daß du so frühzeitig anhebst zu steigen. Wenn der Bach einen, der hineinfällt, abwärts trägt, dich trägt er aufwärts. Nun, ich mag dir's gönnen, zukünftiger kleiner Bischof; bist ja schließlich ein guter Kerl, und gar so dumm, wie du ausschaust, bist ja doch nicht.

Im übrigen hatte der Doktor jetzt seine eigenen Sorgen, nachdem er so lange den Vetter hatte für sich sorgen lassen. Wenn das Inserat schon am ersten Tage gewirkt hätte, würden die Patienten auf Numero 13 der Siebensterngasse weder einen Doktor noch ein Ordinationszimmer gefunden haben. Erst gegen Abend kam der Möbelwagen und hinterdrein der Doktor, um sich einzurichten im Zimmer, wo er als Student acht Semester lang gewohnt hatte. Der brave Knull machte ihm den Anfang möglich nach Bismarcks Leitspruch: Wenn man dich aufs Pferd hebt, reiten wirst wohl selber können! — „Bist du's hast, zahlst mir's zurück. Schenken tu' ich nix und geschenkt nimmst du nix." — Das Zimmer, wo Mutter Kübler und die Bäberl gewohnt hatten, blieb einstweilen uneingerichtet. Nur daß er manchmal mitten in den leeren Wänden auf einem umgestülpten Kalkkistel saß und traurig war. Das Traurigsein um das verlorene Mädel war ihm zum Bedürfnis geworden; sein Leben sollte ein Totenkultus sein, deshalb hatte er gerade diese Wohnung gemietet. Auch war sie im Bezirk, wo die kleinen, armen Leute leben. Armendoktor wollte er sein aus Liebe zu der armen Ver-

in milden, wetterstillen Tagen waren die Bäume rot und gelb geworden; zuerst die Buchen, dann die Ahorne, dann die Birken, dann die Linden, dann die Lärchen. Diese goldenen Wälder waren noch gesprenkelt mit dem lichten Grün der Sträucher und dem dunkleren der Nadelhölzer. Wie bunte Teppiche lag es an den Berglehnen. Die ausgegrasten Wiesen und die Wege waren schon belegt von roten und gelben Blättern, die sachte von den Bäumen niederflatterten. Jeden Morgen lag Nebel bis gegen die Mittagszeit hin, dann löste er sich in zartesten Duft und ein wundersamer Sonnenschein kam herab vom stillen, klaren Himmel. Dann war eines Abends ein eisiger Nord gekommen, in derselben Nacht entstand kein Nebel und am Morgen, als erstaunlich groß und glanzlos die Sonnenscheibe heraufstieg, waren alle Wiesen und Felder bedeckt mit feingezähntem Reif; die Bretterdächer des Hofes waren so weiß, als ob Schnee darauf läge, und an dem Brunnenständer hingen Eiszapfen.

An diesem Morgen verließ Hans das Haus des Vetters Knull, um zurückzukehren in seine Stadt. Und als er auf der Talstraße dahinschritt durch den Laubwald, auf den wieder warm die Sonne schien, da begann das rotgoldige Schneien. Langsam fielen die Blätter von den Bäumen, langsam und still fielen sie herab, die einen tänzelnd und wehend, die anderen ruhig und gerade der Erde zu — still und langsam und unaufhörlich fielen sie, und als der Wanderer zur Brücke kam, unter der ein glasklarer Bach dahinrann, waren die Ahorne und Eschen, die an ihm standen, schon fast kahl und zeigten das dunkle zarte Gitterwerk seiner nackten Äste und Zweige. — Hans hatte das Schauspiel schon oft erlebt, besonders auf seiner Mühle, aber nie beachtet. An diesem Tage sah er, wie schön das war und wie merkwürdig, und ein Gedanke kam ihm, als ob in der Stadt von allen künstlichen Schönheiten keine so wundersam und ergreifend wäre wie dieses einfache Naturspiel des Blätterfallens im Herbst. Und da fiel ihm ein, als ob er es nie gesehen hätte: Wie schön muß erst das Angrünen und Aufblühen sein im Frühjahre! Das will er doch noch einmal erleben, um es recht anzuschauen und zu betrachten und ganz zu genießen. — So zart war sein Herz geworden bei diesem Landaufenthalt, als ob die Natur erst krönen müßte, was die Kultur gebaut hatte. — So wehmütig war er kaum jemals von seinem Heimatstale geschieden, als diesmal vom Lande. Wer weiß! Wenn er je noch einmal findet, was er verloren — den Rat des Vetters will er befolgen.

Ist es nicht zu spät, Hans, mit solchem Fürnehmen, ist es nicht zu spät — wenn die Blätter fallen? — Du hast den Frühling verkannt und erlebst den Herbst.

Plötzlich ärgerte er sich der Sentimentalität. Eine Woge der im Gebirg erworbenen Gesundheit flutete auf. „Kein Schade um das dürre

suchen; und habe ich ihn auf der Nase, so könnte ich ihn suchen, habe ihn aber nicht verloren. Mit Ihnen ist's auch so. Haben Sie kein Geld, so muß ich trachten, daß ich's kriege, und haben Sie eines, so kann ich es lassen darauf ankommen. — Dahier. Nur die kleine Güte, Ihren werten Namenszug!"

Die Schrift war aus der Rocktasche und völlig in Ordnung. „Der Herr Doktor verpflichtet sich zu siebenhundert Gulden mit Zinsen zu zwölf Prozente."

„Bloß zwölf!" wunderte sich der Doktor. „Gut, unterschreiben will ich, ob ich zahlen werde, das weiß ich natürlich nicht. Ich kann ein Patzer sein und keine Patienten bekommen, ich kann sterben, ich kann durchgehen, ich kann weiß der Himmel, was sonst noch. Ich weiß allerhand, Herr Liebkindl, nur ob ich zahlen kann, das weiß ich nicht."

Liebkindl lächelte süß. „Wer so redet, der bezahlt, man kennt seine Leute. Sie werden ja noch heiraten das Fräulein Malcha Weißband!"

In diesem Augenblicke der so traulichen Wendung wurde Doktor Schmied flott. „Jetzt fällt mir was ein!" sagte er lebhaft. „Erst eine indiskrete Frage, Herr Liebkindl. Sind Sie vermählt?"

„Luxus, Herr! Hat's mir bisher noch nicht getragen."

„Sie können mit mir ein brillantes Geschäft machen. Den Luxus trägt es diesmal. Heiraten Sie meine Braut und streichen Sie die sieben Hundert!"

Liebkindl wurde still. Er hatte wieder den Zwicker verloren, aber jetzt begnügte er sich, ihn bloß am Bändchen zu halten. Dann legte er die flache Hand über die Augen, als sinne er über etwas nach. — „Herr Doktor von Schmied! Ihnen hätte ich das nicht zugetraut. Ein schlechter Spaß. Das könnte einem leid tun. Zu reden so undankbar über den Herrn Hofrat und seine Familie. Der Herr Hofrat Weißband ist immer gut zu Ihnen gewesen. Alle sind gut zu Ihnen gewesen."

Nun schämte sich der Doktor. „Sie haben recht, es war ein dummer Witz. Ich verdanke dem Hause viele gute Stunden, das ist wahr."

„Nun, was wollen Sie? Wenn Sie so sind, dann könnte ich zehnmal streichen die sieben Hundert, Sie würden doch sagen: das Wucherjüdel! — Ich werde gleich gehen, nur soll ich Ihnen sagen noch eins. Gerade einmal wollten wir gerne wissen, wie klug Sie sind. Die zwölf Prozente haben Sie unterschrieben, das ist leichtsinnig gewesen. Sie haben gesagt, ob Sie werden zahlen können, das wissen Sie nicht, und das ist ehrlich gewesen. Sehen Sie sich an noch einmal den Schein. Ein gefährliches Papier, Herr! Tun wir's kaput machen." Er zerriß den Schuldschein.

lorenen. Wo sie auch sein mag, vielleicht kommt es ihr durch irgendeine Fürsehung zugute, was er hier Fremden tut. Er war selbst gerührt, wenn er sah, wie edelsinnig er geworden.

Der erste Postbote in der neuen Wohnung brachte ein wohlparfümiertes Billetdoux. Welche Gier, Hans, welche Gier! Mit dem Umschlag zerriß er auch eine Ecke des Briefchens, so hastig tat er's. — Eine Überraschung. Eine gute Bekannte. Die blaue Tinte redete:

„Lieber Freund! Mit Bedauern hörte ich, daß Du noch lange krank warst, mit um so größerem Vergnügen vernehme ich aus der heutigen Zeitung, daß Du Dich wieder etabliert hast. So hoffen wir, Dich bald wieder einmal bei uns zu sehen, was freuen wird Deine ergebene Freundin Malcha Weißband.

Papa und Mama lassen grüßen."

Jetzt wurde dem Hans der Kopf wackelig. Die haben mir verziehen? Ei, das ist köstlich, jetzt sind mir die gar nicht einmal böse! — Nun, warum sollten sie es denn auch? Ich habe ihnen ja nichts getan. Vielleicht hätte eher ich zu verzeihen. Hingehen? Das wird man sich überlegen. — Das Überlegen fiel knapp gegen das Hingehen aus.

Am nächsten Tage klingelte es richtig in der Ordinationsstunde. Der alte Spaß, der dem Doktor schon von Herzen zuwider war. Wer stand sehr höflich da? Herr Bernhard Liebkindl. Er entschuldigte sich, gerade in dieser Stunde stören zu müssen. „Wann, ich bitte, sonst? Ein vielbeschäftigter Arzt!" — Liebkindl war ein etwas untersetzter, blonder Herr, ganz fein beisammen, aber so kurzsichtig, daß er trotz des funkelblitzscharfen Zwickers und weil der Doktor etwas fremd tat, erst noch fragen mußte: „Ich habe wohl die Ehre, mit Herrn Doktor von Schmied?"

Der ließ ihn ins Zimmer treten und bot einen Strohsessel. Aber Herr Liebkindl blieb stehen. Er war sehr verlegen. „Immer peinlich ist so etwas, Herr Doktor."

„Mein Gott, Sie wollen halt Ihr Geld haben", sagte dieser.

„Glauben Sie nicht, Herr, daß Sie zu tun haben mit einem Shylock! Was will ich Geld, wenn Sie kein's haben! Ihre Heirat ist zurückgegangen, krank sind Sie gewesen, sehen sperr aus. Herr Doktor, da muß man barmherzig sein. Sie haben eine neue Prax aufgemacht, muß man Zeit lassen, daß Sie verdienen können. — Pardon, ich habe verloren den Zwicker!" Er tastete an seinen Kleidern, mit der Stiefelspitze vorsichtig auf dem Boden umher. „Ich bin ein halbblinder Mann. Darf ich bitten?"

Der Doktor fand den Vermißten, am Ärmelknopf war er gehangen. Ihn an die Nase klemmend, sagte Liebkindl gemütlich für sich hin: „Hab' ich den Zwicker verloren, so seh' ich nichts und kann nicht

zu denken, sondern sich zu ergeben, wie es eines weisen Mannes würdig ist.

Einstweilen saß er in den Kaffeehäusern herum und mußte noch allzuoft seine Weisheit in den Zeitungen suchen. In den Zeitungen, wo allerhand Stellen ausgeschrieben sind, ärztliche und andere. Und wenn sich nichts rechtes fand, so hatte er ja Zeit, Billardpartien zu machen oder Schach zu spielen oder einmal mit Kartenspiel sich die Zeit zu vertreiben. Dabei trank er manchmal ein Glas Milch und rauchte eine Zigarette. Unterweilen saß er unter Bürgern und politisierte über die Ungarn oder die Tschechen, die ihm eigentlich ganz gleichgültig waren. Dann saß er wieder bei Literaten und kritisierte Theaterstücke, die er nie gesehen hatte, Bücher, die er nur nach Zeitungsberichten kannte. Am liebsten ließ er's mit Freigeistern über die Pfaffen losgehen. Doch seine Art, sich zu geben, war nicht gerade so, daß sie andere entzückte. Wenn er gegen Mitternacht Rock und Hut vom Ständer nahm, sprach selten jemand sein Bedauern aus darüber, daß er schon fortgehe. Dann ging er in seine traurige Wohnung und tat einen Schlaf, der fast bis zur Ordinationsstunde währte am nächsten Tage, da ihn wieder ein paar fahlfarbige Patienten erwarteten. — So vergingen die Tage.

Eine Weile später finden wir unseren Hans als Assistenten in der städtischen Totenbeschau. Die ersten Frauenleichen hatte er immer noch daraufhin angesehen — nein, nein. Weder lebendig noch tot erscheint sie ihm.

Gut, so wollte er sich endlich wieder an solche halten, die existieren. Zu Hofrats war er nicht mehr gegangen. Einmal hatte er mehrere Wochen lang die Absicht, wieder hinzugehen und neuerlich ein freundschaftliches Verhältnis anzubahnen. Da kam ihm die Trauungsanzeige zuvor. „Herr und Frau Professor Dr. Viktor Weißband, k. k. Hofrat 2c. 2c., geben sich die Ehre, die Vermählung ihrer Tochter Malcha mit dem Herrn Bernhard Liebkindl, Bankier, anzuzeigen."

„Nun also! Was habe ich denn gesagt!" Er gratulierte auf einer Ansichtskarte, da war der Obstbahnhof darauf, von dem aus man in das Morgenland fährt. Er hatte keine andere zur Hand. — Nachher begann es ihm leid zu tun. Nicht der Ansichtskarte wegen, sondern des Fräulein Malchas wegen. Eine gutmütige Person war sie ja doch gewesen. Nun ja, ungefähr eine Million sagte man ihr nach. Es hätte sich gewiß gut und friedfertig mit ihr gelebt, und welchem Ehemann ist es je zuwider gewesen, wenn die Gattin schwieg? — Es hatte nicht viel gefehlt, daß Hans angefangen hätte, die Hofratstochter zu lieben, nachdem sie für ihn endgültig verloren war. — Wird dieser dicke Jude ihrer würdig sein? Wird er bei seiner Kurzsichtigkeit die Vorzüge sehen, die an ihr sind? Wie hatte sie sich doch gesehnt nach

„Was treiben Sie!" rief der Doktor. „Glauben Sie, daß ich mir von Ihnen die Schuld schenken lasse?"

„Ich Ihnen schenken die sieben Hundert?" Liebkindl lächelte. „Nein, Herr Doktor, da tun Sie mir unrecht. Ihre Schuld ist bezahlt."

„Der Hofrat?!"

„Ich sage nicht nein, ich sage nicht ja. Ich sage gar nichts. Ich empfehle mich bestens, Herr Doktor, ein anderesmal wieder!"

Dieses Erlebnis war wieder recht abscheulich gewesen.

Hans hatte gesehen und gehört, wie Vetter Knull sich Welt und Leben zurechtlegte. So hatte auch er sich vorgenommen, nach dem Schicksalsschlage ein weiser Mann zu werden, die Wahrheit, die er von Professor Weißband gelernt und mit der er nichts Gutes anzufangen wußte, in Weisheit zu übertragen. Hans konnte gut Buchstaben zeichnen, so hatte er nun in großer Schrift über seinem Schreibtisch an die Wand geschrieben: „Aller Wahrheit beste ist die Weisheit!" Das klingt gut, das gibt ihm ein Ansehen, das stärkt bei den Patienten das Vertrauen, schon deshalb ist es weise. Und nun kommt dieser Jude und macht ihn so klein! Und die Hofrats, die er ein halbes Jahr lang gehaßt hatte als die Verführer, sie überhäufen ihn mit Wohlwollen. Diese Demütigungen waren bitter und er beschloß, die sieben Hundert so bald als möglich zusammenzubringen und dem Hofrat zu schicken. Und nun stimmte das wieder nicht mit dem Armenarzt. Hatte er sich doch vorgenommen, die armen Leute sehr billig zu behandeln, nur so viel zu verlangen, daß er knapp davon leben konnte. Weise brauchen ja nicht viel, leben und ordinieren unter Umständen auch in einem alten Faß. Nun zeigte es sich aber bald, daß er mit solcher Maxime nicht bloß nicht knapp, sondern gar nicht leben konnte. Ob er viel oder wenig rechnete, die Leute bleiben schuldig.

Und das, was er heimlich gehofft, daß es eines Tages geschehen würde, ist nicht geschehen. Allerhand arme Frauen kamen zu ihm, aus Dachstuben, aus Kellergewölben, aus Fabrikskasernen. Er hatte gedacht, einmal würde doch eine verzeihende, junge, abgehärmte Frau in das Zimmer treten, um für sich oder für ein Kind etwas verschreiben zu lassen. Das würde sie sein und dann würden sie mitsammen aufs Land gehen und es sich dort so einrichten, wie Vetter Knull geraten hatte. Aber die Bäberl ist nicht gekommen und weder von einem Patienten, noch von jemand anderem hat er auch nur die geringste Spur erfahren können. Von Halb- zu Halbjahr ging er einmal auf die Polizei, wo sie jeden aufgeschrieben haben, der in dieser großen Stadt und Umgebung lebt. Aber keine Barbara Kübler war zu finden. So mußte Hans allmählich deran glauben, daß es kein Wiedersehen mehr geben würde mit dem armen Wesen und er entschloß sich, nicht mehr so viel an sie

Na, korschamadiener, jetzt freut's mich erst, daß ich sein Namensbruder bin."

„Er hat sich so prompt nach der Vorschrift gehalten, der geistliche Herr", sagte ein Spaßvogel. „In der Katechismus-Reihenfolge. Nach der Priesterweihe kommt doch die Ehe!"

Der Doktor brannte sich eine Zigarette an und murmelte in sie hinein: „Allen Respekt!"

Diesem Heldenstück gegenüber kam er sich ganz armselig vor. Ein rechter Pompfunebredoktor! Und war ihm wieder einmal, er müsse auch was tun.

Der Liebkindl, das wußte er, der hing im neueingerichteten Bureau an seinen Ziffern. Die hatten Widerhaken und ließen ihn nicht los. So ging der Doktor in die Wohnung zur Frau Liebkindl.

Sie war in Schwarz wie immer und begrüßte ihn mit ruhiger Freundlichkeit wie früher. Als sie sich im Salon auf zwei Polstersitzen gegenübersaßen, fragte Frau Malcha ihn nach der Leichenhalle, und ob denn nie ein Scheintoter vorkomme?"

„Nie", antwortete Hans, „unsere Ärzte, auf die kann man sich verlassen."

Die Arztestochter merkte die Zweideutigkeit nicht; sie sagte mit einem Flor um die Stimme: „Mich wundert's wahrlich nicht, daß jeder gerne liegen bleibt."

Da beobachtete er sie auf diese Bemerkung und plötzlich neigte er sich hin: „Malcha, du bist nicht glücklich."

Da hat die Frau Liebkindl sich rasch erhoben und ist davongeeilt.

Er saß noch eine Weile allein da. Endlich kam ein Diener: „Ihre Gnaden lassen glückliche Reise wünschen!"

Der Besuch ist nicht wiederholt worden. Hans begann in seinem Katzenjammer sich neuerdings zu sehnen nach dem Bäberl und ging wieder einmal aufs Polizeiamt. Sie lachten ihn jetzt schon aus, da bekam er Üblichkeiten vor sich selber. Hernach peitschte er sich wieder zu einem Übermute auf und fiel es es ihm ein, er schreibe einmal an den kleinen Freund in Stahlhöfen, um ihm ein Heil! zuzurufen. — Indessen wurde ihm gesagt, daß ein Brief den geistlichen Herrn Schmied in Stahlhöfen wohl nicht mehr finden werde. Der Mann sei auf einen Strafposten versetzt worden in das Hochgebirge.

(Fortsetzung folgt.)

---

ihm, dem großen Hans! Und wer sagt denn, daß sie sich nicht weiter sehnt? Allen Ernstes kam ihm der Gedanke, bei der jungen Frau Liebkindl einen Besuch zu machen. Erst die „Weisheit" über dem Schreibtisch erinnerte ihn an seine Würde.

In solcher Einsamkeit begann er Freunde zu suchen, persönliche, lebendige Freunde. Es kam zu nichts rechtem, sie waren ihm alle zu töricht, und er war ihnen allen zu weise. Und nun beging der weise Hans wieder einmal eine ausgewachsene Torheit. In seinem Gehirn, ganz hinten, wo die Jugenderinnerungen auf einen Haufen zusammengefegt waren, stand ein kleiner Blondkopf auf: Ich wäre noch da! — Ach nein, der nicht mehr. Daß man überhaupt mit dem einmal Freundschaft halten konnte! Die Namen, sonst haben sie nichts miteinander gemein, schon gar nichts. Was Teufel hat ihn denn immer und immer wieder zu diesem Pfaffen gezogen? Und daß er ihm noch einfällt alle Tage! Die gleichen Namen haben sie zusammengezogen, sonst schlechterdings gar nichts. Zu toll! Übrigens hörte man vom Pfarrprovisor nette Geschichten. Sein Weg zum Bischofsstab soll jählings sehr nach links abgebogen haben. So weit spreche das für ihn. Ein Modernist, das ließe sich zur Not sehen. Doch leider erzählte man sich schlimmere Dinge vom Pfarrprovisor zu Stahlhöfen. Sogar in den Zeitungen stand, daß sich im Pfarrhofe zu Stahlhöfen merkwürdige Dinge zutrügen, wonach die zuständigen Behörden gezwungen wären, strafweise gegen den Herrn Hans Schmied einzuschreiten. Das war wiederholt so bedenklich gegeben, und der Name Hans Schmied war so in der Leute Mund gekommen, daß unser Doktor in mehrere Blätter einrücken ließ, er, Doktor Hans Schmied, funktionierender Leichenbeschauer, sei mit jenem berüchtigten Hans Schmied in keiner Weise identisch und auch nicht verwandt oder wie immer mit ihm in Verbindung. Die Leute lachten zu dieser Erklärung, und viele, die den näheren Sachverhalt wußten, neigten sich zur Ansicht, beim Doktor müsse es nicht richtig sein in der Dachkammer. — Die Sache mit dem Pfarrprovisor von Stahlhöfen klärte sich ja endlich auf. Parteizeitungen hatten den ganz gewöhnlichen Kalbsbraten mit einer pikanten Sauce ausgekocht. Es war nichts weiter, als eine Geschichte mit der Haushälterin. Sie hatten ein Kind. Der Bischof verlangte Abschaffung solcher Hausgenossen, um der Gemeinde kein Ärgernis zu geben. Der Provisor weigerte sich, Mutter und Kind zu verstoßen, auch um der Gemeinde kein Ärgernis zu geben. Die Leute fanden es wacker von ihrem Pfarrer, daß er kein Heuchler war und daß er seine natürliche Pflicht tat. Das war die ganze Geschichte.

Als unser Doktor sie vernommen, fragte er: „Wie? Der kleine Hansel? Das ist nicht möglich. Der Duckmäuser? Der wäre ein so forscher Bursch geworden? Der kleine Hansel und die Köchin?

„Was gibt es?“ fragte er herausfordernd und zog die Oberlippe über die Zähne, „rede endlich! Ich habe das Fixieren satt; du weißt, daß es mich nervös macht.“

„Ich wollte dir nur ‚Guten Morgen‘ sagen.“ — Sie reichte ihm die Zeitschrift. „Das da ist an dich gekommen. Es scheint eine verständnisvolle Arbeit zu sein.“

Wie Feuer brannte ihr Blick in seinem Antlitz. Er stampfte mit dem Fuße auf: „Warum öffnest du Briefe, die an mich gerichtet sind?“

„Ich habe mich geirrt. Es wäre auch mir lieber gewesen, hätte ich den Inhalt nicht gesehen. Das darfst du mir glauben.“

„Ich ertrage dieses Spionieren nicht!“

Sie nickte ihm freundlich zu: „Du hast recht, daß du dich völlig von mir abschließest. Das ist der sicherste Weg zu deiner Selbständigkeit. Es war auch schön von dir, daß du für mich gestern kein Willkommen hattest.“

„Ich war bei Eva; sie hatte nur abends Zeit.“

„Und dann — ich gratuliere — dir zur Annahme deiner Oper.“

Er wollte zynisch, überlegen lächeln, doch nur die Qual des haltlosen Menschen, den der unstillbare Ehrgeiz zerfraß, kam zum Ausdruck.

„Ich danke, ma chère mère.“

„Ludwig“, sagte sie, und ein Schimmer der alten Liebe überkam sie aus der Zeit, da sie noch an ihr Kind glaubte und seiner Entwicklung und Entschlüsse sicher war, weil sie es formte wie Wachs. „M u ß t e s t Du Vater angreifen?“

„Ich habe ihn nicht angegriffen“, brauste er auf, „Du nimmst alles persönlich. In deinen Augen hat stets, was ich sage, auf Papa Bezug.“ — Keuchend ballte er die Fäuste. — „Alle sind so, alle Menschen! Ich soll keine eigene Meinung haben, ich soll nur das nachreden, was Papa sagte; was ich schreibe, wird mit ihm verglichen, jede meiner Handlungen mißt man mit s e i n e m Maßstab. Und m e i n e Leistung ist immer schlechter . . .“

Berta Heltberg saß aufrecht. Es war Stolz in ihren Augen. Wie groß war e r, daß er sein eigen Kind im Tode zu Boden zwang!

„Es ist mit uns beiden weit gekommen, Ludwig“, sagte sie, „es hat Zeiten gegeben, in denen ich um jeden deiner Gedanken wußte. — Eva tut nicht gut daran, dich gegen mich aufzuhetzen. Sie weiß nicht, wie unangenehm es ist, mich zum Feind zu haben. Und dann — musikalisch verstehe ich mehr als sie. — Du bist nicht auf gutem Weg.“

„Du kannst mich ja einsperren, wenn du willst, daß ich nicht fortgehe; du kannst mir die Stiefel verstecken; ich bin bei dir auf alles gefaßt . . .“

Bei Heltbergs.

Eine moderne Szene von **Walter v. Molo.***)

Der Morgen fing schlecht an, wie das an Festtagen üblich ist. Berta Heltberg, des großen Tondichters Witwe, öffnete die Morgenpost und fand in einer Zeitschrift einen Artikel ihres Sohnes Ludwig abgedruckt, unter dem Titel „Götzendienst“.

Liebende Menschen pflegten derartige Aufsätze anonym zuzusenden.

„. . . Die großen Männer, zu denen die Menge andächtig emporblickt, sind nie so sehr verschieden gewesen von den Durchschnittsmenschen ihrer Zeit, die sie verstanden und verehrten. Neben der unerläßlichen Begabung war stets der wichtigste Faktor ihrer Größe eine günstige Existenzbedingung. Schule und Familie heißen die großen Gleichmacher, die Hauptfeinde jeder geistigen Entwicklung. Der Terrorismus der Familie zerstört auch die, denen der Zufall ein Schaffen ohne Geldnot ermöglicht hätte . . .“

Berta Heltberg wußte, auf wen sich der Satz von Familienterrorismus bezog. Sie klingelte: „Ludwig soll zu mir herunterkommen.“

Mit klopfendem Herzen wartete sie; es war selbstverständlich, daß sie so etwas in ihrem Hause nicht angehen ließ. Heute, an ihres Mannes Geburtstag! Heute, da alles seiner Erinnerung galt!

Neben dem Frühstücktisch stand der verblichene Arbeitssessel ihres Mannes, mit einem Kranze frischen Lorbeers geschmückt. Sie streichelte die abgenützten Armstützen des Holzes und lächelte zärtlich.

Ludwig Heltberg trat ein: „Was willst du von mir?“ — Ein krampfhafter Versuch des Widerstandes gegen seine Mutter in dem barschen Ton der Frage. Im dem Dunkel der tiefliegenden Augen aber schlief die Resignation des Kämpfers, der auf keinen Sieg mehr hofft. Mit der Linken strich er ein paarmal hastig über seinen Schnurrbart; die Rechte vermehrte die Unordnung der schwarzen Haare auf seinem Kopfe. Er verbarg die innere Zerfahrenheit unter einer Riesenarroganz: „Ich habe zu arbeiten. Warum stört man mich?“

Sie blickte ihn lange und scharf an, bis er unsicher den Kopf senkte: „Warum siehst du mich so an?“ — Er wußte, daß er den Blicken seiner Mutter unterlag. „Was habe ich schon wieder verbrochen? Sag’!“

Ruhig blickte sie ihn weiter an, erbarmungslos, verständnislos.

Mit zusammengepreßten Lippen fand er die Pose des Widerstandes.

*) Aus dem demnächst erscheinenden Buche „Die törichte Welt“ (Berlin, Schuster und Loeffler) des Wiener Autors.

Sie legte die soignierte Rechte auf seine Schulter und sah über ihn hinweg zum Fenster. Sie war sich klar geworden, daß hier kein Zögern half. Er mußte eine Frau bekommen. Sie ging nicht mehr mit ihm, wenn er weiterkomponierte in seiner Art, und zum Alleinsein war er zu schwach; er brauchte eine starke Frau, die ihn führte, für ihn sorgte.

Wie Geißelhiebe empfand er ihre Gedanken. Ein wehes Gefühl, das der Überzeugung von der Qual und Haltlosigkeit seines Daseins entsprang, nahm Besitz von ihm. Er schluckte und biß die Zähne aufeinander, um nicht zu weinen. Die verstörten Augen waren nicht gewöhnt, allein zu sehen. Er wußte nichts vom Gaudium verliebter Einbildungen und nichts von den Kapriolen tödlicher Lächerlichkeiten, wie sie das Leben um sein höchstes Gefühl satanisch gruppiert. Mit der zähen Kraft seiner kranken Nerven hing er an dem Weibe, das man ihm in den Weg gestellt, am ersten Weib.

Wie Blei drückte die Hand seiner Mutter. Seine Gestalt sank immer mehr in sich zusammen. Nur Eva Melbourns Tiraden hielten ihn aufrecht; wenn sie nicht neben ihm saß, glaubte er nicht an seine Zukunft, dann war er wieder seiner Mutter Kind, das nur ihr Wort hörte.

„Und mein Lohn, Ludwig, ist — die anonyme Oper! . . .

„— Eine hübsche Familienszene“, sagte Tom Heltberg, der eintrat.

Einen wütenden Blick schoß Ludwig seinem Bruder zu.

Wie einen Strohhalm ergriff er die Gelegenheit, um seiner Mutter zu entkommen.

„Ich habe nicht die Nerven, deine Flachheiten anzuhören.“

Er schmetterte die Tür ins Schloß und entlief mit Eile — nun sollten die andern handeln.

„Es ist ein schreckliches Unglück, wenn ein Mann den Weibern in die Hände fällt.“

„Fange nur du nicht zu philosophieren an. Du bist viel zu . . .“

„. . . Dumm dazu“, ergänzte Tom betrübt, „ich weiß.“

„Heute Abend hält Professor Rothe seinen Vortrag im Musikverein. Nachher ist Gesellschaft bei ihm; wir sind eingeladen. Ich habe heute Ludwig Heltbergs Geburtstag. So leid es mir ist, ich kann diesen Tag nicht durch fremde Menschen entweihen . . .“

„Auch ich wünsche der Gesellschaft einen würdigen Verlauf.“

„Du wirst hingehen. Das ist selbstverständlich“, gebot sie.

„Du scheinst wirklich zu glauben, Mama, daß ich dein Sklave bin . . .“

Berta Heltberg griff nach der nächsten Stuhllehne. Sie wurde blaurot im Gesicht. Sie vertrug keinerlei Widerspruch; die Spannung

„Ich hätte eine Bitte an dich."

„Nämlich?"

„Du weißt, daß mir das Andenken deines Vaters heilig ist. Darum bitte ich dich, lasse deine Oper anonym aufführen."

Er zog die Brauen hoch und lachte spöttisch: „Daher weht der Wind?"

„Ich bitte dich darum. Ich weiß, Ludwig, daß ich kein Recht habe, es zu verlangen."

Er kannte den eisernen Willen seiner Mutter und sah langen Streit vor sich. Er war müde und ging geflissentlich jeder Aufregung aus dem Wege; die plötzliche Abspannung seiner erschöpften Nerven kam über ihn.

„Es ist noch nicht spruchreif", sprach er ausweichend und feig.

„Du gibst mir dein Wort?"

„Ich werde — ich werde darüber — nachdenken; er stampfe mit dem Fuße auf, weil er den Lärm als Begleiter der Energie ansah, „und jetzt gib mir Ruhe, du quälst mich."

„Wie geht es Eva Melbourn?"

Er ließ sich in einen Sessel fallen und stierte zu Boden: „Sie leidet schrecklich, im Widerstreit der Gefühle."

„Es ist Wahnsinn! Wenn sie dich liebt, muß sie dich auch heiraten wollen."

Er gefiel sich in einer temperamentvollen Parteinahme: „Das verstehst du nicht, man kann Menschen nicht schieben wie Puppen."

„Lächerlich! — Sie muß wollen."

Bewundernd sah er sie an und lächelte müde und selbstgefällig: „Sie hat mich gern und will doch nicht. — Es ist furchtbar . . ."

„Ich werde selbst mit ihr sprechen."

Berta Heltberg erwog sinnend einen Schlachtplan; verstohlen beobachtete ihr Sohn sie dabei. Er hatte in die Willensstärke seiner Mutter unbedingtes Vertrauen; am allerletzten hatte er auf diese Hilfe gerechnet, aber sie kam ihm willkommen, wie jede Hilfe.

„Mir ist die ganze Sache unverständlich. Seit mehr als einem Jahre kennt ihr euch; ihr habt hundertmal miteinander gesprochen; sie hat es bemerkt, daß sie dir gefällt. Warum hat sie nicht abgebrochen? Im Gegenteil! Sie hat dich in deiner Werbung bestärkt. Warum hat sie es so weit kommen lassen?"

Er zuckte die Achseln; er konnte es nicht hindern, daß die Schwäche sein Gesicht in ein stolzes Lächeln zog: „Wer kann wissen, was in einer Menschenseele vorgeht?"

„Der heutige Tag gehört Ludwig Heltberg. Morgen — gehen wir zu ihr."

an ihn gelangte, was bei mir erst gegen 2 Uhr nachmittags geschah. Denn alles, was in Militär-, Beamten- oder geistlicher Uniform mit Orden bedeckt erschien, hatte den Vortritt; dann wurden Frauen vorgelassen, und die in schwarzem Frack, weißer Halsbinde und weißen Handschuhen, in Schuh und Strümpfen Harrenden folgten gewöhnlich erst nach jenen, die etwa in einfacher Bauern- oder Bürgertracht erschienen waren, weil man diese vielleicht nicht glauben lassen mochte, daß sie wegen ihres Anzuges die letzten seien.

Da die großen Herren erst gegen 9 Uhr kamen, geschah es, daß anfangs auch Personen ohne Orden und Uniform vorkamen; so kam es auch mit einem Bekannten, von dem ich episodisch hier eine komische Situation erzählen will, weil sie die dem Kaiser nachgerühmte populäre Art in heiterer Art charakterisiert. Gleich als ich eintrat, kam mir Herr W. aus Prag entgegen und erzählte mir in größter Bestürzung, wie er verschlafen und nicht mehr Zeit gehabt habe, sich barbieren zu lassen. Ich tröstete den sich unglücklich fühlenden Mann, wie das Sr. Majestät gewiß gleichgültig, wie es noch dunkel sei; — in diesem Momente wurde der Name des Bestürzten gerufen, der Türhüter öffnete ihm die Kabinettstüre, an der ein deutscher und ein ungarischer Gardist mit gezogenem Säbel in Galauniform Wache hielten; er trat ein, und — kaum daß eine Minute verging, schon wieder heraus, und zwar mit der Bittschrift in der Hand. Er erzählte mir, wie er, statt seine Bitte vorzutragen, den Kaiser um allergnädigste Verzeihung gebeten, daß er unbarbiert erscheine, und huldreichst zur Antwort erhalten habe: „No, da is ja z'helfen. Gängen's Ihnen rasieren lassen, mich treffen S' später auch noch da."

Der Saal war gedrängt voll; ich mußte lange warten. Der Vorlaß wurde auch mehreremale unterbrochen, teils weil der Kaiser einiger Erholung bedurfte, dann auch, weil der Graf Czernin, der als Oberstkämmerer unangemeldet eintreten durfte, zweimal ins Kabinett ging und durch längere Zeit eine Unterbrechung veranlaßte. Vor zwei Uhr endlich öffnete sich auch mir die Pforte; ich trat ein, um dem Kaiser mein seinem Sohne Ferdinand gewidmetes Heldenbuch zu überreichen.

Der Kaiser, in der lichtgrauen Kampagneuniform eines Feldmarschalls, die mit den Großkreuzsternen des Maria-Theresien-, des Stephans-, Leopolds- und eisernen Kronen-Ordens geschmückt war, stand in der Mitte eines länglichen, hohen Kabinetts, das durch eine einzige große Spiegelscheibe, die in den großen Burghof — jetzt Franzensplatz genannt — ging, Licht empfing, vor mir und erwartete meine Ansprache. Nach den üblichen drei tiefsten Verbeugungen an der Türe, schritt ich einige Schritte vor und sagte:

„Eure Majestät! Ich versuchte, einzelne historische Momente aus dem Leben der Regenten Österreichs poetisch darzustellen. Ich fürchte

der früheren Aufregung löste sich. In dem Kult, den die Welt mit ihr trieb, gab es kein aufrichtiges Wort.

Sie wankte; er umfing sie und ließ sie in einen Fauteuil gleiten. Das war stets das Ende, wenn er nicht blindlings folgte. Das hatte sie sich in den selbstherrlichen Jahren angewöhnt. Man streute Weihrauch und log, so wurde der Mensch zur Plage der Welt.

„Ich gehe, Mama“, sagte er, „du brauchst dich nicht weiter aufzuregen.“

Geschichten vom Kaiser Franz.

Ludwig August Frankl hat sein Lebtag viel über das alte Wien und die Wiener zu erzählen gewußt. Und der angenehme Plauderer schweigt auch im Tode nicht. Erst hat Stephan Hock (bei J. G. Calve in Prag) ein Buch herausgegeben, Erinnerungen von L. A. Frankl, welches viel des Interessanten, Sonderbaren uud Lustigen zu erzählen weiß. Da ist zum Beispiel ein Abschnitt über den Kaiser Franz, seine Art und Persönlichkeit, ehrerbietig und freimütig in schöner Harmonie. Wir wollen einiges davon wiedergeben.

Ich fand mich eines Februar-Morgens im Jahre 1832 um 7 Uhr im Schweizerhofe im zweiten Stockwerke der Hofburg in Wien ein; hier und so zeitlich gab Kaiser Franz I. Privataudienzen. Eine Privataudienz unterschied sich von einer allgemeinen dadurch, daß man vom diensthabenden Adjutanten oder einem Kammerherrn in das Arbeitskabinett des Kaisers eingelassen wurde und sich in demselben mit ihm allein befand, während bei der allgemeinen Audienz der Kaiser aus seinem Kabinette in den Vorsaal trat, von Person zu Person, Herren und Frauen, die in Reihen aufgestellt waren, ging, jeden und jede kurz anhörte und eine allenfalls dargereichte Bittschrift abnahm, die er sogleich dem ihm folgenden Adjutanten oder Kammerherrn übergab.

Durch einen langen, mit verblaßten gestickten Tapeten ausspalierten Saal, in welchem sich Trabanten und Männer der sogenannten „Staberl“-Wache befanden, gelangte man in einen zweiten ebenso geräumigen, in dessen einer Ecke ein rotsamtener Thronhimmel zu feierlichen Gelegenheiten bereitstand. Hier saßen oder standen die nach einer Audienz Verlangenden einzeln und in Gruppen versammelt. Der diensttuende Kammerherr, der an einem Tischchen neben der Kabinettstüre ein Namensverzeichnis derjenigen, die zur Audienz vorgemerkt waren, offen hielt, nahm einem jeden Hinzutretenden die seinem Namen im Verzeichnisse entsprechende Nummer ab, die tags zuvor in der geheimen Kabinettskanzlei erteilt wurde, und nun mußte sich jeder in Geduld fassen, bis die Reihe

Kunstanstalt zu besuchen." „Was studieren S' denn?" „Medizin." „No, sein S' fleißig, daß man einmal was aus Ihnen machen kann." Eine kurze Handbewegung, ich war entlassen.

Nach etwa acht Tagen wurde ich eingeladen, mich dem durch seinen Kunstsinn und seine literarische Bildung berühmten Oberstkämmerer, dem Grafen Rudolf Czernin, vorzustellen. Er empfing mich in einem mit kostbaren Gemälden gezierten Saale seines in der Herrengasse gelegenen Palastes mit den Worten: „Sie haben Sr. Majestät dem Kaiser ein Buch überreicht; ich habe den angenehmen Auftrag erhalten, Ihnen dafür eine Hauskarte für das Hofburgtheater zu übergeben. Vielleicht findet sich Ihr Talent angeregt, der Bühne einmal nützlich zu werden und", fügte er lächelnd hinzu, „bessere Honorare, als von inländischen Buchhändlern zu empfangen." —

Kaiser Franz liebte das Burgschauspielhaus, er erschien, namentlich in seinen letzten Lebensjahren fast täglich an der Seite der Kaiserin Karolina Augusta.

Der Tragiker Heinrich Anschütz kam einmal, um seinen Abschied zu erbitten, weil er eingeladen wurde, die Mitdirektion des ständischen Theaters in Prag zu übernehmen. Der Kaiser erwiderte: „Daraus wird nix. Das tu' i nit. Wann's mir einfallet, Ihnen plötzlich den Abschied zu geben, würden Sie sich nicht auf Ihren Kontrakt berufen? Soll ich weniger Recht haben als Sie? Ich laß Ihna nit weg. Machen S' Ihnen das Leben so angenehm, als S' können. Sie werden sich schon selbst einmal freuen, daß ich Sie nit weggelassen hab'."

Nicht geringeren Anteil nahm der Kaiser an den dargestellten Dramen. Es wurde seine Äußerung bekannt, als ein Lustspiel zur ersten Aufführung gelangen sollte: „Heute muß ich ins Theater, die Zensur könnt nachträglich ein Haar in der Milch finden und das Stuck verbieten und ich bekomm's nicht zu sehen."

Als zum Geburtstage der Kaiserin Karolina Augusta der „Alte Junggeselle" unter dem Titel „Die Hausgenossen" und das Lustspiel „Trau, schau, wem?" unter dem Titel „Wie man sich täuscht" gegeben wurde, fragte der Kaiser, der von dieser Verfügung erfuhr, seinen Oberstkämmerer, den Grafen Czernin, um die Ursache. Freimütig äußerte derselbe: „Weil Eure Majestät zum viertenmal verheiratet sind und das ‚Trau, schau, wem?' auf Euer Majestät bezogen werden könnte, hat es die Zensur so verfügt." Der Kaiser lachte: „Unsere Zensur ist wirklich blöd." —

Kaiser Franz war gut katholisch, doch, von allem Zelotismus frei, hielt er der Kirche gegenüber auf sein strenges Recht und duldete keinen Übergriff der Klerisei. Als er mit der Kaiserin nach Rom ging, ließ er früher auf diplomatischem Wege den Papst wissen, daß

nur, daß meine geringe Kraft nicht ausreichte, um — —" Der Kaiser unterbrach mich, indem er das gereichte Buch nahm mit den Worten: „Bin schon zufrieden. Ein Schelm, der mehr tut, als er kann." Er blätterte einen Moment in dem Buche: „Ich habe wenig Zeit zu lesen; aber ich werd' mich auf einzelnes aufmerksam machen lassen. Woher sind Sie?" Ich antwortete: „Aus Chrast in Böhmen, Chrudimer Kreis." Der Kaiser fragte: „Gibt's da noch so gute Pferde?" „Eure Majestät! Ich selbst verstehe nichts von Pferden, aber ich hörte immer, daß es deren viele gibt und daß sie vortrefflich sind." „Leitomischl liegt nahe von Chrast?" „Sechs Stunden, Eure Majestät!" „So weit? Richtig! Wie ich das hab' vergessen können!" Dabei machte er, der ein treffliches Gedächtnis besaß, eine Handbewegung gegen die Stirne. Der Kaiser war auf der Reise durch Leitomischl gekommen. „No", fing er wieder an, „trägt das Schreiben was?" Ich erwiderte schüchtern: „Wenn man die bescheidensten Wünsche hat, Eure Majestät, so ist noch immer Grund zur Unzufriedenheit vorhanden." — „Zahlen die Buchhändler so schlecht?" — Gewiß, es war kein Reflex einer Posa-Stimmung, die einem Gewaltigen gegenüber eine Wahrheit aussprechen muß, vielmehr war es die Weltunerfahrenheit eines jungen Menschen, wenn ich antwortete: „Eure Majestät: Die Buchhändler können wohl nicht besser zahlen, denn, wenn ein Buch mit der Firma Wien erscheint, genießt es der Zensur wegen keinen Kredit im Inlande und im Auslande noch weniger." Des Kaisers bleiches Gesicht, das durch schneeweißes Haar noch bleicher erschien, wurde bei diesen Worten zornrot, seine blauen Augen blitzten auf, und mit starker Stimme rief er, mich fast anfahrend: „Was ihr mit eurem Auslande habt's!" Er, der bis jetzt ruhig mir gegenübergestanden hatte, ging einmal rasch im Kabinette auf und ab und wiederholte noch heftiger die Worte: „Was ihr mit eurem Auslande habt's!" Ich stand zu Tod erschrocken. Vor meiner Phantasie ragte nur ein Bild empor, das des Spielbergs, den ich als Knabe einmal gesehen hatte, und dessen innere Schrecken ich aus des Freiherrn v. Trencks Schilderungen kannte. Ich fühlte, daß ich bleich geworden sein mußte, und ich zitterte sichtlich. Der Kaiser mochte es bemerken und wohl auch der Unerfahrenheit des jungen Burschen zugute gehalten haben, was er einem Manne niemals verziehen hätte, denn er blieb wieder vor mir stehen und fragte mich ruhig: „Warum schreiben S' fürs Burgtheater nix? Wir zahlen's gut!" — „Eure Majestät! Ich bin nicht lange in Wien und kenne die große künstlerische Anstalt kaum. Ich würde es ohne vorausgegangene Studien nicht wagen." — „No, warum gehen S' nicht eini?" — „Ich gebe Unterricht, Eure Majestät, um mir die Möglichkeit zu erwerben, studieren zu können. Meine Verhältnisse gestatten mir nicht, diese mir zu teure

sam gemacht, äußerte der Kaiser: „Schau, schau, da ist mir ein Nullerl zu viel ausgerutscht. Aber geschrieben ist's und da muß es dabeibleiben."

Die dritte Gemahlin des Kaisers war die eben so schöne als geistvolle Maria Ludovika von Este, von der Friedrich Gentz in seinen Tagebüchern niederschrieb: „Sie ist die einzige Person, die fähig wäre, das nach 1809 zerrüttete Staatswesen zu regenerieren." Ihre Beziehung zu Goethe allein macht sie unsterblich. Sie war leicht aufbrausend und nicht selten nervös launenhaft. So forderte sie der Kaiser einmal nach aufgehobener Tafel auf, mit ihm in den Prater zu fahren. „Mich freut's nicht, auch habe ich nichts rechtes anzuziehen." Der Kaiser erwiderte geduldig: „Nun, so bleiben wir halt zu Haus. Ich will nur einen Auftrag geben und werde gleich wieder bei dir sein." Zurückgekehrt gab sich der Kaiser alle Mühe, die von ihm geliebte Frau zu unterhalten. Nach einer Stunde reichte er ihr den Arm, um sie in ihr Appartement zu begleiten. Als sie den Nebensaal betraten, lagen auf allen Tischen, Kanapees, Sesseln und Schränken etwa zweihundert Roben der Kaiserin ausgebreitet, wie dies der Kaiser durch seinen Adjutanten rasch angeordnet hatte. „Schau, schau, liebe Ludovika, ich habe dir wirklich geglaubt, daß du nichts anzuziehen hast." —

Von Rom her, wo sich Amerling damals aufhielt, berufen, um das Bild des Kaisers zu malen, stellte er sich demselben vor. „Das Porträt meines Bruders, des Kardinals, hat mir gefallen, ich finde es auch höchst ähnlich und ich habe beschlossen, mich von Ihnen malen zu lassen." Als Amerling den Audienzsaal verließ, verständigte ihn der im Vorsaale anwesende Oberstkämmerer Graf Czernin, daß der Kaiser eben sehr beschäftigt sei, doch ihm erlauben werde, während der Familientafel einzutreten und sich die Gesichtszüge Seiner Majestät vorläufig einzuprägen, allenfalls rasch zu skizzieren, was zugleich den Vorteil gewähren werde, daß der Ausdruck natürlich und unbefangener sei als beim langweiligen Sitzen. So saß denn Amerling, einige Tage darauf, in einer Ecke des Saales, in dem die kaiserliche Familie, ohne ihn zu beachten, speiste. Da ereignete sich ein heiterer Zwischenfall. Ein Kanarienvogel, der frei herumflatterte, beging über dem Haupte des Kaisers, an Hofetikette nicht gewöhnt und völlig naiv, wie schon Vögel sind, eine Majestätsbeleidigung. Die Speisenden, namentlich die mitanwesenden Enkel des Kaisers, brachen über das unheilige Salböl in helles Gelächter aus. Der Kaiser lachte mit und sagte, zum erstenmal nach dem Maler hinblickend: „Dös muß der Herr nit mitmalen."

er jede politische Diskussion ausgeschlossen wünsche; er und die Kaiserin kommen nur, um Rom zu sehen und dem heiligen Vater persönlich ihre Verehrung auszudrücken. Als der Kaiser vom Papste Abschied nahm, begleitete derselbe das Kaiserpaar die Treppe herab und, was besonders auffiel, bis zum bereitstehenden Wagen. Das hatte aber einen eigenen Grund. Der Papst zog, knapp vor dem Momente, daß sich die Pferde in Bewegung setzten, aus seiner Brusttasche ein Dokument hervor, das er dem Kaiser übergab, mit dem Ersuchen, es zu lesen und demselben einige Aufmerksamkeit zu widmen. Das Schriftstück plädierte für ein mit Rom zu errichtendes Konkordat. Der Kaiser las, nach Wien zurückgekehrt, das Schriftstück und übergab es, ohne sich in eine Erörterung einzulassen, seinem Kanzler mit den kurzen Worten: „Ad acta!" Franz Freiherr von Sommaruga, der den Kronprinzen unterrichtete, hat von diesem die hier geschilderte Episode erfahren. Ich ging eines Tages, als Baron Sommaruga im Jahre 1848 Unterrichtsminister war, zu ihm, bei welcher Gelegenheit er mir unter anderem die Geschichte erzählte, daher ich sie als aus einer vollkommen glaubwürdigen Quelle hier mitteile. Der Kaiser hielt an dem Metternichschen Ausspruch fest: „Ich hasse das Licht, das aus den Sakristeien kommt."

Der an der Wiener Universität angestellte Rechtslehrer Dolliner wurde wegen seiner geäußerten freisinnigen Ansichten über das Eherecht, in welchem er das Dogma mit einigem Zweifel streifte, vom Papste exkommuniziert. Er verfügte sich zum Kaiser, um ihm das zu melden. „Haben Sie", fragte ihn der Kaiser, „darüber ein Breve erhalten?" Als Professor Dolliner das bejahte, fragte ihn der Kaiser weiter: „Was haben Sie mit dem Dekret angefangen?" Dolliner, etwas verblüfft, verstand den Kaiser nicht gleich. „Ich frage, wo sie es hingelegt haben?" „In meinen Schreibtisch." — „Nun, da lassen Sie es liegen und tragen Sie weiter vor." —

Einmal erschien eine gesund aussehende, ziemlich beleibte Frau und klagte dem Kaiser ihre und ihrer Kinder Not; sie müsse, wenn die Majestät nicht helfe, verhungern. Der Kaiser erwiderte ihr: „No, die Frau sicht nit zum verhungern aus." Diese hatte den alle Ehrerbietigkeit verletzenden Humor, zu sagen: „Euer Majestät haben g'wiß zum Sattessen, sind aber doch so mager wie ein Spatz im Winter." Der Kaiser zeigte keinen Unwillen und signierte das Gesuch, womit die Beteilung mit einer nicht unansehnlichen Geldunterstützung angewiesen war.

Dem Kaiser wurde das Gesuch einer Beamtenswitwe zur Bestimmung eines Unterstützungsbeitrages vorgelegt. Er erledigte dasselbe, indem er 3000 fl. als momentane Aushilfe anordnete. Auf den, wie ihm schien, zu hohen Betrag vom diensttuenden Kammerherrn aufmerk-

Wie die Waldviertler ihren Landsmann Robert Hamerling ehren.

Von **Josef Allram.**

Als die Grazer vor einundzwanzig Jahren Robert Hamerling in die kühle Erde zu St. Leonhard betteten, stand der deutsche Genius trauernd am Grabe eines seiner besten Sänger und weinte mit den drei Waldviertlern, die aus der engeren Heimat des Dichters erschienen waren, um ihrem großen Landsmann die letzte Ehre zu erweisen. Und einer von ihnen, Dr. von Holland, sprach ergreifende Worte, die in jedem Herzen schmerzlichen Widerhall fanden. Vier Jahre später hielt derselbe gottbegnadete Sprecher als Obmann des Waldviertler Denkmalkomitees vor dem erzenen Standbild Hamerlings, das Brandstetters Meisterhand schuf, die Festrede. „Uns bist du nicht gestorben, Robert Hamerling“, schloß der Redner, „dein lichter Geist lebt unter uns, schwebt über unseren Tälern und Wässern, streicht durch die Wipfel unserer Wälder und klingt in unseren Liedern“. Er sprach's im Namen der Heimat, und die Waldviertler haben seine Worte in die Tat umgesetzt. Voran die Sängerschaft, die das vorerwähnte Standbild errichtete, dann die Bürgerschaft der Städte und Märkte, die ihre schönsten Plätze und Straßen nach Hamerling benannte, dann die Lehrerschaft, die dafür sorgte, daß Hamerling auch gelesen wurde. Als die Volksausgabe der Werke Hamerlings erschien, wanderte ein großer Teil der Auflage ins Waldviertel, wo die vier Bände in den Volks- und Schulbibliotheken viel begehrt sind und so manche Privatbücherei zieren. Auch das vortreffliche Buch Rabenlechners „Hamerlings Jugend“, worin ja zumeist vom Waldviertel die Rede ist, findet man und hat viel dazu beigetragen, Hamerling in seiner Heimat populär zu machen. Dies zeigte sich besonders im regenreichen Sommer 1909, der mit seinen Tränen einer fortlaufenden Gedächtnisfeier für Robert Hamerling glich. An der Spitze marschierten die Waldviertler Studenten, die mit ihren Ferialverbindungen sowohl in Waidhofen vor dem Denkmale als auch in Kirchberg vor dem leider noch immer unbenützten Hamerlinghause den Manen Hamerlings huldigten und auch bei der Enthüllung des Hamerling-Obelisken in Karlstift stramm vertreten waren.

Eine herrliche Feier, die mir unvergeßlich bleiben wird! Schon die Entstehung dieses einfachen Gedenksteines mutet recht trautsam an: „Ein Volksdenkmal“ hat es der Festredner Dr. Rabenlechner genannt, und dieses Wort paßt wie kein anderes. Die zwei Söhne des dortigen Oberlehrers, Hermann und Karl Prinz, faßten mit ihrem Kollegen Josef Haider vor drei Jahren den Entschluß, auf dem Eichelberge, der höchsten Erhebung des Waldviertels, hart an der Landesgrenze gegen Böhmen und Oberösterreich, einen Gedenkstein für den

Abraham a Santa Clara.

Eine Ballade von Franz Karl Ginzkey.*)

Ein Mann, der mehr uns gab als nahm,
(Wie schwer ist solcher Kunst Bestand)
Das war Herr Pater Abraham,
Auch Bruder Fabelhans genannt.
Die Seelen flatterten ihm zu
Wie Motten, die ein Licht befällt.
Es gellte in des Bürgers Ruh
Sein „Hui der Welt und Pfui der Welt,
Wie sündhaft schwankt der Zeiten Lauf!
Auf, auf, ihr Christen, auf!"

Man sagt, als er geboren ward,
Begann er jämmerlich zu schrei'n.
Hingegen soll vergnügter Art
Und lachend er gestorben sein.
Ihn hat Herr Kaiser Leopold
Zum Prediger bei Hof ernannt,
Dieweil ihm Volk und Adel hold
Und weit sein Witz berühmt im Land.
Von seinen Späßen, frech und froh
Erzähl' ich einen. Der war so:

Im Schloß zu Ebreichsdorf geschah's,
Dort saß Herr Abraham zu Gast.
Es klang Burgunder Glas an Glas.
Kaum trug der Tisch des Bratens Last.
So zwischen Fraß und Völlerei
Geschah's, daß eine Sehnsucht kam
Nach einem Mann, der geistlich sei
Und fromm wie Pater Abraham.
Und man erbat von ihm als Gunst
Ein Pröblein seiner Kanzelkunst.

Er sprach: „Ihr wünschet mich herbei,
So sei das Wort euch nicht versagt.
Der Arzt auch spendet Arzenei
Wenn irgendwo ein Siecher klagt.
Euch alle, die ihr hier vereint,
Bezwing' ich mit des Wortes Macht,
Auf daß ihr mir zur Rechten weint,
Hingegen ihr zur Linken lacht."
Da staunten all die Gäste rings:
Wir weinen rechts? Ihr lachet links?

Er ließ für eine Spanne Zeit
Die Lichter löschen rund im Saal.
Dann scholl es durch die Dunkelheit:
„Nun spendet Licht zum andernmal!"
Und sieh — bei Kerzenflackerschein
Prophetisch auf dem Tische stand
Der Pater, mitten obendrein
Den Stuhl vor sich als Kanzelwand.
Nach rechts sah nun sein Angesicht.
Nach links sah — ei, das sagt man nicht.

Und nun begann er also stark
Zu predigen von Not und Tod,
Daß all den Lauschern fror das Mark
Vorm Zorn des Gottes Zebaoth.
Es schlug an sünd'ger Seelen Tor
Ingrimmig seiner Rede Wucht.
Als reuig Bächlein brach hervor
Der Tränen ungestüme Flucht.
„O mea culpa" klang es weh
Und bang „peccavi, domine!"

Indessen schwoll, wie sonderbar,
Gelächter hinter ihm herfür.
Es war der Lauscher andre Schar,
Die dort sich drängte Tür an Tür.
O seht — an seiner Kutte hing
Ein Fuchsschwanz, buschig wonniglich,
Der baumelnd auf und nieder ging
Und lieblich predigte für sich.
Je donnernder der Pater stritt,
Je froher sprang das Schwänzlein mit.

Dies ist die Kunde, wie es kam,
Daß dort geweint ward, hier gelacht.
Mich dünkt, nie hat Herr Abraham
So gute Predigt je vollbracht.
Zwiefache Predigt hielt er so
Uralter Seligkeit gewiß,
Daß unzertrennlich ernst und froh
Und eins sind Licht und Finsternis.
Es war nur eines Schalks Gewinn,
Doch trug es auch verborgnen Sinn.

*) Aus dessen „Balladen und neue Lieder". (Leipzig. L. Staackmann. 1910.) Wir haben auf diesen gar feinen Schatz schon anderswo aufmerksam gemacht.

genannten Orten entsprechende Gedenktafeln errichtet wurden. Beide Feste hatten rein lokalen Charakter, weshalb keine besonderen Einladungen ausgegeben worden waren. Das Publikum bestand aus Schulkameraden und Verwandten des Dichters, die mit ihren Kindern und Kindeskindern eine große Hamerling-Gemeinde im heimatlichen Milieu bildeten. Beide Orte haben ihre besondere Bedeutung. In Groß-Schönau wuchs der Knabe Hamerling heran und erhielt dortselbst seinen ersten Unterricht, in Schweiggers fand der Student wiederholt bei seinem Vetter Koppensteiner ein Ferienheim und begann im Hause desselben, als der Dichter im Jahre 1867 das Waldviertel besuchte, das Epos „Der König von Sion“...

Groß-Schönau ist ein Pfarrdorf in der Nähe von Weitra mit einer dreiklassigen Schule. Zu Hamerlings Zeiten bestand nur eine Klasse mit dem Schullehrer Reußer und dem Katecheten P. Hugo Traumüller, der den träumerischen Knaben lieb gewann und dessen geistige Entwicklung nach Kräften förderte. Dieser würdige Priester nahm sich um den Volksschüler ebenso warm an wie später um den Zwettler Sängerknaben. Er war es auch, der den im Stifte lebenden Großonkel Hamerlings auf die Talente seines Neffen Robert aufmerksam machte, so daß dieser auch ohne besondere Stimmittel aufgenommen wurde.

Eine halbe Gehstunde von Schönau liegt Schloß Engelstein, eine alte Wasserburg, wo der Vater Hamerlings bedienstet war. Eine Zeugin aus jener Epoche lebt noch, die neunzigjährige Wirtin Greil, welche mit der Mutter Hamerlings befreundet war. Sie kann sich auf den schmächtigen Knaben noch recht gut erinnern. Eine muntere Greisin, der man das hohe Alter nicht ansieht. Als ich sie mit meinem Bruder Fritz zur Enthüllungsfeier abholte, fühlte sie sich sehr geschmeichelt und bestieg ohne viel Mühe den Wagen, der uns nach dem Festorte zurückbrachte. Auf dem Wege dahin wußte sie allerlei zu erzählen über ihre Freundin Franzl, die zu den Schönheiten des Ortes gehörte.

Außer dieser Frau suchte ich noch eine Mitschülerin Hamerlings auf, von der in den Jugenderinnerungen des Dichters wiederholt die Rede ist. Anastasia Neunteufel, dies ihr Name, saß eben im Gärtchen hinter dem Hause und wärmte die alten Glieder in der Mittagssonne. Als ihr der mich begleitende Oberlehrer den Zweck meines Besuches mitteilte, winkte sie rasch ab und sagte, sie wisse gar nichts und kann sich auf niemand aus ihrer Schulzeit erinnern. Sie sei krank und könne nur schwer sprechen. Dabei plauderte sie aber fort. Ich ließ sie gewähren und warf nur so nebenbei die Bemerkung hin, daß sie noch nicht so alt aussehe, als sie sich fühle. Dann erwähnte ich, daß Hamerling sie als saubersten Dirndl der ganzen Schule in Erinnerung behielt und ihrer in seinen Schriften liebevoll gedacht habe. Da horchte

größten Sohn des Waldviertels zu setzen. Tag für Tag trugen sie die Granitstücke zusammen und wurden darin von der Bevölkerung unterstützt, die an dem Gehaben der jungen Leute ihre Freude hatte. Forstadjunkt Weber, der Geschick im Modellieren hat, formte aus Ton ein Medaillon des Dichters, das an der Vorderseite der Pyramide angebracht wurde, darunter die Inschrift: „Dem Heimatdichter Robert Hamerling — August 1907." Der vorletzte Winter mit seinen Froststürmen hatte das Steingefüge gelockert, so daß eine Renovierung notwendig gewesen wäre. Im letzten Moment entschloß man sich, das Denkmal nahe beim Orte an einer geschützten Stelle des Eichelberges zu errichten. Ein Bauer gab den Grund dazu und stellte den Sand bei, die Gutsherrschaft Weitra leistete das nötige Holz, Zimmerleute und Maurer griffen wacker zu und der Verein „Deutsche Heimat" ließ das Medaillon in Erz gießen. So halfen alle Hände zusammen, einen Gedenkstein zu setzen, der den Dichter und die Errichter gleich ehrt. Es war ein erhebender Moment, als Jung-Hermann dem bewährten Obmann der „Deutschen Heimat", Dr. Stepan, das Volksdenkmal mit der Bitte übergab, der Verein möge diesen jüngsten Markstein an der deutschen Sprachgrenze des Landes in seine Obhut nehmen. Die vereinigten Sänger von Buchers, Gmünd, Gerungs und Weitra stimmten unter Walters Leitung die „Waldesweise" an, der man ebenso andachtsvoll lauschte wie den eindrucksvollen Worten des Hamerlingforschers Dr. Rabenlechner.

Der Festredner wies treffend darauf hin, daß es wohl schönere und kunstvollere Denkmäler für den nationalen Erzieher seines Volkes geben mag, aber kein Hamerlingplatz der Welt kann sich mit dem von Karlstift messen. Umrauscht von den Quellen der Lainsitz, deren Tal sich gegen Süden öffnet, eingeschlossen von den letzten Ausläufern des Böhmerwaldes, dessen Baumriesen Grüße aus der Heimat Stifters herüberwinken, erhebt sich die einfache Pyramide am Fuße des Eichelberges als ein Denkzeichen treuer Heimatliebe und Dichterverehrung. Die Mütter schickten ihre Zimmer- und Gartenblumen hinaus, um den Platz zu schmücken und postierten die Kinder während der Enthüllungsfeier malerisch auf der Felsenpartie im Hintergrunde, wo sie aufmerksam die Ohren spitzten, als ihre Schulkameradin Bruckner Angela Hamerlings Gedicht „Die Lerchen" aufsagte. Die feierliche Stimmung wurde durch die kerndeutschen Worte der nachfolgenden Redner erhöht und hielt den drohenden Wolken wacker stand, die aus dem Böhmerland herüberkamen. Fürwahr, ein herzerhebendes Fest, bei dem deutscher Geist und Waldviertler Biederkeit Pate standen.

Dieselbe Stimmung herrschte in Groß-Schönau und in Schweiggers, wo zur Erinnerung an den Aufenthalt Jung-Hamerlings in den

mit mehreren Hamerlingvorträgen im letzten Winter bereits entsprechend vorgearbeitet. Ich erinnerte in meiner Einleitung an jene Trauerstunde, da wir vor zwanzig Jahren Hamerling im St. Leonharder Friedhofe zur ewigen Ruhe bestatteten. Dann an meinen Besuch zu Lebzeiten des Dichters im Grazer Stiftungshause, wobei das Waldviertel fast den einzigen Gesprächsstoff bildete. Es war der richtige Übergang zum Thema des Tages, welches Fräulein Luise Hackl, die geistvolle Dichterin, in einem reizenden Gedichte festhielt, dessen Schluß lautet:

Hort warst du dem künftigen Dichter,
Sonne seiner Kindheit Grau,
Nun umglüh'n dich Himmelslichter:
Sei gesegnet, schöne Au!

Als ich das Verhältnis Hamerlings zu seiner Heimat schilderte und dabei auf die Schulzeit zu sprechen kam, erzählte ich den Leuten auch von der kleinen Agatha und schickte der alten Frau einen Willkommgruß zum Fenster hinüber, aus dem sie im schönsten Sonntagsstaat wie ein Ahnenbild blickte. Ebenso herzlich wurden die übrigen Zeugen aus der Jugendzeit Hamerlings begrüßt. Ein kleines Volksfest mit Tanz und Musik schloß die ländliche Feier . . .

Das Hamerlingfest in Schweiggers am ersten Sonntag im September fiel mit dem Kirchtag zusammen. Wir wählten diesen Tag zur Enthüllung, weil Hamerling wiederholt davon erzählt und speziell den Tanzboden von Schweiggers als besonders lebhaft schildert. Dies erwähnte ich auch in meiner Ansprache und erweckte damit solche Freude, daß die Kinder von Herzen lachten und die Burschen in meine Festrede am liebsten hineingejauchzt hätten. Später taten sie es ohnedies, als ich sie beim Tanze aufsuchte und mich überzeugte, daß es in Schweiggers noch so lustig ist wie vor fünfzig und sechzig Jahren.

Auch hier sprach ich mit Zeitgenossen der Familie Hamerling und erhielt manch schätzenswerte Auskunft. Unter der Führung des Herrn Pfarrers P. Hugo Polly, der selbst ein großer Hamerlingverehrer ist, hatte ich einige Tage vorher jene Haine aufgesucht, die der Student phantastisch in seinem Tagebuche erwähnt.

Er vergleicht die anmutsvolle Gegend mit einem Hirtenmädchen, das Waldblumen ins Haar geflochten hat, und entdeckt auf poetischen Streifzügen durch Wald und Flur so manches idyllische Plätzchen, das er der Verewigung wert hielt. So nannte er das Wäldchen hinter dem Orte „Piscortinum", weil er dort fast täglich in den Morgenstunden die Ästhetik von Piscorz studierte; doch pflegte er das Gehölz auch schlechtweg „meine Föhren" zu benennen, die er in einem Sonett besang. Zwischen der Siebenlindener und der Kirchberger Straße liegt der „Olymp", herwärts von diesem der „Mnemosynnhain", der „Euphrosynn-

sie auf, wandte sich zu mir und sah mich lange fragend an. Hiebei konnte ich ihre interessanten Gesichtszüge genau studieren, die von einstiger Schönheit zeugten.

„So, so", meinte sie, „also hat er mich net vergessen, der Rupertl! Ja, es war a liabs Büabl, dem ma guat sein hat kinna. Wia s halt bei Schulkindern vorkummt, und die Gansfedern hat er mir gern gschnittn. Oft hat er s net recht troffen, und wenn mein' Federn net guat ganga is, hat er mir die seinige gebn, damit i schön schreibn hab kinna. Und glernt hat er a mit mir. Mein' Bruadern hat er aber net mögn, hat eahm a die Federn net gspitzt und do is er oft recht grob wordn mit eahm! Ja ja, der Rupertl, a liabs Büabl, aber so viel schmächti." So plauderte die alte Frau, der ich nochmals den Zweck meiner Anwesenheit auseinandersetzte und schließlich zuredete, sie möge der Enthüllungsfeier beiwohnen. Mit Rücksicht auf ihre Körperschwäche konnte sie dies nicht versprechen, aber sie werde ihr schönstes Kleid anziehen und beim offenen Fenster zuhören.

Dann gingen wir zu dem einige Häuser weiter wohnenden Josef Koppensteiner, der gleichfalls mit Hamerling dieselbe Schulbank drückte. Noch ein ziemlich rüstiger Mann, der sich an seine Schulzeit trotz der siebzig Jahre, die seither vergangen sind, ganz gut erinnerte. Oft habe er mit Rupert sein Brot geteilt, das ihm besonders gut schmeckte. Ich fragte den Alten, ob auch andere Schulkameraden noch am Leben wären. Außer dem im Nachbardorfe Spital wohnenden Schmied wußte er aber keinen zu nennen. „Dafür haben wir mehr Kinder", meinte er lächelnd und zeigte auf eine Enkelschar, die uns neugierig umstand. Diese drei alten Leute mit ihren weit über zweihundert Jahren, eine frohgemute Kinderschar und die übrigen Ortsbewohner bildeten nebst einigen Gästen aus den Nachbargemeinden die Zuhörerschaft bei der Schönau-Feier. Steinmetzmeister Widy hatte am Tage vorher die schwarze Granittafel mit der Inschrift*) am Wandlhause angebracht, während sie der seither verstorbene Wiener Ziergärtner Floh, der mit seiner Tochter Toni zur Erholung in Schönau weilte, mit einem Eichengewinde versah.

Der Ortspfarrer, Kapitular Pater Alexander Lipp des Stiftes Zwettl und Obmann des Volksbildungszweigvereines Groß-Schönau, hielt eine kurze Ansprache, der Gesangverein trug das „Bundeslied" vor und die Schülerin Berta Wagner deklamierte das Festgedicht. Dann erzählte ich den Leuten einiges über Hamerling und seine Beziehungen zur Waldheimat und fand ein ebenso aufmerksames wie verständnisvolles Publikum, denn der poesiefreundliche Pfarrer hatte mir

*) Gedenktafel für den deutschen Dichter und größten Sohn des Waldviertels, Robert Hamerling, der hier im Elternhause seiner Mutter ein Jugendheim fand und an der Ortsschule den ersten Unterricht erhielt. 1820—1840. Errichtet am 18. Juli 1909.

die „Rose“ keine Kerzen mehr holte und die „Lilie“ ausgewandert war. Nun tröstete er sich mit der sanften „Helene“, deren Bekanntschaft Hamerling schon ein Jahr früher, und zwar bei einem Kirchweihfeste in Schweiggers gemacht hatte. Einen solchen echten Waldviertler Kirchtag machte Hamerling auch im Jahre 1851 mit und entpuppte sich hiebei als ein flotter Tänzer.

Hamerling als Tänzer! Der Dichter des „Ahasver“ und der „Aspasia“ als lustiger Kirchtagsmensch, das Wort ist so ungeheuerlich, daß selbst der Dichter bei der Schilderung dieses Abends den Ausspruch tat: „Nun, Satyr, der du mein Tintenfaß umgaukelst, entweich’, sonst ergeht es dir wie dem Teufel bei Luther.“ Da ihm die schwarze Schremserin eine schnippische Antwort gab, tanzte er sich bis Mitternacht mit seinen Bekannten durch, die aber leider immer weniger wurden, bis er ohne Ansprache auf dem Tanzboden festsaß. Da kam ihm in seiner Verzweiflung der tolle Gedanke: „Wie, wenn du den wilden Schlußreigen tanztest mit der schwarzen Schönen von Schrems? Könnte ich mich nicht dadurch gründlich an ihr rächen, daß ich mit ihr tanzte, tanzte, tanzte, bis keine Faser von ihr mehr zusammenhielte, bis sie, in ihre Atome aufgelöst, in meinen Händen zerflatterte und zerstäubte?“ Und Hamerling schritt auf sie mit der Frage zu: „Fräulein, mit Ihnen habe ich noch gar nicht getanzt?“ Da lächelte sie aufmunternd, und ohne ein Wort zu sagen, faßte er das holde Mädchen und stürmte mit der süßen Beute wie ein — Rasender dahin.

Auch diese Jugendliebe lebt noch, und erzählt uns von dem lustigen Abend von Schweiggers, bei dem sich Hamerling die Sohlen von den Schuhen getanzt hat. Herr und Frau Dichler, die mit Freuden ihre Einwilligung zur Errichtung der Gedenktafel*) gaben, bestätigten es ebenfalls, als sie uns in die Hamerlingstube führten und die übrigen Räume des Hauses zeigten. Im Besitze der Familie befindet sich ein altes Klavier, eine Art Spinett, worauf Hamerling mit seiner Cousine vierhändig spielte. Es hat einen eigenartigen Klang, der an längstvergangene Zeiten erinnert.

Der Feier in Schweiggers wohnte die mit der Mutter Hamerlings verwandte Familie Hackl aus Weitra bei. Drei Brüder, hochintelligente Männer, und die bekannte Schriftstellerin Louise Hackl, die, wie alle übrigen Teilnehmer, von dem Verlaufe der ländlichen Dichterehrung ganz entzückt waren. Es wohnen ja so liebe Leute in den schmucken Häusern, die sich jedem Gaste auftun, namentlich um diese Zeit, wo sie noch um etliche Grade festlicher gestimmt sind. Dr. Burgthaller, der treffliche Obmann des Festkomitees, dankte dem Spender

*) In diesem Hause wohnte während der Ferien wiederholt Robert Hamerling und begann hier im Jahre 1867 das Epos „Der König von Sion“.

hain", der „Tempel der Zukunft", die „Burg Sion" und der „Germaniawald". Geht man vom Pfarrhofe abwärts, dem Laufe des Baches folgend, so erreicht man den „Dionysoswald" mit dem „Apollohain". An der Straße nach Zwettl, eine Strecke außerhalb des Ortes, findet man den „Kliowald", dahinter die „Helenen-Birken", bei Möllershof den Park der „Charitinnen", gegen Jagenbach hin den „Isiswald" und an den Quellen der Thaya die Dryaden.

Jede dieser Jugendstätten hat natürlich ihre Geschichte. So erzählt der damals zwanzigjährige Poet von der „Burg Sion", daß sie ein Geheimnis berge, eine Idee, ein Vorhaben, das nur langsam reifen wird. Dort las er nämlich in einem alten Buche seines Onkels Leopold zum erstenmale, wie Johannes, der Prophet zu Münster, ein Reich der Erkenntnis und Glückseligkeit hat aufrichten wollen, ein neues Sion — „und dieser phantastische Schneider von Leyden hat mir's angetan, daß ich immer wieder an ihn denken muß. Während aber alle Welt glaubt, daß er längst in seiner eigenen Asche gebettet schlafe, lebt er und besucht diesen Hain, und wenn die Wipfel desselben im letzten Strahl der Sonne glänzen wie einst die Zinnen der Burg Sion von Jerusalem, erzählt er mir heimlich von sich und seinem Schicksal und seinem neuen sionischen Reich zu Münster. Und ich sinne und sinne, wie ich das einmal schön und würdig nacherzählen könnte, schöner und würdiger, als es in dem alten, anonymen Trauerspiel von 1793 geschehen." Wie schön der Dichter sein Vorhaben ausführte, wissen wir aus „König von Sion", den er 1867 in Waldviertel begann.

In Schweiggers waren es vornehmlich drei Waldviertlerinnen, welche den jungen Studenten beschäftigten: seine Cousine „Suleika" und die beiden Töchter des Ortschirurgen Weißbrod, „Rose" und „Lilie". Während er aber ersterer in treuer Freundschaft und inniger Dankbarkeit für die gastliche Aufnahme ergeben war, schwärmte er für das schwesterliche Blumenpaar in echter Studentenliebe und schwankte beständig zwischen beiden hin und her, denn er wußte nicht, ob er die „Rose" oder die „Lilie" tiefer liebe. So viel geht aber aus den Tagebuchblättern jener „Drangperiode" hervor, daß „Lilie" die sprödere Liebe war, denn von dieser konnte er kein Küßchen erhaschen, wogegen es von ihrer Schwester fast täglich heißt: „Abends im Laden des Vaters mit der ‚Rose' geschäkert", wobei er einigemale die von ihr gekauften Kerzen, Zichorienstangen und andere ähnliche Gegenstände zerbrach. Hamerling wog damals 98 Pfund, die er der fürsorglichen Pflege Suleikas und den vielen Mohnnudeln, Fleischknödeln, Hasen, gebratenen Hühnern und Tauben verdankte. Als der Wiener Student nach einem Jahre wiederkam, war er bedeutend mägerer geworden, doch erholte er sich recht bald in dem gastlichen Hause Koppensteiners wieder, trotzdem

verzierte Titelblatt entwarf der Grazer Domorganist L. C. Seydler die einfache, jeder Harmonie bare, nur sechzehn Takte umfassende Melodie, welche das Feld einer flatternden Fahne schmücken sollte. Das Lied war ursprünglich dazu bestimmt, den Sinnspruch für das Jubiläum der genannten Gesellschaft zu bilden. Auf diesem, heute ungemein selten gewordenen Kupferstiche, der gelegentlich einer J. Dirnböck-Feier in den Schaufenstern der Grazer Kunsthandlungen ausgestellt war, von Heribert Lampel verfertigt, gruppieren sich um ein Alpenwirtshaus herum, in malerischen Bildern Darstellungen des heimischen Volkslebens, alles so recht eine Verherrlichung des für Steiermark goldenen Zeitalters Erzherzog Johanns. Da die Weise „Der Steirer Land" (Heimatland) zum erstenmal im vierstimmigen Männerchorsatz beim Jubiläumsfestbankett im damals landschaftlichen Redoutensaale gesungen wurde, so wäre diese Ausgabe als älteste harmonisierte Fassung anzusehen und nicht die einstimmige mit Begleitung des Pianoforte, trotzdem auf beiden Manuskripten das Datum des 18. Mai 1844 vermerkt steht. Das „Dachsteinlied" ist überdies nicht selbständig, sondern gleichzeitig mit einem Männerchor „Festgesang" (Text von Dr. Wolff) komponiert worden, wie aus den Autogrammen des Tondichters zu ersehen ist. Beide Arbeiten, die obendrein die Numerierung I und II tragen, waren dazu bestimmt, bei dem bereits erwähnten Festbankett nacheinander aufgeführt zu werden. Lebhafter als sonst erklangen auf den Bergen und in den Tälern die Zithern und das Land widerhallte von freudigen Liedern, denen sich bald eine neue Weise, „Das Dachsteinlied", dazugesellte. In der Tat, die Komposition gefiel und wurde, wie bekannt, Gemeingut des Volkes. Durch diesen ungeahnten Erfolg ermutigt, wollte der Komponist dasselbe Lied mit den Versen J. Dirnböcks im Kunsthandel herausgeben, aber es fand sich leider kein Verleger hiefür. So machte das Lied namenlos die Runde durch die ganze Welt; bald hieß es, Franz Abt (1819—85) sei der Autor, später wieder Ferdinand Silcher (1789—1860), bis endlich der wirkliche Verfasser dasselbe auf eigene Kosten bei Franz Wießner in Graz drucken ließ, zuerst in einer einstimmigen Ausgabe mit Klavierbegleitung, dann im vierstimmigen Satz für Männerchor. Im Laufe der Jahre wurde das „Dachsteinlied" vielfach mit neuen Varianten gesungen, andere Texte wurden der Melodie unterlegt, ja es fand sogar Verwendung in diversen Musikstücken. Schon Mitte der vierziger Jahre sang man es in der Schweiz mit dem Texte: „Hoch von Säntis an"; bereits 1848 erscheint es in Gent in einer Sammlung holländischer Lieder von F. A. Snaellaert: „Kent gy wel hed Land, waer de vryheid woont?" Am Rhein legte man dem Dachsteinliede eine Dichtung von Karl von Niebusch: „Von des Rheines Strand, wo die Rebe blüht!" unter; ähnlich gebraucht, finden

der Tafel, Herrn Dr. Rabenlecher, dem Steinmetzmeister Widy, dem Festredner und allen anderen Förderern der Hamerlingfeier in Schweiggers, womit die Charakterisierung der Hamerlingstätten des Waldviertels in würdiger Weise abgeschlossen erscheint. Den Ehrenreigen begann Schrems, wo sich das erste Hamerling-Denkmal noch zu Lebzeiten des Dichters erhob. Eine einfache Terrakottabüste, die vor zehn Jahren durch eine Herme aus Erz und Stein ersetzt wurde. Dann folgte Waidhofen an der Thaya mit dem Standbild Hamerlings, das heute bereits eine hohe Fichtengruppe krönt, während sich ringsherum die neuen Bildungsstätten, lauter Monumentalbauten, erheben. In Zwettl lassen nun die Studenten ein Hamerling-Denkmal von Meister Brandstetter aufstellen; außerdem ist einer der schönsten Plätze nach Hamerling benannt und im nahen Stift erinnert eine Büste an den einstigen Sängerknaben. Sie schließt den Präfekturgang ab und erhielt in einer Marmorbüste ein wertvolles Gegenstück, das zur Erinnerung an den Komponisten Rudolf Weinwurm, einen Schulkameraden und Landsmann Hamerlings, vor drei Jahren aufgestellt wurde.

So ehrt das Waldviertel seine Söhne und insbesonders jene Stätten, die mit dem Namen Hamerlings in Verbindung stehen. Nur in Kirchberg, wo ganz ohne Ursache das grundfeste Geburtshaus einem stillosen Umbau weichen mußte, verhüllt sich Frau Pietät trauernd das Haupt. Ein Versuch der Gemeinde, das als Kindergarten gedachte Stiftungshaus seiner Bestimmung zuzuführen, scheiterte nach eingehenden Verhandlungen mit dem Besitzer, der es nun der „Südmark" überlassen hat. Hoffentlich gelingt es diesem Vereine, den an sich schönen Gedanken, am Orte, wo Hamerlings Wiege stand, ein Kinderheim zu errichten, recht bald durchzuführen.

„Hoch vom Dachstein!"

Ein Gedenkblatt zum 100. Wiegenfeste L. C. Seydlers (1810—88) von **Dr. Cornelius Preiß-Graz.**

Als im Jahre 1844 die steiermärkische Landwirtschaftsgesellschaft ihre 25jährige Bestandesfeier veranstaltete, dichtete der Grazer Buchhändler Jakob Dirnböck*) (1809—61), ein Volksdichter in des Wortes edelster Bedeutung, sein „Dachsteinlied", welches in der ursprünglichen Fassung zehn Strophen enthielt, von denen aber im Laufe der Zeit nur die ersten drei sowie die letzte Strophe gesungen wurden. Für das reich-

*) Vgl. Dr. Anton Schlossar, Der Dichter des „Dachsteinliedes" („Heimgarten": Mai 1882).

älteste und eigentlichste Nationalweise geschenkt, worüber wir eingangs berichteten. Aber auch als Kirchenmusiker hat er sich große Verdienste erworben und war sicher das begabteste, musikalisch am meisten veranlagte Mitglied des Grazer Domchores. Leider sind die Messen L. C. Seydlers (St. Norbertus-Messe, Missa angelica, Pastoral-Messe) zu sehr dem Neukommschen Stile zuneigend und daher heute nur bedingterweise (vom rein kirchlichen, d. h. liturgischen Standpunkte nämlich) brauchbar; eine sehr ernste und majestätische Komposition ist hingegen sein Libera in D-moll (komponiert am 9. Dezember 1861) für Chor und Orchester. Das größte von ihm geschaffene Werk ist aber die Kantate „Die sieben Worte des Erlösers am Kreuze" (1860) nach der überaus poetischen und weihevollen Dichtung von August Hermann Walter, eine Komposition, die am 28. März 1861 zum erstenmal mit Orchester in der Grazer Domkirche aufgeführt wurde. — L. C. Seydler war ein guter Lehrer und als solcher ungemein gesucht; seit 1842 wirkte er als Professor des Orgelspiels und des Generalbasses an der Präparandie bis zu deren Neuorganisierung und 1851 bis 1881 als Lektor des Choralgesanges im fürstbischöflichen Priesterhause; auch im Knabenseminar war er Jahrzehnte hindurch als Gesanglehrer tätig. Dem Komponisten wurde für die vielfachen Verdienste um die Kirchenmusik 1878 das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen, das Mozarteum in Salzburg und der Männergesangverein „Styria" in Graz ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. L. C. Seydler starb am 10. Mai 1888, am Christi Himmelfahrtstage, punkt 10 Uhr vormittags, gerade als im Dome die Klänge jener Orgel ertönten, deren Dienst er sich mit so seltener Kunstbegeisterung durch mehr als ein halbes Jahrhundert gewidmet hatte. Von den in Druck erschienenen Arbeiten des Tondichters seien noch genannt: die choralartige Papsthymne (Wo sich Petris Dom erhebet), die Maiblüten (Graz 1857), ferner zwei Bände Feierklänge (Graz 1845 und 1858), die Hymnen und Responsorien für die heilige Karwoche (Graz, 1860) eine in Frankreich viel gesungene Motette „Ecce quomodo" und die Prozessionshymnen. An weltlichen Schöpfungen wären erwähnenswert: Vergißmeinnicht- und Rosetten-Walzer, die Galoppade: „Der letzte Tanz im Fasching", ein unvollendetes Liederspiel, eine Operette: „Der Schatzgräber", die Oper: „Ein Besuch Mohammeds" (Text von Otto Prechtler) und mehrere Männerchöre: Kampflied aus dem Jahre 1866, Der deutsche Mann (Text von J. N. Vogl), Wanderlust, Mein Vaterland (Text von Hofmann v. Fallersleben), deren einige im Liederbuch des „Steirischen Sängerbundes" neu herausgegeben werden. Soweit L. C. Seydler seinen Namen, insbesondere auf dem Gebiete der Kirchenmusik, bekannt

wir es im Tongerschen Rheinlieder-Album: „Dort vom Niederwald". Wenhard hat es auf ganz Österreich umgedichtet: „Hoch vom Erzgebirg, wo der Bergmann haust". Auch als flotter „Dachsteinmarsch" kam es unter die Leute; diesen haben zwei Militärkapellmeister: zuerst K. Wolf, später M. Hauser bearbeitet, ja sogar in einer „Steirerlieder-Quadrille" von Heinrich Weidt, op. 145, fand das „Dachsteinlied" Verwendung. Der Dichter und der Komponist desselben wurden erst seit dem zweiten steiermärkischen Sängerbundesfeste zu Frohnleiten am 13. August 1865, woselbst die steirische Nationalhymne unter L. C. Seydlers eigener Leitung gesungen worden ist, in weiteren Kreisen bekannt.

*
* *

Der Komponist des Dachsteinliedes, mit dem wir uns nun beschäftigen wollen, ist am 8. März 1810 als Sohn des Schulmeisters Josef Seydler von St. Leonhard bei Graz in jenem Hause geboren, an welchem ihm am 16. Juni 1901 vom Männergesangverein „Styria" ein Gedenkstein errichtet wurde. Sein Vater und Großvater hatten hier in St. Leonhard als Lehrer, respektive Regenschori gewirkt; später kam der Junge Ludwig Carl zum Domorganisten Karl Lamprecht († 1837) als Schüler und wurde, nachdem er durch fünf wohlgezählte Jahre provisorisch die Stelle eines Organisten versehen hatte, 1837, nach dem Tode Lamprechts, dessen Amtsnachfolger. Insgesamt bekleidete er also 56 Jahre lang diese Stelle und erwarb sich bald den Ruf eines der besten Organisten Österreichs. Einen ehrenvollen Ruf nach Dijon schlug er aus Liebe zu seinem Heimatlande aus. — In jüngeren Jahren schrieb L. C. Seydler viel für Musikzeitungen, unter anderen 1841—48 für die „Wiener allgemeine Musikzeitung", verfaßte auch zwei selbständige Broschüren: „Der hypothesierte Stehlinsche Choral" (Graz 1869) und „Abwehr gegen die maßlosen Angriffe Dr. Franz Witts" (Graz 1876); viel verkehrte der Autor mit hervorragenden Tondichtern seiner Zeit, wie Ritter v. Neukomm (1778—1858), der übrigens den Komponisten des „Dachsteinliedes" als seinen Lieblingsschüler bezeichnete; G. Reißiger (1798—1859), Simon Sechter (1788—1867) und Anselm Hüttenbrenner (1794—1868), welch letzterer ihm eine Locke L. v. Beethovens*) verehrte, die noch heute in der Familie Seydler, im Besitz der Witwe nach dem Musikhistoriker Anton Seydler (1850-1908), als Heiligtum sorgsam aufbewahrt wird.

Der Komponist der „Steirerhymne" ist eine der hervorragendsten Erscheinungen der Musikgeschichte Steiermarks; er hat dem Lande seine

*) L. v. Beethoven starb bekanntlich am 26. März 1827, fünf Uhr abends in den Armen A. Hüttenbrenners.

löst sich's dann aus all der Gedankenhaft, in der Erinnerung verklärt sich die Vergangenheit und ein leiser Sehnsuchtsschmerz nach Verlorenem feuchtet das Auge.

So überkommt es mich immer wieder an dem Tage, an dem alt und jung in feierlichem Gepränge betend und singend durch die Straßen zieht; ich dränge mich durch das Gewoge und in die Kirche, als fänd' ich da ein Stück meiner Kindheit wieder.

Je älter wir werden, je einsamer es um uns wird, um so empfänglicher trifft uns dann der Augenblick.

Das Bedürfnis, diesen Tag mit den Ärmsten zu feiern, führte mich auf den „Steinhof“, in die Wiener Landes-Irrenanstalt.

Es war noch früh morgens; die Sonne lachte ... so weit das Auge reicht, ruhiger, tiefblauer Himmel ...

Ich schlendere über die breiten Wiesen der Anhöhe zu; süß duftet die frische Mahd, hoch oben in den Lüften jubeln die Lerchen ... von Baumgarten herauf kommt feierliches Glockengeläute ... alles drängt sich da unten um die Pfarrkirche, und so genieße ich in vollen, dankbaren Zügen die Einsamkeit.

Je höher ich komme, um so herrlicher entfaltet sich das Bild, so schön, so weit, so klaräugig Flur und Wald, wie ich's seit langer Zeit nicht mehr sah.

Noch den letzten Wiesenhang hinan und nun liegt der „Hof“ mit all seinen weitläufigen Pavillons vor mir; im hellen Sonnenglanze glitzert und gleißt das Gold der stolz aufragenden Kuppel, zeichnen sich diese Kastelle mit den stark vergitterten Fenstern; wie eine brüske Abwehr zieht sich ringsum die hohe Mauer, die da eine Welt für sich einfriedet, eine Zuflucht, groß, gewaltig in ihrem Aufbau, ein Schutz all den Bresthaften, die das unbarmherzige Leben schon ausgespült, bevor noch das Herz zu schlagen aufhört.

Mit recht deprimiertem Empfinden betrete ich den Eingang; „ah, eine ganze Stunde noch Zeit, bis nur die Messe beginnt“, meint der Portier; so gehe ich denn langsam die breiten Kieswege bald dort, bald dahin; die kleinen elektrischen Wagen führen erst das Frühstück den ungeheuren Anlagen zu, Ärzte eilen von Pavillon zu Pavillon; oben bei der Kirche sind sie noch mit den letzten Zurüstungen beschäftigt; Gärtner tragen Blumen zu den Altären, stecken mit jungen Buchen das Spalier, Diener bekränzen die ehernen Säulen, die das Vordach der Kirche tragen, mit Eichengewinde ...

Eine würzige, kühle Luft weht hier auf der Anhöhe; unbeschreiblich schön breitet sich's vor meinen Blicken aus; im Morgenglanze liegt der nahe Wald, ragen unten im Tal aus dem dunklen Grün die kleinen Ortschaften ... weit draußen das freundliche Perchtoldsdorf mit

gemacht hat, so ist doch verhältnismäßig wenig über den Lebenslauf des Komponisten in die Öffentlichkeit gedrungen; nur Grazer und Wiener Blätter brachten ab und zu kleinere Notizen über den Schöpfer des „Dachsteinliedes“; eine zusammenhängende Skizze seines Lebens erschien 1887 in der Grazer Tagespost aus der Feder Dr. Anton Schlossars, eine selbständige, musikalisch-kritische Monographie verfaßte der Autor vorliegender Studie, die 1906 in Bregenz verlegt wurde.

*
* *

In einfacher, aber würdiger Weise fand am 16. Juni 1901 am Mesnerhause nächst der St. Leonhardkirche die Enthüllung einer Gedenktafel für den Tondichter der steirischen Nationalhymne statt, und zwar unter großer Beteiligung der Sängerkreise wie auch vieler Festgäste. Die Mitglieder der anwesenden Gesangvereine brachten F. Silchers ehrwürdigen „Bardenchor“ zum Vortrage, der Gesangverein „Styria“ stimmte seinen Wahlspruch an und alle Anwesenden sangen entblößten Hauptes das „Dachsteinlied“.

Der von Professor Hans Brandstetter modellierte Gedenkstein, welcher das wohlgetroffene Reliefbildnis L. C. Seydlers in Erzguß trägt, ist im Spiegel eines Blindfensters im ersten Stockwerke der gegen die Elisabethstraße gelegenen Front des bezeichneten Hauses (jetzt St. Leonhardplatz Nr. 14) untergebracht und enthält die Inschrift: „L. C. Seydler — Komponist des Dachsteinliedes — Geboren in diesem Hause am 8. März 1810 — Seinem Ehrenmitgliede der Männergesangverein Styria“.

In der Tat, ein kleines bescheidenes Häuschen, in welchem der liebenswürdige Tondichter geboren wurde! Die Errichtung der Gedenktafel sollte ein Beweis dafür sein, daß der Steirer jener Männer stets dankbar gedenkt, welche sein Volkstum in welcher Art immer fördern; in diesem Falle war es ein Lied, das uns als Kleinod für alle Zeiten zurückgelassen wurde, ein Gesang, der jedes Menschenherz tief ergreift und der ob seiner Einfachheit und Schlichtheit der Melodik zum Gemeingut des Volkes, zur Nationalhymne des Steirers geworden ist.

Ein Fronleichnamsfest im Irrenhause.

Skizze von **Anton Reymond**.

Noch aus der Kinderzeit her schlummert in unserer Brust ein unklares, unbewußtes Empfinden; Jahre gehen oft darüber hin, bis dann ein Zufall, ein Augenblick längst Vergessenes wieder weckt; Tage, die uns im Elternhause als besondere galten, jähren sich, da

drückt" ... müde, heisere Stimmen, doch voll gläubiger Zuversicht, bei den Worten: „Zu dir, zu dir, o Gott!" zu inbrünstig-warmem Ausdruck sich erhebend.

Die Leute aber, die da herumstehen, erwachen nicht aus ihrer Gleichgültigkeit; vielleicht nicht einer, der hier in dem gottgeweihten Raum die tiefe, hingebungsvolle Andacht findet ... „liegt es in uns, liegt es an dem Hause, dem die Stimmung dafür fehlt?"

Denn dieser unvergleichlich herrliche, lichtbringende Gedanke, der da in Gold und Marmor lebendig wurde, diese glänzende Pracht, das ist die jubelnde Kirche, die siegreiche königliche Macht ... der herrlichste Saal, der vielleicht je geschaffen wurde, aber nichts von dem mystischen Zauber, der mit Gottesahnung uns erfüllt, nichts von der geheimnisvollen Ruhe, die in die Brust sich senkt, daß alle Stürme schweigen ... nichts von dieser rührenden Milde, die dem Sünder Barmherzigkeit verspricht ... die Bilder aber, diese Engel und Heiligen und all die in der Legende uns als Vorbilder Gepriesenen, die wir aus reinstem Bedürfnis nur in idealer Schönheit uns denken können, hier in diesen häßlichen, steifen Linien, die aller Natur Hohn sprechen, die verwischen noch den Augenblick, in dem der Geist sich erheben möchte.

Die Gesunden schauen herum, soweit es den Anstand nicht verletzt, flüstern einander zu, die Kranken kommen nicht in Betracht; unweit von mir steht einer, ein besser gekleideter junger Mann; sein Gesicht ist völlig apathisch; der singt laut mit; er würde in demselben Augenblick auch einen Gassenhauer mitbrüllen; daneben ein harmloses Geschöpf mit verglasten, wasserblauen Augen, offenem, nassem Munde und vorstehenden Zähnen, ein verkümmerter Junge, der jeden Augenblick nach allen Richtungen hin grüßende, tiefe Verbeugungen macht; und knapp neben mir ein verhärmtes, junges Weib; die Hände fest ineinander gepreßt, die Augen voll unsagbarer Angst ... „Vater unser ... Vater, Vater!" Laut spricht sie diese Worte, immer schneller und schneller dieselben Worte; sie will beten und findet nicht den Zusammenhang; sie weiß es und nun steigt ein schmerzlicher, verzweifelter Gedanke in ihrem Gesichte auf; jede Fiber zuckt in wachsender Qual; sie ringt die Hände, sie sucht und sucht und reißt den Mund auf, als ob sie laut aufschreien müßte ... da führt sie die Wärterin hinaus.

Der Gottesdienst drängt dem Ende zu; dann ordnet sich der Zug; voran die Wache als Ordner, der Portier in Galauniform mit dem breiten Bandelier, dann eine Schützenkapelle, ein Kreuzträger, dahinter putzige Knirpse mit farbigen Schärpen, Kinder der Beamten und Diener der Anstalt; aus ihrem Blick und Haltung lacht die lautere Freude; ihnen folgen kleine, weißgekleidete Mädchen, so wunderlieb anzusehen, als wären sie für diese Stunde just vom Himmel zu uns herabgekommen; sie tragen

seinen frei aufstrebenden Bergen; dahinter blaut das mächtige Massiv des Anninger; in den Horizont sich verlierend, erkennt man noch den hohen Lindkogel, das Leithagebirge ...

Müßige Gaffer stellen sich vor der Kirche und den Altären auf; sie schwätzen und lachen und gestikulieren und verhoffen sich etwas Besonderes: „Hm! Fronleichnam, hier am Steinhof?" ...

Da ruft die Glocke das erste Zeichen; weit hinaus zieht der tiefe, feierliche Ton; und nun kommen aus den eingefriedeten Gartenanlagen, die den einzelnen Krankenpavillons zugemessen, kleine Gruppen die Serpentinen herauf; langsamen, schlürfenden Schrittes kommen sie daher, als hätten sie alle schwer zu tragen; sie kommen in ihren Straßenkleidern mit großen Strohhüten; nur wenige fallen durch Haltung oder Blick dem Fremden auf; sie stellen sich in kleine Gruppen zusammen, zur Seite und dazwischen die Wärter, die jeden Blick, jede Geste überwachen; wortlos, stumpfsinnig stehen sie beisammen ... Was in ihrem Innern vorgehen mag? ... Ist's der unaufhaltsame Verfall, das gleichgültige Absterben bei noch kräftigem Körperbau, oder verschlossene Qualen, die nur das Innerste aufwühlen, wie vielleicht bei jenem Manne dort, dessen Augen so unheimlich brennen? ...

Von der anderen Seite her kommen die Frauen, unruhiger, etwas erregter, freudiger; ein langer Zug Mädchen und Frauen, die meisten in farbigen Leinenkitteln und Jacken, die jüngeren mit bloßem Haupte, eine oder die andere mit einem Bande oder einer Blume geschmückt ...

„... aber so viele junge Geschöpfe ... auch unter den Männern ... haben die an den Sünden ihrer Väter zu tragen?"

Ich sehe in die einzelnen Pavillons, in die kleinen Gartenanlagen und glasgedeckten vergitterten Korridore, die den Kranken zum Spazierengehen dienen ... da krampft sich's in meiner Brust; dort in dem Vierzehnerpavillon, dem Aufenthalt der „Schweren", Tobsüchtigen, Gefährlichen ... zwei, drei graue Gestalten seh' ich dort herumlaufen, immer denselben Weg, denselben hastigen Schritt; sie werden gar nicht müde; die peitscht der Dämon, der in ihrer Brust sitzt; aber sie wollen sich nicht 'runterkriegen lassen, sie wehren sich mit Händen und Füßen und schreien, daß man's weit über die Gartenmauer hört ...

„Wer da das erlösende Wort fände!"

Nun läuten die Glocken zusammen und künden aller Welt die feierliche Stunde.

Die Priester kommen, Mädchen in weißen Schleiern, fast gleichzeitig die Beamten und Ärzte der Anstalt, und alles strömt in die Kirche; übermächtig braust die Orgel durch den herrlichen Saal; dann beginnt die Messe und ein Männerchor intoniert das rührend-einfache Lied: „Wohin soll ich mich wenden, wenn Gram und Schmerz mich

geworden und bleibt immer etwas tief Trauriges, gleichviel, ob nun der allzuschwere Kampf ums Dasein, unheilbare Krankheit, ein quälender Wahn oder Herzenskummer den unmittelbaren Anlaß dazu gegeben haben. Nie war der Mensch so rasch geneigt, sein Leben wegzuwerfen als jetzt.

Überaus fromme Menschen verdammen den Selbstmord kurzweg, und wenn dies auch in vielen Fällen als lieblose Härte erscheint, so muß andererseits allerdings zugegeben werden, daß die zunehmende Religionslosigkeit nicht ohne Mitschuld an diesen häufigen Taten der Verzweiflung ist.

In früheren Jahren waren es aber zumeist nur Lebens r e i f e, Lebens m ü d e, die sich nach dem Tode sehnten und ihn mit eigener Hand herbeizwangen. Ich glaube sogar, daß sehr viele Menschen in ihrem Leben solch eine dunkle Stunde hatten, in der sie flüchtig geneigt waren, den raschen Tod für einen Retter anzusehen. Aber es blieb zum Glück bei den meisten nur ein fernes Wetterleuchten, und wenn die dunkle Stunde vorbei war, so fühlten sie mit Dank, daß es noch der Sonne genug gab in diesem geschmähten Leben!

Heute aber ist es vor allem die Jugend, die Selbstmord begeht. Der lachende Frühling, der keimende Vorfrühling, der sich in Spätherbststimmung hineinwühlt und alle Blätter und Blüten hoffnungslos verloren gibt. Täglich wiederholt sich dies unnatürliche, schmerzliche Schauspiel, täglich reißt dies eine sinkende Geschick das Geschick anderer schonungslos in Stücke, denn der Schuß, der des Kindes Herz trifft, zielt auch todbringend auf die Herzen von Vater und Mutter . . .

Vor kurzem hat sich in einer österreichischen Provinzstadt ein blutjunger Offizier erschossen. Er war aus begütertem Hause, mit reichlichster „Zulage" monatlich versehen, bei den Kameraden und Vorgesetzten beliebt, mit einem hübschen Mädchen verlobt. Aber sein Vater (ein Geschäftsmann, der das blühende Geschäft nicht plötzlich eines großen Betriebskapitals berauben konnte) versagte ihm die sofortige Auszahlung der Heiratskaution. Und um dieses einen „Nein" willen (das sich mit der Zeit gewiß in ein „Ja" hätte umformen lassen), nahm der junge Leutnant seinen Armeerevolver und erschoß sich.

Ein fünfzehnjähriges Mädchen will zur Bühne gehen, Schauspielerin werden. Sie fiebert nach Kulissenluft, Erfolg, aparten Toiletten. Die Eltern, etwas ängstliche Patrizier, widersetzen sich, wollen zum mindesten, daß die Tochter noch warte. Wer weiß, ob ihr Talent so groß, daß es sich lohnt, mit allen Traditionen der Familie zu brechen und dies aufregungsreiche Schicksal auf sich zu nehmen. Aber die Fünfzehnjährige hat nicht Zeit zu warten; sie erklimmt das dritte Stockwerk eines fremden Hauses und stürzt sich in den Lichthof hinab.

Bilder und Blumen und ihre Mienen jubeln; der Priester, von zahlreicher Assistenz umgeben, schreitet segnend durch die Menge; dem reihen sich die Ärzte und Beamten des Hauses an, deren Frauen, dann die Kranken, von Wärtern und vielen Pflegerinnen begleitet, darunter auch elegante Herren in ruhiger vornehmer Haltung; doch das Gros stellt die Armut bei; gleichgültig gehen sie dahin; nur zuweilen trifft uns ein stechender Blick, ab und zu ein zusammenhangloses Wort . . . ein Bangen überkommt uns, wie das Unglück da vorüberschreitet.

Langsam bewegt sich der Zug von Altar zu Altar; in den Duft der Blumen und den Harzduft vom Walde her mischen sich die Weihrauchwolken . . . die Glocken läuten fort und fort, dazu der Jubel der schmetternden Trompeten . . . nach allen Weltteilen hin kündet der Priester das Evangelium und verheißt den Gläubigen die Segnungen der Kirche; manches Auge feuchtet sich, die Menge beugt sich und schöpft neues Hoffen.

Mit zufriedenen Mienen, voll neuer Zuversicht kehren manche in das Gotteshaus zurück und suchen dann nach beendigter Zeremonie ruhig, in ihr Schicksal ergeben, wieder die Krankenzimmer auf.

Wir, die als Teilnehmer dem Zuge gefolgt, kehren zurück in die lachende Welt, tief bewegt von dem, was wir schauten. Bei einem der Pavillons, an dem wir vorüberkommen, lehnen am Gartenspalier solche, die an der Prozession nicht teilnahmen, vielleicht nicht teilnehmen durften; mit sehnsüchtigen Blicken . . . die Augen quellen ihnen förmlich heraus . . . folgen sie unseren Schritten; sie wissen, daß die Straße, die wir gehen, dem Ausgange zuführt . . . ihre Blicke können sich nicht losreißen; man liest es aus den schmerzlich verlangenden Zügen, sie wollen mit uns, zurück ins Leben, so unbarmherzig sie's auch angefaßt . . . ab und zu löst sich ein Wort aus dem tiefen Schweigen, eine bange Frage, wie lange ihnen noch die Welt verschlossen bleibt, sie fühlen sich doch längst nicht mehr krank . . .

In der Ecke, von den andern abgewendet, steht ein älterer Mann und weint . . . ist's der Wahnsinn, der aus ihm schluchzt, ist es ein Augenblick der Erkenntnis und er weint um sein verlornes Leben? . . .

Die Jugend und das Nein.

Von **Sophie v. Khuenberg.**

Wer Zeitungen liest — und wer läse heutzutage nicht Zeitungen? — wird mit Mitgefühl, das an Entsetzen grenzt, die Wahrnehmung machen, daß die Zahl jugendlicher Selbstmörder sich stetig steigert. Der Selbstmord an sich ist in unseren Tagen eine häufige Erscheinung

eintreten sollte, erschoß sich nach tagelangen Seelenqualen — um eines „Ungenügend“ willen.

Ein leiser Schauder kriecht Eltern und Erziehern durchs Herz; denn wohin soll das führen, wenn jede mindere Schulnote, jede Enttäuschung, jedes „Nein“, das junge Menschen erleben, sie gleich kurzerhand in den Tod treiben?! Es liegt etwas unendlich Peinliches, Schmerzliches in dem Gedanken, daß gerade die Jugend, die sonnig, mutig, ja sogar etwas leichtfertig sein sollte, sich von dem nächstbesten kleinen Kummer zu Boden beugen läßt und im allerersten Ringen mit dem Schicksal schon schmählich unterliegt.

Etwas direkt Krankhaftes liegt in dieser übertriebenen Empfindlichkeit, in diesem frühen Verzicht auf das Leben, und ich glaube, daß auch hier nur dann eine Besserung erzielt werden kann, wenn man das Übel an der Wurzel packt — also schon beim Kinde auf eine gewisse Widerstandsfähigkeit der Seele erziehlich hinarbeitet.

Haben frühere Jahrhunderte zu wenig Rücksicht genommen auf die Psyche des Kindes und fast ausschließlich mit eiserner Strenge das junge Völkchen großgezogen, unbedingten Gehorsam, Ehrfurcht, ja Unterwürfigkeit gefordert (Worte, die unsere Kinder nur mehr aus Wörterbüchern kennen!), so ist unser Jahrhundert, „das Jahrhundert des Kindes“, in dem schönen Bestreben, das Reich der Kindheit wolkenlos hell zu gestalten, vielleicht um einen kleinen Schritt zu weit gegangen.

Die Kinder von heute vertragen kein „Nein“ mehr, daran liegt es. Diese Furcht vor dem „Nein“ wächst mit ihnen Jahr um Jahr, sie nehmen sie in die Schule mit und später in die Liebe, ins Leben hinaus. Früher einmal sagten die Eltern „nein“, nun sagen es fast nur mehr die Kinder. Von klein auf wollen sie Machthaber, Herrscher sein und sie dürfen, sollen es ja auch sein in ihrer siegreichen Herzigkeit, Unschuld, in ihrem lachenden, jedes Heim wonnig belebenden Frohsinn! Aber ab und zu, wenn der kleine Tyrann Unsinniges oder Ungesundes verlangt, dann soll ein liebreiches, weises „Nein“ ihm dies ruhig wehren, ohne lange Debatten, ohne Rücksicht auf ein paar Tränchen oder einen kleinen Wutanfall. Und wenn sie größer und verständiger, wenn sie junge Menschen geworden sind, dann mag dies „Nein“ sich in eine ernste oder auch lächelnde Mahnung wandeln, die sie vor übertriebener Empfindsamkeit warnt, ihnen einen klaren Ausblick eröffnet auf das fordernde Leben, das Kraft und Mut verlangt und nur dem höchste Freude schenkt, der auch das Leid kennen gelernt hat. Die Jugend von heute will nur genießen, nur in leichtem, mühelosem Spiel erringen, was ihr wünschenswert erscheint. Vor jedem Hindernis schreckt sie zurück, jedes „Nein“ macht sie kopfscheu; das ist ein Fehler, der blutige Folgen nach sich zieht und gegen den man nicht früh genug ankämpfen kann.

Und dann all die Schülerselbstmorde, die nun in Mode sind! Aus übertriebenem Ehrgeiz, aus Scheu vor einem schlechten Semesterausweis, aus Furcht vor einer häuslichen Predigt oder einer kleinen Züchtigung gehen halbwüchsige, junge Leute, ja selbst Kinder hin und begehen Selbstmord.

Die Eltern sind voll Angst, wenn sie dergleichen lesen, denn wer kann wissen, ob nicht morgen ihrem Jungen einfällt, was gestern dem Jungen der anderen einfiel! Die öffentliche Meinung wendet sich mit leisem Mißtrauen gegen die Mittelschule, die es neuestens niemand mehr recht machen kann. Die Professoren geraten in begreifliche Aufregung, denn wenn auch einem oder dem anderen der Vorwurf nicht erspart werden kann, daß er zuweilen pedantisch vorgeht, Individualitäten zu wenig nachspürt und über Nachlässigkeiten vielleicht den guten Intellekt übersieht, so steht die Sache im allgemeinen gewiß nicht so schlimm als man — aufgepeitscht durch all diese Schülerselbstmorde — annehmen könnte.

Die Hauptschuld an negativen Schulresultaten trifft meinem Gefühle nach in vielen Fällen die Eltern selbst, weil sie aus Eitelkeit und Überschätzung der Fähigkeit ihrer Kinder oft gänzlich unbegabte oder körperlich schwächliche Knaben in die Mittelschule drängen. Kinder, die oft schon in der Volksschule Mühe haben, fortzukommen, die für Sprachen höchst unbegabt sind und jede kleine geistige Anstrengung körperlich büßen, taugen naturgemäß nicht zu anhaltendem Studium, und früher oder später kommt es dann zu Enttäuschungen, zu physischen und psychischen Konflikten, häufig sogar zu Taten der Verzweiflung. Käme hingegen nur ein geistig geweckter und körperlich gesunder Prozentsatz für die Mittelschulen in Betracht, so bliebe Schülern wie Eltern all dies Leid erspart und auch dem gefährlichen Überhandnehmen des geistigen Proletariats würde wesentlich vorgebeugt.

So hat sich dieser Tage in Bayern ein blutjunger Mensch, der Sohn ein Arbeiters, unter den rollenden Zug geworfen, weil er, trotz heißer Mühen, das Vergebliche seines Studienkampfes einsah. Er galt als „unbegabt“, und Fleiß allein vermag eben nicht alles. Ein anderer Gymnasiast schoß sich in der Wiener Hofoper nach Aufführung des „Rigoletto“ eine Kugel ins Herz. Er war aus reichem Hause, begabt, aber ein bißchen fahrig, überspannt. Über seine Studien hinaus zerplagte sich der junge, doch noch unreife Geist an philosophischen Problemen und in krankhafter Empfindlichkeit betrachtete er einen ungünstigen Ausweis als Grund, sein schönes, junges Leben hinzuwerfen . . .

Und noch ein anderer Gymnasiast, ein fröhlicher Junge sonst, ebenfalls von vornehmer reichsdeutscher Familie, der mehr für die praktischen Wissenschaften veranlagt war und demnächst in eine Kadettenschule

gingen an Bord. Wir hatten uns in Bonn zusammengefunden und beschlossen, die Rheinfahrt bis Mainz zusammen zu machen. Der Tag und unsere Gemüter waren heiter, der Magen durch ein entsprechendes Frühstück versorgt und der Fleischhauer war ungeheuer vergnügt. Wir reisten alle drei aus Pläsier, aber jeder in einem anderen Sinne.

Ich war da, um den Rhein zu sehen, mit allem was drum und dran ist; der Amerikaner interessierte sich für das schöne Bergland am Rhein, während der Sinn des Fleischhauens von Sachsen nach dem — Mäuseturm bei Bingen stand.

Sein Schwager, der Soldat war, hatte ihm vom Mäuseturm erzählt. Da hatten einen Bischof, weiß Gott warum, die Mäuse durch viele Länder verfolgt, bis er endlich mitten auf dem Rhein den Turm bauen ließ, in welchem er sich dann einschloß, um sich gegen die grauen Verfolger zu verwahren.

Als wir an Königswinter und dem bewaldeten Siebengebirge vorüber kamen, brach der Amerikaner zum erstenmale in Jubel aus. Der Fleischhauer glotzte ihn an, er konnte nicht begreifen, wie man in Entzücken ausbrechen könne, wenn man einen Berg sieht.

Als wir an dem schroffen Drachenfels, wo der hörnerne Siegfried den Drachen erschlug, an Nonnenwerth, dem Inselkloster und an Rolandseck, wo der Ritter Toggenburg wohnte, der gar so jämmerlich verliebt war, vorüberglitten, da jubelte ich im Vereine mit dem Amerikaner. Am Fuße der Ruine Rolandseck haben die Leute eine Menge kleiner Schlösser gebaut; Toggenburg heißt keiner von den Bewohnern, aber jämmerlich verliebt sind gar viele von ihnen. Von Rolandseck aufwärts ist man eine lange Strecke mitten in den Weinbergen. Es gibt kein Dorf, das nicht sein Hotel und seine Villa hätte, auf jedem Hügel steht ein altes Schloß oder ein neues, ein Lusthaus oder ein Kirchlein. Durch die Fichtenwälder schimmern Landhäuser oder halten wenigstens ihre bunten Fahnen empor zu Gruß und Willkomm den Vorüberwallenden. Und dazwischen kommen wieder Felsen mit ihren Kunstpfaden und Tunnels und wieder Dörfer und Städte und Kornfelder und Weinberge und Wälder. — So geht es fort bis Rüdesheim, wo die Gegend flach wird.

Das sind die gesegneten, hochgepriesenen, viel besagten und besungenen Ufer des Rheins.

Und der Strom selbst?

Wer würde nicht zum Poeten am Rheine!

Auch der Amerikaner wurde poetisch; „o, diese herrliche Gegend!“ rief er zuweilen aus, und der Fleischhauer fragte von Zeit zu Zeit: „Jetzt muß ja schon bald der Mäuseturm kommen?“

Aber der Mäuseturm kam noch lange nicht. Eher kam die Burg Hammerstein, wo Kaiser Heinrich IV. weilte, als er von seinem Sohne,

Aus dem Munde einer sehr vornehmen, weltklugen Frau hörte ich einmal den seltsam männlichen, fast spartanisch klingenden Ausspruch: „Ich bin nicht dafür, daß der Jugend jeglicher Schmerz erspart bleibe — man erzieht ein weichlich Geschlecht!“

An dieses Wort muß ich nun oft denken, wenn ich lese, wie die Jugend eines flüchtigen Kummers wegen aus dem Leben scheidet. Mutlos, besinnungslos, rücksichtslos im Hinblicke auf Vater und Mutter, deren Liebe aufschluchzend trauert an diesen frühen Gräbern. Und ich wünschte eine gesunde, klare Zeit herbei, in der die Jugend ein „Nein“ als Mahnung, aber nicht als Qual auffaßt. Dann wird sie nicht gleich verzweifelnd an Selbstmord denken, sondern sich kampfbereit vor den Schmerz hinstellen und ihm tapfer sagen: „Komm nur — ich kriege dich dennoch unter, ich bin stärker als du!“

Ein erstes Guckindiewelt.

Von **Peter Rosegger.**

IV.

Im Zauber des Rheins.

Ich hatte mich schon so sehr gefreut auf den Dom zu Köln — dieses Werk ist mir aber vorenthalten worden. Zum Behufe der Restaurationsarbeiten war der Bau von außen und innen so sehr mit Gerüsten überdeckt, daß jeglicher Eindruck, den er sonst machen soll, für mich verloren ging. Ich war unmutig darüber; nun hatte Köln keinen Reiz mehr für mich. Ich zog weiter rheinaufwärts.

An dem Hafen zu Bonn am Rhein standen drei Reisende und warteten auf den Dampfer „Humboldt“.

Einer der drei, in grauer, bequemer Reisekleidung, hatte kurze Haare und einen langen Schnurr- und Knebelbart. Er trug einen zierlichen Stock, einen Plaid und ein rotgebundenes Buch bei sich. Das war ein Industrieller aus Baltimore in Amerika.

Der Zweite trug einen schwarzen Anzug und einen Zylinder, war wohlbeleibt und hatte ein rotes, bartloses Gesicht. In der einen Hand hielt er einen Regenschirm, in der anderen eine Hutschachtel. Der war ein Fleischhauer aus Sachsen.

Der Dritte hatte Kleider verschiedener Modeperioden am Leibe, war weder bärtig noch wohlbeleibt, trug eine Reisedecke und einen Bergstock bei sich und schaute immer auf den Strom. Das war ich.

So standen wir und warten auf den Dampfer „Humboldt“. Der kam denn aufwärts von Köln, hielt am Hafen zu Bonn und wir drei

Und siehe, als wir an Oberwesel und an der Feste Schönburg, der Wiege des berühmten Geschlechtes, vorübergekommen waren, da stand gerade vor uns, mitten im Rheine, ein Turm. Der Fleischhauer stellte sich fest an die Lehne und murmelte: „Der wird es sein!“ Aber der war die kleine Inselburg, die sogenannte Pfalz, von der man sagt, daß in derselben die Pfalzgräfinnen ihre Niederkunft erwarten mußten. In Wahrheit mochte der Turm wohl zum Schutze des Rheinzolls erbaut worden sein. Nun kamen wieder Tannen- und Buchenwälder, Obstgärten und terrassenförmige Weinberge. Was sollte ich doch vom Rheinwein sagen? Der Dichter singt:

„In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch' ein Wein nicht mehr! —“

Während ich dem Amerikaner dieses Lied vorsagte, brütete der der Sachse an einem Plane, der sehr vernünftig war. Er hatte den Entschluß gefaßt, in wahrhaft internationaler Weise den Amerikaner, den Österreicher und den Sachsen bei einem guten Glase Rheinwein leben zu lassen. Schon wollte er den Kellner rufen, da schlug die Schiffsglocke an, wir waren in Bingen und — beim Mäuseturm. Es ist ein unbedeutender, runder, turmartiger Bau auf einer kleinen Insel, wahrscheinlich einst für den Rheinzoll aufgeführt. Das war nun für den guten Fleischhauer die größte Merkwürdigkeit am Rhein; lange starrte er darauf hin, dann schüttelte er ein wenig den Kopf und setzte sich zu seiner Hutschachtel. Er schien nicht ganz befriedigt zu sein von dem Gesehenen, für das Kommende war er ziemlich interesselos.

Als unser Dampfer an Geisenheim mit seiner gotischen Kirche vorüberrauschte, ging die Sonne unter. Den Garten des Rheingaues bis gegen Wiesbaden hinauf sahen wir nur mehr in der Dämmerung. Endlich war es ganz dunkel geworden, der Halbmond stand über dem Mast und zog einen strahlenden Streifen durch den breiten Strom.

Noch eine Wendung und nun sahen wir die Lichter und die dunklen Umrisse der Türme von Mainz.

Wir drei Gefährten brachten die Nacht zusammen in einem Hotel zu; beim Rheinwein stießen wir an auf das Wiedersehen in — kurz, irgendwo auf der Erde. —

Den anderen Tag trennten sich die drei Reisenden. Der eine, mit dem langen Schnurr- und Knebelbart, fuhr weiter aufwärts nach Mannheim; der andere mit der Hutschachtel zog gegen Frankfurt, und der dritte mit dem Bergstock wanderte in das schöne Schwabenland. —

Im Zickzack, wie der Blitz fährt, fuhr ich durch das Schwabenland. Das ging von Darmstadt nach Karlsruhe und nach Heidelberg und nach Stuttgart und nach Kehl und endlich schlug ich gar im Münster zu Straßburg ein. Es war vielleicht ein zu tolles Rennen

Heinrich V., verfolgt wurde; eher kam das Teufelshaus, dessen Mörtel aus dem Schweiße der Arbeiter gemacht, das aber bis heute noch nicht fertig geworden ist, sondern als Ruine dasteht; eher kam Stolzenfels, das schönste Bergschloß am Rhein, von Friedrich Wilhelm IV. erbaut; und eher kam die alte Kaiserstadt Koblenz mit der großen Festung Ehrenbreitstein — aber den guten Mann wollte nichts interessieren als der Mäuseturm. Als er nun sah, daß sein Los denn einmal Hoffen und Harren sei, öffnete er seine Hutschachtel und zog eine kolossale Salamiwurst heraus, zu Trost und Labe für sein harrend Herz.

Der Amerikaner, der sonst viel in seinem roten Buche las und darüber manches übersah, blickte doch nun wieder einmal in das Freie und wunderte sich über die großen Fabriken, die er hier sah, er hatte gemeint, Deutschland mache nur in Kleingewerbe und die Fabriken seien blos das Privilegium Englands und Amerikas. Noch mehr aber staunte er über den lebhaften Verkehr am Rhein; außer den Hunderten von Flößen und Seglern und Kähnen befinden sich in den Sommermonaten des Tages hindurch zwischen Köln und Mannheim immer 25 bis 30 Dampfer auf den Wellen. Dazu kommen noch die Eisenbahnen und Landstraßen an beiden Ufern. Auf den Dampfern fährt der Tourist, der Geschäftsmann auf der Eisenbahn und für die Landstraßen finden sich immer noch genug lustige Handwerksburschen, Arbeiterkarren und Komödiantenwagen. Da passierte die Straße gerade eine herumziehende Gymnastikergesellschaft mit ein paar Tanzbären. Als dieses der Fleischhauer bemerkte, sprang er so entzückt von seinem Sitze auf, daß ihm schier die Salami über Bord geflogen wäre. Er blickte den Bärentreibern so lange nach, als sie in Sicht waren, und rief dann aus: „Ach, Herr Jeses, was man doch am Rhein alles sehen kann!“

Nun zogen wir vorüber am Königsstuhl, wo die Kurfürsten 1400 Kaiser Wenzels Thronentsetzung aussprachen und den Pfalzgrafen Ruprecht zum deutschen König ernannten. Und wir zogen vorüber an den Ruinen Sternberg und Liebenstein, einst die Burgen zweier Brüder, welche sich einer Jungfrau wegen befehdeten, bis einer von ihnen im Kampfe blieb. Und wir zogen vorüber an den Ruinen der 1794 von den Franzosen zerstörten Burg Rheinfels und an der Veste Neu-Katzenelnbogen, gewöhnlich die Katz' genannt. Und endlich kamen wir zu dem berühmten Lurleyfelsen. Ich erzählte meinen Gefährten die Sage von der Lurley, vom Schatze der Nibelungen, der im Rheine begraben liegt, und andere Sagen des deutschen Stromes. Der Amerikaner sah diesmal gar nicht in sein rotes Buch, sondern hörte zu wie ein Kind; auch der Sachse schien aufmerksam meinen Erzählungen zu horchen, nur fragte er endlich: „Bestes Herrchen: Und der Mäuseturm?“

In einem Dorfe bei Appenweier, gegenüber von Straßburg, lebte ein Pfarrer, an den ich eine Empfehlungskarte hatte. Er nahm mich freundlich auf und sagte, daß er von meiner Ankunft schon unterrichtet sei und daß er für die Zeit meines Aufenthaltes bei ihm Unterhaltungen, Ausflüge u. s. w. angeordnet habe. „Wir gehen“, meinte er, „nach Baden, Allerheiligen, in die Kniebisbäder, zu den Tryberger Wasserfällen, in das Kinzigtal und natürlich nach Straßburg.“

Der gute Mann schien fast betrübt, als ich sagte, daß ich mich, meinem Reiseplane gemäß, nur einen Tag bei ihm aufhalten könne. Sein Programm schmolz zusammen bis auf den Ausflug nach Straßburg. Sofort fuhren wir noch an demselben Nachmittag auf der Kehler Zweigbahn von Appenweier nach Kehl und über die Rheinbrücke nach Frankreich.

Schon lange sahen wir den äthergrauen Turm des Münsters über den Sträuchern und Bäumen der Ebene emporragen und endlich stand der Zug im Bahnhofe und ich und mein Pfarrer schritten langsam hinein in die „wunderschöne Stadt“.

Das Münster zu Straßburg!

Es ist ein erhabenes Riesenwerk. Im XIII. Jahrhundert ist es aus der Erde emporgestiegen. Auf welche Zeiten und Menschen hat es seitdem niedergesehen! Mehreremal schlugen die Schwingen der Weltgeschichte hart an den edlen Bau, aber er brach nicht zusammen wie die Geschlechter der Menschen an seinem Fuße.

Lange standen wir da.

„'s ist doch was Wunderbares!“ rief der Pfarrer aus, „die Deutschen haben ihn gebaut! 's ist nur schade, daß er den Franzosen gehört!“

Über unseren Häuptern rauschte ein Kastanienbaum, der ahnte es uns: Noch bevor diese meine Blätter abfallen, wird auf dem Münster die deutsche Fahne wehen! — Es war im Sommer 1870.

Wir stiegen auf den Turm. Auf der Plattform sahen wir die Rheinebene und den schönen Strom, und wir sahen die Vogesen und die blauen Berge des Schwarzwaldes.

Diese Höhe war ein Lieblingsplatz Goethes während seines Aufenthaltes in Straßburg. Ein Stein auf der Plattform trägt seinen Namen.

V.

In der Schweiz.

Wenn man sich von Graz über Stralsund und Amsterdam nach Luzern rädern läßt und endlich auf eigene Socken kommt, so sieht man sich nicht erst um nach Hotel und Staubbürste, nicht erst nach dem

durch das schöne Land, aber es lag was Unstetes in mir. War's eine Ahnung? In wenigen Tagen nachher brach der deutsch-französische Krieg los.

Auf der Fahrt zwischen Ludwigsburg und Pforzheim flog eine Schwalbe durch das Fenster in den Waggon und setzte sich zitternd auf die Achsel eines kleinen, ärmlich gekleideten Mädchens, das neben einem alten, grämigen Weibe saß. Draußen kreiste ein Habicht, der hatte den kleinen Gabler wohl verfolgt und so hatte sich dieser zu den Menschen geflüchtet. Es war rührend, wie das arme Tierchen zitterte und ängstlich bittend umherblickte, daß man ihm doch nichts tun möge. Ein rothaariger Junge schien aber das nicht zu verstehen; dieser grinste ganz mordlustig und streckte schon seine braunen Finger nach dem Vogel aus, aber das Mädchen rief laut und zornig drein: „Gescht! Der Dunder soll di in Erdsboden verschlage, i sag dersch, du Lümmel!"

Da lachte man, und als die Schwalbe wieder durch das Fenster und fortgeflattert war, fragte ein ältlicher, heiterer Herr das grämige Weib, ob das kleine Mädchen ihre Tochter sei.

„Gott bewahr' mich", antwortete das Weib bitter; „ein Bettelkind ist's und da hab' ich's ins Haus genommen aus reiner Barmherzigkeit, und was mir das Wesen dafür Verdruß macht jetzt, das ist gar nicht zu sagen. Haben es ja gehört, das Maul hat's wie ein Schermesser und die Hände hat's wie ein Wachsmändl; nicht einmal die Supp' verdient es, die's täglich haben will, geschweige die Kartoffeln dazu!"

„Nu, nu, das Mädchen ist noch zu jung, aber es wird Glück haben — ein Mensch, dem die Schwalben zufliegen, hat immer Glück", sagte der ältliche Mann, der neben einer gemütlichen Frau saß, mit der er dann heimlich sprach, und die offenbar seine Gattin war.

Der Zug war schon an Karlsruhe vorüber und ging südlich gegen Rastatt, als der heitere Mann zum grämigen Weibe sagte: „Gott hat uns mit Hab' und Gut, aber nicht mit Kindersegen bedacht; wollt Ihr uns das Mädchen überlassen?"

„Du lieber Himmel, da täte mir der Herr ja die größte Wohltat und dem armen Wurme da auch; bitt', Befele, bitt' den Herrn und und die Frau da, daß sie dich mitnehmen!"

Das Kind bat nicht erst, es setzte sich gleich zwischen die beiden und die beiden sagten: „So, Befele, und jetzt nenne uns Vater und Mutter!"

So weit war es mit meinen Reisegefährten gekommen, als ich in Appenweier ausstieg. Ich konnte es nicht unterlassen, dem Ehepaare, das Gott mit Hab' und Gut, aber nicht mit Kindersegen bedacht hatte, die Hand zu drücken und zu seinem neuen Töchterlein sagte ich: „Befele, die Schwalben bringen Glück, merk' dir's!" —

die Sonne aufgeht, mußt du dort oben sein, und heute, da sie schon beinahe untergeht, bist du weit davon und hast noch gar keine Herberge.

Einladende Höfe genug, einladende Menschen auch, denn die Ufer des Vierwaldstädtersees sind dicht besät von lebenslustigen Bauern und Herren, die in niedlichen Häusern oder stattlichen Villen wohnen. Aber ich fühlte ja noch die Flügel an den Fersen und es lag Küßnacht nicht mehr fern. Dieser kleine Ort mit den großen Häusern ist so einladend wie sein Name, es war, als ich ihn erreichte, schon dunkel geworden, aber trotzdem ging ich auch hier vorüber. Von Immensee aus, so hieß es in meinem Handbuche, ist der Rigi am kürzesten und bequemsten zu besteigen; mein Ziel für heute war Immensee.

So ging ich. Vor mir leuchteten Johanniswürmchen, über mir die Sterne. Und Grillen hörte ich singen; in Steiermark tun es an so lieblichen Abenden auch die Burschen. Kaum eine halbe Stunde hinter Küßnacht kam ich zu dem Hohlweg, wo Wilhelm Tell den Schuß nach Geßler getan. Es war fast ganz finster, denn die Bäume hingen über mir zusammen. Ich blieb stehen, ich dachte an Schillers Meisterwerk, an die Tradition, an das Reichsvogtentum der alten Zeit. Mit tiefem Pathos begann ich endlich zu deklamieren: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen!“

„Er isch schon da!“ rief es plötzlich hinter mir und zwei Arme legten sich um meinen Leib.

Ich war im Moment so erschrocken, daß ein ganzes Planetensystem vor meinen Augen funkelte.

„Verflucht!“ rief ich, „wer ist da?“

„Stell di nit so närrisch, du Dingli; meinst, wo de gohsch und wo de stohsch, sin Gspenster! Luig me an, ob i nit der alt Friedli bi, der bsinnig!“ Diese Worte sprach ein armseliges Gestaltlein, und dann reichte es mir die Hand. Ich nahm sie an.

„Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?“ fragte ich.

„Gueten Obe, de Friedli isch's halt; wonn der wilsch und wonn de z'friede bisch, so weis i dir e Hus zum schlofe huit; de Nacht isch lang und chüel. Verstöhnt der mi?“

„Angenommen“, sagte ich, „aber führen Sie mich in das nächstbeste Gasthaus, je näher am Berg, desto besser, ich will mir für morgen den Weg auf den Rigi so kurz als möglich machen.“

Also führte mich das Männchen unter fortwährendem Geplauder in seinem Dialekt. Fast possierlich sah es aus; es hatte, wie ich jetzt in der Sternenhelle bemerken konnte, einen Höcker und trippelte damit geschäftig neben mir her und machte mich auf jedes Steinchen und auf jede Wurzel, über die wir schritten, aufmerksam.

Pfyfferschen Relief, nicht nach Thorwaldsens Löwen, nein, man flieht, eilt fort — endlich auf eigenen Füßen!

Ich lief, kaum ich dem Bahnhofe entsprungen war, über die eingedeckte Holzbrücke, und ich lief den Hafen und den Ufer des Vierwaldstädtersees entlang gegen Küßnacht. Mir war unsäglich wohl und leicht, ich wollte nichts von Menschenwerk und Stadtluft, ich wollte die Natur des Hochgebirges, die ich seit der Fahrt über den Semmering schon so lange entbehren mußte. Das endlich war wieder die freie, frische Luft voll Heuduft, voll Waldesrauschen — mein Element. Ich kam mir vor wie getragen, ich berührte die Erde kaum. Wie ein Reh lief ich am See entlang; ich war außer mir vor Freude, daß ich wieder in den Bergen war. Was waren das für Berge, was war das für ein Alpenland! Jetzt, du mein Gott, sah ich's erst, ich stand mitten in der Schweiz.

Da lag vor mir der vielarmige See, so ruhig, so dunkelblau, wie das Himmelsauge an einem heiteren Sonnabend. Ein einziges Segelschiffchen glitt über den Spiegel und es war mir, als trage das Segelschiffchen Poesie über den See — mehr konnte ich nicht erkennen.

Diesseits liegt die grüne Wiese und ein kleines Landhaus mit großen, grün eingerahmten Fenstern und grauen, schuppenartig verkleideten Wänden; vor dem Hause sind Lauben und Rebenpflanzungen.

Jenseits des Sees aber, am bläulich schattigen Ufer erhebt sich der dunkle Wald und die düstere Felswand, und nun ist geschichtet Felswand auf Felswand — hoch empor hat es sich gebaut und getürmt in allen Lagen, in allen Gestalten, und oben an den Hängen und höchsten Hörnern kleben Nebelflocken wie weiße Blüten.

Und siehe, jene Klamm dort, aus welcher der Wassersturz wie ein milchweißes Band niedergeht, öffnet uns einen Blick in den Hintergrund.

Aber was drängt sich da für ein wilder, finsterer Geselle vor, uns den Blick auf das liebliche Bild abzuschneiden?

Wie ein Verzweifelter steht er da, wüst und zerrissen; ewig starrt er in den tiefen See, ob er wogt und flutet, ob er ruhig ist. — So stürze dich hinein! — Nicht doch, wer weiß, welch Leid in deinem Herzen nagt! — Man erzählt sich wohl was Besonderes von dir, du finsterer Riese. Da kam der römische Landpfleger Pilatus, und aus Reue, daß er den Nazarener zur Hinrichtung verdammt hatte, stürzte er sich von dir in diesen See und davon hättest du den Namen.

Links vor mir, über dem Seearm, erhebt sich ein grünlich-grauer, teilweise felsiger, teilweise bewaldeter Berg, in Form einer abgestumpften Pyramide. Dieser Berg ist der Rigi. Auf der höchsten Spitze desselben leuchtet ein weißer Punkt, das Hotel Rigi-Kulm. Und morgen, wenn

Medardi, ist auch Studiosus, ist unten in Zürich. Sie wollen gewiß morgen auf den Berg? Und vor Aufgang noch? Schau, das ist viel! Die Sonne, wissen Sie, geht da oben viel früher auf als anderswo; hier unten kommt sie gerade um drei Stunden später. Ja, da mögen Sie heut' wohl gleich ins Bett gehen. — Sepheli!" rief er hernach in ein Nebenstübchen. „Luig, isch das Bett für den Ma da neumis scho fertig? Tausigsappermost, 's isch hochi Zit!"

„Nun", sagte ich, „so wollen wir heute noch die Rechnung begleichen."

„Jetzt hören Sie mir auf!" lachte der Mann da, „so ein Studiosus da!"

„'s isch fertig, do lit er wie ne Grof!" hörte ich in einer Kammer über uns sagen, und mein Gastherr sprach: „Fertig wär's. Jetzt sag' ich Ihnen eine ruhsame Nacht!"

„Gunn der 's Gott der Herr!" schmunzelte mir das alte Männlein aus seinem Winkel zu und ich wurde in eine Oberstube zn Bett gebracht.

Das Bett war nicht mit allzufeiner Leinwand überzogen, die Decke etwas steif; dennoch aber schlief ich auf meiner ganzen Reise nicht so süß als in dieser Bauernstube.

„'s isch Zit, Büebli, 's hat eis gschlage!" rief es plötzlich, und der Friedli stand mit einer Talgkerze vor dem Bette und rüttelte an der Decke.

Wenn die Zeit des Schlummers des Menschen glücklichste Zeit ist, wie Philosophen gesagt haben, warum läßt man sich wecken eines Sonnenaufganges wegen?

„Bisch sölli müed und schlöfrig gsi? Freili jo, Suntig isch, chumm, 's git e gueti Tag!"

Wohlan, wenn es einen guten Tag gibt, da muß man dabei sein. — Ich erhob mich und in wenigen Minuten darauf gingen wir in der kühlen Nachtluft durch junges Dickicht hinan. Friedli wies mir den Weg. Es war sehr taunaß, über den Zuger See und über das östliche Hügelland gegen Zürich hin hatte sich Nebel gelagert. Der Sternenhimmel war rein. Da wir auf einem guten Fußweg waren, der nicht leicht zu verfehlen sein konnte, sagte ich meinem Begleiter, daß er nun umkehren möge, und ich wollte ihm eine Münze in die Hand drücken; er kehrte weder um, noch nahm er die Münze. Erst als der Morgenstern aufging, meinte Friedli: „'s isch ein anderer da, bin jetzt frei dervo, bhüetis Gott!"

„Leb' wohl, Friedli!" sagte ich und das Wort kam mir aus dem Herzen. „Wenn ich einen anderen Rückweg einschlage, so dank' ich dir und den Deinen noch einmal. Leb' wohl, Friedli!"

„Will's Gott, mer werde scho im Himmel wieder z'seme cho!" sagte er und ging bergab.

Und bald kamen wir ins „Hus“. Aber das war zu meinem Erstaunen kein Gasthaus, sondern ein großer Bauernhof mit vielen Ställen und Scheunen, aus denen mehrere Blechschellen, wie sie die Herden haben, ertönten.

Als mich mein Begleiter ins Wohnhaus führte, sagte ein Weib, das in der Türe stand und an dem ich in der Dunkelheit nur bemerken konnte, daß es sehr beleibt war: „Je, Friedli, wen bringst denn da?“

„E Büebli, das im Wald isch gsi und ke Hus gfunde het“, antwortete das Männlein und rieb sich die Hände.

Jetzt kamen auch noch andere Leute herbei, und sie lachten und endlich führten sie mich in eine Stube, die sehr geräumig und reinlich war und in welcher eine Petroleumlampe brannte.

„Entschulden Sie, man wird nicht hier bleiben können“, sagte ich.

Da entgegnete mir ein stämmiger Mann, der in Alpentracht war und ein Pfeifchen schmauchte: „Gasthaus ist zwar keines bei uns; aber wenn Sie nicht gern mehr hinabgehen nach Immensee und weil Sie der Friedli schon einmal gebracht hat, so bleiben Sie in Gottesnamen nur da; wenn Sie zufrieden sein wollen, wir tun Ihnen gut, wie wir's haben.“

Nach diesen Worten zog er über den Tisch, der in einer Ecke der Stube stand, ein weißes Tuch und das Weib, welches früher an der Tür gestanden war, brachte Brot, Butter, Honig und eine Schale Milch, und dann luden sie mich ein, daß ich mich hinsetze und esse.

Da setzte ich mich zum Tisch und aß.

Das Männlein, das mich gebracht hatte, kauerte in einem Winkel der Stube und sah mir wohlgefällig zu, wie ich mir erkleckliche Brotlappen herabschnitt, sie auf einer Seite fürsorglich mit Butter, auf der anderen minniglich mit Honig bestrich, und meinen Appetit spielen ließ.

„Nun, wie ist denn das?“ fragte ich endlich, als der Mund einmal einen Augenblick frei war, „der Mann dort hat mich im Hohlweg aufgefangen. Ist das ein Fremdenführer?“

„Ei nein“, sagte der Hauswirt leise. „Der Friedli ist ein Vetter von meinem Weib und da behalten wir ihn so im Hause, trotz der Albernheiten, die er tut.“ Und mit einem Finger auf die Stirne klopfend: „Hat da drin lauter Räder, sonst nichts! Ei ja, tun tut er niemandem nichts, will allen Leuten, die ihm begegnen, Gefälligkeit erweisen. 's wär' schon recht das, aber einem Narren sieht man doch damit gleich.“

„Aber das war nicht dumm, daß er mich dahergeführt hat zu Milch und Honig!“

„Gesegn' Gott, wenn's schmeckt!“ sagte der Bauer, „sind sicher ein Studiosus? — Ni ja, hab' mir's gleich dacht. Mein Älterer, der

Von hier aus geht es an Hängen und durch Schluchten steil abwärts gegen Arth, ein kleines Dorf, das an der südlichsten Spitze des Zuger Sees liegt.

Als ich den See gegen Zug entlang ging, sah ich über dem jenseitigen Ufer noch einmal meine gastliche Herberge, den Bauernhof. Das Männlein sah ich nicht mehr; bald rollten mich die Räder wieder fort aus dem Lande des Friedli.

— Will's Gott, mer werde scho im Himmel wieder z'seme cho!

Heimgärtners Tagebuch.

Man schreibt mir, das Tagebuch sollte doch mehr vom Wetter sprechen. Ich halte das für eine feine Bosheit. Die schlechteste Unterhaltung ist doch die, in der man viel vom Wetter spricht, und das beste Wetter ist das, von dem man am wenigsten spricht. Im vergangenen Winter hatten wir ein Wetter, das war noch besser als das beste. Darum sprach man doch von ihm, und zwar wie von einem Wunder. Ein solcher Winter! Bis vor Weihnachten hatten wir noch Grün im Stadtpark, nach Neujahr ein paar Tage fröhliches Schneien, frostige Nächte; die Tage, einer wie der andere, mit dem Barometer über Null. Das war der Winter. Im Jänner begannen auf Busch und Baum die glänzenden Knospen zu schwellen, und die Finken hielten Gesangprobe. Im Februar begann der Frühling auszupacken wie am Vorabend die Dorfkrämer, die den Kirchtag nicht erwarten können. Die erste Märzhälfte tat, als wäre sie die zweite Aprilhälfte. Leute, die dem Tage alles glauben, packten ihre Winterröcke ein schon im Februar; die Vorsichtigen ließen die ihren mit warmem Futter versehen, und je heiterer die Sonne schien, je trüber wurde ihre Stimmung. Jene Zeitungen, die immer das sagen, was die Leute am liebsten hören, sangen Jubellieder auf das Frühjahr. Die Druckschwärze ergreift ja so gern jede Gelegenheit, um zu beweisen, daß sie nicht um ein I-Tüpferl gescheiter ist als die Gescheiten des Alltags. Na, dann kamen die Ostern. Da wurden schon alle Engel, die sonst „Allelujah“ singen, in Bereitschaft gehalten, um die Unholden, die sich am Himmel zu sammeln begannen, noch aufzuhalten. Kaum waren die Ostern vorbei, so krachte der ganze Teufel nieder. Über die weiten Alpen, bis nach Italien hinein, stöberte ein Hochwinter, wie man ihn zu keinen Weihnachten frischer gesehen hat. Wien hielt dieser rohtäppische Geselle für eine Ablagerungsstelle und schüttete hunderttausend hochgegupfte Schneefuhren über die schöne Stadt, die schon von einem lieblichen Blütenwehen geträumt hatte und

Das war im ersten Schimmer des Morgensternes.

Ich ging aufwärts. Die Luft strich kühler und kühler; über dem Hügellande lag ein lichter Streifen, einzelne Vogelstimmen wurden wach.

Der Weg führte durch Wald und Strauch, über Weiden und an Sennhütten vorüber, oft über Gerölle und an Felswänden hin.

Nach einer zweistündigen Wanderung war ich am Hotel „Rigistaffel“. Ich blieb stehen und blickte abwärts und auswärts. In den Tälern lag noch Dunkel, der Stern des Vierwaldstädtersees in tiefer Dämmerung. Die Ufer waren mit weißen Punkten von Dörfern und Villen bestreut; Luzern lag da wie ein winziges Häuflein weißer Steinchen.

Eine Stunde später stand ich auf der höchsten Spitze des Rigi am Hotel „Rigi-Kulm“, das mir gestern als kleiner Punkt entgegengeleuchtet.

Ich hörte einmal einen Mann, der den Rigi bestiegen hatte, folgende Worte sprechen: „Ich weiß nicht, was die Leute an diesem Rigi finden; das Hotel ist gar nicht so außerordentlich, ja im Gegenteile, man lebt im Tale billiger und besser. Und die Aussicht, du mein Gott, nichts als Berge. Und da geht noch ein kalter Wind. Was doch die Leut' an diesem Rigi finden!“ —

Nach der anstrengenden Partie trank ich im Hotel, in welchem sich einige Engländer befanden, ein kleines Schälchen Milch für fünfundsiebzig Centimes, dann ging ich wieder in das Freie, wo ein kalter Wind zog und ich nichts sah als Berge.

Aber welche Berge!

Die Gletscherwelt der Schweiz, wie sie südwestlich des Rigi in einem ungeheueren Halbkreis daliegt. Und dann tauchte im Osten langsam und langsam die glühende Riesenscheibe empor und dann entzündete sich das Meer der Gletscher und das war ein stilles Glühen und Leuchten hin über das ganze wunderbare Bergland!

Acht Tage früher hatte ich das Wogen und Fluten der Meereswellen in der Nordsee gesehen und die Sonne ging auf. Und heute ging aus dieser unendlichen Ruhe die Sonne auf. —

Als meine Augen getrunken hatten bis zur Berauschung, und als sich mein Herz gelabt hatte an der ewigen Schönheit, stieg ich wieder abwärts.

Meine liebenswürdigen Wirtsleute bei Immensee sollte ich nicht mehr sehen. Ich ging südlich gegen das Klösterli Maria im Schnee, gar einsam und arm im Alpentale gelegen. Da steht über 4000 Fuß hoch ein Wallfahrtskirchlein und da leben in einem dürftigen Hause drei Kapuziner. Sie betreiben eine kleine Milchwirtschaft und ihr niedriges Dach dient armen Wallfahrern und vom Unwetter überraschten Touristen zum gastlichen Hospiz.

solches das Geheimnis wäre, weshalb Kettenhunde — kommt ein Fremder des Weges — so wahnsinnig reißen an der Kette, so leidenschaftlich bellen und röcheln. Ach, wenn der Hund reden kunnt oder wenn der Mensch seine Sprach' verstund'!

Unser Meister Brandstetter ist einer der gelehrigsten Schüler Gottvaters. Auch er macht Menschen aus Lehm, und werden noch dazu fesche Steirer. Ich sah von ihm ein gerade fertiggewordenes großes Reliefbild, das der Steirische Fremdenverkehrsverein für die Wiener Jagdausstellung hat machen lassen. Wenn wir den Fremden erst zeigen, was wir in Steiermark für schöne lustige Leute haben, dann werden sie doch kommen! Da ist auf dem Bilde beim Tisch ein Hackbrettlschlager, der, unter dem scheibenbreiten Dach seines Hutes das Pfeifel rauchend mit aller Andacht die Saiten hammerlt; man hört ihn ordentlich, den steirischen Landler, nach dessen lieblichgemütlicher Weise zwei Paar Steirer tanzen. Das eine steckt die Köpfe so eng aneinander, daß man gerade hinhorchen möchte, was sie so geheimnisvoll miteinander zu wispeln haben. Dann kommt das zweite Paar — hallodio, drah dih, Waberl! Jeß, was das für zwei saubere Leutln sind! Drahn tut er sie, der lebfrische Kerl, wie ein hupfendes Kreiserl, daß der Kittel fliegt. Und in der schlanken, geschmeidigen Gestalt des Burschen zuckt jedes Aderl vor Leben und Lust. Vom Wald kommt just der Jager daher — den Prinz Johann-Hut stolz auf dem Kopf; der bringt frisches Wildbret. Und juchhe, die Kellnerin kommt, unter der altweltischen Steirerhaube ein wunderfeines Gesichtel, die bringt einen Krug Wein. Untersteirer, von Pettau oder Stainz oder wo her. — Aber mein Gotterl, wer soll sie denn zahlen, all diese guten Sachen, den Braten und den Wein und den Musikanten und den Tanz und die Liebe! Die Liebe ist umsonst, gut! Aber das andere? Steht nicht auch schon der Bergknapp da, der uns die Schätze aus den Bergen holt! — So gut geht es uns Steirern noch, da auf dem Bilde. Einstweilen ist es nur in Lehm zu sehen, wie gut es uns geht. Bald werden wir es in Gips haben und später — hoffe ich — in Erz oder gar in Marmor. Denn so was muß man sich aushauen lassen für ewige Zeiten; damit unsere Nachtrapper auch noch eine Idee haben davon, wie lustig es in Steiermark einmal gewesen ist. Graz soll ja ein neues Künstlerhaus bekommen, falls wir dazu genug Platz, Geld und Künstler aufbringen. Wenn das der Fall ist, dann sollte man in der Eingangshalle des Künstlerhauses dieses Steirerbild aufstellen als ein Wahrzeichen unseres Heimatlandes.

Die Gerichte in Deutschland pflegen eine absichtlich begangene schädliche Handlung für strafbarer zu halten als eine vorsätzlich begangene schädliche Handlung. Dagegen lehnen sich viele Juristen auf

jetzt nicht wußte, wie ihr geschah. Im sonnigen Süden warf die Bora Eisenbahnzüge in den Abgrund und der Seesturm zerschellte Schiffe und tötete Menschen, und in den Appeninen erfroren die Aprikosenknospen. Und die Maistürme wirbelten Baumblüten und Schneeflocken lustig durcheinander. Das alles, sagen die Leute, macht halt der höllische Stern! (Halleyische Stern. Komet.)

Durch Sturm und Staub eines Aprilnachmittages fuhr ich auf der Grazer Straßenbahn bis nach Wetzelsdorf, um dort den dreiviertelstündigen Bergstieg zum Hochkirchlein St. Johann und Paul zu tun. Je höher die Berglehne hinan zwischen blühenden Obstbäumen, je ruhiger wurde der Wind, je reiner die Luft. Da unten liegt die Stadt hingebreitet meilenweit, und sachte verläuft sie sich in größere und kleinere Ortschaften zu allen Seiten, daß man meint, ein London läge hingeschüttet über das weite Grazer Feld. Und hinten die Berge. Ein seit Jahren nicht mehr genossener Anblick. Und oben dann, über die Fichtenwipfel hinaus gegen Süden und Westen! Das sollten die naturfreudigen Grazer sich öfter anschauen. Eine stille, ewigkeitsträumende Einsamkeit, kaum ein Stündlein fern dem Häusersee. Eine vergessene Bauernhütte aus früheren Jahrhunderten hockt dort oben am Kirchenhügel und schenkt dem durstigen Wanderer Flaschenwein, den man in ein blaues Blechtöpfchen gießt, mangels eines Trinkglases. Echter aus den Admontischen Kellereien! Aber man muß ihn im Freien trinken, in die Hütte darf man nicht hinein; es ist nur ein Wirtshaus auf die Gasse, über die Gasse. Wie manche Gesetze halt schon ihre Mucken haben. Ich mache während meines Trunkes Bekanntschaft mit dem helläugigen Kettenhund, der mir den Bissen Brot, den ich mit ihm teilte, mit rührend treuen Dankesblicken lohnt. Aber als ich mich zum Fortgehen anschickte, fuhr der Hund mit fast wütendem Gebell gegen mich her, als wollte er mich zerfleischen, risse ihn die Kette nicht zurück. Das konnte ich doch nicht glauben, daß unser früher so trauliches Verhältnis einen so feindseligen Abschluß finden sollte. Ich wagte mich zu ihm, es darauf ankommen lassend, ob er mir die Kleider mitsamt der Haut vom Leibe fetzen würde. Mit Leidenschaft sprang das Tier mir an die Brust und beleckte mich, und sein lebhaftes Kosen und Bellen war mir wie ein inniges Bitten. Da kam ich wieder auf meinen alten Gedanken, ob das scheinbar so wütende Herfahren der Kettenhunde auf Fremde wohl auch immer ein feindseliges sei, ob es nicht vielmehr manchmal ein rasendes Klagen und Bitten ist: Fremdling, befreie mich von der Kette! Seine Hausbewohner, die kennt er schon, die lassen ihn nicht frei, da ergibt er sich. Unter den vorbeigehenden Fremden ist doch vielleicht einmal ein barmherziger Mensch, der ihn aus der grausamen Gefangenschaft errettet. — Und daß

nischer Winzer hat mir einmal deutsch gesagt, wie schön es sei, daß in seiner Gemeinde die Leute zwei Sprachen hätten. — Das ist schon lange her. Das war noch eine glückliche Zeit, das waren noch gesunde Anschauungen, und schon damals haben die Slawen gewußt, daß zwei mehr ist als eins, und haben beide Landessprachen gelernt. Ansonsten freilich sind sie stehen geblieben in ihrem geistigen und wirtschaftlichen Leben und nicht weiter gekommen. Daß sie den gewaltigen Wettkampf wahrnahmen und aufnahmen, ist doch ein Glück für sie, und den Deutschen schadet es auch nicht, wenn sie sich einmal auf die Beine strammen müssen. Nur sollte der Kampf nicht persönlich werden, von Nachbar zu Nachbar, von Familie zu Familie. Der Nationalitätenstreit ist ja doch ein von der Natur selbst angezetteltes Mittel, vielleicht zur Entwickelung und Vervollkommnung. Von der Natur angezettelt! Damit muß man sich beruhigen. Es ist ja sonst so schade, daß die Leute sich befeinden um Dinge, für die keiner was kann. Wer den Kampf um sein Volk mitkämpft, der wird gehaßt, wer es nicht tut, der wird verachtet, verachtet auch von den Gegnern. Irgendwas muß die Natur doch im Sinne haben mit dieser scheinbar so großen Torheit.

Wenn man Robert Hamerling ein Buch schenken wollte und er erbat sich ausdrücklich ein nichtgebundenes, ein broschiertes Exemplar, so konnte man sich freuen, denn dann hatte er die Absicht, das Buch zu lesen. Gebundene Bücher liebte er nicht. Bücher hat man nicht, um sie in den Kasten zu stellen und von hinten anzuschauen, sagte er mir einmal, Bücher hat man, um sie zu lesen. Und dazu sind gebundene Exemplare unhandlich, besonders wenn sie größeres Format haben. Bücher nimmt man gern auf Spaziergängen mit, also müssen sie bequem in den Sack zu stecken sein. Man liest sie gern im Bette, dazu müssen sie bequem zu halten sein. Man muß sie biegen können, ohne daß sie bersten. Man muß ihnen den Kragen umdrehen können, ohne daß es ihnen wehe tut. Das alles kann man mit einem gebundenen Buche nicht machen. Das Hamerlingwort fällt mir ein, wenn ich manchmal einen feingebundenen Prachtband auseinanderreiße, um die losen Bogen überallhin mitnehmen zu können. Von meinen Lieblingsschriftstellern habe ich aber zwei Exemplare, ein gebundenes zum Einstellen in den Ehrenkasten, das andere broschierte zum Lesen. Den Liebling will ich überall bei mir haben und er soll mir nicht den Sack verdehnen oder zerlöchern, wenn er überhaupt in einem Platz hat. Er soll mich nicht belästigen, nicht beschweren, er soll mir nicht die Hand krampfig machen beim Halten. Das tut der geistige Freund auch nie, das tut nur der Buchbinder mit seinem steifen, oft plumpen Einband. Ich freue mich immer, wenn ich in einem Bücherkasten mit Prachtbänden, die unversehrt sind,

und behaupten, „absichtlich" und „vorsätzlich" sei ganz gleichbedeutend. Um das aber ganz richtig zu stellen, veranstalteten sie eine Rundfrage bei deutschen Schriftstellern. Bei dieser Rundfrage stellte es sich heraus, daß nur einer die Meinung des Reichsgerichts, absichtlich sei strafbarer als vorsätzlich, teilt. Die Mehrzahl der Schriftsteller hält die beiden Ausdrücke für gleichbedeutend. Einige aber sind der Ansicht, daß die beiden Wörter nicht gleichbedeutend seien, daß vielmehr, ganz im Gegensatz zum Reichsgericht „absichtlich" das schwächere, „vorsätzlich" aber das stärkere (in diesem Falle das strafbarere) Wollen sei. Das war voraus auch meine Meinung, der ich, zur Äußerung eingeladen, folgende Form gab:

„Ich hatte schon lange die Absicht, den Kerl einmal zu prügeln, nun habe ich den Vorsatz gefaßt, es morgen zu tun ... Die Absicht ist mehr ein Wunsch, der Vorsatz ist der Wille und der Plan der Ausführung."

Wenn man von Graz aus murabwärts auf der Eisenbahn fährt, dem Wasser entlang, das immer breiter und schwellender wird, so erlebt man's in wenigen Stunden, daß dieser deutsche Alpenfluß den Vermittler macht zwischen Slawen und Magyaren. Von Radkersburg aus eine erkleckliche Strecke legt er sich breit und schwer zwischen die beiden Völker, jedem Halt gebietend, daß sie verblüfft voreinander stehen bleiben. Aber hier, zwischen Ungarn und den windischen Büheln eingekeilt, liegt abgetrennt von seinem Volke das deutsche Luttenberg. Es schickt köstlichen Wein in die Welt. Es trinkt auch selber welchen, und die Slowenen machen die deutsche Sitte tapfer mit. In einem Wirtshause habe ich besoffene Slowenen gesehen; im Rausche treiben sie es genau wie die Deutschen, sie räsonieren, sie schimpfen, sie stänkern, sie schreien und fluchen, sie rülpsen, sie lallen, sie sumpern vor sich hin und sie rufen den heiligen Ulrich in derselben Sprache an wie der Deutsche. Im Laster sind sie gleich, in den Vorzügen will der Deutsche überlegen sein und hat das jeden Tag zu beweisen. Die Betrachtung der Vorzüge fremder Völker nötigt uns, zur Erhöhung der Vorzüge des eigenen Volkes beizutragen. Zwei größere Gebäude fallen in Luttenberg auf, es ist die deutsche und die slowenische Volksschule. Das sind die Turnierplätze. Sie ringen um die Heimat. Der Erfolg wird sein, daß in dieser Gegend die Leute gebildeter sein werden als in anderen Orten, wo kein Wettkampf herrscht. Ich habe unter den Slowenen häufig bemerkt, daß sie begeisterte Steirer sind. Sie tragen auch ihre grünen Hüte und sind stolz auf die weiß-grüne Fahne. Bei einer stockslowenischen Hochzeit habe ich einmal das Dachsteinlied deutsch singen hören. Alle sangen mit, auch die sonst unsere Sprache nicht gebrauchen konnten. Und ein slowe-

wenn es ein solcher ist, der mehr den Gehalt als die Form behandelt. Der Gehalt von Goethes Faust ist mir ein Evangelium geworden, doch gerade hierin verstehe ich Hauri nicht, daß er dieser Dichtung den christlichen Gedanken abspricht. An Fausts berühmtem Glaubensbekenntnis braucht der Christ nicht ein Jtüpfchen zu ändern; Gott im All, ist das nicht der christliche Allgegenwärtige? Ist die sittliche Idee der wunderbaren Dichtung nicht die christliche? Der marianische Schluß des zweiten Teiles ist ganz auffallend katholisch. Aber das ist alles persönliche Auffassungssache. In mystische Dichtungen pflege ich das hineinzudichten, was ich gern drinnen habe. Darum kann ich zwischen dem Dichter und mir in den wenigsten Fällen einen Dritten brauchen.

Von Graz über Fehring ins Ungarland bis Steinamanger, von dort über Ödenburg, Wiener-Neustadt und den Semmering nach Graz zurück, das ist eine Spazierfahrt von einem halben Tag, von 2 Uhr nachmittags bis Mitternacht. Auch ist es auf dieser ungarischen Strecke möglich, von Graz nach Wien in fünf Stunden zu fahren. Durch Magyarien! Man ist immer wieder erstaunt, der Heimat so nahe ein ganz fremdes Volk zu finden, in dem ich so ratlos dastehe, wie etwa mitten in China. Alles sonst ist wie bei uns, manches sogar besser; so ein ungarisches Landstädtchen, besonders wenn es neuzeit durch die Eisenbahnen emporgekommen, kann an Reinlichkeit, Straßenpflaster, Ordnung u. s. w. mancher großen Stadt zum Vorbild sein. Aber daß man so ganz unverstanden und unverstehend dasteht, das wurmt einen. Richtet man an jemanden eine Frage, so antwortet er: „Ungarisch!“ Das, glaubt man, sei das einzige deutsche Wort, das sie kennen. — Aber ist es denn anders, wenn einer von ihnen zu uns nach Graz kommt? Ja, sie finden bei uns noch viel weniger ein ungarisches Wort, als wir bei ihnen ein deutsches. Denn endlich, sie können Deutsch, die in Steinamanger, die einen so prachtvollen Bahnhof haben. Nicht weniger als sieben Eisenbahnstrecken gehen von dieser Stadt auseinander, nach allen Richtungen hin; das ist ja ganz kosmopolitisch, da ist es nichts mit dem „Nur Ungarisch“. Von Steinamanger hörte ich schon in meiner Kindheit. Damals dachte ich, es läge dort irgendwo auf dem Anger ein großer Stein und es stünden ein paar Hütten dabei. Und nun findet man eine moderne Stadt mit mehr als 24.000 Einwohnern. Sie liegt ganz auf der Ebene, und selbst die sieht man nicht einmal, außer man steigt auf einen der vielen Türme und schaut, wie sie sich dehnt nach allen Himmeln hin. Nur im Nordwesten ist ein blaßblauer Streifen, der wie eine Erhöhung aussieht, aber auch der verschwindet auf der Weiterfahrt. Es ist nicht

auch einmal eins sehe, dem die Ecken abgestoßen sind oder dem gar der Rücken gebrochen ist. Gerade das ist das Auserwählte, das Gelesene, das Geliebte.

Aber das ist eben auch ein Zeichen der heillosen Veräußerlichung unserer Zeit. Viele kaufen nicht Bücher, sie kaufen nur Einbände, und so wie bei den Leuten das Gewand mehr gilt als das Herz, der Ruf mehr als das Werk, so gilt bei Büchern der Einband mehr als der Inhalt.

„Der größte Schädling der klassischen Dichtung ist der Kommentar, der Kommentar der Gelehrten.“ So hörte ich vor kurzem einen Bekannten sagen. Das ist übertrieben. Es gibt Dichtungen, die ohne weiteres nicht verständlich sind. Aber da gehört zur Auslegung ein besonderer Geist. Wenn es dem Dichter schon nicht gelang, die Dichtung verständlich zu machen, wie soll das einem gelingen, der nicht Dichter ist! Oft aber handelt es sich nur um Erklärungen und Erinnerungen. Dann können solche Behelfe nicht einfach genug gehalten sein, sie dürfen sich nicht gelehrt ausbreiten, nicht alles sagen wollen, was der Gelehrte über das Bereich zu sagen weiß. Gelehrte wissen sehr viel, man glaubt es ihnen auch so. Nur das, was strenge zur Dichtung gehört, aber unklar ist oder für den weniger Gebildeten einer Erläuterung bedarf, soll so kurz und einfach als möglich erklärt werden. Die persönliche Meinung eines Gelehrten zu hören, wäre ja gewiß recht nett, aber wenn bei uns zwei Gelehrte über eine Dichtung sprechen, so gibt es zwei Meinungen, und da ist es nicht einzusehen, weshalb der Leser nicht eine dritte haben soll. Ich habe Dichtungen gelesen, die auf mich nur so lange elementar wirkten, als sie mir nicht ganz klar waren. Der Kommentar hat sie aus den Höhen begeisterter Empfindung in das normale Denken niedergezogen. In der Poesie ist das Wissen nicht so viel wert als das Ahnen. Und der Staub aus der Gelehrtenstube ersetzt nicht immer den Schmetterlingstaub, der einer empfundenen, wenn auch nicht immer ganz verstandenen Dichtung anhaftet. Vor kurzem las ich eine Auslegung des „Faust“ von Johannes Hauri (Berlin, Konrad Skopnik), die mich gefördert hat. Sie hat nichts Gelehrtes, es ist ein schlicht menschliches Darlegen und Deuten. Da wird einem vieles klarer und vertrauter. — Goethe scheint nicht geahnt zu haben, daß seine Dichtung in fremde Zeiten hineinwächst, sonst hätte er Dinge, die sich auf enge Verhältnisse jener Tage beziehen, weglassen oder deutlicher sagen müssen. Sympathisch größtenteils ist mir auch Hauris philosophische Auffassung des Faust, die von der vieler anderer Ausleger abweicht. Wer wie ich den Faust seit fünfundvierzig Jahren fast alljährlich liest und doch bei jedem Lesen auf neue Tiefen und Höhen stößt, der greift unbeschadet nach dem Kommentar, besonders

Sobald man irgendeiner Idee ein Weilchen kein Fest gibt, flaut sie ab; die Sache selbst ist den meisten gleichgültig. — Von dem Luxus des täglichen Lebens, von dem dummen Prunk unserer Häuser und Einrichtungen, von der Verschwendung im Sport, von der persönlichen Genußsucht u. s. w. will ich gar nicht reden, man käme zu tief in die Kapuzinerpredigt hinein, und die wäre ganz überflüssig. Reden hilft nichts, dreingeschlagen muß werden, und die Prügel fangen auch schon an. Schon jammert man allerorten über das ungeheure Verschuldetsein und die Unerträglichkeit der Steuern. Und noch immer neue Schulden machen. Kleinere Gemeinden puffen Tausende von Kronen, größere Hunderttausende, Städte borgen sich Millionen und Länder Milliarden. Ich wäre neugierig, wie es dann wird, wenn alles einmal oder gar auf einmal niederkracht. Vielleicht ganz lustig, allen Ernstes, besonders für die, so nichts zu verlieren haben. Aber lustig auch für die, die plötzlich erlöst werden von all den Lasten, Mühsalen, Torheiten und Sünden des Überflusses und dann in einfacheren Verhältnissen wieder echtere Menschen sein können. Leider ist ein solcher allgemeiner Zusammenbruch nicht denkbar. Um so schlimmer für die Bankerotteure, die sich nur dann arm und elend finden, wenn sie sehen, daß andere noch reich sind. Einstweilen wollen wir halt munter Schulden machen, unsere Enkel werden schon bezahlen. Es braucht ja nichts weiter als einen großen Glauben. Der Glaube hat von jeher selig gemacht, in allen Formen. So auch der Glaube an die Zahlungsfähigkeit. Der Kredit. Wenn in unserer glaubenslosen Zeit auch die Gläubiger einmal glaubenslos werden, dann kommt die Umkehr. Möge sie dem Zusammenbruch zuvorkommen.

Noch heute bestritt es mir einer, daß das Schuldenmachen so gefährlich sei. Gefährlich, meinte er, sei nur das Geldherleihen. Es mag schon sein. Sicherer wäre es jedenfalls, dem Geld zu leihen, der gut wirtschaften kann, als einem, der immer Schulden machen muß.

„Es ist eine selbstverständliche Wahrheit, wenn man sagt, daß in der modernen Welt die Tätigkeit der Industrie der Hauptfaktor beim Gedeihen der Nationen ist.“ (Rede in Logansport, 23. September 1902.)

Diesem Worte Roosevelts ist nur ganz bedingt zu glauben. Nur dann, wenn in einem Lande mit der Nahrung alles in Ordnung ist. Erst muß man leben, dann kann man reich werden, wenn das wirklich ein so großes Glück ist. Erst muß man essen, dann kann man arbeiten. Also auch im modernen Staate ist nicht die Industrie die Grundlage, sondern die Landwirtschaft. — Aber! Was früher war, das Essen oder das Arbeiten, ist eine ähnliche Frage wie die, was zuerst gewesen, das Huhn oder das Ei. Jeder Mensch erfährt es an sich,

so selbstverständlich, als wir Steirer glauben, daß auf der Welt Berge stehen. Allergrößtenteils ist die Erdkugel glatt gehobelt. Berge sind eine kostbare Rarität. Nur in den Bergen hat die Erde ein geistvolles Antlitz. Selbst das Meer verliert eine große Schönheit, wenn an seinen Küsten nicht Berge stehen. Flachland, keine Tiefe und keine Höhe, wie soll der nach beiden strebende Mensch das aushalten können! Wie schaute ich nach Bergen aus, als es gen Ödenburg ging. Im fernsten Westen endlich ein winziges graues Zacken, und ein zweites. Sie verlieren sich wieder, bis sie endlich hinter Hügelland schön vergißmeinnichtblau aufsteigen, die Berge bei Neustadt, der Schneeberg, die Rax. Klare Alpenwässer kommen uns wieder entgegen. Wenn der Steirer sonst glaubt, Wiener-Neustadt liege in der Ebene, von Ungarn ziehend sieht er, es liegt in den Alpen. Ich fahre so gern aus, weil das Heimfahren gar so lustig ist. Nach dreistündiger Reise in der Stockfremde begrüßte ich wieder mein Alpenland, als hätte ich es jahrelang nicht mehr gesehen.

Der vor kurzem verstorbene amerikanische Dichter Mark Twain soll ein Vermögen von vier Millionen Dollars hinterlassen haben. Mich wundert es nur, daß dem Humoristen bei einer solchen Kalamität der Humor nicht vergangen ist! Ich setze voraus, daß er durch einen Unglücksfall zu der unsinnigen Last gekommen ist; wenn er sie selbst verschuldet hätte, man könnte kein Mitleid mit dem Dichter haben. Und das Schlimmste ist, daß solche Dinge sich vererben. Wird der Erber auch so wie der Erwerber den Humor haben, die Millionen mit Resignation zu ertragen?

„Wir leben über unsere Kraft!“ so liest man jetzt in den Zeitungen und den modernsten Leuten kommt dieser unmoderne Seufzer über die Lippen. Die Warnungen vor dem übergroßen Luxus, vor der krankhaften Vergnügungssucht unserer Zeit dauern schon seit Jahrzehnten; sie wurden nur verlacht und verspottet und ein Heer von Agenten zieht ununterbrochen durch die Länder, um die Leute zu neuen Luxusdingen zu verführen, ihnen immer neue Bedürfnisse anzuschwatzen. Wenn jener Geographieschüler fragte, weshalb man europäisches Festland sage, so war die Antwort leicht: Weil man in diesen Ländern fast nichts tut als Feste feiern. Jedes größere Werk wird mit einem Feste begonnen und mit einem Feste beschlossen. Jeder Verein feiert seine Feste, jede Wohltätigkeit ihre Feste. Und es ist notwendig zur fortwährenden Aufweckung. Keine Vaterlandsliebe, kein Nationalbewußtsein, keine Kunstfreude, keine Religiosität könnte bei uns bestehen ohne Festlichkeiten. Und doch sind es lauter Feste, die nichts befestigen.

Spitzbub im Nacken saß, übernahm die Aufgabe, dem Bauer das Gebetbüchel zu stibitzen und dafür die gebundenen Spielkarten in die Sonntagsjoppe zu praktizieren. Als nun der Sonntag kam und der Moselbauer in der Kirche nach gewohnter Weise der Gemeinde laut die Litanei aller Heiligen vorbeten wollten, guckten wir Schelme vom Chore herab und sahen, wie der Bauer sein Büchel würdevoll aufmachte und — — In Krämpfen zuckten seine Hände, zuckte sein Gesicht vor Schreck, eilig wollte er das verhexte Büchel in seinen Sack stecken; er traf das Loch nicht, das Büchel fiel zu Boden, dienstbereit hub es der Nachbar auf, sah das Kartenspiel und hob es geöffnet schweigend hoch empor, daß die Versammlung sehen konnte, was der fromme Moselbauer für schöne Heilige hatte. Der Eigentümer riß es ihm aus der Hand, stürzte hinaus und schleuderte das Teufelsspiel über die Kirchhofsmauer in die Büsche hinab. Der Mann wurde dann, so oft er sich in Gesellschaft sehen ließ, tüchtig aufgezogen. Er ließ es sich gefallen und lachte dazu. Und weil der Moselbauer so gemütlich lachte, so vermeinte ich es einmal im Wirtshaus ihm gestehen zu können, daß ich zum Schelmenstück meine Hand im Spiele gehabt. Daß er meine Schlauheit bewundern sollte! Er bewunderte sie auch und zahlte mir noch ein Glas Obstwein für den „Spaß“ und trug mir an, ihn zu nächtiger Stunde nach Hause zu begleiten. Ich tat es mit Stolz. Er hatte einen Haselstecken bei sich und als wir durch das Wäldchen gingen, blieb der Moselbauer stehen und sagte zu mir: „Mei liaba Petrus! Unsa Kortngspiel mitanond is nouh nit gor. Heind spiel i ch aus! Steckn is Trumpf!“ und ließ den Stab drei- oder viermal über meine Abachseite pfeifen. Ich lief davon und dann kam — wie beim Felsen Moses — aus den Augen des Petrus das Wasser.

Ich, der sich einbildet, die persönliche Freiheit sich erbaut zu haben, soweit das menschenmöglich ist, ich bin in einer Beziehung der unfreieste Mensch im ganzen Lande. Diese Ketten, wie sie noch keiner schwerer getragen hat: Das Angekreuzigtsein an die Heimat. In früheren Zeiten konnte ich ihr wenigstens auf Wochen entkommen. Fünf Wochen lang war das Längste damals, als ich, ein junger Mensch, die Reise machte durch Deutschland bis Rügen, von dort über Holland den Rhein aufwärts in die Schweiz und von dort zu Fuß zurück nach Steiermark. Jetzt gelingt die Flucht in die Welt nur noch höchstens auf drei oder vier Tage. Unterwegs, solange sich etwas mit mir bewegt, da geht's: bei der Hinreise dem Ziel der frohen Umkehr zu, auf der Rückreise immer näher der Heimat. An einem fremden Orte aber zu verharren, selbst nur eine Nacht lang, wo kein Schritt der Heimat zu geschieht, da kommt die Qual. Es hat Zeiten gegeben, da im fremden

daß das Essen vor der Arbeit kommt. Damit aber ist nicht gesagt, daß die Nahrungsmittel von selber kommen.

Der König von Bulgarien hat vor kurzem einen österreichischen Journalisten zu sich gelassen, um mit ihm zu plaudern. Im Gange des Gespräches sagte der Journalist: „Wenig Fabriksschlote sehe ich in dem schönen Lande Eurer Majestät —“ Der König antwortete: „Offen gestanden, ich sehne mich nicht nach Fabriksschloten. Die Bulgaren sind ein ackerbautreibendes Volk, arbeiten in der gesunden Natur und sind das einfache Leben gewohnt; sie sind zufrieden so. Ich glaube, daß wir eine größere Industrie recht wohl entbehren können.“

„Ja, lieber Herr“, sagte mir vor kurzem jemand, „wenn Sie schon auf die Nahrung schaffende Tätigkeit alles setzen, warum sind denn Sie nicht Bauer geblieben?“

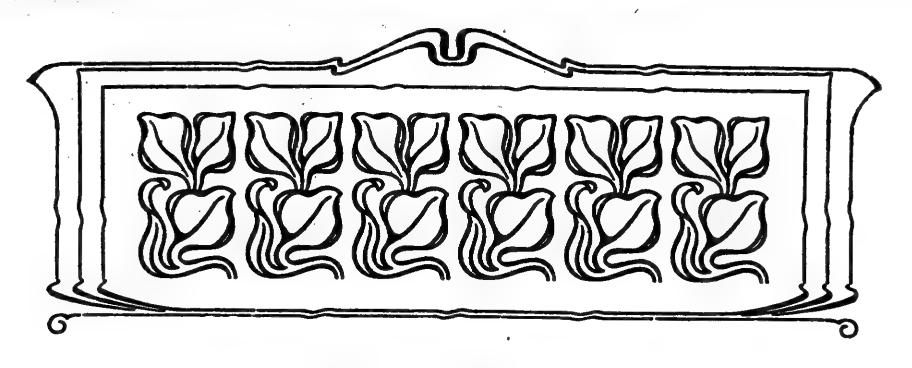
„Nun, das ist so eine eigene Sache. Um aufrichtig zu sein, ich bin nicht Bauer geblieben, weil ich dazu nicht tüchtig genug gewesen.“

„Warum sind Sie denn just Schriftsteller geworden, der weder Brot noch Rock machen kann?“

„Das ist halt wieder so eine eigene Sache. Ich bin Schriftsteller geworden, weil ich zu allem andern unfähig war.“

Das meine ich in allem Ernst. Ich wäre ein verlorener Mensch, wenn der Schöpfer mir an den Fingern nicht die Feder hätte wachsen lassen. Aber die hat sich manchmal gehärmt, daß sie nicht Pflug sein kann. — Andere verlassen freventlich die nährende Scholle, um in Großfabriken Werke zu machen, die sie nachher mit allem Geschrei austrommeln müssen, weil kein natürlicher Bedarf für sie da ist, während die Nahrung an allen Ecken und Enden zu knapp wird.

In meinem Tagebüchel von 1860 findet sich folgende Schrift: „Als Moses in der Wüste mit seinem Stabe auf einen Felsen schlug, da quoll Wasser hervor. — Heute schlug der Moselbauer auf einen Fels (auf griechisch Petrus) und siehe, es quoll Wasser hervor.“ — Hübsch lange mußte ich nun nachdenken, bis mir diese Legende klar wurde. Dann ist es mir wohl eingefallen. — Der Moselbauer war ein passionierter Kartenspieler. Nun stahl ihm eines Abends der zu allem Schabernack aufgelegte Haaswirt in St. Kathrein das Spielkartenbüschel und ließ es beim Buchbinder einbinden, ganz in der Form, wie des Moselbauern kleines Gebetbuch war. Und ich, der Schneiderlehrling, dem auch der



Kleine Laube.

Vom Saumpfad.

Von Otto Promber.

Liebe Erinnerungen an die Jugendzeit muten uns an wie verirrte Glockenklänge, die der schwüle Wind herüberträgt aus einer taufrischen Gegend, wo wir am Morgen weilten.

*

„Er nimmt's nicht übel", heißt es von ihm. Und so wird ihm eben übel mitgespielt.

*

Gib einem Manne ein Weib und einem Weibe einen Spiegel und beide werden sich nicht langweilen.

*

Je schöner die knospende Rose, um so bitterer ihr späteres Entblättern.

*

Mit der Verlobung geht der Vorhang in die Höh' und man sieht ein liebliches Bild: Die Brautzeit. Nach der Verheiratung blickt man auch hinter die Kulissen, wo der Donner gemacht wird.

*

Wie man unschöne Stellen des Körpers durch Kleidung zu verdecken sucht, so verdeckt mancher Mensch seine inneren Blößen und seine geheimsten Sorgen. So kommt es, daß sich jeder zweite Mensch ganz im geheimen für einen besonders geprüften hält!

*

Tadle einen Menschen und er wird sofort wissen, welche Fehler dir eigen sind. Lobe ihn und er weiß sofort, worin du liebenswert bist.

*

Der Hunger läßt noch mancherlei gelten, aber der Übersättigung ist schon gleich alles zum Ekel.

*

Es gibt keine strengere Polizei als die, die von Muhmen, Basen und guten Freundinnen gebildet wird, wenn sich zwei Leutchen heiraten.

*

Zwei hatten eine gleich große und schwere Last zu tragen. Der eine war arg verbittert und fragte sich bei jedem Schritt, wie schwer wohl die Last sei, wie lange er sie schon getragen und wie weit er sie noch werde tragen müssen. Der andere

Lande die Meinen lebten und daheim nichts war als die altgewohnte Landschaft, die mir niemand davontragen konnte. Ich habe die Meinen besucht auf einen oder zwei Tage lang, dann mußte ich zurück. Ich wußte nicht, warum; nichts winkte mir in der Heimat, kein Mensch fragte dort nach mir, während die Liebsten mit allen Mitteln mich bei sich zurückzuhalten suchten. Sie waren mit ihren Mitteln bald zu Ende, die schönsten und liebsten Dinge wurden mir gleichgiltig, ich hatte keine Plauderlust, keine Eßlust, keine Schlaflust mehr, mir war wehe, wo ich saß und stand und ging; ich wurde krank, bis es wieder heimwärts ging. Zu Hause angekommen, war es einsam und öde, ich sehnte mich nach den Meinen, die ich so grundlos verlassen hatte. Welches Herzleid birgt schon die Erinnerung an solche Torheiten allein! Torheiten? Ist denn die Kette des Sklaven eine Torheit? Ein Schicksal ist sie. Wie anders hätte sich mein Leben entwickelt ohne das Heimweh. Denn anderseits — und es ist kaum zu glauben — ist das Plangen nach weiter Welt, nach Wüste und Meer in mir oft gewaltig gewesen. Ein Glück für mich, daß ich zur Zeit nicht die Mittel gehabt habe, ihm nachzugeben, es wäre mein früher Tod gewesen. Hingegen weiß ich nun auch auf der schönen Welt nichts Schöneres, Froheres, als auf einer Heimfahrt das erstemal die blauen Berge wieder zu sehen, und gerade dieser Moment, wo man die Heimat noch in der Ferne hat, ist der seligste der ganzen Heimkehr. In dem Augenblick, da man die Schwelle seines Hauses übersteigt, ist die Alltäglichkeit da und man weiß nicht, weshalb das gewaltige Verlangen gewesen ist nach dieser Stätte, die an sich seelenlos und fremd, wie jede andere Stätte auf Erden ist. Man ist doch sonst nicht allzusehr der Gewohnheit Knecht. Ich vermute, bei mir ist das Heimweh nichts anderes als die Liebe zur Vergangenheit, die ja so groß ist, daß ich sie mit allen ihren Leiden jederzeit wiederholen möchte. Ja, daß ich mir gar keinen andern Himmel wünsche als die Wiederholung meiner Vergangenheit. Und siehe, die Heimat birgt diese geliebten Erinnerungen, sie ist gleichsam das Schatzkästlein alles Glückes, das ich je erfahren. Freilich auch des Unglückes und allerlei Widerwärtigkeiten, während die Fremde mir noch nichts Schlimmes getan hat, nur Gutes erwiesen, nur Schönes gezeigt. — O du vertracktes, o du heiliges, du geliebtes Heimweh, du bist mir ein Schicksal.

Die Erzeugung von Nähnadeln war seinerzeit ein feines Gewerbe, das die größten Anforderungen an die Geschicklichkeit der Finger stellte. Jetzt werden alle Nadeln durch Maschinen erzeugt. Hervorgehoben sei die Stecknadelmaschine, welche fertige Stecknadeln mit Kopf und feiner Spitze herstellt, und zwar in einer Schnelligkeit von beiläufig 200 Stück per Minute. An dem einen Ende wird der Draht in die Maschine eingeführt und am anderen kommt er in Gestalt fertiger Stecknadeln heraus. Und diese fertigen Stecknadeln werden dann von einer noch ingeniöseren Maschine in symmetrischen Reihen ins Papier gesteckt. Auch hier, wie man sieht, bedarf es keiner Hände mehr.

Und so ergeht es überall. In der Tischlerei werden jetzt Maschinen verwendet, die nahezu übermenschliche Fähigkeiten besitzen. Die Papiererzeugung sowie die Buchbinderei als Mittel, die Hände geschickt zu machen, haben in dieser Hinsicht aufgehört zu bestehen. Die Holzschneidekunst und die Kunst des Handgravierens sind ebenfalls im Verschwinden und mit ihnen verlassen Tausende geschulter Künstler allmählich die arbeitende Gesellschaft. Aber nicht nur auf dem Gebiete der feinen Handarbeit als Gewerbe haben die Maschinen ihre verheerende Arbeit getan. Es gibt ja auch Tausende von Maschinen, die an Stelle der menschlichen Muskeln arbeiten. Bei Ausschachtmaschinen und Dampfschaufeln, bei Erdaushebungsmaschinen oder jenen zum Baumfällen, beim Felsenbohrer oder bei dem pneumatischen Nietwerkzeug kommt die Muskelkraft und die Handfertigkeit nicht mehr in Frage. Bewunderungswürdig sind die Maschinen zweifellos, aber die physische Entwicklung der Menschen wird durch sie nicht gefördert.

Wir befinden uns unbedingt auf dem Pfade physischer Dekadenz, und wenngleich Sir Frederick Treves meint, daß diese Erscheinung vielleicht nur vorübergehend sein mag, so ist der Verlust dessen, was wir durch die Vorherrschaft der Maschinen auf so vielen Gebieten eingebüßt haben, doch in einem gewissen Sinne beklagenswert und nicht zu leugnen.

Dieser Betrachtung des „N. W. Tagblattes" wäre die Besorgnis beizufügen, daß bei unserer sitzenden und fahrenden Lebensweise auch die Beine verkümmern werden und der Magen und das Herz. Groß üben wir nur den Magen und die Niere. Was sich da allmählich für eine Wesenheit entwickeln wird?

Eine Übersicht der Bausteine zur Millionensammlung.

Der „Getreue Eckart" hat eine Zusammenstellung der Bausteine nach dem Stande im März d. J. gemacht. Danach haben dem Gebiete nach Bausteine geliefert: Wien 238; Land Niederösterreich 52; Oberösterreich 36; Salzburg 15; Steiermark 126; Kärnten 27; Tirol 26; Vorarlberg 5; Krain 11; Küstenland 1; Böhmen 316; Mähren 84; Schlesien 50; Galizien 1; Buchenland 5; Berlin 17; Bayern 17; Sachsen 23; Württemberg 13; übriges Deutsches Reich 32; übriges Ausland (Ungarn, Kroatien, Schweiz u. s. w.) 5; zusammen 1100 Bausteine. — Davon lieferten einzelne Personen und Familien 562; Körperschaften, Gemeinden, Geldanstalten und Industriegesellschaften 182; Sammlungen, Vereine, Beamte und Fachgruppen 356. — Fast die Hälfte der ganzen Summe von 2,200.000 K haben die Alpenländer mit Wien gespendet; sie zeichneten 1,050.000 K. — Sogenannte ganze Bausteine sind 744 zu vermerken; Sammelbausteine 356.

Seit März ist eine größere Anzahl von Bausteinen dazugekommen. — Der Deutsche Schulverein führt die Sammlung mit großem Erfolge weiter. — Zurzeit beträgt die Gesamtsumme zwei und eine Viertel Millionen.

---

hingegen lächelte ganz für sich. Er zehrte so viel und so Feines von der Schönheit der Tage, da er noch nichts getragen, und glaubte so zuversichtlich an bessere Tage, daß ihm die Schwere seiner Last nur halb zum Bewußtsein kam.

*

Wir versichern so gern, daß es uns ein Vergnügen sei, den und jenen kennen zu lernen. Und doch klingt kaum etwas so bedauernd, als wie: Den hab' ich ja nun gründlich kennen gelernt!

Verlieren wir den Gebrauch der Hände?

Der berühmte englische königliche Chirurg Sir Frederick Treves hat die Zeitschrift „The Nineteenth Century" mit einem äußerst interessanten Artikel bereichert, in welchem er mit besonderem Nachdruck darauf hinweist, daß die Vorherrschaft der Maschine die Dekadenz der menschlichen Rasse herbeiführe. Daß die Menschen im allgemeinen viele ihrer physischen Fähigkeiten nicht mehr in jenem Grade besitzen wie einst in ihrem unkultivierten Zustand, ist eine anerkannte Tatsache, und es läßt sich nicht leugnen, daß der Mensch von heute, wie Sir Frederick Treves bemerkt, in gewisser Hinsicht hinter dem Wilden zurücksteht, der seine Werkzeuge und Waffen selbst mit seinen beiden Händen aus Steinen herstellt. Es kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß der neolithische Mensch weit schärfer sah und hörte und auch leichtfüßiger war als die gegenwärtigen kultivierten Bewohner der Erde. Er hat auch zweifellos eine größere Ausdauer besessen. Und dieser Prozeß der Dekadenz schreitet immer fort.

Die bewunderungswürdige manuelle Geschicklichkeit, die unsere Vorfahren zur höchsten Entfaltungsstufe brachten, geht bei uns, ihren degenerierten Nachkommen, verloren. Wir können nicht umhin, sagt Sir Frederick Treves, einzugestehen, daß die Menschheit in dieser Hinsicht zum mindesten deutliche Zeichen aufweist, die nicht auf Fortschritt hindeuten. Die Schreibmaschine vernichtete die Kunst des Kalligraphierens und die Nähmaschine die des feinen Nähens. Und die einfachen Handwerke verschwinden nach und nach alle, so zum Beispiel das Spinnen und Weben von einst, und mit diesen Handwerken schwindet auch die feine Geschicklichkeit der Hände; sie ist bei Tausenden von Männern und Frauen dieses Jahrhunderts nicht mehr vorhanden. Schon durch das Hantieren mit den Stricknadeln wurden die Hände in Geschicklichkeit geübt; die Strickmaschine hat diese Übung abgeschafft. Der Stickerei ist dasselbe Schicksal zuteil geworden, denn was früher nur durch die geübte, feingeschulte Menschenhand vollbracht wurde, machen jetzt Maschinen. An einer Stickereimaschine sitzend, kann jetzt eine einzige, künstlerisch ganz ungebildete Person 80 bis 140 Nadeln dirigieren, die gleichzeitig arbeiten. Beim Spitzenklöppeln ist es ebenso, und selbst der Schuster, der in seinem Fache dereinst ein Künstler war, hat sich von der Maschine den Rang ablaufen lassen müssen. Der altmodische Handwerker auf diesem Gebiete mag wohl den Verlust der vollendeten Geschicklichkeit, die sein Gewerbe aufwies, beklagen, doch muß es ihn gleichzeitig mit Stolz erfüllen, zu denken, daß es sechzehn Maschinen bedarf, um das herzustellen, was er einst mit seinen beiden Händen vollbrachte. Heutzutage schneidet eine große Presse das Stück für die Sohlen aus und schwere Walzen treten an Stelle des Klopfsteines. Die Ösen werden in einem Tempo von hundert per Minute gemacht, die Knopflöcher werden von der einen Maschine ausgeführt, während die andere die Knöpfe annäht, und die sogenannte Abschlußmaschine heftet sogar, wenn die Schuhe fix und fertig sind, das betreffende Paar mit einem Stich zusammen. Hier also, gleichwie bei der feineren Kunst des Handschuhmachens, kommt die Geschicklichkeit der Hand nicht mehr in Frage.

poesie Hermann Hesses und Ricarda Huchs ist in der „Wartezeit“ symbolisch emporgedeutet, und wenn Ricarda Huch glühend um einen tiefen Zug aus dem Meere des Wissens fleht, so blickt Ginzkey von den Grenzen seines Wissens weiter: „Auf ein Meer voll Abenteuer — Staunt die Seele weit hinaus.“ Aber nicht wie Novalis meistert er eigensinnig und ichstolz die Natur, die zu ihm spricht: „Wie ich mich in dir erfülle, — Sollst du mählich mich begleiten . . .“ Das ist Goethesche Lebens- und Naturauffassung.

Noch einmal muß ich den würdigen Schatten des patrizischen Zürchers beschwören: Die Ballade „Der Künstler“ reicht ganz nahe an die Michelangelogedichte Meyers heran: Der Bildhauer Berrugucte hat den herben Witwenschmerz der Gräfin von Kastilien am Grabmal ihres Gatten in einem Steinbild verewigt und will nun, als die Gräfin zur zweiten Hochzeit rüstet, zürnend das Bildnis zertrümmern; da sinkt ihm jäh die Faust — „Seiner eigenen Seele Trauer — Spiegelt sich in diesem Antlitz. — Ew'ge Treue bis zum Tode — Schwört dies Bild. — Ein Künstlertraum —“ Still weicht Berruguette vom lärmenden Feste: „Auf dem Grabe des Verlassenen — Wacht die Treue meiner Kunst.“ . . . So ist Humor und tiefster Lebensernst in diesem Büchlein zu einer geschmackvollen horazischen satura lanx vereinigt; es klingt in dem anmutigen mathematisch-philosophischen Scherz: „Geometrie“ aus: Punkt, Kreis, Tangente und Kugel sprechen ihr Wesen so reizvoll aus, daß sogar ein Leser, der an die Mathematikstunden der Mittelschule nur mit heiligem Schauder zurückdenkt, daran seine Freude haben kann.

Max Pirker.

Singvögel.

Bäume.

Die Birke.

Wenn des jungen Frühlings Freudensang
Hell und froh die warme Luft erfüllt,
Stehst du, weiße Birke, jung und bang,
In dein duft'ges, grünes Kleid gehüllt.
Wie ein junges Mädchen, das sich schämt,
Seine erste Liebe zu gestehen,
Scheinst du wie von Schüchternheit gelähmt
Süßer Schuld bewußt, vor mir zu steh'n.
Leise streift der linde Wind, und heiß
Küßt dich Sonnenleuchten, und du bist
Die Jugend, die es noch nicht weiß,
Daß das Sehnen in ihr Liebe ist.

Die Pinie.

Stolz den schlanken Stamm erhoben,
Hab' ich, Pinie, dich gesehen
Von des Südens Glut umwoben,
Still und einsam, stolz und schön.
Doch ein herber Zug des Leidens
Webt sich um dein dunkles Kleid,
Wie ein Ahnen künft'gen Scheidens,
Wie ein Drang nach Ewigkeit,
Wie ein trauriges Entsagen,
Wie ein ernster stiller Mann,
Der sein schweres Leid wohl tragen
Aber nie vergessen kann.

Die Zypresse.

Düster, wie in tiefem Leid erstarrt,
Stehst, Zypresse, du, im dunklen Kleid,
Wie ein Träumer, der den Schmerz bewahrt,
Um ein längst vergang'nes Leid.
Menschen kommen, Menschen wieder geh'n,
Glück und tiefe Trauer wechseln ab;
Wo du junges Menschenglück gesehen,
Öffnet sich so oft das stille Grab.
Und nach vielen Jahren langer Zeit,
Wenn die Freude lang den Schmerz vertrat,
Trägst du trauernd um den Toten Leid,
Den die Welt schon längst vergessen hat.

G. B.

Schicksal der Menschheit.

Im Osten
Konnte sie noch Freude kosten.

Im Westen
Gedieh ihr Werk am besten.

Im Norden
Ist sie stark geworden.

Im Süden
Mußte sie ermüden.

R.

Balladen und neue Lieder.

(Von Franz Karl Ginzkey. Leipzig, Staackmann. 1910. Buchschmuck von Alfred Keller, Wien.)

Im Winter hat uns Ginzkey diese Balladen und Lieder im steirischen Rittersaal aus dem Manuskript vorgelesen; jetzt hat die Ostermesse des Büchermarktes uns das schmucke Büchlein gebracht. „Meinem lieben Freund in Mars und Apoll Rudolf Hans Bartsch“ steht als Widmung auf dem Titelblatt. Ein Vergleich dieser beiden verwandten und doch verschiedenen Dichter wäre ein nicht uninteressantes Kapitel für eine Literaturgeschichte der Zukunft. Beide sind keine geborenen Romangestalter, aber der eine ist ein glänzender Novellist, der andere ein Meister der Ballade, des nachdenklichen Sinnspruchs, einer anmutigen Philosophie in lyrischer Form. Und was Ginzkey bei diesem Vergleich ganz für sich allein hat, das ist der Humor, der unserem Bartsch fehlt, ebenso wie er Schnitzler fehlt und so manchem anderen hochbegabten Dichter unserer Tage. Daß Bartsch das Rokoko, das in Mörikes Mozartnovelle noch sonnig lacht und erst auf der letzten Seite ein wenig sentimental wird, sterben läßt, ist charakteristisch. In Ginzkeys Altwiener Balladen („Das Lied vom Kegler Simon Gnu“, „Ballade vom lieben Augustin“) ist der Tod wie im Volklied und in der alten Heldenepik jener Melancholie ganz entkleidet: „Funkelnder Wein und der rechte Humor treibt selbst die Pest und den Tod aus dem Tor.“ Man denkt an die „Bande vom heiligen Leben“ im Ludolf Ursleu; was dort bewußtes Lebensgefühl ist, ist hier unbewußter Volkshumor. Die „Himmelspförtnerin“ nimmt ein von Gottfried Keller bereits behandeltes Legendenmotiv in reizvoller neuer Form wieder auf. Mit Keller und C. F. Meyer teilt Ginzkey die Vorliebe für die Ballade; die Lyrik Ginzkeys ist wie die Meyers etwas zu gedankenbefrachtet, zu wenig unmittelbar: Mosaikarbeit, wie Schönbach die Lyrik Meyers treffend charakterisiert — aber edelste Mosaikarbeit.

Die Balladen enthalten alle Themata volkstümlicher Epik: Der dumme Teufel, der mit Bognermeister Kaspars bösem Eheweib nicht fertig wird und sarkastisch zum guten Meister spricht: „Ich kann dir nicht mehr dienen, behalte Katharinen, dein ist das Himmelreich!“; der Totengräber, der im Rausch das Totenlicht stiehlt und von den empörten Toten getötet wird; man denkt bei der grausigen Schilderung des „wildbewegten Knochenmeeres“ an Bürgers lautmalenden grauenvollen Naturalismus. Und gleich darauf das köstliche „Wurstduell“, wo, ebenso wie im „Schlafenden Wagen“, die anekdotenhafte Gestalt des Prinzen Eugenius um ein paar neue Züge glücklich bereichert wird. Der „Schlafende Wagen“ ist auch in formaler Hinsicht ein Meisterstück: wie der Rhythmus der Verse, ja selbst die Wahl und Anordnung der Reime das Motiv: Schlaf auszudrücken suchte, das muß man genießen. Auch Pater Abraham a Santa Clara, der muntere Pfaffe aus Schwabenland, ist mit einem köstlichen Histörchen vertreten. Und daß der Dichter aus alten Mären die Fäden bis in die Gegenwart zu spinnen weiß, mag die Schlußstrophe des „Basilisk“ zeigen:

„Ihr Bürgersleut' von Wien,
Hört an und laßt euch sagen:
Solch alte Märlein ziehen
Auch noch in unsern Tagen,
Noch spukt, von Finsternis umsponnen,
Manch Dunkles in den Wiener Bronnen.“

In diese heiteren Töne klingt leise und gedämpft ein „nachdenkliches Intermezzo“ hinein, eingeleitet durch „Weg und Ziel“. Wir alle, glaub' ich, könnten, wenn wir nach amerikanischem Muster ein Scrapbook führten, uns den Vers notieren: „Die Flüchtigen und Vielzuvielen, die kranken alle an den Zielen.“ Oder: „Keinem ward vom Leben tief're Kunde als verworrenes Becherläuten.“ An Franz von Assissis monistischen Sonnenhymnus gemahnt das Sonett vom tieferen Leben; die Wolken-

göttliche Gebot. Der Ästhet wendet sich mit Schaudern von den Greueln des Schlachtfeldes ab. Der Finanzmann berechnet uns die negative Bilanz des Krieges und des bewaffneten Friedens. Der Jurist beweist uns, daß Rechtsfragen durch Tötung von hunderttausend Menschen nie eine gerechte Lösung finden. Ihn unterstützt der Geschichtsschreiber, der uns die stetig wachsende Entwicklung des Gerichtswesens zeigt. Der Sozialreformer stolpert bei seinen Plänen über das Hindernis des Nationalismus. Dem Naturforscher bereitet das Gesetz des Kampfes ums Dasein arges Kopfzerbrechen. Der Politiker verlangt fürs Volk die Entscheidung in der wichtigen Frage über Leben und Tod. Die Mütter wollen die Söhne nicht als Kanonenfutter geboren haben. — Ebenso wie die Wege, die zum Pacifismus führen, verschieden sind, ebenso verschieden sind auch die Pläne über die praktische Durchführung. Da will der eine auf der Stelle alle Soldaten entlassen, der andere will wieder Milizen einführen, der Dritte will einen europäischen Kaiser, der Vierte nur einen europäischen Staatenbund. Der Fünfte schwärmt von der Umwandlung der Heere in Arbeiterarmeen, der Sechste meint, daß mit einem obligatorischen Schiedsgericht alles getan sei, der Siebente verspricht sich Hilfe vom lenkbaren Luftballon und meint, daß der Krieg durch den Krieg zu Grunde gehen müsse; der Achte ist wieder für das „laisser faire, laisser aller.“ Da haben wir nicht das Recht, der Jugend ein Allheilmittel vorzuschlagen, sondern nur die Pflicht, sie über den Wert aller vorgeschlagenen Mittel aufzuklären, im übrigen aber die Auswahl dem Geschmack jedes einzelnen zu überlassen. — Wir fragen, was die Jugend von uns will? Sie fordert von uns Wahrheit, indem wir nicht alles Schöne, Gute unserer Nation zuschreiben und das Häßliche den anderen aufladen, sondern Licht und Schatten auf gerechte Weise verteilen. Klarheit, indem sie wissen will, ob der Geschichtslehrer Recht hat, der in der Stunde von 8—9 versichert, daß Gott unser Heer zum Krieg geführt hat, daß wir Gott für die Niedermetzelung so vieler Tausende Dank schuldig sind, oder der Religionslehrer, der in der Stunde von 9—10 das Gebot „Du sollst nicht töten“ als das Grundgesetz aller Moral hinstellt und erzählt, wie Gott den Brudermörder verfluchte. Die Jugend hat noch einen ausgesprochen logischen Sinn; sie begreift nicht so wie wir, daß mit der zunehmenden Zahl das Verbrechen sich in Verdienst umwandelt. „Sie rechnet einfach: Wenn das Töten eines Menschen ein Verbrechen ist, so ist das Töten von tausend Menschen ein tausendfaches Verbrechen.“ Wollen wir auf die Jugend wirken, so tragen wir diesem logischen Sinne Rechnung!“

Excelsior! Ein Bergsteigerleben von Georg Freiherrn v. Ompteda. (Berlin. Egon Fleischel & Co. 1909.)

Dieses Buch mußte in unseren Tagen geschrieben werden und es ist gut geschrieben worden. Wozu den Inhalt verraten? Der Alpenfreund, der Bergfahrer soll es lesen, um die ganze Wahrheit dieser großen Erzählung bewundern zu können. Und die noch nie im Hochgebirge unter Wonnen und Gefahren gewesen, die erst recht möchten sich aus diesem Buche eine ganz neue, dämonisch erhabene Seite des Daseins hervorholen.

Erlebtes und Erlauschtes. Neue Erzählungen von Franz v. Friedberg. (Budweis. Verlagsanstalt „Moldavia.“

Eine beachtenswerte Erscheinung. Der Verfasser ist ein Steirer und, obschon der erzählende Teil gute Sachen bringt, stellen wir doch die volksbeschreibenden Stücke noch höher. Die Geschichten sind einfach und frisch erzählt, die Volksschilderungen enthalten wertvolle Darstellungen, so z. B. das Stück „Vittelzeit und Flittawoucha“, das in oststeirischer Mundart ganz prächtig erzählt ist. An anderer Stelle bringt der „Heimgarten“ die kleine Erzählung von der Krummauer Allee. Es ist recht gut, wenn man dem Volke solche Geschichten immer wieder darbringt; so lange sie nur auf dem Papier stehen, gefallen sie jedem; sie selber zu erleben, das wünschen wir keiner Mutter und keiner Tochter.

Die Raxhexe. Eine Erzählung aus den österreichischen Alpen von Gustav Pawikowski. (Wien. R. Lechner [W. Müller] 1910.)

Eine, wenn auch nicht neuartige, so doch hochpoetische Romantik auf den realen Boden unserer Rax übertragen. In gefälliger Eidform voller Schlichtheit und Anmut anschaulich erzählt. Ein wahrhaft schönes Gedicht zum Preise des berühmten Berges, zur Warnung vor der berüchtigten Rax und — vor anderlei.

Friedrich Spielhagen. Von Dr. Hans Henning. (Leipzig. L. Staackmann.)

Ein umfassendes Werk über den Altmeister des deutschen Romanes hat bisher noch nicht existiert und die Ausgabe eines solchen, nach jahrelangen Vorarbeiten seitens des Verfassers, entspricht einem lebhaft empfundenen Befürfnis. Die Aufnahme dieses Spielhagenbuches dürfte gerade jetzt eine um so allgemeinere und wärmere sein, als sich, wie die Feier des achtzigsten Geburtstages im vorigen Jahr überzeugend dargetan, das Urteil über den berühmten Romandichter allmählich geklärt hat. Viele Tausende erfreuen sich Jahr für Jahr an den unvergänglichen Schöpfungen Friedrich Spielhagens; ihnen, den ungezählten

Ein Mißton.

Ein wonnesamer Sonnentag,
Pfingstfest mit hellem Finkenschlag, —
Quatemberrosen haben rot
Aus dunkelgrünem Busch geloht.
Pfingstnelken blühten süß und sanft,
Und wo der Wiesengrund gedampft
Hat taubenetzt im Sonnenschein,
Da grüßte blau Vergißnichtmein.
Maßliebchen stand in weißer Zier,
Und aus der Saaten Halmgewirr
Da haben, wie der Himmel blaut,
Kornblumen in die Welt geschaut.
Und was sonst alles hat geblüht,
Und Duft, und Wind, das Vogellied,
Der Grille Sang am Ackerrain,
Schien Dank dem lieben Gott zu weih'n.
So friedlich lag das ganze All.
Dort unten, wo das stille Tal
Ein dunkelgrüner Wald bekränzt,
Hat eines Kirchturms Weiß geglänzt.
Dort fing ein sanftes Läuten an,
Das brach sich durch das Luftmeer Bahn,
Das schwang sich auf zur Himmels Höh',
Als suchte es selbst Gottes Näh'.
Ich wußt', nun war die Wandlung dort —
Es glaubte nach des Heilands Wort
Das Volk, daß nah' er selber war
In Brotgestalt auf dem Altar.
Nun lagen sie dort auf den Knien,
Und ich, fühlt' ich durch's Weltall zieh'n
Nicht, was das Pfingstfest uns verheißt?
Stieg nieder nicht der heil'ge Geist?
O Dank für alle Seligkeit, —
O Heil, das uns der Festtag beut, —
Da plötzlich hat ein greller Ton
Zerstört mein Glück gleich rauhem Hohn.
Ein Kälberschrei, es kläfft ein Hund, —
Ein Wagen fährt — auf einem Bund
Von wenig Stroh sind dicht gereiht
Die Tiere, die dem Tod geweiht.
Geknebelt mit den Stricken scharf,
Hilflos, wie sie der Mensch hinwarf,
Der Kopf weit übern Wagenrand,
Wo stützesuchend er sich wand.
Ein Bild des Jammers, „Gott verzeih's" —
Es zog ins Herz mir kalt wie Eis,
Was ich voll Glück just hat geglaubt,
Die Menschenroheit hat's geraubt.

Rosa Fischer.

Lustige Zeitung.

Seine Motivierung. Zimmerwirtin: „Als Sie vor drei Monaten bei mir einzogen, versprachen Sie mir, regelmäßig die Miete zu zahlen, und trotzdem habe ich bis jetzt noch an keinem Zahltag Geld erhalten." — Mieter: „Nun, liebe Frau, darin sehe ich noch immer keine Unregelmäßigkeit."

Der schwierigste Weg. Dame: „Ah, Herr Studiosus, das ist schön von Ihnen, daß Sie, als Kommilitone meines Sohnes, nicht ohne mich zu besuchen, unseren Ort berühren ... Nun, wie geht es meinem Eduard, findet er sich in der großen Stadt zurecht?" — Studiosus: „O, was das anbetrifft, so kennt er sich so ziemlich aus — nur von der Kneipe findet er noch nicht recht heim!"

Günstige Gelegenheit. Dame: „Ich habe mich heute auf eine frisch angestrichene Bank gesetzt, und mein Mann hat mir ein neues Kleid kaufen müssen!" — Freundin: „Wo ist diese Bank?"



Pacifistisches Jugendbuch. Ein Ratgeber für Eltern und Erzieher. Von Arthur Müller. (Wien. Österr. Friedensgesellschaft. 1910.)

Das Wort Weltfriedenswerk ist nicht mehr deutsch genug, so hat man dafür das Wort Pacifismus erfunden. Dieses Buch spricht davon, durch welche Mittel und Wege man der Jugend den Pacifismus beibringen könne. Das Allesgleichmachenwollen ist das Donquixotische an der Friedensidee, die so urgesund wäre, wenn sie nicht von Einseitigkeit und Übertreibung manchmal ins Lächerliche gehetzt würde. Zu diesem Buche sagt Suttner in der Einleitung sehr Vernünftiges: „Zum Pacifismus führen verschiedene Wege. Der gläubige Christ weist uns in der Bibel das

die in die Handlung Verwickelten ihren Weg weiter, bis die feindlichen Kräfte gegeneinander stoßen gleich zusammenschlagenden Flammen. Die Natur, nur scheinbar stumm und blind, führt als Zeugin des Geschehens den Schuldigen der Sühne entgegen. V.

Literaturgeschichtliches aus dem Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig. 1910. Von der ausgezeichneten **Geschichte der deutschen Literatur** von F. Vogt und M. Koch der genannten Verlagsbuchhandlung ist soeben die 3., neubearbeite Auflage erschienen, eine Tatsache, welche am besten für die Vortrefflichkeit dieses zweibändigen schön ausgestatteten Werkes spricht. Der Text dieser Neuauflage berücksichtigt alle neuen Forschungen bis auf die jüngste Zeit, und wie der Verfasser des 2. Bandes Professor Koch auch die allerneueste Literatur einbezogen hat, beweist am besten die Tatsache, daß dieser Band gegen die 2. Auflage (1904) nahezu 100 Seiten Vermehrung aufweist. Auch die große Zahl der vorzüglichen Abbildungen in Farbendruck, Kupferstich, Holzschnitt und die schönen Handschriftenfaksimiles sind in dieser neuen Auflage wieder erheblich vermehrt worden. Ebenso sind die wichtigen Literaturnachweise auf das gründlichste bis zum Druckjahre des Werkes fortgeführt. — In der Reihe: „Meyers Klassikerausgaben" desselben Verlages ist eine schöne, zugleich textkritische Ausgabe von **Mörikes Werken** herausgegeben worden, welche ebenfalls alle Vorzüge dieser Ausgaben aufweist. Die von Harry Maync edierten 3 Bände enthalten die Gedichte, novellistischen, dramatischen und Übersetzungswerke dieses klassischen Dichters aus dem Schwabenlande, dessen trefflich radiertes Porträt den ersten Band ziert, dem auch ein charakteristisches Faksimileblatt von Mörikes Handschrift beigegeben ist. Es muß betont werden, daß der schön gedruckte Text die größte Korrektheit aufweist und auch die Quellenangaben über die ersten Drucke sowie alte Lesarten nicht fehlen. Eine ausführliche Biographie leitet den ersten Band ein. Sowohl für den allgemeinen Leserkreis wie für den Literaturforscher ist diese Ausgabe ganz besonders zu empfehlen. A. Schl.

Lederstrumpferzählungen in der ursprünglichen Form. Von James Fenimore Cooper. Band III: „Der Pfadfinder." (Berlin, Paul Cassierer.)

James Fenimore Cooper, der die Geschichte der nordamerikanischen Kolonisation wie kaum ein zweiter kannte, widmete seine ganze Liebe der roten Rasse, die in den furchtbaren und blutigen Kämpfen langsam zurückgedrängt und aufgerieben wurde. Objektiver und gerechter als seine vom Haß geblendeten weißen Brüder, wußte er wohl die hervorragenden Eigenschaften der Indianer zu schätzen und er sah mit Schmerz und Mitleid diese um ihr Land, um ihre Existenz, um ihre Kultur und Sitten kämpfende Rasse zugrundegehen. Darum gab er dem Helden seines Romanzyklus, der schlichten und ergreifenden Figur des „Lederstrumpf", den er zum Vorkämpfer und Pionnier der nordamerikanischen Kolonisation macht, jenes warme Mitgefühl für die unterdrückte Rasse, das uns diesen Mann so sympathisch macht, und konstatiert ihn zu der brutalen und rohen Grenzbevölkerung, die er in Gestalten wie etwa der des Tom Hutter und des Harry Hurry mit historischer Treue zeichnet.

Clemens Brentano und Edward v. Steinle. Dichtungen und Bilder, herausgegeben von Alexander von Bernus und Alphons M. v. Steinle. Mit dreißig ganzseitigen Bildern. (Kempten, Jos. Kösel.)

Die Herausgeber haben es unternommen, sämtliche Zeichnungen und Bilder von Steinles Hand zu Brentanoschen Dichtungen in einem Buche zusammenzustellen und demselben teils unverkürzt, teils im Auszuge die dazu gehörigen Dichtungen Brentanos beizugeben. Das splendid ausgestattete Buch bringt Reproduktionen Steinlescher Brentanobilder und an unverkürzten Dichtungen Brentanos u. a. das herrliche Gedicht „St. Marina", die köstliche Malernovelle „Die mehreren Wehmüller" und die erste Fassung der „Chronica des fahrenden Schülers" in unverändertem Abdruck, die seither nur in einer Zeitschrift publiziert wurde. Das Buch ist eine aparte Gabe für jeden Freund der Kunst und Literatur.

Büchereinlauf.

Deus Vicit! Kulturhistorischer Roman aus der Römerzeit Aquilejas von Paul Maria Lacroma. (Triest. F. H. Schimpff. 1910.)

Christian Bode. Eine Erzählung aus den deutschen Kolonien in der Wolgasteppe von Ferdinand v. Wahlberg. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1910.)

Abenteuer des Brigadiers Gerard. Von Conan Doyle. Deutsch von Dr. R. Lautenbach und Luise Schröter. 1. Band. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Im Reiche der Töne. Musikalische Erzählungen und anderes von K. M. Klob. (Ulm a. D. Heinrich Kerler.)

Götterdämmerung. Von Richard Geldern. Drei Teile. (Dresden. E. Pierson.)

Opferfeuer. Von Moritz Bartsch. (Breslau. Paul Schimmel. 1909.)

Das Teehaus zu den hundert Stufen. Aus dem Tagebuche eines Schiffsarztes von Richard Spitz. (Wien. Hugo Heller & Komp. 1910.)

Lesern und Bewunderern seiner Werke, wird dieses volkstümlich und anregend geschriebene Buch von Dr. Hans Henning ebenso willkommen sein, wie dem Literarhistoriker, dem hier neue Quellen erschlossen werden. Mit der Wärme des Freundes und der Sachlichkeit des Kenners erzählt der Verfasser in seinem Buche das interessante Leben Spielhagens, charakterisiert den verdienstvollen Dichter und Ästhetiker und sucht endlich die Stellung zu bestimmen, die Friedrich Spielhagen nicht nur wegen seiner dichterischen und kritischen Werke, sondern namentlich auch wegen seiner vorbildlichen Persönlichkeit im geistigen Leben seines Volkes gebührt. Dem Buche sind zwei Porträts und zwei Handschriftproben (die ersten Seiten der Manuskripte zu „Sturmflut" und zu „Freigeboren") beigegeben. V.

Im Verlage von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig erschien soeben die zweite wohlfeile Ausgabe von Professor Dr. W. Ostwalds bekannter **Schule der Chemie.**

In der Tat hat der berühmte Gelehrte, — der erst kürzlich durch Verleihung des Nobelpreises ausgezeichnet wurde — es verstanden, die wichtigsten Lehren der Chemie der Neuzeit in so glänzender, fesselnder, niemals langweiliger Weise darzustellen und seine Darlegungen der Verständnismöglichkeit weitester Kreise anzupassen.. V.

Meyers Reisehandbücher. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1910.)

Aus dieser anerkannt vortrefflich brauchbaren Sammlung ist soeben: „Das Mittelmeer und seine Küstenstädte" in vierter, sehr vermehrter und erweiterter Auflage erschienen. Das hier schon in früherer Auflage gewürdigte Handbuch wurde nun noch durch die Beigabe eines neuen Kapitels über Kadix und Sevilla vermehrt. Die bis auf die neueste Zeit vervollständigten Karten und Pläne weisen die auch in dieser Beziehung musterhafte Ausführung der Verlagshandlung auf. — Dasselbe gilt auch von dem eben in achter Auflage erschienenen Reisehandbuche: „Riviera, Südfrankreich, Korsika, Algerien und Tunis", welche Auflage auf Grund ausgedehnter Reisen neu bearbeitet wurde und das besonders dem immer reichlicher an der Riviera sich zusammenfindenden und nach Nizza ziehenden Reisenden von großem Nutzen sein wird. Auch dieses Handbuch ist im Texte und in den Karten- und Planbeilagen ganz besonders erweitert.
A. Schl.

Eine Touristenkarte für Steiermark. Nach langem Suchen habe ich endlich eine Touristenkarte gefunden, die mir entspricht, es ist die Ravensteinische Touristen- und Schutzhüttenkarte von der Schweiz, von Tirol und von den Ostalpen. Unter den letzteren interessiert uns vor allem Steiermark in zwei Blatt. Diese Karten sind natürlich weitaus kleiner als die sogenannte Generalstabskarte, die schon ihrer Anlage nach für touristische Zwecke völlig versagt, abgesehen von den vielen Unrichtigkeiten, die manches schon lange nicht mehr verbesserte Blatt enthält. Diese Ravensteinische Karte ist in einer außerordentlich gefälligen Manier gezeichnet, hat für das Auge eine äußerst angenehme Farbe und ist besonders sehr übersichtlich, die verschiedenen Höhengrade auseinanderhaltend. Höhenunterschiede in sieben Graden, Höhenziffern, Bäche, Flüsse, Seen, Eisenbahnen, Straßen, Wege, Fußsteige, Pässe, Touristenhütten, Einzelhöfe, Ortschaften, Grenzen u. s. w. alles klar; dazu die Bodenbeschaffenheit, die Wiesen und Almen, die Täler, Karste und Felsen verzeichnet. Fehlerlos sind diese Karten ja freilich auch nicht, uns besticht vor allem das Topographische, so deutlich es der Maßstab gestattet. Schon mit dem Finger auf dieser Gebirgskarte zu reisen ist ein Vergnügen; jedenfalls sieht man das Land lichter und deutlicher unter sich liegen, als blickte man aus einem Luftschiff darauf nieder. Der Maßstab der Ostalpenkarte ist 1 : 500.000 und 1 : 200.500. Herausgegeben hat diese Karten der Deutsch-österreichischische Alpenverein, was nebst der Verläßlichkeit des Autors eine sichere Garantie ist. Wir in unseren halbvergessenen Landen müssen wirklich froh sein, endlich einmal eine gute und schöne Touristenkarte zu besitzen. Die Blätter sind stets auf glatte Schutzleinwand gezogen und das Format taschenbequem. Eine gute Karte macht das Wandern noch einmal so genußreich. Jeder, der von diesen Karten bisher nichts gewußt hat und nun nach ihnen greift, wird sich freuen.

Das Auge des Schlafenden. Von Georg von der Gabelentz. Ein Roman aus den Bergen. (Leipzig. L. Staackmann.)

Dem Thema liegen folgende Gedanken zugrunde: Eng miteinander verbunden sind Natur und Mensch. Es senken sich Wurzeln von jedem einzelnen hinab in den Boden, auf dem er emporwächst; man sieht ihr geheimes Wirken an der ganzen Art der von ihnen gebildeten Menschen, und oft ist es, als schafften dämonische Kräfte, die im Meer, in Wäldern, auf Eisbergen weben, am Schicksale derer, die unter ihnen wohnen. Und häufiger vielleicht als anderswo findet man in abgelegenen Tälern des Gebirges, daß die Leidenschaften mit der Gewalt der Lawine Gehege von Sitte und Gesetz umwerfen. Der vorliegende Roman schildert nun, wie im Herzen einer jungen Frau die sündige Liebe emporwächst, während zugleich in der Brust des Mannes der Keim des Verdachtes gesät wird. Die Dämonen der Berge sind am Werk. Wie die fallende Schneeflocke die Lawine in Bewegung setzt, so gehen



Drei Augen.

Ein Roman aus unserer Zeit von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Milliardär Pick aus Chicago.

So waren Jahr um Jahr vergangen. Doktor Hans Schmied war so weise geworden, daß sich in seinem Leben nichts Auffallendes mehr ereignete. Alles Auffallende ist ja doch nichts als eine Entgleisung, verursacht durch irgendeine Torheit. Der Weise verlebt seine Tage in Gleichmaß und Ruhe. Immer weniger schaut er aus in die wirbelnde Menschheit, und wenn er's doch einmal tut, so mit verächtlichem Lächeln. Seit Hans so viel mit Toten verkehrte, waren ihm die Lebenden wurstig geworden. Die Toten sind liebenswürdiger. Fürs erste hatten sie seine bürgerliche Stellung befestigt und seinen kleinen Haushalt geordnet. Er konnte sogar dem Hofrat die sieben Hundert schicken, wobei er sich wie ein gewaltiger Rächer seiner Ehre vorkam. Fürs zweite war den Toten alles recht. Wie still dankbar waren sie, wenn er ihr Totsein endgültig bestätigte und einen Paß ausstellte, der keinen k. k. Stempel mehr braucht und doch ewige Gültigkeit hat.

Zumeist besuchte er die Toten in ihren Salons, den Leichenhallen, oft auch in den Privathäusern, wo sie gestorben waren und unter den

Der Rebell. Eine geschichtliche Tragödie von F. Albrecht. (Leipzig. Xenienverlag.)

Der Fähnrich von Aspern. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen von Emil Maria Steininger. (Wien. Verlag des Verfassers.)

Die Schöpfung. Dichtung von Richard Ludloff. (Dresden. E. Pierson.)

Sämtliche Dichtungen Percy Bysshe Shelley. In Einzelübertragungen herausgegeben von Georg Hellmuth Neuendorff. I. Bändchen: „Alastor." (Dresden. E. Pierson.)

Auf und in der Erde. Gedichte von Otto Sieker. (Dresden. E. Pierson.)

Schnieglöckla. Gedicht in Glatzer Mundart nebst Anhang, enthaltend einige hochdeutsche poetische Versuche von Robert Karger. (Mittelwalde. A. Watzel.)

Walther von der Vogelweide. Eine Gabe für das deutsche Haus von Const. Heisterbergk. (Dresden. E. Pierson. 1910.)

Evangelium der Freiheit. Von Anton Hartmann. (Leipzig. Theosophische Zentralbuchhandlung.)

Des „Freimütigen": **Populär-wissenschaftliche Schriften** zur Belehrung und Unterhaltung des Volkes. (Wien. Verlag des „Freimütigen".)

Antoios. Von Arthur Trebitsch. (Wien. Wilhelm Braunmüller. 1910.)

Was will Johannes Müller? Ein Wort zur Würdigung von Dr. F. Rittelmeyer. (München. Oskar Beck. 1910.)

Die deutschen Personennamen. Von Alfred Bähnisch. (Leipzig. B. G. Teubner. 1910.)

Praktische Kunsterziehung. Neue Bahnen im Aufsatzunterricht von Paul Reiff. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Finessen vom Leben, Lieben und Lachen. Von Horst Schröttler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Was ein kleines Mädchen wissen muß. Von Frau Dr. Mary Wood-Allen. Deutsche Ausgabe von Stadtschulinspektor Dr. Paul v. Gizycki. (Berlin. Johann Witt. 1909.)

Meine Reise durchs Leben. Eine Selbstbiographie von Julius F. v. Hessinghausen, gen. Schreiber. (Dresden. E. Pierson.)

Gänge durch Jammer und Not und einiges andere. Weckruf an das deutsche Herz und Gewissen von Arnulf Lieber (Bielefeld). (Heilbronn. Eugen Salzer.)

Eine Akademie echt deutschen Lebens. Die Geschichte einer Gründung, mitgeteilt von E. Percy Collins. (Stuttgart. A. Bonz & Komp.)

Vom Urquell. Bilder und Gestalten aus dem alten Testament (in Gedichten) von Florentine Gebhardt. Mit Federzeichnungen von Margarete Gebhardt. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Die Schule der Physik. Für das Selbststudium verfaßt von Dr. Arthur v. Oettingen. Mit über 450 Abbildungen und einer Spektraltafel. (Braunschweig. Friedrich Vieweg & Sohn.)

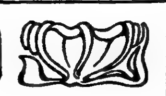
Kleine Beschäftigungsbücher für Kinderstube und Kindergarten. Von Dröscher. I. Das Kind im Hause. Von Lili Dröscher. II. Was schenkt die Natur dem Kinde. III. Kinderspiel und Spielzeug. IV. Geschenke von Kinderhand. V. Allerlei Papierarbeiten. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Romantischer Kalender. Von Günther Reuschler. (Berlin. Boll & Pickardt.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



H. H., Mürzzuschlag. Die Nummer der Leipziger ‚Illustrierten Zeitung': „Wintersport in Österreich" ist schon im vorigen Dezember erschienen. Sie werden gut tun, dieselbe nicht zu übersehen, sie ist reich und prächtig ausgestattet, mit entzückenden Winterbildern auch aus Steiermark, und wird auch im nächsten Winter nicht veraltet sein. Sie finden in dieser Nummer auch „Gamsls Rodellied".

J. U., Wien. Anzengrubers Bauernkomödie „Jungferngift" ist eine der witzigsten Arbeiten des Dichters, voll Anzengruberscher Schlager, aber kraß verfehlt in der Charakterzeichnung. In diesem Werke ist ihm über das Possenhafte und sexuell Anspielerische die Mission des Dichters abhanden gekommen.

* Alle den Verlag des „Heimgarten" betreffenden Zuschriften sind zu senden an die Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz. Alle Adressen an die Redaktion des „Heimgarten" sind den Sommer über zu richten an „die Redaktion des ‚Heimgarten'" in Krieglach, Steiermark. Dorthin auch alle Privatadressen an Dr. Peter Rosegger.

(Geschlossen am 14. Mai 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Mörk. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Milliardäre vorgestellt hatte, und der Portier hielt ihn zuerst für den Quartiermacher. Er reiste ganz allein. In einem offenen Einspänner kam er angefahren unter einem groben Lodenmantel, dessen Kapuze über das Haupt gestülpt war, denn es regnete. Dann, entschält, stand ein kleines, rührsames Herrchen da, in grauer Pumphose, grauen Wollstrümpfen und derben Bundschuhen. Er hatte ein glattes, rotes Gesicht, kurzgeschnittenes grauendes Haar und eine Glatze. Als Gepäck hatte er einen großen ledernen Rucksack, den er im Wagen umgeschnallt gehabt und den er auch jetzt nicht von der Achsel nahm, obschon drei Zimmerjungen danach fahndeten. — Eben! So sind diese Herren da drüben. Amerikanischer Spleen! — Er sei der Pick aus Chicago. — Dabei fiel das Hotelpersonal um, denn es war das angekündigte Geldungeheuer. Es sah fast menschlich aus, munter, barsch, nicht unfreundlich. Wie ein flüchtiger Reisender oder Tourist verlangte er ein kleines, ruhiges Zimmer. Der Hotelier hatte im ersten Stock Appartements bereitgehalten, aber er sagte jetzt nichts davon, weil er auf einmal nicht sicher war, ob er den richtigen Mann vor sich hatte. „Pick aus Chicago", auch der Meldezettel wußte nicht mehr. Unter diesen Leuten da drüben gibt es ja die unglaublichsten Sonderlinge. Er ging zu Fuß aus, er speiste im großen Restaurant, er genoß so ordinäre Atzungen, daß die Kellner allmählich anhuben, ihn kühl zu stellen. Pick schien weder die Aufmerksamkeiten noch die Vernachlässigungen zu bemerken, sondern blieb immer gleich kurz, barsch und munter.

Natürlich hatte er von der Affäre gehört, die sich kurze Zeit vorher in demselben Hotel zugetragen, und auch von dem schlechten Totenbeschauer und guten Detektiv, welcher dieser Sache wegen brotlos geworden war. Den Mann möchte er kennen lernen. — Der Hotelier suchte im Adreßkalender den Doktor Hans Schmied. — Doch bei sich war dieser jetzt nie zu Hause, in einem Kaffeehause wurde er gefunden und wurde ihm auch mitgeteilt, der amerikanische Milliardär wünsche ihn zu sprechen. — Einen Augenblick erwog Hans, ob der Mister Pick nicht ebenso nahe zu ihm hätte als er zu Mister Pick, erinnerte sich aber daran, was man einem Milliardär an Respekt schuldig ist, und ging ins Hotel. — Es plauderte sich nicht schlecht mit ihm; er sprach zuerst Deutsch und Englisch durcheinander und dann nur Deutsch. Und wie gut! Sie rauchten miteinander Zigarren, die den kaum verwöhnten Doktor nicht gerade exotisch anmuteten.

Plötzlich sagte Mister Pick: „Herr Doktor Schmied, Sie interessieren mich. Sie sind Mediziner und haben keine Patienten, sind Leicheninspektor und haben keine Toten, sind ein heller Kopf und finden den Weg nicht. Ich habe einiges Vermögen und den nötigen Spleen dazu. Acht Monate dauert bei uns drüben der Arbeitstag, vier Monate der

Lebenden wie Fremdkörper lagen. Manchmal in Hotels, wo sich etwa zwei geliebt und dann erschossen hatten. Vor solchen Toten hatte Hans seine besondere Hochachtung und erblickte in ihnen den Gipfel der Weisheit. Es tat ihm immer leid, wenn sie statt des einen gemeinsamen Sarges zwei Särge bekamen, um die ewig Vermählten von Tisch und Bett zu trennen.

Nun muß etwas angeführt werden, das nicht gerade in das Schicksal unseres Doktors Hans Schmied eingriff, doch aber die Ursache eines wieder ganz unvorgesehenen Wandels geworden ist.

Leichte und lockere Gesellen werden zum Spiel der Winde, und wo andere auf ruhiger Bahn behäbig dahinschreiten ein Leben lang, flattern sie bei jeder Wetterwendung ins Weite und Ungewisse. Unsern Hans Schmied den Großen kennen wir darauf hin, daß er keiner der Wurzelfesten ist. Gehört es doch zu seinen Weisheiten, die Gelegenheit zu ergreifen, keck zuzulangen, wo sich Neues bietet, und dasselbe wieder fallen zu lassen, wo sich noch Neueres bietet. So werden wir uns nicht groß wundern dürfen über das, was jetzt fast merkwürdig in sein Leben fällt und seiner einzigen Beständigkeit, das Bäberl zu suchen, einen ungeahnten Lauf gibt.

Da hatte Hans das Mißgeschick, daß er die Leiche eines im Hotel plötzlich verstorbenen Fremden als „eines natürlichen Todes verstorben" angab, und stellte es sich nachher heraus, daß eine Arsenikvergiftung vorlag. Er wollte sich damit rechtfertigen, daß auch die Arsenikvergiftung eine sehr natürliche Todesursache sei, aber die Behörde fand es noch natürlicher, einen solchen Totenbeschauer abzudanken. Die Vergiftung verübt zu haben, stand der Diener des Verstorbenen in Verdacht, und da fiel dem abgedankten Totenbeschauer eine List ein, denselben zu versuchen. Hans ging in das Hotel, ließ sich den Diener, der von dem Verdacht nichts ahnte, vorstellen, um ihm einen kostbaren Ring zu zeigen, der an der Hand des Toten gefunden worden sei. Der Diener erkannte ihn sofort als den Ring seines Herrn und wollte das Kleinod gleich in Empfang nehmen, um es der Familie des Verstorbenen zu überbringen. Da wurde der Mann arretiert, denn er hatte gelogen; sein verstorbener Herr hatte an seiner Hand nie diesen Ring getragen, den Hans in einem Talmigeschäft erstanden. Vom Gericht in hundert Widersprüche gelockt, wurde er als Mörder seines Herrn überwiesen. Für Hans jedoch blieb die Totenbeschaustelle verloren; hingegen lud ihn die Polizei ein — Detektiv zu werden. Dazu aber verspürte Doktor Hans Schmied wenig Lust. So war er wieder einmal brotlos. Und um diese Zeit erschien der Milliardär aus Amerika.

Der war in jenem Hotel, wo mittlerweile der Mord geschehen, schon angesagt, mit Spannung erwartet — und eines Tages kam er gefahren. Doch der Mann sah um ein Erkleckliches anders aus, als man sich

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Gebirgswanderung mit dem Amerikaner.

Dem Hans war schier unheimlich, wie auf einmal sich der Himmel auftun und einen so liebenswürdigen Zufall herabfallen lassen kann. Nun war die Stadt hinter ihm, diese widerliche Stadt, in der ihm weder Glück noch Stern geworden, in der er einer Dekadenz zugesunken war, die manchmal schon ans Idiotische grenzte. In der Stadt mißlang ihm alles, in der Stadt mißverstand er jeden und doch konnte er des Vorurteils nicht loswerden, daß man nur in der Stadt vorwärts kommen, in der Stadt die wahre Bildung erlangen, in der Stadt die feinsten Genüsse finden könne. Mitten in der Stadt lebend, ob in der Dachkammer oder im Salon, hatte er sehr deutlich die verhängnisvolle Ausdünstung der Millionen gespürt, die wie ein weiches Gift sich niederlegte und Leib und Geist verseuchte. Kaum aus der Stadt fort, hub sie ihm wieder an zu locken und zu glitzern, daß er es verstand, wie so viele Menschen jetzt ihre Heimat, ihre Gesundheit, ihre Freiheit aufgeben können, um in der Stadt zu sein, in Armut und Anschauen und Entbehrung dessen, was die Reichen da genießen. Es muß doch auch eine Freude sein, andere genießen zu sehen, was man selbst nicht haben kann. Oder ist der Neid so wohltuend? Das eine — so ungereimt es ist — scheint wahr zu sein: daß die Freiheit selbst des Armen in der engen Stadt größer ist als auf dem weiten Lande. Auf dem Lande wird er von jedem beobachtet und bevormundet, in der Stadt kann er tun, was er will. Freilich auch verkommen und verderben, kein Mensch kümmert sich drum.

Übrigens empfand es Hans nicht als sehr erbaulich, daß er nun mit einem einzigen Menschen in den Einsamkeiten der Alpen wochenlang sollte wandern müssen. Er war gewohnt, bei Leuten zu sein. Obschon er sich mit Bekannten und Kollegen nicht sonderlich gut vertrug, bei ihnen sein wollte er doch bisweilen. Als allein zu sein, war ihm selbst in der Menge wohler, wo man sich verliert. Man verliert sich ja gern, wenn man sich innerlich nicht leiden mag, wenn man mit sich selbst nicht harmoniert, wenn man immer in Streit ist mit sich, oder wenn einem der eigene Kerl langweilig wird. In der Menge lebt sich's bequemer, da ist man Durchschnittstier, gedankenloses, zutäppisches, vom Fluidum der Vielheit angenehm betäubtes Durchschnittstier ohne seelische Konflikte. Es war dem Doktor völlig neu, zu hören, als der Amerikaner einmal sagte: „Am liebsten würde ich, wie in früheren Jahren, allein wandern, wenn den etwas vorgeschrittenen Jahren zu trauen wäre. Auch der Amerikaner will manchmal Aristokrat sein, und das ist man nur mit sich allein. In der Lebensführung wie in der Gesinnung. Der

Feiertag. Diesen teile ich wieder ab: drei Monate zum Genuß und einen Monat zur Selbsterziehung. Da will ich wieder 'mal arm sein und so leben wie in der Jugend, da ich Handelskommis war, dann das Schlosserhandwerk gelernt habe und als Schlossergeselle gereist bin. Das wiederhole ich gern und es erhält mich jung. Dies Jahr eine Fußreise in euren Alpen. Aber dem Wandersmann fehlt ein Kamerad. — Gestatten Sie eine Frage, Herr Doktor Schmied. Sind Sie ehrlich? Stehlen Sie nicht?"

„Prinzipiell nicht. Einem armen Mädel habe ich die Ehre gestohlen — aber das war unversehens."

„Meine Ehre kann mir niemand entwenden", sagte Mister Pick, „sie liegt hinter festem Schloß und Riegel. Bei mir würde auch sonst wenig zu holen sein. Mein Geld in kleinen Beträgen schickt mir mein Bankier in Städte nach, die ich berühre."

„Der meine schickt mir auch in die Städte nichts."

„Wollen Sie mein Leibarzt werden? Mein Reisegenosse und Leibarzt? Ich kann mich nicht mehr ganz auf meinen Adam verlassen."

„Was bezahlen Sie?"

„Prächtig, Herr Doktor, daß Sie so fragen. Sonst tut ihr Europäer anfangs immer so vornehm-bescheiden und schließlich ist euch alles zu wenig. — Zehn Gulden des Tages und die Verpflegung."

„Viel ist es nicht, aber mir genügt's."

„Ärztliches Honorar obendrein. Nach chinesischem Muster. Für den Tag ein Dukaten — wenn ich gesund bleibe. Wenn ich krank werde — nichts."

„Gut, Mister Pick; ich hoffe, auf der Reise jeden Tag meinen Dukaten zu erhalten."

„Sind Sie sonst tugendhaft?"

„Nicht der Rede wert."

„Ist mir auch gleich. Nur reine Wäsche müssen Sie mir tragen."

Dann war's abgemacht. Wie frische Seeluft wehte es dem Hans in die Seele, als der Amerikaner das Geschäft so knapp, offen und egoistisch entwickelte und abschloß.

Als es abgeschlossen war, gab es sofort eine Meinungsverschiedenheit. Wohin soll die Reise gehen? Der Amerikaner dachte an die südlichen Kalkgebirge, Doktor Schmied war für's Urgebirge der Zentralalpen. Mister Pick zog aus der Tasche einen kleinen Würfel in Elfenbein mit schwarzen Augen.

„Wir losen, Doktor Schmied. Wer mehr hat, bestimmt die Tour."

Er warf. Der Würfel fiel klappernd auf den Tisch. Malheur! Das glatte Feld. Kein einziges Auge!

Doktor Schmied warf. — Drei Augen!

Zwei Tage später wanderten sie dem Urgebirge zu.

mein Herr Doktor Schmied! Das ist's ja auch, weshalb es mich immer in die Alpen zieht, wenn ich Mensch sein und mich einmal auffrischen will. — Wenn Sie Tag für Tag Ihren Dukaten bekommen, so bedanken Sie sich nur ja recht schön bei diesen Bergen, bei diesem Wasser und bei dieser Luft. Und freilich auch bei diesem Pick, der gerade noch klug genug ist, um solche Naturgaben richtig auszunützen."

Dachte Hans: Der spricht auch von Natur. Und wie anders ist das als beim Professor Weißband.

Dann schwante es ihm manchmal auf Augenblicke, als sei er mit seinem bisherigen Weltausdenken auf dem Holzwege gewesen, und einmal entfuhr ihm, während sie auf einem Steine saßen und ins Weite schauten, das Wort: „Mister, manchmal kommt sich einer dumm vor."

Sagte der Amerikaner: „Wenn der Dumme noch so klug ist, seine Dummheit einzugestehen, kann er leicht in den Geruch eines Weisen kommen."

Zum Teiche einer Holzsäge waren sie gekommen. Die Sonne schien heiß auf die staubige Straße. Mister Pick zog seine Kleider aus, alle, und ging in den Teich hinein. Das tat auch Hans. Und ausgerechnet zu dieser halben Stunde kam eine Wallfahrerschar von etlichen Männern und vielen Weibern des Weges. Sie sangen ein schönes geistliches Lied, zuckten aber jählings ab, weil es ihnen die Stimme verschlagen hatte im Anblicke der wilden falben Tiere, die im Wasser plätscherten und deren in solcher Zutraulichkeit noch keiner und keine der Wallfahrer je ansichtig geworden war. Ein blasses Weib fiel anfangs in Ohnmacht vor Schreck, dann warf es die Joppe weg und wollte in den Teich.

„Sehen Sie", sagte Mister Pick zum Kameraden, „so kommt es, wenn's die Leute nicht gewohnt sind."

Indessen fanden sie es tunlich, so lange im Wasser zu bleiben, bis der Zug vorüber war. Dann setzte der Amerikaner seine Betrachtung fort: „Bei euch gibt es immer noch zu viele Prüderei und zu wenig echte Schamhaftigkeit. Das wäre Sache der Ärzte."

„Wo sollen denn die Ärzte Schamhaftigkeit hernehmen?" mußte Hans entgegnen, sich an manches erinnernd, was ein Mediziner durchzumachen hat! „Immer Natur, Natur!"

„Natur ist Tugend. Nur dessen hat man sich zu schämen, was wider die Natur ist."

„Wie? Dann müßten nur die schlimmsten Sünder schamhaft sein."

„Doktor, da haben Sie recht."

Eines der wenigen Gespräche, bei denen Mister Pick nachgab. Er war vergnügt über den weisen Reisebegleiter, dem er jeden Abend den Dukaten ausbezahlte mit der trockenen Miene des genauen Kassiers.

Endlich nahten sie sich den felsigen Hochbergen, die sie schon seit Tagen in blauender Ferne ragen gesehen im Hintergrunde der Täler.

einsame Mensch ist vornehm. Sobald er in die Menge kommt, wird er leicht Plebejer. Die Vielheit macht gemein."

„Und die Zweiheit?" bemerkte der Doktor.

„— wäre das beste. Ein zweiter genügt dem einen völlig, um seinen Geselligkeitstrieb, seine Liebe und seinen Haß auszuleben."

Ein ganz wunderlicher Kumpan, dachte Hans. Wird sich's mit ihm auskommen lassen? Man sollte wohl doch täglich Gelegenheit haben, aus der Menge sich seinen Zweiten wählen zu können. Und nicht gebunden sein an einen Sonderling. In solcher Gebundenheit fremdeten ihn die Berge.

Auf den letzten Höhen des Treßwaldes, wo man noch einmal zurücksieht auf das überdunstete Häusermeer, da die Menge wirbelt, schwang Hans seinen grünen Hut: „Auf Wiedersehen!"

Und nun konnte man die beiden fürbaß wandern sehen, jeder mit dem Mantel und dem Bergstock und mit dem Rucksack. So schritten sie behäbig durch die wiesigen Täler und über die Höhen. Wälder von Kiefern und Buchen hin und hin. Anfangs hatte Hans die Sachen des älteren Herrn tragen wollen. Da sprach Mister Pick: „Es ist Ihnen ja doch lieber, wenn Sie wenig zu schleppen haben. Wir leisten jeder das Seine. Und wer näher dem Haustor steht, der trete zuerst hinein, und wenn einer niest, so soll den der Teufel holen, der Helfgott sagt. Auch wenn man nicht niest, soll Gott helfen, und ihr da herüben habt oft unglaublich dumme Sitten!"

Wo ein Landhotel stand und unweit ein Bauernwirtshaus, wählte der Milliardär allemal zur Einkehr das letztere. Zum Glück war Hans der Kost nicht ungewohnt und nicht der Strohbetten mit den rupfenkratzenden Leintüchern, aber anders gedacht hatte er es sich doch, das Reisen mit dem „vermögenden Mister Pick aus Chicago". Der war wie ein, wenn auch etwas ältlicher, Handwerksbursch, und es war noch ein Wunder, daß er an Schmieden und Schlosserwerkstätten nicht „das Handwerk grüßte".

„O du verwaschener Uraff' aus Europa!" sagte Mister Pick eines Abends, als Hans über die Frugalität murren wollte, „was täte euch jedem jährlich einmal ein Monat Naturleben not! Die Bäder und Kurorte sollen bei euch alles ausmachen. Das sind Raffinements und nichts anderes. Natur leben müßt ihr, wie ein Bauer arbeiten, wie ein Jäger essen, wie ein Hirte schlafen, wie ein Bursche wandern, wie ein Kind spielen, wie ein Mensch leiden und wie ein Tier lieben. Wenn ihr das nicht tut, so werdet ihr schon im nächsten Jahrhundert begraben."

Als Hans einmal seine Verwunderung laut machte, daß Mister Pick nicht bloß so gut deutsch sprechen, sondern auch so deutsch denken konnte, denn ungefähr so dächten auch die Klügsten in deutschen Landen, da antwortete er: „Das macht mein deutsches Blut. Ich bin auch ein Deutscher,

Wissenschaft erreicht, zu seinem größten Schaden, doch er muß die Absicht der Natur ausführen, und ginge er auch daran zugrunde. Ich vermute sogar, daß die seelenlose Natur so boshaft ist, das Menschengeschlecht mit ihren Gaben so reichlich zu überfüttern, bis es erstickt. Die Mineralien, die der Mensch, durch Wissenschaft gefunden, mit Lebensgefahr tief aus der Erde gräbt, bekommen ihm sicher nicht so gut als das Brot, das an der Scholle Oberfläche wächst. Wir greifen gierig zu: Fabriken, Rauch, Staub, Arbeiterkrieg, Geldhunger und Geldgewinn, Verlotterung, Verwelkung. Diese vertrackte Naturwissenschaft hat uns bislang jene Weisheit vorenthalten, die uns zeigen soll, wie man mit den gewonnenen Reichtümern ein schönes, zufriedenes Leben führt. An seiner dummen Gier soll der Mensch verkommen, so scheint es, will's die Natur, die ihr durch die Wissenschaft besiegt zu haben glaubt."

Auf solche Bemerkungen wurde Doktor Schmied manchmal ein wenig nachdenklich.

Einmal war es so, daß zwischen an beiden Seiten sich senkrecht hinziehenden Felswänden ein handebenes Tal lag mit dunklem Fichtenwald. Und mitten durch ging das weiße Kiessträßlein. Dort, wo dieses mit einem Knie an die Wand stieß, sahen unsere Wanderer in den Felsen eine weiße viereckige Marmorplatte eingesetzt, auf der in großen Goldbuchstaben zu lesen stand:

„Zum Andenken an den großen Gönner Ulrich Spatzenmeier, geboren am 31. Juli 1863.

Die Gemeinde Sandofen."

Der Amerikaner stand davor und sagte: „Was soll das wieder heißen? Der Kerl scheint ja noch zu leben. Hat denn die Gemeinde Sandofen ein so schwaches Gedächtnis, daß sie schon jetzt ein Merkbrett braucht, um der Wohltaten ihres Gönners nicht zu vergessen? — In eurem schönen Lande, lieber Doktor Hans Schmied, grassiert die Denkmalpest. Tafeln, Steine, Statuen für jeden Schuster, der irgendeiner Armenanstalt einige Paar Schuhe gewidmet aus dem Leder des heiligen Krispinus."

„Warum übertreiben Sie immer, Herr?" fragte der Doktor. „Denkmale stiften wir nur solchen Persönlichkeiten, die was Großes geleistet haben."

„Warum diesen? Gerade solche sind nicht darauf angewiesen, für sie sprechen ja eben die großen Taten. Vielleicht ist es so, daß gerade ein Zeitalter, welches Bangen hat, von seinen Taten könnte etwa nicht viel auf die Zukunft übergehen, mit Denkmälern sich den Enkeln bemerkbar machen will."

„Erlauben Sie, wenn unser Zeitalter nichts leistet!"

Nun sie an ihrem Fuße standen, schienen sie wohl steil und schründig, doch nicht höher zu sein als die Waldberge. Aber als sie vor dem Raakogel standen und die wildzackige Bergwelt im Halbrund vor sich liegen hatten, da merkten sie, wie hoch sie waren, und Hans mußte immer wieder ausrufen: „Herrlich! Wunderbar! Ach, das ist eine Pracht!“

„Was heißt das: Herrlich, wunderbar?“ verwies Mister Pick. „Das ist auch so eine sentimentale Unsitte, dieses Geschrei, wenn man etwas schön findet. Was haben Sie davon, wenn Sie so schreien? Ist damit der Charakter der Dinge auch nur im entferntesten ausgedrückt?“

„Der Charakter der Dinge nicht, aber meine Stimmung.“

„Ebensowenig. Stimmung läßt sich in Worten nicht mitteilen. Wer sie hat, der hat sie, der andere kriegt sie nicht, wenn sie nicht in ihm selbst entsteht. Am wenigsten durch Geschrei. Seien Sie doch still und lassen Sie mich ruhig anschauen.“

— Egoisten! Die wollen alles für sich allein haben und können es sich gar nicht vorstellen, wie einer das Glück, das in ihm ist, auch anderen mitteilen möchte. — Es ist wahrscheinlich, daß Hans so gedacht hat. Begeisterungsausrufe hat er nicht mehr getan, auf der ganzen Reise nicht.

Hingegen wollte er zeigen, daß er zur Natur auch noch ein anderes Verhältnis habe als das sentimentale. In die Gegend eines Bergwerkes waren sie gekommen, wo man Magnesit gewann. Eine Arbeiterstadt war entstanden im engen Gebirgsgraben und hoch darüber war eine Drahtseilbahn gespannt von einer Bergkante zur anderen, an welcher fortwährend und langsam die mit Magnesit gefüllten Körbe dahinglitten einer stundenweit entfernten Eisenbahnstation zu.

„Das hätte man noch vor zwanzig Jahren nicht für möglich gehalten“, sagte Doktor Schmied, „daß man in den Lüften eine Eisenbahn haben kann. Und jetzt ist auch schon das Luftschiff in Sicht. So unterjocht der menschliche Geist die Natur, und die Wissenschaft besiegt die Welt.“

„Machen Sie nicht solche Phrasen, Doktor Schmied“, entgegnete ihm der Amerikaner. „Woher habt ihr denn eure Wissenschaften? In keinem Menschen, selbst im genialsten nicht, kann eine größere Weisheit und Kraft entstehen, als in der Natur überhaupt vorhanden ist. Im Gegenteil, die äußere, wie ihr sagt, unbeseelte Natur hat noch ungeheure Vorräte von Weisheit aufgespeichert, von denen der Mensch keine Ahnung hat. Diese Natur gibt dem Menschen davon, was sie will, auf daß er damit als Knecht für sie arbeite, um *ihre* Zwecke auszuführen, nicht die seinen. Oft ist das, was der Mensch mit der

gerötet, ihre Bewegungen waren hastig und unnatürlich. Hans empfand mit Behagen, daß — wie sie sich auch verstellte — jetzt ihr ganzes Fühlen und Denken nur er war. Ob es Liebe oder Ingrimm, das vermochte er nicht zu unterscheiden. Sie war halb touristisch gekleidet und ihr Aussehen war vorteilhafter als in früheren Zeiten. Während sie dort am Herrentisch vornehm tafelten, saß Hans in dienender Stellung neben einem Knauser und kaute an seinem Grießschmarren. Das Mahl jedoch, das drüben den Herrschaften aufgetragen wurde, war so fein, daß es vorbereitet sein mußte; in einer Touristenhütte pflegt man sonst solcherlei nicht zu finden. Einzelne Gänge rochen so köstlich herüber zum Ofen, daß Hans sich nicht mehr länger zu bändigen wußte, sondern vom Wirt leise ein halbes Poulard verlangte.

„Bedaure, mein Herr!“ antwortete der Wirt, „Poulard ist nicht da.“ So laut sagte er es, daß sie es drüben hörten.

Nicht lange, so kam der Hofrat mit einem hübsch gefüllten Teller sehr artig auf den Zehenspitzen zum Ofentisch herüber: „Wenn wir aufwarten dürfen, Herr Doktor! Es ist ein noch ganz schmackhaftes Stück.“

Dieser Situation war er nicht gewachsen, der gute Hans. Das Blut schoß ihm zu Kopf. „Danke!“ stammelte er, erhob sich und ging rasch zur Tür hinaus. Draußen — die dunklen Wuchten der nächtlichen Berge waren Zeugen, wie er sich die Faust an die Stirn stieß und mehrmals „Verflucht! Verflucht!“ knurrte. Der Amerikaner fragte nachher, ob ihm schlecht geworden sei. Er hatte von der Demütigung, die der Kamerad an seiner Seite erfahren, nichts verstanden, für Hans der einzige Trost in seiner Zerschmetterung.

Am nächsten Morgen, als unsere Wanderer aufgestanden, war die Hofratsfamilie mit ihrem Führer bereits abgezogen. Hans erkundigte sich nach der Richtung, die sie genommen, um mit seinem Mister Pick — die entgegengesetzte einzuschlagen.

Noch an demselben Tage redete der Doktor über die Laune des Zufalls. Da sagte der Amerikaner: „Der Zufall ist nicht Laune; jeder Zufall, auch der kleinste, ist Naturnotwendigkeit nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung.“

„So wäre der Mensch ein Spiel des Zufalls?“

„Der Zufall kann mit ihm spielen und er kann mit dem Zufall spielen. Es kommt darauf an, wer die stärkeren Ursachen hat. Haben Zufälle den Menschen stark gemacht, so meistert er Zufälle, sonst unterliegt er ihnen.“ — Ahnte es Mister Pick, welch ein wahres Wort er über das Lebensgeschick seines Reisegenossen gesprochen hatte? Der starke Mensch trägt sein Geschick in sich selbst, der schwache in den kleinen, täglichen Zufällen — als ein planloser Blütenflug in den Lüften.

„Sehr viel. Wird auch alles zu brauchen sein für die Wohlfahrt der Zukunft? Lebt das Werk, so ist das Denkmal überflüssig, ist es tot, so verdient es keines. — Doch lassen wir den Sandofnern ihren Spatzenmeier.“

Sie marschierten weiter.

An einem der nächsten Tage kamen sie ziemlich ermüdet in der Breitnockhütte an. Das ist ein Touristenhaus, und da wollten sie sich gut sein lassen. Es war Sonntag, an dem auch der Amerikaner um Lebensgenuß ein wenig mit sich handeln ließ. Nun aber konnte ihnen der Wirt nur ein Lager im Dachgeschoß zusagen, die zwei guten Zimmer wären vergeben an eine Herrschaft, die eine Stunde zuvor angekommen. Für diese Herrschaft war im Gastzimmer auch der mit Zirmholz hübsch vertäfelte Erker hergerichtet. Dort stand ein wohlbedeckter Tisch mit feinen Linnen, neusilbernem Eßzeug, geschliffenen Gläsern. Inmitten eine Vase mit Alpenblumen. Eine Rundbrennerlampe hatte der Wirt — da es schon dunkelte — hingestellt, in deren Schein sich alles noch feiner und vornehmer ausnahm. Dem Doktor Hans wurde ganz leckerig zumute.

Unsere Touristen hatten sich zum Ofentisch gesetzt und einen Grießschmarren mit Milch geben lassen. Hans war ein klein wenig gespannt auf die Herrschaft, die bald zum Souper erscheinen mußte. Und sie erschien. Zuerst kam im Touristenanzug Hofrat Weißband herein. Ihm folgte seine Tochter Malcha am Arm ihres Gemahls, des Herrn Bankrates Liebkindl.

Hansens Beine wußten es fast besser, was hier zu geschehen habe, als er selbst. Rasch spannten sie sich, um aufzustehen. Er hielt sie nieder und blieb sitzen. Die Eintretenden grüßten und unsere Touristen am Ofen dankten so gelassen und kühl, wie es zwischen Fremden Sitte ist. Als der Hofrat näher hinsah und seinen ehemaligen Schüler, Freund und dann Schwiegersohn in spe erkannte, tat er gegen ihn noch ein freundliches Kopfnicken und eine kollegial grüßende Handbewegung. Der Hofrat, den sie damals, vor länger als zehn Jahren, in der Almhütte den „alten Herrn“ genannt — jetzt erst war er ein alter Herr. Den Kopf vorgeneigt, ein klein bißchen fiebernd, die wenigen Haare schneeweiß. Sonst noch aufrecht, und wohl gerötet das klein gewordene Gesicht. — Nun setzten die Herrschaften sich an ihren Tisch und kehrten sich nicht weiter nach den beiden Gästen, die außer ihnen anwesend waren. Liebkindl hatte auch einen Gruß herübergeschickt, seine Frau tat, als habe sie den verflossenen Bräutigam gar nicht bemerkt, sie stellte sich sehr unbefangen. Wie sehr sie aber befangen war, zeigte sie durch ihre lebhafte Teilnahme am Gespräch und daß sie mit ihrem Manne sogar ein wenig scherzte. Ihr sonst so blasses Gesicht war ganz

Da fuhr Hans auf: „Ja, warum wollen die Herren denn alle reich sein? möcht' ich wissen!"

Mister Pick stutzte ein wenig, dann aber entgegnete er gelassen: „Warum? — Darum!"

Das war auch eine Antwort, gültig für so lange, bis ihm eine bessere einfiel oder bis er die bessere sagen wollte. — Einstweilen trank er Wasser, mehr aus Weisheit denn aus Durst, wie seiner etwas schlaffen Miene anzusehen war. Dann sprach er: „Doktor Schmied! Was Sie vorhin berührt haben, das wäre eine klassische Preisfrage. Nur ein bißchen sachlicher stilisiert. Wenn Sie fragen, warum die Herren reich sein wollen, so antworten Ihnen die meisten: Weil der Besitz ein Vergnügen ist. Weil man einmal sorglos leben will. Weil man genießen will. Weil man den Nachkommen eine wirtschaftliche Existenz gründen will. Weil man eine Macht haben will, um sie zu rechter Zeit auszunützen. Weil man die Gewähr haben will, sich nicht weiter plagen zu müssen. Weil man unabhängig sein will. — Bei solchen Antworten lernt man aber nichts. Stellen wir vielmehr die Frage so: Warum, wenn Sie reich sind, wollen Sie immer noch reicher sein? Warum haben Sie nie genug?"

„Und diese Frage, Mister Pick, richte ich jetzt an Sie. Es gefallen Ihnen die Alpen, die Berge der deutschen Heimat. Warum bleiben Sie denn nicht da? Warum genießen Sie nicht den beständigen Feiertag, wozu Sie nach dem gewiß arbeitsamen Leben doch ein Recht haben? Warum gehen Sie hin und wieder hin, um den Reichtum, der Ihnen weiter nichts mehr sein kann, zu vermehren und sich dabei zu Tode zu arbeiten?"

Hierauf antwortete Mister Pick: „Ich bin also ein sehr reicher Mann, sagen wir ein Milliardär, wie sie da drüben nach Meinung der Europäer wie die Pilze wachsen. Nehmen wir an, ich habe Vermögen gesammelt, um unabhängig zu werden, und bin gerade dieses Vermögens Knecht geworden, gezwungen, mein Leben lang zu frohnen, zu sorgen für etwas, das mir weiter nichts mehr geben und sein kann. Warum? Eine Menge Gründe, Freund! Der Reichtum kann ein Wettsport sein, andere darin zu übertreffen. Geld, früher das Mittel zum Genuß, ist der Zweck geworden, Selbstzweck; das Geld als Geld macht mir, nehmen wir an, größeres Vergnügen, als alle anderen Genüsse zusammen. Ich genieße also. Ferner hat mich der Reichtum in eine Zwangslage versetzt, ihn ehrenhalber zu erhalten, seiner Natur gemäß zu vermehren. Sonst bin ich ein Stümper. Ferner darf ich das weitläufige Getriebe nicht stehen lassen, es nicht auseinanderreißen, ohne Tausende von Arbeitern brotlos zu machen. Und so weiter. Ich will es aber kürzer machen. Reichtum ist eine Machtfrage wie jede

Einmal nach einem beschwerlichen Tagmarsche fanden unsere zwei Touristen in den fremden Bergen des Abends keine Herberge und sie mußten in einer Heuscheune übernachten. Harte Schwarzbrotrinden, vertrockneten Schafkäse und eine klare Quelle dazu, sonst hatten sie nichts. Als sie im frischen Heu lagen, das fast über ihre Körper zusammenquoll und mit seinem Dufte sie berauschte, wurde plötzlich auch Mister Pick von lyrischer Stimmung erfaßt. „Ist so ein Naturbett nicht köstlicher als alle Eiderdunen der Welt? Königlich, würdet ihr sagen in Europa. Millionärisch! sagen wir in Amerika. Grundfalsch. Wann liegt ein vollgefressener Millionär so gut in seinem Kissen als unsereiner nach hartem Tagewerk auf solch einem Heu! Nach Trüffelpasteten, Hummern, Schnepfennestern, Austern und wer weiß was sonst noch! Sie haben keine Ahnung, Doktor Schmied, was so ein Millionär alles zusammenfressen muß. In jeder Beziehung, in jeder! Nicht aus Genußsucht, Gott bewahre! Aus Pflicht. Gesellschaftlicher Zwang, Geschäftsnotwendigkeit. Sie würden es ja doch nicht begreifen, wenn ich alles beschreiben wollte, wie so ein armer Reicher leben muß, wie er sich unter Langweile und Ekel vergnügen muß, bis er halb tot ist. Nicht jeder kann solch eine Wildkur machen und bei manchem Ganzkaputen schlägt sie nicht mehr an.“

Hans wollte auf diesen Ausbruch eine bescheidene Frage tun, fand aber, daß es Zeit zum Schlafen war.

Am nächsten Tage waren sie nach Trifensee gekommen, wo Mister Pick auf der Post Geld behob. Aber diesmal blieb der Dukaten aus. Heftiges Kopfweh hatte den Amerikaner geplagt und geduldig litt Hans die Strafe dafür, weil er nicht bedacht, daß frisches Heulager Kopfweh macht. Allzuviel Natur!

Am andern Tage stiegen sie aus dem wasserreichen Engtal von Trifensee wieder bergan. Mittags waren sie in einem Alpenhotel, das mitten im Nebel stand, mit allerlei guten Dingen versehen war, aber bei dem trüben Wetter keine Gäste hatte. Hier, hoffte Hans, würden sie sich einmal gründlich atzen nach den schmalen und kurzen Diners der nächsten Vergangenheit. Mister Pick war auch der Meinung, man müsse sich endlich einmal tapfer nähren. Er bestellte einen Topf Milch, Griesklöße mit Rauchfleisch, gesäuertes Kraut und eine Flasche frischen Wassers dazu. Hans trank Rotwein. Und wie sie so eigentlich doch recht vergnüglich beisammensaßen am weißgedeckten Tisch in der Glasveranda, die Aussicht auf ein paar äsende Ziegen, die im Nebel gerade manchmal noch verschwommen zu sehen waren, gedachte Hans seine bescheidene Frage zu tun, die er in der Scheuer aus Gesundheitsrücksichten unterdrückt hatte. Er wartete nur, bis der Milliardär wieder anfing, über den Fluch des Reichtums zu philosophieren. Der Amerikaner tat's recht bald wieder.

Gemsen mögen es nicht fressen. Aber es ist Sitte, sein Leben zu wagen für das Edelweiß."

„Weil es so selten ist", antwortete Hans. „Euer amerikanisches Gold wäre auch nicht so wertvoll, wenn es nicht selten wäre und mit jährlich zahllosen Menschenleben erkauft werden müßte."

„Aber euer Edelweiß wäre nicht einmal selten, wenn es nicht immer von den Toren ausgerottet würde. Nun, die infizierten Kranken klettern da oben umher und das Volk weint vor süßer Wehmut, wenn so einer gestürzt ist. Ach, man kann euch nicht mehr verstehen, ihr Urbewohner der alten Welt."

Nun brach Hans los: „Ja, weshalb, zum Satan, kommen Sie denn immer zu uns herüber, wenn bei uns alles so unbegreiflich dumm ist. Bleiben Sie doch drüben auf Ihrer Dollarinsel und lassen Sie uns zufrieden!"

Mister Pick klopfte ihm auf die Achsel: „Well, junger Mann, so gefallen Sie mir. Man muß sagen, was man sich denkt. Ihr Rat ist nicht bloß ehrlich, sondern auch weise, und ich werde ihn bald befolgen. Man kommt herüber, um sich mit euch zu ärgern, und geht wieder hinüber, um euch lieb zu haben — aus der Ferne. Ihr seid ja doch nichts anderes als ungezogene Kinder. Und wie ihr nicht bloß mit den Fremden über der Grenze schmollt, weil sie so dreist sind, zu existieren, so schmollt ihr auch untereinander. Das habe ich jetzt in eurer Hauptstadt wieder beobachten können. Der Arbeiter haßt den Bürger, der Bürger macht sich lustig über den Bauern, der Bauer scheut sich vor dem Aristokraten und dieser verachtet alle zusammen. Der Arbeiter und der Arbeitgeber dürften bei euch nicht an einem Tische zusammen sitzen, das wäre eine Schmach. Für den einen wie für den andern. Dabei kriechen sie einander doch gelegentlich an, weil einer ohne den andern nicht leben kann. Das sind sehr faule Sachen, Herr Doktor Schmied!"

„Wo Sie selbst ein Europäer, ein geborener Deutscher sind! Aber der amerikanische Größenwahn hat Ihnen den Kopf verrückt — verzeihen Sie, Mister Pick."

„O, sehr gern, Sie haben ja recht. Bei uns drüben ist schon auch nicht alles, wie es sein soll. Mit manchem versöhnt man sich nur, wenn man es mit europäischen Zuständen vergleicht. Schon deshalb müssen wir euch bisweilen anschauen kommen. Anderseits, junger Herr, sage ich es zu Ihrem Troste, daß Europa und besonders das deutsche Land unschätzbare Vorzüge hat, die wir drüben nicht haben und nie haben werden. Ihr seid unsere vergangene Kindheit, so wie besonders Oberdeutschland meine Kindheit ist, meine harte, reine, liebe Kindheit, die ich in diesen Bergen gerne suche und teilweise wiederfinde. Ihr

andere. Was der Staat politisch ist, das ist der Besitz wirtschaftlich; er muß sich erhalten und sichern, er muß seine Macht erweitern. Der Besitz ist eine Organisation, eine Wesenheit für sich, ein Staat im Staate; der Besitzer kommt kaum noch anders in Betracht, als daß er der Verweser der Macht, des Vermögens ist, dessen Vorhandensein doch schließlich der menschlichen Gemeinsamkeit zugute kommt."

„Sie wollen sagen, Mister Pick, daß der Reiche nur ein Wirtschaftsbeamter der Menschheit ist, ein Kassier, dessen Aufgabe und Ehre darin besteht, das Vermögen zu verwalten und zu vergrößern."

„Sie haben mich ungefähr verstanden, Doktor Schmied. Sie sehen, daß der sogenannte Reiche nicht nach Belieben aus der Kasse nehmen darf zu seinem oder der Seinen besonderen Genuß. Dieser Abbruch ist nicht leicht, mein Herr, und zu diesem müßte ich mich eben erziehen."

„Nur dürfte die Erziehung nicht so weit gehen, daß unter halbrohen Griesklößen, verschimmelten Brotrinden und ranzigen Schafkäsen die Gesundheit leidet."

„Herr Doktor Schmied, wenn ich meiner Gesundheit schade, so habe das ich zu büßen!"

„Sie, Mister Pick, und ein anderer."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Auf Pfaden der Weisheit.

Wie war die Gegend anders geworden! Kein Kiefernwald mehr; nur Fichten und Lärchen, die überall und überall, wo das Gestein ein Handbreit Platz ließ, in wilder Strammheit aufstanden. Keine stillen Bächlein mehr zwischen gelben Dotterblumen und himmelblauen Vergißmeinnichten; lauter rasende Wässer, Stürze von den Höhen herab, in weißen Gischten brodelnd zwischen Steinblöcken hin. An den Hängen lorbeergrüne Alpenrosensträucher mit rostfarbig gewordenen Blütenresten, jung auflugende Gentianen, dünnstielige Steinnelken. Dann die blutroten Zäpfchen der Kohlröslein und der gelbwuchernde Speik. All diese Pflanzen und Blumen hatte Hans verachtet und nur nach einer ausgespäht, die nicht da war. Von einem Hirten erzählte man, der erst vor kurzem beim Edelweißpflücken sich totgefallen hatte. Das erinnerte Hans an diesen kleinen winkenden Seestern der Alpen, an diese feinhaarige Sirene der Berge, an das Edelweiß. Als Knabe schon war ihm das Edelweiß merkwürdig, weil Blut daran hing. Und dann mehrmals in Lebensgefahr wagte er sich, wie sonst für keinen Menschen, für das silberweiße, wolligzarte, kleine Edelweiß.

„Das ist echt europäische Sentimentalität", sagte Mister Pick da einmal. „Eine Infektionskrankheit der Älpler. Edelweiß ist weder schön zu sehen noch gut zu riechen, noch irgendwie zu brauchen. Sogar die

Kuppe des Urgebirges aus das erstemal lag vor ihnen die unübersehbare Wildnis des Hochgebirges da. Ein totes, zackiges Grau und Weiß wüst verworren durcheinander. Wie starre Trümmer einer zerschlagenen Welt. Ein scharfer Wind fegte Sandkörner vom Boden auf und schleuderte sie den Bergsteigern ins Gesicht. Und die konnten das ungeheure Bild nicht lassen. Schneefelder, Eisfelder, zersprungen und durchlöchert, und standen hin und hin graue Wände auf, Kegel, senkrechte Türme, schief ragende Felshörner. Aber alles noch meilenfern, denn dazwischen lag ein tiefgesenkter Paß, ein Hochtal mit Wald, Almen, Hüttengruppen, einem dünnen, weißen Sträßlein und einem breithin ruhenden See.

Der Amerikaner wendete nicht das Auge von dieser großen Natur, aber er sagte kein Wort. — Er wird an diesem Berg und Tal Hausse und Baisse versinnlicht sehen, dachte die Bosheit aus dem Unterschatt.

Auf einmal fragte Mister Pick und hob den Finger: „Die schlanke Zacke dort hinten oben, das dürfte wohl der höchste Punkt sein?"

„Das ist der Lanzstein", sagte Hans. „Wir werden ihn näher kennen lernen. Ich halte es hier nicht mehr länger aus." Die Krempen der an Sturmbändern befestigten Hüte wurden locker gerissen, die Mäntel knatterten im Winde.

„Nur ausfegen lassen! Nur ausfegen lassen!" rief lachend der Amerikaner. Hans sprang in weiten Sätzen über das Geschütte talwärts.

Denselben Abend verbrachten sie in einem Blockhause bei Holzhauern. Das Mahl fand Mister Pick durchaus erzieherisch. Hans versuchte das erstemal rohen Speck auf Brot. Dann wurde auf dem Herde, der mitten im Raume stand, das Kochgerüst entfernt, das Feuer ausgelöscht und nun war auf diesem Herde das Bett bereit für die fremden Herren. Ein anderes hatten die Holzhauer nicht, die ringsum an den schwarzen Wänden schnarchten. Die Spanlunte hatte noch eine Weile gequalmt, dann noch geglost; endlich war das letzte Glutfünkchen losgesprungen und man war, wo man sein wollte, wohin man in der Dunkelheit wachend sich versetzte oder schlafend träumte. Man sah nur nach innen.

Nach Mitternacht begann eine Unruhe. Als die beiden Touristen erwachten, waren im roten Schein der Spanlunte etliche halb bekleidete Männer beisammen um einen jungen Menschen. Auf dem Fußboden eine Blutlache. Schon am Abend war dem Hans der Junge mit den fahlen Hohlwangen aufgefallen, jetzt hörte er: Blutbrechen! „Schon s zweitemal, schon s zweitemal!" jammerte einer der Holzknechte.

„Lassen Sie mich hinzu, ich bin Arzt!"

habt ja keine Ahnung davon, wie sehr wir dieses alte Europa lieben. — Nein, Torheit", unterbrach er sich und fächelte mit der flachen Hand vor seinen Augen herum, als ob er Mücken vertreiben wollte. Beinahe war er sentimental geworden, er ärgerte sich.

Hans sah wohl die Gelegenheit, dem kecken Yankee jetzt noch einiges zu versetzen, es juckte ihn sehr, aber er schwieg, er wollte den Mister Pick nicht obendrein noch reizen. Sonst bekommt er eine Gallenergießung ins Blut und meine Dukaten sind futsch! — Es war ohnehin ein Schandgeld, diese Tageslöhnung, für einen Milliardär. Aber der Kerl hat seine Philosophie, wenn er nichts auslassen will, er darf es der gemeinsamen Kasse nicht entziehen — aus sozialen Gründen. Er muß ja gewissenhafter Verweser sein!

„Sie denken sich jetzt wieder was, Herr Doktor Schmied. Und sind zu höflich, es zu sagen. Man kann ja alles sagen, alles — nur in der richtigen Form."

Jetzt war Hans der Hofmeisterei aber satt. Er sagte bloß so: „Um die richtige Form bin ich diesmal nicht verlegen, Mister Pick, Sie sind ein Schundian."

Der Bezeichnete mußte hell auflachen. „Mir scheint, die Honorierung ist Ihnen zu gering. Ja, Freund, warum sagen Sie denn nicht, wie viel Sie haben wollen? Hätten Sie nicht gesagt, daß Ihnen zehn genügen, so würde ich's Ihnen gleich damals verdoppelt haben. Nichts schwerer, als mit einem Deutschen Geschäfte zu machen. Von heute an bekommen Sie das Doppelte an Taggehalt. Genügt Ihnen das, Herr Doktor?"

„Machen Sie dreißig für den Tag."

„Würde Ihnen das genügen?"

„Es wären allerdings auch vierzig nicht zu viel, wenn jetzt der schwierige Marsch kommt über das Hochgebirge. Damit Sie nicht sagen, der Deutsche wäre kein Geschäftsmann."

„Nein, mein Doktor, geschäftsmännisch ist das nicht, wie Sie es machen. Aber — ach was, ich will es nicht sagen, was es ist. Sie würden mir daraufhin wahrscheinlich davonlaufen."

„Dann sagen Sie es lieber nicht, Mister Pick. Es wäre mir unangenehm, wenn ich davonlaufen müßte. Je mehr Sie mir vermeinen, je besser für mich. Aber ich begleite Sie um jeden Preis. Nicht, weil ich jetzt ein brotloser armer Teufel bin, als vielmehr, weil Sie mir gefallen."

„Und Sie mir, Doktor Schmied."

Zwei oder drei solche Konflikte zwischen den beiden Hemisphären wurden auf ähnliche Weise geschlichtet.

Nun aber nahten Tage, da sie ihre Lungen zu anderem Dienste brauchten, als zum Plaudern und zum Zanken. Von einer sandigen

geist und gebärdete sich wie der heilige Aloisius — geschlechtlich gemeint. Später soll er mit seiner Wirtschafterin ein Kind gehabt haben. Ich habe ihn seither nicht wieder gesehen. In eine Strafseelsorge soll er versetzt worden sein."

„Strafseelsorge, wie verstehe ich das?"

„Irgendwo ein elender Ort, wo es noch einige arme, einfältige Leute gibt, die einen Geistlichen brauchen. Zumeist nur um ein weniges besser als Kerkerhaft, in Sachen des Sichsatteſſens sogar schlechter. Schade. War ein herzensguter Kerl. Aber so weit kommt es mit der Unwahrheit. Ich habe ihm's oft genug gesagt."

„Ist er nicht wahrhaftig gewesen?"

„Persönlich im höchsten Grade. Ich meine nur, weil er einen Beruf gewählt hat, in dem man die Leute anlügen muß. Anlügen mit Hölle und Himmel, mit einem Jenseits, was weiß ich. Das Volk vertrösten auf eine bessere Welt, damit es diese den Pfaffen überläßt."

„Freut mich", sagte der Amerikaner sich spöttisch vor dem Doktor verneigend, „daß ich auch einmal einen Pfaffenfresser kennen lerne, wie es bei euch herüben deren viele geben soll. Ich, mein Doktor Schmied, bin Atheist und rege mich über theologische Weisheiten nicht auf. Ich weiß nur, daß sie notwendig sind, wie man die Menge kennt."

„Man muß die Menge eben bilden, naturwissenschaftlich bilden!"

„Das geht nicht, Freund. Dazu sind fünfundneunzig Hundertstel der Leute zu arm, müssen von Kindheit an arbeiten, Brot verdienen, haben nicht Zeit zum Lernen. Damit solche in ihrem materiellen Kummerleben nicht verzagen, muß man ihnen was anderes bieten. Gute Vorstellungen. Schöne, tröstliche Einbildungen erzeugen. Zu solchen Zwecken gibt bei uns der reiche Mann viel für die Kunst, die ihm persönlich oft ganz gleichgültig ist. Zur Verschönerung des allgemeinen Seelenlebens, möchte ich sagen. Ganz ähnlich machen es die Kirchen, die dem Volke einen guten Gott und einen schönen Himmel vorstellen. Es muß ein ungeheueres Glück sein, wer an so was glauben kann, an eine ewige Seligkeit."

„Wenn's aber erlogen ist!" eiferte Hans. „Ein anständiger Mensch betrügt keinen anderen um die Wahrheit, und könnte er ihn auch zehnmal mit der Lüge sogenannt glücklich machen."

So hatten sie während des Gehens über die weichen Grasflächen hin geredet. Nun blieb Mister Pick stehen, hielt den Kameraden bei zwei Rockknöpfen fest, damit er nicht etwa ausreißen konnte, und tat die Rede: „Herr Doktor Schmied! Sie haben vorhin zum todkranken Burschen gesagt, daß er wieder gesund wird, während Sie wußten, daß er in einigen Tagen tot ist!"

Was antwortete Hans? Erst eine Weile nichts, dann folgendes:

„Gott Lob und Dank, daß ein Arzt da ist. Nachher ist ja alles gut.“

Hans verordnete dem Kranken Eis und Ruhe. Das Eis wurde von einer Schlucht herabgeholt, die Ruhe ergab sich von selbst, weil der arme Junge völlig erschöpft war.

„Muaß ih sterbn?“ stöhnte er angstvoll.

Der Amerikaner schaute von seinem Herdlager hin und sah, wie gelassen und sorgfältig sein Begleiter den Kranken zurechtrückte und mit Wasser labte.

„Muaß ih sterbn?“ fragte dieser flehend,

„Ei wo, davon ist gar keine Rede“, sagte der Doktor. „Das Bissel Blut. In ein paar Tagen hat sich alles wieder ersetzt. Das geht schnell bei jungen Leuten. Nur recht ruhig sein. Ist sogar gesund, ein kleiner Aderlaß. Zwei, drei Tage, dann laufn S' wieder im Wald um.“ —

Am Morgen, als die Touristen sich auf den Weg machten, schlummerte der Kranke. Hans gab noch Aufträge und dann wanderten sie davon, über die Matten talwärts. „Muaß ih sterbn?“ das hörten sie noch von den Bäumen und Felsen und aus allen Blumen der Wiese.

„Da kann man weiter nichts tun“, sagte Hans.

„Also keine Gefahr?“ fragte Mister Pick.

„In hohem Grade tuberkulös. Höchstens drei Tage noch. Mich dauert der Bursche.“

„Mit solcher Krankheit stirbt sich's ja nicht schwer, wie?“

„Ich hab's noch nie versucht.“

Darauf sagte Mister Pick: „Die Antwort ist frech, mein Herr Doktor, aber ich ertrage sie.“

Später besprachen sie die weitere Wanderung. Der Amerikaner wollte auf den Lanzstein. Weil er der höchste ist? Nein, weil er der beschwerlichste ist. „Will wissen, was ich leisten kann.“

„Es wird keine Kleinigkeit sein, Mister Pick“, sagte Hans. „Als Student wollte ich einmal mit einem kleinen, dummen Freunde hinauf, und zu den drei Augen.“

„Zu was?“

„Zu den drei Augen.“

„Was ist das, drei Augen?“

„Das sind drei kleine Seen, sogenannte Meeraugen, am Fuße des Lanzsteines. Schlechten Wetters wegen mußten wir damals umkehren.“

„Warum sagten Sie: Ein dummer Freund?“

„Ach, das hat sich später reichlich gezeigt. Und doch wieder nicht. Er ist nachher klug geworden. Wenigstens zeitweilig. Das war so: Zuerst wurde er katholischer Priester und eiferte ganz dumm gegen den Zeit-

ebene, in die zeitweilig zu beiden Seiten von den Waldhängen entschälte Holzblöcke herabrollten. Und auf dem sonnigen Almboden ruhte ein See, der Flut und Ebbe hatte. Zu gewissen Stunden nämlich wurde er gestaut, um mit der Flut dann das gefällte Holz in die südlichen Gegenden hinabzuschwemmen. Einzelne Blöcke schwammen auf dem weiten Wasserspiegel herum und drehten sich manchmal gemütlich um sich selbst. An einem Pflocke des Strandes war mehrfach, damit es gründlich halte, ein breiter, platter Kahn angebunden. Es gibt Leute, die immer kindisch werden, wenn sie an ein Wasser kommen. Hans hatte den schweren Gedanken vom trostlosen Versinken ins Nichts längst wieder verschwitzt. Er sprang jetzt in den Kahn und ließ, dieweilen seine Beine etwas müde waren, sich schaukeln. Das glasklare Wasser wuppte ein wenig am Rande und ließ die Steinchen anschauen, die in seinem Grunde waren, am Rande weiß und immer grüner, je mehr der Tiefe zu. Nun wollte auch dem Amerikaner plangen nach einer kindlichen Wiege in der Natur. Er stemmte den Bergstock und stieg in den Kahn. An ihre Rucksäcke gelehnt, aßen sie etwas von dem stets mitgebrachten Mundvorrat. Hans war endlich auch die Kost des sich selbst erziehenden Milliardärs gewohnt worden: Schwarzbrot und Speck und Salz dazu. Das Salz wunderte ihn fast, denn Gewürze gilt in der „natürlichen Lebensweise" als ein Frevel. Mister Pick machte den Witz, daß er zu Hause Vegetarier sei, da er nur das Fleisch von pflanzenfressenden Tieren esse. Daraus zu ersehen, daß die Touristen in bummelwitziger Laune waren.

Als sich die beiden gestärkt hatten, fiel dem Manne der westlichen Halbkugel die Schiffahrt ein. Sie banden den Kahn los, zogen den langen Strick ein und Hans begann mit dem Ruder, das mit einem Weidenbande am Kahnrande befestigt war, zu rudern. Jetzt zeigte es sich, daß nur ein Ruder vorhanden war, und so ging es etwas rund um sich; sie wollten eigentlich auch nirgends hin, bloß sich tragen lassen von dem dunklen, glatten Wasser, auf dem kaum manchmal ein weicher Lufthauch leichte Kräuseln blies. Sie lagen auf dem Rücken und schauten zur Bergzinne empor, von der sie den Tag vorher niedergeschaut hatten. Man weiß kaum, was schöner ist, dachte Hans, im Tale den Berg anzusehen oder auf dem Berge das Tal. Er behielt den Gedanken bei sich, der Dollarinsel-Mann könnte ihn für Schwärmerei halten. Dieser mußte übrigens in einer ähnlichen Stimmung befangen gewesen sein, denn er tat die wunderliche Bemerkung: „Wenn jemand das ganze Jahr vom Reichtum auf die Armut herabschaut, tut es wohl, einmal auch von der Armut auf den Reichtum hinaufzublicken. Dort, die im Blockhaus oben haben ein schattengebendes Dach und einen Herd zum Kochen und sonst allerlei. Wir haben nichts als diesen Kahn, und auch

„Halten Sie mich denn für einen vollkommenen Menschen, der seiner Erkenntnis, seinen Grundsätzen nie untreu wird? Wo gibt es denn solche? Ist auch Pflicht des Arztes, den Kranken zu beruhigen. Mich hat der Junge erbarmt, und so habe ich ihn zu trösten gesucht. Das ändert ja an der Torheit der Sache nichts."

„Bleiben wir immer so töricht, mein Freund", sagte Mister Pick, „und verzeihen wir jenen, die von Gott und Himmel erzählen, damit die Elenden nicht verzweifeln müssen."

Noch kaum ausgesprochen waren diese Worte, so hob Hans rasch den Arm, als ob er ein Säbelduell zu fechten hätte. So abscheulich zuwider wie jetzt war ihm dieser Amerikaner noch nie gewesen. Wenn es richtig wäre, was er — diesmal so leise und freundlich — gesagt hat, so wäre Hans verurteilt! Sein Lebensgrundsatz mitten entzweigebrochen. Dann hätte er mit seinem Wahrheitsprinzipe Unrecht über Unrecht getan. Freilich hatte er sich schon lange vor der Wahrheit zur Weisheit geflüchtet, und nun ist es, als ob diese ihn und sein bisheriges Leben endgültig verdammen wollte. — Ihnen von Gott und Himmel erzählen, damit die Elenden nicht verzweifeln müssen! — Wer erzählt denn ihm, der im Versinken ist, von Gott und Himmel? Oder besser, wer gibt ihm den Glauben an eine gütevolle Vorsehung? — Er versinkt haltlos, rettungslos in den dunklen Tiefen des Nichts.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Eine Reise zu Wasser.

Die Wanderer stiegen talwärts. Hölzerne Gedenksäulen an getötete Menschen hatten sie unterwegs manche begegnet. Hier an einer kleinen Steilwand stand wieder eine. Und unterhalb der aufgeschriebenen Bitte um ein Vaterunser, allen zu einer seligen Sterbestunde, stand mit Bleistift an den Pfahl geschrieben also:

„Den kann ich nicht verstehen,
Der vor'm Tod erbebt.
Den möcht' ich einmal sehen,
Der den Tod erlebt!"

„Da ist einmal eine Selbstverständlichkeit das erstemal gesagt", sprach der Amerikaner.

Hans schob eine Achsel in die Höhe, er könne sich nichts dabei denken.

„Dann warten Sie, bis Sie es können."

Nun waren sie hinabgekommen in das Hochtal, das den Gebirgszug durchschnitt, so daß ein Weg führen konnte von den nördlichen zu den südlichen Tiefgeländen. In blauenden Gründen lag das Land unten, so hoch waren sie noch auf diesem Talpasse. Es war eine langgestreckte Hoch-

— Muß ich sterben? — Hatte es nicht jetzt so in der Luft geklungen oder aus den Holzblöcken her? — Schweigend, mit hartem Trotz versuchten die Männer alles, um den Kahn zu halten, und als bei einem Anstemmen an sich stauender Blöcke auch das eine Ruder entzweibrach, sahen sie, daß es aus war, daß sie hinab mußten.

Hans, das ist ihre Straße! schrie es in ihm.

Der Amerikaner betrachtete das Schleusensystem, das er noch nicht kannte. Dann sahen sie den Abfluß. Der ging nicht so steil, daß es gischtete; glatt, aber lebhaft glitten die Wogen über den Seerand hinab, die Blöcke prallten aneinander. Die Männer begriffen, um was es ging — es ging ums Gleichgewicht im Kahn. Sie legten sich an beide Seiten und balancierten gut. Ein Blockstoß — zu kentern schien der Kahn; doch er glitt wogend niederwärts, wo das breite Bachbett sich ebnete. Das Wasser ging so hoch, daß es die hin und hin an beiden Ufern liegenden Hölzer mitnahm, so daß das Blockgewirre immer enger und bedrohlicher wurde, zwischen das der Kahn mit dahin mußte. Wenn das Fahrzeug bricht, kann man sich auf eines der entrindeten Holzstücke schwingen. Wenn das umkippt, so kann man schwimmen. Der Mann des Westens war Wasserfahrten ja gewohnt. Sie beruhigten sich, waren aber froh, daß es einstweilen nicht dazu kam. Wehe, wenn man zwischen die Blöcke geriet, die miteinander in stetem Zusammenpralle waren. — So ging's eine erkleckliche Strecke dahin. Mehrmals warf Hans das lange, am Kahnschnabel hängende Seil aus, vielleicht daß es sich an einem Uferstrauch festfing und das Fahrzeug verankerte. Es mißlang allemal. Daß sie schon über und über naß waren, merkten sie gar nicht. Mister Pick lachte noch. „Ausgerechnet!" sagte er, „daß nichts von unseren Sachen am Ufer liegen geblieben, daß wir alles mithaben, was für eine längere Reise zu Wasser nötig ist."

Dem Hans war nicht ums Lachen. Er bedachte, was noch alles kommen konnte. Kam ein Rechen, wo die Blöcke sich stauen mußten, so war eine Fußpartie möglich über solch eine schaukelnde Brücke hin ans Ufer, aber auch ein Zerdrücktwerden zwischen dem Holze. Kam ein Wasserfall, so flogen sie kopfüber hinab. Kam etwa eine Eisenwerkswehr, so gerieten sie in den Hammerbach und unter die Räder. Man wußte nicht, was das noch größere Vergnügen machen konnte. Eine zuerst aufqualmende Angst war weg, es war ihnen zumute ungefähr wie bei einem Wettkampf, der die Nerven bis zur Wollust spannen kann. Der Amerikaner hatte bemerkt, daß jetzt am Flußufer ein Weg entlang ging. Da mußte ja einmal wer dahergehen, der das zugeworfene Seil fangen und den Kahn ans Land ziehen konnte. Aber es kam niemand. Etliche Kühe von der Weide herab trotteten fürbaß; eine derselben blieb

der gehört nicht uns. Dort oben geht es den Leuten so gut, daß es sogar einen gibt, der nicht sterben will . . ." Um sich zu unterbrechen, setzte er sich rasch auf: „Der deutsche Blutstropfen in mir, mich dünkt, er tut sich auseinander dahier. Habe ich nicht etwas Philosophisches gesprochen?

Hans, auf dem Rücken liegend, war zu faul, die Augen zuzumachen; die schauten so lange in die Sonne hinein, bis er nachher überall, am Himmel und an den Berghängen, tanzende Sonnen sah. Und als er die Augen schloß, sah er immer noch tanzende Sonnen in allen Farben, zeitweise ineinander verschwimmend zu einer einzigen, dann wieder auseinanderziehend und endlich verlöschend. Hans schlummerte. Und wie Mister Pick merkte, daß er eigentlich allein war, blickte er um sich und auf die hellgrünen Matten hin, die am Seerande lieblich bergan stiegen zu beiden Seiten. Und er bemerkte nun, daß das weißsandige Ufer, wo sie in den Kahn gestiegen, zurückgerückt war. Ja, der aufrechtstehende Pflock, an dem das Fahrzeug befestigt gewesen, stand gar nicht mehr dort, sondern an einer ganz anderen Stelle und war kaum mehr sichtbar. — Er rüttelte den Kameraden auf: „Herr Doktor Schmied!" Dabei faßte er schon selbst das Ruder, ganz kräftig, nach Seemannsart. Aber es kam nichts dabei heraus, als daß das Wasser plätscherte und rings um das weite Gestade zu wandern anhub. „Herr Doktor Schmied!" Schauen Sie auf! Merken Sie nichts?" Sie waren mitten auf dem See und Hans, der erwacht war, rief plötzlich aus: „Der Teufel noch einmal, der See rinnt ja!"

Ja, der See rann. Dort drüben schwamm ein Holzblock, der rann auch mit, weiter drüben andere Blöcke, die rannen auch heran, mehr und mehr Holzblöcke, je etwa zu drei Klaftern lang, sie trieben dem Kahn zu und alles zusammen rann sachte, kaum merkbar und doch der immer sich ändernden Umgebung wegen auffallend dahin. Das Ruder machte fast gar nichts mehr, der Kahn drehte sich nicht mehr — sie rannen dahin. Beiden Männern fiel es zu gleicher Zeit ein, was das bedeutete. Sie rannen mitsammt allem Holze, das auf dem See war, der Schleuse zu, die geöffnet worden war, um die Blöcke hinabzuschwemmen in die Gräben.

Hans hatte vom Kahn mit erregter Kraft eine Latte losgebrochen, aber die war viel zu kurz und zu schmal für ein Ruder, zudem sahen sie, es war alles zu spät; das Wasser drängte in seiner stillen, unheimlichen Gewalt nach der einen Seite hin, das Schiff, von Blöcken umringt, bisweilen leicht angestoßen, der Schleuse zu. Man sah sie schon am Uferwall, hinter welchem das Tal absank, man sah wie breit die Schleuse war, sah ihre hochgezogenen Wände, doch was hinter ihr war, wie steil das Wasser abstürzte, das sah man nicht.

Der Amerikaner band an Kleidern fest um den Leib, was sich festbinden ließ und sagte: „Jetzt kommt das Springen. — Kommen Sie nur nach!"

Er sprang hinaus auf einen Block, der wuppte, auf einen zweiten, der rollte um und Mister Pick lag im Wasser, halb zwischen, halb unter den wuppenden, aneinanderstoßenden Hölzern. Seine Hand hob sich nach dem Seil, das Hans ihm zuwarf — mit knapper Not, mit sehr knapper Not glückte es, ihn wieder auf den Kahn zu bringen. Dieser wollte kentern, nach der andern Seite sprang Hans, mit der einen Hand den Kameraden ins Fahrzeug reißend, mit der andern am Kahnrande sich festhaltend, während ein herandringender Holzblock ihm die Finger quetschte.

„Sie glauben jetzt wohl, ein gemachter Mann zu sein?" sagte der gerettete Milliardär.

„Ich glaube was anderes!" Hans war blaß wie ein Leintuch und die Angst starrte ihm aus den Augen.

„Ja, wenn Sie den Humor verlieren!" sagte Mister Pick.

„Ich glaube, wir erleben ihn doch!" rief Hans.

„Wen?"

„Den Tod!"

„Freund, den erleben wir eben nicht!" (Fortsetzung folgt.)

Der Geigen-Hansl.

Eine Kindergeschichte von **Josef Wichner-Krems.**

Nachdruck verboten.

Als der Winter ging und der Frühling kam, da ging und kam auch der Hansl.

Der Winter ging. Rein zu dumm war ihm die Geschichte mit der Sonne, der heißen Hexe! Jeden Morgen früher auf, jeden Mittag höher hinauf, jeden Abend später ins Bett, und allweil wärmer und allweil brenzliger, das halte der Teufel aus, der das Schmoren seit Jahrtausenden gewohnt ist!

Schon hatte sie ihm den prächtigen Hermelinpelz verbrannt, daß nur mehr da und dort weiße Flecken aufleuchteten.

Aber noch hing sein Leilaken über den Fichten und Tannen des Bergwaldes, noch saß er, zusammengekauert in der schattigen Schlucht, spielte Versteckens und kicherte: „He . . . he . . ., find'st mi' nit, rotes Gluthefen, vertraktes!"

Da rief die Sonne den Föhn herbei, und der Föhn blies den Atem der Sahara mit Macht gegen den Wald. Ei, wie schüttelten sich

stehen und schaute dem Spiele zu, das da auf dem Wasser war, die anderen kümmerten sich um nichts.

Das Tal wurde enger, die Lehnen an beiden Seiten steil und felsig. Das Wasser, das lange weich und glatt dahingegangen war, wurde stellenweise unruhig. Dort und da stand eine Klippe auf, an die das schwimmende Gehölze klingend anprallte. Vielleicht konnte man eine solche Felsklippe erfassen und eine Robinsoninsel aus ihr machen. Es schattete der nahe Abend. Dem Hans war es, als höre er aus der Ferne ein Tosen. Er zermarterte sein Gehirn. Da war ein Kahn, ein Seil, da waren Holzstücke ringsum. Erfahrene Holzleute wüßten aus solchen Dingen sicher ein leichtes Rettungsmittel zu machen. Aber was kann einem Mediziner einfallen, der sein Rettungsmittel in der lateinischen Küche hat! Und vollends ein alter Milliardär! — Mister Pick saß da und lehnte sich behaglich an seinen Rucksack. Da es kühl wurde, warf er über die nassen Kleider den nassen Mantel. „Die Zigarren sind naß geworden, leider!“ sagte er.

„He, Vetter!“ schrie auf einmal Hans aus aller Lungenkraft. „Vetter!“ Er hatte einen Mann bemerkt, der des Wegs herankam von der entgegengesetzten Richtung. Es war ein Handwerksbursche oder vielleicht auch ein herabgekommener Tourist. „Ich bitte, fangen Sie das Seil auf und halten Sie fest!“ Hans schleuderte es gegen das Ufer; knatternd schlug das Seilende auf den Weg, es glitt aber wie eine Schlange wieder ins Wasser zurück, ehe es der Mann erfassen konnte. Dieser lief den Fluß entlang und kam hart an das Ufer; Hans schleuderte wieder, der Mann erfaßte den Strick mit der einen Hand und suchte ihn festzuhalten; er riß ihn fast ins Wasser, da ließ der Mann ihn aus. Hans warf das drittemal. „Festhalten! Mit beiden Händen festhalten!“

Der Mann, am Rande laufend, ergriff das Seil wieder nur mit einer Hand, während die andere im Rocksack stak. Er hielt fest, er stemmte sich an eine Strauchwurzel, aber das Seil entglitt ihm.

„Sie sind ein Tepp!“ schrie Hans, „mit beiden Händen, sage ich!“

Der vom Ufer rief zurück: „Den rechte Arm kann ich nit brauche!“

Das kleine Schiff rann weiter. Hans starrte auf den Mann zurück, als wollte er seine Augen in das rotbärtige Gesicht hacken. — Ist das nicht —! Ist das nicht der Schwabe, der — mit dem —?

Ja, mein Hans, das ist jener schwäbische Student, mit dem du einst das Säbelduell provoziert hast und dem du dann den rechten Arm abhiebst! — Jetzt kann er dir das Seil nicht festhalten.

Nun vermeinte Hans sicher zu sein, daß es die Todesfahrt ist. Alles war aufgeschrieben und das ist der Tag der Vergeltung. Die beiden Hände schlug er sich ins Gesicht und stieß einen langen, gröhlenden Laut aus.

stab, der auf- und abstreichend solche Wunder wirkte, und dem zuckenden Mündchen entrang sich der Seufzer: „Ach, so eine Geige, wenn ich hätte!“ So ist's, wenn ein Kind musikalisch ist . . . heilig ein Unglück ist's!

Da war denn die dicke Gretl, die Materialistin, doch viel besser dran. Die ließ Geige Geige sein, steckte sich den Mund voll Naschwerk und pampfte seelenvergnügt darauf los, während Hansl, der Idealist, bei vollbesetzter Tafel verhungert wäre, so des Großvaters Spiel etliche Tage gedauert hätte.

Nun, der Großvater war kein Unmensch. Er sah die Träne im Auge des Enkels, beendete das Zauberspiel, setzte den Knaben, um ihn zu trösten, auf sein Knie, tätschelte ihm die Wangen und sagte: „Na, Hansl, wenn du den Winter über in der Schule recht brav bist, kriegst du von mir im Frühjahr so eine Fidel . . . . ist's dir recht, kleiner Mann?“

Ob's dem kleinen Mann recht war! Herrgott, war der den Winter über brav! Schier unheimlich brav! Die Geige verließ ihn nicht im Wachen, nicht im Träumen. Sie war sein Schutzengel, der ihn zu den Büchern trieb, der ihn folgsam machte, der ihn von all den Streichen der streichlustigen Kameraden fernhielt. Verlockte ihn sein junges Blut, einmal ordentlich oder vielmehr unordentlich zu randalieren, alsogleich klang und sang die Geige: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Gelüstete es ihn, dem Sitznachbar in der Schule eine Nadel in das weiche Fleisch zu stoßen, war die Geige schon wieder da und flüsterte: „Du, hüte dich . . . einsam wacht nur das traute, hochheilige Paar, holder Knabe im lockigen Haar!“ Und im Schlafe hielt er nicht selten mit der Linken einen Zipfel der Decke und fuhr mit der Rechten hin und her und weckte himmlische Töne.

Und nun war der Winter in allem Ärger den Berg hinaufgeflohen und kam nur jeweils in der Nacht auf Diebssocken verstohlen ins Tal herab, um allzukecke Blümlein und vorwitzige Tierlein oder einen hungernden Handwerksburschen zu überfallen und herzlos zu töten, und der vielliebe Frühling zog ins Land, und der Herr Lehrer hatte dem Hansl ein Osterzeugnis mit lauter „sehr gut“ von oben bis unten gegeben, und also mußte der Großvater sein Versprechen einlösen.

Aber — alte Leute sind gar so vergeßlich! Bleibt nichts übrig, man muß ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen . . . . und so ging der Hansl, der leider sehr musikalisch war und eine schöne, süße Geige im Kopfe hatte, mit seinem Zeugnisse nicht heim, sondern schnurstracks zum fünf Menschenstunden entfernten Großvater, um als ein hartherziger Gläubiger die Schuld rücksichtslos einzutreiben.

Einmal, im Sommer, hatte er den Weg zu Wagen gemacht, und die Geige im Kopf ließ ihn nicht bange werden. Er vergaß völlig oder

da die Bäume, wie flog das Leilaken in Fetzen zu Boden! Der alte, kalte Winter stob davon .... den Berg hinan .... und war überglücklich, daß ihm der Gletscher noch ein Asyl und Ausnahmsplätzchen vergönnte.

Man kann nicht sagen, daß er das Tal und den Wald und die Lehne und die Alm gern verlassen hat. Scheiden tut weh, und die Herrschaft über eine halbe Welt verlieren, tut gar sehr weh, und also weinte er gerade genug ... davon wissen die feuchten Felder und die Straßengräben und die Bäche und die geschwollenen Ströme sattsam zu erzählen. Und so hie und da ein Menschenkind im Wildbach ertrank, eine Hütte samt den Inwohnern von der Lawine erdrückt wurde, lachte der Alte in die Tränen hinein sein boshaftestes Lachen.

Es kam aber der Frühling. Noch lagen in schattigen Mulden oder am Nordgelände die Pelzflecke und die Fetzen des Leintuches, da hob schon die Nieswurz ihr Haupt und nieste heftig, da sie sich etwas verkühlt hatte, und das Schneeglöckchen stach sich ein Loch in den Schnee und läutete den Frühling ein. Und der Fink schrie kreuzfidel: „Jetzt ist schon der Frühling da!“ Und der Amselmann mit dem schwarzen Frack und dem gelben Schnabel saß auf des alten Schlosses höchstem Giebel, stimmte sein Instrument und flötete überzeugend: „Nun fangen die Weiden zu grünen an ... jauchze, mein Herz!“

Das war die Zeit, da der Hansl, des Schloßverwalters zweitjüngster Bub, sich auf die Wanderschaft begab, und das kam so: Im tiefsten Winter, da die Nächte schon gar nimmer länger und die Tage schon gar nimmer kürzer sein konnten, hatten sie bei Verwalters wie überall, wo Christen christlich glauben und herzliche Kinder vom Christkind und den Engeln träumen, das holdselige Weihnachtsfest gefeiert, und es war das Fest, dieweil vierzehn Kinderaugen den Lichterbaum groß bestaunt und vierzehn Kinderhände die Gaben in Empfang genommen hatten, unsagbar herrlich gewesen. Um so herrlicher, als auch die Großeltern, die fünf Menschenstunden oder geschlagene zwei Pferdestunden entfernt im Dorfe Feldsberg wohnten, im Klingelschlitten gekommen waren und der Großvater, ein pensionierter Herr Oberlehrer, seine Geige mitgebracht und das „Stille Nacht, heilige Nacht“ und andere Lieder gar wunder-wunderschön gespielt hatte.

Da war's um den siebenjährigen Hansl geschehen ... der Rattenfänger hatte wieder einen gefangen! Dem Buben leuchtete kein Christbaum mehr, ihm lagen keine Bleisoldaten, zum hitzigen Kampfe bereit, in der Schachtel, für ihn duftete das Früchtenbrot vergeblich, und für das freundlich lockende Gesicht der lebfrischen rotbackigen Äpfel hatte er kein Auge. Er sah und sah nur die Geige, aus der die süßen Töne hervorquollen, er verfolgte mit großen Augen nur mehr den Zauber-

Ja, der Knirps, der leider musikalische Knirps, der wanderte fürbaß von Mittag bis zum Abend durch dick und dünn, durch Kot und Schnee. Der purzelte da in einen Wassergraben und dort in eine Schneewächte und krabbelte prustend wieder heraus und lief und lief.

Um die Mittagszeit, da troff ihm die Stirne unter der Pudelhaube vom Schweiß, nach Sonnenuntergang, da wurden die Händchen rot und das Näschen blau. Und waren die Stiefel (er hatte wie ein echter Mann wahrhaftig Stiefel an) im Tauwasser weich, so erstarrten sie im Froste und wetzten die armen Füße.

Und der Magen des Hansl fing vernehmlich zu murren und zu knurren an: „Bue . . . jetzt ist's Jausenzeit und ich hab' mein Mittagspflichtteil noch nicht bekommen. Wenn du nicht bald dazuschaust und ich nicht wenigstens ein Stück Brot krieg', laß ich dich beim nächsten Purzler im Straßengraben liegen!"

Aber was schert sich der geborene Künstler, der allfort die Äolsharfen der Engel hört, um des Leibes Not! Es ward dunkel und die Geige sang „Stille Nacht" und der Hansl merkte es nicht, daß ihn schrecklich fror, daß das Körperlein schwächer und schwächer, daß aus dem Laufen ein Gehen, aus dem Gehen ein Schleichen wurde.

Aber immerhin ein Schleichen vorwärts, dem ersehnten Ziele zu!

Und da blitzten endlich zerstreute Lichter auf, da schummerten aus dem Dunkel blockige Gestalten mit leuchtenden Augen und da stand richtig des Großvaters Häuschen, das die kostbare Geige barg.

Die beiden Alten saßen in der getäfelten Stube, durch die wohligfeuchte Hitzwellen fluteten; denn über dem großen grünen Kachelofen trocknete am Gestänge die Wäsche, so untertags noch nicht völlig trocken hatte werden wollen. Der Abendimbiß war, wie schwaches Tellergeklapper des in der Küche abwaschenden Mädchens verriet, bereits vorüber. Das Mütterchen, das die Wärme liebte, kehrte dem Ofen den Rücken zu, balancierte mit Geschick eine großräderige Brille auf der Nasenspitze, strickte ihre Liebe und Sorgfalt in eine Strumpfferse hinein und schlürfte den gewohnten Tee dazu, der aus geblümter Tasse aufdampfte. Der Greis hatte einen Deckelkrug voll des schäumenden Bieres, seinen Abendtrunk, vor sich stehen, stopfte sich aus dem roten, gehäkelten Beutel sein Pfeifchen und schickte sich an, dem Weiberl zwischen den Rauchpausen aus der Zeitung die Tagesneuigkeiten vorzulesen. Auf die beiden weißen Häupter schaute die Sonne des traulichen Raumes, die Flamme der ob dem Tische kaum merklich schwingenden Hängelampe freundlich gönnerhaft hinab und im Ofenloch spielte der alte Kater, der auch musikalisch veranlagt war, vergnüglich die Bratsche . . . schnurr . . . murr . . . murr . . . schnurr.

wußte es überhaupt nicht, daß es bis zum Großvater fünf große Menschenstunden waren und daß frühes Dunkel und Nachtfrost so kleinen Menschen recht, recht sehr gefährlich werden konnten.

In das Haus des Verwalters am Eingange des Schloßparkes kehrte der Ärger, die Besorgnis, die Angst ein.

Der Hansl, der doch sonst so tapfer einhieb und selbst zwei faustgroßen Knödeln gegenüber seinen Mann stellte, war nicht zum Mittagessen gekommen.

„Wahrscheinlich hat der Spitzbub' was ang'stellt . . . geh' Poldi, zum Herrn Lehrer hinüber und frag', ob er nachsitzen muß!"

Aber der Bub saß nicht, er war gleich allen Schülern kurz vor zwölf Uhr fortgegangen.

Und zur Jausenzeit war er noch nicht daheim und die in die Nachbarhäuser geschickten Geschwister brachten keinen Hansl . . . weder Staub noch Floh von ihm. Nur die alte Kropfmirl, die gemischte Warenhändlerin mit der am Halse festgewachsenen Schallblase, wollte wissen, der Kleine sei um die Mittagszeit frisch und munter und gar eilig vorbeimarschiert . . . hinaus in die Ferne . . . dem Bach und dem Teich zu.

Nun kam die Angst und fragte den vom Eise befreiten Bach, ob er den Hansl nicht davongetragen, und fragte den Teich, ob er den Hansl nicht verschluckt habe. Aber der gluckſende Bach redete eine Sprache, die nur Sonntagskinder verstanden, und der Teich, auf dem noch dünne Eisplatten schwammen, sagte gar nichts. Auch nicht, als man ihn mit Stangen und Flößerhaken peinlich befragte. Dafür wußte der Wegeinräumer, der einen messingenen Adler an seiner Kappe trug und demnach von Amts wegen alle Vorgänge auf der ihm anvertrauten Straße zu beachten hatte, es sei ihm weit, weit draußen ein Büblein begegnet, ein blondes, blauäugiges, und das sei geradenwegs gar munter durch Schneewasser und Kot gegen Feldsberg gepatscht.

Gegen Feldsberg? Wo die Großelter wohnen?

Dem Verwalter ging ein Licht auf. Er ließ augenblicks die herrschaftlichen Braunen einspannen, um den Ausreißer womöglich einzufangen, zu retten, falls es dem übermüdeten, halberfrorenen Buben einfallen sollte, sich auf den Wegrand zu setzen.

Und die guten Pferde liefen trapp, trapp, trapp; denn der Boden war bereits wieder gefroren und die Eisscheibchen knirschten unter den Hufen und den Rädern. Die Pferde hatten den Hansl, der ihnen jeweils ein Stück Zucker brachte, auch recht gerne, und allweil steckten sie die Köpfe zusammen und nickten sich zu und raunten sich ins Ohr: „Wir müssen uns tummeln . . . es ist nicht wegen der Peitsche da hinten . . . es ist wegen dem Hansl . . . verflixter Knirps das!"

gefahren wie der Teufel der armen Seele ... ist er nicht zu euch gekommen?“

„Der ist besorgt und aufgehoben, aber besser als der böse Robert im Schmelzofen“, antwortete der Greis schmunzelnd und deutete auf das Bett, in dem der Hansl, die Geliebte in den Armen, friedlich schlummerte.

Eigentlich hatte der gestrenge Herr Vater während der Fahrt eine spanische Predigt ausgedacht; das rührende Bild aber entwaffnete ihn, es zuckte ihm um die Mundwinkel, das Auge wurde feucht und er mußte zum Sacktuch greifen, obschon er keinen Schnupfen hatte.

Und dann fuhr der glückliche Vater ungesäumt heim; „denn“, sagte er, „ich muß Nachricht bringen, sonst vergeht mir die Mutter vor Angst und die Kinder weinen mir eine Überschwemmung in die Stube. Und den Buben schickt ihr mir, wenn er sich erholt hat, mit der k. k. Post, die ist verläßlich und wird ihn am richtigen Orte abliefern!“

Und richtig kam der Hansl nach zwei Tagen im schwarzgelben Kastenwagen triumphierend angefahren; hatte er ja doch die vielliebe Geige, in der die süßen Töne schlummerten, bei sich und kannte er bereits die Namen der Saiten g d a e nach dem Sprüchlein „Geig, du alter Esel!“ O, der Großvater war ein guter Lehrer und ein lustiger auch noch dazu!

Und der Postillion, ein alter Freund des Buben, blies seine Freude über dessen Rettung mit vollen Backen in sein Horn, und das tutete also:

„Fahr mer, fahr mer,
Fahr mer mit der Post!
Fahr mer mit der Schneckenpost,
Wo's keinen Kreuzen kost,
Fahr mer, fahr mer,
Fahr mer mit der Post!“

Und dann blies er, da in der Gegend, die der Eilwagen langsam durchfuhr, auch Tschechen wohnten:

„Jede, jede
Poštovsky pan,
Poštovsky pacholek
Nestoje zadolek,
Jede, jede
Poštovsky pan!“

Und es klangen beide Lieder völlig gleich — ein Beweis, daß sich die Sprache der Musik noch besser zur Weltsprache eignet als das Volapük oder das Esperanto.

Daheim gab's freilich noch ein kleines und ein großes Nachspiel.

Einmal bewogen erzieherische Absichten den Vater, dem verlorenen Sohn, den die schwache Mutter mit offenen Armen empfing, den Reisestab und das Reisebündel in die Hand zu drücken und ihn, da er holländisch abgefahren war, für Zeit und Ewigkeit heimatfremd zu machen;

Da klopfte es an der Türe . . . fieberhaft in schnellen Schlägen, wie stürmisches Verlangen oder die Not klopft . . . weit unter der Klinke . . . wie nur ein Kind klopft.

Der Greis legte die Pfeife hastig auf den Tisch, fuhr auf, öffnete die Türe, griff ins Dunkel der Flur und zog zu seiner und des Mütterchens großmächtiger Verwunderung sein Enkelkind, den kleinen, eiskalten Hansl in die Stube.

Die Mutter ließ den Strumpf samt den Nadeln vor Schreck auf den Boden fallen, schlug die faltenreichen Hände zusammen und rief: „Ums Himmels willen, Hansl, wie kommst denn du daher?! Mein Gott, wie er aussieht, der arme Hascher, halberfroren, und bocksteif das Gewand, und jetzt fängt er in der warmen Stube gar zu tröpfeln an . . . wenn er uns nur nicht zerrinnt wie der Schneemann auf dem Herde!"

Der Hansl aber stieß nur heraus: „Großvater . . . die Geige!"

„Ah was, Geige! Ein warmes Bett ist für dich notwendiger als eine Geige!" meinte das Mütterchen. „Fort mit dem Gwandl, dem kalten, und fort mit den Stiefeln . . . Jessas na . . . nit ab die Fueßln kann ich s' bringa . . . geh Vater, hilf ziehen! So . . . und jetzt streifen wir s' Hemderl über den eigensinnigen Kopf . . . ist schon gschehen . . . und jetzt reiben wir den lebendigen, Gottlob noch lebendigen Eiszapfen mit dem Wolltuch da fest ab . . . so . . . gelt, das tut gut, Bubi? Und da . . . da schliefst in meinen Janker, weil wir kein kleins Hemderl eh nit haben, und jetzt kommt das best . . . marsch eini ins Nest . . . so, du Butzimann, und bleib fein zudeckt! Und . . . bin ich froh, daß ich noch ein Lackerl Tee hab . . . da . . . mach auf dei Schnaberl, arms Vogerl, und nimm ein paar Schluckerl . . . so . . . brav ist mei' Hansl und wird jetzt schlafen und morgen wieder pumperlg'sund sein!"

Der Hansl hatte alles willenlos und mit geschlossenen Augen todmatt geschehen lassen. Wie er aber im Bette die belebende Wärme spürte, schlug er die Augen auf, warf auf den über ihn gebeugten Greis einen ergreifenden Sehnsuchtsblick und flüsterte: „Lieber, lieber Großvater, bitte, bitte, die Geige!"

„Ei, du Narrisch, so . . . die Geige? Ach ja, die Geige! Na . . . wenn du sonst keine Ruh gibst, sollst die versprochene Geige haben."

Und er nahm aus dem Wandschrank eine seiner Fiedeln und reichte sie dem Knaben. Der faßte mit der Linken zärtlich den Hals, mit der Rechten den Körper des Instrumentes und . . . schlief ein, und der Glanz himmlischen Glückes lag auf dem Antlitz des kleinen Schläfers.

Da ging die Türe auf, der Herr Verwalter trat rasch ein und fragte erregt: „Vater, der Bub ist uns durchgegangen, bin ihm nach-

2.

Ostwind.

Stimme des Ostens, du kühle, du reine,
Sprich, woher kommst du? Was bringst du für Mär? —
„Persische Rosen im flüsternden Haine
Küßt' ich, vom silbernen Quell komm' ich her,
Wo sich am Perlenfall
Badet die Nachtigall
Im Mondesscheine."

Doch was durchzittert wie reißende Saiten
Deiner Gesänge harmonische Pracht? —
„Alten Wundern und Herrlichkeiten
Seufz' ich ein Grablied in sternheller Nacht.
Märchen! Wer glaubt und lauscht?
Wehvoll die Welt nur rauscht
Von bangen Zeiten."

Aber sind alle die Lieder vergessen,
Die um das Leben sonst froh sich gerankt? —
„Ach, von Herzen, die Zwiespalt zerfressen,
Wird kein Lied mehr, kein heit'res, bedankt.
Lange schon ruht
Hafisens Glut
Unter Zypressen!"

3.

Südwind.

Gelb loderte die Luft von heißem Sande.
Am Wüstenboden lag die Karawane,
In Schweigen harrend, fern dem Heimatlande,
Des Todes im erstickenden Orkane.

Schon türmt der Staub sich über den Kamelen
Zu Hügeln auf und über toten Treibern;
Im öden Umkreis beben nur zwei Seelen
Verschmachtend noch in halbbegrab'nen Leibern.

Vom Haar des jungen Weibes weht ein Schleier
Ins fahle Chaos, wie um Hilfe flehend;
Der Mann umschlingt sie, wie zur Hochzeitsfeier,
Geblendet, nur mehr fühlend, nicht mehr sehend.

Und immer toller tobt der finst're Reigen;
Da finden sich im Kuß zwei Lippenpaare —
Ein Schrei: „Geliebter!" — und die Häupter neigen
Sich unterm Todeshauche der Sahare. —

Der Schrei von damals, der entsetzte, wilde,
Verzweifelnde, erfüllt die Luft noch heute,
Wenn über die verdüsternden Gefilde
Der Südwind streicht und sucht nach neuer Beute.

4.

Westwind.

Wetterfahne! Wetterfahne!
Willst du nimmermehr dich dreh'n?
Wetterfahne! Wetterfahne!
Willst du ewig stillesteh'n?
Sieh die Ähren in den Feldern,
Sieh die Kräuter in den Wäldern,
Wie sie schier vor Durst vergeh'n!

Nicht mehr um das Dach des Turmes
Nah der Wolken lichtem Zug,
Erdwärts längs der Bahn des Wurmes
Schweift der Schwalbe flinker Flug;
Und des Rauches blauer Schatten
Kriecht entlang den Wiesenmatten,
Der sonst auf zum Himmel schlug.

Horch! Es zittert durch die schwüle
Abendluft ein dumpfer Chor:
Unken sind's, auf weichem Pfühle
Singen sie im braunen Moor.
Und darein klingt leises Lispeln,
Klingt geheimnisvolles Wispeln
Aus dem silbergrauen Rohr.

Und nun wird im Teich dem Schwane
Sanft sein weißer Flaum gebläht —
Wetterfahne! Wetterfahne!
Hörst du der Natur Gebet?
Und du klirrst und knarrst und regst dich —
Wohin drehst du und bewegst dich? —
Labung naht uns! Westwind weht!

---

auf die flehentlichen Bitten der Geschwister, die sich vor dem strengen Richter auf die Knie warfen, und auf das Versprechen des Hansl hin, er wolle sich heilig nie mehr in solche Unternehmungen stürzen, ward das Urteil jedoch sofort aufgehoben und der Verbrecher begnadigt.

Und das große Nachspiel, das dauerte mehr denn ein Jahr. Weil der Herr Lehrer des Franzl nicht musikkundig war und es in der Zeit, da unsere Geschichte spielt, in den Schulen nicht einmal einen Gesangunterricht gab, übernahm ein als Kirchtagprimgeiger weit und breit bekannter Forstgehilfe, der vor Jahren die Fiedel bei einer Militärkapelle gestrichen hatte, den ersten Unterricht.

Die süßen Töne wollten aber trotz unermüdlichen Kratzens gar lange nicht heraus. Dafür halfen, wenn der kleine Orpheus sich übte, Hunde und Katzen mit ihren besten Stimmen getreulich mit, die Kühe und Ochsen im Herrschaftsstalle brüllten in allen Molltonarten und das Hühnervolk flatterte kreischend in die Weite ... das ist die Macht der Musik in ihren Anfängen!

Allmählich aber hat der Hansl der geliebten Fiedel das Geheimnis abgerungen, und heute ist er ein bekannter Künstler in der Großstadt ... wenn er die Saiten streicht, fallen Goldstücke herab und die Leute verdrehen die Augen vor Entzücken.

Unter guten Freunden aber heißt er doch nur der Geigenhansl.

Die vier Winde.

Von Wolfgang Madjera.

1.

Nordwind.

Sei mir gegrüßt, du wilder Geselle! —
Von des Nordmeers grünlicher Welle
Hebst du mit brausenden Flügeln dich auf,
Schüttelst die blonden, die triefenden Locken,
Und sie klirren wie eherne Glocken,
Und du beginnst durch die Lüfte den Lauf.

Über den stählernen Himmelsbogen
Kommst du mit keuchendem Atem gezogen,
Perlen von Eis im flatternden Bart;
Wer sich nicht beugt, wird zerschellt und zerschmettert —
Oder er bäumt sich, umtost und umwettert,
Stolz wie der Hochlandsfels, herrlich und hart.

Sei gegrüßt, du Wand'rer vom Pole,
Der du mit eisenumpanzerter Sohle
Brichst durch der feindlichen Wolken Wand!
Hei, nun zergeh'n sie, nun sind sie zerflossen!
Heissa, nun jagst du mit goldenen Rossen,
Nordischer Riese, durchs dröhnende Land!

die Trittbretter in acht zu nehmen und überhaupt in tollkühne Sprünge ꝛc. mich nicht einzulassen. Außerdem mußte ich hoch und heilig schwören, weder den Kopf noch die Hände bei den Fenstern hinauszustecken und was der Reisekautelen in jener naiven Zeit noch mehr waren. Als es mir tatsächlich glückte, von Baden mit heiler Haut zurückzukommen, wollte ich meine Leute noch nachts von dem wunderbaren Ereignisse vergewissern und ich lief stracks in die Stadt, Himmelpfortgasse, in das Gasthaus „Zur ungarischen Krone", wo ich wußte, daß sie nach ihrem beendeten Dienst im Hofoperntheater ihr frugales Vesperbrot einzunehmen pflegten. Rasch riß ich die Türe auf und sagte: „Da bin ich!" Meine Schwester, immer lebhaften Temperamentes und zu Witzeleien aufgelegt, rief in drolliger Rührung: „Ach, mein Bruder!" worauf ich in gedämpftem Pathos erwiderte:

„Ja, ich bin's, du Unglücksel'ge,
Ja, ich bin's, den du genannt!"

„Zahlen!" zirpte es aus dem Hintergrunde der Gaststube, die nur vier Personen beherbergte, meine Eltern samt Schwester und einen in der letzten Ecke verschüchterten Gast. Mein Vater winkte mir, ich wendete den Kopf nach dem „Rufer in der Wüste", es war — Grillparzer. Er beglich seine Zeche, erhob sich eiligst, entfernte sich, ohne zu grüßen, und — kam nie wieder.

Mit einem harmlosen Scherze verscheuchte ich ihn und vertrieb dem braven Wirte einen „anständigen" Gast! Was ärgerte ihn? Was verletzte ihn? Daß sein geliebter Jaromir, mit dem ihm noch in späten Tagen auch Löwe so viel Freude gemacht, wirklich „populär" geworden, daß seine Trochäen im „Munde des Volkes" leben? oder daß sie an einem — unwürdigen Orte gesprochen wurden, daß man den gefeierten Dichter am Wirtshaustische zitierte? Bei Apollo! Was gäbe mancher landläufige vaterländische Versmacher dafür, wenn nur eine einzige seiner vermeintlichen Effekt- oder Kraftstellen als „geflügeltes Wort" paradieren möchte, eine einzige lyrische Sentenz in der „Öffentlichkeit" sich bleibend erhalten könnte? Und Franz Grillparzer wurde verstimmt, wurde „böse", weil die ihm am meisten ans Herz gewachsene Dichtung tatsächlich volkstümlich geworden und das damalige, das Theater besuchende Wien die melodisch klingenden Monologe und sonstige rhythmische Prachtstücke derselben fast „auswendig" kannte! Denn die krasse „Ahnfrau" war einst ein gern gesehenes und namentlich unter Palffys Glanzregierung oft und mit ungeheuerstem Erfolge gegebenes Stück. Spielten doch darin neben dem unvergleichlichen Heurteur auch die große Sophie Schröder, der gewaltige Lange, der geniale Küstner und Fritz Demmer, der auch noch nicht ersetzt wurde. Was erzählte mir mein Vater nicht alles von jenen Wundervorstellungen der Jahre 1817, 1818 u. s. f.! Und nach

Schlögl und Grillparzer.

Der alte, nicht mehr genug gewürdigte Wiener Volksschilderer Friedrich Schlögl, ein Freund Anzengrubers, der in den siebziger und achtziger Jahren der beliebteste Wiener Lokalplauderer und auch unserem „Heimgarten" ein stets freudig begrüßter Mitarbeiter gewesen ist, dieser erfahrungsreiche Mann erzählt uns in seinem Buche „Wienerisches" (Wien, A. Hartleben) ein Kapitel von seinen Begegnungen mit Franz Grillparzer. Die Erinnerung ist so bezeichnend, besonders für die Wunderlichkeiten Grillparzers, daß sie hier eine gute Stelle finden mag.

In meiner Gedächtnismappe, so erzählt Schlögl, sind auch einige gar sonderbare „Grillparziana" aufbewahrt. Soll ich sie hervorholen? Soll ich sie einem verehrungswürdigen Publikum bekanntgeben? Soll ich sie erzählen? Es sind ein paar „Anekdoten" darunter, die mir nicht zur Ehre gereichen, und es wäre vielleicht klüger, wenn ich, der ich allein um sie weiß, sie verschweigen würde. Aber da höre und lese ich, daß eine „ausführliche Biographie" samt Charakteristik der angeblich „wunderlichen" Persönlichkeit des größten österreichischen Dichters von einigen dazu eigens designierten Schriftstellern in „Arbeit" genommen sei und daß man endlich daran gehe, ein erschöpfendes Quellenwerk zum genaueren Verständnisse, ein gewissenhaft ausgeführtes Bild des Wiener Pindar „anzufertigen", und da ist es denn möglich, daß die kleinen Sandkörnlein, die ich liefere, bei dem Aufbau dieses projektierten literar-geschichtlichen Monumentes etwa doch verwendet werden könnten. Dieser Gedanke läßt mich die Rücksicht auf meine eigene Person vergessen und ich erzähle, was ich weiß und selbst erlebte, unbekümmert darum, ob ich mich nun vor den Augen der streng denkenden „Weisen" — lächerlich mache oder nur ihr geheucheltes Mitleid mir erwerbe. Denn ich habe unter anderem auch von Malheurs zu berichten, die mir passierten, indem ich — freilich in unschuldigster Weise — den Dichter der „Ahnfrau" und „Medea" aus zwei Wiener Gasthäusern — „vertrieben" habe, dagegen aber auch wieder bei anderer Gelegenheit die direkte Veranlassung war, daß der seit Jahren schweigsam Gewordene plötzlich und unerwartetst mit einem epochalen Poem in die Öffentlichkeit trat.

Mein erster „Unfall" datiert in das Jahr 1841 zurück. Es war am 20. Juni, am Tage der Eröffnung der Südbahn, die ich in jugendlichster Ungeduld mitmachen zu müssen glaubte, obwohl meine Angehörigen, im Hinblick auf die drei Jahre vorher geschehene Nordbahnkatastrophe, vor solchem Wagstück mich warnten. Aber ich war nicht zu halten, versprach jedoch vorsichtig zu sein, beim Auf- und Abstieg

bring! Tun ſ nur nix dergleichen, wenn er vielleicht einmal wieder zu Ihnen hereinkommt; er hat das nit gern, wann mr von ſeine Eigenheiten redt; nit einmal ſein Nam ſoll mr öffentlich laut rufen! So viel gſchreckt is er! Wann er a Fraunzimmer wär, ſaget i, daß er gſchami is!“ Und die Plauderin lief kichernd und lachend davon, die daheim gewiß ſchweigſam zu ſein verſtand, ſonſt hätte es der „ſonderbare Zimmerherr“ nicht einen halben Tag lang bei ihr ausgehalten.

Und in der Tat beſuchte der wortkarge Gaſt dieſe Wirtsſtube — meiſt abends — nun häufiger, die ihm durch den „Takt“ des Wirtes ſympathiſch wurde, der ihn inſoferne „rückſichtsvoll“ behandelte und behandeln ließ, als man auf ſein Tun und Laſſen (nach ſeinem Wunſche) eben — keine Rückſicht nahm. Wie oft ſaß er da, in ſeine Träume verſunken, und ließ den Wein warm und den Braten kalt werden, und wie lächelte er ſanft und milde, wenn er aus ſeinem Hinbrüten erwachte und er ſeine „Zerſtreutheit“ gewahr wurde, und er den Garçon, der ihn bereits verſtehen gelernt, bat, ohne Aufſehen abzuräumen und die Rechnung zu machen. Darauf beſtand er allmählich, auch wenn er zeitweiſe von dem Aufgetragenen nichts genoſſen. An „Reſpekt“ ließ man es nicht fehlen, aber auf Geheiß des klugen und gebildeten Wirtes mußte jede Oſtentation und Aufdringlichkeit vermieden werden, man ließ den Einſamen ſein, wie er ſein wollte, und beläſtigte ihn weder durch Fragen, noch durch das beliebte übliche begaffende Umſtehen der Kellnerjungen. Es grenzte dies alles beinahe an ein völliges Ignorieren ſeiner Anweſenheit, aber es war das ſtilgemäße „Nichterkennen“ einer vornehmen Perſönlichkeit, welche — „inkognito“ zu ſein und zu bleiben den Wunſch hatte. Dieſe Rückſicht wurde ihm in vollſtem Maße angetan, das Zimmerchen wurde ihm dadurch traulich und ihm daſelbſt heimiſch wie daheim, da — mußte ich in meiner Einfalt, allerdings abſichtslos, aber auch ohne Überlegung, ihn „laut zitieren“ und — aus war’s mit ſeinem abendlichen Aſyle!

* * *

War meine Tat denn wirklich ſo arg, daß ich nun wie ein Verbrecher herumſchlich, den Leuten nicht mehr ins Geſicht zu ſchauen wagte und den ganzen Rayon der Himmelpfortgaſſe auf Lebenszeit meiden zu müſſen glaubte, weil — Franz Grillparzer meinetwegen aus einem Gaſthauſe wegblieb? Aber meinetwegen! Da liegt’s! Und nun drohte mir, falls die Sache ruchbar würde und in den Bereich der Biographen und Literarhiſtoriker käme, mich — allerdings unfreiwillig — unſterblich zu machen, mich mit dem gefeierten Dichter auf die Nachwelt zu ſchleppen, aber (leider!) nur in beſchämendem, wenn ſchon nicht in völlig heroſtratiſchem Lichte! Ein entſetzlicher Gedanke, ein Bewußtſein, das mich faſt zu Boden drückte . . .

vierundzwanzig Jahren schmerzte es förmlich den Dichter, daß das „Volk“ mit seiner Schöpfung noch vertraut war! Wie eine Mimose bei der leisesten Berührung, zog sich der zaghafte Mann bei dem kleinsten ihn störenden Eindrucke scheu zurück. — Und das Intermezzo störte ihn.

Ich war beschämt und tat dem Wirte fast Abbitte, als ich an den nächsten Abenden sah, daß der Entflohene für ihn auf immer verloren sei. Aber Johann Kahla — der brave Mann starb hochbetagt erst vor kurzem — beruhigte mich selbst in seiner gewohnten Güte und schüttelte nur lächelnd den Kopf und meinte: „Der Herr v. Grillparzer ist halt ein gar ein wunderlicher Herr!“ Und nun ging’s ans Erzählen. Grillparzer, der vormals in der Dorotheergasse Nr. 1118 wohnte, wechselte anfangs der vierziger Jahre sein Domizil und bezog ein bescheidenes Stübchen bei einer Schneidermeisterin im obersten Stockwerke des Finkschen Hauses Nr. 960 auf der Seilerstätte. Die gute Frau kochte auch für ihren schweigsamen Zimmerherrn zu seiner vollen Zufriedenheit, nur als einmal ein Waschtag und andere Zwischenfälle eintraten, gab sie ihrem Kostzögling den Rat, in das (um die Ecke) nebenan befindliche Gasthaus („Zur ungarischen Krone“) zu gehen und dort das Essen zu nehmen. Das tat denn auch der also Beorderte. Er kam um die Mittagszeit still und geräuschlos, setzte sich abseits, begehrte ein Glas Tischwein und deutete dem Kellner drei „Gänge“ des Tarifes mit dem Finger an: „Reissuppe, Rindfleisch mit Sauce und Kalbsbraten“. Das Verlangte wurde gebracht und dem Gaste serviert. Der aber saß, ohne etwas zu berühren, stumm und starrte regungslos nach der Decke. Nach einer Stunde entschwand er, ohne daß sein Abgehen im selben Augenblicke wäre bemerkt worden. Nur als der Kellner sah, daß ihm ein Gast abhanden gekommen war, der nicht gezahlt habe, schlug er Lärm und wollte, daß man den Flüchtling verfolge. Kahla frug: „Wer ist abgefahren?“ — „Der dort im Winkel.“ — „Was hat er verzehrt?“ — „Nix hat er verzehrt, hat ja all’s steh’n lassen!“ — „Nun, wenn er nichts verzehrt hat, so haben Sie keinen Schaden, die Sachen werden abgeschrieben. Gar ist’s!“ — Am nächsten Morgen kam die Schneidermeisterin und verlangte den Wirt zu sprechen: „Sö, dös is a schöne Gschicht, machens nur ka Auffsegn! Der Herr v. Grillparzer schickt mich her und laßt um Entschuldigung bitten, daß er gestern mittags aufs Zahlen vergessen hat. Ich soll sein Zech jetzt richtig machen!“ — „Ja, der Herr — wenn es der Herr v. Grillparzer war — hat ja gar nichts gegessen, uns ist er nichts schuldig!“ — „Was? Gar nix gessen hat er? Jessas, der arme Mann! Und ka Wort hat er gsagt! Ein ganzen Tag kein Bissen im Leib! I sags ja, die Dichter — wissens, mein Zimmerherr is a Dichter — leben rein nur von der Luft! No, i dank in sein Namen; der wird schaun, wann i ihm s Geld wieder

richtiger und glühendster Inbrunst den geliebten Dichter, mit einem einzigen Liede hervorzutreten und der Stunde der erlangten Preßfreiheit damit die Weihe zu geben; aber es war trotzdem eine schmähliche Pfuscherarbeit, die mich heute erröten macht und die des erlauchten Adressaten wahrlich nicht würdig war. Um dies zu erkennen, fehlte mir die ruhige Einsicht, die prüfende Überlegung, ja jegliches Verständnis, das mir im Taumel der Verzückung völlig abhanden gekommen. So lief ich denn atemlos zu — Adolf Bäuerle, dem Mäcen aller nicht zu honorierenden Beiträge, und übergab ihm mit wogender Brust das fast noch nasse Manuskript. Bäuerle las, las funkelnden Auges, las laut, in Gegenwart von zehn bis zwölf mir unbekannten Herren und Damen, und umarmte mich! Der Schäker!

Wer war glücklicher als ich! So mußte Hutten zumute gewesen sein, als er in Augsburg vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen wurde. Bäuerle hörte nicht auf, mein Opus zu loben, er las einzelne (besonders schwulstige) Stellen zum zweitenmal, und als er die (närrische) Passage:

Rustan war nicht der Letzte deiner Helden,
Den du geschöpft aus der Begeist'rung Bronnen!

mit nachdrücklicher Betonung sprach, da weinte der Heuchler und alle Anwesenden weinten mit. Es müssen Komödianten gewesen sein, weil sie die Grimasse so a tempo und so packend zu machen verstanden. Ich stürzte ab. Ich irrte planlos durch die Straßen, dann über die Basteien. Meine Füße schlotterten, meine Pulse pochten hörbar. Da drang im Mondenschimmer das Giebeldach des Theseustempels aus dem kahlen Geäste des Volksgartens hervor. Eine olympische Form! Warum hat Wien noch keine Walhalla? . . . Plötzlich durchfuhr wie ein Blitz mich ein fürchterlicher Gedanke: Ich hatte keine Abschrift von dem Gedichte! Bäuerle, der leichtsinnige Mann, besaß mein Alles! Wenn es verloren ging! Ach, die Götter verstehen auch boshaft und grausam zu sein, sie verhüteten es, daß dieses befürchtete „Unglück" eintrat und sorgten vielmehr dafür, daß es auch den — lachenden Epigonen erhalten bleibe, denn am nächsten Morgen stand das Gedicht gedruckt an der Spitze der noch allmächtigen „Theaterzeitung!" Nun schien's doch um mich geschehen zu sein. Ich verlor die Sprache und lallte nur mehr; das Gedicht nun gedruckt zu lesen, war mir unmöglich, denn es flimmerte mir vor den Augen. Warum sehen die Leute mich so staunend an? Weiß man bereits allüberall davon? Freunde und Bekannte schütteln mir auffallend die Hand und grüßen mich fast ehrerbietig. Wenn der Vater meiner Braut erfährt, welch ein Glanz auf meinen Namen gefallen. . . .

Erst nach drei Tagen hatte ich den Mut und die Kraft, bei Bäuerle wieder vorzusprechen. Er empfing mich mit übertriebener

Die alles heilende Zeit ließ auch diese Wunden meines Gemütes vernarben, und ich glaube, daß ich nach einigen Jahren sogar wieder lachen konnte, denn es lachte ja auch der gemütliche Kahla selbst, wenn ich ihm begegnete und er auf die tragi-komische Affäre zu sprechen kam. Ja, ich lachte wieder zeitweilig, wenn es zu lachen gab, und als das „tolle" Jahr 1848 anbrach und ich von Gott begnadet wurde, die glorreichen Märztage und Wiens Erhebung und Metternichs und Sedlnitzkys Sturz zu erleben, da lachte ich nicht nur, ich jubelte laut auf und vergaß, hingerissen von der Größe des Augenblicks, von der Erhabenheit der Geschehnisse, im Taumel der freudigsten Begeisterung all der Misère, die mich im Leben bisher verfolgte, all der kläglich kleinen Geschichten, die mich geärgert, all der läppischen Abenteuer, die ich ruhmlos bestanden. „Diesen Kuß der ganzen Welt" — mit Ausnahme der Geistesschergen und übrigen Tröpfe, die ohnehin zum Teufel gejagt wurden! Bis in die Wolken drangen die Rufe brausenden Entzückens! Man muß jene Zeit mitgemacht und Zeuge der Szenen und jung und warmfühlend gewesen sein, als eine Konstitution verliehen, Preßfreiheit verkündigt und überhaupt „alles bewilligt" wurde. Es waren wohl Wiens schönste Tage!

Da kam das „Schreiben" über die Leute. Jedermann hatte etwas auf dem Herzen und etwas zu sagen, und jedermann griff zur Feder und schrieb seine Gedanken nieder, in Versen und in Prosa, und — alles wurde gedruckt! Auch das Dümmste. Aus diesem Chaos, diesem unorthographischen, ungrammatikalischen, unsyntaktischen und unmetrischen Unsinnsbrei leuchteten nur wie einzelne Perlen die Geistesmanifeste berufener Poeten und Schriftsteller tröstlich hervor, und waren es namentlich Ferdinand Kürnberger, Anastasius Grün, Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Karl Beck, L. A. Frankl, Eduard Bauernfeld, Siegfried Kapper, Emil Kuh, Johannes Nordmann 2c. 2c., die ihre tönende Stimme in dem allgemeinen Charivari zur Erbauung zu Gehör zu bringen wußten. Nur einer schwieg; einer, nach dem sich aller Augen wandten, nach dessen leisestem Lispeln alles lauschte. Franz Grillparzer hatte nichts zu sagen.

Da ritt mich abermals der Teufel, mit dem hehren Namen anzubinden, und ich faßte mir ein Herz und warf — die Musen mögen mir die Missetat verzeihen! — in noch immer jugendlichem Ungestüm und in überströmender Verehrung, die mich zeitlebens für den teuren Mann erfüllte, einen versifizierten und gereimten Aufruf auf das Papier, den ich „An einen!" adressierte und — o der Dreistigkeit! — mit meinem vollen unberühmten Namen fertigte. Das Poem, die lauterste und zweifelloseste „Gymnasialpoesie" (obwohl ich der betreffenden Charge längst entwachsen), war wohl ehrlich gemeint und beschwor in auf-

nicht sonderlich freundlich, und stach merkwürdig ab von den Jubelhymnen, die der todesmutigen akademischen Legion, die das alte verhaßte System gestürzt und die „Freiheit“ geschaffen, allerorten gesungen wurden. Genug an dem, Grillparzer brachte damals der gewaltigen Erhebung und dem „Segen der freien Presse“ wirklich nur ein „einzig Lied“, das „Radetzkylied“, als Weihespende dar. Nachmals opferte er noch manche einzelne „Gnomen“, Glossen und gallige „Vierzeilen“.

Dennoch blieb er uns allen teuer, und wenn eines seiner gedankenvollen Dramen zur Aufführung kam, so drängten wir uns doch in den Pferch des alten Burgtheaters und lauschten und horchten mit feuchten Augen und mit gehobener Seele . . .

Und es verflossen wieder fast anderthalb Dezennien, und zum drittenmale brachte mich mein Unstern in unerfreulichsten Kontakt mit dem Dichterfürsten, der noch dazu schon recht mürrisch geworden, teils körperlicher Leiden, teils widerlicher Familiengeschichten wegen, die dem feinfühligen Manne stark an die Ehre gingen.

In den ersten sechziger Jahren war es. Grillparzer hat mittlerweile seine „Sterbewohnung“ in der Spiegelgasse Nr. 21 bezogen, wo er tagsüber „hoch oben“, wie ein Aar in den Lüften, weilte und nur abends die stille Behausung verließ, um mühsam die vier Stockwerke herabzukeuchen, worauf er in das letzte Zimmerchen der im Parterre gelegenen Restauration (heute zur „Stadt Amberg“ genannt) trippelte und daselbst sein Mahl einnahm, ruhig und einsam, bescheiden und — karg. Mayr, der prächtige, intelligente Wirt, der damals das Geschäft leitete, erzählte uns nachträglich, daß der „Herr Hofrat“ allabendlich nie mehr als ein einziges Wort, eine einzelne Silbe spreche: das Wort „Weich!“, das sich auf die gewählte Speise bezog, die er dem Kellner (nach alter Gewohnheit) mit dem Finger auf der Karte bezeichnete. Hatte er seine Fleischration, vorsichtig und mit Anstrengung kauend, genossen und sein Gläschen Wein getrunken, dann langte er nach einer (beliebigen) Zeitung und hielt sie, ohne eine Zeile zu lesen, wie „geistesabwesend“ eine Stunde lang vor sich hin. Geistesabwesend? Ach, welche Phantasien, welche Gedankensinfonien mögen das Haupt des Edlen in solchen Ruhepausen durchschwirrt haben! Hatte er die Traumgebilde von sich abgeschüttelt, oder sie in seinem Innern festgehalten und zu Gestalten geformt, die Fleisch und Blut werden und Mark in den Knochen haben sollten, hatte er geschaffen und beendet, was er schaffen wollte, dann legte er die Zeitung, die ihm als Schild gedient und ihn von der Außenwelt abgetrennt, beiseite, tippte an das Glas, was für den Garçon das Zeichen war, die Rechnung — wortlos — zu ordnen und das knapp bemessene Douceur schweigend einzustreichen. Dann erhob sich der „Herr

Freundlichkeit, gab mir zwei Freiexemplare jener Nummer, wofür ich mich tief verbeugte, und erzählte in seiner Plauderweise, wie Grillparzer erfreut von dieser „Huldigung" gewesen, wie er mir danke dafür und wie er angedeutet, daß mein Wunsch bald erfüllt werden würde. Auch wollte er mich persönlich kennen lernen. „Ich begreife Sie nicht, junger Mann, daß Sie die Gelegenheit, die sich Ihnen so günstig und so ehrenvoll (!) darbietet, nicht benützen und Grillparzer Ihre Aufwartung machen! Sie hören ja, daß er Sie sprechen will! Gleich gehen Sie hinauf zu ihm!"

Ich ging, aber ich ging (mit den zwei Freiexemplaren) heim in mein Kämmerlein, schloß hinter mir die Türe und begann mein „Werk" zu lesen. Das erstemal in gedruckter Form. Ich las es auch nur einmal. Meine Brust drohte zu zerspringen, alles Blut drängte zum Herzen und um die Schläfe perlte mir kalter Schweiß. Die Krisis war vorüber. Ich stand auf, mein Blick fiel zufällig in den Spiegel — mein Gesicht war kreidebleich und ich zitterte am ganzen Leibe. Ein namenloses Schamgefühl erfaßte mich, ich trat vor das Bild des Dichters, das zu Häupten meines Arbeitstisches hing (und noch hängt) und stammelte: „Verzeih', Gütiger, was geschehen! Auch das ist eine Art der ‚Jugendeselei', die Heine so spöttisch besungen, und sie ist bedenklicher, als in ein süßes Wesen bis über die Ohren verliebt zu sein. Aber an dieser Untat, die an dir (Stilistisch- und Metrisch-)Reiner, nun öffentlich begangen worden, trifft mich nur der kleinere Teil der Schuld, die größere Verantwortung fällt auf jene, die, als erfahrene Männer, ein solches Zeug in Druck gaben! Und nun kein Wort im Leben mehr davon!"

Nun kam aber erst die eigentliche Überraschung. Grillparzer, der seit dem Unglücksabend am 6. März 1838, wo man durch verkehrte Besetzung sein köstliches „Weh' dem, der lügt!" so brutal zu Fall brachte, mit Wien und den Wienern schier unversöhnlich grollte, trat ein paar Wochen nach meinem naiven Appell wirklich „mit einem Liede, einem einzigen" hervor, es war — der Ruf an Radetzky:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!"

Das Lied durchzog die Welt und wurde genugsam kommentiert. Wie Grillparzer übrigens zu vertrauten Freunden später geäußert, erfüllte es ihn mit „Wehmut", daß man seine nur „patriotisch erdachten" Strophen vielfach mißverstanden und teilweise sogar eine „rohe" Tendenz hineingelegt habe, die ihm unbekannt gewesen. Ungeachtet dieser posthumen Abwehr klang der Vorwurf an die Jugend:

„Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu benennen —"

Menuett und Stöckelschuh.*)

Von **Hermann Kienzl-Berlin.**

Leise trägt ein sanfter Wind zierlich-zarte Klänge . . . Mozarts „Don Juan"-Menuett. Die Lippe lispelt Worte, lächelnde, graziöse Worte von „kleinen Marquisen, die kein Pfeil des Schelmen floh . . ." Und siehe! Der Pagen Chor, goldschimmernd und in weißer Seide all, verneigt sich tief, die Herrin zu empfahn . . . Ach, der fröhlich-alberne Chevalier! . . . Und hier der Park mit seinen Laubengängen und Sphinxen, schlanken Marmorstatuetten. Apollo spielt vor schmachtenden Najaden . . .

Man scherzt, man lacht. Und tändelt. All die losen
Schelmenaugen treffen sich und grüßen wo . . .
Man spielt zerstreut mit goldenen Tabaksdosen.
Man glättet fein die Spitzen am Jabot." Nowak.

Nur im Traum der Kunst greifst du, Mensch der modernen Zivilisation, nach diesen Schatten. In deinen Alltag dringen sie nicht. Deine Hände, tapferer Arbeiter, sind zu derb für die zerbrechliche Herrlichkeit.

Verhaucht ist der Duft; Staub sind die Amoretten. Aber sieh'! In leuchtenden Farben haben die lieben Meister das Leben von einst gerettet. Es grüßt dich von den Wänden im bildgeschmückten Saal. Das flüchtige Lächeln der Dame, der amoureuse Reiz des Augenblicks ist Ewigkeit geworden. Eine Ewigkeit ohne Totenstarre, Die Kinder vergangener Zeiten, hier lächeln sie in ewigem Reiz.

Sonst in Palästen und Kunstsammlungen vieler Länder zerstreut und voneinander getrennt, haben sich nun die Lieblichkeiten des Rokoko versammelt. Wandert dein Blick von Bild zu Bild, so lauscht dein Ohr einem Menuett, von unsichtbaren Geigen gespielt . . .

Wir stehen vor dem Thron des Roi soleil und seiner Nachfahren. Wer trägt die Krone? Das W e i b.

Königin ist das Weib; sein Reich ist die Schönheit, die Lust, die Liebe. Verwandelt ist der ewige Kampf der Geschlechter zum tändelnden Spiel. Schmale tändelnde Finger schlagen wie mit Nasenstübern Köpfe ab, gebieten über die rostigen Riegel der Bastille, in deren Mauern die weibliche Ungnade ihre Sklaven, die höchsten Würdenträger des Staates, verschmachten läßt. Das Volk bezahlt mit seinem Hunger den immer blauen Himmel der Dame und ihres Kavaliers. Eine flatternde Laune entscheidet über das Schicksal von Ländern, über das Leben Tausender junger Vaterlandssöhne. Die Spitze und das Symbol dieses Frauenreiches ist die Maitresse en titre, die Beherrscherin des Königs. Das Zepter

---

*) Paßt dieses Stück in den „Heimgarten"? wird man fragen. Und wir antworten: Ja, es paßt. Es zeigt, wohin die faul gewordene Hochkultur führt. Jene Kulturdekadenz, die unser Blatt stets mit glühendem Zorne bekämpft hat — ihr entgegenstellend rauhere Natur und deutsche Redlichkeit. Die Red.

Hofrat" und kletterte ächzend „nach oben". Und auch dieses wirtshäusliche Stilleben des genügsamen Poeten sollte ich Pechvogel stören!

Wir saßen abseits, an einem sogenannten „Katzentischchen", die übrigens in dem „Kleinen Kasino", wie sich die schmucke Taverne damals titulierte, in der Majorität waren, und plauderten, selbstverständlich ohne Lärm zu machen. Wir sprachen über dies und das und kamen hiebei auf ein heikles Thema, auf „literarische Jugendsünden", zu welchen sich fast jeder, wenn auch seufzend, bekannte. Nur einer, der in Selbstliebe und Aufschneidereien groß war, gab derlei Schuldbewußtsein auch in bezug auf seine Erstlingsarbeiten nicht zu, obwohl männiglich bekannt war, daß just er mit einem Liebesgedichte, das in einem Buchbinderalmanach im Vormärz erschien, sich schaudervoll blamiert hatte, worüber er seinerzeit viel gehänselt wurde. Nun aber glaubte er die Sache längst vergessen und renommierte mit seiner „Frühreife", die ihm einen lyrischen Fehltritt angeblich ersparte. Diese gänzlich unmotivierte Großtuerei und Prahlerei verdroß mich und ich rief, ziemlich laut, den Finger warnend erhoben, scherzweise: „Jason, ich weiß ein Lied . . .!"

„Zahlen!" klang es mit zitternder Stimme aus dem Winkel des Stübchens. Alle Heiligen! Der zaghafte Ton machte mich erbeben; vor länger als zwanzig Jahren vernahm ich ihn ebenfalls und heute wie damals scholl er mir wie ein Klageruf, wie ein Vorwurf entgegen, der mir und meiner vermeintlichen Rücksichtslosigkeit galt. Scheu blickte ich nach dem Mahner, es war — Grillparzer; er erhob sich, wankte fort und kam nie wieder. Er wählte sich als sein Kosthaus nun den „Matschakerhof", dem er bis an sein Ende treu blieb. Wie weh tat mir diese Flucht und wie verwünschte ich meine wiederholte — Unvorsichtigkeit. . . .

Und es vergingen wieder zehn Jahre. Mittwoch den 24. Januar 1872 kehrte ich aus zeitungsarmen Distrikten von einer Reise zurück, als ich die Straßen von einer dichtgedrängten, lautlosen Menschenmasse erfüllt fand, durch die ein imposanter Leichenzug sich bewegte. Ich sprang aus dem Wagen und frug, wem die Feier gelte. „Dem Dichter Grillparzer!" Ich erschrak, ich zog den Hut, da kam der Sarg und Tränen entströmten meinen Augen. Tot! Tot! Tot! . . .

Im Januar 1817, vor fünfundfünfzig Jahren, führte mein Vater den aufgeregten Dichter, der sich in der Nähe des Theaters an der Wien versteckt hielt, nach der glorreichen ersten Aufführung der „Ahnfrau", nachts nach Hause. Grillparzer dankte gerührt. Der Sohn handelte, wenn auch absichtslos, nicht mit gleicher Liebe und bereitete dem Edelsten der Edlen Verdruß und Ärgernis. Grüßt' es dennoch verzeihend aus dem Sarge? Erkennst du den unschuldigen Missetäter? Ich glaube, ich stotterte damals zerknirscht und demutsvoll und beschämt die Variante: Ja, ich bin's — der Unglücksel'ge?

den nassen Korb die schönsten Frauenköpfe, die sich eben noch ungläubig geschüttelt hatten . . . Das Unrecht der Jahrhunderte verbrennt in der furchtbaren Feuersbrunst — und mit ihm das Märchen von Genuß und Müßiggang, mit ihm der Traum des Rokoko, das Reich der schwelgenden Sinne und der Frau.

Das Verhältnis der galanten Dame zum achtzehnten Jahrhundert wird kaum irgendwo klarer und liebevoller dargestellt als in dem kleinen Buche „Die Frau des Rokoko“ von Karl Widmer. Im Tabernakel des Rokoko ist die Frau das sündhafte Heiligenbild. Sie paßt — sagt Widmer — zu den Seidenpfühlen und Gobelins, zu den blitzenden Spiegeln, den anmutigen Schnörkeln des Stuck, zu Gold und Glas, zu den Nippfiguren ihres Salons und Boudoirs mit den Blumentapeten und geheimen Türen. Wir träumen von ihr, wenn wir die alten Gärten sehen mit den verschnittenen Bäumen, den Hecken von Bux und Taxus, den immergrünen Nischen, aus denen das Marmorweiß nackter Jünglinge und Nymphen leuchtet. Wir sehen die graziöse Herrin in ihrem Reiche weben, schweben, flüstern, lieben. In den Erkern und Alkoven ernst gewordener Paläste erwachen zitternde, girrende Stimmen. Schatten umschlingen sich zärtlich . . . Aus dem Schnee des Bettes blühen halbverhüllte Wonnen. Ein rosiger Mund lächelt aus den Kissen dem mondänen Abbé. Der beglückte Freund, der Vertraute des Lever, verfolgt mit weltmännischem Auge die Entwicklungen des Negligé.

Fünfmal im Tage und öfter wechselt die dame du monde die Toilette. Für jede der Obliegenheiten ihres Tagewerks ziemt sich ein anderes Kleid. Ihre Pflichten sind der Empfang im Schlafgemach, der Ritt ins Bois, die Visiten, der Korso, Theater und große Gesellschaft und die Zärtlichkeiten der späten Nacht. Die Künste umsäumen ihren Alltag. Aber das größte Kunstwerk ihrer Welt ist sie selbst: die Frau des Rokoko. Sie, in ihrem Schaum von Musselin, Atlas, Seidengaze und Spitzen, mit ihren Federn und Perlen. Ihre Gewandung — die Farben rosa, lila, hellblau, silbergrau — verführt mit allem, was sie zeigt oder verbirgt, andeutet oder verschleiert. Das Rokoko macht den sexuellen Reiz zum Prinzip der Toilette. Die weite Glocke des Panier macht die Taille um so schlanker. Der Ausschnitt der Korsage ist „gerade groß genug, einen Kuß darauf zu drücken“. Die von der Taille an käferflügelartig zurückgeschlagene Robe läßt den Jupon sehen und das entzückende Füßchen im Stöckelschuh. Die Füße der schönen Frau, früher züchtig verborgen, sind die Kleinodien des Minnedienstes. Ratif de la Bretonne stellt seinen Roman auf die zarten Sohlen und Zehen der Herzogin von Choiseul.

Und das waren warme, lebendige Wunder selbst in dieser Hülle von niedlichem Prunk? — Hat jede Zeit ihr offenkundiges Ideal von

wandert von Bett zu Bett. Drei Namen bedeuten den Inbegriff weiblicher Weltmacht: Maintenon, Pompadour, Dubarry.

Eine Rosenmauer scheidet den Garten des Lebens von dem weiten Land der arbeitenden, seufzenden Menschen. Scheidet die lustige Komödie des Daseins der Begünstigten von der Tragödie da draußen. Kein Schatten schleicht durch die Umfriedung. Die Tyrannei, dem Unterdrückten ein knöchernes Gespenst, hüpft auf kleinen Füßchen im Stöckelschuh durchs Eden, strömt den Duft der Anmut aus und füllt die Lüfte mit einem hellen, melodischen Lachen. Der Moloch ist eine süße, lüsterne, kleine Frau, hat ein liebliches Gesicht, ein zierliches Figürchen. Von ihren Schultern, ihren Armen, ihrem Busen schimmert das weiche Weiß der Kirschblüte, ihr Leib ist Sirengesang, ihr freudefunkelndes Auge das Nirwana aller Sorge . . .

Wartet nur! Der bleiche Groll und die unvergeudete Kraft der Menschheit ballen sich, rüsten sich. Die Zeit schreitet weiter . . . In den Feenschlössern und -gärten des Königs, des Adels scheint sich ein ewiger Ring der Freude zu schließen. Aber die Zeit schreitet weiter . . . Die lustsprühenden Damen, die lustmüden Junker vernehmen es nicht, wie der unterirdische Donner grollt. Die Königin Marie Antoinette spielt Theater; sie gibt die Susanne in der „Hochzeit des Figaro“ und denkt dabei nichts Schlimmes. „Beaumarchais' Lustspiele“, sagt später Napoleon, „waren schon die Revolution in Aktion“. — Etwas treibt die Dekadenten wie Mücken zur Flamme. Sie, die einst nur dem Flirt, dem Gekose, der Toilette, der Medisance, der Kunst und der Hofkabale zu ihrem Zirkel Zutritt gewährten, werden, wie nun die Schatten ihrer Götterdämmerung wachsen, von einer irrenden Sehnsucht erfaßt. Sie greifen nach neuem Spielzeug und ziehen, wie früher den Schoßhund, das Äffchen, den Hampelmann oder ein anderes Jou-jou, den „Literaten“ an sich heran. Die Enzyklopädisten, auf hohen Stirnen das unsichtbare Mal des Königsmordes, ziehen ein in Versailles. Rousseau wird Liebling. Er, der das Gewissen der Mütter weckt und die Natur von den Schranken des Klassengeistes befreit. Sie ahnen es nicht, daß es ihr Reich ist, das der eingedrungene Feind zertrümmert . . . Noch immer besucht die Dame, knisternd von seidenen Dessous, und das betäubende Parfüm der Liebe, des Genusses ausstreuend, die Armen im „Hotel Dieu“, weil es guter Ton ist und Abwechslung bringt. Oder sie läßt sich auch von dem Galant zu fernen Vorstadtkneipen entführen, um sich — eine leckere Nervenbeize! — das „Volk“ zu besehen, das schwitzende, fluchende — wie man etwa fremde Tiere hinter Käfigstangen betrachtet. Sie spielen mit dem Tode. Und eines Tages, so plötzlich wie in Schnitzlers „Grünem Kakadu“ die zwei Welten einander treffen, ist sie da: die Revolution. An den Laternen hängen schmucke Junker, das große Messer pflückt für

Zur Charakterbildung.

Für junge Leute von **Franz Mohaupt.***)

Die Zunge, die Zunge!

Man kann wohl getrost behaupten, daß sie das meiste Leid in der Welt verschuldet. Die wenigsten Menschen haben ihre Zunge im Zügel; sie können sie nicht beherrschen. Sobald ein solcher Mensch einen Gedanken denkt, springt er ihm auch schon auf die Zunge, bleibt aber nicht darauf hocken, sondern wird auch schon herausgesprudelt. „O jemine, jetzt hast du etwas eingebrockt! hättest du doch geschwiegen!" sagt eine innere Stimme. Wie nützlich wäre es, wenn der Mensch eine so unüberlegt herausgesprudelte Rede mit seiner Zunge schnell wieder zurücklecken könnte in das Burgverlies seiner Zähne! Da das leider nicht möglich ist, so bleibt wohlweislich nichts Besseres übrig, als die Meinung Walthers von der Vogelweide zu befolgen:

„Hütet eurer Zungen!
Das geziemt den Jungen;
Schiebt den Riegel vor die Tür,
Laßt kein böses Wort herfür!"

Zunächst hüte dich, auf eine Bemerkung eines anderen sofort eine bissige Antwort folgen zu lassen. Viele Leute sagen zwar: „O, das muß man! Nur gleich eine Retourkutsche geben; dann lassen einen die Leute in Ruh'!" Das letzte wird schon stimmen. Ein so „schlagfertiges" Mundwerk bezeichnet der Volksmund sehr treffend als „g'schnappig". Ein solcher Mensch erinnert in der Tat an einen bissigen Hund, der nach jedem schnappt, der in seine Nähe kommt. Ein geschnappiger Mensch ist gefürchtet; niemand mag ihn leiden, um so weniger, als er auch „schnappt", d. h. bissige Reden aus seinem „Schwertmaule" läßt, ohne daß man ihn überhaupt angesprochen hat.

Hieher gehört in gewissem Sinne auch das Kapitel „Grobheit". Einen Grobian nennt der Volksmund wohl auch einen „Hainbüchenen" (weil das Holz der Hainbuche sehr hart ist). Es ist gewiß nicht uninteressant, daß ganze Ortschaften in dem Rufe besonderer Grobheit stehen. Das erklärt sich aus dem Wahrworte: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!" Diese Grobheit vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Einen Grobian hat niemand lieb; aber ein grober Mensch muß noch lange kein schlechter Mensch sein — er kann sogar ein sehr ehrenwerter Charakter sein!

---

*) Aus dessen empfehlenswertem Volksbüchlein: Anstandslehre. Mit Bausteinen zur Charakterbildung. 3. Auflage. (Reichenberg. Paul Sollors Nachf. 1910.)

weiblicher Schönheit, so bleibt es doch ein Geheimnis, wie der Körper der Frau dem Ideale sich anschmiegt. Verschwunden sind die majestätischen Frauen des Barocks, in deren starren Zügen sich die fromme Strenge der Maintenon spiegelte. Die steifen Formen werden äußerlich und innerlich abgestreift. Alles ist Leben und Bewegung, Nerv, Esprit und Koketterie an den pikanten Persönchen. Klein sind die Frauen, haben winzige Hände und Füße, seidenweiche Haut, ein munteres Gesichtchen unter hoher Frisur. Wie sehr hat sich, seit Molière die „Précieuses ridicules“ schrieb, ihr seelischer Ausdruck verändert. Nicht mehr imponieren — gefallen, reizen, verführen will die Frau. Die künstliche Würde hat man fallen lassen, und Madame läßt beim Lever das seidene Hemdchen vor den Augen der Freunde zur Erde gleiten. Nur so viel noch blieb diesen Damen und Herren der Aristokratie von der stolzen Haltung, daß sie — später, wenn dann die Darbenden den großen Ausgleich machen werden, mit vornehmem Anstand ihre Köpfe hinlegen auf das Schafott ...

Dennoch hat auch diese freie Welt der Galants und Amantinnen ihre Gesetze und spröden Formen. Die Ehe ist für das im Kloster aufgewachsene Mädchen nur der Eintritt in die Welt. Die Liebe — kommt später; die Liebe zum Nebenmanne nnd wohl auch zum Vierten im Bunde. Gemahl und Gemahlin geben sich Carte blanche. Der Ehebruch (das Wort klingt brutaler, als es je das Rokoko gelitten hätte!) ist feste Konvention. Doch soll es sich ereignen, daß Madame auch einmal den Geliebten mit dem eigenen Gatten betrügt ... Ein Franzose dieser Zeit schreibt: „Eine Tugend zu verlieren, an die kein Mensch glaubt, ist kein Verbrechen.“ Der Spielverderber macht sich lächerlich. Ja, Spiel: denn das unterscheidet das Rokoko im Tiefsten von der Renaissance, daß es die große Leidenschaft nicht kennt. Sensation, Nervenreiz ist die Liebe. Sie wird von Virtuosinnen, nicht von Priesterinnen gepflegt. Und sie entartet. Der Marquis von Sade, der Vater des „Sadismus“ ist Zeitgenosse und die Marquise von Merteuil sagt: „Ce mot de cruelle m'a toujours fait plaisir; c'est après celui d'infidèle le plus doux à l'oreille d'une femme.“ — Die Gattenehre nimmt es krumm, wenn der andere nicht ein „homme du monde“ ist. Nur adeliges Blut darf sich vermischen ... Und die Gattenehre ist tödlich verletzt durch einen „Skandal“. Sie duldet jeden Fehltritt, doch nicht den kleinsten Faux-pas ... Sittlich ist, was sich nicht erwischen läßt.

In dieser Atmosphäre der Sinnlichkeit, der Grazie, des Genusses entnerven die Männer. Die marklosen Arme des jungen Greises überlassen die Zügel um so williger der Frau. Nur die wenigen Begnadeten, die die Lust aus den Sinnen emportragen zu den Höhen des schöpferischen Geistes, nur die Künstler erstarken in der Rokokozeit.

Verantwortung. Wie schön, wenn sich deine Mutter auf dich verlassen kann! Welche äußerst wertvolle Vorbereitung für das Leben bedeutet das! Ich kenne acht- bis zehnjährige Mädchen, die ihre jüngeren Geschwister wahrhaft mütterlich betreuen, die sogar den in Arbeit stehenden Eltern das Mittagessen kochen und alles vortrefflich besorgen. Aus denen werden tüchtige Menschen, weil sie verläßlich sind, weil sie gelernt haben, eine Verantwortung zu tragen.

Lerne Unangenehmes geduldig ertragen!

Die meisten Menschen sind sehr wehleidig; wenn ihnen etwas halbwegs Unangenehmes widerfährt, geraten sie gleich aus dem „Häuschen". Und das Leben bringt doch jedem viel mehr Unangenehmes als Angenehmes!

Ich muß also lernen, Unangenehmes geduldig auf mich zu nehmen. Dann werde ich viel glücklicher leben als jemand, der das nicht gelernt hat.

Beispiele: Du hast mehrere Schulaufgaben zu arbeiten, darunter eine, die dich besonders verdrießt. Die gerade nimm zuerst daran; die anderen arbeiten sich dann spielend! Wie halten es aber die meisten Schüler? Die unangenehmste Aufgabe lassen sie bis hübsch zuletzt. Sie überlegen nicht, daß ihnen in diesem Falle auch die anderen schon unangenehm werden, weil dabei immer die schwerste als Drohgespenst im Hintergrunde steht. Vielleicht bringen sie diese dann überhaupt nicht mehr zur rechten Zeit fertig. Mache dir also zum Grundsatze: Was dir am unangenehmsten ist, das erledige zu allererst; dann kannst du frohgemut an die anderen leichteren Dinge herantreten!

Die Mutter schickt dich mit einem schweren Korbe irgendwohin. „Was werden meine Mitschüler sagen, wenn sie mich ‚Packesel' sehen?" Pfui! Ist es denn eine Schande, einen Korb zu tragen? So manches Mädchen, welches sich am liebsten schon aufs „Fräulein" hinausspielen möchte, schämt sich, der Mutter Einkäufe zu besorgen. Einkaufen will sie ja am Ende noch; aber die Packel muß der Ladendiener nach Hause schaffen. Wie häßlich! „Hochmut kommt vor dem Falle!"

Ein Junge hat seine Hose durchgewetzt. Die Mutter setzt ihm dort, wo der Rücken aufhört, einen tüchtigen Flickfleck darauf. Er will die Hose nicht mehr anziehen. „Meine Mitschüler werden mich auslachen!" Das können nur rohe Gesellen tun; der Flickfleck ist ein Ehrenzeugnis für deine brave Mutter. Wie viele Kinder laufen in „schönen" Kleidern umher, die noch nicht bezahlt sind! Ist das etwa ehrenvoller? Also danke deiner Mutter, die so schöne Flickflecke auf deine Hose zaubert; küsse ihr die treuen Hände dafür! Vielleicht ermöglicht sie dir gerade dadurch, daß du später einmal in schöneren Kleidern umherstolzieren kannst, als die tragen werden, die heute über deine „geflickte Hose" in eine rohe Lache ausgebrochen sind!

Sehr hüten mußt du dich, einen Verdacht gegen jemanden auszusprechen, der nicht genugsam begründet erscheint. Solche Reden rutschen vielen Leuten gerade so leicht heraus, wie man etwa „Guten Tag" sagt, und sie müssen es schwer büßen — oft mit Arrest! Wenn dir von jemandem etwas Ehrenrühriges erzählt wird, so antworte nicht etwa: „I, was Sie da sagen! Das ist ja ungeheuer interessant!" sondern sage lieber: „Das kann ich gar nicht gut glauben; haben Sie etwa Beweise dafür?" Dann wird der andere wahrscheinlich viel vorsichtiger weiterreden.

Jeder Mensch hat seine Schwächen.*) Solche Schwächen und Fehler werden mit wahrer Wonne weitererzählt und breitgetreten und oftmals gerade von solchen Leuten, die ihrer selbst genug haben. Tratsch- und Klatschmäuler gibt's nicht etwa bloß unter Mädchen und Frauen, sondern recht ausgewachsene Exemplare auch unter Knaben und Männern. Wenn man will, daß eine Neuigkeit rasch im „Städtle" herumkommt, braucht man sie bloß einer solchen „wandelnden Zeitung" anzuvertrauen — am besten „unter dem Siegel der Verschwiegenheit!!"

In einem schönen Gedichte von H. Gilm, „Der erste Reif", heißt es in der letzten Strophe:

„Du aber merk' dir, liebes Kind,
Und denke fort und fort:
Was Reif und Frost den Blumen sind,
Ist oft ein böses Wort!"

Verläßlichkeit.

Ein unverläßlicher Mensch ist niemandem etwas nutz; er wird in jedem Berufe Schiffbruch erleiden. Wie schön, wenn man sich auf jemanden sicher verlassen kann, wenn er sein gegebenes Wort getreulich hält, wenn er die Pflichten seines Berufes genau erfüllt! Welche Aufregung verursacht der Bäckerjunge, der die Frühstücksemmeln zu spät bringt, das Milchmädchen, der Fleischerbursche! Und erst der Schuhmacher und die Schneiderin, die Ballschuhe und Ballkleid nicht zur bedungenen Zeit liefern! (Von den Handwerkern und Gewerbsleuten zeichnen sich viele durch ihre Unpünktlichkeit und Unverläßlichkeit aus.)

Wie kann ein unverläßlicher Mensch irgendeine Verantwortung auf sich nehmen? Jeder Beruf birgt eine gewisse Verantwortlichkeit in sich, mancher eine ganz außerordentliche. Einem Lokomotivführer z. B. sind Hunderte von Menschenleben anvertraut. Wenn der es mit seiner Pflicht nicht sehr genau nimmt, was kann da Furchtbares passieren!

Wenn die Mutter außer Haus zu tun hat und dir als Ältestem aufträgt, auf deine jüngeren Geschwister gut achtzugeben, dann hast eben du die

*) Und wenn er keine andere hätte als die, daß er zu gut ist.

Hand. Der andere weiß aber meistens ebensowenig, was er zu tun hat. Meist schaut er recht hilflos und einfältig drein und rührt sich nicht, anstatt daß er etwa sagt: „Schon gut, ich wußte ja, daß du's nicht so böse gemeint hast!" und in die dargebotene Hand mit herzlichem Drucke einschlägt. Ja, ja, es ist eben gar nicht sehr „Mode", jemanden um Verzeihung zu bitten, weil — ei nun: weil das eben so schwer über die Zunge geht!

b) Es ist von jemand Abwesendem die Rede. Da wird meist nur Abfälliges und Nachteiliges von ihm gesprochen. Je lieblosere Reden fallen, desto „interessanter" ist das Gespräch und auf allen Gesichtern strahlt ungute Schadenfreude. Wie oft hast du schon in solchem Falle des Geschmähten Partei ergriffen, ihn mit flammenden Worten verteidigt und seine guten Eigenschaften gebührend hervorgehoben? Wahrscheinlich recht selten oder noch gar nie, weil Mut dazu gehört, weil das — wieder so schwer über die Zunge will!

c) Du hast dich mit einem Freunde entzweit. Seid ihr wirklich gute Freunde, so ist dieser Fall eigentlich kaum möglich. Wahrscheinlich ist es nur ein ganz kleinliches Mißverständnis; aber beide Teile schmollen, schneiden einander feindselige Gesichter und reden nicht mehr miteinander. Beide sehen vielleicht schon längst ein, daß das Ganze eigentlich nur eine „Dummheit" war, aber jeder ist zu stolz, zu eingebildet, dem andern zuerst ein gutes Wort zu geben! Hermanns*) Mutter sagt von ihm und dem Vater:

„Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegeneinander!
Unbewegt und stolz will keiner dem andern sich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem ersten, die Zunge bewegen!"

d) Du hast deiner Mutter Anlaß zu einem Verweise gegeben. Du drehst dich weg, schneidest ein beleidigtes Gesicht und sprichst mit der Mutter nicht mehr, als was du mußt. Vielleicht wartest du sogar darauf, daß die Mutter dich um Verzeihung bittet? Schäme dich! Das kannst du deiner lieben, guten Mutter antun? Deiner Mutter, die dich mit Schmerzen und Sorgen großgezogen? Hast du der Mutter oder einem deiner Geschwister über Tags eine Kränkung zugefügt, so laß es nicht länger als bis zum Schlafengehen anstehen, um die Sache wieder gutzumachen. Du weißt ja nicht, ob du oder sie morgen früh auch wieder gesund aufstehen werdet.

Wenn ich deinen Vater in diese Betrachtung nicht mit einbezogen habe, so geschah das aus dem einfachen Grunde, weil sich die meisten Kinder gar nicht getrauen, dem Vater zu schmollen. Sollte ein Kind aber auch das imstande sein, so ergäbe dies eine recht schlechte Aussicht

*) Goethe, „Hermann und Dorothea", IV. Gesang.

Du möchtest nach der Schule mit deinen Spießgesellen „Räuber und Gendarm“ spielen; ihr hattet es schon abgemacht. Da sagt die Mutter: „Jetzt bleibst du schön zu Hause und gibst auf dein Schwesterlein acht, denn ich habe Wäsche zu bügeln!“ Sollst du da etwa dein Schwesterlein ins Pfefferland verwünschen? Ei, wie viel Geduld haben deine Mutter und wahrscheinlich auch deine älteren Geschwister an dir aufwenden müssen? Wie viele schwere Stunden haben sie vielleicht deinetwegen durchmachen müssen, da du klein und krank warst? Also: die Zähne zusammenbeißen und mannhaft ausharren! Der Mensch muß sich im Leben so manches Vergnügen versagen. Unlängst erzählte ein sonst sehr liebes, vernünftiges Fräulein, welches wegen schwerer Erkrankung des Vaters auf ein Tanzvergnügen verzichten mußte, ihren Freundinnen: „Ich hab' die ganze Nacht geweint“, nämlich weil sie nicht zum Tanze gedurft — beileibe nicht wegen des Vaters Krankheit! Warte nur, warte nur, mein Fräuleinchen, das Leben wird dir schon noch Schlimmeres auferlegen!

Übe dich auch im Ertragen von Hunger und Durst. Nicht immer werden dir die „gebratenen Tauben“ nur so in den Mund fliegen und das „Tischlein, deck' dich“ gibt's eben nur im Märchen. Du bist mit deinen lieben Eltern auf einem Sonntagsspaziergange. Das macht hungrig und durstig. Du bist gar nicht erbaut davon, daß der Vater an jedem Wirtshause vorbeimarschiert und keine Miene macht, endlich wo einzukehren. Du ziehst deine Beine müde und schlürfend hinter dir drein wie ein sterbenwollender Maikäfer und machst ein brummiges Gesicht. Und du willst einmal Soldat werden? Und noch dazu Korporal oder gar General? Hast du nicht gesehen, wie sie in den Ferien einmal spät in der Nacht vom Manöver einrückten und nach Mitternacht erst zu einem warmen Essen kamen? —

Du wirst gerade vor Weihnachten krank. Das ist die ungeschickteste Zeit zum Kranksein. Was mußt du da alles entbehren! Trag' das Mißgeschick mit Ergebenheit. Ertragen macht stark, stark fürs Leben, das jedem so viel Unangenehmes bringt!

Was schwer über die Zunge will

und doch erkämpft werden muß.

a) Du hast einem Mitschüler unrecht getan. Der Anstand und das Gerechtigkeitsgefühl verlangen, daß du ihn um Verzeihung bittest. Meine nun fast vierzigjährige Erfahrung als Lehrer überzeugt mich immer wieder aufs neue davon, daß die allermeisten Schüler gar keine Ahnung haben, wie man das macht! Du gehst zu ihm hin, sagst: „Es tut mir leid, daß ich dich vorhin so grob angefahren habe (oder was es eben war). Bitte, verzeihe mir's!“ und reichst ihm deine rechte

die Kinder vom Hause gegen sie recht keck und hochmütig. Das setze ich von euch gar nicht voraus. Aber es genügt nicht, daß ihr gegen das Dienstmädchen bloß nicht frech und unartig seid, sondern ihr sollt ihr auch

2. das Bedienen erleichtern. Macht ihr nicht mutwilligerweise Arbeit! Tragt nicht allen Straßenschmutz mit eurem Schuhwerk in die Zimmer! Reinigt eure Kleider höchsteigenhändig! Helft ihr bei Tische die Teller zusammennehmen! Macht ihr die Türe auf, wenn sie Geschirr hinausträgt! Räumt eure Bücher und Spielsachen selber auf!

3. Sucht Gelegenheit, die Dienende auch selber zu bedienen: fragt sie, ob ihr ihr aus der Stadt etwas besorgen könnt; sie soll einen Brief in den Postkasten tragen — „Geben Sie her, ich trag' ihn hinunter; Sie sind heute schon oft genug die Stiegen gelaufen!“ u. s. w. u. s. w.

Im alten Rom gab es alljährlich ein großes Fest, das man die Saturnalien nannte. An diesem Feste wurden sämtliche Sklaven von ihren eigenen Herren bedient. Die Herrschaften wurden wenigstens an einem Tage des Jahres daran erinnert, wie grundanders das Dienen ist als das Befehlen. Darin lag ein tiefer Sinn.

Die Freigebige.

Von Hans Mittendorfer.

Wenn ich liebe, will ich geben.
Leicht wie Diebe will ich geben,
Will mit vollen Händen geben,
Will an allen Enden geben:
Dir Geliebter, dir vor allen,
Jedem Wunsche zu Gefallen,
Jeder Bitte zu willfahren,
Ganz mein Herz zu offenbaren.

Aber auch den andern Leuten,
Die sonst trübe Träume deuten,
Will ich Jugendfrohsinn schenken,
Daß sie spät noch mein gedenken,
Will ich heitres Lachen geben,
Daß mein Leben,
Daß mein Glück nicht einsam werde —
Selig-einsam auf der Erde.

Eins nur muß ich dir versagen;
Schön, doch schwer ist's zu ertragen.

---

für seine Zukunft. Also: zwinge deine Zunge rechtzeitig zu einem guten Worte!

Ich könnte dieses Kapitel mit noch gar vielen Beispielen belegen, aber die angeführten mögen genügen. Es werden dir schon selbst noch manche solcher Fälle vorkommen, daß eine innere gute Stimme dir ins Ohr sagt: „Jetzt mußt du reden!" Dann tue es aber auch und kämpfe tapfer jede falsche Scham nieder.

Vom Dienstmädchen.

Könnte man beobachten, wie in einer Familie mit dem Dienstmädchen umgegangen wird, so könnte man danach genau beurteilen, wie hoch es mit dem Anstande und der „Bildung" in dieser Familie bestellt ist.

„Es ist ja nur ein Dienstmädchen!" hört man sagen. Aber: es ist manchem Kinde in der Wiege nicht gesungen worden, daß es einmal in fremdem Hause werde sein Brot verdienen müssen. Ihr Kinder, seid also nicht „herrisch" und grob gegen euer Dienstmädchen. Fritz, du weißt nicht, ob nicht deine Schwester einmal fremdes Brot wird essen müssen. Und Ännchen, du weißt nicht, ob dir's nicht selber passieren wird. Ich wünsche es dir nicht, denn leider wird mit Dienstboten meist sehr roh umgesprungen, aber ich habe schon wiederholt gesehen, daß Mädchen aus feinem, reichem Hause, wenn Unglück über die Familie hereinbrach, ein Unterkommen als Kinder- oder Stubenmädchen suchen mußten. Und ich habe auch das nicht selten erlebt, daß ein braves Dienstmädchen einen tüchtigen Handwerksgesellen heiratete, der sich bald selbständig machte und es zum mehrfachen Hausherrn brachte, so daß aus dem Dienstmädchen eine reiche Bürgersfrau geworden. „Die Welt ist rund" — wer heute oben ist, kann morgen unten sein — und umgekehrt.

Wie sollt ihr euch also dem Dienstmädchen gegenüber benehmen?

1. Denkt euch in ihre Haut!*) In heißer, schlechter Luft muß sie oft stundenlang arbeiten; kaum hat sie das Eßgeschirr gereinigt, wird es schon wieder schmutzig gemacht; kommen Gäste, so hat sie doppelt so viel zu spülen und wird in manchen Häusern obendrein noch doppelt so viel „angeschnauzt". Eine Fabriksarbeiterin hat um 7 Uhr oder gar schon um 6 Uhr Feierabend und kann dann machen, was sie will, während das Dienstmädchen oft bis 9, 10 Uhr nachts noch fest arbeiten muß. Fühlt sie sich unwohl, so muß sie trotzdem weiterarbeiten, und nur wenn's was Ernsteres ist, darf sie ins Bett; kaum kümmert sich jemand um sie. Um ihr das alles noch zu versüßen, sind

*) Das folgende hauptsächlich nach W. Foerster.

Das Allerschlimmste ist aber doch die Wüste Gobi. Sie ist weniger bekannt; es sind noch nicht alle da gewesen. Vor etwa Jahresfrist aber bin ich hindurchgeritten. Gerade von Weihnachten bis Neujahr war es. Ich wollte dem sonderbaren Baume entgehen, den die chinesischen Kulis aus einem Lattengerüste und einer Art von Fichtenzweigen höchst kunstvoll zusammenzubauen sich bemühten. Nein, ich konnte dies sonderbare Bauwerk nicht fertig sehen; es hätte mir zu tief ins Herz meiner Erinnerungen geschnitten . . .

Wollte ich diese schreckliche Zeit überstehen, dann mußte ich noch alleiner sein, als ich es war. So ritt ich zum Westtore Pekings hinaus, immer der Sonne nach, die im Untergehen war; und wenn sie dann am anderen Ende wieder aufging, dann ritt ich ihr rasch voraus. Um die Mittagszeit hatte sie mich doch regelmäßig wieder eingeholt; ich gab meinem Pony die Sporen, aber der schüttelte und rüttelte kaum ein wenig sein dickes Fell, und so war mir die Sonne bald wieder weit voraus. — Acht Tage auf diese Weise durch die Wüste Gobi! Freund, magst du Einsamkeit? Reite durch die Wüste Gobi.

Da ist Einsamkeit, da ist Wüste. Da raschelt kein Heidekraut unter deinen Füßen; da rieselt kein Wässerchen hindurch. Da ragt kein Hügel, braun oder gelb, und keine Sandwelle knistert im Winde — nein, ein Fußboden glatt wie eine Tenne und darüber ein Himmel wie ein einziges, großes, flaches Tuch — das ist die ganze Welt! Kein fremder Ton, kein anderer Atem. Nicht einmal ein Geier in der Luft; ja selbst kein Gerippe am Wege, nicht der kleinste Knochen davon, und er würde hier zur Wohltat! Zeigte er doch, daß hier wenigstens einmal Leben gewesen!

Freund, magst du wirklich Einsamkeit? Reite durch die Wüste Gobi. — —

Heute sieht es anders um mich aus. Es ist eine große Gesellschaft, zu der ich geladen bin.

Der Hausherr ist mir ungemein liebenswürdig entgegengekommen; er hat mir kräftig die Hand gedrückt und mich seinen „verehrten Freund“ genannt. Und die Hausfrau erst! „Sie müssen uns erzählen; viel erzählen“, hat sie mit strahlenden Augen gesagt; als ihr aber der Chef der Leibgardekompagnie nahte, strahlten dieselben Augen noch viel mehr . . .

Jetzt sitzen wir bei Tisch.

Meine Tischdame ist eine Schönheit. Es wird mir aber bald klar, daß sie damit Eindruck machen will. Etwas anderes hat sie dazu freilich auch nicht zur Verfügung.

Meine andere Nachbarin kommt eben aus der Pension. Was sie alles weiß! Ich bin ganz verlegen, weil ich nicht den dritten Teil davon

Von den Wüsten.

Ein Geplauder aus der weiten Welt von **Franz Woas.**

Vor der Lüneburger Heide hat es mir als Schuljunge unsäglich gegraut. Allein sein — ist ja für ein Kind das Schlimmste, das es geben kann. In der Heide da aber war man allein, ganz allein auf viele Stunden; der Lehrer hatte es uns allen gesagt und ein anderer mir noch ganz besonders bestätigt. Dies war ein ehrsamer Buchbindermeister, der einen kleinen Laden hielt, wo wir Federn und Bleistifte kauften.

„Auf einmal", so erzählte der Mann mir von seiner Wanderschaft, „war ich mitten in der Heide drin — ich weiß nicht, wie. Alles flach und eben, kein Baum zu sehen, nur niedriges braunes Heidekraut. Kein Dorf, kein Mensch zu sehen! Kein Hofhund, der bellte. Die Sonne war weg; es war mit einemmale stockfinster geworden. An der Erde sah ich wohl Spuren, die aussahen wie ein Weg; aber wenn ich ihnen eine Weile nachgegangen war, dann verloren sie sich wieder. Ganz verzweifelt stand ich mitten in dem Kraut. Da warf ich meinen Wanderstock mit einem Wirbel in die Luft — wohin er zeigte, als er wieder zur Erde kam, dahinaus wollte ich stracks gehen; und das hab' ich getan und bin wieder unter Menschen gekommen. Ja, ja, die Heide! Mein Lebtag muß ich daran denken, wie einsam, wie einsam es da ist."

Auch die Eifel ist schlimm. Diese vielen Hügel dicht aneinander! Wie stehen gebliebene Meereswellen! Wie der Ozean — nirgends endend! Und darüber dieser schwere dunkle Himmel, der eine unheimliche Decke hat, der man gar nicht entrinnen zu können glaubt . . .

Noch schlimmer ist die Sahara. Wer weiß das nicht? Wer ist heutzutage nicht da gewesen? Das ist auch ein Meer — aber eines, das sich aus Sand gebildet hat und sich fortwährend neu bildet. Denn man muß nur genau hinsehen, und man sieht dann deutlich, daß die Wellen rinnen. Langsam, aber beharrlich rinnen diese glitzernden Sandkörner voran; man hört sie geradezu knistern. Die Wellen leben; sie rollen auf dich zu. Wehe dir! Geh' ihnen nur aus dem Wege, sonst verschlingen sie dich noch und begraben dich. Niemand ist da, der dir hilft. Rechts und links kannst du ja sehen, wie diese Sandwellen töten können. Gerippe von Tieren und Menschen strecken aus diesen ewig rieselnden Wellen ihre bleichen Knochen heraus. Nur hoch über dir allein ist Leben; aber dieses Leben bedeutet den Tod — da ziehen die Geier ihre Kreise . . .

hats nöt gachtt ghabt, daß ar ihr abigfalln is. Nachat ham s wieda weida glaunlt.

Aber af oanmal, wias wieda nachn Ähnl umischaut, d Ahnl, is der Ähnl nimma da. D Pfeifn is nu am Bodn glögn, oba da Ähnl, wo is der Ähnl? — Und wia s a so voll Unruah nachn Ähnl suacht, is ihr gwön, als wann an Engerl zubakam, und so schen is s gwön, s Engerl, daß s d Augn weit aufgmacht hat, d Ahnl, und so guat hats dreingschaut, daß sö sös anzrödn traut hat:

„Liabs Engerl, sag ma, wo der Ähnl is."

„Im Himmel i a drobn", gibt s Engerl zur Antwort; „da sitzt ar auf da goldan Ofnbänk und tuat launln."

„Auf da goldan Bänk hast gsagt und launln tuat a; ja s Launln is eahm herint a schan das Liaba gwön, ön Ähnl. Aba wann i di fragn derfat, denkt a dert nu iabeln an mi, hat a mi nu nöt ganz vagößn?"

„Ah belei", sagt s Engerl draf, „dös secht s ja, daß a mi gschickt hat."

„Ja mein, ja mein, gschickt hät a di, ja geh, gschickt hät a di zu mir — o, da guat Ähnl."

„Nan ja, sunst war i ja nöt da; er laßt enk schen grüaßn und laßt enk sagn, daß a gsund is und daß s eahm recht guat gang; neddar oans geht eahm a und wann s af dös drafkemats, hät ar a narrische Freud, laßt ar enk sagn; aber ös müaßats selm drafkema, sagn derf i enk s nöt."

„Ja, la ma na Zeit, la ma na Zeit", fahrt eahm d Ahnl drein, vo lauta Freud ganz ausanand; „la ma na Zeit, i kim schan draf, ganz gwiß kim i draf; i muaß drafkema."

Nachat fahrt ös sö mit da Hand a paarmal üba s Gsicht und roatt hin und roatt her, ja, was eahm den agang, was eahm agehn kinat, ön Ähnl. A Wäsch, a Gwand, a Ößn, a Trunk — da kans eahm ja dena nöt fahln, wann ar in Himmel dromat is; nan, nan, denkt ös sö, d Ahndl, muaß was anders sein."

„La ma na Zeit, i kim schan draf; freili, wannst mar a weng dreinhelfast, gang s leichta; bei an aln Leut laßn halt d Gödangan na, grad a so wia s Gehweri; ma plagt sö und plagt sö und kimt halt dena nimma recht weida."

„Nan, nan", fallt eahm s Engerl drein, „gar so aus is s ja bei enk do nu nöt, Ahnl; laßts enk halt Zeit, i kan schan wartn, bei uns in Himmel drobn is da Tag gar lang; laßts enk halt Zeit, Ahnl."

Ja mein, schen gsagt is s eh, laßts enk halt Zeit, denkt ös sö, d Ahnl, aba z sagn hat ös sö s nöt traut — schen gsagt is s eh,

weiß. Dafür sind ihr die anderen Herren, die da sind, gewachsen. Wie knistert und knattert es von Witz und Geist, Spott und Bosheit herüber und hinüber! Vom neuesten Roman, vom neuesten Drama! Vom besten Sänger und besten Schauspieler! Aber nicht minder — und erst recht! — vom besten Radler und Rodler, vom besten Tennisspieler, Autofahrer und Flieger. Es gibt nichts in der Welt, was sie nicht kennen, worüber sie nicht urteilen . . .

Ich sehe mich um in dem Festsaale — es mögen so an dreißig bis vierzig Menschen sein. Wie verlassen und einsam fühle ich mich!

Ich sehne mich nach der Wüste Gobi.

D Ahnl beim Launln.

Oberösterreichisches von **Dr. Anton Matosch.***)

Allaseelntag is gwöst, d Leut san in Freidhof aui; nedda d Ahnl is muadaseelnalloan in ihrn Stübl gsessn und hat a stade Andacht varrichtt fürn Ähnl. Mein, dö guat Ahnl — wiar ös sö a plagt hat, daß ihr d Augn nöt zuafalln solln bein Betn, ös hat s halt nöt damacha mögn. Da Druck is allweil gspoassiga worn, gar nimma recht zun lösn, und zlöst sant gar koane Buachstabn mehr in Betbüachl gwösn, denn alssa aufgschlagner is s am Bodn untn glögn. Wann s ös aufklaubt hätt d Ahnl, leicht was aft bössa ganga mitn Lösn; aber ös hat s nöt aufklaubt — s Launln is gar so viel guat gwön, ja, gar so viel guat. Hat nöt lang dauert, is s von Launln ins Schlafa kema und von Schlafen ins Trama; und an schen Tram hat s ghabt d Ahnl:

Der Ähnl is bei ihr auf da Ofnbänk gsößn und hot Dowag graukt, und selm hat s fleißi in an Strumpf gstoppt. Und wia s a so stad nömanond gsößn san, hat der Ähnl s Launln anghöbt, und sie hat eahm s nahgmacht ön Ähnl — und gar so guat hat ihr s Launln gschmöckt, weils ön Ähnl a so gschmöckt hat. Da fallt ön Ähnl d Pfeifn ausn Mäul; aba weil as nöt gachtt hat, der Ähnl, hat sö s a nöt weida gachtt, d Ahnl; neddar a Schmunzler is ihr auskema, und nachat ham s wieda weida glaunlt.

Auf oanmal rödt der Ähnl auf: „Dös is ja völli aus heunt mit dein Eifer; han, stopp nöt gar so fleißi.“

„Geht mar halt a so, wia dir mitn Rauka“, antwortt eahm d Ahnl alssa tramhapate und buckt sö völli valögn um a Strumpf; sie

*) Aus „Gedichte in oberösterreichischer Mundart“ von Dr. Anton Matosch. (Linz. J. Wimmer. 1910.) Das sei eine kleine Probe von dem munteren, recht volkstümlichen Inhalte der Sammlung, die sehr mannigfach ist und in Ernst und Humor allerlei Stückeln spielt auf einem bauernfrischen Leserherzen.

Heimgärtners Tagebuch.

Da ist ein altes Tagebuchblatt aufgefunden worden, das man mir wieder einmal nicht wird glauben wollen. Und ich kann es niemandem verdenken.

Im Jahre 1871 eine Fußreise nach Ungarn. Mein neuer Verleger Gustav Heckenast in Pest hatte mich eingeladen, ihn zu besuchen, daß wir uns persönlich kennen lernten und daß ich ihn auf sein Sommerhaus begleiten sollte. — Von Bruck an der Leitha eine tagelange Fußreise. Eines späten Abends kam ich in ein Dorf an der Donau, Pilis-Moróth geheißen, müde und erschöpft an, und kein Mensch, mit dem ich mich wegen einer Nachtherberge hätte verständigen können. Nur aus dem Garten eines größeren Hauses hörte ich im Vorübergehen deutsche Worte; so trat ich dort ein und bat um ein Nachtquartier, das mir auch gewährt worden ist. Nach einer Atzung wurde ich gleich zu Bette gebracht, weil ich sehr ruhebedürftig gewesen sein mochte. Aber schlafen konnte ich nicht, oder nur unter beunruhigenden Träumen. Es war alles so fremd und so weit war ich von meiner Heimat. Wenn mir hier was geschähe, niemand erführe je, wohin ich geraten. Ich stand wieder auf und ging durch den Gang des Hauses, zu dessen Fenster noch ein Strahl der Abendröte hereinfiel. An einer halboffenen Tür vorübergehend, hörte ich drinnen sprechen. Ich horchte hin und hörte zu meinem Entsetzen folgendes sagen: „Was geschieht mit Rosegger?"

„Rosegger wird gebunden und per Schiff nach Wien transportiert."

Weiters verstand ich nicht mehr. Es war mir das aber genug gewesen. Es wunderte mich nur, daß ich erkannt war. Aber was hatte man vor mit mir? Ich huschte in meine Kammer zurück und überlegte, was jetzt zu machen. Mißverstanden konnte ich unmöglich haben, es war zu deutlich gewesen. Wie war nun dem auf mich geplanten Anschlag entgegenzutreten? Vor allem kleidete ich mich vollständig an, packte meine paar Sachen, schlich hinaus und wollte davon. Nun war aber das Haustor geschlossen — ich war gefangen. Also auf meine Kammer zurück. Dort öffnete ich das Fenster weit und spähte, welche Nachbarschaft zu erschreien wäre. Die Türe verrammelte ich mit einer Kohlenkiste. Dann verlebte ich die Nacht, ohne daß mir etwas geschah. Und am Morgen, als ich zum Frühstück gerufen wurde, kam der Effekt. Ich mußte wieder an jener Tür vorüber, hinter der abends zuvor das Komplott geschmiedet worden, ich las das Täfelchen an der Tür: „Gustav Heckenast."

Die Lösung: Ich war auf meiner Wanderung zufällig ans Landhaus meines Verlegers geraten, in dem er tagszuvor aus Pest angekommen.

laßts enk halt Zeit, aba wann aan nix einfallt, wann oan umthalbn nix einfallt und wann döß, was oan einfallt, auf koan Mauerläng nit zubipaßt, was denn nachat, ja, was denn nachat?

Und just a so is s ihr ganga, der Ahnl; wiar ös sö a plagt hat, ös hat ihr halt nix Gscheidts einfalln mögn. Fürganga is ihr freili gnua in Kopf, aba du mein, was. Daß der Ähnl ön Griaßschmarn so gern gößn hat und daß ma n eahm a nöt gnua hat zugan kina; daß eahm Schwemmknödl mit an Zwöschbenpföffa schier nu liaba gwöst san als da Griasschmarn; aba schen pflami hams sein müaßn, nöt letschat — alle Gusta und Blanga von Ähnl sant ihr fürganga; aba du mein, das hat ja umthalbn nöt zun Himmel zubipaßt.

Ganz kloanlaut is s schon worn, d Ahnl, und völli trauri hat s zun Bodn abigschaut — da machts vo lauta Freud an Schroa: „Vagelt s Gott, vagelt s Gott, iatzt han is, iatzt han is! D Pfeifn geht eahm a; ja, sein Pfeifn mecht a habn, der Ähnl.“ Und so schnell als s na kina hat, hat sö s aufklaubt, d Pfeifn; d Augn sant ihr dabei übaganga vo lauta Freud. Aba wia s ös iatzt ön Engerl in d Händt gibt, daß a s zum Ähnl auffitragt in Himmel, da feihlt s Rehrl, ja da Spitz a und da Wassasack a und s Silbabschög a. — „Ja siach i denn nöt“ — schreits alssa gschröckte auf und wischt sö d Augn aus — „ös muaß ja d Pfeifn sein, und da feihlt mar oan Trum um döß anda; han, was is denn döß, was is denn döß nedda glei?“ Und wia s a so schaut und a so schaut, wird ihr allweil liachta vor dö Augn, und d Pfeifn wird allweil öckata und öckata; statt an silban Döckl hat s iatzt an schwarzn, statt dö Dowagbladl san Druckbladl drein — ös kennt sö gar nimma recht aus d Ahnl.

*
* *

Da springt döß Kleana vo da Bäurin bei da Tür eina und zupft s bei da Kidlfaltn: „Bets nöt gar so fleißi, Ahnl. Mir han in Freidhof gwest bein Ähnl sein Grab.“

„Han, wia sagst, bein Ähnl hats gwön? Aft kintst ma ja sagn, ob der Ähnl d Pfeifn schan hat.“

„Han, Ahnl, mir scheint, enk tramt.“

„Mir scheint a“, sagt d Ahnl und wischt sö ön Schlaf aus dö Augn, „bet an andächtigs Vaterunser für n Ähnl, daß eahm nix ageht in Himmel.“

wird, ist es freilich der Natur nicht schwer, jener das Menschenherz abwendig zu machen.

Gerade kam ich in der Bahnhofrestauration zurecht, wie der Wirt mit dem Kellnerjungen fürchterliche Abrechnung hielt. Der Junge hatte in den Schnellzug ein Diner zu tragen gehabt, war auf den Stufen gestolpert und hatte die Tasse mit allem Geschirr, mit Suppe, Braten, Gemüse, Rindfleisch, Schweinsbraten, Kompott, Torte und Wein zu Boden geschleudert, so daß die Scherben und Stücke nur so in den Suppen und Saucen herumschwammen. Der Junge bat weinend um Verzeihung; der Wirt rechnete es ihm herzlos vor: „Das zerbrochene Geschirr macht sechs Kronen, das Diner vier Kronen!" Fahrgäste mischten sich drein, er würde dem armen Kerl das Essen doch nicht um den Speisezettelpreis rechnen, höchstens um den Herstellungspreis! „Nein!" sagte der Wirt kalt und hart wie Eisen, „das Ganze wird ihm abgezogen vom Monatslohn. Er soll aufpassen lernen. Trolle dich hinaus!" Und als der Junge draußen war, sagte der Wirt zu den umstehenden Leuten: „Welcher der Herren ist so freundlich, meinem Piccolo unter Diskretion diese zehn Kronen zu schenken? Ich muß sie ihm abziehen, des Exempels wegen, aber er soll nicht zu Schaden kommen. Es ist von ungefähr geschehen. Nur muß er den Ernst sehen, daß es achtgeben heißt."

Leicht fand sich einer, den Großmütigen zu spielen auf Kosten des Wirtes, den wir loben mußten.

Ein lustiger Tourist auf dem Dorfe. Der sang allerlei schelmische, lebensheitere Liedeln, so daß ihm der Dorfküster einmal zurief: „Se, Ihna wird noh amal der Teufel holn!"

„Mich? Nein, mein Lieber, der Teufel kriegt mich nicht."

„Werns scho sechn, er wird Ihna scho kriagn."

„Ich glaube ja gar nicht an den Teufel!"

„Just derawegn wird er Ihna kriagn."

„Dann", sagte der Tourist, „dann täte es mir leid, daß ich an Gott glaube."

„Worum?"

„Wenn ich nicht an Gott glaubte, so würde er mich kriegen. Nicht?"

Ich weiß einen rohen, groben Mann, den man als Muster-Zwiderling aufstellen könnte. Er ist Familienvater, hat eine gutmütige Frau und drei wohlgeartete, folgsame und fleißige Kinder. Mit

Da in Pest mein neues Buch gerade fertig geworden (ich glaube die „Geschichten aus Steiermark“ waren es, die später in das Buch der Novellen kamen), so hatte sich der Sekretär bei dem Chef Weisung geholt, was vorwegs mit dem Buche zu geschehen habe.

Mir kommt heute die Geschichte ganz unwahrscheinlich vor, und es kommt rein auf den guten Willen des Lesers an, ob er glaubt oder nicht.

Ich bin einige Tage in Pilis-Maróth bei meinem mir unvergeßlich gewordenen Verleger geblieben, um dann per Schiff nach Wien zu fahren — aber ungebunden.

Der Grazer kann in einer Stunde an einer kleinen Eisenbahnstation sein, die Fladnitz—Neudorf heißt. Sie liegt nahe an einem teils bewaldeten Höhenrücken, der zwischen dem Weiztale und dem Raabtale liegt und 530 Meter hoch ist. Das wäre nun nichts Besonderes, wenn der ganz niedliche Berg nicht eine so wunderschöne Aussicht zeigte. Auf seinem höchsten Punkte steht eine Wallfahrtskirche, deren zwei Türme über das Nadelholz aufragen und weiß in die Gegend hinschimmern. Zu drei Seiten führen von den Ortschaften der Täler Kreuzwege hinauf, das sind Fußsteige, an denen in gewissen Zwischenräumen die vierzehn Stationentafeln angebracht sind, Bilder von der Aburteilung Jesu bis zu seiner Grablegung. Oben an der Kirche vereinigen sie sich. Als Altarbild in der Kirche ist das Bild des gegeißelten Christus. Er ist nackt und voller Blut an eine niedere Säule gebunden und so den schlagenden römischen Kriegsknechten preisgegeben. Das Bauernvolk hat gerne solche Darstellungen, nicht als ob es sich an der Grausamkeit erfreuen wollte, sondern um den Gepeinigten recht bemitleiden zu können. Man glaubt, daß ein solches, wenn auch künstlich erzeugtes Mitleid eine Tugend, ein gutes Werk sei! Etliche Tage vor meinem Besuche jener Kirche hat in selbiger Gegend ein Bauer seinen alten Knecht „gegeißelt“, weil dieser beim Düngertragen faul gewesen war und sich auf den Rasen hingelegt hatte, anstatt zu arbeiten. Der Alte hat aber von der Geißelung, die mit der knottigen Ochsenpeitsche geschah, nichts gespürt, denn er war — ohnmächtig. Es geschieht manchem Nullannerl, daß seine Altersschwäche vom „Vattern“ für Faulheit gehalten wird.

Jene Höhe nun mit ihren Waldlichtungen bietet eine gar liebliche Aussicht über das mittelsteirische Hügelland und auf die blauenden Ausläufe der Ostalpen. Wenn man die Türme der Kirche zu Aussichtstürmen einrichten wollte, so könnte dieses Breitegg, so heißt der Ort, ein besuchter Punkt werden. Etliche Wirtshäuser stehen auch an der Kirche mit Tischen im Freien, mit Kugelbahn, lauschigen Lauben und Schachen, noch nichts gekünstelt, noch ganz Natur. Der gemarterte Heiland ist von einer paradiesischen Landschaft umgeben. Wenn die Gottheit so dargestellt

Endlich tat er den Mund auf: „Ja mein lieber Matthias, just vor einer halben Stunde bist du ein reicher Mann geworden.“

Der Matthias wurde totenblaß. Der Donnerknall vor einer halben Stunde! In solcher Form wurde dem Burschen die Nachricht überbracht, daß seine ganze Familie vom Blitze erschlagen worden. Der Vater, zwei Schwestern und ein Bruder. Sie hatten auf der Wiese geheut, ein Regenschauer jagte sie unter den nahen Baum, der eine Schirmtanne war. Naß wurden sie nicht, aber der Blitz spaltete den dreihundertjährigen Baum und erschlug die vier Personen. Der Matthias war alleiniger Erbe, also ein reicher Mann. — Ich habe das nur angemerkt als Beispiel, wie man in der Bauerschaft manchmal die Botschaften von großen Unglücksfällen einzukleiden und vorzubringen pflegt.

Ich kam gerade zurecht auf sein Zimmer, als der brenzelige Gestank war.

„Was haben Sie denn angebrannt?“ fragte ich schnuppernd.

„Na, ich glaub's, daß es stinkt“, antwortete er, „erstens ist es Papier, zweitens ist es eine mißlungene Arbeit gewesen. Die Urschrift meines Dramas habe ich verbrannt.“

„Das Drama wird doch aufgeführt“, sagte ich.

„Das verbesserte. Den mißratenen Versuch habe ich vernichtet.“

„Wäre es nicht interessant für Sie und andere, das erste Manuskript aufzubewahren, um später einmal die Entwickelungsgeschichte beobachten zu können?

„Vielleicht, aber dann kommen die Ludern, stöbern das Zeug unzeitig hervor und lassen es drucken. Ich will aber nicht, daß mir die Leute bei meiner Toilette zuschauen, sie sollen mich nur im ordentlichen Gewand sehen.“

An dieses Gespräch mit Anzengruber erinnerte ich mich gelegentlich der Veröffentlichung von Goethes „Urmeister“, von dem vor kurzem zufällig eine Abschrift aufgefunden wurde. Man frägt sich wirklich, mit welchem Rechte man Dichtungen ans Licht zerrt, die der Dichter nicht veröffentlicht wissen wollte. Ist ein juridisches Recht dazu vorhanden? Ist ein moralisches Recht dazu vorhanden? Oder ein literarisches? Ich glaube nicht. Jedenfalls geschieht es gegen den Willen des Autors. Hätte Goethe seinen „Urmeister“ gedruckt haben wollen, so würde er ihn nicht vernichtet haben.

Es hätte wohl genügt, die jetzt aufgefundene Schrift im Goethemuseum zu hinterlegen. Wozu es entgegen der Absicht des Dichters veröffentlichen! Man kann Goethe in die Werkstatt gucken in aller Weise, man wird ihm's doch nicht abgucken.

---

diesen seinen Leuten hat er, solange er mit ihnen zusammenlebt, kaum hundert gute Worte gesprochen. Man erinnert sich nur an eins, das er vor Jahren zu seinem Sohne einmal sagte: „Franzl, das hast du gut gemacht.“ Man weiß nicht mehr, was er gut gemacht hat der Franzl, aber man denkt noch dankbar an das gute Wort. Wie er es angefangen hat, einst um die Frau zu werben, wozu doch, wie man weiß, gute und schöne Worte vonnöten sind, das ist unbekannt. Der Mann hat für seine Leute jahraus jahrein nicht ein freundliches Gespräch übrig, immer nur groben Zuspruch, Tadel, Hohn und derben Schimpf. Wenn der Vater zu Hause, ist alle Freud' und Fröhlichkeit dahin. Bei anderen Leuten aber kann er recht freundlich und gemütlich sein, um so weher tut es den Seinen, wenn er wüst ist. Diesen Mann habe ich mir einmal zugebogen, er interessierte mich. Warum er zu den Seinen so zwider wäre? fragte ich ihn und dachte, jetzt bekommst du, den es nichts angeht, die gebührende Antwort. Aber die ist gar nicht grob ausgefallen. „O mein lieber Herr“, sagte er, „wie soll ich denn sein, ich hab meine Leut halt einmal zu gern!“ Er hat seine Leute zu gern, um mit ihnen freundlich sein zu können! Das ist was Neues. Ich gab mir Mühe, es zu reimen. Vielleicht ist es so, daß er sein inneres Leben und Fühlen nicht anders auszudrücken weiß, als mit klotzigen Worten. Für den Umgang mit ihm gleichgültigen Leuten hat er die landläufigen Redensarten, aber für das Gemüt weiß er keine rechte Form, er selber mag ja auch nie viel gütige Worte erfahren haben von seinem Vater, der ein roher Steinbrecher war. Passet auf, ob nicht manchmal die groben Redensarten zärtliche Koseworte bedeuten sollen! Der ungebildete Mann hat auch sein Herz und oft ein sehr warmes, aber er ist zu ungeschickt, um den rechten Ausdruck zu finden, oder zu „gschamig“, um zärtlich zu sein. Die Überglut muß er doch auslassen und so ist er grob und herb. „Er hat sie halt einmal zu lieb“, um gleichgültig zu sein. Also schimpft er seine Liebe heraus.

Ich würde mich mit Leuten nie versöhnen,
Die nicht dienen wollen und nicht herrschen können.

Der Bauer Brennhartl trat ins Wirtshaus, wo am vorderen Tisch der achtzehnjährige Bursche saß, Bier trank und aus einer langen Pfeife rauchte. Jetzt stand dieser auf und sagte: „Ja nu werd ich doch auch müssen zum Heu.“

„Bleib nur noch sitzen“, sprach ihn der Brennhartl an, „kannst schon noch Eins trinken, es wirds wohl tragen.“ Dann stand er am Tische ein Weilchen und sagte nichts.

Hochgeehrte Festversammlung!

Es ist mir ein tiefer Schmerz, daß mein Gesundheitszustand mir die persönliche Teilnahme an dem Jubelfeste des Deutschen Schulvereines unmöglich macht. Aber keine Leiden und keine Ferne verhindert meinen Dank — allen, die zu unserer großen und nationalen Schutzsammlung mitgewirkt haben. Vor allem glaube ich, im Namen des deutschen Volkes überhaupt und im Namen der Deutschen Österreichs insbesondere danken zu dürfen dem Deutschen Schulverein, daß er meinen Plan so kräftig, zweckmäßig und erfolgreich durchgeführt hat und noch weiterführt!

Und nun möge der Himmel das Werk segnen! Wir wollen an unseren Sprachgrenzen ja keine Kriegsfestungen bauen. Die Schule ist eine Friedensburg. Die richtige — ich sage mit Absicht die richtige — Ausbildung des Herzens und des Charakters führt zu jener Gesittung, die uns lehrt, daß der Vorfahren Sprache und Scholle eines jeden Volkes unveräußerliches Eigentum ist, an das kein Nachbarvolk frevelnd die Hand legen darf! — Nicht anderen zum Trutz, nur uns zum Schutz! Das war der Gedanke, mit dem ich das Werk begann, und mit diesem Segensspruche möchte ich es auch beschließen.

Wenn die Nachbarvölker auch ihrerseits Schulen in diesem Sinne gründen, dann werden die nächsten Geschlechter mit Einsicht und Wohlwollen den unseligen Nationalitätenhader auflösen und Mittel finden, auch in gemischtsprachigen Ländern friedlich, sich gegenseitig fördernd, nebeneinander zu leben.

Die versöhnende Gesittung ist auch der beste Schutz des deutschen Volkes.

Heute freilich ist das eine Utopie, so wie vor einem Jahre die Schutzsammlung noch eine Utopie gewesen. Aber sie wird zur Wirklichkeit werden. Auf dieser Hoffnung beruht unsere heutige Festfreude, an der ich von ganzem Herzen teilnehme.

Krieglach, zu Pfingsten 1910. Peter Rosegger.

Ein großer Wunsch ringt in meinen alten Tagen nach Erfüllung. Ich möchte zu mir kommen, ich möchte zu mir selber kommen, bei mir sein, wie ich es in meiner Jugend gewesen bin, als ich noch nichts wußte von der Welt und die Welt noch nichts von mir. Das war ein einfaches, reines, heimelndes Leben. Das möchte ich wieder haben. Und da meine Natur in ihrem Kerne sich nicht geändert hat, so wäre die Erreichung nicht unmöglich. Nur will der Weltwirbel nicht mehr loslassen. Immer spüre ich hundert zarte Fäden und derbe Ketten, die mich nach allerlei Seiten hin verankern. Sie zerreißen meine Einheit, meine Gesundheit. Von solchen, die nie etwas versucht, nie etwas getan haben, wird nichts verlangt. Von solchen, die etwas getan haben, wird noch etwas verlangt, von solchen, die viel getan haben, wird

Im Mürztale ist wo ein alter Straßenschotterer, zu dem ich mich manchmal auf den Schotterhaufen setze, weil er allerhand „Nachdenklichkeiten“ hat. Ich merkte mir einstweilen nur an, wie er sich bei Gewittern das Donnern erklärt.

„Wer was glernt hat, wird wissen, daß im Sommer die untere Luftschicht heiß is, und die obere is kalt. Und segns, weil die kalte Luft halt schwerer is, so fallt sie mit Gepolter zu Boden. Da sagen wir: Es tut donnern. Allemal wann s blitzt, fallt der Toifel aba weil er roglig wird.“

Ein anderesmal sagte derselbe Schotterer: „Heißts alleweil, der Mensch soll nit egichtisch (er meinte egoistisch) sein. Da hat der Gottvater halt einen kleinen Fehler gmacht beim Welterschaffen. Wenn er die Leut alle auf einmal gmacht hätt, kunnten s einander gleich sein gwöhnt worden. Hat aber den Adam ganz allein hingstellt unter die wilden Viecher; ja Narr, da muß ma freilich auf sich selber schaun. So hat er sichs halt angwöhnt.“

Schon monatelang vorher spürte ich in mir das Hervorkeimen einer Krankheit und kaum zu Pfingsten in meinen Landfrieden gekommen, brach eine heftige Bronchitis aus, mit außerordentlich hohem und andauerndem Fieber. Vierzehn Tage lang war mir die Welt nicht fünf Heller wert. Mittlerweile tagte in Graz das Jubelfest des Deutschen Schulvereines, bei welchem auch unsere große Schutzsammlung endgültig und zweckmäßig geregelt worden ist.

1. „Die Rosegger-Sammlung“ wird gesondert vom übrigen Vermögen des Deutschen Schulvereines verwaltet.

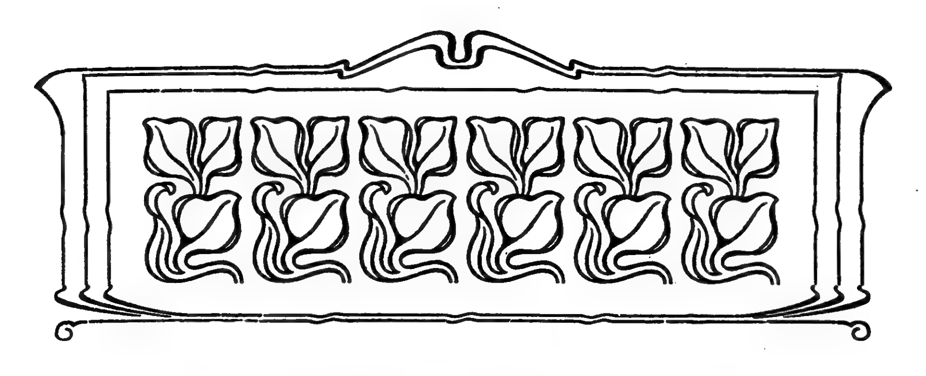
2. In der Regel sind nur die Zinsen des Kapitals für die Zwecke des Deutschen Schulvereines zu verwenden.

3. Ausnahmsweise kann jedoch in dringenden Fällen nationalen Notstandes auch das Stammkapital angegriffen werden. Hiezu ist ein zustimmender Beschluß des zu diesem Zwecke um zwei Mitglieder aus den Alpenländern zu verstärkenden Aufsichtsrates notwendig. Diese zwei Mitglieder werden dauernd bestellt. Zunächst hat Dr. Peter Rosegger das Recht, dieselben zu ernennen. Andernfalls werden diese durch Zuwahl des Aufsichtsrates bestimmt.

4. Die Vereinsleitung des Deutschen Schulvereines hat die dem Stammkapital entnommenen Beträge nach Tunlichkeit wieder zu ersetzen.

Der Vorsitzende teilte mit, daß durch das Vertrauen Roseggers die Abgeordneten Dobernig und Wastian als Mitglieder des Aufsichtsrates bestimmt wurden. —

Ich habe an die Hauptversammlung des Deutschen Schulvereines folgende Zeilen gerichtet:



Kleine Laube.

Ohne Waffenpaß.

Gedanken von Franz Goldhann.

An vielen Frauen ist nur der Schmuck echt, mit dem sie sich zieren.

*

Anstatt Ehrfurcht ist's bisweilen mehr — Furcht.

*

Weniger klagen, dafür mehr wagen und ertragen.

*

Dem Alltagsleben sollen und müssen Seelenfeiertage gegenüberstehen.

*

Die wahre Glückseligkeit ist die des Gewissens.

*

Wozu den Humor sich rauben? —
Im Leben kommt's doch anders, als wir's glauben.

*

Den Spaßvogel nennt keine Naturgeschichte.

*

Den Adel so vieler Menschen machen leider nur die Kronen in der Tasche aus.

*

Mancher, den ich früher als Windbeutel kennen lernte, ist heute „Aviatiker" geworden.

*

Ein Deka Glück ist mehr wert als ein Kilo Verstand.

Ein altes und wieder neu gewonnenes Buch über Josef II.

„Josef II. starb zur rechten Zeit — als nämlich seine Zeit um war. Vergebens stürmte sein unglückliches Volk die Kirchen, um den zürnenden Himmel zu beschweren. Ein Gericht kam über die Menschheit — die Vorsehung rief ihren Liebling ab, um ihn nicht daran teilnehmen zu lassen. Nie war Bossuets herrliche Lehre von der waltenden Gottesgerechtigkeit auf Erden schöner bestätigt als durch Josefs, des mißhandelten, von Bosheit und Dummheit übel bedankten Menschenfreundes, rechtzeitigen Tod. Josefs Geist hatte gesiegt, seine Nachwirkung, sein Ruhm und seine Zukunft war verbürgt. Er sprach sich mit Heiterkeit und Ruhe über sein Ende aus. ‚Ich weiß nicht', sagte er, ‚ob der Dichter so ganz recht hat zu

noch viel verlangt, von solchen aber, die alles getan haben, was sie konnten, wird auch noch alles das verlangt, was sie nicht können. Und wenn sie das Unmögliche natürlich nicht leisten, so laufen sie Gefahr, verlästert zu werden, während jene, die stets nur für sich selbst gelebt haben, in aller Ruhe und in allem Ansehen für sich selbst weiter leben können.

Ein Dichterberuf hat seine besonderen Aufgaben. Tausendfach singen wir deutsche Poeten, was dem Volk vor allem not tut. Man hört uns nicht. Nur wenn wir einmal von Geld singen, da horcht alles auf. Ich will aber zurückkehren in die heimliche Einsamkeit der deutschen Seele. Abschütteln möchte ich alles, was mich mir entfremdet, was mich hindert, ganz ich selbst zu sein.

Im Schutze der Verborgenheit! Im Frieden des Unbekanntseins! Die Popularitätsjäger ahnen nicht, welch ein Gut sie preisgeben. Wer kein Ich hat, der kann sich ja von außen eins zusammenpappen lassen. Wer eins hat, der hüte es! Er mag zeitweilig für andere leben, aber er soll nicht andere in sich hineinleben lassen. — Hilft alles gemütliche Abweisen nichts, so muß er grob werden — so sehr er die Menschen auch lieb haben mag, so gut sie es mit ihm auch meinen. — Mir schenkt man immer wieder Sachen, die ich nicht brauche, und verlangt Kräfte, die ich nicht habe. Ich müßte die Zeit des Ewigen Juden und die Macht des Zäsar und die Weisheit des Sokrates haben, um alles leisten zu können, was man von mir wünscht.

Ich bin Poet und Schriftsteller und will nichts anderes sein. Wenn ich vorübergehend mit Glück für Gemeinnütziges tätig war, so geschah es, um meinen Text zu illustrieren, um mein Wort durch die Tat zu bekräftigen. Das kann mich doch nicht verpflichten, nach allerlei Richtungen hin mein Wesen ganz zu verzetteln. Wer mich sehen, sprechen, hören, kennen lernen, nützen will, der findet mich in meinen Schriften. Alles, was sonst von mir verlangt wird, das können auch andere leisten, oft weit besser als ich. Nur mit meinen Büchern — so voller Fehler und Schwächen sie sein mögen — will ich in der Öffentlichkeit stehen und wirken. Meine Person will ein ruhiges, geziemend bescheidenes Privatleben führen, nichts von den Zeitgenossen begehrend als jedes Anständigen Recht, die bürgerliche Ehre. Für alles weitere ein dankbares Verzichten bewahrt den Frieden des Herzens.

Ich wünschte, daß dieses Willensbekenntnis verbreitet würde. Ich habe eine schwere Krankheit kaum hinter mir. Der Schutz vor den maßlosen Anforderungen aus nah und fern ist für meine müde, ruhe- und einsamkeitbedürftige Natur eine Lebensfrage.

Ist mein Dichten und Trachten schon eines geringen Lohnes wert, so gönnt mir die stille Muße für meine alten Tage!

Recken der Überzeugung, von Zeit zu Zeit immer wieder auf, um uns wahre Größe wahrnehmlich zu machen, und wahrlich, niemal war die Pietät für sie so groß wie gerade jetzt, wo die Geistesschätze unserer Altvorderen wieder ausgegraben werden. So bereitet man eine Gesamtausgabe des heute nur mehr in der Erinnerung älterer Literaten lebenden Balladendichters und Schöpfers von reizenden Novellen J. N. Vogl vor, und es werden noch andere an die Reihe kommen, die eine heutige Generation staunen machen werden, was ihr entgangen blieb.

Groß-Hoffingers „Josefs II." soll in die Massen dringen, ein Volksbuch sein im wahrsten Sinne des Wortes. Während in Deutschland der vielgeschätzte „Dürerbund", diese imponierende Organisation zur Volksbildung und besonders auch zur Erziehung des Volkes, 200.000 Mitglieder zählt und den tiefsten und besten Einblick in das deutsche Geistes- und Kulturleben gewährt, fehlt es dem in Nationen und Konfessionen zerfahrenen Österreich an durchgreifenden Maßnahmen zur Volksbildung und zur Bekämpfung der Schundliteratur. Mehr Literaturbewegung in Österreich! Das Bedürfnis nach geistiger Nahrung ist auch in einem so gemütlichen Volke, wie es die Deutschen in Österreich sind, nicht zu unterdrücken. Aber wer wird leugnen wollen, daß heute noch die Obsorge für geistige Wohlfahrt allen Humanitätsbestrebungen zu trotz denen, die Macht und Mittel hätten, Hekuba ist? Mag man den Volksbildungsverein nennen, seine Tätigkeit erschöpft sich in der Veranstaltung von Vorträgen, und die Bibliotheken, die sich vornehmlich aus Geschenken zusammensetzen, bieten oft ein krauses Kunterbunt von guter und schlechter Lektüre. Nein, es muß eine Organisation geschaffen werden, deren vornehmste Aufgabe ist, Volksausgaben, wie sie jetzt in sorgfältigster Auswahl und in gediegener Ausstattung zu Preisen geboten werden, die für jedermann erschwinglich sind, zu verbreiten und den Sinn für gesunde und geistige Kost zu wecken, wie es vom Dürerbund durch den „Gesundbrunnen" geschieht.

Welchen Anklang derartige Bestrebungen hierzulande finden, beweist meine bisher von keiner Seite versuchte Abhandlung „Bücher für das Volk", worin die besten Volksausgaben zusammengestellt erscheinen und österreichische Dichterwerke, die durch ihren geistigen Gehalt besonders empfehlenswert sind, hervorgehoben werden. Sie erschien in fast allen volkstümlichen Zeitungen und wird fortgesetzt nachgedruckt. Welchen Erfolg müßte aber die Massenverbreitung solcher Ratschläge im Volke haben? Der Zug der Zeit geht in die Massen. „Wer nicht mit beiden Füßen im Volke wurzelt", schrieb mir einmal Rosegger, „dem fehlt der Erfolg", und „Alles für das Volk und durch das Volk" muß die Losung jedes Gerechtdenkenden, Gutgesinnten sein, dem es nicht auf Einzelmenschen, sodern auf das Gedeihen des Ganzen ankommt. Nur aus dem Ganzen heraus erfüllt sich das Los aller Teile, und es wäre sehnlichst zu wünschen, daß auch die in literarischer Beziehung so notwendige Einigkeit unter den Deutschen endlich zur Wahrheit werde, nur darin wäre ihnen jene Kraft gegeben, die den Sieg guter Gedanken verbürgt!

Beno Altmark.

Eine Franz Keim-Gesamtausgabe.

Von Franz Wastian.

Franz Keim!
Nach langer Irre blühn dir endlich wieder
Des Liedes Segen und ein trautes Heim.

Mit diesen sinnigen Worten hat Eduard Samhaber in seinen „Ritornellen auf oberösterreichische Dichter" seinen Freund und Sangesgenossen einst besungen.

schreiben: du trône au cerceuil le rassage est terrible! Ich vermisse den Thron nicht, fühle mich ruhig, nur etwas gekränkt, durch so viel Lebensplage so wenig Glückliche und so viele Undankbare gemacht zu haben.'

So großartig die materiellen Resultate der Regierung Josefs sein mögen, so sehr sie in die Augen fallen und die herzlosen Spötter und Tadler widerlegen, so werden sie noch bei weitem übertroffen von moralischen Resultaten und in den späteren Früchten der zehnjährigen Aussaat von Grundsätzen und Gesetzen. Wer die Anhänglichkeit der österreichischen Völker an ihr Regentenhaus kennt, dem wird es kein Rätsel und keine Unwahrscheinlichkeit sein, daß die Regierung Kaiser Josefs in allen Erbstaaten eine Reformation des Volksgeistes bewirkt hat, wovon vielleicht in der Weltgeschichte kein so friedliches Beispiel anzutreffen ist. Niemand kann sich verhehlen, daß die österreichischen Völker noch unter Maria Theresia größtenteils um mehr als ein Jahrhundert hinter dem zivilisierten Europa zurückgeblieben waren, und wir haben im Verlaufe der geschichtlichen Darstellung oft Gelegenheit gehabt, Beweise für diese Behauptung aus der Gesetzgebung und dem Volksleben beizubringen. Den großen Schritt aus der Denkweise des 16. Jahrhunderts in die des 18. Jahrhunderts haben die Österreicher erst unter Josef gemacht. Die furchtbare Raschheit der Bewegung mußte notwendig der Generation Schwindel verursachen und den Staat in seinem Innersten erschüttern, aber sie haben sie beide glücklich überstanden und stehen nun stolz auf der Höhe der Zeit."

Diese Stelle entnehme ich einem heute nicht mehr gekannten Werke des vormärzlichen Dichters und Geschichtsschreibers Dr. Groß-Hoffinger: „Josef II. als Regent und Mensch", welches soeben durch eine Neuausgabe bei L. Weiß in Wien wieder zu Ehren gekommen ist und seinerzeit eine der verdienstlichsten Darstellungen des Lebens und Wirkens des großen, hochsinnigen Volkskaisers war. Mit diesem Buche wird nicht nur einem tatsächlichen Bedürfnisse nach Wiedererweckung verschiedener, wenig beachteter oder ganz in Vergessenheit geratener österreichischer Dichterwerke, die infolge Ungunst der Zeitverhältnisse oder aus anderen Ursachen nicht zur Geltung gekommen sind, entsprochen, sondern auch ein Zeitalter wieder in eine Beleuchtung gedrückt, von dem uns die Wahrheit durch mit anekdotischem Bei- und Machwerk gewürzte Darbietungen oft genug verleidet wurde. Es wird wenig ähnliche Charakterbilder des Schätzers der Menschheit von derjenigen psychologischen Tiefe und jenem durchdringenden Verständnis geben wie dieses als Quellenwerk selbst im Konversationslexikon angeführte, durch geschichtliche Wahrheit und Gründlichkeit ausgezeichnete Buch. Weil es aus einer Zeit stammt, wo die Gedanken des Seelenbefreiers mächtig aufgelodert waren, wo man erst voll den Segen zu erfassen vermochte, der aus den Gedanken des unsterblichen, in Menschengüte aufgehenden Regenten quoll, darf es den Anspruch auf besondere Wertschätzung machen; vielleicht auch, daß es gelegen kommt, der Zerfahrenheit unserer Zeit ein Paroli zu bieten, dem Tiefstande menschlicher Empfindungsfähigkeit Stern und Labe zu sein. Wo platte Gesellen ihre Geistesöde in Nachempfindungen kleiden und sie die Eitelkeit glauben macht, es Großen leicht nachtun zu können, wird die Sehnsucht immer größer nach Vorbildern aus der alten Zeit. In erster Linie waren es ganze Männer, die ihre Überzeugung unerschrocken vertraten und oft genug all das eingebüßt, was heutigen Marionetten der Genußsucht als Ideal vorschwebte. Das Lied von der guten alten Zeit stirbt niemals aus, es deutet nicht auf Beschränktheit, sondern auf eine Empfindung, die wahr und echt, notgedrungen in der Vergangenheit sucht, was die Gegenwart verloren hat. Und wir haben kein Gefühl dafür, was den Vorfahren heilig war. Jenes heilige Feuer ist verglommen, das einst auch die Schrecken des Todes zu verachten wußte, das Helden schweißte, die unserer Zeit einfach unmöglich sind. So tauchen die Gestalten,

besonderen Zweig der Dichtung in Oberösterreich bildet die Dialektpoesie. Dieselbe soll ein Spiegelbild des oberösterreichischen Volks-, namentlich Bauernlebens in heimatlicher Mundart sein. Ein Buch, ‚Aus da Hoamat‘ betitelt, das von den Herren Zöttl, Matosch und Commenda in Linz, 1885 (2. Auflage 1888), herausgegeben wurde, macht es sich zur Aufgabe, uns eine Reihe obderennsischer Dialektdichter vorzuführen. Klassiker, wie Fritz Reuter auf dem Gebiete der Mundart ist, finden wir unter den oberösterreichischen Dialektdichtern (außer Stelzhamer) nicht. Aber immerhin ist das Buch für einen Deutschen, der ein Freund der Dialektpoesie ist, anziehend genug, einen Blick in dasselbe zu werfen, denn es enthält nicht weniger als Dichtungen von 33 Poeten, darunter von Franz Stelzhamer, Anton Schosser und Franz Keim. Letzterer bietet auch in dieser Richtung das Schönste und Ergreifendste; sein Lied:

‚Es geht a Kreuzweg übas Feld,
Da steht a graua Stoan;
Es gengan d Wolkn üba d Welt,
Und i bin ganz alloan.‘

wiegt viele von Gedichten auf, die in dieses Buch aufgenommen sind.“ —

Der durch seine Pichler-, Renk-, Grasberger-, Samhaber-, Kürnberger- und Marx-Ausgaben um die deutschösterreichische Literatur verdiente Verleger Georg Müller in München*) wird nun auch die neue Keim-Gesamtausgabe den Freunden und Verehrern des Dichters darbieten. Bis zum 28. Dezember dieses Jahres wird der erste Band, die Selbstbiographie des Dichters unter dem Titel: „Blätter aus meinem Lebensbilderbuche“, fertig vorliegen, dem die übrigen Bände in rascher Folge nacherscheinen werden. Keim, der mit dieser würdigen Gesamtausgabe seine literarische Lebensarbeit im großen und ganzen für abgeschlossen hält, überblickt an seinem siebzigsten Geburtstage sein reichbewegtes Menschen- und Dichterleben, reich an Kämpfen und Siegen, reich an Ehren und Freuden, aber auch reich an herben Enttäuschungen. Die interessante Selbstbiographie wird uns seine Jugend- und Manneserinnerungen bringen, und wird die nationale und literarische Entwicklung Österreichs, besonders seine Theatergeschichte von den siebziger Jahren bis in die Gegenwart, die Keim leid- und freudvoll miterlebte, schildern. In ihr wird Keim seine Erinnerungen an Heinrich Laube und seine Paladine, an Friedrich Hebbel, Friedrich Theodor Vischer, an Friedrich Schlögl und Anzengruber, seine treue Freundschaft mit Peter Rosegger, Robert Hamerling, Wilhelm Kienzl, Brandstetter, seine Beziehungen zu Scheffel, Heinrich Bulthaupt, Artur Fitger, Ernst v. Wildenbruch, Ottokar Kernstock und viele andere berühmte Zeitgenossen niederlegen. In den weiteren Bänden werden seine lyrischen und mundartlichen Dichtungen, die bisher in den beiden Gedichtsbänden: „Aus dem Sturmgesang des Lebens“ (Robert Hamerling gewidmet) und: „Lieder aus der weiten Welt“ vereinigt waren, reichlich vermehrt erscheinen. Ich gebe hier nur als kleine Probe seines Humors seinen Geburtstaggruß an den Heimgärtner zu seinem Sechzigsten: „Der Peterl soll löbn“:

„Dei stoasteirisch Landel,
Heunt spült s dir a Standel,
Wer zualost, den draht s.
Der Gscheiderst kennt di,
Der Dalkertsti nennt di
Kreuzköpfel von Graz.

Was rar auf der Welt is
Was z habn für koa Geld is,
Ja, dir macht s koa Plag.
Drum laß dir guat schmögger,
Mei liaba Rosögger,
Gott gsögn dir dein Tag!

*) Geplant sind sechs Bände zu 400 Seiten. Preis für den Band geb. 6 Mk., geh. 5 Mk. Subskriptionen sind an den Verleger Georg Müller, München, Josefplatz Nr. 7, zu richten. Außerdem veranstaltet der Verlag eine billige Volksausgabe.

Damals war Franz Keim nach langen Irr- und Wanderfahrten, die ihn ein widriges Geschick unternehmen ließ, glücklich in St. Pölten gelandet, wo er als Professor am dortigen Gymnasium seine erste dauernde Heimstätte, seine liebe Gemahlin Hermine und seine Muse, des Liedes Segen wieder fand. In St. Pölten reiften seine besten Werke, und mit Recht begrüßte ihn dort Friedrich Schlögl mit folgenden Versen:

Ach, St. Pölten hast du wirklich
Als dein Domizil erkiesen
Wo man ewig exerzieret,
Rings auf Feld und Weg und Wiesen?

Edler Dichter! der so Schönes,
Der uns Sulamith gespendet,
Hat von der Kasernen Lärmen
Sich die Muse nicht gewendet?

Nein, sie ist dir treu geblieben,
Zeugten's doch die spätern Gaben,
Ja, selbst an den jüngsten Früchten
Konnten wir uns froh erlaben!

Sei ein Keim für künft'ge Zeiten!
Und die künftigen Geschlechter
Fühlen's dann, daß einst ein Dichter
Dort geweilt — und zwar ein echter!

Seither sind viele Jahre ins Land gezogen und aus dem jungen St. Pöltener Gymnasialprofessor ist einer unserer besten österreichischen Dichter geworden, der, allverehrt und allgeliebt, am 28. Dezember dieses Jahres in seinem Döblingerheime seinen 70. Geburtstag feiern wird. Aber nicht nur der Dichter soll an diesem Tage das: „Portum inveni“ sagen, auch seine Werke sollen aus diesem seltenen Anlasse ihr gesichertes Heim finden, und zwar in einer schönen Gesamtausgabe seiner Werke, die er uns als schönstes Geburtstaggeschenk darbieten wird.

Den Lesern des „Heimgarten“ ist Franz Keim kein Unbekannter, ist er doch ein alter Freund Peter Roseggers, der zu den besten Verehrern seiner Muse zählt. Als man Keims Geburtshaus mit einer Marmortafel zierte, da sandte Rosegger folgende Verse:

An das Geburtshaus:

„Hab' Dank du altes Haus, daß du ihn gabest,
Die dumpfe Welt mit hellem Liede labest!“

An den Dichter:

„Hab' Dank du altes Haus, daß du uns bliebst
Denn köstlich ist es, was du bist und gibst!“

Im „Heimgarten“ selbst ist Keim wiederholt zu Wort gekommen, ich erinnere zuletzt an seine herrlichen „Sechzehn Sonette“.*) Für diejenigen, die Keim noch nicht kennen, füge ich das Urteil Samhabers über ihn bei. Er schreibt: „Besonders viel macht in unserer Zeit von sich reden der in Lambach geborene und als Professor in St. Pölten (jetzt Döbling) lebende Dichter Franz Keim, ein Schüler des genannten P. Amand Baumgarten. Von ihm rühren die Dramen ‚Sulamith‘ und ‚Der Königsrichter‘, ferner das Bauernlied ‚Stephan Fadinger‘ und viele tiefempfundene lyrische Gedichte, zum Teil in zerstreuten Blättern veröffentlicht, zum Teil in der Mappe des Dichters ruhend, her. An Keim besitzt Jung-Österreich zugleich einen bedeutenden deutschnationalen Dichter.“ Im weiteren würdigt Samhaber Keim als Mundartdichter: „In neuester Zeit erschien bei Tyll in Vöcklabruck ein Buch, enthaltend Gedichte von dem dortigen Notar Anton Mayr. Wie Franz Keim, hatte sich auch dieser Mann im Gymnasium zu Kremsmünster herangebildet, und es lebt in ihm das Gefühl inniger Dankbarkeit für dieses altehrwürdige Haus und seine Jugendbildner, wie sein schönes Einleitungsgedicht ‚An Amand Baumgarten‘ bezeugt. Einen

*) Vergleiche: „Heimgarten“, 33. Jahrg., 10. Heft. Ferner verweise ich auf meine Arbeit: Franz Keim. Ein Stück deutsch-österr. Literaturgeschichte. „Heimgarten“ Nr. 11, 12, 1907.

mögen sich an Keim, der im Volksmunde, wie der „Piesenhauner Franzl“ (Stelzhamer), den Hermann Bahr in seinem Stücke „Der Franzl“ gefeiert hat, unter dem Namen der „Lambacher Franzl“ bekannt ist, jene ulkigen Verse bewahrheiten, die ihm sein Freund Rosegger einst zugerufen hat:

„Wärst du ich, was fändest du?
Sehr viel Plag' und wenig Ruh',
Ein wenig Lieb' und sehr viel Haß,
Was frommt dir das? —
Ich sage dir: ‚Bleib du der Franzel!
Es hat der Franzel auch sein Kranzel!“

Singvögel.

Der gute Geselle.

Oft scheint zu ruhen trostlos tiefe Trauer
Auf Wald und Feld, auf Flur und stiller Zelle,
Es stockt das Blut, es zögert träg die Welle
Der Lebensflut, gehemmt von Eisesschauer.

Da dringt's wie Licht durch eine Kerkermauer,
Erwärmt das Herz und macht es lieblich helle —:
Denn mit uns zieht ein freundlicher Geselle,
Der duldet nicht des Schmerzes stete Dauer.

Scheint alles auch verfehlt, und schon verloren
Jedweder Hoffnung milder Trostgedanke,
Weil Welt und Schicksal gegen uns verschworen:
Ein Stern blinkt auf — es streift uns eine Ranke —
Ein Blümlein blüht — ein Vogel singt uns Lieder —:
Und Lust und Mut des Lebens kehren wieder!

Ottilie Ehlen.

Ein altes Lied.

Verklungen ist ein wundersamer Sang
Und meines Lebens schönstes Lied verrauscht,
Das Lied, dem ich so träumerisch gelauscht,
Das mich ergriff mit seinem Zauberklang.

Frühzeitig ist es Herbst in mir geworden,
Der Reif war für die zarte Blum' verfrüht:
Sie ist verwelkt und über Nacht verblüht,
Und meine Jugend ist damit gestorben.

Ich darf nicht träumen mehr, darf nicht mehr lauschen
Den süßen wilden Worten heißer Liebe;
Das Leben fordert Bändigung der Triebe
Und mit dem Leben mußt' ich Träume tauschen.

Doch manchmal faßt mich noch ein wildes Sehnen
Nach jener wundervollen Traumeszeit,
Da ich das Glück gekannt, die Seligkeit,
Und dann — dann muß ich kämpfen gegen Tränen.

Dann möcht' ich einmal noch ein Jüngling sein
— Und sollt' es auch nur Augenblicke währen —
Möcht' einmal noch die süßen Worte hören:
„Ich habe dich so lieb, nur dich allein.“

O. T.

Viel Leit von der Födern,
Wann s alt wern, wern s lödern
Sö keman in d Jahr.
Tuam bamsti und blasen,
Tragn himmelhoch d Nasen,
San selm verliabt gar.

Du bleibst schön stad sitzen,
Laßt s wödern und blitzen
Bist Moaster im Feld.
Was kimmt, dös muaß kema,
Koa Neid mag nix nehma
Was gültst, dös woaß d Welt.

I wollt, daß i geign kunnt,
Ich wollt, daß i steign kunnt,
Hochaus über d Öbn.
I geigat s alln Leuten
I ruafat s in d Weiten:
Der Pederl soll löbn!“

Den lyrischen Dichtungen Keims wird sich sein Epos: „Stephan Fadinger“ anschließen.

Den größten Teil der Ausgabe werden naturgemäß seine dramatischen Dichtungen, die seinen Dichternamen am weitesten hinausgetragen haben, einnehmen: Seine „Sulamith“ mit der schönen Vorrede von Heinrich Laube, mit der er seine Poetenlaufbahn begann. Sein „Königsrichter“, der ihm die Liebe und Verehrung der Siebenbürgersachsen eingetragen hat. Der „Meisterschüler“, in dem er den jungen Lessing verherrlichte. Seine große Fausttragödie „Mephistopheles in Rom“, die ihm die dauernde Freundschaft des großen Malerdichters Artur Fitger brachte. Seine bekannten Volksstücke: „Der Schmied von Rolandseck“, „Der Schenk von Dürnstein“, „Das Steinfeldmärchen“, „Der Schelm vom Kahlenberg“, „Der Weg zum Glück“, „Münchhausens letzte Lüge“, „Fridolin“, „Die Sünde von Gottestal“ und sein bestes und berühmtestes Schauspiel: „Die Spinnerin am Kreuz“, über welch letzteres Peter Rosegger seinem Freunde mit Recht schrieb: „Ich sage Dir, Freund, das ist ein Drama! Aus der älteren Schule ein Meisterwerk, mit dem Du heute einzig dastehst. Wie hoch steht dieses Stück über all den Ibsens und Sudermanns, und wie sie heißen mögen; wie klar und scharf ist das Bild, gleich einem alten Meisterkupferstich; wie erschütternd und reinigend wirkt es. Und dieser dritte Akt! Die deutsche Bühne wird wenige Szenen haben, die diesem hochdramatischen, grausig-dämonischen dritten Akte vergleichbar sind! — Nach meinem Dafürhalten müßte ‚Die Spinnerin am Kreuz‘ nicht bloß im Burgtheater auf dem Repertoire bleiben, wo man von dem Neueren nicht viel Besseres hat, sondern auch auf alle deutschen Bühnen Österreichs und Deutschlands übergehen. Wenn das nicht auf die Bühne gehört und wenn das nicht dramatisch ist, dann weiß ich nicht, was man unter dramatisch versteht.“ Endlich wird die neue Ausgabe sein großes deutsches Heldenspiel: „Die Amelungen“ bringen, das Ernst v. Wildenbruch geweiht, ihm die Bewunderung des größten Dramatikers der neueren Zeit und des größten Dramaturgen der letzten Jahre, Heinrich Bulthaupts, eintrug. Außer seinen beiden wissenschaftlich-dramatischen Abhandlungen: „Die Elemente der tragischen Spannung“ und „Das Kunstideal und die Schillerkritik Otto Ludwigs“, in denen er sich zu Otto Ludwigs „Shakespearestudien“ bekennt, wird der Dichter in seiner neuen Gesamtausgabe, außer seiner Selbstbiographie und ungedruckten Gedichten, wahrscheinlich auch seine ungedruckten Bühnendichtungen bringen. Ich nenne: „Auch eine Nibelungennot“ (1888), „Der Schönheitspreis“ (1890), „Die Gänsel von Schnabelweid“, „Der Büßer von Göttweih“, „Das Raimundslied“, „Lukrezia“ und „Der wilde Jäger“.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, der neuen Gesamtausgabe unseres Dichters recht viele Freunde und Abnehmer zuzuführen. Am 70. Geburtstage aber

bewußtes Zusammenfassen gleich endender Wörter an Silbenersparung geleistet werden könnte, will ich in meinem näch- in Leip- oder wenigstens in Danzig erscheinenden Roman „Lu- und Hedwig" sonnenklar beweisen. Kein Unbefangener, hoff' ich, wird mir, sobald er meinen Roman gelesen, das Zugeständnis versagen, daß tatsächlich jede einzelne Silbe, die ich mir in diesem Romane zu ersparen gewußt, einen positiven Gewinn für unsere Literatur bedeutet.

He- und Ludwig, so ungefähr wird mein Roman beginnen, hatten gleich Mak- und Mozart in der gottgese-, wenn auch gewöhnlich verregneten Stadt Salzburg das Licht der Welt erblickt. Hedwig glich einer reizenden Kno- und hatte die Taille einer Wespe. Sie schwärmte für Hei- und Börne, für Wie- und Uhland, für Auer- und Baumbach, für Fritz Mauth- und Richard Wagner. Ludwig war ein Jüng-, hold wie der Frühling. Er hatte rote Ba- und blonde Locken und war zwar ein schlechter Flö- aber ein ausgezeichneter Kartenspieler. Im Gedämmer einer Lau- schwuren sie einander treue Lie- bis zum Grabe . . . u. s. w.

Vermöge solch energischer Zusammendrängung einer strotzenden Fülle gediegenen Inhalts dürfte der Roman den Umfang von zwanzig Druckbogen kaum überschreiten, und doch wird jeder gebildete Leser daran vollauf genug haben!

Vollends aber meinen geehrten Mitlyrikern kann ich meine Anregung gar nicht warm genug ans Herz legen! Wie schön und wie knapp vermochte ich zum Beispiel die immerhin mögliche Begebenheit, daß einer — vor Liebchens Fenstern lauschend — durch das Traumgezwitscher der über den Fenstern nistenden Schwalben in mißverständliche Eifersuchtsqual gerät, künstlerisch auszugestalten in dem Gedicht:

Schwalbentraumgezwitscher.

Als ich ge- im Fin- vor deinen Fen-
Einsam lauschend hört ein heimlich Flü-stern
Suchten Zweifel mir gleich Truggespen-
Meines Herzens Ruhe zu verdü-stern!

Heut erzählt mir eine deiner Schwe-
Dieses Flü-, es käm' aus Schwalbenne-stern.
Nun zerrinnt mein Leid wie Frühlingsschnee.
Welch ein Esel, Liebchen, war ich gestern!

Oder wie — ich darf wohl selbst sagen: reizend gelang die — wie man vielleicht freundlichst einräumen wird: anmutige Idee, an Stelle der weißen Rosen auf Liebchens Brust sitzen zu wollen, zu knapp dichterischem Ausdrucke in meinem Liedchen:

Die Ro- an ihrem Busen.

Wenn ich die weißen Ro-
An deinem Bu-sen sehe,
Dann fühl' ich mich teils froh —
Teils aber wird mir wehe.

O könnt' auch ich als Blu-
Auf meiner Da-me wohnen —
Wie würd' ich da teils schlu-
Teils jau-chzend auf ihr thronen!

Wohlan denn, möge mein Beispiel Nacheiferung wecken! In der Beschränkung zeigt sich der Mei-; dies beweisen wohl deutlich genug die hier vorgelegten Mu-ster!

„Prager Dichterbuch", 1894. (Von der „Quelle" wieder ans Tageslicht gezogen.)

Kirchgang.

Es war ein gold'ner Maientag,
Konnt' ihm nicht widersteh'n,
Zur Höhe, wo das Kirchlein lag,
Mußt' in der Früh ich geh'n.

Am Wege schaut' ich weit umher
Die Welt in Frühlingspracht,
Sie strahlte als ob nimmermehr
An Herbstweh sie gedacht.

Im Morgentau, am Wiesenrand,
Lag ein Vergißmeinnicht,
Gepflückt vielleicht von loser Hand,
Die spielend Blumen bricht.

Sann in den feinen, blauen Stern,
Und hab ihn zart geküßt,
Das Glöcklein läutete von fern,
Mit dem der Herrgott grüßt.

Ich bracht' ihm meine Seele dar
Im Kirchlein arm und schlicht,
Und legte ihm auf den Altar
Sein hold Vergißmeinnicht.

Da fühlt' ich, daß ich schon zur Stund'
Der Gottheit war genaht, —
Als ich den keuschen Blumenmund
Geküßt auf stillem Pfad.

Karoline Ullrich-Feiertag.

He- und Ludwig oder Lu- und Hedwig.

Eine Anregung zugunsten unserer schönen Literatur von Josef Willomitzer.

Unsere schöne Literatur ist ja wirklich sehr schön. Jeden Tag wird sie schöner. Mit Befriedigung gewahren wir dies allemal beim Frühstück, wenn wir in der Zeitung lesen, daß der vaterländische Lyriker Peter Zappel abermals einen Band seiner reizvollen, eigenartigen, duftigen, ganz und gar unvergleichlichen Gedichte hat drucken lassen. Oder: daß das Blatt in der glücklichen Lage ist, mit Beginn des neuen Vierteljahres aus der gediegenen Feder des rühmlich bekannten Paul Dingsda einen funkelneuen Originalroman zu veröffentlichen, welcher in die tiefsten Nachtseiten menschlicher Verkommenheit grell hineinleuchten und dabei doch äußerst angenehm zu lesen sein wird. Oder: daß der verehrte Humorist Wenzel Kratochwil in Neutitschein auf eindringliches Zureden seiner Freunde sich endlich entschlossen habe, eine Sammlung seiner höchst humoristischen Humoresken erscheinen zu lassen.

Ja, sie wird immer schöner, unsere schöne Literatur; nur ein wenig zu dick ist sie geworden — finden Sie nicht auch? — Warum sie so dick ist? — Nach reiflichem Nachdenken glaube ich der Wurzel dieses Übels auf die Spur gekommen zu sein. Es scheint mir nämlich, daß die meisten unserer Literaturleute viel zu viel Worte verwenden für das, was sie eigentlich zu sagen haben. Wenn man ihnen dies vorhält, so wollen sie's freilich nicht glauben. Dieser Starrsinn ist immerhin erklärlich bei Schriftstellern, die nach dem gelieferten Quantum bezahlt werden. Ein solcher Mensch will, was aus rein menschlichen Gesichtspunkten verzeihlich, möglichst viel einnehmen, darum gibt er möglichst viel von sich. Was aber soll man dazu sagen, daß jene lyrischen Selbstverleger, jene Gratisgeistesblitzer, jene uneigennützigen Druckpapierverderber, welche regelmäßig den durch ihr Talent angerichteten Schaden aus eigener Tasche vergüten — was soll man dazu sagen, daß auch alle diese braven Leute, die ihr „Glaube an sich selbst" ohnehin genug Geld kostet, sich eigensinnig weigern, in ihrem eigenen Interesse ihre geistigen Erzeugnisse knapper zusammenzufassen?

Es geht nicht! pflegen sie zu sagen. Ich aber antworte: Es muß gehen! Gewöhnt euch nur daran, zunächst im kleinen zu sparen? — Lernt mit den Silben knickern, dann werdet ihr bald mit den Worten kargen und mit den Sätzen knausern, und schließlich werdet ihr euch gewöhnen, mit euern literarischen Darbietungen überhaupt zu geizen. Welch edler Geiz!

Ja, es ist meine feste Überzeugung; jede Silbe, die unserer dicken schönen Literatur erspart wird, ist Goldes wert! Was aber schon durch einfaches, ziel-

warum denn in keiner Zeitung das zu finden sei, was ein nachdenklicher Mensch, der sich klar werden möchte, heute sucht. Es gälte doch also nur, die zwei einmal zusammenzubringen, die Journalisten, die jammern, daß sie nichts sagen dürfen, und die Leser, die sich wundern, warum denn nichts gesagt wird. Diese aber, gerade diese kennt der Journalist nicht, weil er von Leuten umlagert wird, die keine wirklichen Bedürfnisse, ja sozusagen gar kein wirkliches Leben haben, als nur eine seltsame Eitelkeit, sich vorzudrängen und dabei zu sein. Wobei? Das weiß keiner. Bei — den anderen dieser Kaste. Wo er glaubt, daß die anderen sein werden. Für jeden unter ihnen hat es nur diesen Reiz, daß die anderen auch dort sind. Menschen offenbar, welchen jeder natürliche Trieb fehlt, sich etwas Eigenes zu wünschen, und welchen darum immer erst gesagt werden muß, was sie sich zu wünschen haben. Sie sind bei den großen Sitzungen, nicht um der Sache willen, die verhandelt wird, bei den Rennen, ohne Lust an Pferden, in Konzerten und Premieren, ohne irgendein Verhältnis zur Kunst, immer nur, um nicht mit sich allein zu sein. Was sie brauchen, ist Lärm, um sich über das Nichts ihrer Existenz zu täuschen.

*

Die Künstler altern nicht, sie staunen immer wieder. Das ewige Staunen ist so wunderschön. Speidel hat einmal gesagt, ich glaube von Jakob Grimm, er habe das Dichterauge, das sämtliche Dinge, sie mögen noch so gewohnt und vergriffen sein, stets zum erstenmale sieht und einen Strahl der Verwunderung und des Wiedererkennens darauf fallen läßt. Darum ist den Dichtern auch das Leben überall so von Abenteuern voll. Sie gehen nur über die Wiese und es ist wie eine weite Reise durch alle Geheimnisse. Und jeden Tag beginnt das Wunder neu. Jeder ist wieder wie der erste Tag und wieder sind sie Kinder, das ganze unendliche Leben liegt noch da. Bleiben Kinder, im Geiste. Aber der Leib wird alt. Und das erschreckt sie. Alt werden, wie bange das klingt. Und so fremd. Fremd dem Dichter, der immer wieder jung ist. Aber der Leib wird alt. Er kann nicht mehr nach. Dem Dichter ist täglich wieder, als sei er erst eben jetzt erwacht, sich ins Glück der Gefahren zu wagen. Aber da spürt er den Leib, der alt wird. Und ihn schaudert. Und er trotzt auf. Und ob der Geist nicht die Kraft hat, den Leib zu zwingen, über sich hinaus? . . .

*

Ich habe ja jetzt auch an mir selbst erlebt: Jede Nachricht über mich, die in den letzten drei Wochen in den Zeitungen stand, war falsch. Jede. In den meisten Fällen gar nicht böswillig. „Übrigens begibt sich Herr Bahr heute nach Berlin.“ Dann begab er sich sicher nach Frankfurt. Jeder, der öffentlich steht, bestätigt einem das: keine Nachricht, die die Zeitungen bringen, ist jemals exakt, irgend etwas ist daran immer falsch. Gar die Politiker können davon erzählen. Aber seltsam: das Publikum weiß, jede Nachricht ist falsch, und glaubt sie doch. Und: die, die die Lüge machen, glauben sie selbst. Gerade von Journalisten hört man ganz erstaunt: Aber es steht doch in der Zeitung! — Wenn ich Geld hätte, würde ich ein Blatt gründen, bloß auf das Programm: niemals zu lügen. Es wäre eine Erlösung. Aber Kenner versichern mir, daß es niemals erscheinen würde: „denn das Wahre erfährt man doch nicht.

*

Verdächtigen, Verleumden ist ein moralisches Bedürfnis der Menschen. Uns ist eingeboren, manche hassen zu müssen. Aus Ursachen, welche zu tief liegen, als daß der Verstand hinabreichen könnte. Weil es aber für unsittlich gilt, grundlos zu hassen, bemühen wir uns um Gründe für unseren Haß, indem wir Menschen, die ihn erregen, so fingieren, daß er uns am Ende noch eine moralische Pflicht scheint. Zuerst ist der Haß da und nun schließen wir, weil wir einen hassen, daß er es

Jungen Technikern.

Zum Pfingstfeste d. J. wurden junge Wiener Techniker in Mürzzuschlag von Toni Schruf mit einem launigen Festgedichte begrüßt, dem wir folgende Stellen entnehmen:

Herinnen in da Woldnatur
Is ma si schnella af da Spur,
Wcu d Sengsn klingt und s Vogerl singt,
Und s Recherl übers Bacherl springt,
Wo s kiahli Wasserl niederrauscht,
Da Olmwind mit die Bleamerln plauscht,
Sein Blosbolg in grean Wold onfüllt
Und in die Bam drein Orgel spielt;
Da Dunnerkeil und Blitzstrohl laut
s Goudvoda-Gsetz in d Felsn haut.
Däs oani, sog ma s Herz, is gwiß:
Daß däs a Enka Hoamat is!
Drum rosts Enk aus in Wold und Bloam
Und denkts Enk na, hiaz sads dahoam.
Enk is da Schädl eh sou vull,
Ees kemmts van ana hochn Schul,
Wou ma sein Sochn fest studiert,
Daß ma s oft nit umsist probiert.
Es treibts a gsundi Wissnschoft,
Ees hobts jo schon a iadi Kroft
In Herrgoud aus n Händn gwundn,
Hiaz hobts jo gor a Schiff dafundn
— Maraun, Ees sads jo gor scha Norrn —
Mit den s in Lüftn umafohrn!
Fohrgeld is hiaz nou koans zan zohln,
Weils eh glei wieda obafolln.
Hiaz sogts, wia stellts as denn nur on,
Daß ma neunzg Meiln weit redn konn?
Sou oanfoch zoagt sa si, dä Soch,
Und trogt sou weit und laut die Sproch.
As klingt so deutli und sou hell,
D Leut moan, as war a Trummlfell,
A Löchl wia a Ombbarousn,
Henkn zwoa Waschln dron zan lousn.
Wia däs spielt, muaß i Enk nou frogn,
Wia däs Ding zwegn kimmbt, müaßts ma sogn.
Nit nur fürs Ohr, fürs Aug hobts trocht,
Hobts d Photographie lebendi gmocht,
Spoziern hiaz d Leut und ollahond
Frisch af da Leinwand umanond,
Und da Natur und olln Lebn
Hobts afn Bild sein Hergong gebn.
Und da Blechtrochta, um Goudswilln,
Gor d Musi hört ma außaspieln,
Jo, däs is ma scha oamal zgscheit,
Und redn hört ma olli Leut,
Daß ma s scha on da Stimm dakennt;
Jo, wia, zan Himmelsakrament,
Hobts denn däs zsommbrocht? Sell is zviel,
Do hot da Teixl d Hond im Gspiel!
Wia si zan ondern Wossarond
Sou weit im Bogn die Brucken sponnt,
A zwoa-, dreihundert Meter broat,
Und d Eisnbohn keck drüberfohrt.
Und nochn Droht fliagts s gschriebne Wort
In Funkn hin, va Ort zu Ort,
Und in dä Weitn — däs is rar —
Durchs Wossa nach Amerika!
Es sads ma Kampln, s is a Procht,
Hobts aus n Wossa Feuer gmocht,
Hobts d Weltkugl zan Kopfstehn brocht,
Daß ma s a nou damochn kinnt,
Daß s Liacht stott aufwärts, obwärts brinnt.
Und da Maschin hobts Enka Lebn
Zan orbatn und denkn gebn. —
Und af da Stroßn stabn s daher,
Ma kennt sei oagni Gstolt nit mehr,
Den Tuifl hoaßn s „Autobil“,
Va der Erfindung kriagt ma zviel.
I moan, hiaz sullts aft Feirobnd mochn,
Sist gehn ma ba den Furtschritt krochn,
Füllts d Welt mit sou viel Technik on,
Daß ma s gor neamma gniaßn konn.
Schauts, koa Erfindung is uns zschlecht,
Obs stabt, obs stinkt, sie is uns recht,
Gibts glei in Geldbeidl an Ruck,
Mir gebn Enk dou ka oanzigi zruck. — —
Heint schauts holt Enkern Wundern zua
Va weitn und gunts Enk a Ruah!
Von olla Schöpfung, däs is gwiß,
s gröẞt Wunder da Mensch selber is.
Und s Höchsti is just nit der Geist,
Der unserm Lebn die Praxis weist,
s gonz Um und Auf kimmt neamma gleich
Dem Herzen, mit sein Himmelreich.

Zeitgedanken.

Von Hermann Bahr.*)

Dies scheint mir immer mehr die eigentliche Frage unserer Presse: ob es denn, für ein wirkliches Blatt, auch wirkliche Leser gäbe? Was Kenner leugnen. Ich weiß in jeder Wiener Redaktion Leute, fähig, sich in einem leserlichen Deutsch mit Verstand über die Fragen der Zeit zu äußern. Sie dürfen nur nicht, weil es heißt, daß dadurch die Abonnenten verscheucht würden. Hinwieder im Publikum hört man klagen,

*) Tagebuch von Hermann Bahr. (Berlin. Paul Cassirer. 1909.)

Instanzen und richtete, nachdem diese das erste Urteil bestätigt hatten, ein Begnadigungsgesuch an den Kaiser. Dieser ließ sich die Akten vorlegen, und da aus diesen die Schuld des Lieferanten klar und deutlich hervorging, beschloß er, dem Gesuche keine Folge zu geben. Wie dies in solchen Fällen stets zu geschehen pflegt, schrieb der Kaiser seinen Entschluß in kurzer Form auf den Rand der Eingabe, indem er flüchtig den Vermerk hinwarf: „Unverzeihlich, nach Sibirien.“ Diese kaiserliche Entscheidung ward dem Lieferanten vorgelegt und es schien nun der Marsch nach Sibirien unvermeidlich. Doch auch jetzt gab der Verurteilte noch nicht alle Hoffnung auf. Vielmehr suchte er den betreffenden Beamten durch ein angemessenes Trinkgeld zu einer „Korrektur“ der betreffenden kaiserlichen Bemerkung zu bewegen. Und als der Beamte sich sehr ängstlich zeigte, suchte er die heikle Sache ihm dadurch zu erleichtern, daß er ihn bat, er möge nur das Komma in dem Vermerk des Kaisers wegradieren; ein Beistrich sei doch in der Tat nicht so ernst zu nehmen wie ein Buchstabe oder gar ein ganzes Wort. Das leuchtete dem Beamten ein und er radierte das Komma weg, so daß nun des Kaisers Worte lauteten: „Unverzeihlich nach Sibirien.“ Und diese wurden in der betreffenden Ministerialabteilung im Sinne des Lieferanten dahin gedeutet, daß der Kaiser das richterliche Urteil umstoße und es sogar unverzeihlich finde, den Lieferanten nach Sibirien zu schicken. So ging der schlaue Betrüger nicht nur frei aus, sondern dem erstinstanzlichen Richter wurde sogar noch ein Verweis erteilt, weil er ein solches geradezu verkehrtes Urteil gefällt hatte. „Der junge Bürger.“

Lustige Zeitung.

Moralische Entrüstung. „Sie haben mir gestern ein falsches Markstück gegeben. Das ist doch ganz gewissenlos von Ihnen!“ — „So?! Na, geben Sie es mir, ich nehme es zurück!“ — „Jawohl, jetzt, wo ich es schon einem anderen aufgehängt hab'!“

Erwiderung. Ein Herr ersucht bei einem öffentlichen Festessen einen neben ihm Sitzenden um die Gefälligkeit, ihm etwas Brot hinüberzureichen. — „Mein Herr“, erwiderte der andere, „halten Sie mich für einen Kellner?“ — „Nein! Ich hielt Sie für einen Gentleman.“

Konsultation. Arzt: „Sie sind blutarm und müssen unbedingt etwas Eisen zu sich nehmen. Was sind Sie von Beruf?“ — Patient: „Messerschlucker.“

„Guckkasten.“



Gobineau und die deutsche Kultur. Von Ludwig Schemann. (Werdandi-Bücherei, 3. Band. [Leipzig. Fritz Eckardt. 1910.])

Immer wieder hat man Gobineau den Deutschen zugesprochen: In diesem Buche aber ist zum erstenmal zusammenfassend und mit Heranziehung wertvollen neuen Briefmaterials der Beweis erbracht worden, mit welcher Berechtigung dies geschehen ist.

Verfasser schildert die mannigfachen persönlichen Berührungen Gobineaus mit Deutschland und dem Deutschtum, seine Freundschaften mit hervorragenden deutschen Männern, namentlich mit Wagner, und teilt eine Reihe von Aussprüchen über deutsche Literatur und Musik mit. Er legt ferner dar, wie die Zugehörigkeit Gobineaus zu uns im letzten Grunde auf einer Blutsverwandtschaft beruhte, die seine ganze geistige und seelische Anlage der unsrigen sehr nahe brachte. V.

---

verdienen muß, und dies zwingt uns, ihn zu verleumden. Weshalb es auch sinnlos ist, sich gegen den Haß zu wehren, indem man seine Beschuldigungen widerlegt: er wird dann nur andere suchen. — Ehrlicher wäre, wenn man sagte: Dies ist ein ausgezeichneter Mensch, das hilft mir aber nichts, ich muß ihn dennoch hassen, weil in mir Haß gegen ihn ist. Haß und Liebe sind aus einer Region, in welcher wir keine Macht haben. Erst wenn man dies erkannt hat und entschlossen ist, sich an sein Gefühl zu halten, ob es nun der Verstand bestätigt oder verwirft, hat man es nicht mehr nötig, sich die Menschen umzudichten. Man liebt, man haßt, ohne zu fragen, wer es wert sei, und ohne durch seine Liebe, durch seinen Haß die Welt zu fälschen.

*

Auf dem Südbahnhof das samstägige Hausen erbittert razender Touristen in grimmig grandiosen Verkleidungen, urmenschlich, vormenschlich, mythisch anzusehen. Couplets verspotten das. Mir behagt es, daran zu spüren, wie stark doch offenbar wieder die Lust am Kostüm, der Drang zur persönlichen Tracht, die Sucht aus unserer insipiden männlichen Mode weg ist. Wie sie in schiefen Hüten, bunten Strümpfen, breiten Gürteln sich prahlend in die Knie beugen, strahlend ihrer Waden freuen! Aber übermorgen werden sie wieder mit würgenden Krägen, in schlottrichten Hosen an ihr Amt, zu den Geschäften hatschen. In der Stadt hat keiner den Mut, sich nach seinem Geschmacke, seiner Laune, seinem Bedürfnisse zu tragen. Warum kleidet man sich da nicht, wie man will, sondern wie der König von England will?

*

Lustig ist: wenn ich einem helfe, sind alle bös, denen ich einst half. Alle Dichter, welche ich einmal verkündigt habe, empfinden es als einen Verrat, wenn ich einen neuen verkündige. Sie meinen, es sei mit ihnen jetzt ganz genug. Mit ihnen soll die Weltgeschichte jetzt abgeschlossen sein. Es darf niemand mehr herein. Und so wären wir, nach so viel Lärm, dort wieder angelangt, wo wir vor zwanzig Jahren begannen: beim unduldsamen Klüngel ermüdeter, neidischer, verdrossener Bonzen, nur die Namen sind vertauscht. Aber täglich kommen Kinder auf die Welt, das ist das Glück, es kommt Jugend nach. Und wenn es mich manchmal bedrängt, auch schon lasch und feig zu werden, geht plötzlich irgendwo an mir ein kleiner blonder Bub mit trotzigen hellen Augen vorbei, die von Jugend funkeln, und das macht mich stark und ich bin wieder froh.

*

Unterschied von Wien und Berlin. Wienerisch ist es, daß, wenn einer Talent hat, jeder andere darin eine Gefahr, einen Schaden, eine Beschämung für sich erblickt. Berlinisch, daß, wenn sich ein Talent zeigt, dies alle für eine Gelegenheit halten, mit daran emporzukommen. Egoismus hier und dort. Aber mit dem berlinischen fahren alle besser. Sie haben es freilich auch leichter, weil der Markt nicht so klein ist. In Wien frißt man jeden Bissen Brot einem anderen vor seinem Maul weg.

Nur ein Beistrich.

So vorsichtig auch der russische Kaiser Alexander II. in seinen Befehlen und Anordnungen war, so konnte er es doch nicht verhindern, daß in seinem Namen allerlei Ungesetzlichkeiten ausgeführt wurden. Hier ein Beispiel. Einer der berüchtigtsten Armeelieferanten war endlich bei einer seiner betrügerischen Manipulationen, durch die er die Regierung um eine bedeutende Summe geprellt hatte, ertappt und vom Gerichte zur Deportation nach Sibirien verurteilt worden. Hiermit wollte sich aber der Lieferant nicht zufrieden geben. Vielmehr appellierte er an die beiden höheren

Instanzen und richtete, nachdem diese das erste Urteil bestätigt hatten, ein Begnadigungsgesuch an den Kaiser. Dieser ließ sich die Akten vorlegen, und da aus diesen die Schuld des Lieferanten klar und deutlich hervorging, beschloß er, dem Gesuche keine Folge zu geben. Wie dies in solchen Fällen stets zu geschehen pflegt, schrieb der Kaiser seinen Entschluß in kurzer Form auf den Rand der Eingabe, indem er flüchtig den Vermerk hinwarf: „Unverzeihlich, nach Sibirien.“ Diese kaiserliche Entscheidung ward dem Lieferanten vorgelegt und es schien nun der Marsch nach Sibirien unvermeidlich. Doch auch jetzt gab der Verurteilte noch nicht alle Hoffnung auf. Vielmehr suchte er den betreffenden Beamten durch ein angemessenes Trinkgeld zu einer „Korrektur“ der betreffenden kaiserlichen Bemerkung zu bewegen. Und als der Beamte sich sehr ängstlich zeigte, suchte er die heikle Sache ihm dadurch zu erleichtern, daß er ihn bat, er möge nur das Komma in dem Vermerk des Kaisers wegradieren; ein Beistrich sei doch in der Tat nicht so ernst zu nehmen wie ein Buchstabe oder gar ein ganzes Wort. Das leuchtete dem Beamten ein und er radierte das Komma weg, so daß nun des Kaisers Worte lauteten: „Unverzeihlich nach Sibirien.“ Und diese wurden in der betreffenden Ministerialabteilung im Sinne des Lieferanten dahin gedeutet, daß der Kaiser das richterliche Urteil umstoße und es sogar unverzeihlich finde, den Lieferanten nach Sibirien zu schicken. So ging der schlaue Betrüger nicht nur frei aus, sondern dem erstinstanzlichen Richter wurde sogar noch ein Verweis erteilt, weil er ein solches geradezu verkehrtes Urteil gefällt hatte. „Der junge Bürger.“

Lustige Zeitung.

Moralische Entrüstung. „Sie haben mir gestern ein falsches Markstück gegeben. Das ist doch ganz gewissenlos von Ihnen!“ — „So?! Na, geben Sie es mir, ich nehme es zurück!“ — „Jawohl, jetzt, wo ich es schon einem anderen aufgehängt hab'!“

Erwiderung. Ein Herr ersucht bei einem öffentlichen Festessen einen neben ihm Sitzenden um die Gefälligkeit, ihm etwas Brot hinüberzureichen. — „Mein Herr“, erwiderte der andere, „halten Sie mich für einen Kellner?“ — „Nein! Ich hielt Sie für einen Gentleman.“

Konsultation. Arzt: „Sie sind blutarm und müssen unbedingt etwas Eisen zu sich nehmen. Was sind Sie von Beruf?“ — Patient: „Messerschlucker.“ „Guckkasten.“



Gobineau und die deutsche Kultur. Von Ludwig Schemann. (Werdandi-Bücherei, 3. Band. [Leipzig. Fritz Eckardt. 1910.])

Immer wieder hat man Gobineau den Deutschen zugesprochen: In diesem Buche aber ist zum erstenmal zusammenfassend und mit Heranziehung wertvollen neuen Briefmaterials der Beweis erbracht worden, mit welcher Berechtigung dies geschehen ist.

Verfasser schildert die mannigfachen persönlichen Berührungen Gobineaus mit Deutschland und dem Deutschtum, seine Freundschaften mit hervorragenden deutschen Männern, namentlich mit Wagner, und teilt eine Reihe von Aussprüchen über deutsche Literatur und Musik mit. Er legt ferner dar, wie die Zugehörigkeit Gobineaus zu uns im letzten Grunde auf einer Blutsverwandtschaft beruhte, die seine ganze geistige und seelische Anlage der unsrigen sehr nahe brachte. V.

verdienen muß, und dies zwingt uns, ihn zu verleumden. Weshalb es auch sinnlos ist, sich gegen den Haß zu wehren, indem man seine Beschuldigungen widerlegt: er wird dann nur andere suchen. — Ehrlicher wäre, wenn man sagte: Dies ist ein ausgezeichneter Mensch, das hilft mir aber nichts, ich muß ihn dennoch hassen, weil in mir Haß gegen ihn ist. Haß und Liebe sind aus einer Region, in welcher wir keine Macht haben. Erst wenn man dies erkannt hat und entschlossen ist, sich an sein Gefühl zu halten, ob es nun der Verstand bestätigt oder verwirft, hat man es nicht mehr nötig, sich die Menschen umzudichten. Man liebt, man haßt, ohne zu fragen, wer es wert sei, und ohne durch seine Liebe, durch seinen Haß die Welt zu fälschen.

*

Auf dem Südbahnhof das samstägige Hausen erbittert raxender Touristen in grimmig grandiosen Verkleidungen, urmenschlich, vormenschlich, mythisch anzusehen. Couplets verspotten das. Mir behagt es, daran zu spüren, wie stark doch offenbar wieder die Lust am Kostüm, der Drang zur persönlichen Tracht, die Sucht aus unserer insipiden männlichen Mode weg ist. Wie sie in schiefen Hüten, bunten Strümpfen, breiten Gürteln sich prahlend in die Knie beugen, strahlend ihrer Waden freuen! Aber übermorgen werden sie wieder mit würgenden Krägen, in schlottrichten Hosen an ihr Amt, zu den Geschäften hatschen. In der Stadt hat keiner den Mut, sich nach seinem Geschmacke, seiner Laune, seinem Bedürfnisse zu tragen. Warum kleidet man sich da nicht, wie man will, sondern wie der König von England will?

*

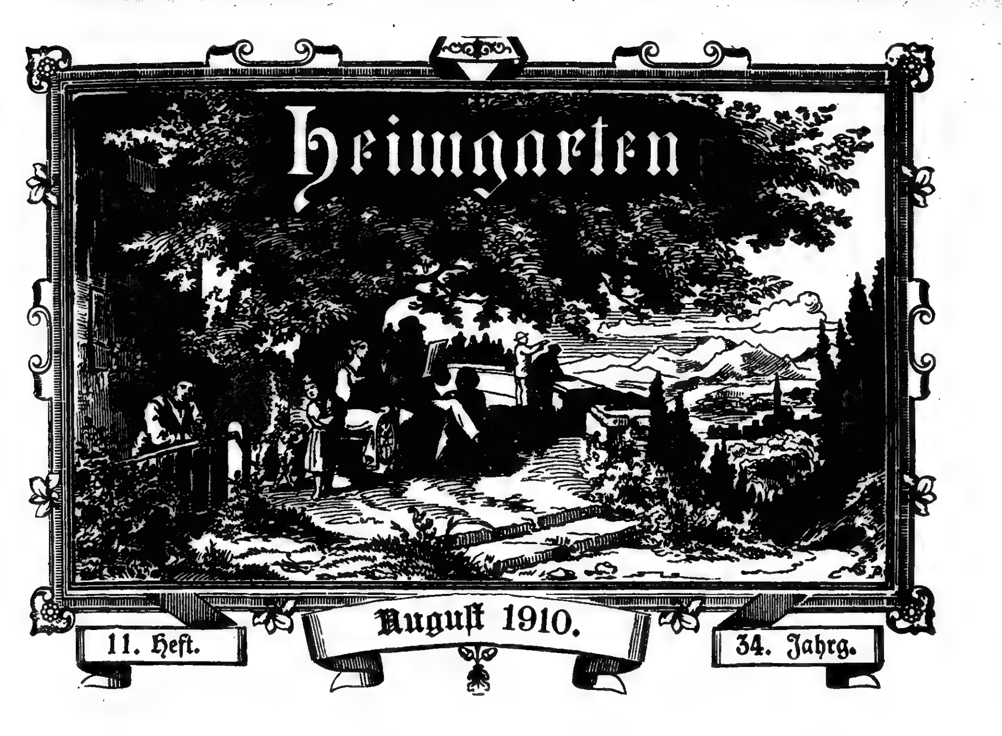
Lustig ist: wenn ich einem helfe, sind alle bös, denen ich einst half. Alle Dichter, welche ich einmal verkündigt habe, empfinden es als einen Verrat, wenn ich einen neuen verkündige. Sie meinen, es sei mit ihnen jetzt ganz genug. Mit ihnen soll die Weltgeschichte jetzt abgeschlossen sein. Es darf niemand mehr herein. Und so wären wir, nach so viel Lärm, dort wieder angelangt, wo wir vor zwanzig Jahren begannen: beim unduldsamen Klüngel ermüdeter, neidischer, verdrossener Bonzen, nur die Namen sind vertauscht. Aber täglich kommen Kinder auf die Welt, das ist das Glück, es kommt Jugend nach. Und wenn es mich manchmal bedrängt, auch schon lasch und feig zu werden, geht plötzlich irgendwo an mir ein kleiner blonder Bub mit trotzigen hellen Augen vorbei, die von Jugend funkeln, und das macht mich stark und ich bin wieder froh.

*

Unterschied von Wien und Berlin. Wienerisch ist es, daß, wenn einer Talent hat, jeder andere darin eine Gefahr, einen Schaden, eine Beschämung für sich erblickt. Berlinisch, daß, wenn sich ein Talent zeigt, dies alle für eine Gelegenheit halten, mit daran emporzukommen. Egoismus hier und dort. Aber mit dem berlinischen fahren alle besser. Sie haben es freilich auch leichter, weil der Markt nicht so klein ist. In Wien frißt man jeden Bissen Brot einem anderen vor seinem Maul weg.

Nur ein Beistrich.

So vorsichtig auch der russische Kaiser Alexander II. in seinen Befehlen und Anordnungen war, so konnte er es doch nicht verhindern, daß in seinem Namen allerlei Ungesetzlichkeiten ausgeführt wurden. Hier ein Beispiel. Einer der berüchtigtsten Armeelieferanten war endlich bei einer seiner betrügerischen Manipulationen, durch die er die Regierung um eine bedeutende Summe geprellt hatte, ertappt und vom Gerichte zur Deportation nach Sibirien verurteilt worden. Hiermit wollte sich aber der Lieferant nicht zufrieden geben. Vielmehr appellierte er an die beiden höheren



Drei Augen.

Ein Roman aus unserer Zeit von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

„Wenn ſ nit zſammakemma kinna.“

Wie konnten wir die beiden Orkusfahrer in ihrer Not verlaſſen? Weil es doch ſchien, als wäre aller menſchliche Beiſtand umſonſt. Der Fluß engte ſich immer mehr und wurde ungebärdig. Die Hölzer begannen zu hüpfen, ſtießen links und rechts an die Uferklippen, begannen ſich hinter ſolchen in kleinen Buchten feſtzulegen. Mit erneuter Anſtrengung ſuchten die Männer den Kahn einer ſolchen Bucht zuzulenken, mit Trümmern ſuchten ſie zu rudern, mit Stoßen an den Kiel den Lauf zu ändern, mit Seilauswerfen einen Anker zu erlangen. Vergeblich, vergeblich, der Kahn wogte langſam auf dem hohen Fluſſe dahin und auf ſeinem Boden ſammelte ſich Waſſer und immer mehr Waſſer.

Leute ſahen ſie, plötzlich Leute ſahen ſie am felſigen Ufer, Holzknechte, die mit langen Stangen das ſich ſtauende Holz losſtießen, damit es weiterrinne. Dieſe bemerkten den Kahn und hörten das Geſchrei. Auf die äußerſte Klippe ſprang einer, mit der längſten Stange, die am Ende einen Spießhaken hatte; ganz gemächlich, wie ein Fiſcher

Das Mysterium des Menschen im Lichte der psychischen Forschung. Eine Einführung in den Okkultismus von Ludwig Deinhard. (Berlin. Reichl & Co.)

Dieses ernste Buch ist wohl wert, von ernsten Menschen gelesen zu werden. Besonders in unseren Tagen der Selbstmorde berechtigt sich der Gedanke, ob Vernichtung, Selbstvernichtung wohl überhaupt möglich ist, ob unser geistiges Wesen nicht unzerstörbar ist? Wenn der Geist unzerstörbar ist, tut man doch besser, ihn zu kräftigen, als ihn erdrosseln zu wollen.

Detektiv Bryce-Serie. (Stuttgart. Rob. Lutz.) Diese der anstößigen Lektüre ferne stehenden Bände gehören zu den Büchern, die man wie ein Champagnerglas in einem Zuge zu Ende leert. Mit einem die Spannung aufs höchste treibenden und dabei folgerichtig entwickelten Aufbau der Handlung wurde das staunenswerte Interesse bewirkt, welches sich außer in dem Mutterlande Amerika in fast allen Kulturländern dokumentiert und zu zahllosen Übersetzungen geführt hat. Eine respektable literarische Leistung, die geradezu als meisterliches Vorbild innerhalb seiner Gattung gelten darf. Benno Altmark.

Büchereinlauf.

Bibliographie der Jugendfürsorge. Zweites Heft: Gesetzgebung der Schweiz, des Deutschen Reiches und seiner Bundesstaaten, von England, Frankreich, Österreich, Ungarn und Schweden. Die Literatur der Jugendfürsorge im Deutschen Reiche, in Österreich und Ungarn. Zusammengestellt mit einem Schlußworte von Dr. Heinrich Reicher. (Wien. Manzsche k. u. k. Hofbuchhandlung. 1910.)

Das goldene Bett. Roman von Olga Wohlbrück. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Kaplan von Liestermonde. Roman aus dem Priesterleben von W. A. Paap. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Viktor Hugo. Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von Dr. Albert Stemmer. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Lotzes Mikrokosmus. Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von Dr. Otto Richter. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Freytags Schulausgaben für den deutschen Unterricht: Rosegger, Erzählungen, herausgegeben von R. Latzke. (Wien. F. Tempsky.)

Nazi Semmelbachers Hochzeitsreise. Von A. De Nora. (Leipzig. L. Staackmann.)

Gesundbrunnen 1910. Herausgegeben vom Dürerbund. (München. G. D. W. Callwey.)

Das Büchlein Heb' mich auf! Der deutschen Jugend gewidmet vom Dürerbund. (München. G. D. W. Callwey.)

Die Kaxhexe. Eine Erzählung aus den österreichischen Alpen von G. Pawikovski. (Wien. R. Lechner.)

Wilhelm Jordan. Ein deutsches Dichter- und Charakterbild von M. R. v. Stern. (Frankfurt. Hans Lüstenöder.)

Heim und Herd. Deutsche Jugend- und Hausbücherei. Herausgegeben von Otto Frilz und Karl Lauer. (Lahr in Baden. Moritz Schauenburg.)

Aus dem Tagebuche einer männlichen Gymnasiastin. (Wien. Sigmund Pollak.)

Katechismus der Zukunft. Von Friedr. Wilh. Lang. (Reichenberg, Böhmen. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Der frohe Tag. Zum Stiftungsfeste des Deutschen Schulvereines. Herausgegeben von der Ferialverbindung deutscher Hochschüler „Thaya". (Wien. Verlag des Deutschen Schulvereines.)

Dr. Moritz Willkomms Bilder-Atlas des Pflanzenreichs nach dem Englerschen System neu herausgegeben von Professor E. Köhne. 526 Pflanzenbilder auf 124 Farbendrucktafeln, 1 Schwarzdrucktafel und 205 Seiten Text mit 100 Abbildungen. Vollständig in 25 Lieferungen. (Eßlingen. J. F. Schreiber.)

Das Umtonen (Transponieren). Nach einem leichten und bequemen Verfahren für Anfänger dargestellt von Dr. Karl Laker. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1910.)

Häßliche Nasen und ihre Verbesserung. Von Dr. med. Fritz Koch. (Berlin. Verlag Wega.)

Die Quellen der Degeneration. Von Dr. med. et phil. G. v. Bunge. (Basel. Friedrich Reinhardt. 1910.)

Bürgerliches Kochbuch. Von Anna Boßhard. Sechste, verbesserte Auflage. Herausgegeben von Anna Tittmann. (Zürich. Schultheß u. Co. 1910.)

Lenkbares Luftschiff (starres System), kombiniert mit Gleitflieger. Von Albert Paul Beeh. (Elberfeld. Albert Fastenrath.)

Berichtigung. Im 8. (Mai-) Heft wurde im Büchereinlauf bei dem Buche „Wode Brausebart" als Verleger irrtümlich Josef Scholz in Mainz angegeben, derselbe ist aber richtig Verlagsbuchhandlung Enslin u. Laiblin in Reutlingen, was hiemit berichtigt wird.

☛ **Vorstehend besprochene Werke** rc. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

(Geschlossen am 15. Juni 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

früh trocken sein könnten. Die Wanderer mußten also in ihren Betten liegen bleiben und in denselben den Wildbraten verzehren. Nach der Sättigung kamen andere Sorgen zur Geltung. Schon seit Tagen hatte Hans ein Anliegen, und so fragte er jetzt die Wirtin, ob in dem Dorfe ein Mann sei, der ihm den Bart wegkratzen könne?

Sie antwortete klar, das Haus mit den paar Holzhütten sei kein Dorf und im Dorf sei kein Mann, wohl aber ein Weib, das die Männer „balbieren" könne und stets auch den Hannibal balbiere.

Ob man dieses Weib nicht herbeirufen wolle?

„Ist gar nit vonnöten, weils eh dasteht beim Bett", versetzte die Wirtin lachend.

Der Amerikaner im Winkel drüben schmunzelte nicht schlecht, als er im müden Scheine der Talgkerze zusah, wie das emsige Weibchen den Herrn Doktor einseifte, mit einer braunen, stark nach Talg riechenden Waschseife.

„Kommt alls weg, Herr?"

„Na, der Schnurrbart, der bleibt stehn."

Das Schermesser war arg. Aber solange, dachte Hans, solange sie nicht anfängt, mir den Hals abzuschneiden, so lange schreie ich nicht. Es war ihm eigentlich ganz wohl bei dieser Hingabe an zarte Frauenhände und sie richtete ihn so fein her, daß sie schließlich selber überrascht war über den hübschen jungen Mann, der unter ihren fleißigen Händen entstanden war. Und dieser schöne Mensch hätte ertrinken sollen? — Der besoffene Hannibal war vergessen, der schnarchte wohl in irgendeiner der alten Stuben und träumte von mißratenen Brunnenröhren.

Als die Zeit kam, war dem Hans noch nicht ums Schlafen. „Man muß staunen, was mancher lange Sommertag für Wendungen nehmen kann", redete er seinem auch noch wachenden Kameraden zu, „am Frühmorgen bei einem Sterbenden, dann selber sterbend und am Abend in einer so kreuzgemütlichen Herberge!"

„Wenn wir direktement aus einem modernen Großstadthotel in dieses Absteigequartier des Hannibal gekommen wären", sagte Mister Pick, „so möchte es uns weniger behagt haben in solch stinkender Stube bei hartem Rostbraten und so weiter. Weil wir geradewegs vom Steinherdlager der Holzhauerhöhle kommen, so fühlen wir uns hier kannibalisch oder besser hannibalisch wohl. Wir sind erzogen."

Der Amerikaner mußte sich gerade hier nicht wohl fühlen. Denn nur wenn ihm etwas mißbehagte, riß er seine ehrvergessenen Witze.

Aber gesund waren sie beide, sonst hätten sie nach einem so ereignisreichen Tage nicht friedsam einschlafen können.

Sie lagen lang und sie schliefen gut. Und als sie aufwachten und zum Fenster hinausschauten, war wieder der blaue Himmel gespannt

mit dem Angelstab, langte er aus, hakte das Schiffchen an und zog es ans Land. Die Reisenden hatten ganz bequem Zeit, ihre Sachen zusammenzusuchen und zur guten Mutter Erde zurückzukehren.

Unweit der Stelle, wo sie ans Land gefischt worden waren, an einer Talauszweigung, standen mehrere Holzhütten und ein gemauertes Gebäude mit kleinen Fensterluken, an denen man die Mächtigkeit der Mauer sah. An der Weg- und Flußseite war dieses Haus einen Stock hoch, an der Rückseite war es so vermuhrt, daß man vom Dachfenster aus über das Geschütte an den Berghang hingehen konnte. Auf dem breiten Dache sah man mehr grünes Moos als Bretter. Das war das alte Hospiz, genannt „zum Hannibal". Und erzählte der Holzmeister, der unsere Reisenden frisch aus dem Wasser gezogen hieher gebracht hatte, daß in dieses Wirtshaus vor alten Zeiten schon der alte Afrikaner Feldherr Hannibal eingekehrt sei.

„Na, dann wird es ja ein erstklassiges Hotel sein!" sagte der Amerikaner lustig. Hans gewahrte gleich, daß an der Hauswand eine gemalte Hand ins Seitental hinanwies mit der Inschrift: „Auf den Lanzstein."

Aus dem Hause schallte das Geschrei eines Besoffenen. Das war der Wirt selber. Er hatte — das alles wußte der Holzmeister — tagsüber Ärger gehabt. Er hatte Baumstämme durchzubohren, um so Röhren für die schadhafte Wasserleitung herzustellen. Dabei sei der gute Hannibalwirt mit seinem langen Bohrer nun immer schief angekommen, so daß das Loch seitlings hinausging, das der Länge nach gerade durch den Stamm hätte geführt werden sollen. Zwei Stämme hatte er in der Weise verdorben, nach dem dritten, der wieder mißlang, warf er den Bohrer an den Bachrand und ging in den Keller, um seinen Ärger zu ersäufen. Der war aber, wohlgetränkt, noch kräftiger geworden, und als sein Weib, die Wirtin, ihm heilsam zuredete, er solle doch um Gottes willen nicht immer so trinken, bekam sie ein kleines Überbleibsel von den Schlägen, die des Hauses Namenspatron voreinstweilen den Germanen versetzt hatte. Unter dem Eindrucke der Niederlage wollte das hübsche, rundliche Frauchen gerade schluchzend zum Tore heraus, als Hans und Mister Pick eintraten. Alsbald lachte sie hell, als sie die „schönen, patschnassen" Herren sah, ordnete sogleich an, was da zu geschehen habe, und zehn Minuten später lagen die Reisenden in den hochgebauten Betten einer feuchten, modrig mürfelnden Stube. Auswendig ein halb Dutzend Flachsstoffdecken, inwendig heiß aufgekochten Wein und mancherlei anderes. Die Wirtin lief ab und zu, um die seltsamen Gäste zu beguten, und besonders den weniger ablehnenden Hans überhäufte sie mit der zärtlichsten Bemutterung. Die Kleider hingen in der Küche um das offene Herdfeuer herum, damit sie morgen

„Wär nit aus! Was die Schweizer können, machen wir auch."

Als Mister Pick in die Schlafstube zurückkehrte, um seine sieben Sachen zusammenzupacken, war Hans nicht mehr im Bette. Er war fortgegangen. Seine Sachen lagen noch herum. Mister Pick suchte ihn ums Haus herum. Er besah sich die Dinge. Vor allem ging er an das steinige Ufer des Flusses, auf welchem sie gestern unaufgefischt so oder so herabgekommen wären. Herausgekommen waren sie ja weiter oben. Ein ungeheures Schuttbett und wenig Wasser. Das abgelaufene Wasser hatte seine Arbeit vollbracht und die tausend Holzblöcke hinausgeschwemmt ins Vorgelände zu den Kohlenmeilern. Auch aus dem Seitengraben kam ein Schuttbett herab, das noch wüster war als jenes und nicht einen Tropfen Wasser hatte. Haushohe Felsblöcke lagen halb im Schutt vergraben herum und das Getrümmer gab einen kleinen Vorbericht von den Gewalten, die da oben hausten. Am Rande dieses Schuttkars lief ein schmales Weglein hinan, dessen Beginn an der Hausecke des Hannibal mit einer roten Marke gekennzeichnet war. Dann eine Bretterkammer, an deren Wand Melkkübeln lehnten, und neben denselben auf einer kleinen Bank saß Herr Doktor Schmied bei der rundlichen Hannibalwirtin.

Er hatte ihr gerade des näheren von der gestrigen Vergnügungsfahrt erzählt und sie mit einigen lustigen Einfällen bemalt. Der neunstündige Schlaf hatte alle Spur der Todesangst vertilgt und die Erinnerung an sie mußte der kleinen Frau auch nicht auf die Nase gebunden werden. Es war ja wirklich keine Gefahr gewesen, und daß an den Engen Männer sein würden, um das stauende Holz abzustoßen, wollte er nun ja gewußt haben.

Dann hatte Hans noch gefragt: „Frau Wirtin! Hat gestern nicht ein Straßenwanderer bei Ihnen zugesprochen? Ein Mann mit rotem Bart und einer kranken Hand."

Ja, der sei dagewesen, um die späte Mittagszeit. Um warme Suppe habe er gebeten. Die Wirtin hätte ihn noch gefragt, ob er nicht arbeiten wolle, es gäbe viel Heu auf der Alm. Da habe er mit der linken Hand den rechten Arm aus dem Sack gezogen und gesagt, der wäre ihm einmal zuschanden gehauen worden — die Flächse durch! Und so geschwäbelt habe er. Dann sei er wieder fortgegangen.

Hans hatte weiter nicht mehr gefragt. Er wußte schon genug, die Frohheit der Stunde war schon wieder dahin. Aber auch nur die einer Stunde. Dann war der arme Schwabe wieder verschwunden aus seinem beschwingten Herzen.

Der Amerikaner trat jetzt ohne weiteres auf ihn zu: „Nun?! Wollen Sie mit oder nicht?"

Hätte er befohlen: „Kommen Sie mit!" so wäre Hans geblieben; da er ihm nun den Stand der Freiheit wahrte, besann er sich. Er

über die Berghäupter, die von allen Seiten niedergrüßten, die einen in scharfem Schattenblau, die andern im hellen Sonnenschein. Die einen spitz wie Kirchdachgiebel, die andern felsig und breit wie riesige Burgfestungen, und so nah' und hoch, daß einem der Nacken weh tat, wenn man sie anschaute.

Der Amerikaner war zuerst in die steiftrockenen Kleider gesprungen und hinausgegangen, um nach dem Rechten zu sehen. Als er wieder in die Stube kam, um seine Toilette zu vollenden, sagte er: „Das ist echt hannibalisch! — Na, Sie werden es ja auch sehen."

„Ich will einstweilen noch liegen bleiben", antwortete Hans.

„Wieso liegen bleiben? Heute geht es auf den Lanzstein."

„Ich will liegen bleiben."

„Wer ist Herr?" herrschte der Amerikaner auf.

„Zwischen uns gibt es weder Herrn noch Knecht."

„Gut."

„Ein Rasttag endlich einmal schadet weder Ihnen noch mir. Ich bin mir die Beine lahm gegangen."

„Gut."

Beim Frühstück saß der Amerikaner allein in der braunberäucherten Gaststube. Eine alte Magd brachte den Kaffee, der war schwarz und dick. Die Milch war bläulich und dünn. Touristen erfahren es öfter, daß im Gebirge, mitten unter Kuhherden, nicht die gute Milch zu haben ist wie in den Gasthöfen der Stadt. Aber das gehört auch zur Erziehung. Mister Pick ließ sich's nicht verdrießen und freute sich auf die besseren Verhältnisse, die zu Hause wieder seiner warteten. Der Wirt hatte sich zu ihm gesetzt, der wohl um dreißig Jahre älter sein mußte als die Frau und dessen glattem Runzelgesichte man es anmerkte, daß er von der Frau Wirtin — balbiert wurde. Vom Rausch keine Spur mehr. Er tat sich eine Tabakspfeife an, gewohnt, die Gäste mit seinem Bauerntabaksrauch unterhaltsam zu beräuchern. Das Wenige, was er sprach, schien ganz klug zu sein. Er gab Anleitung, wie man am besten zu dem Lanzstein komme. Neun Stunden, aber da müsse man gut auftreten. Zum Übernachten sei es schon oben. Führer brauchten sie keinen, bis zu den drei Augen würden sie ja Leuten begegnen, auch sei der Weg hin und hin rot markiert, und auf die Spitze sei es noch weiter, da sei noch niemand oben gewesen.

„Noch niemand auf der Spitze des Lanzstein? Und das laßt ihr euch nachsagen?"

„Bis zum jüngsten Tag geht da keiner hinauf. Ma hat nix zu tun oben. Lauter Berg. Sonst sieht ma nix."

„Wollen ihn uns einmal ansehen. Und dann im nächsten Jahr wieder kommen mit Schweizer Führern."

„Englishmen". Übrigens war es ja gar keiner und er gehabte sich auch nicht fremd. Ein paar Tage noch, Hans, und wir sind wieder allein.

Der Weg kletterte auf einmal steil an, daß Stufen gehauen waren, eine ganz kurze Strecke, dann bog er scharf um ein Felsriff.

Und da stand er jetzt!

Zum Erschrecken nah und zum Entsetzen hoch. Aus Eisfeldern aufragend, rötlich leuchtend, ein ungeheurer Felskegel, zur rechten Seite steil wie ein Turmdach, zur linken fallrecht abstürzend in einer scheinbar glatten, viele hundert Meter hohen Wand. Also, das war der Lanzstein. Wie eine gegen Himmel drohende Lanze.

An dieser Stelle, wo das herrliche Ungetüm zuerst sichtbar ist, hatte der Sturm die kühnste aller Hochfichten entwurzelt. Sie lag als rindenloses Gerippe über dem braunen Moosboden und war schier geeignet, daß man auf dem Stamm wie auf einer Bank sitze, um den Berg zu betrachten. Der Amerikaner hatte sich denn auch darauf hingetan und Hans setzte sich an seine Seite. Sie taten aus den Säcken Eßsachen hervor, die sie vom Hannibal mitgebracht hatten und sie schauten den Lanzstein an.

„In einer halben Stunde sind wir dran", sagte Hans.

Der Amerikaner tadelnd: „Und Sie wollen Alpensohn heißen? Zwei Stunden wenigstens werden wir steigen müssen, bis wir ungefähr in seiner Nähe sind. Sie haben ja gar kein Augenmaß."

Aus dieser Ansprache erkannte Hans, der Mister Pick war wieder ausgesöhnt. Die Weigerung am Morgen vergessen. Sie schauten nach dem Steige aus, der wie ein dünner, stellenweise unterbrochener Streifen vor ihnen lag. Obschon die Richtung zu jener Bergscharte, die am Fuße des Lanzsteines war und zu der man hin mußte, fast wagerecht schien, strebte der Fußsteig doch immer bergan, als wolle er über das Lange Grat, das seine Zinnen und Zacken hoch über den Köpfen der Touristen emporhob. Eine Wolke legte es in blaue Schatten. Dieser Felsrücken konnte sich beleuchten lassen wie immer, um etwas zu scheinen. Im Vergleiche zum Lanzstein war er ein unbedeutender Vorberg.

Hans legte seine Hand über die Augen. Es tanzten wieder Sonnen. Er hatte so lange ins Licht geschaut, bis er nichts mehr sah als tanzende Sonnen. Natürlich zog der ewig räsonierende Mister daraus ein weises Wort: „Merkt es euch, ihr Gelehrten, wer zu viel ins Licht schaut, dem wird's finster."

„Und wer nie hineinschaut, bei dem bleibt's finster.

„Ist auch wahr, Doktor Schmied."

Nun kamen im Gewände neuerdings Leute in Sicht. Sie krabbelten mühsam niederwärts, bis sie endlich so nahe waren, daß der Amerikaner fragen konnte:

„Menschenkinder, woher kommt ihr denn?"

fühlte sich doch verpflichtet, dem fremden Mann auch noch auf dieser letzten, der schwierigsten Partie treu zu bleiben. Auf der Rückkehr werden sie ja wieder zusprechen beim Hannibal. Etwas an Wäsche könnte er vielleicht dalassen und Kleinigkeiten, die man auf dem Berge nicht braucht. Er wollte die Wiederkehr hier festlegen.

Und hernach begann der Anstieg.

Durch die Schlucht hinein ging es eine Weile rechts, dann links der Schuttriese.

Dann stieg der Weg über Gewurzel und in Windungen einen steilen Wald hinan, mühsam wegen der fahlen Windbruchbäume. Dann verloren sie — weil an einer Wegkreuzung natürlich die Markierung fehlte — den Pfad, den sie mühsam wiederfanden. Dann war ein felsiger Hang zu durchqueren. Sie gingen langsam und weitschrittig nach Älplerart voran. Sie schwiegen. Von dem gestrigen Abenteuer hatten sie noch kein Wort gesagt, nicht ein einziges. Hans schämte sich seiner dargetanen Zaghaftigkeit wegen, Mister Pick vermutete das und mahnte deshalb nicht dran.

Nun kam ein Hochrücken mit blumiger Matte. Hier sah man zum erstenmal das Gletscherfeld, das hoch im Hintergrunde zwischen dunklen Felstürmen herableuchtete. Aber das alles war jenseits einer tiefen Talschlucht, aus welcher Wasser rauschte und in die sie hinabsteigen mußten. Solche Niederstiege, die zum Aufstieg gehören, empfindet der Tourist wie einen Hohn des Gebirges. Neben dem Wasser kam ein besserer Weg herauf aus dem Melkstubental. Da ging's nun wieder durch Engen hinan; Felswände links und rechts. Hie und da begegneten ihnen Bauersleute im Sonntagsanzuge, mit Rautensträußchen auf den Hüten oder am Busen. — Dann stieg der steinige Weg steil an, stets von der roten Marke begleitet, die hin und hin auf Felsfletzen lag; es ging über ein Joch, wo die verknorrten Bäume aufhörten und das Knieholz anhub. Hier begann die Aussicht über die südlichen Alpen; hinter langgestreckten Bergrücken ferne Kuppen und noch fernere Zacken, im Himmelsäther kaum sichtbar. Der Weg — es war ein schmaler Saumsteig geworden — führte nun zwei Stunden lang an den steilen Hängen des Langen Grats dahin. Moosige Mattenhänge und Steingerölle. Wo noch ein einzelner Baum stand, da war er kahl und grau wie Knochen. Die Sonne brannte heiß. Wie gut wäre es jetzt unten beim Hannibal — unter dem Ahornbaume liegend auf der grünen Wiese! — Dieser Gedanke machte dem Hans den steinrölligen Weg nicht angenehmer. Es tat ihm auch leid, daß der Amerikaner so wortkarg war. Still und weitschrittig ging er mit Bergstock und Rucksack etwa fünfzig Schritt vor ihm her. — Just jung ist er nicht mehr und übertrifft ihn doch an Rüstigkeit. Hans hatte sich gewöhnt an den Mann. Schrullen hat jeder

„Grad miteinand derfns nit auffi“, belehrte der Alte, „jeds für sich selber. Sunst tat s nit helfn, sunst kint s schadn.“

„Ja, und Ihr, Vetter! Habt Ihr denn auch noch solche Anliegen?“ fragte Hans.

Der Bauer zwinkerte die Augenbrauen: „Woaß mas? — Kann mas wissn?“

„Und vorher das alte Frauchen! Das auch oben gewesen ist?“

„Herr, Se san noch jung. Wissn s — die selbign Gschichtn, die hörn neammer auf.“

So der Alte, dann wars Zeit bei ihm zum Anrücken.

— Auf hohen Bergen sind die Offenbarungen. Dieselben Geschichten, daß zwei sich gern haben, hören nimmer auf. Auch im Alter nicht.

Mit frischer Kraft machten unsere Wanderer sich wieder auf den Weg bergwärts. Dem Amerikaner kam bei, jetzt könnte man den Doktor Schmied necken, daß er eine Wallfahrt mache zur Drei Augen-Kirche, um sich Glück für das Hotel Hannibal zu erbitten. Es gelang ihm, die Bosheit unterzukriegen. Wenn zum Aberglauben noch der Frevel kommt, dann ist die Luderei fertig.

Sie stolperten in den Steinen, weil die Augen immer in die Weiten flogen. Jene Bergspitzen, die so hochmütig auf den Hannibal niedergeschaut, hatten sich so sehr geduckt, daß man hoch über sie hinausblicken konnte in die Gebirgswelt. Jene Zacken in Mittag waren im Sonnendunste verschwunden, hingegen standen im Morgen klar die Wände und Spitzen, an denen unsere Touristen seit Tagen vorbeigekommen waren. Und dort in grauer Ferne ragte jene Kuppe des Urgebirges, von der aus sie erst vor zwei Tagen herübergeschaut hatten auf die Fels- und Gletscherwüste, die sie jetzt aufgenommen hatte. Einen Schrund hatten sie jetzt zu übersetzen, in dem Eis lag. Graues, schmutziges Eis, vom Gestein nur zu unterscheiden, weil dazwischen die Klüfte waren. Weiterhin begann das Eisfeld. Es war nicht steil, aber zerrissen, so daß man ein paarmal auf ausgehauenen Stufen in Tiefen steigen, dann wieder emporklettern, dann wieder über Spalten springen mußte. Alles ging noch mit gewöhnlicher Ausrüstung, aber beschwerlich, und man konnte denken an die Gewalt der Liebe, die keinen Weg scheut, um „daß zwei zsammkemma kinna.“

Nach Stunden waren sie endlich bei jener Scharte, die ganz am Fuße des Lanzsteines zu liegen schien. Und jetzt lagen immer noch breite Schutt- und Eisfelder da bis zu dem ersten Gewände der Riesenpyramide, die ihren Goldschimmer verloren hatte und grau geworden war, weil die Sonne dem Abende zusank.

„Halt von den drei Augen."

„Was habt ihr denn dort gemacht, bei den drei Augen?"

„Halt gebetet."

Mister Pick fragte noch einmal: „Gebetet?" Es ist ja begreiflich, daß man inmitten solcher Größe und Gewalt beten muß. Aber daß Bauern so sind, das hatte er noch nicht gehört.

„Wie weit gebt ihr uns bis zu den drei Augen?"

„Bis zu den drei Augen? Halt wohl ihrer drei Stündlein."

„Dank schön."

„Gelobt sei Jesus Christus!"

Mit diesem Gruß torkelten sie mühsam talwärts. Sie schienen schon müde zu sein.

Da unsere Touristen noch sitzen blieben auf dem gestürzten Baumstamme, so ging wieder eine alte Frau vorüber, die auch von oben kam. Die wurde gefragt, wie es wohl mit der Nachtherberge bestellt sei bei den drei Augen. „Ei freilich, wenn ihrer nit zu viel oben sind, habns schon Platz."

Und als nachher ihrer immer noch herabstiegen, den steinigen Steig — es konnten ja doch kaum lauter solche sein, die von Norden her über den Hochpaß kamen — fragte Mister Pick neuerdings ein altes, verschrumpftes Bäuerlein, das sich auch auf den Stamm gesetzt hatte: „Zum Kuckuck, was ist denn los da oben?"

Das Bäuerlein war redselig, also redete es:

„Bei der heilign Familie sein mir obn gwest. Wohl, wohl, was halt die Bildnus is, in der Kirchn."

„Ist denn da oben eine Kirche?"

Wohl, wohl, die Dreiaugn-Kirchn. A großer Gnadnort. Wer halt a Gebitt braucht, wissens." Als er das vom Gebitt sagte, blinzelte er mit den wassergrauen Guckern. „Werdns eh wissn. Den Herrn kann man wohl eh davon reden. Wenn sich halt so zwei Leut gern habn — und wenn s net zsammakemma kinna. Nachher gehns auffi zu der heiligen Famili und machen ihr Gebitt."

„Wie, für Liebende?"

„Die halt sonst nit zsammakema kinna, s tuat helfn, Herr, immereinmal tuats helfn."

„So so, und was sagt denn der Herr Pfarrer dazu?" fragte Hans.

„Der weliche? der unsere z Melkstubn? Gern tuat ers nit sehn. Da sagn mir halt, fürs Vieh gehn mir auffi betn, daß kein Krankheit nit kimbt, aftn sagt er nix weiter. Und der obere sagt scho gar nix."

Dem Mister Pick war stark zum lachen. Liebesleute, die sonst nicht zusammenkommen können! Von einem solchen Wallfahrtsorte hatte er nie was gehört, auch früher in seinem alten Oberbayern nicht.

„Wie würden Sie sich, Herr Pick — Pickbacher mit der Polizei abfinden, wenn von einer Falschmeldung die Rede sein sollte?“

„Dann würde ich mein amerikanisches Recht, William Pick zu heißen, geltend machen. Und als mir — wahrscheinlich einer unrichtigen Zeitungsmeldung zufolge — der Milliardär aufgemutzt wurde, so habe ich gedacht: Wohlan! Kostet mich wahrscheinlich um ein paar Hundert Dollar mehr — das schadet nicht. Dahingegen ergötze ich mich an Ihrer Verwunderung darüber, daß auch der Milliardär wie ein vernünftiger Mensch lebt und Bergpartien macht. Dem jungen, genußleckerigen Herrn eine Erinnerung, daß auch Reiche mäßig leben können, ist wohl angebracht. Ach, es war zu bequem, einmal solch ein angebetetes Ungetüm sein zu können, ich brauchte bloß zu schweigen. Mit weniger Mühe ist noch keiner Krösus geworden. — So, mein Herr Doktor Schmied, da haben Sie mich jetzt. Nehmen Sie die Sache nicht für einen Bankerott; für den Vertrag bin ich Ihnen gut und prolongierte ihn gerne auch für nächstes Jahr.

Als der Amerikaner sich so dargelegt hatte, entstand eine Pause. Dann sagte Hans: „Ehrlich gestanden, Herr, mir ist es so weit angenehm, daß Sie keiner sind. Ich hätte Sie anpumpen müssen.“

„Anpumpen? — Ei ja, anpumpen, ich verstehe. Sie befinden sich augenblicklich nicht in den besten Verhältnissen.“

„Augenblicklich? — Beständig! sollten Sie sagen. Ich bringe es zu nichts, das sehe ich schon. Ich mag selber dran schuld sein. Einiges habe ich Ihnen ja erzählt. Glück habe ich auch kein's.“

„Was wollen Sie anfangen?“

Hans zuckte die Achseln. „Wenn alles mißlingt, da wird man mutlos.“

„Mutlos wird nur der Europäer.“

„Übrigens, wenn einer nichts mehr zu verlieren hat“, bemerkte Hans munter, „dann spielt sich's am unbefangensten.“

„Spielen Sie?“

„Dann ist man erzogen, würde jemand sagen.“

„Doktor Hans Schmied, Sie müssen mit hinüber.“

„Nach Amerika?“

„Amerika ist eine große Rettungsinsel für Schiffbrüchige. Was Sie hier verloren haben, können Sie dort wieder finden.“

„Alles —?“

„Vielleicht noch mehr. Wenn man Sie taxieren darf, Doktor Schmied: Sie sind nicht auf den Kopf gefallen, aber auch nicht auf die Beine. Sie haben tanzen gelernt, aber nicht stehen. Das lernt man drüben. Wenn hier das Schlagwort heißt: Wahrheit, oder: Weisheit, oder wie immer; in Amerika heißt es: Arbeit. — Einstweilen kann ich

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Bei den drei Augen.

An der Felsscharte, wo zwischen dem Langen Grat und dem Lanzstein der Weg in den Halbkessel der drei Augen hineinführt, rasteten sie noch einmal. Die Luft war ruhig, fast leicht und lind. Die Blicke hingen an dem Bergriesen, er ließ sie nicht los. Seine Wände waren nicht mehr so regelmäßig und glatt wie aus der Ferne. Sie hatten Furchen und Schluchten, ja ganze Kare und Kessel an sich, in denen die Schatten lagen. Am Gipfel flogen Nebeltücher, glitten an den Wänden herab und verschwanden.

„Den machen wir im nächsten Jahre“, sagte der Amerikaner. „Ich bringe Führer mit und Sie sind von der Partie, Doktor Schmied?“

„Mit Vergnügen.“

„Aber Sie dürfen mir unterwegs nicht an einem Weiberkittel hängen bleiben.“

„Das sind nur manchmal so Anwandlungen“, lachte Hans, „sie kommen nicht oft“.

„Mit dieser Aussicht werden wir uns übermorgen trennen. Oder morgen schon, wenn Sie wieder gegen den Hannibal hinabwollen. Ich muß nordwärts, dem Bremer Hafen zu.“ Und nun wurde noch etwas gesprochen, das wir geahnt, aber nicht erwartet haben. Sagte Mister Pick: „Übrigens, Herr Doktor Schmied, vom Milliardär wollen Sie sich schon heute verabschieden. Sagen Sie mal offen, Doktor, haben Sie wirklich geglaubt, daß ein Milliardenmann so allein und ohne weiteres einen solchen Gebirgsbummel macht? Schaden möcht' es keinem, und mancher will es auch tun, aber es tut's keiner.

„Sie wären nicht —?“

„I bewahre! Nur von ungefähr. Ich wollte bloß höflich sein und nicht widersprechen, als man mich in Ihrer Stadt nach meiner Ankunft sofort zu einem Nabob machte.“

„Ja, zum Teufel, wer sind Sie denn, Herr?“ Hans sagte es fast derb.

„Ich bin Mister William Pick, oberdeutscher Konsul in Chicago, ein wohlhabender Mann, aber ohne millionärrische Talente. In meiner Jugend hieß ich Wilhelm Pickbacher und lebte noch zeitweise bei meinem Vater, der am Starnbergersee Handel trieb. Erst erlernte ich das Schlosserhandwerk, wie so viele junge Leute erst ein anderes kennen lernen müssen, bis sie das eine freut. Dann tat ich doch des Vaters Willen und ging zum Handelsstand, der mich nach dem Westen führte, wo ich zur Stellung kam. Alljährlich eine Reise in die Alpen, um den Geschäftsbureaustaub auszulüften, das habe ich Ihnen schon gesagt. Die Heimat zieht ja auch, obschon meine Verwandten alle hingestorben sind.“

Es waren trichterförmige Gruben, wie solche etliche herumlagen, nur daß diese Wasser hatten, anscheinend völlig schwarzes Wasser. Es war ganz klar, es war nur so schwarz, weil es tief war und außer am Rande nirgends die weißen Steine durchschimmerten. Es bewegte sich kaum im Hauche des Abends und kein Tier schwamm oder schnellte darin umher. Und das waren die drei Augen, die dem Hans sein Lebtag wie ein dunkles Ziel vorgeschwebt und die sogar den Amerikaner herangelockt hatten. Es waren ihrer eben drei, kaum ein paar hundert Schritte auseinanderliegend, ungefähr im Dreieck. Dazwischen lagen schmale Grasstreifen und bemooste, ruppige Hügel. Denn das Tal, das von der Scharte aus so glatt und eben zu sehen gewesen, war voll solcher Unebenheiten, Wulste, Ruppen und Löcher. Wasser war sonst in keinem. Um die drei Augen war der Sand und Moosboden glatt getreten. An einem hockte ein halbwüchsiger Bursche, der in wulstigem Hirtengewande war und blöde Augen hatte. Der nahm Steine auf und warf sie in den Tümpel. Das plumpste leicht, und ohne merkliche Ringe zu hinterlassen, sank der Stein in die Tiefe. Alle Wallfahrer, die heraufkamen, gingen zu diesen Augen und warfen Steine hinein, um der heiligen Familie in Nazareth einen Gruß zu schicken. Denn die Steine, die man in diese Wasser wirft, sollen auf dem See Genezareth im Heiligen Lande wieder zum Vorschein kommen. Solche Mär hatten unsere Touristen nachher vernommen, als ihnen alle Eigenschaften dieser Meeraugen erzählt wurden.

Der Amerikaner war nun schon weitergegangen, um andere Merkwürdigkeiten dieser Ödnis zu suchen, als Hans immer noch dastand und dem Gebirg ins schwarze Auge schaute. Auch war er einmal niedergekniet, daß er mit hohler Hand Wasser schöpfe, um zu versuchen, wie es war. Es war sehr kalt, sehr klar und ganz geschmacklos. Es roch nicht nach Schnee oder Eis, wie das auf solchen Bergen vorkommt, es war pures Wasser an sich. Der Hirtenbub tauchte einen Kübel ein und, mit Wasser gefüllt, trug er ihn am Henkel lässig dem alten Hospiz zu.

Am Lanzstein waren die Nebel immer tiefer herabgesunken und die niederfliegenden Fransen löſten sich nicht mehr auf. Auch an den übrigen Bergkämmen zogen leichtfliegende Nebel, es fröstelte ein wenig und im Talkessel begann es zu dämmern.

Vom Örtchen her hörte man ein Blech schrillen, auf das im gleichmäßigen Takte geschlagen werden mußte.

„Das ist die Abendglocke“, sagte der wieder herbeigetretene Mister Pick. „Wenn man einen Gott hätte, könnte man jetzt beten.“

Hans schwieg und hörte dem Schalle zu, der weich und friedlich herüberkam.

Der Amerikaner schwieg ebenfalls und beide standen unter einer seltsamen Seelenlast . . .

Sie brauchen in einem meiner Bureaus. Ärztliche Praxis rentiert sich auch, besonders bei einem Deutschen. Man ist bei uns noch der Meinung, das deutsche Ärzte Wunderkuren leisten können. Und wenn Sie auch Ihre deutsche Sentimentalität mitbringen, so werden Sie von den Männern zwar ausgelacht, aber von den Frauen beschwärmt."

Diese Bemerkung hatte in Hans wehe Empfindungen ausgelöst. „Nach Amerika? Soll ichs wagen?", sagte er.

An dem Steine, wo sie gerastet hatten, stand schief eine Holzsäule mit einer verbogenen und verrosteten Blechtafel. Der braune Rost ließ nicht mehr erkennen, ob eine Inschrift oder ein Bild darauf gewesen. Des Amerikaners scharfes Auge entdeckte in den braunen und gelben Rostflecken einen Knabenkopf. Am Holzpfahl war wieder die rote Wegmarke, die sie getreulich bis zu diesen Höhen geführt hatte und hier durch die Felsscharte wies und vielleicht weiter über das Gebirge, in die fernen, nördlichen Täler.

Durch die Felsscharte gekommen, lag es vor ihnen da. Ein Hochtal, nach dem Mittage aus offen, nach allen anderen Himmelsrichtungen von einem grauen, schründigen Felsenwall in Halbrund umragt, über welchen noch manch andere höhere Kuppe und Spitze herabschaute. Alles überragt vom Lanzstein, der das kesselförmige Hochtal schon in Schatten gelegt hatte. Im ganzen Tale kein Baum, kein Strauch, nur karstiger Boden mit braunen Moosflächen, mit weißschimmernden Furchen und trichterförmigen Gruben. Alles Gestein war stumpfkantig, als läge es seit zehntausend Jahren im Wasser. Unsere Wanderer schauten aus nach dem Örtlein, das da stehen sollte, und nach den drei Augen. Und siehe, dort nahe der schützenden Wand, die einen Fußsockel des Lanzsteins bildete, stand die Kirche. Sie war aus rohen Steinen gebaut und auf dem First des steilen Schindeldachs ritt ein Brettertürmchen, in dessen Fenster eine Glocke hing. Hinter der Kirche ein weißgedünchtes Haus, das Hospiz und ein paar Nebenhütten, deren Wände bis unter's Dach hinauf vollgeschichtet waren mit Holzbündeln. Ein zusammengeschichteter niedriger Steinwall umfriedete zum Teil den kleinen Ort. Wo er offen war, standen lange schmale Brettertische und Bänke. Hinter der Kirche ragten zwischen Steinen etliche braune Holzkreuzlein. Weiter hin zwischen Felsflötzen ein paar grüne Wieslein, auf denen Ziegen weideten. Ein Mann und ein Knabe gingen dort hin und bückten sich manchmal, als wollten sie Moose pflücken.

Das war das Kirchlein zu den drei Augen.

Sie gingen an ihm vorüber, weiter in den Kessel hinein, um die drei Augen zu suchen. Sie gingen an runden Tümpeln vorüber und suchten die drei Bergseen, die sie nirgends fanden, bis sie daraufkamen, daß es eben die kleinen Tümpel waren, an denen sie vorübergegangen.

entschließt sich nicht leicht, aus der freien Alpenluft in die dumpfige Herberge zu gehen. Schweigend schritten sie im Nebel über den sandigen Moosboden hinaus, da hörten sie eine Stimme. Ein kleiner, untersetzter Mann kam daher, führte an der Hand ein Knäblein und redete zu ihm.

„Also, Hansel, weißt du sie noch?"

„Ja", antwortete der Kleine, „soll ich sie sagen?"

„Freilich."

„Jänner, Feber, März, April, Mai, Juli —"

„Nicht gut!"

„Juni, Juli", verbesserte sich der Knabe und sagte die zwölf Monate her.

„Es stimmt. Damit wären wir nun fertig. Morgen beginnen wir mit Maß und Gewicht."

„Und erzählst du mir dann das von den sieben Raben, Vater?"

„Freilich, verliere nur jetzt das Kräuterwerk nicht."

Sie waren mit ihrem einfältigen Gespräche in Nacht und Nebel vorüber, ohne die beiden Lauscher zu bemerken.

„Ich hatte doch gedacht, es wäre der Pfarrer", sagte Mister Pick.

„Nun bin ich aber neugierig", sagte Hans.

„Es sind Vater und Sohn."

„Jetzt bin ich aber doch außerordentlich neugierig. Seine Stimme war's. Es ist aber nicht denkbar."

Sie eilten dem Hause zu und traten in den Raum, der wie eine bäuerliche Wirtsstube eingerichtet war. Drei große Tische, über dem mittleren eine dünnbrennende Öllampe. An der Wanddecke ein Kruzifix und daneben die Ankündigung eines Alpenkräuter-Balsams. Sie setzten sich hin, der Wirt kam aus der Küche, machte seinen guten Abend und wollte mit den Fremden zu reden anheben über den späten Aufstieg und ob er was hertragen dürfe. Das letztere blieb ihm schon auf der Zunge kleben, er schaute dem Doktor ins Gesicht, der aufgestanden war.

„Hans!"

Beide riefen es zugleich.

Der Wirt war der Pfarrer des Drei Augen-Kirchleins und der Pfarrer war Hans Schmied der Kleine.

* * *

Spät ist es geworden an demselbigen Abend. Anfangs hatten sie Holzapfelwein getrunken, den ein begnadeter Wallfahrer — ein Fäßchen voll — heraufgespendet hatte. Dann war der Pfarrer in die Küche gegangen, um etwas zustande zu bringen, das er Tee nannte. Im Geschmack herrschte der im Pfarrhause gebrannte Alpenkräuterbalsam vor. Er trank sich aber nicht übel und erwärmte den Magen. Die beiden

Als die Hochstimmung wieder ins Alltagsgefühl herabgesunken war, sagte Mister Pick: „Ich habe schönere Glocken läuten gehört in zwei Weltteilen, aber so eigentümlich ist mir dabei nie gewesen. — Der Satan hol's, wenn das nicht beten war!"

Endlich gingen sie zurück gegen die kleine Mauergruppe, und während der Amerikaner dort in das Haus trat, um zu fragen, wie es mit der Herberge stehe, beschaute Hans, soweit das in der Dämmerung möglich war, die Kirche. Das Tor war offen, es war eine schwerfällige Eisenklinke daran, aber kein Schloß. Dieser Gnadenhort für Liebende, die nicht zusammenkommen konnten, stand Tag und Nacht offen. Der Innenraum war ziemlich breit gehalten, aber niedrig wie ein Kellergewölbe; feucht und kalkig und von armen Leuten roch es. Auf dem weißgedeckten Altartisch, am vergoldeten Tabernakel standen Kerzenleuchter, mit braunen Rauten berankt. Die an einer Schnur niederhängende rote Ampel barg das „ewige Licht", welches zitterte und zuckte, obschon kein Wind ging. Dieses Flämmchen beleuchtete auch das Altarbild. Kindlich gemalt der Zimmermann Josef, der an der Hobelbank steht, daneben am Tische sitzend sein Ehegespons Maria, ein Hemd nähend, und zu deren Füßen der kleine Jesus, mit Hobelspänen spielend. Das Haupt des Knaben erinnerte an jenes auf der verrosteten Blechtafel draußen an der Scharte. Zu dieser heiligen Familie nun flüchten sie, die einsamen Sehnsüchtigen, und opfern Kerzen und Blumen und Kränze, wie sie an den Wänden verdorrt umherhängen. — An dieser Stelle nun, weltfern und heimlos, findet sich Hans und durch sein ödes Herz wehet der Gedanke: Hans, wo ist dein Glück? . . .

Die Torklinke knackte, daß er fast erschrak. Der Amerikaner trat in die Kirche und zog erst die Mütze ab, als er sah, daß der Kamerad noch da war. Für den Atheisten hat es keinen Zweck, er weiß keine persönliche Beziehung zu dem, was anderen Heiligtum ist. Anders, als einer da war, der dem Namen nach zur Kirche gehört, da glaubte er, die Entblößung des Hauptes der Sitte schuldig zu sein.

„Doktor Schmied, wir haben Quartier. Ich habe mit der Frau Pfarrerin gesprochen. Eine Stube ist und ein Eierkuchen ist."

„Mit der Pfarrerin?" fragte Hans.

„Na ja, bei euch nennt man sie Haushälterin oder Köchin. Ein gar nicht übles Frauchen. Etwas kurz angebunden. So leicht dürfte es Ihnen nicht werden, wie unten bei Frau Hannibal."

„Und Pfarrer ist keiner da?"

„Der Herr Pfarrer ist mit dem Jungen noch auf der Weide."

Sie traten ins Freie, da war alles eine graue Dunkelheit und der Nebel lag so dicht, daß man keinen Pfahl und keine Wand sah. Sie gingen in der feuchten, dunklen Stille noch ein wenig umher. Man

Erst war der Doktor mit seiner Entrüstung da, wie damals in Stahlhöfen die Studenten den jungen Priester in den Mühlbach geworfen hatten. Wir haben jenen Tag miterlebt und wissen nichts von einer Entrüstung des Herrn Doktors. Aber jetzt war er da damit.

„Darüber, Freund, brauchst du dich nicht zu kränken“, sagte der Pfarrer, seine Stimme war umflort. „Jene Wiedertaufe hat mir gut angeschlagen. Von den guten Stahlhöfern bin ich wie ein halber Märtyrer geehrt worden, der für den Glauben Verfolgung leidet. Mein Verhalten gegenüber eurem Fortschrittsverein ist auch oben gut vermerkt worden, und weil ich schon von der Studienzeit bei etlichen Professoren einen Stein im Brett hatte, so bin ich nach dem Tode des Herrn Pfarrers von Stahlhöfen provisorisch an seine Stelle gesetzt worden. Wenn du gleich so anfängst, haben meine Kollegen gesagt, dann bist du mit fünfunddreißig Jahren Bischof! Na, gegönnt haben sie mir's ja. Ist meine schönste Zeit gewesen damals, Pfarrprovisor in meiner Heimatsgemeinde. Die Leute habe ich verstanden und sie mich, und da ist eine Bauerngemeinde nicht schwer zu leiten. Freilich hat's nicht lange gedauert. Und das ist so gekommen. Die alte Wirtschafterin, eine Verwandte des verstorbenen Herrn, ist ihres selber geworden. Ich habe einen Kaplan, der verpflegt werden muß, der Haushalt braucht überhaupt wen, ich bin für die Wirtschaft nicht und wäre auch keine Zeit dafür. So habe ich mir eine Person aufgenommen, recht fleißig und brav ist sie und froh, daß sie in ihrem Zustand eine Statt gefunden hat. Nicht lange, so heben die Leute an zu reden, die Boshaften zuerst, und bald glauben es auch die Gutmütigen: von der schönen Pfarrersköchin und von unserem Kind — wie sie halt schon reden. Den Stahlhöfnern hätte es nichts gemacht, die haben gesagt, der Geistliche ist halt auch ein Mensch. Aber das Gerede ist doch weitergegangen und bis zum Konsistorium. Bald kommt ein Dekret, das Ärgernis muß aufhören und die Person soll ich aus dem Hause tun. Das wurmt mich gleich und ich schreibe zurück: ich weiß es schon selber, was zu tun ist, Schlechtes geschieht nichts und das arme Mädel behalte ich bei mir, wie auch meine Amtsbrüder ihre Haushälterinnen haben und keine Klage ist. Nachher ist es nicht lange angestanden, ist einer vom Konsistorium gekommen, der früher mein Lehrer gewesen. Gebeten hat er mich und gedroht hat er; wenn ich der Kirche den Gehorsam verweigere, so wisse er nicht, was geschieht. Geschieht, was will, habe ich gesagt, Schlechtes ist's nichts und die arme Person tue ich nicht weg. Nun, nachher haben sie mich halt ein bissel demütig gemacht. Vielleicht sind ihnen auch andere Sachen an mir nicht recht gewesen, ich weiß es nicht. Ausgestoßen haben sie mich gerade nicht, aber auf einen Strafposten versetzt — den strengsten, den die Diözese hat, und auch den

Hänse saßen sich gegenüber. Der Große fand den Kleinen „kaum verändert seit dem letztenmal". Dieses letztemal war, als sie sich in Stahlhöfen feindlich gegenübergestanden wie die alte und die neue Zeit. Die alte Zeit war so weit gut erhalten, derber war sie geworden, gebräunt, um die Mundwinkel ein Zug, der früher nicht gewesen, und im guten Auge ein sanfter, trauriger Ernst. Und der dicke, braune Lodenrock, halb Bauernjoppe, halb Kutte! Aber — „gar nicht verändert!" sagte Hans der Große. Und sah er doch gar nicht gut aus, der kleine Hans. Gerade noch das Kolare war so weiß und rein wie einst — als das einzige äußere Wahrzeichen, daß er Priester geblieben. Das innere und echtere Merkmal dessen war das grundgütige Vergessen jener Unbill, unter der er damals schwer gelitten.

Bald, als sie sich am Abende zusammengesetzt hatten, war der Knabe in die Stube gekommen, hatte seine Ärmchen auf des Pfarrers Knie gestützt und ihn fragend, bittend angeschaut.

„Nein, mein Bübel, heut' geh' schlafen. Die sieben Raben kommen morgen."

Ein schöner Junge war's, ungefähr sechs Jahre alt. Kniclederhöschen, roter Brustfleck, grüner Hosenträger, grober, aber reiner Hemdkragen, frischrosiges Rundgesicht, runde Blauaugen, gelbblondes Haar, das ziemlich verwildert den kleinen Kerl krönte. Der Pfarrer führte ihn in die Küche zur Mutter hinaus, und zu dieser sagte er: „Geht nur schlafen jetzt, ihr zwei. Ich werde es schon machen für die Fremden. Wenn es morgen etwas Neues gibt, mußt du munter sein. Gute Nacht jetzt!"

Er küßte den Knaben auf die Stirn, reichte der Frau die Hand: „Gute Nacht noch einmal. Man weiß nie, wann es das letztemal ist."

Lebhafter, bewegter war sein gutes Bauerngesicht, als er wieder zu seinen Gästen zurückkehrte. — Wie der seinen Buben gern haben muß! dachte Hans der Große. Ich kann es ihm nachfühlen. Meiner Tage habe ich noch keinen so herzigen Jungen gesehen.

Der Amerikaner, vom Eierkuchen mehr erzogen als gesättigt, aß Brot mit Ziegenmilch. Dann rauchte er Zigarren, aber sie waren feucht. Unterwegs die Ausdünstung des Körpers oder die neblige Bergluft waren Ursache daran. Das tut nichts. Man kann auch ohne Rauchen zuhören, wenn es solche Geschichten gibt, wie bei diesen zwei Hänsen. Die des Doktors wußte er schon zum Teil und merkte leicht, was er dem Pfarrer daran verschwieg. Es sollte ja auch keine Beichte sein. Die Hauptsünde des Doktors Schmied könnte ihm auch kein Beichtvater nachlassen; sie gehört zu jenen Sünden, die erst wahrhaft vergeben werden, wenn sie gutgemacht sind. — Bewegsamer, als was der Doktor gegeben, war das, was der Bergpfarrer mit ungezierter Aufrichtigkeit seinem Jugendfreunde zu erzählen hatte.

Als der Pfarrer in das Dachgeschoß gegangen war, um Betten für die Gäste aufzumachen, sagte der Doktor zum Amerikaner: „Kommod wird es schon sein für die Dorfkinder, bei diesem Pfarrer zu beichten. Der wird die wilde Ehe wohl keinem verbieten, oder sie zeigen mit langen Fingern in seinen Pfarrhof hinein.“

„Lassen Sie das, Doktor Schmied, mir imponiert der Mann.“

Nachher auf dem rauhen Lager wuchsen die kriechenden Gedanken des Doktors sich aus zu kleinen Gewissenswürmern. Ein dummer Einfall war ihm gekommen. Das harte, kratzende, feuchte, viel zu kurze Bett war nicht die einzige Ursache, weshalb er keinen Schlaf fand.

Der Pfarrer war solches Bett längst gewohnt und konnte auch nicht schlafen. Er dachte nach. — Wie ist das jetzt zu machen morgen? Soll ich es vorher sagen oder soll ich warten, bis sie sich sehen? Was kann da geschehen? Kann nicht wieder die alte Neigung erwachen? Sie gehen mitsammen fort — alle drei — und lassen mich allein. Jetzt wissen beide noch von nichts. Ist es gut, die mit Herzleid schwer vergessene Vergangenheit wieder aufzuwecken? Wäre es nicht besser, die Barbara morgen zeitlich ins Kräutersammeln auszuschicken? Derweil mögen die Herren ihres Weges gehen. — So sann und überlegte der Pfarrer. — Wenn der gute, kleine Hans ein klein bißchen Weiberkenner gewesen wäre, so hätte es ihm müssen auffallen, weshalb seine Haushälterin die Gaststube mied, in der die Gäste saßen. Ganz gegen ihre Gewohnheit. Ein einziger Blick durch die Türfuge, als die Fremden eingetreten waren, hatte ihr gezeigt, daß noch einmal das Schicksal bei ihr anklopfen wolle. Dann verschloß sie die Tür und deshalb war sie den ganzen Abend nicht in die Stube gegangen, was ja den Gästen nicht auffällig war. Und als der Pfarrer zu ihr gesagt hatte: „Gute Nacht. Man weiß nie, wann es das letztemal ist!“ da war ihr hart. Was denkt er denn von mir?

(Schluß folgt.)

Der reiche Haidbauer.

Eine Geschichte von **Ludwig Anzengruber**.*)

Ein Hausierer trabte mit seiner Kraxe auf einem ziemlich steil abfallenden Waldpfade einher, er stemmte den Stock vor sich, wo es ein bißchen gar arg bergunter ging und es seine Beine mit einmal eiliger haben wollten als er selbst. Ein paar jähe Sprünge riskierte er am Ende des Weges, um gleichsam dem bösen Steig zu entlaufen, und stand dann angesichts einer großen Wiese tief aufatmend eine Weile still.

*) Diese Erzählung des großen Dramatikers ist in seinem Nachlasse gefunden worden. Sie ist in den „Letzten Dorfgängen“ der Cotta-Ausgabe enthalten.

höchsten — auf die Drei Augen-Kirche am Lanzstein. Ein kleiner Wallfahrtsort, verbunden mit einem Hospiz für Leute, die übers Gebirge reisen. Das ist mir ganz gelegen gewesen, hier in der Einöde muß erst recht eine Haushälterin sein, und die habe ich mitsamt dem Kinde bei mir behalten. — Über fünf Jahre bin ich jetzt da und ich verlange mir nichts anderes. Den Leuten, die heraufkommen und die vorbeigehen, kann man was sein. Vor mir ist dieser Platz nicht oder nur zeitweilig besetzt gewesen; da wäre jetzt keiner, wenn ich nicht wäre, und hier ist man nicht umsonst auf der Welt. Den Drei Augen-Pfarrer heißen mich die Leute; gleichwohl es gar keine Pfarre ist."

So erzählte Hans der Kleine. Und der Doktor fragte: „Ja, kannst du denn leben mitten in diesem Gestein?"

„Reichlich, reichlich", anwortete der Pfarrer. „Erstens haben wir Ziegen, zweitens mache ich den Kräuterbalsam, den mir die Leute abkaufen, drittens bringen mir die Wallfahrer allerhand Lebensmittel herauf, auch Gewandung und Brennholzscheiter tragen sie herauf, die recht Buße tun wollen, der heiligen Familie vermeint. Nun, und die unheilige darf die Sachen halt nutzen. Für die Gebäude sorgt das Land. Kann ein Mensch sorgenloser leben? frage ich. Meine Vorgänger sind den Winter über, da ja keine Reisenden und keine Wallfahrer gehen, ins Tal hinabgezogen. Wir bleiben auch im Winter hier bei Jesus, Maria und Josef und verzehren das, was der Sommer übrig gelassen hat."

Der Amerikaner hatte während dieser Erzählung leuchtende Augen bekommen. Er, der kaum zu begeistern war, er, der die Pracht und den Überfluß der Welt kannte, der sich so viel darauf zugute tat, daß er ein paar Wochen lang seinen lebenslustigen Leib zur Einfachheit erzog — er sah hier die Größe und Würde des Zieles, mit dem er eigentlich nur ein wenig zu spielen liebte. — Nicht ein paar Wochen lang bloß, um sich wieder für einen um so größeren Genuß zu schärfen, nein, das ganze Leben lang in dieser Hochwildnis sich selbst vergessen und anderen leben! — Mister Pickbacher, ziere dich nicht weiter, sagte er zu sich, kehre nach deinem Westen zurück und sei offen, was du bist — ein Genießling!

Hans hatte kriechende Gedanken. Sie regten sich, aber sie konnten sich nicht recht erheben. Eigentlich ärgerte es ihn, daß dieser kleine Jugendfreund, auf den er stets mit Überlegenheit geblickt hatte, ein besserer und stärkerer Mensch ist als er selbst. Oder ist es nicht am Ende doch höchst einfältig, wenn man eines Frauenzimmers wegen den künftigen Prälaten verscherzt, um ein schäbiger Leutpriester für abergläubische Bigotten zu werden?

nur jetzt, weil s durch den armen Teuxel sein harte Krankheit herrenlos is, daher; aber hietzt, wo ich mir die Dirn recht betracht't — denn dich," meinte er, zur Alten gewendet, „hätt ich frei völlig vergessen — entsinn ich mich schon, ös seids ja dö Kirchmayr Leut?"

„Wohl", kicherte die Kleinhäuslerin, „im Alten weißt richtig Bescheid, hast aber nix Neus ausg'kundschaft't?"

Der Hausierer zog eine wichtigtuerische Miene. „Dös schon! Ohne ein Gedanken, daß wir heut noch zsammtreffen könnten, hab ich schon an euch gedacht ghabt."

„Geh zu! Wieso denn?"

„Wie ich durch Ebreichsdorf bin."

„Wie d durch Ebreichsdorf bist? Na, so laß hörn!"

„Wo a völliger Aufruhr im Ort war."

„No, zwegn we denn a?" *)

„Zwegn 'm Haidbauern."

Die Alte stieß einen Schrei der Überraschung aus und das Mädchen machte einen langen Hals.

„Ja", fuhr der Hausierer nach einer Pause fort, „das mag euch Kirchmayr Leut wohl verinteressiern; dem unchristlichen Haidamaken**) zahlt sich jetzt sein gegn Gott und Welt übernehmerisch Wesen ghörig heim!"

„Was d sagst? Nein! Red doch!"

Der Alte verspürte durchaus keine Eile, die Spannung seiner Zuhörerinnen zu verkürzen, und begann in aller Umständlichkeit und Langsamkeit einzuleiten: „Ös kennts n ja, wenn ihn wer kennt, so kennts ös ihn!"

„Gwiß, gwiß, no und ob, daß wir n halt ja kennen!" beteuerte die Alte.

„Noch bis gestern, mag mer sagn," fuhr der Hausierer fort, „is der Mon der nämliche g'bliebn gwest, wie er schon zur Zeit war, wo dein Tochter bei ihm in Dienst gstanden und vom Hof gjagt wordn is, weil s sein'm einzigen Sohn in d Augen gstochen hat, gleichwohl der kein Schönere und Bravere Land ein Land aus hätt kriegen können; aber der Alte wollt Geld sehen und a einflußreiche Sippschaft dazu, denn Geld und Herrischkeit konnt er nie gnug habn! Herz hat er keins ghabt, für niemand af der Welt, wie er denn a sein Suhn bald verschmerzt hat, wie der mit n Soldaten in Krieg g'zogn und gfallen war. Nur gottloser is er mit je mehr Zeit worden, heillose Reden hat er gführt: es brauchet eins Neuzeit nit s Himmels noch der lieben

---

*) „Zuwegen was denn auch?"

**) „Haidamaken", ein Schimpfwort, vielleicht aus Heiduck gebildet, für rohe, wilde Schwärme, die ins Land fielen. Bezeichnet also einen Menschen als „Wildling" in üblem Sinne des Wortes.

Die weite grüne Fläche lag im glitzernden Mittagssonnenschein und es stieg fast heiß aus dem Boden auf. Langsam schritt der alte Mann längs des Waldsaumes dahin; inmitten der Wiese, neben einem Erdäpfelacker und einem Fleckchen Erde, das mit Rosenbüschen und Bäumchen bestandet war, befand sich eine winzige Hütte, sie hatte nur ein Gelaß, das zugleich Stube und Küche war, denn in dem Wohnraum stand auch der Kochherd, an welchem sich eben ein altes Weib zu schaffen machte.

Die Alte trat unter die Türe. „Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit!“ antwortete der Hausierer.

„Wohin denn, Vetter? Heiß is s heunt.“

„Wohin? Ins nächste Dorf halt. Mit der Hitz hat s aber, muß i dir schon zugstehn, sei Richtigkeit.“

„No, magst nit bissel hrein zu uns, rasten?“

Es lag dieser freundlichen Einladung eine selbstsüchtige Regung der Neugierde zugrunde, denn ein Hausierer, der weit und breit mit seinem Kram herum und unter die Leute kommt, weiß doch immer ein oder das andre zu erzählen; es brauchte ihm auch nicht erst gesagt zu werden, was man von ihm erwartete, und er nahm daher die Aufforderung mit einer Art Herablassung entgegen. „No, a wengerl mag ich mich schon verweilen, wann s dir recht is“, sagte er und trat in die Hütte.

Erst als er um die offenstehende Türe herum war, bemerkte er, daß die alte Frau sich in Gesellschaft eines Mädchens befand, das an dem einzigen Fenster der Stube spitzenklöppelnd saß; es mochte etwa dreißig Jahre, eines oder das andre vielleicht sogar darüber, zählen, war aber immer noch ein blühend schönes Geschöpf, nur hatten die früher einmal wohl weichen Züge, besonders um den Mund herum, eine Herbheit angenommen, die zu den blitzenden dunklen Augen in einigem Widerspruch zu stehen schien, aber bei näherem Zusehen gewahrte man, daß das Gefunkel dieser Sterne nur von Lichtspiegelungen herrühre, daß kein frohes Leuchten darin lag, sondern daß sie so ruhig wie ernst blinkten.

Das Mädchen grüßte den Eingetretenen wortlos, durch ein Zunicken mit dem Kopfe, was ihm so überraschend kam, daß er, sie anstarrend, einen so schönen Kratzfuß machte, wie er ihn sonst nur vor Obrigkeit und Honoratioren auszuführen pflegte.

Erst als er seine Kraxe auf dem Tische abgesetzt und auf dem Stuhle, den ihm die Alte mit ihrem Fürtuche reinigte, Platz genommen hatte, fand er wieder Worte. „Herr, du mein,“ sagte er, „wohl is s schon a schöne Zeit her, daß ich mich da in der Umgebung nimmer herumgetrieben hab, denn ich hab mitn Rehfelder Tonnerl vor Jahrn s obere Landviertel gegen das heruntere da getauscht ghabt und komm

„Was treibst denn, Sepherl?“ fragte, große Augen machend, die Mutter.

„Das siehst, Mutter, mein Bündel schnür ich.“

„Kind Gottes, wozu denn aber, du wirst doch nit den Einfall habn . . .?“

„Zum Haidbauern z gehn? Gwiß hab ich den.“

„Das leid ich dir nit, du bleibst da!“

„Gib dir kein Müh, mich zruckzhalten, Mutter!“

„Was —? du kündst mir n Ghorsam auf, m Haidbauern zwegn, wo doch für uns, denk ich, schon gar kein Anlaß vorliegt, uns einzmengen?! Bist gscheit?“

„Dös vielleicht weniger, ich vergiß nur nit, daß ich m Anton — Gott habn selig — bei unserm Abschied versprochen hab, wann sich amal etwa doch s Blattel wenden und sein Vater meiner Hilf bedürfen sollt, daß ich mich nit erst lang wollt bittn lassen, und es is hietzt wahrlich gar kein Zeit mehr, daß ichs Gebetnwerden abwart, ich kommet sonst leicht schon z spat. Bhüt Gott, Mutter!“

Sie schritt zur Türe hinaus.

Die Alte und der Hausierer standen starr vor Erstaunen.

Die Dirne war schon ein gutes Stück Weges von der Hütte entfernt, als ihre Mutter über die Schwelle heraussprang, und nachbelferte: „Du trutziger Bockkopf, geh du nur zu, geh du nur, wo dein wenig bissel Schönheit noch ganz der Teufel holen kann; aber das sag ich dir, mir komm so bald nimmer ins Haus — verstehst? — d schwarzen Blattern bring du mir nit unters Dach, du!“

„Fürcht dich nit für mein Schönheit, Mutter,“ tönte es zurück, „für dein Gsundheit will ich schon Sorg tragen! Bet a a wengerl für mich, hörst!“

„Ja, ja, Sepherl, mein Kind, jammerte die Alte, und zum Hausierer sagte sie: „Es is ganz unverantwortlich, in was für ein Angst ein'n die Dirn hineinhetzt.“

Der Hausierer schüttelte bedenklich den Kopf, dann meinte er in beruhigendem Tone; „Aber, Kirchmayrin, wann s halt gut verlauft, was? — den Haufen Geld!“

Die Alte lachte höhnisch laut auf. „Na, da kennst du die Dirn eben schlecht. Die a Geld annehmen, wenngleich sie sich aufgopfert haben mag? Kein Gedanken! Gott geb s ihrthalbn, daß alls gut vorübergeht, aber Geld dürft ihr der Bauer keins anbieten, das würf s ihm vor d Füß, und was sie ihm etwa dabei saget, das wär alles andre, aber nur kein Vergeltsgott.“

Als der Hausierer eine Weile später mit seiner Kraxe wieder seines Weges schritt, murmelte er: „A sonderbars Dirndl, d Kirchmayr

Heiligen Beistand und Hilf; mit was ihm Gott anwollt, mit Hagelschlag, Überschwemmen, Viehseuch, dagegen könnt mer sich in der ganzen Höh vom Schaden im vorhinein versichern, und besser wie der heilig Florian mit sein'm kloan Wassersechterl wär d Feuerassekaranz, und mehrer so lästerliche Reden, Gott verzeih mer d Sünd, daß ich d'selben wiederhol, aber es is nur, daß mer redt, wie so a Mon wohl nit unverdienter Weis zu einer Prüfung kommt. Gestern, wie gsagt, is dö über ihn g'kommen, und unter derer liegt er hiezt, wie lang er is, ohne a Wehren und a Sperren, steht a wahrscheinlich nimmer wieder auf."

„Ja, was eigentlich is ihm denn zugstoßen?" forschte die Mutter.

Die Dirne zuckte nur ungeduldig mit den Achseln.

„Werdt s gleich hören," beschwichtigte der Hausierer. „In der letzten Zeit hat ihn a Übelsein überkommen, entweder wollt s der Arzt von Birkheim, der da in der Gegend hrumdoktert, nit glei anfangs Red habn, was er davon haltet, oder dem Bauern hat er z lang hrumg'zogn, und der ihm nit länger vertraut, kurz, gestern s a Herr Doktor aus der Stadt herbeigrufen wordn und wie der angfahrn war und sich dö Sach beschaut, hat er a bedenklich Gsicht gmacht; d Blattern wären bei dem Bauern ausg'brochen, und dö schwarzen noch dazu, und döselbe Farb is dem Gsind auf'n Haidhof so wenig z Gsicht gstanden, daß s mit eins, alle zsamm, Knecht und Dirn, Halterbub und Stallmensch, ausgrennt sein, und hiezt liegt der reiche Mon hilflos, gott- und weltverlassen, mutterseelenallein in dem weiten, öden Ghöft."

Die Kleinhäuslerin schlug vor Verwunderung die Hände zusammen.

Eine Weile hörte man das Geticke der Schwarzwälderuhr in dem kleinen Raume, dann tönte vom Fenster her die tiefe, doch jetzt etwas räuspernd rauhe Stimme der Spitzenklöpplerin: „Ja, aber was soll denn aus dem alten Mon werdn, wenn niemand die Kuraschi hat, um ihn zu bleiben? Soll er — was doch a a Mensch is — elender verkommen wia a Hund?"

„Ja, du mein", sagte der Hausierer, mit den Achseln zuckend, „was da draus werdn soll, das fragt a der fremde Doktor, der sich nur mehr bis heut abend in Erbreichsdorf aufhalten kann. Er schaut sich vergebens nach einer Wartung und Pfleg für den Alten um, gibt alle guten Wort und verspricht in Bauern sein'm Nam ein Haufen Geld; alls umsunst!"

Das alte Weib verfiel in ein bedeutsames Kopfnicken und sagte zur Tochter: „Ja, siehst, siehst, mein Kind, das is halt wieder amal so a offenbarigs Strafgericht Gottes!"

Die Dirne machte eine wegwerfende Handbewegung, sie erhob sich von ihrem Sitze und ging zur Gewandtruhe, aus welcher sie Wäsche und Kleidungsstücke herausnahm.

„Was treibst denn, Sepherl?“ fragte, große Augen machend, die Mutter.

„Das siehst, Mutter, mein Bündel schnür ich.“

„Kind Gottes, wozu denn aber, du wirst doch nit den Einfall habn . . .?“

„Zum Haidbauern z gehn? Gwiß hab ich den.“

„Das leid ich dir nit, du bleibst da!“

„Gib dir kein Müh, mich zruckzhalten, Mutter!“

„Was —? du kündst mir n Ghorsam auf, m Haidbauern zwegn, wo doch für uns, denk ich, schon gar kein Anlaß vorliegt, uns einzmengen?! Bist gscheit?“

„Dös vielleicht weniger, ich vergiß nur nit, daß ich m Anton — Gott habn selig — bei unserm Abschied versprochen hab, wann sich amal etwa doch s Blattel wenden und sein Vater meiner Hilf bedürfen sollt, daß ich mich nit erst lang wollt bittn lassen, und es is hietzt wahrlich gar kein Zeit mehr, daß ichs Gebetnwerden abwart, ich kommet sonst leicht schon z spat. Bhüt Gott, Mutter!“

Sie schritt zur Türe hinaus.

Die Alte und der Hausierer standen starr vor Erstaunen.

Die Dirne war schon ein gutes Stück Weges von der Hütte entfernt, als ihre Mutter über die Schwelle heraussprang, und nachbelferte: „Du trutziger Bockkopf, geh du nur zu, geh du nur, wo dein wenig bissel Schönheit noch ganz der Teufel holen kann; aber das sag ich dir, mir komm so bald nimmer ins Haus — verstehst? — d schwarzen Blattern bring du mir nit unters Dach, du!“

„Fürcht dich nit für mein Schönheit, Mutter,“ tönte es zurück, „für dein Gsundheit will ich schon Sorg tragen! Bet a a wengerl für mich, hörst!“

„Ja, ja, Sepherl, mein Kind, jammerte die Alte, und zum Hausierer sagte sie: „Es is ganz unverantwortlich, in was für ein Angst ein'n die Dirn hineinhetzt.“

Der Hausierer schüttelte bedenklich den Kopf, dann meinte er in beruhigendem Tone; „Aber, Kirchmayrin, wann s halt gut verlauft, was? — den Haufen Geld!“

Die Alte lachte höhnisch laut auf. „Na, da kennst du die Dirn eben schlecht. Die a Geld annehmen, wenngleich sie sich aufgopfert haben mag? Kein Gedanken! Gott geb s ihrthalbn, daß alls gut vorübergeht, aber Geld dürft ihr der Bauer keins anbieten, das würf s ihm vor d Füß, und was sie ihm etwa dabei saget, das wär alles andre, aber nur kein Vergeltsgott.“

Als der Hausierer eine Weile später mit seiner Kraxe wieder seines Weges schritt, murmelte er: „A sonderbars Dirndl, d Kirchmayr

Heiligen Beistand und Hilf; mit was ihm Gott anwollt, mit Hagelschlag, Überschwemmen, Viehseuch, dagegen könnt mer sich in der ganzen Höh vom Schaden im vorhinein versichern, und besser wie der heilig Florian mit sein'm kloan Wassersechterl wär d Feuerassekaranz, und mehrer so lästerliche Reden, Gott verzeih mer d Sünd, daß ich d'selben wiederhol, aber es is nur, daß mer redt, wie so a Mon wohl nit unverdienter Weis zu einer Prüfung kommt. Gestern, wie gsagt, is dö über ihn g'kommen, und unter derer liegt er hiezt, wie lang er is, ohne a Wehren und a Sperren, steht a wahrscheinlich nimmer wieder auf."

„Ja, was eigentlich is ihm denn zugstoßen?" forschte die Mutter.

Die Dirne zuckte nur ungeduldig mit den Achseln.

„Werdt s gleich hören," beschwichtigte der Hausierer. „In der letzten Zeit hat ihn a Übelsein überkommen, entweder wollt s der Arzt von Birkheim, der da in der Gegend hrumdoktert, nit glei anfangs Red habn, was er davon haltet, oder dem Bauern hat er z lang hrumg'zogn, und der ihm nit länger vertraut, kurz, gestern s a Herr Doktor aus der Stadt herbeigrufen wordn und wie der angfahrn war und sich dö Sach beschaut, hat er a bedenklich Gsicht gmacht; d Blattern wären bei dem Bauern ausg'brochen, und dö schwarzen noch dazu, und döselbe Farb is dem Gsind auf n Haidhof so wenig z Gsicht gstanden, daß s mit eins, alle zsamm, Knecht und Dirn, Halterbub und Stallmensch, ausgrennt sein, und hiezt liegt der reiche Mon hilflos, gott- und weltverlassen, mutterseelenallein in dem weiten, öden Ghöft."

Die Kleinhäuslerin schlug vor Verwunderung die Hände zusammen.

Eine Weile hörte man das Geticke der Schwarzwälderuhr in dem kleinen Raume, dann tönte vom Fenster her die tiefe, doch jetzt etwas räuspernd rauhe Stimme der Spitzenklöpplerin: „Ja, aber was soll denn aus dem alten Mon werdn, wenn niemand die Kuraschi hat, um ihn zu bleiben? Soll er — was doch a a Mensch is — elender verkommen wia a Hund?"

„Ja, du mein", sagte der Hausierer, mit den Achseln zuckend, „was da draus werdn soll, das fragt a der fremde Doktor, der sich nur mehr bis heut abend in Erbreichsdorf aufhalten kann. Er schaut sich vergebens nach einer Wartung und Pfleg für den Alten um, gibt alle guten Wort und verspricht in Bauern sein'm Nam ein Haufen Geld; alls umsunst!"

Das alte Weib verfiel in ein bedeutsames Kopfnicken und sagte zur Tochter: „Ja, siehst, siehst, mein Kind, das is halt wieder amal so a offenbarigs Strafgericht Gottes!"

Die Dirne machte eine wegwerfende Handbewegung, sie erhob sich von ihrem Sitze und ging zur Gewandtruhe, aus welcher sie Wäsche und Kleidungsstücke herausnahm.

Wartung zu wissen. Lass' ich ihn liegen, wie er liegt, so heißt das geradezu, ihn umgebracht, und ich hätt' mir's Rezeptschreiben ersparen und lieber gleich den Totenzettel ausfertigen können. Hat keine Verwandtschaft, der Unglücksmensch, die man berufen könnte und die wenigstens durch Anstandsrücksichten gebunden wäre, für seine Wartung einzustehen, und kriegt schwarze Blattern, reiner Luxus! Ich tu' ein letztes! Der Pfaff vom Ort soll ins Haus! herzukommen darf er sich nicht weigern, es gilt die letzten Tröstungen — keine Lüge, sehr leicht möglich, daß sie es sind, sollten s' aber nur die vorletzten sein, desto besser für 'n Haidbauern, schad't ihm nicht — und sitzt einmal der Herr Pfarrer dahier an meiner Stelle fest, so mag er zusehen, wie er ohne Schädigung seines christlichen Gewissens wieder hinwegkommt. Seine Sache! Berührt weiter mich nicht. Ich wollt' ich wär' schon davon. Wenn nur der Fuhrknecht sich wieder einmal einstellen möchte, den hetz' ich sofort nach dem Pfarrhof."

„r Gnaden Herr Perfessor!" scholl es in diesem Augenblicke von unten herauf.

„Ah, da ist er ja, der Racker. Deus ex machina! rief der alte Herr und trat erleichtert aufatmend ans Fenster. Da unten vor dem Hause stand aber diesmal der Fuhrknecht nicht allein, ein Mädchen befand sich an seiner Seite.

Der Knecht wies mit dem Daumen seiner Rechten auf die Dirne und sagte weiter nichts als: „Die will!"

„Brav, brav", schrie der Professor freudig, „recht brav, mein Kind. Nur herauf, nur herauf!"

Die Sepherl schritt auf das Tor zu. Der alte Herr hörte die Angeln kreischen und die Klinke einschnappen. „Kennt er das Mädchen, Sepp?" fragte er aus dem Fenster herab.

Sepp schüttelte den Kopf und machte mit der Hand eine Geste, als schlüge er nach einer herzuschwirrenden Fliege. „'s ist eben kein Hiesige."

Der Doktor eilte hastig aus der Türe, er wollte der Fremden entgegen, um ihr den Weg nach der Krankenstube zu weisen, die in dem alten, winkeligen Gebäude gerade nicht so ohneweiters zugänglich war, aber da bog auch schon die Dirne um die Ecke des Ganges.

„Müht euch nicht, Herr", rief sie ihm entgegen. „Ich weiß da schon noch Bescheid."

Der Doktor faßte das Mädchen an der Hand, und leitete es über die Schwelle des Gemaches." So, so? Also schon vertraut mit diesen Räumlichkeiten?"

„Bin hier im Dienst gstanden."

„Also wohl Dankbarkeit gegen den Alten?"

Sepherl! A wahre Samaritanerin, wie zu n heidnischen Zeiten im ersten Christentum!"

Auch der Herr Stadtdoktor, der zu Ebreichsdorf am Krankenbette des Haidbauern sich verweilte, sollte bald die Kirchmayr Josephine für ein sonderbares Mädchen gelten lassen.

Es war eine Prachtstube mit altem, verbräuntem, reichgeschnitztem Hausgerät, in welcher der Haidbauer in dem großen Himmelbette mit den schlanken, gewundenen Säulen, „wie ein Häuflein Unglück" lag. Der Anblick der altertümlichen Kostbarkeiten, die sich da von der Ahnen Zeiten her zusammengefunden hatten, half dem Arzte durch viele Stunden über Langeweile und Ungeduld hinweg, aber nun, da der Abend immer näher heranrückte, verließ den alten Herrn allmählich Geduld und Fassung, in eiligen, trippelnden Schritten schoß er durch das Gemach, es waren nicht die freundlichsten Gedanken, die er dachte, und nicht die frömmsten Worte, die er murmelte.

Die Luft, die noch immer, trotz die Sonne sich zum Niedergange neigte, warm zu dem geöffneten Fenster hereinstrich, war nicht dazu angetan, die vor ungeduldiger Erregtheit fieberheiße Stirne des alten Mannes zu kühlen.

Es fiel ihm gar nicht mehr ein, wie er es oft diesen Tag getan, viertelstundenlang im Fenster zu liegen, in die Gegend zu blicken und nach dem Wege, der vom Dorfe nach dem etwas abseits gelegenen Gehöfte führte, auszuschauen.

Wenn von dort her etwas dem Hause nahe kam, so war es immer nur der Bauernknecht, der ihn mit dem Lohnfuhrwerke von der Eisenbahnstation nach Ebreichsdorf gebracht hatte. Der Bursche stellte sich dann jedesmal in respektvoller Entfernung, unter dem Winde, auf und meldete, daß sich keins im Ort „für kein Gschloß (Schloß) nit" dazu verstehen wolle, den Haidbauern zu pflegen; an welche tröstliche Mitteilung er stets die Frage knüpfte: wann denn „r Gnaden Herr Perfesser" nach der Bahn werde zurückfahren wollen? Er betonte die Gefahr, daß es sonst leicht zu spät werden könnt und er — der Sepp — sonach allein fahren müßt, weil er es nit übers Gewissen brächt, über beraumte Zeit seinem Dienstherrn Roß und Wagen zu entziehn, und es auch nit vor der Mutter verantworten möcht, wann deren einziger Sohn leicht gar etwa krank werdn tät! Letztere Anspielung auf seine eigene werte Persönlichkeit belachte er stets laut mit wenig Aufrichtigkeit, aber desto merkbarerer Furcht.

„Der Teufel hol' das verdammte Nest und all' das feige Gesindel darin dazu!" fluchte leise der Professor! „Da sitz' ich in einer hübschen Patsche!" Er warf einen fast scheuen Blick nach dem reglos liegenden Kranken. „Ich kann doch nicht von hier fort, ohne ihn in Pflege und

„Und der war Ihr Bräutigam, und weil der Alte nicht dagegen war, so kommen Sie jetzt . . .“

„Bewahr Herr,“ sagte kopfschüttelnd das Mädchen, „da hätt ich wohl wegbleiben müssen, denn wie er von unserm Handel was gmerkt hat, war s aus und gschehn; mich hat er vom Hof gjagt und n Anton, obwohl er sein Einziger war und z befreien gwest wär, zu d Soldaten einrucken lassen. Der Alte is, wie er von mir in Feindschaft geschieden is, a bis heutigen Tages in derselben verblieben.“

Der Menschenkenner seines Schlages machte zu dieser unerwarteten Aufklärung ein ebenso unerwartet unaufgeklärtes Gesicht. Er schüttelte bedenklich den Kopf und mit einem langen Schritte an das Mädchen herantretend und es von oben bis unten messend, fragte er strenge: „Und was denn dann eigentlich suchen Sie hier?“

Sepherl sah erst erstaunt in des Doktors Gesicht, das zur gestrengsten Miene verzogen war, welche der gutmütige alte Herr aufzubringen vermochte, dann lächelte sie und sagte: „Lieber Herr, Ihr tut schier so, als fürchtet Ihr, ich möcht dem Mann, wie er hilfslos daliegt, ein Übles antun! Ihr sollt aber als a gstudierter Herr doch af koan solchen Unsinn verfalln. Ich sagt von seiner Feindschaft gegen mich, nit von meiner gegen ihn, denn ich trag ihm nix nach.“

Der alte Herr erfaßte und drückte die Hand der Dirne. „Also echt christlich: Böses mit Gutem vergelten?“

„Na ja“, sagte die Sepherl mit nachdenklich zusammengekniffenen Augenlidern, „wann Ihr meint, es kommt so darauf hinaus, obwohl ich zu meiner Schand gestehn muß, dabei an unser heilig Religion gar nit gedacht zu haben, wie a nit ans Böse, das ich zu verzeihn, noch ans Gute, das ich zu erweisen hätt. Wißt, wann ich schon d Wahrheit sagen soll, eigentlich komm ich da ins Haus, um dem Alten ein Aufweis z bringen; d Heirat konnt er uns verwehrn, aber d Lieb nit, und obgleich gstorbn und begrabn, is der Toni für mich nit tot und vor Gott acht ich mich als sein getreue Witib und als solche schau ich hiezt sein'm Vater nach, der wohl seinzeit glaubt hat, ich dächt mich nur da ins warme Nest hineinzducken, aber er soll s inne werdn, daß mich auch Mühsal und Not nit abgschreckt hätten. Übrigens verzeiht, Herr Doktor, aber es ziemt mich, ich sollt Euch da nit viel mit 'm Sagen aufhalten, wo mir s Fragen zukimmt: was ich zu verrichten und wie ich mich dabei anzstellen hab? Seid so gut und gebt mir rechten Bescheid; ich will schon aufhorchen, daß ich nachher nix verabsäum.“

Nachdem der Arzt des langen und breiten auseinandergesetzt hatte, was zur Pflege des Kranken erforderlich sei, empfahl er sich von dem Mädchen. Doch, schon vor der Türe, steckte er noch einmal den Kopf zur selben herein und fragte die „freiwillige barmherzige Schwester“ —

Die Dirne schüttelte mit dem Kopfe. Was sie zu antworten verhinderte, war das dem Grauen nahe Interesse, das ihr der Haidbauer in seinem jetzigen Zustande einflößte. Das also war er? Das, was da zusammengekrümmt, kaum hörbar atmend, jeder Atemzug ein flüsterndes Stöhnen, auf einem Häufchen beisammenlag, war der reiche, der reichste Bauer weitum im Lande?

„Ja", sagte der Arzt, dem die Spannung in den Zügen des Mädchens nicht entgehen konnte, „es steht übel um ihn!" Und plötzlich erwachte in ihm eine Regung des Gewissens, wenigstens diesem jungen, schönen Geschöpfe gegenüber, dem das Leben noch etwas bieten konnte, empfand er sie; denn — ohne ihm nahetreten zu wollen — zu einem verhutzelten, alten Weibe, dem Übles genug in Aussicht und wenig Gutes mehr zu hoffen steht, würde er wohl kaum gesagt haben: „Hm, meine Liebe, haben Sie sich's aber auch recht überlegt, was Sie da unternehmen wollen? Es ist immerhin doch nicht so ganz ungefährlich! Hm!"

„Ich weiß, Herr Doktor", sagte die Sepherl, „man kann auch dabei draufgehn; das wird einem aber — Ihr habt gwiß schon die Leut so sagen ghört — abgrechnet für s Sterben, was ja schließlich kein'm ausbleibt, und kommt mer a bissel früher durch so n Zufall dazu, so verschlägt s wohl auch nix? Übrigens hab ich im mindesten kein Furcht nit."

„Schön, schön", sagte mit freundlichem Kopfnicken der Arzt. „Aber darin liegt nicht die einzige Gefahr." — Er wußte es, wenn er nun das aussprach, was ihm auf der Zunge lag, so war hundert gegen eins zu wetten, daß das Frauenzimmer da vor ihm auf und davon lief und ihn in so ratloser Beklemmung wie zuvor zurückließ, und doch sprach er es aus, so sehr hatte es ihm das resolute Wesen des Mädchens angethan. „Man kann auch sehr entstellt werden."

„Ei ja", meinte gleichgültig das Mädchen, „ich hab selbst schon mehre gsehn, auf denen ihnern Gsicht der Teuxl Erbsen gedroschen hat*), aber d Unschönheit könnt nur mich verdrießen, und ich machet mir halt dann d Haar, ohne dabei in Spiegel z schaun; aufs Gfallen hin verlang ich von kein'm mehr angsehn z werden und seh auch kein mehr daraufhin an, und der, dem z lieb ich etwa mein Schönheit hätt bhalten mögen, der is schon lang nimmer af der Welt."

„So, so? Und von dem schreibt sich wohl auch Ihr plötzliches Erscheinen hier am Orte her? Mein liebes Kind, für einen Menschenkenner meines Schlages macht Ihre Rede das Rätsel vollkommen durchsichtig; der Haidbauer hatte ja, wie ich hörte, einen Sohn . . .?"

Die Sepherl nickte.

---

*) Sprichwörtlicher Ausdruck zur Bezeichnung eines blatternarbigen Gesichts.

in diesem Frauenleib, es muß auch gut werden. Zu lange schon hat er nichts Größeres, nichts Selbständiges geschaffen, nicht ausgestellt, man erwartet etwas von ihm. Sie sollen nicht enttäuscht werden ... nein, sie sollen nicht denken, er sei schon kraftlos geworden, diese verwegenen Jungen, die sich für die einzig Kommenden halten!

Er legt ein nasses Tuch über das Modell, wäscht sich die Hände, zieht seinen leinenen Atelierrock aus, dann zündet er sich eine Zigarre an und geht mit langsamen, sinnenden Schritten durch den großen Raum, da und dort einen Augenblick verweilend.

Teufel noch einmal — daß er sich in den letzten Jahren so zersplittert hat, so ins Nichtige verloren und nur den Schulmeister gespielt! Ein paar Büsten unbedeutender Menschen, eine Grabfigur auf Bestellung, Kunstgewerbliches für eine große Firma — alles ganz flotte Sachen, aber doch mehr spielerisch gedacht, nichts aus dem Großen, Vollen heraus, wie er doch eigentlich fühlt, daß es in ihm noch ruht ...

Aber das kommt davon, weil er sich von Anne-Marie allzulange in dies Gesellschaftsleben hat einspinnen lassen; nicht in das mutwillig-dreiste Leben des Künstlers, das er in jungen Jahren so voll genossen, und das ihn doch mächtig gefördert hat — nein, in den wohlerzogenen, ermüdenden Rummel und Taumel ungezählter Jours, Wohltätigkeitsfeste und Familiensoupers. Man gibt sich nur aus dabei und gewinnt nichts, kommt ohne Anregung und Stimmung heim, leerer, als man hingegangen. Das war's vor allem, was ihn künstlerisch geschädigt hat — er spürt es deutlich. Sie freilich, sie ist daran gewöhnt. Von Generationen her liegt ihr die seichte Lebensführung im Blut, und er hat sich im Anfang nicht genügend gesträubt dagegen — vielleicht auch, weil in seiner Natur ein gewisser leiser Hang zur Trägheit sitzt, so daß es ihm zuweilen gar nicht unwillkommen war, sich sagen zu müssen: Heut' kannst du nicht arbeiten — also morgen oder ein andermal!

Ja, so ist das mit ihm. Aber manchmal, da kommt ein jäher Umschwung in seine Stimmung, da fühlt er plötzlich eine sehnsüchtige Hast, das Versäumte nachzuholen, den Drang, sich freizumachen von alledem. Dann wacht der Künstler in ihm auf und verspottet den Menschen, der so unfrei und schwach geworden in der Ehe — in einer Ehe, die ihn nicht einmal beglückt.

Anne-Marie ist ja eine sehr hübsche Frau — zum mindesten hat er sie damals um ihrer weichen Formen, um ihrer frischen Jugend willen geheiratet — aber sie hätte besser zu einem Fabrikanten oder einem Bankbeamten getaugt als zu ihm. Denn gerade das, was an ihm besser ist, die feinen Besonderheiten seiner Natur, die schätzt sie nicht, merkt

wie er die Dirne scherzweise benannte — um ihren Namen, denn, wenn man von solchen seltenen Beispielen heutigen Tages erzähle, sei es immer gut, Namen nennen zu können.

Der Wagen, der vor das Haus gefahren war, rädelte in dem ausgefahrenen Geleise dahin, und bald war jeder Laut von außen her sowie innen in dem öden Gebäude erstorben, bis auf das leise ächzende Gestöhne des Schwerkranken. (Schluß folgt.)

Die Quelle.

Eine Novelle von **Sophie v. Khuenberg.**

Leise Dämmerung kroch durch die hohen Fenster des Ateliers und legte unsichtbar feine Schleier auf die Plastiken, die es füllten. Sie kam früher als sonst angeschlichen, denn draußen über dem kleinen, kahlen Garten, der das Haus umgab, hing ein schneeschwerer Himmel, von dem jeden Augenblick zu erwarten war, daß er sich in weichen, weißen Flocken niedersenken würde.

„Sie können gehen, Enders“, sagte der Bildhauer zu dem jungen Gehilfen, „ich weiß, Sie haben ja was vor, heut’ — eine Unterhaltung oder so was?“

„Zu einer Tanzerei mit Tombola will ich die Tilly führen — ’s ist ihr Geburtstag.“

„So, so — also seid nur recht lustig . . . und vor elf brauch’ ich Sie morgen nicht, können sich ausschlafen — verstanden?“

„Dank’ schön, Herr Professor! Guten Abend wünsch’ ich . . .“

„Servus.“

Der lange Mensch mit dem unmodernen Simsongelock warf rasch seinen grauen Kittel ab, nahm Überrock und Schlapphut und schob eilig zur Tür hinaus. Der Bildhauer sah ihm einen Augenblick lächelnd nach, dann strich er sich mit der ihm eigenen nachdenklichen Gebärde über das gelichtete Haar und den weichgepflegten, kurzen, braunen Bart, der einen rötlichen Unterton hatte und von dem blassen, gutmodellierten Gesichte seltsam abstach.

Wer’s noch so gut hätte, an so was mit Lust zu denken! Du lieber Gott, wie viele köstliche Dummheiten und angenehme kleine Schlechtigkeiten hat man einstmals erlebt und begangen!

Ein erinnerndes sinnliches Lächeln kommt und schwindet. Jetzt tritt er von dem begonnenen Tonmodell an dem er gearbeitet hat, ein paar Schritte zurück, betrachtet es scharf unter den halbzugedrückten Lidern. Noch ist es nicht viel mehr als eine rohgeknetete Masse mit schwach andeutenden Konturen, aber es wird — es ist schon Bewegung

wissen, und sie war so selig in seinen Armen — aber es war doch wohl nicht die Liebe, die sie verdient hätte. Es war mehr das aufflammende, rasch verknisternde Entzücken des Mannes, des Künstlers, als tiefe, anhaltende Neigung. Und so empfand er es fast wie eine Erlösung, als Lene damals jäh abreiste und lange fernblieb. In ihren Briefen verzitterte allmählich die Erinnerung an jene Stunde, und als sie — von seiner leisen Sehnsucht und Pauls bettelnden Kinderbriefen gerührt — wiederkehrte, empfand sie sich, wie es schien, halb als Sünderin vor Anne-Marie und ließ alle Gefühle in Freundschaft ausklingen.

Er ist froh, innerlich froh darüber, daß sie da ist. Sie leitet unfühlbar das Haus, lernt mit dem Buben, man kann sich das gar nicht anders vorstellen! Und er braucht sie auch für sich, er bespricht alles mit ihr, hört ihren Rat. Gerade jetzt braucht er sie so, das Gefühl ihrer Anwesenheit regt ihn an, gibt ihm Schaffenslust . . .

Wolf Eckart hat seine Zigarre zu Ende geraucht. Es ist ganz dunkel geworden; er schlägt den Teppich zurück, der das Atelier von dem behaglich getäfelten Empfangsraum trennt, und dreht das elektrische Licht auf. Auch hier ist es jetzt viel heimlicher, schöner, denn Lene schmückt den Tisch immer mit frischen Blumen, rückt alles in die rechte Lage, sorgt dafür, daß ein helles Feuer im grünen Ofen brennt. Heut' Abend — Anne-Marie geht ja wieder zu irgendeiner Festkomiteesitzung — wird er mit Lene die uralten Stiche durchsehen, die er neulich in einer Kiste fand, ganz großartige Sachen sind drunter — er freut sich darauf, es wird wieder eine Stunde des Verstehens, des lauteren Friedens . . .

Jetzt wird die Türe aufgeklinkt, und Anne-Marie, in full dress, steckt den Kopf mit dem möwengeschmückten Riesenhut herein. „Du gehst also wieder nicht mit, Wolf?“

„Nein, was soll ich dort?“

Sie trat nun ein, siegessicher in ihrem tiefvioletten neuen Homespunkostüm.

„Aber nächste Woche müssen wir doch unsre Besuchstour machen — Hofrat Wild, Professor Berger, Exzellenz Watzdorff — ich hab' mir alle notiert, man kann sich doch nicht ganz abschließen, die Leute fangen an, pikiert zu sein . . .“

„Laß sie sein, was sie wollen.“

„Na ja“, sagte sie seufzend, „das sollte ich ja gewöhnt sein von dir — ich wollte dir auch nur die Rechnung geben . . .“

„Schon wieder?“

„Aber ich bitt' dich — ich muß doch was anhaben — die Schneiderrechnung krieg' ich erst später, das ist so nur die von der Modistin.“

sie kaum, geht dran vorbei, stumm und unbewegt, wie mancher Mensch an einem blühenden Feld vorbeigeht und sieht es nicht.

Sie sieht auch nicht, wenn das Feld dorrt im Sonnenbrand, wenn ein Unwetter die Halme peitscht. Nein, sie merkt nichts von all den Stürmen, die zuweilen in ihm wühlen, von den Steinen der Sorge, die er mühsam wegzuwälzen versucht, und an denen sein Stolz, sein Ehrgeiz sich oftmals wundgerissen haben. Ihre Bedürfnisse wachsen mit jedem Tag, eilen immer voraus, sie fragt nicht, ob seine gestaltende Kraft nach kann. Wie oft hat er irgendein gutes Werk verschleudert, Minderwertiges rasch hingewühlt, nur um schneller zu Geld zu kommen — für sie und den Buben!

Sein Bub! Ja, was täte er nicht für den — alles, alles. Um seinetwillen schleppt er sich an dieser Ehe weiter, um seinetwillen muß er verdienen, damit er nichts entbehrt. Aber all der Wille zum Guten hätt' ihm am Ende nichts genützt, wenn nicht Lene gewesen wäre! Lene und immer wieder Lene, die ihn ermutigt, die an ihn glaubt, die ihm restlos alles gab und noch geben möchte, was sie besitzt . . .

Der Bildhauer bleibt vor einem Porträtrelief stehen, das die zarten, reinen Züge eines Mädchens trägt, verschwommen ineinanderfließend im zunehmenden Schatten der Dämmerung. Aber Wolf Eckart kennt dies Gesicht zu gut, um es nicht deutlich zu sehen. Dies stille Gesicht mit den fragenden Augen, der gradlinigen Nase und dem in dieser keuschen Umgebung fast fremdartig wirkenden üppigen Munde, der nur von Küssen zu träumen schien.

Ja, das war die Lene. So sah sie aus, als sie damals, vor sieben Jahren, eine junge Waise, in sein Leben trat. Stunden wollte sie nehmen, seiner Kunst einige Fertigkeit ablauschen, nur um ihrem Dasein einen besseren Inhalt zu geben — nichts weiter. Aber es kam anders. Sie war es, die ihm Anregung gab, die mit ihrem angeborenen und durch emsige Studien verfeinerten Kunstgefühl seine rohe Kraft in Bahnen der Schönheit lenkte. Sein helfender Kamerad, sein guter Genius ist sie gewesen, hat das Kind geliebt, Anne-Marie mit freundlicher Duldung ertragen und einmal, als eine drohende Krise über ihn hereinbrach, hat sie gar einen Teil ihres Vermögens geopfert, um ihn zu retten.

Was hat er Lene nicht alles zu danken! Und er — was hat er ihr im Grunde gegeben? Nichts als die Illusion einer Leidenschaft, die Erinnerung an eine heiße Stunde seligen Rausches, da er sie in jäh aufflammender Begierde ans Herz gerissen und das Weib in ihr wachgeküßt hat . . . Gewiß, er hat sie damals geliebt — wie sollte er nicht, er mit seinen lebendigen Sinnen und seinem vereinsamten Herzen; es war so süß, sich von diesem reinen jungen Geschöpfe angebetet zu

unbewußt Tassos tiefen Schmerz der Entsagung herüberpflanzend in die eigene Seele. Bei Paul freilich war dies Gefühl fast noch ohne jede greifbare Form, setzte sich aus unklaren Wünschen und einem leisen, angebornen Hang zur Schwermut und Schwärmerei zusammen, den er für gewöhnlich selbst verspottete, der aber, wenn ein großer Dichter zu ihm sprach, und wenn er so mit Lene allein war, immer von neuem wiederkehrte.

„Weißt du, Lene", sagte er, „das wär' auch für mich ein Glück, wenn ich das könnte — ich hab's schon versucht, aber das ist nicht das Richtige, glaub' ich — es muß wohl ganz plötzlich kommen, wie ein Sturm, ohne daß man sich's vornimmt."

„Wirklich — du hast Verse gemacht? Die mußt du mir zeigen, Paul!"

„Nein, ich hab' sie verbrannt."

„Oh — aber vielleicht hast du Talent, das wäre ja leicht möglich, deines Vaters Kunst in anderer Form —"

Paul schüttelte den Kopf.

„Mir wenigstens hättest du sie zeigen sollen. Du weißt doch, Paul, Tante Lene kann man alles vertrauen!"

Ein stilles, weiches Lächeln glitt über das feine Gesicht, und mit einem Blick sorgender Zärtlichkeit umfing sie die hochaufgeschossene Gestalt des Knaben, der jäh aufsprang und das Buch zuklappte.

„Nein, auch dir nicht, Tante Lene, dir gerade nicht — es war verrücktes Zeug. Ich glaub' sogar, wenn einer das wüßte — aus dem Gymnasium hätten sie mich 'rausgeschmissen . . ."

„Paul?!"

„Ja, weißt du, manchmal, wenn ich nicht einschlafe, dann lieg' ich wie im Fieber, und da kommen mir so merkwürdige Einfälle und Träume . . ."

„Du bist nicht ganz gesund, fürcht' ich, überreizt vom Studieren, auch erkältet . . . vielleicht kriegt man dich auf ein paar Tage frei, dann begleitest du mich auf den Semmering."

„Du willst wieder fort, Tante Lene?" Ein erschreckter Blick traf sie.

„Ja, ich glaube Wien tut mir nicht mehr sehr gut . . ."

„Aber dann bin ich ja ganz verlassen!" sagte der Knabe, und ein schmerzlicher Zug kam in sein blasses Gesicht.

„Das darfst du doch nicht sagen, Paul, du bist ja bei Vater und Mutter . . ."

„Ja, das schon, aber Papa behandelt mich immer noch als kleinen Buben, und Mama — die hat ja nie Zeit für mich, versteht mich auch nicht. Und weißt du, Lene — ich glaube, sie zeigt sich gar nicht gern mit mir, weil ich schon so groß bin!" Er lächelte jetzt spöttisch, überlegen, wie ein Erwachsener.

„Für den Hut?“

„Ja, ein Modell ... doch schön, was?“

„Wenn der tote Vogel nicht drauf wär' —“

Sie schürzte verächtlich den Mund. „Bei Sempers gestern fand man ihn reizend!“

„Glaub' ich!“ lachte Wolf Eckart mit leisem Ingrimm. „Wo ist denn Paul?“

„Bei Lene, sie lesen zusammen. Er soll aber früh zu Bett, er sieht schlecht aus.“

Jetzt kam Wolf Eckart an seine Frau heran. „Ist dir das auch aufgefallen, Anne-Marie? Das freut mich. Ich sorge mich schon ein paar Tage lang um den Buben — was ist ihm denn, glaubst du?“

„Ach — er wächst halt stark. Doktor Kröner sagt, das gibt sich, nur soll er viel schlafen.“

„So, meint das der Kröner — das ist ja tröstlich — aber er hüstelt zuweilen, der Bub', wir sind doch beide gesunde Menschen; Eltern, Großeltern lauter feste Kerle bei mir. Bei dir doch auch?“

So viel ich weiß, ja. Meiner Mutter Schwester war, glaub' ich, krank, ist früh gestorben. Aber nun muß ich fort, Wolf; wir haben eine wichtige Besprechung über das Fest zugunsten des Tuberkulosenheims — also adieu.“

Ihre kleine, behandschuhte Hand lag einen Augenblick in seiner nackten, großen Arbeitshand, dann raffte sie mit der gewohnten, nachlässig-anmutigen Gebärde ihr Kleid über dem leise knisternden Seidenjupon und verließ das Atelier. Wolf Eckart sah ihr nach. Jeden Tag hatte sie was vor, für andere, mit anderen. Und alles an ihr und in ihr war leicht und wechselte nur so nach außen hin. Aber daß der Bub schlecht aussah — ja, das hatte sie doch gesehen, das doch. Das war doch immerhin was Mütterliches, daß sie darüber ein bißchen nachdachte und mit dem Doktor gesprochen hatte ...

Er legte die Rechnung der Modistin zu anderen unbezahlten Rechnungen in die Lade und schloß sie seufzend. Dann ging er hinüber, nach Lene und dem Buben zu sehen.

*
*   *

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott zu sagen, was er leidet!“ las Paul mit starkem, feierlichem Ausdruck. Dann hob er den lockigen Kopf mit den glänzenden Augen und sah über den Tisch hinweg zu Lene, die ihm gegenübersaß auf dem kleinen Ecksofa und nun auch ihrerseits das Buch fallen ließ. So blickten sie einander an, das reife Mädchen und der Fünfzehnjährige, beide innerlich gehoben von dem reinen Geist der Dichtung und dabei

„Geh, beim Essen lernt man doch nicht!“ sagt der Vater halb unwillig. Aber Lene kommt dem Bedrängten zu Hilfe.

„Vielleicht wird ihm das Lernen leichter, wenn er dabei schmaust“, sagt sie lächelnd, „wir wollen ihm recht was Gutes heraufschicken, das die bittere Weisheit versüßt, gelt — und spätestens um zehn wird sie verabschiedet, und der Gelehrte muß ins Nest kriechen ... Wir sehen uns ja wohl noch vorher!“

„Danke, Tante Lene — gute Nacht, Papa!“ Ein flüchtiger Händedruck, und draußen ist er. Langsam, wie sinnend, steigt er die paar Stufen hinauf, betritt sein Zimmerchen, dreht das Licht auf über seinem etwas kunterbunten Arbeitstisch, legt sich die Bücher und Hefte zurecht, und indessen er dies alles mechanisch tut, sieht er sich als Tasso zwischen grünen Lorbeerbüschen träumend schreiten und nach Lenorens schimmerndem Gewande ausspähen. Und plötzlich steht er vor ihr, und sie sieht ihn an mit einem schönen, milden Lächeln, das er kennt, und legt ihm ihre feinen, schlanken Hände auf die Schultern ...

*
* *

Sie hatten still miteinander getafelt in dem traulichen Speisezimmer, das zu ebener Erde, unweit des Ateliers lag. Immer wenn Anne-Marie aus war und Paul zu lernen hatte oder bei einem Kollegen geladen war, saßen sie so still beisammen. Nun deckte das Stubenmädchen den Tisch ab und erzählte, daß Paul recht tüchtig gegessen habe, und daß er nun deklamiere.

„Er lernt wohl!“ sagte der Vater. Er dichtet! dachte Lene.

Dann bat Wolf Eckart Lene, die alten Stiche mit ihm durchzusehen, und so gingen sie hinüber in sein Arbeitszimmer, wo er die Mappen schon aufgelegt hatte. Über den Tisch gebeugt, Seit' an Seite, betrachteten sie Blatt um Blatt. Es waren seltene Stiche und wertvolle Radierungen alter Meister darunter, und Wolf Eckart erzählte, wie er ganz unversehens zu diesen Schätzen gekommen sei. Ein alter Herr, ein Sammler, den er seinerzeit öfters im Kaffeehaus getroffen, sei gestorben und habe sie ihm vermacht.

„Famos von dem Alten, was, Lene? Denn ein paar Dinger sind drunter, um die ich mich beneiden lassen kann. Da, diese Aktstudie — was das für eine wundervoll weiche Rückenlinie ist an dem Weib ... Herrgott, die haben schon was gekonnt, die Alten, und es ist im Grunde genommen ein Frevel von uns Modernen, wenn wir meinen, wir hätten sie überwunden ... Aber du sagst ja gar nichts, Lene?“

Lene war wirklich nicht ganz bei der Sache, hörte kaum, was Wolf Eckart sprach. Sie stand und blickte starr auf das lächelnde Weib nieder, das sich seiner eigenen Schönheit zu freuen schien. Und sie dachte

Lene saß da und faltete einen Augenblick in unwillkürlichem Entsetzen die Hände im Schoß. So sah es also aus in dieses Kindes Seele — auch da schon Leid, Mißtrauen, Enttäuschung. Aber freilich — er war ja kein Kind mehr. Auch sie hatte noch immer in dem Wahn gelebt, Wolf Eckarts kleinen Buben vor sich zu haben, und nun war es mit einemmal Wolf Eckarts heranreifender Sohn, der zu ihr sprach. Sie stand auf, trat auf ihn zu, legte ihm ihre schlanken Hände auf die Schultern.

„Paul", sagte sie in weichem Ton, „du bist in dem Alter, wo das Gute oft zu gut, das Schlimme zu schlimm scheint — ich weiß das, man mißt die ganze Welt nach seiner eigenen Empfindung und man tut ihr nicht selten unrecht. Aber siehst du, Paul, man kann dagegen ankämpfen, man muß es einfach tun, in jedem von uns steckt, glaub' ich, etwas von Antonio und Tasso — ein Stück ruhevoller Überlegung, der die Leidenschaft sich beugen sollte . . ."

Sie sah an ihm vorbei bei diesen letzten Worten, als spräche sie zu sich selbst. Und so sah sie auch nicht, wie die aufmerksamen Augen des Knaben forschend auf ihrem Gesichte ruhten, als wollten sie hinter dieser schöngebildeten Stirne unter den gewellten Haaren ein Geheimnis ergründen. Jetzt faßte Paul nach den schlanken Händen und drückte sie heftig.

„Ich werd's versuchen, weil du es willst, Lene. Aber sag niemand was von unsrem Gespräch, auch Papa nicht . . . versprich es mir." Er hüstelte leicht.

„Ich versprech' es dir, Paul. Aber du mußt auf deine Gesundheit sehr achten, mußt dich nicht aufregen — wir sorgen uns alle um dich!"

„Ach, ich möcht' gar nicht alt werden", sagte der Knabe mit halb scherzhaftem Pathos, „wen die Götter lieben, der stirbt jung! Du weißt ja — ich hab' doch erst neulich in meinem Aufsatz das so fein motivieren müssen!"

Lene wollte erwidern, da trat Wolf Eckart ein. Groß, breit, mit seinem jovial lächelnden Ausdruck im Gesicht, gab Lene die Hand, drückte Paul an sich.

„Also, was ist's mit dir, mein Herzensbub — wieder ein bissel marod, gelt? Ja, das kommt davon, wenn man nicht rasch genug seinem Papa über den Kopf wachsen kann!"

Mit der zärtlichen, etwas derben Gebärde des Riesen liebkoste er den Widerstrebenden.

„Na, was hast du denn, Kind? Sei doch nicht so, komm, jetzt wollen wir alle drei gemütlich zu Abend essen und dabei beraten, wie wir dir wieder dein Apfelgesicht zurückzaubern . . ."

„Nein, Papa, ich möchte lieber auf meinem Zimmer essen, dabei ein bissel was nachsehen — ich muß noch was wiederholen — bitte, Tante Lene, richt es so ein . . ."

Mädel, was fällt dir denn ein? Dies Haus verlassen, das ohne dich einfach verloren ist, in das du hineingehörst wie ein Baum in sein besonderes Erdreich ... Aber, das ist ja verrückt, Lene, ich begreife dich gar nicht —"

„Es ist aber dennoch fremdes Erdreich, Wolf — und das spürt der Baum endlich an allen Wurzeln und Fasern ..."

„Fremd? Du hier fremd, Lene?"

Wolf Eckart blieb vor ihr stehen und sah sie an, wie sie in ihrem weißen Hauskleid von dem tiefroten Sessel sich abhob. Sie hatte die Beine gekreuzt, den Kopf erhoben, die Augen waren mit einem seltsamen, anklagenden Blick auf ihn gerichtet. In der schlanken Hand hielt sie die glimmende Shepheard, von der ein dünnes, zierliches Rauchsäulchen aufstieg.

„Ja, fremd", wiederholte sie, „wenn auch in anderem Sinne, als du meinst. Wir kennen einander lange, das ist wahr, ihr seid mir gut, ich bin euch unentbehrlich geworden in vielem, das fühl' ich wohl — besonders Paul hängt an mir, der arme, liebe Bub — aber siehst du, Wolf, ich kann doch nicht bleiben, kann nicht — denn alles das ist nur ein elendes Almosen für ein Herz, das nach mehr schreit ..."

„Wie meinst du das?" sagte er unsicher, obgleich er wußte, wie es gemeint war, und strich in nervöser Unruhe über seinen Bart.

„Ich will es dir sagen, Wolf. In solch einer letzten Stunde des Abschieds soll man alle Schleier sinken lassen und wahr sein, ganz wahr. Ich kann nicht dein Kamerad bleiben, Wolf — ich kann und will es nicht bleiben, denn ich liebe dich noch immer!"

„Lene!!"

„Ja, Wolf — wie damals lieb' ich dich, wie damals möcht' ich von dir geliebt sein ... Du hast diese Sehnsucht nach dem Leben, nach dem Glück in mir geweckt und nun schweigt sie nimmer, schweigt nicht, ich mag beginnen, was ich will. Und mit diesem Gefühl im Herzen kann ich hier nicht bleiben ..."

„Lene — bei Gott — ich wollte dich nicht unglücklich machen, ich hab's auch nicht vergessen, wie süß du warst — nichts, nichts hab' ich vergessen. Als Künstler hab' ich deine ganze junge Schönheit in mich getrunken damals — ich hab' nur geglaubt, du wolltest selbst nicht mehr daran erinnert werden — deine Briefe klangen so ..."

„Ja, Briefe — man lügt einander unbewußt so viel vor in Briefen!"

„Siehst du, Lene — gerade jetzt hab' ich ein neues Werk in Arbeit, ein Weib — das wirst du — komm, sieh dir's an ..."

Er zog sie mit sich ins Atelier, drehte das elektrische Licht auf, riß das Tuch von dem begonnenen Modell. „In der Erinnerung an dich kam mir dieser Gedanke — ein Weib, das dem Dürstenden aus

einer fernen Stunde, da auch sie sich ihrer Weibesschönheit bewußt geworden, in der plötzlich eine seltsame, jauchzende Freude zu sein sie durchzittert hatte ... Sie wollte das alles vergessen, aber sie konnte es nicht, es war stärker als sie selbst. Mit aller Kraft ihrer reinen Seele hatte sie lange, lange gegen diese Erinnerung angekämpft, hatte alle Sehnsucht ihrer Liebe niedergerungen — aber es war vergebens.

Vielleicht hätte sie nie mehr wiederkehren sollen in dieses Haus — aber Wolf Eckart rief nach ihr, Anne-Marie bat sie darum, Paul sehnte sich krank — so kam sie und blieb. Und gab ihnen, was ihr Herz, ihr Geist, ihre helfende Hand zu geben vermochten. Und indem sie all das über den geliebten Mann und sein Haus ausströmte, hoffte sie, dem Einzelgefühl zu entrinnen, das sie sengend quälte. Auch das versagte. Und darum muß sie nun wieder fort — diesmal für immer. Und heute will sie's ihm sagen, jetzt, in dieser stillen Stunde des Alleinseins ...

„Lene!“ rief er noch einmal und legte seinen Arm scherzend um die schlanke Gestalt, „an was denkst du denn, Lene? Du träumst ja mit offenen Augen!“

Sie zuckte zusammen unter seiner Berührung und sah ihn gleichsam erwachend an.

„Das will ich dir gleich sagen, Wolf“, sagte sie ruhig obgleich ihr Herz pochte, „ich wollte eigentlich schon früher davon sprechen, aber es ist gerade recht heute, da wir beide so viel Zeit haben ...“

„Na, da bin ich aber neugierig — komm, Lene, wir setzen uns da gemütlich in die alten Sorgenstühle und zünden uns eins an.“

Er schob die beiden tiefen ledernen Klubsessel einander zu und bot ihr von seinen Shepheards an.

„Siehst du, Lene“, sagte er, indem er sie über dem kleinen Flämmchen, das die Zigaretten in Brand steckte, betrachtete, „so mit dir dazusitzen und zu plaudern, das ist immer eine Art Feierstunde für mich, du kannst mir's glauben!“

Sie lächelte. Es war ein Lächeln, das von Schmerzen erzählte. „Das wirst du dir abgewöhnen müssen, Wolf!“

„So — warum denn? Du denkst doch nicht, daß Anne-Marie ... nein, keine Spur, die weiß überhaupt nicht, was Eifersucht ist, im Gegenteil, du siehst ja, wie froh sie ist, wie sie ihr Leben zehnfach genießt, seit sie weiß, daß du da bist als Helferin und Wächterin — und dann überhaupt, Lene, zwei Kameraden wie wir ...“

„Ja — das ist es eben, Wolf. Ihr täuscht euch beide; ich habe euch getäuscht, euch und mich selbst ... Und deshalb — deshalb muß ich dies Haus wieder verlassen, und für immer.“

„Lene!“ Wolf Eckart sprang auf und warf seine Zigarette mit einer heftigen Gebärde in den Aschenbecher. „Ja, um alles in der Welt,

„Wer weiß . . . vielleicht wollt' er gute Nacht sagen . . . ich gehe hinauf zu ihm . . . Leb wohl, Wolf . . ."

Er wollte ihr nach, aber sie erhob abwehrend, bittend die Hände. „Nein, laß mich allein jetzt . . . wir beide haben schon Abschied genommen, Wolf — Gott schütze dich!"

Atemlos rannte sie über die Treppe, pochte an Pauls Tür. Keine Antwort. Da drückte sie die Klinke auf und trat ein. Der Knabe saß wirklich bei seinem Tisch, vor den Büchern. Aber als er den Kopf hob, sah Lene in ein verstörtes Gesicht, in Augen, die flackernd brannten vor innerster Erregung. Da wußte sie, daß ihre Angst sie nicht getäuscht hatte und daß die vertrauende Reinheit einer jungen Menschenseele im Sterben lag.

Demütig fast, mit zitternden Lippen stand sie vor dem Knaben, der, wie vorher sie selbst getan hatte, zu bittender Abwehr die Hände hob.

„Paul", sagte sie leise, „du sollst mich nicht verdammen, sollst nicht glauben, daß Tante Lene schlecht ist. Nur unglücklich, Paul, nicht schlecht — das wirst du später begreifen, bis du ein Dichter geworden bist. Ich habe Abschied genommen von deinem Vater — Abschied für immer — das war es. Nun wollt' ich auch dich noch sehen, dann bin ich fertig, und alles ist vorüber. Glaub mir, Paul, was jetzt noch hier bleibt von meiner Liebe, das gehört dir allein, nur dir — alles andere hab' ich in dieser Stunde begraben. Nur wir beide wollen aneinander denken, oft, recht oft, und vielleicht sehen wir uns auch wieder, Paul, bis wir beide ruhiger geworden sind. Versprich mir, nicht traurig zu sein, Paul — für dich hat die Welt noch viel zu geben, und du wirst in dir selbst noch das reichste, reinste Glück finden, das weiß ich!"

Sie neigte sich vor und küßte ihn mit einem sanften innigen Kuß auf das lockige Haar, wie sie dies getan, als er noch ein Kind war. Paul regte sich nicht, sagte kein Wort. Aber als Lene gegangen war, löste sich das starre, trotzige Weh, das ihm Herz und Kehle zuschnürte, und er brach in Tränen aus. Es war wie eine reinigende Sturzwelle, die alle dunklen Schlacken dieser bösen Stnnde hinwegspülte und ihn tief am Grunde dieses ersten Schmerzes einen Streifen tröstenden blauen Himmels erkennen ließ.

* * *

Als Lene später reisefertig die Treppe hinabstieg, traf sie mit Anne-Marie zusammen, die erhitzt und gesprächig aus der Gesellschaft kam.

„Nein, hab' ich mich verspätet — gräßlich. Ihr habt hoffentlich schon soupiert — ich natürlich auch mit Willners bei Sacher; sie

ihren schlanken Händen den Labetrunk schlürfen läßt. Das bist du, du, aus deren Hand so viel lauterer Frieden in mein Leben geflossen ist! Und jetzt willst du diesen Frieden verdorren lassen, willst fort von mir? Nein, bleib, Lene — ich bin ein trauriger Mann, wenn du gehst!"

Seine flehenden Worte klopften an Lenes Herz wie schwere Blütenzweige an ein halboffenes Fenster. Aber ihr Entschluß war gefaßt.

„Soll ich hier bleiben, Wolf, dann gibt es nur einen Weg: ich will dein Weib sein vor Gott und den Menschen!"

„Und Anne-Marie?"

„Du bist nicht glücklich gewesen an ihrer Seite, und sie — was weiß sie überhaupt von einer rechten Ehe!"

„Aber sie wird niemals in eine Scheidung willigen, Lene, niemals, das weiß ich. Nicht aus Liebe für mich oder um Pauls willen, aber weil ihr das Urteil der Welt und die Stellung, die ich ihr gegeben, zu viel gelten. Und kann ich sie zwingen zu gehen — die Mutter meines Buben, die eigentlich nichts verbrochen hat?"

„Nein", sagte Lene mit einem harten Lächeln, „das kannst du freilich nicht, Seichtigkeit ist kein Scheidungsgrund, und deshalb — ich wußt' es ja — bin ich es, die gehen muß!"

In hilfloser Erregung und Zerrissenheit umschlang Wolf Eckart das Mädchen und bedeckte ihr erblaßtes Gesicht mit Küssen. Sie wehrte ihm nicht. Sie trank seine Liebkosungen in sich wie sonnenversengtes Erdreich den warmen Sommerregen, wie ein zum Tode Verurteilter den letzten Becher Weins . . .

„Lene", flüsterte er in heißem Aten wie in plötzlich wiederkehrender Sehnsucht, „Lene, du bist süß, einzig lieb und süß bist du — ich werde leiden, wenn du gehst!"

„Das sollst du auch, Wolf — ich hab' auch gelitten um dich, nun sollst du um mich leiden", sagte das Mädchen mit einem leisen, triumphierenden, prophetischen Lächeln. „Das sollst du schon um deiner Kunst willen, Wolf, denn nur in Schmerzen wird man groß!"

Klang da nicht irgendwo ein halber Aufschrei, fiel nicht nebenan die Türe zu? Wolf Eckart hatte nichts gehört, aber durch Lenes Herz fliegt ein jähes Erschrecken. Wenn Paul am Ende . . .? Weiter kommt sie nicht in ihren Gedanken. Sie löst sich hastig aus Wolf Eckarts Armen, fühlt plötzlich, daß zwischen ihm und ihr alles aus ist, aus sein muß für allezeit. Sie schiebt den Teppich zurück, horcht hinaus mit angstvoll aufgerissenen Augen . . .

„Was hast du, Lene?"

„Ich weiß nicht — mir war, als hätt' ich Paul gehört . . ." sagt sie tonlos.

„Keine Spur, der sitzt doch bei seinen Büchern . . ."

dann gar noch ums Haus kümmern — nein, danke für das Vergnügen! Aber wenn Lene nicht da ist ... ach, zu ärgerlich ist das ... morgen muß ihr Wolf das erklären, heut' will sie lieber nicht mehr mit ihm sprechen, sie ist schon so müde, so müde ... also rasch zu Bett.

Nur zu Paul guckt sie noch hinein, aber er scheint zu schlafen, rührt sich nicht. Also geht sie in ihr Zimmer, läßt sich von dem verschlafenen Mädchen noch ein bißchen helfen, schickt es dann fort, löst ihre vielen Puffen und Löckchen, legt all ihre Ringe und Kettchen ab, reckt sich wohlig in ihren spitzenrieselnden Dessous ...

Mit Paul soll sie lieb sein — Gott ja, natürlich, er ist ja ihr Bub! Wenn er nur noch klein wäre — da ist er ihr so gut gestanden in seinem weißen Matrosenanzug, alle Leute haben gesagt: Das reizende Kind! Aber jetzt wird er so lang und dünn wie ein Spargel. Zwar die Trautmannsdorf läßt sich häufig mit ihrem Buben sehen, und der ist sogar älter und größer als Paul. Und sie gilt doch für sehr fesch — am Ende wirkt das sogar ganz pikant, wenn man einen großen Sohn hat und noch jung ist! Und wenn am Ende wirklich ein Dichter in ihm steckt, wie Lene sagt, dann wird er vielleicht einmal berühmt und sie durch ihn. Und die Leute werden sagen: Sehen Sie, die schöne Frau dort (denn sie wird noch immer schön sein) ist die Mutter von dem berühmten Paul Eckart ... Ja, sie wird das nun machen wie die Trautmannsdorf! Und solch ein Kostüm mit Zobel muß sie auch haben, vielleicht kann sie das Wolf deutlich machen ... zum Christkindl ... er soll halt rasch was verkaufen! — Unter solchen Gedanken schlüpft Anne-Marie ins Bett und schmiegt ihr müdes, ach so leeres Köpfchen in die vollen, weichen Kissen.

*
* *

Langsam, im genießenden Anblick der herrlichen Winterlandschaft, geht Lene über die verschneite Hochstraße. Drei Wochen ist sie nun hier auf dem Semmering, und von Tag zu Tag wird die weiße Pracht um sie her reicher, schöner, märchenhafter. Die starke, reine Bergluft hat ihre Wangen gerötet, und in ihrem wunden Herzen bereitet sich sachte, ganz sachte die Heilung vor. Wie eine weiche, kühle Schneedecke fühlt sie es an den Stellen, wo die Erinnerung an Wolf Eckart brennt, wo der sorgende Gedanke um Paul noch schmerzlich zittert. Die große, feierliche Natur, die sie hier umgibt, hüllt auch sie selbst und ihr innerstes Leben allmählich in ausgleichenden, tiefen Frieden.

Den Stätten, wo der laute Wintersport jubelt, bleibt Lene meistens ferne, und so biegt sie auch heute von der Straße bald ab und geht

haben mich nicht fortgelassen. Famos war der Abend, sag' ich dir; denk' dir, sogar die Fürstin Trautmannsdorf war dabei, in einem hochschicken Kostüm mit Zobel — und einen Hut hat sie — so, sag' ich dir, großartig!"

„Und habt ihr gute Beschlüsse gefaßt — ich meine für die Kranken?" sagte Lene, fast mühsam, nur um etwas zu sagen.

„Ja, natürlich — eine feine Redoute im Sophiensaal und ein Basar im Rathaus . . . ah, eine ganze Menge!"

Über Lenes blasses Gesicht glitt ein verachtendes Lächeln. „Du wirst dich aber nun ein wenig mehr Mann und Kind widmen müssen, Anna-Marie!"

„Aha — Wolf hat wohl gebrummt?"

„Nein — aber ich reise ab."

„Hörst du, was du für Geschichten machst — richtig, du bist ja im Reisekleid — und der Wagen draußen?"

„Ist für mich."

„Aber weißt du, Lene, so eins zwei geht man doch nicht fort — jetzt, zur Weihnachtszeit — das ist mir wirklich sehr ekelhaft", sagte Anne-Marie und schürzte verdrießlich den eigenwilligen Mund.

„Ich muß — Wolf kann dir ja einmal erklären, wieso das kam — heut' ist nicht mehr Zeit dazu."

„Wohin gehst du denn überhaupt?"

„Vorläufig in die Berge —"

„Und dann?"

„Ich weiß noch nicht — vielleicht in ein neues Leben hinaus, vielleicht auch — na, gute Nacht, Anne-Marie — und betreue dein Kind, hörst du? Gerade jetzt, in dem Alter, mußt du Paul sehr liebhaben, sehr auf ihn achten, mußt ihn verstehen lernen . . . es steckt ein Dichter in ihm!"

Flüchtig drückten sie einander die Hand, dann eilte Lene zum Wagen. Anne-Marie sah ihr nach mit runden, erstaunten Augen und schüttelte den Kopf mit dem möwenbedeckten Riesenhut. Dann gähnte sie ein bißchen — ach, man wird so müd' von dem vielen Amüsement! Sie wird morgen lang schlafen — aber wer weiß, ob alles klappt, wenn Lene nicht da ist. Nein — es ist doch zu verrückt von dem Mädel, so Knall und Fall abzureisen — ob sie sich am Ende mit Wolf gezankt hat? Ah — sie vertragen sich doch ganz gut, es ist sicher nur so eine Marotte von ihr. Jetzt, vor Weihnachten — man war so gewöhnt dran, daß sie alles überwacht und ordnet — dann kommt der Fasching, die vielen, vielen Einladungen in Sicht — Kegelabende, Kränzchen, Jours — von den ganz großen Festen abgesehen, da hat man ja reichlich viel mit seinen Toiletten zu tun und soll sich

losen Kindern wachen, vielleicht auch junge suchende Seelen den Weg zur Trösterin Kunst leiten — sie weiß es noch nicht. Sie fühlt nur, daß ein neuer, fester Wille zum Leben sich in ihr sammelt, wie Keime unter verschneitem Erdreich. Und es ist ihr, als habe sie niemals den heiligen Frieden der Weihnachtstage mit reinerem Gefühl genossen als diesmal, in der freigewählten weißen Schneestille der heimatlichen Berge, mit dem seligen Bewußtsein erkämpfen Sieges im Herzen.

* * *

Seit Lene aus Wolf Eckarts Leben geschwunden war, liebte er sie. Liebte sie mit der sehnsuchtsvollen Reue, mit der man um ewig Verlorenes trauert. All ihre Worte klangen in ihm fort, ihr Blick, ihre Bewegungen waren fast fühlbar um ihn, wenn er an die letzte Stunde ihres Beisammenseins dachte. Mehr noch als früher schloß er sich von dem lauten Außenleben ab, das Anne-Marie nach kurzer Pause wieder mächtig anzog, warf sich ganz auf die Arbeit und widmete sich Paul in freien Stunden. Ohne daß sie über ihren Schmerz gesprochen hätten, ahnte einer vom andern, daß er litt; das brachte sie einander unbewußt näher. Wolf Eckart fühlte, daß Paul ein denkender junger Mensch geworden sei, und Paul sah voll Mitgefühl, daß in seines Vaters Haar und Bart weiße Fäden schimmerten und daß ein schmerzlicher Zug in seinem Gesichte war. Da hielten sie fest zusammen, sahen einander ohne Scheu und Zweifel in die Augen, wurden Freunde. Es war, als ob Lenes Geist aus der Ferne ihre Herzen einander zuführe.

Und an dem Tage der stillen Weihnachtswoche, als sie die Kunde erhielten von der großmütigen Schenkung, blieben Vater und Sohn, nachdem Anne-Marie mit der großen Neuigkeit und einem neuen Pelzjackett zu Bekannten gesegelt war, lange beisammen unter dem Tannenbaum, der in Wolf Eckarts Zimmer stand, und sprachen von Lene. Von Lene, an die sie beide noch mit wundem Herzen dachten, von Lene, deren verzichtende, großmütige Liebe wie ein rinnend Wässerlein war, das aus stolzer, reiner Bergeshöhe kam und die Menschen des Tales erquickte . . .

In der nächsten Frühjahrsausstellung des Künstlerhauses erregte Wolf Eckarts neue Plastik „Die Quelle“ freudige Überraschung. Ein schlankes, junges Weib neigt sich liebreich einem dürstenden Manne zu und läßt ihn aus ihren schönen Händen den Labetrunk schlürfen.

abseits davon auf stillen, weißen Wegen in die schimmernde Einsamkeit der Wiesen und Wälder, die so voll sind von leuchtendem Glanz und klingenden Stimmen der Schönheit. Über allen Baumkronen wölbt sich die sonnenglitzernde Last, an allen Zweigen und Zweiglein sitzen die kristallnen Tropfen, die gleißenden Diademe; auf den weitgedehnten Matten blitzt es blendend, als wär' ein ganzer Sternenhimmel niedergesunken auf dies schwellende Lager von Schnee ... und ringsum stehen die alten Bergriesen in ihren köstlichen weißen Pelzen und bewachen mit felsigem Schild den Märchentraum zu ihren Füßen ...

Lene bleibt stehen, hackt ihren Stock in den schneetiefen Boden, blickt hinaus in die strahlende Bergwelt, lange lange. Sonderbar — als sie hieherfuhr, tat sie es mit dem brennenden Wunsche, zu sterben. Sie wollte auslöschen, was geschehen war, vergessen, was sie gelitten hatte — um jeden Preis. Für Wolf Eckart war sie tot, mußte sie nun tot sein — wozu also weiterleben?!

Aber sie verschob das Gräßliche von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag. Und jeden Morgen, wenn sie in die sonnige Winterstille hinaustrat, fiel der Gedanke an den Tod von ihr ab wie ein welkes Blatt, und der weiße Schnee wölbte sich darüber und begrub es. Und jedesmal, wenn sie an den großen Lärchen und Fichten vorbeikam, flog ein winterfroher Vogel auf in das leuchtende Blau, und der Vogel sang: Dürüdüh, düriduh! was gewiß heißen sollte: Mut, Mut — es wird wieder Frühling!

Ganz seltsam war das. Und dann kam sie zuweilen an winzigen Bäumchen vorbei, die so vom Schnee gebeugt waren, daß man meinen konnte, sie würden darunter zusammenbrechen. Aber sie trugen ihre Last ganz munter, steckten keck ihre grünen Spitzen da und dort hervor, als wüßten sie genau, daß ihnen Kraft gegeben werde durch diese feuchte Frische, und daß die Sonne ja dennoch Siegerin bleibt ... und der Mensch sollte verzagen?!

So kam ein Gefühl des Friedens über ihr ausgestürmtes Herz. Eine wohlige Frische, die alle schwülen Erinnerungen verschlang, eine reinigende Kraft, die ihre innerste Natur stählte und läuterte. Und so faßte Lene einen andern Entschluß — sie wollte leben und Gutes tun.

Von dem Rest ihres Vermögens bestimmte sie die Hälfte als Schenkung für Paul, mit der ausdrücklichen, rechtskräftigen Weisung, seine Gesundheit mit allen Mitteln zu kräftigen und ihm völlig freie Wahl des Berufes zu sichern. Sie selbst wollte sich ein Feld der Arbeit suchen. Ein Feld, das ihrem liebreichen, verwaisten Herzen den reinsten, sichersten Ersatz für ein zerstörtes Glück bieten konnte. Die Saat des Mitgefühls wollte sie ausstreuen, ein verheißungsvolles Grün aufsprießen sehen. Vielleicht würde sie Pflegerin werden, über schutz-

Mein Kaiser! Vor der Herrschaft heil'gen Zeichen
Beugt sich das Volk und jubelt ihnen zu,
Doch sag', Du Mächtigster in Deinen Reichen,
Sag' an, wer war noch mächtiger als Du?
Wem dientest Du, dem alle dienen müssen?
Wem neigte sich Dein fürstlich Angesicht?
Wer war Dein Kaiser, Kaiser? Laß mich's wissen! . . .
Es war die strenge Herrscherin — die Pflicht!

Mein Kaiser! Viel des Weh's hast du erfahren,
Ein herber Kreuzzug war Dein Erdenlauf.
Das Leid, das du erlebt in sechzig Jahren,
Wiegt ein Jahrhundert lautren Glücks nicht auf.
Sag' an, wer kühlte Deine heißen Wunden?
Wer ließ Dich tragen, was sonst Herzen bricht?
Wer hielt Dich aufrecht in den schwersten Stunden? . . .
Es war die milde Trösterin — die Pflicht!

Mein Kaiser! Sieh, die Liebe liebt zu schenken,
Und Du bist Deines Volkes Liebling. Sag',
Wie sollen wir, die Dein in Treu'n gedenken,
Dein Herz erfreun am Kaiserjubeltag? . . .
Ich seh' Dein ernstes Antlitz sich verklären,
Ich höre, wie Dein Mund bedeutsam spricht:
Wenn ihr mich liebt, so habt gleich mir in Ehren
Die gnadenreiche Königin — die Pflicht!

Ottokar Kernstock.

*

Unter das Bild eines fürstlichen Kreuzträgers.

Neide nicht den Herrschern die goldene Krone,
Noch den Glanz der Gemächer, noch Prunk und Reichtum,
Noch des ruhmvollen, weithin schallenden Namens
Rauschenden Lorbeer.

Über den Pfaden der Herrschenden, die im Lichte
Scheinbar wandeln, waltet dasselbe Verhängnis,
Das mit eisernen Ruten ärmliche Bettler
Grausam verwundet.

Aber beugen sollst Du Dein Haupt in Ehrfurcht,
Wenn zwischen Rosen und heiteren Götterbildern
Ein Gekrönter stumm sein blutiges Kreuz trägt,
Ohne zu klagen,

Wenn sein Auge durch Tränen ungebrochen
Niederstrahlt auf die Leidenden in der Tiefe,
Und die Hand, die müde, segnend erhöht bleibt
Über den Völkern!

Wolfgang Madjera.

*

Dem alten Kaiser.

Die Last der Jahre trägt bald einer,
Die Last der Sorgen trägt sich schwer;
Die Sorgen aller trug noch keiner
So aufrecht und so stark wie Er!

Adam Müller-Guttenbrunn.

*

Gott — Kaiser — Vaterland.

(Aus Tirol.)

Der Glocken feierlicher Botengang
Durchwandert Dorf und Tal von Haus zu Haus;
Wir breiten unsre alten Siege aus
Wie Teppiche, dem Kaiser zum Empfang,
Von Kallians Feld zu Spinges Mordgefild,
Paß Lueg, Pontlatz und die Sachsenklemme
Und jenes Ringen, vierfach, todeswild,
Am Iselberg, bis Übermacht die Dämme
Von Heldenleibern blutig niederbrach,
Als ob die Sturzflut Menschenwerk verschwemme —
Schwer wiegt der Sieg, leicht unsres Unglücks Schmach!
Und selber denkst Du, hoher Herr, daran,
Wie glorreich unsre jungen Sieger sanken
Zu Sankt Luzia auf des Friedhofs Plan,
Da durstige Gräber ihr lau Herzblut tranken.

Dies Volk, das dreimal für Dich Waffen trug,
Das ungeheißen Deine Feinde schlug,
Es jauchzt, geliebter, greiser Herr, Dir zu,
Sein Fürst und Graf, sein Friedeschirmer Du!
Nicht Pflicht — die Liebe trieb sie her so weit,
Dir zugeschworen ist ja Volk und Land,
Mit so viel Eiden sind sie Dir geweiht —
Rufst Du zum Kampf, erhebt sich jede Hand,
Schlägt all der trutzigen Herzen heißes Pochen
Dir jubelnd zu, wie noch vor kurzen Wochen,
Da schicksalnah des Schwerts Entscheidung stand.

So kamen sie und ziehen Dir vorbei,
Die Enkel derer, die ihr Blut vergossen,
Es sagt ihr Blick, daß sie zur Tat entschlossen,
Sie, die für Strauß und Drangsal als Genossen
Gelobten, daß sie tot sind oder frei!
Durchschoss'ne Seide bläht der Morgenwind
Und wirft die alten Fahnensprüche auf,
Napoleons Beuteadler schimmern blind,
Ein Halmfeld blauer Flinten, Lauf an Lauf,
Jauchzen und Zuruf klingt zu Dir hinauf —
Wie seinen liebsten Vater grüßt das Kind.

O teure Heimat, die ums Haupt den Kranz
Des Ölzweigs und der Donnerrosen trägt,
Fürstin der Armut bist du, die nie ganz
Vergaß den Adel, der ihr eingeprägt.
Aus deiner Schönheit Weingeländen schrägt
In schroffer Steile eisiger Gipfel Glanz,

Dem Friedenskaiser.

Zum 80. Geburtstage.*)

In ernster Ehrfurcht grüßt Dich Dein treues
Volk,
Den greisen Herrscher, der in der Zeiten Drang
Als Leitstern stets die Pflicht behalten,
Nie sich genug und nie ermüdend.

Wir fühlen alle, daß es die Liebe ist,
Die in Dir waltet, väterlich warm und mild,
Die Liebe, die im Glück des Volkes
Sorgend und schaffend ihr eigen Glück sieht.

Wir fühlen alle, daß es der Frieden ist,
Der Dir voran das heilige Banner trägt,
Der Frieden, der beschirmt die Arbeit
Und die gesammelte Kraft der Eintracht.

Friedrich Adler.

*

Seine Kronen.

Herrscherkronen zieren mit Gold und Steinen
Dich viele,
Weit in die Lande hinaus leuchtet ihr strahlend
Geschmeid,
Doch drei andere noch gab Dir der Himmel
zu tragen,
Die sich im Kampfe des Seins nur der Ge-
prüfte gewinnt:
Hehr ist die Krone des Alters, sie glänzt
von schimmernden Perlen,
Von des Gebirges Schnee lieh sie das strah-
lende Weiß;
Heiliger noch ist die Krone des Leids, denn
vergossene Tränen,
Zu Diamanten erstarrt, sind ihre köstliche Zier.
Und die herrlichste schufst Du Dir selbst, die
Krone des Friedens,
Da Du den Völkern der Welt blutige Schlach-
ten erspart.
Trag' Deine Kronen, erhabener Greis, o trag'
sie noch lange,
Leuchte uns treulich voran, schreitend auf
steinigem Pfad.
Siehe, wir beugen uns fromm vor den
Mächten, die Dich gekrönet,
Und wir verehren den Tag, der Dich zum
Herrscher geweiht.

Friedrich Adolf Geißler.

*

Die Huldigung der Kinder.

Sie kommen hergezogen
In langen, bunten Wogen,
Geschlossen, Reih' an Reih',
Mit kurzen, festen Schritten,
Die Fahnen in der Mitten,
Den Blick so hell und frei!

Noch keinem Amt verschworen,
Der Zukunft nur geboren,
So unenttäuscht als stark —
Die junge Menschenblüte,
So voll noch aller Güte,
So reich an Duft und Mark!

Was hätten sie zu schenken,
Mit Arm- und Hüteschwenken,
Mit ihrem hellen Gruß?
Sie alle, die vom Leben
Nur nehmen, noch nichts geben —
Oh, einen Überfluß!

Du Fürst im Glanz der Krone,
Auf ruhmgestähltem Throne,
Dem diese heute nah'n —
In Deinen weiten Reichen
Sind sie nur Deinesgleichen,
Drum willst Du sie empfahn!

Sie kommen, Dir zu schenken
Der Herzen erst' Gedenken
An Lieb' und Treu' und Pflicht,
Den ersten Traum vom Leben,
Sie wollen Dir ihn geben —
Vergiß es, Kaiser, nicht!

Du standst, die Hand zum Gruße
Erhoben, in dem Flusse
Der Huldigung um Dich:
Das Bild der Herrschertugend,
Des Volkes heil'ge Jugend —
Zwei Könige grüßten sich!

Marie Eugenie delle Grazie.

*

Mein Kaiser! Wohlgefüllt mit reichen Schätzen
Sind Deine Kammern. Köstliches Gestein
Kleinode, die das trunk'ne Aug' ergötzen,
Und unbezahlbar sind, nennst, Herr, Du Dein.
Doch sag', von allen, die die Truhen hehlen,
Welch edler Stein strahlt Dir in klarstem Licht?
Wie heißt das liebste Deiner Kronjuwelen?..
Es ist der harte Diamant — die Pflicht!

Mein Kaiser! Dunkel ist und voll Gefährden
Des Daseins rätselhaft verschlungner Pfad.
Es strauchelt auch der klügste Mann auf Erden,
Und fallen muß, wer keinen Führer hat.
Sag' an, wer war Dein Halt in Sturm und
Wirrsal?
Wer leitete in Finsternissen dicht
Mit starker Hand Dich durch des Lebens
Irrsal?
Es war die weise Führerin — die Pflicht!

*) Aus „Imperator pacis". Ein Huldigungsbuch deutscher Autoren. Gesammelt und herausgegeben von Karl Braum. (Leipzig. Arthur Cavael. 1910.)

stets bereit war, von seinen Vorrechten aufzugeben, was zum Gedeihen der Allgemeinheit nötig war.

So wenig im Anfange der neuen Ära die Verfassungsform des Staates feststand, so schwankend mußten auch die ersten Versuche sein, die politische Verwaltung neu zu organisieren. Nach der Aufhebung der Patrimonialherrschaften und der bisherigen Hofkommission wurden Staatsbehörden geschaffen, deren Wirksamkeit bald weiter, bald enger begrenzt wurde und deren gegenseitige Beziehungen immer wieder durchgreifende Umgestaltung erfuhren. Es trat eine vollständige Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung ein. Die staatlichen politischen Behörden wurden durch die Überweisung eines Teiles ihres Wirkungskreises an die Gemeinden und Länder entlastet.

Die Zulassung der Vertreter der großen Masse der Bevölkerung zur legislatorischen Tätigkeit war ein sozialpolitischer Fortschritt von weitgehender Bedeutung. Das Bestreben, die soziale Lage des Mittelstandes zu bessern, drückte sich in einer fortgesetzten Reihe von legislatorischen Maßnahmen aus. Neben der Großindustrie wurde auch das Gewerbe Gegenstand steter Fürsorge, eine festere Organisation erleichterte seine Arbeitsverhältnisse und schützte es vor unlauterer Konkurrenz. Doch die österreichische Gesetzgebung bezog sich auch auf den Arbeiterschutz in fabriksmäßigen Betrieben. In den Jahren 1887 bis 1894 wurde ferner die bereits in der Thronrede des Jahres 1885 angekündigte Unfalls- und Krankenversicherung der Arbeiter durchgeführt. Was den Handel und die Industrie des Reiches anlangt, so haben sie sich zum Teil unter schwierigen Verhältnissen doch mächtig entfaltet.

Das Eisenbahnnetz des Reiches ist während der Regierungsperiode unseres Kaisers von bescheidenen Anfängen zu einer ungeahnten Ausdehnung gelangt, was um so höher anzuschlagen ist, als sich gerade in unseren Ländern dem Ausbau erhebliche Terrainschwierigkeiten entgegenstellten. Doch in glänzender Weise hat die heimische Technik über sie zu triumphieren gewußt. Hier zuerst hat man den Mut gefunden, den Schienenstrang in schwindelnde Höhen zu führen und einen Weg über Schluchten und Abgründe zu bahnen. Großartige Tunnelkonstruktionen, mühsame Lawinen- und Wildbachschutzbauten mußten ausgeführt, den Elementen, die immer wieder das Werk der Menschenhand zu zerstören drohten, Einhalt getan werden. Wie der Schienenverkehr, hat auch die Schiffahrt bedeutenden Aufschwung genommen. In gleicher Weise hat sich unser Postwesen in einem mit den früheren Verhältnissen kaum zu vergleichenden Maße fortgebildet. Ebenso intensiv hat sich der Gebrauch des Telegraphen entwickelt; in ähnlicher Weise hat die Benützung des Telephons einen außerordentlichen Aufschwung genommen.

In jede Talschaft blenden blanke Firnen
Im Widerganz auf traumbeladne Stirnen.
Uns predigen unsre Berge: Ewigkeit,
Die Wälder: Größe, und die Felsen: Kraft;
Der Tod gibt wie ein Bruder uns Geleit
Und hält die allzu heiße Sucht in Haft.

Wenn auch in langer Jahre Friedensgang -
Viel fremdes Wesen in das Bergland drang,
Noch leuchten Väterworte gleich Gestirnen
Und warnen, schlägt uns Gold und Gier in Bann.
Gold, das die Völker gleich und elend macht —
Es raubt uns Spiel und Sage, Brauch und Tracht,
Des Hauses Schmuck, des Lebens eigne Art,
Die Formen hold, aus hoher Zeit bewahrt.
Und liegt einmal des Volkstums Wesen brach,
Bald bröckelt aller inn're Reichtum nach,
Bis Zucht und Ehre, Stolz und Treu zerbricht,
In Nacht nur schwelt der Habgier düstres Licht.

O, alle fühlen wir dies finstre Droh'n,
Wir kämpfen stumm und ohne Siegerlohn,
In tausend Kirchen ringen wir zu Gott,
Zu tiefst in unsern Herzen brennt der Hohn
Der Klugen, denen unser Glaube Spott.
Noch lebt und glüht das alte Edelblut,
Fürs Angestammte steht manch Herz in Flammen —
Gott, Kaiser, Vaterland schließt uns zusammen!
So trotzen wir des Alltags Massenflut,
So siegen wir! Kein Hassen, kein Verdammen!
Nur des Bekennens freudiger Männermut:
„Der Geist der Väter ist das höchste Gut!"

Arthur v. Wallpach.

Der Aufschwung Österreichs unter Kaiser Franz Josef I.

Von **Karl Lueger.***)

Die Anfänge des modernen konstitutionellen Staatslebens waren überall tastende und versuchende und so auch in unserem Vaterlande. Es war der dumpfe Drang zu vollerem Leben, das starke Bewußtsein, daß die Jahrhunderte alten Staatsformen abgebraucht seien und daß es in der alten Weise nicht mehr fortgehe, die den Beginn unseres modernen Staatslebens kennzeichne. Wie ein Symbol der Verjüngung des Reiches erschien darum der kaiserliche Jüngling, als er von dem alten Throne seiner Vorfahren Besitz ergriff. Damit nahm er Abschied von der Jugend und ihrer heiteren Sorglosigkeit, um sich von nun an der mühevollen Aufgabe des Neuaufbaues des Reiches unablässig zu widmen, ein Beispiel getreuester Pflichterfüllung für jeden seiner Untertanen.

Schwieriger waren für diese Aufgabe die Verhältnisse in Österreich als in anderen Ländern. Denn mit der politischen war und ist hier stets die nationale Frage verknüpft. Dazu fand der junge Kaiser keine festen und politisch geschulten Parteien vor, und so konnte die vom Kaiser angebahnte Heranziehung der Bevölkerung zur Teilnahme an der Gesetzgebung, die Sammlung aller Kräfte zur Neugestaltung des Reiches nur allmählich bewirkt werden. Dem Bestreben, die geeignete Form hiefür zu finden, welche die Interessen aller seiner Völker wahren und den gesteigerten Anforderungen modernen Lebens entsprechen würde, hat während eines geraumen Teiles seiner Regierung die Sorge des Kaisers gegolten, der

*) Aus dem von M. Herzig herausgegebenen Werke „An Ehren und an Siegen reich". — Die einzige literarische Arbeit Luegers.

heime und Erholungsstätten. Für die körperlich schwachen sind Ferienkolonien und Seehospize gegründet worden, wo sie wieder Kräfte sammeln können. Blinde, taubstumme und schwachsinnige Kinder erhalten Unterricht, um ihre beschränkte Arbeitskraft entsprechend auszubilden und nach dem Maße ihrer Fähigkeiten für ihren Unterhalt sorgen zu können. Die Aufgabe der Armenpflege hat in unserer Zeit eine ungeheure Ausdehnung gewonnen. Almosen und Mildtaten einzelner Personen, die emsige Fürsorge zahlreicher humanitärer Vereine und Gesellschaften und in bedeutendem Maße öffentliche Mittel wirken zusammen, um die größte Not zu stillen. Greisenasyle, Versorgungshäuser, Volksküchen, Tee- und Suppenanstalten verschaffen dem Unbemittelten gesunde Nahrung, der Obdachlose findet Unterkunft in den Asylen und Wärmestuben. In großartiger Weise hat sich die öffentliche Krankenpflege entfaltet. Gegenüber den Spitälern früherer Zeit bedeuten die in großer Zahl errichteten neuen Krankenanstalten, die den weitestgehenden hygienischen Anforderungen entsprechen, einen ungeheuren Fortschritt, und sie sind noch immer in weiterer Entwicklung begriffen.

Alle die mannigfachen Phasen der Entwicklung unseres modernen Staatslebens spiegeln sich natürlich auf das schärfste in dem öffentlichen Leben der Gemeinden, nirgends aber deutlicher als in der Verwaltung der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Mit dem kaiserlichen Handschreiben vom 20. Dezember 1857 wurde „mit Rücksicht auf eine entsprechende Verbindung der inneren Stadt mit den Vorstädten" die Auflassung der Umwallung der inneren Stadt sowie des Grabens um dieselbe angeordnet und befohlen, „daß auf die Verschönerung der Residenz- und Reichshauptstadt Bedacht genommen werde". Am 8. Februar 1869 sanktionierte der Kaiser das Gesetz über die Regulierung der Donau von Nußdorf bis Fischamend, am 18. Juli 1892 jenes bezüglich der Ausführung von öffentlichen Verkehrsanlagen. Nunmehr war es auch möglich, den Wienfluß zu regulieren und die Gefahren zu bannen, welche von dieser Seite die Stadt bedrohten; auch kam durch dieses Gesetz der Bau der Wiener Stadtbahn zustande. Zur Gesundung der Stadt gehörte die Beschaffung guten Trinkwassers. Die Kaiser Franz Josef-Hochquellenleitung in Wien ist eines der größten Werke, welche in der Neuzeit geschaffen wurden. Durch das Gesetz vom 19. Dezember 1890 endlich folgte der ersten Stadterweiterung die Einbeziehung der Vororte in die Gemarkung der Stadt. Mit derselben fielen die Linienwälle. Aus dem engbegrenzten Stadtgebiete des Jahres 1848 war eine große Millionenstadt geworden, deren Bedürfnisse weit über die der alten Stadt hinausreichten und befriedigt werden mußten.

Überblicken wir den Zeitraum seit der Erlassung des ersten Gemeindestatuts, so kann man wohl sagen, daß die Stadt Wien unter

Im Jahre 1882 wurde zur Hebung des Sparsinnes der ärmeren Bevölkerung und damit des Volkswohlstandes überhaupt die Postsparkasse errichtet, und im Jahre 1887 ist dann als ganz selbständige österreichische Einführung ein Scheck- und Clearingverkehr mit der Postsparkasse verbunden und damit ein überaus erfolgreicher Versuch der Verstaatlichung des Bankwesens gemacht worden. Die segensreiche Tätigkeit der Postsparkasse hatte aber auch einen mächtigen Aufschwung des Sparkassenwesens im allgemeinen zur Folge, indem die Vereins- und Gemeindekassen zu intensiverer Wirksamkeit angespornt wurden. Zugleich vermehrte sich die Zahl der Sparanstalten und ihrer Mitglieder ungemein schnell.

Die Fortschritte, die auf jedem Gebiete des öffentlichen Lebens seit dem Regierungsantritte unseres Kaisers gemacht worden sind und von denen nur ein kleiner Teil hier aufgezählt wurde, haben ihren natürlichen Einfluß auf die bürgerlichen Lebensbedingungen geübt. Die Lebensführung auch der ärmeren Klassen hat sich auf eine höhere Stufe erhoben. Man nährt sich rationeller, man kleidet sich besser, die Wohnungen sind reiner, lichter und luftiger, hygienische Maßnahmen aller Art, wie: ausgiebige Wasserversorgung, Kanalisation, Desinfektion, schützen vor Verbreitung epidemischer Krankheiten, ärztliche Hilfe und Spitalspflege sind für alle bereit; die Regelung der Arbeitszeit und die wohltätige Sonntagsruhe im Geschäfts-, Gewerbe- und Fabriksbetriebe teilen die Zeit in entsprechendem Verhältnis zwischen Arbeit und Ruhe und gönnen Geist und Körper die nötige Erholung. Die richtige Erkenntnis von dem Wert eines gesunden Leibes führte zur sportlichen Körperübung, die nicht mehr das Privilegium der bemittelten Klassen ist, sondern auch die Ärmeren erfreut und stärkt. Der verbesserte Schulunterricht erhöhte auch die geistigen Interessen, immer größere Massen drängen nach Fortbildung, nach Erweiterung ihres Wissenskreises, der Sinn für Wissenschaft und Kunst und für ihre Äußerungen ist allgemeiner geworden und die Errungenschaften der Kultur dringen bis in das bescheidenste Heim. Wo aber die Kraft des einzelnen nicht ausreicht, sich das Unentbehrliche zu schaffen und selbsttätig die Bedingungen zu erfüllen, die Arbeitskraft und Gesundheit zu sichern, da setzt die allgemeine Wohlfahrtspflege ein. Die öffentliche Fürsorge sucht die Schwächsten auf: dem Weib in Kindsnöten wird Hilfe und Pflege in Anstalten, die sich auch der Findlinge annehmen und den armen Kindern erste Unterkunft und Versorgung gewähren, Säuglingsheime und Krippen übernehmen die Kinder, die nicht in Privatpflege kommen, Waisenhäuser öffnen sich für die elternlosen; die heranwachsenden Kleinen, die von ihren der Arbeit außer dem Hause obliegenden Eltern nicht beaufsichtigt werden können, werden in Kinderbewahranstalten und Kinderheimen aufgenommen, für die verwahrlosten sind Kinderasyle und Internate da, für die kranken Spitäler, Rekonvaleszenten-

hergegeben hat. Wenn er das Hochquellenwasser trinkt, dann denkt er an den Kaiser, welcher den Kaiserbrunnen der Stadt Wien geschenkt hat. Kurz, wohin der Wiener blickt, überall sieht er die gnädige Hand seines Herrschers, sieht er, daß der Kaiser es ist, der dem Aufblühen der Stadt immer die größte Aufmerksamkeit, immer das größte Wohlwollen geschenkt hat.

Wenn er dem großen Kinderspital den Namen des Kaisers beigelegt, wenn er die städtische Versicherungsanstalt mit dem Namen des Kaisers geschmückt hat, so ist das ein Tribut des Dankes, den er dem Kaiser schuldet. Deswegen wünscht auch jeder Wiener, daß Gott der Herr seinen Kaiser noch lange erhalten möge, zum Schutze der Stadt und des Vaterlandes Österreich; darum besteht sein tägliches Gebet in den Worten: „Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser unser Land!“

Bauernerotik.

Von **Karl Reiterer.**

Wer mit dem Volksleben einigermaßen vertraut ist, weiß, daß das erotische Lied und die Zote nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande zu treffen ist. Der Unterschied zwischen Stadt und Land ist nur der, daß der Städter sich bewußt ist, was er singt, während der Älpler die Tragweite dessen, was er sagt, oft nicht erfaßt. Wer sich mit Bauernerotik befaßt, wird sich hüten müssen, Zoten, die in den Kasernen und Großstadtkneipen entstanden, mit der Erotik des Älplers zu verwechseln. Die Großstadtzote wird von Soldaten, Kellnern und Handlungsreisenden auf das Land hinausgetragen, das erotische Bauernlied, überhaupt die erotische Volkspoesie, ist aus dem Landvolke hervorgegangen, daher bodenständig. Was im Landvolke selbst entstanden ist, kann Humus genannt werden, es hat Erdgeruch und ist der Sammlung wert, nur muß es naturgetreu wiedergegeben und darf nicht gemildert werden. Jede Veränderung ist eine Fälschung. Der Sammler muß unverändert niederschreiben, was und wie er hört. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, habe ich während meines Landaufenthaltes seit dreißig Jahren fleißig beim Volke Umschau gehalten und aufgezeichnet, sowohl im Hoch- als auch im Flachlande. Bei den sogenannten Blesch- und Kirtatänzen, beim Heimgartengeh'n, Weizenschälen, an den Spinnabenden oder bei anderen bäuerlichen Arbeiten und Bräuchen hatte ich Gelegenheit, das Volk zu belauschen, wobei ich hörte, wie sich der Älpler gab. Nicht vor jedem gibt er sich, wie er ist. Vor dem Dorfpfarrer, dem Touristen, dem Städter hat er eine gewisse Scheu, während er sich vor einem

der segensreichen Regierung unseres allverehrten Kaisers zu einer ungeahnten Entfaltung gelangt ist, wie sie ähnlich in keiner Epoche der Jahrhunderte alten Geschichte unserer Stadt zutage tritt.

Was aber in dieser ehrwürdigen Stadt, dem Herzen des alten Habsburgerreiches, immer gleich geblieben ist, das ist die Liebe der Bevölkerung zu ihrem Kaiser und zu ihrem Kaiserhause. Sie ist sprichwörtlich geworden in aller Welt. Gern und freudig hat die Bevölkerung Wiens dieser ihrer Liebe bei allen Gelegenheiten Ausdruck gegeben und dieselbe betätigt im Sinne ihres Kaisers, dessen ganzes Leben der Wohlfahrt seiner Völker gewidmet war. Der bewährten Liebe seiner Völker entspricht das Vertrauen, welches der Kaiser in ihren Patriotismus setzt.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten, wenn all das aufgezählt werden müßte, was in Wien in den letzten Jahrzehnten neu geschaffen und neu organisiert wurde.

Wenn es einem alten Wiener vergönnt wäre, aus dem Grabe aufzustehen und seine Vaterstadt zu besichtigen, er würde sie kaum mehr erkennen. Nur der alte Steffel, einige andere Kirchen und Paläste würden ihn erinnern, daß er sich in Wien befindet. Neue Straßen sind erstanden, neue Zierden der Stadt sind geschaffen worden, die alten engen Schulhäuser bestehen nicht mehr, an ihre Stelle sind Paläste getreten. Der sogenannte Stellwagen fristet nur mehr ein bescheidenes Dasein; die alten Basteien der Stadt, die Linienwälle, die alten Linientore, alles ist verschwunden und an Stelle derselben bieten sich den Augen prachtvolle Straßenzüge, herzerfreuende Gartenanlagen dar.

Wahrhaftig, der Wiener von heute kann stolz sein auf die Errungenschaften der Neuzeit; er kann stolz sein auf die neuen Einrichtungen zum Schutze der Gesundheit des Volkes, stolz sein auf alle die Herrlichkeiten, die kaiserliche Huld und bürgerlicher Sinn ins Leben gerufen haben. Wenn man die hingebende Liebe des Wieners zu seinem Kaiser begreifen will, dann muß man eben auch wissen, was der Kaiser für Wien geschaffen hat. Wenn man wissen will, wieso es möglich gewesen ist, daß ein Kaiser geehrt wurde wie noch keiner zuvor, wenn man wissen will, wieso es möglich war, daß im Jahre 1879 der prachtvolle Festzug über die Ringstraße zog, wenn man wissen will, warum jede Stiftung mit dem Namen des Kaisers geschmückt wird, dann muß man sich erinnern, daß gerade kaiserlicher Wille und kaiserliche Huld es gewesen sind, die all das geschaffen haben, worauf der Wiener stolz ist.

Wenn der Wiener über die Ringstraße geht, wenn er die prachtvollen Bauten besichtigt, dann denkt er daran, daß der Kaiser es ist, der sie ins Leben gerufen hat. Wenn er sein stolzes Rathaus betrachtet, dann denkt er daran, daß kaiserliche Huld und Gnade den Boden hiezu

Zautänzen, Schützentänzen u. s. w. ist das Erotische des Volkslebens bemerkbar. Vor hundert und mehr Jahren war es üblich, daß bei den Bauernhochzeiten in der nordwestlichen Steiermark nach Entfernung der Hochzeitgäste die „Ledigen" sich unterhalten durften. Heute sind die althergebrachten Rummel- und Branntweintänze geschwunden, weil auch die Wohlhabenheit der bäuerlichen Bevölkerung geschwunden ist, immerhin aber findet der Bauernbub auch in der Jetztzeit noch Gelegenheit, sich beim Tanze zu vergnügen. Im Gebirge kommen an den Sonntagabenden irgendwo bei einem Bauern die jungen Leute zusammen und tanzen nach den Klängen eines Fotzhobels*) oder eines Maurerklaviers.**) In Donnersbachwald, einem Gebirgsdorfe bei Irdning, traf ich es, daß die Sennerinnen an den Sonntagen förmliche Tänze veranstalteten; daß Zucht und Sitte dabei litten, ist selbstredend; daher auch die vielen unehelichen Kinder in Alpendörfern.

Ein Stück Liebesleben spielt sich beim Fenster der Bauerndirn ab. Sobald der Abend hereinbricht, verläßt der Bub nach dem Essen sein Haus und sucht Kameraden, die mit ihm, wie man sich in Steiermark und Kärnten ausdrückt, aufs Gassel geh'n. Anfangs bleibt man schockweise beisammen, zuletzt zerstreuen sie sich. Es wird vielfach geglaubt, der Bursche gehe nur an Samstagen zum Fenster der Dirn, aber nachfolgendes Bauernsprüchel aus dem steirischen Ennstale besagt, daß man jeden Tag der Woche benützt, um zur Dirn zu gelangen:

Montags gehn die Hoamlichen,
Dienstags die Schönen,
Mittwochs die Kropferten
Und Freitags die Lumpen,
Samstags gehn die Krapfenbettler
Und Sonntags hats a jeds gnöt(ig)er.

Kann der Bub nicht heiraten, so begnügt er sich damit, eine Trangin***) zu halten. Die unehelichen Kinder sind zumal im Gebirge, wo es wenig Keuschler und Inwohner gibt, zu treffen. Es gibt meistens nur Bauernhöfe in Gebirgsgemeinden, höchstens, daß zwei wo in einer Badstubn beisammen hocken. Es sind dies ältere Mägde mit zwei oder drei ledigen Kindern, wie man die unehelichen Kinder auf dem Lande gemeinhin nennt. Der Bursche geht in den Holzberg oder ins Tagwerk, die Dirn bleibt daheim und geht ab und zu waschen, Korn schneiden, oder sie spinnt für Bäuerinnen. Auch mit der Nadel behelfen sich viele. Es sind dies die Flickschneiderinnen im Gebirge.

Bei verschiedenen Hausarbeiten und landwirtschaftlichen Bräuchen kommt die Bauernerotik weiters zur Geltung. Ich erinnere mich an das Ölausschlagen, Spinnen, Wischbrocken, Krauthacken, Haarheizen, Kernheppeln, Weizenschälen u. s. w.

*) Mundharmonika. **)) Ziehharmonika. ***) Geliebte.

guten Bekannten, wie man sagt, gehen läßt. Zumal dann, wenn das Getränk auf den Bauernhochzeiten und Tanzunterhaltungen in der Wirtsstube des Dorfes seine Wirkung zeigt, bricht sich der Hang zur erotischen Volkspoesie Bahn. Erwähnen möchte ich noch, daß nicht nur im Liede, sondern auch im Bauernspruche viel Erotik liegt. Ich nenne vor allem die bäuerlichen Gasselsprüche, Zimmerersprüche, Brunnensprüche, Liebessprüche u. s. w., wie sie im Gebirge zu treffen sind. Diese sind nicht minder originell als das erotische Lied und der Vierzeiler. Das Bauernhaus ist die Stätte, wo das ländliche Volkstum in seiner Gänze zur Geltung kommt. Der Bauer hält viel auf sein Haus, auch wenn es der einfachste Bau ist. Kein Wunder, daß man im Hause das meiste Volksleben beobachten kann, spielt sich in ihm ja alles ab, was die menschliche Seele bewegt: Jeder Geburts- und Todfall, die Liebe, die Ehe, die Treue, das Dienstleutwesen u. s. w.

Schon wenn ein neues Haus gebaut wird, klammert sich an das Ereignis — ein solches ist der Bau im Dorfe — die Volkspoesie, und man singt:

Beim Sattler a neugs Haus,
Und beim Soler a neugs Doch,
Und s .... auer Menschl *)
Lauft in Schuasterbuam noch.

Bodenständigkeit gilt beim Bauer viel. Wer nicht Grund und Boden besitzt, wird auf dem Lande heimlich mit gewisser Rückhältigkeit betrachtet. Ich sage nicht ohne Absicht heimlich, denn dem Gebildeten gegenüber läßt man nichts merken.

Jeder Bua hat sein Dirndl,
Jeder Jaga hat sein Bix**),
Jeder Bettler hat sein Hunderl,
Nur unserana hat nix,

klagt der Bauernknecht, wenn er sich von allen verlassen sieht und ihm zum Bewußtsein kommt, daß die Besitzlosigkeit etwas Unangenehmes ist. Der Bub erhält zu verschiedenen Zeiten des Jahres von der Dirn ein Geschenk. Mancher gibt, heißt es im Volksmunde, sein Schmarotzen um 50 Gulden nit her.

Der Liebesaberglaube spielt im Volksleben keine unbedeutende Rolle. Zumal das weibliche Geschlecht ist es, das zu den unglaublichsten Mitteln greift, um einen Mann zu bekommen oder den Geliebten zu erhalten. Unter anderem wirft das verliebte Bauerndirndl die Frage auf: Wird mir der Geliebte treu bleiben? Verschiedene Volksbräuche, das Liebesleben betreffend, haben eine originelle Färbung.

Das bäuerliche Liebesleben kommt auf den Tanzböden nicht nur häufig, sondern auch drastisch zum Ausdrucke: Nicht nur bei den dorfüblichen Blesch- und Kirchtagtänzen, nein, auch bei den Brecheltänzen,

*) Geliebte. **) Büchse.

und unsittlich, daß ihr Druck beanstandet würde. Zur Zote mit minder erotischer Schattierung sind u. a. die Stichgsangeln, die „Lumpnliadl" u. s. w. zu zählen. Beim Steirertanzen werden, was erklärend beigefügt sei, Liedeln „aufgeben", wenn die Musik schweigt. Da diese Liedeln man einander zum Trotz singt, nennt man sie auch „Trutzliadln". In der nordwestlichen Steiermark kennt man sie unter dem Namen „Stichgsangln" oder „Lumpnliadln".

Wie derb auch einzelne Ausdrücke in den Stichgsangeln sind, so möge man doch erwägen, daß diese Art Volkspoesie das Produkt gegenseitigen Beschimpfungseifers ist und der Bub nur der momentanen Eingebung folgt, wenn er sich äußert, um seinen Gegner zu übertrumpfen. Gewöhnlich sind es Nebenbuhler, die sich auf den Tanzböden gegenseitig mit Stichgsangeln traktieren, und der Zweck ist nicht nur der, den Partner zu verletzen, sondern auch die Zuhörer zu unterhalten. Wer mehr Lacher auf seiner Seite hat, gilt als Sieger.

Begräbnisluxus.

Von **Dr. Friedrich Selle.**

Keine trauernde Seele wird ihre Lieben ohne Feierlichkeit, ohne Ehrengeleit, ohne Ehrenschmuck den letzten Weg in den dunkeln Schoß der Erde antreten lassen. Auch bei den rohesten Völkern findet sich irgendeine Spur von Totenkult und Begräbnisluxus. Ob die Ägypter dem Leichnam ein umständliches Erhaltungsverfahren zuteil werden ließen und den Körpern Häuser für Jahrtausende bauten, ob unsere deutschen Vorfahren den Ihrigen Waffen und Gerät, ja Rosse, mit ins Grab gaben, ob Griechen und Römer den Pomp geradezu als Pflicht bei der Bestattung bezeichneten, ob seefahrende Völker ihre Leichen auf einen kleinen Kahn legten und ihn vom Winde jenseits des Meeres, wo sie die Heimat suchten, treiben ließen: immer will das natürliche Empfinden die Ehrung der teuren Toten. Das Christentum hat ursprünglich die Ehrung der Verschiedenen hinter der Auferstehungshoffnung zurücktreten lassen. In einer mehr „verdiesseitigten" Christenheit hat sich auch der ehrende Begräbnisluxus wieder verbreitet. Immerhin, wie auch das Ideal sich dazu verhält, hat der Begräbnisluxus sein wohlerworbenes und seelisch begründetes Recht.

Es gibt aber einen Quantitäts-, einen Repräsentations- und Eitelkeitsluxus der Beerdigung, der keine Billigung verdient, weil er dem ästhetischen wie auch dem sozialethischen Empfinden in gleicher Weise widerspricht. Den sollen diese Zeilen treffen.

Beim Ölausschlagen kaufen die Burschen, wie ich's im steirischen Unterlande traf, den Dirnen starke Zuckerln, damit sie nicht von dem Öldunst befallen werden und ihnen nicht übel wird. Zu Nikolo heißt es, muß die Dirn schon drei Strähne gesponnen haben, sonst darf sie im Fasching mit ihrem Liebhaber nicht auf den Tanz gehen. Im Waldlande ist's üblich, daß die Dirn und die Unterdirn Wisch brocken gehen, bevor der Winter eintritt, gewöhnlich um Martini. Der Bub bindet Besen und die Bank, auf der er sitzt, heißt Wischbank; daran erinnert das Gsangl:

Bei der Wischbank,
Bei der Waschbank,
Bei der Weinbirlbank ah;
Beim Mirzele, Moizele
Is mei Gidonka.

Das Almleben, sagt ein bayrischer Dichter, ist die poetische Blüte des Landlebens. Auf der Alm fühlt sich der Bub frei, er glaubt auch die Sennin für vogelfrei erklärt. Ist die Sonntagsnacht gekommen, zieht man vom Haupttale ins Hochland; vier, fünf und sechs Stunden lang geht man auf die Alm, wo das Senndirndl ist. In einem steirischen Bauerndorfe traf ich einen Knecht, der ging Sonntags zur Bäuerin der Sennin und nahm für diese die Roggenkrapfen mit auf die Alm. Kein Wunder, daß der Bub schelmisch wurde.

Wer den Bauer ganz kennen lernen will, muß ihn auch von jener Seite beleuchten, welche die menschlich schwächste ist. Es wäre über dieses volkskundliche Material nicht schwer zu schreiben, da es vielfach vorkommt und sich der Bauer über die Tragweite dessen, was er in dieser Hinsicht ausdrücken will, nicht recht bewußt ist, aber aus bestimmten Gründen will ich über den Ausfluß bäuerlichen Übermutes, jugendlicher Ausgelassenheit und angeborner Derbheit nichts weiter mitteilen.

Wer, wie ich, Gelegenheit hatte, das Volksleben in unseren Alpentälern vor 20 bis 30 Jahren und heute zu studieren, der mußte finden, daß die Bauernzote im Absterben begriffen ist. Die Jugend der Gegenwart ist eine ganz andere wie die vor einem Menschenalter. Das Derbe hat sich verflacht, die heutigen jungen Leute haben schon, wie man sich ausdrückt, einen „Genierer", man hört hie und da nur einen klobigen Bauernknecht, einen eckigen Holzarbeiter oder ein altes ruppiges Männlein Zotenlieder in angeheitertem Zustande — sonst auch nicht — singen, und in wiederum 30 Jahren wird die Bauernzote verschwunden sein, nicht aber die Stadtzote, die aus verschiedenen Gründen nicht sobald aussterben dürfte.

Bei meinen Volksstudien in den Alpen hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß es eine Dorfzote mit und ohne erotische Schattierung gibt. Von letzterer sei gesprochen, erstere will ich aus begreiflichen Gründen nicht berühren, denn die erotische Dorfzote ist derart derb

bolisieren oder ist sie das Bild dessen, was man gern hätte haben mögen, hat's aber nicht gehabt? Ein letzter Ersatz für den Entgang von Ehre und Würde in den Erdentagen?

Der geschilderte Begräbnisluxus wirkt nicht nur verletzend, weil er unnütz, sondern weil er der Unwahrheit dient.

Ein Leichenzug auf dem Lande, wo die nächsten Nachbarn oder die Mitglieder der Sippe den schlichten Holzsarg tragen, wird in seiner ganzen ärmlichen Echtheit und Natürlichkeit mehr ansprechen als ein geborgter Prunk, wo jeder tarifmäßig berechnen kann, was aufgewendet wird.

Zwar Leichenbestatten ist in den Städten ein Gewerbe. Das Gewerbe muß verdienen. Der Wettbetrieb steigert den Pomp. Das Geschäftsunternehmen kann nichts besseres bieten als repräsentativen Luxus.

Aber in dem Zeitpunkte, wo das Bestattungswesen in den städtischen Betrieb übergeht, kann sich eine Verbesserung anbahnen und eine Stadtgemeinde ihrer Aufgaben auf dem Gebiete der geistigen Kultur gedenken. Selbstverständlich hat die Stadt Graz jetzt die Bestattungsgesellschaften nicht erworben, um auf den Gewinn daraus zu verzichten, noch weniger darf sie Interessenten, die bisher von den Bestattungen Nutzen gezogen haben, um denselben bringen.

Sollte es indes kein Mittel geben, den Betrieb des Begräbniswesens so umzubiegen, daß der berechtigte Ehrungstrieb, der den Luxus will, sich vernünftigerem Aufwande zuwende, und daß zugleich die, welche bisher vom Sterben ihrer Mitmenschen gelebt haben, weiter ihren Verdienst behalten und die Stadtgemeinde den Vorteil für ihre Kassen, Lasten, Pflichten ziehe, um dessentwillen sie die privaten Unternehmungen an sich brachte? Das Luxusbedürfnis auch bei den Beerdigungen ist einmal da und notwendig vorhanden. Es fällt unter das Wort Bismarcks, das er über den Luxus einst beim Empfang von Vertretern der deutschen Handelskammern aussprach: „Es ist notwendig, daß es Leute und Familien gibt, die auch für den Luxus ausgeben können. Millionen leben davon. Schaffen Sie den Luxus ab, so zerstören Sie eine Menge Existenzen." Nur die Einschränkung wäre hinzuzufügen, es sollte einen angemessenen, nicht sinnlosen und sittlich würdigen Prunk geben, es sollte das Prunkbedürfnis geläutert und in den Dienst großer Ideen und Aufgaben abgeleitet werden.

Zunächst freilich müßte in den Großstädten der stundenlange Leichenzug durch die Gassen abgestellt werden. Die Leichen müßten ohne Ausnahme von einer schönen würdigen Friedhofkapelle aus beerdigt werden. Der zur Schau gestellte Marstall fiele dann weg, aber Träger brauchte man auch auf dem Friedhof. Und wie viel mehr gesammelt,

Mitten durch den Straßenlärm der Großstadt, hier aufgehalten durch Lasten- oder Trambahnwägen, dort selber ein Verkehrshindernis, im seltsamen Gegensatz gegen das nicht stockende, rasche und rege öffentliche Leben bewegt sich eine „erstklassige Leiche“. Im sechsspännigen Glaswagen die Leiche, zur Seite eine Schar Trabanten und Fouriere mit den dicksten Wachskerzen, die Geistlichkeit in einer Art schwarzer Krönungskutsche. Wägen mit Massenblumenschmuck, hinterher die zur Schau gestellte Trauer, die gesellschaftliche Pflicht, die Neugier! Das kostet unter Umständen Tausende und ist nichts mehr denn sinnloser Quantitätsluxus. Die alten Ägypter trieben derartigen Luxus, wenn sie zu ihren Grabkammern Riesengebäude aufführten und dabei schonungslos nicht nur Stein-, sondern auch Menschenmassen vergeudeten. Hier werden Unsummen zu ausschweifendem Blumenluxus, zur Parade und Prozession schöner Pferde und lackierter Kutschen vergeudet und eine massige Überladung erzeugt, die nicht einmal ästhetisch schön wirkt und den durch die konventionelle Pflicht Genötigten oft Veranlassung zu den grimmigsten Klagen gibt. Was da auffährt und prunkt, ist der Hofstaat eines Kavaliers des 17. und 18. Jahrhunderts. Hat es einen Sinn, unsere Toten, die im Leben nie in sechsspännigen Kutschen gesessen sind, zur Bestattung in solche zu legen? Kann die Verschwendung von Wachskerzen, die hernach nur die Rechnung erhöhen, der Blumen- und Kränzeaufwand, der auf den Dunghaufen wandert, ein gesunder Luxus genannt werden? Bleiben bei dem Hindurchquetschen des Leichenzugs durch die Großstadtgassen und Märkte die Idee desselben, die Mittrauer, der Ernst, der Friede des Todes, der religiös verbindende Gedanke, sei es Fürbitte, sei es Gemeinschaft, gewahrt? Müssen nicht die heiligsten Regungen der Trauernden verletzt werden, wenn sie gezwungen sind, zudringlicher Neugierde zum Opfer zu dienen? Spricht nicht der gebräuchliche Ausdruck der gesättigten Schaulust, „es war eine schöne Leiche“, ein deutliches Urteil über den Mißbrauch aus? Von den peinlichen Gedanken des Geistlichen erst nicht zu reden, der in den Prunkwagen, etwa mit Trabanten hinter ihm auf dem Tritt, gesetzt wird, zumal wenn Verwandte und Angehörige hinten nach zu Fuß gehen? Wäre da nicht ein Gemälde moderner Realistik zum Gericht über den Unfug am Platze, das voran den Diener Christi in seinem Glanz und hinter dem Sarge, arm und schlicht, wie er auf Erden wandelte, Christus selbst als Tröster darstellte? Jedenfalls ist da Goethes Verurteilung am Platze: „Ich hasse den Luxus, denn er zerstört die Phantasie“, ja mehr noch, die Ethik. Und was soll das Heer von Trabanten um den Sarg und das Grab, die oft genug den Leidtragenden selber den Platz verengen? Wer von den gewöhnlichen Sterblichen hatte denn im Leben solch Gefolge? Hat die erborgte, zum Kondukt in schwarze Röcke gesteckte Dienerschaft irgendeine notwendige Beziehung zum Verstorbenen? Hat sie irgendetwas zu sym-

Wenn uns solcherart der Hamburger Friedhof geschildert wird, so begreifen wir bald die treffliche Vereinigung des Nützlichkeits- und Schönheitsstandpunktes und die einladende Kraft solcher Ideale, den geschmacklosen Luxus zu läutern und wahrhaft segensreich zu wirken. Denn auch das reiche Hamburg hätte diesen Garten nicht schaffen können, wenn nicht der edle, vom Senat der Stadt dargebotene Gedanke die Mittel herausgelockt hätte. Übrigens hat sich auch München in seinem im September 1908 eröffneten 60 Hektar großen Waldfriedhof Ähnliches zu schaffen begonnen.

Indes die Stadt Graz will unmittelbaren Gewinn aus dem Bestattungswesen ziehen. Kann sie nicht, was das Gewerbe nicht konnte, denen, die mit Trauerluxus die Ihren ehren wollen, sagen: Ehren Sie mit einer Stiftung, einer Spende für die vielen humanitären Werke, zu denen unsere Kassen nicht zureichen? Dürfte denn nicht eine öffentliche Bekanntgabe: N. N. hat seinen heimgegangenen Vater, seine teure Mutter mit 1000 K Spende für die Schule in der und der Gasse, für den Knabenhort, für die Armenbeteilung, für eine Wärmestube, für eine Straßenverbesserung, für billige und gesunde Arbeiterwohnungen, für ein Freibett im Krankenhause, für Verbesserung der Kost im Armenhause und hunderterlei solcher Dinge den Standesrücksichtenluxus besser befriedigen als die pompöse Auffahrt in der Stadt zum Friedhof? Es käme nur auf die Erziehung der Öffentlichkeit und die gewählte Form dabei an. Sicher aber kann man auf eine, Gott sei Dank, noch nicht seltene Gabe von Bürgersinn und Gemeinsinn solcher hoffen, die ihre Vaterstadt lieb haben und gern eine Art des Aufwandes zur Ehrung des Gedächtnisses ihrer Toten wählen werden, die ihren Namen im guten Werke der Öffentlichkeit unvergeßlich macht und ebenso dem Gemeinwohl der Stadt hilft. Gerade die Beteiligung des Gemüts macht die Begräbnisveranstaltung geeignet, das Luxusbedürfnis in das edlere Bett der Gemeinnützigkeit überzuführen, und gerade der Stadt, als einer Trägerin der geistigen Kultur, kommt es zu, einen solchen Betrieb, wenn er nun von ihr übernommen wird, vom bloßen Geschäft auf die höhere Stufe der Sozialethik zu erheben. Sie könnte das, ohne ihren Vorteil zurückzustellen, ohne ihre Kapitalien zinslos zu verausgaben. Auf alle Fälle steht einem Stadtwesen mit ernsten Pflichten, sozialer Not, ein Wettbewerb mit den Mitteln der Darbietung von Ehre, Anerkennung und Beifall für Gemeinnützigkeit besser an als eine Konkurrenz der schönsten Leichenwagen und dicksten Wachskerzen.

Hinterbliebene Leidtragende aber, die das Angedenken ihrer Verstorbenen durch Luxus ehren wollen, darf man erinnern an das, was von Mohammed erzählt wird. Ein Schüler Mohammeds ging eines

unbehelligt durch die ermattende Wagenfahrt im Schritt vor Gaffenden und Schwatzenden, könnten dann die Leidtragenden an die Gräber der Ihrigen treten.

Die Kranzspenden werden jetzt schon häufig zum Besten wohltätiger Unternehmungen dankend abgelehnt. Das ist doch eine beträchtliche Schädigung der Gärtnerei. Wie leicht aber ließe sich ihr ein noch größerer Verdienst schaffen und gleichzeitig dem öffentlichen Wohle dienen, wenn die Stadtgemeinde die Ehrungen durch die holden Kinder Floras auf Anpflanzen von Bäumen in den Gassen und öffentlichen Anlagen, auf Herstellung von Blumenschmuck auf Plätzen, endlich auf die Gründung von Parks und Erholungshainen ableitete! Die Städte sind dazu verpflichtet und die oft so schwer zu beschaffenden Mittel könnten durch ein vernünftig geleitetes Ehrungsbedürfnis bei Todesfällen leicht hereinkommen. Du willst den Verblichenen ehren! Nun gut, so tue es durch eine Spende für den gedachten Zweck. Will's die Eitelkeit, so kann die Anlage, der Baum, der Blumenschmuck leicht den lieben Namen des Spenders tragen. Wenn man sich dazu entschlösse, unsere Friedhöfe in weite öffentliche Parks umzuwandeln, wie viel Raum wäre da, genannte Gedanken zu verwirklichen und den Städten einen erheblichen Teil ihrer Aufgaben, für Wald- und Wiesengürtel zu sorgen, zu erleichtern! Vorbildlich ist die großartige Anlage des Zentralfriedhofes von Hamburg in Ohlsdorf. Es hat solche bis heute keine andere Stadt aufzuweisen. Auf Sand und Kiefernheide haben hier Architektur, Skulptur und Landschaftsgärtnerei eine Wunderschöpfung entstehen lassen. Ihrer tiefen Wirkung und ihrem ernsten Zauber kann sich niemand entziehen, der nur einmal durch die stillen Haine und das üppige Rosengewirr zwischen den Hügeln und märchenhaften Weihern einhergewandert ist. Die Gartenkunst leistet hier der Religion und dem Gemüt die edelsten Dienste. Der ganze Friedhof macht durchaus nicht den Eindruck des Todes und der Verwesung, sondern freundlich und liebvoll einladend tritt alles dem Besucher entgegen und löst auch den herbsten Schmerz zu ernster seelischer Ruhe. Es sind die Gefilde der Seligen, die wir hier betreten, und keine menschliche Phantasie vermag sie uns bezaubernder auszumalen, als sie hier in Wirklichkeit dargestellt sind. 186 Hektar umfaßt dieser seit 1877 benützte Friedhof. Allenthalben durchziehen das Gelände schöne Alleen, die mannigfaltig von Koniferen, Stauden, Blumenbeeten und Gerank umsäumt sind. Über zierliche Brücken, an anmutigen Teichen und Seen vorbei gelangen wir nach dem Rosengarten, der zur Blütezeit eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges darstellt. Hübsche, schmiedeiserne Wegweiser nennen uns die Straßennamen, und über das ganze Terrain verteilte Promenadenbänke laden zum Verweilen ein.

diesen Überschwemmungen in den übrigen Alpen 27, in der Rheinprovinz 200, in Südungarn an 300 Personen ums Leben gekommen sind!

Verdächtig als Urheber dieser Missetaten, die sich auch in anderen Weltteilen bemerkbar machten, ist ein gewisser Komet Hallay, der sich zur Zeit in der Erdnähe herumgetrieben haben soll, doch ist sein Alibi nicht sicher nachweisbar. Jedenfalls hat er die Flucht ergriffen.

Die päpstlichen Hirtenbriefe betreiben seit einiger Zeit die Los von Rombewegung, als ob sie dafür bezahlt wären. Bei jedem Schütteln fallen Äpfel. Wenn's auch „faule" sind, wie sie sagen, leid tut es ihnen doch drum. Ich als Papst — schade, daß ich's nicht bin — würde in so kritischen Zeiten für meine Verkündungen wenigstens eine andere Form wählen, um nicht in den Geruch eines Unruhestifters zu kommen. An sich sind solche Papstmanifeste ja selbstverständlich, und wer die bischöflichen Sendschreiben liest, die kirchlichen Zeitungspolemiken beachtet oder gar die Volkspredigten hört, dem sind diese Losgehereien wahrlich nichts Neues. Obschon man sagt, daß die neueste Enzyklika die ärgste gewesen. Das war doch seit frühem Mittelalter so, überhaupt seit Rom mit anderen christlichen Bekenntnissen zu streiten hat, und wird so beiben. Darum wundert es mich, daß man wegen der neuesten Enzyklika wieder so viel Aufhebens gemacht. Daß es nicht schön ist von Rom, wenn es trotz aller Gegenversicherungen in der Welt immer Zwietracht und Unduldsamkeit zu säen sucht, das ist klar. Aber es ist auch nicht gut und macht nur Feinde, Feinde, Feinde! — Ja, wenn die Protestanten solche Kundgebungen so gleichgültig hinnehmen würden, als es die — Katholiken tun, dann hätt's keine Gefahr. Die ungeheure Mehrzahl der Katholiken, nicht bloß die gebildeten, auch das große Landvolk, wenn es nicht verhetzt wird, ist von Herzen bestrebt, Frieden zu halten mit den Mitbürgern anderer Bekenntnisse und die Religion nicht zum Zankapfel und zum Haßerreger zu entwürdigen. — Einen Prälaten hörte ich sagen: Vom katholischen Volke könnte mancher seiner Oberen Wohlanständigkeit lernen. — Wenn die Verteidiger der Enzyklika hinweisen, daß auch die Protestanten hetzen, so möchte ich doch fragen, ob die katholische Kirche denn gar nichts Gutes voraus haben wolle vor ihren verhaßten Gegnern?

Die Art der Fremdenverkehrsbestrebungen in den Ostalpen will mir nicht in allen Punkten einleuchten. Den Salzburgern und Kärntnern fallen durch die neuen Alpenbahnen freilich die Früchte umsonst in den Schoß, die wir Steirer so teuer mit kultivieren halfen. Wir vermögen es nicht, die völlig veränderte Lage des Fremdenverkehres zu

Tages zu diesem und sagte ihm: „Meine Mutter ist gestorben. Nenne mir, o Prophet, das beste Denkmal, das ich ihr setzen kann!“ „Grabe einen Brunnen und gib das Wasser den Durstigen!“ erwiderte Mohammed.

Heimgärtners Tagebuch.

Wie dies Jahr, so weiß ich's noch nie. Nach einem gänzlich mißratenen Winter setzte im Frühjahre der Regen ein. Es regnete — wie bei der Sündflut — vierzig Tage und Nächte lang, mit einigen Kunstpausen. Es war ein über ganz Mitteleuropa verbreiteter Landregen. Aber das Merkwürdige war, daß mitten in ruhigen, gemäßigten Regentagen plötzlich aus Ost oder Süd unbändige Stürme mit Wolkenbrüchen daherkamen, die ganze weite Ebenen und Täler in Wasser legten und mit Schutt und Schlamm der Berge überschütteten. Überschwemmungen von Serbien bis an den Rhein durch die ganzen Alpen und noch weiter hin. Hunderte von Personen ertrunken oder wurden erschlagen, zahlreiche Ortschaften zerstört, Milliarden von Wert vernichtet. In Steiermark hat besonders die Lantschgruppe ihre Wässer hinausgewälzt in die lieblichen Täler gegen Osten und Süden und dort aus den blühenden Wiesen, Gärten und Feldern Schuttwüsten gemacht. Wunderlich, wie so enge Wassersammelgebiete so weitgestreckte Verheerungen anrichten können. Gibt es nicht Überschwemmungstheorien? Es wäre zu untersuchen, welche Gegendverhältnisse die gefährlichsten sind, denn es liegt gewiß nicht in der Art und Weise der Regen und Wolkenbrüche allein, es liegt auch an der Formation der Berge, an der Art des Bodens, an dem, ob er kahl oder bewachsen ist u. s. w., es liegt auch an dem landschaftlichen Baue der Gegend. Nach meiner Meinung sind bei anhaltendem Landregen die langen Flüsse, die durch weite Gegenden kommen, gefährlich; bei Wolkenbrüchen und heftigen Platzregen aber die kesselförmigen Gegenden, wo von hundert Schluchten und Mulden die Wässer zu gleicher Zeit in den Hauptbach kommen. Dieser Bach ist für viel Wasser nicht eingerichtet, während der lange Fluß, der alljährlich von irgendeiner Seite auf Hochwasser gefaßt sein muß, sein entsprechend großes Bett hat. Das beckenreiche Quellenbebiet der Raab, die in Steiermark die großen Verheerungen angerichtet hat, ist imstande, aus einem wohlgezielten Wolkenbruch, dessen Wässer von allen Höhen gleichzeitig herabstürzen, eine Riesenüberschwemmung für die Vorlande zu leisten. Oft viele Jahre lang ruhend, hat es jetzt zweimal seine Gewalt entfaltet, und sich seine grausen Tagewerke mit zwölf Menschenleben bezahlen lassen. — Das ist noch gar nicht so viel, wenn man liest, daß bei

der Geschäftsmann stellt es sich vielleicht noch viel günstiger, als ich mir's träumen lasse. Ich will nur sagen, daß, wenn wir Fremde haben wollen, einmal auch noch etwas anderes geschehen muß, als zu sagen, daß zu unseren guten deutschen Gasthöfen und zu unserem schönen Schöckel nur wenig mehr fehlt, als zwischen München und Graz die Schnellzüge. Zu den mancherlei Kleinigkeiten, die den Fremdenverkehr machen, gehört auch ein bischen Allerweltsfreundlichkeit. Wenn der regsame Fremdenverkehrsverein eines Hochtals durch Reklamebilder und Zeitschriften alle Welt einlädt, in sein schönes Alpental zu kommen, so geht es nicht gut an, daß derselbe Verein auf seine öffentlichen Sitzbänke die Worte malen läßt: „Nur für Arier!"

Die Sache braucht uns, dünkt mich, gar nicht aufzuregen. Kommen die Fremden, so seien sie gerne gesehen und freundlich geheimt. Kommen sie nicht, so muß es auch gehen, wie es bisher gegangen ist. In aller Welt gibt es ja schließlich zu wenig Fremde, als daß — alle Welt davon leben könnte.

Wieder einmal ein graues Blatt der Erinnerung. Ich war eigentlich ganz zur rechten Zeit aufgestanden, um das Vaterland zu retten. Das Jahr 1864, als Österreich nach Schleswig-Holstein marschierte! Im selben Jahre stellte ich mich zur Assentierung in Bruck an der Mur. Die Herren murmelten einiges von zu großer Engbrüstigkeit, und daß es gut sein werde, mich noch ein Jahr laufen zu lassen. Im nächsten Jahre wurde ich in Graz zur Stellung berufen. Wie weit sich mittlerweile meine Brustverhältnisse entfaltet hatten, weiß ich nicht; es war nur davon die Rede, daß es schade sei, mich aus der neuen Lebensbahn der Grazer Handelsakademie, in die mich Wohltäter geleitet, wieder herauszureißen. Großmütig brachten die Herren des Mars dem Merkur ein weiß Gott welch empfindliches Opfer und strichen mich aus der Rekrutenliste.

Ein Jahr später kam mein Bruder Jakob zur Assentierung. Sie schienen im ganzen an ihm nichts auszusetzen zu haben, fanden aber auch keine Merkmale, die ihn für eine besonders wünschenswerte Akquisition erscheinen ließen. In diesem leichten Zwiespalt fragte einer der Offiziere meinen Bruder: „Sagen Sie einmal, blieben Sie lieber da, oder gingen Sie lieber heim?" Da wendete sich das kleine Kerlchen gegen den Offizier und sagte schneidig: „Meine Herren, die Freiheit wär' mir lieber." „So schauen Sie, daß Sie weiter kommen", sagte der Offizier, damit war es abgetan und das Vaterland war eines Verteidigers ärmer.

1866, als alle steirischen Regimenter nach Böhmen geworfen wurden, wären wir mitmarschiert, und manchmal seither habe ich meinen Bruder

parieren. Bunte Reklamebilder und gute Eilzugsverbindungen machen unser Kraut nicht fett. Wenn gesagt wird, daß wir uns die Schweiz und Tirol zum Vorbild nehmen sollen, so ist das doch nicht so gemeint, als müßten wir es wie jene machen. Das könnten wir gar nicht und würde für uns auch nicht passen. — Auf Reisehandbücher und dergleichen legt man so viel Gewicht. Ich glaube, diese Literatur kann erst dann wirken, wenn die Fremden schon da sind. Der Reiselustige will vorwegs in ein bestimmtes Land und dann erst kümmert er sich um die richtige Reiseliteratur. Es gibt schon eine Art Schrifttum, das für ein Land ununterbrochene und wirksamste Propaganda macht, aber das sind Werke, die in der deutschen Literatur überhaupt einen festen Platz errungen haben, und sie tun es ganz unabsichtlich, ohne jegliches Merkmal von Geschäftsinteresse oder Reklamerei. So ruft uns Scheffel immerwährend nach dem Rheingau, Gottfried Keller nach der Schweiz, Karl Stieler nach Oberbayern, Adalbert Stifter nach dem Böhmerwald, Fritz Reuter nach Mecklenburg und nun Rudolf Hans Bartsch nach Steiermark. Das ist freilich eine Literatur, die man sich nicht bestellen kann, die gewöhnlich dann und dort still und fruchtbar wirkt, wo sie nicht beabsichtigt war und nicht protegiert wird.

Über unser Verkehrs- und Gasthofswesen hat sich die Fremdenfrage bisher des Weitesten und des Unfruchtbarsten ergangen. Mir will die Jagd nach Fremden überhaupt nicht gefallen und selbst, wenn ich Wirt oder ein anderer Geschäftsmann wäre, möchte ich kaum einstimmen in das allgemeine Marktgeschrei, daß gerade bei uns die besten Pilze wachsen. Wenn ein Land aber wirklich auf die Fremden angewiesen zu sein glaubt, so muß es auch einen soliden Vertrag aufsetzen: Das bieten wir euch, das verlangen wir von euch. Solche Geschäftsleute mit dem gleichen Interesse könnten sich ja zusammen tun zu einer Aktiengesellschaft, um durch normale Reiseunternehmungen den Fremden bequeme, billige und interessante Reisen in den Ostalpen zu ermöglichen. Ich denke mir innerhalb einer Saison fünf Reisefahrten, je eine zu drei Wochen. Eine solche Fahrt ginge zum Beispiel von Wien aus, wo sich die Reisenden aus dem Norden und aus dem Osten sammeln könnten; sie ginge über den Semmering nach Graz, Laibach, Adelsberg (Grotte), Fiume, Abbazia, Brioni, Venedig, Triest, auf der neuen Alpenbahn nach Villach, über die Tauern nach Gastein, Salzburg und München, wo sich die Reise auflösen könnte. Mit den entsprechenden Aufenthaltstagen unterwegs für Besichtigung und Ausflüge. Wenn man zu einer solchen Fahrt per Bahn und Schiff mit Inbegriff der ganzen Verpflegung sich dreihundert Teilnehmer denkt, wovon jeder alles in allem 500 Kronen zahlt, so müßte das einerseits ein gutes Geschäft und andererseits ein schönes Vergnügen geben. Das soll kein Vorschlag mit dem Bleistift sein,

klagte dem Richter nicht geringeres Mißtrauen entgegen als umgekehrt. Jawohl, ein noch größeres. Jeder, der mit Gewalt vor Gericht geführt wird, hat das Gefühl, daß der Richter sein Feind sei, der nur auf die Möglichkeit lauert, ihn in den Arrest oder Kerker zu bringen. Ich als Richter arbeite diesem Vorurteile entgegen. Ich zeige mich — und es kostet mir keine Mühe — dem Angeklagten freundlich und gütig. Ja, ich fahre lieber den Ankläger oder den Staatsanwalt mit einer Derbheit an, als den, der hier entschieden der leidende Teil ist. Ich muß den Angeklagten erst überzeugen, daß ich keinerlei Vorurteil gegen ihn habe, wenn er an die Gerechtigkeit des zu erfolgenden Urteiles soll glauben können. Das habe ich von jenem Bezirksrichter in K., der jeden Kläger anschnauzte, den Geklagten aber in gemütlichster Weise behandelte, um ihn schließlich doch zu acht oder vierzehn Tagen Arrest zu verbiegen. So, daß ein Wilddieb ihm einmal, als der Richter den anklagenden Jäger herb angefahren, ins Gesicht gesagt hat: „Jh bitt, Herr Richter, san S' liaber mit mir grob, is ma liaber, wia nochher sitzn."

Derselbe Richter war aber durchaus nicht höflich mit einem armen Kleinhäusler, der ihm aus seinem Garten Kohlköpfe gestohlen hatte. Er verdonnerte ihn zornig in die Dielen hinein, warf ihm allerlei übelklingende Titel in die Ohren, um schließlich zu sagen: „Wenn Sie noch einmal stehlen, so sperre ich Sie ein. Trollen Sie sich!"

Ottokar Kernstock! Der Name klingt.

Kernstock! Das Wort zwingt ordentlich, sich was Tüchtiges dabei zu denken. Einen kernigen Stock, sei es nun ein Weinstock oder ein Baumstock oder ein Feldherrnstock oder ein Hirtenstab. Nun weist aber Franz Wastian nach, daß der Name Kernstock nicht obige Bedeutung hat, hingegen beziehungsweise zwei andere. Ein altes Wappen der Familie Kernstock stellt einen Baumstrunk vor mit einem Einhorn. Der Dichter selbst deute dieses Bild so, daß der Baumstrunk als Stock und das Horn als G'hörn zu bezeichnen sei. Ein gehörnter Stock, G'hörnstock. Diese Deutung leuchtet mir deshalb nicht ein, weil unser Volk statt „Gehörne" nicht „G'hörn", sondern „G'hirn" sagt, den Namen also „G'hirnstock" ausgesprochen hätte. Auch paßt auf ein lorbeerbekränztes Haupt das „G'hörn" nicht. — Die andere Deutung des Namens ist Kienstock oder Keanstock. Kien oder Kean nennt man in unserem Volke das harzige Kiefernholz, den Kienstock, aus dem die Leuchtspäne gemacht werden, die noch in alten Bauernhäusern als Beleuchtungsmittel dienen. Von diesem Kienstock kommt auch der Kienruß, aus dem die Druckerschwärze hergestellt wird. Ist das nicht unser Dichter Keanstock, der durch den Kienruß, die Druckerschwärze, Licht verbreitet?

---

erinnert: „Du Jakob, jener unglückliche Feldzug wäre anders ausgefallen, wenn wir zwei dabei gewesen wären!“

„Ja,“ antwortete Jakob da einmal, „wenn wir in einem Schachen gerade den Bismarck erwischt und ihn den ganzen Tag über in einem böhmischen Erdäpfelkeller eingesperrt hätten, so hätte es schon anders ausgehen können.“

Wenn Bismarck am 3. Juli 1866, während der Schlacht von Königgrätz, in einen böhmischen Erdäpfelkeller eingesperrt gewesen wäre, und vielleicht noch der deutsche Kronprinz und Moltke dazu — welch ein Gedanke der Weltgeschichte!

Es ist also doch keine Mär: „Ein Verbrecher, der nicht eingesteht, kann nicht zum Tode verurteilt werden. Ja selbst, wenn er's eingesteht, nicht, er braucht das Eingeständnis bloß zu widerrufen, falls die Angst vor der Hinrichtung zu groß wird. Er braucht bloß zu sagen: „Eure Fragerei und Untersucherei ist mir zu fürchterlich geworden, ich wollt' endlich einmal Ruh' haben, so hab' ich halt ja gesagt. Getan hab' ich's nicht.“ Redet er so, dann ist er Gast des Staates auf so und so viele Jahre lang. Oberleutnant Hofrichter hat seinen Giftmord erst gestanden, dann wieder geleugnet, also zwanzig Jahre schweren Kerker. — Wieso zwanzig Jahre schweren Kerker? Hat er's getan, so ist's zu wenig, und hat er's nicht getan, so ist's zu viel. — Man wird wohl freilich so rechnen: Sollte mittlerweile seine Unschuld aufkommen, so kann er ausgelassen werden und wieder zu seinem ehrlichen Namen kommen. Was aber macht man in diesem Falle mit einem Toten? — Indes mit den zwanzig Jahren ist die Geschichte noch nicht aus. Wenn der fünfzigjährige Mann herauskommt, krank, ehrlos und gemieden — was soll er anfangen? Seine Strafe ist eine lebenslängliche. War man von seiner Schuld schon so überzeugt, um ihn mit gutem Gewissen zwanzig Jahre Kerker zu geben, so hätte man — barmherziger sein können.

Außerhalb dieser Erwägung muß man ja zugeben, daß Hofrichter human behandelt worden ist.

Ich mache gerne Ausflüge und denke mich in andere Leute hinein. Jetzt z. B. bin ich Richter. Ich habe zu urteilen über die Gauner, Spitzbuben und Verbrecher. Großmäulige Worte! Fast keiner der Angeklagten ist ein Verbrecher, der in den Gerichtssaal tritt, jeder ist ein ehrlicher Mensch, wenn man seinen Angaben glauben darf. Erst der Richter, der das Urteil fällt, macht ihn offiziell zum Verbrecher. Das kann man sich für alle Fälle merken. — Übrigens bringt der Ange-

Wenn wir die reichsdeutschen Zeitschriften ansehen, die Wochen- und Monatsschriften für Kultur, Gesittung, natürliche und deutsche Lebensweise, für Religion, Konfession u. s. w., so wird uns auf dem Umschlage häufig eine große Sektflasche auffallen oder eine einladende Flasche von Cognac, Likör. Selbst in Zeitschriften, die sich für christlich-religiöse Blätter ausgeben und auf die sittigende Vereinfachung der Lebensführung hinarbeiten wollen, hat sich die Reklame solcher Luxus- und Genußartikel eingenistet. Man braucht die Vorderseite des Heftes gar nicht zu sehen, die Rückseite zeigt eine riesige Sektflasche, da weiß man es schon: ah, das ist eine deutsche Monatsschrift. „An ihrem Geiste werdet ihr sie erkennen."

Jetzt streiten sich Blätter, die auf einer zweitausendjährigen christlichen Kultur zu fußen glauben, herum, ob Jesus wirklich gelebt habe. Das ist schon nicht mehr Sekt und nicht mehr Cognac, das ist Fusel. Dümmer können solche „Historiker" ihren Beruf nicht mehr bloßstellen. Sonst ist es die Aufgabe der Geschichtswissenschaft gewesen, den Lebenslauf der großen weltbewegenden Gestalten aufzuzeigen, klarzustellen. Da die Weltgeschichte so weit fertig wäre, die modernen Gelehrten aber doch auch etwas zu tun haben wollen, so müssen sie das Bejahte verneinen und wissenschaftlich beweisen, daß die historischen Persönlichkeiten, von denen wir leben, gar nicht existiert haben. Wenn man von Jesus Christus sagen wollte, er hat nicht existiert, sondern er existiert! so wäre die Frage ins Überirdische gehoben und philosophisch wie religiös diskutierbar. — Ich meine, ein unbeweisbares Verneinen ist ein frevelhafterer Aberglaube als ein nicht bewiesenes Bejahen. Wenn diese Herren schon die weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, die so viel Positives geleistet haben, leugnen, welche Not wird es erst geben, wenn man einmal ihre Existenz und Arbeit nachweisen soll, die nur negativ gewesen ist!

Paul Busson hat im „N. Wiener Tagblatt" mit Recht die Dorfgeschichtenschreiber gegeißelt, die nach dem Idyllenmuster der Rokokozeit ganz erlogene Bauerngestalten darstellen und unmögliche Gespräche führen lassen. „Man lese oder höre nur einen typischen Dialog zwischen Vater und Tochter, der nach Entdeckung der verbotenen Liebschaft geführt wird:

„Du gottvergessene Dirn! Beim Andenken an die selige Muatter schwör ich dirs: Eher soll der ewige Firn, der da auf uns oberschaut, vergehn, als das Wort vom Roßkoglbauern. Den Loisl schlag dir aus dem Sinn. Nie und nimmer gib i mein Jawort!"

„Vater! Die Liab is wia der Blitz — wanns amal im Herzn drin eingschlagn hat, kann ka Macht des Himmels und der Erde das Feuer mehr löschn. I kann vom Loisl net lassn!"

Uns liegt es an, den Friedrich Nietzsche unschädlich zu machen. Der kranke Nietzsche hat sich mit der glänzenden Waffe seines Stiles hinaufgesiegt zum „Übermenschen“. Und nur mit derselben Waffe ist er zu besiegen. Nietzsche unterliegt dem, der noch mehr Witz, einen noch blitzenderen Stil hat als er selbst. Wirkliche Weisheit, Gelehrtheit, geistige Überlegenheit kann in diesem Zweikampfe ausgeschlossen bleiben. Unser Wilhelm Fischer hat in seinem Anti-Nietzsche *) mit dem schweren Geschütz einer Weltanschauung und eines reichen Wissens auf den armen „Übermenschen“ losgeschossen, er hat ihn philosophisch vernichtet, aber nicht literarisch besiegt. Ich hätte an Fischers Seite gerne die Lacher gesehen; derer statt sehe ich an Nietzsches Seite die Verblüfften: „Er ist so liebenswürdig geistreich und Sie behandeln ihn mit so kannibalischen Schlägen!“ Gewiß, Nietzsche wollte sich ernst genommen wissen, aber nur theoretisch; praktisch hat er sich selbst nicht ernst genommen. Trotz gegenteiliger Thesen fühlte er sich auf die Nachsicht und das Mitleid des Christentums mehr als je einer angewiesen.

Der Künstler Nietzsche also ist nicht umzubringen, denn es kommt ein größerer über ihn. Wenn aber die Riesenherde seiner Jünger, die alle Herrenmenschen werden wollen, überzeugt werden könnten von dem Irrlichte ihres Propheten, so wäre das eine redliche, deutsche Tat. — Wenn ein heldenhafter Nietzschejünger mir einmal sagte, nichts sei leichter, als Nietzsche zu verurteilen und nichts schwerer, als ihn zu rechtfertigen, so hat er damit sich und dem Meister Unrecht zugesprochen und ins Recht gesetzt jeden, der mit schwerer oder leichter Mühe diese vergoldeten Nüsse aufknackt — die hohl sind. Wenn der Philosoph mit sachlichen Einwänden in Nietzsches Schriften den Inhalt vernichtet, so hindert ihn das gewiß nicht, sich an der goldigen Schale zu freuen.

„Es ist nichts Schön'res auf der Welt
Als wie die Blümlein auf dem Feld,
Weiß', blaue, rote, ungezählt.
Rosegger.“

So steht es gedruckt im diesjährigen „Türmer“, Seite 503. — Ich kann mich mit bestem Willen nicht erinnern, diese schönen Verse gedichtet zu haben; sie werden wohl aus einem Volksliede sein. Es geschieht manchmal, daß bei Nachdrucken unter einem Gedichte von mir — ein anderer Name steht; eine gar schmeichelhafte Sache für mich, wenn andere der Welt glauben machen wollen, daß sie das Gedicht gemacht hätten. Aber es ist beschämend, ausgerufen zu werden als der Verfasser eines schönen Poems, das man eben nicht gedichtet hat. In beiden Fällen stelle ich die unverdienten Ehren stets zurück.

---

*) Friedrich Nietzsches Bild von Wilhelm Fischer, Graz. München, Georg Müller 1910.

Da habn S' noch eins. Weil S' so aufrichtig sind."

„Gott vergelts. Werd schon fleißig —"

Im Weitergehen hörte ich das letzte Wort nicht mehr, sagte er: fleißig beten, oder: fleißig schnapseln.

Wir sind gleich bereit, zu sagen: Ei was, ich gebe dem Kerl nichts, er vertrinkt's ja doch! — In Gottsnamen, so trinkt er halt seine zwei Stamperln des Tag's. Soll denn so ein armer Hascher gar keine Freude haben? Billiger kriegt er keine.

Ich wüßte mir als Bettelmann zwar andere Freuden und noch billigere. Aber solche Leute sind einmal so, man ändert sie nicht mehr. So gönne man ihnen in der frostigen Einsam des Elendes manchmal das leidige Fünklein „zum Herzwärmen".

Gestern starb im Dorfarmenhause ein alter Mann, der sehr verlassen auf der Bahre liegt und dem keiner den „Weihbrunn" an den Kopf sprengen will.

Vor ungefähr fünfzig Jahren habe ich ihn kennen gelernt; wir hatten in seinem Haus eine Schneiderster aufzuarbeiten. Da war es so nett und gemütlich gewesen. Die Leute arbeiteten fleißig, und an den Feierabenden trieben sie Späße, die junge Bäurin konnte schön singen und der Bauer tat gern mit einem bißchen Stolz dar, daß seine Wirtschaft nicht schlecht gehe. Den Dienstboten zahlte er anständig den Lohn aus und sie baten ihn, ihnen ihr Geld aufzuheben, bei ihm sei es am sichersten. Er war von der Nachbarschaft geachtet, und bei der Gemeinde-Richterwahl wählten sie unsern Sämbauer, so jung er auch noch war. Aber es gibt Leute, die das gute Wohl nicht vertragen können. Der Sämbauer kaufte einem Nachbarn, der abgewirtschaftet hatte, den Hof ab und nun war er Großbauer und hatte sogar eine eigene Jagd. Jetzt gönnte er sich wöchentlich mehrere Feiertage, ging ins Wirtshaus, um sich als Großbauer anschauen zu lassen, gab Jagden und strich natürlich auch selbst mit der Büchse um. In einer abgekommenen Köhlerhütte hielt er sich eine rothaarige Dirn. Wenn man zwei Höfe hat, so muß man auch zwei Weiber haben! Mit solchem Scherz begegnete er dem Tadel der Leute. So ging es eine Weile fort, da wurde ihm das Gebirge zuwider, obschon er in demselben geboren war; er verkaufte sein Doppelgehöfte und zog in das Tal, wo es lustiger war. Die Gegend, ja, die war hier schön, weit, frei und belebt, aber das im Tale neu angekaufte Haus war ein alter Holzbau, der zu anderen gemauerten Häusern der Nachbarschaft nicht gut stand. Er ließ ihn niederreißen und dafür ein fast schloßähnliches Gebäude aufführen, um denen im Tal zu zeigen, was die vom Gebirge vermögen. Als das

So tadelt Busson. Wenn er nun nur auch angeführt hätte, wie in diesem Falle unsere Bauersleute in Wirklichkeit sprechen. Alle Bauern sprechen natürlich auch nicht gleich. Ist es ein gemütlicher Vater, so wird er auf die Entdeckung einer unliebsamen Liebschaft zur Tochter sagen: „Schau, Dirndl, däis muaßt dein Vodan nit ontoan. Der Bua, hörscht ma, is zan orbatn nit viel nutz und hot olli Sunta sein Rausch. Kinamentscha sul er ah schon a por hobn. Do müad ih wul ohredn, so long ih an Aug ouffn hon!"

Daraufhin wird das Dirndl wahrscheinlich ihr Schürzel ins Gesicht drucken und wird sagen: „Mir gfollt er holt amol gor sou viel guat und is s ah olls dalougn, wos d Leut iber eahm aufbringen. Bitt gor schen, Voda!"

Sind Bauer und Tochter Steinschädel, so wird das Gespräch ungefähr so lauten: „Wanst ma däis ontatst, Dirn, daß d den Lumpn nahmst! Nochha kunts mitn Bedlsock gen, ih war dei Voda neama. Du heiratst mar an ondorn, daß d as woaßt!"

„Ih sch . . . afn Vodan. Ih heirat oan, der mir paßt."

„s Maul holt, Frotz, dreckada!" und so weiter.

Das ist naturwahr, aber schön ist es nicht. Der Bauer, wenn er in die Literatur kommt, muß so gut ein wenig stilisiert werden, wie der Städter oder wer immer. Genau so, wie es in Wirklichkeit vorkommt, darf die Kunst, wenn sie es sein will, nichts bringen, es wäre unerträglich. Daß der rohe Bauersmensch nicht mit dem „ewigen Firn" kommen darf, oder mit dem Blitz, „der ins Herz einschlagt", das versteht sich. Wenn ein Dichter Bauern in die Öffentlichkeit führen will, so müssen es echte Bauern sein, aber das Sonntagsgewand sollen sie anhaben. Ausnahmen höchstens für solche — die gar kein Sonntagsgewand haben.

An meinem Bettler unter der großen Roßkastanie komme ich nie vorbei. Er ist zu gemütlich. Wir schwätzen manchmal eins miteinander, wobei ich bisweilen anzüglich werde. Also heute:

Da haben S'. Sie werden s ja gewiß wieder verschnapseln."

„Verschnapseln, sagn S'? Lieber Herr?" antwortete der Bettler und schaute schief auf die kleine Münze hin, die noch auf der Hand lag. „Was soll ich denn sonst machen damit? s Essen han ih im Stift, s Bett im Armenhaus, s Gwand krieg ich von Verwandten. Ist ja Ableger, sehns eh. Geltn S', Herr, bissel a Freud muß doh ah der arme Mensch habn. Geltn S', wegn ein Tröpferl Branntwein werdn S' mir nöt bös sein. Tut so viel schön herzwärmen, hi, hi!"

so a Hochzeit oder was, da möchts Sterbn wohl noh viel bitterer werdn. Nit?"

Nun habe ich es ganz und gar verschüttet bei den Literaturgelehrten. Besonders grün waren sie mir nie, selbst die Grünen nicht. Und da bin ich nun im Tagebuch (Seite 783) mit meiner unmaßgeblichen, allerdings recht einfältigen Meinung dahergekommen: Wenn Goethe die erste Niederschrift seines Wilhelm Meisters, des „Urmeisters", vernichtete, weil er sie nicht gedruckt wissen wollte, so hätten auch andere nicht das Recht, sie zu drucken. Da sagt nun unter anderen einer im „Altonaer Tagblatt", ich wüßte eben nicht, wie Goethe selbst über diese Veröffentlichung gedacht und geurteilt habe. Wie, wo und wann, das hat mein gelehrter Kritiker nicht gesagt, ich hätte mich gerne belehren lassen. Dann gibt er zu verstehen, daß Goethe eben kein Schulze, kein Müller, kein Rosegger sei, um deren Nachlaß sich allerdings niemand zu kümmern brauche. — Das erinnert mich an den Ausspruch eines andern Gelehrten gelegentlich der Entwendung des Hamerlingschädels. Auf meine damals darüber geäußerte Entrüstung rief der Mann aus: „Beruhigen Sie sich, Herr Rosegger, Ihren Schädel wird niemand entwenden." — Wahr aber grob.

Ich weiß nur, daß Goethe in seinem Testament bei Herausgabe seiner hinterlassenen Manuskripte strenge Diskretion fordert. Und wie erst bei Schriften, die er nicht hinterlassen, sondern selber vernichtet hat!

Wenn nun aber Goethe wirklich wollte, daß seine Urschrift, bevor er sie vernichtete, für den Druck abgeschrieben werde, so hätte das bei dieser Herausgabe gesagt werden müssen. Dann würde ich meine Dreistigkeit mit Vergnügen stutzen und mich an dem für sich so interessanten Funde freuen. — Die Großen gehören der Allgemeinheit, gut, dafür sollen sie uns auch lebendige Persönlichkeiten sein, deren Absichten zu respektieren sind. Unser Anrecht auf sie kann nicht so weit gehen, daß man ihnen das, was sie aus irgend einem Grunde nicht geben wollten, gewaltsam aus der toterstarrten Hand windet. — Das im allgemeinen. Man kann es schließlich den Herausgebern des „Urmeisters" nicht einmal arg verübeln, daß sie in leidenschaftlicher Freude über den Fund etwas taten, was andere freilich als Pietätlosigkeit empfinden, wenn es wahrscheinlich ist, daß Goethe selbst die Veröffentlichung nicht gebilligt hat.

---

stattliche Haus fertig und mit entsprechender Vornehmheit eingerichtet war, hatten die wirtschaftlichen Zustände des Mannes sich gerade so weit entwickelt, daß dieses Haus mit allen dazugehörigen Grundstücken vergantet werden mußte. Die Gläubiger nahmen ihm alles weg, bis auf ein Pferd und einen Karren, mit dem der ehemalige Sämbauer auf der Straße nachher Lohnfuhrwerk trieb. Sein Weib — das richtige — war aus Gram gestorben. Jene Dienstboten, die ihm einst ihr Geld zum Aufheben gegeben hatten, wollten es nun zurückhaben. Aber der alte Sämbauer wußte nichts davon. Da jedes einzeln und heimlich ihm das Geld überlassen hatte, so konnte keines Zeugenschaft aufbringen. Eine alte Magd hatte so viel Schneid und ging ihn klagen auf Herausgabe ihres Geldes. Sie gewann den Prozeß, aber der Sämbauer konnte nichts geben, weil er nichts mehr hatte — gar nichts mehr — denn mittlerweile war ihm auch das seiner persönlichen Pflege zugefallene Pferd verendet. So hat die alte Magd ein neues Paar Schuhe und ihr Seidentuch verkaufen müssen, um einen Teil der Kosten des gewonnenen Prozesses zu bezahlen, der Rest wurde ihr nachgelassen. — An die zehn Jahre lang brachte der abgehauste Sämbauer sich nun mit Tagwerken fort, machte aber in jeder Woche so viele blaue Montage ein Wirtshaus, daß er häufig die Arbeit verlor. Dann versuchte er es mit dem Betteln. Er bettelte in den Wirtshäusern, wo er sein Geld vertrunken und verspielt hatte, in den Häusern, in denen er einmal der Herr gewesen war — es kleckte nicht. Das Betteln zahlte sich erst aus, als er alt und gebrechlich wurde. Aber dann taten sie ihn ins Armenhaus. Hier wollte er eine Stube für sich haben; der einstmalige Großbauer, der selbst schöne Häuser gebaut, würde doch eine Stube für sich haben können, meinte er. Aber das half nichts. — Indes, heute arbeitet der Schreiner schon den ganzen Tag, um ihm eine Stube für sich zu zimmern. Die Leute sagen im Vorübergehen: „A so, der alte Sämbauer ist gestorben. Ist gut weg."

Damals vor fünfzig Jahren hätte ich mir auch nicht gedacht, daß der arbeitsame, muntere und ehrengeachtete Mann eine solche Nachrede haben würde.

Saßen unser drei im Garten, als ein Hochzeitszug vorbeijauchzte. Alte Leute reden, wenn sie einen Hochzeitszug sehen, gerne vom Sterben.

„Blöde ist das eingerichtet", sagte der eine, „daß im Menschenleben das *Schlimmste just zu allerletzt* kommt, das, was am meisten weh tut."

„Guter Herr", sagte der andere, und das war der alte Straßenschotterer, „sölts is ja grad gscheit. Da verlaßt einer das Leben um so liaber. Denkens Ihna, wenn die metsüaß Lustbarkeit zletzt tat kema,

Und wie alle Frauengrößen
Jetzt in der modernen Zeit
Will sie nur Romane lesen;
Trägt das neu'ste Modellkleid;
Und im Köpfchen hat sie nur:
Damenhut und Haarfrisur. —
Nützlich fürwahr in der Tat
Ist solch Töchterpensionat!
„Willst du nun die Meine werden?"
Fragt der Hans die stolze Maid,
„Du mein höchstes Glück auf Erden
Schon in früh'ster Jugendzeit!"
Aber lachend sie da spricht:
„Einen Bauern mag ich nicht!
Denkst, ich bin noch gar so dumm:
Sieh' dich nach 'ner andern um." —
Bald drauf kamen städt'sche Gäste
Zu dem reichen Bauern Veit,
Und danach in weißer Weste
Ein Beamter auf die Freit.
Lang' nicht erst der Bauer horcht, —
Meint sein Kind wär' gut versorgt
Bei dem noblen Freier da,
— — Und so sagen beide: „Ja". — —
„Deine Schwester kriegt die Gulden,"
Spricht zum Sohn der Bauer Veit;
„Du den Hof und auch die Schulden,
Drum sag' ich: nur reich gefreit."
Der: „Wenn ich nach Geld soll frei'n,
Lass' ich es gleich lieber sein;
Denn wenn eine etwas hat,
Will sie einen aus der Stadt."
Drauf schimpft laut mit Worten kräftig
Tagelang der Bauer Veit:
„Nein, es ist doch niederträchtig,
Heut' in der verrückten Zeit:
Reiche Mädchen wollen frei'n, —
Kommt ein Bauer, heißt es: Nein!"
Doch der Gute denkt nicht dran,
Wie's die Tochter auch getan. —
Heimatpflege, die will treiben
Mit Kollegen der Herr Veit,
Doch beim alten wird es bleiben
Heut' in der modernen Zeit.
Wenn ein Mädchen von dem Land
Erst den städt'schen Anstrich fand
In dem Töchterpensionat,
Strebt es immer in die Stadt. —
Veit, der Sohn, er bleibet ledig,
Bauet still der Väter Land,
Doch der Bauer lebt nicht ewig,
Müd' sinkt einst auch ihm die Hand.
Auf den Hof kommt dann ein Pächter
Und zuletzt der Güterschlächter,
Der der Väter Werk zerbricht.
Heimatpflege ist das nicht!

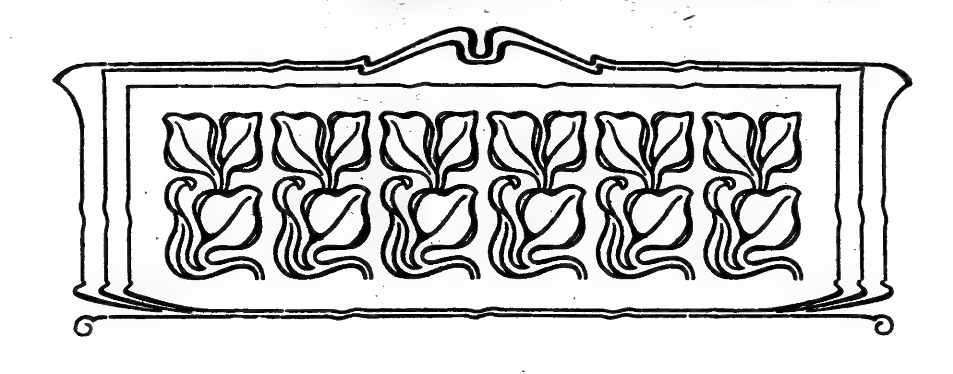
„Land."

Th. R., Landwirt.

Der Bessere.

Du, verehrlicher Leser, kennst ihn so gut wie ich. Früher trug er einen Haby-Bart, aber dieses Merkmal ist noch weniger zuverlässig, seit Seine Majestät keinen mehr trägt. Er ist L. d. R., aber das sind vernünftige Leute auch. Er kleidet sich elegant, aber das tun andere Herren nicht minder. Er hat gewöhnlich einen Schmiß als Antlitzschmuck, aber auch diesen haben ja andere gleichfalls. Er trägt mitunter ein Monokel, um anzudeuten, daß er die Welt nur mit einem Auge sieht, aber ich kenne auch welche mit Klemmer. Er betont meist, daß er „Arier" sei, ist's aber nicht immer. Was schon mehr zu seiner Charakteristik leitet: er bleibt außerordentlich ernsthaft auch, wenn was wirklich Komisches passiert oder etwa ein Kind sich ihm aus Versehen zutraulich nähert. Nämlich: das Ernsthaftbleiben erfaßt er als Sache der Würde. Als Ausdruck seiner Wichtigkeit. Mitunter sieht er nur beschränkt aus, mitunter zum Erbarmen dumm. Aber der Ausdruck hoher, höchster, gar nicht zu überschätzender Wichtigkeit durchleuchtet ihn immer, wie das direkt nicht wahrnehmbare innere Licht eine Birne aus Milchglas. Was nicht mindestens nach L. d. R. aussieht, ist Luft für ihn, zumal falls es „Röllchen" trägt. Die niedere Menschheit gar mit ihren „Angestellten" irgendwelcher Art ist ihm Weltäther, ich meine: noch wesentlich Dünneres als Luft.

Es ist nicht wahr, daß dieser Typus, wie manche behaupten, nur in den Witzblättern vorkäme. Wer viel reist, wird kaum ein paar Stunden im D-Zug sitzen, ohne daß einer der Besseren mit der Miene Platz nähme, daß etwas Bedeutsames geschieht. Bevor er sich erhebt, prüft er sich im Taschenspiegel mit einem Blick, der von seinem Bewußtsein zeugt, der Welt für seine Erscheinung verantwortlich zu sein, während er mit der Strenge des Vorgesetzten seinen Schnurrbart sträubt. Läuft der



Kleine Laube.

Franz Josef der Getreue!

Unser lieber Kaiser! Das wäre den Völkern Österreich=Ungarns die geläufigste Ansprache an ihren hohen Herrn. Ungefähr in fünfzehn Sprachen: Unser lieber Kaiser und König! — Der Kaiser ist nicht „populär", so wenig das von einem Familienvater die Seinen sagen können. Unser Kaiser ist geliebt. Der Völker wilder Streit untereinander — vor dem Kaiser macht er Halt, und nicht widersprochen wurde jenem Redner, als er ausrief: Österreich=Ungarn, dein Name ist Franz Josef! — Alle Völker dieses großen Reiches preisen seine Güte, seine Treue. Öfter als einmal schon waren sie im Begriff, die schwer errungene Konstitution, dieses hohe Gut der Freiheit, frevlerisch zu zertreten; der Kaiser hat das, was er einst gab, fest und treu gehalten und geschützt. Und die Deutschen Österreichs: Was das Schwert getrennt, das hat die Treue dieses deutschen Fürsten wieder geeint durch das Bündnis mit dem Reiche. Auf sein Wort bauen die Völker, trauen die Herrscher Europas.

Die Weltgeschichte mag ihn nennen: Franz Josef den Getreuen!

Heimatpflege ist das nicht!

Heimatpflege, wie sie's nennen,
Treibt man viel in neu'rer Zeit,
Und zu ihr tat sich bekennen
Auch der reiche Bauer Veit:
„Ja, ein Bauer, der muß sein
Bei dem Heimatpfleg'verein;
Blüht die Wohlfahrt auf dem Land,
Blüht auch unser Bauernstand."
Und ihm blüht ein Töchterlein,
Die er hat gebracht zur Stadt,
— Sechzehn Jahre mocht' sie sein —
In ein Töchterpensionat.

Sprach: „Es ist ja heut' modern,
Daß man Ton und Anstand lern',
Ich, der reiche Bauer — nu —
Hab' ja auch das Geld dazu."
Als dann auf das Land zurücke
Kehrt sein liebes Töchterlein,
Schaut er mit verklärtem Blicke
Ein gar stolzes Stadtfräulein,
Die zu stolz ist und zu fein,
Um zu füttern Kuh und Schwein.
Gott sei Dank, ist die Mama
Nöt'genfalls noch hierzu da.

Singvögel.

Erstandene Blume.

Weithin sind Wald und Flur vom frischen Lenz gesegnet,
Ein jeder Fleck im Gras ist bunt von Blumenflor,
Und Blatt und Blüte schwankt im Tau, der niederregnet,
Und hält ihm hundertfach die kleinen Becher vor.

Du bist mein Himmel, du, von dem ich keimend träumte,
Durch Schollenritzen hat dein Schimmer mich belebt.
Beweint sei jeder Strahl, den ich im Grab versäumte,
Und heilig sei der Trieb, der mich zu dir erhebt! —

P. v. R.

Maria.

O du, ich kann dich nicht vergessen!
— Man sagt, du wärst ein Galgenstrick —
Du hast einmal mein Herz besessen,
Du bist mein Leid und mein Geschick!

Ein Freier kommt. Die Eltern meinen:
„Nimm ihn, Marie, du machst dein Glück!“
Mein Glück? . . . Da muß ich heimlich weinen
Um dich, herzliebster Galgenstrick.

„Guckkasten.“

Johanna M. Lankau.

Lustige Zeitung.

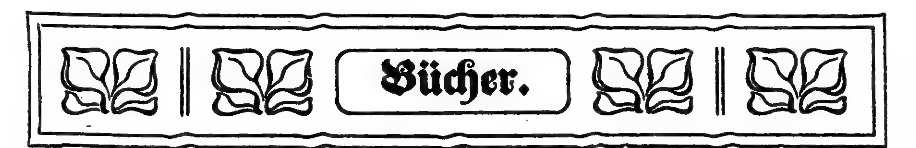
Redlicher Handel. Herr: „Aber Herr Stallmeister, das Pferd, das Sie mir gegeben, fällt ja unausgesetzt auf die Knie!“ — Stallmeister: „Na, haben Sie denn nicht ein frommes Pferd verlangt?“

Häusliche Verwendung. Primadonna (zur Köchin): „Ist das Essen bald fertig? — Vergessen Sie nicht die Lorbeerblätter für die Sauce, nehmen Sie aber die frischen — von der letzten Tannhäuser-Aufführung!“

Boshaft. Junger Mann: „Ich besitze die seltene Gabe, stets zu erraten, was jeder von mir denkt.“ — Fräulein: „Das muß aber sehr unangenehm sein.“

Unter Gaunern. „Ede, warum hast du deinen großen Hund grad an den Mühlenbesitzer Meier verkauft und noch dazu so billig?“ — „Weil ich bei dem nächstens mal einbrechen möcht'.“

Nicht ehrgeizig. Angeklagter (zu seinem Verteidiger vor der Verhandlung): „Sie, Herr Doktor, könnt mer dös net mache, daß i a bisle mehr Ehrverlust und a bisle weniger G'fängnis kriege tät?“



Erinnerungen der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Die für Rußland so bedeutungsvollen Regierungstaten der vielgelästerten, vielgeliebten, vielliebenden und tiefstgehaßten Zarin sind bekannt; sie leistete für das Reich Gewaltiges, setzte energisch fort, was Peter der Große begonnen hatte, und mit großem Interesse liest man die „Erinnerungen“ dieser eigenartigen Frau; leider reichen die Memoiren kaum bis zum Regierungsantritt, aber ein ausführlicher Brief an den Grafen Poniatovsky und Memoirenbruchstücke der Fürstin Daschkoff ergänzen einiges, schildern den Tod der Zarin Elisabeth und die Entthronung Peters III., des stumpfsinnigen Gatten Katharinens, deren sonderbarer, gemischter Charakter schon unheimlich scharf genug aus ihren Erlebnissen und ihrem Denken als Großfürstin hervorleuchtet. Gleichwie Liselotte, die kluge Pfälzerin, war auch Katharina eine Deutsche, eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst, doch ist sie nicht selbstbescheiden,

Zug ein, ruft er „Jepäckträjer!“ mit einer Stimme, in der die Entrüstung der bloßen Vorstellung bebt, ein Mann wie er müsse einmal seine Tasche selbst tragen.

Ich kenne Leute, denen der Bessere das Reisen der zweiten Klasse verleidet hat. In der dritten fehlt er ja meist. In der ersten ist er aus denselben Gründen seltener, aus denen unter den Generälen weniger komische Figuren zu finden sind als unter den Leutnants. Der Bessere ist das Kind der Ehe zwischen Mangel an Intelligenz mit Hochmut, aufgezogen vom Lehrer Vorurteil und vom Diener Servilismus. Der Bessere ist vor allem übrigen auf alles das stolz, was er besitzt, ohne daß er sich's verdient hätte: auf seinen Namen, sein Erbe, seine Stellung.

Diesem Typus, werter Leser, bin ich bis jetzt nur unter uns Deutschen mehr als ganz ausnahmsweise begegnet. Du auch in einem andern Lande? Ohne daß sein Träger von uns aus dorthin gekommen wäre? Kennst du Engländer, Franzosen, Italiener, Russen, Skandinavier aus den gebildeten Ständen, die ihm entsprächen? Nicht nur vereinzelte, sondern so viele, daß sie gelegentlich truppweis kommen?

Auch ich habe über diese Pöbelmenschen, die sich für vornehm halten, früher wie über eine besonders großgewachsene Narrensorte nur gelacht. Bis ich im Inlande beobachtete, wieviel sie beitragen, einerseits Haß, anderseits ekle Bedientenhaftigkeit zu fördern. Und bis ich im Auslande sah und hörte, daß man nach diesen „Besseren“ die Besseren unserer Nation beurteilte. Letzteres kommt daher: sie laufen als eine Art negativer Reklame in der Welt herum, weil sie sich im Bewußtsein ihrer großen Vortrefflichkeit als ganz besonders geeignet und daher verpflichtet zur nationalen Repräsentation fühlen. Und manches bei uns züchtet sie. Denn während sie früher eine norddeutsche Spezialität waren, wachsen sie jetzt, wenn schon seltener, auch in unserem Süden. A.

Diese treffende Skizze ist entnommen dem „Kunstwart“, der als echtes deutsches Kulturorgan unser aller beständige Beachtung verdient.

Kometensplitter.

In der Gegenwart wird es als Unglück betrachtet, wenn ein Staat aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt ist. Es kann eine Zeit kommen, da es als großer Vorteil gelten wird.

*

Der Handel erzeugt abstraktes, die Produktion konkretes Denken.

*

Die Führenden.

Und also bringen sie
Uns an des Abgrunds Rand,
Mit vieler Schultheorie
Und wenig Hausverstand.

*

Im Kriege für sein Volk; im Frieden für die Menschheit.

*

Sei zu stolz, um hochmütig zu sein.

*

Die Natur ist in ihren Gesetzen deshalb so verläßlich, weil sie keinen freien Willen hat.

*

Seine geistig bedeutenden Bürger und Bürgerinnen auszuzeichnen, kommt dem Staate verflucht sauer an. Am liebsten läßt er sich noch herbei, für die verstorbenen Genies — die Begräbniskosten zu bezahlen.

mentalen Werke auch im übrigen eine Ausstattung gegeben worden ist, wie sie eine solche wertvolle und für alle Kreise bemerkenswerte Arbeit verdient. Dr. A. Schl.

Waldbauernblut. Volksbilder aus Steiermark (mit besonderer Berücksichtigung des Ennstals) von Karl Reiterer. Mit zahlreichen Illustrationen. (Leoben. J. Hans Prosl. 1910.)

Eine wirklich wertvolle Erscheinung aus dem Volksleben unseres Landes. Das Buch mag formell seine Mängel haben, aber es ist eine treue, stets lokale Abschrift dessen, was die Leute sind, tun und meinen. Ganz aus persönlicher Erfahrung, mit genauer Angabe des Fundortes und der Personen, die in Betracht kommen. Wissenschaftlich, möchte man sagen, wenn der Stoff geordneter wäre. Wir wünschten, der Verfasser hätte alle seine in Zeitungen veröffentlichten Volksstudien in diesen Band zusammengetragen und eingeordnet, oder daß es wenigstens bei der nächsten Auflage geschehe, die nicht lange auf sich warten lassen sollte. Eine bessere, echtere Fundgrube des Volkstums (besonders im Ennstale) gibt es nicht, als diese Reiterschen Schilderungen sind. Und man glaubt gar nicht, wie vieles in dem Alten unseres Volkes es noch — Neues gibt, das uns unbekannt ist; wieviel Torheit und Weisheit da vorhanden ist, von dem wir bei aller Vertrautheit mit der ländlichen Bevölkerung nichts ahnen. Es ist auch ein Verdienst des Verlegers, der die Schrift mit äußerst interessanten Bildern versehen hat, und ein Verdienst anderer Förderer, daß wir zu diesem Buche kommen, das von gehobenen Naturschätzen strotzt, an denen sonst alle Welt, selbst die Sommerfrischler und Touristen, achtlos vorüberzugehen pflegt. R.

Das fröhliche Buch. Aus deutscher Dichter und Maler Kunst gesammelt von Ferdinand Avenarius. (München. Georg X. W. Callwey. 1910.)

Was doch auf die Zubereitung ankommt! Vieles vom Inhalt dieses Buches kennt man und bleibt achtlos. Hier ists in bunter Krone beisammen, Altes und Neues, Süd- und Norddeutsches, Klassisches und Volkstümliches, Humoristisches, Fröhliches aus allen Kreisen, selbst aus Tragischen. Da ist einmal eine lustige Biene besonders fleißig gewesen und hat uns ein Mahl gesammelt, an dem man immer naschen kann, das immer frisch bleibt. Dazu diese Bilder unserer tollheitersten Stifte und Pinsel, „zum Kugeln vor Lachen“, um den richtigsten Ausdruck zu gebrauchen. Ein Hausbuch, ein eiserner Bestand an Frohsinn, wenn uns sonst der Humor manchmal ausgehen will. Ach, wenn wir Poeten unser Volk nur wieder lachen machen könnten!

Leben und Weben in Wald und Feld. Von Chr. Brüning. (Stuttgart. Loewes Verlag Ferdinand Carl.)

Solche Bücher, die die Jugend mit der Natur bekannt und innig vertraut machen, fehlen uns. Ein solcher „Wecker“ des Natursinnes bei der Jugend ist dieses „Leben und Weben“ — dazu noch ein Buch, daß seine Aufgabe glänzend erfüllt! Denn der Verfasser nimmt seinen jungen Leser ganz einfach bei der Hand und führt ihn hinaus, über Stock und Stein. Bald ist's ein Vogel, bald eine Pflanze, bald ein Insekt, das zur Betrachtung führt. Dabei wird alles Wissen mehr erzählend als abstrakt belehrend gegeben.. In unserer verbildeten Zeit, wo draußen in Wald und Feld — leider! — immer weniger Menschen angetroffen werden, während die Tingeltangel wie gepfropft voll sind, erfüllt ein solches, gut geschriebenes und gut illustriertes Buch eine Mission! Otto Promber.

Lehrbuch der Botanik für höhere Lehranstalten und die Hand des Lehrers, sowie für alle Freunde der Natur, unter besonderer Berücksichtigung biologischer Verhältnisse bearbeitet von Prof. Dr. O. Schmeil. Mit 40 farbigen Tafeln und zahlreichen Textbildern. Fünfundzwanzigste Auflage. (Leipzig. Quelle und Meyer.)

Nach dem Erscheinen des großangelegten und des übersichtlichen Werkes im Jahre 1903 liegt heute schon eine Jubiläumsausgabe vor, die wieder einmal beweist, wie Bücher auch wissenschaftlicher Art Verbreitung finden können, wenn sie nur in der richtigen Form und Weise zum Publikum sprechen. Schmeils Botanik mit ihren ins einzelne gehenden, überaus instruktiven Bildern ist ein in bestem Sinn populäres Handbuch, das jedem Freund der Pflanzen empfohlen werden kann. Sehr praktisch ist auch das Namen- und Sachverzeichnis mit seinen zahlreichen deutschen Bezeichnungen angelegt.

Das Edelweiß. Von Dr. E. M. Kronfeld. Mit vielen Abbildungen. (Wien. Hugo Heller & Cie.)

„In einer stillen Berghütte, wo Menschen und Gedanken zusammenrücken, wenn die Schatten des Abends sich über die Kuppen senken und das Funkenfeuer auf dem offenen Herde sprüht“, kam der Verfasser dieses Buches zu dem Entschlusse, das Büchlein vom Edelweiß zu schreiben. Es soll als volkstümliche Gabe eines Mannes, der sich in ernstem Streben mit wissenschaftlicher Botanik beschäftigt und sich einen geachteten Namen in der Forscherwelt geschaffen hat, allen Freunden der Alpenwelt zugänglich machen, was er von der edelsten Blüte der Berge gesehen und gesammelt hat. Ohne die Aspirationen einer „Monographie“ sagt das durchaus moderne Buch in belehrender Unterhaltung und unter-

vornehm, zurückhaltend und warmsympathisch, sondern ehrgeizig, großzügig und zügellos in ihren Leidenschaften gewesen; so zwingt sie heute noch zur Bewunderung, herzliche Gefühle weckt sie nicht. Von ihrer Mutter, der Umgebung und der eigenwilligen Elisabeth verderbt, wurde die Kaiserin vom puppenspielenden Gemahl Peter III. angewidert und von egoistischen Günstlingen und Schmeichlern irregeleitet. Darunter litt ihr Charakter. Die Erinnerungen sind offenherzig geschrieben, beschönigen nichts, auch nicht die zweifelhaftesten ihrer Handlungen, und da sie in den Hauptpunkten Glaubwürdigkeit verdienen, werden die Historiker aus den Blättern reichlich schöpfen müssen. Hauptsächlich jedoch wird der gebildete Leserkreis, der den Wert der Memoirenliteratur mehr und mehr erkennt, dem Buche Geschmack abgewinnen, denn es bietet ein fesselndes Spiegelbild der russischen Kultur (oder Unkultur) vor noch einem Jahrhundert — und mit Willen der Romanow-Gotterp wurde es gewiß nicht der Allgemeinheit zugänglich gemacht; das sieht jeder ein, der z. B. das über den Sohn der Kaiserin, den nachmaligen Zaren Paul, Gesagte liest.

H. L. R.

Christusbild-Studien. Von Dr. Johann Ranftl. (Graz. Selbstverlag des Verfassers. 1910.)

Diese so gewissenhaft, schön und klar geschriebene kunsthistorische Darstellung, die mit einer Anzahl Christusbilder geschmückt ist, könnte uns recht traurig machen. Sie zeigt uns, daß wir so ganz und gar nicht wissen und nicht wissen können, wie der Heiland persönlich ausgesehen hat. Alle Bilder, die von ihm existieren, sind Idealgestalten, entweder sich nach irgendeiner unbegründeten Tradition haltend oder sich an zufällige Vorbilder lehnend oder ganz dem inneren Gesichte des betreffenden Künstlers entspringend. Und das letztere — glaube ich — ist das natürliche Schicksal der Christusgestalt überhaupt. Christus ist für jeden — der ihn zu fassen sucht — so, wie er ihn fassen kann, wie er sich ihn am liebsten denkt, wie er auf ihn am besten wirkt. Und so wird es wohl gut sein, daß von seiner Person kein bestimmtes Bild existiert, ja daß auch der Evangelisten Darstellungen seines Lebens und selbst seiner Lehre innerhalb des großen Christusgedankens verschiedene Deutungen zulassen. Die Individualisierung des Heilandes, gegen die heute die Kirche wieder so heftig protestiert, ist — wie eben die Studien über sein Bildnis zeigen — uralt und bei den ersten Christen so gut nachweisbar wie bei den Gläubigen des Mittelalters und der Gegenwart. Natürlich vollzieht sich diese subjektive Christusauffassung bei ernsten Menschen stets nur im Kreise der Evangelien-Traditionen des christlichen Geistes, so daß die Besorgnis der Kirche, jeder könne nach seiner Auffassung aus Christus machen, was er wolle, hinfällig ist.

Das deutsche Kolonialreich. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer. 2 Bände. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1909—1910.)

Zum erstenmale wird in den vorliegenden stattlichen zwei Bänden eine umfassende Arbeit über die deutschen Kolonien geboten. Der Herausgeber Hans Meyer steht an der Spitze des Bibliographischen Institutes, in dessen Verlage das Werk erschienen ist, hat aber auch selbst als gelehrter Forscher gewirkt und zu diesem Zwecke Reisen in die behandelten Gebiete unternommen. Dieser glücklichen Vereinigung in der Person Prof. Meyers ist denn auch eine in jeder Richtung gründliche und vortreffliche Darstellung zu verdanken, zumal von einer Zahl ausgezeichneter Fachgelehrten, wie Prof. Passarge, L. Schulze, W. Sievens und G. Wegener, als Mitarbeiter dabei unterstützt wurde. Leider kann an dieser Stelle der Inhalt der zwei umfangreichen Bände nur knapp angedeutet werden. Es behandelt zunächst Ostafrika und Kamerun, sodann Togo, Südwestafrika, die Schutzgebiete in der Südsee und das Kiautschougebiet. Über jedes dieser Ländergebiete ist die Geschichte der Entdeckung ꝛc. desselben an die Spitze gestellt, Bodengestalt, Klima, Vegetation und Fauna sowie die ethnographische Schilderung der Eingeborenen behandelt und in sehr eingehender Weise die geographische Beschreibung geboten. Ganz besondere Berücksichtigung wird auch überall der Kolonialwirtschaft zuteil. Was die Darstellung anbelangt, so ist sie, obgleich streng wissenschaftlich, doch auch für den weiteren Kreis Gebildeter berechnet und erhalten wir damit ein förmliches Kompendium über diese für Deutschland so wichtig gewordenen Länder. Die meisten Kapitel sind in wahrhaft mustergültiger Weise behandelt, alle aber auf Grundlage der besten, neuesten und verläßlichsten Daten. — Wichtiger als in anderen geographischen Werken erscheint gerade hier die Beigabe vortrefflicher Karten, Tafeln und Illustrationen, darunter einige farbige Bilder in der vorzüglichen Ausführung, welche die Verlagsbuchhandlung ja längst ebenso auszeichnet wie die von derselben hergestellten Landkarten. Solche Karten und Bilder sind in ganz besonderer Reichhaltigkeit beigegeben. Außerordentlich wichtig ist auch das jedem Kapitel beigegebene genaue Literaturverzeichnis, das mit umfassender Kenntnis alles verzeichnet, was über den Gegenstand an Veröffentlichungen bisher erschienen ist. Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß diesem monu-

Gesammelt und herausgegeben von Karl Braum, Buchschmuck von Karl Hayd. (Leipzig. Arthur Cavael.) Eine Ehrengabe edelster Art, an deren Entstehung und Verwirklichung die führenden Geister Österreichs und Deutschlands tätigen Anteil genommen haben. Der Herausgeber Karl Braum hat es verstanden, mit Takt und Geschmack die mannigfachen, doch dasselbe Thema behandelnden Beiträge solcherweise auszuwählen und zu gruppieren, daß die naheliegende Gefahr der Eintönigkeit und die noch viel größere des Byzantinismus auf das glücklichste vermieden erscheint. Unsere in diesem Hefte befindlichen Proben beweisen mehr, als wir mit dürren Worten sagen.

Büchereinlauf.

Hagar. Roman von Christiana Gunkel. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Die aus dem Drachenhaus. Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Mährische Dorfgeschichten. (Hausbücherei, Band 34.) Von J. J. David. Mit einer Einleitung von Dr. Alexander v. Weilen und einem Bilde des Autors. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung.)

Die Schildbürger. Von Gustav Schwab. Mit einem Vorwort von Heinrich Wolgast. (München. Verlag der Jugendblätter.)

Robinson Crusoe. Von Daniel de Foe. Bearbeitet von Paul Lang. (München. Verlag der Jugendblätter.)

Milan reitet durch die Nacht. Von Roda Roda. (Berlin. Schuster & Loeffler.)

Von des Lebens Leid und Lust. Ein Volksbuch von Josef Wichner. (Wien und Leipzig. Heinrich Kirsch.)

Aus meiner Jugendzeit. Von Heinrich Hansjakob. Ausgewälte Schriften, 1. Band. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Friedrich Hebbels Demetrius. Vollendet von Otto Harnack. (Stuttgart und Berlin. Cottasche Handbibliothek. J. G. Cottasche Buchhandlung.) — In demselben Verlage erschien: **Goethe und Werther.** Briefe Goethes, meistens aus seiner Jugendzeit. Mit erläuternden Dokumenten von A. Kestner.

Kleine Skizzen von kleinen Leuten. Von J. Bührer. (Bern. A. Francke. 1910.)

Das Harmenslied, das älteste deutsche Siegeslied. Von Prof. Dr. Stuhl-Würzburg. (Sonderabdruck aus „Hannoverland", Maiheft 1910. Hannover. Druck von Harzig & Miller.)

Aus der Hoamat. „Der oberösterreichische Bauernkrieg". Von Norbert Hanrieder. (Linz. Im Selbstverlage des Stelzhamerbundes.)

Vom Dürerbund herausgegeben im Verlage von Georg D. W. Callwey, München, sind erschienen:

Das Annedorle. Von Otto Ludwig. — **Hansel und Gretel.** Von Franz Pocci. — **Der Schlosser Peter.** Von Leop. Weber. — **Der Zwerg Nase.** Von Wilhelm Hauff. — **Ein Karnevalsfest auf Ischia.** Von Artur Kopisch. — **Tischlein deck' dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack.** Von Jakob Grimm. — **Der Landstreicher.** Von Karl Hauptmann. — **Cornelie Fieramonti.** Von Johann Gabriel Seidl. — **Barthli der Korber.** Von Jeremias Gotthelf. — **Zwölf Fabeln für Kinder.** Von Wilhelm Hey. — **Asa Nollin.** Von Charles Sealsfield. — **Hans im Glück.** Von Jakob Grimm. — **Die Kiesgrube.** Von Emil v. Schoenaich-Carolath. — **Das Schloß Dürande.** Von Josef v. Eichendorff. — **Der gehörnte Siegfried.** Von Gustav Schwab. — **Kurt von Koppingen.** Von Jeremias Gotthelf. — **Der Schatzgräber.** Von Ludwig Anzengruber. — **Michael Kohlhaas.** Von Heinrich v. Kleist. — **Die Heimatlosen.** Von Justinus Kerner. — **Der Jäger von Soest.** Von H. J. Ch. Grimmelshausen. — **Die Entführung.** Von Josef v. Eichendorff. — **Das Erdberi-Mareili.** Von Jeremias Gotthelf. — **Das kalte Herz.** Von Wilhelm Hauff. — **Kinder- und Hausmärchen.** Von Brüder Grimm. — **Meister Johannes Wacht.** Von E. T. A. Hofmann. — **Die Kriegsnot.** Von Gustav Nieritz. — **Das Märlein von Schneeweißchen und Rosenrot.** Von Franz Pocci. — **Geschichte des Skalden Egi.** Von Artur Bonus. — **Die Geschichte von Karr und Graufell.** Von Selma Lagerlöff. — **Der kleine Däumling.** Von Ludwig Bechstein. — **Die Wassersnot in Emmenthal.** Von Jeremias Gotthelf. — **Geschichten aus den Bergen.** Von J. Friedr. Lentner. — **Prinzessin Ilse.** Von Marie Petersen. — **Märchen.** Von Ernst Moritz Arndt. — **Die Judenbuche.** Von Anette v. Droste-Hüsdorf. — **Märchen.** Von Ludwig Bechstein. — **Knabenerinnerungen.** Von Karl Immermann. — **Das Bild des Kaisers.** Von Wilhelm Hauff. — **Das Gänsemädchen.** Von Selma Lagerlöff. — **Elsi, die seltsame Magd.** Von Jeremias Gotthelf. — **Das Neujahrsfest in Taschilunpo.** Von Sven Hedin.

Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, Heft 27: **Leodegar, der Hirtenschüler.** Von Hermine Billinger. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung.)

Welthumor in fünf Bänden. Herausgegeben von Roda Roda und Rheodor Etzel. Erster Band: Das lachende Deutschland. (Berlin. Schuster & Loeffler.)

haltender Belehrung alles, was vom Edelweiß gesagt werden kann, alles, was die Wissenschaft von ihm zu berichten weiß und alles, was die Beziehungen zu Denken und Fühlen, zu Geist und Herz des Beobachters betrifft.

V.

Da blättere ich in einem Hochgebirgs-Bilderalbum, „**Tirols Ortlergebiet**". (Kilchberg b. Zürich. A. Wehrli.) Das ist die Gegend, in welcher in Österreich die Erde am höchsten hinaufsteigt gegen Himmel. Nicht daß deshalb der Fernblick so groß oder die Welt so besonders schön wäre; diese Gegend wäre einfach nicht zu ertragen, wenn man sie täglich vor Augen hätte. Sie gehört zu den Sonntagsgegenden der Erhebung. Sie dient dazu, um den Menschen zum Bewußtsein zu bringen, wie freundlich und lieblich im allgemeinen die Gegenden sind, in denen er seinen Wohnsitz hat. Wer aus der wildgroßartigen Ortlerwelt heimkommt, nach Oberösterreich oder Steiermark oder Schwaben oder Thüringen, der dankt Gott. Aber bequem am Schreibtisch zu sitzen, vor dem Fenster die sonnigen Birken, und in diesem Bilderwerke des Hochgebirges zu blättern, ja, das ist ein raffinierter Genuß, den die moderne Zeit erfunden hat, so wie sie zum Gegensatz des verweichlichten Lebens die Hochtouristik entdeckte, die uns wieder jung und stark machen muß.

Die Österreichische Rundschau (Wien, Karl Fromme) ist der Deutschen Rundschau fast ebenbürtig geworden und das sagt was! Es sind das zwei Zeitschriften, die man kaum aus der Hand legt, ohne das meiste in ihnen gelesen zu haben. Die literarische, die geschichtliche, die soziale und politische Richtung, jede wird gut gepflegt — nur vielleicht etwas zu theoretisch und vom altliberalen Standpunkte aus, der steril geworden ist. Ein Tropfen nationalen Öles würde diesen hervorragenden, deutsch geschriebenen Zeitschriften nicht schaden.

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. Siebenter Jahrgang. (Kempten. J. Köschelsche Buchhandlung.)

Eine katholische Zeitschrift, aber eine mit lebendiger Luft, mit Sauerstoff, so daß jedermann darin atmen kann. Dieses Blatt unterscheidet sich kaum von anderen Zeitschriften für die gebildete Welt, hat wenig ausschließlich Kirchliches, Konfessionelles, es müßte denn die unaufhörliche Polemik sein, die sie mit katholischen Blättern altgebackener Gattung führen muß. Denn das „Hochland", es wird wohl selber nicht recht wissen, warum, ist in den Geruch des Modernismus gekommen, daher ein Greuel der Altorthodoxen, die keine Mittel unversucht lassen, die römische Kirche immer mehr einzuengen und von unserem Geistesleben abzuschneiden. Ob das Hochland schließlich siegen wird, oder der Tiefstand, das ist kaum zweifelhaft. Einstweilen wird halt gerauft, daß die Kutten fliegen. Für viele ist ja dieses Gezänke das einzige, was ihnen an dem kirchlichen Leben noch Interesse macht. — Das ist aber sehr traurig!

Meyers Reisebücher. An Neuauflagen dieser bei Touristen und allen Reisenden längst als vortrefflich eingebürgerten Reisehandbücher aus dem Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig, liegen wieder, zur passenden Zeit ausgegeben, zwei Bände vor. Zunächst die 21. Auflage der Schweiz, welcher Band manche wertvolle Ergänzung und Umarbeitung und auch in den ohnehin so außerordentlich reichhaltigen Karten und Planbeilagen eine Vermehrung erfahren hat. Das Buch enthält nun 34 Karten, 4 Pläne und 29 Panoramen. Die Angaben über Touren, Sehenswürdigkeiten, Verkehrsmittel, Preise u. dgl. sind wie in den früheren Auflagen verläßlich und musterhaft, natürlich bis auf die allerjüngste Zeit ergänzt. Die Handlichkeit des Bandes erhöht diesmal auch der Druck auf dünnem, aber festem Papier. — Von Österreich-Ungarn Bosnien und Herzegowina der Sammlung wurde eben die 8., vermehrte Auflage ausgegeben, welche nun 26 Karten, 37 Pläne und 6 Panoramen umfaßt. Der Text ist ebenfalls vermehrt und auf den allerneuesten Stand gebracht. Die aufmerksamste Behandlung ist auch den Ländern Bosnien und Herzegowina zuteil geworden, über die ebenfalls eine der schönen Karten des Instituts beigegeben erscheint. Viele werden sich mit so gutem Reiseführer veranlaßt sehen, die Schönheiten der neuen österreichischen Reichslande kennen zu lernen. — Für die Wanderer in dem bayrischen und Tiroler Alpengebiete und etwaige Besucher des Passionsspieles in Oberammergau ist in der eben erschienenen 11. Auflage der „Deutschen Alpen, I. Teil" auch dieses vorzügliche Handbuch in neuer zweckmäßiger Umarbeitung geboten, welche viele Verbesserungen und Vermehrungen zumal des ohnehin reichen Kartenmateriales enthält.

Dr. A. Schl.

Der dramatische Dichter und unsere Zeit. Von Hermann Faber. (Leipzig. Georg Wiegand.)

Ein ernstes und ein wahres Wort, das hier gesprochen wird. Wir empfehlen das Büchlein allen, die dem Theater nahestehen; es wird ihnen, die immer klagen, daß die Bühnenkunst tiefer und tiefer sinkt, auch klar werden, warum!

Wir machen besonders aufmerksam auf das **Imperator pacis.** Huldigungsbuch deutscher Autoren für Kaiser Franz Josef I.



Drei Augen.

Ein Roman aus unserer Zeit von **Peter Rosegger.**

(Schluß.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein Gericht.

Das blecherne Schellen der Morgenglocke weckte unsere Wanderer aus dem Schlaf, in den sie erst gesunken waren. Es war noch dunkel, kaum grau wurden die kleinen Fenster. Der Mister stand auf, ging die holperige Treppe hinab und ins Freie, um nach dem Wetter auszuschauen. Kalt war's. Der Wasserbottich im Hof, an dem er sein Gesicht wusch, hatte Eiskrusten. Hoch über die Dächer herab leuchteten die ewigen Bildwerke der Berge. Darüber blauer Himmel. Was das für ein Unterschied ist an des Menschen Herzschlag am Abend und am Morgen im Hochgebirge! Am Abend müde, gedrückt, nach gewohntem Heim sich sehnend. Und am Morgen dieser frische, frohe Schlag, dieses Seelenaufjauchzen, dieses Berganstreben, dieses Hinausfliegen über die Dinge des Alltags. Am Abend die Stimmung zum Heimkehren, am Morgen der wonnige Mut zur Wander weiterhin durch die Alpenwelt!

Der Pfarrer ging am Stalle vorbei, in welchem die Haushälterin Ziegen molk. „Mir wäre es recht“, sprach er hinein, „wenn Sie Zeit hätten und gleich nach der Messe ins G'lahn hinabgingen mit dem Kräuterkorb.“

Katzebusili us em Schwarzwald. Neue Gedichte in niederalemannischer Mundart von August Ganther. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Götzendämmerung. Ein Kulturbild aus Ungarn von Adam Müller-Guttenbrunn. Neue, durchgesehene Ausgabe. (Leipzig. L. Staackmann.)

Interessante Kriminalprozesse von kulturhistorischer Bedeutung. Darstellung merkwürdiger Strafrechtsfälle aus Gegenwart und Jüngstvergangenheit. Nach eigenen Erlebnissen von Hugo Friedländer. Eingeleitet von Justizrat Dr. Sello-Berlin. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Glaube und Unglaube. Ein Fragment. Von Dr. Theodor Zangger. (Zürich. Christliche Verlagsbuchhandlung. 1910.)

Das Hohe Lied Solomos?! Ein biblisches Liebesrätsel endgültig gelöst und für die Poesie zurückgerettet! Mit Geleitwort von A. Ludwig. (Leipzig. F. Hofmeister.)

Kreuz und quer durchs Kinderland. Gedichte für die Jugend und ihre Freunde von Alwin Freudenberg. Bilder und Buchschmuck von Johannes Gehrts. (Dresden. Albin Kühle.)

Der kleine Schwab. Abenteuer eines Knaben. Von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. L. Staackmann.)

Anstandslehre. Mit Bausteinen zur Charakterbildung. Von Franz Mohaupt. (Reichenberg i. B. Paul Sollers Nachf.)

Geschlechtsleben und Gesellschaft. Das sexuelle Problem und der soziale Fortschritt. Von Hans Wegener. (Hagen i. W. Otto Rippel.)

Der Schutz edler Tierrassen. Den Jagd- und Naturfreunden aller Nationen gewidmet von Alfred v. Lindheim. (Wien. Wilhelm Frick, k. k. Hofbuchhandlung.)

Photographisches Unterhaltungsbuch. Anleitungen zu interessanten und leicht auszuführenden photographischen Arbeiten von A. Parzer-Mühlbacher. 3., vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Mit 185 belehrenden Abbildungen im Texte und auch 20 Tafeln. (Berlin. Gustav Schmidt, vorm. Robert Oppenheim.)

Ein rätselhafter Irrenhausfall in Österreich. In eigener Sache von Dr. Franz Scheichl, Professor der Linzer Handelsakademie im Ruhestande. (Rapperswil am Zürichsee. H. Gasser-Akeret z. Gutenberg 1909.)

Im eigenen Hause nicht teurer als in einer Mietswohnung. Rentabilität des Eigenhausbaues. Von F. Flur. (Wiesbaden. Westdeutsche Verlagsgesellschaft. 1909.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke ec. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



E. L., Marburg. Ihrer Beschwerde, daß auf der Post so viele Briefe, besonders Postkarten, verloren gehen, stellen wir die Tatsache gegenüber, daß in Deutschland jährlich über eine Million Ansichtskarten nicht an ihre Adresse gelangen, weil sie — keine angeben. Also nie vergessen, auf Briefe und Karten die Adresse zu schreiben, denn just auf die kapriziert sich die Post.

B. B., Wien. Fürs Haus ist die Wiener Monatsschrift „Die Quelle" besonders zu empfehlen. Der Inhalt ist vielfach nicht original, aber dafür auserlesen und von dauerndem Werte. Das ist bei einer Zeitschrift für das Volk die Hauptsache.

H. O., Straßburg. Ja freilich, Professoren muß es auch geben, so gut es Dichter und Nachtwächter und Schuster geben muß. Der notwendigste unter diesen deucht mich freilich der Schuster zu sein. Da Ihnen aber möglicherweise zu einem Schuster das Talent mangelt, so werden Sie halt in Gottesnamen „was Besseres".

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 23. Juli 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

gestanden bin mit dem Revolver. Oder ahnst du es, was ich um dich ausgestanden habe, wie ich krank und irr geworden bin, wie ich bis zu dieser Stunde auf dem Wege gewesen bin, dich zu suchen? Vielleicht kommt er dir in der Erinnerung jetzt vor, der leichtsinnige, verlorene Bursche, und du betest für ihn.

Als die Messe aus war, legte sie mit dem Daumen das Kreuz über dieses blasse, liebe Gesicht und ging, ohne nach rechts oder links zu schauen, zum Tore hinaus und über den sandigen Platz dem Hause zu. Am Tore hatte er sie ansprechen wollen: Guten Morgen, Bäberl! So schau' doch auf. Wer steht vor dir? — Er hat's nicht getan. Starr stand er da und schaute ihr nach. Und Mister Pick dachte: Er kommt an keiner vorüber!

Der Knabe hüpfte aus der Kirche. Dem rief er zu. Der Kleine blieb stehen. Hans trat langsam zu ihm und sagte zärtlich: „Gib mir die Hand, mein Kind!"

Der Kleine tat es lässig und verblüfft.

„Sag' mir einmal, wie du heißest."

„Hans", antwortete der Knabe mit einigem Stolz.

„Schau, das ist schön, daß du Hans heißest. Ich heiße auch Hans."

„Und der Vater heißt auch Hans. Wir heißen alle Hans."

„Wer ist denn dein Vater?"

Der Knabe machte große Augen. Jetzt weiß der nicht, wer der Vater ist.

Fast gierig sog der Doktor den staunenden Kindesblick in sein Herz. Der Kleine entriß ihm das Händchen und sprang in den Hof, wo eben der Hirtenbub die Ziegen aus dem Stalle ließ, auf daß sie hintrappelten über den karstigen Boden.

Dann kam auch der Pfarrer, wieder in seiner gemütlichen Tracht — halb Priester, halb Bauer — und fragte ohne viel Förmlichkeit, was man zum Frühstück wolle, Kaffee oder Milch. Der Mister verlangte Milch, der Doktor Kaffee. Dieser bekam in blumiger Schüssel geröstetes Mehl in Wasser gekocht. „Das ist Kaffee der allerhöchsten Herrschaften", sagte der Pfarrer, auf die Hochsgebirgsbewohner zielend. Während sie aßen, sah der Doktor durch das Fenster die Haushälterin mit dem Korb im Arm und mit dem Knaben davongehen, gegen die Scharte hinaus. Er sagte nichts, beobachtete aber den Pfarrer, dessen treuherziges Gesicht nichts desgleichen tat, als ob auf der Welt auch noch andere Beziehungen obwalteten, als die zwischen Wirt und Gästen. Dann ging Hans lässig hinaus, hernach aber hastig des Weges entlang gegen die Scharte. Der Pfarrer sah es durch das Fenster und dachte: Es ist offenkundig, es ist offenkundig. Was wird jetzt werden?

„Das will ich wohl tun", antwortete sie.

Dann ging er in die kleine Sakristei, legte sich selber das Meßgewand an und trat zum Altar. Der Knabe bediente ihn, trug das Buch auf die Evangelienseite, läutete das Glöcklein zur Aufwandlung und goß Wasser und Wein in den vom Priester aufgehaltenen Kelch zur Kommunion. Und wenn der Zelebrant husten mußte, hielt ihm der Kleine das weiße Tüchlein hin. Die Gemeinde war nicht groß. In den Bänken saß eine alte Magd, dann der Hirtenbub im zerflickten Gewand, hernach etliche Wallfahrerinnen und dann die Haushälterin. Mittlerweile waren auch unsere beiden Wanderer in die Kirche getreten.

„Hier läßt sie sich sehen", flüsterte der Mister dem Genossen zu und deutete leicht nach der Frau, mit der er gestern um Nachtherberge verhandelt hatte. Hans schaute hin, er sah sie von der Seite. Ein blaues Kopftuch, unter dem Kinn leicht gebunden, ließ genug vom Gesichte frei, um dem großen Hans in einer Sekunde klar zu machen, daß er nicht nach Amerika geht. — Sie war es. Sie, die er in Irren und Wirren hatte gesucht; sie, der er manche Zeit vergessen hatte auf lockeren Wegen, bis sie doch immer wieder plötzlich klagend, mahnend vor ihm stand. Da fand er sie, kniend vor einem Altare. — Die Gefühle und Gedanken, die ihn jetzt überkamen, konnte er nicht bändigen. Am lautesten sprach das Sinnliche: Schöner ist sie noch geworden, fraulicher, mit dem guten, jugendlichen Muttergesichte. — Und wie er sie so unbemerkt betrachtete, da nahm ihn etwas wunder. Daß er ruhig sein konnte in diesem Augenblicke, den er sich immer als den größten seines Lebens gedacht. Wo war denn das wehe Mitleid jetzt? Warum auch Mitleid, es ist ihr ja kein Leid. Dort kniet sie und wendet kein Auge vom Altar. Ein bißchen bigott ist sie immer gewesen. Drei Heiligtümer hat sie vor sich — das Sakrament, den Priester und den Knaben. Zu welchem betet sie? O, bete zum Knaben, Bäberl, zu unserem Knaben, der jetzt den Vater haben wird. — Plötzlich ein Höllenflämmchen Haß. Dieser Bauernbub' aus Stahlhöfen, der kleine Hans, in Riesengröße stand er vor ihm, so erdrückend groß und edel und vielleicht — unüberwindlich, daß er ihn fast hassen mußte. Er, dem er übel mitgespielt, hat sein Weib und Kind aus der Verlassenheit gehoben, hat um sie Verfolgung gelitten, seine Zukunft verscherzt, ist der Beschützer des armen Wesens, der Erzieher des Kindes geworden. Es scheint, er hat nicht gewußt, wem sie zugehören, sonst hätte er ja gestern abends davon sagen müssen. Weiß er es erst, dann wird er anders sein. Wird seine Rechte fordern, und dagegen wird nicht aufzukommen sein. Oder soll erst jetzt der Krieg beginnen zwischen dem großen und dem kleinen Hans? — O, mein Bäberl, du, da bist du jetzt! Und ahnst es nicht, wie ich damals an jenem Leichenschragen

„Reden, das kann ich keinem Menschen verbieten."

So sprach er ihr nun von jener Nacht, als auf dem Seziertische die Leiche der Selbstmörderin lag. Er wollte erzählen, was damals in ihm vorgegangen war, die Worte überstürzten sich, dann schlug er sich die Hände ins Gesicht: „Ich kann nicht!"

Sie schaute ihn an, der Blick war nicht mehr strenge. Er sprach von der Krankheit, von der Flucht aus dem Hause des Hofrates, von dem Elend, in das er dann gesunken war. Er redete zerrissen von der Friedlosigkeit, die über ihn gekommen war, als er sie, zu der ihn sein Mitleid zog, nie und nirgends finden konnte. „Da habe ich eine Eingebung gehabt, du könntest ganz fort sein, vielleicht sogar nach Amerika. Auch dorthin wollte ich dir nach und bin auf dem Wege, dich zu suchen auf der ganzen Welt — und jetzt bist du da!"

„Und was soll es denn sein, wenn Sie mich gefunden haben?"

„Bäberl, daß wir beisammen bleiben."

Nach kurzem Nachdenken sagte sie: „Herr Schmied, ich glaube, Sie kennen sich selbst nicht. Jetzt glauben Sie, wenn Sie mich und den Buben hätten. Wie ich Sie kenne: Sie könnten haben was immer, so müßten Sie doch was anderes suchen. Auf Sie ist kein Vertrau."

„Hältst du mich für schlecht?"

„Das will ich nicht sagen. Ich sage nur so viel, wer das, wie ich, erlebt hat mit einem Menschen! Woher soll man da noch ein Vertrau nehmen!"

„Mutter!" schrie vom Felsen der Knabe herab, „ein Edelweiß hab' ich gefunden!"

„Auf deinen Hut steck's!" rief sie hinauf.

„Barbara!" sagte Hans bittend, „nimm das für ein Zeichen. Heut' früh hat er mich so lieb angeschaut. Die Natur hat's ihm gesagt, wer ich bin."

„Ach, was weiß die Natur!"

„Aber es ist doch wahr, Bäberl, daß er — unser ist? Es ist doch wahr?"

Da entgegnete sie: „Wenn Sie es nicht gern glauben, Schmied! Es ist vielleicht besser, wenn Sie es nicht glauben."

„Ich glaube, weil du es sagst, ich glaube, weil das Blut spricht. Wie mich zu ihm, drängt es ihn zu mir."

„Das wollen wir ja sehen", sagte sie und rief ins Gefelse hinauf: „Hansel! Das Edelweiß, geh und bring es dem Vater!"

Hüpfend kam der Junge nieder von Stein zu Stein. Der Doktor breitete ihm schon die Arme entgegen. Der Kleine ging nicht in die Wiese herein, er ging das Kar hinauf gegen die Scharte.

„Er geht zum Hause", murmelte der Doktor.

Von der Scharte aus sah Hans Schmied der Große, wie die Bäberl hinabstieg in die grüne Mulde, wo Gras wuchs, das feine, kurzstielige Gras, Gekräute und Geblume. Es war so taufeucht, daß er die Spuren ihrer Schritte sah. Über den Langen Grat kam die Sonne herauf und streute ihr helles Gold auf die Matte. Der Knabe kletterte an den Steinwändlein herum, die am Hang die blumige Matte begrenzten.

Als Barbara bemerkt hatte, sie werde verfolgt, und von wem, ging sie schneller; als sie sah, daß er sie trotzdem einholen würde, blieb sie stehen.

Als er nahe war, kam sie ihm mit der Ansprache zuvor: „Was haben Sie da zu suchen, Schmied, oder wie man jetzt sagen soll?"

„Schau, daß du mich doch kennst. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen. Ich will was reden mit dir, Bäberl, sei gut. Geh', sei gut mit mir!" Bittend sagte er es.

„Mir ist's lieber, wenn wir uns nimmer begegnen. Wir haben nichts miteinander."

„Schau, Mädel, sei nicht hart. Es ist nicht das erstemal so vorgekommen und es wird nicht das letztemal sein. Man kann doch wieder gut sein miteinander."

„Gut sein!" lachte sie gellend auf. „Daß zwei aus Lieb' zu weit kommen miteinander und nachher doch nicht zusammengehören, das kommt freilich vor. Wenn aber eins das andere zu Fleiß betrügt! Wenn einer sich mit einer Vornehmen verlobt und geht noch in derselben Nacht zum armen Mädel, das ihm vertraut, und verführt es! Und verlaßt es!"

Hilflos stand er da und in seinen Augen zuckten wirre Feuer. Endlich hob er den Atem: Du weißt nicht, Bäberl, was ich um dich gelitten hab'!"

„So hätte vielleicht ich zu reden. Wozu denn? Es ist ja alles gut. Nur Ruh' will ich von Ihnen haben."

Oben in den Wänden jauchzte der Kleine.

Hans hob beide Hände nach der Richtung hin. „Das ist er ja! Nicht wahr, Bäberl, das ist er?"

„Ja, ja. So viel sollen S' wissen. Aber Sie brauchen mir nichts zu geben."

Nicht irre machen ließ er sich durch die schreckliche Härte ihrer Gegenreden. Einen Schritt war er zurückgetreten und sagte gedämpft: „Ich habe dich jahrelang gesucht." Er brach ab, um seine Mundwinkel zuckte ein Schmerz. — „Wenn du mich bei unserem Kinde, das da oben so glücklich ist, nur ein paar Worte wolltest reden lassen. Du weißt es nicht, du kannst es ja nicht wissen."

gewesen, länger hat es nicht können sein. Nachher hat mich der geistliche Herr wieder in den Pfarrhof genommen, weil er wohl gesehen hat, ich wüßt' nicht aus noch ein. Von meinem Dienstlohn hab' ich für's Kind gezahlt, das im Berggraben verblieben ist. So weggeben müssen, wie einer Mutter da sein tut! Mein Gott, ich hab' noch müssen froh sein. — Jetzt — s geht nicht lang her, fangen die Leute an. Die junge Pfarrersköchin! Kunnt sich's wohl anschicken, der Herr Provisor,. und wie sie halt so reden. Der geistliche Herr hat gelacht dazu und gemeint, wie die Schelme wären, so dächten sie von anderen. Ist auch nur so ein Spaß gewesen, haben ihn ja sonst gern gehabt."

Sie atmete hörbar, schaute auf den Sandboden, als stünde es dort zu lesen. Dann sprach sie weiter: „Über eine Zeit hat's das Unglück gewollt, daß die Pflegemutter erkrankt ist und habe ich nicht gewußt, wohin mit dem kleinen Hascherl. Da sagt der geistliche Herr: Das Kind gehört zur Mutter. Erst hab' ich gemeint, es wäre so zu verstehen, daß ich jetzt fortgehen sollt' und mich ums Kleine annehmen. Da hat er das Buberl in den Pfarrhof holen lassen. Das wird nicht gut sein, geistlicher Herr hab' ich gesagt; gibt er Antwort: Alles ist gut, was nicht schlecht ist. — Was bin ich jetzt glücklich gewesen, einen guten Dienst und das Kind neben meiner! Hab' selm auch all' Schmerz und Schand vergessen, was von der Stadt her noch ist in mir gewesen. Dabei hätt' es sollen bleiben, Herr Schmied, und Sie hätten nimmer sollen kommen."

Hans trommelte mit den Fingern auf sein Knie und sagte ein wenig singend: „Muß ein schönes Familienleben gewesen sein!"

Diesen Hohn ertrug sie ruhig. Nur schwieg sie. Ihm tat es schon leid.

Dann sagte sie: „Warum sollten just Sie anders sein als die die meisten Leute. Alles hat so geredet über uns. Es steht mir kaum dafür zu sagen, daß wir wie Bruder und Schwester haben gelebt. Er hat seine Seelsorge gehabt, ich meine Wirtschaft und mein Kind. Freilich — es hat nicht lange gedauert."

Wie ein Steinbild saß sie da. Und ihm war, als müsse er ihr ein wenig näherrücken. Da stand sie auf und setzte sich auf einen andern Stein.

„Es sind halt auch sonst Sachen vorgekommen", erzählte sie dann weiter. „Der geistliche Herr hat seinen Vorgesetzten nicht alles recht gemacht. Einmal hätten fremde Prediger sollen nach Stahlhöfen kommen, ich glaube Liguorianer. Die hat er nicht angenommen. Ein anderesmal ist im Wirtshaus ein Reisender gestorben. Der geistliche Herr hat ihn in der Reihe begraben lassen und eingesegnet, ohne daß er nach dem Glauben gefragt hätte. 's wird ein Israelit gewesen sein.

„Er geht zu seinem Vater“, sagte sie.

„Dann — — ist es auch gut“, lachte er. „Dann hat sich ja alles gelöst und deine Vorwürfe kannst du wieder einpacken.“

„Weil Sie keine Ahnung haben, was das heißt: ein Vater. — Vielleicht wollen Sie es jetzt hören, was das ist. Vielleicht verstehen Sie es dann, was und wer ein Vater ist.“

Sie setzte sich auf einen Stein, lud ihn nicht ein, sich auch zu setzen; er tat es uneingeladen. In diesem Salon ist jeder Hausherr. Und das war wieder ein Irrtum. Den Korb hatte sie auf das Gras hingestellt, die Ellbogen hatte sie auf die Knie gestemmt, eine Hand legte sie an die Stirn, so, als wollte sie das Auge vor der Sonne schützen. Und die Haushälterin des Hospiz an den drei Augen hub an, so zu reden:

„Was dazumal in mir gewesen ist! An demselbigen Abend, als Sie sich mit der Hofrattochter verlobt haben, sind Sie zu mir gekommen. Und nachher, wie ich von der Verlobung gehört und Sie mit der Braut im Wagen fahren gesehen hab' — und ich weiß mich nicht mehr allein“ Sie konnte nicht weiter, sie hatte eine Bewegung zu unterdrücken. Dann, als das gelungen war: „Ich wünsche es keinem, wie mir in selben Tagen ist gewesen. Aber das kann ich wohl sagen, die Donau wär' mir nicht eingefallen. An so was denkt kein Christenmensch. Die paar Sachen hab' ich verkauft und bin aufs Land. Im Melkstubental hab' ich Verwandte gesucht. Ihrer noch ein paar alte Leute sind gewesen von meinem Vater her. Bin einige Zeit bei ihnen verblieben, hab' ihnen Gewand genäht. Aber halt nachher, wie ich's nimmer hab' verbergen können, hab' ich fort müssen, sind ja selber arm und hätten nur Schand und Spott. So bin ich in eine andere Gegend, hab' nit gewußt wohin, ist mir auch alles gleich gewesen. Gehst halt so lang, bis du liegen bleibst neben dem Weg. Wird dich schon wer aufheben. — Dann hat er mich halt gefunden, unter einem Eschbaum, wie er von einem Versehgang heimkehrt. Am Arm hat er mich mit sich geschleppt in den Pfarrhof. Dort ist's mir gut gegangen; nach ein paar Tagen hab' ich der alten Frau, die dagewesen ist, schon was helfen können. Ist vom alten, verstorbenen Herrn die Schwester gewesen, schon mühselig. Hat nachher dem Herrn Pfarrprovisor den Dienst aufgesagt und ist ihres selber worden. Nachher hat er mich halt gefragt, ob ich nicht wollt' in Diensten einstehen im Pfarrhof. Hart ist es mir angekommen, daß ich es ihm hab' sagen müssen, wie es mit mir steht. Er ist zuerst erschrocken und dann fragt er mich: Ja, Barbara, was wollen Sie denn tun? Da hat er gesehen, daß ich mir keinen Rat weiß und hat mich in den Berggraben geschickt zu einem guten Weib, wo ich meine Stunde könnt' erwarten. Zwölf Wochen bin ich bei derselbigen Frau

heroben sind gewesen. Viel arme Hascher dabei, was er solchen hat getan. Nicht wie ein Geistlicher, gerade wie ein Vater und Bruder. Wieviel sind krank angekommen und gesund fortgegangen! Nur den Aberglauben hat er ihnen noch nicht mögen austreiben — daß die Leute wegen der sündigen Lieb' heraufkommen zur heiligen Familie."

„Sündig ist meine Liebe jetzt nimmer, Barbara."

„So meine ich auch nicht. Wesweg Sie da sind, geht mich nichts an. Vom geistlichen Herrn rede ich. Wie er schon Leute aus dem Schnee gegraben hat. Und ist selber nicht gesund. Was ich den Winter fürchte allemal! Der setzt ihm hart zu. Und ist doch kein Tag, wo er in der kalten Kirche nicht seine Messe liest und nicht herumstreicht im Gestöber, weil er immer glaubt, es kunnten doch Leut' zu gehen haben und im Schnee nit weiterkönnen. — Und soll ich's sagen, Schmied, was er für unser Kind tut! Ist sein Nährvater und Arzt und Spielgenosse und Lehrer. Wenn ich ihm manchmal zuschaue, wie er mit diesem Kind ist, da werden mir wohl die Augen feucht. Der darf mir nicht in die schlimme Welt! sagt er oft, der muß ein gesunder, arbeitsamer, zufriedener Mensch werden, wenn der Wind auch kalt ist. An einem, meint er, wird's doch durchzusetzen sein, was man so vielen predigt. — Sein Schutzengel ist er, ich kann es nicht besser sagen. Man braucht den Buben nur anzuschauen — er wird ein ordentlicher Mensch mit Gottes Willen. — So, Herr Schmied, jetzt werden Sie es wohl verstehen, was das ist, ein Vater."

Hierauf antwortete der Doktor: „Daß er gut ist, dafür kenne ich ihn seit Kindheit. Hat's auch glücklich bis zum Elendpfarrer gebracht. Du wirst aber dem Kinde nicht zumuten wollen, sein Lebtag in diesen Wildnissen zu verbleiben. Dagegen müßte schon auch ich als Vater was sagen!"

„*Der* als Vater!" So ihr grelles Auflachen.

„Und auch du, Bäberl, wirst deine Lebenszeit nicht vertun in diesem Steinhaufen, bei diesen drei Augen, die alle drei blind sind und nichts sehen von der schönen Welt. Schau, du bist noch jung und ich — die schöne Mutter mit dem lieben Kinde bei mir — würde mich einsetzen, um euch ein menschenwürdiges Leben zu schaffen. Ich wüßte wohl was. — Siehe doch, Barbara. Keinen Stern habe ich mehr gehabt seit deiner, den Irrlichtern bin ich nachgelaufen bis in die Sümpfe. Und möchte doch so gern noch einmal ein Mensch werden, ein rechter. — Ohne deiner, —" er bohrte seinen Bergstock in den Sand, um ein Aufstöhnen zu unterdrücken. Dann leise: „Ohne deiner werde ich wohl müssen zugrunde gehen . . ."

Lebhaft tat sie Kräuter ausreißen, auch solche, die sie nicht brauchen konnte.

Da hat es halt nachher Verweise gesetzt. Von der bischöflichen Kanzlei soll einmal ein scharfer Brief gekommen sein — meinetwegen. Er hat mir nichts davon gesagt, sonst hätt' ich ja auf der Stell' das Kind hergenommen und wär' davon. Nachher ist ein Prälat gekommen. Wie ich das Glas Wein ins Zimmer bringe, schaut mich der hohe Herr an und sagt: Mademoiselle, oder was Sie sind. Nehmen Sie das nur wieder mit. Mir haben gleich Hände und Füße angefangen zu zittern, dann habe ich auch schon schreien gehört aus dem Zimmer, dem Provisor seine Stimm': Ich versehe mein Amt nach Pflicht und Vorschrift, das übrige geht niemand was an. Solange die Haushälterinnen in Pfarrhöfen kirchlicherseits nicht verboten sind, behalte ich auch die meine. — Wie der Prälat fort ist, habe ich meine Sachen zusammengepackt. Zornig ist der Herr Provisor worden und ich sollt' dableiben! Das möcht' er erst sehen, ob ein katholischer Geistlicher kein Christ sein dürfe! Wo sollen denn Sie hin mit dem Kind? hat er gesagt. Sie in die Schuld, das Kind ins Verderben. Ich habe mir's vorgenommen. — Dazumal hab' ich's auch gemerkt, daß er's weiß, wem wir angehören. Daß wir seinem Jugendfreund angehören. Gesagt hat er nie was über Sie, nichts Gutes und nichts Schlechtes. — Zu mir hat er gesagt: Barbara, Sie bleiben in Ehren bei mir. — Sie glauben es uns nicht, geistlicher Herr! — So sollen sie's bleiben lassen. — Aber das Ärgernis! sage ich. — Auf das er wieder: Die uns die Bravheit glauben, denen ist es keins. Und die sie nicht glauben, mögen sagen: Wenigstens sind die zwei keine Heuchler und verlassen ihr Kind nicht. Das Gegenteil möchte leicht ein größeres Ärgernis sein. — Nicht zugetraut hätte ich's dem geistlichen Herrn, daß er so fest bleiben kann. So habe ich mich halt überreden lassen und bin im Pfarrhof verblieben. Drei Wochen später ist das Dekret da: Versetzt auf das Kirchamt zur heiligen Familie bei den drei Augen. — Alle zwei haben wir lachen müssen. Zur heiligen Familie! Da weiß man nicht, verspotten sie uns oder die lieben Jesus, Maria und Joseph — daß sie uns zusammentun. Sanktioniert sind wir! hat der geistliche Herr gesagt, wollen aber der heiligen Familie keine Schand' machen. — Hart fortgegangen sind wir wohl von Stahlhöfen, sie haben ihn so gern gehabt und ist's auch sein Heimatsort. Und jetzt in eine solche Wildnis hinein . . . Und das unsertwegen!'"

Rasch stand sie auf und hub an mit beiden Händen Kräuter aus dem Boden zu reißen und in den Korb zu werfen. Hans trat an sie hin und streichelte ihr mit dem blauen Tuch bedecktes Haupt. Sie wehrte ab. Sie stand aufrecht vor ihm und sprach: „An seinem Unglück bin ich schuld wie Sie an dem meinen! Freilich tragt er's schöner als ich. Er sagt nichts, bei ihm ist alles gut. Die halbe Welt redet vom Gutsein, er schweigt und ist es. Wenn die Wallfahrer erzählen wollten, die schon

von einer zur andern; jedes Lichtlein, das er links oder rechts zu entdecken glaubte, lockte ihn vom Wege ab und ganz vergaß er, daß Weisheit nicht gesprochen, sondern gelebt sein will. — Das Mitleid war der einzige trübrote Stern, der immer wieder winkte zwischen den Nebeln und der ihn begleitet hat bis hieher. Und hier fand er einen armen, im Weltsinne ganz unbedeutenden Mann, dessen Leben das dritte Wort sprach: „Der Weisheit höchste ist die Güte!"

Wahrheit, Weisheit, Güte! Sind diese drei Weltanschauungen nicht auch drei Augen? — Zwei davon sind blind und du, Hans Schmied, weißt nun, welches das sehende ist.

— Woher hast du es, mein kleiner Hans, woher hast du dein liebreiches Herz? Dir haben die Leute übel mitgespielt und du bist gut geblieben. Ich habe von den Menschen eigentlich immer nur Gutes erfahren und bin doch unfruchtbar und verdorben. —

Also sah die Summe aus, die Hans der Große zog von seinem bisherigen Leben. Langsam und gebeugt, wie unter einer Last schritt er ins Hochtal hinein zwischen den Steinen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Gnade.

Als Hans in das Hospiz zurückkam, surrte ihm Kirchengesang entgegen. Wallfahrer waren gekommen. Etliche davon gingen im Freien umher und suchten nach Rauten, die sie nach altem Brauch an ihre Hüte steckten. Die anderen waren in der Kirche und drängten in zwei langen Reihen zum Beichtstuhl, in dem der Pfarrer saß.

Mister Pick schritt mißmutig ums Haus herum. Er war schon gerüstet mit Stock und Rucksack. Er wollte abreisen und schaute nach dem Genossen aus. Als dieser nun herankam, rief er ihm entgegen: „Wo treiben Sie sich um, Doktor Schmied? Der heutige Marsch wird nicht kürzer sein als der gestrige. Das Wetter wird umschlagen. — Wollen Sie mit oder nicht?

Hans, unter dem Eindruck des Gerichtes, das über ihn ergangen war — abgelehnt, weggeworfen, tief verletzt und endlich von sich selbst verurteilt — besann sich nicht mehr.

„Einen Augenblick, Mister. In drei Minuten bin ich fertig." Er eilte ins Haus.

„Die Sachen sind beglichen!" rief ihm der Amerikaner nach.

Das traurige Kirchenlied drüben war noch nicht verschallt, da schritten die beiden Männer über die Karste des Hochtals dahin. Hans Schmied ohne Abschied. Ja, so war es am besten, so war es gut. — In ihren Mänteln bläderte der Wind. Langsam und weitschrittig setzten sie aus und kamen an den drei Tümpeln vorüber. Die hatten ihnen

„Schau, Bäberl. Schon einmal hast du mir Gift ausgesogen — damals von der Viper, weißt du es? Tue es noch einmal. Die Verachtung vor mir selber, ziehe mir sie aus. Hilf mir, daß ich noch einmal gesund werden kann. Da unten im grünen Melkstubental irgendwo weiß ich eine Stelle als Landarzt — Bäberl, schau, du hast mich weggeworfen, weil ich als Mann und Vater meine Pflicht nicht erfüllt habe. Jetzt will, jetzt kann ich sie erfüllen und jetzt mußt mir dazu helfen."

Barbara richtete sich auf. „Sie meinen also, daß wir jetzt mit Ihnen fortgehen sollen? Daß ich den einzigen Menschen, der sich für uns aufgeopfert hat, verlassen werde in seiner Einsamkeit, in seinem Kranksein? Ein Mensch, der das denken kann . . ." Sie hat das herbe Wort nicht über die Zunge gebracht.

Hans wendete sich langsam um. Er keuchte wie in einem Brustkrampf. Ihr war, als hätte er gestöhnt: „Wenn man jemanden so lieb hat!"

Sie sah es, wie er langsam das steinige Kar hinanstieg. Sie mußte ihm nachschauen, bis er zwischen den Felsen der Scharte verschwunden war. Dann warf sie sich auf den Stein und schluchzte laut.

Ist er denn wirklich so verworfen? Ist es denn ganz unbegreiflich, daß einer ein armes Mädel lieb hat und eine Reiche heiraten will? Und hat er sie denn geheiratet? Ist er nicht der Geliebten jahrelang nachgegangen wie einer, der sich selber verloren hat? „Wenn man jemand so lieb hat!" — Ist es denn zu verlangen, daß er dieselbe uneigennützige, heilige Liebe hat wie der geistliche Herr? — Solche Gedanken klagten jetzt das ratlose Weib an: Du hast ihm Unrecht getan! — So laut hat sie von seiner Schuld gesprochen, bis sie die ihre aufgeweckt. —

Nicht weniger streng mit sich ins Gericht ging Hans der Große, als er langsam und gebückt, wie unter einer Last, zwischen den Steinen dahinschritt.

— Du bist ein leidenschaftlicher Verehrer der Wahrheit gewesen. Hast du gewußt, daß es auch solche Wahrheiten gibt, wie du jetzt gehört hast? — „Der Kräfte größte ist die Wahrheit!" Dieser Spruch steht wohl noch über dem Laboratoriumseingang des Professors Weißband. Diese Wahrheit hat den Hans Schmied zur Lüge verführt, zur Untreue. „Der menschlichen Würde entspricht es, nicht das Glück, sondern die Wahrheit zu suchen." Das war eine der Phrasen jenes Lehrers, der er selbst so wenig nachlebt als einer seiner Schüler. — Dann hat irgendein Verfahrener an die Wand geschrieben: „Der Wahrheit beste ist die Weisheit!" Und die Weisheit, die er suchte, die er pflegte, hat ihn zum Toren gemacht. Hätte er eine Richtschnur gehabt! Aber er hatte deren viele. Er tastete

Nach diesem plötzlichen Abschied waren sie rasch auseinander gegangen. Dann stieg Hans versonnen nieder gegen das karstige Hochtal. Der Wind hatte sich völlig gelegt, der Sonnenschein war vergangen. Es war ganz still. Ohne zu denken, wendete Hans sich nach allen Seiten, und war Mister Pick nicht mehr da. Er war allein. In die Heimat kehrte er — und war doch fremd. Bei den drei Augen stand er still — was ist jetzt zu machen? — Von der Kirche weht ein verflogener Hall des Wallfahrergesanges herüber. Hans schaute hin auf den grauen Bau, der sagte ihm nichts. Oder er sagte ihm das: Ich bin für die Gläubigen, was gehe ich dich an! — Dann hob er einen Stein auf, um ihn in den Tümpel zu werfen, die heilige Familie in Nazareth grüßen! Torheiten, was will ihm die heilige Familie! Er ließ den Stein wieder fallen. — Dort drüben weideten die Ziegen, zwei weiße und eine gefleckte. Der wulstig gekleidete Hirtenbub' war dabei und nicht weit davon lief der Knabe hin und her, der kleine Hans, stand still und schaute aus. Und als er unseren Vereinsamten bemerkte, ging er herbei. Ganz langsam, unschlüssig, furchtsam. Und ging ganz an ihn heran. Der hatte nur gewartet. Und nun packte er den Knaben mit beiden Armen, riß ihn an sich und zerdrückte den kleinen roten Mund, die hellen Augen mit fast wütenden Küssen. Und als er ihn lange und leidenschaftlich geherzt hatte, ließ er ihn zu Boden gleiten. Der erschrockene Knabe stand da und schaute ihn an. Feind war das keiner, so viel merkte er. So hielt er das rechte Händchen, das zur Faust geballt war, dem Manne hin und sagte: „Willst du das?" Damit öffnete er die kleine Faust und war ein zerknülltes Sträußchen Edelweiß darin.

Hans nahm den Kleinen an der Hand und sagte: „Jetzt hilft dir nichts mehr, Hanserl, jetzt gehörst du mein. Jetzt gehen wir zu deiner Mutter."

Im Hospiz waren die wenigen Hände beschäftigt, Wallfahrer abzufüttern, die denn auch bald in ein Schärchen vereint hinauseilten gegen die Scharte, um noch vor Ausbruch des Gewitters schützende Niederungen zu erreichen. Die Gegend war düster geworden, als käme schon die Abenddämmerung. Der Knabe führte seinen neuen Freund hinter die Kirche, wo auf kurzgrasigem Anger die Holzkreuzlein steckten. Dort standen seine Häuser. Aus weißen Steinchen waren sie erbaut, und für einen Großen, der keine Phantasie hat, sind es kindische Steinhäufchen, was für das Kind ein Wirtshaus und ein Ziegenstall und eine Kirche ist. Plötzlich ächzte das Dach der wirklichen Kirche. Ein Windstoß war niedergefahren und von den Berghängen purzelten nur so die Nebelballen herab und in fünf Minuten war das jählings sturmdurchwogte Tal voll dichtgedrängten kalten Nebels.

nichts mehr zu sagen. Die roten Marken auf Steinplatten leiteten zu dem Hoch- oder Breitnockpaß hinan gegen das nördliche Land. Der Steig bestand aus kantigen Steinen und ging in Schlangenwindungen bergan, zuerst über grobes Gerölle, dann zwischen Wänden. Die Wanderer schwiegen und nur zeitweilig, wenn sie stehen blieben und zurückschauten in den karstigen Kessel und auf die starre, spitze Wucht des Lanzsteines, sprachen sie ein paar Worte. Das Hochtal mit dem Hospiz war schon tief unten, über die Scharte herein blauten die fernen Berge und hinter ihnen baute sich eine eng ineinandergeschobene Wolkenstadt auf.

„Wenn wir nur erst über dem Paß sind“, sagte Mister Pick, „dann wollen wir auch den Reiseplan besprechen.“

Hans schwamm in einer merkwürdigen Stimmung, plötzlich mit den kühnsten Schwingen. — Jetzt bist du frei! Jetzt erst, und ganz. Du bist losgesprochen aller Pflicht, das Mitleid ist gestillt, das Gewissen hat Ruhe. Sie hat dich losgegeben von allem. Ist das ein Gefühl! — Nun geht es in die weite Welt. Wohin, ist einerlei. Das Land, in dem ein Mensch noch nicht gesündigt hat, wird ihm gut sein.

Ohne die rote Marke, die an jedem zehnten Steine klebte, hätte man nicht geahnt, daß das ein Weg sein soll. Nichts als grobes Getrümmer. Dann eine Schneeschichte, dann eine Eiskluft. Dann wieder das brüchige Gestein, nicht zum Gehen, nur zum Klettern. Endlich vor ihnen der Rand, über dem der Himmel lag und hinter dem eine neue Welt von Gipfeln und Schneefeldern auftauchte. Sie standen vor dem Turm, aus rohen Steinen geschichtet. Das war das Wahrzeichen des höchsten Wegpunktes zwischen Süden und Norden. Sonderbar, der Wind war hier still, war fast plötzlich still geworden. Sie konnten sich hinsetzen, um noch ein letztesmal in die südlichen Alpen zu schauen.

Hans lehnte an dem Turme, stützte das Haupt auf den Ellbogen und schaute hinab. Und schaute hinab. Er sieht es sich noch einmal an, dachte Mister Pick. Nicht jeder ist so glücklich, alle Jahre herüber zu kommen. Drüben die Augen auf, die Fäuste zu! Er soll noch ein wenig träumen. Das letztemal in der alten Heimat.

Doktor-Hans Schmied erhob sich. Vor den Begleiter stellte er sich hin, eine andere Tonart hatte seine Stimme, als er nun sprach: „Verübeln Sie mir nichts, Mister Pick, und reisen Sie glücklich.“

„Was soll das?“

„Ich kehre um. Ich kann nicht fort. Ich kann nicht. Sie waren gut mit mir, Mister Pick. Haben Sie Dank.“

Einen Augenblick regungslos war der Amerikaner.

„Soll ich Sie aber noch über das Gebirge hinaus begleiten?“

Mister Pick reichte ihm ruhig die Hand, leise, doch jede Silbe lang ziehend, sagte er: „Leben Sie wohl!“

Irrfahrt. Gedemütigt von Ungemach und eigener Torheit, zerrissen von Schuldbewußtsein, gebrochen von Enttäuschungen — einen einzigen glühenden Gottesfunken noch kärglich hütend — so trieb er auf leckem Kahn dahin, sah hundert Gestade und konnte nicht landen. Und nun saß er hier im Hause seines einzigen Freundes, umsorgt von dem Weibe, das er so lange gesucht, das sein Kind an der Hand führte und das ihm so schwer verzeihen konnte. Ihr Blick war noch strenge. Und dennoch fühlte er, sein Kahn hatte Anker gefaßt.

Die wetterstürmischen Tage hatten es ihm möglich gemacht, im Hospiz zu bleiben. Aber die Hauswirtin und er gingen immer fast stumm aneinander vorüber. Da erschien vom nördlichen Tale her, an den Füßen Schneereifen und in der Hand den Eispickel, ein Mann mit einem Briefe an Doktor Hans Schmied. Der war mit Bleistift geschrieben und lautete: „Mein Doktor Schmied! Man hat alles durchschaut und weiß, warum Sie umkehren mußten. Sie haben recht. — Das Gewitter hat mich unterwegs überrascht, aber nicht getötet. Sagen Sie dem Pfarrer Johannes, er werde bald von einer Stiftung hören, die für das Hospiz an den drei Augen gemacht ist. Pick."

Als Hans diese Zeilen dem kranken Freunde vorlas, lächelte dieser ein wenig und sagte: „Das ist brav, das ist brav. Aber noch lieber wäre es mir, wenn ich Gottesdienst halten könnte."

Fünf Tage nach jenem Wettersturz, als der Pfarrer Johannes von seiner Suche nach Hilfsbedürftigen fiebernd nach Hause gekommen war, knieten sie an seinem Lager. Barbara zur Rechten, Hans zur Linken. Er hatte ihnen seine kühl gewordenen Hände hingelegt. Er schaute die beiden an, einmal sie, einmal ihn, mit seinen guten Augen. Er konnte nicht mehr laut sprechen. Leise sagte er: „Tut halt gescheit sein. Schon auch des Buberl wegen."

Beide schluchzten. Da zog er sachte ihre Hand an die Brust und seine Hand an die Brust: „Bleibt bei mir. Tut was beten. — Sterben . . .", er setzte aus und rang nach Atem, „. . . sterben — ist auch ein Gottesdienst . . ."

Das hat man noch verstanden. Dann zog er krampfig ihre Hände noch näher. Und atmete still. Und atmete schwer. — Und atmete nicht mehr . . . Es war zu Ende. — Und als das geschehen war, als Hans und Barbara aus der Betäubung des Ereignisses erwachten, da fand es sich, daß auf seiner stillen Brust — ihre Hände ineinander lagen.

— Wo wird mein Mister jetzt sein? Das war der Gedanke des Doktors.

Sie eilten ins Haus, wo die Haushälterin eben Licht anzündete. Sie sah den Hans Schmied mit dem Knaben kommen, ohne scheinbar darauf viel zu achten. Aber das ließ sie ihn doch fragen, als er an einem Tische der Gaststube saß, ob er etwas essen wolle? Er aß gekochte Milch und hartes, zweimal gebackenes Brot. Der Knabe saß neben ihm und aß auch Milch. Für den Herrn Pfarrer war ebenfalls ein Schüsselchen bereit, aber der war nicht da. Und als man ihn suchte, war er im ganzen Hause nicht zu finden.

„Er ist suchen gegangen, o mein Gott, er ist gewiß wieder suchen gegangen!" hörte Hans von der Küche her klagen. Die Nebel fluteten ums Haus wie ein Meer im Sturm das Eiland umtost. Durch die Fugen der Fenster stäubte in die Stube der Regen, den es draußen an die Scheiben schleuderte.

„Er kann doch nicht so töricht sein, in diesem Graus!" jammerte es in der Küche. „In der Kirche wird er sein!" Die Haushälterin warf sich einen Kotzen um das Haupt, lief hinaus, war in einer Minute wieder zurück und brachte Wasserfälle mit, die von ihren Kleidern gossen. Auch in der Kirche war der Pfarrer nicht. Nun kam Frau Barbara in die Stube und sagte: „Tun wir beten. Er ist unter Gottes freiem Himmel!"

Da knieten die Leute des Hauses zusammen um den Tisch und beteten laut. Auch Doktor Hans Schmied hat mitgetan. — Unter Gottes freiem Himmel! Da hat sie ja ein schönes Wort gesagt, dachte er. Er war in diesem Augenblicke schier losgebunden von allem Frevel der Weltkinder, er stand beinahe mit in diesem Kreise, wo angstvolle Menschen zum allmächtigen Gott rufen.

Zwei Stunden später, als die Wetterdämmer in das Abenddunkel übergegangen, ist er heimgekommen, der Pfarrer Johannes. Ein Schneemann auf und auf. Und als die Haushälterin ihm den Lodenmantel vom Leibe reißen wollte, war er angefroren mitsamt dem Schnee, so daß sie auch die Jacke mitnehmen mußte.

Als der Pfarrer den Doktor sah, rief er hell aus: „Aber Hansel, du bist ja da! Wo ist denn der andere?"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und hier endet die Geschichte von den beiden Hänsen. Es verstummt das Sagen vom großen Hans, der ohne Glück und Stern gewesen war. Von diesem Hans Schmied, der den Irrlichtern nachjagte, der ein Spiel der Winde geworden, weil sein Herz zu ungeduldig und sein Wille zu schwach war. Ausgefahren mit geschwellten Segeln. Jahrelange

du, so weit weg vom Heimatland in einem öden Grab, wo dich niemand von allen, die dich gekannt, heimsuchen, auf dem nicht einmal dein Schatz um dich weinen, für dich beten kann!

Das Mädchen schluchzte laut auf, bis neuerdings das Uhrwerk zum Schlagen einsetzte. Als Sepherl diesmal vom Bette zurückkehrte, trat sie ans Fenster, starrte hinaus in das Dunkel, faltete die Hände und betete den Morgen heran, den sie sehnlichst erwartete.

Sepherl verbrachte keine zweite solche einsame Nacht auf dem Gehöfte des Haidbauern. Am nächsten Vormittage schlich sich die älteste Magd wieder auf den Hof. Gar scheu und verzagt tuend, wagte sie sich an die nun wohl allmächtige Pflegerin des Bauern heran, suchte dieselbe vorerst durch Schmeicheleien über deren „Kuraschi bei so jungen Jahrn und saubern Ansehn" günstig zu stimmen, und sagte dann von sich selber aus, sie verstünd gar nit, wie sie, als so alt, hätt so dumm sein mögen, davonzulaufen, wo sie doch keiner mehr in Dienst nähm und sie kein Unterkunft sich wüßt, wie höchstens als Einlegerin in ihrm klein Heimatsort bei lauter armen Häuslersleuten. Sie erkennets recht gut, daß sie nit mal s Bauers Gnad, sondern nur seiner wohltätigen Großtuerei und Angwohnheit, alte Gsichter um sich z haben, ihr Bisserl Brot verdanket, daher sie auch mit der durch aufgehobene Hände unterstützten Bitte schloß, von ihrm Ausreißen möcht die Sepherl nix verlauten lassen; dafür bot sie auch der letzteren willig alle Dienste an, die denn auch in so bedrängter Lage höchst willkommen waren.

Das Beispiel, das Sepherl durch ihren Mut und die alte Magd durch ihre Rückkehr gaben, wirkte denn auch so günstig, daß der größere Teil des Gesindes wiederkehrte und die Außenwelt sich gegen das verseuchte Haus nicht geradezu absperrte. Wer von einem Insassen des Haidbauernhofes angesprochen wurde, hielt wenigstens stand, wenn er auch „drei Schritt vom Leibe" als Vorbedingung erklärte.

So ging denn die Wirtschaft des Haidbauern unter der Leitung des Oberknechtes den gewohnten Gang, nur hielt sich das Gesinde der Krankenstube so fern als möglich und lief der Kirchmayr Sepherl und der alten Magd, wo diese sich zeigten, so schnell es anging, aus den Augen. Die Anfrage, wie es dem Bauern erginge, ward im Wegeilen gestellt und die Antwort darauf ebenso im Fluge mitgenommen.

Der Bauer hatte schon anfangs, wo er nur halb und halb zu Bewußtsein kam, große Augen gemacht, wenn er seine Pflegerin betrachtete und sich auf selbe zu besinnen schien; an dem Tage aber, an dem er seiner Sinne wieder ganz Herr geworden war, rief er die alte Magd heran und sagte, fast erschreckt nach Sepherl deutend: „Was will denn die da?"

Wollte die Alte, welcher der Ton der Abneigung in der Frage nicht entging, die Gelegenheit nützen und alles Verdienst an sich reißen,

Der reiche Haidbauer.

Eine Geschichte von **Ludwig Anzengruber.**

(Schluß.)

Längst war die Sonne untergegangen, und die blinke blanke Mondscheibe lugte zum Fenster herein und sah, solang sie sich eben im Vorübergehen verweilen konnte, dem Treiben des Mädchens zu, das träumend im Großvaterstuhle saß, bis es der Glockenschlag der Wanduhr aufschreckte, und es auf den Zehen an das Krankenlager schlich, sorglich den Löffel Medizin abmaß und dem bewußtlosen Bauern einflößte.

Nach Jahren fand sie sich nun in demselben Gehöfte, von welchem ein heilig ernster und selig süßer Traum, den auch ein andrer treuen Herzens mitträumte, ihr einst verheißen hatte, sie käme als Bäuerin darauf zu sitzen. Vereinsamt, gealtert, arm, wie sie damals gewesen, saß sie jetzt an dem Bette dessen, der sie und den andern rauh wachgerüttelt hatte; allein, in schweigender Nacht, die einzige, die seine Nähe nicht scheute, wachte sie über den Schlummer des Mannes, um den für lange Zeit der Schlaf ihrem Lager fern geblieben war.

Sie gedachte Jahre zurück, an die Tage, wo es angefangen hatte, wo sie und der Toni sich im Vorüberhuschen nur einen einzigen Blick gaben, in dem so viel Liebes lag, daß es gar nicht auszusagen war und das nur sie beide verstanden. Ach, mit Worten vermochten sie nicht recht nachzukommen, sie getraute sich's nicht zu entscheiden, wer dümmeres Zeug vorgebracht habe, sie oder er?

Das Uhrwerk begann zu schlagen, und sie raffte sich von ihrem Sitze auf und betreute den Kranken.

Nein, heimlich hatten sie es nicht miteinander gehalten; wenn sie auch vor andrer Augen aus Geschämigkeit verborgen halten wollten, was zwischen ihnen beiden allein war und bleiben sollte, so mußten sie das doch nicht recht getroffen haben, denn sonst wäre der Bauer nicht dahinter gekommen und dazwischen getreten. Und dann — dann folgte der Abschied! Der Toni konnte mit seines Vaters Erlaubnis in die Kirchmayrsche Hütte kommen; denn nur gegen das Miteinandergehen, nicht gegen das Abschiednehmen hatte der Alte etwas. Es war ein sonniger Apriltag damals, junges Grün auf der Hald und im Walde. Wer es gedacht hätte ...?

Wieder schreckte sie der Glockenschlag auf.

Wer es damals gedacht hätte, daß sie das letztemal an seinem Halse hängen, daß es ein Abschied auf Nimmerwiedersehen sein würde? Sie nahmen ihn zu den Soldaten, dann ging es weit, fern wo, in Feindes Land; erst kamen Briefe von seiner Hand, dann kam lange keine Post, und endlich kam die letzte: Gefallen! Du, mein armer Bub,

machst; weil ich dir nit gut, auf was d für mich getan hast, s Maul verbieten kann. So red dich nur aus, wann dir leichter gschieht, etwa willst dich derweil zahlhaftig machen, aber der Haidbauer weiß schon, was sich ghört; ich bleib trotzdem in deiner Schuld."

„Du hast recht, Haidbauer, es is wahr, da ich kein Groschen von dir z nehmen willens bin, weil ich mir nit zahlen laß, was nit zu zahlen is, so schaut mein Red aus, als wollt ich mich in andrer Weis schadlos halten, und ich bereu jed hart Wort, das ich dir gegeben hab; was ich dir zu sagen hab, geht ja auch ohne solche. Siehst, Haidbauer, du konntst mir und m Toni verwehrn, vor der Welt einander anghörig z sein, daß wir s aber vor uns selber und vor Gott waren, dagegen hast nix machen können, derhalben hab ich dich auch, s mocht dir recht sein oder nit, als mein Schwieger und mich als dein Schnur (Schwiegertochter) betracht, und als solche bin ich auch her ins Haus geeilt auf die erste Nachricht hin, daß du hilflos und verlassen lägst, daß für dich der Markt aus wär, weil du für all dein viel Geld nit zu kaufen bekämst, was Fremden nit feil steht und nächste Blutsverwandte oft weigern, a Hilfleistung auf jed eigene Gefahr hin; die ich dir hab angedeihen lassen, war eben a Vermächtnis der Lieb und Treu, die zwischen mir und deinm armen Bubn bestanden hat, du bist mal doch sein Vater, so mußt ich dir doch wohl beispringen, und wann heut der Toni aufstund, er wußt mer s sicher Dank."

„Ich dir ja nit weniger, Dirn, gwiß nit", sagte der Haidbauer. „Ich gäbet einm, ich weiß nit was, allein dafür, daß er mir saget, wie mit dir auf gleich werdn."

„Ich bin, gottlob, trotz der Gfahr gleichbliebn, du bist hietzt wieder aufgleich kämma, so brauchn mir s nit erst z werdn."

„Ös seids eigne Leut, du, so wie der Toni einer gwesn is. Wo mer euch s Zulangen nahlegt, da versteckts d Händ hintern Rucken, und wo man euch s verwehrn will, da seids nit abzhalten. Ös hätts doch jeds a anders finden können, mit dem akrat so gut z leben gwest wär."

„Dös just nit, Bauer! Leut, dö m Glück durch dick und dünn nachlaufen, dö haschen wohl oans ihr s gleichen, gilt gleich, wen und ob s Schritt halten kann oder zruckbleiben muß, is dem sein Sach, s schaut dabei auch keins braver wie s andre aus, und jeds Kotspritzerl zählt mer nit nach; wann eines aber nach einm reinlichen Glück innerhalb seiner vier Wänd verlangt, so weiß es auch nur ein einzigen, der s bringen könnt, und bleibt der weg oder geht er verlorn, dann bescheidt mer sich lieber allein z bleiben; m Unglück gegenüber kann der Mensch nit wählerisch sein, wohl aber m Glück, und da ich s Leben nit führen kann, wie mir lieb gwest wär, so versteh ich mich zu nix weiter, als daß ich s weder mir noch andern z leid führ."

oder dachte sie, nur eine vorläufige, nicht ernst gemeinte Antwort zu geben? Kurz, ob es aus Undank oder Unüberlegtheit geschah, sie erwiderte: „O, die da, die ist recht brav, hat mir treulich beigstanden, dich z pflegen.“

Die Sepherl nahm diese Rede für Undank. „Pfui“, rief sie, „schäm dich deiner grauen Haar, daß du so lügen magst! Weißt, Bauer, wer dich gepflegt hat, das bin ich allein! Die Alte da hat wohl gehandlangert dabei und das magst und sollst du ihr auch danken; aber erst den zweiten Tag hat sie sich eingstellt, mehr in der Lieb zum Haus wie eine Katz, nit wie ein Hund aus Lieb zum Herrn. Ausgerannt war sie mit allen andern und kein menschliche Seel hätt in der ersten Nacht um dich gewacht, wenn ich nit.“

Der Bauer erhob mit einiger Anstrengung den schweren Kopf, als müsse er die Dirne sich näher betrachten. „Aber wie kommst denn du dazu?“

„Dein Sohn war der mir von Gott bestimmte, unter dessen Zulassung von dir verweigerte Mann; denn ich weiß, es ist kein andrer für mich da, so wenig ich für ein andern bin. Was der himmlische Herr mit derselben Prüfung gewollt hat, darüber steht mir kein Grübeln zu, gleichwohl aber du sein Werkzeug warst, darf ich doch deine selbeigenen Gedanken, die du dir dabei g'macht hast, bekritteln. Auf meiner Seit war Offenheit und Armut, auf der dein Mißtraun und Reichtum, denklich gehn die zwei Hand in Hand, solang bis jeder Mensch a Glasguckerl vorm Herzen tragt. Du mußtst meinen, was n Toni in mein Augn wert gmacht hätt, wär dein Hof gwest und den wolltst mer verwehrn, nit dein Suhn, und ich hab entfernt nit an dein Hof gedacht und wär mir jed Hütten lieb gwest, die ich mit m Toni hätt teilen können, kleiner wärs dadurch ja doch nit wordn. Früher hat man sich mit n Gedanken tragen können, Unglück vermöcht die Menschen gleichzmachen, aber du hast dich ja vor Gottes Strafrutn und Warnfinger sichergstellt, was andern zu barem Schaden, is dir zum baren Nutzen ausgschlagn; s Geld, das dich selbst unsers Herrgotts hat erwehren lassen, das war dir s Allmächtige, was sich nit in Geld hat umrechnen lassen, war dir unwert, denn dir wird man ja auch gsagt haben, daß alles auf der Welt käuflich wär, aber freilich nur auf m Narrenjahrmarkt, wo der Kramer sein Waar tauft, wie s der Feilscher gern nennen hört. Doch weil sich der Toni durch d Lieb zu mir armen Dirndl gegen dein steifen Glauben ans liebe Geld aufglehnt hat, so hast du dich gar noch zguterletzt zu der lästerlichen Red hinreißen lassen, sein Tod wär a Strafgericht für sein Unghorsam gwest; wohl weil dir kein andrer Trost zugsagt hat, wie s Vertrutzen und Verhärten!“

„Ich hör dir wohl zu“, sagte mit heiserer, klangloser Stimme der Bauer, „ich hör dir wohl zu, wie d mich schwärzer wie schwarz

ihm ein Holzkreuz gesetzt, aber freilich wohl habe der Grabhügel verwahrlost ausgesehen, indes habe sie ihn mit Stecklingen ihrer Rosensträuche bepflanzt, die sie allerdings nicht selbst pflegen könne, aber Regen und Sonnenschein werden schon das ihre dazutun. Sie brachte von dem Grabe einen Blumentopf voll Erde und eine buntblühende Pflanze mit, die sie nun Winters über im Zimmer halten und dann im Frühjahre ins Freie versetzen wollte, hoffend, dieses lebende Erinnerungszeichen aus der Scholle, worunter Toni liegt, hervorgewachsen, werde gedeihen.

Der Bauer hörte ihr kopfnickend zu.

Als sie sich vom Stuhle erhob, überreichte sie ihm, sorglich in Papier eingeschlagen, eine Handvoll der Graberde, in der Erwartung, er werde dieselbe in Ehren halten, dankte, daß er ihr zur Erfüllung ihres Wunsches verholfen und bat ihn wegen ihrer Schuld um freundliches Zuwarten.

Sie hatte schon die Türklinke erfaßt, als der Bauer sie anrief: „Schau, Sepherl, sag mal, könnt ich nit ein Übriges für dich tun?“

„Ich wüßt nix, Bauer“, erwiderte sie. „Dank dir für d Guttat, die d mir erwiesen hast, mehr verlangen wär unbillig.“

Der Bauer hätte es nur für billig erachtet, wenn sie, wie er für sicher erwartete, gesagt hätte: „Weil du mir s schon selber nahlegst und s dir nit hart fällt, so schenk mir das vorgstreckte Geld.“ Aber sie sagte es nicht.

Also hatten sich die beiden, die es allerdings zunächst anging, miteinander abgefunden, wobei indessen nicht verhehlt werden soll, daß sich jedes im Stillen seinen Teil dachte, als er vom andern nicht das erwartete Wort zu hören bekam; die Dirne fand den Bauern herzlos und der Bauer die Dirne dumm, nur meinte die Sepherl, es brauche der arme Toni von der Hartsinnigkeit seines Vaters nicht zu wissen, und sie betete daher ohne Auftrag des letzteren und doch in dessen Namen die paar Vaterunser, während der Bauer dachte, wenn die Dirne just seine Schuldnerin bleiben und nichts geschenkt haben wolle, so werde er ihr nichts aufzwingen. Im Dorfe aber war man mit dem Verlaufe dieser ganzen Angelegenheit höchlich unzufrieden. Von der einzigen Seite, wo der liebe Gott dem Haidbauern zukonnte, an Leib und Leben, hatte er ihn geprüft, und wie schlecht hat der Mann die Prüfung bestanden! Nachdem er ihr hart genug mit heiler Haut entkommen, dankt er weder Gott noch den Menschen, gedenkt er weder der Toten noch der Lebendigen, nein, die Helferin in der Not läßt er in einer noch ärgeren und zwingt sie zur Überarbeit, damit sie aus seiner Schuld komme, wo er doch in der ihren bis über Hals und Kopf steckend sich fühlen soll!

Der zwar schon greise, aber doch noch ein wenig heißblütige Pfarrer des Ortes ließ sich von der aufgeregten Stimmung seiner Pfarrkinder

Ös seids, wie gsagt, eigne Leut, ös Einbilderischen", meinte der Haidbauer. „Mit euch weiß ich mich nit aus. Ös seids mir ganz unverständlich. Doch lassn mer s Geschehene beruhn. Denk a wengerl nach, Dirn, es soll von keinm Entlohnen die Red sein, ob ich dir denn gar nix z lieb z tun vermöcht, was dich freut und mich gleichzeit, denn mir wär s a neuche Wohltat zu de dein übrigen, wann d mar drauf verhalfst, mich dir erkenntlich zu bezeigen."

„Ist dir s damit ernst, Bauer, so vertrau ich dir oan meinign Herzenswunsch an, den ich die Jahr her in mir einbschlossen ghalten hab. Er bracht a dein Geld zu Ehrn, denn du müßtst mer s selbe dazu leihen."

Bei dem Worte „Geld" grinste der Bauer, als er jedoch vom Leihen hörte, schüttelte er den Kopf.

„Sag nit nein", sprach Sepherl entschieden, „denn nur geborgt nehm ich s von dir! Ich will dahin reisen, wo der Toni begraben liegt; ich will dös Fleckel Erden, worin er ruht, mit eigenen Augen sehen und a Vorstellen von seiner Grabstell mit mir heimnehmen, damit ich an Gedächtnistagen doch um ein Ort weiß."

„Is recht, Sepherl. Was d dazu brauchst, sollst haben; ich gib dir s gern, brauchst s a nit wiederzgeben."

„Gschenkt — ich hab gredt — gschenkt nimm ich s nit, leihst mir s, acht ich mich als dein dankbarige Schuldnerin. Ich hör n Doktor d Treppen hraufkommen, er hat mir schon gestern gsteckt (anvertraut), daß du außer aller Gefahr wärst, und so kann ich dich wohl ohne Sorg verlassen. Ausgsprochen hättn mer sich gegneinander. Bei dem, was mer ausgmacht habn, bleibt s, gelt, ja? Also bhüt dich Gott!"

„Na, weil d schon gehen mußt oder willst, so bhüt dich a Gott!"

Sepherl kehrte sich auf dem Wege nach der Türe noch einmal um. „Kann ich vielleicht noch was für dich verrichten, Bauer?"

„Nein, nein; ich wußt nit was noch verlangen und wär a unbscheiden. Für alls, was d gtan hast, dank ich dir schön und vielmals."

Seufzend verließ die Dirne die Stube. Es wäre gar nicht unbescheiden, sondern nur ganz in der Ordnung gewesen, wenn der Bauer, wie sie es erwartete, gesagt hätte: „Wann d am Toni sein Grab knien wirst, bet für mich auch a paar Vaterunser." Aber er sagte es nicht.

In der zweiten Woche nach diesem Abschiede stellte sich die Kirchmayr Sepherl wieder bei dem Haidbauern ein. Sie war inzwischen außer Landes gewesen, bei Leuten, deren Gewandung, Bräuch und Sprache ihr fremd waren.

Sie erzählte dem Bauern, daß der Toni dort in einem kleinen Friedhofe am Fuße eines hohen Berges begraben liege, fast könnte er meinen, er läge auf dem Ortsfriedhofe daheim. Brave Kameraden hätten

Schatzerl, was machst denn da?

Eine Geschichte von der Krummauer Allee von **Franz v. Friedberg**.*)

„Schatzerl, was machst denn da?“

„Ich wart auf mein'n Brudern!“

„Dein Bruder kommt heut nit!“

„Was wissen denn Sie? — Kennen S ihn leicht?“

„Freilich kenn ich n!“

„Ja — — — ist gar nit wahr!“

„Ob ich n kenn oder nit — wirst sehn, er kommt nit!“

„Na, so soll er s bleiben lassen!“

Das Mädel nestelt an seinem Fürtuchzipf und wendet sich langsam zum Gehen.

„Er hat gsagt, ich soll heut statt seiner mit dir gehn!“ bemerkt der Bursch und geht mit. Eine Weile geh'n sie schweigsam nebeneinander her. Sie wirft ihm über die Achsel einen schelmischen Blick zu und er grinst sie an wie ein verliebter Kater. Sie versteh'n sich.

„Du bist gwiß von der Zigarrenfabrik, weilst so feine Händ hast“, sagt er.

„Und bist gwiß ein Schlosser, weilst so schwarz bist!“ sagte sie.

„Alleweil!“ bemerkt er witzig. — Pause.

„Magst nit Ringlgspiel fahren?“

„Nein!“

„Warum denn nit?“

„Weil ich kein Geld hab!“

„Tschapp! Hab leicht ich eins! — Komm, fahren wir!“

„Ich werd Ihnen doch nit um Ihna Geld bringen!“

„Nur nit so gspreitzt! Wir sind von einem Stand!“

Sie geh'n dem Ringelspiel zu. Das Mädel setzt sich mit seinem Ritter in eine Gondel. Unten steh'n einige Kameradinnen und reißen die Augen auf.

„Schau, d Nawratil Everl hat schon wieder einen! Die hat ein Glück, die bleibt nie ledig!“ sagt die eine.

„Ist auch ein sauberes Frauenzimmer! Wenn die niemandem gfallt, dann gfallt eh gar keine mehr!“ meinte die zweite.

„Wenn ich so wollt sein wie die, hätt ich auch Männer genug; wenn ich nicht einen Ordentlichen krieg, mit so einem Buben geb ich mich nicht ab!“ bemerkte neidisch die dritte, eine ausgesprochene Häßlichkeit.

Die anderen lachen und eine sagt: „Geh, tu nit so; du wärst froh, wenn du so einen ‚Buben‘ kriegest!“

---

*) Aus Erlebt und erlauscht! Kurze Erzählungen von Franz v. Friedberg. (Budweis. Verlagsanstalt „Moldavia“.)

hinreißen und predigte an dem ersten Sonntage, an welchem sich der Haidbauer wieder in der Kirche sehen ließ, über die geringe Aussicht der Reichen, in das Himmelreich zu gelangen, von welchen bekanntlich geschrieben steht, daß leichter ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe.

Der hochwürdige Herr sollte seinen Eifer bald zu bereuen haben. Einige Wochen später leitete er unter den Bauern seines Sprengels eine Sammlung ein, deren Erträgnis zum Neubau des altersschwachen Kirchturmes bestimmt war. Der Haidbauer schickte den Sammelbogen nebst einer schönen Empfehlung nach dem Pfarrhofe zurück und ließ dort sagen: es wundere ihn, wie man ihm mit solchen Dingen kommen könne, da doch der hochwürdige Herr Pfarrer wisse, daß ein Kamel sich nicht „einfädeln“ lasse.

Es blieb dem hochwürdigen Herrn nichts über, als sich im Interesse der guten Sache zu einer zweiten Predigt zu verstehen, worin er auf die unendliche Gnade und Erbarmung Gottes hinwies, die sich auf arme wie auf reiche Sünder erstrecke und beiden die erfreulichsten Aussichten auf das Himmelreich eröffne. Zwar gestattete er sich dabei die kleine Bosheit, daß er an die Predigt drei, von der Gemeinde laut mit Inbrunst zu betende Vaterunser für die Verleihung solcher Gnade und Erbarmung an reiche Sünder anhängte, aber dieser Vorgang wurde nur als sehr auferbaulich aufgefaßt und erzielte bei dem Haidbauern die erhoffte „spendaschliche“ Stimmung.

Doch machte die ziemlich namhafte Summe, die er nun spendete, weder beim Pfarrer, der das Geld verdrießlich zum Baufonds legte, noch bei den Leuten im Orte Stimmung für ihn. Am besten kam er noch bei der Kirchmayr Sepherl davon, die ihn in regelmäßigen Fristen besuchte, um einen Teilbetrag ihrer Schuld abzuliefern, den er jedesmal, ohne nachzuzählen, mit den Worten: „Is schon recht!“ in die Westentasche schob. „Der Haidbauer“, sagte die Sepherl, „is so arm wie ich, wann nit noch ärmer. Arm is, wer nix zu verlieren fürchten braucht und nix z hoffen hat; das trifft bei mir und m Bauern zu. Gut is s für ihn, daß ihn sein Erinnern kalt laßt und ihm an nix Schuld gibt; besser für mich, daß dasselbe all mein Trost ausmacht.“

Vom Haidbauern könnt' man wohl sagen, wie's in den Märchen heißt, wenn er nicht gestorben ist, lebt er noch — womöglich protziger wie zuvor — aber wenn er auch selber schon mit Tod abgegangen wär', so leben auf der Welt doch noch eine Menge seinesgleichen, denen die Leute wie ihm nachsagen können, dieselben vertrügen selbst von unserm Herrgott keine Strenge und wollten für ein gutes Werk von ihm geschmeichelt sein.

Besserem ab; daß wir zufällig so in Not geraten sind, daß wir arbeiten müssen, für das können wir ja nit! Morgen geh ich in d Fabrik und sag s dem Herrn Direktor, daß meine Everl auf eine andere Abteilung kommt, wo sie sich die Händ nit so ruiniert!"

„Mein Gott, Sie sollten s ganz außernehmen! Ghört denn d Fräuln Eva in eine Fabrik? Als Verkäuferin in einem bessern Geschäft, das geht noch, aber in der Fabrik? Nein, nein, Frau Nachbarin, d Fräuln Eva ist für was Besseres!"

„Haben S recht! Ich nehm s ganz außer! Soll ein bissel kochen lernen! Wird ihr nit schaden, wenn s ein bissel die Köchin kontrollieren kann, denn diese Herrschaftsköchinnen und diese Dienstboten überhaupt" u. s. w. — u. s. w. — u. s. w.

D Frau Nawratil kanns ja.

* * *

Wie die Zeit vergeht! Ein halbes Jahr ist um seit jener Gondelfahrt am Ringelspiel.

Im Hof einer hiesigen Fabrik steht die Frau Nawratil, die Arme in Hüften gestemmt, und schreit: „So eine Bagasche! Abgespieltes Lumpengesindel! Habs ja ghört, wie er euch immer ausghalten hat, und jetzt wollts ihn nit kennen? Pfui, pfui, pfui alle übereinand!"

Schön langsam kommt der Portier daher, klopft ihr auf die Schulter und fragt, was s denn wäre?

„Ja, denken S Ihnen. Da kommt so ein Lump zugeloffen, gibt sich für einen Fabrikantenssohn aus, verdreht meinem Mädel ganz den Kopf, macht uns Menge Unkosten, bringt s in d Schand und verschwindt, der Kujon, der! Nit amol seinen wahren Namen hat er uns gsagt. Sie heißen ihn überall den ‚Weaner Schani', hat er gsagt. Und da will ich erfragen, wie er heißt und wo er eigentlich her ist, und da wollen s ihn gar nit kennen, die abgespielten Lumpen, die!"

„Ruhig, Frau, hier wird niemand beschimpft!"

„So? Und —"

„Ruhig! Ein ‚Weaner Schani' war nie bei uns. Weggegangen sind vorige Woche vier von uns. Lauter junge Burschen! Ob einer davon ein Fabrikantenssohn war, das weiß ich nicht. Ausgschaut hat keiner darnach."

„So? Gut! Jetzt geben S mir die Namen von die viere, ich werd den richtigen schon außerkriegen!"

Und sie hat ihn außerkriegt, den richtigen.

Bald darauf zeigten die Leute mit dem Finger auf die Frau Nawratil und ihr Mädel. Aber ins Wasser sprang sie nicht und ihre Tochter warf sie auch nicht hinein. Sie war vernünftiger und hing sie dem „angehenden Fabrikanten" an den Hals. Die Frau Nawratil stammt ja von was Besserem ab!

Pumps! Die Sprecherin hat einen unsanften Rippenstoß und die reizende Venus verschwindet im Gewühle.

„Die Kanaille, schau an, wie sie mich gstoßen hat! Die mit ihrem Krauthäupel oberm Hals möcht was reden! Weil s keinen kriegt, hat s einen Zorn, die Brut!“

„Du, wer is denn das, mit dem d Everl fahrt?“

„Ja, wenn ich n kennert!“

Indessen erzählt der Bursch seiner Donna, wer und was er ist. In Budweis ist er freilich nur ein Schlosserg'sell, daheim aber, dort ist er eine Persönlichkeit! Der Vater hat eine kleine Fabrik, und die sollt er jeden Tag übernehmen. Aber er hätt' g'sagt, erst wolle er die Welt studieren und die größten Etablissementer kennen lernen. Die Bürgermeister Mali warte freilich schon auf ihn mit Schmerzen. Sie ist das einzige Kind und kriegt 50.000 Gulden in barem, aber er steht nit ums Geld, er heiratet nur aus Liebe.

„Wenn ich soviel Geld hätt, do tät ich nix mehr als essen und trinken, spazierengehen und schlafen“, sagt d Everl.

Vorläufig ist's aber doch am schönsten, mit dem angehenden Fabrikanten am Ringelg'spiel zu fahren, aber nicht wegen dem Gehutsche, sondern lediglich wegen dem Neid, den die Kameradinnen drunten haben. Eine Tour um die andere geht um, aber die zwei in der Gondel, sie rühren sich nicht.

Bis sie in stockfinsterer Nacht heimwärts wandeln, sind sie bereits gute Bekannte geworden.

* * *

D' Frau Nawratil steht am Haustor, legt die Hände wie Scheuklappen ans Ohr ihrer „lieben Frau Nachbarin“ und flüstert ihr etwas zu. Die Nachbarin reißt die Augen auf schlägt die Hände zusammen.

„Ich bitt Ihnen, einen Fabrikanten?“

„Wenn ich Ihnen sag!“

„Aber sagen S mir, wie ist denn das gkommen?“

„Ja, mein Gott, wie s halt der Himmel fügt! Ich hab s immer gsagt, aus meiner Everl wird was! Drum hab ich eine gemeine Liebschaft nie zuggeben!“

„Sehn Sie, Frau Nachbarin, das war von Ihnen gscheit! Schaun S an der Puchasin ihr Mädel! Achtzehn Jahr wird s aufs Monat und s Kleine ist schon sechs Wochen alt!“

„Ja, so was könnt mir abgehn! Da springet ich gleich ins Wasser vor lauter Schand. Aber zerst werfet ich das Madel hinein, daß kein Mensch auf uns mit dem Finger zeigen kann. Ich bitt Ihnen, ich bin doch aus einem höchst ehrbaren Haus, mich wird man ja doch nit mit einer Person wie die Puchasin vergleichen! Wir stammen ja von was

Ein Künstler war Bismarck auch als Redner und Schriftsteller. Vollkräftig ging er als Redner stets aufs Ganze, suchte alle zu erfassen und alles zu durchdringen. Seine Reden sind Meisterwerke der Sachlichkeit und Eindrucksfähigkeit. Als Schriftsteller ist er ein Sprachgestalter, selbständig und ohne Vorbild. Von Anfang an zeigte er ein ausgeprägtes Sprachgefühl, später große Empfindlichkeit gegen sprachliche Verstöße. Oft arbeitete er seine Schriftstücke um und beseitigte daraus alle Superlative. Je schlichter das Wort, desto größer der Eindruck. Bismarcks Briefe stehen gleichwertig da neben den Werken des jungen Luther und des jungen Goethe. Vor allem die Briefe an seine Braut und Gattin, ein kostbares Werk, das vornehmste Hochzeitsgeschenk. Welche verborgenen Schönheiten an Gemüt und Herz muß diese äußerlich nicht sehr bevorzugte Frau besessen haben, daß Bismarck ihr in seinen Briefen sein Innenleben so tief erschloß! Ausgewählte Stücke daraus, auch aus seinen Reden und anderen Schriften, sollten schon in die Schulbücher aufgenommen werden. Die „Gedanken und Erinnerungen" sind nicht meist von ihm selbst geschrieben, sondern auf Grund von Unterhaltungen mit ihm entworfen und von ihm durchgesehen und verbessert worden. Dieses Werk enthält wirkliche Gedanken. Seit Luthers Bibelübersetzung hat kein zweites Werk solche Verbreitung und zugleich so große Beachtung bei allen Kulturvölkern gefunden.

In der Literatur wird Bismarck mehr und mehr gewürdigt und erforscht. Bereits sind mehr als tausend selbständige Werke über Bismarck erschienen, darunter hundert in fremden Sprachen. Die Zahl dieser Werke wächst noch Jahr für Jahr an, ja in jüngster Zeit stärker als früher.

Genug. Bismarcks Briefe, Schriften und Reden sind unerschöpfliche Quellen der Lebensklugheit nicht nur für den Politiker, sondern für jedermann.

Auch als Persönlichkeit war Bismarck ein Künstler, ein Willensmensch, ein Herrenmensch. Obwohl das vierte Kind seiner Eltern, schien er, wie Conrad sagte, die ganze Kraft seines Geschlechts in sich zusammengefügt zu haben. Von Anfang an auf sich gestellt, selbstsicher, stand er da wie ein Riese, der seine Umgebung beherrschte, so daß sie sozusagen mit seinem Kopf arbeiten mußte. Dabei echt und recht in Wort und Tat, ohne Falsch, ritterlich, mitfühlend, schlicht, bescheiden, kein Freund des Luxus, abhold der flachen Gesellschaft, ehrfürchtig vor Gottes Natur, keusch und reinen Herzens, hat er kein Skelett im Hause, nichts zu verbergen.

Dem Innern Bismarcks entsprach sein Äußeres. Wer ihn in Gesellschaft und auf der Straße erblickte, hatte alsbald die Empfindung: „Da steht ein Großer". Es gehörte nur geringer Scharfblick dazu, in ihm ein Genie zu erkennen. Alles wirkte zusammen: seine Hünengestalt,

Bismarck als Mensch.

Von **Paul Dehn**.*)

Wenn man in Köln das Schiff besteigt, um den Rhein zu befahren, sieht man anfangs nichts von dem Wahrzeichen der Stadt, von dem gewaltigen Dom. Er wird verdeckt durch niedrige Häusermassen. Erst in gewisser Entfernung ändert sich das Bild. Langsam versinken die Häuser, und heraus hebt sich der Dom, desto höher, je weiter man sich entfernt. Zuletzt bleibt er allein sichtbar, Stadt und Land beherrschend.

So wächst die Gestalt großer Persönlichkeiten in den Augen der Nachwelt.

Wie die Gegenwart auf Karl den Großen blickt und noch weiter zurück auf Siegfried und Armin den Cherusker, so wird die ferne Zukunft noch nach Jahrtausenden die überragende Persönlichkeit eines Bismarck bewundern.

Bismarck war ein Künstler im höchsten Sinne. Von der Politik hat er selbst gesagt, sie sei ebensowenig eine Wissenschaft wie das Bildhauen und das Malen. Er nannte die Politik eine Kunst, die sich nicht lehren lasse, für die man begabt sein müsse. Der Münchener Schriftsteller Michael Georg Conrad war der erste, der die Gestalt Bismarcks dadurch in das rechte Licht rückte, daß er ihn als Künstler auffaßte, als den großen Former und Gestalter, der das gewaltigste Kunstwerk seiner Zeit, das neue Deutsche Reich, schuf, wie der echte Künstler aus dem Vollen heraus, auch mit Blut und Eisen. Bismarck besaß in hohem Grade, was er selbst Augenmaß genannt hat, die Fähigkeit, Form und Maß zu erkennen und zu halten, eine unentbehrliche Eigenschaft des Künstlers. Deshalb trägt Bismarcks Werk die Kraft des Bestandes in sich, und deshalb berührt sein politisches Schaffen auch künstlerisch. Die Kunst des Maßhaltens findet man nur selten bei Politikern. Napoleon I war wie ein durchgehendes Pferd. An seiner Stelle würde sich Bismarck mit der Rheingrenze begnügt haben, um dem neuen französischen Staatswesen eine solide Grundlage zu geben. Napoleon ging immer weiter, bis er mit seinen Schöpfungen zusammenbrechen mußte.

Vom ästhetischen Standpunkte aus erklärt Conrad auch Bismarcks Kämpfe gegen die Schwarzen und die Roten. Bismarck führte diese Kämpfe, um zwei Gruppen zu beseitigen, in denen er Schönheitsfehler an seinem Kunstwerk erblickte. Bismarck war mit seinem Werk verwachsen wie ein echter Künstler.

---

*) Dieser Aufsatz muß jedem Deutschen so wohl tun, daß Verfasser und Quelle („Türmer", Aprilheft 1910) nicht böse sein dürfen, wenn wir ihn abdrucken. Es ist eine Handvoll köstlichen Samens, den man zeitweilig auf deutsche Erde streuen soll. Die Red.

Ein anderer Ausspruch vom Jahre 1847, den Keudell mitgeteilt hat, lautet: „Mut auf dem Schlachtfelde ist bei uns Gemeingut; aber Sie werden nicht selten finden, daß es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt."

Er ist ein Mann von Selbstbewußtsein. Zu dem Vertreter alter deutscher Korpsstudenten sagt er Anfang 1895: „Es ist mir immer viel wertvoller gewesen, niemandem zu gehorchen, als anderen zu befehlen, also wenn Sie wollen, eine republikanische Auffassung. Ich habe aber doch meinem alten Könige mit Liebe gehorcht."

Und nach seiner Entlassung am 23. Juni 1890 zu einer Berliner Abordnung: „Für einen Mann, wie ich bin, ist es eine Pflicht, selbst an höchster Stelle seine Meinung frei herauszusagen. Ein guter Minister soll nicht auf das Stirnrunzeln des Monarchen schauen, dem er dient, sondern er soll ihm frei seine Meinung sagen."

Nur ein solcher Mann durfte sich über Theorien und Grundsätze, so wie er es gelegentlich für notwendig hielt, hinwegsetzen. In einem Gespräch über Kant vom 5. Jänner 1891 bekennt Bismarck: „Ich lebe am liebsten ohne das Gefühl des Imperativs. Ich habe überhaupt nie nach Grundsätzen gelebt; wenn ich zu handeln hatte, habe ich mich niemals gefragt: Nach welchen Grundsätzen handelst du nun? sondern ich habe zugegriffen und getan, was ich für gut hielt. Man hat mir ja oft vorgehalten, daß ich keine Grundsätze habe. Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte und müßte eine lange Stange im Munde halten." Und bei anderen Gelegenheiten: „Mein Sinn ist auf das rein Praktische gerichtet." „Die abstrakten Lehren der Wissenschaft lassen mich vollständig kalt; ich urteile nach der Erfahrung, die wir erleben."

Er ist ein Mann von Ehre: „Meine Ehre steht in niemandes Hand als in meiner eigenen, und man kann mich damit nicht überhäufen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig, und niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe. Meine Ehre vor Gott und den Menschen ist mein Eigentum, ich gebe mir selbst so viel, wie ich davon glaube, verdient zu haben, und verzichte auf jede Zugabe." (Im Reichstage am 28. November 1881.)

Er ist ein Mann von Überzeugung: „Ich muß nach meiner Überzeugung handeln, wenn ich ein ehrlicher Mann bleiben will." (Ebenda.)

Er ist ein Mann von Herz: „Der Verstand, welcher nicht vom Herzen mitgeleitet wird, irrt doch häufiger, als er annimmt." (Mitte 1892.)

Ehrlich im Kleinen: „Ich kann mich nicht entschließen zu schmuggeln." (An die Gattin, April 1857.)

machtvoll wie ein Baum, seine elegante Haltung, sein wundervoller Kopf, nicht zu groß, mit kolossalem Hirngefäß und hoher Stirn, sein blitzendes Auge, das Schönste, offen geschnitten, etwas hervortretend, groß, glänzend, stahlblau, gemütvoll, wohlwollend, in der Ruhe ein tiefer, klarer See, im Zorn ein vom Sturm gepeitschtes Meer. Die Hände sorgfältig gepflegt. Im Verhältnis zu der mächtigen Gestalt eine dünne, helle, hohe Stimme. Mit der geistigen Gewandtheit des Großvaters Mencken vereinigte er die derbe Gesundheit des märkischen Landedelmannes.

Er war nicht eigensinnig und wollte nicht dafür gelten. „Ich habe immer die Unterlippe stärker gehabt als die Oberlippe", äußerte er 1895. „Die Oberlippe drückt Herrschsucht aus, die Unterlippe Beharrlichkeit. Ein Unterkiefer, der zu stark hervortritt, drückt Eigensinn aus. So stark war er bei mir nicht."

Seine Grundstimmung war ernst, fast melancholisch. Im Verkehr gab er sich zuweilen derb und rauh, war aber stets höflich, daneben oft burschikos und witzig.

Lenbach, der große Maler, sein scharfer Beobachter, äußerte: „Alles, was nach ihm kommen wird, Fürsten und Reichstage, wird immer Glas sein. Immer wird man dahinter seine ungeheure Gestalt sehen. Wie eine Pyramide ragt er hervor. Ein Mann wie er ist ein Triumph der Menschheit, mehr wert als ein ganzes Reich."

Der Nachwelt wird ein zwiefaches Bild von ihm lebendig bleiben: der allmächtige Kanzler des Staates in Uniform, der fast zu überwältigend dastand, und der Alte von Friedrichsruhe in Zivil, der seinem Volke erst menschlich näher trat. Als er von Lenbach einmal befragt wurde, weshalb er immer in Uniform erscheine, er, der darüber doch erhaben sei, antwortete Bismarck: „Mir ist das Zeug bequem. Denn ich brauche da nicht so oft mit dem Anzuge zu wechseln, und dann hätte ich bei meinem alten Kaiser in Berlin in Zivil nicht die Hälfte von dem durchgesetzt, was ich in Uniform erreicht habe."

Im Ruhestand trug Bismarck die Uniform nur noch bei feierlichen Anlässen. Zu einem Gehrock oder gar zu einem französischen Frack womöglich mit Zylinderhut, zu dem so viele Offiziere greifen, konnte er sich nicht entschließen, dazu war sein Sinn zu künstlerisch. Meist erschien er in einem bequemen Rock mit einem Schlapphut, der seinen unvergleichlichen Kopf nur zu sehr bedeckte.

Er ist der Mann ohne Furcht, er will der Mann ohne Tadel sein. Schon seiner Braut schreibt er: „Sans peur sans reproche; das erste wenigstens sei immer, nach dem anderen wollen wir beide streben."

Im Reichstag sagt er am 9. Juli 1879: „Ich habe noch nie einen Handschuh liegen lassen, den mir einer hingeworfen hat."

liche Hoheit, gerade so anständig wie vorher. Ich bin mir als Herr von Bismarck immer schon ganz anständig vorgekommen und hoffe, es auch ferner zu bleiben." Der Prinz war darüber verdrossen und machte kurz kehrt. Als der alte Kaiser aber davon erfuhr, soll er herzlich gelacht haben.

Bismarck war nicht eitel. Er hatte den Wandel der Volksgunst genügend kennen gelernt. Millionen sahen auf ihn anfangs mit Unwillen. In der Konfliktszeit schreibt er seiner Gattin am 19. Juli 1863 und noch zwei Jahre später, am 1. August 1865. „Sehr lästig ist es aber, auf jeder Station wie ein Japanese angegafft zu werden; mit dem Inkognito und seinen Annehmlichkeiten ist es vorbei, bis ich dermaleinst wie Fra Diavolo verschollen sein werde und irgendein anderer den Vorzug hat, Gegenstand des allgemeinen Übelwollens zu sein."

„Da Du das Unglück hast, meine Frau zu sein, so werden die Zeitungen sich Deiner und Deines äußerlichen Auftretens auch gelegentlich annehmen. Das ist das Elend dieser Stellung, daß jede Freiheit des Privatlebens aufhört."

Nach dem Jahre 1866 hatten sich die Zeiten und mit ihnen die Menschen geändert. Millionen bewunderten ihn. Auch darin mußte er schließlich ein Haar finden. Schon Ende der siebziger Jahre klagte er im Kreise von Parlamentariern: „Das bißchen Eitelkeit, welches in dem Angestauntwerden seine Befriedigung findet, hält nicht lange vor. Alle die kleinen Eitelkeiten haben nur so lange Reiz, wie man sie nicht besitzt. Sobald man dieselben erreicht hat, gilt von allen der Ausspruch des Königs Salomo, daß es eitel ist und keine wahre Befriedigung gewährt. Ich begreife deshalb auch nicht, wie ein Mensch dies Leben ertragen kann, der nicht an ein anderes und besseres glaubt."

Geradezu tragikomisch klingt ein Stoßseufzer aus dem Anfang des Jahres 1891: „Ich möchte das noch erleben, daß ich wie ein anderer Mensch nach Hamburg gehen könnte. Ich ginge gerne in eine Restauration, auch hie und da einmal in ein Theater — aber unbehelligt — aber ich glaube wohl nicht, daß ich es noch einmal so gut bekomme."

Schon zu Lebzeiten waren ihm Denkmäler errichtet worden. Zuerst in Köln. Wie Bismarck darüber dachte, deutete er schon Ende 1881 in einer Reichstagsrede an: „Was aber die ‚Statuen' anbelangt, so muß ich doch sagen, daß ich für diese Art von Dank gar nicht empfänglich bin. Ich wäre in der größten Verlegenheit, wenn ich beispielsweise in Köln wäre, mit welchem Gesicht ich an meiner Statue vorbeigehen sollte; ich erlebe das mitunter in Kissingen; es stört mich in Promenadenverhältnissen, wenn ich gewissermaßen fossil neben mir dastehe."

War Bismarck geizig? Sparsam, aber nicht geizig. Bei Königgrätz wurden drei deutschen Soldaten die Augen ausgeschossen. Der Staat sorgte für sie. Als Bismarck davon hörte, bewilligte er jedem aus

Ein Mann von Tapferkeit im höchsten Sinn. Seiner Braut erläutert er am 7. März 1847 den Vers des Reiterliedes „und setzet ihr nicht das Leben ein, so kann euch das Leben gewonnen nicht sein“ auf seine Art: „In ergeb'nem Gottvertrauen setz' die Sporen ein und lass' das wilde Roß des Lebens mit Dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da Du doch einmal scheiden mußt von allem, was Dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig.“

Für äußere Auszeichnungen, für Rang, Titel und Orden, zeigte Bismarck wenig Sinn. Längst war er damit übersättigt worden. Indessen teilte er die Ansicht Goethes darüber, der einmal meinte, Orden und Titel hielten doch manchen Puff im Gedränge ab. In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ erzählt er: „In Paris habe ich erlebt, daß unverständige Gewalttaten gegen Menschenmassen plötzlich stockten, weil sie auf ‚un monsieur décoré‘ stießen. Orden zu tragen ist für mich, außer in Petersburg und Paris, niemals ein Bedürfnis gewesen; an beiden Orten muß man auf der Straße irgendein Band am Rock zeigen, wenn man polizeilich und bürgerlich mit der wünschenswerten Höflichkeit behandelt werden will. Sonst habe ich in jedem Falle nur die durch die Gelegenheit gebotenen Dekorationen angelegt; es ist mir immer als eine Chinoiserie erschienen, wenn ich wahrnahm, wie krankhaft der Sammlertrieb in bezug auf Orden bei meinen Kollegen und Mitarbeitern in der Bureaukratie entwickelt war, wie Geheime Räte, welche schon die ihnen aus der Brust quellende Ordenskaskade nicht mehr gut beherrschen konnten, den Abschluß irgendeines kleinen Vertrages anbahnten, weil sie zur Vervollständigung ihrer Sammlung noch des Ordens des mitkontrahierenden Staates bedurften.“

„Der (russische) Kaiser hat mir vorgestern Anne mit Krone gegeben, entweder weil ich sechs Elentiere in Rußland geschossen, oder weil ich zwei gefehlt habe.“ (Aus einem Briefe vom 16. September 1857.)

Im Konseil, wo der Kronprinz, Fürst Bismarck und Tiedemann eine Weile allein im Vorzimmer saßen, weil die Minister durch das Ordensfest aufgehalten waren, meinte der Fürst einmal: der Hauptzweck des Ordensfestes sei, alte, abgelebte Beamte zu beseitigen. Diese erkälteten sich nämlich regelmäßig in ihren weißen Hosen bei der scharfen Zugluft in der Kapelle und im Weißen Saal des Berliner Schlosses.

Bismarck war kein Höfling. Als er in den Fürstenstand erhoben worden war, hatte er infolge einer früheren Einladung dem Prinzen Karl, einem Bruder des alten Kaisers, einen Besuch zu machen. Der Prinz stand in seinem Palais oben an der Treppe, empfing ihn mit ausgebreiteten Armen und rief: „Nun, wie kommen Sie sich als Fürst vor?“ Bismarck gab, wie er selbst erzählt, zur Erwiderung: „König-

Jahrhunderte, Jahrtausende mögen vergehen, ehe wieder ein Mann seinesgleichen geboren wird. „Mir ist es vergönnt gewesen", sagte er am Ende seines Lebens, „meinen Namen in die Rinde der deutschen Eiche einzuschneiden zu dauernder Erinnerung. Daß dem so ist, dafür danke ich Gott, darauf bin ich, solange ich lebe, stolz."

Arbeitsteilung.

Eine Skizze aus der Häuslichkeit von **M. Asbóth.**

„Es geht nicht so weiter", sagte die junge, hübsche Gattin des Statthaltereisekretärs v. Schritter eines schönen Tages zu ihrem Manne, „du bist unzufrieden, ich bin müde, die Dienstleute sind renitent — unsere Haushaltung muß entschieden von Grund aus reformiert werden."

„Und wie denkst du dir das, mein Kind?" erwiderte verhältnismäßig sanft der Eheherr.

„Nun, ich glaube, wir führen auch bei uns das berühmte Prinzip der Arbeitsteilung ein . . ."

„Der Arbeitsteilung?"

„Nun freilich, die Last der mannigfachen häuslichen Geschäfte soll eben auf mehrere Frauen gleichmäßig verteilt werden. Ihr Männer seid da wirklich auch ein bißchen anspruchsvoll — so eine arme, gesetzlich angetraute Gattin soll bezaubernde Geliebte, aufopfernde Mutter, mitfühlender geistiger Kamerad und tadellose Wirtschafterin zugleich sein! Sag', ist's nicht etwas viel auf einmal?"

„Aber Kind!"

„Bitte, laß mich ausreden, Eduard! Und nachdem es in dieser sonderbaren Welt noch immer eine Menge weiblicher Wesen gibt, die aus irgendeinem Grunde diese Musterkarte von Obliegenheiten nicht auf sich nehmen wollen oder können — ist's da nicht praktisch, wenn wir armen Ehefrauen solche Wesen aus unserer Verwandtschaft heranzuziehen versuchen?"

„Verzeih', Gusti, das ist aber eine tolle Idee!"

„Gar nicht so toll, als du glaubst, lieber Edi. Du hast zwei unverheiratete Cousinen — ich habe eine solche und eine ledige Schwester. Warum soll ich mir diese klugen Jungfrauen nicht zu dauerndem Besuche einladen, damit sie mich bei meinen vielen Pflichten unterstützen? Du hast schon öfters geklagt, daß in unserem Hause der Staub nicht gründlich genug aufgewischt würde — Cousine Ella betrachtet den Kampf mit diesem Dämon als ihre wichtigste Lebens-

eigenen Mitteln eine jährliche Zulage von 300 Mark und zahlte schließlich insgesamt 28.800 Mark.

Sein Leben neigt sich, er blickt zurück, zuerst in einem Briefe an den Bruder vom 23. Juli 1871: „Seit ich die Fünfzig überschritten, es muß 1865 gewesen sein und schon vorher, wie mich dünkt, hat das Jahr seine zwölf Monate nicht mehr, und sie werden jedesmal kürzer."

Schon sieben Jahre früher hatte er an seinen Bruder sehr hübsch geschrieben: „Diese Geburtstage sind Meilensteine, deren überraschend schnelles Wiedererscheinen in unseren Jahren mehr einen nachdenklichen als einen freudigen Eindruck macht; und doch wollen wir dankbar sein, daß Gott uns den Weg so weit wiederum glücklich zurücklegen ließ."

Bereits der Vierzigjährige fühlt die Kürze des Lebens und findet auch dafür einen treffenden Vergleich. „Das Leben ist wie ein geschicktes Zahnausziehn'n; man denkt, das Eigentliche soll erst kommen, bis man mit Verwunderung sieht, daß es schon vorbei ist."

In seinen letzten Jahren äußerte er: „Es ist ein Vorteil des Altwerdens, daß man gegen Haß, Beleidigungen, Verleumdungen gleichgültig wird, während die Empfänglichkeit für Liebe und Wohlwollen stärker wird." Sonnenschein und guter Wein sei das Beste, was ein alter Mann brauche.

„Was nennen Sie glücklich? Ein glücklicher Mensch bin ich in meinem Leben nur selten gewesen. Wenn ich die spärlichen Minuten wahren Glückes zusammenzähle, so kommen wohl nicht mehr als vierundzwanzig Stunden im ganzen heraus." Zum ersten Male habe er sich glücklich gefühlt, als er als Knabe den ersten Hasen geschossen habe, das seien aber nur wenige Sekunden gewesen; — dann, als er seine Liebeserklärung gemacht habe.

„Wenn ich die Gestalt wählen könnte, in der ich noch einmal leben möchte, so weiß ich nicht, ob ich nicht ganz gerne eine Ameise sein würde. Sehen Sie, dieses kleine Insekt lebt in einem vollständig organisierten Staate. Jede Ameise muß arbeiten, ein nützliches Leben führen, jede Ameise ist fleißig. Da gibt es vollkommene Subordination, Disziplin und Ordnung. Sie sind glücklich, denn sie arbeiten."

„Dort in der Luft zwischen jenen Bäumen möchte ich meine letzte Ruhestätte finden, wo die frische Luft und das Sonnenlicht noch zu mir dringen können. Der Gedanke, dort unten in einem Kasten erstickt zu liegen, hat doch seine Schrecken."

Bismarck war die Verkörperung der besten Eigenschaften der germanischen Rasse. Nachhaltig hat er das Nationalgefühl unter den Deutschen belebt, sie gezwungen, sich als Deutsche zu bekennen, als Deutsche stolz zu sein. Die Pflicht eines starken und stolzen Nationalgefühls erklärte er für eine heilige Pflicht aller Deutschen.

Was war nur der Gusti eingefallen? Wohl war er sich bewußt, über gewisse kleine Mängel im Haushalte manchmal tüchtig gebrummt, an Unvollkommenheiten seiner Frau hie und da genörgelt zu haben — aber war das nicht sein gutes Recht? Wozu wäre er ein echter Österreicher gewesen, der noch dazu einer alten Beamtenfamilie entstammte, wenn er sich nicht allmählich zum „Raunzer" ausgebildet hätte? So ein ganz kleiner „Wanderer", dem der bekannte, von Schubert im Vormärz so seelenvoll vertonte Geisterhauch heute noch deutlich erklang: Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück — nämlich das vollkommene, an dem es nichts zu mäkeln und zu kritteln gibt. Und nun hatte Gusti diese leichte erbliche Belastung wohl gar mißverstanden, spielte sich am Ende selbst noch auf die „unverstandene Frau" und jagte ihm ein paar wildfremde Weiber an den Hals — so betitelte Eduard im Geiste seine teuren Cousinen — um mit Wirtschaftsrat und Philosophie den Geisterhauch zu übertäuben! Eduard kopfschüttelte weiter.

Eine dienstliche Angelegenheit führte ihn auf ein paar Tage in die Umgebung der Stadt. Er hatte die Zeit seines Wiedereintreffens telegraphisch bekanntgegeben und freute sich so besonders herrlich, wie sich eben nur die „Wanderer" freuen können, auf Frau und Kinder. Raschen Schrittes stieg er die Stiege zu seiner Wohnung empor. Der mitgebrachte Schlüssel öffnete geräuschlos die Eingangstür, und ohne sich seines Überrockes zu entledigen, stürmte der Hausherr ins Speisezimmer, wo er der Stunde nach mit vollster Berechtigung seinen „Bärenhunger" alsbald zu stillen gedachte.

Aber — o Graus! Statt einer appetitlich gedeckten Mittagstafel grinste dem Entsetzten ein wüstes Chaos entgegen. Die Vorhänge von den Fenstern, das Geschirr von der Kredenz, die Bilder von den Wänden, kurz alles, was nicht niet- und nagelfest war, schien von ruchloser Hand herabgerissen worden zu sein, die Stühle streckten wie hilfesuchend ihre Extremitäten in die Luft, da das Sofa, sein eigenes, gemütliches, durch zahllose Mittagsschläfchen geweihtes Sofa lehnte, in seine Bestandteile zerlegt, traurig an der Wand! . . .

Ein weibliches Wesen, dem ein turbanartig um dem Kopf geschlungenes Tuch das Ansehen einer sehr verstaubten Trafiktürkin verlieh, war gerade beschäftigt, mit einem langen Besen die Wände abzukehren und benützte die Gelegenheit, dieses Instrument der Reinigung mit dem entsetzten Ausruf: „Jesses — ise gnä Herr!" in die nächste Spiegelscheibe zu schleudern. Auf das hiedurch entstandene Geklirr erfolgte eine größere Zusammenrottung von weiteren weiblichen Hausgenossen. Gusti und ihre Schwester Grete, jede von einem der Kinder gefolgt, erschienen durch die eine — ein rätselhaftes Wesen, halb Dame, halb Dienstmagd, trat aus der zweiten Tür.

aufgabe. Du wirfst mir vorwurfsvolle Blicke zu, wenn ich bei deinen allabendlichen populär-wissenschaftlichen Vorlesungen das Gähnen manchmal nicht unterdrücken kann — deine Base Nora ist absolvierte Hörerin der Philosophie und wird dir die verständnisvollste Zuhörerin abgeben. Was die Kinder anbelangt, so haben sie durch die übermäßige Wildheit, die sie weiß Gott nicht von mir erben, schon mehrere Bonnen zur Verzweiflung und zum Fortgehen gebracht — ich werde aber überhaupt kein zweites Dienstmädchen mehr aufnehmen, sondern mich in ihrer Bändigung von meiner Schwester unterstützen lassen. Wenn mir die Wirtschaftssorgen und die geistige Kameradschaft" — hier blinzelte Gusti ganz niederträchtig — „abgenommen werden, habe ich ja auch viel mehr Zeit für die Kleinen . . . Ida dagegen, deine zweite Cousine, die beauté der Familie, käme wohl nur für die höchst intime Stellung in Betracht, in welcher ich ausschließlich an dich gebunden bin — aber da dies die einzige Veranlassung ist, bei der du dich noch nie beklagt hast, will ich vorderhand von einer Stellvertretung in diesem Punkte absehen. Was glaubst du, Eduard?"

Der Herr Statthaltereisekretär muß ziemlich verdutzt dreingeschaut haben, denn erstens war das die längste Rede, die er von seiner Gattin während einer fünfjährigen Ehe noch gehört hatte, und zweitens war es ihm zweifelhaft, ob sie im Ernst oder im Spaß spreche. Das Resultat solchen Zweifels ist aber gewöhnlich ein sogenanntes „dummes „Gesicht".

„Aber Gusti!" brachte er schließlich mit Mühe hervor.

„Da gibt's kein Aber, lieber Eduard", erwiderte die junge Frau energisch, „ich habe alles schon eingeleitet und in den nächsten Tagen bereits treffen die beiden Cousinen bei uns ein. Es war recht günstig, daß Ella die große Osterputzerei, die bei ihren Eltern vorsichtshalber schon in der Mitte der Fastenzeit stattfindet, eben beendet hat, und daß Nora sich von ihrer letzten, sehr anstrengenden Prüfung in einem gemütlichen Familienkreise etwas erholen will. Grete zu uns zu nehmen, haben wir ohnehin schon vor, da sie mit ihren neunzehn Jahren fürs Institut zu alt, für die Gesellschaft der alten Tante, bei der sie jetzt ein Jahr war, aber entschieden noch zu jung ist. Wir geben den Cousinen das Gastzimmer, während mein Schwesterl gern bei den Kindern schläft. Ich freue mich schon sehr auf die neue Arbeitsteilung!"

Eduard Schritter ging nachdenklichen Sinnes an seine dienstlichen Obliegenheiten. Den ganzen, ziemlich weiten Weg in sein Bureau entlang hätte er am liebsten fortwährend erstaunt mit dem Kopfe geschüttelt. Da sich dies aber für einen Beamten der VII. Rangsklasse angesichts der Stadt, die ihn von seiner Amtstätigkeit her kennt, absolut nicht paßt, kopfschüttelte er wenigstens innerlich.

werden, denn, wie Ella beim Abendessen energisch behauptete, war das Zimmer gestern in einem Zustande gewesen — „nicht mehr zum Anschauen!“

Gusti traute ihren Ohren nicht, als Eduard ganz entschieden erwiderte: „Aber meine Frau versteht doch auch etwas davon und sie hat nie gesagt, daß so oft geputzt werden müsse.“

„Frauen sind da immer weniger akkurat als unsereiner“, gab Ella milde zur Antwort, auf diese Art den Reinigungsteufel zum „Spiritus familiaris“ der alten Jungfern erklärend. Um halb 10 Uhr bereits fielen der trefflichen Wirtschafterin die vom Schaffen ermüdeten Augen zu und auch Grete war durch den Aufenthalt im Institut und bei der alten Tante an zeitliches Zubettgehen gewöhnt, während das Ehepaar noch ein gemütliches Plauderstündchen verbrachte.

„Es ist wohl das letzte für längere Zeit“, meinte Gusti freundlich, „denn morgen kommt Nora und sie rechnet auf deine allabendlichen Vorlesungen als auf eine wertvolle geistige Anregung.“

Und richtig, als Eduard Schritter anderen Tages vom Bureau nach Hause kam, saß noch eine Hausgenossin am gedeckten Tische, in dem nach der gestrigen Putzorgie so ziemlich wieder in den gewöhnlichen Zustand gebrachten Speisezimmer. Nora zeigte ihre Verachtung aller kleinlichen Eitelkeit schon durch eine Reformtracht, bei der jede Andeutung einer weiblichen Form völlig verschwunden war und bildete in ihrer hageren Gelehrtenerscheinung einen auffallenden Gegensatz zur kleinen rundlichen Ella, die auch, wenn sie nicht kochte, unwillkürlich an eine Köchin erinnerte. Grete war ein blühendes frisches Mädchen, Gustis jüngeres Ebenbild — wie kam's, daß Eduard nie den wohltuenden Eindruck einfacher, etwas koketter Eleganz, die man mit dem knappen Worte „schick“ bezeichnet, bei Frau und Schwägerin so lebhaft empfunden hatte? Die Kinder waren nicht unbändiger als gewöhnlich — aber sie boten Nora Anlaß zu verständigen pädagogischen Bemerkungen, Ella besprach ihre Ernährung vom wirtschaftlichen Standpunkte aus und da jede von beiden in ihrem Fache eine Autorität war, schienen Eduards Ansichten, sonst natürlich in seinem Hause auch in dieser Beziehung ausschlaggebend, heute auf einmal unbeholfen und laienhaft.

Und als die abendliche Vorlesestunde herannahte, die Kinder und Grete zu Bett gegangen waren und auch Ella, von ihrer intensiven häuslichen Tätigkeit ermüdet, sich zurückgezogen hatte, brachte Eduard das populär-wissenschaftliche Werk, das der guten Gusti schon manchen Gähnkrampf gekostet hatte, zum Vorschein. Er entschuldigte sich bei Nora, wenn er die begonnene Reihenfolge der Kapitel auch ferner einhalte, und meinte, es werde ihr ein Leichtes sein, sich über das bereits Gelesene zu orientieren. In seiner gewohnten lehrhaften Art wollte er ihr dabei

Eduard ging der letzteren mit lobenswerter Fassung entgegen und hieß sie mit aller Höflichkeit, welche die etwas ungewöhnliche Situation nur irgend gestattete, als seine Cousine Ella im Hause willkommen.

Auch Grete bekam eine etwas onkelhafte Begrüßung, die Kinder umschwärmten vergnügt den Papa — aber endlich konnte unser Wanderer sich nicht enthalten, seine Gusti im Tone des Vorwurfes zu fragen: „Ja, sag' du mir, hast du denn mein Telegramm nicht bekommen?!"

Gusti war ahnungslos. „Ich bin den ganzen Vormittag mit Grete, die gestern angekommen ist, im Kinderzimmer — hat vielleicht Ella?" — Ella, die noch eben mit einer stolzen Gebärde, als wenn sie sagen wollte: „Und ich, die all dies Herrliche vollendet," die ganze glänzende „Putzerei" samt der gebrochenen Fensterscheibe betrachtet hatte, knickte schuldbewußt zusammen: „Ja, ein Telegramm, freilich, ich habe es übernommen und dabei selbst unterschrieben, dann sollte es die Pepi zu dir hinübertragen."

„Ja, und dann habens mich Fräuln gleich gschafft Vurhäng heruntenehme, bin ich auf Lata gstiegn und nicht meh aus Zimme kumme! Muß sich noch auf Kucheltisch liegn!" erläuterte der weibliche Trafiktürke.

„Also jetzt bin ich aber einmal da!" meinte mit bewunderungswürdiger Liebenswürdigkeit der Hausherr, „werden wir heute vielleicht auch etwas zu essen kriegen?"

„Ja, ich war eben in der Küche, um alles rasch fertig zu machen", meinte Ella geschäftig; „eine falsche Suppe, Milchreis und gedünstete Äpfel — für die Kinder ist das sehr gesund und an einem Putztag macht man ja nirgends besondere Geschichten!"

Das war zu viel. Des Wanderers hungriger Magen, der unter Gustis liebevollem Regiment an Beefsteaks und Schnitzel gewöhnt worden war, revoltierte im vorhinein. Mit einem stillen Schauder wendete er sich zum Gehen. „Mir fällt gerade ein, daß ich im Bureau noch etwas zu arbeiten habe — bitte, laßt euch mit dem Essen nicht aufhalten — ich werde mir dorthin etwas holen lassen."

Um die Jausenzeit kam er endlich wieder heim, nicht gerade rosig gelaunt, denn Wirtshausbraten sind mitunter recht zähe, und dann schläft es sich auf der Platte eines „ärarischen" Schreibtisches bei weitem nicht so gut als auf dem gewohnten häuslichen Sofa. Die frühere gemütliche „Unordnung" des Speisezimmers war Eduard außerdem auch lieber gewesen als die frisch hergestellte Sauberkeit, bei der noch Vorhänge und Teppiche fehlten und der Wind durch die zerbrochene Fensterscheibe, die der Glaser natürlich „heute noch unmöglich mehr hatte machen können", hineinblies. Aber das mußte eben ertragen

Maria, Ellas Schwägerin, hat gestern, wie du weißt, vorzeitig ein Buberl bekommen. Sie sollen beide sehr schwach sein und Ella bedauerte heute ohnehin schon, daß sie der Armen wegen der bei uns übernommenen Pflichten jetzt nicht beistehen könne. So ein Wochenbett mit dem dazugehörigen Durcheinander in der Wirtschaft, wo dann die Pflegerin ganz plein pouvoir hat, ist ja völlig ihr Fall."

„Sie muß hingeschickt werden, heute noch", sagte Eduard kategorisch. „Maria und ihr Mann sollen nur auch erfahren, was Ordnung ist!"

„Hochherzig wie immer", lachte Gusti, „aber Nora? Erstens ist sie deine Cousine, nicht meine! ...

„Dafür hast du sie eingeladen", erwiderte Eduard, der schon wieder anfing, „keck" zu werden.

„Und dann ist sie so gelehrt", fuhr Gusti, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort, „daß ich eine Riesenangst vor ihr habe."

„Halt — ich hab's", schrie Eduard begeistert. „Nächste Woche tritt der hiesige wissenschaftliche Verein eine Reise ans Nordkap an. Der Preis ist mäßig, Gäste sind willkommen. Nora hat ungeheuer bedauert, nicht früher davon gehört zu haben, da jetzt, wie es heißt, die Liste der Teilnehmer geschlossen sei. Ich bin befreundet mit dem Präsidenten — meinem Einfluß muß es aber gelingen, daß man sie noch mitreisen läßt — und wenn ich die Geschichte selber zahlen müßte! Vielleicht findet am Nordkap dann irgend ein Eisbär Gefallen an ihrer Reformfigur!"

„Und Grete?" bemerkte Gusti mit schüchternem Ausdruck — „wohin wirst du denn die schicken, wenn sie dir am Ende ebenso lästig ist?"

„Liebe Gusti", sagte Eduard mit Anstand und Würde — „damit du siehst, daß ich kein Vorurteil gegen weibliche Verwandte im allgemeinen habe, bin ich gerne bereit, deine Schwester auch weiterhin in unserem Hause zu behalten. Um so mehr" — und dies mit einer Liebkosung, die Gusti vor Freude erröten machte — „als das liebe Mädel verspricht, dir mit der Zeit immer ähnlicher zu werden."

Der steirische Weinfuhrmann.

Von **Rudolf Hans Bartsch.**

Ja, wer die steirisch-kärntnerische Drautalstraße nicht kennt, der weiß nicht, was so eine gute alte österreichische Reichsstraße in der guten alten Zeit wagen durfte. Hoppauf und ab benimmt sie sich, mit Schlangenbuckeln wie ein springender Iltis. Serpentinen? Gibt's da nicht. In kerzengrader Rücksichtslosigkeit geht sie über alle Berge, zur

behilflich sein, aber mit hoheitsvoller Überlegenheit wies sie seine Erläuterungen zurück — alles das, was ihn aufs lebhafteste beschäftigt und angeregt hatte, war für sie nur längst bekanntes, hundertmal wiederholtes Alltagsgewäsch. Haarklein bewies sie ihm, daß wahrhaft gebildete Menschen sich all diese Hypothesen, die er ob ihrer Kühnheit bewunderte, längst zu eigen gemacht hätten — und als sie schließlich seine Vorlesung mit Gönnermiene gestattete, kam sie jeder der erklärenden Bemerkungen, die Eduard gewohnheitsmäßig an seine heute merkwürdig wache Gattin richtete, mit einer unheimlichen Schärfe in Ton und Ausdruck zuvor.

Eduard fühlte sich seltsam ernüchtert. Erstens war ihm die Freude an seiner Lektüre durch Noras Herabsetzung derselben verdorben worden — und dann hätte er Gähnen und Unaufmerksamkeit noch weit lieber ertragen als dieses arrogante Besserwissen. Zum Donnerwetter! Glaubte denn das nachteulige Frauenzimmer in dem gräßlichen Reformsack ihn wie einen Schuljungen übersehen zu können! Da war die Gusti, seine Gusti, doch ein anderes Weiberl! Bildhübsch, eine brave Hausfrau, treue Gattin, aufopfernde Mutter — hatte sie doch genug hervorragende Eigenschaften, wenn sie auch manchesmal bei einer „wissenschaftlichen“ Vorlesung einschlief . . . Und diese Betrachtungen wiederholten sich im verschärften Maße die ganze folgende Woche hindurch, je tiefer Eduard in die Abgründe von Gelehrsamkeit, die seine leibliche Cousine vor ihm auftat, untertauchen mußte und wurden nur von ähnlichen Reflexionen abgelöst, wenn Ella, seine angeheiratete Base, in ihrem erfolgreichen Bestreben, Ordnung in das verlotterte Hauswesen zu bringen, all die süßen Lieblingsgewohnheiten des Familienvaters souverän ignorierte. Vielleicht „brummte“ er gerade in diesen Tagen schwerster Prüfung weniger als zur Zeit, da Gusti allein im Hause geschaltet hatte, aber innerlich kochte und tobte es in ihm, so daß die beiden Schwestern — gute kleine Seelchen wie sie waren — schon fast Mitleid mit seinen Qualen empfanden.

Als nun gar Gusti am Abend des achten Tages ihn mit dem Aufgebot ihrer ganzen Liebenswürdigkeit fragte: „Nun, Edi, wie behagt dir die neue Einteilung?“ da konnte er nicht mehr an sich halten und platzte ganz unvermittelt heraus: „Um Gotteswillen, bring' mir diese Weiber vom Hals, sonst geh' ich zugrund'!“

„Also du bist nicht zufrieden?“ klagte die kleine Heuchlerin — „und ich war so entzückt von der Arbeitsteilung!“

„Gusti!“ — er sagte sonst nichts — aber in diesem einen Worte lag eine ganze Welt von Vorwurf, Zärtlichkeit, Scham, Reue und noch einigen anderen Empfindungen.

„Ja, lieber Edi“, meinte Gusti versöhnlich, „was Ella anbelangt, so wüßte ich einen sehr plausiblen Grund, sie wegzubringen. Die arme

Ich liebe von allen Geschichten und Menschenschicksalen jene am anhäbigsten, die enge mit einem Stück Weltschicksal verwachsen sind, und so will ich zu wehmütiger Ergötzung die Geschichte des Florian Hausbaum erzählen, der einstmals die Jugend und der Gesang dieser Straße war.

Florian Hausbaum war ein Waldsteirer aus Mahrenberg, demselben trutzdeutschen, prächtigen Mahrenberg, wo unten die Drau über Titanenblöcke stürzt und wo über dem Ort zwei Kirchen wie zwei Lokomotiven, die sich anrennen möchten, Turm gegen Turm einander gegenüberstehen; die alte windische und die neue, deutschevangelische.

Aber die Jugend des Hausbaum Florl wußte noch nichts von der deutschen Todesnot dort im Waldtale der Drau. Alles sang noch die lieben alten Lieder, und der Florian sang sie am schönsten. Er lernte nichts, er schanzte nicht, er sang nur, arbeitsvergessen wie die Grille des Südens. Und als er ans Geldverdienen sollte, da wollte der Taugenichts nicht in der kühlen Fichtenenge mit ihren Brettersägen sein Brot verdienen; es zog seine helle, nichtsnutzige Seele nach dem offenen Sonnenlande, das westwärts von Marburg ein ganzes Stück an der Drau hinaufgreift, bevor Bachern und Poßruck ihre straubigen Kinnladen am Flusse zusammenbeißen, so daß die Gegend wild, jäh und rauh wird.

Im sonnigen Marburg fließt der Wein heute noch in Strömen von allen Hügeln hernieder. Damals aber, vor mehr als vierzig Jahren, waren der Weingärten noch dreimal so viel, bis über Maria-Rast und Zellnitz hinaus, und Florian Hausbaum ward Weinfuhrmann nach Kärnten hinein.

So führte er denn seine nickenden Pferdchen bergüber und bergunter durch das Heimatsdorf über die Grenze, und in Drauburg, in Lavamünd, in Völkermarkt und Klagenfurt warteten alle Wirte auf ihn als den, der die Freude brachte. Und er war der Kerl dazu. Er sang über die ganze wehende Straße dahin, und aus allen Fenstern nickten ihm Leut' und Mädel zu.

Zwischen Lavamünd und Völkermarkt waren die Fuhrwerksbesitzer von dem Vorspann reich geworden, den ihnen die ausgezeichnete Buckelstraße einbrachte, und dort hatten sie auch für den Wein einen offenen Beutel und ein offenes Herz. Darum war der Florl an den beiden Enden der Strecke, wo es die Straße am tollsten trieb, auch am meisten beliebt und bekannt: schon weil er gar so viel Zeit hatte, wegen des vielen Ausschnaufens, Übernachtens, Fütterns und Pferdewechselns.

Auch er weilte am liebsten in jener Auf- und Abwelt. Da hatte er ein Mädel in Drauburg, eins in Lavamünd; eins in St. Martin und eins in Eis nahe beisammen (eine gefährliche und beschwerliche Liebhaberei), eins in Lippitzbach, eins in Völkermarkt und eine warme Endstation in Klagenfurt. Diese sieben, lieben, sehnsüchtigen Dinger

Drau hinab und hinwiederum in luftige Höhen, und wer's im Kraftwagen ein wenig eilig hat, der macht gleich, etwa hinter Völkermarkt, gegen Lavamünd zu, eine kleine Höllenfahrt dritthalbhundert Schuh tief hinunter; der Schreckensschrei der Damen gellt schon unten, unsere Mägen aber wären noch oben auf der Völkermarkter Höh', wenn sie durch den Hals hinausfahren hätten können, getreu dem Gesetze der Trägheit. Und gleich wieder, hui, ein neues Bergele hinauf.

So springt man heute mit der guten alten Zeit um. Die Straße war doch einst gebaut, damit das Leben länger würde! Dort konnte man sich seines Daseins besinnen, denn die Pferdchen gingen fürbaß wie peripathetische Philosophen, kopfnickend, angestrengt und langsam, langsam.

Ach, aber schön ist diese Straße, schön! Zum Verweilen, zum Ausatmen schön. Je weiter weg, desto höher stuft sich die gewaltige Alpengröße empor. Ganz im Süden zieht der riesenhafte Schwung der Sanntaler Dolomiten bis hinter den Obir, und dann starren die geisterblassen Karawanken herüber. Mehr vorne beruhigen sich die gewaltigen Plateauberge des Ferlacher und Eisenkappler Landes, und dann kommt die leuchtende Ebene, kreuz und quer zerschachtet von Wald und goldschimmerndem Feld, von lichtgrünen Riedwiesen und rötlich blühendem Heidekorn. Und jäh abwärts der Straße, weit unten, zwischen Steilufern, die voll Fichtenlanzen emporragen, da geht die tiefbrüllende Drau, die sich mit Felsblöcken balgt, ohne daß man von der Straße auf ihre Kämpfe dort in dem kühlen Abgrund herunterblicken könnte, so jählings fallen die Ufer ab, so schwarzdicht steigt das Heer der Fichten herauf. Nur wenn ein Bach unter der Straße weg hinuntertost, da sieht man ihn durch den Durchriß unten graulich treiben und gischten, den Strom, der die deutsche Sprache einst aufhielt auf ihrem Sehnsuchtsflug zum blaurollenden Südmeer.

Wir aber auf der Straße, hoch oben im Sonnenlicht, schießen einen Jauchzruf wie einen Pfeil über Strom und Ebene in die gottgroße Ferne hinüber, gegen die schimmernden Felsenberge und grüßen als jubelnde Kinder den Vater alles dessen, was in uns gewaltig ist.

Selten, selten fliegt heute solch ein Juchschrei dort von der wehenden Höhe in das Tal. Denn die Straße ist öde geworden und gilt nicht mehr. Stundenlang mag einer vergeblich horchen, ob in das Rauschen der Wälder, in das tiefe Grollen des Draustromes wohl das liebe Heimklappern eines Bauernwägleins zwischen Tann und Bergecke herübertönte. Zu nichts mehr ist die stolze, hohe Straße auf dieser Welt, die einst des Kärntnerlandes Seele war.

* * *

„Endlich!" der Wirte oder das gepreßte Seufzen der hübschen Mädchen war, es war ein und dieselbe Freude.

Und diese Mädchen waren so bescheiden. Erstens, weil sie Kärntnerinnen waren (und da muß nicht immer gleich geheiratet sein), und dann, weil der Florl immer einen Winter weggeblieben war, so daß nur wehmütige Sage und entzückende kleine Geschichten von ihm umhergingen. Da war dann die Erinnerung in den sehnlichen Mädchenherzen an der Arbeit, und die machte ihn noch einmal so heiter, so goldig, so lachend, so schlank und so hübsch, als er war.

Im März aber, da kam er einher, singend und Veilchen am Hut und so voll von berauschender Kraft wie seine Fässer, und machte sie alle glücklich, Wirtsleute und Mädel, und ein Vierzeiler ging über ihn; den sangen alle Burschen an der Kärntner Straße, wenn sie die verliebten Mädel necken wollten. Das Liedchen ging so:

A Veigerl vom Steigerl, a Busserl auf d Nacht,
Das hat mir der steirische Weinfuhrmann bracht.

Er wußte es, was er ihnen allen war; er kannte das Glücksgefühl, das von ihm ausströmte, und wenn er oft bis weit in die stille, fauchende Föhnnacht hinein mit seinem Wagen auf der Straße dahinknarrte und der Blitz eines beleuchteten Fensterleins dem schaukelnden Lichtchen seiner Kummetlaterne antwortete, da warf er selber jenes Liedchen mit seiner starken, hellen Stimme in die dehnende, sehnende Frühlingsnacht hinaus, daß die schlaflosen Mädel, die es hörten, vor Lust in ihre Polster bissen.

* * *

Ein solche Nacht war es, die ihm ein kleines Unglück und einen großen Triumph brachte. Auf dem verwünschten Völkermarkter Straßenbuckel kam sein Wagen in Abschuß, während er noch voll von der nachhallenden Süßigkeit war, um derentwillen er sich in Lippitzbach verspätet. Er war dort irgendwo aufgenommen worden wie lauer Föhn von den weit ausgebreiteten Bäumen, wie warmer Regen von der wartenden Frühjahrserde! Nun, als er weiterfuhr, schwang in ihm noch immer das Glücksgefühl als ein träumendes Meer, aber spät, spät war es geworden. So fuhr er die ganze Nacht hindurch und kam mit dem grauenden Morgen hoch oben gegenüber der Völkermarkter Senkung an. Er führte diesmal einen kostbaren Wein, der in Steiermark selten wuchs. Der Pfriemer in Marburg hatte den Ungarn Konkurrenz geschworen und hatte einen dunklen Wein zu bauen begonnen, damit die Kärntner fortab auch den Roten aus Steiermark bekämen. Der erste Jahrgang war süß und schwer geraten, und nun führte Florian Hausbaum den Firngewordenen in zwei Fässern, einem mächtigen und einem immer noch ansehnlichen, nach Völkermarkt hinauf.

waren gerade genug für ihn, aber auch er war gerade genug für sie; denn nicht eine ließ er aus, wenn er seine Weinfahrt machte.

Er war ein schöner Kerl, den noch das lustige, altsteirische Hellblond schmückte, das bei den Mannsbildern im Drautal selten zu werden beginnt. Seine Augen lachten; so lachte sonst nichts in der Welt außer seine Straße, wenn der Schnee zergangen war und seine erste Weinfahrt begann. Dann schauten die aus der Schneeschmelze entstandenen, windüberrieselten kleinen Straßentümpel aus tausend hellblauen Augen den Himmel an, und es blinkte und schmunzelte in ihnen von Drauburg bis Klagenfurt ohne Unterlaß.

Er liebte diese Straße mit der ganzen Kraft seines Herzens, das sonst, für die Mädel, viel zu lustig war. Auch wechselten die Mädel, die Straße aber blieb. Es gab nur die eine, und sie war einzig.

Sein Leben ging nach den Gesetzen, die Gott für Natur und Wein gegeben hat. Im Winter lag er still zu Marburg oder machte kleine Holzfuhren. Wenn aber nach dem Februar der Wein firn wurde und man den jungen endlich fuhrbar wußte, wenn der Schnee von den Straßen wegsickerte, dann begann seine Königsfahrt, seine hochzeitliche Einkehr nach Kärnten, sein jauchzender erster Triumphzug.

Immer trug er eine Blume am Hut und auch die Gäule bekamen eine. Wenn er aber im Beginn des März auf der erst schneefrei gewordenen Straße dahinzog, da nahm er einen ganzen Vorrat von Veilchen mit, denn die blühten in seinem glückseligen Sonnenlande schon am Ende des Februar. Herrgott, schauten da die Walddörfler an der Drau, und gar erst die Kärntner, die vom Himmel oft erst im Mai ihre Veilchen kriegten! Sie hatten noch kaum Primeln und beim Florl hatten sogar die Pferde Veilchen am Kummet, weil er sie zwischen den Fässern frisch erhalten hatte.

Allen Mädeln brachte er den steirischen Frühlingsduft mit, und so wurde der Florl Hausbaum förmlich zur Personifikation des Lenzes an der ganzen Kärntner Straße entlang und ward als solcher bejubelt und geliebt wie eines jungen Kaisers Majestät.

Er war glücklich.

Die Ammerlinge saßen und sangen an der Straße, die Lerchen stiegen, die Sonne tanzte in den Wasserlachen spiegelnde Kringelreihen, die Spatzen balgten sich überglücklich um das, was des Florl seine Rösser für sie fallen gelassen hatten, die Vorspannsgeber schmunzelten, die Wirte warteten breit vor der Tür auf ihn und schrien Heidi, und neben ihm dufteten und schaukelten und gluckſten die gewaltigen Weinfässer.

Weit vor ihm aber, an der langen Straße, warteten sehnsüchtige Mädchengesichter hinter den Fenstern. Liebe, Liebe harrte auf ihn längs des ganzen Weges. Ob es das Jubeln der Weinbrüder, das erlösende

Nun wurde er im Triumph nach dem Marke geführt, sah seine Gäule gesund und zufrieden und wurde gefeiert als der Held, der er war. Denn er hatte den Völkermarktern ein heiliges Gut gerettet.

Diese Erzählung lief durchs halbe Kärntnerland, und damals war die Höhe und Blütezeit des hellen Florian Hausbaumschen Lebens.

* * *

Dann aber versank sein Glück, sein Ruhm und seine Wichtigkeit mit einemmale. Liebe und Zuruf versanken, und sein Beruf mit all seinen Freuden ward mit ihnen zerbrochen. Und das war, weil jenseits, tief unten in der Drauebene, die Eisenbahn gebaut wurde.

Ein Jahr noch führte der Hausbaum Florl stolz und hochauf seinen Wein ins Kärntnerland. Tief unter ihm, jenseits, arbeiteten sie an dem langen Eisenwurm; er aber sah gar nicht hin.

Das zweite Jahr führte er nur bis zum werdenden Sommer seinen Wein. Aber schon bei seiner Frühlingsfahrt ward ihm bang und schwer. Die Mädel waren gar nicht mehr so ausgehungert vor Liebesleid wie ehedem, denn die hübschen, jungen Ingenieure, die Werkführer und Poliere wirbelten alles umher. Es hatte Bälle gegeben, Bälle auf Fasching, bis in die kleinsten Dörfer hinein.

Und dann kam der Tag, an dem die erste Lokomotive, mit Fahnen, Reisig, Bändern und Blumen geschmückt, einen ganzen Jubelzug von Marburg nach Klagenfurt hinschnellte. Dreißig junge Mädchen aus der steirischen Weinstadt saßen im Festprunk darin, um mit den Klagenfurtern zu tanzen. Alle sangen und schrien vor Freude, weil die neue Zeit da war, die Zeit der Jugend!

Aber der blonde Fuhrmann, der inzwischen in die Dreißig geraten war, nahm oben auf einsamer Straße seinen Hut mit dem welkenden Blumensträußlein vors Gesicht. Die Pferde strengten sich zitternd an, unten aber kroch der Eisenwurm dahin, überholte sie mühelos und verlor sich weit vor ihnen. Nur ein langer Spottpfiff kam noch aus der Ferne, aus den Moorwäldern jenseits der Drau herüber, von weitwehendem Lufthauch herangetragen. Von heute ab führte die Eisenbahn Wein und Liebe, Holz und Glück, Ware und Hoffnung.

Oben auf der Höhe aber tat Florian Hausbaum seine letzte Fahrt. Ihm war von seinem Dienstherrn gekündigt worden. Er ließ die zitternden Gäule rasten, und wo er sonst in seinem ausbrechenden Glücksempfinden von der schönsten Stelle weit über die bezwungene Tiefe hinaus gegen die Alpen hingejauchzt hatte, dort weinte er jetzt ein ganz dummes Stücklein.

Fortan war die Straße verödet, mit einem Schlage — und niemand führte auch nur einen Karren mehr über sie. Der Mist, den

Während er aber so träumte, lenkten seine Pferde schon bergab. Der Wagen drängte ungeheuerlich und riß die Gäule nach vorne mit, da schrak der steirische Weinfuhrmann empor, und während das Fuhrzeug in immer erschreckenderer Schnelligkeit nach der Tiefe zu polterte, machte er den Radschuh los, warf ihn unter das Hinterrad, und der Wagen sprang ob der jähen Bremsung mächtig empor, wie ein schreckendes Nashorn. Eine der Seitenstangen krachte, das geringere von den Fässern wippte über und stürzte schwerbummernd vom Wagen. Der Florl hatte sich ihm entgegenwerfen wollen, aber das Faß streifte seinen Kopf mit hartem Anprall, bevor es auf die Straße niederwuchtete.

Eine Daube war gesprungen und das tiefrote Naß gurgelte in gepreßtem Schwall aus der Fuge. Der weiße Straßenstaub wurde rötlich. Der junge Fuhrmann aber hatte noch so viel Besinnung, um das schwere Weinfaß ins Gras zu rollen, dann wirbelte die aufsteigende Ohnmacht um ihn. Aber an seinen Wein klammerte sich der letzte Gedanke. Im Sinken preßte er den Leib an den Spalt, von dem der Wein ausquoll, schwer neigte sich das Faß gegen ihn, drückte ihn an die Erde — und dann wußte er nichts mehr.

Viele Stimmen weckten ihn auf. Ein Mädchen weinte, eine Alte zeterte, der Wirt rief ihn an, schwüler junger Weinduft umroch ihn. Da stand eine Menge Volk umher, und der Wagen war fort, und das Faß an ihm zogen die Männer weg, so daß gleich wieder der Wein heraussprang. Da drehten sie die beschädigte Stelle nach oben. Er aber lag noch so, wie er früher in seiner Lust auf der Straße hingegangen war, das Wams aufgerissen, damit die Frühlingsluft sein heißes Herz kühle. Nur war ihm das festlich weiße Hemd von verschüttetem Weine rotfleckig geworden.

Der Ochsenwirt von Völkermarkt aber fiel beinahe küssend über ihn her. Er hatte oben schon gewartet, als er den herrenlosen Wagen mit dem einen Faß unten im Steiltal anlangen und stehen sah; denn von selber zogen die Pferde den Berg nicht hinauf. Da war er um Hilfe gelaufen und mit ihm alles, was auf Wein und Florl gewartet hatte, und drei Dutzend Menschen hatten es mit angesehen, wie der getreue Florian mit seinem eigenen Leibe trotz Ohnmacht und Schmerz den Wein behütet und dessen Auslaufen verhindert hatte.

Das war einmal ein steirischer Weinfuhrmann!

Hausbaum erfuhr alles, während ihm noch schwindelte und Kopf und Rippen schmerzten. Er hatte schon damit angesetzt, wie ein Kind zu weinen; aber als er von seiner Heldentat erfuhr, da rang es ihm die Lippen nur noch vier- oder fünfmal nach abwärts; dann ging der Mund aus der Hufeisenform ins Breite, und zuletzt lachte der Florl mit dem ganzen Gesicht so bezwingend, daß alle mitlachten.

immer mehr fremde Gesichter in den Ort, und neue Geschlechter wuchsen empor, die ihn in seinem Glanze damals nicht verstanden hatten. Die Mädel von achtzehn und zwanzig Jahren begannen aus der Schar der Kinder von damals herauszugeraten und diese sahen den Hausbaumfuhrmann als ein Überbleibsel „aus der Zeit vor der Bahn“, wie einen Herrn Ältervater an.

Immer seltener wurden jene, die im Wirtshaus auf den Tisch schlugen und sagten: „Ja, der Florele, das war lei a Teufelskerl!“ Da begann er selber zu erzählen und nahm seine Legende in grimmigen Schutz. Je mehr er aber zu berichten hatte, um so älter erschien er dem Unterrockgeschlechte.

Anfangs hörte man ihm gern zu; dann galt er für abgespielt. Nun erzählte er, statt mit der alten, wehmütigen Behaglichkeit, leidenschaftlich belfernd und reizbar. Er trotzte den Leuten seine Geschichten auf und galt nun noch weniger.

Nur die Straße, die alte Straße blieb seine letzte Liebe und blieb still und treu; sie beide waren verachtet und nutzlos geworden, aber sie waren beisammen geblieben. Nur, wenn er jetzt dahin fuhr — — — ach, wie hatte sich auch das geändert. Ehedem führte er mit dem Frühling den jungen Wein daher. Nun knarrte er das Brennholz für den Winter herzu.

Sein Wirt hatte einen großen Holzhandel begonnen; damit fiel die Fuhrzeit des Hausbaum nun in den Herbst. Da ächzte denn sein Wäglein wieder über die öde Straße dahin, bergauf, bergunter, ohne daß eine Menschenseele ihm begegnete. Kein Fuhrmann außer ihm war zu sehen; er war wie das Gespenst des alten Weges. Der Herbststurm verfing sich in der Drautiefe, wirbelte von allen Seiten abprallend herauf und hieß ihn den alten Filz, auf dem längst mehr keine Blume steckte, tief in die Stirne drücken. Es brauste und schauerte ein einziger Weltgerichtszorn über dem Lande, und seine alternden Knochen fröstelten. Zu Ende ging's, zu Ende; und wo ihn einst Frühlingslerchen umschwirrten, dort umtanzte ihn jetzt aufkichernd das dürre Laub.

Da sah er oftmals wieder die alten Häuser mit den kleinen Fenstern, hinter denen er seine Mädchen gehabt, mehr und schönere als irgendein Bursch im Lande. Aber sie hatten alle ausgeheiratet oder waren fortgezogen oder sorgenvolle Häuserinnen und Mütter geworden, die ihn nicht gerne erkannten. Blind starrten die Fenster ihn an und kannten nicht mehr den, für den sie ehedem als kleine Himmelspforten aufgegangen waren, in inbrünstigen Frühlingsnächten. Sie waren stumpf und trübe geworden; weiß Gott, wer dahinter hockte. Wenn es aber unter einem von den Fenstern trotz später Oktoberzeit von Astern und Immortellen wehte und ein junges, frisches Mädchengesicht ver-

die Bauern auf ihre Felder ziehen ließen, war fast alles, was sie noch an Gütern dieser Welt trug.

Florian Hausbaum aber wurde Fuhrknecht beim Ochsenwirt in Völkermarkt; das war doch noch ein Trost; sich hier auf der Stätte ehemaliger Triumphe niederzulassen und immer einmal doch wieder eine kleine Fuhr Getreide oder Holz auf der geliebten alten Straße tun zu dürfen. Freilich, seine Mädel alle reichte er mit seinen jetzigen Fahrten nimmermehr ab. Und es tat ihnen auch nicht not, denn nun war Ersatz da. Von drüben, von jenseits der Drau, aus Prävali, Bleiburg, aus Kühnsdorf, aber auch aus Rückersdorf und Grafenstein, und gar erst aus der Landeshauptstadt, von dort kamen die neuen Feinde herüber, die im Dienste so schöne rote Kappen trugen, glänzend wie Offiziere, mit ihren schwarzsamtenen Aufschlägen und den goldenen Rosetten und Flügelrädern. Es waren die jungen Bahnbeamten, Eleven und Assistenten, und jeder war der Casanova seines Bezirkes! In jenen kleinen Bezirken gab es sonst keine Uniformen, und was galt nun der Blumenstrauß am Hute des Florian gegen die Kappen mit Goldschnur und Rosette! Sie nahmen ihm die Lisi weg, die Mariann aus St. Martin und das heiß-schöne Resele aus dem Örtchen Eis. Sie tanzten ihm in Klagenfurt und Völkermarkt alle Mädchen vor der Nase fort, und gerade der Winter, auf den sich der Florl am allermeisten gefreut hatte, wurde sein Passionsweg, auf dem jede Station das Ende einer Lieb' und Treue bedeutete. Des Florl bester Teil, seine Narheit, war ja dahin: er war nun doch immer da und war vor allem kein Freudebringer, kein Tauwindbote mehr wie ehedem.

Er wehrte sich um seine Stellung bei den Mädchen; aber als echter Steirer begann er mit den Nebenbuhlern von der Bahn Streit und Raufhändel, statt selber Eisenbahner zu werden. Da ward er auf ein paar Wochen nach Klagenfurt in den Arrest getan, und zum erstenmal wuchs bei diesem Menschen, der bisher so offen, so ganz nach außen gerichtet war, etwas nach innen: der Haß gegen die Eisenbahn und die Liebe zu seiner verödeten Straße.

Eigentlich war es die Liebe zu seiner verwehenden Jugend, der unstillbare Durst sehnsuchtsvollen Zurückbegehrens, die Erinnerung! Weil aber die Straße der Schauplatz seiner ewiglich dahingegangenen Größe gewesen, so hängte er all diese Liebe an sie.

Die Jahre schwanden in nagendem Ankämpfen gegen das immer dicker werdende Blut, und die Jugend war dort, wo die Veilchen von Marburg und die Lieder und der junge Wein waren: bei neuen Geschlechtern!

Drei, vier Jahre lebte zwar der Florl noch von dem Nachhall seiner Siegerzeit und war noch viel und wohl gelitten. Aber es kamen

ohne verlacht zu werden, Streiche ersinnen, Tücken und Kämpfe ausführen, und abermals erdröhnten die Schenkstuben von dem längst verschollenen Jubelruf: „Brav, Florl, recht is. Ein Mordssakra, der Hausbaum. Ja, das is der alte steirische Weinfuhrmann!"

Er fand sich bejaht, gebilligt, bestätigt, wo er hinkam, und sein schönes weißes Haar machte jeden Widerspruch verstummen. Ehrwürdig und groß stand der Haß des Florian Hausbaum in aller Gegend da, und die Augen des alten Fuhrmannes wurden wieder blitzend, seine Wangen rot, und das Herz schwoll ihm, so daß der Alte prächtig aussah. Er hatte was, wofür er lebte.

An einem Frühlingssonntag stand er am Ausgange von Völkermarkt; inmitten des Männervolkes, das aus der Kirche gekommen war und nun sein Festpfeifchen in Gottes lieber, linder Luft schmauchte. Da kam ein roter Wagen durch den Ort, ganz langsam. Ein milder und gerechter Bürgersmann saß darin, der selbst die Roheit der Rasteufel haßte und durch Orte mit der Sanftheit eines Milchwagens zu fahren sich angewöhnt hatte.

Der alte Hausbaum war noch wütend über den letzten „Viehkerl", der durch die zerstiebende Festtagsmenge durchgeflitzt war wie ein Barbar in der Schlacht auf seinem Sichelwagen. Sein ganzer Zorn entlud sich jetzt über die Reisenden, die ihm so bequem zur Hand kamen. Er sprang dem Wagen in den Weg, der Herr verlangsamte die Fahrt noch mehr und gab das Zeichen. Aber der Florian Hausbaum wich nicht. Da blieb der Wagen stehen.

Und nun ging's los, die große Rede des alten Weinfuhrmanns; die gewaltigste im Leben des Steirers Florian Hausbaum:

„Ös Straßenverstinker, wer hat euch grufen! Bringts Ihr a Geld ins Land? Na! Steigts Ihr an anzigsmal ab in Grafenstein, in Völkermarkt, in Lippitzbach? Oder in Eis, in Lavamünd, in Drauburg oder Hohenmauten oder Mahrenberg? Na! Von der Stadt seids kommen, ihr ledernen Stadtfräck und ihr Zahnwehtüchelweiber, und halts net auf, bis wieder in Marburg seids oder gar in Graz, weil euch dem Landwirt sei bissel Fressen net guat gnua is. Aber dem armen Bauern sei letzte Gans zsammführn, Kinder überradeln, Pferd narrisch machen, Fuhrleut sekkieren, in Herrgott sei Kornfrucht verstauben und s Heu verdrecken, daß ka Viech mehr neinbeißen mag, an der Kirchen vorüberbrüllen, wann drin der Pfarrer vom Himmelreich redt, und dazua stinkn wie der Teifi, dös gfallt euch! Vom Teifi seids ös gschickt, ausschaun tuats wie der Teifi, ohne Grechtigkeit und Erbarmen seids wie er, und zum Teifi sollts fahren, daß euch das Gnack kracht, das is mei Wunsch. So, jetzt könnts weiter stinken!"

wundert nach dem knochigen Hagestolz schaute, der wie mit verfluchten, verlorenen Augen hinüberforschte, dann ballte sich das alte Herz wie eine Faust zusammen und tat ihm sehr wehe.

Aus war es; aus wie ein Feuerwerk.

Und dann, dann wurde ihm noch seine allerletzte Liebe entrissen, die er für unverlierbar gehalten, die Landstraße.

Dem ersten Feinde hatte er nur entsetzt nachgesehen, dem stinkenden, staubaufhurlenden Rasselwagen, der die alte Straße hinter sich schmiß wie ein Verschwender das liebe Geld. Immer öfter kamen sie aber, die grellfarbigen Kraftwagen; immer schneller wurden sie, und immer schwerer bändigten des Fuhrmanns alte Hände die hoch aufscheuenden Pferde.

In früheren Zeiten war er stetig neben seinen Gäulen hergegangen. Nun, da er alt und grau geworden war, hockte er schon recht oft und gerne oben und nickte. Aber gerade dann, wenn er in kurzem Traum seines Lebens bittere Wende vergessen hatte, brüllte wieder so ein Ungetüm hinter ihm sein grollendes tiefes Duu, Duu. Da hieß es eilig abspringen, die Gäule zur Seite reißen und zu den erregten Rössern Worte der Ruhe, der Liebe und Güte reden, indes sein altes Herz vor Schreck und Haß bis in den Hals hinauf stieß. Der fremde Übermutswagen aber war schon weit voran, und ferne, an der schrecklichen Höhe, wo die Gäule des Fuhrmannes zitterten und stampften, wo er sie neunmal rasten lassen mußte und eine Tabakpfeife lang brauchte, bis er oben war, dort sah er das Ungetüm hinaufsausen. Gleichsam jauchzend erstürmte es die Steigung, so daß es oben noch in die Luft hinauszufahren schien, bevor es von der neuen Tiefe hinuntergeschluckt wurde. Und höhnend, aus schon unglaublicher Ferne gröhlte das versickernde Duu Duu nach ihm zurück.

Die Hundskerle! Sie liebten diese Straße, wie der Sportschütz die scheuen Tauben liebt, um sie zu schießen. Sie suchten voll Freude die hundertbergige auf, und sie jubelten, wenn sie diese Buckel mit der zweiten, ja mit der dritten Geschwindigkeit hinter sich weggerollt hatten. Es war eine Freude, die alte Straße zu verhöhnen. Gegend? Schönheit? Die lag vorn, immer nur vorne, vorne . . .

Florian Hausbaum hatte gemeint, sterben zu müssen vor Wut und Weh, als diese Straßenverschlinger auftauchten, und dennoch nein; er lebte wieder auf. Er hatte endlich etwas, was ihn abermals an diese Erde band; wenn es auch ein Haß war, er führte ihn zu den Menschen zurück! Nun verstanden sie ihn alle, nun konnte er wieder das große Wort in allen Wirtshäusern führen; er konnte von Gefahren berichten, denen er entgangen war, so daß zur Wiederholung der Erzählung ein halbes Dorf zusammenlief; er durfte fluchen und drohen,

daß Helfen hier gefährlich wäre. Aber kein Mensch sagte ihnen ein böses Wort. Da umknieten sie den verunglückten Weißbart, wischten das Blut von seinem Antlitz und öffneten seine Weste.

Als der Arzt sich um ihn bemühte, erwachte Florian Hausbaum noch einmal in diesem Leben.

Er sah um sich und atmete unter Weh und Bedrängnis. Aber die wunderbare Frühlingsluft jenes Tages drang selbst in seine zerpreßten Lungen ein wie milder Wein in eines Verschmachtenden Kehle. Berauschend war diese Luft, wie damals; schwach und friedlich, siegreich und geliebt war er wie damals, als er den köstlichen Rotwein gerettet!

Da schwand in seinem irrenden Sinn all die böse Zeit hinweg und aller Haß. Das Alter war vergessen, und in diesem Augenblick, wo die Seele mit den Flügeln zu zittern begann wie ein ausgeschlüpfter Falter, war alles Bisher hinweggetilgt; es gab nicht Leid mehr, noch Vergehen. Zeitlos! Nur Frühlingsluft, holde, versprechende Frühlingsluft gab es. Und wahrlich, die böse Zeit des Alters, des Hohnes und der Eisenbahn, der Herbststürme auf der Straße, des stockenden Pulses in den Adern, alles war nicht wahrhaft! Alles war nur geträumt.

Denn ihm war so schwach und wohl wie damals, da er die herrlichste Jugend um ein Faß Wein geopfert hatte. Und hier waren ja auch die feuchten, dunkelroten Flecke im hellbesonnten Straßenstaub, und das Rot auf seinem Sonntagshemde brannte noch rubinheller!

So ging ein Schwindel von Glück ohnegleichen durch des steirischen Weinfuhrmanns Hirn, weil seines Lebens höchster Tag und seine Heldentat immer noch da waren. Er schluchzte in Schmerz und Freuden: „Laßt mich und haltet den kostbaren Wein! Der darf nicht verlaufen. Leuteln, der heilige Wein!“

Und glücklich wie ein Trunkener versank er in den Purpurtraum der Ewigkeit.

Das lebende Volkslied.

Von **Artur Halberstadt.**

Meine heutigen Betrachtungen verfolgen einen doppelten Zweck. Sie richten sich gegen jene Gesangvereine, die in ihren Titeln wohl die Worte „Volkslied“ oder „Volksgesang“ führen, in Wirklichkeit aber dem echten Volksliede nur ein bescheidenes Plätzchen in der Vortragsordnung ihrer Liederabende einräumen. In zweiter Linie sollen sie die Laienwelt in populärer Weise über das Wesen des wirklichen Volksliedes aufklären.

Über letzteres Thema wurde schon viel geschrieben und gesprochen. Es freut mich, konstatieren zu können, daß seit etwa zehn Jahren die

Die Damen im Auto zeterten, die Bauern umher drohten und drängten heran, aber der Herrenfahrer, ein stiller, gefaßter Mensch, sah bloß den herzugeeilten Gendarm traurig an und fragte: „Haben Sie das alles gehört? Schaffen Sie uns wenigstens Platz, damit wir nicht zerrissen werden."

Er mußte frisch ankurbeln. Dann fuhr er fort, in das tiefe Tal und jenseits bergauf und davon; Florian Hausbaum aber stand da wie Siegfried nach dem Drachenkampf. Der Gendarm sagte ihm mit leisem Vorwurf: „Hast ja recht ghabt, Florl. Aber wenn der Herr dich anzeigt, muß ich gegen dich Zeugenschaft geben. Dann gehts schief; sei doch vernünftig auf deine alten Täg!" Und er ging.

Aber alle anderen waren der Meinung, daß es ganz unmöglich sei, hier vernünftig zu bleiben, und der Florian hatte lauten Beifall. „Wundervoll hast es ihnen gsagt! Ja, der alte Florl. Ja, die Leut aus der Steiermark habens Maul am rechten Fleck."

Der alte Fuhrmann war von Erfolg und Lob ganz berauscht. Er wußte, daß sein Ruhm Kreise ziehen würde über die ganze Gegend hinweg, und jeder Bauer, der heute in der Kirche war, würde die gewaltige Rede des Florian Hausbaum nach Hause tragen. Er war groß wie in alten Tagen, und sein Herz wuchs ihm vor Stolz in die Breite.

Da heulte eine Sirene vom Ortseingang her. „Schon wieder so ein Stinkteufel", hieß es. „Geh aus dem Weg Florl."

Aber der alte Fuhrmann blieb mit weitgespreizten Beinen stehen und seine weißen Haare wehten im Frühlingswinde wild umher. Jenes Signal kannte er; es kam von einem großen Wagen, der täglich durch die Gegend raste, als gälte es, zu retten und ein Unglück zu verhüten, statt eines heraufzubeschwören. Und dieser Wagen war verhaßt durch das ganze Kärntnerland.

„Da steh ich", schrie der Alte begeistert, „und da bleib ich und laß kein Automobil aus dem Ort!" Er hatte soeben eine angenehme Erfahrung gemacht und glaubte, jeder Wagen würde vor ihm stehen bleiben wie der letzte. Aber da war das Ungeheuer auch schon da, und stehen bleiben, das konnte es nicht, auch wenn der Fahrer gewollt hätte. Ein zorniger Aufschrei im Wagen, ein entsetzliches Emporklagen von hundert Stimmen, und mit mächtigem Sprung krachte der Wagen über den Hingewehten weg, hüpfte, zerrte und riß sich wohl noch zehn Schritte weit, trotz Bremse und Ausschaltung fort, dann erst stand er still. Die Insassen, junge, reiche Leute, sprangen heraus. Da lag der Florl Hausbaum am Wege.

Der Kraftwagen hatte ihn tödlich verletzt und auf die Seite geschleudert. Nun rannte alles um Hilfe, und die übermütigen jungen Leute verwünschten es, daß ihr Wagen so bekannt war; sie fürchteten,

Verständnis, zum ärgsten Radau unserer modernen Lärmsymphonien und Spektakelopern.

Wenn ich bei einer Aufführung solcher Werke die zuhörenden Laien betrachte, so kommt mir immer wieder die bekannte Andersensche Erzählung in den Sinn, die uns über den König, der kein Gewand trug, berichtet. Am Schlusse der Geschichte, die eine tiefe Moral in sich birgt, ruft ein Kind der Straße aus: „Aber der König hat ja keine Kleider an!"

Ich möchte bei der Aufführung eines modernen Musikwerkes auch gerne rufen: „Aber das ist ja gar keine Musik!", . . . wenn ich ein Kind wäre! So bin ich aber schon 37 Jahre alt, und da fürchte ich, daß meinem Ausrufe die nötige Naivität fehlen würde, die vielleicht allein imstande wäre, der Gesellschaft die Augen, beziehungsweise die Ohren zu öffnen.

Dieses Moment tritt übrigens auch bei unseren Volksliederabenden auf, woselbst ein Teil der zuhörenden Laien Vorträge mit seinem Beifalle überschüttet, die gar keine Wiedergabe echter Volksweisen enthalten. Diese Klasse von Menschen, nennen wir sie „Volksliedpagoden", steht eben auch zu sehr unter dem Einflusse einiger leitenden Vereinsfunktionäre, um aus eigenem das vorgetragene Material prüfen zu können. — Sie hören eine Konzertsängerin im Koloraturstile Jodler singen. Für den Kenner ein Greuel! — Trotzdem wird diese Dame zehnmal hervorgejubelt und mit Lorbeerkränzen beinahe erdrückt. Oder man tischt ihnen ein angeblich echtes Volkslied aus dem 14. Jahrhundert auf. Das Lied klingt wie ein fades Meßlied. Der Text ist überhaupt unkontrollierbar, weil im 14. Jahrhundert ein ganz anderes Sprachidiom herrschte und der Laie selten in sprachhistorischer Beziehung so gebildet ist, um eventuelle Quellenangaben prüfen zu können. Er verläßt sich in einem solchen Falle ganz auf die Vereinsleitung, der ich gewiß nicht insoferne nahetreten will, daß ich ihr etwa bewußte Irreführungen oder Unterschiebungen von nicht genügend wissenschaftlich geprüften Liedern zumuten würde. Nur stehe ich auf dem Standpunkte, daß sich mit den sogenannten Liederleichen, das sind nicht mehr im Volke gesungene Lieder, nicht die Volksgesangvereine, sondern ausschließlich nur die Wissenschaft befassen soll. Man schadet der Sache des Volksliedes mehr, als man ihr nützen will, wenn man dem Laien zumutet, daß er den historischen Volksliedern jenes Interesse entgegenbringen soll, das die Wissenschaft empfindet. Trotzdem hört dieser Teil der Volksliedgemeinde mit größter Andacht zu, weil er sich fürchtet, durch ein selbständiges Urteil den Unwillen der Vereinsleitung zu erregen und am Ende gar als ein Nichtkenner des echten Volksliedes angesehen zu werden.

gesamte musikliterarische Welt und mit ihr auch die Laienwelt dem Volksliede und überhaupt der Volkspoesie ein regeres Interesse und besseres Verständnis entgegenbringen, als dies früher der Fall war. Speziell dem bodenständigen älplerischen Liede erwachsen beinahe täglich neue Verehrer.

Mit Neid blicken die Kunstmusiker auf diese Bewegung zugunsten des bisher wenig beachteten Volksliedes. „Modetorheit", urteilen sie verächtlich und können es nicht begreifen, daß auch die gebildeten Kreise an den gemeinen Bauernliedern und Jodlern Gefallen finden.

Für den Kenner und Schätzer des echten Volksliedes scheint aber tatsächlich die so lang ersehnte Zeit heranzukommen, die den urwüchsigen Erzeugnissen unseres deutschen Alpenvolkes die gebührende Achtung und Aufmerksamkeit bringt. Die Laienwelt, welche nur allzu rasch von den überladenen und gesuchten Harmonien unserer modernen Komponisten gesättigt wurde, wendet sich immer mehr und mehr dem ungekünstelten Volksliede zu, das in vielen Fällen in der Ethik der Harmonie die Kunstmusik sogar überragt.

Sind wir ehrlich und antworten wir aufrichtig. Kann man bei vielen modernen Tongemälden überhaupt noch von Harmonie reden? — Von der die Seele ergreifenden Harmonie? — Von Motiven und Akkorden, die das musikalische Empfinden des Menschen mächtig anregen? — — Ich — für meine Person — schüttle den Kopf. Ich gehöre gewiß nicht zu den alten Zöpfen. Ich habe, wie jeder vernünftig denkende Angehörige der heutigen Generation, das vollste Verständnis für die modernen Evolutionen des mächtig schaffenden Menschengeistes. Nur in der Kunstmusik scheint mir eine Epoche des Stillstandes gekommen zu sein. Es fehlt unseren jungen Komponisten an schöpferischer Kraft. Es mangelt an originellen Motiven. Die ingeniöse Fruchtbarkeit der alten Meister an wohlklingenden Melodien wird seitens der schwach begabten jungen Komponisten durch eine Monstre-Instrumentierung wettgemacht, die das feinfühlige Ohr jedes musikverständigen Menschen einfach anwidert. Ist es dann verwunderlich, wenn wir die Säle der modernen Kunstmusik meiden und uns, nach den alten Meistern, die selbst aus dem unerschöpflichen Born des echten Volksliedes schöpften, dem bodenständigen Liede zuwenden?

Allerdings hat die moderne Kunstmusik noch immer ihr Publikum und anscheinend eine begeisterte Zuhörerschaft. Aber gerade hier trifft vielleicht mehr denn je der Einwand der Modetorheit zu. Es gilt in der besseren Gesellschaft als selbstverständlich, den ohrenverletzenden und harmonielosen Tongemälden der Neuzeit zu huldigen. Aus Furcht, als unmusikalisch, oder besser gesagt, als kein Kenner der höheren Instrumentierung zu gelten, nicken die Gesellschaftspagoden, anscheinend voll

des Musikempfindens des Volkes vollständig erfaßt hat, kann unter Umständen sofort ein echtes von einem unechten Volksliede unterscheiden. Trotzdem kommt es sehr häufig vor, daß auch Kenner des Volksliedes untereinander über das eine oder das andere Lied nicht einig sind. Am schwersten sind die schon erwähnten historischen Lieder zu prüfen. Bei den Texten, denen in der Regel das damalige Sprachidiom fehlt, wird es die Quellenangabe dem Forscher einigermaßen ermöglichen, die Echtheit derselben zu prüfen. Wie soll man aber die Echtheit der Melodie feststellen, wenn dieses Lied schon seit sechs Jahrhunderten im Volke gar nicht mehr gesungen wird? —

Da lobe ich mir die lebendigen Volkslieder, die heute noch im Volke verbreitet sind. Unter ihnen gebührt dem älplerischen Volksliede deshalb der Vorzug, weil die Bergbauern, wie ich schon in früheren Studien erwähnte, vermöge ihrer innigen Berührung mit der Urmusik der Natur weitaus das beste musikalische Empfinden besitzen.

Das lebende Volkslied — ich will speziell nur das älplerische Lied in meine Betrachtungen ziehen — ist vor allem an dem Texte zu erkennen. Bei der Prüfung desselben ist das Hauptaugenmerk auf den Gedankengang zu richten. Der bäuerliche Gedankengang ist ganz eigenartig und schwer nachzuahmen. Dieses Moment hat besonders für die Begutachtung derjenigen poetischen Volkserzeugnisse zu gelten, die keine begleitenden Weisen besitzen. Das sind vor allem die Fenstersprüche, die Anreden der Hochzeitlader, die Allerheiligensprüche und Dreikönigstexte u. s. w. Bei den gesungenen Volksliedern liegt der Schwerpunkt in der Regel in den Singweisen. Die Texte sind meistens naiver Natur, zeichnen sich aber sehr oft durch eine seltene Gemütstiefe aus und weisen alle überaus poetische Empfindungen auf. Das kennzeichnende Merkmal liegt nun darin, daß trotz dieser Momente nirgends eine gesuchte Sentimentalität zu finden ist. Die Ausdrucksweise ist stets kernig, in vielen Fällen sogar drastisch. Besonders die Spottlieder zeigen diese Eigenart am deutlichsten. In den Liebes- und Almliedern erreicht die poetische Wiedergabe des Volksempfindens hie und da geradezu überraschende Schönheiten. Man lese zum Beispiel das kärntnerische Volkslied: „Umas Haus, — umas Haus" — (Neckheim, 1. Band, Nr. 106) oder das Wildschützlied aus dem Semmeringgebiete: „Der Wildschütz ziagt mit frischen Muat", und wird über die überaus poetische Ausdrucksweise staunen.

Ist die Prüfung der Texte schon eine sehr schwierige Aufgabe, so bereitet dem Laien die Beurteilung der Echtheit der Singweisen ungleich größere Schwierigkeiten. Hier gibt es keine Theorie und keine wissenschaftlichen Formeln. Derjenige, welcher öfter in die Lage kommt, solche Lieder in bäuerlichen Kreisen zu hören, wird sich leichter hineinfinden als jener, der solche Weisen nur in den Liederabenden der städtischen Gesangvereine

Als ich einem Vereinsfunktionär einmal diesbezüglich Vorstellungen machte, meinte dieser gemütlich: „Sie können ja recht haben — aber Sie müssen zugeben, daß den Zuhörern dann am Schlusse unseres Liederabends die Jodler und älplerischen Lieder um so besser gefallen!“ — —

Meine Frau, die vermöge ihrer Abstammung eine genaue Kennerin des echten Volksliedes ist, fand in ihrer gesunden Denkweise ein noch treffenderes Argument: „Wenn s' die faden Lieder aus dem zehnten Jahrhundert erst am Schluß singen täten, möchten ihnen ja die meisten Leut' davonrennen!“ — —

Schließlich wären diese sogenannten historischen Lieder noch mitzunehmen. Geradezu erheiternd wirkt es aber, wenn man manchesmal in den Zeitungen Ankündigungen von Vorträgen eines Gesangvereines liest, der im Wortlaute seines Titels das Wort „Volkslied“ führt. So stand in „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 20. März 1909 folgende Notiz:

„(Deutscher Volksliedverein.) Heute Samstag um 8 Uhr abends in G. Todts Konzertsaal ‚zum Hietzingerhof‘, Hietzingerstraße Nr. 22, unter der Leitung des Chormeisters R. Wickenhauser und der Mitwirkung des Konzertsängers Albert Reitter aus Salzburg Kunstliederabend mit Berücksichtigung der Zentenarfeier J. Haydns. Eintrittskarten zu K 1·20 an der Kasse.“

Ich glaube, daß jeder weitere Kommentar in dieser Sache überflüssig ist.

Kehren wir nun zum Volksliede selbst zurück. Ich soll und will nach bester Möglichkeit über das Wesen desselben Auskunft geben. Regierungsrat Professor Dr. Josef Pommer hat dieses Thema wiederholt besprochen. Wenn ich heute über das gleiche Thema schreibe, so geschieht dies deshalb, weil ich der Meinung bin, daß diese Frage noch viel zu wenig in populärer Weise besprochen wurde.

Die Frage: „Woran erkennt man das echte Volkslied?“ und die Definition über das Wesen desselben gehören zu den allerschwierigsten Fragen auf dem Gebiete der Volksliedlehre, die sich in jüngster Zeit neben der Volksliedforschung und der Volkskunde ihren gebührenden Platz erobert hat. Ich gehe noch weiter und will behaupten, daß das Wesen des echten Volksliedes überhaupt in keine Formel zu bringen ist. Das Volkslied, welches — wie schon sein Name besagt — ein Produkt der Volksseele ist, kann nur gefühlsweise erfaßt werden. Es findet sich in so vielen Varianten punkto Aufbau, Rhythmus, Harmonie und Baßführung vor, daß eine wissenschaftliche Behandlung der typischen Merkmale geradezu unmöglich erscheint. Nur derjenige, der mit dem Volke in steter Berührung ist und der das Wesen des Gedankenganges und

Auch in den Zeitungsorganen? Die Münchner „Fliegenden Blätter“, die heute bereits bei ihrem hundertzweiunddreißigsten Halbjahrsbande angelangt sind, liefern damit den besten Beweis für die Langlebigkeit des Humors. Die Welt kann also doch nicht so übel sein, wie die Pessimisten glauben; sie läßt nicht bloß das Elend, wie Hamlet sagt, sondern manchmal auch die Witzblätter „zu hohen Jahren kommen“. Vor mir liegen die ersten drei Bände der „Fliegenden“. Das Papier ist so grob und die Zeichnungen sind so hölzern, daß man an jene fliegenden Blätter denkt, die „gedruckt in diesem Jahr“, durch die Lande flatterten; von ihnen haben die „Münchner“ offenbar das Fliegen gelernt. Während sie aber heute, wie jener Vergnügungsverein, sich vor „Gesprächen über Religion, Politik und Richard Wagner“ hüten, begegnen wir in den alten Bänden mancher Anspielung auf Tagesereignisse.

Eine köstliche Einführung zu den Schnurren, womit der Humor das ernste Drama des Jahres 1848 begleitet, ist das Gespräch zweier scheu um sich blickender Philister auf freiem Felde, die schließlich aus den verschiedenen Zeichen der Zeit den Schluß ziehen, daß am Ende doch noch — die Salzpreise billiger werden. Ein Zeichner verfolgt „ein diplomatisches Gesicht im Februar 1848“ in den verschiedenen Phasen seines Ausdruckes, von der ersten mit einem verächtlichen „Pah“ aufgenommenen Revolutionsnachricht, wie es stets länger und länger wird, um schließlich vor Schreck aus den Fugen zu gehen. Ein Seitenstück ist der königlich preußische Gardeleutnant Baron von Stierwitz, der Handschuhe von geringerer Sorte anzieht, weil er befürchtet, „bei der Vernichtung der Kanaille diese vielleicht berühren zu müssen“. Auch das Wort „Kanaille“ ist ein beliebtes Requisit des vormärzlichen Wortschatzes; es enthält eine ganze Weltanschauung und eine Staatstheorie.

Auch sonst enthalten die ersten Bände der Fliegenden manche politische Anspielung. So wird ein unvergessenes Kapitel deutscher Geschichte, die dänische Frage, in einem Gedichte, „Die Viborger“, erschienen in der zweiten Nummer, berührt. Die Viborger lassen die Vögel ihres Landes zusammenkommen und gebieten ihnen: Ihr Vögel von Schleswig und Holstein sollt euch nicht unterstehen, in Zukunft mehr zu singen, zu pfeifen und zu krähen; ihr müßt Viborgisch lernen, und dies zwar alsobald, daß fürder nur erklinge Viborgisch durch den Wald.

Die Bevormundung durch das obrigkeitliche Regiment jener Tage wird in einem Bilde gegeißelt, wo der Gendarm dem „einfältigen Landeskinde auf niederem Standpunkt“ eine „abhärtende Jacke nach dem Landeskinder-Jacken-Staatsmodell“ aufzwingt.

Könnte man so ein ganzes historisches Lachkabinett aus den alten Bänden zusammenstellen, so fände man in ihren Zeichnungen und Texten auch ein reiches kulturgeschichtliches Material. Da sind die berühmten

hört. Die charakteristischen Merkmale der Singweisen liegen vor allem in der Art und Weise der Harmoniebildung und der Stimmenführung. Man wird auch da sehr oft über die Klangpracht der Akkorde staunen. In den Alpen liegt auch in der Führung der Baßstimmen eine ganz besondere Eigenart, die den Kenner sofort in die Lage versetzt, ein echtes von einem unechten Liede zu unterscheiden. Allerdings will ich zugeben, daß sich auch Kenner bei der Beurteilung über die Echtheit eines Liedes irrten. Authentisch läßt sich überhaupt kein Lied prüfen, weil die Volksliedforschung keine alte und erfahrungsreiche Wissenschaft ist und sich erst, wie bereits erwähnt, in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. Schließlich bleibt es wirklich nur mehr Gefühlssache und nun frägt es sich, welcher von den Gelehrten das richtigere Gefühl besitzt. Ein alter Kampfspunkt unter den Volksliedforschern und volkskundigen Literaten!

Beim älplerischen Volksliede, welches natürlich der jeweiligen Mundart seines Entstehungsgebietes unterliegt, ergibt auch die Prüfung der Mundart einige Anhaltspunkte für die Beurteilung, ob dasselbe echt ist oder nicht.

Zum Schlusse wird der Laie auch noch wissen wollen, wer denn eigentlich das Volk ist, welches diese Texte und Weisen ersann?

Auch diese Frage will ich in populärer Weise zu beantworten versuchen. Es sind meiner Ansicht jene Teile der Bevölkerung, welche in ihrer Lebensweise noch an den alten Gebräuchen und Sitten der Väter festhalten. Hauptsächlich also die seßhaften und angestammten Bauernfamilien.

Im selbständigen Bauernstande liegt die größte Stütze des lebenden, wirklichen Volksliedes. Ihm verdanken wir diese köstlichen Weisen und urfrischen Texte. Er möge noch lange blühen, nicht nur für Kaiser und Reich, sondern auch für alle Freunde des echten Volksgesanges.

Aus dem Lachkabinett der Weltgeschichte.

Von Dr. Emil Rechert.

Man spricht üblicherweise von gesundem Humor; ein Statistiker könnte vielleicht nachweisen, daß Leute, die Sinn für Humor haben, durchschnittlich länger leben als Melancholiker. Statt auf statistische Belege sei indes auf einen physiologischen Grund hingewiesen. Schon der alte Hufeland, Goethes Freund, an dessen „Makrobiotik" die Deutschen ein beinahe klassisches Schriftchen besitzen, zählt in seiner etwas spießbürgerlichen Art unter den „lebensverlängernden Seelenstimmungen" auch die Freude auf, die am stärksten in ihrem körperlichen Ausbruche, dem Lachen, wirkt. „Es ist die gesündeste aller Lebensbewegungen, denn es erschüttert Seele und Körper zugleich, befördert Verdauung, Blutumlauf, Ausdünstung und ermuntert die Lebenskraft in allen Organen."

Den Fliegenden vom Jahre 1845 verdanken wir Aufschlüsse über Sitten und Lebensweise der damaligen „deutschen Dame von gutem Ton". Sie erwacht erst um 10 Uhr. Ihr Aussehen ist „sehr interessant fatiguiert", denn sie hat die letzte Nacht schon wieder rasend getanzt. Während sie den Tee nimmt, überreicht ihr die Zofe einige Pariser Modejournale, welche die Gebieterin „mit andächtiger Neugier" durchfliegt. Auch die Nerven sind schon erfunden und man sucht sich durch Migräne oder Nervenschwäche interessant zu machen. Auch sie liest, wie ihre Enkelin von heute, nur französische Romane. Sie hält sich einen englischen Bedienten, der übrigens aus dem Dorfe Feldmoching gebürtig ist. Auf dem Bilde trägt Madame zwar noch keine Krinoline, aber etwas, was auf dem besten Wege dazu ist. Sogar die Art, wie man im Wagen zu sitzen hat, ist durch die Mode bestimmt. Die Dame muß im Wagen mehr liegen als sitzen; sie darf die Grüße der vorübergehenden Bekannten nur mit einem geringschätzigen Kopfnicken erwidern. Diese Schroffheit soll nämlich eine Nachahmung französischer Nonchalance sein. Abends gegen halb 10 fährt sie wieder auf den Ball, wo ihr Benehmen „teils in süßkoketten Blicken mit den bevorzugten Lions, teils in gnädigem Kopfnicken gegen die Gleichgültigen besteht". Stoff der Unterhaltung sind Theater, Witterung, Kritik der anwesenden Damen, Beschaffenheit des Parketts in Hinsicht des Tanzes. Offenbar halten unsere heutigen „Gigerln" an den Konversationsstoffen von 1845 nur deshalb mit solcher Zähigkeit fest, weil sie Gesprächsthemen von historischer Bedeutung bevorzugen.

Die Privatdummheit der Menschen, von der die Spötter leben, bleibt ja wohl zu allen Zeiten dieselbe. Schon Plato hat sich über die Gecken von Athen lustig gemacht. Und die Narren, die in den ersten Bänden der Fliegenden von witzigen Stiften verherrlicht wurden: Anekdotenjäger, Dilettanten, Prozeßhänse, Neuigkeitskrämer, Geldprotzen, Modenarren und -närrinnen, Sonntagsjäger u. s. w. — sie leben alle ungebessert noch heute. Sie sind das „eiserne Vieh" der Satyriker von Juvenal bis Oberländer.

Schon zu Beginn der sechziger Jahre haben die Fliegenden die kommende Einigkeit Deutschlands vorausgeahnt, wenn sie folgende Humoreske aus dem Verkehrsleben veröffentlichen.

Oder war es wirklich nur eine Hyperbel auf die Langsamkeit der deutschen Postschnecke: Einer will eine Kiste mit einer Aufschrift „An Seine Majestät den deutschen Kaiser in Frankfurt" aufgeben. „Was?" fragt der Expeditor, „an den Kaiser von Deutschland in Frankfurt? Sie sind verrückt! Wir haben ja keinen Kaiser von Deutschland!" „Jetzt freilich noch nicht", entgegnete der Kaufmann, „aber bis die Kiste nach Frankfurt kommt, haben wir schon einen."

Reisenden Baron Beisele und sein Hofmeister Dr. Eisele, deren Kreuz- und Querzüge durch Deutschland uns die ganze Gemütlichkeit, die dem Jammer der Kleinstaaterei gegenüberstand, naherückten und die lustige Kehrseite der sonst so traurigen Dinge zeigten. Das damalige Deutschland war ein nachtmützenbezipfelter Philister, den die bösen Buben Börne und Heine am Einschlafen hinderten. Eine ergötzliche und lehrreiche Odyssee jenes Philistertums ist diese Reisebeschreibung. Sie hilft, ein Stück deutscher Geschichte besser verstehen.

Eisele und Beisele, deren Figuren im Jahre 1846 sogar auf die Bretter des Theaters an der Wien mußten, überfällt in Aschaffenburg ein Haufen Bewaffneter, die ihnen Säbel und Bajonette vor die Nase halten mit den Worten: „Die Pässe, meine Herren!“ In Wien kommen sie bei ihrem Haustore im Augenblicke an, wo der Hausmeister zusperren will. Den Verblüfften wird die Auskunft: „Grad schlagt's zehn Uhr; jetzt wird zugesperrt. Dann schließ ich Ihnen wieder auf und Sie zahlen Ihnan Sperrgroschen“. Heute werden den Reisenden in Aschaffenburg keine Pässe mehr abverlangt; mit der Gründung des Zollvereins sind die Zollschranken im Innern des Vereinsgebietes weggefallen; ja noch mehr, die Länder, die Baron Eisele mit seinem Hofmeister durchstreifte, haben sich zu einem einzigen großen Reiche zusammengeschlossen. Der Wiener Hausmeister aber schlägt uns wie zu Eiseles Zeiten um zehn Uhr das Haustor vor der Nase zu und allen Stürmen der Weltgeschichte trotzt siegreich das — Sperrsechserl.

Unter die harmlosen Figuren Eiseles und Beiseles, des „Staatshämorrhoidarius“, der Zweckesser und Steckenpferdreiter mischen sich indessen auch düstere Gestalten, die in die lustige Gesellschaft hineinpassen wie Pontius ins Kredo. „Ja, du redest immer von Gleichheit und Güterteilen, allein ich setze den Fall, wir haben geteilt, und ich spare meinen Teil, doch du verschwendest den deinigen, was dann?“ fragt ein Zuhörer den Kommunisten, der eben, den Knüttel in der Faust, eine Rede gehalten hat. „Ganz einfach! Dann teilen wir wieder!“ ist die Antwort.

Kehren wir auf die heitere Seite zurück. Wiederholt taucht ein Name auf, der Österreichern vertraut klingt und dessen Trägerin die Älteren noch gekannt haben, ein Name, der uns wie der Strich der Zaubergeige durch seinen Klang in ein Märchenreich versetzt, ein Reich des Backhendelduftes und unendlicher Walzerklänge. Der Name ist Fanny Elsler, die Tänzerin beider Welten, wie sie Heine genannt hat. „Fannytismus“ lautete die Überschrift eines Bildes der Gefeierten; sie steht auf einem blumengeschmückten Piedestal und John Bull, der deutsche Michel und Bruder Jonathan umtanzen sie. Die Elsler hat sich jedenfalls in die Weltgeschichte getanzt, harmloser als jene Lola Montez von Bayern.

Kaviar und Witz darf man nicht in allzu großen Dosen auf einmal genießen. Darum mache ich dieser pseudohistorischen Studie für heute ein Ende.

Indem ich also den Schrank zuschließe, worin ich die hundert Bände der Fliegenden — ein fast vollständiges Exemplar der bisherigen Bände — verwahre, kann ich aber eine höchst persönliche Bemerkung nicht unterdrücken. Ich glaube, die Nachwelt wird es mir hoch anrechnen, daß ich sämtliche Bände der Fliegenden besessen habe und doch kein deutscher Lustspieldichter geworden bin! Fürwahr, wenn man heutigentags Normallustspiele und Schwänke betrachtet, erkennt man, daß die Fliegenden nicht nur als Geschichtsquelle verwendbar sind. Moderne Lustspiele rufen oft pietätvolle Erinnerungen an die ältesten Bände jenes Witzblattes wach, mögen sie sonst noch so einschläfernd wirken.

Peter Hebel als Oberösterreicher.

Von Hans Mittendorfer.

Der zfriedne Landmann.

I moan, iatzt glang i ar in Sack
Und rauk a Pfeifferl voll Tabak
Und fahr hoamzua mit Pfluag und Eggn,
D Öchsl habn sicher nix dagegn.

Und wann da Kaisa nach n Rat
Zum Jagn sei Büchserl gnumma hat,
So glangt a, moan i, ar in Sack
Und raukt a Pfeifferl voll Tabak.

I moan, er raukt koan guatn just,
Er hat ja gar weng Freud und Lust;
Die golda Kron, die druckt n schwar,
Is nöt, als wann s a Strohhuat war.

Wohl nimmt a häufti Batzn ein,
Doh wolln a häufti gfuattert sein.
Da kemmans bittn mit eahn Gfrett
Und alli tröstn kann er nöt.

Und wann a hilft und sorgt und wacht
Von aller Fruah bis spat in d Nacht
Und moant, iatzt hätt er gwiß alls tan,
So hat er erst koan Lohn davan.

Nach Kampf und Schlacht, wann bluati rot
Da General, nebn eahm da Tod,
Im Lager steht, er glangt in Sack
Und raukt a Pfeifferl voll Tabak.

Doch schmeckt s eahm nöt im wildn Gwühl;
Da Jammer is koa lustigs Gspiel.
Er hat ganz gwalti manövriert,
Iatzt denkt er wohl, wia s ausgehn wird.

s Four geht mit eahm, da Tod is da,
Und schwari Wetter ziahgn eahm nah.
Da liegt a Grenadier im Bluat,
Dort flammt a Dorf in Ruck*) und Gluat.

Wann auf n Markt mit Guat und Geld
Da Handler roast, dort, z weitn Feld,
Glangt er ganz sicher ar in Sack
Und raukt sein Pfeifferl voll Tabak.

Es schmeckt da nöt, du arma Mann! . . .
— Ma siahgt eahm d Sorgn von weiten an,
Weil s Doanmaloans eahm unvertraut,
Bei all zwoa Augnan außaschaut. —

Es druckt di schwar, dein groß s Malheur:
Du hast nöt gnua und mechtst nu mehr!
Wohin damit? . . . beim Grab wird s zött!
Drum schmeckt dir a dein Pfeifferl nöt.

Mir schmeckt s, gottlob, und mir is s gsund.
Da Woaz is baut auf guatn Grund
Und mit n Tau im Morgnrot
Und mit sein Atem segnt n Gott.

Und s Annamirl, kimm i an,
Die wart ma mit da Suppn schan,
Und d Kinda beim kloan Tisch, ganz gwiß —
Rat, was für oans das bravar is!

Drum schmeckt ma s Pfeifferl, wia nöt bal
An andern. Fülln mar s nu amal!
Zum Frohsein und zum freia Muat,
Und hoamzua schmeckts halt doppelt guat!

---

*) Ruk = Rauch.

Das Ahnungsvermögen der Fliegenden erstreckt sich aber nicht nur auf deutsche, sondern auch auf österreichische Zustände, wovon wir im 36. Bande durch die frappante Überschrift: „Ein ungarischer Steuerverweigerer" überzeugt werden. Die zur Steuereintreibung einquartierten Sodaten sind aus irgendeinem Anlasse untereinander in Streit geraten. „Teremtete!" ruft der Graf und Hausherr, „wißt ihr, daß ihr habt gutes Essen und Trinken bei mir auf Schloß . . ., wenn ihr nicht seid gleich ruhig, zahle ich alle Steuern, was ich bin schuldig, und dann hat gutes Leben ein End'!" Sofort rufen alle: „Nicht zahlen Steuer, Herr Graf, wir sein schon ruhig! Bitte, nicht zahlen Steuer!"

Von solcher Politik zum Theater ist oft nur ein Sprung. Auf den oben erwähnten Richard Wagner wird — er war noch lange nicht durchgedrungen — folgendes mehr „historisch interessante" als glückliche Wortspiel gemünzt: „A: Heute ist Tannhäuser." „B: Dann sind's die Sänger morgen auch."

Weit witziger ist die Ausdrucksweise einer Dame, die ein ihr anstößig scheinendes Wort recht fein umschreiben will: „Um Gotteswillen, Graf", ruft sie auf einer Meerfahrt, „sehen Sie einmal dorthin, es erhebt sich ein Wasserbeinkleid! Eilen wir zurück!"

Über den Amtsschimmel verbreitet sich unser Münchner Freund auf vielen Seiten. In einem gelungenen Liede, „Sentimentale Jurisprudenz", lautet die erste Strophe:

Ein Jüngling will verreisen,
Drum wandelt er mit leisen
Schritten zur Polizei;
Man sagt, er soll beweisen,
Daß er geboren sei.

Sicherem Vernehmen zufolge — man gestatte mir die Einschaltung — lebt indes der Amtsschimmel noch heute. Er ist noch keineswegs pensioniert und wird wohl „in den Sielen" sterben.

Die Arretierung war bekanntlich einst der Regierungsweisheit höchster Schluß. Regierungskunst, könnte man fast sagen, war Arretierungskunst. Auch die Fliegenden parodieren gelegentlich dieses System, so in der Humoreske „Wie man in Österreich die Raben fängt". Wenn man einen Raben fangen will, so sucht man sich ein falsches Papierzehnerl zu verschaffen. Dann geht man in die Nähe eines Raben, legt sich auf den Boden nieder und stellt sich schlafend, nachdem man das Papierzehnerl in einem Portemonnaie neben sich gelegt hat. Wenn nun der Rabe dies sieht, schleicht er sich auf den Zehen näher und will das Portemonnaie stehlen. Da es ihm aber zu schwer ist, öffnet er es, nimmt das Papierzehnerl heraus und fliegt damit davon. Wenn er nun das Papierzehnerl ausgeben will, läßt man ihn wegen verdächtigen Besitzes falschen Geldes arretieren und da hat man ihn.

Bekannten in Pola. Er teilte mir mit, daß eben ein englischer Dreadnought und ein japanisches Kriegsschiff vor Pola kreuzten und daß die Kapitäne derselben vom österreichischen Marinekommandanten eingeladen würden zu einem Liebesmahl. — Auf den Mürzzuschlager Gassen und Plätzen stand die Bevölkerung und schaute himmelwärts. Über Stuhlegg her schwebte ein Luftballon. Es war die Luftpost aus Budapest, die schon seit eineinhalb Stunden fällig war, deshalb das Aufsehen. Bei Neuberg gab es ziemlich lebhaften Touristenverkehr; einige flogen über den Schneeberg gegen die Rax, andere gegen die Veitsch, mit kleineren und größeren Aeroplanen. Es war der Alpenklub der Hundertjährigen aus Wien. — Ein paar Stunden später in dem weltberühmten Luftkurort Mariazell. Die Kirche strahlte im elektrischen Glanz, aber die Wallfahrer trugen ihre rötlichen Kerzenflammen kniend um den Gnadenaltar wie vor dreihundert Jahren und riefen Gesänge in allen Sprachen zu „unserer lieben Frau". Eine Vergangenheit, eine Gegenwart, eine Zukunft. Trotz des Autos Schnelligkeit war meine Phantasie ihr um ein halbes Jahrhundert voraus. Die Rückfahrt, entlang der elektrischen Alpenbahn, durch das Veitschgebirge dem Schnellzuge nach. Durch den Tunnel, der Vorschrift gemäß, ohne den Zug zu überholen. — Nach sechsstündiger Fahrt wieder im Mürztal zu Hause.

„Schön Dank!" sagte ich zu meinem Amerikaner, „werde gewissenhaft trachten, daß die Automobilsteuer erhöht wird."

Er sah mich an, etwas verblüfft über den absonderlichen Dank.

„Ja, ja, Freund, eine höhere Steuer. Das Vergnügen dieser Fahrten ist so groß, daß man es gar nicht genug bezahlen kann."

Ich vermute, mich nimmt keiner mehr mit.

Hilferufe aus aller Welt. Von rechts und links, von vorn und hinten, von unten und oben. „Uns geht es schlecht. Wir sind in Not. Wir brauchen Geld. Erbarme dich unser! Wir möchten Wohltätigkeitsanstalten gründen, Armenhäuser, Kirchen, Schulen bauen, Suppenküchen, Asyle, Spitäler. Und haben kein Geld. Bitt für uns!" Als ob ich einer aus der Allerheiligenlitanei wäre. Ich bin halt keiner von solchen, schlechterdings keiner. Oft und gern tat ich mich „erbarmen" und für solche Anliegen um Geld „bitten". Doch die Leute werden des Bettelns satt, es trägt nichts mehr. Bisweilen probiert man's ja noch, wird aber heimgeschickt. Es ist so, aber da ist gleich einer, der's nicht glaubt. Der vielmehr an die Güte der Menschen glaubt. Möge sein Glaube nicht zu schanden werden. Der Sohn eines lieben Jugendfreundes, der in Brünn eine Diakonissenanstalt ins Leben gerufen hat, der Zeit und Mühe in größter Opferfreudigkeit diesem Werke weiht, und ist doch auch noch auf fremde Hilfe angewiesen. Der evangelische

Heimgärtners Tagebuch.

„Wenn ihr mich in den Reichsrat wählt, so verspreche ich euch bei meinem Kopf ein Gesetz, nach dem für jedes Luxusautomobil jährlich 2000 Kronen Steuer geleistet werden müssen." — Wenn einer so spräche, das wäre die wirksamste Kandidatenrede. Er brauchte nicht im Lande umherzureisen, um seine Gegenkandidaten zu verunglimpfen und sich anzuloben; er verspricht diese Steuer und wird gewählt von allen, die an der Straße wohnen, und auch von den meisten anderen. Ein Mensch, der 20.000 Kronen für ein Vergnügungsautomobil ausgeben kann und sich dazu das Benzin kaufen und den Chauffeur, und die genügende Zeit dazu hat (den das „zeitsparende" Automobil frißt vielen gerade die allermeiste Zeit), der wird auch vornehm genug sein, um die Straßen nicht geschenkt nehmen zu wollen, und anständig genug, den Leuten die Staub- und Gestankplage zu vergüten. Von Gefahren des Automobils will ich nicht einmal sprechen, denn die Totgeführten erheben in den meisten Fällen keinerlei Anspruch mehr.

Mit den 30 Millionen Steuern jährlich könnten wenigstens die entwerteten Wohnhäuser an den Straßen von Steuern ein wenig entlastet werden. — Die Autofrage wird in manchen Gegenden immer brennender, die Autoplage immer stinkender. Es fehlt bloß noch der richtige Mann dazu, der in den Reichsrat will.

„Wollen Sie mit?" fragte mein Amerikaner, als er vor meinem Haustor hielt mit seinem Auto.

„Gerne, mein Herr. Aber ich habe eben über das Automobil geschimpft, wie kann ich denn jetzt auf einem fahren?"

Dabei saß ich schon neben dem Kutscher auf dem Bock, wenn man mit solchen Urväterausdrücken den Vordersitz mit der breiten Glaswand bezeichnen kann. Das glitt fast lautlos die Reichsstraße entlang, ich spürte nicht das mindeste vom Staub, den die Leute so schmähen. Auch vom Gestank nichts — derlei ist doch nur für den Plebs, der hintendrein zu Fuß geht. Auf der nahen Bahn fuhr ein Schnellzug aus Triest und der Expreßzug aus Nizza; einige Verachtung für sie, denn wir hatten sie überholt. Im Dorfe Langenwang richteten sie just ein Kinematographentheater auf und aus einem Wirtshause kreischte ein Grammophon wie besessen. Darüber lief unser Automobil wie rasend. In wenigen Minuten Mürzzuschlag. Schon schnellten wir in den Ort, da knallte neben uns ein Pistollenschuß. Ein Gummireifen geplatzt, aus war's. — Aus ist es nicht, wo ein Amerikaner mittut. Nach fünf Minuten hatte das Rad seinen neuen Gummireifen. Während des kleinen Aufenthaltes sprach ich in der Telephonstation mit einem guten

Ich bin recht froh, daß Sie meine Besprechung der „Armen Margret" im „Heimgarten" so gut aufgenommen haben. Es war eine Naturrevolution, die durch Ihr Buch ausgelöst wurde, ganz so elementar und unmittelbar wie Ihr Buch selbst. Sogar zornig bin ich dabei geworden über die schrecklichen Peinen, die des Lesers Herz in diesem Fegefeuer aushalten muß, bis es endlich so weit geläutert ist, daß es die ganze Heiligkeit des Buches erfassen kann.

Die Handel-Mazzetti sehen wir vor unseren Augen zu einer so gewichtigen Macht emporsteigen, daß es jetzt schon kommt, wie es kommen muß: die Kirche protestiert. In Ihren großen christlichen Romanen, verehrte Frau, besteht der Konflikt in den Kirchen und die Lösung in der Liebe. Daher deucht mich, wird es für jede ausgesprochene Kirche schwer sein, Sie ganz zu verstehen, oder auch nur verstehen zu wollen. Sie sind vielleicht die reinste, durchgeistigteste Katholikin, weil Sie aber — trotz der aufrichtigen Hingabe an die Kirche — eine Individualität sind, eine ungewollte und unbewußte Größe für sich, so wird es nicht leicht sein, die Einheit zu finden. Sie gewiß empfinden die Einheit ohne jeden Zwiespalt, aber die Kirche kann es nicht, und so wächst sich hier eine Konflikt heraus, der Sie noch hoch über Ihr bewundernswertes Ingenium emporhebt. Ich glaube, edle Dichterin, daß wir uns gerade in diesen Fragen verstehen, in denen die Geister der Welt keinen Frieden finden können.

Wenn man spät abends an meinem nachbarlichen Wirtshause vorbeigeht, so kann einer am Küchenfenster — auch wenn er nicht zufleiß horcht — die Köchin schluchzen hören. Sie liest einen Roman und weint über das Mißgeschick des Helden. Der Arme „derbarmt ihr halt gar a so". — Dieselbe Köchin sagt am nächsten Morgen zum vor Angst kreischenden Huhn: „Geh, Hennderl, sei nit so sentamental!" und hackt ihm den Kragen ab. — Ich ärgere mich über die durchaus ungesunde Empfindungsweise dieser Person, die das erdichtete Wesen bemitleidet und das wirkliche, fühlende umbringt. Und bin es doch selber, der den Roman geschrieben hat und der das Huhn verzehrt.

Das, wenn ich einmal von einer andern Welt auf dieses unbegreifliche Erdenleben zurückschaue, das werde ich am allerwenigsten begreifen können, daß ich Tierleichen gegessen habe.

Die Ruhe am Waldschulhaus.

Es rauschen drei Wässer im Wiesental,
Die Schulkinder lärmen in Riesenzahl,
Es schnarret und quixet die Brettersäg',
Die Fremden besetzen all' Weg' und Steg',
Die Fuhrleute fluchen den Teufel aus.
Und das ist die Ruhe im Waldschulhaus.
Wie war es einst anders in diesem Tal:
Es rauschten nur Wässer im Wiesental.

Pfarrer und Senior Schenner in Brünn ist das. Der hat mich gebeten um ein gutes Wort für seine Anstalt. Freund, hab ich ihm gedeutet, sagen kann ich es meinen Lesern ja, besonders den evangelischen, und ihnen nahelegen, wie segensreich deine Anstalt ist und wie verdienstlich die Mithilfe. Ob es was nützt, wirst du ja sehen. Es könnte ja wohl sein, daß sich einer oder der andere die Sache näher anguckt, dann die Brieftasche aufmacht und einen Zwanzigkronenschein hinlegt, worauf ich natürlich gleich mit meiner sattsam bekannten Rechenmethode da wäre: Zwanzig Kronen gleich zweitausend Kronen. Das heißt, wenn sich hundert solche Spender finden. Den wohlhabenden Brünnern gebe ich die Sache zu bedenken. Ich kenne in Brünn viele herzensgute Menschen.

Auf dem Bahnhofe zu Leoben herrschte bewegtes Leben. Nicht Agenten und Touristenvolk, sondern Bauern, Gewerbsleute, Fabriksarbeiter, viele mit Weib und Kind, alle mit Sack und Pack. Wohin, ihr deutschen Steirer? „Nach Südamerika!" — Auswanderer.

Solche Völkerwanderung wiederholt sich häufig und häufiger, auch an anderen Bahnhöfen des Oberlandes. Warum nach Amerika, da wir daheim doch überall zu wenig Arbeitsleute haben? „Dort drüben geht's uns besser?" — Und während jährlich Hunderte von Deutschen fortziehen, müssen fremde Arbeiter ins Land gezogen werden, Slawen, Ungarn, Italiener. Radikaler kann die Entdeutschung doch unmöglich vor sich gehen. Da helfen keine Sprachengesetze, keine Schutzvereine, da braucht es nicht mehr fünfzig Jahre, und die Deutschen in Steiermark sind — gewesen.

Es müßte ja auch gegen diese Erscheinung Mittel geben. Aber kein Mensch redet davon. Die Zeitungen sind voll von politischem Quatsch, die Parteien zanken sich um Lapalien, der Reichsrat tobt gegen das eigene Leben, die Regierung reitet phlegmatisch ihren Amtsschimmel, und was da mitten unter uns, vor aller Augen vor sich geht, das sieht man nicht. Die Heimischen wandern aus, die Fremden siedeln sich an. Keine Seele kümmert sich drum — im übrigen sind wir stets heimatschützlerisch und stramm national!

Auch die steirische Schriftstellerin Rosa Fischer, deren Schriften voll rührender Heimatsfreude sind, ist ausgewandert, und zwar nach Kalifornien. Dort, hofft sie wohl, wird es ihr besser ergehen als daheim . . .

Ein Schreibebrief an die Dichterin Handel-Mazzetti.

Hochgeehrte Frau!

Ein armes Hunderl, das sich noch kaum rühren kann, will an die Handel-Mazzetti schreiben, die uns zeitgenössische Poeten alle mit einem heißen Lufthauch umblast, auch wenn wir keine armen Hunderl wären.

voller Angst vor etwas mit aller Anstrengung gelaufen ist, ohne weiterzukommen. Wie oft habe ich im Traume vor Durst den Krug ergriffen und ihn zum Mund führen wollen, aber es gab allerlei Hindernisse und zum Trunke kam es nicht. Ich stieg einen Berg an, sehnsüchtig nach dem Gipfel, nach der Aussicht, da führte der Weg in exotisches Gebüsche oder in schaurige Schluchten, wo man nicht weiter konnte, oder ich stand vor einem Tor, und als ich es aufriß, war ein zweites Tor und ein drittes und zur Höhe kam ich ewig nicht empor. Oder ich wollte zu einem Feste gehen, alles war dort, herrlich war's dort, aber ich konnte nicht hin, ich hatte keine Kleider am Leibe, und als ich solche fand und mich anziehen wollte, war nie damit fertig zu werden. So ist es immer. Die Ziele und Genüsse werden vorgespiegelt, aber nie erreicht. — Gar nichts hält er, kann er, erreicht er, der Traum, trotz all seiner Phantasie, trotzdem es gewöhnliche Naturgesetze für ihn nicht gibt. Er flunkert mit seiner Allmacht, und vollbringt gar nichts. Nein nein, als so ein phantasievoller, genialer Bursche ist mir die hausbackene, beschränkte Wirklichkeit lieber. Nur wo es nichts zu leisten gibt, wo es bloß um Beschaulichkeit geht, um ein wunschloses Sichgehenlassen, ein Wiegen in flatternder Phantasie, da kann einem im Traume wohl sein. In solchem Zustande verharre ich mit Behagen. Dort aber, wo mir der Kerl schöne Ziele vorgaukelt, da trachte ich ehestens zu erwachen. Und habe schon eine gewisse Übung darin. Einen Traum, der mir nicht gefällt, erkenne ich bald als Traum, und noch schlafend und träumend habe ich den Willen zum Erwachen, was nach einigem Ringen mit dem Traume auch gelingt.

Das Menschenleben soll nach dem Urteile Sachverständiger auch ein Traum sein. Oft ein schwerer — und man will doch nicht erwachen.

Wir sprachen über die Bigotterie des Landvolkes, wie es vor jeder Bildsäule sich bekreuzt und die Bilder abküßt.

„Wenn es die Leute beseligt, warum nicht?" sagte jemand. „Jedem soll gestattet sein, alles zu tun, was ihn freut, *wenn er anderen damit nicht schadet.*"

Darauf eine Gegenrede: „Mit solchem Aberglauben schadet man aber anderen, weil man ihnen schlechtes Beispiel und Ärgernis gibt."

„Ach", sagte der eine, „dann dürfte man auch keinen Wein trinken, nicht kartenspielen, keine Automobilfahrt machen, überhaupt keinen Luxus treiben, weil arme Leute daran Ärgernis nehmen können. Dann dürfte man sehr wenig tun, was einen freut. Die Freiheit, die ich meine, sieht so aus, daß jeder tun soll dürfen, was er will, wenn er damit nicht in die Rechte anderer greift."

Der hat meine Meinung gesagt. Unter geringem Vorbehalt.

In unserer Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, wie weit sich denn eigentlich das Briefgeheimnis erstrecke? Jemand behauptete, das Briefgeheimnis sei ganz bedingungslos, und niemand habe das Recht, ohne Einverständnis des Briefschreibers einen von irgendwem erhaltenen Brief herzuzeigen oder auch nur von dessen Inhalt irgend etwas zu erwähnen. Ein anderer entgegnete dem, in diesem Falle sei dann jeder Mensch, auch der fremdeste, in der Lage, jeden beliebigen andern zu binden, Geheimnisse zu bewahren; er brauche dem Betreffenden nur das Geheimnis in einem Briefe mitzuteilen, und dieser darf, selbst wenn er schon früher um das Geheimnis wußte, nicht mehr davon sprechen, ohne die Briefdiskretion zu verletzen.

Meine Meinung war, daß man im allgemeinen gewöhnlichen Privatbriefen, wie sie der Tag hereinschneit, keine besondere Diskretion schuldig sei. Wenn sich jemand in einer diskreten Sache mit Vertrauen an einen wendet, so ist es ja wohl klar, daß man die Sache nicht an den Straßenecken ausruft oder dem Erstbesten mitteilt. Verpflichtet zu solcher Diskretion hielte ich mich aber nur dann, wenn ich sie dem Briefschreiber im vorhinein versprochen habe. Wer täglich unerwartete Briefe aus allen Weiten bekommt, der hat seine liebe Not, sie überhaupt nur zu bergen, unterzubringen; viele hat er gar nicht die Zeit zu lesen, andere kann er wegen schlechter Schrift nicht lesen, sie bleiben in irgendeiner Lade, in einer Kiste liegen, unbekannt und vergessen: wie soll da eine Diskretionspflicht obwalten können? Ich weiß nicht einmal, wohin mein Papierkorb sich wöchentlich entleert, ob in die Abfallshütte oder in einen Feuerherd oder Ofen. Ich kann die Leute nicht überwachen, die, leselustiger als ich, über solch herrenloses Gebriefe sich hermachen! Selbst dem Ofen traue ich nicht, seit ich gehört habe, daß aus seinem Ruß — Druckerschwärze gemacht werden kann. — Es muß also feierlich erklärt werden, daß ich über die mir zugehenden Briefe ohne weiteres für Diskretion nicht bürgen kann. Das sei besonders jenen stockfremden Leuten gesagt, die in langen Briefen mir, dem ihnen ebenso fremden, ihre innersten Geheimnisse vertrauensselig vorschütten. Ich allerdings treibe keine sensationslüsterne Ausbeuterei, um so weniger, als bei mir viele solcher stets umfangreicher Briefe gar nicht gelesen werden können. Aber ich weiß nicht, in welche Hände sie über mich hinweg gelangen und was sie in wilder Freiheit für Unheil anrichten.

Dem Schlaf wird nachgesagt, daß er ein genialer Bursche sei, der Unmögliches möglich macht. Nach meiner Meinung ist er ein Stümper, ein Taugenichts, ein Schwadroneur. Er verspricht allerhand und führt nichts durch. Der Leser wird sich vielleicht erinnern, daß er im Schlaf

Vor kurzem ist wieder einer meiner Jugendgenossen heimgegangen. Er hatte mit mir den gleichen Geburtstag, und einmal haben wir es beredet, wie wir selbander zur gleichen Zeit auf die Welt gekommen, so sollten wir auch schön miteinander wieder fortgehen. Warum hat er nun nicht gewartet, bis ich fertig bin? Es ging ihm ja so weit ganz gut, und unsere Gesundheiten verglichen, hätt' er mich um zwanzig Jahre überleben können. Die Welt gefiel ihm selbst in seinen alten Tagen noch passabel, und vor einem Jahre haben wir miteinander gescherzt wie einst in der Jugendzeit, da wir lustige Allotria getrieben, daß die ganze Kathreinerpfarr' hat lachen müssen. — Er war ein Bauernsohn aus St. Kathrein und hat sich als Fuhrmann schlecht und recht vorwärts gebracht und sein Lebtag viele Leute aufsitzen lassen, das heißt gefoppt. Er war ein überaus schlagfertiger, gutmütiger Spötter, ein feiner Schalk und Schelm, und in einer Gesellschaft, in der mein „Bloser Natzel" sich befand, konnte keine Unterhaltung versauern oder versumpfen. Was hat er oft mit göttlichem Humor durchziehende Stadtleute gefoppt, Doktoren und Professoren gehänselt, ohne daß sie es merkten! Mich, dem „herrisch gewordenen Bauernbuben", hat er oft nicht schlecht „gefrotzelt", aber doch insgeheim mein „Konterfeibildl" in seiner fettigglänzenden Brieftasche bei sich getragen bis an sein Ende. „Ih hon an aftn sist gern, in Pedan," bekannte er häufig vor anderen, und mir war diese Zuneigung des schlichten Mannes lieber wie manche der gestempelten und diplomierten Anerkennungen. So oft ich nach St. Kathrein kam, war mein erstes, den Bloser Natzl aufzusuchen, oder holen zu lassen, oder mit ihm des Weges zu fahren, um alte Zeiten zu besprochen, gemeinsame Bubenstückeln aufzufrischen und Bauernspäße zu treiben. Er wisse sich sonst keinen mehr als mich, selbst in der Bäuerei nicht, meinte er, und bei mir war das erst recht der Fall. Die jetzige Jugend ist ganz anders, und so mußten wir zwei uns halt gegenseitig wieder jung machen, wenn wir junge, harmlos lustige Kameradschaft haben wollten.

Dem Ignaz Königshofer, das war sein „herrischer" Name, hatte aber das Schicksal auch nichts geschenkt. Weib und Kind hat ihm der Tod weggenommen, daß er im Alter völlig allein stand. Aber Leute mit gütigem, heiterem Herzen stehen nie allein. „Ih find überoll guati Leut und meini Roß hon ih jo ah! Mir fahlt nix." — Aber, als wir uns vor einem Jahre sahen, da sagte er ziemlich unvermittelt zu mir: „Wanst mit willst, Peda, sa richt dih zsomm. Ih bin aftn scha bold fiati." Auf die Frage, wieso er zu solcher Rede komme, vertraute er mir halb heimlich: „Ja, mei Liaba! Mih hot nachst s Schlagl a wenk gstrafft. Wanst ma d Hond druckst, so muaßt fest, fest. Sist gspür ih nix meh." — Ich habe ihm fest die Hand gedrückt und — es war das letztemal.

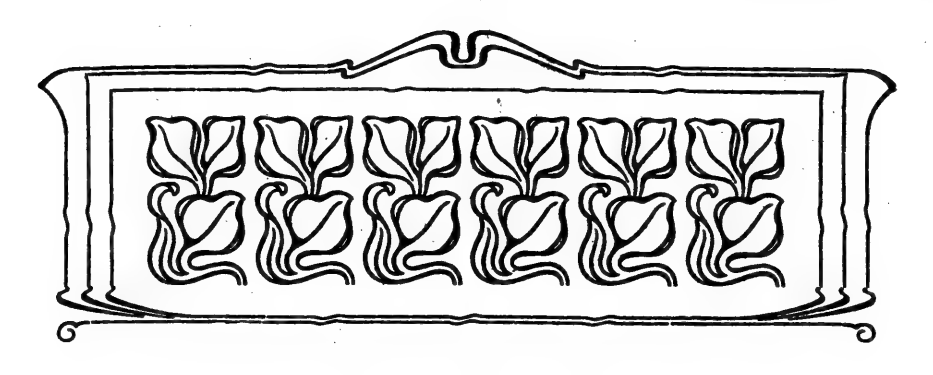
Ungefähr in meinem sechsten Lebensjahre flog mir, ich weiß nicht durch wen oder wie, ein Lied in den Kopf, das seither fast ununterbrochen nachklang und selbst als Bruchstück in alten Tagen noch eindringlicher wird. Vielleicht war es der eigentliche Stimmschlüssel meiner Harfe, die nimmer müde werden kann im Lobe des Landlebens. Ich weiß aber nur noch den Anfang des Liedes:

„Wie schön ist das ländliche Leben,
Mein Häuschen steht auf grüner Flur,
Von schattigen Bäumen umgeben,
Wie groß ist die ganze Natur!
Im Schatten der blühenden Bäume,
Da sitz' ich so gerne allein,
Da fallen mir goldene Träume
Der fernen Vergangenheit ein. —
Zufrieden leb' ich auf dem Lande,
Obschon ich kein Edelmann bin,
Wie gehen im niederen Stande
Die Tage so fröhlich dahin . . ."

Das weitere ist mir entfallen. Auf meinen Spaziergängen durch die Literatur ist mir dieses Gedicht nicht begegnet. Es stammt wohl aus der Zeit der Idyllendichtung Geßners und Höltys. Wer weiß was Näheres?

An einem blauen Montag wurde im Dorfwirtshaus folgendes Gespräch belauscht. Zwei Handwerksgesellen. Tischlergeselle: „Nau, Stiefelknecht, wos mochst dann du ollaweil?" — Schustergeselle: „Läidaströmpf." — „Und dei Moasta?" — „Housntroga." — „Läidarani?" — „Häudani." — „Souwa." — „Jo." — „Und wos mocht dei Moasterin?" — „An Housntroga hots af d Welt brocht." — „Dei Moasterin?" — „Jo." — „An Housntroga?" — „Jo." — „Souwa." Vasteh dih scha. Hiaz denk ih ma wos." — „Du?" — „Jo. Won der jung Housntroga sein Votan nochgrot, sa wird er koa Housntroga." — „Wos denn?" — „Sei Weib wird Housntroga, wann er amol heirat't."

Von einem Dorfschulmeister erzählte man mir, der kein Kunstfreund war. Im ganzen Schulhause kein Bildwerk, mit Ausnahme einer großen alten Photographie, die er bei einem Trödler erstanden. Sie stellte die Engelsköpfe der Sixtinischen Madonna dar, jene unteren, wie die aufwärtsschauenden Engelein mit den Armen ihre Bausbacken stützen. Dieses Bild hat der Lehrer im Schulzimmer aufgehangen, damit — wie er sich entschuldigend sagte — die Kinder sehen sollen, wie garstig ein solches Sichauflümmeln mit den Armen sei. — Und da sage man noch einmal, daß die Kunst sich nicht pädagogisch verwerten lasse!



Kleine Laube.

Zum steirischen Trachtenfest.

Mein Steirer, tracht',
Daß echte Tracht
Wird angewandt
Im Heimatland.
Nicht kostümiert,
Nicht falsch geziert;
Im Stoffe echt,
Dem Zweck gerecht,
Die Form gewahrt
Nach Väterart
Und mit Bedacht
Zu Haus gemacht. —
Ob alt, ob neu:
Stets wahr und treu.
So wie der Mann,
So sein Gewand,
Das ist der Brauch
Im Steirerland.

Das arme Dirnlein.*)

Von Roda Roda.

Es war einmal ein Dirnlein, stramm und sauber; aber die Eltern waren ihm gestorben, die Brüder nicht eben wohlgesinnt — da beschloß das Dirnlein, in die Stadt zu gehen und einen Dienst zu suchen.

Richtig ging es in die Stadt und trat gleich ins erste Haus — zu einem Kaufmann. — Er tänzelte geschwind herbei und fragte mit freundlichem Lächeln: „Mehl, Schokolade oder Heringe gefällig, schönes Fräulein? Oder frisches Waschblau angenehm? Belieben vielleicht Zitronen und Kandis?"

„Nein", sagte das Dirnlein verwundert, „ich suche einen Dienst."

„Hm. So. — Wer ist man denn?" antwortete der Kaufmann um einen Ton kälter.

„Kennen Sie mich nicht?" rief das Dirnlein. „Ich bin die deutsche Sprache."

Da sagte der Kaufherr: „Auf Ihre sehr geschätzte mündliche Offerte vom 19. currentis bedauern wir durch Vorliegendes erwidern zu müssen, daß wir in offerierten Leistungen bereits mit kommerziell geschulten Kräften hinreichend versehen, und wir daher in angezogenem Artikel derzeit bedarflos sind."

Das Dirnlein verstand zwar nicht, las aber aus den Mienen des Kaufherrn die Abweisung und schritt weiter, um sein Glück im Nachbarhaus zu versuchen.

Dort wohnte der Amtmann. — Er hörte die Bitte kaum an.

„In Erwägung", sagte er, „daß Petentin vermöge des Mangels der im Sinne wiederholt erflossener Dekrete der h. h. Oberbehörden erforderlichen Studiennachweise zu der ihrerseits erstrebten Position hieramts als unqualifiziert bezeichnet werden muß, findet das Amt zu entscheiden, daß Petentin unter Wahrung des ihr

---

*) Aus dem bei Schuster & Loeffler, Berlin, erschienenen Buche „Schwefel über Gomorrha" von Roda Roda.

Nun noch in seinen letzten Tagen, als er's klar sah, daß es zu Rande ging, hatte er seinen Humor. Und einmal sagte er: „Mih zimpp, s hot ma da Herr Eduard telegraphiert (ein gemeinsamer Jugendfreund, der einige Tage vorher gestorben), a Fuhrwerch wird er brauchn. Ih wia bol einsponna." Und auf eine tröstende Gegenrede: „Moanst ih scheuch mih vorn Sterbn? An olda Mensch sih vorn Sterbn scheuchn, däis wa gspoasi!"

Jetzt, während seines Begräbnisses liege ich hier, vier Stunden davon, auf der Bank, langsam genesend von Krankheit; mir kommt es fast wie Untreue vor gegen den Jugendfreund, der mit mir an demselben Tage geboren worden, daß ich nicht heute zu ihm hinabsteige.

So wie der Eduard dem Natz „telegraphiert" hatte, so rief der Natz nun den Sepp. Den Steinbauern-Sepp, den dritten meiner Jugendfreunde, die in diesen Tagen starben. Das war derselbe Steinbauern-Sepp in Mürzzuschlag, mit dem ich einst das erste Honorar zu teilen hatte. Wiener Sonntagsausflüglern hatten wir junge Burschen was vorgesungen, das so unerträglich schön gewesen sein muß, daß die Wiener durch einen kleinen Buben uns einen Kreuzer schickten mit der höflichen Bitte, wir möchten aufhören, da sie ansonsten zu sehr verwöhnt würden. Der Sepp, der eine schöne Stimme hatte, behauptete, daß vom Honorar fürs Aufhören mir der Löwenanteil gehöre. Im übrigen ist zwischen uns beiden Sängern die Harmonie nie gestört worden, ob wir nun miteinander gesungen, gelacht oder disputiert hatten. „Daß du mir aber die evangelische Kirchen just an meinen Kirchweg hast hinstellen lassen!" beschuldigte er, der katholischer Meßner war, mich eines Tages ganz grundlos; es geht eine alte Mär um, diese Kirche hätte ich, und just ich gebaut. Ein Jahr später, als wir uns wieder sahen, vertraute mir der Seppel an: „Glaubst du mirs, Peda, daß in der evangelischen Kirch'n ah ich schon einmal bet't han? Unser Herrgott is eh ah drinnen."

Jetzt ist er ganz bei ihm. Gott hat den Eduard, der Eduard den Natz, der Natz den Seppel gerufen. Nach wem wird dieser ausschauen?

Zwischen zwei Feuern.

(Ein Zaungespräch.)

Mädchen zum Schatz: Sag', Vetter, darf man dir auch traun?...
Liebst du nicht andere Dirnen?

Laut zur Mutter zurück: Ich stehe nur an Nachbars Zaun
Und pflücke Honigbirnen!

Zum Schatz: Au — au!! Zwick' mich nicht in den Arm!
Ich frug ja nur zum Spaße — —

Zur Mutter: Ach, Mutter, ich schlug nur Alarm;
Im Rübfeld saß ein Hase!

Zum Schatz: Zur Straf' kriegst du gerade nicht
Den Kuß, mein böser Vetter!

Zur Mutter: Ach, Mutter nur der Schulze spricht.
Er fragte nach dem Wetter.

Zum Schatz: Au — au!! Küss' nicht so ungestüm!
Das möcht ich mir verbitten.

Zur Mutter: Ach, Mutter, nur beim Nachbar drüb'n
Zankt Gustav mit Brigitten!

Zum Schatz: Leb' wohl mein Fritz. Und morgen will
Ich wieder auf dich warten!

Zur Mutter: Ach, Mutter, sei doch endlich still!
Ich schließ ja schon den Garten!

Otto Promber.

Der schlimme Schluß.

(In Volksweise.)

Zweie, die ich grüße,
Zwei Mägdlein hab' ich lieb.
Welch' ist's, die ich küsse,
Der ich das Ringlein gib?

Wie zwo Rosenstöcke,
So winken sie voll Zier,
Flattern ihre Röcke,
Seh'n sie den Hut von mir.

Rosenrot die eine,
Die and're blaß und bleich.
Welche ist die meine?
Zwei sind zuviel — zugleich.

Welche soll ich nehmen
An meine rechte Hand,
Daß ich sonder Grämen
Sie führe in mein Land?

Das weiß kein Gelehrter,
Wie klug er sonst auch sei:
Welche wird mir werter
Bei Harfe und Schalmei?

Zweie tu ich grüßen,
Zwei Mägdlein hab' ich lieb. —
Find' ich was zu Füßen,
Bin ich deshalb kein Dieb.

Nimm der Herzen beide,
Je eins in einen Sack;
Binde sie mit Seide —
Siegle sie mit Lack.

Ziehe allerwegen
Vergnügten Sinnes dann;
Kommt mir es gelegen,
Sprech' ich ein' Dritte an.

Maidel schön, erwarte
Kein langes Weh und Ach!
Was ich früher sparte,
Das hol' ich jetzo nach.

Kaum dies Wort gesprochen,
Flog matt ein Sternpaar hin...
Herzlein zwei gebrochen
Fand ich im Röckel drin.

Karl Krobath.

laut Paragraph 137, Alinea c, an die h. h. zitierten Behörden offenstehenden Rekursrechtes abweislich zu bescheiden sey."

Das Dirnlein verstand wieder nichts und brachte seine Bitte im dritten Hause vor. Dort schaltete der Redakteur des Intelligenz-Journals, Herr Doktor Papierdeutsch. — Er legte alsbald die Schere beiseite und sprach: „Unter den mannigfachen Forderungen des Tages, welche derselbe einem vielgeplagten Ritter von der Feder zu Gehör bringt, kann diese Forderung wohl mit Recht als die eigentümlichste bezeichnet werden. Dieselbe ist in ihrer Gänze ein charakteristisches Bild der im Leserkreis und über denselben hinaus verbreiteten, jedoch völlig aus der Luft gegriffenen, bestenfalls auf entschwundene Tradition begründeten Ansicht, daß die Fähigkeit des logischen Gedankenausdrucks in der deutschen Sprache mit der Kenntnis dieser allein verbunden sei . . ."

Er wollte noch weiterschwatzen, das Dirnlein aber kehrte ihm unmutig den Rücken und schritt fort: zuerst zu einem Germanisten — der hatte eine uralte, robuste Person zu seiner Bedienung und brauchte sonst niemand.

Dann zu einer Hofdame. Der hielt eine geschminkte Französin das Haus in Ordnung.

Endlich aufs Feld hinaus, einem Bächlein entlang . . .

Dort saß unter den Weidenbüschen ein Jüngling mit himmlisch klaren Augen und träumte im Wachen. Als er des Dirnleins Schritte hörte, schreckte er empor. Als er ihr holdes Angesicht sah, da meinte er vor Glück zu sterben. Er eilte auf das Dirnlein zu und schloß es in seine Arme — so fest — so treu und zärtlich, daß ihm das Dirnlein gut sein mußte, ob es wollte oder nicht.

Und sie küßten einander und ließen nimmer, nimmer voneinander — die deutsche Sprache und der junge Dichter.

Singvögel.

Beim Waldkreuze.

Mein Heiland, schau, ich hab' gesucht
Dich heut' mit Herzensbangen —
Bin durch die steinig-steile Schlucht,
Bin durch den Wald gegangen.
Wo warst du wohl, daß ich nicht sah
Die traute Waldeslichtung?
Wie kam's doch, daß ich dir so nah,
Verloren hab' die Richtung?

Mein Heiland, schau, wie hat gelacht
Mein Herz, das auf dich baute,
Als durch's Geäst, holzüberdacht
Der rote Kreuzstamm schaute.
Als ich die Wege, breit und hell
Ins Hügelland sah führen
Und überm sanften Murmelquell
Sich sacht die Büsche rühren.

Mein Heiland, schau, an dieser Stätt'
Geht, wie die Mär'n erzählen,
Ein Geisterflüstern nächtlich spät,
Hier ächzen arme Seelen,
Die wegen ungebüßter Schuld
In Reueglut vergehen
Und nun zu dir um deine Huld,
Du Allerbarmer, flehen.

Mein Heiland, schau, auch ich bin hier
Verzehrt von Flammenbränden,
Doch nicht die Schuld treibt mich, zu dir
Den Reueblick zu wenden.
Ich kam nicht, um mit Tränen heiß
Zu bitten und zu klagen —
Ich kam nur, dich, der alles weiß,
Um eins, um eins zu fragen . . .

Mein Heiland, schau, die Liebe brennt
In meinem Herzen drinnen,
Die Liebe, die kein Rechten kennt
Und auch kein klares Sinnen.
Ist diese Lieb', von der ich mich
So reich beseeligt finde,
Sag' du, mein Herr, ich bitte dich,
Ist diese Liebe Sünde? . . .

Mein Heiland, schau, mit mildem Blick
Scheinst du das Haupt zu neigen,
Als hättest du für mein Geschick
Nur liebereiches Schweigen.
Ich geh von dir, so hochbeglückt —
Im Frieden ruht die Halde,
Und du hältst Wacht, so weltentrückt,
Du Bild am Kreuz im Walde.

Rosa Fischer.

legt humorreichen Glanz über alles und gar manchmal zeigt uns ein plötzlicher Strahl, daß unter diesen hochmütigen, kühl höflichen Zwangsformengestalten doch auch gute, kluge, liebende Menschenherzen schlagen. Einzelne der geschilderten fürstlichen Personen haben Eigenschaften, die uns an bekannte Persönlichkeiten erinnern, zum Beispiel der eine, der Held des Buches, mit der verkümmerten linken Hand. Das müßte man ablehnen, wenn die übrigen Eigenschaften und Charaktere des Geschilderten mit dem, den ich meine, nicht so grundverschieden wären. Es gibt gewiß manche unter unseren höchsten Herren, die das Buch mit Vergnügen lesen werden. Und die sich denken werden: Schadet nichts, daß solcher Zopf einmal an die frische, freie Luft gehängt wird.

Indes schließt der zwar umfangreiche Roman zu früh ab. Das Volk ist wirtschaftlich nun ja versorgt, aber wir hätten noch gern gewußt, wie diese zwei — der Prinz und die Milliardärstochter — in der Ehe harmonieren werden. Er wird nach Vorschrift den Waffenrock tragen und sie — ohne Vorschrift — die Hosen.

Lustige Zeitung.

Herr: „Aber Herr Stallmeister, das Pferd, das Sie mir gegeben, fällt ja unausgesetzt auf die Knie!" — Stallmeister: „Na, haben Sie denn nicht ein frommes Pferd verlangt?"

Sie: „Gibt es einen großen Unterschied zwischen einem Verrückten und einem Genie?" — Er: „O ja. Ein Verrückter wird vom Staat verpflegt!"

Reisender: „Kommt der Zug immer noch nicht?" — Stationsvorsteher: „Beruhigen Sie sich nur; Ihre Karte hat ja 45 Tage Gültigkeit."

Architekt (zum Zeichner): „Sie haben ihren Urlaub wieder um zwei Tage überschritten, das geht nicht; ein Urlaub ist doch kein Kostenvoranschlag!"

Dame: „Herr Doktor, können Sie nichts für meinen Mann tun?" — Arzt: „Was fehlt ihm denn?" — Dame: „Ach, er stöhnt immer wegen Geld." — Arzt: „Na, davon will ich ihn gerne befreien!"



Die Renaissance. Historische Szenen vom Grafen Gobineau. Deutsch von Ludwig Schemann. Neue, verbesserte Auflage. (Straßburg. J. Trübner.)

Eines der merkwürdigsten Bücher über eine der merkwürdigsten Epochen der Weltgeschichte. Die Zeit in ihrer tiefsten Verderbnis und in ihrer höchsten Kunstblüte. In dramatischen Szenen treten uns entgegen der kraftvolle und herrische Papst Julius II., der lasterhafte Papst Alexander, die Borgia, Leo X., dann Michelangelo, Rafael, Machiavelli und andere Personen der italienischen Geschichte, in deren Brennpunkt wir jene Zeit sehen, ihre Überfeinerung, ihre Verweichlichung, ihre Falschheit und ihre Grausamkeit. „Wiedergeburt" nennt man diese Epoche, Renaissance anstatt Verfall. Die alten, wieder künstlich erweckten Klassiker haben die Menschheit an den Rand des Abgrundes gebracht, erst die neuen Klassiker, die in Deutschland ihren Höhepunkt zeigten, haben sie wieder gerettet, die Gesittung, die Treue, die erlösende Schönheit wiedergeboren. Warum nennt man nicht das achtzehnte Jahrhundert die Renaissance? — Die Peterskirche, die Gemälde

Liebesbrief.

Blättchen du, darauf ich schreibe,
Bist ein weißer Schmetterling;
Schwankst im Glanz der Sonnenscheibe
Übers blühende Geschling.

Meiner Grüße zarte Pollen
Bring', im Dufte wohlgeschont,
Einer jungen Gnadenvollen,
Die von da nicht ferne wohnt.

Du erkennst sie, will ich meinen,
Leicht an Stimme und Gewand,
Und vor allem an der kleinen,
An der flaumenweichen Hand.

Wird ihr Finger dich bezwingen,
Hübe dich zur Lippe gar,
Zittre nicht um deiner Schwingen
Regenbogenzartes Paar!

O genieße die Sekunde,
Bleib an ihrem Taue ruh'n,
Denn der Hauch aus ihrem Munde
Ist zu süß, um weh zu tun.

Paul Reininghaus.

Das beste Rezept.

Es wurde krank ein Schusterjunge,
Der Arzt beschaut ihn durch die Brill',
Spricht: „Halte nur ein wenig still
Und zeige mir mal deine Zunge.
So so! Hm — hm! Nun sage mir,
Schmeckt und bekommt das Essen dir?"
„Herr Doktor, nee, das kann ich grad nit sagen!"
„So so! Na dann verschreibe ich dir Arznei,
Die macht App'tit, wird stärken deinen Magen!"
Der Junge aber meint, daß das nicht nötig sei,
Und sah dabei ihn schalkig an.
„Ich möchte essen, weil ich hungrig bin,
Drum bitt' ich Sie, verschreiben Sie der Meisterin
Ein Kochbuch lieber — daß sie kochen kann!"

W. Lingelsheim.

Königliche Hoheit.

Drei Tage liest man daran. Ohne Zeitverlust, denn man erlebt etwas. Man kommt dorthin, wo die meisten Menschen ihr Lebtag nicht hinkommen, nicht einmal die Romanleser, die sonst alles erleben. Drei Tage in Hofkreisen, nicht wie wir sie von außen sehen, sondern intim in ihrer Mitte, wie sie wirklich sind. Ich rede von Th. Manns Roman: „Königliche Hoheit."*) Es ist ja ein bißchen viel Ironie und Satyre dabei, und ein deutscher Fürst soll vor kurzem öffentlich versichert haben, daß es in Wirklichkeit nicht so sei, wie der Dichter erzählt. An allen Höfen gewiß nicht. An vielen der kleineren deutschen Höfe wird's wohl so zugehen. Was aus ihnen zu uns dringt, was wir kontrollieren können, stimmt haarscharf mit dem, was das Buch sagt. Es ist eine trostlos hohle Nuß, und diesmal nicht einmal ordentlich vergoldet. Aus unserem Hofe der Grimburger, der an sich zum Totwerden langweilig und nichtig ist, und mitsamt dem Volke fast zum Verkrachen, nimmt es eine erfreuliche Wendung. Der junge Thronfolger heiratet die Tochter eines amerikanischen Milliardärs — noch dazu bedenklicher Herkunft. Es wird der Fürst aber abgewiesen. Das jeder Höflichkeit bare Mädchen sagt ihm ins Gesicht: Einem, der nur auf Äußerlichkeiten und hohle Formen dressiert sei und nichts tue, als leere Phrasen sagen, dem könne sie nicht glauben und vertrauen. Und der Alte sagt dem Minister, der als Werber kommt: „Wenn der junge Mensch nur irgend etwas gelernt, eine ordentliche Beschäftigung hätte!" — Aber das macht dem Fürsten nichts, in der Liebesglut reift sein guter Kern und es kommen zwei Leute zusammen, die wirklich auch für das Volk ein Herz haben. Die scheinbar gar ernsthafte Schilderung des höfischen, oft unsäglich lächerlichen Zeremonienwesens und des Fürstenspielens nimmt einen großen Teil des Buches ein, aber die Satyre ist von solcher Wärme, daß man die betreffenden gar nicht einmal verachten kann, daß man vielmehr Mitleid mit ihnen hat. Ein ganz eigenartiger Stil

*) Verlag S. Fischer, Berlin.

vermehrt mit einer dritten, einer heiteren Wilderergeschichte, die ebenfalls viel Spaß macht. Karl Bienensteins frischer, teils inniger und teils stark bizarrer Humor wird von einem glänzenden Stil unterstützt, so daß das Lesen seiner Geschichten stets eine warme Behaglichkeit in uns erweckt, wie man sie nicht aus jedem der alljährlich erscheinenden 10.000 Erzählungsbücher schöpft.

Zwangszölibat oder Priesterehe? Ein Aufruf an alle Edelgesinnten, im Namen vieler katholischer Geistlicher herausgegeben von Siegfried Hagen, katholischem Pfarrer. (Würzburg. Memmingers Verlagsanstalt.)

Eine der schärfsten, aber auch ernstesten Schriften, die je gegen den Zölibat geschrieben worden. Mit den überzeugendsten, der Geschichte und dem Leben entnommenen Argumenten. Ein wahrer Kreuzzug, ein flammender Aufruf zur allgemeinen Erhebung gegen den Zwangszölibat. Die Kirchenobern müßten zur Aufhebung dieses himmelschreienden Unrechtes, dieser „schändlichen Unnatur, dieser widerlichen Lasterquellen" gezwungen werden. Mit zahlreichen Beispielen wird bewiesen, wohin der Priesterzölibat führt und was er gemeiniglich für Folgen hat. Und doch scheint die Schrift frei von Gehässigkeit und Übertreibung zu sein. Wird sie nützen? Soweit man sich auf solche Agitation rühren wird, dünkt es mich weniger wahrscheinlich, daß man den Kampf mit Rom wagt, als daß man — los von Rom geht. Die Kirche läßt aber freiwillig nicht vom Zölibat, er ist ihr zu wertvoll. Sie hat tausend Gründe für die Ehelosigkeit der Priester, den einzig ihr gewichtigen pflegt sie nicht zu nennen. Den katholischen Laien, wie sie schon sind, macht es weiter nichts. Und die Geistlichen, soweit sie von der Schrift Notiz nehmen, werden auf der Kanzel und in ihrer Presse den Zwangszölibat verteidigen, um darunter in innerer Würdelosigkeit weiterzuschmachten. — Wir können nicht genug raten, die Broschüre „Zwangszölibat oder Priesterehe" zu lesen.

Heil und Freude! Geistliche Lieder von Wilhelm Muhlpforth. (Graz. Franz Pechel. 1910.) Wie einem das wohl tut, in dem skeptischen Gezänke der Theologie wieder einmal Stimmen eines herzhaften Glaubens, eines kindlich frommen Empfindens zu vernehmen! Diese Lieder, welche die christlichen Feste des Jahres und des Lebens berühren, muten an wie Gesänge aus wahrer, längst vergangener Christenzeit. Nach solchen Klängen sehnt sich die im vergeblichen Suchen müde gewordene, seelisch verkrachte Menschheit wieder. Auch die vertrauende Gottessehnsucht, die freudige Zuversicht zur Hinüberrettung in ein besseres, ewiges Leben ist menschliche Natur, die genährt und ausgelöst werden muß. Es gibt immer noch Menschen und wird in Zukunft wieder mehr geben, die entfaustet, gerettet sind und die bei solchen Gesängen ausrufen: die Botschaft höre ich wohl und mich stärkt der Glaube! R.

Ach, wenn das nur keine vereinzelte Rakete, wenn es ein aufgehendes Gestirn wäre! Ich spreche von der **Matura-Gedenkschrift deutscher Abiturienten am fürstbischöflichen Gymnasium zu Graz**, 1910. Da haben sich 29 wackere Bursche, junge Priesterzöglinge, zusammengetan und eine Gedenkschrift herausgegeben, bei der einem das Herz lacht. Glühende Liebe zum deutschen Volke ist der Grundton der jungen, talentierten Mitarbeiter, denen sich gerne auch deutsche Dichter von Namen und deutsche Gelehrte gesellt haben. Wir finden unter den Gästen Ebner-Eschenbach, Handel-Mazzetti, Rosa Fischer, Wilhelm Fischer, Hans Fraungruber, Franz Ginzkey, Paul Keller, Ottokar Kernstock, Prof. Ranftl, Peter Rosegger, Prof. Ude u. s. w. Auch ein Bischof ist dabei, der über das deutsche Volkslied schreibt. Die frisch geschriebenen nationalen Aufsätze der Studenten selbst atmen trotz ihrer Milde und Duldung eine leidenschaftliche Liebe zum deutschen Volke und einer verlangt von den Katecheten klipp und klar, sie sollten beim vierten Gebot den Kindern auch die Liebe zum eigenen Volke zur Pflicht machen!

Für die ganze Anstalt eine Ehre. Wenn das sich so weiter wächst in den jungen frohen Herzen und wenn es im jungen Klerus Nachahmung findet, dann darf das deutsche Volk in Österreich hoffen auf eine bessere Zeit. Und auch — die katholische Kirche.

Meine Landsleut'. Dichtungen in oberösterreichischer Mundart von Josef Krempl. (Linz a. D. R. Pirngruber.)

Mancherlei witzige Anekdoten in possierliche Volksmundart gebracht. Das Buch findet Gefallen, besonders auch zum Vorlesen. Daß die Mundart hie und da nicht ganz echt ist, wird wenig zur Herabminderung der Ergötzlichkeit beitragen. Den besten Beweis der Beliebtheit zeigt die vierte Auflage.

Der Merker. Österreichische Zeitschrift für Musik und Theater. Herausgegeben von Dr. R. Batka und Chefredakteur R. Specht. Erscheint zweimal im Monat. (Wien.)

Die Theater- und Musikzeitungen waren in Österreich Vorläufer des Zeitungswesens. Der „Merker" ist ein gesunder Nachkomme. In Text, Bild und Noten zeigt er die Kunstwelt in ihren neuen Richtungen und erweist sich auch als Fachschrift für

der sixtinischen Kapelle stammen aus jener Zeit; so groß und rein diese Kunstwerke und ihre Schöpfer sind, sie konnten die Zeit nicht adeln, diese bleibt ein Schandfleck der Geschichte, des Christentums. Um das klar zu sehen, lese man Gobineaus „Renaissance", die an Schemann einen so glücklichen Übersetzer gefunden hat.

Geschlechtsleben und Gesellschaft. Von Hans Wegener, Verfasser von „Wir jungen Männer". (Hagen i. Westf. Otto Rippel.)

Hans Wegener, der Verfasser von „Wir jungen Männer", hat seine Behandlung der sexuellen Frage in diesem Buche über diesen Gegenstand gleichsam zum Abschluß gebracht. Die Frage des Geschlechtslebens ist aufs innigste verbunden, gleichsam hineingefaltet in das Leben überhaupt, so daß sie für die Allgemeinheit die Bedeutung einer Lebensfrage im eminentesten Sinne hat. Wegener hält sich in der Behandlung der sozialen Seite der sexuellen Frage gleich fern von zelotischer Schärfe, die in übertriebener Darstellung der schlechten Verhältnisse ihre Stärke sucht, und von dem gleichgültigen laisser faire, laisser aller, das unser Volk in die heutige Situation gebracht hat. Er steht mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit und liest die Gesetze des Geschehens aus der Wirklichkeit heraus. Wenn man sein Buch liest, dann ist einem zu Mute, als wenn man vor der Tür einer neuen Zeit stünde und nur darauf warte, daß sie sich öffne. Das macht die starke Zukunftshoffnung, die durch dieses Buch geht und geeignet ist, allen denen Mut zu machen, die nur Niedergang sehen, wo doch neues Leben anhebt. V.

Pidder Lyng, der Liekendeeler von Sylt. Von Wilhelm Lobsien. Mit Bildern von O. Richard Bossert. „Mainzer Volks- und Jugendbücher", Buch Nr. 9. (Mainz. Josef Scholz.)

Ein Bild aus der Zeit, in der auf Sylt, der friesischen Insel, Heiden- und Christentum in seltsamer Mischung zu finden war, einer Zeit, in der Ritter und Reiche ihre Arme nach Friesland reckten und in der das Strand- und Seeräuberwesen blühte. Im Mittelpunkt der Erzählung steht Pidder Lyng, der Liekendeeler (Gleichteiler) von Sylt. Durch das Unrecht des Inselvogts und des Ritter Hennings Pogwisch wird Pidder Lyng aus dem Hause seiner Eltern getrieben. Er geht zu den Seeräubern und wird von den Dünenfischern auf Sylt, die den Strandraub treiben, hernach zum Führer gewählt. Und nun wächst er zum Freiheitshelden empor. Er führt den Kampf gegen die Mannen des Dänenkönigs. Aber er muß schließlich unterliegen und wird wieder auf die See gedrängt. V.

Die Raxhexe. Eine Erzählung aus den österreichischen Alpen. Von Gustav Pawikowski. (Wien. R. Lechner [Wilh. Müller], k. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung.)

Die „Raxhexe" ist zuerst im heurigen Kalender des Deutschen Schulvereines in gekürzter Form veröffentlicht worden und hat bei zahlreichen Lesern bereits freudiges Aufsehen erregt. Nun ist die vollständige Dichtung als selbständiges, schmuckes Büchlein herausgekommen und dürfte großen Anklang und eine weite Verbreitung finden. V.

Hagar. Roman von Christiana Gunkel. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.)

Der Roman hat mit der biblischen Gestalt der verstoßenen Hagar, wie auch mit dem Schicksale der biblischen Magd nichts zu tun. Es ist ein Eheroman, der mit dem bekannten Thema der Scheidung von der armen, aus Liebe geheirateten Frau einsetzt. Der quittierte Leutnant Hjalmar von Götz heiratet trotz des Widerspruches seiner Angehörigen die arme Agathe, wird dadurch von seinem Erbonkel verstoßen und arbeitet als Korrespondent des Berndtschen Hauses in Wien, um das Leben seiner zweiköpfigen Familie zu fristen. Der einstige flotte Leutnant verliebt sich in die schwerreiche Fabrikantenstochter Hagar, welche Liebe zur Scheidung von seiner Familie und zur Ehe mit der jungen Hagar führt, deren Herz von wilder, leidenschaftlich sinnlicher Liebe erfüllt ist. Nach einer Verkettung von verschiedenen Umständen bricht aus Hagars Herz still verhaltene Eifersucht und führt die Katastrophe herbei. Es war ein ungleicher Kampf um den geliebten Mann. Agathe, die stille, verhärmte, duldungsvolle Frau verzichtet blutenden Herzens auf den Mann, die stürmisch liebende Hagar gibt sich den Tod. Ihre Tat ist gesühnt, ihm bleibt die Gewissenspein; denn mit der Schuld haben die beiden auch die Strafe auf ihre Schultern genommen. — Die Sprache prunkt nicht mit überschwänglichen Bildern, ist leichten, gleichmäßigen Flusses, und die Art der Formbehandlung ist geeignet, bei zartfühlenden Frauen Mitleid und Tränen zu wecken. Das Buch hat eine stark fühlende Frau für Frauenherzen geschrieben, um den Leidensweg einer unglücklichen Ehe zu kennzeichnen. Dort wird es zweifellos starken Beifall finden; denn die heutige Männerwelt denkt mehr über die Ehe als sie fühlt. Adam Kappert.

Drei Humoresken. Von Karl Bienenstein. (Leipzig. Max Gisses Volksbücherei.)

Die Heimgartenleser erinnern sich gewiß mit Vergnügen an zwei humoristische Erzählungen Bienensteins. In Form eines niedlichen Büchelchens erscheinen sie hier wieder,

Der Schutz edler Tierrassen. Den Jagd- und Naturfreunden aller Nationen gewidmet von Alfred v. Lindheim. (Wien. Wilhelm Frick.)

Richard Wagner und die Tierwelt. Auch eine Biographie. Von Hans v. Wolzogen. Mit vier Bildern von Hunden Richard Wagners. (Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen, Berlin.)

In der deutsch-österreichischen Klassikerbibliothek (Teschen, Karl Prohaska) erschienen als Bände 17 bis 19: **Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre** II.; **Nathan, der Squatter-Regulator,** von Charles Sealsfield; **Der Unbedeutende; Freiheit in Krähwinkel,** von Johann Nestroy, und **Der Krieg um den Wald,** von Moritz Hartmann.

Illustriertes Jahrbuch der Erfindungen und technischen Fortschritte. 10. Jahrgang 1910. Von Hans Elden. (Teschen. Karl Prochaska.)

Mein Hausfreund. 1000 Winke und Ratschläge für alle Gebiete des häuslichen Lebens. Herausgegeben von Rosa Kolli und Johanna Schneider. (Berlin-Oranienburg. W. Möller.)

Bismarck-Ehrengarten in Laubegast-Dresden. Von Otto Engau. Mit 42 Illustrationen aus dem Bismarck-Ehrengarten und einer Karte Deutschlands, enthaltend die hauptsächlichsten Orte, wo das Bismarck-Geschlecht geweilt hat. (Laubegast. Verlag Engau.)

Eine Kunstgabe. Von Edmund Steppes. 17 Bilder nach den schönsten Gemälden des Künstlers mit einem Geleitwort. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. (Mainz. Jos. Scholz.)

Illustrierter Führer durch die steiermärkische Landeshauptstadt Graz. Mit vielen Bildern und einem Stadtplan. (Graz. Ulrich Mosers Buchhandlung [J. Meyerhoff].)

Deutsche und deutschfreundliche Gaststätten in Südösterreich (Südkärnten, Untersteiermark, Krain, Küstenland, Triest und an der dalmatinischen Küste). (Klagenfurt. Joh. Heyn.)

Vergleichende dreijährige Versuche mit Thomasmehl und Knochenmehl auf Wiesen. Von Dr. H. Svoboda. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich. 1910.)

Bericht über die Tätigkeit der Landes-Versuchs- und Lebensmittel-Untersuchungs-anstalt des Herzogtums Kärnten zu Klagenfurt im Jahre 1909. Von Dr. H. Svoboda.

Die Technik des Werk- und Werkstattunterrichtes. Von Pralle. (Leipzig. F. Teubner.)

Alpenveilchen aus Tauern und Karawanken. Schlichte Notizblätter und Zeitglossen. Von Eduard W. v. Thümen. (Als Manuskript gedruckt.)

Sächsischer Volkskalender 1911. (Dresden.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Hilferuf.

Volksgenossen!

Eine verheerende Hochflut hat unseren herrlichen Alamannengau Vorarlberg heimgesucht. Nach vielen Millionen zählt der angerichtete Schade, furchtbar ist das heraufbeschworene Unheil, so furchtbar, daß es der werktätigsten Mithilfe bedarf, seine Spuren wieder zu verwischen: Lachende Fluren vermurt, die Ernte vernichtet, Haus und Hof zerstört, Vieh und Habe fortgeschwemmt, viele hundert am Bettelstabe, überall die Greuel der Verwüstung, Not und Elend überall!

Hunderte treuer Volksgenossen, die stets die Gemeinbürgerschaft betätiget und zur Linderung der Not, zur Abwehr der Feindesgefahr in unseren bedrängten Grenzgebieten beigetragen haben, sind dort nun selbst in schwerer Bedrängnis.

Treue also um Treue!

Deshalb wende ich mich als ein Sohn des Landes Vorarlberg mit der inständigen Bitte an euch, liebwerte Volksgenossen: Helft meinen Landsleuten, helft schnell und ausgiebig! Es gilt eine Bruderpflicht.

Graz. Aurelius Polzer.

Spenden mögen an Herrn Franz X. Luger, Zahlmeister des Vorarlberger Südmarkgaues zu Dornbirn, Franz Michael Felder-Straße, gesandt werden.

Dramaturgen, Regisseure, Theatermaler und Künstler. Angenehm berührt als „Merkers“ Leitspruch:

Der Merker werde so bestellt,
Daß weder Haß noch Lieben
Das Urteil trüben,
Das er fällt.

Ausflugskarte der Umgebung von Laßnitzhöhe. (Graz. Ul. Moser, J. Meyerhoff.)

Die in drei Farben gehaltene Karte ist von dem Vorstande des militär-geographischen Institutes im Maßstabe 1 : 25.000 gezeichnet. Das dargestellte Gebiet reicht von Laßnitzhöhe als Mittelpunkt im Norden bis über die Riesstraße, im Süden bis zum Kraxnerwirt in Kolmegg, im Osten bis Laßnitztal und im Westen bis Pachern, zum Hirschenwirt in Lustbühel und dritten Fuchswirt auf der Ries. Die Reichs- und Bezirksstraßen sowie die für Ausflüge besonders geeigneten Geh- und Fahrwege sind rot, die Waldungen grün bezeichnet.

V.

Baedekers Reisehandbücher. Von den rühmlichst bekannten Reiseführern Karl Baedekers sind vermehrt und bis auf die neueste Zeit vervollständigt in Neuauflagen erschienen: „Österreich-Ungarn, 28. Auflage“, und „Südbayern, Tirol und Salzburg, Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain, 34. Auflage.“ (Leipzig, 1910). Zur Empfehlung dieser Ausgaben braucht wohl nichts weiter angeführt zu werden, Steiermark ist in denselben selbstverständlich eingehend berücksichtigt, mit revidierten Karten und dem neuesten Plane von Graz und dessen Umgebung bedacht.

Dr. A. Schl.

Büchereinlauf.

Buch der Torheit. Von Fritz v. Ostini. (Leipzig. L. Staackmann. 1910.)

Die Namenlosen. Geschichten aus dem Leben der Arbeiter und Armen. Von Ferdinand Hanusch. (Wien. Ignaz Brand & Co. 1910.)

Das Lächeln Mariä. Eine stille Geschichte vom Sommer. Von Hermann Wagner. (Charlottenburg. Axel Junker.)

Im Verlage von Georg D. W. Callway, München, vom Dürerbund herausgegeben, erschienen: **Der Schatzgräber,** von Ludwig Anzengruber. **Geschichten aus den Bergen,** von Josef Friedrich Lentner. **Hänsel und Gretel,** ein Märlein von Franz Pozzi. **Vom tapferen Schneiderlein, Der behexte Flötenspieler** (illustriert), von Ludwig Bechstein. **Tischlein deck' dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack** (illustriert), von Wilhelm und Jakob Grimm, und **Zwölf Fabeln für Kinder** (illustriert), von Wilhelm Hey.

Soldatenleben im Frieden. Ein zensurgerechtes Militärstück, in das jede Offizierstochter ihren Vater ohne Bedenken führen kann. Von Alfred Polgar und Egon Friedell. (Wien. Hugo Heller & Co.)

Johann Uexkyll von Riesenberg. Eine Tragödie. Von Karl Stavenhagen. (Riga. A. v. Grothuß.)

Läuterung. Dichtungen von K. F. Eskuyer-Wittich. Mit einem Vorwort von Prof. h. c. E. v. Chatelain. (Leipzig-Wien. Verlag „Autos“.)

Nächte des Grauens. Von Archibald C. Gunter. Aus dem Amerikanischen von E. v. Kraatz. (Dresden. Moewig & Höffner.)

Neue Gedichte. Von Hermann Buchholz. (Berlin-Friedenau. Fischer.)

Aber ging es leuchtend nieder. Gedichte von Jeanne Berta Semmig. (Leipzig. Fritz Eckardt.)

Von weitem Wandern. Gedichte von Erna Heinemann-Grautoff. (Leipzig. Fritz Eckardt.)

Abseits. Anspruchslose Gedichte von Hans Heimbach. (Ruhla. Oskar Schwinger.)

Schwarz-Gelb und Blau-Weiß. Heiteres Deklamatorium in österreichischer und bayrischer Mundart nebst einem Anhange: Ernste Dialektgedichte. Herausgegeben von Demetrius Schrutz. (Bonn. Anton Heidelmann.)

Deutsch-Österreich wach' auf! Völkische Gedichte und Kampflieder von Karl Dankwart Zwerger. (Im Verlage der Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines Kunzendorf [Lipnik] bei Biala.)

Mit Napoleon im Felde 1813. Eine treue Skizze des französischen Kaisers und seiner Umgebung. Von Otto v. Odeleben. (Leipzig. Georg Wigand.)

Der Erziehungsstaat nach Stein-Fichteschen Grundsätzen, in einer Hilfsschule durchgeführt. Von Langermann. (Berlin-Zehlendorf. Mathilde Zimmer-Haus.)

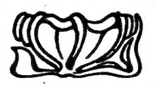
Wenn man müßigen Gedanken nachhängt. Von Jerome K. Jerome. Übersetzt von Dr. G. Goldstein. (Nikolassee. Max Harrwitz.)

Sophie Barat. Ein Gedenkblatt zu ihrer Seligsprechung. Von E. v. Handel-Mazetti. (Ravensburg. Friedrich Alber.)

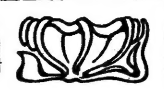
Vernunft und Gefühl. Akademischer Vortrag von Dr. Paul Dubois. (Bern. A. Francke.)

Rubaiyat. Von Omar Chayyam. Deutsch von Artur Altschul. (Dresden. Alexander Köhler. 1910.)

Der Tierschutz im deutschen Strafgesetz. Von Magnus Schwantje. (Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen. Berlin.)



Postkarten des „Heimgarten“.



D. L. Goethe sagt irgendwo, nur die ungebildete Seite in uns sei es, von der her wir glücklich sind. Zum Glücke haben noch recht viele diese ungebildete Seite.

K. G., Berlin. Nein, die Deutschen, die auf dem Erdkreise leben, kann man nicht zählen, höchstens schätzen. Es sind deren etwa 93 Millionen. Davon leben 63 Millionen im Deutschen Reiche, 10 Millionen in Österreich, die übrigen in anderen Ländern und Weltteilen zerstreut. Unser in Österreich sind also etwas mehr als der zehnte Teil aller Deutschen auf Erden.

Z. W. J., Wien. Für das echt Älplerisch-volkstümliche wüßten wir Ihnen keine reichere Fundgrube als die Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, herausgegeben von Dr. J. Pommer, H. Fraungruber und K. Kronfuß. (Wien.) Seit 12 Jahren bringt dieses Blatt ganz unerschöpflich die urechtesten Volkslieder (zumeist sogar mit den Singweisen), Sprüche, Scherze und Allotria aller Art, wie sie im Volke noch vorkommen. Einzig in seiner Art.

St. W., München. Wir danken verbindlichst, machen derlei nicht mit. Erinnern Sie an Dr. Rößlers Wahrspruch, daß es auch eine nationale Tat der Jugend ist, gesund zu bleiben. Wer jedoch seine Gesundheit dem deutschen Volke opfern will, der tut es besser durch Arbeit, als durch Biertrinken.

G. L., Villach. Wir sind entschieden gegen Aufhebung der kleinen Lotterie. Wenn der Staat schon alles besteuert, warum sollte er just die Dummheit nicht besteuern!

R. W., Wien. Wie soll denn jetzt einer, der zufällig Richard Wagner heißt und Musik treibt, zu einem Namen kommen? Und ändert er der Unterscheidung wegen seinen Namen, so wird jeder boshafte Rezensent sagen, das wäre nicht nötig gewesen.

* Zu dem Roman „Drei Augen“ auf Seite 802, Zeile 11 von unten, muß es statt „Germanen“ Römer heißen.

An unsere Leser.

Der „Heimgarten“ tritt mit dem nächsten Heft in seinen fünfunddreißigsten Jahrgang. Und zwar unter der Leitung von Dr. Hans Ludwig Rosegger, dem Sohne des alten Heimgärtners. Dieser bleibt wie bisher Mitarbeiter und wird besonders das Tagebuch fortsetzen. Nebst Vater und Sohn wird ein Kreis neuer Mitarbeiter das gute alte Programm dieser Zeitschrift erweitern und verjüngern.

Außer einer großen Erzählung „Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Nöddebo“ von Henrik Scharling, die innig, schlicht und humorvoll, einen ganz eigenen Zauber ausübt, werden sich noch Paul Keller, Josef Wichner, der Altvertraute, Hermann Kienzl, Hans Mittendorfer, Hans Fraungruber, Sophie v. Khuenberg u. a. mit Beiträgen einstellen. Von Rudolf Hans Bartsch, dessen eminentes Talent so rasch zu Glanz gekommen ist, hoffen wir ebenfalls Beiträge bringen zu können.

Vierzig Jahre nach der Einigung des Deutschen Reiches plaudert dann Richard Voß von seinem Weihnachtsfest während des großen Krieges; er feierte es als Samariter im Felde; Marie zur Megede, die feine Novellistin, bringt zwei nachdenkliche Geschichten — und auch jüngerer Nachwuchs hat sich zu Wort gemeldet. Man wird sich neue Namen merken müssen.

Das soll vorläufig die Visitenkarte sein, die der Heimgartenmann zu Beginn des nächsten Jahrganges abgibt und seine Leser von gestern, die treu bleiben, und die Leser von morgen, die hinzukommen, mögen selbst urteilen, ob ihnen der neubestellte Garten Sonne und Schatten, glücklich verteilt, spendet, ob sie in ihm nachdenken, rasten und arbeiten wollen.

Die Verlagshandlung.

(Geschlossen am 20. August 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Wöck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.